Grosse Heiligen-Legende

650,-

Jesus Christus.

E. KRETZSCHMAR. sc.

Die heilige Maria.

I. II. III. IV. V. VI. VII. VIII. IX. X.

Große illustrirte

Haus-Legende
von den Heiligen Gottes
auf alle Tage des Jahres.

Mit 1000 Holzschnitten

Bearbeitet von

Albert Werfer, Dr., und Franz Xaver Steck.
Pfarrer u. Schul-Inspector — Pfarrer

Mit vielen Bischöfl. Approbationen.

Neueste Auflage.

H. Commans. fecit. Düsseldorf.

Druck u. Verlag v. J. Ebner in Ulm.

Approbationen.

Der uns vorgelegten „Großen illustrierten Heiligen-Legende auf alle Tage des Jahres. Mit 1000 Holzschnitten. Bearbeitet von Albert Werfer und Franz Xaver Steck, Priester der Diöcese Rottenburg. Ulm, J. Ebner's Verlag," erteilen wir anmit unsere Approbation.

Freiburg, den 27. April 1858. †† **Hermann,** Erzbischof.

Von Sr. Eminenz, dem hochwürdigen Herrn Kardinal Fürst-Erzbischof von **Gran,** Primas von Ungarn, erhielt die Verlagshandlung folgendes Schreiben:

Nachdem Sie mir die Approbation, welche dem in Ihrem Verlage erscheinenden Werke „Große illustrierte Heiligen-Legende von Werfer" u. s. w. von den hochw. Ordinariaten Rottenburg, Freiburg und Trier erteilt worden sind, in beglaubigter Abschrift unterm 5. d. unterbreitet haben, nehme ich keinen Anstand, zu gestatten, daß Sie dem Werke auch die **Approbation des Graner Ordinariats** beidrucken.

Gran, am 29. Mai 1858. **Johann,** Kard. Primas.

Admittitur. Das Gegenwärtige Werk: „Große illustrierte Heiligen-Legende auf alle Tage des Jahres mit 1000 Holzschnitten. Bearbeitet von Albert Werfer und Franz Xaver Steck, Priester der Diöcese Rottenburg", enthält nichts, was der Reinheit der christkath. Lehre, oder der Heiligkeit der Sitten entgegengesetzt wäre und ist daher zum Drucke geeignet. **Auf Befehl Sr. Eminenz des Herrn Kardinals und Fürst-Erzbischofs zu Wien.**

F. e. Konsistorial-Kanzlei in Wien, den 23. Juni 1858.

Johann Berger, F. e. Konsistorialrat und Kanzleidirektor.

Herr Domkaplan **Grimm** in Rottenburg schrieb dem Verleger am 16. Juni:

Ew. Wohlgeboren habe ich im Auftrag Sr. Bisch. Gnaden zu erwidern die Ehre, daß Hochderselbe dem in Ihrem Verlage erschienenen großen Legendenwerke beizudrucken gestattet: **Mit Genehmigung des Hochwürdigsten Bischofes zu Rottenburg.**

Auf Bittgesuch der löblichen Buchhandlung des Herrn J. Ebner in Ulm vom 20. April l. J. und vom 9. ds. Mts. wird nach gemachter Vorlage der bischöflichen Approbationen von Freiburg, Trier zc. gestattet, daß der fraglichen Heiligen-Legende auch die **Approbation des bischöflichen Ordinariats Augsburg** beigedruckt werde.

Augsburg, den 12. Juni 1858. Der Generalvikar **Dr. Gratz.** Weckert, Sekr.

Dem eben im Verlage der J. Ebner'schen Buchhandlung in Ulm erschienenen Werke: „Große illustrierte Heiligen-Legende von Werfer u. s. w. erteilen Wir mit Vergnügen die gewünschte Approbation, indem Wir überzeugt sind, daß dasselbe für Viele eine reiche Quelle der Belehrung, der Erbauung und des Trostes werde.

Trier, am Feste der hh. Apostel Philippus und Jakobus.

Der Bischof von Trier. † **Wilhelm.**

Es wird auf Ersuchen gestattet, den beiden Werken: „Große illustrierte Heiligen-Legende und „Das große illustrierte Leben und Leiden unseres Erlösers Jesu Christi und der jungfräulichen Gottesmutter Maria"

die Approbation des fürsterzbischöflichen Ordinariates Salzburg

vordrucken zu lassen, indem dieselben nichts gegen den katholischen Glauben enthalten und die religiöse Erbauung zu fördern geeignet sind.

Salzburg, den 17. November 1862. J. Moslechner, Konf.-Präs.

Se. bischöfl. Gnaden der hochw. Herr Bischof von **St. Gallen** ließ der Verlagshandlung folgendes Schreiben zugehen:

Hochgeehrter Herr! Mit innigem Vergnügen habe ich die mir zugesandte „Illustrierte Heiligen-Legende ganz durchblättert, aber genau alle Legenden nur der ersten zwei Monate selbst aufmerksam betrachtend durchlesen können, weil ich nicht gegen Ihren Wunsch eine längere Zeit dazu verwenden wollte. Ich habe nicht nur nichts Anstößiges gegen unsere Glaubens- und Sittenlehre darin gefunden, sondern viel Erbauliches und Belehrendes, wie in keiner andern mir bekannten Legende. Die hochw. Herren Bearbeiter dieses wahrhaft trefflichen Werkes haben sich um die deutschen Katholiken ein unschätzbares Verdienst erworben. Ihre Namen schon leisten eine tröstliche Gewähr für die Güte desselben. Da dieses in jeder Beziehung gut ausgestattete Werk schon die Approbation Ihres hochwürdigsten Herrn Diöcesan-Bischofs von Rottenburg und wahrscheinlich auch anderer deutscher Bischöfe erhalten hat, so bevollmächtige ich Sie hiemit mit voller Beruhigung, auch meine Approbation den übrigen beizufügen, was ich aber auch nach den Prämissen gar nicht notwendig erachte rc. rc.

St. Gallen, den 26. April 1858. † **Dr. Joh. Peter,** Bischof.

Wir haben die große illustrierte Heiligen-Legende von Werfer und Steck teilweise gelesen und dieselbe durch ihre technischen Vorteile sehr anziehend, durch ihren reichhaltigen Inhalt die christliche Erbauung und Frömmigkeit fördernd, und durch ihre einfache Behandlung und Darstellung für das Volk gemeinnützig gefunden. Die Namen der Herren Verfasser bürgen auch für die Rechtgläubigkeit des Inhaltes.

Straßburg, den 5. Juni 1858. † **Andreas,** Bischof von Straßburg.

Von Se. bischfl. Gnaden, dem hochwürdigsten Herrn Bischof von **Linz** empfing der Verleger folgende Zuschrift:

In Erwiderung des geehrten Schreibens vom 20. April d. J. gestatte ich gern, daß dem bei Ihnen erscheinenden Werke: „Heiligen-Legende von Werfer" die **Approbation des Linzer Ordinariates** beigedruckt werde.

Linz, den 10. August 1858. **Franz Joseph,** Bischof.

Da das Buch „Illustrierte Heiligen-Legende. Ulm. J. Ebner", nichts gegen die kathol. Glaubens- und Sittenlehre enthält, so wird demselben die oberhirtliche Approbation erteilt.

Würzburg, 16. August 1858.

Bischöfl. Ordinariat. Dr. Reißmann, Vic. gen., Hohn, Act.

Auf Grund der vorstehenden Approbationen nehme ich keinen Anstand, gleichfalls die gegenwärtigen Werke: „Großes Illustriertes Leben und Leiden Jesu Christi und Mariä von Schanzenbach und große illustrierte Heiligen-Legende von Fr. Steck und A. Werfer", bestens anzuempfehlen.

Budweis, bischöfl. Ordinariat, am 30. Mai 1864.

Johann Valerian, m. p. Bischof von Budweis.

Einleitung.

Die Legende war von jeher nach der heiligen Schrift ein unerschöpflicher Born für das religiöse und sittliche Leben der Christen, eine Quelle, an der sich seit Entstehung des Christentums die Völker gelabt und erquickt haben. Eine Zeit lang kam dieses ehrwürdige Buch in Vergessenheit.

In unsern Tagen jedoch, in denen das religiöse Leben in allen Kreisen der Gesellschaft wieder einen neuen Aufschwung genommen hat, kommt auch die Legende wieder zu ihrer verdienten Geltung und darf als beliebtes Hausbuch ihre alte Stelle in christlichen Familien wieder einnehmen. Sowohl die deutsche als auch die französische Literatur hat auf diesem Gebiete ganz hervorragende, gründliche und wertvolle Arbeiten aufzuweisen.

Unter Zugrundlegung derselben und mit besonderer Berücksichtigung jener Heiligen, die in unserem deutschen Vaterlande gelebt und gewirkt haben, entstand dieses Werk.

Es hat einesteils den der Legende überhaupt zunächst liegenden Zweck, das innere Glaubens- und Liebeleben der Heiligen und ihren geheimnisvollen Zusammenhang mit der jenseitigen Welt zu schildern, andernteils sucht es aber auch mit Rücksicht auf die Forderung unserer Zeit im Verlaufe ihrer Geschichte den Einfluß darzustellen, den sie auf die Förderung der Bildung und Zivilisation, auf Kunst und Wissenschaft, auf das geistige und leibliche Wohl der Völker überhaupt ausgeübt haben.

In diesem Geiste aufgefaßt dürfte das Werk eine nicht unwillkommene Gabe für alle Stände und Lebensalter sein. Dem heranstrebenden Jünglinge sind die Helden der Kirche, wie sie hier in Wort und Bild an ihm vorübergeführt werden, die erhabensten Muster sittlich-religiöser Größe und ernster Thätigkeit, Erscheinungen, die von einem ganz andern und höhern Geiste durchdrungen sind, als jener Geist war, der die Helden des Altertums zu Thaten irdischen Ruhmes antrieb.

Die heranblühende Jungfrau wird mit Rührung und Freude bei den Geschichten heiliger Jungfrauen der christlichen Vorzeit verweilen, welche, sie mochten an der Heerstraße des großen Weltlebens oder in stiller Einsamkeit blühen, Blumen von unvergänglicher Schönheit zu vergleichen sind. Es wird ihr klar werden, daß äußere Anmut ihren wahren Reiz nur durch innere Schönheit der Seele erhält.

Die sorgsame Hausfrau findet in dem Leben der heil. Frauen Vorbilder inniger Frömmigkeit, aufopfernder Mutter- und Gattenliebe und hoher Seelenstärke auch im schwachen Weibe.

Ja auch dem gereiften, denkenden Manne soll die Legende kein bloßes Märchenbuch sein. Er wird, wenn er sie zur Hand nimmt, jenen großen, heiligen Männern der christlichen Vorzeit seine Bewunderung und seinen Dank nicht versagen können. Wie vieles haben sie für die Menschheit gethan? Zu den Füßen des armen Zeltwebers, des heiligen Apostels Paulus saßen die Weisen Griechenlands; mit seiner rauh- und fremdklingenden Sprache bewirkt er, daß sich der Areopag zu Athen vor der Hoheit des Kreuzes beugt, daß der Herr in dem Sklaven seinen Bruder erkennt und dieser ihm nicht mehr aus Furcht, sondern aus Liebe dient. Welcher Heldenmut kann in der Geschichte dem Mute und der Würde der heiligen Märtyrer gegenüber gestellt werden, die im Sande des Collosseums zu Rom das erste Blatt der christlichen Kirchengeschichte mit ihrem Blute geschrieben haben?

Wie segensreich für die menschliche Gesellschaft war nicht die Thätigkeit eines heiligen Benedikt, welche gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, als das römische Reich zerfiel und gänzliche Verwirrung in Italien herrschte, zu Monte Cassino eine neue Lebensquelle öffnete, die Arbeit wieder zu Ehren brachte, und jenen großen Orden gründete, der, nachdem er den Boden mit Hacke und Spaten bearbeitet hatte, in der Stille der Klöster Wissenschaft und Künste pflegte und Retter nicht bloß der Religion, sondern der Bildung Europas überhaupt geworden ist.

Was haben ein Leo, ein Paulinus von Nola, ein Gregor der Große, ein Remigius von Rheims für Bildung und Gesittung gethan? Als die nordischen Barbaren, die Reste römischer Civilisation zertretend, hereinbrachen und Schätze dieser Welt, kostbare goldene Gefäße, die Früchte des Südens und einen Teil der Sonne begehrten, die sie zeitigte, boten ihnen diese Männer höhere Schätze: den wahren Glauben, christliche Liebe, Gesittung und Bildung.

Was wäre unser deutsches Vaterland ohne einen hl. Bonifazius, Gallus, Columban u. a.? Eine Wüste. Mit der Axt in der einen, mit der heiligen Schrift in der anderen Hand lichteten sie die Urwälder, trockneten Sümpfe aus, lehrten den Ackerbau — und lichteten zugleich die verwilderten Herzen unserer Voreltern, ausstreuend in dieselben den Samen des Evangeliums, dessen Früchte wir jetzt genießen. Der hl. Ludwig gab dem Rittertume die christliche Weihe und der hl. Anselm ist der Begründer der heutigen Philosophie gewesen. Der hl. Franziskus Xaverius trug das Licht des Evangeliums an die Grenzen der Welt und Vinzenz von Paul sammelte die verlassenen Armen um sich, gab ihnen neues Leben und linderte ihre Schmerzen. Der Orden der barmherzigen Schwestern ist sein Werk. In ihm feiert die christliche Liebe in unsern Tagen ihren höchsten Triumph.

Endlich ist die Legende so recht das Blatt für die Mühseligen und Beladenen. Der Unglückliche findet in ihr einen Stab, an dem er sich mutig emporrichtet und seinen Leidensweg weiter geht; der Kranke vernimmt auf seinem Schmerzenslager freudig die Kunde von dem standhaften Mute der christlichen Märtyrer. Ein Strahl des Lichtes dringt aus dem Buche der Legende in seine dunkle Kammer und tröstet und erhellt sein zagendes Gemüt.

Der Sünder verläßt, von den Beispielen der Heiligen gerührt und erschüttert, die Wege der Finsternis und der Tugendhafte wandelt erbaut freudiger die Bahn des Lichtes!

Alle, die guten Willens sind, werden die hohe Bedeutung der Legenden erkennen. Möge dieses alte Werk in dieser neuen Form viele freundliche Leser im Palaste wie in der Hütte finden!

Inhalts-Verzeichniß.

Verzeichnis der 50 Bilder-Beilagen.

Erklärung der Fremdwörter,

welche in dieser Legende vorkommen.

Act, lat. Wort, bezeichnet eine besondere, feierliche oder wichtige Handlung.

Acten dagegen bezeichnen die gesammelten Schriften irgend einer Verhandlung oder Verwaltung. Der Zweck der Acten ist, eine bleibende, vollständige und genaue Darstellung des Verhandelten zu gewähren.

Adonistempel. Adonis war ein schöner Jüngling und nach den Sagen der Griechen der Geliebte der Aphrodite (oder Venus). Er liebte die Jagd leidenschaftlich und wurde durch einen von Ares (Mars) aus Eifersucht gesendeten Eber getödtet. Im heidnischen Morgenland erbaute man ihm Tempel, und sein Fest wurde auf eine ausschweifende Weise begangen.

Aeon. Die Aeonen spielen in dem Gnosticismus eine bedeutende Rolle. Es sollen höhere, Gott ähnliche, ewig dauernde Wesen sein, die ihrer Natur nach über den Menschen erhaben, aber Gott nicht gleich sind. Die Gnostiker nehmen verschiedene Arten und Abstufungen derselben an. Ein Hauptgegner der Gnostiker war Irenäus.

Aesculap, der Sohn des Apollo, war nach der griechischen Sage der Heilkunde so mächtig, daß er selbst Todte erweckte, weßhalb ihn Jupiter mit dem Blitze erschlug. Die Griechen verehrten ihn später als Gott der Heilkunde, und auch bei den Römern fand seine Verehrung Eingang.

Afterconcilium, d. i. unächtes, falsches Concilium, wie Afterweisheit, Afterrede 2c. Ein falsches Concilium ist z. B. die sog. Räubersynode, welche zu Ephesus 494 gehalten wurde, auf der der Ketzer Eutyches für rechtgläubig erklärt und wieder in sein Amt eingesetzt, während sein Gegner der rechtgläubige Flavian abgesetzt wurde. Solche Concilien, die von ketzerischen Bischöfen veranstaltet wurden, und somit die rechtgläubige Kirche bedrängten, sind mit Recht Afterconcilien genannt.

Afterpatriarch ist ein gegen alles kirchliche Recht auf den Patriarchenstuhl erhobener Geistlicher.

Akephalen, griech. Wort. (Hauptlose) Parteien in der griechischen Kirche, welche ohne ein Haupt waren, d. h. die sich von ihrem Bischofe wegen einer abweichenden Lehre losgesagt hatten. So hießen besonders im fünften Jahrhundert die Monophysiten (die nur eine Natur in Christo annahmen), welche zu Alexandrien sich von ihrem Bischofe Petrus Mongus trennten, weil er das Henotikon angenommen hatte.

Akömeten, die Schlaflosen, griech. Wort. (S. 223 Acemeten.) Es waren griech. Mönche zu Constantinopel, so genannt, weil sie in drei Chöre getheilt, einander ablösend, Tag und Nacht Gottesdienst hielten. Sie hießen später Studiten, weil sie ein von Joh. Studios dem Täufer Johannes geweihtes Kloster 463 bezogen.

Albigenser oder Waldenser, eine Sekte des 12. und 13. Jahrhunderts von Peter Waldus gestiftet, siehe Seite 704 unter St. Dominikus.

Alcade ist der Name einer obrigkeitlichen Person in den kleinen spanischen Städten, der sowohl die Verwaltung der Justiz als auch der Polizei anvertraut ist.

Amphitheater, griech. Wort, bezeichnet ein Gebäude in ovaler Form, das mit mehreren ringsumlaufenden und stufenweis sich über einander erhebenden Sitzen versehen und zum Schauen der in seinem Innern gegebenen Fechterspiele, und besonders der Thiergefechte bestimmt war. Bei Thiergefechten kämpften nicht nur Thiere verschiedener Gattung mit einander, sondern in den Kaiserzeiten mußten auch zum Tode verurtheilte Verbrecher mit denselben kämpfen. Als solche behandelte man die Christen, und sie wurden dem Volke zum Vergnügen den wilden Thieren im Amphitheater vorgeworfen.

Anachoreten, ein griech. Wort (die sich Zurückziehenden). Aus den Asceten (s. Asceten) gingen die A n a c h o r e t e n oder Einsiedler, Eremiten hervor. Manche nämlich glaubten, nur in völliger Einsamkeit Gott und ihrem Seelenheile recht dienen zu können, verließen deßhalb die menschliche Gesellschaft gänzlich, und zogen sich auf das Land, in Wüsten und Höhlen zurück. Besonders geschah dieses während der Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern Decius und Diokletian.

Anathema, griech. Wort, bezeichnet die unter feierlichen Ceremonien vor sich gehende Ausschließung aus der Kirche.

Antichrist, ein griech. Wort, das eine zweifache Bedeutung hat. Nach der ersten bedeutet es einen Solchen, der sich fälschlich für Christus ausgibt, um andre und vielleicht sich selbst zu täuschen. Nach der zweiten bezeichnet das Wort einen Gegner Christi und seiner Sache, den Widerchrist.

Antiphonie, griech. Wort — Gegengesang, auch Antiphon, cantus antiphonus genannt. Es wird darunter jene Weise die Psalmen zu singen verstanden, wobei sich die Zahl der Singenden in zwei Hälften theilt, und dann die eine Hälfte oder der eine Chor, entweder den einen Theil eines Psalmverses singt, der zweite sodann aber die Clausel (den Schluß) beifügt; oder der eine Psalmvers von dem ersten, der andere von dem zweiten Chor gesungen wird. Antiphon heißt auch der Spruch, der am Anfang und Schluß eines Psalms von einem einzelnen Sänger gesungen wird.

Apanage, (sprich Apanasch), ein franz. Wort, bezeichnet den nachgebornen Gliedern eines Regentenstammes von dem Regierenden durch jährliche Zahlung einer Geldsumme oder durch Ueberweisung liegender Grundstücke gewährten Unterhalt.

Apollinaristen sind eine christliche Ketzerpartei, genannt nach Apollinaris. Sie lehrten: Christus habe das Fleisch ohne Seele angenommen; die Stelle derselben habe der Logos, d. h. die Gottheit in Christus selbst vertreten. Nach der Annahme Anderer sollen sie sogar gelehrt haben, Christus habe einen himmlischen Körper gehabt, den Maria nur scheinbar ge-

boren habe. Ihre Lehre wurde auf mehreren Synoden (Kirchenversammlungen) besonders in Constantinopel 383 verdammt.

Apollo. Die Verehrung dieses Gottes war bei den Griechen und Römern allgemein verbreitet. Als unübertroffener Bogenschütze war er Todesgott, der mit seinen Pfeilen schmerzlosen Tod bereitete; als Gott der Musik spielte er die Zither in Gesellschaft der Musen. Als Seher ertheilte er Orakel; als Städtebauer baute er Trojas Mauern. Als Sonnengott leitete er das Sonnengespann.

Apollonius von Tyana war der Zeitgenosse von Christus, und machte große Reisen im Morgen- und Abendlande. Kenntnisse und Berechnungsgabe bei einer ausschweifenden Phantasie ließen ihn oft zutreffende Orakel ertheilen und einzelne Curen vollbringen, seine strenge Lebensart aber in einer von Ueppigkeit angefressenen Welt mußte ihm Vertrauen und Ansehen gewinnen. Seine Lebensbeschreibung ist mit Wundern angefüllt und mit jeder Art von Abenteurn ausgeschmückt. Ueber Zeit, Art und Ort seines Todes hat man die verschiedensten Sagen verbreitet. Er wurde vom Kaiser Caracalla unter die Götter versetzt. Auch Kaiser Alexander Severus verehrte neben Abraham, Orpheus, Christus, den Apollonius von Tyana. Er ist offenbar das heidnisch entstellte Nebelbild von Christus. Die Vermuthung liegt nicht fern, daß dessen Lebensgeschichte eine Parodie auf Christus und das neue Testament ist. da eine Menge Parallelstellen nahe gelegt ist, z. B. wunderbare Geburt, Weltverbesserung, Wunder, Dämonenvertreibungen, Himmelfahrt rc. Wenigstens hat man sie dazu mißbraucht.

Archidiacon (Erzdiacon) war ehedem der dem Bischof zunächst stehende Geistliche, welcher das Kirchengut verwaltet und vom Bischof mit der Ausübung seiner richterlichen Gewalt betraut war. Seit der Kirchenversammlung von Trient ist diese Würde fast ganz erloschen.

Archon, griech. Wort (Mehrzahl Archonten), war der oberste Staatsbeamte in Athen.

Ardeatische Straße, diese führte vom aventinischen Berge neben den antonianischen Bädern nach der Stadt Ardea, woher sie auch den Namen erhielt.

Areopag, griech. Wort und heißt Marshügel. Dieser Hügel war auf der Westseite der Stadt Athen. Auf ihm befand sich der oberste Gerichtshof von Athen, der über große Verbrechen entschied, Volksbeschlüsse und Gesetze bestätigte und dessen Mitglieder Areopagiten hießen. S. Seite 925. Dionysius der Areopagite.

Arius — Arianismus, arianisch. Arius, ein Irrlehrer des 4. Jahrhunderts, Priester in Alexandrien, behauptete, der Sohn Gottes sei nicht ewig wie Gott, sondern es habe eine Zeit gegeben, wo er nicht war, er sei nicht wesensgleich mit dem Vater, sondern ein aus Nichts hervorgebrachtes Wesen, also ein Geschöpf. Diese Lehre erschütterte die ganze christl. Heilswahrheit. Auf der Kirchenversammlung von Nicäa, 325, wurde ihr gegenüber die Kirchenlehre in den Worten ausgesprochen: der Sohn sei vom Vater gezeugt, nicht geschaffen, er sei wesensgleich mit dem Vater und wahrhaft Gott. Auch nach dem Tode des Arius, 336, dauerte sein Irrthum fort, besonders da mehrere Kaiser demselben zugethan waren und ihn mit Gewalt zu verbreiten suchten. Die Gothen, Vandalen, Sueven, Burgunder und Longobarden waren Arianer, bis endlich nach ungefähr 300 Jahren auch die letzte Spur dieses Irrthums erlosch.

Asceten, ascetisch, griech. Wort, (sich Uebende). Schon in der ältesten Zeit lebten Viele innerhalb ihrer Familien jungfräulich, genossen weder Fleisch noch Wein und übten die strengsten Fasten, um durch Abtötung und Losreißung von der Welt und ihren Genüssen recht eng in die Fußstapfen unseres Heilandes einzutreten, und zur innigsten Vereinigung mit Gott zu gelangen. Diese hießen dann Asceten.

Assimiliren, lat. Wort und heißt ähnlich machen, sich etwas aneignen.

Assistieren, lat. Wort, soviel als helfen, beistehen; von den Gehilfen eines Bischofs oder anderer vornehmen Geistlichen gesagt, bei feierlichen Handlungen, Ordinationen, Einführungen rc.

Astrologie, griech., ursprünglich Sternkunde im Allgemeinen; dann später Sterndeutung, der Theil der Sternkunde, welcher sich mit dem vermeintlichen Einflusse der Gestirne auf die Erde u. ihrer Bewohner beschäftigt. Nach der Ansicht der Astrologen sollen nämlich die Gestirne nicht nur auf Witterungs- u. andere physikalische Verhältnisse der Erde, was unbezweifelt ist, einwirken, sondern dieser Einfluß sich auch auf das Schicksal von Völkern, Familien und einzelnen Personen ausdehnen, u. man soll nach dem Stande der Planeten bei der Geburt eines Menschen, dessen Schicksal und nach den gegenseitigen Verhältnissen der Gestirne zu einer bestimmten Zeit, den Ausgang einer sich in dieser Zeit zutragenden Begebenheit vorherbestimmen können; daher das Horoscop — Nativität stellen.

Asyl, griech. Wort, bezeichnet das deutsche Wort Freistätte, Zufluchtsort für Schuldige, um der weltlichen Strafe zu entgehen. Das Asylrecht gab den christlichen Kirchen der Kaiser Constantin der Große, um unschuldig Verfolgten Sicherheit zu gewähren.

Auctorität, lat. Wort und heißt Ansehen. In diesem Sinne wird es mehreremal in dieser Schrift von den kirchlichen Obern gebraucht. Es ist aber auch die geistliche Macht und Gewalt, die der Obere besitzt, z. B. Seite 14, zweite Spalte: Die Auctorität, welche die frommen Ueberschreitungen seines Eifers mäßigte rc. Somit mit Auctorität der Obere selbst gemeint.

Audienz, lat. Wort, bezeichnet Gehör erhalten bei vornehmen Personen, besonders Fürsten, namentlich wird der Ausdruck von einem Gesandten gebraucht, der um Gehör bei einem Fürsten nachsucht, um diesem selbst die Aufträge seines Fürsten mitzutheilen.

Authentisch, griech. Wort, besagt, daß ein besprochenes Buch, oder eine betreffende Schrift, aus der eine Stelle angeführt wird, von demjenigen Verfasser wirklich herrührte, für dessen Buch oder Schrift man es ausgibt, od. dem es durch uralte Uebereinstimmung zugeschrieben wird.

Baganden war die Benennung der Landleute Galliens, die sich unter Diocletians Regierung empörten, mehrere Städte eroberten u. sich unter d. folgenden Kaisern erhielten, ja unter Theodosius bis nach Spanien vordrangen. Noch im 5. Jahrh. wurden sie als Straßenräuber erwähnt.

Ballast sind Sand, Steine und andere geringe, aber schwere Sachen, welche auf den Boden oder untersten Räume eines Schiffes gebracht werden, um es, wenn es nicht genug oder gar keine Ladung hat, gehörig zu beschweren, so daß der Schwerpunkt unter das Wasser kommt und es nicht auf die Seite fällt. Bei einem Sturme entledigt man sich zur Erleichterung des Schiffes dieses Ballastes als der unwichtigsten Ladung am ersten, daher wird Ballast auch bildlich von jeder unnöthigen und unnützen Sache gesagt.

Barbar, Barbarei, griech. Wort, bedeutet ursprünglich alle Nichtgriechen und Nichtrömer, dann bekam es den Nebenbegriff roh, und bezeichnet einen Menschen, der durch Mangel an Bildung oder durch Grausamkeit sich auszeichnet. Barbarei ist also die Rohheit der Sitten und in Folge dessen Grausamkeit ꝛc.

Barnabiten. Regulirte Geistliche der Congregation von St. Paul, gestiftet 1532 von den Priestern Anton Maria Zacharius von Cremona, Bartholomäus Ferrari und Jakob Antonius Morigia von Mailand, für Missionen, Predigtamt, Lehramt auf Universitäten und Schulen. Sie sollen sich nie um ein Amt bewerben, keine Würde außer ihrem Orden ohne päpstliche Erlaubnis annehmen. Sie existiren noch in Italien und Oestreich.

Basilika, griech. Wort. Basiliken wurden bei den alten Griechen und Römern jene großen öffentlichen Gebäude genannt, welche zum Handel und zur Gerichtspflege dienten. Als im 4. Jahrhunderte das Christenthum im Römerreiche zur Staatsreligion geworden war, entstand das Bedürfniß nach geeigneten und würdigern Gotteshäusern. Die heidnischen Tempel dazu zu wählen, widerstrebte dem Gefühle der Christen, denn die ganze innere Einrichtung dieser Tempel eignete sich nicht für diesen Zweck, weil sie nicht Raum für Priester und Volk darboten. Dagegen entsprach die ganze Einrichtung der Gerichtsbasiliken besser dem christlichen Cultus. Man richtete diese also zu christlichen Kirchen ein, und dergleichen Kirchen wurden auf gleiche Weise mit dem Namen Basilika bezeichnet.

Beguinen, Beghinen, Begutten. Witwen und Jungfrauen, welche sich zu einem zurückgezogenen ascetischen Leben, zu einer frommen Genossenschaft, aber ohne ewige Gelübde vereinen. Sie wohnen nicht in Klöstern, sondern in sogenannten Beghinenhöfen, in kleinen mit einer Mauer umschlossenen Häuschen, wo je zwei, in den größern acht B. zusammenwohnen. Mit Erlaubniß der Obern dürfen sie ausgehen, um Näh- und Wascharbeiten zu übernehmen, Mädchen zu unterrichten, Kranke zu pflegen u. s. w. Jetzt bestehen solche Genossenschaften nur noch in Belgien. Im 14. Jahrhundert wurden viele Beghinenhöfe wegen sittlicher Entartung und gefährlichen Zusammenhangs mit schwärmerischen Häresien aufgehoben. Mit den übrigen räumte die Reformation auf.

Biograph, griechisches Wort, heißt Lebensschreiber, Biographie, s. v. a. Lebensbeschreibung.

Breve, lat. Wort. Die Breven bilden im Gegensatz zu den Bullen die minderfeierliche Form der päpstlichen Schreiben. Der Ausdruck Breve war vom frühesten Mittelalter an für alle Arten kurzer Urkunden gebräuchlich. Jetzt ist er nur für die minder förmlichen Schreiben der Päpste im Gebrauch geblieben.

Brevier, das lateinische Gebetbuch, zu dessen täglichem Gebrauch jeder Geistliche vom Empfange der höheren Weihen an streng verpflichtet ist. Der Name Brevier, abreviare, kommt daher, daß das Buch gegen früher bedeutend abgekürzt ist.

Bulla, lat. Wort. Es bezeichnet einen offenen Brief, den der Papst in der feierlichsten Form erläßt. Der charakteristische Hauptbestandtheil dieser Form ist das herabhängende Bleisiegel, von welchem die ganze Urkunde den Namen erhielt. Der Ausdruck Bulla war nämlich die allgemeine technische Bezeichnung für die Metallsiegel, welche den Urkunden gewöhnlich an Schnüren angehängt wurden, und wie man durch das Wort sigilium die ganze Urkunde bezeichnete, so geschah es auch durch die Bulla. In späterer Zeit beschränkte sich dann diese Bezeichnung ausschließlich auf die feierlichen päpstlichen Schreiben.

Calvarius, latein. Wort, von calvus, kahl und heißt ursprünglich Hirnschädel, dann Schädelstätte bei Hinrichtungsplätzen und besonders Golgatha.

Calvinismus ist die Lehre Calvins, der nach Zwingli der Hauptbegründer der reformirten Confession in der Schweiz und der größte Beförderer derselben in Frankreich wurde. Er starb 1564 in Genf. Nach ihm wurden die Reformirten auch Calvinisten genannt.

Canon, griech. Wort, bedeutet ursprünglich einen geraden Stab, Richtscheit oder Richtschnur, und bildlich Richtschnur oder Regel, und dann im Allgemeinen ein Kirchengesetz, im Gegensatz zu dem weltlichen oder bürgerlichen Gesetze. Man verstand unter Canones bald die Aussprüche der heiligen Väter; bald die Beschlüsse der Kirchenversammlungen; bald die päpstlichen Verordnungen.

Canoniker, Canonici, griech. Wort, bezeichnet die an einem Dom- oder Collegialstifte, zunächst zu gemeinsamem Chorgebete, und an Cathedralen überdieß zur Assistenz des Bischofs bei kirchlichen Handlungen und als Räthe desselben angestellten Chorherren. Ihr Name Canonici weist auf jene Zeiten zurück, wo dieselben, zu einer wirklichen Gemeinschaft vereinigt, unter der Herrschaft einer ihnen vorgezeichneten bestimmten Lebensordnung standen. Schon im 4. und 5. Jahrhunderte nämlich gaben einzelne Bischöfe den Geistlichen ihrer Cathedralen eine Art klösterlicher Verfassung, indem sie dieselben zu einem gemeinsamen Leben anhielten.

Canonisation. Heiligsprechung ist die feierliche Erklärung des Papstes, daß ein verstorbener Diener oder eine verstorbene Dienerin Gottes als ein mit Gott in der Herrlichkeit regierender Heiliger anzusehen und in der ganzen Kirche zu verehren sei.

Canonisiren, heiligsprechen.

Capitel, lat. Wort. Es hat seinen Ursprung zunächst von der Versammlung der Klosterconventualen, wo täglich ein Abschnitt (capitulum) ihrer Ordens- oder Klosterregel vorgelesen wurde. Diese Uebung ging mit der Einführung des canonischen Lebens in den Dom- und Collegialkirchen auch auf diese über, und da auch späterhin in den Stiftern regelmäßige Versammlungen an be-

stimmten Wochentagen beibehalten wurden, so blieb der Name Capitel sowohl zur Bezeichnung dieser ordentlichen Versammlungen, als auch zur Bezeichnung der in solcher Weise versammelten Genossenschaft. Das Capitel bildet ein geschlossenes Ganze, ein Corporation mit allen Rechten einer solchen.

Capitol, lat. Wort. Das Capitolium war zur Zeit der Herrschaft der alten Römer die Citadelle oder Burg der Stadt Rom, und bildete die südliche Spitze des kapitolinischen Berges. Der Sage nach erhielt es den Namen von einem beim Grundlegen daselbst aufgefundenen Menschenhaupte (Caput Oli oder Toli). Diese Burg war für die alten Römer von größter Wichtigkeit, daselbst befanden sich der Tempel des Jupiters, ihres höchsten Gottes, die Bildsäulen aller übrigen Gottheiten und der berühmten Feldherrn; daselbst wurden die kostbarsten Weihgeschenke, die wichtigsten Staatsakten, die Gesetztafeln ꝛc. aufbewahrt. Daselbst schwuren die Kaiser den Eid der Treue, und das Volk willigte hier in die ihm von dem Kaiser vorgelegten Vorschläge ꝛc. Es wurde durch die Einfälle der Barbaren, besonders der Gothen gänzlich zerstört.

Capitularien heißen die theils weltlichen, theils geistlichen Verordnungen, welche von den fränkischen Königen theils mit, theils ohne Beirath der Reichsstände erlassen wurden.

Capitulation ist ein zwischen der Besatzung einer belagerten Stadt, die sich nicht mehr halten kann, und dem Belagerer abgeschlossener Vertrag, nach welchem die Besatzung auf ehrende Bedingungen hin die Stadt sogleich übergibt und abzieht, oder in einer bestimmten Zeit, wenn kein Entsatz erscheint, zu übergeben verspricht.

Cardinalpriester (clericus cardinalis), hieß ursprünglich jeder an einer Hauptkirche beamtete Geistliche. Allmählig aber wurde jener Name vorzugsweise von den an der römischen Kirche angestellten Geistlichen gebraucht u. damit eine kirchliche Würde, die höchste nach der päpstlichen bezeichnet. Die Papstwahl wurde ausschließlich in ihre Hände gelegt. Cardinäle heißen jetzt die an den Hauptkirchen in Rom angestellten Prälaten, welche den ständigen Senat des Papstes, dessen Rathgeber u. Gehilfen in der Verwaltung der Gesammtkirche bilden. Man unterscheidet Cardinalbischöfe, Cardinalpriester, Cardinaldiaconen.

Cathedrale, griech. Wort, von cathedra dem erhöhten Sitze des Bischofs in der Kirche abgeleitet, bezeichnet die Hauptkirche der Diöcese am Sitze des Bischofs, in welcher dieser seine Pontificalhandlungen begeht u. das Domcapitel seinen täglichen Chordienst abhält. Domkirche.

Centurio war in der römischen Armee der Befehlshaber einer Centurie, d. h. einer Truppenabtheilung von 50—100 Mann.

Ceremonie, ein symbolischer, sinnlicher, äußerer Gebrauch. Bei Religionshandlungen finden Ceremonien statt theils um ihnen mehr äußerliche Würde zu geben, theils um bildlich übersinnliche Gegenstände darzustellen, theils um das religiöse Gefühl zu wecken und zu beleben.

Ceremoniel ist der Inbegriff der Gebräuche, welche nach Wohlstand und Herkommen bei feierlichen Gelegenheiten zu beobachten sind. Das Ceremoniel bei Concilien ꝛc. bezeichnet eben den Rang und die Stellung, die jeder Bischof auf diesen einzunehmen hat.

Cerinth, gnostischer Irrlehrer in Kleinasien, Zeitgenosse des Evangelisten Johannes, wich besonders in der Lehre von der Welterschaffung, von der Person Christi und von dem Weltende von der christlichen Lehre ab. Nicht Gott, sondern ein Äeon (s. Aeon) habe die Welt geschaffen, ein Aeon habe sich bei der Taufe mit Christus verbunden, ihn aber beim Beginn des Leidens wieder verlassen; endlich nahm Cerinth nach der Auferstehung der Todten noch ein tausendjähriges Reich an.

Chor, Chorgebet, Chordienst ꝛc. Von dem Orte, an welchem das Brevier feierlich gebetet zu werden pflegt, heißt vielfach diese feierliche Brevierandacht selbst, wie sie an Dom- u. Collegialstiftern u. in Klöstern abgehalten wird, Chor. Das Chorgebet war von den ersten Jahrhunderten an in der ganzen Kirche eine feierliche und öffentliche Gebetsübung des gesammten Klerus, dem soweit es thunlich war, sogar Laien anwohnten. Die zur Abhaltung des Chors verpflichteten Geistlichen heißen Chorherren (Canonici). Ihre Kleidung ist der Talar mit Kragen.

Chronologie, griechisches Wort, bezeichnet die Wissenschaft der Eintheilung der Zeit und der Beziehung von Ereignissen auf die Zeit. Es gibt eine mathematische Chronologie, die sich mit Festsetzung der Zeitperioden, d. i. der Zeiteintheilung nach Jahren, Monaten, Tagen ꝛc. beschäftigt; eine historische Chronologie, welche die Art und Weise berücksichtigt, nach welcher früher bei den alten Völkern das Jahr eingetheilt wurde, oder die auch jetzt noch bei den Völkern stattfindet. Bei den Türken wird z. B. von der Flucht Muhameds nach Medina an, bei den Christen vor und nach Christi Geburt gerechnet. Die kirchliche Chronologie bestimmt den Sonn- und Festtag und ist ein Hauptthei der Kalenderwissenschaft.

Ciborium ist ein silbernes oder vergoldetes, mit einem Deckel versehenes Gefäß, in Form eines großen Kelches, in welchem die consecrirten Hostien zur heiligen Communion aufbewahrt werden.

Cilicium, Bußgürtel, ein aus Haaren geflochtenes oder aus Draht gefertigtes, häufig mit nach innen gerichteten Nägeln oder Stacheln versehenes Abtödtungswerkzeug, das gewöhnlich auf dem bloßen Leibe um die Lenden getragen wird, um durch den verursachten Schmerz den Sieg über die Sinnlichkeit zu erleichtern und dem Träger die Gelegenheit einer empfindlichen Bußübung zu geben.

Circus, war ein zu gymnastischen Spielen bestimmter dachloser, geräumiger Platz, in welchem unter der Regierung der Kaiser die Wagenrennen gehalten wurden. Er bildete ein rechtwinkeliges Oblongum, nur daß er sich an dem einen Ende nach einem Halbzirkel, an dem andern Ende nach einem flachen Zirkelstück schloß, oben u. unten fanden sich die sog. metae-Spitzsäulen, um welche die Wettkämpfer herumfahren mußten. An 3 Seiten waren die Sitze für die Zuschauer angebracht, auf der vierten befanden sich 12 gewölbte durch Mauern getrennte Zellen, wo die Gespanne hielten, bis das Zeichen zum Abfahren gegeben wurde. Ueber denselben befand sich der für den Kaiser und die Vornehmen bestimmte Platz.

Civilisation, lat. Wort, bezeichnet die fortschreitende

Ausbildung der Staatsbürger zum körperlichen und geistigen Wohlergehen im Gegensatz des sog. Naturzustandes. Das Streben nach wahrer Civilisation ist d. Aufgabe eines jeden gut geordneten Staates, das Christenthum hat aber erst in manchen Ländern Civilisation möglich gemacht.

Clausur, lat. Wort, heißt Verschließung. Es bezeichnet die Abschließung der Klöster von der Welt durch Aufhebung oder doch Beschränkung des wechselseitigen Verkehrs. Am strengsten ist dieses Gesetz der Clausur für Frauenklöster. Es verbietet den Nonnen ihr Kloster, Nothfälle, wie Feuergefahr, Seuche ꝛc. ausgenommen, je zu verlassen, den Weltleuten aber ohne Unterschied des Geschlechts und des Standes, ein Frauenkloster ohne besondere Erlaubniß zu betreten.

Clerus u. Cleriker ist die griechische Benennung für Geistlichkeit und Geistliche.

Cloake, lat. Wort, bezeichnet einen unterirdischen Canal, besonders in den Straßen einer Stadt, der Unreinigkeiten aus derselben und den anliegenden Häusern durch Regen oder fließendes Wasser abführt. Berühmt sind die Cloaken Roms, die in die Tiber führten, besonders die von dem römischen König Tarquinius dem Stolzen vollendete cloaca maxima.

Coadjutor, lat. Wort, heißt Gehilfe; dann bezeichnet es den Amtsverweser eines Bischofs, wenn dieser in einen körperlichen oder geistigen Zustand geräth, welcher ihm die Leitung seiner Diöcese unmöglich macht, oder zu ihrem Nachtheile sehr erschwert.

Cönobiten, griech. Wort (in Gemeinschaft Lebende). Es bezeichnet die Asceten, welche in Cönobien (gemeinschaftlichen Wohnungen) unter der Leitung eines Obern lebten. Durch dieses gemeinschaftliche Zusammenleben unterscheiden sie sich von den Anachoreten. Der Gründer des cönobitischen Lebens war im Anfang des 4. Jahrhunderts, der hl. Antonius, der mehrere Klöster stiftete.

Cohorte, lat. Wort, war in der römischen Armee eine Truppenabtheilung, der 10. Theil einer Legion, 400 Mann und darüber stark. Die Heere der Römer bestanden aus Legionen, wie die Heere neuerer Zeit aus Regimentern.

Collegiatkirche. Die Einrichtung des gemeinschaftlichen Lebens der Geistlichen an den Cathedralen oder Hauptkirchen ward bald auch auf andere Pfarrkirchen mit zahlreicher Geistlichkeit sowohl in Städten als auf dem Lande ausgedehnt. Da die an solchen Kirchen angestellten Geistlichen gleichfalls eine durch gemeinsame Regel eng verbundene Genossenschaft (Collegium) bildeten, so hießen dergl. Kirchen nachmals Collegiatkirche, Collegiatstifte.

Collegium, lat. Wort, bezeichnet dem Wortbegriffe nach jede Versammlung von Personen zu gleichen Zwecken; dann bezeichnet es eine Unterrichtsanstalt, eine Stiftung, in welcher Männer unterrichtet werden, um den wahren Glauben unter Irr- und Unglauben zu erhalten; ferner bezeichnet es die Schulen der Jesuiten, und in Frankreich überhaupt Unterrichtsanstalten, die den deutschen Gymnasien entsprechen.

Colonie, lat. Wort, bezeichnet die Ansiedlung eines ganzen Volkes oder eines Theils desselben in einem fremden Lande, und Colonisten sind solche Ansiedler.

Complet oder **Completorium**, latein Wort, bildet mit der Vesper die Abendandacht. Der Inhalt dieses Chordienstes begreift in sich Psalmen, kürzere und längere Abschnitte aus dem alten und neuen Testamente, aus den Kirchenvätern, Gesänge, Hymnen, Antiphonien, Versikel, Responsorien, Heiligenlegenden und eigentliche Gebete.

Componiren, lat. Wort, bezeichnet, von dem Musiker gesagt, Stücke in Musik setzen.

Concilium, lat. Wort und bedeutet Kirchenversammlung, oder nach dem Griechischen auch Synode genannt. Es bezeichnet eine Versammlung kirchlicher Personen, welche unter dem Vorsitze eines gemeinschaftlichen kirchlichen Obern zum Zwecke der Berathung und Erledigung kirchl. Angelegenheiten gehalten wird. Vgl. Synode.

Conclave, lat. Wort und bedeutet ursprünglich ein verschließbares Behältniß, Gemach, Zimmer. Dann heißt es sowohl das für die Cardinäle zur Vornahme der Papstwahl eigens eingerichtete und sorgfältig abgeschlossene Gebäude, als auch die zu diesem Behufe und in dieser Weise statthabende Vereinigung der Cardinäle.

Conferenz, lat. Wort, bezeichnet die Zusammenkunft zu gemeinschaftlichen Berathschlagungen.

Congregatio de propaganda fide ist eine von Gregor XV., i. J. 1622 in Rom gestiftete Gesellschaft zur Verbreitung der kathol. Religionslehre unter den Heiden. Dieselbe besteht aus 18 Cardinälen, 2 Prälaten, einem Ordensgeistlichen und einem Beamten, welche sich nach deu Statuten unter dem Vorsitze des Papstes wöchentlich einmal in einem besondern dazu bestimmten Palaste versammeln. Seit Urban XVIII. (1627) besitzt dieses Collegium eine Pflanzschule für künftige Missionäre aus allen Völkern, wo jährlich eine Prüfung angestellt wird, bei der jeder in seiner Sprache eine Rede hält.

Congregation bezeichnet Vereinigung überhaupt, dann Vereinigung einer größern Anzahl von Personen zu einem gemeinsamen Leben mit bestimmten religiösen Zwecken nach einer besondern Regel. Sie haben, weil sie bestimmt, in der Welt zu wirken, entweder keine oder nur eine milde Clausur. Zu nennen wäre etwa die Congregation der Schulbrüder.

Consecration, lat. Wort und heißt Weihung irgend einer Sache zu einem heil. Gebrauche. Es gibt eine Consecration der Hostie; eine Consecration der Altäre; eine Consecration der Aebte; eine Consecration der Bischöfe.

Consecriren, lat. Wort und heißt weihen; davon die Consecration, die Weihe.

Conventualen (vom lat. conventus, Versammlung) heißen die sitz- und stimmberechtigten Mitglieder in Klöstern und Instituten mit klösterlicher Verfassung.

Corporationen (vom lat. Worte corpus, Körper), sind zu gewissen bürgerlichen und geistlichen Zwecken vereinte Gesellschaften, wie Orden, Zünfte, die Ritterschaft, geschlossene Gesellschaften.

Corps, franz. Wort, ist so viel als eine Abtheilung Soldaten; ps wird in der Aussprache nicht gehört.

Correctoren, lat. Wort, heißt die Verbesserer, die Erklärung des Wortes in unserer Schrift S. 318, erste Spalte unten, ist dort selbst angegeben.

Cult, lat. Wort, cultus. Unter diesem Worte begreift man die gesammte Gottesverehrung, den Gottesdienst

einer religiösen Gesellschaft. Der christl. Cultus begreift die Gesammtheit der von Christus u. der Kirche angeordneten heil. Handlungen und Symbole, durch welche die innere Religion, d. h. der christl. Glauben und das christl. Leben der Gemeinden und ihrer Glieder, sowie die ganze Kirche äußerlich dargestellt, der christl. Glaube und das christl. Leben fortgeführt und das in Gott und Christus ruhende Leben, d. h. die göttliche Gemeinschaft u. Gnade den Gemeinden und ihren Gliedern vermittelt wird. Das ist zugleich der volle Begriff des katholischen Cultus. In unserer Schrift wird aber auch von einem heidnischen und jüdischen Cultus gesprochen, was also so viel als heidnische und jüdische Religion bezeichnet.

Curator, lat. Wort, heißt ein von der Obrigkeit aufgestellter Verwalter des Vermögens einer Person, welche aus einem besondern Grunde nicht fähig ist, oder nicht für fähig erachtet wird, ihr Vermögen selbst zu verwalten.

Cybele, die Göttin des Ackerbaues und des Städtebaues, genoß besonders in Phrygien hohe Verehrung. Ihr Fest wurde unter tollem und unsittlichem Treiben begangen, u. fand deßhalb vorherrschend beim Pöbel Anklang.

Dämonen bedeutet in den nichtchristl. Religionen bald alle übermenschlichen Wesen, Götter, Genien, Heroen &c., bald gewisse Mittelwesen zwischen den obern Göttern und Menschen. Im Christenthume sind Dämonen die abgefallenen und verworfenen Engel.

Dalmatik, Dalmatika hat den Namen von Dalmatien. Es ist das Oberkleid der Diakonen und Subdiakonen, das bei dem Gottesdienst über der Alba und Stola getragen wird, am Halse fest anschließend, mit kurzen Aermeln und bis an die Kniee reichend.

Decret, abgekürzte Form des lat. Wortes decretum, bezeichnet eine Verfügung und Anordnung.

Decretalen sind Schreiben der Päpste (literae decretales), welche kirchl. Entscheidungen, Vorschriften u. Verordnungen besonders über d. Kirchenzucht enthielten, u. Antworten auf die deßhalb an sie gerichtete Fragen waren.

Decretum Gratiani. Die Sammlung der päpstlichen Decrete von dem Benedictiner Gratianus.

Definition, eigentlich Begrenzung; dann besonders die Angabe der wesentlichen oder Hauptmerkmale eines Dings, durch deren Angabe der Begriff davon in bestimmte Grenzen eingeschlossen (d. h. definirt) wird.

Definitor. Die Definitoren waren in frühern Zeiten die bei den Mönchsorden in den General- u. Provinzialkapiteln gewählten Mönche, welche dem General oder Provinzial bei Aufrechthaltung der Disciplin und allen wichtigen Ordensangelegenheiten beizustehen u. mit ihm oder statt seiner die Visitationen der Klöster zu besorgen hatten.

Denar ist eine röm. Silbermünze von 206 v. Chr. bis Constantin dem Großen, im Werth von 5—6½ Silbergroschen od. 50—65 Pfg. schwankend. Der Golddenar hatte einen Werth von 18—36 Mark oder 9—18 Gulden östr.

Deputation, lat. Wort, bezeichnet eine Abordnung von Niedern an Höhere, oder von Gleichen an Gleiche, um eine Vorstellung, Bitte, Glückwunsch u. dgl. zu überbringen, daher Deputirte so viel als Abgeordnete.

Diadem war eine seidene od. wollene Stirnbinde, schmal nur in der Mitte über der Stirn breiter; die Enden, hinten zusammengeknüpft, fielen auf den Hals. Das Diadem war die königl. Auszeichnung der alten Perserkönige; seit Diokletian bedienten sich desselben die röm. Kaiser. Das Diadem wurde durch die Krone verdrängt.

Dialectik ist ursprünglich die Kunst des Gesprächs vermittelst richtiger Anordnung der Gedanken, u. wurde als Fundament der Rhetorik betrachtet. Später erhielt die Dialectik den Nebenbegriff d. unnützen Spitzfindigkeit, der Verfänglichkeit in Fragen u. Antworten d. Disputirkunst.

Dialog, griech. Wort u. heißt ein Gespräch, Unterredung, Zwiegespräch. Diesen Titel erhielten Schriften, in welchen ein Verfasser zwei oder mehrere Personen über einen gewissen Gegenstand redend einführt u. sich besprechen läßt. Der Inhalt der Dialogen beschäftigte sich hauptsächlich mit Zergliederung, Untersuchung u. Erörterung von Wahrheiten, weil auf diese Weise die Begriffe u. Ansichten bestimmter gegeben und festgesetzt werden konnten.

Dianentempel. Diana war bei den alten Römern die Göttin der Jagd. Der berühmteste Tempel dieser Göttin war zu Ephesus in Kleinasien.

Diction, lat. Wort und ist so viel als Sprach- oder Schreibart.

Diöcese, griech. Wort, bezeichnet den Bezirk, welcher der Kirchenregierung eines Bischofs unterworfen ist. Sprengel oder Bisthum ist soviel als Diöcese.

Disciplin, lat. Wort und heißt Unterweisung, Zucht. Im engern Sinne wird das Wort auf die eigentlichen Kirchendiener angewendet, und bezeichnen den Inbegriff der Regeln und Vorschriften über die Verwaltung der heiligen Handlungen, das Verhalten und die Zucht der Geistlichen, und in noch engerem Sinne versteht man darunter die Zucht der Klöster und geistlichen Orden.

Dispens, Dispensation, lat. Wort, bezeichnet die von der zuständigen, gesetzgebenden Auctorität für einen bestimmten Fall verfügte Befreiung von einem bestehenden Gesetze. Vom Staatsgesetz dispensirt die Staatsgewalt, vom Kirchengesetz die Kirchengewalt, und in letzterer Beziehung wieder von bloßen Diöcesanverordnungen der Bischof, von allgemeinen Kirchengesetzen nur der Papst.

Doge (ital. sprich Dosche, vom lat. Worte Dux), war das höchste Staatsoberhaupt in den ehemal. Republiken Venedig u. Genua, aus den Senatoren gewählt, mit herzoglichem Range und dem Titel Durchlaucht. In beiden Staaten hörte mit der Auflösung derselben durch den Frieden von Campo Formio 1798 diese Würde auf.

Domänen sind der Theil des Staatsvermögens, welcher entweder dem Regenten als solchem gehört, und aus dem er gewöhnlich seinen Haushalt bestreitet, oder der dazu dient, alle Bedürfnisse des Staatshaushaltes und der Hofhaltung zu bestreiten.

Donatisten. Schismatische Partei in Afrika, welche gegen die Wahl des Cäcilian zum Bischof protestirte, weil er nicht rechtmäßig geweiht sei. Häupter der Partei waren Bischof Donatus von casae nigrae (Schwarzhäuser) und Donatus der Große, daher der Name Donatisten. Ihr Irrthum, daß ein von einem Ketzer gespendetes Sacrament ungiltig sei, wurde auf den Kirchenversammlungen zu Arles 314 und zu Mailand 316 verworfen; die Sekte

erlag aber erst im 5. Jahrhundert den Bemühungen des heiligen Augustin und des Kaisers Honorius.

Druiden waren bei den Celten in Gallien und Britannien ein besonderer Stand, dessen Glieder das Amt von Priestern, Lehrern, Zeichendeutern, Aerzten u. Richtern zugleich versahen. Sie lehrten die Seelenwanderung, einstige Umgestaltung der Welt und weissagten aus dem Fluge der Vögel und den Eingeweiden der Opferthiere.

Duumvir. Die Duumvirn waren obrigkeitl. Personen, welche zu je zwei eingesetzt waren. In den Municipalstädten (d. h. denjenigen Städten, die zwar Unterthanen des röm. Reichs waren, aber das Recht hatten, sich einen Stadtrath zu wählen, und städt. Verfügungen zu treffen) verwalteten die Duumviri die Finanzen der Stadt, bestimmten die Personen- und Grundsteuer und zogen diese ein. Siehe den heiligen Hilarion.

Ebioniten, jüdisch-christliche Secte im 1. Jahrhundert, welche behauptete, das Christenthum stehe nicht höher als das Judenthum, und das jüdische Gesetz müsse auch der Christ beobachten. Christus hielten sie für einen bloßen Menschen, und wegen dieser armseligen Ansicht von Christus erhielten sie nach Tertullian den Namen Ebioniten, Armselige.

Edict, lat. Wort, bezeichnet eine Bekanntmachung, Verordnung.

Ekstase ist der höhere Grad der Begeisterung, in dem das Gemüth, dem begeisternden Gegenstande sich ganz hingebend, für äußere Empfindung fast ganz unempfänglich wird. Dieses ist besonders der Fall, wenn die Seele von der tiefsten Andacht ergriffen ist. Daher der Ausdruck eckstatische Bewegungen, Seite 7.

Emir, türk., ist derjenige, der über andere Gewalt hat, etwas zu sagen; es ist ein Ehrennamen der Anführer der Araber, welche sämmtl. unter einem Großemir stehen. Es bedeutet also soviel als Fürst, besonders in dem Sinne, in welchem es S. 805 von Abd-el-Rahman gebraucht wird.

Energisch, griech. Wort, bedeutet stark, kraftvoll.

Engelsburg, großartiges Gebäude in Rom, das Hadrian bei Lebzeiten zu seinem Grabmale errichten ließ. Später wurde es von den Päpsten zur Citadelle umgeschaffen. Engelsburg heißt das Gebäude von einer bronzenen Statue des Erzengels Michael.

Epiphanie, griech. Wort und bedeutet Erscheinung. — Das Epiphanienfest (Dreikönigsfest) wurde als Erinnerungsfest an die Erscheinung und Offenbarung des Herrn bei der Taufe und an die Erscheinung des göttlichen Messias unter der Heidenwelt, welche von drei morgenländischen Weisen vertreten wird, sehr frühe auch von der abendländischen Kirche gefeiert.

Epopöe, griech., bedeutet Heldengedicht.

Eremiten, griech. Wort, in der Wüste, Einöde lebende Einsiedler. Es wird nur eine andere Benennung von Anachoreten. Siehe diesen Artikel.

Erzpriester, oder wie er seit dem 4. Jahrh. bei den Lateinern hieß, Archipresbyter. Diesen Titel führte gewöhnlich der seiner Weihe nach älteste Priester einer bischöflichen Kirche; häufig aber auch nicht der älteste, sondern der tüchtigste unter den Priestern, der vom Bischof zum Archipresbyter gewählt wurde. Die Amtsverrichtung des Archipresbyter bestand vorzüglich darin, daß er, wenn der Bischof krank oder verhindert war, den Gottesdienst abzuhalten hatte.

Eucharistie, griech., heißt Danksagung; daher bedeutet das Wort in der christl. Kirche soviel als das hl. Abendmahl, weil man in der ältesten Zeit vor und nach dem Genusse desselben Lob- und Dankgebete sprach.

Eunuchen, griech., bezeichnet im Orient seit den ältesten Zeiten einen entmannten Sklaven, besonders zur Bedienung und zur Aufsicht über Frauen. Eunuchen erhoben sich oft durch Anhänglichkeit u. Verschmitztheit zu Günstlingen ihrer Herren, u. erhielten, besonders unter den byzantinischen Kaisern, die angesehensten Aemter.

Eusebianer sind Anhänger des Eusebius von Nicomedien. Eusebius war ein Verwandter und Erzieher des Kaisers Julian, Bischof von Berytus, dann von Nicomedien, Vertheidiger des Arius auf dem Concil zu Nicäa, dessen Beschlüssen er sich zuletzt fügte, um seine Stelle zu retten. Er trat 328 n. Chr. an die Spitze der Arianer, die daher Eusebianer hießen; bewirkte die Absetzung des Athanasius und wurde unter Constantius den er 337 taufte, nach Vertreibung des rechtgläubigen Paulus, Patriarch von Constantinopel. Er berief 341 eine Kirchenversammlung nach Antiochien zur Bestätigung des Arianismus, starb aber schon 342.

Eutyches, Archimandrit (d. h. Abt oder Vorsteher) eines Klosters zu Constantinopel, war ein heftiger Gegner des Nestorius, und behauptete, daß alles Menschliche im göttl. Wesen Christi aufgegangen und mit ihm zu einer Natur geworden sei. Er wurde deßhalb bei dem Bischof Flavianus als Apollinarist angeklagt, und als er nicht widerrief, von einer Synode (Kirchenversammlung) zu Constantinopel 448 abgesetzt. Er starb bald darauf.

Exarchat. Das Wort begreift im weiteren Sinne alle Besitzungen des oströmischen Kaisers in Italien nach Vertreibung der Ostgothen durch den byzantinischen Feldherrn Narses 552 n. Chr., also die heutige Romagna und den Küstenstrich von Rimini bis Ancona, die Seegegenden um Genua u. ganz Unteritalien. Das Land stand unter einem Statthalter (Exarchen), der in Ravenna residirte, und diese Stadt mit ihrem Gebiete die jetzige Romagna machte das Exarchat im engern Sinne aus.

Exil, latein. Wort, ist so viel als Verbannung, Landesverweisung.

Exorcist. Die Exorcisten gehörten zu den vier niedern Stufen (ordines minores) geweihter Personen u. waren Kirchendiener in der alten christl. Kirche, deren zuerst Epiphanius Erwähnung thut. Sie beschworen die bösen Geister, von denen Menschen besessen waren, durch Gebet, Kreuzzeichen, später durch eigene Beschwörungsformeln, führten auch die Aufsicht über die Energumenen (Besessenen) und hatten in den Versammlungen ihren Platz in der Nähe. Vor dem 4. Jahrhundert verrichteten das Geschäft die Diakonen.

Fanatismus (vom lat. fanum), ist die meist in Bekehrungssucht hervortretende religiöse Schwärmerei derer, die nicht klaren Vorstellungen, Begriffen und Gründen, sondern dunkeln Gefühlen folgen.

Fasces, lat. Wort, bezeichnet Bündel von Stäben,

als Zeichen der Gewalt geißeln zu lassen, aus deren Mitte ein Beil als Zeichen der Gewalt über Leben und Tod hervorragte. Die Fasces wurden von den Liktoren den Königen, zur Zeit der röm. Republik den vornehmsten Magistratspersonen auf den Schultern vorgetragen.

Fortuna, lat. Wort, war bei den Römern die Glücksgöttin, bei den Griechen Tyche genannt. Sie war nach dem Glauben der Heiden Spenderin guter und böser Schicksale und besonders Aufseherin der Städte, und wurde allgemein verehrt. Sie wurde dargestellt auf einem Rade od. einer Kugel stehend mit verbund. Augen.

Fratricelli waren Schwärmer, die sich aus dem Franziskanerorden erhoben, von der Kirche abfielen u. aus ihrer eigenen Mitte sich Päpste und Bischöfe wählten. 1317 vom Papste als Ketzer verdammt, trieben sie dennoch später viel Unfug. Sie verschwanden i. 15. Jahrh.

Fundationsurkunden sind die über die Gründung eines Klosters ꝛc. ausgestellten Urkunden.

Gallo-Romanen hießen diejenigen Bewohner Galliens, welche aus der Vermischung der alten Bewohner dieses Landes mit ihren Eroberern u. Bezwingern, den alten Römern entstanden waren, ehe Gallien unter die vollständige Herrschaft der Franken gekommen war.

General, lat. generalis, heißt allgemein; Generalabsolution i. d. Spendung eines vollkommenen Ablasses für Sterbende. Generalbeicht ein Sündenbekenntniß ü. d. Sünden d. ganzen Lebens. General heißt auch d. Obere eines ganzen Mönchsordens, z. B. Franziskanergeneral.

Gladiatoren, lat. Wort (von gladius Schwert), waren b. d. alten Römern diej. Männer, welche bei Leichenbegängnissen, dann zur Belustigung des Volkes bei verschiedenen Religionsfeierlichkeiten u. Festen, später selbst bei Gastmälern auf Kosten des Staats od. reicher Privatleute auf Leben und Tod kämpften. Anfangs waren es Gefangene, Sklaven oder verurtheilte Verbrecher, dann später Freigeborene, und sogar Vornehme (ja Kaiser und Frauen). Sie wurden v. besonderen Lehrern i. besondern vom Staat oder von reichen Privatleuten unterhaltenen Schulen bei genau beobachteter Diät unterrichtet.

Gnosis bed. im guten Sinne eine tiefere Erkenntniß der geoffenbarten Wahrheit. Die falsche Gnosis aber, wovon hier die Rede ist, stellte sich in Gegensatz zur Offenbarungswahrheit und bildete sich ein eigenes System aus einzelnen Anschauungen der heidnischen Philosophie und der ältern Religionen. Die Anhänger dieser falschen Gnosis hießen Gnostiker.

Großlogothet, griech. Wort, soviel als Großkanzler. Der Logothet ist bei den byzantin. Kaisern derjenige, der Rechnungen abnimmt und Rechnungen führt und also soviel als Kanzler. Der Großlogothet fertigte die kaiserlichen Urkunden aus, unterzeichnete und verwahrte sie.

Guardian (guardianus-custus, Aufseher von guardia) ist der Vorsteher, Aufseher eines Convents — eines Hauses — der Franziskaner (Minoriten) und ebenso der Capuziner, da diese ein Zweig des Franziskanerordens sind und die Regel des heil. Franziskus befolgen.

Häresiarch ist das Haupt einer Ketzerpartei.

Häresie, griech. Wort, bezeichnet Ketzerei.

Häretiker sind so viel als Ketzer.

Hausmaier, auch Palastmaier, Hofmaier Major domus, Präfectus palatio s. aulae — war bei den Franken ursprünglich der Erste des königl. Geleites und der Verwalter der königl. Domänen; seit 561 aber Befehlshaber im Kriege und Aufseher der königl. Schatzkammer. Diese Würde wurde späterhin erblich, und dadurch so mächtig, daß die Besitzer desselben nach u. nach alle Regierungsgeschäfte an sich rissen u. die Könige blos noch den Namen hatten, bis zuletzt Pipin zum Herrscher der ganzen fränkischen Monarchie erhoben wurde.

Henotikon, griech. Wort. Es bezeichnet das Vereinigungsedikt des Kaisers Zeno v. J. 482 in den Streitigkeiten über die menschl. und göttliche Natur in Christo.

Herkules war, wie die Sage des Alterthums erzählt, Sohn des Jupiters, des obersten der Götter bei Griechen und Römern. Er hat mächtige Thaten auf der Erde verrichtet, die Menschen von unzähligen Ungeheuern befreit, und die 12 von ihm vollbrachten Arbeiten sind zu bekannt, als daß man sie weiter anführen sollte. Die furchtbarsten Straßenräuber, mordgierige Könige, d. wildesten Thiere jeder Art fielen durch seine Keule, nnd er stand bei allem Volke, soweit griechische und später röm. Macht reichte, in höchster Achtung und Verehrung. Er war bei diesen Völkern der Held, welcher bei den Juden Simson war. Nach seinem Tode ward er den Göttern beigezählt und es wurde bei seinem Namen geschworen.

Hierarchie, griech. Wort, deutsch: heilige Herrschaft. Im engern Sinne wird darunter die heil. Ordnung der Gewalten in dem Reiche Gottes auf Erden verstanden, welche an die Mitglieder des Priesterthums so vertheilt sind, daß jeder seinen ihm angewiesenen Wirkungskreis hat, und kein Niederer in den des Obern einzugreifen vermag. Denn auch die Kirche mußte, als aus einer Gemeinschaft von Menschen bestehend, gleich den menschl. Reichen eine geordnete Verfassung erhalten. Diese Verfassung ist ihr von Gott gegeben und es beruht dieselbe auf dem an den Apostel Petrus verliehenen Primate u. den mit ihm verbundenen drei Ordnungen der Bischöfe, Presbyter und Diakonen. Diese haben in Gemeinschaft und Unterordnung zu Petrus, welcher in seinen Nachfolgern den röm. Bischöfen fortlebt, von Gott die drei Vollmachten des Lehramts, des Priesterthums u. der Regierung (Jurisdiction) erhalten, vermöge welcher sie das christl. Volk auf dem Wege durch das christl. Leben zu der himml. Herrschaft mit Christus hinzuleiten haben.

Hieronymiten, ein Mönchsorden, der durch Vereinigung mehrerer Einsiedlercongregationen entstand. Weil sie d. hl. Hieronymus, der auch eine Zeit lang Einsiedler gewesen war, bes. verehrten, hießen sie Hieronymiten.

Homilien, griech. Wort, bezeichnet eine Unterredung mit Jemanden oder Mehreren. Seit Origenes wird die Homilie besonders für kirchl. Vorträge gebraucht. Sie ist eine populäre Erklärung der heil. Schrift, verbunden mit praktischen Nutzanwendungen auf die Zuhörer. Sie war die älteste Predigtweise, nach welcher der Vorsteher einer Gemeinde den biblischen Text vorlas, ihn erklärte und die Nutzanwendung auf die Zuhörer machte.

Hugenotten. Der Name ist eigentlich ein Spottname der Reformirten in Frankreich. dessen Ursprung ver-

schieden erzählt wird. Nach den Einen rührte er von Hugo Capet her, welcher nach der Sage durch die Straßen von Tours, dem damaligen Mittelpunkt der Reformirten, als Gespenst zog. Da die Calvinisten nur zur Nachtzeit sich zu versammeln wagten, so sollen ihnen die Katholiken den Namen Hugenotten gegeben haben. Nach Andern stammt der Name Hugenotten aus Genf, wo der Name der dort früher herrschenden Partei der Eidgenossen (Eidgenot's, zum Andenken an den Gründer derselben Besançon Hugues in Hugonossen (Hugenots) verändert worden sei, und von wo aus man denselben auf die Protestanten Frankreichs übergetragen habe.

Human, lat. Wort und bedeutet menschlich im Gegensatz von roh, brutal (thierisch), dann menschenfreundlich, von anständigem, feinem Betragen.

Humanistische Studien, lat. Wörter, bezeichnen die eifrige Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften, besonders zur Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache, deren Kenntniß als Vorbereitung zu diesen Wissenschaften vorausgesetzt wird. Deßhalb heißen auch die schönen Wissenschaften Humaniora.

Humiliatenorden ist ein Orden, der i. J. 1134 von mehreren ital. Adeligen gestiftet wurde, die Kaiser Lothar II. als Gefangene nach Deutschland geschickt und auf ihre Bitten wieder entlassen hatte, mit den Worten, er sehe, daß sie gedemüthigt (humiliati) wären. Die Humiliaten führten ein gemeinsames Leben und trieben Handarbeit.

Hymnen (religiöse, kirchliche), griech. Wort, bedeutet Lobgesang zur Ehre Gottes oder eines Heiligen.

Jakobiten. So heißen seit der Mitte des 6. Jahrhunderts die zu einer kirchlichen Gemeinschaft verbundenen monophysitischen Christen in Syrien, Mesopotamien und Babylonien, deren Zahl gegenwärtig 40,000 Familien beträgt, von ihrem Patriarchen Jakob Baradai im 6. Jahrhundert.

Insel, auch Inful u. Mitra genannt ist eine in zwei hohe sich oben zuspitzende Theile ausgehende Mütze zur Bedeckung des Hauptes, an deren Hinterseite zwei breite Bänder über den Nacken herabhängen, und deren sich die Bischöfe bei feierlichen Gottesdiensten bedienen.

In partibus infidelium heißt soviel als im Gebiete oder im Lande der Ungläubigen. Ein episcopus in partibus infidelium ist ein Bischof, dessen Sprengel im Gebiete der Ungläubigen liegt, darin er also keine Amtsverrichtung ausüben kann. So wurde (S. 20) der selige Johannes von Ribeira vom Papste zum Patriarchen von Antiochien in partibus infidelium ernannt. Antiochien gehörte aber den Türken.

Inquisition, ein geistl. Gericht zur Ausmittlung und Niederhaltung von Häresien. Als im 12. Jahrh. die Irrlehre der Albigenser alle kirchl. und staatl. Ordnung zu untergraben drohte, verordnete Papst Innocenz III., daß jeder Bischof in jeder Pfarrei einige Männer auswähle, um jenen Umtrieben nachzuspüren und ihm darüber Bericht zu erstatten. Diese Einrichtung hieß Inquisition. Die Strafen, welche der weltliche Arm über die Schuldigen verhängte, waren schwer, sind aber auf Rechnung jener derben Zeit, nicht der Kirche zuzuschreiben. Sodann muß man die kirchl. Inquisition nicht mit der span. Staatsinquisition verwechseln, welche mehr polit. Zwecke verfolgte. Der Vorstand der Inquisition hieß Großinquisitor. Die angebl. Grausamkeiten der Inquisition schrumpfen, beim Licht der Geschichte besehen, bedeutend zusammen, und man muß, um nicht ungerecht zu sein, jenes Institut im Geiste jener Zeit auffassen u. nicht unsere Anschauungen auf sie übertragen.

Investitur, lat., Einkleidung, Einweisung, Einführung in ein erlangtes Amt unter bestimmten Feierlichkeiten durch die zuständige höhere Behörde. Die Investitur der Bischöfe durch d. Kaiser war ein Mißbrauch, der den Investiturstreit herbeiführte, bis endlich 1122 durch das Wormser Concordat der Kirche das unbestreitbare Recht der Investitur ihrer Bischöfe und Aebte zurückgegeben wurde.

Job ist Abkürzung statt Hiob. In der griechischen Uebersetzung des alten Testaments heißt die Schrift Job.

Jupiter war der Hauptschutzgott vom alten Rom und dem ganzen römischen Reiche. In seinem Tempel begann und endete jede Staatshandlung mit Opfer. Als Hauptkennzeichen (Attribut) hält er einen Blitzstrahl und es trägt ihn sein Adler. Sein Wohnsitz ist der Olymp. Seine Verehrung war in Griechenland und im römischen Reiche allgemein verbreitet.

Jurisdiction, lat. Wort, drückt Gerichtsbarkeit aus, und wenn es die Kirche betrifft, ist es geistl. Gerichtsbarkeit. Es bezeichnet des Recht der Kirche, über die ihr Angehörigen und über Rechtsverhältnisse, die sich in ihrem innern Leben ergeben und unter ihre Gesichtspunkte, Gesetze und Vorschriften fallen, ihr eigenes freies Richteramt zu üben, indem sie die betreffenden Personen vor ihre Justiz fordert, die einzelnen Fälle untersucht und entscheidet und nöthigenfalls die Entscheidungen vollstreckt.

Katakomben, griech. Wort, bezeichnet unterirdische Grabstätten in Aegypten, Kleinasien, Rom u. s. w. Die ältern Katakomben in Italien sind ganz unregelmäßig sich durchkreuzende in Tuff, Sand od. Puzzollan gegrabene in mehreren Stockwerken übereinander liegende Gänge, wahrscheinlich aus verlassenen Sand- oder Tuffgruben entstanden, wohin die Christen die Leichname d. Martyrer retteten, und dann die Ihrigen um der Nähe der Heiligen willen daselbst begruben. Die christl. Gräber in den Katakomben selbst sind verschieden angebracht; gewöhnlich sind es länglich viereckige Oeffnungen, längs der schmalen Gänge in den Tuff rc. gehauen, mit steinernen Tafeln geschlossen, worauf Zeichen, Bildwerke oder Schriften angebracht waren; oder größere Grabkammern u. geräumige Bogengräber, die man ausschließlich für Martyrergräber gehalten hat. Hier wurden in den frühesten Jahrhunderten d. Gedächtnistage der Marthyrer gefeiert, auch Gottesdienst gehalten, u. der Sarkophag (steinernes Behältnis für Särge) des Heiligen wurde der Altar, auf welchem das heilige Meßopfer dargebracht wurde.

Katecheten waren in der früheren Zeit diejenigen Geistlichen, welche den Katechumenen die Religionslehre erklärten und sie zur Taufe vorbereiteten; jetzt sind es diejenigen, welche Kinder und die reifere Jugend in der Religion unterrichten.

Katechumenen, griech. Wort, bezeichnet in der ältern Zeit diejenigen, welche zum Christenthume übertreten

wollten, während der Zeit in der man sie unterrichtete und prüfte. Sie wohnten dem Theile des Gottesdienstes bei, wo die Epistel und das Evangelium vorgelesen wurde (Katechumenenmesse), mußten sich aber entfernen, wenn das Gebet und das Abendmahl begann. Die Dauer des Katechumenats war unbestimmt. Die Kirchenversammlung zu Elvira bestimmte zwei Jahre, die apostolischen Constitutionen drei Jahre.

Katharer, griech. Wort. Die christl. Secten des Abendlandes, welche den Dualismus (d. h. die Annahme von zwei Urwesen, einem guten und einem bösen) der Manichäer lehrten, das A.T., die Kindertaufe, Ehe, Fasten, Eide, Todesstrafen und den Genuß der Fleischspeisen verwarfen und gegen alle Ceremonien eiferten. Wegen ihrer Anmaßung, sich selbst im Gegensatz zu den Rechtgläubigen die Reinen zu nennen, gab man ihnen spottweise den Namen Katharer, d. i. Reine.

Knauf oder **Kapitäl** nennt man den obersten verzierten Theil einer Säule.

Kreuzzüge waren die seit dem Ende des 11. Jahrhunderts von den christlichen Völkern Europas zur Eroberung Palästinas oder des gelobten Landes unternommenen Heerzüge, so genannt von den meist rothen Kreuzen, das die Kreuzfahrer von Tuch, Seide u. s. w. auf der rechten Seite trugen.

Laura, griech. Wort, bezeichnet ursprünglich eine mit Häusern besetzte Straße. In der morgenl. Kirche war es eine Art Kloster, aus einer Anzahl einzelner kleiner enger Zellen in Wüsten bestehend, deren Bewohner schon Glieder eines Klosters gewesen sein u. sich durch Frömmigkeit auszeichnen mußten. Die erste Laura befand sich am todten Meere, nachher Laura von Pharan genannt, deren Gründer der hl. Charito gewesen zu sein scheint, eine zweite stiftete er bei Jericho u. in der Wüste von Thecue.

Lector nennt man jeden niedern Geistlichen, dessen Geschäft es ursprünglich war, die Lektionen (Lesestücke, Abschnitte aus dem alten und neuen Testamente) in der Kirche vorzulesen.

Legaten. Die Legaten sind in kirchlicher Beziehung die vom Papste zu verschiedenen Zwecken nach einzelnen Punkten des kirchl. Gebietes abgeordneten Gesandten.

Lehen oder Lehn, lat. Feudum, daher Feudalherrschaft) ist im Allgemeinen ein Besitzthum, welches Einem unter gewissen Bedingungen u. Beschränkungen durch vorbehaltene Rechte d. Verleihers zum Eigenthum übertragen ist. Die ältere Kriegsverfassung war Veranlassung zur Entwicklung des Lehenwesens. Die meisten Eroberungen geschahen durch die Edeln mit ihrem Dienstgefolge; um nun die Kriegsleute zu belohnen und ein Verhältnis zu begründen, welches fortwährende Theilnahme an den Kriegen versprach, wurde jenen besonders bei den Franken ein Theil des eroberten Landes zum Gebrauch unter der Bedingung überlassen, daß sie Heeresfolge zu leisten hätten. In der Folge wurden diese Lehen erblich; die mächtigern Lehensträger unterdrückten die schwächeren, vermehrten ihr Gebiet und ihre Macht und wurden sogar, besonders in Frankreich, ihrem Lehensherrn, dem Könige, furchtbar. Man lese nur die Geschichte des heil. Ludwigs Seite 783 nach.

Lictoren, lat. Wort, waren schon von dem röm. Könige Romulus angestellte Diener der Obrigkeit, deren Geschäfte waren, früher vor den Königen, dann z. Zeit der Republik vor den höhern Magistratspersonen in größerer oder geringerer Zahl einzeln hinter einander mit den Fasces auf den Schultern herzugehen, jenen Platz vor dem Volke durch Zurufe zu schaffen und dasselbe an Ehrfurchtsbezeugungen zu erinnern, ferner die Befehle der Magistrate zu vollstrecken, Verbrecher zu binden, mit den Fasces zu züchtigen u. zu enthaupten.

Ligue (sprich Lihk, — vom span. Liga, ital. Ligua) heißt Bündniß, Vereinigung von Personen im Staate zu einem gewissen Vorhaben. Seite 363 (die gottselige Maria v. d. Menschwerdung) ist hauptsächlich von der heil. Ligue die Rede, welche von der guisischen (kathol.) Partei zur Unterdrückung der bourbonischen (hugenottischen) Partei 1576 in Frankreich unter Heinrich III. geschlossen wurde, weil er den Hugenotten freie Religionsübung und 8 feste Plätze im Reiche eingeräumt hatte. Herzog Heinrich von Guise war das Oberhaupt dieses Bundes. Die Ermordung desselben beraubte den Bund zwar scheinbar seines Oberhauptes, allein Guise's Bruder der Herzog von Mayenne stellte sich an die Spitze, und ein engerer Bund trat 1585 gegen Heinrich III. ins Leben. Heinrich III. wurde vor Paris ermordet und der Krieg dauerte fort, bis Heinrich IV. 1593 die kathol. Religion annahm, und sich die Ligue, nach dem der Papst 1595 den Bann gegen Heinrich IV. aufgehoben hatte, durch den allmähligen Uebertritt ihrer Glieder zur königl. Partei nach und nach auflöste.

Litanei, griech. Wort, hat eine mehrfache Bedeutung; es bedeutet ein inbrünstiges Bittgebet, eine Bittandacht, Bittgänge, eine an einem Bußtage angestellte Prozession. Sodann versteht man darunter jene Art von Wechselgebet, in welchem der Vorbeter die Personen, an welche die Bitte gerichtet ist, auch den Inhalt der Bitte, wie den Beweggrund zur Gebetserhöhung namhaft macht, die Gemeinde aber in kurzen öfters wiederkehrenden Responsorien mit der Bitte selbst antwortet, was sodann mit einem od. mehreren Gebeten geschlossen wird.

Liturgie, griech. Wort und heißt Kirchendienst. Das Wort bezeichnet also die Art, wie gottesdienstl. Handlungen, besonders die heil. Messe — weßhalb diese auch Liturgie im engern Sinne genannt wird — verrichtet werden. Die Bücher, welche bei Verrichtung gottesdienstl. Handlungen von den Liturgen gebraucht werden, heißen Liturgien oder Sacramentarien.

Lombarden sind die Bewohner von Oberitalien in dem heutigen Lombardisch-Venetianischen Königreich. Der Name ist zusammengezogen aus Longobarden, denn so hieß die Nation, die unter ihrem Könige Albion (561—575) in Verbindung mit 20,000 Sachsen Oberitalien eroberte und ein Königreich daselbst gründete, dem Karl der Große ein Ende machte.

Macedonius u. die Macedonianer. Macedonius wurde 341 mit Hilfe des Kaisers Constantius von der Arianischen Partei zum Bischof von Constantinopel, gegenüber dem katholischen Bischof Paulus gewählt und wurde mit Basilius von Ancyra einer der Haupt-

führer der Semiarianer. Diese legten zwar dem Sohne das Prädikat Gott und gottähnliches Wesen bei, leugneten aber die Gottheit des heiliges Geistes. Davon bekamen sie auch den Namen Pneumatomachen (d. h. Bekämpfer des heiligen Geistes). Sie betrachteten denselben als Creatur (Geschöpf).

Magie ist die im Alterthume besonders den Priestern beigelegte höhere Weisheit und Naturerkenntniß mit dem Vermögen, übermenschliche Dinge zu bewirken. Sie wurde ausgeübt bei den Indiern durch die Brahmanen; dann in China; ferner durch die chaldäischen Priester; auch bei den Hebräern war d. Glaube an Magie; in Aegypten fand sich d. Magie bei d. Priesterkaste. Von Aegypten und Indien kam sie zu den Griechen; und zu den späteren Juden (Kabbala). Mit der griechischen Philosophie ging die Magie auf die Araber über und wurde ebenso im christlichen Mittelalter cultivirt.

Magier sind Mitglieder der Priesterkaste bei den Persern. Ursprünglich ein medischer Stamm, dem d. Erhaltung der wissenschaftl. Kenntnisse und die Ausübung der heil. Gebräuche überlassen war. Auch beschäftigten sie sich mit Magie, wodurch sie blindes Zutrauen d. Volkes, großes Ansehen und Einfluß auf die Regierung erhielten.

Makel, lat. Wort, entstanden aus macula, was auf deutsch Flecken, Schandflecken, Fehler heißt.

Mameluken (vom arab. Memalik Sklave) sind die aus den Gegenden des Kaukasus herstammenden Sklaven in Aegypten, die sich von bloßen Hausbeamten ihrer Herren zu den höchsten Staatsämtern emporschwangen und seit dem 13. Jahrh. fast die polit. Rolle wie in der Türkei die Janitscharen spielten. Nedschem Eddin der Sultan in Aegypten hatte nämlich 12,000 circasische Sklaven gekauft, sie in allen körperlichen Uebungen unterrichten lassen, zu seiner Leibwache erhoben und mit Ehrenstellen überhäuft. Unter dessen Sohn Moadham 1250 wuchs ihre Macht so, daß sie nach dessen Ermordung den Thronfolger bestimmten. Von dieser Zeit an war ihr Einfluß auf die Thronbesetzung begründet.

Manichäer sind Anhänger des Manes, eines Ketzers des 3. Jahrh. Seine Lehre stammte zum Theil aus der persischen Religion. Er nahm nicht nur einen Geist des Lichts (Gott) und einen Geist der Finsterniß (Teufel), sondern auch eine doppelte Seele des Menschen eine gute und eine böse an. Er verdammte alle Propheten, verbot die Ehe, das Almosengeben, die Reliquienverehrung, leugnete die Menschwerdung und das wirkliche Leiden Jesu, und neigte sich zur Lehre der Seelenwanderung. Um sich Anhänger unter den Christen zu verschaffen, wendete er seine Lehre auf ihre heil. Schriften an, indem er sie besonders in der Lehre vom Teufel nach der heiligen Schrift erklärte, sich selbst aber für den Paraklet (d. h. Helfer, heiliger Geist) ausgab.

Manipeln, lat. Wort und heißt wörtlich Handvoll; dann bezeichnet es bei dem alten römischen Heere eine Truppenabtheilung, den dritten Theil einer Cohorte. Bei den Leichtbewaffneten betrug der Manipel 120, bei den Schwerbewaffneten 60 Mann.

Marcion, Irrlehrer — ein Mann von großen Talenten und reichem Wissen, war aus Sinope gebürtig. Von seinem Vater dem dortigen Bischofe wegen Schwächung einer gottgeweihten Jungfrau aus der Kirchengemeinschaft gestoßen, begab er sich 142 nach Rom. Als ihm dort die Wiederaufnahme in die Kirche versagt wurde, schloß er sich an den Ketzer Cerdo an, der eine gnostische Secte daselbst bildete. Seine Lehre ist für den Laien schwer verständlich. Die Marcioniten waren zahlreich in Aegypten, Palästina, Syrien 2c. hatten eigene Gemeinden, Lehrer und Bischöfe und hielten sich bis ins 5. Jahrh. unter mancherlei Verfolgungen.

Marnas war der Gott der Gazäer in Palästina.

Mars war bei den Römern der Gott des Krieges, und wurde von diesem Volke vorzüglich verehrt, weil nach der Sage Romulus u. Remus, die Gründer Roms, Söhne d. Mars u. einer vestalischen Jungfrau gewesen sein sollen.

Martyrologien, griech. Wort — sind die für den kirchl. Gebrauch abgefaßten Verzeichnisse der hl. Martyrer, nach der Folge der Monatstage eingerichtet. Anfangs war bei jedem Tage nur der Name des Martyrers angegeben, dessen Gedächtniß begangen wurde. Es war aber natürlich, daß sich dem Namen bald das Leben des Martyrers betreffende Bemerkungen anschlossen und auch andere Heilige, die nicht den Martyrertod erduldeten, zuerst die Bekenner, dann die Bischöfe 2c. in dem Martyrologium Aufnahme fanden.

Masora ist hebräisch u. h. Ueberlieferung, sodann die Schrifterklärung der Rabbiner der jüdischen Schule zu Tiberias, welche deshalb auch Masorethen heißen.

Matutin, vom lat. Wort matutinum — Morgenzeit, durch Abkürzung Mette, ein Theil der kirchl. Tagzeiten.

Maximen, (ein lat. Wort) sind Grundsätze des eigenen Handelns nach freier Willensbestimmung. Gewöhnlich kommt der Ausdruck — Grundsätze, Lebensgrundsätze — in dieser Schrift vor.

Meletianisches Schisma. (Siehe das Leben des heil. Petrus von Alexandrien) Meletius war Metropolit von Lycopolis in Thebais im Anfang des 4. Jahrh.; er behauptete, daß die Lapsi (die Abgefallenen) nur nach langer, strenger Buße wieder in die Kirche aufgenommen werden dürfen. Da der Patriarch Petrus von Alexandrien in einem Hirtenbriefe i. J. 306 mildere Grundsätze aufstellte, und mehr die innere Gesinnung als die äußere That berücksichtigte, so durchreiste Meletius, der 1. im Range nach Petrus während dessen Abwesenheit den Kirchensprengel desselben u. excommunicirte u. ordinirte nach Willkür. Vergebens gewarnt, wurde er v. Petrus excommunicirt, u. bildete nun mit seinen Anhängern, die die reine Kirche zu bilden vorgaben, ein Schisma (Trennung), welche bis ins 5. Jahrh. dauerte.

Menologie, griech. Wort, heißt wörtl. Monatsregister, u. weil in diesem bei den Griechen die in der morgenl. Kirche verehrten Heiligen und Martyrer verzeichnet waren, so bedeutet Menologie s. v. a. Martyrologie.

Merkur ward von Griechen und Römern als Gott der Kaufleute, der Diebe 2c., deßhalb als Gott der List und aller Werke des prakt. Verstandes, der Redekünste, der Erfindung des Verkehrs 2c. verehrt. Deßhalb hielten die Bewohner von Lystra (uns. Schr. Seite 543) den heil. Paulus für den Merkur, weil er das Wort führte.

Metropolit, griech. Wort, bezeichnet in der ältesten christlichen Kirche den Bischof der Hauptstadt; dann später soviel als Erzbischof.

Mission ist ein lat. Wort und bezeichnet wörtlich die Sendung; dann bezeichnet es die zur Verbreitung des Christenthums unter nichtchristliche Völker gemachte Aussendung christlicher Lehrer.

Monophysiten nennt man diej. Ketzerpartei, welche die Beschlüsse des Conciliums zu Chalcedon 451, gegen Eutyches und seine Anhänger, daß nämlich in Christo 2 Naturen unvermischt u. ungetrennt, aber zu Einer Person vereinigt seien, als Nestorianischen Irrthum verwarf, und nur Eine Natur, die göttl. menschl. in Christo annahm. Besonders breitete sich d. Lehre der Monophysiten in Aegypten, Syrien u. Mesopotamien aus, und wurde zum Theil v. d. Arabern begünstigt. Sie sind besonders in diesen Ländern u. d. Namen Jacobiten u. Melchiten (Rechtgläubige) bekannt.

Monotheleten, griech. Wort. — Es ist eine ketzerische Partei im 7. Jahrhunderte, welche nur einen Willen in Christo annahm.

Montanus, Montanisten, Montanus, Ketzer des 2. Jahrh. aus Pepuza in Phrygien gebürtig, setzte sich durch seine strenge Lebensart in hohes Ansehen, legte sich die Gabe der Weissagung bei und behauptete, den Paraklet empfangen zu haben, kraft dessen er das, was Christus unvollendet gelassen, ausführen solle. Selbst unwissend, verwarf er alle Gelehrsamkeit und lehrte: da das alte Testament die Zeit der Kindheit gewesen, so hätten Christus und die Apostel die Menschen nur zur jugendlichen Größe erziehen können und sie daher um der Schwachheit des Fleischeswillen schonen müssen; durch ihn (Montanus) und seine Gehilfen solle die christl. Tugend in ihrem vollen Glanze hergestellt werden. Er empfahl deßhalb fleißiges Fasten, verbot die 2. Ehe, forderte die strengste Kirchenzucht und die unbedingteste Standhaftigkeit bei Verfolgungen. Er fand einen großen Anhang selbst unter gelehrten Männern, wurde aber kräftig von Apollinaris aus Hieropolis u. a. widerlegt. Seine Anhänger, Montanisten genannt, erhielten sich bis ins 4. Jahrhundert, dann verschwanden sie allmählig.

Mystik. Mystiker hießen bei den Alten die in Mysterien (Geheimnisse) Eingeweihten. Dieses ist der Grundbegriff. Mystik ist ein Schauen und Erkennen unter Vermittlung eines höhern Lichtes und ein Wirken und Thun unter Vermittlung einer höhern Freiheit. Man kann sie auch die Erkenntniß und Offenbarung solcher Dinge, die an sich verborgen sind, also vor Allen die Erkenntniß und Offenbarung der göttl. Geheimnisse nennen. Männer mit solcher Erkenntniß begabt, sind Mystiker. Die Mystiker des Mittelalters waren, mit Ausnahme mehrerer der griech. Kirche, durchaus prakt. Theologen und ohne Uebertreibung u. Ueberspanntheit. Unter die vornehmsten myst. Theologen u. Asketiker der lat. Kirche d. Zeit gehören Bernhard v. Clairvaux, Gerson, Tauler, Heinrich Suso, Eckard, Heinrich v. Nördlingen, Thomas à Kempis u. a., besonders war es auch ihre anziehende Schreibart, welche der Trockenheit des scholastischen Stils gegenüber ihnen Anhang gewann.

Mythe ist ein griech. Wort und heißt erdichtete Erzählung, Fabel. Die Mythologie d. i. Götterlehre, oder die erdichteten Erzählungen von den griechischen und römischen Göttern.

Nationalconcil, wie es Heinrich II. 1065 zu Dortmund in Westphalen veranstalte, ist eine Kirchenversammlung, zu welcher die Erzbischöfe, Bischöfe ꝛc. einer Nation zusammenberufen wurden.

Neophyten, griech. Wort, heißen die Neubekehrten, die als Erwachsene aus dem Juden- und Heidenthume eben erst in die christl. Kirche aufgenommen worden sind.

Nestorius. Nestorianer, Ketzerpartei der morgenländischen Kirche seit dem 5. Jahrh., so genannt nach ihrem angesehensten Führer Nestorius, Patriarch v. Constantinopel. Ueber seine Lehre, deren Verdammung ꝛc. lese man nach Seite 345 2. Spalte unserer Schrift.

Novatianus. Novatianer. Er war Presbyter um 252, der nach dem Tode des Papstes Fabian sich gegen Cornelius des röm. Stuhles bemächtigt hatte. Seine große Strenge gegen die Abgefallenen, die er aus der Kirchengemeinschaft ausschloß, bildete eine besondere Partei, die Novatianer, welche behaupteten, daß eine Kirche, welche solche Sünder, wie die Abgefallenen, wieder aufnehme, unmöglich die wahre Kirche sein, den hl. Geist haben und die Sakramente kräftig austheilen könne. Sie erkannten daher keinen von ihrer Gegenpartei ordinirten Bischof an. Die Durchführung dieser strengen Kirchenzucht war unmöglich, und da die Novatianer überdieß noch die Strafen der Todsünden auch auf andere Uebertretungen ausdehnten und die 2. Ehe verboten, so wurden sie auf dem Concil zu Carthago verdammt, und Cornelius als rechtmäßiger Papst anerkannt.

Nuntius heißt Bote. Ein päpstlicher Nuntius ist ein entweder bleibend bestellter (in Wien und München) oder bei besonderen Anläßen mit besonderen Vollmachten abgeschickter päpstlicher Gesandter.

Oblate. Ueber die Congregation der Oblaten des hl. Ambrosius lese man nach Seite 1024, 2. Spalte.

Oblaten — Oblati — lat. Wort (dargebrachte) sind entweder Kinder, welche schon in ihrer frühen Jugend v. d. Eltern dem Kloster gewidmet wurden, oder Erwachsene, welche sich und all ihr Hab u. Gut dem Kloster hingaben, und entweder wirkliche Mönche oder Laienbrüder wurden. Eine dritte Gattung von Oblaten schenkten ihre Güter unter der Bedingung dem Kloster, daß man sie, sobald sie es verlangten, in d. Kloster aufnehme. Eine vierte Art gab sich selbst, ihre Familie, alle ihre Leibeigenen, Nachkommen u. Güter zu Dienern u. Knechten hin und nahm Theil an allen klösterl. Andachten u. Werken.

Oblationen (vom lat. Wort offerre, darbringen) nannte man in der Kirchensprache die freiwilligen Gott geweihten Gaben, welche die Gläubigen zur Bestreitung der Kirchenbedürfnisse, zum Unterhalt der an der Kirche angestellten Priester und zur Unterstützung der Armen, theils in Naturalien, theils in Geldbeträgen leisteten.

Octave bedeutet in der kirchl. Sprachweise die durch acht Tage fortgesetzte Feier gewisser Feste des Kirchenjahres, jedoch wird der Gottesdienst unter der Octave nicht so feierlich gehalten, als am Feste selbst, nur der

achte Tag, welcher vorzugsweise Octave heißt, ist feierlich. Das Wort ist lat. und heißt octava sc. dies der achte Tag. Dergleichen Feste sind das Weihnachts-, Epiphanien-, Oster-, Himmelfahrts-, Pfingst-, Frohnleichnams- und Kirchweihfest.

Oekumenisches Concilium, das erste Wort heißt allgemein: das zweite bedeutet Kirchenversammlung.

Official, lat. Wort bezeichnete Anfangs überhaupt einen Beamten, dem ein höherer Kirchenoberer einen Theil seiner Amtsgeschäfte übertragen hatte. Eine eigenthümliche Bedeutung erhielt das Wort, als die Bischöfe sich besondere Stellvertreter, genannt Offiziales od. Vicarii episcoporum erwählten, welche in bestimmten Distrikten ihrer Sprengel die niedere Gerichtsbarkeit ausübten.

Offiziell, lat. Wort, amtlich, aus Pflicht, pflichtgemäß. Ein offizielles Heidenthum (Seite 603) kann also kein anderes sein, als die damals noch bestehende heidnische Staatsreligion.

Oligarchie, griech. Wort und bedeutet die Herrschaft weniger Familien, oder Personen in einem Staate, welche die höchste Gewalt in demselben widerrechtlich an sich gerissen haben.

Orakel, (lat. Oraculum) war in den mythischen Religionen des Alterthums der Ort, wo Götteraussprüche gegeben wurden; dann bezeichnete es d. Götteraussprüche selbst. Im Alterthum pflegte man nämlich nie etwas Bedeutendes z. unternehmen, ohne vorher ein Orakel gehört zu haben. Diese Orakelsprüche wurden gewöhnlich in Versen gegeben und ihre Fassung war häufig zweideutig, damit der Gott nicht Lügen gestraft würde. Am berühmtesten war das Orakel des Apollo zu Delphi.

Oratorium, lat. Wort, ist soviel als Bethaus.

Ordens-General, siehe General.

Orient, vom lat. Wort oriens aufgehend, nämlich die Sonne. Das Land, wo d. Sonne aufgeht, i. d. Orient od. das Morgenland, womit man gewöhnl. Asien bezeichnete.

Orpheus war nach der griech. Mythologie ein weissagender Barde und Gottversöhner. Nach der Sage zog sein Gesang zur siebensaitigen Leier Felsen und Bäume nach sich, zähmte d. wild. Thiere, Ungewitter u. Stürme.

Pädagog, griech. Wort, bezeichnet einen Lehrer und Erzieher d. Jugend. Pädagogik ist also die Erziehungslehre, und pädagogische Gewohnheiten sind die Art und Weise wie e. Lehrer seine ihm untergebene Jugend erzieht.

Palastmaier, siehe Hausmaier.

Pallium, lat. Wort, ist eine weißwollene mit Kreuzen durchwirkte Binde, welche einen Bestandtheil der Pontificalkleidung des Papstes bildet, und von diesem den Erzbischöfen auf deren Ansuchen als ein Zeichen ihres Antheils an den Primatialrechten verliehen wird. Die gegenwärtige Gestalt besteht darin, daß die Binde ringförmig die Schultern umgibt und von ihr 2 Bänder, vorn und hinten, herabhängen, von den 4 eingewirkten oder aufgestickten Kreuzen, mit welchen sie versehen ist, befinden sich je zwei auf diesen Bändern.

Pantheismus, griech. Wort, bedeutet die Ansicht, nach welcher man die Welt, oder das All der Dinge für Gott selbst hält.

Pastoral. — Ist der Inbegriff aller jener Lehren, Regeln und Grundsätze, welche darauf abzielen, gute hilfseifrige und treue Seelsorger zu bilden.

Patene, ein lat. Wort. Es bezeichnet einen aus edlem oder unedlem Metalle verfertigten, vergoldeten kleinen Teller, auf welchem bei der heil. Messe das Opferbrod dargebracht und die Theile der consecrirten Hostie nach dem Zerbrechen niedergelegt werden.

Pedant, lat. Wort, bezeichnet einen Menschen, der allzugeflissentlich sich an eine Regel hält, die nur in einem bestimmten Kreise und unter gewissen Bedingungen anwendbar ist, die er gleichwohl im geselligen Leben auch dann befolgt, wo andere und höhere Rücksichten dadurch vernachlässigt werden. Es gibt Pedanten, die gewissen für ihr Wirken gut erkannten u. liebgewonnenen Formen u. Handlungsweisen einen so hohen Wert beilegen, daß sie auch Alles, womit sie im Leben in Beziehung kommen, darnach abschätzen, und es so leiten, daß es jenen angepaßt wird, ohne zu erwägen, ob es auch Nutzen bringt.

Pelagianismus. Die Lehre des Ketzers Pelagius, eines Mönches a. England od. Schottland im 5. Jahrh. Er lehrte es, es sei nicht blos möglich, daß d. Mensch in diesem Leben ohne Sünde sein könne, sondern stellte auch die Behauptung auf, daß der Mensch nicht durch die Gnade Gottes in Jesu Christo, sondern durch die Kraft seines eigenen freien Willens d. Seligkeit erlangen könne. Diese verderbl. Lehre wurde durch die afrikanischen Concilien verdammt, und Pelagius von den Päpsten Innocenz, Zosimuß und Cölestinus in d. Bann gethan u. vom Kaiser Honorius nebst seinen Anhängern vertrieben.

Pharisäer, vom hebr. Worte Pharasch, der Fromme, Abgesonderte — waren eine religiös-politische Secte. Sie nahmen neben den Büchern des A. T. auch mündl. Ueberlieferungen als bindend an, beobachteten mit ängstl. Sorgfalt d. äußerl. Religionspflichten, Fasten, Gebete, Waschungen, Zehnten, Almosen; legten überhaupt auf die äußere That sehr großes Gewicht, während oft die rechte Gesinnung fehlte. Ihre prunkende Frömmigkeit u. Heuchelei wurde von Jesus Christus oft scharf getadelt. Sie hatten großen Einfluß auf das Volk u. standen auf dessen Seite d. Königen u. fremden Eroberern gegenüber.

Pönitentiar. Mit dem Institut (Einrichtung) der öffentlichen Büßungen hängt wesentlich das der Bußpriester (poenitentiarii) zusammen. An den bischöflichen Kirchen wurde ein eigener Priester eingesetzt, welcher dem Sünder, der sich schwerer Sünden schuldig gemacht hatte, nach abgelegter Beicht den Grad der Buße und deren Dauer vorschrieb, auch das was öffentlich bekannt werden sollte, bestimmte, das Betragen des Büßenden überwachte und den Zeitpunkt seiner Zulassung zur Reconciliation, d. i. Versöhnung mit der Kirche, angab.

Politik ist d. Staatswissenschaft u. Staatskunst, d. i. die Kunst, einen Staat gut zu verwalten, u. diej., welche diese Kunst verstehen, nennt m. Staatsmänner (Politiker).

Polytheismus, griech. Wort, ist der Glaube an eine Mehrheit von Göttern, im Gegensatz von Monotheismus, dem Glauben an einen Gott.

Pontifikat, lat. Wort (von Pontifex, Benennung des Priester zu den Römerzeiten). Es bezeichnet also die Würde des Papstes.

Pontifikalkleidung ist die priesterliche Amtstracht, besonders der Bischöfe, daher der Ausdruck: in pontificalibus.

Postulanten, lat. Wort, und heißt: die Fordernden, Verlangenden (nämlich als Novizen in einen Orden aufgenommen zu werden).

Präfect, Stadtpräfect war unter den Kaisern der oberste Staatsbeamte einer Stadt, für deren Ruhe und Ordnung er zu sorgen hatte.

Präfectus prätorio war der Befehlshaber der Prätorianer. Diese Prätorianer bildeten unter den Kaisern deren Leibwache.

Praxeas, Christ zu Ende des 2. Jahrhunderts, behauptete, Gott Vater, Sohn und heil. Geist seien nur Eine Person. Er gehörte also zu den Antitrinitariern, d. h. denjenigen, welche die Dreieinigkeit leugneten.

Praxis, griech. Wort, s. v. a. Ausübung, That.

Primas wird derjenige Erzbischof genannt, der als der erste eines bestimmten Landes über die andern in der geistl. Gerichtsbarkeit einen Vorrang hat. Dieser besteht in der Weihung der übrigen Erzbischöfe und Bischöfe, in d. Berufung v. Kirchenversammlungen, in verschiedenen Ehrenvorzügen z. B. b. Krönung ein. Königs u.s.w.

Prior. Priorat. In den Klöstern, welchen ein Abt vorsteht, ist der nach dem Abte nächste Vorgesetzte der Prior, und sein Amt und seine Würde ist das Priorat. Priorat bezeichnet aber auch den Theil des Stifts- oder Klostergebäudes, den der Prior bewohnt.

Priscillian, span. Häretiker des 4. Jahrh., welcher gnostisch-manichäische Ansichten hatte. 380 wurde er excommunicirt, und 385 wegen grober Unsittlichkeiten und Hartnäckigkeit auf Befehl des Kaisers Maximus zu Trier hingerichtet.

Proconsul war zur Zeit der röm. Republik derjenige Staatsdiener, welcher nach Ablauf seines Consulats Statthalter in einer der röm. Provinzen wurde. Die Benennung Proconsul dauerte auch unt. d. Kaisern fort; daher auch e. Provinz od. Landschaft, die von einem Proconsul verwaltet wurde, proconsularische Provinz hieß. Die Benennung Proconsul, Consul, Prätor, Statthalter, Landpfleger, Landvogt wechselt in unsern Legenden sehr häufig mit einander ab, u. bedeutet immer ein u. dasselbe.

Profeß, lat. Wort und heißt Bekenntniß. Ordensprofeß heißt die feierliche Ablegung der durch die Ordensregel vorgeschriebenen Gelübde.

Protector, lat. Wort und heißt Beschützer. Jeder große kathol. Hof hat einen der Cardinäle zum besondern Vertreter der kirchl. Interessen seines Landes (Cardinalis protector nationis); deshalb berücksichtigt der Papst wohl auch die Wünsche einzelner kathol. Monarchen, welche ihm bisweilen einen Erzbischof oder Bischof ihres Landes zu dieser Würde empfehlen.

Protonotarius apostolicus ist ein vom päpstlichen Stuhle ernannter Notar. Der Beisatz Protos (ein griech. Wort — der erste) ist ein Ehrentitel, der nur in den apostol. Kanzleiregeln vorkommt; in den Bullen aber u. andern Rescripten gewöhnlich Notarius apostolicus heißt. Diese Notare haben die Aufgabe die Lebensgeschichte d. Päpste abzufassen, die Verhandlungen zu protocolliren, über Rechtshandlungen d. freiwilligen Gerichtsbarkeit öffentlich beglaubigte Urkunden aufzunehmen rc.

Provinzial, Ordensprovinzial. Die Orden sind in Provinzen abgetheilt, z. B. deutsche Provinz, österreichische Provinz. Die Provinzial ist der Vorsteher aller Klöster der Ordensprovinz, und zugleich der unmittelbare Vorstand seines Klosters.

Provinzialsynoden sind Kirchenversammlungen einzelner Provinzen oder Distrikte.

Quästor, lat. Wort, abgekürzt aus Quäsitor der Untersucher — war ein Amt bei den alten Römern in verschiedener Bedeutung, je nachdem ein Zusatz dazu kam. Es bezeichnet vorzüglich die seit 149 v. Chr. angestellten Richter in d. stehenden Gerichten, die a. d. Judex quaestionis (d. Vorstand d. Gerichts) einigen andern Beisitzern (Assessoren), Secretären, Boten und Frohnen bestanden.

Quinze-Vingts (sprich Kängswäng) ist eine kgl. Blindenanstalt zu Paris, welche 1260 von dem heil. Ludwig IX. für 300 Blinde gestiftet wurde. Dieses Hospital verpflegt seine Blinden und zahlt 300 derselben noch baar Geld; unterstützt 300 andere, jeden mit 150 Franken jährlich. Alle Blinden Frankreichs finden hier, wenn sie es wünschen, Aufnahme.

Reaction, lat. Wort und bedeutet Gegenbewegung, Gegendruck, Gegenwirkung.

Referendär, lat. Wort, heißt Berichterstatter. So heißen in den päpstl. Canzleien diejenigen, welche den Inhalt d. Bittschriften mit ihrem Gutachten vortragen.

Regulirte, (Chorherren) nennt man diejenigen, Geistlichen, welche nach einer bestimmten geistlichen Regel zu leben durch ein feierliches od. einfaches Gelübde sich verpflichtet haben, also unter bestimmten Obern einer Congregation, einem Orden rc. angehören. Daher regulirte Geistliche, regulirte Chorherren, im Gegensatze von weltlichen Geistlichen und Chorherren.

Religiosen, lat. Wort, sind Ordensgeistliche, (im Gegensatz von Weltpriestern) die sich einer bestimmten Ordensregel unterzogen haben und nach derselben gemeinschaftlich mit ihren Ordensgenossen leben.

Repräsentant, lat. Wort, bezeichnet einen Abgesandten, der die Person dessen, der ihn schickt, vertritt.

Revidiren, lat. Wort, heißt aufs Neue durchsehen und verbessern.

Revolution, lat. Wort u. heißt Umwälzung, welche v. mächt. Erschütterungen aller Verhältnisse begleitet ist. Es gibt Erdrevolutionen, welche durch furchtb. Naturereignisse, z. B. Erdbeben, Ueberschwemmungen, furchtbare Orkane, Andrang des v. Stürmen aufgeregten Meeres d. Gestalt d. Erde verändern; sodann Revolutionen einer Staatsverfassung, die gewöhnlich von den Völkern herbeigeführt werden; ferner wissenschaftl. Revolutionen, die im Gebiete d. Wissenschaft durch neue Entdeckungen zur Umwälzung bestehender Systeme und Begriffe führen.

Rhetorik, griech. Wort, soviel als Redekunst.

Ripuarische Franken, Ripuarier ist der gemeinschaftliche Name der Franken, die auf beiden Seiten des Rheins, von den Ardennen abwärts auf dem Ostufer des Rheins bis über die Ruhr, und auf dem Westufer bis zu der Maas wohnten.

Ritus, lat. Wort, bezeichnet den hergebrachten Gebrauch; dann bes. bei Sachen d. Religion, d. Art u. Weise, wie bei d. einzelnen relig. Handlungen verfahren wird.

Sabellianismus ist die Irrlehre d. Sabellius, welcher um 240 zu Pentapolis in Afrika geboren, christl. Lehrer zu Ptolemais war. Er stellte das Dogma auf: die Trinität bezeichne nur eine dreifache Aeußerung Gottes in Hinsicht auf das dreifache Verhältniß Gottes zu der Welt, weshalb unter der Lehre vom Vater, Sohn und hl. Geist nur eine Lehre von einer dreifachen Kraftäußerung Gottes zu verstehen sei. Dyonysius v. Alexandrien widerlegte ihn, und Sabellius wurde auf einer Provincialsynode zu Alexandrien als Ketzer verdammt.

Sacramentarien. Sacramentarium ist ein Schrift, welche die Anweisung für Vollziehung der Sacramente enthält. Siehe Liturgie.

Sacristan auch Thesaurarius genannt, war in früherer Zeit derj. Geistliche, welcher den Ornat, die heil. Gefäße, und andere gottesdienstl. Geräthe aufzubewahren, überhaupt für die Erhaltung der Paramente (d. h. der kirchl. Kleider) Sorge zu tragen, den baulichen Stand der Kirchengebäude ꝛc. zu überwachen und für die Ausrichtung der gottesdienstlichen Handlungen die nöthigen Vorkehrungen zu treffen hatte.

Sadducäer, hebr. Wort und bedeutet die Gerechten. Sie waren eine jüd. Secte, und leugneten alle Satzungen und Traditionen, so daß sie bloß das schriftl. Gesetz als religiös gesetzl. Norm betrachteten; sie leugneten das Dasein der Engel und Geister überhaupt und behaupteten, daß die Seele mit d. menschl. Leibe sterbe, und weder Belohnung noch Bestrafung nach dem Tode zu erwarten habe; sie leugneten die Vorsehung, und leiteten Alles von den freien Handlungen der Menschen ab.

Sanctioniren, lat. Wort, bezeichnet ein Gesetz heilig und unverletzlich machen, bestätigen, bekräftigen, etwas festsetzen, anordnen, zum Gesetz machen.

Schisma, griech. Wort, und bedeutet in unserm Buche jedesmal Kirchenspaltung oder Aufhebung der äußern kirchl. Einheit, und wer eine solche veranlaßt oder einer solchen anhängt, heißt Schismatiker. Wenn aber die innere Einheit im Glauben und in der Lehre verletzt wird, so heißt die Aufhebung der Einheit Häresis (Ketzerei).

Seminarium, lat. Wort und heißt Pflanzschule. Es bezeichnet eine Bildungsanstalt, in welcher Zöglinge für den Priesterberuf unterrichtet und erzogen werden.

Seraphischer Orden ꝛc. ist soviel als Franziskaner-Orden, denn der Stifter dieses Ordens Franziskus von Asissi erhielt wegen seiner brennenden Liebe zu Gott den Zunamen Seraphicus.

Serapis ist eine dunkle aber in späterer Zeit berühmt gewordene Gottheit der Egyptier.

Simonie ist der kirchenräuberische Erwerb geistl. Gaben und Güter um Dahingabe zeitlichen Vortheils oder Gewinns und umgekehrt. Die Benennung stammt von dem Zauberer Simon, der von d. Aposteln um Geld die Ertheilung des hl. Geistes erkaufen wollte. Seite 525

Slaven waren Heiden, theilten sich in 3 Hauptvölker und wohnten seit dem 3. Jahrh. nach Chr. jenseits der Karpathen von Lüneburg über Meklenburg, Pommern, Brandenburg, Sachsen, die Lausitz, Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen, Rußland bis an die Ostsee.

Sophisten, griech. Wort, bezeichnet ursprünglich einen Jeden, der im Besitz einer besonderen Geschicklichkeit oder Kunst ist. Sodann ging die Benennung später bei den Griechen vorzugsweise auf diejenigen über, die herumziehend für Geld die Kunst zu denken und zu sprechen lehrten. Sie verstanden es für oder gegen eine Sache zu sprechen und bewiesen dadurch gerade ihre Charakterlosigkeit. Diese Redekünstler wurden aber verachtet, und mit dem Worte der Begriff des Großprahlers, Aufschneiders, Wortspielers und Betrügers verbunden. Solche Redekünstler waren es hauptsächlich, welche in den 1. Jahrh. des Christenthums dasselbe wiewohl ohne Erfolg zu bekämpfen suchten.

Suffraganbischof. Suffragan heißt im weiteren Sinne jedes stimmberechtigte Mitglied eines Collegiums. In der Kirchensprache heißt Suffraganbischof derj. Bischof, der über eine Diözese gesetzt ist, und diese nicht bloß wie etwa der auf einen zur Zeit unzugänglichen Sitz in partibus infidelium angewiesene Bischof, sondern in der Wirklichkeit besitzt, also jeder wirkliche Diöcesanbischof, welcher daher auch als solcher auf allen Concilien ein entscheidendes Stimmrecht hat, zugleich aber unter der Aufsicht eines Erzbischofes und in dessen Metropolitanverbande steht, im Gegensatze von einem exemten (d. i. von dieser Abhängigkeit befreiten) Bischofe.

Synedrium, griech. Wort und heißt Zusammensitzen, die Sitzung der Gerichte. Dann ist es soviel als Sanhedrin, d. i. das Obergericht zu Jerusalem welches die höchste Gewalt besonders in Religionsangelegenheiten hatte.

Synode, griech. Wort, soviel wie Concilium und Kirchenversammlung. Diöcesansynode ist eine Kirchenversammlung, die sich nur auf eine Diöcese erstreckt, und in welcher der Bischof den Vorsitz führt; National- und Provinzialsynode ist die Kirchenversammlung, auf welcher die hohe Geistlichkeit einer Nation oder Provinz versammelt ist, und auf welcher der Metropolit oder Erzbischof und zugleich Primas der Provinz den Vorsitz hat; die General- oder allgemeine Synode ist die Kirchenversammlung, auf welcher die Gesammtkirche durch ihre Bischöfe vertreten ist, und auf welcher der Papst oder dessen Stellvertreter den Vorsitz führt.

Tabernakel, lat. Wort, bezeichnet den Behälter, in welchem man das Verabile (d. hochw. Gut) aufbewahrt.

Theatiner ist eine von Gactano de Thiene, einem vornehmen Venetianer mit J. P. Caraffa, Bischof von Theate (nachmals Papst Paul II.), im Jahre 1522 gestifteter Mönchsorden.

Theodotus der Gerber (Fullo) in Byzanz trat gegen 200 n. Ch. mit der Lehre auf, Christus sei ein bloßer Mensch, wenn auch von übernatürlicher Geburt, dabei aber wirklich der verheißene Messias. Er wurde von dem heiligen Papst Victor aus der Kirchengemeinschaft gestoßen (s. S. 680).

Theodotus der Wechsler (Trapezia) war ein Schüler des vorigen, scheint die Lehre seines Meisters näher begründet zu haben, wenigstens hat er sie darin modificirt,

daß er den Sohn Gottes als unpersönliche Kraft in höherem Maße in Melchisedech wohnend dachte als in Christus, weil jener der Vermittler zwischen Gott und den Engeln, Christus nur der Vermittler zwischen Gott und den Menschen sei. Dadurch war er der Stifter der Melchisedechianer.

Thermen Constantins. Thermen ist ein griech. Wort und ist s. v. a. warme Bäder. Die Thermen Constantins, bei dem jetzigen Palaste Mazarini, waren von Constantin dem Großen erbaut.

Tiare. Tiara ist ursprünglich die nationale Kopfbedeckung der Orientalen, besonders der Perser. Die päpstl. Tiara ist eine mit 3 Kronen geschmückte Mitra.

Toga war Nationalkleid der Römer in der Stadt, und bestand aus einem großen Stücke Tuch, das so angezogen wurde, daß man von den obern Zipfeln den einen über die linke Schulter nach vorn nahm und den obern Rand über den Rücken zog, den andern Zipfel aber unter dem rechten Arm durchzog, so daß der Arm frei blieb, und dann über die linke Schulter warf.

Tonsur, lat. Wort, bezeichnet die Abschneidung der Haare in bestimmter Form zur Ab- und Auszeichnung der Geistlichen oder der Mönche.

Tradition, deutsch: Ueberlieferung — bezeichnet in kirchl. Beziehung die christl. Religionslehren, die wenn sie auch nicht in der Bibel ausdrücklich enthalten sind, sich doch durch mündliche Ueberlieferung in der Kirche erhalten und fortgepflanzt haben. Der wesentliche Charakter der Tradition beruht darauf, daß die Träger derselben nicht Bücher und Schriften, sondern Personen, d. h. die Apostel und ihre rechtmäßigen Nachfolger, die Bischöfe der Kirche Christi sind.

Tunik — lat. Wort Tunica — war das Unterkleid der Römer, welches auf dem bloßen Leibe unter der Toga von Allen ohne Ausnahme getragen wurde. Die Tunica reichte bei den Männern bis an die Kniee, war eng, und wurde mit einem Gürtel unter der Brust zusammengehalten; die der Weiber war länger und weiter.

Usurpator, lat. Wort. Es bezeichnet denjenigen, der sich ohne eine förmliche Abtretungsurkunde des frühern rechtmäßigen Herrschers durch Gewalt der Waffen widerrechtlich in irgend einem Lande zum Herrscher und Fürsten aufwirft.

Valentinus, (siehe unsere Schrift Seite 591) war ein Gnostiker (siehe den Artikel Gnosis) im 2. Jahrh.

Vandalen. Die Vandalen waren ein deutsches Volk, welches im nördl. Theile des Riesengebirges und in der Lausitz wohnte. Die Völkerwanderung veranlaßte dieselben ihre Sitze in Panonien zu verlassen. Sie zogen 406 unter Godogisel, und dessen Nachfolger Gundarich verheerend durch Gallien nach Spanien und gründeten dort im Süden v. Castilien ein Vandalenreich, Vandalusia, woraus später Andalusien wurde. 428 wurde Genserich, Gundarichs Nachfolger, von dem röm. Statthalter Bonifacius nach Afrika eingeladen. Er folgte dem Rufe und gründete 439 das Vandalenreich in Afrika mit der Hauptstadt Karthago. Er war es, der 455 Rom 10 Tage lang plünderte und 477 starb. Der König und seine Nachfolger waren mit dem gesammten Volke Arianer. (Seite 635).

Vatican ist ein päpstl. Palast, der an die Peterskirche stößt; er ist die eigentliche Residenz der Päpste, wo das Conclave gehalten wird. Wegen seiner ungesunden Luft jedoch ist er außer jener Zeit unbewohnt.

Venus, wurde bei den Griechen und Römern als Göttin der Liebe verehrt. Ihre Verehrung war weithin verbreitet, und ihr wurden, wie den übrigen Göttern Tempel und Bildsäulen errichtet. Eine solche Bildsäule der Venus oder Venusstatue ließ der Kaiser Hadrian an dem Orte errichten, wo unser Erlöser gestorben war. Die heilige Helena, Mutter des Kaisers Constantin des Großen ließ diese Orte, die durch Götzenbilder entweiht worden waren, reinigen und auf's prächtigste schmücken. Siehe Seite 754.

Vesper, vom lat. Wort vespera der Abend — kirchliche Tagzeit.

Via appia — lat. Die Appische Straße, welche ins südliche und südöstl. Italien führt, ist die früheste, schönste und dauerhafteste jetzt noch größtentheils vorhandene Straße, und wurde von dem röm. Censor Appius Claudius Caecus 312 v. Chr. erbaut.

Vicarius apostolicus — Vicarius ist ein lat. Wort und entspricht dem deutschen: Stellvertreter. Vicarii apostolici nannte man in den ältesten Zeiten die Bischöfe, welche der Papst in verschiedenen Gegenden damit beauftragte, an seiner Statt gewisse Jurisdictionsrechte auszuüben und ihm über die Verwaltung derselben von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten. Dadurch, daß der Nachfolger eines solchen Bischofs stets denselben Auftrag erhielt, wurde dieses apostol. Vicariat mit bestimmten Bischofssitzen verbunden. Diese ständigen Vicare verloren sich jedoch wieder bis zum 8. Jahrhundert. Erst vom 11. Jahrh. an wurden wieder mehrere Erzbischöfe ,nämlich die von Salzburg, von Mainz, von Trier und Hamburg-Bremen zu päpstlichen Vicaren mit mehr oder minder ausgedehnten Vollmachten ernannt. Dermalen bestehen apostolische Vicare fast nur in solchen Ländern und Provinzen, wo entweder bischöfliche Sitze noch gar nicht vorhanden sind, oder wo durch lange Erledigung des bischöflichen Stuhls die Nachfolge unterbrochen ist.

Vision, lat. Wort und entspricht d. deutschen Worte Gesicht oder Erscheinung, welche Entzückten und Begeisterten (Inspirirten) zu Theil wird.

Volkstribunen waren in der Zeit der römischen Republik Vertreter des Volks, und wirkliche obrigkeitliche Personen. Ihre Wahl war 492 v. Chr. vom Volke gegen die Gewaltthätigkeiten d. Adelsgeschlechter erzwungen worden. Wer sie beleidigte, den traf Todesstrafe. Später wurde ihre Gewalt sehr ausgebreitet, und zuletzt mißbraucht, und den Adelsgeschlechtern und dem Senate verkäuflich.

Woiwod (Wojewode poln.) ist soviel als Heerführer. Es war in früherer Zeit der Titel d. jetzigen Hospodare der Moldau und Walachei, und der Statthalter der einzelnen Provinzen, welche Woiwodschaften hießen.

1. Januar.

Die Beschneidung Christi.

Gott befahl Abraham die Beschneidung, damit sie das Siegel des Bundes sei, den er mit diesem Patriarchen geschlossen, ein Zeichen zur Unterscheidung seiner Nachkommen von den übrigen Völkern der Erde und ein Unterpfand der Verheißungen, die in seiner Person allen treuen Beobachtern der Gebote des Herrn gegeben worden.

Durch die Beschneidung gehörte man dem auserwählten Volke an, wurde zum Dienste Gottes eingeweiht und verpflichtete sich feierlich, die von dem Herrn geoffenbarten Wahrheiten zu glauben und den Vorschriften des von ihm gegebenen Sittengesetzes gemäß zu leben.

Da das Gesetz der Beschneidung bis zur Verkündigung des Evangeliums Geltung hatte, so ziemte es sich, daß sich der Gottmensch, der unter dem Gesetze geboren wurde und auf die Erde kam, um uns die Gebote Gottes halten zu lehren, demselben unterwarf, und so alle Gerechtigkeit erfüllte. Bei seiner Beschneidung erhielt er den Namen **Jesus**, wie ihn schon der Engel genannt hatte, noch ehe er im Mutterleibe empfangen war.

Der heilige Fulgentius,

Bischof von Ruspa in Afrika, Kirchenlehrer. Jahr 468

Fulgentius stammte aus einer angesehenen Familie, welche in dem Senate von Carthago eine hervorragende Stelle eingenommen, aber seit dem Einfalle der Vandalen in Afrika viel von ihrem alten Glanze verloren hatte. Sein Vater Claudius, den man widerrechtlich seines Hauses in Carthago beraubt hatte, um es den arianischen Priestern zu geben, ließ sich in Telepte, einer beträchtlichen Stadt der Provinz Byzazene, nieder, und hier wurde im Jahre 468, ungefähr 30 Jahre nach der Loßreißung Afrikas von dem römischen Reiche durch die Vandalen, unser Heiliger geboren. Seine Mutter Marianne, welche frühzeitig Witwe wurde, ließ es sich angelegen sein, sein Herz nach den erhabenen Grundsätzen der christlichen Frömmigkeit

zu bilden; die Bildung seines Geistes anvertraute sie geschickten Lehrern, welche ihn im Griechischen, Lateinischen und in den übrigen Zweigen der Wissenschaft unterrichteten.

Unerachtet des Fleißes aber, mit welchem Fulgentius dem Studium oblag, unterließ er doch nicht, sich auch mit seinen häuslichen Geschäften zu befassen, um seiner Mutter, die mit solchen außerordentlich überladen war, Erleichterung zu verschaffen. Und gerade hiebei entwickelten sich seine glücklichen Anlagen. Eine ungemeine Klugheit, von der er bei jeder Gelegenheit Beweise gab, ein tugendhafter Wandel, eine bewunderungswürdige Sanftmut gegen alle, die mit ihm zu thun hatten, und namentlich eine kindliche Ehrfurcht vor seiner Mutter, ohne deren Befehl oder Rat er nie etwas unternahm, machten, daß er von allen, die ihn kannten, geliebt und bewundert wurde. Ein so hohes Verdienst konnte nicht lange verborgen bleiben. Man wählte ihn zum Prokurator oder Ober-Steuereinnehmer der Provinz Byzazene; aber er war kaum mit dieser Stelle bekleidet, als ihm die Welt verleidete. Mit Recht bestürzt über die Gefahren, die ihm in der Welt drohten, stärkte er seine Seele durch fromme Lesungen, anhaltendes Gebet, strenges Fasten und häufigen Besuch der Klöster. Das Lesen einer Rede des hl. Augustin über die Eitelkeit der Welt und die Kürze des Lebens zerriß endlich vollends die Bande, die ihn an die Welt knüpften und flößten ihm das Verlangen ein, sich dem Mönchsleben zu widmen. Hunerich, König der Vandalen, der von der arianischen Ketzerei angesteckt war, hatte die Mehrzahl der katholischen Bischöfe von ihren Sitzen verjagt. Einer von ihnen, Faustus, hatte in der Provinz Byzazene ein Kloster erbaut, und an ihn wandte sich Fulgentius behufs der Ausführung seines Vorhabens mit der Bitte, ihn unter die Zahl seiner Schüler aufzunehmen.

Da die Verfolgung sich aufs Neue entzündet hatte, ward Faustus zur Flucht genötigt, und Fulgentius zog sich auf dessen Rat in ein benachbartes Kloster zurück. Der Abt des letzteren, Felix, fühlte den ganzen Wert dieser Erwerbung und wollte dem Fulgentius die Leitung der Gemeinde übertragen. Von den Gefahren eines so wichtigen Amtes erschreckt, weigerte sich der Heilige es anzunehmen, und nach langem Zusprechen brachte man es doch dahin, daß er sich entschloß, die Verwaltung mit Felix zu teilen. Nichts ist bewunderungswürdiger, als die Eintracht, mit der diese beiden Heiligen sechs Jahre lang das Kloster regierten. Es herrschte nie ein Zwiespalt unter ihnen; jeder studierte den Willen eines andern, um sich darnach zu richten. Felix besorgte das Zeitliche und Fulgentius den Unterricht. Der Friede, den die beiden Aebte genossen, wurde einige Zeit nachher durch einen Einfall der Numidier, welche das Land verheerten, gestört. Sie sahen sich gezwungen, ihr Kloster zu verlassen und flüchteten sich nach Sicca-Veneria, einer Stadt der proconsularischen Provinz Afrikas. Ein arianischer Priester der Nachbarschaft, welcher vernommen hatte, daß sie die Gleichwesentlichkeit des Wortes lehrten, ließ sie verhaften und verurteilte sie zu grausamen Schlägen. Als nun die Henker Fulgentius ergriffen hatten, rief ihnen Felix zu: „Schonet meinen Bruder, dem es seine leibliche Schwäche unmöglich macht, diese Marter zu ertragen. Kehret euren Zorn gegen mich, der ich gesund und stark bin.“ Hierauf befahl ihnen der Priester, mit Felix zu beginnen, der die Schläge eben so freudig als geduldig empfing. Nach diesem aber fiel man dennoch und mit unerhörter Grausamkeit über Fulgentius her. An Kräften erschöpft und nahe daran, der Heftigkeit der Schmerzen zu erliegen, rief dieser, daß er dem Priester etwas zu sagen habe. Seine Absicht war, sich dadurch einige Augenblicke Ruhe zu verschaffen. Der Priester, der nicht daran zweifelte, daß Fulgentius jetzt seinen Glauben abschwören wolle, befahl den Henkern, aufzuhören, wurde aber alsbald enttäuscht, und sich schämend, daß es scheinen möge, er habe seine Grausamkeit vergessen, geriet er in neue Wut und befahl, die Marter zu verdoppeln. Mit dieser Barbarei nicht zufrieden, ließ er den beiden von Wunden bedeckten Bekennern den Bart und das Haar scheeren, dann sie schmählich entblößen und schickte sie endlich in einem erschrecklichen Zustand hinweg. Dieses grausame und schändliche Verfahren entrüstete sogar die Arianer und ihr Bischof bot dem Fulgentius an, den Priester zu be-

Des heiligen Fulgentius Gefangennehmung.

strafen, wenn er es verlangte. Der Heilige antwortete, dem Christen sei die Rache verboten, und was sie beide betreffe, so würden sie weder die Frucht ihrer Geduld, noch den Ruhm, für Jesus Christus Schmach erduldet zu haben, verlieren. Um sich künftig vor der Wuth der Ketzer zu sichern, zogen sich die beiden Aebte nach Ididi, an die Grenzen von Mauretanien zurück.

Von dem Verlangen nach höherer Vollkommenheit getrieben, schiffte sich Fulgentius nach Alexandrien ein, um die Wüsten Aegyptens zu besuchen, die durch die Heiligkeit der alten Einsiedler, welche sie bewohnt hatten, berühmt geworden. Als das Schiff in Sicilien gelandet hatte, brachte ihn der Bischof Eulalius von Syracus, der die ganze Zeit, welche ihm die Verrichtungen seines bischöflichen Amtes übrig ließen, in Gesellschaft der Mönche zubrachte, von dieser Reise ab, indem er ihm sagte, daß das Land, wohin er zu gehen gedenke, durch ein treuloses Schisma von der Gemeinde Petri getrennt sei, und beifügte, daß man daselbst, da das ganze Land mit Ketzern angefüllt sei, wenn man dort wohne, entweder mit ihnen in Gemeinschaft treten oder der Sakramente entbehren müsse. Fulgentius entschloß sich daher, in Sicilien zu bleiben; obwohl er sehr wenig zu seinem Unterhalte empfing, fand er doch noch Mittel, die Armen zu unterstützen und Gastfreundschaft zu üben. Von Bewunderung erfüllt, warf sich Eulalius seinen geringen Eifer in Ausübung der Tugenden vor und stellte sich nachher immer das schöne Vorbild des hl. Fulgentius vor Augen.

Statt seiner Reise nach Aegypten machte der hl. Bekenner eine solche nach Rom, um das Grab der Apostel zu besuchen. Als er einmal über den — Palma aurea genannten Platz ging, sah er Theodorich. König von Italien, auf einem herrlich geschmückten Throne sitzend, von dem Senate und dem glänzendsten Hofe umgeben, da Rom nichts gespart hatte, um diesen Fürsten mit der größten Pracht zu empfangen. Beim Anblicke dieses Schauspiels rief Fulgentius aus: „O! wenn das irdische Rom so schön ist, wie schön muß erst das himmlische Jerusalem sein! Wenn Gott in diesem vergänglichen Leben die Freunde der Eitelkeit mit solchem Glanz umgiebt, was für eine Ehre, was für eine Herrlichkeit, was für eine Seligkeit wird er seinen Heiligen im Himmel bereiten!" Dies geschah um's Ende des Jahres 500, als Theodorich seinen ersten Einzug in Rom hielt.

Bald darauf kehrte Fulgentius nach Afrika zurück, wo er mit unglaublicher Freude empfangen wurde. Er baute in Byzazene ein Kloster, das bald mit sehr vielen frommen Mönchen bevölkert wurde. Da die Würde eines Obern seiner Demut nicht entsprach, faßte er den Vorsatz, derselben zu entsagen und zog sich in ein kleines, am Meeresufer gelegenes Kloster zurück. Hier teilte er seine Zeit zwischen dem Lesen, dem Gebet und den Uebungen der Abtötung, und beschäftigte sich auch damit, Matten und Sonnenschirme aus Palmblättern zu fertigen. Aber er genoß die Annehmlichkeit der Einsamkeit nicht lange; er ward entdeckt und der Bischof Faustus, sein Vorgesetzter, befahl ihm, den Ort seiner Zurückgezogenheit zu verlassen und die Leitung seines Klosters wieder zu übernehmen.

Infolge eines Ediktes des Königs Thrasimund, welches die Ordination rechtgläubiger Bischöfe verboten hatte, waren mehrere Bistümer lange ohne Hirten geblieben. Entschlossen, für die Bedürfnisse der verwaisten Kirchen zu sorgen, beachteten die Katholiken das Edikt des Königs nicht. Diese edle Festigkeit kostete den Primas von Carthago, Viktor, der sich in so kritischen Verhältnissen sehr eifrig gezeigt hatte, die Freiheit. Da Fulgentius vernommen, daß ihn mehrere Städte zum Bischofe haben wollten, hielt er sich die ganze Wahlzeit verborgen. Man stellte vergeblich die genauesten Nachforschungen an; es war unmöglich, den Ort, wo er sich verborgen hatte, zu entdecken; und er kehrte erst dann in sein Kloster zurück, als er dachte, daß nicht mehr von ihm die Rede sei. Indessen war die Stadt Ruspa immer noch ohne Hirten und verlangte einstimmig unsern Heiligen. Man lief zu dem Kloster, zog ihn mit Gewalt aus seiner Zelle und ordinierte ihn mit Zustimmung des Primas, den Thrasimund noch immer bewachen ließ, zum Bischofe.

Seine große Liebe zur Zurückgezogenheit flößte ihm den Wunsch ein, in Ruspa neben seiner Kirche ein Kloster zu bauen, zu dessen Vorsteher er seinen alten Frend Felix bestimmte; aber Thrasimund verbannte ihn mit noch sechs andern katholischen Bischöfen nach Sardinien, noch ehe er die Ausführung dieses Vorhabens begonnen hatte.

Als Thrasimund erfuhr, daß Fulgentius der mächtigste Verteidiger der katholischen Lehre sei, befahl er ihm, nach Carthago zu kommen und ließ ihm daselbst eine Schrift oder eine Sammlung von Entwürfen mit dem Befehle einhändigen, eine kurze und bündige Antwort darauf zu geben. Der Heilige that ohne Zögern, was man von ihm verlangte und schrieb ein Buch, welches man mit dem, das den Titel „Antwort auf zehn Entwürfe" führt, für ein- und dasselbe hält. Der König bewunderte seine Demut und die Stärke seiner Gründe, ohne jedoch seinen Irrtümern zu entsagen. Die Katholiken aber triumphierten über den glänzenden Sieg, den ihr Glaube über den Arianismus davongetragen hatte. Thrasimund schickte noch andere Entwürfe, um sich aber die Schande einer zweiten Niederlage zu ersparen, hatte er dem Ueberbringer Befehl gegeben, sie dem Fulgentius nur vorzulesen. Dieser weigerte sich anfänglich, darauf schriftlich zu antworten, wenn man ihm nicht erlaube, eine Abschrift von den Einwürfen zu nehmen, unterließ aber doch nicht, eine weitläufige und bescheidene Widerlegung des Arianismus auszuarbeiten, die wir jetzt noch unter dem Titel: „Drei Bücher an König Thrasimund" besitzen. Voll Bewunderung über die Schönheit und Gründlichkeit dieses Werkes, erlaubte der König dem Heiligen, in Carthago zu bleiben. Der Eifer des Fulgentius blieb in dieser Stadt nicht

müßig; er arbeitete ohne Unterlaß daran, die Gläubigen im Glauben zu befestigen und die Irrtümer der Ketzer aufzudecken. Die Kirche sah den Eifer und die Zahl ihrer Kinder tagtäglich zunehmen. Die arianischen Bischöfe aber gerieten über die unaufhörlichen Verluste ihrer Sekte in Wut, beklagten sich bei Thrasimund bitter darüber, stellten ihm Fulgentius als einen gefährlichen Mann dar und setzten Alles in Bewegung, daß er im Jahre 520 nach Sardinien verbannt wurde. In Cagliari in der Verbannung lebend, baute Fulgentius daselbst ein neues Kloster. Er trug die größte Sorge, die Bedürfnisse der Mönche, namentlich in Tagen der Krankheit, zu befriedigen, gestattete ihnen aber nie, etwas zu verlangen, weil es sein Grundsatz war, daß man alles als von der Hand Gottes kommend, d. h. mit Ergebung und Dank annehmen müsse.

Nach dem Tode Thrasimunds im Jahr 523 kam sein Sohn Hilderich zur Regierung. Dieser hatte immer eine geheime Hinneigung zu den Katholiken, hatte sie aber nicht ganz zu verbergen gewußt, weßwegen ihn sein Vater, der die Folgen davon befürchtete, vor seinem Tod schwören ließ, daß er denen, die an die Gleichwesentlichkeit des Wortes glaubten, nie die Freiheit bewilligen werde. Um der Verpflichtung, welche er durch seinen Schwur übernommen zu haben glaubte, auszuweichen, unterzeichnete Hilderich noch bei Lebzeiten seines Vaters einen Befehl, daß die katholischen Kirchen wieder eröffnet werden sollen. Leider behielt er diese zuerst eingeschlagene Richtung nicht bei, und da er einen schwachen Charakter hatte, konnte er sich nicht entschließen, die Ketzerei zu verlassen und den wahren Glauben offen zu bekennen. Indessen wurden die rechtgläubigen Bischöfe zurückgerufen. Da das Schiff, auf dem sie sich befanden, in Carthago landete, brach diese Stadt in die größte Freude aus. Das Ufer widerhallte von Frohlocken und Jubelgeschrei, das sich verdoppelte, als man Fulgentius erblickte. Die Bekenner waren kaum gelandet, als sie sich in die Kirche des hl. Aegiläus begaben, um Gott ihren Dank darzubringen. Eine unzählbare Menge Volks begleitete sie. Als sie unterwegs waren, kam plötzlich ein starker Regen, und man kann daraus, daß mehrere ihre Mäntel über Fulgentius ausbreiteten, um ihn vor dem Regen zu schützen, schließen, wie geachtet er war.

Des heiligen Fulgentius Zurückkunft nach Carthago.

Der hl. Fulgentius verließ Carthago um zu seiner Kirche zurückzukehren. Kaum war er daselbst angekommen, als er die Mißbräuche, die sich infolge der langen Verfolgung eingeschlichen hatten, auszurotten anfing. Die Thätigkeit seines Eifers war aber so durch Sanftmut gemildert, daß er die verhärtetsten Sünder gewann. Er hatte ein besonderes Talent zum Unterrichten, weshalb seine Predigten die größten Früchte hervorbrachten. Der Bischof Bonifacius von Carthago zerfloß, als er ihn predigen hörte, in Thränen und dankte Gott, daß er seiner Kirche einen solchen Hirten geschenkt. Seine Demut hatte keine Grenzen und seine Liebe zu dieser Tugend ging soweit, daß er ihr seine unbestreitbarsten Rechte zum Opfer brachte, was z. B. auf dem i. J. 524 gehaltenen Concil geschah. Der Bischof Quod vult Deus hatte ihm ungerechter Weise den Vorsitz streitig gemacht, was aber von den Vätern des Concils verworfen worden, da diese beschlossen, daß Fulgentius seinen Rang behalten sollte. Quod vult Deus fügte sich bei dieser Entscheidung nur aus Notwendigkeit und behielt die Ueberzeugung, daß man der Würde seines Sitzes ein Unrecht zugefügt habe. Um nun seinem Bruder jede Ursache zum Aergernisse zu nehmen, erlangte unser Heiliger auf einem andern Concil, mehr noch durch seine Bitten als durch seine Gründe, daß Quod vult Deus vor ihm Platz nehmen solle. Ein schönes Beispiel für die, welche oft blos eingebildete Rechte mit Ungestüm behaupten. Nach Ruspa zurückgekehrt, nahm Fulgentius seine gewöhnlichen Verrichtungen wieder auf und vollzog sie bis zum Jahre 532 mit immer neuem Eifer. Als er dann fühlte, daß sein Ende nahe, zog er sich in ein Kloster auf der kleinen Insel Circine zurück, um sich zur Reise in die Ewigkeit vorzubereiten. Aber die Bedürfnisse und Klagen seiner Heerde riefen ihn einige Zeit vor seinem Tode nach Ruspa zurück. In seiner letzten Krankheit, die ihm sehr große Schmerzen verursachte und 70 Tage dauerte, hörte

er nicht auf, die schönen Worte auszurufen: „Herr, schenke mir jetzt Geduld und nachher Verzeihung!"

Als die Aerzte ihm rieten, Bäder zu nehmen, antwortete er: „Werden Sie einen sterblichen Menschen verhindern, zu sterben, wenn er an seinem Ziele angekommen ist? Als er im Todeskampf lag, ließ er seine Kleriker und Mönche zusammenkommen und tröstete sie, als sie in Thränen zerflossen, bat jene, welche er beleidigt haben könnte, um Verzeihung, und nachdem er ihnen kurze, aber rührende Lehren erteilt hatte, starb er ruhig i. J. 533, in einem Alter von 65 Jahren. Man hatte eine solche Verehrung zu seinen Tugenden, daß man ihn gegen die Gewohnheit jener Zeit in der Kirche begrub. In seiner Lebensgeschichte lesen wir, ein benachbarter Bischof, Pontianus, habe eine Erscheinung gehabt, daß er die selige Unsterblichkeit genieße. Dieser große Mann hatte sich den hl. Augustinus zum Vorbilde genommen, rechnete es sich zum Ruhme, dessen Schüler zu sein und bemühte sich auch unablässig, dessen Wandel nachzuahmen, dessen Lehre zu studieren, sich mit dessen Geiste zu durchdringen.

In mehreren, gleich nach dem Tode des hl. Fulgentius verfaßten Kalendern und auch im römischen ist der Name dieses Heiligen am 1. Jan. verzeichnet, einige verlegen ihn auf den 6. Mai, als auf den Tag, an welchem seine Reliquien nach Bourges übertragen wurden, welche Stadt diesen kostbaren Schatz noch besitzt.

Die heilige Euphrosina,

Jungfrau. Jahr 414—470.

Die hl. Euphrosina, zu Alexandrien um 414 geboren, war die Tochter eines sehr angesehenen Mannes, namens Paphnitius. Sie empfand von ihrer Kindheit an ein großes Verlangen, sich in dem klösterlichen Stande Christus zu weihen, fand aber von Seite ihres Vaters Hindernisse ihres Vorhabens. Als sie die Unmöglichkeit, diese zu überwinden, erkannte, floh sie im Alter von 18 Jahren heimlich aus dem väterlichen Hause und soll, um sich besser zu verbergen, Mannskleider angezogen haben. Eine solche Verkleidung ist ohne Zweifel dem natürlichen, wie dem positiven Gesetze Gottes und den Vorschriften der Kirche zuwider, außer es wäre die äußerste Notwendigkeit dazu vorhanden, z. B. um einem Menschen das Leben zu retten. Aber sie kann bei unserer Heiligen durch die Unbekanntschaft, mit den diesfallsigen Regeln und durch die Unschuld und Lauterkeit ihres Herzens entschuldigt werden. Euphrosina stellte sich unter dem Namen Smaragdus dem Abte Theodosius dar, der damals in der Nähe von Alexandrien ein von 350 Mönchen bewohntes Kloster leitete. Nach seinem Rate schloß sie sich in eine Zelle ein, wo sie unter der Leitung eines geschickten Führers ihre Zeit zwischen Händearbeit, den Uebungen der Abtötung und den verschiedenen Werken der christlichen Frömmigkeit teilte. Ihr Vater, der das Kloster oft besuchte, sah sie, ohne sie zu erkennen, und erhielt von ihr vortreffliche Winke, wie er sein Leben gottgefällig einrichten könne. Erst auf dem Totenbette erklärte sie ihm, daß sie seine Tochter Euphrosina sei, und starb um's Jahr 470 in seinen Armen, nachdem sie 38 Jahre in der Einsamkeit zugebracht hatte. Paphnutius war von ihrem Beispiele so gerührt, daß er sich in das nämliche Kloster zurückzog, wo er 10 Jahre in der Zelle seiner Tochter wohnte und daselbst im Geruche der Heiligkeit starb. Die Reliquien der hl. Euphrosina, die von Aegypten nach Frankreich gebracht worden sind, werden in Beaulieu bei Compiegne verehrt.

Der heilige Odilo,

sechster Abt von Cluny. Jahr 962.

Gleich von Kindheit an bemerkte man bei Odilo, der aus der edlen Familie des Herrn von Mercoeur aus der Auvergne stammte, eine besondere Anlage zur Frömmigkeit, die von Tag zu Tag zunahm. Sobald das Alter gestattete, über seine Freiheit zu verfügen, zog er sich in das Kloster von Cluny zurück und empfieng daselbst das Ordenskleid aus der Hand des hl. Abtes Maieul, der ihn i. J. 991 zu seinem Coadjutor machte, obwohl der junge Professe erst 29 Jahre zählte. Drei Jahre nachher, nach dem Tode des hl. Maieul, wurde ihm die Leitung der Abtei Odilo allein anvertraut. Die unordentlichen Begierden des Fleisches zähmte Odilo durch strenges Fasten, durch den Gebrauch des Bußkleides und eine eiserne Kette, die mit kleinen Stacheln besetzt war. Ungeachtet dieser Strenge gegen sich selbst, war sein Benehmen gegen andere voll Güte und Milde, und er pflegte zu sagen, wenn er unter den zwei Extremen wählen müßte, würde er lieber durch zu große Milde als zu große Strenge sündigen. Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich bald in die Ferne. Die hl. Kaiserin Adelheid verlangte ihn vor ihrem Tode zu sehen, und ihr Wunsch wurde i. J. 999 in dem Schlosse Orbe erfüllt. Sobald diese fromme Fürstin den Diener Gottes erblickte, weinte sie vor Freude und sagte, indem sie sein Kleid küßte, daß sie bald sterben werde, was auch noch im nämlichen Jahre geschah. Nachdem sie sich in die von ihr gestiftete Abtei von Selz im Elsaß zurückbegeben hatte, um den Jahrestag des Todes ihres Sohnes, des Kaisers Otto II., zu begehen, starb sie daselbst in der Nacht vom 16. auf den 17. September desselben Jahres 999.

Als Kaiser Heinrich II. im Jahr 1014 sich in Rom krönen lassen wollte, bekleidete ihn Odilo. Nach der Krönung machte Benedikt VII. dem Kaiser einen goldenen, mit zwei Reihen Edelsteinen und einem goldenen Kreuze gezierten Apfel zum Geschenke, welches der Kaiser mit Vergnügen annahm und bald nachher nach Cluny schickte. Odilo, der eine große Verehrung zu dem hl. Benedikt hatte, benützte seine Reise nach Rom zu einem Besuche in Monte Cassino, wo er bat, die Füße der ganzen Gemeinde küssen zu dürfen. Er war schon wieder in Cluny angekommen, als Kaiser

Heinrich daselbst durchreiste und sein Name in die Gebete des Klosters aufgenommen wurde. — Seiner Liebe zur Einsamkeit und Betrachtung ungeachtet, weigerte sich Odilo doch nicht, sich manchmal mit äußerlichen Geschäften zu befassen, wenn sie den Nutzen des Nächsten zum Zweck hatten. Dies ist der Grund seiner häufigen Reisen, um mehrere Häuser seines Ordens, die von der ursprünglichen Heiligkeit ihrer Stiftung sehr abgewichen waren, zu reformieren; und der Grund seiner Thätigkeit, um für die Bedürfnisse aller Unglücklichen zu sorgen. Seine Liebe zu den Armen war außerordentlich. Als während der großen Hungersnot i. J. 1016 sein Vermögen durch die unzähligen Almosen erschöpft war, ließ er, um in der Unterstützung der leidenden Glieder Christi fortfahren zu können, die hl. Gefäße einschmelzen und verkaufte die goldene Krone, welche der hl. Kaiser Heinrich der Kirche von Cluny geschenkt hatte. Zu jener Zeit waren Plünderungen und Metzeleien etwas sehr Häufiges, da jeder Herr sich berechtigt glaubte, Privatbeschwerden mit den Waffen in der Hand zu rächen. Um einen so schreienden Mißbrauch zu unterdrücken, führte man den sog. Gottesfrieden ein, durch welchen unter Anderem bestimmt war, daß die Kirche Personen jeder Art, die Verletzer des Gottesfriedens allein ausgenommen, zur Freistätte dienen solle, und daß man vom Mittwoch bis zum Montag gegen Niemand, und wäre es auch unter dem Vorwande, sich für eine erlittene Unbill Recht zu verschaffen, Gewalt brauchen dürfe. Die Annahme dieses Gottesfriedens stieß in Neustrien auf große Schwierigkeiten; durch die vereinigten Sorgen und Ermahnungen des hl. Odilo und des sel. Abtes Richard v. Vannes gelang es aber am Ende doch, daß sich demselben mehrere Provinzen unterwarfen. Die Liebe unseres Heiligen erstreckte sich sogar auf die Toten, die der göttlichen Gerechtigkeit nicht völlig genug gethan hatten; er bat ohne Unterlaß in heißen Gebeten um ihre Befreiung, empfahl diese fromme Uebung dringend auch Andern, und führte in allen Häusern seines Ordens, wie man glaubt in Folge mehrerer Offenbarungen, das Gedächtnis aller verstorbenen Christgläubigen oder Allerseelen ein. Man feierte daselbst dieses Fest, das später in die ganze Kirche übergieng, dadurch, daß man Almosen verteilte und das Gebet und das hl. Meßopfer für die armen Seelen im Fegfeuer aufopferte. Odilo hatte auch eine innige Andacht zu der hl. Jungfrau, zu unsern hl. Geheimnissen und namentlich zu dem von der Menschenwerdung des göttlichen Wortes und wenn man in der Kirche den Vers sang: „Der du nicht verschmäht hast, in den

Der heilige Odilo begiebt sich auf den Monte Cassino.

Schooß einer Jungfrau herabzusteigen, um den Menschen zu erlösen," fühlte er die lebhaftesten Eindrücke der göttlichen Liebe. Es begegnete ihm sogar einmal, als man diese Worte sang, daß er zu Boden fiel; und die extatischen Bewegungen seines Leibes offenbarten das himmlische Feuer, das in seinem Herzen brannte. Im Gebete vergoß er oft reichliche Thränen, weil er jenen Geist der Buße und Zerknirschung, der diese hervorbringt, in überaus großem Maße besaß. Der äußere Umgang hatte seiner innerlichen Sammlung nie geschadet, weil er sich mit der Uebung der Betrachtung frühzeitig vertraut gemacht hatte. Wenn über seine Demut und seine Abneigung gegen Ehren noch Zweifel hätten stattfinden können, so wären diese i. J. 1031 durch seine beharrliche Weigerung, das Bistum Lyon anzunehmen, zerstreut worden. Seine Geduld wurde herben Prüfungen ausgesetzt, indem ihm Gott in den letzten fünf Jahren seines Lebens sehr schmerzhafte Krankheiten zuschickte; aber er wurde sich nicht untreu und litt immer als ein wahrer Schüler des Kreuzes. Endlich nachdem er 56 Jahre Abt gewesen war, starb er i. J. 1049 auf einer Visitationsreise in seine Klöster begriffen, in der Priorei von Souvignie an der Kolik, in einem Alter von 87 Jahren. Während seines Todeskampfes ließ er sich in die Kirche tragen und gab daselbst, auf einem mit Asche bestreuten Bußkleide liegend, seinen Geist auf. Die hl. Wegzehrung und die letzte Oelung hatte er schon am Abend vorher empfangen.

2. Januar.

Der heilige Macarius von Alexandrien,

Einsiedler. Jahr 300.

Der hl. Macarius der Jüngere wurde in Alexandrien von armen Eltern geboren und widmete sich in seiner Jugend dem Kleinhandel, um seinen Unterhalt zu gewinnen. Aber von der Gnade berührt, brach er in der Blüte seines Alters vollständig mit der Welt, um sich ganz und gar Gott zu weihen, und brachte mehr als 80 Jahre in der Wüste zu, wo er sich ausschließlich mit den Uebungen der Buße und der Betrachtung beschäftigte. Er zog sich um 335 in die Thebais oder Oberägypten zurück, wo er sich unter der Führung der geschicktesten Lehrer des Mönchlebens gründlich in den Maximen der erhabensten Tugend unterrichtete. Da er von einem unglaublichen Verlangen nach der höchsten Vollkommenheit seines Standes brannte, entschloß er sich, die Thebais zu verlassen, um sich künftig in Unterägypten aufzuhalten. Die Zeit, wann er diesen Entschluß ausführte, kennt man nicht genau; ohne Zweifel geschah es aber vor dem Jahre 373.

In Unterägypten waren drei große, fast aneinanderstoßende Wüsten; die scetische so genannt von einer an den Grenzen Lybiens gelegenen Stadt dieses Namens; die Zellenwüste, welche von der Menge der Zellen der darin wohnenden Einsiedler ihren Namen hatte, und eine dritte westlich, welche von dem Berge Nitria die nitrische hieß. Macarius hatte in jeder dieser drei Wüsten eine Zelle. In der nitrischen empfing und unterrichtete er die Fremden, wohnte aber in der Regel in der Zellenwüste, wo er später zur Würde des Priestertums erhoben wurde. Hier wohnte jeder Einsiedler von seinen Vätern gänzlich getrennt, so zwar, daß er nicht einmal ihre Zellen sah, und verließ die seinige nur am Samstag und Sonntage, an welchen Tagen man sich in der Kirche versammelte, um die heiligen Geheimnisse zu feiern und am Leibe und Blute Christi teilzunehmen. Wenn einer fehlte, nahm man an, er sei krank, und alle Andern machten sich auf, ihn in der Wüste zu suchen, wo sie ihn öfters tot fanden. Wenn sich ein Fremder bei ihnen niederlassen wollte, bot ihm jeder seine Zelle an, weil er für sich eine neue bauen konnte. Alle Brüder beschäftigten sich mit Händearbeit, welche in Korb- und Mattenflechten bestand. Nie verloren sie die Gegenwart Gottes aus den Augen, und das tiefe, in der ganzen Wüste herrschende Schweigen trug nicht wenig dazu bei, ihren Eifer im Gebete zu nähren und anzufeuern.

Macarius besaß auch die Gabe der Wunder, und Palladius, der drei Jahre mit ihm gelebt hatte, erzählt deren mehrere, von denen er Zeuge gewesen. Wir führen nur eines davon an. Ein Priester dessen Haupt von einem abscheulichen Krebse angefressen war, kam zur Zelle des Heiligen, in der Hoffnung, daselbst eine schnelle Heilung zu finden. Es wurde ihm der Eintritt verweigert: Macarius wollte nicht einmal mit ihm sprechen. Palladius beschwor ihn auf die dringendste Weise, aber Macarius erwiderte: „Er verdient es nicht; seine Krankheit ist die Wirkung der Rache des Himmels. Indessen will ich für seine Heilung beten, wenn er verspricht, nie mehr die hl. Geheimnisse zu feiern." Der Priester entsagte dem Priestertum, Macarius legte ihm die Hände auf und wenige Tage nachher war er vollkommen geheilt. Macarius von Alexandrien war durch die Bande einer heiligen Freundschaft mit Macarius dem Aeltern verbunden, welch letzterer die scetische Wüste durch seine Tugenden erbaute. Als einst diese beiden großen Männer in einem Kahne den Nil übersetzten, befanden sich zufällig Offiziere mit zahlreichem Gefolge bei ihnen, welche von der Freude der Heiterkeit, die auf dem Angesichte der beiden Einsiedler leuchtete, betroffen zu einander sagten, sie müßten in ihrer Armut ein großes Glück genießen. „Ihr habt Recht", antwortete Macarius von Alexandrien, auf seinen und seines Begleiters Namen anspielend, „wenn ihr uns

glücklich nennt; denn dies ist unser Name. Wenn aber wir glücklich sind, indem wir die Welt verachten, was muß man von euch denken, die ihr euch in ihren Ketten gefallet?" Diese Worte, die mit jenem Nachdrucke gesprochen waren, welcher die innere Ueberzeugung der Seele von dem Gesagten zu erkennen giebt, rührten den Offizier, der zuerst gesprochen hatte, so sehr, daß er nach seiner Rückkehr seine Güter an die Armen austeilte, und sich in die Einsamkeit zurückzog.

Aber unser Heiliger wäre vergeblich das Vorbild der Einsiedler gewesen, wenn er nicht auch den kostbaren Schatz des Glaubens in seiner ganzen Unversehrtheit bewahrt hätte. Er wußte sich vor dem Gifte des Arianismus, der damals den Schooß der Kirche zerriß, zu bewahren. Er lieh nie sein Ohr dem Neuglauben der Ketzer, und war durch seine unverbrüchliche Anhänglichkeit an den katholischen Glauben so bekannt, daß ihn Lucius, der arianische Patriarch von Alexandrien, im Jahr 375 mit dem heiligen Macarius von Aegypten verbannen ließ. Endlich starb er, nachdem er ein außerordentlich hohes Alter erreicht hatte, im Jahre 394 oder 395 im Herrn. Die Lateiner feiern sein Fest am 2., die Griechen zugleich mit dem Feste Macarius des Aeltern am 19. Januar. In der nitrischen Wüste trägt noch jetzt ein Kloster den Namen unseres Heiligen.

3. Januar.

Die hl. Genovefa kehrt von Trojes zurück und verteilt Lebensmittel unter die Belagerten und Armen.

Die heilige Genovefa,

Patronin von Paris.

Jahr 512.

In einer Gesellschaft, in welcher das Weib seine Herrschaft und sein unwiderstehliches Apostolat christlich ausübt, kann der Glaube nicht zu Grunde gehen. Durch eine Mutter wird eine ganze Familie christlich; eine ganze Nation wird oder ward es durch eine Heilige. Die Gallier und Germanen haben mehrere solcher heiliger Mütter gehabt, die ihre Schutzpatronen geworden sind, und als Chlodowig und seine Franken

Heilige Genovefa.

sich bekehrten, bekehrten sie sich zu Chlotildens und Genovefens Gott.

Genovefa wurde zu Nanterre bei Paris im Jahr 422 oder 423 geboren. Ihr Vater Severus und ihre Mutter Gerontia waren, wie ihr Name anzeigt, römischen oder gallischen Ursprungs. In der zeltischen Sprache bedeutet Genovefa Tochter des Himmels.

Genovefa war wahrhaftig ein Kind des Himmels und ihr großer Beruf ward alsbald offenbar. Der hl. Germanus, Bischof von Auxerre, und der hl. Lupus, Bischof von Trojes, kamen einmal auf einer Reise nach Großbritannien, welche sie unternahmen, um daselbst den wahren Glauben zu vertheidigen, durch Nanterre. Der Ruf ihrer Tugenden zog alle Leute des Dorfes herbei, so daß sich Männer, Frauen und Kinder um sie drängten und um ihren Segen baten. Genovefa, die damals 7 oder 8 Jahre alt war, befand sich mit ihren Eltern unter der Menge, und der hl. German erkannte das junge Mädchen an irgend etwas Uebernatürlichem, das er an ihm bemerkte und sah dessen spätere Heiligkeit voraus; er küßte ihr das Haupt und frug das Volk, wie es heiße und wer seine Eltern seien. Als die Eltern vortraten, sagte der Greis zu ihnen: „Ist das eure Tochter?" „Ja, Herr." „Wie glücklich seid ihr, ein solches Kind zu haben! Seine Geburt hat die Engel im Himmel entzückt. Sein Verdienst wird groß sein vor Gott, und von seinen Tugenden gerührt, werden die Sünder schaarenweise ihre Sünden und Laster verlassen und zu Christo zurückkehren." Hierauf wendete er sich an Genovefa, die durch die zuvorkommende Gnade Gottes Gefühle und Gesinnungen hegte, die ihr Alter weit überstiegen, und fragte sie, ob sie Jesu Christo treu bleiben wolle wie die Jungfrauen, die ihm geweihet sind. „Heiliger Vater," antwortete sie, „dies verlange ich und ich bitte Gott, daß er meine Wünsche erhören wolle." Hierauf begab man sich zur Kirche, wo der hl. Bischof während des Psalmgesangs und des Gebetes seine Hand über das Haupt Genovefens ausstreckte, sodann das Volk segnete und das junge Mädchen entließ, seinem Vater Severus anempfehlend, dasselbe des andern Tages wieder zu ihm zu bringen.

Genovefa kam am andern Tage mit ihrem Vater wirklich zurück, und bestätigte auf die Frage des Bischofs, der in einer so vorzeitigen Weisheit ihre Vorherbestimmung erkannte, die Versprechungen, die sie am Abend vorher gemacht hatte. Der Bischof nahm eine kupferne Medaille, in welche ein Kreuz eingeprägt war, und übergab sie dem Kinde zur Erinnerung an seine Gelobungen, und empfahl demselben, diese allezeit statt Perlen und weltlichen Schmuckes zu tragen.

Es zeigte sich bald, daß Genovefa den ganzen Umfang ihrer neuen Verpflichtungen wohl begriff; man sah an ihr alle Tugenden glänzen, die diesem zarten Alter eigen sind, und ihm einen so lieblichen Reiz verleihen, als da sind: die Unschuld mit den Gnaden der Reinigkeit, den ehrfurchtsvollen Gehorsam gegen ihre Eltern und die Liebe zu Gott. Gerade während dieser Epoche ihres Lebens beschäftigte sie sich mit dem Weiden der Heerden ihres Vaters. Severus war nicht reich, sondern besaß nur einige Güter, die er selbst verwaltete. Die alten Verfasser von Lebensbeschreibungen der Heiligen schweigen über diesen Punkt, und dies hat verschiedene Schriftsteller veranlaßt, der jungen Genovefa einen erlauchten Ursprung zu geben, oder auch sie von ganz armen und niederen Eltern abstammen zu lassen. Gewiß ist in dieser Beziehung nur das, daß die unvordenkliche Ueberlieferung Genovefa immer mit den Attributen einer armen Hirtin dargestellt und auch noch zwei Orte bezeichnet, wo sie ihre Heerde geweidet hat,

Der hl. German von Auxerre segnet die hl. Genovefa.

nämlich den Weinberg der heil. Genovefa auf dem Mont Valérien und den Park der heil. Genovefa bei Nanterre. — Mit der Arbeit verband Genovefa eine glühende Andacht; ihr Glück war es, der hl. Messe beizuwohnen und alle Pflichten der Religion erfüllen zu können. Nicht lange nach der Abreise des hl. Germanus begab sich Gerontia an einem Festtage in die Kirche ohne Genovefa mitzunehmen, obwohl diese unter Thränen bat, ihre Mutter begleiten zu dürfen. „Ich will," sprach sie, „mit der Hilfe Gottes das Wort halten, das ich dem hl. Germanus gegeben habe; ich werde in die Kirche gehen, um die Ehre zu verdienen, die er mir verheißen hat." Gerontia, welche die Geduld verlor und den Thränen und Bitten ihrer Tochter nicht wehren konnte, schlug sie. Aber Gott, der so zerbrechliche Blüthen gegen die Schläge des Ungewitters schützt, beschützte auch die Berufung des armen Kindes gegen einen — ohne Zweifel zu wenig religiösen Willen; er strafte Gerontia augenblicklich mit dem Verluste des Gesichts. Diese Strafe dauerte bereits 21 Monate, als der Kranken, die in ihrem Geiste die glorreichen Dinge, welche der Bischof von Auxerre von Genovefa gesagt hatte, durchging, der Gedanke kam, ihr zu rufen, indem sie zu ihr sprach: „Mein Kind, nimm den Krug und hol mir am Brunnen Wasser." Das Kind lief eiligst hin, fing am Brunnen zu weinen an, indem es sich Schuld gab, das Unglück seiner Mutter, veranlaßt zu haben; dann schöpfte es Wasser und ging nach Hause. Gerontia erhob die Hände gen Himmel und bat ihre Tochter, das Wasser mit dem Zeichen des Kreuzes zu segnen; hierauf wusch sie ihre Augen damit, welche zu sehen anfingen, und nachdem sie zwei oder drei Mal gewaschen worden, ganz gesund waren. Der Brunnen, an dem die hl. Genovefa weinte, ist noch vorhanden und oft begeben sich die Gläubigen dahin, um andächtig zu trinken und ihre kranken Augen mit dem Wasser zu waschen, welchem ihr Gebet und ihre kindliche Liebe so große Wirksamkeit verliehen hat. Bis in die letzte Zeit war der Brunnen und der Platz des Hauses, in welchem die Heilige geboren worden, von einer Kapelle beschirmt, von der nur noch Ruinen vorhanden sind, die aber das ganze Mittelalter besucht hat und an die jetzt noch die Verehrung des christlichen Volkes geknüpft ist.

Die heilige Genovefa hütet die Heerde ihres Vaters.

Indessen war Genovefa Gott noch nicht unwiderruflich verlobt, da ihr Alter auf die Ermahnungen des hl. German ihr nur mit Versprechungen zu antworten gestattet hatte, und zudem stand es dem Bischof von Auxerre nicht zu, in der Diöcese von Paris zur Einweihung christlicher Jungfrauen zu schreiten. Als daher Genovefa 16—18 Jahre alt war, wurde sie ihrem Bischofe vorgestellt, der ihr den Schleier, das Zeichen der Entsagung der Welt, gab und vor allen versammelten Gläubigen ihr außerordentliches Verdienst und ihre hohen Tugenden verkündete.

Kurz darauf verlor Genovefa ihre Eltern und nahm nun in Paris bei einer armen Frau ihren Aufenthalt. Sie wurde daselbst von einer heftigen Krankheit befallen, welche sie des Gebrauchs ihrer Glieder beraubte; nach langen und grausamen Anfällen schien sie 3 Tage lang wie todt. Aber die Schmerzen des Leibes sind für die Seele oft Gelegenheit zum Fortschritte, wenn die Sinnesorgane schweigen, läßt sich Gott besser von seinen Erwählten vernehmen. Während ihres Scheintodes hatte Genovefa eine Verzückung des Geistes, in der ihr die himmlischen Dinge ganz klar geoffenbaret wurden und an welche ihr das ganze Leben lang eine süße Erinnerung blieb, die sie oft Thränen vergießen ließ.

Nach körperlichen Leiden kamen geistige. Die Geheimnisse, welche Genovefa in ihrer Verzückung geschaut hatte und die Abtödtungen, von denen ihr Leben voll war, zogen ihr peinliche Anfeindungen zu. Es ist so leicht, die Tugend zu verleumden! Die Jungfrau von Nanterre seufzte schon seit einiger Zeit unter der Last lügenhafter und erniedrigender Gerüchte, als der hl. Germanus ums Jahr 446 eine zweite Reise nach Großbritannien unternehmen mußte. Bei dieser Gelegenheit verließ ganz Paris die Mauern, um ihm entgegenzugehen, und German hatte den Schmerz, das Volk sich gegen Genovefa, die man des Aberglaubens und der Heuchelei anklagte, ereifern zu sehen. Er übernahm laut ihre Vertheidigung und bemühte sich, das Volk zu enttäuschen. Das gewichtige Wort des Bischofs brachte das bewegliche und lärmende Volk von Paris, das immer so geneigt ist, das Böse zu glauben, aber sich auch leicht zum Guten zurückbringen läßt, auf andere Gesinnungen. — Dennoch genoß un=

sere Heilige nicht lange Ruhe. Man sprach mit Schrecken von einem Eroberer, der mit einem Heere von 600 000 Mann in's Herz von Gallien vordringe. Es war Attila, der sich selbst die Geißel Gottes nannte. Mord und Brand bezeichnete seinen Weg und die Städte verschwanden unter seinen Tritten. Die Nachricht von diesen Verwüstungen verbreitete in Paris Entsetzen. Man faßte den Entschluß, keinen Widerstand zu versuchen, sondern sich in besser befestigte Städte zu flüchten. Aber Genovefa sammelte die Frauen der Stadt um sich und ermahnte sie zum Gebete, um den Zorn des Himmels abzuwenden. Die Frauen, von der Glaubenskraft Genovefas begeistert, hörten auf ihren Rath; bei den Männern war dies aber nicht so, diese erzürnte der Eifer Genovefas nur, so daß man sie beschimpfte, ihr drohte und mehrere sogar Mordgeschrei gegen sie ausstießen.

Aber alle Vorurtheile, aller Haß fiel, um der Achtung und Ehrfurcht Platz zu machen, als man die unerwartete Nachricht von dem Rückzuge des Heeres Attila's vernahm. Von da an nahm Genovefa in der öffentlichen Meinung den höchsten Rang ein, den ihr nichts mehr streitig machen konnte. Die Tugenden Genovefas waren in der That außerordentlich. Nichts glich ihren Abtödtungen. Sie aß nur 2mal in der Woche und nahm auch da keine andere Nahrung als Gerstenbrod und rohe Gemüse; ihr einziges Getränke war Wasser. So große Verdienste hatten ihr die Wundergabe erworben! Kranke und Betrübte nahmen zu ihren Gebeten ihre Zuflucht und es werden mehrere wunderbare Heilungen angeführt, die durch ihre Fürbitte erlangt wurden. Als Chlodwig, um dem Reiche der Franken einen Mittelpunkt zu geben und ihre Unterwerfung zu sichern, die Belagerung oder vielmehr die Blokade von Paris unternahm, wurden die Leiden, unter welchen ihre Mitbürger während dieser langen Belagerung seufzten, und die Hungersnoth für Genovefa eine Gelegenheit, ihre Liebe zu den Nothleidenden zu zeigen. Sie fuhr mit einigen Fahrzeugen die Seine welche freigeblieben war, hinauf und ging bis Trojes und Arcis-sur-Aube, um Lebensmittel zu holen und vertheilte nach ihrer Zurückkunft nach Paris alles, was sie mitgebracht hatte. Die Armen, denen sie zu Hilfe kam, die Unglücklichen, welche sie tröstete, gingen mit der zärtlichsten Liebe von ihr weg; sie war der Schutzengel, und um mich so auszudrücken, die zweite Vorsehung eines ganzen Volkes geworden.

Chlodwig und die hl. Königin Chlothilde, die es sich hatte angelegen sein lassen, den abgöttischen Sicambrer zu bekehren, hielten Genovefa immer in hohen Ehren; diese benützte aber ihr Ansehen nur zur Unterstützung ihrer Nebenmenschen und zum Fortschritte der Religion. Mehr als einmal erlangte sie zum Tode Verurtheilten Begnadigung und Gefangenen Freiheit. In jenen barbarischen Zeiten war die Gerechtigkeit selbst oft ungerecht und grausam, und es war ein Triumph der christlichen Religion, die Herzen umzuwandeln und eine bis dahin unbekannte Art der Barmherzigkeit, die Nächstenliebe darein zu pflanzen. Eine arme und schwache, aber vom Glauben erleuchtete und unterstützte Frau wagte es also gegen die siegreichen Franken zu Gunsten dieser sittlichen Umwandlung zu kämpfen und kämpfte mit Glück dafür.

Genovefa verließ ihre Wohnung nie, ohne das Volk und namentlich die Unglücklichen sich um sie drängen zu sehen. Ihr Leib brachte, trotz ihrer strengen Abtödtungen, mehr als 80 Jahre auf der Erde zu, ihr Herz aber war im Himmel, und als der Tod kam, hatte er nur einen schwachen und letzten Atemzug zu nehmen, wie ein leichter Wind genügt, um eine kleine Flamme, die in einer Lampe ohne Oel flackert, auszulöschen, Genovefa hauchte am 3. Jan. 512 ihren Geist aus. — Die Ueberreste der demüthigen Jungfrau wurden in der Kirche der hl. Apostel Petrus und Paulus neben denen Chlodwigs beigesetzt. Ihr Grab wurde anfänglich von einem hölzernen Gitter umgeben, um die Menge, die vor demselben zusammenströmte, um inbrünstig zu beten und Heilung in allen Arten von Krankheiten, besonders aber im Fieber zu suchen, davon abzuhalten. Später wurde es reich und sogar mit Gold und Edelsteinen verziert, da Gott würdigte, die Andacht des Volkes gegen seine Dienerin zu bestätigen und ihren in Ehren gehaltenen Gebeinen eine übernatürliche Kraft zu verleihen.

Die heilige Genovefa führt ihre blinde Mutter.

Unter allen Wundern aber, welche die Geschichte in dieser Beziehung erzählt, ist keines so merkwürdig, als das Wunder der Brennenden. In den Jahren 1129 und 1130 unter Ludwig dem Dicken verheerte eine schreckliche Pest, das wilde Feuer genannt, Frankreich und insbesondere Paris. Die Füße, die Hände, das Gesicht und die Brust der Kranken waren wie von einem Feuer angegriffen, das den augenblicklichen Tod zur Folge hatte. Kein Alter, kein Geschlecht blieb verschont, und man zählte schon mehrere Tausend Opfer dieser Krankheit. Da die Wissenschaft nichts dagegen vermochte, nahm das Volk zum Gebete seine Zuflucht. Man trug die Reliquien der hl. Genovefa durch die Straßen der Stadt und alles Volk rief auf

den Knieen liegend die Heilige um ihre Fürbitte an. Alsbald wurden die Heilungen häufiger, die Geißel ließ in der Stadt nach und nach einigen Tagen hatten, nach Zeugnissen und Urkunden, welche diesem Wunder den höchsten Grad historischer Gewißheit verliehen, die Verheerungen der Krankheit ganz aufgehört. Zum immerwährenden Gedächtniß dieses Ereignisses hat Papst Innocenz II. ein Fest unter dem Titel: „Heilige Genovefa vom Wunder der Brennenden," welches am 26. November gefeiert wird, eingesetzt; auch erhielt eine Kirche auf einer Insel der innern Stadt den Namen: Heilige Genovefa der Brennenden.

Im Jahr 845 wurden die Reliquien der hl. Genovefa vor den Normannen geflüchtet und in einem einfachen hölzernen Schrein verschlossen, in welchem sie blieben, bis im Jahr 1242 der achte Abt von St. Genovefa durch Bonard einen prachtvollen Schrein dafür fertigen ließ, der wieder im Jahr 1614 von der Königin Maria von Medici und andern Prinzessinnen ihres Hofes mit Diamanten und kostbaren Steinen bereichert wurde. Die Peter= und Paulskirche, in welcher die Gebeine der hl. Genovefa zuerst beigesetzt worden waren, erhielt später den Namen Genovefen=Kirche. Bei dem zweiten Einfalle der Normanen 857 wurde sie ein Raub der Flammen, nach dem Abzug der Feinde aber wieder hergestellt. Weitere Restaurationen erfuhren die Kirche und das Kloster 1175, 1483 und besonders i. J. 1744, wo Souflot die stolze Kuppel aufführte, die ganz Paris beherrscht, ein Werk, das freilich mehr von Traditionen der griechischen Kunst, als vom Geiste der christlichen eingegeben ist, aber durch die Regelmäßigkeit seiner Verhältnisse, die Strenge seines Charakters und die Harmonie des Ganzen doch in jedem Beschauer Bewunderung erregt.

Die heilige Genovefa am Brunnen von Nanterre.

Das herrliche Gebäude war kaum vollendet, als die Revolution ausbrach. Man hatte es zu Ehren Gottes und zu Ehren einer dem Volk entsprossenen Heiligen gebaut, um das Volk selbst zu ehren, aber die constituirende Versammlung machte daraus einen Begräbnißplatz für Marat, Voltaire, Rousseau und andere Feinde der Religion. Der Schrein der hl. Genevefa, der aus Silber und Gold gefertigt, mit Perlen beladen und von einem Diamantenstrauß überragt war, wurde in die Münze geschickt, und zwar mit einer Hast und mit Vorsichtsmaßregeln, die dessen Werth auf 23,000 Livres herabbrachten. Ihre Gebeine, mit Ausnahme jenes Theiles, der schon vorher zerstreut war, wurden von dem tollgewordenen Volke verbrannt, das in dem Bauernmädchen von Nanterre eines seiner ruhmvollsten Mitglieder, in einer seiner erhabensten Heldin das Vaterland und in einer christlichen Jungfrau jene Kirche, jene Lehren und jene Tugenden beschimpfte, ohne welche es noch eine Horde Sklaven und der Spielball der Männer des Schwertes, der Mächtigen und Reichen wären. Sonderbarer Muth eines edlen Volkes, das gegen die Asche eines schon vor 1400 Jahren gestorbenen Weibes ins Feld zieht! Sonderbares Schicksal des Christenthums, das sich von denen verhöhnt und verfolgt sieht, welche ihm alles, die Freiheit, die sie mißbrauchen, das Brod, das sie essen, und den Boden, der sie trägt, verdanken! Im Jahr 1806 beschloß Napoleon I. das Pantheon dem Kulte zurückzugeben und es wurden hierauf bezügliche Arbeiten unternommen; der genannte Zweck wurde aber erst unter der Restauration erreicht und nur auf kurze Zeit, denn von 1830 an war der Tempel wieder zum Gegenstande bloßer Neugierde, ohne Gott und ohne Priester, kurz eine Steinwüste geworden, bis im Jahr 1852 Napoleon III. denselben unter dem Beifalle aller guten Katholiken dem katholischen Gottesdienste zurückgab.

Die Fresken, welche die Kuppel des Domes zieren, stellen die Lebensgeschichte der hl. Genovefa dar, und wurden unter der Restauration von dem Maler Gros ausgeführt. Er führt uns die hl. Genovefa in allen bewunderungswürdigen und wunderbaren Handlungen ihres Lebens vor Augen. Bald lehrt sie, an den Ufern der Seine sitzend und ihre Schafe weidend, Gott in seinen Werken lobend, bald gießt sie Trost und Hoffnung in das Herz der Gefangenen oder Kranken; und endlich empfing sie in Gegenwart der Seraphim und der Heiligen von dem, der unvergängliche Kronen verleiht, die himmlische Krone, nach der sie so lange geseufzt hatte.

Das christliche Volk hat das Grab der hl. Genovefa allezeit in Ehren gehalten und strömt jetzt noch jedes Jahr am 3. Januar bei demselben schaarenweise zusammen, um der Heiligen seine Anliegen aufzuopfern. Eine arme aber treue Ehrenwache bewacht das Grab, es brennt ein Lichtlein davor, das gleich dem Glauben, der es unterhält, bescheiden ist, aber nie erlischt!

4. Januar.

Der hl. Titus, Schüler des hl. Paulus.

Bischof von Creta.

Gegen Ende des ersten Jahrhunderts.

Der hl. Titus stammte von heidnischen Eltern ab. Der hl. Paulus nennt ihn seinen Sohn, was darauf hinweist, daß er ihn zum Glauben bekehrt hat, und war wegen seiner außerordentlichen Tugenden so eng mit ihm verbunden, daß er ihn zu seinem gewöhnlichen Dolmetscher machte. Er nennt ihn auch seinen Bruder und Mitarbeiter und stellt ihn als einen Mann dar, der von Eifer für das Heil der Seelen brennt.

Wenn Paulus von dem Troste spricht, den er von Titus empfing, redet er in den zärtlichsten Ausdrücken und geht so weit, daß er sagt, er habe keine Ruhe in seinem Geiste gehabt, weil er ihn in Troas nicht getroffen habe.

Im Jahre 51 nach Christi Geburt begleitete Titus den hl. Paulus nach Jerusalem und wohnte mit ihm dem Concil bei, welches die Apostel hielten, um die Frage über die Verbindlichkeit des mosaischen Ceremonialgesetzes zu entscheiden. Als einige falsche Brüder unter den Juden Titus dem Gesetze der Beschneidung unterwerfen wollten, nahm der Apostel die Freiheit des Evangeliums für ihn in Anspruch. Zwar hatte Paulus auch den Timotheus beschnitten, aber die Umstände hatten sich geändert und in diesem Punkte nachgeben hätte die Nothwendigkeit der alten Ceremonien anerkennen geheißen.

Gegen Ende des Jahres 56 sandte der hl. Paulus seinen Schüler von Ephesus nach Corinth mit der Vollmacht, mehrere Aergernisse in dieser Stadt zu heben und die Entzweiungen, welche die Kirche in derselben betrübten, zu beendigen. Titus wurde daselbst mit den lebhaftesten Beweisen der Ehrfurcht empfangen und es beeilten sich alle Gläubigen, ihm jegliche Hilfe angedeihen zu lassen. Aber als ein wahrer Schüler des großen Apostels nahm er nichts an, nicht einmal das, was zur Befriedigung der unumgänglichsten Bedürfnisse nothwendig ist. Seine Anwesenheit brachte die glücklichsten Wirkungen hervor; die Schuldigen gingen in sich und kehrten zu ihrer Pflicht zurück. Seine Liebe zu den Corinthern war außerordentlich und er nahm es daher auf sich, den hl. Paulus in ihrem Namen um Gnade für den excommunicirten Blutschänder zu bitten. Als die Verhältnisse der Kirche von Corinth geordnet waren, kehrte er zu dem hl. Paulus zurück, um ihm von dem Erfolg seiner Reise Rechenschaft abzulegen. Einige Zeit nachher wurde er zum zweiten Male in diese Stadt geschickt, um die Almosen für die Armen in Jerusalem vorbereiten zu lassen.

Als der hl. Paulus von seiner ersten Gefangenschaft frei ward und Rom verlassen durfte, dachte er nur daran, ins Morgenland zurückzukehren. Auf der Reise dahin hielt er sich kurze Zeit in Kreta auf, um das Evangelium zu predigen; da ihn aber die Bedürfnisse anderer Kirchen anderswohin riefen, ordinirte er den Titus zum Bischof der ganzen Insel und trug ihm auf, das Werk zu vollenden, das er so glücklich begonnen hatte. Die Wichtigkeit dieses Auftrags, sagt der hl. Chrysostomus, läßt uns die Hochschätzung begreifen, die der Apostel für seinen Schüler hatte.

Der hl. Paulus konnte nicht lange ohne einen Genossen wie unser Heiliger sein, er schrieb ihm darum im Herbste 63 einen Brief, der einen Theil der hl. Schrift bildet, und in welchem er ihm befiehlt, sogleich nach der Ankunft des Artemas und Tychicus, die ihn ersetzen sollten, zu ihm nach Nicopolis in Epirus zu kommen, wo er den Winter zuzubringen gedachte, und ihn beauftragt, in allen Städten der Insel Priester, d. h. Bischöfe einzusetzen. Nach Aufzählung der einzelnen, einem Bischofe nothwendigen Eigenschaften kommen weise Rathschläge über das Benehmen, das er gegen seine Heerde einhalten soll, und über die Harmonie von Festigkeit und Milde in der Wahrung der Disciplin. Die Seelenhirten können aus diesem Briefe die Kenntniß der wahren Regeln schöpfen und sich ermuntern, ebenso treu wie Titus darnach zu leben. Im Jahr 63 schickte der Apostel seinen Schüler nach Dalmatien, um daselbst das Evangelium zu verkünden; von da kehrte er nach Creta zurück, wo er, nachdem er seine Kirche heilig regiert und den Glauben auf den benachbarten Inseln verbreitet hatte, in sehr hohem Alter starb. Der Leib des hl. Titus wurde früher in der Kathedrale von Gortyne aufbewahrt, das ihn als seinen ersten Erzbischof verehrte. Nach der Zerstörung der Stadt durch die Sarazenen im Jahr 823 fand man von seinen Reliquien nur noch das Haupt, das nach Venedig gebracht und in der Kirche des heiligen Marcus aufbewahrt wurde.

Der hl. Paulus erhob seinen Schüler zur Würde eines Hirten nur, weil er in ihm alle zu einem so hl. Stande nothwendigen Eigenschaften gefunden hatte. Die hl. Verrichtungen des Priesteramtes auf sich nehmen wollen, wenn man noch ein Neuling in den Wegen Gottes ist, und bevor man sich mit der Ausübung der Grundsätze des Evangeliums vertraut gemacht hat, ist also ein falscher und trüglicher Eifer, eine Versuchung des Satans. Diejenigen, die dies thun, gleichen den Vögeln, die zu Grunde gehen, weil sie fliegen wollen, ehe sie Flügel haben. Es wäre vergeblich, die Reinheit seiner Absichten vorzuschützen, denn man wird seine Pflichten nie erfüllen können, wenn man sich nicht zuvor vollkommen im Gesetze Gottes unterrichtet, sich mit den Grundsätzen und dem Geiste Jesu Christi durchdrungen, nicht Erfahrung erlangt und das Herz des Menschen mit den verschiedenen Leidenschaften, die es bewegen, nicht gründlich kennen gelernt hat. Auch muß man sich durch die beständige Uebung der Demuth und Abtödtung ernstlich beflissen haben, sich selbst abzusterben und die Uebung der Betrachtung muß einem zur Natur geworden sein, so daß man mitten unter den äußerlichen Geschäften seine Seele besitzt und in Wahrheit sagen kann: Ich schlafe, aber mein Herz wacht; ich schlafe in Beziehung auf die irdischen Dinge, mit denen ich nichts gemein habe, aber mein Herz wacht, weil es sich durch alle seine Wünsche und Begierden beständig zu Gott emporschwingt.

5. Januar.

Der heilige Simeon Stylites.

Jahr 459.

Das außerordentliche Leben des heiligen Simeon machte, daß er nicht blos im ganzen römischen Reiche, sondern auch bei mehreren barbarischen und ungläubigen Völkern als ein wahres Wunder betrachtet wurde. Die Perser, die Meder, die Araber, die Aethiopier, die Iberier und die Skythen hegten für ihn Gefühle der tiefsten Verehrung. Man sah Könige von Persien sich für sehr geehrt halten, wenn sie seinen Segen erlangen konnten, während die römischen Kaiser ihn um die Hilfe seines Gebetes angingen und ihn in den wichtigsten Angelegenheiten um Rath fragten. Wir wollen aber hier eine nothwendige Bemerkung nicht unterlassen. Dieses wunderbare Leben, das so geeignet ist, unserem Heiligen die Achtung aller Menschen zu erwerben, ist in Beziehung auf uns mehr bewunderungswürdig als nachahmlich, was jedoch nicht verhindert, daß es unsere Erbauung und unsern geistigen Fortschritt befördert. Wie könnten wir in der That über die Strenge dieses Mannes ernstlich nachdenken, ohne unsere Feigheit zu verdammen und uns unserer Lauigkeit im Dienste Gottes schämen?

Der hl. Simeon war der Sohn eines armen Hirten. Er wurde in Sisan, einem kleinen Flecken an den Grenzen von Cilicien und Syrien geboren. Seine erste Beschäftigung war, die Heerden zu weiden. Als er einmal im Alter von noch nicht mehr als 13 Jahren, in der Kirche war, hörte er aus dem Evangelium die acht Seligkeiten vorlesen und wurde davon äußerst gerührt, besonders aber von den Worten: „Selig sind die da trauern und weinen," und „Selig sind, die ein reines Herz haben." Er wandte sich an einen weisen Greis, um ein vollkommenes Verständniß derselben zu erlangen und die Mittel kennen zu lernen, die ihm diese verheißene Seligkeit verschaffen könnten. Der Greis antwortete ihm, diese Worte der Schrift bedeuten nichts Anderes, als daß Gebet, Wachsamkeit, Fasten, Thränen, Unbilden und Geduld in Verfolgungen der Weg seien, der zum wahren Glücke führe, und fügte bei, daß es in der Einsamkeit leichter sei, als anderwärts, diese guten Werke zu üben und sich in der Tugend recht stark zu befestigen.

Voll von dem soeben Gehörten geht Simeon beiseits, wirft sich nieder und bittet Gott, ihm auf dem Wege der Heiligkeit und Vollkommenheit als Führer zu dienen. Gleich darauf fiel er in einen sanften Schlummer, während dessen er eine Erscheinung hatte, die er gewöhnlich so erzählte: „Es schien mir, ich grabe einen Grund und es sage mir Jemand, ich solle noch tiefer graben. Als ich ausruhen wollte, befahl er mir weiter zu graben, und dieß that er vier Mal. Endlich sagte er mir, der Grund sei tief genug und ich könne jetzt guten Muths ein Gebäude von beliebiger Gestalt und Größe darauf aufführen. Die Weissagung, bemerkte Theodoret, wurde durch den Erfolg bewährt, nur die tiefste Demuth und der außerordentlichste Eifer konnten das Gebäude tragen, das dieser bewunderungswürdige Mann aufführte, dessen Handlungen die Kräfte der Natur so weit überstiegen.

Sobald Simeon erwacht war, begab er sich zur Pforte eines nahe gelegenen Klosters, dem der heil. Abt Timotheus vorstand. Er blieb daselbst mehrere Tage liegen, ohne weder Speise noch Trank zu sich zu nehmen, und bat um keine andere Gnade als um die, als niedrigster Knecht des Hauses aufgenommen zu werden. Nachdem er unter die Zahl der Novizen aufgenommen war, begann er damit, den Psalter auswendig zu lernen, was man von den Novizen zuerst forderte. Er konnte dieses göttliche Buch, in welchem er für die himmlischen Begierden seiner Seele Nahrung fand, nicht mehr verlassen. Unerachtet seiner großen Jugend übte er doch die von der Regel vorgeschriebenen Abtödtungen und hatte bald die Freundschaft aller Brüder gewonnen, die namentlich seine Demuth und Nächstenliebe bewunderten.

Nachdem er zwei Jahre in diesem Kloster zugebracht hatte, ging er in ein anderes, in welchem man ein noch strengeres Leben führte, und das von dem Abte Heliodorus regiert wurde. Dieser Heliodorus war ein ehrwürdiger Greis, der seit 62 Jahren in der Einsamkeit lebte. Es wäre schwer zu sagen, in welchem Grade er den Geist des Gebetes besaß. Seine Seele verlor Gott nie aus den Augen, und er war der Welt so abgestorben, daß er, nach der Erzählung Theodorets, der ihn genau gekannt hat, mit Allem, was auf ihr vorging und sogar mit den gewöhnlichsten Dingen unbekannt war. Unter der Leitung eines solchen Lehrers machte Simeon in kurzer Zeit die reißendsten Fortschritte und wurde durch seine pünktliche Beobachtung der Regel bald das Vorbild des ganzen Hauses. Seine Liebe zur Buße war unersättlich, und im Gegensatze zu den Brüdern, die jeden andern Tag aßen, aß er nur einmal in der Woche. Ebenso vermehrte er alle Abtödtung des Klosters, so daß die Obern ihm Einhalt thun mußten. Die Auctorität, welche die frommen Ueberschreitungen seines Eifers mäßigte, war zu ehrwürdig, als daß er sich nicht unterworfen hätte. Er gehorchte also, nachdem er die Erlaubniß erhalten hatte, geheime Abtödtungen vornehmen zu dürfen. Die Züchtigungen, die er von da ab gegen sich selber übte, kennt Gott allein. Als ihm einmal der Gedanke kam, daß das von gebundenen Palmblättern gemachte und folglich sehr rauhe Brunnenseil ein Bußwerkzeug

gebe, umgürtetete er sich damit unter den Kleidern die Nieren ohne Wissen des Obern und der Gemeinde. Da aber mit der Länge der Zeit das eng angezogene Seil in das Fleisch einschnitt und ein Geschwür darin hervorbrachte, verrieth der Gestank des letzteren sein Geheimniß. Man mußte drei Tage lang immerfort die von dem geronnenen Blute zusammengeklebten Kleider anfeuchten, um sie los zu machen. Die Aerzte mußten tiefe Einschnitte machen, um das Seil herauszubringen, was dem Heiligen so große Schmerzen verursachte, daß man ihn eine Zeit lang für todt hielt. Sobald er hergestellt war, entließ ihn der Abt, weil er fürchtete, eine solche Besonderheit möchte der Einförmigkeit, welche die Klosterzucht erfordert, nachtheilig werden.

Der Diener Gottes zog sich in eine Klause am Fuße des Berges Tellanissa zurück. Hier faßte er den Entschluß, die ganze Fastenzeit ohne Nahrung zuzubringen, um das Fasten Jesu Christi vollkommener nachzuahmen. Diesen in Erstaunen setzenden Entschluß theilte er seinem Beichtvater, einem tugendhaften Priester Namens Bassus, der mit der Leitung von 200 Mönchen beauftragt war, mit. Da dieser fürchtete, der Heilige möchte bei seinem Entschlusse mehr seinen Eifer als seine Kräfte zu Rathe gezogen haben, gab er ihm zehn Brode und einen Krug Wasser, um ihm für den Fall, daß die Natur unterliegen sollte, Hilfe zu bereiten. Als die 40 Tage vorbei waren, kam Bassus wieder und fand die nämliche Zahl Brode und dasselbe Maas Wasser, sah aber Simeon fast ohne ein Lebenszeichen am Boden ausgestreckt. Bassus befeuchtete ihm den Mund mit einem Schwamme und reichte ihm das allerheiligste Sakrament. Durch diese göttliche Nahrung gestärkt erhob sich Simeon und aß einige Blätter Lattich. Von da an brachte er alle Fasten so zu. In der 26. schrieb Theodoret seinen Bericht, und von ihm erfahren wir die Art und Weise, wie Simeon in dieser hl. Zeit lebte. Im Anfang der Fasten betete er stehend; wenn sein Leib zu schwach wurde und sich nicht mehr in dieser Stellung halten konnte, betete er sitzend, und wenn die gänzliche Erschöpfung seiner Kräfte ihm jede andere Stellung unmöglich machte, legte er sich auf die Erde nieder; auf seiner Säule band er sich einen Balken an, um sich zu unterstützen; in der Folge bedurfte er aber keiner solchen Hilfe mehr. Es gibt Leute, welche in diesem Fasten nichts übernatürliches sehen, sondern dasselbe einem starken Körperbau, der von einer allmählig und stufenweise erlangten Gewohnheit unterstützt worden sei, zuschreiben. Wie dem sein möge, nach drei Jahren

Der hl. Simeon Stylites im Gebet auf einer 40 Ellen hohen Säule.

verließ unser Heiliger seine Klause, um auf der Höhe des Berges zu leben. Dort schloß er sich in einen bloß von übereinander gelegten Steinen umfriedigten Platz ein, ohne ein Dach zu haben, das ihn wider die Unbilden der Witterung hätte schützen können; und um seinen Entschluß, an diesem Orte zu bleiben, um so unabänderlicher zu machen, ließ er sich eine schwere eiserne Kette fertigen, deren ein Ende an seinem Fuße und das andere an einem schweren Steine befestigt war. Als Meletius, der Chorbischof von Antiochien, der ihn in diesem Zustande sah, ihm vorstellte, daß es unnütz sei, den Leib anzuschmieden, da der von der Gnade Gottes unterstützte gute Wille genüge, ihn in seinem Gemäuer festzuhalten, ließ Simeon, ohne es zu bestreiten, die Kette durch einen Schlosser abfeilen. Der Ruf seiner Tugenden machte das Gebirge bald berühmt, so daß ein ungeheurer Zusammenlauf von Leuten aus den entferntesten Ländern stattfand. Heiden wie Christen drängten sich herzu, um seinen Segen zu empfangen und manche gingen nicht eher wieder weg, als bis sie das Glück ihn zu berühren, gehabt hatten.

Um den Zerstreuungen, die ihn in seiner Einsamkeit störten, zu entgehen, erfand Simeon eine Lebensart, von der man bis dahin kein Beispiel gehabt hatte. Im Jahre 423 ließ er eine sechs Ellen hohe Säule machen, auf der er vier Jahre lebte. Darauf ließ er eine solche von zwölf, und dann eine dritte von 22 Ellen herstellen, und wohnte auf jeder derselben 13 Jahre. Die letzten 22 Jahre seines Lebens brachte er auf einer vierten 40 Ellen hohen Säule zu. Die Spitzen dieser Säulen, welche von Geländern umgeben waren, hatten nur drei Fuß Durchmesser, so daß der Heilige weder liegen noch sitzen konnte. Wenn er der Ruhe bedurfte, lehnte er sich auf das Geländer. Im Eifer seines Gebetes sah man ihn mehrere Stunden lang die Augen zum Himmel erheben. Zweimal im Tage richtete er Ermahnungen an die Männer, die ihn besuchten. Frauen durften den Umkreis, in welchem seine Säule stand, nicht betreten. Er dehnte diese Regel sogar auf seine Mutter, die ihn besuchen wollte, aus; als er aber ihren Tod vernahm, betete er mit großem Eifer für das Heil ihrer Seele. Seine Reden verbreiteten sich gewöhnlich über die Eidschwüre, die Beobachtung der Gerechtigkeit, das Verbrechen des Wuchers, den Kirchenbesuch und über die Nothwendigkeit, nicht blos für sich, sondern für alle Menschen im Allgemeinen zu beten. Er drückte sich mit ungemeiner Kraft und Salbung aus und hatte die Gabe, die Geister zu überzeugen und die Herzen zu rühren. Man konnte ihn nicht hören, ohne die Tugend lieb zu gewinnen und das Laster zu verabscheuen.

Indessen wurde eine so sonderbare Lebensweise bald Gegenstand des öffentlichen Geredes, und man behauptete, es liege ihr Eitelkeit oder wenigstens Uebertreibung zu Grunde. Die Bischöfe und Aebte der Umgegend waren aber der Ansicht, ehe man den Heiligen verbanne, müsse man zuvor sein Inneres kennen und beschlossen daher, zu ihm zu schicken und ihm sagen zu lassen, daß er seine Säule verlassen und zur gewöhnlichen Lebensweise der andern Diener Gottes zurückkehren solle. Simeon hatte diesen Befehl kaum vernommen, als er sich ohne alle Widerrede anschickte, von seiner Säule herabzusteigen. Der Abgesandte begnügte sich, den erhaltenen Weisungen gemäß, mit seinem Gehorsame und sprach zu ihm: „Bleibe, die Schnelligkeit deines Gehorsams beweist

Des heiligen Simeon Stylites Beisetzung zu Antiochien.

die Reinheit deiner Absichten, fahre fort, dem Willen Gottes zu folgen und deinen Beruf zu erfüllen."

„Mehr als je überzeugt, daß er nach dem Willen der göttlichen Vorsehung handle, beharrte Simeon in der bisherigen Lebensweise, und die Leute fuhren fort, ihn in den Stunden, in denen er sich vernehmen ließ, zu besuchen. Die Kraft seiner Reden und der Glanz seiner Wunder bewirkten unter den Persern, Armeniern, Iberiern 2c., die ihn zu hören gekommen waren, zahlreiche Bekehrungen. Die Fürsten und Fürstinnen Arabiens kamen, um seinen Segen zu empfangen, Varavane V., König von Persien, konnte nicht umhin, ihn zu achten, obwohl er ein erklärter Feind und Verfolger der Christen war. Die römischen Kaiser, Theodosius der Jüngere und Leo, baten ihn oft um Rat und empfahlen sich seinen Gebeten. Der Kaiser Marcian verkleidete sich als einfacher Bürger, um sich leichter das Vergnügen zu verschaffen, ihn zu sehen und zu hören. Auf sein Zureden schwur die Kaiserin Eudoria kurz vor ihrem Tode den Eutychianismus ab.

So viele Ehren, verbunden mit den Gaben der Wunder und Weissagungen, würden eine gemeine Seele der gefährlichsten aller Versuchungen, der der Eitelkeit, ausgesetzt haben, der sie vielleicht unterlegen wäre; aber Simeon war in der Demut zu sehr befestigt, als daß er die Ehre, die er von den Menschen empfing, auf sich bezogen hätte. Ueberzeugt, daß man die Zukunft vorhersagen und Wunder wirken könne, ohne darum ein Heiliger zu sein, hielt er sich für den größten Sünder und den Auswurf der Welt. Ebenso bewunderungswürdig wie seine Demut war auch seine Geduld. Nicht nur, daß er Betrübnis, Verachtung, Schmähungen mit Freuden litt, sondern er beobachtete auch ein vollkommenes Stillschweigen darüber. Lange Zeit verbarg er ein schreckliches Geschwür am Fuße, und als man es entdeckte, wollte er es nicht verbinden lassen, obwohl eine Menge Würmer daraus hervorkamen. Und was könnten wir nicht sagen von seiner Sanftmut und Liebe gegen alle seine Besucher, von der Lebendigkeit seiner Liebe zu Gott, von seinem Losgebundensein vom Irdischen, von seinem Eifer im Gebete und von allen seinen übrigen Tugenden, die er zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit brachte!

Der Patriarch Domnus von Antiochien soll ihm bei einem Besuche die hl. Communion auf der Säule gespendet haben; ohne Zweifel haben ihm andere Priester dieses erhabene Sakrament oft gereicht. Endlich fühlte dieser unvergleichliche Büßer sein Ende nahen; er neigte sich wie gewöhnlich zum Gebete nieder, erhob sich aber nicht mehr, weil er im Herrn entschlafen war. Man bemerkte seinen Tod erst nach 3 Tagen. Nach Cosmas starb er an einem Mittwoch, den 2. Sept. 459, im 69. Jahre seines Alters. Am Freitage wurde sein Leib nach Antiochien gebracht, und die Bewohner der ganzen Gegend und mehrere Bischöfe wohnten dem Leichenbegängnisse bei. In der Ueberzeugung von der Heiligkeit des Dieners Gottes wurde man noch durch die Wunder, die bei dieser Gelegenheit geschahen, bestärkt, und beging daher von da an im ganzen Morgenlande sein Fest mit großer Feierlichkeit. Die außerordentliche Lebensweise des hl. Simeon kündet einen Mann an, der in gänzlicher Trennung von den Geschöpfen leben wollte, um sich allein mit Gott zu vereinigen. Die Liebe zum Sonderbaren und Auffallenden galt in seinen Augen nichts; er machte sich nur die Erfüllung des göttl. Willens zur Aufgabe, daher war er sogleich bereit, seine Säule zu verlassen, als man ihm den Befehl hiezu von seinem Obern überbrachte. Wahrhaft demütig hielt er sich für einen Strafbaren, der mit Recht aus der menschlichen Gesellschaft verbannt sei und dessen Leben ganz in Jesu Christo verborgen sein müsse. Wehe dem, der nach der Vollkommenheit in der Absicht strebte, in den Augen der Welt groß zu erscheinen! Die christl. Vollkommenheit muß den Geist der Demut und Erniedrigung zur Grundlage haben. Wehe auch jenen Seelen, welche aus noch strafbarerem Stolze die Heiligkeit nur als einen hohen und erhabenen Zustand suchen. Man muß nach der Heiligkeit trachten, weil uns Gott dazu beruft, und weil wir uns, indem wir ihr immer mehr nachstreben, in seinen Augen wohlgefällig machen. Nach diesen großen Maximen richtete der hl. Simeon seinen ganzen Lebenswandel ein. Er that freilich Dinge, die nicht Gegenstand unserer Nachahmung sein können, aber können wir nicht auch wie er die Armut, Verachtung und Kreuz und Leiden lieben? Haben wir nicht auch die Verpflichtung, Jesu Christo ähnlich zu werden? Haben wir denn vergessen, daß diese Aehnlichkeit mit unserem göttlichen Vorbilde durchaus notwendig ist, wenn wir an der Wohlthat der Erlösung teilnehmen wollen? Hüten wir uns also vor dem geheimen Stolze, der uns unter eiteln Vorwänden bewegen möchte, auffallende Handlungen solchen, deren Verdienst Gott allein kennt, vorzuziehen. Wir werden unserem Berufe nie entsprechen, wenn wir es nicht als eine unerläßliche Pflicht erkennen, Jesu Christo unser Kreuz nachzutragen, wenigstens im Geiste ein verborgenes Leben zu führen, wegen unserer Gebrechlichkeit immer mißtrauisch auf uns zu sein, uns zu demütigen und uns in Betracht der Unzahl unserer Schwächen und Armseligkeiten für nichts und gar nichts zu halten!

Die heilige Syncletica.

Die heilige Syncletica wurde in Alexandrien in Egypten von reichen und vornehmen Eltern geboren. Man bemerkte an ihr von ihrer Kindheit an eine entschiedene Liebe zur Tugend und allen Uebungen der Religion. Da sie ein ungeheures Vermögen besaß und von seltener Schönheit war, wurde sie von vielen angesehenen Männern der Stadt zur Ehe begehrt, wies aber alle zurück, um sich in immerwährender Jungfrauschaft ihrem Bräutigam Jesu Christo zu weihen. In der festen Ueberzeugung, daß sie keinen gefährlicheren Feind als sich selbst habe, wandte

sie alle Arten der Abtötung an, um das Fleisch dem Geiste zu unterwerfen.

Nach dem Tode ihrer Eltern traf sie für eine kranke Schwester Fürsorge und verteilte dann alle ihre Güter unter die Armen. Da sie nun nichts mehr an die Welt band, zog sie sich in ein Grab zurück, um daselbst einzig und allein den Uebungen der Buße, des Gebetes und der Betrachtung obzuliegen. Eine Zeit lang war Gott allein Zeuge ihres englischen Lebens, aber endlich gestattete er, daß der Glanz ihrer Tugenden die Finsternis, zu der sie sich verurteilt hatte, durchbrach. Es kam bald eine Menge christl. Frauen zu der Heiligen, um sie in Sachen der Frömmigkeit um Rat zu fragen. Man konnte sie nicht hören, ohne gerührt zu werden, da ihre Reden von dem reinsten Eifer eingegeben waren und ihnen die häufigen Thränen, die ihren Augen entströmten, eine außerordentliche Kraft verliehen. „O, wie „glücklich wären wir," sagte sie, „wenn „wir, um Gott zu gefallen und den „Himmel zu gewinnen, thäten, was die „Weltleute thun, um vergängliche Schätze „aufzuhäufen! Sie setzen sich zu Lande „der Beutegier der Diebe aus; trotzen „zur See der Wut der Winde und „Stürme; Gefahren, Schiffbrüche schrecken „sie nicht ab; sie versuchen und wagen „alles; und wir lassen uns durch den „kleinsten Widerspruch abschrecken, wenn „es sich darum handelt, einem so großen „Herrn zu dienen, der uns unbegreifliche „Güter verheißt." Ein anderesmal sprach „sie von den Gefahren dieses Lebens also: „Wir müssen auf unserer Hut sein, weil „wir einen beständigen Krieg haben; „ohne diese Wachsamkeit würde uns der „Feind überfallen, wenn wir am wenigsten daran denken. Ein Schiff entkommt manchmal einem heftigen Sturme, „wenn aber der Pilote nicht wacht auch „bei ruhiger Luft, so genügt eine von „einem unvorhergesehenen Windstoße erhobene Woge, um es in der Tiefe zu begraben. „Wenn es dem Feinde nur gelingt, das Haus zu „zerstören, um die anzuwendenden Mittel kümmert „er sich wenig. Während dieses Lebens schwimmen „wir auf einem unbekannten und klippenvollen Meere, „auf dem Ruhe und Sturm beständig wechseln. Wir „sind immer in Gefahr, und wenn wir die Unklugheit „haben, einzuschlafen, so ist unser Untergang gewiß. „Jesus Christus selbst will der Führer unseres „Schiffes sein und wird uns in den Hafen des Heiles „geleiten, wenn wir uns nicht durch unsere Nachlässigkeit selbst den Untergang bereiten." Die Tugend „der Demut schärfte sie mit den Worten ein: „Ein „Schatz ist in Sicherheit, so lang er verborgen bleibt, „wenn er aber aufgedeckt und jedem zur Schau „gestellt wird, wird er alsbald geraubt. Gerade so „verhält es sich mit der Tugend; sie hat keine Gefahr, so lang sie verborgen ist; setzt man sie aber „verwegen dem vollen Lichte aus, so verschwindet sie „wie ein leichter Hauch. Durch die Demut und die „Verachtung der Welt treten wir die Löwen und „Drachen mit Füßen, schwingt sich unsere Seele „einem Adler gleich in die Höhe und fliegt über „alles irdische empor." Mit der nämlichen Kraft drückte sie sich auch über die andern christlichen Tugenden aus.

In ihrem 80. Jahre wurde Syncletica von einem heftigen und andauernden Fieber ergriffen, das sie allmählich aufzehrte. Zu gleicher Zeit bildete sich an ihren Lungen ein Geschwür und ein Krebs, der den unerträglichsten Gestank verbreitete, fraß ihr das Zahnfleisch und den Mund an, so daß sie nicht mehr sprechen konnte. Aber ihre bewunderungswürdige Geduld predigte wirksamer, als es ihre Reden hätten thun können. Drei Tage vor ihrem Tode sagte sie den Augenblick voraus, in dem ihre Seele von dem Kerker des Leibes würde befreit werden. Als diese Stunde gekommen war, schien sie von einem blendenden Lichte umflossen und gab — 84 Jahre alt — ihren Geist in die Hände ihres Schöpfers auf.

Gerlach reist nach Rom.

Der selige Gerlach.

Zwölftes Jahrhundert.

Gerlach wurde im Anfange des 12. Jahrhunderts aus einer edlen Familie in der Nähe von Mastricht geboren. Da er zum Militärstande bestimmt war, war auch seine Erziehung ganz militärisch. Er zeichnete sich bald durch seine Tapferkeit aus, hatte aber das Unglück, die ausgelassenen Sitten seiner Waffengenossen nachzuahmen und sich Unordnungen zu überlassen, die ihm später eine bittere Reue verursachten.

Gott erzeigte ihm die Gnade, ihn seinen Verirrungen zu entreißen. Als er sich eines Tages zu einem Tourniere vorbereitete und schon im Begriffe stand, in die Schranken zu treten, erhielt er die Nachricht von dem Tode seiner Frau. Niedergeschmettert von diesem unerwarteten Schlage, warf er die Waffen weg und eilte nach Hause, um in der Einsamkeit seinem Schmerz und seinen Thränen freien Lauf zu lassen. Die Betrachtungen, die er da über die Eitelkeit aller menschlichen Dinge und über den traurigen Zustand seiner Seele anstellte, flößten ihm

den Entschluß ein, dem Soldatenstande zu entsagen, um die Strenge des Bußlebens auf sich zu nehmen. Nachdem er seine Verhältnisse geordnet hatte, nahm er, unter dem Vorwande, er wolle durch Reisen seinen Kummer zerstreuen, von seinen Eltern Abschied, und reiste, ein rauhes Cilicium unter seinen Kleidern tragend, geradenwegs nach Rom, warf sich daselbst vor Papst Eugen III. nieder und bekannte ihm seine Sünden. Eugen legte ihm die Verpflichtungen auf, das heilige Land zu besuchen und in dem Spitale von Jerusalem sieben Jahre den Armen und Kranken zu dienen. Gerlach gehorchte und entledigte sich seiner Buße mit einer Demut und einem Eifer, daß er der Gegenstand allgemeiner Verehrung wurde.

Als die sieben Jahre vorüber waren, kam er wieder zu dem Papste, jetzt Hadrian IV., und bat ihn, ihm eine Lebensregel vorzuschreiben, worauf der Papst ihm riet, seine Tage in der Einsamkeit zu beschließen.

Diesen Rat nahm der fromme Büßer wie einen Befehl des Himmels an und kehrte in sein Vaterland zurück, um sein Vermögen den Armen zu geben, indem er nur das Allernotwendigste für sich behielt. Nachdem er das Gelübde gethan hatte, sich des Fleisches und des Weines zu enthalten und nie sein Cilicium abzulegen, begab er sich in eine hohle Eiche, die auf einer seiner ehemaligen Besitzungen stand. Diesen Aufenthalt verließ er nur des Nachts, um in dem Kloster des hl. Servatius zu Mastricht dem Officium der Mönche anzuwohnen, und am Sonntag, um in Aachen seine Andacht zu verrichten.

Eine solche Lebensweise setzte allgemein in Erstaunen und einige wollten darin eine geheime Schuld erblicken. Die Mönche von Gursen klagten den armen Einsiedler bei dem Bischofe von Lüttich an, daß er der Eiche, die ihm zur Wohnung diente, göttliche Ehre erweise. Der Bischof ließ sie niederhauen, später ließ er aber Gerlach volle Gerechtigkeit widerfahren und empfahl ihn dem Abte von Closteret, der unsern hl. Einsiedler in seinen Schutz nahm; auch der Bischof selber fuhr fort ihn gegen seine Feinde zu verteidigen. Gerlach starb am 5. Jan. 1170 und wurde bald in der ganzen Umgegend von Aachen und Lüttich als Heiliger verehrt. Später baute man über seinem Grabe eine Abtei der Robertinerinnen, die seinen Namen trug.

Der heilige Telesphorus,

Papst und Martyrer.

Der hl. Telesphorus, von Geburt ein Grieche, war von 127—139 auf dem päpstlichen Stuhle. Ueber sein Leben sind uns keine näheren Nachrichten erhalten. Das römische Marthyrerbuch sagt von ihm blos, daß er unter dem Kaiser Antonius Pius, nachdem er viel im Dienste des Herrn zum Nutzen und Frommen der Kirche gearbeitet, zuletzt um des Bekenntnisses Christi willen die Marter glorreich überwunden habe.

6. Januar.

Das Fest der Erscheinung Christi und die heiligen drei Könige.

Stets war der Hauptgegenstand des Festes der Erscheinung die Offenbarung, die Jesus Christus den Magiern oder Weisen zu Teil werden ließ, welche von einem übernatürlichen Lichte erleuchtet und von einem geheimnisvollen Sterne geführt aus dem Morgenlande nach Bethlehem kamen, um das neugeborene göttliche Kind anzubeten und ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen als Geschenk darzubringen. Nebst diesem feiert die Kirche aber heute noch zwei andere Offenbarungen des Heilandes, nämlich seine Offenbarung durch die Taufe, wo der hl. Geist in Gestalt einer Taube über ihn herabkam und eine Stimme vom Himmel rief: Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe; und seine Offenbarung durch sein erstes Wunder auf der Hochzeit zu Cana in Galiläa, wo er Wasser in Wein verwandelte, worauf seine Jünger an ihn zu glauben anfingen.

Die Ueberlieferung nennt die Namen der drei Weisen: Caspar, Melchior und Balthasar, und sagt, sie seien drei Könige gewesen. Sie sollen später von dem hl. Apostel Thomas getauft worden sein und in Persien das Evangelium gepredigt haben. Ihre Leiber soll man unter den ersten christlichen Kaisern nach Konstantinopel und von da nach Mailand gebracht haben, von wo sie Kaiser Friedrich I. nach der Er-

Ansicht von Konstantinopel.

oberung und Zerstörung dieser Stadt im Jahr 1142 nach Köln bringen und ihnen ein durch seinen Reichtum und durch seine Arbeit merkwürdiges Denkmal errichten ließ, das noch vorhanden ist.

Außer den heiligen drei Königen feiert die Kirche heute noch mehrere andere Heilige, darunter:

Der selige Johannes von Ribeira,

Patriarch von Antiochien und Erzbischof von Valencia in Spanien.

Jahr 1611.

Der selige Johannes von Ribeira wurde am 13. März 1532 in Sevilla geboren. Sein Vater Don Pedro von Ribeira, Herzog von Alcala, Vizekönig von Neapel, war ein tief religiöser Mann, und eifrigst um die Erziehung seines Sohnes besorgt, aus dem er vor allem einen unterrichteten und eifrigen Christen machen wollte. Der junge Johannes von Ribeira entsprach den tugendhaften Absichten seines Vaters vollkommen und zeigte frühzeitig große Geschicklichkeit und großen Eifer zum Studium und den Wissenschaften. Er wurde daher in frühester Jugend auf die Universität von Salamanca und dann auf die von Sevilla geschickt. Von hier kam er jedoch zur Vollendung seiner Studien nach Salamanca zurück, wo er in Gegenwart und unter dem Beifalle einer großen Anzahl junger Edelleute, die der Ruf des Kandidaten aus verschiedenen Teilen Spaniens herbeigezogen hatte, den Doktorhut erhielt.

Johannes war aber durch die Reinheit seiner Sitten und die Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung nicht weniger merkwürdig als durch seine Fortschritte in den Wissenschaften, weshalb denn auch sein Vater, von einer so festen und nachhaltigen Tugend in einem so schwachen und unbeständigen Alter in Erstaunen gesetzt und gerührt, es mit Vergnügen sah, daß er sich dem geistlichen Stande zuwandte. Johannes machte seine theologischen Studien und hatte das Glück, am 7. Mai 1557 die Priesterweihe zu empfangen.

Durchdrungen von der Heiligkeit der priesterlichen Verrichtungen stand er diesen mit allem ihm nur möglichen Eifer und aller Andacht vor. Sein Glaube war so lebhaft, daß es ihm oft schien, als sehe er unsern Herrn Jesum Christum in dem hl. Meßopfer gegenwärtig, wie ihn ehedem die Apostel im Umgange mit ihm auf Erden erblickt hatten, und er kannte keine größere Wonne, als die hl. Geheimnisse zu feiern, zu denen seine Andacht bis zu seinem Tode ebenso zart und lebendig blieb.

Philipp II., König von Spanien, ernannte ihn bald zu dem erledigten Bischofssitze von Badajoz. Johannes weigerte sich lange, eine Last auf sich zu nehmen, die seiner Demut zu furchtbar schien; es mußten ihn der Papst und sein eigener Vater gewissermaßen dazu zwingen, worauf er denn, obgleich mit Widerstreben, gehorchte. Aber während er sich bestrebte, durch Einsamkeit und Gebet den Segen des Himmels auf seine Diözese herabzuflehen, wurde er von dem Papste plötzlich zum Patriarchen von Antiochien in partibus infidelium und vom Könige zum Erzbischofe von Valencia ernannt.

Die Diözese von Valencia war damals in einem Zustande, der ganz geeignet war, den Eifer eines so

glaubensvollen Hirten zu erregen. Bei der Vertreibung der Mauren durch Ferdinand den Katholischen im Jahr 1492 waren in den so lange Zeit von diesen Ungläubigen besessenen Provinzen viele muselmännische Familien, denen durch Verträge die freie Uebung ihrer Kultus gesichert war, zurückgeblieben und namentlich Valencia zählte mehrere solche in seinen Mauern. Es waren dieß zugleich die reichsten und mächtigsten der Stadt; Wissenschaft, Kunst, Industrie und Handel waren fast ganz in ihren Händen. Es begreift sich leicht, daß ihre Gegenwart für die eifrigen Christen ein Gegenstand des Aergernisses, für die Schwachen eine stete Gefahr der Verführung war. Man hatte sie freilich mehrmals auf dem Wege der Ueberzeugung zum Christentume zu bekehren gesucht; aber diese Versuche waren nicht geglückt und Gewalt wollte der König nicht anwenden, um sie ganz aus dem Königreiche zu vertreiben.

Unter diesen Verhältnissen entschloß sich Philipp II., die geistliche Leitung der Diöcese Valencia Johannes von Ribeira anzuvertrauen; und Pius V., der damals auf dem Stuhle Petri saß, stimmte der Wahl des Monarchen bei; Johannes war der einzige, der sich darüber beklagte.

Ribeira setzte zuerst der allgemeinen Verdorbenheit alles entgegen, was ihm sein kluger und erleuchteter Eifer als heilsam und wirksam eingeben konnte. Weder Almosen noch Fasten, noch Züchtigungen seines Leibes, noch Gebet, noch Unterricht, noch Pastoralvisitationen — nichts wurde von Johannes im Interesse der Sache Gottes unterlassen; aber da er sah, daß er damit nur schwache Resultate erzielte und glaubte, daß die Bekehrung einiger Anhänger Muhameds zum christlichen Glauben keine hinlängliche Entschädigung für seine Mühen und Anstrengungen sei, hielt er strengere Maßregeln für notwendig, um die Religion von den Gefahren, womit sie die Anwesenheit der Ungläubigen bedrohte, zu erretten. Er forderte daher von der Regierung mehrmals die gänzliche Vertreibung der Mauren aus Castilien; aber vergeblich, da Staatsrücksichten entgegenstanden, die das Eingehen auf seine Pläne und das Gewähren seiner Bitten verhinderten. Er bat indeß mit solcher Ausdauer und solchem Eifer, daß endlich Philipp III. gewährte, was Philipp II. immer verweigert hatte; und der Rat von Castilien erließ im Januar 1610 nach reiflicher Erwägung ein Dekret, welches allen Mauren innerhalb 30 Tage die spanischen Länder zu verlassen befahl, unter Androhung der Todesstrafe für die Säumigen. In Folge dieser Maßregel verließen Spanien gegen 300,000 Muselmänner, deren Familien seit Jahrhunderten hier gelebt hatten. Die Absichten des Erzbischofes waren rein, er hatte nur die Ehre Gottes und die Wohlfahrt der Religion im Auge und milderte das Loos der Vertriebenen so viel er vermochte und mit allen Mitteln, die ihm die Nächstenliebe eingeben konnte. Auch hatte er den Trost zu sehen, daß viele, durch sein Verfahren gerührt, ihre hartnäckigen Irrtümer abschwuren und endlich eine Religion annahmen, die sie bisher mit Entsetzen von sich gewiesen hatten.

Der selige Johannes von Ribeira verrät schon in seiner Jugend viel frommen Sinn.

Philipp III. übertrug ihm wider seinen Willen das Vicekönigtum von Valencia, und der hl. Bischof erfüllte die schweren Pflichten, die ihm dieses auferlegte, mit seltener Gerechtigkeit und Mäßigung, was jedoch nicht verhinderte, daß er der Gegenstand schändlicher Verleumdungen wurde, welche zu wiederholen sogar einige Geschichtsschreiber sich nicht gescheut haben. In der That aber suchte er, in seinem Gewissen stark und immer von den Grundsätzen des Glaubens und der christlichen Demut geleitet, stets so viel Böses zu verhindern und so viel Gutes zu thun, als in seinen Kräften stand.

Die Stadt Valencia verdankt ihm ein prachtvolles Collegium, Corpus Christi genannt, in welchem mehrere berühmte Männer ihre Bildung erhalten haben. Die Armen fanden an ihm immer einen Vater, die Unglücklichen einen Tröster, die Witwen und Waisen einen Beschützer, die Gläubigen seiner Diözese einen Hirten voll Eifer und Liebe. Er besaß die Gabe der Wunder und sagte auch mehrere wichtige Ereignisse voraus, die später wirklich eingetroffen sind.

Johannes starb am 6. Januar 1611, nach einer langen und schweren Krankheit im Alter von 80 Jahren. Selig gesprochen wurde er von Pius VI. am 30. August 1696.

Der heilige Erminold.

Abt von Prüfening bei Regensburg und Martyrer.
Jahr 1121.

Einer der besten Familien Schwabens entsprossen, wurde Erminold frühzeitig dem Abte Wilhelm vom

Kloster Hirsau anvertraut. Einen besseren Lehrer und Erzieher hätte er nicht erhalten können, denn Wilhelm war einer der gelehrtesten und tugendhaftesten Männer des 12. Jahrhunderts.

Der junge Erminold machte in den Wissenschaften wie in der Tugendübung reißende Fortschritte und wurde bald ein Vorbild für die Bewohner des Klosters. Als er seine Studien vollendet hatte, legte er in die Hände seines Lehrers die Gelübde ab und widmete sich ganz dem religiösen Leben. Da der Kaiser Heinrich V. das Verdienst und die Tugenden Erminolds hatte rühmen hören, ernannte er ihn i. J. 1110 zum Abt von Lorch im Rheingau, im früheren Erzbistum Mainz. Als aber unser Heiliger vernahm, daß sein Bruder, der im Heere Heinrichs diente, diesem als Zeichen des Dankes ein Geschenk gemacht habe, legte er seine Abtei sogleich nieder, weil er kein Beneficium behalten wollte, das den Makel der Simonie an sich zu tragen schien.

In die Abtei zurückgekehrt, fuhr er fort, dieselbe mit den erhabensten Tugenden zu erbauen. Aber der hl. Otto, Bischof von Bamberg, hatte soeben in Prüfening bei Regensburg eine Abtei gegründet und wollte nun Erminold zum Obern derselben haben.

Erminold reiste im Gefolge einiger Brüder ab, um von seiner neuen Abtei Besitz zu nehmen. Er regierte sie mit Weisheit und erwarb sich durch die Milde, Leutseligkeit und die Heiligkeit seiner Sitten die Liebe wie die Achtung der Mönche.

Eines Tages begab sich Heinrich V., gegen den die Kirche wegen der Unterdrückung seiner Völker mehrmals den Bannstrahl geschleudert hatte, mit zahlreichem Gefolge, namentlich durch den Ruf der Tugend des hl. Abtes angezogen, nach Prüfening. Aber Erminold war dem hl. Stuhle zu ergeben, als daß er die Exkommunikations-Sentenz, die der Papst gegen den Kaiser geschleudert hatte, hätte vergessen sollen. Anstatt seinem Souverän an der Spitze seiner Gemeinde entgegen zu gehen, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen, trat er ihm an der Pforte des Klosters allein entgegen und sprach zu dem Kaiser: „Ich hätte „gewünscht, Euch mit den Eurem Range gebührenden „Ehren empfangen zu können, aber ich weiß, daß Euch „die Kirche auch aus der christlichen Gemeinschaft aus„gestoßen hat: dies ist mir genug." Heinrich drang nicht weiter auf einen feierlichen Empfang und, von der unerschütterlichen Tugend dieses neuen Ambrosius gerührt, hatte er nur um so größere Achtung u. Verehrung vor ihm.

Alle Gedanken, alle Handlungen Erminolds hatten das geistliche Wohl seiner Gemeinde zum Ziele, und er war auch von seinen Mönchen sehr geliebt. Aber über ein so großes Verdienst erzürnt, schlich sich der Teufel in den Schoß der Gemeinde ein und flößte einigen hochmütigen, gegen die Strenge der Zucht erbosten Geistern verbrecherische Absichten ein, so daß sie Erminold in ihrer Schlechtigkeit sogar nach dem Leben strebten. Eines Tages erhielt er einen Schlag, der ihn bewußtlos niederstürzte.

Als der hl. Abt wieder zu sich gekommen, war er weit entfernt, Klagen gegen seinen Mörder auszustoßen, sondern bat vielmehr die Gemeinde, demselben zu verzeihen, indem er sagte, er habe ihm ohne Zweifel Ursache zum Hasse gegeben, im übrigen betrachte er den Angriff auf seine Person als eine gerechte Strafe für seine Sünden, welche noch strengere Züchtigungen verdienen. Die Wunde Erminolds war tötlich; er gab am 6. Januar 1121 seine Seele Gott zurück, nachdem er seinem Mörder verziehen und die größten Beweise der Frömmigkeit gegeben hatte. Sein Leib wurde in der Kirche der Abtei beigesetzt und die an diesem Tag geschehenen Wunder bewiesen, in welcher Gnade der Heilige bei Gott stand. Sehr viel Kirchen Deutschlands haben ihm darum ihre Verehrung gezollt, denn wir müssen uns das wohl merken, wenn die Völker ihren eigenen Gefühlen überlassen werden, bewahren sie den Wohlthaten, die man ihnen erweist, immer ein dankbares Andenken. Nur die Verführung macht sie gegen ihre geistlichen und leiblichen Wohlthäter undankbar.

Der heilige Erminold wird tötlich verwundet.

7. Januar.

Der heilige Lucian.

Jahr 302.

Der hl. Lucian mit dem Beinamen von Antiochien, war von Samosata in Syrien. Nachdem ihm der Tod seine Eltern entrissen hatte, verteilte er alle seine Güter unter die Armen, um in vollkommener Freiheit von allem Irdischen Gott zu dienen. Statt der Redekunst und Weltweisheit, in welcher er die reißendsten Fortschritte gemacht hatte, verlegte er sich jetzt auf das Studium der hl. Schrift und wählte hierin einen gewissen Macarius zum Lehrer, welcher damals mit Ruhm zu Edessa lehrte. Nachdem er Priester geworden, beschäftigte er sich mit nichts anderem, als die andern durch seine Reden und sein Beispiel zur Tugend zu bewegen. Er blieb jedoch nicht dabei stehen, sondern in der Ueberzeugung, daß ein Priester der Kirche für die Anwendung seiner Talente verantwortlich sei, unternahm er eine neue Ausgabe der hl. Bücher, indem er alle Fehler, die sich, sei es durch Ungenauigkeit der Abschreiber oder durch die Bosheit der Ketzer in den Text des alten und neuen Testaments eingeschlichen hatten, verbesserte. Diese neue Ausgabe erwarb sich allgemeinen Beifall und leistete dem heiligen Hieronymus große Dienste.

Man hat wegen des nachteiligen Zeugnisses, das der hl. Alexander, Bischof von Alexandrien, unserem Heiligen giebt, die Reinheit des Glaubens des letzteren bezweifeln wollen. Alexander sagt nämlich, Luzian habe unter 3 aufeinander folgenden Bischöfen von Antiochien, Dominus, Timäus und Cyrillus, von der Gemeinschaft der Kirche getrennt gelebt und der Grund dieser Trennung sei die Hinneigung gewesen, die der Heilige zu der Partei Pauls von Samosata gezeigt habe. Aber er ist wahrscheinlich getäuscht worden, da er die gottlosen Lehren eines so schlauen Heresiearchen nicht zu durchschauen vermochte. Wenigstens ist soviel gewiß, daß Lucian im Schoße der Kirche starb.

Lucian war, obgleich Priester von Antiochien, im Jahre 303 in Nicomedien, als der Kaiser Diocletian daselbst seine ersten Edikte gegen die christl. Religion erließ, und befand sich unter der Zahl derjenigen, die um des Glaubens willen verhaftet wurden. Aus seinem Gefängnisse schrieb er an die Gläubigen von Antiochien einen Brief, der so schloß: „Es grüßen Euch alle Martyrer. Ich berichte Euch, daß der Papst Antimus seine Laufbahn durch das Martyrtum vollendet hat." So schrieb der Heilige im Jahr 303. Er muß 9 Jahre im Gefängnisse geblieben sein; da er nach dem Bericht des Eusebius die Martyrkrone erst nach dem Tode des hl. Petrus von Alexandrien, der ums Jahr 311 fällt, empfing. Wie dem sei, man führte ihn zuletzt vor den Richterstuhl des Statthalters oder gar des Kaisers, und er benützte diese Gelegenheit, dem Richter eine gelehrte Schutzschrift für die christl. Religion zu übergeben.

Nachdem der Richter den Heiligen freimütig Jesum Christum hatte bekennen hören, schickte er ihn ins Gefängnis zurück und verbot, ihm irgend eine Nahrung zu reichen. Nachdem man ihn lange hatte hungern lassen, setzte man ihm Gerichte vor, die den Götzen geopfert worden waren, aber er wies sie – nach dem Grundsatze, daß man von dem den Götzen geopferten, wenn dieses den Schwachen ein Aergernis sein könnte, oder wenn es die Heiden als Zeichen der Verehrung der Götzen fordern, nichts

Der heilige Lucian auf der Folter.

essen dürfe — standhaft zurück. Als der Heilige zum zweiten Male vor den Richter geführt wurde, beharrte er in dem Bekenntnisse Jesu Christi. Man wandte vergeblich die Folter an, um seine Festigkeit zu erschüttern, und konnte ihm nie etwas anderes auspressen als die Worte: „Ich bin ein Christ.“ Dies waren die einzigen Waffen, deren er sich zur Erlangung des Sieges bediente, da er, wie der hl. Chrysostomus sagt, wohl wußte, daß in einem solchen Kampfe nicht die Beredtsamkeit den Sieg davon trägt, und daß das sicherste Mittel zu triumphieren nicht die Kunst, recht zu reden, sondern die, Gott recht zu lieben, ist. Einige behaupten, Lucian sei in das Gefängnis zurückgeführt worden und dort gestorben, aber der hl. Chrysostomus, der darüber besser unterrichtet sein muß als irgend ein anderer, versichert uns, er sei enthauptet worden. Rufin sagt, er sei auf Befehl Maximins im Gefängnisse heimlich erdrosselt worden, weil man ihn aus Furcht vor dem Volke nicht öffentlich hinzurichten wagte. In seinen Akten lesen wir, er habe mehrere Wunder gewirkt und gebunden und auf dem Rücken liegend auf seiner Brust das hl. Meßopfer dargebracht und den Anwesenden die hl. Kommunion gespendet. Nach dem Zeugnisse des hl. Chrysostomus und einiger andern alter Schriftsteller ist es gewiß, daß Lucian am 7. Jan. den Martertod erlitt. Dies muß im Jahre 312 gewesen sein; denn er litt während der Verfolgung Maximins, welche mit dem Edikt endigte, welches Constantin und Lucian gegen den November desselben Jahres zu Gunsten der Christen erließen. Nach dem hl. Chrysostomus wurde sein Leib in dem Flecken Drepane in Bithynien begraben. Kurz darauf ließ Kaiser Constantin d. Gr. an diesem Orte eine Stadt bauen, die er nach seiner Mutter Helenopel nannte und von allen Steuern frei erklärte, ein Beweis, wie sehr er das Andenken des hl. Martyrers schätzte. Die Kirche von Arles behauptet, auf eine alte Tradition gestützt, die Reliquien des Heiligen zu besitzen, und glaubt, Karl d. Gr., dem man sie aus dem Morgenlande gebracht, habe sie in die Kirche übertragen lassen, die er zu Ehren des Heiligen in Arles gebaut hat.

Der hl. Lucian bringt gebunden das hl. Meßopfer dar.

Der hl. Valentin,

Bischof von Passau. Jahr 440.

Valentin, durch die Heiligkeit seines Lebens ausgezeichnet, kam ums Jahr 440 nach Passau, um daselbst das Wort des Lebens zu verkünden. Da er aber bei den Heiden und den Arianern, die dort wohnten, nichts ausrichtete, ging er nach Rom, um die apostolische Sendung zum Predigtamt zu erhalten. Von da zurückgekehrt und das fromme Werk auf Befehl des Papstes beginnend, suchte er, da er ein heißes Verlangen nach dem Heile der Seelen trug, diese durch unermüdetes Verkünden des göttlichen Wortes Christo zu gewinnen. Aber auch jetzt war all sein Bemühen vergeblich. Er ging daher abermals nach Rom und bat, man möchte ihm die Vollmacht geben, den Samen des göttlichen Wortes in einem andern Volke, das bessere Früchte verspräche, auszustreuen. Aber der Papst weihte ihn zum Bischofe und ermahnte ihn, nach Passau zurückzukehren und nach dem Beispiele des Apostels Paulus das göttliche Wort zu verkünden, es möge gelegen sein oder nicht; erlaube ihm jedoch, zu andern Völkern zu gehen, wenn auch dieser Versuch fruchtlos sein sollte. Der hl. Bischof versah also sein hl. Amt aufs Neue mit größtem Eifer; aber die gottlosen Heiden konnten diesen Eifer nicht ertragen und verjagten, dazu noch von den arglistigen Arianern angespornt, den Heiligen aus ihrer Stadt. Hierauf zog Valentin in Räthien und den angrenzenden Alpen umher und verkündete überall mit dem wunderbarsten Erfolge die Lehre Jesu. Endlich entschloß er sich, um desto sicherer und verborgener Gott zu dienen, zum einsamen Leben und baute bei dem Kloster Mais in Tyrol eine kleine Kapelle, worin er den Betrachtungen der göttlichen Dinge oblag, und endlich nach unzähligen um des Namens Christi willen unternommenen Arbeiten heilig starb. Er wurde vor wie nach seinem Tode durch viele Wunder verherrlicht. Sein hl. Leib, welcher in der von ihm erbauten Kapelle beerdigt wurde, wurde von den Gläubigen immer in hohen Ehren gehalten, besonders aber seit den Zeiten des hl. Korbinian. Dieser hatte nämlich eine solche Verehrung zu dem hl. Valentin, daß er, nachdem er von Rom zurückgekehrt und von den Bajuvariern auf Befehl ihres Herzogs Grimoald bei Mais zu verweilen gezwungen war, nicht nur die Kirche des hl. Valentin vergrößerte und zu Ehren desselben und des hl. Zeno einweihte, sondern auch, als er mit seiner Geistlichkeit von Freising fliehen mußte, Jahre lang an dessen Grabe dem Gebete, Fasten und den göttlichen Betrachtungen oblag, und obwohl er dem bischöflichen Stuhle von Freising zurückgegeben wurde, doch die Kirche von Mais zu seinem Begräbnisse wählte. Später ist der Leib des hl. Valentin von den Longobarden nach Trient, endlich von dem Herzog Thassilo II. von Bayern nach Passau gebracht worden, den Leib des hl. Korbinian aber hat Aribo, der vierte Bischof von Freising, nach Freising übertragen.

Der heilige Thilo.

Jahr 608.

Der heil. Thilo wurde in Sachsen von heidnischen Eltern geboren. Er war kaum der Kindheit entwachsen, als er von Räubern aus dem elterlichen Hause entführt, nach den Niederlanden gebracht und daselbst als Sklave verkauft wurde. Hiebei hatte er das Glück, von dem hl. Aloysius gekauft zu werden, der ihm nicht nur die Gnade der Taufe verschaffte, sondern ihn auch in die Abtei von Solignac in Limousin schickte, damit er daselbst in den Uebungen der christlichen Frömmigkeit erzogen und in den hl. Wissenschaften unterrichtet würde. Später ließ er ihn nach Paris kommen, um ihn die Goldschmiedekunst zu lehren; als er aber zum Bischof von Noyon erwählt worden war, erhob er seinen Schüler zum Priestertum und beauftragte ihn, in Tournai und andern Gegenden der Niederlande das Evangelium zu verkünden. Nach dem Tode des heiligen Aloysius kam Thilo nach Solignac zurück und begab sich in eine bei der Abtei gelegene Einsiedelei, wo er durch seine Einfachheit, seinen Eifer und seine strengen Bußübungen das Leben des hl. Antonius, des hl. Macarius 2c. nachahmte. Er starb 702, 94 Jahre alt. Sein Name ist in den französischen und in den flamländischen Kalendern sehr berühmt, kommt aber im römischen nicht vor. Die Bewohner der Grafschaft Ysenghien verehren ihn als ihren Apostel, und in Flandern, Auvergne 2c. giebt es mehrere Kirchen, die Gott und der Anrufung des hl. Thilo geweiht sind.

Alderich wird von seinem Bistume vertrieben.

Der heilige Alderich.

Jahr 800.

Alderich wurde im Jahre 800 geboren und stammte von vornehmen Eltern ab. Er hatte kaum das 14. Jahr erreicht, als ihn sein Vater an den Hof Ludwigs des Frommen brachte, wo ihm seine Beschäftigung mit ernsten Dingen, seine Pünktlichkeit in Erfüllung aller seiner Pflichten und seine hervorragende Tugend bald allgemeine Achtung erwarben. Er fühlte die Leerheit der weltlichen Ehren zu sehr, um sich durch ihren falschen Glanz blenden zu lassen. Er kannte nur einen wahren Ruhm, nämlich den, der mit dem Dienste Gottes verbunden ist. Sein größtes Vergnügen wäre gewesen, sich ganz von der Welt trennen zu können, um sich nur mit der Ewigkeit zu beschäftigen. Endlich verließ er, von der Gnade, die ihm täglich größeren Ekel an der Welt einflößte, getrieben, den Hof von Aachen, wählte das Haus des Bischofs von Metz, der mit seiner Geistlichkeit das erbaulichste Leben führte, zu seinem Aufenthalte, und machte daselbst solche Fortschritte in der Tugend, daß er für würdig gehalten wurde, die Tonsur, und später das Diakonat und die Priesterweihe zu empfangen. — Ludwig der Fromme war kaum von der Frömmigkeit und Weisheit Alderichs in Kenntnis gesetzt, als er ihn um seine Person haben wollte und als seinen ersten Kaplan und Beichtvater an den Hof berief. Später hielt er sich aber für verpflichtet, denselben der Kirche, die seiner Dienste bedurfte, zurückzugeben. Alderich wurde zum Bischof von Mans gewählt und am 22. Dez. 832 konsekriert. Die Weihnachten dieses Jahres feierte der hl. Bischof mit dem Kaiser, der nach Mans gekommen war. Als er sich auf den bischöflichen Thron erhoben sah, beschäftigte er sich nur mehr mit der Heiligung seiner Heerde. Man erblickte an ihm alle Tugenden eines Bischofs, namentlich eine bewunderungswürdige Geduld und tiefe Demut.

Er war nur gegen sich selber strenge, Andere behandelte er mit außerordentlicher Milde und wahrhaft herzlicher Liebe. Sein Vermögen und Einkommen verwendete er nur zu heiligen Zwecken. Er erleichterte die Not der Armen, kaufte Gefangene los, baute Kirchen, gründete Klöster und setzte sich kein anderes Ziel, als das Reich der Frömmigkeit und der Religion auszubreiten. — Man sollte meinen, ein solcher Heiliger hätte keine Feinde haben können, er erlitt aber deß ungeachtet eine grausame Verfolgung, wozu Folgendes Veranlassung war. Nachdem unter Ludwig dem Frommen und Karl dem Kahlen in Frankreich der Bürgerkrieg entbrannt war, sprach Alderich, seinem rechtmäßigen Fürsten unabänderlich ergeben, stark gegen den Empörungsgeist, um sein Volk im Gehorsame zu erhalten. Dies erhitzte die Widerspenstigen nur um so mehr, und sie vereinigten bald ihre Anstrengungen, um ihren Bischof ins Verderben zu stürzen. Nicht damit zufrieden, ihn von seiner Kirche vertrieben zu haben, schwärzten sie auch noch seinen Ruf durch die größten Verleumdungen an. Aber die Wahrheit kam an den Tag und der Heilige wurde nach einjähriger Verbannung zurückberufen. Die Ruhe, die er genoß, benützte Alderich zur Feststellung einer genauen Disziplin unter seiner Geistlichkeit. Er machte daher eine Sammlung von Canons, die er aus den Konzilien und den Dekretalen der Päpste auszog, und die unter dem Namen Kapitularien Alderichs bekannt, aber nicht mehr vorhanden ist. Auch in Beziehung auf die Feier des Gottesdienstes setzte Alderich weise Anordnungen fest. Wir haben von ihm drei Testamente, wovon das letztere ein authentischer Beweis seiner Fröm-

migkeit ist; in den beiden andern findet man fromme Legate und weise Regeln, um die gute Ordnung und die Liebe unter den Geistlichen und Mönchen zu erhalten. Das im Jahre 836 in Aachen gehaltene Konzil ordnete unsern Heiligen mit dem Bischofe Erchenrad von Paris zu Pipin, König von Aquitanien, ab, welcher damals mit dem Kaiser, seinem Vater ausgesöhnt war. Er sprach mit solcher Kraft zu diesem Fürsten, daß er ihn bewog, der Kirche die ihr während der Teilung des Reiches geraubten Güter zurückzugeben. Weiter wissen wir nichts mehr von seinem Leben, außer daß er noch im Jahre 846 dem achten Konzil von Paris und einem im Jahr 849 zu Tours gehaltenen beiwohnte. Endlich wurde er von einer Lähmung ergriffen, die ihn zwei Jahre an's Bett fesselte, während welcher Zeit er seinen Eifer und seine Beharrlichkeit im Gebete verdoppelte. Man begrub ihn in der Kirche St. Vinzenz, die er, wie auch das dazu gehörige Kloster, mit reichen Geschenken bedacht hatte, und in welcher man noch seine Reliquien findet. Die Diözese Mans feiert das Fest des heil. Alderich seit unfürdenklichen Zeiten.

8. Januar.

Der heilige Apollinaris,

Bischof von Hierapolis und Apologet der christlichen Religion.

Zweites Jahrhundert.

Claudius Apollinaris, Bischof von Hierapolis in Phrygien, war eines der glänzendsten Lichter des zweiten christlichen Jahrhunderts. Von seinem Leben wissen wir fast nichts, aber nach dem Lobe, das ihm die alten Schriftsteller spenden, läßt sich nicht bezweifeln, daß er alle Tugenden eines hl. Bischofs gehabt habe. Die Irrlehrer fanden an ihm immer einen furchtbaren Feind. Er verfaßte mehrere gelehrte Abhandlungen, worin er ihre gottlosen Lehren so gründlich widerlegte, daß sie nichts mehr erwidern konnten, und wies, um ihnen jede Ausflucht zu benehmen, bei Jedem nach, aus welcher philosophischen Sekte er seine Irrtümer geschöpft habe. Betrübt über die Verheerungen, welche die Verfolgung unter seiner Heerde anrichtete, begnügte er sich nicht damit, darüber vor Gott zu seufzen, sondern wagte es, die Verteidigung der Christen, denen das Heidentum den Untergang geschworen hatte, offen zu übernehmen. Er schrieb eine Schutzschrift für sie und überreichte sie um's Jahr 177 dem Kaiser Marc Aurel. In diesem Werke vernichtete er alle Vorwände, womit die Heiden ihre ungerechte Wut gegen die Christen zu beschönigen suchten, und rief dann die Milde des Kaisers für die letztern an, da sie dem Reiche durch ihre Gebete so gute Dienste geleistet hätten. Er spielte damit auf den wunderbaren, durch das Gebet der Christen erhaltenen Regen an, von welchem wir etwas mehr sagen müssen.

Der hl. Apollinaris schreibt seine Schutzschrift für die Christen.

Als Kaiser Marc Aurel lange gegen die Quaden, ein germanisches Volk, Krieg geführt hatte, ohne sie überwinden zu können, entschloß er sich endlich, den Krieg mit solcher Kraft zu führen, daß er einmal sein Ende erreiche und das Reich Ruhe bekäme. Er zog also im Jahre 174 der christl. Zeitrechnung und im 13. seiner Regierung in's Feld, um nicht nur die Quaden, sondern auch ihre Verbündeten, namentlich die Marcomannen anzugreifen. Nachdem auf der einen wie auf der andern Seite einige Vorteile errungen waren, gingen die Barbaren über die Donau und durchbrachen die Legionen. Um sich für diese Schmach zu rächen, gingen auch die Römer über den Fluß, überrumpelten den Feind und richteten ein großes Blutbad unter ihm an. Indem sich dieser zurückzog, ließ er ein von einiger Reiterei unterstütztes Korps Infanterie zurück, um die Römer zu täuschen und sie glauben zu machen, als wollte er an diesem Orte ein zweites Treffen liefern. Die Sieger begriffen nicht, daß dieses eine Kriegslist sei, und beschossen die Infanterie lebhaft, welche dem erhaltenen Befehl gemäß floh und Marc Aurel in Berge verlockte, wo er sich auf einmal von unzähligen Truppen, welche die Durchgänge besetzt hielten, umgeben sah. Als der Kaiser die Gefahr, in der er sich befand, erkannte, schmeichelte er sich, dieselbe mit Hilfe seiner mutigen Armee zu überwinden und griff trotz der ungünstigen Stellung, die er einnahm, den Feind an. Die Barbaren beschränkten sich auf ihre Verteidigung und suchten die Römer nur zu verhindern, den Ort, in dem sie blockiert waren, zu verlassen. Eine von den Bergen zurückprallende fürchterliche Hitze, der Wassermangel, der Schmerz der Wunden, der Durst raubten den Römern Stärke und Mut; sie konnten weder vorrücken noch sich zurückziehen, noch kämpfen und sahen keinen andern Ausweg, als sich in Stücke hauen zu lassen oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Marc Aurel ging indeß durch die Reihen und versuchte durch seine Rede die niedergeschlagenen Soldaten zu ermutigen und ihre Hoffnungen durch Gelübde und Opfer, die sie in ihrer Lage für sehr unnütz hielten, wieder aufzurichten. Da warf sich die zwölfte Legion, die fast ganz aus Christen bestand, auf die Kniee, um nach der Gewohnheit der Christen zu beten, und den wahren Gott zu beschwören, seine Macht zu offenbaren. Ueber ein solches Schauspiel erstaunt, stürzen die Quaden auf das Lager der Römer; aber in demselben Augenblicke bedeckt sich der Himmel mit

dichten Wolken und es fällt ein reichlicher Regen. Die von Durst erschöpften Römer trinken und kämpfen zugleich; einige Verwundete tranken sogar mit dem in ihren Helmen aufgefangenen Wasser ihr eigenes Blut. Indeß waren die Barbaren immer noch im Vorteile. Doch nicht mehr lange; denn es erhob sich plötzlich ein heftiger Wind, der ihnen unter Donner und Blitz einen starken Hagel in's Gesicht jagte und die Römer ihren Blicken entzog. Schrecken ergriff sie, und dieser wurde noch größer, als sie sich zu Boden gestürzt sahen: sie nahmen die Flucht, und ihre Niederlage war bald allgemein. — Eine so große, von dem Gotte der Christen erhaltene Wohlthat verdiente wohl die Dankbarkeit Marc Aurels. Man glaubt daher, daß er in

Tod des heil. Severin.

Folge derselben jenes Edikt erlassen habe, durch welches er bei Todesstrafe verbot, die Christen um ihrer Religion willen vor Gericht zu stellen; aber da er nicht den Mut hatte, die früher gegen die Christen erlassenen Gesetze abzuschaffen, so gab es doch auch unter seiner Regierung noch immer Martyrer. Das zu Gunsten der Christen erlassene Edikt milderte indeß die heftigen Verfolgungen, welche die Christen seit 7 Jahren erlitten, und welche der Kaiser selbst nicht weniger aus götzendienerischem Eifer als aus Haß gegen das Christentum hervorgerufen hatte, bedeutend. Einige Zeit nachher entbrannte das Feuer der Verfolgung

wieder mit neuer Wut, und damals verfaßte Apollinaris seine Schutzschrift, worin er dem Kaiser in's Gedächtnis rief, daß er sein Reich und sein Leben den Christen verdanke. Es ist unbekannt, welchen Erfolg die Schutzschrift hatte, es scheint jedoch, daß sie Marc Aurel günstig aufnahm, und daß er der Wut der Feinde des Christentums teilweise Einhalt that; denn Apollinaris fuhr fort, sich mit Eifer der Regierung seiner Kirche zu widmen, bis ihn Gott von dieser Welt zu sich nahm. Die Zeit seines Todes ist unbekannt, doch ist er wahrscheinlich vor dem Kaiser Marc Aurel gestorben.

Der heilige Severin,

Abt und Apostel von Oesterreich. — Jahr 482.

Das Vaterland und die Abkunft des hl. Severin sind unbekannt; man schloß jedoch aus der Reinheit, mit der er die lateinische Sprache redete, daß er ein Römer sei, und seine beharrliche Weigerung, über seine Abstammung Auskunft zu geben, sah man als einen Beweis seiner Demut an und vermutete daher, daß seine Eltern eine hohe Stellung in der Welt eingenommen hätten. Von Eifer für die Ehre Gottes brennend, verließ er die Wüsten des Morgenlandes, wo er die ersten Jahre seines Lebens zugebracht hatte, um den Völkern des Nordens das Evangelium zu predigen. Er begann damit in der Stadt Austuris, jetzt Stockerau in Unterösterreich, wo er aber eine furchtbare Verstocktheit in der Sünde traf und daher, seines Eifers ungeachtet, nur geringe Erfolge erzielte. Er entschloß sich deshalb nach Comagnes, Schaumburg oder Holenburg in Unterösterreich zu gehen, sagte aber den Bewohnern von Austuris vor seinem Abgange vorher, daß sie die Strafe Gottes treffen werde. Wirklich nahmen bald darauf die Hunnen diese Stadt ein und metzelten deren Einwohner nieder. Die Erfüllung dieser Weissagung und mehrere damit verbundene Wunder machten den Namen des Heiligen sehr berühmt. Die Stadt Fabiana a. d. D., das heutige Wien, welche von einer fürchterlichen Hungersnot geplagt war, flehte die Hilfe Severins an. Seine erste Antwort hierauf war, sie sollen den Arm Gottes durch würdige Früchte der Buße entwaffnen. Er sprach über diesen Gegenstand mit solcher Kraft, daß eine reiche und geizige Frau, welche eine ungeheure Menge Lebensmittel aufgehäuft hatte, diese unter die Armen verteilen ließ, um hiedurch wenigstens das häßlichste aller Laster zu sühnen. Kurz nach der Ankunft Severins wurden die Ens und die Donau, die vorher zugefroren waren, wieder schiffbar, was bald Ueberfluß in die Stadt brachte. Ein anderes Mal vertrieb der Heilige durch sein Gebet eine schreckliche Menge Heuschrecken, welche die Früchte und Ernten zu vernichten drohten. Obgleich er aber die Wundergabe besaß, so heilte er doch ein Augenleiden, das seinem teuren Schüler Bonosus die heftigsten Schmerzen verursachte, nicht; er befürchtete diesen eines Mittels zu seiner Heiligung zu berauben, wenn er ihn von einer Prüfung befreite, durch welche Gott seine Tugend vervollkommnete. — Die Reden, die Severin an das Volk hielt, brachten die wunderbarsten Erfolge hervor. Man konnte ihn nicht hören, ohne einen lebendigen Abscheu vor der Sünde zu fassen und ohne sich angetrieben zu fühlen, Gott mit großem Eifer zu dienen. Man sah ihn für einen Engel an, den der Himmel in seiner Barmherzigkeit auf die Erde geschickt habe; und die Verehrung, die man ihm zollte, wurde noch größer, als man ihn die Kranken heilen, die Gefangenen loskaufen, die Unterdrückten erleichtern, den Armen beistehen, die allgemeinen Nöten abwenden, kurz an alle Orte, die er besuchte, Segen bringen sah. Es verlangten ihn daher mehrere Städte zum Bischofe, aber er willigte nie in ihre Bitte. „Ist es nicht genug," sagte er, „daß ich meine liebe Wüste verlassen habe, um zu euch zu kommen und euch zu unterrichten und zu trösten?" Er gründete mehrere Klöster, ohne jedoch in einem derselben eine feste Wohnung zu haben. Oft ging er hin und schloß sich in eine fern gelegene Klause ein, um darin mit Niemanden als mit Gott zu verkehren. Mit Ausnahme der hohen Feste aß er täglich erst nach Sonnenuntergang. In der Fasten verdoppelte er seine Strenge und aß dann nur einmal in der Woche. Ein auf dem Boden ausgebreitetes Bußkleid diente ihm als Bett. Er war immer barfuß, auch in der strengsten Jahreszeit.

Die heilige Gudula.

Der Ruf seiner Heiligkeit führte fortwährend eine Menge Menschen zu ihm. Er wurde von Königen und Fürsten der Barbaren besucht. Unter den Letzteren war auch Odokar, König der Heruler, den die Zelle des Heiligen, die so nieder war, daß er nicht aufrecht darin stehen konnte, in großes Erstaunen setzte. Severin sagte ihm voraus, daß sein Heereszug nach Italien glücklich sein und er dieses Land bald erobern werde. Nachdem diese Weissagung in Erfüllung gegangen, schrieb Odokar dem Diener Gottes einen sehr achtungsvollen Brief, worin er sich anheischig machte, demselben alles zu gewähren, um was er bitten würde. Severin, dem die Gaben der Gnade genügten, verlangte für sich nichts, sondern bat blos, daß der Fürst der Heruler einige Verbannte zurückberufen möchte. — Endlich kam der Augenblick, wo der Heilige im Himmel den Lohn, welcher den Auserwählten verheißen ist, empfangen sollte. Er wurde am 5. Januar 482 von Seitenstechen befallen. Am 4. Tage seiner Krankheit

verlangte er die hl. Wegzehrung. Nachdem er dann das Kreuzzeichen gemacht und mit dem Psalmisten gesprochen hatte: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!" schloß er die Augen und entschlief ruhig im Herrn. — Sechs Jahre darauf sahen sich die Schüler des hl. Severin genötigt, die Flucht zu ergreifen, um der Wut der Barbaren zu entgehen, wobei sie den Leib ihres hl. Vaters mit sich nahmen und denselben in dem Castell Lucullanum bei Neapel beisetzten. Man baute an diesem Platze ein Kloster, dessen zweiter Abt Eugyppus das Leben des hl. Severin beschrieben hat. Im Jahre 910 brachte man den Leib des Heiligen in ein Benediktinerkloster zu Neapel, welches seinen Namen trägt und worin seine Reliquien noch heute zu sehen sind.

Die hl. Gudula.

Jungfrau und Patronin von Brüssel.

Jahr 642.

Die hl. Gudula wurde um die Mitte des 7. Jahrhunderts aus einer adeligen Familie von Brabant geboren. Gott gab die Heiligkeit seiner demütigen Magd schon vor ihrer Geburt zu erkennen. Während ihrer Schwangerschaft konnte sich nämlich die hl. Amelberge, ihre Mutter, über das künftige Schicksal der Frucht, die sie in ihrem Schoße trug, nicht beruhigen und rief oft aus: „O! wenn sich mein Kind vom Wege der Tugend entfernen, wenn es ewig zu Grunde gehen sollte!" Und diese Unruhe kehrte jeden Tag wieder. Als sie nun einmal nachts noch von diesem Gedanken hin- und hergetrieben, in einen tiefen Schlaf fiel, sah sie während dieser wohlthätigen Ruhe einen Boten des Himmels herabsteigen, um sie zu trösten. „Christliche Frau!" sprach dieser zu ihr, „sei ohne Furcht; du hast mit Vertrauen empfangen, wirst mit Glück gebären und Mutter einer hl. Tochter werden." So wurde Rebekka das Schicksal der beiden Kinder verkündigt, die sie unter ihrem Herzen trug. Diese tröstliche Weissagung hatte das Herz Amelberges erleichtert; sie erwachte sogleich, erhob die Hände gen Himmel und dankte Gott für die Wohlthat, die er ihr erwiesen. Sie hatte ihr Vertrauen auf den Herrn gesetzt, und die Geburt des Kindes ging auch ganz glücklich von statten. Die kleine Tochter wurde von der heiligen Gertrud über die Taufe gehalten und dann in Nivelle erzogen. Unter einer so hl. Erzieherin machte das Kind von Jahr zu Jahr größere Fortschritte in der Tugend. Gudula blieb bei der hl. Gertrud, dieser ihrer zweiten Mutter, bis zu deren Tode im Jahre 664. Hierauf kehrte sie in das väterliche Haus zurück, wo ihr Gott die Gnade verlieh, in ihrem Entschlusse, ihre Jungfrauschaft Christo zu weihen, zu verharren und ein den Uebungen der Frömmigkeit gewidmetes Leben zu führen. Bald zog sie die Bewunderung Aller, die sie kannten, auf sich. Jeden Tag begab sie sich vor Sonnenaufgang in Begleitung einer einzigen Magd, die eine Laterne trug, in die St. Salvatorkirche von Morzel, die etwa eine halbe Stunde von dem Schlosse ihres Vaters entfernt war. Bei einem solchen frommen Gange soll sie einmal eine besondere Gunst vom Himmel erlangt haben. Als sie nämlich eines Tages, da es sehr finster war, zur Kirche gingen, löschte die Laterne aus. In der Unmöglichkeit, den Weg weiter zu finden, nahm die Heilige zum Gebete ihre Zuflucht, und nun soll der Docht plötzlich von wunderbarem Licht erglänzt haben. Deswegen wird die Heilige auch gewöhnlich mit einer Laterne in der Hand abgebildet. — Nach einer langen Uebung aller Tugenden, welche ihren Ruf in ihrem Vaterlande verbreitet, starb sie voll von Verdiensten am 8. Jan. 712 und wurde in Ham bei Vilvorde beerdigt. Zur Zeit Karls des Großen wurde ihr Leib in die Salvatorkirche von Morzel gebracht, wo dieser Fürst, der eine große Verehrung zu der hl. Gudula trug, ein Frauenkloster bauen ließ, das bald ihren Namen annahm. — Karl Herzog von Lothringen, dessen Herrschaft sich über Brabant erstreckte, ließ im Jahr 978 die Reliquien der hl. Gudula in die St. Gereonskirche zu Brüssel übersetzen, und im Jahr 1704 brachte man sie feierlich in die prächtige Collegialkirche von St. Michael, die seitdem den Namen der hl. Gudula trägt.

Der heilige Erhard.

Der heilige Erhard.

Bischof von Regensburg. — Jahr 707.

Das Vaterland und die Eltern des heiligen Erhard sind unbekannt. Auch von seinem Leben wissen wir nicht viel. Gewiß ist, daß er von Trier, wo sein Bruder, der hl. Hildulph, Bischof war, nach Regensburg kam und das bischöfliche Amt versah und in der Nähe das Frauenkloster Niedermünster gründete. Als er die heilige Ottilie, Tochter des elsäßischen Grafen Eticho, die von Geburt an blind war, taufte, wurde ihr auf sein Gebet das Augenlicht geschenkt. Er starb im Jahr 707 und wurde von Leo IX. im Jahre 1502 unter die Zahl der Heiligen aufgenommen.

9. Januar.

Der hl. Julianus und die hl. Basilissa.

Jahr 313.

In den Akten dieser beiden egyptischen Heiligen und in den alten Martyrologien liest man, daß sie am Tage ihrer Verehelichung das Gelübde gemacht haben, in immerwährender Enthaltsamkeit zu leben. Gott allein war der Gegenstand ihrer Wünsche und Gedanken; und darum unterwarfen sie sich, um ihm immer wohlgefälliger zu werden, allen Uebungen des ascetischen Lebens. Alle ihre Einkünfte verwendeten sie zur Unterstützung der Armen und Kranken und machten sogar aus ihrem Hause eine Art Spital, indem sie für Männer und Frauen besondere Wohnungen darin einrichteten. Basilissa pflegte dann die Frauen und Julianus, dem seine unermeßliche Nächstenliebe den Namen des Hospitaliters erwarb, die Männer.

Der hl. Julianus und die hl. Basilissa.

Basilissa starb im Frieden, jedoch nicht ohne zuvor grausame Verfolgungen erduldet zu haben. Julianus überlebte sie um mehrere Jahre und empfing endlich, wie man glaubt am 9. Januar 313 unter Maximin II. zugleich mit dem Priester Antonius, Anastasius, dem Knaben Celsus und dessen Mutter Marcianilla, die Krone des Martyrtums. Von da an wurden überall Kirchen und Spitäler unter Anrufung des hl. Julian und der hl. Basilissa gebaut. Ein Teil ihrer Reliquien ist in Morigny bei Etampes, ein anderer im Kloster Basilissa in Paris.

Der heilige Petrus.

Bischof von Sebaste in Armenien. — Jahr 387.

Der hl. Petrus von Sebaste stammte aus einer sehr alten und erlauchten Familie, welche nach dem hl. Gregor v. Nazianz eine lange Reihe von berühmten Helden zählte, deren Namen indeß längst vergessen sind, und von denen wir nicht wüßten, daß sie gelebt haben, wenn nicht die Gnade ihren Stamm fruchtbar an Heiligen gemacht hätte, deren Andenken die Kirche in ihren Jahrbüchern aufbewahrt hat. Drei von ihnen waren gleicher Zeit Bischöfe, — und was für Bischöfe! — Ein heiliger Basilius der Große, ein hl. Gregor von Nissa und ein hl. Petrus von Sebaste! Sie waren von ihrer älteren Schwester Macrina, die ihre Erziehung besorgt hatte, zur höchsten Tugend herangebildet worden. Ihre Eltern waren der hl. Basilius der Aeltere und die hl. Emilie. Zur Großmutter hatten sie die hl. Macrina, die Aeltere, welche von Gregor dem Wunderthäter in der Wissenschaft des Heils unterrichtet worden war.

Petrus, den die Kirche am heutigen Tage verehrt, war das Letzte von zehn Kindern, die aus der Ehe des hl. Basilius und der hl. Emilie geboren wurden. Er verlor seinen Vater schon in der Wiege, hatte aber das Glück, bei seiner Schwester, der hl. Macrina, bleiben zu können, welche ihn nach den erhabenen Grundsätzen der christlichen Frömmigkeit erzog. Sie wollte nicht, daß er die weltlichen Wissenschaften studiere, und wußte seine verschiedenen Arbeiten und frommen Uebungen so einzuteilen, daß ihm für weltliche Dinge keine Zeit übrig blieb. Dieser Wechsel der Beschäftigung bewahrte den jungen Petrus vor dem Ekel der Langweile und gewöhnte ihn unvermerkt an ernstes und fleißiges Leben. Den Lehren seiner ehrwürdigen Schwester, die ihn noch mehr durch ihr Beispiel als durch ihre Reden unterrichtete, stets gehorchend, machte er täglich neue Fortschritte in der Erkenntnis der göttlichen Dinge und auf dem Wege der Vollkommenheit.

Die hl. Emilie gründete zwei Klöster, eines für Männer und eins für Jungfrauen, und übertrug die Leitung des ersteren ihrem Sohne Basilius und die des zweiten ihrer Tochter Macrina. Petrus, dessen einziges Verlangen war, den Samen der Frömmigkeit, den man in sein Herz gelegt hatte, Frucht bringen zu lassen, trat in das Kloster seines Bruders, dem er im Jahre 362 nachfolgte, und hierauf das Amt eines Abts mehrere Jahre lang mit ebenso viel Klugheit als Tugend versah. Die grausame Hungersnot, welche Pontus und Cappadozien heimsuchte, gab ihm Gelegenheit, die glänzendsten Beweise seiner Nächstenliebe zu geben. Ein Abt, der kein Heiliger gewesen wäre, wäre bei der Austeilung der Almosen sparsam zu Werke gegangen, unter dem Vorwande, seinen Brüdern ein sicheres Mittel gegen die furchtbare Geißel

aufzubewahren; aber Petrus hatte die Grundsätze der christlichen Religion in einer andern Schule als in der der menschlichen Klugheit gelernt. Er nahm alle Bedürftigen, die täglich zu ihm kamen, mit wahrhaft väterlichem Herzen auf, und verwandte zu deren Unterstützung nicht nur die Einkünfte des Klosters, sondern auch noch ungeheure Summen, die er von wohlthätigen Personen erhielt.

Der hl. Basilius, der im Jahr 370 zum Bischof von Cäsarea in Cappadocien gewählt worden war, weihte ihn zum Priester. Der hl. Abt betrachtete das Priestertum als eine neue Verpflichtung zur christlichen Vollkommenheit, und verdoppelte seinen Eifer in den Uebungen der Frömmigkeit und der Erfüllung seiner Amtspflichten. Er lebte in seinem Kloster bis zum Tode des Eustachius, dem er 380 in der Regierung der Kirche von Sebaste nachfolgte. Diese seine Diöcese traf er im traurigsten Zustande an, weil der von seinem Vorgänger verbreitete Arianismus daselbst tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Es war Niemand geeigneter als er, die Wahrheit auf den Ruinen des Irrtums wieder herzustellen, und man zweifelt nicht, daß seine Erwählung die Folge einer besonderen Fürsorge der Vorsehung für die Kirche von Sebaste gewesen sei. — Die Geschichte erzählt uns nichts von dem, was er während seines Episcopats gethan hat; wir wissen blos, daß er im Jahr 381 dem allgemeinen Concil von Konstantinopel anwohnte und mit den übrigen Bischöfen die Verdammung der Macedonianer, welche die Gottheit des hl. Geistes leugneten, unterschrieb. Er starb spätestens um's Jahr 387. Die Bewohner von Sebaste widmeten ihm zugleich mit mehreren Martyrern ihrer Stadt ein besonderes Fest. Im römischen Martyrologium ist er am heutigen Tage genannt.

Der heilige Honorius.

Martyrer. — Vierzehntes Jahrhundert.

Der heil. Honorius wurde am Ende des 13. Jahrhunderts zu Buzancais in der Diözese Bourges geboren. Er folgte dem Stande seines Vaters, der ein Viehhändler war und erlangte ein sehr großes Vermögen, das er aber nur zur Unterstützung der Armen und insbesondere zur Ausstattung tugendhafter junger Leute verwandte, die ohne diese Hilfe sich nicht hätten verehelichen können.

Als er eines Tags von einer Reise zurückkam, bemerkte er, daß seine Knechte einen Diebstahl begangen hatten, und machte ihnen über ihr Benehmen ernstliche Vorwürfe, diese aber, welche dadurch höchlich erzürnt wurden und seine religiösen Gesinnungen schon lange haßten, töteten ihn in der Nähe von Parthenay. Als man seinen Leib erhob, geschahen mehrere Wunder und auf die Bitte der Bewohner von Thenezay wurde die Kirche daselbst seinem Andenken geweiht. Seit jener Zeit wurde daselbst wie zu Buzancais sein Fest am 9. Januar gefeiert; die Bewohner seines Geburtsortes aber nahmen ihn zu ihrem Schutzpatron an.

Das Haupt des hl. Honorius blieb zu Thenezay, wo es noch aufbewahrt wird; sein Leib, der nach Buzancais gebracht worden, wurde im Jahre 1562 von den bilderstürmenden Calvinisten verbrannt und die Asche nach allen vier Winden zerstreut. Ein einziger Knochen, der beim Transport von der Kirche bis zum Scheiterhaufen verloren gieng, wurde bis zur Revolution erhalten, während welcher auch er verschwand. Honorius wurde im Jahre 1444 heilig gesprochen.

10. Januar.

Der heilige Wilhelm.

Erzbischof von Bourges. — Jahr 1209.

Wilhelm Beruyer stammte aus der erlauchten Familie der alten Grafen von Nevers. Seine Erziehung wurde Petrus dem Einsiedler, seinem mütterlichen Oheim und Archidiakon zu Soissons anvertraut, der ihn bald die vergänglichen Reichtümer und Ehren der Welt verachten, deren Vergnügen verabscheuen und das Gift, das sie unter einem verführenden Aeußern verbergen, fürchten lehrte. Wilhelm entsprach den Absichten seines Oheims vollkommen, indem er zu nichts als zum Studium und zu den Uebungen der Frömmigkeit Lust bezeugte. Er trat in den geistlichen Stand und wurde nacheinander Kanoniker von Soissons und Paris. Da aber der Ekel an der Welt in ihm immer mehr zunahm, entschloß er sich, sie ganz zu verlassen und sich in die Einsamkeit zu begeben. Er wählte hiezu die Einöde von Gramont, wo er sein Leben unter den strengsten Bußübungen hinbrachte. Als später ein zwischen den Chorgeistlichen und den Laienbrüdern ausgebrochener Streit den Frieden, den sie genossen, störte, trat er in den Cisterzienserorden, legte in der Abtei Votigny seine Gelübde ab und wurde bald ein vollendetes Muster des Mönchslebens. Nachdem er eine Zeit lang Prior dieses Hauses gewesen war, wurde er zum Abte von Fontaine-Jean und später von Chalis gewählt. Weit entfernt, sich auf seine Stelle etwas einzubilden, betrachtete er sich als den letzten unter seinen Brüdern. Er lebte in gänzlicher Abtötung seiner Sinne und Neigungen und verdiente dadurch von Gott eine wunderbare Reinigung des Herzens und die Gabe des Gebets im höchsten Grade zu erhalten. Mit wunderbarer Einfalt verband er große Kenntnisse, die er in dem erhabensten Gebete schöpfte. An der Heiterkeit seines Gesichts konnte man die innere Ruhe seiner Seele erkennen, und er verlor trotz aller Strenge gegen sich nie jene heitere Fröhlichkeit, welche der Tugend einen so großen Reiz verleiht.

Während unser Heiliger die Süßigkeit der Zurückgezogenheit kostete, nahm der Tod den Erzbischof von Bourges, Heinrich Sully, hinweg. Da sich die Geistlichkeit über die Wahl seines Nachfolgers nicht verständigen konnte, schickte sie zu Eudes, Bischof von Paris und Bruder des Verstorbenen und ließ ihn bitten, nach Bourges zu kommen und sie in einem so wichtigen Geschäfte zu unterstützen. Bei seiner Ankunft fand Eudes drei Cisterzienseräbte vorgeschlagen, die sich alle drei durch ihre Heiligkeit empfahlen und unter denen sich auch Wilhelm befand. Er ließ sofort ihre Namen auf drei besondere Zettel schreiben und auf den Altar legen, auf dem er das hl. Meßopfer darbringen

wollte. Als er dieses beendigt hatte, bat er Gott, seinen Willen zu offenbaren, und zog dann den ersten Zettel, der in seine Hand kam, hervor. Der Himmel wollte, daß dieses der Zettel war, auf dem der Name Wilhelm stand, der vorher die meisten Stimmen gehabt hatte. Diese Wahl geschah am 23. November 1200. Es heißt im Allgemeinen Gott versuchen, wenn man mittelst des Loses ein Wunder von ihm verlangt, es wäre denn, daß man durch eine besondere Eingebung seines Geistes hiezu ermächtigt wäre. Deßungeachtet ist das Verfahren der Geistlichkeit von Bourges nicht tadelnswert, da ihre Absicht einzig die war, von Gott zu erlangen, daß er nach den Regeln seiner Vorsehung die Wahl unter Personen entscheide, welche nach menschlicher Einsicht für gleich würdig zum Episcopate erachtet worden waren. Bei der durchs Los geschehenen Wahl des Matthias haben die Apostel bekanntlich nach besonderer Eingebung des heiligen Geistes gehandelt.

Als Wilhelm die Nachricht von seiner Wahl erhielt, empfand er den lebhaftesten Schmerz darüber; und er hätte nie seine Einwilligung dazu gegeben, wenn ihm das Gelübde des Gehorsams gestattet hätte, sich der Autorität des Papstes und seines Ordens=Generals zu entziehen. Er verließ dann unter einem Strome von Thränen sein liebes Kloster und ging nach Bourges, wo er wie ein vom Himmel gesandter Engel aufgenommen wurde. Seine erste Sorge war, sein Aeußeres wie sein Inneres nach den Vorschriften des Christenthums zu regeln, da er überzeugt war, daß jeder Mensch, insbesondere aber jeder Bischof damit beginnen müsse, das Reich Christi in sich herzustellen.

Die Sorgen des hl. Bischofs erstreckte sich über seine ganze Heerde, besonders aber nahm er sich um Jene an, deren geistige und leibliche Nöten ihm bekannt waren, indem er sagte, daß er namentlich für diese nach Bourges geschickt worden sei. Die reuigen Sünder fanden in ihm einen liebevollen und milden Vater; den verhärteten setzte er eine unbeugsame Festigkeit entgegen, ohne jedoch, wie es in jener Zeit oft geschah, den weltlichen Arm gegen sie anzurufen. Mehrere solche gingen, von seiner wunderbaren Milde gerührt, in sich und entsagten ihren Unordnungen. Einige Mächtige aber mißbrauchten diese Milde zu einem Angriffe auf die Rechte der Kirche von Bourges, indem sie sich schmeichelten, der Heilige werde den Mut nicht haben, ihnen zu widerstehen, überzeugten sich aber bald von ihrem Irrtume. Wilhelm verteidigte die Rechte seiner Kirche mit aller Strenge, auf die Gefahr hin, seine Einkünfte zu verlieren, selbst gegen den König, dem er übrigens in allem Zeitlichen sehr unterwürfig war. Auch von Seite seines Kapitels und einiger Mitglieder seiner Geistlichkeit erfuhr er Widersprüche, triumphierte aber darüber durch seine Festigkeit und noch mehr durch seine tiefe Demut.

Seinen Eifer entflammte besonders der Anblick der Verheerungen, welche die Ketzerei der Albigenser verursachte; er bekehrte mehrere davon, und wenn ihn nicht der Tod entrissen hätte, würde er eine Mission unter ihnen gehalten haben. Er wurde krank, als er sich mit diesem frommen Vorhaben beschäftigte, und da er anfangs glaubte, er werde mit einer leichten Unpäßlichkeit davon kommen, betrat er, des Fiebers nicht achtend, die Kanzel, um vor seiner Abreise zur Mission von seinem Volke Abschied zu nehmen. Aber er war kaum wieder von der Kanzel herabgekommen, als das Fieber bedeutend zunahm, so daß er sich zu Bette legen mußte. Die Fortschritte seiner Krankheit ließen ihn bald die Nähe seines Endes erkennen.

Er verlangte dann die letzte Oelung und darauf die heilige Wegzehrung (in dieser Ordnung empfing man damals die beiden Sakramente allgemein) und empfing letztere knieend unter

Der hl. Wilhelm in der Einöde von Gramont.

einen Strom von Thränen. Seine Schwäche schien ihn verlassen zu haben, er blieb lange Zeit knieen und betete mit gekreuzten Händen. In der darauf folgenden Nacht verlor er, als er seine Metten beginnen wollte, die Sprache. Aus seinen Zeichen vernahm man, daß er auf die Asche und das Cilicium gelegt werden wolle: man entsprach seinem Wunsche und er starb kurz nach Mitternacht am 10. Januar 1209. Sein Begräbnis erhielt er in der Kathedrale von Bourges.

Die bei seinem Grabe geschehenen Wunder bewirkten im Jahre 1217 die Erhebung seines Leibes und im Jahre 1218 setzte ihn Honorius III. in die Zahl der Heiligen. Einige Zeit nachher erhielt die Abtei Chalis einen Armknochen von ihm, den sie noch aufbewahrt. Im Jahre 1399 gaben die Canoniker von Bourges der Kirche des Kollegiums von Navara zu Paris eine seiner Rippen. Die Universität von Paris feiert zu Ehren des hl. Wilhelm, als des Schutzpatrons der französischen Nation, ein eigenes Fest. Im Jahre 1562 verbrannten die Hugenotten seinen bis dahin in Bourges aufbewahrten Leib und streuten die Asche in den Wind. Der hl. Wilhelm wird in mehreren Kirchen Frankreichs verehrt, im römischen Martyrerbuch aber kommt sein Name nicht vor.

11. Januar.

Der heilige Theodosius,

Klostervorsteher. Jahr 529.

Theodosius wurde im Jahre 423 in einer kleinen Stadt Cappadociens, Namens Morgarias, geboren. Er hatte das Glück, tugendhafte Eltern zu haben, die ihn ebenso durch ihr Beispiel wie durch ihre Unterweisungen zur Frömmigkeit erzogen. Seine Seele fand nur an göttlichen Dingen Geschmack. Er wurde noch sehr jung zum Lektor geweiht und versah dieses Kirchenamt mit vieler Erbauung. Da er durch seinen Stand verpflichtet war, fleißig die hl. Schriften zu lesen, erlangte er eine große Kenntnis in denselben, sowie eine wunderbare Leichtigkeit, deren Sinn zu erklären. Je mehr er seine Seele damit nährte, um so tieferen Eindruck machten ihre Lehren auf ihn, rissen ihn immer stärker an, alles zu verlassen, um nach der evangelischen Vollkommenheit zu streben. Endlich vernahm er die Stimme Gottes, die ihm innerlich sagte, er soll Abraham nachahmen und sein Vaterland und seine Freunde verlassen. Jetzt konnte ihn nichts mehr zurückhalten. Der Stimme des Himmels folgend, reiste er nach Jerusalem, um daselbst Gott um den zu wählenden Lebensstand zu befragen, und sich ihm auf die vollkommenste Art zu weihen. Unterwegs besuchte er den hl. Simeon Stylites, der durch sein außerordentliches Leben auf der Säule berühmt war. Als dieser Heilige ihn nahen sah, nannte er ihn bei seinem Namen und rief ihm zu: „Theodosius, Diener Gottes sei mir gegrüßt." Voll Verwunderung, von dem Heiligen, den er nie gesehen hatte, seinen Namen nennen zu hören, warf sich Theodosius mit dem Angesicht zur Erde; aber Simon ließ ihn zu sich auf die Säule kommen, umarmte ihn zärtlich, sagte ihm mehreres, was ihm begegnen würde, voraus und gab ihm für die betreffenden Umstände nützliche Unterweisungen. Nachdem Theodosius diesen großen Diener Gottes verlassen hatte, kehrte er auf den Weg nach Jerusalem zurück. Als er in dieser Stadt angekommen war, war seine erste Sorge, die heil. Orte zu besuchen. Sodann beschäftigte er sich nur mit der Wahl des Standes, in welchem er sich

Theodosius ermahnt die Gläubigen.

Gott ohne allen Rückhalt weihen wollte, und entschloß sich endlich zum Klosterleben, als dem für einen jungen Novizen sichersten, weil man in demselben in dem Rat eines weisen und erleuchteten Führers immer Hilfe findet. Sofort begab er sich unter die Leitung eines heil. Mönches Longinus, welcher in einer Ecke des Thurmes David als Eingeschlossener lebte und für einen in den Wegen der Vollkommenheit sehr erfahrenen Mann galt. Theodosius machte immer größere Fortschritte in der Tugend, so daß Longinus bald die zärtlichste Liebe zu seinem Schüler empfand.

Eine fromme Frau, namens Icelie, hatte auf dem Wege nach Bethlehem eine Kirche zu Ehren der hl. Jungfrau erbaut und verlangte in der Ueberzeugung, daß sie keinen Würdigern dafür finden könne, von Longin den Theodosius zum Vorsteher derselben. Man drang vergeblich mit Bitten in unsern Heiligen, um sein Widerstreben zu überwinden, er weigerte sich beständig, die Stelle anzunehmen, und hätte sich nimmermehr darein ergeben, wenn ihm nicht sein Oberer die Uebernahme geradezu befohlen hätte. Aus Gehorsam übernahm er dann die Leitung der Kirche, legte sie aber bald wieder nieder, weil er befürchtete, das Gift des Lobes, das man ihm wegen seiner Heiligkeit spendete, möchte sein Herz verderben, und zog sich in eine auf einem nahen einsamen Berg gelegene Höhle zurück, wo er frei von allem Sinnlichen sein Fleisch durch langes Wachen und strenges Fasten dem Geiste unterwarf, sich im Gebete ohne Unterlaß mit Gott unterhielt, und wo die lebendige Reue, die sein Herz zermalmte, ihm immerfort reichliche Thränen auspreßte. Seine Nahrung waren einige Gemüse und einige wilde Kräuter; Brot zu genießen untersagte er sich gänzlich und kostete 30 Jahre keines mehr.

Der Ruf seiner Tugend führte mehrere Personen zu ihm, die wie er Gott in der Zurückgezogenheit dienen wollten. Anfänglich wollte er nur sechs oder sieben annehmen, ließ aber bald sehr viele zu, und faßte später den Vorsatz, keinen zurückzuweisen, in welchem er eine ausgezeichnete Anlage bemerkte. Der Gegenstand der ersten Unterweisung, die er seinen Schülern hielt, war die Notwendigkeit, beständig an den Tod zu denken, und um diesen Gedanken ihrem Geiste um so tiefer einzuprägen, ließ er ein Grab zum Begräbnis der ganzen Gemeinde machen. Als er fertig war, führte er alle seine Brüder hin und sagte zu ihnen: „Sehet das Grab ist fertig, aber wer von Euch wird es einweihen?" „Ich," antwortete der Priester Basilius, warf sich zu den Füßen seines Abtes nieder und bat ihn um seinen Segen. Theodosius befahl, die Gebete der Sterbenden für ihn zu beten, und nach 40 Tagen starb Basilius wirklich, ohne vorher krank gewesen zu sein.

Der Heilige hatte erst 12 Schüler, als etwas sehr Merkwürdiges vorkam. Es traf sich nämlich, daß die Gemeinde am Ostertage nichts zu essen hatte; man hatte nicht einmal Brot, um das heilige Meßopfer darzubringen. Einige Brüder fingen zu murren an, Theodosius verwies ihnen aber ihren Kleinglauben und sagte zu ihnen: „Vertrauet auf Gott, der wird für euch sorgen." Diese Verheißung war nicht eitel, denn alsbald sah man mit Lebensmitteln beladene Maultiere herankommen.

Der Ruf von den Wundern des Theodosius und seine ungemein große Heiligkeit vermehrte die Zahl seiner Schüler Tag für Tag und seine Höhle wurde zu klein, um sie Alle fassen zu können. Da beriet er sich mit Gott, was er thun solle, und da er innerlich die Antwort vernommen, baute er in Bethlehem ein großes Kloster, das sich bald mit tugendhaften Mönchen bevölkerte. Mit dem Kloster hingen drei wohlthätige Anstalten zusammen. wovon die erste, von einer tugendhaften Frau der Umgegend gebaut, zur Aufnahme der Kranken, die zweite zur Wohnung alter, schwächlicher Leute bestimmt war. Die dritte war für Mönche, welche sich ohne besonderen Beruf von oben in die Einsamkeit begeben hatten und für ihren Hochmut durch Verlust der Sinne oder Besessenheit vom Teufel gestraft worden waren. Die beiden letzten hatte Theodosius gebaut. In allen diesen Anstalten herrschte eine bewunderungswürdige Ordnung, und man sorgte darin mit der liebevollsten Aufmerksamkeit für die geistigen und leiblichen Bedürfnisse der daselbst Eingeschlossenen.

Auch die Fremden vergaß der Heilige nicht; er ließ mehrere Gebäude aufführen, in welche ohne Unterschied alle bei dem Kloster erscheinenden Fremden aufgenommen wurden. Eines Tags war die Zahl der Gäste so groß, daß sie gegen 100 Tische einnahmen, und mehrmals hat Theodosius die Vorräte des Klosters, die durch das Zusammenströmen der Fremden unzureichend geworden waren, durch die Kraft seiner Gebete vermehrt.

Um aber auf das Kloster zurückzukommen, so war nichts erbaulicher, als das Schauspiel, welches es gewährte. Man hätte alle Brüder für ebenso viel in sterbliche Leiber gehüllte Engel ansehen können. Durch die Bande der Liebe und des Friedens mit einander verbunden, hatten sie nur ein Herz und eine Seele. Als strenge Beobachter des Gesetzes immerwährenden Stillschweigens, zerstreuten sie sich nicht durch Verbindungen mit der Außenwelt. Es herrschte unter ihnen eine hl. Eifersucht, ihre Pflichten zu erfüllen und alle ihre Regeln zu beachten. In dem Umfange des Klosters waren vier Kirchen: die erste für die griechischen Brüder; die zweite für die Armenier mit den Arabern und Persern; die dritte für die Bessen, d. h. für die, welche aus den nördlichen Gegenden und weiter her wie von Thracien und Europa gekommen waren und slavisch oder rhunisch sprachen. Jede dieser Nationen sang in ihrer Kirche die sogenannte Messe der Katechumenen, d. h. den Teil der Messe vor der Opferung. Nach der Verlesung des Evangeliums versammelten sich alle in der Kirche der Griechen, welche die meisten Leute faßte, und hier brachte man dann das hl. Opfer dar

und empfingen alle Mönche den Leib und das Blut des Herrn. Die vierte Kirche war für diejenigen bestimmt, welche durch die Mühen und Demütigungen der Buße für ihre Sünden Genugthuung leisteten.

Dem hl. Theodosius genügte es nicht, einen großen Teil des Tages und der Nacht zum öffentlichen Gebete bestimmt zu haben, er wollte seine Schüler auch noch vor den Uebeln bewahren, welche Unthätigkeit unter den Mönchen hervorzubringen pflegt, und befahl ihnen daher, sich einem nützlichen Geschäfte zu widmen, welches, ohne mit der Geistessammlung unverträglich zu sein, der Gemeinde das zum Unterhalt Notwendige liefern könnte.

Theodosius stand in inniger Freundschaft mit dem hl. Sabas, der auch in Palästina wohnte und eine große Anzahl Mönche auf den Wegen der Vollkommenheit leitete. Der Bischof Salust von Jerusalem, welcher das Verdienst dieser beiden großen Männer kannte, wollte ihrem Eifer und ihrer Liebe einen größern Wirkungskreis verschaffen, und ernannte daher Sabas zum Vorsteher aller Einsiedler und Theodosius zum Vorsteher aller Mönche in Palästina. Aus diesem Grunde wurde der letztere Cönobiarch d. i. Kloster-Vorsteher genannt. Die beiden Diener Gottes besuchten sich häufig, aber ihre Unterhaltung bewegte sich nie um etwas Anderes als um Gegenstände der Frömmigkeit und Erbauung. Von dem gleichen Eifer beseelt, besprachen sie sich mit einander über die wirksamsten Mittel, die Ehre Gottes zu befördern. Und durch aufrichtige Anhänglichkeit an die Lehre der Kirche mit einander vereint, hatten sie auch alle Beide die Ehre, um deren Verteidigung willen verfolgt zu werden.

Der Kaiser Anastasius, der Beschützer der Eutychianer, hatte im Jahre 513 den Patriarchen Elias von Jerusalem, welcher die gottlosen Irrlehrer derselben verabscheute, vertrieben und einen Mönch Namens Severus, dessen ganzes Verdienst darin bestand, daß er sich zum Eutychianismus bekannte, auf dessen bischöflichen Stuhl gesetzt. Zu gleicher Zeit hatte er ein Edikt ergehen lassen, in welchem er den Syrern befahl, diesem Eindringling zu gehorchen und mit ihm in Gemeinschaft zu treten. Theodosius und Sabas weigerten sich dessen, auf die Gefahr hin, den Zorn des Fürsten auf sich zu ziehen, und verharrten in ihrer Verbindung mit Elias und später mit seinem rechtmäßigen Nachfolger; ja sie hatten sogar den Mut, offen die Verteidigung dieser beiden Patriarchen zu übernehmen. Da die Autorität der beiden Aebte um so größer war, als Jedermann ihre ungemeine Heiligkeit kannte, sahen die Diener des Anastasius wohl ein, daß es gefährlich wäre, den Weg der Strenge einzuschlagen, und glaubten daher, man müsse vor dem Widerstande des Theodosius und Sabas die Augen schließen und ein anderes Mittel versuchen, um zum Ziele zu gelangen. Anastasius wandte das folgende an: Er schickte unserm Heiligen eine beträchtliche Summe unter dem Vorwande, ihn damit in den Stand zu setzen, die Armen reichlicher unterstützen zu können; seine einzige Absicht aber war, den Heiligen zu bestechen und in seine Interessen zu ziehen. Theodosius stellte sich, als merke er die ihm gelegte Schlinge nicht, nahm die Summe in Empfang und teilte sie als Almosen aus. Einige Zeit darauf ließ ihn der Kaiser bitten, ein Glaubensbekenntnis zu unterschreiben, in welchem die beiden Naturen Jesu Christi nicht unterschieden waren. Der Kaiser schmeichelte sich, er werde bei Theodosius keinen Widerstand finden, wurde aber bald enttäuscht, denn der Heilige schrieb ihm mit wahrhaft apostolischem Eifer einen Brief, in welchem er alle Spitzfindigkeiten der Eutychianer auf die bündigste Weise widerlegte und sodann beteuerte, er werde eher den Tod erleiden, als die katholische Wahrheit verraten. Anastasius konnte nicht umhin, den edlen Freimut des Theodosius und die Stärke seiner Gründe zu bewundern, und sandte ihm sogar einen erfurchtsvollen Brief, worin er seinen Fehler eingestand und erklärte, es gehe sein ganzes Verlangen dahin, den Frieden in der Kirche wiederhergestellt zu sehen.

Theodosius baute mit Unterstützung der reichen Frau eine Kirche.

Unglücklicher Weise waren die guten Entschließungen von kurzer Dauer. Anastasius kam bald auf seine alten Pläne zurück, erließ neue Edikte zu Gunsten der Eutychianer, und schickte von allen Seiten Soldaten mit dem Befehle, sie auszuführen. Bei der ersten Nachricht, die Theodosius hievon erhielt, machte er sich auf, alle Gläubigen in Palästina zu ermahnen,

in der von den vier ersten allgemeinen Concilien festgestellten Lehre zu verharren. Als er zu Jerusalem war, ließ er das Volk in der Kirche versammeln, bestieg dann die Kanzel und rief mit lauter Stimme: „Wenn Jemand die vier ersten allgemeinen Konzilien nicht annimmt, wie die Evangelien, der sei verflucht." Eine so kühne That von Seite eines mehr als 90jährigen Greises belebte den Glauben derjengen wieder, welche seit der Veröffentlichung der Edikte zu wanken begonnen hatten. Wie hätten sie auch in einen Mann Mißtrauen setzen sollen, dessen Handlungsweise von Gott durch Wunder bestätigt war? In der That wurde eine Frau, welche an einem furchtbaren Krebse litt, als sie beim Heraustreten des Heiligen aus der Kirche dessen Kleider berührte, plötzlich geheilt. Anastasius, der höchlich darüber aufgebracht war, daß ein einfacher Mönch die Kühnheit gehabt hatte, seinem Willen zu widerstehen und seine Pläne zu durchkreuzen, sandte sogleich einen Verbannungsbefehl, aber diese Verbannung dauerte nicht lange, da Anastasius bald darauf starb und sein Nachfolger Justin, der den Katholiken günstig war, den Theodosius zurückberief.

Der Heilige lebte nach seiner Rückkehr noch elf Jahre und ließ trotz seines hohen Alters an seinen strengen Bußübungen nicht im mindesten nach. Die Demut war so zu sagen seine Lieblingstugend. Hier ein paar Züge, die zeigen, in welchem Grade er diese Tugend besaß. Als er eines Tages zwei seiner Mönche mit einander streiten sah, warf er sich ihnen zu Füßen und beschwor sie, die Bande der Liebe nicht zu zerreißen, und erhob sich nicht, ehe sie sich vollkommen mit einander ausgesöhnt hatten. Ein anderesmal sah er sich gezwungen, einen Bruder, der sich eines sehr großen Fehlers schuldig gemacht hatte, von der Kommunion auszuschließen. Anstatt der verdienten Buße sich zu unterwerfen, wagte dieser seinerseits seinen Obern zu exkommunizieren. Theodosius benahm sich, als ob diese Exkommunikation gültig wäre, in der Hoffnung, daß sein Schüler, dessen Seelenheil er einzig und allein im Auge hatte, sich durch dieses Beispiel der Unterwerfung werde rühren lassen; und der Erfolg entsprach wirklich seinen Erwartungen.

Im letzten Jahre seines Lebens wurde er von einer sehr schmerzlichen Krankheit befallen, die er mit heldenmäßiger Geduld und vollkommener Ergebung in den göttlichen Willen ertrug. Als ihm in dieser Lage jemand den Rat gab, sich an den Himmel zu wenden, um einige Erleichterung seiner Leiden zu erhalten, erwiderte der Heilige: „Nein, ein solches Gebet wäre ein Zeichen der Ungeduld und würde mich der Krone berauben." Als er sich seinem Ende nahete, nahm er nochmals alle Kräfte zusammen, um seinen Brüdern noch einige gute Ratschläge zu geben; sagte dann mehreres, was nach seinem Tode wirklich eintraf, voraus, und entschlief endlich im Jahre Christi 529 und seines Alters im 105ten im Herrn. Sein Leib wurde in seiner ersten Zelle, Höhle der Magier genannt, feierlichst beigesetzt, wobei mehrere Wunder geschahen. Das Fest des heiligen Theodosius ist in allen griechischen und lateinischen Kalendern am 11. Januar verzeichnet.

Der heilige Hygin.

Papst.

Jahr 142.

Hygin, der Heilige, bestieg den Stuhl des hl. Petrus nach dem Martyrertode des hl. Telesphorus. Die Kirche genoß damals einige Ruhe, die aber der böse Feind bald wieder zu stören suchte. Das Werkzeug, dessen er sich hiezu bediente, war Cerdo, der unter der anscheinenden Sanftmut eines Lammes die Verheerungswut eines Wolfes zu verbergen wußte. Dieser Irrlehrer verließ Syrien, um sich nach Rom zu begeben, wo er nicht lange, nachdem Hyginus sein Oberhirtenamt angetreten hatte, anlangte. Sogleich fieng er auch an, seine verabscheuungswürdigen Irrtümer zu lehren, welche in der Folge Marcian annahm und mit größerem Erfolge verbreitete. Der hl. Papst, dessen Wachsamkeit nichts entging, stieß ihn alsbald aus der Gemeinschaft der Gläubigen aus. Cerdo heuchelte Reue über seine Fehler, widerrief seine Gottlosigkeiten und wurde wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen. Allein, da seine Reue nicht aufrichtig war, fuhr er fort, seine verderblichen Lehren, jedoch nur im Geheimen zu verbreiten und wurde deshalb von Hygin zum zweiten Male mit dem Bannfluche belegt.

Zu derselben Zeit erhob sich ein neuer Irrlehrer, Valentin, ein Philosoph der platonischen Schule, den seine eitle Wissenschaft aufgebläht hatte. Da sein Stolz gekränkt war, weil man ihn nicht zum Bischofe gewählt hatte, fieng er an, mehrere Irrlehren Simons, des Zauberers, zu erneuern und mischte diesen noch die abgeschmacktesten Ungereimtheiten seiner eigenen Erfindung bei. Er lehrte zunächst zu Alexandrien und kam von da nach Rom. Hygin, der von seiner verderblichen Lehre Nachricht erhalten hatte, suchte der Verbreitung derselben Einhalt zu thun, wandte hiezu aber nur gelinde Mittel an. Da aber Valentin nie widerrufen wollte, wurde er von den Nachfolgern des heiligen Hygin dreimal mit dem Bannfluche belegt. Der hl. Hygin starb im Jahre 142. Im römischen Martyrologium wird er Martyrer genannt. Ihm wird die Einteilung in gewisse Klassen und die Verordnung zugeschrieben, daß bei Erteilung des hl. Sakramentes der Taufe wenigstens Ein Pathe zugegen sein soll.

12. Januar.

Der heilige Benedikt Biscop kommt mit französischen Arbeitern und den heiligen Gefässen für ein Kloster in England an.

Der heilige Benedikt Biscop.

Abt von England.

Jahr 690.

Der Adel seiner Geburt verschaffte dem hl. Benedikt bei Oswin, König von Northumberland, eine hervorragende Stelle. Dieser Fürst, der ihn sehr gern hatte, überhäufte ihn mit Gütern und Ehren. Für einen jungen Menschen, der nichts als Freuden in der Welt findet, ist es schwer, sein Herz nicht daran zu hängen; aber Benedikt erkannte die Eitelkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge zu sehr, um sie seiner Liebe würdig zu achten. Sein alleiniges Verlangen war, allein für Gott zu leben und dieses Verlangen wuchs so, daß er im Alter von fünfundzwanzig Jahren den Hof und die Gesellschaft verließ und von seiner Frömmigkeit getrieben, zuerst eine Reise nach Rom machte. Als er von da in sein Vaterland zurückgekehrt war, beschäftigte er sich nur mit dem Studium der hl. Schrift und anderen Uebungen der Frömmigkeit. Einige Zeit nachher wollte Alefried, der Sohn des Königs Oswin, die Gräber der heiligen Apostel Petrus und Paulus besuchen und bat den Heiligen, ihn zu begleiten; da aber sein Vater seiner Reise Hindernisse in den Weg legte, reiste Benedickt allein nach Rom ab, um sich daselbst in der Wissenschaft des Heils zu vervollkommnen.

Bei seiner Rückkehr von Italien kam er in das berühmte Kloster Lehrin, wo er das Ordenskleid nahm und zwei Jahre in der genauesten Beobachtung der Klosterdisciplin zubrachte. Nachher kehrte er nach Rom zurück, von wo ihn der Papst Vitalian mit dem hl. Theodor, erwählten Bischof von Canterbury, nach England zurücksandte und ihm die Leitung des Klosters Petri und Pauli in der Nähe von Canterbury übergab, welche er indeß bald zu Gunsten des heil. Hadrian, der den heil. Theodor auch begleitet hatte, niederlegte. Sein Aufenthalt in dem Königreiche Kent dauerte ungefähr zwei Jahre. Seine Verehrung für den hl. Theodor und den hl. Hadrian war außerordentlich; er betrachtete sie als seine Lehrmeister und studierte unter ihrer Leitung die hl. Schrift und die verschiedenen Obliegenheiten des Klosterlebens. Benedikt glaubte eine vierte Reise nach Rom machen zu müssen, um neue Aufschlüsse über die Kirchendisziplin und die verschiedenen Klosterregeln zu erhalten, zu welchem Zwecke er sich auch an mehreren anderen Orten Italiens längere Zeit aufhielt. Vor seiner Rückkehr nach England verschaffte er sich eine Zahl auserlesener Bücher mit Reliquien und Bildern von unserm Heilande, der seligsten Jungfrau und anderen Heiligen. Nach Northumberland zurückgekommen, gründete er mit Hilfe des frommen Königs Egfried, Sohnes und Nachfolger Oswins, das Kloster Weremuth. Nachdem die für die Mönche bestimmten Gebäude vollendet waren, holte er in Frankreich Arbeiter zum Bau einer Kirche, wie er deren in Rom gesehen hatte, und heil. Gefäße und Kirchenornamente; auch Glas nahm er mit sich, weil dessen Gebrauch in England noch unbekannt war. Eine fünfte Reise nach Rom setzte ihn in den Stand, eine neue Sammlung von guten Büchern und namentlich von Schriften der Väter zu veranstalten. Auch neue Reliquien und fromme Gemälde brachte er von da zurück. Unterdessen erbauten die Mönche von

St. Peter von Weremuth das Königreich durch den Glanz ihrer Tugenden und verbreiteten die Liebe Jesu Christi nach allen Seiten. Egfried, der kein anderes Verlangen hatte, als die Zahl der wahren Diener Gottes zu vermehren, gab dem Heiligen neue Grundstücke, auf welchen dieser das Kloster Jarrow unter der Anrufung des hl. Paulus baute. Diese zwei Klöster machten so zu sagen nur eines aus und der hl. Benedikt stand beiden vor, obwohl jedes derselben einen besonderen Abt hatte, der über die Beobachtung der Regel wachte. Die Aufstellung dieser niedern Vorsteher war notwendig, weil die Reisen und die verschiedenen Geschäfte des Heiligen ihm nicht erlaubten, Alles selbst zu thun.

Benedikt hatte einen großen Eifer zur Ausschmückung der heil. Stätten, und gab Beweise davon, indem er die Kirchen seiner beiden Klöster mit Gemälden zierte. Die in Weremuth angebrachten stellten die seligste Jungfrau, die zwölf Apostel, die evangelische Geschichte und die Geschichte der Offenbarung dar. Auf jenen von Jarrow erblickte man mehrere aus der hl. Schrift entnommene Gegenstände, die so geordnet waren, daß sie die Beziehungen der beiden Testamente zu einander darstellten und die Vorbilder immer durch die Wahrheit erklärt waren. So stand z. B. dem das Holz zu seiner Opferung tragenden Isaak Christus mit dem Kreuze beladen gegenüber, an dem er sein Opfer vollenden sollte. Wir haben gesagt, unser Heiliger habe diese Gemälde von Rom gebracht, aber was hätte ihn die Verschönerung der Tempel aus Holz und Stein geholfen, wenn er die Würde des äußern Kultus vernachlässigt hätte? Er bat daher den Papst Agathon, den Abt Johannes von St. Martin und Archicantor von St. Peter mit sich nehmen zu dürfen und stellte ihn in Weremuth an, damit er seine Mönche vollkommen in dem gregorianischen Gesange unterweise und sie in den Ceremonien, deren sich die römische Kirche bei der Feier des Gottesdienstes bediente, unterrichte.

Unter seinen Mönchen hatte der Heilige einen Verwandten, Namens Easterwin, der früher, wie er, an dem Hofe von Northumberland gelebt hatte. Diesen machte er vor seiner letzten Reise nach Rom zum Abte. Seine Wahl hätte nicht besser ausfallen können. Easterwin war ein Mann, der alle einem Vorsteher notwendigen Eigenschaften besaß, und unter Anderm eine zärtliche Frömmigkeit, tiefe Demut und sich stets gleiche Milde. Als er während der Abwesenheit des hl. Benedikt starb, wählten die Mönche den heil. Diacon Siegfried als seinen Nachfolger, der indes seine Wahl nicht lange überlebte. Auf seinen Rat wählte der heilige Benedikt 2 Monate vor seinem Tode den heil. Geolfried zum Abte beider Klöster.

Die drei letzten Jahre seines Lebens war unser Heiliger immerwährend krank. Eine ungemein schmerzliche Lähmung, die ihn des Gebrauchs seiner Glieder beraubt hatte, zwang ihn endlich, das Bett zu hüten. Da er dem Officium nicht mehr beiwohnen konnte, mußten einige Mönche zu ihm kommen und in zwei Chöre abgeteilt neben ihm die jeden Tag vorgeschriebenen Psalmen singen, wo er dann so viel es ihm möglich war, seine schwache Stimme in die ihrigen mischte. Sein Geist beschäftigte sich nur mit der Vervollkommnung seiner Brüder, die er oft zu pünktlicher Beobachtung der Regel ermahnte. „Meine Kinder," sprach er, betrachtet die Regeln, die ich euch gegeben habe, nicht als meine Erfindung. Nachdem ich siebzehn Klöster, in welchen die Zucht blühte, besucht und mich bemüht hatte, ihre Gesetze und Gebräuche vollkommen kennen zu lernen, habe ich die mir am besten scheinenden Regeln gesammelt, und dies ist die Sammlung, die ich euch gegeben habe." Als Benedikt fühlte, daß er immer schwächer werde, verlangte er die hl. Wegzehrung und starb bald nach deren Empfang am 12. Januar 690. Seine Reliquien wurden im Jahr 970 in die Abtei Torney gebracht. Die Mönche von Glastonbury behaupten, einen Teil davon zu haben. Das römische Martyrologium nennt unsern Heiligen am heutigen Tage. Die englischen Benediktiner verehrten ihn als einen ihrer Schutzpatrone.

Der heilige Arcadius in der Einöde.

Der heilige Arcadius.

Martyrer.

Jahr 260.

Um das Jahr 260 wütete eine der grausamsten Verfolgungen der Christen. Damals nun lebte zu Cäsara in Mauretanien ein gewisser Arcadius, ein eif-

riger Anhänger Christi und einer der angesehensten Männer der Stadt. Derselbe übergab, als die Verfolgung ausbrach, sein Hauswesen und die Verwaltung seines Vermögens einem ihm verwandten Freunde und begab sich in die Einöde, um daselbst durch Wachen, Fasten und Gebet den göttlichen Beistand zu der bevorstehenden Marter anzurufen. Sobald man seine Abwesenheit bei den Götzenopfern gewahr wurde, schickte man Soldaten in sein Haus, mit dem Befehle, ihn zum Opfer herbeizuführen. Da aber Arcadius nicht zu treffen war, nahm man seinen Freund und Vetter gefangen, den der Landpfleger auch so lange zum Kerker verurteilte, bis er den Aufenthalt des Arcadius anzeigen würde. Als Arcadius dies vernommen hatte, wollte er sich der Marter nicht länger entziehen, sondern eilte zu dem Landpfleger und redete ihn also an: „Wenn mein „Vetter meinetwegen im Kerker liegt, so bitte ich, „entlasse ihn; denn er ist unschuldig. Hier stelle „ich mich freiwillig und bin bereit, für mich Rechen„schaft zu geben.“ Der Landpfleger sprach: „Ich verzeihe dir deine Flucht, und du sollst wegen derselben keine Strafe zu fürchten haben, wenn du dich nur jetzt entschließest, den Götzen zu opfern.“ „Wie?“ erwiderte Arcadius, „meinst du, daß die Diener „Gottes aus Furcht, das elende Leben zu verlieren, „sich schrecken und zur Abgötterei verleiten lassen, „da wir doch wissen, daß geschrieben steht: Christus „ist mein Leben und Sterben, mein Gewinn. Er„sinne nur alle Martern, die du willst, du wirst uns „von dem wahren Gott doch nicht abwendig machen „können.“ Der Landpfleger ergrimmte vor Zorn und gab den Befehl, dem tapferen Bekenner Christi ein Glied nach dem andern vom Leibe zu hauen. Dieser teuflisch grausame Befehl wurde auf die grausamste Art vollzogen. Man hieb dem Heiligen zuerst einen Finger nach dem andern ab, und fuhr mit den andern Gliedern in derselben Weise fort, bis zuletzt nichts mehr als der Leib ohne Gliedmaßen übrig blieb. Bei all diesen furchtbaren Qualen hatte Gott den Heiligen am Leben erhalten, und dieser ließ kein Wort der Klage oder Ungeduld über seine Lippen kommen, sondern lobte und pries Gott, und bekannte wiederholt seinen Glauben an Christum den Herrn.

Nichts war aber ergreifender als die Anrede, die er an seine eigenen Glieder hielt, die er auf der Erde liegen sah. „Glückliche Glieder!“ rief er aus, „jetzt „seit ihr mir erst recht wert und teuer, weil ihr nun „wahrhaft meinem Gott angehört, da ihr ihm zum „Opfer gebracht seid.“ Und an das Volk sich wendend, fügte er bei: „Ihr Zuschauer dieses blutigen Schau„spiels, lernt, daß alle Qualen nichts sind für jenen, „dessen Blick auf die ewige Krone gerichtet ist. Eure „Götter sind keine Götter; entsaget ihrem schändlichen „Dienste. Es giebt keinen Gott als jenen, für den ich leide „und sterbe. Er allein tröstet mich und hält mich „aufrecht in dem Zustande, in dem ihr mich sehet. „Für Ihn sterben ist Leben, für ihn Leiden Wonne „und Freude. Ich gehe nun zu ihm, um ewig zu „leben und nie mehr von Seiner Liebe getrennt zu „werden!“

So sprach er zu dem um ihn versammelten Volke, und gab seinen Geist auf.

13. Januar.

Die hl. Veronika von Mailand.

Jahr 1497.

Man findet in allen Ständen Mittel, um zur Heiligkeit und christlichen Vollkommenheit zu gelangen; es hindert uns nur unsere Trägheit und Feigheit, davon Gebrauch zu machen. Es lassen sich aber sogar auch die Arbeiten unseres Berufes, es möge dieser sein, welcher er wolle, mit der Uebung der erhabensten Tugenden vereinigen. Diese Wahrheit wird durch das Beispiel der Heiligen, welche die Kirche heute verehrt, bestätigt.

Veronika wurde in einem Dorfe bei Mailand geboren. Ihre Eltern gehörten einem von der Welt gering geschätzten Stande an, waren von Glücksgütern gänzlich entblößt und hatten kein anderes Mittel sich und die Ihrigen zu ernähren, als die Arbeit; aber wenn sie nicht reich waren, so besaßen sie dafür die Furcht Gottes, welche allen Reichtümern weit vorzuziehen ist. Die Gesetze der strengsten Redlichkeit waren immer die unwandelbare Regel ihres Verhaltens, und ihr Abscheu vor Betrug ging so weit, daß der Vater der Heiligen, wenn er etwas zu verkaufen hatte, um ja niemand zu betrügen, ohne Weiteres die Fehler desselben offenbarte.

Ihre Armut gestattete ihnen nicht, ihre Tochter in die Schule zu schicken, so daß Veronika nicht lesen konnte; dies hinderte sie aber nicht, von ihrer Wiege an Gott zu erkennen und ihm zu dienen, da sie immer das Beispiel ihrer Eltern vor Augen hatte, welches ihrem Herzen die Liebe zur Tugend einprägte. Die Uebung des Gebets war ihre größte Wonne, den schriftlichen Unterricht, wie man ihn den Kindern in den Familien zu erteilen pflegt, hörte sie mit größter Aufmerksamkeit an und der heilige Geist verlieh ihr das Verständnis desselben. Die innerliche Erleuchtung, die ihr die Gnade schenkte, setzte sie in den Stand, fast ohne Unterlaß die Geheimnisse und Haupt-

wahrheiten unserer heiligen Religion zu betrachten; und so vom himmlischen Manna genährt, erlangte ihre Seele täglich neue Kräfte. Dabei vernachlässigte sie aber ihre Berufspflichten nicht. Sie arbeitete mit unermüdlichem Eifer und gehorchte ihren Eltern und Vorgesetzten auch in den geringsten Dingen. Ihren Gefährtinnen erwies sie tausend Gefälligkeiten und betrachtete sich als die geringste von ihnen, ja sie unterwarf sich ihnen so gänzlich, daß man hätte sagen mögen, sie habe gar keinen eigenen Willen mehr. Ihre Geistessammlung hatte etwas Außerordentliches. Ihre Gedanken waren mitten unter den äußern Geschäften dem Himmel zugewandt und sie bemerkte nichts von dem, was sich unter den mit ihr Arbeitenden zutrug. War man auf dem Felde, so arbeitete sie beiseits, um weniger zerstreut zu werden und sich ungehindert mit ihrem göttlichen Bräutigam unterhalten zu können. Diese Liebe zur Einsamkeit, die alle, welche davon Zeugen waren, bewunderten, hatte indes nichts Düsteres und Abstoßendes. Sobald Veronika zu ihrer Gesellschaft zurückgekehrt war, verbreitete sich eine liebliche Heiterkeit über ihr Gesicht. Oft schienen ihre Augen in Thränen gebadet, man erfuhr aber die Ursache davon nicht, weil die Heilige, das was zwischen Gott und ihr vorging, sorgfältig verbarg.

Indessen fühlte Veronika eine lebhafte Neigung zum Klosterleben, und überzeugt, daß Gott sie zu diesem Stande berufe, faßte sie den Entschluß, in das Kloster der Augustinerinnen zu St. Martha in Mailand, wo man nach einer sehr strengen Regel lebte, einzutreten. Unglücklicher Weise konnte sie, wie schon bemerkt, weder lesen noch schreiben, sie verlor aber doch den Mut nicht. Da sie täglich mit Arbeit beschäftigt war, nahm sie die Nacht dazu, um lesen und schreiben zu lernen und brachte es ohne Lehrmeister wirklich dahin. Man kann sich denken, welche Schwierigkeiten sie dabei zu überwinden hatte. Als sie eines Tags die Langsamkeit ihrer Fortschritte sehr beunruhigte, erschien ihr die seligste Jungfrau, die sie immer mit besonderer Andacht verehrte, und tröstete sie mit den Worten: Laß diese Unruhe, es ist genug, wenn du drei Buchstaben kennst, der erste das ist die Herzensreinigkeit, welche darin besteht, Gott über Alles und die Geschöpfe nur in ihm um seinetwillen zu lieben; der zweite ist, nie zu murren, und bei Anblick der Fehler des nächsten nie ungeduldig zu werden, sondern sie mit Geduld zu ertragen und für ihn zu beten; der dritte ist, jeden Tag eine Zeit zur Betrachtung des Leidens Christi zu bestimmen. — Endlich wurde unsere Heilige nach dreijähriger Vorbereitungszeit in das Kloster der hl. Martha aufgenommen und zeichnete sich bald durch ihren Eifer in den Uebungen und ihre Pünktlichkeit in der Beobachtung der Regel aus. Ihre Treue erstreckte sich auf das Kleinste, wie auf das Größte; der Wille ihrer Vorgesetzten war der einzige Beweggrund ihres Verhaltens. Wenn es ihr nicht erlaubt wurde, so lang als sie wünschte in der Kirche wachen zu dürfen, unterwarf sie sich demütig, in der Ueberzeugung, daß Gehorsam das angenehmste Opfer sei, das man Gott darbringen könne, weil Jesus Christus bis zum Tode gehorsam gewesen, um den Willen seines Vaters zu erfüllen.

Die heilige Veronika auf dem Felde arbeitend.

Gott prüfte seine Dienerin durch eine Auszehrung, welche drei Jahre lang dauerte, die Heilige ließ aber deßungeachtet in der genauen Beobachtung ihrer Regeln nicht nach. Vergeblich ermahnte man sie, auf ihre Gesundheit Rücksicht zu nehmen. Sie antwortete immer: „Ich muß arbeiten, so lang ich kann und Zeit dazu habe.“ Das größte Vergnügen hatte sie, wenn sie Andern einen Dienst leisten und die niedrigsten Arbeiten verrichten konnte. Als Nahrung wollte sie nur Brot und Wasser zu sich nehmen. Aus ihrem Stillschweigen schloß man auf ihre innere Sammlung. Ihr Herz war beständig durch das Gebet mit Gott vereinigt, und die Lebendigkeit ihrer Reue gieng so weit, daß ihre Thränen fast nie versiegten. Diese Gabe der Thränen und diesen Geist des Gebetes nährte sie durch häufige Betrachtungen ihrer eigenen Gebrechlichkeit der Liebe Gottes, des Leidens unseres Erlösers und der reinen Freuden des Himmels. Obwohl ihr Leben immer durchaus rein und unschuldig gewesen war, sah sie es jedoch als sehr sündhaft an und sprach davon nie anders als mit den lebhaftesten Gefühlen des Schmerzes und der Buße. Ihre Reden waren salbungsvoll, daß die verstocktesten Sünder davon gerührt wurden. So viele Tugenden konnten nicht ermangeln, die reichen Segnungen des Himmels auf Veronika herabzuziehen.

Sie starb im Jahre 1497 zu der von ihr vorhergesagten Stunde im 52. Jahre ihres Alters. Ihre Heiligkeit wurde sogleich durch mehrere Wunder bestätigt. Leo X. gestattete — nach Anstellungen der notwendigen Untersuchungen — den Klosterfrauen von St. Martha in einer Bulle, Veronika als selig zu verehren. In dem römischen Martyrologium, das Benedikt XIV. herausgegeben hat, ist ihr Name unter die der Heiligen aufgenommen.

Der heilige Gottfried.

Bekenner. — Jahr 1127.

Gottfried, welcher 1127 im Kloster Ilmstadt selig verschieden ist und dort begraben liegt, stammte aus der Familie des Grafen von Kappenberg und war ein mächtiger Herr in Westphalen. Wie gottesfürchtig er erzogen worden, bewies er in seinem Soldatenleben, indem er als Vorgesetzter seinen Untergebenen aufs Strengste verwies, jemandem wider die rechtmäßigen Kriegsgesetze einen Schaden zuzufügen. Als er daher vernahm, daß dessenungeachtet einer seiner Unteroffiziere einem Bauern einige Stück Vieh weggetrieben hatte und sich als Beute zueignen wollte, befahl er, dasselbe bei Vermeidung seiner Ungnade ohne Verzug seinem rechtmäßigen Herrn zurückzugeben. In Betracht aber, daß mehr dergleichen Ungerechtigeiten von seinen Untergebenen verübt werden könnten, deren Verantwortung ihm als dem Vorgesetzten zur Last fallen könne, bat er Gott, ihn aus der Gefahr so vieler fremden Sünden zu befreien. Und Gott erhörte sein Gebet. Es kam nämlich der hl. Norbert in die Gegend, wo Gottfried weilte. Als dieser einige Predigten des Heiligen gehört hatte, empfand er eine heftige Begierde, alles Zeitliche zu verlassen, sich ganz und vollkommen dem Dienste Gottes zu ergeben und sein Schloß Kappenberg samt all seinem Hab und Gut dazu zu verwenden, daß mehrere Klöster erbaut und eine größere Anzahl von Dienern Gottes darin unterhalten würde. Diesen Entschluß führte er nach Beseitigung aller entgegenstehenden Hindernisse wirklich aus und nahm sodann mit seinem Bruder Otto in dem Kloster Kappenberg das Ordenskleid. Später wurden beide nach Prämonstrat geschickt, wo sie mit ungemeinem Eifer nach der christl. Vollkommenheit strebten. Als der hl. Norbert das Bistum Magdeburg zu übernehmen gezwungen worden war, berief er beide Brüder zu sich, um sich in der Verwaltung desselben ihres Rats zu bedienen. Aber der hl. Gottfried wurde bald darauf krank, und da er von dem hl. Norbert entlassen wurde, um seine Gesundheit anderswo besser pflegen zu können, kam er bis nach Ilmstadt, wo er nach empfangenen heil. Sakramenten selig im Herrn entschlief. Ein Teil seines hl. Leibes wurde später nach Kappenberg überbracht. Im Jahre 1634 wurde das Grab, in welchem er beigesetzt worden war, von den Protestanten zerstört und die hl. Gebeine nach allen Seiten zerstreut.

14. Januar.

Der heilige Hilarius.

Bischof von Poitiers Kirchenlehrer.

Jahr 368.

Der hl. Hilarius von Poitiers ist ein erhabenes Beispiel der unüberwindlichen Seelenstärke, wie der Sanftmut des Herzens, welche großen Bischöfen eigen sein müssen. Sein Charakter ist liebenswürdig und stark zugleich; sein Name erinnert an den edlen Streiter Christi und an den liebevollen und sorgsamen Seelenhirten. Als Kirchenlehrer und Bekenner legte er für das Christentum das Zeugnis der Wissenschaft und des Martyrtums ab. Nach dem Geständnis des ganzen kirchlichen Altertums verdankt ihm das heutige Frankreich, daß es einer Ketzerei entging, die es vielleicht auf immer zu Grunde gerichtet hätte. Sein Mut rettete es und belebte es mit den Wogen jenes Wortes, von dem uns der hl. Hieronymus eine Idee giebt, indem er es in einem ebenso kühnen als wahren Bilde der Rhone, dem ungestümsten der Flüsse Frankreichs vergleicht: „Hilarius eloquentiae latinae Rhodanus.“

Hilarius wurde im Anfange des 4. Jahrhunderts zu Poitiers geboren. Um diese Zeit bekannte sich in den römischen Besitzungen schon fast Niemand mehr als die Landbewohner zum Heidentume; in den entfernten Teilen Aquitaniens jedoch, wo der Glaube erst seit etwa einem halben Jahrhundert gepredigt worden war, lebten die alten Irrtümer auch noch in Städten, oder mächtigen Häusern. So war denn auch die Familie des Hilarius dem Götzendienste ergeben. Der junge Heide wurde in die blühenden Schulen von Gallien und dann nach Italien gesandt, „damit, wie der hl. Hieronymus sagt, der römische Ernst den Reichtum und Glanz seines vaterländischen Geistes mäßigte.“ Hilarius widmete sich mit Leidenschaft den literarischen Studien, welche damals die Rhetoren behandelten, nämlich der Grammatik, Deklamation und namentlich der Poesie, welcher er sein ganzes Leben lang die Verehrung seiner Jugend bewahrte. Später bediente er sich der von den Dichtern des Altertums erlangten Kenntnis zum Vorteile der christlichen Wahrheit, was den hl. Augustin mit Anspielung auf die biblische Geschichte zu der Aeußerung veranlaßte, Hilarius habe die den Egyptern genommenen Schätze zum Bau der Arche verwendet. Für einen so ernsten und erhabenen Geist mußte der Augenblick des Nachdenkens kommen. Die Lehren der Sophisten und die ungereimten Traditionen seiner Kindheit konnten ihm nicht länger genügen; seine feurige Seele mußte etwas Lebendiges und Gewisses haben, um sich daran halten zu können und so führte ihn das Nachdenken zum Glauben. Ueber seine Bekehrung hat er uns selbst in einigen Linien, die man mit den schönsten Kapiteln der Bekenntnisse des hl. Augustin vergleichen könnte, Rechenschaft abgelegt. Ich setze einen Teil davon hieher,

da es von Interesse ist, zu sehen, in welcher Lage sich zu jener Zeit ein wissenschaftlich gebildeter ausgezeichneter junger Heide in Gallien befand und an welchen Seiten ihn das Christentum ergriff. Er sagt: als ich nachdachte, welches nach der Eingebung der Natur und den Lehren der Weisen der beste und glücklichste Gebrauch des Lebens wäre, schien es mir, daß in der öffentlichen Meinung mehrere Dinge das Leben besonders nützlich und wünschenswert machen, und unter diesen vor allen jene, welche in der Achtung der Menschen immer den ersten Rang einnehmen, nämlich Ruhe und Vermögen. Man kann diese zwei Dinge nicht trennen, das Eine ohne das Andere ist eher eine Quelle des Unglücks als des Glücks; denn Ruhe in der Not ist eine Art Verbannung aus dem Leben und Vermögen ohne Ruhe ist um so peinlicher, je mehr es fühlen läßt, was einem fehlt. Aber wenn unsre lebhaftesten Genüsse der Art sind, so muß man anerkennen, daß wir sie mit dem vernunftlosen Wesen gemein haben und daß sie sich wenig von dem Vergnügen des Tieres unterscheiden, welches sich, wenn es in weiten Thälern und auf fetten Weiden umherirrt, auch der Ruhe und Sättigung erfreut. Nun weisen aber die Menschen eine solche Aehnlichkeit zurück und verwerfen sie, weil ihnen die Natur selbst ganz deutlich sagt, daß es ihrer unwürdig sei, zu glauben, sie seien einzig und allein zum Essen und Nichtsthun geboren; sie seien nicht in diese Welt versetzt worden, um sich in schönen Handlungen oder nützlichen Arbeiten zu üben, und dieses Leben sei nicht für eine Ewigkeit bestimmt. Wäre es eine Wohlthat Gottes, wenn es von Uebeln belastet, nicht länger als von der Unwissenheit des Kindes bis zur Schwachsinnigkeit des Greises dauerte? Sie gelangen daher dahin, daß sie glauben, gut denken und gut handeln heiße gut leben. Obwohl ich indes die Lehre derjenigen, welche wollen, daß man seine Seele von jedem Fehler freihalte, die Uebel des Lebens klug voraussehe, sie geschickt vermeide oder wenigstens mit Resignation trage, für nützlich und recht hielt, so schien mir doch diese blos menschliche Philosophie ungenügend, um zum Glücke und zur Tugend zu führen. Diese nicht anerkennen, wäre tierisch, sie anerkennen und nicht üben noch niedriger. Mein Geist blieb dabei nicht stehen, er wollte nicht nur das Laster und die daraus hervorzuhebenden Uebel fliehen, sondern auch den Urheber alles Guten kennen lernen, dem er sich ganz anvertrauen, dessen Dienst seinen Ruhm ausmachen, auf den er alle seine Hoffnungen zurückbeziehen, auf dessen Güte er sich unter allen Widerwärtigkeiten dieses Lebens wie in einem sichern Hafen ausruhen könnte. Meine Seele brannte von dem glühenden Verlangen, ihn zu erkennen und zu begreifen. Es gab Viele, welche unzählige Familien von Göttern schufen, deren Geschlecht, Geburt, Abstammung sie beschrieben; Andere behaupteten, es gebe keinen Gott und erkannten und verehrten nur die Natur; Einige gaben der öffentlichen Meinung die Existenz eines Gottes zu, stellten ihn aber so dar, als bekümmere er sich um die menschlichen Dinge nichts; noch andere endlich beteten irdische Dinge an, Steine, Metalle, oder wählten ihre Gottheiten unter den Tieren ihrer Herden. Unruhig und erzürnt über die schändlichen Thorheiten, fühlte ich, daß Verschiedenheit des Geschlechts, der Natur und der Macht Gottes nicht zukommen könne, und daß das, was göttlich ist, notwendig nur eines, ein Ewiges und Allmächtiges sein müsse. Voll von diesen Gedanken und sie immer mit mir herumtragend, geriet ich zufällig auf die Bücher, von denen die Religion der Juden sagte, daß sie von Moses und den Propheten geschrieben seien und las darin die Worte, mit welchen Gott sich selbst bezeugt: „Ich bin der ich bin." Ich bewunderte eine so vollständige und der menschlichen Einsicht wunderbar angemessene Definition, da das Sein die Wesenheit Gottes selber ist. Wenn sie indes seine Unendlichkeit begreiflich machten, so mußte noch das Werk seiner Herrlichkeit und Macht begriffen werden. Ich las weiter: „Er hält Himmel und Erde in seiner Hand . . . . Der Himmel ist sein Thron und die Erde der Schemel seiner Füße." Von der Schönheit dieser Bilder ergriffen, fand meine Seele Vergnügen daran, deren Tiefe zu

Hilarius in den Schulen Italiens.

erforschen. Sie ruhte darauf wie auf einem längst ersehnten Ruheplätzchen aus. Ich suchte das Bild Gottes in den Geschöpfen zu sehen; ich fühlte, daß Glaube der Hinfälligkeit der Vernunft zu Hilfe kommen, sie ergänzen müsse, und aus diesen richtigen Begriffen von dem Schöpfer ging die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele hervor; denn es würde nichts nützen, ihn hienieden kennen gelernt zu haben, wenn der Tod uns immer von ihm trennen müßte. So weit war ich, immer von der Schwere meiner Gedanken und Gefühle niedergedrückt, als ich das Evangelium aufschlug und darin die Worte las: „Im Anfang war das Wort &c." O! da hat sich meine bis dahin zitternde und unruhige Seele mit Wonne in den Glauben, die Hoffnung und die Liebe versenkt!" — Hilarius wurde Christ, und nach dem Tode des Bischofes Maxentius durch den Zuruf des Volkes auf die Kanzel von Poitiers erhoben. Es war damals für den Episcopat eine schwierige Zeit, da der Irrtum unter der verführerischen Gestalt von Ehren und kaiserlicher Gunst den Verteidigern des wahren Glaubens ohne Unterlaß mit seinen schlauen Spitzfindigkeiten zusetzte. Constantius war ein eifriger Arianer, und die Ketzerei, welche sich durch die Frauen am kaiserlichen Hof die Herrschaft errungen hatte, hatte im Palaste etwas Einnehmendes und Schönes angenommen, während sie allerdings auf der andern Seite ganz die intolerante Stelle auf einer auf den weltlichen Arm gestützten Sekte hatte. Die Verfolgung des Constantius brachte etwas ganz Neues zum Vorschein, nemlich einen Fürsten, der sich zum Lehrer und Fürsten in Glaubenssachen machte, und Beamte, welche den Bischöfen arianische Symbole vorlegten und zu ihnen sagten: Unterschreibet oder verlasset Eure Bistümer; der Wille des Kaisers muß an die Stelle der Glaubensregel treten: Kuriere mit häretischen Symbolen sprengten durch das Reich, was einen heidnischen Schriftsteller, Ammianus Marcellinus, zu der Bemerkung veranlaßte: Constantius habe, indem er den Aberglauben alter Weiber mit den einfachen und in sich selbst abgeschlossenen christlichen Dogmen vermischt habe, Streitigkeiten und Wortkämpfe hervorgerufen und durch den endlosen Hin- und Herzug der Menge Bischöfe, die er zu den Synoden berufen, auf denen er alles nach seinem absoluten Willen leiten wollte, die Straßen zu Grunde gerichtet. Constantius versammelte die Concilien von Arles und Mailand, wo zahlreiche Bischöfe seinem Einflusse nachgebend, arianische Glaubensbekenntnisse unterschrieben und den großen Athanasius verdammten. Der Irrtum drohte sich über das ganze Abendland zu verbreiten; da warf sich Hilarius, Verfolgung und Gefahr verachtend, dem Strome entgegen, um ihn aufzuhalten. In Uebereinstimmung mit den gallischen Bischöfen, welche größtenteils treu geblieben waren, trennte er sich mit einer öffentlichen Erklärung, worin sich Taubeneinfalt mit Schlangenklugheit verbindet, von der Gemeinschaft der arianischen Bischöfe. In seiner Bescheidenheit trat er darin aus den übrigen Bischöfen nicht besonders hervor, aber es ist gewiß, daß er der Verfasser des übrigens von seinem Eifer eingegebenen und aufrecht erhaltenen Dekretes ist. Inzwischen hatten die Barbaren den Grenzfrieden gebrochen, wie der Kaiser sich ausdrückte, und waren in Gallien eingefallen. Hilarius benutzte die Furcht, die sie Constantius einflößten, um ihn für die Kirche günstiger zu stimmen, und schrieb ihm einen versöhnlichen Brief; aber da dieser Brief die Ketzer befürchten ließ, die Gunst des Kaisers

Die Vision des hl. Hilarius.

Tod des hl. Hilarius.

zu verlieren, verdoppelten sie ihre Wut gegen den, der ihre Exkommunikation veranlaßt hatte. Sie beeilten sich, einen Verbannungsbefehl gegen ihn zu erwirken und so wurde der mutvolle Bischof von Poitiers im Jahre 356 nach Phrygien verwiesen, wo er sein Buch von der Dreieinigkeit schrieb, in dem er, wie Hieronymus sagt, das katholische Dogma erklärt und die arianischen Irrtümer mit seinen vernichtenden Argumentationen verfolgt. Obwohl wir verkannt sind, sagt er, so werden wir doch durch diese Bücher sprechen, und das Wort Gottes, das man nicht gefangen halten kann, wird überall heilsame Einkehr machen.

Auf die Abhandlung des Hilarius antworteten die rechtgläubigen Bischöfe Galliens mit einem Glaubensbekenntnisse, das sie dem Verbannten schickten, um ihn zu trösten, und dieser rüstete gleich darauf eine neue Schrift mit dem Titel: „Von den Synoden“ an sie, welche den Bischöfen Deutschlands gewidmet war. So setzte ein Einsiedler von seiner Grotte oder ein Verbannter von seinem Exile aus durch seine Schriften die ganze Welt in Bewegung. Boten wurden von einem Ufer des Meeres zum andern gesandt; die von Athanasius bei den Gräbern der Pharaonen, von Hieronymus in Betlehem, von Augustinus auf den Trümmern von Karthago geschriebenen Zeilen durchliefen die ganze Erde und wurden vom Volke, von den Frauen, wie von den Vorstehern der Christen verschlungen. Und dies war ein ungeheurer Fortschritt, denn wie traurig oft die theologischen Streitigkeiten sein mochten, sie bezeichneten doch den Triumpf des Geistes über die sinnlichen, politischen oder kriegerischen Leidenschaften.

Während der langen Dauer seiner Verbannung blickte Hilarius manchmal mit Liebe auf die Familie zurück, die er, nachdem er Priester geworden, um der großen, christlichen Familie willen verlassen hatte. Wir haben noch einen herrlichen Brief, worin er seine Tochter ermahnte, sich dem Dienste Gottes zu widmen. Wir setzen ihn vollständig hieher. „Hilarius seiner geliebtesten Tochter Abra. Gruß in dem Herrn. Ich habe deine werten Briefe erhalten; sie haben mich erkennen lassen, wie innig du dich nach meiner Rückkehr sehnst. Ich glaube es gern, denn ich fühle auch selbst, wie erwünscht die Anwesenheit derer ist, die man liebt. Da ich also weiß, daß meine Abwesenheit dich schmerzt, und da ich befürchte, du möchtest vielleicht mein langes Fernebleiben einer unentschuldbaren Vergeßlichkeit zuschreiben, will ich sowohl mein Weggehen als mein Fernbleiben bei dir entschuldigen, damit du einsiehst, daß, wenn ich dir fehle, dies nicht aus Gleichgiltigkeit geschieht, sondern zu deinem Besten ist. Wie du, meine liebe Tochter, mein einziges Kind bist, so bist du auch, so viel von mir abhängt, der Gegenstand all meiner Liebe, und ich möchte dich als die schönste, wie als die glücklichste unter den Frauen sehen. Nun habe ich in einer Vision einen jungen Mann gesprochen, der eine Perle und einen Mantel von so hohem Preise besitzt, daß derjenige, der sie zu erhalten verdiente, über alle menschlichen Reichtümer reich und überdies sein Seelenheil gesichert wäre. Bei dieser Nachricht habe ich mich sogleich zur Reise angeschickt, ich habe lange und beschwerliche Wege zurückgelegt, und nachdem ich endlich zu diesem jungen Manne gekommen war und ihn erblickte, bin ich vor ihm auf die Knie gesunken, denn er ist so schön, daß Niemand den Glanz seines Antlitzes ertragen kann. Als er mich zu seinen Füßen erblickte, befahl er mir zu sagen, was ich wolle und verlange. Und ich antwortete, ich habe von seinem reichen Mantel und seinem kostbaren Edelsteine gehört, sie seien der Zweck meiner Reise, und wenn er sich würdige, sie mir zu schenken, so habe ich eine geliebte Tochter, der ich sie geben werde. Indem ich dies sagte, weinte ich reichliche Thränen, niedergeworfen vor ihm, seufzend und meine Bitte Tag und Nacht wiederholend. In seiner unvergleichlichen Güte sagte er dann zu mir: „Väter, wie hast du von diesen Schätzen, um die du für deine Tochter unter Thränen bittest, erfahren?“ — „Herr, ich habe sie durch das Wort kennen gelernt, und habe daran durch den Glauben geglaubt.“ Hierauf befahl er seinen Dienern, sie mir zu zeigen. Ich sah zuerst den Mantel; ich sah, meine Tochter, was ich dir nicht ausdrücken kann. Ist Seide neben diesem Gewande nicht ein grobes Gewebe? verliert der Schnee neben ihm nicht seine Weiße? erbleicht das Gold nicht, wenn man es demselben gegenüberhält? Sodann zeigte man mir den Edelstein. Als ich ihn erblickte, fiel ich mit dem Angesichte zur Erde; denn meine Augen konnten den Glanz nicht ertragen. Die Himmel, die Sonne, das Meer und die ganze Welt haben nichts, was mit seiner Schönheit vergleichbar wäre. Während ich in dieser flehenden Stellung verharrte, sagte einer der Umstehenden zu mir: „Ich sehe, daß du ein guter Vater bist, und diese Schätze für deine Tochter wünschest. Damit du sie noch eifriger suchest, will ich dir ihren ganzen Wert erklären. Dieses Gewand hat die Würmer nicht zu fürchten, der Gebrauch nützt es nicht ab, kein Schmutz bleibt an ihm kleben, kein Unfall kann es zerreißen oder zu Grunde richten. Es bleibt immer dasselbe. Und was diese Perle betrifft, so leidet der, welcher sie trägt, nie, er altert nicht und stirbt nicht . .“ Mein Schluchzen verdoppelte sich, meine Tochter, und in einem langen, von Thränen begleiteten Gebete sagte ich: „Herr, erhöre mein Gelübde, habe Erbarmen mit meiner Einsamkeit, und schone meines Lebens; denn wenn du meine Bitte verwirfst, ist meine Tochter, obwohl lebend, doch tot für mich und um sie zu retten, würde ich gerne sterben. Herr du weißt, daß ich nicht lüge!“

Bei diesen Worten befahl mir der junge Mann aufzustehen und fuhr fort: „Deine Bitten und deine Thränen rühren mich; dein Glauben wird nicht vergeblich sein. Da du bereit bist, dein Leben dahinzugeben, um dieses Gewand zu erhalten, kann ich es dir nicht versagen; aber du mußt meine Bedingungen hören. Wenn man das Kleid, das ich gebe, erlangt hat, darf man sich nicht mehr mit seidenen, gold-

gesäumten oder mit glänzenden Farben geschmückten Stoffen bekleiden .... Meine kostbare Perle kann Niemanden, der einen andern Ring trägt, gehören. Gehe nun und frage deine Tochter."

Ich erhob mich voll Freude, und beeile mich, dir mit Thränen in den Augen zu schreiben und dich, meine süße Tochter zu bitten, nicht durch deine Schuld einen Greisen unglücklich zu machen. Wenn man dir jetzt Kleider von Seide, Purpur und Gold geben will, antworte dem, der sie dir anbietet: „Ich erwarte einen andern Schmuck, den mir mein Vater durch seine Verbannung deiner eigenen Hand, wie du es kannst, damit ich weiß, was ich meinem edelmütigen Freunde antworten soll, und daß ich, wenn du seine Geschenke annimmst, an meine glückliche Rückkehr zu dir denken kann. Ich will dir dann seinen Namen sagen, und seine Person und seine Macht kennen lehren. Unterdessen schicke ich dir einen Lobgesang für den Morgen und einen für den Abend, daß du dich meiner ohne Unterlaß erinnerst. Und wenn dein Alter dir nicht gestattet, meinen Brief und meine Gesänge recht zu verstehen, so bitte deine Mutter, deren lebhaftes Verlangen ist, dich durch ihr

Der hl. Hilarius kehrt aus der Verbannung zurück.

erworben hat. Die Wolle meines Lammes genügt mir, ich liebe deren natürliche Farbe und das einfache Gewebe derselben .... Und wenn man eine Kette an deinen Hals hängen oder einen Ring an deinen Finger stecken will, antworte wieder: „Was sollen wir diese unnützen und groben Steine? Ich erwarte schönere und kostbarere. Ich glaube an das Wort meines Vaters, wie er den Verheißungen seines Freundes geglaubt hat. Ich verlange jenen Schmuck, der Heil und ewige Seligkeit verleiht."

Geliebteste Tochter, lies diesen Brief und lies ihn wieder, dann schreibe mir ohne Mittelsperson mit Vorbild Gott geboren zu haben, um Erklärung derselben. Gott, der dir das Leben geschenkt hat, möge dich jetzt und immer erhalten."

Abra begriff, ihrer Jugend ungeachtet, den verborgenen Sinn der ihr angebotenen Schätze. Aber bald genügte die himmlische Vermählung, von der der Schleier und der geheimnisvolle Ring Sinnbilder sind, nicht mehr. Sie sehnte sich, mit ihrem himmlischen Bräutigam vereinigt zu werden, und auf die Kraft des Heiligen vertrauend, den sie ihren Vater nannte, bat sie ihn, ihr von Gott den Tod zu erbitten. Dieser erflehte von Gott wirklich, daß

seine Tochter sogleich in den Chor der Jungfrauen zur ewigen Hochzeit des unbefleckten Lammes eingehe. Seine Frau, die im Sinne der hl. Schrift seine Schwester geworden war, bat ihn um dasselbe und erlangte zugleich mit Abra als Mutter und Witfrau die Krone der himmlischen Seligkeit.

Aber dies geschah erst nach der Rückkehr des Hilarius. Um auf das Jahr 358 (in welchem vorstehender Brief geschrieben worden) zurückzukommen, so sehen wir ihn in diesem Jahre noch immer in der Verbannung daran arbeiten, die morgenländischen Kirchen einander zu nähern, der christlichen Welt den Frieden zu schenken und das Herz des Tyrannen umzuwandeln. Er schrieb zwei Mal an Constantius, die Freiheit der Zurechtweisungen durch ehrfurchtsvolle Formen mildernd; da aber diese Schreiben ohne Erfolg blieben, verfaßte er ein drittes, in welchem der Freimut des Bischofs keine Schonung mehr kennt. „Es ist Zeit zu reden", ruft er aus. „Schweigen wäre nicht Mäßigung, sondern Feigheit. Mögen die Hirten ihre Stimme erheben, da die Mietlinge die Herde verlassen haben. Laßt uns unser Leben für unsere Schafe hingeben, weil die Diebe in den Schafstall eingedrungen sind und der losgelassene Wolf umherschleicht, um sie zu verschlingen. Laßt uns durch diese Worte zum Martyrtume eilen. . . . Ich bin Bischof und bleibe, obgleich verbannt, mit meinen galischen Brüdern in Gemeinschaft und verwalte mein Bistum durch meine Priester; denn meine Verbannung ist nicht die Strafe eines Fehlers, sondern die Folge von Bosheit und Ränken .... Warum, o mein Gott! hast Du mich nicht zur Zeit des Decius und des Nero geboren werden lassen. Mit welchem Eifer würde ich nicht, von deiner Gnade unterstützt, um des Bekenntnisses deines Namens willens Marter und Qual erduldet haben! Ich würde dann gegen erklärte Feinde zu kämpfen gehabt haben. Wir würden mit unerschütterlicher Zuversicht vor den Henkern erschienen sein und deine gläubigen Völker wären furchtlos unserm Beispiele gefolgt. Aber hier haben wir es mit einem Feinde zu thun, der sich nicht zeigt, der nur vermummt einhergeht und nur mit Kunstkniffen und Verführungsmitteln vorwärts zu kommen sucht. Hier ist der Antichrist unter dem Namen Constantius, nicht mit Todesbefehlen, sondern mit heuchlerischen Kniffen bewaffnet. Das ist eine Verfolgung, die nicht die Gefängnisse öffnet, aus denen man frei von allen Leiden des Lebens hervorgeht, sondern Paläste, in welche man nur geht, um vor den Hohen in schändlicher Knechtschaft zu kriechen . . .

Fern sei von denen, die uns hören, der Gedanke daß wir uns durch Vorurteil und Haß hinreißen lassen. Nein, wer soll die Wahrheit sagen, wenn nicht der Diener der Wahrheit? Wenn ich mit Unrecht anklage, verdiene ich die Schande, die jeden Verläumder trifft; aber wenn all das was ich vorbringe, wahr ist, überschreite ich weder die Grenzen der Freiheit noch die der apostolischen Weisheit, wenn ich endlich das Schweigen breche . . . Ich will zu dir Constantius, laut dieselbe Sprache führen, die ich vor Nero selber und vor Decius und Maximin geführt hätte. Du führst gegen Gott und seine Kirche Krieg; du stellst dich, als wärest du ein Christ und verfolgst die Apostel Jesu Christi. Du machst alle Tage eine andere Glaubensformel und lebst gegen den Glauben; du bewahrst für deine Mitschuldigen Bistümer auf; du kerkerst die Priester ein und läßt deine Legionen marschieren, um die Kirche in Schranken zu halten; du fesselst die Concilien. Du umarmst die Bischöfe, aber um sie zu verraten, wie der Heiland selbst durch einen treulosen Kuß verraten worden ist. Du läßt sie an deiner Tafel sitzen, — aber beim Weggehen von der Tafel hat Judas seinen Herrn verraten. Du stattest das Heiligtum mit dem Gold des Staates aus, das Heiligtum selbst aber beraubst du seiner Diener . . ."

Man hat manchmal die Heftigkeit des Hilarius als zu weitgehend betrachtet; sie scheint aber durch den Charakter des Constantius, die Geschichte seiner Herrschaft von jenem blutigen Schauspiele an, das seinen Regierungsantritt bezeichnete, gerechtfertigt zu sein. Der heidnische Schriftsteller Ammianus Marcellius selber spricht Hilarius von jenem Vorwurfe der Uebertreibung frei, wenn er nach Abwägung der guten Eigenschaften und der Fehler des Constantius von ihm sagt: „Indem Constantius das Gute und das Böse, das Recht und das Unrecht auf eine Linie stellte, übertraf er gewissermaßen den Caligula, Commodus und Domitian an Grausamkeit; seine Wildheit kam der des Gallienus gleich." Derselbe Schriftsteller schreibt weiter von ihm, er sei begieriger gewesen, die Geheimnisse des Christentums zu ergründen, als die Verschiedenheit der Meinungen auszugleichen; habe sich mehr beflissen, das Feuer des Streites anzuschüren, als es zu löschen, und habe die Bischöfe wegen der Concilien, auf denen er die Gewissen seinen Launen zu unterwerfen suchte, nie zu Atem kommen lassen.

Im Jahre 360 wurde Hilarius aus der Verbannung zurückberufen und von den Galliern, wie ein Augenzeuge, der hl. Hieronymus, schreibt, im Triumphe empfangen. Er hörte nicht auf, für die allgemeinen Interessen der Wahrheit und der Kirche zu kämpfen, widmete sich aber doch vorzüglich dem Unterrichte seines Volkes, dem er regelmäßig die hl. Schriften in Form von Homilien erklärte, die er später als dogmatische Abhandlung ausarbeitete. Es sind davon noch die Abhandlungen über die Psalmen und über das Evangelium Mathäi vorhanden, die voll theologischer Wissenschaft, namenlich aber voll Salbung und praktischer Ratschläge sind. Wir führen daraus einige Stellen an. „Die Furcht des Herrn," sagte er, „besteht ganz in der Liebe; in der vollkommenen Liebe geht die Furcht Gottes auf." „Der Apostel empfiehlt uns durch sein eigenes Beispiel, allen zu gefallen zu suchen. Das wahre Geheimnis, dahin zu gelangen, ist — nichts für sich selbst zu verlangen; denn es ist

schwer, daß das, was man für seinen eigenen Nutzen thut, bei Andern nicht Anstoß errege, weil das, was dem Einem nützlich, dem Andern oft schädlich ist. Derjenige aber, welcher nichts für sich allein verlangt, sondern alles auf die Wünsche Anderer bezieht, wird den Andern notwendig angenehm, weil er ihnen dadurch, daß er für ihren Nutzen arbeitet, gefällt, und niemand dadurch, daß er das Seinige sucht, beleidigt." „Wir empfangen in dem hl. Sakramente wahrhaft den Leib und das Blut Jesu Christi, der in uns körperlich wohnt. Es ist nicht möglich, den Worten: „Dies ist mein Leib rc." einen andern Sinn zu geben."

Neben seinen übrigen Arbeiten beschäftigte sich Hilarius auch in seinem höheren Alter noch mit der Poesie, und zu dem noch mit der Malerei und dem Abschreiben der hl. Bücher. In Tours bewahrt man ein lateinisches Evangelium, das seiner Hand zugeschrieben wird.

Hilarius starb im Jahre 368. Die ganze Kirche und die gallische insbesondere, beweinten seinen Verlust, aber freuten sich zugleich, bei Gott einen Fürsprecher mehr zu haben. Die Kirche feiert sein Fest am 14. Januar.

Der selige Engelmar,

Einsiedler und Martyrer.

Zwölftes Jahrhundert.

Der Vater des seligen Engelmar war ein armer bayerischer Bauersmann, aber Engelmar fand in sich selbst und in dem Wohlwollen eines frommen Mannes Mittel, sich einen kostbareren Ruhm, als Gold und Purpur verleihen, zu erwerben. Sein Freund und Beschützer war ein ehemaliger armenischer Bischof Namens Gregor, welcher seinem Bistum entsagt hatte, um einzig und allein der Betrachtung der Religionswahrheiten zu leben und zu diesem Zwecke in eine Einöde in der Gegend von Passau gekommen war. Engelmar hatte schon große Fortschritte gemacht, als er seinen Lehrer verlor. Aber der Tod des hl. Mannes befestigte ihn nur um so mehr in den Gefühlen der Frömmigkeit und der Weltentsagung, die er ihm eingeflößt hatte. Er fuhr fort in der Einöde zu leben, sich mit Handarbeit, Gebet und guten Werken zu beschäftigen und sich den strengsten Bußübungen zu unterziehen. Die Bewohner des Landes hatten großes Vertrauen zu ihm und kamen von ferne, um ihn um Rat zu fragen, oder sich seinen Gebeten zu empfehlen. Ein Genosse, den sich der fromme Eremit zugesellt hatte, ermordete ihn am 14. Jan. 1125; sei es, daß er verborgene Schätze zu finden hoffte, oder daß er wegen der Verehrung, die ihm die Gläubigen bezeugten, auf ihn eifersüchtig war. Sein Leib wurde einige Zeit nachher aufgefunden und feierlich begraben, später aber in ein nahes Kloster gebracht, wo an seinem Grabe mehrere Wunder geschahen.

Der heilige Felix von Nola.

Ende des 3. Jahrhunderts.

Der heil. Felix war der Sohn des Hermias, eines reichen Syrers, der sich zu Nola in Campanien niedergelassen hatte. Er wurde von dem hl. Maximus, Bischof zu Nola, gebildet, zuerst zu den niedern Kirchendiensten bestellt und später zum Priester geweiht. Maximus liebte ihn wie seinen Sohn und hatte ihn zu seinem Nachfolger bestimmt. Als sich daher Maximus zur Zeit der Verfolgungen des Decius und Gallus geflüchtet und in ein ödes Gebirge verborgen hatte, ergriff man den Felix als das nunmehrige Haupt der Heerde, und warf ihn mit Fesseln beschwert, in einen dunklen Kerker, dessen Fußboden, um ihn der nächtlichen Ruhe zu berauben, mit Scherben bedeckt war. Mitten in der Nacht erschien dem Felix ein strahlender Engel, der ihn aufweckte, und ihm befahl, sich zum Bischof Maximus zu begeben. Er wandte ein, er könnte ja nicht, da er gefesselt, der Kerker verschlossen und der Ausgang mit Wachen besetzt sei. Der Engel befahl wieder, ihm zu folgen. Sogleich fielen dem Felix die Fesseln von Händen und Füßen und der Engel führte ihn durch die geöffneten Thüren und die schlafenden Hüter aus dem Gefängnisse. Von Gott geleitet gieng Felix auf ganz unbekannten Wegen weiter, bis er den Ort erreichte, wo der geliebte Greis lag, im Begriffe, den letzten Seufzer auszustoßen. Felix sah sich um Labsal um, um ihn zu erquicken, aber vergeblich. Endlich fing er mit Inbrunst zu beten an, und siehe, auf einmal sieht er an einem Dornstrauche eine Traube hängen. Er nahm sie und drückte den Saft derselben durch die erbleichten Lippen und die schon festgeschlossenen Zähne des Greises. Der Segen Gottes begleitete die Gnade der Liebe. Maximus öffnete die Augen, erkannte seinen Felix und sagte: „Ich habe dich schon lange erwartet, denn Gott hat dich mir verheißen. Die Stätte und der Zustand, in welchem du mich findest, mögen dir zeigen, daß ich mich der Ver-

Der hl. Felix von Nola findet den Bischof Maximus.

folgung nicht aus Todesfurcht entzogen habe. Ich traue der Schwäche meines Leibes nicht. Aber bring mich jetzt zu meiner Herde zurück." Felix nahm den Bischof auf seine Schultern und trug ihn nach Hause, dann aber begab er sich in seine eigene Wohnung, wo er sich verborgen hielt, bis die Verfolgung aufgehört hatte.

Nach einigen Augenblicken des Friedens brach eine neue Verfolgung aus, wahrscheinlich jene des Valerianus, und Felix wurde von Neuem verfolgt. Man begab sich in sein Haus, fand ihn jedoch nicht; in diesem Augenblick ging er wie gewöhnlich in Begleitung einiger Freunde durch die Stadt und lehrte die Gläubigen. Die Verfolger gingen auf ihn zu, aber erkannten ihn nicht; sondern fragten, wo Felix wäre; sei es nun, daß Gott ihr Gesicht getrübt oder die Züge des Bekenners geändert hatte. Ein Anderer der ihr Versehen beobachtet hatte, machte sie darauf aufmerksam, und zeigte ihnen in einer nahen alten Mauer eine Lücke, durch die er soeben gegangen sei. Da jedoch diese wunderbarer Weise plötzlich mit einem Spinnengewebe überzogen worden war, urteilten sie, daß kein Mensch wenige Augenblicke vorher durch sie gegangen sein könne, und glaubten durch eine falsche Anzeige getäuscht worden zu sein.

Als sie sich entfernt hatten, verbarg sich Felix in einer ausgetrockneten Cisterne, die an einem verborgenen Orte lag. Er hielt sich in dieser 6 Monate auf und wurde während dieser Zeit von einer Dienerin Gottes ernährt, welche ihm, vom Geiste Gottes getrieben, den nötigen Unterhalt brachte, wobei sie sich jedesmal im Geiste der Verzückung befand und nicht wußte, was sie that und wohin sie gieng.

Als bei der Thronbesteigung des Gallienus die Verfolgung aufhörte, kehrte Felix nach Nola zurück und wurde gleich einem Himmelsboten aufgenommen. Vom Alter erschöpft, war Maximus gestorben, das Volk verlangte nun Felix zum Bischofe dieser lenkte aber die Wahl auf Quintus, weil dieser älter sei als er und auch die Priesterweihe vor ihm empfangen habe. Quintus nahm zwar das bischöfliche Amt an, hörte aber nicht auf, den Felix wie seinen Obern zu ehren und überließ ihm das Predigtamt ganz und gar.

Als man in den hl. Felix drang, seine Güter, die während der Verfolgung eingefordert worden waren, zurückzufordern, weil er dann um so mehr Almosen spenden könne, weigerte er sich dessen, da er nun an Gnade und ewigen Gütern reich sein wollte. So schlug er auch das Vermögen aus, das ihm Archelais, eine fromme, adelige Frau anbot. Er wollte lieber ein kleines Stück Erdreich mieten, das er mit eigenen Händen bebaute, und dessen Ertrag ihm zu seinem Unterhalte und zur Unterstützung irgend eines Armen diente. Die Armut liebte er so sehr, daß er nur ein einziges Kleid besitzen wollte, und sah er einen Armen, der schlechter als er gekleidet war, so zog er sein Kleid aus und vertauschte es mit dem des Armen. So ging er, reich an Verdiensten, im hohen Alter in ein besseres Leben über.

15. Januar.

Der heilige Paulus,

erster Einsiedler. Jahr 343.

Neben dem glorreichen Tode der hl. Martyrer, dieser unverdächtigen Zeugen, welche ihren Glauben mit ihrem edlen Blute besiegelten, bietet die Geschichte der 1. christl. Jahrhunderte nichts Rührenderes und Ehrenderes dar, als das einsame und opfervolle Leben in der Wüste. Heutzutage, wo der christl. Glaube so schwach geworden, sieht die Welt, welche solche Opfer nicht begreifen kann, dieses aus Entbehrungen aller Art bestehende, aus freiem Willen erniedrigte Leben, dieses vernichtete Dasein, wie es Flechier nennt, für eine Uebertreibung der Geschichtsschreiber an. Glücklicherweise sind diese Wunder der christl. Selbstverleugnung, welche Gott zuließ, um dem Evangelium den Sieg zu verschaffen, durch vollgiltige Zeugnisse bewiesen. Die folgende Erzählung ist aus einer ehrwürdigen Quelle geschöpft, aus dem hl. Hieronymus nämlich, dem Biographen und Nachahmer der Väter der Wüste, der uns in den Hauptthatsachen als Führer dienen soll.

Der heil. Paulus ward um die Mitte des 3. Jahrhunderts in der untern Thebais in Egypten geboren. Hieronymus giebt von dessen Eltern keine Nachricht, aber es ist nach allem wahrscheinlich, daß seine Eltern eine hohe Stellung in der Welt einnahmen und ihrem Sohne eine glänzende Zukunft verschaffen wollten; denn dieser war schon mit 16 Jahren in den griechischen und egyptischen Wissenschaften wohl unterrichtet. Paul war ein Jüngling von sehr sanftem Naturell und liebte Gott über Alles. Er hatte das Glück gehabt, im Christenglauben erzogen zu werden. Nach dem Tode seiner Eltern befand er sich im Besitze eines großen Vermögens. Nachdem unter den Kaisern Decius und Valerianus eine blutige Verfolgung gegen die Christen ausgebrochen war, flüchtete er sich in ein Landhaus, das, um so zu sagen, in einer fernen Wüste verborgen war, indem er in diesem Zufluchtsort den Frieden zu finden hoffte; aber er wurde bald einer anderen Verfolgung als der der Kaiser zur Beute. Sein Schwager, ein niederträchtig habsüchtiger Mensch, und eben darum der größten Verbrechen fähig, faßte den schändlichen Vorsatz, den Aufenthalt dessen zu verraten, den er selbst mit Gefahr seines Lebens hätte verbergen sollen. Er hoffte mit dem Vermögen seines Schwagers sich zu bereichern. Weder die Thränen seiner Frau, noch die Stärke der Familienbande, noch der Gedanke an Gott, der von der Höhe herab Alles sieht, was hienieden und selbst im Innern der Herzen geschieht, konnte diesen Men=

schen von einem solchen Verbrechen abbringen. Er drohte immer, es auszuführen und zeigte sich in seinen Forderungen unerbittlich. — Sobald Paulus von diesem verbrecherischen Vorhaben Kenntnis erlangte, floh er in die Einöden der Gebirge, um daselbst das Ende der Verfolgung abzuwarten und vor der Bosheit seines Schwagers sicher zu sein. Und hier erwartete ihn die Gnade des Himmels, welche zur Heiligkeit führt.

Indem er allmählich auf unbekannten Wegen vorwärts gegangen war, befand er sich in der Nähe eines Felsengebirges, an dessen Fuße eine tiefe Höhle war, deren Eingang ein Stein verschloß. Von sehr natürlicher Wißbegierde getrieben, hebt er den Stein weg und erforscht mit gierigem Blick das Innere der Höhle, wo er eine Art großer Vorhalle, von den breiten Blättern eines alten Palmenbaumes gebildet, erblickt, über welcher das Blau des Himmels glänzte. Dort entsprang eine starke Quelle, welche zuerst ein süß murmelndes Bächlein bildete und sich dann wieder in den Boden verlor, dem sie entsprungen war. Außerdem sah man in dem Felsen mehrere Schlupfwinkel, in denen sich noch alte Amboße und Hämmer zum Geldprägen befanden. Dieser Ort hatte nämlich nach alten ägyptischen Handschriften unter der Königin Kleopatra, berüchtigten Andenkens, Falschmünzern zur Werkstätte gedient.

Paul, der diesen Ort als ein Geschenk des Himmels ansah, faßte sogleich den Entschluß, denselben für immer zu seiner Wohnung zu wählen. Er gewann ihn bald sehr lieb und brachte sein ganzes langes Leben im Gebete und Schweigen daselbst zu. Der Palmbaum lieferte ihm seine Nahrung und Kleidung; die Frucht des Baumes nährte ihn und die Blätter desselben boten ihm ein einfaches Gewand, von seiner eigenen Hand gearbeitet. Das klare Wasser der Quelle war sein einziger Trank. Mit diesen Anfängen des Glückes zufrieden, entsagte er mit Freuden auf immer der Welt und nahm sich nun vor, für die, welche in ihr lebten, zu beten. Die Gnade mußte wohl mächtig auf ihn wirken, um ihn als einen jungen Menschen von 22 Jahren, der dazu noch an alle Genüsse des Lebens gewöhnt war, zu unterjochen. Aber er hatte gefunden, daß alle diese Genüsse nichts seien im Vergleich mit den unaussprechlichen Süßigkeiten eines büßenden, beschaulichen Lebens. Bis in sein 43. Jahr lebte er nur von den Früchten seines Palmbaumes und den Rest seiner Tage wurde er wunderbar, wie vordem der Prophet Elias, durch einen Raben ernährt, der ihm täglich die Hälfte eines Brotes brachte. Niemand in der Welt konnte sagen, was Paulus während seines 90jähriges Aufenthaltes in der Wüste that; die Menschen sollten seine Tugenden und Heiligkeit erst kurze Zeit vor seinem Tode kennen lernen. — Der gottselige Paul hatte ein Alter von 113 Jahren erreicht, als Antonius, der in der Wüste 90 Jahre alt geworden, von der Eitelkeit versucht wurde und sich überredete, es besitze keiner die Vollkommenheiten des Einsiedlerlebens so gut wie er. Als er aber lange mit diesen hoffärtigen Gedanken beschäftigt war, sandte ihm Gott im Schlafe einen belehrenden Traum, in welchem er ihm offenbarte, noch tiefer in der Wüste lebe ein anderer, viel vollkommenerer Einsiedler als er, und es würde ihm nützlich sein, denselben zu besuchen.

Diesem Befehle von oben gehorchend, verließ der ehrwürdige Antonius beim ersten Schein der Morgenröte, seinen schwankenden Körper auf einen Stab stützend, seine Zelle, ohne zu wissen, wohin er seine Schritte richten solle. Und als er

Der heilige Paulus in der Wüste.

schon von der verzehrenden Sonnenhitze ermattet war, verfolgte er dennoch mutig seinen Weg, indem er sagte: Ich hoffe von der Güte Gottes, daß er mir endlich seinen Diener, von dem er mir geredet hat, zeigen wird, wie er mir versprochen hat. — Kaum hatte er diese Worte gesagt, als er eine Erscheinung vor sich sah, welche zugleich das Bild eines Menschen und eines Pferdes darbot, in der Art, wie die heidnischen Dichter das Ungetüm den Hippocentauren darstellten. Bei diesem Anblicke machte Antonius, welcher immer gegen die Schlingen des Fürsten der Finsternis auf der Hut war, sogleich das Zeichen des Kreuzes und stellte an die Erscheinung gebieterisch die Frage, wo der Diener Gottes, den er suche, wohne? Hierauf ließ das Ungetüm einige unartikulierte Töne hören, zeigte mit der rechten Hand auf den gesuchten Weg, floh dann plötzlich in die Ferne u. verschwand aus den Augen des erstaunten Antonius. — Trotz mehrerer solcher Begegnisse ging der Einsiedler immer weiter in die Wüste hinein. Er war zwei Tage und eine Nacht gegangen, als er beim Beginn des dritten Tage von ferne eine Wölfin erblickte, die sich lechzend vor Durst gegen den Fuß eines Berges wandte. Dieses Tier schien gerade dazu hieher gesandt worden zu sein, den Antonius zu dem Aufenthaltsorte des hl. Paulus zu führen. Antonius folgte bei dem schwachen Scheine der Dämmerung ihren Spuren und bemerkte bald in der Ferne ein Licht, worauf er seine Schritte verdoppelte. Er hatte denn endlich die Wohnung dessen, den er suchte, gefunden. Der hl. Paulus war im Gebete begriffen; sobald er das Geräusch eines menschlichen Fußtrittes hörte, verschloß er von innen seine Zelle. Aber Antonius warf sich vor der Thüre nieder und beschwor den Heiligen, ihm zu öffnen, indem er in bittendem Tone sagte: „Du mußt wissen, wer ich bin, woher ich komme, und welche Absicht mich hieher geführt hat. Ich weiß, daß ich nicht würdig bin, dein Angesicht zu sehen; aber ich werde dennoch nicht weggehen, ohne dich gesehen zu haben. Warum stößest du einen Menschen zurück, da du doch gegen die wilden Tiere Gastfreundschaft übst? Ich habe gesucht und gefunden, wie die Schrift sagt; ich klopfe an, daß man mir öffne. Wenn ich die Gnade nicht erlange, um die ich flehe, so werde ich hier vor der Thüre sterben und du wirst dann wenigstens meinen Leib begraben!"

Der hl. Paulus und der hl. Antonius.

Antonius blieb so bis zur sechsten Stunde immer unerschütterlich in seinem Entschlusse. Endlich gab ihm der hl. Paulus, durch seine Bitten überwunden, folgende kurze Antwort:

„Niemand verlangt eine Gnade unter Drohungen; Niemand mischt unter Thränen Beschimpfungen. Kannst du dich darum verwundern, daß ich einen Menschen, der nur hieher gekommen ist, um zu sterben, nicht aufnehmen will?"

Zu gleicher Zeit öffnete der hl. Paulus seine Thüre und nahm den Antonius lächelnd auf. Sodann gaben sich die beiden Einsiedler den hl. Kuß, grüßten einander bei ihren Namen und dankten miteinander Gott. Als diese ersten Pflichten erfüllt waren, setzte sich Paulus am Rande der Quelle neben Antonius und sprach also zu ihm:

„Du siehst denjenigen vor dir, den du so mühsam gesucht hast; du siehst seinen, durch das Alter gebrochenen Leib, du siehst seine Stirne, die kaum einige gebleichte Haare umschatten; du siehst einen Menschen, der bald Staub sein wird. Aber, da die Liebe alles trägt, so bitte ich dich, sage mir, wie geht es in der Welt? Baut man immer Städte? Wer regiert gegenwärtig? Gibt es noch Menschen, die sich durch die Lügen des Teufels verführen lassen?"

Während er so sprach, kam ein Rabe, setzte sich auf einen nahen Baum, flog von da sanft zur Erde und legte vor den Augen der beiden Heiligen, zum großen Erstaunen des Antonius, ein ganzes Brot nieder.

„Sieh", rief Paulus aus, „der wahrhaft gütige, wahrhaft barmherzige Gott hat für unser Mahl gesorgt! Seit 60 Jahren erhalte ich täglich die Hälfte eines Brotes; aber da er wußte, daß du hier bist, hat er das Maß verdoppelt." Nachdem sie hierauf das Lob Gottes gesungen hatten, setzten sie sich zu einander, um zu essen. Nach dem Essen gingen sie an die Quelle, tranken ein wenig von ihrem Wasser, sagten hierauf Gott Dank und brachten die Nacht im Gebete zu.

Als es wieder Tag geworden war, brach Paulus das Stillschweigen, indem er zu Antonius sagte: „Ich wußte, daß du diese Wüste bewohnest; schon vor langer Zeit hat mir der Herr versprochen, daß du mein Genosse in seinem Dienste sein werdest. Nun, da die Stunde meines Todes gekommen, da meine Laufbahn vollendet ist und mir nichts mehr übrig bleibt, als die durch den großen Apostel verheißene Krone der Gerechtigkeit zu empfangen, verkündige ich dir, daß du von dem Herrn hierher gesandt worden bist, um meinen armen Leib mit Erde zu bedecken oder vielmehr die Erde der Erde zurückzugeben."

Als Antonius diese Worte hörte, weinte und seufzte er und beschwor Paulus, ihn nicht zu verlassen, sondern ihn zum Gefährten auf einer solchen Reise anzunehmen. Aber Paulus nahm wieder das Wort: „Du mußt nicht suchen, was dir vielleicht angenehm, sondern was Andern nützlich ist. Es wäre ein Glück für dich, wenn du von der Bürde des Leibes befreit würdest, um dem Lamme zu folgen. Deinen Brüdern aber nützt es, wenn sie noch durch dein Beispiel unterrichtet werden. So beeile dich also, ich bitte dich, hole den Mantel, den dir der Bischof Athanasius gelassen hat, und bring ihn, um meinen Leib zu begraben."

In Betreff dieser Bitte hinsichtlich des Mantels bemerkt Hieronymus, Paulus habe sie weniger gethan, als wäre er über das Schicksal seines Leibes, der seit einer so langen Reihe von Jahren nur mit Palmblättern bedeckt war, beunruhigt gewesen, als vielmehr um dem Antonius den schmerzlichen Anblick seines Todes zu ersparen. Zugleich wollte er dadurch seine Ehrfurcht vor dem heil. Athanasius und seine Anhänglichkeit an den Glauben der Kirche, für welchen dieser große Bischof die größten Verfolgungen erduldete, ein Zeugnis ablegen.

Antonius war erstaunt über das, was er soeben über den hl. Athanasius und dessen Mantel gehört hatte, und sah wohl ein, daß das letztere dem sel. Paulus nur Gott geoffenbaret haben könne. Er betete Gott in seinem Herzen an und wagte keine Widerrede mehr, sondern im Stillen weinend, dachte er nun mehr darauf, zu gehorsamen, trat, nachdem er die Augen und die Hände seines Gastfreundes geküßt hatte, die Rückreise in sein Kloster an und legte diese mit einer Schnelligkeit zurück, die für einen durch Fasten und Alter erschöpften Mann wunderbar zu nennen ist.

Als bei seiner Ankunft zwei seiner Schüler mit der Frage vor ihm traten, warum er so lange abwesend geblieben sei, antwortete er: „Wehe mir Sünder, ich bin nicht wert, ein Diener Gottes genannt zu werden! Ich habe Elias, ich habe Johannes den Täufer in der Wüste, mit einem Worte, ich habe Paulus im Paradiese gesehen!"

Indem er so sprach, schlug er mit der Hand auf die Brust, dann nahm er den gesuchten Mantel aus seiner Zelle und als seine Schüler ihn baten, ihnen zu sagen, um was es sich handle, antwortete er ihnen, daß es eine Zeit zum Schweigen und eine Zeit zum Reden gebe. Sodann machte er sich, ohne auch nur ein wenig Nahrung zu sich zu nehmen, wieder auf den Weg, den er soeben gekommen war, und brennend vor Verlangen, den hl. Paulus, den er immer vor Augen und in Gedanken hatte, wiederzusehen, beeilte er sich, so sehr er konnte, indem er befürchtete, Paulus möchte während seiner Abwesenheit den Geist aufgeben. Es zeigte sich bald, daß seine Befürchtung nur zu begründet war.

Am andern Tage ging Antonius schon 3 Stunden in der Wüste, als er den heil. Paulus von einem Chore von Engeln, Propheten und Aposteln und einem blendenden Glanze umgeben sich gen Himmel erheben sah. Bei diesem Anblicke fiel der Einsiedler mit dem Angesicht zur Erde, streute sich zum Zeichen der Trauer Sand auf das Haupt und rief unter Thränen und Seufzern; „O Paulus, warum verläßt du mich? Warum bist du gegangen, ohne daß ich von dir hatte Abschied nehmen können? Ich habe dich so spät kennen gelernt und du hast mich so bald verlassen!"

Nachdem er seinem Schmerze einen Augenblick freien Lauf gelassen hatte, ergriff er seinen Wanderstab wieder und setzte seinen Weg eiligst fort. Bei der Höhle angekommen, ging er hinein, und als er einen bewegungslosen Leib in betender Stellung mit gebogenen Knieen, geneigtem Haupte und gen Himmel ausgestreckten Händen erblickte, glaubte er, Paulus lebe noch und fing neben ihm zu beten an. Aber, da er die Seufzer, die der Greis beim Beten auszustoßen pflegte, nicht mehr hörte, erkannte er bald, daß Paulus zu leben aufgehört und betend hatte sterben wollen, wie er betend gelebt hatte. Antonius umarmte den Leichnam des Heiligen und begann, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Er hüllte den Leichnam in den Mantel des heil. Athanasius und trug ihn, nach dem alten christlichen Gebrauche Hymnen und Psalmen singend, vor die Höhle heraus. Aber was ihn betrübte, war, daß er kein Werkzeug hatte, um ein Grab zu machen. „Wenn ich in mein Kloster zurückkehre," sagte er in dieser äußersten Verlegenheit zu sich selbst, „so brauche ich dazu 4 Tage; und wenn ich hier bleibe, so ist dies nutzlos. Möchte ich doch sterben, es wäre das Beste, und möchte ich die Ehre haben, meinen letzten Seufzer neben dem Leichname dieses bewunderungswürdigen Streiters Christi auszuhauchen."

Als er mit diesem Gedanken umging, liefen aus der Tiefe der Wüste zwei Löwen, ihre Mähnen schüttelnd, auf ihn zu. Stark im Vertrauen auf Gott, sah sie Antonius ohne Schrecken kommen, wie wenn er nur Tauben gesehen hätte. Die zwei Löwen standen bei dem Leibe des Heiligen still, liebkosten ihn und legten sich mit großem Geheul zu dessen Füßen nieder, als wollten sie ihre Trauer über dessen Tod ausdrücken. Dann gingen sie eine Strecke weit weg, fingen mit ihren Klauen in der Erde zu wühlen an und machten ein Grab, das den Leib eines Menschen aufnehmen konnte. Als dies geschehen war, näherten sie sich wie zwei schmeichelnde Hunde Antonius, indem sie ihre Ohren hin- und herbewegten, den Kopf senkten und ihm Hände und Füße leckten. Antonius bewunderte die stolzen Tiere und gab

ihnen ihre Schmeicheleien zurück, indem er sie mit der Hand streichelte. Dann gab er ihnen ein einfaches Zeichen, worauf sie in die tiefste Wüste zurückkehrten. Als er allein war, lud er die sterbliche Hülle des Greises auf seine Schultern, legte ihn in das von den Löwen gemachte Grab, und bedeckte ihn mit Sand und Boden, um einen Grabhügel zu bereiten. Nachdem er am andern Tage Alles, was die christliche Liebe ihm eingab, gethan hatte, kehrte er traurig in sein Kloster zurück, und erzählte seinen Schülern alles, wovon er Zeuge gewesen war. Als glücklicher Erbe hatte er das Gewand, das sich Paulus selbst gewoben hatte, mit sich genommen, um es von da an an allen Oster- und Pfingstfesten selbst zu tragen. — Dies ist die einfache und herrliche Geschichte des hl. Paulus, den man gewöhnlich den ersten Eremiten nennt, um ihn von andern Heiligen dieses Namens zu unterscheiden. Er starb i. J. 342, 113 Jahre alt. Nach einer alten Ueberlieferung ließ der griechische Kaiser Michael Kommenes im 12. Jahrhundert dessen kostbare Reliquien nach Konstantinopel bringen. Im Jahr 1240 wurden sie von da nach Venedig gebracht und endlich ließ sie Ludwig I., König von Ungarn, mit Zustimmung der Venetianer nach Budapest übertragen, wo sie der Obhut der Eremiten des hl. Paulus anvertraut wurden.

Der heilige Maurus.

Abt. — Jahr 584.

Equitius, der Vater des hl. Maurus, noch mehr durch seine Tugenden, als seine Geburt ausgezeichnet, übergab seinen Sohn i. J. 522 der Leitung des hl. Benedikt. Er folgte hierin dem Beispiele mehrerer Personen von hohem Range, welche ihre Kinder diesem großen Manne anvertrauten, damit dieselben von ihm in den Grundsätzen der christlichen Frömmigkeit erzogen würden. Maurus, der bei seinem Eintritte in das Kloster erst 12 Jahre alt war, übertraf seine Altersgenossen bald durch genaue Erfüllung aller seiner Pflichten. Man nahm an ihm immer eine tiefe Demut und eine bewunderungswürdige Herzenseinfalt wahr, welche Gott mit der Wundergabe belohnte. Da ihm eines Tages der heil. Benedikt befohlen hatte, dem jungen Placidus, der in einen See gefallen war, zu Hilfe zu eilen, gieng er augenblicklich hin, lief, ohne zu denken, wo er sei, auf dem Wasser und rettete so seinem Mitbruder das Leben. Er betrachtete diese Wunder immer als eine Wirkung der Gebete des hl. Benedikt, dieser aber schrieb es dem Gehorsame seines Schülers zu. Der hl. Gregor, von dem wir das bis daher von dem hl. Maurus Gesagte wissen, fügte bei, der hl. Benedikt habe ihn zu seinem Gehilfen in der Regierung des Klosters Subiaco gemacht und, nachdem er sich nach Monte Cassino zurückgezogen hatte, denselben eben dahin zu sich berufen. — Nachdem unser Heiliger i. J. 543 nach Frankreich gekommen, gründete er daselbst mit Unterstützung des Königs Theodebert die berühmte Abtei Glanfeuil in Anjou. In seinem Alter übertrug er die Verwaltung derselben einem seiner Schüler Namens Bertulf und zog sich in die Einsamkeit zurück, wo er sich nur mit dem Uebergange aus der Zeit in die Ewigkeit beschäftigte und sich mit verdoppeltem Eifer in allen Uebungen der Frömmigkeit darauf vorbereitete. Nachdem er zwei Jahre hier verweilt hatte, wurde er vom Fieber und heftigem Seitenstechen ergriffen. Als er seine letzte Stunde nahe fühlte, ließ er sich in die Kirche tragen, um daselbst die hl. Wegzehrung zu empfangen. Dann legte er sich auf sein härenes Cilicium und hauchte am 15. Januar 584 ruhig seine Seele aus. Sein hl. Leib wurde in der Kirche des hl. Martinus neben dem Altare begraben, später aber nach St. Pierre-des-Fosses und i. J. 1570 von da nach St. Germain-des-Pres übertragen. Im 11. Jahrhundert gab man der Abtei Monte Cassino einen Arm des Heiligen. Ein Besessener berührte diesen und wurde sogleich von dem bösen Geiste befreit. Diese Thatsache berichtet uns Desiderius, damals Abt von Monte Cassino, der später unter dem Namen Viktor III. Papst wurde.

Der hl. Antonius findet den Leichnam des hl. Paulus.

Der heilige Johannes Calybita.

Fünftes Jahrhundert.

Im Anfange des 5. Jahrhunderts lebte in Rom Eutropius, ein reicher und angesehener Mann, der unter dem Kaiser Leo Oberster des römischen Kriegsheeres war, und mit Theodora, seiner Gemahlin, drei Söhne erzeugt hatte, welche sich unter allen Jünglingen ihres Zeitalters durch hohe Gelehrsamkeit auszeichneten. Besonders hatte sich Johannes, der Jüngste aus ihnen, durch seinen anhaltenden Fleiß eine solche wissenschaftliche Bildung erworben, daß er schon in seinem 12. Jahre mehrere Sprachen redete, und in philosophischen Gegenständen die dunkelsten Stellen zu erklären wußte. Die göttliche Vorsehung fügte es, daß Johannes vom Streben nach eiteln, menschlichen Kenntnissen zur Wissenschaft des Heils geführt wurde; denn er begegnete eines Tages einem Klostermanne, der von einer Wallfahrt nach Jerusalem zurückkam, und dessen arme Kleidung, stille Geduld und Frömmigkeit den Jüngling so sehr rührte, daß er ihn begierig fragte, wer er sei, und durch welche Wissenschaft er sich eine so gänzliche Verachtung alles Irdischen und eine solche Heiterkeit des Gemüts erworben habe? Der Mönch belehrte ihn nun über den Zweck des klösterlichen Lebens und über die seligen Früchte, welche den Geist, losgerissen von allem Irdischen, in der Einsamkeit erquicken, und Johannes wurde durch diese Schilderung so sehr begeistert, daß er den hl. Mann fußfällig bat, ihn in sein Kloster mitzunehmen. Weil er aber voraussah, welche Hindernisse er von Seite seiner Eltern zu bekämpfen haben würde, entfloh er heimlich und kam mit seinem Begleiter glücklich im Kloster an, wo er auch nach einer strengen Prüfung unter die Ordensbrüder aufgenommen wurde. Zum Staunen seines Obern übertraf Johannes bald alle Ordensmänner an Demut und Abtötung, und er vertiefte sich so in die Betrachtungen göttlicher Wahrheiten, daß er oft mehrere Wochen lang keine andere Nahrung genoß, als das himmlische Brot im allerheiligsten Altarssakramente. Dabei wurde auch seine Tugend durch die schwersten Versuchungen geprüft; besonders quälte ihn eine Sehnsucht nach seinen Eltern so sehr, daß der vorher blühende Jüngling ganz ausgezehrt, jetzt einem Toten ähnlich war. Er erhielt deswegen die Erlaubnis, in sein väterliches Haus zurückzukehren, und um dort nicht erkannt zu werden, hüllte er sich in die Kleidung eines Bettlers und bat seine Eltern um einen finstern Winkel außer dem Hause, worin er ein äußerst abgetötetes Leben führte und mit bewunderungswürdiger Geduld den Spott und die Mißhandlungen der Dienerschaft seines Vaters ertrug. Die Nahrung, die ihm Eutropius täglich aus Mitleid reichen ließ, verteilte er unter die Armen, und so lebte er drei Jahre lang, ohne sich seinen Eltern zu erkennen zu geben, bis ihm durch eine Erscheinung die Stunde seines Todes geoffenbart wurde. Da ließ er seine Mutter zu sich bitten, eröffnete ihr, daß er ihr Sohn sei, und bat sie, ihn nach seinem Tode eben so arm wie er gelebt habe in jenem Winkel zu begraben, worauf er sogleich seinen Geist aufgab.

Unter Wehklagen und Thränen küßte die Mutter den Leichnam des Heiligen und bedeckte ihn mit einem kostbaren Sterbekleid, sie wurde aber sogleich von einer heftigen Krankheit befallen, von welcher sie nur dadurch geheilt wurde, daß sie denselben wieder in seine vorherige Bettlerkleidung hüllen ließ. Von dieser Stunde an entsagten die Eltern des heil. Johannes allen Erdengütern, verteilten ihre Reichtümer unter die Armen und, nachdem sie über dem Grabe des Heiligen ein herrliches Gotteshaus erbaut hatten, weiheten sie sich dem Dienste Gottes und starben im Rufe der Frömmigkeit.

16. Januar.

Marcellus.

Papst und Martyrer. — Jahr 310

Der hl. Marcellus, der unter dem Papste Marcellin Priester der römischen Kirche war, folgte diesem 308 in dem obersten Hirtenamte nach, nachdem der apostolische Stuhl, der Verfolgung wegen, vier Jahre unbesetzt gewesen war. Die Leitung der Kirche war diesem Heiligen kaum übergeben, als er die gesunkene Kirchenzucht und besonders die Beobachtung der alten Bußgesetze mit Kraft wieder herzustellen suchte. Er regierte die Kirche nur anderthalb Jahre, hatte aber während dieser Zeit von dem Tyrannen Maxentius sehr viel zu leiden und soll von diesem zweimal zu den niedrigsten Stalldiensten verurteilt worden sein. Die hl. Lucina, bei welcher er einige Zeit wohnte, verwandelte ihr Haus in eine Kirche, die den Namen des Heiligen annahm, und in welcher er begraben wurde. Diesem Papst schreibt man die Verordnung zu, daß Rom, behufs der Erteilung der hl. Sakramente der Taufe und der Buße an die Neubekehrten und des Begräbnisses der Martyrer, in 25 Titel oder Pfarreien eingeteilt werden solle.

Der heil. Makarius, der Aeltere, von Egypten.

Jahr 390.

Der hl. Makarius wurde in Oberegypten gegen das Jahr 300 geboren und mußte in seiner Jugend die Schafe hüten. Als Kind passierte es ihm einst, mit seinen Kameraden Feigen zu stehlen und eine davon zu essen. An diese Handlung konnte er sich in der Folge nicht ohne bittere Thränen erinnern, wie wenn er ein großes Verbrechen begangen hätte. Er stand noch in der Blüte der Jugend, als die Gnade ihm den Gedanken eingab, die Welt zu verlassen. Ihren Eingebungen getreu zog er sich in eine kleine Zelle zurück, die in der Nähe eines Dorfes lag. Mit der Händearbeit, welche in Korbflechten bestand, verband er ein beständiges Gebet und die Uebungen der größten Abtötungen. Der Friede, den er im Dienste Gottes kostete, wurde bald durch eine der empfindlichsten Prüfungen getrübt. Ein Mädchen aus der Nachbarschaft, das schwanger wurde, beschuldigte ihn, sie entehrt zu haben. Es brauchte nichts weiter, um ihn der unwürdigsten Behandlung auszusetzen, man schleppte ihn schmählich durch die Straßen, man schlug und mißhandelte ihn als einen Heuchler, der unter dem Kleide eines Anachoreten das verdorbenste Herz verberge.

Makarius, seiner Unschuld sich bewußt, gab sich keine Mühe, sich zu rechtfertigen, er litt die Schläge und die Mißhandlungen mit bewunderungswürdiger Geduld, ja er nahm sogar die Sorge für den Unterhalt seiner Anklägerin auf sich, indem er ihr den Verdienst aus seinen Korbarbeiten zusandte. Nun, Makarius, sprach er bei sich selbst, du hast ein Weib gefunden und mußt also deine Arbeit verdoppeln, um sie ernähren zu können. Aber Gott offenbarte bald die Unschuld seines Dieners. Als die Zeit dieses unglücklichen Mädchens gekommen war, fühlte sie furchtbare Schmerzen und konnte ihr Kind erst dann zur Welt bringen, als sie den wahren Vater des Kindes genannt hatte. Dem Volke gingen nun die Augen auf und seine Wut verwandelte sich in Bewunderung, da es über die Geduld und Demut unseres Heiligen nachzudenken begann; es hätte ihm sogar öffentliche Beweise der Hochachtung und Reue gegeben, wovon es durchdrungen war, wenn Makarius, welcher das Gift der Lobsprüche fürchtete, sich nicht in die Wüste von Scate zurückgezogen hätte, wo er die letzten 60 Jahre seines Lebens zubrachte. Trotz der Sorgfalt, mit der er seine Tugenden verbarg, verbreitete sich dennoch der Ruf derselben weit hin, auch kamen mehrere Personen und stellten sich unter seine Leitung, um von ihm die Mittel zu lernen, vollkommen zu werden. Von allen seinen Schülern behielt er nur einen bei sich; die übrigen hielten sich in Einsiedeleien auf, die von einander abgesondert lagen.

Ein egyptischer Bischof, welcher die hervorragende Heiligkeit des Makarius kannte, hielt es für zweckdienlich, ihn zur Priesterwürde zu erheben; er weihte ihn demnach zum Priester, damit er zur Bequemlichkeit dieser hl. Colonie, die von Tag zu Tag mehr heranwuchs, die göttlichen Geheimnisse feiern konnte. Als sie nach einiger Zeit beträchtlich vergrößert war, baute man in der Wüste 4 Kirchen und jede derselben erhielt einen Priester zu ihrem Dienste. Die Bußübungen des Makarius waren außerordentlich; er aß nur einmal die Woche, auch war sein Gesicht sehr blaß, und sein Leib äußerst schwach. Als ihn sein Schüler Evagrius, von brennendem Durste geplagt, eines Tages um die Erlaubnis bat, ein Glas Wasser trinken zu dürfen, gab er ihm zur Antwort: „Sei zufrieden, daß du im Schatten bist, mehrere Leute sind wirklich sogar dieses Labsales beraubt. Seit 20 Jahren habe ich nur so viel gegessen, getrunken und geschlafen, als die Natur unumgänglich erforderte.“

Er hatte ganz auf seinen eigenen Willen verzichtet, um nur denjenigen der andern zu thun, und deshalb schlug er auch den Wein nicht aus, den man ihm darbot, aber nachher enthielt er sich 2—3 Tage lang jeder Art von Getränken, um sich gewissermaßen für seine Willfährigkeit zu strafen. Evagrius, der es merkte, bat die Fremden, ihm keinen Wein mehr anzubieten. — Die Lehren, die er andern gab, waren in kurze Worte gefaßt und ihr Hauptzweck bestand darin, Stillschweigen, Gebet, innere Sammlung, Demut und Abtötung zu empfehlen — Tugenden, die er selbst im höchsten Grade besaß. „Wenn ihr betet“, pflegte er zu sagen, „so braucht ihr nicht viele Worte zu machen. Es genügt in der Einfalt des Herzens, oft die paar Worte zu wiederholen: „Herr erbarme dich meiner, wie du es mir am nützlichsten findest. Mein Gott: steh mir bei.“ Die Kraft dieser Schlußgebete kannte er aus Erfahrung und folgendes, das ganz die Sprache der Ergebung und der Liebe ausdrückt, war ihm besonders teuer: „Herr, habe Mitleid mit mir, wie du willst und wie du es deiner Güte am angemessensten hältst.“ Die Sanftmut und Geduld des Makarius konnte man nicht genug bewundern; nichts war im stande, ihm diese zwei Tugenden zu schwächen. Ein heidnischer Priester und mehrere andere Ungläubige waren darüber so erstaunt, daß sie sich zur christlichen Religion bekehrten. Ebenso bewunderungswürdig war seine Demut; selbst dem Teufel nötigte er eines Tages folgendes Geständnis ab: „Makarius“, sprach er zu dem Diener Gottes, „ich kann dich wohl in Nachtwachen, in Fasten und mehreren anderen Stücken übertreffen, aber deine Demut bringt mich außer Fassung und entwaffnet mich.“ Viele Leute kamen von allen Seiten herbei, um bei dem hl. Abt sich Rat zu holen; darunter befand sich ein Jüngling, der das Einsiedlerleben wählen wollte. Makarius befahl ihm, sich auf einen Totenacker zu begeben, um den Verstorbenen da Schimpfworte zu sagen.

Darauf schickte er ihn noch einmal hin, um ihnen Lobsprüche zu erteilen. Bei seiner Rückkehr fragte er ihn, welche Antwort die Toten ihm gegeben hätten. „Sie haben nichts geantwortet," erwiderte der Jüngling, „weder auf meine Schimpfworte, noch auf meine Lobsprüche." „Geh also hin," versetzte der Heilige, „und ahme ihre Unempfindlichkeit nach. Wenn du der Welt und dir selbst abstirbst, dann fängst du an, für Jesus Christus zu leben." Da wir nicht alle merkwürdigen Worte des hl. Makarius anführen können, so begnügen wir uns, hier einige Beispiele anzuführen, man kann daraus auf die Fortschritte schließen, die er im geistlichen Leben gemacht hatte.

Eines Tages sagte er zu Jemand: „Wenn du aus der Hand Gottes Armut wie Reichtum, Hunger und Not, wie Ueberfluß und Weltfreuden annimmst, dann wirst du sicherlich den Feind deines Heils zu Boden werfen, und alle deine Leidenschaften besiegen." Als sich ein Einsiedler bei ihm darüber beklagte, daß ein grimmiger Hunger ihn immer dränge, in der Einsamkeit das Fasten zu brechen, während er im Kloster leicht ganze Wochen ohne zu essen zugebracht, gab er zur Antwort: „Dies kommt daher, mein Sohn, weil du in der Wüste niemand zum Zeugen deiner Fasten hast, der dich mit seinen Lobsprüchen nährt und unterhält; im Kloster dagegen war der eitle Ruhm deine Nahrung, oder das Vergnügen, dich durch deine Enthaltsamkeit vor den Uebrigen auszuzeichnen, galt dir so viel, wie ein gutes Mahl." Als ihn ein anderer Anachoret um die Mittel fragte, wie er die Anfechtungen des unreinen Geistes, der ihn heftig versuche, besiegen könne, so rief ihm der Heilige, welcher sah, daß diese Versuchungen aus dem Müßiggange kamen, sich tüchtig mit seiner Arbeit zu beschäftigen, dieselbe den ganzen Tag nicht auszusetzen und nur nach Sonnenuntergang zu essen. Der Einsiedler gehorchte pünktlich und wurde von seiner Qual befreit.

Es wurde einst dem Heiligen geoffenbart, daß er noch nicht so vollkommen sei, als zwei in einer benachbarten Stadt verheiratete Frauen. Er machte sich sogleich auf den Weg, sie zu besuchen und fand wirklich, daß sie das heiligste Leben führten. Sie wachten sorgfältig über ihre Reden, und sprachen nie ein unnützes Wort aus. Demütig, geduldig, sanftmütig, gefällig gegen ihre Ehegatten, schickten sie sich ganz in ihren Willen, wenn das Gesetz Gottes nicht dagegen war. Immer geistig gesammelt, nahmen sie durch Gebet häufig ihre Zuflucht zu Gott, um alle Kräfte der Seele und des Leibes unabläßig nur ihm zu weihen.

Außer der Gabe der Weissagung hatte unser Heiliger auch noch die der Wunder. Bei einer Gelegenheit, wo es sich um Widerlegung des Irrtums handelte, gab er davon eine auffallende Probe. Ein Häretiker aus der Secte der Hieraciten hatte sich in die Wüste eingeschlichen, wo er seine gottlosen Lehrsätze verbreitete; einige Einsiedler, durch seine verführerischen Reden gefesselt, waren in Gefahr, den Glauben zu verlieren. Makarius, darüber in Unruhe, setzte die Lehre der Kirche den leeren Sophismen des Ketzers entgegen; da er aber mit einem listigen und gewandten Gegner zu thun hatte, der nicht nachließ, seine Hirngespinste auszukramen, so nahm er sich vor, den Glauben seiner Väter durch ein Wunder zu befestigen. Er erweckte wirklich einen Toten; der Heretiker mußte mit Schande abziehen und die Einsiedler wurden im wahren Glauben bestärkt.

Eine Folge derselben Anhänglichkeit an den katholischen Glauben war es, daß der hl. Makarius und seine Jünger stets die Gotteslästerungen des Arianismus verabscheuten. Der arianische Patriarch Lucius von Alexandrien, durch Erfahrung überzeugt, daß die Einsiedler auf der Lehre der Väter des Konzils von Nicäa unerschütterlich beharrten, schickte Truppen in die Wüste, um sie zu zerstreuen. Mehrere von ihnen trugen die Marterkrone davon, und die Häupter derselben, z. B. die beiden Makarius, Isidor und Pambonius, wurden auf Befehl des Kaisers Valens auf eine kleine Insel in Egypten verwiesen, die von einem Sumpfe umgeben war, Eine wunderbare Veränderung wurde bald auf dieser Insel sichtbar. Die heidnischen Bewohner derselben, von den hl. Bekennern unterrichtet, entsagten dem Götzendienste und ließen sich taufen. Sobald dos Volk in Alexandrien diese Kunde erfuhr, fluchte es auf Lucius, daß er Heilige verbannt habe, die nur mit der Sorge, Gott zu gefallen und das Reich Christi zu mehren, beschäftigt seien. Man schrie von allen Seiten über Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit, so daß der Patriarch aus Furcht vor einem Aufstande den verbannten Einsiedlern die Rückkehr in ihre Zellen gestattete. Der hl. Makarius, seiner Einsamkeit zurückgegeben, nahm nun seine gewöhnlichen Uebungen wieder auf. Als er einige Zeit nachher das Ende seines Lebens herankommen sah, machte er den Einsiedlern von Nitra einen Besuch. Er gab ihnen so rührende Lehren über die Reue, daß ihm alle zu Füßen fielen und in Thränen zerflossen. „Laßt uns weinen, meine Brüder", sprach er zu ihnen, „unsere Augen sollen in diesem Leben unaufhörliche Ströme von Zähren vergießen, damit wir nicht in jenen Abgrund fallen, wo sie nur mehr dazu dienten, dem Feuer, das unsern Leib verbrennen würde, größere Nahrung zu geben." Der Heilige überlebte diesen Besuch nicht lange. Er schied aus dieser Welt i. J. 390, um den Lohn für seine Arbeiten zu empfangen, im 90. Jahre seines Lebens, wovon er 60 Jahre in der Wüste von Scate zugebracht hatte. Sein Name findet sich im römischen Martyrologium am 16. Januar.

Die gottselige Stephanie Quinzani.

Jahr 1530.

Stephanie gaben arme, aber tugendhafte Eltern das Dasein. Sie wurde zu Orzi-Nuori in Italien den 5. Februar 1457 geboren. Ihr Vater Lorenzo nahm i. J. 1463 seinen Wohnsitz zu Soncino und trat daselbst in den dritten Orden des hl. Dominikus für Weltleute, in welchem er sich dem Dienste der Dominikaner widmete, welche daselbst das Kloster

St. Jakob besaßen. Lorenzo wohnte fleißig den Predigten des P. Matthäus Carieri bei, welcher mit dem Eifer eines Apostels predigte u. außerordentliche Früchte hervorbrachte. Stephanie, welche ihn gewöhnlich begleitete, hörte diese Predigten mit einer Aufmerksamkeit, als ob alle Worte des Dieners Gottes besonders an sie gerichtet wären. Der häufige Verkehr zwischen Lorenzo u. dem P. Matthäus gab diesem Gelegenheit, Stephanie zu sehen, deren sittsames und bescheidenes Wesen ihm besonders wohlgefiel. Ueberzeugt, daß der Herr sie zu großen Dingen bestimme, wollte er auf dem Pfade der Vollkommenheit ihr Führer sein. Man bemerkte seitdem an ihr eine tiefe Demut, ein glühendes Verlangen, um Jesu Christi willen zu leiden, eine innige Nächstenliebe und eine besondere Freude am Gebet. Die Werke der Barmherzigkeit und die Arbeit machten ihr ganzes Vergnügen, und Stephanie folgte im 15. Jahre dem Beispiel ihres Vaters u. nahm den Habit des dritten Ordens des hl. Dominikus. Sobald sie diese Verpflichtungen übernommen hatte, widmete sie sich ganz dem Dienste des Nächsten; Dürftige unterstützen, Betrübte trösten, Ratsbedürftigen beistehen, für das Heil der Seelen sorgen — dies waren die Beschäftigungen, welchen sich diese hl. Tochter unausgesetzt überließ. Weil sie ihr tägliches Brot durch Handarbeit verdienen mußte und wegen ihrer Armut nicht die Mittel hatte, die Notleidenden zu unterstützen, so ging sie für sie betteln, und verteilte das Almosen unter Kranke und wahrhaft Bedürftige, während sie faule und lasterhafte Bettler leer ausgehen ließ. Diese zeitliche Hilfe war stets mit tröstlichen Worten und, wenn die Umstände es erforderten, auch mit christl. Tadel begleitet. Obschon sie arm in einer niedrigen Hütte lebte, so konnte sie doch den Angriffen der Verläumdung und Bosheit nicht entgehen. Man stellte sie als eine Heuchlerin dar und suchte ihren guten Ruf zu beflecken. Aber bald offenbarte Gott die Unschuld und Heiligkeit Stephaniens, indem er sie mit der Gabe der Wunder begnadigte. Die beiden Wallfahrten, welche dieselbe nach Loretto unternahm, breiteten ihren Ruf weiter aus u. gaben vielen Personen Gelegenheit, Gottes außerordentliche Gnade an ihr zu bewundern. Die angesehensten Einwohner der Städte, durch welche sie kam, machten sich eine Ehre daraus, dieselbe gastlich bei sich aufzunehmen. So wohnte sie in Mantua bei Paul Carera, wo sie zugleich die gottselige Ozona Andreasi fand, mit welcher sie sich von göttlichen Dingen unterhalten konnte. Die Einwohner von Brescia namentlich hegten für sie eine solche Hochachtung, daß sie in ihren Nöten zu ihr ihre Zuflucht nahmen, in der Ueberzeugung, daß sie durch ihre Vermittlung von Gott alles erhalten müßten, was sie nur wünschen konnten. Aber nicht bloß das Volk bewies Stephanie seine Ehrfurcht, sondern auch die Fürsten teilten das allgemeine Gefühl der Verehrung. Der Senat von Venedig, sowie der Herzog Herkules von Ferara thaten ihr Möglichstes, um sie in ihren Staaten zurückzuhalten, überzeugt, daß ihre Gegenwart für ihre Völker eine reichliche Quelle geistlicher und leiblicher Vorteile wäre. Besonders eifrig suchte der Herzog Franz von Gonzaga sie zu gewinnen. Er stellte sich mit seiner Gemahlin unter ihre geistige Leitung, empfahl sich, seine Familie und seine Staaten ihrem Gebet und erteilte ihr das Bürgerrecht von Mantua. — Stephanie, welche Soncino als ihre zweite Vaterstadt betrachtete, wünschte sehr, ein Kloster daselbst zu errichten. Gott segnete das Vorhaben seiner Dienerin. Sie fing damit an, einige Mädchen, die sie mit großer Sorgfalt auswählte, um sich zu vereinigen, andere wurden ihr von den angesehensten Familien der Stadt anvertraut. In ihrer armen Wohnung hielt sie nun dieselben zu den Uebungen der Frömmigkeit u. zur Arbeit an, mit einem solchen Erfolge, daß dieses Haus bald der Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde. Im J. 1510 unternahm sie in einer der Vorstädte der Stadt den Bau eines Klosters, das sie unter den Schutz des hl. Paulus stellte. Besonders bei dieser Gelegenheit zeigte Stephanie ihren hohen, wahrhaft gottbegeisterten Sinn. Bei ihrer Armut besaß sie nicht die geringsten Mittel, um die Erreichung ihres Zweckes hoffen zu können, aber voll Gottvertrauen ging sie an's Werk, und reichliche Almosen sowohl von Privatpersonen als von benachbarten Städten und Fürsten Italiens zeigten ihr bald, daß ihr Vertrauen nicht vergeblich war. Der Segen des Himmels ruhte so sichtbar auf dem Werke Stephaniens, daß i. J. 1510 schon 30 Töchter aus den edelsten Geschlechtern in ihrem Hause vereinigt waren, die als Schwestern des 3. Ordens an ihrer religiösen Vollkommenheit arbeiteten. Der Ruhm dieses Klosters lud die höchststehenden Personen zum Besuche desselben ein. Während Franz I. von Frankreich Herr von Mailand war, beauftragte er

Stephanie unterrichtet Mädchen in den Uebungen der Frömmigkeit.

seinen Statthalter von Soncino, Stephanie zu besuchen und ihr zu melden, daß er das Koster des heil. Paulus von allen Abgaben befreie. Man erzählt sich auch, daß der Herzog Ludwig Sforza von Mailand, welcher Stephanie besuchen und sich ihrem Gebet empfehlen wollte, sich ihr verkleidet und unter einem falschen Namen vorstellte; aber durch eine göttl. Eingebung erkannte sie sogleich diesen Fürsten und sagte ihm voraus, daß, wenn er nicht die Klagen der Witwen und Waisen geduldig anhöre, das arme Volk zu Gott schreien und er seine Staaten verlieren würde, und wirklich wurde er auch i. J. 1500 von den Franzosen gefangen genommen und aus seinen Staaten abgeführt. Die Dienerin Gottes hatte nicht den Trost, ihre irdische Laufbahn in dem Hause zu beschließen, das sie gestiftet hatte. Sie sagte ihren Schwestern voraus, daß sie dasselbe verlassen müßten und daß sie selbst nicht mehr dahin zurückkehren werde. Und in der That, als im Nov. 1529 eine zahlreiche Armee sich Soncino näherte, hielt man es für klug, die Schwestern des hl. Paulus aus ihrem Kloster zu entlassen, weil dasselbe außerhalb der Mauer auf dem Abhang eines Hügels lag und den Angriffen der Soldaten besonders ausgesetzt war. Stephanie bewohnte nun mit ihren Töchtern das Haus wieder, das sie anfangs im Innern der Stadt besessen hatte. Hier wurde sie krank und erkannte bald, daß ihr Ende nahe. Während der ganzen Zeit ihrer Krankheit gab sie allen Besuchern ein bewunderungswürdiges Beispiel christlicher Ergebenheit und zeigte unter den heftigsten Schmerzen ein heiteres Angesicht, das sicherste Zeichen des Seelenfriedens. Jeden Tag beichtete sie und stärkte sich mit der hl. Communion, die sie mit unaussprechlicher Inbrunst empfing. Oft rief sie ihrem himmlischen Bräutigam und sprach: „O mein Gott, wie verlange ich, mit Dir vereinigt zu sein, nimm meine Seele auf, damit ich Dich vollkommen lieben kann."

Die frommen Gefühle, welche das Herz Stephaniens bewegten, zeigten sich ebenfalls in den Ermahnungen, die sie damals an ihre geist. Töchter richtete: „Meine l. Kinder," sprach sie zu ihnen, „ich bitte euch inständig, um der Liebe willen, die Gott uns bezeugte, indem er für uns am Kreuze starb, habet immer seine hl. Furcht vor Augen, damit ihr ihn nie beleidigt und stets seine Gebote beobachtet. Liebet vor allem diesen göttl. Bräutigam, setzet auf ihn eure ganze Hoffnung, er sei eure Stütze in allen euren Widerwärtigkeiten und eure Zuflucht in allen euren Nöten; denn er wird euch immer beistehen. Meine Töchter, bewahret immer den Frieden des Herzens, diese köstliche Gottesgabe, die der Herr selbst vom Himmel auf die Erde gebracht hat; dieser Friede bleibe in euch, und nie soll Haß und Feindschaft in euch wohnen. Ertraget einander, wie Gott selbst unsere Fehler erträgt, so werdet ihr einander auf dem Weg des Heils unterstützen." Endlich am 2. Jan. 1530, wie sie es vorhergesagt, gab sie in einem Alter von 73 Jahren ihren Geist auf. Nach ihrem Tode verehrten nicht nur die Bewohner von Soncino, sondern aller benachbarten Städte dieselbe wie eine Heilige, und an ihrem Grabe wurden viele Gnaden erlangt. Endlich i. J. 1740 bestätigte der Papst Clemens XII. feierlich die Verehrung der Dienerin Gottes.

Der Leib des heiligen Honoratus wird feierlich nach St. Genesius gebracht.

Der heilige Honoratus,

Bischof von Arles.

Jahr 429.

Der heil. Honoratus, Bischof von Arles und Stifter des Klosters Lerin, wurde in Gallien aus einer

erlauchten ursprünglich römischen Familie geboren, die unter ihren Ahnen mehrere Consule zählte. Er erhielt eine seiner Geburt angemessene Erziehung und wurde in den schönen Wissenschaften sehr bewandert. Schon in seiner Jugend hatte er das Glück, die Nichtigkeit des Götzendienstes zu erkennen und sich dem wahren Gotte zu weihen, wozu er auch seinen älteren Bruder Venanzius bewog. Alle beide, von der Eitelkeit irdischer Größe überzeugt, hätten gerne ganz der Welt entsagen mögen, aber ihr Vater, ein eifriger Heide, widersetzte sich der Ausführung ihrer Wünsche. Endlich jedoch faßten sie den Mut, alle Bande zu brechen, die sie an die Welt ketteten. Sie nahmen einen hl. Eremiten, Namens Caprasius als ihren Gewissensrat mit sich und schifften sich in Marseille nach Griechenland ein, in der Absicht, unbekannt in einer Wüste zu leben. Venantius starb einige Zeit nachher den Tod des Gerechten und Honoratus mußte wegen seiner leidenden Gesundheit nach Gallien zurückkehren. Er lebte anfangs als Eremit auf den Bergen bei Frejus, später zog er sich auf die kleine Insel Lerin zurück, wo er i. J. 400 das berühmte Kloster dieses Namens gründete. Die Regel, welche er seinen Schülern gab, ist hauptsächlich dem heil. Pacomius entnommen. Nichts ist erbaulicher, als was Hilarius von Arles über die herrlichen Tugenden dieser Einsiedler erzählt, insbesondere über die Nächstenliebe, Andacht, Demut und Herzenszerknirschung, welche Alle beseelte. Die Verdienste des Honoratus erhoben ihn auf den bischöfl. Stuhl v. Arles i. J. 426, trotz seiner demütigen Weigerung. Er regierte aber seine Kirche nicht lange, denn er unterlag i. J. 429 seinen vielen Abtötungen und apostolischen Arbeiten. Sein Leichnam wurde in feierlichem Zuge in die Kirche von St. Genesius, die unweit der Stadt liegt, gebracht und daselbst in einem steinernen, noch unter dem Hochaltar befindlichen Sarge beigesetzt. Man nennt jene Kirche insgemein zum heil. Honorat oder Notre-Dame de Grace; sie ist nur eine halbe Stunde von der Stadt Arles entfernt. Im Jahr 1391 übersetzte man den hl. Leib nach Lerin, wo noch der größte Teil seiner Reliquien aufbewahrt wird.

Die fünf mindern Brüder.

Martyrer.

Jahr 1220

Die Namen dieser hochberühmten Brüder des hl. Franziskus von Assisi sind: Berard, Petrus, Occursius, Adjutus und Otho. Von ihrem sel. Stifter beauftragt, den Muhamedanern des Abendlandes das Evangelium zu predigen, begannen sie ihre Mission bei den Mauren von Sevilla, von denen sie vieles zu leiden hatten und endlich aus ihrem Lande vertrieben wurden, worauf sie nach Marocco gingen, wo ihr Eifer gleichfalls durch die Vertreibung belohnt wurde. Dies schreckte sie aber nicht ab; sie kamen zum zweiten Male, in der Hoffnung, daß das Licht des Glaubens doch wenigstens einige gelehrige Herzen finden werde. Sie wurden zwei Mal gegeißelt, und mit solcher Grausamkeit, daß ihre Seiten offen standen, worauf dann der Richter noch befahl, siedendes Oel und Essig in ihre Wunden zu gießen und sie auf Scherben hin- und herzureißen. Endlich ließ sie der König vor sich führen und spaltete ihnen mit seinem Säbel das Haupt. Dies geschah am 16. Jan. 1220. Ihre Reliquien wurden losgekauft und nach Coimbra gebracht, wo sie noch in der heil. Kreuzkirche verehrt werden. Die Canonisation dieser Heiligen erfolgte unter Pius IV. i. J. 1481.

Martertod der fünf mindern Brüder.

17. Januar.

Der heilige Antonius.

Abt. — Jahr 356.

Antonius in den ägyptischen Gräbern dem Tode nahe.

Im Jahr 251 wurde zu Kome bei Heraklea in Oberägypten Antonius geboren, welcher später den Beinamen Erzvater der Mönche erhielt. Seine reichen und angesehenen Eltern waren eifrige Christen, die mit solcher Sorgfalt über die Reinigkeit des Kindes wachten, daß sie es keiner fremden Hand anzuvertrauen wagten. Antonius war schon im Alter vorgerückt und kannte noch keine anderen Freunde als seine Verwandten und keine andere Wohnung als das väterliche Dach. Zwar besuchte er nicht die öffentlichen Schulen, man fand ihn nicht zu den Füßen der Rhetoren sitzend und mit ihrem gelehrten Unterrichte beschäftigt; dafür sah man ihn tagtäglich in den Tempeln aufmerksam auf die Unterweisung der Kirchenlehrer und emsig bemüht, aus ihren Worten den größten Gewinn

zu ziehen. In Allem zeigte er sich einfach und aufrichtig; Luxus und Aufwand in Kleidung und Lebensweise verschmähte er immer und begnügte sich mit dem, was man ihm anbot und was er vorfand.

In seinem 18. Jahre raubte ihm der Tod seine Eltern und er und seine noch jüngere Schwester wurden Waisen. Er nahm sie unter seine Obhut und besorgte die Verwaltung ihres Vermögens. Als er einst seiner Gewohnheit nach zur Kirche ging, da dachte er bei sich selbst an die Aufopferung der Apostel, die Alles verließen um Jesu nachzufolgen, er stellte sich das Beispiel der ersten Christen vor, die all ihr Besitztum verkauften und den Erlös davon an die Armen verteilten, in der Hoffnung, dadurch große Schätze für den Himmel zu sammeln. Da begab es sich nun, während er diese schönen Handlungen in seinem Herzen erwog, daß er die Worte des Evangeliums verlesen hörte: „Willst du vollkommen werden, so verkaufe Alles, was du hast und gieb es den Armen; dann komm und folge mir nach und du wirst einen Schatz im Himmel haben.“ Diese Worte machten einen lebhaften Eindruck auf ihn. Als er die Kirche verlassen hatte, verteilte er alle liegenden Güter, die seine Eltern ihm hinterlassen hatten, unter seine Nachbarn, verkaufte alle seine Fahrnisse und gab fast den ganzen Erlös davon den Armen. Für seine Schwester hatte er Etwas zurückbehalten; als er aber bei seiner Zurückkehr in den Tempel den neuen Ausspruch des Herrn vernahm, daß man sich nicht um den andern Morgen bekümmern dürfe, legte er sogleich das Wenige, was ihm übrig blieb, in die Hände der Dürftigen nieder. Seine Schwester gab er in das Haus frommer und gottesfürchtiger Jungfrauen zur Erziehung. Er selbst wählte das abgetötete beschauliche Leben der Asceten und wurde einer der ausgezeichnetsten Lehrer des klösterlichen Lebens im Oriente. Auf sein Wort entstanden die ersten Mönchsklöster in der Wüste, und seine Schwester hatte auch den Ruhm, zuerst für Personen ihres Geschlechts ähnliche Asyle zu eröffnen. Nach dem Beispiele berühmter Maler, die von Stadt zu Stadt gehen, um die Werke großer Meister zu studieren und jedem die besonderen Geheimnisse seiner Kunst abzulauschen, fing Antonius zuerst damit an, alle Asceten, die auf dem Wege der Vollkommenheit vorangegangen waren, zu besuchen, ihre Tugenden kennen zu lernen und sich dieselben anzueignen. An diesem bewunderte er sein heiteres Wesen, an jenem seinen glühenden Eifer im Gebete: der eine empfahl sich ihm durch die Biederkeit seines Charakters, während ihm an dem andern seine hohe Liebe zum Studium und zur Arbeit gefiel; hier staunte er über so viel Geduld im Verein mit so harten Abtötungen, dort fand er eine unüberwindliche Langmut und Milde, überall aber eine große Liebe dieser vollkommenen Christen zu einander, die Jesum Christum zum Mittelpunkt hatte. Als er in seine Einsamkeit zurückgekehrt war, arbeitete er ernstlich daran, was er Gutes an andern gefunden, in seinem Leben auszuprägen. Nur in der Uebung der Tugend strebte er nach dem ersten Range, dabei sorgfältig bedacht, Niemand zu beleidigen, der ihm denselben streitig zu machen suchte; darum war er auch bei allen seinen Gefährten beliebt und der Gegenstand ihrer Bewunderung. Diejenigen, welche ihre Zellen in der Nähe der seinigen hatten, waren von so hoher Achtung vor seiner Tugend durchdrungen, daß sie ihn allgemein den Freund Gottes nannten und mit dem zärtlichen Namen Bruder begrüßten. — Auch in der Einsamkeit ist der Mensch nicht frei von Versuchungen und Prüfungen. Ja gerade, wenn er allein ist, hat er oft die schrecklichsten Kämpfe zu bestehen. Dies erfuhr Antonius sehr bald, indem der böse Geist alle seine Geschosse auf ihn schleuderte. Er stellte seinem Geiste den Reichtum vor, den er aufgeopfert, und die Freuden und Genüsse, die er gegen ein Leben voll Abtötung und Entbehrungen ausgetauscht hatte. Zudem war seine kranke Phantasie mit Schreckgespenstern angefüllt, die ihn immerfort umgaben, und gegen welche er nur im Gebet Hilfe fand. Diese düstern Bilder hätten ihn fast entmutigt, wenn er nicht aus dem Kreuze eine wahrhaft göttliche Kraft geschöpft hätte, wodurch er aus all' diesen Kämpfen siegreich hervorgieng. Um noch mehr jeden Verkehr mit der Welt abzuschneiden, wählte er eine jener Grabhöhlen, zu seinem Aufenthalte, welche die Aegyptier ehedem mit großen Kosten erbaut hatten, und die nun verlassen standen. Er hoffte, wenn er sich so gleichsam lebendig vergrabe, die Stürme seines Innern beruhigen zu können; aber die Verfolgungen Satans wurden nur um so hartnäckiger und heftiger. Einer seiner Freunde, der ihm von Zeit zu Zeit Nahrung brachte, fand ihn sogar eines Tages auf dem Boden liegend, dem Tode nahe. Er trug ihn sodann auf den Schultern in die Kirche des benachbarten Fleckens, wo er seine Verwandten und Freunde davon in Kenntnis setzte, die eilends herbeikamen, um seinen letzten Seufzer aufzunehmen. Als sie bei ihm wachten, schliefen sie ein; da kam Antonius wieder zu sich, und wie er alle im Schlafe sah, seinen Freund ausgenommen, so gab er ihm ein Zeichen, ihn in seine Grabhöhle zurückzutragen, wo er bis zu seiner gänzlichen Genesung blieb. Als er seine Kräfte wieder erlangt hatte, beschloß er, sich in die Wüste zurückzuziehen. Zuvor besuchte er den Greis, der sein erster Lehrer im beschaulichen Leben gewesen war, und lud ihn ein, ihn zu begleiten. Da sich aber dieser Einsiedler mit seinem Alter und dem Ungewöhnlichen eines solchen Schrittes entschuldigte, machte sich der erst 35jährige Antonius allein auf den Weg ins Gebirge. Unterwegs trat ihm die doppelte Versuchung der Ehre und des Reichtums entgegen, aber das Gold, wie glühende Kohlen und die Weltehre für nichts achtend, ließ er sich nicht aufhalten und nahm seinen Aufenthalt am östlichen Ufer des Nils, wo er ein altes, seit lange unbewohntes Schloß in Besitz nahm, das vor ihm wilde Tiere und Schlangen bewohnten. In diesem dunklen Aufenthalt brachte er 20 Jahre zu, Gott in Psalmen lobsingend und in der Uebung aller Tugenden, und gestattete selbst seinen

Freunden nicht, ihn zu besuchen und mit ihm zu sprechen. — Wir möchten vielleicht ein so zurückgezogenes Leben als unfruchtbar und unnütz ansehen. Aber es ist ein allgemeines Gesetz der Menschheit, daß Stärke und Macht nur da sich finden, wo Demut, Selbstverleugnung und Stille sich begegnen. Der Gelehrte muß die schönsten Jahre seines Lebens in der freiwilligen Einsamkeit des Studierzimmers zubringen, wenn er seinen Gedanken Schwung und seinen Worten Nachdruck geben will. So ist es auch mit den Heiligen. Sie haben die Stille und Ruhe der Einsamkeit nötig, um jene Tugendschätze anzuhäufen, die ihnen Einfluß bei glaubensvollen Menschen verschaffen, von denen sie geehrt werden, sowie bei den Ungläubigen, denen sie Bewunderung abzwingen.

Wie groß war das Aufsehen, das Antonius machte, nach 20 Jahren eines scheinbaren Todes! Erstaunt betrachtete man die Kraft seines so abgemagerten Leibes und die Frische seines Geistes, dessen Pflege er ganz vernachlässigt zu haben schien. Man sprach nur von den Wundern, die er gethan und noch fortwährend wirkte, von allen Seiten schickte man ihm Kranke zur Heilung, Betrübte zur Tröstung. Die Worte seines Mundes waren voll des heil. Geistes, daß er eine Menge von heilsbegierigen Seelen um sich sammelte, die seinem Rate folgten und sein Beispiel nachahmen wollten. In Kurzem bedeckten sich die Berge mit Klöstern, und diese wurden mit vollkommenen Christen bevölkert, welche irdische Ehren und Güter zurückließen, um nach himmlischen Schätzen zu trachten.

In einer Zeit, wo die höchstgestellten Personen mit der ganzen Masse gemeinen Volkes in den tiefsten Materialismus versunken war, welch schönes Schauspiel bot da der Anblick einer Menge von irdischen Interessen freier Menschen, die durch ihre Tugenden der allgemeinen Sittenverderbnis sich entgegenstellte? Mit seinem Eintritt in die Welt hatte das Christentum diesen wunderbaren Gegensatz hervorgerufen und je mehr sich seine Lehren verbreiteten, desto größer wurde die Zahl der Menschen, die um Christi willen Alles zu opfern bereit waren. Aber es war zu fürchten, daß viele dieser Christen, welche der Welt entsagten, auf Irrwege geraten möchten, indem sie die Vollkommenheit in der Absonderung und Zurückgezogenheit suchten. Ihr einsames beschauliches Leben konnte sie traurigen Täuschungen aussetzen, und mehrere hatten weder die Stärke noch die Klugheit, die Jedem notwendig ist, der sich selbst leiten will. Sie brauchten also einen Leiter und Führer, und Antonius war der Mann, den die Vorsehung mit dieser wichtigen Mission betraute. Er vereinigte Alle um sich und nährte ihren Glauben und ihre Frömmigkeit durch die Kraft seiner Lehren. Oft erzählte er ihnen von den Kämpfen, die er selbst hatte bestehen müssen, und ermutigte sie, indem er ihnen alles offenbarte, was der Mensch mit dem Beistand Gottes und seiner Gnade vermag. Sein belebendes Wort fachte das Feuer der Liebe an, das stets im Grunde ihres Herzens brannte, und erfüllte alle mit der Hoffnung eines gewissen Sieges. Die Klöster, die ihn als Vater anerkannten, waren ebenso viele Heiligtümer, wo man nur Psalmengesang und Lobpreisung Gottes hörte. Ihre Bewohner brachten ihr Leben mit Studieren, Beten, Fasten und Nachtwachen zu. Geeinigt durch das Band der Liebe, arbeiteten sie für die Armen mehr als für sich selbst, sorgten nur für die künftigen Güter und waren nur darauf bedacht, an Frömmigkeit und Tugend zuzunehmen. Antonius hörte nicht auf, ihnen zu wiederholen, daß sie sich mehr mit ihrer Seele als mit ihrem Leibe beschäftigen sollten und empfahl ihnen, jede ihrer Handlungen so zu verrichten, als ob es die letzte ihres Lebens wäre. Diese Vorschrift enthielt für sie alle Geheimnisse der christlichen Vollkommenheit. — Eine Reli-

Der heilige Antonius heilt ein krankes Kind.

gion, die so viele fromme Herzenseinfalt mit solchem Heroismus vereinigte, mußte notwendig den Grimm und Haß der heidnischen Bevölkerung hervorrufen. Während Antonius in der Abgeschiedenheit der Wüste und auf den kalten Höhen der Berge die zartesten und reinsten Blumen der Tugenden anpflanzte, fachten die römischen Kaiser mit ihren Konsuln und Prätoren überall das Feuer der Verfolgung an. Maximian, der damals den Thron bestieg, machte das ganze Morgenland zum Schauspiel seiner Gräuel und erneuerte für die Kirche die Angstzeiten eines Nero und Domitian. In dieser furchtbaren Krise bewies der heil. Antonius mit seinen Schülern, daß durch die Abgeschiedenheit von der Welt jene teilnehmende und zarte Liebe nicht erloschen war, die jeder Christ für seinen Nebenmenschen haben muß. Sobald der hl. Patriarch erfuhr, daß ein starkes Ungewitter gegen die Kirche losgebrochen sei, trieb ihn seine Nächstenliebe aus der Zelle mitten in die Gefahr. „Wohlan," sprach er zu seinen Gefährten, „laßt uns auch mitkämpfen, oder in die Nähe des Kampfes eilen." Sein Edelmut strebte nach dem Martyrtum, aber seine Klugheit sagte ihm zugleich, daß er sich selbst dem Henker nicht überliefern dürfe. Er beschränkte daher seinen Eifer nur darauf, die Christen im Gefängnisse zu trösten, um ihnen vor dem Richter Mut einzusprechen. Seine ganze Haltung und die Hingebung der übrigen Religiösen machten auf die römische Obrigkeit einen solchen Eindruck, daß man ihnen untersagte, vor Gericht zu erscheinen, und sich irgendwo in der Stadt in ihrer gewöhnlichen Tracht zu zeigen. Alle Mönche suchten durch Ablegung ihres Habits ihren Stand zu verbergen. Antonius allein erschien den andern Morgen vor den Augen des Richters in seinem Einsiedlerkleide, das er hatte waschen lassen, damit es durch seine blendende Weiße um so mehr in die Augen falle. Jedermann schaute erstaunt auf ihn, und selbst der Richter war überrascht, ihn auf seinem Wege zu finden und ihn ohne Furcht aufrecht dastehen zu sehen, indem er wiederholt bewies, wie weit der Mut eines Christen gehen könne. Er strebte nach der Palme des Martyrtums, aber Gott bewahrte ihn zur Zierde seiner Kirche auf Erden auf, und zum Nutzen der egyptischen Klöster, die seine Sorgfalt und seinen Rat in Anspruch nahmen. Als die Verfolgung aufhörte, kehrte er in seine Wüste zurück und nahm daselbst seine heil. Gewohnheit der Arbeit und

Antonius von einem Freunde in seine Zelle zurückgetragen.

des Gebets wieder auf. Damals war die Zahl seiner Schüler ungeheuer. Der hl. Serapion hatte dieselben in der Wüste Arsione bis auf 10,000 vermehrt, und Rufinus sagt, daß die in Babylon und Memphis unzählig gewesen seien. Dieser wunderbare Erfolg machte dem hl. Antonius seine Abtötungen und seine Einsamkeit nur noch lieber, er hätte beim Eintritt in seine Zelle sich gerne daselbst begraben und unbekannt und vergessen bleiben mögen. Aber schon hatte sich sein Ruf weithin verbreitet, und je mehr er die Welt floh, desto eifriger folgte sie ihm nach. Jeden Tag brachte man ihm Kranke zur Heilung, Tote zur Auferweckung, und Besessene, um sie zu befreien. Als ihm die Menge lästig wurde, weil er den Geist der Andacht und des Gebetes dadurch nicht leicht bewahren konnte, entschloß er sich, dem Gedränge auszuweichen. Schon hatte er seine Brüder um einige Brote gebeten, und sich am Nilufer niedergesetzt, in der Absicht, das nächste beste Fahrzeug zu besteigen, das sich zeigen würde, als er eine Stimme von oben hörte, die ihm zurief: Antonius, wo gehst du hin? Was ist der Grund deiner Reise? Antonius gab ohne Furcht zur Antwort: Die Menge läßt mir keine Ruhe in meiner alten Zelle, ich will mich daher von hier entfernen. Die Stimme vom Himmel erwiderte: Wenn du die Ruhe suchst, so gehe ins Innere der Wüste. Wer wird mir aber den Weg dahin zeigen, versetzte der Einsiedler. Da bezeichnete die Stimme ihm einige Sarazenen, welche nach dieser Richtung des Weges zogen, und dieser Eingebung folgsam, nahm Antonius diese Barbaren zu seinen Führern an. Sie nahmen ihn ehrerbietig auf und begleiteten ihn drei Tage und Nächte lang, bis sie an einem hohen Berge anlangten. Den Fuß dieses Berges bespülte ein frisches klares Wasser, und der Gipfel desselben war von einigen Palmbäumen beschattet. Bei diesem Anblick fühlte sich Antonius innerlich getrieben, hier zu bleiben und daselbst seinen Aufenthalt zu nehmen. Seine Reisegefährten ließen ihm einige Nahrungsmittel zurück und besuchten ihn auch nachher, indem sie ihm Lebensmittel brachten. Als seine Schüler erfuhren, wohin er sich zurückgezogen hatte, beeilten sie sich, ihm diesen Dienst zu erweisen; um ihnen aber die Mühe zu ersparen, verlangte er von ihnen einen Spaten, eine Hacke und ein wenig Korn. Dadurch gab er ihnen das schönste Beispiel, wie man die Handarbeit mit geistlicher Betrachtung verbinden könne. Er

selbst baute den fruchtbarsten Teil des Berges an, indem er ihn besäte und begoß. Alljährlich nahm er dieselbe Arbeit wieder vor, und erntete Gemüse und Frucht genug für sich und die Fremden, die ihn besuchten. Eines Tages, wie man sagt, war er jedoch niedergeschlagen, daß er sich nicht der beständigen Uebung der Betrachtung überlassen könne und genötigt sei, das Gebet zu verlassen und sich so groben Arbeiten zu widmen, Gott tröstete ihn in seinem Kummer, indem er ihm in einem Gesicht einen Engel zeigte, der aus Palmblättern eine Matte flocht. Von Zeit zu Zeit verließ der himmlische Geist seine Arbeit und verrichtete ein Gebet. Indem er so mit der Arbeit das Gebet verband, sagte er zu dem Einsiedler: Mache es wie ich und deine Seele wird gerettet sein. Antonius merkte sich die Lehre und setzte sie in Vollzug. Seine Schüler ahmten ihm nach und befreiten dadurch die Welt von Tyrannei und Elend, indem sie den Boden mit ihrem Schweiße befruchteten und die Völker durch ihre Tugenden bildeten. Die Wunder, die er auf diesem neuen Berge that, offenbarten daselbst seine Anwesenheit. Bald sah man seine vornehmsten Schüler ankommen, mit der Bitte, seine ersten Klöster zu besuchen, damit er selber urteilen könne, wie man Gott daselbst diene. Diese Liebespflicht war seinem Herzen zu teuer, als daß er sie nicht sogleich erfüllt hätte. Ueberall zeigte er die Freundlichkeit und Zärtlichkeit eines Vaters. Seine Gegenwart entflammte das Herz der Religiösen mit größter Tugend, und beim Anblick der Fröhlichkeit, die sie beseelte, wurde er selbst von inniger Freude ergriffen. Besonders ruhte sein Auge mit Vergnügen auf seiner Schwester, die wie er in den strengen Uebungen der Buße alt geworden war, und sich damals an der Spitze einer Genossenschaft von Jungfrauen befand. Glücklich, so das Wachstum gesehen zu haben, das der Herr dem Weinstocke schenkte, den er gepflanzt hatte, kehrte er auf seinen Berg zurück. Die Kranken und Betrübten folgten ihm dahin nach, wie sonst überall; allein während er die Einsiedler durch seinen Rat leitete, und den Kranken von Gott Heilung, den Betrübten Trost erflehte, da brach auf einmal ein furchtbarer Sturm los, der womöglich die Kirche Christi niedergeworfen hätte. Arius war so kühn gewesen, die Gottheit Christi zu leugnen und zu behaupten, Er sei nur ein Geschöpf. Auf diese Weise sah er in Christus nur einen Menschen und man hätte ihn so als Gott nicht anbeten können. Dies hieß den Katholizismus in seiner Wurzel angreifen. Man kann sich die Aufregung denken, in welche deshalb das Morgen- und Abendland versetzt wurde, da es sich um die Zukunft der Christenheit handelte. Der Glaube des hl. Antonius war nie verdächtig gewesen; er hatte sich energisch gegen die Teilnehmer an dem Schisma des Meletius erhoben, er hatte wie eine Pest die Manichäer und die Schaar der übrigen Sektierer geflohen und gegen die Arianer sein Anathem geschleudert, sobald sie ihr klägliches System ans Licht brachten. Einst verbannte er sogar einige jener Häresiarchen aus seinen Augen, die sich ihm genaht hatten, um seine Rechtgläubigkeit durch ihre hinterlistigen Worte zu fangen. Sie waren unverschämt genug, zu behaupten, der berühmte Heilige teile ihre Ansichten. Die Bischöfe des Morgenlandes glaubten es nicht hingehen lassen zu dürfen, daß die Feinde des Glaubens ungestraft die Autorität eines Mannes angriffen, der durch seine Heiligkeit so hoch hervorragte. Sie forderten ihn daher auf, seinen Berg zu verlassen, um auf den öffentlichen Plätzen von Alexandrien für die Wahrheit Zeugnis zu geben. Antonius trat in dieser großen Stadt, damals der Sitz der Wissenschaft, auf und rief vor allem Volke: Der Sohn Gottes ist nicht erschaffen worden und die Arianer unterscheiden sich in nichts von den Heiden, weil sie so dem Geschöpfe und nicht dem Schöpfer ihre Anbetung bringen. Alles Volk klatschte diesen Worten Beifall und freute sich, die Ketzerei durch den Mund des größten unter den Einsiedlern gebrandmarkt zu hören. Alles drängte sich um Antonius, die Heiden selbst wollten ihn sehen und berühren. Die Gläubigen wie die Ungläubigen, alle nannten ihn einen Mann Gottes, weil sie die Zeugen der großen Wunder gewesen waren, die er wirkte. An jenem Tage gab es mehr Bekehrungen, als der Eifer aller Priester Alexandriens in einem Jahre erlangen konnte. „Als wir ihn aus der Stadt begleiten,“ sagt der hl. Athanasius, hörten wir eine Frau hinter uns rufen: Mann Gottes halte still, meine Tochter wird von dem bösen Geiste fürchterlich gequält, halte doch, damit ich durch schnelles Laufen keinen Schaden nehme. Als ihr Geschrei dem hl. Antonius zu Ohren kam, stand er still, fing an zu beten, sprach den Namen Christi aus und das Mädchen, das zuerst auf dem Boden ausgestreckt dalag, wie eine Sterbende, stand gesund auf.“ Dieser hl. Greis, so mächtig in Werken, zeichnete sich zugleich durch Scharfsinn und Kraft seines Geistes aus. Die Philosophen kamen an den Fuß seines Berges, um Lehren der Weisheit zu holen. Einmal sagte er zu zwei von ihnen, die sich bei ihm eingestellt hatten: „Warum ihr Philosophen, gebt ihr euch so viel Mühe, einen Unsinnigen zu sehen?“ Da sie ihm zur Antwort gaben, wenn sie mit ihm sprechen, so merken sie wohl, daß sie mit einem Weisen reden, fügte Antonius hinzu: „Wenn ihr gekommen seid, einen Thoren zu besuchen, so hättet ihr euch nicht bemühen sollen; wenn ihr mich aber für einen Weisen haltet, so ahmet mir nach.“ Dies war zu viel für Philosophen und man begreift leicht, daß sie sich damit begnügten, ihn zu bewundern. Andere wollten wissen, wie er sich in der Wüste beschäftige, da er das Vergnügen der Lektüre entbehren müsse. Diesen gab er zur Antwort: „Die Natur ist das Buch, das mir alle anderen ersetzt.“ Die Gelehrten, die sich über seine Unwissenheit lustig machten, fragte er, ob der gesunde Menschenverstand mehr wert sei als die Wissenschaft, und ob er früher sei als diese? Da sie dies bejahen mußten, fuhr er fort: die Wissenschaften sind also für Einen, der einen gesunden

Verstand hat, nicht gerade notwendig." Einige nahmen es sich heraus, ihn über seinen Glauben an Jesus Christus zu fragen. Da rief er, nachdem er die Handlungen der Philosophen und die Werke der Christen einander gegenübergestellt hatte, mit dem Tone siegender Beredsamkeit aus: „Eure Götzenbilder fallen in den Staub und unser Glaube verbreitet sich über die ganze Erde. Eure feinen Sophismen und euer Wortgepränge gewinnt dem Heidentume nicht einen Christen und jeden Tag ziehen wir Heiden an uns, indem wir einfach den Glauben an Jesus Christus verkünden. Niemand verfolgt euch, Jedermann hält Euch in Ehren, die Christen dagegen werden von jedermann verfolgt und verachtet; dennoch nimmt unsere Religion zu, zum Schaden der eurigen. Wo sind eure Orakel, eure Zauberer und Magier? Ist nicht dieser ganze Aberglaube verschwunden, sobald das Licht Christi über dem Menschengeschlechte aufging? Wann wurde Gott wahrhaft erkannt, wann die Enthaltsamkeit und Keuschheit als Tugend geehrt? Wann wußten wir dem Tod zu trotzen? — Erst als das Kreuz sich strahlend über uns erhob, und uns mit seinem Schatten beschützte. Uebrigens sehet auf die Besessenen hin, wendet alle Geheimnisse eurer Magie auf sie an, rufet den Namen eurer Götzen zu ihrer Befreiung an, und wenn ihr sie nicht heilen könnt, so erkennt wenigstens die Macht des Kreuzes." Bei diesen Worten rief er den Namen Jesu an, machte das Kreuz über diese Unglücklichen und befreite sie vor den Augen der Philosophen von ihren Banden. Natürlich mußte eine solche Logik selbst die Hartnäckigsten u. Ungläubigsten zum wahr. Glauben bringen.

Der Ruf unseres Einsiedlers drang selbst an die Höfe der Könige. Constantin d. Große u. seine Söhne Constatius u. Constanz, schrieben an ihn und wünschten mit einer Antwort beehrt zu werden. Als er ihren Brief erhielt, berief er seine Religiösen und zeigte ihnen denselben. Da sie aber über die Huldigung staunten, die man ihrem Vater darbrachte, sagte der Heilige: „Wundert euch nicht, daß der Kaiser an mich schreibt, denn er ist ein Mensch, aber darüber staunet, daß Gott sein Gesetz den Menschen gegeben und durch seinen Sohn zu uns geredet hatte." Anfangs wollte er dies Schreiben nicht öffnen, unter dem Vorwande, er wisse nicht, wie er darauf antworten solle. Da ihm aber seine Schüler vorstellten, die Fürsten würden durch diese Mißachtung beleidigt, ließ er den Brief lesen und gab ihnen darauf folgende Antwort: er beglückwünsche sie wegen ihrer Anhänglichkeit an den wahren Glauben, und ermahne sie zum Heile ihrer Seele, wegen ihrer Macht nicht zu eitel zu werden, sondern sich stets zu erinnern, daß Christus allein der wahre König sei und daß ihre heiligste Pflicht sie dazu auffordere, Gerechtigkeit zu üben und für die Armen, Witwen u. Waisen Sorge zu tragen." Es hatte der Demut des hl. Antonius viel gekostet, diese wenigen Zeilen an die Herrscher der Welt zu richten, wenn es sich aber um seine Gemeinde handelt, so brauchte er sich keine Gewalt anthun, um selbst den niedrigsten seiner Religion lange Briefe zu schicken. Er hörte nicht auf, an die verschiedenen Klöster zu schreiben, die er gegründet hatte, um ihnen das Gebet, Abtötung, Demut und alle Tugenden zu empfehlen, deren vollkommenes Muster er war. Der hl. Ammon in der Wüste von Nitria, der hl. Pachomius und der hl. Polämon in der Wüste von Tabennes, der hl. Hilarion in Palästina, waren die Stifter einer Menge von Klöstern geworden, nachdem sie seine Schüler gewesen. Sie machten sich alle einen Ruhm daraus, von seiner Hand gebildet zu sein und ihm die Ehre für das Gute zuzuschreiben, das sie gewirkt hatten.

Obwohl Antonius stets alle weltlichen Ehren gemieden hatte, so war doch die Welt zu ihm gekommen und hatte ihn mit ihrer Hochachtung und Zuneigung belästigt. Die Fürsten der Erde waren begierig, sein Wort zu hören, die Gelehrten hatten seine Weisheit anerkannt, die Bischöfe auf ihn als auf eine Säule des Glaubens und der Frömmigkeit hingewiesen, die Verfolger über seinen Mut sich geärgert und das Volk ihn gepriesen, das es sah, wie er die Kranken heilte, die Besessenen befreite, die Betrübten tröstete, die Schwachen unterstützte, die Unterdrückten verteidigte und den Armen zu Hilfe kam. Dieser sein ganzer Ruhm entstammte der erhabenen Thorheit, die ihn antrieb, die Welt zu verlassen, um sich auf den dürren Gipfel eines Berges allein mit Gott zurückzuziehen. Dieser Mann des Volkes liebte die Einsamkeit so sehr, daß er, wenn man ihn aufforderte, herauszugehen, zu sagen pflegte: „Wie die Fische absterben, wenn sie auf dem trockenen Lande bleiben, so verhält es sich auch mit den Mönchen, wenn sie in der Welt verweilen, sie müssen sich eben so gern in ihre Zellen flüchten, als sich die Fische im Wasser aufhalten, damit sie nicht die hl. Betrachtungen — die Nahrung ihres Herzens — vernachlässigen." Er beschloß sein außerordentliches Leben erst in einem Alter von 105 Jahren, vor seinem Tode aber besuchte er noch den hl. Einsiedler Paulus und begrub denselben, wie schon in der Geschichte dieses Heiligen am 15. Januar erzählt worden ist. Kurze Zeit darauf wurde er krank, ließ den Makarius und Athanasius, seine beiden Schüler, die seit 15 Jahren der Trost seines Alters waren, rufen, und sprach zu ihnen: „Ich werde nun den Weg meiner Väter gehen, denn ich sehe, daß mich Gott dahin ruft. Ihr meine Schüler, seid nüchtern und entehrt niemals das klösterliche Leben, das ihr seit lange gewählt habt. Verbreitet überall den Wohlgeruch Jesu Christi und glaubet an ihn. Habet keinen Verkehr mit den Irrgläubigen und besonders mit den Arianern. Stellet euch beständig die Herrlichkeit Gottes und seiner Auserwählten vor Augen, damit ihr nach eurem Tode als Brüder und Freunde in seine ewigen Wohnungen aufgenommen werdet. Wenn ihr meinen Leib wie den eures Vaters ansehet, so duldet nicht, daß er nach Art der Aegyptier einbalsamiert werde. Denn ihr wisset, ich habe mich nur deshalb hierher zurückgezogen, um ihm diese demütigende Entweihung zu ersparen. Begrabet ihn, leget ihn in den Schooß der

Erde und saget Niemanden, wo ihr ihn hingelegt habet. Am Tage der Auferstehung werde ich ihn aus der Hand meines Erlösers unverweslich zurückerhalten. Meine Kleider verteilet so: dem Bischof Athanasius gebt einen meiner Schafpelze nebst dem Mantel, den er mir neu geschenkt hat, und den ich ihm ganz verbraucht zurückstelle. Dem Bischof Serapion gebt meinen andern Schafpelz und für euch behaltet mein Cilicium. Lebt wohl, meine Kinder, Antonius geht fort u. darf nicht länger bei euch bleiben."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da umarmten sie ihn. Er streckte seine Füße aus und hauchte den letzten Athemzug aus — freudigen Angesichts, als sehe er seine Freunde ihm entgegenkommen. Es war im Jahr 356, am 17. Jan, an welchem Tage auch die römische Kirche sein Fest begeht.

Der heilige Sulpicius.

Jahr 644.

Sulpicius, aus einer der ersten Familien von Berry, wurde sorgfältig in den Wissenschaften und in der Frömmigkeit auferzogen. Als er Herr seines Vermögens war, verteilte er es unter die Armen und an die Kirche. Zum Priester geweiht, wählte ihn der König Clotar II. zum Almosenpfleger und Vorsteher der Geistlichen, die seine Kapelle bildeten und ihn sogar auf seinen Feldzügen begleiteten. Als dieser Fürst in eine gefährliche Krankheit fiel, erlangte er durch die Kraft seines Gebetes Heilung. Im Jahre 624 wurde er auf den bischöflichen Stuhl zu Bourges erhoben, wo sein Hauptanliegen war, an der Abschaffung der Mißbräuche zu arbeiten, die sich in die Kirchenzucht eingeschlichen hatten. Besonders zeichnete ihn seine große Liebe zu den Armen aus, auch bemühte er sich eifrig um ihren Unterricht. Er starb im Jahre 644, und soll zu Bourges das Kloster gegründet haben, das jetzt noch seinen Namen führt und der Congregation des hl. Maurus gehört. Die Pfarrkirche zu Paris, die ihn zum Patron hat, bewahrt noch als Reliquie einen seiner Armknochen.

Antonius unterweiset die Einsiedler. — Antonius ermutigt die Martyrer.

Der heilige Speusippus, Eleusippus und Meleusippus.

Martyrer.

Diese heiligen Drillingsbrüder, wie auch ihre Großmutter Leonilla, erlitten unter Marc-Aurel den Martertod. Mit ihnen vergossen auch Neon und Jonilla, die sich bei der Marter unserer Heiligen bekehrt hatten, ihr Blut für den Glauben. Ihre Reliquien gab der Kaiser Zeno einem Edelmann von Langres, der sein Vaterland mit diesem köstlichen Schatze im Jahre 490 unter dem Bischofe Apronculus bereicherte. Im 8. Jahrhundert kam ein Teil derselben nach Ellwangen in Schwaben und wurde in der dortigen Hauptkirche beigesetzt.

18. Januar.

Die Stuhlfeier des hl. Petrus zu Rom.

Nachdem der hl. Petrus den Geist der Finsternis im Morgenlande besiegt hatte, eilte er auch nach Rom, denselben in der Person des Zauberers Simon zu bekämpfen. Dieses Unternehmen erforderte aber einen ungemeinen Mut, indem es eben so viel war, als die Abgötterei auf ihrem Throne anzugreifen. Und diesen Mut flößte der hl. Geist dem Jünger ein, den ehedem die Stimme einer Magd in Furcht gesetzt hatte. Dem Apostelfürsten war es vorbehalten, den Glauben in einer Stadt zu pflanzen und zu begießen, deren Macht sich beinahe über die ganze Erde erstreckte, und welche, nachdem sie lange Zeit der Mittelpunkt des heidnischen Aberglaubens gewesen, in den Ratschlüssen des Ewigen zum Mittelpunkt der katholischen Einheit bestimmt wurde. Der heil. Petrus predigte daher, sobald er in Rom angekommen war, die Lehre Jesu des Gekreuzigten, den er so feierlich als den Sohn Gottes bekannte und richtete daselbst seinen bischöflichen Sitz auf. Das Andenken an dieses wichtige Ereignis wird heute gefeiert, so wie es eine ehrwürdige, aus dem hohen Altertum stammende Sitte ist, jährlich den Gedächtnistag der Weihe eines jeden Bischofs in seinem Sprengel zu begehen.

Heilig sei uns stets das Andenken der Gründung jener Kirche, welche die allgemeine Mutter aller Gläubigen ist, von der auch uns das Licht des Evangeliums zuströmte, durch welche die Einheit und Reinheit des Glaubens erhalten und der Friede und die Ordnung hergestellt und geschützt wird. Inniger Dank steige aus unsern Herzen empor zu Jesu, dem Stifter und unsichtbarem Haupte unserer Kirche, für die besonderen Erbarmungen und Gnaden, die er seinem Stellvertreter auf Erden und durch diesen seiner ganzen Kirche erwiesen hat. Wie glücklich sind wir, daß wir in Gemeinschaft dieser Kirche, welche der Mittelpunkt der katholischen Einheit ist, leben, und dadurch geschützt sind vor unheiligen Wortneuerungen und den Streitreden der falschen Weisheit, die ohne Stütze und Haltbarkeit zuletzt jede christliche Wahrheit erschüttert und umstürzt. Flehen wir unablässig zu unserm Heilande, daß er die Zahl der Kinder dieser Mutter durch Ausrottung der Spaltungen, Zernichtung der Irrlehren und Bekehrung der Ungläubigen vollständig mache. Bitten wir ihn, daß er seiner Kirche Hirten nach seinem Herzen apostolische Vorsteher gebe, die den Glauben allenthalben erwecken und die Laster von der Erde vertilgen. Vor allem aber seien wir im Gebete eingedenk unseres hl. Vaters, des Papstes, damit ihm Gott immer den Geist des Eifers, der Stärke und Weisheit verleihe, welcher das unterscheidende Merkmal jedes Nachfolgers des Apostelfürsten sein soll. Um daher würdige Kinder der allgemeinen Kirche Jesu zu sein, deren sichtbares Haupt der Nachfolger des hl. Petrus auf dem bischöflichen Stuhle zu Rom ist, bestreben wir uns, ihre heil. Lehren nicht nur immer rein zu bewahren, sondern auch deren Wirksamkeit durch Liebe zu Gott und zu allen Menschen an uns zu bewahren!

Die heilige Priska.

Jungfrau und Martyrin.

Priska, eine vornehme römische Jungfrau, wurde, nachdem sie des christl. Glaubens willen verschiedene Qualen erduldet hatte, um das Jahr 275 enthauptet. Ihre Reliquien sind zu Rom in einer alten Kirche ihres Namens, welche jetzt ein Kardinalstitel ist.

Der heilige Deicola,

Abt von Lure in Franche-Comté.

Jahr 625.

Der hl. Deicola wurde in Irland geboren, verließ aber dasselbe mit seinem Lehrer, dem hl. Columban im Jahre 585 und ging mit ihm nach Frankreich, wo er unter seiner Leitung in dem Kloster Luxeuil lebte. Obgleich er ein sehr strenges Leben führte, so hatte sein Aeußeres doch nichts Trauriges. Die hl. Freude seiner Seele spiegelte sich in seinem Gesichte ab, so daß man bei seinem Anblicke selbst davon durchdrungen wurde.

Als ihn der hl. Columban einmal fragte, warum er immer ſo zufrieden ausſehe, gab Deicola in ſeiner gewöhnlichen einfachen Weiſe zur Antwort: „Dies kommt daher, weil mir nichts meinen Gott rauben kann.“

Als der hl. Columban im Jahre 613 Frankreich verlaſſen mußte, zog ſich ſein Schüler nach Lure in der Diöceſe Beſançon, 3 Stunden von Luxeuil, zurück.

Clotar II., der im Jahre 613 das Königreich Burgund mit ſeinen Staaten vereinigte, ſtiftete daſelbſt im Jahre 616 ein Kloſter für Deicola. Seine außerordentliche Heiligkeit und die vielen Wunder, die er wirkte, verſchafften ſeinem Kloſter Jedermanns Hochachtung und den Schutz der Fürſten. Als unſer hl. Abt die Altersſchwäche ſpürte, ließ er den hl. Columban, ſeinen Paten, einen der Irländer, der mit dem hl. Columban nach Frankreich gekommen war, an ſeine Stelle wählen. Kaum hatte er die Leitung des Kloſters abgelegt, als er ſich nur mehr dem beſchaulichen Leben widmete. Er verbrachte den Reſt ſeiner Tage in einer abgelegenen Zelle, wo er zu Ehren der heil. Dreifaltigkeit ein Oratorium bauen ließ, und um Gott vollkommener zu genießen, außer allem Verkehr mit den Menſchen lebte. Als er ſein Ende nahe fühlte, empfing er die heil. Wegzehrung in Gegenwart ſeiner Brüder und ermahnte ſie, ſtets durch die Bande der Liebe vereinigt zu bleiben. Er ſtarb in den Armen des hl. Columban am 18. Jan. 625 und wurde in dem Oratorium, ſeiner Zelle, beerdigt und ſcheint nie erhoben worden zu ſein. Das römiſche Marterbuch nennt ſeinen Namen am 18. Januar.

Deicolas Tod.

Die gottſelige Margaritha.

Jungfrau. — Jahr 1271.

Margaritha war eine Tochter Bela IV. von Ungarn. Ihre Eltern hatten ſie ſchon vor ihrer Geburt Gott geweiht und ſchickten ſie daher ſchon im Alter von 3½ Jahren in das Kloſter der Dominikanerinnen zu Veſprin. Nachdem der König ſpäter ein Kloſter desſelben Ordens auf einer Donauinſel gebaut hatte, wurde ſie dahin gebracht und legte daſelbſt kurz darauf in einem Alter von 12 Jahren das Gelübde der ewigen Jungfrauſchaft ab. Von nun an ergab ſie ſich ganz den ſtrengſten Uebungen der Buße und Abtötung. Ihre Demut war ſo groß, daß ſie ſich den niedrigſten und verächtlichſten Arbeiten im Kloſter freiwillig unterzog und es nicht duldete, eine Königstochter genannt zu werden. Alle ihre anderen Tugenden übertraf noch ihre Liebe zu Jeſu, dem Gekreuzigten und ſeiner göttl. Mutter, und die Andacht, womit ſie Jeſum in dem allerhl. Sakramente empfing. Eine ſo heilige Seele konnte keine Anhänglichkeit an das Irdiſche haben. Der Welt und ſich ſelbſt abgeſtorben, ſeufzte ſie nur nach dem Augenblicke, der ſie mit ihrem göttlichen Bräutigam vereinigen würde. Ihr Verlangen ging endlich in Erfüllung, ſie wurde krank und ſtarb 28 Jahre alt am 18. Jan. 1271. Ihre Reliquien befinden ſich in Preßburg. Obwohl ſie nicht heilig geſprochen worden, wurde ihr doch in Ungarn von jeher beſondere Ehre gewidmet, welche auch von Pius II. gutgeheißen wurde.

19. Januar.

Der heilige Remigius.

Biſchof von Rouen. — Jahr 771.

Der hl. Remigius war ein natürlicher Sohn Karl Martels und ein Bruder des Königs Pipin und Karlmanns, welcher in Italien in ein Kloſter trat. Er wurde in dem Palaſte ſeines Vaters erzogen, wo er das Studium der Wiſſenſchaften durch die Uebung der chriſtl. Frömmigkeit heiligte. Nachtwachen, Faſten und andere Bußübungen waren die Mittel, die er anwandte, um das Fleiſch dem Geiſte zu unterwerfen. Alles, worüber er verfügen konnte, verteilte er unter die

Armen und beschränkte sich in seiner Tafel, seinen Kleidern und seinem Hofstaate nur auf das Notwendigste. Dadurch fand er die Mittel, Almosen zu geben und übte die dem geistl. Stande anständige Einfachheit, welche er in der Absicht gewählt hatte, um sich ganz Gott zu weihen. Den größten Teil des Tages und der Nacht brachte er mit Gebet, Betrachtungen der heiligen Schrift und mit dem Studium der kirchlichen Wissenschaften zu. Kurz, seine Tugend war so hervorragend, daß es Niemand gab, der ihn nicht der ersten Stellen im Hause des Herrn würdig hielt.

Als der Bischof Rainfried, angeklagt, ein ganz weltliches Leben zu führen und die Güter seiner Kirche zu verschleudern, sich auf ein Landgut an den Ufern der Seine zurückgezogen hatte, wo er kurze Zeit darauf starb, warf die Geistlichkeit und Volk von Rouen das Auge auf Remigius, um ihn zu ersetzen. Sie schickten daher an König Pipin eine Gesandtschaft, um seinen Bruder zum Bischof zu verlangen. Der Fürst willigte ein und der Heilige, welcher sein ganzes Leben im Verborgenen hatte zubringen wollen, mußte eine Last auf sich nehmen, die er stets gescheut hatte. Gott erwies ihm seine Gnade, alle Pflichten des Episkopats aufs Vollkommenste zu erfüllen. Die Würde des Kirchengesangs schien ihm ein höchst wichtiger Gegenstand seiner Sorgfalt; dies bewog ihn, den römischen oder gregorianischen an die Stelle des einheimischen zu setzen, den er nicht ganz angemessen und würdevoll genug fand. Der Erfolg des heiligen Bischofs bewog hierauf Karl Martel, den römischen Ritus in der ganzen gallikanischen Kirche einzuführen. Zu diesem Zwecke schickte er Mönche nach Rom, um sie in den Schulen des Kirchengesanges unterrichten zu lassen. Wir wissen fast nichts weiter von dem heil. Remigius, als daß er im Jahre 765 dem Konzil im Schlosse Attigny sur l'Aisne beiwohnte, wo Chrodegard von Metz den Vorsitz führte. Er starb den 19. Januar 771 und wurde in seiner Kathedrale begraben, aber unter der Regierung Ludwigs des Frommen wurde sein Leib nach St. Medardus bei Soissons übertragen. Im Jahre 1090 brachte man den größten Teil seiner Reliquien nach der Abtei St. Quen zu Rouen, wo der hl. Schrein im Jahre 1562 von den Hugenotten geplündert wurde. Das Fest des hl. Remigius ist in Rouen und anderen Kirchen am 19. Januar; im römischen Martyrologium findet sich aber sein Name nicht.

Der heilige Kanut, König von Dänemark.

Martyrer. — Jahr 1086.

Kanut, der heilige, König von Dänemark, war ein natürlicher Sohn Sueno's II. dessen Großoheim ebenfalls Kanut geheißen, in England regiert hatte. Sueno, der keine legitimen Kinder hatte, widmete der Erziehung des jungen Kanut besondere Sorgfalt, welcher alle schönen Eigenschaften der Seele und des Leibes in sich vereinigte. Er übergab ihn der Leitung geschickter Lehrer, welche die Gelehrigkeit und die reißenden Fortschritte, die er in jeder Hinsicht machte, nicht genug loben konnten; besonders gab seine hervorragende Frömmigkeit seinen übrigen Tugenden einen neuen Glanz. Als er in dem Alter stand, um an die Spitze eines Heeres zu treten, zeigte er sogleich jene Ueberlegenheit, die den künftigen Helden bezeichnet, und es war nicht leicht zu entscheiden, ob er im Kriegshandwerke mehr Mut oder Fähigkeit besaß. Er begann damit, die Meere von den Seeräubern zu säubern und unterwarf mehrere Nachbarvölker, welche durch ihre Einfälle Dänemark verheerten. — Nach dem Tode Sueno's II. im Jahre 1074 wollten mehrere Dänen unsern Heiligen auf den Thron setzen. Die seltenen Tugenden Kanuts hatten sie zu dieser Wahl bestimmt, allein der größte Teil des Volkes, welches seinen kriegerischen Charakter fürchtete, schloß ihn davon aus; man wählte seinen Bruder Harald zum König. Dieser Prinz besaß allerdings eine große Sanftmut, aber sie artete in schimpfliche Weichlichkeit aus, weshalb er den Beinamen Hein oder der Faulenzer erhielt. Kanut zog sich nun zu dem König Halstan nach Schweden zurück, der ihn mit den lebhaftesten Beweisen von Achtung und Freundschaft empfing. Dieser Fürst bemühte sich umsonst, ihn zum Kriege gegen Dänemark zu bewegen. Kanut, weit entfernt, sich als Feind seines Vaterlandes zu zeigen, suchte jede Gelegenheit, ihm nützlich zu sein. Ein solches Vertrauen gewann ihm die Herzen aller Dänen, und sie erhoben ihn nach Haralds Tod im Jahre 1080 auf den Thron.

Unser Heiliger schien von der Vorsehung gewählt zu sein, um die Bekehrung der Dänen zu vollenden, welchen nach einigen Schriftstellern das Evangelium im Jahre 826 zum erstenmale verkündet wurde. Der Anfang seiner Regierung war durch glänzende Siege über die Serben, Esthen und Kureten, welche seine Staaten verwüsteten, ausgezeichnet. Er verbreitete sodann das Licht des Glaubens nach Kurland, Samagotien und Liefland. Der Erfolg seiner Waffen machte ihn nicht stolz. Man sah ihn stets mitten in seinen Triumphen seine Krone zu den Füßen des gekreuzigten Jesu niederlegen und dem König der Könige das Opfer seiner Person und seiner königlichen Würde darbringen. Als das Kriegsfeuer erloschen war, gedachte er sich mit einer würdigen Gattin zu vermählen; seine Wahl fiel auf Adelhaid, Tochter des Grafen Robert von Flandern. Aus dieser Ehe entsprang der hl. Karl der Gute, der wie sein Großvater Graf von Flandern wurde.

Kanut begnügte sich nicht damit, die Mißbräuche kennen zu lernen, er arbeitete aus allen Kräften, sie abzuschaffen. Er gab zwar strenge aber unumgänglich nötige Gesetze, um die Gerechtigkeit genau zu verwalten. Mordthaten und andere Verbrechen wurden durch die Strafe der Wiedervergeltung unterdrückt. Ueber jede menschliche Rücksicht erhaben, übernahm er die Verteidigung der Unterdrückten gegen die Tyrannei der Großen, die Hinrichtung des berüchtigten Seeräubers Eigill liefert den Beweis dafür

Dieser Eigill, der Sohn eines mächtigen und bei dem König Sueno sehr beliebten Mannes, hatte Kanut selbst wichtige Dienste geleistet und dieser ihm zur Belohnung dafür die Statthalterschaft der Insel Bornholm übertragen. Als die übertriebene Prachtliebe dieses Herrn ihn zu ungeheuren Ausgaben verleitet hatte, so beschloß er, um diese Lebensweise fortsetzen zu können, das Handwerk eines Seeräubers zu ergreifen. Der König war nicht sobald davon unterrichtet, als er ihm den Befehl sandte, einen Teil seines Hofstaates zu entlassen, in der Ueberzeugung, daß er das Uebel heilen würde, wenn er die Ursache desselben aufhebe. Eigill versprach Gehorsam, aber statt dessen fuhr er kurze Zeit darnach mit 19 Schiffen ab, um das Gebiet der Vandalen zu plündern; endlich setzte er durch eine barbarische Handlung, die er an der Küste seiner Statthalterschaft beging, seinen Verbrechen die Krone auf. Die Sache verhielt sich so: Ein norwegisches, mit kostbaren Waren beladenes Schiff hatte den Sund passiert und scheiterte auf der Höhe der Insel Bornholm am Gestade. Eigill, der mit seinen Leuten im Hinterhalt lag, stürzte hervor, legte die Mannschaft in Fesseln, nahm die Waren weg und verbrannte das Schiff mit den Matrosen, aus Furcht entdeckt zu werden. Mehrere Umstände flößten Kanut Verdacht ein, und um sich darüber aufzuklären, beauftragte er seinen Bruder Benedikt, sich des Statthalters zu bemächtigen. Eigill ließ sich ohne Widerstand vor den König führen, gestand sein Verbrechen und versuchte es sogar, durch scheinbare Gründe zu rechtfertigen. Der Fürst wurde davon nicht überzeugt, und da seine Hofleute, welche größtenteils Freunde oder Verwandte Eigills waren, ihm eine größere Summe Geldes anboten, um das Leben des Schuldigen zu retten, gab er ihnen zur Antwort: „Nein, ich will an keinem solchen Verbrechen teil haben, er soll sterben. Ist es ein Todesverbrechen, einen einzigen Menschen zu töten, welche Strafe verdient nicht ein Mann, der eine so große Anzahl dem Untergange weihte, um ihre Güter an sich zu ziehen?“ Niemand wagte eine Widerrede. Der König befahl, daß Eigill in den Wald geführt und dort an einem Baum aufgehängt würde. Auch seine Gesellen schonte er nicht, sie wurden alle gestraft, je nachdem man sie mehr oder weniger schuldig fand.

Der König beschäftigte sich nur mit den Mitteln, seine Unterthanen glücklich zu machen. Er stellte die schönste Ordnung in seinem Reiche her, und da das Beispiel des Fürsten so großen Einfluß auf das Volk ausübt, so fing er damit an, seinen eigenen Palast zu ordnen. Mit den Tugenden großer Könige verband Kanut alle Eigenschaften eines großen Heiligen. Er bändigte seinen Leib durch strenges Fasten. Seine Liebe zur Buße ging so weit, daß er die Geißelung und das Cilicium anwandte. Oft unterhielt er sich mit Gott in glühendem Gebete, um die Gnade zu erlangen, deren er bedurfte. Dadurch, daß er alle jene schützte und ehrte, welche Gott dienten, verschaffte er der Frömmigkeit Eingang. Insbesondere empfanden die Diener der Kirche die Wirkungen seiner Freigebigkeit. dem Klerus bewilligte er viele Privilegien und Freiheiten, sein Zweck dabei war, ihn bei dem Volke angesehener zu machen. Er versäumte nichts, um seine Unterthanen von der Verpflichtung zu überzeugen, den Dienern des Altars den zu ihrem Unterhalte bestimmten Zehnten zu bezahlen. Das Wachstum des Reiches Jesu Christi schien ihm ferner ein wichtiger Gegenstand seiner Sorgfalt, daher sein brennender Eifer für Ausbreitung des Evangeliums, er gründete mehrere Kirchen, die er mit wahrhaft königl. Freigebigkeit ausschmückte. Eine sehr schöne Krone, die er gewöhnlich zu tragen pflegte, verehrte er der Kirche zu Röskild auf Seeland, welches seine Residenz war.

Obgleich England im Jahre 1066 unter die Herrschaft Wilhelms des Eroberers gelangt war, so ergriff Kanut doch alle Maßregeln, um die Rechte zu behaupten, die er oder seine Verbündeten auf dieses Reich haben konnten. Er schickte Truppen dahin, aber sie wurden leicht besiegt, weil sich niemand an sie anschließen wollte. Einige Zeit nachher, i. J. 1085, hob Kanut, von mehreren nach Dänemark geflohenen Engländern dazu ermuntert, ein zahlreiches Heer aus, in der Absicht, in England zu landen und die Normannen daraus zu vertreiben. Leider sah er dies Vorhaben durch den Verrat seines Bruders Olas scheitern, der ihn durch absichtliche Zögerungen nötigte, in der Meerenge von Lymfrieden zu verweilen, und die Abfahrt zog sich so sehr in die Länge, daß die Truppen endlich desertierten. Der heil. König hielt diese Gelegenheit für günstig, um an der Einführung der geistl. Zehnten zu arbeiten. Er befahl, daß man als Strafe für die Desertion entweder die Zehnten oder eine beträchtliche Abgabe zahlen solle. Die Dänen, welche eine besondere Abneigung gegen die Zehnten hatten, wollten lieber die Taxe bezahlen, so groß sie auch sein mochte. Deshalb befahl der Fürst, die Auflage sehr streng einzuziehen, in der Hoffnung, seine Unterthanen zur Sinnesänderung zu bringen. Die Steuereinnehmer fingen mit der Erhebung dieser Auflage in Fünen an, gingen sodann nach Jütland über, hierauf in die kleine Landschaft Wensyssel an der Spitze von Nordjütland. Diese Provinz war damals die ärmste in ganz Dänemark und hatte zwei Statthalter, Thor-Scor und Tolar-Werpill. Diese erregten eine Meuterei unter dem Volke, und stellten sich an die Spitze der Rebellen. Der König, von ihrer Annäherung unterrichtet, hatte sich nach Schleswig zurückgezogen, von wo er mit einem ansehnlichen Truppenkorps nach der Insel Fünen übersetzte; von da gab er der Königin Befehl, sich so schnell als möglich mit den Kindern nach Flandern zu ihrem Vater zu begeben. Nachdem er sich einige Zeit in Odensee, der Hauptstadt der Insel aufgehalten hatte, beschloß er, die Rebellen aufzusuchen, um ihnen eine Schlacht zu liefern; allein ihre Anführer, obwohl an der Zahl überlegen, wagten

es nicht, sich mit gut disziplinierten mutigen Truppen einzulassen, die ein Fürst kommandierte, der schon so viele Proben seiner Tapferkeit und Klugheit abgelegt hatte. Sie nahmen demnach zur Treulosigkeit ihre Zuflucht, um ihn zu hindern, ins Feld zu rücken. Einer derselben, namens Asbiorn, suchte ihn auf und erklärte ihm, sein Volk sei zur Pflicht zurückgekehrt, was er mit mehreren falschen Eiden bekräftigte. Der König, welcher nur friedliche Absichten hegte, glaubte dem Schurken, trotz aller Einrede seines Bruders Benedikt, nicht in die Falle zu gehen. Aber er wurde bald enttäuscht; denn er erfuhr, die Armee der Rebellen marschiere gerade auf Odensee los, um ihn aufzuheben. Diese Kunde machte ihm keine Unruhe. Er ging wie gewöhnlich in die St. Albanikirche und hörte daselbst die Messe. Kaum war sie geendigt, als man ihm meldete, die Feinde kämen eilig herbei. Der Graf Erich riet ihm zur Flucht, er aber antwortete: „Nein, ich fliehe nicht, ich will lieber meinen Feinden in die Hände fallen, als daß ich diejenigen verlasse, die sich an mich angeschlossen haben; überdies geht es ja nur an mein Leben." — Der hl. König dachte nur mehr daran, sich auf den Tod vorzubereiten. Er warf sich am Fuß des Altars nieder, wo er, nachdem er demütig seine Fehler bekannt und seine Feinden verziehen hatte, mit der vollkommensten Ruhe das Abendmahl empfing, und dann den Psalter nahm und laut zu lesen anfing. Inzwischen rückten die Rebellen in die Nähe der Kirche und griffen sie von allen Seiten an. Benedikt, der Bruder der Königs, verteidigte die Thore derselben mit seinen wenigen Leuten, aber während er Wunder der Tapferkeit verrichtete, traf Kanut ein Steinwurf auf die Stirne über die Augenbraunen. Dieser Stein kam von außen und war durch ein Fenster der Kirche geschleudert worden. Der König, anstatt sein Gebet zu unterbrechen, hob nur die Hand an die Wunde, um das Blut zu stillen, das reichlich herabfloß. Da die Rebellen die Pforten der Kirche nicht aufbrechen konnten, nahmen sie ihre Zuflucht noch einmal zum Verrat. Einer ihrer Anführer, namens Egwind Bifra, verlangte mit ihm zu sprechen, unter dem Vorwand, ihm Friedensbedingungen vorzuschlagen. Kanut befahl, man sollte ihn einlassen, aber Benedikt gehorchte nur mit Widerwillen, weil er wieder eine neue Treulosigkeit argwöhnte, und der Ausgang bewies, daß er recht hatte, denn der schändliche Egwind, welcher sich vor dem Könige wie zum Gruße tief verneigt hatte, zog beim Aufstehen einen Dolch unter seinem Mantel hervor und stieß ihm denselben in die Brust. Der Verräter sprang sogleich auf den Altar, um sich durch das Fenster zu retten, aber als er erst halb draußen war, hieb Palmar einer der ersten Offiziere des Königs, denselben mit seinem Säbel entzwei, so daß die eine Hälfte seines Leibes hinausfiel und die andere in der Kirche zurückblieb. Dieser Anblick entflammte die Wut der Barbaren aufs neue und sie warfen Ziegelstücke und Steine durch die Fenster. Die hl. Schreine mit den Reliquien des heiligen Alban und Oswald, welche Kanut aus England gebracht hatte, wurden davon zertrümmert. Doch der Heilige, die Arme vor dem Altar ausgespannt, empfahl Gott seine Seele und erwartete mit Ergebung den Tod. Er war noch in dieser Stellung als ein durchs Fenster geschleuderter Speer seinen Opfertot vollendete. Sein Bruder Benedikt mit 17 anderen kam auch um. Dies begab sich nach Aelnoth am 10. Juli 1086. Unser Heiliger hatte beinahe 6 Jahre regiert und sein Bruder Olas IV. wurde sein Nachfolger.

Eigill greift ein gescheitertes Schiff an.

Gott rächte den Tod seines Dieners, indem er Dänemark mit verschiedenen Plagen heimsuchte, unter andern mit einer schrecklichen Hungersnot, die unter der folgenden Regierung 8 Jahre und 4 Monate anhielt. Durch mehrere an seinem Grabe gewirkte wunderbare Heilungen bezeugte auch der Himmel seine Heiligkeit; deshalb ließ man am Ende der Regierung Olas seinen Leib ausgraben, um ihn an einen würdigern Ort zu bringen. Erich III., der Nachfolger Olas, ein tugendhafter Fürst, der mit ebenso viel Eifer als Erfolg an der Belebung der Frömmigkeit in seinen Staaten arbeitete, schickte Gesandte nach Rom mit den Beweisen der am Grabe des Seligen gewirkten Wunder. Nachdem der Papst die Beweisstücke geprüft hatte, erließ er ein Dekret, welches seine Verehrung als erster Märtyrer Dänemarks bestätigte. Bei dieser Gelegenheit wurden seine Reliquien in einen sehr schönen Schrein gelegt und feierlich übertragen. Diesen Schrein fand man in Odensee am 22. Jan. 1582, als man an der Wiederherstellung des Chores der St. Albanskirche arbeitete. Er war aus vergoldetem Kupfer und mit kostbaren Steinen, sowie mit andern sehr schön gearbeiteten Zierraten geschmückt. Man las darauf folgende Inschrift: „Im Jahr Christi 1086 wurde in der Stadt Odensee der glorreiche König Kanut, wie

Jesus Christus, wegen seines Eifers für die Religion und seiner Liebe zur Gerechtigkeit von Blanko, einem derjenigen, die an seinem Tische aßen, verraten, und nachdem er gebeichtet und den Leib des Herrn empfangen, fiel er, von einem Speer getroffen, vor dem Altare zu Boden, mit kreuzförmig ausgestreckten Armen. Er starb zur Verherrlichung Jesu Christ und ging in seine Ruhe ein am Freitag den 7. Juni in der Basilika des hl. Märtyrers Alban, dessen Reliquien er kurz zuvor aus England nach Dänemark gebracht." Der hl. Kanut hat im römischen Brevier ein eigenes Offizium am 19. Januar.

Der hl. Marius, die hl. Martha und ihre Söhne Audifax und Abachum.

Marius war ein angesehener Perser, der, nachdem er mit seinem Weibe Martha und seinen zwei Söhnen Audifax und Abachum den Glauben an Jesum Christum angenommen hatte, seine Güter nach dem Beispiele der ersten Christen von Jerusalem unter die Armen verteilte. Später kam er mit seiner Familie unter dem Kaiser Claudius nach Rom, um die Gräber der Apostel zu besuchen. Dieser Kaiser, der im ersten Jahre seiner Regierung die Christen im Frieden gelassen hatte, fachte im zweiten das Feuer der Verfolgung wieder an, und ließ viele Christen im Amphitheater töten. Die einen wurden durch Pfeile ermordet, die andern mußten in der Flamme sterben. Die Heiligen, deren Andenken die Kirche heut feiert, sammelten sorgfältig die Asche der Märtyrer und begruben sie mit der so kostbaren Ueberbleibseln gebührenden Ehrfurcht. Der Statthalter Marcian, der dieses erfuhr, ließ sie verhaften und verurteilte sie alle vier, nachdem er ihre Standhaftigkeit durch verschiedene Arten von Peinen vergeblich zu erschüttern versucht hatte, zum Tode. Marius und seine Söhne wurden enthauptet, Martha aber wurde 13 römische Meilen von der Stadt, an dem Orte, der jetzt Santa Ninfa genannt wird, ertränkt. Ihre Leiber wurden einige Meilen von Rom begraben.

20. Januar.

Der heilige Fabian.

Papst und Martyrer. — Jahr 250.

Der heilige Fabian, Nachfolger des hl. Antherus, bestieg im Jahre 236 den Stuhl des hl. Petrus. Eusebius erzählt, daß, als das Volk und der Clerus von Rom zur Wahl eines Hirten versammelt waren, plötzlich eine Taube von oben herab kam, und sich auf das Haupt Fabians niederließ, und daß dies Wunder alle Stimmen zu seinen Gunsten vereinigte, obgleich Niemand vorher das Auge auf ihn geworfen hatte, weil er ein Laie und Fremder war. Ein solcher Eintritt in die Regierung der ersten unter den Kirchen war ohne Zweifel von merkwürdigen Ereignissen begleitet, aber die Geschichte schweigt davon. Wir wissen von dem hl. Fabian nur folgendes: Er regierte die Kirche 16 Jahre lang, schickte den heil. Dionys mit anderen Missionären nach Gallien und verdammte den Bischof Privatus von Lambese, welcher eine neue Ketzerei in Afrika ausbreitete. Wir erfahren vom hl. Cyprian und Hieronymus, daß er im Jahre 250 unter der Verfolgung des Decius sein Leben durch das Martyrtum beschloß. Der erste nennt ihn einen unvergleichlichen Mann, in einem Briefe an seinen Nachfolger, den hl. Papst Cornelius, und sagt, daß der Ruhm seines Todes der Reinheit und Heiligkeit seines Lebens vollkommen entsprochen habe.

Die Heiligen setzten sich in allen Stücken kein anderes Ziel vor, als Gott und die Erfüllung seines heiligen Willens, und darum schwankten die Martyrer nicht, ihr Blut zu vergießen. Wenn wir sie nicht nachahmen können, so sollen wir durch die Inbrunst unseres Gebetes wenigstens nach Gott seufzen. Die Verheißungen, die er uns gemacht, uns zu erhören, sagt ein hl. Vater, sind der Beweis seines Verlangens, sich uns zu geben. Wenn ihr meine Christen etwas besser findet als ihn, so verlanget es, aber wisset, daß, wenn ihr etwas anderes als ihn verlanget, ihr ihn beleidigt und euch selbst schadet durch den unwürdigen Vorzug, den ihr dem Geschöpfe vor dem Schöpfer gebet. Ihr müßt also, wenn ihr betet, in den Geist und die Gesinnungen der Liebe eingehen, mit welchen der königliche Prophet ausrief: „Herr, du bist mein Anteil; mögen andere den ihrigen unter den Geschöpfen suchen, was mich betrifft, so will ich nichts anderes als dich, ja mein Gott, du allein bist es, den ich zu meinem einzigen Erbteil auserkoren habe."

Der heilige Sebastian.

Martyrer. — Jahr 288.

Zu Narbonne in Gallien wurde der heilige Sebastian geboren, aber zu Mailand, wo seine Familie ursprünglich herstammte, erzogen, und zeigte sich von Jugend an als eifriger Schüler, Jesu Christi. So große Abneigung er auch gegen den Kriegerstand hatte, so ging er doch im Jahre 283 nach Rom, und trat in die Heere des Kaisers Carinus ein. Sein eigentliches Absehen dabei war, den Bekennern und Martyrern

bei ihrem Leiden besser beistehen zu können. Die Gelegenheit, seinen Eifer zu bethätigen, ließ nicht auf sich warten. Marcus und Marcellianus, beide um des Glaubens willen zum Tode verurteilt, ließen sich durch die Thränen ihrer Eltern und Freunde erweichen und schienen beinahe unentschlossen, was sie thun sollten. Sebastian, durch die Gefahr, in welcher sie schwebten, beunruhigt, eilt zu ihrem Beistand herbei und belebt ihren Mut, durch eine feurige Rede wieder, wovon alle Anwesenden lebhaft gerührt wurden. Kaum hatte er zu sprechen aufgehört, als Zoe, die Frau des Nikostratus, welche seit 6 Jahren den Gebrauch der Sprache verloren hatte, sich ihm zu Füßen warf und ihm durch Zeichen zu erkennen gab, was sie wünsche. Der Heilige hatte nicht sobald das Zeichen des Kreuzes über ihren Mund gemacht, als sie sehr deutlich zu sprechen anfing. Zoe, voll Dankbarkeit, bekehrte sich mit ihrem Gatten, dem ersten Gerichtsbeamten der Präfektur. Auf ihre Bekehrung folgte die der Eltern des Marcus und Marcellianus, des Kerkermeisters Claudius und 16 andern Personen. Nikostratus, durch sein Amt mit der Hut der Gefangenen beauftragt, führte sie in sein Haus, wo sie durch den heil. Priester Polikarp unterrichtet und getauft wurden.

Inzwischen erfuhr der Präfekt von Rom, Chromatius, daß Tranquillinus, der Vater des Marcus und Marcellianus, durch Annahme der Taufe von der Gicht geheilt worden sei. Da er von derselben Krankheit grausam geplagt wurde, beschloß er, sich in der christl. Religon unterrichten zu lassen, um dasselbe Heilmittel zu erproben. Sebastian begab sich in sein Haus, erteilte ihm den nötigen Unterricht, heilte ihn sodann und taufte ihn mit seinem Sohne Tiburtius. Der Präfekt, erstaunt über das Wunder, das soeben an ihm gewirkt worden war, gab Befehl, die neu bekehrten Gefangenen loszulassen; nachher ließ er seine Sklaven frei und legte sein Amt nieder.

Als Clarinus kurz nachher, im Jahre 282, in Illyrien umgekommen war, erhielt er Diocletian zum Nachfolger, der das Jahr darauf den Maximinianus Herkules zum Mitregenten annahm. Obgleich dieser Fürst keine neuen Edikte gegen die Christen erlassen hatte, so setzten die Magistrate Roms doch die Verfolgung fort. Nach seiner Ankunft zu Rom erfüllte ihn der Mut und die Tugend Sebastians mit Bewunderung, dessen Religion er noch nicht kannte. Er wollte ihn an seine Person fesseln und wählte ihn deshalb zum Hauptmann einer Kompagnie der prätorianischen Garde, damals eine sehr ansehnliche Stellung. Als er in den Orient ging, bewies sein Amtsgenosse, der im Abendlande blieb, dem Heiligen ebenfalls eine ganz besondere Achtung.

Um dieselbe Zeit bat Chromatius den Kaiser um Erlaubnis, sich aufs Land zurückziehen zu dürfen, was ihm bewilligt wurde. Er nahm mehrere Neubekehrte dahin mit. Nun handelte es sich darum, jemand zu finden, der sie begleiten und ihren Unterricht vollenden könne. Man warf die Augen auf Sebastian und den Priester Polykarp; aber man wußte nicht, welchen man wählen sollte, weil beide Heilige zu Rom bleiben wollten, wo sie mehr Hoffnung hatten, ihr Blut für Jesus Christus zu vergießen. Bei der Unmöglichkeit, diesem durch einen heiligen Eifer veranlaßten Wettstreit ein Ende zu machen, wandte man sich an den Papst Cajus. Dieser große Mann entschied für Sebastian, der durch seine Stellung die Kirche eher verteidigen konnte. Es wäre zu wünschen, sagt der hl. Augustin, daß man unter den Dienern Christi einen ähnlichen Wettstreit wieder aufleben sähe.

Marter des hl. Sebastian.

Da im Jahre 286 das Feuer der Verfolgung heftiger als jemals entbrannte, so verbarg sich der Papst mit den übrigen Gläubigen im Palaste des Kaisers selbst. Sie befanden sich in der Wohnung eines Hofbeamten, der für die Religion, die er bekannte, voll Eifer war. Zoe wurde zuerst festgenommen, weil sie am Feste der Apostel am Grabe des hl. Petrus betete. Man hing sie an den Füßen über ein Feuer auf, dessen Rauch sie erstickte. Tranquillinus, der sich schämte, weniger Mut zu zeigen, als ein Weib, ging hin, um auf dem Grabe des hl. Paulus zu beten, wo der Pöbel ihn angriff und steinigte. Nikostratus, Claudius, Castro und Niklorinus wurden ebenfalls ergriffen; man legte sie dreimal auf die Folter und warf sie dann ins Meer. Tiburtius, von einem falschen Bruder verraten, wurde enthauptet. Castulus von demselben Verräter entdeckt, wurde dreimal auf die Folter gespannt und dann lebendig begraben. Marcus und Marcellianus nagelte man mit

den Füßen an einen Pfahl und ließ sie 24 Stunden in diesem Zustande. Da sie nicht starben, wurden sie mit Lanzenstichen getötet.

Sebastian, der so viel Martyrer zum Himmel geschickt hatte, seufzte nach dem Augenblicke, sich mit ihnen zu vereinigen. Seine Wünsche wurden bald erhört. Der Kaiser, davon unterrichtet, daß er ein Christ sei, ließ ihn vor sich kommen und warf ihm die Undankbarkeit vor, womit er seine Wohlthaten bezahlt habe. Hierauf gab er ihn in die Hände einiger maritanischen Bogenschützen, welche ihn mit ihren Pfeilen durchbohrten und für tot auf dem Platze ließen. Als Irene, die Witwe des heil. Martyrers Castulus, herbei kam, um ihn zu beerdigen, fand sie ihn noch am Leben und ließ ihn insgeheim in ihr Haus bringen, wo er bald darauf seine vollständige Gesundheit wieder erlangte. Anstatt sich zu verbergen, wie die Christen ihn aufforderten, stellte sich Sebastian eines Tages auf die Treppe, wo der Kaiser auf seinem Weg in den Tempel vorbeigehen mußte. Als er in seiner Nähe war, redete er ihn an und stellte ihm die Ungerechtigkeit seines Vorurteils gegen die Christen nachdrücklich vor, welche sich eine Pflicht daraus machten, für die Wohlfahrt seines Reiches zu beten und ihm eine unverletzte Treue zu bewahren. Diocletian staunte über diese Freiheit, noch mehr aber, als er Sebastian erkannte, den er für tot geglaubt hatte. Er ließ ihn von neuem festnehmen und in den Zirkus neben seinem Palaste führen, wo er mit Prügeln totgeschlagen und sodann in die große Cloake geworfen wurde, die sich am Ende des Zirkus befand. Damit aber die Soldaten der prätorianischen Garde, welche ihren ehemaligen Offizier schätzten und liebten, keine Unruhe erregten, ließ man bekannt machen, daß Sebastian bloß wegen seiner Anhänglichkeit an die christliche Religion hingerichtet worden sei. Es ist wahrscheinlich, daß unser Heiliger die Martyrerkrone am 19. oder 20. Januar 288 erhielt. Er ist stets als einer der ausgezeichnetsten Martyrer der abendländischen Kirche verehrt worden. Eine christliche Dame, namens Lucina, ließ den Leib des Sebastian heimlich aus der Cloake, wohin die Götzendiener ihn geworfen, herausziehen und beim Eingang in einen unterirdischen Gottesacker zu den Füßen der heiligen Apostel Petrus und Paulus beerdigen. Die Christen giengen, ohne daß die Ungläubigen etwas davon wußten, zu seinem Grabe, um darauf wie auf jenem der Apostel zu beten. Dieser Gottesacker, ehemals der kalixtinische genannt, heißt seit lange die Katakombe des hl Sebastian. Die Kirche unseres Heiligen, von dem Papste Damasus am Eingange in diese Katakombe erbaut, die man von Zeit zu Zeit wieder herstellen ließ, gehört zu denjenigen, welche man in Rom besucht, um daselbst eine Andacht zu verrichten. Der hl. Sebastian wird besonders gegen die Pest angerufen. Mehrere Städte und Länder verdankten seiner mächtigen Fürbitte bei Gott Befreiung von dieser Geißel, besonders empfand man die Wirkung davon zu Rom im Jahr 680, zu Mailand im Jahr 1574 und zu Lissabon im Jahr 1599.

21. Januar.

Die heilige Agnes,

Jungfrau und Martyrin.

Anfang des 4. Jahrhunderts.

Die Religion vereinigt Anmut und Stärke in einem Grade, wie keine andere menschliche Einrichtung Wenige Dinge geben uns einen deutlicheren Begriff davon, als das glorreiche Leben der heiligen Agnes, eines demütigen Kindes, von welchem gewiß kein weltlicher Geschichtschreiber Erwähnung gethan hätte. In einem Alter, wo das junge Mädchen nur Lachen und Freude kennt, opfert Agnes die gewöhnlichen Vergnügen des Lebens, um einem schmerzhaften Martertode zu trotzen, und ihr Herz erhob sich bloß durch die Macht der Liebe Gottes zu einer Stärke der Gesinnung und Handlungsweise, zu welcher der geübteste Mut des Mannes selten gelangt. Darum hat auch ihr Ruhm die Welt erfüllt und Jahrhunderte überdauert, getragen von der Hochachtung und Liebe christlicher Völker. Jedes Jahr beten am 21. Januar 200 000 Priester im Namen der ganzen Kirche zu ihr, zollen ihr im Namen von 200 Millionen Menschen ihre Verehrung, betrachten sie als ein ruhmreiches Vorbild und rufen sie als Beschützerin an. Sonderbarer Widerspruch, der aber in seiner Weise den höheren Ursprung und die Erhabenheit der christlichen Religion bezeugt! Gerade zur Zeit, als Agnes den Martyrtod erlitt, griff ein Kaiser, welcher der halben Welt gebot und das gewaltige Schwert Roms in Händen hielt, unter dessen Streichen alle Thronen gefallen waren, mit äußerster Macht den schwachen Baum des Kreuzes an, den nach menschlicher Berechnung neue Verfolgungen erschüttert hatten und der nun — man zweifelte nicht daran — aufhören sollte, zu wachsen und mit seinem Schatten die alten Götter des Reichs

zu verdunkeln. Er benahm sich in der That so, als ob er das ganze Christentum vernichten wollte und glaubte so stark an die Dauer und die Größe seines Sieges, daß er eine Denkmünze prägen ließ, welche der Nachwelt verkünden sollte, daß es einst Christen gegeben habe. Und wenige Jahre nachher — war die Kirche feierlich anerkannt und ihr Oberhaupt nahm in Rom eine so erhabene Stellung ein, daß die Cäsaren vor ihm nach Byzanz zurückwichen. Was aus dem Staube dieses für die Zukunft so bedachten und umsichtigen Kaisers geworden — niemand weiß es; er wurde vom Winde verweht, ohne daß die Geschichte darauf achtete. Die Kirche dagegen rettet ihre demütigsten Kinder vor der Vergessenheit, indem sie dieselben an ihrer Herrlichkeit Teil nehmen läßt, und stellt uns ihr Leben dar zu ihrer Ehre und zu unserer Erbauung.

Gewichtige und ziemlich bestimmte Zeugnisse machen es glaublich, daß die hl. Agnes in der zehnten Verfolgung unter Diocletian, d. h. in den ersten Jahren des 4. Jahrhunderts den Martertod erlitt. Es ist überdies ausgemacht, daß sie im dreizehnten Jahre starb, und daß ihre Geburt in das Jahr 290 oder 292 fällt. Ihre Eltern waren von hohem Range, aber noch mehr durch Frömmigkeit ausgezeichnet. Ihr Name scheint nicht ohne geheime Beziehung gewählt zu sein, denn er bedeutet im Griechischen „Keuschheit" und in der lateinischen Sprache „Lamm." Und in der That, sie hatte alles an sich, was ihr Name bezeichnet, den Ruhm der Keuschheit und die Unschuld des Lammes. Sie lebte, litt und starb zu Rom und wurde, wie der Dichter Prudentius sagt, der sie besungen, ganz nahe bei Rom begraben.

Agnes hatte schon im zarten Alter einen ernsten Sinn; ihr Leib war schwächlich, aber ihre Seele stark und ihre Schönheit ebenso groß als der Adel ihrer Gesinnung und ihr hoher Glaube. Als sie eines Tages aus der Schule heimgieng, wurde der Sohn des Stadtpräfekten zu Rom bei ihrem Anblicke von ihrer Anmut und jugendlichen Schönheit betroffen, und verlangte sie von ihren Eltern zur Ehe. Unermeßliche Reichtümer, Landhäuser, zahlreiche Dienerschaft, kostbare Juwelen, alle Annehmlichkeit des Lebens der Patrizier — kurz alles, was gewöhnlich einem schwachen Weiberherzen gefällt, versprach er ihr und noch mehr; aber Agnes gab ihm zur Antwort, sie sei schon an einen bessern und edlern Bräutigam verlobt, der köstlichere Schätze besitze, reizender sei von Gestalt und zärtlicher in Worten. „Seine Mutter ist eine Jungfrau," fuhr sie fort, „die Engel dienen ihm, die Himmel betrachten ihn mit Bewunderung, mit dem Finger heilt er die Kranken, auf seinen Wink stehen die Todten wieder auf; ihm ergebe ich mich ohne Vorbehalt und ihm bewahre ich meine Treue.

Ihn lieben heißt die Keuschheit bewahren. Man weiß, daß damals bei den Sitten des Reichs und den Gesetzen, welche die Ungleichheit in der Ehe sanctionierten, indem sie Gewalt und Knechtschaft selbst am häuslichen Herd geltend machten, junge Christinnen nicht leicht den Gebräuchen des Götzendienstes und der Sittenverderbnis entgehen konnten, wenn sie nicht vollkommene Herren ihrer selbst blieben.

Da überdies die alte Welt in Weichlichkeit und sinnliche Ausschweifungen versunken war, so mußte man durch den Anblick erhabener Tugenden das sittliche Gefühl wieder lebhaft aufwecken und je stärker die sittliche Gefahr war, um so allgemeiner mußte eine Art von Heldenmut werden, dessen wirkende Ursachen die Heiden in sich nicht finden konnten. Die losgebrochene Wut der Verfolgung verlieh die Kraft und Lebendigkeit eines Glaubens, der den Qualen des Todes trotzte, das lange, schmerzliche Schauspiel, in welchen man auf Befehl des Kaisers das Blut der Christen von einem Ende des Reichs zum andern in Strömen fließen sah. — Alles dies mußte einen tiefen Eindruck auf die Gemüter machen und sie den

Die heilige Agnes.

irdischen Freuden und Eitelkeiten entfremden, um sie für die ewigen Genüsse der andern Welt empfänglich zu machen. Daher zeigt uns auch die Kirchengeschichte zu dieser Zeit oft die Erbinnen eines großen Namens und Vermögens, wenn sie Christen geworden, mehr damit beschäftigt, ihre Seelen zu schmücken als die Reize ihres Gesichtes zu erhöhen; als Bräute des Himmels wie die heil. Agnes, denken sie mit keuschen Liebesseufzern nur an Jesus Christus, ihren himmlischen Bräutigam.

In einer Zeit und unter einem Volke, wo schon der Name „Christ" ein Verbrechen war, konnte man Agnes leicht der Gerechtigkeit in die Hände liefern, und man schmeichelte sich, den Mut dieses Kinderherzens durch die öffentlichen Formen eines Prozesses besser brechen zu können, da man durch eine einfache und vertrauliche Mitteilung den Zweck nicht erreicht hatte. Der Präfekt Simphronius nahm die Sache seines Sohnes in die Hand und gab Befehl, Agnes vor sein Tribunal zu führen. Da er sie so jung und zart gebildet sah, wandte er abwechselnd Schmeichelworte und Drohungen an; allein sie zeigte sich über alles erhaben, wies die Schmeicheleien zurück und war für keine Furcht empfänglich. Er forderte ihre Eltern auf, diesen Trotz zu bändigen, und weil er sie wegen ihrer Geburt nicht gerade dazu nötigen konnte, so suchte er sie durch Anklage, daß sie Christen seien, dafür zu stimmen. Uebrigens rechnete er darauf, daß eine reifliche Ueberlegung allen Widerstand niederschlagen müsse. Aber als er am andern Morgen Agnes vorführen ließ, fand er sie wie den Abend zuvor fest und unerschütterlich in ihrem Entschlusse. In einem Alter, wo andere Kinder über einen Nadelstich weinen und den zornigen Blick des Vaters nicht aushalten, sah und hörte Agnes, ohne zu beben und zu erblassen, die blutigen Hände und die schreckliche Stimme der Henker, die schweren Ketten, die furchtbaren Drohungen, das gezückte Schwert und alle Werkzeuge und Anstalten zur Hinrichtung. „Ich sehe wohl ein," sagte Simphronius, „daß man deine Thorheit nicht besiegen und dich für vernünftigen Rat empfänglich machen kann, so lange du unter dem Zauber des christl. Aberglaubens stehst. Man wird dich jetzt zu den Altären der erhabenen Vesta führen, und wenn du als Jungfrau leben willst, so werden deine Tage und Nächte zur Ehre der Göttin verfließen mitten unter den Ceremonien ihres Dienstes." Das junge Mädchen antwortete mit der Fülle der Weisheit, die Jesus Christus jedem Christen versprochen hat, der um des Glaubens willen angeklagt ist und ihn verteidigen muß: „Wenn ich deinen Sohn verschmäht habe, der doch wenigstens mit Vernunft begabt ist und seine Sinne besitzt, der sieht, hört, gehen kann und sich des Lebens erfreut, wie kann ich stumme und taube Götter verehren und mein Haupt vor leblosen Steinen neigen." — „Ich halte es deiner unerfahrenen Jugend zu gut," sprach Simphronius, „sonst würde ich die verletzte Ehre meiner Götter strenge an dir rächen." — „Habe kein Mitleid mit meiner Jugend, ich kann dir dafür nicht danken. Der Glaube kommt aus dem Herzen, nicht von den Jahren. Gott sieht nicht das Alter an, sondern die Unschuld des Gewissens. Deine Götter, mit deren Zorn du mich verschonen willst — laß sie immerhin zornig werden: sie sollen selbst sprechen und mir den Befehl geben, sie zu verehren. Uebrigens strebst du nach einem Ziele, das du nicht erreichen wirst, thue, wie du es für gut findest." Nun schritt man zu strengen Maßregeln; man belastete das mutige Kind mit Ketten, aber dieselben paßten nicht für ihre zarten Glieder und entschlüpften ihren Händen. Ihr zartes Alter, das sie hätte entschuldigen müssen, wenn sie unter der Wucht des Schmerzes und der Furcht unterlegen wäre, hinderte sie nicht, der Welt das Beispiel des männlichen Heldenmutes zu geben. Ohne die Miene oder die Sprache zu verändern, bot sie ihren Leib den Martern dar und man konnte wohl einsehen, daß ein höherer Beistand sie unterstützte, den Schmerz wie die Schmeicheleien zu besiegen. Man schleppte sie zu den Götzen hin, um sie zu zwingen, ihnen Weihrauch zu opfern, aber sie bekannte feierlich ihren Glauben an Jesus Christus. Nun gedachte der Präfekt, um sich in seiner Art an der unerschrockenen edlen Jungfrau zu rächen, dieselbe der niedrigsten Beschimpfung preiszugeben und sie der Leidenschaft ausgelassener Jünglinge als Beute zu überlassen. „Wenn es dir leicht ist, den Schmerzen Trotz zu bieten," sagte er, „und wenn du dein Leben nicht anschlägst, so siehst du wenigstens die Tugend als einen Schatz an. Wohlan, wähle: entweder opferst du der Göttin Vesta, oder ich gebe dich der Schande preis an einem Orte, wo dir die Zauberformeln der Christen nichts helfen werden." Agnes, von demjenigen begeistert, der die Zungen der Kinder beredt macht, gab zur Antwort: „Wenn du wüßtest, wer mein Gott ist, würdest du nicht so sprechen. Ich, die die Kraft Christi kennt, habe für deine Drohungen nur das Stillschweigen der Verachtung und weiß bestimmt, daß ich den Göttern nicht opfern und der Frechheit, der Unverschämtheit entgehen werde. Jesus Christus ist zu sehr für diejenigen besorgt, die ihm angehören, als daß er sie in solchen Gefahren verlassen könnte. Ich habe den Engel Gottes zum Schutze, eines Gottes, der nicht aus stummem Erze ist oder aus unempfindlichem Marmor, sondern der den Himmel bewohnt und mich von da aus bewacht und beschützt. Du kannst mir das Leben nehmen, aber mich nicht schänden." Simphronius, vor Wut außer sich, gab Befehl, sein Urteil zu vollstrecken und der christlichen Jungfrau die Kleider zu nehmen. Sogar das Volk war darüber betrübt, sagt der Dichter Prudentius, und entfernte sich mit abgewandtem Gesicht. Aber sie wurde gegen die frechen Blicke wunderbar geschützt durch die Haare ihres Hauptes, die auf einmal so lang und so dicht zu wachsen schienen, daß sie ihren ganzen Körper wie ein Kleid umflossen. Andere berichten, die zarte Jungfrau sei von einem Lichtglanze umgeben gewesen, den das Auge nicht ertragen konnte. Aber dieses wunderbare Licht machte keinen Eindruck auf einen Jüngling, welcher durch unerwartetes Hinschauen demselben widerstehen zu können glaubte. Da fiel er wie von einem Blitzstrahl getroffen zu Boden, geblendet von dem Flammenstrahl und war fast tot. Seine Gefährten hoben ihn voll Entsetzen auf, während die Heilige das Lob Gottes wiederholte und dem Himmel Dank sagte, der sie so gnädig vor der Schmach beschützte. Die

Einen sahen sie als eine Zauberin an, Andere als eine Gottlose, Mehrere aber nannten sie unschuldig u. fromm. Man bat sie um ihr Gebet für den Frevler, den sie auch wirklich heilte. Alte Zeugnisse besagen sogar, daß sie ihm die Augen der Seele öffnete und ihn zum Glauben bekehrte, während sie ihm die Gesundheit und das Augenlicht wieder gab. So handelten übrigens alle Jünger des Gekreuzigten, indem sie für jene beteten, über deren Unbill sie sich zu beklagen hatten, und ihnen für die Qualen des Leibes und den zeitlichen Tod, den sie durch sie erlitten, das geistliche Leben und die reinen Freuden desselben mitteilen. Wie dem auch sein mag, der erste Triumph der hl. Agnes bestand darin, daß sie ihr Teuerstes auf der Welt rettete und der Schmach entgieng; die Palme des Martyrertods durch einen gewaltsamen Tod war ihr zweiter Sieg. Denn ergrimmt, daß er ein Kind weder durch Ueberredung noch durch Mißhandlung besiegen konnte, überdies ängstlich besorgt, das Ansehen der kaiserl. Gewalt und des öffentlichen Kultus aufrecht zu erhalten, beschloß der strenge römische Richter zum Aeußersten zu schreiten und gegen ein Mädchen von 13 Jahren die Todesstrafe auszusprechen, das die Götter und das Gesetz des Staates zu verachten wagte. Agnes jauchzte vor Freude, als sie den Henker mit dem Schwerte in der Hand herankommen sah. „Wohlan", rief sie, „ich ziehe diesen harten und unerbittlichen Gast den Liebkosungen eines zierlichen und von Wohlgerüchen duftenden Jünglings vor. Das ist wenigstens ein Liebhaber, wie er mir gefällt; ich will ihm entgegengehen, damit meine Wünsche um so bälder erhört werden, und werde mit freudigem Herzen den Tod empfangen, der mich mit Jesu vereinigen und zu ihm in den Himmel bringen wird." Sie lief auf die Richtstätte freudiger und schneller, wie der hl. Ambrosius sagt, als eine andere in ihre Hochzeitskammer, sie ging nicht wie zum Tode, sondern zur Unsterblichkeit, nicht mit Kleinodien und verwelkenden Blumen geschmückt, sondern mit ihrer Tugend und einem übernatürlichen Glanze, der von Jesus Christus kam. Während alle weinten, vergoß sie keine Thräne: alle hatten gewünscht, indem sie auf ihre Jugend sahen, daß sie nachgeben möchte, der Henker selbst fühlte Mitleid und suchte den Entschluß der edelmütigen Jungfrau bald durch Drohungen, bald durch schmeichelhafte Versprechungen wankend zu machen. „Es heißt meinen Herrn beleidigen," gab sie zur Antwort, „wenn man glaubt, daß ich mich von ihm wende. Möge ein Leib zu Grunde gehen, der andern gefallen kann als ihm!" Sodann ließ sie sich zum Gebet nieder, und als das Schwert erhoben wurde, neigte sie voll Andacht das Haupt, um die Wunde des Heils zu empfangen, welche das zeitliche Leben nimmt und dafür das ewige erteilt. Mit einem Schlage fiel ihr Haupt vom Rumpfe. Nachdem uns der Dichter Prudentius mit der Treue eines Gerichtsschreibers das Leben und den Tod der hl. Agnes berichtet hat, zeigt er sie uns, wie sich durch ihren Sieg den Himmel öffnet und im Triumphe einzieht: „Ihre Seele," sagt er „erschwingt sich rein und frei und fliegt dem Himmel zu, von Engeln geleitet und einem Lichtstrahl hinter sich. Sie sieht den Erdball unter ihren Füßen und betrachtet von der Höhe die Finsternis, in der wir leben; alles was die Sonne auf ihrem Wege erleuchtet, was die Welt erhält, alles was im Sturme des menschlichen Lebens die Zeit zerstört, betrachtet sie mit verächtlichem Blicke; die Könige und Herrscher der Völker, Macht und Würden, die Pracht der Ehren mit dem stolzen Dünkel, der sich davon nährt, die Herrschaft des Goldes und Silbers, wornach alle eifrig trachten und durch Verbrechen darum kämpfen, die glänzenden Paläste, den Reichtum der Kleider, den Zorn, die Furcht, die glühenden Wünsche, die gefürchteten Gefahren, den langen Kummer und die kurzen Freuden, den Neid, der jedes Verdienst zu schwärzen sucht, endlich das traurigste aller Unglücke, den häßlichen Götzendienst, der weithin seine verpesteten Dünste verbreitet — all' das tritt die edle Jungfrau nun mit Füßen, während Gott ihr zwei Kronen auf die Stirne drückt, die eine für ihre Reinheit, die andere für ihr Martyrtum."

Die Eltern der hl. Agnes, einer solchen Tochter würdig, wurden durch ihren Tod nicht betrübt, sondern trugen ihren Leib freudig hinweg und begruben ihn auf einem Landgute, das ihnen gehörte, bei dem viminalischen Thore. Als die Christen sich daselbst versammelten, fielen die Götzendiener über sie her und trieben sie in die Flucht, nachdem sie mehrere verwundet hatten; Emerentia, eine junge Freundin der hl. Agnes, ihre Milchschwester, kam dabei ums Leben, weil sie den Angreifenden die Abgeschmacktheit ihrer Religion und ihre Grausamkeit vorzuwerfen wagte. Sie wurde gesteinigt, und da sie noch nicht getauft war, so erlangte sie durch ihr für den Glauben vergossenes Blut das ewige Leben. Trotz des Hasses und der Verfolgung der Götzendiener scheuten sich die Eltern der hl. Agnes nicht, beständig an ihrem Grabe zu wachen. Als sie einst daselbst bei Nacht im Gebet lagen, erschien ihnen die Heilige. Ueber Agnes stand ein schneeweißes Lamm. Sie beruhigte ihre erschreckten Eltern und Freunde und sprach: „Trauert nicht über meinen Tod, freuet euch vielmehr! Ich und meine Gefährten bewohnen einen Lichtpalast und ich bin im Himmel mit demjenigen verbunden, den ich auf Erden von ganzem Herzen geliebt habe." Diese Erscheinung zog eine Menge Volkes zum Grabe der hl. Agnes. Sogar die Heiden gingen dahin, teils aus Neugierde, teils in der Hoffnung, daselbst wie die Christen Heilung von ihren Leiden zu finden. Eine Tochter Constantius, noch Heidin und seit langer Zeit von grausamen Schmerzen geplagt, ging ebenfalls nicht ohne Zutrauen zu diesem wunderthätigen Grab. Während ihres Gebetes überfiel sie der Schlaf, und sie glaubte im Traume die mitleidige Jungfrau zu sehen, die zu ihr sagte: „Fasse Mut und glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes, der dich von deiner Plage heilen wird." Bei ihrem Erwachen fühlte sie sich geheilt. Voll Dankbarkeit darüber erlangte die Prinzessin von dem Kaiser, ihrem Vater, die Erlaubnis, auf dieser Stelle eine herrliche Kirche zu Ehren der hl. Agnes bauen zu dürfen. Sie wurde daselbst mit ihrer Tante Constantia getauft und wollte auch daselbst ihr Grab haben. — Diese Kirche enthält das Grabmal mit den Gebeinen der hl. Agnes. Mehrere Päpste ließen dieselbe auf verschiedene Weise ausschmücken.

So ließ der Papst Honorius I. das Innere der Grabkirche mit Mosaik bekleiden, das Grabmal der Heiligen mit Arbeiten aus getriebenem Gold und Silber verzieren und dasselbe mit einer großen Kuppel aus Erz bedecken. Unter Paul V. wurden ihre kostbaren Ueberreste untersucht und man erkannte daran ohne Mühe die Gebeine eines Mädchens von dem Alter, in welchem Agnes den Martyrtod erlitten haben soll. Sie wurden in ein silbernes Kästchen gelegt, welches 5000 Thaler wert war. Papst Paul V., der dies reiche Geschenk machte, ließ ihr auch einen sehr schönen marmornen Altar aufrichten, auf welchem er selbst in der ganzen Pracht des päpstlichen Ornats das heilige Meßopfer feierte. Außer dieser Kirche am Wege nach Nomentum gibt es in Rom auch noch eine andere dieser Heiligen geweihte Kirche auf dem Platz Novona, wo der Sage nach die unschuldige Jungfrau den unzüchtigen Blicken der rohen Jugend von dem Präfekt Symphronius ausgesetzt wurde. — Der Martertod der Heiligen fiel auf den 21. Januar, wie man zu glauben berechtigt ist, weil ihr Fest seit dem vierten Jahrhundert an diesem Tage gefeiert wird.

Martertod der heiligen Agnes.

Der heilige Fruktuosus,

Bischof von Tarragona und seine Gefährten. Martyrer.

Als das Feuer der Verfolgung unter der Regierung des Valerian und Galienus wieder aufflammte, wurde Fruktuosus, Bischof von Tarragona, in seinem Hause mit den Diakonen Augurus und Eulogius am Sonntag den 16. Januar 259 von Soldaten festgenommen. Der hl. Bischof hatte sich eben auf ein Bett gelegt, um ein wenig auszuruhen. Und als das Geräusch, welches die Soldaten an der Thüre seiner Wohnung machten, ihn aufweckte, stand er schnell auf und ging ihnen entgegen. Man warf ihn mit den beiden Diakonen in ein finsteres Gefängnis, wo er einen Katechumenen, Namens Rogatianus, taufte. Er tröstete die Gläubigen, welche kamen und sich in sein Gebet empfahlen, und entließ sie mit seinem Segen. Am Freitag dem 6. Tag ihrer Einkerkerung, ließ der Statthalter Aemilian sie vor sich kommen, und fragte zuerst Fruktuosus, ob er das letzte Edikt der Kaiser kenne. „Ich kenne es nicht," versetzte der Heilige, „aber auf jeden Fall erkläre ich, daß ich ein Christ bin." — „Die Kaiser befehlen, daß ihre Unterthanen den Göttern opfern." — „Ich bete einen Gott an, der Himmel und Erde erschaffen, und Alles, was darin enthalten ist." — „Weißt du nicht, daß es Götter gibt?" — „Ich weiß nichts davon." — „Nun, man wird dir's schon lehren." — Da hob der Heilige die Augen zum Himmel und fing zu beten an. — Hierauf wendete sich der Statthalter gegen Augurus und riet ihm, sich nicht darnach zu richten, was Fruktuosus soeben gesagt habe. Allein der Diakon antwortete ihm kurz, daß er ebenfalls den allmächtigen Gott anbete. Als endlich Aemilian den Eulogus fragte, ob er nicht auch den Fruktuosus anbete, erhielt er die Antwort: „Ich bete meinen Bischof nicht an, sondern den Gott, welchen mein Bischof anbetet." — „Du bist also Bischof?" sagte Aemilian zu Fruktuosus. „Ja, ich bin es," erwiderte der Heilige. — „Sage vielmehr, du seist es gewesen." Bei diesen Worten merkte Fruktuosus wohl, daß es an sein Leben gehe. Auch wurden die drei Bekenner wirklich verurteilt, lebendig verbrannt zu werden. — Selbst die Heiden konnten ihre Thränen nicht zurückhalten, als sie ihn zum Amphitheater führen sahen, denn sie liebten Fruktuosus wegen seiner seltenen Tugenden. Als einige Christen ihrem Bischofe auf dem Weg ein Glas Wasser und Wein darboten zu seiner Stärkung, schlug er es aus mit den Worten, es sei noch nicht Zeit, die Fasten zu brechen, erst, wenn er bei den Patriarchen und Propheten im Himmel sein werde. — Als ihn auf dem Richtplatze Martial beschwor, einige Worte des Trostes an seine bekümmerte Kirche zu richten, sprach er: „Meine Brüder, der Herr wird euch nicht ohne Hirten lassen, denn er bleibt seinem Versprechen getreu. Betrübt euch nicht über mein Schicksal, eine Stunde

des Leidens ist bald vorbei." Unterdes band man die drei Heiligen an den Pfahl und zündete den Holzstoß an, aber die Flammen schienen anfangs vor ihnen zurückzuweichen, und als die Stricke, welche ihre Hände banden, verzehrt waren, hoben sie die Hände betend zum Himmel empor und gaben ihre Seele Gott zurück, ehe das Feuer ihren Leib beschädigt hatte. In der folgenden Nacht nahmen die Christen die halbverbrannten Leiber der Martyrer vom Amphitheater weg, und verteilten die köstlichen Reste unter sich, aber auf eine Weisung des Himmels brachte jeder zurück, was er genommen, und die Reliquien der Streiter Christi wurden in Ein Grab gelegt.

Der heilige Meinrad.

Einsiedler. Jahr 861.

Zweitausend siebenhundert Fuß über der Meeresfläche, auf sanfter Anhöhe über dem gleichgenannten Flecken erhebt sich die große und prachtvolle Benediktiner-Abtei Einsiedeln. Am jenseitigen Saum der Gebirge, welche das hohe Bergthal umschließen, nordwärts längs des Züricher-sees, hinauf in das schweizerische March, dann auf der andern Seite gegen den Vierwaldstätter See, hatte längst schon das Christentum festen Fuß gefaßt, als hier noch finsterer Wald den Thalgrund bis zu den Gebirgshöhen bedeckte. Um eben die Zeit, da Papst Leo III. Karl d. Großen als Imperator der abendländischen Christenheit begrüßte, gebar eine Gräfin von Sulgen ihrem Gemahl, Berthold v. Zollern, einen Sohn, dem die Eltern den Namen Meinrad gaben. Dieser wurde unter seinem mütterlichen Oheim Hatto, der in jenen Tagen ein Muster der Geistlichkeit und zugleich Bischof von Basel und Abt des nicht lange zuvor gestifteten Klosters Reichnau war, an dieser Bildungsstätte gelehrter und frommer Priester für die Kirche erzogen. Darauf stand er mit treuem Eifer einer kleinen Erziehungsanstalt von Geistlichen zu Oberballingen, unfern von Rapperswiel am Zürichersee, vor. Aber mitten in seinem segensreichen Wirken sehnte sich Meinrad nach gänzlicher Trennung von der Welt, um einzig Gott und dem Heil seiner Seele zu leben. Da er hiezu von den Obern die Erlaubnis erhalten, zog er sich auf einen kleinen Vorsprung des nahen Etzelberges zurück. Hier versah ihn eine gottesfürchtige Wittwe mit dem Wenigen, das er zur Lebensfristung bedurfte. Wie aber der Ruf seiner Frömmigkeit immer zahlreicheren Besuch hinzuführte, gedachte er an minder zugänglicher Stelle seinem Vorhaben zu leben, und zog sich von da hinab in den tiefen Wald, wo Hildegarde, Karl des Großen Urenkelin, des Frauenmünsters zu Zürich Stifterin und erste Aebtissin ihm eine Zelle und hölzerne Kapelle erbaute und das Bild der hl. Jungfrau schenkte, welches jetzt noch die Pilger zu vielen Tausenden dahinführt. Zwei gezähmte Raben waren die Gefährten seiner Einsamkeit, die durch den Besuch Reichenauischer Brüder und einzelner Pilger nur selten unterbrochen wurde. Im Jahr 861 erschlugen zwei Räuber den frommen Klausner, und die Sage erzählt, daß durch die beiden Raben, welche sogleich den Flug nach Zürich nahmen, die That sei entdeckt und an den Mördern gerächt worden. Darauf blieb die Zelle unbewohnt, die Stätte aber, an der Meinrad sein Leben geführt und beendigt hatte, im Andenken der um den Saum des Waldes wohnenden Menschen und wurde durch diese bisweilen besucht. Da hörte, wenige Jahre bevor Karls des Großen Geschlecht ausging, der Straßburgische Domherr Benno von dieser Einsamkeit, und längst geneigt, eine solche aufzusuchen, begab er sich mit einigen Gefährten dahin, um in gleicher Weise, wie Meinrad, dort zu leben. Erst wählte er sich die nahegelegene Anhöhe, die jetzt noch nach ihm Benau genannt wird, bald aber 44 Jahre nach der an Meinrad verübten Unthat, zog er tiefer hinab an die Stätte, wo dieser geweilt hatte; freudig überließen ihm die Grafen von Rapperswiel dieselbe. Aber nur sparsame Hilfe mochte in so hohem Bergthal der Boden bieten. Da erbat sich Benno von der Aebtissin zu Seckingen die liebliche Insel Ufenau im Zürichersee, noch heutzutage des Klosters Eigentum und pflanzte dort Fruchtbäume und was dort unter milderem Himmelsstrich zu einfacher Nahrung gedeihen mag. Zur bleibenden Stätte für Männer, die aus dem Treiben und den wandelbaren Dingen der Welt an einen Ort der Ruhe und Sammlung sich zurückziehen wollten, wurde St. Meinrads Zelle erst, nachdem der Straßburgische Domprobst Eberhard aus vornehmem Geschlechte in Franken, im J. 934 dahin sich begeben. Dieser verwendete, was ihm von väterlichem Gut zugefallen war, zum Bau einer Kirche zu U. L. F. Ehre, in welche er Meinrads Kapelle einschloß und für Brüder, die nach

Der heilige Meinrad.

St. Benedikts Regel leben sollten, eine Behausung daran einrichtete, welche Kaiser Otto durch einen Bestätigungsbrief v. J. 946 zu einem Kloster erklärte, dessen Bewohner er das Recht erteilte, ihren Abt sich wählen zu dürfen, und schon nach 2 Jahren der Stiftung solche Anerkennung widerfahren ließ, als wäre sie bereits eine mit Grund und Boden, Nutzungen und Rechten reich ausgestattete Abtei. Er mochte dies aber unbedenklich im Vertrauen auf die Gesinnungeu jener Zeit thun, unter welcher jeder von gläubigem Sinn gepflanzte Keim rasch zum lebenskräftigen Baum heranwuchs, und welche zur Förderung des Gegründeten ebenso freudig zusammenwirkte, als eine spätere zum Hemmen und Zerstören sich verbrüdert. Auch an Einsiedeln sollte jene Richtung der Zeit in Kurzem sich bewähren. Eberhard hatte mittlerweile seinen Bau vollendet, so daß er im September d. J. 948 den Bischof Konrad von Konstanz zu dessen Weihe einladen konnte. Dieser soll in der Nacht vor dem Weihungstage (14. Sept.) wunderliebliche Stimmen gehört, und am folgenden Tag, nachdem er sich unter langem Zaudern zur feierlichen Handlung in die Kirche begeben, in dem Wort: „Halt ein, Bruder, Gott selbst hat die Kapelle geweiht!“ über deren Bedeutung Aufschluß erhalten haben, so daß er die oberhirtliche Weihe nicht mehr vorzunehmen wagte. Merkwürdig ist immer, daß dieses nicht auf dunkler Sage beruht, sondern der Bischof selbst in seinem Buch „Von den geheimnisvollen Dingen“ den Hergang dieser himmlischen Einweihung erzählt, worüber er 16 Jahre später Papst Leo VIII. mündlichen Bericht erstattete, dieser hierauf unter Beratung vieler deutscher Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte von der vollkommenen Glaubwürdigkeit des Vernommenen überzeugt, denjenigen, die die Kirche besuchen würden, einen vollkommenen Ablaß erteilte, welchen nach einem halben Jahrhundert Pius II. bestätigte. Daher noch in heutiger Zeit am Feste der Kreuzerhöhung zu Einsiedeln das Fest der Engelweihe begangen wird, welches immer die Pilger zu Tausenden herbeizieht. Dazu kam noch ein Gnadenbild der allerseligsten Jungfrau, dessen Ursprung in Dunkel gehüllt ist, an welches sich aber fortwährend der Ruf besonderer Gebetserhörung knüpfte. So fehlte nichts, um St. Meinrads Zelle, die ihren Namen bald mit dem der Einsiedelei Unserer lieben Frauen vertauschte, in der Christenheit hochberühmt zu machen und ihr die Verehrung und Liebe der frommen Gläubigen bis auf den heutigen Tag zu sichern.

22. Januar.

Der heilige Vincenz,

Martyrer. — Jahr 304.

Der hl. Vincentius, einer der berühmtesten Martyrer Jesu Christi, wurde zu Saragossa in Spanien geboren. Nachdem Valerius, der Bischof dieser Stadt, denselben in der Kenntnis der hl. Wissenschaften und in den Grundsätzen der tiefsten Frömmigkeit hatte erziehen lassen, weihte er ihn zum Diakon und beauftragte ihn, obschon er noch sehr jung war, mit dem Amte, den Gläubigen das Brot des göttlichen Wortes zu spenden. Spanien hatte damals Dazian zum Statthalter, einen der grausamsten Christenverfolger. Im Jahr 303 gaben die Kaiser Diocletian und Maximian ein paar Edikte heraus, welche anfangs nur die Geistlichen angingen, aber das Jahr darauf gegen alle Gläubigen ohne Unterschied vollzogen wurden. Es scheint, daß der Statthalter vor diesen Edikten den Valerius und Vincentius festnehmen ließ; man folterte sie zuerst in Saragossa und führte sie sodann nach Valencia, wo

Tod des hl. Vincenz, Martyrer.

sie in ein schreckliches Gefängnis eingesperrt wurden. Dort blieben sie lange Zeit allem ausgesetzt, was Hunger und Ketten Furchtbares haben. Der Proconsul, welcher sich schmeichelte, diese langsame Qual könnte ihre Standhaftigkeit erschüttert haben, ließ sie vor sich bringen. Er war sehr erstaunt, an ihnen einen kräftigen Körper und noch immer eine unüberwindliche Unerschrockenheit zu finden. Nachdem er die Wächter ausgescholten, als ob sie die Gefangenen nicht seinen Befehlen gemäß behandelt hätten, wandte er sich an die beiden Bekenner und versuchte, sie mit Drohungen und Versprechungen zu gewinnen. Da Valerius, welcher nicht gut sprechen konnte, nichts antwortete, so sagte Vincentius: „Mein Vater, ich will sprechen, wenn du es mir befiehlst." — „Mein Sohn," versetzte Valerius, „ich habe dir schon die Sorge anvertraut, das Wort Gottes zu verkünden, ebenso beauftrage ich dich jetzt, für den Glauben zu sprechen, den wir hier verteidigen." Der hl. Diakon nahm nun das Wort und erklärte: sie seien beide Christen, sie beten nur einen wahrhaftigen Gott an, mit Jesu Christus unserm Herrn, seinem einzigen Sohne, der nur ein Gott sei mit dem Vater und dem hl. Geiste, und sie seien bereit, für seinen Namen Alles zu leiden. Valerius wurde zur Verbannung verurteilt, Vincentius aber mußte alle Arten von Martern durchmachen, welche die erfinderische Grausamkeit entdecken konnte. Diese Qualen waren, wie der hl. Augustin sagt, so groß, daß die menschliche Natur ohne übernatürliche Kraft sie nicht hätte ertragen können. Derselbe Kirchenvater setzt bei, daß der Heilige immer einen tiefen Frieden und eine unverwüstliche Ruhe bewahrte, welche seine Verfolger in Erstaunen setzte. Dacian dagegen zeigte durch heftige Körperbewegung, durch sein funkelndes Auge und eine vor Wut erstickte Stimme den Ingrimm seiner Seele. — Der Statthalter ließ den Martyrer zuerst auf die Folter spannen, und befahl den Henkern, seine Hände und Füße mit Stricken anzuziehen, was sie mit solcher Heftigkeit thaten, daß seine Knochen ausgerenkt wurden. Damit scherzte Vincenz mit den Folterknechten und warf ihnen Mangel an Kraft und Mut zu. Man ließ ihm nun einige Augenblicke Ruhe, während man auf Befehl des Dacian jene prügelte, weil er sie im Verdacht hatte, ihn zu schonen. Aber bald kamen sie zurück, fest entschlossen, der Grausamkeit ihres Herrn vollständig zu genügen, welcher sie durch alle möglichen Mittel anspornte. — Sie setzten die Tortur zweimal aus, um auszuruhen und um die Schmerzen des Martyrers empfindlicher zu machen, ließen sie seine Wunden etwas abkühlen, dann aber ergriffen sie, von neuer Wut beseelt, denselben wieder, und zerfleischten alle Teile seines Körpers so unmenschlich, daß man an mehreren Stellen die Knochen und das Eingeweide sehen konnte; aber die Gnade war in seiner Seele in dem Grade wirksam, als sein Leib litt. Die inneren Tröstungen, die er kostete, offenbarten sich in der Freude, die sich auf seinem Gesicht abmalte. Als der Richter das Blut von allen Seiten herabfließen und den entsetzlichen Zustand sah, worin man den hl. Martyrer versetzt hatte, ohne ihn erschüttern zu können, konnte er von seinem Erstaunen nicht zurückkommen. Seine Wut schien ein wenig nachzulassen, und er gab Befehl mit den Martern innezuhalten in der Hoffnung, daß der Weg der Güte vielleicht zum Ziele führen möchte. „Habe Mitleid mit dir selbst," sprach er zu Vincenz, „opfere den Göttern oder liefere mir wenigstens die Schriften der Christen aus, gemäß dem letzten Edikte, das ihre Verbrennung befiehlt." Die Antwort des Heiligen aber war: er fürchte viel weniger Qualen und Peinigung als falsches Mitleid. Dacian, der jetzt mehr als je ergrimmte, befahl, den Heiligen auf einen glühenden Rost zu legen. Vincenz, der in dem Leiden die höchste Freude sah, bestieg mutvoll das schauerliche Werkzeug der Qual, an dem auf allen Seiten spitzige Eisen hervorragten. Alle Teile seines Leibes, die nicht dem Feuer zugewandt waren, wurden mit Peitschenhieben zerfleischt. Man streute Salz in seine Wunden, welches durch das heftige Feuer um so tiefer in sein Fleisch eindrang. So quälte man die verschiedenen Teile seines Leibes zu wiederholten Malen. Sein Fett, welches von allen Seiten herabschmolz, diente der Flamme zur Nahrung und vermehrte ihre Heftigkeit. Diese entsetzliche Qual schien den Mut des Dieners Jesu Christi immer neu zu beleben; denn je mehr er litt, desto heiterer war sein Angesicht. Unterdessen fragte der Richter, vor Wut außer sich, immerfort die Diener seiner Grausamkeit, was Vincenz mache, was er sage? „Er ist immer der Gleiche", war ihre Antwort, „er beharrt auf seinem ersten Entschlusse; man sollte glauben, die Qualen erhöhten noch seine Standhaftigkeit." In der That verlor der Heilige nicht einen Augenblick seine heitere Seelenruhe, sondern unterhielt sich, die Augen gen Himmel erhoben, innerlich durch ununterbrochenes Gebet mit Gott. — Der Statthalter, der endlich an dem erwünschten Erfolge verzweifelte, ließ den Bekenner in das Gefängnis zurückbringen, mit dem Befehle, denselben auf Scherben zu legen und seine Füße in den Stock zu spannen, wodurch dieselben gewaltsam auseinander gezogen werden. Niemand wurde erlaubt, den Gefangenen zu besuchen, oder mit ihm zu sprechen. Allein Gott verließ seinen Diener nicht. Engel stiegen vom Himmel zu ihm herab, ihn zu trösten und das Lob des Ewigen mit ihm zu singen. Der Kerkermeister sah durch einen Riß der Thüre das Gefängnis von einem hellen Glanze erleuchtet, und den Heiligen, Gott lobsingend auf- und abwandeln. Dies Wunder machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich sogleich bekehrte und die hl. Taufe empfieng. Aber für Dacian war diese Kunde wie ein Donnerschlag, die ihm selbst Thränen der Wut auspreßte, den Heiligen ließ er jedoch in Ruhe. Die Gläubigen erhielten auch die Erlaubnis, ihn zu besuchen; sie küßten unter Thränen die Male seiner Wunden, sammelten von seinem Blute in Tüchern auf und brachten es den Ihrigen nach Hause als ein sicheres Schutzmittel gegen alle Uebel. Man legte sodann den Heiligen auf ein weiches Bett, von dem er aber bald in die Ruhe seines Herrn übergieng, den 22. Januar 304.

Der heilige Anastasius,

Martyrer. — Jahr 436.

Der heil. Theodorus von Sicon, der i. J. 613 starb, hatte der christlichen Kirche in Palästina und den angrenzenden Ländern ein fürchterliches Wehe vorausgesagt. Seine Weissagung gieng in wenigen Jahren durch die Perser in Erfüllung, welche ganz Palästina eroberten, das Land mit unbeschreiblicher Wut verheerten und unzählige Menschen töteten, viele Kirchen, und selbst auch die des hl. Grabes bei Jerusalem ausplünderten und verbrannten, und das Kreuz, an welchem unser Heiland gestorben ist, nach Persien schleppten. Damals nun lebte in Persien Magundatus, der Sohn eines Zauberers, der auch selbst von früher Jugend an in den Geheimnissen der Zauberei war unterrichtet worden. Als dieser von dem hl. Kreuze und den durch dasselbe geschehenen Wundern hörte, bemühte er sich, genaue Kunde vom Kreuze sowohl als von dem geheimnisvollen Tode, den der Gottessohn an demselben gelitten, zu erlangen. Gefangene Christen befriedigten seine Wißbegierde und unterrichteten ihn in den wichtigsten Lehren der Religion, Gott segnete ihr Bemühen; Magunatus erkannte die Thorheit des Heidentums und nahm den Glauben an Jesus Christus an. Er verließ Persien, begab sich zuerst nach Hierapolis in Ober-Syrien und von da nach Jerusalem, wo er die hl. Taufe empfing und den Namen Anastasius erhielt. Bald darauf trat er in das Kloster des hl. Anastasius, vier Meilen von Jerusalem, ein. Nachdem er hier 7 Jahre verweilt hatte, empfand er ein heftiges Verlangen, den hl. Martyrern nachzufolgen und sein Leben für den Glauben aufzuopfern. Er verließ darum das Kloster und begab sich nach Cäsarea, welches von den Persern besetzt war, die ihn alsbald ergriffen, und da er bekannte, daß er ein Christ sei, bald Versprechungen, bald Drohungen und Martern anwandten, um ihn von seinem Glauben abzubringen. Da er desungeachtet bei seinem Bekenntnisse beharrte, wurde er zu dem Könige Chosroes nach Persien geschickt. Nachdem er hier trotz wiederholter schrecklicher Marter, seinen Glauben an Christum mehrmals aufs Herrlichste bekannt hatte, wurde er endlich auf Befehl des Königs nebst 70 andern christlichen Gefangenen erdrosselt. Dieses geschah am 22. Jan. 628. Sein Haupt wurde vom Rumpfe getrennt und dem König gebracht; seinen Leib aber beerdigten die Christen in dem Kloster des hl. Sergius, das nur eine Meile von dem Richtplatze entfernt lag.

23. Januar.

Der heilige Raimund von Pennaforte.

Jahr 1275.

Raimund, der heil., wurde i. J. 1175 auf dem Schlosse Pennaforte in Catalonien geboren. Seine Fortschritte in den Wissenschaften waren so schnell, daß er schon in seinem 20. Jahre in Barzelona die Philosophie lehrte. Die Auszeichnung, mit welcher er dieses Lehramt verwaltete, machte seinen Namen bald berühmt. Alles strömte seinen Vorlesungen zu, selbst die geschicktesten Lehrer schämten sich nicht, bei ihm Rat zu holen. Der Heilige sah bei seinen Vorträgen noch mehr auf Bildung des Herzens als des Geistes; daher sein Eifer, allen seinen Schülern eine gründliche Frömmigkeit einzuprägen. Seine freien Stunden widmete er liebevoller Unterstützung der Unglücklichen und friedlicher Schlichtung der unter seinen Mitbürgern entstandenen Streitigkeiten. Als er 30 Jahre alt war, zog er nach Bologna, um sich im kanonischen und Civilrechte zu vervollkommnen, ward daselbst Doktor, und lehrte stets mit demselben Eifer und derselben Uneigennützigkeit, wie früher in seinem Vaterlande. Die Universität und der Staat von Bologna schätzten sich überaus glücklich, einen so tüchtigen Professor zu besitzen, aber sie sollten ihn bald verlieren. Beringar, Bischof von Barcelona, entzog ihnen denselben i. J. 1292, bei seiner Rückkehr von einer Reise, die er nach Rom unternommen hatte. Er gab ihm eine Domherrnstelle an seiner Kathedrale, und erhob ihn nacheinander zur Würde eines Archidiakons, Großvikars und Officials. Raimund erbaute den ganzen Klerus von Barcelona durch sein Beispiel und die genaue Uebung der seinem Stande angemessenen Tugenden und zeichnete sich besonders durch seine Andacht, Bescheidenheit, durch seinen Eifer und seine Wohlthätigkeit gegen die Armen aus, die er seine Gläubiger zu nennen pflegte. — Unser Heiliger, welcher mit den Predigermönchen zu Barcelona bekannt geworden war, trat i. J. 1222, 8 Monate nach dem Tode des Stifters, des hl. Dominikus, in ihren Orden. Er stand bereits im 47. Jahre. Nie zeigte ein Novize mehr Demut, Gehorsam und Eifer. Ueberzeugt, daß es immer gefährlich ist, seinen eigenen Willen zu thun, wollte er in allem von seinem Beichtvater abhängig sein. Er wußte, daß Jesus Christus den Menschen nur darum unterthänig geworden war, um uns dadurch eine Lehre zu geben und uns zum Muster zu dienen. Das Gebet vervollkommnete den geistigen Bau, wozu er durch seine außerordentliche Abtötung den Grund gelegt hatte. Da er sich immer mehr von den Makeln seiner früheren Jahre reinigen wollte, bat er seinen Obern, ihm irgend eine noch so strenge Buße aufzu-

legen, um dadurch die eitle Selbstgefälligkeit abzubüßen, die er manchmal beim Unterrichte empfunden hatte. Sie legten ihm eine auf, aber eine ganz andere als er erwartete. Diese Buße bestand darin, eine Sammlung von Gewissensfällen zum Unterrichte der Beichtväter und Studierenden der Moral aufzuzeichnen. Es ist dies die sogenannte Summa St. Raimundi, und das erste Werk in dieser Art.

Raimund zog sich nicht so sehr in die Einsamkeit zurück, daß er nicht herausgieng, um zum Heil der Seelen beizutragen; er arbeitete an der Bekehrung der Ketzer, Juden und Mauren, unterrichtete die Gläubigen u. söhnte die Sünder mit der Kirche aus. Jakob, König von Arragonien, befand sich unter der Zahl seiner Bußfertigen; er war auch der Beichtiger des hl. Petrus Nolaskus, den er bei der Gründung des Ordens zur Auslösung der Gefangenen unterstützte. Als der König von Arragonien seine nahe Verwandte, Eleonore von Castilien, ohne Dispens geheiratet hatte, schickte der Papst Gregor IX. einen Legaten an Ort und Stelle, um die Sache zu untersuchen. Die Ehe wurde auf dem Concil von Tarragona durch die Bischöfe beider Königreiche für nichtig erklärt, aber zugleich festgesetzt, daß der aus dieser Ehe entsprossene Don Alfonso als rechtsmäßiger Thronfolger anerkannt werden sollte. Der Kardinallegat wurde von den Tugenden und der Fähigkeit Raimunds, den der König mit sich auf das Concil genommen hatte, so eingenommen, daß er ihn beauftragte, einen Kreuzzug gegen die Mauren zu predigen. Diese Mission vollzog er mit so viel Eifer, Geschick und Liebe, daß er der furchtbaren Macht dieser Ungläubigen gleichsam die ersten Schläge versetzte. Da die christl. Sklaven der Mauren äußerst verdorben waren, so stellte er ihnen mit ebensoviel Nachdruck als Salbung vor, daß sie vergebens auf den Sieg rechnen würden, wenn sie nicht damit anfingen, in sich das Reich der Sünde zu zerstören, welche den Zorn Gottes herausgefordert habe. Dieselbe Lehre verkündete er in den verschiedenen Provinzen Spaniens, wo seine Predigten die herrlichsten Früchte brachten, so daß überall ein wunderbarer Umschwung in den Sitten des Volkes sichtbar wurde. Da der Zorn des Himmels entwaffnet war, erkämpften die Christen auf allen Seiten Vorteile über ihre Feinde, die Könige von Castilien und Leon nahmen ihnen mehrere wichtige Plätze weg, Jakob, König von Arragonien, vertrieb sie von den Inseln Majorka und Minorka und einige Zeit darauf aus dem ganzen Königreich Valencia.

Vermählung des Königs von Arragonien mit Eleonora von Castilien.

Der Papst Gregor IX. berief unsern Heiligen i. J. 1230 nach Rom und ernannte ihn zu seinem Kaplan, d. h. zum Beisitzer in Rechtssachen des apostol. Palastes, dann zum Pönitentiar und Beichtvater. Voll Vertrauen in seine Einsicht, fragte er ihn stets um Rat, ehe er über wichtige Angelegenheiten entschied. Er nannte ihn den Vater der Armen wegen des Eifers, womit er für ihre Bedürfnisse sorgte. Die Buße, die Raimund ihm auflegte, bestand darin, alle Bittschriften anzunehmen und sogleich zu beantworten. Dieser im kanonischen Rechte sehr erfahrene Papst beauftragte den Heiligen, die Dekrete der Päpste und Concilien v. J. 1150 an zu sammeln. Raimund vollbrachte diese Sammlung, welche unter dem Namen der Dekretalen berühmt ist, in drei Jahren. Im folgenden Jahre wurde Raimund von demselben Papste zum Erzbischof von Tarragona ernannt. Der demütige Mönch wandte Bitten und Thränen an, um eine Würde von sich abzuwenden, die er als eine furchtbare Last ansah, aber vergeblich. Erst als er deshalb ernstlich

krank wurde, gab der Papst unter der Bedingung nach, daß er sich seinen Nachfolger selbst wähle. Um seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, reiste er mit Genehmigung des Papstes in sein Vaterland, wo man ihn mit wahrem Entzücken empfieng. Man hätte geglaubt, das Heil des Königreichs und jedes einzelne hänge von seiner Anwesenheit ab. Sich selbst und der Einsamkeit wiedergegeben, nahm er seine frühern Uebungen wieder auf. Er wollte das Noviziat gleichsam noch einmal durchmachen und bat seine Obern, ihn von Neuem die Regeln der klösterlichen Vollkommenheit zu lehren. Die Strenge der Regel vermehrte er noch dadurch, daß er nur einmal des Tages aß, die Sonntage ausgenommen. Seine Inbrunst war so groß, daß er seine Thränen nicht zurückhalten konnte, nicht nur wenn er allein betete, sondern selbst während der heil. Messe. Seine Sanftmut und Demut hatte etwas Wunderbares. Stets klein in seinen eigenen Augen, ließ er sich durch die Lobsprüche nicht blenden, die man ihm von allen Seiten spendete. Er besaß ein besonderes Talent, die Sünder von ihren Irrwegen zurückzuführen und nur Gott kennt alle Bekehrungen, deren Werkzeug er war.

Während Raimund zu Barcelona die Annehmlichkeit des Privatlebens genoß, schickte das Kapitel der Predigermönche, welches i. J. 1238 zu Bologna gehalten wurde, vier Abgeordnete an ihn, um ihm die Kunde seiner Wahl zum General zu überbringen, was ihn mit großer Betrübnis erfüllte, und obschon er alle möglichen Einwendungen machte und selbst Thränen vergoß, um der Annahme dieser Würde zu entgehen, mußte er doch endlich nachgeben und sich aus Gehorsam unterwerfen. Der neue General unternahm zu Fuß die Visitation seines Ordens, ohne in seinen Abtötungen und gewöhnlichen Uebungen irgend etwas nachzulassen. Seine Hauptsorge bestand darin, seinen geistl. Kindern Liebe zur Ordensregel, zur Einsamkeit, zur Abtötung, zum Gebete, zu den Werken der christl. Liebe und besonders zur Verkündigung des göttl. Wortes einzuflößen. Auf einem zu Paris im Jahre 1239 gehaltenen Kapitel setzte der Heilige den Beschluß durch, daß ein General aus guten Gründen seine Entlassung nehmen dürfe. Als man ihn im folgenden Jahre unter dem Vorwande seines hohen Alters die Würde eines Generals niederlegen sah, zweifelte man nicht, daß er für sich selbst an diesem Beschlusse gearbeitet hatte. Mit Freuden trat er wieder in den einfachen Mönchsstand zurück. Da der Eifer für das Heil der Seelen den Heiligen immer mehr verzehrte, so war es das einzige Ziel aller seiner Gedanken, für Jesus Christus besonders unter den Saracenen neue Eroberungen zu machen. In der Absicht, die Bekehrung dieser Ungläubigen zu erleichtern, veranlaßte er den heil. Thomas, seine Abhandlung gegen die Heiden zu schreiben, führte das Studium des Arabischen und Hebräischen in mehreren Klöstern seines Ordens ein und stiftete zwei solche unter den Mauren, eines zu Tunis und das andere zu Murcia. Alle diese Mittel miteinander brachten so gute Wirkungen hervor, daß der Heilige i. J. 1258 an seinen General schreiben konnte, 10,000 Saracenen hätten die hl. Taufe empfangen. Die Reise, welche Raimund mit dem Könige Jakob nach Majorka machte, verschaffte ihm Gelegenheit, die seit kurzem auf dieser Insel gestiftete Kirche zu befestigen. Jakob, ein ebenso großer Krieger als Staatsmann, liebte die Religion aufrichtig, aber die Liebe zu den Frauen verdunkelte den Glanz seiner seltenen Eigenschaften. Trotz der Willigkeit, womit er den Rat des Heiligen anhörte, welchen ihm dieser in Betracht seines unordentlichen Lebens gab, und ungeachtet der schönen Versprechungen, sein Leben ändern zu wollen, hatte er doch nicht den Mut, seinen leidigen Hang zu besiegen. Als sich das Gerücht verbreitete, daß der König einen unerlaubten Umgang mit einer Hofdame unterhalte, drang Raimund in ihn, dieselbe fortzuschicken; er versprach es, hielt aber nicht Wort. Der Heilige, unzufrieden über diesen Verzug, bat um die Erlaubnis, nach Barcelona zurückkehren zu dürfen, was ihm der König abschlug; ja er verbot sogar unter Todesstrafe, ihn einzuschiffen. Da sagte Raimund voll Gottvertrauen zu seinen Gefährten: „Ein König der Erde verschließt uns den Weg, aber der König des Himmels wird ihn uns öffnen." Seine Hoffnung wurde nicht zu Schanden; denn Gott that ein Wunder, um ihm das Mittel zur Rückkehr nach Barcelona zu verschaffen. Jakob, von dem Vorfall unterrichtet, gieng in sich und folgte von nun an dem Rate Raimunds sowohl in seinen Gewissensangelegenheiten als in der Regierung seines Königreichs. Als der Heilige sein Ende herannahen fühlte, oblag er mit gedoppeltem Eifer Tag und Nacht den strengsten Bußübungen und dem Gebete. Während seiner letzten Krankheit besuchten ihn die Könige von Kastilien und Arragonien mit ihrem Hofe, sich glücklich schätzend, den letzten Segen noch von ihm zu empfangen. Endlich starb er in seinem 100. Jahre nach Empfang der hl. Sakramente, am 6. Jan. 1275. Die beiden Könige wohnten mit den Prinzen und Prinzessinnen ihres Hauses seinem Leichenbegängnis bei. An seinem Grabe geschahen viele Wunder, wovon mehrere in der 1601 vom Papst Clemens VIII. erlassenen Heiligsprechungsbulle angeführt sind. Das Fest des Heiligen hat Clemens X. auf den 23. Januar festgesetzt.

Die heilige Emerentiana,

Jungfrau und Martyrin. — Jahr 304.

Schon als Katechumene zeichnete sich die heilige Emerentiana, eine römische Jungfrau, durch ihren Glaubensmut und ihre brennende Liebe zu Christus aus. Die wütenden Götzendiener töteten sie durch Steinwürfe, als sie auf dem Grabe der hl. Agnes, ihrer Milchschwester, knieend und mit gefalteten Händen betete, und so wurde sie mit ihrem eigenen Blute, das sie heldenmütig für Christus vergoß, getauft und gab im Herrn ihren Geist auf. Ihre Reliquien und jene der hl. Agnes wurden im 16. Jahrhundert

von Papst Paul V. in dasselbe Reliquienkästchen eingeschlossen und ruhen nun beisammen in der Kirche der hl. Agnes zu Rom.

Der heilige Ildephonsus,

Bischof von Toledo.

Jahr 667.

Der hl. Ildephonsus wurde i. J. 607 zu Toledo aus vornehmem Geschlechte geboren. In der Schule des hl. Isidors von Sevilla erzogen und gebildet, trat er als Mönch in das Kloster Agli zu Toledo, zu dessen Abt er erhoben wurde. Nach dem Tode seines Oheims, Eugen III., wurde er zum Erzbischofe von Toledo gewählt, welche hohe Würde er vom Jahre 658 bis zu seinem Tode i. J. 667 bekleidete. Er zeichnete sich nebst der Heiligkeit seines Wandels besonders auch durch den Eifer aus, mit welchem er die immerwährende Jungfrauschaft der Mutter Gottes gegen ihre Widersacher verteidigte.

24. Januar.

Der heilige Timotheus,

Bischof und Martyrer. — Jahr 97.

Der hl. Timotheus war der Sohn eines heidnischen Vaters und einer jüdischen Mutter Eunike, stammte aus Lycaonien und wahrscheinlich aus der Stadt Lystra. Eunike sowie die Großmutter des Timotheus Loide hatten die christliche Religion angenommen, und der hl. Paulus thut ihres Glaubens rühmend Erwähnung. Der hl. Timotheus übte sich schon von Kindheit an im Lesen der hl. Schrift. Das schöne Zeugnis, welches ihm die Gläubigen von Lystra bei dem hl. Paulus gaben, der i. J. 51 in Lycaonien predigte, bewog diesen Apostel, ihn statt des hl. Barnabas zum Gefährten seiner Arbeit zu wählen. Er wollte jedoch, daß sich derselbe der gesetzlichen Beschneidung unterziehe, ehe er mit ihm zur Verkündigung des Evangeliums auftrete, denn dieser Gebrauch, obgleich seit dem Tode Jesu nicht geboten, wurde jedoch als etwas Unwesentliches bis zur Zerstörung Jerusalems und des Tempels von vielen beobachtet. Der hl. Paulus hatte aber noch andere Gründe dazu; er erwarb dadurch seinem Schüler die Achtung der Juden und bewies ihnen überdies, daß er kein Feind ihres Glaubens sei. Der hl. Chrysostomus bewundert darin die Klugheit und Menschenfreundlichkeit des hl. Paulus. Sollte man nicht auch die demütige Willigkeit bewundern, mit welcher der Schüler sich einer schmerzhaften Ceremonie unterwarf, die kein Gebot war? Der hl. Augustin rühmt ferner den Eifer und die Uneigennützigkeit des Timotheus, der nicht zauderte, seine Heimat, sein Haus, Vater und Mutter zu verlassen, um einem Apostel zu folgen, dessen Armut und Mühsale er teilen sollte. Hierauf übertrug Paulus seinem Jünger, ungeachtet dessen großer Jugend, durch Auflegung der Hände das Predigtamt, da eine außerordentliche Tugend in ihm die Zahl der Jahre ersetzte. Von dieser Zeit an sah er in ihm nicht nur einen Jünger und geliebten Sohn, sondern seinen Bruder und Arbeitsgenossen. Er nennt ihn einen Mann Gottes und sagt in seinem Briefe an die Philipper, Niemand sei mit ihm so innig vereint wie Timotheus. Die Achtung des Lehrers beweist zur Genüge das hohe Verdienst des Schülers, dessen Berufung zum Dienste des Evangeliums überdies von Prophezeiungen hinsichtlich seiner begleitet war.

Der hl. Paulus durcheilte mit seinem Schüler, nachdem er Lystra verlassen hatte, die übrigen Provinzen Asiens und verkündete das Evangelium zu Philippi, Thessalonich und Berä. Da ihn aber die Wut der Juden zwang, diese Stadt zu verlassen, ließ er den Timotheus daselbst zurück, um die neuen Christen im Glauben zu befestigen. Bei seiner Ankunft in Athen trug er ihm auf, zu ihm zu kommen; aber auf die Nachricht, daß die Gläubigen in Thessalonich eine grausame Verfolgung erleiden mußten, schickte er ihn dahin, um sie zu trösten und zu stärken. Timotheus suchte den hl. Paulus später zu Korinth wieder auf, um ihm von dem Erfolg seiner Mission Rechenschaft zu geben. Damals schrieb der Apostel seinen ersten Brief an die Thessalonicher. Von Korinth gieng der hl. Paulus nach Jerusalem und von da nach 2 Jahren nach Ephesus. Da er die Absicht hatte, nach Griechenland zurückzukehren, beauftragte er den Timotheus und Erastus, ihm nach Macedonien voranzugehen, um die Sammlung des für die Christen in Jerusalem bestimmten Almosens zu veranstalten. Dem Timotheus insbesondere gab er den Auftrag, nach Korinth zu gehen, um verschiedene Mißbräuche abzustellen, und den Neubekehrten seine Lehren ins Gedächtnis zurückzurufen. In dem Brief, den er bald darauf an die Korinther schrieb, empfahl er ihnen seinen theuren Jüngern dringend. Er erwartete seine Rückkehr in Asien und nahm ihn mit sich nach Macedonien und Achaia. Timotheus hatte auch das Glück, um Jesu Christi willen eingekerkert zu werden, und die Ehre, seinen Glauben vor vielen Zeugen zu bekennen; man setzte ihn aber wieder in Freiheit. Durch Prophezeiung und einen besonderen Befehl des hl. Geistes ward er zum Bischof geweiht. Durch die Handauflegung empfing er nebst der Gnade des Sakraments die Gewalt, nicht nur die Kirche zu leiten, sondern auch Wunder zu wirken, nebst mehreren anderen äußerlichen Gaben des hl. Geistes. Als der hl. Paulus i. J. 64 von Rom nach dem Oriente zurückkehrte, ließ er seinen Schüler zu Ephesus zurück, um die Kinder dieser Stadt zu leiten und vertraute ihm zugleich die Sorge für alle

Kirchen Asiens an. Der hl. Paulus befand sich noch in Macedonien, als er seinen ersten Brief an Timotheus schrieb. Der zweite wurde ein Jahr später im Jahr 65 von Rom aus geschrieben. Man gewahrt darin den Erguß eines Herzens voll der innigsten Zärtlichkeit gegen einen geliebten Sohn. Der Apostel, der damals in Banden lag, beschwört darin seinen getreuen Jünger, zu ihm nach Rom zu kommen, um den Trost zu haben, ihn noch einmal vor seinem Tode zu sehen. Er ermahnt ihn, jenen Mut und jenes Feuer des hl. Geistes in sich von neuem anzufachen, womit er am Tage seiner Weihe erfüllt worden; dann gibt er ihm noch Verhaltungsregeln gegen die Irrlehrer jener Zeit, und schildert ihm zum Voraus jene, die in der Folge sich noch erheben würden. Vor der Ankunft des hl. Johannes in Ephesus war er Bischof dieser Stadt, und ist allzeit als der erste Bischof von Ephesus angesehen worden. Die alten Martyrologien legen ihm den Namen Martyrer bei. In den Akten des hl. Timotheus lesen wir darüber folgendes: Unter der Regierung Nervas, am 26. Januar des Jahres 97, da die Heiden ein Fest, die sog. Catagogien feierten, wobei sie ihre Götzen umhertrugen, töteten sie den Timotheus durch Steinwürfe und Keulen, weil er sich ihrem obgöttischen Aberglauben widersetzen wollte. Der hl. Paulinus, der Lector Theodor und Philstorgus berichten uns, daß die Reliquien des hl. Timotheus i. J. 356 unter der Regierung des Constantius feierlich nach Konstantinopel übertragen wurden, und der hl. Paulinus versichert, daß an allen Orten, wo auch nur der kleinste Teil seiner Reliquien sich befand, viele Wunder gewirkt wurden. Die Leiber des h. Timotheus, des hl. Andreas und Lukas wurden unter dem Hochaltar der Apostelkirche zu Konstantinopel beigesetzt.

25. Januar.

Bekehrung des heiligen Paulus.

Erstes Jahrhundert.

Der große Weltapostel war ein Jude aus dem Stamme Benjamin und als er am achten Tage nach seiner Geburt beschnitten wurde, erhielt er den Namen Saulus. Sein Vater gehörte zur Sekte der Pharisäer und war Bürger zu Tarsus, der Hauptstadt von Cilicien. Da die Bewohner dieser Stadt stets eine große Anhänglichkeit an das Haus der Cäsaren bewiesen hatten, so nahm ihnen Cassius ihre Privilegien und ihren Grundbesitz, aber Augustus entschädigte sie für diesen Verlust durch mehrere Vergünstigungen und verlieh ihnen das römische Bürgerrecht. Der hl. Paulus, zu Tarsus geboren, war also römischer Bürger, eine Eigenschaft, die eine ehrenvolle Auszeichnung in sich schloß und ihn in den Genuß der durch die Gesetze des Reichs damit verbundenen Freiheiten setzte. Seine Eltern schickten ihn frühzeitig nach Jerusalem, wo Gamaliel, ein durch Wissenschaft und Geburt hoch angesehener Mann, denselben in der strengsten Beobachtung des Gesetzes Mosis erzog; auch war er von Jugend an ein sehr starker Eiferer für dasselbe, was ihm selbst seine Feinde bezeugen mußten. Er schloß sich besonders an die Sekte der Pharisäer an, der strengsten von allen, die aber auch die hochmütigste war, und mit jenem Geiste der Demut, welchen das Evangelium empfiehlt, im schärfsten Widerspruche stand. Vielleicht lernte er in dieser Zeit Zelte machen, ein Handwerk, das er auch noch dann übte, als er schon das Evangelium verkündigte.

Der hl. Paulus zeichnete sich vor seinen Altersgenossen durch seinen Eifer für das Gesetz und die Traditionen des Judentums aus. Es war jener blinde Eifer, der ihn zu einem Lästerer und Verfolger und zu einem der heftigsten Feinde Jesu Christi machte. Er gab zum Tode des hl. Stephan seine Zustimmung und war dabei anwesend, indem er die Kleider der Steiniger hütete; ja er steinigte ihn selbst durch die Hände aller übrigen, nach der Bemerkung des hl. Augustin, welcher die Bekehrung des hl. Paulus, die bald nachher erfolgte, dem Gebete des hl. Diakon für seine Feinde zuschreibt. „Die Kirche, sagt er, würde niemals einen Paulus bekommen haben, wenn Stephanus nicht gebetet hätte."

Die Priester und die Obrigkeit der Juden erregten hierauf eine heftige Verfolgung gegen die Kirche in Jerusalem, und Saulus hatte den größten Eifer, die Jünger Jesu Christi zu vertilgen. Gemäß seiner Vollmacht, die er von dem Hohenpriester erhalten hatte, riß er die Christen aus ihren Häusern, belud sie mit Ketten und schleppte sie ins Gefängnis. Er ließ sie mit Ruthen peitschen und wandte alle Arten von Martern an, um sie zur Lästerung des Namens Christi zu zwingen. Da die Vorsteher der Synagoge unsern Herrn stets als den Feind des Gesetzes Mosis vorgestellt hatten, so war es nicht zu verwundern, wenn ein eifriger Pharisäer glaubte, daß es nichts gebe, was er nicht gegen den Namen Jesu von Nazareth

unternehmen dürfe. Kurz, die Gewaltthaten, zu welchen Saulus sich hinreißen ließ, gingen so weit, daß schon sein Namen Schrecken unter den Gläubigen verbreitete. Die Verfolger begnügten sich nicht damit, gegen die Person der Christen zu wüten, sie beraubten dieselben auch ihrer Güter und alles dessen, was sie gemeinsam besaßen, und brachten sie dadurch in ein solches Elend, daß sie nur durch die frommen Gaben der weiter entlegenen Kirchen ihr Dasein fristen konnten. Die Wut des Saulus ward noch nicht befriedigt, er schnob vielmehr nur Drohungen gegen die Jünger des Herrn und lechzte nach ihrem Blute. Er ging deshalb zu dem Hohenpriester und vor das Synedrium oder den Rat der Alten, um eine Vollmacht zu erhalten, alle Juden von Damaskus, welche Jesum Christum bekannten, ergreifen und sie nach Jerusalem führen zu dürfen, wo man sie mit einer Strenge strafen sollte, daß die Uebrigen nicht mehr versucht würden, ihnen nachzuahmen. Aber wie eitel sind doch die Pläne der Menschen! Gott, durch das Gebet des hl. Stephan und der übrigen verfolgten Gläubigen gerührt, wollte an Saulus seine Geduld und Barmherzigkeit offenbaren; er hielt ihn mitten in dem größten Ungestüm seiner blinden Wut auf, um ein auserwähltes Gefäß aus ihm zu machen, und ihn in einen Apostel umzuwandeln, welcher das Werk des Evangeliums weiterfördern sollte, als der heilige Stephan selbst. Als er sich um die Mittagszeit Damaskus näherte, da umgab ein großes Licht, glänzender als die Sonne, ihn und seine Gefährten. Alle sahen dies Licht und fielen von Schreck ergriffen zu Boden. Da hörte Saulus eine Stimme, die vernehmlich zu ihm sprach, ohne daß jedoch die Uebrigen, welche sie ebenfalls hörten, dieselbe verstehen konnten: „Saul, Saul, warum verfolgst du mich," und Saul fragte: „Wer bist du, Herr?" Die Stimme antwortete: „Ich bin Jesus von Nazareth, den du verfolgst, es wird dir schwer werden, gegen den Stachel zu lecken," d. h. einem mächtigeren zu widerstehen, als du bist; indem du meine Kirche verfolgst, machst du sie blühender und schadest nur dir selbst. Dieser sanfte Vorwurf des Erlösers, von seiner Gnadenwirkung begleitet, erweichte Saulus hartes Herz, löschte das Feuer seiner Wut, heilte seinen Stolz und verwandelte ihn in einen ganz neuen Menschen. Er rief erschrocken aus: „Herr, was willst du, daß ich thun soll," wie wenn er sagen wollte: Herr, was soll ich thun, um meine Vergangenheit wieder gut zu machen, womit soll ich deine Ehre befördern? Siehe ich biete mich dir freudig dar, um deinen hl. Willen zu vollziehen, und, wenn du es verlangst, Leiden, Schmach, Verfolgung, Qualen und jeden Tod zu erdulden. So spricht der wahrhaft bekehrte Sünder. Jesus Christus gebot ihm aufzustehen und in die Stadt zu gehen, wo einer seiner Diener ihm sagen werde, was er zu thun habe. Es geschah nicht ohne Grund, daß Jesus Christus ihn nicht unmittelbar selbst belehrte. Er schickte ihn, wie der hl Augustin sagt, zu den Dienern, die er in seiner Kirche aufgestellt und beauftragt hatte, den Weg des Heils zu zeigen. Indem der Erlöser seinen Dienern den Unterricht eines auf so außerordentliche Weise berufenen Apostels überließ, lehrt er uns, daß wir seinen Willen aus dem Unterrichte der Hirten schöpfen müssen, die er mit seiner Vollmacht bekleidet hat, um unsere Führer im geistl. Leben zu sein. Es war dies das einzige Mittel, jenen Hochmut und jenes stolze Selbstvertrauen auf unsere eigene Einsicht zu vernichten, welches die traurige Quelle so vieler Irrtümer für uns ist.

Als Saul aufstand, sah er nichts mehr, obwohl er seine Augen offen hatte. Diese körperliche Blindheit, welche die Vorsehung über ihn kommen ließ, war ein Bild der geistigen Verblendung, worin er gelebt hatte, sie zeigte ihm auch, daß er fortan der Welt abgestorben sein solle und seinen Geist, nur mehr mit der Betrachtung himmlischer Dinge beschäftigen dürfe.

Man mußte ihn an der Hand nach Damaskus geleiten, wohin Jesus Christus ihn im Triumphe zu führen schien. Er nahm seinen Aufenthalt in dem Hause eines Juden, Namens Judas, und blieb daselbst drei Tage ohne zu sehen und ohne etwas zu essen und zu trinken und wußte noch nicht, was Gott von ihm verlange. Während dieser drei Tage, da er gar keine Nahrung zu sich nahm, wird er wohl mit betrübtem Herzen über alle Gewaltthaten nachgedacht haben, wozu ein falscher Eifer gegen die Kirche ihn verleitet hatte. Selbst nach mehreren Jahren seines Apostolats seufzte er noch in der Erinnerung, daß er ein Lästerer und Verfolger gewesen. Allerdings wurde der hl. Paulus nicht stufenweise bekehrt, wie gewönlich die Sünder, sondern ein Wunder der Gnade wandelte mit einem Male sein Herz um; aber es brauchte eine lange Zeit der Prüfungen, um den alten Menschen zu kreuzigen, alle Empfindungen desselben zu vernichten, und der Vollendung der barmherzigen Absichten den Weg zu bahnen, welche Jesus Christus mit ihm hatte.

Es lebte zu Damaskus ein Jünger Namens Ananias, dessen Heiligkeit und Tugend die Juden das rühmlichste Zeugnis gaben. Der Herr erschien ihm in einem Gesichte und sagte ihm, er solle Saul in dem Hause des Judas aufsuchen, wo er im Gebete liege. Bei dem Namen Saul entsetzte sich Ananias; denn er wußte alles Böse, was er den Gläubigen in Jerusalem zugefügt hatte und warum er nach Damaskus kam. Der Herr wiederholte ihm den nämlichen Befehl, und um seine Furcht zu beruhigen, sprach er zu ihm: „Gehe hin, dieser ist ein Werkzeug, das ich erwählt habe, meinen Namen vor den Heiden und Königen, wie vor den Kindern Israels zu verkünden; ich will ihm zeigen, wie viel er um meines Namens Willen wird leiden müssen!" Wir sehen daraus, daß Trübsale der Anteil der wahren Diener Christi sind. Auch Saul sah in seiner Vision einen Mann hereintreten, der ihm die Hände auflegte, damit er das Gesicht wieder erhalte. Ananias gehorchte, ging zu Saul, legte ihm die Hände auf und sprach: „Saul, mein Bruder, der Herr Jesus, der Dir erschienen ist auf dem Wege, da Du herkamst, hat mich gesandt, damit Du wieder sehend und mit dem hl. Geiste erfüllt werdest." Da fiel es wie Schuppen von seinen Augen und er sah wieder. Da sprach Ananias:

„Der Gott unserer Väter hat Dich vorherbestimmt, seinen Willen kennen zu lernen und die Worte seines Mundes zu vernehmen und Du sollst Zeugnis geben vor allen Menschen von dem, was Du gesehen und gehört hast. Stehe auf und empfange die Taufe und wasche Deine Sünden ab, indem Du den Namen des Herrn anrufest." Saul stand sogleich auf, um die hl. Taufe zu empfangen und nachdem er gegessen, bekam er seine Kräfte wieder. Er blieb noch einige Tage bei den Jüngern in Damaskus und fing sogleich an, Jesum in den Synagogen zu predigen, indem er behauptete, daß er der Sohn Gottes sei. Alle, die ihn hörten, waren erstaunt und sprachen: „Ist das nicht der, welcher in Jerusalem Jene verfolgte, welche den Namen Jesu anriefen, und der hierher kam, um sie gefangen wegzuführen? So wurde ein Lästerer und Verfolger in einen Apostel verwandelt und ein Hauptwerkzeug, dessen sich Gott bediente zur Bekehrung der Welt.

Die Kirchenschätze von St. Denis.

Die hl. Bathildis,

Königin von Frankreich. — Jahr 680.

Bathildis war die Tochter Edbalds, des Sohnes und Nachfolgers des heil. Ethelbert auf dem Throne von Kent. In ihrer frühen Kindheit von normännischen Seeräubern geraubt, wurde sie an den Major-Domus Chlodwigs II., Erchinoald, als Sklavin verkauft. Als sie zehn Jahre alt war, wurde sie zum Dienste der Gemahlin Erchinoalds bestimmt, und von dieser, welcher Gott keine Kinder geschenkt hatte, mit mütterlicher Sorgfalt in allem Wissenswürdigen unterrichtet und in allen Werken der christl. Frömmigkeit geübt. Sie hatte in der Regel die Almosen ihrer Gebieterin an die Armen auszuteilen, durfte ihr von den Leiden, Schmerzen und Entbehrungen ihrer Mitsklavinnen erzählen, und konnte so die Anfänge ihrer Macht zur Erleichterung des Loses der Sklaven verwenden. In ihren vertraulichen Gesprächen fragte die Frau Erchinoald Bathildis oft über ihre ersten Lebensjahre, wie sie ihrer Familie entrissen worden und in welchem Lande diese wohne u. s. f. Bathildis erinnerte sich aber an nichts mehr, als daß sie in einem reichen Palaste gewohnt habe und der Name Ethelbert oft vor ihr genannt worden sei, ohne daß sie mehr wußte, wer diese Namen getragen habe. Die auf diesen Wink hin angestellten Nachforschungen ergaben, daß sie eine Enkelin Ethelberts und eine Tochter Edbalds, Königs von Kent sei. Als die Frau Erchinoalds gestorben war, entschloß sich dieser, Bathildis die Freiheit zu schenken; bald flößten ihm aber ihre bewunderungswürdige Schönheit und ihre edlen Eigenschaften den Gedanken ein, ihr die Ehe anzubieten. Bathildis sah dieses für eine ihrer Tugend gelegte Schlinge an, und entzog sich den Aufmerksamkeiten ihres Herrn mit solcher Sorgfalt, daß dieser seinem Vorhaben entsagte.

Nicht lange danach gab Erchinoald den Großen des Reichs ein Gastmahl, bei welchem Bathildis dem Könige Chlodwig II. den Becher reichen mußte. Chlodwig wurde von ihrer Schönheit so entzückt, daß er schwur, sie in seine Gewalt zu bringen, es möge kosten was es wolle. Als aber Bathildis vor ihn geführt

wurde, sprach sie mit solcher Würde und Festigkeit, daß Chlodwig vor dem kurz zuvor noch so demütigen und schüchternen Mädchen zitterte. „Die Sklaverei," sagte sie, „hat das Blut, das in meinen Adern fließt, nicht erniedrigt. Hoffe nicht, daß eine christl. Jungfrau Dir zu Gefallen vergesse, was sie Gott schuldig ist." Voll Bewunderung und Liebe steckte ihr Chlodwig den Vermählungsring an den Finger, Bathildis offenbarte ihm das Geheimnis ihrer Geburt, welches ihr ihre Beschützerin vor ihrem Tode noch anvertraut hatte, und wenige Tage nachher wurden Chlodwig und Bathildis feierlich miteinander vermählt.

Die junge Königin zeigte sich des Ranges würdig, zu welchem sie ihre Schönheit und Tugend erhoben hatten. Ueberzeugt, daß Gott ihre Erhebung nur zugelassen, damit sie den Armen und namentlich den Sklaven, welche die Grausamkeit der Menschen in Verzweiflung und Tod stürzte, zu Hilfe komme, that sie Wunder der Liebe und Barmherzigkeit, was das Herz Chlodwigs so rührte, daß er auch zu ihren guten Werken beizutragen beschloß und ihr die Mittel, ihre Almosen zu vermehren, verschaffte Er bestellte den hl. Genesius zu ihrem Almosenpfleger, der die Aufgabe hatte, die im Verborgenen Leidenden ausfindig zu machen und die hl. Königin in der Austeilung von Kleidungsstücken, Lebensmitteln und Hilfsmitteln aller Art an die Unglücklichen zu unterstützen. Als in Neustrien eine große Hungersnot ausgebrochen war, verkaufte sie zuerst alle ihre Kostbarkeiten und dann auch noch die Kirchenschätze von St. Denis, um den Notleidenden zu Hilfe zu kommen, räumte aber später diesem Kloster zur Entschädigung hiefür viele Rechte und Freiheiten ein.

Das Christentum ist das einzige Mittel, die Völker zu civilisiren, das einzige, das im Stande ist, in dieser Beziehung wahre und nachhaltige Erfolge hervorzubringen. Bathildis war eine wahre Christin und hatte das lebhafte Verlangen, durch ihr Christentum ihren Nebenmenschen zu nützen Es war daher die Hauptbeschäftigung ihres Lebens, die Sklaverei, welche dem Evangelium zuwider ist und den Nationen das Siegel der Barbarei aufdrückt, zu vernichten. Es war dies ein Riesenwerk, zu dessen Durchführung es einer besonderen Sendung von Oben bedurfte. Bathildis hatte eine solche von Gott in ihren Lebensschicksalen erhalten. Sie gieng dann an's Werk und schaffte zuerst die Abgaben ab, welche von jeder Person gallischen Ursprungs bezahlt werden mußte. Diese Abgabe hielt die Trennung zwischen Franken und Gallien aufrecht, machte Ehen zwischen ihnen unmöglich, zwang die Armen, ihre Kinder auszusetzen oder gar zu verkaufen, und brachte Freie, welche den Staat oder ihre Gläubiger nicht bezahlen konnten, in den Zustand der Sklaverei. Diese Abschaffung konnte aber nicht zurückwirken, d. h. erworbene Rechte nicht aufheben, aber Bathildis ließ das Werk ihrer Sendung doch nicht unvollendet. Sie verwandte einen Teil ihrer Schätze zur Loskaufung der Gefangenen und namentlich der Kinder, welche ihre Mütter an die geizigen und grausamen Einnehmer des öffentlichen Schatzes verkauft hatten; und damit ihre Verordnungen nicht wirkungslos blieben, setzte sie alle europäischen Höfe in Kenntnis, daß sie den Verkauf der Franken verbiete und daß jeder Sklave, der seinen Fuß auf französischen Boden setze, in demselben Augenblicke frei sei.

Die heilige Bathildis rettet die von ihren Müttern verkauften Kinder.

Mit einem Scharfblicke und einem Gerechtigkeitssinne, der unsern heutigen Gesetzgebern oft fehlt, erkannte aber die hl. Bathildis, daß es nicht genug sei, die Menschen den Lastern oder der Not zu entreißen, sondern daß man ihnen auch die Mittel verschaffen müsse, nicht mehr in dieselben zurückzufallen, indem man sie in den Stand setze, an dem Gastmahle des gesellschaftlichen Lebens Teil zu nehmen. Zu diesem Zwecke gründete sie eine große Anzahl Klöster und beschenkte die vorhandenen mit beträchtlichen Gütern. Frankreich war damals mit Wäldern bedeckt; ganze Gegenden waren unbebaut und trugen die Spuren der im Mittelalter so häufigen verheerenden Kriege an sich. Was konnten hier einige von allen Hilfsmitteln entblößte Bewohner ausrichten? Man mußte große Massen Menschen auf einem Punkte versammeln, die sich mit einander unter der Leitung und nach dem Beispiele ihres Obern dem Ackerbau und all jenen Arbeiten widmeten, welche die Erde mit ihrer Fruchtbarkeit belohnt. So fand man denn im 7. Jahrhundert in den Klöstern ganze Bevölkerungen beisammen, welche sich mit dem Landbau, aber auch mit den Wissenschaften und Künsten befaßten; und wenn ihnen die Könige und Fürsten einsame Wildnisse, unfruchtbare

Felsen und undurchdringliche Wälder übergaben, so schenkten sie ihnen damit nicht Reichtümer, sondern verschafften ihnen nur unermeßliche Arbeiten, die sie zuletzt wieder zum Nutzen und zur Civilisation zu verwenden verstanden. Unter den von der heil. Bathildis gestifteten Klöstern sind Corbie, Chelles, ebenso Jumieges besonders zu nennen. In den letzten Jahren ihres Lebens hatte sie sich in das Kloster von Chelles zurückgezogen, wo sie auch am 30. Januar 680, kaum 50 Jahre alt, starb und in der von ihr gebauten Kirche des hl. Kreuzes begraben wurde.

26. Januar.

Der heilige Polykarp,

Bischof von Smyrna und Martyrer.

Jahr 166.

Der hl. Polykarp bekehrte sich schon in früher Jugend i. J. 80 zum Christentum und hatte das Glück mit denjenigen umzugehen, die den Heiland gesehen hatten, und den Geist Jesu Christi aus dem Unterrichte der Apostel selbst zu schöpfen. Der hl. Johannes, an den er sich besonders anschloß, weihte ihn i. J. 96 zum Bischof von Smyrna. Man hält den hl. Polykarp für den Engel oder Bischof der Kirche von Smyrna, welchem Jesus Christus allein unter allen Bischöfen, die in der Apokalypse genannt sind, keinen Vorwurf macht. Im Gegenteil ermahnt ihn unser Herr, Armut, Verfolgung, Trübsale und die Verleumdungen der Juden mutig zu ertragen, er nannte ihn reich an Gnade und versprach ihm die Krone des Lebens, welche er durch das Martyrtum erhalten würde.

Im Jahr 158 reiste Polykarp nach Rom, um sich mit Papst Anicetus über die Feier des Osterfestes zu beraten. Die Kirchen in Asien feierten es wie die Juden am 14. März, auf welchen Tag der Woche es fallen mochte, während Rom und das ganze Abendland dasselbe erst den darauf folgenden Sonntag zu begehen pflegte. Nach langer Beratung kamen beide überein, wegen dieses Punktes die Disziplin der Bande der Liebe nicht zu brechen. Während seines Aufenthalts in Rom brachte unser Heiliger eine Menge Irrgläubiger zur Einheit der Kirche zurück. Als Marcion ihm eines Tages begegnete und ihn fragte, ob er ihn kenne, sagte er: „Ja, ich erkenne dich als den Erstgeborenen des Satans." Dies ist alles, was wir von dem hl. Polykarp bis zu seinem Martyrtum wissen.

Die Freunde des hl. Polykarp bitten ihn, der Verfolgung zu entfliehen.

Im sechsten Jahre der Regierung des Markus Aurelius und Lucius Verus erhob sich eine heftige Verfolgung gegen die Christen in Asien, wo Statius Quadratus Prokonsul war. Einige wurden so sehr mit Geißelhieben zerfleischt, daß selbst ihre Adern bloß lagen und daß sogar die Heiden mit ihnen Mitleid hatten und ihr Los beklagten. Die Blutzeugen waren aber mitten unter den mancherlei Martern, welche die unerhörteste Grausamkeit ersann, um ihren Starkmut zu ermüden, so unerschütterlich, daß ihnen nicht der geringste Laut der Klage entschlüpfte.

Unter den Christen, die man nach Smyrna zum Tode geführt hatte, befand sich ein Jüngling, Namens Germanikus, der sich von allen andern auszeichnete. Als der Prokonsul ihn im Amphitheater ermahnte, mit sich selbst Mitleid zu haben und sein Alter anzusehen, gab er gar keine Antwort und überlieferte sich voll hl. Ungeduld den mörderischen

Zähnen der wilden Bestien, um schnell eine so gottlose Welt zu verlassen. Da rief das Volk erstaunt und voll Zorn über den Heldenmut des Germanikus und seiner Gefährtin einstimmig aus: Hinweg mit den Gottlosen! Man suche Polykarp!

Der Heilige fürchtete den Tod nicht, aber er gab den Bitten seiner Freunde nach und zog sich auf ein Landhaus in der Nähe zurück, wo seine ganze Beschäftigung darin bestand, Tag und Nacht fortzubeten. Drei Tage vor seinem Martertode sah er in einem Gesicht das Kopfende seines Bettes in hellen Flammen stehen. Er sagte sogleich zu seiner Umgebung, daß man ihn, ehe drei Tage verstrichen, lebendig verbrennen würde. Man nötigte ihn nun, seinen Aufenthalt zu ändern, um ihn den Nachforschungen seiner Verfolger zu entziehen, aber er wurde endlich durch ein kleines Kind entdeckt, das man mit den grausamsten Strafen bedrohte, wenn es nicht den Ort anzeige, wo er verborgen sei. Herodes der Irenarch (Friedensrichter) von Smyrna, schickte sogleich in der Nacht Reiter mit dem Befehl ab, in das Haus zu dringen, wo Polykarp wohnte. Der Heilige hätte sich leicht retten können, aber er wollte nicht, sondern überlieferte sich in die Hände der Soldaten, indem er sprach: „Der Wille des Herrn geschehe!" Nachdem er ihnen zu essen und zu trinken aufgestellt hatte, bat er sie blos um einige Zeit, um zu beten, was ihm bewilligt wurde. Er betete nun zwei Stunden lang für seine Herde und die ganze Kirche mit solcher Inbrunst, daß mehrere von den Reitern den Auftrag verwünschten, einen so ehrwürdigen Greis gefangen nehmen zu müssen. Nachdem er sein Gebet geendigt hatte, führte man ihn auf einem Esel in die Stadt. An dem Wege begegnete man einem Wagen, worin der Irenarch Herodes und sein Vater Nikedas saßen. Diese nahmen Polykarp zu sich und suchten ihn zu gewinnen, indem sie oft ihm wiederholten: „Was ist es denn Böses, den Kaiser Herr zu nennen, oder sogar zu opfern, um sein Leben zu retten? Der heil. Polykarp gab nach dem Beispiele Christi Anfangs keine Antwort, aber da man in ihn drang, sagte er: „Ich werde nimals thun, was ihr von mir fordert." Hierauf überhäufte man ihn mit Schmähungen, und stieß ihn mit solcher Heftigkeit aus dem Wagen, daß er im Fall ein Bein verletzte. Er wurde aber dadurch nicht aufgeregt, sondern gieng heiter seines Weges und ließ sich nach dem Amphitheater führen. Bei seinem Eintritte hörte er eine Stimme vom Himmel: „Mut, Polykarp, bleibe fest!" Die anwesenden Christen hörten ebenfalls die Stimme. Man stellte den heil. Bischof dem Prokonsul vor, der ihn ermahnte, mit seinem Alter Mitleid zu haben, bei der Fortuna des Kaisers zu schwören und zu sagen: Fort mit den Gottlosen! Unter den Gottlosen verstand der Prokonsul die Christen. Der hl. Polykarp überschaute mit ernstem Angesichte die ganze Menge des ungläubigen Volkes im Amphitheater und rief dann mit einem Seufzer: Weg mit den Gottlosen! indem er dadurch sein heftiges Verlangen bezeugte, daß sie bekehrt werden möchten. Der Konsul drang wieder in ihn: Schwöre bei der Fortuna des Kaisers und ich will dich entlassen; schmähe Christum! Da erwiderte Polykarp: „Ich diene ihm seit 86 Jahren und er hat mir niemals Uebels gethan, sondern mich vielmehr mit Wohlthaten überhäuft. Wie könnte ich meinen König und Heiland schmähen! Da du aber so sehr in mich dringst, bei dem zu schwören, was ihr die Fortuna des Kaisers nennt, so höre, was meine Religion ist. Ich bin ein Christ, und wenn du die Lehre der Christen kennen lernen willst, so schenke mir einen Tag und ich will dich darin unterweisen." Der Prokonsul sprach nun: „Ueberrede das Volk." Polykarp erwiderte: „Mit dir zu reden bin ich bereit, denn wir werden belehrt, den Vorgesetzten die ihnen schuldige Ehre zu erweisen, die unser Gewissen nicht verletzt. Dieses Volk aber ist mein Richter nicht, daß ich mich vor ihm verteidige."

Gefangennahme des heiligen Polykarp.

Da nahm der Prokonsul einen ernsten Ton an und sprach: „Weißt du, daß ich dich den wilden Tieren vorwerfen lassen kann, wenn du deine Gesinnung nicht änderst?" – „Laß sie nur kommen", erwiderte Polykarp „denn ich bin außer Stande, Gutes in Böses zu verändern, aber es ist nützlich, vom Bösen zum Guten überzugehen. – „Ich werde dich verbrennen lassen, wenn du die wilden Tiere verachtest." – „Du drohst mir mit einem Feuer, das nur eine Zeit lang brennt und sodann erlischt; aber das künftige Gericht kennst du nicht, und auch nicht das ewige Feuer, womit die göttliche Gerechtigkeit die Gottlosen verzehrt. Was zögerst du? Laß alles kommen, was dir beliebt." Als der Heilige diese Worte aussprach, strahlte eine himmlische Freudigkeit aus seinem Gesichte. Selbst der Prokonsul wurde dadurch überrascht, aber dennoch ließ er seinen Herold dreimal im Amphitheater ausrufen; „Polykarp hat gestanden, daß er ein Christ ist," worauf das Volk, Heiden wie Juden, seinen Tod verlangte. Er ist, sagten die Heiden, der Vater der Christen, der unsere Götter vernichtet; er lehrt die Leute, den Göttern

nicht zu opfern und sie nicht anzubeten. Sie baten sodann den Asiarchen (Oberpriester) Philippus, einen Löwen gegen ihn loszulassen. Dieser stellte ihn vor, daß er es nicht könne, weil die Tierkämpfe schon vorbei seien. Da fingen sie an, alle mit einander zu schreien: Polykarp soll lebendig verbrannt werden. Kaum hatten sie die Erlaubnis dazu erhalten, so liefen sie nach den Krambuden und in die Bäder, um Holz zu holen. Die Juden waren dabei am eifrigsten. Als der Scheiterhaufen bereit war, so legte Polykarp seinen Gürtel und seine Kleider ab und bückte sich, um seine Schuhe auszuziehen, was er gewöhnlich nicht selbst that, denn die Gläubigen hatten eine solche Hochachtung vor seiner Tugend, daß jeder sich beeilte, ihm diesen Dienst zu erweisen, um das Glück zu haben, ihn zu berühren. Da sich die Henker anschickten, ihn an den Pfahl zu binden, sagte er zu ihnen: „Diese Vorkehrung ist unnötig, laßt mich so. Der mir Kraft giebt, das Feuer zu dulden, wird mir auch Kraft geben, unbewegt auf dem Scheiterhaufen zu bleiben.“ Sie begnügten sich daher, ihm nur die Hände auf den Rücken zu binden. Sodann erhob der Heilige die Augen zum Himmel und betete. Als er sein Gebet geendigt hatte, zündete man den Holzstoß an, und eine große Flamme loderte hoch empor. Da sah man ein auffallendes Wunder, welches später von den Augenzeugen kund gemacht wurde. Das Feuer wölbte sich nämlich um ihn, gleich einem Bogen, und erschien wie ein vom Winde angeschwelltes Segel, in dessen Mitte er unversehrt stand, und einen köstlichen Wohlgeruch ausduftete. Die Verfolger, voll Wut, da sie sahen, daß er nicht vom Feuer verzehrt werden könne, befahlen einem Schergen, ihm einen Dolch durch den Leib zu stoßen, worauf das Blut in solcher Fülle herausfloß, daß es das Feuer auslöschte. Es war den Christen unmöglich, den Leib des hl. Polykarp wegzunehmen, weil die Juden dem Prokonsul geraten, es ihnen abzuschlagen. Sie konnten jedoch seine Gebeine aus den Flammen retten, und verwahrten sie an einem passenden Orte, wo sie sich versammelten, um den Tag seiner glückseligen Geburt, d. h. seines Martyrertodes, zu feiern. Wir lesen in den Akten des hl. Polykarp, daß er am 25. April um 8 Uhr, d. h. Nachmittags 2 Uhr den Tod erlitt. Noch jetzt sieht man sein Grab in Smyrna in einer kleinen Kapelle.

Die heilige Paula.

Wittwe. Jahr 404.

Das Leben der hl. Paula fällt in die letztere Hälfte des 4. Jahrhunderts, und verfloß zwischen dem Jahr 347 und 404. In dieser Periode hatte die Kirche zu Führern, Lehrern und Oberpriestern eine ganze Schar großer Männer und Heiliger: einen Cyrillus von Jerusalem, und von Alexandrien, einen Gregor von Nyssa und Nacianz, einen Johannes Chrysostomus, Basilius den Großen, Eusebius, Hilaris, Ambrosius, Augustin und den Priester Hieronymus, der allen diesen Bischöfen an Geisteskraft und Tugend gleichkam. Diese heldenmütigen Kämpfer für die Wahrheit gaben endlich zwei furchtbaren Irrtümern, dem Arianismus und dem Götterdienste den Todesstoß; jener jung und kräftig, durch seine Geschicklichkeit, womit er Straßenaufläufe und Intriguen anzuzetteln verstand, dieser schon alt und abgenützt, aber noch mächtig durch die Erinnerung einer langen und glänzenden Vergangenheit, durch seine Verbindung mit dem Glück und dem Genius von Griechenland und Rom, ja selbst durch seine sittliche Verdorbenheit, die ihn hätte verächtlich machen sollen, ihm aber gerade dadurch die Teilnahme der menschlichen Leidenschaften sicherte.

Der Arianismus versuchte umsonst die Wunden zu heilen, die ihm in einem 50jährigen Kampfe Athanasius von Alexandrien geschlagen hatte; sein Leben ging schnell seinem Ende zu, und er hatte nur noch die Kraft, sich an die Grenzen des Reiches zu schleppen und zu den Barbaren zu flüchten, als Theodosius durch sein berühmtes Gesetz in den Beschlüssen von Nicäa feierlich bestimmte und festsetzte, daß der Titel eines katholischen Christen nur den wahren Gläubigen vorbehalten sein sollte, um sie von den Irrgläubigen zu unterscheiden.

Auf der andern Seite erlosch seit der Bekehrung Constantins das Heidentum immer mehr und mehr, ohne ein anderes Geräusch als das einiger aufgeblasener Sophisten, bis ein Philosoph auf dem Thron der Cäsaren es unternahm, dasselbe wieder anzufachen, indem er ihm seine alten Privilegien zurückgab und gegen die Christen unbillige und drückende Maßregeln ergriff. Aber alle Versuche Julians hatten keinen andern Erfolg, als den Tod der heidnischen Götter offenbar zu machen und er selbst konnte nur ihr Leichenbegängnis anführen. Wenn das Wort, das man ihm zuschreibt, wirklich über seine sterbenden Lippen ging, so war der letzte gesetzliche Repräsentant des Götterdienstes, wie der letzte hohe Priester der Synagoge, ohne es zu wollen und zu wünschen, ein Prophet, er zog den Olymp in seinen Sturz hinein, und seitdem die Hand des Galiläers ihr gemeinsames Grab verschloß, sah man nichts mehr daraus hervorkommen. Das Heidentum war noch eine Zeit lang Sache der Philosophen und der Landleute, die der Bewegung der Idee und der Civilisation am fernsten standen. Theodosius, nachdem er anfänglich schonende Rücksichten angewendet, ließ endlich die Tempel schließen und erhob die Götterbilder, welche es verdienten, zum Range öffentlicher Denkmäler.

Alles was Rom an edlen und erhabenen Geistern besaß, strömte in Menge in die kath. Kirche. Die Anicius, die Paulinus, die Bassus, die Erben der edelsten Patricier, deren Stammbaum bis zum König Evander heraufreichte, neigten auf dem Grabe der hl. Apostel ihre Fasces, auf denen der Ruhm von 10 Jahrhunderten ruhte. Eine Familie, welche auf allen Punkten des Reichs Güter besaß und merkwürdigerweise in demselben Jahre zwei Brüder zum Consulat erhoben sah, die Familie Probus, zeichnete sich noch mehr durch die Reinheit ihres Glaubens als durch ihre Würden und Reichtümer aus. Eine andere Zierde Roms, das Geschlecht der Gracchen, seit alten Zeiten für die Freiheit und alles Edle begeistert, stritt nun unter den Fahnen Jesu Christi. Aus diesem Blute entsproßte die Heilige, deren Geschichte wir nun beschreiben wollen.

Paula wurde zu Rom i. J. 374 geboren. Ihr Vater war Rogatus, von griechischer Abkunft und, wie man

sagte, aus der Familie jenes gefeierten Feldherrn, unter dessen Streichen Troja fiel; zur Mutter hatte sie Blesilla, welche die Gracchen, die Scipionen und Paulus Aemilius unter ihre Ahnen zählte, von welchen sie ihren Namen herleitete. Dieser Glanz der Geburt wurde noch erhöht durch die Ehe mit Toxotius, aus dem julischen Geschlechte und mit ihrer hohen Abkunft verbanden sich bedeutende Reichtümer. Doch wenn man Paula loben muß, so geschieht es nicht deßwegen, weil sie diese Reichtümer und diesen großen Namen besaß, sondern weil sie diese Güter nach dem Gewicht der Ewigkeit schätzte, und sich derselben einzig zu ihrem Seelenheil und zur Ehre Gottes bediente; denn sie sind denjenigen, die sich von denselben fesseln lassen, weniger nütze, als jenen, welche sie verachten. Weil sie dieselben gering schätzte, erwarb sich die edle Frau im Himmel ein glückliches Erbteil, dessen ihre Seele nun genießt, und schon auf der Erde fand sie mehr Nachruhm als die eitle Welt ihr hätte spenden können. Man hätte zu Rom und bei ihren Lebzeiten von der Anmut ihres Umgangs und dem Glanze ihrer Stellung sprechen können und jetzt spricht man von ihr seit 15 Jahrhunderten auf der ganzen Welt um ihres lebendigen Glaubens und der Frömmigkeit willen, deren Beispiel sie uns hinterlassen hat.

Alle Tugenden Paulas erwarben ihr die Achtung und Liebe der Stadt Rom, die sie durch ihre Ehe erbaute, selbst die Matronen führten sie als ihre Zierde an und kein Mund öffnete sich, um ihren fleckenlosen Ruf anzutasten. Man bewunderte an ihr jene hohen und schönen Tugenden, durch welche die christl. Frauen allmählig ihr Geschlecht freimachten, indem sie sich die hl. Scham zum Wächter setzten, und das Familienleben dadurch wiederherstellten, daß sie die Sittenreinheit am häuslichen Herde pflegten. Paula liebte ihren Gatten zärtlich und treu und als sie in ihrem 32. Jahre ihn verlor, empfand sie seinen Verlust so tief, daß sie fast darüber starb. Toxotius hinterließ ihr 5 Kinder: 4 Tochter: Blesilla, Paulina, Eustochium, mit dem Beinamen Julia, und Ruffina; das jüngste Kind war ein Sohn, der den Namen seines Vaters führte. Die trostlose Witwe fand ihre Ruhe nur dadurch wieder, daß sie sich mit der ganzen Hingebung eines ungeteilten Herzens Gott widmete. Von aufrichtiger Demut beseelt, war ihr die Größe ihres Geschlechts gleichsam zur Last, deshalb suchte sie besonders den Ehrenbezeugungen auszuweichen, die mit ihrem Namen und Rang verbunden waren. Niemals sah man sie seit dem Tode ihres Gemahls mit einem Manne essen, so tugendhaft er sein mochte, selbst nicht mit den hl. Bischöfen, deren Rat sie empfing und welche in ihrem Hause die edelste Gastfreundschaft fanden. Sie untersagte sich nun alle jene Genüsse des Lebens, welche ihr durch Gewohnheit zum Bedürfnisse geworden waren und Standesrücksichten ihr zum Gesetz machten. Feine Gewänder und modischer Schmuck wurden nun durch grobe Stoffe ersetzt. Anstatt eines kostbaren Bettes hatte sie zum Lager nichts anderes als ein auf der bloßen harten Erde ausgebreitetes Cilicium, auch war die Zeit, die sie darauf zubrachte, keine

Die heilige Paula.

Ruhe zu nennen; denn sie ergoß sich daselbst die ganze Nacht in Gebeten, Seufzern und Thränen. Oft standen auch unter Tags ihre Augen voll Thränen, indem der Gedanke an den geringsten Fehler sie so sehr betrübte, als ob sie das größte Verbrechen begangen hätte. Manchmal, sagt der hl. Hieronymus, ihr Beichtvater, der auch ihr Leben beschrieben hat, machte ich sie darauf aufmerksam, doch ihre Augen zu schonen, und sie wenigstens zum Lesen des Evangeliums zu behalten. „Im Gegenteil," gab sie zur Antwort. „Ich muß ein Gesicht entstellen, an welches ich die Künste der Eitelkeit verwendet habe. Ich muß meinen Leib züchtigen, der in Wirklichkeit versunken war; mein Gelächter durch langes Weinen und die Ueppigkeit meiner kostbaren Kleider durch das rauhe Büßergewand sühnen. Ich wußte meinem Gemahl und der Welt zu gefallen, ich will nun Jesu Christo wohlgefällig sein." Nicht als ob Paula in jene traurigen Thorheiten gefallen wäre, in welche die heidnische Gesellschaft alle ihre Glieder und besonders das Weib stürzte; denn es giebt Blätter in der Geschichte, welche die Träume der verdorbensten Einbildungskraft noch übertreffen und die man gern zur Ehre der Menschheit ausstreichen möchte, allein diese schrecklichen Sitten verschwanden nicht an einem Tage durch das bloße Auftreten des Evangeliums; um sie zu verbannen, waren Jahrh. nötig. Während nun diese mühevolle Aufgabe noch nicht vollendet war, blieben im öffentlichen Leben eine Menge von lasterhaften Gewohnheiten zurück, welche das Christentum auf verschiedene Weise als entnervende Weichlichkeit und hochmütigen Luxus rügt. Ohne Zweifel hatte Paula durch ihren Rang genötigt, noch etwas dergleichen beibehalten, was sie durch ihre Thränen und harte Buße austilgen wollte. Man kann dadurch den Fortschritt ermessen, welchen die Kirche nach einigen Generationen machte, und mit dem heil. Hieronymus im Hinblicke auf die Strengheiten, in welchen Paula lebte, begeistert ausrufen, „daß kein Mund eine solche Heldin würdig zu loben vermöge."

Mit allen diesen Abtötungen verband Paula ein strenges Fasten und eine beständige Enthaltsamkeit; sie untersagte sich den Genuß des Fleisches, der Fische, der Eier, des Weines und der Milch; unschmackhafte Gemüse waren ihre einzige Nahrung, und es mußte schon ein Festtag sein, wenn sie dieselben mit Oel schmälzte. Diese unter den ersten Christen so gewöhnlichen Uebungen, vor welchen die Weichlichkeit unsrer Zeit zurückschaudert, waren ein feierlicher Protest gegen die Sinnlichkeit der heidnischen Gesellschaft. Ueberdies auf die Lehre und das Beispiel Jesu Christi gegründet, hatten sie zum Zweck, die Sinne in Zucht zu nehmen, und sie der Herrschaft des Geistes zu unterwerfen u. durch die Kraft der Tugend den Ausschweifungen der Leidenschaften vorzubeugen. Darum suchte man über das Leben jene düstere Färbung zu verbreiten, die den Blick nicht fesselt, und jenen männlichen Ernst, der zum Seelenheil beiträgt, indem er die Reinheit des Innern durch umsichtiges Betragen im Aeußern zu bewahren sucht.

Uebrigens war diese verständige und edle Geistesrichtung für die hl. Paula weder ein Beweggrund noch eine Gelegenheit, die mühsamen Arbeiten zu vernachlässigen, welche aus der christl. Liebe hervorgehen und sie nähren und den guten Gedanken und edlen Gefühlen einen neuen Wert verleihen. Ihr Herz, voll Liebe zu Gott, ergoß sich in reiche Werke der Barmherzigkeit gegen den Nächsten. Was sie an ihrem ehemaligen Aufwande ersparte, verteilte sie unter die Armen und Kranken. Gegen jedermann war sie gütig, insbesondere fanden die Niedrigen und Geringen bei ihr Zutritt nicht als ob sie jene, die sich mit eitlem Gepränge umgaben, verachtet hätte; wie sie die Mächtigen nicht aufsuchte, so wies sie auch die Hochmütigen nicht von sich, sie suchte vielmehr ihren stolzen Geist zur Milde u. Freigebigkeit zu stimmen. Die Armen aber besaßen ihre besondere Zuneigung, alle ihre Schätze giengen in Almosen auf, und wenn man ihr vorwarf, unklugerweise die Zukunft ihrer Kinder bloßzustellen, gab sie zur Antwort: „Ich handle so nur deshalb, um ihnen ein größeres Erbteil, als das meinige zu hinterlassen — die Barmherzigkeit Jesu Christi." Sie gieng oft bis zur Verschwendung, aus Furcht, die Bedürfnisse irgend eines Armen zu vernachlässigen. „Aber nein, sagt ihr Biograph, ich täusche mich in dieser Hinsicht, denn da ich sah, daß sie gegen hohe Zinsen Geld entlehnte und ihre Gläubiger wechselte, um nicht ihren Kredit und somit die Hilfsmittel zu verlieren, die sie zu Gunsten der Armen verwendete, so stellte ich ihr vor, der Apostel verlange nicht, daß man, um den Nächsten nützlich zu sein, sich selbst Verlegenheit bereite; der Heiland selbst habe uns belehrt, daß es hinreiche, einen Rock zu geben, wenn man zwei besitze; sie müsse darauf sehen, daß sie immer thun könne, was sie jetzt so gerne thue." Auf diese und andere Gründe gab sie die kurze und bescheidene Antwort, sie wünsche nur Gott zu gefallen, und so dürftig zu sterben, daß man bei ihr nur ein entlehntes Leintuch finden könnte. „Wenn ich betteln müßte," fuhr sie fort, „so würden mich viele Personen in meiner Not unterstützen; aber wenn der Arme, den ich unterstützen kann, sei es auch, daß ich deshalb Schulden machen muß, sterben würde, weil ich ihm nicht geholfen habe, wem würde man seinen Tod zuschreiben?" So gab diese, vom lebendigen Glauben beseelte und durch die werkthätige Liebe mit dem Erlöser vereinigte Frau ihm zurück, was sie von ihm erhalten hatte und machte sich um dessenwillen arm, der für uns arm geworden ist.

Inzwischen kam der Tag heran, wo die hl. Paula durch ihre Kinder schwere Prüfungen erdulden sollte. Blesilla, ihre älteste Tochter wurde nach 7monatlicher Ehe Witwe und starb einige Jahre darauf, als sie im Begriffe war, der Welt ganz zu entsagen, und ihre Tage in der Einsamkeit zu beschließen. Der hl. Hieronymus, welcher damals zu Bethlehem lebte, schrieb an Paula, um sie zu trösten, einen langen und rührenden Brief, worin das Herz dieses großen Mannes sich ebenso abspiegelt, als sein erhabener Geist, den die ganze Welt bewundert. „Ach, wer wird meinen Augen Thränen geben," ruft er aus, „um zu weinen, nicht wie Jeremias, über die Kinder Israels, die auf dem Schlachtfelde fielen, nicht wie Jesus über das Unglück Jerusalems, sondern über die Heiligkeit, Sanftmut, Unschuld, Keuschheit und alle die Tugenden, die uns auf einmal mit einem einzigen Leben entrissen wurden." Denn, verschieden von den gewöhnlichen Tröstern, welche

den Schmerz nicht zu sänftigen wissen, indem sie ihn nähren, erinnert er an die Eigenschaften, welche Blesilla auszeichnen und ihren Verlust um so schmerzlicher machen, an den Reichtum ihres Gedächtnisses, an ihren gewandten und durchdringenden Geist, an die Reinheit und Schönheit ihrer Sprache, an die hinreißende Anmut ihrer Rede; er schildert das blasse und liebliche Gesicht, wie es sich auf den vor Fieber abgemagerten Hals herabsenkt, die Engelsgestalt, die nur durch einen Schatten von Körper auf der Erde zurückgehalten wird, der sich von Gebet und frommen Seufzern nährt, und ruft aus: „Was thue ich doch? Ich will die Thränen einer Mutter trocknen und vermische die meinigen mit den ihrigen. Ich verberge meine Rührung nicht: ich schreibe nur unter Thränen. Aber Jesus beweinte ja auch den Lazarus, weil er ihn liebte. Man kann nicht gut trösten, wenn man selbst von Schmerz überwältigt ist, und wenn das gebrochene Herz vor Thränen keine Worte finden kann. O Paula, ich nehme Jesum Christum zum Zeugen, dessen Herrlichkeit Blesilla nun sieht; ich nehme die hl. Engel zu Zeugen, deren Gefährtin sie nun ist; ich dulde dieselben Qualen, wie du, ich bin ihr Vater dem Geiste nach, so zärtlich liebte ich sie." Sodann ermahnte er die unglückliche Mutter zur Ergebung und sucht in ihr den Aufruhr der Thränen, wie er sagt, zu bändigen, und indem er wieder mit seinem tiefen Kummer zu ringen hat, gibt er demselben auf seine Weise nach und fährt fort: „So lange ich lebe, wird, ich schwöre es, der Name Blesilla auf meiner Lippe sein, ich werde ihr meine Arbeiten widmen, sie wird Teil an meinen Nachtwachen haben. Jede Seite meiner Schriften soll Blesilla nennen und wo man meine Worte hört, wird sie genannt werden; ihre Züge bleiben meinen Gedanken eingegraben und Jungfrauen, Witwen, Mönche und Priester, werden sie darin erblicken. Dieses kurze Dasein wird ihr einen unvergänglichen Nachruhm verschaffen; sie lebt im Himmel mit Jesus Christus, sie wird ebenso im Gedächtnisse der Menschen leben. Diese Zeit wird ein Ende nehmen und die Nachwelt sich erheben, die ohne Liebe, ohne Haß richtet. Blesilla wird zwischen Paula und Eustochium ihren Platz erhalten. Und die Nachwelt hält das Versprechen des hl. Hieronymus.

Paula sah noch vor ihr ihre zweite Tochter Paulina sterben, die an Pammachius verheiratet war und ihre vierte Tochter Ruffina, ebenfalls an einen römischen Patricier, Alethius vermählt; aber diese Schläge des Schicksals trafen sie erst in ihrer Zurückgezogenheit zu Bethlehem. Das geräuschvolle Leben zu Rom war ihr seit dem Tode ihres Gemahls zur Last und die Einsamkeit zog sie an; hier konnte sie mehr über Gott und die Ewigkeit nachdenken. Endlich nach weiser Ueberlegung und trotz der Stimme des Bluts, die ebenso laut in ihr sprach als in jedem Mutterherzen, führte Paula ihr Vorhaben aus und verließ alles, ihre Güter, ihre Familie und selbst ihre Kinder, um das von den Fußstapfen des Gottmenschen geheiligte Land zu besuchen und dort ihren festen Aufenthaltsort zu nehmen. Bei ihrer Abreise von Rom begleitete sie ihre Verwandten bis an den Hafen. Es war ein herzzerreißendes Schauspiel. Sie hatte auf dem Schiffe Platz genommen, das schon unter den Ruderschlägen zu wanken begann. Der noch zarte Knabe Toxotius streckte seine flehende Hand gegen die Mutter aus; Ruffina, die sich bald verehelichen sollte, weinte in der Stille und bezeugte durch die Art ihres Schmerzes, wie hart sie die Abreise so nahe ihrer Hochzeit fand. Paula, im Innersten ergriffen, richtete das thränenlose Auge zum Himmel hinauf und die Kraft des Glaubens siegte über die Zärtlichkeit der Mutter. Indeß entfernte sich das Fahrzeug vom Strande, alle Reisenden winkten noch ihr letztes Lebewohl dem Ufer zu, aber Paula, wie um den Sturm ihrer Gefühle zu verbergen, wandte den Blick ab und ließ ihr Auge auf Eustochium ruhen, die auf der frommen Fahrt ihre Gefährtin sein sollte. Nachdem sie sich 10 Tage zu Salamis aufgehalten, um den hl. Epiphanius zu besuchen, schiffte Paula an der syrischen Küste hin und besuchte auch den hl. Paulinius zu Antiochien, welche beide Bischöfe sie bei ihrem Aufenthalt zu Rom i. J. 382 gastlich aufgenommen hatte. Endlich betrat sie Palästina, den hochbegnadigten Boden, wo das Heil der Welt sproßte und blühte, das Land der Wunder, das unter den Schritten des Allmächtigen erbebte; sie wandelte auf jenem Staube und den Steinen, die zum Herzen sprechen, und welche durch das Blut den Schweiß u. die Thränen des Gottmenschen geheiligt sind. Zu Jerusalem fand Paula einen Palast für sich in Bereitschaft, den der Stadthalter von Palästina ihr zur Verfügung stellte, aber sie wollte lieber eine niedere Zelle bewohnen; denn ihr Sinn und Herz suchte in der hl. Stadt nur den Schauplatz der Geheimnisse unserer hl. Religion. Vor dem wahren Kreuze voll Demut niedergesunken, sah sie davor im Geiste noch den Herrn ausgespannt und betete mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens. Im hl. Grabe küßte sie den Stein, worauf der Leib des Erlösers niedergelegt wurde und preßte ihre Lippen so fest darauf, daß sie in vollen Zügen ein geheimnisvolles Leben daraus zu trinken schien. Aus ihren Augen flossen reichliche Thränen, und ihrem Herzen entstiegen so tief gefühlte Seufzer, daß die Zeugen dieses hohen Schmerzes vor Ehrfurcht ergriffen stehen blieben.

Die hl. Paula wird von der Reise ins hl. Land abgehalten.

Durch die Lebendigkeit ihres Glaubens vergegenwärtigte sich Paula alle Scenen aus dem Leben des Erlösers. Als sie zu Bethlehem in die Höhle trat, wo Jesus zur Welt kam, sah das Auge ihrer Seele das göttliche Kind gleichsam in den armen Windeln liegen, sah die jungfräuliche Mutter, und die Hirten auf die Stimme der Engel herbeieilen, die Magier, vom Sterne geführt, wie sie bei der Wiege des Neugeborenen die Anbetung der Welt darbrachten; mit dem Ohre des Herzens vernahm sie das

Wort des hl. Johannes, voll Hoheit und Demut: „Im Anfang war das Wort und das Wort ist Fleisch geworden." Und sie rief aus: „Wie darf ich elende Sünderin die Krippe küssen, wo der Herr wimmerte als ein kleines Kind? Wie da mein Gebet verrichten, wo die Jungfrau das Wort zur Welt brachte, das unser Fleisch angenommen hat? Die Heimat des Erlösers soll nun mein Aufenthalt sein, ich werde das Land bewohnen, wo er unter den Menschen wandelte!

Bevor sich Paula zu Bethlehem niederließ, stellte sie noch verschiedene Wallfahrten an. Sie besuchte die Wüste am toten Meere, jene Ebene, die der Hauch des göttl. Zornes verdorrte, die Stadt Jericho mit ihrem grünen Gürtel von Palmen und ihrem Wasser, dem der Prophet Elisäus auf wunderbare Weise seine Bitterkeit benahm, den Jordan mit seinen Fluten, geheiligt durch die Taufe des Herrn, Sichem und seinen Brunnen, wo die Samariterin den Trank des ewigen Lebens fand; Nazareth, den Schemel, auf den die Majestät des Ewigen sich stützte, als er sich vom Himmel herabneigte und die Erde berührte, und Tabor, dessen Gipfel von der Glorie des Allerhöchsten erleuchtet wurde. Paula ertrug alle Unbequemlichkeiten dieser langen und beschwerlichen Reise mit einem Mute, den man kaum von einem so zärtlich erzogenen Weibe erwarten konnte. Aber der Glaube begeisterte sie, deshalb beschloß sie, auch die Einöden Egyptens zu besuchen, in denen damals alle christl. Tugenden blühten und sie gleichsam zum Paradiese der ersten Kirche machten. Hier sah man Seelen, welche dem allgemeinen Verderben entflohen waren, Martyrer der Buße und wahre Philosophen, nicht wißbegierige Geister, die sich selbst vernachlässigten, um den Lauf der Gestirne zu betrachten, noch spitzfindige Schwätzer, die über den Unterschied der Tugenden erhaben zu reden wußten, anstatt alle aufrichtig zu üben, sondern wahrhaft fromme Menschen, die nach vollkommener Erkenntnis und Gottesliebe strebten, die sich von jeder Fessel irdischer Neigung zu befreien suchten und ein englisches Leben führten, ein Geschlecht von Pilgern, die ohne Rücksicht auf den Leib zu nehmen, ernsten Schrittes das Land der Verbannung durchwanderten, das Auge fest dem himmlischen Vaterlande zugewandt.

Nachdem die hl. Paula alle diese hl. Stätten mit Andacht besucht hatte, ließ sie sich zu Bethlehem in einer ärmlichen Wohnung nieder, wo sie 3 Jahre lang blieb. Indessen baute man ein sehr geräumiges Kloster, wo christliche Frauen in großer Zahl sich unter ihre Leitung stellten. Sie ließ auch an dem Platze, wo Joseph und Maria keine Unterkunft finden konnten, eine Herberge für die Reisenden bauen, welche das hl. Land besuchten, und ein Männerkloster, an dessen Spitze sich der hl. Hieronymus stellte. Auf allen Wegen spendete sie reichliches Almosen und streute so irdische Güter aus, um jenseits ewige zu ernten. Das Leben Paulas, als Vorsteherin ihres Klosters, war noch mehr als sonst ein vollendetes Muster der Tugend. Sie war so demütig, daß man sie nach ihrer Kleidung, Lebensweise und der Bescheidenheit im Umgange für die geringste unter den Schwestern hätte halten können. Indem sie Sanftmut und Festigkeit mit sicherem Takte anwandte, hielt sie die strengste Zucht unter den Frauen und Jungfrauen aufrecht, von denen schon mehrere alle Annehmlichkeiten des Reichtums gekannt hatten. Freilich gab sie ihrem Worte durch ihr Beispiel Gewicht und übte zuerst mit Selbstbeherrschung, was sie alsdann mit Güte befahl. Sie wußte immer der Regel Geltung zu verschaffen, aber zugleich den widerstrebenden Willen auf verständige Art nach ihr zu lenken; sie richtete ihren Tadel nach dem verschiedenen Charakter, und hob kleine Streitigkeiten durch sanfte gütige Bemerkungen. Das Gekünstelte und Uebertriebene in der äußern Haltung verbannte sie durch den Ernst ihres Blickes, kurz, sie trug über die Trägheit, Schwatzhaftigkeit und andere Fehler, die ihr wachsames Auge in der Gemeinde entdeckt hatte, einen vollständigen Sieg davon. Sie wollte, daß alle ihre Töchter den irdischen Reizen und Genüssen des Lebens absterben sollten; darum legte sie ihnen häufige Entbehrungen und Fasten auf und wollte, wie sie zu sagen pflegte, dieselben lieber mit schwachem Magen, als mit krankem Geiste sehen.

Ueber diesen äußerlichen Sorgen vernachlässigte Paula ihre Seele nicht; sie fuhr fort, ihre Sünden zu beweinen und ihre Unvollkommenheit zu verbessern. Die ganze hl. Schrift wußte sie auswendig und obschon sie die geschichtliche Erzählung und den buchstäblichen Sinn als köstlich ansah, so erforschte sie doch noch eifriger den geistigen tiefen Sinn des göttlichen Wortes. Zu diesem Endzweck hatte sie das Hebräische erlernt und sprach es mit erstaunlicher Geläufigkeit und Reinheit. Dies Zeugnis giebt ihr der hl. Hieronymus, welcher das Hebräische sein Lebenlang studiert und die Schwierigkeiten schätzen konnte, die sie durch ihre Beharrlichkeit und ihren Scharfsinn überwand. Dasselbe Lob erteilte er auch Eustochium, die in allen Stücken ihrer edlen Mutter nacheiferte, und ihre Tugenden und Beschäftigungen zum Muster nahm. Die Familie der Paula, die zu Rom geblieben war, führte einen ebenso gottsel. Wandel. Toxotius hatte Läta geheiratet, deren Vater, früher ein Heide, sich in der Folge zum Christentum bekehrte. Aus dieser Ehe entsprang eine Tochter, die nach ihrer Großmutter den Namen Paula erhielt und für welche der hl. Hieronymus seinen Brief an Läta schrieb, der eine wahre Abhandlung über die Erziehung enthält; später wurde sie in dem Kloster zu Bethlehem von Eustochium erzogen und nahm daselbst als Vorsteherin der Nonnen die Stelle ihrer Großmutter und Tante ein.

Als Paula 50 Jahre alt war, befiel sie ihre letzte Krankheit. Eustochium widmete ihr die zärtlichste Sorgfalt, aber alle Hingebung konnte den Tod nicht verzögern, der übrigens der innigste Wunsch der Heiligen war. Selbst noch in ihrem Todeskampf, als ihre Glieder schon erkalteten und nur noch ein Fünkchen von Leben im Herzen zurückblieb, fuhr sie fort, Sprüche aus der hl. Schrift herzusagen, welche die Sehnsucht ausdrückten, zu Gott zu kommen und seine Gegenwart zu genießen. Ihr letzter Seufzer war ein Gebet; sie starb den 26. Jan. 404.

Zwei Tage nachher hielt man ihr Leichenbegängnis, das nicht so sehr durch weltliches Gepränge ausgezeichnet war, als durch den religiösen Charakter der Trauer. Man hörte dabei kein Klagegeschrei, nur der Psalmengesang

erschallte, um die Todte zu ehren und die Lebenden zu trösten. Eine ungeheure Menschenmenge war herbeigeströmt, Bischöfe, Priester, Mönche und Gläubige. Bischöfe trugen selbst den Leichnam zu seiner letzten Ruhestätte; man begrub sie in der Kirche der Grotte zu Bethlehem neben der Krippe des Erlösers. Acht Tage lang kamen fast aus allen Städten Palästina's Leute herbei, um auf ihrem Grabe zu weinen und zu beten; die Armen insbesondere und die Witwen beweinten sie als ihre Mutter, und flehten zu ihr als Beschützerin. „So lebe denn wohl, Paula, ruft ihr Biograph am Schlusse seiner Erzählung aus, lebe wohl; hilf mit deiner Fürbitte demjenigen, der dich hienieden verehrt. Dein Glaube und deine Werke haben dich zu Jesu Christo geleitet; am Fuße seines Thrones wirst du ohne Mühe erlangen, um was du ihn bittest. Ich habe dir ein Denkmal aufgerichtet, dauernder als Erz, das den Zeiten trotzen wird. Ich habe dein Lob auf dein Grab geschrieben und in mein Buch niedergelegt, damit man dich überall ehre, wohin meine Worte dringen, und man wisse, daß du zu Bethlehem ruhest."

Man sieht noch das Grab der hl. Paula zu Bethlehem, aber es umschließt nicht mehr ihre Reliquien, die mit jenen der hl. Eustochium verschwunden sind. Die Grabschrift, von welcher der hl. Hieronymus redet, ist seit lange verwischt, aber sie wird uns noch durch die unsterblichen Blätter aufbewahrt, die er der christlichen Witwe als eine rührende Erinnerung an eine hl. Freundschaft gewidmet hat.

27. Januar.

Ansicht von Brussa.

Der heilige Johann Chrysostomus,

Kirchenlehrer. Jahr 407.

Das Evangelium war von Unwissenden gepredigt worden und hatte die Welt unterworfen. Da es das Werk Gottes war, genügten ihm einige Heilige und Martyrer, um über die Wissenschaft der Menschen zu triumphieren. Als aber die Wissenschaft und der Hochmut besiegt am Fuße des Kreuzes lagen, erhob sich der christl. Genius über den Ruinen und brachte der geistlich verarmten Gesellschaft bis jetzt unbekannte Schätze der Philosophie und Beredtsamkeit. Noch vor kurzem sagten die Heiden zu den Kindern Christi: „Ihr versteht nichts von den Künsten und Wissenschaften, ihr seit die Hefe des Volkes." Und siehe, diese Hefe des Volkes erhebt sich mit Constantin auf den Thron,

die Armen im Geiste werden mit Hieronymus, Augustin, Ambrosius und Chrysostomus erhabener als Plato, beredter als Demosthenes. Von allen Mächten des Heidentums bleibt ihm nur noch Eine — die Erinnerung an seine großen Männer, aber auch diesen Einfluß vernichtet das Christentum, indem es diesen die gottbegeisterten Werke seiner Weisen entgegensetzt.

Johannes, Erzbischof von Konstantinopel, welche die Bewunderung der Welt den glorreichen Namen Chrysostomus oder Goldmund gab, wurde i. J. 347 zu Antiochien geboren. Sein Vater Sekundus bekleidete eine hohe Stelle im römischen Heere. Er starb, als Johannes noch in der Wiege lag, und seine Witwe Anthusa, obgleich erst 20 Jahre alt, entsagte sodann, um sich ganz ihrem Sohne zu widmen, den Freuden der Welt. Diese fromme Entsagung kam den Heiden unbegreiflich vor. „Welche Frauen man doch bei den Christen findet," sagte Libanus einst zu Johannes.

Die ersten Jahre seiner Kindheit verflossen so fern von den Versuchungen, und keine der Gaben Gottes gieng an ihm verloren. Der Hauptzug seines Charakters bestand in einer Richtung des Geistes, welcher alle gerechten und edlen Ideen erfaßte, aber die Laster des Herzens noch zu wenig begriff, um sich nicht bisweilen täuschen zu lassen. Diejenigen, welche Johannes nicht liebten, sahen mit Stolz auf seinen frommen Eifer herab, aber die Meisten hatten ihn lieb. Ja, ich hatte viele Freunde, sagt er uns selbst im Eingange seiner schönen Abhandlung über das Priestertum, wahre Freunde, die für mich wie Brüder waren, Sie kannten alle Gesetze der Freundschaft und waren ihm gewissenhaft treu. Der innigste dieser Busenfreunde war Basilius. Chrysostomus führt auch Theodor und Maximus an, die er in der Schule des Libanius angetroffen hatte, Basilius und Johannes waren durch ein enges Band der Grundsätze und Gewohnheiten vereinigt; dieselbe Lebensweise, dieselben Studien und dieselbe gesellschaftliche Stellung kettete ihre Herzen an einander. „Ich war einst sehr reich," sagt uns Chrysostomus, „und Basilius hatte nichts." Wonach beide strebten, war die Einsamkeit der Wüste und die Heiligkeit der Einsiedler, welche die Grabhöhlen im Gebirge bei Antiochien bevölkerten und mit ihren Tugenden diese Stadt voll wissenschaftlicher Streitigkeiten und sinnlicher Ausschweifungen beherrschten. Von dem Studium der heiligen Wissenschaften, der ersten Beschäftigung seines Lebens, gieng Johannes in einem Alter von 20 Jahren unter Audragathes zur Philosophie über; zum Lehrer in der Beredtsamkeit hatte er den Libanius. Dieser, ein Heide vom alten Schlage, welcher noch in den Zeiten des Perikles zu leben glaubte, war ein Redner, der noch alles auf die Form hielt, wie Isokrates, und durch sein beredtes Wort die schöne Sprache Griechenlands und seine anmutigen Dichtungen wieder aufzuwecken suchte. Libanius ahnete den Geist des Chrysostomus. Als ihm dieser einst eine Lobrede auf die Kaiser zusandte, gab ihm Libanius zur Antwort: „Ich habe deine Lobrede einigen Personen vorgelesen, die sich mit Beredtsamkeit beschäftigen. Jedermann brach darüber in Freude aus und klatschte Beifall, ich selbst hatte daran einen süßen Genuß. Wie glücklich du bist, daß du so gut loben kannst!" Als man Libanius fragte, wem er seinen Lehrstuhl hinterlassen möchte, antwortete er, dem Johannes, wenn er kein Christ wäre.

Beim Austritt aus der Schule wurde der erste Eifer des Chrysostomus durch den Hauch der Welt ein wenig abgekühlt. Er besuchte die Gerichtssäle und fand Vergnügen am Theater. „Die Waage," sagte er, „ist nicht mehr gleich zwischen Basilius und mir." Der Eine sprach immer von Abtötung und Zurückgezogenheit, der Andere, von sinnlichen Begierden gefesselt, ließ sich von den Gedanken der Jugend beherrschen. Basilius blieb jedoch fest in seiner Freundschaft, und als Chrysostomus den Kopf ein wenig über den Strom des Weltlebens emporstreckte, wie er selbst in seiner bilderreichen Sprache sagt, so hielt ihn Basilius mit beiden Händen fest, und wollte ihn dem Getümmel der Welt entführen, aber die Mutter des Johannes, welche seinen geheimen Gedanken erriet, nahm ihren Sohn bei der Hand, führte ihn in ihre Kammer und hieß ihn neben ihrem Bette niedersitzen.

Chrysostomus predigte oft fünfmal in der Woche.

Nachdem sie ihn unter Thränen an alles erinnert hatte, was sie für ihn gethan und gelitten, sprach sie zu ihm: „Mache mich nicht zum zweitenmal zur Witwe, warte meinen Tod ab; junge Leute können auf ein langes Leben hoffen, aber wir Alten sehen nur mehr den Tod vor uns. Wenn du meine Gebeine, bei denen deines Vaters versammelt hast, dann, wenn du willst, unternimm weite Reisen und durchschiffe die Meere; Niemand wird dich daran hindern, aber so lange ich noch atme, bleibe bei deiner Mutter!"

Johannes konnte kein Wort darauf sagen, seine Mutter hatte ihn überwunden. Da er nicht in die Einsamkeit fliehen konnte, so machte er sich eine solche mitten in der Welt, wo seine Tage mit Gott, seiner Mutter und einigen Freunden verflossen. Seine Mutter nahm die häuslichen Sorgen auf sich, um ihm nur himmlische Gedanken zu lassen. Chrysostomus

betete ohne Unterlaß, er fastete, wachte und bändigte seinen Leib durch strenge Bußübungen, seine Kleidung war einfach, und auf seinem schönen Gesichte thronte beständiger Ernst. So zurückgezogen sein Leben auch war, so entging es doch dem Scharfblick des hl. Meletis nicht, welcher die Kirche zu Antiochien regierte und durch göttliche Erleuchtung voraussah, was aus Johannes einst werden sollte. Er gab ihm die Taufe, machte ihn zum Lektor und wollte ihn stets um sich haben. Niemals seit seiner Taufe, sagte der Geschichtsschreiber Palladius, hörte man aus dem Munde des Johannes ein Schmähwort oder einen Schwur, eine Lüge oder eine Verläumdung, niemals schien ein Lächeln seiner Lippen den Scherz gut zu heißen. Seine Frömmigkeit war lauter Liebe, wie es bei den Heiligen der Fall und dieselbe steigerte sich besonders bei dem hl. Opfer des Altars. Man findet auf jeder Seite seiner Werke den Ausdruck derselben. „Dieser Kelch enthält nicht mehr das Blut der Tiere, sondern das Blut Jesu Christi; dies Brot ist ein Leib, jener unbefleckte Leib, der den Tod besiegte, der gekreuzigt und mit einer Lanze durchbohrt wurde, aus welchem sich zwei Heilsquellen über die Welt ergossen, die eine von Wasser, die andere von Blut. Dieses Mahl ist die Kraft unserer Seele, unsere Hoffnung, unser Licht, unser Leben. Unsere Lippen sind der Vorhof Christi. Mit Christi Leib sind wir nicht mehr Asche und Staub, nicht mehr Sklaven, sondern frei, die Erde wird uns zum Himmel, wir nehmen Teil an den Chören der Seraphim und werden Genossen der himmlilischen Mächte." Heilige Worte, welche seit dem 4. Jahrhundert laut von dem unveränderlichen Glauben der Kirche zeugen!

Die St. Sophienkirche in Konstantinopel.

Als Johannes die Welt verließ, hatte er auch seine beiden alten Freunde aus der Schule des Libanius dazu bewogen, Theodor, der seitdem Bischof von Mopsuestia war, und Maximus, Bischof von Seleucia. Allein das strenge Klosterleben wurde Theodor bald zur Last, und er stürzte sich in die Freuden der Welt. Auf diese Kunde stieß Chrysostomus einen Schrei des Schmerzes aus und rief mit dem Propheten: „Wer wird meinen Augen eine unversiegbare Quelle der Thränen geben! Ich weinte nicht auf den Trümmern einer Stadt, nicht im Hinblick auf gefesselte Gefangene, die ihr Loos verdienten, ich beweine den unermeßlichen Verlust einer Gott geheiligten Seele; den Einsturz und die Verheerung des Tempels Christi!" Zweimal schrieb Chrysostomus an Theodor mit aller Kraft seines Geistes und der innigsten Liebe. Seine Briefe rührten das Herz des Freundes und offenbarten zugleich in dem jungen Lektor von Antiochien eine begeisterte Beredtsamkeit.

Die Prälaten von Syrien beschlossen i. J. 372, Chrysostomus und Basilius zur bischöfl. Würde zu erheben, ungeachtet ihrer großen Jugend. Als dies Basilius erfuhr, eilte er zu Johannes, um sich bei seiner Klugheit Rat zu holen, und seinen Entschluß nach dem seinigen zu fassen. Johannes fand den Basilius ebenso der Ehre würdig, als er sich selbst derselben nicht gewachsen glaubte. „Nichts drängt uns, einen Entschluß zu fassen," antwortete er, „wir wollen noch zuwarten und beten." Aber kaum hatte sich Basilius entfernt, als Chrysostomus entflieht und sich verbirgt. Man konnte sein Versteck nicht entdecken; Basilius dagegen wurde von dem Volke ergriffen, mit Gewalt in die Kirche geführt und zum Bischof geweiht.

Als die Gefahr vorbei war und Johannes wieder in Antiochien erschien, kam Basilius traurig und niedergeschlagen zu ihm und warf ihm seinen Verrat als ein Verbrechen vor Chrysostomus antwortete darauf in seinem Buch vom Priestertum, ein erhabenes Werk christl. Beredtsamkeit. Er erinnerte ihn darin an ihr gemeinsam verbrachtes Leben, ihre ungetrübte Freundschaft, an die Weisheit und Klugheit des Basilius. Sich dagegen schildert er als weichlich, ruhmsüchtig und als Einen, der den Zorn nur durch die Einsamkeit vermeinden könne. „Es hieße

Oel ins Feuer gießen", fährt er fort, „solche Leute zu hohen Würden zu erheben. Gibt man den Befehl über ein Heer einem Taglöhner und würde man solchen loben, wenn er ein solches Amt annähme? Würde man den Athleten rühmen, der obwohl er seine Schwäche fühlt, sich selbst dem Kampfe blosstellen wollte? Chrysostomus schildert sodann die Erhabenheit des hl. Meßopfers und die Würde des Priesters. „Der Priester", sagt er, „muß glänzen wie das Licht des Tages und wie dieses die Welt erleuchten."

Johannes hörte unterdessen nicht auf, dem Gedanken an ein zurückgezogenes Leben nachzuhängen; denn die Einsamkeit, die er sich unter dem Dache seiner Mutter geschaffen hatte, reichte ihm nicht mehr aus. Er zog also i. J. 375 in das Gebirge von Antiochien, jene Stätte der Tugend, wie er es nennt, bei deren Nähe ihn eine Art von Furcht anwandelte. Die Begierden des Fleisches wurden in der That noch einmal in ihm wach. Er fragte sich, wie er uns freimütig erzählt, ob er alle Tage sein Brod haben würde, ob er sich nicht zu seiner Nahrung des Lampenöls bedienen müßte, ob es nicht nötig sein würde, sich mit ärmlichen Gemüsen zu begnügen, Wasser zu tragen, Holz zu hauen, und die Erde umzuhacken. „Mit einem Wort, ich quälte mich viel," setzt er hinzu, „mit Allem, was die Ruhe meines Leben stören könnte." Weil er seine Schwäche fürchtete, stellte er sich unter die Leitung eines alten Büßers, und anstatt der Schwierigkeiten, die er vorausgesehen hatte, fand er die härtesten Prüfungen des Mönchslebens leicht und beseligend. Oft, als Gott ihn wider Willen in das Weltgeräusche zurückgeführt hatte, kam ihm die Erinnerung an den Frieden in den Sinn, den er in der Einsamkeit gefunden. „Wollet ihr," sagt er zu dem Volke, das sich um seine Kanzel drängte, „wollet ihr zur Stadt der Tugend, zu den Zelten der Heiligen gelangen, so gehet auf die Berge und in die Schluchten, da gibt es keine glänzenden Paläste, da ist kein Troß von Dienern, nichts von alledem, was euch wider euern Willen zum Stolze treibt. Hier beleidigt niemand und keiner wird beleidigt, niemand gebietet und keiner gehorcht; alle sind Diener, alle waschen ihren Gästen die Füße, ohne sich zu erkundigen, ob es Freie sind oder Sklaven. Hier ist keiner groß, keiner klein. Das ist eine Verwirrung, werdet ihr sagen; nein, es ist vielmehr die herrlichste Ordnung."

Chrysostomus genoß 6 Jahre lang diesen Vorgeschmack des Himmels, ohne jedoch den irdischen Dingen ganz fremd zu bleiben. Wie Hieronymus in der Grotte zu Bethlehem, so war er durch seine Schriften überall gegenwärtig, wo es Unglückliche zu trösten, Leidenschaften zu bezähmen und die Wahrheit zu verteidigen gab. In den letzten 2 Jahren lebte er allein in einer Höhle, ohne sich jemals zum Schlafe niederzulegen, litt Hunger und Kälte und ergab sich einzig der Betrachtung und dem Gebete. Da die Kräfte seines Leibes endlich erschöpft wurden, sah er sich genötigt; nach Antiochien zurückzukehren. Meletius, der nach einer langen Verfolgung ebenfalls wieder dahin gekommen war, erhob ihn zum Diakon und 6 Jahre nachher, i. J. 386, weihte ihn Flavian, der Nachfolger des Meletius, zum Priester. Nun erst begann das eifrige Apostelamt des Chrysostomus. Bis jetzt hatte er den Strom seiner göttlichen Beredtsamkeit nur in einer kleinen Anzahl von Briefen ergossen, die an hl. Mönche oder fromme Wittwen gerichtet sind, aber von dem Tage an, da man ihm sagte: „Gehe hin und lehre," hörte seine Stimme nicht auf, wie ein Echo des Himmels in der Kirche von Antiochien zu erschallen. Er predigte oft fünfmal in der Woche und das Volk, anstatt müde zu werden, unterbrach ihn durch Beifallsrufe, gegen die er vergeblich sich verwahrte. Was seine Beredtsamkeit auszeichnete, war eine natürliche Fülle, eine kräftige Einfalt, etwas Erhabenes und Populäres zugleich, was die erhabensten Gedanken für den geringsten Verstand faßlich machte. Die Reinheit seines Styls war gleichsam der Ausdruck seiner Seele. Welcher Gegensatz zwischen dieser kraftvollen Beredtsamkeit und den leeren Deklamationen der Redner! Die Beredtsamkeit des Chrysostomus glich einem schönen Strome, der mit seinen klaren Fluten das Land befruchtet, während diese wie der lärmende Ton der Trompete augenblicklich im weiten Raume verhallten.

Chrysostomus unternahm es, die hl. Schriften Buch für Buch zu erklären. Diese Erklärungen waren meist historisch und buchstäblich ohne jedoch die Allegorie ganz zurückzuweisen, deren geheimnisvollen Sinn er manchmal mit seltenem Glück entwickelte. Aber vor allem hatten sie ein praktisches Ziel; sie enthielten darum auch eine Fülle glücklicher Gedanken über die Verbesserung der Sitten, über die Pflicht des Almosengebens, über die Notwendigkeit der Buße, über die Zerknirschung des Herzens u. s. w. Alle seine Gedanken trugen das Gepräge einer glühenden Liebe und einer rührenden Salbung. „Ja, ihr seid mein Alles," sagte er manchmal zu seinen Zuhörern, „wenn ihr an Tugend wachset, so vergesse ich vor Freude meine Leiden. Aber wenn mein Amt ohne Frucht bleibt, dann fühle ich mich niedergeschlagen, so groß auch sonst meine Verdienste sein mögen, und ihr könntet mich Ströme von Thränen vergießen sehen; meine einsame Zelle weiß es wohl. Nein, ihr kennet nicht den grausamen Schmerz, den eine geistige Geburt verursacht. Wer diesen Schmerz leidet, will tausendmal lieber in Stücke zerschlagen werden, als das geringste seiner Kinder verloren gehen sehen. Zwar könnte ich zu euch sagen, ich habe meine Schuldigkeit gethan und ich sei rein und unschuldig an dem Blute von euch allen. Aber was wäre dies für ein Trost? Wenn mein Herz offen vor euch läge, so würdet ihr sehen, daß ich darin alles trage, Männer, Frauen, Kinder; denn so groß ist die Gewalt der Liebe, daß sie eine Seele weiter macht, als der Himmel reicht."

Chrysostomus verlor keine Gelegenheit, durch seine Reden zu erschüttern oder zu rühren. Bald war es ein Erdbeben, bald die Einfälle der Hunnen, bald das fromme Gedächtnis irgend eines Heiligen des Landes, des hl. Babylas oder des hl. Meletius, welcher seinem

Eifer neue Kräfte verliehen. Immer kampfbereit, gab es keinen Angriff des Heidentums, keinen Versuch des Judentums oder der Häresie, den er nicht mit seinem Worte niederschmetterte. Klatschte man ihm Beifall, so fragte er, ob man Jesus auf dem Berge auch Beifall geklatscht habe; sah er die Blicke seiner Zuhörer sich nach den Lampen wenden, die man beim Eintritte der Nacht anzündete, so rief er aus: „Auch ich zünde ein Feuer an, und aus dem Munde geht ein helleres und heilsameres Licht als jenes, das eure Augen fesselt, das Feuer, das in der hl. Schrift verborgen liegt, das Licht der Wissenschaft, welches nicht von dem Oel in der Lampe lebt, sondern von der Frömmigkeit im Grunde der Herzen."

Im 2. Jahre der Predigten des Chrysostomus brach ein heftiger Aufruhr zu Antiochien aus. Die Steuern wurden verweigert und die Bildsäulen der Kaiser zertrümmert. Es sollte eine schreckliche Strafe darauf folgen, aber Flavian reiste nach Konstantinopel und seine Rede an Theodosius, die man allgemein dem Crysostomus zuschreibt, hatte einen größeren Erfolg, als je ein Meisterstück der klassischen Beredtsamkeit, ein ganzes Volk wurde dadurch gerettet!

Während der Abwesenheit Flavians hörte Johannes nicht auf, die unglückliche Bevölkerung zu trösten und zu ermutigen und benützte ihre Angst, um sie zur Tugend anzutreiben und besonders von den Gotteslästerungen abzubringen, welche den Zorn Gottes über sie herabriefen. Endlich am Vorabend vor Ostern langte Flavian mit der Verzeihung des Kaisers an und am andern Morgen in der Frühe verkündigte Chrysostomus mitten in der Freude des hohen Festes diese frohe Botschaft von der Kanzel der Paläa herab, der ältesten Kirche zu Antiochien. „Gelobt sei Gott", rief er aus, „der uns dieses heilige Fest in ganzer Freude feiern läßt."

Der Ruhm des Chrysostomus erschallte von nun an durch den ganzen Orient, und als der Stuhl zu Konstantinopel i. J. 397 erledigt war, wurde Johannes einstimmig darauf erhoben. Es standen aber zwei Hindernisse im Weg, die Demut des Heiligen und die innigste Anhänglichkeit der Bewohner Antiochiens an ihn. Der Kaiser Arkadius hatte dem Statthalter von Syrien, Asterius, anempfohlen, klug zu verfahren. Asterius besuchte Johannes und schlug ihm vor, mit ihm eine Kirche außerhalb der Stadt zu besuchen, aber kaum war der Wagen außer der Mauer, als Asterius die Pferde im Galopp die Straße nach Konstantinopel einschlagen ließ, wo Chrysostomus am 26. Febr. 398 die bischöfl. Weihe erhielt.

Sein Leben zu Konstantinopel war wie zu Antiochien voll Demut und apostolischem Eifer. Obschon er auf einem der herrlichsten bischöfl. Sitze der Christenheit saß, so trug er doch niemals reiche Gewänder. Von seinem ganzen Palaste benützte er nur eine kleine Zelle, wo er unablässig studierte und betete, manchmal erst am Abend aß und niemand zu seinem Tische zog. Sein seit lange durch Abtötung und Nachtwachen geschwächter Leib war so abgemagert, wie uns Paladius sagt, daß er fast keinen Leib mehr zu haben schien. Obgleich aber die Kälte seine Glieder lähmte und die Hitze ihm heftige Kopfschmerzen verursachte, so lebte doch in diesem so schwachen Körper die ganze Kraft der christl. Liebe. Er besuchte die Unglücklichen, Armen, Witwen und Jungfrauen, alle, welche seinen Rat anriefen oder Unterstützung bedurften. Unter den hl. Witwen, die er durch seinen Unterricht bildete, hat die Geschichte besonders den Namen der heil. Olympias aufbewahrt, unter den Jungfrauen den der heil. Nikarete. Er stiftete Spitäler, baute Kirchen, verbesserte die Liturgie und führte nächtliche Gebete und Prozessionen oder Litaneien ein, im Gegensatz zu den Litaneien der Arianer. Zu gleicher Zeit schickte er Bischöfe zu den Gothen und den nomadischen Scythen; die mächtige Wirksamkeit seiner Liebe dehnte sich über den Pontus, über Thracien und die Kirchen von Asien aus, für welche er i. J. 400 ein Concil zu Ephesus hielt. Zu Konstantinopel predigte er ohne Unterlaß wie zu Antiochien, und das Volk hörte seine Vorträge außerordentlich gern. Heiden und Irrgläubige wurden dadurch bekehrt, und von Tag zu Tag in der großen Hauptstadt des Reiches die Aergernisse vermindert. Allein neben diesen hl. Freuden entstanden für ihn auch schmerzliche Leiden. Er hatte gegen die Ungerechtigkeiten der Großen, die Habsucht und oft auch gegen den Luxus des Klerus zu kämpfen, er mußte Priester fortschicken, Bischöfe absetzen, dem Kaiser Widerstand leisten und die Eitelkeit der Frauen verletzen, und war stets dem wilden Streite der Leidenschaften ausgesetzt.

Die Regierung des Reiches befand sich lange Zeit in der Hand des Eunuchen Eutropius, der einer von den ersten gewesen war, welche den Johannes als Bischof verlangten, und auch unter die ersten gehörte, welche über den Freimut des hl. Eifers ergrimmten. Anstatt den Vorstellungen des Heiligen nachzugeben, fuhr Eutropius nur noch heftiger in seinen ungerechten Maßregeln fort; aber ohne es gewahr zu werden, erregte er Haß und Neid gegen sich und eine Hofintrigue brachte ihn endlich zum Sturze. Da sah man diesen stolzen Mann gegen die Wut seiner Feinde einen Zuflucht in der Kirche suchen, die erbitterten Soldaten drangen ihm nach, und schon umfaßte Eutropius verzweifelnd den Altar, als Chrysostomus erschien und ihn rettete. Indem er die Freiheiten des Heiligtums verteidigte, und vergessend, daß Eutropius dieselben nicht immer geachtet hatte, bestieg er inmitten einer unermeßlichen Volsmenge, welche teils Neugierde, teils Erbitterung herbeigezogen hatte, die Kanzel und rief mit den Worten des Predigers aus: „O Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel! Was ist aus der Herrlichkeit des Consulats geworden? Wo sind die Fasces? Wo das Beifallklatschen, die Tänze, Feste und Kronen? — Alles ist verschwunden, ein ungestümer Wind hat die Blätter herabgeschüttelt und entblößt steht der Baum. — Und die dienstfertigen Freunde, die herrlichen Mahlzeiten, die Weine, die man jeden Tag trank, die Schmeichler, die das Knie vor dem Götzen beugten, wo sind sie

nun? — Es war der Traum einer Nacht, und der Traum verschwand mit der Morgenröte. Es waren Frühlingsblumen, und die Blumen verwelkten vor der Glut des Sommers; es war ein Schatten, ein Rauch, Luftblasen und der Schatten, der Rauch, die Luftblasen sind spurlos verschwunden." Sodann weckte Chrysostomus in tausenden von Herzen, die auf seine Stimme lauschten, Rührung, Mitleid und ein tiefes Gefühl der Nichtigkeit aller menschlichen Dinge. Nie hatte die Kanzelberedtsamkeit einen glänzenderen Sieg davongetragen. Nach Verfluß einiger Tage glaubte Eutropius, das Heiligtum verlassen zu können, aber er wurde ergriffen und zum Tode geschleppt. Hätte er die Kirche nicht verlassen, sagte Chrysostomus, so würde die Kirche ihn auch nicht verlassen haben. Auf den allmächtigen Eutropius folgte der ebenso mächtige Gainas und die Gewaltthätigkeiten fingen von neuem an, aber auch Gainas fand den großen Bischof von Konstantinopel auf seinem Wege und dreimal mußte sich der Stolz des Barbaren vor dem Worte des Bischofs beugen.

Indessen erhob sich ein Gewitter gegen den Heiligen. Einige Prälaten, an deren Spitze Tiophilus von Alexandrien stand, sowie einige Damen, die sich auf die Kaiserin stützten, verschworen sich zu seinem Verderben. „Ich sehe von allen Seiten Wölfe, die im Finstern schleichen," sagte Chrysostomus und täuschte sich nicht. Johannes hatte vier Einsiedler von Nitria in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, welche Theophilus als Anhänger des Origenes aus der Wüste vertrieben hatte. Theophilus beklagte sich laut darüber und beschuldigte den Heiligen, gegen die Irrtümer des Origenes gleichgiltig zu sein. Die Anklage war geschickt; da er keines der Worte des großen Bischofs bezüchtigen konnte, beschuldigte er sein Stillschweigen. Teophilus war von dem Kaiser nach Konstantinopel berufen worden, um sich gegen die Klagen der Einsiedler von Nitria zu verantworten; aber anstatt als Angeklagter zu kommen, trat er mit einem Gefolge von Bischöfen und Priestern als Ankläger auf und verkündete überall auf dem Wege, daß man Chrysostomus absetzen werde. Doch wagte er es nicht, die Stadt zu betreten, sondern rief von den Ufern des Bosporus aus die Rache und den Haß zu seinem Beistand; er wußte sich durch Bestechung Anhänger zu verschaffen und versicherte sich besonders sorgfältig der Teilnahme der Kaiserin Eudoxia, einer ehrgeizigen und habsüchtigen Frau, welche in dem Gemälde, das Chrysostomus manchmal von bösen Frauen entwarf, sich selbst zu erkennen glaubte. Die Feinde des Heiligen benützten diese ihre Stimmung, behaupteten, Johannes habe die Kaiserin als eine Isabell dargestellt und gewannen dadurch Eudoxia für alle ihre schlimmen Anschläge. Da sich Theophilus durch die Gewalt unterstützt sah, versammelte er in einer Vorstadt von Chalcedon ein Concil bei einer Eiche und lud den Chrysostomus vor. Man beschuldigte ihn der Härte, der Unmäßigkeit, und — wer sollte es glauben — der Unzüchtigkeit, einen Mann dem seine Glieder kaum tragen konnten. — Chrysostomus hatte 40 Bischöfe um sich; mehr, als man bei der Eiche zählte, und doch ließ er sich herbei, vor dem Concil erscheinen zu wollen, unter der Bedingung, daß seine Feinde nicht unter den Richtern sitzen würden. Anstatt ihm eine Antwort zu geben, setzte man ihn feierlich von seinem bischöfl. Stuhle ab, weil er sich nicht gestellt habe. Die Urkunde der Absetzung wurde von dem Kaiser gutgeheißen und dem Heiligen mitgeteilt, welcher darauf erwiderte: „Ich werde nur der Gewalt weichen." Die große Kirche in Konstantinopel bot damals ein rührendes Schauspiel dar. Alles Volk hatte sich dahin begeben, und löste sich Tag und Nacht ab, um seinem Bischof als Wache zu dienen. „Die Fluten erheben sich gegen mich," sprach Chrysostomus, „aber ich habe keine Furcht, denn ich stehe auf dem Felsen. — Soll ich den Tod fürchten; Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn. Das Exil? — Der ganze Erdkreis ist des Herrn. Der Verlust der Reichtümer? — Ich habe nichts auf die Welt mitgebracht und werde nichts mitnehmen." Nur eins fürchtete Johannes, es möchte um seinetwillen Blut fließen, deshalb suchte er am dritten Tag die Wachsamkeit seiner Verteidiger zu täuschen und überlieferte sich selbst den Truppen, die ihn über den Bosporus schifften. Am Tage nach seiner Abreise erschütterte ein Erdbeben Konstantinopel und setzte Alles in Schrecken. Das Volk verlangte mit neuem Geschrei seinen Bischof zurück. Eudoxia, darüber erschreckt, sprach selbst für ihn, und Chrysostomus wurde zurückberufen. Es war ein schöner Tag, als er wieder in die Hauptstadt einzog. Unzählige Barken waren ihm entgegengefahren, das Volk trug Kerzen in den Händen und sang Loblieder, und führte den Heiligen im Triumphe nach der Apostelkirche, wo es auf den Knieen seinen väterlichen Segen empfing. — Leider waren diese Augenblicke der Genugthuung und des Friedens nur von kurzer Dauer. Zwei Monate nach der Rückkehr des Chrysostomus weihte man eine Bildsäule der Kaiserin neben der Sophienkirche unter vielen weltlichen Lustbarkeiten ein. Johannes erhob sich in seiner gewöhnlichen Freimütigkeit nicht gegen Eudoxia, sondern gegen den Skandal der Feste, durch welche man sie zu ehren vorgab. Eudoxia wurde darüber zornig. Chrysostomus aber sprach noch nachdrücklicher, und man legte ihm sogar die Worte in den Mund, die man nicht unterließ, der Kaiserin zu hinterbringen: Sehet die Herodias in Wut, sie tanzt und verlangt das Haupt des Johannes. Alsbald erhob sich ein neuer Sturm, man rief Teophilus von Alexandrien zurück, neben allen Feinden des Heiligen und allen Gönnern des Winkelconcils an der Eiche. Ein neues Concil wird versammelt und Chrysostomus verurteilt, weil er sein Amt wieder übernommen habe, ohne daß seine Absetzung aufgehoben worden sei. Sonderbarer Vorwand des Hasses! So ungesetzlich auch seine Absetzung gewesen war, so hörte Johannes doch nicht auf, um die Berufung eines Concils zu bitten, vor welchem

er sich rechtfertigen könne, und diejenigen, die es ihm abgeschlagen hatten, bestraften ihn nun dafür! Es war am Vorabende des Osterfestes i. J. 404. Die bewaffnete Macht drang in die Sophienkirche, wo das Volk bei der Taufe der Katechumenen versammelt war, und trieb es gewalsam auseinander, worauf es sich bei den Thermen Konstantins sammelte; aber die Soldaten drangen auch dahin nach, es floß Blut; die hl. Mysterien wurden entweiht und die Gläubigen nach allen Seiten verjagt.

Indessen hatte Chrysostomus mit 42 Bischöfen, die ihm treu geblieben waren, seine Klagen vor den päpstlichen Stuhl gebracht. „Der Kampf, den ich führe, geht die ganze Welt an", schrieb Johannes an den Papst Innocenz I., „je stärker also das Ungewitter ist, um so sorgsamer muß deine Wachsamkeit sein. Deine Liebe ist unsere Schutzwehr, unsre Stütze, unser Hafen mitten im Sturm, sie ist für uns der köstlichste Schatz und der Grund der süßesten Freuden." Innocenz nahm den abgesetzten Bischof bei sich auf, und verweigerte die Anerkennung der Absetzungsurkunde, so lange sie nicht durch ein rechtmäßiges Concil bestätigt sei. Der Kaiser Honorius schrieb in demselben Sinne an seinen Bruder, aber anstatt der Mittel zur Rechtfertigung, um die man nachsuchte, erhielt Johannes nur Todesdrohungen und ein fernes Exil. Die schismatischen Bischöfe, durch die Haltung des Volkes erschreckt, ließen ihn am 20. Juni aufheben und noch einmal nach der Küste von Bithynien abführen. Auf diese ungerechte Verbannung folgten noch ungerechtere Maßregeln. Als in der Sophienkirche und im Senatspalaste Feuer ausbrach, beschuldigte man die sogen. Johanniter desselben, und viele von ihnen wurden grausam gemartert, mehrere sogar bis zum Tode. Selbst die Frauen waren vor der Verfolgung nicht sicher, man strafte sie mit Hungerkost, mit dem Anblick der Hinrichtungen und mit Geldbußen. So mußte die hl. Olympias 200 Pfund Goldes zahlen, und wurde verbannt, weil sie sich weigerte, von Arsacius, dem eingedrungenen Bischof von Konstantinopel, das Abendmahl zu empfangen.

Chrysostomus wurde Anfangs nach Nicäa geführt, und dann nach Kukusa, einer verlassenen Stadt an den Grenzen Armeniens.

Man schleppte ihn Tag und Nacht weiter, mitten in der Sonnenhitze und durch unermeßliche Wüsten, wo er oft kein Brot fand, den Hunger zu stillen und kein Wasser, den brennenden Durst zu löschen. Das Fieber verzehrte ihn allmählich, manchmal konnte er nicht sprechen, und als er in Cäsarea anlangte, litt er, wie er uns selbst erzählt, die äußersten Schmerzen. Aber die teilnehmende Sorgfalt, die er in dieser Stadt fand, gab ihm neue Kräfte. Die Gläubigen umringten ihn unter Thränen und sprachen: Es wäre besser, das Licht der Sonne nicht mehr zu sehen, als die Worte aus einem solchen Munde nicht mehr zu vernehmen. Zu Kukusa, wo er nach einem Marsche von 70 Tagen ankam, traf er eine unzählige Volksmenge, die aus Armenien und Cilicien herbeigeeilt war, um in ihm die leidende Tugend zu verehren, und in den drei Jahren seines Aufenthaltes wurde Kukusa, sonst ein elender Flecken in der Wüste des Taurusgebirges an der äußersten Grenze der Gesittung, einer der Mittelpunkte, von wo aus die lebhafteste Bewegung des christl. Lebens über das Morgenland sich verbreitete. Jeden Tag kamen daselbst Reisende aus fernen Ländern an, so die Diakonissin Sabiniana, der Priester Konstantius, der Bischof Magnus, ja die ganze Stadt Antiochien kam herbei, um dem Heiligen Trost und Geschenke zu bringen, Chrysostomus wurde von Gaben fast überschüttet; manchmal wies er dieselben zurück, am häufigsten aber verwendete er sie zur Loskaufung von Gefangenen, oder um Arbeiter in den Weinberg des Herrn nach Phönicien und Persien zu schicken. Aus dem Innern der Wüste, wie vordem vor seinem erhabenen Stuhle zu Konstantinopel, dehnte sich seine Sorge über die ganze Gegend aus. Er predigte und bekehrte wie früher, er schrieb an die Bischöfe, Priester, an die hl. Witwen und insbesondere an die hl. Olympias, die ihn als ihren geistlichen Vater ansah, und jeder seiner Briefe war eine erbauliche Homilie. Obschon er sich an den äußersten Grenzen des Reiches befand, so hallte doch sein Wort selbst in Kostantinopel und Antiochien wieder und entflammte die Herzen der Gläubigen mit neuem Mut.

Als die Isaurier im Winter 406 in Kukusa einfielen, flüchtete sich Chrysostomus unter tausend Gefahren nach Arabissa; nachdem sich der Sturm wieder gelegt hatte, kehrte er wieder nach Kukusa zurück. Aus dieser Stadt richtete er an die hl. Olympias seine schöne Abhandlung über den echt christl. Gedanken: Niemand kann dem schaden, welcher sich selbst nicht schadet. Niemals hatte er mehr nötig, sich selbst durch diesen hl. Gedanken zu stärken. In der That wuchs die Wut seiner Verfolger mit der Hochachtung, deren Gegenstand er war, und dem Einflusse, den sein Name weithin auf die christliche Gesellschaft ausübte. Man hatte gehofft, er werde in der Verbannung vergessen werden, während die allgemeine Bewunderung ihm in die Wüste nachfolgte. Der Papst Innocenz und der Kaiser Honorius übernahmen von neuem seine Verteidigung. Der hl. Nilus nannte ihn im Angesichte des Arkadius den glückseligen Johannes, die Säule der Kirche, die Trompete Jesu Christi, das größte Licht der Erde. Zu Konstantinopel floß das Blut immer fort, aber ohne den Samen des Heiligen vernichten zu können. Auf Arsacius war der eingedrungene Attikus gefolgt, obwohl Chrysostomus noch lebte. Das kaiserl. Vertrauen mißbrauchend, nahmen sie zu neuen Mitteln ihre Zuflucht. Während der stärksten Sommerhitze des Jahres 407 wurde Chrysostomus von Kukusa nach Arabissa geführt. Er atmete kaum noch bei seiner Ankunft und empfing die teilnehmende Sorgfalt der Gläubigen, da wußte man einen neuen Befehl zu erhalten, man sollte ihn nach Pitnoytes, der äußersten Stadt des Reichs, an der Ostküste des Pontus Euxinus, abführen, wohin man ihn auch in starken Tagmärschen bald unter Regen,

bald bei drückender Sonnenhitze schleppte, deren feurige Strahlen seinen kahlen Kopf versengten. Eines Abends, als er sich zu Comana in Pontus befand und neben dem Grabe des hl. Basilius schlief, hörte Chrysostomus den Heiligen zu ihm sagen: „Fasse Mut, mein Bruder Johannes, wir werden bald bei einander sein.“ Am andern Morgen den 14. Sept. 407 schleppten ihn seine Wächter wider seinen Willen weiter, aber kaum hatten sie sich einige Meilen entfernt, als sie wieder umkehren mußten; denn Johannes litt schreckliche Kopfschmerzen. Da er seine Stunde nahe fühlte, legte er seine Kleider ab, verteilte sie, und zog schönere an, wie für einen Festtag. Gott sei in allem gepriesen, sprach er noch leise, und nachdem er diese Worte öfter wiederholt, ließ seine schon erloschene Stimme nur mehr ein Wort vernehmen: „Amen“.

Der Leichnam des Heiligen wurde zuerst in dem Grabe des hl. Basilius beigesetzt, später aber, i. J. 438, auf Befehl Theodosius des Jüngern nach Konstantinopel übertragen. Da stellte sich dieser Theodosius, der Sohn des Arkadius und der Eudoxia, mit gesenktem Haupte vor den Sarg des Heiligen, und bat ihn um Verzeihung für seine Eltern. Gegenwärtig befinden sich die hl. Reliquien zu Rom, die Schriften des hl. Chrysostomus aber sind überall verbreitet, ein Gegenstand der Erbauung für das Volk, die Bewunderung der Gelehrten und der Rum der Kirche.

Der heilige Vitalian,

Papst. — Jahr 672.

Der heilige Vitalian wurde nach dem Tode des Papstes Martinus im Juli 657 zu dessen Nachfolger gewählt. Er war zu Segni in Italien geboren und zeichnete sich durch sein heiliges Leben und seine tiefe Gelehrsamkeit aus. Mutig verteidigte er gegen die Feinde der Kirche die Reinheit der christlichen Lehre und drang auf strenge Ordnung der Geistlichkeit. Den Bischof von Ravenna, der ihm den schuldigen Gehorsam verweigerte, belegte er mit dem Kirchenbann. Er schickte Missionare nach England, hielt mehrere Kirchenversammlungen und ließ sich besonders auch die Verbesserung des Kirchengesangs angelegen sein. Nachdem er die Kirche über 14 Jahre lang ruhmvoll regiert hatte, starb er am 27. Jan. 672.

28. Januar.

Karl der Große bekämpft die Saracenen in Spanien.

Der selige Kaiser Karl der Große,

Jahr 814.

Karl I., König von Frankreich und Kaiser von Deutschland, wurde in dem Schlosse zu Salzburg im Jahr 742 geboren, als sein Vater, Pipin der Kleine, noch Major Domus (Haushofmeister) von Neustrien war; seine Eroberungen und Züge, sein Talent als Feldherr und Staatsmann, der neue Aufschwung, den er den Künsten und Wissenschaften gab, haben ihm den Beinamen der Große verdient, und die dankbare Kirche versetzte ihn wegen seiner Tugenden und des Schutzes, den er der Religion angedeihen ließ, unter die Seligen. Wir wollen nun einen kurzen Abriß von dem Leben dieses Fürsten geben.

Als Pipin i. J. 752 auf den Thron gestiegen

war, schickte er im folgenden Jahre dem Papst Stephan II., welcher seinen Beistand gegen den Longobardenkönig Astulph anzuflehen kam, seinen erst elfjährigen Sohn Karl entgegen. Der junge Prinz traf den Papst zu Thionville und begleitete ihn bis Ponthyon bei Langres, von wo Pipin ihn nach Paris führte. Stephan krönte Karl und seinen Bruder Karlmann und wählte sie zu Patriciern von Rom. Nach dem Tode ihres Vaters, i. J. 768, wurde Karl von Neuem zum König von Neustrien und Karlmann zum König von Austrasien gesalbt. Der Anfang ihrer Regierung ließ ein Mißverständnis befürchten, dessen Folgen gefährlich werden konnten. Karlmann beklagte sich, bei der Teilung verkürzt worden zu sein, doch gelang es ihrer Mutter Bertrada, dieselben wieder auszusöhnen.

Der alte Hunald, welcher seit 23 Jahren in einem Kloster eingeschlossen war, erschien auf einmal wieder unter den Aquitaniern und reizte sie zum Aufstand. Karl und Karlmann zogen gegen ihn, aber im Angesichte des Feindes befahl Karlmann seinen Truppen, sich zurückzuziehen, und überließ seinen Bruder allein der Gefahr. Demungeachtet lieferte Karl ihnen ein Treffen; die Aquitanier, durch die langen Kriege gegen Pipin geschwächt, wurden besiegt, und lieferten ihm den unglücklichen Hunald aus, welcher in ein Kloster gesperrt wurde, aus dem er aber entsprang und sich zu den Longobarden unter die Feinde der Franken flüchtete. Um jedem neuen Aufstande zuvorzukommen, erbaute Karl am Zusammenfluß der Ilse und Dordogne ein festes Schloß und ernannte zum Befehlshaber desselben Lupus, dessen Vater von Hunald schrecklich verstümmelt worden war.

Karl hatte bei Lebzeiten seines Vaters Hirmintruda geheiratet, die ihm Pipin den Buckligen gebar. Bertrada drang in ihn, dieselbe zurückzuschicken, um Hermangarda, die Tochter des Longobardenkönigs Desiderius zu heiraten. Als der Papst Stephan III. von diesem Plane Kenntnis erhielt, schrieb er an Karl, daß er bei Lebzeiten seiner ersten Frau zu keiner zweiten Heirat schreiten dürfe, und bedrohte sogar diejenigen mit dem Banne, welche seine Trennung begünstigen würden. Bertrada, welcher diese Sache am Herzen lag, reiste nach Rom zum Papste, und überzeugte ihn ohne Zweifel von der Notwendigkeit dieser Verbindung, weil sie Hermangarda nach Frankreich zurückbrachte, mit welcher sich Karl im Jahre 769 vermählte. Ein Jahr darauf verstieß er dieselbe, um Hildegarde, die Tochter des Schwabenherzogs Childebrand, zu heiraten. Diese Prinzessin erhielt sich in den zwölf Jahren ihrer Ehe die Achtung und Zuneigung ihres Gatten und schenkte ihm drei Söhne und drei Töchter. Die Kirche hat sie unter die Heiligen aufgenommen. Karl befand sich zu Carbonnac bei Valenciennes, wo er eine allgemeine Versammlung der Großen seines Reiches hielt, als er den Tod seines Bruders Karlmann erfuhr. Er ließ denselben mit großer Pracht in der Abtei St. Remy bei Rheims begraben und versprach, ein Vater seiner Kinder zu sein. Als aber die Bischöfe und der Adel von Austrasien kamen, um ihm die Krone anzubieten, glaubte er sie nicht ausschlagen zu dürfen. Die Witwe Karlmanns zog sich hierauf mit ihren beiden Söhnen zu dem Longobardenkönig Desiderius zurück, welchen Karl noch unlängst tief beleidigt hatte, weil er ihm seine Tochter nach einjähriger Ehe schimpflich zurückschickte.

Karl der Große.

Das französische Reich bestand zu der Zeit, als er das einzige Haupt desselben wurde, außer dem heutigen Frankreich aus der Schweiz, Belgien und einem Teil von Deutschland, aber er vergrößerte es in der Folge noch sehr durch seine Eroberungen in Italien, Spanien und jenseits des Rheins. Der Krieg gegen die Sachsen war der erste, den Karl der Große nach dem Tode seines Bruders unternahm, er dauerte 30 Jahre und machte 18 Feldzüge notwendig. Was ihn so langwierig machte, war nicht so sehr die Tapferkeit dieser Barbaren, als ihre Treulosigkeit; wie viel mal wurden sie besiegt und übergaben sich demütig bittend der Gnade des Siegers, und doch verstrich fast kein Jahr, das sich nicht durch irgend einen neuen Aufstand bemerklich machte. Zur Zeit der Merovinger erstreckte sich Sachsen westlich von der Weser und südlich von der Lippe bis zum baltischen Meere und der Eider, und reichte auf der andern Seite etwas über die Elbe hinaus, es hatte also zu Grenzen Thüringen,

Frankreich links des Rheins, Friesland, die Länder der Dänen und die slavischen Völkerschaften westlich von der Oder. Es bestand aus drei großen Teilen: Engerland, Westphalen und Ostphalen. Das Ganze wurde in Gaue geteilt und hatte höchstens einige große Ortschaften, unter andern Eresburg. Die Bewohner des Landes, die Sachsen, waren noch halbe Barbaren und große Seeräuber wie ihre Nachbarn, die Dänen. Von dem Ende des 4. Jahrhunderts an plünderten sie die Küsten von Gallien und Britannien, in dem Jahr 449 giengen sie nach dieser Insel hinüber, wo vier sächsische Häuptlinge vier Staaten der sog. Heptarchie gründeten. Seit Clotar II. mußten sie an die Franken Tribut zahlen, aber sie empörten sich oft, insbesondere widerstrebte ihnen der Gedanke, Christen zu werden, da sie Götzendiener waren und den Odin und die Irmensäule anbeteten. Der Hauptgrund des sächsischen Krieges war die Religion. Erbittert gegen die Missionare, welche Karl der Große schickte, verbrannten die Sachsen die Kirche zu Deventer und töteten die Priester. Auf diese Nachricht beschloß Karl, nachdem er eine Versammlung zu Worms gehalten, Sachsen mit Krieg zu überziehen i. J. 772. Er verwüstete alles mit Feuer und Schwert, nahm das feste Schloß Eresburg und stürzte die Irmensäule, das höchste Götzenbild der Sachsen um.

Der erste Feldzug gegen dieselben war kaum geendigt, als Karl gegen den Longobardenkönig Desiderius zog, welcher das Gebiet des hl. Stuhles bedrohte. Ehe er dem Papst Hadrian I. die Hilfe brachte, die er forderte, berief er eine allgemeine Reichsversammlung nach Genf, welche diesen Krieg guthieß. Sogleich gieng Karl über die Alpen, deren Pässe nicht einmal verteidigt wurden. Die Longobarden waren schon so schwach, daß sie kein Treffen wagten. Der König schloß sie in Pavia ein, während sein Sohn Verona verteidigte. Karl überließ die Leitung der Belagerung dieser Stadt seinem Oheim Bernhardt und begab sich nach Rom, wo er mit den größten Ehren empfangen wurde. Als ihn der Papst an das Grab des hl. Petrus geführt hatte, erneuerte er daselbst feierlich die von seinem Vater Pipin dem hl. Stuhl gemachte Schenkung, unterzeichnete mit den Herren seines Gefolges die Schenkungsurkunde und legte sie auf dem Altar nieder. Bei seiner Rückkehr nach Pavia öffneten die Einwohner, durch eine zweijährige Belagerung ermüdet, die Thore. Desiderius, seine Frau und seine Kinder wurden in ein Kloster eingesperrt, derjenige seiner Söhne, welcher Verona verteidigt hatte, entfloh nach Konstantinopel, und die Longobarden behielten nur noch das Herzogtum Benevent, Karl nahm den Titel eines Königs der Longobarden an, und empfing die eiserne Krone, welche die Königin Theodolinde aus einem Nagel des hl. Kreuzes hatte verfertigen lassen.

Unterdessen standen die Sachsen, von Wittekind, dem unternehmensten ihrer Häuptlinge aufgewiegelt, von neuem auf, fielen in Hessen ein, und versuchten, wiewohl vergeblich, die Kirche zu Fritzlar niederzubrennen. Auf diese Kunde verließ Karl sogleich Italien und schlug, weil er diesen Krieg mit Nachdruck führen wollte, seine Residenz zu Aachen auf, und um Sachsen im Zaume zu halten, befestigte er im Lande selbst das Schloß Eresburg. Er wollte dieselben mit einem Gürtel von festen Plätzen einschließen, den er nach und nach bis mitten in ihre Wälder hinein auszudehnen beabsichtigte. Die Unterwerfung eines Teils der Sachsen zeichnete diesen Feldzug aus, aber kaum hatte sich Karl, von dem Papste Hadrian berufen, entfernt, um den Aufruhr des Herzogs von Friaul Rotgaud zu züchtigen, welcher den Sohn des Desiderius von Konstantinopel herbeirufen wollte, als die Sachsen schon wieder die Waffen erhoben und die beiden Schlösser Eresburg und Siegburg angriffen. Diesmal drang Karl bis an die Quelle der Lippe vor und erbaute daselbst eine Burg. Die Ostphalen schienen sich unterwerfen zu wollen und kamen in Menge zur Taufe herbei i. J. 776. Auch die Engern und Westphalen folgten diesem Beispiel. Im Jahre 778 zog Karl der Große gegen die Saracenen in Spanien. Er drang durch das Land der Basken über die Pyrenäen, griff Pampelona an und zwang es zur Uebergabe. Von da setzte er über den Ebro, marschierte auf Saragossa los und empfing die Geiseln, welche ihm Ibn-al-Arabi, Abithacier und mehrere andere saracenische Häuptlinge brachten, und kehrte darauf nach Pampelona zurück, dessen Mauern er schleifen ließ, um einen künftigen Aufstand zu verhindern.

Nachdem er durch eine neue Empörung der Sachsen über den Rhein gerufen worden war, drang er wieder in die Schluchten der Pyrenäen ein, aber er hatte daselbst viel von der Treulosigkeit der Basken zu leiden. Auf seinem Marsche zog das Heer in einer schmalen und langen Linie dahin, wie es die Natur des durchschnittenen Bodens erforderte. Die Basken legten sich auf dem Rücken des Gebirges, das durch seine langen und dichten Wälder ihre List begünstigte, in Hinterhalt, von da stürzten sie sich auf das Gepäck und den Nachtrab und trieben die Franken in die Tiefe des Thales hinab, töteten nach hartnäckigem Kampfe alle bis auf den letzten Mann und durch die Finsternis der Nacht gedeckt, zerstreuten sie sich mit außerordentlicher Schnelligkeit nach allen Seiten. Roland, der Neffe des Königs, und mehrere andere Helden kamen bei dieser Gelegenheit um. Diese paar Worte Eginhards sind alles, was wir von der Schlacht von Ronceval wissen — Wittekind war noch nicht mit den übrigen Sachsen nach Paderborn zur Taufe gekommen, sondern hatte sich zu dem Dänenkönig Siegfried begeben, um ihn zur Hilfe zu ermuntern und günstigere Zeiten abzuwarten.

Der spanische Krieg schien ihm eine günstige Gelegenheit dazu. Auf seine Stimme erhoben sich die Sachsen und verwüsteten alle Städte und Dörfer von der Burg Deutz bei Köln an bis zur Mündung der Mosel. Wittekind wurde zwar zu Bachold geschlagen, aber seine Niederlage konnte die Verwüstung nicht verhüten, die er auf dem ganzen rechten Rheinufer angerichtet hatte. Unterdessen war Karl wieder bis

an der Elbe vorgedrungen und suchte in dem Land, das er erobert zu haben glaubte, die Ordnung wieder herzustellen. Er empfing von Neuem den Schwur der Treue von den Sachsen, ließ Tausende taufen und beauftragte den Bischof von Fulda, ein regelmäßiges System der Bekehrung oder der religiösen Eroberung einzuführen. So kam nach dem Heere der Soldaten eine Armee von Priestern. Acht große und mächtige Bisthümer wurden gegründet, Minden, Halberstadt, Verden, Bremen, Münster, Hildesheim, Osnabrück und Paderborn.

In der Meinung, den Frieden in Sachsen gesichert zu haben, ging Karl zum drittenmale nach Italien, um seinen zweiten Sohn Pipin als König von Italien, und den dritten, Ludwig, als König von Aquitanien krönen zu lassen. Da erhob sich Wittekind noch einmal und eine Menge Sachsen schloß sich an ihn an. Diese kühnen Schaaren schlugen die Feldherrn Karls und als die Armee der Franken langsam zur Hilfe herbei kam, hatten sie sich zerstreut. Dreimal wagte Wittekind an der Spitze der Seinigen den Truppen Karls auf freiem Feld eine Schlacht zu liefern; als er aber dreimal durch die Uebermacht und Kriegszucht der Franken überwunden wurde, sah er ein, daß er auf offenem Felde gegen sie nichts ausrichten könne und suchte sie nun durch unerwartete Angriffe aus den tiefen Waldungen hervor, womit das Land bedeckt war, zu necken und zu beunruhigen. Dies dauerte bis zum Jahr 785, wo beide Parteien, gleichmäßig erschöpft, an die Waffenruhe dachten. Es wurden Bischöfe an Wittekind geschickt, um mit ihm zu verhandeln, und bald sah man den unbezähmbaren Häuptling der Sachsen in Attigny ankommen und sich unterwerfen. Somit hatte dieser furchtbare Krieg ein Ende. Im Jahr 800 empfing Karl von dem Papste den Kaisertitel. Er hatte sich nach Rom begeben, um den vertriebenen Papst Leo wieder einzusetzen. Am Weihnachtsfeste, während er im Gebet versunken dakniete, setzte ihm der Papst die Kaiserkrone auf unter dem Zuruf des ganzen Volkes. So wurde das abendländische Reich, das mit Augustulus ein Ende genommen, zum Vortheil der Franken erneuert und ging später auf die Könige Deutschlands über. Karl der Große hatte zwar diesen Titel nicht nötig, um als Haupt des Abendlandes zu erscheinen; die Größe seines Reiches, das den Ebro in Spanien, die Raab in Ungarn, in Italien den Garigliano und in Dänemark die Eider zu Gränzen hatte, die Streitkräfte, über die er verfügte, und der Ruf seiner Weisheit verschaffte ihm die Huldigung aller Fürsten. Der König von Gallizien und die Edrißiten von Fetz in Afrika schickten Gesandte an ihn, die angelsächsischen Könige, die Kaiser des Orients, die Kalifen von Cordova und von Bagdad suchten sein Bündnis und seine Freundschaft; Harun al Raschid glaubte einen freundschaftlichen Verkehr mit ihm unterhalten zu müssen und schickte eine glänzende Gesandschaft, die ihm Geschenke darbrachte, unter andern, was der Frömmigkeit Karls am Liebsten sein mochte, die Schlüssel zum heiligen Grabe.

Krönung Karls des Großen.

Seit seiner Krönung als Kaiser bis zu seinem Tode, von 800 bis 814 führte Karl wenig neue Kriege. Er hatte vor seinem Tode noch den Schmerz, die Angriffe der Völker zu erleben, welche zum Untergange seines Reiches so viel beitragen sollten. Als er sich einst in einer Stadt der Provence aufhielt, drangen scandinavische Räuberschiffe bis in den Hafen. Die Einen glaubten, es seien jüdische Kaufleute aus Afrika, Andere sagten es seien Bretanen; aber Karl erkannte sie an der Schnelligkeit der Fahrzeuge und sagte: „Das sind keine Kaufleute, es sind grausame Feinde." Als man sie verfolgte, machten sie sich davon; aber der Kaiser, als er von der Tafel aufstand, trat, wie der Chronist erzählt, ans Fenster, das nach Osten schaute, und verweilte dort lange mit Thränen im Angesichte. Da ihn niemand zu fragen wagte, sprach er zu den Großen seiner Umgebung: „Wißt ihr, meine Getreuen, was diese Thränen bedeuten! Ich fürchte gewiß nicht, daß sie mir durch diese elende Räubereien schaden können, aber das betrübt mich tief, daß sie es wagten, bei meinem Leben fast dieses Ufer zu betreten, und es quält mich der Gedanke, was für Unheil sie über meine Enkel und ihre Völker bringen werden." Karl der Große starb zu Aachen den 28. Januar 814. Seine letzten Worte waren: „Herr, in deine Hände übergebe ich meinen Geist." Er war 77 Jahre alt geworden und hatte 47 regiert. Sein Leib wurde in dem herrlichen Dome zu Aachen, den er hatte bauen lassen, begraben und auf sein Grab folgende Inschrift gesetzt: „Hier liegt Karl der Große und rechtgläubiger Kaiser, der das Reich der Franken glorreich erweitert und 47 Jahre glücklich regiert hat." Groß im Kriege, brachte er einen Theil seines Lebens damit zu, Siege zu erfechten; groß im Frieden, zeigte

er sich als tüchtiger Staatsmann und trug zum Fortschritt der Gesittung wesentlich bei. Das Glück der Völker und das Beste der Religion war das doppelte Ziel, dem er sein Leben weihte: daher seine merkwürdigen Gesetze, seine Kapitularien, die sein Andenken unsterblich machen. Denn Karl ist vielleicht weniger berühmt durch seine Kriege, als durch seine Arbeiten als Gesetzgeber und durch seine Bemühungen, einen wahrhaft christlichen Staat zu gründen. Wir haben einige Worte von Karl als Krieger und Gesetzgeber gesprochen; wir müssen ihn aber auch in seinem Palaste zu Aachen sehen, umgeben von Königen und Gesandten aus den fernsten Ländern, wie er sich damit beschäftigt, nach Erledigung der Reichsgeschäfte an der Bildung seiner Franken zu arbeiten, die mit dem Ruhm der Waffen die Künste und Wissenschaften noch nicht zu verbinden wußten. Mitten in allen diesen Kriegen, sagte Eginhard, unterließ er nicht, an verschiedenen Orten viele Arbeiten zum Glanze und zum Nutzen seines Reiches anzufangen und zu vollenden. Die merkwürdigsten waren ohne Zweifel die kunstreiche Basilika, die er zu Ehren der Mutter Gottes in Aachen erbauen ließ, und die Rheinbrücke zu Mainz. Aber dies schöne Werk wurde ein Jahr vor Karls Tod durch einen Brand verzehrt. Besonders aber gab er sich Mühe, im ganzen Umfange seines Reiches die vor Alter dem Einsturz drohenden Kirchen wieder herstellen zu lassen, womit die Priester und Mönche beauftragt wurden. Das wichtigste von allen seinen Werken aber wäre ein Kanal zwischen dem Rhein und der Donau gewesen, wenn nicht die sumpfige Beschaffenheit des Bodens die Vollendung des Unternehmens gehindert hätte. Alle diese Arbeiten genügten jedoch der Thätigkeit Karls nicht; er beschränkte sich nicht auf das Studium seiner Muttersprache, sondern beschäftigte sich auch viel mit fremden Sprachen und lernte so gut lateinisch, daß er sich desselben wie seiner eigenen Sprache bediente. Leidenschaftlich für die freien Künste eingenommen, hielt er die Männer, die sich darin auszeichneten, hoch in Ehren. Der hochbejahrte Diakon Petrus von Pisa lehrte ihn Grammatik, in den andern Wissenschaften hatte er Alcuin zum Lehrer, einen Diakon aus England, den gelehrtesten Mann seiner Zeit.

Alle seinem Zepter unterworfenen Völker hatten bisher keine geschriebenen Gesetze; er gab deshalb Befehl ihr Herkommen schriftlich aufzuzeichnen. Dasselbe that er mit den uralten Dichtungen derselben, welche die Thaten und Fahrten der alten Könige besangen und erhielt dieselben so der Nachwelt. Eine Grammatik der deutschen Sprache wurde auch durch seine Bemühungen begonnen, sowie er auch den bisher halb lateinischen, halb barbarischen Monatsnamen eine ächtdeutsche Benennung gab. Die Wissenschaft erhielt durch Karl den Großen einen neuen Aufschwung. Er stiftete Schulen in den Bisthümern und Klöstern, wo selbst Laien zugelassen wurden. „Ew. Andacht," schrieb er an den Abt Bangulf, „thun wir zu wissen, daß wir es für nützlich erachtet, daß man in den durch die Gnade Christi unserer Regierung anvertrauten Bisthümern und Klöstern nicht nur Sorge trage, der Regel und unserer heiligen Religion gemäß zu leben, sondern auch in den Wissenschaften nach den Fähigkeiten eines Jeden diejenigen zu unterrichten, welche mit der Hilfe Gottes lernen können. Da mehrere Klöster in den letzten Jahren Schreiben an uns richteten, in welchen man uns meldete, daß die Brüder in frommen Gebeten für uns zum Himmel flehen, bemerkten wir in den meisten dieser Schreiben, daß zwar die Gesinnungen gut waren, aber eine ungebildete Sprache dieselben nicht gehörig ausdrücken konnten. Deshalb besorgten wir, daß zu wenig Gewandtheit im Ausdruck sei, auch das Verständniß der heiligen Schrift geringer sein möchte, als es sein sollte. Wir ermahnen euch also, das Studium der Wissenschaften nicht nur nicht zu vernachlässigen, sondern mit demüthigen und gottwohlgefälligen Herzen zu arbeiten, daß ihr im Stande seid, leicht und sicher die Geheimnisse der heiligen Schriften zu durchdringen. Nun ist es aber ausgemacht, daß, wer in den Wissenschaften unterrichtet ist, die in der heiligen Schrift vorkommenden Allegorien, Bilder u. dgl. leichter und in ihrem wahren geistigen Sinne begreifen wird." — Diese Empfehlungen Karls des Großen und die Anstrengungen der Bischöfe blieben nicht ohne Erfolg; überall wurden Schulen errichtet, aus welchen die berühmtesten Männer im folgenden Jahrhundert hervorgingen; so namentlich in Deutschland die Klosterschulen von Fulda und Reichenau.

Kaiser Friedrich Barbarossa ließ im Jahre 1165 seinen Leib erheben. Es geschah dies allerdings Kraft eines Dekretes der Heiligsprechung, welches von dem Gegenpapste Pascal III. ausging, aber diesem Dekrete wurde von den rechtmäßigen Päpsten nicht widersprochen welche beständig die öffentliche Verehrung geduldet haben, die ihm von mehreren Kirchen in Deutschland und Frankreich erwiesen wird. Benedikt XII. erklärte, daß diese Duldung hinreichend sei, um die Verehrung gut zu heißen, welche ihm diese Kirchen erweisen, und daß dieselbe der Seligsprechung gleichkomme.

Der heilige Paulinus,

Patriarch von Aquileja. Jahr 804.

Paulinus wurde in Friaul im Jahre 726 von nicht angesehenen Eltern geboren, die auf dem Lande von dem Ertrage einer Meierei lebten. Er brachte selbst die ersten Jahre seiner Jugend mit dem Ackerbau zu; da er aber von Gott vorzügliche Geistesgaben erhalten hatte, wandte er sich den Studien zu und machte darin so große Fortschritte, daß er bald als öffentlicher Lehrer auftreten konnte. Karl der Große richtete im Jahre 776 ein Schreiben an ihn, in welchem er ihm den Titel „Meister der Grammatik" beilegte. Derselbe Fürst, ein Freund der Gelehrten, schenkte ihm auch ein Landgut zur Belohnung seines Verdienstes. Im Jahr 776 scheint Paulinus auf den Patriarchenstuhl von Aquileja erhoben worden zu sein. Der fromme Eifer und die Tüchtigkeit des Paulinus machten ihn so berühmt, daß

Karl der Große ihn allen Concilien beiwohnen ließ, welche in seinen Landen gehalten wurden, so z. B. dem Concil in Aachen im Jahre 788, in Regensburg im Jahre 792, in Frankfurt im Jahre 794. Der Heilige versammelte selbst eines in Friaul wegen verschiedener Irrthümer, die sich über die Lehren von der Menschwerdung und vom heil. Geiste zu verbreiten anfingen. Er zeigte, daß der heilige Geist von dem Sohne ausgeht wie von dem Vater und bewies gegen Felix von Urgel, daß Jesus Christus seinem Wesen nach der Sohn Gottes sei. Unser Heiliger hatte aber ebenso großen Eifer für die Bekehrung der Ungläubigen als für die Erhaltung des Glaubens. Deßhalb faßte er den frommen Entschluß, den noch übrigen Heiden in Kärnthen und Steiermark, wo der heilige Abt Severin und der heilige Virgilius, Erzbischof von Salzburg, schon mehrere sehr zahlreiche Kirchengemeinden gegründet hatten, das Evangelium zu predigen. Die Avaren, durch seine Predigten und die der Missionäre bekehrt, welche der Erzbischof von Salzburg schickte, verließen ihren alten Aberglauben und empfingen die Taufe. Der heilige Paulinus zeigte einen wahren Hirteneifer für alle seiner Sorge anvertrauten Seelen und begnügte sich nicht damit, ihnen den gehörigen Unterricht zu verschaffen, sondern er suchte auch durch anhaltendes eifriger Gebet die göttliche Barmherzigkeit auf sie herabzuziehen. Endlich beschloß er sein verdienstvolles Leben durch einen glückseligen Tod am 11. Januar 804.

29. Januar.

Der heilige Franz von Sales,

Jahr 1622.

Stelle dir schöne Tauben von den goldenen Strahlen der Sonne beschienen vor, und du wirst sehen, wie ihre Farben nach der Richtung wechseln, von der du sie betrachtest. Weil ihr Gefieder mit dem Glanze der Sonne sich mischt, so entsteht eine Mannigfaltigkeit, von so lieblichen Farbenmischungen, daß sie alle Farben, und sogar den Schmelz der kostbarsten Edelsteine übertreffen.

So stellt uns auch der hl. Franz von Sales durch

Der hl. Franz von Sales besucht Kranke und Leidende.

seine bilderreiche Sprache die mannigfaltigen Talente, Gnaden und Charaktere in der Kirche dar, die ihm wie ein Garten erscheint, geschmückt mit allerhand Blumen, von denen jede ihren besondern Werth, ihre Farbenpracht, und ihren Wohlgeruch hat. Die Heiligen, die Blüthen der Menschheit, besitzen wie Jeder einen eigenthümlichen Vorzug und bei demselben Glauben und derselben Liebe, die Alle beseelt, zeigen doch die Einen einen sanfteren, die Anderen einen festeren und feurigeren Charakter. Jeder Heilige wählte sich zur Nachahmung ganz besonders eine der Tugenden Jesu Christi, welcher Anfänger und Vollender jeder Heiligkeit ist. Der heilige Franz von Sales

mit seinem liebenden, anmuthigen Wesen zeigt uns vorzüglich die Liebenswürdigkeit des Erlösers.

Franz wurde den 21. August 1567 geboren. Seine Eltern waren Johann von Sales und Franziska Sionas. Sein Geburtstag wurde durch große Feste auf dem alten Schlosse Sales, und durch ein köstliches Gastmahl, woran der Adel der Umgegend Theil nahm, gefeiert. Aber auch die Armen wurden nicht vergessen; wer kam, empfing reichliches Almosen. Solche Freude brachte die Geburt des heil. Franz in's Vaterhaus Das zarte Kind wurde von der Mutter sorgfältig erzogen. Die ersten Worte, die es stammeln konnte, waren: „Gott und meine Mutter haben mich recht lieb.“ Von seinen Eltern wurden Franz die ersten Keime des christlichen Lebens in's reine Herz gelegt. Man gab ihm keine feinen Kleider, oder eine ausgesuchte Nahrung, sondern gewöhnte ihn frühzeitig an eine edle Einfachheit. Er gehorchte auf jeden Wink, und wenn ihm seine Mutter ein Zeichen gab, stille zu stehen oder sitzen zu bleiben, so blieb er ganze Stunden lang ruhig. Schon frühe zeigte er eine solche Neigung zum Studiren, daß er Tage lang damit zubrachte, in Büchern zu blättern; ein Gelehrter zu werden, war sein inniges Verlangen, auch war er in der Schule das Muster eines fleißigen Schülers. Immer reinlich und einfach gekleidet, ging er ernsten Schrittes an seine Geschäfte, und wenn die guten Bürgersleute ihn so vorübergehen sahen, sagten sie: „Das wird gewiß einmal ein großer Herr werden!“

Im Jahre 1578 kam er nach Paris, um bei den P. P. Jesuiten Rhetorik und Philosophie zu studiren; er besuchte auch die Vorlesungen des gelehrten Benediktiners Genebrard, und die scholastische Theologie bei P. Maldonado, der im Rufe hoher Gelehrsamkeit stand. Zu Paris, in der jetzt zerstörten Kirche St. Etienne des Grès, stellte er seine Keuschheit, die schwerste Tugend für das jugendliche Alter, unter den Schutz der heil. Jungfrau. Nach sechsjährigem Aufenthalte zu Paris ging Franz nach Italien, um an der Universität Padua die Rechte zu studiren, und hatte das Glück, daselbst zwei berühmte Lehrer zu finden, die seine Freunde wurden, den Juristen Guido Pancirola und den P. Anton Possevin, welcher sich im Kloster, in den Wissenschaften und als Staatsmann ausgezeichnet hat.

Bei seiner Rückkehr nach Savoyen erklärte er seinem Vater, der ihn bereits zu einem Staatsmann bestimmt hatte und hohe Erwartungen von ihm hegte, den Entschluß, in den geistlichen Stand zu treten. Claudius von Granier, Bischof von Genf, zu dem er sich nun begab, empfing ihn mit den Worten: „Dieser hier wird mein Stellvertreter vor meinem Volke sein.“ Er nahm ihn in die heilige Miliz auf, die stets kämpfen muß, weil sie immer zu erobern hat, und weihte ihn am 18. Dezember 1593 zum Priester. Von diesem Tage an beschäftigte sich Franz unablässig mit allen Sorgen des geistlichen Amtes, und wurde hauptsächlich der Beichtvater der Armen. Mit Kranken und einfältigen Leuten umzugehen, war seine Lust. In Anneci lebte eine arme, blindgewordene Frau, die ihm zu beichten pflegte; sobald er sie ganz allein daher kommen sah, stand er auf und führte sie an der Hand; ebenso machte er es mit einem Gelähmten, den er am Arme nahm und zu trösten suchte. Sein Taschentuch lieh er denjenigen, die weinten und den verschämten Armen, und freute sich innig, dieses Mittel zu haben, um ihnen verstohlen ein Almosen in die Hände zu drücken, das er stets in Päckchen mit kleiner Münze bei sich trug. Wir konnten nicht umhin, dieser Anfänge des apostolischen Lebens zu erwähnen, so einfach sie sind; sie sind gleichsam die ersten Blüthen seiner Menschenliebe, Geduld und Demuth.

Auf einmal eröffnete sich für den hl. Franz eine unerwartete Laufbahn: die Wiederherstellung der katholischen Religion in dem Herzogthum Chablais. Diese Aufgabe war schwierig, denn die Einwohner dieser schönen Landschaft waren damals noch eifrige Anhänger der Lehre Calvins; aber unterstützt durch den Baron von Hermence, der die Missionäre in seinem festen Schlosse Allinges gastlich aufnahm, überwand sein Eifer und seine Menschenliebe alle Hindernisse. Indem er in Chablais den wahren Glauben aufs Neue anpflanzte, beabsichtigte Franz alle Tugenden wieder in's Leben zu rufen, welche aus demselben entspringen; er verlangte von Seite der Katholiken nicht leere Huldigungen für Jesus Christus, sondern Werke und bediente sich der Reichen, um das Elend der Armen zu mildern, von welcher Confession sie auch sein mochten. Er gehörte allen Unglücklichen, die Trost und Unterstützung bedurften. Seine juridischen Kenntnisse gaben ihm das Mittel, gleichsam der Anwalt der Armen zu sein, auch war er soviel in der Medicin bewandert, um in gewöhnlichen Krankheiten nützlichen Rath ertheilen zu können, und bei andern den genauen Vollzug der ärztlichen Verordnungen zu überwachen.

Als er einen seiner Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, den Priester Claudius Chevalier, in die Pfarrei Bellevaux einführte, wollte sie Niemand beherbergen, sie erhielten mit Mühe ein Stück Kleienbrod und neuen Käse. Darüber erfreuten sich die Beiden, und Franz sagte: „Das ist wenigstens ein apostolisches Leben.“

Denjenigen, welche ihm seine Herablassung gegen die Protestanten vorwarfen, und daß es scheine, er habe Furcht vor ihnen, gab er zur Antwort: „Der Erlöser habe die Wahrheit seiner Lehre immer mit Sanfmuth und Güte ausgebreitet, und die Menschen thun mehr aus Liebe, als durch Strenge.“ Er fügte unter Thränen hinzu: „Wie sehr liebe ich meinen Nächsten, ich will ihn lieber durch Milde in's Fegfeuer schicken, als durch Strenge in die Hölle.“

Sein Eifer trug herrliche Früchte. Als er i. J. 1599 von Chablais abreiste, hinterließ er daselbst 20,000 glaubenseifrige Katholiken, die er bekehrt hatte. Dabei aber war sein hingebender Eifer nicht stehen geblieben. Gegen Ende des Jahres 1596 war Franz nach Anneci geeilt, um die Pestkranken zu warten, und zeigte sich als den väterlichen Freund und Helfer der Armen. Seine Liebe vervielfältigte sich; er saß am Bette des Sterbenden, half die Todten begraben, ermuthigte und unterstützte Jene, welche das Uebel noch nicht

betroffen hatte, und milderte alle Leiden, wie er alle Schmerzen theilte.

Als der Bischof Claudius von Granier sich zu schwach fühlte, um eine Diöcese zu vertheidigen, die von allen Seiten durch die Ketzerei angegriffen war, wählte er Franz von Sales zu seinem Coadjutor.

Sogleich begab sich Franz nach Rom, um sich bestätigen zu lassen, und dem Papste von dem Zustande der Diöcese Genf und den Angelegenheiten in Chablais insbesondere Rechenschaft abzulegen. Nach dem feierlichen Berichte darüber, den er in Gegenwart von acht Cardinälen und zwanzig Bischöfen vortrug, stieg der Papst von seinem Throne herab und umarmte ihn. Der Cardinal Borghese, der nachgehends unter dem Namen Paul V. Papst wurde, schloß mit Franz eine besondere Freundschaft, und der Cardinal Baronius fragte ihn über verschiedene Lehrpunkte um Rath. Hier bildete sich auch ein schöner Freundschaftsbund, der zwei Herzen Ehre machte; es befand sich nämlich ein Priester zu Rom, Namens Juvenal Ancina, der später Bischof von Saluzzo wurde, und mit seinem Volke wie ein Vater mit seinen Kindern lebte; Franz und Juvenal wurden gleichsam Ein Herz und Eine Seele. Sodann finden wir Franz in Paris, um die Erlaubniß zu erbitten, die katholische Religion in dem Gebiete der Diöcese Genf — damals dem Scepter Frankreichs unterworfen — wieder herzustellen. Als er die Erlaubniß erhalten hatte, brachte er hier neun Monate mit Predigen und christlichem Unterrichte zu, und als ihn Heinrich IV., König von Frankreich, in Fontainebleau predigen hörte, versprach er ihm das erste erledigte Erzbisthum in Frankreich, und nachdem es Franz in seiner uneigennützigen Weise ausgeschlagen, bat er wenigstens um die Gunst seiner Freundschaft.

Kaum war Franz von Anneci zurückgekehrt, so brachte man ihm die Kunde von dem Tode des Bischofes Claudius von Granier, worauf er sich nach dem Schlosse Sales zurückzog, um sich auf die schweren Pflichten der bischöflichen Würde durch Gebet und Betrachtung vorzubereiten. Hier entwarf er auch seinen künftigen Lebensplan.

Als er von seinem Bisthum Besitz nahm, rief er aus: „Ach, welch' eine süße und ehrenvolle Bürde ist für mich nicht der Dienst der Seelen!" Er wünschte sich Glück, zu Anneci kein Haus zu besitzen, und von Andern abhängig zu sein; denn er liebte die Armuth und konnte am Ende seines Lebens sagen: „Ich suche in allen Falten meines Herzens, um zu sehen, ob nicht das Alter mich zum Geize geneigt macht; und ich finde im Gegentheil, daß es mich von allen menschlichen Sorgen für die Zukunft befreit." In allen Stücken zog er die Einfalt der Klugheit vor: „Ich weiß nicht," schrieb er, „was mir diese arme Tugend der Klugheit gethan hat, ich kann sie nicht mehr lieben; die Schönheit der Einfalt entzückt mich, und ich würde hundert Schlangen geben für eine Taube." Die sanften Tauben vergalten ihm auch diese Zuneigung; denn während er am Feste Mariä Geburt das feierliche Hochamt hielt, flog eine Taube durch die Kirchenfenster, und setzte sich, nachdem sie eine Zeit lang herumgeflattert, auf seine Schulter nieder.

Seine Handlungen hatten nichts Auffallendes, er führte ein gewöhnliches Leben, worin sich nichts von dem zeigte, was die Welt so hoch schätzt. Seine ganze Tugend bestand darin, gewöhnliche Handlungen vollkommen zu verrichten. Die Art, wie sich Franz ausdrückte, war würdevoll und natürlich, die armen Leute näherten sich ihm zutraulich, er gefiel sich bei ihnen, hörte sie aufmerksam an, und redete sogar ihre platte Sprache, um mit ihnen vertraulicher zu werden. Sein Freund, der Bischof von Belley, erzählt uns, daß er niemals die kleinen Geschenke ausschlug, welche arme Leute ihm brachten. „Man mußte es selbst sehen, mit welchem herzlichen Blicke er bei solcher Gelegenheit eine Handvoll Nüsse oder Kastanien, oder Aepfel, oder Eier, oder Bauernkäse annahm', welche Gaben ihm Kinder oder Arme darboten. Er nahm sogar drei oder vier Sous, um Messe zu lesen, die man ihm von einigen Dörfern zusandte. Wie lieb waren ihm seine Dienstboten. Als ich mit ihm einst auf dem See bei Anneci fuhr, hießen ihn die Schiffs=

Eine Taube setzt sich auf die Schulter des hl. Franz, während er ein Hochamt hält.

leute, welche ruderten, ihren Vater, und gingen ganz vertraulich mit ihm um. Siehe, sagte er zu mir, die guten Leute! Sie nennen mich ihren Vater, und es ist wahr, sie lieben mich ebenso. Er wünschte, daß man ihnen (den Dienstboten) durch freundliche Worte bezeuge, daß ihr Dienst angenehm sei, daß man großes Vertrauen auf sie setze, und sie wie Kinder halte, oder wie arme Freunde, deren Noth man aufhelfen will. Wenn seine Dienstboten Fehler machten, so würzte er seinen Tadel mit so viel Milde, daß stets viel mehr Oel als Essig dabei war.

Der heilige Franz von Sales erwies den Personen von Stand die ihnen gebührende Ehre, wobei er sagte, daß Niemand auf der Welt sich weniger um Ehrenbezeugungen bekümmere als er, und daß Niemand bereiter sei, Anderen solche zu erzeigen. Er besuchte die Kranken und Gefangenen und war ein Vater der Armen. Obschon sein Vermögen sehr mittelmäßig war, schenkte ihm doch Gott einen reichlichen Segen. Außer dem täglichen Almosen wurde zweimal in der Woche am Montag und Donnerstag ein allgemeines Almosen ausgetheilt und im Winter befahl er, dasselbe zu verdoppeln. Oft schenkte er seine Kleider her. Einmal zog er sogar seine Schuhe aus und gab sie hin. Bei einer andern Gelegenheit, da er eben kein Geld hatte, gab er zwei kostbare Leuchter, aber alles in der Stille. Als man einmal 20 Thaler von ihm borgen wollte, holte er zehn, und sagte zu dem, der das Geld entlehnen wollte: „Mein Bruder, ich habe ein Mittel gefunden, daß jeder von uns Beiden heute zehn Thaler gewinnen kann; hier, da hast du 10 Thaler, diese schenke ich dir, anstatt dir 20 zu leihen: du gewinnst also diese 10, und ich will die andern 10 als gewonnen ansehen.“ Einem von den Türken gefangenen Malteserritter bot er sein ganzes Silbergeräthe zum Lösegeld an.

Der heilige Franz unterrichtet die Kleinen.

Sein Bruder, Johann Franz von Sales, der sein Coadjutor geworden war, machte ihm einmal ziemlich harte Vorwürfe darüber, daß er stehen geblieben sei, um eine arme Frau zu trösten, da man sich eben zu Tische setzen wollte. Franz gab ihm zur Antwort: „Hochwürdiger Bischof von Calcedon, mein Bruder! Du bist ein Bischof, fange also damit an, zu beherzigen, daß die Bischöfe nicht den Wasserstrahlen gleichen, die aus künstlichen Felsen hervorspringen, welche man zum Vergnügen der Großen in den Gärten anlegt, und wo man das Wasser nur mit silbernen oder krystallenen Gefäßen schöpft, und in sehr kleiner Menge, aus Besorgniß, die Quelle möchte getrübt werden, oder versiegen. Wir Bischöfe, wenn wir unsere Pflicht thun wollen, müssen jene großen, öffentlichen Wasserbehälter sein, wo Jedermann schöpfen darf, und wo man das Wasser nicht blos für die Menschen, sondern selbst für die Hausthiere nimmt.“

Uebrigens glichen sich diese zwei Brüder durchaus nicht in ihrem Charakter. Der heil. Franz besaß eine unüberwindliche Sanftmuth und wollte immer nur entschuldigen und verzeihen; der Bischof von Calcedon dagegen war ernst und streng und sprach wenig. Die Thüre der bischöfl. Gefängnisse war unter einem Gewölbe, durch welches Franz jeden Tag gehen mußte, um die Messe zu lesen, und die Eingesperrten unterließen nie, wenn er vorbeiging, sein Mitleid anzurufen. Sein Herz wurde davon gerührt, er konnte die Thränen nicht zurückhalten, und kaum hatte er die Messe gelesen, als er sich die unendliche Güte Gottes gegen die Sünder vorstellte, und sich ebenfalls zur Nachsicht und Barmherzigkeit entschloß. Der Bischof von Calcedon murrte darüber. „Gott“, sagte er, „verzeiht nur den wahrhaft Bekehrten, und du verzeihst Jedermann ohne Unterschied.“ Nun ging der heilige Franz soweit in seiner Demuth, daß er sich selbst entschuldigte, und ihm versprach, in Zukunft strenger zu sein. Allein trotz allen diesen Entschlüssen machte er es den andern Morgen ebenso. Der Bischof von Calcedon, überzeugt, daß man seine Nachsicht mißbrauchte, bat ihn um Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen, indem er nicht jeden Tag wegen seiner zu großen Willfährigkeit Streit mit ihm haben wolle. Nun

übergab ihm der hl. Franz die Schlüssel zu den Gefängnissen mit den Worten: „Diese armen Leute dauern mich, und ich könnte niemals für mich gutstehen." Er mußte nun einen langen Umweg zur Kirche nehmen, um den Anblick der Gefangenen zu vermeiden. — Selbst die mühsamsten Geschäfte des priesterlichen Amtes verschmähte der heilige Franz nicht. Der P. Ludwig de Riviera schildert uns denselben, wie er mit den Kleinen Kinderlehre hält: „Um sie zu sein, war seine Lust. Er liebkoste sie, und sie schloßen sich ganz traulich an ihn an. Er ging selten aus, ohne sich von dieser unschuldigen Schaar umgeben zu sehen, die herbei kam und um seinen Segen bat. Einige seiner Diener drohten ihnen, und gaben ihnen ein Zeichen, sich zurückzuziehen; aber wenn er es bemerkte, so tadelte er sie sanftmüthig und sagte in freundlicher Weise: Lasset sie nur kommen. — Dann streichelte er ihnen mit der Hand die Wange und sprach: das ist meine kleine Familie.

Der heil. Franz von Sales hat in seiner ganzen Diöcese gepredigt, und seine liebreiche Stimme ließ sich oft bei den Bewohnern der rauhen Berge von Faucigny hören. Er hatte keinen Augenblick Ruhe und seine Anstrengungen waren außerordentlich. „Es sind wahre Ströme von Geschäften in dieser Diöcese," schrieb er, „mein Trost ist, daß Alles zur Ehre Gottes dient, der so gut gegen mich ist, daß er alle Abende ein kleines Wunder an mir thut. Wenn ich heimkomme, kann ich mich kaum rühren, so erschöpft bin ich, und am Morgen stehe ich munterer und kräftiger wieder auf, als jemals. Was für gute Leute fand ich auf unsern Bergen! Wie freundlich und ehrerbietig nahmen sie ihren Bischof auf".

Als der hl. Franz zu Dijon predigte, traf er zum ersten Mal mit Frau von Chantal zusammen. Diese berühmte Frau, deren Andenken von dem unseres Heiligen nicht getrennt werden kann, war, obgleich noch jung, Wittwe geblieben, und hatte vier Kinder. Sie stellte sich ganz unter die Leitung des hl. Franz, der ihr den wichtigen Grundsatz einprägte: „Man muß alles aus Liebe thun, und nicht aus Zwang; man muß den Gehorsam mehr lieben, als den Ungehorsam fürchten." Um eine Annäherung zu erleichtern, verbanden sich die beiden Familien; der Baron von Thorens, der jüngere Bruder des Heiligen, heirathete eine Tochter der Frau von Chantal. Dieselbe genoß aber nicht lange ihr Glück, indem ihr Gemahl in Piemont starb, und sie selbst unterlag bei der Geburt eines Kindes, das nach einigen Stunden starb. Franz hatte das Jahr vorher, 1609, einen unersetzlichen Verlust zu erleiden, den Verlust seiner tugendhaften Mutter; sein Vater war im ersten Jahre seines bischöflichen Amtes gestorben. Ich will ihn hier selbst sprechen lassen; es gibt Dinge, die eine fremde Feder wohl nicht nacherzählen kann, und es ist dies gut, wenn man sieht, wie in heil. Seelen alle natürlichen Gefühle sich veredeln und läutern. Franz schrieb an Frau von Chantal über das Hinscheiden seiner Mutter: „Bei meiner Ankunft liebkoste sie mich zärtlich und sagte: dieser hier ist mein Sohn und mein Vater. Sie küßte mich, indem sie den Arm um mich schlang und küßte mir auch die Hand. Sie blieb dritthalb Tage in demselben Zustande, nachher konnte man sie nicht mehr aufwecken, und am 1. März gab sie ruhig und sanft unserem Herrn ihre Seele zurück; im Tode schien sie mir noch schöner als je im Leben."

Mit Frau von Chantal hat der hl. Franz den Orden von der Heimsuchung gestiftet. Dieser Baum, der seine Zweige über die ganze Welt ausbreiten sollte, wurde tief im Thale zwischen den Bergen von Anneci gepflanzt. Die ursprüngliche Absicht des hl. Franz war gewesen, Töchter der hl. Martha zu bilden, d. h. Frauen, die sich ausschließlich den Werken der Barmherzigkeit, dem Besuche der Armen und Kranken widmen.

Der Cardinal Marquemont, Erzbischof von Lyon, rieth ihm, seinen Plan in etwas zu ändern. Er that es, gründete sein Werk aber nicht auf Abtödtungen des Leibes, sondern des Geistes, und auf die allgemeinste Selbstverleugnung die man üben kann; er wollte, daß man daselbst Wittwen aufnehme, Personen von schwächlicher Gesundheit, mit einem Worte, daß in diesen bescheiden Zufluchtsorten viele Annehmlichkeit sein sollte; die Frauen haben ein großes Verdienst, und zeigen einen erhabenen Edelmuth bei ihrer Hingebung. Wenn die Männer sich dem geistlichen Leben widmen, so finden sie eine Ermuthigung in dem Erfolge ihrer Arbeiten; als gelehrige Werkzeuge ihres Meisters wirken sie in seiner Hand große Dinge. Ihre Wissenschaft gibt ihnen wahre Freude im Ueberfluß; wenn sie den Priesterstand wählen, so predigen sie, bekehren Seelen, bauen und bilden, und indem sie den Schweiß von ihrer Stirne wischen, können sie sich mit ihrem Gewinn trösten. Nicht so ist es bei den Frauen, die unbekannt im Kloster leben; ihre Hingebung hat keine äußere Stütze, sie haben Niemand als Gott und sich.

Der hl. Franz, groß durch sein apostolisches Leben, seine Tugenden, seine Liebe zur Menschheit und seine Werke der Abtödtung, war auch noch ein Mann von tiefer Gelehrsamkeitt und ein großer Schriftsteller. Man hat gesagt: „Der Styl ist der Mensch", d. i. den Charakter eines Menschen könne man an seiner Schreibart erkennen, und dieß konnte früher wahr sein, und kann auf einige bevorzugte Geister angewendet werden, die in ihren Werken den Menschen und Schriftsteller zu vereinigen wußten. Aber seitdem die Wissenschaft sich zum Sklaven der öffentlichen Meinung machte, seitdem die Sprache nicht selten dazu mißbraucht wird, den Gedanken zu verkleiden, statt treu wieder zu geben, und eine zu gelehrte Beschäftigung mit der Form den Inhalt der Begriffe selbst in Vergessenheit brachte, kann man sagen, daß der Styl nur mehr ein falscher Abdruck des Menschen ist.

Es gibt nur eine starke und uneigennützige Ueberzeugung — den religiösen Glauben und nur dieser kann den Schriftsteller über jedes weltliche Vorurtheil erheben und seinem Styl, wie seinem Gedanken jene Einfalt und Aufrichtigkeit verleihen, die nichts anderes

ist, als das Gewissen, angewandt auf die Wissenschaft. Wenn wir die Werke des hl. Franz von Sales mit den Schriften seiner Zeitgenossen vergleichen, so sehen wir, daß es im höchsten Grade die ganze Natürlichkeit und den ganzen Reiz vereinigt, dessen die Sprache seiner Zeit fähig war. Jeder Mensch steht über seiner Zeit, der sich von den Verkehrtheiten, die rings um ihn im Schwunge sind, frei macht und ohne Führer und Vorbild einem geheimen Triebe und einem besondern Gefühle für das Schickliche folgend, das Rechte und Wahre von dem schlechten Geschmacke und der allgemeinen Mode zu sondern weiß, und durch eigene Kraft sich zu einer höhere Anschauung und in eine reinere Region erhebt. Da das Herz des hl. Franz von Sales äußerst gefühlvoll war, so prägt sich diese Eigenschaft auch in seinem Style aus, uud seine Sprache erhält dadurch eine jugendliche Frische und Anmuth, die wir in andern Schriften so selten finden. Der heilige Franz liebt nicht den Pomp, oder wie er sagt, die aufgeputzte Beredtsamkeit; alle seine Worte werden unter Blumen geboren; wenn man sie liest, ist es einem, als wandle man zwischen duftenden Gesträuchen und höre in der Ferne das Sprudeln lebendiger Quellen. Man schlage seine Briefe auf, und lese folgende Stelle: . . . . . „Es hatte stark geschneit, und der Hof war schuhhoch mit Schnee bedeckt, da kam Johann und fegte mitten im Schnee ein Plätzchen, und warf Futter für die Tauben hin, die sogleich herbeieilten, um ihr Mahl zu halten, so ruhig und friedlich, daß ich mich an ihrem Anblick ergötzte. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr mich diese Thierchen erbauten; kein Laut läßt sich unter ihnen hören, und diejenigen, welche ihre Mahlzeit gehalten hatten, flogen auf die Seite und machten andern Platz. Als sie zur Hälfte fertig waren, kam eine Schaar kleiner Vögel herbei und alle Tauben, die noch aßen, zogen sich in einen Winkel zurück, um den größten Theil des Platzes den kleinen Vögeln zu überlassen, die nun auch an der kleinen Mahlzeit Theil nahmen und aßen, ohne daß die Tauben sich stören ließen. Ich bewundere ihre Mildthätigkeit, denn die armen Tauben scheuten sich eigentlich, den kleinen Thierchen, denen sie gleichsam Almosen gaben, lästig zu fallen, so sehr drängten sich alle auf eine Stelle zusammen. Ich bewundere auch die Bescheidenheit dieser Bettler, welche erst dann um Almosen kamen, als sie sahen, daß die Tauben am Ende der Mahlzeit waren, und daß noch genug übrig war, kurz ich mußte weinen, da ich die milde Einfalt der Tauben, und das Zutrauen der kleinen Vögel auf ihre Wohlthätigkeit sah; ich weiß nicht, ob eine Predigt mich so lebhaft gerührt hätte. Dies Bild der Tugend that mir den ganzen Tag wohl."

Der hl. Franz von Sales hat in seiner Abhandlung von der Liebe Gottes die mystische Theologie wunderschön dargestellt, und in seiner Anleitung zum frommen Leben gibt er einer tugendhaften Seele christliche Anweisungen, sich mitten in der Welt zu heiligen. Er sagt gleich in den ersten Zeilen: „Wenn die Liebe eine Pflanze ist, so ist die Frömmigkeit die Blüthe derselben, ist sie ein Rubin, so ist die Frömmigkeit sein Glanz. Die Frömmigkeit findet überall Zutritt, und wenn sie wahr ist, so verderbt sie nichts . . . Die Biene saugt den Honig aus den Blumen, ohne ihnen zu schaden, und verläßt sie ebenso frisch und unverletzt, wie sie dieselben gefunden hat; allein die wahre Frömmigkeit thut noch mehr, sie verschönert Alles, was sie berührt. Jeder Beruf gewinnt unter der Herrschaft der Frömmigkeit ein liebliches Aussehen. In dem häuslichen Leben herrscht mehr Ruhe und Frieden und in der Ehe mehr aufrichtige Liebe; man dient dem Fürsten mit mehr Treue, kurz, jede Beschäftigung wird dadurch angenehmer und verdienstlicher." — Man verwies die Frömmigkeit in die Klöster, der hl. Franz hat sie in die Welt zurückgeführt; aber er führte sie, wie Bossuet sagt, in ihrem natürlichen Gewande auf, mit ihrem Kreuze und ihren Dornen, mit ihrer Selbstentäußerung und ihrem Leiden.

Der heil. Franz von Sales.

Wir haben nun einen kurzen Umriß von dem Leben des Heiligen gegeben; es bleibt uns nur noch zu sagen übrig, wie er als eine für die Ewigkeit reife Frucht aus diesem Leben schied; aber vorher wollen wir noch seine Körpergestalt betrachten. Franz war ziemlich groß, aufrecht gewachsen und kräftig, mit breiten Schultern und lebhafter Gesichtsfarbe. Sein Kopf war groß und voll, fast ganz kahl, die Augen blau, die Augenbrauen gebogen, die Nase fein gebildet, seine Aussprache würdig und langsam, seine Reinlichkeit außerordentlich, besonders im Anzuge. Um sein Wirken zu belohnen, wählte ihn Christiana von Frankreich, geborne Prinzessin von Piemont, zu ihrem Groß-Almosenier. Franz nahm das Amt an, die Besoldung aber wies er zurück. Da machte ihm die Prinzessin ein Geschenk mit einem kostbaren Diamant, den er mit den Worten annahm: „Dieß wird unsern Armen in Anneci sehr gut thun."

Um mit dieser Prinzessin in Avignon zusammen zu kommen, machte er seine letzte Reise. Der Hof von Savoyen hatte sich dahin begeben, um Ludwig XIII. zu besuchen, der die Protestanten in Languedoc so-

eben seiner Herrschaft unterworfen hatte. Der gottselige Bischof hatte eine Ahnung von seinem Tode; er verließ traurig seine theuren Berge und das geliebte Volk, das er nicht mehr sehen sollte. Einem seiner Bedienten sagte er vor seiner Abreise: „Mein Freund, ich werde es nicht wie die Reiter machen, ich werde ohne Trompetenschall abmarschiren, und wenn du sagen hörst, ich sei krank, so denke, daß ich gestorben bin.“ In Avignon wurde er wie ein Heiliger aufgenommen. Nach acht Tagen kehrte er mit dem Cardinal von Savoyen nach Lyon zurück. Mehrere hohe Herren boten ihm ihre Wohnung an, man stritt sich um einen solchen Gast. Er dankte ihnen und nahm seine Wohnung in dem Häuschen des Gärtners vor dem Kloster der Heimsuchung, unter dem Vorwande, daß er da die Besuchenden freier empfangen könne, und zum Dienste seiner geistlichen Töchter mehr in der Nähe sei. „Und dann, setzte er hinzu, befinde ich mich niemals besser, als wenn ich es nicht so gut habe.“ Am Feste des hl. Johannes sagte er beim Ankleiden zu seinen Dienern: „Ich merke, daß mein Gesicht stark abnimmt; das bedeutet, daß ich fort muß.“ Als man abreisen sollte und ihm seine Stiefel darbot sagte er: „Weil ihr wollt, will ich sie anziehen, aber wir werden nicht weit gehen.“ Es fiel auf, daß er nicht aufstand, um die Personen zu begleiten, die ihn besuchten. Sein guter Rolland, der Diener, der ihn niemals verlassen hatte, näherte sich ihm und sprach: „Ew. Gnaden, es ist schon spät, ich meine, wir sollten mit der Abreise warten bis morgen.“ — „Du denkst vielleicht, ich sei krank,“ erwiderte er ihm, und stand auf, um in sein Cabinet zu gehen. „Rolland,“ fing er wieder an, „hast du den P. Seguirang predigen hören?“ — „Ja, Ew. Gnaden, er empfahl der Königin, ihre Diener recht zu lieben.“ — „Und du, Rolland, hast du mich auch recht lieb?“ Rolland konnte nur durch Thränen antworten. Der heilige Bischof fuhr fort: „Auch ich liebe dich sehr, aber man muß vor Allem Gott lieben, der unser höchster Herr ist.“ Bei diesen Worten wurde er vom Schlage getroffen. Man brachte ihn in's Bett, und rief Aerzte und Priester. Franz kam in Zwischenräumen wieder zu sich, beichtete, legte sein Glaubensbekenntniß ab und empfing die letzte Oelung; er gab auf alle Gebete Antwort, und hatte für alle Anwesenden ein Wort des Trostes.

Am Abende des Festes der unschuldigen Kindlein las ihm der P. Philipp Malabailla, Provinzial der Bernhardiner, die Sterbelitanei vor, und bei den Worten: „Omnes sancti innocentes.“ (Alle heiligen unschuldigen Kinder) gab der heilige Franz sanft und ruhig seine unschuldige Seele Gott zurück, um 8 Uhr Abends, den 28. Dezember 1622, in einem Alter von 56 Jahren, nachdem er zwanzig Jahre die bischöfliche Würde bekleidet hatte. Heilig gesprochen wurde er im Jahre 1665. Sein Fest feiert die Kirche am 29. Januar.

Der heilige Franz von Sales auf dem Todbette.

30. Januar.

Der heilige Johannes der Armenpfleger.

Patriarch von Alexandrien.

Jahr 619.

Johannes, genannt der Armenpfleger, wegen seiner außerordentlichen Freigebigkeit gegen die Armen, wurde zu Amathus, einer Stadt der Insel Cypern, geboren. Früh trat er in den Ehestand, weil er der einzige Erbe einer edeln und reichen Familie war. Als ihm aber der Tod seine Gemahlin und Kinder entriß, entschloß er sich, ganz der Welt zu entsagen, an welche ihn kein Band mehr knüpfte. Seine Güter vertheilte er unter die Armen, und beschäftigte sich nur mehr mit den Uebungen der christlichen Frömmigkeit. Seine Fortschritte auf dem Wege der Vollkommenheit waren außerordentlich schnell, man sprach überall nur von seiner hervorragenden Heiligkeit, und sein Ruf gründete sich im Oriente so fest, daß er zum Oberhirten der Kirche von Alexandrien im Jahre 608 erwählt wurde. Er war damals ungefähr 50 Jahre alt. Seine erste Sorge zu Alexandrien ging dahin, sich ein genaues Verzeichniß der Armen zu verschaffen, die er seine Meister und Herrn zu nennen

pflegte, weil ihnen Christus die Gewalt gegeben, die Himmelspforten zu öffnen. Es fanden sich da 75000, die er in seinen Schutz nahm und für deren Bedürfnisse er sorgte. So bereitete er sich auf sein Hirtenamt vor. Am Tage seiner Weihe veröffentlichte er eine strenge Verordnung gegen das ungleiche Maß und Gewicht, das nur auf den Druck der Armen abziele, und verbot zugleich seinen Beamten, irgend Geschenke anzunehmen, damit keine Ungerechtigkeiten vorkommen könnten. Alle Mittwoche und Freitage gestattete er allgemeinen Zutritt, damit ihm jedermann sein Anliegen vorbringen könnte. Hier schlichtete er Zwistigkeiten, tröstete die Betrübten und unsterstützte die Unglücklichen. Eines Tages, als er zur Kirche ging, warf sich ihm eine Frau zu Füßen und bat ihn um Gerechtigkeit gegen ihren Schwiegersohn.

Einige der Umstehenden sagten ihr, sie solle sich entfernen und warten, bis der Heilige wieder aus der Kirche zurückkehre. „Nein, erwiderte Johannes, wie soll Gott mein Gebet erhören, wenn ich es verschiebe, diese Frau anzuhören." Und wirklich ging er nicht von der Stelle als bis er sie angehört hatte. Sobald Johannes zum Bischof geweiht war, vertheilte er an die Klöster und Spitäler 8000 Goldstücke, die sich in dem Schatze seiner Kirche vorfanden. Die Einkünfte, welche er als Patriarch von Antiochien bezog, ließ er unter die Armen vertheilen. Beträchtliche Summen, welche ihm von den Reichen übergeben wurden, verwandte er zu demselben wohlthätigen Zwecke. Wenn ihm seine Beamten vorstellten, er solle auf das Interesse seiner Kirche sehen, so gab er ihnen zur Antwort, Gott werde schon dafür sorgen, und erzählte ihnen dann folgendes Gesicht: „Einst erschien mir die Mildthätigkeit unter der Gestalt einer Frau, die einen Lorbeerkranz auf dem Haupte trug und deren Anblick glänzender als der der Sonne war; sie trat zu mir und sprach: Ich bin die älteste Tochter des großen Königs; wenn du meine Gunst verdienst, so werde ich dich vor ihn führen; denn Niemand darf sich ihm mit mehr Zutrauen nahen als ich. Ich machte, daß er vom Himmel auf die Erde herabstieg, damit er fleischgeworden, alle Menschen erlöse." Als ihm ein Unglücklicher, dem er geholfen hatte, seine Dankbarkeit in den rührendsten Worten ausdrückte, unterbrach ihn Johannes mit den Worten: „Mein Bruder, ich habe noch nicht mein Blut für dich vergossen, wie Jesus Christus, mein Herr und Gott es mir befiehlt."

Ein Kaufmann, der Schiffbruch gelittten, nahm zur Güte des Heiligen seine Zuflucht. Johannes verschaffte ihm zweimal die nothwendigen Mittel, damit er seine Geschäfte wieder anfangen konnte. Als den Kaufmann dasselbe Unglück zum drittenmal traf, zögerte er nicht, sich noch einmal an seinen Hirten zu wenden. Er täuschte sich nicht in seiner Hoffnung; der Heilige ließ ihm ein der Kirche gehöriges Schiff geben; der Kaufmann befrachtete es mit 20,000 Scheffel Getreide, fuhr damit nach d. brittischen Inseln und verkaufte, weil damals dort Hungersnoth herrschte das Getreide theuer, und war gerettet. Die Mildthätigkeit des hl. Patriarchen be-

Ansicht von Alexandrien. — Der heilige Johannes ermahnt die Gläubigen.

schränkte sich nicht auf die Gränzen der Diöcese von Alexandrien; er sorgte für die verschiedenen Bedürfnisse, von unendlich vielen unglücklichen Bürgern des morgenländischen Reiches, die sich nach Aegypten geflüchtet hatten, um der Wuth der Perser zu entgehen. Auch nach Jerusalem, das von den Ungläubigen geplündert wurde, schickte er große Geldsummen, nebst einer Menge Wein, Getreide und andere Lebensmittel. Er sandte zugleich ägyptische Arbeitsleute damit ab, welche beim Wiederaufbau der zerstörten Kirchen helfen mußten, ebenso beauftragte er zwei Bischöfe und einen Abt, die Gefangenen der Perser loszukaufen. So viele Liebeswerke erforderten allerdings außerordentliche Ausgaben. Mancher wäre zuletzt muthlos geworden, der nur auf seine eigenen Kräfte gerechnet hätte, allein der Heilige vertraute unerschütterlich auf göttliche Vorsehung, die ihn auch nie verließ, und ihm immer die nöthigen Mittel verschaffte, wenn auch oft in den Augen menschlicher Klugheit alle Hoffnung entschwunden schien.

So liebevoll Johannes gegen Andere war, so hart war er gegen sich selbst. Seine Tafel, sein Hausgeräthe, seine Kleidung, alles zeugte von der größten Armuth. Ein reicher Mann in Alexandrien, welcher wußte, daß Johannes nur eine schlechte Ueberdecke auf sein Bett habe, schickte ihm eine kostbare mit der Bitte, sich derselben aus Liebe zu ihm zu bedienen. In der folgenden Nacht bedeckte sich der Heilige damit; aber die Vergleichung, die er zwischen seinem Zustand und dem so vieler Armen anstellte, welchen das Nothwendige fehlte, ließ ihn nicht schlafen. Er befahl, die Decke sogleich am andern Morgen zu verkaufen, und aus dem Erlös den Armen Almosen zu geben. Der Mann, welcher sie ihm geschenkt hatte, kaufte sie wieder, um sie dem Heiligen zurückstellen, doch dieser verkaufte sie noch einmal und dann zum drittenmal mit den Worten: „wir wollen sehen, wer von uns Beiden zuerst nachgibt."

Der heil. Johannes beschränkte seine Pflichten nicht auf die Ausübung der christlichen Bruderliebe, er erfüllte auch seine übrigen Amtsverrichtungen mit der gewissenhaftesten Treue. Zum Gebete, zum Betrachten der heiligen Schrift und zum Lesen frommer Bücher hatte er seine bestimmten Stunden. Unnützes Geschwätz war aus seiner Unterhaltung verbannt, und wenn er manchmal von zeitlichen Angelegenheiten sprechen mußte, so gebrauchte er stets nur wenige Worte. Hörte er über den Nächsten Böses reden, so wußte er das Gespräch geschickt auf etwas Anderes lenken.

Auch war den Menschen, welche die böse Gewohnheit haben, stets über Andere zu lästern, der Zutritt in sein Haus versagt, um gegen ein Laster Abschen einzuflößen, das mit dem Geiste des Christenthums so unvereinbar ist.

Seine Worte und Handlungen trugen das Gepräge der tiefsten Demuth. Er redete nie von sich selbst ohne sich der Schwäche, Hinfälligkeit und Sündhaftigkeit anzuklagen, während er nicht müde werden konnte, die Demuth so vieler Heiligen zu bewundern, die bei ihrer großen Heiligkeit sich vor Gott dem Wurm im Staube gleich achteten. Die Furcht vor dem göttlichen Gerichte flößte ihm eine vollkommene Verachtung der Welt ein, er sprach darüber in den erschütterndsten Ausdrücken. Ueberzeugt, daß der beständige Gedanke an den Tod eines der kräftigsten Mittel zur christlichen Wachsamkeit sei, ließ er jeden Tag an seinem Grabe arbeiten, und es war Jemand beauftragt, in sein Gemach zu treten und zu sagen: „Hochwürdigster Herr, Euer Grab ist noch nicht vollendet, gebt Befehl, daß man es vollende, denn Ihr wisset nicht die Stunde eures Todes."

Der heilige Patriarch hatte es soweit gebracht, alle Empfindlichkeit bei erlittenen Kränkungen gänzlich in sich zu ersticken, und schätzte sich glücklich, durch Leiden seine Verdienste zu mehren. Seine Feinde konnten der vereinten Kraft seiner Geduld und Sanftmuth nicht widerstehen, einige warfen sich sogar zu seinen Füßen, und baten um Verzeihung. Als Nicetas, Statthalter von Alexandrien, neue für die Armen nachtheilige Gesetze einführen wollte, trat der Patriarch für sie als Vertheidiger auf. Der Statthalter, auf diesen Wiederstand nicht gefaßt, wurde heftig darüber erzürnt und verließ Johannes, der die Sache der Armen vertheidigte, höchst aufgebracht. Der Heilige ließ ihm gegen Abend sagen, daß die Sonne bereits am Untergange sei, indem er auf die Worte des Apostels anspielte: „die Sonne soll nicht untergehen über euren Zorn." Dies Wort durchbohrte das Herz des Nicetas wie ein Pfeil; er eilte zu dem Heiligen, entschuldigte sich mit Thränen in den Augen, und versprach ihm, in Zukunft nicht mehr auf Leute zu hören, die ihn zu Ungerechtigkeiten verleiten könnten. Der Patriarch lobte seinen guten Entschluß und fügte dann hinzu, daß er selbst auf bloße Gerüchte keine Rücksicht nehme, bis er erst genau untersucht habe, um was es sich handle, und daß er alle Angeber zu strafen pflege, um Andern die Lust zu nehmen, ebenso zu handeln.

Nicht zufrieden, geduldig persönliche Kränkungen zu ertragen, arbeitete er auch aus allen Kräften daran, solche, welche Haß und Feindschaft trennten, zu versöhnen. Um die Unversöhnlichkeit eines hohen Herren, der seinem Gegner nicht verzeihen wollte, zu überwinden bediente er sich folgenden Mittels. Er bat ihn einst, ihn zu besuchen, und lud ihn ein, die Messe zu hören, die er lesen wolle. Als sie beide miteinander das Gebet des Herrn hersagten, schwieg der Heilige bei den Worten: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern," und der Herr sprach sie allein. Johannes wendete sich hierauf nach dem Herrn um und beschwor ihn bei der Heiligkeit des erhabensten Geheimnisses, darüber nachzudenken, was er soeben gesagt habe. Der Herr, welcher auf eine solche Zurechtweisung nicht im mindesten gefaßt war, wurde erschüttert, warf sich dem Heiligen zu Füßen und versprach ihm, sich mit seinem Feinde zu versöhnen, was er auch wirklich that. Die vermessenen Urtheile waren ferner ein Gegenstand, über welchen Johannes seiner Heerde häufig Belehrungen gab. „Wie," sprach er, „wollen wir über Andere richten? Die Verhältnisse sind so mannigfaltig, daß es fast unmöglich ist, nicht in Irrthum zu fallen. Es ist die Pflicht der Obrigkeiten, die Schuldigen zu richten, unsere Pflicht ist es, die Vertheidigung unseres Nächsten zu

übernehmen. Diese Lehre bewies er durch das Beispiel mehrer Personen von ausgezeichneter Heiligkeit, welche die Welt auf falsche Muthmaßungen hin verurtheilt hatte. „Ein Mönch," sagte er, „hatte eine Jüdin nach Alexandrien gebracht, die er für Jesus Christus gewonnen hatte. Man beschuldigte ihn, einen sündhaften Umgang mit ihr zu haben, und verurtheilte ihn deßhalb zur Geißelung. Dieser heilige Mann, mit dem Zeugnisse seines Gewissens zufrieden, freute sich innig, diese Demüthigung zur Ehre Gottes zu dulden, und versuchte nicht einmal, sich zu vertheidigen, aber seine Unschuld wurde endlich erkannt und seine Tugend glänzte um so herrlicher." Viele Christen unserer Zeit sollten dadurch lernen, im Urtheilen über den Nächsten zurückhaltender zu sein.

Für die Erhaltung des Glaubens zeigte er sich sehr eifrig. Er suchte zugleich die Gläubigen vor dem Gifte des Irrthums zu bewahren und die Abtrünningen zur Einheit der Kirche zurückzuführen.

Mit Hilfe zweier Priester, des Sophronius und Joh. Moschus, gelang es ihm, seine Diöcese von jeder fremden Lehre zu säubern, und mehrere Irrgläubige zu bekehren. Namentlich erreichte er durch seine Sanftmuth so vieles. Man darf jedoch nicht glauben, daß diese Milde in Schwäche ausartete. Dem Heiligen fehlte es bei Gelegenheit nicht an Festigkeit, und er gab Beweise davon, so oft es sich um Aufrechthaltung der Ordnung handelte. Als er erfuhr, daß Mehrere während eines Theils des Gottesdienstes, welcher damals viel länger dauerte, als jetzt, aus der Kirche zu gehen und in der Nähe zu plaudern pflegten ging er ihnen nach und setzte sich mitten unter sie, und da sie darüber sehr erstaunt schienen, sagte er zu ihnen: „Meine Kinder, der Hirte muß bei seinen Schafen sein." Die Schuldigen, von heilsamer Scham durchdrungen, sahen ihren Fehler ein und vermieden ihn fortan.

Eines Tages beredete ihn Nicetas, dem Kaiser einen Besuch zu machen, den er ihm schuldig sei. Beide reisten nach Constantinopel; sie trennten sich aber zu Rhodus infolge einer Vision, welche der Patriarch über seinen nahen Tod halte. „Du ladest mich ein," sagte er zu Nicetas, „dem Kaiser einen Besuch zu machen; ich kann es nicht, weil der König des Himmels mich zu sich ruft." Er fuhr nach Cypern und starb bald darauf zu Amathus i. J. 619. Er war 64 Jahre alt, und hatte 10 als Bischof regiert. Sein Leib wurde nach Constantnopel gebracht und lange daselbst aufbewahrt, bis der türkische Kaiser den König Mathias Huniades von Ungarn damit ein Geschenk machte, der ihn in seine Kapelle zu Buda brachte. Im Jahre 1530 wurde er nach Tall bei Preßburg übertragen, i. J. 1632 aber in die Kathedrale von Preßburg, wo er sich noch befindet.

Das Testament des heil. Johannes lautete: „Ich danke dir, mein Gott, dafür, daß du mein Gebet erhöret hast, und daß mir nur ein Drittelspfennig übrig ist, obschon ich bei meiner Weihe ungefähr 4000 Pfund Goldes im bischöflichen Palaste gefunden habe, außer den ungeheuren Summen, die ich von den Freunden Jesu Christi erhielt. Ich will, daß das Wenige, das mir noch übrig ist, deinen Dienern zu Theil werde.

Von Johannes, dem Armenpfleger, hat auch der Orden des heil. Johannes von Jerusalem seinen Namen.

Die heilige Martina,

Jungfrau und Martyrin.

Drittes Jahrhundert.

Der Ruhm und die Verehrung der heil. Martina war in den ersten christlichen Jahrhunderten, in der ganzen Geschichte groß und ausgebreitet, theils wegen ihrer heldenmäßigen Standhaftigkeit im Glauben, theils wegen der hohen und ausgezeichneten Wunder, die ihren harten Kampf für Gott und ewige Seligkeit verherrlichten. Sie war die Tochter eines angesehenen röm. Rathsherrn, und umsonst hatte sie die Natur mit reizender verführerischer Schönheit und das Glück mit Reichthum ausgestattet; sie verzichtete auf alles Irdische, und führte, um ihrem Jesus ähnlich zu werden, ein armes, in den Augen der Menschen verächtliches Leben. Im Jahre 228 wurde sie bei dem heidnischen Kaiser Alexander Severus als Christin angeklagt. Er befahl ihr, daß sie ihren Glauben verläugnen und den Göttern opfern sollte.

Gleich am folgenden Tag wurde sie in den Tempel des Apollo geführt, und man wollte sie im Beisein einer großen Menge Volkes unter den schrecklichsten Drohungen zwingen, den heidnischen Göttern Weihrauch zu streuen. Aber die Heilige rief in ihrer Seelenangst um Hilfe zu Gott, und bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze, und siehe, plötzlich entstand ein Erdbeben, welches die Stadt und vorzüglich den Tempel des Apollo so sehr erschütterte, daß er zusammenstürzte, und alle Götzenpriester darin erschlug. Ueber dieses traurige Ereigniß war der Kaiser so ergrimmt, daß er den Götzendienern befahl, die christliche Jungfrau unmenschlich zu martern. Ihr Körper wurde mit eisernen Zangen erbärmlich zerfleischt. Martina ertrug mit Freuden den wüthenden Schmerz, und ihre Geduld machte einen solchen Eindruck auf ihre Peiniger, daß sie sich bekehrten, den Namen Jesu öffentlich bekannten, und zuletzt als Martyrer ihr Blut für Christus vergoßen. Nun übergab der beschämte Kaiser die standhafte Heilige dem Justinus, Präfecten der Stadt, einem grausamen Heiden, mit dem Auftrage, Alles zu versuchen, um, entweder durch Schmeicheleien, oder durch Drohungen und Strafen den Starrsinn dieser Christin zu brechen. Dieser hielt es für etwas Leichtes, eine zarte Jungfrau in der Blüthe der Jugend zum Abfalle zu bewegen, und traf im Tempel der Diana Anstalten zu einem feierlichen Opfer. Am andern Tage versammelten sich alle Einwohner der Stadt im Tempel und Martina wurde aus ihrem Gefängnisse gebracht und aufgefordert, der mächtigen Göttin zu opfern. Die Bekennerin aber flehte zu Gott um Standhaftigkeit, und

während ihres Gebetes fuhr der Blitz bei heiterem Himmel unter schrecklichem Donner auf den Tempel, und zertrümmerte die Bildsäule der Diana.

Aber, anstatt bei diesen augenscheinlichen Wundern die Macht des wahren und einzigen Gottes anzuerkennen, und von der Verfolgung der Unschuld abzulassen, wurden die verblendeten Heiden nur noch wüthender und grausamer, und die heil. Martyrin litt drei Tage lang die ausgesuchtesten Martern und die Mißhandlungen und den Hohn des ausgelassenen, entarteten Volks. Erst am Ende des dritten Tages wurde sie halbtodt von überstandenen Qualen auf den Richtplatz geschleppt, und mit dem Schwerte hingerichtet. Lange vermißte man in Rom ihre Reliquien und erst am 25. Oktober 1634 wurden sie zur Freude der ganzen Christenheit wieder aufgefunden.

Die heilige Adelgunde,

Jungfrau und Abtissin.

Jahr 680.

Die heilige Adelgunde war die Tochter Waldberts, eines Nachkommen der Könige von Frankreich, und wurde in der Grafschaft Henegau im Anfang des siebten Jahrhunderts geboren. Die hohen Verbindungen, die man ihr vorschlug, konnten ihren Entschluß nicht wankend machen, ihre Jungfräulichkeit Gott zu weihen. Sie lebte als wahre Braut Christi im elterlichen Hause auf dem Schlosse zu Courtsore. Ihre Eltern, durch ihr Beispiel gerührt, entsagten ebenfalls der Welt und vertheilten ihre Güter an die Armen und Kirchen. Nach dem Tode ihrer Eltern nahm sie im Jahre 661 den Schleier und zog sich in den Wald bei Malbode zurück, wo sie an der Sambre das heutige Frauenkloster von Maubeuge gründete, dessen erste Abtissin sie wurde. Gott theilte ihr den Geist des Gebets in hohem Grade mit und begnadigte sie mit vielen Offenbarungen. Als ihr guter Ruf durch Verläumdungen angegriffen wurde, bat sie sogar Gott, ihr noch härtere Prüfungen zu schicken. Ihr Gebet wurde erhört, denn sie bekam den Krebs an der Brust, der ihr die größten Schmerzen verursachte, welche sie aber mit christlichem Starkmuth ertrug. Endlich am 30. Januar 680 ging sie in die ewige Ruhe ein, und erhielt den Lohn für ihre Tugend. Der Sarg, welcher ihre Reliquien enthält, befindet sich in der Kirche der Stiftsdamen zu Maubeuge.

Die heil. Adelgunde gründet das Kloster Maubeuge.

Die heilige Hyacintha,

Jungfrau.

Jahr 1640.

Hyacintha war die Tochter des Markus Antonius Maristotti, Grafen von Vignanello, und der Octavia Orsini, sie wurde 1588 geboren und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Clarissa, den sie bei ihrem Eintritt in das Kloster gegen den Namen Hyacintha vertauschte. In ihrer zartesten Jugend hatte sie eine besondere Neigung für ein frommes und der Tugend geweihtes Leben, wovon der Grund hauptsächlich in der religiösen Erziehung zu suchen war, die sie erhalten hatte; allein bald zeigte sich ein bedenkliches Gefallen an den Welteitelkeiten und besonders an dem Putze. Sie war mehrere Jahre hindurch eitel und weltlich gesinnt. In ihrem 17. Jahre spielte sie eines Tages mit dem Seile am Brunnen ihres Vaters zu Vignanello. Unbemerkt wurde sie in dasselbe verwickelt und über den Rand des tiefen Brunnens gezogen.

So einige Augenblicke über dem Abgrunde schwebend, wurde sie wunderbarer Weise so lange erhalten, bis ein Diener des Hauses ihre Gefahr bemerkte und sie aus der Todesgefahr rettete. Dieses Ereigniß machte einen großen Eindruck auf ihr Gemüth, sie erkannte darin den liebevollen Schutz der Vorsehung Gottes, doch vermochte sie es nicht, während ihrer Jugend ihr Herz den Lockungen der Welt zu verschließen.

Sie trug sich eine Zeit lang mit dem Gedanken einer ehelichen Verbindung. Da ihr das aber nicht glücken wollte, verfiel sie in tiefe Schwermuth. Ihr Vater machte ihr endlich den Vorschlag, um sie aus ihrem betrübten Zustande zu befreien, sich dem Klosterleben im dritten Orden des heil. Franziscus zu widmen und in das Kloster des heiligen Bernadinus zu Viterbo zu treten. Sie erhielt das Ordenskleid. Aber nur Nonne dem Namen nach, ohne alle geistliche Gesinnung, blieb sie in dieser Unentschiedenheit der Welt zehn Jahre zugethan, Gott ließ sie nun in eine schwere Krankheit verfallen. Diese Krankheit flößte ihr allerdings einige Gesinnungen der Gottesfurcht ein, so daß sie den Beistand des Beichtvaters verlangte. Dieser trat zu ihr ins Gemach, versagte ihr aber seinen Beistand mit der Aeußerung: der Himmel sei nicht offen für eitle und stolze Wesen. Diese Worte erfüllten sie mit Schrecken. „Ist denn Alles für mich verloren," rief sie. Der Beichtvater erwiderte, es gebe nur ein Rettungsmittel für sie, daß sie Gott reumüthig bitte, daß er ihr die Sünden ihres

vergangenen Lebens verzeihe, das ihren Mitschwestern gegebene Aergerniß wieder gut mache und einen andern Wandel anfange. Unter einem Strome von Thränen versprach sie Alles zu thun und leistete den Schwestern, zur großen Freude und Tröstung der letztern, öffentlich Abbitte. Hierauf floh sie nochmals zu den Füßen des Beichtvaters, bekannte ihre Sünden und gelobte feierlich, in Zukunft nur Gott und der Tugend zu leben. Sie gab alle ihre Kostbarkeiten weg und unterzog sich den strengsten Bußübungen.

Ihr Lager war ein Rebenbündel und ihr Kopfkissen ein Stein. Ein altes abgetragenes Kleid, das sie von Zeit zu Zeit zur Körperbedeckung ausflickte, vertrat nun die Stelle des bisherigen kostbaren Putzes. Sie ging nun meistens ohne Fußbekleidung. Durch unausgesetztes Wachen, schmerzliche Abtödtungen und Selbstpeinigungen suchte sie ihr fehlerhaftes Jugendleben abzubüßen. Zu dieser Abtödtung wurde sie vornehmlich durch unausgesetzte Betrachtung des Leidens Jesu Christi angezogen. Da nun einmal das Herz jedem Eindrucke der göttlichen Gnade offen stand, nahm nun bald die Liebe in demselben Platz, Hyacintha lebte nur noch für ihren göttlichen Bräutigam; ihre Liebe war Segen bringend, eine Frucht derselben war die innigste Theilnahme, die sie an dem Elende ihrer Mitmenschen nahm. Ihre Verschlossenheit hinter den Klostermauern konnte sie nicht hindern, die leiblichen und geistlichen Bedürfnisse der Einwohner von Viterbo aus allen Kräften zu lindern. Bei einer sehr ansteckenden Seuche, welche die Stadt in tiefe Trauer versetzte, veranstaltete sie zwei wohlthätige Vereine, wovon der eine für Wiedergenesende, für schamhafte Arme und Gefangene bei guten Herzen Almosen sammelte; der andere aber die Unterbringung alter und kranker Leute in einem Hospitale besorgte. Beide Gesellschaften bekannt unter dem Namen der Oblaten Mariens, von Hyacintha gestiftet, bestehen gegenwärtig noch in Viterbo und befördern jetzt noch all das Gute, das ihre heilige Gründerin damit zu erreichen bezweckt hatte.

Die Erbarmung Gottes wollte diese treue Dienerin belohnen, und schenkte ihr außerordentliche Gaben, wozu besonders die Gabe des Gebets, die Kenntniß der Herzensgeheimnisse und jene der Zukunft gehörte. Sie kündigte die Zeit und die Umstände ihres Todes genau an. Sie starb i. J. 1640, unter Anrufung der heiligen Namen Jesus und Maria, in ihrem 55. Lebensjahr. Der Cardinal Mariscotti, Neffe der heiligen Hyacintha, bat um ihre Seligsprechung, welche Benedict XIII., ebenfalls aus derselben Familie, im Jahre 1726 vornahm. Pius VII. versetzte Hyacintha am 24. Mai 1807 unter die Zahl der Heiligen.

31. Januar.

Der heilige Petrus Nolascus,

Stifter des Ordens der Barmherzigkeit zur Auslösung der Gefangenen.

Jahr 1256.

Petrus Nolascus stammte aus einer der ersten Familien in Languedoc, und wurde im Jahr 1189 in einem Flecken, Namens Mas-des-Saintes-Puelles, geboren. Seine frommen Eltern trugen Sorge, ihm eine vortreffliche Erziehung zu geben, und die guten Anlagen, welche die Gnade in sein Herz gelegt hatte, zu pflegen. Sie empfanden eine lebhafte Freude, als sie sahen, wie er ihren Absichten vollkommen entsprach, und mit der Anmuth des Aeußern eine große Unschuld der Sitten und entschiedene Neigung zu einem tugendhaften Leben vereinigte. Der junge Peter war ungemein gefühlvoll gegen Unglückliche, und er verwendete die kleinen Summen, die man ihm als Taschengeld gab, zu Almosen. Er pflegte jeden Morgen dem ersten besten Armen, dem er begegnete, etwas zu schenken, ohne ihm Zeit zu lassen, darum zu bitten. Er machte es sich zur Pflicht, regelmäßig dem Gottesdienste beizuwohnen, selbst der Matutin, obwohl diese Andachtsübung um Mitternacht stattfand. Dieser damals unter den Gläubigen gewöhnliche Brauch ist heutzutage wegen der allgemeinen Gleichgültigkeit gegen den Glauben abgekommen.

Er war erst 15 Jahre alt, als er seinen Vater verlor, aber es blieb ihm seine Mutter, eine fromme Frau, die sowohl durch ihr Beispiel, als ihre Ermahnungen die religiösen Gefühle seines Herzens nährte und befestigte. Vergebens suchte man ihn zur Ehe zu bestimmen; sein Verlangen war, ganz der Welt zu entsagen, und dieser Wunsch wurde durch ernste Betrachtungen über die Eitelkeit der irdischen Dinge von Tag zu Tag in ihm stärker. Einst stand er in der Nacht auf, sein Geist war ganz mit solchen Gedanken beschäftigt, und kniete nieder und betete bis am Morgen. Während des Gebetes machte er das Gelübde, in beständiger Enthaltsamkeit zu leben, und seine Güter der Unterstützung der Unglücklichen zu weihen. Er beschloß, bis der Himmel ihm seinen Willen über den Weg kund thue, den er einschlagen solle, in das Heer des Grafen Simon von Montfort zu treten, welcher den Kreuzzug gegen die Albigenser befehligte, wodurch den unerhörten Grausamkeiten dieser Irrgläubigen, welche damals Languedoc verheerten, ein Ende gemacht werden sollte. Petrus Nolascus gewann die besondere Achtung des Grafen Simon von Montfort. Dieser schlug die Albigenser zu Muret. Ihr Haupt, der König Peter von Arragonien, verlor das Leben, und sein Sohn wurde gefangen genommen. Das zarte Alter des erst 6 Jahre alten Kindes rührte den Grafen von Montfort, und weil er mit Recht eine gute Erziehung für das köstlichste aller Güter hielt, über=

gab er den Kleinen den Händen des Petrus Nolascus, und schickte beide nach Spanien. Petrus Nolascus, damals 25 Jahre alt, zeigte sich am Hofe von Barcelona als ein Muster aller Tugenden und übte hier alle Abtödtungen des klösterlichen Lebens; er verwandte alle seine Augenblicke, welche ihm sein Amt als Erzieher übrig ließ, zum Gebet, zur Betrachtung und zum Lesen guter Bücher. Damals seufzten viele Christen in der Sklaverei der Mauren in Spanien und Afrika. Petrus wurde über ihre Leiden und besonders über die Gefahren, denen ihre Tugend und ihr Glaube ausgesetzt war, tief gerührt. Er faßte deshalb sogleich den Entschluß, sein ganzes Vermögen zur Loskaufung christlicher Sklaven zu verwenden und wollte, wie er selbst sagte, sich unvergängliche Schätze sammeln. Er sprach über diesen Gegenstand mit so hinreißender Beredtsamkeit, daß mehrere Personen, nach dem sie ihn gehört, beträchtliche Summen zu dem guten Werke beisteuerten, dessen Gedanken der Himmel ihm eingegeben hatte. Um den Geist der christl. Mildthätigkeit auf die Nachwelt fortzupflanzen, beschloß er die Errichtung eines geistlichen Ritterordens, der sich ausschließlich der Loskaufung von Sklaven widmen sollte. Obwohl die christliche Liebe sein einziger Zweck dabei war, so traten doch der Gründung derselben Schwierigkeiten entgegen, die aber durch eine Erscheinung gehoben wurden, welche Petrus Nolascus, Raimund von Penafort, und der König Jakob von Arragonien zu gleicher Zeit hatten. Die heil. Jungfrau nämlich erschien allen Dreien und ermahnte sie, die Ausführung eines für die Religion so rühmlichen Vorhabens zu beschleinigen. Der hl. Raimund dachte, daß man nun nicht mehr säumen dürfe und seine Meinung erhielt die Oberhand. Endlich am Feste des heiligen Laurenzius 1223, legte Petrus Nolascus, von dem Könige und dem heiligen Raimund zur Kirche geleitet, die drei gewöhnlichen Gelübde in die Hände des Bischofs Berengar von Barcelona ab, wozu er noch ein viertes fügte, wodurch er sich verpflichtete, sein Vermögen, und im Nothfall selbst seine Freiheit zur Auslösung der Gefangenen aufzuopfern. Das Volk jauchzte der Stiftung des neuen Ordens Beifall zu, und Niemand zweifelte an den größten Erfolgen. Der hl. Raimund gab sodann Petrus Nolascus das Ordenskleid, und erklärte ihn zum ersten General des Ordens. Die ersten Brüder desselben nahmen ein weißes Gewand, das sie besonders an die Reinheit erinnern sollte, in welcher sie zu leben hätten, nebst einem gleichfalls weißen Scapulier. Mit Genehmigung des Königs trugen sie das Wappen von Aragonien vorne auf ihrem Habit, als fortdauerndes Denkmal des Schutzes, welchen er diesem Orden gewährte. Es traten von Tag zu Tag immer mehr ausgezeichnete Männer in diesen Orden, weßhalb ihnen der König im Jahr 1232 ein prächtiges Kloster zu Barcelona bauen ließ. Drei Jahre später, als der heilige Raimund nach Rom kam, erhielt er von dem Papst Gregor IX. die Bestätigung des neuen Ordens und die Gutheißung seiner Satzungen.

Sobald Petrus Nolascus in den Ordensstand getreten war, glaubte er sich von dem Hofe entfernen zu müssen; er konnte also seine Liebe zur Einsamkeit befriedigen, und erschien nur mehr in der Welt, wenn ihn die Nächstenliebe dahin rief. Unter Anderem war er so glücklich, zwei hochgestellte Herren auszusöhnen, deren Zwietracht den Brand eines Bürgerkrieges entzündet hatte.

Der hl. Petrus Nolascus kauft christl. Sclaven los.

Nach dieser menschenfreundlichen Handlung kehrte er in sein Kloster zurück mit dem Wunsche, seinen Orden zu vervollkommnen. Er stellte seinen Brüdern vor, daß die Loskaufung einiger Gefangenen in den Landen christl. Fürsten nicht ausreiche, sondern daß man auch zwei Brüder bestimmen müsse, um dieses gute Werk in den Ländern der Ungläubigen auszuüben. Sein Vorschlag erhielt allgemeinen Beifall, und man wählte ihn nebst noch einem Andern zu diesem Unternehmen. Er reiste von Barcelona nach dem Königreich Valencia, wo er das erbaulichste Beispiel gab, indem er die Gefangenen besuchte, tröstete und unterrichtete. Er konnte sie zwar nicht alle loskaufen, aber verschaffte so vielen als möglich die Freiheit. Auf die Muhamedaner besonders machten seine Tugenden einen tiefen Eindruck, so daß sich mehrere bekehrten. Petrus Nolascus unternahm noch mehrere Reisen nach den Küsten Spaniens, und stets mit demselben Erfolge. Im Lande Algier hatte er viel zu leiden, er wurde hier um des Glaubens willen gefangen und sogar mit Ketten belastet, aber diese Mißhandlungen hinderten ihn nicht, in der Predigt des Evangeliums fortzufahren, indem er nach keinem andern Ruhme strebte, als nach der Martyrerkrone. Bei seiner Rückkehr nach Barcelona wollte er seine Würde als General des Ordens niederlegen; aber Alles, was er in dieser

Hinsicht auf seine dringenden Bitten erhalten konnte, bestand darin, daß man ihm einen Coadjutor bewilligte, der ihm einen Theil seiner Last abnehmen sollte. Petrus war trotz der hohen Würde, die er bekleidete, außerordentlich demüthig, und sah sich als den letzten seiner Brüder an. Besonders gern vertheilte er Almosen an der Pforte des Klosters, weil er da die Armen belehren und sie zur Uebung der Tugend ermahnen konnte.

Der heilige Ludwig, König von Frankreich, welcher sich auch die Heiligenkrone erwarb, bewies dem heiligen Petrus Nolascus eine besondere Hochachtung, und schrieb ihm mehrere Briefe, worin er ihn zum Besuche einlud. Als er mit ihm nach Languedoc im Jahr 1243 zusammentraf, bezeugte er beim Anblick des Dieners Gottes die lebhafteste Freude, umarmte ihn zärtlich und machte ihm den Vorschlag, ihn nach Palästina zu begleiten, aber der schlechte Zustand seiner Gesundheit verhinderte P. Nolascus, das Anerbieten des heiligen Königs anzunehmen, er wollte nur mehr an die Ewigkeit denken; deßhalb legte er auch im Jahre 1249 die Würde eines Generals nieder und entschlief im Herrn am Weihnachtsfeste des Jahres 1256.

Der König Jakob, welcher immer mehr die Dienste des Ordens von der Erlösung schätzen lernte, hatte ihm im Königreich Valencia mehrere Häuser geschenkt. Wir nennen als das berühmteste das von Unesa, das später den Namen St. Maria de Mercede führte.

Die heilige Marcella,

Wittwe.

Jahr 410.

Diese Heilige, welche der hl. Hieronymus die Ehre der römischen Frauen nennt, ward sieben Monate nach ihrer Verehelichung Wittwe. Der Consul Carnalis, des Cäsars Gallus Oheim, wollte sie ehelichen; allein aller seiner Bemühungen ungeachtet, wollte sie nicht zu einer zweiten Ehe schreiten. Entschlossen, Gott ihre übrigen Tage zu widmen, nahm sie sich vor, die Lebensweise der morgenländischen Einsiedler nachzuahmen. Sie zog daher einfache und grobe Kleider an, untersagte sich den Genuß des Weines und des Fleisches, brachte ihre Zeit mit Lesen, Beten und Besuchen der Kirchen der Apostel und Martyrer zu, und machte es sich zum Gesetze, nie allein mit einem Manne zu reden. Mehrere Jungfrauen von hohem Stande unterzogen sich ihrer Leitung, und so entstanden in Rom bald viele Frauenklöster. Marcella erholte sich in Zweifeln Raths bei dem heiligen Hieronymus, und wir haben noch die Antworten dieses großen Lehrers in den eilf Briefen, die er an sie schrieb.

Während die Gothen unter Alarichs Anführung im Jahre 410 die Stadt Rom plünderten, mußte diese Heilige Vieles von den Barbaren erdulden. Sie schlugen sie grausam mit Ruthen, um sie zu zwingen, ihre Schätze zu zeigen, welche sie nicht besaß, oder vielmehr, die in dem Schooße der Armen verborgen lagen. In der Bestürzung über die Gefahr, welcher Prinzipia, ihre geistliche Tochter, ausgesetzt war, warf sie sich den Soldaten zu Füßen, und beschwor sie mit Thränen in den Augen, die Schwäche ihres Alters und Geschlechts nicht zu mißbrauchen. Diese, ihre Wildheit vergessend, ließen sich erweichen, und führten Marcella und Prinzipia in die Kirche zum heiligen Paulus; denn Alarich hatte befohlen, daß diese und die Kirche zum heiligen Petrus allen Flüchtlingen zur Freistätte dienen sollte. Unsere Heilige überlebte nicht lange das Unglück ihres Vaterlandes. Sie starb, voll der Verdienste, in den Armen der heiligen Prinzipia gegen das Ende Augusts 410. Das römische Martyrologium thut ihrer auf den 31. Januar Erwähnung.

Die gottselige Ludovika von Albertona,

Wittwe.

Jahr 1530.

Ludovika von Albertona, die gottselige, geboren zu Rom 1470, von angesehenen Eltern, wünschte von ihrer Jugend auf sich dem Herrn zu weihen; allein gehorsam dem Willen ihres Vaters und ihrer Mutter, heirathete sie einen ausgezeichneten Edelmann, Jakob von Cithare genannt. Sie wurde Mutter von drei Töchtern. Als sie aber nach einigen Jahren Wittwe ward, trat sie in den Orden des heil. Franziskus, und erwies sich durch ihre Liebe zur Buße und Abtödtung, sowie durch ihre gänzliche Lostrennung von allem Irdischen als eine würdige Tochter des heil. Franziskus. Bei einer Hungersnoth, die zu ihrer Zeit Italien verheerte, verkaufte sie ihre Güter, um die Armen zu unterstützen, und lebte selbst in Dürftigkeit. Mit dem leiblichen Almosen verband sie die geistl. Werke der Barmherzigkeit, indem sie den Armen bei Ausspendung ihrer Wohlthaten jedesmal gottselige Lehren und Ermahnungen ertheilte. Gott gab ihr den Augenblick ihres Hinscheidens zu erkennen, und sie bereitete sich dazu mit allem Fleiße durch Empfang der hl. Sakramente vor, freudig dem Ende ihrer Laufbahn entgegensehend. Der 31. Januar 1530 war der Tag ihres glückseligen Todes, der sie in ihrem 60. Lebensjahre in das bessere Vaterland hinüber führte. Der Orden des hl. Franziskus verehrt auch mit Erlaubniß des Papstes Clemens X. ihr Andenken an diesem Tage.

1. Februar.

Ansicht von Antiochien.

Der heilige Ignatius,

Bischof von Antiochien, Martyrer.

Jahr 107.

Der heilige Ignatius mit dem Beinamen Theophorus, war ein Schüler des heiligen Evangelisten Johannes. Die Apostel erhoben ihn nach dem Tode des heiligen Evodius auf den bischöflichen Stuhl von Antiochien, und wir erfahren von dem heil. Chrysostomus, daß er in den 40 Jahren, während welcher er diese Kirche regierte, ein Muster aller bischöflichen Tugenden war. Unter der Verfolgung des Domitian hörte er nicht auf, sorgfältig über seine Heerde zu wachen, und dieselbe durch seine Ermahnungen und seine Gebete zu ermuthigen. Als durch den Tod Domitians der Kirche der Friede wieder geschenkt war, freute er sich darüber aus Liebe zu den Gläubigen, aber er wurde zugleich darüber traurig, daß er nicht für würdig befunden worden, für den Herrn zu leiden. Weil er nicht so glücklich gewesen war, während der Verfolgung mit seinem Blute seinen Glauben zu besiegeln, glaubte er, er sei noch nicht zu dem Grade der vollkommenen Liebe gelangt, welche das Merkmal eines wahren Schülers Jesu Christi ist.

Der Friede, welchen die Christen genossen, wurde in den 15 Monaten der Regierung Nerva's nicht gestört, aber unter dem Kaiser Trajan fing in einigen Provinzen die Verfolgung von Neuem an, wie wir aus dem Briefe des jüngeren Plinius, Statthalters von Bythinien, an diese Fürsten vernehmen. Obgleich es verboten war, die Christen, aufzusuchen, so ließ man sie doch zum Tode verurtheilen, wenn sie als solche bei Gericht angezeigt wurden. Trajan besaß schöne Eigenschaften, aber er befleckte den Glanz derselben durch schändliche Laster und durch die Grausamkeiten, die er gegen die Anbeter des wahren Gottes verübte. Er wurde ihr Verfolger und glaubte, dadurch seinen eingebildeten Gottheiten, denen er seine im Jahr 101 und 105 über die Dacier und Scythen errungenen Siege zuschrieb, eine Pflicht der Dankbarkeit zu erweisen. Ueberzeugt, daß nichts der Gewalt seiner Waffen widerstehen könne, beschloß er dieselben gegen die Parther zu kehren, welche das römische Reich oft beunruhigt hatten; er zog daher im Jahre 106 in den Orient, kam im folgenden Jahre nach Antiochien und hielt am 7. Januar daselbst seinen Einzug. Seine erste Sorge nach der Ankunft in dieser Stadt war die Verherrlichung seiner Götter; dieß bewog ihn, von den Christen zu fordern, daß sie dieselben anbeten sollten, und die Todesstrafe gegen jene auszusprechen, welche es verweigerten. Ignatius wurde ergriffen und vor den Kaiser geführt; dieser sagte bei seinem Anblicke: „Du

bist es also, böser Dämon, der es wagt, meinen Befehlen zu trotzen, und der die andern überredet, schmählich zu sterben!" Ignatius erwiderte: „Niemand nennt Theophorus einen bösen Dämon." — „Und wer ist Theophorus?" — „Wer Jesum im Herzen trägt." — „Du glaubst also, daß wir die Götter nicht im Herzen haben, die uns unsere Feinde besiegen helfen?" — „Es ist ein Irrthum, die Teufel, die ihr anbetet, Götter zu nennen; denn es gibt nur Einen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, mit allem, was sie enthält, und Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, in dessen Reich zu kommen ich sehnlich verlange." — „Du redest ohne Zweifel von demjenigen, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde?" — „Es ist derselbe, welcher durch seinen Tod die Sünde mit dem Urheber derselben gekreuzigt, über die Bosheit der Teufel triumphirt und sie denjenigen zu Füßen gelegt hat, die ihn im Herzen tragen." — „Du trägst also Christum in Dir?" „Ja, denn es steht geschrieben: „ich werde in ihnen wohnen und meine Ruhe bei ihnen nehmen." Trajan, über die Entschlossenheit erzürnt, mit welcher der heilige Bischof seinen Glauben bekannte, sprach folgendes Urtheil: „Wir verordnen, daß Ignatius, welcher behauptet, den Gekreuzigten in sich zu tragen, gebunden nach Rom geführt und dort den wilden Thieren zum Fraße vorgeworfen werde, um dem Volke zum Schauspiele zu dienen." — Als der Martyrer sein Todesurtheil hörte, rief er voll Freude aus: „Ich danke dir, o Herr, daß Du mir eine vollkommene Liebe zu dir gegeben hast, und mich mit Ketten binden lässest, wie deinen Apostel Paulus." Nach diesen Worten legte er sich selbst die Bande an, betete für seine Kirche und empfahl sie Gott. Hierauf wurde er von den Soldaten nach Rom abgeführt.

Nach seiner Ankunft in Seleucia schiffte er sich auf einem Fahrzeug ein, das an den Küsten von Kleinasien hinfahren sollte; doch wählte man einen andern Weg, der die Reise um vieles verlängerte. Man weiß nicht recht, aus welchem Grunde; vielleicht wollte man den Heiligen in mehreren Städten zeigen, damit die Kenntniß der Strafe, zu der Ignatius verurtheilt worden war, die Christen in Furcht setze, und alle Jene abschrecke, welche Christen werden wollten. Wie dem sein mag, diese lange Fahrt wurde von der Vorsehung zugelassen, damit der Anblick des Ignatius mehreren Kirchen zum Troste und zur Erbauung diene. Unser Heiliger wurde von Syrien bis Rom von dem Diakon Philo und von Agathopodius begleitet, auch gingen ihm einige Christen von Antiochien voraus, um ihn zu Rom zu erwarten. Ignatius wurde Tag und Nacht zu Wasser und zu Lande von 10 Soldaten bewacht, die er seine Leoparden nannte, wegen ihrer Grausamkeit und weil seine Geduld und Sanftmuth ihre Wuth nur noch mehr steigerte. Obschon der heil. Martyrer von seiner Wache genau beobachtet wurde, so unterließ er doch kein Mittel, die Gläubigen in den Städten, durch welche er zog, im Glauben zu bestärken. In den Lehren, die er ihnen ertheilte, bestand er besonders auf der Abschaffung von Spaltungen und Irrlehren und auf der Nothwendigkeit, sich an die Traditionen der Apostel unabänderlich anzuschließen. Der heilige Chrysostomus fügt bei, daß er die Christen noch besonders mit einer wahrhaft göttlichen Salbung ermahnte, das gegenwärtige Leben zu verachten, nur nach den künftigen Gütern zu streben und niemals vorübergehende Leiden zu fürchten. Die Gläubigen, in deren Nähe er vorbeigeführt wurde, strömten in Menge herbei, um ihn zu sehen und ihm alle möglichen Dienste zu leisten, in der Hoffnung, sich dadurch seines Segens würdig zu machen. Die Kirchen Asiens, nicht zufrieden, Bischöfe und Priester an ihn abzuordnen, beauftragten noch mehrere Gläubige, ihn auf der Reise zu begleiten; daher pflegte der Heilige zu sagen, daß er mehrere Kirchen bei sich habe.

Die Mühsale der eben so langen als beschwerlichen Reise erhöhten noch den Muth und die Kraft des Heiligen, anstatt ihn zu beugen, und alle, welche sahen, wie freudig Ignatius seine Leiden ertrug, fühlten sich dadurch innerlich erquickt und getröstet. In Smyrna benützte der heilige Ignatius die Freiheit, die man ihm ließ, vom Schiffe zu steigen, um den heiligen Polykarp zu besuchen, den Bischof dieser Stadt, welcher, wie er, ein Schüler des heiligen Evangelisten Johannes gewesen war.

Er besprach sich mit ihm von himmlischen Dingen und bezeugte ihm, wie sehr er sich geehrt fühle, um Jesu willen mit Ketten belastet zu sein. In derselben Stadt empfing er die Abgeordneten von verschiedenen Kirchen, so von Ephesus, Magnesia und Tralles. Der heilige Ignatius schrieb von Smyrna aus vier Briefe, welche alle das Gepräge eines wahrhaft apostolischen Geistes tragen. Der erste ist an die Epheser gerichtet. Nachdem der Heilige darin den Bischof Onesimus und seine Begleiter belobt hat, ermahnt er die Epheser, Christum in allen Stücken zu verherrlichen und sich dem Bischofe und den Priestern gehorsam zu unterwerfen. „Wenn ich euch diesen Rath gebe," fährt er fort, „so geschieht es nicht, weil ich mich für Etwas halte; denn ich sehe euch alle als meine Lehrer an. Daher sollte ich eher von Euch Unterweisung erhalten, aber die Liebe, die mich für euch verzehrt, erlaubt mir nicht, zu schweigen." Er kommt noch einmal auf den Gehorsam gegen den Bischof zurück und empfiehlt nachdrücklich, den Umgang mit den Irrgläubigen zu vermeiden. „Ich habe erfahren," sagte er, „daß Leute zu euch gekommen sind, welche eine schlechte Lehre haben, aber ihr habt euch die Ohren verstopft, um sie nicht zu hören. Ich freue mich, daß ihr unablässig für die andern bittet, ihr könnt sie auch durch eure Handlungen unterrichten. Setzet ihrem Ungestüm die Sanftmuth, ihrem Stolze die Demuth, ihren Beleidigungen und Mißhandlungen das Gebet entgegen." Indem er von Jesus Christus spricht, sagt er sodann: „Für ihn trage ich meine Bande; könnte ich doch mit ihnen durch die Kraft eures Gebetes wieder auferstehen. Ich weiß, wer ich bin und an wen ich schreibe, ich bin verurtheilt, ihr habt Barmherzigkeit gefunden, ich bin in Gefahr, ihr seid in der Gnade befestigt." Ignatius besteht auf der Nothwendigkeit der Ausübung der guten Werke, ohne welche der Glaube zum Seelenheile nichts nützt. Indem er hierauf von den Irrthümern

seiner Zeit spricht, sagt er, daß Jesus Christus, unser Gott, empfangen von Maria, aus dem Stamme Davids und dem heiligen Geiste, geboren wurde und getauft werden wollte, um das Wasser zu reinigen und daß dem Teufel die Jungfrauschaft Mariä, ihre Geburt, und der Tod des Herrn unbekannt war. Er bezeichnet ferner das heilige Brod im Abendmahle als ein sicheres Gegenmittel gegen den Tod und als Unterpfand der Unsterblichkeit. „Ich würde gern mein Leben für euch und für diejenigen geben," fährt er fort, „welche ihr an mich gesandt habt. Erinnert euch meiner. Betet für die Kirche von Syrien, von wo man mich in Banden nach Rom führt, der ich der Geringste aus dieser Kirche bin. Ich grüße Euch in Gott, dem Vater, und in Jesus Christus, unserer gemeinsamen Hoffnung." Die herrlichen Lehren, welche in diesem Briefe enthalten sind, finden sich ebenfalls wieder in dem Schreiben, welches unser Heiliger an die Kirche von Magnesia und Tralles richtete, und werden hier stets mit derselben Kraft und Salbung vorgetragen. Ein Hauptpunkt, auf dem der Heilige besonders stehet, ist der Abscheu, den ein wahrer Christ vor der Spaltung und dem Unglauben haben muß. Nichts ist rührender, als die Art und Weise, wie Ignatius die Gläubigen um ihr Gebet bittet, sowohl für sich, als für die syrische Kirche, für deren unwürdiges Glied er sich erklärt.

Der heilige Ignatius, der die große Macht kannte, welche das Gebet der Frommen bei Gott hat, besorgte, man möchte für seine Befreiung bitten, und sie erhalten. Er bat daher den heiligen Polykarp und die übrigen Gläubigen inständig, ihr Gebet mit dem seinigen zu vereinigen, damit Gott ihm die Gnade erweise, von den wilden Thieren zerrissen zu werden, und so zu Christus zu kommen. Aus dieser Absicht schrieb er von Smyrna an die Christen in Rom, welche seine Gnade hätten erbitten und ihm die Martyrerkrone rauben können, wenn die wilden Thiere ihn wunderbar verschonten, wie sie schon andere Martyrer geschont hatten. Der Brief, von dem wir sprechen, vielleicht einzig in seiner Art, ist zugleich der Ausdruck eines von der glühendsten Liebe entflammten Herzens.

Der heilige Martyrer rühmte sich seiner Leiden als der größten Ehre, die ihm widerfahren konnte, und betrachtete seine Ketten als kostbare Perlen. Durch die Gnade über alles Irdische erhaben, kostete es ihn eben so wenig, das Leben zu verlassen, wie der hl. Chrysostomus sagt, als einen andern Menschen, seine Kleider abzulegen. Er sehnte sich nur nach dem Augenblicke, wo er der Wuth der wilden Thiere überliefert würde, und diese schreckliche Todesart, welche die unerschrockensten Seelen mit Furcht erfüllen konnte, machte auf ihn nicht den geringsten Eindruck. Er war schon vorher sich vollkommen abgestorben, so daß er nur für Gott lebte. „Meine Liebe ist gekreuzigt," pflegte er zu sagen; diese sinnigen Worte bezeichnen jenen glücklichen Zustand der Seele, in dem man für die Welt, für ihre Güter und Freuden nichts mehr fühlt, als Gleichgültigkeit und Verachtung. Indessen reiste Ignatius von Smyrna ab und schiffte sich nach Troas ein. In dieser Stadt erfuhr er, daß Gott der Kirche von Antiochien den Frieden wieder geschenkt habe. Diese Nachricht beruhigte seine Besorgniß, es möchten sich einige schwache Christen in seiner Heerde befinden. Von Troas schrieb er an die Kirche von Philadelphia und Smyrna und an den heiligen Polykarp. Man findet auch in diesen 3 Briefen denselben Geist, wie in den vorigen. Ohne sich an die Regeln der Grammatik zu binden, folgt der Verfasser dem Drange der göttlichen Liebe. Jedes Wort ist ein feuriger Pfeil, der den Geist erleuchtet und das Herz erwärmt. Ueberall tritt die tiefste Demuth und äußerste Selbstverachtung des heiligen Martyrers aufs deutlichste hervor; überall zeigt er sich glühend von Eifer für die Kirche und voll Abscheu gegen Spaltung und Irrglauben; überall gibt er die rührendsten Beweise seiner Liebe zu Gott und dem Nächsten und seiner Zärtlichkeit für seine Heerde. Er bittet alle Jene, an welche er schreibt, um ihr Gebet

Der Tod des heiligen Ignatius in Rom.

für die Kirche von Antiochien und beschwört sie, Abgeordnete dahin zu senden und sie zu trösten und sie im Glauben zu bestärken. Er hätte gerne auch an die übrigen Kirchen Asiens geschrieben, aber seine Wächter ließen ihm nicht Zeit dazu; deßhalb bat er den hl. Polykarp, es für ihn zu thun. — Von Troas kam er nach Napoli in Macedonien, und von da nach Philippi. Man zwang ihn, zu Fuß Macedonien und Epirus zu durchreisen. Zu Epidamus schiffte er sich wieder nach Dalmatien ein, fuhr an Reggio und Puzzuolo vorbei, und kam endlich im Hafen von Rom an. Er wäre zu Puzzuolo an's Land gestiegen, um dem hl. Paulus nachzuahmen, der von dieser Stadt zu Fuß bis nach Rom ging, aber ein heftiger Wind hinderte ihn daran. „Wir waren von Schmerz durchdrungen," erzählen seine Begleiter, „bei dem Gedanken, daß wir uns von unserem theuren Lehrer trennen sollten. Er dagegen freute sich, dem Ende seiner Laufbahn zu nahen." Indessen trieben ihn die Soldaten zur Eile an, weil der Schluß der Spiele bevorstand. Als sich das Gerücht von der Ankunft des Ignatius verbreitete, gingen ihm die Christen von Rom entgegen, voll Freude, das Glück zu haben, sich mit Theophorus unterhalten zu können, aber sie konnten nicht ohne den größten Schmerz daran denken, daß der Tod ihnen denselben entreißen sollte, und wünschten, daß das Volk seine Begnadigung erlangen möchte. Der Martyrer, welcher durch ein übernatürliches Licht erleuchtet, im Geiste voraussah, was in ihrem Herzen vorging, beschwor sie noch ausdrücklicher, als er es in seinem Briefe gethan, sich seinem Glücke nicht entgegen zu setzen; er fiel mit seinen Brüdern auf die Knie nieder und bat den Sohn Gottes, Mitleid mit der Kirche zu haben, der Verfolgung ein Ende zu machen und die Liebe unter den Gläubigen zu erhalten.

Die heilige Brigitta empfängt den Schleier.

Er kam am 20. Dezember, dem letzten Tage der öffentlichen Spiele, zu Rom an. Sobald der Präfekt den Brief gelesen hatte, welchen die Soldaten ihm vom Kaiser einhändigten, ließ er Ignatius nach dem Amphitheater führen. Als dieser das Brüllen der Löwen hörte, rief er aus: „Ich bin der Waizen des Herrn, ich muß durch die Zähne dieser Thiere zermalmt werden, um ein reines Brod Jesu Christi zu werden." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als zwei Löwen sich auf ihn stürzten und ihn im Augenblicke verschlangen, ohne von seinem Leibe etwas übrig zu lassen, als die größten und härtesten Knochen. So wurde sein Gebet zu Gott erhört. „Bei diesem traurigen Schauspiele," berichten die Verfasser des Martyrertods, „zerflossen wir alle in Thränen. Wir brachten die folgende Nacht mit Gebet und Wachen zu und baten den Herrn inständig, uns über diesen Tod zu trösten, und uns ein sicheres Unterpfand der Verherrlichung zu geben, in welcher er nun lebte. Der Herr erhörte uns, denn einige von uns sahen im Schlafe Ignatius in unaussprechlicher Glorie. Wir merkten uns den Tag seines Todes, damit wir uns alljährlich an demselben versammeln konnten, um sein Martyrthum zu feiern." Die Gebeine des Heiligen wurden ehrerbietig gesammelt, nach Antiochien gebracht und als ein unschätzbares Kleinod aufbewahrt.

Wir lesen in den Schriften des heiligen Chrysostomus, daß die Reliquien des heiligen Ignatius wie im Triumphe auf den Schultern der Christen aller Städte, die am Wege lagen, von Rom bis Antiochien gebracht wurden. Man setzte sie Anfangs in dem Kirchhofe außerhalb des Daphnethores bei, aber unter der Regierung des jüngeren Theodosius übertrug man sie feierlich in eine Kirche der Stadt, die vordem ein Tempel der Fortuna gewesen war und seitdem den Namen des heiligen Ignatius führt. Der heil. Chrysostomus empfahl den Christen Antiochiens dringend, die Gebeine des heiligen Martyrers zu besuchen, und gab seinen Ermahnungen dadurch einen neuen Nachdruck, daß er die wunderbaren Vortheile zeigte, welche die Gläubigen aus diesem Besuche für Leib und Seele ziehen könnten. Die Reliquien

des Heiligen befinden sich gegenwärtig zu Rom in der Kirche des hl. Papstes und Martyrers Clemens, wohin sie unter der Regierung des Heraklius gebracht wurden, als die Stadt Antiochien in die Hände der Sarazenen fiel.

Die heilige Brigitta,

Jungfrau, Abtissin und Schutzheilige von Irland.

Sechstes Jahrhundert.

Diese Heilige wurde in Irland von christlichen Eltern geboren. Schon in der frühen Jugend übte sie sich im Fasten, Wachen, Beten, Almosengeben und andern guten Werken. Da sie wegen ihrer ausnehmenden Schönheit zur Ehe verlangt wurde, bat sie Jesum, den sie sich schon zum Bräutigam gewählt hatte, er möchte ihr, damit sie diese Ehe nicht eingehen müßte, ein Uebel schicken, durch das ihr Gesicht entstellt würde; und ihr Gebet wurde erhört. Sie empfing nun aus den Händen des heiligen Mel, eines Verwandten und Schülers des hl. Patriz, den Schleier, und baute sich unter einer großen Eiche eine Hütte, welche nachher Kill-Dara, oder Kirche der Eiche genannt wurde. Als sich aber von Tag zu Tag immer mehr Personen ihres Geschlechtes unter ihre Leitung begaben, vereinigte sie dieselben in einer Genossenschaft. Und so entstand eine heilige Pflanzschule, aus der viele Klöster hervorgingen, welche alle die hl. Brigitta als ihre Mutter und Stifterin anerkannten. Wir haben keine umständlicheren Nachrichten über die Tugenden dieser Heiligen, da die Verfasser ihrer Lebensbeschreibung nur von ihren Wundern Meldung thun. Sie lebte im Anfang des 6. Jahrhunderts. Im Jahr 1185 fand man ihren Leib in einem Gewölbe der Stadt Dowa-Patrik und brachte ihn in die Domkirche daselbst. Unter Heinrich VIII. wurde ihr Grabmal zerstört. Ihr Haupt ist in die Jesuitenkirche zu Lissabon gekommen.

2. Februar.

Mariä Reinigung (gewöhnlich Lichtmeß genannt.)

Seitdem Gott die Menschen belehren wollte, daß sie als Kinder Adams alle in der Sünde empfangen und geboren seien, hatte er in dem alten Gesetze verordnet, daß eine Wöchnerin als unrein angesehen werden sollte, und daß sie während ihrer Unreinigkeit nicht öffentlich erscheinen und nichts dem Herrn Geweihtes anrühren dürfe. Diese Zeit betrug 40 Tage für ein Knäblein, und 80 für ein Mägdlein von dem Tage der Geburt an gerechnet. Nach Verfluß dieser Zeit mußte die Mutter an die Thüre des Tabernakels und später an die Pforte des Tempels ein 1 jähriges Lamm bringen, welches der Priester als Brandopfer darbringen sollte, um Gott als den Herrn vor allem anzuerkennen und ihm für die glückliche Niederkunft der Mutter zu danken: sie mußte auch eine Taube oder eine Turteltaube darbringen zur Sühne für die Sünde. Nach diesem doppelten Opfer war sie gesetzlich gereinigt, und in ihre früheren Rechte wieder eingesetzt. Die Armen, welche kein Lamm geben konnten, brachten dafür noch eine Taube, oder eine Turteltaube zum Brandopfer. Da die heilige Jungfrau durch die Wirkung des heiligen Geistes und ohne ihre Jungfrauschaft zu verlieren, Mutter geworden war, so ist aus den Worten des Gesetzes selbst offenbar, daß die Ceremonie der Reinigung sie nichts anging; demungeachtet unterwarf sie sich derselben und hielt sich an den Buchstaben des Gesetzes, weil die Juden nicht wußten, daß sie auf wunderbare Weise empfangen hatte. Sie wollte überdies ihre erhabene Eigenschaft als Mutter Gottes verborgen halten und erreichte hierin ihren Zweck, indem sie sich dem Aeußern nach wie gewöhnliche Frauen betrug. Wir sehen hier den Unterschied zwischen den Hoffärtigen und den Demüthigen; jene suchen ihr Glück bekannt zu machen, diese dagegen finden ihr Glück in der Verborgenheit. Einzig ihrer Niedrigkeit eingedenk, fliehen sie die Ehre und die Auszeichnung; wird ihnen von Seite der Menschen eine solche zu Theil, so bringen sie dieselbe Gott dar, als dem einzigen Grunde aller Geschenke der Natur und der Gnade.

Da Maria arm war, so brachte sie zwei Turteltauben in den Tempel, wie das Gesetz es in dergleichen Fällen verlangte, aber die Armuth ihres Opfers wurde durch die Gesinnung des Herzens ausnehmend erhaben, weil Gott die Gesinnung als den Geist der Opfer ansieht. Betrachten wir einen Augenblick, was den Erlöser in der Wahl derjenigen bestimmte, die er zu seiner Mutter erkoren hatte.

Er konnte von einem in den Augen der Welt hoch angesehenen Weibe geboren werden. Warum hat er es nicht gethan? Weil er uns die Vorzüge der Armuth fühlbar machen, und uns von jenem Hochmuthe heilen wollte,

der uns verblendet und hindert, uns recht zu erkennen. — Außer dem Gesetze, von dem wir so eben gesprochen, gab es noch ein anderes, welches verlangte, daß der Erstgeborene mit besonderen Ceremonien dem Herrn dargebracht würde, und daß man ihn nachher mit einer mäßigen Geldsumme wieder loskaufen sollte. Maria brachte also ihren Sohn in den Tempel, um ihn dem Herrn durch die Hand des Priesters zu opfern; sie gab sodann das Lösegeld, um ihn wieder loszukaufen, und empfing ihn wieder in ihre Arme, als ein ihrer Sorge anvertrautes Gut, bis der Vater im Himmel ihn zur Erfüllung des Werkes der Erlösung wieder zurückverlangen würde. Offenbar war Jesus nicht in dem Gesetze begriffen; denn, wie der heilige Hilarius sagt: „wenn der Sohn eines Königs oder rechtmäßige Erbe seiner Krone von jeder Dienstbarkeit ausgenommen ist, um wie viel mehr war Christus, unser Erlöser, an Leib und Seele davon entbunden, sich selbst loszukaufen?“ Aber unser göttlicher Erlöser wollte uns ein Beispiel der Demuth, des Gehorsams und der Frömmigkeit geben, er wollte in dem Tempel öffentlich und feierlich das Opfer erneuern, das er schon seinem Vater in dem Augenblicke seiner Fleischwerdung gebracht hatte. Wer könnte alle Gefühle ausdrücken, von welchem dieses Opfer begleitet war? Ja damals empfing der himmlische Vater ein Opfer, welches seinen über unsere Sünden entbrannten Zorn entwaffnen, und unsere Seelen jenem verzehrenden Feuer entreißen konnte, das niemals erlöschen wird. Bringen wir uns also an diesem Tage Gott mit Jesus Christus zum Opfer dar! Da wir einen solchen Mittler haben, so dürfen wir nicht fürchten, das dasselbe verworfen wird. Haben wir bisher eine so wesentliche Pflicht vergessen, so wollen wir unsern Fehler durch Thränen der Buße wieder gut machen, wir wollen unser Herz in die Stimmung versetzen, in welcher der heil. Augustin ausrief: „Ich habe dich zu spät erkannt, ich habe zu spät angefangen dich zu lieben, o Schönheit, älter als die Welt!“ Aber täuschen wir uns nicht, unser Opfer kann dem Herrn nicht angenehm sein, wenn es unvollkommen ist. Es hieße ihn beleidigen, wenn wir ihn in Vereinigung mit Jesus Christus ein zwischen seiner Liebe und der Anhänglichkeit an die Geschöpfe getheiltes, oder von irgend einer Makel beflecktes Herz darbringen wollten.

Reinigen wir also unsere Seele von allem, was den Augen seiner unendlichen Majestät mißfallen könnte, prüfen wir uns, ob nicht irgend ein geheimer Reiz für die Welt und ihre Scheingüter darin verborgen ist, und lassen wir auf diese Gewissensforschung die Reue über unsere früheren Sünden, und den festen Entschluß folgen, nur mehr für Gott zu leben, uns ganz seinem Dienste zu weihen, und den Gebrauch unserer Sinne und aller Kräfte unserer Seele einzig zu seiner Verherrlichung zu verwenden. Wenn wir in solcher Stimmung sind, so wird das Opfer, das wir in unserer Person dem Herrn darbringen, unfehlbar angenehm sein und den Segen des Himmels unfehlbar auf uns herabziehen. Noch etwas dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren, daß nämlich Christus durch die Hände seiner hl. Mutter im Tempel dargebracht werden wollte. Bitten wir daher zu Maria, daß sie Gott unser Opfer darbringen möge; sie ist der Brunnenquell der Gnaden; was ist daher mehr geeignet in uns ein ganzes Vertrauen auf ihre mächtige Fürbitte zu erwecken, als der Hinblick auf die Macht ihrer Fürbitte.

Die Ceremonie dieses Tages wurde durch ein drittes Geheimniß beschlossen, nämlich durch das Zusammentreffen des greisen Simeon und der Prophetin Anna im Tempel mit Jesus und seinen Eltern.

Simeon nahm das göttliche Kind, den Gegenstand seiner innigsten Sehnsucht in die Arme und überließ sich den Ausdrücken der lebhaftesten Dankbarkeit. Er pries Gott, daß er ihm den Trost geschenkt, den so lange erwarteten Messias zu erblicken. Hierauf sagte er Marien voraus, daß sie von einem Schwerte des Schmerzes am Fuße des Kreuzes durchbohrt werden würde, an welchem ihr Sohn sterben sollte, und daß er zugleich die Ursache des Heils und der Auferstehung für jene werde, welche an ihn glauben, und der Grund des Verderbens und der Verwerfung für diejenigen, welche ihn nicht erkennen, oder wenn sie ihn einmal erkannt, nicht nach seinen Lehren leben würden. Maria hörte stille diese schrecklichen Weissagungen an, und anstatt der Unruhe und Furcht sich zu überlassen, unterwarf sie sich den Befehlen des Himmels in Demuth und Ergebung. Anna, welche gerade auch dazu kam, lobte ebenfalls den Herrn und sprach von Jesus mit allen Jenen, die seine Erlösung erwarteten. Diese Prophetin war eine heilige Witwe, die seit dem Tode ihres Mannes unabläßig im Tempel verweilte Gott dienend Tag und Nacht im Fasten und Gebet. Von allen Juden waren es nur Simeon und Anna, welche Christum erkannten. Dies darf uns auch nicht wundern, wenn wir uns erinnern, daß unser göttlicher Erlöser sich nur Jenen offenbart, die ihn mit tiefster Inbrunst, Demuth, Einfalt und Liebe suchen. Haben wir diese Gesinnungen, ohne welche man Jesum nicht finden kann? Wie sehr ist zu fürchten, daß das Zeugniß unseres Gewissens gegen uns spricht! Es wird ferner von Simeon gesagt, daß er, nachdem er so glücklich war, Jesum zu sehen, keine Anhänglichkeit mehr an die Welt und die fühlbaren Geschöpfe bewahrte. Ist diese Gesinnung unter denjenigen gewöhnlich, welche sich für die Schüler desselben Christus ausgeben. Wir können dies aus dem Eifer abnehmen, mit welchem sie für alle ihre Bequemlichkeiten sorgen, und aus der Furcht, ein Leben zu verlassen, von welchem fast jeder Augenblick durch eine neue Unbeständigkeit bezeichnet ist. Hört man sie je nach jenem Tage seufzen, wo die Seele frei von den Banden des Leibes, und von der Knechtschaft der Sünde erlöst, sich für immer in den Schooß Gottes versenkt, um ihn ungetheilt und ohne Unterlaß zu lieben?

Der heilige Cornelius,

römischer Hauptmann.

Erstes Jahrhundert.

Cornelius, ein römischer Hauptmann der italienischen Cohorte, lag unter der Regierung Tiberius zu Cäsarea in Palästina in Garnison. Obgleich Heide von Geburt, war er doch religiös und gottesfürchtig, wie seine Familie, theilte reichliches Almosen aus, betete häufig und

erfreute sich eines großen Ansehens bei den Juden. Als er einst im Gebete lag, erschien ihm ein Engel in Menschengestalt mit einem weißen Gewande bekleidet, und sprach zu ihm: „Cornelius, deine Gebete sind erhört, und dein Almosen ist vor den Thron Gottes gekommen. Schicke also nach Joppe und laß Simon mit dem Beinamen Petrus kommen, der bei dem Gerber Simon nahe am Meere wohnt; er wird dir sagen, was du thun sollst." Als der Engel verschwunden war, rief Cornelius zweien seiner Diener und einen seiner Soldaten, einen gottesfürchtigen Mann, und als er ihnen seine Erscheinung mitgetheilt hatte, schickte er sie nach Joppe, wo sie den andern Morgen ankamen. Ueber Petrus, der auf das flache Dach des Hauses gestiegen war, kam eine Entzückung im Geiste, in welchem er den Himmel offen und Etwas wie ein großes leinenes Tuch an den vier Zipfeln auf die Erde herablassen sah; es enthielt allerlei vierfüßige und kriechende Thiere und Vögel, welche zu essen das Gesetz den Juden verbot. Als es vor ihm war, sprach eine Stimme: „Steh auf, Petrus, iß und trink." Er aber antwortete: „Nein, Herr, denn ich habe niemals Unreines und Gemeines gegessen." Und die Stimme sprach wieder: „Nenne nichts unrein, was der Herr gereinigt hat." Dies wiederholte sich dreimal, und plötzlich ward das Behältniß wieder hinweggenommen in den Himmel. Während er über dieses Gesicht nachdachte, um zu begreifen, was es bedeuten könne, kamen die von Cornelius nach Joppe Gesandten bei Simon, dem Gerber, an und fragten nach Simon mit dem Beinamen Petrus. Da dieser noch immer über die ihm gewordene Erscheinung nachdachte, sprach der Geist zu ihm: „Sieh, drei Männer fragen nach dir, stehe auf, gehe hinab und folge ihnen ohne Zaudern, denn ich habe sie gesandt." Petrus ging zu ihnen hinab und sprach: „Siehe, ich bin es, den ihr suchet." Nachdem sie ihm den Grund ihrer Reise erklärt hatten, ließ er sie hinein kommen und behielt sie über Nacht. Am andern Morgen ging er mit ihnen, von 6 Brüdern aus Joppe begleitet, fort, und den folgenden Tag kamen sie nach Cäsarea, wo Cornelius sie mit seiner Familie und seinen Freunden erwartete. Auf diese Nachricht, daß Petrus herein komme, ging er ihm entgegen, warf sich ihm zu Füßen und betete ihn an. Steh auf, sprach Petrus zu ihm, denn ich bin nur ein Mensch, wie du, und ging mit ihm in das Haus, wo er eine große Versammlung traf. Da sprach er zu ihnen: „Ihr wisset, wie ein jüdischer Mann es verabscheuet, sich zu einem Fremdlinge zu gesellen und ihm zu nahen, aber Gott hat mir gezeigt, von keinem Menschen zu sagen, daß er gemein oder unrein sei. Darum bin ich ohne Bedenken gekommen, da ich gerufen ward. So frage ich denn: Aus welcher Ursache habt ihr mich gerufen?" Cornelius erzählte ihm nun die Erscheinung des Engels und den Befehl, den er von ihm erhalten und fügte hinzu: „Und nun sind wir alle vor dir gegenwärtig, um alles zu hören, was dir von dem Himmel ist aufgetragen worden. Nun sprach Petrus mit ihm in kurzen Worten von Jesus Christus, seinem Leben, seinem Tode und seiner Auferstehung. Während er zu ihnen redete, kam der heil. Geist auf alle herab, die das göttliche Wort hörten, wie ehedem auf die Schüler Jesu zu Jerusalem. Sie fingen an, in verschiedenen Sprachen zu reden und Gott so wunderbar zu verherrlichen, daß die Gläubigen aus dem Judenthum, die mit Petrus gekommen waren, darüber erstaunten. Da sprach Petrus: „Kann man das Wasser der Taufe denjenigen verweigern, die wie wir den heiligen Geist empfangen haben?" Und er befahl, daß man sie taufe im Namen des Herrn. Hierauf baten sie ihn, einige Tage bei ihnen zu bleiben, was er gerne that. Bald hatte sich die Kunde von der Taufe des Cornelius und der übrigen Heiden, seiner Verwandten und Freunde in ganz Judäa verbreitet und erregte unter den Aposteln und Brüdern ein großes Erstaunen, ja selbst ein gewisses Aergerniß. Daher gab Petrus bei seiner Zurückkunft nach Jerusalem Rechenschaft von seinem Verfahren, aber er brauchte zu seiner Rechenschaft nur die Dinge zu erzählen, die vorgefallen waren. Nun beruhigten sich die Gläubigen und rühmten Gott, indem sie sagten: „Gott hat also auch den Heiden die Gaben der Buße mitgetheilt, die zum Leben führen."

Petrus und Simeon begeben sich zu Cornelius.

Mehreres außer dieser wunderbaren Berufung ist uns aus dem Leben des Cornelius nicht bekannt. Die Bereitwilligkeit, mit der er dieser Berufung folgte, ist ein Beweis einer Sehnsucht nach dem Lichte der göttlichen Wahrheit.

3. Februar.

Der heilige Blasius,

Bischof und Martyrer.

Jahr 316.

Der heilige Blasius war zu Sebaste in Armenien von vornehmen Eltern geboren und wegen seiner Unschuld, Sanftmuth, Gottesfurcht und Enthaltsamkeit von den Gläubigen einmüthig zum Bischof erwählt. Er bewies die zärtlichste Liebe zu seiner Heerde und führte sie mit der eifrigsten Sorgfalt durch Wort und Beispiel auf dem Wege des Heils.

Unter der Christenverfolgung des Lizinius, dessen Befehle der Statthalter zu Sebaste, Agricola, mit blutdürstiger Wuth vollzog, verließ er die Stadt und begab sich

auf dem Berge Angäus, wo ihm eine Felsenkluft zum geheimen Aufenthaltsorte diente. Hier wurden die wilden Tiere, die vielleicht schon länger in dieser Kluft gewohnt hatten, mit ihm so vertraulich, daß sie ihm das Futter aus der Hand fraßen.

Er wurde aber ergriffen, in's Gefängniß geführt und am folgenden Tage vor Gericht gestellt. Der heidnische Statthalter Agricola suchte ihn anfänglich durch schmeichelhafte Lobeserhebungen auf andere Gesinnungen zu bringen. Da aber der hl. Bischof standhaft im Bekenntnisse Jesu verharrte, die Götzen Teufel nannte und hinzufügte, daß ihre Verehrer dem ewig. Feuer nicht entgehen werden, ließ ihn Agricola grausam mit Ruthen schlagen und wieder in's Gefängniß zurückführen. Als er zum 2. Male zum Verhöre geführt wurde, drohte ihm der Statthalter einen qualvollen Tod, wenn er den Göttern nicht opfern würde. Der Bischof erwiderte. „Hinweg mit den Götzen, welche nicht die Schöpfer des Himmels und der Erde sind. Die Qualen, die du mir androhst, werden mich in's ewige Leben bringen.“ Auf diese muthvolle Erklärung ließ der erzürnte Tyrann den Bekenner an einen Pfahl aufhängen u. mit eisernen Kämmen zerfleischen. Blasius erduldete diese schmerzliche Qual mit freudigem Muthe und sprach während derselben zu Agricola: „Grausamer! Mein Herr Jesus Christus ist mit mir und stärkt mich. Wenn ich ausharre, so werde ich jene Güter erlangen, die er seinen treuen Anhängern verheißen hat. Nach langer Qual ließ ihn der Statthalter wieder ins Gefängniß führen. — Nach einiger Zeit wurde der Bischof zum dritten Male vor den Statthalter gestellt und weigerte sich mit folgenden Worten, den Götzen zu opfern: „Du bist blind,“ sagte er, „weil du von dem wahren, göttlichen Lichte nicht erleuchtet wirst. Wer könnte wohl, wenn er den wahren Gott erkennt, noch Götzen anbeten? Ich zittere nicht vor deinen Drohungen, verfahre mit mir, wie es dir beliebt. Ich überlasse meinen Leib deiner Willkür, über den Geist aber hat Gott allein Gewalt.“ Agricola antwortete: „Ich werde dich in den See werfen lassen und dann sehen, wie dir dein Christus, den du anbetest, helfen kann.“ Blasius sprach: „Du suchest bei den Götzen dein Heil, und ich erwarte es von dem wahren, lebendigen Gott, den ich anbete. Auch in diesem Wasser hier wird Gott seine Macht zeigen.“ Und sieh, als man ihn hineinwarf, bezeichnete er sich mit dem Kreuze, und stand auf dem Wasser, wie auf dem festen Boden. Nun sprach der Statthalter das Urtheil der Enthauptung über den hl. Blasius und zwei Söhne einer christlichen Mutter, die bereits enthauptet war. Begleitet von den zwei unschuldigen Knaben ging der hl. Bischof betend auf den Richtplatz u. empfieng freudig mit ihnen den Todesstreich um d. J. 316. Eine gottesfürchtige Frauensperson, Elissa, beerdigte ihre Leiber an dem Orte, wo sie enthauptet worden waren. Der hl. Blasius wirkte durch sein unabläßiges Gebet viele Wunder, und wird noch jetzt als Patron wider gefährliche Halskrankheiten angerufen, weil er dem einzigen Sohne einer reichen Witwe, dem eine Fischgeräthe im Schlund stecken geblieben war, durch sein Gebet das Leben rettete.

Der heilige Blasius.

Der heilige Anscharius,

Erzbischof von Hamburg und Bremen.

Jahr 865.

Unser Heiliger ragt glänzend hervor durch seinen hohen Geist, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit u. eine Seelengröße, welche durch alle christliche u. apostol. Tugenden verherrlicht wurde. Er war entsprossen aus edlem Geblüte im nördliche n

Frankreich und erblickte das Licht der Welt am 8. Septemb. 801. Anschar war erst fünf Jahre alt, als er seine fromme Mutter verlor; und da er schon von zarter Kindheit an die erfreulichsten Merkmale eines guten Herzens und eines durchdringenden Geistes blicken ließ, bestimmte ihn sein Vater zum geistlichen Stande und brachte ihn zu diesem Zweck in die Schule nach Corbie oder Altcorvei in die Picardie. Adalard, der Abt des Klosters und naher Verwandter des Kaisers Karl, gewann bald den Knaben so lieb, daß er ihn mit besonders väterlicher Sorgfalt erzog. Der berühmte Pasch Radbert war sein Lehrer in allen damals zu erlernenden Wissenschaften. Schon frühe, und zwar plötzlich trat bei Anschar jener hohe Ernst ein, den man sonst erst in reiferen Jahren zu sehen gewohnt ist. Alle seine Kräfte verwendete er auf Erlernung der Wissenschaften und die Uebungen der erleuchtetsten Gottseligkeit. Sein ganzes Streben ging dahin, sich durch Heidenbekehrung zu befähigen, um dereinst als eifriger und kräftiger Verkünder des Evangeliums Viele in den Schoß der Kirche Jesu einzuführen.

Sein kühnes Anstreben nach Tugend, sein reifer Charakter, seine glühende Frömmigkeit und sein flammender Eifer in Erlernung der Wissenschaften konnten dem wachenden Blicke seiner Vorgesetzten nicht entgehen. Schon in seinem fünfzehnten Jahre erhielt er das Ordenskleid und in seinem zwanzigsten ward er schon als Aufseher über die Klosterschule ernannt. Zum Gehilfen hatte er den Mönch Withmar, der ihn später nach Schweden begleitete und noch überlebte. Wala, der damalige Abt von Corbie und ein naher Verwandter des Kaisers, wußte die Verdienste des jungen Schulmanns zu würdigen. Als daher der Kaiser im Jahre 822 das Kloster Neu-Corvei in Westphalen nach dem Muster von Alt-Corvei einrichten wollte, und es 823 mit Mönchen versah, sandte er, auf Wala's Rat, auch Anschar dahin. Warinus, Prior der neuen Genossenschaft, übertrug ihm die Leitung der zu errichtenden Schule und ernannte ihn zugleich zum Volksprediger, zu welchem Amte er sich ebenso durch das in seinem Innern glühende Feuer der Andacht, als durch seine Wissenschaft tauglich bewies. Drei Jahre hatte er dasselbe verwaltet, als ihn die göttliche Fürsicht in einen ausgedehnteren Wirkungskreis setzte. Als Harald oder Heriold, Fürst von Dänemark, aus seinen Landen vertrieben wurde und sich an den Hof des Kaisers Ludwig des Frommen flüchtete, um von demselben Hilfe zur Wiedereroberung seiner Staaten zu begehren, riet dieser dem heidnischen Könige, das Christentum anzunehmen; und derselbe ließ sich auch wirklich in dem göttlichen Glauben unterweisen, empfing dann die heilige Taufe, wobei der Kaiser die Patenstelle vertrat. Ludwig übergab ihm sodann eine bedeutende Herrschaft in Friesland, damit der unglückliche König, wofern er nicht mehr seinen Thron erobern würde, doch einen seiner Person angemessenen Rang behaupten und immerhin seiner Würde gemäß leben könnte.

Man suchte nun einen Mann, der Harald in sein Land begleiten sollte, um sowohl ihn nebst seiner Gemahlin und seinen Kindern, noch fürder zu unterrichten und im katholischen Glauben zu bestärken, als auch den noch im Aberglauben des Heidentums lebenden Volke die Wahrheiten des Evangeliums zu verkün=

Der heilige Anscharius begiebt sich nach Dänemark.

den. Allein dieses Geschäft schien so gefährlich, daß es niemand auf sich nehmen wollte, obgleich schon vielen der Antrag gemacht worden war. Als Wala, Bruder des heil. Adalard und dessen Nachfolger auf dem Sitze zu Corbie, sich zu Ingelheim bei Mainz am kaiserlichen Hofe befand, redete er von dem heiligen Anscharius als einem zu dieser Mission völlig geeigenschafteten Manne; und auf der Stelle wurde derselbe in die kaiserliche Pfalz berufen. Der Abt erzählte ihm Alles, was der Kaiser in Betreff der nördlichen Mission beschlossen hatte, und fragte ihn, ob er dieselbe zu unternehmen sich getraue. Da der Mann des Glaubens hierin, wie in allen Ereignissen der Art, den Willen Gottes erkannte, übernahm er den Auftrag ungeachtet der Bemühungen seiner Freunde und Ordensbrüder, ihn davon abzuhalten. Während der ganzen Zeit, wo Anschar sich am Hofe befand, entzog er sich so viel als möglich aller Gesellschaft und hielt sich meistens in einem abgelegenen Weingarten auf, um da ungestört und fern vom Geräusche der Welt dem Gebete und der Betrachtung der göttlichen Schriften obzuliegen, und über die Ausführung seines Vorhabens sich mit seinem Gott zu beraten. Daselbst befand sich auch ein Mönch, Namens Aubert, derselbe Aubert, welcher im Kloster Corbie die Schaffnerstelle versah. Dieser, gerührt durch das schöne Beispiel Anschars, machte ihm das Anerbieten, ihn nach Dänemark zu begleiten, wofern sein Abt die Einwilligung dazu gebe. Wala gab mit Freuden seine Zustimmung, und nun schifften sie im Jahre 826 mit dem Fürsten Harald den Rhein hinab. Die erste Rast machten sie zu Köln, wo sie bei dem dasigen Erzbischof Hadebold die liebreichste Aufnahme fanden. Dieser erteilte ihnen nicht nur manchen guten Rat zur Ausführung ihrer Mission, sondern verschaffte ihnen auch ein bequemes Schiff zur Ueberfahrt nach Dänemark. Der König Harald äußerte den Wunsch, dasselbe Schiff zu besteigen, und von nun an blieb er stets an der Seite der beiden Glaubenshelden. Im Herbst des Jahres 826 landeten sie in der Nachbarschaft des Dänenvolkes, wahrscheinlich zu Hollingssted an der Treene. Zu Haddeby an der Schley sollen sie hernach ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Da predigten sie den Christen und Heiden, von welchen letzteren eine ungeheure Menge zu dem christlichen Glauben überging. Auch errichtete Anschar zu Haddeby eine Pflanzschule für künftige Glaubensprediger. Die ersten Zöglinge derselben waren durch ihn aus der Sklaverei losgekaufte Jünglinge, die er nun desto sicherer und freier zur Frömmigkeit heranbilden konnte. Harald gesellte zu diesen Losgekauften noch einige Freie, so daß die Zahl der Schüler auf zwölf stieg, und diese Schule lieferte die ersten Bischöfe Dänemarks und Schwedens. Der Ruf ihrer Predigten erscholl in kurzer Zeit weit umher, so daß eine Menge herbeiströmte, um sie in ihrem Predigtamte zu unterstützen. Allein mitten im segensreichsten Lauf hatte unser Heiliger ein hartes Leiden zu bestehen, indem er nach zwei Jahren seinen Genossen Aubert verlor, der wegen einer bedenklichen Krankheit nach Corvei zurückkehren mußte, wo er in der österlichen Zeit auch wirklich die Krone der Unsterblichkeit für das kurze Mühen seines sich selbst opfernden Eifers empfing. Kurz darauf, im Jahr 829, kam eine Gesandtschaft des Königs Bern oder Biörn aus Schweden nach Süden mit dem Auftrag, dem Kaiser Ludwig dem Frommen zu melden, daß viele seiner Unterthanen das Christentum anzunehmen wünschen; er möchte ihnen darum einige Glaubensprediger schicken: seinerseits wollte er ihnen gewiß allen möglichen Beistand leisten.

Anscharius war eilends an den Hof zurückberufen und zum Haupt dieser weitaussehenden Mission ernannt. Wala gab ihm als Gehilfen den frommen Mönch von Corvei, obgemeldeten Withmar, und aus derselben Abtei einen andern, mit Namen Rislemar, mit denen er zuerst die dänische Mission besuchte. Seinen Gefährten Gislemar ließ der Heilige beim Könige Harald und schiffte dann mit dem Andern von Schley aus nach Schweden. Unterwegs wurde das Schiff, nachdem es glücklich an den dänischen Inseln vorbeigesegelt war, von Piloten weggekapert; diese raubten ihnen Alles, was sie irgend Wertvolles bei ihnen fanden, besonders eine beträchtliche Anzahl Bücher. Durch diesen Unfall kamen sie in so großes Elend, daß mehrere aus dem Gefolge wieder nach Sachsen zurückzukehren gedachten. Der Heilige aber richtete durch ein apostolisches Beispiel ihren gebeugten Mut auf, und nach vieen Drangsalen kamen sie endlich zu Birka oder Biork, der Residenzstadt des Königs Biörn, in dem Haupthafen des schwedischen Reiches an. Die Gemüter waren schon vorbereitet, den Samen des Evangeliums aufzunehmen, und selbst der Schwedenkönig empfing die Glaubensprediger sehr gnädig. Er versammelte seinen Rat und gab mit allgemeiner Zustimmung die Erlaubnis, in ganz Schweden das Evangelium zu verkünden. Von Dank erfüllt gegen die Allgüte Gottes, der die Herzen der Könige wie Wasserbäche lenket, und das Licht der Wahrheit keinem Volke vorenthalten will, betraten freudigen Mutes beide Männer ihre neue apostolische Laufbahn. Häufig waren die Bekehrungen, welche diese würdigen Jünger der Apostel, auch bei den Vornehmen, bewirkten. Unter den Neugetauften verdient Herigar, Jarl oder Befehlshaber von Sigthuna und Vertrauter des Königs, besondere Erwähnung, weil er sich auch in der Folge als einen eifrigen Bekenner seines Glaubens bewährte und auf eigene Kosten die erste christliche Kirche erbauen ließ. Anschars Aufenthalt in Schweden dauerte ein und ein halbes Jahr. Obgleich das heilige Unternehmen unseres nordischen Helden einen so glücklichen Erfolg hatte und er viele Tausende in den Schoß der Kirche Jesu einführte, blieb er sich doch immer gleich an Demut und Bescheidenheit; weit entfernt, auch nur das Mindeste seinem Rednertalente zuzuschreiben, bezog er lediglich alles auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit; ja mit dem täglich herrlicher aufwachsenden Christentume, dessen Samen der Heilige unter diese heidnischen Völker gesäet hatte, wuchsen auch immer herrlicher diese seine Tugenden, und mit der Zunahme dieser wirkte die Gnade Gottes immer mächtiger durch die Worte seines Dieners.

Unter den Segenswünschen der beglückten Völker kehrte Anscharius freudig nach Corvei zurück, trat hierauf eine Reise an nach Aachen, wo er im Jahre 831 anlangte, um seinem weltlichen Herrn, Ludwig dem Frommen, von seiner apostolischen Sendung Rechenschaft abzulegen. Mit ausgezeichneter Achtung empfing ihn der christliche Monarch und ernannte ihn zum Vorsteher von Neucorvei. Er blieb aber nicht lange in dieser Abtei; für seinen thätigen Geist und sein mächtig aufflammendes Herz war der Wirkungskreis zu eingeschränkt. Zu dieser Zeit war es, wo der Kaiser ernstlich mit dem Gedanken umgieng, den weitaussehenden Plan seines Vaters auszuführen und in Hamburg einen erzbischöflichen Sitz zu errichten. Hiezu ward nun ein Mann von hoher Geistesstärke, von tiefer Einsicht, von flammendem Eifer, von unerschrockenem Mut und entschiedener Frömmigkeit erfordert. Bei wem fand man aber diese seltenen Eigenschaften in schönerem Bunde beisammen, als bei dem Abte von Corvei? Die Augen des Kaisers und des apostolischen Stuhles mußten also notwendig auf Anscharius fallen; und wirklich ernannte ihn im Jahre 832 der Papst Gregor IV. zum Gesandten des heiligen Stuhles und zum Erzbischof von Hamburg. Das neue Bistum war aber dem Andrängen der Barbaren sehr ausgesetzt und in Betreff der Einkünfte äußerst arm; daher schenkte ihm der Kaiser, wie auch seinen Nachfolgern, das Kloster Turholt, nachher Thorout in Flandern unweit Brügge. Dieses Kloster sollte dem Oberhirten als Zufluchtsort gegen die etwaigen Anläufe der Heiden dienen. Da wirkte nun der Heilige in doppelter Eigenschaft, als Erzbischof von Hamburg und als Apostel vom Norden. Er sandte Glaubensboten in Menge nach Dänemark, Norwegen, Schweden und in die umliegenden Länder; in Hamburg selber traf er herrliche Anstalten, die seinen Namen in dieser Stadt in segensvollem Andenken erhalten. Seiner thätigen Vatersorge hat Hamburg die Vollendung des Doms, die Peterskirche, das Kloster, eine reichhaltige Bibliothek und eine vortreffliche Schuleinrichtung zu verdanken. Sein Geist umfaßte Alles, was zur Verschönerung der Stadt und in jeder Hinsicht zum Wohle der Einwohner beitragen mochte. Er selbst entwarf die Lehrmethode nach der Art, wie er sie von dem ehrwürdigen Radbert, dem gelehrten Mönche von Corvei, erlernt hatte; und die vortrefflichen Zöglinge, welche in seiner Schule gebildet worden, gereichen ihr zum ewigen Lobe. — Unterdessen bereiste er auch öfters sein Missionsland, erbaute überall Kirchen, besuchte häufig die Stadt Haddeby, und predigte in der dortigen Gegend. Alles gelang dem Heiligen nach Wunsche, als plötzlich seine Freude durch blutige Einfälle von Barbaren im Jahre 845 in Schmerz verwandelt ward. Mit blinder Wut und von Rachgier entflammt, stürzten heidnische Normänner auf die erzbischöfliche Stadt los, kamen im Jahre 845 vor dieselbe, berannten, eroberten sie, und alles sank unter dem Schwerte ihrer Grausamkeit. Der Apostel des Friedens und der Liebe, der sich nicht mit den Waffen verteidigen wollte, ergriff die Flucht und erbat sich brüderlichen Schutz bei dem Bischof Leuderich zu Bremen, der ihm aber denselben abschlug. Lange irrte unser Heiliger ohne Zufluchtsort umher, bis er endlich nach Ramsloh im Lüneburgischen kam, wo ihn eine tugendhafte und adelige Matrone, Namens Ikia, gastlich aufnahm. Hier blieb er so lang, bis ihn Ludwig der Jüngere in Schutz nahm. Zum ewigen Denkmal seines Dankes gegen die großmütige Wohlthäterin, errichtete er in der Folge ein Kloster zu Ramsloh. Nach vielfachen Prüfungen kehrte Anscharius, voll des Vertrauens auf Gott, wieder nach Hamburg zurück, wo er seinem Eifer ein weites Feld eröffnet sah. Die Stadt war geplündert und eingeäschert, und seine Schafe waren zerstreut. Sein Glaube aber verzweifelte nicht; er begann dieselbe wieder aufzubauen, und in kurzer Zeit war sie viel größer und schöner als zuvor. Er versammelte so viel als möglich seine zerstreute Herde wieder, tröstete sie als ein liebender Jünger des Kreuzes, und es gelang ihm, den wahren Glauben aufrecht zu erhalten und neu zu beleben. Als nachher im Jahre 848 der bischöfliche Sitz von Bremen erledigt wurde, vereinigte ihn der Papst Nikolaus mit jenem von Hamburg und vertraute die Verwaltung beider Kirchen unserem Heiligen an. Da Anscharius sich aus Dänemark entfernt hatte, ließ er dort Missionare, die er aus Corvei erhalten hatte, zurück, um das Feld, das er urbar gemacht hatte, anzubauen. Allein aller Bemühungen dieser evangelischen Arbeiter ungeachtet, fiel das Volk dieser zwei Reiche doch wieder in den Götzendienst zurück. Der traurige Zustand dieser neu errichteten Kirche forderte die Zurückkehr ihres Stifters. Anscharius erschien daher wieder in Dänemark, wo er unter dem Schutze des Königs Horich die christliche Religion zur herrlichen Blüte heranbildete. In Schweden setzten sich seinem Eifer mehr Hindernisse entgegen. Olaus, ein abergläubischer Fürst, wollte durch das Loos die freie Ausübung des Christentums in seinen Staaten entscheiden. Der heilige Bischof, der mit Leidwesen die Sache Gottes der Laune des Zufalls mußte unterworfen sehen, empfahl dem Himmel den Ausgang einer so sonderbaren Entscheidung. Der Erfolg entsprach seinen Wünschen, nämlich zum Nachteile des Heidentums. Kaum fingen die Strahlen des Evangeliums zu leuchten an, als sich schon eine große Menge Volks bekehrte. Anschar ließ daher mehrere Kirchen bauen, die er noch vor seiner Rückkehr nach Bremen mit ausgezeichneten Hirten versah. Da er immer, wie der heilige Paulus, fürchtete, nachdem er den Andern Jesus Christus gepredigt habe, selbst verworfen zu werden, brachte er seinen Leib durch Buße und Abtötung in die Dienstbarkeit. Er trug ein härenes Bußkleid, aß gewöhnlich nur Brot und trank Wasser. Nie unternahm er etwas, ohne zuvor den Himmel um Hilfe anzuflehen. Obgleich er die Gabe der Beredsamkeit in einem sehr hohen Grade besaß, so erwartete er doch von Gott allein den glücklichen Erfolg seiner Predigten. Seine Liebe zu den Armen kannte keine Grenzen; und seine größte Freude war, ihnen die Füße zu waschen, und sie bei Tische zu bedienen. Immer hatte er ein

glühendes Verlangen nach dem Martyrertode; war aber überzeugt, daß seine Sünden allein ihm die Ehre, für Jesus Christus sein Blut zu vergießen, geraubt hätten. Um immer zur Zerknirschung und zur Liebe Gottes angeregt zu werden, hatte er eine Sammlung sehr rührender Stellen gemacht, von denen er stets einige an das Ende jedes Psalms setzte. Endlich nahte für den hl. Anscharius der große Erntetag. Er starb den 3. Febr. 855 in Bremen, im 67. Jahre seines Alters und im 34. seiner bischöflichen Würde. Noch nie war der Verlust eines Oberhirten allgemeiner gefühlt, als der Tod unseres Heiligen. Der ganze Norden beweinte ihn, und bis auf den heutigen Tag verehren ihn Bremen und Hamburg noch als ihren Apostel. Ein Protestant legt ihm folgendes Lob bei: „Ein Mann, der, gefällig ohne Eitelkeit, dienstfertig ohne Prahlerei, und in widrigen Zufällen standhaft ohne Verwegenheit, allen Bequemlichkeiten des Lebens gern entsagt hat, wenn es die Ausbreitung der christlichen Religion zu erfordern schien; ein solcher Mann verdient um desto mehr die Hochachtung der Nachkommenschaft, je weniger er in seinem Leben nach dem Lobe der Welt gestrebt, und je mehr er den Glanz seiner übrigen Tugenden durch eine ausnehmende Bescheidenheit erhöhet hat." Auf die Fürbitte des heiligen Anscharius geschahen mehrere Wunder. Nicht lange nach seinem Tode wurde sein Name in die Martyrerverzeichnisse aufgenommen. In Bremen war ein nach diesem Heiligen genanntes Stift. Jenes von Hamburg, das denselben Namen hatte, wurde von den Lutheranern zu einem Waisenhause verwendet.

Die heilige Wereburg,

Abtissin und Schutzpatronin von Chester.

Siebentes Jahrhundert.

Die heilige Wereburg war die Tochter des Königs Wulfer von Merzien und der heiligen Erminild. Sie hatte drei Brüder, Wulfad und Rufin, welche die Krone des Martyrertodes empfingen, und Konrad, welcher zu Rom im Rufe der Heiligkeit starb. Ihre tugendhafte Mutter hatte nichts vernachlässigt, die ihr vom Himmel geschenkten Kinder nach dem Willen Gottes zu erziehen, und erlebte die Freude, diese alle, besonders aber Wereburg, ihren mütterlichen Sorgen aufs Schönste entsprechen zu sehen. Als Wereburg herangewachsen war, wurde sie von Werbod, einem der mächtigsten Herren am Hofe ihres Vaters, zur Ehe verlangt und von diesem demselben unter der Bedingung, daß sie selbst einwilligen würde, versprochen. Aber Wereburg hatte schon lange ihre Jungfrauschaft Gott verlobt, weshalb sowohl sie, als ihre Mutter und ihre Brüder Wulfad und Rufin über dieses Versprechen höchst betrübt wurden. Wulfad und Rufin begaben sich zu dem heiligen Bischof Gad von Litchfield, erholten sich bei ihm Rats, ließen sich vollends im Christentum unterrichten und taufen, und kehrten sodann an den königlichen Hof zurück. Als Werbod von dieser Reise Kenntnis erhielt, beschuldigte er die beiden Brüder verbrecherischer Absichten und brachte den König so weit, daß er seine Söhne ermorden ließ. Aber dies war kaum geschehen, als der König, von den heftigsten Gewissensbissen gequält, in sich ging, für sein Verbrechen Buße that und sich in allem der Leitung der Königin und des heiligen Gad überließ. Er zerstörte die Götzenbilder, verwandelte ihre Tempel in christliche Kirchen, gründete die Abtei Peterborough und die Priorei Stone, wo seine zwei Söhne begraben wurden, und verbreitete die Verehrung des wahren Gottes durch Wort und That.

Von einer so unerwarteten Aenderung ermutigt, offenbarte Wereburg ihrem Vater ihr Vorhaben, sich dem Klosterleben zu widmen, und trat, nachdem sie dessen Einwilligung erhalten hatte, in das Kloster von Ely, wohin sie ihr Vater selbst mit seinem ganzen Hofe begleitete und an dessen Thore sie von sämtlichen Klosterfrauen, die Abtissin an der Spitze, auf's feierlichste empfangen wurde. Nachdem sie hier einige Zeit in Ausübung aller Tugenden verlebt hatte, verließ sie dieses Kloster wieder, indem ihr Oheim, der König Ethelred von Kent, in sie drang, daß sie in allen Frauenklöstern seines Reiches die Klosterzucht wieder herstellen möchte, und ihr auch die Mittel verschaffte, drei neue Klöster bauen zu können. Wereburg unterließ nichts, was zur Heiligung der ihr anvertrauten Seelen dienen konnte. Mit besonderem Vergnügen las sie das Leben der heiligen Einsiedler und ermutigte sich dadurch immer mehr, ihren Eifer zur Erlangung der evangelischen Vollkom-

Gründung der Abtei Peterborough.

menheit nachzuahmen. Daher stammte die Liebe zur Abtötung, die man an ihr bemerkte. Nachdem ihr Gott die Zeit ihres Todes geoffenbart hatte, sagte sie dieses ihren Schwestern, trat dann eine Visitationsreise in ihre Klöster an, um ihnen ihre letzten Befehle zu geben, und starb zu Treethan am 3. Februar, gegen das Ende des 7. Jahrhunderts. — Ihrem Wunsche gemäß wurde sie in Hambury beerdigt. Im Jahre 706 wurde ihr Leib erhoben, und da er unversehrt gefunden worden war, in einen prächtigen Schrein verschlossen, der im Jahre 875 nach West-Chester übergetragen wurde.

4. Februar.

Der hl. Andreas Corsini.

Bischof von Fiesole. Jahr 1302.

Nicolaus, entsprossen aus der alten berühmten Familie Corsini zu Florenz, und seine fromme Gemahlin Peregrina lebten lange Zeit in einer unfruchtbaren Ehe und beteten deswegen anhaltend zu Gott, daß er sie mit einem Kinde segnen möchte. Ihr Gebet wurde erhört, und im Jahre 1302, am 30. November wurde ihnen ein Sohn geboren, dem sie in der heiligen Taufe den Namen Andreas gaben. Seine Eltern, die ihn als die Frucht ihres Gebetes betrachteten, hatten ihn schon vor seiner Geburt durch ein Gelübde dem Herrn geweiht, und suchten ihn daher mit besonderer Sorgfalt nach den wahren Grundsätzen der christlichen Frömmigkeit zu erziehen. Aber Andreas war von lebhafter Gemütsart, besaß einen hellen, durchdringenden Verstand, war sehr zur sinnlichen Lust geneigt, und seine Eltern mußten zu ihrem größten Leidwesen sehen, daß er ihren schönen Hoffnungen nicht entsprach. Mochte ihre Aufsicht, ihn vor Verführung zu bewahren, noch so strenge sein, so wußte er sich doch derselben zu entziehen, gereizt durch das Beispiel eines freien und zügellosen Lebens anderer vornehmer Jünglinge

Die heilige Wereburg begiebt sich in das Kloster Ely.

seines Alters. So brachte Andreas seine Jugendjahre mit bösen Genossen im Genusse der Freuden der Welt, in Ausschweifungen zu, und alle Gottesfurcht war in ihm erloschen, denn das Feuer seiner Leidenschaft wurde immer heftiger angefacht, und bald übertraf er durch Frechheit und Ausgelassenheit alle seine Genossen.

Seine fromme Mutter, deren gutgemeinte Ermahnungen kein Gehör fanden, flehte nun unablässig zum Himmel, daß Gott das Herz ihres verlorenen Sohnes rühren möchte. Oft warf sie sich vor dem Bilde der Himmelskönigin nieder und sprach: „Es ist dir bekannt, du Mutter unseres Erlösers, wie die Seele meines Kindes, für welche dein Sohn geblutet hat, ewig zu grunde geht. Du weißt es, o Heilige, wie ich dir meinen Sohn in frühester Kindheit geopfert, ihn deiner Pflege so innig empfohlen und wie ich selbst Alles, was einer Mutter möglich ist, gethan habe, um ihn rein und heilig zu bewahren vor der Verführung der Welt. O erbarme dich meiner, du Mächtige, und hilf mir bitten deinen göttlichen Sohn, daß mein Kind, mein verlorener Sohn reuevoll u. büßend zurückkehre von seinen Verirrungen." Dabei brach sie in schmerzliche Thränen aus, und so traf sie Andreas eines Tages, als er eben zu neuen Ergötzungen eilen wollte. Der Anblick der weinenden Mutter bewegte sein Herz, und noch mehr wurde er betroffen, als ihr der Schmerz die Worte auspreßte: „Ich zweifle jetzt nicht mehr, daß du jener Wolf bist, den ich im Traume gesehen habe." Tief gerührt, bat er die von Schmerz Niedergebeugte, ihm diese Worte näher zu erklären, und sie erzählte: „Als ich dich noch unter meinem Herzen trug, kam es mir in einer Nacht vor, als hätte ich einen Wolf geboren, der dann in die Kirche lief und in ein Lamm verwandelt wurde. Dein Vater und ich gelobten wegen dieses Traumes noch vor deiner Geburt,

dich unter dem Schutze der seligsten Jungfrau Gott zu weihen. Mein Sohn, du bist also weder für uns, noch für die Welt, sondern einzig nur für den Dienst des Herrn da. Bedenke nun mein Seelenleiden, meine Thränen im Stillen, wenn ich dein bisheriges Leben sah, wie wenig es mit deiner hohen Bestimmung im Einklange war! O wann wird doch auch einmal der zweite Teil meines Traumes erfüllt werden! Andreas bedeckte bei diesen Worten, die durch Seufzer unterbrochen waren, voll Scham sein Angesicht, fieng bitterlich zu weinen an, und fiel endlich der Mutter zu Füßen, und als er vor lauter Schluchzen kaum sprechen konnte, rief er aus:

„Ja, gute, fromme Mutter, du sollst es erleben, daß aus dem Wolf ein Lamm wird. Du hast mich Gott geweiht und ich will mich seinem Dienste von nun an ganz ergeben. O erbitte mir von Gott Vergebung meiner Sünden und Missethaten, und vergieb auch du mir all das Herzeleid, das ich durch mein gottloses Leben gemacht habe!“ Den folgenden Tag gieng Andreas in die Kirche der Karmeliten, kniete vor dem Bilde der jungfräulichen Mutter nieder und beweinte mit heißen Thränen sein bisheriges leichtsinniges Leben, das ihm nun klar in seiner ganzen Sündhaftigkeit vor Augen schwebte. Dabei fühlte er sich von der Gnade Gottes so mächtig ergriffen, daß er sogleich den Entschluß faßte, nicht mehr zu seinen Eltern zurückzukehren, sondern in das nächste Kloster zu gehen und das Ordenskleid zu verlangen; denn er fürchtete einen Rückfall in die alten Sünden. Er bat die Obern um die Aufnahme in den Orden, die er sogleich erhielt, und unterwarf sich mit Eifer den gewöhnlichen Prüfungen des Probejahres, während dessen er einen schweren Kampf zu kämpfen hatte. Hier in der Einsamkeit hatte er schreckliche Anfechtungen und Anfälle von Begierden und Leidenschaften zu überwinden. Seine böse Natur und die sündhaften Gewohnheiten suchten ihn auf alle erdenkliche Weise zum Falle zu bereiten. Er ließ sich aber durch diese Stürme von seinem gemachten Vorsatze nicht abschrecken. Er kreuzigte sein Fleisch mit seinen Lüsten und Begierden durch schmerzliche Geiselungen, durch Enthaltung von unnötigen Reden, durch Gehorsam, Gebet und gottselige Betrachtungen und durch Ausübung solcher Tugenden, die seinem vorigen Leben entgegengesetzt waren. Nach Verlauf eines Jahres legte er feierlich das Ordensgelübde ab, und strebte jetzt um so eifriger nach christlicher Vollkommenheit. Es gelang ihm, in kurzer Zeit all' seine Leidenschaften zu bezähmen und in der Tugend und Wissenschaft des Heils so große Fortschritte zu machen, daß er im Jahre 1328 zum Priester geweiht wurde.

Er übernahm auf einige Zeit die Stelle eines Kanzelredners zu Florenz und war ganz vorzüglich geschickt, auch die verstocktesten Sünder zur Buße zu bewegen, und unter seinen Zuhörern bewunderungswürdigen Segen zu verbreiten. Um sich weiter in den Wissenschaften auszubilden, wurde Andreas von seinen Obern nach Paris geschickt, wo er die Doktorwürde erhielt, und nachdem er zu Avignon bei seinem Oheim, dem Cardinal Corsini, seine Studien vollendet hatte, kehrte er wieder nach Florenz zurück. Hier wurde er gleich nach seiner Ankunft zum Prior des Klosters gewählt, und durch sein frommes Leben und seine eindringenden Predigten verbreitete er so viel Heil, daß er als Apostel des Landes angesehen wurde.

Nach dem Tode des Bischofs von Fiesole erwählte daher das Domkapitel den Andreas Corsini zu dessen würdigem Nachfolger. Kaum aber bekam er Nachricht davon, als er sogleich floh und, um einer so hohen Würde zu entgehen, sich in einem Karthäuserkloster verbarg. Lange wurde er vergebens aufgesucht und schon wollte man zu einer neuen Wahl schreiten, als ein Kind unter dem versammelten Volke laut rief: „Der Heilige, der unser Bischof werden sollte, betet in dem Kloster der Karthäuser.“ Andreas erkannte daraus den Willen Gottes, er gab seine Einwilligung und erhielt im Jahre 1360 die bischöfliche Weihe. Dieser Standeswechsel brachte aber nicht die mindeste Aenderung in seiner Lebensweise hervor: denn als Bischof verdoppelte er seine Wachsamkeit und sein Gebet um so mehr, weil er überzeugt war, daß er nicht blos durch seine Würde, sondern durch christliche Vollkommenheit alle seines Standes übertreffen müsse. Daher wurde er immer strenger gegen sich selbst, fastete täglich und trug sein ganzes Leben hindurch ein Bußkleid. Er schlief wenig und nur auf Reisern von Weinreben; er betete alle Tage die sieben Bußpsalmen und beobachtete das Stillschweigen wie in seiner einsamen Klosterzelle.

So streng er aber gegen sich war, so lieblich war er gegen andere. Seine Liebe für die Notleidenden, besonders für die Hausarmen, war ohne Grenzen, und um seinem Heilande ähnlicher zu werden, wusch er alle Donnerstage den Armen die Füße und tröstete sie mit leiblichen und geistlichen Gaben. Bei den vielen Geschäften seines bischöflichen Amtes lag es ihm besonders am Herzen, alle großen, verstockten Sünder als verirrte Schafe seiner Herde aufzusuchen und sie zu Christus dem guten Hirten zurückzuführen. Es besaß auch eine besondere Gabe, entzweite Gemüter wieder zu vereinigen und Frieden zu stiften, wie er auch einige Male große Volksaufstände in Fiesole und Florenz auf der Stelle durch sein Zureden dämpfte. Auf Verlangen des Papstes

Urban V. gieng er als dessen Gesandter nach Bologna, wo eine große Verwirrung zwischen dem Volke und dem Adel herrschte. Es gelang ihm auch, die ergrimmten Parteien zu besänftigen und in dieser Stadt den Frieden wieder herzustellen.

In seinem 71. Lebensjahre überfiel den Heiligen, da er in der Nacht der gnadenreichen Geburt unseres Heilandes den Gottesdienst hielt, eine große Schwäche, die in ein so heftiges Fieber ausartete, daß er die Stunde seines Todes nahe fühlte. Die ganze Stadt ertönte von Jammer und Klagen über den Verlust des frommen Bischofs. Er bereitete sich sorgfältig durch die heiligen Sterbsakramente auf die Ankunft des Herrn vor und starb freudig und voll des lebendigen Vorgefühls seiner künftigen Seligkeit am 16. Januar 1373, im 13. Jahre seiner bischöflichen Würde. Sein Leichnam wurde, wie er selbst verordnet hatte, zu Florenz in der Kirche der Karmeliter begraben. Weil Gott den Heiligen durch große Wunder verherrliche hatte, die an seinem Grabe geschahen, so versetzte ihn Papst Eugen IV. im Jahre 1440 in die Zahl der Seligen und Urban VIII. 1629 in die Zahl der Heiligen.

Der heilige Rabanus Maurus.

Erzbischof von Mainz. Jahr 826.

In Mainz lebten zwei vornehme und gottesfürchtige Eltern, denen ein Kind geschenkt wurde, welchem sie den Namen Rabanus gaben. Der Knabe genoß im elterlichen Hause eine treffliche Erziehung; namentlich bemühte sich seine edle Mutter Adelgundis, sein zartes Gemüt zur Gottesfurcht und Frömmigkeit anzuleiten, und legte dadurch den Grund zu der Geistesgröße, die später an ihm in so hohem Grade angestaunt wurde. Was auf Rabanus einen besonders tiefen Einfluß hatte, das war der fromme eingezogene Wandel seiner Mutter, ihr Ernst mit dem Heile ihrer Seele und mit den christlichen Tugenden, die sie alle Tage zu üben bemüht war.

Als der Knabe heranwuchs, besorgte die fromme Mutter Adelgundis, er möchte von der Welt Eitelkeiten angesteckt werden und in Lauigkeit und Gleichgültigkeit versinken oder gar seine Unschuld verlieren. Deshalb war es ihr eifrigster Wunsch, ihn in das berühmte Kloster Fulda zu bringen, damit er dort unter den ehrwürdigen Männern groß würde und als ein frommer Mann sie im Grabe noch segnen sollte. Ihrem eifrigen Gebete gelang es, auch die Einwilligung ihres Gatten zu gewinnen.

Bangolf, der ein Nachfolger des heiligen Sturm, des zweiten Abts des Klosters, war, gewann den Kleinen wegen seiner Liebenswürdigkeit und seiner schönen Anlagen lieb, nahm ihn in seinem neunten Jahr im Jahr, 794 ins Kloster auf und übergab ihn einem ehrwürdigen Bruder zur Erziehung in der klösterlichen Zucht und zur Unterweisung in göttlichen und menschlichen Dingen. Dieser nahm sich auch wirklich des Knaben mit großer Liebe an.

Rabanus machte unter so trefflicher Leitung überraschende Fortschritte in Tugend und Wissenschaft, so daß ihn alle lieb gewannen, und daß selbst die alten Mönche an dem jugendlichen Genossen ihre große Erbauung fanden.

Der Nachfolger Bangolf's, der Abt Ratharius, war längst aufmerksam geworden auf die große Geistesanlagen des Rabanus und schickte ihn deshalb mit 17 Jahren nach Tours zu einem weisen Lehrer, damit er ihn zu einem Meister der heiligen Wissenschaft heranbilde. Dies geschah im Jahre 802.

Nun begann die Zeit, da Rabanus allen Studierenden als ein herrliches Vorbild sich zeigte. Er suchte einzig und allein nur Gott und dessen Ehre. Darum war er demütig in allen Fortschritten, die er machte, und bei allen Ehren, die man ihm erwies. Er achtete für eine Thorheit alle jene Wissenschaft, die sich nicht vor dem Herrn verdemütigt, der den Schwachen durch eine einzige Erleuchtung in einer Viertelstunde in aller Erkenntnis weiter fördern kann, als der tiefste Menschengeist nach jahrelanger, mühevoller Forschung zu erringen vermag. Gebet und Studium waren bei ihm unzertrennlich verbunden. Sein Fleiß war unermüdlich.

Nach sechsjährigem Aufenthalte in Tours rief ihn sein Abt nach Fulda zurück, wo er mit tausend Freuden als ein Vorbild der Gottseligkeit und der Wissenschaft aufgenommen wurde.

In Fulda war nun die Schule erweitert und Rabanus zum Vorstande ernannt. Bisher war die Handarbeit die vorherrschende Beschäftigung der Mönche in Fulda gewesen; jetzt aber, da Rabanus die Lehrkanzel bestieg, gieng ein großes Licht der Wissenschaft auf, das weit hineinstrahlte in die deutschen und französischen Lande; und wohin sein Leuchten drang, da wurden viele Schulen gegründet und lehrten heilige Männer, meistens Schüler des Rabanus; und hatten die Söhne des heiligen Benediktus bisher den Boden urbar gemacht und die Völker zur Kultur erhoben, so wurden sie im deutschen Lande von Fulda aus nunmehr die Träger der Wissenschaft und die Säulen der Rechtgläubigkeit. — Unter Rabanus zog die Schule von Fulda allgemeine Bewunderung auf sich. Entfernte Klöster schickten Schüler oder baten um Lehrer für ihre Schulen. Fürsten schickten ihre Söhne, und Bischöfe und Prälaten kamen herbei, um die Schule zu bewundern, aus der Männer vom höchsten Range in Kirche und Staat ihre Bildung geholt hatten.

Nachdem Rabanus als Lehrer und Vorstand der Fuldaer Schule den hohen Ruf derselben gegründet hatte, wurde er im 30. Jahre zum Priester geweiht.

Mit dieser Würde öffnete sich für ihn eine neue Quelle des geistlichen Lebens, vor allem in den Geheimnissen des allerheiligsten Sakraments, aus dessen Betrachtung und Genuß er jene zarte Gottinnigkeit und tiefe Weisheit schöpfte, die sich in so vielen Schriften und

vor allem in seinem Gedichte: „Vom Lobe des heiligen Kreuzes," das er um diese Zeit verfaßte, kund gibt, und wo er seine herzliche Liebe und Verehrung am Baume unseres Heiles niederlegte.

Mittlerweile starb im Jahr 822 Eigil, der vierte Abt von Fulda. Es kann nach dem bisherigen niemanden befremden, daß nunmehr aller Augen sich auf Rabanus, den großen Geistesmann, lenkten, und daß dieser demütige Lehrer nun an die Spitze des Klosters gestellt wurde, das nächst Gott ihm hauptsächlich seinen Ruhm und seine gesegnete Wirksamkeit zu verdanken hatte. Von nun an verdoppelte er seinen Eifer. Die Liebe Gottes ließ ihm keine Ruhe mehr und er wollte für seinen Gott unermüdlich arbeiten Tag und Nacht.

In seiner neuen Würde ergriff Rabanus, dessen Namen jeder Deutsche nur mit Ehrfurcht nennen sollte, den Hirtenstab mit allem Ernste, und im Bewußtsein der Rechenschaft, die er einst vor seinem Richter ablegen sollte, wachte er mit aller Hirtensorgfalt über seiner geliebten Herde und leitete sie mit aller Geduld und Weisheit. Vor Allem gedachte er sich selbst zu einem Kanal der göttlichen Gnade zu machen, damit der Segen von seinen Händen in heiligem Beispiel ausgehe. Er versenkte sich tief in die Betrachtung vom Leiden Christi und suchte immer vertrauteren Umgang mit seinem Gott zu pflegen. Hiebei unterzog er sich schweren Abtötungen. Er genoß niemals mehr Nahrung, als kümmerlich zur Erhaltung seiner Gesundheit erforderlich war.

Aus Rabanus Maurus Jugendzeit.

Seine Liebe zu den Nebenmenschen und vornehmlich seine Mildherzigkeit gegen Arme, Kranke und Unglückliche war unbegrenzt. Was er nicht zum göttlichen Dienste verwendete, gehörte alles den Armen.

In seinem Seelenleiden gründete Rabanus allenthalben Kirchen und Klöster weit umher im Lande, schickte seine tüchtigsten Schüler an die Kloster- und Dom-Schulen und ließ nicht ab, mit Sorgen und Ermahnen die Heiligkeit und Wissenschaft überall hin zu verbreiten.

Aber der böse Feind hatte längst seinen Groll auf das Kloster Fulda geworfen, und es gelang ihm, Zwietracht hineinzubringen. Es entstand Unzufriedenheit gegen den heiligen Rabanus, weil er die Regel in ihrer Strenge beobachtet wissen wollte. Er legte deshab im Jahr 842 seinen Stab nieder, schüttelte den Staub von den Füßen und gieng aus dem Kloster weg in die Einsamkeit. Kaiser Ludwig züchtigte die Mönche ihres Verbrechens halber, aber Rabanus blieb ferne und arbeitete an seinen Schriften. Die Mönche weinten und riefen umsonst nach ihrem heiligen Vater.

Fünf Jahre blieb der Heilige in seiner Einsamkeit mit Gebet und Studien beschäftigt, da starb der Erzbischof Otgar von Mainz. Rabanus wurde aus seiner Einsamkeit hervorgezogen und auf den erzbischöflichen Stuhl des heiligen Bonifazius gesetzt, im Jahr 841. Ob er sich auch dem Alter mit starken Schritten näherte, so leuchtete sein Eifer für die göttliche Ehre nichts destoweniger auf in jugendlicher Begeisterung. War er bisher streng gegen sich, so war er es jetzt noch mehr; er vermehrte die Stunden seines Gebets, heiliger Lesung und Betrachtung, und wollte eine jede Tugend, die einen Bischof ziert, in ihrer ganzen Größe üben. Für die zeitlichen Angelegenheiten seines Sprengels stellte er vertraute Verwalter auf, die geistlichen verwaltete er allein. Er durchwanderte seinen weitläufigen Sprengel und predigte überall als ein apostolischer Mann, visitierte die Kirche, tröstete die Betrübten, gab überall seinen weisen Rat und war ein Vater der Armen.

Darum blühte auch allenthalben die Kirchenzucht wieder auf. Als treuer Wächter der heiligen Kirchengesetze und als Todfeind aller Schlechtigkeit und nachläßiger Amtsverwaltung fand er Feinde, die einen Aufstand gegen ihn erregten; und wer weiß, ob er nicht als Martyrer gefallen wäre, hätte nicht die göttliche Vorsehung sich des Kaisers Ludwig bedient, um seine Feinde zu Schanden zu machen. Diese Feindseligkeit hinderte ihn nicht, das Unkraut überall mit scharfem Schnitte auszuschneiden.

Gleich im ersten Jahre seines oberhirtlichen Amtes versammelte er seine Bischöfe zu einer Synode, wo sie sich alle im heiligen Eifer das Wort gaben, für die kirchliche Zucht ihre Kräfte einzusetzen.

Eine schwere Prüfung kam noch über den heiligen Oberhirten, bevor er seine Ruhe im himmlischen Vaterlande finden konnte. Es brach eine große Hungersnot über sein armes Volk herein, daß der Jammer ohne Grenzen war. Täglich speiste Rabanus 300 Hungrige, aber dem Elende konnte nicht gesteuert werden. Darum predigte er ohne Aufhören und ließ im ganzen Lande predigen, damit die Vermöglichen Barmherzigkeit üben möchten an ihren armen Brüdern, auf daß auch an ihnen einst Barmherzigkeit geübt werde.

Rabanus, der heilige, barmherzige Erzbischof, fand diese Barmherzigkeit schon in diesem Leben, da Gott seinen Segen auf alles legte, was er that, und drüben hat er sie so reichlich gefunden, daß Gott laut und feierlich Kunde davon gab, indem an seinem Grabe viele und große Wunder geschahen.

Der Heilige wurde krank, und da er seinem Tode nahe war, wurden Engelsstimmen gehört. Er starb zu Winkel am Rhein, wo er sich zu seiner Erholung

gerne aufhielt, am 4. Februar im Jahr 351, 71 Jahre alt. Sein heiliger Leib wurde in der Kirche des heiligen Martyrers Alban in Mainz feierlich beigesetzt. Von dem heiligen Rabanus Maurus sagt man: „Er war ganz glühend in der göttlichen Liebe, und da er sich ganz dem göttlichen Dienste übergeben hatte, so ließ er keine Zeit vorübergehen, ohne christliche Beschäftigung. Er las Nützliches, schrieb Heiliges, lehrte das Rechte, that Himmlisches, und war ohne Unterlaß in der göttlichen Betrachtung. Er war ein unschuldiger Mönch, ein immer fortschreitender Abt und unter den Bischöfen der Erste. Da er als Jüngling im Kloster Gott zu dienen begann, hat er es auf dem Bischofsstuhle herrlich vollendet. Denn er glühte für die Ehre Gottes und suchte die Seelen seiner Brüder zu retten.

Weg der Schmerzen. Man kann mit den Weisen Israels sagen, „daß sie nur in der Welt zu sein schien, um wie die Lilie unter den Dornen zu leben, und daß sie unter den Bitterkeiten des Lebens nur blühte, um durch ihr Beispiel den süßen und belebenden Wohlgeruch der Geduld und Ergebung zu verbreiten."

Als sie 8 Tage alt war, wurde sie nach damaliger Sitte — es war am 19. Mai 1464 — mit Ludwig, dem Sohne des tugendhaften Herzogs von Orleans und der Marie von Cleve, verlobt und darauf von dem Hofe entfernt. Nach 4 Jahren erhielt sie den Befehl, nach Plessis-le-Tours zu kommen, wo sie von ihrer Mutter liebevoll aufgenommen, von ihrem Vater aber mit den Worten: „Ich glaubte nicht, daß sie so häßlich wäre", hinausgestoßen wurde. Ja, da er ihre Frömmigkeit merkte, verbot er ihr den Besuch der Kirchen und sogar den der Schloßkapelle.

Ludwig XII. am Grabe der heiligen Johanna von Valois.

Die heilige Johanna von Valois.

Königin von Frankreich.

Jahr 1505.

Bevor Ludwig, der Sohn Karls VII., den Thron bestieg, schenkte ihm seine zweite Frau, Charlotte von Savoyen, eine Tochter, Anna von Frankreich genannt, dieselbe, die sich nach seinem Tode der Regentschaft bemächtigte. Als er unter dem Namen Ludwig XI. König geworden war, wünschte er sehr, einen Sohn zu erhalten, dem er einstens, aber so spät als möglich den Thron hinterlassen könnte. Im dritten Jahre seiner Regierung schien sich sein Wunsch zu erfüllen und Ludwig zweifelte nicht, daß er jetzt einen Sohn erhalten werde. Indeß gebar Charlotte eine Tochter, der man den Namen Johanna gab, und welche beim Eintritt in dieses Leben von Ludwig mit dem Zorne eines in seinem Vorhaben getäuschten Königs aufgenommen wurde. Die Abneigung ihres Vaters gegen sie führte sie für immer auf den

Johanna hatte ihr sechzehntes Jahr zurückgelegt, als Ludwig XI. ein Sohn geboren wurde. Ein glücklicher Tag für Johanna, weil sie nun für die Zukunft einen Freund und Beschützer erhalten hatte; ein Festtag für die glückliche Jungfrau, weil es ihr endlich wieder erlaubt wurde, dem Gottesdienste beizuwohnen, ein ewig denkwürdiger Tag für die Heilige, weil sie an demselben mit dem Himmel in Verbindung trat. Ludwig begab sich nämlich von seinem Schlosse Amboise nach Paris, um Gott seinen Dank für die Geburt eines Sohnes darzubringen. Man verfügte sich unter Begleitung des ganzen Hofes in die Kirche von unser lieben Frau, und hier angekommen, warf sich Johanna vor dem Bilde der allerseligsten Jungfrau nieder, nahm vor der Mutter desjenigen, der nur eine Dornenkrone getragen hat, ihre goldene Krone vom Haupte, und bat sie, ihre Führerin auf dem Wege, den sie ihr weisen würde, zu sein. Plötzlich hörte sie eine Stimme, die zu ihr sprach: „Meine Tochter, du wirst mir zu Ehren einen

religiösen Frauenorden stiften!" Von diesem Augenblicke an entschloß sie sich, der Welt zu entsagen und verdoppelte ihren Eifer im Gebet und in der Abtödtung, hoffend, daß ihr Vater ihr Vorhaben genehmigen werde. Aber wer hienieden gottselig leben will, muß Verfolgung leiden! Als der König ihre immer größere Frömmigkeit bemerkte, gerieth er in solche Wuth, daß er sie von sich fortjagte und ihr verbot, je wieder vor sein Angesicht zu kommen. Um ihr dann die Hoffnung, sich Gott zu weihen, zu benehmen, gab er der Gräfin Liniéres den Befehl, sie wie die geringste Person im Königreiche zu behandeln, und setzte ihr einen ganz niederen Jahresgehalt aus, um sie in die Unmöglichkeit zu versetzen, dem Hange ihres Herzens zur Wohlthätigkeit gegen Arme und Leidende zu folgen.

Der Zorn des Königs wurde immer größer, und ging endlich so weit, daß er sich eines Tages mit dem Schwerte und den Worten: „Stirb, elendes Kind! deine letzte Stunde ist gekommen!" in das Zimmer seiner Tochter stürzte. Der Graf von Liniéres, der sich damals gerade bei Johanna befand, verhütete zwar den tödtlichen Streich, konnte aber nicht verhindern, daß sie eine leichte Wunde erhielt, deren Narbe nie mehr verschwand. Der König zog sich beschämt zurück und ließ seine Tochter eine Zeit lang in Ruhe, diese aber betete um so eifriger, da sie wohl denken konnte, daß diese Ruhe nicht von langer Dauer sein werde, und empfahl ihre Schicksale dem Herrn.

Als Johanna das 21. Jahr erreicht hatte, wurde sie wider Willen mit Ludwig, Herzog von Orleans, vermählt und erfüllte hierauf die Pflichten ihres neuen Standes ganz nach den Vorschriften des göttlichen Gesetzes, d. h. mit der reinsten Liebe und vollständigster Hingebung. Ihr Gemahl aber vergalt diese hochherzigen Gefühle damit, daß er seine junge Gemahlin verließ, um sich den Vergnügen des Hofes zu widmen, und wenn er sich je einmal seines Opfers erinnerte, so geschah es nur, um ihrer Tugend zu spotten, welche, wie er sagte, die kleine Statur und die mittelmäßigen natürlichen Vorzüge der Herzogin vor Gefahr schützten.

Tod Ludwigs XI.

Indeß neigte sich das Leben Ludwigs XI. zum Ende. Er hatte auf dem Krankenbette noch den Beistand des heiligen Franz von Paula empfangen und starb am 30. August 1483. Der Herzog von Berry wurde unter dem Namen Karl VIII. König und seine ältere Schwester Anna, die kurz nach Johanna mit Peter von Bourbon vermählt worden war, erklärte sich nach dem Willen ihres Vaters als Regentin Frankreichs, was auch im folgenden Jahre in Rouen von den Generalstaaten bestätigt wurde. Der Herzog von Orleans, welcher glaubte, daß die Regentschaft ihm gebührt hätte, wandte sich an das Parlament und an die Universität von Paris, ohne jedoch seinen Ansprüchen Geltung verschaffen zu können. Da Anna seine empörerischen Absichten fürchtete, wollte sie ihn verhaften lassen, er aber floh, als er dies merkte, zu dem Herzoge Franz II. von der Bretagne, dem unversöhnlichen Feinde Frankreichs, und schloß, unerachtet er schon in die Hände seines Schwiegervaters seinem Schwager Karl VIII. den Eid der Treue geschworen hatte, mit diesem ein Bündniß. Bald entbrannte der Krieg, und Johanna stand nun wie ein Engel des Friedens und der Versöhnung zwischen den streitenden Parteien. Zwei Mal erflehte sie von ihrem Bruder für ihren gefangenen Gemahl Befreiung, zwei Mal kehrte dieser zur alten Untreue — das eine Mal gegen den König, das andere Mal gegen seine eigene Gemahlin zurück, indem er mit der Königin Anna von Bretagne in ein verbrecherisches Verhältniß trat.

Nachdem Karl VIII. am 7. April 1498 gestorben war, bestieg der Herzog von Orleans als Ludwig XII. den Thron. Dieß war kaum geschehen, als er seine Scheidung von Johanna betrieb. Es gelang ihm durch Ablegung eines Eides, die Erklärung zu erlangen, seine bisherige Ehe sei nichtig.

Einundzwanzig Tage darauf verband sich Ludwig feierlich mit Anna von Bretagne und setzte sie auf den Thron Ludwigs XI. und Karls VIII., des Vaters und Bruders der hl. Johanna.

Der letzteren blieb nichts übrig, als den Hof, zu dem sie nun nicht mehr gehörte, zu verlassen. Als sie von dem Könige Abschied nahm, bat sie ihn um Verzeihung, wenn sie ihn beleidigt hätte, versprach ihm, daß sie den Rest ihrer traurigen Tage immer für Frankreich und seinen König beten werde, und drückte ihm den Wunsch aus, ihren Aufenthalt in Bourges, der Hauptstadt des Herzogthums Berry, nehmen zu dürfen, worauf Ludwig ihr dies Herzogthum mit einigen andern einträglichen Domänen als Apanage verlieh. In Bourges, wohin sich Johanna bald darauf verfügte, wurde sie mit allen Ehren empfangen. Sie verrichtete daselbst Wunder der Tugend, führte gegen alle Sünden und Laster einen beständigen Krieg und kam allen Nothleidenden mit geistlichen und leiblichen Wohlthaten zu Hilfe. Da sie aber sah, daß ihre Kräfte allein für ihre vielen Geschäfte nicht ausreichten, wurde in ihr der Gedanke, Jungfrauen, die sich dem Dienste der Mutter Gottes widmeten, unter der Beobachtung einer Klosterregel um sich zu versammeln,

immer lebendiger. Sie offenbarte ihn daher ihrem Beichtvater, der aber auf ihr Vorhaben erst einging, als er sah, daß ihr Gehorsam gegen seinen Befehl, darauf zu verzichten, sie an den Rand des Grabes brachte. Johanna holte hierauf die Einwilligung des Königs und die Genehmigung des Papstes ein, welch' letztere sie am 14. Februar 1504 erhielt. Hierauf fing sie sogleich ein Kloster zu bauen an. Die Jungfrauen, die sich darin versammelten, sollten besonders die in dem Geheimnisse von der Verkündigung begriffenen Tugenden, nämlich Keuschheit, Klugheit, Demuth, Glauben, Liebe und namentlich Gehorsam üben, wurden daher Annunciaten (von Annunciatio, d. i. Verkündigung), ihre Oberin aber von jenem Worte der seligsten Jungfrau: „Ich bin eine Magd des Herrn," Ancilla, d. i. Magd, genannt. Johanna trat selbst in den Orden, ein, schied aber bald darauf (am 3. Febr. 1505) von dieser Welt, um im Himmel den Lohn für ihr langdauerndes Martyrerthum zu empfangen. Ludwig XII. aber kam später, nachdem ihn das Glück verlassen hatte, zum Grabe derjenigen, die er so grausam mißhandelt hatte, um sie um Verzeihung zu bitten, und durch ihre Fürbitte bei Gott Trost und Beruhigung zu erhalten.

5. Februar.

Die heilige Agatha.

Jungfrau.

Jahr 251.

Die Städte Palermo und Catania in Sicilien streiten sich um die Ehre, der Welt eine so berühmte Heilige geschenkt zu haben, wie Agathe; aber dieser Streit bekümmert diejenigen wenig, welche durch Nachahmung ihrer Tugenden und im Gebet um ihren Schutz daran arbeiten, dereinst ihre Mitbürger im Himmel zu werden. Jedermann ist darin einstimmig, daß Agatha die Martyrerkrone zu Catania im Jahre 251 während der Verfolgung des Decius empfing.

Obgleich aus einem edlen und erlauchten Hause entsprossen, hatte sie sich von Jugend an Gott geweiht und alle Stürme siegreich abgeschlagen, welche an ihre Jungfräulichkeit gemacht wurden. Quintian, der kais. Präfekt, dem die Schönheit und der unermeßliche Reichthum Agathens nicht unbekannt geblieben war, hoffte seine Wollust und seinen Geiz durch die Edikte befriedigen zu können, welche der Kaiser gegen die Christen erlassen hatte; er befahl daher, daß man Agatha festnehme und vor seinen Richterstuhl nach Catania führe. Als sich die Jungfrau ihren Henkern überliefert sah, betete sie also:

„Jesus Christus, du höchster Herr aller Dinge, du siehst mein Herz und kennst mein Verlangen; du bist der alleinige Besitzer von Allem, was ich bin. Du bist mein Hirte und mein Gott, und ich bin das Schaf deiner Weide, mache mich würdig, den Teufel zu besiegen." Sie hörte den Weg entlang nicht auf mit der größten Inbrunst um den Muth zu bitten, welchen sie so sehr bedurfte, um ihren Glauben zu bekennen. Als sie vor Quintian angekommen war, übergab er sie den Händen eines frechen Weibes, Namens Aphrodisia, welche, wie ihre Töchter, als öffentliche Buhlerin lebte. Man kann sich leicht die Prüfungen vorstellen, welche die Tugend der heiligen Agatha zu erstehen hatte, ein tausendfacher Tod wäre ihr erträglicher erschienen, als die schreckliche Lage, worin sie sich befand. Dennoch verlor sie den Muth nicht, sie vertraute auf die Güte Gottes, welche sie beständig anflehte unter Strömen von Thränen. Ihr Gebet wurde erhört, denn ihre Keuschheit blieb in den vier Wochen, die sie im Hause der Aphrodisia zubrachte, unangetastet. —

Als Quintian die Standhaftigkeit Agathens erfuhr, ließ er sie vor sich führen. Ihre ganze Antwort, die er im ersten Verhöre von ihr herausbringen konnte, war, daß der wahre Adel und die wahre Freiheit im Dienste Jesu Christi bestehe. Der Richter, über ihre Entschlossenheit ergrimmt, befahl, daß man ihr Backenstreiche gebe und sie dann in das Gefängniß führe. Freudig betrat sie dasselbe, indem sie Gott den Erfolg des Kampfes empfahl, den sie für seine Verherrlichung bestehen sollte. Man führte sie den andern Morgen wieder vor den Richter, und da er denselben Muth in ihr fand, ließ er sie auf die Folter spannen, wo sie die furchtbarsten Qualen duldete. Quintian, voll Wuth, sich durch die heldenmüthige Geduld der Heiligen besiegt zu sehen, befahl, daß man ihr die Brüste abschneiden solle. Eine so unerhörte Grausamkeit zog ihm von Agatha den gerechten Vorwurf zu, womit sie ihm zurief:

„Grausamer Tyrann, erröthest du nicht, mir diese Schmach anzuthun, der du an der Brust deiner Mutter genährt worden bist?" Der Richter schickte sie sodann in's Gefängniß zurück mit dem Verbote, ihre Wunden zu verbinden und ihr irgend eine Nahrung zu geben, aber der Herr spottete über die Gedanken der Menschen, er selbst wurde ihr Arzt. Der heilige Petrus erschien ihr in einem Gesichte, tröstete sie, heilte ihre Wunden und erfüllte das Gefängniß mit himmlischem Glanze. Vier Tage nachher ließ Quintian sie holen, und ungerührt von einer so wunderbaren Heilung befahl er, dieselbe ganz nackt auf Glasscherben und glühenden Kohlen zu wälzen. Als sie diese Marter erstanden hatte, ließ er sie wieder in's Gefängniß

abführen. Hier angekommen, richtete Agatha folgendes Gebet zu dem Gott der Martyrer und dem Bräutigam der Jungfrauen:

„Herr mein Gott, du hast mich allezeit beschützt von meiner Kindheit an: du selbst hast in meinem Herzen die Liebe zur Welt ausgetilget und mir Standhaftigkeit im Leiden eingeflößt, nimm nun meine Seele auf!" Dies waren ihre letzten Worte.

Ihr Andenken wird täglich im Canon der heil. Messe von der Kirche erneuert. Den größten Theil ihrer kostbaren Reliquien besitzt Catania. Die Ausbrüche des Berges Aetna, welche Catania mit dem Untergange bedrohten, wurden mehrmals durch den Schleier der heil. Agatha aufgehalten, den man in Prozession herum trug. Die Einwohner von Malta, welche ebenfalls die Heilige als ihre Patronin verehren, verdanken auch ihrer Fürbitte die Rettung, als die Türken im Jahre 1551 ihre Insel angriffen.

Die heil. Martyrer von Japan.

Jahr 1549—1642.

Das Kaiserthum Japan, so genannt von einer der Inseln, woraus es besteht, wurde im Jahre 1541 von portugiesischen Kaufleuten entdeckt. Man theilt es gewöhnlich in mehrere kleine Königreiche, die heutzutage unter einem Kaiser stehen. Meaco und Jeddo sind die Hauptstädte. Die Japanesen haben von den unsrigen ganz verschiedene Sitten. Sie sind von Natur hochmüthig und leidenschaftlich für äußere Ehre eingenommen. Unter den abenteuerlichsten Gestalten beten sie einige ihrer Vorfahren, besonders den Xacha und Amida an.

Der heil. Petrus erscheint der heil. Agatha.

Alle ihre Priester, Bonzen genannt, sind einem Oberpriester, welchen sie Jaco nennen. untergeordnet. Das Reich Japan war in die dichteste Finsterniß des Heidenthums versunken, als der hl. Franz Xaver im Jahre 1549 dort ankam. Dieser apostolische Mann, welchen Gott in seiner Barmherzigkeit erweckt hatte, predigte hier das Evangelium mit solchem Erfolge, daß ganze Provinzen bekehrt wurden. Die Frucht seiner Predigten war ebenso bleibend als wunderbar; denn im Jahr 1582 schickten die Könige von Arima, Burgo und Omura eine feierliche Gesandtschaft an den Papst Gregor XIII. Fünf Jahre darauf zählte man in Japan 200,000 Christen, unter ihnen Bonzen, Fürsten und Könige. Leider wurden die Fortschritte des Christenthums, welches sich immer mehr ausbreitete, im Jahre 1588 aufgehalten und zwar durch folgende Veranlassung:

Der Kaiser Campacundona, welcher aus unsinnigem Stolze sich göttliche Ehren erweisen ließ, befahl allen Jesuitenmissionären, innerhalb 6 Monaten seine Staaten zu verlassen. Mehrere von ihnen blieben trotz diesem Befehle in Japan zurück, aber sie verkleideten sich, um ihr Amt ungehindert ausüben zu können. Als die Verfolgung im Jahre 1592 auf's Neue anging, empfing eine große Anzahl Japanesen die Martyrerkrone. Der Kaiser Taycosoma, ein ebenso verdorbener, als hochmüthiger Fürst, welcher den Verleumdungen einiger europäischen Kaufleute Glauben schenkte, überließ sich einer Wuth, welche die schrecklichsten Folgen hatte. Diese Kaufleute welche das ausschließliche Privilegium des Handels mit Japan haben wollten, überredeten den Kaiser, daß die Missionäre, welche damals predigten, keine andere Absicht hätten, als den Spaniern und

Portugiesen, die Eroberung seines Reiches zu erleichtern. Es brauchte nicht mehr, um diesen Fürsten gegen Männer einzunehmen, die man ihm mit den schwärzesten Farben geschildert hatte. Im Jahre 1597 ließ er auf einem Berge bei Nangasaki neun kreuzigen; sechs davon waren Franziskaner, an deren Spitze der P. Petro Baptist, Commissär seines Ordens, gebürtig aus Avita in Spanien, die drei anderen waren Jesuiten. Der eine von ihnen, Paul Michi, aus einer angesehenen Familie von Japan, besaß ein seltenes Talent zum Predigen. Mehrere bekehrte Japanesen litten auch mit ihnen den Martyrertod; im Ganzen waren es zwanzig Martyrer, unter ihnen drei Knaben, welche den Priestern zu ministriren pflegten. Die beiden ältesten waren 15 Jahre, und der dritte erst 12 Jahre alt; aber trotz ihrer Jugend hielten sie die Martern mit Muth und selbst mit Freudigkeit aus. —

Vierundzwanzig dieser heldenmüthigen Kämpfer wurden nach Meaco geführt, wo ihnen die Nase und beide Ohren abgeschnitten werden sollten, aber man milderte dieses strenge Urtheil und begnügte sich, ihnen einen Theil des linken Ohres abzuschneiden. Sodann führte man sie von Stadt zu Stadt, die Wangen mit Blut überronnen, um die übrigen Christen einzuschüchtern. Als sie am Richtplatze angelangt waren, gestattete man ihnen, zweien Jesuiten aus Nangasaki zu beichten, worauf man sie an's Kreuz heftete, indem man ihnen Arme und Beine mit Stricken und Ketten band, und ihnen ein eisernes Band um den Hals legte. Als sie fest gebunden waren, richtete man die Kreuze in die Höhe und pflanzte sie ungefähr vier Fuß von einander auf. Jeder Martyrer hatte einen Henker, um ihm die Seite mit einer Lanze zu durchstechen. Sobald die Kreuze aufgerichtet waren, gaben die Henker auf ein Zeichen zu gleicher Zeit den Streitern Jesu Christi den tödtlichen Stoß. Die Christen fingen ihr Blut auf und sammelten ihre Kleider, deren Berührung schon Wunder wirkten. Urban VIII. versetzte diese Martyrer unter die Heiligen, und die Kirche verehrt sie an diesem Tage ihres Triumphes. Alle übrigen Missionäre schiffte man ein, um der Predigt des Evangeliums in Japan ein Ende zu machen; dennoch blieben 28 Priester unter Verkleidung zurück.

Der Kaiser Taycosoma starb; aber vor seinem Tode verbot er, seinen Leib zu verbrennen, wie dies in Japan üblich war, und befahl, man solle ihn in dem Palaste in einen Sarg legen, damit er als neuer Kriegsgott angebetet werde. Man baute einen prächtigen Tempel, wo sein Körper beigesetzt wurde, um die Huldigungen des Volkes zu empfangen; die Jesuiten waren kaum von dem Tode Taycosoma's unterrichtet, als sie wieder in Japan erschienen; sie bekehrten daselbst im Jahre 1599 40,000 Seelen und mehr als 30,000 im folgenden Jahre, obgleich ihrer nicht mehr als hundert waren. Zugleich ließen sie 50 Kirchen bauen, wo sich die Gläubigen versammelten, während die Götzendiener einem Fürsten göttliche Ehren erwiesen, dessen Leben mit den größten Verbrechen befleckt war. Aber der Friede, welcher die Fortschritte des Evangeliums wunderbar erleichtert hatte, wurde im Jahre 1602 von Cubosoma gestört. Dieser Fürst erneuerte die früheren Edikte gegen die Christen.

Mehrere bekehrte Japanesen wurden enthauptet, andere gekreuzigt oder verbrannt. Im Jahre 1614 wurde die Verfolgung noch blutiger. Man wandte die schrecklichsten Martern an, um die Jünger Christi zur Entsagung ihres Glaubens zu zwingen. Man zerschmetterte ihnen die Füße zwischen zwei Holzblöcken, die man gegen einander preßte, man brannte sie mit glühenden Eisen, schnitt ihnen die Glieder, eines nach dem andern, ab, legte ihnen glühende Kohlen auf die Hände, oder riß ihnen mit Zangen Stücke Fleisch aus dem Leibe.

Aber all' diese Martern brachten keineswegs die erwartete Wirkung hervor. Eine unzählbare Menge Christen, selbst mehrere Kinder bekannten Jesus Christus bis in den Tod. Xogun, der im Jahr 1616 auf seinen Vater Cubosoma folgte, übertraf ihn noch an Grausamkeit. Es gab keine Art von Barbarei, die er nicht an den Christen verübte und namentlich an den Missionären.

Der berühmteste unter diesen war der P. Karl Spinola aus Genua, von edler Geburt, welcher zu Nola Jesuit geworden war, als der Kardinal Spinola, sein Oheim, Bischof dieser Stadt war. Aus Sehnsucht, sein Blut für den Glauben zu vergießen, bat er, den Missionären in Japan beigesellt zu werden, was man ihm bewilligte. Er reiste also ab und kam im Jahre 1602 an. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete er an dem Heile der Seelen und bekehrte besonders durch seine Sanftmuth eine Menge Ungläubiger.

Die hl. Agatha theilt Almosen aus.

Die Mühseligkeiten, die er dabei zu erstehen hatte, hinderten ihn nicht, ein sehr strenges Bußleben zu führen. Er nahm zur Nahrung nur ein wenig Reis und einige Kräuter. Die Japanesen sperrten ihn in ein Gefängniß ein, wo er von der Unmenschlichkeit seiner Wächter viel zu leiden hatte, die ihm sogar ein Glas Wasser verweigerten, um seinen Fieberdurst zu

löschen; aber Gott, welcher die Seinigen nie verläßt, linderte die Leiden seines Dieners durch die Salbung seiner Gnade, und verschaffte ihm mitten in den Banden unaussprechlichen Trost. In einem Briefe aus seinem Gefängnisse spricht er sich darüber so aus: „Wie angenehm ist es mir, um Jesu willen zu leiden. Ich kann nicht Worte genug finden, um Alles zu sagen, was ich fühle, besonders seit wir in diesem Kerker sind, wo wir beständig im Fasten leben. Die Kräfte meines Leibes verlassen mich, aber meine Freude nimmt in dem Maße zu, als ich den Tod herkommen sehe. Welches Glück für mich, wenn ich nächste Ostern mit den Seligen im Himmel das Hallelujah singen könnte!" „Wenn du," sagt er in seinem Briefe an seinen Vetter Maximilian Spinola, die unaussprechliche Wonne gekostet hättest, welche Gott in die Seelen seiner Diener ausgießt, so würdest du für das Irdische nur mehr Verachtung fühlen. Ich fange an, ein Schüler Jesu Christi zu werden, seitdem ich im Gefängnisse aus Liebe zu ihm leide. Ich fühle mich reichlich entschädigt für die Qualen des Hungers durch die süßen Tröstungen, womit mein Herz erfüllt worden ist, und wenn ich auch mehrere Jahre im Gefängnisse zubringen müßte, so würde mir die Zeit kurz vorkommen, so sehr verlange ich für denjenigen zu leiden, der mir meine Mühseligkeiten so freigebig vergilt. Unter andern Krankheiten hatte ich ein Fieber, das hundert Tage andauerte, ohne daß es mir möglich war, ein für meine Umstände passendes Heilmittel zu erhalten. In dieser ganzen Zeit empfand ich eine Freude, wovon ich dir umsonst einen Begriff machen wollte; ich glaubte mich schon ins Paradies versetzt."

Die Nachricht, daß er zum Feuertode verdammt sei, erfüllte den P. Spinola mit der lebhaftesten Freude. Von diesem Augenblicke an hörte er nicht mehr auf, Gott für seine große Gnade zu danken, die er nicht verdiene. Man führte ihn von Omura, wo er im Gefängniß lag, nach Nangasaki. — Auf einem nahen Berge wurde er mit 49 andern Christen hingerichtet; darunter waren 9 Jesuiten, 4 Franziskaner und 6 Dominikaner, alle übrigen waren Laien. — Fünfundzwanzig derselben wurden verbrannt, die andern enthauptet; diejenigen, welche zum Feuertode verurtheilt worden waren, wurden jeder an einen Pfahl gebunden; hierauf zündete man das Feuer an einer Ecke des Scheiterhaufens an, welcher 8 Meter von ihnen entfernt war, so daß die Flammen, die sich nur allmählig näherten, dieselben erst nach zwei Stunden verzehrten. Der P. Spinola blieb unbeweglich, die Augen immer zum Himmel erhoben, bis die Stricke, die ihn banden, verbrannt waren, dann fiel er ins Feuer, wo er am 2. September 1622 seinen Geist aufgab. Er war 55 Jahre alt. Noch mehrere andere Christen, meistens Jesuiten, endigten durch verschiedene Martern glorreich ihr Leben. Einige wurden langsam verbrannt oder gekreuzigt, andere enthauptet oder in den Schlund eines Vulkans geworfen, mehrere an den Füßen in Cisternen gehängt, wo sie erst nach 3 oder 4 Tagen starben.

Im Jahre 1629 verbot der Kaiser von Japan den Portugiesen und den übrigen Europäern den Eintritt in seine Staaten. Nur die Holländer waren ausgenommen. Fünf Jesuiten, welche der Eifer für das Heil der Seelen verzehrte, ließen sich nicht abhalten, im Jahre 1642 in einem Hafen von Japan zu landen, aber die Vorsicht, die sie genommen hatten, sich zu verkleiden, half ihnen nicht lange. Sie wurden entdeckt und zu einem grausamen Tode verurtheilt. — So erfüllte Japan den Himmel mit einer großen Anzahl Martyrer.

Nur die sechsundzwanzig ersten wurden öffentlich verehrt, indem der Papst Benedikt XIV. ihre Namen im Jahr 1749 in das römische Martyrologium einschreiben ließ.

6. Februar.

Die heilige Dorothea,

Jungfrau und Martyrin.

Jahr 288.

Sehr reich an Aeckern, Herden, Palästen, Landhäusern und Weinbergen war Dorus, ein römischer Senator. Als aber eine schwere Verfolgung über die Bekenner Christi ausbrach, verließ er Alles um Christi willen und floh mit seiner Gattin Thea und mit zwei Töchtern, Christe und Kalliste genannt, über das Meer in das Land Cappadocien, in dessen Hauptstadt Cäsarea er seinen Wohnsitz nahm. Hier wurde ihm eine Tochter geboren, welche der Bischof des Ortes heimlich taufte und zugleich ihr einen Namen gab, der aus denen des Vaters und der Mutter zusammengesetzt war. Dorothea war schon als ein zartes Mägdlein mit dem heiligen Geiste erfüllt; als sie aber heranwuchs, übertraf sie alle Jungfrauen der Hauptstadt, wie an leiblicher Schönheit, so auch an Zucht, Weisheit und Frömmigkeit. Das verdroß den Feind alles Guten und er beschloß, nicht zu ruhen, er habe denn die fromme Jungfrau entweder leiblich oder geistlich verderbt. Deßhalb entzündete er das Herz des Statthalters Fabricius gegen die Jungfrau und gab ihm ein, mit Darbietung aller seiner Schätze um sie zu werben.

Doch der hl. Dorothea däuchten alle Schätze der Erde verächtlicher, als leere Spreu, und auf das Bestimmteste erklärte sie, daß sie keinen andern Bräutigam begehre, als den, der mit seinem Blute sie zu seinem Eigenthume erworben habe.

Damals hatte Diocletian und Maximian die letzte und grausamste Verfolgung über die Kirche verhängt. Froh des Vorwands setzte sich Fabricius auf seinen Richterstuhl und ließ die Jungfrau von ihrem Glauben Rede und Antwort geben. Mit gesenktem Haupte in der Stille betend, trat sie vor den Richterstuhl.

Fabricius fragte sie um ihren Namen. Und nachdem sie denselben angegeben hatte, sprach er: „Ich habe dich deßwegen hieherbringen lassen, damit du nach dem Befehle unserer mächtigen Kaiser den unsterblichen Göttern opferst." Dorothea erwiderte; „Gott, der Allerhöchste hat mir befohlen, daß ich ihn allein verehre, deßwegen steht geschrieben: „Du sollst Gott, deinen Herrn anbeten, und ihm allein dienen." Bedenke selbst, welchem Herrscher wir gehorchen sollen, dem irdischen, oder dem himmlischen Gott, oder einem Menschen? Denn, was sind die Kaiser anders als sterbliche Menschen, so wie es auch jene gewesen sind, deren Bilder ihr jetzt göttlich verehrt?" „Willst du," sprach darauf Fabricius, „ungestraft davon kommen, so lasse deinen Eigensinn und opfere den Göttern! Thust du es nicht, so wirst du durch die Pein der Marter, Andern zum Schrecken, dazu gezwungen werden." Dorothea sagte: „Allen werde ich das Beispiel der Furcht des wahren Gottes geben, damit sie ihn, und nicht Menschen, die vor Unsinn rasen, fürchten. Diese handeln nicht anders, als die wüthenden Hunde, sie zerfleischen unschuldige Menschen. Ganz vernunftlos toben und wüthen sie. In ihrem fürchterlichen Grimme schreien sie und beißen, wer ihnen in den Weg kommt." Fabricius erwiderte: „Du willst, wie ich sehe, bei deinem einfältigen Bekenntnisse beharren und ebenso, wie viele andere vor dir gewaltsamen Todes sterben. Gib doch meinen Zureden Gehör, opfere, damit du der Folter entgehst." Dorothea antwortete: „Die Foltern, die du mir anthun kannst, sind vergänglich, die Qualen der Hölle aber dauern ewig. Will ich diesen ewigen Qualen entgehen, so muß ich die vergänglichen dulden. Ich erinnere mich an die Worte meines Herrn: „Fürchtet nicht die, welche nur den Leib tödten können, sondern den, der den Leib und die Seele in die Verdammung stürzen kann. — „Recht so," sprach Fabricius, „die Götter mußt du fürchten, damit sie nicht über dich, wenn du dich weigerst, ihnen zu opfern, erzürnt werden und deinen Leib und deine Seele zu Grunde richten." Hierauf erwiderte Dorothea: „Glaube es mir doch, daß mich nichts bewegen wird, den unseligen Geistern zu opfern, welche wie wir in einem vergänglichen Leibe gewohnt haben, die hier so gelebt haben, daß man sich schämen muß, davon zu reden; die gestorben sind, wie die vernunftlosen Thiere, weil sie in ihrem Leben den nicht erkannt haben, der Himmel und Erde, das Meer und Alles, was in ihnen ist, erschaffen hat. Die Seelen derer, die ihr unter verschiedenen Bildern anbetet, brennen in einem ewigen Feuer. Zu ihnen in das ewige Feuer werden auch alle verstoßen, welche ihren Schöpfer verläugnen und solche Götzen verehren."

Jetzt konnte der Statthalter seine Erbitterung nicht mehr zurückhalten. Er ließ die christliche Jungfrau auf die Folter legen. Diese ward aber in ihrer Standhaftigkeit so wenig erschüttert, daß sie Fabricius vielmehr aufforderte, mit den Qualen nicht zu zögern, sondern sie schnell zu vollenden, damit sie bald zur Anschauung dessen gelangen möge, dem zu lieb sie keine Qual und auch den Tod nicht scheue. „Wer ist der," sprach Fabricius, nach dessen Gemeinschaft du so begierig verlangst?" Sie erwiderte: „Christus, der Sohn Gottes." — „Wo ist denn dieser?" fragte der Statthalter. Sie antwortete: „Nach seinem göttlichen Wesen ist er überall nach seiner menschlichen Natur ist er in den Himmel aufgefahren, wo er zur Rechten des ewigen Vaters thronet." Noch einmal forderte der Statthalter sie auf, den Göttern zu opfern, fruchtlos blieb aber auch diese Aufforderung. Da befahl Fabricius, sie in ein Gefäß voll siedenden Oels zu setzen. Das schadete der hl. Jungfrau aber so wenig, daß sie vielmehr wie mit einem köstlichen Balsam gesalbet und nur noch schöner geworden zu sein schien. Durch dieses Wunder wurden viele Heiden bekehrt. Fabricius aber schrieb es Zauberkünsten zu und befahl, Dorothea in den Kerker zu legen, worin sie 9 Tage blieb, ohne daß ihr das Geringste an Speise und Trank gereicht war. Sie bedurfte nichts, da sie von ihrem himmlischen Bräutigam hinlänglich und überflüssig gespeiset wurde.

Am zehnten Tage ließ Fabricius eine hohe Säule errichten und auf deren Spitze den Abgott Apollo setzen. Dann ließ er Dorothea holen und befahl ihr, den Götzen anzubeten. Sie sprach: „Ich bete Gott an und keinen Teufel." Zugleich fiel sie nieder, hob die Hände und Augen gen Himmel und bat den Allmächtigen, daß er durch ein Zeichen bewähren möge, daß er allein Gott sei, und außer ihm kein anderer. Plötzlich traf ein Donnerstrahl die Säule und zermalmte sie dergestalt, daß auch kein Stäubchen weder von ihr, noch von dem Götzenbilde zu finden war. Die fliehenden Teufel aber schrieen in der Luft: „Dorothea, Dorothea, was verfolgst Du uns!" Da wurden viele tausend Heiden gläubig, bekannten sich laut zu Christo und drängten sich zum Martertod. Dorothea ward an den Füßen aufgehängt, mit Ruthen gehauen und mit Scorpionen gegeißelt, mit eisernen Kämmen zerrissen, mit brennenden Fackeln gebrannt. Halb todt ward sie in den Kerker zurückgeführt. Am andern Morgen aber war jede Spur von Verletzung verschwunden. Darüber wunderte sich der Statthalter selbst. „Dorothea," sprach er, „du bist genug gezüchtigt worden. Möchtest du wenigstens jetzt noch eines Bessern dich besinnen!" Er befahl, sie zu ihren Schwestern Christe und Kalliste zu bringen, welche aus Furcht vor dem Tode vom Glauben abgefallen waren. Er glaubte, daß diese vielleicht Dorothea zum Abfalle bereden könnten, deßhalb ließ er sie zu ihnen hinführen und ihnen noch größere Gnaden verheißen, wenn sie seine Absicht erreichen würden. Die Schwestern redeten Dorothea zu, daß sie dem Richter gehorchen solle, indem es ja besser sei, das Leben zu erhalten, als es in der Blüthe der Jugend zu verlieren. Dorothea aber sprach zu ihren Schwestern mit so großer Freundlichkeit, pries ihnen die Süßigkeit der göttlichen Liebe

mit solcher Begeisterung, schilderte ihnen die Freude des ewigen Lebens so herrlich, daß die Schwestern, bald von der schmerzlichsten Reue durchdrungen, weinend vor ihr standen. Unter anderem sagte sie: „O, möchtet ihr doch meinem Rathe Gehör geben und euren Abfall bereuen. Gott erzeigt sich gnädig denen, welche von ganzem Herzen zurückkehren." Die Schwestern sagten: „Wie dürfen wir Gnade von Christus hoffen, da wir ihn verläugnet haben?" Dorothea erwiderte: „Verzweifeln an des Herrn Barmherzigkeit wäre eine größere Sünde, als der Abfall selbst. Mißtraut nicht dem guten und erfahrenen Arzte, der eure Wunden heilen kann. Er ist es, der alle Gebrechen heilt. Darum heißt er der Heiland, weil er heilt; darum der Erlöser, weil er erlöst; darum der Retter, weil er rettet. Thut nur von ganzem Herzen Buße, und ihr dürft an seiner Gnade nicht zweifeln!" Schluchzend warfen sie sich nun ihr zu Füßen und baten sie um ihre Fürbitte, daß Gott ihre Reue und Buße gnädig aufnehmen wolle.

Auch Dorothea brach in heiße Thränen, aber in Thränen der Freude aus, und betete: „O mein Gott, der du gesagt hast, ich will nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe — Herr Jesu, der du versichert hast, daß über einen Sünder, der Buße thut, größere Freude im Himmel entstehe als über 99 Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen — erzeige deine Barmherzigkeit denen, die der böse Feind dir entrissen hat! Führe diese verirrten Schafe zu deiner Herde wieder zurück und hilf, daß durch das Beispiel ihrer Rückkehr auch Andere, die von dir gewichen sind, Muth erlangen, um wieder zu dir zurückzukehren."

Bald ließ der Statthalter Dorothea und mit ihr auch die beiden Schwestern Christe und Kalliste zu sich rufen und fragte mit heftiger Neugierde die letzteren, ob sie die Dorothea auf andere Gesinnung gebracht hätten? Sie antworteten freimüthig: „Wir haben gefehlt und sehr übel gethan, daß wir aus Furcht vor Strafe und schnell vorübergehenden Schmerzen den Götzen zu opfern uns bewegen ließen. Unsere Schwester hat uns zur Reue gebracht. Sie bittet für uns, und Jesus Christus wird uns gnädig sein." Darüber entbrannte Fabricius in heftiger Wuth, zerriß seine Kleider, und drohte daß er Christe und Kalliste rücklings aneinander binden, in einen mit brennbaren Materien angefüllten Kessel werfen, und sie verbrennen lassen werde, wenn sie nicht auf der Stelle den Götzen opfern würden. Unerschrocken riefen die Bekennerinnen aus: „Herr Jesus Christus, siehe gnädig auf unsere Reue und schenke uns Verzeihung!" Sie beharrten auf dem heil. Bekenntnisse und der Statthalter ließ seine grausame Drohung vollziehen. Sie wurden in einem Kessel verbrannt. Dorothea war Zeugin ihres standhaften Heldenmuths, und rief ihnen hocherfreut zu: „Geht mir voran! Vertrauet fest darauf, daß euer Fall euch von Gott vergeben sei! Ihr habt die Marterkrone, die ihr vorher verloren, wieder gefunden. Der barmherzige Vater, der den verlorenen Sohn aufnahm, wird mit großer Vaterfreude auch euch wieder aufnehmen."

Die heilige Dorothea.

Jetzt kam die Reihe wieder an Dorothea. Der unmenschliche Fabricius ließ sie auf die Folter legen. Mitten in der Qual, die sie leiden mußte, leuchtete eine unaussprechliche Freude aus ihrem Angesichte und Fabricius sprach zu ihr: „Was veranlaßt dich, solche Freude zu heucheln, und dich, da du hart gepeinigt wirst, auf lügenhafte Weise so vergnügt zu stellen?" Sie antwortete: „Noch nie in meinem ganzen Leben ward ich so innig erfreut, wie ich es heute bin, weil ich dem arglistigen Feinde die Seelen meiner Schwestern entrissen und sie Jesu Christo wieder gewonnen habe. Ein herrliches Freudenmahl wird heute im Himmel gefeiert. Die Engel jubeln, die Erzengel frohlocken, alle Apostel, alle Martyrer und Propheten erfreuen sich. Zögere doch nicht, auch mit mir zu vollenden, damit ich an der himmlischen Freude Theil nehmen und bald in der Gesellschaft derer frohlocken möge, mit denen ich hier so bittere Thränen geweint habe. Denn schon längst verlangt mich, zu meinem Geliebten zu gelangen, in dessen Garten ich Rosen und Aepfel pflücken und mich ewig mit ihm laben werde." Fabricius ließ die Folter fortsetzen, und die Seiten der standhaften Jungfrau mit Fackeln brennen. Sie behielt in der schmerzlichsten Qual frohen Muth und rief dem Statthalter zu: „Elender, du bist ebenso ohnmächtig, wie deine Götter." Ergrimmt über diese Rede befahl dieser, sie von der Folterbank wegzunehmen und mit Fäusten ins Gesicht zu schlagen. Endlich sprach er das Urtheil der Enthauptung über sie aus. Als Dorothea es vernommen hatte, rief sie mit lauter Stimme: „Bräutigam meiner Seele, Herr Jesu Christe, ich danke dir, daß du mich des Paradieses und deiner seligen Gemeinschaft würdigest."

Als sie nun zum Thore der Stadt hinausgeführt wurde und viel Volk ihr folgte, gedachte Theophilus, der Geheimschreiber des Fabritius, an die Worte, welche sie zum Statthalter gesprochen hatte, und bat, um ihrer zu spotten, ihm doch auch von den schönen Rosen und Aepfeln zu schicken, die sie im Garten ihres Geliebten pflücken würde. Das versprach die Jungfrau, und Theophilus lachte über das Versprechen. Als aber Dorothea betend niederkniete auf dem Richtplatz, um den Schwertstreich zu empfangen, siehe da stand ein Knabe vor ihr, angethan mit einem purpurnen Mantel voll goldner Sterne; sein Haar war kraus, die Füße blos, sein Angesicht sehr schön und holdselig. In den Händen trug er ein Körbchen, worin drei Rosen und drei Aepfel lagen. Die reichte er Dorothea. Dorothea aber sprach zu ihm: „Thue mir den Gefallen, lieber Bruder, und bringe mir diese Aepfel und Rosen dem Geheimschreiber Theophilus.“ Hierauf befahl sie sich Gott, empfing den Schwertstreich und gelangte selig zum Anschauen ihres himmlischen Geliebten. Das geschah an dem sechsten Tage des Februar, im Jahre Christi 288.

Da befahl Fabritius, Dorothea in ein Gefäß siedenden Oeles zu setzen. S. 143.

Theophilus stand im Palaste des Landpflegers am Fenster und erzählte unter bitterem Gespötte, was er zu Dorothea gesprochen, und was diese ihm verheißen habe. Plötzlich stand der Knabe vor ihm, zog ihn bei Seite und sprach zu ihm: „Diese Rosen und Aepfel schickt meine Schwester Dorothea dir aus dem Garten ihres Geliebten.“ Nachdem er solches gesprochen, verschwand er. Betroffen stand Theophilus da und erstaunte über die ungewöhnliche Schönheit der Aepfel und der Rosen. Endlich ging ein helles Licht in seiner Seele auf. Mit heftiger Stimme rief er: „Christus ist der wahre Gott — der Glaube an ihn ist keine Täuschung!“ Seine Amtsgenossen, die um ihn herum standen, sprachen: „Theophilus, entweder rasest du, oder du scherzest!“ „Keins von beiden,“ erwiderte er; „meine Vernunft nöthigt mich, zu glauben, daß Jesus Christus der wahre Gott sei. Saget mir, welchen Monat haben wir jetzt?“ Sie antworteten: „Den Februar.“ „In ganz Cappadocien,“ sprach er, „herrscht jetzt eine strenge Kälte. Nicht ein einziger grüner Zweig ist im ganzen Lande zu finden. Was meint ihr, woher sollen denn diese Rosen und die Aepfel gegenwärtig kommen? Ich spottete der Dorothea als einer Thörichten und verlangte Rosen aus dem Garten ihres Bräutigams, und seht, ein kleiner Knabe, von dem ich glaube, daß er kaum werde reden können, kommt zu mir, spricht zu mir mit holden Worten, übergibt mir Aepfel und Rosen, und ist auf einmal meinen Augen entrückt. Wer kann der Knabe anders als ein Engel Gottes gewesen sein? Selig sind die, rief Theophilus jetzt mit lauter Stimme aus, welche an Christus glauben und welche um seines Namens willen leiden. Denn er ist der wahrhafte Gott, und der ist wahrhaft weise, der ihn gläubig verehrt.“

Dem Statthalter wurde angezeigt, was mit Theophilus vorgegangen sei. Er rief ihn zu sich und warf ihm als eine Thorheit vor, daß er den christlichen Namen, dem er bisher noch so feind gewesen, auch nur nennen möge. Sehr nachdrücklich redete er ihm zu, er soll doch bedenken, wie thöricht es sei, den als Gott zu verehren, von dem die Christen selbst sagen, daß er von den Juden gekreuzigt worden sei. „Eben weil ich gehört habe,“ erwiderte Theophilus, „daß er gekreuzigt worden sei, überließ ich mich dem Irrthume und glaubte, daß er nicht Gott sein könne. Täglich habe ich seinen Namen gelästert. Jetzt aber erkenne ich, daß er der wahre Gott sei und bereue meinen Irrthum und meine Lästerung.“ Der Wortwechsel wurde noch länger fortgesetzt, und Theophilus bewies dem Statthalter nachdrücklich die Nichtigkeit der leblosen Götzen.

Endlich drohete ihm dieser mit den schmerzlichsten Martern, wenn er nicht von dem Bekenntnisse des Gekreuzigten ablassen würde. Theophilus beharrte auf dem Bekenntnisse, und der Statthalter brachte seine Drohung in Erfüllung. Er ließ ihn auf die Folter spannen, seine Seiten mit eisernen Krallen zerreißen und mit Fackeln brennen, der Bekenner aber blieb so heiteren Angesichts, als wenn er nichts zu leiden hätte, und rief mehrmals aus: „Christus, Sohn Gottes, dich bekenne ich. Führe mich zu deinen Heiligen.“ Die Martern wurden bis zur Ermüdung der Gerichtsdiener fortgesetzt. Endlich sprach der Statthalter das Urtheil aus, daß Theophilus enthauptet werden solle. Frohlockend ging der eben so neue, als starke Kämpfer der Krone des ewigen Lebens entgegen.

Der heilige Amandus,

Bischof von Mästricht.

Jahr 675.

Der heilige Amandus wurde in der Gegend von Nantes von sehr frommen Eltern geboren, welche in der Nähe begütert waren. Er verließ die Welt im zwanzigsten Jahre seines Alters und wählte ein Kloster auf dem kleinen Eilande Oyé, nahe bei der Insel Rheé, zum Aufenthalt. Kaum hatte er ein Jahr die Annehmlichkeit des stillen Lebens gekostet, als er sich einer sehr zarten Versuchung ausgesetzt sah. Sein Vater, welcher seinen Aufenthalt erfahren hatte, besuchte ihn und wandte die dringendsten Gründe an, um ihn zum Austritt aus dem Kloster zu bewegen; er drohte ihm sogar mit Enterbung, wenn er nicht in die Welt zurückkehre; aber der Heilige erwiderte ihm voll Ehrerbietung, daß er keine andere Absicht habe, als für Christus zu leben, welchen er zu seinem einzigen Erbtheil erwählt habe. Einige Zeit darauf besuchte er das Grab des heiligen Martin zu Tours. Im folgenden Jahre zog er sich nach Bourges zurück, wo er beinahe 15 Jahre in einer kleinen Zelle neben der Domkirche unter Leitung des heiligen Bischofes Austregisilus lebte. Hier führte er das strengste Bußleben, trug beständig das Cilicium, und nahm zur Nahrung nur Waizenbrod und Wasser. Hierauf machte er eine Wallfahrt nach Rom und kehrte dann wieder nach Frankreich zurück, wo er im Jahre 628 zum Bischofe geweiht wurde, aber ohne bestimmten Wohnsitz, indem er den Ungläubigen das Evangelium predigen sollte.

Der neue Bischof beschäftigte sich einzig und allein damit, den ihm von Gott gewordenen Beruf zu erfüllen. Er brachte das Licht des Glaubens nach Flandern, zu den Slaven in Kärnthen, und nach den Provinzen an der Donau. Als er von dem König Dagobert, welchem er freimüthig seine Ausschweifungen vorhielt, verbannt worden war, wandte er die Zeit seines Exils dazu an, die Gascogner und die Navaresen in den Geheimnissen unserer heiligen Religion zu unterrichten.

Die Ungnade, in die er beim Könige gefallen war, dauerte indes nicht lange. Dagobert rief ihn bald wieder zurück. Ja, dieser Fürst warf sich sogar dem Heiligen zu Füßen, bat ihn um Verzeihung, und um die Gnade, seinen Sohn zu taufen, den ihm Gott soeben geschenkt hatte. Dieser Sohn war der heilige Siegebert, welcher als König von Austrasien starb. Amandus, stets voll Eifer für das Heil der Seelen, übernahm nun eine Mission nach dem Gebiete von Gent.

Die Völkerschaften, welche es bewohnten, waren so roh, daß man keine evangelische Arbeiter fand, welche es wagten, zu ihnen zu ziehen; dieß war ein Grund weiter für den Heiligen, an ihrer Bekehrung zu arbeiten. Er begegnete Anfangs nur verhärteten Herzen, die dem gröbsten Aberglauben fröhnten. Manchmal wurde er sogar geschlagen und ins Wasser geworfen, aber nichts konnte seinen Eifer stören. Er fuhr fort, zu predigen, obwohl sich kein Erfolg zeigte, immer in der Hoffnung, der Augenblick der göttlichen Barmherzigkeit werde endlich herankommen. Er täuschte sich nicht, und um diesen von dem Heiligen so sehr gewünschten Augenblick zu beschleunigen, begnadigte ihn Gott mit der Gabe der Wunder. Als das Gerücht sich verbreitete, er habe einen Todten auferweckt, entsagten die Barbaren ihrem Aberglauben, rissen die Tempel ihrer Götzen nieder und eilten in Menge herbei, um die Taufe zu empfangen. Im Jahre 633 erbaute der Heilige mehrere Kirchen und stiftete zu Gent zwei große Klöster, die er beide unter den Schutz des heiligen Petrus stellte. Einige Jahre darauf baute er noch eines, drei Meilen von Tornay, an dem kleinen Flusse Elnon. Man nennt es heute noch St. Amand, wie auch die Stadt, die dort entstand. St. Amandus wurde im Jahre 649 zu Mästricht zum Bischof erwählt, aber er blieb nicht lange auf dem bischöflichen Stuhle, auf den er gegen seinen Willen gehoben worden war. Der Hinblick auf seine erste Berufung, verbunden mit der Hoffnung, außerhalb seiner Diöcese bessere Früchte zu sammeln, bestimmte ihn, das Bisthum Mästricht abzutreten, nachdem er es drei Jahre regiert hatte. Von nun an frei, nahm er seine apostolischen Arbeiten wieder auf, widmete sein übriges Leben der Bekehrung der Heiden. Endlich von Alter und Anstrengungen gebeugt, zog er sich nach der Abtei Elnon zurück, welcher er ein wenig mehr als vier Jahre als Abt vorstand, und starb im Jahre 675, neunzig Jahre alt.

7. Februar.

Der heilige Romuald.

Stifter des Camaldulenser-Ordens.

Jahr 1027.

Zu Ravenna wurde im Jahre 956 in dem alten Palaste der Herzoge Honesti ein Kind geboren, welchem man den Namen Romuald gab. Mitten im Ueberflusse aufwachsend, erhielt Romuald eine ganz weltliche Erziehung. Nichts schien damals darauf hinzudeuten, daß dieses Kind dereinst einer von den Männern werde, deren Namen als Sinnbild aller Tugenden sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, und welche, nachdem sie bei ihren Lebzeiten die Hochachtung aller derjenigen erworben, die sie kannten, von der dankbaren Kirche unter die Zahl der Heiligen versetzt werden. — Von Natur lebhaft und feurig, überließ sich Romuald Anfangs dem Ungestüm der Leidenschaften, aber es ist ausgezeichneten Geistern eigen, siegreich aus dem Kampfe, in dem der gewöhnliche Mensch unterliegt, hervorzugehen. Die Gluth der Leidenschaften, welche schwache Seelen so schnell verzehrt, dient nur dazu, starke Herzen zu stählen. So lernte Romuald die Weltfreuden nur lernen, um sie später desto tiefer zu verachten. Unter den größten Verirrungen seiner Jugend fühlte er die ganze Leere eines ausschließlich den sinnlichen Vergnügungen hingegebenen Lebens, und sein Geist sehnte sich manchmal nach etwas Besserem. Das Gewissen, dieser unbestechliche Richter in der Brust eines jeden Menschen, warf ihm so oft sein Betragen vor und ermahnte ihn, die sinnlichen Bande zu lösen, die ihn noch fest hielten, und den klippenvollen Weg des Verderbens zu verlassen, um den Pfad der Tugend einzuschlagen. Besonders in der Einsamkeit ließ sich diese mahnende Stimme des Gewissens dringender und lauter vernehmen. Eines Tages verirrte sich Romuald im Eifer der Jagd in einem tiefen Walde. Die düstere Majestät der hundertjährigen Bäume, der erhabene Anblick der Natur, die in der Stille so mächtig von Gott zu uns redet, entzückten den Jüngling. Auf einmal durchbricht seine Seele, wie geläutert, ihre irdische Hülle, und schwingt sich zum Schöpfer empor. Nun verwünscht er sein vergangenes Leben, fällt, wie von höherer Macht niedergebeugt, zur Erde nieder, und auf den Knieen, die Hände gefaltet, die Augen zum Himmel erhoben, ruft er begeistert aus: „Glücklich die alten Eremiten, einen solchen Aufenthalt erwählt zu haben! Mit welcher Ruhe konnten sie dem Herrn dienen, so fern von dem Getümmel der Welt."

Die Gnade hatte Romuald gerührt. Seine Seele war nun vorbereitet. Die schönen Eigenschaften, die er von der göttlichen Gnade empfangen hatte, werden nun endlich in ihrem ganzen Glanze sich zeigen, und die lange verborgenen Blüthen überall um sich her den Wohlgeruch der Heiligkeit verbreiten. Bei der ersten Gelegenheit wird Romuald für immer der Welt und ihren eitlen Freuden Lebewohl sagen, und ein Leben der Selbstverläugnung und Andacht beginnen, das ihn zur höchsten Belohnung führen soll, welche Gott seinen Auserwählten aufbewahrt.

Romuald zieht sich bei Anblick der Leiche in ein Kloster zurück.

Das unglückliche Ereigniß, welches wir erzählen wollen, war das Mittel, dessen Gott sich bediente, um die Ketten ganz zu zerbrechen, welche Romuald noch an die Welt fesselten, und seine Bekehrung zu vollenden.

Sergius, sein Vater, hatte mit einem seiner Verwandten wegen irgend eines zeitlichen Vortheils einen Streit gehabt. Zu jener Zeit kannte der Adel nur Eine Art, solche Händel zu schlichten. Man griff zu den Waffen, der Kampf begann, und der Sieger hatte Recht. Es war dies eine Art von Gottesurtheil. Sergius forderte seinen Verwandten zum Zweikampf, und wollte seinen Sohn zwingen, am Streite Theil zu nehmen, aber Romuald weigerte sich entschieden. Umsonst bat und drohte der Vater; Bitten und Drohungen blieben vergeblich. Nur aus Furcht, von seinem Vater enterbt zu werden und vielleicht auch mit dem Hintergedanken, einen Mord zu verhindern, oder der Sache durch seine Gegenwart eine bessere Wendung zu geben, gab er nach, diesem Zweikampf beizuwohnen, aber blos als einfacher Zuschauer. Sergius tödtete seinen Gegner. Beim Anblick dieses Mannes, der soeben noch in voller Jugendkraft vor ihm stand, und nun als fühlloser Leichnam auf dem Boden ausgestreckt lag, wurde Romuald mit Entsetzen erfaßt; er hielt sich für mitschuldig an dem Morde, beschloß, seinen Fehler zu sühnen und zog sich in das Kloster Classe zurück, vier Meilen von Ravenna,

wo er vier Tage lang die strenge Buße übte, welche Mördern gewöhnlich auferlegt wurde. Der Geist der Andacht und Zerknirschung, welcher ihn beseelte, gewährte ihm unaussprechliche Freuden bei den strengsten Uebungen der Abtödtung. Täglich fühlte er sich mehr von der Furcht und Liebe zu Gott durchdrungen.

Ein Laienbruder, welcher den Auftrag hatte, ihn zu unterrichten, sprach ihm in dieser Zeit zu, dem Weltleben für immer zu entsagen, und den Augenblick seiner Bekehrung zu beschleunigen. Doch zauderte Romuald noch, er glaubte, daß er zu diesem wichtigen Schritte noch nicht hinreichend vorbereitet sei, und daß er ein nie genugsam gereinigtes, demüthiges und von irdischer Anhänglichkeit ganz freies Herz Gott zu Füßen legen könnte.

Eines Tages trat sein gewöhnlicher Begleiter zu ihm und sprach: „Wenn ich dir den heiligen Appollinarius in seiner körperlichen Hülle zeigen kann, wenn der heilige Martyrer dir sich so zeigt, wie er im Leben war, was wird mein sein?“ — „Thue dieß,“ erwiderte Romuald, „und ich verpflichte mich hier durch einen feierlichen Eid, für immer dem Weltleben zu entsagen, sobald ich den berühmten Martyrer in seiner Herrlichkeit erblickt habe.“ Am Abend fuhr der Laienbruder fort: „Begib dich, anstatt in deine Zelle, in die Kirche, ich werde dort zu dir kommen, und wir wollen hier im Gebete zum Herrn erwarten, daß das Wunder sich erfülle.“ Beide brachten die Nacht im Gebete zu. Die Stunden verstrichen und schon verkündete der Hahn den Anbruch des Tages, als auf einmal eine glänzende Helle sich über die heilige Stätte verbreitete. Ein lebhaftes Licht ergoß sich über die Fensterscheiben, die alten Mauern und düsteren Gewölbe. Am Fuße des der seligsten Jungfrau geweihten Altars stand der heilige Appollinarius. Ein prächtiges Priestergewand bedeckte seinen Leib; seine Rechte schwang ein goldenes Rauchfaß. Er beräucherte nacheinander alle Altäre der Kirche, dann schien sich der Marmor unter seinen Füßen zu senken. Der heilige Martyrer verschwand und mit ihm der Lichtschein, welcher ihm vorangegangen war. Die himmlische Erscheinung war verschwunden. nichts blieb zurück, als der Wohlgeruch des Weihrauchs, der sich in dem Gewölbe der Kapelle verbreitete. Romuald und sein Gefährte war noch im Schauen versunken, dann neigten sie ihr Angesicht im Gebete auf den Boden nieder, Gott lobpreisend für das Wunder, das er an ihnen gethan, und verließen das Heiligthum erst mit Anbruch des Tages. Von diesem Augenblicke an war die Bekehrung Romualds vollständig. Er warf sich oft am Fuße des Hochaltars nieder und fing hier, nachdem seine Brüder sich entfernt hatten, inbrünstige Gebete an, nur unterbrochen von Seufzern und Schluchzen, und da sich seit der Erscheinung sein Eifer für die Religion nur verdoppelte, flößte ihm der heilige Geist eine so große Liebe zu Gott ein, daß sich seine Augen oft plötzlich mit reichlichen Thränen füllten, deren Lauf er nicht aufhalten konnte. Süße, kostbare Thränen, wenn nicht Gewissensbisse sie entlocken, sondern Frömmigkeit ihre Quelle ist!

Die Mönche von St. Michael feiern die Entfernung Romuald's durch ein Gastmahl.

Fest entschlossen, für immer mit dem Weltleben zu brechen, warf sich Romuald den Mönchen zu Füßen,

inständig bittend, ihn als Büßer in ihren Orden aufzunehmen; allein sie schlugen es ihm ab, weil sie den Zorn seines Vaters fürchteten. Nun wandte sich Romuald an Honestus, damals Erzbischof von Ravenna, der früher Abt im Kloster Classe gewesen war, um zu verlangen, was er so sehnlich wünschte. Der würdige Prälat, hocherfreut über das Verlangen des Jünglings, sein Leben dem Gebete und der Keuschheit zu widmen, ermuthigte ihn, auf seinem edlen Vorsatz zu beharren, und gab den Mönchen der Abtei Classe Befehl, Romuald bei sich aufzunehmen. Er trat nun wirklich in dieses Kloster, nahm daselbst das Ordenskleid und lebte hier 7 Jahre lang aufs erbaulichste. Aber bald machte er sich zahlreiche Feinde. Als er sah, daß die meisten seiner Brüder sich von der strengen Regel entfernten, die ihnen aufgelegt war, gab er ihnen Anfangs freundliche Winke. Aber diese, über den Vorwurf erzürnt, den ein viel jüngerer Bruder an sie richtete, anstatt ihrer Fehler sich zu schämen und ihr Betragen zu bessern, dachten nur daran, diesen strengen Sittenrichter sich vom Halse zu schaffen und beschlossen seinen Tod. Einer der Verschworenen, welcher ohne Zweifel vor dem Gedanken an den Mord zurückschauderte, den er begehen sollte, entdeckte Romuald die ganze Verschwörung. Dieser beschloß, nun sich von diesen Gottlosen zu trennen und seinen Feinden ein Verbrechen zu ersparen, indem er seinen Abt um Erlaubniß bat, das Kloster verlassen zu dürfen.

Darum beschloß er, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß ein Mann, Namens Marinus, wie die alten Eremiten, von der Welt abgesondert, mitten unter Entbehrungen lebe, seine Lebensweise zu theilen und sich ganz den Uebungen der innigsten Andacht zu widmen. Romuald hatte Anfangs viele Mühe, sich an dieses neue, strenge Leben zu gewöhnen, aber die Kraft seines Willens überwand die Schwäche seiner Natur. Marinus unterwarf ihn einer strengen Zucht: oft schlug er ihn mit einer Ruthe zu wiederholten Malen auf die linke Seite des Kopfes, sei es, um ihn an den Schmerz zu gewöhnen, oder von seinem Geiste jede Zerstreuung ferne zu halten und seine Gedanken auf ein einziges Ziel, der Anbetung Gottes, zu richten. Lange ertrug Romuald ohne Klage alle Prüfungen, die ihm auferlegt wurden. Endlich von dem Schmerze besiegt, wagte er es einst, seinem Lehrer zu sagen: „Wenn du es für gut findest, so schlage mich von nun an auf die rechte Seite." Voll Verwunderung über eine so große Geduld, glaubte Marinus, daß nun jede Prüfung für eine so tief von den wahren Grundsätzen der Religion durchdrungene Seele überflüssig sei, und verminderte von diesem Tage an die Strenge der seinem Schüler auferlegten Zucht.

Einige Zeit nachher entsagte Peter Orseolo II., Doge der Republik Venedig, mit Johann Gradenigo und Johann Morosini, der Welt und ihren Würden. Marinus und Romuald schloßen sich ihnen an und sie traten miteinander zu Kusan in Catalonien in das Kloster zum heil. Michael, dem der heil. Abt Guerin vorstand. Der Ruf der Heiligkeit, in welchem Romuald stand, verbreitete sich bald in der Umgegend. Ein hoher Herr, Namens Hugo Marchius, schickte ihm eine große Geldsumme mit der Bitte, nach seinem Gutbefinden darüber zu verfügen. Romuald nahm sie an, um das Geld zu mildthätigen Zwecken zu verwenden. Die Gelegenheit, einen guten Gebrauch davon zu machen, ließ nicht lange auf sich warten. Das Kloster Pallatiolli war von den Flammen zerstört worden; Romuald schickte den Mönchen dieser Abtei die Hälfte der Summe, und das Uebrige sparte er auf, um irgend einem Unglücklichen damit zu helfen. Die Mönche von St. Michael, schon gegen Romuald eingenommen, weil er ihnen ihre schlechten Sitten vorgeworfen hatte, geriethen in großen Zorn, als sie erfuhren, was für einen Gebrauch er von diesem Gelde gemacht habe, welches sie zu ihrem Vergnügen bestimmt glaubten. Sie beschlossen, sich zu rächen. Mit Stöcken bewaffnet, stürzten sie in die Zelle des Heiligen, schlugen und beraubten ihn, und jagten ihn aus dem Kloster. Aber wenn es Gott auch manchmal zuläßt, daß die Bösen ihre sündhaften Pläne ausführen, so bleiben doch ihre Verbrechen fast niemals ungestraft. Voll Freude, endlich die so lang ersehnte Rache befriedigt zu haben, und glücklich von einem strengen Lehrer befreit zu sein, dessen Wandel ein beständiger

Die Unterredung Romuald's mit Marinus und Orseolo.

Vorwurf für ihr schlechtes Leben war, überließen sich die Mönche nach der Abreise Romualds ohne Scheu den Ausbrüchen der niedrigsten Freuden, und beschlossen, die Entfernung desselben durch ein herrliches Gastmahl zu feiern. Die Unglücklichen, sie dachten nicht, daß schon die rächende Hand des Herrn, welchen sie beleidigt hatten, gegen sie erhoben war; sie ahnten nicht, daß auf ihr gottlos Gelächter bald die Thränen des Unglücks, das Geschrei der Verzweiflung folgen werde; sie überließen sich der Freude und standen mit einem Fuß im Grabe. Einer von denjenigen, welche sich gegen den Heiligen am erbittertsten gezeigt hatten, verließ das Kloster, um sich Honig zu verschaffen,und denselben unter den Wein der Gäste zu mischen. Aber beim Uebergang über einen Bach blieben seine Füße zwischen den schlecht aneinander gefügten Brettern der Brücke hängen, er stürzte ins Wasser und ertrank. Kaum waren die Uebrigen, nachdem sie einen Theil der Nacht durchschwelgt hatten, in ihre Zellen gegangen und lagen in tiefem Schlafe, als auf einmal ein so heftiger Sturm losbrach, daß die Mauern des Klosters erschüttert wurden, das Dach des Gebäudes mit Krachen zusammenstürzte, und die Mönche unter den Trümmern begrub. Die Stunde der göttlichen Rache hatte geschlagen.

Romuald zog nach seiner Vertreibung aus dem Kloster mit Marinus nach einer nahe gelegenen Wüste, und lebte daselbst als Einsiedler. Bald schlossen sich ihre Gesinnungsgenossen Orseolo, Gradenigo und Morosini an ihn an. Mehrere andere Personen, durch ihre Tugenden angezogen, suchten sie in ihrer Einöde auf, und verlangten daselbst unter ihrer Leitung zu leben. Es bildete sich nach und nach eine Gemeinde, zu deren Vorstand Romuald erwählt wurde. Nie führte ein Mensch ein so musterhaftes Leben; er pflügte und bestellte selbst das Feld, das ihm seine Nahrung bringen sollte. Mit der härtesten Handarbeit verband er strenges Fasten, eine vollkommene Geistessammlung und anhaltendes Gebet. Diese Uebung empfahl er auch dringend seinen Jüngern. Es betrübte ihn außerordentlich, wann er einen lau im Gebete sah; es wäre besser, pflegte er zu sagen, nur einen Psalm mit Andacht herzusagen, als hundert mit Gleichgiltigkeit.

Seitdem Romuald die Welt verlassen hatte, hatte er fünf Jahre lang mit heftigen Versuchungen zu kämpfen, aber er überwand sie alle durch Wachen und Gebet.

Eine größere Freude, als alle die ihm schon zu Theil geworden waren, war ihm noch vorbehalten. Seinem Vater Sergius, gerührt von dem Beispiele seines Sohnes, gingen die Augen über sein ärgerliches Leben auf und er trat in das Kloster Classe, um hier Buße zu thun. Aber er hatte ebenfalls große Versuchungen zu bestehen, und da die Religion noch nicht so tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen hatte, wollte er schon seine Zelle verlassen und in die Welt zurückkehren, als Romuald, welcher sein Vorhaben erfuhr, nach Ravenna eilte und durch sein Gebet, seine Ermahnungen und Thränen so viel ausrichtete, daß er seinen Vater bestimmte, im Kloster zu bleiben, wo er sodann ein musterhaftes Bußleben führte und im Geruche der Heiligkeit starb.

Nachdem der heilige Romuald seinem Vater die Pflichten erwiesen hatte, welche die kindliche Liebe und der Eifer für sein Seelenheil ihm vorschrieb, zog er sich in die sumpfige Gegend bei Classe zurück, wo er eine abgelegene Zelle bewohnte.

Als die Mönche von Classe ihn im Jahre 997 zum Abte gewält hatten, wollte er diese Würde nicht annehmen. Der Kaiser Otto III., damals in Ravenna, suchte den heiligen Romuald in seiner Zelle auf, und da er seine Einwilligung nicht erlangen konnte, so wandte er sich an die damals in dieser Stadt im Concil versammelten Bischöfe. Diese befahlen Romuald bei Strafe der Exkommunikation, die Leitung des Klosters zu übernehmen. Er wurde also gezwungen, zu gehorchen; aber die Mönche reute bald ihre Wahl, und weil der Heilige sah, daß er unter ihnen die Zucht und Ordnung nicht herstellen konnte, so suchte er den Kaiser auf, welcher eben bei der Belagerung von Tivoli verweilte. Da dieser Fürst seine Abdankung nicht annehmen wollte, so legte er ihm seinen Krummstab zu Füßen in Gegenwart des Erzbischofes Gerbert von Ravenna, welcher später unter dem Namen Sylvester II. Papst wurde.

Ueberall auf seinem Wege hinterließ Romuald Spuren seiner Wohlthaten, überall predigte er das heilige Evangelium als sein eifrigster Apostel. Es gelang ihm auch, den Kaiser Otto zur Buße zu bewegen. Die Sache ist diese. Wie sein Vater und Großvater, war Otto auch, sobald er den Thron bestiegen hatte, über die Alpen gegangen, um in Rom und auf der italienischen Halbinsel sein Ansehen zu befestigen. Die Päpste, welche zu Rom von den deutschen Fürsten eingesetzt worden waren, hatten stets jenen Widerstand gefunden, den ein Volk naturgemäß einem Oberhhaupte entgegenzusetzen pflegt, welches ihm vom Auslande aufgedrungen wird. Die Erinnerungen an die alte römische Republick gährten in der Stadt, man sprach von Freiheit und Volkstribunen, und hatte in der Person des Römers Kreszentius einen Consul gewählt. Vom Jahre 980 an hat dieser den Kampf gegen die Päpste begonnen, um ihnen jeden Anteil an der Regierung zu entreißen. Im Jahr 996 verjagte er den Papst Johann XV. aus der Stadt, welcher seine Gewalt nicht anerkennen wollte, und ließ ihn nicht eher aus der Verbannung zurückkehren, als bis er sich unterworfen hatte. Aber Johann XV. wurde bald das ihm auferlegten Zwanges müde, und schickte, wie mehrere seiner Vorgänger, eine Gesandschaft an Otto den III.

Otto erschien in Italien, aber nur, um eine blutige Geschichte an seinen Namen zu knüpfen. Kreszentius, von dem Kaiser in der Engelsburg belagert, war geneigt, sich zu ergeben. Der Kaiser gab auf Andringen des heiligen Romuald sein Wort, das Leben seines Feindes und die Rechte der Römer zu schonen, aber sobald er sich mit Hilfe des Versprechens sich des Kreszentius bemächtigt hatte, ließ er ihn und mehrere

seiner Anhänger enthaupten und nahm dazu noch sein Weib zu sich. Der heilige Romuald, welchen Otto zum Beichtvater gewählt hatte, stellte ihm dieses ungeheuere doppelte Verbrechen nachdrücklich vor, und legte ihm sodann eine öffentliche Buße auf, welcher der Fürst sich unterwarf. Er bewog ihn auch, den Thron zu verlassen und zur Buße für seine Sünden in ein Kloster zu gehen. Der Fürst war eben bereit, diesem Rathe zu folgen, als er an Gift starb, welches ihm die Wittwe des Kreszentius gereicht hatte. Auch den Günstling Otto's, Tham, welcher an dem Morde des Kreszentius betheiligt war, bestimmte er, ein Mönch zu werden. Seiner Bekehrung folgten mehrere andere hohe Herren des Hofes, welche alle dieselbe Lebensweise unter der Leitung des heiligen Romuald erwählten. Es war ein schönes Schauspiel, zu sehen, wie diese jungen Edelleute und Fürsten alles irdische Gepränge ablegten, um sich Gott in der Stille der Einsamkeit zu weihen, um hier unter den strengsten Bußübungen die reinsten Freuden zu kosten. Ihre ganze Zeit war zwischen Gebet, Psalmsingen und Handarbeit getheilt. Jeder hatte ein besonderes Geschäft; die einen bauten das Feld an, die andern trieben verschiedene Handwerke und so gewann jeder im Schweiße seines Angesichts seinen Unterhalt. Aber von allen Schülern des heiligen Romualds war der heilige Bonifazius der berühmteste, ein naher Verwandter des Kaisers Otto, welchen die Kirche am 19. Juni als den Martyrer und Apostel Rußlands ehrt. Nachdem er zum Bischof geweiht war, schickte ihn der Papst nach Rußland, um hier das Evangelium zu predigen. Der Segen Gottes begleitete ihn. Ueberall wurden seine Anstrengungen mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt; bei seinen beredten Worten erzitterten die Gottlosen, die Sünder fühlten Reue, die Trägen und Schwachen dachten ernstlich an ihr Seelenheil; alle wollten sich mit Gott versöhnen, und den Vorschriften der heiligen Lehre folgen, welche Bonifazius ihnen predigte. Der Großfürst von Rußland selbst, über seine Wunder erstaunt, bekehrte sich, und die Bekehrung würde noch viele andere herbeigeführt haben, wenn dieser heilige Missionär nicht auf Befehl der Brüder dieses Fürsten den Tod erlitten hätte; aber wie ein wohlthätiger Thau, welcher das vertrocknete Erdreich erquickt und dem Wachsthum neue Kraft verleiht, so befruchtet das Blut des heiligen Martyrers die Religion und verschaffte ihr zahlreiche Anhänger. Die Fürsten, welche dieses kostbare Blut vergossen hatten, konnten der Gewalt der Wunderzeichen nicht widerstehen, welche den Tod des Bonifacius begleiteten, sie schworen ihren Unglauben ab und verlangten die Taufe.

Unterdessen gründete Romuald bei Parenzo in Istrien ein Kloster, um die neuen Schüler unterzubringen, welche von allen Seiten zu ihm kamen. Er brauchte ein ganzes Jahr hiezu, um hier die rechte Klosterzucht einzuführen; nachher zog er sich in eine nahe Zelle zurück, wo er zwei Jahre verweilte. Stets eifrig, alle Mittel zur Verherrlichung Gottes zu ergreifen, verließ er seine Einöde, um sich nach einer anderen zu begeben, wo er mehr Gutes zu wirken hoffte. Er handelte hier nach dem Rathe mehrerer frommer Männer, unter welchen sich der Bischof von Pola befand. Der Bischof von Parenzo, welcher ihn durchaus in seiner Diöcese behalten wollte, widersetzte sich seiner Abreise und verbot allen Fährleuten, ihn in ihre Barke aufzunehmen, aber der Bischof von Pola sandte ihm eine, die ihn nach Kapreola führte. Auf der Ueberfahrt erhob sich ein mächtiger Sturm, die Gefahr war drohend, der Tod schien gewiß, aber das Schiff trug den heiligen Romuald und ward gerettet. Dank dem Gebete des Heiligen, legte sich der Sturm wie durch ein Wunder.

Romuald und seine Genossen treiben Feldarbeit.

An seinem Bestimmungsorte angelangt, erhielt er von dem Grundherrn in der Prvinz Marino die Erlaubnis, da, wo er es am passendsten halte, ein Kloster zu bauen. Er wählte das Thal von Kastro. Sein Aufenthalt in dieser Gegend gab zu vielen Bekehrungen Anlaß. Große Sünder kamen in Menge, um von ihm die Mittel zu lernen, sich mit Gott auszusöhnen. Die Meisten von ihnen, durch seinen Unterricht gerührt, vertheilten ihre Güter unter die Armen und brachten den Rest ihrer Tage in Bußwerken zu. Romuald schien ihnen ein Engel des Himmels in sterblicher Hülle, so groß war das Feuer der göttlichen Liebe, welches sein Herz entflammte.

Sein Blut für Jesus Christus zu vergießen, war der innigste Wunsch des Heiligen, und dieses Verlangen wurde noch größer bei der Kunde von dem Marterode des heiligen Bonifacius. Er bat deßhalb den Papst, den Glauben in Ungarn predigen zu dürfen, und reiste, als er die Erlaubniß erhalten, mit einigen seiner Schüler dahin. An den Grenzen von Ungarn befiel ihn eine heftige Krankheit, welche jedes Mal wieder anfing, so oft er seine Reise fortsetzen wollte. Romuald erkannte in diesen Zeichen den Willen Gottes, gab das Unternehmen auf und kehrte zurück. Auf seiner Reise durch Deutschland stiftete er mehrere Klöster und reformirte andere, nicht ohne da und dort großen Widerstand zu finden, den er jedoch durch seine Festigkeit und Klugheit zu beseitigen wußte. Seine Tugend verschaffte ihm solches Ansehen, daß die Sünder seine Gegenwart scheuten, wie das an dem Markgrafen Rainer von Toscana der Fall war. Dieser heirathete die Wittwe eines seiner Verwandten, nachdem er letzteren zuvor hatte tödten lassen. Um ihn sein ungeheueres Verbrechen

fühlen zu lassen, wollte Romuald nichts von dem annehmen, was er ihm anbot.

Als Romuald erfuhr, daß der Abt von Classe seine Würde durch Simonie erlangt hatte, suchte er ihn auf; dieser aber, um einer Zusammenkunft mit dem Heiligen auszuweichen, faßte den Plan, ihn morden zu lassen, und der Heilige verdankte die Rettung seines Lebens nur einem ganz besonderen Schutze Gottes. Als Romuald später von dem Papste nach Rom berufen wurde, führte er durch seine Predigten und seine Wunder eine Menge verstockter Sünder zu Gott zurück. Er baute auch einige Klöster in der Nähe von Rom, unter andern auch das zu Sitria, wo er sich ziemlich lang aufhielt. Unter denjenjenigen, welche in dieser Gegegend wohnten, befand sich auch ein junger Mann von Adel, der sich öffentlich der Sünde und Unreinigkeit überließ. Der heilige Romuald that Alles, um ihn zu bekehren, allein der Sünder zeigte sich unverbesserlich und wagte sogar, den Romuald derselben Ausschweifungen zu beschuldigen. Diese schamlose Verläumdung zog dem Heiligen eine strenge Buße zu; die Mönche untersagten ihm die Feier des heiligen Meßopfers und excomunicirten ihn. Romuald ertrug ohne Klage diese unwürdige Behandlung, als ob er wirklich schuldig gewesen wäre, und betrat den Altar nicht. Aber Gott wollte seinen Diener nicht länger eine Demüthigung erdulden lassen, die er so wenig verdiente, er belehrte ihn daher durch eine Offenbarung, daß er einem so ungerechten Urteilsspruche nicht weiter gehorchen dürfe, und den Altar betreten könne, ohne deßhalb auf das Verbot zu achten. Romuald fing daher wieder an, das heilige Opfer darzubringen, und zwar mit solcher Inbrunst, daß er lange im Geiste verzückt war, als er es das erste Mal wieder feierte. Nachdem er sieben Jahre zu Sitria zugebracht, kehrte er nach Bifureum zurück.

Heinrich II., Otto's III. Nachfolger, war nach Italien eingedrungen und hatte sich am 22. Februar 1014, in der St. Peterskirche zu Rom vom Papste zum Kaiser krönen lassen. Kaum angekommen wünschte er den heil. Romuald zu sehen und ließ ihn bitten, an seinen Hof zu kommen. Nur ungern nahm der Heilige die Einladung an. Seine Bescheidenheit fürchtete einen Empfang, dessen er sich für unwürdig hielt. Und wirklich empfing ihn Heinrich mit allen Zeichen großer Hochachtung; er ging ihm sogar engegen und sagte: „Wie sehr wünschte ich, meine Seele wäre der deinen ähnlich.“ Der Heilige erwiederte auf eine so schmeichelhafte Anrede nichts, und nahm so lange die Zusammenkunft dauerte, keinen Antheil an der Unterhaltung. Der Fürst, welcher wohl einsah, daß dies Stillschweigen aus Demuth hervorgeht, hatte eine um so größere Hochachtung für Romuald und wollte sich den andern Morgen mit ihm allein unterhalten. Ohne Zweifel entschloß sich Heinrich in Folge dieser Unterhaltung, der Welt zu entsagen, seine hohe Würde niederzulegen und sein übriges Leben Gott zu weihen. Heinrich hatte bei seinem Zuge über die Alpen Burgund und Lothringen besucht und als er bei dem Kloster St. Vanes, in der Nähe von Verdun ankam, sprach er beim Eintritte in dasselbe die Worte des Psalmisten: „Hier ist meine Ruhe für immer, dies ist die Wohnung die ich mir auserwählt.“ Diese Worte schienen die Absicht anzuzeigen, welche der König schon früher hatte blicken lassen, das Weltleben zu verlassen. Als ihn der Abt deshalb fragte, erwiderte er: „Er wünsche das Ordenskleid zu nehmen, um Gott mit den Mönchen zu dienen.“ — „Willst du,“ sprach der Abt, „nach der Regel, und Jesu Christo nachfolgend, gehorsam sein bis zum Tode?“ — „Ich will es.“ — „Wohlan so nehme ich dich als Ordensmann auf, und will für deine Seele sorgen, aber du mußt auch thun, was ich dir befehle.“ Als Heinrich versicherte, er sei bereit in allen Stücken zu gehorchen, fuhr der Abt fort: „Von nun an bin ich dein geistlicher Oberer, und befehle dir als solcher, die Regierung deines Reiches fortzuführen, unerschütterlich die Gerechtigkeit zu verwalten, und dein ganzes Ansehen dazu anzuwenden, um den Völkern Friede und Ruhe zu verschaffen. Und Heinrich war ihm unterthan. Wie schön und erhaben ist die Macht der Frömmigkeit!

Kaiser Heinrich II hatte vor seiner Abreise aus Italien dem heiligen Romuald das Kloster von Monte Amiate geschenkt mit der Bitte, gebildete Mönche hier anzusiedeln.

Dieß im Jahre 1012 beendigte Kloster gab dem Camaldolenser-Orden seinen Namen, dessen Wiege es war.

Der Heilige führte die Regel des heiligen Benedikt mit einigen neuen Observanzen ein, und bestimmte, daß die Mönche Cönobiten und Eremiten sein sollten.

Nachdem Romuald in vielen andern Klöstern seinen Aufenthalt genommen, zog er sich, da er fühlte, daß die Stunde seines Todes herannahte, in das Kloster zurück, das er in dem Thale von Castro gegründet hatte. Hier ließ er eine Zelle bauen neben einem Oratorium, um daselbst abgeschieden bis an seinen Tod zu leben.

Seine Gesundheit, seit lange durch Fasten und strenge Bußwerke erschöpft, nahm täglich mehr ab. Nur seine Willensstärke schien den schwachen Leib zu beleben und aufrecht zu erhalten. Und doch wollte der große Heilige trotz der großen Leiden, die er duldete, das Bett nicht hüten; der Tod sollte ihn aufrecht stehend überraschen, als einen ächten Streiter Jesu Christi. Endlich verließ ihn die Kraft, sein Leib schien zusammen zu fallen und das Leben in ihm zu verschwinden, gleich dem letzten Auffflackern einer erlöschenden Lampe.

Die Sonne war dem Untergang nahe, — da befahl Romuald zweien seiner Brüder, die um ihn waren, sich zu entfernen, die Thür seiner Zelle hinter sich zu schließen und erst mit Tagesanbruch wieder zu kommen, um in seiner Gegenwart die Hymnen der Matutin zu singen. Allein diese, welche wohl merkten, daß er nur noch einige Augenblicke zu leben hatte entfernten sich nur ungerne. Sie blieben an der Thüre der Zelle stehen und wachten so über den kostbaren Schatz, den sie enthielt indem sie zum Herrn beteten. Lange weilten sie so, und lauschten, endlich hörten sie nichts mehr, keine Bewegung seines Leibes, keinen Laut seiner Stimme, alles war still, es war das Schweigen des Todes.

Von Schrecken ergriffen, die traurige Wirklichkeit ahnend, brachen sie die Thüre ein, stürzten in die Zelle und zündeten da die Lampe an. Die glückliche Seele des Heiligen war zu den himmlischen Wohnungen entflohen, sein Leib war bereits kalt, eine starre Leiche! Der heilige Romuald starb den 19. Juni 1027, 75 Jahre alt.

Sein Fest wurde von Clemens VIII. auf den 7. Februar festgesetzt, an welchem Tage auch die Uebertragung seiner Reliquien stattfand. Sein Leib war im Jahr 1466 noch ganz und unverwesen, als ihn aber gottesräuberische Hände im Jahr 1480 beraubten, zerfiel er in Staub. Seine Gebeine wurden in die Hauptkirche von Fabriano gebracht und ein Knochen seines Armes wird noch zu Camaldoli aufbewart.

Der heilige König Richard.

Jahr 722.

Richard regierte im 8. Jahrhundert die Sachsen, die sich in England angesiedelt hatten. Er war der Vater Wunibald's, Willibald's und der Walburga, die alle drei als Heilige verehrt werden. Nachdem er entweder durch eine Revolution seiner Staaten beraubt worden war oder seine Krone freiwillig niedergelegt hatte, unternahm er mit seinen beiden Söhnen eine Pilgerfahrt nach Rom. Er schiffte sich zu Amblehaven ein, landete an der Küste von Neustrien, und begab sich von da nach Rouen. Nachdem er sich in dieser Stadt ziemlich lange aufgehalten hatte, setzte er seine fromme Fahrt fort, konnte aber Rom nicht erreichen, sondern starb plötzlich zu Lucca i. J. 722, wo man ihn in der Kirche St. Fridian beerdigte. Die Wunder, womit Gott diesen frommen Fürsten vor seinem Tode begnadigte, und seitdem auch seine Reliquien verherrlichte, erwarben ihm einen Platz unter den Heiligen.

8. Februar.

Der heilige Johann von Matha,

Stifter des Ordens der Trinitarier.

Jahr 1213.

Der heilige Johann von Matha theilt Almosen aus.

Der heil. Johann von Matha wurde zu Foucon, an den Grenzen der Provence, um die Mitte des 12. Jahrhunderts geboren. Seine Eltern waren durch ihren Adel und ihre Frömmigkeit ausgezeichnet. Seine Mutter weihte ihn gleich bei seiner Geburt durch ein Gelübde dem Herrn. Sein Vater Euphemius wandte eine besondere Sorgfalt auf die Erziehung desselben und schickte ihn nach Alix, damit er dort seine Studien mache und alles lerne, was ein Jüngling von Stand wissen muß; allein Johannes suchte sich besonders in der Uebung der christlichen Tugenden zu vervollkommnen. Er hatte eine außerordentliche Liebe zu den Armen und verwandte zu ihrer Unterstützung einen beträchtlichen Theil des Geldes, das er von seiner Familie zu unschuldigen Belustigungen erhielt. Er besuchte regelmäßig alle Freitage das Spital, bediente da die Kranken, verband ihre Wunden, und gewährte ihnen jeden in seinen Kräften liegenden Beistand.

Nach der Rückkehr in sein väterliches Haus, bat er um die Erlaubniß, seine frommen Uebungen fortsetzen zu dürfen, und zog sich dann in eine kleine Einsiedelei unweit Foucon zurück. Seine Absicht war, hier abgeschieden von der Welt zu leben und nur mit Gott zu verkehren. Allein er fand hier nicht die Einsamkeit, nach welcher er sich sehnte; da ihn die häufigen Besuche seiner Freunde beständigen Zerstreuungen aussetzten, so glaubte er sein Zelt verlassen zu müssen. Er bat daher seinen Vater, ihn zum Studium der Theologie nach Paris zu senden; Euphemius billigte das Vorhaben seines Sohnes. Johannes studirte nun in der Hauptstadt mit dem größten Erfolge, und erhielt die Würde eines Doktors der Theologie, obgleich seine Demuth dergleichen Ehren widerstrebte. Als er einige Zeit darauf die Priesterweihe erhalten hatte, feierte er seine erste heilige Messe in der Kapelle des Bischofs von Paris. Moriz von Sully, welcher damals den bischöflichen Stuhl daselbst einnahm, die Aebte von St. Viktor und St. Genovefa, und der Rektor der Universität wollten ihm zur Seite stehen. Aus der himmlischen Andacht, womit der Heilige das erhabene Opfer darbrachte, konnten sie leicht abnehmen, daß der Geist Gottes mit der Fülle seiner Gnaden auf ihm ruhe. Gerade an dem Tage, an dem Johann von Matha seine erste heilige Messe feierte, faßte er durch Eingebung des Himmels den edelmüthigen Entschluß, an der Loskaufung der unglücklichen Christen zu arbeiten, welche bei den Ungläubigen in der Sklaverei seufzten. Er hatte bei diesem guten Werke zwei Dinge im Auge, die Befreiung der Leiber und das Heil der Seelen, welche unter diesen barbarischen Völkern den größten Gefahren ausgesetzt waren. Doch wollte er nichts unternehmen, ohne vorher den Herrn auf eine besondere Weise um Rath gefragt zu haben. Deßhalb begab er sich an einen einsamen Ort, um

die Erleuchtung des heiligen Geistes durch anhaltendes inbrünstiges Gebet, und durch alle Uebungen der Buße auf sich herabzuflehen. Als er von einem heiligen Eremiten Felix von Valois reden hörte, welcher in einem Walde bei dem Flecken Gandeln in der Diöcese Meaux lebte, suchte er ihn sogleich auf und bat, ihn in seine Klause aufzunehmen, und in den Wegen der Vollkommenheit zu unterrichten. Felix sah bald, daß er es nicht mit einem Neuling im geistlichen Leben zu thun habe, und betrachtete ihn eher als einen Gefährten, den Gott ihm sandte, denn als seinen Schüler. Es läßt sich unmöglich ausdrücken, wie weit die beiden Eremiten ihre Andacht trieben, und mit welchem Eifer sie die strengen Bußwerke auf sich nahmen. Ihre Nachtwachen waren lang, ihre Fasten beinahe unausgesetzt. Ihre gewöhnliche Beschäftigung bestand in der Betrachtung, und sie hatten bei allen ihren Unterhaltungen keinen anderen Zweck, als in ihrem Herzen immer mehr die Flamme der göttlichen Liebe anzufachen.

Eines Tages, als sie sich mit einander am Rande einer Quelle unterhielten, theilte Johannes dem Felix seinen Gedanken, der ihm am Tage seiner ersten Messe gekommen war, mit, sich der Befreiung der bei den Muhamedanern gefangenen Christen zu widmen. Er sprach über den Zweck und Nutzen dieser Unternehmung so eindringlich und rührend, daß Felix nicht daran zweifelte, ein solches Vorhaben komme von Gott, und sich erbot, zur Ausführung desselben soviel als möglich beizutragen. Die Heiligen waren nur noch über die Wahl der Mittel in Verlegenheit, um den edlen Entschluß ins Werk zu setzen, welche die Nächstenliebe ihnen eingab. Sie empfahlen sich Gott und verdoppelten ihre Abtödtungen und Gebete, um über das Verfahren, das sie zu beobachten hätten, neue Erleuchtung von oben zu erlangen. Einige Tage darauf, es war gegen das Ende des Jahres 1197, machten sie sich auf den Weg nach Rom, ohne sich durch die strenge Jahreszeit aufhalten zu lassen. Bei ihrer Ankunft in Rom hatte Innocenz III. den Stuhl des heiligen Petrus inne. Dieser Papst, schon vorher von der Heiligkeit und frommen Absicht der Ankömmlinge durch ein Empfehlungsschreiben des Bischofs von Paris unterrichtet, nahm sie wie zwei vom Himmel gesandte Engel auf, wies ihnen eine Wohnung in seinem Palaste an, und bewilligte ihnen mehrere Audienzen, damit sie ihm ihr Vorhaben ganz im Einzelnen erklären konnten. Hierauf versammelte er in dem Palaste des heiligen Johann von Lateran die Cardinäle und einige Bischöfe, um ihre Ansichten über eine Sache von solcher Wichtigkeit zu vernehmen. Nach dem Schlusse ihrer Berathungen kündigte er ein Fasten und besondere Gebete an, um von Gott die Offenbarung seines Willens zu erlangen. Endlich, da er nicht zweifeln konnte, daß die beiden Eremiten von dem göttlichen Geiste geleitet würden, und den Nutzen erwog, welchen die Kirche aus dem vorgeschlagenen Orden ziehen würde, nahm er denselben an und erklärte Johannes als den ersten General desselben; der Bischof von Paris, und der Abt von St. Viktor erhielten den Auftrag, die Regel zu entwerfen, welche der Papst durch eine Bulle vom Jahr 1198 bestätigte. Der Papst bestimmte, daß die neuen Mönche ein weißes Gewand mit einem rothen und blauen Kreuze auf der Brust tragen, und den Namen „Brüder des Ordens der heiligen Dreifaltigkeit" annehmen sollten.

Der hl. Johann von Matha in Afrika.

Als die beiden Heiligen ihren Wunsch erreicht hatten, nahmen sie von Seiner Heiligkeit Abschied und kehrten nach Frankreich zurück. Der König Philipp August von Frankreich, welchem sie sich vorstellten, und den sie vom ganzen Hergange unterrichteten, genehmigte die Einführung ihres Ordens in seinem Reiche und begünstigte ihn durch viele Gutthaten. Der Herr von Chatillon, Gaucher III., schenkte ihnen ein Grundstück auf seinen Besitzungen zum Baue eines Klosters; allein dies Haus wurde bald zu klein um Alle zu fassen, welche in den neuen Orden treten wollten. Dies bewog den Herrn von Chatillon, welcher darin vom Könige unterstützt wurde, dem Heiligen ein anderes Grundstück, Cerfroid genannt, zu geben, gerade dasselbe, wo er mit Felix von Valois den ersten Plan seines Ordens besprochen hatte. Er legte hier den Grund zu einem Kloster, welches immer als Hauptort des Ordens der Trinitarier gegolten hat.

Johann und Felix bauten noch

mehrere andere Klöster in Frankreich, so groß war der Eifer, einen Orden auszudehnen, welcher auf die reinste Menschenliebe gegründet war. Sie schickten einige ihrer Jünger an die Grafen von Flandern und Blois, und an andere Edelleute des Kreuzheeres, welche im Begriffe standen, sich nach Palästina einzuschiffen. Die Beschäftigung dieser Mönche sollte in dem Unterrichte der Soldaten, in der Pflege der Kranken, und in der Loskaufung der Gefangenen bestehen. Der Papst schrieb an den König von Marocco, Miramolin, und empfahl sie demselben. Dies Schreiben hatte einen glücklichen Erfolg. Als nämlich der Heilige zwei seiner Schüler im Jahre 1201 in dies Königreich schickte, kauften sie 186 christliche Sklaven los. Im folgenden Jahre ging er selbst nach Tunis, wo er mehr als 110 in Freiheit setzte. Hierauf begab er sich nach der Provence, und brachte daselbst beträchtliche Summen zusammen, um einer großen Anzahl Unglücklicher die Freiheit zu verschaffen, welche bei den Mauren in Spanien in Banden schmachteten. So viele durch den Heiligen und seine Jünger vollbrachte gute Werke verschafften dem neuen Orden bald einen großen Ruf, und brachten später den heiligen Petrus Nolascus auf den Gedanken, einen andern beinahe nach demselben Plane zu stiften.

Der Heilige machte im Jahre 1210 eine zweite Reise nach Tunis. Er hatte von den Mohamedanern viel zu leiden, welche über den Eifer ergrimmten, womit er die Gefangenen ermahnte, ihre Leiden mit Geduld zu tragen, und lieber zu sterben, als ihrem Glauben zu entsagen. Folgender Zug wird einen Begriff von der Barbarei dieser Unglücklichen geben. Als sie den Heiligen mit 120 Sklaven, die er losgekauft, sich einschiffen sahen, nahmen sie das Steuerruder seines Schiffes weg, und zerrissen die Segel desselben, damit es mitten in den Fluthen untergehe. Johannes, voll Gottvertrauen, verlor den Muth nicht; er bat den Himmel, die Leitung des Fahrzeuges zu übernehmen, spannte dann die Mäntel seiner Gefährten als Segel aus, kniete auf dem Verdecke mit dem Crucifix in der Hand nieder, und sang während der ganzen Fahrt Psalmen zum Preise Gottes. Der Ausgang bewies, daß ein lebendiger Glaube niemals unbelohnt bleibt. Die Fahrt lief sehr glücklich ab, und das Schiff landete in wenigen Tagen im Hafen von Ostia in Italien. Da die Gesundheit des Johannes sichtlich abnahm, und seine Kräfte ihn täglich mehr verließen, so mußte er die kurze Zeit, die ihm noch zu leben übrig blieb, in Rom zubringen.

Der gottselige Felix von Valois hielt sich unterdessen immer in Frankreich auf, wo er mit wunderbarem Erfolge an der Fortpflanzung seines Ordens arbeitete. Um jene Zeit gründete er eine Niederlassung zu Paris. Das Kloster wurde auf der Stelle erbaut, wo eine dem heiligen Mathurin geweihte Kapelle stand, woher die Trinitarier in Frankreich den Namen Mathuriner erhielten. Johann von Matha lebte noch zwei Jahre zu Rom, einzig mit Werken der Barmherzigkeit und mit Bußpredigen beschäftigt. Gott gab seinen Reden eine solche Kraft, daß die verhärtetsten Sünder in sich gingen und den aufrichtigen Entschluß faßten, der göttlichen Gerechtigkeit für ihre Vergehungen genug zu thun. Endlich unterlag er der Last seiner Anstrengungen und Bußwerke, und starb am 21. Dezember 1213, 61 Jahre alt. Er wurde in der St. Thomaskirche begraben, wo man noch sein Grabmal sieht, sein Leib aber wurde später nach Spanien gebracht.

Der heilige Stephan,

Stifter des Ordens von Grandmont.

Jahr 1124.

Stephan, der heilige, war der Sohn des frommen Grafen Thiers in Auvergne. Schon von Jugend auf zeigte er große Neigung zur Tugend und ließ den Keim jener ausgezeichneten Heiligkeit blicken, zu welcher er sich später erschwang. Ein tugendhafter Priester, Milon mit Namen, damals Dechant der Kirche zu Paris, hatte die Leitung seiner Erziehung. Im Jahre 1074 zum Bischof von Benevent erwählt, behielt er den jungen Stephan bei sich und fuhr fort, denselben in der Kenntniß der heiligen Schrift und in den Wegen der Vollkommenheit zu unterrichten. Durch die seltenen Vorzüge seines Schülers bewogen, beschloß er, denselben für den Altardienst zu bestimmen und weihte ihn zum Diakon. Nach Milon's Tode, im Jahre 1076, ging Stephan zur Vollendung seiner Studien nach Rom, wo er vier Jahre verweilte. Während dieser ganzen Zeit schien ihn eine innere Stimme aufzufordern, die Welt zu verlassen. Die Betrachtungen über die Gefahren, welche mit der Führung der Seelen verbunden sind, über die Nothwendigkeit, ein Büßerleben zu führen, und über die Vortheile, welche die Einsamkeit gewährt, brachten seinen Entschluß zur Reife. Er wendete sich daher an den Papst Gregor VII. mit der Bitte, Eremit werden und der Regel einer sehr strengen Congregation folgen zu dürfen, die er in Calabrien kennen gelernt hatte.

Als der Papst ihm seinen Wunsch gewährte, kehrte er nach dem Schlosse Thiers zurück, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Er hatte daselbst harte Kämpfe mit seinen Freunden zu bestehen, die sich seinem Vorhaben widersetzten. Seine Eltern, die ihn stets als ein Kind des göttlichen Segens betrachtet hatten, und weit entfernt, seinen Wünschen entgegenzutreten, gerne zu ihrer Erfüllung beigetragen hatten, lebten seit einiger Zeit nicht mehr. Alle Gegenvorstellungen seiner Freunde waren vergeblich, er entfloh in der Stille und zog sich, nachdem er von einer Einöde in die andere umhergeirrt war, auf den Berg Muret bei Limoges zurück, wo eine außerordentliche Kälte herrschte, und nur wilde Thiere hausten. Hier beschloß der Heilige seinen

Aufenthalt zu nehmen, und sich durch ein besonderes Gelübde dem Herrn zu weihen, welches so lautet: Ich, Stephan, entsage dem Teufel und seiner Pracht, ich opfere mich ohne Vorbehalt dem Vater, Sohn und heiligen Geist, dem Einen Gott in drei Personen." Er schrieb mit eigener Hand diese Urkunde seines Gelübdes, und bewahrte sie stets nebst dem Ringe auf, dessen er sich zur Siegelung derselben bedient hatte.

Aus Baumzweigen machte er sich eine Hütte, um sich vor der Ungunst des Wetters zu schützen, und brachte hier 46 Jahre im Gebet und Bußübungen zu.

er strenge auf die Erfüllung der dem Einsiedlerleben wesentlichen Pflichten, z. B. Stillschweigen, Armuth und Selbstverläugnung. Die Ermahnungen an seine Schüler gingen vornehmlich auf die Nothwendigkeit, das Herz von jeglicher Neigung zum Irdischen loszuschälen. Zu Jenen, die sich ihm vorstellten, um unter seiner Leitung zu leben, pflegte er zu sagen: „Hier ist ein Gefängniß, aus welchem keine Thüre hinausführt, und man kann nicht anders wieder hinaus kommen, um in die Welt zurückzukehren, als wenn man durchbricht. Wenn euch dies Unglück begegnete, so wäre es mir nicht möglich, euch Jemand nachzuschicken, indem sich hier Niemand befindet, der in Bezug auf die Welt nicht eben so fremd wäre, als ich" Stephan sah sich als den letzten seiner Gemeinde an und nahm stets die unterste Stelle ein. Er war ein Feind aller Ehrenbezeugungen, die mit dem Range eines Obern verbunden sind. Wenn seine Mönche am Essen waren, setzte er sich mitten unter sie auf den Boden und las ihnen das Leben der Heiligen vor. Gott belohnte diese Demuth damit, daß er ihm die Gabe der Prophezeihung und Wunder verlieh. Unter allen Wundern aber, die er wirkte, ist keines auffallender, als die Bekehrung einer großen Anzahl verstockter Sünder. Niemand konnte der Salbung widerstehen, von welcher alle seine Worte begleitet waren.

Seine Abtödtungen waren außerordentlich, u. übersteigen fast die menschliche Schwachheit. Er nährte sich Anfangs nur von Kräutern und Wurzeln, allein einige Hirten, die im zweiten Jahre seiner Einsamkeit ihn entdeckten, waren so mildthätig, ihm von Zeit zu Zeit einiges Brod zu bringen. Bauern aus der Nachbarschaft traten später an die Stelle der Hirten und erwiesen ihm fortwährend denselben Liebesdienst, so lange er lebte.

Nicht zufrieden, sich durch das strenge Fasten zu kasteien, trug er auch ein Bußhemd von eisernen Ringen auf dem bloßen Leibe, und darüber ein Gewand von sehr geringem Stoffe, Sommer und Winter immer das gleiche. Mußte er sich einige Ruhe gönnen, so legte er sich auf Bretter, die wie ein Sarg zusammengesetzt waren; die Zeit, die er nicht zur Handarbeit verwandte, brachte er auf den Knien liegend in tiefster Anbetung der göttlichen Majestät zu. Die Wonne, die er in der Uebung der Betrachtung kostete, nahm alle Kräfte seiner Seele so sehr in Anspruch, daß er oft zwei bis drei Tage nach einander nicht daran dachte, etwas zu essen. Erst in seinem 60. Jahre ließ er sich wegen seiner außerordentlichen Magenschwäche bewegen, einige Tropfen Wein in das Wasser zu mischen, das ihm zum Getränke diente.

Der heilige Stephan auf dem Berge Muret.

Da der Ruf seiner Heiligkeit mehrere Personen in seine Wüste führte, so mußte er bald Schüler aufnehmen.

Er liebte sie, wie seine Kinder, und leitete sie so verständig, daß er stets die Abtödtungen nach ihrem Temperamente einrichtete. Hart gegen sich selbst, war er gegen andere die lautere Sanftmuth. Doch hielt

Der Ruf verbreitete die ausgezeichnete Heiligkeit Stephans immer weiter. Zwei Cardinäle, welche als Legaten in Frankreich anwesend waren, besuchten ihn in seiner Wüste, und fragten ihn unter Anderm, welche Lebensweise er befolge. „Bist du", sprachen sie, „ein Canoniker, ein Mönch oder Eremit?" „Nichts von allem dem", erwiederte der Heilige. Da man in ihn drang, sich klar darüber auszusprechen, gab er folgende Antwort: „Wir sind arme Sünder, welche die Barmherzigkeit Gottes in diese Wüste führte, um hier Buße zu thun. Der heilige Vater hat uns auf unsere Bitte selber zur Sühne unserer Sünden die verschiedenen Uebungen auferlegt, die wir hier befolgen. Wir sind zu unvollkommen und schwach, als daß wir den Muth hätten, die Gluth der Andacht jener heiligen Eremiten nachzuahmen, welche die Be-

schaulichkeit so innig und anhaltend mit Gott vereinigte, daß sie die Bedürfnisse ihres Leibes vergaßen. Ihr sehet übrigens, daß wir weder das Kleid von Mönchen, noch von Canonikern tragen; wir sind noch weiter entfernt, ihren Namen anzunehmen, weil wir weder den Charakter der einen, noch die Heiligkeit der andern besitzen. Nein, wir sind nur arme Sünder, welche, ergriffen von dem Gefühl der göttlichen Gerechtigkeit, mit Furcht und Zittern daran arbeiten, sich Jesum Christum am großen Tage des Gerichtes gnädig zu machen." Die Legaten verließen den Heiligen von Ehrfurcht durchdrungen, und sehr erbaut von allem, was sie gesehen und gehört hatten.

Acht Tage nach ihrer Abreise ward Stephan vom Himmel eine Offenbarung, daß sein Ende herannahe. Dies war für ihn ein neuer Sporn, in allen seinen Uebungen den Eifer zu verdoppeln. Als er einige Zeit nachher in die Krankheit fiel, von welcher er nicht wieder aufstehen sollte, verwendete er die wenigen Augenblicke, die ihm blieben, dazu, seine Schüler in ihrem Berufe zu stärken, und ihnen ein inniges Gottvertrauen einzuflößen. Er sprach so eindringlich und rührend zu ihnen, daß er sie von ihrer Unruhe befreite, was wohl nach seinem Tode aus ihnen werden würde. Er ließ sich darauf in die Kirche tragen, wo er die heilige Messe anhörte und die Sakramente der letzten Oelung und der heiligen Wegzehrung empfing. Er starb am 8. Februar 1124, beinahe 80 Jahre alt, indem er oftmals die Worte wiederholte: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist." Seine Schüler begruben ihn in der Stille, um den großen Andrang des Volkes zu vermeiden, allein die Kunde von seinem Tode hatte sich nicht so bald verbreitet, als die Leute in Schaaren zu seinem Grabe strömten, wo viele Wunder geschahen. Vier Monate nach seinem Tode traten die Mönche von Ambazac, einer von der Abtei St. Augustin zu Limoges abhängigen Priorei, mit Ansprüchen auf den Berg Muret hervor und forderten den Leichnam als ihr Eigenthum zurück. Die Schüler Stephans, welche den Geist und die Grundsätze ihres seligen Meisters geerbt hatten, wollten lieber ihren Aufenthalt verlassen, als durch gerichtliche Entscheidung sich den Besitz desselben sichern. Sie zogen sich daher in die Wüste von Grandmont, eine Stunde von Muret, zurück, indem sie die kostbaren Reliquien ihres heiligen Stifters mit sich nahmen; daher ihr Name Grandmontiner. Der heilige Stephan wurde im Jahr 1189 von dem Papste Clemens III., auf Ansuchen des Königs Heinrich II. von England, heilig gesprochen.

9. Februar.

Der heilige Nicephorus,

Martyrer zu Antiochien.

Jahr 260.

Zu Antiochien, in Syrien, lebte ein Priester Sapricius, und ein Laie, Nicephorus mit Namen, welche seit vielen Jahren durch die Bande der zärtlichsten Freundschaft miteinander verbunden waren, aber der Feind der Menschen säete Zwietracht unter sie, und Haß trat an die Stelle der Freundschaft in dem Grade, daß sie einander auf der Straße auswichen. Endlich jedoch ging Nicephorus in sich, er sah die Häßlichkeit seiner Sünde ein und beschloß, sich mit Sapricius wieder auszusöhnen. In dieser Absicht bat er einige Vertraute, in seinem Auftrage zu ihm zu gehen, ihm seine aufrichtige Reue zu versichern, und ihm seinen Entschluß zu eröffnen, ihm jede Genugthuung zu leisten. Allein diese Schritte waren umsonst, Sapricius wollte nichts von Aussöhnung hören. Nicephorus gab nicht nach, er machte einen zweiten und dritten Versuch, aber immer ohne Erfolg. Sapricius verschloß hartnäckig sein Ohr, nicht nur den Bitten der Menschen, sondern selbst der Stimme des Erlösers, welche ihm zurief: „Verzeih, und es wird auch dir verziehen werden." Endlich, da Nicephorus sah, daß er durch Vermittlung anderer nichts erreichen konnte, suchte er selbst Sapricius auf, warf sich ihm zu Füßen, gestand demüthig seinen Fehler, und bat im Namen Jesu, ihm zu verzeihen. Dieser letzte Schritt war ebenso vergeblich, als die frühern.

Als im Jahr 260 durch die Befehle des Valerian und Gallienus eine Christen-Verfolgung ausbrach, wurde Sapricius verhaftet und vor den Statthalter geführt, welcher ihn um seinen Namen fragte: „Ich heiße Sapricius", war die Antwort. — „Zu welchem Glauben bekennst du dich? — „Ich bin ein Christ." — „Bist du ein Geistlicher?" — „Ich habe die Ehre, Priester zu sein." „Wir Christen", setzte er bei, „bekennen als Herrn und Meister Jesum Christum, den einzigen wahrhaftigen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat. Die Heiden sind nur Dämonen." Der Statthalter, voll Zorn über diese Antwort, gab Befehl, ihn unter die Schraubenpresse zu bringen, eine Maschine, welche von den Tyrannen zur Folter der Gläubigen erfunden worden war. Sapricius erduldete diese furchtbare Marter mit großer Standhaftigkeit und sprach zum Richter: „Mein Leib

ist in deiner Macht, aber meiner Seele kannst du nichts anhaben. Nur Jesus Christus, mein Heiland, ist Herr darüber." Der Statthalter, welcher sah, daß er nichts ausrichten konnte, sprach folgendes Urtheil: „Sapricius, Priester der Christen, welcher der lächerlichen Ueberzeugung lebt, daß er wieder auferstehen werde, soll dem Nachrichter überliefert und zur Strafe der Verachtung, die er gegen das Edikt der Kaiser bewies, enthauptet werden."

Sapricius hörte sein Urtheil freudig an und eilte nach dem Richtplatze, in der Hoffnung, die Martyrerkrone zu empfangen. Als dieß Nicephorus erfuhr, lief er ihm entgegen, warf sich ihm zu Füßen und sprach: „Martyrer Jesu Christi, verzeih mir den Fehler, den ich gegen dich begangen habe."

Aber Sapricius gab ihm keine Antwort. Nicephorus stand auf und ging weiter, um ihn in einer andern Straße zu erwarten, durch welche er kommen mußte. Als er ihn herkommen sah, bahnte er einen Weg durch die Menge, fiel ihm noch einmal zu Füßen und bat ihn wiederholt um Verzeihung für einen Fehler, den er mehr aus menschlicher Schwäche als in der Absicht zu beleidigen begangen habe. „Ich beschwöre dich, sprach er, verzeihe mir, bei dem glorreichen Bekenntniß, das du soeben von der Gottheit Christi abgelegt hast." Sapricius, dessen Herz immer verstockter wurde, wollte ihn nicht einmal ansehen. Da sprachen die Soldaten, müde, den Nicephorus immer dasselbe wiederholen zu hören, zu ihm: „Wir haben noch nie einen unsinnigern Menschen gesehen als dich; er geht zum Tode und du bittest ihn um Verzeihung!' Als man auf der Richtstätte angekommen war, wiederholte Nicephorus den Versuch und verdoppelte seine Bitten mit neuer Heftigkeit, allein Sapricius hörte nicht darauf und verweigerte ihm, wie bisher, hartnäckig die Verzeihung. Bald wurde er dafür auf die schrecklichste Weise bestraft; denn Gott entzog ihm seinen Glauben und die Glorie des Martyrertodes. Als die Henker ihm befahlen, niederzuknieen, um den Todesstreich zu empfangen, rief er aus: „Warum will man mir den Kopf abschlagen?" — „Weil du", versetzten die Schergen, „nicht den Göttern opfern willst, und dich weigerst, aus Liebe zu einem Menschen, den man Christus nennt, den Befehlen des Kaisers zu gehorsamen." Darauf erwiderte der unglückliche Sapricius: „Haltet ein, meine Freunde, tödtet mich nicht, ich will thun, was ihr wollt, und bin zum Opfern bereit." Nicephorus, welcher anwesend war, fühlte den tiefsten Schmerz über seinen Abfall. „Bruder, rief er aus, was thust du? Ach, entsage nicht Jesu Christo, unserem Herrn und Meister." Aber Sapricius achtete nicht auf das, was ihm sein alter Freund sagte. Da sprach Nicephorus, seinen Fall bitterlich beweinend, zu den Henkern: „Ich bin ein Christ und glaube an Jesum Christum, welchen dieser Unglückliche so eben verleugnet hat. Seht ich bin bereit, an seiner Stelle zu sterben." Diese so unerwartete Erklärung überraschte alle Zuschauer. Einer der Offiziere eilte schnell nach dem Palaste des Statthalters und sprach: „Sapricius verspricht den Göttern zu opfern, aber ein anderer Mann will für denselben sterben; unaufhörlich ruft er, er sei ein Christ, er werde nie den Göttern opfern und den Befehlen der Kaiser gehorchen." Auf diesen Bericht fällte der Statthalter das Urtheil: „Wenn dieser Mensch auf seiner Weigerung beharrt, den unsterblichen Göttern zu opfern, so soll er mit dem Schwerte hingerichtet werden." Nicephorus, welcher unerschütterlich auf seinem ersten Entschlusse blieb, wurde enthauptet und erhielt somit die Palme des Martyrerthums, die drei unsterblichen Kronen des Glaubens, der Demuth und der Liebe.

Die heilige Apollonia,

Jungfrau und Martyrin.

Drittes Jahrhundert.

Die heilige Apollonia, Jungfrau und Martyrin, lebte zu Alexandria, ausgezeichnet durch christl. Tugendwandel, und war bereits schon alt, als um das Jahr 249 eine heftige Verfolgung gegen die Christen in jener Stadt ausbrach. Weil sie ihren Glauben an Jesus Christus nicht abschwören wollte, zerschlugen ihr die Heiden mit Fäusten und Steinen das Gesicht, so daß ihr unter Blutströmen die meisten Zähne ausbrachen. Dann zündeten sie ein großes Feuer an, und drohten wiederholt, wofern sie Christus nicht verleugne, sie zu verbrennen. Die heilige Jungfrau aber, vom heiligen Geiste getrieben, wie der heilige Augustinus sagt, um diesen Ungläubigen die Macht des christlichen Glaubens, Hoffens und Liebens zu zeigen, stürzte sich selbst in die lodernden Flammen.

Die heilige Apollonia wird bei Zahnschmerzen häufig als Fürbitterin angerufen, damit Gott in Hinsicht jener großen Schmerzen, welche sie bei Ausbrechung ihrer Zähne für seine Ehre litt, den an diesem Uebel leidenden ihre Schmerzen abnehme, oder Geduld zur verdienstlichen Ertragung derselben verleihe.

Der heilige Alto,

Abt.

Achtes Jahrhundert.

Um das Jahr 740 oder 750 kam ein fremder, heiliger Mann, Namens Alto, in's Bayernland. Er war aus Schottland gebürtig und der Sohn reicher und vornehmer Eltern. Alto verschmähte die glänzenden Verhältnisse seines elterlichen Hauses; Freuden

und Ehren, Geld und Gut hatten für ihn keinen Reiz und er zog es vor, in der Einsamkeit Gott zu dienen, und durch Gebet und fromme Arbeit auch für das Seelenheil seiner Mitbürger zu sorgen. So zog er denn aus von seinem Vaterlande, wie es in jenen Zeiten so viele heilige Männer thaten, und kam, wie diese über das Meer nach Deutschland. In einem Walde zwischen Augsburg und München gefiel es ihm gar wohl, da däuchte es ihm, daß es ein stiller heimlicher Ort sei für Gebet und Betrachtung. So steckte er seinen Stab in die Erde, und lebte daselbst als ein Waldbruder. Er hatte, wie die alte Legende sagt, Gott lieb, und diente ihm mit Beten und Fasten Tag und Nacht, und baute sich seine Nahrung mit seiner Hände Arbeit. Sein Licht leuchtete hell aus dem Walde und die Leute erbauten sich an dem heiligen Manne. Mancher gieng mit schwerem Herzen und gebeugter Seele zu dem Einsiedler und holte sich Rath in zeitlichen und geistlichen Dingen und keiner ging ohne Erleichterung und Trost von dem frommen Waldbruder. Die Frommen hatten Freude und stärkten sich an seinem Wort und Beispiele, und die Bösen scheuten sich vor ihm, oder gingen in sich und thaten Buße.

Um dieselbe Zeit kam vom Frankenlande her der König Pipin nach Bayern und als er von dem frommen Waldbruder hörte, hatte er eine große Freude an dem stillen gesegneten Wirken des heiligen Mannes und schenkte ihm den Wald, worin seine Klause stand. Alto rodete nun die Bäume aus, und pflanzte in die schönen Felder Brodfrucht für die armen Leute. — Schon lange hatten sich fromme Seelen um ihn gesammelt, die gar oft zu ihm kamen, wie zu einem christlichen Vater. — Diesen war er ein weiser Lehrer und leitete sie auf den Wegen des Heiles, daß sie die Welt verlassen und allein ihrem Gott ihr Herz schenken wollten. Sie sagten ihrem heiligen Lehrer, daß sie bei ihm wohnen möchten, und nun baute er Hütten für sie, und zuletzt ein Kloster und eine Kirche — und das ist das schöne Kloster Altenmünster geworden.

Der heilige Bonifacius, der große heilige Apostel Deutschlands, hörte davon, ging selbst dahin, und weihte das Kloster ein.

Der heilige Alto lebte als Abt unter seinen Klosterbrüdern und starb als ein heiliger Mann, wie er gelebt hatte. Da das Volk ihn sehr hoch in Ehren hielt und Gott selbst durch Wunder und Zeichen die Heiligkeit seines Dieners kundthat, so ward Alto als ein Heiliger verehrt und vom heiligen Vater unter die Zahl der Heiligen versetzt.

Tod des hl. Abtes Alto.

Der heilige Anterus,

Papst.

Jahr 238.

Der heilige Anterus, von Geburt ein Grieche, war der achtzehnte nach andern der neunzehnte Papst und folgte dem heiligen Pontianus im Pontificate. Seine Verordnung, die Martyreakten sorgfältig zu sammeln, gab dem Wütherich Kaiser Maximin Anlaß, ihn hinrichten zu lassen.

10. Februar.

Die heilige Scholastica,

Jungfrau.

Jahr 542.

Der heil. Benediktus und die heil. Scholastica waren Zwillingsgeschwister. Ihre frommen Eltern, Eutropius und Abundantia, welche lange ohne Kinder in der Ehe lebten, hatten sie von Gott erfleht. Die beiden Kinder waren auch dem Geiste nach so innig verwandt, daß beide einen gleich starken Eifer im Guten, die liebenswürdigste Unschuld und große Geistesanlagen hatten.

Scholastica gelobte frühe, sich im jungfräulichen Stande dem Dienste Gottes zu widmen. Dazu mag das Beispiel ihres gottsel. Bruders viel beigetragen haben. Der hl. Benedikt hatte auf dem Berge Cassino ein schönes Kloster erbaut und lebte dort mit vielen Geistlichen, welche die Welt verlassen hatten, in klösterlicher Zucht und brüderlicher Eintracht. Auch Scholastica wählte das Klosterleben und ward die Vorsteherin Gott geweihter Jungfrauen in einem Kloster, welches ihr der heil. Benedikt nicht ferne von dem seinigen erbauen ließ. Die Anleitung zur Einrichtung und Regierung ihrer Klostergemeinde bei Cassino erhielt sie vom heil. Benedikt, sowie auch er ihr geistlicher Vater und vorzüglichster Führer auf dem Wege des geistlichen Lebens war. Ihre Lebensweise war sehr streng. Sie aß nur einmal des Tages, und zwar erst beim Untergange der Sonne. Aber mild und herzerhebend war ihr Wandel, und ihre Liebe. Ihre Rede war so holdselig, daß Niemand sie hörte, ohne die Liebe Gottes, welche ihr Herz entflammte, auch in seinem Herzen zu empfinden.

Jungfrauen aus allen Ständen eilten zu ihr, um durch die Pflege einer so gottsel. Vorsteherin den Weg der Tugend und Gottesfurcht sicherer zu wandeln.

Benedikt und Scholastica kamen i. J. einmal zusammen in einem Landhause, welches von dem Berge Cassino und von Plumbarola (so hieß das Kloster der heiligen Scholastica) gleichweit, nämlich 1500 Schritte entfernt war. Da erhielt Scholastica, wie so eben bemerkt wurde, die brüderlichen Anweisungen zur Regierung ihres Klosters; da entflammte sich ihr Glaube, ihr Vertrauen, ihre Liebe — an dem Glauben, an dem Vertrauen, an der Liebe ihres Bruders; da eröffneten sich zwei edle in Gott und mit Gott lebende Seelen ihr Herz und theilten einander liebend die gottseligen Empfindungen und Gesinnungen ihres Herzens mit; da priesen sie Gott, da dankten sie Gott für die Wunder der Gnade, die er an ihnen gethan hatte; da schwanden dem Bruder und der Schwester die Stunden in heil. Unterhaltung wie Augenblicke hin, und jedes kehrte in heil. Freude mit neu erglühtem Eifer in seine Zelle zurück. Hätten wir die Gespräche, die zwischen ihnen vorkamen, gewiß würden wir sie der Engel Gottes würdig finden. Die heilige Scholastica kam nie in das Kloster ihres Bruders, weil dieser die Anordnung getroffen hatte, daß sich Weibspersonen demselben nur bis auf eine bestimmte Grenze nähern, nie aber diese Grenze überschreiten durften.

Sehr merkwürdig ist die letzte Zusammenkunft zwischen dem heil. Benedikt und der heil. Scholastica. Viel zu schnell waren die Stunden des Tages der Schwester in heil. Unterhaltung verflossen. Es ward Abend und Benedikt wollte, wie er es immer that, zu seiner Zelle zurückkehren. Scholastica wünschte die selige Freude noch länger zu genießen, vielleicht in der Ahnung, daß es das letzte Mal in diesem Leben sein werde; sie bat daher flehentlich ihren Bruder bis zum nächsten Morgen da zu bleiben und die geistige Unterhaltung fortzusetzen; er aber weigerte sich dessen standhaft und betheuerte, daß es ihm nicht erlaubt sei, außer seinem Kloster zu übernachten. So strenge hielt der gottselige Mann auch selbst da die Vorschriften, die er seinen Brüdern gemacht hatte. Scholastica ward sehr betrübt, stützte ihr Haupt mit beiden Händen über dem Tische, weinte und bat in ihrem Herzen zu Gott, daß er in's Mittel treten wolle. Sogleich entstand ein schweres Ungewitter, fürchterlicher Donner und gewaltige Blitze und bald stürzten heftige Regengüsse aus den Wolken, obgleich der Himmel zuvor noch ganz heiter gewesen war. Da sprach Benedikt: „Schwester, der allmächtige Gott wolle dir vergeben; was hast du gethan?“ Scholastica antwortete: „Du hast auf mein Flehen nicht geachtet, der Herr aber hat mein Bitten erhört. Verlaß mich nun und gehe, wenn du kannst.“ Benedikt mußte des andauernden Gewitters wegen wider seinen Willen am Orte bleiben, und die Nacht ward zwischen beiden in himmlischer Unterhaltung zugebracht. Am andern Morgen kehrten sie zu ihren Zellen zurück.

Drei Tage nachher sah der heil. Benedikt, als er in seiner Zelle stand und gen Himmel schaute, die Seele seiner Schwester in Gestalt einer Taube dahin auffahren. Sein Herz ward erfüllt mit unbeschreiblicher Freude und mit dankbarer Lobpreisung Gottes. Er zeigte den Tod seiner Schwester seinen Brüdern an, ließ den Leichnam der Verstorbenen in sein Kloster bringen und dahin beerdigen, wo er auch für sich die Grabstätte bestimmt hatte. So sollten auch die Leiber derer, deren Geist so ganz einig in Gott war, nicht von einander getrennt werden.

Scholastica starb im Jahr 542, also nur kurze Zeit vor dem heiligen Benedikt.

11. Februar.

Der selige Johannes de Britto als Missionär in Indien.

Der selige Johannes de Britto.

Missionär und Märtyrer.

Jahr 1693.

Johannes de Britto war von vornehmen Eltern am 1. März 1647 zu Lissabon geboren. Schon im 4. Lebensjahr verlor er seinen Vater, der als Statthalter von Brasilien zu Rio Janeiro starb. Seine Mutter, Beatrix de Britto war sehr fromm und sah es als die Aufgabe ihres Lebens an, ihre Kinder, von denen Johannes der Zweitgeborene war, durch Wort und Beispiel zur Frömmigkeit und christl. Tugend zu erziehen. Vor Allem prägte sich der oft wiederholte Lebensgrundsatz dieser edlen Mutter: „Man darf Gott nicht mißfallen, um den Menschen zu gefallen," tief dem Herzen ihres Kindes ein. Schon im neunten Jahre kam Johannes als Edelknabe bei dem Infanten Don Pedro an den königlichen Hof. Treu den frommen Uebungen und den Grundsätzen, die er von der Mutter gelernt, ließ er sich durch das Beispiel seiner ausgelassenen Gefährten nicht hinreißen und wie die Tugend stets dem Laster ein Gegenstand des Vorwurfes und darum des Hasses wird, so konnten auch sie die Eingezogenheit und kindliche Frömmigkeit des kleinen Johannes nicht ertragen; sie feindeten ihn an, verlachten ihn, nannten ihn einen Heuchler und gingen so weit, ihn sogar manchmal zu mißhandeln, so daß man ihn seiner Standhaftigkeit wegen den kleinen Martyrer nannte.

Als er ungefähr 11 Jahre alt war, wurde er tödtlich krank, und die Hoffnung seiner Genesung war verschwunden. Da wandte er sich um Hilfe zu dem hl. Franz Xaver, dem er von Kindheit an mit besonderer Andacht ergeben war, und seine Mutter that zu Ehren dieses Heiligen das Gelübde, daß sie ihr Kind, wenn es am Leben bleibe, ein Jahr lang das Ordenskleid der Jesuiten tragen lassen wolle, ein Gelübde, das zu jener Zeit nichts ungewöhnliches war, um das Vertrauen zu dem Heiligen auszudrücken, dessen Schutz man anflehte. Kaum war das Gelübde gemacht, so genas Johannes vollständig.

Der Knabe erschien nun am Hofe des Infanten in dem Ordenskleid der Gesellschaft Jesu, und besuchte zugleich die Schule des Collegiums vom heil. Antonius.

Das Jahr war vorüber, das Gelübde war erfüllt. Der Knabe legte das geistliche Kleid wieder ab. Aber bereits war in seiner Seele das Verlangen nach den himmlischen Gütern erwacht. Was die Welt bieten konnte, schien ihm zu gering. Er wollte etwas Großes thun, um die Krone einer ewigen Seligkeit zu erlangen. Von diesem Grundsatze geleitet, begehrte er im 15. Jahre seines Lebens die Aufnahme in das Noviziat der Gesellschaft Jesu und erhielt sie.

Kaum hatte er in der ersten Probezeit die geistlichen Uebungen gemacht, so entzündete sich die Liebe Gottes so sehr in seinem Herzen, daß er sich sehnte, für Gott die heldenmüthigsten Opfer zu bringen. Am hl. Weihnachtstage, an dem Johannes das Ordenskleid erhielt, war im Noviziate die Gewohnheit, wie die studirende Jugend noch jetzt zu Rom am Feste des hl. Aloysius zu thun pflegt, daß jeder Novize dem Kindlein Jesu eine geschriebene Bitte darbrachte, worin eine Gnade ausgedrückt war, die

man zu erhalten wünschte. Auch Johannes brachte dem Kindlein Jesu sein Bittgesuch dar, und verlangte in demselben auf das Dringlichste die Gnade, als Missionär nach Japan gesendet zu werden, dort lange Zeit für das Reich Gottes zu arbeiten, und am Ende die Krone des Martyrthums zu erwerben.

Nachdem er mit größtem Eifer sich bemüht hatte, im Gebete, in der Demuth, Selbstverleugnung, Ertragung der Unbilden und allen andern Tugenden, die zum apostolischen Berufe unerläßlich erforderlich sind, sich gründlich zu üben, und bereits einen Theil seiner Studien zurückgelegt hatte, ward er in das Collegium vom hl. Antonius nach Lissabon berufen, um dort die Grammatikalklassen zu lehren. Seine Sehnsucht zog ihn nach Indien. Schon während der Studien hatte er den General der Gesellschaft, Oliva gebeten, in diese Mission gesendet zu werden. Um diese Gnade zu erlangen, wandte er sich durch beharrliches Gebet und mit festem Vertrauen zu seinem besondern Schutzpatron, dem hl. Xaverius, Apostel von Indien; er wiederholte seine Bitte beim Ordensgeneral, und ungeachtet seiner schwächlichen Gesundheit wurde sie ihm wider alle Erwartung endlich gewährt. — Als nach Ordensgebrauch in der Hauskapelle und in Gegenwart aller Väter und Brüder des Collegiums der Brief des P. Generals vorgelesen wurde, wodurch ihn das glückliche Loos traf, auf die Mission geschickt zu werden, glühte sein Angesicht, Thränen traten ihm in die Augen, er jubelte vor Freude und dankte Gott tausendmal für den Ruf zu einer so hohen Sendung. Er wurde sogleich zum Priester geweiht, und schon bereitete er sich zur Abreise.

Nun erhob sich aber ein gewaltiger Sturm von Seiten seiner Mutter. Obwohl dieselbe zum Eintritt ihres Sohnes in den Orden gerne ihre Zustimmung gegeben, so erschien es ihr doch unerträglich, daß derselbe jetzt das Vaterland verlassen und ihr für immer entrissen werden sollte. Sie bat und beschwor ihn mit Thränen, von seinem Entschlusse abzustehen. Seine Entfernung werde ihr Leben verbittern, sie vor der Zeit ins Grab stürzen, kurz, sie ließ nichts unversucht, um sein Herz zum Mitleid zu bewegen. In der That, P. Johannes hatte tiefes Bedauern mit der Betrübniß seiner Mutter; allein er stellte ihr vor, daß sein Ruf von Gott käme; er müsse dieser Stimme gehorchen; man dürfe Gott nicht mißfallen, um den Menschen zu gefallen; sie könne kein edleres Opfer bringen, als sich dem Willen Gottes zu unterwerfen, der ihren Sohn zu einem so hohen Werke berufen, als die Bekehrung der Heiden sei; Gott werde ihr Opfer überreichlich in diesem und dem andern Leben segnen. Doch die Mutter ergab sich nicht. Sie wendete sich an den Provinzial des Ordens, an den päpstlichen Nuntius, an den Infanten Don Pedro, an den König selbst, um die Abreise ihres Sohnes zu verhindern; doch Alles war vergeblich. P. Johannes entschuldigte zwar den Schmerz seiner guten Mutter, die ein paar Monate zuvor auch ihren erstgeborenen Sohn durch den Tod verloren hatte, aber sein apostolisches Herz machte keine Rechnung mit Fleisch und Blut. Er war eingedenk der Worte Christi: „Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht werth; laß die Todten ihre Todten begraben, und folge mir nach.“ Mit blutendem Herzen reißt er sich los und schifft sich nach Madura ein. Nach einer langen beschwerlichen Fahrt in Indien angelangt, vollendete er zu Goa seine theologischen Studien erlernte die tamulische Sprache und begab sich endlich im April 1674 an den Ort seiner Bestimmung.

Es wäre zu weitläufig, hier zu schildern, mit welcher Opferwilligkeit, mit welchem Eifer und mit welcher Liebe P. Britto seinem apostolischen Berufe sich hingab. Treu dem Vorbilde, dem hl. Franz Xaver, durchzog er jene weiten Reiche oft mit bloßen Füßen in äußerster Armuth, enthielt sich des Weines, des Fleisches und der Fische. Oft war auf seinen Wanderungen über hohe Berge der unausstehlichen Hitze und dem Anfalle wilder Thiere ausgesetzt. Oft war er nahe daran, den Nachstellungen der Räuber, wilder Horden und der Götzenpriester und tausend andern Gefahren zu unterliegen. Als er i. J. 1682 auf die Fischerküste berufen war, litt er, wie einst der Apostel Paulus von sich schrieb, dreimal Schiffbruch, und war nach seiner eigenen Schilderung 23 Tage stets in Todesgefahr. Doch nichts konnte seinem Eifer Einhalt thun. Durchdrungen von der Wichtigkeit seines apostolischen Berufes und angetrieben von der Liebe zu Gott und zur Rettung der edlen Menschenseelen predigte er mit unermüdlichem Eifer das Wort Gottes, unterrichtete die Kinder, taufte die Erwachsenen, besuchte die Kranken, kurz er war Allen Alles. Die Zahl der Ungläubigen, die sich bekehrten und die er taufte, wurde immer größer, so daß er unter den größten Mühseligkeiten eine ganze neue Mission gründete, und im Laufe seines apostolischen Wirkens unzählige Seelen in den Schoß der Kirche einführte. — Es war damals in jenen Ländern nicht blos Alles in Aufruhr und im Kriege, sondern es war vorzüglich durch Anstiftung der Braminen und Götzenpriester eine allgemeine Verfolgung gegen den Glauben ausgebrochen, und man konnte keinen Schritt thun, ohne Gefahr. Dennoch begab er sich von einer Mission zur andern, und sorgte sowohl für den Schutz der Missionäre, als der neubekehrten Christen. An mehreren Orten wurde er von den Soldaten und von dem Pöbel verspottet, gefangen, mißhandelt, zum Tode verurtheilt. Als er einst zu Madura im Begriffe stand, einigen Hundert Neubekehrten die Taufe zu ertheilen, wurde er von den Soldaten überfallen, die ihn mit Fäusten schlugen, mit Füßen traten, die Hände auf den Rücken banden, und zweimal schon das Schwert erhoben, um ihm das Haupt abzuschlagen. Gott errettete ihn jedoch wunderbar, weil er zu größeren Prüfungen aufbewahrt war. Zu Marava, wo er in weniger als zwei Monaten 2070 Ungläubige taufte, fehlte wenig, daß er schon i. J. 1686 die Martyrerkrone erlangt hätte. Er wurde daselbst von den Soldaten

gefangen, und als europäischer Missionär und Verkünder des Gesetzes Christi von ihrem Anführer, der ein geschworener Feind des Christenthums war, aufgefordert, das Götzenbild Xivem anzubeten. „Ich bete nur den heiligen und wahren Gott an, der Himmel und Erde erschaffen hat," erwiderte Britto, „und außer ihm werde ich nie eine andere Gottheit anerkennen." Außer sich vor Zorn ließ der Heide ihn mit Ruthen geißeln und mit eisernen Ketten schlagen und des folgenden Tages mußte er die Wasserpein aushalten. Diese Tortur besteht darin, daß man die auf den Rücken gebundenen Hände und die Füße mit Stricken in die Höhe zieht, und dann den Leib plötzlich mit aller Gewalt in's Wasser fallen läßt, wo er fast bis zum Ersticken untergetaucht, und die Pein mehrmals wiederholt wird.

In der Provinz Ramanadaburam verkündete er vor dem dortigen Fürsten den Glauben und überzeugte ihn von der Göttlichkeit desselben. „Weil aber," so entgegnete der Heide dem Missionar, „das Gesetz deines Gottes die Anbetung unserer Götter verbietet, und die Vielweiberei und den Diebstahl verdammt, so will ich nicht, daß du deine Religion meinen Unterthanen verkündest, und wenn du es thust, so werde ich dir den Kopf abschlagen lassen: ich verbanne dich also auf ewige Zeiten aus meinen Staaten." Als P. Johannes dann wieder nach Marava kam, sendeten ihn seine Obern in Geschäften der Mission nach Europa zurück. Er benützte seine Ankunft in Lissabon, um neue Mitarbeiter für die indische Mission anzuwerben, bat den Ordensgeneral, ihn von der Reise nach Rom zu dispensiren, damit er desto schneller wieder nach Asien zurückkehren könnte; und wiewohl der König von Portugal ihn auf alle mögliche Weise von der Rückkehr nach Indien abhalten, und ihn zum Erzieher seines Sohnes Don Johann machen wollte, ihm auch die Würde eines Bischofs von Cranganor antrug, so ließ er sich doch durch nichts abhalten, und eilte im April 1690 wieder in seine geliebte Mission zurück. Nach seiner Ankunft in Marava bekehrte und taufte er in 10 Tagen bei 12,000 Heiden. Auch der Fürst jener Völkerschaft, Namens Tariadevem, den P. Britto auf eine wunderbare Weise von einer Krankheit geheilt hatte, verlangte die Taufe, und weil dieser ihm erklärte, er könne sie ihm nicht ertheilen, wenn er nicht vier von den fünf Frauen, die er hatte, beseitige, so entschloß sich Tariadevem dazu, vermählte sich mit der ersten, verabschiedete die vier andern, und erhielt die Taufe. Der Zorn und die Wuth einer dieser entlassenen Frauen, welche zur Familie des Königs von Marava gehörte, war die Veranlassung, daß Johannes de Britto zum Besitze der Martyrerpalme gelangte. Der gedachte Fürst, durch die Erbitterung seiner verstoßenen Nichte und den Haß der Braminen aufgestachelt, ließ den Diener Gottes aufsuchen, um ihn zu tödten. Als P. Britto am 5. Januar das hl. Meßopfer verrichtete, offenbarte ihm Gott sein bevorstehendes Ende. Er sagte nach der hl. Messe dem Volke, daß Alle, die nicht den Muth und das Herz hätten, Blut und Leben für den Glauben an Jesus Christus hinzugeben, sich alsobald entfernen und verbergen sollten, weil die Gefahr nahe sei. Nur ein bekehrter Bramine und zwei Jünglinge blieben bei ihm. An demselben Tage Abends wurden sie überfallen, gefangen und in den Kerker geworfen. Am 28. Januar wurden P. Britto und seine Gefährten aufgefordert, die Götzenbilder von Marava anzubeten oder den Tod zu wählen. Er antwortete im Namen Aller, daß sie Christen und bereit seien, lieber tausendmal zu sterben, als ihren Glauben zu verläugnen. Des folgenden Tages wurde P. Johannes von seinen Gefährten getrennt und nach Oriur gesendet, wo er nochmals zum Abfalle vom Glauben versucht und endlich zum Tode verurtheilt wurde. Das Brevier unter dem Arme und einige Reliquien am Halse, mit heiterem freudigem Angesichte und festem Schritte ging Britto auf den Richtplatz. Dort warf er sich auf die Kniee nieder und betete, bis der Henker ihm zuerst einen Hieb auf die Achsel gab, und mit dem zweiten ihm das Haupt abschlug. Dieser glorreiche Triumph des Glaubens an Jesus Christus ereignete sich am 4. Februar 1693, nachdem P. Johannes de Britto sein 46. Jahr erreicht, 31 Jahre in der Gesellschaft Jesu und 13 Jahre in der Mission von Madura verlebt hatte.

Nach dem Tode wurden ihm Hände und Füße abgeschnitten und sammt dem Haupte an den Gürtel gebunden; der Leib auf einen Pfahl gesteckt. Später wurden seine hl. Ueberreste von den Gläubigen gesammelt, und das Schwert des Henkers, sowie der Pfahl an dem sein hl. Leib gehangen, um Geld erkauft.

Als die Nachricht von dem Martyrtode des Seligen nach Europa kam, war seine Mutter Beatrix noch am Leben, und statt sich zu betrüben, war die edle alte Mutter außer sich vor Freude, schmückte ihre Wohnung festlich aus, zog die reichsten und kostbarsten Kleider an, feierte durch mehrere Tage öffentlich und im Stillen dieses große Ereignis, und stattete Gott unendlichen Dank ab, daß er sie gewürdigt habe, die glückliche Mutter eines Martyrers zu werden. Wie kostbar der Tod des seligen P. Johannes im Angesichte Gottes war, beweisen die vielen Wunder, welche bis auf unsere Zeiten durch seine Anrufung und Fürbitte gewirkt worden. Se. Heiligkeit Pius IX. hat ihn nach gesetzlichem Beweise des Martyrthums und der erfolgten Wunder i. J. 1853 in die Zahl der Seligen versetzt, und den 11. Februar zur jährlichen Feier seines Festes bestimmt. Am 19. Mai wurde die feierliche Verkündigung, und am 21. August desselben Jahres das Fest der Seligsprechung zuerst in Rom gefeiert und gestattet, daß dieselbe in darauffolgender Jahresfrist in allen Kirchen, wo die Gesellschaft Jesu sich befindet, feierlich begangen werde.

Der heil. Saturnin, der heil. Dativ, die heil. Viktoria und ihre Gefährten.

Martyrer. Jahr 404.

Wenn ein Schiff an der afrikanischen Küste hinsegelt, und die französischen Besitzungen verläßt, um sich nach dem Königreiche Tunis zu begeben, so ermangeln die Schiffleute nicht, den Reisenden einige alte Ruinen bemerklich zu machen, welche am Strande und landeinwärts liegen.

Noch unlängst ließen diese unförmlichen Trümmer, halb verborgen von dichten Gräsern und hohem Gebüsche, kaum die Stelle der alten Stadt vermuthen, die, nachdem sie die Nebenbuhlerin Roms gewesen, eine der Hauptstädte der christlichen Welt, und durch eine Revolution der Tummelplatz der Barbaren wurde, welche aus dem Norden Europas, dann aus dem Innern Asiens kamen, und die später vor ihren Mauern einen König Frankreichs sterben sah. Heutzutage bezeichnet das Denkmal, welches an dieser Stätte die Freigebigkeit eines Königs und der fromme Sinn eines Abkömmlings dieses großen Fürsten errichtet hat, von Ferne, wenn man sich Tunis nähert, den Ort, wo der hl. Ludwig starb, und wo Carthago so lange Zeit blühte.

Carthago! Wie viele Erinnerungen aus dem Alterthume ruft dieser Name in's Gedächtnis; welche glorreiche Jahrhunderte der Kirchengeschichte! Von den römischen Kaisern nach seiner Zerstörung am Ende der punischen Kriege, wieder aufgebaut, empfing Carthago gleich im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung apostolische Schüler, welche das Evangelium in Afrika verkündigten. Afrikas Bewohner nahmen mit der ihrem Geiste eigenthümlichen Gewandtheit und Gluth die Lehre auf, die man ihnen brachte, und einmal von dem Lichte erleuchtet, wurden die Kinder Numidiens und Mauretaniens, gleich wie die Einwohner der römischen Provinz, die muthvollsten Apostel und edelmüthigsten Vertheidiger des Christenthums.

Der hl. Saturnin wird verhaftet.

Die Kaiser, erschreckt über die Fortschritte der neuen Lehre, welche die heidnische Philosophie und die Tempel der Götter mit nahem Sturze bedrohte, wütheten grausam gegen die Gläubigen; aber die Verfolgung in Afrika, wie in den andern Provinzen des Reiches vermehrte nur den Eifer und die Anzahl der Christen. Von allen Seiten sah man neue Kirchen und Bisthümer sich erheben. In allen Städten, unter allen Klassen der Gesellschaft verließen Sklaven wie Freie, Magistrate und Gelehrte, im Kriege ergraute Soldaten und Frauen, den alten Gottesdienst und verlangten die Taufe.

Die Zahl der Christen wurde bald im römischen Reiche so groß, daß schon im Beginn des 3. Jahrhunderts ein berühmter zum Glauben bekehrter Bürger Carthago's, Tertullian die beredten Worte an die Verfolger richtet: „Zeiget uns immerhin als eine schimpfliche Strafe den Pfahl, an welchen ihr uns bindet, den Holzstoß, auf dem ihr uns verbrennt — es ist dies ja unser Festgewand, unser Triumphwagen, das glänzendste Zeugnis unseres Sieges. Wir sind, sagt ihr, Thoren und Wahnsinnige, wegen dieser Todesverachtung, die doch ehedem einen Scävola, einen Regulus, einen Anaxarch und so viele Andere berühmt gemacht hat. Wie, soll man also alle Arten von Leiden für das Vaterland, für die Herrschaft, für die Freundschaft dulden dürfen, und nichts um Gotteswillen? Weil es uns geboten ist, unsere Feinde zu lieben, wen könnten wir hassen? Hat man jemals gesehen, daß wir uns zu rächen suchten, wir, die man mit solcher Wuth verfolgt, die man sogar nach dem Tode nicht schont? Und doch würde für uns eine einzige Nacht und einige Fackeln hinreichen, wenn wir Böses mit Bösem vergelten dürften, um für die Leiden, womit man uns bedrückt, eine furchtbare Rache zu nehmen. Aber fern sei von uns der Gedanke, daß eine göttliche Gesellschaft durch das menschliche Feuer gerächt werde, oder, daß diese Gesellschaft durch Leiden und Trübsale niedergeschlagen werden könnte, welche ihre Kennzeichen sind. Wenn wir, anstatt in der Stille zu handeln, zu offenem Widerstande unsere Zuflucht nehmen, würde es uns wohl an Streitkräften fehlen? die Mauren, die Markomannen, selbst die Parther, was immer für ein Volk das Land umschließt, ist es zahlreicher als wir, als eine Nation, die keine andern Grenzen hat, als die Welt? Wir sind erst von gestern her, und erfüllen bereits Alles, was Euch gehört, eure Städte, eure festen Plätze, eure Colonien, eure Flecken, eure Versammlungen, eure Lager, eure Tribus, eure Dekurien, den Palast, den Senat, das Forum, wir lassen euch nur eure Tempel!" — Die Hinrichtungen verdoppelten sich, Perpetua, Felicitas, Satur, Cyprian, die Christen von Coylla, und tausend andere Opfer wurden den wilden Thieren und den Henkern von den Proconsuln Afrikas überliefert; aber die Zahl der Bekehrungen nahm dadurch nur zu, und die Gläubigen konnten mit Freuden ausrufen: „Wohlan ihr Ma-

gistrate! Weil das Volk euch besser findet, wenn ihr ihm die Christen opfert, so verdammt uns, martert uns, zerfleischt uns! Unser Blut ist ein fruchtbarer Same. Wir vervielfältigen uns, wenn ihr uns abmähet." — Galerius, der Statthalter des Kaisers Diokletian, ergrimmt über die Fortschritte des Christenthums, beschloß dieselben auf einmal zu hemmen. Er hatte gesehen, daß Verbote und Hinrichtungen die römischen Bürger und selbst die Beamten des kais. Palastes nicht hinderten, in den Versammlungen der Christen zu erscheinen, darum hoffte er plötzlich ihre Religion durch den Befehl zu vernichten, daß ihre Kirche und alle hl. Bücher zerstört werden sollten, deren Lesung die Frömmigkeit der Gläubigen nährte. Der alte Kaiser widerstand lange Zeit dem hitzigen Drängen des Galerius. Er fürchtete durch neue Verfolgungen eine unheilvolle Unruhe zu erregen, und so an einem Tage die Ordnung zu vernichten, welche er endlich nach 20jährigen Anstrengungen im Reiche hergestellt hatte. Aber Galerius bestand darauf; die Priesterin des Apollo zu Milet, welche man um Rath fragte, verfluchte die Gerechten, deren Dasein ihr Orakel störte; die Räthe des Kaisers erklärten nun durch einen Beschluß, daß die Aussprüche der Priesterin, indem sie auf die Gerechten den Fluch legte, nur auf die Christen anwendbar seie und Diokletian erließ hierauf gegen sie das berüchtigte blutige Edikt von Nikodemien, im 20. Jahr seiner Regierung, 304 Jahre n. Chr. Alle Kirchen der Christen sollten niedergerissen, ihre Bücher aufgesucht und den Flammen überliefert, die hl. Gefäße eingezogen und zerschlagen, die gemeinschaftlichen Gebete verboten, der Name Christi geächtet, und alle Bürger oder Sklaven, welche geständig wären, ihrer Religion anzugehören, sollten gezwungen werden, den Göttern des Reichs zu opfern oder zu sterben. — Dieses Verfolgungsedikt wurde in Afrika Anfangs in den großen Städten vollzogen. Man zerstörte die Kirche zu Carthago, zu Constantine, damals Cirta genannt, zu Bona, welches den Namen Hipporegia führte, zu Tibiure, zu Abitine u. s. w. Man fand in der Kirche zu Constantine zwei goldene und sechs silberne Kelche, sechs silberne Meßkännchen, sieben Lampen von demselben Metall, viele andere Ornamente und Kleidungsstücke, welche die Mildthätigkeit der Gläubigen für die Armen der Stadt dort niedergelegt hatte. Die Diener der Kirche, erschreckt durch die Gefahren, welche sie bedrohten, lieferten die hl. Schriften aus. Der Bischof von Tibiure hatte mehr Muth; er ließ die hl. Bücher verbergen, und stand eher eine lange Marter aus, der er am Ende unterlag, als daß er dieselben den Heiden überlieferte. — Aber keine Handlungsweise war schöner, keine Marter machte in jener Zeit die afrikanische Kirche berühmter, als die der Christen von Abitine, einer Stadt in der Gegend zwischen Carthago und Constantine, welche damals bedeutend war, obgleich ihr Name heutzutage verschwunden ist. Mitten unter ihrer noch ganz heidnischen Bevölkerung enthielt diese Stadt eine Colonie von Christen voll eifrigen Glaubens. Ihre Kirche wurde zerstört, ihr Bischof Fundanus hatte die Schwäche gehabt, die hl. Schriften den heidnischen Obrigkeiten auszuliefern, aber seine Gläubigen, fester als er, bewahrten einige Bücher und entzogen sie allen Nachforschungen der Verfolger. Sie versammelten sich dann in günstigen Augenblicken an ihren alten, bekannten Orten, um mit einander das göttl. Opfer zu feiern und ihre fromme Collecten zu halten. So bezeichnete man die gemeinschaftlichen Gebete und Lesungen der Christen und besonders den Gottesdienst am Sonntag.

Ein reicher Bürger aus der Stadt, Octavius Felix, welcher sein Herz dem neuen Glauben geöffnet hatte, öffnete oft sein Haus für diese frommen Versammlungen. Sie waren nicht sehr zahlreich, aber die Furcht Gottes und die christliche Bruderliebe erfüllten sie, und gaben ihnen im Augenblicke der Gefahr eine unüberwindliche Stärke. Es befanden sich da Bürger aus den ersten Familien und arme freigelassene junge Mädchen, Kinder, ein Senator, Sklaven und ein Priester. Rührendes Bild der Kirche, welche bald triumphiren und die Menschen aller Stände in gleicher Liebe vereinigen sollte; Emeritus, ein Bürger aus Abitine, welcher das Amt eines Lectors versah, und einige hl. Bücher bei sich aufbewahrte, versammelte auch von Zeit zu Zeit die kleine Gemeinde. Manchmal, um den Verdacht der Heiden zu vermeiden, bestellten sich die Gläubigen an Orte, die entfernt von der Stadt lagen. Hieher kamen zur bestimmten Stunde die Christen heimlich aus der Stadt und der Umgegend. Man umarmte sich beim Wiedersehen, las eine Stelle aus den hl. Schriften, dann feierte der Priester die hl. Geheimnisse, und man trennte sich in der Stille, nachdem man sich von neuem den Friedenskuß gegeben, mit beruhigtem und im Glauben bestärktem Herzen.

Unter den Jungfrauen, welche die Versammlungen besuchten, bemerkte man namentlich Viktoria, welche die Kirchengeschichte Afrikas uns als eine ebenso schöne wie tugendhafte Jungfrau darstellt. „Die schönen Eigenschaften des Geistes und Körpers, womit Viktoria begabt war, sagt ein gelehrter Schriftsteller, zeichneten sie in hohem Grade unter den Menschen aus, aber sie war noch weit erhabener in den Augen Gottes, durch ihre innige Frömmigkeit und bewunderungswürdige Keuschheit." Sie gehörte einer Senatorenfamilie zu Carthago an, und ihr Bruder Fortunatian bekleidete ein hohes Amt bei Anulinus, dem römischen Consul, welcher in dieser Stadt residierte. Ihre Eltern, wie ihre ganze Familie, hingen dem heidnischen Götterdienste an, ihr Bruder soll sich sogar durch seine Strenge gegen die Christen in der prokonsularischen Provinz hervorgethan haben.

Einst, als Viktoria zu Carthago bei ihrem Vater sich aufhielt, sah sie einen Mann, von dem sie wußte, daß er der verfolgten Secte angehöre. Der edle Anstand dieses Fremden machte tiefen Eindruck auf Viktoria, und sie wurde neugierig, die Grundsätze seiner Religion kennen zu lernen, von welcher sie so viel Böses hörte. Ihr reines und mitleidiges Herz wurde sogleich

von Bewunderung und Hochachtung für eine Moral der Liebe ergriffen, welche gegen die Sittenlehre, die sie bisher kannte, so sehr abstach; sie ließ sich taufen und wurde eine eifrige Christin.

Um jedoch ihre Eltern nicht zu betrüben, wollte sie Anfangs ihre Gesinnungen nicht äußerlich zur Schau tragen, und begnügte sich, innerlich die Pflichten des Christenthums zu üben. Umsonst versuchte ihr Vater sie zu den Bildnissen der Penaten (der heidnischen Hausgötter) zu führen und sie zu bewegen, daß sie ihnen opfern möchte. Viktoria weigerte sich standhaft, während sie in allen andern Stücken ihren Eltern gehorsam und anhänglich blieb. Endlich entschlossen, Gewalt zu gebrauchen, um das Aufsehen einer Bekehrung zu verhindern, welche er als ein Unglück betrachtete, verlobte sie ihr Vater an einen jungen heidnischen Mann aus Carthago, welcher einer reichen und mächtigen Familie angehörte. Er hoffte, daß ihr Gatte durch den Einfluß, den er über sie gewinnen sollte, sie leichter zum Heidenthum zurückführen würde. Allein die sonst gehorsame Tochter bebte vor dem Gedanken zurück, sich mit einem Manne zu verbinden, der ihre Religion haßte. Sie entfloh am Tage der Vermählung aus dem väterlichen Hause, indem sie sich vom Fenster herabstürzte, und flüchtete sich, in ihrem Sturze wunderbar erhalten, in den Schoß einer christlichen Familie. Hier erneuerte sie bei der ersten Collecte der Christen ihre Anhänglichkeit an ihre Religion, und legte das Gelübde der Jungfräulichkeit ab; da sie jedoch besorgen mußte, daß ihre Eltern bei den Nachforschungen, welche dieselben anstellten, um sie wieder zu finden, ihren Zufluchtsort entdecken möchten, so verließ sie Carthago, schlug den Weg nach Numidien ein, und begab sich nach Abitine, wo sie die Versammlungen bei Emeritius und Octavius Felix eifrigst besuchte. Dativ hieß der Senator, von dem wir schon gesprochen haben. Er hatte das Amt eines Lektors in den Versammlungen. Der Priester, welcher diese kleine Schaar Gläubiger leitete, und mit ihnen das heil. Opfer feierte, war Saturnin. Alsbald wurde jedoch von den Heiden der Versammlungsort der Christen in der Stadt Abitine entdeckt. Die Obrigkeit ließ an einem Versammlungstage das Haus des Octavius Felix umstellen, und alle Christen ergreifen, Octavius Felix, Dativ und seine Gefährten Restitutus, Berevinus und Saturnin, welcher mit vier seiner Kinder festgenommen wurde. Das älteste hieß, wie er, Saturnin, dann kam Felix, Hilarian und Maria, eine Gott geweihte Jungfrau wie Viktoria. Sie wurden vor die Richter geführt, erklärten aber, daß kein Befehl, keine Strafe sie dahinbringen werde, ihren Glauben zu verlassen; darauf wurden sie nach Carthago gewiesen, wo ein ständiger Gerichtshof seit dem Edikte von Nikodemien die Christen verurtheilte. Sie gingen inmitten ihrer Wächter ruhig und festen Schrittes einher, indem sie sich gegenseitig auf dem Wege unterstützten, sich miteinander unterhielten und zu Zeiten, gleichsam um ihren Muth zu beleben, Hymnen und Loblieder zum Preise des Herzen sangen. Dem Proconsul Anulin von Seite der Staatsbehörde zu Abitine als Leute dargestellt, welche überwiesen

Viktoria's Vater sucht seine Tochter zum Götzenopfer zu bewegen.
Viktoria wird von Engeln zum Himmel getragen.

seien, das Gesetz des Kaisers durch ihre Versammlungen und Opfer verletzt zu haben, wurde den Gefangenen eröffnet, daß sie der Folter unterworfen werden sollten. Nachdem Dativ, Saturnin, Emeritus, Ampelius, und die übrigen peinlich und ohne Erfolg verhört worden waren, ließ der Proconsul Viktoria vor sich führen. Da sie von vornehmer Geburt, und die Schwester eines der eifrigsten Vertheidiger des Götzendienstes zu Carthago war, so wandte der Proconsul Alles an, um sie abfällig zu machen. Er schickte Saturnin mit seinen Gefährten zurück, in der Absicht, Viktoria nebst Fortunatian zuletzt zu verhören. Er fragte sie nun freundlich, welches ihre Religion sei, indem er ihr zu verstehen gab, daß von ihrer Antwort ihr Loos abhängen werde; denn das Edikt des Kaisers verurtheilte alle Christen zum Gefängniß oder Tode, welche sich weigerten, ihren Glauben zu verläugnen. Die junge Viktoria schien über die Zurüstungen zu lächeln, welche die Henker vor ihr machten, um sie einzuschüchtern, sowie über die schonende Rücksicht, welche der Proconsul in seinen Fragen an den Tag legte, um sie zum Heidenthum zurückzuführen. „Ich bin eine Christin," sagte sie sanftmüthig zu Anulinus, „und du kannst mich nach dieser Antwort richten." Fortunatian, ihr Bruder, welcher es auf sich genommen hatte, seine Schwester vor dem Richter zu vertheidigen, erfüllte seine Pflicht mit allem Eifer den ihm seine innige Geschwisterliebe, die durch das Unglück Viktorias noch erhöht wurde, eingab. Er machte vor dem Proconsul die guten Eigenschaften seiner Schwester geltend, sowie ihre Liebe zu ihren Eltern, und konnte ihre Bekehrung zum Christenthum nur dadurch erklären, daß er sagte, man habe sie hiezu überredet. Da unterbrach ihn Viktoria mit den Worten: „Du täuschest dich, mein Bruder! Ich habe längere Zeit aus voller Ueberzeugung als Christin im elterlichen Hause mich aufgehalten und dasselbe verlassen, als man mich zwingen wollte, einen heidnischen Gatten zu nehmen. Es hat mich Niemand überredet, eine Christin zu werden." — „Aber warum hast du, nahm Anulinus das Wort, der Versammlung beigewohnt? — „Weil unsre Religion uns befiehlt, den Tag des Herrn zu heiligen," versetzte Viktoria. So wußte ein Mädchen in Banden, von Liktoren und Schergen umringt, vor einem allgewaltigen Magistrate die Vorschriften ihrer Religion zu vertheidigen. Anulinus wurde durch die Anmuth und zugleich durch die Festigkeit dieses jungen Mädchens verwirrt. „Viktoria", sagte er zu ihr, „willst du zu deinem Bruder zurückkehren, willst du deinen Vater und deine Mutter wieder sehen? Du darfst nur ein Wort sagen; verzichte auf den Glauben der Christen." — „Nein", erwiederte die Jungfrau, „ich bin eine Christin, ich habe keine andern Brüder auf dieser Erde, als diejenigen, welche das Gesetz Gottes beobachten." Anulinus machte nochmal einen Versuch. Er stieg von seinem Richterstuhl herab, näherte sich Viktoria, und indem er seine Bitten mit denen des Fortunatian vereinigte, sprach er: „Ich beschwöre dich, Viktoria, schone dein Leben. Sei nicht unempfindlich gegen die Bemühungen deines Bruders, dich zu retten. Geh, tröste deinen Vater, sag', daß du keine Christin bist" — „Ich kann nicht," versetzte die Jungfrau, welche schon die Martyrerkrone vor sich im Himmel glänzen sah. „Ich habe dir die Wahrheit gesagt, ich bin eine Christin und habe den Versammlungen angewohnt." Anulinus wagte aus Rücksicht für die Familie der Viktoria nicht, dieselbe der Tortur zu unterwerfen, sondern schickte sie nur mit ihren Freunden in's Gefängniß zurück.

Viktoria hätte die Schmerzen der Foltern mit demselben Starkmuth ertragen, wie sie den Bitten ihres Bruders und des Proconsuls widerstanden hatte. Nun wurde der Senator Dativ verhört. Wie gewöhnlich nach seinem Stande gefragt, antwortete Dativ, ohne seine Titel zu erwähnen, er sei ein Christ und habe den Versammlungen angewohnt. Er wurde sogleich auf die Folter gespannt, und man machte Anstalt, ihn peinlich zu verhören, als Thelikus aus der Reihe seiner Gefährten vor den Richterstuhl trat und ausrief: „Wir sind auch Christen. Wir haben die Versammlungen veranstaltet." Diese unerwartete Kühnheit eines Mannes, der sich so freiwillig dem Tode darbot, reizte den Zorn des Proconsuls. Er ließ ihn grausam schlagen, und befahl, daß man ihn sogleich auf die Folter lege, um ihm die Seiten aufzureißen. Thelikus sagte mitten in der Qual, Gott dankend, daß er ihn der Marter überließ, die er so sehr gewünscht hatte, er flehe zu ihm, seine Kirche in dieser Prüfung zu stärken, und forderte die Henker, die ihn umgaben, auf, den wahren Gott kennen zu lernen. „Wer ist das Haupt eurer Versammlungen?" fragte ihn Anulinus. Thelikus, voll Freude, den Augenblick des Triumphes seiner Brüder beschleunigen zu können, rief aus: „Es ist der Priester Saturnin; seine Kinder, und dann wir alle miteinander." Da jedoch der Leib des Heiligen schon von Blut überronnen war, und der Proconsul fürchtete, daß er auf der Folterbank den Geist aufgeben möchte, so ließ er ihn in's Gefängniß zurücktragen und sparte ihn zu neuen Martern auf. — Man nahm alsdann den Senator Dativ wieder vor, welcher unterdessen auf einer Folterbank ausgespannt geblieben war. Der Bruder der Viktoria trat sogleich herzu, und klagte den Senator an, seine Schwester von dem Götzendienst abwendig gemacht, und sie nach ihrer Flucht aus Carthago zu Abitine aufgenommen zu haben. Dieß war eine fälschliche Beschuldigung. Da Viktoria, die aus dem Gefängnisse herbeigeholt worden war, es hörte, trat sie vor den Richterstuhl, und bewies durch eigene Worte, auf die man nicht zu anworten wußte und indem sie sich erbot, Zeugen zu bringen, die gänzliche Unschuld des Dativ in dieser Hinsicht. „Ich habe dir erklärt, wie ich Christin geworden bin," sagte sie am Schlusse zu Anulinus, „wie ich mein väterliches Haus verlassen habe, und wie ich nach Abitine kam. Ihr wisset die Wahrheit. Ich habe auch bewiesen, daß Dativ durchaus keinen

Antheil an diesen Entschließungen hatte, was liegt euch daran, zu erfahren, wem ich das Glück verdanke, den wahren Gott zu erkennen? Ich bin eine Christin und bereit, die Folter auszustehen.“ Auf ein Zeichen des Proconsuls stießen die Henker die eisernen Krallen in den Leib des Senators. Seine Seiten wurden sogleich in Fetzen zerrissen. Man erneuerte nun die Fragen in Betreff der Viktoria, aber Dativ vereitelte durch seine einfachen und freimüthigen Antworten alle Kunstgriffe seiner Ankläger. Man stellte daher das gewöhnliche Verhör über die verbotenen Versammlungen mit ihm an und konnte keine anderen Worte aus ihm herausbringen, als eine neue Betheuerung, daß er in dem christlichen Glauben sterben wolle. — Nun kam die Reihe an den ehrw. Priester Saturnin. Sein hohes Alter und seine grauen Haare konnten ihn nicht vor der Folterbank schützen. Da man ihn fragte, ob er das Haupt der christlichen Versammlung sei, so rief der Lektor Emeritus aus der Mitte der Gefangenen: „Ich bin es, weil in meinem Hause die Versammlungen oft veranstaltet wurden.“ Der Consul unterdrückte seinen Zorn, weil er das Verhör mit Saturnin nicht unterbrechen wollte. Er hoffte, wenn er den Greis mit Fragen und Martern bedränge, ihn zum Widerrufe zu zwingen, und die andern zu bewegen, seinem Beispiele zu folgen. Aber der göttliche Geist, welcher alle diese edelmüthigen Bekenner erfüllte, verlieh dem Saturnin die Kraft, den Qualen zu trotzen und mit Ruhe auf die Fragen des Proconsuls zu antworten, ohne in irgend einem Punkte nachzugeben. Er wurde blutend von der Folter losgebunden und in's Gefängniß zurückgebracht. — Emeritus ertrug gleichfalls mit Heldenmuth die Martern. „Du bist Lektor“, sprach Anulinus zu ihm, „du hast also die Schriften?“ „Ja“, versetzte Emeritus. Und als der Proconsul sich erhob, um ein Geständniß zu hören, das ihm erlaubt hätte, die Folter zu unterbrechen, die er nur ungern zu verlängern schien, fuhr er fort: „Ja, ich habe sie, aber ich bewahre sie als einen Schatz in meinem Herzen auf.“ Nun ließ der Proconsul mit der Tortur fortfahren. Alle Gefangenen von Abitine wurden auf die Foltern gespannt, und als Anulinus den außerordentlichen Eindruck bemerkte, welchen die Antworten der Angeklagten auf seine Frage, ob sie Christen seien, auf seine eigenen Lektoren hervorbrachte, so unterließ er die folgenden über diesen Punkt zu fragen, und fragte sie nur, ob sie den Versammlungen beigewohnt hätten. Alle bejahten es, und legten ein festes Bekenntniß von dem Glauben an Jesus Christus ab. Mehrere starben unter den Martern und die andern wurden in die Gefängnisse zurückgebracht.

Viktoria, zuletzt aufgespart, in der Hoffnung eines leichtern Erfolgs, hatte, wie wir gesehen, mit unerschütterlichem Glauben geantwortet. Hilarian, das jüngste Kind Saturnins, welches allein der Jungfrau zur Seite blieb, zeigte denselben Muth. Anulinus hatte gehofft, wenn er es von seinem Vater trenne, so werde er es bewegen, das Evangelium zu lästern, und er werde so wenigstens Ein Glied dieser heil. Christenschaar abtrünnig machen; aber all' seine Mühe war umsonst. Weder seine Liebkosungen, noch seine Drohungen vermochten etwas über Hilarian, welcher mit Viktoria in's Gefängniß zurückgeschickt wurde, wo Saturnin und seine Gefährten dieselben ängstlich erwarteten. Die Gefängnisse von Carthago lagen unten am Palaste des Proconsuls, der sich auf dem Hügel erhob, wo die Carthager zur Zeit ihrer Unabhängigkeit die Festung Byrsa erbaut hatten. In diesen Gefängnissen starben an den Folgen ihrer Wunden oder den Martern, die sie erlitten, alle diejenigen Christen aus Abitine, welche die Folter überlebt hatten. Ihr Andenken wird in der Kirche am 11. Februar gefeiert. Der Tod dieser edlen Martyrer des Glaubens war ein Triumph für die afrikanische Kirche, und ihr kostbares Blut wurde ein Samen, aus welchem immer neue Schaaren von Christen hervorwuchsen.

Die heilige Theodora.

Kaiserin. Jahr 867.

Die Griechen rechnen unter die Heiligen des 11. Februars die Kaiserin Theodora. Diese Prinzessin, die Gemahlin des Kaisers Theophilus, hatte von dem rohen Charakter ihres Mannes viel zu leiden; aber es gelang ihr durch ihre Sanftmuth und Geduld, denselben umgänglicher zu machen. Die Vertheidiger der hl. Bilder fanden an ihr stets eine eifrige Schützerin. Durch den Tod des Teophilus Regentin des Reichs geworden, verwaltete sie dasselbe mit der größten Weißheit während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Michael II. Sie hatte den Ruhm, die Ketzerei der Bilderstürmer, welche den Frieden der Kirche seit 120 Jahren störten, gänzlich auszurotten. Es war an einem Sonntag in der Fasten, als der hl. Patriarch Methodius auf den Befehl der Kaiserin die Bilder in die St. Sophienkirche zu Konstantinopel feierlich wieder einsetzte. Zum Andenken an diese Begebenheit führten die Griechen ein Fest ein, welches man unter dem Namen Orthodoxia feierte. Als Theodora in der Folge durch ihren eigenen Sohn und durch ihren Oheim, den gottlosen Bardas, verbannt worden war, trat sie in ein Kloster, wo sie im Jahre 867 starb, nachdem sie ein Muster aller Tugenden geworden war.

Der heilige Severin.

Abt von Agaune. — Jahr 507.

Severin stammte aus einer erlauchten Familie in Burgund. Er wurde zu einer Zeit geboren, wo

die Irrlehre des Arianismus in seinem Vaterland herrschte; aber er hatte das Glück, in den Grundsätzen des katholischen Glaubens erzogen zu werden. In der Blüthe seiner Jahre weihte er sich Gott in dem Kloster Agaune. Als Abt dieses Klosters regierte er dasselbe mehrere Jahre mit eben so viel Klugheit als Tugend. Als der damalige König Chlodwig von Frankreich hörte, daß eine große Anzahl Kranker täglich durch die Kraft des Gebetes Severins die Gesundheit wieder erhalte, ließ er ihn im Jahre 504 holen, um die Heilung von einem hartnäckigen Leiden zu erlangen, von welchem die Kunst der geschicktesten Aerzte ihn nicht hatte befreien können. Severin reiste ab; beim Abschied sagte er zu den Mönchen des Klosters, daß sie ihn nicht mehr sehen würden. Zu Nevers angekommen, heilte er den Bischof dieser Stadt, Eulalius, welcher taubstumm geworden war; er schenkte auch einem Aussätzigen, dem er an den Thoren von Paris begegnete, die Gesundheit wieder. Als er bei dem Könige angelangt war, bedeckte er ihn mit seinem Habit, und das Fieber verließ ihn sogleich. Der Fürst, um Gott seine Dankbarkeit zu bezeugen, ließ reichliche Almosen austheilen und setzte alle Gefangenen in Freiheit. Als Severin seine Anwesenheit in Paris nicht mehr für nothwendig hielt, schlug er den Rückweg nach Agaune ein. — Zu Chateau-Landon, in der Diözese Sens, hielt er an, wo fromme Priester Gott in einem Klösterlein, das sie sich besonders erbaut hatten, dienten. Er bat sie, ihn bei sich aufzunehmen, und nachdem er dieselben geraume Zeit durch seine Tugenden erbaut hatte, starb er im Jahre 507. Man stiftete in der Folge an diesem Platze eine Abtei, welche seit dem zwölften Jahrhunderte von regulirten Chorherren des heiligen Augustin eingenommen wird. Als die Hugenotten die Kirche plünderten, zerstreuten sie einen Theil der Reliquien des heiligen Severin. Zu Paris ist noch eine Pfarrkirche, welche den heil. Severin zu ihrem Schutzheiligen hat.

Die Kirche St. Severin zu Paris.

Der heilige Wilhelm.

Herzog von Aquitanien, Einsiedler.

Jahr 1156.

Ein ganz seltenes Beispiel der Buße bietet uns das Leben des heiligen Wilhelm. Er war Herzog von Aquitanien, wurde aber mit Vernachlässigung aller Bildung blos zum Soldaten erzogen, deswegen er sich auch als tapferer Anführer und Held auszeichnete, aber auch allen Lastern und Ausschweifungen ergeben war. Er lebte, ein zweiter Herodes, drei Jahre lang mit der Frau seines eigenen Bruders, und verwendete all' seinen Einfluß darauf, dem rechtmäßigen Papste Innocenz zu Gunsten des Gegenpapstes Anacletus zu widerstehen, weßhalb er auch mit dem Kirchenbanne belegt wurde. Der heilige Bernhard von Clairvaux gab sich alle Mühe, ihn zu bekehren; aber umsonst. Da ergriff dieser Heilige ein anderes, nie erhörtes Mittel zu dessen Besserung. Er begab sich in die Kirche, um das heilige Meßopfer zu verrichten. Nach der Consekration nahm er die heilige Hostie auf die Patene, verließ mit derselben die Kirche, zeigte sie dem Herzog, welcher als Excommunizirter die Kirche nicht betreten durfte, und redete ihn voll erschütternden Ernstes also an: „Wir haben dich bisher gebeten, und du hast uns verachtet; siehe, nun kommt der Sohn der Jungfrau zu dir, der Herr und das Haupt derjenigen Kirche, die du verfolgst. Der Richter ist da gegenwärtig, in dessen Namen sich alle Kniee beugen müssen. Dein Richter ist da, in dessen Hände deine Seele bald kommen wird. Willst du auch diesen verachten? Willst du auch diesen, wie seine Diener nicht anhören?"

Bei diesen Worten zitterte der Herzog am ganzen Leibe, fiel auf die Erde nieder, und fing an bitterlich zu weinen. Auf diese eindringliche Ermahnung des hl. Bernhard erwachte Wilhelm aus seinem Sündenschlafe, und suchte einen heiligen Einsiedler in der Wüste auf, den er fußfällig bat, ihn auf den Weg des Heiles zu führen. Aber dieser glaubte an seine Bekehrung nicht, und prüfte ihn dadurch, daß er ihn wegen seines Lasterlebens mit harten Worten schalt, und ihm endlich gebot, als ein Unwürdiger seine Zelle zu verlassen. Da brach Wilhelm in Thränen und Schluchzen aus und sprach: „Heiliger Mann, habe Erbarmen mit mir, und überlasse mich nicht der Verzweiflung! Könntest du in mein Herz blicken und sehen, wie es blutet über meine Missethaten, könntest du fühlen die Unruhe und Vorwürfe meines Gewissens, du würdest mich nicht verstoßen, sondern mich um der Barmherzigkeit Gottes willen meinem Verderben entreißen!" Nun erkannte der Einsiedler, daß es ihm Ernst mit seiner Bekehrung sei, und zeigte ihm die Mittel an, wie er sich mit Gott und der Tugend wieder versöhnen, und die Ruhe des Herzens wieder erlangen könnte. „Mein Sohn", so schloß er die Ermahn-

ungen, „meide jede Gelegenheit zur Sünde dadurch, daß du die Welt mit ihren Verführungen fliehest, deine Begierlichkeit durch Entsagungen und Abtödtungen bekämpfst und durch Gebet und Betrachtungen dich näher Gott anschließest."

Wilhelm ging in seinen Palast zurück, wo er sogleich seine Dienerschaft entließ, all sein Vermögen unter die Armen vertheilte, und in einen schweren, eisernen Panzer gehüllt, in größter Armuth eine Wallfahrtsreise nach Rom machte, um von dem obersten Kirchenhirten Vergebung seiner Sünden zu erhalten. Papst Eugen III. sprach dem Büßer Worte des Trostes und des Friedens in sein krankes Herz und gab ihm den Rath, um nicht wieder in sein altes Lasterleben zu fallen, sein Vaterland zu verlassen, und als Pilger in das heilige Land zu gehen, wo er an dem Patriarchen von Jerusalem einen eifrigen und väterlichen Führer auf dem Wege der Vollkommenheit finden würde. Freudig unternahm der Büßer diese lange und beschwerliche Reise, die er mit bloßen Füßen, und von den Almosen barmherziger Menschen sich nährend, machte, und wurde mit inniger Freude von dem Patriarchen aufgenommen.

Er behandelte ihn wie seinen Gastfreund, und bot ihm Wohnung und Nahrung in seinem Hause an; aber Wilhelm, der sich zu einem strengen und abgetödteten Büßerleben entschlossen hatte, schlug dieses Anerbieten beharrlich aus, und wählte eine finstere Höhle in der Nähe des bischöflichen Hauses zu seiner Wohnung, welche sonst zum Aufenthalte solcher Unglücklichen bestimmt war, welche den Aussatz oder ansteckende Krankheiten hatten. In diesem Winkel des Elends wohnte er neun volle Jahre, schlief auf der bloßen Erde, genoß keine andere Nahrung als etwas schwarzes Brod und Wasser, und beweinte Tag und Nacht seine Vergehungen.

Am Ende seines Lebens begab er sich aus Palästina nach Hetrurien, wo er in einer wüsten, unbewohnten Einöde noch einige Zeit lebte, und vor seinem Tode von einem Priester auf die Ermahnung eines Engels die hl. Sterbsakramente erhielt. Er starb am 10. Febr. 1156 als ein strenger Büßer und an seinem Grabe ereigneten sich so große Wunder, daß ihn Papst Innocenz III. unter die Zahl der Heiligen setzte.

12. Februar.

Der heilige Alexius,

Metropolit von Kiew.

Vierzehntes Jahrhundert.

Anfangs des vierzehnten oder am Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde dieser Heilige in Rußland von katholischen Eltern geboren. In der Taufe erhielt er den Namen Eleutherius, den er nachher mit Alexius vertauschte, als er in seinem 16. Jahre ins Kloster trat. — Von dieser Zeit an waren Fasten, Wachen, Beten seine liebsten Beschäftigungen; dadurch erwarb er sich allgemeine Hochachtung, und sein hoher Tugendruf gelangte sogar bis zum Throne des russischen Fürsten Johannes, der ihm ausgezeichnete Verehrung erwies. In der Folge ward er Metropolit von Kiew und der ganzen russisch katholischen Kirche, in welcher Eigenschaft er den Glanz seiner Tugenden weit umher verbreitete.

In jener Zeit herrschte in Scithien ein treuloser König, mit Namen Verderber, welcher seinen eigenen Bruder ermordet hatte und die Christen mit unbändiger Wuth verfolgte. Johannes schickte unsern Heiligen zu diesem Wütherich, um ihn zu mildern Gesinnungen zu bringen. Nach seiner Rückkehr in sein Bisthum erbaute er viele Kirchen, die er mit großer Pracht ausstattete. Der Ruf des Heiligen wurde immer höher gesteigert, und verbreitete sich bis unter die Heiden, ja sogar bis zu den Ohren des Türkenkaisers Amurathes, der den Bischof von des Johannes Sohn und Nachfolger Demetrius begehrte, mit der Drohung, dessen Länder zu verheeren, wofern man sein Gesuch nicht erfüllen würde. Der Bischof machte sich nun mit einigen Geistlichen auf den Weg und heilte die Tochter des Kaisers von der Blindheit.

Alexius bereitete mit eigenen Händen sein Grabmal in der Michaels-Kirche zu Kiew, und starb um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Er wird zu den Kirchenpatronen gezählt.

Die heilige Eulalia,

Jungfrau und Martyrin von Barcelona.

Jahr 303.

Diese Heilige wurde zu Barcelona in Spanien von christlichen und frommen Eltern geboren. Schon in ihrer frühesten Jugend zu aller Frömmigkeit angehalten und gebildet, belohnte sie auch die Erziehungssorgen ihrer liebevollen Eltern mit dem herrlichsten Erfolge. Sie hatte das neunzehnte Jahr erreicht, als unter Diocletian eine schwere Verfolgung gegen die Christen ausbrach. Ein unmenschlicher Richter, Namens Dazian, wurde nach Italien, Frankreich und Spanien geschickt, um die Christen zu zwingen den Götzen zu opfern, oder sie im Falle der Verweigerung zu vertilgen. Dieser Wütherich kam nun auch nach Barcelona und richtete schreckliche Blutbäder unter den dortigen Christen an.

Damals befand sich Eulalia mit ihren Eltern in einem nicht weit von der Stadt entfernten Orte. Sie hielten sich aus Furcht der Verfolgung in ihren Zimmern

versteckt. Als aber Eulalia das unmenschliche Verfahren Dazians gegen die unschuldigen Christen erfuhr, da konnte sie sich nicht mehr länger halten. Sie trat unerschrocken vor Dazian, warf ihm seine Grausamkeiten vor und drohte ihm mit der ewigen und gerechtesten Strafe Gottes. Dieser ganz unerwartete Verweis aus dem Munde einer noch so jungen Frauensperson brachte den Richter anfangs ganz außer Fassung. Er ließ sie augenblicklich mit Ruthen geißeln. Die Henker rissen ihr unbarmherzig die Kleider vom jungfräulichen Leibe. Darauf schlugen sie in barbarischer Grausamkeit mit Ruthen und Peitschen, mit eisernen Hacken und starken Dörnern auf den zarten Körper und richteten ihn so schrecklich zu, daß man vom Scheitel bis zum Fuße nichts als Wunden und Blut sah. Je größer ihre Qualen wurden, desto größer war ihr Muth, so daß sie ihren Peinigern zurief: „Gott, der Herr ist bei mir und stärket mich, deßwegen fühle ich eure Peinigungen nicht." Dazian, darüber noch mehr ergrimmt, ließ sie auf die Folter spannen und ihr ein Glied nach dem andern verrenken. Sie schwebte an den Folterpfeilern zwischen Himmel und Erde, wurde an allen Gliedern des Leibes gequält, und litt dennoch alles mit unglaublicher Standhaftigkeit. Man zerriß sie an der Folter mit eisernen Hacken, brannte das rohe Fleisch mit Fackeln, tauchte ihren zerschundenen Leib in brennenden Kalk und goß ihr dann siedendes Oel über den ganzen Körper und den Kopf. Da aber diese Qual die heilige Jungfrau nicht überwältigte, mußten die Henker ihr siedendes Blei in die offenen Wunden mit großen Löffeln gießen und mit Fackeln ihre Augen im Kopfe verbrennen; aber auch diese fürchterlichen Leiden erschütterten den Glauben und die Liebe Eulalias nicht.

Nun wurde sie mit vier großen Nägeln an's Kreuz geschlagen. Sie richteten das Kreuz mit ihr auf, allein nach wenigen Augenblicken ging sie in's ewige Leben. Die Anwesenden sahen ihre keusche Seele in Gestalt einer schneeweißen Taube sich in die Höhe schwingen. Ihr heiliger Leib, der noch einige Zeit am Kreuze hängen blieb, wurde, nach dem Zeugnisse des heiligen Isidor, wunderbarer Weise so mit Schnee bedeckt, daß man glaubte, sie sei mit einem weißen Gewande angethan.

Die Christen nahmen den heiligen Leib gegen den Befehl des Landpflegers vom Kreuze ab und begruben ihn mit größter Andacht. Ihr Todesjahr wird auf 303 angegeben. Ihre Reliquien, bei deren Erhebung im Jahr 1276 König Jakob I. von Aragonien, mit seinen Kindern und dem ganzen Hofe gegenwärtig war, werden in einer eigenen Kapelle, die der Heiligen zu Ehren erbaut wurde, zu Barcelona aufbewahrt. Auf den heutigen Tag fällt auch die Gedächtnißfeier des hl. Benedikt von Aniane, Abts in Languedoc, sowie des hl. Melatius, Patriarchen von Antiochien.

13. Februar.

Die heilige Katharina von Ricci.

Jahr 1598.

Katharina wurde im Jahr 1522 zu Florenz geboren. Peter von Ricci, ihr Vater, und Katharina Bonza, ihre Mutter, stammten aus einer sehr angesehenen Familie in Toscana. Bei der Taufe erhielt sie den Namen Alexandria; als sie sich aber später durch das Ordensgelübde Gott weihte, wurde ihr der Name Katharina gegeben. Da sie ihre Mutter in früher Jugend verloren hatte, nahm ihre Pathin, eine fromme Dame, die Sorge ihrer Erziehung auf sich. Man bemerkte bald die glücklichen Anlagen, die Gott in die Seele gelegt hatte. In ihrem 7. Jahre that sie ihr Vater zu weiterer Ausbildung in das Kloster Monticelli nach Florenz, wo ihre Muhme, Louise von Ricci, als Nonne lebte. Die Einsamkeit, welche einem Kinde gewöhnlich nur Trauriges darbietet, wurde für sie ein Ort der Wonne. Ferne von dem Geräusch der Welt, überließ sie sich ganz ihrer Neigung zu religiösen Uebungen. Als ihr Vater sie einige Jahre darauf in die Welt zurückberief, befolgte sie so viel als möglich den Lebensplan, den sie sich im Kloster entworfen hatte; aber die von ihrem Stande unzertrennliche Gefahr der Zerstreuung flößte ihr bald einen Abscheu vor der Welt ein, und sie beschloß dieselbe zu verlassen, um sich für immer in der Stille eines Klosters zu begraben. Sie eröffnete dies ihrem Vater, welcher nach vielen Schwierigkeiten endlich seine Einwilligung dazu gab. Katharina verschob nun die Ausführung ihres Vorhabens nicht länger und ihre Wahl in Betreff des Klosters war bald getroffen. Sie zog sich zu den Dominikanerinnen in Prato in Toscana zurück, deren Beichtvater ihr Oheim P. Thimotheus Ricci war, und nahm im 14. Jahr den Schleier.

Vision der heil. Katharina von Ricci.

Gott, welcher aus Katharina eine würdige Braut seines gekreu=

zigten Sohnes machen wollte, setzte ihre Geduld auf die härtesten Proben. Er suchte sie zwei Jahre lang mit mehreren Krankheiten heim, die ihr die größten Schmerzen verursachten und durch die Heilmittel, die man dabei anwendete, nur schlimmer wurden. Anstatt darüber zu murren, freute sie sich, mit dem Leiden Christi vereinigt zu sein, welcher der beständige Gegenstand ihrer Betrachtung war. Die Gesundheit wurde ihr endlich wie durch ein Wunder wieder geschenkt, aber sie benützte dieselbe nur dazu, um sich den peinlichsten Bußübungen zu widmen. Ihre Abtödtungen waren außerordentlich; sie fastete bei Wasser und Brod zwei bis drei Tage in der Woche, manchmal brachte sie ganze Tage ohne irgend eine Nahrung zu. Mit dieser Liebe zur Abtödtung verband sie einen vollkommenen Gehorsam, eine immer gleiche Sanftmuth und besonders eine tiefere Demuth. Daher ihre Selbstverachtung, ihr Abscheu vor Lob und Auszeichnung, und ihr Verlangen, den Menschen ganz unbekannt zu sein. Sie arbeitete unablässig daran, die verdorbenen Triebe der menschlichen Natur zu kreuzigen, damit ihr Herz von jeder irdischen Neigung frei, sich mit Gott durch die hl. Bande der innigsten Liebe vereinigen könnte. Ihr Eifer, nach dem zu streben, was Gott am angenehmsten wäre, gab ihr oft Gelegenheit, die heldenmüthigsten Tugenden zu üben. Aus der Inbrunst des Gebetes schöpfte sie jenen erhabenen Geschmack an den himmlischen Wahrheiten, jenen Geist der Selbstverleugnung und jene glühende Liebe zu dem armen, leidenden Jesus, welche sich auch in ihrem ganzen äußeren Benehmen abspiegelte.

Die hl Katharina im Kloster ihrer Tante Louise v. Ricci.

Katharina wurde noch sehr jung zur Novizenmeisterin und später zur Unterpriorin erwählt, endlich im 25. Jahre machte man sie zur beständigen Priorin. Die Hochachtung vor ihrer Heiligkeit und Klugheit zog eine große Anzahl Fürsten, Bischöfe und Kardinäle nach dem Kloster, in dem sie lebte. Sie stand im Briefwechsel mit dem hl. Philipp von Neri, und beiden begegnete etwas Aehnliches, wie uns der hl. Augustin von dem hl. Johann von Egypten erzählt. Da sie beide ein außerordentliches Verlangen hatten, einander zu sehen, so gewährte ihnen Gott diese Freude vermittelst einer Vision, worin sie sich lange mit einander unterhielten. Der hl. Philipp von Neri, den man hinsichtlich der Vision gewiß nicht einer übertriebenen Leichtgläubigkeit anklagen kann, bezeugte später die Wirklichkeit dieses Gesichtes. Nur Gott kennt alle diese Verzückungen, womit er seine Dienerin begnadigte, besonders, wenn sie über das Leiden Jesu Christi nachdachte, welches sie an gewissen Tagen in der Woche vorzüglich zu verehren pflegte. Endlich starb die heilige Katharina nach langer Krankheit am 2. Februar 1598, 67 Jahre alt. Sie wurde von Clemens XII. im Jahr 1732 selig und im Jahr 1746 von Benedikt XIV heilig gesprochen, welcher ihr Fest auf den 13. Febr. festsetzte.

Der heilige Gregor II.

Papst. — Jahr 731.

Gregor II. wurde zu Rom geboren und verband eine ausgezeichnete Heiligkeit mit tiefer Kenntniß der hl. Schrift, und allen geistlichen Wissenschaften. Er wurde von dem Papst Sergius I. als Subdiakon geweiht, welcher ihn sehr lieb hatte. Seine besonderen Verdienste verschafften ihm den damals ansehnlichen Posten eines Schatzmeisters und Bibliothekars. Er wurde mit mehreren wichtigen Missionen betraut, die er mit großer Fähigkeit vollzog. Dem Papst Constantin folgte er nach Constantinopel und erledigte alle Fragen der Griechen durch die gründlichsten Antworten. Nach dem Tode dieses Papstes wurde er zu dessen Nachfolger erwählt, und bezeichnete den Antritt seines Pontificats durch die Absetzung des falschen Patriarchen von Constantinopel Johann VI., welcher die Ketzerei der Monotheliten begünstigte. Er stiftete zu Rom 2 Klöster, und ließ das von den Longobarden auf dem Berge Cassino zerstörte wieder aufbauen. Unablässig arbeitete er an der Ausrottung aller Irrthümer, welche die Reinheit des Glaubens angrifen. Da mehrere Völker Deutschlands noch in der Finsterniß des Heidenthums lebten, schickte er ihnen eifrige Missionäre, um sie zu unterrichten und zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen. Den hl. Corbinian und den hl. Bonifacius weihte er zu Bischöfen, den einen von Freising, den andern von Mainz.

Als der Kaiser Leo, der Isaurier, die Heiligenbilder in seinem Reiche vertilgen wollte, verweigerten die rechtgläubigen Bischöfe des Morgenlandes seinen Befehlen den Gehorsam und wendeten sich an den Papst Gregor. Der heilige Papst suchte die Verfolger durch Thränen und Bitten zu bewegen, aber vergeblich. Allein in der Ueberzeugung, daß man auf keinen Fall von der dem Fürsten schuldigen Treue entbunden werden kann,

wußte er die Völker Italiens in ihrer Pflicht zu erhalten, wenn sie sich wegen der Verfolgungen empören wollten, von denen die Katholiken betroffen wurden. Zugleich schrieb er an die Bischöfe, sie sollten sich den Fortschritten der Irrlehre, welche der Kaiser einzuführen suchte, muthig entgegensetzen. Leo, in dessen Augen die Anhänglichkeit an die gesunde Lehre ein Verbrechen war, gab mehrmals den Befehl, den Heiligen zu ermorden, und ohne die Wachsamkeit der Römer und Longobarden wäre er unfehlbar umgekommen. Er starb am 10. Februar 731, nachdem er 15 Jahre, 8 Monate, 23 Tage regiert hatte. Das römische Martyrologium feiert sein Andenken am 13. Februar.

14. Februar.

Der heilige Antonin.

Abt von St. Agrippin.

Jahr 830.

Der heilige Antonin wurde im 8. Jahrhundert geboren, und zog sich in ein Kloster zurück, welches die Regel des heiligen Benedikt befolgte. Da er nach dem Ausbruche eines Krieges, der damals geführt wurde, sich gezwungen sah, nach Stabia zu flüchten, erwies er dem heiligen Catel, welcher daselbst Bischof war, große Dienste; hierauf kehrte er nach Sorentum zurück, wo er dem Bonifacius in der Würde eines Abtes von St. Agrippin nachfolgte. Er starb am 13. Februar gegen das Jahr 830, nachdem er seine Mönche mit ebenso viel Eifer, als Klugheit und Heiligkeit geleitet hatte. Auf seinem Grabe erbaute man später eine Kirche, welche gegenwärtig den Theatinern gehört. Die Stadt Sorentum, welche oft die Wirkungen des Schutzes des heil. Antonin erfahren hatte, verehrt ihn als einen Patronen. Man feiert sein Fest am 14. Febr. seinem Begräbnißtage.

Der heilige Gregor II.

Der heilige Valentin,

Priester und Martyrer.

Drittes Jahrhundert.

Der heilige Valentin, Priester der römischen Kirche, weihte sich mit dem heil. Marius und seiner ganzen Familie dem Dienste der Martyrer, welche unter dem Kaiser Claudius II. litten. Die Heiden ergriffen deshalb auch ihn und führten ihn auf Befehl des Fürsten vor den römischen Stadtpräfekten. Dieser nahm die lockendsten Versprechungen an, um ihn zur Entsagung seines Glaubens zu bewegen, als er aber seine Standhaftigkeit unerschütterlich fand, befahl er, ihn grausam zu geißeln und dann zu enthaupten, was am 14. Febr. gegen das Jahr 270 vollzogen wurde. Der Papst Julius I. soll dem hl. Valentin zu Ehren eine Kirche erbaut haben bei dem Ponte-Molo. Das Thor, welches heut zu Tage Del populo heißt, führte vor Alters den Namen dieses hl. Martyrers. Der größte Theil seiner Reliquien wird in der Kirche der hl. Praredis aufbewahrt. Weder der Anblick der Marter, noch die Furcht vor dem Tode konnte den hl. Valentin abhalten, den Christen im Gefängniß beizustehen, weil nichts die Martyrer von der Liebe Christi zu scheiden vermochte. Das hl. Feuer, welches in ihren Herzen brannte, flößte ihnen eine beständige Sehnsucht nach ihrem himmlischen Vaterlande ein. Inbrünstig verlangten sie wie der hl. Paulus die Auflösung ihres Leibes, um ihre Seele vollkommen mit dem göttlichen Bräutigam vereinigen zu können. Wie die gefangenen Juden zu Babylon schon bei dem Gedanken an Jerusalem in Thränen zerfloßen, und über die lange Dauer ihrer Verbannung seufzten, so ergriffen sie ruhig jede Gelegenheit ihr Blut zu vergießen, um desto eher an das Ziel ihrer Wünsche zu gelangen. Wir dienen demselben Gott, wie sie, wir sind Erben ihres Glauben, sind wir auch die Nachahmer ihrer Liebe?

Wie demüthigend ist für uns ihr heiliger Eifer, und unsere Gleichgiltigkeit!

15. Februar.

Der gottselige Jordan,

zweiter General des Ordens der Predigermönche.
Jahr 1237.

Der gottselige Jordan, von Geburt ein Sachse, stammte aus der erlauchten Familie der Grafen von Ebernstein. Er wurde von seinen Eltern in der größten Frömmigkeit erzogen und zeigte schon in seiner Kindheit ein zartes Mitleid gegen die Armen, welchen er nie ein Almosen abschlug. Wie der heilige Martin beraubte er sich seiner Kleider, wenn er nichts Anderes mehr zu geben hatte. Auch ließ sich Jesus Christus herab, ihm auf unsichtbare Weise zu erkennen zu geben, wie wohlgefällig ihm seine Mildthätigkeit war. Jordan ging nach Paris, damals die erste Universität der Welt, um seine Studien zu vollenden. Er wußte die Uebungen der Frömmigkeit mit den Uebungen in den Wissenschaften zu vereinigen, und ohne sich jemals durch schlechtes Wetter abhalten zu lassen, wohnt er jede Nacht dem göttlichen Officium in der Kirche „Notre Dame“ bei. Als der heilige Dominikus im Jahr 1219 nach Paris kam, wurde Jordan, damals noch Subdiakon, durch den Ruf seiner Heiligkeit angezogen und bat ihn um Aufnahme in den Orden der Predigermönche, welchen dieser Heilige eben gegründet hatte, und wurde bald eines der eifrigsten und ausgezeichnetsten Mitglieder desselben. Beim Tode des Dominikus am 6. August 1221 wurde er ungeachtet seiner Jugend wegen seiner Verdienste zum Generalsuperior erhoben.

Fünfzehn Jahre lang leitete er seine zahlreiche Familie mit vollkommener Umsicht und Weisheit. Er vollendete und vervollkommnete die Regeln des Ordens, an welchen die letzte Hand zu legen der hl. Dominikus nicht Zeit gehabt hatte, und trug nicht weniger als der heilige Stifter zu dem ungeheuren Erfolge bei, welchen die Predigermönche in allen christlichen Ländern errangen.

Er besaß eine besondere Gabe, betrübte Seelen zu trösten. Ein junger Mönch, welcher ein wenig leichtsinnig und ohne seine Kräfte gehörig geprüft zu haben, in den Orden getreten war, dachte immer mit Schmerz an die Welt, an die Güter und Freuden, die er verlassen hatte. Ueber diejenigen, welche ihn an die Lehre des Evangeliums erinnerten, wurde er böse und konnte die Sprache der Religion nicht ertragen. Als der Heilige in Bologna ankam, erfuhr er den kläglichen Zustand dieses Unglücklichen, dessen Leben sich in Kummer und Traurigkeit verzehrte. Er ließ ihn sogleich zu sich kommen und sprach zu ihm mit dem innigsten Mitleid: „Ich will dich in die Hände deiner Eltern zurückgeben, wenn du es noch begehrst, nachdem wir ein kurzes Gebet miteinander verrichtet haben werden; du wirst es mir mir nicht abschlagen, eine Viertelstunde mit mir vor dem Allerheiligsten zuzubringen. Der Novize willigte gerne ein, und es brauchte nicht weiter, um seinen Kummer zu verbannen, ihm seine Ruhe wieder zu geben, und ihn in seinem Berufe zu befestigen, welchem er sein ganzes übriges Leben treu blieb. — Ein anderer Mönch verdankte es gleichfalls dem Gebete und den Tröstungen des Heiligen, daß seine Unruhe verschwand, welche die Furcht vor den Gerichten Gottes in seinem Gemüthe erregten. In seinem Orden führte er die fromme Sitte ein, alle Tage nach der Complet das Salve Regina zu singen, ein Brauch, der sich später in der ganzen Kirche verbreitet hat. Die Fasten bracht er gewöhnlich zu Paris oder zu Bologna zu, von welchen Städten jede eine berühmte Universität besaß. Die Studenten strömten in Scharen herbei, um seine Predigten zu hören, und der Erfolg war so groß, daß viele junge Leute voll edler Begeisterung die Welt verließen, um sich Gott zu weihen. Der Heilige konnte so sehr auf die Stimmung der studirenden Jugend rechnen, daß er alle Jahre im Voraus mehrere Novizenanzüge bereit halten ließ, die er an die Postulanten, welche sich meldeten, vertheilte. Als die ersten im Orden sich einmal beklagten, daß der General zu viele aufnehme, und daß mehrere derselben nicht genug Fähigkeiten zeigten, die Pflichten ihres Standes zu erfüllen, welchen sie wählen wollten, so gab er ihnen zur Antwort: „Duldet sie unter Euch und verachtet keinen von diesen Kleinen; ich verspreche euch, daß alle oder fast alle eines Tages mit Frucht predigen und am Heile der Seelen nützlicher arbeiten werden, als manche andere, deren Talent und Vorzüge wir schätzen.“ Der Erfolg zeigte die Wahrheit seiner Vorhersagung.

Der fromme Jordan faßte den Plan, die durch die persönliche Gegenwart des Erlösers geheiligten Stätten, sowie die Dominikanerklöster in Paläſtina zu besuchen; er reiste ab, allein das Schiff wurde von einem wüthenden Sturme ergriffen und der gottselige Jordan kam in dem Schiffbruche den 13. Februar 1237 um. Die Dominikaner von Ptolemais nahmen seinen Leib, welchen die Fluthen an das Land geworfen hatten, und beerdigten ihn in ihrer Kirche.

Der Papst Leo XII. anerkannte im Jahr 1828 die Verehrung, welche ihm seit seinem Tode in Ptolemais erwiesen wurde.

Der heilige Siegfried,

Bischof und Apostel von Schweden. — Jahr 1002.

Der heilige Anschar hatte i. J. 830 den Schweden das Evangelium gepredigt, aber diese Völker waren später wieder in den Götzendienst zurückgefallen. Ihr König Olaf, welcher die christliche Religion in seinen Staaten wieder einführen wollte, wandte sich um Missionäre nach England und bat den König Edred, ihm

solche zu verschaffen. Dieser Fürst warf sein Auge auf einen hl. Priester in York, Namens Siegfried, und der Erfolg rechtfertigte seine gute Wahl. Kaum war Siegfried in Schweden angekommen, als er sich daran machte, das Heidenthum mit dem größten Eifer zu bekämpfen. Er predigte Anfangs zu Wexiow im südlichen Gothland, wo er einen Bischofssitz gründete, sodann durchreiste er Süd- und West-Gothland und mehrere andere Provinzen, die er alle für Jesus Christus gewann. Niemals zeigte sich ein Missionär als einen treueren Nachahmer der Apostel. Der Heilige besaß eine so aufopfernde Menschenliebe, daß er sich die Hochachtung selbst der Heiden erwarb. Folgender Zug wird beweisen, wie weit diese Tugend bei ihm ging. Drei seiner Neffen, die er zu Wexiow gelassen hatte, während er das Evangelium in andern Provinzen verkündete, wurden von den Götzendienern unmenschlich ermordet. Der König, empört über eine so schwarze That, welche gefährliche Folgen haben konnte, wenn sie ungestraft blieb, beschloß, die Mörder zum Tode zu verdammen. Der Heilige, von diesem Vorfall unterrichtet, legte Fürbitte für sie ein, und zwar mit solchem Nachdruck, daß man sie am Leben ließ. Der Fürst jedoch verurtheilte sie zu einer großen Geldbuße zu Gunsten Siegfrieds, aber dieser ließ sich nicht bewegen, etwas anzunehmen, obgleich er in der äußersten Armuth lebte und das Geld sehr dringend nöthig hatte, um die Stiftung der neuen Kirche zu sichern. Der Heilige starb gegen das Jahr 1002 und wurde in der Domkirche zu Wexiow begraben, wo sein Grab durch viele Wunder berühmt wurde. Der Papst Hadrian IV., welcher selbst mit vielem Eifer an der Bekehrung Norwegens und mehrerer anderen Gegenden des Nordens gearbeitet hatte, sprach ihn i. J. 1158 heilig. Die Schweden verehrten den heiligen Siegfried als ihren Apostel, so lange sie katholisch waren.

Der gottselige Jordan geht in einem Schiffbruche zu Grunde.

Der heil. Ephysius.

Martyrer.

Ephysius, ein Günstling des Kaisers Diocletian wurde geboren in Jerusalem, und im Heidenthum aufgezogen. Diocletian schickte ihn mit vielen Vollmachten nach Sardinien, um den Fortschritten des Christenthums, das sich dort auszubreiten drohte, Schranken zu setzen. Während seiner Reise erschien ihm in den Lüften ein leuchtendes Kreuz, und auf dieselbe Weise, wie der heilige Apostel Paulus auf dem Wege nach Damaskus, wurde auch er aus einem Verfolger ein Bekenner Jesu Christi und ein Martyrer. Ein gewisser Julianus ward an seine Stelle gesetzt. Ephysius, den die Heiden gefangen genommen hatten, verlangte in den Apollotempel geführt zu werden; in aller Eile wurde er dahin geführt, da man erwartete, er werde dort opfern. Als er einige Schritte vom Tempeleingange entfernt war, warf er sich auf die Kniee, und sandte ein glühendes Gebet zum Himmel, und siehe, die Götzenbilder stürzten zusammen und das Tempelgebäude wankte mit furchtbarem Gedröhne. Dieses Wunder erfüllte alle mit Schrecken. Julianus schien eine Weile verwirrt; doch der Eindruck, den er dadurch erhalten hatte, war nur vorübergehend, und Ephysius erlangte nach den schrecklichsten Foltern die Martyrerkrone.

Der heilige Faustinus und Jovitus,

Martyrer. — Jahr 121.

Diese beiden Heiligen, welche Brüder waren und aus einer angesehenen Familie abstammten, predigten den Glauben in der Stadt Brescia in der Lombardei, deren Bischof sich während der Verfolgung verborgen hatte. Alles, was wir zuverlässiges über ihr Leben wissen, besteht darin, daß ihr hl. Eifer die Wuth der Heiden erregte, daß ein vornehmer Herr Namens Julianus sie festzunehmen ließ, und daß sie auf ihre Weigerung, Jesu Christo zu entsagen, von dem Kaiser Hadrian, der sich damals in Brescia aufhielt, zur Enthauptung verurtheilt wurden. Es scheint, daß sie um das Jahr 121 den Tod erlitten. Ihre Reliquien befinden sich in der Stadt Brescia, wo sie als die Hauptpatronen verehrt worden sind. In derselben Stadt ist eine sehr alte Kirche ihrem Schutze geweiht.

Alle Christen sind zu einer Art von Martyrerthum, d. h. zu einem abgetödteten und bußfertigen Leben berufen. Nur durch die Kreuzigung der Begierden des alten Menschen kann man sich mit den Gesinnungen des neuen bekleiden. Wenn man das Fleisch mit seinen sinnlichen Trieben abtödtet und den Leib in strenger Zucht hält, dann nehmen die Kräfte der Seele zu, und die Neigungen des Herzens werden gereinigt. Dadurch zieht man die göttliche Liebe auf sich herab, welche die Selbstverläugnung, Demuth und Geduld in den verschiedenen Prüfungen des Lebens hervorbringt. Dann scheint die Last des Kreuzes nicht mehr drückend, man trägt sie leicht und sogar mit Freuden. Man hält die Mühsale für nichts im Vergleiche mit dem Glücke, an dem Leiden Jesu und den inneren Tröstungen Theil zu nehmen, womit der göttliche Erlöser diejenigen erfüllt, welche ihm auf den Calvarienberg folgen. Ist seine Lage dem Zustande einer Seele zu vergleichen, die so sich selber und allem irdischen abgestorben ist? — Sie findet in der Gleichförmigkeit mit dem leidenden Jesus ein sicheres Unterpfand der glorreichen Auferstehung, ja sie genießt schon hienieden zum Voraus die ewige Seligkeit.

16. Februar.

Der heilige Gregor X.,

Papst. — Jahr 1276.

Gregor X. war aus einem berühmten Hause von Piacenza und erhielt in der hl. Taufe den Namen Theobald. Man bemerkte an ihm schon in seiner Jugend eine nicht gewöhnliche Tugend und einen außerordentlichen Fleiß in seinen Studien; besonders erwarb er sich eine besondere Kenntniß des kanonischen Rechtes, welches er zuerst in Italien, dann in Paris und Lüttich studirte. Er war Erzdiakon an der Kirche dieser Stadt, als der Papst, welcher seine seltenen Verdienste kannte, denselben beauftragte, einen Kreuzzug zur Befreiung des hl. Landes zu predigen. Er erfüllte diese Mission nach dem Wunsche des Papstes, aber es kostete ihn unsägliche Mühe, weil er das Feuer der Zwietracht auslöschen mußte, welches die christliche Fürsten trennte.

Der Tod des hl. Ludwig i. J. 1270 hatte traurige Folgen für die Christen im Orient gehabt. Ihr Eifer war erkaltet und die Vortheile, welche der König von Frankreich und Eduard I., König von England, davontrugen, hatten ihre Angelegenheiten nicht bessern können. Gregor, von ihren Leiden gerührt, beschloß, eine Reise nach dem heiligen Lande zu unternehmen, um sie zu trösten und seine Andacht zu befriedigen, welche ihn drängte, die Stätten zu besuchen, die durch die Erfüllung der Geheimnisse unserer Religion geheiligt sind. In Palästina erfuhr er, daß man ihn zum Nachfolger des Papstes Clemens IV. gewählt habe, nachdem der hl. Stuhl beinahe 3 Jahre unbesetzt gewesen war. Als die in Viterbo versammelten Kardinäle sich über die Wahl eines Papstes nicht einigen konnten, legten sie endlich alle ihre Vollmachten in die Hände von 6 Kardinälen nieder, welche am 1. Sept. 1271 unsern Heiligen erwählten.

Der neue Papst reiste, nachdem er von den Christen in Palästina den rührendsten Abschied genommen und ihnen versprochen hatte, daß er sich immer an sie erinnern werde, nach Italien ab. Im März kam er in Rom an und wurde am 27. März i. J. Jahr 1272 unter dem Namen Gregor X. eingesetzt.

Der heilige Gregor X.

Sein erster Gedanke war, ein allgem. Concilium zu berufen; drei Hauptgründe bestimmten ihn dazu, d. Schisma der Griechen, die traurige Lage d. Christen im Morgenlande, u. die Laster u. Irrthümer, welche d. Kirche verunstalteten. D. Concil wurde

zu Lyon im Mai 1274 eröffnet und es fanden sich fünfhundert Bischöfe und siebenzig Aebte dabei ein. In der vierten Sitzung ließ man die Abgeordneten des Hofes von Konstantinopel eintreten und einer von ihnen schwur öffentlich im Namen des Kaisers Michael Paläologus das Schisma ab.

Obgleich der heilige Papst mit Geschäften überhäuft war, so war er nichtsdestoweniger sehr pünktlich in der Erfüllung der verschiedenen Pflichten der Frömmigkeit. Er sprach wenig und unterhielt sich beständig mit Gott im Grunde seines Herzens. Er führte ein hartes und abgetötetes Leben und nährte seine Seele mit der Betrachtung des göttlichen Wortes, welches seine einzige Freude war. Endlich durch seine Anstrengungen erschöpft, wurde er auf einer Reise über die Alpen krank und starb zu Arezzo am 10. Januar 1276, drei Jahre und sechs Monate nach seiner Thronbesteigung. In dem römischen Martyrologium, welches Benedikt XIV. herausgab, wird er am 16. Febr. angeführt.

Der heilige Onesimus,

Schüler des heiligen Paulus.

Jahr 95.

Onesimus, ein Phrygier von Geburt, war der Sklave eines Bürgers aus Collossä, namens Philemon, welcher durch den heiligen Paulus zum Glauben bekehrt worden war. Nachdem er seinem Herrn mehrere Anlässe zur Klage gegeben hatte, bestahl er ihn endlich und ergriff dann die Flucht. Gott ließ es zum Heile seiner Seele zu, daß er seinen Weg nach der Stadt Rom nahm, wo der heilige Paulus damals um des Glaubens willen in Banden lag. Als der Apostel mit ihm zusammentraf, stellte er ihm die ganze Größe seines Verbrechens vor, bekehrte und taufte ihn. Hierauf schickte er ihn seinem Herrrn zurück, welchem er zugleich schrieb und ihn um Gnade für seinen Sklaven bat.

Philemon, nicht zufrieden, ihm zu verzeihen, setzte ihn in Freiheit und sandte ihn nach Rom zurück, damit er in der Nähe des heiligen Paulus sein möchte, dem er von nun an mit der treuesten Anhänglichkeit diente. Der Apostel machte ihn nächst dem heiligen Tychikus zum Ueberbringer des Briefes, den er an die Kolosser richtete, verwendete ihn zum Dienste des Evangeliums und weihte ihn in der Folge zum Bischof. Er wurde unter Domitian im Jahre 95 gemartert und wird in dem römischen Martyrologium am 16. Februar aufgeführt. Wir dürfen unsern Heiligen nicht mit dem heiligen Onesimus verwechseln, welcher der dritte Bischof von Ephesus war und dem heiligen Ignatius, als er sich nach Rom begab, die größten Beweise von Liebe und Hochachtung bezeugte.

Der heilige Onesimus auf der Flucht.

Ein bekehrter Sünder, welchen die Gnade vom Wege des Bösen zurückgerufen hat, hört nicht auf, sich im Hinblicke auf sein Verbrechen und auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes zu demütigen; er bemißt seine Liebe gegen Gott nach der Größe der Verschuldungen, die ihm nachgelassen sind, und zeigt die Innigkeit derselben nicht durch jene vorübergehenden Entzückungen und durch jene unfruchtbaren Anmutungen, welche der Eigenliebe so wenig kosten, sondern durch edelmütige Handlungen, welche einen neuen und der Sünde ganz abgestorbenen Menschen offenbaren. Daher die Aufmerksamkeit, womit er über sein Herz und seine Sinne wacht, der Eifer, womit er seine Fehler durch harte Bußübungen zu sühnen sucht, das Streben nach Erwerbung der Tugenden, welche seinen ersten Neigungen entgegengesetzt sind, und jene Lust an allen Uebungen, welche geeignet sind, eine für die Ewigkeit verlorene Zeit wieder zu ersetzen. Man bilde sich nicht ein, daß der Zustand eines bußfertigen Sünders ohne Trost sei; Gott läßt sich herab. in seine Seele die reichlichsten Gnaden auszugießen. Oft sucht er sie durch die vertraulichsten Mitteilungen heim, um ihr sein Joch lieb zu machen und ihre Schwäche gegen die Schwierigkeiten zu kräftigen, die besonders im Anfange der Bekehrung so häufig vorkommen. Ein anderes Mal läßt er über den Büßer Versuchungen kommen, aber nur um seine Tugenden zu vervoll-

kommnen und seine Siege durch seine Kämpfe zu vervielfältigen. Leider sind aufrichtige Bekehrungen heutzutage so selten. Wie wenige Sünder giebt es, die sich in dem Bilde des wahren Büßers erkennen, das wir soeben entworfen haben! Ist denn der Weg des Evangeliums breiter geworden und wird es uns weniger Mühe kosten als den Heiligen, unsere Vergehen zu büßen? Verhüte Gott, daß wir unsern Irrtum erst an jenem furchtbaren Tage erkennen, an dem die göttliche Barmherzigkeit vorüber sein wird.

Der heilige Zosimus,

Bischof von Syrakus.

Jahr 660.

Zosimus, im Jahr 570 geboren, verdankte seine Erziehung dem Kloster zur heiligen Lucia in Syrakus. Seine Fortschritte in der Tugend erwarben ihm die Achtung und Freundschaft des Abtes Faustus. Häufiger Umgang mit auswärtigen Leuten, wozu er durch das ihm auferlegte Amt veranlaßt wurde, brachten ihm unvermerkt den Geschmack an weltlichen Zerstreuungen bei; er verließ daher die Genossenschaft ohne Erlaubnis des Obern. Als aber seine Eltern ihn wieder zurückgeführt hatten, that er Abbitte wegen seiner Unbeständigkeit, und lebte nachher in der vollkommensten Ordnung und Eingezogenheit. Er wurde zum Nachfolger des Abtes Faustus ernannt und rechtfertigte durch sein Betragen das in ihn gesetzte Vertrauen. Zuletzt folgte er dem heiligen Bischof Petrus von Syrakus in dessen Amte nach, und erfüllte treulich alle Pflichten eines würdigen Oberhirten bis in den Tod, welcher ungefähr in das Jahr 600 fällt.

Der heilige Gregor,

Bischof von Nyssa.

Jahr 400.

Der heilige Gregor, Bruder des heiligen Basilius des Großen, wurde sorgfältig in den geistlichen und weltlichen Wissenschaften gebildet. Er blieb in der Welt und vereinigte sich durch das Band der Ehe mit Theosebia, deren Tugenden von dem hl. Gregor von Nazianz gepriesen wurden. — Einige Zeit nachher entsagte er der Welt und widmete sich dem Dienste der Kirche als Vorleser. Allein seine Liebe zur Beredtsamkeit bewog ihn bald darauf, dieses Amt zu verlassen und die Redekunst zu lehren. Eine solche Veränderung erregte allseitiges Mißfallen, indem man sie als ein sowohl den geistlichen Stand entehrendes, als für Gregor selbst nachteiliges Verfahren ansah. Der heilige Gregor von Nazianz schrieb darüber an unsern Heiligen in den stärksten Ausdrücken, und stellte ihm die Folgen des begangenen Fehlers so lebhaft vor, daß er wieder zu seinem ersten Berufe zurückkehrte.

Als der heilige Basilius 370 auf den bischöflichen Sitz von Cäsarea erhoben worden, mit dem die Metropolitanwürde über Cappadocien verbunden war, rief er seinen Bruder zu sich, um sich dessen bei oberhirtlichen Amtsverrichtungen zu bedienen. Gregor ward aber des bischöflichen Amtes für würdig gehalten, und im Jahr 372 mit der Leitung der Kirche von Nyssa in Cappadocien beauftragt. Allein man mußte ihn mit Gewalt zur Annahme der heiligen Weihe zwingen. Seine Anhänglichkeit an den Glauben von Nicäa zog ihm von Seite der Arianer harte Verfolgungen zu. Diese Ketzer verläumdeten ihn bei Demosthenes, dem Statthalter von Pontus und die Folge davon war, daß dieser Soldaten abschickte, um ihn zu verhaften. Der Heilige ließ sich ohne Widerstand als Gefangener wegführen. Da ihm aber die Soldaten seiner schwächlichen Gesundheit und der strengen Jahreszeit ungeachtet keine Erholung gestatten wollten, entrann er ihren Händen und ließ sich an einen entlegenen Ort bringen. Auf die Verwendung des heiligen Basilius und sämtlicher Bischöfe von Cappadocien durfte er wieder nach Nyssa zurückkehren. Allein Demosthenes veranstaltete zu Nyssa ein Konzilium im Jahre 376, das aus lauter Arianern bestand. Gregor, trostlos über die daraus erfolgten Unordnungen, verließ das Land, wo die Ruchlosigkeit zur Herrschaft gelangt war, weniger wegen der Verfolgungen seiner selbst, die er von der arianischen Partei zu erdulden hatte, als vielmehr aus Schmerz über die schnelle und große Verbreitung der Ketzerei in seinem Bistum. Er wendete sich an Gregor von Nazianz, der ihn zum Gottvertrauen ermunterte und ihn versicherte, daß der Irrtum nie über die Wahrheit siegen werde. Das bestätigte sich bald. Denn als der Kaiser Valens, ein großer Beschützer des Arianismus, im Jahre 378 starb, änderten sich plötzlich die Umstände, und Gratian, welcher Alleinherrscher des ganzen Reiches geworden war, setzte Gregor wieder auf seinen Stuhl. Allein die Freude unsers Heiligen über seine Rückkehr nach Nyssa, wurde zu Anfang des folgenden Jahres durch den Tod des heiligen Basilius, seines Bruders, getrübt, den er hoch schätzte und innig liebte. Er gieng nach Cäsarea, um dessen Leichenbegängnis beizuwohnen und ihm die Pflichten zu erweisen, welche Natur und Religion vorschreiben. In der Folge wurde er von den Bischöfen des Morgenlandes dazu erwählt, die Mißbräuche zu heben, welche sich in den Kirchen von Arabien und Palästina eingeschlichen hatten. Diesen Auftrag vollführte er im Jahr 380 unter Begünstigung des Kaisers Theodosius. Nach Palästina gieng er ebensowohl der Andacht als der Notwendigkeit wegen und besuchte daselbst alle durch die Geheimnisse der Erlösung geheiligten Orte.

Der heil. Gregor wohnte auch im Jahr 381 dem Konzil von Konstantinopel bei. Er gehörte unter die Zahl derjenigen, die man im Morgenlande als den Mittelpunkt der katholischen Kirche ansah, und zwar so, daß man mit ihm in Verbindung stehen mußte, wenn man als Mitglied der wahren Kirche gelten wollte. Er wohnte noch zwei anderen Konzilien in Konstan-

tinopel bei in den Jahren 382 und 394. In dem letzten wurde er seiner Verdienste wegen unter die Metropoliten gesetzt. Er starb gegen das Jahr 400.

Die Alten haben ihm die schönsten Lobsprüche erteilt. Besonders haben sie seine Weisheit, Glaube, Unschuld, Mäßigung und Starkmut im Unglücke hervorgehoben. Das siebende allgemeine Konzil bezeugte gegen ihn die tiefste Verehrung. Es gab ihm den Namen: Vater der Väter, und bediente sich seiner Schriften, um die alte Lehre der Kirche zu bestätigen, und mit seiner Bestimmung die Gottlosigkeit des Irrlehrers Nestorius zu verdammen.

17. Februar.

Der heilige Julian,

Märtyrer.

Jahr 449.

Der heilige Julian war gebürtig aus Cappadocien und kam später nach Palästina. Die Gläubigen achteten ihn ganz vorzüglich wegen seiner seltenen Tugenden, ob er gleich erst ein Neuling in der christlichen Lehre war. Bei seinem Eintritte in Cäsara erfuhr er, daß man soeben mehrere Christen der Religion wegen hingerichtet habe. Sogleich eilte er zur Richtstätte, warf sich über die Leichname der Märtyrer hin, und küßte sie voll Ehrfurcht. Die Soldaten, Zeugen dieses Schauspiels, verhafteten Julian und führten ihn vor den Statthalter Firmilian. Dieser wollte kein Verhör anstellen, dessen Vergeblichkeit er offenbar voraussah, und verurteilte ihn sogleich zum Feuertode. Der Heilige dankte seinem Heilande, daß er ihn gewürdigt habe, für seinen Namen zu leiden, und bewieß bis zu seinem letztem Atemzuge eine Ruhe und einen Mut, wodurch selbst die Schergen in Staunen und Beschämung gerieten.

Die heil. Constantia,

Jungfrau.

Viertes Jahrhundert.

Die heilige Constantia, eine Tochter des Kaisers Constantin des Großen, hatte von Geburt aus eine schwächliche Gesundheit und fiel endlich in eine langwierige Krankheit, von welcher sie ungeachtet der zärtlichsten Pflege und der Kunst der Aerzte nicht befreit werden konnte. Damals geschahen große Wunder und Zeichen am Grabe der heiligen Martyrin Agnes in Rom, und auch die kaiserliche Prinzessin hörte davon. Obwohl diese noch nicht getanft war, machte sie doch zur Nachtzeit eine Wallfahrt zu dem Grabe, und bat die Heilige" unter häufigen Thränen, ihr durch ihre mächtige Fürbitte bei Gott die Gesundheit zu erflehen. Plötzlich umstrahlte ein himmlischer Glanz die betende und weinende Jungfrau, und vor Schrecken erhob sie sich von dem Boden und fühlte sich ganz geheilt. Unter freudigem Frohlocken eilte sie in den kaiserlichen Palast zurück, erzählte das Wunder ihrer Heilung, empfing die heilige Taufe und bekannte sich von nun an zum christlichen Glauben. Aus Dankbarkeit für die wunderbare Heilung seiner Tochter, ließ Constantin der Große über dem Grabe der heiligen Agnes eine Kirche erbauen, die später durch Papst Honorius I. verschönert wurde.

Die heilige Constantia.

Constantia war inzwischen zur reifen Jungfrau herangewachsen und blühte in reizender Schönheit, als die wilden Scythen in Thracien einfielen, und der Alleinherrschaft Constantins eine Ende zu machen drohten. Er versammelte seine sieggewohnten Heere, und wählte zu ihrem Anführer den heldenmütigen Gallicanus, der öfters schon durch seine Tapferkeit das Schicksal der Schlachten entschieden hatte. Dieser berühmte Held stammte aus einem hohen Geschlechte, war mit reiner Liebe der Constantia ergeben, und ehe er in's Feld rückte sprach er zu dem Kaiser: „Ich liebe schon lange „deine Tochter aus ganzem „Herzen, und wenn ich mir „Verdienste um das Reich „gesammelt habe, und ich „aus diesem Kriege als Sieger zurückkehre, wirst du „mich beglücken mit der Hand „deiner Constantia?" — Der Kaiser gab ihm zum Zeichen seiner Einwilligung in Gegenwart der Mächtigsten und Kriegsobersten den Handschlag, und Constantia übernahm mit mütterlicher Liebe während seiner Abwesenheit seine zwei Töchter erster Ehe, Attica und Artemia, und bat ihn, zu seinem Schutze ihre beiden christlichen Diener Paulus und Johannes mit in den Krieg ziehen zu lassen.

Als Gallicanus mit seinem Heere auf die Scythen stieß, sah er mit Schrecken, daß sie dreimal stärker, als er, anrückten, und geriet in volle Verzweiflung. In dieser schrecklichen Lage trösteten ihn Paulus und Johannes, und sagten ihm mit Gewißheit den Sieg voraus, wenn er den Gott der Christen anrufen und das feierliche Gelübde machen würde, sich taufen zu

lassen und dem Götzendienste zu entsagen. Der Feldherr schwur im Angesichte seiner ganzen Armee: „Du „mächtiger Gott der Christen, zu dir rufe ich in meiner „Not um Beistand und Hilfe! Und wenn ich diese „wilden Horden, die deinen Namen lästern und ent„ehren, bezwungen habe, will ich auch den Meinigen „deine Herrlichkeit verkünden unter den Völkern und „leben nach deinen heiligen Geboten!" Die Schlacht entbrannte, das Heer der Scythen füllte die Wahlstatt mit unzähligen Toten und ward gänzlich geschlagen. Gallicanus feierte seinen Triumph in Rom, und nachdem er die Taufe empfangen hatte, entsagte er allen Freuden des Lebens, und lebte als Einsiedler in einer Wüste in Egypten.

Constantia, Attika und Artemia nahmen den heiligen Schleier, gelobten nebst mehreren vornehmen Römerinnen ewige Jungfrauschaft und bewohnten ein Haus neben der Kirche, welche über das Grab der heiligen Agnes gebaut ward. Dort ertönten Tag und Nacht heilige Psalmen zur Ehre des allmächtigen Gottes, dort fanden Unglückliche Trost und Arme Erquickung, dort wohnte selbst Papst Liberius während der Christenverfolgung.

18. Februar.

Der heilige Simeon,

Bischof von Jerusalem, Märtyrer.

Jahr 106.

Der heil. Simeon hatte zum Vater Cleophas, sonst auch Alphäus genannt, ein Bruder des heil. Joseph, und zur Mutter Maria, eine Schwester der heiligen Jungfrau. Die geschicktesten Ausleger sind der Meinung, daß es derselbe Simeon sei, welcher ein Bruder des heil. Jakobus, des Jüngern, des heil. Judas und Joseph war, und von welchem im Evangelium die Rede ist. Er wurde acht oder neun Jahre vor dem Erlöser geboren und es läßt sich nicht zweifeln, daß er sich frühzeitig mit seinem Vater, seiner Mutter und seinen drei Brüdern an ihn angeschlossen habe. Es scheint nicht minder gewiß, daß er am Pfingstfeste mit der heiligen Jungfrau und ihren Aposteln den heiligen Geist empfing und daß er unter diejenigen gehörte, welche mit dem allgemeinen Namen Brüder des Herrn bezeichnet werden.

Als die Juden im Jahr 62 Jakobus, den Jüngern, welcher der erste Bischof von Jerusalem war, ermordet hatten, hatte der heil. Simeon den Mut, ihnen diese schreckliche Unthat vorzuhalten. Er kannte die Gefahr wohl, welcher er sich aussetzte, aber er war von jenem Starkmut beseelt, der über jede Furcht erhaben ist. Als einige Zeit darauf die Apostel und Jünger zu Jerusalem sich versammelt hatten, um für den hl. Jakobus einen Nachfolger zu wählen, wählten sie einstimmig Simeon. Man glaubt, daß er früher seinem Bruder in der Leitung beigestanden habe.

Die Römer, der beständigen Empörungen von Seite der Juden endlich müde, beschlossen, Jerusalem zu zerstören, und zogen nach Palästina; aber Gott, welcher seine Diener retten wollte, mahnte sie durch ein Wunder, eine Stadt zu verlassen, auf welche er die ganze Schale seines Zornes ausgießen wollte. Die Christen, der Stimme des Himmels gehorsam, flüchteten sich, ehe Vespasian die Belagerung Jerusalems begonnen hatte, mit ihrem Bischof i. J. 66 nach der kleinen Stadt Pella jenseits des Jordans. Nach dem Untergange der unglück-

Der heilige Simeon hält den Juden die Ermordung des heiligen Jakobus des Jüngern vor.

lichen Stadt Jerusalem kehrten die Gläubigen über den Jordan zurück und wohnten mitten unter ihren Trümmern. Bald sah man hier die Kirche wieder aufblühen. Gott erklärte sich sichtbar als ihren Beschützer und verherrlichte sie durch so viele Wunder, daß eine große Anzahl Juden zum Christentum übertrat. So blieb es bis in die letzten Jahre Hadrians, welcher Jerusalem ganz dem Erdboden gleich machen ließ.

Die Freude, welche der heilige Simeon empfand, täglich die Zahl der Jünger Jesu zunehmen zu sehen, wurde durch das Entstehen zweier Sekten getrübt, nämlich der Nazaräer und der Ebioniten. Die Nazaräer näherten sich in manchen Punkten den Juden und Christen, obgleich sie im Grunde beide verabscheuten. Sie sahen allerdings Christus als den größten Propheten an, aber sie leugneten zugleich seine Gottheit. Sie beobachteten den Sabbath und den Sonntag und verbanden auf sonderbare Weise die Ceremonien des alten und neuen Gesetzes. Zu allen diesen Irrtümern kamen bei den Ebioniten noch andere ihnen eigentümliche; so lehrten sie z. B., daß die Ehescheidung erlaubt sei, und daß man sich ohne Gewissensbisse schändlichen Verbrechen hingeben könne. Der Urheber dieser Sekte lehrte zuerst in dem Dorfe Cokaba, jenseits des Jordan, gieng dann nach Asien hinüber und kam sogar nach Rom. Die Ketzer, bisher schüchtern, wagten es, während der heilige Simeon das Bischofsamt bekleidete, nicht, ihre Irrlehren weiter zu verbreiten, aber kaum hatte Gott ihn aus dieser Welt hinweggenommen, als die Irrtümer auf's Neue verbreitet wurden.

Die Vorsehung hatte es zugelassen, daß der Heilige den Nachforschungen entgieng, welche Vespasian und Domitian nach allen Nachkommen Davids anstellten; als aber Trajan dieselben Nachforschungen befahl, gaben die Irrlehrer und die Juden Simeon bei dem Statthalter Attikus als einen Christen und Sprößling Davids an. Mehrere Tage lang litt er die grausamsten Qualen mit einer Geduld, welche seine Verfolger in Erstaunen setzte. Endlich wurde er zum Kreuzestode verurteilt und beschloß sein Leben durch dieselbe Todesart wie sein Meister im Jahre 106. Er wurde 120 Jahre alt und hatte ungefähr 44 Jahre als Bischof gewirkt.

Der heilige Simeon wird gekreuzigt.

Der heilige Leo und der heilige Paregorius,

Märtyrer.

Drittes Jahrhundert.

Der heilige Paregorius kam nach Patara in Lycien und vergoß da sein Blut für seinen göttlichen Heiland; der heilige Leo, welcher Zeuge seines Todeskampfes gewesen war, empfand dabei einerseits die herzlichste Wonne über das Glück seines Freundes, und andererseits bittere Betrübnis, daß er noch nicht, wie jener in gleichen Leiden bewährt worden. Allein bald fand er Gelegenheit, das Licht seines Glaubens leuchten zu lassen. Während der Abwesenheit des Proconsuls von Asien, der den Kaisern Valerian und Galienus einen Besuch abstattete, wollte der Statthalter von Lycien, der seinen Sitz zu Patara hatte, seinen Eifer für die Verehrung der Götzen beweisen; er verordnete deswegen ein feierliches Fest zu Ehren des Serapis, mit dem Befehle, daß alle Einwohner von Patara demselben opfern sollten. Die Menschenfurcht bewog mehrere Christen sich den Ungläubigen anzuschließen. Tief schmerzte den heiligen Leo sowohl die Feigheit der Einen, als die Verblendung der Andern. Als er eines Tages seine Wohnung verlassen hatte, um auf dem Grabe des heiligen Paregorius zu beten, trug er kein Bedenken, an dem Tempel des Serapis, wo man demselben gerade Opfer brachte, vorüberzugehen. Die Heiden erkannten an seinem demütigen und bescheidenen Aeußern, daß er ein Christ sei. Er hatte sich wirklich von Jugend auf an alle die strengen Uebungen des einsamen Lebens gewöhnt und besaß, nebst allen übrigen Tugenden, in einem besonders hohen Grade die Tugend der Keuschheit und Mäßigkeit. Sein Gewand war von grobem Zeug aus Kamelhaaren. Auf seinem Rückweg beschäftigte ihn der Gedanke an das glorreiche Ende seines Freundes; und ganz in denselben vertieft, schlief er ein und hatte eine Erscheinung, in welcher Gott ihm zu erkennen gab, daß er denselben Kampf, wie der heilige Paregorius, werde zu bestehen haben; das gewährte ihm eine unaussprechliche Freude. Er fuhr fort, das Grab seines Freundes zu besuchen, und weit entfernt, Nebenwege einzuschlagen, gieng er vielmehr mitten über den öffentlichen Platz.

Eines Tages, als er seinen Weg

durch das Tycheum oder den Tempel der Fortuna (Schicksalsgöttin) genommen hatte, sah er diesen durch viele Fackeln erleuchtet. Von Mitleid und Schmerz hingerissen über die Blindheit der Heiden und von Eifer glühend für die Ehre des wahren Gottes, löschte er die Fackeln aus, und zertrat sie mit den Füßen in Gegenwart des Volkes. „Wenn eure Götter", sprach er zu ihnen, „diese Unbill empfinden, so mögen sie mich nun dafür bestrafen." Der Pöbel, durch die Götzenpfaffen angefeuert, schrie sogleich: „Wenn man diese Frevelthat nicht bestraft, beehrt Fortuna unsere Stadt nicht länger mehr mit ihrem Schutze." — Als der Statthalter von dem Vorfalle Kunde erhielt, ließ er den Heiligen vor sich führen. „Alter Bösewicht!" sprach er zu ihm mit zorniger Stimme, „deine gottesschänderische That beweiset, daß du entweder die Macht der unsterblichen Götter nicht kennest, oder daß du die Befehle der Kaiser verachtest, welche wir als Gottheiten und Retter der zweiten Ordnung ansehen."

„Ihr seid Kinder des Irrtums," erwiderte ihm der Märtyrer, „indem ihr mehrere Götter anbetet; es ist nur ein Gott des Himmels und der Erde, welcher dieser geistlosen Verehrung, die ihr euren Götzen erzeiget, nicht bedarf. Das angenehmste Opfer, welches man ihm darbringen kann, ist ein demütiges und zerknirschtes Herz."

Der Statthalter: „Antworte auf die gegen dich vorgebrachte Anklage, statt uns dein Christentum zu verkündigen; den Göttern sei es gedankt, daß sie uns dich nach einer solchen Greuelthat finden ließen. Wähle also — entweder opferst du ihnen mit dem hier versammelten Volke, oder es trifft dich die Strafe, welche dein Frevel verdient."

Der Märtyrer: „Die Furcht vor den Qualen wird mich niemals zu einer Pflichtverletzung vermögen. Ich bin bereit, Alles, was du über mich verhängen wirst, geduldig zu ertragen. Deine Peinigungen erstrecken sich nur auf dieses sterbliche Leben; es giebt aber jenseits ein ewiges, zu dem man nur durch die Trübsale gemäß der Grundlehre unserer göttlichen Schrift gelangen kann; denn schmal ist der Weg, der zum Leben führt."

Der Statthalter: „Wohlan denn, wenn er schmal ist, so verlasse ihn und betrete den Unsrigen; dieser ist breit und bequem."

Der Märtyrer: „Ich nannte ihn schmal, weil man auf ihm Leiden und Verfolgungen der Gerechtigkeit wegen zu ertragen hat. Jene aber, die ihn mutig betreten, besiegen die Beschwerden durch den Glauben, welcher zur Ausübung aller Tugenden ermuntert. Und dieser Weg wird eben und angenehm für jene, die ihn beständig wandeln. Viele haben dieses schon erfahren."

Leo redete noch weiter von der Wahrheit der christlichen Religion; allein ein stürmisches Geschrei, das die Juden und Heiden erhoben, unterbrach ihn. „Man gebiete ihm Stillschweigen," riefen sie. „Ich erlaube ihm im Gegenteil," erwiderte der Statthalter, „so viel zu reden, als er will; ich biete ihm sogar meine Freundschaft an, wenn er nur unsere Götter anerkennen will."

Hierauf antwortete ihm Leo: „Es scheint, daß du meine vorigen Worte vergessen hast; denn wie kannst du verlangen, daß ich die Wesen für Götter erkenne, die von Natur nichts Göttliches haben?"

Ueber die letzten Worte wurde der Statthalter so ergrimmt, daß er den Heiligen grausam geißeln ließ. Während ihn die Schergen ganz unbarmherzig zerfetzten, sprach der Statthalter zu ihm: „Dies ist erst der Anfang der Qualen, welche ich für dich bereite. Wenn du willst, daß ich bei diesem Versuche stehen bleibe, so mußt du unsern Göttern opfern."

Der Märtyrer: „Ich muß also noch einmal wiederholen, daß ich eure Götter nicht anerkenne, und mich nie entschließen werde, ihnen zu opfern."

Der Statthalter: „Sage nur, daß die Götter groß sind, dann will ich dich freilassen, denn ich bemitleide dein hohes Alter."

Der Märtyrer: Ich würde dies gerne sagen, wenn es sich von der Macht handelte, die sie haben — ihre Anbeter ins Verderben zu stürzen."

Der Statthalter: „Nun werde ich dich über Kieselsteine schleifen lassen, bis dein ganzer Leib zerstückelt sein wird."

Der Märtyrer: „Es liegt mir wenig daran, wie ich sterbe, weil mir der Tod die Pforte des ewigen Lebens öffnen und mich in den Verein der Seligen einführen wird."

Der Statthalter: „Gehorche und sage, daß die Götter die Erhalter der Welt seien, oder du mußt sterben."

Der Märtyrer: „Deine Drohungen sind eitel; warum setzest du sie nicht in Erfüllung?"

Da das Volk sich indessen zusammenrottete, sprach der Statthalter das Urteil aus, der Heilige solle nämlich an einen Fuß gebunden über die Steine bis an die Todesstätte geschleift werden. Als nun Leo seinen Wunsch erfüllt sah, hob er seine Augen gegen den Himmel und verrichtete folgendes Gebet: „Ich danke dir, o Gott! du Vater meines liebevollen Heilandes, daß du mich so bald mit deinem Diener und meinem Freunde Paregorius vereinigest. Ich freue mich, daß ich durch deine Gnade ein Mittel gefunden habe, meine alten Missethaten zu sühnen. Meine Seele übergebe ich in die Hände deiner heiligen Engel mit der Zuversicht, daß sie dieselbe dorthin geleiten werden, wo nichts mehr von den Bösen zu fürchten ist. Herr, der du nicht den Tod, sondern die Bekehrung der Sünder willst, gieb, daß meine Feinde dich erkennen, und Verzeihung ihrer Verbrechen durch die Verdienste deines eingeborenen Sohnes Jesu Christi, unseres Heilandes erlangen. Amen."

Noch einmal sagte er dieses Amen und seine Seele schied von seinem Leibe.

Seinen Leichnam warf man in eine Schlucht von einem hohen Felsen; allein er wurde durch diesen Fall nicht zerschmettert, sondern nur ein wenig geritzt. Die Gläubigen nahmen den Leichnam des standhaften Kämpfers Jesu Christi, und beerdigten ihn. In seinem Angesichte bemerkten sie noch die Lebensfarbe und hohe Anmut, und ein sanftes Lächeln sprach noch aus seinen toten Zügen.

19. Februar.

Der heilige Conrad,

Einsiedler.

Jahr 1351.

Im Jahre 1290 wurde zu Piacenza Conrad von reichen Eltern geboren, die ihn verheirateten und ihm bei ihrem Tode ansehnliche Güter hinterließen. Obwohl er religiöse Grundsätze hatte, so überließ er sich doch den eitlen Weltfreuden und einem genußsüchtigen Leben und vergaß darüber seine Pflichten als Christ. Als er einst auf der Jagd ein großes Feuer angezündet hatte, um ein wildes Tier damit aus seiner Höhle zu treiben, verbreitete sich der Brand immer weiter, so daß fast der halbe Wald von den Flammen verzehrt wurde: Conrad aber, nachdem er vergeblich versucht hatte, das Feuer zu löschen, entfloh. Der Schaden war bedeutend. Die Obrigkeit forschte sogleich nach dem Thäter; mehrere Personen wurden eingekerkert, unter andern ein Unglücklicher, den man einige Stunden vor dem Brande aus dem Walde kommen sah, und auf welchem der schwerste Verdacht ruhte. Er leugnete anfangs mit Festigkeit, als aber die Richter, durch den Schein getäuscht, ihn auf die Folter spannen ließen, gestand er durch den Schmerz besiegt alles, was man wollte, und wurde zum Tod verurteilt.

Der heilige Conrad.

Conrad, von Gewissensbissen gequält, daß er einen Unschuldigen wegen einer That, die er allein verschuldete, der Gefahr des Todes ausgesetzt habe, gieng zu dem Richter, gestand die Wahrheit und erbot sich, den durch seine Unvorsichtigkeit verursachten Schaden zu ersetzen. Sein Vorschlag wurde angenommen, aber um ihn auszuführen, mußte er einen großen Teil seiner Güter verkaufen.

Dieser Vorfall brachte ihn auf den Entschluß, sich von jetzt an nur noch mit seinem Seelenheil zu beschäftigen, das er bisher vernachlässigt hatte. Auch seine Gattin teilte seine neuen Gefühle; sie brachten daher alle ihre Angelegenheiten in Ordnung und reisten miteinander nach Rom ab. Conrad trat in den dritten Orden des heil. Franziskus, und seine Frau wurde Carmeliterin. Nachdem sich Conrad einige Zeit zu Rom aufgehalten hatte, begab er sich nach Sizilien, wo er sich dem Krankendienst widmete; später zog er sich aus Liebe zur Einsamkeit auf einen hohen Berg zurück, wo er den Rest seines Lebens in strenger Buße zubrachte. Er starb im Jahre 1351, 61 Jahre alt. Mehrere Wunder, die er nach seinem Tode wirkte, verschafften ihm in der Kirche die Ehre eines Heiligen.

20. Februar.

Der heilige Eucherius,

Bischof von Orleans.

Jahr 745.

Eucherius wurde zu Orleans von sehr angesehenen Eltern geboren. Als seine Mutter ihn unter dem Herzen trug, brachte sie das Kind alle Tage Gott zum Opfer dar und bat ihn, die Fülle seines Segens über dasselbe auszugießen. Kaum war es geboren, als die Eltern dasselbe dem Herrn darbrachten, und es war ihre einzige Sorge, den Geist und das Herz desselben durch eine vortreffliche Erziehung zu bilden. Der junge Eucherius übertraf bald alle seine Altersgenossen an Tugend und Kenntnissen. Besonderes Vergnügen fand er daran, über die heil. Schriften nachzudenken, namentlich über die Briefe des hl. Paulus. Diese heil. Betrachtung flößte ihm einen gänzlichen Widerwillen an der Eitelkeit der Welt ein, besonders jene Stelle, wo der Apostel sagt, daß die Weisheit derjenigen, welche die Reichtümer und die irdischen Freuden lieben, in den Augen Gottes eine wahre Thorheit sei. Endlich beschloß er, die Welt zu verlassen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Da ihm die Abtei Jomieges in der Normandie für sein Vorhaben als geeignet erschien, ging er im Jahre 714 dahin und widmete sich dort allen frommen Uebungen des Klosterlebens.

Sechs bis sieben Jahre lang kostete er hier die Süßigkeit der klösterlichen Stille, als sein Oheim, der Bischof von Orleans starb. Die Geistlichkeit und das Volk dieser Stadt wandte sich nun an Carl Martel, um Eucherius als Bischof zu erhalten, was ihnen bewilligt wurde. Man ließ ihn daher zu Jomieges abholen. Beim Anblick der Abgeordneten, welche ihn nach Orleans führen sollten, wurde er von tiefem Schmerze durchdrungen. Da ihm die hohen Pflichten vorschwebten, welche mit dem Amte eines Bischofs verbunden sind, beschwor er seine Brüder, sich seiner

Abreise zu widersetzen; allein diese, obwohl ihm aufrichtig ergeben, stimmten noch dafür, sich zum Wohl der Kirche von ihm zu trennen. Eucherius mußte also nachgeben und nach Orleans abreisen, wo seine Weihe im Jahre 721 vollzogen wurde. Da die Furcht vor diesem hohen Amte nicht von Kleinmütigkeit herkam, sondern aus einer lebhaften Erkenntnis der Pflichten des Bischoftumes, so ließ er sich dadurch nicht entmutigen, er setzte vielmehr sein ganzes Vertrauen auf den obersten Hirten und bat ihn um die Gnade, ihn im Entschlusse zu bestärken, sich ganz dem Dienste der Kirche zu weihen.

Eucherius beschäftigte sich nun mit den Mitteln, Gott auf alle Weise zu verherrlichen. Er widmete sich mit unermüdlichem Eifer dem Unterricht des Volkes und der Abschaffung der Mißbräuche, und man konnte ihm nicht widerstehen, denn sein ganzes Wesen war so vom Geiste der Milde durchdrungen, daß man ihn liebte, selbst wenn er tadelte. Aber Gott ließ es zu, daß die Tugend seines Dieners auf die Probe gestellt wurde. Karl Martel erlaubte sich nämlich einen Eingriff in die Güter der Kirche, um die Kosten des Krieges zu decken und die Offiziere zu belohnen, die mit Auszeichnung gedient hatten. Als der Heilige dieß als eine Ungerechtheit rügte, schilderten ihn einige Höflinge dem Fürsten als Rebellen. Karl, durch diese giftigen Reden verleitet, behandelte den Bischof als Empörer, verwies ihn nach Köln und später auf das Schloß Hospengar im Gebiete von Lüttich. Ueberall machte ihn seine Tugend beliebt und geachtet. Robert, der Statthalter von Lüttich, ernannte ihn zu seinem Almosenpfleger und gestattete ihm, sich in das Kloster St. Tron zurückzuziehen, wo er am 20. Februar 745 starb.

Der heilige Sadoth,

Bischof von Seleucia und Ktesiphon und seine 128 Gefährten, Märtyrer.

Jahr 342.

Große Herzensreinigkeit, glühender Eifer für die Ehre Gottes und unverbrüchliche Treue in der Uebung aller Tugenden bereiteten Sadoth zum bischöflichen Amte und zur Märtyrerkrone vor. Als der heilige Simeon, Bischof von Seleucia, im Jahre 341 beim Anfange der Verfolgung Sapors II. für den Glauben gestorben war, wurde Sadoth drei Monate später zu seinem Nachfolger erwählt. Der bischöfliche Stuhl, auf den er erhoben wurde, war der bedeutendste in Persien und der Wut der Verfolgung am meisten ausgesetzt. Dieselbe wurde in jener Zeit heftiger als jemals durch das neue Edikt, welches der Fürst gegen die Christen erließ. Sadoth verbarg sich mit einem Teile seines Clerus nicht aus Todesfurcht, sondern um zu warten, bis Gott ihm seinen Willen auf eine besondere Weise kund gäbe. Er hörte dabei nicht auf, insgeheim für die Bedürfnisse seiner Heerde zu sorgen und die Gläubigen zu ermahnen, unerschrocken Jesum Christum zu bekennen. Als er an dem Orte, wo er sich verborgen hielt, eine Vision gehabt hatte, versammelte er seine Priester und Diakone und teilte ihnen dieselbe mit. „Ich sah im Traume", sprach er zu ihnen, „eine leuchtende Leiter, deren Spitze den Himmel berührte, oben saß in glänzender Herrlichkeit der heilige Simeon. Als er mich unten an der Leiter erblickte, rief er mir lächelnd zu: Steig herauf, Sadoth, steig herauf und fürchte dich nicht; gestern stieg ich herauf, heute ist die Reihe an dir. Dieß scheint mir zu bedeuten, daß, gleichwie mein heiliger Vorgänger im vorigen Jahre den Tod erduldete, ich in diesem Jahre sterben muß." Er ermahnte hierauf seine Geistlichkeit, jegliches gute Werk zu üben und die Zeit gut zu benützen, damit, wenn der Tod herannahe, sie denselben als wahre Jünger Jesu Christi und in der Hoffnung empfangen könnten, einen Anteil am himmlischen Erbe zu erhalten. „Der Mensch," sagt der heilige Moruthus, „welcher sich durch den Geist leiten läßt, fürchtet den Tod nicht, er liebt Gott und zu ihm zu kommen, ist sein größtes Verlangen; wer aber nach den Begierden des Fleisches lebt, zittert und verzweifelt, wenn sein letzter Augenblick herannaht; denn weil er die Welt liebt, verläßt er sie nur ungern."

Der hl. Sadoth wird mit seiner Geistlichkeit ermordet.

Als der König Sapor im zweiten Jahr der Verfolgung nach Seleucia kam, wurde der heilige Sadoth mit einem großen Teil seiner Geistlichkeit, einigen Priestern aus der Nachbarschaft und mit den Mönchen und Nonnen seiner Kirche verhaftet, was im Ganzen 128 Personen ausmachte. Man führte sie

ins Gefängnis, wo sie 5 Monate lang unglaubliche Leiden erduldeten. Dreimal wurden sie auf die Folter gespannt. Man band ihnen die Beine mit Stricken so fest aneinander, daß man die Knochen krachen hörte. Mitten unter diesen Martern riefen ihnen die Henker zu: „Betet die Sonne an und gehorchet dem König, wenn ihr euer Leben retten wollt." „Wir beten," erwiderte Sadoth, „einen Gott an, den Schöpfer des Himmels und der Erde. Die Sonne ist sein Werk, er hat sie nur zum Nutzen der Menschen geschaffen. Wie sollten wir sie zum Gegenstand unserer Verehrung machen? Ihr könnt uns das Leben nehmen, wir fragen nichts darnach; wir werden nicht sterben, sondern ewig mit Gott und seinem Sohne Jesus Christus leben. Verzögert unser Glück nicht." Endlich wurde ihr sehnlichster Wunsch erfüllt; sie wurden alle zum Tode verurtheilt. Als man ihnen das Urtheil vorlas, sagten sie Gott Dank und ermuthigten einander, ihm bis zum letzten Athemzuge treu zu bleiben.

Man führte sie zwei und zwei gebunden aus der Stadt. Die heilige Schaar ging zum Tode, Hymnen und Loblieder singend. An der Richtstätte angekommen, dankten und lobpriesen sie Gott mit lauter Stimme und baten ihn um die Gnade der Beharrlichkeit und um die Martyrerkrone. Auf Befehl des Königs trennte man Sadoth von den Uebrigen und führte ihn nach der Provinz Bethuso, wo er enthauptet wurde. So vereinigte er sich wieder mit dem Theil seiner Heerde, der ihm ins Himmelreich vorangegangen war.

21. Februar.

Ermordung des heiligen German.

Der heilige German, Abt von Granfel, und der heilige Randaut,

Martyrer.

Jahr 666

German, der Sohn eines reichen Senators zu Trier, wurde unter den Augen des Bischofs Modoalo in derselben Stadt erzogen. Kaum hatte er das siebenzehnte Jahr erreicht, als er alles, was er besaß, unter die Armen vertheilte, um unter der Leitung des heiligen Arnulph von Metz zu leben, welcher, nachdem er sein Bisthum und das Amt eines Ministers, das er am Hofe Dagoberts verwaltete, niedergelegt hatte, bei Remiremont in Lothringen Eremit wurde. Erfreut über den Eifer und die Unschuld seines Schülers widmete er sich sorgfältig seiner Vervollkommnung. German, welcher immer mehr kostete, wie süß das Joch des Herrn ist, bewog seinen Bruder Numerianus, dieselbe Lebensweise zu wählen: sie zogen sich dann beide in das Kloster zurück, welches der heilige Romarikus auf den Rath seines Freundes Arnulph soeben gegründet hatte. Die Regel, welche man hier befolgte, war die des hl. Kolumban. German ergab sich mit unglaublichem Eifer den Uebungen der strengsten Buße und that alles, um sich aufs Innigste mit Gott zu vereinigen. Einige Zeit darauf ging er mit

seinem Bruder in das Kloster von Luxeil, welchem damals der heilige Walbert vorstand. Dieser heilige Abt, der die Verdienste desselben wohl erkannte, übergab ihm die Leitung der Brüder, die er nach dem Kloster Granfel sandte, welches der Herzog Gondon, einer der ersten Fürsten im Elsaß, gestiftet hatte.

Bonifaz, der Nachfolger des Herzogs Gondon, beobachtete ein seinem Vorgänger ganz entgegengesetztes Betragen. Da er vor der Religion keine Ehrfurcht hatte, so folgte er nur den Eingebungen seines harten und ungestümen Charakters. Alltäglich übte er tausend Gewaltthätigkeiten gegen die Mönche und Armen seines Herzogthums aus. Der Heilige duldete in der Stille die Quälereien, welche nur sein Kloster betrafen, aber oftmals vertheidigte er die Sache der Armen. Bonifaz indeß fuhr fort, dieselben zu drücken und ihnen sogar die Mittel ihres Unterhaltes zu rauben. Als er einst ihre Ländereien verheerte und ihre Häuser plünderte, suchte German ihn auf und bat ihn, diese Schaaren von Unglücklichen zu schonen.

Bonifaz stellte sich von den Vorstellungen des Heiligen gerührt, und versprach, sich zu ändern. Als aber German nach Granfel zurückkehrte, wurde er von einem Haufen Soldaten des Bonifaz angefallen, die ihn nebst dem gottf. Randaut, seinem Gefährten, i. J. 666 mit Lanzenstichen tödteten. Man brachte ihre Leiber nach Granfel, wo sie bis zur sogenannten Reformation der öffentlichen Verehrung ausgesetzt waren.

Die sieben Stifter des Ordens der Diener Mariens.

Dreizehntes Jahrhundert.

Der Orden der Diener Mariens, auch Serviten genannt, wurde von sieben reichen Kaufleuten aus Florenz gestiftet, die sich zum Zwecke des einsiedlerischen Lebens auf dem Berge Senaria, sechs Meilen von der Stadt zurückzogen. Daselbst verschlossen sie sich in kleine Zellen und lebten beinahe wie die Einsiedler von Camaldoli. Alles hatten sie unter sich gemein und gehorchten dem Bonfilio Monaldi, den sie sich zum Obern gewählt hatten. Sie übten außerordentliche Bußstrenge, und hatten zu ihrem Unterhalte nichts als die Almosen der Gläubigen. Auf die Bitte einiger frommen Personen erbaute Bonfilio Monaldi an einem Thore von Florenz ein kleines Kloster mit einer Kapelle zur „Verkündigung Mariä“ genannt. Der Servitenorden ward von den Päpsten Alexander IV. und Benedikt XI. bestätigt.

22. Februar.

Die heilige Margaretha von Cortona.

Jahr 1297.

Sancta Margarita a Cortona.

Margaretha, zu Alviano in Toskana geboren, überließ sich in ihrer Jugend allen Ausschweifungen so sehr, daß sie die ihrem Geschlechte natürl. Scham ganz ablegte; doch die göttliche Gnade zerbrach endlich die Bande, wodurch die Unglückliche so lange an die Sünde gefesselt war. Sie erblickte eines Tages einen halb von den Würmern verzehrten Leichnam und erkannte darin mit Schrecken den Körper des Jünglings, welchen sie verführt hatte. Der so gräßliche Anblick machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie ihr Herz der Furcht vor dem göttlichen Gerichte öffnete und sogleich eine wahrhafte Büßerin wurde.

Ihr erster Gedanke war, sich ihrem Vater zu Füßen zu werfen und ihn unter Thränen um Verzeihung für ihr unwürdiges Betragen zu bitten. Sie war damals 25 Jahre alt. Tag und Nacht beweinte sie die Verirrungen ihrer Jugend und weil sie das Aergerniß, welches sie durch ihr unordentliches Betragen gegeben, wieder gut machen wollte, begab sie sich mit einem Strick um den Hals nach der Pfarrkirche von Alviano, um ihre Sinnesänderung kund zu thun und öffentlich zu bezeugen, wie sehr es sie reue, andern einen Anlaß zum Falle gegeben zu haben. Sie zog sich hierauf nach Cortona zurück und legte hierauf einem Geistlichen aus dem Orden des hl. Franziskus eine Generalbeichte ab, welche mit dem innigsten Gefühle der Reue begleitet war. Unerschütterlich in ihrem Entschlusse aufrichtiger Besserung ließ sich Margaretha nie mehr durch die Feinde ihres Heils muthlos machen. Voll Verlangen, sich ganz dem Herrn zu widmen, bat sie um die Erlaubniß, in den dritten Orden des hl. Franziskus treten zu dürfen, was ihr auch nach einer dreijährigen Prüfung zugestanden ward. Ihr Eifer für die strengsten Bußübungen war unglaublich. Sie strafte denselben Leib, welcher so lange der Sünde gefröhnt hatte, mit harten Abtödtungen. Mit diesen äußern Uebungen verband sie die Gefühle der tiefsten Demuth, so daß sie alle möglichen Mittel aufsuchte, sich in den Augen der Menschen zu demüthigen.

Sie starb am 22. Februar, nachdem sie 23 Jahre lang ein vollkommenes Muster der Buße gewesen war. Nachdem die Wahrheit der Wunder, welche durch ihre Fürbitten gewirkt wurden, bestätigt war, erlaubte der Papst Leo X. der Stadt Cortona ihr Fest zu feiern. Im Jahr 1623 dehnte Urban VIII. diese Erlaubniß auf den ganzen Orden des heiligen Franziskus aus. Endlich im Jahre 1728 sprach Benedikt XIII. die gottselige Margaretha heilig. Ihr Leib hat sich ohne das geringste Zeichen von Verwesung erhalten und wird zu Cortona in der Kirche der Franziskanerinnen aufbewahrt, welche früher den Namen des heiligen Basilius führte, jetzt aber St. Margaretha heißt.

---

23. Februar.

Der gottselige Petrus Damiani.

Jahr 1072.

Petrus mit dem Beinamen Damiani wurde zu Ravenna gegen das Jahr 988 von ehrbaren aber armen Eltern geboren. In frühester Jugend verlor er seine Eltern und fiel einem schon verheiratheten Bruder in die Hände, welcher die Gefühle der Natur so sehr vergaß, daß er ihn wie den niedrigsten Sklaven mit der größten Härte behandelte. Er wollte ihm keine Erziehung geben und da er ein wenig herangewachsen war, so schämte er sich nicht, ihn die Schweine hüten zu lassen. Und doch hatte der junge Petrus recht glückliche Anlagen. Den Gebrauch, den er einmal von einem Geldstücke machte, das er fand, bewies, daß seine Seele über die Gemeinheit seines Standes weit erhaben war. Er brachte das Geld einem Priester, damit er für die Ruhe seines verstorbenen Vaters eine Messe lesen möchte.

Gott, dessen Vorsehung andere Absichten mit ihm hatte, befreite ihn aus dieser Sklaverei, indem er einem andern seiner Brüder Namens Damian, den christlichen Gedanken eingab, die Sorge für ihn auf sich zu nehmen. Dieser Bruder, damals Erzpriester von Ravenna, trat später in einen geistlichen Orden. Man glaubt, daß der Heilige aus Dankbarkeit für alle Sorgfalt, welche dieser Bruder, wie ein Vater für ihn hatte, in der Folge den Beinamen Damian annahm. Derselbe ließ ihn studiren und schickte ihn anfangs nach Faenza, dann nach Parma, wo er den berühmten Ives zum Lehrer hatte. Die Fortschritte Petrus waren reißend schnell, weil er mit großer Liebe zum Studium einen seltenen Scharfsinn verband. In Kurzem übertraf er seine Mitschüler und war bald im Stande, die übrigen zu unterrichten. Die vorzügliche Lehrgabe, die er dabei entwickelte, machte seine Schule sehr besucht und verschaffte ihm ein beträchtliches Einkommen. Der Wohlstand, worin er sich befand, verbunden mit dem Beifall, den er von allen Seiten erhielt, erschien ihm als eine gefährliche Versuchung, und um ihr nicht zu unterliegen, ergriff er alle Maßregeln, welche die christl. Wachsamkeit vorschreibt. Seine Almosen waren zahlreich; er nahm die Armen an seinem Tisch auf und schätzte sich glücklich, sie eigenhändig zu bedienen, weil sein inniger Glaube nur Jesum Christum in ihnen erblickte.

Endlich faßte er den Entschluß die Welt ganz zu verlassen und in ein Kloster zu treten, aber entfernt von seiner Heimath, damit kein Hinderniß seinem Plan in den Weg träte. Während er mit diesen Gedanken beschäftigt war, fügte es Gott, daß er zwei Eremiten von Fort Avellane begegnete. Er theilte ihnen sein Vorhaben mit, der Welt zu entsagen, und wurde so erbaut von ihrer Tugend und besonders von ihrer Uneigennützigkeit, daß er ihre Einsiedelei zum Aufenthalt wählte. Dieselbe lag in Umbrien, am Fuße des Apennin und war 20 Jahre vorher von dem sel. Ludolf gegründet worden. Das strenge Leben in diesem Hause war außerordentlich, aber Petrus befolgte es mit erstaunlichem Eifer, so daß seine Gesundheit darunter litt und er von einer Schlaflosigkeit befallen wurde, die nur mit Mühe geheilt werden konnte. Seine Liebe zur Armuth war besonders groß; die schlechtesten und geringsten Kleider trug er am liebsten. Ebenso übte er die Tugend des Gehorsams im höchsten Grad. Kaum hatte ein Wort oder ein Zeichen den Willen seines Obern kund gegeben, so eilte er sogleich, ihn zu vollziehen. Alle Augenblicke, die er in seiner Zelle zubrachte, theilte er zwischen Studium und Gebet und wurde in der Kenntniß der heiligen Schrift ebenso bewandert, als in den schönen Wissenschaften. Dieß bewog seinen Superior, ihn damit zu beauftragen, den Mönchen religiöse Vorträge zu halten. Gui, Abt Pomposias, von seinen Talenten unterrichtet, verlangte ihn zum Lehrer für seine Mönche. Petrus blieb zwei Jahre zu Pumposia, wo er das Wort Gottes mit ebensoviel Erbauung als Frucht verkündigte. Sein Abt berief ihn zurück und schickte ihn in das Kloster St. Vinzenz, wo er dieselbe Stelle bekleitete.

Als er nach Fort-Avellane zurückgekehrt war, bestimmte ihn der Abt mit dem Willen seiner Brüder zu seinem Nachfolger, aber in der Demuth des gottseligen Mannes fand er einen großen Widerstand, und um denselben zu besiegen, mußte er sein ganzes Ansehen gebrauchen. Als der Abt im Jahr 1041 starb, wurde Petrus an die Spitze des Klosters gestellt, welches er mit ebensoviel Klugheit als Heiligkeit regierte. Er stiftete noch fünf andere Einsiedeleien, wo er Prioren einsetzte, welche er selbst als Generalsuperior leitete. Sein vorzüglichstes Streben ging dahin, überall jenen Geist der christlichen Liebe, der stillen Einkehr in sich selbst und der Demuth zu befördern, welcher das Kennzeichen der Einsiedler sein soll; auch bildete er Schüler von ausgezeichneter Tugend, die später glänzende Lichter der

Kirche wurden, so unter anderen den hl. Rudolf, Bischof von Gubio, und den hl. Johann von Lodi, welcher das Leben des gottseligen Petrus beschrieben hat.

Die Sorge, welche er für seine Klöster tragen mußte hinderte ihn nicht, der Kirche überhaupt große Dienste zu erweisen. Die Päpste Gregor VI., Clemens II. und Leo IX. verwendeten ihn mit glücklichem Erfolge in Geschäften, die eines verständigen und gewandten Mannes bedurften und der Papst Stephan IX. machte ihn i. J. 1057 zum Cardinalbischof von Ostia, damit er der Welt wieder zurückgegeben, sie durch Lehre und Wandel erbauen könnte.

Als bei dem Tode Stephanus im Jahr 1068 der Bischof Johann von Velletri, gegen alle canonischen Regeln unter dem Namen Benedikt zum Papst erwählt worden war, bewog Petrus denselben, den Thron, welchen er unrechtmäßig besaß, zu verlassen und Nikolaus II. wurde an seine Stelle gewählt. Kaum war er anerkannt, als man über die Simonie der Geistlichen aus Mailand bei ihm Klage führte. Petrus wurde von ihm als Legat und mit der Vollmacht, die Schuldigen zu bestrafen und alles wieder in Ordnung zu bringen, nach Mailand geschickt. Der Erfolg rechtfertigte die gute Wahl des Papstes.

Der gottselige Petrus scheute sich nicht, gegen den Kaiser, welcher den Gegenpast Cadalous, Bischof von Parma, unterstützte, für den an Nikolaus II. Stelle im Jahr 1063 kanonisch gewählten Alexander Partei zu ergreifen. Auf einer zu Rom gehaltenen Kirchenversammlung bewog er in der Folge den Cadalous, von seinen Ansprüchen abzustehen und veranlaßte den König Heinrich IV. von Deutschland, Allem beizustimmen, was auf der Kirchenversammlung beschlossen worden war. Diese Sache war um so schwieriger zu erreichen, da der deutsche König keineswegs die religiösen Gesinnungen seines Vaters Heinrichs III., theilte und doch gelang es ihm, diese schwere Aufgabe zu lösen.

Indessen seufzte der Bischof von Ostia unabläßig nach der Einsamkeit, die er nur ungern verlassen hatte. Schon hatte er sein Bisthum niederlegen wollen, und mehr als einmal Nikolaus II. um die Erlaubnis dazu gebeten; aber dieser Papst schlug ihm immer seine Bitte ab. Unter Alexander II. erneuerte er sein Gesuch, und erst nach vielen Schwierigkeiten sah er seinen so sehnlichen Wunsch erfüllt. Der Papst behielt sich jedoch vor, denselben nach Umständen in den Angelegenheiten der Kirche zu verwenden. Petrus, nicht zufrieden, die bischöfliche Würde niedergelegt zu haben, verzichtete auch noch auf seine Stelle als Generalsuperior, der von ihm gestifteten Klöster, um fortan als einfacher Religiose zu leben und nahm seine alten Uebungen wieder auf.

Damals ergriff er die Feder, um die Mißbräuche zu bekämpfen, welche die Religion und die kirchliche Zucht schwer bedrohten. Der gottselige Mann war tief bekümmert über den Verfall des klösterlichen Lebens. Man sah in der That Mönche, welche, obschon sie freiwillig sich dem einsamen Leben gewidmet hatten, sich nicht schämten, ihre Zellen zu verlassen, und sich unter die Weltleute zu mischen. Sie ersannen tausend nichtige Vorwände, um die ihrem Stande zuwiderlaufenden Unordnungen und besonders jene Habsucht zu verbergen, die ihrem Gelübde der Armuth ganz entgegengesetzt war. Petrus Damiani griff diese Mißbräuche mit seinem gewöhnlichen Eifer an. „Wenn wir," sprach er zu diesen lockern Mönchen, „das Wenige, welches von der Regel noch übrig ist, vollends vernichten, wie sollen die künftigen Zeiten dergleichen Lücken wieder ausfüllen? Ersparen wir uns wenigstens den schimpflichen Vorwurf, dem Ordensleben den letzten Streich versetzt zu haben; wir wollen vielmehr treulich der Nachkommenschaft die Beispiele der Tugend überliefern, welche uns die Väter hinterlassen haben." Der Papst zog im Jahre 1063 Petrus aus seiner Zurückgezogenheit hervor, um ihn als Legat nach Frankreich zu schicken. Er bezeugte die hohe Achtung, die er für seine Person hegte, dadurch, daß er dem ersten Prälaten befahl, denselben, wie ihn selbst aufzunehmen. Die Angelegenheiten, womit er betraut wurde, verlangten einen mit seltenen Vorzügen begabten Mann. Er sollte den Samen der Zwietracht ersticken, die Grenzen der Gerichtsbarkeit einiger Bischöfe festsetzen und die simonistischen Geistlichen aburtheilen und bestrafen; Alles dies führte er durch sein entschiedenes Talent glücklich aus. Sein Eifer hinderte ihn, auf Kosten der kirchlichen Satzungen in etwas nachzugeben, aber zugleich wußte er jene Strenge und Härte zu vermeiden, welche die Gemüther nur erbittert. Gegen die Schuldigen, welche ihre Fehler bereuten, übte er Nachsicht, indem er in allem den Eingebungen der Menschenliebe und der Klugheit folgte. — Einige Zeit nachher wurde er mit einer noch zarteren Sendung beauftragt. Der König Heinrich IV. von Deutschland, ein sittenloser irreligiöser Fürst, hatte im Jahre 1066 Bertha, die Tochter des Markgrafen Otto von Italien, geheirathet. Allmählich

dieser Prinzessin überdrüssig, wollte er sich nach drei Jahren von ihr scheiden lassen und verlangte unter nichtigen Vorwänden, daß seine Ehe für ungiltig erklärt werden solle. Der Erzbischof von Mainz war so schwach, die verbrecherischen Absichten des Königs zu begünstigen und berief sogar eine Kirchenversammlung, auf der man die Rechtmäßigkeit der ehelichen Trennung aussprechen sollte. Der Papst durch das drohende Aergerniß beunruhigt, schickte Petrus als Legat nach Mainz, um bei der Kirchenversammlung den Vorsitz zu führen. Derselbe legte dem König und den zu Frankfurt versammelten Bischöfen Rechenschaft von den Befehlen und Verordnungen ab, welche der hl. Vater ihm ertheilt hatte; sodann wendete er sich an den Fürsten und beschwor ihn auf das Nachdrücklichste, das Gesetz Gottes und die Satzungen der Kirche zu achten, zu schonen und ernstlich über das große Aergerniß nachzudenken, welches sein Beispiel verursachen würde. Mehrere hohe Herren am Hofe verbanden sich mit dem Legaten und baten den deutschen König inständig, sich nicht mit ewiger Schmach zu bedecken. Heinrich konnte so mächtigen Beweggründen nicht widerstehen und gab seinen Plan der Ehescheidung auf, aber sein Herz blieb immer dasselbe und seine Abneigung gegen die Königin nahm von Tag zu Tag zu.

Kaum hatte Petrus Damiani seine Sendung vollendet, als er wieder in die Wüste Fort-Avellane zurückkehrte. Er trat mit der größten Freude in seine Zelle und schloß sich daselbst wie in einem Gefängnisse ein. Er trug eiserne Ketten und zerfleischte seinen Leib durch strenge Geißelungen; sein Fasten war außerordentlich; er brachte die ersten drei Tage des Advents und der Fasten ohne irgend eine Nahrung zu. Oft kam es vor, daß er in den vierzig Tagen der Fastenzeit nichts Gekochtes aß und nur von rohen Kräutern lebte, die er ins Wasser tauchte. Eine auf dem Boden ausgebreitete Matte diente ihm als Lager. Zur Handarbeit hatte er bestimmte Stunden, und dann beschäftigte er sich damit, hölzerne Löffel oder andere dergleichen Arbeiten zu verfertigen.

Als der Erzbischof Heinrich von Ravenna wegen seines großen Verbrechens excommunicirt worden war, beauftragte der Papst Alexander II. dem gottf. Petrus, als Legat nach dieser Stadt zu reisen, um die Mißbräuche abzustellen und die gute Ordnung wieder einzuführen; allein er kam erst nach dem Tode dieses unglücklichen Patriarchen in Ravenna an. Er versuchte daher wenigstens die Mitschuldigen seiner Verbrechen zu bekehren, und es gelang ihm auch; er brachte sie sogar dahin, daß sie eine Buße annahmen, die er ihnen auferlegte. Petrus Damiani wurde auf der Rückkehr nach Rom in dem Kloster Unserer lieben Frauen von Faenza von einem Fieber ergriffen und starb am 22. Februar 1072 in einem Alter von 83 Jahren.

24. Februar.

Der heilige Matthias,

Apostel. Erstes Jahrhundert.

Beim heiligen Matthias ist es nicht zweifelhaft, daß er einer von den 12 Jüngern Jesu Christi war; so viel wenigstens ist gewiß, daß er sich frühzeitig an den Erlöser anschloß und sich von seiner Taufe an bis zu seiner Himmelfahrt nicht von ihm trennte. — Als die Gläubigen versammelt waren, um die Herabkunft des hl. Geistes zu erwarten, sprach der hl. Petrus zu ihnen, daß man, um die hl. Schrift zu erfüllen einen 12. Apostel an die Stelle des Judas wählen müsse. Matthias und Josef, genannt Barsabas, welchem seine außerordentliche Frömmigkeit den Beinamen des Gerechten verschaffte, wurden dieser hohen Stellung für würdig erachtet. Man fing sogleich zu beten an, um den Willen des Himmels zu erkennen; hierauf schritt man zur Wahl durch das Loos. Als Matthias dadurch bezeichnet wurde, zweifelte man nicht mehr, daß Gott ihn erwählt habe, um die durch den Tod des Verräthers Judas erledigte Stelle einzunehmen. — Dies Verfahren der ersten Christen lehrt uns daß man Gott im Gebete um die Erkenntniß derjenigen bitten soll, die er zum Dienste der Religion beruft. Es zeigte sich kein Jünger, um den leeren Platz im Rathe der Apostel einzunehmen. Warum dieß? Weil sie sich alle für unwürdig ansahen und fürchteten, den himmlischen Zorn auf sich herabzuziehen, wenn sie sich selber in das apostolische Amt eindrängen würden; auch wußten sie, daß die Eindringlinge die Rechte des Herrn antasten und an jener besondern Gnade keinen Theil haben würden, ohne welche man niemals in der Leitung der Seele glücklich ist.

Wir wissen nichts bestimmtes über die Thaten des heiligen Matthias, nur so viel, daß er, nachdem er am Pfingsttage den heiligen Geist empfangen, auszog, um das Evangelium Jesu Christi zu verkünden, und sein übriges Leben den Arbeiten des

Apostelamts widmete. Clemens von Alexandrien berichtet, daß er in seinem Unterrichte besonders auf der Nothwendigkeit bestand, das Fleisch abzutödten und die Begierden der Sinnlichkeit zu unterdrücken — eine wichtige Lehre, die er von Jesus Christus hatte und selber ausübte.

Die Griechen behaupten nach einer alten Ueberlieferung, daß der heilige Matthias den Glauben in Cappadocien und an der Küste des kaspischen Meeres gepredigt habe, und fügen bei, daß er in Colchis gemartert worden sei. Die Lateiner feiern sein Fest am 24. Februar. Ein Theil seiner Reliquien wird in der Abtei des heiligen Matthias zu Trier und zu St. Maria der größern in Rom aufbewahrt.

Der gottselige Robert von Arbrissel,

Stifter des Ordens von Fontevrault.
Jahr 1116.

Wenn wir den Namen Fontevrault hören, stellen wir uns heutzutage einen düstern Aufenthalt, ein Gefängniß vor; in vergangenen Zeiten war es ganz anders. Dieser Name erinnerte damals nur an Tugend und Unschuld; ein ehrwürdiger Orden trug ihn, der unlängst verschwunden ist. Die Sendung Roberts von Arbrissel bestand darin, das Weib wieder in die hohe Würde einzusetzen, auf welche es von dem Christenthum durch den Glaubenssatz von der jungfräulichen Gottesmutter erhoben worden war; dazu stiftete er den Orden von Fontevrault und stellte ihn unter den Schutz der heiligen Maria und des heiligen Johannes, des Jüngers der Liebe. Wenn es wahr ist, daß jeder Heilige in seinem Leben eine besondere Seite aus dem Leben des Erlösers darstellt, so erinnert der gottselige Robert, der gute Hirte so vieler armen irrenden Schäflein, an das zarte Erbarmen Jesu Christi, welcher die Samariterin am Jakobsbrunnen unterrichtete, der Ehebrecherin verzieh und Magdalena segnete, welche zu seinen Füßen weinte, dieselben mit wohlriechendem Oele salbte und mit ihren Haaren abtrocknete. Wir wollen in diesen Blättern dieses Leben voll Hingebung kurz betrachten.

In einem kleinen Flecken der Bretagne, vor Alters Arbrissel genannt, einige Stunden von Rennes, wurde im Jahre 1046 ein Kind geboren, das man Robert nannte. Diesem Namen wurde später sein Geburtsort beigefügt. Sein Vater Damaliokus und seine Mutter Orvenda waren arme, aber rechtschaffene Christen, die es sich angelegen sein ließen, ihren Sohn in den Grundsätzen der Religion wohl zu unterrichten. Sie erfüllten diese Pflicht auch so gut, daß man den kleinen Robert bald alle andern Kinder seines Alters an Bescheidenheit und Klugheit übertreffen sah. Diese Liebe zur Tugend, womit sich in Robert bald eine lebhafte Neigung zum Studium verband, war für das Herz seiner Eltern eine große Freude und sie kamen dadurch auf den Gedanken, daß Gott ihrem Kinde eine hohe Bestimmung vorbereite. Sie schickten ihn demnach in eine lateinische Schule; da er aber in ihrem Lande seinen Wissensdurst nicht stillen konnte und sie ihn auch nicht länger auf den Schulen zu unterhalten vermochten, so überließen sie ihn der Vorsehung Gottes. Nun sagte der Jüngling seiner Heimath lebewohl, ging von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, überall die Mittel suchend, in den Wissenschaften voranzuschreiten, bis er eines Tages nach Paris kam, wo er die damals berühmten Schulen der Universitäten besuchte. Der neue Schüler machte sich bald unter seinen Mitschülern durch seinen Eifer für das Studium, durch seinen hellen Kopf und besonders durch die Sittlichkeit seines Wandels bemerklich und wurde ein Muster für die übrigen Studenten. Dieser junge Mann, rein wie ein Engel," sagte einer seiner alten Biographen, „über-

Ruine von Fontevrault.

zeugt, daß frommes Gebet ein treffliches Mittel ist, gut zu studiren, brachte jeden Tag eine Stunde damit zu, über die Eitelkeit der Welt, über die unerbittliche Strenge der göttlichen Gerichte und über das Leiden Jesu nachzudenken." So dem Studium der Wissenschaften und der Uebung der Tugenden ergeben, durchlief Robert alle Grade der Universität und wurde in wenig Jahren ein großer Gelehrter. Die allgemeine Achtung, die er sich erworben hatte, beschränkte sich bald nicht mehr auf die Mauern von Paris, sein Ruf drang bis nach der Bretagne. Soeben hatte Sylvester von la Guerche den bischöflichen Stuhl zu Rennes bestiegen. Dieser Mann ebensowohl ausgezeichnet durch seine Frömmigkeit und den Adel seiner Geburt, als durch seine Liebe zu den Gelehrten, umgab sich mit lauter Männern, welche ihm bei der Verbesserung der kirchlichen Zustände seiner Diözese von Nutzen sein konnten. Bald machte er seine Rechte auf Robert geltend und schrieb ihm wie einem vielgeliebten Sohne, er möchte doch zu ihm kommen, um zu Gunsten seiner Heerde die Schätze seiner Gelehrsamkeit und seiner christlichen Liebe zu entfalten. Diesem Rufe entsprach Robert, verließ Paris und kam nach Rennes, wo er als Erzpriester Offizial und Vikar des Bischofs seine apostolischen Arbeiten begann. Aber ein Verbesserer der Sitten des Clerus und des Volkes muß sich in seinem Leben auf Haß und Widersprüche gefaßt machen. Nach dem Tode des Bischofs Sylvester, dessen Ansehen seinen Eifer geschützt hatte, vermehrten sich die Schwierigkeiten, und Robert, zur Flucht gezwungen, sagte für einige Zeit seiner lieben Bretagne Lebewohl und lebte in stiller Zurückgezogenheit in der Stadt Angers.

Der gottselige Robert als Schüler in Rennes.

Zu jener Zeit errichtete Marbod, Erzdiacon dieser Stadt und später Bischof von Rennes, Schulen in der alten Hauptstadt von Anjou. Robert, dessen Vorzüge bekannt waren, wurde erwählt, um hier die Theologie zu lehren. Er theilte von nun an seine Tagesarbeit in zwei Hälften, die eine für das Gebet, die andere für seine Vorlesungen. Aber schon hatte die Liebe zu den Abtödtungen und zur Buße in seinem Herzen tiefe Wurzel gefaßt, und er bereitete sich auf das Einsiedlerleben vor, das er in der Wüste führen wollte. Es wird erzählt, daß der gelehrte Professor nur wenig aß, fast immer wachte und zwei ganze Jahre lang unter seiner Kleidung beständig ein eisernes Cilicium trug. Dabei hütete er sich sehr, dies Werkzeug der Buße dem Auge der Menschen zu zeigen, indem er das Aufsehen fürchtete, welches nach dem Ausspruch eines heiligen Vaters für die Tugend oft ein feines Gift ist, oder einem glänzenden Wurme gleicht, welcher an der Heiligkeit nagt. Um sich mit seinem Gotte um so inniger zu vereinigen, schloß sich Robert von der Gesellschaft der Menschen ab. Von der Gnade getrieben, verließ er eines Tages die Stadt Angers, und zog sich, von einem einzigen Gefährten begleitet, in den Wald von Craon an der Grenze der Bretagne zurück. Der Ruf von der Heiligkeit des neuen Eremiten verbreitete sich rings um den Wald, man eilte von allen Seiten in Schaaren herbei, um ihn zu sehen und die Wunderthaten anzustaunen, die man von ihm erzählte. Je strenger Robert gegen sich selbst war, um so sanfter, freundlicher und gütiger zeigte er sich gegen alle, die ihn besuchten und nahm sie mit Freuden auf. Sein Angesicht leuchtete von solcher Weisheit und Herzensgüte, daß der Anblick desselben den weltlichsten Menschen tugendhafte Gesinnungen einflößte. Er unterhielt die Schaaren des Volkes von heiligen Dingen und theilte ihnen reichlich von der Erleuchtung und Gnade mit, die er von Gott empfing. Durch seine Beredtsamkeit riß er alle seine Zuhörer hin und jeder gerieth in Verwunderung über das, was er gesehen und gehört hatte. Die Rechtschaffenen kehrten tugendhafter zurück und die Sünder ganz anders als sie gekommen waren. Das größte Wunder aber war, daß die meisten seiner Besucher, nachdem sie seine Worte gehört, sich nicht mehr von ihm trennen konnten, sondern mit ihm in der Wüste leben wollten. Robert mußte dem Wunsche einer großen Anzahl von ihnen nachgeben. Der Wald von Craon wurde so eine neue Thebais, von Einsiedlern bevölkert, welche ein engelgleiches Leben führten. Man sah hier nichts als Hütten, Grotten und Zellen. Es war weniger eine Wüste, als ein gewaltiger Tempel, wo man zu jeder Stunde des Tages das Lob Gottes sang. Hier hatte Jeder seine bescheidene Wohnung und sein Geschäft. Die einen überließen sich dem Gebet, die andern arbeiteten mit ihren Händen, um für sich und ihre Genossen den Unterhalt zu gewinnen. Bald jedoch fand es Robert passend, für einige ein Kloster zu bauen. Damals wurde in diesem Walde die Abtei unserer lieben Frau von la Roë gebaut, welche durch die Freigebigkeit des Herrn von Craon vergrößert und ausgestattet wurde. Der gottſ. Vater und Abt der neuen Mönche gab ihnen die Regel

des heiligen Augustin; sein Beispiel und seine Lehren gründeten die Frömmigkeit und den Eifer der Andacht in den Mauern dieses Klosters so fest, daß diese Tugenden lange Zeit in Blüthe standen, Robert setzte außer der Leitung des neuen Klosters seine Predigten fort und ging selbst den verlorenen Schafen nach. Sein Ruf wuchs von Tag zu Tag, und ein besonderes Ereigniß, das seinen Worten eine neue Weihe gab, versprach seinem Eifer noch reichlichere Früchte. — Zur Zeit, als der Papst Urban II., nachdem er den Kreuzzug auf der Kirchenversammlung von Clermont gepredigt hatte, Frankreich, sein Geburtsland durchzog, hielt er sich oft da und dort auf, um einige Kirchen einzuweihen oder berühmte Klöster zu besuchen. Von der Abtei Cluny, wo er Mönch gewesen war, kam er nach Limoges, dann nach Poitiers und endlich in die Stadt Angers. Der Name Roberts kam ihm bald zu Ohren, und er war begierig, diesen Mann selbst zu sehen und zu hören, der das Wunder der Provinz geworden war. Damals bereitete man in der alten Stadt Angers ein erhabenes Schauspiel vor. Auf die Einladung des Grafen von Anjou sollte der Papst die Einweihung der Kirche des hl. Nikolaus vornehmen, Kardinäle, Fürsten, Äbte und Ritter waren herbeigeeilt, um seinen Hof zu bilden, und mehr als eine hochangesehene Person trachtete nach der Ehre in einer so feierlichen Versammlung das Wort zu führen. Doch wurde keiner gewählt als Robert, welchen der Papst Urban selber dazu bestimmte. Robert sprach also vor der erlauchten Versammlung und zwar mit solcher Beredsamkeit und Salbung, daß alle von Bewunderung hingerissen wurden. Als der Papst ihn hörte, glaubte er den hl. Geist aus seinem Munde reden zu hören. Er übertrug ihm daher die Würde eines apostolischen Missionärs, und gab ihm Vollmacht, an allen Orten zur Ehre des Namens Jesu Christi predigen zu dürfen.

Robert durch die Gunst des hl. Stuhles ausgezeichnet, nahm seine apostolischen Arbeiten um so eifriger wieder auf. Er ist nicht mehr der Prediger in der Wüste; jetzt eilt er von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, um Seelen zu gewinnen und alle unter das süße Joch Jesu Christi zu bringen. Sein Amt als Abt von la Roë legte er in die Hände des Bischofs Gottfried von Angers nieder, welcher auf seine Bitte gekommen war, um die Kirche der Abtei einzuweihen, und unter den Schutz der glorreichen Jungfrau und des hl. Johannes des Evangelisten zu stellen. Da er sich von nun an ganz seinem heiligen Eifer überlassen konnte, predigte er, von einigen Gefährten begleitet, das Evangelium in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen der Städte nach Art der ersten Apostel, und ladet das Volk durch die Strenge seines Lebens, durch die Armuth seiner Kleidung und durch den Nachdruck seiner Worte, welchem Niemand widerstehen kann zur Buße und Besserung ein.

Papst Urban II. weiht die Kirche von Angers ein.

Der Himmel hatte diesen Mann mit wunderbaren Gaben ausgestattet, um die Herzen zu rühren und sie für die Tugend zu begeistern. Ueberall, wo er stille stand liefen die heilsbegierigen Schaaren in Menge herbei, um ihn zu hören und die salbungsvollen Worte zu sammeln, welche von seinen Lippen strömten. Viele seiner Zuhörer, durch eine unbekannte Gewalt hingerissen, verließen Heimath, Familie und Vermögen und schlossen sich an ihn an. Robert legte auch viele Streitigkeiten bei; so söhnte er Ives v. Chartres und den Abt Bernard von Bonneveaux, die Geistlichkeit von Chartres und den Grafen dieser Stadt miteinander aus. Sein bewunderungswürdiger Eifer wendete sich an alle, und sein Herz, von Liebe überfließend, glich einer lebendigen Quelle, woraus Jedermann schöpfte. Besonders aber suchte er, wie der gute Hirte, die verirrten Schafe auf, und unter ihnen nahmen die ebenso unglücklichen als sündhaften Personen des weiblichen Geschlechtes sein ganzes Mitleid in Anspruch; ich meine jene schwachen, und so erbarmungswürdigen Wesen, zu deren Bekehrung Robert eine ganz besondere Gnade erhalten hatte. Auch hat die Kirche das eigenthümliche Lob, welches ihm die Kirchenfürsten seiner Zeit ertheilten bestätigt, indem sie ihn den Hirten und Tröster und Führer der verirrten und gefallenen Frauen und Jungfrauen nennt. — Zu jenen Zeiten war das Leben für die Frauen ein hartes. Die Frau seufzte wie in den heidnischen Zeiten unter dem Joche des Mannes. Robert fühlte sein Herz innig bewegt bei dem Anblick dieser unglücklichen Geschöpfe, welche die Arme nach ihm ausstreckten. Er wollte das Weib aus seiner Erniedrigung ziehen, dasselbe reinigen und ihm seine Krone wieder geben. Es ist ein schönes Schauspiel, diesen Priester mit seiner liebeglühenden und ritterlichen Seele Städte und Flecken durchziehen zu sehen, um seine Sendung zu erfüllen. Er hält auf

den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, am Rande der Quellen, wie ehedem Jesus am Jakobsbrunnen, und läßt die Frauen selbst mitten bei ihren Arbeiten Worte des Trostes und der Hoffnung vernehmen. Alle eilten ihm zu, sagt ein alter Chronist, Arme und Reiche, Witwen und Jungfrauen, Jung und Alt. Jeder wollte diesen sonderbaren Mann der Barmherzigkeit hören, welcher über alle ihre Fehler weinte, ohne Jemand hart anzulassen, und das arme Schäflein, welches auf seine Stimme herbei geeilt war, niemals in die Wüste zurückschickte. Die Mittel seines Triumphes waren jedoch ganz einfach: eine sanfte, zum Herzen dringende Stimme, leicht verständliche Belehrung, eine unerschöpfliche Liebe und Geduld, und Thränen über das menschliche Elend, gewannen ihm aller Herzen. Mit diesen mächtigen Waffen verband Robert eine heldenmütige Entschlossenheit, welche dem Priester wie dem Kriegsmanne gut ansteht und das sichere Unterpfand des Sieges ist. Derselbe Mann, welcher es auf der Kirchenversammlung von Poitiers allein wagte, der Gewaltthätigkeit des Herzogs Wilhelm von Aquitanien zu widerstehen, als er die Väter hindern wollte, den Bannfluch gegen Philipp I., den Entführer der Bertrada v. Montfort zu schleudern, scheute sich nicht, in die festen Burgen und düstern Thürme einzudringen und hier den trotzigen Burgherrn das freimütige Wort des Priesters für die unterdrückte Unschuld hören zu lassen, und wagte es, das Laster bis in seine Schlupfwinkel zu verfolgen. Als er sich einst zu Rouen von unglücklichen gefallenen Frauen umgeben sah, schilderte er ihnen die Barmherzigkeit Gottes gegen den reumütigen Sünder so nachdrücklich, daß alle diese sündhaften Geschöpfe im Innersten ergriffen ihm zu Füßen fielen und ihm Reue und Besserung gelobten. „Niemand hat seit zwanzig Jahren so von Gott mit uns gesprochen," äußerte eine dieser Unglücklichen. Robert spricht ihnen Trost und Mut ein, vereinigt sie mit den übrigen, die er vom Wege des Lasters entfernt hat, und er führt sie dann in die Wüste von Fontevrault.

Die Verkündigung des Evangeliums glich in jenen barbarischen Zeiten unsern Missionen bei den wilden Völkerstämmen der neuen Welt. Es war eine eigentliche Neuschaffung der Gesellschaft mit in einem Chaos zügelloser roher Kräfte. Man erzählt von den ersten Missionären in Paraguay, daß sie die zum Glauben bekehrten Wilden ihrem herumschweifenden Leben entzogen, um sie in das gesellschaftliche Leben einzuweihen, welches ihnen ihr neuer Glaube auferlegte. Aehnlich war das Verfahren des großen Missionars im elften Jahrhundert mit den unglücklichen Scharen. Er führte sie in eine abgelegene Wüste und vertraute sie dem Schutze Gottes an.

Unweit von der Stelle, wo heutzutage Saumur liegt, bei der Stadt Candes, wo der heil. Martin von Tours starb, dehnte sich ein wilder Forst aus, mit dichtem Gebüsche bedeckt und von einigen Bächen bewässert. Damals war er der Aufenthalt von Dieben und Räubern, und ein Teil dieses Waldes hat lange Zeit dem Namen Tranchecol*) beibehalten. Man erzählt, daß der heil. Martin, als er durch diese

*) Das heißt Stelle, wo man den Hals abschneidet.

Der gottselige Robert von Arbrissel eilt von Stadt zu Stadt von Land zu Land um Seelen zu gewinnen, und alle unter das süße Joch Jesu Christi zu bringen.

Wüste zog und seine Gefährten sagen hörte, dies sei ein Ort des Blutes und Mordes, erwiderte: einst wird es ein Ort des Gebetes und der Heiligkeit sein. Die Vorhersagung des Apostels der Gallier sollte nun in Erfüllung gehen. Robert wählte diesen Wald, um hier die Kolonie anzusiedeln, welche ihm nachzog. Er verjagt die Räuber, oder vielmehr er bekehrt und beseelt sie mit wahrer Reue, und nimmt sie in seinen zukünftigen Orden auf. Die Anfänge dieses Ordens, welcher in den Annalen des Klosterlebens so herrlich glänzen sollte, stellen sie uns klein und ärmlich dar; es sind lange niedrige Hütten aus Holz mit Laubwerk und Stroh bedeckt; dabei eine Kapelle aus Baumstämmen aufgeführt; Gräben und Hecken bildeten die Umzäunung; arme junge Mädchen, Waisen, rohe Bauersleute, alte Frauen, Scharen von Kranken und Schwachen jeden Alters und Geschlechts, in grobe Kleider gehüllt, sind die Bewohner. Und welches Elend unter diesem schlechten Kleide! Robert hatte alles aufgenommen, selbst die Aussätzigen. Aber Fontevrault ist eigentlich noch kein Kloster, es ist ein ungeheuer großer eingeschlossener Platz, wo sich alles befindet, ein Armenhaus ein Hospital, eine Meierei, ein Haus zum Gebet und zur Arbeit, ein abgeschiedener Platz für die reumütigen gefallenen Mädchen, ein Asyl für die Schwäche des Alters. Arme Haushaltungen hatten auch hier besondere Quartiere. Es war gewiß schwer, so viele und so verschiedene Werke der christlichen Liebe einzurichten, und die rechten Gränzen dabei zu beobachten, und dennoch setzte er es durch. Es herrschte hier eine genaue Clausur, anhaltende Arbeit, unterbrochen von Gesang und Gebet, ein strenges Stillschweigen, welches so genau beobachtet wurde, daß die Mönche nur sprachen, um sich im versammelten Kapitel anzuklagen. Selbst totkrank war es ihnen nicht erlaubt, den Priester in ihre Zelle rufen zu lassen, sondern sie mußten sterbend in die Kirche gebracht werden, um hier die Sakramente zu empfangen. Mögen die Weltweisen ein Aergernis daran nehmen, oder mitleidig lächeln beim Anblick dieses Durcheinanders von Werken der christlichen Liebe, die christliche Liebe hat ihre Geheimnisse, welche den Weisen verborgen sind; nur einfältige und wahre Freunde Gottes können sie begreifen.

Indessen dachte Robert bald daran, seiner lieben Kolonie Gesetze zu geben, welche sich täglich vergrößerte und Personen jeden Standes in ihren Schoß aufnahm. Um den Geist seines Ordens kennen zu lernen und die tiefe Idee, welche ihm zu Grunde lag, zu würdigen, müssen wir unsere Blicke nach dem heiligen Berge erheben, wo das Opfer vollbracht wurde, das die Welt erlöset hat; zwei Personen standen am Fuße des Kreuzes, es waren jene, welche der Erlöser am meisten liebte, Maria, seine Mutter, und Johannes, sein treuer Jünger. Vor seinem Scheiden blickte sie Jesus noch einmal an und vermachte durch ein erhabenes Testament diese ihm so teure Seelen gegenseitig einander, „Weib", sprach er zu seiner Mutter, indem er auf seinen Jünger wies, „siehe hier deinen Sohn". Dann zu dem vielgeliebten Apostel gewandt, blickte er auf seine Mutter hin und sprach: „Siehe, deine Mutter;" „und von diesem Augenblicke an," setzt der Evangelist hinzu, „nahm Johannes die Mutter Jesu zu sich." Robert, wie wenn er vom Himmel her die Worte der Schrift deutlich vernommen hätte: „Siehe hin und thue nach dem Beispiel das dir auf dem Calvarienberg gezeigt worden," wollte an sich und seinen Jüngern das Testament des göttlichen Sohnes vollziehen, und in der Kirche den geheimnisvollen Bund erneuern, welchen Christus im Sterben zwischen seiner Mutter und dem heiligen Apostel Johannes geschlossen hatte. Der Geist des Ordens von Fontevraul fließt ganz aus dieser göttlichen Quelle; hier ist sein Vorbild und Muster. In dem heiligen Johannes haben die Religiösen ein Vorbild der kindlichen Ehrfurcht, begleitet von tiefer Unterwürfigkeit unter die mütterliche Gewalt der Abtissin, der Oberin des ganzen Ordens; auf der andern Seite hat die Abtissin mit ihren Schwestern in der heiligen Jungfrau ein Muster der mütterlichen Gesinnung gegen die Glieder dieses religiösen Vereins. Die Abtissin muß (so sagen die Satzungen von Fontevrault) das Oberhaupt und die Königin sein nach dem Vorbild der Jungfrau Maria, deren Stellvertreterin sie auf Erden ist. Dieser den Frauen in dem neuen Orden eingeräumte Vorzug, diese unumschränkte Gewalt einer Abtissin über Mönche, mußte in den damaligen Zeiten und in einem kriegerischen Jahrhundert, wo die Gewalt vorherrschte, sonderbar auffallen. Wir selbst müssen nach so langer Zeit uns darüber wundern. Doch dürfen wir ja nicht glauben, daß der heilige Stifter von Fontevrault den Gedanken gehabt habe, die offenbarsten Gesetze der Menschheit umzustoßen. Nein, nichts war seinem Gedanken ferner. Er wollte blos das Gleichgewicht der Familie wiederherstellen, welches durch die Roheit der Sitten aufgehoben war, das Weib aus seiner Erniedrigung erheben, und demselben seine sittliche Würde wieder geben, welche das Christentum in der Verehrung der heiligen Maria für immer geheiligt hatte.

So hatte also Robert bei seiner Rückkehr von der Kirchenversammlung von Poitiers den Grund zu dem Gebäude seines Ordens gelegt. Vermittelst der reichlichen Gaben einiger adeliger Herren aus der Nachbarschaft hatte er mehrere Klöster erbaut, um die zahlreichen Scharen seiner Jünger zu beherbergen. Drei derselben, von den übrigen abgesondert, waren für die Frauen bestimmt. Das eine davon, das große Kloster genannt, und der heiligen Jungfrau Maria geweiht, enthielt die Jungfrauen und Witwen; ein anderes, das Kloster des heiligen Lazarus, war das Asyl für die Aussätzigen und Kranken; das dritte endlich war für die reumütigen, gefallenen Töchter bestimmt und hieß das Kloster der heiligen Magdalena. Dieselbe Ordnung wurde in Betreff der Männer beobachtet, welche auch ihre besondere Wohnung und ihr abgeschiedenes Kloster hatten, das dem heiligen Apostel Johannes zu Ehren gestiftet war. Sodann schritt man zum Bau der großen Kirche, welche gemeinschaftlich sein sollte, und erst gegen das Jahr 1119 vollendet wurde. Dies war

der Anfang der reichen und berühmten Abtei von Fontevrault. Der neue Orden, durch die Bullen des Papstes Paschalis bestätigt, machte sogleich reißende Fortschritte. Robert sah zu Fontevrault mehr als 3000 Nonnen, welche der Regel folgten, die er ihnen gegeben hatte. Diese Zahl nahm nach seinem Tode noch mehr zu. Der Heilige stiftete zahlreiche Niederlassungen in verschiedenen Provinzen Frankreichs. Später pflanzte sich der Orden nach England und Spanien fort. Unter den Klöstern, welche Robert selber immer nach dem Muster von Fontevrault stiftete, verdient das Magdalenenkloster von Orleans Erwähnung, und als eines der berühmtesten das Haute-Bruère in der Diözese von Chartres.

Nachdem Robert die Sorge für seine neue Herde der Herlanda von Champagne, einer Witwe des Herrn v. Montsereau, übertragen und ihr zur Gehilfin Petronilla von Craon beigegeben hatte, nahm er seine apostolischen Arbeiten wieder auf. Von seinen drei lieben Schülern, Vital von Mortain, Raoul von Fustage und Bernhard von Abbeville begleitet, durchzog er von neuem wieder Stadt und Land, ließ überall seine Stimme hören und erneuerte die Wunder seiner Liebe. Während dieser heiligen Reisen kamen für ihn die Tage des Alters heran. Dreißig Jahre hatte er so in der Laufbahn eines Apostels zugebracht, welche der Himmel wunderbar gesegnet hatte. Von den Großen hoch geachtet, von dem Volke verehrt, konnte er, so sollte man glauben, nun rühmlich ausruhen; aber die Krone der Volksgunst, die man den Heiligen auf ihrem Wege entgegenträgt, ist oft mit Dornen besetzt. Auch Robert mußte nach so vielen Andern diese traurige Erfahrung machen; Neid und Verläumdung suchten wie im Beginne seiner Arbeiten, seine Werke der Liebe zu begeifern. Sein Eifer und seine christliche Mildthätigkeit wurde mißkannt, man klagte ihn, wie ehemals den Erlöser, an, der Freund der Zöllner und Sünder zu sein. Den schändlichsten Verläumdungen, die selbst von rechtschaffenen Leuten im Irrtume weiter verbreitet wurden, setzte der gottselige Mann immer nur eine bewunderungswürdige Geduld entgegen, indem er die Sorge für seine Verteidigung dem anheimstellte, welcher seine Stärke, seine Stütze und der innigste Vertraute seiner Herzensgedanken war.

Krank, schwach, von der Last der Anstrengungen und der Jahre gebeugt, machte sich Robert noch einmal auf den Weg zu seinem Kloster von Orsan. Diesmal gegen seine Gewohnheit zu Pferde, begegnete er einer Räuberbande, die über ihn herstürzte, ihn gewaltsam zu Boden riß, die Leute seines Gefolges plünderte und mißhandelte. Da rief einer seiner Gefährten voll Unwillen aus: „Was untersteht ihr euch, ihr Unglückseligen? Wißt ihr nicht, wer derjenige ist, den ihr vom Pferde gerissen habt und so unwürdig behandelt? Es ist Robert von Arbrissel!“ Bei diesem verehrten Namen fallen die Räuber von tiefer Scham ergriffen auf die Kniee um Verzeihung bittend. Der gute Greis hebt sie auf, versichert sie seiner Verzeihung und giebt ihnen zum Pfande hiefür den Friedenskuß. Nicht zufrieden, sie zu segnen, fleht er zu Gott um ihre Bekehrung und um dieselbe zu erhalten, bewilligt er ihnen eine ausgezeichnete Gnade; sie sollen der Gebete und der guten Werke des ganzen Ordens von Fontevrault teilhaftig werden. Im Kloster Orsan angelangt, spürte Robert die Anfälle eines Uebels, das ihn in sechs Tagen an den Rand des Grabes brachte. Gestärkt durch das Brot des Lebens, das er jeden Tag empfing, sah der hochbetagte Patriarch, von seinen geistlichen Söhnen und Töchtern umgeben, seine letzten Stunden mit den Gefühlen einer tiefen Demut herannahen. Zu dem Erzbischof Lèger von Bourges gewendet, vertraut er ihm seinen innigsten Wunsch, zu Fontevrault beerdigt zu werden; nicht in der Kirche, sagte er, nicht einmal in dem Kloster; dies wäre für mich ein zu ehrenvoller Ort, sondern in dem Boden des Kirchhofs, nahe bei meinen guten Schwestern und unter meinen lieben Schülern, welche die Gefährten meiner Reisen und meiner Arbeiten waren. Das Kreuz seines Meisters an sein Herz drückend, richtete Robert vor seinem Ende noch eine Ermahnung an seine vielgeliebten Kinder. Sein Testament war wie das des Erlösers. Zur Abtissin Petronilla gewendet, welche an seiner Seite stand, sprach er zu ihr, indem er auf seine Mönche hindeutete: „Weib, siehe da deine Kinder.“ Dann sich zu den Mönchen wendend, sprach er die Worte: „Kinder, sehet da eure Mutter.“ Hierauf erteilte er allen den väterlichen Segen. Gleich darauf gab, wie der Chronist sagt, dieser große Heilige von Alter gebeugt, seinen Geist Gott zurück am 25. Februar des Jahres 1116 zur Vesperzeit. So hatte dieser Mann Gottes das Glück, an dem gleichen Tage und zur selben Stunde, wie der göttliche Erlöser zu sterben, indem er, wie Er, seine Kinder segnete; Gott wollte nämlich denjenigen in den Umständen seines Todes seinem Sohne ähnlich machen, welcher im Leben so eifrig bestrebt war, ihm vollkommen nachzuzuahmen. Dies ist die Geschichte des Ursprungs von Fontevrault, jener königlichen Abtei, die vierzehn Prinzessinnen von königlichem Geblüt zu Abtissinnen hatte, und wo so viele Generationen von Königen ruhen, daß man sie die Ruhestätte der Könige nannte; jenes Wunders der christlichen Kunst mit seinen fünf Kirchen und drei Klöstern, wo das Herz des tapfern Richard Löwenherz ruhte. Der Orden von Fontevrault verdient eine besondere Aufmerksamkeit; denn er hatte einen merkwürdigen Einfluß auf die bürgerlichen Gewohnheiten ausgeübt, Robert von Arbrissel giebt dem Weibe, das nur einen untergeordneten Rang einnahm, eine gewisse Autorität und eine Macht über den Mann, und dies im Namen Mariens und Johannes, des Jüngers der Liebe, und von dieser Zeit an treten auch große Frauen in der Geschichte auf; so führt Alix von Montmorency ihrem Gemahl, dem berühmten Simon von Montfort, ein Heer zu, und bald darauf wird Johanne d'Arc die Retterin Frankreichs.

25. Februar.

Der heilige Tarasius,

Patriarch von Konstantinopel.

Jahr 806.

Tarasius wurde zu Konstantinopel um die Mitte des 8. Jahrhunderts geboren. Sein Vater hieß Georg und seine Mutter Eukratia, beide von adeliger Abkunft. Georg bekleidete eine der größten Würden im Staate, und genoß das höchste Ansehen wegen seiner unverletzlichen Anhänglichkeit an die Grundsätze der Gerechtigkeit; Eukratia, noch mehr durch ihre Tugenden als durch ihre Geburt ausgezeichnet, war ebenfalls allgemein geschätzt. Sie wollte ihren Sohn selber zur Uebung der Religion heranbilden, was ihr auch wunderbar gelang. Unter anderen Lehren, die sie ihm gab, bestand sie besonders auf der Vermeidung böser Gesellschaften. Der junge Tarasius entsprach der Sorgfalt seiner Mutter vollkommen und ließ schon damals ahnen, was er dereinst werden würde. Kaum war er öffentlich in der Welt aufgetreten, als er sich durch seine Talente und Tugenden die allgemeine Bewunderung erwarb. Er wurde Konsul und später Staatssekretär unter Konstantin und seiner Mutter, der Kaiserin Irene. Ueberzeugt von der Nichtigkeit der irdischen Dinge ließ er sich durch den falschen Glanz der Ehrenstellen nicht blenden. Der Aufenthalt am Hofe, welcher der Unschuld gewöhnlich so gefährlich ist, weil dort Alles den Leidenschaften schmeichelt und fröhnt, änderte keineswegs die frommen Gesinnungen, welche seinem Herzen eingeprägt waren, und er führte dort immer ein wahrhaft christliches Leben. Auf diese Art bereitete Gott ihn zu der hohen Stelle vor, die er ihm in seiner Kirche bestimmte.

Die Irrlehren der Bilderstürmer hatten große Fortschritte gemacht wegen des Schutzes, welchen ihnen die Kaiser Leo der Isaurier, Konstantin Copronimus und Leo Chazares bewilligt hatten. Irene, die Frau des letzteren, welche mit manchen schlimmen Eigenschaften auch einige gute vereinigte, hatte sich nicht hinreißen lassen und stets eine geheime Anhänglichkeit an den katholischen Glauben bewahrt. Nach dem Tode ihres Gemahls, im Jahre 780, ließ sie sich zur Regentin des Reichs erklären, um im Namen ihres erst zehnjährigen Sohnes Konstantin zu regieren. Die Gewalt, womit sie bekleidet war, brachte in den Angelegenheiten der Kirche einige Aenderungen hervor, und gab den Rechtgläubigen die Hoffnung, das Ende der Verfolgung zu sehen, die sie schon seit lange erdulden mußten. Paul der Dritte war damals Patriarch von Konstantinopel. Die Furcht, dem Hofe zu mißfallen, hatte ihn abgehalten, sich offen für die Wahrheit zu erklären; er hatte sogar gegen seine innerste Ueberzeugung ein Betragen beobachtet, welches die herrschende Irrlehre begünstigte. Doch besaß er auch mehrere vortreffliche Eigenschaften, namentlich eine innige Liebe zu den Armen, welche ihm die Herzen des Volks gewann, und einen hohen Grad von Klugheit, die ihm die Achtung der Kaiserin Irene und des ganzen Hofes verschaffte. Eine Krankheit, von welcher er befallen wurde, öffnete ihm die Augen über seine strafbare Feigheit, und um diesen Fehler zu sühnen, beschloß er sein übriges Leben in der Einsamkeit zuzubringen. Er legte also seine bischöfliche Würde nieder und zog sich in das Kloster Florus bei Konstantinopel zurück, wo er das Mönchskleid nahm, ohne jemand sein Vorhaben mitgeteilt zu haben. Als die Kaiserin davon benachrichtigt wurde, ging sie selbst mit ihrem Sohne zu ihm und machte die dringendsten Gründe geltend, um ihn zu bewegen, die Regierung seiner Kirche wieder zu übernehmen, aber vergeblich. Der Patriarch antwortete unter Thränen, er wolle das Aergernis seiner Vergangenheit wieder gut machen, und dies sei der einzige Grund seines Rücktritts; man dringe vergebens in ihn, seinen bischöflichen Stuhl wieder einzunehmen; seine übrigen Tage seien der Buße geweiht und man sollte nur dafür Sorge tragen, einen würdigen Hirten für die Kirche von Konstantinopel zu erwählen, und bezeichnete zugleich den Tarasius als den würdigsten für dieses wichtige Amt. Als er kurz darauf starb, vereinigten sich alle Stimmen auf Tarasius; aber es war wegen seiner Demut nicht leicht, ihn zur Annahme seiner Wahl zu bestimmen. Endlich von allen Seiten bedrängt, stellte er vor, daß er nicht mit gutem Gewissen die Leitung einer Kirche übernehmen könne, welche von der katholischen Gemeinschaft geschieden sei, und daß er sich niemals weihen lassen würde, wenn man ihm nicht zuvor verspreche, eine allgemeine Kirchenversammlung zu veranstalten, um alle Streitigkeiten in Betreff der hl. Bilder beizulegen. Als diese Bedingung angenommen war, gab Tarasius nach, und die Zeremonie seiner Weihung wurde an Weihnachten im Jahr 784 vollzogen. Sogleich gab er dem Papste Hadrian davon Nachricht, und trat mit ihm wieder in die Verbindung der katholischen Kirche ein. Zugleich erhielt der Papst ein gemeinsames Schreiben des Kaisers und der Kaiserin, worin sie ihm anzeigten, daß sie im Begriffe ständen, eine allgemeine Kirchenversammlung zu veranstalten und ihn bäten, entweder in Person zu kommen oder wenigstens einige ehrwürdige und gelehrte Männer als Stellvertreter zu senden. Tarasius schrieb auch an die Patriarchen von Alexandrien, von Antiochien und Jerusalem, damit sie Abgeordnete abschickten. Der Papst war voll Freude über die glückliche Wendung, welche die Angelegenheiten nahmen und überließ sich der süßen Hoffnung, die Wahrheit bald im Triumphe zu sehen. Er gab seinen Legaten Briefe an den Kaiser, die Kaiserin und die Patriarchen mit, lobte darin ihren Eifer für die wahre Lehre, und widerlegte ausführlich die gottlose Irrlehre

der Bilderstürmer. Er bat sie sodann in Gegenwart seiner Legaten die falsche Kirchenversammlung zu verdammen, welche die Irrlehre unter Constantin Copronimus gehalten hatten und beschwor sie im Namen Gottes die Verehrung der hl. Bilder zu Konstantinopel und in ganz Griechenland wieder herzustellen. Er schloß sein Schreiben an den Kaiser und an die Kaiserin damit, daß er ihnen seine Gesandten empfahl, nämlich Petrus Erzpriester der römischen Kirche, und Petrus Priester und Abt des Klosters St. Sabas in Rom.

Die drei Patriarchen des Orients, welche damals unter der Herrschaft der Sarazenen standen, kamen nicht nach Konstantinopel, indem sie fürchteten, ihre Abwesenheit möchte bei ihren eifersüchtigen Herren Verdacht erwecken, welche ihnen jede Gemeinschaft mit dem griechischen Reiche bei den härtesten Strafen verboten hatten. Es war sogar gefährlich, Abgeordnete zu schicken; doch thaten sie es aus Eifer für die Sache Gottes. Als die Gesandten des Papstes und der Patriarchen, sowie der Bischöfe ihrer Sprengel, zu Constantinopel angekommen waren, wurde die Kirchenversammlung in der Kirche der Apostel am 1. Aug. 786 eröffnet; aber man konnte nichts beschließen wegen der Gewaltthätigkeiten, welche von den Bilderstürmern verübt wurden. Man mußte sich also entfernen und einen günstigeren Zeitpunkt abwarten. Im folgenden Jahre versammelten sich die Bischöfe wieder in der St. Sophienkirche zu Nicäa in Bithynien. Die Versammlung bestand aus 350 Bischöfen, eine große Anzahl Aebte, Priester und Bekenner nicht gerechnet. Die Lehre der Kirche über den fraglichen Gegenstand wurde erörtert und gegen die Bilderstürmer der Beschluß gefaßt, daß den Bildern der Heiligen eine relative Verehrung, d. h. sie seien zu verehren wegen der heiligen Vorbilder, die sie darstellten, erwiesen werden dürfe. Sodann wurden Synodalbriefe an alle Kirchen und insonderheit an den Papst Hadrian geschickt, welcher Alles gut hieß, was auf dieser Versammlung beschlossen worden war.

Tarasius setzte demnach im ganzen Umfang seiner Diöcese die heiligen Bilder wieder ein, auch suchte er mit großem Eifer verschiedene Mißbräuche, besonders die Simonie abzustellen. Ueber diesen Gegenstand erließ er ein Schreiben an den Papst Hadrian, und wünschte der römischen Kirche darin Glück, daß sie die Reinheit des Priestertums zu bewahren und das Laster der Simonie fernzuhalten wußte. Die Wirksamkeit eines Mannes, wie Tarasius, mußte viel Gutes hervorbringen. Geistlichkeit und Volk fanden in ihm ein vollendetes Muster aller Tugenden. Auch führte er eine von seinen Vorfahren ganz verschiedene Lebensweise. Von seiner Tafel verbannte er allen Aufwand, und in seinem Palaste wollte er keine prächtigen Einrichtungen dulden; mit seiner Zeit geizte er und gestattete sich nur ganz kurzen Schlaf; in seinem Hause war er immer der letzte zu Bette und der erste wieder auf. Gebete und Lektüre füllten seine ganze Zeit aus. Als treuer Nachahmer Jesu Christi, welcher lieber dienen als bedient werden wollte, nahm er seine Dienerschaft nur selten in Anspruch. Diese Gewohnheit entsprang aus einer tiefen Demut, eine Tugend die er auch Andern auf alle Art einzuflößen suchte. Das Beispiel des Hirten führte die evang. Einfachheit wieder unter der Geistlichkeit ein und verbannte allen Luxus. Auch die Laien schämten sich ihres unordentlichen Lebens und kehrten wieder auf den Weg der Ordnung und christlichen Sitte zurück. Die vorherrschende Tugend des Heiligen aber, welche allen übrigen einen neuen Glanz zu verleihen schien, war seine unbegränzte Liebe zu den Armen. Man sah ihn oft mit eigener Hand unter sie verteilen, was ihm auf seinen Tisch aufgetragen worden war. Er bestimmte auch gewisse Einkünfte für die Bedürfnisse: gieng selbst in die Häuser und Hospitäler von Konstantinopel, damit ja kein Unglücklicher ohne Hilfe bliebe. Zur Zeit der Fasten verdoppelte er noch sein Almosen. Ein Bischof von so exemplarischem Wandel hatte wohl ein Recht, sich gegen die herrschende Unsitte zu erheben, und konnte eines sicheren Erfolges gewiß sein. Und in der That, was

Der heilige Tarasius unterrichtet das Volk.

könnte man einem Diener Christi entgegensetzen, wenn er zuerst das ausübt, was er andern predigt? Der Heilige kam in seinem Unterrichte oft auf die Notwendigkeit, seine Sinne abzutöten und auf die Gefahren zurück, welchen die Jugend im Theater ausgesetzt ist. Einige Zeit darauf entbrannte der Kaiser Constantin in wütender Leidenschaft zu Theodota, einem Ehrenfräulein der Kaiserin Maria, welche er nie geliebt hatte. Sogleich vergaß er, daß die Bande der Ehe unauflösbar sind und beschloß dieselben zu zerreißen, um Theodota zu heiraten. Er hätte sehr gewünscht, daß der Patriarch in diese Trennung einwillige; aber er sah wohl ein, daß er nicht leicht zu gewinnen sein würde. Dem ungeachtet schickte er einen seiner ersten Beamten zu ihm, welcher, freilich ohne Erfolg zu beweisen suchte, daß Maria Gift angewandt habe, um sich des Kaisers zu entledigen. Tarasius erwiderte ihm in kurzen Worten: „Ich weiß nicht, wie der Kaiser die Schande wird ertragen können, womit die ärgerliche Trennung ihn vor aller Welt bedecken würde; ich weiß auch nicht, wie er im Stande sein wird, Ehebruch und andere Ausschweifungen zu bestrafen, nachdem er ein solches Beispiel gegeben. Geh' und sag ihm in meinem Namen, daß ich viel lieber den Tod und alle möglichen Martern leiden will, als daß ich in sein Vorhaben einwillige.“ Der geringe Erfolg des Beamten benahm dem Kaiser noch nicht alle Hoffnung den Patriarchen zu gewinnen; er ließ ihn holen und sprach zu ihm: „Ich habe dir nichts verbergen wollen, weil ich dich als meinen Vater betrachte. Es läßt sich nicht leugnen, daß ich im Rechte bin, eine Person zu verlassen, die meinem Leben nachgestellt hat. Sie verdient den Tod oder wenigstens eine beständige Buße, und um dich von ihrem Verbrechen zu überzeugen, so sollst du mit eigenen Augen den Beweis sehen.“ Hierauf ließ er ein Geschirr bringen und behauptete, es sei mit dem Gifte gefüllt, das die Kaiserin für ihn bereitet habe. Tarasius aber ließ sich nicht hintergehen, sondern antwortete dem Kaiser mit edlem Freimut, daß er den Grund seiner Klagen wohl kenne. „Sie kommen, sagte er, von deiner Leidenschaft zu Theodota; aber wenn sie auch gegründet wären, so würde ich dennoch zu einer Ehe meine Zustimmung nicht geben, die immer ungesetzlich und gegen das Gebot Gottes sein wird, so lange die Kaiserin Maria am Leben ist. Würdest du mich nicht zwingen, von den kirchlichen Strafen Gebrauch zu machen, wenn du Theodota heiraten würdest?“ Der Mönch Johannes, welcher ebenfalls anwesend war, vereinigte sich mit Tarasius und sprach mit solchem Nachdruck zum Kaiser, daß die Prätoren und Patrizier, welche der Unterredung beiwohnten, ihn mit ihren Schwertern zu durchbohren drohten. Constantin, um so wütender, weil er nichts Gründliches darauf zu antworten wußte, befahl beiden, sich augenblicklich zu entfernen.

Der Kaiser, welchen seine Leidenschaft immer mehr verblendete, zwang die Kaiserin Maria, den Palast zu verlassen und in einem Kloster den Schleier zu nehmen, und da der heilige Tarasius darauf bestand, ihn nicht mit Theodota vermählen zu wollen, so ließ er die Ceremonie durch Joseph, einen Prälaten der Kirche von Constantinopel, vollziehen. Diese ärgerliche Handlung hatte für die Religion sehr nachteilige Folgen. Statthalter von Provinzen und andere hochgestellte Personen folgten dem Beispiel des Fürsten; die einen jagten ihre Frauen fort, die andern nahmen mehrere auf einmal, und ein liederliches Leben wurde öffentlich gestattet. Der heilige Plato und der heilige Theodor brachen allen Verkehr mit dem Kaiser ab, um ihren ganzen Abscheu vor seinem Verbrechen an den Tag zu legen. Tarasius vollzog indessen seine Drohung mit den kirchlichen Strafen nicht; er hielt es der Klugheit angemessen, den Fürsten nicht auf das Aeußerste zu treiben, damit er die Irrlehre nicht wieder einführe, zu deren Ausrottung er schon Maßregeln ergriffen hatte. Um nicht alles zu verlieren, hielt er sich in den Schranken der Mäßigung; dem ungeachtet verfolgte ihn der Kaiser, so lange er noch regierte, auf alle Art. Nicht zufrieden, ihn durch Spione bewachen zu lassen, die ohne des Kaisers Erlaubnis Niemanden zu ihm ließen, verbannte er auch dessen Diener und Angehörige. Die Zurückgezogenheit, worin der heil. Patriarch leben mußte, gab ihm mehr Zeit, sich der Betrachtung zu widmen, und die göttliche Barmherzigkeit für seine Heerde herabzuflehen. Unterdessen sah sich die Kaiserin Irene, die man von der Leitung der Staatsgeschäfte entfernt hatte, höchst ungern aller Macht beraubt, und es kränkte dies ihren Ehrengeiz um so mehr, weil sie nichts Geringeres beabsichtigte, als die höchste Gewalt in ihrer Person zu vereinigen. Sie wandte tausenderlei geheime Mittel an, um ihrem Sohn die Regierung zu entleiden; da diese aber nicht anschlugen, so beschloß sie, die Maske abzunehmen. Sie suchte also die ersten Beamten des Hofes und der Armee für sich zu gewinnen; dann ließ sie ihren Sohn, den Kaiser, ins Gefängnis werfen und ihm die Augen ausstechen, was mit solcher Grausamkeit vollzogen wurde, daß der unglückliche Fürst an den Folgen der Mißhandlung starb. Als Irene den Thron bestiegen hatte, rief sie alle von Constantin verbannten Personen zurück, und regierte allein 5 Jahre lang. Gott ließ sie nicht länger eine Gewalt genießen, welche sie durch Ehrgeiz und Grausamkeit errungen hatte. Der Großlogothet Nicephorus entthronte sie im Jahr 802, und verbannte sie auf die Insel Lesbos, wo sie vor Kummer starb.

Tarasius, welcher durch den Tod Constantins seine Freiheit wieder erhalten hatte, that Alles, um überall die gute Ordnung wieder herzustellen. Den Anfang machte er damit, daß er Joseph, welcher Theodota gegen alle menschlichen und göttlichen Gesetze vermählt und gekrönt hatte, absetzte und verjagte. Diese Handlung der Strenge vereinigte ihn wieder mit dem heil. Plato, welcher sein Verfahren gegen den verstorbenen Kaiser mißbilligt hatte. Unter der Regierung des Nicephorus lebte er im Frieden, einzig mit den Uebungen der Buße und den Verrichtungen seines heil. Amtes beschäftigt. Aber seine Gesundheit nahm von Tag zu Tag mehr ab, und er wurde endlich von einer Krankeit befallen, an welcher er starb am 25. Febr. 806. Er hatte die Kirche von Constantinopel 21 Jahre und 2 Monate regiert.

Gott ehrte durch mehrere Wunder das Andenken seines

Dieners Tarasius und die Feier seines Festes wurde schon unter den nachfolgenden Patriarchen begonnen. Er wird an oben genanntem Tage von den Griechen und Lateinern verehrt. Vierzehn Jahre nach seinem Tode geschah ein Ereignis, welches wir berichten wollen, weil es sich auf unverwerfliche Zeugnisse stützt. Der Kaiser Leo der Armenier, welcher die Bilderstürmer begünstigte, glaubte im Traume den heiligen Tarasius mit höchst erzürntem Angesichte zu erblicken. Er hörte zugleich, wie er einem Manne, den er Michael nannte, befahl, ihn mit seinem Schwerte zu durchbohren. Als der Kaiser erwachte, glaubte er, dieser Michael müsse in dem Kloster des heiligen Patriarchen sich befinden, und schickte also gleich den andern Morgen dahin, um Nachforschungen anzustellen. Man marterte sogar mehrere Mönche grausam, um sie zu zwingen, ihn zu entdecken, aber es fand sich kein Mann dieses Namens unter ihnen. Umsonst suchte Leo sich der strafenden Hand der göttlichen Gerechtigkeit zu entziehen; sechs Tage darauf wurde er von Michael dem Stammler ermordet, welcher an seiner Stelle den Purpur annahm.

Der heilige Viktorin und seine Gefährten.

Märtyrer

Jahr 284.

Diese heiligen Märtyrer, sieben an der Zahl, waren aus Corinth, und bekannten den Glauben daselbst i. J. 249 vor dem Prokonsul Tertius, im Anfang der Regierung des Decius. Später hielten sie sich in Aegypten auf, ohne daß man weiß, ob sie dahin verbannt wurden oder ob sie sich freiwillig dahin zurückzogen, und starben daselbst für Jesus Christus, zu Diospolis, der Hauptstadt von Thebais i. J. 284 unter dem Statthalter Sabinus und unter der Regierung des Numerian. Man ließ sie anfangs die Foltern und mehrere andere Martern erstehen, da aber nichts ihre Standhaftigkeit zu erschüttern vermochte, so befahl der Richter voll Zorn, den Viktorin in einen Mörser zu werfen, wo ihm Füße und Schenkel zerschmettert werden sollten. Man sagte ihm bei jedem Stoß, den er empfing: „Habe Mitleid mit dir, Unglücklicher, du kannst dem Tode entgehen, wenn du deinem Gotte entsagst.“ Der Heilige bestand aber immer auf seinem ersten Bekenntnisse, und erlitt so den Martertod. Seine Gefährten, anstatt von seiner Strafe entsetzt zu werden, brannten vor Begierde, die Ehre mit ihm zu teilen; als man daher einem derselben Namens Viktor den Mörser zeigte, antwortete er voll Ruhe: „Hier werde ich das Heil und das wahre Glück finden.“ Man warf ihn sogleich hinein und schlug ihn todt. Nicephorus kam den Henkern zuvor und sprang selbst in den blutigen Mörser. Sein Mut verdoppelte den Grimm des Tyrannen, welcher mehreren Henkern befahl, ihn sogleich mit zu zermalmen. Claudian wurde in Stücke geschnitten und man warf seine noch zuckenden Glieder vor die Füße seiner noch lebenden Genossen. Drei waren noch übrig, nämlich Diodor, Serapion und Papias. Der Richter sprach zu ihnen, indem er auf die zerstreuten Glieder des Claudian hindeutete: „Es hängt nur von euch ab, einem ähnlichen Schicksal zu entgehen.“ „Du kennst uns schlecht,“ erwiderten die Märtyrer, „wir bitten dich, wenn du noch eine grausamere Todesstrafe hast, uns dazu zu verdammen, denn niemals werden wir die unserem Gott schuldige Treue verletzen; nie werden wir unsern Erlöser Jesus Christus verläugnen; von ihm haben wir das Leben, nach ihm allein steht unser Verlangen. Der Tyrann erschöpfte sich in Schimpfworten und furchtbaren Drohungen, aber er erhielt von den Dienern Jesu Christi nicht die geringste Antwort. Vor Zorn und Wut außer sich verurteilte er Diodor, einen römischen Priester zum Feuertode, den Serapion, nachdem er grausam auf der Folter gequält worden war, zur Enthauptung und den Papias zur Ersäufung. Dies begab sich am 25. Februar, auf welchen Tag das römische Martyrologium das Fest dieser Heiligen festgesetzt hat.

Tod des heiligen Viktorin und seiner Gefährten.

Die heilige Waldburga.

Jungfrau und Abtissin.

Jahr 779.

Die hl. Waldburga war eine Tochter des heil. Königs Richard und wurde in England im Gebiete der abendländischen Sachsen geboren. In ihrer Familie war die Heiligkeit gleichsam erblich, denn auch ihre beiden Brüder, Willibald und Wunibald, verehrt die Kirche als Heilige. Diese beiden Männer nämlich waren mit ihrem Onkel, dem großen hl. Bonifazius nach Deutschland gekommen und arbeiteten mit ihm an der Bekehrung der deutschen Völker, werden also mit Recht zu den Aposteln dieses Landes gezählt.

Die heilige Walburga erhielt ihre Erziehung und Bildung von frühester Jugend an in der Stille und Geräuschlosigkeit des Klosters Wimburn, in der Grafschaft Dorset. Die klösterliche Lebensweise stimmte mit ihrer sanften, stillen, demütigen Gemütsart so sehr überein, daß sie auf Glanz und königliche Auszeichnung,

die ihrer in der Welt warteten, ganz gerne verzichtete, und in dem nämlichen Kloster den Schleier nahm. Hier bestand sie auch mit Auszeichnung den rühmlichen Wettkampf dieser ganzen frommen Genossenschaft im Fortschreiten zu immer größerer Tugend und Vollkommenheit.

Der heil. Bonifacius, der mit rastlosem Eifer an der Ausbreitung des Christentums in Deutschland arbeitete und alles aufwendete, was nur immer der heil. Religion förderlich sein konnte, wünschte auch, daß in den deutschen Gegenden nicht nur fromme Ordensvereine von Männern, sondern auch ähnliche von Jungfrauen sich bilden möchten, damit von ihnen aus der Eifer zur Tugend und besonders das Streben nach christlicher Vollkommenheit sich in diesem Lande verbreiten könnte, daher bat er seine Muhme, die Abtissin Tatta, daß sie ihm einige Klosterfrauen nach Deutschland schicken möchte, welche den ersten Grund zur Ausführung seines Vorhabens legen sollten. Dieser frommen Pflanzschule, welche unter der Leitung der hl. Lioba abreiste, wurde auch Waldburga beigesellt. Anfänglich hielt sie sich in dem Kloster Bischofsheim ungefähr zwei Jahre lang auf, und diente als ein vorzügliches Muster der Tugend und der klösterlichen Zucht für alle erst neu diesen Lebenspfad antretende Jungfrauen. Ihr Bruder, der heilige Willibald, war von dem heiligen Bonifazius zum Bischofe von Eichstädt geweiht worden, und hatte daher die Obsorge über einen Teil der neu gestifteten Christengemeinden. Auch er folgte dem Beispiele seines großen Mitarbeiters, und suchte die klösterliche Lebensweise in Aufnahme zu bringen. Er stiftete daher mit seinem Bruder Wunibald zu Heidenheim ein Kloster, welche Stadt ehedem zur Diöcese Eichstädt gehört hatte.

Für dieses Kloster wurde nun die heil. Waldburga zur Abtissin gewählt. Sie war ganz für einen so wichtigen Posten geeignet. Alle ihre Reden und Handlungen trugen das Gepräge der Frömmigkeit, der Sanftmut und Liebe. Ihr glühender Eifer zog ihre Untergebenen gleichsam mit Gewalt mit sich fort; man konnte ihr nicht wiederstehen; denn alles, was sie von andern verlangte, hatte sie längst durch ihr eigenes Beispiel bewährt. Daher konnte sie auch mit aller Strenge auf Ordnung, Zucht und genauer Beobachtung der Regeln bestehen.

Diese ihre ganz besondere Frömmigkeit, andere leiten zu können, war auch die Ursache, daß man ihr sogar die Oberaufsicht über das Kloster zu Heidenheim anvertraute, dem ihr Bruder, der heilige Wunibald, vorgestanden hatte, der aber jetzt, nämlich im Jahr 760, mit Tod abgegangen war. Die Oberaufsicht über dieses Kloster blieb ihr, so lange sie lebte.

Ungefähr 16 Jahre nach dem Hinscheiden des heil. Wunibald ließ der hl. Willibald die Gebeine seines Bruders nach Eichstädt versetzen. Dieser Feierlichkeit wohnte auch die hl. Waldburga bei, was für sie ein sehr tröstliches Ereignis war. Doch nicht lange mehr überlebte sie diese Freude; denn auch für sie näherte sich die Stunde, daß sie mit ihrem heil. Bruder in Gottes Anschauung sollte vereinigt werden. Schon im Jahre 779 am 25. Februar verließ sie dieses Leben, nachdem sie 25 Jahre lang dem Kloster Heidenheim vorgestanden.

Ihre ehrwürdigen Reliquien wurden im Jahr 870 nach Eichstädt überbracht und in der Kirche zum heiligen

Die Reliquien der heiligen Waldburga werden in der heiligen Kreuzkirche zu Eichstädt beigesetzt.

Kreuze beigesetzt. Diese Kirche erhielt später den Namen von der heil. Waldburga, weil Gott die hl. Äbtissin durch mannigfaltige bei ihrem Grabe ertheilte Gnaden verherrlichte; besonders wird das wunderbare Hervorquellen eines reinen Oels aus ihren jungfräulichen Gebeinen hier aufgeführt. Eine lange Reihe wunderbarer Krankenheilungen geschah durch die andächtige Benützung dieser öligen Flüssigkeit. Aber auch noch in andern Städten befinden sich von ihr heilige Ueberreste, besonders zu Furnes Antwerpen, Brüssel, Arnheim, Köln, Wittenberg 2c. Ebenso befinden sich Gebeine der heiligen Waldburga im Kloster zu Monheim, welche Liubia, die daselbst Gott diente, vom Bischof Erchenbald Ottkarius sich erbeten und erhalten hatte. Dieser Bischof bewirkte auch bei dem römischen Stuhle die Heiligsprechung der seligen Waldburga am 1. Mai 870, unter dem Papst Adrian II.

Der heilige Felix III.,

Papst.

Jahr 492.

Papst Felix, der dritte dieses Namens, stammte aus einer der ältesten römischen Familien. Er widmete sich von Jugend auf der Frömmigkeit und den geistlichen Wissenschaften, und als er das gehörige Alter hatte, wurde er zum Priester geweiht und zum Cardinal der römischen Kirche erhoben. In dieser Würde entwickelte er einen so großen heiligen Eifer, den Frieden der christlichen Kirche und die Reinheit ihrer Lehre zu erhalten, daß er mit Uebereinstimmung aller Bischöfe im Jahre 483 zum obersten Kirchenhirten erwählt wurde. Während seiner Regierung herrschten in der Kirche Jesu große Unruhen, und heftig und ungestüm waren die Angriffe, die sie zu erschüttern drohten. Nicht nur König Odoaker suchte die Freiheit der Kirche dadurch zu beschränken, daß er die freie Wahl der Päpste bestritt und diese wichtige Stelle mit seinen Creaturen besetzen wollte, sondern auch die Bischöfe Acacinz in Constantinopel, Petrus Mongus in Alexandrien und Petrus Jullo in Antiochien verweigerten dem Papste Felix den Gehorsam und beredeten sogar den Kaiser Zeno, sich ganz von der abendländischen Kirche zu trennen. Der heilige Felix hielt, nachdem alle Ermahnungen und Bitten fruchtlos geblieben waren, endlich im Jahre 484 eine Synode in Rom, entsetzte den Bischof Mongus von Alexandrien seiner Stelle und belegte ihn mit dem großen Kirchenbanne. Diesem Urtheile der Kirche widersetzten sich hartnäckig die Bischöfe von Constantinopel und Antiochien; sie vertheidigten und schützten wider alle kirchlichen Rechte den Mongus und hielten mit ihm Kirchengemeinschaft. Papst Felix sah sich genöthigt, um die Einigkeit und den Frieden wieder herzustellen, im Jahre 486 Gesandte nach Constantinopel zu schicken, die aber auf den Befehl des Kaisers während ihrer Reise gefangen genommen und durch Mißhandlungen so weit gebracht wurden, daß sie sich selbst mit der Gegenpartei des Papstes vereinigten. Der heilige Felix ließ die Sache neuerdings durch die Versammlung von 77 Bischöfen genau untersuchen, welche nicht nur den Acacinz nebst seinen Anhängern, sondern auch die treulosen römischen Gesandten und den Kaiser als Ungehorsame und Ruhestörer von der Gemeinschaft der Kirche ausschlossen. Der Beschluß dieser Synode wurde den Mönchen in Constantinopel zugesendet, die es noch mit der römischen Kirche hielten, und als sie denselben dem Acacinz bekannt machten, ließ er alle Ordensmänner dieses Klosters ermorden.

Der heilige Papst Felix regierte als ein wachsamer Hirte die Kirche Gottes neun Jahre, weihte 21 Bischöfe 28 Priester und 5 Diaconen, und verwendete große Summen auf die Verschönerung der Gotteshäuser. Er bekehrte viele Arianer zum katholischen Glauben, und starb im Rufe der Heiligkeit im Jahr 492. Sein Leichnam wurde in der Kirche des heiligen Paulus beigesetzt.

26. Februar.

Der heilige Phorphyrius,

Bischof von Gaza.

Jahr 420.

Phorphyrius wurde in Thessalonich 353 von vornehmen und reichen Eltern geboren, welche ihn sorgfältig in den Grundsätzen des Christenthums erzogen. Die vollkommene Kenntnis der alten Literatur, verbunden mit dem Studium der heiligen Schriften, welchem er sich später widmete, that ihm vorzügliche Dienste, die Religion zu vertheidigen und die Heiden und Irrlehrer zu widerlegen, welche es wagten, sich mit ihm in gelehrten Streit einzulassen. Seine Sehnsucht, sich einzig Gott in der Einsamkeit zu weihen, bewog ihn im Jahre 378 in seinem fünfundzwanzigsten Jahre Freunde und Vaterland zu verlassen. Zum Orte seiner Zurückgezogenheit wählte er die berühmte Wüste von Secte in Aegypten. Nachdem er hier 5 Jahre lang unter allen Uebungen des Einsiedlerlebens zugebracht hatte, besuchte er

die heiligen Stätten in Jerusalem und schloß sich dann in einer Höhle nahe am Jordan ein. Da indessen seine Gesundheit durch verschiedene Krankheiten sehr zu leiden begann, mußte er nach fünf Jahren diesen Ort verlassen und sich in Jerusalem aufhalten. Hier besuchte er täglich die heiligen Orte mit Hilfe eines Stabes, auf welchen er sich stützte, denn er war so schwach, daß er sich nicht anders aufrecht halten konnte. Marcus, ein geborener Asiate, welcher später sein Leben beschrieb, kam um jene Zeit nach Jerusalem. Er wurde außerordentlich erbaut von dem frommen Eifer, mit welchem Porphyrius die Kirche der Auferstehung und die übrigen Kapellen besuchte. Als er ihn eines Tages mit großer Mühe die Stufen der von Constantin erbauten Kapelle hinaufsteigen sah, eilte er herbei und bot ihm seinen Arm, damit er sich darauf stütze, aber der Heilige wies ihn zurück mit den Worten: „Ich bitte dich, laß mich. Da ich nur hierher komme, in der Hoffnung, Verzeihung meiner Sünden zu erhalten, so ist es nicht billig, daß man mich unterstützt. Die Mühe, die ich habe, diese Stufen hinaufzusteigen, wird vielleicht dazu dienen, die Gnade Gottes mir zu verschaffen.“ Diese Antwort bestimmte den von Bewunderung erfüllten Jüngling, ein Schüler des Heiligen zu werden. Alle Tage nahm auch Porphyrius an der heil. Communion Theil und gab sich trotz seiner großen Körperschwäche allen Uebungen der Andacht hin. Nur Eines beunruhigte ihn, daß er nämlich seine Güter noch nicht verkauft hatte, um sie unter die Armen zu vertheilen. Marcus erhielt den Auftrag, nach Thessalonich zu gehen, um diesen Verkauf zu bewerkstelligen und kehrte nach Verfluß von drei Monaten nach Jerusalem zurück, nachdem er den Auftrag vollzogen hatte. Porphyrius, höchlich erfreut, seinen Schüler wieder zu sehen, umarmte ihn voll Zärtlichkeit. Er befand sich damals so wohl, daß Marcus kaum begreifen konnte, daß es der Nämliche sei. An seinem Leibe sah man keine Spur seiner früheren Schwäche; sein Gesicht war voll, frisch und blühend. Als er das Erstaunen seines Schülers über die Wiederherstellung seiner Gesundheit bemerkte, sagte er lächelnd zu ihm: „Staune nicht über den Zustand, worin du mich siehst, sondern wundere dich vielmehr über die unendliche Güte Jesu Christi, welcher leicht heilen kann, was die Menschen als unheilbar ansehen. Da Marcus ihn fragte, auf welche Weise er seine Gesundheit wieder erlangt habe, fuhr er fort: „Unter den heftigsten Schmerzen schleppte ich mich vor 40 Tagen auf den Calvarienberg, wo ich von einer Schwäche befallen wurde, während welcher ich in eine Art Verzückung gerieth. Es schien mir, als sehe ich unsern Herrn am Kreuze hängend, und den guten Schächer an einem andern Kreuze neben ihm; da sprach ich zu Jesus Christus: Herr, gedenke meiner in deinem Reiche. Der Erlöser gebot dem guten Schächer, mir zu Hilfe zu kommen, welcher auf mich zuging, mich vom Boden aufhob und mir dann sagte, ich solle zu Jesus Christus hingehen. Als ich bei ihm stand, stieg er vom Kreuze herab und sprach zu mir: nimm dieses Holz und bewahre es; ich gehorchte, lud das Kreuz auf meine Schulter und trug es einige Schritte, da kam ich zu mir und seitdem fühle ich keine Spur von der Krankheit.“

Befehrung der Götzendiener durch den hl. Porphyrius.

Diese Rede erfüllte Marcus mit Bewunderung; überdieß von dem schönen Tugendbeispiel angezogen, das er an Porphyrius vor sich hatte, beschloß er, sich nicht mehr von ihm zu trennen. Dieser Entschluß konnte seinen Fortschritt im geistlichen Leben nur befördern. Kaum hatte Porphyrius empfangen, was ihm Marcus aus dem Erlöse seiner Güter gebracht hatte, so vertheilte er es unter die Armen von Palästina und Aegypten, dabei vergaß er seine eigenen Bedürfnisse und sah sich bald genöthigt, von seiner Handarbeit zu leben, was ihn bewog, das Zeltmachen zu erlernen. Marcus verdiente sich durch Abschreiben von Büchern mehr, als

er zu seinem Unterhalte brauchte. Er wollte seinen Lehrer überreden, den Ertrag seiner Arbeit mit ihm zu theilen, aber Porphyrius sagte ihm mit dem hl. Paulus, daß, wer nicht arbeite, auch nicht essen dürfe.

Der Bischof von Jerusalem, von den Tugenden des Heiligen unterrichtet, glaubte, es könnte für die Kirche von Nutzen sein, wenn er ihn zum Dienste des Altares bestimme. Er weihte ihn wider seinen Willen zum Priester und vertraute ihm im Jahr 393 die Obhut über das heilige Kreuz des Erlösers. Porphyrius war damals 40 Jahre alt. Die Veränderung seines Standes verminderte keineswegs die Strenge in seiner Lebensweise. Seine ganze Nahrung bestand in wenig hartem Brode, das er mit Kräutern aß. Das Wasser, welches er trank, vermischte er mit ein Bischen Wein, wegen seiner Magenschwäche. An den Sonn- und Festtagen erlaubte er sich etwas Oel und Käse und aß an diesen Tagen um Mittag, während er an den andern Tagen mit seinem Mahle wartete, bis die Sonne untergegangen war und diese Regel behielt er bis an seinen Tod bei. Als der Bischof von Gaza im Jahr 396 gestorben war, wandte sich Geistlichkeit und Volk dieser Stadt an den Bischof Johann von Cäsarea, ihren Metropoliten, mit der Bitte um einen Kirchenhirten; Johann schrieb an den Patriarchen von Jerusalem, er möchte ihm den Porphyrius schicken unter dem Vorwande, er müsse sich mit ihm über einige Stellen aus der heiligen Schrift berathen. Der Patriarch gab die Abreise des Porphyrius zu, unter der Bedingung, daß er in sieben Tagen zurückkehre. Er befahl ihm demnach sich nach Cäsarea zu begeben. Dieser unerwartete Befehl beunruhigte Anfangs den Heiligen, aber er gehorchte mit den Worten: „der Wille des Herrn geschehe". Am andern Morgen sagte er zu Marcus: „Wohlan mein Bruder, wir wollen noch einmal die heiligen Stätten besuchen und das Kreuz des Erlösers anbeten; wir werden es lange nicht mehr sehen." Da Marcus den Sinn dieser Worte nicht verstand, fuhr er fort: „Der Herr erschien mir in der letzten Nacht und sprach so zu mir: „„Gib den Schatz des Kreuzes zurück, der dir anvertraut worden, ich will dir eine Gattin geben, die zwar arm und verächtlich erscheint, aber durch ihre Frömmigkeit und Tugend sich empfiehlt. Trage Sorge sie schön zu schmücken, denn obgleich in niedrigem Stande, ist sie doch meine Schwester."" Siehe, dies hat Jesus Christus mir in der vergangenen Nacht geoffenbart und ich fürchte sehr, mit den Sünden anderer belastet zu werden, während ich mich bemühe, meine eigenen zu sühnen, aber dem Willen Gottes muß man gehorchen." Porphyrius, von seinem Schüler begleitet, besuchte sodann die heiligen Stätten, betete lange vor dem heiligen Kreuze mit Thränen in den Augen, legte dasselbe hierauf in ein goldenes Behältniß, welches er verschloß; die Schlüssel brachte er dem Patriarchen und bat ihn um seinen Segen. Am andern Morgen reiste er mit Marcus und drei andern Personen ab, unter denen sich Barochas befand, welcher sich aus Dankbarkeit für die Sorgfalt, die der Heilige ihm während einer Krankheit bewiesen, an ihn angeschlossen und unter seiner Leitung große Fortschritte in der Tugend gemacht hatte.

Der Heilige und seine Begleiter kamen an einem Samstag Abends in Cäsarea an. Der Bischof behielt sie zum Nachtessen bei sich. Nach beendigter Mahlzeit unterhielt man sich mit geistlichen Dingen und ging zur Ruhe bis zum Nachtgottesdienst. Am andern Morgen sagte der Bischof zu den Einwohnern von Gaza, sie sollten sich des Porphyrius bemächtigen, damit er ihn zum Bischof weihe, was auch geschah. Während der Ceremonie vergoß der Heilige reichliche Thränen und man hatte alle Mühe, ihn zu trösten. Er wohnte dem Gottesdienste am Sonntage bei und blieb noch den andern Morgen zu Cäsarea, sodann schlug er den Weg nach Gaza ein, wo er am Mittwoch Abends anlangte. Er war sehr ermüdet, weil die Heiden in den Dörfern, von der bevorstehenden Ankunft des Bischofes unterrichtet, die Wege dergestalt verdorben hatten, daß sie fast ungangbar waren.

In demselben Jahre wurde das Land von einer großen Dürre heimgesucht, deren Ursache die Ungläubigen der Ankunft des neuen Bischofs der Christen zuschrieben. Sie behaupteten, der Gott Marnas habe vorausgesagt, daß Porphyrius für ihre Stadt eine Geißel sein werde. Marnas war der Name des Götzen, welchen die Einwohner von Gaza verehrten. Der Kaiser Theodosius hatte befohlen, seinen Tempel zu schließen, weil er ihn als ein Meisterstück der Baukunst nicht zerstören lassen wollte. Die Statthalter erlaubten in der Folge den Heiden, denselben wieder zu eröffnen. Da in den ersten zwei Monaten nach der Ankunft des Heiligen kein Regen gefallen war, so versammelten sich die Götzendiener in diesem Tempel, brachten Opfer dar und richteten tausend Gebete an ihren Gott Marnas, welchen sie den Herrn des Regens nannten. Dieselben Ceremonien wiederholten sie sieben Tage nacheinander, aber immer umsonst. Schon fing durch die Trockenheit an, eine Hungersnoth zu drohen. Inzwischen verordnete Porphyrius den Christen ein Fasten und als die Nacht herankam, brachte er sie mit ihnen in glühenden Gebeten zu. Am andern Morgen gingen sie alle in Prozession nach der Kirche des heiligen Timotheus, wo die Leiber des heiligen Martyrers Mauris und des heiligen Bekenners Theus ruhten, um die göttliche Barmherzigkeit mit neuer Inbrunst anzuflehen, und ihre Gebete wurden bald erhört. Der Himmel umzog sich mit Wolken und es fiel reichlicher Regen. Die Heiden, über dies Wunder erstaunt, fingen an zu rufen: „Christus hat gesiegt, er ist der alleinige Gott." Sie schlossen sich an die Christen an und folgten ihnen in die Kirche, um hier mit ihnen dem Herrn für die erlangte Gnade zu danken. 177 derselben bekehrten sich; der heilige Bischof unterrichtete sie und ertheilte ihnen das hl.

Sakrament der Taufe und Firmung. Noch vor dem Ende desselben Jahres wurden noch 105 andere bekehrt. Allein die Wuth der Götzendiener vermehrte sich in dem Maße, als die Zahl der Christen zunahm. Dieselben wurden von allen Aemtern ausgeschlossen und sahen sich oft auf die unwürdigste Weise mißhandelt. Porphyrius, welcher es für seine Pflicht hielt, die weltliche Macht für die Sache Jesu Christi zu gewinnen, nahm zum Schutze des Kaisers seine Zuflucht. Er schickte seinen Schüler Marcus nach Constantinopel, wo er kurze Zeit darauf nebst dem Metropoliten Johann von Cäsarea mit ihm zusammenkam. Der heilige Johann Chrysostomus, an welchen sie sich wandten, empfing sie mit Freuden und empfahl sie dem Amantius, welcher von Eifer für die Ehre Gottes erfüllt, sie der Kaiserin Eudoxia, bei welcher er großen Einfluß besaß, vorstellte. Die Fürstin gab ihnen tausenderlei Beweise von Wohlwollen, versprach ihnen sich für sie zu verwenden und bat sie um den Beistand ihres Gebetes, dessen Wirksamkeit sie nach einigen Tagen erfuhr, als sie glücklich eines Söhnleins genas. Die Ceremonie der Taufe ihres Sohnes schien ihr eine günstige Gelegenheit, um von ihrem Gemahle, dem Kaiser, zu erlangen, um was die beiden Bischöfe baten. Sie täuschte sich nicht. Der Kaiser ließ einen Befehl ausfertigen zur Zerstörung der Tempel, welche die Heiden zu Gaza besaßen, und der Vollzug dieses Befehls wurde einem sehr glaubenseifrigen Christen, Namens Cynegius, anvertraut. Nachdem die beiden Bischöfe das Osterfest zu Constantinopel gefeiert hatten, beurlaubten sie sich von dem Kaiser und der Kaiserin, die ihnen reiche Geschenke machten. Als sie in Palästina ankamen, und die Christen erfuhren, daß sie sich Gaza näherten, gingen sie ihnen mit dem Kreuze unter Psalmengesang entgegen.

Cynegius kam zehn Tage nach dem Heiligen zu Gaza an, in Begleitung eines Consularen und eines Offiziers mit einer zahlreichen Schaar von Soldaten. Nachdem der Befehl des Kaisers den Einwohnern von Gaza verlesen worden war, befahl er, denselben sogleich zur Ausführung zu bringen. Die Tempel der heidn. Götzen wurden demgemäß in Asche gelegt, worunter auch der Haupttempel des Götzen Marnas. An der Stelle, wo derselbe gestanden war, erbaute man eine prachtvolle Kirche in Kreuzesform, wozu die Kaiserin Eudoxia den Plan geschickt hatte. Diese Fürstin sandte auch von Constantinopel Marmor und werthvolle Säulen. Der hl. Bischof wollte, daß der Marmor aus den Trümmern des Marnastempels zur Pflasterung des Platzes vor der Kirche dienen sollte; dadurch demüthigte er das Heidenthum, indem Menschen und Thiere mit Füßen traten, was die Götzendiener für heilig angesehen hatten. Als die Stätte gesäubert war, ordnete Por-

Am andern Morgen gingen sie alle in Prozession nach der Kirche des heiligen Thimotheus.

phyrius ein Fasten an. Am andern Morgen versammelte man sich in der Kirche, von wo aus man in Prozession auszog unter dem Gesang des Venite exultemus Domino und anderer Psalmen, von welchen jeder Vers mit einem Halleluja schloß. Als man an dem Platze angekommen war, grub man das Fundament. Alle Christen beeilten sich, ihren Eifer zu bezeugen, indem sie Steine und anderes Material herbei trugen. Dies begab sich im Jahr 403. Inzwischen erhielt man von der Kaiserin 30 Säulen, unter diesen zwei glänzende wie Smaragd. Nach Verfluß von fünf Jahren war die Kirche endlich vollendet und der heilige Porphyrius weihte sie am Osterfeste ein. An demselben Tage vertheilte er reichliche Almosen an die Armen. Man nannte die neue Kirche Eudoxiana, weil die Kaiserin Eudoxia sie auf ihre Kosten hatte bauen lassen.

Der Heilige verbrachte den Rest seines Lebens ruhig in seinem heiligen Amte und starb am 26. Februar 420, ungefähr 67 Jahre alt.

Der heilige Dionysius,

Bischof von Augsburg und Martyrer.

Jahr 305.

Der heilige Dyonysius war von heidnischen Eltern geboren und stammte von einem ansehnlichen Geschlechte aus Cypern ab. Als ihn Gott durch das Licht des heiligen Glaubens beglückte, hatte er mit seiner Schwester Hilaria und der ganzen Verwandtschaft seinen Wohnsitz in der Stadt Augsburg. — Als in dem Hause seiner Nichte Afra der heilige Bischof Narcissus eingekehrt war, und diese durch Gottes Gnade bekehrt hatte, eilte sie sogleich zu ihrer Mutter Hilaria, um ihr die freudige Kunde von der Veränderung zu bringen, welche mit ihr vorgegangen war. Auch Hilaria, und mit ihr Dionysius glaubten an Jesum Christum und wurden vom heiligen Bischofe Narcissus unterrichtet und getauft.

Weil aber Narcissus diese neu aufblühende Christengemeinde verlassen mußte, so sorgte er für das geistliche Wohl derselben dadurch, daß er den Dionysius zum Priester weihte und ihm die Obsorge für diese kleine Heerde Christi anvertraute. Ja nach dem Zeugnisse vieler Geschichtsschreiber war der hl. Dyonisius auch mit der bischöflichen Würde bekleidet.

Mit pünktlicher Sorgfalt befolgte der fromme Schüler die Lehren und Ermahnungen seines heiligen Lehrers Narcissus. Er war auf diese Weise der geistige Vater und das Oberhaupt seiner Familie geworden; und war auch wirklich die Stütze dieser ganzen Christengemeinde, die er nicht blos durch gewissenhaften Vortrag der von Nacissus empfangenen heiligen Lehren stärkte und im Glauben befestigte, sondern auch durch seinen musterhaften Tugendwandel erbaute.

Als die heilige Afra und bald darauf auch die heilige Hilaria und viele andere ihren Glauben durch einen glorreichen Martertod besiegelt hatten, war der heilige Dionysius weit entfernt, sich vor den Nachforschungen des Richters Gajus zu fürchten; vielmehr wurde er durch den heldenmüthigen Tod so vieler seiner nächsten Verwandten innerlich getröstet und zu einem gleich muthvollen Bekenntnisse seines heiligen Glaubens angefeuert. Unerschrocken fuhr er fort, den noch übrigen Christen die Lehre des Heiles zu verkünden, und sie durch Ausspendung der heiligen Sakramente zu stärken; auch trug er große Sorge, das Licht des heiligen Glaubens unter den Heiden immer weiter auszubreiten.

Allein nach dem Tode der heiligen Afra konnte die eifrige Bekehrungsthätigkeit des heiligen Dionysius der Aufmerksamkeit des Gajus nicht mehr lange entgehen, der besonders auf diese Familie ein wachsames Auge hatte. Gajus ließ daher auch ihn ergreifen, in Banden schlagen und in den Kerker werfen. Jedoch vergeblich waren alle seine Bemühungen, den heiligen Bischof, der schon so viele im Glauben an Jesus Christus befestigt hatte, wankend zu machen und zum Abfalle zu bewegen. Daher sprach der erzürnte Richter auch über ihn das Todesurtheil aus; und so wurde der heilige Dionysius mit der glorreichen Schaar seiner ihm schon vorausgegangenen Verwandten im Himmel wieder vereinigt. Man hält insgemein dafür, daß er mit dem Schwerte um das Jahr 305 getödtet wurde.

Seine heiligen Ueberreste wurden sammt jenen des heiligen Quiriacus im Jahr 1118 aufgefunden und von dem Abte Egino in der Kirche des heiligen Ulrichs zu Augsburg in einem Altare eingeschlossen. Später, im Jahr 1258, ließ der Bischof von Augsburg, Hartmann, diesen Altar öffnen, die heiligen Reliquien erheben und am 26. Februar in einen neuen, von ihm dem hl. Dionysius und Quiriacus geweihten Altar übersetzen. Auch verordnete er, daß am besagten Tage das Fest des heiligen Dionysius gefeiert werden solle.

Die augsburgische Kirche verehrt auch diesen heiligen Martyrer als ihren ersten Bischof, obwohl damals noch kein bischöflicher Sitz zu Augsburg errichtet war, was erst 250 Jahre nachher erfolgte, als Sosimus die bis auf den heutigen Tag unterbrochene Reihenfolge der Bischöfe von Augsburg eröffnete.

27. Februar.

Tod Leovigild's, Königs der Westgothen.

Der heilige Leander,

Bischof von Sevilla.

Jahr 596.

Leander wurde zu Cartagena in Spanien geboren. Zu Brüdern hatte er den heiligen Fulgentius, Bischof von Ecija, und den heiligen Isidor, welcher ihm auf dem Stuhle von Sevilla nachfolgte; er hatte auch eine Schwester, Florentina mit Namen, welche Gott das Opfer ihrer Jungfrauschaft darbrachte. Leander zog sich noch sehr jung in ein Kloster zurück, wo er mehrere Jahre verlebte. Der Fleiß, welchen er dem Studium und der Erfüllung aller seiner Pflichten widmete, machte ihn zu einem vollkommenen Muster in Gelehrsamkeit und Heiligkeit. Der Glanz, welchen seine Vorzüge nach allen Seiten verbreitete, zog die Aufmerksamkeit auf ihn und nach dem Tode des Bischofs von Sevilla wurde er zum Hirten der Kirche dieser Stadt erwählt. Die Veränderung seines Standes brachte keinen Wechsel in seiner bisherigen Lebensweise hervor: er ließ in seinen Abtödtungen keineswegs nach, obgleich die Leitung eines zahlreichen Volkes und die Sorge für die Bedürfnisse beinahe alle Kirchen auf ihm lastete.

Dieß Reich stand damals unter der Herrschaft der Westgothen, welche sich Anfangs in Languedoc und später gegen das Jahr 470 in Spanien niedergelassen hatten. Diese Barbaren, beinahe alle Arianer, verbreiteten das Gift ihrer Irrlehre in alle Länder, die sie eroberten, und Spanien war schon seit 170 Jahren davon angesteckt, als Leander auf den bischöflichen Stuhl von Sevilla erhoben wurde. Beim Anblick der Verwüstungen, welche die Ketzerei angerichtet hatte, wurde der heilige Bischof innig gerührt. Zuerst schüttete er seine Gebete und Thränen vor Gott aus, der allein die Herzen zu bekehren vermag, dann fing er an mit allen Kräften an der Wiederherstellung des Reiches zu arbeiten, und der Erfolg entsprach seinem unermüdlichen Eifer; denn überall öffneten sich die Herzen der Wahrheit, und der Arianismus verlor immer mehr Anhänger. Der Sieg, welchen die Kirche über den bösen Geist davon getragen hatte, entflammte die Wuth des Königs der Westgothen Leovigilds. Auch den Heiligen ließ er seinen Zorn fühlen und schickte ihn in die Verbannung. Am meisten empörte ihn die Bekehrung seines ältesten Sohnes und Thronerben Hermenegild, welcher im folgenden Jahr das Opfer der Wuth seines grausamen Vaters wurde, der ihn zum Tode verurtheilte, weil er sich geweigert hatte, aus der Hand eines arianischen Bischofs die heilige Communion zu empfangen. Bald empfand Leovigild bittere Reue über seine That und berief, um seine Gewissensbisse zu lindern, den heiligen Bischof von Sevilla aus der Verbannung zurück. Als er bald darauf von einer Krankheit befallen wurde, woran er auch starb, ließ er den heiligen Leander zu sich rufen und gab ihm den Auftrag, seinen Sohn Rekared, der ihm auf dem Throne folgen sollte, in der katholischen Religion zu erziehen. Man hätte glauben sollen, daß eine so schöne Gesinnung den König bewegen würden, seinen Irrthum abzuschwören, aber er hatte die Schwachheit, bei demselben zu verharren, aus Furcht, bei denjenigen seiner Unterthanen anzustoßen, welche noch Arianer waren.

Rekared, von Leander unterrichtet, wurde ein eifriger Katholik und als er den Thron bestiegen hatte, setzte er in einer Unterredung, die er mit den arianischen Bischöfen hatte, die Beweggründe seiner Bekehrung mit solcher Weisheit auseinander, daß er

sie mehr durch die Bündigkeit seiner Gründe als durch sein königliches Ansehen zum wahren Glauben zurückbrachte. So bekehrten sich Alle, welche noch unter den Westgothen Arianer waren. Die von Leovigild bekehrten Sueven traten auch zur Einheit der Kirche zurück. Es war dies ein guter Trost für die ganze Kirche, als sie den reichlichen Segen sah, welchen Gott über die Arbeiten des hl. Bischofs ausgoß. Der hl. Papst Gregor der Große empfand darüber die lebhafteste Freude; er schrieb an Leander, um ihm zu den großen Wundern Glück zu wünschen, welche unter seinem Amte gewirkt worden.

Der Heilige begnügte sich nicht mit der Wiederherstellung des wahren Glaubens, er arbeitete auch dahin, die Mißbräuche abzustellen und den Tugendeifer der Gläubigen zu beleben; daher seine weisen Verordnungen auf den Kirchenversammlungen, die er im Jahre 590 veranstaltete und deren Seele und Oberhaupt er war. Er wohnte auch der dritten Kirchenversammlung von Toledo an, welche 23 Kanons erließ, um dem Unheile, das aus dem Arianismus floß, einen Damm entgegenzustellen. Unter andern verordnete eine dieser Satzungen in den verschiedenen Diöcesen den Vollzug der alten kirchlichen Regeln über die Buße zu handhaben.

Da der heilige Leander ein Mann des Gebetes war, so ist es nicht zu verwundern, daß er Allem aufbot um die Liebe zum Gebet den Gläubigen im Allgemeinen, insonderheit aber den geistlichen Genossenschaften einzuflößen, für welche es doppelt eine unerläßliche Pflicht ist. Ueber diesen Gegenstand schrieb er einen Brief an seine Schwester Florentina, welcher vortreffliche Lehren über die Verachtung der Welt und die Uebung des Gebetes enthält. Um die beim Gottesdienst zu beobachtende Ordnung zu vervollkommenen, bemühte er sich, die Liturgie der spanischen Kirche zu verbessern. In dieser Liturgie wurde wie schon früher auf der 3. Kirchenversammlung zu Toledo verordnet, daß man nach dem Brauche der Morgenländer bei der Messe das nicänische Glaubensbekenntnis vorlesen solle, um den Abscheu gegen den Ariansimus ausdrücklich zu erklären. Bald darauf ging diese fromme Sitte in die römische Kirche und in alle übrigen Kirchen des Abendlandes über.

Der Heilige wurde gegen das Ende seines Lebens von verschiedenen Krankheiten, unter andern von der Gicht geplagt und unterlag endlich derselben am 27. Februar 596.

Leovigild beschließt den Tod seines Sohnes.
Tod Hermenegild's.

Der heilige Baldomer,

Schlosser, Subdiakon und Bekenner.

Jahr 650.

Die Kirche von Lyon, die seit den ersten christlichen Jahrhunderten so viele ausgezeichnete Bekenner und Blutzeugen aus allen Ständen, Altern und Geschlechtern aufzuweisen hat, verehrt auch den hl. Baldomer, von den Franzosen Galmier genannt, als ein herrliches Muster der Nachfolge.

Baldomer war aus der Stadt Lyon gebürtig, wo er von frommen und tugendhaften Eltern von Kindheit an zu einem gottseligen und rechtschaffenen Leben angeleitet wurde. Mit den Tugendübungen wußte er früh auch Arbeitsamkeit zu verbinden. In seiner Jugend erlernte er das Schlosserhandwerk, welches er lange Zeit mit angestrengtem Eifer betrieb. Er ist ein seltenes Vorbild, wie die Sorge um das Ewige mit der Sorge um das Zeitliche vereinigt werden könne, ohne daß Eines dem Andern im Wege steht. Alle seine Arbeiten waren durch eine fromme Meinung geheiligt und vom Gebete begleitet, und dadurch sichtbar gesegnet.

Seine täglichen Verrichtungen waren nach einer weisen Tagesordnung bestimmt. Wie der Tag nur zu grauen anfing, so verließ Baldomer schnell seine Lagerstätte. Ein herzliches Morgengebet, das er knieend als ein Dankopfer der göttlichen Vorsehung brachte, war täglich sein erstes Geschäft. Dann ging er zur nächsten Kirche, wo er der heiligen Messe andächtig beiwohnte. Kam er von der Kirche zurück, so genoß er mit seinen Gesellen und Lehrjungen fröhlich das Morgenbrod. Dann ermunterte er sie zur Arbeit gewöhnlich mit den Worten: „Kommet Kinder, im Namen Gottes wollen wir nun arbeiten!" —

So vergingen Tage und Wochen, und Gott segnete reichlich des Meister Baldomer's Geschäft. Er erwarb sich weit mehr, als er zum anständigen Lebensunterhalt für sich und die Seinigen bedurfte und da er unverehelicht war, und auch nicht heiraten wollte, so fanden die Armen an ihm einen reichlich spendenden Wohlthäter. Doch, obschon

er gerne gab, gab er nur weise und vorsichtig. Nicht jedem Armen reichte er, was er verlangte. Unbeschenkt ging zwar niemand von ihm, denn er wollte die Worte des Herrn genau erfüllen: „Gib dem, der dich bittet.“ Aber besonders war er bedacht auf jene Hausarme, welche bei all ihrer Mühe und Arbeit nicht so viel erwerben konnten, als ihre und ihrer Kinder Nothdurft erforderte. Diesen zu helfen, diese zu ermuntern zum Gebete und zum fortwährenden Vertrauen auf Gott war eine seiner Hauptbeschäftigungen, wenn für ihn Ruhestunden eintraten. Manchmal brachte er ihnen noch am Abende, was sie nöthig haben konnten, um bei eigenem unverdrossenem Fleiße ihre Frauen und Kinder ernähren zu können. So sorgte er auch in den Wintermonaten für die Kleider besonders der kleinen Kinder. Er nahm dabei aber auch Anlaß, sie zum Gebet, zum Gehorsam gegen ihre Eltern und Vorgesetzten, sowie zum Fleiße in der Schule zu ermuntern, und dieses verstand er mit einer ganz einnehmenden Sanftmuth und eindringlichen Liebe zu thun. Die Kinder der Armen eilten darum auch schaarenweise zu ihm, umgaben ihn voll dankbarer Empfindungen und baten ihn, daß er sie unterrichten und segnen möchte. Baldomer, der Alle, die bei ihm Hilfe und Trost suchten, durch sein herzliches, liebreiches und aufrichtiges Benehmen für sich gewann, versäumte auch keine Gelegenheit, Alle für Gott zu gewinnen. Er ermunterte sie zur Gottseligkeit und freute sich, wenn er heilsame Wirkungen seiner Ermahnungen in den Hütten der Armuth wahrnahm.

So brachte er seine freien Stunden zu. Waren diese vorüber, so eilte er wieder nach Hause. „Im Namen Gottes lasset uns wieder anfangen,“ war sein Zuruf an die Gesellen, und so arbeitete er muthig und unverdrossen fort, bis die Ruhestunde kam, die er meistens seinen Arbeitsgefährten mit den Worten ankündigte: „Gott sei für Alles gelobt.“

Seine Gesellen und Lehrjungen hingen mit solcher Liebe und Achtung an ihm, daß wenn sie einmal in sein Haus getreten waren, sie dasselbe nicht mehr verlassen wollten, denn er war auch ihr wahrer Freund, Rathgeber und Vater. Mußte sich einer oder der Andere von ihm trennen, so geschah es nicht ohne die aufrichtigste Wehmuth. Aber die Liebe zu ihrem alten Meister bewahrten sie dessen ungeachtet, denn Baldomer wußte so auf das Herz und den Geist seiner Gesellen zu wirken, daß sie ihm lebenslänglich für die Belehrungen dankten, die aus seinem liebevollen Herzen gekommen waren.

Für seine Lehrjungen sorgte er mit ganz vorzüglicher Liebe. Es waren nur Kinder der Armen, die er in seiner Werkstätte aufnahm; aber es meldeten sich bei ihm so viele, daß er nicht alle annehmen konnte. Doch seine Liebe wußte auch für diese Rath, denn diese Lernbegierigen suchte er bei andern frommen und geschickten Meistern unterzubringen.

Die Lehrjahre sind den meisten Knaben Zeiten harter Prüfungen und Neckereien. Allein im Hause des Baldomer hatten sie nichts dieser Art zu erfahren. Er duldete keine Roheit und Härte. Er selbst wies mit Liebe, aber auch, wenn es sein mußte, mit allem Ernste seine Hausgenossen zu ihren Pflichten an.

Viele Jahre hatte Baldomer in Werken der Liebe verlebt und vieles Gute gestiftet. Da sah ihn einst Viventius, der Abt von St. Justus, später Bischof von Lyon in der Kirche beten und wurde von der glühenden Andacht des Heiligen tief gerührt. Er suchte daher Gelegenheit, mit diesem Manne näher bekannt zu werden. Allein seine Verwunderung stieg noch viel höher, als er bemerkte, daß dieser Schlosser ganz vorzüglich in der Kenntnis der innern Wege der Gottseligkeit bewandert sei. Er nahm ihn zu sich und räumte ihm in seinem Kloster eine Zelle ein. Für Baldomer war dies ganz erwünscht, denn jetzt hielt ihn gar nichts mehr von dem süßen Umgange mit Gott ab. Von nun an beschäftigte er sich fast ausschließlich mit der Betrachtung himmlischer Dinge und mit Lesung geistlicher Bücher. Auch verband er hiemit einen großen Bußeifer und führte mit aller Strenge die Uebungen eines abgetödteten und bußfertigen Lebens aus. Seines Eifers und seiner ausgedehnten Kenntnisse wegen wurde er noch zum Subdiacon gewählt. Auf dieser Stufe des kirchlichen Dienstes beharrte er bis zu seinem gottseligen Hinscheiden. Sein Tod erfolgte gegen das Jahr 650 am 27. Februar.

Seine Reliquien wurden bald durch viele Wunder berühmt, die Gott an seiner Grabstätte wirkte; ein großer Zulauf von Pilgern bewies die Hochachtung und Verehrung der Gläubigen gegen diesen Heiligen. Im 16. Jahrhundert wurden aber seine ehrwürdigen Ueberreste durch die Zerstörungswuth der Hugenotten weggenommen und zerstreut.

28. Februar.

Die gottselige Villana Botti.

Jahr 1360.

Die gottselige Villana Botti wurde zu Florenz im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in einer angesehenen Familie dieser Stadt geboren, und zeigte schon in ihrer Kindheit die glücklichsten Anlagen, welche sie mit den Jahren entwickelten, so daß sie schon in ihrer Jugend auf dem Pfade der Vollkommenheit wandelte. Ihr zartes Alter hinderte sie nicht, beständig ein Cilicium zu tragen, häufig zu fasten, einen großen Theil der Nacht im Gebete zuzubringen und wenn der Schlaf sie zu sehr niederdrückte, auf dem harten Boden zu schlafen, wobei sie sich eines

großen Steines als Kopfkissen bediente. Als ihre Eltern ihr dies untersagten, füllte sie ihr Bett mit grobem Sande an, den sie jeden Morgen wieder sorgfältig auf die Seite schaffte. Ihre Liebe zu Jesus Christus wurde so inbrünstig und ihr Eifer für das Bußleben so groß, daß sie den Entschluß faßte, das Vaterhaus zu verlassen, weil sie fürchtete, hier ihre Herzensneigung nicht ganz befriedigen zu können. Und wirklich entfloh sie eines Tages und hielt sich in der Nachbarschaft verborgen, in der Absicht, in eine klösterliche Genossenschaft einzutreten, um fortan ihrem göttlichen Bräutigam anzugehören. Hätte sie doch zu dem Asyl gelangen können, das sie sich erwählt hatte! sie würde viele Fehler vermieden haben! Allein ihr Vater, obgleich ein sehr frommer Mann, war weit entfernt, die Neigungen Villana's zu begünstigen; er besaß große Reichthümer und wollte, daß sich seine Tochter vermähle. Er suchte sie daher sorgfältig auf und als er sie wieder gefunden, zwang er sie mit ihm heimzukehren und einen jungen Mann von Adel zu heiraten, so sehr sie sich dagegen sträuben mochte. Diese Verbindung wurde die Klippe an welcher die Frömmigkeit Villana's bald Schiffbruch litt. Der Tugendeifer, welcher sie beseelte verschwand nach und nach, und man sah an ihr ein neues Beispiel menschlicher Gebrechlichkeit. Indessen verlor der gute Hirte das Schäflein nicht aus den Augen und wollte es in seinen Schafstall zurückführen. Als einst die ungetreue Villana, bezaubert von der Schönheit ihres Angesichtes und ganz mit ihrem Putze beschäftigt, sich in dem Spiegel beschaute, und einen von Gold und Edelsteinen strahlenden Schmuck auf ihren Kopf setzte, blickte eine furchtbare Gestalt zu wiederholtenmalen nach ihr aus dem Spiegel und erfüllte sie mit Schrecken. Dies war für sie ein Strahl des göttlichen Lichtes. In diesem abscheulichen Gegenstande das Bild ihrer häßlichen Seele erkennend, legte sie sogleich ihre reichen Kleider ab, warf ihre Juwelen von sich und begab sich in dem ärmlichsten Anzuge nach St. Maria la Nuova, einer Kirche von Florenz, welche den Dominikanern gehört. Hier fand sie einen frommen Mönch des Klosters, bekannte ihm unter vielen Thränen alle ihre Fehler und bemühte sich durch eine innige Reue ihre vergangenen Sünden auszutilgen.

Vermählung der gottseligen Villana Botti.
Villana Botti's Reue.

Für reumüthige Seelen ist die Erinnerung an die Zeit, welche sie vorbeigehen ließen, ohne Gott zu lieben und ihm zu dienen, sehr schmerzhaft. Dies war auch der Kummer Villana's; aber sie begnügte sich nicht, über die Zeit zu seufzen, welche sie in der Sklaverei der Sünde zugebracht hatte, ihre Reue offenbarte sich auch durch Fasten, Gebete und Abtödtungen aller Art. Sie trug beständig ein rauhes Cilicium unter ihrem groben Kleide, und es war ihr sehnlicher Wunsch, in den dritten Orden des heil. Dominikus zu treten, aber ihr Gemahl wollte nicht einwilligen. Ihr einziger Trost bestand nur darin, die hl. Schrift, besonders die Briefe des hl. Paulus und die Werke der Kirchenväter zu lesen, welche von dem geistl. Leben handeln. Mit ausgezeichneten göttl. Gnaden erfüllt, gerieth sie oftmals in Verzückung, besonders wenn sie der hl. Messe beiwohnte, oder bei einer erbaulichen Lektüre, auch manchmal unter der Predigt. Man glaubte sie eines Tages darauf aufmerksam machen zu müssen, ihre Bußübungen zu mäßigen, aber sie antwortete, daß die göttliche Liebe eine so große Süßigkeit in ihrer Seele verbreite, daß ihr die körperliche Nahrung zum Ekel sei. So strenge sie sich selbst behandelte, so sehr war sie von Mitleid für die Armen erfüllt. Ihre Liebe zu den Dürftigen war so groß, daß sie gerne für sie um Almosen von Haus zu Haus gegangen wäre. Der Gedanke, daß der Erlöser alles, was man für sie thue, als ihm gethan ansehe, war der Beweggrund, welcher ihr diese zärtliche Liebe eingab. Wenn schon die Aehnlichkeit der Armen mit unserm Herrn ihnen ihre zärtliche Neigung sicherte, wie sehr mußte sie erst diesen göttlichen Bräutigam der Seele lieben! Gott ließ es zu, daß sie durch Verläumdung, Mißhandlungen und große Krankheiten heimgesucht wurde. Sie hatte gleichfalls schwere Angriffe von Seiten des bösen Geistes auszuhalten, aber durch diesen Glauben und ihren Muth ging sie siegreich aus allen diesen Kämpfen hervor, welche ihr neue Verdienste sicherten und nur dazu dienten, ihre Tugend in hellerem

Glanze zu zeigen. — Ein so heiliges Leben mußte sich mit einem erbaulichen Tode schließen. Von einem heftigen Fieber ergriffen, das sie bald an den Rand des Grabes brachte, und im Gefühle, daß ihre Kräfte sie verlassen, empfing sie mit der zartesten Andacht die heiligen Sakramente. Sie verlangte sodann, daß man ihr das Leiden unseres Herrn vorlese, und als man an den Worten war: „Und er neigte das Haupt und starb," legte sie ihre Hände kreuzweise auf die Brust und gab ihre Seele ihrem Schöpfer zurück am 20. Jan. 1360. Ihr Leib, welcher biegsam blieb und einen himmlischen Wohlgeruch verbreitete, wurde mit einem Habit des dritten Ordens vom heiligen Dominikus bekleidet, welchen sie in ihrer letzten Krankheit empfangen hatte. Gleich nach ihrem Tode fing das Volk an, sie als eine Heilige zu verehren; man zerriß die Kleider, welche sie bedeckten, um daraus eine Reliquie zu erhalten, und man mußte sie einen ganzen Monat in der Kirche St. Maria la Nuova ausgesetzt lassen, ehe man sie beerdigen konnte. Die geschichtlichen Urkunden aus dieser Zeit bezeugen, daß die Heiligkeit Villana's durch mehrere Wunder geoffenbart wurde; auch hat die Zeit welche seitdem verflossen ist, anstatt das Vertrauen zu vermindern, welches man auf ihre mächtige Fürbitte bei Gott setzte, dasselbe nur vermehrt.

Der Papst Leo XII., von der Andacht der Gläubigen zu dieser frommen Frau unterrichtet, bestätigte ihre Verehrung am 27. März 1824, und gestattete den Dominikanern, sowie der Geistlichkeit der Diözese Florenz ihr Fest feierlich zu begehen.

Die heiligen Martyrer,

welche während der großen Pest zu Alexandrien starben.

Jahr 261 – 263.

Die Geschichte hat uns eine schreckliche Schilderung der Pest hinterlassen, welche vom Jahr 249 bis zum Jahr 262 einen großen Theil des römischen Reiches entvölkerte. Zu Rom raffte sie gegen 5000 Personen an einem Tage weg, aber besonders Alexandrien empfand ihre furchtbaren Verheerungen. Wir folgen dem Bericht des heiligen Dionysius, Bischofs dieser Stadt. Er beginnt seine Erzählung mit dem Aufstande, welcher die Alexandriner gegen einander in die Waffen rief. Die Wuth des Bürgerkriegs ging so weit, daß man allenthalben nur Verwirrung, Aufruhr und Blutvergießen erblickte. Es wäre minder gefährlich gewesen, sagt der heilige Dionysius, vom Morgenlande nach dem Abendlande zu gehen, als von einem Quartier der Stadt in's andere. Auf diese erste Geißel folgte die heftigste Pest. Es gab kein Haus in Alexandrien, welches nicht einen Todten zu beweinen hatte. Auf allen Seiten hörte man nur Klagen und Jammergeschrei, das Bild des Todes war jedem auf das Gesicht gemalt; der Gestank, welcher sich von den Leichnamen verbreitete, theilte den Lebendigen das Gift der Krankheit mit, und die Winde, anstatt die Luft zu reinigen, machten sie nur um so ungesunder, indem sie die verdorbene Ausdünstung des Nils herbeiführten. Die Furcht vor dem Tode entfernte die Heiden von ihren Verwandten und Freunden. Kaum sahen sie dieselben von der Krankheit befallen, als sie dieselben ohne Beistand ließen; sie warfen sie sogar halbtodt auf die Straßen und verweigerten den Todten das Begräbniß; so sehr fürchteten sie das Opfer der schrecklichen Geißel zu werden, deren Fortschritt keine Vorsichtsmaßregel aufhalten konnte. Allein diese Krankheit, welche die Götzendiener als das größte Unglück ansahen, war für die Christen nur eine Prüfung. Sie zeigten bei dieser Gelegenheit, was die christliche Bruderliebe vermag. Jene Menschen, welche während der Verfolgung eines Decius, Gallus und Valerian genöthigt gewesen waren, sich zu verbergen und ihre Versammlungen in Wüsten oder auf Schiffen zu halten, die der Wuth der Fluthen ausgesetzt waren, und welche die heiligen Mysterien nur in Gefängnissen oder in unterirdischen Orden feiern konnten — eben diese eilten nun zur Hilfe der Pestkranken herbei, und widmeten sich voll Aufopferung ihrem Dienste trotz der unvermeidlichen Gefahr, der sie sich aussetzten. Sie schloßen den Verstorbenen Mund und Augen, und trugen sie auf ihren Schultern fort, um ihnen die letzte Pflicht zu erweisen. Mehrere von diesen wahren Jüngern Jesu Christi wurden die Opfer ihrer Liebe, aber sie hinterließen im Tode treue Nachahmer ihres Eifers für den Dienst der Kranken, welche hinwiederum durch andere ersetzt wurden. Auf diese Art, sagt der heilige Dionysius, haben die frömmsten unserer Brüder die heiligsten von unsern Priestern, Diakonen und sogar Laien ihr Leben beschlossen, und es ist außer Zweifel, daß diese Todesart sich von dem Martyrthum in Nichts unterscheidet. In dem römischen Martyrologium heißt es, daß die im Dienst der Pestkranken von Alexandrien verstorbenen Christen als Martyrer verehrt werden, nach einem Brauche, welchen die Frömmigkeit der Gläubigen eingeführt hatte.

Der heilige Romanus und der heilige Lupicinus,

Stifter der Klöster des Juragebirges.

Jahr 460 und 470.

Der heilige Romanus kam um das Jahr 390 in der alten Grafschaft Burgund zur Welt. Man weiß, daß früh in ihm der ernste Gedanke entstand, in der Einöde Gott zu dienen, und so ein Heiliger zu werden. Weil man nun in seinem Lande von der Weise

eines einsiedlerischen Lebens nichts wußte, so begab sich Romanus nach Lyon zum heiligen Abte Sabianus, um sich in dem Kloster desselben in der Regel eines einsamen geistigen Lebens unterrichten zu lassen.

Von da zurückgekehrt, suchte er sich einen einsamen Ort aus, wo er Gott die ganze Zeit des Lebens nach dem empfangenen Unterrichte getreu dienen wollte. Romanus hatte zu diesem Zwecke auch zwei Bücher von Lyon mit sich gebracht; das Leben der Altväter in der Einöde, und die Unterweisung der Einsiedler vom Abte Cassianus.

In einer der Bergschluchten des Jura, da wo die Grafschaft Burgund an die Schweiz grenzt, befindet sich von hohen Felsen umgeben und von finsterer Waldung bewachsen, ein tiefes Bergthal, Condat genannt. In der Mitte des Thales ist eine freie sonnige Ebene, deren Mittelpunkt ein ungewöhnlich großer Feigenbaum zierte, dessen dicke Aeste, rund herum von den süßen Früchten beschwert, auf den Boden herabhingen, und so eine natürliche Laube bildeten. Neben der Wurzel des Baumes öffnete sich die Erde und aus der Spalte strömte reichlich reines Quellwasser. Diese Stelle wählte sich Romanus zum Aufenthalte, da sie ihm zur Nothdurft Obdach, Speise und Trank darbot. Einige Jahre hielt er sich da auf, las in dem Leben der Altväter, betrachtete, betete, las oder sang die Psalmen, und baute täglich einige Stunden die den Feigenbaum umgebende Erde an. Das Lesen diente ihm zur Erholung; denn er schlief wenig, fastete strenge, und erlaubte sich fast gar keine Erquickung. Nach sehr langer Zeit erschien Romanus einmal in der Nacht seinem Bruder Lupicinus und lud ihn ein, mit ihm die Süßigkeiten des einsamen Lebens zu verkosten. Der heilige Gregor, Bischof von Tours, der das Leben des heiligen Romanus und Lupicinus beschrieben hat, erzählt, daß die beiden Brüder, zwar von ganz verschiedener Gemüthsbeschaffenheit, aber doch dabei ganz nahe Geistesverwandte, einander mit der innigsten Liebe zugethan gewesen seien. Lupicinus war von Natur rauh und streng gegen sich selbst, sowie gegen Andere; der heilige Romanus aber war von stiller, sanfter Gemüthsart, wenn auch gegen sich selbst strenge, dennoch gegen Andere sehr nachsichtig und liebreich und ängstlich bekümmert um alle ihre Bedürfnisse.

Die geistlichen Uebungen und das heilige Leben der frommen Brüder wollte dem bösen Feinde keineswegs gefallen, darum ängstigte er dieselben, wie er nur konnte, und that ihnen alles ersinnliche Herzeleid an. Sie waren in einem solchen Streit noch wenig erfahren, und als einmal während sie beteten, der Teufel einen Hagel von Kieselsteinen über sie ausschüttete, verließen sie den Ort, um anderwärts bessere Ruhe zu finden. Auf dem Wege kehrten die Brüder bei einem armen Weibe ein. Als diese ihre Noth und ihr Vorhaben vernommen, entsetzte sie sich darüber, daß so fromme geistliche Leute die Nachstellungen des bösen Feindes fürchteten. Die Brüder wurden dadurch beschämt und kehrten zur selben Stunde wieder in ihre Einöde zurück und dankten nun Gott um so eifriger, so daß das Gerücht ihrer Heiligkeit weit im Lande umher erscholl, und eine große Anzahl Nachfolger und Jünger der heiligen Eremiten sich auf dem Juragebirge ansiedelten. Die ersten Jünger waren zwei junge Chorherren aus dem Stifte Nyon.

Es kam dahin, daß man ein Kloster erbaute, aus dem in der Folge die berühmte Abtei Condat entstand, die nachher von dem heiligen Augendus, einem Jünger der heiligen Brüder, später aber von dem heiligen Claudius den Namen erhielt. Der heilige Claudius war Bischof von Besançon; er verließ sein Bisthum, und begab sich in das Kloster von Condat, wo sein unversehrter heiliger Leib aufbewahrt wird. Ein zweites Kloster in der Nähe des erstern wurde in Leuconne errichtet.

Diesem stand Lupicinus, dem Kloster von Condat Romanus vor. Dieselbe Klosterregel und der gleiche Eifer in treuer Befolgung derselben herrschte in beiden Klöstern.

Ein ungemein fruchtbares Jahr machte, daß man auch einen reichlicheren Vorrath in beiden Klöstern sammelte. Da murrten einige Mönche des Klosters in Condat, die noch nicht genug abgetödtet waren, daß nicht auch die Tafel reichlicher mit Speisen besetzt werde. Der heilige Lupicin fürchtete, daß durch die Milde seines Bruders die klösterliche Zucht leiden möchte. Auf seinen Antrag wechselten beide Brüder auf einige Zeit ihre Aufseherstellen. Als aber nach harter Bestrafung die schuldig befundenen Brüder während der Nacht aus dem Kloster zu Condat entflohen waren, kehrte Ruhe und Einigkeit wieder im Kloster ein. Der heilige Romanus aber war damit nicht zufrieden und betrübte sich über den Verlust seiner geistigen Brüder bei dem Gedanken, daß vielleicht weniger Strenge und mehr Liebe ihre Seelen gerettet haben würde. Er ließ auch nicht nach im Beten und Weinen, bis Gott ihn erhörte, so daß, durch Gottes Gnade gerührt, die entflohenen Mönche reumüthig in's Kloster zurückkehrten, und durch strenge Buße das gegebene Aergerniß wieder gut machten.

Der heilige Hilarius, Bischof von Arles, bereiste als Primas von Frankreich das Bisthum Besançon. Er ließ den heiligen Romanus zu sich nach Besançon einladen, und nachdem er sich in vertraulichen Gesprächen lange mit ihm unterhalten, erkannte er dessen große Heiligkeit und nöthigte den demüthig Widerstrebenden, daß er von ihm die heilige Priesterweihe annehmen mußte. — Die wachsende Anzahl der Jünger machte die Errichtung mehrerer Klöster nothwendig. Auch ein Nonnenkloster wurde erbaut, und stand unter der Aufsicht des heiligen Romanus. Die Schwester des heiligen Romanus war die erste Abtissin des Nonnenklosters zu Beaume, und man zählte nach dem Tode des heiligen Romanus 105 Klosterfrauen.

Als der heilige Romanus mit seinem Jünger Palladinus nach Agaunum wallfahrtete, um das Grab des heiligen Mauritius zu besuchen, begaben sich beide, von der Nacht überfallen, in eine einsame Berghöhle, die von zwei Aussätzigen, Vater und Sohn, bewohnt

wurde. Diese waren eben ausgegangen, um Holz zu sammeln. Bei ihrer Rückkehr verwunderten sie sich sehr, zwei fremde Männer in ihrer Wohnung anzutreffen, noch mehr aber erstaunten sie, als die beiden Fremden sie grüßten, freundlich umarmten und küßten, ungeachtet sie ihnen ihre Krankheit offenbarten. Die zwei Mönche durchwachten die Nacht im gemeinschaftlichen Gebete und verließen die Höhle vor Tagesanbruch. Als bei anbrechendem Tage die zwei Aussätzigen sich völlig von ihrer Krankheit geheilt sahen, ergriff sie ein freudiger Schrecken. Sie machten sich beide sogleich auf, eilten dem heiligen Romanus nach und erfragten ihn endlich in Genf, wo sie das Wunder ihrer Heilung den Leuten erzählten. Der Bischof, die Geistlichkeit und das Volk machten sich auf, und gingen in Procession, wie im Triumph dem heiligen Romanus entgegen. Diese Auszeichnung war dem Heiligen in der Seele zuwider. Er entwich, sobald er konnte, kehrte in sein Kloster zurück und schloß sich daselbst ein, um von Niemand gesehen zu werden. Nach wenigen Monaten hatte er das Ziel seines zeitlichen Lebens erreicht. Er starb beiläufig 60 Jahre alt, den 28. Februar 460, nachdem er 30 Jahre in der Einöde gelebt hatte. Sein Leichnam wurde im Kloster zu Beaume begraben. Lupicinus überlebte ihn um 10 Jahre.

Das Kloster Condat.

Der heilige Proterius,

Patriarch von Alexandrien, Martyrer.

Jahr 457.

Proterius, von dessen Herkunft und Erziehung nichts bekannt ist, wurde von dem heiligen Cyrillus, Patriarchen von Alexandrien, zum Priester geweiht. Dioskorus, Nachfolger des hl. Cyrillus, bot Alles auf, um ihn für die Partei des Eutyches, die er begünstigte, zu gewinnen, und machte ihn in dieser Absicht zum Erzpriester der Kirche von Alexandrien. Allein Proterius fiel nicht in die ihm gelegte Schlinge, sondern blieb standhaft der katholischen Kirche treu. Als nachher die Kirchenversammlung von Chalcedon den gottlosen Dioskorus verdammt und abgesetzt hatte, wurde der Heilige an seine Stelle erwählt, und 452 geweiht. Diese Weihe verursachte große Unruhen in Alexandrien, weil die Einen für Dioskorus, die Andern für Proterius eingenommen waren. Die Anhänger des Ersten hatten an ihrer Spitze Thimotheus, mit dem Beinamen Eularus und Petrus Mongus, über welche der Heilige den Kirchenbann ausgesprochen hatte. Diese beiden waren Geistliche, entehrten aber ihren Stand durch große Laster. Sie wußten den Pöbel so sehr gegen Proterius aufzuhetzen, daß er nie seines Lebens sicher war, obgleich das Concilium und der Kaiser auf seiner Seite waren. Eularus blieb jedoch dabei nicht stehen, sondern benützte sogar eine Gährung der Uebelgesinnten, um sich von zwei abgesetzten Bischöfen seiner Partei zum Patriarchen weihen zu lassen. Dann bestieg er den bischöflichen Stuhl des Heiligen, und wußte es durch Ränke dahin zu bringen, daß man ihn als einzigen Bischof von Alexandrien ausrief. Zur Strafe des verursachten Aergernisses schickte ihn der Kaiser kurze Zeit darauf in die Verbannung; dafür aber machten sich die Anhänger des Eutyches an den Proterius. Ihre Wuth gegen ihn ging so weit, daß sie ihn bis in die an der Kirche zum heiligen Quirin anstoßende Taufkapelle verfolgten, und unmenschlicher Weise meuchelten. Dies ereignete sich am Charfreitag 457. Die Wuth der Eutychianer war aber noch nicht gestillt; sie schleiften den Leichnam des Patriarchen sogar noch durch die Straßen, hieben ihn in Stücke, verbrannten dieselben und streuten die Asche in die Luft. Die Bischöfe Thraziens geben dem Andenken des Heiligen ein ruhmvolles Zeugniß in einem Briefe, den sie kurz nach seinem Tode an den Kaiser Leo schrieben. Sie sagen darin, daß sie ihn als einen Martyrer verehren, und hoffen durch seine Fürbitte von Gott Gnade und Barmherzigkeit zu erlangen. Man findet den Namen des heiligen Proterius in den griechischen Kalendern am 28. Februar.

29. Februar.

Der heilige Oswald,

Erzbischof von York.

Jahr 922.

Oswald war der Neffe des hl. Otto, Erzbischof von Canterbury, und war zuerst Bischof von Worcester und dann Erzbischof von York. Der hl. Otto widmete seiner Erziehung eine besondere Sorgfalt und machte ihn zum Dekan des Kapitels von Winchester. Obgleich noch sehr jung, zeigte Oswald alle Tugenden eines vollkommenen Priesters, aber er behielt sein Amt nicht lange bei, sondern legte es nieder, um seinem innern Zuge zum einsamen Leben zu folgen. Er ging nach Frankreich und nahm dort in der Abtei von Fleury das Ordenskleid. Einige Zeit darauf rief die Kirche von England denselben in seine Heimath zurück, wo er im Jahr 959 dem hl. Dunstan auf dem bischöflichen Stuhle von Worcester folgte. Er erfüllte alle Pflichten des bischöflichen Amtes zur großen Erbauung der Gläubigen, und um den frommen Sinn in seiner Diöcese zu fördern, stiftete er ein Mannskloster zu Westberry. Der Segen, welcher aus dieser Stiftung hervorging, bestimmte den Herzog Aylwin, ihm im Jahr 972 die Gründung des berühmten Klosters Ramsey in der Grafschaft Huntington anzuvertrauen. Zwei Jahre darauf weihte der Heilige die Kirche daselbst ein und stellte sie unter den Schutz der Mutter Gottes, des heiligen Benediktus und aller Jungfrauen. Er war dazumal Erzbischof von York, ohne jedoch auf den bischöflichen Stuhl von Worcester verzichtet zu haben, da der heilige Dunstan ihn verpflichtete, beide Kirchen zu gleicher Zeit zu verwalten. Der Heilige beschäftigte sich unablässig mit der Sorge, seine Heerde zu besuchen, indem er überall das Wort Gottes verkündete, die Mißbräuche abzuschaffen, und das Reich der Frömmigkeit auszubreiten suchte. Um die Finsterniß der Unwissenheit zu vertreiben, welche den guten Sitten immer so nachtheilig ist, ermunterte er zur eifrigen Pflege der Wissenschaften. Jeden Augenblick, den er den Pflichten seines Standes entziehen konnte, brachte er in einem Kloster der Benediktiner zu, welches er zu Worcester gestiftet hatte, um hier mit den Mönchen den Uebungen des Gebets und der Abtödtung sich zu widmen. An seinem Tische hatte er immer 12 Arme, die er liebevoll bediente, nachdem er ihnen die Hände gewaschen und sie geküßt hatte. Der Zweck, welchen er sich bei diesem frommen Werke setzte, bestand darin, die Gefühle der Menschenliebe und der Demuth in sich zu nähren. Endlich wurde er in dem Kloster von Worcester, wohin er sich seiner Gewohnheit nach zurückgezogen hatte, krank. Als er seine letzte Stunde herannahen sah, empfing er die letzte Oelung und die heilige Wegzehrung mit großer Andacht und gab dann voll Seelenruhe, von den Mönchen umgeben, seinen Geist auf mit den Worten: „Ehre sei dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist." Sein seliger Tod begab sich am 29. Februar 992. Er war 33 Jahre Bischof gewesen. Sein Leib wurde im Jahr 1002 von dem heiligen Adolph, seinem Nachfolger, erhoben und Gott ehrte ihn mit mehreren Wundern. Man übertrug ihn später am 15. October nach York, und dieß ist auch der Tag, wo das Hauptfest des Heiligen gefeiert wird.

Der heilige Severus,

Bischof von Avranges.

Siebentes Jahrhundert.

Der heilige Severus und seine Genossen.

Der hl. Severus wurde zu Contentin von nicht sehr bemittelten Eltern geboren. Anfangs trat er in die Dienste eines Edelmannes, Namens Corbec, der noch in der Finsterniß des Heidenthums lebte; diesen gewann er dem christlichen Glauben durch sein gutes Beispiel und seine Lehren. Mit jedem Tag erhob sich in seinem Herzen ein heftiges Verlangen nach der Einsamkeit; er verließ daher Corbec's Haus, und vergrub sich in ein nahes Gehölz. Bald folgten ihm Viele nach, welche verlangten, unter seiner Leitung zu leben, und so entstand ein neues Kloster. Diese Genossenschaft lebte unter der Leitung des Severus sehr erbaulich; alle Brüder hatten weder eigenen Besitz, noch ein Verlangen darnach; ihr Anzug war ärmlich; Wasser und Brod war ihre Nahrung und täglich hielten sie nur eine Mahlzeit. Als unser Heiliger zur Priesterwürde gelangt war, brachte er Gott, so oft es immer möglich war, das unblutige Opfer. Die Zerknirschung, mit der er die göttlichen Geheimnisse feierte, war so heftig, daß man Ströme von Thränen aus seinen Augen fließen sah.

Nach dem Tode des heiligen Senior, Bischofs von Avranges, wählte man Severus zu dessen Nachfolger. Diese Nachricht erfüllte ihn mit Schmerzen; er willigte jedoch in diese Wahl ein, aus Furcht gegen den Willen Gottes zu handeln. Beten, Lesen, Fasten, Wachen blieben, wie vorher, seine gewöhnlichen Uebungen. Diese strenge Lebensweise minderte aber nicht im Geringsten die einem Diener Jesu so nothwendige Leutseligkeit. Gegen seine Heerde bewies er die zarteste Liebe. Ganz besonders nahm er sich der Armen an, und erleichterte ihre Noth durch reichliche Almosen; und da er die Gabe des Wortes mit der Wundergabe in sich vereinigte, erneuerte er bald seinen Sprengel zum neuen, heil. Christensinne. Der heidnische Aberglaube verschwand allmä-

lig vor dem sich mächtig ausbreitenden Lichte des Christenthums. Unterdessen seufzte der hl. Hirte unaufhörlich nach der Einsamkeit, und begehrte deßhalb einen Nachfolger an seine Stelle. Lange Zeit weigerte man sich, seinem Wunsche zu willfahren; endlich aber gab man seiner gewaltigen Sehnsucht nach.

Als er sich nun wieder zurückgezogen hatte, gieng er in seine Einöde, wo er den Tod der Gerechten starb. Das Jahr und der Tag seines Todes sind jedoch unbekannt geblieben. Der Leib des Heiligen wurde nachher auf Befehl Richards, Herzogs der Normandie nach Rouen gebracht. Sein Fest ist in dem Martyrologium der Heiligen Frankreichs auf den 7. Juli bezeichnet. Zu Contances verehrt man ihn am 5. desselben Monats; in der Kirche von Rouen aber hat er seine Tagzeiten am 1. Februar.

Der heilige Phocas,

Gärtner und Martyrer.

Jahr 303.

Phocas war geboren zu Sinope, einer Stadt im Pontus. Ein kleiner Garten am Eingange auf der Landenge an einem Thore der Stadt gelegen, war all' seine Habe. Er bebaute ihn mit eigener Hand und so wenig er ihm auch eintragen mochte, hatte er doch für seine eigenen Lebensbedürfnisse genug, und konnte davon auch andern mittheilen. Seine niedrige Hütte war bald eine Herberge für alle Jene geworden, welche die Vorsehung darauf hinführte. Und was er hatte, theilte er bereitwillig mit seinen Gästen. Im Uebrigen erkannte er laut die Lehre Jesu, dessen Gebote er so treulich ausübte.

Wengleich nur seine Herkunft ganz niedrig war, so entging er doch nicht den Nachforschungen seiner Verfolger.

Während der grausamen Verfolgung, die Diocletian im Jahr 303 gegen die Christen veranlaßt hatte, ward er als Christ angeklagt. Es erschienen alsbald Soldaten, nicht, um ihn etwa vor das Tribunal zu führen, sondern um ihn ohne alle Umstände zu tödten. Es traf sich nun, daß jene Soldaten, welche seine Wohnung nicht wußten, und sie deßhalb aufsuchen wollten, bei ihrem Eintritte in die Stadt sein Häuschen gewahrten, hinein giengen, und ihn um Gastfreundschaft baten. Phocas nahm sie auf, wie er stets zu thun gewohnt war, wenn Jemand an ihn eine solche Forderung stellte, und bewirthete sie so gut, als es seine Armuth erlaubte. Nachdem er an ihnen alle Pflichten des Gastfreundes erfüllt hatte, fragte er sie, aus welchem Grunde sie nach Sinope kämen. Die Soldaten hatten keine Ursache, aus ihrer Sendung ein Geheimniß zu machen, sagten es rund heraus, und fügten noch die Bitte bei, er möchte doch die Gefälligkeit haben, ihnen bei ihren Nachforschungen Beistand zu leisten. Wohl hätte jetzt Phocas in diesem drohenden Augenblicke fliehen können; doch er dachte nicht daran. „Ich kenne jenen, sagte er, den ihr suchet; nur einen Tag gönnt mir noch, und ich werde euch denselben ausliefern. Bis dahin bleibet, wenn es euch beliebt, in meiner armseligen Hütte und zehret von meinem geringen Vorrathe."

Den Aufschub, der ihm ertheilt worden war, wendete er nun dazu an, ein Grab zu machen und Alles zu bereiten, was zu einem Leichenbegängnisse nothwendig ist. Als dieses geschehen war, trat er zu seinen Mördern, und sprach: „Ich bin Phocas, den ihr suchet; thuet, was euch befohlen ist!" — Von Staunen ergriffen, standen die Soldaten wie leblos da. Sie können sich nicht entschließen, ihre Hände mit dem Blute eines Mannes zu färben, der gegen sie solche Proben von Menschenfreundlichkeit abgelegt hatte. Doch der Martyrer drang in sie und bat sie mit Thränen, ihren Auftrag in Vollzug zu setzen. „Jene, welche euch sendeten, tödten mich, nicht ihr; ihr seid ihre Werkzeuge." Endlich brachte er die Krieger, für welche ein Befehl das erste Gesetz war, dahin, daß sein Haupt unter ihrem Beile fiel, was er auch so sehnlich gewünscht hatte.

Diese heldenmüthige Behandlung, wie sich nicht leicht eine ähnliche außer dem Christenthume wird aufweisen lassen, und welche seinem Opfer einen eigenthümlichen Charakter verlieh, hat des heiligen Phocas Ruhm allenthalben über die Erde ausgebreitet; verherrlicht jedoch ward sein Name durch den gottseligen Bischof Asterius, Bischof von Amasaca in seiner herrlichen Gedächtnißrede. Auch der heilige Chrysostomus hat ihm in ähnlicher Weise ein schönes Denkmal gesetzt. Von allen Theilen des Orients kamen zahlreiche Pilgerschaaren zu seinem Grabe, und haben niemals umsonst seinen Beistand angefleht. Namentlich riefen ihn die Seeleute bei Stürmen an, nicht nur auf dem schwarzen Meere, sondern alle Matrosen auf allen Meeren vom mittelländischen Meere bis zum großen Ocean flehten um seinen Beistand. Sie betrachteten ihn als ihren Patron und führten seinen Namen beständig im Munde. Es bildete sich auf unzählige Gebetserhörungen hin unter den Seeleuten die zarte Sitte, daß sie nach jeder Fahrt etwas von ihrem geringen Verdienste auf die Seite legten und dann an die Armen schenkten unter dem Namen: „Antheil des heiligen Phocas."

Selten wurde das Gedächtniß eines Heiligen so hoch in Ehren gehalten, wie das des heiligen Phocas. Der heilige Chrysostomus, der sich einer Reliquie desselben erfreute, feierte in Constantinopel nach dem Empfange derselben mit der ganzen Bevölkerung ein zweitägiges Fest und hielt zu seiner Ehre zwei Reden, von denen uns noch eine erhalten ist. Er sagt: „Sogar Kaiser verlassen ihre Paläste und eilen herbei, die Reliquien des heiligen Martyrers zu verehren und durch ihn Gnaden zu erhalten." Kaiser Phocas erbaute unter Anrufung seines heiligen Namenspatrons zu Constantinopel eine prachtvolle Kirche und ließ einen beträchtlichen Theil seiner Reliquien dahin versetzen.

Der Todestag des heiligen Phocas ist nicht bekannt.

1. März.

Der heilige David,

Erzbischof und Patron von Britannien.

Jahr 544.

Der heilige David war der Sohn des Xantus, Fürsten von Ceretika, heutzutage Cardiganshire. Er empfing eine sehr christliche Erziehung, welche auf sein ganzes Leben Einfluß hatte. Nachdem er zum Priester geweiht worden, zog er sich auf die Insel Wight zurück, wo er unter der Leitung des frommen und gelehrten Paulinus lebte, welcher ein Schüler des hl. Germanus von Auxerre gewesen war. Man sagt, daß Gott die ausgezeichnete Tugend Davids durch die Gabe der Wunder belohnt und daß er durch das Zeichen des Kreuzes seinem blindgewordenen Lehrer das Gesicht wieder gegeben habe. Als er sich zu den Geschäften seines heiligen Amtes gehörig vorbereitet hatte, verließ er seine Einsamkeit, indem er wie ein zweiter Johannes Baptista aus der Wüste hervortrat, und den Britten das Wort des ewigen Lebens verkündete. Er baute eine Kapelle von Glastembury, einem Orte, welchen die ersten Apostel von Großbritannien der Verehrung des wahren Gottes geweiht hatten. Er stiftete auch 12 Klöster, deren vorzüglichstes in dem Thale von Roß, nahe bei Menevia, lag. In diesem Kloster bildete sich eine große Anzahl hl. Männer, von welchen mehrere in der Folge zu Bischöfen erwählt wurden. Die Regel, welche David seinen Mönchen gab, war sehr streng. Sie waren beständig mit Handarbeit beschäftigt und der Geist ihrer Buße verbot ihnen, von den zur Arbeit geeigneten Thieren Gebrauch zu machen. Nur die Noth erlaubte ihnen das Stillschweigen zu brechen. Ein ununterbrochenes Gebet, wenigstens im Innern, heiligte all ihre äußern Handlungen. Am Ende des Tages zogen sie sich in das Kloster zurück, um heil. Lesung und mündlichem Gebete sich zu widmen. Brod und Wurzeln, blos mit Salz gewürzt, machten ihre ganze Nahrung aus und zum Trank hatten sie nichts anderes als Wasser mit ein wenig Milch vermischt. Nach ihrer Mahlzeit brachten sie drei Stunden im Gebete zu, sodann durften sie einige Zeit dem Schlafe gönnen. Mit dem Hahnenrufe standen sie auf und fingen wieder an zu beten, bis der Augenblick der Arbeit gekommen war. Ihre Kleidung war grob und bestand aus Thierfellen. Wenn Jemand in das Kloster aufgenommen zu werden verlangte, so mußte er 10 Tage lang an der Pforte bleiben und während dieser Zeit prüfte man ihn durch rauhe Worte, durch wiederholte Zurückweisung und mühsame Arbeiten, um ihn daran zu gewöhnen, sich selber abzusterben. Hielt er diese Prüfung standhaft und demüthig aus, so wurde er ins Haus aufgenommen. Seine Güter ließ er in der Welt zurück, indem die Regel des Klosters verbot, beim Eintritt in den Orden etwas mitzubringen. Alle Brüder waren verpflichtet, ihr Inneres dem Abte zu offenbaren, und ihm ihre verborgensten Gedanken und Versuchungen zu entdecken. Als die Irrlehre des Pelagianismus noch einmal in Großbritannien auftauchte, versammelten sich die Bischöfe im J. 519 zu Brevy in Cardiganshire, um sie gänzlich auszurotten. Der hl. David wurde auch eingeladen, sich bei der Versammlung einzufinden und widerlegte auf derselben durch die vereinigte Kraft seiner Wissenschaft, seiner Beredtsamkeit und seiner Wunder diese Irrlehre. Der heilige Dubritius, Erzbischof von Caerléon, benützte diese Gelegenheit, um ihm die Regierung seiner Kirche abzutreten. David betheuerte unter Thränen, daß er niemals eine Last auf sich nehmen könne, die seine Kräfte so weit überstiege. Umsonst führte man die dringendsten Gründe an, ihn dazu zu bestimmen, er hätte sich niemals dazu bewegen lassen, wenn nicht die Väter der Kirchenversammlung ihm ausdrücklich befohlen hätten, dem Wunsche des Dubritius zu entsprechen. Doch erlangte er es, daß man den bischöflichen Sitz von Caerléon, einer damals sehr bevölkerten Stadt, nach Menevia, einem abgelegenen einsamen Orte, verlegte, welcher heutzutage St. David heißt. Bald darauf versammelte er eine Kirchenversammlung zu Victoria, wo die Beschlüsse der vorigen bestätigt wurden. Es wurden hier auch mehrere disziplinarische Verordnungen gegeben, welche die Kirche später gutHieß. Aus diesen beiden Kirchenversammlungen schöpften ehemals die Kirchen Großbritanniens ihre Verhaltungsregeln. Unterdessen nahm der Ruf des Heiligen täglich mehr zu. Er war zugleich der Schmuck und das Muster der Kirchenhirten seiner Zeit. Die Gabe des Wortes besaß er in hohem Grad, aber noch wirksamer, als seine Beredtsamkeit war die Kraft seines Beispiels; auch ist er zu jeder Zeit als eines der glänzendsten Lichter der Kirche Englands angesehen worden. Durch die Stiftung seiner verschiedenen Klöster wurde er der geistliche Vater einer großen Anzahl heil. Männer, welche England und Irland berühmt gemacht haben.

Der heilige David im Gebet.

Endlich im J. 544, starb er nach einer langen und mühseligen Verwaltung seines Bisthums hochbetagt im Frieden. Der heil. Kentigern sah, wie seine Seele von Engeln in den Himmel getragen wurde. Sein Leib wurde in der St. Andreaskirche begraben, welche seitdem den Namen St. David führt, wie die Stadt und Diöcese von Menevia. Neben dieser Kirche sind mehrere Kapellen, wo die Andacht vor Alters eine große Menge Volkes hinzog. Im Jahr 962 wurden die irdischen Ueberreste des Heiligen nebst einem Theile der Reliquien des ersten Blutzeugen des heiligen Stephan nach Glastembury feierlich übertragen.

Die gottselige Johanna Maria Bonomi,

Jungfrau.

Jahr 1670.

Johanna Maria Bonomi, eine fromme und heilige Jungfrau aus dem Orden des heiligen Benedikt, wurde zu Aciago in der Diöcese Vicenza in Italien am 5. Aug. 1606 geboren. Ihr Vater Johann Bonomi erfüllte seine religiöse Pflichten sehr eifrig und ihre Mutter Virginia Caschi war Mitglied einer frommen Congregation zur Unterstützung der Armen und Unglücklichen, deren Freundin sie immer war. Die gute Mutter hatte eine große Andacht zur heil. Jungfrau, welcher sie ihr Kind schon vor seiner Geburt, als sie es noch unter ihrem Herzen trug, geweiht hatte. Maria hatte das Unglück, ihre Mutter zu verlieren, als sie kaum 6 Jahre alt war. Sie wurde deßhalb der Obhut der Clarissinnen zu Trient anvertraut, welche sich mit der Erziehung von Mädchen beschäftigten. Angezogen von dem stillen Frieden, worin sie diese hl. Töchter in ihrer Einsamkeit leben sah, und gerührt von den Beispielen inniger Frömmigkeit, die sie vor Augen hatte, faßte sie den Entschluß, sich dereinst mit ihnen zu vereinigen und ihr Leben dem Dienste Gottes zu widmen. Allein ihr Vater, welcher ganz andere Absichten mit ihr hatte, berief sie, als ihre Erziehung vollendet war, nach Hause und dachte nur daran sie vortheilhaft zu vermählen. Sein Vermögen und die vorzüglichen Eigenschaften, womit seine Tochter begabt war, gaben ihm gegründete Hoffnung, eine ausgezeichnete Partie für sie zu finden, allein sie hatte ganz andere Gedanken. Sie liebte nur die Zurückgezogenheit, das Gebet und fromme Uebungen. Die Vergnügungen der Welt waren ihr zur Last und sie nahm nur mit Widerwillen daran Theil, um ihrem Vater zu gehorchen. Endlich glaubte derselbe, für seine Tochter eine Versorgung gefunden zu haben, wie er es wünschte und drang in sie, dieselbe anzunehmen; aber sie erklärte ihren festen Entschluß, daß sie nie einen andern Bräutigam haben wolle als Jesum Christum, und daß sie der Welt entsage um sich in ein Kloster zurückzuziehen. Dringende Bitten, selbst Drohungen vermochten sie nicht, nachzugeben, und da ihr Vater sie unerschütterlich fand, so gab er zu allem, was sie wollte, seine Zustimmung und bat sie blos, nicht nach Trient zurückzukehren, sondern in ein Kloster näher bei Aciago zu treten, damit er doch wenigstens den Trost habe, sie öfter besuchen zu können. Maria erfüllte seinen Wunsch und trat am 21. Juni 1621 bei den Benediktinerinnen von Bassano als Novizin ein.

Das junge Mädchen wollte während der Zeit ihres Noviziats sich auf den würdigen Empfang des klösterlichen Gewandes vorbereiten. Gebet, Betrachtungen, harte Bußen, häufige Fasten waren ihre beständige Uebungen. — Die Jahre, welche sie wider ihren Willen in der Welt zugebracht hatte, sah sie als für den Himmel verloren und bemühte sich durch innige Frömmigkeit, ein reines und Gott wohlgefälliges Opfer zu werden. Sie verdoppelte in den 3 Monaten noch ihre Abtödtungen, welche ihrer Einkleidung voran gingen. Endlich kam dieser Tag, den sie schon so lange und so ungeduldig erwartete. Sie begab sich voll himmlischer Freude an die Stufen des Altars, um sich ihrem erwählten Bräutigame ganz zu schenken. Ihre Selig-

Der heilige David verkündet den Britten das Wort des ewigen Lebens.

keit war so groß, daß sie in Verzückung geriet und daß man glaubte, sie werde ohnmächtig. Sie erhielt den Klosternamen Johanna.

Der Herr, welchem sie das Opfer so vieler in den Augen der Welt ausgezeichnet scheinenden Güter gebracht hatte, belohnte sie dafür durch besondere Gnaden. Ihre zarten Glieder empfingen die heiligen Wundmale seines Leidens, welche zuweilen ganz blutig erschienen, manchmal auch im hellen Glanze leuchteten.

Das ganze Leben Johanna's war so zu sagen eine Kette von Tugenden; sie war einzig mit ihren Pflichten als Nonne beschäftigt und erfüllte dieselben mit pünktlicher Genauigkeit. Ganz von der Welt getrennt, sah sie nur auf das künftige Leben und dachte bloß daran, sich desselben würdig zu machen. Vor der Sünde hatte sie einen solchen Abscheu, und die Furcht Gott zu beleidigen, war in ihr so lebhaft, daß sie schon bei dem Gedanken, seine heiligen Gesetze zu übertreten, zitterte, und daß man niemals zweifelte, sie habe während ihres ganzen Lebens ihre Taufunschuld bewahrt. Aber das Beispiel ihrer Tugenden sollte nicht unfruchtbar bleiben. Sie wurde bald zu dem Amte einer Novizenmeisterin berufen, und bemühte sich mit bewunderungswürdiger Geduld, den Geist und das Herz der jungen Mädchen zu bilden, welche Bräute Jesu Christi werden wollten. Ihre Schwestern ernannten sie später zur Abtissin und besonders in dieser Stellung zeigte sie die Tugenden, welche sie auszeichneten, in hellem Lichte. Allein, was ihr so viele Verdienste vor Gott erwarb, dies zog ihr den Neid und die Eifersucht ihrer Schwestern zu, welche auf die Strenge, mit der sie ihre Klosterregeln ausübte und auf ihr abgetötetes Leben mit scheelen Augen blickten. Als ihr Beichtvater sie einmal als eine phantastische Träumerin behandelte, ohne Zweifel, weil er zu tief stand, um sie zu begreifen, so suchte die Feindschaft ihrer Schwestern sie sogleich für eine Närrin auszugeben. Von nun an verlor sie alles Zutrauen, das sie bisher genossen hatte. Sie wurde eingesperrt und von der ganzen Welt abgeschieden; jedermann entfernte sich von ihr und einmal geschah es sogar, daß eine junge Nonne, welche sah, daß eine der ältesten des Klosters sich mit Johanna unterhielt, sich zwischen dieselben drängte, um sie zu trennen und dann sich mit den Worten an ihre ältere Schwester wandte: „Wie, meine Mutter, eine Person, wie Du, kann sich mit einer Närrin unterhalten?“ Die Nonne, über dieses so lieblose Betragen empört, wollte ihre Mitschwester ernstlich tadeln, aber Johanna unterbrach sie sogleich mit den sanften Worten: „Dergleichen Unbilden sind für mich ein wahrer Schatz; lehre mich nur dieselben am Fuße des Kreuzes niederlegen und mich deshalb nicht zu betrüben.“

Doch die Wahrheit gewinnt früher oder später wieder die Oberhand, und die Ergebung, mit welcher Johanna die Verleumdung ertrug, machte dieselbe endlich zu Schanden. Diejenigen ihrer Schwestern, welche nicht der Haß gegen sie einnahm, erkannten endlich ihre erhabene Weisheit an, und die Uebrigen wurden zum Schweigen gebracht; aber kaum war sie von dieser Trübsal befreit, als andere, noch grausamere Leiden über sie kamen. Sie wurde von einer häßlichen Krankheit dem Aussatze, befallen, welche ihr um so heftigere Schmerzen verursachte, weil ihre Schwestern, die Ansteckung fürchtend, sie verließen und ihr nur die unumgänglich nötigen Dienste erwiesen. Bald kamen noch andere Leiden dazu; sie wurde von mehreren Krankheiten zugleich heimgesucht, welche sie oft an den Rand des Grabes brachten; aber Geduld, Ergebung, und die größte Gemütsruhe herrschte immerdar in ihrem Herzen. Sie litt als glaubensvolle Christin, weil sie sich sowohl die Leiden des Erlösers, als auch die ewigen Belohnungen vorstellte, in Vergleich mit welchen, wie der heilige Paulus sagt, alle Trübsale dieses Lebens für Nichts gerechnet werden müssen. Daher hörte man sie oft mitten in den heftigsten Schmerzen die rufenden Worte des heiligen Mannes Job wiederholen: „Der Herr hat es so gewollt, sein heiliger Name sei gepriesen.“ Mit einem Worte, Johanna schien Allem, was sie an ihrem Leibe litt, ganz fremd zu sein, sie war gleichsam in den Himmel versetzt, und kostete schon die unaussprechliche Wonne der Auserwählten. Wenn man ihr Schicksal beklagen wollte, so antwortete sie mit aller Ruhe, daß sie nichts zu beklagen habe, daß man sich täusche, wenn man sie für unglücklich halte, weil ihre Schmerzen ihr den Weg zur ewigen Glückseligkeit bahnen und sie sich freue, den Himmel ebenso zu erkaufen, wie so viele Heilige.

Die gottselige Bonomi bemühte sich mit bewunderungswürdiger Geduld, den Geist und das Herz junger Mädchen zu bilden.

Der Ruf der Heiligkeit, in welchem sie stand, bewirkte, daß hochgestellte Personen das Kloster besuchten. Unter andern wird Henriette Adelheid, Kurfürstin von Bayern, angeführt, welche sich von Padua nach Bassano begab, um Johanna zu sprechen. Sie hatte einen so hohen Begriff von ihrer Tugend, daß sie sich ihr zu Füßen warf und um ihren Segen bat. Die demütige

Schwester des heiligen Benedikt wollte lange nicht auf die Bitte der Prinzessin eingehen; erst nach wiederholtem Drängen gab sie endlich nach und die Kurfürstin äußerte später mehrmals, daß sie niemals so große Einfalt mit so tiefer Kenntnis der evangelischen Vollkommenheit vereinigt gefunden habe. Johanna war schon lange vorbereitet, die Erde zu verlassen; sie hatte nie das Leben geliebt, und schon in ihrer Kindheit waren alle ihre Gedanken dem Himmel zugewandt. Daher sah sie auch mit heiterer Freude den Augenblick herankommen, welcher sie mit ihrem göttlichen Bräutigam vereinigen sollte. In ihrer letzten Krankheit empfing sie die heiligen Sakramente mit unaussprechlicher Liebe und Dankbarkeit. Ihre innere Seligkeit war dabei so sichtbar, daß alle Umstehenden in ihrem Herzen wünschten, einst mit ähnlichen Gefühlen dem Tode entgegenzugehen Nachdem sie die heilige Wegzehrung empfangen, fiel sie in eine Verzückung und blieb lange in diesem Zustand. Endlich kam sie wieder zu sich, brachte noch einige Augenblicke mit inbrünstigem Gebet zu und hauchte dann sanft ihre Seele aus am 22 Februar 1670 65 Jahre alt.

Alle jene, die sie in ihrem Leben gekannt hatten, riefen eifrig ihre Fürbittt an, und an ihrem Grabe wurden mehrere Wunder gewirkt Als man im Jahr 1736 ihren Leib ausgrub, wurden drei Personen von verschiedenen Krankheiten geheilt. Später stellte man genaue Untersuchungen über ihr Leben und über die Wunder an, die an ihrem Grabe geschahen, und in Folge dieser Untersuchungen wurde sie am 2 Juni 1783 von dem Papste Pius VI. selig gesprochen.

Der heilige Suidbert,

Bischof.

Jahr 713.

Suidbert der ältere, wurde in England geboren, und lebte einige Zeit unter der Leitung des heiligen Egbert, welchem er nach Irland folgte, um sich im klösterlichen Leben zu vervollkommnen. Ein Hauptzug im Charakter des heiligen Egbert war sein Eifer für das Heil der Seelen, und er wäre gern nach Deutschland gegangen, um den Glauben zu predigen, wenn es ihm möglich gewesen wäre Ein tiefer Schmerz durchdrang seine Seele, so oft er an den geringen Erfolg dachte, welchen die apostolischen Arbeiten Wigberts gehabt hatten, der zuerst nach Friesland vorgedrungen war, und an die mannigfachen Hindernisse, welche der Fürst des Landes, Radbot dem frommen Unternehmen in den Weg gelegt hatte. Voll von diesem Gedanken beschloß er, eine zweite Mission nach Friesland zu versuchen, in der Hoffnung, daß Gott endlich sein Werk begünstigen werde. Er schickte daher zwölf Missionäre dahin, unter welchen sie auch Suidbert befand Diese evangelischen Arbeiter, mit dem heiligen Willibrord an der Sitze, schifften sich im Jahr 690 nach dem Orte ihrer Bestimmung ein Wie wir aus Alkuin wissen, landeten sie an der Mündnng des Rheins und begaben sich nach Utrecht, wo sie ihr heiliges Amt begannen. Sie wurden dabei von dem Könige der Franken Pipin von Heristal kräftig unterstützt, welcher ein Teil von Friesland der fränkischen Herrschaft unterworfen und den Fürsten Radbot zur Bezahlung eines jährlichen Tributes gezwungen hatte Das Feld, welches der heilige Suidbert vorzüglich bearbeitetete, war West-Friesland, welches damals Süd-Holland, den nördlichen Teil von Brabant und die Landschaften Geldern und Cleve umfaßte. Er hatte den Trost zu sehen, daß ein großer Teil der Einwohner dem Heidentume abschwur. Als der Papst Sergius I. im Jahr 696 den heiligen Willibrord zu Rom zum Erzbischof von Utrecht geweiht hatte, stellte man Suidbert von allen Seiten vor, daß er sich auch zum Bischof weihen lassen müsse, um leichter für die Bedürfnisse der Neubekehrten sorgen zu können Die Gründe, welche man anführte, waren so überzeugend, daß er in das Verlangen einwilligen mußte. Er ging also einige Zeit nach dem Jahr 607 nach England zurück, wo er von dem Bischof Wölfried von York zum Bischof geweiht wurde.

Nun trat Suidbert mit größerem Eifer als jemals wieder mitten unter seiner Gemeinde auf. In den Kirchen, die er früher gegründet hatte, führte er die beste Ordnung ein und nachdem er seine Heerde der Obhut des heiligen Willibrord und seiner zehn Genossen anvertraut hatte, drang er bis in das Land der Borruktuarier, im heutigen Herzogtum Berg und der Grafschaft Mark vor, und bekehrte daselbst viele zum Glauben. Leider wurde der Erfolg seiner Arbeiten durch einen Einfall der Sachsen gestört, welche sich des ganzen Landes der Boructuarier bemächtigten, nachdem sie daselbst greuliche Verwüstungen angerichtet hatten.

Der heilige Bischof, welcher schon längst sehnlichst verlangte, sich in der Einsamkeit auf den Tod vorzubereiten, zog sich auf eine kleine Insel im Rheine zurück, die Pipin ihm überlassen hatte Er stiftete daselbst das Kloster Kaiserswerth, wo er am 1 März 713 sein bußfertiges Leben endigte. Sein Fest wurde von Alters in Holland und in allen übrigen Ländern, in welchen er als Apostel aufgetreten war, feierlich begangen.

2. März.

Der heilige Simplicius,

Papst.

Jahr 583.

Aus Tibur, dem heutigen Tivoli, war Simplicius gebürtig. Nachdem er die Zierde der römischen Geistlichkeit unter den heiligen Päpsten Leo und Hilarius gewesen war, folgte er diesem im J. 467 auf dem Stuhle des heil. Petrus. Gott erweckte ihn ohne Zweifel in diesen stürmischen Zeiten, um seine Kirche zu trösten und zu vertheidigen, deren Glaube harten Angriffen ausgesetzt war. Die Barbaren hatten alle Länder des abendländischen Reiches unterworfen und dieselben größtenteils mit dem Aberglauben des Heidenthums und der arianischen Irrlehre angesteckt. Rom selbst fiel im achten Jahr der Regierung des Simplicius in ihre Gewalt indem mehrere Unordnungen dieser großen Revolution den Weg gebahnt hatten.

Die italienische Völker waren durch unerschwingliche Abgaben auf's Aeußerste getrieben worden, und ihre Statthalter hatten sich wie wahre Tyrannen betragen, so daß sie lieber unter dem Schutze der Barbaren leben, als länger unter der Herrschaft der Römer bleiben wollten, welche sie mit unerhörter Grausamkeit behandelten. Italien war bald nichts mehr als eine große Wüste; die Sueven, Alanen, Heruler und Gothen, welche in den Heeren des Reichs als Hüfstruppen dienten, schüttelten das Joch des Gehorsams ab und schrieben endlich ihren alten Herrn Gesetze vor. Die Heruler brachen mit Odoaker an der Spitze in offene Empörung aus, und derselbe ließ sich zu Rom im Jahr 476 als König ausrufen. Es war ein Mann von niederer Abkunft, welcher die Katholiken haßte. Der Anblick so vieler Drangsale erfüllte den heiligen Simplicius mit dem bittersten Schmerze; er suchte seiner trostlosen Heerde Muth einzusprechen und ermahnte sie unablässig, den kostbaren Schatz des Glaubens in seiner ganzen Reinheit zu bewahren; ebenso eifrig arbeitete er an der Bekehrung der Barbaren.

Der traurige Zustand der Kirche im Morgenlande war ebenfalls ein Gegenstand der Sorgfalt des Heiligen. Der Kaiser Zeno, der Sohn und Nachfolger Leo I. begünstigte die Eutychianer und ihre falsche Lehre. Als Basilikus denselben im Jahr 476 enthronte, bot er alle Mittel auf, um die nämliche Irrlehre auszubreiten. Ueberall herrschte Unruhe und Verwirrung. Endlich erlangte Zeno die Regierung wieder und gab im Jahr 482 das berüchtigte Vereinigungsedikt, das sog. Henotikon heraus, eine Verordnung, welche die getrennten Parteien vereinigen sollte; da dieselbe aber in sehr zweideutigen Ausdrücken abgefaßt war, und überdies die Kirchenversammlung von Chalcedon zu verwerfen schien, so brachte es nicht die vom Kaiser erwartete Wirkung hervor. Neue Unruhen wurden veranlaßt, als Peter der Walker auf den Stuhl von Antiochien und Peter Mongus auf den von Alexandrien unrechtmäßig erhoben wurden. Der letztere veröffentlichte das Henotikon. Als er sich aber weigerte, über die Kirchenversammlung von Chalcedon das Anathem zu sprechen, so trennten sich die strengen Eutychianer von seiner Gemeinschaft. Akazius von Konstantinopel erhielt das Urtheil, welches der Papst Simplicius gegen den falschen Patriarchen von Antiochien erlassen hatte. Peter Mongus, welcher ebenfalls verurteilt worden war, schlug sich zur Partei Peters des Walkers, dem Papst und der ganzen katholischen Kirche zum Trotze und wendete tausenderlei Mittel an, damit das Henotikon angenommen würde. Endlich sah sich der Heilige genötigt, diesen heuchlerischen Prälaten aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen, welcher sich der Religion nur zu seinen Zwecke bediente. Zugleich arbeitete er unablässig daran, den Glauben in den Kirchen von Antiochien und Alexandrien zu erhalten, welche jenen zwei Eindringlingen preisgegeben waren, was um so schwieriger war, weil damals kein katholischer Fürst regierte. Er starb im Jahr 483, nachdem er 15 Jahre 11 Monate und 6 Tage den päpstlichen Stuhle inne gehabt hatte. Sein Leib wurde in der St. Peterskirche am 2. März begraben.

Der selige Heinrich von Suso,

Mönch und Bekenner.

Jahr 1365.

Heinrich Suso, mit dem Beinamen „Amandus“ (der Liebenswürdige) einer der vorzüglichsten Mystiker des 14. Jahrhunderts, wurde aus den damals in Constanz und Ueberlingen blühenden alten und vornehmen Geschlechtern, derer vom Berg (väterlicherseits) und Schussen (mütterlicherseits) geboren, in Constanz trefflich erzogen und unterrichtet, und trat hier, 13 Jahre alt, in den Orden der Dominikaner. Von seiner Mutter einer andächtigen, gottesfürchtigen Frau, nahm er den Zunamen Säuß an, woraus später „Suso“ gebildet wurde.

Auf der hohen Schule zu Köln absolvirte er die höheren Studien und sollte Doctor der heiligen Schrift werden; allein der innere Geist untersagte es ihm und mahnte ihn, sich zu Gott zu kehren und andere Menschen durch die Predigt zu Gott zu ziehen. So fing er an zu predigen, und ward ein berühmter strenger Kanzel-

redner und apostolischer Seeleneiferer. Seine herrlichen Anlagen, die er von Natur aus für diese Wirksamkeit besaß, bildete er in wunderbarlichem Verkehre mit der ewigen Weisheit und durch ein Leben voll der schwersten Opfer und Entsagungen zu höherer Weihe und fruchtbringender Wirksamkeit. Sein liebreiches Herz, das ihm Gott gegeben, machte ihn mitleidig, mit allen Trauernden und Weinenden, weise zum Ratgeben, eifrig zur Bekehrung der Sünder, liebetraut gegen alle Freunde Gottes, versöhnlich gegen alle seine Feinde, gnädig und milde gegen jedes Tierlein und Alles, was im Erdkreise lebt.

Vom 18. bis zum 40. Jahre führte er, im Rosengarten seiner heiligen Minne auf Geheiß der ewigen Weisheit den Calvarienberg errichtend und immer zu Härterem emporsteigend, ein Leben der schmerzvollsten Kasteiung.

Zu dieser zweiundzwanzigjährigen Selbstverleugnung und Abtötung gesellten sich noch schwere äußere Prüfungen. Bisher als ein Heiliger hochgeehrt, und bewundert, mußte er nun der Gegenstand des tiefsten Hasses und der größten Verachtung werden.

Ein schlechtes Weib beschuldigte ihn, der Vater ihres Kindes zu sein; er wurde von einem halbverrückten Mitbruder als Brunnenvergifter angegeben und geriet in Todesgefahr, seine eigene Schwester, eine Nonne, gab sich der Sünde hin und verließ auf längere Zeit das Kloster, bis sie durch Suso zur Buße bekehrt ward; böse Zungen dichteten ihm allerlei Verbrechen an. und es fehlte nicht an Leuten, welche in seinen Schriften verdammliche Lehren zu finden wußten.

Doch gestählt von der Gnade, wurde er durch Leiden immer reiner und kräftiger, erwarb die rechte Gelassenheit, und Friede und Freude in allen Dingen war der endliche Gewinn aller seiner Prüfungen und Opfer. Seine Unschuld hinsichtlich der ihm vorgeworfenen Verbrechen kam in auffallender Weise an den Tag, und die undankbaren Zeitgenossen suchten durch neue Lobhudeleien ihren Undank gut zu machen; er aber hatte in den vielen Drangsalen und Unbilden das Höchste erlangt, was es für sein edles Herz geben konnte, die wahre Kreuzesliebe und die innigste Verähnlichung mit Jesus Christus.

Suso wurde später zum Prior des Dominikanerklosters ernannt und von

Vermählung der heiligen Kunigunde.

Gott durch viele und große Wunderthaten verherrlicht.

Seine vielen Schriften sind das Blühendste und Lieblichste, was die Mystik hervorgebracht hat; sie sind der Erguß eines liebewarmen Herzens, das all sein Leben in einen großen Hymnus ausdichtet; sie bilden ein großen Epos der Gottesliebe und sind in jener schönen, klangvollen Sprache abgefaßt, die nichts ist, als ein reines, lauteres, in der Liebe Gottes ausgeströmtes Gemüt.

Die einen bezeichnen als seinen Todestag den 25. Januar, die Andern den 3. März des Jahres 1365. Er wurde im Kreuzgang vor dem Altare des heiligen Martyrers Petrus im Dominikanerkloster zu Ulm begraben.

Als man 1613 daselbst eines Baues wegen nachgrub, stieß man auf den Leichnam Suso's und fand ihn ganz unversehrt in seinen Ordenskleidern liegend, und einen lieblichen Wohlgeruch von sich gebend. Man warf eiligst sein Grab wieder zu, um weiteres Aufsehen zu verhindern.

So befahl der damalige Bürgermeister der Stadt Ulm.

3. März.

Die heilige Kunigunde,

Kaiserin.

Jahr 1040

Die heilige Kunigunde hatte zum Vater Siegfried, den ersten Grafen von Luxemburg; ihre Mutter hieß Hadeswige. Von früher Jugend an wurde sie in höchster Frömmigkeit erzogen, ihre Eltern vermählten sie später an den heiligen Heinrich, Herzog von Bayern, welcher nach dem Tode des Kaisers Otto III zum römischen König erwählt und am 6. Juni 1002 zu Mainz gekrönt wurde. An Kunigunde wurde die Ceremonie der Krönung zu Paderborn am Tage des heiligen Laurentius vollzogen und die Kirchen dieser Stadt erhielten damals von dieser frommen Fürstin reichliche Spenden. Sie begleitete ihren Gemahl im Jahre 1014 nach Rom und empfing daselbst mit ihm aus der Hand des Papstes Benedikt VIII. die Kaiserkrone.

Kunigunde hatte vor ihrer Vermählung das Gelübde ewiger Jungfräulich-

keit mit Zustimmung ihres künftigen Gatten abgelegt, welcher sich ebenfalls entschloß, in vollkommener Enthaltsamkeit zu leben. Ein so heiliges Versprechen, anstatt, ihre Eintracht zu stören, schloß das Band derselben nur um so fester; allein der Böse, eifersüchtig auf ihr Glück, bediente sich der Verleumdung, um dasselbe zu trüben. Die Kaiserin wurde beschuldigt, insgeheim einen unerlaubten Umgang zu pflegen, und der Kaiser war so schwach, diesem Verdachte wegen der Treue seiner Ehegattin Gehör zu schenken. Kunigunde betrübte sich nicht so sehr über die Demütigung, als über das Aergernis, welches durch diese Verleumdung gegeben wurde. Sie setzte ihr ganzes Vertrauen auf Gott; um ihre Unschuld an dem Verbrechen, das man ihr zur Last legte, zu beweisen, gieng sie barfuß über glühende Pflugscharen, ohne im mindesten dadurch versengt zu werden. Da giengen Heinrich die Augen auf, er klagte sich selber wegen seiner Leichtgläubigkeit an und bat die Kaiserin um Verzeihung. Von dieser Zeit an lebten Beide in innigster Eintracht und ihr ganzes Streben gieng dahin, die Ehre Gottes und das Wachstum seines Reiches zu fördern.

Auf einer Reise nach Hessen wurde die Heilige gefährlich krank, und als sie wieder hergestellt war, erfüllte sie sogleich das während ihrer Krankheit gemachte Gelübde, zu Kauffungen ein Kloster zu stiften, in welches sie Nonnen aus dem Orden des heiligen Benedikt berief. Während sie aber mit dieser frommen Stiftung beschäftigt war, entriß ihr der Tod im Jahr 1024 ihren geliebten Gemahl. Dieser Verlust ergriff tief ihr gefühlvolles Herz, aber der Aufblick zum Himmel gab ihr wieder Trost. Sie betete eifrig für die Seelenruhe des Kaisers und empfahl ihn besonders dem Gebete der frommen Ordensschwestern, indem sie ihnen zugleich den Wunsch aussprach, sich mit ihnen zu vereinigen, was sie auch nicht lange nachher ausführte.

Schon hatte die Kaiserin ihre Schätze und ihr väterliches Erbgut dadurch erschöpft, daß sie Bistümer gründete, Klöster erbaute, die Kirchen verschönerte und das Elend der Armen auf alle Weise zu lindern suchte, aber dies genügte ihrem der Welt abgewandten Sinne noch nicht. Um desto mehr Gott anzugehören, wählte sie die evangelische Armut und beschloß, Nonne zu werden. Am Jahrestage des Todes ihres Gemahls versammelte sie viele Bischöfe zur Einweihung der Kirche von Kauffungen, wohnte selbst der Feierlichkeit bei und legte ein Stück vom wahren Kreuze auf dem Altare nieder. Nach der Lesung des Evangeliums der Messe legte sie den kaiserlichen Purpur ab, kleidete sich in ein ärmliches Gewand, ließ sich die Haare abschneiden, und empfieng den Schleier aus den Händen des Bischof von Paderborn und einen Ring zum Pfande der Treue gegen ihren göttlichen Bräutigam.

Nach ihrer Einkleidung schien Kunigunde ihre frühere Würde ganz vergessen zu haben; sie sah sich als die letzte der Schwestern an, und fürchtete nichts so als an ihre vormalige Stellung in der Welt erinnert zu werden. Mit dem Gebet und der Lesung heiliger Bücher verband sie Handarbeit und andere Bußwerke. Ihr größtes Vergnügen war, die Kranken zu besuchen und zu trösten. Ihren Leib behandelte sie mit Härte, indem sie ihm nur das Notwendigste bewilligte. Auf diese Weise brachte sie die letzten fünfzehn Jahre ihres Lebens zu. Endlich hatten ihre fortgesetzten Abtötungen ihre Gesundheit in hohem Maße geschwächt und es war alles für ihr Leben zu fürchten. Das Kloster Kauffungen und die benachbarte Stadt Kassel dachten immer mit tiefer Betrübnis daran, daß die Heilige ihnen entrissen werden könnte, nur Kunigunde beklagte sich nicht; sie lag auf einem harten Cilicium, obwohl sie schon dem Tode nahe, und als sie im Sterben bemerkte, daß man ein goldgesticktes Bahrtuch zurecht legte, um sie nach ihrem Tode zu bedecken, gab sie durch ein Zeichen zu verstehen, daß man es wegnehme, und beruhigte sich nicht eher, als bis man ihr versprach, sie in ihrem Ordenskleide zu beerdigen. Sie starb am 3. März 1040. Ihr Leib wurde nach Bamberg gebracht und neben dem Kaiser, ihrem Gemahle, beigesetzt. Im Jahr 1400 wurde sie vom Papste Innocenz III. selig gesprochen, nachdem an ihrem Grabe und auf ihre Fürbitte viele Wunder gewirkt worden waren.

Der größte Teil ihrer Reliquien befindet sich noch zu Bamberg.

4. März.

Der heilige Kasimir,

Prinz von Polen.

Jahr 1482.

Kasimir war das dritte von dreizehn Kindern, welche die Prinzessin Elisabeth von Oesterreich; eine Tochter des Kaisers Albrecht II., dem König Kasimir III. von Polen geschenkt hatte. Er kam am 5. Oktober 1458 zur Welt und zeigte schon in seiner Kindheit eine große Neigung zur Frömmigkeit. Zum Lehrer hatte er einen Domherrn aus Krakau, Johann Dlugloß mit Namen, einen Mann, welcher mit umfassenden Kenntnissen eine seltene Frömmigkeit verband, und aus Demut mehrere Bistümer ausgeschlagen hatte, die man ihm wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften anbot. Kasimir und die übrigen Prinzen, seine Brüder, waren ihm so anhänglich, daß sie keinen Augenblick von ihm getrennt sein wollten, besonders aber benützte der junge Kasimir den Unterricht seines verständigen Lehrers. Man sah ihn in der Blüte seines Alters sich voll Eifer frommen Uebungen und Kasteiungen hingeben. Luxus und Weichlichkeit, wie sie am Hofe der Könige herrschen,

war ihm ein Greuel; unter seinem stets schlichten Gewande trug er immer ein Cilicium, oft schlief er auf dem bloßen Boden und brachte einen großen Teil der Nacht im Gebet und in Betrachtung zu. Das Leiden Jesu Christi war gewöhnlich Gegenstand seiner Betrachtungen. Er ging häufig bei Nacht aus, um an den Thüren der Kirchen zu beten, wo er wartete, bis man dieselben öffnete, um der Frühmesse beizuwohnen. Sein Geist und sein Herz war beständig mit Gott vereinigt, und der innere Frieden seiner Seele offenbarte sich Jedermann durch die Heiterkeit seines Angesichts. Voll Ehrerbietigkeit gegen Alles, was den Gottesdienst betraf, waren ihm selbst die unbedeutendsten Zeremonien der Kirche von Interesse. Jede Sache wurde ihm teuer, sobald sie die Ehre Gottes betraf. Eine besondere Andacht hatte er zu dem leidenden Jesus, und er dachte niemals an das Geheimnis unserer Erlösung, ohne in Thränen zu zerfließen und von Liebe entflammt zu werden. Dem heiligen Opfer der Messe wohnte er mit solcher Inbrunst und Sammlung an, daß er oft verzückt schien; um das Zutrauen zu bezeichnen, welches er in den Schutz der heiligen Jungfrau setzte, sprach er sehr oft zu ihrer Ehre ein Kirchenlied auf Maria, die seligste Jungfrau, und wollte, daß man ihm, wenn er sterbe, eine Abschrift davon mit in's Grab gäbe. Die Armen liebte er so herzlich, daß er ihr Elend gewissermassen mitfühlte. Er begnügte sich nicht, ihnen seine Güter auszuteilen, sondern bot auch, um sie zu unterstützen, seinen ganzen Einfluß bei seinem Vater und seinem Bruder Wladislaus, dem Könige von Böhmen, auf.

Die Ungarn, mit ihrem König Matthias unzufrieden, wollten Kasimir im Jahre 1471 auf den Thron erheben; sie schickten deshalb eine Gesandschaft an den König von Polen, seinen Vater. Der junge Kasimir, welcher noch nicht ganz dreizehn Jahre alt war, hätte gern die Krone ausgeschlagen, die man ihm anbot, aber aus Liebe zu seinem Vater brach er an der Spitze einer Armee auf, um die Ansprüche seiner Wahl zu behaupten. An der Grenze von Ungarn erfuhr er, daß Matthias mit 16,000 Mann den Polen entgegenziehe und die Herzen seiner Unterthanen wieder gewonnen habe, auch daß der Papst Sixtus IV. sich für den entthronten König erkläre und eine Gesandschaft an seinen Vater sende, damit er sein Unternehmen aufgebe. Alle diese Umstände verursachten dem jungen Prinzen eine geheime Freude. Er bat seinen Vater um die Erlaubnis, wieder umkehren zu dürfen, was ihm höchst ungern bewilligt wurde. Um aber den Kummer seines Vaters über die fehlgeschlagenen Hoffnungen nicht zu vernehmen, ging er ihm anfangs nicht unter die Augen, sondern zog sich, anstatt geraden Weges nach Krakau zu gehen, auf das eine Stunde davon entfernte Schloß Sobzli zurück, wo er ein Vierteljahr in strengen Bußübungen zubrachte. Als er in der Folge die Ungerechtigkeit des Kriegszugs gegen den König von Ungarn einsah, weigerte er sich standhaft, einer zweiten Einladung der Ungarn an ihn Folge zu leisten, ungeachtet sein Vater ihn dringend dazu aufforderte.

Kasimir verwendete die letzten zwölf Jahre seines Lebens ganz zu seiner Heiligung. Er lebte in der strengsten Enthaltsamkeit, ungeachtet der dringenden Gründe, die man anführte, um ihn zur Heirat zu bewegen. Endlich starb er, vierundzwanzig Jahre und fünf Monate alt, am 4. März 1483 zu Wilna, der Hauptstadt von Lithauen, an der Schwindsucht. Er hatte seinen Tod vorausgesagt und sich durch verdoppelten Eifer der Andacht und durch den wiederholten Empfang der heiligen Sakramente darauf vorbereitet. Er wurde in der St. Stanislaus-Kirche begraben, wo auf seine Fürbitte viele Wunder geschahen. Im Jahr 1522 sprach ihn Papst Leo X. heilig.

Zwanzig Jahre nach seinem Tode fand man seinen Leib noch unverwesen; auch die reichen Stoffe, in welche er eingewickelt war, hatten nichts gelitten, ungeachtet der großen Feuchtigkeit des Gewölbes, wo

Der heilige Kasimir zieht an der Spitze einer Armee gen Ungarn.

der Leichnam lag. Es wurde eine prachtvolle Kapelle aus Marmor erbaut, um seine Reliquien daselbst beizusetzen. Der heilige Kasimir ist Patron von Polen und wird gewöhnlich der Jugend als ein vollkommenes Muster der Reinigkeit aufgestellt.

Der heilige Lucius,

Papst und Martyrer.

Jahr 253.

Der heilige Lucius, ein Römer von Geburt, leistete der Kirche unter den Päpsten Fabian und Cornelius nützliche Dienste, als letzterer i. J. 252 gemartert wurde, folgte er ihm auf dem päpstlichen Stuhle nach. Gallus hatte wenigstens in der Stadt Rom die Verfolgung seines Vorgängers Dezius wieder erneuert und die Folge davon war, daß Lucius mit mehreren anderen Christen verbannt wurde. So beraubte sich, wie der heilige Dionysius von Alexandrien sagt, Gallus des himmlischen Beistandes, indem er diejenigen verfolgte und in die Verbannung trieb, welche täglich Gott um den Frieden und um die Wohlfahrt seines Reiches baten. Der heilige Cyprian schrieb im Namen seiner Kirche und seiner Mitbrüder an Lucius und wünschte ihm Glück, daß er um des Namens Jesu willen die Verbannung leiden dürfe. Bald darauf wurde er aber wieder nach Rom zurückgerufen und von seiner Herde mit unglaublicher Freude empfangen. Darauf schrieb ihm der heilige Cyprian noch einmal, um seine Freude zu bezeugen, die er über seine Rückkehr zu seiner Herde empfand. „Du hast die Marterkrone nicht verloren," sagte er diesem Briefe, „weil du den Willen hattest, für Jesus zu sterben. Du befindest dich in demselben Falle, wie die drei Jünglinge im Feuerofen, die Gott vom Tode errettete. Die Würde des Priestertums hat durch dich einen neuen Glanz erhalten Deine Worte, durch dein Beispiel unterstützt, werden nun mehr Nachdruck haben, wenn du die andern ermahnst, Jesum zu bekennen selbst mit Gefahr ihres Lebens. Indem Gott dem Hirten eine solche Gnade erwies, hat er gezeigt, wo die wahre Kirche sei. Man hat nicht gesehen, daß die Novatianer, eine Partei von Irrgläubigen, also von Novatus, ihrem Stifter, genannt Verfolgungen leiden mußte. Der Feind Jesu Christi greift nur diejenigen an, die ihm dienen und schont die Irrgläubigen, weil sie ihm angehören; er will nur an die, welche gegen ihn sind." Der Heilige fügt noch in seinem und seiner Mitbrüder Namen hinzu: „Wir hören nicht auf, in unsern Gebeten und Opfern Gott dem Vater und seinem Sohn Jesus Christus, unserm Herrn Dank zu sagen und ihn zu bitten, daß die herrliche Krone eures Bekenntnisses sich in euch vollende; ihr seid vielleicht nur dazu nach Rom gerufen worden, damit euer Ruhm nicht verborgen bleibe; denn das Opfer, welches den Brüdern als Vorbild des Mutes und des Glaubens dienen soll, muß in ihrer Gegenwart dargebracht werden.

Des heil. Lucius Rückkehr nach Rom.

Der heilige Cyprian beruft sich in seinem Briefe an den Papst Stephan auf die Entscheidung des heiligen Lucius gegen die Novatianer, daß man die Kommunion denjenigen nicht verweigern dürfe, welche während der Verfolgung gefallen seien, sondern daß man sie lossprechen müsse, wenn sie ihren Abfall durch die Buße gesühnt hätten. Eusebius berichtet, daß der heilige Lucius nur acht Monate regiert habe; es ist sogar durch die Chronologie in den Briefen des heiligen Cyprian wahrscheinlich, daß sein Pontifikat nur fünf bis sechs Monate gedauert habe, und daß er am 4. März 253 unter der Regierung des Gallus gestorben sei.

Sein Leichnam wurde erst spät in den Katakomben entdeckt und in die Kirche der heiligen Cäcilia zu Rom gebracht, wo man ihn auf Befehl des Papstes Clemens VIII. der öffentlichen Verehrung ausstellte.

5. März.

Der heilige Virgilius,

Bischof von Arles.

Jahr 610.

Virgilius wurde unter der Regierung Klotars I. in Aquitanien geboren. Kaum war er volljährig geworden, so zog er sich in das Kloster Lérins zurück, aus welchem man ihn später nahm und zum Obern einer geistlichen Genossenschaft zu Autun in Burgund machte. In diesem Amte bewies er eine solche Heiligkeit, daß er für würdig befunden wurde, in der Stadt Arles im Jahr 588 den bischöflichen Stuhl zu besteigen Einige Zeit darauf überschickte ihm der heil. Gregor der Große das Pallium nebst einem Schreiben, in welchem er der Mildthätigkeit und den übrigen bischöflichen Tugenden des Virgilius großes Lob erteilte. Er ermahnte ihn darin, die Simonie, d. h. die Käuflichkeit der kirchlichen Würde gänzlich zu unterdrücken, die Neubekehrten von

den geistlichen Weihen fern zu halten und alle Mißbräuche abzuschaffen, welche die gallikanische Kirche entstellten. Zugleich ernannte er ihn zum Vikar des päpstlichen Stuhles, allein dieses apostolische Vikariat erstreckte sich nur auf die Kirchen des Königreich Burgund und Austrasien, welches Childebert II. seit dem Tode seines Oheims Gontron beherrschte; die Briefe, welche der heilige Gregor bei dieser Gelegenheit an die Bischöfe der beiden Reiche und an Childebert selbst schrieb, welcher das Pallium für den heiligen Virgilis nachgesucht hatte, beweisen, welchen hohen Begriff man überall von der Tugend und den Talenten des Virgilius hatte. Der heilige Gregor wollte auch, daß der heilige Augustin, der Apostel Englands, die bischöfliche Salbung von der Hand des heiligen Bischofs von Arles erhalte. Die Predigten Augustins und seiner Gefährten hatten einen solchen Erfolg, daß der hl. Gregor im Jahr 601 neue Missionäre abschicken mußte, um ihnen bei ihren apostolischen Arbeiten beizustehen. Der Priester Laurentius und der Abt Melitus waren die Anführer dieser frommen Arbeiter im Weinberge des Herrn. Der heil. Gregor empfahl sie auch dem heil. Virgilius, für welchen er immer eine große Verehrung bezeugte. Mabillon setzt seinen Tod in das Jahr 614 und Baillet in das Jahr 624, aber es scheint, daß sie beide sich getäuscht haben, und daß der heilige Virgilius am 10. Oktober 610 starb. Sein Fest wird in der Diöcese von Arles am 10. Oktober gefeiert.

Der heil. Gerasimus,

Abt in Palästina.

Jahr 475.

Gerasimus trat Anfangs in Lycien, seiner Heimat in ein Kloster, später ging er nach Palästina, zur Zeit als die Irrtümer des Euthyches sich dort zu verbreiten anfingen. Er hatte das Unglück, der Partei dieser Irrlehrer zu folgen, aber der heilige Abt Euthymus welchen er besuchte, öffnete ihm die Augen und führte ihn zur Einheit der Kirche zurück. Von tiefem Schmerz über seinen Fehler erfüllt, suchte er ihn durch eine strenge Buße wieder gut zu machen. Er stand seitdem immer in einer engen Verbindung mit dem heil. Euthymus, dem heil. Sabas und dem heil Theokistes.

Als sich eine große Anzahl Schüler unter seine Leitung gestellt hatte, baute er unweit des Jordan eine sog. Laura, welche aus 70 Zellen bestand; in der Mitte war ein Kloster, für die Wohnung derjenigen, welche das Leben der Cönobiten führen wollten. Hier wurden die für die Laura geeigneten Mitglieder gebildet. Die Bewohner derselben waren zum strengsten Stillschweigen verpflichtet und nährten sich nur von Brot, Datteln und Wasser. Am Samstag und Sonntag kamen sie zur Kirche, um hier an den heiligen Geheimnissen Teil zu nehmen. Sie konnten an diesen Tagen, gemeinschaftlich etwas Gekochtes essen und etwas Wein trinken. In ihren Zellen wurde niemals Feuer angezündet; eine Binsenmatte diente ihnen als Lager, kurz, alles trug bei ihnen das unverkennbare Gepräge der strengsten Armut. — Der heilige Gerasimus trieb die Enthaltsamkeit noch weiter als seine Brüder; die ganze Fastenzeit hindurch nahm er keine andere Nahrung, als den Leib unseres Herrn Jesu Christi in der heiligen Eucharistie; er besaß auch alle übrigen Tugenden in hohem Grade. Der heilige Euthymus hatte eine solche Hochachtung vor ihm, daß er ihm diejenigen seiner Schüler zuwies, welche zu einer hohen Vollkommenheit gelangen sollten. Der Heilige starb am 5. März 475 und wird an diesem Tage in dem römischen Martyrologium angeführt.

Zelle des heiligen Kiaran.

Der heilige Kiaran,

Bischof von Irland.

4. Jahrhundert.

Kiaran ist der berühmteste unter den Heiligen, welche kurz vor dem heiligen Patriz in Irland auftraten und die Irländer nennen ihn den Erstgeborenen ihrer Heiligen. Die einen lassen ihn in der Grafschaft Ossory geboren werden, die anderen in der Grafschaft Cork. Er kam nach Usserius gegen das Jahr 352 zur Welt. Um sich in Kenntnissen und in der Uebung der christlichen Religion zu vervollkommnen, worin er im Alter von 30 Jahren ziemlich unterrichtet worden war, machte er eine Reise nach Rom und kehrte später mit Geistlichen nach Irland zurück, welche in der Folge durch ihr heiliges Leben würdig befunden wurden, den bischöflichen Stuhl zu besteigen. Die irländischen Geschichtsschreiber nehmen an, er sei in Rom zum Bischof geweiht worden; allein es ist sicherer, sich deshalb an Johann von Tinmouth zu halten, welcher sagt, daß Kiaran einer von den Zwölfen war, welche der heilige Patriz zu Bischöfen weihte, um ihm bei der Anpflanzung des Glaubens in Irland behülflich zu sein.

Der Heilige ließ sich auf einer von Wald umgebenen Stelle nahe bei dem Flusse Fuaron eine Zelle bauen und bald bildete sich daselbst ein stark bevölkertes Kloster. Später baute man auf diesem Platze eine Stadt, welche wegen des Heiligen in der Folge den Namen Sier-Keran erhielt. Kiaran bekehrte Anfangs seine ganze Familie und dann noch eine große Anzahl Götzendiener. Seine Mutter Liadan veranlaßte er, den Schleier zu nehmen, gründete für sie ein Kloster neben dem seinigen, welches die Irländer Ceall-Lidain nannten. Da seine Liebe zur Einsamkeit täglich mehr zunahm, so wanderte er nach der Landschaft Cornwall, wo er in der Nähe des Flusses Severn 15 Meilen von Padstow das Leben eines Eremiten führte.

Es kamen da zu ihm einige Schüler, welche er durch seine Lehren und durch sein Beispiel zur Frömmigkeit bildete. In dieser Einsiedelei schloß er sein heiliges Leben. Man baute hier später eine Kirche zu seinem Angedenken.

Der gottsel. Johannes Joseph vom hl. Kreuze,

aus dem Orden der mindern Brüder der Observanten.

Jahr 1734.

Der heilige Petrus von Alcantara, dessen Fest am 19. Oktober gefeiert wird, war für die verflossenen vorigen Jahrhunderte das vollkommenste Muster der Bußübungen und der geistlichen Abtötungen gewesen. Nach diesem ausgezeichneten Muster suchte auch namentlich der selige Johannes Joseph vom heiligen Kreuze sein Leben einzurichten. Er floh mit gewissenhafter Sorgfalt die Bande der Welt, und übte eben so große Strenge gegen sein Fleisch. Christen, welche mit ihren Gedanken zu sehr an der Welt hängen, werden uns vielleicht sagen, wozu die Schilderung eines so ungewöhnlichen und strengen Lebens? Aber sie möchten doch bedenken, daß die Propheten des alten Bundes, der heilige Johannes, dieser Vorläufer Jesu Christi, ja er selbst, unser göttlicher Erlöser, ein heiliger Antonius, Pachomius, Athanasius, Gregorius von Nazianz, und in spätern Jahrhunderten ein heiliger Benedikt, Beda ꝛc. uns dasselbe Beispiel von gänzlicher Lostrennung von der Welt, von so großer Lebensstrenge und so inniger Liebe der Abgeschiedenheit, zu anhaltendem Wachen und starken Abtötungen gegeben haben.

Der selige Johannes Joseph vom Kreuze, gegen das Jahr 1654 zu Iscla, einer zum Königreiche Neapel gehörigen Insel, geboren, ergab sich von Jugend an der strengen Lebensweise, von der wir soeben gesprochen haben. Seine Eltern, unter ihren Mitbürgern eines hohen Ranges genießend, suchten ihm schon in den zartesten Kindesjahren die Lehren der christlichen Frömmigkeit in's Herz zu pflanzen, und ihrer Sorgfalt entsprach der fromme Sinn des Knaben, der von seinen ersten Kinderjahren an mit den kostbarsten Segnungen des Himmels begnadigt, gegen alle jugendlichen Vergnügungen so große Abneigung bewies, als er im Gegenteile, wie jung er auch noch war, die ausgezeichnetsten Tugenden zu üben sich bemühte. Frühzeitig gewöhnte er sich, sich selbst alles zu versagen, was der Sinnlichkeit schmeichelt, und seinen Willen zu brechen. Die Welt fliehend, lag er gerne dem Gebet ob. Er hatte besonders eine innige Andacht zur seligsten Jungfrau. Die Betrachtung der heiligen Leidensgeheimnisse und des Altarssakramentes gab seiner Frömmigkeit eine solche Stärke, daß sie bis zu seinem seligen Ende nur an Innigkeit und Erhabenheit gewann.

Der gottselige Johannes Joseph baut seine Einsiedlerhütte.

Er trat in den Orden des heiligen Franziskus, welcher nach der vom heiligen Petrus von Alcantara in Spanien gemachten Verbesserung eingeführt, und später auch mit Genehmigung des Papstes Clemens IX vom Vater Johannes vom heiligen Bernhard, einem spanischen Ordensmanne in Italien, gegründet wurde. Unser frommer Johannes Joseph nahm sich gleich beim Eintritte in das Prüfungsjahr den heiligen Petrus von Alcantara zum Muster vor. Daher leuchtete er bald durch die erhabene Vollkommenheit seiner Bußstrenge, seiner Beschauungen, seiner Demut und seiner Liebe zur Armut allen vor.

Kaum drei Jahre waren verflossen, seit er die Klostergelübde abgelegt hatte, als er von seinen Obern die Sendung ins Piemontesische erhielt, zu Alifa ein Kloster zu gründen. Er entledigte sich dieses Auftrages mit so gutem Erfolge, daß dieses Kloster das vollkommene Abbild jener Anstalt wurde, welche der heilige Petrus von Alcantara noch als Kleriker vordem zu Pedroso in der Estremadura gegründet hatte.

Um diese Zeit wurde Johannes Joseph, alles Widerstandes ungeachtet zum Priester geweiht. Auf seine Bitte wurde ihm gestattet, in einiger Entfernung vom Kloster, am Abhange eines sehr hohen Berges, eine Einsiedlerhütte zu bauen. Die ganze Unternehmung vollendete er eigenhändig, und schaffte alle Baumaterialien mit größter Anstrengung selbst an Ort und Stelle. Oftmals war der Weg von seinem

durch die Anstrengung vergossenen Blut gerötet. Seine Mitbrüder baten ihn für ihr Kloster um einige besondere Vorschriften. Er entwarf solche mit so vieler Weisheit, daß sie gleich die Gutheißung des heiligen Stuhles erhielten. Hierauf mußte er die Leitung der Novizen übernehmen, und hier bewies er so viel Klugheit und Geschicklichkeit, sie zur vollkommenen Beobachtung der Ordensregeln anzuleiten, daß mehrere seiner Zöglinge einen ausgezeichneten Ruf der Heiligkeit und der Wundergabe erhielten.

Clemens IX. trennte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die im Königreiche Neapel eingeführten Klöster des Franziskanerordens der Observanz von denen der spanischen Congregation. Diese Ordensleute hatten keine bestimmte Form der Zucht und Ordnung, und zugleich walteten mancherlei Uebelstände vor, welche die Einführung einer bestimmten Ordnung hinderten. Der heilige Johannes Joseph vom Kreuze begegnete allen diesen Hindernissen, und brachte es dahin, daß alle die vorhandenen Klöster in eine Provinz unter dem Titel des heiligen Petrus von Alcantara vereinigt wurden. Er nahm zwar die Oberaufsicht über diesen Verein an, wollte aber aus Demut, seine Untauglichkeit zu diesem Amte vorschützend, diese Stelle alsbald wieder niederlegen, mußte aber auf den Antrag der römischen Congregation, welche den Namen „regulierte Franziskaner“ trug, dieselbe behalten. Ehe er aber seine Anstalt in Italien vollkommen zu Stande brachte, ließ Gott, um seines Dieners Tugend immer mehr zu läutern, zu, daß er die schwärzesten Verläumdungen über sich ergehen lassen mußte. Endlich gelang es ihm durch seine Geduld, seine Widersacher zum Schweigen zu bringen. Von nun an ergab er sich mit neuem Eifer ausschließlich der Beschauung und den Bußübungen. Zugleich übte er mit immer steigendem Eifer die Tugend der Demut, der genauen Beobachtung der Ordensregeln, der Armut und der Abtötung. Vierundsechzig Jahre lang machte ein einfacher und gemeiner Rock seine ganze Körperbedeckung aus. Während vierundzwanzig Jahren genoß er nur Brot und Obst nach dem Beispiele der alten Einsiedler, und nur auf höheren Befehl und aus Gehorsam nahm er zuweilen statt dieser Nahrungsmittel einige andere schlechte und geringe Speisen zu sich. Man kann die Strenge nicht genug beschreiben, welche dieser heilige Diener Gottes gegen seinen Leib ausübte. Man möchte sie fast für unglaublich halten, wenn man nicht bedächte, daß die Lebensbeschreibung, sowie die Thatsachen, die sie enthält, einer noch nicht sehr entfernten Zeit angehören, und daß letztere nur durch zu viele Zeugnisse erhärtet sind. Er soll oft im Gebete Verzückungen gehabt haben. Gewiß aber ist, daß er von Gott außerordentliche Gnaden, und besonders die Gabe der Weissagung und der Wunderkraft erhalten hatte. Dieser vollkommene Ordensmann setzte seinen heiligen Lebenslauf bis zu seinem 80. Jahre fort. In diesem Alter, wo sein Herz immer noch gleich warm schlug, an Teilnahme und Eifer für das Heil seiner Mitmenschen, wandelte ihn ein Schlagfluß an, und den 5. März 1734 entschlief er sanft im Herrn. Er befand sich damals im Kloster der heiligen Lucia vom Berge zu Neapel. Da nach seinem Tode auf seine Fürbitte mehrere Wunder gewirkt wurden, so setzte ihn Pius VI. den 15. Mai 1789 in die Zahl der Seligen. Das Seligsprechungsdekret enthält unter Anderem folgendes: „Der Vater der Barmherzigkeit, der Gott des Trostes hört selbst mitten in den Bekümmernissen und Drangsalen der katholischen Kirche nicht auf, diese Betrübnisse zu lindern und die Thränen zu trocknen, welche dieselben über den täglichen Untergang so vieler Seelen, besonders in dieser traurigen Zeit vergießt. Dies thut er durch den Triumph jener seiner Kinder, welche ihr Fleisch samt ihren Lüsten gekreuziget, und unter dem anbetungswürdigen Joche des Kreuzes die Welt glorreich überwunden und zugleich sich selbst und den alten Widersacher des Menschen mutig besiegt haben. Unter der Zahl solcher Ueberwinder glänzt Johannes Joseph vom Kreuze vorzüglich als ein heldenmäßiger Nachfolger Jesu Christi. Bei seinem Eintritte in den Ordensstand nahm er den Namen des Kreuzes an, um damit anzuzeigen, daß er sich nur des Kreuzes des göttlichen Erlösers rühmen wolle, daher er sich für die Welt kreuzigte und die Welt für ihn gekreuzigt würde.“

Leo reist demütig zu Fuß.

Der heilige Leo,

Bischof von Bayonne, Apostel der Basker und Martyrer.

Ende des 9. Jahrhunderts.

Der heilige Leo wurde zu Carentan, einem Dorfe in der Normandie, im Bistum Coutances von gottesfürchtigen und edlen Eltern geboren. Seine Geburt wurde seiner Mutter Allizia vorausverkündiget. Während sie einst bei nächtlicher Weile andächtig betete, erschien ihr ein Engel in großem Glanze und süßem Geruch, und sprach: „Allizia, erschrecke nicht; denn ich verkünde dir große Freude; du wirst einen Sohn gebären, dessen Heiligkeit dem Volke zum Segen sein wird.“

Hocherfreut darüber, gebar die Frau ihren ersten Sohn schmerzlos, der in der Taufe den Namen Leo erhielt. Allizia gebar später noch zwei Söhne, den Philippus und Gervasius, welche ebenfalls heilig lebten und viele Heiden bekehrten. Sobald der Knabe Leo reden konnte, fing er an, das Lob Gottes zu singen, sich von guten Speisen zu enthalten, oftmals zu

fasten, alle Kinderspiele zu meiden und ein äußerst eingezogenes Leben zu führen. Als er zwölf Jahre alt geworden war und der König Ludwig von seinem heiligen Leben hörte, nahm er ihn zu sich und ließ ihn zu Paris studieren. Leo machte so große Fortschritte, daß er schon in seinem 23. Jahre der geistlichen und weltlichen Rechte vollkommen kundig war. Er war von hohem, schlankem Wuchse, schön von Angesicht, freundlich im Reden, streng in seinen Sitten, keusch von Herzen und brennend vor Liebe zu Gott.

Als der damalige Papst hievon Kunde erhielt, schrieb er an den Kanzler von Paris, daß er ihm den Leo zusenden möge. Da er nun dessen schöne Gestalt sah, dessen geistreiche Predigten hörte, und sein heiliges Leben erkannte, bestellte er ihn zum Erzbischof zu Rothomago und befahl ihm, die Heiden und Sarazenen jenes Landes zu bekehren. Diese Würde und Bürde nahm Leo demütig an, reiste von Rom in sein Erzbistum und schickte sich an, mit seinen Brüdern im Lande herum den Heiden, Türken und Seeräubern das Evangelium zu verkünden. Er ging demütig zu Fuß, begnügte sich mit schlechter Nahrung, und führte ein so frommes Leben, daß die Ungläubigen durch sein Beispiel und seine heilsamen Lehren bewogen wurden, dem Irrtum zu entsagen. Als er in Gasconien zu predigen anfieng, bekehrte er den Landesherrn mit dem ganzen Hofe und unterrichtete sie in allem Guten. Von hier kam er mit seinen Brüdern an das Meer und segelte nach der Stadt Bayonne, konnte aber nicht nach der Stadt kommen, weil die Thore der Seeräuber wegen verschlossen waren. Er bestieg in der Nähe des Thores einen Hügel, baute eine Zelle und sprach: „Hier wird meine Ruhe sein, und hier will ich wohnen; diesen Ort habe ich mir auserwählt."

Die Heiligen brachten die Nacht im Gebete zu. Am Morgen kamen einzelne Leute aus der Stadt zu ihnen, welche voll Bewunderung zurückkehrten und den Einwohnern verkündeten: „Wir haben drei prophetische Männer vor dem Thore betend gefunden." Die Vornehmsten der Stadt giengen hinaus und fragten sie, wer sie wären und was sie beabsichtigten. Als der hl. Leo die Menge des Volkes sah, bezeichnete er sich mit dem heiligen Kreuze und predigte ihnen so voll Eifer den christlichen Glauben, daß sich sogleich 718 Menschen beiderlei Geschlechts bekehrten.

In jener Stadt war ein Tempel des Mars, den die Seeräuber fleißig verehrten, und ihm all ihr Glück zuschrieben. Darum sprachen die Götzenpriester des andern Tages zu einander: „Was thun wir? Seht dieser Mann verkündet eine neue Religion und wenn wir ihn nicht ergreifen, so wird er unsern Gott zerstören." Sie eilten zum heiligen Leo, rissen ihn aus dem Volke, dem er predigte, heraus, führten ihn zu ihrem Götzentempel und befahlen ihm, daß er ihrem Gotte Mars opfern sollte. Der hl. Leo hob Hände und Augen himmelwärts und sprach: „Alle Götter der Heiden sind Teufel, der Herr aber hat die Himmel gemacht." Alsdann hauchte er dem ehernen Bilde ins Gesicht, worauf es in Staub zusammenfiel. Hierüber verwunderten sich die Götzendiener so sehr, daß sie ihren Irrtum verließen, an Christum glaubten und 143 derselben sich mit Weibern und Kindern taufen ließen. Sie rissen auch den Tempel des Mars zu Boden und bauten der Mutter Gottes zu Ehren eine schöne Kirche. Nach der Bekehrung der Stadt Bayonne zog der hl. Leo mit seinen Brüdern in das Königreich Navarra und nach Spanien, predigte allenthalben in der Kraft des heiligen Geistes, und bekehrte vieles Volk zum wahren Glauben. Fast drei Jahre lang reiste er mit apostolischem Eifer umher und wirkte viel Gutes bei den Gläubigen und Ungläubigen. Aus göttlicher Eingebung zog er wieder nach Bayonne, um seine Gläubigen heimzusuchen, fand aber dort, daß sich einige verstockte Seeräuber wider ihn verschworen hatten. Während er dem Volke predigte, umringten sie ihn mit bloßen Degen und brachten seinen Bruder Gervasius in seiner Gegenwart um.

Da nun der hl. Leo sah, daß er sterben müsse, fiel er auf die Knie nieder und sprach mit gefalteten Händen: „O, allmächtiger Gott, du Vater unseres Herrn Jesu Christi! Ich benedeie und preise dich, daß du mich gewürdigt hast, mich zu diesem Tage des Streites zu bringen. Ich bitte dich, du wollest mir Barmherzigkeit erweisen, mich der Verdienste deiner Heiligen teilhaftig machen und zur Seligkeit aufnehmen. Ich empfehle dir auch diese Stadt mit der Bitte, du wollest ihr Verzeihung und Beschützung leisten, auf daß sie alle Zeiten den wahren Gott mit reinem Herzen verehren möge. Amen." Nachdem er so gebetet hatte, stachen die Bösewichter mit ihren Schwertern nach ihm; einer aber schlug ihm mit einem einzigen Streiche das Haupt ab. An der Stelle, wo sein Haupt niederfiel und wo die Erde mit seinem Blute besprengt wurde, da sprang ein frischer Brunnen aus der trocknen Erde, der jetzt noch quillt und Leonsbrunnen genannt wird. Auf seine Fürbitte geschahen viele Wunder, welche sein glorreiches Andenken bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

6. März.

Der heilige Chrodegang.

Bischof von Metz.

Jahr 766.

Chrodegang, der Sprößling einer sehr angesehenen Familie, wurde in Brabant geboren. Er verbrachte seine ersten Jahre in der Abtei St. Tron, wo er sich durch Kenntnisse und durch frommen Wandel sehr auszeichnete. Er wurde zum Referendar und Kanzler von Frankreich und später im Jahr 737 zum ersten Minister Karl Martells ernannt. Obschon er am Hofe leben mußte, so änderte er nichts an der einfachen Kleidung, die er gewöhnlich trug, und fuhr auch fort, seinen Leib durch Fasten und Nachtwachen zu kasteien. Seine Liebe zur Abtötung ging so weit, daß er seinem Leibe nur das unumgänglich Notwendige verwilligte. Seine Liebe zu den Armen kannte keine Grenzen, er sorgte für die Bedürfnisse von unzähligen Unglücklichen und beschützte die Witwen und Waisen, die ihn als ihren Vater und Beschützer ansahen.

Einige Zeit nach dem Tode Karl Martells, im Jahr 742, wurde er zum Bischof von Metz erwählt; aber Pipin, der Sohn und Nachfolger Karls, wollte nur unter der Bedingung die Zustimmung zu seiner Weihe geben, daß er das Amt eines Staatsministers fortführe. Der Heilige wußte die Pflichten zu vereinigen, welche diese doppelte Würde ihm auferlegte. Er verlor nichts von seiner Demut, Sanftmut, von seiner Geistessammlung und Einfachheit, die in seinem ganzen Aeußern herrschte. Unter seinen Kleidern trug er immer ein Cilicium. Einen großen Teil der Nacht brachte er im Gebete zu unter vielen Thränen. Als Pipin König von Frankreich geworden war, schickte er Chrodegang zum Papste Stephan III., um ihn einzuladen, seinen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen, damit er sich von dem Drucke der Lombarden befreie. Der Heilige selbst begleitete den Papst bei seinem Zuge über die Alpen. Stephan wurde mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen. Kaum hatte der König erfahren, daß er die Grenzen seines Reiches betreten habe, so schickte er seinen ältesten Sohn ab, um ihn bis Pont-sur-Yonne in der Campagne zu begleiten, wohin er sich zu seinem Empfange persönlich begab. Als der Papst in der Nähe der Stadt war, gieng ihm Pipin entgegen, stieg vor ihm vom Pferde, kniete mit seiner ganzen Familie und den Herrn des Hofes vor ihm nieder, um den Segen zu empfangen und gieng dann neben dem heiligen Vater her, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen. Stephan zog sich nach dem Kloster St. Denis zurück, bis seine Angelegenheiten eine glücklichere Wendung nehmen würden.

Unterdessen schickte Pipin, welcher die Sache des Papstes zu seiner eigenen gemacht hatte, im Jahr 754 den heil. Chrodegang zu dem Lombardenkönig Astaulf, um ihn im Namen der heil. Apostel zu beschwören, keine Feindseligkeit gegen die Stadt Rom zu unternehmen und dem heil. Stuhl die entrissenen Plätze wieder zurückzugeben. Chrodegang richtete aber bei diesem unbeugsamen Fürsten nichts aus.

In seine Diözese zurückgekehrt, suchte er überall die Kirchenzucht wieder herzustellen, um den Geist der Frömmigkeit zu befördern. Damit er der Geistlichkeit für Wissenschaft und frommen Wandel eine höhere Weihe einflöße, ahmte er das Beispiel des heil. Augustinus nach, der die Priester zu einem durch eine heilige Regel geordneten, kanonischen Leben angehalten hatte. In der Regel wurde dem Kanoniker besonders die Demut anempfohlen, als die Grundlage aller übrigen Tugenden. Er erbaute und begüterte mehrere Klöster, unter andern das zu Lorch in der Diöcese Worms. Am 6. März 766 starb er in dem Kloster Gorza, welchem er in seinem Testament, das wir noch besitzen, große Güter vermacht hatte.

Helenas Vermählung.

Die gottselige Helena,

Herzogin und Schwester des Ordens der heiligen Clara,

Jahr 1298.

Helena wurde im Jahr 1235 geboren. Sie war eine Tochter des Königs Bela IV. von Ungarn und seiner Gemahlin Maria von Constantinopel. Die Vorsehung bestimmte sie dazu, der Welt ein großes Beispiel der Verachtung irdischer Ehren und Reichtümer zu geben. Obwohl auf dem Throne geboren und dazu berufen, einst denselben zu besteigen, verachtete die junge Fürstin frühzeitig alles, was nur dem Hochmut und den Leidenschaften schmeicheln kann und fühlte sich einzig zu den reinen Freuden der Tugend hingezogen. Im Jahr 1256 heiratete sie den Herzog Bobeslaus V., welchem die Geschichte den Beinamen „der Fromme" gegeben hat. Ein solcher Gemahl verdiente eine solche Lebensgefährtin. Helena hatte eine Schwester, Margaretha mit Namen, welche schon in zarter Jugend in ein Kloster gieng und daselbst im Jahr 1271 in ihrem 28. Lebensjahre im Geruche der Heiligkeit starb. Das Glück, welches ihre Schwester im Hause des Herrn genoß, hatte der frommen Herzogin oft Thränen und Seufzer entlockt; sie hätte gern ihren Palast gegen die niedere Hütte Margarethas vertauscht, um hier ent-

fernt vom Weltgetümmel zu leben, nur mit ihrem Gott beschäftigt. Allein so gerne sie ein stilleres Leben vorgezogen hätte, so suchte sie doch als wahre Christin alle Pflichten genau zu erfüllen, die ihr Stand als Gattin und Mutter ihr auferlegte. Sie hatte den Trost, alle ihre Kinder in der Furcht des Herrn heranwachsen zu sehen, welche sie ihnen schon in zarter Jugend eingepflanzt hatte. Sie zeichnete sich auch durch die Einfachheit ihrer Sitten, durch Abneigung gegen alles irdische Gepränge und besonders durch zärtliches Mitleid für die Armen aus, für welche sie eine wahre Mutter war.

Nach dem Tode ihres Gemahls konnte sie endlich ihren schon lange genährten Wunsch befriedigen und sie trat zu Gnesen in Polen in ein Klarissenkloster, wo sie am 6. März 1298 im Geruch der Heiligkeit starb. Bald nach ihrem Tode wurde sie als Fürbitterin an ihrem Grabe angerufen und ihre Verehrung, welche zuerst Urban VIII. bewilligt hatte, durch ein päpstliches Dekret vom 27. September 1827 wiederholt bestätigt.

Der heilige Fridolin.

Abt.

Sechstes Jahrhundert.

Fridolin war in Schottland von einer vornehmen Familie geboren. Er zog aber die christliche Demut dem Adel seiner Geburt, und die evangelische Armut dem Reichtume seiner Eltern vor. Von Jugend auf verlegte er sich auf die Wissenschaften, erwarb sich durch ernstliches Forschen in den heiligen Schriften und in den Schriften der Kirchenväter viele Kenntnisse und wurde zum Priester geweiht. Mit ausnehmenden Fähigkeiten widmete er sich ganz dem Lehramte, und seine Predigten, aus reinem gottentflammtem Herzen, brachten in seinen Zuhörern die Früchte der Buße hervor. Er hatte sich wirklich schon in seiner Heimat der schönsten Erfolge zu erfreuen, und ward deshalb mit hohen Ehren und Beifallsbezeugungen überhäuft. Diese verführerischen Lockspeisen aber erregten in ihm nicht den geringsten Hochmutsgedanken, und da er oft über jene Worte des Erlösers predigte, man könne sein Jünger nicht sein, wofern man nicht all' seinem Besitze entsage, fühlte er sich bald gedrungen, seine Güter unter seine Anverwandten, unter die Armen und Waisen zu verteilen. Darum legte Gott auch seinen Segen auf Fridolins Predigten. Die Sünder bekehrten sich und thaten Buße und die Frommen wurden noch besser und heiliger. Man hatte ihn lieb, wie einen Vater, und aller Leute Mund war voll von dem Lobe des Predigers Fridolin. Aber dies war dem Heiligen nicht lieb. Er fürchtete, aus diesem Lobe der Leute könnte der Teufel einen Strick drehen, womit er seine arme Seele fesseln möchte. Denn so viel Lob und Ehre kann der Mensch auf die Länge nicht wohl ertragen, und dabei ein demütiger Jünger Christi bleiben, der lieber zertreten und verachtet, als geehrt und hoch erhoben sein möchte. Fridolin dachte, wenn er an diesem Menschenlob eine Freude hätte, so werde all' sein Predigen unnütz sein vor Gottes Augen, es werde kein Segen mehr darauf ruhen, und wenn er einst in die Ewigkeit hinüber gerufen würde, so könnte Gott zu ihm sagen: „Fridolin, du hast deinen Lohn schon empfangen." Darum beschloß der Heilige, Heimat und Freunde und Alles, was ihn auf der Erde lieb hatte, zu verlassen, und seinem himmlischen Herrn in einem fremden Lande zu dienen, wo ihn Niemand kennen, und wo ihn die Leute recht verachten und geringschätzen würden. Als er aber laut davon redete, er werde bald außer Landes gehen, da erhob sich ein großes Wehklagen: „Unser lieber Vater und Lehrmeister will uns verlassen!" — Aber das half nichts; er segnete sein Vaterland und seine Freunde, sagte ihnen ein herzliches Lebewohl, nahm seinen Pilgerstab und wanderte dem Meere zu. Er kam dann zuerst nach Frankreich. Allda predigte er in den Orten, durch welche er kam, stärkte die Gläubigen und bekehrte die Heiden, die noch da waren. Dann kam er nach Poitiers, wohin er sich schon lange gesehnt hatte; denn er wollte am Grabe des großen heiligen Kirchenlehrers Hilarius, der die Ketzer durch sein gewaltiges Wort niedergeschmettert und die Kirche Gottes erbaut hatte, seine Andacht verrichten. Aber das Kloster des heiligen Hilarius war zerfallen und auch die Kirche lag in Trümmern. Unter dem Schutte aber mußte der Schrein liegen, der die heiligen Gebeine des großen Lehrers einschloß, dachte St. Fridolin. Er betete und fastete nun eifrigst, um die Gnade zu erlangen, daß die heiligen Gebeine des Hilarius wieder aufgefunden würden und aus dem Schutte sich ein neues Gotteshaus erheben möchte. Sein Gebet fand Erhörung. St. Hilarius erschien ihm und sagte, es sei Gottes Wille, daß an diesem Orte wieder eine Kirche und ein Kloster entstehe, und er, Fridolin, werde auch die Reliquien wieder erheben. Darüber war St. Fridolin hoch erfreut. Die Leute von Poitiers verwunderten sich sehr über den fremden Priester, der so heilig lebte, und an einem fort bei dem zerfallenen Kloster betete. Sie fragten ihn deshalb, was er suche und wolle; und er erklärte ihnen, daß ihm der heilige Hilarius erschienen sei, und daß er dessen Gebeine an diesem Ort wieder erheben wolle. Das freute sie alle ungemein und sie gingen mit Fridolin zum Bischofe, der ihn sehr liebreich aufnahm, all' seine Beihilfe versprach und äußerte, daß Fridolin sodann der erste Abt des neuen Kloster zum heiligen Hilarius sein sollte. Fridolin weigerte sich demütig, den Hirtenstab anzunehmen. Da aber der Bischof auf seinem Wunsche bestand, so mußte sich Fridolin doch endlich dieser Würde unterziehen. Der Bischof führte ihn vor den König Chlodwig I., der an dem fremden Manne, von dem er schon so Vieles gehört hatte, große Freude fand. Chlodwig machte zu dem Klosterbau große Schenkungen und verband hiemit namhafte Privilegien. Der Leib des

heiligen Hilarius wurde mit großem Jubel erhoben, und die ganze Umgegend ward auf's Neue befestigt in der Andacht zu diesem großen heiligen Lehrer der Kirche.

Dem heiligen Fridolin erschien aber Hilarius wiederum und offenbarte ihm, es sei nun der Wille Gottes, daß er fortziehe von da, wo im Rheine eine Insel sei, ganz vom Wasser umflossen, dort wolle Gott, daß er seine Wohnung aufschlage. So pilgerte der heilige Fridolin wieder weiter, nachdem er noch zuvor durch sein glühendes Gebet seinen Bischof von einer gänzlichen Leibeslähmung befreit hatte. Trotz der Bitten des Bischofs unternahm er nun seine Wanderung, konnte aber die Rheininsel nicht finden. Er kam bis nach Chur in Rhätien, wo ein heiliger Bischof war. Bei diesem blieb er einige Zeit und baute eine Hilariuskirche, wie er auch noch an andern Orten solche gebaut hatte. Endlich kam er in die Gegend von Säckingen. Da sah er den Rhein wieder, und froh aufjauchzend gewahrte er eine grüne Insel, die von Menschen noch unbebaut war. Die Leute in der Gegend trieben hierher ihr Vieh auf die Weide. Der heilige Fridolin betrat den Boden der Insel, betete in herzlichem Danke zu der göttlichen Güte, die ihm nun den Ort gewiesen hatte, wo er in heiligem Dienste seine Tage beschließen sollte. Er besah sich die Insel genau, wo er ein Kloster und eine Kirche erbauen wollte. Die Leute hielten ihn für einen Dieb, und fuhren ihn hart an. Als er ihnen aber erklärte, daß er gekommen sei, um hier eine Kirche und ein Kloster zu gründen, da mißhandelten sie ihn grausam und verjagten ihn.

König Chlodwig befiehlt, den hl. Fridolin bei Todesstrafe in seinem Besitz nicht zu belästigen.

Fridolin gieng nun zum Könige Chlodwig zurück und dieser schenkte ihm die Insel und befahl Jedermann bei Todesstrafe, den Heiligen in seinem Besitze nicht zu belästigen. So kam er wieder in die Gegend.

Es kamen aber auch Schüler mit ihm. Müde von der langen Wanderung, suchten sie eine Herberge, und traten in ein Haus. Aber da fuhr ihnen eine Frau entgegen und übergoß sie mit einer Flut von Lästerungen. Doch der Heilige hörte sie ruhig und gelassen an, ohne daß sein tiefer Seelenfriede im geringsten gestört wurde. Freundlicher als die Frau war ihr Mann. Dieser nahm die Fremdlinge liebreich auf, bewirtete sie, und schenkte dem Heiligen Geld und Gut zum Kirchbau. Er bat ihn auch, ihm sein Töchterlein zu taufen, und auch die Frau wurde in ihrer Gesinnung ungewandelt, als sie die Heiligkeit dieses Mannes bewundernd schaute, so daß sie ihm diese Tochter selbst darbot, damit er sie heilig erziehe, unterrichte und ihr den Ordenshabit und den Jungfrauenschleier in seinem Kloster gebe.

Rüstig ward nun an Kirche und Kloster gebaut. In der Kirche wurden Reliquien des heiligen Hilarius niedergelegt. In dem Kloster wurden zuerst Jungfrauen eingekleidet. Ein Manneskloster baute Fridolin erst in späterer Zeit. Mit Wundern umleuchtet predigte nun Fridolin in jener Gegend und verbreitete das Christentum weit herein in Alemanien. Aber als die Kunde von dem Tode des Königs Chlodwig sich verbreitete, da wollten ihm feindselige Leute seine Insel entreißen. Es war schon ein Gerichtstag angesetzt. Nun betete er ununterbrochen, die göttliche Barmherzigkeit wolle ihm zu Hilfe kommen. Traurig, aber unerschütterlich in seinem Gottvertrauen gieng er am Abende vor dem Gerichtstage an das Ufer des Rheines. Er schüttete einiges Wasser in den Strom und betete also: „Gott, der alle Güter erschaffen im Himmel und auf Erden, wende dieses Wasser gegen seine Feinde, auf daß sie nicht, wie bisher, so leicht hierher kommen und seinen ihm geheiligten Ort verderben!" — Dann kniete er nieder und betete die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen. Da gewahrte er, daß die Wasser seinem Befehle gehorcht und hinübergeströmt seien wider seine Feinde. Diese standen am Ufer, und erschüttert von der augenscheinlichen Hilfe Gottes, riefen sie dem heiligen Manne zu, er möge für sie beten. Er hörte deutlich, wie sie Gott lobten und priesen.

Fridolin zog auch mit seinen Schülern auf den Schwarzwald und bekehrte dort die Heiden. Noch heute zeugen die vielen Hilariuskirchen im badischen und württembergischen Schwarzwalde von der Wirksamkeit des heiligen Fridolin und seiner Schüler und die Fridolinskirchen in eben diesen Gegenden weisen daraufhin, daß lange nach seinem Tode der heilige Mann in gesegnetem Andenken gestanden und ihn die Gläubigen als einen Heiligen Gottes alsbald verehrt haben.

Er schloß seine Augen am sechsten März im ersten Viertel des sechsten Jahrhundert, um sie dem ewigen Lichte zu öffnen und die Krone in Empfang zu nehmen, die ihm bereitet worden, weil er Gott gedient mit Leib und Seele, und das heilige Kreuz Jesu Christi in die Wohnungen unserer heidnischen Voreltern als ein Apostel Gottes getragen hatte. Denn er ist der älteste Missionär Alemaniens.

Die selige Jungfrau Coletta Boilet,

die den Orden der heiligen Clara verbesserte.

Jahr 1447.

Coletta Boilet war die Tochter eines Zimmermanns und wurde zu Corbie, in der Picardie, im Jahre 1380 geboren. In der Taufe gaben ihr ihre Eltern den Namen Coletta, d. h. kleine Nicola, weil sie zum heiligen Nikolaus ein besonderes Vertrauen hatten. Sie wurde in Demut und strengen Bußübungen erzogen. Die stete Furcht, ihre Reinigkeit zu verletzen, bewog sie, allen Gesellschaften, sogar jenen der Personen ihres Geschlechtes, zu entsagen, oder, wenn sie diese zuweilen besuchte, geschah es nur in der Absicht, ihren Gespielinnen heilsame Lehren über die Eitelkeiten der Welt zu geben. Ihre Reden waren so eindringend, so in das Herz greifend, daß sie, von der Gnade unterstützt, die verstocktesten Gemüter rührten. Die Demut war ihre Lieblingstugend, und ihre Freude wuchs in dem Maße, als man sie geringschätzte. Innig durchdrungen von dem Gefühle ihrer Niedrigkeit und Armseligkeit, konnte sie nie in den Augen der Welt erscheinen, ohne zu erröten. Sie betrachtete sich als eine sehr große Sünderin und kam auch den leisesten Regungen der Eitelkeit durch mancherlei Demutsübungen zuvor. Die Armen und Kranken fanden an ihr eine Wohlthäterin, die sie mit einer Zärtlichkeit bediente, welche allein schon vermocht hätte, ihre harte Lage zu mildern. Das väterliche Haus hatte sie sich gleichsam zu einem Kloster gebildet, indem sie da in einem einsamen Kämmerchen unter Gebet und Händearbeit ihre Tage zubrachte. In beständiger Furcht ob der Gefahr, welcher sie wegen ihrer körperlichen Reize besonders ausgesetzt war, bat sie Gott, ihr dieselben zu nehmen; und sie ward so mager und blaß, daß man sie kaum mehr erkennen konnte. Zu dieser Veränderung wirkte sie selbst nach Kräften mit durch strenge Kasteiungen. Dessenungeachtet blieb ihr ein gewisser Zug von Würde, Sanftmut und Bescheidenheit, wodurch Alle, die sie sahen, gerührt und erbaut wurden. Ihre Eltern, die in ihr eine besondere Leitung des Geistes Gottes erkannten, legten ihren heiligen Uebungen kein Hindernis in den Weg, sondern ließen ihr hierin volle Freiheit.

Nach dem Tode derselben verteilte Coletta das wenige Vermögen, welches sie ihr hinterlassen hatten, unter die Armen und trat in die Gemeinschaft der in Flandern, Lothringen und der Picardie lebenden Beguinen. Diese Beguinen waren fromme Frauen, die von ihrer Händearbeit lebten, und, da sie ohne Gelübde abzulegen, ein sehr erbauliches Leben führten, einen Mittelstand bildeten zwischen den weltlichen Frauen und jenen, die in stiller Klosterzurückgezogenheit sich Gott geweiht hatten. Da der eifrigen Dienerin Gottes die Lebensweise ihrer Genossenschaft nicht streng genug war, verließ sie dieselbe, und trat, auf den Rat ihres Beichtvaters, in den dritten Orden des heiligen Franziskus, Orden der Büßerinnen genannt. Drei Jahre nachher ging sie zu den Nonnen der heiligen Clara, welche Urbanerinnen

Die gottselige Coletta Boilet kommt bei Nizza an.

hießen, von dem Namen des Papstes Urban IV., der ihre Regel gemildert hatte. Ihre Absicht war, an der Verbesserung ihres Ordens zu arbeiten und ihn zur ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Um sich zu diesem großen Werke vorzubereiten, wozu ihr der Geist Gottes den Gedanken eingegeben hatte, verschloß sie sich, mit Erlaubnis des Abtes von Corbie, in eine kleine Einsiedelei, wo sie drei Jahre in den strengen Bußübungen zubrachte. Dann besuchte sie die Clarissinnen von Amiens und mehrerer anderer Orte; allein die Ueberzeugung, daß sie nicht eher ihr frommes Vorhaben ausführen könne, als bis sie dazu bevollmächtigt wäre, bewog sie, nach Nizza in der Provence zu reisen, um sich mit dem Cardinal Peter von Luna zu besprechen, welchen Frankreich als rechtmäßigen Papst unter dem Namen Benedikt XIII. anerkannte. Der Cardinal empfing sie huldvoll und versprach ihr seinen Schutz. Er gab ihr auch den Namen einer allgemeinen Vorsteherin der Clarissinnen, mit der Vollmacht, alle Anordnungen in diesem Orden zu treffen, welche sie zur Beförderung der Ehre Gottes und des Heiles der Seelen geeignet glaubte.

Coletta, von neuem Eifer entflammt, durcheilte die Diöcesen von Paris, Beauvais, Noyon und Amiens, um in den verschiedenen Häusern ihres Ordens den Geist des heiligen Franziskus wieder aufzuwecken. Allein sie fand bei Allen, welche hierin das Werk Gottes nicht erkannten, große Hindernisse. Man behandelte sie als eine Schwärmerin; sie ertrug aber mit Geduld die ihr zugefügten Unbilden und setzte ihr ganzes Vertrauen auf Gott, der frühe oder spät die Unternehmungen, die allein seine Ehre bezweckten, zu einem glücklichen Ziele führen würde. Sie zog sich endlich nach Savoyen zurück, wo die Herzen besser gestimmt waren, und führte demnach ihre Verbesserung daselbst ein, die bald in Burgund, Frankreich, Spanien und Flandern angenommen wurde. Nebst mehreren alten Häusern, welche die Verbesserung annahmen, führte sie die fromme Dienerin Gottes in siebenzehn neuen Klöstern ein, die sie stiftete; und alle diese Klosterfrauen, welche die verbesserte Regel befolgten, wurden in der Folge von den Urbanerinnen durch den Namen „arme Clarissinnen" unterschieden. Auch mehrere Genossenschaften von Männern unterzogen sich der Verbesserung der gottseligen Coletta. Die Dienerin Gottes hatte eine außerordentliche Liebe zur Armut. Selbst an den Kirchen und andern Ordensgebäuden wollte sie, daß man diese Tugend wahrnehme. Sie trug keine Sandalen, sondern ging immer barfuß. Ihr Kleid bestand nicht nur aus grobem Stoff, sondern war auch aus verschiedenartigen Stücken zusammengenäht. Dringend prägte sie ihren Schwestern die Notwendigkeit ein, ihren Willen abzutöten. Da Jesus, von seinem ersten Eintritt in dieses Leben bis zu seinem letzten Atemzuge, in Allem nur den Willen seines Vaters gethan hat, wie sollten wir da noch dem unsrigen folgen wollen? Wer immer, fügte sie bei, hartnäckig an seiner Meinung hängt, geht den Weg zur Hölle. Das Leiden Jesu war der gewöhnliche Gegenstand ihrer Betrachtungen. An den Freitagen setzte sie diese heiligen Uebungen von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends fort, ohne irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Während dieser ganzen Zeit beschäftigte sich ihr Geist und ihr Herz nur mit dem Leiden Jesu Christi, wobei sie auch so gerührt wurde, daß ihren Augen stets häufige Thränen entströmten. In der Charwoche verdoppelte sie ihre Andacht zu Jesus, dem Gekreuzigten. Während des erhabenen Opfers der heiligen Messe konnte sie ihre Entzückungen der Liebe nicht zurückhalten, und oft beichtete sie, bevor sie dieser heiligen Handlung beiwohnte, um eine reinere Seele dazu mitzubringen. Der grenzenlosen Liebe zufolge, die sie zu dem Nächsten trug, flehte sie unaufhörlich in glühenden Gebeten zu Gott um die Bekehrung der Sünder und die Befreiung der Seelen im Fegfeuer.

Coletta Boilet besucht die Klöster, um den Geist des heiligen Franziskus wieder aufzuwecken.

Endlich gelangte die reine Braut Christi zum Ziele

ihrer Laufbahn. Sie ward zu Gent von einer Krankheit befallen, an der sie auch, mit allen heiligen Sacramenten versehen, den 6. März 1447 starb, in dem 66. Jahre ihres Alters. Ihr Leib wird der öffentlichen Verehrung in der Klosterkirche ihres Ordens, Namens Bethlehem, ausgesetzt. Da die gottselige Coletta niemals feierlich unter die Zahl der Heiligen gesetzt worden ist, so wird sie auch in dem römischen Martyrologium nicht genannt; dessenungeachtet haben doch die Franziskaner, und einige Städte besondere Tagzeiten von ihr, die auch von den Päpsten Clemens VIII., Paul V., Gregor XV. und Urban VIII. gut geheißen worden sind. Als man 1747 ihren Leib zu Gent erhob, geschahen mehrere Wunder, deren Wahrheit der Bischof der Stadt bezeugte, und darüber einen Bericht nach Rom sandte.

7. März.

Die heilige Peterskirche zu Rom.

Der heilige Thomas von Aquin,

Kirchenlehrer.

Jahr 1274.

Die Kirche hat ihre Apostel, Evangelisten und Martyrer gehabt. Ihre Apostel haben die Lehre des Meisters gepredigt, ihre Evangelisten dieselbe in ihren Schriften verewigt und ihre Martyrer sind für sie gestorben. Sie hatte auch ihre Gottesgelehrten, Männer ausgezeichnet an Wissenschaft und Heiligkeit, welche vom Geiste Gottes in hohem Grade beseelt, es unternahmen, die Einheit der von Christus gelehrten Religion zu verteidigen und gegen diejenigen zu kämpfen, welche die Heiligkeit ihrer Dogmen oder die Reinheit ihrer Sittenlehre angriffen; als ächte Streiter des Glaubens haben sie, wie der heilige Paulus sagt, alle an der Auferbauung des Leibes Jesu Christi gearbeitet. So gingen die Verheißungen in Erfüllung, welche Jesus seinen Jüngern gegeben hatte: „Ich werde bei euch sein bis ans Ende der Welt, um euch in alle

Wahrheit einzuführen und euch gegen die Pforten der Hölle zu verteidigen." Der berühmte Heilige, dessen Leben wir hier kurz darstellen wollen, wird mit Recht als eines des hellsten Lichter betrachtet, welche in der Kirche geglänzt haben. Es ist einer jener außerordentlichen Menschen, welche Gott in seiner Barmherzigkeit der Welt schenkt zum Unterrichte der Gläubigen und zur Beschämung aller, welche es unternehmen, den Glauben zu bekämpfen oder zu entstellen. Damit diesem neuen Verteidiger der Kirche keine Vorzüge fehlten, um seine glorreiche Aufgabe würdig zu erfüllen, schmückte die Vorsehung ihn mit allen Eigenschaften des Leibes und des Geistes, welche den Glanz der Geburt erhöhen. Er stammte aus dem berühmten Geschlecht der Grafen von Aquin, sein Vater hieß Landulph und war Graf von Aquin, Lorette und Belcastro. Seine Mutter Theodora war die Tochter des Grafen von Theate, aus dem berühmten Hause der Carraccioli.

Wilhelm von Tocca erzählt, daß, während Theodora ihn unter dem Herzen trug, ein Eremit zu ihr kam und zu ihr sagte: „Freuet euch, Gräfin, ihr werdet einen Sohn zur Welt bringen, welchem man den Namen Thomas geben und den der Herr mit seinen köstlichsten Gaben schmücken wird. Er wird in den Orden der Predigermönche treten und ein Licht dieses Ordens sein. Ja, seine Wissenschaft und seine Heiligkeit wird so groß sein, daß man zu seiner Zeit niemand finden wird, der es verdient, mit ihm verglichen zu werden." — „Ich bin nicht würdig," erwiderte Theodora, „die Mutter eines solchen Kindes zu sein, doch der Wille des Herrn geschehe."

Alle Voraussagungen des heiligen Eremiten gingen in Erfüllung. Theodora brachte einen Sohn zur Welt, seine Eltern wollten, daß er Thomas heißen solle und dieser Name schickte sich ganz für ihn, denn er bedeutet Abgrund und der heilige Thomas war ein Abgrund der Wissenschaft. Er wurde gegen das Jahr 1227 unter dem Papste Honorius III. und unter der Regierung des Kaisers Friedrich II. geboren. Einige Schriftsteller sagen, auf dem Schloße Rocca=Sicca im Königreich Neapel, andere in der kleinen Stadt Aquin, welcher die Geburt des Heiligen neuen Ruhm verlieh.

Wir begegnen zuweilen in der Geschichte außerordentlichen Wesen, welchen das Siegel Gottes auf die Stirne gedrückt scheint, und die in einem Alter, in dem gewöhnliche Menschen kaum zu denken gelernt haben, die Welt durch den Umfang ihrer Kenntnisse in Erstaunen setzen. Der heilige Thomas gehörte zu diesen wenigen; seine Liebe zur Tugend und seine edlen Neigungen überhaupt traten schon in den ersten Jahren seiner Kindheit hervor.

Man hat mit Recht gesagt, daß sogar das zarteste Alter gewissen Sünden und verschiedenen Leidenschaften unterworfen ist. Eigenwillig, ungeduldig, leicht gereizt, giebt schon das Kind seine Wünsche, seinen Zorn, seinen Neid und seinen Aerger durch die Bewegungen des Leibes zu erkennen. An dem jungen Thomas gewahrte man nichts solches. Die Heiterkeit seines Gesichtes, seine Güte, Sanftmut und sein frommer Sinn zeigte deutlich, daß Gottes Geist in dieser so jungen Seele lebte. Er hatte schon mit der Geburt eine natürliche Neigung zum Guten und eine edle Seele empfangen, begeistert zur Uebung der Tugend, ein Herz, das stets nur an seine Pflichten dachte, und einen erhabenen Geist, um alle Wahrheiten zu ergründen, die der menschliche Verstand fassen kann.

Eine christliche Erziehung entwickelte diese kostbaren Keime der Tugend, die der heilige Augustin eine göttliche Gabe der Natur nennt. Damit nicht die damals allgemein herrschende Lasterhaftigkeit die Seele des Knaben irgend beflecke, brachten ihn seine Eltern schon in den zartesten Jahren in ein Kloster und hier lernte er mehr noch durch das Beispiel seiner Lehrer, als durch ihren Unterricht nach Heiligkeit zu streben, bevor er daran arbeitete, ein Gelehrter zu werden. Kaum war er fünf Jahre alt, als sein Vater ihn den Mönchen auf Monte=Cassino anvertraute. Mit der größten Freude sahen diese Männer den schnellen Fortschritt ihres neuen Schülers und ahnten schon damals die hohe Bestimmung, wozu dieses Kind berufen war. Der heilige Geist war sein erster Lehrer gewesen und trieb ihn an, die reinsten Lehren der christlichen Moral zu befolgen, lange bevor sein Alter befähigt schien, den Unterricht darin zu begreifen. Besonders auffallend war an ihm der glühende Eifer, womit er sich unablässig mit Gott beschäftigte. Er liebte ihn sozusagen von Geburt an, wie aus Instinkt und der erste Gebrauch, den er von seiner Vernunft machte, war, sich zur Erkenntnis dieses höchsten Wesens zu erheben. „Was ist Gott?" fragte der eifrige Schüler seinen Religionslehrer; „Quid est deus? et adhuc quid est deus? Ich brenne vor Verlangen, ihn kennen zu lernen, lehrt mich alles, was er ist, damit ich ihn liebe, wenn auch nicht so sehr als er es verdient, wenigstens soviel als ich im Stande bin." So sprach und dachte der junge Thomas schon in seiner ersten Kindheit, wie der heil. Augustin nach seiner Bekehrung.

Thomas war noch ein Knabe, als seine Lehrer erklärten, daß sie ihn nichts mehr lernen könnten, und der Abt von Monte=Cassino veranlaßte deshalb seinen Vater, ihn auf eine Universität zu schicken, wo er seine so glänzend begonnenen Studien fortsetzen könne. Ehe er sich noch einmal von seinem Sohne trennte, ließ ihn der Graf von Aquin einige Monate bei seiner Mutter auf dem Schlosse Loretto zubringen. Seine Eltern konnten nicht müde werden, dies zehnjährige Kind zu hören und zu bewundern, in welchem schon die ganze Wissenschaft eines gestandenen Mannes und alle Tugenden eines Heiligen hervorleuchteten. Eine natürliche Bescheidenheit, sagt ein Biograph des heiligen Thomas, hob die schönen Eigenschaften noch mehr hervor, womit Natur und Gnade ihn bereichert hatten. Seine Physiognomie war sehr empfehlend, eine entzückende Freundlichkeit auf seinem Gesichte und in seinem ganzen Wesen machte, daß man ihn liebte, sobald man ihn sah. Beständig mit Gott beschäftigt, weihte er die ganze Zeit dem Gebet und dem Studium; er sprach wenig, aber antwortete auf alle Fragen so passend, daß man glauben sollte, ein höherer Geist habe sie ihm diktiert. Mit diesen glänzenden Eigenschaften vereinigte der hl.

Thomas die innigste Liebe zu den Armen. Es war sein größtes Glück, recht viele Almosen auszuteilen; seine Menschenfreundlichkeit fand immer wieder Mittel, dem Unglück zu helfen, und mehr als einmal brach er sich von seiner Nahrung ab, um den Dürftigen beistehen zu können.

Indem kam der Augenblick heran, wo der heilige Thomas seine Familie von neuem verlassen mußte. Sein Vater hatte beschlossen, daß er seine Studien auf der Universität zu Neapel vollenden sollte. Diese Universität, von Kaiser Friedrich II. im Jahr 1224 gestiftet, war eine der berühmtesten von ganz Italien. Hier fand sich Alles vereinigt, was damals durch Gelehrsamkeit glänzte; aber Neapel, eine Stadt des Luxus, der Weichlichkeit und Ausschweifung, rechtfertigte damals mehr als vielleicht je das italienische Sprüchwort: Neapel ist ein Paradies auf Erden, aber von Teufeln bewohnt. Die Sittenlosigkeit hatte hier ihren Gipfel erreicht, die Studierenden namentlich überließen sich den zügellosesten Ausschweifungen u. man konnte von ihnen sagen, was der heilige Augustin von den Schülern zu Karthago sagte: Es giebt Niemand, der nicht ihren Unbilden u. ihrer Gewaltthätigkeit ausgesetzt wäre, welche oft so weit geht, daß sie an Wut grenzt und welche die Gesetze bestrafen sollten, die aber von der leidigen Sitte gestattet werden. Der junge Thomas bemerkte bald die Gefahren, welchen seine Tugend ausgesetzt war, aber sogleich faßte er den festen Entschluß, der Ansteckung sich auf alle Weise zu entziehen. Er verdoppelte sein Gebet und seine Wachsamkeit über sich selbst, vermied mit der größten Sorgfalt alle schlechten Gesellschaften und während die übrigen Edelleute seines Standes und Alters eifrig ins Theater liefen und sich in den Strudel der Weltfreuden stürzten, zog sich der heilige Thomas, welcher nur für die reinsten Freuden empfänglich war, in eine Kirche zurück, und unterhielt sich da allein mit seinem Gotte, oder schloß sich in sein Studierzimmer ein; denn Gebet und Studium war sein einziges Vergnügen, und mit dem Beistand dieser zwei mächtigen Hülfsmittel wußte er seine Tugend vor den Nachstellungen zu bewahren, die ihn bedrohten, und sich mitten in der allgemeinen Sittenverdorbenheit rein zu bewahren.

Der heilige Geist war sein erster Lehrer gewesen.

Er lernte die Rhetorik unter dem berühmten Peter Martin und die Philosophie unter Peter von Irland, einem der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Bald machte er so schnelle Fortschritte, daß er die Achtung und Bewunderung der Lehrer und Schüler erwarb und daß man ihn der ganzen Jugend als Muster vorstellte. Seine Fassungskraft war so groß, daß er die Lektionen des Lehrers mit noch größerer Klarheit und Bestimmtheit wiederholte, als der Lehrer selbst.

Ueber dem Studium vergaß er aber keineswegs die Uebungen der Religion. Das Geld, welches andere dem Vergnügen opferten, bestimmte er dem Almosen, das um so verdienstlicher war, als nur Gott davon wußte. Er befolgte den Grundsatz des Evangeliums: „Deine linke Hand wisse nicht, was deine Rechte thut." Bald verbreitete sich sein Ruf in der ganzen Stadt, wo er für ein Wunder an Wissen und Heiligkeit galt. Diese Weisheit verdient aber um so mehr die Hochachtung der Menschen, als sich der heilige Thomas durch den eitlen Weihrauch des Lobes nicht blenden ließ, welcher den gewöhnlichen Menschen so leicht benebelt. Er wußte, daß die Welt mehr zu fürchten ist, wenn sie uns schmeichelt, als wenn sie uns verfolgt. Auch nahm der Ekel, den er gegen das weltliche Treiben gefaßt hatte, in ihm mit jedem Tage zu. Alles, was er von Genußsucht, Unsittlichkeit und Gottvergessenheit unter denjenigen sah, welche die Welt sogar noch ehrbare Leute nennt, empörte ihn, er dachte ernstlich über die Nichtigkeit der irdischen Dinge nach und das Unglück, welches damals über Italien lastete, trug nicht wenig dazu bei, ihn in dem Entschlusse zu befestigen, der Welt zu entsagen und sich Gott zu weihen.

Der große Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, zwischen Papsttum und Kaisertum, welcher mit Gregor VII. u. Heinrich dem IV. begonnen, hatte sich unter Friedrich II. und den nachfolgenden Päpsten Honorius III., Gregor dem XI. u. Innocenz IV. heftiger wieder erneuert. Durch den Schutz seines Vormünders, Innocenz III., triumphirte Friedrich II. über seinen Mitbewerber um den Thron, Otto von Braunschweig. Der neue Kaiser, dafür dankbar, unterzeichnete den Vertrag von Eger und gelobte einen Kreuzzug; als

aber Innocenz III. gestorben und Honorius ihm nachgefolgt, Friedrich auf dem Reichstage zu Frankfurt im Jahr 1220 als deutscher König anerkannt war, und aus der Hand des Papstes die Kaiserkrone empfangen hatte, da, am Ziele seiner Wünsche, vergaß er seine Versprechungen und hörte nur auf seine eigenen Interessen.

Auf Honorius folgte Gregor IX., ein fast achtzigjähriger Greis, welchem das Alter nur einen um so unbeugsameren Willen verliehen zu haben schien. Mit ihm begann jener furchtbare Kampf, der erst unter dem Pontifikate Innocenz IV. mit dem Tode Friedrichs und dem Untergange jenes Heldengeschlechts der Hohenstaufen endigte, dessen letzter Sprosse Konradin zu Neapel durch Henkershand fiel.

Der heilige Thomas hatte einen großen Teil des Elendes miterlebt, welches damals auf seinem unglücklichen Vaterlande lastete. Dadurch hatte er nur um so größeren Ekel gegen das Weltleben gefaßt und der Umgang, welchen er mit einigen Dominikaner-Mönchen hatte, befestigte noch seinen Entschluß. Schon jetzt dachte er, was er später schrieb, daß unter allen Ständen, welche ein Jüngling wählen kann, um sich dem Dienste des Herrn zu weihen, jener der vollkommenste ist, welcher die Thätigkeit der Martha mit der Beschaulichkeit der Maria vereinigt und in dem man es sich zur Aufgabe macht, den Völkern die Wahrheiten zu verkünden, welche lange Zeit überdacht worden sind. Er beschloß deshalb, in den Orden des heiligen Dominicus zu treten. Als sein Vater diese Kunde erfuhr, wendete er Versprechungen und Drohungen an, um die Ausführung eines solchen Vorsatzes zu verhindern aber umsonst. Thomas bestand darauf und nahm im Jahr 1243, als siebenzehnjähriger Jüngling bei den Dominikanern in Neapel das Ordenskleid.

Seine Mutter, die Gräfin Theodora, von dem unterrichtet, was vorgefallen war, eilte sogleich nach Neapel, fest entschlossen, alles zu unternehmen, um ihren Sohn wieder in die Welt zurückzuführen. Der heilige Thomas, um einer Zusammenkunft mit seiner Mutter auszuweichen, bat seine Obern, ihm den Kampf zu ersparen, welchen er zu erstehen haben würde. Man erhörte seine Bitte und schickte ihn nach Rom in das Kloster St. Sabina, aber auf die Nachricht, daß seine Mutter eben dahin komme, verließ er Rom und nahm seinen Weg nach Paris. Nun nahm Theodora ihre Zuflucht zu ihren beiden andern Söhnen Landulph und Reynald, welche in Toskana im Heere des Kaisers dienten. Von dem Wege unterrichtet, welchen ihr Bruder einschlagen mußte, nahmen sie Urlaub und ließen alle Wege so gut bewachen, daß Thomas bei Aqua Pendente festgehalten wurde. Sie suchten ihn zu bewegen, das Ordenskleid abzulegen, allein der junge Novize erklärte standhaft, daß ihn nichts dazu bewegen könne; man führte ihn deshalb in seinem Klosterhabite nach dem Schlosse Rocca Sicca, wo seine Mutter ihn erwartete. Es läßt sich unmöglich schildern, welche Freude Theodora hatte, als sie ihren so zärtlich geliebten Sohn wieder in ihr Haus einziehen sah, für welchen sie so viele Thränen vergossen hatte. Ihr Glück war um so größer, als sie noch die Hoffnung hegte, den heiligen Thomas nach und nach zum Aufgeben seines klösterlichen Lebens zu bewegen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, setzte sie alle Mittel in Bewegung, welche ihre Mutterliebe ihr eingeben konnte. Sie sprach zu allen Gefühlen und Leidenschaften ihres Kindes, sie wandte Bitten, Thränen und Liebkosungen und die ganze Beredtsamkeit an, welche Gott in das Herz der Mutter gelegt hat. Gott ist getreu und läßt uns, wie der heilige Paulus sagt, nicht über unsere Kräfte versucht werden. Wenn die leichtesten Versuchungen für diejenigen, die sich selbst überlassen sind, ein Anlaß zum Falle werden, so sind die härtesten Prüfungen für denjenigen, den die Hand Gottes unterstützt, eben so viele Gelegenheiten zum Siege.

Der heilige Thomas erfuhr, daß derjenige, auf welchen er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, ihn nur dazu in einen so scheinbar gefährlichen Kampf geführt hatte, um zu seiner größeren Ehre die Kraft jener Gnade im hellen Glanze zu zeigen, die er in der Folge so herrlich verteidigen sollte. Ein solcher Beistand war ihm um so notwendiger, da er sich gegen eine Mutter verteidigen mußte, gegen welche er immer die reinste kindliche Liebe und Dankbarkeit bezeugt hatte.

Der Heilige war allerdings nicht ohne Gefühl für die Thränen und die Trostlosigkeit einer bekümmerten Mutter, aber das Feuer der Liebe Gottes loderte zu heftig in seinem Herzen, als daß nicht die Stimme der Natur dadurch erstickt worden wäre, und sein Entschluß stand zu fest, um jemals darauf zu verzichten. Er ließ sich weder durch Vernunftgründe noch durch Bitten besiegen; Gott sei sein erster Vater und der höchste Herr und ihm müsse er vor allem gehorchen, war seine Antwort. Er wiederholte die Worte des heiligen Hieronymus: Wir müssen unsere Pflichten gegen unsere Eltern erfüllen, vorausgesetzt jedoch, daß sie sich glücklich schätzen, wenn wir ihnen Jesum Christum vorziehen. Als seine Mutter unter Thränen und mit schluchzender Stimme ihn bat, seine so teure Gesundheit und sein kostbares Leben nicht durch die strengen Bußübungen zu zerstören, da rief er voll Begeisterung mit dem Propheten Isaias aus: Wer auf den Herrn hofft, findet immer neue Kraft, er erhebt sich wie mit Adlers-Fittigen und setzt seinen Lauf fort ohne zu ermüden.

Als seine Mutter, über einen so hartnäckigen Widerstand erbittert, sah, daß sie durch Güte nicht zum Ziel kommen könne, nahm sie ihre Zuflucht zur Gewalt und ließ ihren Sohn in ein Gefängnis des Schlosses einsperren. Aber eine Mutter bleibt immer Mutter, selbst wenn sie zürnt. Sie wollte ihren Thomas nicht in der Einsamkeit lassen und schickte ihm seine Schwestern, um ihn zu trösten und bat dieselben, einen neuen Versuch zu machen, ihren Bruder von einem Vorhaben abzubringen, welches sie in Verzweiflung stürzen würde. Die inständigsten Bitten, die zärtlichsten Ermahnungen, die Furcht oder die Gefahr, einer Mutter, an deren Erhaltung der ganzen Familie gelegen sein müsse, den Tod zu geben — Alles wurde ihm vorgestellt. Allein

Thomas blieb unerschütterlich und seine Antwort bestand nur in eindringlichen Reden über die Verachtung der Welt und über die Liebe zur Tugend. Es lag eine solche Beredtsamkeit in seinen Worten, und Gott sprach so mächtig durch die Stimme seines Auserwählten, daß seine Schwestern, welche mit dem festen Entschluß in das Gefängnis gekommen waren, ihren Bruder abwendig zu machen, durch seine Worte so erschüttert wurden, daß beide sich bekehrten, und daß einige Zeit darnach die eine von ihnen in das Kloster der Nonnen von St. Maria in Capua trat und später daselbst Aebtissin wurde.

Durch Vermittlung seiner Schwestern und einiger Dominikaner konnte sich Thomas endlich Bücher verschaffen; man schickte ihm die heilige Schrift, in deren Lesung er sich ganz vertiefte. Beinahe zwei Jahre mußte Thomas die ganze Strenge des Gefängnisses ausstehen, stets von seinen Eltern verfolgt, aber von Gott geliebt, von der menschlichen Gesellschaft abgeschieden, aber von Engeln umgeben. Da brachten endlich die Dominikaner, empört darüber, daß seine Gefangenschaft sich so lange ausdehne, ihre Klagen vor den Papst Innocenz IV. und den Kaiser Friedrich II. Groß war der Unwille des Papstes bei dieser Kunde, selbst Friedrich bedrohte die Brüder des Thomas mit seinem ganzen Zorne, wenn sie den Jüngling nicht sogleich in Freiheit setzten.

Seine Mutter, welche endlich einsah, daß die Vorhersagung des heiligen Eremiten in Erfüllung gehen müsse und daß sie umsonst gegen den Willen Gottes ankämpfe, teilte insgeheim den Dominikanern die Nachricht mit, daß sie die Flucht ihres Sohnes begünstigen würde. Sogleich begaben sich einige Mönche verkleidet unten an den Turm, wo der heilige Thomas gefangen saß, und fingen ihn, als ihn eine seiner Schwestern in einem Korbe herabließ, in ihren Armen auf.

Thomas, nun frei, kehrte in das Kloster von Neapel zurück, wo er das Jahr darauf die Profeß ablegte. Diese feierliche Handlung, welche seine Trennung von der Welt besiegelte, erneuerte den Zorn seiner Familie, welche ihre Klage vor den heiligen Stuhl brachte. Der Papst berief den jungen Professen nach Rom, und nachdem er ihn über seinen Beruf genau geprüft, fand er sich von seinen Antworten so befriedigt, daß er ihm seine gewählte Lebensweise gestattete. Indessen fürchteten die Dominikaner, nachdem sie Thomas wieder erlangt hatten, denselben, so lange er in der Nähe seiner Familie sich befinde, noch einmal zu verlieren. Sie beschlossen also, ihn zu entfernen und schickten ihn nach Paris. Johann der Deutsche, damals Großmeister des Ordens, empfing ihn mit der größten Liebe, behandelte ihn wie seinen eigenen Sohn und brachte ihn nach Köln, wo Albertus der Große, ein Licht seiner Zeit, damals die Philosophie lehrte. Als ob er noch gar nichts gelernt hätte, war der heilige Thomas hier nur darauf bedacht, sich immer mehr zu vervollkommnen und zeigte jeden Tag neuen Eifer zum Studium. So sieht der wahrhaft Gebildete immer ein, daß ihm noch viel zu lernen übrig bleibt, während der Halbwisser von einigen Kenntnissen, die er besitzt, aufgeblasen wird. Fest überzeugt, daß in dem Stande, wohin Gott ihn berufen, der Mangel an Kenntnissen fast ebenso nachteilig sei, als wenn man es an Frömmigkeit fehlen läßt, glaubte Thomas, daß ein Priester ohne Kenntnisse des geistlichen Charakters, womit er beehrt ist, unwürdig sei.

Der heilige Thomas stellt sich seiner Mutter auf dem Schlosse Rocca-Sicca vor.

Unter einem solchen Lehrer machte Thomas bald außerordentl. Fortschritte, aber er verbarg dieselben aus Demut und seine Mitschüler täuschten sich so sehr an ihm, daß sie ihn den stummen Ochsen aus Sizilien nannten, weil er gewöhnlich still schwieg und keinen Anteil an den gelehrten Streitigkeiten nahm, die sich in der Schule erhoben. Allein Gott läßt nicht zu, daß das Talent lange verborgen bleibt. Als Albertus eines Tages dem heiligen Thomas eine sehr schwierige Frage vorlegte, beantwortete er sie so trefflich und bündig, daß alle Anwesenden darüber in Verwunderung gerieten und Albertus ausrief: Wir heißen Thomas den stummen Ochsen, aber eines Tages wird er so laut brüllen, daß seine

Stimme in der ganzen Welt ein Echo finden wird. So öffentliche Beweise von Hochachtung und von einem so verdienstvollen und berühmten Manne, wie Albertus war, hätten wahrscheinlich eine minder feste Tugend, als die des Thomas, einer großen Gefahr ausgesetzt; aber bei dem Heiligen sah man keine Spur von Eitelkeit, stets dieselbe Demut und Einfachheit, dieselbe Liebe zur Zurückgezogenheit, zum Stillschweigen und Gebet.

Als das Generalkapitel der Dominikaner zu Köln im Jahre 1245 beschlossen hatte, daß Albertus an dem Collegium des heiligen Jakob zu Paris die Theologie lehren sollte, erhielt Thomas Befehl, ihn dorthin zu begleiten, um seine Studien fortzusetzen. Hier zeigte er sich in seinem größten Glanze. Der Gedanke an Gott war immer mit seiner Arbeit verbunden und gab derselben eine höhere Weihe. Auch rechnete er bei der Lösung schwieriger Fragen nicht so sehr auf seinen Fleiß, als auf die Güte Gottes, die er immer mit neuer Inbrunst anflehte. Er pflegte auch oft zu sagen, daß er von seinem Cruzifixe mehr gelernt habe, als in allen Büchern! Im Jahre 1248 kehrte er mit seinem Lehrer nach Köln zurück, um hier die Philosophie und die heilige Schrift zu dociren! auch erklärte er die Hauptsätze aus den Schriften des Peter Lombardus. Obgleich damals erst 22 Jahre alt, erreichte er doch bald den Ruhm des Albertus und übertraf ihn später noch.

Hier beginnt ein neuer Abschnitt im Leben des heiligen Thomas, welcher unsere ganze Aufmerksamkeit verdient. Bisher hatte sich Thomas ganz dem Studium gewidmet; nun aber mit der Macht der Wissenschaft und des Glaubens ausgerüstet, sollte er die heilige Mission erfüllen, die er vom Himmel erhielt, einen thätigen Anteil an dem Kampfe nehmen, und sich als eine der eifrigsten und beredtesten Stützen der Religion zeigen.

Durch den Einfall der Barbaren in das abendländische Reich hatten sich kaum einige Trümmer der Wissenschaften in die Klöster gerettet, endlich traten sie aus dem Chaos des Mittelalters wieder hervor. Schon im elften Jahrhundert hatte Iva von Chartres, Abälard und der heilige Bernhard das Feld der Philosophie mit glücklichem Erfolge bebaut. Im zwölften Jahrhundert nämlich brach der Tag der Wiedergeburt an, von allen Seiten sehen wir berühmte Gelehrte und tiefe Denker auferstehen, einen Franz von Assisi, Duns-Scotus, Albertus und Bonaventura. Ueber alle aber ragte sowohl durch Heiligkeit als Wissenschaft der große heilige Thomas von Aquin hervor, ein ebenso gewaltiger Denker, als herrlicher Dichter, welcher von dem heiligen Ludwig oft in den schwierigsten Angelegenheiten des Reichs um Rat gefragt wurde. „Du hast gut von mir geschrieben, sprach eines Tages Christus zu ihm, welche Belohnung verlangest du von mir?" — „Dich selbst", erwiderte der Heilige. Sein ganzes Leben, seine ganze Zeit spiegelt sich in diesen Worten.

Als er die Priesterweihe empfangen hatte, erhielt er den Auftrag, das Wort Gottes zu verkünden. Von jetzt an bis zu seinen letzten Augenblicken hörte der heilige Thomas nicht auf, seine Zeitgenossen zu unterrichten und die Welt durch seine ungeheure Gelehrsamkeit in Erstaunen zu setzen Köln, Paris, Rom und viele andere Städte Italiens waren der Schauplatz seiner Beredsamkeit. Der Orden der Dominikaner wurde von Wilhelm von St. Amour in einem Buche angegriffen, das den Titel führte: „Gefahr der Zeiten", und der heilige Thomas wurde zum Verteidiger seines Ordens auserwählt. Um Wilhelm von St. Amour zu widerlegen, verfaßte er ein Buch und Papst Alexander IV., zu welchem er geschickt wurde, empfing ihn mit der größten Auszeichnung und verdammte die von dem Gegner der Dominikaner aufgestellten Lehrsätze.

Der heil. Thomas schlägt das Erzbistum Neapel aus.

Nach seiner Rückkehr von Rom lehrte Thomas die Theologie zu Paris. Obwohl er das von den Statuten der Universität festgesetzte Alter dazu nicht besaß, machte man doch mit ihm wegen seiner seltenen Vorzüge eine Ausnahme von der Regel. Als das Jahr darauf die Professoren der Universität über einige außerordentliche Punkte in Betreff des Altarsakramentes geteilter Meinung waren, beschlossen sie, ihn um Rat zu fragen und sich an seine Entscheidung zu halten. Nachdem er durch Fasten und Gebet die Erleuchtung des Himmels erfleht hatte, behandelte er die ihm vorgelegte Frage mit solcher Geistesüberlegenheit, daß Jedermann sich seiner Meinung anschloß.

Im Jahre 1259 wohnte Thomas dem sechs und dreißigsten Generalkapitel seines Ordens zu Valenciennes bei und erhielt mit Albertus dem Großen und andern Gelehrten den Auftrag, einige Vorschriften für die Studien der jüngeren Geistlichen zu verfassen. Nach Paris zurückgekehrt, setzte er seine theologischen Vorlesungen wieder fort. Er fand einen gelehrten Gegner in dem Franziskaner Duns-Scotus, und die ganze Schule teilte sich in zwei Parteien, die Thomisten und Scotisten, deren gelehrte Streitigkeiten das ganze vierzehnte Jahrhundert ausfüllten. In diesem Kampfe stand dem Heiligen sein Freund Bonaventura, den man Doktor Seraphikus nannte, ritterlich zur Seite. Als dieser ihn einmal fragte, aus welcher Bibliothek er seine erstaunlichen Wissenschaften hernehme, zeigte er stillschweigend auf das Crucifix, und als man ihm den

Kardinalshut überbrachte, war er eben im Kloster beschäftigt, das Geschirr zu spülen.

Im Jahr 1261 berief Urban IV. den heiligen Thomas nach Rom, und der General der Dominikaner beauftragte ihn, daselbst die Theologie zu lehren. Während seines Aufenthaltes wollte ihn der Papst zu einer höhern kirchlichen Würde erheben, allein der heilige Thomas schlug es aus, wie er schon unter früheren Päpsten gethan hatte. Zu Rom, zu Viterbo, Fondi, zu Perugia, überall, wo der heilige Thomas das Wort Gottes verkündete, folgte die Bewunderung seinen Schritten. Zu Rom hielt er an einem Charfreitag über die Liebe Jesu Christi zu den Menschen und über die Undankbarkeit derselben gegen den Erlöser eine so ergreifende Predigt, daß alle Zuhörer in Thränen und Schluchzen ausbrachen. Mit seinem Rednertalente verband er die Gabe der Wunder. Wilhelm von Tocco erzählt, daß, als der Heilige aus der Peterskirche gieng, ein Weib, welches seine Kleider berührte, sogleich von einer schrecklichen Krankheit geheilt wurde, an welcher sie schon lange litt. Zwei Rabbiner stritten mit ihm über die jüdische und katholische Religion und beide schwuren das Judentum ab und wurden Christen.

Im Jahre 1263 wohnte er dem vierzigsten Generalkapitel bei, welches die Dominikaner zu London hielten und bat hier um die Erlaubnis, von seinem Lehramt enthoben zu werden, was ihm auch bewilligt wurde. Der Papst Clemens, welcher ihn so hoch schätzte, wie sein Vorgänger, bot ihm das Erzbistum Neapel an. Er schlug es aber aus und schrieb damals zu Bologna seine Summa theologiae.

Indessen nahte die Todesstunde des heiligen Thomas heran. Vom 6. Dezember 1273 bis zum 7. März, seinem Todestag, wollte der Heilige über theologische Gegenstände weder sprechen noch schreiben; er legte seine Studien ganz bei Seite, nur mehr mit der Ewigkeit beschäftigt und seufzte nach dem glücklichen Augenblick, wo er in die Freude seines Herrn eingehen sollte. Während er so in der Stille des Gebets dahinlebte, zog ihn Gregor aus seiner ihm so lieben Einsamkeit und schickte ihn auf das Concil nach Lyon, welches am 1. März 1274 eröffnet werden sollte. Trotz seiner sehr leidenden Gesundheit machte er sich dahin auf den Weg; zum Reisegefährten erhielt er den P. Raynald, welcher für ihn Sorge tragen sollte, weil er sich so wenig um seinen Leib bekümmerte, daß er oft die notwendigsten Bedürfnisse vergessen hätte, wenn er nicht von Jemand erinnert worden wäre.

Auf dem Schlosse Magenza hielt er sich einige Tage bei seiner Nichte, Franziska von Aquin, auf, welche an den Grafen von Cecan vermählt war. Hier nahm seine Krankheit auf eine bedenkliche Weise zu. Er hatte einen Ekel gegen jede Nahrung, und da seine Verwandten in ihn drangen, er möchte doch sagen, wonach er Lust habe, sagte er, er möchte gern einen gewissen Fisch essen, der in Frankreich ganz gewöhnlich, aber in Italien sehr selten ist. Mit vieler Mühe verschaffte man sich einen solchen; allein, wie David, welcher das Wasser aus der Cisterne bei Betlehem ausschüttete, das er so sehr gewünscht hatte, entzog sich der Diener Gottes im Geiste der Buße diesen Genuß, indem er bis ans Ende seinen Sinnen zu verweigern suchte, was ihnen schmeicheln konnte. Als er sich wieder ein wenig erholt hatte, setzte er seinen Weg nach Lyon fort, obwohl er voraussah, daß er das Ziel seiner Reise nicht erreichen werde. In der berühmten Cisterzienserabtei Fossa-Nuova angelangt, gieng er seiner Gewohnheit nach zuerst in die Kirche, um das heilige Sakrament zu begrüßen; auf die Kniee niedergesunken, sprach er hier die Worte des Psalmisten aus: „Hier ist der Ort meiner Ruhe für immer."

Je näher der Heilige die Stunde seines Todes herankommen sah, um so mehr seufzte er nach dem Augenblicke seiner Auflösung. Man hörte ihn die Worte des heiligen Augustin oft wiederholen: „O mein Gott, ich werde erst dann wahrhaft zu leben anfangen, wenn ich ganz von Deiner Liebe erfüllt sein werde; denn nur weil ich noch nicht ganz von dir erfüllt bin, bin ich mir zur Last." Da sich seine Krankheit mit jedem Tag verschlimmerte, legte er dem P. Raynald eine Generalbeichte ab und verlangte sodann die heilige Wegzehrung, nachdem er sich vorher hatte auf Asche legen lassen, um seinen Gott in aller Demut zu empfangen, und als er die heilige Hostie in der Hand des Priesters erblickte, sprach er voll herzlicher Andacht folgende Worte, welche alle Anwesenden zu Thränen rührten: „Ich glaube fest, daß Jesus Christus als wahrer Gott und Mensch in diesem allerheiligsten Sakramente enthalten ist. Ich bete dich an, o mein Gott und Erlöser! Ich empfange dich, den Preis meiner Erlösung und die Wegzehrung auf meiner Pilgerschaft; dich, um dessentwillen ich gearbeitet, gepredigt und gelehrt habe. Ich hoffe nichts gegen dein göttliches Wort gesprochen zu haben, oder wenn es mir ohne mein Wissen begegnete, so widerrufe ich es öffentlich und unterwerfe alle meine Schwäche dem Urteile der heiligen römischen Kirche." Er wünschte sodann noch den Empfang der letzten Oelung, während er noch bei vollkommenem Verstande war und antwortete selbst auf alle Kirchengebete.

Seine Brüder in Jesus Christus vergossen reichliche Thränen, als sie den Augenblick herannahen sahen, der sie von ihm trennen sollte; allein Thomas, seine eigenen Leiden vergessend, tröstete die Umstehenden mit den Worten: „Christus ist mein Leben, und der Tod, der mich für immer mit ihm vereinigen wird, das größte Gut. Ich komme, o Herr, ich komme!" war sein letztes Wort. Nach einem ganz kurzen Todeskampf gab der Heilige seine Seele Gott zurück, um in dem Besitze seines Schöpfers die einzige Belohnung zu empfangen, die er gewünscht hatte. Er starb am 7. März 1274 im 48. Jahre seines Alters.

Die heilige Perpetua und Felicitas und ihre Gefährten.

Martyrer.

Jahr 203.

Da die im Jahr 202 von dem Kaiser Severus erregte Christenverfolgung im folgenden Jahre ihre Schrecken bis nach Afrika verbreitete, gab der Proconsul Minucius Timinian Befehl, zu Carthago fünf junge Katechumenen zu verhaften, nämlich: Revocatus u. Felicitas, beide vom dienenden Stande, Saturnius, Secundulus und Viva Perpetua. Felicitas war seit 7 Monaten schwanger, u. Perpetua hatte einen Säugling an der Brust. Letztere war eine Frau von 22 Jahren, stammte aus einem vornehmen Geschlechte, und war mit einem Manne gleichen Standes verheiratet. Sie hatte auch ihre Eltern noch. Ihr Vater, ein Heide, liebte sie mehr als alle übrigen Kinder. Ihre Mutter scheint eine Christin gewesen zu sein, wie auch einer von ihren Brüdern; der andere war erst Catechumen. Satur, allem Anscheine nach Saturnius Bruder, der diese fünf Martyrer unterrichtet hatte, ließ sich freiwillig einkerkern, um mit ihnen vereinigt zu sein. Als diese heldenmütigen Kämpfer des Glaubens verhaftet waren, bewachte man sie etliche Tage in einem Hause der Stadt, wo die harten Kämpfe stattfanden, die sie von Seiten der Natur und der Hölle zu bestehen hatten. Hören wir die heilige Perpetua selbst: „Wir waren unter den Händen unserer Verfolger, als mein Vater, gedrängt von zärtlicher Liebe, zu mir in das Gefängnis kam, um meine Standhaftigkeit zu erschüttern. Ich sagte zu ihm: „Kann dieses Gefäß, welches du auf dem Boden siehst, seinen Namen ändern?“ — „Nein, das kann es nicht,“ erwiderte er. „Ebenso kann ich auch mich, entgegnete ich ihm, für keine Andere ausgeben, als ich bin, das heißt eine Christin.“ Bei diesen Worten stürzte mein Vater auf mich los, als wollte er mir die Augen ausreißen, begnügte sich aber damit, daß er mich mißhandelte, und zog sich dann ganz beschämt zurück, daß er meinen Entschluß nicht besiegen konnte. Da ich dann einige Tage nicht mehr von ihm besucht wurde, fand ich mich sehr erleichtert. Wir ließen uns in dieser Zwischenzeit die hl. Taufe spenden. Als ich aus dem Taufwasser hervorstieg, gab mir der heilige Geist den Gedanken ein, um nichts, als um ausharrende Geduld in den Qualen zu bitten.

Wenige Tage nachher führte man uns in einen schrecklichen, finstern Kerker. Wir hatten da Vieles zu leiden, sowohl von den Qualen des überfüllten Kerkers, als von der Rohheit der Wachsoldaten. Am meisten Kummer machte mir die Trennung von meinem Kinde. Die Diakonen Tertius und Pomponius, die uns beistanden, bewirkten durch Geld, daß man uns auf einige Stunden an einen bequemeren Ort ließ, um frische Luft zu schöpfen. Während jeder für sich sorgte, säugte ich mein Kind, das man mir gebracht hatte, und das schon vor Hunger matt geworden war. Ich bat meine Mutter, für dasselbe Sorge zu tragen, und tröstete sie, wie auch meinen Bruder. Einige Tage brachte ich im bittersten Kummer zu; da mir aber gestattet wurde, mein Kind in dem Gefängnisse zu behalten, war mir's leicht, und der Kerker ein lieblicher Wohnort, wo ich lieber, als anderswo sein wollte. — Eines Tages sagte mir mein Bruder: „Ich weiß, meine Schwester, daß du Vieles bei Gott vermagst. Bitte ihn daher doch, daß er dir zu erkennen gebe, ob du des Martyrertodes sterben werdest, und sage es mir dann.“ Ich flehte daher zu dem Herrn, mir eine Erscheinung zu senden, und er sandte mir sie: ich sah eine sehr hohe, goldene Leiter, die von der Erde bis zum Himmel reichte, aber so schmal war, daß nur einer auf einmal hinaufsteigen konnte. An beiden Seiten der Leiter waren Schwerter, Lanzen, Sicheln, Messer, so daß jeder, der nachlässig, oder ohne stets den Blick nach oben zu richten, hinaufstiege, unfehlbar von diesen Werkzeugen verwundet würde. Am Fuße der Leiter aber lag ein ungeheurer Drache, der stets auf jene loszuschießen schien, welche die Leiter hinaufsteigen wollten. Der erste, der hinaufstieg, war Satur, der nicht bei uns war, als wir verhaftet wurden, sich aber nachher unserer wegen freiwillig den Verfolgern überlieferte. Als er die Spitze der Leiter erreicht hatte, wandte er sich um und rief mir: „Perpetua, ich erwarte dich, allein gieb acht, daß dich der Drache nicht beiße.“ Ich antwortete ihm: „Im Namen unseres Herrn Jesus Christus! Er wird mir nicht schaden“. Alsdann hob er langsam, als fürchte er mich, den Kopf von der Leiter, und da ich hinaufstieg, diente er mir zur ersten Sprosse. Als ich hinaufgestiegen war, sah ich einen unermeßlich großen Garten, in dessen Mitte ein Mann mit weißen Haaren, von hohem Wuchs, wie ein Schäfer gekleidet, saß; der molk Schafe, und rings um ihn stand eine unzählbare Schar, angethan mit weißen Gewändern. Er rief mich mit Namen und sprach zu mir: „Sei willkommen, meine Tochter.“ Dann gab er mir etwas von geronnener Milch, die er gemolken hatte; ich empfings mit gefalteten Händen und aß, und alle, die umherstanden, sagten Amen. Bei diesem Stimmenlaute erwachte ich und hatte noch etwas ganz Süßes im Munde. Ich erzählte dieses Gesicht meinem Bruder, und wir schlossen daraus, daß uns der Martyrertod bevorstünde.

Nach wenigen Tagen verbreitete sich das Gerücht, als sollten wir verhört werden. Sogleich kam mein Vater aus der Stadt zu mir, abgezehrt vom Gram. „Erbarme dich, meine Tochter,“ redete er mich an, „erbarme dich meiner grauen Haare! Erbarme dich

deines Vaters, wofern ich würdig bin, von dir Vater genannt zu werden! Habe ich dich bis zu diesem Blüthenalter erzogen, habe ich dich allen deinen Brüdern vorgezogen, o so gib mich nicht der Schmach vor den Menschen hin! Schaue auf deine Brüder, auf deine Mutter, auf dein Kind, das ohne dich nicht wird leben können! Lege ab diesen Eigensinn, der uns alle in den Untergang ziehen würde; denn Niemand aus uns wird öffentlich zu erscheinen wagen, wofern du zum Tode verdammt wirst." Bei diesen Worten küßte der Vater meine Hände, warf sich mir zu Füßen, nannte mich nicht mehr seine Tochter, sondern seine Gebieterin. Um ihn zu trösten, sagte ich ihm: „Es wird mit mir geschehen, was Gott gefällt; denn wisse, daß unser Loos nicht in unsern, sondern in Gottes Händen steht." Traurig ging er von dannen.

Des andern Tages, als wir eben unsere Mahlzeit verzehrten, wurden wir plötzlich vor das öffentliche Gericht geschleppt, um verhört zu werden. Diese Kunde verbreitete sich sogleich und in einem Augenblicke war der Saal mit Zuschauern angefüllt; wir bestiegen das Gerüste und erschienen vor Hilarian, dem Schatzmeister der Provinz, der die Stelle des kürzlich verstorbenen Proconsuls vertrat. Alle, die vor mir befragt wurden, legten ein großmüthiges Bekenntniß ihres Glaubens ab. Als die Reihe an mich kam, da erschien plötzlich mein Vater mit meinem Kinde, zog mich eine Stufe hinab, und wandte alle Mittel an, welche ihm die Zärtlichkeit eingeben konnte, um mich durch das Loos dieses unschuldigen Geschöpfes zu erweichen. Auch Hilarian vereinigte sich mit ihm, und sagte zu mir: „Wie? du solltest dich nicht rühren lassen durch die grauen Haare eines Vaters, den du unglücklich machen wirst, nicht durch die Unschuld dieses Kindes, das dein Tod zur Waise macht? Opfere doch nur für das Wohl der Kaiser." Ich antwortete: „Nie werde ich opfern." — „Du bist also eine Christin?" entgegnete er. „Ja ich bin eine Christin," war meine Antwort. Unterdessen wurde mein Vater, der noch immer da geblieben war, in der Hoffnung, mich endlich doch noch gewinnen zu können, von einem Gerichtsdiener, dem Hilarian befohlen hatte, ihn hinwegzureißen, mit dem Stocke geschlagen. Dies schmerzte mich tief, da ich ihn in seinem hohen Alter wegen meiner mißhandeln sah. Der Richter sprach sodann unser Urtheil und verdammte uns zu den wilden Thieren. Froh kehrten wir nun in den Kerker zurück. Sobald ich daselbst angelangt war, schickte ich den Diakon Pomponius, um mein Kind von meinem Vater zu begehren, der sich aber weigerte, es herzugeben. Und es geschah, daß weder das Kind weiter nach der Brust verlangte, noch auch ich weiter eine Beschwerde von der Milch empfand.

Die heil. Perpetua wird von ihrem Vater im Gefängnisse besucht.

Es scheint, daß Sekundulus vor dem Verhör im Kerker gestorben war, da nicht mehr von ihm geredet wird. Hilarian hatte vor der Verurtheilung den Satur, Saturnius und Revokatus lange geißeln lassen; auch ließ er Perpetua und Felicitas ins Angesicht schlagen. Die Todesstrafe verschob er auf die Spiele, welche zu Ehren Geta's gefeiert wurden, den der Kaiser Severus, sein Vater, zum Cäsar ernannte, da Caracalla als Augustus ausgerufen wurde.

Die hl. Perpetua erzählte eine Erscheinung, die sie nach der Verurtheilung hatte, auf folgende Weise: „Eines Tages, als wir gemeinschaftlichen Gebeten oblagen, geschah es, daß ich den Namen Dinokrates aussprach. Dies kam mir seltsam vor, weil ich nicht an ihn gedacht hatte. Ich weinte seinem Elende einige Thränen, und erkannte, daß ich für ihn beten solle. In der nächstfolgenden Nacht kam es mir vor, als sehe ich Dinokrates aus einem düstern Orte hervortreten, wo noch mehrere Andere waren. Er litt sehr an brennendem Durste; sein Gesicht war blaß und entstellt, und man sah darin noch die Wunde, an der er gestorben war. Dieser Dinokrates war mein Bruder; ein schrecklicher Krebs hatte ihn uns in seinem 7. Jahre entrissen. Es schien mir ein großer Zwischenraum zwischen uns zu liegen, so daß wir nicht zusammen kommen konnten. Bei ihm war ein großer voller Wasserbehälter, dessen Rand aber einem Kinde über den Kopf hinausging, und er streckte sich umsonst, um seinen Durst daraus zu löschen. Das machte mir großen Kummer."

„Ich wachte auf und erkannte, daß mein Bruder leide; ich betete daher für ihn Tag und Nacht, damit mich Gott erhöre."

Eines Tages, da wir in den harten Banden des Folterstockes litten, hatte ich eine andere Erscheinung. Derselbe Ort, aus dem ich Dinokrates hervortreten sah, schien mir sehr erhellt und Dinokrates war sauber gekleidet; man sah in seinem Gesichte nur noch die Narbe, wo vorhin die Krebswunde gewesen. Der

Rand des Wasserbehälters war jetzt so niedrig, daß der Knabe leicht das Wasser erreichen konnte, und auf dem Rande stand eine ganze volle Trinkschale. Als Dinokrates seinen Durst gelöscht hatte, ging er davon, um nach der Weise der Kinder zu spielen. Ich erwachte und erkannte, daß er von seiner Strafe befreit worden sei."

„Einige Tage nachher bezeugte uns Prudens, der Befehlshaber der uns bewachenden Soldaten, als er die Gnadenerweisungen Gottes gegen uns bemerkte, große Achtung und ließ den Brüdern, die uns besuchten, um uns zu trösten, freien Zutritt. Als der Tag der öffentlichen Spiele schon nahe war, besuchte mich wieder mein Vater. Er riß sich die Haare aus dem Barte, warf sich mit dem Angesichte auf die Erde, verwünschte sein Alter, und sprach Worte, die alle Geschöpfe bewegen mußten. Sein Leiden war für mich ein Schmerz, der sich nur empfinden läßt."

Felicitas trug nun schon 8 Monate ihre Leibesfrucht; und da der Tag der öffentlichen Spiele nahete, härmte sie sich sehr, daß sie nicht mit ihren geliebten Freunden würde vollenden können; auch diesen that es wehe, sie allein auf dem Wege zurücklassen zu müssen, welcher sie alle zum Ziele der gemeinschaftlichen Hoffnung führen sollte. Sie vereinigten sich daher vor dem Kampfe im inbrünstigen Gebete zu Gott. Das Gebet wurde erhört; sie gebar ein Mädchen, das eine Schwester zur Erziehung aufnahm.

Am Tage vor ihrer Vollendung gab man ihnen nach herkömmlichem Gebrauche das öffentliche Freimahl; allein unsere Heiligen verwandelten es so gut sie konnten in ein Liebesmahl. Sie redeten mit ihrer gewohnten Entschlossenheit zu dem Volke, das sich voll Neugier in den Speisesaal gedrängt hatte; sie erinnerten dasselbe an die Gerichte Gottes, und priesen ihr Glück, für den Namen Jesus leiden zu können. „Genüget der morgende Tag," sagte ihnen Satur, „eurer unmenschlichen Neugierde nicht? Heute scheint ihr Mitleid mit uns zu haben, und morgen klatschet ihr Beifall zu unserem Tode. Schauet uns nur recht in's Angesicht, damit ihr uns am Gerichtstage erkennen möget." Diese Worte, mit jener Ueberzeugung gesprochen, die nur der Glaube geben kann, erfüllten die Heiden mit Staunen. Mehrere unter ihnen wurden sogar gläubig.

Als der Tag des Sieges angebrochen war, führte man die großmüthigen Kämpfer aus dem Gefängniß in's Amphitheater. Die Freude strahlte aus ihrem Angesicht, leuchtete aus ihren Worten und ihrem ganzen Aeußern hervor. Perpetua ging zuletzt; die Seelenruhe äußerte sich in jedem ihrer Schritte; sie sang, als habe sie schon den Sieg errungen. Felicitas konnte ihre Freude gar nicht aussprechen, daß auch sie jetzt in Gesellschaft ihrer Kerkergenossen mit den Thieren kämpfen konnte. Revocatus, Saturnius und Satur bedrohten das Volk mit den Gerichten Gottes. Als sie Hilarian's Sitze gegenüberstanden, riefen sie ihm zu: „Du richtest uns in dieser Welt; dich aber wird Gott in der andern Welt richten." Erbittert über diese Kühnheit, begehrte nun das Volk, daß man sie noch geißeln solle. Die hl. Martyrer freuten sich, daß sie gewürdigt wurden, durch die Geißelung ihrem göttlichen Meister ähnlich zu werden.

Saturnius und Revocatus wurden zuerst von einem Leoparden, dann von einem Bären angefallen. Satur hatte Grauen vor dem Bären, und hätte gewünscht, durch den ersten Biß eines Leoparden zu sterben. Ein Jäger ließ einen Eber auf ihn los, der sich aber gegen diesen selbst wandte und ihm mit seinen Hauern die Seite aufriß; den Satur hingegen schleifte er nur einige Schritte auf der Erde, ohne ihn zu verletzen. Darauf führte man ihn vor einen Bären, der aber nicht aus dem Käfig heraus wollte. Endlich fiel ihn ein Leopard so grimmig an, und versetzte ihm mit einem einzigen Bisse eine solche Wunde, daß sein ganzer Leib mit Blut überdeckt wurde, worauf Satur alsbald den Geist aufgab.

Unterdessen wurde Felicitas und Perpetua entkleidet, mit Netzen umhüllt und einer wilden, grimmigen Kuh ausgesetzt. Das Volk ward ergriffen von Abscheu und Mitleid, weil die Eine so zarter Natur war, die Andere erst vor drei Tagen geboren hatte. Die Kuh rannte zuerst auf Perpetua los, und schleuderte sie mit einem Schwunge in die Höhe, daß sie rücklings wieder auf die Erde stürzte. Als sie bemerkte, daß ihr Gewand dadurch zerrissen worden sei, faßte sie es schnell zusammen, minder des Schmerzes eingedenk, den sie empfand, als der züchtigen Schamhaftigkeit, die verletzt werden konnte. Da inzwischen Felicitas von der Kuh sehr übel zugerichtet war, und auf dem Boden hingeschmettert lag, eilte sie zu ihr hin, und gab ihr die Hand, um sie aufzurichten. Sie erwarteten nun Beide, daß man sie einem neuen Kampfe aussetzen werde; allein da das Volk dies nicht wollte, führte man sie an das Thor, Sanevivaria genannt, welches auf den öffentlichen Platz führte.

Unterdessen hat man sich angeschickt, den Martyrern in dem Spoliarium den Todesstoß zu geben; allein, da das Volk verlangte, daß man sie mitten im Amphitheater tödte, machten sie sich zugleich auf, und gingen hin, wo sie das Volk erwartete; und nachdem sie sich den Friedenskuß gegeben hatten, empfingen sie muthig den Schwertstich. Felicitas gab keinen Laut von sich. Perpetua fiel einem ungeschickten Gladiator in die Hände, der sie zwischen die Rippen traf. Sie that einen heftigen Schrei, lenkte dann selbst seine zitternde Hand, und richtete sein Schwert auf ihre Kehle. Dies geschah am 7. März, i. J. 203.

Der Schauplatz dieser Leidensgeschichte war die Stadt Carthago. Im 5. Jahrhunderte befanden sich die Leiber dieser Martyrer in der großen Kirche daselbst. Ihr Fest zog nach dem Berichte des heiligen Augustin mehr Menschen zur Verehrung ihres Andenkens herbei, als ehemals die Neugierde Heiden zu ihrer Marter gelockt hatte. Die Namen der heiligen Perpetua und der heiligen Felicitas sind in den Meßkanon aufgenommen worden.

Der hl. Augustin sagt: „Es siegte in ihnen der, der in ihnen gelebt hat." Lebt Jesus durch den

Glauben in uns, so werden auch wir durch ihn siegen auf dem schmalen Wege zum Himmel über alle Versuchungen. Auch uns ruft, wenn wir Christo getreu anhängen, der Jünger der Liebe die Worte des Trostes zu: „Der in euch ist, ist allmächtiger, als der in der Welt ist.“ (1. Joh. 4. 4.)

8. März.

Der heilige Johann von Gott.

Jahr 1550.

Wenn die Kirche uns den Wandel unseres Heilandes auf Erden als Muster und Vorbild aufstellt, so kann man oft hören: dies ist wohl recht schön, er ist das vollkommenste Beispiel, aber er kommt von einem Gott und wir sind schwache Geschöpfe. Wenn wir aber die unermüdlichen Anstrengungen eines Heiligen betrachten, seine beständigen freiwilligen Opfer, so können wir unsere Trägheit vor Gott und unserem eigenen Gewissen damit nicht entschuldigen. Die Heiligen waren Menschen wie wir, denselben Leidenschaften, denselben Kämpfen ausgesetzt; nur kämpfen sie im Streite als Helden und erlangten so den Sieg. Die Idee einer durch die ewige Krone belohnten Arbeit ist der Kirche so eigenthümlich, daß sie die Apostel, Missionäre, kurz alle Diener der Menschheit unter dem allgemeinen Namen „evangelische Arbeiter“ begreift, d. h. sie denkt sich dieselben als Menschen, die ihr nach dem Willen des Herrn der Welt zu erfüllendes Tagewerk empfangen haben; und mit dieser Meinung müssen wir das Leben der Heiligen lesen.

Der hl. Johann rettet einen Steuerer mit Lebensgefahr vom Tode des Ertrinkens.

Johannes wurde in Portugal den 8. März 1495 von sehr armen, aber frommen Eltern geboren. Ihre Tugenden waren das einzige Gut, das sie ihrem Sohne mittheilen konnten, und wirklich zeigte sich in dem Kinde schon früh ein Verlangen nach geistlicher Vollkommenheit. Als es einem Priester begegnete, der, um auf dem Wege der Vollkommenheit weiter

zu kommen, nach Madrid reiste, das damals als die beste Schule dafür galt, wollte es auch das Vaterhaus verlassen und demselben nach dieser fernen Stadt folgen. Doch nicht in der friedlichen Stille des Klosterlebens wollte Gott Johannes erziehen; härtere Prüfungen und mannigfache Versuchungen sollten sein Noviziat bezeichnen. Sein Führer verließ ihn vor dem Ziele der Reise und der kleine Johannes fern von der Heimat, ohne Beschützer, trat nun in den Dienst eines spanischen Edelmanns in der Oropesa. Seine Mutter war kurz nach seiner Abreise gestorben und sein Vater dann in den Franziskanerorden getreten. Sein Herr, welcher Majorol hieß, zeichnete ihn bald vor allen Dienstleuten seines Hauses aus und erkannte in ihm so seltene Vorzüge, daß er, nachdem er ihn bis zum 20. Jahre erzogen, ihm seine eigene Tochter zur Ehe geben wollte. Doch es galt diesem Jüngling das Gelübde der Keuschheit mehr, welches er sich selbst abgelegt hatte, als die lockendsten Aussichten auf Rang und Vermögen; er lehnte das edelmüthige Anerbieten ab, und da er unter solchen Umständen nicht länger in dem Hause verweilen mochte, ließ er sich unter die Schaaren des Grafen von Oropesa anwerben, welche zur Belagerung von Fontorabia zogen.

Allein das Leben eines Soldaten, welches gleich Anfangs seinen religiösen Uebungen viele Hindernisse in den Weg legte, lockerte allmählig seine frühern Sitten; er hatte Kameraden von schlimmen Sitten und Ansichten um sich, und aus diesen mannigfachen Versuchungen ging seine unerfahrene Jugend nicht immer unbefleckt hervor. Doch konnte diese zur Reinigkeit bestimmte Seele nicht lange dem Verderben ausgesetzt bleiben und eine Fügung der Vorsehung gab ihn bald seiner wahren Bestimmung zurück. Als er einst auf den Befehl seiner Obern mit einer kleinen Abtheilung Spanier das dem Lager benachbarte Feld durchstreifte, um einige Wagen der sehnlich erwarteten Zufuhr an Lebensmitteln zu decken, gab man ihm ein Pferd zum Reiten, welches erst kürzlich vom Feinde erbeutet worden war. Kaum fühlte sich dasselbe frei in der Ebene, als es auf die feindlichen Reihen zurannte, und es würde seinen Reiter unfehlbar dahingetragen haben, wenn der junge Soldat, welcher dasselbe nicht meistern konnte, nicht vorgezogen hätte, aus dem Sattel auf den Boden zu springen; sein Sturz war aber so heftig, daß er bewußtlos liegen blieb. Seine Kameraden fühlten sich nicht so stark, um ihm zu folgen oder in einer so gefährlichen Lage helfen zu können, und er wäre ohne Zweifel verloren gewesen, wenn nicht eine junge Frau, wie eine Bäurin der Gegend gekleidet, plötzlich zu seiner Hilfe erschienen wäre. Sie hob seinen Kopf in die Höhe, goß frisches Wasser über sein Angesicht und als er wieder die Augen aufschlug und zu sich kam, sprach sie mit ihm, wie ein Arzt für Leib und Seele; sie lehrte ihn, welcher Balsam seine Wunden schnell heilen würde, aber auch, wie sehr er der göttlichen Barmherzigkeit zum Dank verpflichtet sei, hielt ihm die Verirrungen seines jetzigen Lebens und seine Untreue gegen Gott vor und verschwand dann auf einmal, indem sie mit der Hand nach dem Pfade zeigte, welcher ihn in sein Lager zurückführen würde. Johannes zweifelte niemals, daß er der Dazwischenkunft der hl. Jungfrau selbst das Leben verdanke und faßte von nun an den festen Entschluß, sein übriges so wunderbar erhaltenes Leben ungetheilt Gott zu widmen.

Manche lachen heutzutage bei der Erzählung eines Wunders; aber wie will man sich die plötzliche Umwandlung erklären, die in einem durch Leidenschaften aller Art erregten Herzen vorging? Ist diese geistliche Auferstehung ein geringeres Wunder, als wenn ein todter Körper sich wieder bewegt, und konnte Johannes, der auf einmal ein neues Leben in seinem Herzen fühlte, an der Gnade der göttlichen Barmherzigkeit zweifeln?

Sogleich traf er nun Anstalten, um den Dienst auf ehrenhafte Weise zu verlassen, kehrte in seine Heimath zurück und führte daselbst ein ganz erbauliches Leben; aber dieser Zustand, obgleich schon der Vollkommenheit nahe, war noch nicht das Ziel, das er sich gesteckt hatte. Er ging nach Afrika hinüber, um den Tausenden von Christensklaven, die in diesem fremden Lande in den Fesseln der Muselmänner seufzten, Trost und allen Beistand zu bringen, den die christliche Liebe geben kann. Auf dem Wege trat er in den Dienst eines portugiesischen Edelmannes, welcher mit einer zahlreichen Familie nach Gibraltar verbannt war, und in der größten Armuth lebte. Der Edelmann, welcher sich in ein so unerwartet hartes Loos nicht schicken konnte, bat Johannes inständig, sich doch um seine Familie anzunehmen, und dieser, anstatt vor einer solchen Last zurückzubeben, opferte vollends das Wenige auf, das er besaß, um diesem Unglücklichen zu helfen. So unter mannigfachen Werken unsäglicher Abtödtung trat er in sein 43. Lebensjahr.

Seinen Lebensunterhalt gewann er nun damit, geistliche Bücher und Bilder und Sandalen zum Gebrauch des gemeinen Volkes von Dorf zu Dorf zu tragen und damit zu handeln. Als er einst seinem gewöhnlichen Handel nachging, begegnete er einem Knaben von einnehmendem Gesichte, der sehr schlecht gekleidet und barfuß war. Sogleich trat er zu ihm heran und bot ihm ein Paar Sandalen an, aber alle waren zu lang oder zu breit und drückten den Knaben, wenn er einige Schritte damit machte. Johannes, welcher das Kind nicht in diesem traurigen Zustande verlassen wollte, ließ es über seinen Waarenballen auf seine Schultern steigen und machte sich so beladen auf den Weg. Je weiter er aber ging, desto schwerer schien der Ballen zu werden, wie wenn das Kind in seinen Händen die Weltkugel getragen hätte und Johannes ein neuer Christophorus geworden wäre. Ganz in Schweiß gebadet, gewahrte endlich der arme Handelsmann eine Quelle und nicht weit davon einen Baum. Da sprach er zu dem Knaben: „Mein liebes Kind, ich will dich jetzt unter diesen Baum setzen, damit du un=

ter seinem Schatten ausruhen kannst, während ich an diesem frischen Wasser meinen Durst lösche." Jesus, welcher den mitleidigen Mann nicht länger in seiner Noth lassen wollte, offenbarte sich nun in seiner göttlichen Herrlichkeit, ohne die Gestalt eines Kindes zu verlieren und indem er ihm eine ganz geöffnete Granate anbot, in deren Mitte sich ein leuchtendes Kreuz erhob, sprach er die Worte: „Johann v. Gott, Granada wird dein Kreuz sein," und verschwand.

Johannes, bei dem süßen Namen Johann von Gott, der ihm von dem Erlöser selbst zuerkannt wurde, von unaussprechlicher Begeisterung ergriffen, sah nun ein, daß ihn in Granada eine wichtige Aufgabe erwarte und machte sich mit starken Schritten auf den Weg nach dieser Stadt. Zur Zeit als Johann von Gott dahin kam, feierte man in der ganzen Stadt das Fest des hl. Sebastian mit großer Andacht, und eine ungewöhnliche Volksmenge strömte in ihre Mauern, um die Predigten von Johannes von Avila zu hören, welcher den Beinamen „der Apostel Andalusiens" führte. Gleich in der ersten Predigt wurde Johannes so tieferschüttert, daß er seine Thränen nicht zurückhalten konnte und die Kirche von seinen Seufzern wiederhallte; laut verfluchte er sein vergangenes Sündenleben, schlug sich an die Brust und warf sich am Schluß der Predigt vor dem Altar auf den Marmorboden nieder, indem er ein Geschrei wie ein Wahnsinniger erhob. Die Neugierigen, die ihn umringten, verstanden ihn nicht und führten ihn sogleich in ein Irrenhospital. Johann suchte nicht, sie zu enttäuschen, er segnete vielmehr im Innern diese Demüthigung als eine Strafe für seine Sünden und unterwarf sich ruhig allen Mißhandlungen, als ebenso vielen Sühnopfern für seine Vergehen.

Jesus erscheint dem heiligen Johann in Gestalt eines Kindes.

Indessen erkundigte sich der Prediger Johann von Avila, welcher den Lärm gehört hatte, nach der Ursache, und wünschte selbst den Zustand des Unglücklichen kennen zu lernen, den man ihm als einen Wahnsinnigen schilderte. Er erkannte ohne Mühe seinen wahren Zustand, brachte ihn aus dem Hospital, wurde bald sein Freund und Gewissensrath und entwarf mit ihm einen Plan der Wohlthätigkeit, welcher bald zum Erstaunen der Stadt in Erfüllung ging. Johann von Gott (einen andern Namen führte er von nun an nicht mehr) ohne Geld, ohne Credit, ohne alle menschl. Hilfsmittel und selbst dem tiefsten Elende preisgegeben, hatte dennoch beschlossen, sich der Unterstützung der leidenden Menschheit zu widmen. Kranke, Altersschwache, Irre, Hilfsbedürftige aller Art, wurden in den verschiedenen öffentlichen Anstalten Granadas nur durch bezahlte Miethlinge verpflegt und gewartet, die oft ihre Pflicht vernachlässigten und noch öfter auf das Elend, das sie lindern sollten, spekulirten und es durch schändlichen Wucher erschwerten. Johann v. Gott wollte selbst dem verblendetsten Vorurtheile beweisen, was für ein Unterschied ist zwischen dem bezahlten Dienst eines Miethlings und einem Mönch, der sich aus christl. Eifer dem Werk der Barmherzigkeit widmet. Er miethete in einer Vorstadt Granadas ein Haus, dessen Eigenthümer keine Sicherheit für den Miethzins verlangte; einige ausgewählte Seelen, von derselben Gnade, wie Johannes durchdrungen, vereinigten sich mit ihm und theilten seine Opferwilligkeit; Kranke und Arme kamen in Menge herbei; die Dankbarkeit der Einen ermuthigte sie, die Undankbarkeit der Andern schreckte sie nicht ab und bald zog dieses aufblühende Hospital die Aufmerksamkeit vieler frommen, mit irdischen Gütern gesegneten Menschen auf sich, welche sich mit der Linderung menschl. Noth beschäftigten.

Johann v. Gott bestürmte das öffentliche Mitleid auf alle Art. Wenn er den ganzen Tag mit der Pflege der Kranken, mit dem Unterrichte der Mitglieder seiner neuen Bruderschaft und mit der Leitung seines Hauses im Allgemeinen zugebracht hatte, ging er um 8 oder 9 Uhr Abends mit 2 großen Töpfen unter dem Arme und einer Butte auf den Schultern aus, durchzog alle Straßen Granadas, und klopfte an jede Thüre und rief mit lauter Stimme: „Thut Gutes, meine Brüder, thut Gutes!" Anfangs hörten die Leute mit Erstaunen auf ihn, stellten sich an die Fenster, um dieß sonderbare Geschrei zu vernehmen, oder kamen herab und wollten den sonderbaren Mann in seinem seltsamen Aufzuge in der Nähe beschauen. Einige spotteten über ihn, Andere verachteten ihn und würdigten ihn keines Wortes. Lange Zeit mühte er sich ab ohne großen Erfolg. Als aber die Neugierde mehrere Personen nach seinem Hospital geführt hatte, und sie sich nach seinen Werken erkundigten, als die Stimmen der Armen, denen er geholfen, der Kranken, die er bedient, seinem Aufrufe rührenden Beifall zollten, da ergriff viele der angesehensten Einwohner der Stadt tiefe Scham, daß man einem einzigen unbekannten und fremden Manne allein das Werk der Menschlichkeit überließ, an welchem Alle miteinander schon seit langen Jahren hätten arbeiten sollen.

Von allen Seiten ermuthigt, ging Johann v. Gott voll Vertrauen in die Paläste der angesehensten und mächtigsten Herren. Einst kam er zu dem Marquis von Tarifa mitten in eine Abendgesellschaft, wo das Spiel nach geendigter Tafel alle Anwesenden beschäftigte; die Partien wurden unterbrochen, und mehrere Spieleinsätze sogleich freiwillig und nach dem Beispiele des Hausherrn in Almosen verwandelt. Allein einige Glieder der Gesellschaft, welche diese Unterbrechung nicht nach ihrem Geschmacke gefunden hatten, äußerten sich tadelnd über die Zudringlichkeit dieses Besuches und kaum hatte der Heilige dieselben verlassen, so gingen sie so weit, zu fragen, ob man wohl sicher wäre, welchen Gebrauch

ein solcher Mann von den Summen, die er auf diese Art erhoben, machen würde. „Es ist leicht, darüber ins Reine zu kommen", erwiderte der Marquis von Tarifa, „wir sind im Namen der Armen angegangen worden, wir wollen ihn hinwiederum unter dem Vorwande der Noth anbetteln und sehen, wie er uns aufnimmt." Sogleich hüllte sich der Marquis in einen Mantel und ging mit einigen Freunden schnell an die Ecke einer abgelegenen Straße, um auf Johann von Gott zu warten, welcher in sein Hospital zurückkehrte. „Ich bin ein armer, unglücklicher Edelmann," sagte er sogleich zu ihm, als er ihn bemerkte, indem er in der dunklen Nacht sein Gesicht wie aus Scham bedeckte; „ich habe einen Prozeß zu führen, der mir mein Vermögen wieder verschaffen und meine Ehre retten könnte, besitze aber keinen Heller, um ihn zu unternehmen; es bleibt mir also nichts übrig, als freiwillig ein so trauriges Dasein zu endigen, oder ein sündhaftes Geschäft zu treiben. Ihr seid der Anwalt der Armen und der Vater der Betrübten, wollt ihr mein Leben und vielleicht auch meine Seele retten?" Johann v. Gott war gleich bei den ersten Worten stehen geblieben und hörte sie mit inniger Rührung an. „Ich habe soeben 25 Dukaten erhalten," erwiderte er, „sie sind unumgänglich nothwendig für die Bedürfnisse meines Hauses, aber weil Euch Gott auf meinen Weg geführt hat, so wird er wohl auf eine andere Weise für mich sorgen. Da, nehmt diese Börse und lästert nicht mehr gegen die Vorsehung." Der Marquis nahm die 25 Dukaten und brachte sie im Triumphe seinen Freunden. Gleich mit Tagesanbruch begab er sich nach dem Hospital, entdeckte aufrichtig Johann v. Gott seine List vom vorigen Abend, legte noch 50 Goldstück zu dem Inhalt der Börse, die er zurückbrachte und wies dem Hospital ein regelmäßiges Einkommen an Vorräthen aller Art an.

Don Sebastian Rameriz von Fuendeal, Bischof v. Tuy, wurde bald einer der ersten Beschützer des Hospitals. Derselbe machte es dem frommen Ordensstifter zu einem Gesetz, den Namen Johann v. Gott, den er durch eine so auffallende Gnade erworben, zu tragen und beizubehalten, indem er ihm vorstellte, daß in diesem Falle sein Gehorsam über seine Demuth den Sieg davon tragen müsse. „Du würdest," sprach er zu ihm, „durch eine übel angebrachte Bescheidenheit, die Armen der Ehre berauben, welche Gott den Diensten ertheilte, die man ihrem Elend erweist, und der Welt das glänzende Zeugniß entziehen, wodurch er ihr eine Lehre geben wollte." Derselbe Prälat bewog ihn auch, eine Ordenstracht anzulegen. „Diejenigen, welche sich mit dir verbinden," sagt er zu ihm, müssen durch die Gleichförmigkeit der Kleidung sowohl als der Werke erkennbar sein. Ein würdiger, ehrbarer Anzug ist für Personen nothwendig, die es sich zur Aufgabe machen, den Wegen Gottes zu folgen, und du wirst meinen Palast nicht verlassen, bis ich dich selbst mit einem Anzug versehen habe, wie es sich für deinen Stand schickt." Johannes willigte ein und die Obern seines Ordens haben den Stoff und den Schnitt der ersten Tracht ebenso treu beibehalten, als den ursprünglichen Geist ihres Ordens.

Je demüthiger die Werke des hl. Mannes waren, um so glänzendere Beweise seiner Gnade gab ihm Gott dafür. Andere Heilige hatten durch die Beredtsamkeit ihres Wortes, durch die Tiefe ihrer Philosophie, manche auch durch ihren mächtigen weltlichen Einfluß die Civilisation der Völker befördert; die Bewunderung der Massen, der Beifall der Universitäten begleitete ihr öffentliches Auftreten. Johann von Gott war weder beredt noch gelehrt, weder mächtig noch von Beifall gekrönt; als ein demüthiger Mensch aus der niedrigsten Volksklasse war er einzig damit beschäftigt, das Blut aufzufangen, welches aus den Wunden unseres Herrn Jesu Christi am Stamme des heil. Kreuzes geflossen war, und die kostbaren Tropfen desselben auf die Wunden der Menschheit zu legen, und seine erhabene Mission hätte er nie verstanden, wenn sich Gott ihm nicht zu wiederholten Malen geoffenbart hätte.

Als dieser emsige Armen- und Krankenfreund eines Tages spät aus der Stadt zurückkam, bemerkte er in einer Straße einen armen Kranken ganz mit Wunden bedeckt und todtenblaß im Gesichte. Bei diesem traurigen Anblick von Mitleid innig gerührt, näherte er sich ihm und erbot sich, ihn in sein Hospital zu führen. Als der scheinbar Kranke in das Hospital gebracht war und er ihm die Füße wusch, offenbarte er ihm, daß er diesen Liebesdienst demjenigen erweise, welcher die Kranken des Menschengeschlechts geheilt hat. Beim Abtrocknen der Füße gewahrte Johann die Wunden und die Oeffnung, welche die Nägel in die anbetungswürdigen Füße unseres Erlösers gemacht hatten. Voll Verwunderung darüber, erhob er sein Auge zum Angesicht des Kranken, welcher sich in solcher Schönheit zeigte, daß Johann vor Staunen kaum zu sich gekommen wäre, wenn nicht unser Erlöser Jesus Christus sein Entzücken in den süßesten innern Ton verwandelte hätte, welchen nur hochbegnadigte Seelen verkosten können.

„Johann, mein getreuer Diener, ich komme zu dir," sprach Jesus zu ihm, „um dir zu zeigen, wie hoch ich deine demüthigen Handlungen und deine Sorgfalt anschlage, die du denjenigen widmest, welche ich durch das Blut, das aus meinen Wunden floß, erkaufte, und darum gehe ich so freundlich mit dir um; du erweisest den Unglücklichen keinen Dienst, du gibst den armen Kranken keinen Beistand, du thust keinen Schritt, um zu suchen, was ihnen nothwendig ist, du öffnest nicht den Mund, um das Mitleid der Menschen für ihr Elend zu erregen, das mir nicht so angenehm ist, als wenn diese Dienste mir selbst erwiesen wären; fahre fort, immer mit demselben Eifer und derselben glühenden Nächstenliebe zu handeln." Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung und das ganze Hospital war eine Zeit lang von einem so großen Lichte erhellt, daß die Armen Kranken glaubten, die Krankenstube stehe in Brand. Diejenigen, welche noch Kraft genug hatten, verließen ihre Betten, um sich zu retten, die Schwerkranken zitterten vor Furcht und schrieen alle zugleich: „Feuer! Feuer! Das Hospital brennt!" was

den Diener Gottes nöthigte, folgende Erklärung zu geben: „Meine lieben Kinder, dieß Feuer ist nicht da, um eure Leiber zu verzehren, oder das Hospital zu verbrennen, sondern um die Flamme der Liebe in euren Herzen zu entzünden; denn unser Herr Jesus Christus hat unter der Gestalt eines Armen selbst diesen Ort heimgesucht!"

Als einst die Verwalter oder besser gesagt die Verzehrer des Armengutes in dem Hospital ein Fest gaben, brach wirklich Feuer aus und der Brand griff mit so reißender Schnelligkeit um sich, daß alle Anstrengungen an der Wuth desselben scheiterten. Johann von Gott eilt herbei, und wie er das klägliche Geschrei der Kranken hört, stürzt er sich allein mitten in das brennende Gebäude und bringt nach und nach alle Kranke in Sicherheit. Zehn Jahre hatte er nun damit zugebracht, Granada zu trösten, zu reinigen und zu erbauen; nun oder an die Krankheit zu denken, eilt er zum Gestade, nur von einigen seiner Brüder begleitet.

Als er hier bemerkte, daß sich einer von ihnen zu weit in das Wasser wagte, um ein Stück Brennholz, welches hin- und herschwamm, zu ergreifen und große Gefahr lief, als ein Opfer seines Eifers zu ertrinken, so stürzte sich der Heilige angezogen, wie er war, in den Fluß und rettete ihn, indem er sein eigenes Leben aufs Spiel setzte.

In das Hospital zurückgekehrt, dachte er an nichts mehr, als an die Vorbereitung zu seinem Tode, brachte die Bücher der Gemeinde in Ordnung, bezeichnete mehrere Schulden, welche zu bezahlen wären und schrieb seine letzten Regeln vor zur Vertheilung der Arbeitsstunden oder zum Dienste der Kranken. Da er in diese Geschäfte vertieft war, meldete man ihm, daß der Erzbischof ihn nach seinem Palaste berufe. Obwohl er

Der Marquis von Terisa bettelt verkleidet den heil. Johann an, und erhält die Börse, welche Terisa ihm zuvor gegeben hatte.

da der fromme Plan des Heiligen ganz ins Leben getreten und alle Hindernisse überwunden waren, ließ die Stunde der Belohnung nicht mehr auf sich warten. Die Menschenliebe, welche im Leben jeden seiner Schritte begleitete, sollte ihm auch den Tod bringen und ihn bis vor den Richterstuhl Gottes begleiten. Schon zeigte sein Angesicht die Spuren eines frühzeitigen Alters und einer durch die Anstrengung im Dienste der Menschheit und durch strenge Bußwerke geschwächten Gesundheit. Seine Brüder und die angesehensten Personen aus dem Klerus und den übrigen Einwohnern der Stadt Granada baten ihn, sich einige Ruhe zu gönnen und es zu gestatten, daß man seinem Leben die Sorgfalt widme, die er selbst seinem Nebenmenschen gewährte; aber kaum hatte er sich entschlossen, das Bett einige Tage zu hüten, als man ihn benachrichtigte, daß der Fluß Xenil, welcher in der Nähe von Granada fließt, aus seinen Ufern getreten sei. Sogleich stellt sich der Heilige die Wuth der Fluthen vor und ohne weiter an seine Schwäche sich mit seinem Zustande hätte entschuldigen können, gehorchte er sogleich und kam fast ebenso schnell zu dem Prälaten als der Bote, welcher ihm den Befehl dazu brachte. Als er vor seinem Erzbischof stand, ließ er sich, seiner Gewohnheit nach, auf die Kniee nieder, küßte seine Hand, bat um seinen Segen, und hörte in dieser Stellung an, was ihm sein Oberer sagen würde. „Ich wollte dir," sprach Don Petro Guerrero, damals Erzbischof von Granada, die Berichte einiger sehr angesehenen und für die guten Werke höchst eifrigen Personen mittheilen; sie behaupten, daß allerlei Leute ohne Unterschied in dein Spital aufgenommen werden, daß man hier ganze Familien sieht, die noch gut ihr Brot verdienen könnten, oder lüderliche Weiber, die, nachdem sie das Almosen empfangen, deiner Ermahnungen zur Rückkehr vom Lasterwege spotten." Bei dieser Rede ließ Johann v. Gott durchaus keine Ueberraschung blicken und gab einfach zur Antwort: „Die Unordnungen und Mißbräuche, wovon Euer Gnaden gehört hat, finden in

meinem Hospital keineswegs statt. Wenn ich übrigens nur Gerechte und keinen Sünder aufnehmen würde, so müßte ich fürchten, die Krankenstuben und Schlafsäle bald leer zu sehen. Ich glaube, daß Gott mich unter Eurer Aufsicht zur Leitung dieses Hauses bestimmt hat, damit die armen Kranken und in der Knechtschaft der Sünden liegenden Seelen auf gleiche Weise unterstützt und zur Freiheit der Kinder Gottes zurückgeführt werden. Wenn es Euer Gnaden gefällt, uns zu besuchen, so werdet Ihr zu meiner großen Schande finden, daß ich der einzige verabscheuungswürdige Sünder bin, welcher das für die Armen erbettelte Brod im Hospital unwürdig verzehrt." Bei diesen Worten umfing der Erzbischof mit seinen Armen den hl. Mann und sprach zu ihm: „Gehe hin, mein Sohn, und kehre in dein Haus zurück, handle daselbst nach den Regungen der Gnade, die Gott dir eingibt, ich verzichte gänzlich auf die Vollmacht, welche meine Würde mir über dich gibt; deiner Tugend soll mit meinem Willen niemals entgegen gehandelt werden.

Diese letzte Unterredung mit seinem Bischof war sozusagen das Testament, welches die Vorsehung aus dem Munde des hl. Stifters erlangen wollte, um daraus ein Erbtheil zu machen, welches sich von Geschlecht zu Geschlecht auf die Glieder seines Ordens fortpflanzen sollte. Als Johann aus dem bischöfl. Palaste heimkam, legte er sich auf sein dürftiges Lager, welches für seine Statur viel zu klein war; ein Gichtbrüchiger, der in seinen Armen starb, hatte es ihm vermacht und er konnte auf demselben nur einen schmerzhaften und unterbrochenen Schlaf genießen. Man konnte ihn nicht bewegen, sich freiwillig auf ein anderes Bett bringen zu lassen und die fromme Dame, Anna Ossorio, mußte ihm den schriftl. Befehl des Erzbischofs vorzeigen, daß er ihr zu seiner Pflege in ihre Wohnung folgen müsse. Als man ihn aus dem Hospital wegbringen wollte, brachen die Armen und Kranken in Schluchzen und Jammern aus, umringten seine Tragbahre und riefen, daß der Segen Gottes mit ihm ihr Haus verlasse, ihr Vater dürfe sich nicht von ihnen trennen. Das Volk von Granada, bei welchem Johann sehr beliebt war, wurde durch dieses Geschrei herbeigelockt, der Haufe vergrößerte sich von Minute zu Minute, drang in die Eingänge des Hospitals und endlich war der Alkade genöthigt, die bewaffnete Macht zu rufen, um den Heiligen unter einer starken Bedeckung in seine neue Wohnung geleiten zu lassen. Man legte ihn auf ein Bett, aber er genoß nur einige Augenblicke Ruhe, berief dann seine Brüder, empfahl ihnen von Neuem die Beobachtung ihrer Regel, wiederholte ihnen seine väterlichen Ermahnungen, bat sie um Verzeihung, segnete sie und sagte ihnen Lebewohl. Dann erhob er sich noch einmal, trat vor einen Altar, den man in seinem Zimmer in der Eile aufgerichtet hatte, warf sich vor ihm nieder und bat die Besitzer der Wohnung, welche ihm diese Gastfreundschaft gewährten, seine Betrachtung und sein Gebet nicht zu stören. Dieselben hielten sich auch wirklich einige Zeit lang stille hinter der Thüre seines Gemaches. Als aber über eine Stunde verflossen war, fürchteten sie, dem Heiligen möchte ein Unfall begegnet sein und traten sachte in das Zimmer, wo sie ihn vor dem Altar knieend sahen. Sie richteten einige Worte an ihn, ohne eine Antwort zu erhalten, und als sie seine Hände berührten, fühlten sie die Kälte des Todes. Seine Seele wohnte schon im Himmel, während sein Leib noch in der Stellung eines Betenden da lag.

Er starb i. J. 1550 am 8. März in der Nacht vom Freitag auf den Samstag, ungefähr um 12½ Uhr, 55 Jahre alt. Bei der ersten Kunde von seinem Tod, eilte man in seine Wohnung, um hier die Messe zu lesen, eine Menge Volkes strömte von allen Seiten zusammen, sowie auch die angesehensten Männer der Stadt. Der Leib des Heiligen wurde auf den Schultern von vier der höchsten Herrn Granada's bis zur Pforte des Hospitals getragen. Der Zug ging so vor sich: die Armen seines Spitals, welche beiwohnen konnten, kamen zuerst, geführt von Anton Martin und seinen übrigen Brüdern, ihnen folgten die Mädchen und Frauen, die er vom Weg der Sünde zur Buße geführt hatte, jede mit einer brennenden Fackel in der Hand. Nach ihnen kamen alle Brüderschaften der Stadt, jegliche mit ihrem Kreuz und ihrer Fahne, hierauf die klösterlichen Genossenschaften, die Psalmen und Lieder singend, deren sich die Kirche in solchen Fällen bedient. Ihnen folgte der Klerus der Stadt, das Domkapitel und die übrigen Würdenträger der Kirche, mit dem Erzbischof in seiner Pontificalkleidung an der Spitze; sogleich nach ihnen kam der Präsident und alle Kanzleibeamten der Behörden von Granada, nach ihnen der gesammte Magistrat, ein jeder nach seinem Rang und seiner Würde. Man konnte kaum zur Kirche hineinkommen wegen des Volkes, welches die Eingänge besetzt hatte, um Medaillen oder Rosenkränze am Sarge des hl. Mannes anrühren zu lassen. In den neun Tagen, so lange dieser Mann des Segens in der Kirche ausgesetzt war, verkündeten verschiedene Prediger sein Lob, und während des ganzen Jahres wurde in der großen Stadt keine Predigt gehalten, ohne daß der Redner seine Moral einer Geschichte aus dem Leben des hl. Johann von Gott entnahm. Soweit sein Biograph Johann v. Loyac.

Alexander VII. sprach ihn i. J. 1690 heilig. Sein Orden erfüllte Spanien mit seinen Segnungen, dehnte sich über ganz Portugal aus und verbreitete sich schnell über ganz Italien, wo Papst Pius V. denselben durch eigene Bullen bestätigte und ihm ausgezeichnete Gnaden bewilligte. Der Name der Brüder in Italien bezeichnet nichts anderes, als eben die Worte, die beständig aus dem Munde des Heiligen hervorgingen: „Thut Gutes, meine Brüder: fate bene, fratelli." In Deutschland, Polen und Frankreich führen sie den Namen ihres Stifters und Vorbildes und leben von den Armen geliebt, von den Reichen geachtet und von jeglichem menschlichen Elend mit dem schönen Namen „Brüder des hl. Johann von Gott" freudig begrüßt.

9. März.

Die heilige Franziska,

Stifterin der Oblaten.

Jahr 1440.

Franziska wurde i. J. 1384 von sehr angesehenen Eltern geboren. Ihr Vater hieß Paul Buxo, ihre Mutter Jakobine Rofredeschi. Schon von Kindheit an zeigte sie eine große Neigung zur Tugend und einen Abscheu gegen Alles, was die Reinigkeit verletzen konnte. Jedem kindischen Vergnügen abhold, war Einsamkeit und Gebet ihre einzige Freude. Kaum hatte sie das elfte Jahr erreicht, als sie sich entschloß, in ein Kloster zu gehen; da aber ihre Eltern nicht einwilligten, heirathete sie aus Gehorsam i. J. 1396 Laurentius Ponzani, einen jungen römischen Edelmann, dessen Vermögen seiner hohen Geburt gleich kam.

Franziska suchte stets den Geist der Gnade in sich zu bewahren, der sie bisher beseelt hatte. Sie lebte soviel als möglich in stiller Zurückgezogenheit und vermied sorgfältig gefährliche Gesellschaften, Feste, Schauspiele und alle weltlichen Vergnügungen. Sie war nie zufriedener, als wenn sie volle Freiheit hatte, sich ganz dem Gebet, der Betrachtung und dem Besuche der Kirche zu widmen; aber da ihre Frömmigkeit zugleich eine verständige war, vernachlässigte sie darüber keineswegs ihre Pflichten als Gattin. Ihre Aufmerksamkeit gegen ihren Gemahl war außerordentlich, und wurde von demselben auf alle Art erwiedert. Nichts war erbaulicher, als zu sehen, wie die beiden Gatten durch gegenseitige Rücksichten das Band der Eintracht immer enger schloßen, welche in den vierzig Jahren, die sie miteinander verlebten, nie durch den geringsten Streit getrübt wurde. Franziska, welche Gott überall zu finden wußte, zögerte keinen Augenblick, ihre frommen Uebungen zu verlassen, wenn ihr Gemahl sie rief, oder wenn ihre Gegenwart irgendwo nothwendig wurde. Bei solchen Gelegenheiten pflegte sie zu sagen, eine verheirathete Frau müsse alle Andachtsübungen unterbrechen können, um gleich wieder mitten in ihrer Haushaltung zu sein. Der Erziehung ihrer Kinder widmete sie die größte Sorgfalt und wachte beständig über ihre Unschuld. Sie bat Gott nur um die Gnade, daß sie ihr ganzes Leben so zubringen möchte, um einst einen Platz im Himmel zu verdienen. Ihre Dienstboten behandelte sie wie Brüder und Schwestern, indem sie in ihnen ihre künftigen Miterben der himmlischen Herrlichkeit sah; daher auch ihr Eifer, womit sie dieselben anfeuerte, an ihrem Seelenheil zu arbeiten.

Die Abtödtungen der hl. Franziska, welche immer sehr groß waren, steigerten sich noch, als ihr Gemahl ihr gestattete, ihren Leib mit aller Strenge zu behandeln. Sie untersagte sich fortan den Genuß des Weines, der Fische und alles dessen, was dem Gaumen schmeicheln kann; nur in gefährlichen Krankheiten erlaubte sie sich Fleischspeisen. Hartes verschimmeltes Brod war ihre gewöhnliche Nahrung; oft gab sie den Armen gute Speise, und nahm dafür vertrocknete Brodkrusten aus ihren Taschen. Wenn sie recht gut aß, fügte sie zu ihrem Brode einige unschmackhafte Kräuter, die sie nicht einmal mit Oel schmackhafter machte. Ihr Getränke war nur Wasser. Sie aß nur einmal des Tages und durch ihre langen Fasten verlor sie nach und nach den Sinn des Geschmackes. Ihre Kleidung bestand aus grobem Stoffe, Leinwand trug sie nie, nicht einmal in der Krankheit. Ein härener Gürtel und ein Cilicium umgürteten ihren Leib. Wenn sie manchmal aus menschlicher Gebrechlichkeit einen Fehler beging, so strafte sie sich dafür sogleich sehr strenge; sündigte sie z. B. mit der Zunge, so biß sie darauf. Ebenso züchtigte sie die übrigen Glieder ihres Leibes, wenn sie ihr zur Beleidigung Gottes als Werkzeug gedient hatten.

Die heilige Franziska.

Dieses so strenge Bußleben machte tiefen Eindruck auf die römischen Matronen. Viele von ihnen, durch das Beispiel Franziskas bewogen, entsagten der Eitelkeit der Welt und ihrer Pracht und unterzogen sich gewissen religiösen Uebungen unter der Leitung der Benediktiner von der olivetanischen Congregation. Es war dies eine Art Bruderschaft, wo man sich eigentlich dem Dienste Gottes weihte, ohne ein Gelübde abzulegen oder ein besonderes Ordenskleid zu nehmen.

Um die Tugend seiner Dienerin zu läutern, prüfte Gott dieselbe durch verschiedene Trübsal während der Unruhen, welche auf den Einfall des Königs Ladislaus von Neapel in das römische Gebiet erfolgten.

Im Jahre 1413 wurde ihr Gemahl nebst seinem Schwager Paulucci aus der Stadt verbannt, nachdem man ihm alle seine Güter geraubt hatte, und mußte seinen ältesten Sohn als Geisel wegführen sehen. Mitten in diesem Unglücke, das ihre Familie betraf, verlor Franziska keineswegs ihre Seelenruhe und pflegte mit dem heiligen Job auszurufen: „Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen, sein Name sei gebenedeit. Ich freue mich über alle diese Verluste, weil es so der Wille Gottes ist. Was Gott mir immer schicken mag, ich werde allezeit seinen heiligen Namen loben und preisen." Als ihr Gemahl nach dem Ende der Unruhen wieder in seinen vorigen Stand eingesetzt war, fuhr sie in ihrer alten Lebensweise mit neuem Eifer fort, wodurch sie täglich auf dem Wege der Vollkommenheit voranschritt und von Gott ausgezeichnete Gnaden empfing. Auf ihren Mann machte ihre hohe Tugend einen solchen Eindruck, daß er ihr volle Freiheit ließ, ihrer Neigung zur Andacht zu folgen und mit ihr in gänzlicher Enthaltsamkeit lebte. Er gestattete ihr auch i. J. 1425 ein Kloster für Frauen und Jungfrauen zu gründen, welche der Welt entsagen wollten. Die Heilige stellte dasselbe unter die Regel des hl. Benedikt und fügte noch einige besondere Bestimmungen bei; die Leitung desselben übertrug sie den Nonnen aus der olivetanischen Congregation. Als man in der Folge das Kloster zu klein fand, um alle aufzunehmen, welche hier eine Zuflucht vor dem Verderben der Welt suchten, ließ sie es i. J. 1433 bedeutend vergrößern. In dieses Jahr setzt man auch die Stiftung des neuen Ordens, welcher im Jahre 1437 von dem Papst Eugen IV. gutgeheißen wurde. Die Nonnen heißen Oblaten, weil sie sich des Wortes Oblation statt Profession bedienen, wenn sie die klösterlichen Gelübden ablegen.

Franziska konnte sich nicht so bald mit ihren lieben Töchtern vereinigen, als sie gewünscht hätte; als ihr aber der Tod den Gatten entriß, brachte sie ihre zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung, begab sich barfuß und mit einem Strick um den Hals zur Pforte des Klosters, warf sich hier auf die Kniee nieder und bat um die Gnade, unter die Schwestern aufgenommen zu werden. Am Tage des hl. Benedikt 1437 nahm sie das Ordenskleid. Weit entfernt, als Stifterin des Klosters ein Vorrecht zu beanspruchen, sah sie sich vielmehr als die letzte des Hauses an, und suchte sich vor der Welt ebenso verächtlich zu machen, als sie es in ihren eigenen Augen war. Ihre Wahl zur Oberin der ganzen Congregation schadete ihrem Geiste der Demuth und Armuth nicht im Geringsten. Sie hatte nicht daran gedacht, diese Stelle zu suchen und sah sich nun wieder ihren Willen darauf erhoben.

Gott belohnte ihre Demuth durch häufige Visionen und durch die Gabe der Weissagung. Wir lesen in ihrem Leben und in dem Prozesse ihrer Heiligsprechung, daß sie sich mit ihrem Schutzengel oft traulich unterhielt. Wenn sie das Leiden des Erlösers überdachte, so wurde ihr Herz innigst gerührt und während des heiligen Meßopfers war sie oft so in Gott versunken, daß sie oft unbeweglich schien, besonders nach der hl. Communiun. Zu dem hl. Johann Evangelist trug sie eine zarte Andacht, in noch höherem Grade aber zur hl. Jungfrau, der Patronin ihres Ordens. Als sie ihr Kloster verlassen mußte, um ihren Sohn Johann Baptist, welcher gefährlich krank lag, zu besuchen, wurde sie selbst von der Krankheit befallen, woran sie starb. Sie sagte ihre letzte Stunde voraus, empfing die heiligen Sakramente und gab am 9. März 1440 im 56. Jahre ihres Alters ihren Geist auf. Gott bezeugte ihre Heiligkeit durch viele Wunder, so daß sie gleich nach ihrem Tode öffentlich verehrt wurde, obschon man sie erst im Jahre 1609 heilig sprach.

10. März.

Die vierzig heil. Martyrer von Sebaste.

Jahr 320.

Der römische Kaiser Licinius fing die Christenverfolgung damit an, daß er alle an seinem Hofe befindlichen Christen verabschiedete. Mehrere derselben wurden verbannt, andere von hohen Ehrenstellen zu den niedrigsten Diensten herabgesetzt. Allen christlichen Soldaten seines Reiches gab er den Abschied, wenn sie sich weigerten, den Göttern zu opfern. Bald ging er noch weiter. Er untersagte den Bischöfen, einander zu besuchen und in Concilien sich zu versammeln. Er verbot allen Christen, die Kirchen zu besuchen. Nirgends als vor den Thoren sollten sie den Gottesdienst halten, wo, wie er sagte, die frische Luft großen Versammlungen weit zuträglicher sei. Einige Kirchen ließ er schleifen, andere verschließen und verordnete Todesstrafe gegen Alle, welche zum Christenthume übergehen würden. Seine größte Wuth wandte er gegen die Bischöfe, ließ verschiedene derselben unter erlogenem Vorwande angeschuldigter Verbrechen zum Tode führen, und deren Leichen in das Meer werfen.

Mit beispielloser Grausamkeit wüthete er zu Amasea in Pontus. Hier starb nebst vielen andern auch Basilius, der Bischof dieser Stadt, als Martyrer, ein Mann, dem der hl. Athanasius ein herrliches Zeugniß gibt. Es genügte dem Tyrannen nicht, die Hirten zu tödten, er erwürgte auch die Heerden. Leider ließen sich viele Christen vor Furcht hinreißen oder von Vortheilen locken, den Namen Jesu Christi zu verleugnen. Aber ein herrliches Beispiel christlicher Standhaftigkeit geben uns vierzig Martyrer, deren Geschichte ebenso bewährt, als berühmt ist.

Zu Sebaste in Armenien war eine Schaar von vierzig Kriegern, Männer, die ihrer Wohlgestalt wegen aus verschiedenen Ländern gesammelt, und durch ausgezeichnete Tapferkeit den Kaisern bekannt geworden. Als Agricola, der Statthalter, den Befehl des Kaisers, dem Christenthum zu entsagen, verlesen hatte, traten sie hervor und bekannten den heiligen Glauben. Darüber war Agricola, sehr betroffen und im ersten Augenblicke unentschlossen, ob er mit Güte oder Strenge gegen die Bekenner verfahren sollte, sie sich dessen weigern würden. Die christlichen Krieger ließen sich weder durch Verheißungen, noch durch Drohungen anfechten. „Du Feind des wahren Gottes," sprachen sie, „eitel ist dein Bemühen, uns durch Verheißungen zu locken, daß wir den lebendigen Gott vergessen und argen Teufeln dienen. Meinst du, du könntest uns so viel geben, als du uns entreißen willst? Wir verschmähen Anerbietungen, die uns zum Verderben, und Ehrenauszeichnungen, die uns zur Schande gereichen. Du kannst uns keine Güter geben,

Die vierzig hl. Martyrer von Sebaste im Gefängnisse.

Anfänglich versuchte er ersteres. Mit schmeichelnder Zudringlichkeit redete er ihnen zu, daß sie nicht durch Widersetzlichkeit gegen die Befehle des Kaisers ihres jungen Lebens und der süßen Freude desselben sich berauben sollten, und stellte ihnen vor, wie entehrend es für tapfere Krieger sei, gleich Verbrechern eines schmählichen Todes zu sterben. Er versprach ihnen Geld und Ehrenstellen, wenn sie dem heiligen Bekenntnisse entsagen würden, droht aber die fürchterlichste Marter und den schrecklichsten Tod, wenn die immer bleiben, keine Ehrenvorzüge, die nicht vergehen. Du willst uns zu Günstlingen des Königs machen, von dem höchsten Könige aber uns entfernen. Die irdischen Sachen alle, die du uns verheißest, und für etwas Großes hältst, die verachten wir als geringfügige und kleinliche Dinge. Alles, was unser Auge hienieden sehen kann, kann in gar keine Vergleichung kommen mit dem, was wir hoffen. Sieh den großen prachtvollen Sternenhimmel an, siehe an die schöne große Erde und die bewunderungswürdigen Geschöpfe auf

derselben. Alles dieß ist nur ein Schatten gegen die Glückseligkeit, welche den Gerechten zu Teil wird; jene Dinge vergehen bald, diese aber dauern ewig. Nur eine Krone verlangen wir, die Krone der Gerechtigkeit. Nur eine Sorge erfüllt unser Herz, die Sorge nach der Herrlichkeit des ewigen Lebens. Mit Sehnsucht erwarten wir diese Herrlichkeit, und zittern nur vor dem Schrecken der Hölle, deren Feuer allein uns fürchterlich ist. Das Feuer, mit welchem du uns bedrohst, gehorcht häufig den Christen, und verschont häufig jene, die die Götzen verachten. Die Qualen, die ihr uns anthut, achten wir für Kinderspiel. Du kannst zwar den Körper quälen, er wird aber eine desto herrlichere Krone erlangen, je standhafteren Widerstand er dir leistet. Unterliegt er aber, so wird er von den gewaltigen Richtern auf Erden zwar losgesprochen, aber dann ewig zu Grunde gehen. Ihr begnüget euch nicht damit, daß wir mit dem Leibe euch dienstbar sind, auch über unseren Geist maßet ihr euch die Herrschaft an, und wenn wir euch nicht selbst unserem Gotte vorziehen, so zürnet ihr, als hätten wir euch aufs Höchste beleidigt, und ihr verfüget deßwegen die schrecklichsten Strafen gegen uns, damit ihr unsere Religion als strafwürdige darstellet. Glaubet aber ja nicht, daß ihr an uns furchtsame Menschen habet, oder solche, die verleitet von der Anhänglichkeit an dieses Leben, leicht erschüttert werden können. Wir sind bereit, unseres Glaubens wegen und aus Liebe zu Gott uns foltern, rädern, ins Feuer werfen, oder auf was immer für eine Weise uns martern zu lassen." —

Je unerwarteter dem Statthalter eine so freimüthige Sprache und ein so muthvoller Widerstand war, desto größer ward jetzt seine Erbitterung. Lange dachte er nach, welche Todesart die schrecklichste sein möchte, zu der er sie verurtheilen könnte. Endlich gab ihm die damalige Jahreszeit Veranlassung, eine zu finden, welche ebenso neu als grausam war. Die Kälte war heftig und die Stürme des Nordwindes wütheten schrecklich. Er befahl die Bekenner nackt in die Kälte hinauszustellen, und wählte dazu einen Ort, wo zugleich in der Nähe ein warmes Bad war, um sie desto mehr zur Entsagung des Glaubens zu reizen. Denn dem Verläugnenden stand der Zugang zum Bade frei, an welches ein Scherge hingestellt worden war. Freudig legten sie die Kleider ab und ermunterten sich zur Standhaftigkeit. Mit dem Gewande, sagten sie, ziehen wir den alten Menschen aus, der durch die Sündenlust verdorben ist. Wir danken dir, o Herr, daß du uns würdigest, mit dem Kleide auch die Sünde abzulegen. Wegen der Schlange zogen wir es an, wegen Christus ziehen wir es aus. Gerne geben wir es hin, um des Paradieses willen, welches wir verloren hatten. Auch unser Herr ist der Kleider beraubt worden. Was ist es großes, wenn der Knecht leidet, was der Herr erduldet hat; Menschen unseres Standes haben ihn entblößt; denn es waren Soldaten, die an ihm diese Uebelthat verübten. Diesen Frevel unseres Standes wollen wir nun an uns tilgen. Hart ist zwar der Frost des Winters und empfindlich die Härte des Eises, aber süß und erquickend die Ruhe des Paradieses. Nur eine kurze Weile müssen wir ausharren, und für immer werden wir in Abrahams Schoß sein. Das Leiden einer einzigen Nacht wird uns durch Freuden einer ganzen Ewigkeit vergolten. Unser Fuß wird durch die Kälte zerstört, damit er in der Gemeinschaft der Engel zu wandeln fähig sei. Unsere Hand wird vor Frost erstarren, damit sie würdig werde, sich zu Gott zu erheben.

Wie viele von unseren Kriegskameraden sind im Dienste eines sterblichen Königs auf dem Schlachtfelde geblieben, und wir sollten nicht gerne unser Leben für den wahren Gott hingeben? Wie viele Missethäter sind ihrer Ungerechtigkeit wegen gestorben, und wir sollten uns weigern, um der Gerechtigkeit willen den Tod zu leiden? Brüder, lasset uns standhaft bleiben, damit der arge Widersacher uns nichts anhaben möge. Es geht nur um das Fleisch, schonen wir es nicht! Einmal müssen wir doch sterben. Also lieber jetzt, damit wir ewig leben. O Gott, nimm das Opfer unseres Lebens, welches dir durch den tödtenden Frost dargebracht wird, gnädig auf!

Der Kriegsknecht, welcher an einem Feuer stand, hielt seinen Blick auf die heiligen Kämpfer geheftet. Da war ihm auf einmal, als sehe er himmlische Gestalten herabfahren und den Martyrern Kronen austheilen; nur einer derselben blieb ungekrönt. Bald darauf ließ sich einer von der Pein wirklich überwältigen, lief zum warmen Bade, starb aber, sobald er hineingegangen war. Ergriffen von dem, was er gesehen, und getroffen vom Strahle der Gnade dessen, der ihn von Ewigkeit her auf diese Wache geordnet hatte, warf der Kriegsknecht seine Kleider weg, lief zu den Martyrern und bekannte mit ihnen den Namen Jesu Christi. Durch das Opfer seines Lebens empfing er die Taufe des Heiles.

Man ließ sie die ganze Nacht in der Kälte stehen. Kraftlos, aber noch athmend, waren sie, als frühe Morgens Wagen gesandt wurden, sie wegzuführen zu einem Feuer, wo sie verbrannt werden sollten. Nur einen, der noch mehr Leben als die Uebrigen zeigte, wollte man zurücklassen, ihm Zeit zum Bedenken zu geben. Allein schnell lief seine Mutter herbei, ermunterte ihn zum Kampfe, indem sie ihm zurief: „O mein Sohn, vollende den seligen Lauf mit deinen Gefährten! Bleibe nicht von ihrer Schaar zurück, damit du nicht länger von der Anschauung Gottes zurückgehalten werdest." Sie half ihm auf den Wagen und er ward mit den andern verbrannt.

Die Ueberbleibsel der hl. Martyrer sollten nach dem Befehle des Statthalters ins Wasser geworfen werden, wurden aber durch die fromme Sorgfalt der Christen demselben entrissen, und nach und nach in verschiedene Provinzen vertheilt, wie der hl. Gregor von Nissa bezeugt. Zum Andenken der hl. vierzig Martyrer wurden sehr viele Kirchen erbaut.

Der hl. Glaudentius, welcher am Ende des vierten und Anfang des fünften Jahrhunderts blühte, erhielt auf seiner Reise nach Jerusalem zu Cäsarea

in Kapadozien einige Reliquien der vierzig Martyrer, brachte sie nach Brixen, und setzte sie bei in der Kirche, die er erbauen ließ, und die Versammlung der Martyrer nannte. Am feierlichen Einweihungstage derselben waren viele Bischöfe der benachbarten Kirchen zugegen, und Gaudentius hielt zur Erbauung der Gläubigen eine schöne Rede, welche jetzt noch vorhanden ist.

11. März.

Der heilige Euthymus,

Bischof von Sardes, Martyrer.

Jahr 820.

Euthymus, welcher seine ersten Jahre in einem Kloster zugebracht hatte, wurde unter der Regierung Constantins und seiner Mutter Irene, auf den bischöflichen Stuhl von Sardes erhoben. Auf dem zweiten Generalconcil von Nicäa, welches im Jahr 787 gegen die Bilderstürmer gehalten wurde, zeichnete er sich besonders aus. In der Folge wurde er von dem Kaiser Nicephorus verbannt, weil er einer Jungfrau, die sich den Nachstellungen der Unkeuschheit durch die Flucht entzogen, den Schleier gegeben hatte. Als er nach dem Tode dieses Fürsten wieder in seine Kirche zurückkehren durfte, trat er als muthiger Vertheidiger der katholischen Lehre gegen den Armenier Leo auf. Dieser edle Muth zog ihm von Neuem das Exil zu. Nachdem er noch einmal auf seinen bischöflichen Stuhl zurückberufen worden war, wurde er wegen seines Eifers, die im Glauben Wankenden zu befestigen und die Bilderstürmer zu bekämpfen, nach dem Vorgebirge Akrita in Bithynien verwiesen, daselbst in ein Gefängniß geworfen, und auf Befehl des Kaisers so grausam geschlagen, daß er acht Tage darauf im Jahr 820 starb.

Der heilige Eulogius,

Priester von Cordova, Martyrer.

Jahr 859.

Eulogius stammte aus einer der ersten Familien Cordova's, der damaligen Hauptstadt der Mauren oder Sarazenen in Spanien. Diese Völker hatten nach der Zerstörung des gothischen Reiches das Christenthum fortbestehen lassen und sogar dessen öffentliche Ausübung bis zur Geburt unseres Heiligen geduldet, indem sie sich damit begnügten, von jedem Christen an den Neumonden eine Abgabe zu fordern.

Eulogius brachte seine ersten Lebensjahre unter den Geistlichen der Kirche des hl. Martyrers Zoilus zu, der in Cordova während der diocletianischen Verfolgung für den Glauben starb, und seitdem daselbst den 27. Juni verehrt wird. Eulogius zeichnete sich bald durch Tugend und Wissenschaft aus. Als er in der Folge zum Priester geweiht worden, machte man ihn zum Vorsteher der geistlichen Schule zu Cordova, die damals sehr berühmt war. Seine wissenschaftlichen Arbeiten heiligte er durch das Gebet, Fasten und Nachtwachen, und erwarb sich durch seine Demuth, Leutseligkeit und Nächstenliebe die Freundschaft und Verehrung Aller, die ihn kannten. Oft besuchte er die Klöster, um sich nach den vollendeten Mustern, die er vor Augen hatte, in der Vollkommenheit bilden zu können, und sein Eifer für das Heil der Seelen bewog ihn, Vorschriften zu Leitung solcher Personen zu entwerfen, die sich auf besondere Weise Gott widmen wollten.

Da einige Christen aus unbescheidenem Eifer öffentlich wider Mahomed und die von ihm gestiftete Religion geredet hatten, entstand eine grausame Verfolgung der Kirche von Spanien; sie brach aus im Jahr 850 nach Christi Geburt, und im neunundzwanzigsten der Regierung Abderramas III. Ein Bischof, Namens Reccafred, erklärte sich wider die Martyrer, und auf sein Anstiften wurde der Bischof von Cordova mit mehreren Priestern und anderen Christen in das Gefängniß geworfen. Unter der Zahl dieser Priester war auch Eulogius, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er den Martyrern durch seine Lehre Muth eingeflößt hatte. Der heilige Diener Gottes verwendete nun seine Zeit, welche er im Gefängnisse zubrachte, zur Abfassung seiner Ermahnungen an die Martyrer. Sie ist an zwei Jungfrauen, Namens Flora und Maria gerichtet, die den 24. Nov. folgenden Jahres enthauptet wurden. Eulogius und seine Gefährten setzte man sechs Tage nach dem Martertod der zwei Jungfrauen wieder in Freiheit und dieses schrieben sie der Fürbitte zu, welche Flora und Maria im Himmel für sie einzulegen versprochen hatten.

Noch eine große Anzahl Christen empfingen 852 die Martyrerkrone. Die vornehmsten unter ihnen waren Gumisund, Aurelius und Felix mit ihren Weibern, Christophorus, Levigild, Rogel u. a. m. Allein da die Bischöfe der Kirche von Spanien für die Schwachheit mancher Gläubigen fürchteten und die verderblichen Folgen, welche gewöhnlich übertriebener Eifer nach sich zieht, kannten, hielten sie in demselben Jahre ein Concilium zu Cordova, auf welchem jedem Christen verboten wurde, sich selbst den Verfolgern auszuliefern. — Die Verfolgung dauerte fort unter Mahomed, Abderramas Sohn und Nachfolger. Die Mönche Fandil und Anastasius, Felix und drei Klosterfrauen, Namens Digna, Columba und Pomposa, starben im Jahre 853 für den Glauben. Der hl. Eulogius ermuthigte sie alle zum großmüthigen

Kampfe. Gerne hätte er, wie man aus seinen Schriften sieht, an ihren Triumphen Theil genommen; denn seine brennende Liebe für Jesus scheute kein Opfer. Er beschrieb die Geschichte ihres Martyrertodes in drei Büchern, unter dem Titel: „Denkschrift der Heiligen" und verfaßte auch ihre Schutzrede gegen jene, die denselben den Rang der Martyrer streitig machen wollten, unter dem Vorwande, daß sie keine Wunder wirkten, wie jene, welche in der ersten Kirche für den Glauben gestorben sind.

Der Heilige hatte einen Bruder der ebenfalls die Wirkungen des Hasses der Mohamedaner gegen das Christenthum empfinden mußte. Man entsetzte ihn seiner Stelle, die eine der angesehensten im Königreiche war. Eulogius wurde nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse gezwungen bei Reccafred zu leben, von dem wir schon geredet haben, und der unter eines Schäfers Hülle ein Wolfsherz verbergend, sein heiliges Amt zum Dienste der Ungläubigen mißbrauchte. Eulogius empfand einen tiefen Schmerz, daß er sich nicht von einem Bischof trennen konnte, welcher so viele Christen ins Verderben stürzte. In einer so drückenden Lage unterließ er alle Amtsverrichtungen, die Verkündigung des göttlichen Worts ausgenommen, und las nicht einmal die heilige Messe, um nicht mit diesem Manne in Gemeinschaft zu treten.

Da der Erzbischof von Toledo im Jahre 858 starb, wurde Eulogius einstimmig zu dessen Nachfolger erwählt. Allein seiner Weihe trat ein Hinderniß in den Weg; doch überlebte er auch nur kurze Zeit seine Wahl, indem er bald darauf den Martyrertod litt, zu dem er so viele Christen ermahnt hatte. Die Veranlassung dazu war folgende: Eine Jungfrau, Namens Leokritia, aus einer vornehmen Familie unter den Muselmännern, war von ihrer Kindheit an im Christenthume unterrichtet worden, und zwar durch eine ihrer Verwandten, welche sie auch sogar hatte taufen lassen. Ihr Vater und ihre Mutter, die dieses wahrnahmen, mißhandelten das Mädchen Tag und Nacht, um sie zur Verläugnung des Glaubens zu zwingen. Diese Jungfrau benachrichtigte nun den Priester Eulogius und dessen Schwester von ihrer bedrängten Lage, und ließ ihnen sagen, daß sie wünsche, sich an irgend einen Ort zurückzuziehen, wo sie frei ihre Religion ausüben könnte. Eulogius gab ihr heimlich Mittel an die Hand, zur Entweichung aus dem väterlichen Hause und hielt sie einige Zeit bei treuen Freunden verborgen. Der Vater und die Mutter boten sogleich in ihrer Verzweiflung über die Flucht der Tochter alle Mittel auf, um sie wieder zu finden, was ihnen dann auch endlich nach langem Nachforschen gelang. Auch Eulogius wurde verhaftet.

Man führte Eulogius und Leokritia vor den Richter. Da dieser den Heiligen fragte, warum er eine Tochter von dem ihren Eltern schuldigen Gehorsam abwendig gemacht habe, bewies er ihm, daß es Fälle gebe, in denen man den Eltern nicht gehorchen dürfe. Zugleich erbot er sich, ihm, wie der Jungfrau den Weg zum Himmel zu lehren und ihm darzuthun, daß Mohamed ein Betrüger gewesen sei. Der Richter ergrimmte über diese Rede und drohte, ihn todt geißeln zu lassen. Eulogius sagte ihm, daß die Qualen fruchtlos sein würden und daß er niemals seine Religion ändern werde. Nun befahl der Richter, ihn in den Palast vor den Rath des Königs zu führen. Einer der Räthe nahm ihn bei Seite und sagte zu ihm: „Unwissende mögen wohl blind dem Tode entgegenlaufen; ein so weiser und aufgeklärter Mann aber, wie du, soll ihrem Wahne nicht nachahmen. Folge mir, ich bitte dich; schicke dich in die Nothwendigkeit, die nur ein Wort von dir fordert. Du kannst wieder deine Religion ausüben und wir versprechen dir, dich ferner nicht zu beunruhigen." — „O," entgegnete Eulogius, „wenn du nur den geringsten Begriff von den Belohnungen hättest, die den Christen, welche bis ans Ende ausharren, versprochen sind, du würdest mit Freuden allen zeitlichen Vortheilen entsagen, um dir jene zu erwerben." Sogleich hob er an, dem Rathe die Wahrheiten des Christenthums zu beweisen; allein man wollte ihn nicht hören und verdammte ihn auf der Stelle zur Enthauptung. Auf dem Wege zur Richtstätte gab ihm ein Sarazene einen Backenstreich, weil er gegen Mohamed geredet habe, worauf ihm der Heilige auch die andere Wange darbot und geduldig noch einen Streich empfing. Eulogius errang die Krone des Martyrerthums den 11. März 859. Leokritia wurde vier Tage nachher gleichfalls enthauptet. Die Christen nahmen ihre Leiber und begruben sie ehrenvoll. Die Kirche erwähnt beider an diesem Tage.

Jesus handelt wunderbar mit seiner Kirche. Er hat sie unter den blutigsten Verfolgungen gebildet und verbreitet. In allen Jahrhunderten hat er heftige Stürme wider dieselbe sich erheben lassen, so daß es scheint, er habe seine Freude daran, wenigstens einen Theil derselben in Trübsal ringen zu sehen. Allein diese Kirche erscheint niemals siegreicher als in den schrecklichsten Prüfungen. Da besonders entsteigt ihrem fruchtbaren Schooße eine unzählige Heldenschaar, welche in sich das Leben Jesus des Gekreuzigten von Neuem darstellen. Wie dieser göttliche Meister seine Kirche heimsucht, so prüft er auch die auserwählten Seelen, welchen seine Barmherzigkeit die herrlichsten Gnaden bestimmt. Im anderen Leben werden diese den ganzen Nutzen ihrer Prüfung einsehen. Sie werden dann erkennen, daß sie den Schwachheiten, Verdemüthigungen, Leiden, den Sieg über ihre Feinde, die Ausrottung der Laster, den Uebungen der Tugenden und jenen Schatz guter Werke zu verdanken haben, die als kostbare Steine in der ewigen Krone glänzen werden. Sie werden endlich erfassen, daß es kein Heil gebe ohne Kreuz und werden Jesus Christus ewig loben, daß er sie an seinen Leiden hat Theil nehmen lassen, um sie dann auch seiner Heiligkeit theilhaftig zu machen.

12. März.

Eroberung von Constantinopel.

Der heilige Gregor der Große,

Papst und Kirchenlehrer. — Jahr 604.

Das Christenthum hatte in den ersten vier Jahrhunderten das ganze römische Reich durchdrungen; es war bis nach Persien vorgedrungen und die Glaubensboten waren nach Arabien und Aethiopien gegangen, weiter als Augustus Legionen kamen. Allein der Aberglaube des Götzendienstes herrschte noch in vielen Ländern und namentlich unter dem Landvolke. Steinen, Bäumen und Quellen wurde noch häufig göttliche Verehrung erwiesen. So hatte nach sechs Jahrhunderten die Kirche noch immer den Eifer ihrer Missionäre nöthig, um den Völkern sogar die zeitlichen Vortheile der Religion Christi begreiflich zu machen. Dazu kamen noch zahlreiche Irrlehren; in Constantinopel z. B. herrschte lange Zeit der Arianismus und fand an den Kaisern eine Stütze. Aber die Kirche bebte nicht vor der schweren Aufgabe zurück, welche ihr geworden war; durch ihre göttliche Kraft wurden nach und nach die Barbaren überall überwunden und bei diesen Bekehrungen leisteten sogar die Frauen der Kirche bewundernswürdige Dienste, so Clotilde bei den Franken, Bertha bei den Sachsen, Theodolinde bei den Lombarden. Indem sie die Herzen der Fürsten, ihrer Männer, umwandelten, war dies auch für die Völker von entscheidendem Einflusse. Um die Wissenschaft zu retten und die christliche Civilisation vorzubereiten, beförderte die Kirche das klösterliche Leben im Abendlande. Schon vor Gregor finden wir zu Marseille zwei wichtige Pflanzstätten desselben. Hieher hatte sich Eucherius und der große Hilarius zurückgezogen, von hier waren auch die Mönche des hl. Claudius ausgegangen, um die Ländereien am Jura urbar zu machen. Allein der heil. Gregor war der eigentliche Urheber dieses Kreuzzuges gegen die Barbarei. Er hielt die Lombarden vor Rom auf und bekehrte sie zur christlichen Religion; er sendete August nach Großbritannien und verbreitete den Orden des heil. Benediktus über die ganze Welt. Er brauchte nur 80 Jahre, um das von Gregor dem Großen unternommene Werk zu vollenden; der hl. Papst sah das Ende desselben nicht; aber die christliche Religion befestigt und die ganze Menschheit vor der Wuth der Barbaren gerettet zu haben, — diese Ansprüche auf die Liebe und Bewunderung der christlichen Welt können dem heiligen Gregor nie genommen werden.

Die Geschichte Italiens ist so eng mit dem Leben des hl. Gregor verflochten, daß wir hier einen kurzen Ueberblick über den Zustand geben müssen, worin sich damals dies unglückliche Land befand. Alle Völkerstämme der Barbaren schienen sich Italien zum Tummelplatze ausersehen zu haben. Man sah hier nach einander die Westgothen Alarichs, und die Vandalen Genserichs auftreten; ihnen folgten die Hunnen unter Attila, die Heruler Odoakers und die Ostgothen Theodorichs. Der Verrath des Narses überlieferte endlich den Lombarden das Land. Doch war nicht ganz Italien unterworfen. Das Herzogthum Rom, das Exarchat Pentapolis, und das alte Bruttium verblieben noch den griechischen Reiche. Zwar regierte in Rom im Namen des Exarchen ein Herzog, allein die Päpste verdunkelten hier bald durch ihre großen Tugenden den Glanz der weltlichen Macht. So sah es in Italien aus, als

Gregor den päpstlichen Stuhl bestieg. Er hielt den Siegeslauf der Barbaren auf und bekehrte sie; er rief gegen ihre Macht die Kaiser des Orients und die fränkischen Könige von Austrasien unter die Waffen, und bereitete die weltliche Hoheit der Päpste vor.

Der hl. Gregor, mit dem Beinamen der Große, wurde zu Rom gegen das Jahr 540 unter dem Pontificat des Virgilius geboren. Sein Vater Gordian war Senator, trat aber bald nach der Geburt seines Sohnes in den geistlichen Stand und wurde Diakon. Seine Mutter Sylvia ahmte das Beispiel ihres Gatten nach, und verließ die Welt, um sich dem Dienste Gottes zu widmen und ging in das Kloster Cella Nouva. Schon von Jugend auf ergab sich Gregor dem Studium mit Eifer und Gregor von Tours sagt von ihm, daß Niemand in Rom ihn an Kenntniß der Grammatik, Rhetorik und Dialektik übertraf. Er war erst 34 Jahre alt, als ihn der Kaiser Justin II. zum Prätor erwählte, welches damals ein wichtiges Staatsamt war. Die Gerichtsbarkeit des Prätors erstreckte sich sogar über Rom hinaus, er mußte jedem Aufstand zuvorkommen und immer für die Rettung der Stadt wachen, während sie auf allen Seiten von Feinden umgeben war. Der äußere Glanz, womit dieses Amt verbunden war, blendete den heil. Gregor keineswegs; seine Verachtung gegen alle irdische Größe und seine Liebe zu himmlischen Dingen trieb ihn an, jeden freien Augenblick dem Gebete und der hl. Betrachtung zu widmen. Sein größtes Vergnügen bestand darin, sich mit frommen Ordensmännern von Gott zu unterhalten, oder in einer Kirche zu verweilen, um den Herrn anzubeten.

Nach dem Tode seines Vaters verwendete er einen Theil seiner Erbgüter zur Stiftung von sechs Klöstern in Sizilien; auch gründete er in Rom in seinem eigenen Hause das Kloster des hl. Andreas, wo er das Ordenskleid nahm (575). Hier, fern von dem Tumulte der Leidenschaften und einzig mit seinem Heile beschäftigt, ergab er sich mit einem solchen Eifer dem Lesen der heiligen Bücher oder dem Fasten und andern Abtödtungen, daß er seine Gesundheit ganz zerstörte. Er war, wie der hl. Gregor von Tours sagt, dadurch so schwach geworden, daß er nicht mehr leben zu können schien. Er mußte nach dem Rathe der Aerzte stärkende Speisen genießen.

Da es gerade Charsamstag war, ein Festtag für Jedermann, sogar für Kinder, so bekümmerte ihn sehr, daß er die Fasten nicht halten konnte. Er wendete sich deßhalb an den heil. Eleutherus, welcher sich damals als Mönch in dem Kloster St. Andreas aufhielt. Er führte den Heiligen in sein Betzimmer und flehte ihn inständig an, für ihn bei Gott um die Gnade zu bitten, daß er doch wenigstens an diesem heil. Tage fasten könne. Eleutherus begab sich mit Gregor in die Kirche und beide riefen den Herrn an; ihre Gebete wurden erhört, denn Gregor wurde auf einmal geheilt und konnte mehr leisten, als er verlangt hatte. Der Heilige setzte sein abgetödtetes Leben fort, indem er sich meistens nur von rohen Kräutern nährte. Was er sich entzog, wurde zur Unterstützung der Armen verwendet, welchen er so reichliche Almosen austheilte, daß alle Einkünfte des Klosters bald erschöpft gewesen wären, wenn nicht Gott vorgesehen hätte.

Eines Tages, so erzählt Johann Diakonus, stellte sich ein Unglücklicher dem hl. Gregor vor, und flehte seine Mildthätigkeit an. Auf seinem blassen abgemagerten Gesichte konnte man alle seine Leiden lesen und seine zerrissenen Kleider zeigten deutlich, wie elend er war. Es war ein Kaufmann, welcher Schiffbruch gelitten hatte; das Meer hatte seine ganze Habe verschlungen, nur er selbst war durch den Schutz des Himmels dem Tode entronnen. Bei dem Anblick des Unglücklichen, von Mitleid tief ergriffen, ließ ihm Gregor sechs Silberstücke reichen. Nach einigen Tagen stellte sich der Kaufmann wieder ein. Der Heilige ertheilte ihm neues Almosen. Endlich kam er zum dritten Male, seine Mittel seien erschöpft, sagte er, es bleibe ihm nichts übrig, als zu sterben, wenn derjenige, welcher ihm schon so gütig geholfen habe, ihn nicht noch einmal unterstütze. Gregor rief den Verwalter des Klosters und bat ihn, diesem Unglücklichen ein Almosen zu geben; allein die Kästen des Klosters waren leer, die Mildthätigkeit des Heiligen hatten alle Vorräthe erschöpft. „Ist denn nicht noch ein werthvolles Geschirr übrig?“ fragte er den Verwalter. „Wir haben noch eine silberne Schüssel, in welcher deine Mutter das Gemüse schickt, das zu deiner Nahrung dient.“ — „Hole es also mein Bruder,“ versetzte der Heilige freudig, „und gieb es schnell diesem Manne, damit ich denjenigen nicht traurig zurückschicken muß, welcher hierher um Trost kam. „Der Arme, fügte der Geschichtsschreiber hinzu, welcher diese Begebenheit erzählt, empfing mit Vergnügen ein so bedeutendes Geschenk und kam nicht mehr um Almosen zu Gregor, sondern vielmehr um ihn mit himmlischen Gnaden zu bereichern und zu erfüllen. In der That bemerkte man seit dieser Zeit, daß Gregor große Wunder that und glaubte allgemein, daß dies eine Gabe des Engels sei, der ihm als Kaufmann erschienen war.

Um dieselbe Zeit faßte Gregor den Plan zur Bekehrung der Engländer und zwar bei folgender Gelegenheit. Als er einst zu Rom über den Markt ging, sah er daselbst Sklaven von großer Körperschönheit zum Verkauf ausgestellt. Da er sich nach ihrer Heimath und Religion erkundigte und man ihm zur Antwort gab, es seien heidnische Britten, so rief er aus: „Wie schade, daß so schöne Geschöpfe der Macht des Satans unterworfen sind und daß in einem solchen Leibe nicht die Gnade Gottes wohnt!“ Sogleich eilte er zu dem Papst Benedikt I. und bat ihn inständig, Glaubensboten nach Großbritannien zu schicken, und da niemand eine so schwierige und gefährliche Mission unternehmen wollte, so bat Gregor um die Erlaubnis, sich selbst derselben unterziehen zu dürfen, und kaum hatte er sie erlangt, als er mit einigen Mönchen seines Klosters dahin abreiste.

Groß war die Trauer in der Stadt, als man die Abreise des hl. Gregor erfuhr. Die Unglücklichen, deren Stütze und Vater er gewesen, vergoßen Thränen des Schmerzes und verlangten mit lautem Geschrei

denjenigen zurück, welcher ihre Leiden so gut zu lindern verstand. Als Benedikt I. sich nach der St. Petruskirche begab, rottete sich das Volk zusammen und schrie: „heiliger Vater was hast du gethan; du bist Schuld an dem Untergang Roms, da du Gregor abreisen ließest, du hast den heiligen Petrus beleidigt.“ Bei dieser Kundgebung des Volkswillens schickte der Papst sogleich Boten ab, um Gregor zurückzuführen. Auf die Nachricht von seiner Ankunft überließen sich die Römer der lebhaftesten Freude, sie giengen dem frommen Diener Gottes scharenweise entgegen, und bezeugten ihm ihr Glück ihn wieder zu besitzen. Seine Abreise aus der Stadt hatte daselbst beinahe einen Aufstand erregt, bei seiner Rückkehr war alles ruhig und voll Freude. Einige Zeit nachher wurde er unter die sieben Diakone der Kirche aufgenommen.

Pelagius, welcher damals auf dem Stuhle Petri saß, hielt den Augenblick zu einem Angriff auf die Lombarden für günstig und in der That herrschte unter diesen Besiegern Italiens die vollkommenste Anarchie. Cleph, der Nachfolger Alboins, war wie dieser an Gift gestorben und das Volk, welches durch diese Mordthaten auf dem Throne eine Abneigung gegen das Königtum faßte, unterwarf sich lieber der Oligarchie von 30 Herzogen, welche gemeinsam regierten; allein der Papst vermochte nichts mit seiner eigenen Macht, er war zu schwach gegen einen noch furchtbaren obwohl durch innere Zwistigkeiten geschwächten Feind. Da übrigens die Interessen der morgenländischen Kaiser dieselben waren, wie die der römischen Päpste, so beschloß Pelagius von dem Kaiser von Konstantinopel Beistand zu verlangen, und schickte in dieser Absicht Gregor als apostolischen Nuntius an ihn ab. Auf dem Thron zu Byzanz saß damals Tiber II., welcher früher bei den Garden Justins II. gewesen war. Der alte Kaiser, welcher kein Kind hinterließ und dem Reiche einen tüchtigen Nachfolger geben wollte, hatte Tiber gewählt. Als er ihm die Krone einhändigte, sprach er zu ihm die rührenden Worte: „Von nun an werde ich nur so lange leben, als du es willst; ein Wort aus deinem Munde kann mir den Tod geben. Möge der Gott des Himmels und der Erden deinem Herzen alles eingeben, was ich vernachlässigt oder vergessen habe.“ Dieser Wunsch wurde wohl verstanden und Constantinopel erlebte in dem neuen Kaiser einen zweiten Trajan. Gregor wurde von demselben mit aller gebührenden Auszeichnungen empfangen, aber weder dieser prächtige Empfang, noch die Ehrenbezeugungen, die man an ihn verschwendete, vermochten seine Demut zu ändern. Er lebte fortwährend als Mönch und ließ in seinen Abtötungen nichts nach. Bei seinem Aufenthalte im Oriente schloß er auch vertraute Freundschaft mit dem Bischof von Sevilla, dem heiligen Leander, und verfaßte auf seine Aufforderung seine Abhandlung über Job, ein vortreffliches Buch, in dem jedermann für seinen Stand angemessene Lehren finden kann.

Um dieselbe Zeit brachte der Patriarch von Constantinopel Eutyches eine neue Irrlehre auf. Derselbe glaubte, daß die Leiber nach der Auferstehung nicht mehr greifbar seien, sondern feiner und durchsichtiger würden, als die reinste Luft. Um seine Meinung zu beweisen, hatte er sogar ein eigenes Buch verfaßt. Gregor, entschlossen diese Lehre zu bekämpfen, hatte deshalb mehrere Unterredungen mit Eutyches, worin er ihm aus der Schrift klar bewies, daß die Leiber der Heiligen sich von den irdischen nur darin unterscheiden, daß sie dem Tode nicht mehr unterworfen seien, und daß sie ebenso greifbar seien wie der Leib Jesu Christi nach seiner Auferstehung. Er führte ihm auch die Stelle aus Job an: „Ich werde mit der Haut umgeben werden, die mich bedeckt,“ und die Worte Jesu Christi an seine Schüler: „Rühret mich an und bedenket, daß ein Geist weder Fleisch noch Gebein hat, wie ihr es an mir sehet.“ Eutyches öffnete endlich die Augen der Wahrheit und widerrief öffentlich und aufrichtig seinen Irrtum. Bald darauf fiel er in eine Krankheit, und als er seine Todesstunde herankommen sah, sagte er, indem er mit der Hand seine Haut berührte: „Ich bekenne, daß wir alle in diesem Fleische auferstehen werden.“ So wurde durch den heiligen Gregor diese neue Irrlehre im Keime erstickt, welche eben so gut wie ähnliche, die größte Unruhe im Reiche hätte erregen können.

Die Unterredung des heiligen Gregor mit Eutyches.

Im Jahre 583 wurde Gregor von dem Papst Pelagius nach Rom zurückberufen, und gleich darauf zum Abte des Klosters St. Andreas erwählt, welche Würde er stets, selbst nach seiner Erhebung zum Papsttume beibehielt. Als Pelagius II. im Jahr 590 an der Pest gestorben war, erwählte Clerus, Senat und Volk zu Rom Gregor an seine Stelle. Alles jubelte, er allein widersetzte sich seiner Wahl und da zu jener Zeit die Wahl der Päpste von den Kaisern des Orients bestätigt werden mußte, schrieb er an Mauritus, den Nachfolger Tibers, und bat ihn, die Wahl nicht zu bestätigen; der Brief wurde aber von den römischen

Präfekten aufgefangen. Unterdessen war die Pest in Rom ausgebrochen, die Verheerungen waren schrecklich. Mitten in dem allgemeinen Elend vergaß Gregor seine Wahl und beschäftigte sich nur mit dem Leiden seiner Mitbürger, als er aber erfuhr, daß der Kaiser seine Ernennung bestätigt habe, ergriff er die Flucht, indem er sich in einen Weidenkorb setzte, und von Warenhändlern aus der Stadt tragen ließ. Außerhalb Rom verbarg er sich in Höhlen und Wäldern. Die Römer, über seine Abwesenheit untröstlich, verbrachten 3 Tage in Fasten und Gebet, damit ihnen Gott den Aufenthalt des Heiligen entdecken möchte. Ihr Gebet wurde erhört, Gregor glaubte ihrem Verlangen, welches der göttliche Wille gut zu heißen schien, nicht länger widerstehen zu dürfen. Er nahm daher die hohe Würde an, und ließ sich nach Rom zurückführen, wo er am 3. September 590 zum Papste gesalbt wurde.

Die Kunde von seiner Erhöhung verbreitete sich bald in der ganzen Christenheit; man schickte von allen Seiten Glückwunschreiben, aber er antwortete fast nur durch Thränen auf alle diese Freudenbezeugungen. „Ich kann meine Thränen nicht zurückhalten," schrieb er an den heiligen Leander, „wenn ich an den sichern Hafen denke, aus dem man mich gerissen hat, mein Herz seufzt bei dem Anblick des festen Landes, das ich nicht mehr betreten kann. Wenn du mich liebst, so stehe mir mit deinem Gebete bei."

Den Anfang seines Pontifikats bezeichnete Gregor durch mehrere weise Verordnungen; er verbesserte den Kirchengesang und der gregorianische Ritus wurde fast allgemein angenommen. Zugleich veröffentlichte er sein herrliches Buch über die Pflicht der Hirten, von welchem der Kaiser Mauritius zu Rom eine Abschrift holen ließ, welche der Patriarch von Antiochien ins Griechische übersetzen und das König Albert der Große ins Sächsische übertragen ließ. Seine Homilien über das Evangelium und über Ezechiel verbreiteten unter dem Volke die Nahrung des göttlichen Wortes und werden ein ewiges Denkmal seiner Geistes-Hoheit und Beredtsamkeit bleiben.

Der heilige Gregor sendet Augustin nach Rom.

Seine Mildthätigkeit gegen die Armen war unbegränzt. Er ließ eine Liste aller Dürftigen anfertigen, und jeden Monat alles unter sie austeilen, was sie nötig haben konnten. Niemals nahm er seine Mahlzeit zu sich, ohne vorher den Armen einen Teil dessen gegeben zu haben, was man ihm zur Nahrung aufstellte, ja, als er erfuhr, daß ein Bettler in einer abgelegenen Straße gestorben sei, soll er sich mehrere Tage lang des heiligen Meßopfers enthalten haben, in der Besorgnis, sich einer großen Nachlässigkeit schuldig gemacht zu haben, weil er den Dürftigen nicht in sein Register aufgenommen hatte.

Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich nicht blos auf die Einwohner Roms, er unterstützte auch die Fremdlinge und hatte alle Tage zwölf derselben an seinem Tische. Seine unerschöpfliche Güte bethätigte sich sogar an den Irrgläubigen, sowie er gegen die Juden die größte Mäßigung an den Tag legte. Als Peter von Terracine denselben ihre Synagogen weggenommen hatte, befahl er ihm, ihnen dieselben wieder zurückzugeben. „Enthalte dich," schrieb er an ihn, „aller Gewaltthätigkeit, wende nur die Waffen der Sanftmut und der Liebe an, diese allein sind im Stande, die Herzen zu erobern."

Allein diese Nachgiebigkeit artete keinesfalls in Schwäche aus und nie wich er von der notwendigen Strenge ab, wie sie das Evangelium vorschreibt. Gregor zeigte sich bei Gelegenheit fest und unerschütterlich und sein Mut war in schwierigen Zeiten um so unbeugsamer, da er auf einem unbegränzten Vertrauen auf die Güte Gottes beruhte. „Du kennst meinen Charakter," schrieb er an Sabirianus, seinen Nuntius zu Constantinopel, „und du weißt, daß ich lange dulden kann, aber wenn ich nicht mehr dulden darf, dann verwandelt sich meine Geduld in eine Stärke, mit welcher ich freudig allen Gefahren Trotz biete." Doch bei allen diesen Tugenden leuchtete die Demut des Heiligen immer hervor, er fand sein Leben nicht rein genug, und fürchtete immer, noch einen Fehler an sich zu haben. „Ich höre recht gerne," pflegte er zu sagen, „auf diejenigen, die mich tadeln wollen, und halte nur die für meine Freunde, welche so edelmütig sind, mir die Mittel anzuzeigen, um meine Seele von ihren Flecken zu reinigen." Er nannte sich den Diener der Diener Gottes und sah sich als einen unwürdigen Sünder an, den seine Niedrigkeit verhindere, auf den Wegen der Vollkommenheit zu wandeln.

Der Hauptruhm des heiligen Gregor besteht in dem thätigen Anteil, den er an der Verteidigung Italiens gegen die Lombarden und an der Bekehrung der barbarischen Völker nahm. Als er den Stuhl des heiligen Petrus bestieg, herrschte allenthalben der Götzendienst, die morgenländische Kirche war durch die Irrlehre des Nestorius und Eutyches beunruhigt, und im Abendlande lag England noch in der Finsternis des Heidentums. Die Westgothen hatten in Spanien den Arianismus eingeführt, die Donatisten beunruhigten Afrika, und eine beklagenswerte Spaltung trennte Istrien und die Nachbarprovinzen. In der gallikanischen Kirche herrschte die Simonie und Italien seufzte unter der Gewalt der Lombarden. Um so vielen Uebeln abzuhelfen, welche die Christenheit belasteten, war ein Mann nötig, wie Gregor, ein Mann von vollendeter Heiligkeit und hoher Geistesbildung und von einem festen und zugleich versöhnlichen Charakter und es gelang auch dem heiligen Papste, alle Wunden der Kirche zu heilen.

Als die Lombarden unter ihrem neuen König Autharis bis nach Rom vordrangen, wußte Gregor, wie einst Leo die Hunnen, so die Lombarden zu entfernen. Einige Zeit nachher als Autharis gestorben war, und seine Witwe Theodolinde den Herzog Agilulph von Turin heiratete, hatte der ehrwürdige Papst das Glück, seine heiligen Bemühungen belohnt und das Christentum von den Lombarden angenommen zu sehen. Agilulph gab den Bitten seiner Gemahlin nach, schwor öffentlich den Arianismus ab, und eine große Anzahl seiner Unterthanen folgte dem Beispiel ihres Königs. Diesem ersten Siege über den Götzendienst folgten bald neue Eroberungen. Der heilige Gregor führte im Jahre 596 den Plan aus, den er schon lange gefaßt hatte, evangelische Arbeiter nach England zu senden, und mit dieser Mission betraute er den Prior des St. Andreasklosters, Augustin. Die Kirchengeschichte, sagt Bossuet, stellt uns nichts Schöneres dar, als den Einzug des heiligen Mönchs Augustin in das Königreich Kent mit vierzig seiner Gefährten, welche unter dem Vortritt des Kreuzes, mit dem Bilde des großen Königs unseres Herrn Jesu Christi, die Bekehrung der Angelsachsen feierlich gelobten. Dieses Gelübte wurde erhört und der heilige Augustin hatte die Freude, vor seinem Tode den größten Teil Englands zum Christentum bekehrt zu sehen. Zu gleicher Zeit schwuren die Lombarden und Angelsachsen den Götzendienst ab, Reccared, König der Westgothen, bekannte sich in seinem und der Gothen Namen auf dem Konzil von Toledo zum wahren Glauben, und entsagte dem Arianismus. So gieng überall die von Gregor gepredigte Bekehrung in Erfüllung; allenthalben stürzten die Götzenbilder in den Staub und wichen der göttlichen Religion Jesu Christi.

Das übrige Leben des heiligen Gregor war nur eine Kette von körperlichen Leiden, welche durch den angestrengten Fleiß, den er den Angelegenheiten der Kirche widmete, noch vermehrt wurden. Er starb den 21. März 604 im 64. Jahre seines Lebens, von denen er 13 auf dem päpstlichen Stuhle zugebracht hatte. Man hat lange Zeit sein Pallium, seinen Gürtel und das Reliquienkästchen aufbewahrt, das er am Halse trug, seine Reliquien befinden sich in der Kirche des Vatikans.

Unter allen Päpsten ist der heilige Gregor derjenige, von dem wir noch die meisten Schriften besitzen. Außer seiner moralischen Abhandlung über das Buch Job haben wir von ihm die Homilien und das Pastorale, ferner vier Bücher Dialogen, vierzehn Bücher Briefe und eine Erklärung des hohen Liedes.

Johann Diakonus hat uns von ihm folgendes Bild hinterlassen. Der heilige Gregor war von hohem Wuchse und wohl proportioniert; er hatte, wie sein Vater, einen blonden, nicht sehr starken Bart, einen kahlen Kopf, doch über der Stirne zwei kleine Haarbüschel. Seine Haare, die ins Schwarze spielten, und von Natur kraus waren, ließ er blos bis zur Mitte des Ohres herabfallen. Seine Stirne war schön, die Augenbrauen lang und gebogen; die kleinen, aber schön geschlitzten Augen hatten einen sanften Ausdruck; er hatte eine Adlernase, einen roten Mund, dicke und von einander abstehende Lippen, ein hohes Kinn, eine etwas erdfahle aber lebhafte Gesichtsfarbe, ehe sein Magenleiden dieselbe blaß machte.

Wir können diese Lebensskizze nicht besser beschließen, als mit den Worten des heiligen Ildefons über den heiligen Gregor: „Er übertraf den heiligen Antonius an Heiligkeit, den heiligen Cyprian an Beredtsamkeit und den heil. Augustin an Weisheit. Vicit sanctitate Antonium, eloquentia Cyprianum, sapientia Augustinum."

13. März.

Die heilige Euphrasia,

Jungfrau.

Jahr 410.

Antigonus, der Vater der Heiligen, war ein hoher Herr am Hofe des Kaisers Theodosius des Jüngern. Er hatte Euphrasia geheiratet, die ihm an Geburt und Tugend nicht nachstand. Gott segnete diese Ehe durch die Geburt einer Tochter, welcher man den Namen ihrer Mutter gab, und diese wird am heutigen Tage von der Kirche verehrt. Das erste, was die keuschen Gatten thaten, war, daß sie dem Himmel für diese Gottesgabe dankten, und ihm versprachen, ihre Tochter nur für die Ewigkeit zu erziehen. Sie machten sodann das Gelübde, ihr übriges Leben in beständiger Enthaltsamkeit zuzubringen, um sich freier den Uebungen der Frömmigkeit widmen zu können.

Kaum war ein Jahr seit ihrem Gelübde verflossen, als Antigonus durch den Tod dieser Welt entrissen wurde. Manche wollten Euphrasia bewegen, da sie noch jung war, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, allein auf solche Vorschläge hörte sie nicht. Der Verkehr mit der Welt wurde ihr täglich mehr zur Last durch die Zerstreuungen, die sie hier fand. Sie verließ deshalb heimlich Konstantinopel und zog sich mit ihrer Tochter nach Egypten zurück, wo sie große Besitzungen hatte. Ihren Aufenthalt nahm sie in der Nähe eines Frauenklosters, dessen Töchter die ganze Gegend durch ihre Tugend erbauten.

Sie nährten sich blos von Kräutern und Gemüsen, ohne irgend eine Würze und aßen erst nach Sonnenuntergang. Mehrere von ihnen nahmen zwei, ja sogar drei Tage lang gar nichts zu sich. Ein auf den Boden ausgebreitetes Bußkleid diente ihnen zum Lager. Ihre Kleidung bestand aus einem sehr ärmlichen und rauhen Stoffe. Sie lebten von Handarbeit und unterbrachen fast niemals die Uebung des Gebets. Krankheiten ertrugen sie mit Geduld und dankten sogar dem Herrn dafür, weil sie dieselben als eine Wirkung seiner Barmherzigkeit ansahen. Nur in der äußersten Gefahr nahmen sie zu den Aerzten ihre Zuflucht; sie wußten, daß eine übertriebene Sorgfalt für die Gesundheit des Leibes die Eigenliebe und Weichlichkeit nähre und manchmal sogar die stärkste Natur zu Grunde richte.

Das Beispiel dieser Nonnen machte auf die Mutter der Euphrasia einen tiefen Eindruck und war für sie ein mächtiger Sporn, den Eifer in allen ihren geistlichen Uebungen zu verdoppeln. Sie kam oft in das Kloster, um sich immer mehr in dem Verlangen nach Vollkommenheit zu stärken, auch wollte sie den Nonnen ein sehr bedeutendes jährliches Einkommen zuweisen, nur mit der Verpflichtung, für die Seelenruhe ihres Gatten zu beten, allein die Aebtissin erwiderte im Namen ihrer Schwestern, daß die Gemeinde nichts annehmen dürfe. Wir haben, sprach sie, auf alle Güter und Bequemlichkeiten der Welt verzichtet, um das Himmelreich zu erkaufen. Wir sind arm, und verlangen in der Armut zu sterben. Sie wollte nichts annehmen, als ein wenig Oel zur Unterhaltung der Lampe in der Kapelle und einigen Weihrauch, um ihn auf dem Altar zu verbrennen.

Die junge Euphrasia, welche erst sieben Jahre alt war, fühlte einen mächtigen Zug in sich zum einsamen Leben; sie sprach darüber mit ihrer Mutter und bat sie, Gott im Kloster dienen zu dürfen. Diese weinte vor Freude, als sie sah, was die Gnade in ihrer Tochter wirkte, willfahrte gern ihrer Bitte und stellte sie nach einiger Zeit der Oberin vor, welche ihr ein Bild Jesu Christi in die Hände gab. Die kleine Euphrasia küßte voll Ehrfurcht das Bild und sprach: „Ich thue das Gelübde, mich mein ganzes Leben hindurch Gott zu weihen." Ihre Mutter führte sie sodann vor ein anderes Bild des Erlösers und verrichtete daselbst folgendes Gebet: „Herr Jesu, nimm dies Kind in deinen Schutz auf; es liebt und sucht nur Dich, nur dir will es empfohlen sein." Dann zu ihrer Tochter gewendet, sprach sie die Worte: „Möge der Herr, welcher die Berge auf unerschütterliche Grundlagen setzte, dich immerdar in der Furcht seines heiligen Namens erhalten." Mit diesen Worten übergab sie ihr Kind in die Hände der Oberin und verließ das Kloster mit Thränen in den Augen.

Diese fromme Mutter wurde bald nachher krank und fühlte, daß ihr Ende herannahe. Vor ihrem Tode wollte sie ihrer Tochter noch die letzte Ermahnung geben und sprach zu ihr: „Fürchte Gott, ehre deine Schwestern und betrachte dich als ihre Dienerin. Denke nie daran, was du in der Welt gewesen bist, und sprich nie bei dir selbst, daß du aus kaiserlichem Geblüte stammest. Sei demütig und arm auf Erden, damit du verdienest, an der Herrlichkeit und dem Reichtume des Himmels Teil zu nehmen." Einige Tage darauf entschlief sie sanft im Herrn.

Als die Kunde von ihrem Tode an den Hof von Constantinopel gelangte, wollte der Kaiser Theodosius die junge Euphrasia holen lassen, die er schon dem Sohne eines Senators zur Ehe versprochen hatte. Allein die Heilige war zu fest in ihrem Vorsatze, als daß sie an den Austritt aus dem Kloster dachte. Sie ließ daher dem Theodosius folgende Antwort sagen: „Da du weißt, o unüberwindlicher Kaiser, daß ich Jesu Christo versprochen habe, in beständiger Keuschheit zu leben, wolltest du, daß ich mein Gelübde verletze und einen sterblichen Menschen heirate, welcher bald die Speise der Würmer sein wird? Ich bitte Dich bei der Güte, womit du meine Eltern beehrtest, über die mir hinterlassenen Güter zu Gunsten der Armen, Waisen und Kirchen zu verfügen. Gieb allen meinen Sklaven die Freiheit und bewillige meinen Pächtern einen Nachlaß dessen, was sie mir schulden, damit ich von der Sorge für meine zeitliche Angelegenheiten frei, ohne Hinderniß Gott dienen könne. Bitte den Herrn, mich immer seiner würdig zu machen; dieselbe Bitte wage ich auch an die Kaiserin, deine Gattin zu richten." Beim Lesen dieses Briefes standen dem Kaiser die Thränen in den Augen, auch die Senatoren weinten, als sie denselben vorlesen hörten. Das ist einmal, sprachen sie zu Theodosius, eine würdige Tochter des Antigonus und der Euphrasia; sie macht dem berühmten Blute Ehre, das in ihren Adern fließt, es ist ein würdiger Sprößling eines tugendhaften Stammes. Theodosius vollzog einige Zeit vor seinem Tode im Jahr 359 pünktlich den letzten Willen der Euphrasia.

Nun jeder irdischen Sorge ledig, strebte die Jungfrau mit neuem Eifer nach der Vollkommenheit ihres Standes. Sie hatte viele innere Kämpfe auszuhalten, gieng aber stets siegreich daraus hervor. Kaum wurde sie eine Versuchung gewahr, als sie sogleich der Äbtissin dieselbe mitteilte. Ihr Zweck dabei war, den bösen Geist zu demütigen und sich einen heilsamen Rat zu holen, wornach sie ihr Betragen regeln könnte. Die Oberin, in der Kenntnis der inneren Gnadenwege wohl bewandert, tröstete sie, und gab ihr die Mittel an, aus ihnen kräftigen Vorteil zu ziehen. Sie schrieb ihr sogar manchmal harte und demütigende Uebungen vor, damit sie sich immer mehr von sich selbst losschäle und dadurch ihre Seele zum Empfang höherer Gnaden vorbereite. So befahl sie ihr eines Tages, einen Haufen großer Steine von einem Ort zum andern zu tragen; die Heilige gehorchte ohne Widerrede und zwar dreißig Tage lang nach einander. Dieser vollkommene Gehorsam, verbunden mit andern Abtötungen, verschaffte ihr einen vollständigen Sieg über den bösen Geist, der sie endlich in Ruhe ließ.

Die Strenge der Regel genügte dem Eifer der heiligen Euphrasia noch nicht; sie aß nur so viel, um nicht Hungers zu sterben, und blieb manchmal zwei bis drei Tage lang ohne Nahrung. Indem sie immer die niedrigsten Geschäfte der Gemeinde vorzog, schätzte sie sich

glücklich, die Zimmer der Schwestern reinigen oder Wasser in die Küche tragen zu dürfen. Folgender Zug wird uns zeigen, wie weit sie die Demut und Sanftmut trieb. Eine Magd im Kloster fragte sie einst spöttisch, warum sie nur einmal in der Woche esse und ob sie sich durch diese Sonderbarkeit vor den übrigen Schwestern auszeichnen wolle, welche keine solche Enthaltsamkeit beobachten könnten. Euphrasia antwortete, daß sie nur auf den Befehl ihrer Oberin so handle. Die Magd schalt sie dann eine Heuchlerin, welche unter äußerem Scheine geheime Eitelkeit verberge. Nun warf sich die Heilige, ohne etwas zu erwidern, vor ihrer ungerechten Anklägerin nieder, bat sie um Verzeihung, wie wenn sie schuldig wäre und flehte sie um den Beistand ihres Gebetes an. Sie wurde vor und nach ihrem Tode durch die Gabe der Wunder verherrlicht.

Der heilige Nicephorus.

Patriarch von Konstanitnopel.

Jahr 828.

Theodor, der Vater des Nicephorus, war Geheimschreiber des Kaisers Constantin Copronymus, aber seine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Lehre der Kirche in Betreff der heiligen Bilder zerstörte sein irdisches Glück und zog ihm den Verlust des Amtes zu, das er am Hofe zu Konstantinopel begleitete. Der Fürst, erzürnt, in seinem Diener einen unbeugsamen Gegner der gottlosen Bilderstürmer zu finden, für welche er Partei genommen hatte, rächte sich an ihm auf das grausamste; er nahm ihm sein Amt und verbannte ihn, nachdem er ihn zu den schrecklichsten Martern verurteilt hatte.

Der junge Nicephorus, unter den Augen seines Vaters erzogen, nahm zu an Alter wie an Weisheit und wurde durch das häusliche Beispiel, das er beständig vor sich hatte, unaufhörlich zur Uebung der Tugend angetrieben. Als ihm der Tod frühzeitig seinen Vater nahm, fuhr seine Mutter Eudoxia fort, seine glücklichen Anlagen sorgfältig zu pflegen; sie erzog ihn zur Frömmigkeit, während verschiedene Lehrer seinen Geist durch das Studium der Wissenschaften zu bilden suchten. Kaum war Nicephorus in der Welt aufgetreten, als er sich durch seine Tugend eben so sehr wie durch den Umfang und die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse allgemeine Achtung verschaffte. Seine Vorzüge blieben selbst am Hofe nicht unbekannt. Constantin und seine Mutter Irene, die damaligen Regenten des Reichs, der wahren Lehre eifrig zugethan, schenkten ihm ihr Zutrauen und gaben ihm das Amt, das schon sein Vater unter Constantin Copronymus bekleidet hatte. Er entsprach der Meinung, die man von ihm hatte, vollkommen, indem er seine Stelle mit außerordentlichem Geschick versah; allein er begnügte sich nicht damit, dem Staat durch sein Talent zu dienen, er arbeitete auch aus allen Kräften an der Verteidigung des Glaubens und an der Ausrottung der Irrlehre der Bilderstürmer. In dieser Hinsicht erwarb er sich die Bewunderung der auf dem siebenten Generalkonzil versammelten Väter, welchem er als kaiserlicher Kommissär anwohnte.

Sein Eifer für den wahren Glauben, verbunden mit großen Tugenden und einer seltenen wissenschaftlichen Bildung, ließen ihn würdig erscheinen, dem heiligen Patriarchen Tarasius von Konstantinopel nach seinem im Jahre 806 erfolgten Tode in seiner hohen Stellung nachzufolgen und die Kirche konnte bei dieser Wahl nur gewinnen, wie der Erfolg zeigte. Nicephorus legte am Tage seiner Weihe von der Reinheit seines Glaubens und von seinem Abscheu gegen die gottlose Lehre seiner Zeit das glänzendste Zeugnis ab. Während der ganzen Zeremonie hielt er eine Schrift in der Hand, die er zur Verteidigung der heiligen Bilder verfaßt hatte und legte sie sodann auf den Altar nieder als Pfand der Festigkeit, womit er die Tradition der Kirche bis zum Tode aufrecht zu erhalten entschlossen war.

Kaum hatte er den Patriarchenstuhl eingenommen, als er die Sittenreform seiner Diözese unternahm, und es gelang ihm, weil er seinen Ermahnungen durch sein eigenes Beispiel Kraft gab. Die Hauptwaffen, die er gegen das Laster gebrauchte, waren Sanftmut und Geduld, und er bediente sich ihrer nicht ohne Nutzen; aber der Ruhm, der ihm zu Teil wurde, eine gänzliche Umwandlung in den Sitten seiner Diözese hervorgebracht zu haben, kommt jenem lange nicht gleich, den er durch die unerschütterliche Festigkeit erlangte, womit er die Verfolgungen ertrug, welche die Feinde des Glaubens gegen ihn erregten.

Als Leo der Armenier, Staathalter von Natolien, im Jahr 813 zum Kaiser erklärt worden war, geriet die Kirche in neue Unruhen. Dieser Fürst, den Bilderstürmern ganz ergeben, beschäftigte sich nur mit den Mitteln, ihre Irrtümer auszubreiten. List und Gewalt galt ihm gleich, wenn er nur seine Absicht dabei erreichte; er sah ein, welche Bedeutung die Zustimmung des Nicephorus in den Augen der Rechtgläubigen haben würde, und wendete auch alles auf, um dieselbe zu erlangen; allein auf den heil. Patriarchen machten seine Schmeicheleien ebenso wenig Eindruck, als seine Drohungen. „Mein Fürst,“ sprach er zum Kaiser, „deine Bemühungen sind umsonst; wir können die alten Traditionen nicht ändern und verehren die hl. Bilder wie das Kreuz und das Evangelienbuch.“ Es war dies ein Einwurf, auf den sich nichts sagen ließ. Wenn die ersten Bilderstürmer zugeben, daß man das Kreuz und das Evangelienbuch verehren könne, so mußten sie auch folgerichtig einräumen, daß man auch die hl. Bilder verehren könne, weil es sich in beiden Fällen nur um eine beziehungsweise Verehrung handelt. Aber es ist nichts Seltenes, die Irrgläubigen mit sich selbst im Widerspruch zu sehen. Auf die freimütige Antwort des Nicephorus folgte eine kurze aber beredte Verteidigung des katholischen Glaubens, worin er bewies, daß die Rechtgläubigen die der Gottheit gebührende höchste Ehre

in nichts verletzten, weil die Verehrung, die sie den Engeln, den Heiligen und Propheten erwiesen, sich auf Gott zurückbezieht. Ebenso verhält es sich, setzte der Patriarch hinzu, mit der Achtung, die wir vor den leblosen Gegenständen haben, die zum Gottesdienste gehören, z. B. Tempel, heilige Gefässe und Bilder.

Der Kaiser, von Natur heftig, wurde über den Widerstand, den er fand, erzürnt und brauchte nun eine List, die er für wirksamer hielt, als alle bisher angewendeten Mittel. Er befahl heimlich einigen Soldaten, ein Bildnis Jesu Christi an dem großen Kreuz auf einem der Stadtthore wie zum Hohne herabzureißen, und als der Befehl vollzogen war, verbot er, ein anderes an die Stelle zu setzen, unter dem Vorwand, eine ähnliche Entweihung zu verhindern. Der Patriarch sah wohl ein, daß der Kirche ein heftiger Sturm drohe, aber er verlor den Mut deshalb nicht. Voll Gottvertrauen verdoppelte er die Inbrunst seines Gebetes, ermahnte die Katholiken zur Beharrlichkeit, versammelte mehrere heilige Personen um sich, und war auf alles gefaßt.

Leo, von dem, was vorging unterrichtet, ließ einige Bischöfe von der Partei der Bilderstürmer in seinem Palast zusammenkommen und dem Nicephorus sagen, er solle sich so schnell als möglich mit denjenigen seiner Kollegen, die zu seiner Partei hielten, dahin begeben. Der Patriarch gehorchte, und kam mit andern katholischen Bischöfen in den Palast. Als sie vor dem Kaiser standen, beschworen sie ihn, sich nicht in die Regierung der Kirche zu mischen, und dieselbe denjenigen zu überlassen, welche Christus als Hirten aufgestellt haben. Wenn die fragliche Angelegenheit, sagte Emilian von Cycikus, eine Kirchensache ist, so behandle man sie dem Brauche gemäß in der Kirche und nicht im Palaste. Darauf nahm Euthymius von Sardes das Wort, und setzte hinzu: „Seit mehr als 800 Jahren wird Jesus Christus abgemalt und in seinem Bilde verehrt. Wer möchte so verwegen sein, und einen Brauch abschaffen, der sich auf eine so alte Tradition gründet!“ Nach den Bischöfen sprach der heilige Theodor Stutides zum Kaiser: „Störe, o Herr, nicht die Ordnung der Kirche; Gott hat Apostel, Propheten, Hirten und Kirchenlehrer eingesetzt, aber von den Kaisern hat er nicht gesprochen. Die Regierung des Staates ist ihm anvertraut, wie die der Kirche den Hirten.“ Leo, vor Wut außer sich, jagte die katholischen Bischöfe fort und verbot ihnen, wieder vor ihm zu erscheinen, besonders war er gegen Nicephorus aufgebracht, und sann nur auf Mittel, ihn zu verderben, welche sich bald fanden. Die Bischöfe, von der Sekte der Bilderstürmer, versammelten sich im kaiserlichen Palaste und hielten daselbst ein angebliches Konzil, vor welches Nicephorus geladen wurde; allein der Patriarch erschien nicht, weil die Vorladung nicht kanonisch war, er antwortete denjenigen, welche sie ihm überbrachten, nur folgendes: „Wer hat euch diese Gewalt gegeben? Der Papst oder irgend ein anderer Patriarch? Ihr habt keine Gerichtsbarkeit in meiner Diözese.“ Er las ihnen sodann den Kanon vor, welcher die für exkommuniziert erklärte, die es wagen, in der Diözese eines andern Bischofs einen Akt der Jurisdiktion auszuüben; dann hieß er sie gehen. Diese Antwort hätte die Anhänger des Irrtums einschüchtern sollen, aber die Irrlehrer achten die Gesetze der Kirche nur, sofern sie ihren Zwecken dienlich sind. Die Bischöfe von der Partei der Bilderstürmer setzten also ihre Versammlung fort, und sprachen die Absetzung gegen Nicephorus aus. Um seinen Haß zu stillen, machte der Kaiser das Maß der Ungerechtigkeit dadurch voll, daß er ihn in die Verbannung schickte. Er durfte Gott danken, daß er den Nachstellungen entging, die man heimlich seinem Leben legte.

Michael, der Stammler, welcher dem Kaiser Leo im Jahr 820 folgte, begünstigte, wie dieser, die Bilderstürmer, und verfolgte die Katholiken, so daß Nicephorus in der Verbannung bleiben mußte. Er starb am 2. Juni 828 in dem Kloster des heiligen Theodor, das er gestiftet hatte, ungefähr siebenzig Jahre alt, von denen er beinahe vierzig im Asyl zubrachte. Sein Körper wurde im Jahr 846 auf Befehl der Kaiserin Theodora nach Konstantinopel verbracht.

14. März.

Die heilige Mathilde,

Königin von Deutschland.

Jahr 968.

Mathilde war eine Tochter des mächtigen Sachsenfürsten Theodorich. Ihre frommen Eltern ließen sie unter den Augen ihrer Muhme, der Abtissin im Kloster zu Erfurt erziehen. In dieser heiligen Schule gewann sie einen besonderen Geschmack am Gebet und am Lesen frommer Bücher, sie lernte auch alle weiblichen Arbeiten und gewöhnte sich unvermerkt daran, alle Augenblicke auf ernste und eines vernünftigen Wesens würdige

Gegenstände zu verwenden. Endlich kam die Zeit, wo die Vorsehung sie wieder in die Welt zurückrief.

Die junge Mathilde wurde im Jahre 913 an Heinrich, den Sohn des Sachsenherzogs Otto, vermählt. Ihr Gemahl, durch den Tod seines Vaters Herzog von Sachsen geworden, wurde im Jahre 919 als Nachfolger Conrads zum deutschen Kaiser erwählt. Dieser Fürst vereinigte mit allen Tugenden eines Königs große Frömmigkeit, er wurde von seinen Unterthanen ungemein geliebt. Sie sahen ihn als ihren Vater an, da es seine erste Sorge war, daß sie nicht zu sehr mit Abgaben gedrückt würden. Dafür legten sie aber auch ihre Dankbarkeit dadurch an den Tag, daß sie alle, als der Krieg ausbrach, ihrem Herrn auf eigene Kosten dienen wollten. Ein so edler Wetteifer machte auf das Herz Heinrichs einen tiefen Eindruck, und als das Kriegsfeuer erloschen war, belohnte er sie mit königl. Freigebigkeit.

Während Heinrich den Uebermut der Ungarn und Dänen züchtigte und Baiern zum Gehorsam brachte, trug Mathilde große Siege über die Feinde ihres Heils davon, welche einem Christen besser anstehen und Gott unendlich angenehmer sind. Sie widmete alle freie Zeit dem Gebete und der Betrachtung, um sich in der Andacht und der Demut zu erhalten. Diese Uebung hatte für sie einen solchen Reiz, daß sie außer der Zeit, welche sie unter Tags derselben widmete, auch noch einen großen Teil der Nacht darauf verwendete. Die ernsten Betrachtungen über die ewigen Wahrheiten schützten ihre Seele vor jenem feinen Gifte, das immer unter dem verführerischen Glanze menschlicher Größe verborgen ist. Oft suchte sie die Kranken und Betrübten heim, die sie tröstete und zur Geduld ermunterte. Sie diente den Armen und lehrte sie einen Stand hochschätzen, den Jesus Christus selbst erwählt und welchem er die Belohnung des künftigen Lebens verheißen hat. Den Gefangenen verschaffte sie die Freiheit, und wenn die Gerechtigkeit sich ihrer Freilassung entgegensetzte, so suchte sie wenigstens die Last ihrer Bande durch reichliche Almosen zu erleichtern. Ihr Hauptzweck dabei war, diese Unglücklichen dahin zu bringen, daß sie ihre Verbrechen durch die Thränen aufrichtiger Buße sühnen möchten. Einen großen Trost gewährte es ihr, daß ihr königlicher Gemahl in ihre Absichten eingieng und sie in der Ausübung aller ihrer Liebeswerke eifrig unterstützte.

Vermählung der Königin Mathilde mit König Heinrich.

Als Heinrich im Jahre 936 vom Schlage getroffen wurde, mußte die Königin alles für sein Leben fürchten. Oft warf sie sich in der Kirche vor dem Altar nieder und flehte zu Gott um seine Heilung; nachdem sie aber durch die Thränen und Wehklagen des Volks von seinem Tode unterrichtet worden war, ergab sie sich getrost in den Willen Gottes. Sie ließ sogleich einen Priester kommen, den sie damit beauftragte, das heilige Meßopfer für seine Seelenruhe zu bringen; sie gab auch diesem Priester den Diamantenschmuck, den sie trug, indem sie damit zeigen wollte, daß sie für immer auf die Pracht und Eitelkeit der Welt verzichte.

Mathilde hatte aus ihrer Ehe mit Heinrich drei Kinder, nämlich Otto, Heinrich und Bruno. Der erste, welcher seinem Vater auf dem deutschen Thron folgte, wurde im Jahre 962, nach seinem Siege über die Böhmen u. Lombarden, zum Kaiser gekrönt; Heinrich wurde Herzog von Baiern und Bruno, welcher noch jetzt in der Kirche als Heiliger verehrt wird, Erzbischof von Köln.

Otto war erst nach einem hitzigen Streite zum deutschen Kaiser gekrönt worden. Da Deutschland ein Wahlreich war, so machte sein Bruder Heinrich, obwohl der jüngste, ihm die Krone streitig und Mathilde hatte aus einer ungerechten Vorliebe sich zu seinen Gunsten erklärt. Dies Benehmen der Königin Mutter entzündete die Flamme der Zwietracht unter den Brüdern. Mathilde beging allerdings einen großen Fehler, aber Gott schickte ihr Prüfungen, wodurch sie denselben schwer büßte. Otto und Heinrich verbanden sich gegen sie, und beraubten sie sogar ihres Wittums unter dem Vorwande, daß sie den Staatsschatz durch ihr unüberlegtes Almosengeben erschöpft habe. Mathilde unterwarf sich ohne Murren den Fügungen der Vorsehung, welche sie züchtigte, und litt im Geiste der Buße diese Schläge, die sie um so tiefer fühlte, als sie ihr von der Hand ihrer eigenen Kinder beigebracht wurden. Die Verfolgung war eben so lang als grausam. Endlich jedoch schämten sich die beiden Fürsten ihres unwürdigen Betragens, versöhnten sich aufrichtig mit ihrer Mutter und gaben ihr alles zurück, was sie ihr genommen hatten.

Mathilde, in ihr früheres Vermögen wieder eingesetzt, verteilte mehr Almosen als je; sie stiftete auch fünf Klöster und mehrere Kirchen. Die zwei berühmtesten Klöster, die sie stiftete, waren das von Poldern im Herzogtum Braunschweig und das von Quedlinburg in Sachsen, dies letztere war für Nonnen bestimmt und die Heilige zog sich manchmal dahin zurück, um die Freuden der Einsamkeit zu genießen.

Ihr übriges Leben beschäftigte sie sich nur mehr mit frommen Uebungen und Werken der Barmherzigkeit. Ihr größtes Vergnügen bestand darin, Arme und Unwissende in der Weise zu unterrichten, recht zu beten. Sie befand sich eben im Kloster zu Quedlinburg, als sie von einer tötlichen Krankheit ergriffen wurde. Nach einigen Tagen legte sie öffentlich vor den Priestern und Nonnen des Klosters eine Beichte ihrer Sünden ab, empfieng die heiligen Sterbsakramente, ließ sich sodann auf ein Bußkleid legen und Asche auf das Haupt streuen und entschlief so ruhig im Herrn am 14. März 968.

15. März.

Der heilige Zacharias,

Papst.

Jahr 752.

Zacharias, ein Grieche von Geburt, folgte dem Papst Gregor III. im Jahr 741. Er war ein Mann von ausnehmender Herzensgüte und Sanftmut, welcher sich an seinen Feinden nur durch Wohlthaten rächte und jede Gelegenheit ergriff, denjenigen gefällig zu sein, welche ihn vor seiner Erhebung verfolgt hatten.

In den Unruhen, welche durch die Empörung der Herzoge von Spoleto und Benevent gegen den Lombardenkönig Luitprand ausbrachen, setzte er sich oft der Lebensgefahr aus. Luitprand, welcher die ausgezeichnete Heiligkeit des Zacharias kannte, bezeugte ihm große Ehrfurcht. Auf seine Bitte entließ er die Gefangenen, die er während des Kriegs gemacht hatte, ohne Lösegeld und gab der römischen Kirche alle Plätze zurück, die ihr in den Gebieten von Narni, Ancona rc. gehörten. Als der Heilige zu Terni die heiligen Mysterien feierte, erbaute er das lombardische Volk durch seinen außerordentlichen Seeleneifer so sehr, daß sie ihm die tiefste Ehrerbietung erwiesen. Einige Zeit darauf machte er eine Reise nach Pavia zu dem Könige Luitprand in der Absicht, von diesem Fürsten den Frieden und die Herausgabe mehrerer Plätze für das Exarchat von Ravenna zu erlangen. Anfangs schlug ihm der König seine Bitte ab, aber endlich gab er den wiederholten Vorstellungen des Heiligen nach.

Zacharias legte bei mehreren Gelegenheiten auffallende Proben seines Eifers und seiner Klugheit ab. Er entwarf sehr verständige Statuten zur Abschaffung der Mißbräuche, zur Aufrechterhaltung der Zucht und um den Samen der Zwietracht zu ersticken, welcher den Frieden in mehreren Kirchen störte.

Der heilige Apostel Deutschlands, Bonifacius, schrieb an ihn mehrere Briefe, um sich mit ihm über schwierige Punkte zu beraten. In einem dieser Briefe benachrichtigte er ihn, daß ein Priester, Virgilius mit Namen, zwischen ihm und dem Herzog Odilo von Bayern Zwietracht zu stiften suche und daß er außerdem mehrere Irrtümer lehre, z. B. daß es andere Menschen unter der Erde gebe, eine andere Sonne und einen anderen Mond. Zacharias antwortete, daß man ihn absetzen müsse, wenn er auf der Lehre solcher Irrtümer beharre. Allein wir dürfen aus dieser Antwort nicht schließen, daß der heilige Papst die Ansicht derjenigen verdammte, welche Antipoden annahmen; er hat gewisse Häretiker im Auge, welche das Dasein eines Menschengeschlechtes behaupteten, das nicht von Adam abstamme und von Jesus Christus nicht erlöst worden sei.

Ueberdies sprach er bei dieser Gelegenheit kein Urteil aus, weil er dem Virgilius befahl, nach Rom zu kommen, damit man seine Lehre prüfe, und es hat auch allen Anschein, daß Virgilius sich rechtfertigte, weil er einige Zeit darauf zum Bischof von Salzburg erwählt wurde.

Der heilige Papst hatte ein inniges Mitleid mit den Unglücklichen. Auf die Nachricht, daß venetianische Kaufleute in Rom Sklaven gekauft hätten, um sie wieder an die Mauren in Afrika zu verkaufen, warf er diesen ihren, der Menschheit und Religion so unwürdigen Handel vor und bezahlte sodann die Summe, die man verlangte, um allen diesen Sklaven die Freiheit wieder zu geben. Er schmückte die Stadt Rom mit mehreren prächtigen Kirchen und machte viele milde Stiftungen für die Armen und Pilger. Sein Tod fällt in den Monat März des Jahres 752.

16. März.

Die heilige Eusebia,

Äbtissin von Hamai in der Diöcese Arras.
Jahr 660.

Die heilige Eusebia, im Jahr 637 gegen das Ende der Regierung Dagoberts I. geboren, war die Tochter eines französischen Edelmanns in den Niederlanden, Namens Adelbold und der heiligen Rictruda, welche nach dem Tode ihres Gemahls Aebtissin von Marchienne wurde. Sie wurde unter den Augen ihrer Großmutter, der gottseligen Gertruda erzogen, welche dem Kloster Hamai vorstand. Im Jahr 649 wählte man sie zur Nachfolgerin der Aebtissin Gertruda. Da sie noch sehr jung war, ließ ihre Mutter sie nach Marchienne kommen, um in der großen Kunst, andern zu befehlen, unterichtet zu werden. Später nach Hamai zurückgekehrt, wohin Gottes Wille sie berief, regierte sie die ihr untergebenen Schwestern mit einer Weisheit, die ihr Alter weit überstieg; sie gab daselbst immer das Beispiel tiefer Demuth, unveränderlicher Sanftmuth, strenger Enthaltsamkeit, und einer vollkommenen Treue in Erfüllung aller Punkte ihrer Ordensregel. Ihr gottseliger Tod erfolgte am 16. März ungefähr im Jahr 660.

Der heilige Cyriakus von Rom.

Diakon und Martyrer.
Jahr 303.

Unter den Vielen, welche in den ersten Zeiten der Christenheit ihre Brüder mit Gefahr des eigenen Lebens liebten, gehört auch unser Heiliger mit seinen beiden Genossen, dem heil. Largus und Smaragdus, Diakonen der Römischen Kirche. Den Beweis hievon lieferten sie bei folgender Veranlassung.

Der von Diocletian zum Mit-Kaiser erwählte Maximilian, wollte dem Kaiser durch einen herrlichen Palast, die diocletianischen Bäder, ein Denkmal stiften. Zur Erbauung desselben wurden die Christen von jedem Alter, Range und Geschlechte, unter unmenschlichen Bedrückungen angehalten, um sie, überladen von schwerer Arbeit, bei geringer Kost zu einer um so schnelleren Beute des Todes zu machen.

Diese Behandlung bewog einen römischen, sehr reichen, heimlichen Christen, Namens Thrase, zum Mitleid. Bekannt mit dem großen Eifer des Diakonen Cyriakus und seiner Amtsgehülfen für das Wohl ihrer Glaubensgenossen, bot er ihnen sein Vermögen zur Unterstützung der Bedrängten an. Mit froher Rührung übernahmen Cyriakus, Largus und Smaragdus diesen ehrenvollen Auftrag, wurden aber bald entdeckt und zu denselben Arbeiten verurtheilt, was jedoch ihre Nächstenliebe keineswegs schwächte, sondern vielmehr entzündete; obschon selbst mit harten Arbeiten überhäuft, so verrichteten sie doch noch die Aufgaben Anderer, deren Kräfte nicht mehr auslangten, und sprachen Allen Trost zu.

Die heilige Eusebia im Kloster Marchienne.

Viele Heiden zollten dieser, sich selbst opfernden Liebe ihre Bewunderung: den grausamen Kaiser aber reizte sie zur Strafe. Sobald er davon in Kenntniß gesetzt war, ließ er die frommen Bekenner in einen Kerker werfen, um ihnen dadurch alle Mittel zu entziehen, außer dem Gebete ihre thätige Liebe auszuüben. Hier schmachteten sie lange Zeit in Vergessenheit, bis sich der Herr auf eine außerordentliche Weise durch sie verherrlichte, indem er sie mit der Gabe der Heilungen begnadigte. Was immer für Kranke ihre Zuflucht zu ihnen nahmen, so erhielten sie auf deren Fürbitte ihre Gesundheit wieder. Dieß bewirkte zwar die Bekehrung vieler Heiden, lenkte aber auch neuerdings Maximilians Aufmerksamkeit auf sie. Er versuchte, sie mit noch zwanzig andern Christen durch die peinlichsten Martern vom Glauben an Jesum abwendig zu machen. Man goß siedendes Pech über ihre Häupter, streckte sie auf die Folter und zerfetzte sie mit Geißeln. Da sie aber unter allen Qualen im standhaften Bekenntnisse Jesu Christi verharrten, der sie mit seiner erquickenden Ruhe stärkte, wurden sie endlich alle im Jahre 303 enthauptet. Ihre Leichname begrub man zwar Anfangs am salarischen Wege, nicht fern von dem Orte ihrer Marter, nach einiger Zeit aber wurden sie nach dem Landgute einer Christin, Ostiane, auf dem Wege nach Ostia übertragen.

Um die Blutzeugen zu ehren und ihre Feste würdig zu feiern, müssen wir uns recht mit ihrem Geiste durchdringen, und sie, insoweit es unser Stand ge-

stattet, nachzuahmen suchen. Wie sie, sollten wir lieber unser Blut hingeben, als dem Bösen folgen; wie sie, sollen wir unsere Leidenschaften bezähmen, die Prüfungen mit Geduld ertragen, ohne uns jemals Klagen oder Murren gegen den Mitmenschen zu erlauben. Man sieht Menschen, die freudig gewissen Bußübungen sich unterziehen, weil sie dieselben sich selbst ausgewählt haben; allein dann erst sind sie wirklich tugendhaft, wenn sie mit Geduld die Leiden und Widersprüche ertragen, woher immer sie kommen mögen. Vergeblich flehen wir um unsere Beseligung in unseren Gebeten, wenn wir nicht von den Mitteln Gebrauch machen wollen, durch welche uns Gott dahin führen will. Das Kreuz ist die geheimnißvolle Leiter, auf welcher wir zum Himmel steigen müssen.

Der heilige Heribert,

Erzbischof in Köln,

Jahr 1022.

Der hl. Heribert stammte aus dem berühmten Geschlechte der Kammerer von Worms ab, und wurde in eben dieser Stadt geboren. Seine erste Bildung erhielt er in dem Hause seiner Eltern; dann schickten ihn diese in das Kloster Gorze in Lothringen, um seine wissenschaftliche Laufbahn zu vollenden. Der hl. Heribert war nicht blos ein gebildeter, sondern auch ein frommer und gottesfürchtiger Jüngling. Sein Wunsch war es, für immer in diesem Kloster verbleiben zu können; seine Eltern sahen das nicht gerne. Doch widmete er sich dem geistlichen Stande und wurde, als er wieder nach Worms zurückgekehrt war, Probst an der Kirche dieser Stadt.

Der Kaiser Otto III. setzte ein sehr großes Vertrauen in die wissenschaftlichen Kenntnisse des heil. Heribert und ernannte ihn zu seinem Kanzler, in welcher Eigenschaft er auch dem Kaiser wichtige Dienste leistete. Ueberhaupt zeichnete sich der Heilige durch einen überaus tadellosen Wandel immer mehr aus und rechtfertigte vollkommen das Zutrauen, welches der Kaiser in ihn gesetzt hatte. Dabei war er sehr demüthig und lehnte alle Auszeichnungen, so viel es ihm möglich war ab; ebenso schlug er auch das Bisthum Würzburg aus, das ihm der Kaiser angetragen hatte.

Als aber zu Köln der erzbischöfliche Sitz erledigt worden war, und man lange über die Wiederbesetzung desselben nicht einig werden konnte, kam der heil. Heribert in Vorschlag, und der Kaiser selbst schrieb an ihn und nöthigte ihn gleichsam, seiner anhaltenden Weigerung ungeachtet, diesen Antrag anzunehmen. Der Kaiser hatte ihn nach Benevent kommen lassen; von hier aus begab sich der Heilige nach Rom und empfing aus den Händen des Papstes Sylvester II. selbst das erzbischöfliche Pallium. Dann reiste er nach Köln, wo er am 24. Dez. des Jahres 999 die bischöfliche Weihe erhielt.

Bald darauf begleitete er den Kaiser auf seinem Zuge nach Italien. Da dieser hier an erhaltenem Gifte zu Palermo, einem kleinen Städtchen des römischen Gebiets, den 30. Jan. 1002 starb, so wurde ihm noch der Trost zu Theil, des Zuspruchs des heil. Bischofes zu genießen und in seinen Armen zu verscheiden. Der hl. Heribert brachte den Leichnam des Kaisers nach Aachen und kehrte dann wieder nach Köln zurück.

Versöhnung Kaiser Heinrichs mit dem heiligen Heribert.

Der hl. Oberhirte zeichnete sich durch die genaueste und gewissenhafteste Erfüllung aller seiner Pflichten vorzüglich aus. Er war ein Liebhaber des Gebetes und zur Ehre Gottes erbaute er mehrere Klöster und unterstützte die Kirchen reichlich. Insbesondere aber glänzte seine große Liebe zu den Armen. Er erbaute ein Spital für dieselben und unerschöpflich waren seine Wohlthaten, die er ihnen zugehen ließ, besonders zur Zeit einer schrecklichen Hungersnoth. Nicht nur in seiner Residenzstadt Köln sorgte er väterlich für die Nothleidenden, auch in andere Städte schickte er Geld zu ihrer Verpflegung.

Dessenungeachtet war es der Verleumdung gelungen, diesen würdigen Oberhirten bei dem Nachfolger Ottos, dem heiligen Kaiser Heinrich, anzuschwärzen, so daß dieser lange Zeit gegen Heribert eingenommen war. Endlich gelangte er aber zur Einsicht der Wahrheit und versöhnte sich auf die rührendste Weise in aller Aufrichtigkeit mit dem heil. Erzbischofe. Auch schenkte er ihm von nun an sein ganzes Zutrauen und wählte ihn ebenfalls zu seinem Reichskanzler, wie das schon sein Vorfahr gethan hatte. Die weisen

Rathschläge des Heiligen befolgte Heinrich immer, und sehr oft hatte er denselben den glücklichsten Erfolg zu verdanken.

Jetzt näherte sich auch für den heil. Erzbischof die Stunde der Auflösung. Eben war er beschäftigt, seine Diözese zu bereisen, und befand sich in dem Städtchen Duytz, als ihn seine letzte Krankheit befiel. Vor Allem bereitete er sich durch den Empfang der hl. Sterbsakramente auf die Reise in die Ewigkeit vor, dann ordnete er seine zeitlichen Geschäfte und empfahl seinem Bruder vorzüglich die Sorge für die Armen, unter die er beinahe seine ganze Verlassenschaft austheilen ließ. Er war noch nach Köln gebracht worden und starb hier am 16. März 1022, nachdem er dreiundzwanzig Jahre lang die erzbischöfliche Würde mit Ruhm bekleidet hatte. Er wurde in dem Kloster, das er selbst am andern Rheinufer gestiftet hatte, beerdigt, und viele Wunder verherrlichen seine Grabstätte, weßhalb auch der Erzbischof von Köln, Hermann, um seine Heiligsprechung nachsuchte, die endlich vom Papste Gregor ertheilt wurde.

17. März.

Der heilige Patricius,

Apostel von Irland.

Jahr 251.

Der heilige Patricius wartet ein Schiff ab, um zu entfliehen.

Im äußersten Westen der alten Welt liegt eine Insel, vordem Hibernia genannt und jetzt unter dem Namen Irland bekannt. Der Ursprung ihrer Geschichte verliert sich in dem Dunkel der Zeiten; wenn wir jedoch die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner, zur Zeit, da sie zum Christenthume bekehrt wurden, mit Aufmerksamkeit betrachten, so überzeugen wir uns bald, daß ihre ursprüngliche Bevölkerung sich aus einer Mischung celtischer Volksstämme mit phönizischen Colonien bilden mußte, die aus Spanien kamen. Und in der That finden wir in den religiösen Uebungen dieses alten Volkes dieselben barbarischen Bräuche, die sich in dem Cult der ebengenannten Nationen eingebürgert hatten. Wie die Phönicier, beteten die Irländer unter dem Namen Baal die Sonne an, sogar der Name Baal-Samem, oder Herr des Himmels, unter dem die Phönicier ihren Gott verehrten, hatte sich in dem heidnischen Cult Hiberniens erhalten. Der Sonnendienst bei den Irländern wird durch folgende Worte des hl. Patricius bestätigt: „die Sonne, die wir sehen, geht jeden Tag auf Befehl Gottes auf; aber nie wird sie selbst regieren, ihr Licht wird nicht immer dauern und alle ihre Anbeter werden den ewigen Strafen nicht entgehen; wir dagegen, wir glauben an Christum, die wahre Sonne, und beten ihn an.“ Wie die Celten, so erwiesen auch die Irländer dem Feuer, dem Wasser, Bäumen und Steinen göttliche Verehrung. Aufgerichtete Felssteine, die sie abgöttisch verehrten, erinnern auch an den druidischen Aberglauben. Wirklich führten ihre Priester abwechselnd den Namen Druiden, wie in Britannien und Gallien, oder Magier, ähnlich wie im Orient. Wir dürfen uns also nicht wundern, in dem alten Cult der Irländer die Abscheulichkeiten zu finden, welche die Menschheit bei den Völkern entehrten, von denen sie abstammten. Es ist nur zu gewiß, daß Menschenopfer einen Theil ihrer religiösen Ceremonien ausmachten. Am Vorabende des Sanchinfestes wurden alle jene, welche im vorhergehenden Monat März von den Druiden zum Tode bestimmt waren, in Folge dieses Urtheils zwischen zwei Feuern verbrannt. Diese barbarische Nation unternahm der heil. Patricius durch das Christenthum zu civilisiren; ja er brachte es für sich allein, durch seinen Eifer, seine Sanftmuth und sein unerschütterliches Gottvertrauen dahin, aus diesem wilden Volke ein Volk von Heiligen zu machen, das nie aufgehört hat, die Kirche durch seinen Glauben, seine Tugenden und seinen Heldenmuth in Ertragung von Verfolgungen und Leiden jeder Art zu erbauen.

Wiewohl der heil. Patricius als Apostel von Irland verehrt wird, so ist man doch gewöhnlich der Ansicht, daß ihm der heil. Paladius auf dieser Insel voranging, welcher als der erste Bischof derselben betrachtet wird. Wir dagegen sind entgegengesetzter Meinung. Allerdings schickte nach dem Siege der Briten über die vereinigten Pikten und Angelsachsen der heil. Papst Cölestin den Skolten den Diakon Paladius, den er zum Bischof geweiht hatte, mit dem Auftrage, dieselben dem Christenthum zuzuführen. Diese Skolten waren aus Irland eingewandert und hatten sich im Norden Britaniens sowohl, als in den Landschaften niedergelassen, die wir jetzt Schottland nennen. Zu diesen Colonisten wurde Paladius gesendet. Zwar ging dieser heil. Bischof nach Irland hinüber, um den Glauben nach dem Mutterlande zu bringen, und gegen den Beginn des fünften Jahrhunderts hatten mehrere andere heil. Männer daselbst schon das Evangelium verkündet, aber es scheint nicht, daß sie eine dauernde Kirche hier gestiftet haben.

Dieser Ruhm war dem hl. Patricius aufbehalten, in dessen Adern römisches und britisches Blut floß. Sein Vater Kalphurnius stammte aus edler Familie, und lebte in Alclud, dem heutigen Domborton, einer römischen Stadt Schottlands. Der Name Patricius verräth gleichfalls römischen Ursprung, während der Name Mann, den ihm seine Landsleute vor seiner

Erhebung zum Bischof gaben, an seine britische Abkunft erinnert. Er erzählt uns in seiner Confessio (Beicht), daß er zu Bonaven=Taberniä geboren wurde, welches man für den Flecken Kill=Patrik an der Mündung der Clyde hält; seine Eltern waren Christen, und wenn er sich später anklagte, Gott vor seinem sechzehnten Jahre nicht gekannt zu haben, so will dieß nicht sagen, daß er im Götzendienste aufgezogen worden sei, sondern daß er gleichgiltig gegen die Pflichten der Religion gelebt habe. Auch beweinte er sein ganzes Leben lang die in seiner Jugend begangenen Sünden.

Gott züchtigte ihn, um ihn zu sich zurückzuführen. Sechzehn Jahre alt, wurde er mit mehreren Leibeigenen seines Vaters von einer Schaar Barbaren geraubt, die ihn nach Irland brachten, wo er auf Bergen und in den Wäldern die Viehherden hüten mußte. In seiner Gefangenschaft hatte er von Hunger, Blöße und von der Ungunst der Witterung in dem rauhen Klima des Landes viel zu leiden. Aber diese Leiden brachten ihn zur Einkehr in sich selbst, er sah in seiner Sklaverei die rechte Strafe für seine Vergehen. Von den Menschen verlassen, flüchtete er sich zu Gott und brachte ihm alle Trübsale, die er dulden mußte, zum Opfer dar. Er betrachtete im Geiste die Wahrheiten, die er in seiner Kindheit gelernt, dachte über die Pflichten des Christenthums in ihrem ganzen Umfange nach und ermuthigte sich dadurch zum Heil seiner Seele, seine leiblichen Mühseligkeiten auszuhalten. Von nun an ging ein neues Leben für ihn auf und er fand in seiner Gefangenschaft unaussprechliche Tröstungen. Gott nie aus den Augen verlierend, brachte er den größten Theil des Tages und selbst der Nacht im Gebete zu.

Die sechs Jahre, die er im Dienste seines Herrn verbrachte, waren für ihn ein herbes Noviziat, das ihn zur Uebung der christlichen Tugenden bildete und zu der glänzenden Mission vorbereitete, die Gott ihm bestimmte. Der Verkehr, den er mit den Bewohnern hatte, gab ihm auch die Mittel an die Hand, ihre Sprache und die Sitten des Landes kennen zu lernen. Endlich erhielt er im Traum den Befehl, in sein Vaterland zurückzukehren. Sogleich machte er sich nach dem Meeresufer auf, wo ein Fahrzeug eben unter Segel gehen wollte, und bat um Aufnahme in dasselbe, aber er sah sich zurückgewiesen, weil er die Ueberfahrt nicht bezahlen konnte. Traurig wollte Patricius umkehren und wieder den Weg nach seiner Hütte einschlagen, als der Herr des Schiffes, obgleich ein Heide, von seiner Betrübniß gerührt, ihn zurückrief und mitnahm. Nach einer dreitägigen Fahrt landete man in Schottland, in einer wüsten Gegend, wo die Bootsleute siebenundzwanzig Tage lang herumirrten, ohne sich irgend Nahrungsmittel verschaffen zu können. Da Patricius oft seine Reisegefährten von der Allmacht des Gottes unterhalten hatte, den er anbetete, so fragten sie ihn, warum er ihn nicht bitte, ihnen gnädig zu sein. Voll heil. Zuversicht antwortete er ihnen, wenn sie ihre Gebete mit dem seinigen vereinigen, und den Gott der Christen aufrichtig anbeten wollten, so würden sie die Wirkungen seines Schutzes bald erfahren. Sie thaten es, und noch an demselben Tage begegneten sie einer Schweinheerde, welche ihnen Nahrungsmittel lieferte, bis sie zu einer bewohnten Gegend gelangten.

Der hl. Patricius wird, 16 Jahre alt, mit mehreren Leibeigenen seines Vaters von Barbaren geraubt.

Nachdem er einige Jahre in seinem Vaterlande zugebracht hatte, verlor er noch einmal seine Freiheit; aber seine Gefangenschaft dauerte nur zwei Monate. Seine Biographen berichten, daß Seeräuber ihn gegen das Jahr 400 nach Gallien entführten; er sei sodann in dem Kloster St. Martin Mönch geworden und

drei Jahre daselbst geblieben, hierauf sei er nach Italien gereist, und in diesem Lande Priester geworden. Nach Gallien zurückgekehrt habe er sich auf der Insel Lerins zurückgezogen und dort neun Jahre lang in heiliger Einsamkeit gelebt. Von hier habe er eine Reise nach Rom unternommen und sei daselbst von dem heiligen Papst Cölestin zum Bischof geweiht und um das Jahr 432 nach Irland geschickt worden. Indessen ziehen gute Kritiker die Reisen des heiligen Patricius nach Gallien und Italien in Zweifel und scheint sich auch wirklich aus der Schrift des Heiligen, welche den Titel Confessio führt, zu ergeben, daß er in seiner eigenen Heimath die Weihe als Priester und Bischof erhielt, um den Irländern das Evangelium zu verkünden.

Wie dem sein mag, Gott zeigte ihm durch mehrere Gesichte, daß er berufen sei, an der Bekehrung Irlands zu arbeiten. Als er einst im Gebete war, schien es ihm, als höre und sehe er die kleinen Kinder dieser Insel, welche von dem Schooße ihrer Mütter aus ihm die Arme entgegenstreckten und riefen: „Patricius komm zu uns und rette uns vor dem Zorne Gottes.“

Als es sich jedoch davon handelte, ihm die Erwählung zur bischöflichen Würde zu überbringen, um in Irland einige Kirchen zu gründen, erfuhr er von seiner Familie, die das Vorhaben seiner Mission nicht billigte, heftigen Widerstand. Sogar die Geistlichkeit seines Landes suchte ihn durch die vortheilhaftesten Anerbieten zurückzuhalten. Man wollte ihn auch durch die Schilderungen der Gefahren abschrecken, denen er sich mitten unter einem abgöttischen Volke aussetzen würde, welches die Briten und die Römer gleichmäßig haßte. Einige gingen noch weiter und behaupteten, es fehle ihm an den nöthigen Eigenschaften zu einem so schweren Unternehmen. Patricius, welcher einerseits seine Berufung erfüllen, und andererseits doch nicht unüberlegt ans Werk gehen wollte, nahm seine Zuflucht zum Gebet und flehte zum Herrn, ihm seinen Willen kund zu geben. Er wurde erhört; Gott tröstete ihn durch eine Vision, die ihn in seinem Vorhaben bestärkte. Jetzt wankte er nicht mehr; ohne sich durch irgend eine menschliche Rücksicht aufhalten zu lassen, verließ er Vaterland und Familie, um einem fremden Volke zu dienen. Er opferte sich ganz auf, um den Namen Jesus Christus an die fernsten Enden der Erde zu tragen, fest entschlossen, Alles zu dulden, um seinen Beruf zu erfüllen, wenn nur dadurch das Reich des Herrn auf Erden ausgebreitet würde.

Voll dieser heil. Entschließungen schiffte er wieder nach Irland hinüber, nicht mehr als armer Sklave, welcher die Heerden eines grausamen und unmenschlichen Herrn hüten sollte, sondern als Apostel, um Jesu Christo eine unermeßliche Heerde getreuer Seelen zu erobern in einem Lande, wo der Götzendienst fast allgemein herrschte und ein barbarischer Cult sogar Menschenopfer forderte; denn zur Zeit der Ankunft des heil. Patricius scheuten sich die Irrländer nicht, ihrem ersten Götzen Crum=Craach denselben Tribut darzubringen, welchen die Karthager dem Saturnus bezahlten, indem sie die Erstgeborenen ihrer Kinder opferten.

Der heilige Patricius.

Brennend vor Eifer für die Ehre Gottes rechnete Patricius die Gefahr für nichts, welcher er sich als Fremdling aussetzte; denn außerdem, daß die Fremdlinge Gefahr liefen, zu Sklaven gemacht zu werden, erwählte man unter ihnen oft die blutigen Opfer für die Altäre der Götzen. Der Heilige durchzog die ganze Insel und drang nach den entlegendsten Gegenden derselben vor, allen Gefahren trotzend, und überall das Reich Gottes verkündigend.

Seine Predigten, durch die Heiligkeit seines Wandels und die Wunder, die er wirkte, unterstützt, hatten einen wunderbaren Erfolg. Die Heiden liefen in Schaaren herbei, ihn zu hören, und nachdem der Heilige dieselben gehörig vorbreitet hatte, ließ er sie zur heiligen Taufe zu. Um sie in dem neuen Glauben, den sie angenommen hatten, zu befestigen, stiftete er mehrere Mönchs= und Nonnenklöster. Gleich im ersten Jahre seines Apostolats wagte er Jesum Christum mitten in der allgemeinen Versammlung der Könige und Stände von ganz Irland zu verkündigen, welche jährlich zu Tara in der Provinz Ost=Meath gehalten wurde. Hier residirte der mächtigste König des Landes, und diese Stadt war auch der Hauptsitz der Druiden und des Götzendienstes. Der Sohn des damaligen Königs Neil erklärte sich gegen den Heiligen und gegen seine Lehre; allein ungeachtet dieses heftigen Widerstandes brachte doch das Wort Gottes seine Früchte hervor. Mehrere Fürsten verlangten die Taufe, unter andern

der Vater des heil. Benon, welcher dem heil. Patricius auf dem bischöfl. Stuhle von Armagh nachfolgte. Ihrer Bekehrung folgte die der Könige von Dublin, Münster und der sieben Söhne des Königs von Connaught. Die neuen Gläubigen wollten dem hl. Patricius von ihren irdischen Gütern mittheilen, zur Vergeltung für die himmlischen Güter, womit er sie bereichert hatte, aber indem er durch Annahme derselben sein heil. Amt herabzuwürdigen fürchtete, zwang er diejenigen, welche ihm dergleichen Geschenke gemacht hatten, dieselben zurückzunehmen, weil er lieber einige eifrige Christen betrüben, als den Schwachen die geringste Gelegenheit zum Aergerniß geben wollte. Er kam vielmehr mit seinem eigenen Vermögen den Bedürfnissen der Gläubigen und Heiden zu Hilfe. Ueberall, wohin er kam, theilte er reichliches Almosen aus, er machte sogar der Königin und ihren Prinzen reichliche Geschenke, um ihre Gunst zu gewinnen und dadurch die Ausbreitung des Evangeliums zu erleichtern. Kinder, in welchen er glückliche Anlagen gewahrte, ließ er auf seine Kosten erziehen, um sie frühzeitig zum Altardienste heranzubilden. Kurz seine Freigebigkeit kannte keine Grenzen und hatte er nichts mehr zu geben, so freute er sich mit Jesu Christo arm zu sein.

Wenn der eifrige Bischof es dahin brachte, beinahe ganz Irland zu bekehren, so geschah es nicht ohne viele Widerwärtigkeiten und Verfolgungen. Eine der beschwerlichsten für ihn war der Einfall Carotiks, eines Fürsten, welcher im Lande der Gälen herrschte. Dieser König bekannte sich zwar zur christlichen Religion, aber er hing noch immer den Sitten der Barbaren an. Carotik landete in Irland, verheerte einen Bezirk, wo Patricius soeben die heil. Firmung ertheilt hatte, mit Feuer und Schwert, tödtete einen Theil der noch mit dem weißen Gewande bekleideten Neophyten, entführte die andern und verkaufte sie als Sklaven an die Heiden.

Gleich den andern Morgen nach dieser Unthat schickte Patricius von dem tiefsten Schmerze durchdrungen, einen tugendhaften Priester mit einem Schreiben an Carotik, worin er ihn beschwor, die Christen loszugeben, die er zu Gefangenen gemacht hatte, und einen Theil der geplünderten Güter zurückzuerstatten, damit die Uebrigen nicht den Schrecken des Mangels und der Verzweiflung preisgegeben würden; allein der Tyrann antwortete auf die Bitten des Heiligen nur durch Spottreden, indem er sich über Patricius und seine Irländer lustig machte, wie wenn sie als neue Christen tief unter den Briten stünden.

Um das Aergerniß zu verhüten, welches das barbarische Benehmen dieses christlichen Fürsten verursachen konnte, verfaßte der heil. Patricius selbst ein Rundschreiben, das wir noch besitzen, worin er sagt: wiewohl er nur ein Sünder und unwissender Mensch sei, so müsse er doch, da ihn Gott zum Bischof Irlands bestimmt habe, als solcher von den ihm anvertrauten Waffen Gebrauch machen, und demnach scheide er den Tyrannen Carotik mit allen Theilnehmern seines Verbrechens von Jesus Christus und der Gemeinschaft der Gläubigen aus; er verbiete mit ihnen zu essen und ihr Almosen anzunehmen, bis sie Gott durch die Thränen aufrichtiger Reue genug gethan, und den Schülern Jesu Christi wieder die Freiheit gegeben hätten. Obgleich Patricius in diesem Briefe den Tod der unter dem Schwerte Carotiks Gefallenen bitter beweinte, tröstete er dennoch die Ueberlebenden, indem er ihnen seine Freude bezeugt über die Herrlichkeit, die sie in ihrem Blute erlangt haben, weil sie jetzt im Himmel mit den Propheten, Aposteln und Martyrern regieren.

Nachdem sich der christliche Glaube in Irland durch seine Bemühung verbreitet hatte, setzte er in den bedeutendsten Städten Bischöfe ein, was ihm erlaubte, mehrere Concilien zu halten; wir besitzen noch die authentischen Akten des ersten, welche sich auf die Bischöfe, Diakonen und den ganzen Clerus beziehen.

Wie schon bemerkt, hatte der Heilige einige Mönchsklöster errichtet, so z. B. das Kloster Sabhal nahe bei Down Patrik, ungefähr ein Jahr nach seiner Ankunft auf der Insel, zu dessen Abt er den heil. Dontus, seinen Schüler einsetzte; ein anderes stiftete er zu Armagh, welches er zum Mittelpunkt seiner Predigten gemacht zu haben scheint; in diese Stadt verlegte er auch die Metropolitankirche der Insel. Ueberhaupt erfüllte er Irland mit Kirchen und Schulen, wo Frömmigkeit und Weisheit lange Zeit blühten. Diese Schulen wurden so berühmt, daß mehrere Jahrhunderte lang Fremdlinge von allen Seiten dahin zusammenströmten, so daß dieß von den übrigen Völkern so lange verschrieene Land gleichsam der Sammelplatz aller derjenigen wurde, die sich den Wissenschaften widmen wollten, und durch Tugend und Frömmigkeit so ausgezeichnete Männer hervorbrachte, daß man das Land die Insel der Heiligen nannte.

Als Patricius schon hoch betagt war, schrieb er seine Confessio, worin er uns köstliche Einzelheiten über sein Leben und seine Predigt mittheilt. Er zeigt in diesem Werke eine tiefe Demuth, indem er auf jeder Seite seine Fehler bekennt, und die unendliche Barmherzigkeit des Herrn lobpreist, deren Wirkungen er so häufig vor vielen Anderen erfahren habe, welche derselben würdiger gewesen wären.

Wir sehen darin auch seinen großen Seeleneifer, sein glühendes Verlangen nach dem Martertode und seine tiefe Kenntniß der heiligen Schriften.

Der heil. Patricius führte bis in sein höchstes Alter das strengste Büßerleben. Alle seine Reisen machte er bis in sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr, d. h. bis zu seiner Erhebung zum Bischofe zu Fuß, aber von dieser Zeit an mußte er sich eines Wagens bedienen, wegen der schlechten Wege in Irland. Wir sagen nichts von seinen häufigen und strengen Fasten, von seinem fast unausgesetzten Gebet und von seinem Eifer, welcher alle Schwierigkeiten überwand. Er starb im Frieden im Jahr 464 ungefähr 83 Jahre alt und wurde zu Down in Ultonien in einer Kirche begraben, die seinen Namen führt. Vor seinem Ende hatte er noch den Trost, fast ganz Irland durch

seine Bemühungen zur Anbetung des wahren Glaubens bekehrt zu haben. Auch sind die Irländer immer der Ehre des heil. Mannes getreu geblieben, und haben bis auf unsere Tage ihren Glauben rein zu bewahren gewußt, trotz den Verfolgungen aller Art, die sie seit mehr als zwei Jahrhunderten von Seite der protestantischen Regierung Englands auszustehen hatten. Das Andenken des heil. Patricius hat nie aufgehört, in dem Lande, das er Jesus Christo erobert, hoch verehrt zu sein, es lebt noch immer unter den Irländern fort, die ihn mit Recht nicht blos als ihren Apostel betrachten, sondern auch als das Werk der Civilisation ihres Landes. Ihm verdanken sie auch die Einführung der Buchstaben, denn die alten Irländer hatten keine andere Denkmäler der Wissenschaft, als die von ihren Barden verfaßten und gesungenen Reime, welche die wahren oder fabelhaften Heldenthaten ihrer Vorfahren enthielten. Es ist eine in Irland allgemein verbreitete Sage, daß der Heilige auch das Land von giftigen Thieren befreite, womit es vordem geplagt war; so viel ist wenigstens gewiß, daß es auf dieser Insel keine gefährlichen Reptilien oder Insekten gibt.

18. März.

Der heilige Cyrillus,

Bischof von Jerusalem.

Jahr 386.

Cyrillus wurde gegen das Jahr 315 zu Jerusalem oder in der Umgebung dieser Stadt geboren. Er legte sich frühzeitig auf das Studium der heil. Schriften, und wurde darin so bewandert, daß die meisten seiner Reden, sogar jene, die er aus dem Stegreif hielt, gleichsam nur ein Gewebe von, aus dem heil. Text genommenen Stellen, oder von Anspielungen auf die in den heil. Büchern erzählten Begebenheiten sind. Außerdem schöpfte er auch aus den Schriften der Väter eine tiefe Kenntniß der christlichen Lehre; er las auch die Werke heidnischer Schriftsteller, um daraus Waffen zum Kampfe gegen das Heidenthum zu holen.

Der heil. Bischof Maximus von Jerusalem weihte ihn im Jahre 345 zum Priester und übertrug im bald darauf die Verkündigung des göttlichen Wortes. Der hl. Cyrillus erzählt uns selbst, daß er alle Sonntage in der Versammlung der Gläubigen predigte. Es wurde ihm auch der Unterricht der Katechumenen oder derjenigen anvertraut, welche sich auf den Empfang der heil. Taufe vorbereiteten. Wir besitzen noch von ihm dreiundzwanzig Katechesen, oder mündliche Unterweisungen, von welchen die achtzehn ersten das Glaubensbekenntniß erklären und an die Kompetenten, oder Illuminaten gerichtet sind. Sie wurden in der Vorhalle der Kirche gehalten, weil die Katechumenen dieser Ordnung das Innere des Tempels nicht betreten durften. Die fünf anderen heißen die mystagogischen, entweder weil sie an schon eingeweihte Katechumenen gerichtet waren, oder weil die hl. Mysterien hier deutlich erklärt sind, besonders die Sakramente der Taufe, der Firmung und des hl. Abendmahls.

Der heil. Cyrillus hatte mehrere Jahre lang das wichtige Amt des Katecheten, und versah es mit großem Eifer und Erfolg. Gegen das Ende des Jahres 350 wurde er der Nachfolger des heil. Maximus und arbeitete wie dieser an der Vertheidigung der Wahrheit gegen die Angriffe des Irrthums. Der Anfang seines Episcopats ward durch ein auffallendes Wunder ausgezeichnet. Ueber der Stadt Jerusalem erschien nämlich am Himmel ein leuchtendes Kreuz, das sich vom Kalvarienberg bis zum Oelberg, 15 Stadien, oder beinahe ³/₄ Stunden weit erstreckte. Die Breite war der Länge angemessen. Es waren keine Strahlen wie an einem Kometen, sondern das Kreuz bildete eine hellglänzende Lichtmasse. Die Erscheinung zeigte sich am hellen Tage, Morgens 9 Uhr am 7. Mai des Jahres 351. Alle Einwohner Jerusalems geriethen darüber in Schrecken, verließen ihre Häuser und die öffentlichen Plätze und eilten von ihrer Arbeit weg zur Kirche, und alle miteinander, Männer, Frauen und Kinder lobten Jesum Christum und bekannten seine Gottheit. Die Kunde davon verbreitete sich schnell nach allen Seiten, denn es kamen immer Fremde aus allen Ländern der Welt nach Jerusalem, um die hl. Stätten zu besuchen und da zu beten. Dieß Wunder bekehrte eine große Anzahl Heiden und Juden.

Einige Jahre darauf wurde Cyrillus in Folge von Zwistigkeiten zwischen ihm und dem arianisch gesinnten Bischof Akazius von Cäsarea und auf falsche Anklagen hin auf einem Concil abgesetzt. Er apellirte von diesem Spruche an ein höheres Tribunal; allein, obgleich der Kaiser diese Berufung gut hieß, so mußte der Heilige doch der Gewalt weichen. Aus Jerusalem vertrieben, zog er sich nach Antiochien zurück, da aber diese Stadt nach dem Tode des Leontius ohne Bischof war, ging er nach Tarsus in Cilicien, wo ihn der Bischof Silvan ehrenvoll aufnahm. Als dieß Akazius erfuhr, theilte er dem Silvan die Absetzung des Cyrillus mit, allein der Bischof von Tarsus hinderte ihn deßhalb nicht, in der Kirche den Gottesdienst zu halten, oder das Werk Gottes

zu predigen, sowohl aus persönlicher Hochachtung als mit Rücksicht auf das Volk, welches an seinem Unterrichte großes Vergnügen fand. Auf dem Concil von Seleucia im Jahr 359 wurde er wieder eingesetzt. Demungeachtet gelang es den Arianern, ihn das folgende Jahr auf einem Concil in Constantinopel zum zweitenmale absetzen zu lassen, unter dem Vorwande, daß er mit Eustachius von Sebaste und andern semiarianischen Bischöfen in Verbindung gestanden sei. Allein wenn der hl. Cyrillus mehrmals während seiner Verbannung mit Bischöfen verkehren mußte, deren Lehre später schwere Vorwürfe verdiente, so wurde doch sein Glaube dadurch keineswegs befleckt, wie er denn auch im Jahre 349 in Uebereinstimmung mit seinem Vorgänger Maximus die Dekrete des Concils von Sardika und folglich die Lehre der nicänischen Väter angenommen hatte. In seinem Schreiben an den Kaiser Constantius bekennt er ausdrücklich den Glauben an die hl. Trinität. Dazu kommt noch, daß er auf dem Concil zu Constantinopel im Jahr 381 mit den übrigen Bischöfen die Irrthümer der Semiarianer und Macedonianer verdammte. Die im folgenden Jahr in derselben Stadt versammelten rechtgläubigen Bischöfe legten für seinen Glauben das schönste Zeugniß ab und erklärten in ihrem Schreiben an den Papst Damasius, daß der ehrwürdige Bischof Cyrillus von Jerusalem um des Glaubens willen mehrere Verfolgungen ausgestanden habe.

Julian der Abtrünnige, welcher nach dem Tode des Constantius im Jahr 361 den Kaiserthron bestieg, rief alle verbannten Bischöfe zurück, und gestattete ihnen, ihren Stuhl wieder zu besteigen, in der Absicht, die Intoleranz seines Vorgängers gehässig zu machen, zwischen den Orthodoxen und Irrgläubigen gewissermaßen das Gleichgewicht zu halten und zwischen beiden die Trennung zu nähren, um dadurch das Christenthum herabzuwürdigen. So bediente sich Gott der Politik des Kaisers, um den Heiligen seiner Kirche wieder zu geben. Kurz nach seiner Rückkehr war Cyrillus Augenzeuge eines der merkwürdigsten Wunder, die für das Christenthum gewirkt worden sind und wir halten es nicht für unpassend, dasselbe etwas ausführlicher zu berichten.

Der heilige Cyrillus unterrichtet die Katechumenen.

Gleich mit dem Beginne des Christenthums waffnete sich das Heidenthum mit aller Macht, um der Einführung desselben entgegen zu treten. Die Bekenner der neuen Lehre wurden zu den fürchterlichsten Martern verurtheilt, aber ihr Blut war gleichsam der befruchtende Same, welcher die Jünger Christi von Tag zu Tage mehrte. Julian, von der Zweckwidrigkeit gewaltsamer Verfolgung durch Erfahrung belehrt, wandte neue Waffen an, um den christlichen Namen zu vertilgen. Er zeigte äußerlich große Mäßigung und gab aus seinen Reden zu verstehen, daß er das Benehmen der Verfolger mißbillige. Durch Heuchelei und Verstellung schmeichelte er sich, leichter zum Ziel zu kommen. Um das Christenthum an der Wurzel anzugreifen, wollte er den Tempel zu Jerusalem wieder aufbauen und daselbst den jüdischen Cultus wieder einführen. Christus hatte verkündet, dieser Tempel solle zerstört werden und von ihm kein Stein auf dem andern bleiben. Schon vor ihm hatten die Propheten erklärt, daß dieß die letzte bleibende Zerstörung sein werde, daß die Juden nie mehr eine Nation

bilden, sondern ohne König, ohne Opfer, ohne Altar, ohne Propheten umherirren, das Heil suchen und nicht finden würden. Den Tempel und seinen Kultus wieder aufrichten, hieß also nicht nur Christum, sondern auch die Propheten Lügen strafen; es hieß das alte und neue Testament, die jüdische und christliche Offenbarung vernichten und den Triumph des Heidenthums vorbereiten.

Um die Juden günstig zu stimmen, schrieb Julian an ihre Gemeinde einen schmeichelhaften Brief, ließ die Vornehmsten derselben zu sich kommen, und fragte sie, warum sie keine Opfer darbrächten, wie ihr Gesetz von ihnen verlange. Als sie zur Antwort gaben, es sei ihnen nicht erlaubt, außerhalb des Tempels in Jerusalem zu opfern, erklärte er ihnen, er habe durch das Studium ihrer heiligen Bücher die Entdeckung gemacht, daß das Ende der Gefangenschaft unter welcher sie seufzten, gekommen sei, sie sollten also in ihr Vaterland zurückkehren und wieder nach ihrem Gesetze leben. Um seinen Worten Kraft zu geben, schickte er von allen Seiten Arbeitsleute nach Jerusalem und befahl seinen Schatzmeistern, zum Bau des Tempels das nöthige Geld zu liefern. Der Statthalter der Provinz erhielt in dieser Hinsicht ebenfalls Aufträge; auch hatte Alypius, der vertrauteste Freund des Kaisers, die Oberaufsicht über die Arbeiter, und begab sich selbst an Ort und Stelle, um die Ausführung derselben zu beschleunigen.

Auf diese Kunde eilten die Juden von allen Seiten herbei. Stolz auf den Schutz des Kaisers verhöhnten sie die Christen und bedrohten sie mit der grausamsten Behandlung. In dieser mißlichen Lage war Cyrillus sowohl von den Ungläubigen als von den schwachen Christen rohen Angriffen ausgesetzt. Allein mitten unter diesem Lärm der Parteien behauptete er immer, gestützt auf den Ausspruch Daniels und Jesu Christi, daß der Versuch der Juden und Heiden zu ihrer Schande ausschlagen werde; der Schein jedoch war gegen ihn. Man brachte eine ungeheure Menge Baumaterialien zusammen, und arbeitete Tag und Nacht mit unglaublicher Thätigkeit, um die Stätte des alten Tempels zu säubern und die alten Fundamente abzutragen. Manche Juden ließen sich sogar, wie man sagt, silberne Hauen, Schaufeln und Butten zu dieser Arbeit machen, die zartesten Frauen sah man Hand an's Werk legen und in ihren kostbarsten Kleidern Schutt wegtragen. Sie hatten alle ihren Schmuck und ihre Juwelen hergegeben, um zu den Kosten des Baues beizusteuern. Nachdem der Schutt auf diese Weise weggeräumt war, hatten die Juden, ohne daran zu denken, das Wort Jesu Christi buchstäblich erfüllt: „daß kein Stein auf dem andern bleiben solle."

Während Alypius nun die neuen Arbeiten lebhaft betrieb, fuhren schreckliche feurige Kugeln zu wiederholten Malen aus den Gräbern, verbrannten öfters die Arbeiter und machten den Platz unzugänglich, und da das Feuer die Arbeiter immerfort hinderte, so war man genöthigt, das Unternehmen aufzugeben. Dieß sind die eigenen Worte des heidnischen Schriftstellers Amianus Morcellinus. Die christl. Schriftsteller besagen das nämliche, nur setzen sie noch folgende Einzelheiten bei. In der Nacht, welche dem Tag voranging, an dem das neue Fundament gelegt werden sollte, entstand ein großes Erdbeben, das nicht nur die bereits hergerichteten Steine weit fortwarf, sondern auch die Gebäude in der Nähe einstürzte, unter andern die öffentliche Gallerie, wo viele mit den Arbeiten beschäftigte Juden wohnten, welche alle zerquetscht oder verstümmelt wurden.

Wirbelwinde führten den Sand, den Kalk und die übrigen Materialien weg, die in ungeheuren Massen aufgehäuft waren, das Feuer verzehrte die Meißel, die Sägen und die übrigen Werkzeuge, die man in einem am Fuße des Tempels angebrachten Gebäude verschlossen hatte. Als der Tag kam und die Juden herbeieilten, um die Verwüstung der Nacht zu betrachten, fuhr aus diesem Gebäude ein Feuerstrom, der sich mitten über den Platz ausdehnte und da und dorthin laufend auf seinem Wege die Juden verbrannte und tödtete. Das Feuer fing mehrmals des Tags wieder von Neuem an. In der folgenden Nacht sahen sie Alle auf ihren Kleidern leuchtende Kreuze, die sie durch kein Mittel auslöschen konnten. Die Juden kehrten immer wieder zur Arbeit zurück, sowohl durch ihren eigenen Eifer getrieben als durch die Befehle des Kaisers, aber jedesmal wurden sie durch dies wunderbare Feuer zurückgetrieben. Auf mehrere von ihnen, sowie auf eine Anzahl Heiden machte dies Wunder einen solchen Eindruck, daß sie die Gottheit Jesu Christi bekannten und die Taufe verlangten. Selbst der Kaiser Julian nahm den Befehl zum Aufbau des Tempels zurück.

Es gibt wenige historische Thatsachen, die von gewichtigeren Zeugnissen begleitet sind. Der hl. Gregor von Nazianz erzählte die Begebenheit öffentlich ein Jahr, nachdem sie eingetreten war. Der hl. Johann Chrysostomus thut davon an mehreren Stellen seiner Werke Erwähnung, als von einer Thatsache, die sich ungefähr 20 Jahre vorher unter den Augen seiner Zuhörer zugetragen hatte. Auch bei dem hl. Ambrosius, einem Zeitgenossen der Begebenheit, findet man die Erzählung davon. Selbst die Juden erkennen dieses Wunder an. -- Im Hinblicke auf einen so herrlichen Triumph des Christenthums gab Cyrillus Gott die Ehre und fuhr fort, eifrig am Heil seiner Heerde zu arbeiten. Seine unverbrüchliche Anhänglichkeit an den Glauben Jesu Christi machte ihn bei Julian äußerst verhaßt, welcher, wie Orosius sagt, nach seiner Rückkehr aus dem Perserkriege beschlossen hatte, ihn seinem Hasse zu opfern, aber der Tod kam ihm zuvor und hinderte ihn an der Ausführung seines abscheulichen Vorhabens.

Cyrillus wurde noch einmal von dem arianisch gesinnten Kaiser Valens in die Verbannung geschickt und konnte erst nach mehr als 11 Jahren in seine Diöcese zurückkehren, als Gratian den Thron bestieg und befahl, daß die Kirchen denjenigen zurückgestellt

werden sollten, welche mit dem Papst in Verbindung geblieben waren. Als er seine Heerde durch Irrlehren getheilt fand, arbeitete er aus aller Macht daran, den Frieden und die Einheit der Lehre wieder herzustellen. — Endlich starb er im Frieden i. J. 386, im 70. Jahre seines Alters, nachdem er 35 Jahre die Kirche von Jerusalem regiert hatte.

Der heilige Erzengel Gabriel.

Den hl. Erzengel Gabriel nennt man jenen Engel, den Gott als Abgesandten in diese Welt in dem allerwichtigsten Geschäfte sandte, nämlich zur Verkündigung der Menschwerdung Jesu Christi.

Die erste Gesandtschaft geschah an den Propheten Daniel. Zur Zeit, da dieser Heilige auf das Eifrigste sein Gebet zu Gott verrichtete, erschien ihm der hl. Erzengel Gabriel, und zeigte ihm die Zeit der Ankunft des so lange sehnlichst erwarteten Messias an. Die Worte desselben lauten so: „Daniel! ich bin gekommen damit ich dich lehre, und du es verstehst. Da du angefangen hast zu beten, ist der Befehl ausgegangen. Ich aber bin gekommen, es dir anzuzeigen, weil du ein Mann des Verlangens bist. Merke denn auf die Rede und verstehe das Gesicht. Gott hat die Zeiten zu Gunsten seines Volkes und deiner hl. Stadt abgekürzt und auf 70 Wochen bestimmt; damit die Uebertretung aufhöre, und die Sünde ein Ende nehme, und die Ungerechtigkeit ausgetilgt werde, und das Gesicht sammt der Weissagung erfüllt und der Heilige aller Heiligen gesalbt werde. Deßhalb sollst du wissen und darauf merken. Von der Zeit an, da der Befehl ausgehen wird, daß man Jerusalem wieder bauen soll, bis auf Christus, den Fürsten, sind 7 Wochen und 62 Wochen und die Gassen sammt den Mauern sollen wieder gebaut werden in bedrängter Zeit. Und nach 62 Wochen wird Christus getödtet werden; und das Volk, das ihn verläugnen wird, soll nicht mehr sein Volk sein, und ein Volk mit seinem Oberhaupte, das da kommen soll, wird die Stadt sammt dem Heiligthume zerstören und ihr Ende wird die Verwüstung sein; und nach geendigtem Kriege ist ihre Verwüstung beschlossen. Er wird aber Vielen den Bund in der einen Woche bekräftigen und mitten in der Woche wird das Schlacht- und Speiseopfer aufhören und es wird im Tempel der Gräuel der Verwüstung sein, und die Verwüstung wird bis zum Ende dauern." So weit gehen die Worte des Engels, wie der hl. Daniel selbst solche erzählt. Mit diesen hat der Erzengel Gabriel nicht allein die Zeit der Ankunft des Messias, sondern auch dasjenige angezeigt, was sich mit dem Messias selbst, mit dem jüdischen Volke und mit dem Tempel ereignen würde.

Die zweite Gesandtschaft geschah an den Priester Zacharias, der der Vater des hl. Johannes des Täufers wurde. Als dieser im Tempel gerade das Abendopfer darbrachte, da erschien ihm der Erzengel Gabriel auf der rechten Seite des Altars und sprach zu ihm: „Fürchte dich nicht, Zacharias, denn dein Gebet ist erhört. Dein Weib Elisabeth wird dir einen Sohn gebären, und du sollst ihm den Namen Johannes geben. Er wird dir zur Freude und zum Frohlocken gereichen und Viele werden sich an dessen Geburt erfreuen, denn er wird groß sein vor dem Herrn. Wein und starkes Getränke wird er nicht trinken, und er wird noch in seiner Mutter Leibe mit dem hl. Geiste erfüllt werden, und er wird viele Kinder Israels zu dem Herrn ihrem Gott bekehren; und er wird in dem Geiste und in der Kraft des Elias vor ihm hergehen, damit er die Herzen der Väter mit den Kindern vereine, die Ungläubigen zur Weisheit der Gerechten führe und dem Herrn ein vollkommenes Volk bereite." Also lauten die Worte des Erzengels Gabriel bei der zweiten Gesandtschaft. Mit diesen zeigt er an, wer der Vorläufer Christi, des wahren Messias sein werde. Die dritte Gesandtschaft ward ihm von Gott übertragen nach Nazareth zur allersel. Jungfrau Maria und diese war die allerwichtigste und trostreichste. Er grüßte sie anfangs mit den Worten: „Gegrüßet seist du Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir; du bist gebenedeiet unter den Weibern." Als er aber merkte, daß Maria über diese seine Rede verwirret wurde, sprach er zu ihr: „Fürchte dich nicht, Maria, denn du hast Gnade gefunden vor Gott. Sieh! du wirst empfangen und einen Sohn

Der hl. Erzengel Gabriel erscheint der hl. Jungfrau Maria.

Der heilige Joſeph.

gebären, dessen Namen sollst du Jesus heißen. Dieser wird groß sein und ein Sohn des Allerhöchsten genannt werden, und Gott der Herr wird ihm den Thron Davids, seines Vaters geben, und er wird in dem Hause Jakobs regieren in Ewigkeit und seines Reichs wird kein Ende sein." Die reinste Jungfrau war zwar nach dem Willen Gottes bereit, Alles zu thun, was der hl. Engel in dessen Namen ihr ankündigte, weil sie aber dennoch in Erwägung der von ihr angelobten jungfräulichen Reinigkeit nicht wußte, wie sie eine Mutter des eingebornen Sohnes Gottes werden sollte, erklärte ihr der hl. Engel solches mit der Versicherung, daß der hl. Geist über sie kommen und sie überschatten werde, setzte auch hinzu, daß Elisabeth, ihre Base, welche lange Jahre unfruchtbar gewesen, wirklich einen Sohn empfangen habe, weil bei Gott Alles möglich wäre. Als nun die seligste Jungfrau hierauf ihre Einwilligung gab, mit den bekannten Worten: „Sieh ich bin eine Magd des Herrn mir geschehe nach deinem Worte," schied der Engel von ihr, und kehrte wieder zu dem, der ihn gesandt hatte. In dieser Gesandtschaft hat er die gleich erfolgte Ankunft des Messias selbst, die Menschwerdung des eingebornen Sohnes Gottes angekündigt. — Daraus, daß der Erzengel Gabriel von Gott in so wichtigen Gesandtschaften gebraucht wurde, schließen die hl. Väter, daß er einer der vornehmsten himml. Geister sein müsse; denn wenn weltl. Könige zur Abhandlung wichtiger Geschäfte Niemand aus den geringern Dienern zulassen, sondern je wichtiger die Geschäfte sind, desto vornehmere Gesandte erwählen, so kann man nicht zweifeln, Gott werde ebenfalls zur Verkündigung des allergrößten Geheimnisses keinen aus den gemeinen Engeln, sondern einen aus den vornehmsten erwählt haben. Der hl. Bernhard hat deßwegen auch geschrieben, daß der Name Gabriel mit dem, was dieser hl. Erzengel verrichtet, wohl übereinstimme; denn Gabriel heißt im Hebräischen so viel als „die Stärke Gottes" oder „die göttl. Stärke." Er verkündigte Christum den Herrn, den wahren Messias, welcher die Stärke Gottes, der starke Gott ist und seine göttliche Stärke mit der menschl. Schwachheit so wunderbar vereinigt hat. Wie nun die ganze Welt Ursache gehabt, sich über die vom hl. Erzengel gebrachte Botschaft zu erfreuen, also steht uns auch zu, demselben als einem so erwünschten Botschafter Dank zu sagen und ihn zu bitten, daß er uns von Gott, der ihm eine so wichtige und trostreiche Gesandtschaft aufgetragen, die Gnade erwerbe, der Früchte des von ihm verkündigten Geheimnisses in vollem Maße theilhaftig zu werden.

19. März.

Der heilige Joseph,

Erstes Jahrhundert.

Joseph, der heilige, der Gatte d. Jungfrau Maria, u. Pflegevater Jesu Christi, wurde in Judäa, ungefähr 40 Jahre vor der christl. Zeitrechnung geboren. Sein Geburtsort ist unbekannt. Indeß ist es wahrscheinlich, daß es das Städtchen Nazareth in Galiläa war, wo er nach dem Evangelium sich niedergelassen hatte. Er stammte aus dem Hause Davids, welches zur Zeit seiner Geburt seinen ganzen Glanz verloren hatte, aber wenn gleich seine Familie in Niedrigkeit u. beinahe in Mangel lebte, so kam doch sein edles Herz dem Adel seines Blutes gleich. Uebrigens besteht der Ruhm des hl. Joseph nicht so fast in seiner vornehmen Abstammung als in seinen herrl. Vorzügen und in seinen erhabenen Tugenden. — Von dem Leben des heil. Joseph wissen wir nur das bestimmt, was uns die Evangelisten darüber erzählt haben. Die Kirchenväter jedoch, gestützt auf alte ehrwürdige Sagen, geben uns über den hl. Patriarchen Einzelnheiten, die für die christl. Frömmigkeit sehr anziehend sind. Schon in seiner frühen Jugend erwählte er den niedern Stand eines Handwerkers; nach dem hl. Justin, Ambrosius u. andern, war er ein Zimmermann. So gering das Handwerk des hl. Joseph sein mochte, so war doch, wie der heil. Epiphanius sagt, in den Augen des Herrn kein Mensch angesehener u. wahrhaft reicher und Niemand kann mit ihm in Bezug auf Heiligkeit und auf die hohe Ehre, die ihm vorbehalten war, verglichen werden. — Der hl. Hieronymus versichert uns, daß der hl. Joseph beständig eine jungfräul. Reinigkeit bewahrt habe: die hl. Jungfrau würde nicht eingewilligt haben, seine Gattin zu werden, wenn sie nicht des Gelübdes gewiß gewesen wäre, das er, wie sie abgelegt hatte. Auch vergleicht der heil. Augustin in einer seiner Reden die jungfräul. Reinigkeit Josephs mit derselben erhabenen Tugend Marias selbst. Der gottsel. Pater Damiani spricht ohne Bedenken aus, daß der Glaube der Kirche nicht blos darin besteht, d. Mutter Gottes als Jungfrau zu betrachten, sondern denselben Ehrentitel dem hl. Joseph, dem Nährvater Jesu Christi zu geben. — Die Vermählung Josephs mit Maria ging nach den Rathschlüssen Gottes in Jerusalem vor sich, welcher das Geheimniß der Welterlösung den Menschen noch verbergen und Maria einen Gatten geben wollte, der sie vor d. Verläumdung bewahren, für ihre und des göttl. Kindes Ernährung sorgen u. ihr ein treuer Gefährte, ein Schützer, Tröster, Freund und Bruder sein sollte. — Wenige Tage waren seit dieser jungfräul. Vereinigung verflossen, als der Erzengel von Gott zu Maria gesendet wurde. Nachdem er sie mit den Ausdrücken der tiefsten Ehrfurcht begrüßt hatte, die ihm die unvergleichl. Würde einflößte, wozu der Herr sie erhob, offenbarte er ihr das Geheimniß der Fleischwerdung, indem er ihr ankündigte, daß der Erlöser der Welt sie zur Mutter erkoren habe. — Das Wunder, welches der hl. Geist in Maria gewirkt hatte, blieb jedoch dem h. Joseph einige Zeit verborgen. Die Demuth Marias, die sich selbst in dem Augenblicke, wo ein himml. Gesandter ihr die glorreiche Bestimmung verkündigte, nur die Magd des Herrn genannt hatte, beobachtete Stillschweigen darüber. Sie wollte überdieß warten, bis das unbegreifliche Geheimniß und das Große, was der Herr an ihr that, ihrem keuschen Gatten vom Himmel selbst geoffenbaret würde. — Joseph bemerkte

endlich, daß Maria Mutter war. Die Erfüllung der Gelübdes, das er von den ersten Jahren an Gott gemacht hatte, und der Gedanke an die so ausgezeichnete Heiligkeit Mariens erweckten in ihm Gefühle, die ihn in die größte Unruhe versetzten. Da er aber ein gerechter Mann war, so wollte er sich nicht dadurch verschreien, daß er sie fortschickte. Er beschloß daher sie in der Stille zu entlassen, ohne sie anzuklagen oder zu verurtheilen. Diese seines edlen Herzens so würdigen Absichten blieben nicht unbelohnt. — Als er sich eben anschickte, sein Vorhaben auszuführen, erschien ihm ein Engel im Traum; er kam nicht, ihm Vorwürfe zu machen, sondern um seine Zweifel zu entfernen, indem er ihm offenbarte, daß die Mutterschaft Mariens wunderbar sei und daß die Kraft des Allerhöchsten in ihrem Schooße den anbetungswürdigen Leib des Welterlösers gebildet habe. Fürchte dich nicht, sprach er zu ihm, Maria, dein Weib, zu dir zu nehmen, denn was in ihr erzeugt worden, das ist vom hl. Geiste und sie wird einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk erlösen von dessen Sünden. — Bei diesen Worten wachte Joseph auf und dem Befehle d. Engels gehorsam, hielt er sich für den glücklichsten der Menschen, bei seiner Gattin zu bleiben, die zu der Ehre berufen war, dem Sohne Gottes selbst d. Leben zu geben. Sechs Monate nach dem Besuche Mariens bei ihrer Verwandten, der h. Elisabeth, mußte Joseph mit Maria nach Bethlehem gehen, woher die Familie Davids stammte, um sich in das Register der Volkszählung, welche der Kaiser im ganzen Reiche anbefohlen hatte, einschreiben zu lassen. Den Befehlen eines Menschen gehorsam, erfüllten Joseph u. Maria die Rathschlüsse der Vorsehung, welche diese Stadt zum Geburtsorte des Messias bestimmt hatte, wie es von einem Propheten angekündigt war. In allen Herbergen wegen ihrer Armuth abgewiesen, fanden sie nach langem Suchen keine andere Wohnung, als einen halbverfallenen Stall. An diesem armseligen Orte sah der h. Joseph um Mitternacht den Erlöser des Menschengeschlechts, den Ersehnten der Völker in die Welt kommen.

Die Geburt Jesu.

Man müßte sein Herz und seinen Glauben haben, um die Gefühle zu begreifen, die er empfand, um sich einen rechten Begriff von der Andacht und Liebe zu bilden, womit er sich dem Herrn und Erlöser der Welt zu Füßen warf. Als das Jesuskind auf dem Stroh der Krippe liegend, ihm wimmernd seine unschuldigen Händlein entgegenstreckte, als ob es ihn bitten wollte, für seine hilflose Kindheit ein Vaterherz zu haben, da nahm es der hl. Mann in die Arme, benetzte es mit seinen Thränen, und sein Herz empfand sogleich gegen dies göttl. Kind alle sanften Regungen väterlicher Zärtlichkeit. — Mit welcher Freude sah der hl. Patriarch eine glückliche Schaar von Hirten zur Wiege

des Erlösers herbeieilen, und nach ihnen die Könige des Morgenlandes vor dem göttl. Kinde niederfallen, und ihm, dem Messias, reiche Gaben darbringen, welcher in seinem eigenen Lande mißkannt, gleichsam jetzt schon von seinem Volke verworfen schien.

Der hl. Joseph sah am Tage der Beschneidung das erste Blut fließen, welches der Messias zum Heil der Menschen vergoß, und hatte das glorreiche Vorrecht, ihm den Namen „Jesus" zu geben. — Vierzig Tage nach der Geburt des göttl. Kindes, trug er es in den Tempel zu Jerusalem; sein Herz, welches von Wonne bebte, als der hl. Greis Simeon die glorreiche Zukunft des göttl. Kindes verkündigte, wurde bald das ihn wehethuend durchbohrte. Die Furcht vor künftigen Uebeln, besonders wenn sie jene bedrohen, die uns hienieden am theuersten sind, verursacht oft der Seele eine noch empfindlichere Wunde, als die gegenwärtigen Leiden; die Einbildung, die uns dieselben täglich vergrößert zeigt, läßt uns Jahre lang leiden, was kaum einige Minuten dauern wird. Dieses Vorauswissen ist ein beständiges Kreuz, das man im Herzen trägt, und oft das schwerste von allen. Es wurde dem hl. Joseph auferlegt, und wenn Maria mit Recht Königin der Martyrer genannt wird, weil das Schwert des tiefsten Schmerzes am Fuße des Kreuzes ihr Herz durchbohrte, hat nicht auch Joseph die grausamsten Qualen gelitten?

Die Flucht nach Egypten.

quälenden Gedanken zur Beute, als er voraussagen hörte, daß derj., welcher gekommen, um die Menschen zu retten, dennoch ein Zeichen sein sollte, dem man widersprechen, und daß ein Schwert das Herz seiner Mutter durchdringen werde. — Da Joseph nicht der traurige Zeuge der Schmach Jesu Christi, noch des Leidens der göttl. Mutter am Fuße des Kreuzes sein durfte, so waren diese Worte von Simeon nicht an ihn gerichtet, allein obschon er nicht wußte, ob er dereinst die Erfüllung dieser schmerzl. Prophezeiung erleben würde, so war doch die väterl. Liebe, die er zu Jesus trug, und die zarte, reine Liebe, die er als Gatte für Maria empfand, für ihn auch ein grausames Schwert. Denn seine Zärtlichkeit für Jesus u. Maria ließ ihn jeden Augenblick die schrecklichste Angst empfinden, indem er sich unabläßig vorstellte, was beide einst leiden sollten.

Die Prophezeiung Simeons sollte bald traurig in Erfüllung gehen. Wenige Tage nach seiner Zurückkehr nach Bethlehem wurde Joseph durch einen Engel von dem gottlosen Befehl benachrichtigt, den der grausame Fürst Herodes vollziehen lassen wollte, wornach das Jesuskind in dem allgemeinen Blutbad der Kinder des Landes umkommen sollte. Stehe auf, sprach er zu ihm, nimm das Kind und seine Mutter und fliehe nach Egypten, bis ich dir es wieder sage. Der Befehl einer so plötzlichen Flucht, nach allen Wundern, welche

die ersten Tage des Erlösers begleitet hatten, bringt den hl. Patriarchen keinen Augenblick außer Fassung; er gehorcht auf der Stelle, ohne sich nur um die zur Rückkehr bestimmte Zeit zu erkundigen. Er zieht dahin, mit jenem Gottvertrauen erfüllt, das alle Furcht verbannt, und unternimmt eine lange, mühsame Reise. Man kann sich leicht vorstellen, was er Alles auf seinem Wege durch die Wüsten und unbekannten Ländern mit einem neugebornen Kinde und einer zarten Jungfrau zu erdulden hatte.

Der hl. Johann Chrysostomus bemerkt in einer seiner herrlichsten Homilien, daß Gott damals, und sein ganzes Leben lang den hl. Joseph behandelte, wie er gewöhnlich mit seinen treuesten Dienern umgeht. Er schickt ihnen Prüfungen, um ihr Herz vom Schmutz der Eigenliebe zu reinigen, mischt jedoch immer auch unter die Bitterkeit ihrer Leiden die Freuden süßer Tröstungen. Joseph, so sagt der große Kirchenlehrer, freut sich bei der Geburt Jesu, aber auf die Freude folgt eine große Furcht; Herodes und die ganze Stadt Jerusalem verschwört sich gegen das Leben des Kindes. Die Freude lebt wieder auf bei der Anbetung der Weisen, aber sie wird von neuer Furcht gestört; er muß in ein unbekanntes Land fliehen.

Indessen wurde der so lebendige Glaube des hl. Joseph durch eine Wunderthat getröstet, die wir in den Schriften der Väter lesen. Beim Eintritt Jesu in Egypten verstummten die Orakel, die Bildsäulen der falschen Götter zitterten und fielen sogar in vielen Tempeln zu Boden, wie es bei dem Propheten Jesaias heißt: die Götzen Egyptenlands bebten vor seinem Angesichte. Die Väter schrieben auch dem Aufenthalte der hl. Familie in Egypten jene wunderbare Fruchtbarkeit an hl. Männern zu, welche mehrere Jahrhunderte lang eine zahllose Familie von Einsiedlern und Mönchen bildeten, deren Buße, Wunder und himml. Tugenden die Welt in Erstaunen setzten. — Diese lange, mühsame Reise, und diese traurige Verbannung verschaffte dem hl. Joseph ein Verdienst und eine Krone, die ihm die süßeste Ruhe des Stilllebens nicht geboten hätte. Wenn Joseph, Jakobs Sohn, der von seinen Brüdern verkauft nach Egypten kam, der Erlöser dieses Landes genannt wurde, das er von den Schrecken der Hungersnoth befreite, und gleichsam der Vater Pharaos, so war er das Vorbild des hl. Josephs, und dieser verdiente auch noch in dem Sinne den Namen eines Vaters Jesu, als er der Welt, wie der hl. Leonhard sagt, nicht die Fülle irdischen Brodes, sondern das lebendige Brod des ewigen Lebens erhielt. — Das Evangelium berichtet uns die Zeit, wie lange der hl. Joseph sich in Egypten aufhielt, nicht: er wartete, um abzureisen, den Befehl des Himmels ab, ohne sich über die Dauer seiner Ver-

Jesus im Tempel.

bannung oder die Ungewißheit ihres Endes zu beklagen. Gott wachte indessen über die hl. Familie und nach dem Tode des Herodes erschien dem Joseph ein Engel im Traum und sprach: „Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter u. zieh in das Land Israel; denn die dem Kinde nach d. Leben strebten, sind gestorben." (Matth. 2, 20.) — Joseph gehorchte mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit. Der h. Text läßt vermuthen, daß er Anfangs d. Absicht hatte, sich in Jerusalem oder Bethlehem niederzulassen; aber da er bald erfuhr, daß das Land unter der Herrschaft des Archelaus, eines Sohnes des Herodes, stand, welcher die ganze Grausamkeit und alle Laster seines Vaters geerbt hatte, so zog er sich nach dem Befehle, den er vom Himmel erhielt, in seinen Wohnort Nazareth nach Galiläa zurück. Galiläa wurde damals von Herodes Antipas, einem Bruder des Archelaus, regiert; die Geburt des Erlösers hatte hier weniger Aufsehen gemacht und Joseph selbst, der hier unter seinen Mitbürgern lebte, und so mehr bekannt war, hatte für das kostbare Pfand, das ihm Gott anvertraut hatte, weniger zu fürchten. — In seiner niedern Hütte zu Nazareth, wie in einem Stalle zu Bethlehem und in der Verbannung in Egypten zeigt der h. Joseph immer dieselbe Treue, mit welcher er den Absichten des himmlischen Vaters zu entsprechen sucht, der ihn beauftragt hatte, das göttl. Kind und seine hl. Mutter zu ernähren und zu behüten. — Er ist, sagt der hl. Bernhard, jener treue und kluge Diener, den unser Herr über seine Familie gesetzt hat, um die Stütze und der Trost seiner Mutter, um sein Nährvater und der würdige Mitarbeiter bei d. Ausführung seiner erbarmungsvollen Absichten mit den Menschen zu sein. Welches Glück für ihn, Jesum Christum nicht nur zu sehen, sondern auch ihn zu hören, in den Armen zu halten, ihn von einem Orte zum andern zu tragen, ihn zärtlich zu umarmen, und zur Theilnahme an diesen unaussprechlichen Geheimnissen zugelassen zu sein, die den Augen der Welt verborgen waren. „O erhabenes Wunder, o unvergleichliche Würde," ruft der fromme Gerson dem hl. Joseph zu. „Die Mutter Gottes, die Königin des Himmels nennt dich ihren Herrn! Das Wort, das Fleisch geworden, nennt dich sein, der Vater und das Evangelium sagt uns, daß er dir unterthan war. (Luc. 2, 51.) O Jesus, Maria und Joseph, ihr bildet auf Erden eine glorreiche Dreiheit, auf welche die erhabene Dreieinigkeit des Himmels alle ihre Gnaden ergoß! Was läßt sich Größeres, Vollkommeneres und Erhabeneres denken!"

Aber noch bewunderungswürdiger ist von dem h. Joseph, daß er mitten unter den außerordentlichen Gnaden, die ihm zu Theil wurden, die tiefste Demuth bewahrte; er lebt in Dunkelheit, wie der niedrigste der Menschen, er verbirgt die herrl. Vorzüge, womit er beehrt wird, er macht nichts von den unbegreiflichen Geheimnissen bekannt, die sich soeben erfüllt haben, er sucht sie nicht zu durchdringen und überläßt Gott die Sorge, dieselben zur bestimmten Zeit zu offenbaren. Er hat nur Einen Gedanken, nur Ein Verlangen: immer so vollkommen als möglich den Absichten der Vorsehung mit ihm zu entsprechen. Obwohl aus dem Blute der edlen Könige Juda's entsprossen, lebt er zufrieden in seinem vor der Welt niedrigen Stande und kennt keinen andern Ehrgeiz, als durch die Arbeit seiner Hände für die gemeinsamen Bedürfnisse der hl. Familie zu sorgen.

Der hl. Joseph kostete i. d. Gesellschaft Jesu und Mariens zu Nazareth d. größte Glück, das ein Mensch auf der Welt genießen kann. Wenn d. Apostel sich beglückt fühlten, 3 Jahre lang den Erlöser zu sehen und zu hören, nach welchem sich so viele Könige und Propheten gesehnt hatten, wie groß mußte das Glück Josephs sein, so viele Jahre lang unablässig der Zeuge von den Schätzen d. Weisheit zu sein, womit Jesus erfüllt war, und der unvergleichlichen Tugenden seiner Mutter Maria! — Doch ließ es der Herr zu, daß dieß stille Glück einen Augenblick getrübt wurde, um seinen treuen Diener von Neuem zu prüfen. Es geschah dieß z. Zeit, als Jesus 12 Jahre alt war, und mit seinen Eltern z. Osterfeste nach Jerusalem hinaufreiste. Auf dem Rückwege nach Nazareth glaubten sie ihn i. d. Gesellschaft von Bekannten und Freunden und bemerkten seine Abwesenheit erst am Abend ihres ersten Reisetages. Drei Tage lang suchten sie ihn, bis sie ihn endlich unter den Lehrern im Tempel wieder fanden. Welche Unruhe und Sorge mußte der h. Joseph und die h. Maria während dieser Zeit empfunden haben! — Da das Evangelium uns nichts weiter von dem hl. Joseph erzählt, so ist anzunehmen, daß er noch mehrere Jahre mit d. Erlöser und der h. Jungfrau lebte. Sein Todesjahr ist unbekannt, wahrscheinlich starb er in seinem 60. Jahre vor der Hochzeit zu Cana, und dem Anfange des öffentl. Lebens unseres Herrn. Gewiß ist, daß Jesus bei seinem Tode seinem Jünger Johannes nicht seine Mutter empfohlen hätte, wenn Joseph noch am Leben gewesen wäre.

Es läßt sich nicht zweifeln, und die Kirchengebete setzen es voraus, daß er das unaussprechl. Glück hatte, i. d. Armen Jesu und Mariens zu sterben. Auch hat man zu allen Zeiten den h. Joseph um die Gnade eines guten Todes und der geistigen Gegenwart Jesu in dieser letzten Stunde angerufen, welche über das ewige Loos entscheidet. — Das Evangelium berichtet uns, daß beim Tode Jesu die Gräber sich öffneten und daß die Leiber mehrerer Heiligen wieder auferstanden. Der h. Bernhard, der h. Franz Sales und viele Kirchenschriftsteller glauben, daß der h. Joseph sich darunter befand, und daß er an dem Zuge der Seligen Theil nahm, welchen der Erlöser mit Leib und Seele am Tage seiner Auferstehung mit sich in den Himmel führte.

Es scheint überdieß außer Zweifel, daß während Gott im Laufe der Zeiten eine Menge Wunder wirkt, um der Verehrung der Gläubigen die Reliquien seiner Heiligen zu entdecken, er den h. Joseph, seinen Pflegvater dieser Ehre nicht beraubt haben würde, wenn diese kostbaren Ueberreste nicht schon in der Wohnung der Auserwählten verherrlicht gewesen wären.

Um die außerordentlichen Gnaden und Tugenden des hl. Joseph, sowie die unvergleichliche Herrlichkeit zu verehren, die er im Himmel genießt, setzt die

Kirche in ihren liturgischen Gebeten seinen Namen vor den der Patriarchen, Propheten, Apostel und Martyrer.

Alle wahrhaft Gläubigen haben zu dem hl. Joseph ein besonderes Vertrauen. Die ausgezeichneten Gnaden, welche jene empfangen, die ihn anrufen, beweisen handgreiflich, daß der Erlöser demjenigen alles bewilligt, den er wie einen Vater geliebt und hochgeschätzt hat. Aber nichts hat zur Verehrung des hl. Joseph mehr beigetragen, als die ganz besondere Andacht, welche die hl. Theresia für diesen großen Heiligen empfand, und welche sie ihren frommen Kindern gleichsam vermacht hat.

Im 6. Kapitel ihres Lebens schreibt sie darüber Folgendes: „Ich wählte den glorreichen hl. Joseph zu meinem Patron und empfehle mich ihm in allen Stücken. Ich erinnere mich nicht, Gott jemals durch seine Fürbitte um etwas gebeten zu haben, das ich nicht erlangt hätte. Ich habe Niemand gekannt, der nicht, wenn er ihn anrief, die größten Fortschritte in der Tugend machte."

Diese Worte der hl. Theresia haben ihre Früchte getragen; überall beförderten sie die Andacht zu dem hl. Joseph, und überall sah man seitdem unter dem Titel des hl. Joseph fromme Vereine aufstehen, die es sich zur Aufgabe machten, Dürftige und Waisen zu unterstützen oder den Kranken und Sterbenden Hilfe und Trost zu bringen.

20. März.

Der heilige Kuthberth,

Bischof von Lindisfarne.

Jahr 637.

Als die Northumbern unter der Regierung des frommen Oswald den Glauben angenommen hatten, stiftete der hl. Bischof Aidan zwei Klöster, eines zu Mailros am Tweed und das andere auf der Insel Lindisfarne; beide unterwarf er der Regel des hl. Columbus und machte das letztere zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte. In der Nähe von Mailros kam der hl. Kuthberth zur Welt. Die erste Beschäftigung seiner Jugend bestand darin, die Heerden seines Vaters auf den Bergen zu hüten. Das erbauliche Leben der Mönche von Mailros machte auf ihn den lebhaftesten Eindruck, und er beschloß, ihre frommen Andachtsübungen so viel als möglich nachzuahmen. In einer Nacht, als er nach seiner Weise bei seiner Heerde betete, sah er die Seele des hl. Adian von Engeln umgeben zum Himmel auffahren, welcher so eben auf der Insel Lindisfarne gestorben war. Tiefe Gedanken über die Herrlichkeit, die Gott seinen Dienern aufbewahrt, zogen ihn ganz von der Welt ab. Er ging hin und nahm in dem Kloster Mailros das Ordenskleid, wo der hl. Catus Abt und der hl. Boisil Prior war. Unter diesen studirte er die hl. Schrift und erlangte eine vollständige Kenntniß derselben. Seine Fortschritte auf dem Wege der Vollkommenheit waren ungemein schnell und er machte sich bald würdig, allen Brüdern als Muster aufgestellt zu werden.

Als Catus die Leitung des Klosters Rippon übernahm, nahm er den hl. Kuthberth mit sich, und übertrug ihm die Sorge, die Gäste zu empfangen. Es ist bekannt, daß unter allen Aemtern im Kloster dieses eines der gefährlichsten ist; Kuthberth aber versah es mit der heiligsten Gesinnung. Er wusch den Fremdlingen die Füße und bediente sie mit aller Sanftmuth und Demuth, in der Ueberzeugung, daß man Jesu Christo selber diene, wenn man seinem Nächsten dient; er gehörte übrigens nicht zu jenen Menschen, welche durch äußere Beschäftigungen zerstreut werden, seine Seele blieb immer mit Gott durch eine vollkommene Geistessammlung vereinigt.

Nicht zufrieden, die Mönche zur Vollkommenheit ihres Standes, durch seine Reden und sein Beispiel heranzubilden, arbeitete er auch daran, die Ueberreste des Aberglaubens zu vertilgen, welchem das Volk noch von seinen Vätern her ergeben war. Er verließ, wie der ehrwürdige Beda sagt, das Kloster manchmal zu Pferd, öfters zu Fuß, um eine Menge Unglücklicher, die er als verirrte Schafe ansah, auf den Weg des Heils zurückzuführen. Die Landleute lebten damals in einer tiefen Unwissenheit über die Wahrheiten des Glaubens, weil es auf dem Lande wenig Pfarrkirchen gab, aber wenn sie wußten, daß ein Priester in einem Dorfe Unterricht ertheilte, so eilten sie in Schaaren herbei, und der Diener des Herrn hatte den Trost, zu sehen, wie sie aufmerksam auf seine Rede hörten und ihr Leben nach den Vorschriften des Evangeliums einrichteten. Dieß erfuhr auch Kuthberth; er besaß alle Eigenschaften, die nothwendig sind, um Bekehrungen zu wirken. Das heilige Feuer seiner Beredtsamkeit, das auf seinem Gesichte wiederstrahlte, verlieh seinen Worten eine wunderbare Kraft und Niemand konnte ihm widerstehen. Alle seine Zuhörer betrachteten ihn als einen vom Himmel gesandten Engel, um ihnen den Weg des Heils zu zeigen; sie warfen sich ihm zu Füßen und bekannten ihre Sünden.

Mehrere Jahre erbaute Kuthberth seine Brüder durch das Beispiel seiner Tugenden, als der hl. Abt Catus ihn nach dem Kloster Lindisfarne als Prior schickte. Hier setzte er seine gewohnte Lebensart der Abtödtung, des Gebetes und der Betrachtung fort. Oft brachte er ganze Nächte im Gebete zu, zuweilen

arbeitete er und ging umher, damit der Schlaf ihn nicht hindere, sich mit Gott zu unterhalten. Wenn sich Jemand in seiner Gegenwart darüber beschwerte, daß man seinen Schlaf unterbrochen habe, so pflegte er zu sagen: wie dankbar wäre ich demjenigen, der mich aufwecken würde, weil er mir dadurch Gelegenheit darböte, das Lob meines Schöpfers zu singen und seine Ehre zu befördern. Schon der Anblick seines Aeußern flößte Liebe zur Tugend ein. Sein Herz war so von Andacht durchdrungen, daß er die hl. Messe nicht ohne Thränen feiern konnte. Um sich mit Gott noch inniger zu verbinden, verließ er mit Erlaubniß seines Abtes das Kloster und zog sich nach der kleinen Insel Ferne zurück. Es war dieß eine schreckl. Einöde, ohne Wasser, ohne Baum und Fruchtfeld. Hier baute sich der Heilige eine Einsiedelei, und man sagt, daß er durch die Inbrunst seiner Gebete von Gott die Gnade erlangte, in seiner eigenen Zelle eine reichl. Wasserquelle zu finden. Da er die nöthigen Werkzeuge zur Arbeit mitgebracht hatte, fing er an, Getreide zu säen und gewann eine ergiebige Ernte. Am Eingang der Insel auf der Seite gegen Lindisfarne ließ er ein Haus bauen, um die Brüder zu beherbergen, die ihn besuchten. Er ging dahin, um sich mit ihnen über geistl. Dinge zu unterhalten. Später faßte er den Entschluß, seine Zelle nicht mehr zu verlassen und ertheilte nur durch das Fenster den Besuchenden Unterricht.

Auf einer von dem hl. Theodor zu Twifort gehaltenen Synode wurde Kuthbert zum Bischof gewählt, aber um seine Einwilligung zu erlangen, mußte man viele Schwierigkeiten überwinden. Ungeachtet der Briefe, die man an ihn schrieb, und der Abgeordneten, die man schickte, konnte man ihn seiner Einsamkeit nicht entreißen. Endlich besuchte ihn der König Egfried persönlich, nebst dem hl. Bischof Tnemwin und mehreren andern durch Tugend ausgezeichneten Personen. Alle warfen sich ihm zu Füßen und beschworen ihn, eine Stelle anzunehmen, durch die er für die Ehre Gottes so vieles wirken könne. Endlich gab er nach und verließ seine geliebte Zelle mit Thränen in den Augen, und wurde zu York am Osterfeste von dem hl. Theodor zum Bischof geweiht. Diese Standesveränderung verminderte seine gewöhnl. Bußübungen keineswegs, er betrachtete sich als einen zum Heil des Nächsten bestimmten Menschen, und dachte nur daran, an der Heiligung der seiner Sorge anvertrauten Heerde zu arbeiten. Zu den Armen trug er ein inniges Mitleid, und sorgte für ihre geistl. u. leibl. Bedürfnisse zugleich. Die gerechte Sache fand in ihm stets einen eifrigen Anwalt, ohne daß er dabei die Ruhe seines Geistes verlor. Gewohnt, in Allem Gott zu sehen, brachten ihn die verschiedenen Ereignisse dieses Lebens nicht außer Fassung. Er war über alle Prüfungen erhaben und fand darin sogar eine Quelle der Freuden. Die Gabe der Wunder, die ihm Gott verlieh, verschaffte ihm den Beinamen des Wunderthäters von Großbritannien. Man erzählt unter anderem, daß er mit geweihtem Wasser mehrere Personen heilte, deren Krankheiten man für unheilbar hielt. Durch Offenbarung erkannte er auch ganz genau den Zeitpunkt, als der König Egfried i. J. 685 von den Pikten geschlagen und getödtet wurde. — Als er sein Ende herannahen fühlte, legte er das bischöfl. Amt, das er zwei Jahre verwaltet hatte, nieder, und zog sich auf die Insel Ferne zurück, um sich zum Tode zu bereiten. Zwei Monate darauf fiel er in eine Krankheit. Der Abt Herefried von Lindisfarne besuchte ihn, und ließ ihm zwei Mönche zur Pflege zurück. Da die Krankheit tödtlich schien, verlangte er die hl. Wegzehrung, die er aus den Händen des Abtes Herefried erhielt, und starb am 20. März 687. Sein Leib wurde in das Kloster St. Peter von Lindisfarne gebracht und rechts vom Altare begraben.

Beda erzählt, daß an seinem Grabe mehrere Wunder geschahen, und daß, als die Mönche den Leib des Heiligen 11 Jahre nach seinem Tode erhoben, sie denselben ohne ein Zeichen der Verwesung fanden. Die Gelenke waren noch biegsam, und die Gewänder, in welche man ihn gewickelt hatte, zeigten sich noch so ganz und frisch, wie am Tage seiner Beerdigung. Man legte ihn in einen ganz neuen Sarg über dem alten Grabe. Vierhundert Jahre nachher fand man ihn zu Durham noch ohne Verwesung, wo ihn Jedermann sehen konnte. Die Mönche von Lindisfarne nahmen ihn allemal mit sich, so oft ein Einfall der Dänen drohte. Endlich setzten sie ihn auf einem waldigen Berge bei, der fast ganz von einem Flusse umgeben war, in der Hoffnung, daß ihr Schatz an einem Orte in Sicherheit sein werde, welchen die Natur selbst befestigt zu haben schien. Sie bauten daselbst eine Kirche, in welche man den Leib des Heiligen feierlich übertrug, auch wurde der bischöfl. Sitz von Lindisfarne nach Durham, der Hauptstadt des Landes verlegt.

Mehrere Fürsten machten an das Kloster und die Kirche von Durham, die man zu Ehren des heiligen Kuthbert gebaut hatte, bedeutende Schenkungen; aber der große Wohlthäter dieser Kirche war der König Alfred, welcher den heil. Kuthbert als seinen ersten Patron verehrte, und seiner Fürbitte die meisten seiner Siege zuschrieb.

Der Leib des Heiligen war noch ganz, als Heinrich VIII. den Schrein, der ihn umschloß, plündern und zerschlagen ließ. Man behandelte ihn jedoch mit mehr Achtung, als die übrigen hl. Leiber, und er wurde nicht wie der des hl. Königs und Martyrers Edmund, des heil. Thomas ꝛc. verbrannt. Nachdem die Beamten des Königs alles weggenommen hatten, was ihnen der Beachtung werth schien, ließen sie ihn an dem Platze eingraben, über welchem der Schrein des Heiligen gestanden hatte.

Der gottselige Hippolytus Galantini,

Stifter des Ordens der christlichen Lehre.

Jahr 1619.

Die hl. Kirche Jesu Christi steht, wie der königl. Psalmist sagt, als Königin im golddurchwirkten Gewande und mit mannigfaltiger Schöne umgeben, zur Rechten Gottes. Durch jede Gattung von Tugenden,

die ihre Gläubigen üben, und durch die wunderbare Mannigfaltigkeit der Eigenschaften, der Kräfte, Lebensweisen, Rangordnungen u. der Stände glänzet sie und erleuchtet die Erde. Da zeichnen sich einige durch kirchl. Würden und Aemter aus, dort andere, nach den Klosterregeln lebend, widmen ihre Tage der frommen Verborgenheit, wieder andere wandeln in der Welt, sehen aber auf alles Weltliche und Vergängliche wie auf Auskehricht herab, und streben unausgesetzt auf dem steilen und schmalen Pfade der himml. Vollkommenheit nach besseren Gütern. Alle diese, wie verschieden auch die Gnadenaustheilungen und die Wirkungen derselben sind, haben dennoch nur einen Gott, wie der Apostel spricht, und derselbe wirkt Alles in ihnen Allen.

Zur Zahl derjenigen, welche mitten im Geräusche dieser Welt lebend, durch die Unschuld ihres Wandels durch hl. Sinn und frommes Gott gefälliges Wirken über ihre Zeitgenossen hervorleuchten, muß mit Recht Hippolytus Galantini gerechnet werden. Er erblickte das Licht der Welt zu Florenz d. 12. Okt. 1565 und war von ehrbaren Eltern, nämlich ein Sohn Philipps Galantini u. der Genevra Zuffoli. Sie zeichnete sich mehr durch ihre christl. Frömmigkeit, als durch großes Vermögen aus. Nach dem Beispiele seines Vaters erlernte er die Seidenwebekunst. Schon seine ersten Jugendjahre verriethen sichtbare Spuren seiner künftigen Heiligkeit; denn seine Sittsamkeit, Frömmigkeit und seine sittl. Gelehrigkeit, sowie sein Gehorsam gegen seine Eltern, waren so groß, daß er bereits in seinem 9. Jahre zur hl. Communion zugelassen wurde. Genährt mit dieser Engelsspeise, trat er den mühevollen Tugendweg mit solchem Eifer an, daß ihn in seinem 12. Lebensjahre der damal. Erzbischof von Florenz, Alexander Medici, nachheriger Papst Leo IX. dazu ersah, daß er ihm und einigen anderen Jünglingen seines Alters den Auftrag gab, den Knaben Religionsunterricht zu ertheilen. Diesem hl. Geschäfte widmete sich Hippolytus mit so vielem Ernste, daß er die ihm anvertrauten Kinder mehr noch durch sein Beispiel, als durch seinen mündl. Unterricht zur Gottesfurcht und zu aller Frömmigkeit anführte. Voll heißen Verlangens, mit Gott noch inniger vereinigt zu leben, entschloß er sich, irgend eine klösterl. Lebensweise zu ergreifen. Allein Gottes Absichten mit ihm waren ganz andere. Er wollte durch seinen getreuen Knecht außerordentl. Dinge vollbringen; daher er mit ihm die Veranstaltung traf, daß er mitten unter den weltl. Verwirrungen, und im väterl. Hause, umgeben von drückender Dürftigkeit und Mühseligkeiten, sein Leben hinbrachte, stets das Herz dahin gerichtet, wo allein alle wahre Freuden sind. Sobald Hippolytus den Willen Gottes erkannt hatte, übergab er sich gänzlich seiner väterl. Leitung und suchte den Absichten Gottes auf alle Weise zu entsprechen. Zu diesem Ende verband er sich aufs Engste mit der hl. Magdalena von Pazzis und ohne dem gemeinen Umgang mit Menschen zu entsagen, wählte er eine solche Lebensweise, welche durch ihre Strenge jeder Gattung des klösterl. Lebens gleich kam, denn er peinigte sein Fleisch mit einem Stachelgürtel, mit Geißeln, Fasten, Abtödtungen und langem nächtl. Wachen; seine Seele aber suchte er durch wiederholten Genuß der hl. Sakramente und durch anhaltendes Gebet zu stärken, und zum Wachsen in der Vollkommenheit und zur Kräftigung seines Wandels auf dem Wege zur Tugend und auf alle Weise zu befähigen. Daher waren seine Demuth, seine Geduld im Leiden, seine Gottesliebe, seine Tugend der Keuschheit höchst musterhaft. Er bewahrte seine jungfräul. Keuschheit unversehrt bis an sein Ende. Was übrigens an Hippolytus das höchste Staunen erregt, ist, daß er ohne wissenschaftl. Bildung und durch keine Standesweise ausgezeichnet, dennoch dem geistl. Heile seiner Mitmenschen eine solche Sorgfalt und Thätigkeit widmete, daß er gleich einer brennenden Kerze, auf den Leuchter gestellt, die Strahlen seines Eifers weit umher ausstreute und allenthalben verbreitete. In so betrübten Zeiten erschien Hippolytus als ein wahrer Apostel für Florenz. Leo XI. stellte ihn als das Muster aller Tugenden zur Nachahmung für die christl. Frömmigkeit dar. Wie ein zweiter Philippus Neri stiftete er, vom Geiste Gottes entflammt und brennend von Seeleneifer, eine weltl. Ordensgesellschaft, welche in einem sittsamen und gleichförmigen Gewande dem Geschäfte sich widmete, Knaben sowohl als andere erwachsene Unwissende in den Religionsgeheimnissen und den Geboten des Christenthums zu unterrichten. Auch Handwerkern und andern Leuten aus der gemeinen Volksklasse widmeten sie ihre besondere Sorgfalt, um sie zum Guten anzuführen und von den Lüsten der Welt ab- und auf den Weg zur Tugend hinzuleiten. Hippolytus sah ein, daß zur festen Begründung eines so hl. Werkes nothwendig wäre, die Anstalt selbst an gewisse Regeln zu binden, daher schrieb er seinen Mitbrüdern 1602 eine Ordensregel vor, welche höchst weise seinen Mitarbeitern sowohl als der Jugend zum sichtbarsten Vortheil gereichte, und dem des religiösen Unterrichts, welcher den Knaben ertheilt werden sollte, ganz entsprach. Das treffliche dieser Anstalt wurde bald in ganz Italien gehörig gewürdigt; daher wurden ähnl. Genossenschaften sowohl im Modenischen, Luccanischen, als in andern Gegenden gegründet, und zwar durch die Bemühungen des frommen Hippolytus. Er hatte eben das 55. Jahr erreicht, als er von einer schweren und schmerzvollen Krankheit ergriffen, nach empfangenen hl. Sterbesakramenten und unter den frömmsten Aeußerungen eines christl. Sinnes, das Bild des Gekreuzigten mit seinen Küssen bedeckend, den 20. März 1619 selig in dem Herrn entschlief, um den Lohn seiner Verdienste zu empfangen. Gott hat ihm neben andern Gnaden auch die der Weissagung geschenkt und sein schmerzl. Krankenlager durch himml. Erscheinungen gemildert. Sein Tod war für seine hinterlassenen Brüder, denen er noch die schönsten Ermahnungen ertheilt hatte, höchst betrübend. Vorzüglich bat er sie, das heil. Gebot der Liebe auf alle mögliche Weise zu üben. Diese Genossenschaft fand an dem Herzoge von Toskana, Leopold II., einen ebenso gnädigen Gönner, als Beförderer dieser Anstalt.

21. März.

Der heilige Benedikt,

Patriarch der Mönche des Abendlandes

Jahr 543.

Gegen das Ende des 5. Jahrhunderts i. J. 480 wurde zu Nursia, im Herzogthum Spoleto, in jenem fruchtbaren Italien, welches Virgil als die Mutter großer Männer mit Salve, magna parens begrüßte, u. welches große Eroberer im weltl. und geistl. Sinne, einen Cäsar und einen hl. Franziskus von Assisi hervorbrachte, ein Kind geboren, dessen hohe Bestimmung das Beste ahnen ließ. Es stammte aus der Familie Anicia, eines der berühmtesten patrizischen Geschlechter. Bei der Taufe erhielt das Kind, wie durch eine geheime Fügung der Vorsehung, den Namen Benediktus. Schon das Herz des Kindes zeigte sich als der Sitz des hl. Geistes. Zwölf Jahre alt, wurde er nach Rom geschickt, um hier den nothwendigen Unterricht zu empfangen. Es war der Zeitpunkt, wo das Römerreich zusammenstürzte und schwere Unruhen Italien heimsuchten; die Heruler und Ostgothen stritten sich um den Besitz des Landes; Theodorich vertrieb Odoaker, Rom wurde unaufhörlich genommen, wieder genommen, bedroht. Die Heere der Barbaren durchzogen die Welt und vernichteten die alte röm. Civilisation; die Städte lagen öde und die Einwohner wurden grausam hingewürgt. Um dieser Verwüstung zu entgehen, verließ Benedikt mit seiner vielgeliebten sorgsamen Amme, Cyrilla, die Stadt Rom, seine Mutter war nämlich schon am Tage seiner Geburt gestorben. Kaum 14 Jahre alt, beschloß er, den Gräueln dieser Welt zu entfliehen und sich in die Wüste zurückzuziehen. So kam er nach jenen hohen Bergen von Subiaco, wo die Quellen entspringen, welche von den alten Römern durch herrliche Aquaducte nach der Hauptstadt geleitet wurden. Sie waren gleichsam ein Vorbild jener unermeßlichen Gnadenströme, die sich von diesen Bergen aus über die katholische Kirche ergießen sollten.

Wenn man Tivoli verlassen hat, wandelt man in einem reizenden, von waldigen Bergen begrenzten Thale dem Ufer des Teverone entlang, der sich von Fels zu Fels stürzend, in schäumenden Wogen wild dahinwälzt. Dann kommt man nach Sagrospeco,, dessen Lage wirklich Schrecken erregend ist. Auf senkrechten Felsen liegend, und von ungeheuren Steinmassen bedroht, die es überragen, scheint das wirkliche Kloster am Rande eines Abgrundes zu schweben Zur Zeit des hl. Benedikt war diese Wüste noch schrecklicher, nur das Brüllen wilder Thiere unterbrach die schauerliche Stille. Mitten in dieser tiefen Schlucht in einer Felsenhöhle duldete der Heilige mit unbesieglicher Standhaftigkeit 3 Jahre lang die Strenge des Winters, die Hitze des Sommers, Hunger und Durst. Ein frommer Einsiedler, Romanus, ließ ihm von Zeit zu Zeit das zur Nahrung Nothwendige hinab, indem er mit einer kleinen Schelle ein Zeichen gab; der Teufel aber zerbrach diese Schelle und Benedikt war daran, Hungers zu sterben. Da hörte ein Priester, der zum Osterfeste sich Speise zubereitet hatte, im Schlafe eine Stimme, die sprach: „du bereitest dir köstliche Nahrung und mein Diener in der Wüste wird vom Hunger gequält.“ Der gute Priester stand sogleich auf und machte sich mit den Speisen auf den Weg, die er bereitet hatte. Nachdem er lange Zeit zwischen den Felsen und Abgründen umhergeirrt war, fand er endlich Benedikt in seiner Grotte, wo sie sich niedersetzten und über das Leben der Seele unterhielten. Darauf sprach der Priester: „Steh auf, nimm ein wenig Nahrung, denn wir haben heute Ostern.“ Benedikt antwortete: „Ja, wahrlich ist heute für mich Ostertag, da ich das Glück habe, dich zu sehen.“ Vom Verkehr mit den Menschen abgeschlossen, wußte er nicht daß an diesem Tag wirklich das Osterfest war. Der Priester fuhr fort: „es ist der Tag der Auferstehung unseres Erlösers, es schickt sich nicht, daß du fastest. Ich bin gesandt, damit wir miteinander die Gaben Gottes genießen.“ Benedikt fügte sich dem Befehle des Himmels; aber die Sinne wurden von der ärmlichen Mahlzeit weniger befriedigt, als der Geist von den Worten des Lebens genährt, die ihrem Herzen entstiegen; darauf kehrte der Priester zu seiner Kirche zurück. Benedikt war damals 20 Jahre alt; welch' heftige Begierden bewegen da das Herz des Jünglings! Das Blut ist warm und schäumend, wie feuriger Wein! die Seele hat noch keinen festen Halt und wird vom Sturme der Leidenschaften hin und her getrieben. Wie der hl. Hieronymus war Benedikt in die Wüste geflohen, aber die Leidenschaften des Herzens trug er mit sich. Eines Tages saß er einsam und traurig an der Thüre seiner Zelle und träumte, als plötzlich ein gefährl. Bild vor seiner glühenden Seele aufstieg; das Verlangen nach sinnl. Lust fing an, sich zu regen, er schwankte, ob er nicht die Einsamkeit verlassen sollte. Da kam die göttl. Gnade auf ihn herab, und um sich zu strafen, warf er sich in ein Dorngebüsch, bis er alles sinnliche Lustgefühl durch die quälendsten Körperschmerzen unterdrückt hatte.

Das strenge Büßerleben, welches Benedikt als Jüngling führte, zog die Hirten der Umgegend herbei; er predigte ihnen, und die Macht seines Wortes und Beispiels, der stets wachsende Zulauf der Zuhörer verbreitete bald seinen Ruf. Im J. 510 wollten benachbarte Mönche, die zu Vicovaro lebten, ihn

zu ihrem Oberhaupte. Er schlug ihr Begehren ab, indem er ihnen erklärte, daß er ihren ungeordneten Wandel durch eine strenge Regel zügeln würde. Sie bestanden aber darauf, und Benedikt wurde Abt von Vicovaro. Allein die Mönche wurden bald des Reformators müde und es entspann sich zwischen ihm und ihnen ein so heftiger Streit, daß sie ihn durch einen Becher Weins zu vergiften suchten. Gott rettete ihn durch ein Wunder, worauf er das Kloster verließ und zu Subiaco sein Einsiedlerleben wieder aufnahm. Jetzt aber sammelten sich nicht blos Hirten, sondern Laien aus allen Ständen um ihn. Equitius und Tertullus, zwei edle Römer, schickten ihm ihre Söhne Maurus und Placidus, jener 12 Jahre alt, dieser fast noch ein Kind.

Im Jahr 520 hatte Benedikt in der Nähe seiner Höhle schon 12 Klöster gegründet, jedes mit 12 Mönchen; und er fing an, die Statuten zu entwerfen, durch welche das Mönchsleben geregelt werden sollte.

Derselbe Geist der Unbotmäßigkeit und Eifersucht, der ihn aus dem Kloster Vicovaro vertrieben hatte, offenbarte sich auch in denen, die er soeben gegründet hatte. Benedikt wich zum zweitenmale dem Streite aus und entfernte sich mit einigen seiner Schüler, unter welchen sich Maurus und Placidus befanden.

Nachdem sie lange Zeit den gekrümmten Ufern des Aniello gefolgt waren, kamen sie in eine lange schmale Schlucht, an den Grenzen der Abruzzen und der Terra di Lavoro und hier ließ sich die fromme Colonie am Fuße des Monte Cassino nieder. Auf der ganzen Reise begleiteten den hl. Benedikt 2 Engel und 3 Raben folgten ihm. Wir dürfen uns nicht wundern, sagt der hl. Pater Damian, wenn die himml. Geister, welche an den Gerechten eine so große Freude haben, diesem hl. Manne den Weg zeigen, damit er sich nicht verirre, weil sogar die Thiere ihm folgen, damit er nicht allein wandle. Noch heut zu Tage sollen mehrere Raben alle Jahre ihre Nester im Walde von Monte Cassino bauen und täglich an der Pforte des Klosters krächzend und mit den Flügeln schlagend, ihre gewöhnliche Nahrung fordern; auch sieht man neben der großen Bildsäule des hl. Benedikt, in dem ersten Hofe des Klosters, einen Raben in Marmor ausgehauen.

Benedikt fand in dieser Gegend das Heidenthum noch herrschend; von Theodorich verfolgt, hatten sich viele Heiden auf den Gipfel des Monte Cassino geflüchtet. Man kann im Allgemeinen die Bemerkung machen, daß die Landbewohner dem Heidenthum am längsten treu blieben. Es gefiel der Vorsehung, diesen kleinen Berg der Campania, welcher bis ins 6. Jahrhundert nicht ein einzigesmal den Blick des Geschichtsschreibers auf sich gezogen hatte, durch drei ewig denkwürdige Thatsachen auszuzeichnen. Der Monte Cassino war der letzte Sitz des heidnischen Cultus in Italien; er sah auf seinem Gipfel die Wiege aller Klöster des Abendlandes; endlich verbarg sich sogar der Genius des Alterthums zwischen diesem Felsen, indem er darin die Schriften Homers, Platos, Herodots, Virgils, Tacitus und des Horaz in Sicherheit brachte. Den frommen Schaaren der Pilger, welche zum Thale der Isola di Sorra den hl. Berg mit Jubelgeschrei begrüßten, blickt schon von Weitem seine Krone freundlich entgegen. — Seine Basilika aus Marmor hat ihre ehernen Thore vielen irdischen Größen geöffnet, z. B. Gregor dem Großen, den Päpsten Zacharias, Victor III., Benedikt XIII., vielen Heiligen, Gelehrten, Künstlern u. irdischen Herrschern. Als Karl d. Große vom Besuche auf dem Berge

Ansicht von Subiaco.

in seinen Palast zu Aachen zurückkehrte, rief er in der Erinnerung an den stillen Frieden des Benediktinerklosters begeistert aus: „auf dem Monte Cassino bietet sich den kranken Seelen sichere Ruhe . . hier herrscht frommer Friede, heilige Demuth und die schönste Eintracht zwischen allen Brüdern. Zu jeder Stunde des Tages erheben sich Loblieder und Gesänge göttlicher Liebe zum Throne Christi!"

Benedikt zerstörte den Tempel und die Bildsäule des Apollo, die er auf dem Berge antraf, und baute dem hl. Johann Baptist zu Ehren eine Kirche, von bescheidenen Zellen umgeben, und Arm und Reich strömte in Schaaren dahin. Die Großen der röm. Gesellschaft, entmuthigt bei dem traurigen Anblick der gegenwärtigen Weltlage, verließen Alles und wählten die Fahne des Kreuzes. Es kamen die edlen Mitglieder des Senats, Tertullus, Equitius, Simachus, Gordianus und viele andere und legten dem Abte all' ihre irdischen Güter zu Füßen; auch die Frauen brachten dem hl. Stifter ihre frommen Opfer dar. Auch Benedikts vielgeliebte Zwillingsschwester Scholastika, welche unter der Obhut der guten Cyrilla i. d. Welt zurückgeblieben war, fand eine Zuflucht in dem Thale zu Plumboriola, dessen uralte Trümmer man noch erblickt. Alle Jahre besuchte sie ihren Bruder in einer kleinen Zelle am Fuße des Berges.

Einmal nun, als Scholastika und der ehrwürdige Abt den ganzen Tag damit zugebracht hatten, das Lob Gottes zu singen und sich von himmlischen Dingen zu unterhalten, und die Nacht herannahte, nahmen sie miteinander ihre Mahlzeit ein und die Stunden verstrichen schnell und heiter unter erbaulichen Gesprächen. Endlich mußte man sich trennen. „Mein Bruder", sprach Scholastika, „ich bitte dich, bleibe diese Nacht bei mir, wir wollen noch bis zum Morgen von den Freuden des Himmels sprechen." Benedikt antwortete: „was sagst du, meine Schwester? du weißt ja, daß ich die Nacht nicht aus meinem Kloster bleiben darf." Scholastika schien darüber betrübt, sie faltete die Hände und fing zu beten an. Der Himmel war heiter, kein Wölkchen trübte das tiefblaue Firmament; aber siehe, plötzlich umwölkt sich der Himmel, der Sturmwind braust, Blitze durchfurchen die Wolken, und dumpf rollt der Donner im Gebirge, der Regen fällt in Strömen herab und im Augenblicke sind die Wege ungangbar, Da sprach Benedikt mit trauriger Stimme: „Gott verzeihe es dir, meine Schwester, was hast du gethan?" Scholastika antwortete: „ich habe dich gebeten, du hast mich nicht gehört; ich habe meinen Gott gebeten und er hat mich erhört. Gehe jetzt, wenn du kannst, heim in dein Kloster." Benedikt war gezwungen, in der Zelle zu bleiben. Die frommen Unterhaltungen nahmen nun wieder ihren Gang und die ganze Nacht hindurch stärkten sich diese frommen Seelen in der Hoffnung der himmlischen Seligkeit. Als der Morgen dämmerte, kehrte Scholastika nach Plumboriola zurück und Benedikt zu den Seinigen. Drei Tage nach diesem Abschied, als der Heilige in seiner Zelle war und die Augen zum Himmel erhob, sah er die Seele seiner Schwester in Gestalt einer Taube zum Paradies auffliegen. Da brach er in einen Jubelgesang aus, und bat seine Brüder, den Leib seiner vielgeliebten Schwester zu holen, um ihn in dem Grabe zu beerdigen, wo er selbst beigesetzt werden sollte. So wurden diejenigen, welche Ein Mutterschooß zur selben Stunde zur Welt gebracht hatte, auch noch in demselben Grabe vereinigt.

Inneres der Kirche von Subiaco.

Alle Handlungen Benedikts waren Wohlthaten und Wunder; er erweckte Todte, heilte Aussätzige, stillte die Wuth der Besessenen, aber alles dieß that er mitten unter den einfachsten Geschäften des gewöhnlichen Lebens. So z. B. war er gerade mit seinen Brüdern auf dem Felde beschäftigt, als er wie der Prophet Elisäus ein todtes Kind wieder zum Leben erweckte. Die prophetischen Worte des Abtes erfüllten den barbarischen König der Gothen mit Schrecken. Gregor der Große erzählt diese seltsame Zusammenkunft so: Totila besuchte persönlich den Mann Gottes u. als er ihn von Weitem sitzen sah, warf er sich zur Erde nieder und wagte nicht, sich zu nahen. Benedikt rief ihm mehrmals zu: steh' auf, aber Totila getraute sich nicht, sich zu erheben. Da trat der Diener Jesu Christi zu dem Gothenkönig und sprach: Du hast viel Böses gethan, mache jetzt deinen Uebelthaten ein Ende. Du wirst in Rom einziehen, über das Meer fahren und im 10. Jahre deiner Regierung sterben. Bei diesen Worten ergriff den König ein tiefer Schrecken, und indem er sich dem Gebete des Heiligen empfahl, entfernte er sich; von diesem Tage an aber zeigte er weniger Grausamkeit.

Auf dem Monte Cassino unter den Männern, welche die irdische Größe verlassen hatten, um in der stillen Zurückgezogenheit die bisher den Händen der Sklaven überlassene Handarbeit zu heiligen, entwarf und veröffentlichte Benedikt seine Regel des Mönchs-

lebens, welche für die Mönche des Abendlandes das allgemeine Gesetz werden sollte.

Betrachten wir dieses Gesetzbuch näher, welches auf die Geschichte Europas so großen Einfluß geübt hat. Die Regel ist ein kurzer Inbegriff der ganzen Lehre des Evangeliums und aller Vorschriften der hl. Väter. Hier zeigt sich im höchsten Grade Klugheit und Einfalt, Demuth und Muth, Strenge und Sanftheit, Freiheit und Gehorsam. Die Regel des hl. Benedikt ist ganz auf Selbstverleugnung, Gehorsam und Arbeit gegründet. Im Morgenlande hatten einige Mönche versucht, die Arbeit in ihre Lebensweise einzuführen, aber dieser Versuch war nie allgemein zur Regel geworden. Der hl. Benedikt sollte die große Veränderung im Mönchsleben hervorbringen; er führte die Handarbeit, insbesondere den Ackerbau ein. Die Benediktiner haben einen großen Theil Europas durch den Ackerbau urbar gemacht und dabei das Evangelium verkündet. Eine Colonie zog aus, ließ sich an einem unbebauten Orte, mitten unter rohen Völkerschaften nieder und hier erfüllten die Mönche, Missionäre und Ackerbauer zugleich, ihre doppelte, oft ebenso gefährliche als mühsame Aufgabe. Nachdem die so frommen Mönche die Hacke und den Karst niedergelegt hatten, richteten sie in der Stille des Klosters jene wunderbaren Denkmäler der Wissenschaft auf, welche unserer Zeit, wo man nicht mehr recht versteht, was die Kraft eines standhaft auf Ein Ziel hingerichteten Vereins zu wirken vermag, wie die Spuren eines gewaltigeren Menschengeschlechts erscheinen, die es bei seinem Zuge über die Erde zurückgelassen hat.

Das ganze Tagesgeschäft in den Klöstern des hl. Benedikts zerfällt nach seiner Regel in Arbeit und geistliche Uebung. Der Müssiggang, sagt er, ist der Feind der Seele, und folglich müssen die Brüder zu gewissen Zeiten sich mit der Handarbeit beschäftigen, zu andern mit hl. Lesungen. Da die Grundlage des Mönchslebens die Demuth, die Selbstverleugnung, der Gehorsam ist, so muß sich Alles vor der Macht des Abtes beugen, welcher im Kloster den Willen Gottes vorstellt. Von dem Abte aber entwirft uns der hl. Benedikt selbst folgendes Bild: der Abt, welcher für würdig befunden worden ist, das Kloster zu regieren, soll den Namen, den er trägt, beständig vor Augen haben, und durch sein Betragen alle Pflichten eines Obern zu erfüllen suchen, denn man sieht ihn unter seinen Brüdern als den Statthalter Jesu Christi an, und darum führt er als eine besondere Auszeichnung diesen Namen uach den Worten des Apostels: Ihr habt den Geist der Kindschaft empfangen, durch den wir rufen: Abba unser Vater! daher muß derjenige, welchem der Rang und die Würde eines Abtes gegeben wird, seine Schüler auf zwei Arten unterweisen; er soll nämlich noch mehr durch seine Handlungen, als durch seine Worte ihnen die Uebung guter und hl. Dinge lehren. So soll der Meister beschaffen sein, den die Brüder sich wählen; ist aber einmal die Wahl geschehen, so müssen sie ihm unbedingt gehorchen. Was die Regel des hl. Benedikt besonders auszeichnet, ist der gesunde Verstand und die Sanftmuth, die sich darin ausspricht. Der hl. Benedikt hatte seinen Mönchen die arme, einfache Tracht der Hirten in der Nähe Roms gegeben; die schwarze Tunika als Andenken an den Tod und als Sinnbild der Demuth; die Kapuze war das Zeichen der Einfalt und der Unschuld; das Scapulier war das Symbol des Kreuzes und des Gehorsams; der Gürtel das der Keuschheit, der Stärke, der Treue, der Gerechtigkeit und des Glaubens. Nun war die Zeit ihrer apostolischen Wirksamkeit gekommen. Benedikt wollte seine Einrichtungen fortgepflanzt, seine Gemeinschaft in weiteren Kreisen verbreitet sehen. Zuerst warf er den Blick nach Sicilien, wo sich die Mönche auf den großen Besitzungen niederlassen konnten, welche Tertullus ihm geschenkt hatte. Der junge Placidus wurde zu dieser Mission erwählt. In Sicilien angekommen, fand Placidus den Messalinus wieder, einen angesehenen röm. Bürger und alten Freund seines Vaters, welchen er von Gordi aus von seiner Ankunft hatte benachrichtigen lassen. Messalinus war sogleich zu Pferd gestiegen und nach dem Gestade des Meeres geeilt. Er erkannte die theuren Züge des Tertullus im Sohne wieder und warf sich ihm zu Füßen. Placidus hob ihn unter zärtlicher Umarmung auf, segnete ihn und erklärte ihm den Grund seiner Sendung. Messalinus, vor Freude weinend, hielt den jungen Placidus lange an seine Brust gedrückt, welcher ebenfalls Thränen vergoß. Hatte er vielleicht ein Vorgefühl von allen Leiden, die ihn in diesem Lande treffen sollten? Nach diesem herzlichen Empfang ließ sich Placidus die alten Besitzungen seines Vaters zeigen, und legte nahe am Meere, seinem lieben Italien gegenüber, den Grund zu einem Kloster für sich und seine Brüder und zu einer kleinen, dem hl. Johann Baptist geweihten Kapelle. Alles das war schnell vollendet und sie zogen ein mit 30 Mönchen, die sie indeß für die Familie Benedikts gewonnen hatten. An einem schönen Herbstmorgen, vor dem Anfange der rauhen Winterstürme, landeten 3 Fremde, 2 Männer und eine Frau, zu Messina, und eilten dann dem Kloster zu. Es waren seine Brüder Eutychius und Viktorius und

Der hl. Benedikt.

seine Schwester Floria. Sie suchten den Placidus und hatten Mühe, ihn unter seinem Mönchshabit wieder zu erkennen, so abgezehrt sah er aus durch Fasten und Nachtwachen. Wie flossen da die Thränen der Freude in sanfter Umarmung! Aber diese Freude und der glückliche Anfang der Wirksamkeit der Söhne des hl. Benedikt sollte bald durch Barbarenhorden zernichtet werden. Nachdem sie Thracien, Illyrien und Dalmatien durchzogen hatten, landeten sie auf Sicilien; ihr rohes Heidenthum weckte den alten griech. Götterdienst, der noch in vielen Herzen wurzelte, wieder auf. Das Christenthum wurde angegriffen, und Placidus mit seinen Gefährten hatte das Meiste zu leiden. Sie kamen unter schrecklichen Martern um, Gordianus allein sollte ihrer Verfolgung entgehen, um die Akten dieser Martyrer und ihre kostbare Asche zu sammeln. Mitten unter den Gräueln des Blutbades erhebt sich die sanfte Stimme des Placidus im Gebet zu Dem, der am Kreuz gestorben, um Muth flehend im Angesicht des Todes. Messalinus erfüllte die letzte und heiligste Freundschaftspflicht, indem er an Benedikt alle diese traurigen Vorfälle berichtet. Bei dieser Kunde jauchzt die Seele des Heiligen vor Freude auf. Sein Orden sollte die Weihe des Marterthums erhalten; unter dem Jubel der Engel bestiegen seine Kinder den Ehrenthron, mit dem königl. Purpur der Blutzeugen bekleidet. Nicht lange nachher bewohnte schon wieder eine neue Colonie das Klösterlein des Johann Baptist am Thore Messinas und sammelte in Sicilien die Früchte der Gnade und der Heiligkeit.

Ein anderer Schüler des hl. Maurus zog nach Gallien und gründete das Kloster Glanfeuil, später St. Maurus genannt; zugleich verbreitete sich die Regel des heil. Benedikt nach Spanien. Nachdem der Heilige den Baum, den er gepflanzt, so herrlich heranwachsen und so reichliche Früchte hatte tragen sehen, konnte er ruhig zur ewigen Heimath zurückkehren, aber vorher wollte ihn Gott noch auf seinem hl. Berge mit einem himml. Gesichte erquicken. Der Diakon Servandus, Abt des Klosters, das Liberius, ein erleuchteter Patricier, in Campanien erbaut hatte, pflegte den Diener Gottes oft zu besuchen. Sie fühlten sich glücklich, einander die süßen Worte des Lebens mitzutheilen, um wenigstens in der Sehnsucht die Freuden und das Entzücken des Himmels zu genießen. Als die Stunde der Ruhe gekommen war, zogen sie sich in ihre Zellen zurück, Benedikt oben in einem Thurme und Servandus unten; eine Treppe führt in einen großen Saal, wo ihre Schüler bei einander schliefen. Der Mann Gottes hatte sich vor seinen Brüdern zum Gebet erhoben und stand betend am Fenster. Da sah er plötzlich, wie eine himml. Helle die Schatten der Nacht verscheuchte; dies Licht, schöner und glänzender als die Sonne, stellte ihm das ganze Weltall vor das entzückte Auge. In den Anblick dieses göttl. Lichtes versunken, sah er die Seele des Bischofs Germanus von Capua mitten in einer feurigen Kugel von Engeln in den Himmel getragen. Benedikt rief seinen Freund Servandus mehrmals; erschrocken eilte der Diakon herbei, sah aber nur mehr einen schwachen Schein des Lichtes am Himmel verschwinden.

Indessen wurde, während der Geist des Heiligen noch voll Kraft war, sein Leib immer schwächer, die Stunde des Scheidens nahte heran. Am 6. Tage seiner Krankheit ließ er sich in die Kirche bringen, wo er, nachdem er das heil. Abendmahl empfangen, mit gen Himmel erhobenen Augen betend unter den Händen seiner Jünger die Seele aushauchte.

Tod des heiligen Benedikt.

22. März.

Der heilige Basilius von Ancyra,

Priester und Martyrer.

Jahr 362.

Basilius war ein Priester der Kirche von Ancyra, der Metropole von Galatien zur Zeit, als sie Marcellus zum Bischof hatte, welcher wegen seiner Anhänglichkeit an das nicänische Glaubensbekenntniß durch Constantius im Jahr 336 verbannt worden wär. Er führte ein heiliges Leben ohne Tadel und zeigte sich der großen Männer würdig, die ihn zur Uebung der christlichen

Tugenden herangebildet hatten. Sein Eifer in der Verkündigung des göttl. Wortes brachte unter den Gläubigen von Ancyra wunderbare Früchte hervor.

Als ein Arianer, der seinen Namen führte, in dieser Stadt als Lehrer auftreten wollte, ließ er seine Stimme mit der Unerschrockenheit eines Propheten vernehmen: er rief dem Volke unaufhörlich zu, sich vor seinen Fallstricken zu hüten, und der kathol. Lehre treu zu bleiben. Die Arianer, die ihn als den gefährlichsten Feind ihrer Sekte betrachteten, verboten ihm im Jahre 360 Versammlungen zu halten, aber er achtete dieses Verbotes nicht und fuhr immer fort, den Irrthum zu bekämpfen, selbst in Gegenwart des Kaisers Constantius.

Während Julian, der Abtrünnige, auf den Trümmern des Christenthums den Götzendienst wieder herzustellen suchte, durcheilte Basilius die ganze Stadt, um die Gläubigen zum muthigen Kampfe für die Sache Gottes zu ermuntern, sie ermahnend, daß sie ihre Herzen doch ja nicht durch die gräulichen Ceremonien der Heiden beflecken sollten. Diese, aufgebracht über seine Kühnheit, ergriffen ihn und führten ihn vor den Proconsul Saturnin, und klagten ihn an, die Altäre umgestürzt, das Volk vom Götterdienste abgewendet, und gegen den Kaiser und seine Religion ungebührliche Reden gehalten zu haben. Nun fragte ihn Saturnin, ob er die von dem Fürsten eingeführte Religion nicht für wahr ansehe. „Hältst du sie selbst für wahr?" versetzte der Heilige; „ein vernünftiger Mensch kann doch nicht glauben, daß stumme Bildsäulen Götter sind?" Der Proconsul über diese Antwort ergrimmt, ließ ihn auf die Folter spannen und sagte ihm, während man ihn marterte: „Erkennst du jetzt, wie weit die Macht des Kaisers geht, durch die Strafe, die er über die Ungehorsamen verhängt? Du wirst es erfahren; gehorche den Fürsten, opfere den Göttern." Da der Martyrer darauf beharrte, daß er nie opfern werde, so schickte ihn der Proconsul ins Gefängniß und berichtete dem Kaiser den ganzen Vorfall.

Julian billigte das Verfahren Saturnins und schickte sogleich zwei Beamte, den Elpidius und Pegasus ab, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Auf der Durchreise durch Nicodemien nahmen sie den Asklepius, einen Priester des Aeskulap und einen Mann von sehr schlimmem Charakter mit sich und kamen alle drei nach Ancyra.

Unterdessen hörte Basilius im Gefängnisse nicht auf, seinen Gott zu lobpreisen. Pegasus besuchte ihn, in der Hoffnung, ihn durch Versprechungen zu gewinnen, aber bald kehrte er zu dem Proconsul zurück, mit der Beschämung, sich seinen Abfall freimüthig vorgeworfen zu hören. Als die Commissäre verlangten, daß man den Heiligen vor sie bringe, ließ ihn Saturnin holen. Bei seiner Ankunft spannte man ihn von Neuem auf die Folter und quälte ihn noch grausamer als vorher; hierauf wurde er mit Ketten beladen ins Gefängniß zurückgeführt. Unterdessen reiste Julian von Constantinopel nach Antiochien ab, in der Absicht, sich zum Perserkriege zu rüsten. Zu Calcedon schlug er den Weg nach Pessinonte ein, einer Stadt Galatiens, um der Cybele zu opfern, welche dort einen berühmten Tempel hatte; einen Christen, welcher seiner Religion nicht entsagen wollte, ließ er hier enthaupten. Zu Ancyra angekommen, stellte man ihm den Basilius vor. Kaum sah er ihn vor sich, als er den Mitleidenden spielend zu ihm sprach: „Basilius, ich habe einige Kenntniß von euren Mysterien; ich kann dich versichern, daß derjenige, auf welchen du dein Vertrauen setzest unter dem Statthalter Pilatus gestorben ist, und nicht mehr unter die Lebenden gezählt wird." — „Ich bin nicht im Irrthum," entgegnete Basilius, „du o Herr hast Jesu Christo gerade zu der Zeit entsagt, als er dir die Herrschaft gab, aber ich erkläre dir, daß er dir dieselbe in Kurzem nebst dem Leben nehmen wird. Er wird deinen Thron umwerfen, wie du seine Altäre umgestürzt hast, und weil du das hl. Gesetz verletztest, das du dem Volke so oft angekündigt und es mit Füßen getreten hast, so wird auch dein Leib mit Füßen getreten werden und ohne Begräbniß liegen bleiben." „Ich wollte dich retten," versetzte Julian, „aber weil du meinen Rath verschmähst, und es sogar wagst, mich zu beschimpfen, so will ich dich behandeln, wie du es verdienst; ich befehle daher, daß man täglich sieben Riemen aus deinem Fleische schneide, bis nichts mehr übrig ist." Zugleich beauftragte er mit der Ausführung dieser Strafe den Grafen Frumentin, einen Hauptmann seiner Garden.

Nachdem Basilius die ersten Einschnitte mit bewunderungswürdiger Geduld ausgehalten hatte, verlangte er mit dem Kaiser zu sprechen. Frumentin, in der Meinung, er werde endlich nachgeben und opfern, benachrichtigte Julian selbst von der Bitte des Heiligen. Der Kaiser ließ ihn in den Tempel des Aesculap kommen, wo er in ihn drang, mit den Uebrigen zu opfern, aber Basilius antwortete, er werde niemals stumme und blinde Götzen anbeten. Zugleich nahm er eines der Fleischstücke, die man ihm an diesem Tage abgerissen hatte, und warf es Julian vor die Füße. Darüber gerieth der Fürst in schreckliche Wuth. Frumentin welcher besorgte, wegen dieses Auftritts verantwortlich gemacht zu werden, beschloß, sich für die seines Herrn zugefügte Beleidigung glänzend zu rächen. Er bestieg seinen Richterstuhl, und befahl, die Qualen des Martyrers zu verdoppeln. Man machte ihm nun so tiefe Einschnitte, daß man das Eingeweide sehen konnte. Die Zuschauer, von Mitleid ergriffen, konnten die Thränen nicht zurückhalten, Basilius aber betete die ganze Zeit und stieß keinen Seufzer aus. Als der Abend gekommen war, schickte man ihn wieder ins Gefängniß zurück.

Den andern Morgen reiste Julian nach Antiochien ab, ohne Frumentin sehen zu wollen. Dieser Graf welcher seine Ungnade fürchtete, beschloß das Aeußerste zu thun, um den Martyrer zu bewegen, oder wenig-

stens seine Wuth zu stillen. Aber der Heilige blieb unerschüttert. „Du weißt“, sprach Basilius zu ihm, „wie viele Fleischstücke man meinem Leibe ausgeschnitten hat; betrachte meine Schultern und Seiten und sag mir ob etwas daran sichtbar ist. Wisse, Jesus Christus hat mich diese Nacht geheilt. Du kannst es Julian, deinem Herrn, melden, damit er erfahre, wie groß die Macht des Gottes ist, dem er entsagt hat. Er hat die Altäre umgestürzt, unter welchen er die Rettung seines Lebens fand, als Constantius ihn zu tödten suchte, aber Gott hat mir geoffenbart, daß die Tyrannei mit ihrem Urheber bald ein Ende nehmen wird.“

Frumentin, welcher sich vor Wuth nicht mehr halten konnte, ließ ihn auf den Bauch legen, damit man rothglühende Eisenspitzen in seinen Rücken stoße. Die Liebe, welche im Herzen des Martyrers ihren Triumph feierte, machte, daß er alles, was er für den Namen Jesu Christi litt, für nichts achtete. Er gedachte der Worte im hohen Liede: „Wenn ein Mensch für Gott alle Reichthümer geben würde, die er besitzt, er würde sie verachten, wie wenn er nichts gegeben hätte“, und an die Worte des königlichen Propheten: „Was verlange ich im Himmel und auf Erden, als dich mein Gott; du bist mein Erbtheil in Ewigkeit.“ Der Heilige hauchte unter diesen schrecklichen Martern am 29. Juni 362 sein Leben aus.

Die heilige Katharina von Schweden,

Jungfrau.

Jahr 1381.

Die heilige Katharina war die Tochter der heiligen Brigitta und des frommen Alphons, Fürsten von Nericien in Schweden. Im siebenten Jahre schickten sie ihre Eltern in das Kloster Risberg, in dem sie zur Liebe Gottes erzogen und in den nöthigen Kenntnissen ihres Standes und Geschlechts unterrichtet wurde.

Die heilige Katharina von Schweden.

Später wurde sie mit einem jungen, sehr tugendhaften Edelmann, Namens Egard, verehelicht. Die beiden Eheleute gelobten, miteinander in der Enthaltsamkeit zu leben und ermunterten sich gegenseitig zum Gebete, zur Abtödtung und zur Uebung guter Werke.

Sie widmeten täglich einige Zeit der betrachtenden Lesung geistlicher Bücher, um sich wider die Versuchungen des Bösen, denen sie am Hofe ausgesetzt waren, zu stärken. Sie brachten den größten Theil der Nacht mit Gebet zu und schliefen die übrige Zeit zwar in einem Zimmer, aber auf abgesondertem hartem Lager, um dadurch ihre Tugend vor ihren Bedienten zu verbergen. Als dieß der Bruder der heiligen Katharina, Karl, der damals schon regierender Fürst war, erfuhr, schlich er sich unter einem Vorwande einmal bei der Nacht in ihr Schlafzimmer und verwies ihnen ihre Lebensweise als abergläubisch und thöricht und verspotete sie. Katharina ertrug alles mit schweigender Geduld und fing bald darauf an, die damals am Hofe übliche Kleiderpracht abzulegen, und sich nach der ehrbaren, altschwedischen Tracht zu kleiden. Anfänglich gab dieses zwar zu neuen Verspottungen und Lästerungen Veranlassung, aber bald ahmten ihr viele Frauen, ja selbst die Fürstin nach. Dies brachte ihren Bruder Karl wieder in einen solchen Zorn, daß er zu ihr sagte: „Du bist nicht zufrieden, daß du eine Beguine, d. h. Betschwester bist, sondern willst auch meine Fürstin dazu bereden und vor dem Volke lächerlich machen. Allein sie duldete Alles mit Sanft-

muth, aus Liebe zu ihrem göttlichen Heilande, der auch den Widerspruch der Sünder erfahren hat.

Katharina kannte die Weisheit der Demuth und wurde traurig, wenn man sie lobte, und freudig, wenn man sie tadelte. Sie pflegte zu sagen: Die mich loben, nähren meine Eigenliebe und hindern mich im Streben nach der Vollkommenheit Jesu. Die mich aber tadeln, machen mich auf meine Fehler aufmerksam und geben mir Gelegenheit zur Uebung in der Tugend."

Da nach dem Tode ihres Vaters ihre Mutter Brigitta nach Rom reiste, folgte auch Katharina mit Bewilligung ihres Mannes bald nach, um in dieser durch das Blut so vieler Marthyrer verherrlichten Stadt die Grabstätten der heil. Apostel zu besuchen, und sich bei den Gebeinen der heiligen Marthyrer im Glauben und in der Liebe Gottes noch mehr zu stärken und zu entzünden.

Als sie hier alsbald von dem sel. Hinscheiden ihres Mannes benachrichtigt wurde, widmete sie sich ganz dem jungfräul. Dienste Gottes und schlug die glänzendsten und vortheilhaftesten Heirathsanträge aus. „Ich habe schon", sprach sie, „einen unsterblichen Bräutigam erwählt, dem ich niemals untreu werden will." Was einer ihrer Werber, ein Graf, nicht durch Güte erhalten konnte, wollte er mit Gewalt durchsetzen. Als Katharina einmal mit andern edlen Frauen zur Kirche des hl. Sebastians, die außerhalb der Stadt lag, gehen wollte, verbarg er sich in den Weinbergen, um sie mit Gewalt zu entführen. Seine Leute wollten auf sie zugehen. Da begegnete ihnen unvermuthet ein Hirsch, mit dessen Fang sie sich so lange beschäftigten, bis Katharina wieder in die Stadt entflohen war. Ein anderes Mal hörte er, daß sie zur Kirche des hl. Laurentius gehen werde. Er begab sich wieder, da diese Kirche gleichfalls außerhalb der Stadt lag, mit den Seinigen noch bei Nacht in die Weinberge und wartete lange auf sie. Endlich fragte er, ob es denn nicht bald Tag werde und ob sie Katharina nicht kommen sehen. Als ihm aber diese sagten, es sei schon lange Tag und Katharina schon lange mit ihrer Mutter vorübergegangen, erkannte er, daß ihn Gott mit Blindheit geschlagen habe. Er begab sich nun sogleich in die Kirche des hl. Laurentius, bat Katharina um Verzeihung und erhielt durch ihr und ihrer Mutter Gebet wieder das Licht der Augen. Dieß erzählte der nämliche Graf nachher in Gegenwart vieler Cardinäle dem Papste Urban V. So schützt Gott die, welche zuvor mit aller Klugheit und Sorgfalt die Reinigung zu erhalten suchen und dann ihr Vertrauen auf ihn zu setzen.

Katharina war gegen 25 Jahre bei ihrer hl. Mutter in Rom. Gebete und christliche Liebeswerke gegen Arme und Kranke waren ihre Beschäftigungen. Sie begleitete ihre Mutter nach Jerusalem und stand ihr nach ihrer Rückkehr bis zu ihrem Ende bei. Nach dem Tode derselben brachte sie ihre Gebeine nach Schweden und begab sich in das von ihrer Mutter gestiftete Kloster Wazen, wo sie als Oberin am 24. März 1381 mit 49 Jahren starb. Da sie Jesum, wegen beständigem Erbrechen, nicht mehr empfangen konnte, ließ sie ihn im Sakramente zur Anbetung in das Zimmer tragen.

„Die den Herrn fürchten, hoffen auf Ihn. Er ist ihr Helfer und Beschützer", Ps. 113, 11. „Wisset, daß keiner, der auf den Herrn vertraut hat, je zu Schanden wurde. Denn wer ist seinen Geboten getreu geblieben und verlassen worden?" Sir. 2, 11. 12.

23. März.

Der heilige Turibius.

Erzbischof von Lima. — Jahr 1606.

Der heilige Turibius vor seinem Crucifixe.

Der heil. Turibius, der zweite Sohn des Herrn von Mogrobejo, wurde am 16. Novbr. 1538 geboren. Er zeigte schon von Kindheit an eine entschiedene Liebe zur Tugend und einen tiefen Abscheu vor der Sünde. Als er einst einem armen Weibe begegnete, die vor Zorn außer sich war, weil sie etwas verloren hatte, so sprach er zu ihr auf das Rührendste über den Fehler, den sie beging, und gab ihr, um sie zu besänftigen, den Werth des Verlorenen. Zur hl. Jungfrau trug er eine zarte Andacht; jeden Tag betete er ihr Officium mit dem Rosenkranze und fastete alle Samstage ihr zu Ehren. Während er die öffentl. Schulen besuchte, sparte er sich einen Theil seines wiewohl sehr frugalen Mahles am Munde ab, um damit Arme zu unterstützen. Die Abtödtung trieb er so weit, daß man seinen Eifer zügeln mußte. Seine höheren Studien begann er zu Valadolid und vollendete sie zu Salamanca.

Der König Philipp II., welcher ihn frühzeitig kennen lernte, belohnte seine Verdienste durch ausgezeichnete Aemter und machte ihn später zum ersten Magistrat von Granada. Der Heilige verwaltete diese Stelle fünf Jahre lang mit einer Unbescholtenheit und Klugheit, die ihm allgemeine Achtung erwarb. So bereitete Gott die Wege zu seiner Erhöhung in der Kirche vor.

Der traurige Zustand der Religion in Peru erforderte einen vom Geiste der Apostel wahrhaft beseelten Hirten und diesen hatte die Gnade in der Person des Turibius gebildet. Als das Erzbisthum von Lima erledigt war, wurde er vom Könige dazu ernannt und die Wahl erhielt allgemeine Billigung. Man betrachtete Turibius als den einzigen tüchtigen Mann, um die

Aergernisse zu entfernen, welche der Bekehrung der Ungläubigen im Wege standen. Für den Heiligen war die Nachricht von seiner Ernennung ein Donnerschlag. Er warf sich vor seinem Crucifixe auf die Knie nieder und hier in Thränen zerfließend, bat er Gott, daß er ihm doch keine so schwere Last auflegen möchte. Er schrieb auch an den Rath des Königs einen Brief, worin er seine Untüchtigkeit mit den stärksten Farben schilderte, sodann ging er auf die Satzungen der Kirche über, welche die Erhebung eines Laien zum Episcopate ausdrücklich verbieten, aber man nahm auf sein Schreiben keine Rücksicht, und er mußte seine Zustimmung geben. Seine Demuth blieb jedoch nicht unbelohnt, sie war für ihn die Quelle jener überreichen Gnaden, deren Wirkung sich später in seinem heiligen Amte offenbarte.

Turibius wollte die vier niederen Weihen an vier verschiedenen Sonntagen empfangen, um gehörig Zeit zu haben, die damit verbundenen Obliegenheiten zu erfüllen. Hierauf empfing er die höheren Weihen und wurde dann zum Bischof gesalbt. Ohne Aufenthalt schiffte er sich nun nach Peru ein, und stieg im Jahr 1581 in der Nähe von Lima ans Land; damals zählte er dreiundvierzig Jahre. Die Diöcese von Lima erstreckte sich 130 Stunden lang an den Küsten hin und umfaßt außer mehreren Städten unzählige Dörfer und Weiler, die auf der doppelten Bergkette der Anden zerstreut liegen, welche für die höchsten Gebirge der Welt gelten. Einige Feldherren der Europäer, welche zuerst die Eroberung dieses Landes unternahmen, hatten sich dabei blos durch einen maßlosen Ehrgeiz und unersättliche Habgier leiten lassen und jedes Gefühl der Menschlichkeit vergessend, die wilden Indianer nicht so fast als Sieger, sondern vielmehr als Tyrannen behandelt; das Land wurde hierauf durch den Brand des Bürgerkrieges und innerliche Zwistigkeiten verwüstet. Ueberall sah man nur Spuren von Grausamkeit, Treulosigkeit und Gräueln aller Art. Umsonst wollte der spanische Hof sich dem Uebel entgegensetzen, es hatte schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß es unheilbar schien.

Der heilige Turibius bei den Indianern.

Der hl. Erzbischof wurde beim Anblicke so schrecklicher Unordnung bis zu Thränen gerührt und beschloß, Allem aufzubieten, um dem Uebel zu steuern. Seine vollendete Klugheit, verbunden mit rastlosem, energischem Eifer räumte alle Schwierigkeiten aus dem Wege. Nach und nach gelang es ihm, die öffentl. Aergernisse zu entfernen und auf den Trümmern des Lasters das Reich der Tugend herzustellen. Sogleich nach seiner Ankunft unternahm er die Visitation seines ungeheuren Sprengels. Man kann sich keinen Begriff von den Mühseligkeiten und Gefahren machen, die er zu bestehen hatte. Man sah ihn steile, mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Berge erklimmen, um die Worte des Trostes und des Lebens in die Hütten der armen Indianer zu bringen. Oft reiste er zu Fuß und da die apostolischen Arbeiten nichts fruchten, wofern Gott nicht seinen Segen verleiht, so betete und fastete er ohne Unterlaß, um die göttliche Barmherzigkeit auf die seiner Obhut anvertrauten Seelen herabzuziehen. Ueberall setzte er verständige und seeleneifrige Hirten ein, und verschaffte den Bewohnern der unzugänglichsten Felsen den Trost des Unterrichts und der Stärkung der hl. Sakramente. Ueberzeugt, daß die Aufrechterhaltung der kirchlichen Zucht großen Einfluß auf die Sitten übe, war sie ein Hauptgegenstand seiner Sorge. Er bestimmte deßhalb, daß in Zukunft alle zwei Jahre Diözesan- und alle sieben Jahre Provinzial-Synoden gehalten werden sollten. Gegen Aergernisse der Geistlichkeit war er unbeugsam, besonders wenn die Habsucht dabei im Spiele war. Sobald er die Rechte Gottes und der Nebenmenschen verletzt sah, übernahm er die Vertheidigung derselben ohne Ansehen der Person. Wie er sich als die Geißel der öffentlichen Sünder zeigte, so zeigte er sich auch als den muthigen Beschützer der Unterdrückten. Sein fester Eifer zog ihm von Seiten der Statthalter Perus Verfolgungen zu, welche vor der Ankunft des tugendhaften Vicekönigs Franz von Toledo ihren Leidenschaften und ihrer Selbstsucht schamlos alles opferten. Er setzte ihnen nur Sanftmuth und Geduld entgegen, ohne jedoch der Heiligkeit der kirchl. Regeln etwas zu vergeben und da einige schlechte Christen dem Gesetze Gottes eine Auslegung geben wollten, welche die schlimmen Neigungen der menschlichen Natur begünstigte, so stellte er ihnen mit den Worten Tertullias vor, daß Jesus Christus sich die Wahrheit nenne, und nicht den Brauch und das Herkommen und daß vor seinem Richterstuhle unsere Handlungen nicht in der falschen Wage der Welt gewogen werden würden.

Bei einem solchen Verfahren konnte es nicht fehlen, daß der hl. Erzbischof die eingewurzeltsten Mißbräuche ausrottete, so daß fast alle verschwanden. Die Grundsätze des Evangeliums gewannen die Oberhand und wurden mit einem Eifer geübt, welcher des ersten Jahrhunderts des Christenthums würdig gewesen wäre.

Um das Werk seines Seeleneifers auszudehnen und zu verewigen, stiftete Turibius Seminarien, Kirchen und Hospitäler, ohne jedoch zu gestatten, daß sein Name den Stiftungsurkunden beigesetzt werde. Wenn er sich zu

Lima aufhielt, so besuchte er alle Tage die armen Kranken in den Hospitälern, tröstete sie mit väterlicher Güte und reichte ihnen selbst die hl. Sakramente. Als die Pest einen Theil seines Sprengels ergriffen hatte, entzog er sich das Nothwendige, um für die Bedürfnisse der Unglücklichen sorgen zu können. Er empfahl die Buße als das einzige Mittel, um den Zorn des Himmels zu versöhnen, wohnte den Prozessionen unter vielen Thränen und die Augen auf ein Crucifix geheftet bei, und brachte sich Gott zur Rettung seiner Heerde zum Opfer dar. Mit diesen religiösen Uebungen verband er Gebete, Nachtwachen und außerordentliche Fasten, die er so lange fortsetzte, als die Pest wüthete.

Wenn es sich darum handelte, einer Seele den geringsten göttlichen Vortheil zu verschaffen, so trotzte er den größten Gefahren. Er hätte gern sein Leben für seine Heerde gegeben und war immer bereit, Alles aus Liebe zu dem zu dulden, welcher die Menschen durch sein heil. Blut erlöset hat. Als er erfuhr, daß arme Indianerhorden auf den Bergen und in den Wüsten umherirrten, suchte er, wie der gute Hirte, diese verirrten Schafe auf; furchtlos durchzog er schauerliche, von Löwen und Tigern bewohnte Einöden. Seinen Sprengel bereiste er drei Mal. Die erste Reise dauerte sieben Jahre, die zweite fünf Jahre, und die dritte unterbrach sein Tod. Die Bekehrung unzähliger Ungläubigen war die Frucht davon. Sein erstes, wenn er in eine Stadt oder in ein Dorf kam, war, daß er in die Kirche ging, und sein Herz am Fuße des Altars ausschüttete. Der Unterricht der Armen hielt ihn manchmal mehrere Tage an demselben Orte fest, wenn auch die nothwendigsten Lebensmittel daselbst fehlten. Die unzugänglichsten Gegenden blieben nicht unbesucht. Vergebens stellte man ihm die Gefahren vor, denen er sein Leben aussetzte; er antwortete: „Da Jesus Christus zum Heile der Menschen vom Himmel herabgestiegen, so müsse ein Hirte immer bereit sein, Alles zu seiner Ehre zu dulden." Er predigte und chatechisirte mit unermüdlichem Eifer und um diese wichtige Pflicht besser erfüllen zu können, lernte er noch in seinem hohen Alter die verschiedenen Sprachen der wilden Indianerstämme Perus. Die Ehre Gottes war das Ziel aller seine Worte und Handlungen; auch hatte er bestimmte Stunden zum Gebete, wo er sich in sein Inneres zurückzog, und mit Gott seine und seiner Heerde Bedürfnisse besprach. Sein Leben war ein fortgesetztes Gebet und seine Demuth stand seinen übrigen Tugenden nicht nach, daher seine außerordentliche Sorgfalt, seine guten Werke geheim zu halten. Seine Liebe und Freigebigkeit gegen die Armen war unbegränzt, namentlich suchte er die verschämten Armen auf.

Dem Heiligen gebührt der Ruhm, der Kirche Peru's eine ganz neue Gestalt gegehen zu haben, und war er auch nicht der erste Apostel derselben, so war er doch der Wiederhersteller der dort fast ganz erloschenen Frömmigkeit. Die Beschlüsse der unter ihm gehaltenen Provinzial-Concilien werden ewige Denkmäler seines Seeleneifers, seiner Frömmigkeit und Klugheit sein. Turibius erkrankte zu Gonta, einer 55 Meilen von Lima entfernten Stadt, als er gerade auf einer Visitationsreise seiner Diöcese begriffen war. Er sagte seinen Tod vorher und versprach dem eine Belohnung, welcher ihm zuerst die Nachricht brächte, daß die Aerzte an seiner Wiederherstellung verzweifelten. Was zu seinem persönlichen Gebrauche diente, schenkte er seiner Dienerschaft, das Uebrige wurde den Armen vermacht. Er wollte sich in die Kirche tragen lassen, um die heilige Wegzehrung zu empfangen, aber man mußte ihm die letzte Oelung in seinem Bette reichen. Unaufhörlich wiederholte er die Worte des hl. Paulus: „ich sehne mich, frei zu sein von den Banden des Leibes, um mich mit Christo zu vereinigen." Als er am 23. März starb, waren seine letzten Worte: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist." Im folgenden Jahre wurde sein Leib nach Lima gebracht, und noch ohne Spur der Verwesung gefunden. Die Akten seiner Heiligsprechung berichten, daß er bei seinen Lebzeiten einen Todten auferweckte und mehrere Kranke heilte.

Nach seinem Tode wurden durch die Kraft seiner Fürbitte viele Wunder gewirkt. Im Jahre 1726 wurde er von Benedikt XIII. heilig gesprochen.

Der heilige Viktorin und seine Gefährten,

Martyrer.

Fünftes Jahrhundert.

Hunerich, König der Vandalen in Afrika, war im Jahr 477 seinem Vater Genserich gefolgt. Obgleich Arianer, behandelte er doch die Katholiken im Anfang seiner Regierung mit Mäßigung, diese fingen sogar ihre Versammlungen an den von Genserich verbotenen Orten wieder zu halten an; aber Gott ließ es zu, daß Hunerichs Mäßigung sich in Wuth verwandelte, und er mit den Rechtgläubigen einen grausamen Krieg führte. Die Verfolgung, welche Anfangs nur die Kleriker und die dem Herrn geweihten Jungfrauen traf, wurde im Jahr 484 allgemein und man zählte viele Martyrer, unter ihnen Viktorian. Er stammte aus Adrumetum, von einer sehr angesehenen Familie. Hunerich, von Achtung für ihn erfüllt, hatte ihn zum Proconsul von Carthago gemacht; sein Vertrauen wurde gerechtfertigt, denn Viktorian blieb ihm unwandelbar treu. Der Fürst hatte nicht sobald seine Edikte gegen den katholischen Glauben erlassen, als er alle Mittel versuchte, um den Proconsul zu gewinnen. Er ließ ihm sagen, wenn er seinen Befehlen gehorchen, und seine Religion annehmen wolle, so werde er ihn mit Ehren und Würden überhäufen. Viktorian antwortete dem Abgesandten freimüthig: „Sag dem Könige, daß ich mein Vertrauen auf Christum setze; es steht in seinem Belieben, mich den Flammen, den wilden Thieren, oder jeder andern Marter zu über-

liefern. Ich werde nie einwilligen, die kathol. Kirche zu verlassen, in deren Schooß ich getauft worden bin. Gäbe es auch kein anderes Leben als dieses, so wollte ich mich doch nicht gegen den Gott der Undankbarkeit schuldig machen, welcher die kostbarsten Gnaden über mich ausgegossen hat." Eine so feste Antwort brachte den Tyrannen in Wuth, und er verurteilte Viktorian zu den grausamsten Martern. Der Heilige erduldete sie mit Freudigkeit und verdiente die Martyrerkrone davon zu tragen.

Die Kirche verehrt auch an diesem Tage den heil. Liberatus, einen Arzt aus Carthago, welcher um des Glaubens willen mit seiner Frau verbannt wurde. Als er sich aus den Armen seiner Kinder gerissen sah, fühlte er den lebhaftesten Schmerz, aber seine Frau tröstete ihn mit den Worten: „Denke nicht mehr an unsere Kinder; Jesus Christus wird ihr Beschützer sein, er wird für ihre Seelen sorgen. „Diese edle Christin wurde mit ihrem Manne in dasselbe Gefängnis abgeführt, aber später von ihm getrennt. „Bleibe nicht länger hartnäckig," sprachen eines Tages die Arianer zu ihr, „dein Gemahl hat sich den Befehlen des Kaisers unterworfen." Darauf gab sie zur Antwort: sie wolle ihn sehen und dann ihren Entschluß fassen." Man führte sie daher aus dem Gefängnisse in den Gerichtshof, vor welchem eben ihr Mann stand. Kaum hatte sie ihn erblickt, als sie ihm heftige Vorwürfe über seinen Abfall machte, den sie für wahr hielt, aber sie erkannte sogleich an der Antwort des Liberatus, daß sie durch eine List der Arianer getäuscht worden sei. Man weiß nicht, auf welche Art Liberatus und seine Frau ihr Leben endigten, sie werden aber von der Kirche als Martyrer verehrt.

24. März.

Der heilige Irenäus.

Bischof von Sirmium, Martyrer.

Jahr 304.

Der heil. Irenäus von Sirmium, der Hauptstadt eines Theils von Pannonien, wurde unter der Verfolgung des Diokletian gefangen genommen, und vor den Statthalter der Provinz, Probus, geführt; dieser redete ihn also an: „Die göttlichen Gesetze verpflichten alle Menschen, den Göttern zu opfern." „Das Feuer der Hölle," versetzte der Heilige, „wird der Anteil eines Jeden sein, welcher den Göttern opfert." — „Das Edikt der Kaiser verordnet, daß man den Göttern opfere, oder die Strafe leide, welche gegen die Widerspenstigen festgesetzt ist." — „Und das Gesetz meines Gottes will, daß ich lieber alle Martern ausstehe, als den Göttern opfere." — „Entweder du opferst, oder ich schicke dich auf die Folter." „Du kannst mir keine größere Freude machen, weil ich dadurch an den Leiden meines Erlösers Theil nehmen kann. Nun ließ ihn der Prokonsul auf die Folterbank legen und sprach während der Tortur zu ihm: „Nun, Irenäus, was sagst du jetzt? opferst du endlich?" Irenäus erwiederte: „Ich opfere meinem Gott, indem ich seinen heiligen Namen bekenne und so habe ich ihm immer geopfert."

Der heilige Irenäus vor dem Prokonsul.

Unterdessen war die ganze Familie des heil. Martyrers in das tiefste Herzeleid versenkt; es umstanden ihn seine Mutter, sein Weib und seine Kinder; denn dieser heil. Mann war verheirathet, ehe er Priester und zur bischöflichen Würde erhoben wurde. „Seine Kinder umschlangen seine Füße und riefen: o liebster Vater, habe Mitleid mit dir und mit uns." Seine Frau, ganz in Thränen gebadet, warf sich um seinen Hals und drückte ihn zärtlich an sich. „Erhalte dich", sprach sie, sowohl für mich, als für unsere unschuldigen Kinder." Seine Mutter, mit von Schluchzen halb erstickter Stimme stieß ein Jammergeschrei aus, und seine Diener, die Nachbarn und Freunde stimmten mit ein, so daß man um die Folterbank, auf welcher der Heilige lag, nur Klage, Seufzer und Jammer hörte. Allen diesen heftigen Angriffen setzte Irenäus die Worte des Herrn entgegen, „wenn mich Jemand vor den Menschen verleugnet, so werde ich ihn vor meinem himmlischen Vater verläugnen." Indem er die Stimme der Natur unterdrückt, hatte er nur den unsichtbaren Zuschauer seiner Kämpfe und die Ehrenkrone im Auge, die seiner wartete.

„Was," sagte der Statthalter, „du bleibst unempfindlich gegen so viele Aeußerungen der Liebe und Zärtlichkeit, du kannst so viele Thränen für dich fließen sehen, ohne davon gerührt zu werden? Opfere u[illegible] du

darfst nicht in der Blüthe deines Alters sterben." — „Gerad um nicht ewig zu sterben,' entgegnete Irenäus, „verweigere ich das Opfer." Er wurde nun ins Gefängniß geschickt, wo er verschiedene Torturen erleiden mußte.

Einige Tage darauf wurde der Heilige wieder vor den Proconsul geführt, der noch einmal in ihn drang, zu opfern; er fragte ihn hierauf, ob er verheirathet sei und Kinder habe. Irenäus verneinte diese Fragen. „Aber," erwiderte Probus, „wer waren denn alle diese Leute, welche dein Schicksal beim ersten Verhör so tief bekümmerte?" — „Unser Herr Jesus Christus", entgegnete Irenäus, „hat gesagt: „wer Vater, Mutter, Weib oder Kinder, Brüder oder Verwandte noch mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth; wenn ich nun die Augen zu dem Gott erhebe, den ich anbete, und an die Seligkeit denke, die er seinen treuen Dienern verheißen hat, so vergesse ich, daß ich Vater, Gatte, Sohn und Freund bin." — „Aber du bist es dennoch, so viele Beweggründe sollten dich antreiben, zu opfern." — „Meine Kinder werden durch meinen Tod nicht viel verlieren; ich hinterlasse ihnen als Vater den Gott, den sie mit mir anbeten; nichts hindert dich daher, die Befehle des Kaisers zu vollziehen." — „Noch einmal, gehorche, sonst bin ich genötigt, dich zu verurtheilen." — „Ich habe es dir schon gesagt, du kannst mir keine größere Freude machen." Nun sprach Probus folgendes Urtheil: „wir befehlen, daß Irenäus, weil er den Edikten der Kaiser nicht gehorcht hat, in den Fluß geworfen werde." — „Nach so vielen Drohungen machte ich mich auf etwas Außerordentliches gefaßt und du begnügst dich, mich ersäufen zu lassen; warum handelst du denn so? Du thust mir unrecht, du raubst mir dadurch das Mittel, der Welt zu zeigen, daß die Christen, die einen lebendigen Glauben haben, den Tod verachten, von was immer für Martern er begleitet sein möge."

Die Verwandten des heiligen Irenäus bitten um Gnade für ihn bei dem Statthalter.

Probus ergrimmt darüber, sich Trotz bieten zu sehen, fügte dem Urtheilsspruch noch hinzu, daß der Heilige vorher noch enthauptet werden solle, ehe man ihn in den Fluß werfe. Da sagte Jerenäus Gott lauten Dank dafür, daß er ihm gleichsam zu einem zweiten Sieg verholfen habe. Als er auf der Dianenbrücke stand, von wo er in den Fluß hinabgeworfen werden sollte, zog er sein Gewand aus und verrichtete mit zum Himmel erhobenen Händen folgendes Gebet: „Herr Jesu, der du für das Heil der Menschen den Tod hast leiden wollen, befiehl, daß der Himmel sich aufthue, und daß die Engel die Seele deines Dieners Irenäus empfangen, der sein Leben gibt für die Ehre deines Namens." Hierauf erhielt er den Todesstreich und wurde in den Fluß hinabgeworfen. Sein Martertod begab sich im Jahre 304 am 25. März.

Der heilige Wilhelm von Norwich.

Martyrer in England.

Jahr 1137.

Wilhelm wurde das Opfer des unversöhnlichen Hasses der Juden gegen unsere heilige Religion. Er litt den Martyrertod im zwölften Jahre seines Alters, nachdem er seit kurzem bei einem Gerber in Norwich in die Lehre getreten war. Die Juden lockten ihn einige Zeit vor dem Osterfeste des Jahres 1137 zu sich, und als sie seiner Meister waren, steckten sie ihm einen Knebel in den Mund, und nachdem sie ihn auf tausenderlei Art mißhandelt, kreuzigten sie ihn und durchbohrten ihm die Seite, zum Hohn auf die Todesart Jesu Christ. Am Ostertag banden sie seinen Leib in einen Sack und trugen ihn vor die Thore der Stadt, in der Absicht, ihn zu verbrennen. Da sie aber dabei überrascht wurden, so ließen sie ihn an einem Baum aufgehängt zurück. An der Stelle, wo man ihn gefunden, baute man später eine Kapelle. Der Leib des Heiligen, welcher durch mehrere Wunder verherrlicht worden war, wurde im Jahre 1144 in den Kirchhof der Kathedrale zur heiligen Dreifaltigkeit gebracht und sechs Jahre später in dem Chor dieser Kirche beigesetzt.

Wir erfahren aus einer Schrift Weever's, daß ehemals die Juden der ersten Städte Englands christliche Knaben raubten, um sie zu beschneiden, mit Dornen zu krönen, und zum Hohn auf unsern Herrn Jesum Christum zu kreuzigen. Auf solche Art starb der heilige Richard von Pontoisie. Matthias Paris und Capgrave berichten ferner, daß der heilige Hugo, ein Kind, von den Juden zu Lincoln im Jahre 1255 gekreuzigt wurde. Einige Schriftsteller wollten behaupten, daß solche abscheuliche Grausamkeiten von diesem Volke zu jeder Zeit geübt worden seien, aber es ist dieß eine Verläumdung und die natürliche Billigkeit verbietet, die ganze Nation für die Verbrechen Einzelner verantwortlich zu machen.

25. März.

Die Verkündigung der allerseligsten Jungfrau Maria.

Wir nennen das heutige uralte geheimnißreiche u. gnadenvolle Fest: „Mariä Verkündigung“ aus folgender Ursache: der unendlich gütige Gott hat von Ewigkeit her beschlossen, seinen eingeb. Sohn zur Erlösung des menschl. Geschlechtes auf die Welt zu senden. Da nun der hierzu bestimmte Tag angekommen, sandte er den Erzengel Gabriel, welcher schon mehr als 400 Jahre zuvor dem Propheten Daniel die Ankunft u. den Tod des Messias oder Erlösers der Welt angekündigt und auch einige Monate zuvor dem Priester Zacharias die Geburt des Vorläufers dieses Messias vorausgesagt hatte, in das kleine Städtchen Nazareth zu einer Jungfrau, Namens Maria, welche von dem Geschlechte Juda, aus dem königlichen Geblüte und Stamme Davids entsprossen war. Diese war zwar aus besonderer Anordnung Gottes vermählt mit einem gerechten, auch aus dem Hause Davids abstammenden Manne, Joseph mit Namen, lebte aber mit ihm in jungfräulicher Reinigkeit, welches sie auch durch ein Gelübde Gott dem Herrn aufgeopfert hatte.

Die allerheiligste Dreifaltigkeit hatte die allerreinste Jungfrau vor allen Weibern der Welt von Ewigkeit her auserkoren, Mutter des so lange verheißenen Messias zu sein, weßwegen auch nicht zu zweifeln ist, daß eben diese seligste Jungfrau mit einem solchen Uebermaße himmlischer Gaben und Gnaden erfüllet worden, daß sie alle Menschen, wie die hl. Väter uns belehren, an Verdiensten und Heiligkeit weit übertraf.

Diese von Gott so hoch begnadigte Jungfrau war eben an dem zur Ankunft des eingeborenen Sohnes Gottes bestimmten Tage im Gebete zu Gott u. in Betrachtung der göttlichen Geheimnisse ganz vertieft; ja sie schickte eben damals nach der Meinung der hl. Väter ihre Seufzer zum Himmel u. bat den himmlischen Vater auf das Inbrünstigste, daß er endlich den so lange schon versprochenen Heiland der Welt herabsenden möge. Siehe! da stand plötzlich der Erzengel Gabriel vor ihr, u. redete sie also an: „Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnaden. Der Herr ist mit dir!“ Maria hörte dies an, wurde verwirrt, und dachte bei sich selbst, was dies für ein Gruß wäre. Der Engel, dies bemerkend, sprach zu ihr: „Fürchte dich nicht, Maria! denn du hast Gnade gefunden bei Gott. Sieh, du wirst in deinem Leibe empfangen u. einen Sohn gebären, u. wirst dessen Namen Jesus heißen. Dieser wird groß sein u. ein Sohn des Allerhöchsten genannt werden und Gott der Herr wird ihm den Thron Davids seines Vaters geben, und er wird in dem Hause Davids regieren in Ewigkeit u. es wird seines Reiches kein Ende sein.“ Was für Anmuthungen die ebenso demüthige als reine Jungfrau bei Anhörung dieser Worte in ihrem Herzen empfunden habe, ist leichter zu erwägen, als mit Worten zu erklären. Voll der Bewunderung, daß sie zur Vollziehung eines so hohen Geheimnisses von Gott war erwählt worden, fragte sie den Engel: Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne? Diese Worte verriethen nicht etwa einen Zweifel, ob dasjenige was der Engel gesagt, möglich sei, oder gewiß geschehen würde; wie dieß die mit dem hl. Geiste erfüllte Elisabeth später deutlich anzeigt, da sie zu der sel. Jungfrau sprach: „Selig bist du, daß du geglaubt hast ꝛc.“, sondern die zugleich demüthigste und keuscheste Jungfrau konnte einerseits nicht begreifen, wie die göttliche Majestät sich bei Vollziehung eines so hohen Geheimnisses würdige, die Augen auf sie zu werfen; andererseits entsetzte sie sich, Mutter zu werden, weil sie die Jungfrauschaft zu sehr liebte, und selbe Gott dem Herrn verlobt hatte. Demnach hielt sie es für nothwendig zu fragen, wie sie bei ihrem Gelübde Mutter werden könnte und sollte. Der Erzengel Gabriel erklärte ihr aber alsobald, daß sie zwar eine Mutter werden, aber dennoch Jungfrau bleiben und ihr Gelübde unverletzt erhalten würde. „Der hl. Geist“, sprach er, „wird über dich kommen u. die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten.“ Durch diese Worte wurde der reinsten Jungfrau

alle Furcht, die so hoch von ihr geschätzte Reinigkeit zu verlieren, gänzlich benommen. Sie warf sich demnach mit der größten Ehrerbietigkeit zur Erde, und sprach mit tiefster Demüthigung: „Sieh ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte.“ In dem nämlichen Augenblicke geschah von dem hl. Geiste das unbegreifliche Geheimniß der Menschwerdung im Schooße Mariens. Und auf diese Weise ist das ewige Wort Gottes Fleisch, der wahre Sohn Gottes Mensch geworden. Also hat sich der Sohn Gottes auf das Aeußerste verdemüthigt, weil er die Gestalt eines Knechtes angenommen, Maria hingegen ist auf das Höchste erhoben worden, weil sie eine Mutter des Königs des Himmels und der Erde wurde. Der Sohn Gottes ist ein wahrer Mensch geworden und doch zugleich ein wahrer Gott geblieben. Maria ist eine wahre Mutter des Herrn geworden, und hat doch nicht aufgehört, eine wahre unversehrte Jungfrau zu sein! Welch' große, welch' unbegreifliche Geheimnisse!

Die einstimmige Aussage der hl. Väter ist, daß die Menschwerdung des eingebor. Sohnes Gottes das größte Geheimniß sei, das vom Anfang der Welt sich ereignet, ja ein Ursprung aller Geheimnisse; ein Geheimniß, welches allen englischen u. menschl. Verstand weit übersteigt, ein Geheimniß, aus welchem die höchst. Vollkommenheiten Gottes hervorleuchten; besonders seine unendl. Weisheit Liebe u. Güte. Die Weisheit zwar, weil kein erschaffener Verstand ein solch wunderbares Mittel, uns mit Gott zu versöhnen, hätte erfinden können; die göttl. Weisheit war hiezu nothwendig. Die Liebe und Güte aber, weil Alles, was geschah, aus unendl. Liebe u. Güte gegen die Menschen geschehen ist. Der himml. Vater schickt seinen eingebornen Sohn zu unserer Erlösung auf die Welt, aus Liebe gegen uns. Der eingeb. Sohn steigt vom Himmel herab auf die Welt u. nimmt unsere Natur an sich, uns zu erlösen, u. dieses thut er aus Liebe gegen uns. Der hl. Geist gestaltet denjenigen Leib, der später an dem Kreuze zu unserer Versöhnung mit Gott geopfert wurde, u. hiezu bewegt ihn seine Liebe u. Güte gegen uns. „Also hat Gott die Welt geliebt.“ Welch eine unbegreifliche unschätzbare Liebe! Welch ein glückseliger u. gnadenreicher Tag, an welchem uns der große dreieinige Gott so große Liebe erwiesen, da er ein so großes gnadenreich. Geheimniß zu unserer Erlösung gewirkt! Wie lange hat man nach diesem Tage verlangt u. geseufzet! Bekannt ist ja, wie die hl. Patriarchen, Propheten und alle andere Gerechte des alten Testaments mit Schmerzen auf die Ankunft des wahren Erlösers gewartet, wie inbrünstig sie solchen verlangt haben. Bald riefen sie d. Himmel an, daß er denselben herabthauen, bald d. Erde, daß sie ihn hervorbringen, bald den himml. Vater, daß sie ihn herabsenden möge. „Sende, den du senden wirst. Zeige uns dein Heil. Die Erde öffne sich, u. bringe den Heiland hervor! Thauet herab ihr Himmel u. ihr Wolken regnet den Gerechten.“ Also lautete ihr Rufen u. Seufzen. Der heutige Tag ist es, an welchem all diesem Rufen, Seufzen u. Verlangen Genüge geschah. Der bald nach der Erschaffung der Welt von Gott versprochene, so lange erwartete, und mit so vielem und langem Seufzen und Rufen ersehnte Messias ist auf die Welt gekommen, in den jungfräulichen Leib Mariä. Nach wenigen Monaten wird er in einem Stalle geboren werden, und zu seiner Zeit durch sein bitteres Leiden u. Sterben die ganze Welt erlösen. — Welch' unendlichen Dank sind wir der unendlichen Güte Gottes an dem heutigen Tage schuldig, für eine so unbegreifliche uns erwiesene Wohlthat! Alle hl. Engel haben in dem Augenblick, da der Sohn Gottes in dem reinsten Leibe Mariäs Mensch geworden, denselben mit tiefster Ehrerbietung angebetet, wie der hl. Paulus in seinem Briefe an die Hebräer bezeugt; wie viel mehr haben wir Ursache, ein Gleiches zu thun nicht nur am heutigen Tage, sondern auch an allen andern Tagen. Dieses kann leicht geschehen: erstlich zur Zeit der hl. Messe, zweitens, da man das dreifache Glockenzeichen, Morgens, Mittags und Abends gibt. Man hört täglich in der Messe die Worte des hl. Evangeliums: „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ Bei Aussprechung dieser Worte beugt der Priester seine Kniee bis auf die Erde. Eben das thut er, wenn er im Credo spricht: „Er ist Fleisch geworden von dem hl. Geiste und ein Mensch geworden.“ Hiedurch will uns die wahre Kirche an das große Geheimniß der Menschwerdung erinnern u. zur Danksagung ermahnen, zugleich aber auch lehren, wie groß unsere Andacht u. Ehrerbietigkeit gegen ein so liebevolles Geheimniß sein solle. Durch das tägliche dreifache Glockenzeichen will sie uns ebenfalls an das hohe Geheimniß erinnern u. zugleich aneifern, daß wir täglich dem großen Gott den schuldigen Dank abstatten.

Nebst dem aber, daß wir am heutigen Tage dem großen Gott besonders Dank sagen für die unschätzbare Gutthat der Menschwerdung Jesu Christi, ist es billig, daß wir auch eine große Hochschätzung für die sel. Jungfrau schöpfen, die zur Mutter desselben erwählt worden ist. Maria ist von Gott auserkoren u. aus allen Weibern zur höchsten Würde am heutigen Tage erhoben worden, denn eine Mutter des Allerhöchsten sein, ist nach dem Zeugnisse des hl. Anselm u. anderer hl. Väter die größte Hoheit, zu welcher nur immer ein Geschöpf gelangen kann. Als eine Mutter des Herrn übertrifft Maria alle Engel u. Erzengel, alle Chöre der sel. Geister, alle Patriarchen und Propheten, alle Apostel und Martyrer, mit einem Worte alle Heiligen Gottes. Was für Hochschätzung verdient daher von uns Menschen die so hoch über alle Geschöpfe von Gott erhobene göttl. Mutter Maria! Wer soll sich unterstehen, dieselbe and. Menschen gleich zu achten oder gar zu verachten? Gott hat Maria selbst geehrt, da er sie zu einer so hohen Würde erhoben. Wer kann ohne den größten Unverstand zweifeln, ob es auch erlaubt sei, selbe zu ehren, oder ob die so hoch erhabene Mutter Maria verdiene, von uns geehrt zu werden? Wahrhaftig, die Mutter eines weltl. Monarchen verdient von den Unterthanen eines solch. Monarchen in Ehren gehalten zu werden: wie dann nicht um so mehr die Mutter des größten Monarchen Himmels u. der Erde? Für unsinnig würde man Jenen halten, der sagen wollte, es sei nicht erlaubt, die Mutter eines Königs zu ehren; für was sollte man dann jene halten, die von der Mutter des Königs aller Könige, also urtheilen und reden wollen? Sagen und denken wollen, durch die Verehrung Mariä werde Gott dem Herrn seine Ehre benommen od. vermindert, ist einfältig

Der heilige Quirinus erleidet den Martertod durch Ertrinken.

und ganz widersprechend; denn wie der heilige Bernhard sagt: „Es ist kein Zweifel, daß die Ehre, welche man einer Mutter erweiset, auf den Sohn übergehe." Ein Sohn wird in der Mutter geehrt, die Ehre, welche man seiner Mutter erweiset, nimmt er auf, als wenn solche ihm selbst erwiesen würde; wie er hingegen die Unbill, die man seiner Mutter zufügt, nicht anders aufnimmt, als wenn solche ihm selbst zugefügt würde.

Was von der Verehrung Mariä gesagt wurde, ist ebenfalls von der Anrufung derselben zu verstehen. Es ist ganz gewiß erlaubt und vernünftig, die Mutter eines irdischen Königs zu bitten, daß sie für Jemand eine Gnade von dem Könige verlange, weil man versichert ist, daß ihre Bitte bei dem Könige mehr vermöge, mithin eher eine Gnade erhalte, als wenn ein anderer gewöhnlicher Mensch ihn um solche Gnade anfleht. Nun ist Maria heute eine Mutter des Königs aller Könige im Himmel und auf Erden geworden, so muß es denn auch erlaubt und vernünftig sein, daß wir dieselbe um ihre Fürbitte bei Gott ansprechen. Ihre Fürbitte bei Gott muß kräftiger sein, sie muß eher von Gott Gnade erhalten können, als wenn wir selbst um dieselbe Gott bitten.

Um dieses Vertrauen in dir noch mehr zu erwecken, bedenke, daß Maria an eben dem Tage, da sie zur Würde einer Mutter des eingeborenen Sohnes Gottes erhoben wurde, zugleich auch unsere Mutter geworden sei; weil der Sohn Gottes durch seine Menschwerdung sich gewürdigt hat, unser Bruder zu werden. Diesen Schluß zog der heilige Anselm, da er Maria also anredet: „Wenn dein Sohn unser Bruder geworden ist, bist du denn nicht durch ihn auch unsere Mutter geworden?" Und anderswo sagt er: „Wenn Christus ein Bruder der Gläubigen ist, wie soll denn nicht diejenige, die Christum geboren, eine Mutter der Gläubigen sein?"

Ist nun die göttliche Mutter auch deine Mutter, so hast du ja Ursache genug, dieselbe in Ehren zu halten, und mit kindlichem Vertrauen anzurufen. Ein gutes Kind ehrt seine Mutter und nimmt in all seinem Anliegen seine Zuflucht zu ihr; weil es glaubt, daß Niemand bereitwilliger sei, ihm zu helfen, als eben die Mutter. Ebenso verhalte du dich gegen diejenige, die heute deine Mutter und die Mutter Gottes genannt worden ist.

Der heilige Quirinus.

Bischof und Martyrer. Jahr 309.

Quirinus war Bischof von Siscia in Pannonien. Der dortige Statthalter Maximus sandte Soldaten aus, um ihn festzunehmen. Sie ergriffen ihn auf der Flucht und führten ihn vor den Statthalter. Dort angelangt, fragte ihn Marimus, wohin er habe fliehen wollen? „Ich floh nicht," antwortete er. „Ich befolgte nur den Befehl meines Meisters, der da sagte: „Verfolgt man euch in einer Stadt, so begebet euch in eine andere!"

Wer gab dir diesen Befehl?" fragte Maximus. „Jesus Christus, Gottes Sohn," entgegnete der Bischof. Weißt du denn nicht, daß dich der Kaiser überall erreicht, und daß dir jener, den du Gott nennst, nicht zu Hilfe kommen kann, wie du es jetzt siehst!" „Jener Gott, den wir anbeten," sprach Quirinus, „ist stets um und bei uns, wo wir auch immer sein mögen; überall kann er uns zu Hilfe kommen. Er war auch bei mir, als man mich gefangen nahm, nnd hier steht er mir bei, und stärket und kräftiget mich, und redet aus meinem Munde." „Mit deinen vielen Reden verlierst du die Zeit," entgegnete Maximus, „gehorche und opfere! Lies jene göttlichen Worte unseres Kaisers und thue, was sie befehlen." „Solchen Befehlen werde ich nie und nimmer gehorchen, da sie gottlos sind; ich werde nicht vorgeblichen Göttern opfern, welche nur in eurer Einbildung leben. Doch der Gott, den ich anbete, lebt zugleich im Himmel, auf der Erde und im Meere und ist erhaben über Alles, da er Alles in sich vereinigt."

Da nun des Statthalters Ueberredungsgabe fruchtlos blieb, so versuchte er es, ihn durch Drohungen und Bitten wankend zu machen. Er ließ ihm alle Folterwerkzeuge weisen, die schon bereit waren. Ja, er ging so weit, daß er ihm bedeutete, er begnüge sich schon mit einer scheinbaren Unterwerfung, er wolle ihn dann freilassen und dann könne er immerhin bei seinem Glauben bleiben. Endlich versprach er ihm sogar, er werde ihn zum Priester des Jupiter machen, wenn er nur Christum verläugne.

„O, ich versehe jetzt," erwiderte Quirinus, „die Dienste eines Opferpriesters, indem ich mich selbst dem wahren Gott aufopfere." Hierauf ließ ihn Maximus mit Ketten beladen und ins Gefängnis führen.

Kaum war er dort eingetreten, so warf er sich auf die Kniee und betete also: Gott, mein Herr, ich danke dir, daß du für mich so bittere Leiden ausgestanden hast: O Herr, gib, daß alle jene, welche in diesem Gefängnisse sind, dich, den alleinigen Herrn erkennen und einsehen mögen, daß es außer dir keinen Gott gibt."

Es mochte Mitternacht sein, da verbreitete sich auf einmal in seinem Kerker ein ungewöhnliches Licht; als es der Kerkermeister gewahrte, warf er sich auf seine Kniee nieder und sprach: Heiliger, bitte deinen Gott für mich, denn ich glaube, es gibt keinen andern Gott, als den, den du anbetest." Quirinus gab ihm eine rührende Ermahnung und machte ihn dann zum Katechumenen. Drei Tage nachher schickte Maximus den Bekenner zu Amantius, dem Statthalter von Ober-Pannonien, damit er ihn richte.

Mit Ketten beladen führte man Quirinus durch alle Städte, welche an der Donau lagen, bis endlich Amantius befahl, man solle ihn nach Sabaria bringen, wo er Gericht halten wolle. Da drängten sich nun alle christlichen Frauen ins Gefängnis und brachten dem Kämpfer Erfrischungen, und als er den Wein und das Brod segnen wollte, um es ihnen darzureichen, da fielen plötzlich seine Ketten von Händen und Füßen. Nachdem Amantius über das, was sich schon vor Maximus begeben hatte, Kundschaft eingezogen hatte, ließ er ihn vorführen. Er wandte nun dieselben Mittel an, d. h. er bat ihn, drohte ihm, suchte ihn zu überreden, auf alle mögliche Weise abwendig zu machen, doch da er ihn gegen Alles unbeweglich fand, da Quirinus selbst über den ihm angedrohten Tod lachte, so gab Amantius Befehl, ihn in den Fluß zu werfen. Doch, anstatt daß er plötzlich untersank, sah man ihn lange Zeit auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, zum größten Erstaunen alles Volkes, das in Menge an den Strand herbeigelaufen war. Der gottselige Quirinus ermahnte sie noch, Gott treu zu bleiben und sich weder durch Furcht vor Strafen, noch durch den Tod selbst abwendig machen zu lassen. Nach diesen Worten bat er Gott, er möge nun seine Marter vollenden. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so sank er unter. Sein Leib ward in geringer Entfernung von dieser Stelle gefunden und mit aller Ehrfurcht beerdigt am 4. Juni 309. Seine Reliquien brachte man von Pannonien nach Rom, und von da wieder nach Deutschland in die berühmte Abtei Fulda.

26. März.

Der heilige Ludger,

Bischof von Münster, Apostel von Sachsen. Jahr 809.

Der hl. Ludger, aus einem der ersten Häuser Frieslands entsprossen, wurde gegen das Jahr 743 geboren. Sein Vater stellte ihn unter die Leitung des hl. Gregor, des Jüngers und Nachfolgers des hl. Bonifacius auf dem bischöflichen Stuhle von Utrecht. Der hl. Gregor, welcher ihn in sein Kloster aufnahm, widmete seiner Erziehung besondere Sorgfalt. Hoch erfreut über die Fortschritte, die Ludger in den Wissenschaften und der Tugend machte, gab er ihm bald die

Tonsur des Clerikers. Um sich weiter zu vervollkommnen, ging Ludger mit Erlaubniß des hl. Gregor nach England hinüber; hier hörte er 4½ Jahre lang den berühmten Alkuin an der Schule zu York. Seine Zeit eifrig benützend, theilte er jeden Augenblick derselben zwischen den Uebungen der Religion und dem Studium der heiligen Schrift und der Väter.

Als der hl. Gregor im Jahr 776 gestorben war, weihte sein Nachfolger Alberich den Ludger zum Priester und ließ ihn mehrere Jahre lang in Friesland das Evangelium verkünden Der Heilige erfüllte seinen Beruf mit glücklichem Erfolge, bekehrte eine unzählige Menge ungläubiger und schlechter Christen, stiftete mehrere Klöster und baute allenthalben Kirchen.

Inzwischen besiegte Karl der Große die Sachsen und eroberte im Jahr 787 Friesland. Ludger kehrte in das Land, das er hatte verlassen müssen, zurück und setzte seine Mission daselbst fort.

Er verkündete das Evangelium den Sachsen und bekehrte viele; auch in das heutige Westphalen trug er das Licht des Glaubens und stiftete in der Grafschaft Mark das Kloster Werden. Der Kaiser Karl der Große schätzte ihn sehr hoch; Alkuin, welcher von England nach Frankreich gekommen war, hatte den Kaiser mit seinen Vorzügen bekannt gemacht. Im Jahr 802 wählte Hildebold, Erzbischof von Köln, Ludger, obwohl er widerstrebte, zum Bischof von Mimigordefort, dem heutigen Münster. Der neue Bischof fügte zu seinem Sprengel fünf Bezirke von Friesland, die er Jesu Christo gewonnen hatte. Er stiftete auch im Herzogthum Braunschweig das Kloster Helmstädt, das in der Folge Ludgerikloster genannt wurde.

Der hl. Bischof, welcher, wie wir schon bemerkt haben, in der Kenntniß der hl. Schrift sehr bewandert war, brachte keinen Tag zu, ohne seinen Schülern etwas daraus zu erklären. Er kasteite seinen Leib durch strenge Fasten und lange Nachtwachen und trug auch das Cilicium, aber ins Geheim, so daß man es vor seinem Tode kaum bemerkte. Wenn er sich in einer Versammlung einfinden mußte, so lenkte er die Unterhaltung geschickt auf geistliche Gegenstände und zog sich sobald als möglich zurück. Aeußerst freundlich und wohlthätig gegen würdige Arme, zeigte er sich aufgeblasenen Reichen gegenüber sehr ernst, und unbußfertige Sünder behandelte er mit unbeugsamer Strenge. Von seinem Erbgut und dem Einkommen seines Bisthums nahm er nur, was zum Leben unumgänglich nothwendig war, das Uebrige wurde zu Almosen verwendet.

So untadelhaft das Benehmen des Heil. war, so fand er doch seine Tadler. Man verläumdete ihn sogar bei Karl dem Großen, indem man ihn als einen Mann darstellte, welcher sein Bisthum zu Grunde richte, und die Verschönerung der Kirchen seines Sprengels vernachlässige. Der Fürst, ein besonderer Freund prächtiger Kirchen, lieh den Angebern Ludgers ein williges Ohr

Tod des heiligen Ludger.

und befahl ihm, sich an den Hof zu begeben. Der Heilige gehorchte. Am andern Morgen seiner Ankunft meldete ihm ein Beamter, daß der Kaiser ihn erwarte. Ludger, welcher gerade sein Brevier betete, anwortete, daß er dem Fürsten seine Aufwartung machen werde, sobald er damit fertig sei. Dreimal schickte man nach ihm, so sehr war man über seine Zögerung unwillig, und seine Feinde ermangelten nicht, ihm ein neues Verbrechen daraus zu machen. Als er vor dem Kaiser stand, fragte ihn dieser ein wenig aufgeregt, warum er so lange auf sich warten lasse? „Ich weiß, was ich deiner Majestät schuldig bin", versetzte Ludger, „aber ich habe geglaubt, daß du es nicht übel nehmen würdest, wenn ich Gott den Vorzug gebe. Wenn man sich mit ihm unterhält, muß man Alles übrige vergessen. Uebrigens habe ich mich in dieser Hinsicht nur nach den Absichten deiner Majestät gerichtet, weil dieselbe mir, nachdem ich zum Bischof gewählt bin, befohlen hat, den Dienst Gottes dem der Menschen vorzuziehen." Diese Antwort machte

einen solchen Eindruck auf den Kaiser, daß er Ludger wegen der gegen ihn geschmiedeten Anklagen für gerechtfertigt hielt. Er behandelte ihn mit Auszeichnung, und Alle, die ihn hatten verderben wollen, fielen in Ungnade.

Außer der Wundergabe besaß Ludger auch die der Weissagung. Er sagte die Verheerungen voraus, welche die Normänner im fränkischen Reiche anrichten würden und zwar zu einer Zeit, wo man von diesen Völkern nichts besorgen zu müssen schien. Er wollte sich aufmachen, an ihrer Bekehrung zu arbeiten, allein Karl der Große, welcher seine Anwesenheit in Westphalen für nothwendig hielt, hinderte ihn darc Bald darauf wurde der Heilige krank, setzte aber u geachtet seiner Schmerzen seine Verrichtungen fo Am Passionssonntag des Jahrs 809, predigte er aller Frühe, las um neun Uhr die Messe und hi am Abend eine zweite Predigt; darauf sagte er v aus, daß er in der folgenden Nacht sterben w und bezeichnete den Platz im Kloster Werden, wo begraben sein wollte. In der Mitternachtsstu ging die Voraussagung in Erfüllung, wo ihn G durch einen sanften Tod zu sich rief.

Der heilige Rupert tauft Herzog Theodo.

27. März.

Der heilige Rupert,

Bischof von Worms. Jahr 700.

Rupert, in Frankreich aus königlichem Geblüte entsprossen, übte sich schon von Jugend auf im Fasten, Nachtwachen und andern Abtödtungen. Er war ein Muster der Keuschheit, der Mäßigkeit und Wohlthätigkeit gegen die Armen. Sein Name wurde so berühmt, daß man sich allenthalben Raths bei ihm erholte. Er tröstete die Betrübten und heilte die Krankheiten des Leibes und der Seele. Solche Verdienste waren die Ursache, daß man ihn auf den bischöflichen Stuhl von Worms erhob; allein die Einwohner dieses Sprengels, noch größtentheils Götzendiener, konnten einen Hirten nicht leiden, dessen ausgezeichnete Heiligkeit ihre sittlichen Unordnungen verdammte, sie überhäuften ihn mit Unbilden und jagten ihn fort.

Der Herzog Theodo von Bayern lud nun den Heiligen in sein Land ein. Rupert kam im Jahr 697 zu Regensburg an, und wurde von dem Herzog und seinem Hofe mit der größten Auszeichnung empfangen; da er überall willige Herzen fand, so fachte er das Licht des Glaubens wieder an, welches seit dem Tode des hl. Severin durch Irr- und Aberglauben fast erloschen war. Er bekehrte Theodos Schwester Regintruda und auf diese Bekehrung folgte die des Herzogs und des ganzen Bayerlandes. Gott bestätigte durch viele Wunder die Lehre des heil. Sendboden, dessen Eifer das Licht des Evangeliums auch zu benachbarten Völkern trug.

Der Heilige setzte seine Predigten zu Lorch und Juvavia fort, und errichtete in dieser Stadt einen bischöflichen Stuhl; dieselbe lag damals fast ganz in Trümmern, aber er baute sie wieder auf und die Stadt erhielt nun den Namen Salzburg. Der Herzog Theodo machte reiche Schenkungen dahin, die den Heiligen in Stand setzten, viele Kirchen und Klöster zu gründen. Theodobert welcher den frommen Sinn seines Vaters erbte, vermehrte die Einkünfte der Kirche zu Salzburg bedeutend.

Der hl. Rupert unternahm eine Reise nach Frankreich, um sich tüchtige Missionäre zu verschaffen, die ihn bei seinen apostolischen Arbeiten unterstützen sollten; er brachte zwölf mit, nebst der hl. Ehrentrude, seiner Nichte. Da diese Gott das Opfer ihrer Jungfräulichkeit darbrachte, machte er sie zur Aebtissin des Klosters Numberg, das er gestiftet hatte, und starb einige Jahre darauf am Ostertag, welcher in selbigem Jahre auf den 27. März fiel. In Oestreich und Bayern wird sein Hauptfest am 25. September gefeiert, an welchem Tage die Uebertragung seiner Reliquien in die Kirche zu Salzburg stattfand, die seinen Namen trägt.

Der heilige Johann von Aegypten und der Einsidler.

Der heilige Johann von Aegypten.

Eremit. Jahr 394.

Der heilige Johann, gegen das Jahr 305 geboren, lernte in seiner Jugend das Zimmerhandwerk. Als er fünfundzwanzig Jahre alt war, verließ er die Welt und stellte sich unter die Leitung eines alten Anachoreten. Der Lehrer fand in seinem Schüler eine Demuth und Herzenseinfalt, die ihn mit Bewunderung erfüllte. Um ihn im Gehorsam zu üben, befahl er ihm Manches, was in den Augen der Welt lächerlich scheinen könnte, so z. B. zweimal des Tages einen verdorrten Baumzweig zu begießen. Johann that es ein ganzes Jahr lang mit großer Pünktlichkeit. Seiner Demuth und seinem Gehorsam schreibt Cassian die außerordentlichen Gnaden zu, womit Gott in der Folge ihn auszeichnete.

Er blieb bei dem guten Greise, so lange dieser lebte, nämlich ungefähr 12 Jahre; hierauf brachte er vier weitere Jahre in verschiedenen Klöstern der Nachbarschaft zu.

Ungefähr in seinem vierzigsten Jahre zog er sich ganz allein auf die Höhe eines Felsen bei Lycopolis zurück. Die Thüre seiner Zelle vermauerte er und ließ nur ein kleines Fenster, durch welches man ihm das Nothwendige reichte; durch diese Oeffnung ertheilte er auch den Besuchenden seinen Unterricht. Fünf Tage in der Woche verkehrte er mit Gott allein.

Nur am Samstag und Sonntag konnte man ihn sehen und dann wurde dieses Glück nur den Männern zu Theil! Täglich nahm er nach Sonnenuntergang nur ein kleines Mahl zu sich. Brod oder anderes Gekochtes aß er nie; so lebte er bis in sein 90. Jahr. Ueber seiner Zelle baute man eine Art Herberge, wo seine Jünger die Fremden empfingen. Er besaß die Gabe der Weissagung in hohem Grade, und entdeckte denjenigen, die ihn besuchten, ihre verborgensten Sünden und geheimsten Gedanken. Er hatte auch die Gabe der Wunder und heilte die Kranken mit dem Oele, das er gesegnet hatte. Solche Wunderthaten machten seinen Namen bald berühmt.

Als ihn der Kaiser Theodosius I. über den Ausgang des Krieges befragte, welchen er mit dem Tyrannen Maximus zu führen im Begriff stand, antwortete er ihm, daß er fast ohne Schwertstreich Sieger sein werde. Der Fürst, an der Erfüllung dieser Voraussagung nicht zweifelnd, rückte gegen das Abendland vor und schlug Maximus zweimal in Pannonien. Hierauf zog er über die Alpen und nahm den Tyrannen Aquila gefangen, welchem die Soldaten den Kopf abschlugen. Im Triumphe kehrte er nach Constantinopel zurück, überzeugt, daß er den Gebeten des Heiligen seinen Sieg verdanke. Er erfuhr noch bei andern Anlässen, daß Johann den Geist der Weissagung besaß. Als Eugen im Jahr 392 im Abendlande den Purpur annahm, schickte Theodosius einen gewissen Eutropius nach Egypten mit dem Befehle, den Heiligen nach Constantinopel zu bringen, oder wenigstens zu befragen, ob er dem Usurpator entgegenziehen oder ihn im Morgenlande erwarten solle. Johann sagte voraus, daß der Kaiser siegen werde, aber nicht ohne großen Verlust, daß er in Italien sterben, und eines seiner Kinder im Abendlande regieren werde. Die Voraussage ging buchstäblich in Erfüllung.

Wie schon bemerkt, hatte der Heilige es sich zum Gesetze gemacht, niemals eine Weibsperson zu sehen. Dieß gab Veranlassung zu einem Vorfall, welcher der Erwähnung wert ist. Ein Beamter des Kaisers kam zu Johann und bat ihn inbrünstig, daß seine Frau ihn besuchen dürfte. Der Heilige erwiderte ihm, daß er seit den 40 Jahren, die er auf dem Felsen lebe, es sich zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht habe, keine Frau zu sehen, und daß er ihn daher bitte, seine Weigerung nicht übel zu nehmen. Der Beamte ging betrübt fort und erzählte seiner Frau den Erfolg. Am andern Morgen wiederholte er seine Bitte und sagte dem Heiligen, seine Frau würde vor Schmerz sterben, wenn sie nicht diese Gnade erlange. „Gehe zu deiner Frau," versetzte der Diener Gottes, „und sage ihr, daß sie mich heute Nacht sehen wird, ohne daß sie ihr Haus zu verlassen braucht." Der Mann und die Frau waren sehr begierig, was der Einsiedler thun werde. Kaum war die Frau eingeschlafen, als ihr Johannes im Traum erschien und sprach: „Weib, die Größe deines Glaubens zwingt mich, dich zu besuchen, doch muß ich dir sagen, daß du keine solche Begierde haben sollst, die Diener Gottes auf Erden zu sehen; bin ich ein Heiliger oder ein Prophet? Nein, ich bin nur ein schwacher Mensch und Sünder. Nur deines Glaubens wegen nehme ich die Zuflucht zu unserem Herrn, welcher dir die Heilung von allen deinen körperlichen Leiden bewilligt. Lebe immer in der Furcht Gottes und vergiß nie seine Wohlthaten."

Die Frau erzählte beim Erwachen ihrem Manne den Traum. Sie beschrieb so genau die Züge der Person, die ihr erschienen, daß der Beamte nicht zweifelte, es sei der hl. Eremit gewesen; er ging daher gleich den andern Morgen hin, um für die seiner Frau bewilligte Gnade zu danken; aber Johann kam ihm zuvor mit den Worten: „Ich hab gethan, was du verlangt hast, ich habe deine Frau gesehen und ihre Bitte bewilligt. Gehe im Frieden." Nachdem der Beamte den Segen des Heiligen empfangen, entfernte er sich und setzte seine Reise nach Syene fort.

Zur selben Zeit besuchte der hl. Petronius mit sechs andern Mönchen den gottseligen Eremiten. Als Johann sie fragte, ob kein Geistlicher unter ihnen sei, verneinten sie dieß, nnd doch war einer aus der Gesellschaft ein Diakon, aber er hatte es immer aus Demuth geheim gehalten; und die andern wußten nichts davon. Der Heilige, durch ein höheres Licht erleuchtet, deutete mit dem Finger auf ihn, und sagte: „dieß ist ein Diakon"; der andere läugnete es in der falschen Meinung, daß eine Lüge aufhöre, Sünde zu sein, wenn man die Absicht dabei habe, sich zu verdemüthigen. Johann nahm ihn bei der Hand, küßte sie, und sagte: „Mein Sohn, verläugne nie die Gnade, die du von Gott empfangen hast, und falle ja nicht aus Demuth in die Sünde der Lüge. Man darf nicht lügen selbst nicht unter dem Vorwande, etwas Gutes zu thun; denn alles, was nicht der Wahrheit angemessen ist, kommt nicht von Gott."

Der Heilige starb bald darauf, wie er es vorausgesagt hatte. In den letzten drei Tagen wollte er Niemand sehen. Im Gebete auf den Knieen liegend, gab er am Ende des Jahres 394 sanft seinen Geist auf.

28. März.

Der heilige Sixtus III.,

Papst. Jahr 440.

Sixtus war Priester der römischen Kirche, als der Papst Zosimus im Jahr 418 die Irrthümer der Pelagianer verdammte. Als diese Irrlehrer in Afrika die falsche Nachricht ausgebreitet hatten, daß Sixtus für sie sei, so war der Heilige der erste, welcher gemäß dem vom Papste gegen sie erlassenen Spruche sie öffentlich mit dem Banne belegte. In demselben Jahr schrieb ihm der heil. Augustin zwei Briefe, um ihm wegen seines Eifers in Vertheidigung der katholischen Lehre Glück zu wünschen.

Sixtus folgte dem hl. Papste Cölestin im Jahr

432 auf dem päpstlichen Stuhle nach. Kaum hatte er denselben eingenommen, als er an Nestorius schrieb, um ihn zur Annahme der Beschlüsse des Concils von Ephesus zu bewegen, welches das Jahr vorher seine Irrlehren verdammt hatte; allein dieser Ketzerhäuptling wollte sich nicht unterwerfen. Sixtus hatte den Trost, die morgenländischen Bischöfe und den hl. Cyrillius zu versöhnen. Er spendete der Demuth und den friedfertigen Gesinnungen des Patriarchen von Alexandrien großes Lob. Der Primat des Papstes ist in seinen Briefen an die Bischöfe des Morgenlandes klar ausgesprochen. Es heißt darin, daß der Papst mit der Leitung aller Kirchen der Welt beauftragt sei und daß man ohne Verbrechen den Glauben der apostolischen römischen Kirche nicht verlassen könne.

Bassus, ein Mann aus einem der ersten Häuser Roms, wagte den Ruf des Heiligen durch eine schreckliche Verläumdung zu beflecken. Die Sache wurde genau untersucht und der falsche Ankläger von dem Kaiser verurtheilt und durch eine Versammlung von Bischöfen aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. Dem Beispiel des Erlösers gemäß verzieh Sixtus seinem Feinde, er besuchte ihn sogar und leistete ihm allen Beistand, den er bedurfte; in seiner letzten Krankheit reichte er ihm selbst die heilige Wegzehrung und trug Sorge für sein Begräbniß.

Julian von Eclane, ein berühmter Pelagianer, bot Alles auf, um wieder in seine bischöfliche Würde eingesetzt und in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden, er wandte tausenderlei Kunstgriffe an, um glauben zu machen, daß er bekehrt sei, aber der hl. Papst ließ sich nicht täuschen, er schlug dem Julian standhaft eine Gnade ab, die er nicht verdiente.

Der hl. Sixtus starb am 28. März 440, nachdem er beinahe acht Jahre regiert hatte.

Der heilige Guntram von Burgund.

593.

Guntram, im Jahr 525 geboren, war der Sohn Clotars I. und wurde im Jahr 561 zum König von Orleans und Burgund gekrönt. Wenn er in Folge der Barbarei jener rohen Zeiten einige Verbrechen beging, so tilgte er sie später durch die Thränen aufrichtiger Buße. Er mußte gegen seine Brüder und gegen die Lombarden die Waffen ergreifen. Der Gebrauch, den er von den Siegen seiner Truppen machte, bewies, daß er nur friedfertige Gesinnungen hatte. Nach dem Tode seiner Brüder erklärte er sich offen als Beschützer ihrer Kinder, die mehr als einmal der Gefahr ausgesetzt waren, das Leben zu verlieren. Sein ganzer Ehrgeiz beschränkte sich darauf, seine Unterthanen zu beglücken, und dazu schöpfte er aus der Religion die wahren Grundsätze der Regierung. Ferne von der Ansicht jener Weltmenschen, die sich einbilden, daß sich die Gesetze der Politik nicht mit den Grundsätzen des Evangeliums vereinigen lassen, dachte er im Gegentheil, daß ein Staat nie blühender ist, als wenn die Regenten desselben die Religion zu ihrem leitenden Grundsatze machen; daher war auch sein Reich in Krieg und Frieden beständig glücklich.

Tod des heiligen Guntram von Burgund.

Der tugendhafte Fürst bezeugte stets den Bischöfen, die er als seine Väter betrachtete, und als seine Lehrer hochschätzte, und um Rath fragte, große Ehrfurcht. Mit wahrhaft königlicher Pracht stiftete und stattete er eine große Anzahl Kirchen und Klöster aus. Seine unbegrenzte Liebe zu den Unglücklichen zeigte sich besonders zur Zeit einer Pest und Hungersnoth. Er begnügte sich nicht damit, die genauesten Befehle gegeben zu haben, daß es den Kranken an nichts mangeln sollte, er suchte auch durch Fasten und Gebet den Zorn des Himmels zu versöhnen. Tag und Nacht brachte er sich Gott als Opfer dar, bereit, die Streiche seiner Gerechtigkeit auf sich zu nehmen, um das Ende einer Plage herbeizuführen, die er für die Strafe einer Sünde hielt.

Seine Liebe zur Gerechtigkeit trieb ihn an, jedes Verbrechen streng zu bestrafen, besonders an seinen eigenen Beamten. Um den zügellosen Ausschweifungen der Kriegsleute Schranken zu setzen, gab er genaue Verordnungen heraus. Es läßt sich nicht sagen, wie gerne er persönliche Beleidigungen verzieh. Als

ihm zwei von der Fürstin Fredegunde gedungene Meuchelmörder das Leben nehmen wollten, begnügte er sich damit, den einen einsperren zu lassen, und den andern schonte er, weil er sich in eine Kirche geflüchtet hatte. Dieser gute Fürst starb am 28. März 593 im 68. Jahre seines Alters und am 23. seiner Regierung. Er wurde in der von ihm gestifteten Kirche des heiligen Marcellus zu Chalons begraben. Der heilige Gregor von Tours sagt, daß er Augenzeuge mehrerer durch die Fürbitte des heiligen Königs gewirkten Wunder war. Die Calvinisten entweihten seine heiligen Gebeine im 16. Jahrh., nur noch sein Schädel ist übrig und wird in einem silbernen Kästchen aufbewahrt.

Der gottselige Wilhelm,

Jüngling. Jahr 1588.

Der selige Wilhelm, aus dem Prämonstratenser-Orden zu Roth bei Leutkirch in Schwaben, war ein ungemein frommer, unschuldiger Jüngling. Er wurde zu Mindelheim in Bayern im Jahr 1564 geboren. Da seine Eltern erkannten, daß er große Liebe zur Frömmigkeit zeigte, so wollten sie ihn studiren lassen. Sie starben aber bald und nun übernahm der liebe Gott die Sorge für den Waisenknaben. Er kam nach Memmingen; ein Pfarrherr daselbst nahm sich seiner mit väterlicher Liebe an und brachte ihn nach Roth, wo der Abt Martinus Ermanus mit hohem Eifer die klösterliche Zucht und Heiligkeit förderte. Wilhelm hatte aber wenig Talent, so daß er schwer lernte und nur mit großer Anstrengung vorwärts kam. Nichts desto weniger hatten ihn die Klosterbrüder sehr lieb, weil er gar ein frommer Jüngling war. Wenn er eine Aufgabe nicht lösen konnte, oder wenn ihm ein Verständniß in einem Buche schwer wurde, so kniete er andächtig nieder und betete zur heiligen Jungfrau den Rosenkranz. Dabei war er gegen sich außerordentlich streng und hielt seinen jungen Leib in scharfer Zucht mit Geißeln, rauhen Bußkleidern und Fasten, so daß seine Obern dagegen einschreiten mußten. Vor Allem aber war er ein großer Liebhaber der heiligen Reinigkeit, weßwegen ihm oft auch sein Schutzengel sichtbar wurde und die Königin der Jungfrauen ihm vor seinem Tode offenbarte, daß er bald sterben und in den Himmel eingehen dürfe. Dies geschah am 28. März 1588, da Wilhelm 24 Jahre alt war. Sein Angesicht leuchtete, sein ganzer heiliger Leib blühte gleichsam wunderschön nach dem Tode und ein lieblicher Geruch verbreitete sich über seinem Grabe.

29. März.

Der heilige Eustasius,

Bischof von Luxeuil. Jahr 625.

Aus einer adeligen Familie in Burgund stammte der hl. Eustasius und wurde von Mitget, Bischof von Langres, seinem Oheim, sorgfältig erzogen. Frühzeitig die Eitelkeit der Welt erkennend, suchte er eine Zuflucht in dem Kloster Luxeuil, welchem der hl. Kolumban als Abt vorstand. Unter einem solchen Lehrer faßte er bald den Geist des Gebets, der Demuth, der Entsagung und Abtödtung. Im Jahr 611 Nachfolger des hl. Kolumban geworden, sah er sich an der Spitze von 600 Mönchen, die ihn alle als ihren Vater betrachteten. Sein Eifer beschränkte sich nicht auf die Mauern seines Klosters, er zog hinaus und predigte auch das Evangelium den Einwohnern des Bayernlandes und der Freigrafschaft, deren Mehrzahl noch in der Finsterniß des Götzendienstes oder in den Irrlehren des Photinus und Bonosius befangen war, welche die Gottheit Christi läugneten. Der Ruf seiner Heiligkeit hatte sich so fest begründet, daß eine große Anzahl heiliger Bischöfe sich nur durch seine Rathschläge leiten ließ. Er starb im Jahr 625.

Der heilige Jonas und Barachisus mit ihren Genossen,

Martyrer. Jahr 327.

Eine grausame Verfolgung erhob sich gegen die Christen Persiens im 18. Jahre der Regierung Sapor's. Ueberall sah man neue Ströme Bluts, zertrümmerte Kirchen und Klöster. Als Jonas und Barachisus, zwei Brüder aus der Stadt Beth-Asa, erfuhren, daß mehrere Gläubige zu Hubaham hingerichtet werden sollten, eilten sie sogleich hin in der Absicht, ihnen zu dienen und sie zur Standhaftigkeit zu ermuthigen. Neun derselben erhielten die Martyrerkrone.

Sogleich nach der Hinrichtung dieser neun Christen wurden Jonas und Barachisus, welche sich ermahnt hatten, eher zu sterben, als dem Glauben zu entsagen, festgenommen und vor den Richter geführt. Dieser machte ihnen die lebhaftesten Vorstellungen, um sie zum Gehorsam gegen die Befehle des Perserkönigs und zur Anbetung der Sonne zu bewegen. „Es schickt sich besser“, erwiderten die Heiligen, „dem unsterblichen König Himmels und der Erde zu gehorchen, als einem sterblichen Fürsten“; die Magier, darüber aufgebracht, ihren König sterblich nennen zu hören, waren der Meinung, daß man die beiden Bekenner trennen sollte.

Sie ließen also den Barachisus in ein enges dunkles Gefängniß einsperren, Jonas behielten sie bei sich, in der Hoffnung, ihn endlich zum Opfer zu überreden, aber ihre Bemühungen waren umsonst. Nun befahl der Oberste der Magier, den Martyrer auf den Bauch zu legen und ihn mit Ruthen und kantigen Stöcken grausam zu schlagen. Unter dieser Marter hörte Jonas nicht auf zu beten: „Gott unseres Vaters Abraham, ich sage dir Dank, gib, daß ich dir ein wohlthätiges Opfer darbringen könne. Ich habe der Anbetung der Sonne und des Mondes entsagt, ich glaube an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist und erkenne keine andere Gottheit.“ Man warf ihn hierauf in einen gefrorenen See, nachdem man ihm einen Strick an den Fuß befestigt hatte.

Als Barachisus am Abende vor die Magier geführt wurde, sagte man ihm, daß sein Bruder geopfert habe. „Es ist nichts,“ erwiderte er, „ich kenne ihn zu gut, als daß ich ihn für fähig halten könnte, elenden Geschöpfen göttliche Ehre zu erweisen. Hierauf schilderte er die unendliche Macht des wahren Gottes mit solcher Kraft und Beredtsamkeit, daß die Magier selbst darüber in Erstaunen geriethen. „Wir dürfen ihn nicht öffentlich so sprechen lassen,“ sagten sie zu

einander, „sonst ist zu fürchten, daß seine Reden andere abtrünnig machen." Sie beschlossen daher, Barachisus nur noch bei Nacht zu verhören, und nachdem sie den Henkern befohlen hatten, ihm glühende Eisenplatten auf den Arm zu legen, und geschmolzenes Blei in die Nase und in die Augen zu gießen, führte man ihn ins Gefängniß zurück.

Am andern Morgen zog man Jonas noch lebend aus dem See. Als er vor den Magiern stand, sprachen sie zu ihm: „Wie geht es dir? Ohne Zweifel war die letzte Nacht für dich sehr schmerzlich?" „Nein!" versetzte Jonas, „seit ich auf der Welt bin, habe ich nie so reine Freuden genossen, als diese Nacht. Das Andenken an das Leiden Christi war für mich eine Quelle unaussprechlichen Trostes." — „Dein Bruder hat entsagt." — „Ja, ich weiß, daß er schon lange dem Teufel und seinen Engeln entsagt hat." „Nimm dich in Acht!" — „Wenn ihr weise seid, wie ihr euch schmeichelt, sagt mir, ob es nicht besser ist, das Getreide zu säen, als es aufgehäuft in der Scheune zu lassen, unter dem Vorwande, es vor Regen und Ungewitter zu bewahren? Seht, dies Leben ist wie ein Same, den man auf die Erde wirft, in der künftigen Welt wird er Frucht bringen, wo Jesus Christus ihn herrlich erneuern wird." — „Eure Bücher haben Viele getäuscht." — „Es ist wahr, daß sie eine große Anzahl von irdischen Vergnügen abwendig gemacht haben. Wenn ein Christ mitten unter Martern von dem Feuer der Liebe glüht, die er aus der Erinnerung an das Leiden seines Erlösers geschöpft hat, so vergißt er Reichthümer, Ehren und alle Güter dieses vergänglichen Lebens, und seufzet nur nach dem Anblicke des wahren Königs, dessen Reich ewig ist, und dessen Macht alle Zeiten umfaßt."

Als der Martyrer zu sprechen aufgehört hatte, schnitt man ihm die Finger und Zehen ab, und die Zunge aus, und warf ihn dann in ein Gefäß voll siedenden Peches, das dem Diener Gottes keinen Schaden that. Endlich wurde sein Leib zerstückt, und in eine Cysterne geworfen.

Nun nahmen die Richter den Barachisus wieder vor, und ermahnten ihn, Mitleid zu haben mit seinem Leibe. „Gott, der meinen Leib gebildet", war die Antwort, „wird ihn wieder auferwecken und ihr werdet einst mit eurem Könige vor den Richterstuhl desselben Gottes geladen werden." „Wir gewinnen nichts mit dergleichen Leuten," sagte einer der Richter, „weder durch Worte noch durch Martern. Wir wollen der Sache ein Ende machen." Sie beschlossen daher, daß Barachisus mit spitzigen Rohrstäben geschlagen und in seinen ganzen Leib Splitter solcher Rohrstäbe gesteckt werden sollten, um ihn dann auf dem Boden zu wälzen. Auch glühendes Pech und Schwefel ließen sie ihm in den Mund gießen. Diese Marter vereinigte Barachisus mit seinem Bruder Jonas. Abtusciatas, ein alter Freund der beiden Martyrer, kaufte ihre Leiber von den Persern. Am 29. März wird ihr Name in dem römischen Martyrologium aufgeführt.

30. März.

Der heilige Johannes Climacus,

Abt.

Jahr 605.

Der hl. Johann Climacus wurde um das Jahr 525 in Palästina geboren, sehr sorgfältig erzogen und machte in den Wissenschaften so große Fortschritte, daß man ihm schon in seiner Jugend den Namen Scholasticus beilegte. Kaum 16 Jahre alt, verzichtete er auf alle glänzenden Aussichten, die er in der Welt hatte und zog sich auf den Berg Sinai zurück, wo mehrere Einsiedler ein erbauliches Leben führten. In dem großen Kloster auf dem Gipfel des Berges wollte er nicht bleiben, weil er hier zu viel Anlaß zur Zerstreuung fürchtete, er zog sich deßhalb nach einer abgelegenen Einsiedelei zurück, wo er sich unter die Leitung eines ehrwürdigen Greises, Namens Martyrius, stellte. Strenges Stillschweigen war das Mittel, das er anwandte, um sich gegen einen Fehler zu sichern, welcher bei talentvollen jungen Leuten häufig ist, nämlich gegen jene üble Sucht, über Alles zu sprechen. Demüthig von Geist und Herz, brachte er Gott das Opfer seines Wissens, ohne je zu widersprechen und sich in gelehrte Streitigkeiten einzulassen. Durch Gehorsam sicherte er sich das Verdienstliche seiner Handlungen und brachte es in dieser Tugend so weit, daß er gar keinen eigenen Willen mehr zu haben schien. Durch diese Unterwürfigkeit unter seinen geistlichen Führer wich er den Klippen aus, an denen er unfehlbar hätte scheitern müssen, wenn er sein eigener Steuermann hätte sein wollen. Von jenem sichtbaren Berge, den er bewohnte, schwang sich seine Seele zu dem unsichtbaren Gott empor, dessen Willen zu erkennen, sein einziges Geschäft war; daher beobachtete er aufmerksam alle Bewegungen der Gnade, um der-

selben getreulich zu entsprechen." — Der eifrige Novize verwandte vier Jahre, um sich zu prüfen und unterrichten zu lassen, ehe er die Klostergelübde ablegte. Er dachte und hat es auch in seinen Schriften ausgesprochen, daß ein solcher Schritt ein reifes Alter und ernste Prüfungen erfordere. Als der Tag seiner Opferung herannahte, bereitete er sich durch Fasten und Gebet darauf vor. Seine feierliche Weihe, womit er sich dem Herrn gänzlich hingab, brachte die kostbarsten Früchte der Gnade hervor. Martyrius sah mit Staunen, wie der Jünger auf der Bahn des Heils mit jedem Tage voranschritt.

Nach dem Tode des Martyrius, im Jahr 560, beschloß der Heilige, der Anweisung seines Gewissenrathes gemäß, das Einsiedlerleben anzutreten und zog sich demnach in die Einsiedlerei von Thola am Fuße des Sinai zurück. Seine Zelle lag ungefähr zwei Stunden von der Kirche, wohin er am Samstag und Sonntag ging, um die Messe zu hören und um sich mit den Mönchen und Einsiedlern der Wüste zu besprechen. In den übrigen Tagen widmete er einen großen Theil seiner Zeit der Lesung der heiligen Schrift und der Kirchenväter, wodurch er selbst einer der unterrichtetsten Kirchenlehrer wurde, aber er verbarg seine seltenen Talente und die außerordentlichen Gnaden, die er erhielt, um nicht den kostbaren Schatz der Demuth zu verlieren.

Obgleich Johann in seiner Hütte als wahrer Einsiedler lebte, so glaubte er sich doch nicht entfernt genug von dem Verkehr mit den Menschen. Deßhalb grub er sich eine Höhle in einen nahen Felsen, um sich hier wenigstens von Zeit zu Zeit einzuschließen. Hier überließ er sich mit mehr als menschlichem Feuereifer allen Uebungen der Beschauung, und war von so glühender Liebe und so inniger Zerknirschung durchdrungen, daß beinahe immer eine Thränenfluth seinen Augen entströmte. Gern hätte er immer einsamer, den Augen der Welt ganz unbekannt leben mögen, aber der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich wider seinen Willen, und man kam von allen Seiten herbei, um seinen Rath in Gewissensangelegenheiten zu holen.

Der Diener Gottes besaß eine ungewöhnliche Fertigkeit, die Krankheiten der Seele zu heilen. Ein Mönch, Namens Isaak, den heftige fleischliche Versuchungen fast zur Verzweiflung brachten, erfuhr dies zu seinem größten Glücke; er ging zu dem Heiligen und entdeckte ihm den schweren Kampf, den er zu bestehen hatte. „Mein Sohn," sprach Johann Climacus zu ihm, „laß uns zu Gott im Gebete unsere Zuflucht nehmen." Sogleich warfen sich beide auf die Kniee nieder, den Himmel um Beistand anzuflehen, und seitdem war Isaak nicht mehr von dem unlautern Geiste beunruhigt. Wer sollte glauben, daß der Heilige Feinde gehabt hätte? und dennoch war es so: einige Einsiedler beschuldigten ihn, seine Zeit mit eitlen Reden zu verlieren, um sich bei den Leuten in Ansehen zu setzen. Unstreitig war die Anklage eine Verleumdung, aber der Heilige betrachtete sie als eine liebreiche Mahnung und verurtheilte sich zu einem strengen Stillschweigen und brachte beinahe ein Jahr zu, ohne mit irgend Jemand zu sprechen. Seine Feinde, durch seine Demuth und Bescheidenheit entwaffnet, sahen ein, wie falsch sie ihn beurtheilt hatten und vereinigten sich mit den übrigen Mönchen, ihn dringend bittend, das Talent, das Gott ihm verliehen, nicht zu vergraben, sondern diejenigen, welche ihn um Rath fragen wollten, mit seiner Einsicht zu unterstützen. Johann brach nun das Stillschweigen mit derselben Demuth, wie er es beobachtet hatte, und fuhr fort, diejenigen zu belehren,

Der heilige Johannes Climacus und Martyrius.

die sich an ihn wendeten. Man sprach allenthalben von seiner vollendeten Weisheit und Menschenkenntnis und sah ihn als einen andern Moses an, mit welchem der Geist Gottes sei.

Bald darauf, im Jahr 600 wurde der Heilige einstimmig zum Abt auf dem Berge Sinai, und zum Generalobern aller Mönche und Einsiedler des Landes gewählt. Er war damals 75 Jahre alt und hatte beinahe sechzig davon in der Einsamkeit zugebracht. Kaum war er zu dieser Würde erhoben, als eine große Dürre im Lande eintrat, auf welche Hungersnoth folgte. Die Bewohner von Palästina und Arabien wendeten sich an ihn als einen zweiten Elias und baten ihn um seine Fürbitte bei Gott. Johann, von dem Unglück dieser armen Leute gerührt, fing zu beten an, und verlangte vom Himmel einen reichlichen Regen, welcher das Land befeuchtete. Um dieselbe Zeit erhielt er ein Schreiben des heiligen Gregor des Großen. Dieser Papst empfahl sich ihm in sein Gebet und benachrichtigt ihn, daß er ihm Geld und das Nöthige schicke, um das in der Nähe des Berges gestiftete Hospital für Fremdlinge auszustatten.

Der gottsel. Johann, Abt von Raithus, einem am rothen Meer gelegenen Kloster, wollte die Frucht der Lehren des Heiligen für alle Zeiten fortgepflanzt wissen; er bat ihn deßhalb, eine Sammlung der Regeln zu veranstalten, deren Beobachtung tugendeifrige Seelen zur christlichen Vollkommenheit anleiten könne. Der Heilige stellte vor, daß das Unternehmen über die Kräfte eines solchen Sünders gehe, wie er sei, endlich aber gab er den Bitten nach, äußerte sich aber dabei gegen den Abt von Raithus folgendermaßen: „ich habe gethan, was von mir abhing, aus Besorgnis, das Joch des Gehorsams abzulegen, den ich als Muster aller Tugenden betrachte. Ich kann nicht glauben, daß ich etwas Nützliches hervorgebracht habe. Wie ein Malerlehrling habe ich nur einen rohen Umriß gezeichnet und ein so vollkommener Meister wie du, muß die letzte Hand ans Werk legen. Dies war der Ursprung des ausgezeichneten Buches, welches den Titel Climax oder die Leiter führt, weil die Seele hier von Stufe zu Stufe bis zur höchsten Vollkommenheit geführt wird. Das Buch ist in der Form von Denksprüchen verfaßt, die in kurzen Worten einen großen Sinn enthalten. Der Styl ist einfach, ohne gemein, bündig ohne dunkel zu sein. Es herrscht darin eine wunderbare Salbung, die das Gemüth des Lesers ergreift; das Hauptverdienst dieses Werkes aber besteht darin, daß der Verfasser sich nicht blos auf einzelne Vorschriften beschränkt, sondern dieselben durch Beispiele gleichsam verkörpert und unter diesen Beispielen besonders solche wählt, aus denen die Liebe des Gehorsams und der Buße hervorleuchtet.

Wir wollen eines davon aufführen.

In Aegypten war ein Kloster von 330 Mönchen, welche der Heilige besucht hatte. Ein Bürger aus Alexandrien, Namens Isidor, fand sich an der Pforte ein und bat um Aufnahme. „Mein Vater," sprach er zum Abte, „ich bin in deiner Hand, was das Eisen in der Hand des Schmieds." „Ich befehle dir," erwiederte der Abt, „dich an der Pforte aufzuhalten und dich allen Vorübergehenden zu Füßen zu werfen mit den Worten: betet für mich, denn meine Seele ist von einem gefährlichen Aussatz angegriffen." So verstrichen für ihn sieben Jahre; als der heilige Johann Climacus Isidor erblickte, fragte er ihn, was er während einer so langen Prüfung gefühlt habe. „Das erste Jahr," sagte er zu ihm, „habe ich mich als einen um seiner Sünden willen verurtheilten Sklaven angesehen und harte Kämpfe zu bestehen gehabt; im zweiten war ich ruhig und voll Vertrauen auf Gottes Güte, im dritten habe ich die Demüthigungen mit Freuden ertragen." Dieser heilige Büßer erlangte einen so hohen Grad von Tugend, daß der Abt des Klosters ihn nicht nur aufnahm, sondern auch zum Priester weihen wollte. Isidor, welcher aus Demuth in seinem Stande zu bleiben wünschte, bat um einen Aufschub und starb sieben Tage darnach.

Einen tiefen Eindruck auf den heiligen Johann Climacus machte ferner die Tugend des Kochs in demselben Kloster. Da er ihn bei seiner ganzen weltlichen Beschäftigung immer geistig gesammelt fand, fragte er ihn, wie er es mache, um seine Seele so in der Sammlung und Zerknirschung zu erhalten. „Wenn ich die Mönche bediene," erwiderte der fromme Mönch, „so bilde ich mir ein, nicht Menschen, sondern Gott selbst in der Person seiner Diener meine Dienste zu weihen, und der Anblick des Feuers, das ich beständig vor Augen habe, erinnert mich an jene Flammen, welche die Sünder ewig brennen werden."

Außer der heiligen Leiter haben wir noch einen Brief des heiligen Johann Climacus an den gottseligen Abt von Raithus, worin er über die Pflichten eines wahren Hirten spricht, die hauptsächlich darin bestehen, keusch zu sein an Leib und Seele unablässig an der Heilung der Brüder zu arbeiten, die Verirrten auf den rechten Weg zurückzuführen, und zur treuen Erfüllung ihrer Standespflichten anzuhalten, Strenge mit Milde zu verbinden, Mitleid zu tragen mit der menschlichen Schwachheit, indem man sich in die verschiedenen Charaktere schickt, um Jedermann für Jesus Christus zu gewinnen. Unter allen Opfergaben, die man Gott darbringen kann, ist seinen Augen ohne Zweifel am angenehmsten das Opfer der durch Buße und Liebe geheilten Seelen.

Vier Jahre leitete nun der heilige Johann Climacus die Mönche auf dem Berge Sinai. Er hätte gern sein Amt niedergelegt, das er nur mit Zittern angenommen hatte, und als eine furchtbare Last betrachtete. Er ging mit dem Gedanken um, dasselben abzulegen, und wartete nur auf eine passende Gelegenheit dazu; endlich, einige Zeit vor seinem Tode, bot sich dieselbe dar. Mit neuem Eifer überließ er sich jetzt dem Gebete und der Betrachtung und starb in seiner Einsiedelei zu Thola am 30. März 605 im 80. Jahre seines Lebens.

31. März.

Der gottselige Nikolaus von der Flüe,

Eremit.

Jahr 1487.

Die Eltern des Nikolaus von der Flüe waren biedere fromme Hirten, die vom Ertrage ihrer Felder in einem gewissen Wohlstande lebten. Schon in seiner zarten Kindheit zeigte Nikolaus eine innige Frömmigkeit. Wenn er die Heerden von der Waide heimgeführt hatte, so war es seine einzige Freude, vor dem Abendessen in die kleine Kapelle von Flühli zu gehen und da stundenlang zu beten. Wenn es dunkelte und die Kapelle geschlossen wurde, dann entfernte sich Nikolaus an einen einsamen Ort und fiel zum Gebet auf die Knie nieder. Bei Flühli zeigte man noch mehrere Felsenstücke, die dem frommen Kinde zum Betstuhl dienten. Besonders freute er sich, wenn ein Marienfest kam. Da stand der junge Nikolaus mit Tagesgrauen auf und durchwanderte das Thal, überall die schönsten Blumen pflückend, woraus er einen Strauß wand, ihn mit schönen Bändern schmückte, und der heiligen Jungfrau brachte. Um jene Zeit wurde die Unabhängigkeit des Schweizerlandes bedroht; da ergriff Nikolaus, welcher eben erst sein 23. Lebensjahr vollendet hatte, auf den Ruf der Obrigkeit die Waffen. Er kämpfte so eifrig und begeistert, wie er betete, in der einen Hand das Schwert, in der andern den Rosenkranz und bewies sich so tapfer, daß man ihm bei einem Einfall ins Thurgau den Oberbefehl über eine Schaar von 100 Mann anvertraute.

Der alte Historiker Tschudi hat uns einige Vorschriften hinterlassen, die der wackere Hauptmann seinen Soldaten gab: — „habe Mitleid mit dem Besiegten — theile dein Brod mit der Wittwe, — bedecke mit deinem Mantel die Waise — entwende auch nicht ein Körnchen Getreide — schone besonders das Haus Gottes."

Nach dem Kriege kehrte Nikolaus nach Flühli zurück, hängte das Schwert an die Wand, aber betete täglich voll Andacht den Rosenkranz. Um seinen Eltern zu gehorchen, verheirathete er sich. Unter den jungen Mädchen von Flühli strahlte besonders eine durch ihre Frömmigkeit hervor, sie hieß Dorothea Wyzling, und diese wählte sich Nikolaus zur Gattin. Gott segnete diesen frommen Bund und zahlreiche Kinder entsprossen demselben.

Als Nikolaus zum Richter in Obwalden erwählt worden war, bekleidete er das Amt lange Zeit zur Zufriedenheit der Bewohner des Thals. Nikolaus war mehr ein Vater als ein Richter; kam eine Streitigkeit zwischen zwei Bewohnern vor, so rief er sie zu sich, setzte sich unter die Linde, die man noch heutzutage zeigt, ließ den einen zur Rechten den andern zur Linken Platz nehmen, hörte ihren Handel an und fällte sogleich das Urtheil. Demjenigen, welcher verlor, gab er gewöhnlich wie zum Trost eine schöne Frucht aus seinem Garten. Zu seinem guten Freunde Heinrich, dem Pfarrer von Stanz, pflegte er zu sagen: „Gottlob, ich habe in meinem Leben viele Urtheile gefällt, und über keines fühle ich Reue. Ich hörte immer auf die Stimme Gottes im Innern meines Herzens und ehe ich auf meinen Stuhl mich setzte, pflegte ich immer um die Erleuchtung des heiligen Geistes zu flehen; nie habe ich das Kleid angesehen, welches der Kläger oder der Beklagte trug, Gott Lob und Dank!" Zu wiederholtenmalen wollten ihn seine Mitbürger zum Landammann machen, aber Nikolaus schlug es immer aus.

Auf eine Mahnung des Himmels faßte Nikolaus einst den Entschluß, die Welt zu verlassen, und sich in die Einöde zurückzuziehen. Er bat sein Weib, der Stimme Gottes gehorchen zu dürfen, und diese gab mit frommer Ergebung ihren Willen dazu. Am andern Morgen stand Nikolaus in aller Frühe auf, und nachdem er lange gebetet, rief er seinen alten Vater, sein Weib, seine Kinder und guten Freunde zu sich, umarmte sie, empfahl ihnen, Gott niemals zu vergessen, und zog fort im Pilgergewande, einen Knotenstock und einen Rosenkranz in der Hand. So ging er vor sich hin, auf den Herrn vertrauend. Nach mehreren Tagreisen erreichte er die Höhen von Hauenstein, setzte sich, um ein wenig auszuruhen, auf einen Felsen nieder und schlief ein. Im Schlafe hatte er eine Erscheinung; das Städtchen Liestal am Fuße des Berges gelegen, erschien ihm in Flammen, alle Häuser brannten. Da er erschrocken erwachte, gewahrte er einen Bauersmann, dem er seinen Entschluß mitteilte; dieser lobte sein Vorhaben, gab aber dem Pilger den Rath, wieder umzukehren und eine Einöde zu suchen, wo er fern von allem Geräusche dem Herrn im Frieden dienen könnte. Der gottselige Bruder Nikolaus drückte dem guten Landmann herzlich die Hand und schlug noch selben Abend wieder den Weg ins Gebirg ein. Als die Nacht kam, streckte er sich auf den Boden und schloß die Augen zum Schlaf. Später baute man an der Stelle, wo der fromme Bruder eingeschlafen war, eine kleine Kapelle zum Andenken an eine neue Vision, welche er dort hatte. Nikolaus sah den Himmel von großem Glanz übergossen, und ein Lichtstrahl, der von Hauenstein ausging, zog sich über das Melchthal hin, wie der Schweif eines Kometen. Am andern Morgen machte sich Nikolaus wieder auf den Weg, von dem übernatürlichen Lichte geleitet, das ihm im Schlafe erschienen war, und wandelte dem Thale zu, welches er im Traume gesehen hatte.

In der Nähe von Kluster hielt Nikolaus auf ein=

mal still; er hatte seinen Ruheort gefunden. Es war eine wilde Gegend von dichten Wäldern umgeben, wo kein menschliches Geräusch die Sammlung der betrachtenden Seele stören konnte. Hier, von grauen Felsen eingeschlossen, wo nicht einmal der Epheu sein Leben fristen konnte, und kein Vogel seine Stimme hören ließ, baute Nikolaus seine Hütte aus Zweigen und Laubwerk am Fuße einer gewaltigen Fichte. Zum Kopfkissen holte er in der Nähe ein Felsenstück, zum Bette einige Büschel der Stechpalme. Da entdeckten einige Jäger, welche Gemsen im Gebirge verfolgten, die Wohnung des Einsiedlers und benachrichtigten bei ihrer Heimkunft den Bruder des Nikolaus, Peter von der Flüe, davon. Peter schlug sogleich den Weg nach der Einöde ein. Beim Anblick des Nikolaus erschrak er: das Gesicht des Eremiten war voll Falten und Runzeln, seine Haare hatten sich plötzlich gebleicht, seine Augen waren eingefallen, und sein ganzer Leib so mager, daß man ihm die Knochen zählen konnte. Sein Erstes war, seinen Bruder zu beschwören, doch nicht vor Hunger zu sterben. Nikolaus tröstete ihn damit, daß er sagte, mit Gottes Hilfe werde das Gebet seine einzige Nahrung sein. Peter theilte dem Pfarrer von Kerns, Oswald Isner, einem in der Gegend durch seine Frömmigkeit bekannten Manne, die Sache mit und in dem Pfarrbuch ist unter dem Datum des Jahrs 1488 die Erzählung seiner Zusammenkunft mit Nikolaus von der Flüe mit folgenden Worten angeführt: Schon eilf Tage, sagte Oswald Isner, habe der Bruder zugebracht ohne zu essen, als er nach mir schickte, um zu fragen, ob er sein Fasten fortsetzen solle, oder nicht. Ich rührte seinen Leib an, wo das Fleisch an den Knochen hing, man konnte ihm durch die Backen sehen. Nachdem er mich versichert, daß hier ein Wunder Gottes stattfinde, sagte ich ihm, er könne sein Fasten so lange fortsetzen, als er es ertragen könnte, ohne sich dem Hungertode auszusetzen. Der Bruder folgte meinem Rathe und beraubte sich 20 Jahre lang aller Nahrung. Da ich den Einsiedler sehr lieb hatte, und er mich auch, so fragte ich ihn immerfort, wie er so ohne zu essen leben könne. Einst sagte mir Nikolaus in seiner Hütte, wenn er der heiligen Messe beiwohne, und der Priester communicire, so empfange er aus der Betrachtung oder aus dem Genuß des Sakramentes so große Stärke, daß er weder zu essen noch zu trinken brauche."

Der Wohlgeruch der Tugenden des Heiligen verbreitete sich bald weit in die Ferne. Da sah man, wie Guido Görres sagt, besonders am Sonntag, von allen Seiten fromme Pilger herbeieilen, die sich mit dem Eremiten unterhalten wollten. Kein Holzhauer kam in den Wald, um einen Baum zu fällen, kein Hirte ging hinaus auf die Wiese, ohne sich bewegten Herzens der stillen Klause des Bruders zu nahen. Die junge Mutter brachte den Erstgebornen, damit er ihn segne, die von Kummer belastete Seele schüttete ihr Leiden in das Herz des frommen Bruders aus, der Wanderer, im Begriff, seine Berge zu verlassen, empfahl sich seinem Gebete. Da aber die liebliche Stille, in welcher der fromme Bruder seinen Herrn suchte und fand, dadurch gestört wurde, so beschloß Nikolaus, eine andere, den Menschen unzugängliche Stätte aufzusuchen. Er durchwanderte die Wüste; da sah er über einer finstern Schlucht den Melchbach mit Gebraus sich herabstürzen. „Hier ist der Ort", rief der Pilger, „wo ich meine Hütte bauen soll". Sogleich machte er sich ans Werk und baute sich eine neue Hütte, die er mit dichten Sträuchen umgab. Hier setzte der fromme Bruder sein gewöhnliches Leben fort, betete den ganzen Tag, schlief nur einige Stunden, und stand mehrmals in der Nacht auf, um zu beten. Er betete, daß das Reich Gottes sich immer mehr verbreite, daß seine theuren Eidgenossen dem Glauben der Väter treu blieben, daß die Schweiz ihre alten Banner und ihre alten Sitten und jene Freiheit für immer bewahre, die sie nach dem Schwur im Grütli mit so viel Heldenmuth errungen. Er betete für den Befreier, für seine beiden ruhmvollen Gefährten, für alle, welche zur Zeit des Kriegs gegen die damaligen Landvögte die Sturmglocke oder das Alphorn erschallen ließen. Er betete für seinen Vater, für seine Mutter, für seine theure Gattin, seine zahlreichen Kinder. Es gibt viele Wunder in der schönen Gegend des Melchthals, welches damals, wie heute, die Reisenden gern besuchten, aber in den Augen der Bewohner des Thals war das größte der Eremit, den Gott schon seit einer langen Reihe von Jahren mit einer ganz himmlischen Speise nährte.

Der gottselige Nikolaus von der Flüe.

Nun schlich sich der Zweifel in das Herz einiger obrigkeitlichen Personen von Obwalden; sie konnten an die vollständige Enthaltsamkeit von jeder körperlichen Nahrung nicht glauben, die man dem Bruder zuschrieb. Dieselben faßten den Entschluß, um die Wahrheit zu ermitteln, die Wüste, wo sich Nikolaus niedergelassen hatte, mit Soldaten besetzen zu lassen. An alle Ausgänge wurden Wächter gestellt. Niemand konnte hinein, die Schildwachen waren Tag und Nacht auf ihren Posten. Als die Zeit der Probe, ein Monat, verstrichen war, stattete der Anführer der Wachmannschaft

dem Magistrate des Kantons Bericht ab, und erklärte, daß nicht ein Sperling ein einziges Getreidekörnchen dem guten Bruder, den er selbst im Schlafe genau beobachtet hätte, zugetragen habe.

Auch die geistliche Gewalt unterwarf den Eremiten einer ähnlichen Probe als man die kleine Kapelle einweihte, welche die Bewohner zu Nikolaus Gebrauch hatten bauen lassen. Der Suffraganbischof Thomas von Constanz hatte diese Aufgabe übernommen. Das Gerücht von dem Wunder kam selbst dem Kaiser Sigmund von Oestreich zu Ohren, der seinen Arzt Burkhard von Hornek dahin schickte; auch die Wissenschaft mußte sich als besiegt erkennen. Nach Sigmund kam der deutsche Kaiser Friedrich III. Man glaubte, der Bruder werde das Wunder natürlich erklären und fragte ihn, wie er leben könne, ohne zu essen; auf diese Frage antwortete Nikolaus: da droben Gott im Himmel weiß es.

Wir müssen nun, immer an der Hand der Schweizer Chronik, berichten, wie Nikolaus von der Flüe sein Leben in der Einsiedelei zubrachte; die Ausstattung derselben kennen wir: ein großer Felsstein, ein hölzerner Sitz, einige Büscheln von den Blättern der Stechpalme; hier verfloß ein Tag und eine Nacht, wie die andere. Oft erschwang sich mitten unter der Betrachtung die Seele des Bruders in eine höhere Welt; die Augen des Leibes waren geschlossen, aber die Blicke der Seele versenkten sich in den Abgrund der göttlichen Herrlichkeit, und in dieser seligen Verzückung glich dann der Bruder äußerlich einem schlafenden Menschen.

Streit der Eidgenossen in Stanz.

Gott offenbarte Nikolaus, daß er sich seiner zur Erbauung der Welt bedienen wolle. Von diesem Tage an stand die Klause allen offen, die ihn besuchen wollten, und ihre Zahl war groß. Es kam nicht bloß der Hirte aus dem Thale und holte seinen Rath; auch Magistratspersonen, Gelehrte, Bischöfe, Feldherren und Staatsmänner eilten herbei; Niemand begab sich zu unserer lieben Frau von den Eremiten, ohne vom Wege abzulenken, um sich mit Nikolaus, dem großen Verehrer Marias, zu unterhalten. Nikolaus redete die Mannsleute mit Sohn, das weibliche Geschlecht mit Tochter an, und wir haben noch einige köstliche Aussprüche, die er bei solchen Besuchen that. Einer Mutter, die sich über ihre vielen Kinder beklagte, sagte er: danke Gott, meine Tochter, eine Haushaltung ohne Kinder ist ein Himmel ohne Sterne.

Einem, welcher einen sehnsüchtigen Blick auf die stille Ruhe der Einöde warf, sagt er: der Weg der Wüste ist nicht der einzige, welcher zum Himmel führt.

Fragte man ihn, wie man sich in Sachen des Glaubens verhalten müsse, so gab er zur Antwort: „Höret auf euren Pfarrer, die Stimme Gottes spricht durch seinen Mund. Mag auch sein Wort im Widerspruch stehen mit seinem Wandel, die Pflanze, welche das Wasser aus dem Felsen empfängt, bekümmert sich nicht, ob es durch eine Röhre von Blei oder Silber fließt." — Besonders mit den Schweizern führte er eine männliche und prophetische Sprache: „Meine Freunde," pflegte er ihnen zu sagen, „bewahrt den alten Glauben eurer Väter, bleibet unerschütterlich treu eurer heiligen Mutter, der Kirche; sie habt ihr bei Sempach angerufen, und sie verlieh euch den Sieg. Meine Freunde, gewaltige Stürme sind im Anzug, seid tapfer zum Widerstand." Als er so redete, verließ der Pfarrer von Stanz sein Pfarrhaus, um den Bruder zu besuchen; ein größerer Feind, als Karl der Kühne, bedrohte die Ruhe des Schweizerlandes — die innere Zwietracht.

Wir wollen einen Blick auf den traurigen Zustand werfen, worin sich eben damals die Eidgenossenschaft befand. Am 3. März 1476 hörte man auf den Anhöhen zwischen Bonvillars und Champigny die Töne des Stiers von Uri und des Landhorns von Unterwalden; es war das Signal der Ankunft der Eidgenossen von Stanz, Sarnen, und von den kleinen Kantonen, die ihren Brüdern zu Hülfe eilten, welche Karl der Kühne soeben angegriffen hatte. Wenig fehlte, so wären die Schweizer besiegt worden, aber diese neue Hilfe beseelte wieder ihren Muth, sie kehrten zum Kampfe um und warfen die Burgunder zurück. Das schöne Heer Karls floh nach allen Seiten; 400 Musketen, 27 Banner, 550 Fahnen, 400 mit Seide gefütterte Zelte, eine Masse Gold- und Silbergeschirr, 400 Reisekoffer, voll kostbarer Stoffe und 3 Diamanten, die später auf der Stirne der mächtigsten Monarchen glänzen sollten, waren die Siegesbeute des großen Schlachttages. Gemünztes Silber gab es so viel, daß die Soldaten ihre Hüte damit füllten, und silberne Teller in solcher Zahl, daß sie das Stück um einen Batzen verkauften, in der Meinung, es seien zinnerne Platten.

Karl war besiegt, aber nicht überwunden; einige Monate nachher kehrte er mit einem noch schöneren Heere in die Schweiz zurück; diesmal folgten demselben zahlreiche Wagen voll Stricke, um damit die Besiegten zu fesseln. Am 27. Mai kam er in Murten an. Bei

dem Anblick der Gefahr, welche das Schweizerland bedrohte, waren alle Pfarrer aus der Umgegend von Murten herbeigeeilt, um das Vaterland zu retten; der Pfarrer von Neueneck machte sich besonders durch eine 6 Fuß lange Lanze bemerklich, die er, wie die Chronik meldet, trefflich zu führen wußte. Die Schlacht begann am 22. Juni. Als eben das Alphorn zum Angriff blies, durchdrang die Sonne das Gewölke, welches den Himmel bedeckte und goß ein Lichtmeer über beide Lager aus. „Liebe Eidgenossen", rief Halvill, „sehet hier die Leuchte des lieben Gottes, vorwärts in den Kampf!" Am Abend hatte Karl kein Heer mehr. Ein junger Freiburger, der sich in der Schlacht tapfer gehalten, eilte vor Freude, den Mitbürgern die frohe Kunde zu bringen, kommt erschöpft zu Freiburg an und fällt todt nieder; Sieg war sein letztes Wort. In der Hand hielt er einen Lindenzweig, den man pflanzte. Er wurde bald groß und wuchs endlich zu einem Stamm heran von 20 Fuß im Umfang; noch jetzt bewundert man zu Freiburg, dem Rathhaus gegenüber, diesen gewaltigen Baum.

Was das Schwert der Burgunder nicht vermocht hatte, das sollte das Geld bewirken, welches sie auf dem Schlachtfelde zurückließen — die Schweiz in Knechtschaft zu bringen. Man hatte Tonnen Silbers im Lager Karls des Kühnen gefunden und unter die Eidgenossen vertheilt. Mit diesem Gelde kauften die Soldaten bei der Rückkehr in ihre Heimath schöne Wiesen, Häuser und Gärten, wurden übermüthig, verachtelen das Landleben und ihr grobes Gewand. Fremde Könige suchten ihren Bund und erlangten ihn durch jährliche Subsidien. Bald bildeten sich zwei Parteien in der Schweiz, die vorher nur Ein Herz und Ein Banner hatte, die Partei der Bergbewohner, welche den alten Sitten treu blieb und die Partei der Reichen, welche die Berge verließen, um in den Städten zu wohnen. Freiburg und Solothurn wollten in den Schweizerbund eintreten; es war dies eine gerechte Forderung, denn am Tage der Gefahr hatten sie tapfer gekämpft und für die gemeinsame Sache freudig ihr Blut vergossen; aber Solothurn und Freiburg waren damals arm und man wies sie deshalb zurück.

Im Monat Dezember 1481 versammelte sich die Tagsatzung zu Stanz, um zur Theilung der Burgunder Beute zu schreiten und wegen der Forderungen Freiburgs und Solothurns zu berathen; aber anstatt sich brüderlich die Hand zu reichen, wie es unter guten Schweizern Sitte war, warfen die Eidgenossen bei ihrer Ankunft in Stanz einander drohende Blicke zu. Umsonst erboten sich Freiburg und Solothurn edelmüthig, von ihren Ansprüchen abzustehen, die Verhandlungen wurden immer heftiger und stürmischer, man wechselte drohende gehässige Worte und die Schweiz lief Gefahr, durch Bürgerkrieg zerrissen zu werden. Das Gerücht von diesen Zwistigkeiten drang bis nach Luzern und kam auch dem wackeren Pfarrer von Stanz zu Ohren. Während er über die Gefahren des Vaterlandes nachdachte, erschien seinem Geiste der fromme Bruder Nikolaus wie ein rettender Engel aus dieser Noth. Sogleich machte er sich auf den Weg zu seiner Klause und durchschritt rüstig den Kernwald. Es war beinahe Tag, als der Pfarrer an die Pforte der Klause klopfte. Der Bruder Nikolaus war eben im Gebete. Nachdem sie sich freundlich begrüßt hatten, setzte sich der Pfarrer auf die hölzerne Bank, die der Bruder für seine zahlreichen Gäste gezimmert hatte und nahm so das Wort: „Mein Bruder, die Schweiz ist in diesem Augenblick von einer großen Gefahr bedroht; wenn uns Gott nicht zu Hilfe kommt, so wird bald das Blut fließen, und nicht das Schwert Karls des Kühnen wird es vergießen, sondern die Hand der Eidgenossen. Wirklich sind sie in Stanz im Begriffe sich zu trennen und morgen vielleicht werden sie zu den Waffen greifen. Ich habe den Herrn gebeten, dies Unglück von unserm Lande abzuwenden, und er hat mich nicht erhört, aber er gab mir den Gedanken ein, dich aufzusuchen und zu bitten, daß du dich unseres armen Schweizerlandes erbarmen mögest. Eile Bruder, die Zeit dringt, sprich zu den Eidgenossen, eine Stimme im Innern meines Herzens sagt mir, daß sie dich hören werden." Nach diesen Worten schwieg er. „Ich will gehen", rief Nikolaus in göttlicher Begeisterung aus, „verkünde den Eidgenossen, daß ich einige Freundesworte an sie richten will." Sogleich ergriff der Pfarrer den Wanderstab wieder und eilte den Berg hinab. Er kam eben nach Stanz, als die Eidgenossen sich anschickten, das Städtlein zu verlassen. Der Pfarrer eilte von Herberge zu Herberge und rief den Gästen zu: „Bleibet, der Bruder Nikolaus kommt und will mit euch sprechen."

Nikolaus Ankunft in Stanz.

Bei diesem verehrten Namen dachte Niemand mehr an die Abreise, Alle eilten dem Rathhause zu. Indessen schritt Nikolaus, so schnell es ihm sein Alter erlaubte, die große Straße von Stanz herauf, auf beiden Seiten die Einwohner begrüßend, die das Fenster öffneten, um ihn vorbeigehen zu sehen. Er war barfuß und ohne Kopfbedeckung, in der einen Hand hielt er seinen Stab, in der anderen seinen Roßenkranz. Seine weißen Haare fielen auf seine Schultern herab, sein dichter, mit Reif bedeckter Bart (denn es war kalt) theilte sich in zwei Büschel; mit niedergeschlagenen Augen schritt er einher und seine Lippen bewegten sich in stillem Gebet. Kaum hatte der Pfarrer von Stanz auf der Treppe des Rathhauses den Einsiedler erblickt, als er in den Saal trat und mit freudiger Stimme rief: „Der Bruder Klaus!"

Nikolaus von zwei Bauern gestützt, stieg mühsam die Stufen des Rathhauses hinan. Beim Anblick des

Greises, dessen Blicke von übernächtlichem Lichte strahlten, standen alle Eidgenossen auf und entblößten voll Ehrfurcht die Häupter. Aengstlich harten Alle seiner Rede. Da sprach Nikolaus folgende Worte zur Versammlung: „Liebe Eidgenossen, Gott sei mit Euch! Ich komme hierher vom Geiste der Liebe geführt, den ich euch gerne einflößen möchte. Ich glaubte in meiner Einsamkeit nur mehr für unser theures Vaterland beten zu dürfen; da kommt mein Bruder, der würdige Pfarrherr von Stanz, mit Thränen in den Augen und bittet mich, euch Worte des Friedens und der Eintracht zu bringen. Meine Freunde, ihr seid getheilt und in welchem Augenblick? Nachdem ihr mit Gottes Hülfe in drei glorreichen Schlachten triumphirt habt. Vergesset ihr denn die mächtige Hand, die euch den Sieg verliehen? Wenn Gott bei Grandson, Murten, Nancy nicht mit euch gewesen wäre, glaubt ihr, ihr hättet die Burgunder überwunden? Bleibet doch Ein Herz und Eine Seele, wie wir es in diesen Schlachten waren. Jetzt ist euer Feind die Zwietracht. Freiburg und Solothurn verlangen von euch den Eintritt in den Bund und ihr stoßet sie zurück; aber im Augenblicke der Gefahr, als sie kamen und euch treue Hilfe brachten, waren sie euch willkommen. Ihr seid nicht zu stark und es wird eine Zeit kommen, wo ihr sie brauchen könnt. Sie haben mit euch die Gefahren getheilt und sich nicht lange bedacht, als es sich darum handelte, ihr Blut anzubieten und jetzt marktet ihr mit ihnen um ein Stück Land oder um einen Theil der Beute. Seid doch billig, meine lieben Freunde! habt nur Ein Herz und Eine Hand und Gott wird euch segnen. Ich verlasse Stanz nicht, ohne daß ihr euch den Friedenskuß gegeben und euch die Hand gereicht habt als wackere Schweizer. Möge Gott euch segnen, er segne eure Städte und eure Felder."

Während er so sprach, ließ Nikolaus seine sanften Blicke über den Kreis der Eidgenossen hinschweifen, wie wenn er ein Almosen von ihnen verlangen wollte.

Kaum hatte er seine Anrede vollendet, als die Schweizer von ihren Sitzen aufstanden, einander in die Arme fielen und die Hände drückten. Einstimmig erschallte der Ruf: „Es lebe der Bruder Klaus!" „Es lebe Jesus und sein heiliger Name!" erwiderte der Eremit und verließ die Versammlung.

Die freudige Kunde verbreitete sich schnell im ganzen Städtchen und jubelnd begrüßten ihn bei seinem Gang durch die Straßen alle Bewohner. Man läutete mit allen Glocken zusammen und die Kinder eilten auf die benachbarten Höhen, um Freudenfeuer anzuzünden; der Sieg von Murten hatte keine größere Bewegung verursacht. Beinahe einen Monat lang wurde der Pfad, welcher zur Klause führte, von Pilgern zu Fuß und zu Pferd nicht leer. Ein Abgeordneter von Solothurn brachte dem Retter aus der Noth zwanzig Goldgulden, um eine Jahresmesse zur Danksagung zu stiften; ein Abgesandter von Bern händigte ihm eine reiche Gabe ein, die er der Kirche von Stanz zum Geschenke machte. Der gute Pfarrer von Stanz brachte ihm einen Kranz der schönsten Alpenblumen, die der Eremit eilig der heiligen Jungfrau opferte; alle Hirten der Umgegend kamen in Prozession nach Stanz, um Gott zu bitten, daß er Nikolaus der dankbaren Schweiz erhalten möge, aber Gott wollte nun seinen treuen Diener zu sich in den Himmel rufen. Auf die erste Nachricht von der Krankheit des Bruders eilte der Pfarrer von Stanz zu der Hütte seines Freundes. Er fand ihn unter schrecklichen Schmerzen, die er mit himmlischer Geduld ertrug. Um das Bett des Sterbenden standen seine Frau und seine Kinder. Der Bruder bat um die heilige Wegzehrung. Bald kehrte der Pfarrer von Stanz zurück, den Leib des Erlösers in der Hand. Beim Anblick seines Gottes streckte Nikolaus die halberstarrten Arme aus und sprach einige unverständliche Worte. Nach der heiligen Communion schienen seine Kräfte wiederzukehren, er ergriff die Hand seiner

Leichenbegängniß des gottseligen Nikolaus.

Frau und seiner Kinder und legte sie auf sein Herz. Dann faßte er die Hand des Pfarrers von Stanz, brachte sie an seine Lippen, fiel auf sein Lager zurück, und gab, den Blick zum Himmel gewendet, den Geist auf. Auf die Kunde von seinem Tode verbreitete sich die Trauer im ganzen Schweizerland; es war, wie wenn Kinder einen geliebten Vater verloren hätten. Am andern Morgen in der Frühe versammelten sich die Priester des Kernwaldes, um das Leichenbegängniß zu feiern. Mehrere tausend Landleute begleiteten den Sarg, unter Gesängen und Gebeten, bis zur Kirche nach Sachseln. Bald wurde sein Grab von zahlreichen Pilgern besucht. Wenn die Schweiz ein Unglück bedrohete, pflegte immer eine fromme Stimme zu sagen: „Geht und bittet auf dem Grabe des Bruders Nikolaus!" Man hörte auf die Stimme und Gott zeigte bald, wie mächtig die Fürsprache seines Dieners war. Unterdessen bemühte man sich eifrig, die Seligsprechung des frommen Eremiten zu erlangen; zu wiederholten Malen wurden Bitten nach Rom gerichtet. Im Jahr 1608 wurde die Unterhandlung wieder aufgenommen. Zahlreiche, von vielen Zeugen bestätigte Wunder erlaubten nicht länger, an der Wahrheit zu zweifeln. Der deutsche Kaiser Ferdinand III., die Könige von Spanien und Frankreich baten den Papst, die Bitte so vieler frommer Seelen zu erhören, und endlich im Jahre 1669 wurde der Bruder Nikolaus von der Flüe selig gesprochen.

Der heilige Guido,

Abt zu Pomposa in Italien.

Jahr 1046.

Der heilige Guido wurde in einem Dorfe in der Nähe von Ravenna aus einer edlen und gottesfürchtigen Familie geboren und erhielt nebst einer frommen Erziehung auch Unterricht in den Wissenschaften, wobei ihm durch seine gottseligen und menschenfreundlichen Lehrer eine große Neigung zum geistlichen Stande beigebracht wurde. Allein als er herangewachsen war, sollte er sich nach dem Willen seiner Eltern als Stammhalter verehelichen. Da sprach er eines Tages zu seinem Vater: „Zwei Bräute haben sich bereits um mein Herz beworben. Eine von ihnen besitzt alle Reize und Schönheit, ist von Adel, weise und sittsam, aber arm, obgleich sie sich für reich ausgibt, und ist dabei stolz und veränderlich. Bald ist sie ausgelassen, freudig, dann wieder niedergeschlagen und traurig; jetzt zeigt sie sich gegen mich liebevoll und geneigt und plötzlich zieht sie sich zurück, ist mürrisch und mißgünstig und beträgt sich so, daß ich mir mit ihr kein Glück versprechen kann. Die andere ist zwar nicht so reizend und adelig und wird auch wenig geachtet, dafür aber besitzt sie ungeheure Reichthümer. Sie kennt keinen Stolz und keine Veränderung, sondern ist bei Stillsinnigkeit und Demuth stets heiter, gut und freundlich, und hat mir schon, ob ich gleich nicht weiß, wie ich es verdiente, die unzweideutigsten Beweise ihrer Huld und Liebe gegeben. Die Wahl zwischen beiden überlasse ich als gehorsamer Sohn dir, mein Vater."

Der Vater, der seinem Sohn mehr eine glückliche und zufriedene, als vor den Augen der Welt ansehnliche Verbindung wünschte, wählte die sanftmüthige Braut.

Aber bald erfuhr er, daß Guido unter seinen Bräuten das weltliche und geistliche Leben verstanden habe; denn er ließ sich bei Gelegenheit einer Reise nach Rom die ersten geistlichen Weihen ertheilen, weil er sich überzeugt hatte, daß er nur im geistlichen Stande das Glück seines Lebens finden könne. Er hatte sich entschlossen, von Rom aus nach Jerusalem zu wallfahrten, um an den heiligen Orten des Leidens Jesu seinem Heilande zu dienen; aber durch eine göttliche Eingebung belehrt, kehrte er wieder nach Ravenna zurück, wo er sich unter die Leitung eines heiligen Einsiedlers, Martinius, begab, um von ihm zur Vollkommenheit des geistlichen Lebens geführt zu werden. Der eifrige Jünger bildete sich in kurzer Zeit so sehr nach dem Beispiele seines gottseligen Lehrers, daß ihn dieser nach einer dreijährigen Prüfung für fähig hielt, ihn in das damals berühmte Benediktinerkloster Pomposa zu senden.

Hier zeichnete sich nun Guido durch seine tiefe Demuth und Sanftmuth, durch ununterbrochenes Gebet und Liebe zum einsamen Leben, durch seine Abtödtung und Selbstverläugnung so sehr aus, daß er allen seinen Brüdern ein herrliches Vorbild zum Streben nach Vollkommenheit war, und daß sie ihn nach wenigen Jahren zum Nachfolger ihres verstorbenen Abtes wählten. Acht und vierzig Jahre regirte der Heilige das Kloster mit segensreichem Erfolg, und Friede und Eintracht, Sittlichkeit und Tugend hatten sich durch sein anziehendes Beispiel unter seine Brüder verbreitet und der Ruhm des Klosters von Pomposa dehnte sich nach allen Gegenden hin aus. Unter den vielen, die der Ruf seiner Tugenden herbeizog, waren auch sein Vater und seine Brüder, die um Aufnahme baten und denen er das Ordenskleid gab. In Hinsicht seiner vielen Geschäfte hatte sich der heilige Abt eine bestimmte Ordnung festgesetzt, von welcher er nie abging. Er hatte seine Zeit zur Andacht und zu himmlischen Betrachtungen, zu andern geistlichen Uebungen und weltlichen Geschäften. Keine Verfolgung und Widerwärtigkeit konnte ihn kleinmüthig oder verwirrt machen, stets war er heiter und leutselig gegen Alle, besonders gegen Bedrängte und Arme. Das Seelenheil seiner Mitbrüder zu befördern, lag ihm so sehr am Herzen, daß er sich alle Mühe gab, zur Erbauung derselben den damals sowohl wegen Gelehrsamkeit als Frömmigkeit berühmten Petrus Damianus in sein Kloster zu bringen.

Nachdem der heilige Guido dem Kloster Pomposa 48 Jahre vorgestanden hatte, zog er sich in eine Einöde zurück, um sich auf die Ankunft des Herrn vorzubereiten und endigte mit voller Ergebung in den Willen Gottes im Jahr 1046 sein segensreiches Leben. Kaiser Heinrich III. ließ seine Gebeine nach Speyer am Rheine bringen.

Die heilige Katharina von Genua,

Wittwe.

Jahr 1510.

Katharina von Genua war die Tochter des Jakobus von Fieschi, Vicekönigs von Neapel, Sohnes des Robert von Fieschi, eines Bruders Innocenz IV. Ungefähr um das Jahr 1447 oder 1448 wurde Katharina geboren, zeigte schon als Kind einen sehr frommen Sinn und wollte mit 13 Jahren in ein Kloster treten, mußte aber nach dem Willen ihrer Eltern einen vornehmen Mann von Genua, Namens Julian Adorno heirathen, welcher nach zehn Jahren starb, nachdem er durch üppiges Leben sich in Armuth gestürzt hatte. Doch brachte ihr Gebet und ihre Geduld den Gatten vor seinem Tode noch zur Buße, so daß er sich in den dritten Orden des heiligen Franziskus aufnehmen ließ. Diese Prüfung läuterte Katharina so, daß sie einen sechs und dreißigjährigen Witwenstand führte bis zu ihrem Tode, welcher am 14. September 1510 in einem Alter von 62 oder 63 Jahren in Genua erfolgte. Nach dem Tode ihres Gatten, bis zu ihrem Ableben, widmete sie sich mit unermüdlichem Eifer der Krankenpflege im Spitale zu Genua, wozu ihr besonders die furchtbare Pest, die in den Jahren 1497 und 1501 in Genua wüthete, reichliche Gelegenheit bot. In der Abtödtung brachte sie es so weit, daß sie je 23 Oster- und Adventfasten ohne alle Nahrung hielt, wobei sie täglich das heilige Altarssakrament empfing, und etwas Wasser mit Essig und Salz zu sich nahm. Sie hatte langwierige und schmerzhafte Krankheiten zu ertragen. Zahlreiche Wunder verherrlichten ihr Leben; man verehrte sie als eine Gottselige, bis Papst Clemens XII. 1737 sie heilig sprach.

Heute ist zugleich der Gedächtnißtag der heiligen Balbina von Rom, Tochter des heiligen Martyrers Quirinus; sie wurde von Papst Alexander getauft und neben ihrem Vater in der Via appia begraben.

1. April.

Der heilige Procopius,

Abt in Böhmen.

Jahr 1053.

Procopius wurde in Böhmen, in dem kleinen Dorfe Chotum aus einer durch ihre Tugenden ausgezeichneten Familie geboren.

Von seiner Jugend an zeigte er sich als ein Muster der Frömmigkeit und Unschuld. Aus innerem Triebe wählte er, nachdem er in Prag seine Studien vollendet hatte, den geistlichen Stand. Bald aber erzeugte in ihm der Umgang mit einem Einsiedler das Verlangen, seine Tage in der Einsamkeit und Zurückgezogenheit zuzubringen. Er verließ die Stadt Prag, und siedelte sich mitten in einem Walde, einige Meilen von dem Schlosse Kurm, an, wo ihm eine Höhle, in deren Nähe ein Bach vorüberfloß, zum Aufenthalte diente.

Er lebte hier mehrere Jahre ohne allen Verkehr mit Menschen, und widmete sich strengen Bußübungen; doch gefiel es der Vorsehung, die ohne Zweifel nicht wollte, daß das Beispiel eines so heiligen Lebens für die Welt verloren gehe, daß er entdeckt wurde. Der Fürst Ulrich, der eines Tages in der Umgegend seines Schlosses jagte, trennte sich von seiner Genossenschaft, und verirrte sich bei der Verfolgung eines Hirsches von außerordentlicher Größe.

Erschöpft vom langen Laufe suchte das Thier seine Zuflucht an der Seite des frommen Einsiedlers, der eben damit beschäftigt war, im Walde Holz zu hauen. Schon hielt der Fürst seinen Bogen gespannt, um einen Pfeil nach dem Hirsch zu schießen, als ihn plötzlich die Erscheinung des Procopius überraschte. Er ließ den Bogen sinken und näherte sich, und nicht weniger ermüdet, als der verfolgte Hirsch, bat er den Eremiten um ein wenig Wasser zu seiner Erfrischung. Dieser beeilte sich, ihn zu seiner Höhle zu führen, ging zur nahen Quelle, um Wasser zu holen, und bot es ihm dar. Kaum hatte Ulrich davon gekostet, als er ausrief, er habe niemals so guten Wein getrunken und den frommen Einsiedler fragte, von woher er sich ein solches Getränke habe verschaffen können. Procopius vermuthete Anfangs, der Fürst treibe Scherz; bald aber überzeugte er sich selbst von der Wahrheit seiner Rede, warf sich nieder und dankte demüthig der Vorsehung, daß sie seinetwegen ein so glänzendes Wunder wirkte. Staunend über die Heiligkeit des Einsiedlers und über die ihm vom Himmel verliehene Gnade, bat der Fürst den heiligen Mann, er möchte ihm zur Abbüßung seiner großen Sünden eine beliebige Buße auferlegen. Procopius befahl ihm unter Anrufung des heiligen Johannes des Täufers, eine Kirche und ein Kloster erbauen zu lassen, welches er mit hinreichenden Einkünften beschenken solle.

Inzwischen verbreitete sich die Kunde von dem durch den heiligen Procopius gewirkten Wunder, und veranlaßte in der Einöde einen zahlreichen Zusammenlauf von Gläubigen, welche sich seinem Gebete empfahlen oder ihn um die Leitung ihres Gewissens bitten wollten. Er empfing sie alle mit Güte und schickte Keinen von dannen, ohne ihm Trost und Rath gespendet zu haben. Nachdem das Kloster, zu dessen Erbauung er den Fürsten Ulrich veranlaßt hatte, um das Jahr 1009 vollendet war, konnte er dem dringlichen Zureden, die Leitung desselben zu übernehmen, und erster Abt daselbst zu sein, nicht widerstehen. Er hatte die Ehre und den Trost, eine große Zahl frommer Schüler nach den Grundsätzen der christ-

lichen Tugend daselbst zu bilden und wirkte dort noch mehrere Wunder. Der Herr offenbarte ihm den Tag seines Todes und Procopius sprach darüber mit zweien seiner Schüler, welchen er auch die Verfolgungen voraussagte, die sie unter dem Nachfolger des regirenden Fürsten zu bestehen hätten; aber er fügte bei, daß diese nicht von längerer Dauer sein werden, und daß Wradislaw, der Nachfolger jenes Tyrannen, ihnen seine Gunst zuwenden werde. Der Erfolg bestätigte genau seine Voraussagungen. Dieser heilige Mann starb am 1. April 1053 und wurde am 1. Juni 1804 heilig gesprochen.

Der heilige Hugo,

Bischof von Grenoble.

Jahr 1132.

Hugo wurde im Jahre 1053 zu Chateau-Neuf in der Dauphine, der Diözese Valence geboren. Sein Vater, Namens Odilio, war ein trefflicher Offizier, der die Pflichten des Christenthums mit denen seines Standes in vollkommener Weise zu vereinigen wußte. Ja er verließ nachher die Welt, um in der großen Carthause unter der Leitung des heiligen Bruno und seiner Nachfolger seine Tage zu beschließen. Er starb dort in einem Alter von 100 Jahren, nachdem er daselbst die letzten 18 Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Hugo, welcher Vieles zu seinem Rücktritte aus der Welt beigetragen hatte, spendete ihm noch die Sterbesakramente. Er stand auch seiner Mutter bei ihrem Sterben bei, welche während ihres Lebens ein herrliches Beispiel aller christlichen Tugenden gegeben hatte.

Geboren von so tugendreichen Eltern stellte sich Hugo bald als hochbegnadigtes Kind dar. Nachdem er mit vielem Erfolge seine Studien gemacht hatte, erwählte er den geistlichen Stand, und wurde auf ein Canonicat der Kirche von Valence ernannt. Seine Talente und sein heiliger Wandel machten ihn zur Zierde seines Kapitels. Ein Prälat gleichen Namens, Bischof von Dis, in der Dauphine, nachher Erzbischof von Lyon, Kardinal und Legat vom Saint-Siege, verwendete ihn mit großem Erfolge während einer Sendung, welche die Beseitigung verschiedener Mißbräuche unter einigen Geistlichen zum Zwecke hatte.

Im Jahre 1080 hielt der Legat in Avignon ein Concil, auf welchem es sich darum handelte, der Kirche von Grenoble, welche sich wegen der schlimmen Beispiele des letzten Bischofs in einem sehr beklagenswerthen Zustande befand, einen neuen Hirten zu geben. Man richtete das Augenmerk auf Hugo, welcher jedoch die Wahl nicht eher annahm, als bis der Legat und die Väter des Concils ihm befohlen hatten, die Wahl anzunehmen.

Der neue Bischof folgte dem Legaten nach Rom und wurde dort durch Papst Gregor VII. geweiht. Die fromme Gräfin Mathilde wollte alle Kosten der Ceremonie tragen: sie beschenkte ihn auch mit dem bischöflichen Schmucke, sowie mit einer ansehnlichen Bibliothek und empfahl sich seinem Gebete. Als seine Anwesenheit in Rom nicht mehr nothwendig war, reiste er nach Grenoble. Er konnte sich der Thränen bei dem Anblicke der Unordnungen, die sein Vorgänger durch seine schlechte Aufführung verursacht hatte, nicht enthalten und entschloß sich, alle möglichen Mittel anzuwenden, um dieselben zu beseitigen. Er wendete sich zu Gott in eifrigem Gebete, strengem Fasten und andern Bußwerken, damit er die Gnade erlange, die ihm anvertrauten Schäflein auf bessere Wege zu bringen. Da er aber nach zweijähriger Thätigkeit einen nur geringen Erfolg seiner außerordentlichen Bemühungen fand, entfloh er heimlich in das Kloster zu Cluniac, in der Diözese Clermont in Auvergne, und nahm das Ordenskleid des heiligen Benedikt an. Bereits war das Probejahr zu Ende, da rief ihn der Papst, der seinen Eintritt ins Kloster erfahren hatte, zu seiner Kirche zurück. Er begann seine Wirksamkeit nun mit neuem Eifer, gewann die Herzen seiner Untergebenen und leitete sie mit seltenem Erfolge zu allem Guten.

Der heil. Hugo besucht den heil. Bruno.

Drei Jahre waren bereits seit seiner Rückkehr verflossen, da kam der heilige Bruno mit seinen sieben Genossen und begehrte von ihm in seinem Bisthum einen Ort, wo er mit den Seinigen in stiller Ruhe Gott dienen und Buße wirken könnte. Hugo wies

ihm eine überaus rauhe Wildniß, die sogenannte Carthause an, von welcher in der Folge der vom heiligen Bruno gestiftete Orden den Namen der Carthäuser erhielt. Dahin begab sich der heilige Bruno, und der heilige Hugo unterstützte ihn auf alle Weise in seinem großen Vorhaben, kam auch selbst dahin und unterzog sich mit den Dienern Gottes eifrigst den bei ihnen üblichen, strengen Bußwerken. Der heilige Bruno aber wünschte, daß er zu seinem Bisthum zurückkehre, um dasselbe mit gleichem Eifer zu verwalten. Der heilige Hugo befolgte seinen Rath, wobei er jedoch die Lebensweise in Fasten und andern Bußwerken, welche der heilige Bruno mit seinen Genossen eingeführt hatte, fortwährend beibehielt. Der heilige Hugo war in jeder Hinsicht ein vortreffliches Muster aller bischöflichen Tugenden: unermüdet in seinen Verrichtungen, von ganz besonderer Herzensgüte, hauptsächlich gegen die Armen, geduldig und ergeben in Verfolgungen und Widerwärtigkeiten, ein heftiger Feind aller Laster, besonders derjenigen, welche der standesmäßigen Reinigkeit zuwider sind. Man durfte in seiner Gegenwart kein ungebührliches Wort vorbringen.

Ein zweiter Ambrosius, weinte er im Bußgerichte mit seinen Beichtkindern und erregte dadurch die lebhaftesten Empfindungen der Reue und Zerknirschung. Er predigte mit der hinreißendsten Beredtsamkeit, und mit einer Salbung, die selbst die härtesten Herzen erweichte. Sobald er die Kanzel verlassen hatte, begab er sich in den Beichsstuhl.

Ungeachtet seines tugendreichen Lebens und der trefflichen Verwaltung seines Sprengels, bat er dennoch den Papst Gregor VII. dringendst, seine bischöfliche Würde niederlegen zu dürfen, weil er sich derselben für unwürdig hielt, und in der Einsamkeit sein Leben zubringen wollte. Diese Erlaubniß jedoch erlangte er erst in seiner letzten Krankheit, wo er durch die Heftigkeit seiner Kopfschmerzen das Gedächtniß so sehr verlor, daß er nicht einmal einen seiner Vertrautesten mehr zu nennen vermochte, wobei er jedoch in geistlichen Dingen die bewunderungswürdigste Klarheit des Geistes beibehielt. Auch verließen ihn gegen das Ende seiner letzten Krankheit die gotteslästerlichen Versuchungen, womit er vierzig Jahre lang heimgesucht worden war. Er starb am 1. April 1132 in einem Alter von fast 80 Jahren, nachdem er 52 Jahre lang Bischof gewesen war.

2. April.

Der heilige Franziskus von Paula,

Stifter des Ordens der „Mindesten".

Jahr 1508.

Franziskus von Assisi hatte das 13. Jahrhundert in Staunen gesetzt durch ein Leben voll Opfer, durch Wunder der Selbstverläugung und der Hingabe. Kaum hatte der erhabene Verächter der irdischen Güter seine harte Pilgerschaft vollendet, so versetzte ihn die Kirche unter die Heiligen und sein Name, angerufen in inständigen Gebeten, erlangte zahlreiche Gnaden für viele eifrige Christen.

Der 27. Mai 1416 war ein Tag der Ehre und des Segens für ein bescheidenes Haus der Stadt Paula in Calabrien. Fromme Eltern hatten seit langer Zeit durch die Fürsprache des heiligen Franziskus von Assisi einen Sohn vom Himmel erbeten. Was sie so sehnlichst wünschten, wurde ihnen gewährt; es ward ihnen ein Sohn geschenkt, dessen Geburt sie jeder Zeit ihrem Gebete verdanken zu müssen glaubten, und den sie unter den mächtigen Schutz des treuen Dieners Gottes Franziskus stellten.

Bald entwickelten sich in Franziskus von Paula die Segnungen lebendiger und tiefer Gottesfurcht. Schon als Kind hörte er gerne über himmlische Dinge reden und seine süßesten Augenblicke waren immer die, welche er dem Gebete und den heiligen Uebungen widmen konnte. Die christliche Vollkommenheit erschien ihm als das einzige Ziel, das des Menschen würdig sei; er hörte mit Begeisterung von der Strenge des klösterlichen Lebens reden, und schon in seinem unschuldigen Alter legte er sich Abtödtungen auf.

Als er das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, brachte ihn sein Vater in ein Franziskanerkloster der Stadt Saint Marc. Hier erbaute er die Mönche durch seine englische Reinheit, seine Liebe zur Einsamkeit und durch seine Demuth und Geduld. Noch ehe er Profeß gemacht hatte, gab er andern das Beispiel des Gehorsams nach der Regel, deren Strenge er an sich selbst noch verschärfte. Nach seiner Kleidung versagte er sich den Gebrauch des Weißzeuges und den Genuß des Fleisches, und brachte die Nächte fast nur mit Gebet vor einem Crucifix oder einem Muttergottesbilde zu. Im Kloster von Saint-Marc gab man ihm den ersten Unterricht in den gewöhnlichen Kenntnissen, aber sein Wissen war nie sehr groß. Der hl. Franziskus von Paula war weder gelehrt, noch geschickt. „Er war ein einfacher, „schlichter Mann ohne Wissenschaft, sagt einer seiner Lebensbeschreiber, „aber er hatte einen glühenden „Glauben, und der schlichte Mann ohne Wissenschaft „wurde eines der größten Lichter seiner Zeit."

Nach Verfluß eines Jahres erkannte der heilige Franziskus von Paula, daß Gott andere Plane mit ihm vorhabe, und verließ das Kloster der Franziskaner. Auf seine Bitte hin begleiteten ihn seine Eltern auf mehreren Wallfahrten, besonders nach Rom und Assisi, und nachdem er sich mit kindlicher Anhänglichkeit in der lebendigen Erinnerung an seinen glorreichen Patron gesammelt, und am Grabe der Apostel gebetet hatte, kehrte er wieder ins elterliche

Haus zurück. Aber der einfache Jüngling hatte bereits erkannt, welchen Werth die Welt habe. Diese reine Seele befand sich unwohl mitten in den Umtrieben und Eitelkeiten der Welt und es fehlte ihm die Einsamkeit.

Einem innern Rufe folgend, erbat sich Franziskus voll zarter Ehrfurcht die Zustimmung seiner Eltern zum einsiedlerischen Leben und erhielt auch ihren Segen. Er erklärte ihnen, daß er einzig Gott dienen wolle und daß er im voraus auf Alles verzichte, was ihm seiner Zeit etwa als Eigenthum zufallen könnte. Er reiste ab, hielt sich Anfangs an einem wenig besuchten, obwohl der Stadt ziemlich nahen Orte auf, wendete sich dann gegen das Ufer des Meeres und wählte sich da seinen einsamen Aufenthalt. Hier, umgeben von einer wilden Natur, diente ihm ein Felsen, in den er sich selbst eine Höhle eingegraben hatte, zum Wohnsitze; Wurzeln, Waldkräuter und andere rauhe Speisen, die er dem Mitleiden der Nachbarschaft verdankte, dienten ihm zur Nahrung.

In jenen Zeiten des Eifers und heiliger Unternehmungen erregten die Verzichtleistungen auf die Weltfreuden, die freiwilligen Opfer aus Liebe zu Jesus Christus dargebracht, Begeisterung und fanden Nachahmung. Zwei Männer, welche den jungen kalabrischen Einsiedler bewunderten und den Versuch machen wollten, ihn nachzuahmen, erschienen, um sich mit ihm zu verbinden und unterstellten sich seiner jugendlichen Leitung. Er war damals erst 19 Jahre alt. Man errichtete drei Zellen, ebenso eine kleine Kirche, wo von einem benachbarten Priester die heilige Messe gefeiert wurde. Dies war die Wiege eines mächtigen Ordens, welcher sich über ganz Europa verbreitete und der Christenheit unschätzbare Dienste leistete.

Unterredung des heiligen Franziskus mit Papst Pius IV.

Die Zahl derer, die sich um Franziskus sammelten, wurden immer größer und es wurden neue Zellen zu den ersten gefügt. Eines Tages, als die junge Gesellschaft eine hinreichende Ausdehnung erhalten hatte, kam der Heilige auf den Gedanken, ein Kloster und eine Kirche zu bauen. Er erbat sich hiezu von dem Erzbischofe von Cosenza die Erlaubniß, und erhielt sie um das Jahr 1453. Es zeigte sich nun eine Begeisterung und ein Eifer, welcher bewies, in welchem Ansehen Franziskus von Paula stand. Ein Menge Menschen lief herbei und wollte bei dem Baue mithelfen. Die Einen brachten Baumaterialien, Andere trugen Steine, wieder Andere bauten die Mauern. Männer von hohem Rang, und selbst Frauen, die an die Freuden der Welt und an die Annehmlichkeiten des Luxus gewohnt waren, hielten es für eine Ehre, mitzuhelfen, und zwar nicht bloß durch Freigebigkeit, sondern auch durch Händearbeit, um das Haus Gottes und das Asyl seiner frommen Diener zu errichten. Es war dies ein merkwürdiges Schauspiel, das mächtig auf den Glauben wirkte. Der Heilige segnete die frommen Arbeiter, unterzog sich unglaublichen Anstrengungen und dankte ohne Unterlaß dem Himmel.

Um dieselbe Zeit bestätigten es mehrere Wunder, wie hoch Franziskus vor Gott in Ansehen stehe, und diese göttlichen Kundgebungen wiederholten sich oft in seinem Leben. Sein Heiligsprechungsprozeß ist überreich an authentisch nachgewiesenen Wundern; man verdankte ihm eine Menge Heilungen, welche nach menschlicher Berechnung unmöglich zu sein schienen; der Herr schien den einfachen und bescheidenen Mönch dazu auserwählt zu haben, das Werkzeug seiner Allmacht, und der Ausspender seiner Gnaden zu sein.

Als das Kloster fertig war, führte der Gründer seine Genossenschaft darin ein. Er gewöhnte sie nun an ein gleichförmiges Leben und zwar nach den Grundsätzen, nach denen er nachher die Regel des Ordens verfaßte. Er nannte seine Mönche die Eremiten vom hl. Franziskus. Später fügte er auf den Wunsch des Papstes Alexander VI. der ersteren Benennung die der „Mindesten“ bei, welcher Name den Gesinnungen der Demuth und Selbstverleugnung seines Ordens ganz entsprach. Wer sich immer dem Heiligen näherte, gerieth in Staunen und Verwunderung. Sein Ruf verbreitete sich in weite Ferne. Der Papst Paul II. beauftragte einen seiner Hausbeamten, sich an Ort und Stelle zu begeben, um sich über das Leben dieser Genossenschaft und ihrer frommen Stifter Gewißheit zu verschaffen. Dieser kam zum Kloster, ohne sich den Mönchen angekündigt zu haben. Beim Empfange wollte er aus Ehrfurcht dem Heiligen die Hand küssen, aber der fromme Eremite widersetzte sich, indem er sprach: „Meine Pflicht ist es vielmehr, daß ich die Hände küsse, die seit dreiunddreißig Jahren

durch die Darbringung des heiligen Opfers geheiligt sind.“ Diese Worte überraschten den päpstlichen Kämmerer, denn Franziskus von Paula kannte ihn nicht. Um sich klarer zu überzeugen, bat ihn der Legat um eine geheime Unterredung, und die Vorurtheile, deren der Legat sich vorher nicht erwehren konnten, verschwanden bald gänzlich. Die weisen Antworten und der tiefe Glauben des heiligen Franziskus ließen keinen Zweifel mehr in seiner Seele zurück. Er kehrte zum Papste zurück und erklärte ihm, daß die Thätigkeit und die Verdienste des Franziskus, von denen man sich überall erzähle, weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Inzwischen gründete Franziskus auf das dringende Bitten des Volkes zwei neue Klöster, das eine zu Paderno, das andere zu Sepzza. Er führte seine Genossenschaften in Neapel und Sizilien ein, und die verschiedenen Häuser, die er gründete, waren wieder die Ursache vieler anderen. Als er starb, zählte Italien, die Wiege der „Mindesten“, dreißig Klöster diess Ordens.

Die Regel dieses neuen Ordens wurde dem Papste Sixtus IV. unterbreitet, der sie auch vollständig gut hieß, und den Franziskus von Paula zum Ordensgeneral ernannte. Später, nachdem der gottselige Gründer die Regel noch sorgfältig vervollkommnet hatte, wurde sie auch von den Päpsten Alexander VI. und Julius II. bestätigt.

Diese Regel unterschied sich von allen bisherigen. Zu den drei Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams fügte Franziskus noch ein viertes, nämlich das immerwährende Fasten nach der Strenge des alten Brauches. Diese Entbehrung, nicht blos vom Fleische, sondern auch von Eiern und Milchspeisen, so häufige Fasten, daß sie sich bereits über die Hälfte des Jahres erstreckten, die Pflicht, niemals Weißzeug zu tragen, und das Verbot, anders als im Ordenskleide zu schlafen, gestalteten sich für die „Mindesten“ zur strengsten Lebensweise, die je unter den Mönchsorden gekannt war. Franziskus von Paula beklagte tief die Schlaffheit der vielen Christen, die in ihrer Weichlichkeit sich den von der Kirche vorgeschriebenen Verzichten nicht unterziehen wollten, und beabsichtigte, durch einen religiösen Orden auf jede mögliche Weise mittelst harter und beständiger Abtödtungen wieder so viel gut zu machen, als die Weichlichkeit und Sinnlichkeit verdorben hatte. Die Demuth war die Lieblingstugend der „Mindesten“; die Liebe, unter allen Formen, ihr Wahlspruch. Ein Mindester übernahm mit der Profeß die Pflicht, sich dem geistlichen und leiblichen Wohle des Nächsten zu weihen. Er mußte die Unwissenden unterweisen, den Armen und Kranken beistehen, die Betrübten trösten. Kein Unglück entging seinem Eifer, kein Opfer war seiner Liebe zu groß, die sich durch eine Menge hilfreicher und hochherziger Handlungen äußerte.

Die Oberen der verschiedenen Klöster nannte man nur die Correktoren. Sie mußten genau die Disciplin handhaben und die Beobachtung der Regel überwachen; vor ihren Brüdern aber durften sie sich durch nichts auszeichnen, als durch größere Freundlichkeit und Liebe. Franziskus, welcher allen als Vorbild diente, war in Wahrheit der Diener seiner Mönche.

Einer seiner Lebensbeschreiber sagt von ihm: „Franziskus reinigte und verbesserte ihre Kleider, selbst die der Novizen, bediente sie im Speisesaale, kehrte die Kirche und das Kloster aus und befaßte sich freudig selbst mit den verächtlichsten Hausgeschäften; er that hierin sein Möglichstes, um sich desto mehr zu erniedrigen, je mehr ihn Gott durch außerordentliche und beispiellose Wunder erhöhte.“

Voll Nachsicht gegen Andere, übte er an sich nur Strenge und Härte. Die Dauer seines Schlafes war sehr kurz, der Boden seiner engen Zelle war sein Bett, ein Stein oder ein Stück Holz stützte sein Haupt. Erst in seinem späteren Alter verstand er sich dazu, auf einer Strohmatte zu schlafen. Er aß nur am Abend nach Sonnenuntergang. Oft, und hauptsächlich vor Fasten, enthielt er sich zwei Tage lang jeder Nahrung und seine gewöhnliche Kost bestand nur in Wasser und Brod. Weit entfernt, ihn zu entkräften, stählte diese Härte viel mehr noch seine geistige Stärke; geheimnißvolle Entzückungen stärkten seine Seele und vom Himmel kamen ihm unaussprechliche Tröstungen.

Abgesehen von den Wundern, welche von der Heiligkeit des Franziskus zeugten, begünstigte Gott den tugendhaften Büßer mit der Gabe der Prophezeiung; in vielen Fällen wurde ihm die Gnade verliehen, zukünftige Dinge vorauszusagen. Um nur zwei Fälle anzuführen, verkündigte er z. B. zwei Jahre vor der Einnahme Konstantinopels durch die Türken in der ausführlichsten Weise dieses große Unglück. Ebenso bezeichnete der calabresische Mönch zu einer Zeit, wo Hyronimus Savonarola kaum getauft war, in einem wirklich überraschenden Schreiben, mit der genauesten Angabe aller Umstände, die Bestrebungen, die Erfolge und die Strafe des florentinischen Mönchs.

Der Ruf seiner Heiligkeit drang auch an die Höfe der Großen. Ludwig XI., König von Frankreich, berief ihn nach Paris. Dieser König, der an der Auszehrung darniederlag, sah, daß er seine Würde, auf die er sehr eifersüchtig war, mit dem Leben, an welchem er noch so fest hing, verlassen müsse; der Schrecken vor dem Tode machte einen so mächtigen Eindruck auf ihn, daß er nicht einmal daran zu denken wagte. Eine düstere Traurigkeit vergiftete alle seine Augenblicke; man bebte, wenn man vor ihm zu erscheinen und eine Gnade von ihm zu erbitten hatte. Er glaubte besonders seinen Arzt für die Erhaltung seines Lebens gewinnen zu müssen, indem er diesem jeden Monat, so lange er ihm das Leben verlängern würde, zehntausend Thaler zu geben versprach. Die Aerzte suchten ihn durch alle erdenklichen Ergötzungen aufzuheitern und zu zerstreuen. Da aber Alles vergeblich war, nahm er seine Zuflucht zur Religion, verordnete öffentliche Gebete, Bittgänge, Wallfahrten, damit seine Gesundheit wieder hergestellt werde, und daß der Nordwind, den er nicht ertragen konnte, sich legen möge; auch ließ er Reliquien von vielen Heiligen in seinem Zimmer anbringen.

Da der König sah, daß seine Krankheit immer mehr zunahm, wandte er sich an den heiligen Einsiedler Franziskus, von dem die Sage so viele Wunderdinge erzählte. Er bat ihn, nach Frankreich zu kommen, und ihm die Gesundheit wieder zu geben; er versprach, er werde ihm und seiner Genossenschaft alle möglichen Vortheile gewähren. Dieses Versprechen machte aber nicht den geringsten Eindruck auf Franziskus. Als Ludwig dies erfuhr, wandte er sich an den König von Neapel und beschwur denselben, ihm den Heiligen zu schicken. Dieser aber, vom Könige darum angegangen, erklärte gerade heraus, man werde ihn nie dazu bewegen, Gott zu versuchen, und er werde nie eine Reise von vierhundert Stunden unternehmen wegen eines Fürsten, der nur aus niedrigen und blos menschlichen Absichten ein Wunder von ihm verlange. Ludwig, dessen Uebel jeden Tag bedenklicher ward, wandte sich an den Papst Sixtus VI., um von ihm zu verlangen, was ihm bisher versagt wurde.

Als der Diener Gottes von dem Papste den schriftlichen Befehl erhielt, sogleich nach Frankreich zu reisen, reiste er ab, ohne sich lange zu bedenken, und ging über Neapel nach Rom, wo er auf die ausgezeichnetste Weise behandelt wurde. Der König von Neapel, dessen Unterthanen unter der Last schwerer Abgaben seufzten, bot ihm, um ihn für den König von Frankreich willfährig zu stimmen, eine Schüssel voll Gold mit dem Bedeuten, er solle dieses zur Erbauung neuer Klöster verwenden. Der Heilige weigerte sich dessen und sprach: „Ich verlange den Schweiß und das Blut deiner Unterthanen nicht.“ Hierauf nahm er ein Geldstück in die Hand, zerbrach es, und siehe, es lief helles Blut heraus, was den König und seine Umgebung mit Schrecken erfüllte. — Papst Sixtus IV. nahm ihn mit großen Ehrenbezeugungen auf und hielt eine längere Unterredung mit ihm.

In der Provence, wo die Pest grausam wüthete, empfand man bald die Macht, die ihm Gott zur Heilung der Kranken verliehen. Seine Reise glich einem wahren Triumphzuge. Der König war so erfreut, als er die Ankunft des Heiligen in seinen Staaten erfuhr, daß er dem Ueberbringer dieser frohen Botschaft eine Summe Goldes von 10,000 Thalern schenkte. — Der Prinz, sein Sohn, und die ausgezeichnetsten Hofleute bekamen Befehl, ihn zu Amboison zu erwarten und von da aus zu begleiten.

Der heilige Franziskus hebt den Dauphin von Frankreich aus der Taufe.

Als er in Paris ankam, warf sich der König ihm zu Füßen und beschwor ihn, daß er ihm von Gott Verlängerung seines Lebens erbitten möchte. Der Heilige antwortete, was ein vernünftiger Mann auf ein solches Begehren erwidern konnte. Er gab ihm zu verstehen, das Leben der Könige habe seine Grenzen, wie das der übrigen Menschen, die Rathschlüsse Gottes seien unabänderlich und es sei kein anderes Mittel mehr übrig, als sich geduldig dem Willen des Himmels zu fügen, und sich zu einem heiligen Tode vorzubereiten.

Der argwöhnische und eigensinnige Ludwig XI. gerieth auf den Gedanken, die Tugend des Einsiedlers auf die Probe zu stellen; er wollte sehen, was der Reiz des Reichthums über diesen Mann vermöge, der den Dingen dieser Welt entsagt hatte. Es wurden ihm prachtvolle Geschenke angeboten; Franziskus wies sie zurück. Der König trug ihm namentlich ein Bild der heiligen Jungfrau von massivem Golde an, das auf sieben tausend Dukaten geschätzt wurde. Franziskus schickte es mit der Antwort zurück, seine Andacht richte sich nicht auf ein Metall, sondern auf die Mutter Gottes, deren Bildnis er auf Papier besitze und dieses sei für ihn hinreichend. Kurz darauf schickte ihm der König eine beträchtliche Summe Geldes, und bat ihn, es anzunehmen, da kein Mensch etwas davon wisse. Entrüstet rief Franziskus aus, der König würde besser thun, wenn er das unrecht abgedrungene Gut den rechtmäßigen Eigenthümern zurückstellen und Gott um Verzeihung bitten würde. Diese unveränderliche Standhaftigkeit überzeugte endlich den alten Fürsten von der Nutzlosigkeit seiner Versuche. Auf sein wiederholtes Bitten, er möge ihm Rettung und Verlängerung seines schon sehr gefährdeten Lebens erflehen, verrichtete zwar der Heilige sein Gebet, kam aber alsbald zum Könige zurück und erklärte ihm offen, Gott habe beschlossen, ihn aus der Welt abzurufen; daher solle er sich dem göttlichen Willen gehorsam unterwerfen, sein Gewissen durch eine demüthige

Beichte reinigen und nichts unterlassen, was zu einem glückseligen Tode nothwendig sei.

Der König ergab sich ruhig und bereitete sich unter der Leitung des Heiligen auf den Tod. Er empfing die heiligen Sakramente, bereute unter Thränen seine Sünden und verschied in den Armen des heiligen Franziskus mit den letzten Worten: „Unsere liebe Frau von Embrun stehe mir bei."

Der neue König Karl VIII., hegte gegen Franziskus von Paula große Verehrung und aufrichtige Zuneigung, die er ihm zu allen Zeiten bewies, indem er sich oft seines weisen Rathes in persönlichen und staatlichen Angelegenheiten bediente, und ihm vielfache Beweise seines Wohlwollens gab. Bei der Geburt seines dritten Sohnes, bat Karl VIII. den Einsiedler, er möge den Prinzen aus der heiligen Taufe heben. So umschlang das Band geistiger Verwandtschaft den Dauphin von Frankreich mit dem armen Mönche aus Calabrien. —

geheim für einen Zauberer hielt, ganz vertraulich in's Ohr: „Du täuschest dich; ich bin kein Zauberer, sondern ein Diener Jesu Christi." Dieser und anderer Ereignisse wegen nannte man ihn den Propheten und Wunderthäter seiner Zeit, wegen seiner herrlichen Tugenden aber den heiligen Mann. Man sah einst über seinem Haupt eine vom Himmel herabsteigende, feurige Kugel, in deren Mitte das Wort „Charitas", „die Liebe" zu lesen war, ein Zeichen der brennenden Liebe, womit das Herz des heiligen Franziskus entflammt war. Besonders bewunderungswürdig war die unveränderliche Gleichförmigkeit seines Wandels, der eben so strenge, so arm, demüthig und eingezogen war, wenn Franziskus sich bei Hofe aufhielt, als wenn er in seiner Einsiedelei, oder in einem seiner Klöster lebte.

Nachdem nun der in seinen Augen so geringe, vor Gott aber und der christlichen Welt so große Diener des Herrn unter beständigen Wunderwerken und

Tod des heiligen Franziskus von Paula.

Unter Karl VIII. verbreitete sich der Orden des heiligen Franziskus schnell in Frankreich und Spanien. Nach dem Tode Karls VIII. bestieg Ludwig XII. den Thron. Als der Heilige die Erlaubniß, nach Italien zurückzukehren, von diesem verlangte, gewährte er ihm dieselbe, nahm sie aber bald wieder zurück; denn er wollte die dem Heiligen durch seinen königlichen Vater erwiesene Ehre noch steigern und überhäufte ihn und seine Genossenschaften mit großen Ehren und Wohlthaten.

Der heilige Franziskus war von Gott mit außerordentlichen Gaben begnadigt, und man weiß von keinem andern Heiligen der damaligen Zeit, der so viele und so erstaunliche Wunder gewirkt hätte. Alle Elemente gehorchten seinem Befehle. Besessene hat er befreit, Blinde sehend, Taube hörend, unzählbare Kranke gesund und selbst Todte lebendig gemacht. Das Innerste des Herzens schaute er gleichsam wie im Spiegel. Einst sagte er Jemanden, der ihn ins-

Großthaten der Liebe im 91. Lebensjahre erreicht hatte und seinen Orden durch Italien, Frankreich, Spanien und Deutschland verbreitet sah, rief ihn Gott aus der Welt ab. Am Palmsonntag des Jahres 1507 befiel ihn eine kleine Unpäßlichkeit. Am grünen Donnerstage ließ er sich in die Kirche führen, wo er mit einem Stricke um den Hals die Beichte verrichtete und die letzte heilige Wegzehrung in tiefer Andacht empfing. Man führte ihn alsdann wieder in seine Zelle, wo er am Charfreitage fast zu der Stunde, wo Jesus Christus am Kreuze verschied, seine heilige Seeele in die Hände seines Erlösers mit fröhlichem Angesichte übergab. Vor seinem Tode ermahnte er noch seine Ordensbrüder zur Liebe Gottes, zur brüderlichen Einigkeit und zur genauen Beobachtung der Regel. Sein letztes Gebet war: O gütigster Jesus! du wahrer Hirte, erhalte die Gerechten, bekehre die Sünder und erbarme dich über alle Gläubigen, über die Lebendigen, über die Abgestorbenen. Sei auch mir armen Sünder

gnädig und barmherzig. In deine Hände empfehle ich meinen Geist.

Sein heiliger Leib blieb unversehrt bis auf das Jahr 1562, wo die Calvinisten denselben aus der Gruft der Conventkirche zu Plessis herausnahmen, mit einem an den Hals gebundenen Stricke in das Freie zogen, und daselbst samt einem Cruzifixe in's Feuer warfen. Gott aber ließ nicht zu, daß ein so kostbarer Schatz völlig verloren gehe. Die meisten Gebeine wurden durch seine Verehrer aus der Glut gerettet und in verschiedene Kirchen verteilt, wo sie in hohen Ehren gehalten und von Gott mit Wunderwerken verherrlicht wurden. Leo XII. versetzte ihn im Jahre 1519 unter die Zahl der Heiligen. —

3. April.

Die heilige Agape, Chionia, Irene und ihre Gefährtinnen,

Martyrinnen,

Jahr 304.

Agape, Chionia und Irene waren drei Schwestern und lebten zu Thessalonich. Ihre Eltern beteten damals noch die Götzen an, als ihre gottseligen Kinder für Jesus Christus ihr Blut vergossen. Da Diocletian unter Todesstrafe verboten hatte, die göttlichen Schriften zu halten, fanden sie Mittel, mehrere Bände der hl. Bücher den Nachforschungen der Verfolger zu entziehen. Erst ein Jahr nachher, 304, entdeckte man dieselben. Man nahm daher die Geschwister sogleich gefangen und führte sie vor den Statthalter Dulcecius. Als dieser auf seinem Richterstuhle saß, redete ihn sein Schreiber Artemisius folgendermaßen an: „Wenn eure Hoheit es mir erlaubt, so will ich eine von der Wache eingesandte Berichterstattung vorlesen; sie betrifft Personen, die hier zugegen sind.“ Dulcecius befahl die Vorlesung des Berichtes, und der Schreiber las, wie folgt: „Der Kostgeber Cassander dem Dulcecius, Statthalter in Macedonien, seinen Gruß. Ich schicke eurer Hoheit sechs christliche Frauen und einen Mann, welche sich geweigert haben, von dem Fleische zu essen, das den Göttern geopfert worden ist. Die Frauen heißen Agape, Chionia, Irene, Cassia, Philippa, Eutychia und der Mann, der bei ihnen ist, nennt sich Agathon.“

Der Statthalter sprach, sich gegen die Frauen wendend: „Armselige, könnt ihr den Geist des Aufruhrs so weit treiben, daß ihr den frommen Verordnungen des Kaisers und der Cäsaren den Gehorsam versaget? Und du,“ setzte er bei, indem er sich an Agathon wendete, „warum willst du nicht nach dem Beispiele der übrigen Unterthanen des Reiches von dem den Göttern geopferten Fleische essen?“ — „Weil ich ein Christ bin,“ erwiderte Agathon.

Dulcecius an Agape: Und du, welche sind deine Gesinnungen?

Agape: Ich glaube an den lebendigen Gott und möchte durch eine arge Handlung das Verdienst meines vergangenen Lebens nicht verlieren.

Dulcecius an Chionia: Nun, was wirst denn du mir zu sagen haben?

Chionia: Ich werde dir sagen, daß ich an den lebendigen Gott glaube, und darum dem Kaiser nicht gehorcht habe.

Dulcecius an Irene: Warum hast du dich den Befehlen der Kaiser und der Cäsaren nicht fügen wollen?

Irene: Weil ich gefürchtet habe, Gott zu beleidigen.

Martertod der heiligen Agape und ihrer Gefährtinnen.

Dulcecius an Cassia: Was hast denn du zu antworten?

Cassia: Ich will meine Seele retten.

Dulcecius: Willst du keinen Antheil nehmen an unsern Opfern?

Cassia: Gott bewahre mich vor einem solchen Frevel!

Dulcecius an Philippa: Wirst du auch wie die Andern sprechen?

Philippa: Ja — ohne Zweifel; ich wollte lieber sterben, als den geringsten Antheil an euren Opfern nehmen.

Dulcecius an Eutychia: Wirst du denn auch so unvernünftig sein, wie deine Genossinnen?

Eutychia: Ich habe dieselben Gesinnungen, wie sie, und ich werde eher mein Leben hingeben, als in das einwilligen, was du verlangst.

Da Eutychia gesegneten Leibes war, ließ sie der Landpfleger in den Kerker führen mit dem Befehle, für sie zu sorgen, bis sie entbunden wäre.

Dulcecius kam wieder zu Agape und sagte ihr: Wie ist nun deine letzte Entschließung? Willst du jene nicht nachahmen, die sich eine Pflicht daraus machen, dem Kaiser zu gehorchen?

Agape: Ich kann es nicht auf mich nehmen, mich dem Teufel hinzugeben; alle deine Reden werden mich nicht bethören.

Dulcecius: Und du, Chionia, was wirst du mir nun endlich für eine Antwort geben?

Chionia: Ich beharre auf den gleichen Gesinnungen.

Dulcecius: Habt ihr nicht einige jener Bücher oder Schriften, welche die göttliche Lehren der Christen betreffen?

Chionia: Wir haben keine davon; man hat uns dieselben auf Befehl des Kaisers weggenommen.

Dulcecius: Aber nocheinmal, wer hat euch denn erlaubt, euch von solchen Träumereien berücken zu lassen?

Chionia: Die heilige Lehre, die wir bekennen, verdanken wir Gott, dem Allmächtigen, und Seinem Sohne Jesus Christus, unserm Herrn.

Dulcecius: Ihr seid alle verbunden, euch den Beschlüssen der Kaiser und der Cäsaren zu fügen; weil ihr aber nach so vielen wiederholten Drohungen, Mahnungen und Befehlen mit Hartnäckigkeit in eurem Ungehorsam beharret, und euch sogar des verhaßten Christennamens rühmet und euch, nachdem ihr durch die Wachen und Oberbeamten angehalten worden, die Religion des Reiches zu bekennen, niemals dazu verstehen wolltet, so erkläre ich euch, daß ich sogleich die durch die Gesetze vorgeschriebenen Strafen über euch verhängen werde.

Er las den Urteilsspruch, welcher lautete: „In Ansehung der Hartnäckigkeit, mit welcher Agape und Chionia im Bekenntnis der Christenreligion, die alle frommen Leute verabscheuen, verharret sind trotz der Verordnungen unserer Kaiser und der Cäsaren, verdammen wir sie, lebendig verbrannt zu werden. Was Agathon, Philippa und Irene betrifft, so werden diese im Kerker bleiben, bis wir darüber anders verfügt haben werden."

Als Agapa und Chionia die Marterkrone empfangen hatten, ließ Dulcecius Irene vor sich führen, und redete sie folgendermaßen an: „Jetzt erst erscheint deine Thorheit in ihrem ganzen Lichte. Man hat viele Bücher, Blätter, Hefte und Papiere bei dir gefunden, die alle von der Religion der Christen handeln, welche die boshaftesten Menschen auf der Erde sind, und als man dir dieselben vorzeigte, konntest du sie nicht verläugnen, obwohl du geläugnet hast, sie in Verwahrung zu haben. Es ist sehr auffallend, daß weder die Strafe deiner Schwester, noch die Furcht vor einem gleichen Tode dir die Augen geöffnet haben. Du bist also durchaus entschlossen zu sterben? Dennoch will ich gegen dich Nachsicht gebrauchen. Bete die Götter an, dann soll dein Frevel vergessen sein."

Irene: Wisse, daß ich nichts von dem Allem thun werde; möchtest du, daß ich brennen sollte in einem ewigen Feuer, welches das Loos derjenigen sein wird, welche Jesu Christo, dem Sohne Gottes, meineidig geworden sind?

Dulcecius: Wer hat dich dazu beredet, daß du so lange Zeit diese verderblichen Bücher verborgen hieltest?

Irene: Gott der Allmächtige, der uns befohlen hat, ihn zu lieben, selbst mit Verlust unseres eigenen Lebens. Darum lassen wir uns eher lebendig verbrennen, als daß wir die göttlichen Bücher ausliefern und Verräter an Gott werden.

Dulcecius: Es wußte doch ohne Zweifel Jemand, daß du diese Bücher verborgen hieltest?

Irene: Niemand wußte davon, nur Gott allein war es bekannt, weil ihm nichts verborgen sein kann. Selbst unsere eigene Dienerschaft durfte das Geheimnis nicht wissen, aus Furcht, sie möchte dasselbe aufdecken.

Dulcecius: Wo hattest du dich hingeflüchtet im verflossenen Jahre, als man den Befehl des sehr frommen Kaisers kund machte.

Irene: Wo es Gott gefiel, auf die Berge.

Dulcecius: Wer nährte dich damals?

Irene; Gott, der für den Unterhalt aller seiner Geschöpfe sorgt.

Dulcecius: Doch gewiß eure Nachbarn?

Irene: Du kannst sie fragen und die nöthig erachteten Untersuchungen anstellen lassen.

Dulcecius: Als du von den Bergen zurückgekommen warest, lasest du diese Bücher in Gegenwart irgend eines andern Menschen?

Irene: Da wir sie sorgfältig verborgen hielten, ohne sie irgendwohin zu tragen, war es für uns ein unvergeßlicher Schmerz, daß wir sie nicht Tag und Nacht lesen konnten, wie wir vor Bekanntmachung des Edikts gewohnt waren.

Dulcecius: Deine Schwestern sind gestraft worden, wie sie es verdienten; was dich anbelangt, obgleich du des Todes würdig wärest, weil du in deinem Hause jene gottlosen Bücher versteckt hattest, so will ich dich auf eine andere Weise strafen. Du sollst ganz nackt in

einem schlechten Hause ausgesetzt werden, und deine Nahrung für jeden Tag wird ein Brot sein, das man dir aus dem Palaste bringen wird. Du wirst da von Soldaten bewacht werden, denen ich unter Todesstrafe befehle, dich keinen Augenblick hinausgehen zu lassen.

Dieses abscheuliche Urtheil ward pünktlich befolgt. Gott aber erklärte sich als der Beschirmer der Keuschheit seiner Dienerin. Niemand wagte, sich ihr zu nähern, oder in ihrer Gegenwart ein unehrbares Wort auszusprechen. Als der Statthalter sie wieder vor seinen Richterstuhl hatte führen lassen, sprach er zu ihr: Beharrest du noch immer in deiner Widerspenstigkeit und deinem Ungehorsam?

Irene: Was du Widerspenstigkeit und Ungehorsam nennst, nenne ich Liebe zu Gott, und ich erkläre dir, daß ich darin beharre.

Dulcecius: Weil das so ist, werde ich dich sogleich zur verdienten Strafe verurtheilen. Er begehrte eine Schreibtafel und schrieb folgenden Ausspruch: „Da Irene sich geweigert hat, den Kaisern zu gehorchen und den Götzen zu opfern, daneben in der Anhänglichkeit an die Christensekte verstockt blieb, verordnen wir, daß sie, wie vorher ihre zwei Schwestern, lebendig verbrannt werde."

Das Urtheil wurde ohne Verschub vollzogen gerade an dem Orte, wo auch Agape und Chionia einige Tage zuvor den Martyrtod erlitten hatten. Irene starb am 5. April 304 unter dem neunten Consulate des Diocletian, dem achten des Maximilian.

Der heilige Nicetas,

Abt von Bithynien.

Jahr 824.

Der heilige Nicetas war aus Bithynien. Sein Vater Philaretes, ließ ihm in Klöstern eine strenge Erziehung geben. Nicetas nährte schon früher einen lebhaften Hang zum gottseligen Leben. Gebet und Lesung der heil. Schrift waren fast seine einzige Beschäftigung. Fasten und Nachtwachen hatten ihn so entstellt, daß er eher einem wandelnden Skelett, als einem Menschen gleich sah. Um in der Vollkommenheit immer mehr zu wachsen, trat er in ein Kloster, nach der Regel der Acemeten, auf dem Berge Olymp, das der heilige Abt Nicephorus um das Jahr 770 erbaut hatte. Er wurde um das Jahr 790 von Tarais, Erzbischof von Constantinopel, zum Priester geweiht. Nach dem Tode des hl. Nicephorus, der um das Jahr 800 starb, ward Nicetas seiner hohen Tugenden wegen zum Nachfolger ernannt. Er unterschrieb 787 das zweite Concil von Nicäa.

Nicetas und seine Mönche führten in ihrer Einsamkeit ein englisches Leben, als der Feind unseres Heils sich anschickte, ihren süßen Frieden zu stören. Hiefür diente ihm zum Werkzeuge Kaiser Leo der Armenier, der im Jahre 813 den Sturm gegen die Heiligenbilder wieder eröffnete. Dieser Fürst verfolgte auf grausame Weise die Katholiken, verbannte den heil. Patriarchen Nicephorus und ernannte auf den bischöflichen Sitz von Constantinopel einen Hofmann namens Theodosius, welchem es an Tugend ebenso fehlte, wie an Befähigung. Nicetas erklärte sich offen für die Lehre der Kirche. Sein Eifer brachte ihm Gefängnis, zweimalige Verbannung und viele andere Verfolgungen. Man machte ihm bedeutende Versprechungen, um ihn von seiner Standhaftigkeit abzubringen; aber umsonst. Man verbannte ihn nach der Insel Glyceria, wo er sechs Jahre lang ein sehr strenges Büßerleben führte. — Kaiser Michael der Stammler, welcher auf Leo den Armenier folgte, stellte die Verfolgung gegen die Katholiken ein und rief die Verbannten zurück. Der heilige Nicetas wollte aber nicht mehr zurückkehren, sondern zog es vor, in einer armseligen Klause sein Leben zu beschließen. Er starb am 3. April 824. Sein Name wurde durch verschiedene Wunder verherrlicht.

Der heilige Richard,

Bischof von Richester in England.

Jahr 1253.

Dieser Heilige kam zur Welt im Schlosse Wiche, einem durch seine Salzfabriken bekannten Orte, vier englische Meilen von Worchester. Von seiner Kindheit an zeigte er eine große Liebe zur Tugend. Er war ein Feind der Scherze und aller Vergnügungen, für die man in der Jugend so leidenschaftlich eingenommen ist. Seine ganze Zeit war verteilt in die Uebungen der Religion und in die Erlernung der Wissenschaft. Nie war er vergnügter, als wenn er andern einen Dienst leisten konnte.

Als seines Bruders Vermögen durch besondere Umstände zerrüttet war, nahm er es über sich, seine eigenen Güter zu verpfänden, half ihm wieder durch Sorgfalt und Fleiß auf und setzte ihn wieder in den Stand, ehrbar leben zu können.

Hierauf begab er sich nach Paris, um da seine Studien, die er in Oxfort begonnen hatte, fortzusetzen. In Frankreich führte er mit zwei auserwählten Freunden ein sehr strenges Leben. Schwarzes Brot und Wasser waren seine gewöhnliche Nahrung, ausgenommen an den Sonn- und Festtagen, wo er aus Rücksicht auf diejenigen, die ihn besuchten, etwas Fleisch und Fisch aß.

Nach seiner Rückkehr nach England nahm er in Oxford den Magistergrad in den freien Künsten, ging dann nach Bologna in Italien, um daselbst das canonische Recht zu studiren. Er machte in dieser Wissenschaft solche Fortschritte, daß er als öffentlicher Lehrer derselben auftreten mußte. Er bekleidete aber nicht lang diese Stelle, sondern kehrte nach Oxford zurück, wo sein Verdienst ihm die Achtung und Liebe der ganzen Universität erwarb, und er sogar den Ruf als Kanzler derselben erhielt.

Als der heilige Edmund, Erzbischof von Canterbury, denselben für seine Diöcese zu gewinnen suchte, ward ihm endlich nach vielem Bitten, sein Gesuch gewährt. Er stellte ihn an seiner Kirche an, wählte ihn zum Kanzler und übertrug ihm die wichtigsten Geschäfte seiner Diöcese. Richard entsprach vollkommen der Meinung, welche der Erzbischof von ihm gewonnen hatte. Er lebte immer sehr einfach und verwendete sein Vermögen zu Liebeswerken. Seine Uneigennützigkeit trotzte allen Versuchungen, und man konnte ihn nie dazu vermögen, Geschenke anzunehmen, die man zuweilen Personen, die dergleichen Aemter bekleiden, darreicht. Als der heilige Edmund nach Frankreich verbannt wurde, begleitete ihn Richard dahin und blieb bei ihm bis zu dessen Tode. Er begab sich sodann zu den Dominicanern in Orleans, wo er sich der Theologie widmete und die Priesterweihe empfing; darauf kehrte er nach England zurück, um da eine Pfarrei in dem Bisthum Canterbury zu versehen. Bonifazius, Nachfolger des heiligen Edmund, nöthigte ihn, die Kanzlerstelle wieder zu übernehmen, und der Diöcese seine Dienste fortzuleisten.

Nachdem Rudolph Nevil, Bischof zu Richester, 1244 gestorben war, wurde Robert Passelow, der Günstling des Königs Heinrich III., an dessen Stelle ernannt, obgleich derselbe nicht eine einzige von den Eigenschaften besaß, die zur Leitung eines Bisthums nothwendig sind. Als ihn der Metropolitan und dessen Suffragan geprüft hatten, fanden sie ihn für das Episcopat schlechterdings untauglich, und erklärten, die Vorstellung des Königs sei nichtig. Sie wählten an dessen Stelle Richard von Wiche, der im Jahre 1245 consecrirt wurde. Heinrich, durch diese Wahl erbittert, zog die Güter des Bischofs von Richester ein, der in der Folge sowohl von dem Fürsten als dessen Dienern viel zu leiden hatte. Die Sache kam vor den Papst Innocenz IV., welcher die Wahl des heiligen Richard bestätigte. Endlich bekam dieser seine Güter wieder zurück, fand aber seine Einkünfte in sehr schlechtem Zustande.

Aller übrigen Sorgen entledigt, verwendete er nun seine ganze Aufmerksamkeit auf die Verwaltung seiner Diöcese; er besuchte die Kranken, begrub die Verstorbenen, suchte die Armen auf und linderte ihr Elend. Er für sich lebte höchst einfach und trug ein grobes Oberkleid. Seine Einkünfte liefen regelmäßig in die Hände der Armen. Als sich eines Tages sein Hausverwalter bei ihm beklagte, daß sein Almosengeben seine Einnahme weit übersteige, und daß gar nichts mehr im Hause sei, erwiderte er ihm, er könne ja sein Tafelgeschirr und sein Pferd verkaufen, um mit dem Erlös die Hungrigen zu befriedigen.

Tod des heil. Richard.

Er wurde vom Papste beauftragt, Kreuzpredigten gegen die Sarazenen zu halten; allein es überfiel ihn ein Fieber, während er in seiner Sendung begriffen war. Als seine letzte Stunde herannahte, verkündete er dieß den Umstehenden und bereitete sich mit großem Eifer auf den Tod. Er starb im Krankenhospital zu Dover, am 3. April 1253, im 56. Jahre seines Lebens. Er wurde nach Richester gebracht, und in dem Dom vor dem Altare, den er selbst zum Andenken des hl. Edmund geweiht hatte, versenkt. Am 16. Juli 1276 erhob man seinen Körper an einen ehrenvollen Platz. Der Ruf der auf seine Fürbitte gewirkten Wunderheilungen und der Auferweckung von drei Toten veranlaßte den Papst, eine Commission zu ernennen, um die Wahrheit dieser und anderer Thatsachen zu untersuchen, wovon auch wirklich mehrere auf die unzweifelbarste Weise bestätigt wurden. Der hl. Richard wurde vom Papste Urban IV. im Jahre 1252 feierlich kanonisirt.

4. April.

Der heilige Isidor,

Erzbischof von Sevilla.

Jahr 636.

Isidor ward immer als der berühmteste Lehrer der spanischen Kirche angesehen. Gott erweckte ihn, sagt der hl. Braulius, Bischof v. Saragossa, um durch ihn der Barbarei und der Grausamkeit, welche allenthalben die Waffen der Gothen begleiteten, einen mächtigen Damm entgegenzustellen. Das, 14 Jahre nach seinem Tode gehaltene, 8. Concilium von Toledo nennt ihn den vortrefflichen Lehrer, die Zierde der kath. Kirche, den gelehrtesten Manne jener Zeit, dessen Namen nur mit Ehrfurcht ausgesprochen werden dürfe.

Seine Heimath war die Stadt Carthagena. Seine Eltern, Severus und Theodora, waren sehr angesehen und tugendhaft. Isidor war der Bruder des hl. Leander und des hl. Fulgentius, welche beide Bischöfe waren, und des Florentinus, welcher ebenfalls öffentliche Verehrung genoß. Er weihte sich von Jugend auf dem Dienste der Kirche und bereitete sich mit großem Fleiße und hoher Frömmigkeit auf das Priesteramt vor.

Er verband sich mit seinem Bruder, dem hl. Leander, Erzbischof von Sevilla, um an der Bekehrung der Westgothen zu arbeiten, welche von der arianischen Irrlehre angesteckt waren, und förderte nicht wenig den herrlichen Sieg der Wahrheit über den verderblichsten aller Irrthümer, und begründete die Kirche Gottes immer fester unter mehreren aufeinander folgenden Königen.

Nach dem i. J. 600 oder 601 erfolgten Tode des hl. Leander, Erzbischofs von Sevilla, wurde sein Bruder Isidor zu seinem Nachfolger ernannt. In diesem wichtigen Amte verwendete er nun seine ganze Thätigkeit auf die Wiederherstellung der Kirchenzucht in Spanien und war die Seele aller in dieser Beziehung gehaltenen Concilien. Man darf daher alle jene wichtigen Beschlüsse, welche damals abgefaßt wurden, vorzüglich als sein Werk betrachten, und diese allein genügten schon, uns einen hohen Begriff von seinen Kenntnissen und seinem großen Eifer zu geben.

Im Jahre 619 stand er dem Concil von Sevilla vor, wo er sich öffentlich mit einem Bischofe der Akephalensekte, Namens Gregor, der aus Syrien gekommen war, in Erörterungen einließ. Gelehrt und gottesfürchtig, wie er war, widerlegte er mit solcher Kraft und doch so schonender Liebe die Irrthümer der Eutychianer, woraus die Sekte der Akephalen hervorgangen waren, daß Gregor auf der Stelle seinem Irrthum entsagte und sich zur katholischen Kirche bekannte. Auf der i. J. 633 zu Toledo geladenen Synode, der berühmtesten aller spanischen Kirchenversammlungen, hatte er ebenfalls den Vorsitz. Justus, Erzbischof von Toledo, dem dieses Recht als Primas zugekommen wäre, wollte aus Verehrung gegen den heiligen Isidor gerne sich desselben begeben.

Der heilige Isidor hält ein Concil in Sevilla ab.

Der rege Eifer des heil. Oberhirten konnte selbst durch die Gebrechlichkeit des Alters nicht gemindert werden. Seine Nächstenliebe ergoß sich, wie in seinem ganzen Leben, über die Armen in reichlichen Almosenspenden. Als er sein Ende herannahen fühlte, begab er sich mit zwei Bischöfen in die Kirche, wo ihn der Eine mit dem Bußkleide bedeckte, und der Andere ihm Asche auf das Haupt streute. Hierauf hob er die Hände betend zum Himmel und begehrte mit lauter Stimme Verzeihung seiner Sünden, empfieng dann aus den Händen der Bischöfe den Leib und das Blut unseres Herrn Jesu Christi und empfahl sich dem Gebete der Anwesenden. Dann berichtigte er seine Schulden, verteilte das ihm noch übrige Geld an die Armen und ermahnte das Volk zu werkthätiger Liebe. Nachdem Alles so geordnet war, ging er in sein Haus zurück und starb eines friedlichen Todes am 4. April 636. Das bischöfliche Amt hatte er 36 oder 37 Jahre lang bekleidet. Sein Leichnam wurde in der Kathedrale von Sevilla zwischen dem des heil. Leander und dem der hl. Florentina beigesetzt. Ferdinand I., König von Kastilien und Leon, ließ ihn im Jahre 1063 nach Leon in die Kirche des hl. Johannes des Täufers übertragen, wo er sich heute noch befindet.

Der hl. Isidor verstand die griechische, lateinische und hebräische Sprache. Er hatte eine ausgedehnte wissenschaftliche Bildung und eine große Kenntniß der alten Schriftsteller, der religiösen sowohl, als der profanen, wie man aus seinen Werken ersehen kann.

Der heilige Joseph, mit dem Beinamen: der Hymnenschreiber.

Jahr 813.

Dieser Heilige stammte aus Sicilien. Als diese Insel von den Barbaren Afrikas geplündert worden, flüchtete er sich nach Griechenland. Er trat zu Thessalonich in's Kloster zum „Erlöser" — Latonus genannt und wurde zum Priester geweiht; hierauf begab er sich nach Constantinopel, wo er lange Zeit in den Klöstern der Heiligen Sergius und Bacchus wohnte.

Als der Kaiser Leo der Armenier den Bildersturm begonnen hatte, ergriff Joseph die Flucht und schlug den Weg nach Rom ein; er wurde aber auf der Reise von den Sarazenen angehalten und nach Creta geführt, wo er lange Zeit in einem engen Kerker eingesperrt blieb. In seinem Unfalle ließ er den Muth nicht sinken, erflehte durch die Fürsprache des hl. Nicolaus von Myra den Beistand Gottes und wurde aus den Händen seiner Feinde gerettet. Bei seiner Rückkehr nach Constantinopel verschaffte er sich Ueberbleibsel mehrerer Heiligen und zog darauf nach Thessalien, wo er an einem entlegenen Orte eine Kirche baute. Da verfaßte er hauptsächlich seine schönen Hymnen zum Lobe Gottes und der Heiligen, wovon die Griechen mehrere in ihr Offizium aufgenommen haben.

Der Eifer, womit er die Ehre der Heiligenbilder verteidigte, zog ihm Verfolgungen von Seite der Bilderstürmer zu. Er wurde von dem Kaiser Theophilus nach dem Chersones verbannt; als er aber in der Folge wieder zurückberufen worden, ernannte ihn der hl. Ignatius, Patriarch zu Constantinopel, zum Skevophylax oder Aufseher der hl. Gefäße in der großen Kirche der Hauptstadt. Er starb in diesem Amte gegen das Jahr 813. Er steht unter dem 3. und 4. April in den Menologien der Griechen.

Der heilige Benedikt von Sankt-Philadelphus,

Jahr 1589.

Aethiopien, das Vaterland des Eunuchen der Königin Kandaze, dessen Taufe und Wunder die Apostelgeschichte erzählt, war auch die Heimath der Eltern des hl. Benedikt, den seine Zeitgenossen ob seiner Frömmigkeit, Wissenschaft und Tugend bewunderten. —

Er ward geboren im Jahr 1526, im Dorfe Sankt-Philadelphus in der Diöcese von Messina in Sicilien. Seine Eltern waren Sklaven, die ihrer Farbe und Abstammung wegen Mauren genannt wurden, welcher Name auch dem heil. Benedikt blieb. Er wurde in der katholischen Religion erzogen und gab schon in seiner frühesten Jugend die auffallendsten Zeichen von Frömmigkeit. In seinem 12. Jahre trat er in ein neu errichtetes Eremitenkloster. Nachdem aber Papst Pius IV. dieses aufgehoben und den Mönchen befohlen hatte, in einen andern gutgeheißenen, religiösen Orden einzutreten, wählte Benedikt den der minderen Brüder in Palermo. Er trat als Laienbruder ein, und verrichtete mit außerordentlichem Eifer seine Standespflichten. Er enthielt sich das ganze Jahr hindurch des Fleisches, schlief wenig und immer nur auf dem Boden seiner Zelle, trug ganz rauhe Kleider und betete beständig. Er besaß in hohem Grade die Gabe der Betrachtung.

Benedikt erlangte einen so hohen Ruf von Frömmigkeit, daß er, obgleich Laienbruder, zum Obersten eines Klosters ernannt wurde. Nach einem 60jährigen tugendreichen und verdienstvollen Leben starb er im Rufe der Heiligkeit am 4. April 1589.

Der heilige Plato,

Abt in Bithynien.

Jahr 813.

Der heilige Abt Plato, geboren im Jahr 733, war der Sohn vornehmer und gottesfürchtiger Eltern in Constantinopel, die ihm aber frühe von einer Seuche entrissen wurden. Er zeigte schon frühe großen Verstand, viele Leutseligkeit, ein edles Gemüth und viele Fähigkeit zu Geschäften. Sein Vormund, der kaiserlicher Schatzmeister war, brauchte ihn daher bald zu Verrichtungen seines Amtes, worin Plato ebenso viele Treue, als Geschicklichkeit bewies.

In gleichem Maße aber erwachte in ihm auch der Eifer für sein Seelenheil. Er erkannte bald die Gefahren der vornehmen Welt und des Hoflebens für seine Unschuld, durch die er sich jedoch nicht irre leiten ließ. Es wurden ihm reiche Heirathen und Ehrenstellen angetragen, die er aber alle ausschlug; er führte mitten in dem ausgelassenen Hofleben einen eingezogenen, tadellosen, frommen Wandel, und verwendete die Zeit, die Andere zu eitlen Lustbarkeiten verschleuderten, zum Gebete, zur Lesung geistlicher Bücher und zur Uebung frommer und mildthätiger Werke.

Indessen fühlte er sich innerlich durch die Gnade Gottes immer mehr gedrungen, das Hofleben ganz zu verlassen, und faßte unabänderlich den Entschluß dazu. Er verkaufte seine ererbten Güter, theilte einen Theil des erlösten Geldes unter seine zwei Schwestern, den andern unter die Armen aus, verließ im 24. Jahr seines Alters Constantinopel und verfügte sich in ein Kloster auf dem Berge Olymp, um sich ganz dem geistlichen Leben und seinem Seelenheile zu widmen. Der dortige Abt Theochristus, der vielleicht seinem Entschlusse nicht ganz traute oder glaubte, er würde bei seiner zarten Natur die Beschwernisse des strengen Klosterlebens nicht ertragen, machte ihm vielerlei Gegenvorstellungen; allein Plato ließ sich nicht abwendig machen, indem er dem Abte erwiderte: „Was thut es zur Sache, daß meine Leibesbeschaffenheit zart und schwach scheint, wenn nur der Wille stark ist? Sollen wir nicht auch auf die Gnade Gottes bauen? Ich will Gott nicht blos halb dienen. Bin ich auch nicht fähig, große Dinge zu wirken, so kann ich doch Gehorsam leisten."

Wie ernst ihm diese Worte waren, bewies er bald nachher durch Werke; unter allen seinen Mitbrüdern zeichnete er sich ganz besondes aus durch Demuth, Gehorsam und Selbstverläugnung. Der Abt prüfte ihn mehrfach, selbst durch empfindliche Demüthigungen; allein er bestand vollkommen jede Probe und machte unter der Anleitung seines frommen Seelenführers auf dem Wege des Heiles solche Fortschritte, daß er nach dem Tode des frommen Abtes von seinen Klosterbrüdern zum neuen Obern gewählt wurde. Der demüthige Plato weigerte sich zwar sehr, diese Würde anzunehmen; da er aber nicht ausweichen konnte, so bemühte er sich desto eifriger, die Pflichten eines guten geistlichen Obern und Seelenhirten treu zu erfüllen. Vorzüglich suchte er seinen Untergebenen in Allem zuerst durch sein gutes Beispiel voranzugehen. „Ein Vorgesetzter," pflegte er zu sagen, „soll mehr mit dem Werke, als mit dem Munde predigen; denn dieses stumme Zusprechen ist weit mächtiger, als die feinste Beredtsamkeit."

Bald suchte der Herr seinen treuen Diener auch mit Leiden und Trübsalen heim. Es brach nämlich

unter dem damaligen Kaiser durch die unglückselige Bilderstürmerei auf's Neue eine heftige Verfolgung gegen die wahre Kirche Jesu Christi aus, und da die Klostergeistlichen sich besonders kräftig der Irrlehre widersetzten, so traf die Verfolgung auch sie am grausamsten. Dieses Schicksal hatte auch das Kloster des hl. Plato; er selbst mußte sich flüchten. Als er nach der Verfolgung wieder in die Hauptstadt zurückkehrte, ward er von dem Volke mit ungeheurem Jubel aufgenommen. Er benützte diese gute Stimmung, um wie die Stimme eines Rufenden aus der Wüste Buße und Lebensänderung zu predigen, wodurch sehr Viele vom Irrthum zur Wahrheit, von der Sünde zur Besserung geführt wurden. Glaube und Tugend blühten wieder auf ein neues auf; er selbst aber gewann so sehr an Hochachtung, daß ihm der Patriarch von Constantinopel das Bisthum von Nicodemien übertragen wollte. In der Demuth seines Herzens schlug er aber diese hohe Stelle aus und zog sich, um den Lockungen der Weltehre zu entgehen, wieder heimlich in die Einöde zurück. Aber der Herr ließ ein solches Licht nicht mehr im Verborgenen. Er ward in die Hauptstadt zurückberufen und mußte die Leitung des nahe bei der Stadt gelegenen Klosters Sacudion übernehmen, in welchem er die verfallene Zucht und Ordnung wieder herstellte und durch Wort und Beispiel auf alle Weise die klösterliche Eingezogenheit, den Seeleneifer, die Frömmigkeit und Gottesfurcht ins Leben zurückrief.

Als Abt dieses Klosters wohnte er bald darauf im Jahre 786 der Kirchenversammlung von Constantinopel und ein Jahr später der von Nicäa bei, in welchen beiden er mit ungemeinem Eifer und mit eindringlicher Beredtsamkeit die wahre Lehre der katholischen Kirche vertheidigte, und besonders gegen die ketzerischen Bilderstürmer die Ehre der Heiligenbilder nachdrücklich in Schutz nahm.

Nachdem er sieben Jahre in klösterlicher Abgeschiedenheit, strengen Bußübungen und unabläßiger Arbeit am Seelenheile seiner Mitbrüder zugebracht hatte, befiel ihn eine Krankheit, die ihm Anlaß gab, um in seinem vorgerückten Alter die schwere Hirtenbürde niederzulegen. — Allein damit hatten seine Prüfungen noch kein Ende, vielmehr standen ihm noch viel schwerere bevor. Bald nach seiner Genesung verstieß nämlich der damalige Kaiser Constantin seine rechtmäßige Gemahlin Maria, um unrechtmäßig Theodota, eine nahe Verwandte Plato's, zu heirathen. Unerschütterlich und unerschrocken widersetzte sich Plato dieser sündigen Ehe. Wie einst Johannes der Täufer dem Herodes, sagte auch er dem Kaiser: „Es ist dir nicht erlaubt!" — Aber auch er mußte dafür dessen Zorn und Ingrimm erfahren; seine Mitbrüder wurden schimpflich mißhandelt, seine Verwandten verfolgt, er selbst aber in Kerker und Bande geworfen.

Doch das Alles vermochte seine Standhaftigkeit und Geduld nicht zu erschüttern. Eingedenk der Worte unseres Erlösers: „Selig seid ihr, wenn ihr Meinetwegen Verfolgung leidet, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel," war er im Kerker so ruhig und heiter, als wäre er in in seiner klösterlichen Zelle, und im wahren Sinne wohl unendlich glücklicher, als der lasterhafte Kaiser auf dem Throne. Nach dem Tode des Kaisers, der geraume Zeit darauf erfolgte, wurde er wieder aus dem Kerker befreit und in allen Ehren, als Martyrer der Wahrheit, wie im Triumphe in sein Kloster zurückgeführt. Zwar wußten seine argen Feinde, die er sich durch seine Standhaftigkeit für die christliche Wahrheit und Gerechtigkeit zugezogen, ihn auch bei dem folgenden Kaiser in Ungnade zu bringen, und er mußte noch einmal sein Kloster verlassen und in die Verbannung wandern. Allein, da auch dieser Kaiser bald sein Leben einbüßte, kehrte Plato wieder ruhig in seine Zelle zurück und brachte die letzte Zeit seines Lebens unter seinen lieben Brüdern in unabläßigen Werken der Abtödtung und der Liebe, des Gebetes, der Lesung und Betrachtung heiliger Bücher zu, bis es dem Herrn gefiel, seinen treuen und guten Knecht zu sich zu nehmen, und ihn mit einiger Freude zu belohnen. Vor seinem Ende rief er noch einmal alle Geistlichen seines Ordens zusammen, um ihnen zum letztenmal einen herzlichen Zuspruch — und zum letztenmal seinen väterlichen Segen zu ertheilen — betete dann noch einmal für alle seine geistliche Brüder und Söhne, für die ganze Kirche Jesu Christi, und besonders für seine Verfolger und Feinde und gab darnach seinen Geist in die Hände des himmlischen Vaters, im Jahr 813, im 79. Jahre seines Alters. Der Patriarch Nicephorus von Constantinopel beerdigte ihn.

5. April.

Der heilige Vincentius Ferrerius,

Dominikaner.

Jahr 1419.

Dieser große Heilige, der in der ganzen Kirche durch seinen außerordentlichen Seeleneifer und seine apostolischen Arbeiten berühmt ist, war der Sohn adeliger, sehr gottesfürchtiger und besonders gegen die Armen sehr mildthätiger Eltern, aus Valencia in Spanien. Er ward geboren am 23. Januar 1357

und offenbarte von früher Jugend an große Geistesgaben und eine sehr gute Gemüthsart, wurde mit sechs Jahren in die Schule geschickt, und machte als heranwachsender Jüngling ungemeine Fortschritte in den Wissenschaften, so daß er schon mit dem siebenzehnten Jahre die Gottesgelehrtheit studirt hatte.

Im achtzehnten Jahre, da sein Vater es ihm freistellte, in welchen Stand er treten wolle, wählte er mit besonderer Vorliebe, um das Evangelium Jesu Christi in aller Welt predigen zu können, den geistlichen Stand und trat zur großen Freude seiner Eltern in den Predigerorden des heiligen Dominicus. Er wurde ohne Anstand aufgenommen und bewies sich bald darauf als ein ausgezeichnet würdiges Mitglied der klösterlichen Genossenschaft.

Zum Vorbilde seines Lebens wählte er sich das Beispiel des heil. Dominicus, verlegte sich mit besonderem Eifer auf das Studium der hl. Schrift und der Kirchenväter und predigte bald mit außerordentlichem Segen.

Sechs Jahre nach seinem Eintritte wurde er von seinen Obern auf die hohe Schule nach Barcelona und später nach Lepida geschickt, um sich daselbst in der Gottesgelehrtheit zu vervollkommnen, und übernahm bei seiner Zurückkunft mit der Stelle eines öffentlichen Lehrers der heil. Schrift zugleich das Amt eines Predigers, wobei er eine außerordentliche Fähigkeit bewies. Dabei vernachlässigte er seine gottsel. Andachtsübungen nicht im mindesten, sondern wußte die Wissenschaft innig mit der Gottseligkeit zu verbinden.

„Damit deine Wissenschaft," pflegte er darum auch Andern zu sagen, „dir zum Heile diene, so unterlasse das Gebet nicht; frage Gott mehr um Rath, als deine Bücher, und bitte ihn um das Verständniß dessen, was du liesest; das Studiren macht Mühe, suche von Zeit zu Zeit Ruhe in den hl. Wunden deines Erlösers. Aus seinem göttlichen Herzen wirst du neue Kraft und neues Licht schöpfen." Diese Lehre beobachtete er so genau, daß es schwer zu entscheiden wäre, ob er mehr studirt, oder mehr gebetet habe.

Da um diese Zeit der Cardinal Petrus von Luna als päpstlicher Gesandter nach Frankreich kam, wurde der durch seine Tugenden und Talente gleich berühmte Vincenzius von ihm ebenfalls dahin berufen und predigte daselbst, wie in Spanien, mit sehr großem Erfolge; kehrte jedoch, durch äußere Umstände veranlaßt, bald wieder in seine Heimath zurück und setzte mit rastlosem Eifer seine apostol. Arbeiten fort. Dagegen hatte er auch von dem bösen Feinde sehr Vieles zu leiden, innerlich durch heftige Versuchungen, äußerlich durch bösgesinnte Menschen, die ihn zu verführen trachteten. So stellte sich einmal eine vornehme Frau, als wäre sie krank, ließ ihn unter dem Vorwande, ihm zu beichten, zu sich kommen, entdeckte ihm aber statt dessen ihre sündhafte Neigung und bot alles auf, um ihn zur Sünde zu verleiten; aber er ergriff, wie einst der ägyptische Joseph, sogleich die Flucht, das einzige Rettungsmittel aus solcher Versuchung und aus böser Gelegenheit. Das schamlose Weib, darüber ergrimmt, machte es nun zwar ebenfalls wie Potiphars Frau und nahm ihre Zuflucht zu Verläumdungen. Da sie aber gegen ihn, der ihr nur Geduld und Sanftmuth entgegensetzte, nichts ausrichtete, ging sie reuevoll in sich, bekannte ihre Schandthat öffentlich und that Alles, um dem Heiligen die geraubte Ehre wieder zurückzustellen. Und er verzieh ihr nicht nur von Herzen, sondern heilte die Büßerin selbst wunderbar von den Krankheiten, die sie sich durch ihre Sünden zugezogen hatte. Die Waffe, womit er aber im Uebrigen die Lockungen zur Unreinigkeit stets siegreich bekämpfte, war inständiges Gebet, der oftmalige Empfang der hl. Sakramente, die Flucht aller gefährlichen Gelegenheit, Abtödtung und strenge Wachsamkeit über seine Sinne und Neigungen; die einzigen sichersten Mittel, diese gefährliche Sünde, die viele unbehutsame und Leichtsinnige in's Verderben stürzt, zu vermeiden.

Er predigte überall die Buße und das Evangelium.

Als in der Folge der früher genannte päpstliche Gesandte in Frankreich von einigen dortigen Cardinälen zum Papste ausgerufen wurde, berief dieser den hl. Vincenzius aufs Neue zu sich und beehrte ihn mit einem hohen Amte. Dieses nahm er zwar auf einige Zeit an; da er aber die traurige Spaltung, die in der Kirche Gottes entstanden war, nicht (wie er wohl gehofft, gewünscht und aus allen Kräften gesucht hatte) zu heben vermochte, entsagte er seiner hohen Stelle, schlug alle geistlichen Würden, selbst die ihm angetragene Cardinalswürde aus, und widmete sich durch Predigten und unermüdliche Unterweisungen der Verkündigung des Evangeliums und dem Seelenheile der Menschen.

Später erhielt er vom Papste die Vollmacht, diesem inneren Rufe, zu dem er sich durch seine Liebe zu Jesus Christus hingezogen fühlte, folgend, als apostolischer Missionsprediger zu reisen, wohin er wollte. Den Anfang in diesem hohen Berufe, in welchem er unaussprechlich Vieles wirkte, machte er im Jahre 1397 in Spanien, ging dann auf gleiche Weise nach Piemont, Savoyen, Frankreich, Deutschland,

Genua, in die Niederlande, und auf die dringenden Bitten des Königs von England auch dorthin, predigte überall die Buße und das Evangelium Jesu Christi mit solchem Eifer und Nachdruck, mit solcher Gründlichkeit, Stärke und Salbung, daß er eine unzählige Menge Ungläubiger und Sünder zum wahren Glauben und zur Buße bekehrte. In Spanien allein bekehrte er mehr als 33000 Juden und Sarazenen zum christlichen Glauben. Ueberall wurde er wie ein neuer Weltapostel geehrt; mehrere tausend Menschen begleiteten ihn oft von einer Stadt zur andern, und in zahlloser Menge strömte ihm das Volk nach, um ihn zu hören. Seine Predigten ergriffen und erschütterten die Herzen so sehr, daß er oft über dem Weinen und Schluchzen der Zuhörer mitten im Vortrage innehalten mußte. Von der Kanzel begab er sich in den Beichtstuhl, wo öfters Sünder so sehr von seinen Predigten ergriffen wurden, daß sie wie halbtot zu seinen Füßen hinstürzten. Die Kraft seines eifrigen Wortes wurde zugleich von Gott durch viele Wunder und durch die Gabe der Weissagung verherrlicht, von ihm aber durch die außerordentliche Heiligkeit seines Wandels verstärkt. Ungeachtet aller Ehre und Auszeichnung, die ihm von Kaisern und Königen und selbst von dem Papste zu teil wurde, lebte er stets in voller Demut und Armut, beobachtete unter den strengsten Missionsarbeiten stets genau die Regel seines Ordens, fastete täglich, den Sonntag ausgenommen, und verharrte unablässig im Gebete und im vertraulichen Umgang mit Gott.

Gegen das Ende seines Lebens hatte er 5 Geistliche seines Ordens und mehrere Weltgeistliche zu Gehilfen, mit denen er nach seiner Zurückkunft aus England noch über anderthalb Jahre in Frankreich fortarbeitete und daselbst endlich mitten in seinem apostolischen Wirken nach einer kurzen Krankheit vom Herrn hinweggenommen wurde, um einzugehen in die Freude, die denen bereitet ist, welche treu befunden werden.

Der fünfte Tag im April 1419, im 62. Jahre seines Alters, war sein seliger Todestag: und der heil. Vater Calixtus III. setzte ihn im Jahr 1455 unter die Zahl der Heiligen, nachdem ihn Gott auch nach seinem Tode noch vor den Menschen durch viele Wunder verherrlicht hatte.

Die gottselige Katharina Thomas,

Jungfrau, aus dem Orden der regulierten Chorfrauen des heiligen Augustinus.

Jahr 1574.

Katharina Thomas wurde am 10. April 1533 zu Valdemuza, einem kleinen Dorfe der Insel Majorca im mittelländischen Meere, geboren. Ihre Eltern, Jakob Thomas und Marquette Gallart, stammten von den alten Kolonisten, welche unter der Regierung Jakobs I., Königs von Aragonien, den christlichen Glauben auf diese Insel gebracht hatten. Katharina verlor sehr frühe ihre Eltern, worauf einer ihrer mütterlichen Oheime ihre Erziehung übernahm. Der Same der Tugend gedieh in dem Herzen dieses hl. Mädchens wie von selbst. Die Liebe zur Arbeit und zum Gebete, der fleißige Besuch des Gottesdienstes und der Predigt, eine außerordentliche Zurückgezogenheit und Bescheidenheit bei ihrer ungemeinen körperlichen Schönheit, die Flucht der Welt und der verführerischen Gelegenheiten, das waren die Grundzüge ihres jugendlichen Charakters. Was aber Katharina in den Augen Gottes noch werter machte, das war das gehässige und ungerechte Betragen ihres Onkels, welcher Vaterstelle an ihr vertreten sollte, der sie aber mit einer fast barbarischen Härte behandelte. Katharina ertrug mit englischer Geduld und ohne je zu murren, die harte Behandlung und die schweren Geschäfte, die ihr zugemutet wurden. Bei all' ihren Prüfungen bewahrte sie eine wahre Herzensgüte und einen unerschütterlichen Frieden.

Da ihr nun die Heerde zur Aufsicht übertragen wurde, hatte sie Zeit und Gelegenheit genug, sich leicht und ohne Unterlaß mit Gott zu unterhalten. Als sie eines Tages vor einer Betzelle, die sie unter einem Oelbaume errichtet hatte, im Gebete vertieft war, und die Süßigkeiten der Beschauung kostete, glaubte ihr Oheim, der sie von ferne belauschte, und sie unbeweglich sah, sie bewache seine Heerde nicht; er eilte mit einer Rute herbei, um sie ihrer Fahrlässigkeit wegen zu bestrafen; da er aber Alles in Ordnung fand, konnte er seiner Nichte keine Verweise geben und mußte sie ohne den mindesten Vorwurf wieder verlassen. Zweimal desselben Tages wiederholte er dieses, und jedesmal mit demselben Erfolge.

In ihrer peinlichen Lage wurde sie von Gott mit außerordentlichen Tröstungen und Gnaden bedacht. Sie hatte das Glück, einen sehr frommen und erleuchteten Priester und Seelenführer zu wählen, der sie mit vieler Weisheit auf der Bahn des Heiles leitete und bei jeder Gelegenheit in sichtlicher Rührung der Tugend dieser unschuldigen Seele das ehrenvollste Zeugnis ablegte.

Der Seelenfriede, den sie in so heilsamer Leitung und den Uebungen der Frömmigkeit fand, wurde leider oft getrübt durch unzählige Kränkungen von Seite der Familie, bei der sie sich aufhielt. Ihr Onkel zog bald ihre Frömmigkeit in's lächerliche, bald gab er sie für Heuchelei aus, ja er ging sogar so weit, daß er ihr sogar untersagte, so oft die Kirche zu besuchen, zu beichten und ihre gewohnten Andachten zu verrichten. Auch ihre Muhme überhäufte sie oft mit harten Vorwürfen wegen ihrer Abneigung gegen die Welt, ihrer Bescheidenheit und Zurückgezogenheit. Ermutigt durch diese Beispiele der Gehässigkeit, erlaubten sich nun auch die Dienstboten des Hauses allerlei Neckereien und Kränkungen gegen Katharina. Aber immer stille und friedfertig, verdoppelte diese ihre Unterwürfigkeit und Freundlichkeit gegen ihre Verfolger und betete für sie.

In ihrem sechzehnten Jahre verließ sie das Haus

ihres Onkels und trat, von einigen frommen Frauen unterstützt und empfohlen, in die Genossenschaft der regulierten Chorfrauen des hl. Augustinus zu Paula. Bald wußten diese frommen Töchter das Kleinod zu würdigen, welches sie an ihr gefunden hatten, und erwiesen ihr alle mögliche Achtung und Liebe; allein die Hochachtung, die man ihr bezeigte, war für sie eine wahre Pein; und um diesen Eindruck in den Herzen ihrer Schwestern zu verhüten, stellte sie sich einfältig, redete auf eine ganz bäurische Weise, und bewies bei dem geringsten Anlasse Befremdung und Erstaunen. Aber diese fromme List wurde bald entdeckt, ihr unbedingter Gehorsam, ihre seltene Klugheit, ihre unwandelbare Geistessammlung enthüllten ihre große Seele, die sich unter einem gewöhnlichen Aeußern verbarg, um ihre tiefe Demut desto sicherer zu bewahren.

Selbstverachtung und Verläugnung des eigenen Willens waren die zwei Tugenden, welche die eifrige Nonne während ihres ganzen Lebens bis zum letzten Sterbeseufzer charakterisierten. Eine Schwester vergaß sich eines Tages so, ihr vorzuwerfen, daß sie für die Genossenschaft nur eine Last sei. Die Gottselige, statt ihren Schmerz über diesen Vorwurf kundzugeben, dankte derselben für den erhaltenen Verweis und versprach, sich alle Mühe geben zu wollen, um nützlicher zu werden. — Als sie wegen häufiger Krankheiten von verschiedenen Geschäften des Hauses freigesprochen wurde, kam sie doch nicht weniger genau ihren Pflichten nach. Sie stützte sich auf Krücken, schlich die Mauern entlang, und wenn sie hie und da auch zuletzt in die Versammlung gelangte, so war dies keineswegs dem Mangel an Eifer zuzuschreiben.

Ihre Heiligkeit wurde weit in der Ferne bekannt; und es kamen oft gar vornehme Personen, um sich zu beraten und ihre Vorschläge zu befolgen. Ihre Genossinnen, mit hoher Achtung und Liebe gegen sie erfüllt, erwählten sie zur Oberin des Hauses; aber Katharina, die sich dieser Würde für unwürdig hielt, drang so lange mit Bitten in den Bischof der Diözese, bis er endlich dem Kloster befahl, eine andere Abtissin zu wählen. Obgleich noch jung, glaubte doch diese begnadigte Seele, daß ihr Beruf auf dieser Welt zu Ende sei, und sehnte sich innigst nach einer bessern Welt, wo sie sich mit ihrem göttlichen Bräutigam auf immer vereinigen könnte. Der Herr erfüllte ihre Sehnsucht und nahm sie am 5. April 1584 in ihrem vierzigsten Jahre zu sich. Mehrere Wunder bestätigten ihre Heiligkeit. Papst Pius VI. setzte sie am 3. August 1792 in die Zahl der Seligen.

6. April.

Der heilige Cölestin I.,

Papst.

Jahr 432.

Der hl. Cölestin, ein Römer von Geburt, folgte dem hl. Bonifacius I. im September 422 nach, wo er einstimmig zum Papste erwählt ward. Als die Nachricht seiner Erhebung nach Afrika gelangt war, schrieb ihm der hl. Augustin, um ihm zu huldigen. In demselben Brief beschwört er ihn bei dem Andenken an den heil. Petrus, der allen Hirten jede Art von Gewaltsamkeit und Tyrannei untersage, dem Bischofe von Fussala, den ein Concil von Numidien zum Ersatze seiner Räubereien und Erpressungen verurteilt hatte, seinen Schutz nicht angedeihen zu lassen.

Dieser Bischof hieß Antonius. Er war anfänglich ein Schüler des hl. Augustinus und dieser Heilige

hatte nicht wenig zur Erwählung desselben zum Bischofe beigetragen; diese Würde war aber die Ursache seines Falles; der Stolz erstickte seine guten Anlagen und der Geiz steigerte seine Unordnungen auf's Höchste. Der hl. Augustin erhob sich am kräftigsten gegen ihn. Sein Eifer war um so feuriger, weil er fürchtete, man möchte ihn für die Laster eines Mannes, zu dessen Erhöhung er am meisten beigetragen hatte, verantwortlich machen. Antonius gewann den Metropoliten von Numidien für sich, welcher bei dem Concilium, wo jener verdammt wurde, den Vorsitz hatte, und er appellierte nach Rom, in der Hoffnung, auch Bonifaz I. durch seine Ränke zu fangen. Er mochte eine Zeit lang geglaubt haben, daß ihm dies gelungen sei; denn Bonifaz, nachdem er die Empfehlungsschreiben des Antonius von seinem Metrepoliten gelesen hatte, schrieb in der That zu seinem Vorteile an die Bischöfe von Numidien und deutete ihnen an, sie möchten denselben wieder einsetzen, doch nur in der Voraussetzung, daß Alles, was man ihm diesfalls berichtet hatte, der Wahrheit entspreche. Antonius kam nach Fussalla zurück, bedrohte die Einwohner, mit bewaffneter Hand sich wieder einsetzen zu lassen, wofern sie ihn nicht aus freiem Willen annehmen wollten.

Als mittlerweile Bonifazius gestorben war, meldete Augustin dem Nachfolger desselben Alles, was sich in dieser Sache zugetragen hatte. Cölestin sah daß Antonius aller Verbrechen, deren man ihn angeklagt hatte, wirklich schuldig sei; daher entsetzte er ihn seines Amtes, nachdem er den Ausspruch des Conciliums von Numidien bestätigt hatte.

Der heilige Cölestin schrieb an die Bischöfe von Illyrien, um den Erzbischof von Tessalonich in der Eigenschaft eines apostolischen Vikars in jener Gegend zu bestätigen; er schrieb ebenfalls an die Bischöfe der Provinzen Vienne und Narbonne, um sie zur Abstellung mehrerer Mißbräuche zu ermahnen. Unter Anderem deutete er ihnen an, allen Sündern die Lossprechung zu erteilen, welche sie auf dem Todbette verlangten, weil die Reue nicht sowohl von der Zeit, als von dem Herzen abhänge. Da er sich in seinem Briefe sehr kräftig aussprach, machte daselbst dessen Ansehen den gewünschten Eindruck. „Meine hirtenamtliche Obhut," sagte er, „ist nicht durch die Orte beschränkt; sie erstreckt sich auf alle Länder, wo man Jesum Christum anbetet."

Als Nestorius, Patriarch von Konstantinopel, von den Morgenländern seine Lehre verdammt sah, schrieb er zwei Briefe nach Rom, wo er seine Gesinnungen mit verfänglichen Worten ausdrückte; allein der hl. Cyrillus, Patriarch zu Alexandrien, gab zu gleicher Zeit dem Papste Kunde von den Irrlehren, die Nestorius ausstreute. Cölestin berief im Jahr 430 eine Kirchenversammlung nach Rom, in welcher man die Schriften dieses Ketzers prüfte und seine Gotteslästerungen gegen die Einheit der Person in Jesus Christus verdammte. Nestorius wurde als excommuniciert erklärt, wofern er in zehn Tagen, nachdem ihm dieses Urteil bekannt gemacht würde, seine Irrtümer nicht widerrufe. Der Papst ernannte den hl. Cyrill zum Commissär im Orient und gab ihm Vollmacht, in seinem Namen einzuschreiten. — Da Nestorius den Gehorsam verweigerte, versammelte man einen allgemeinen Kirchenrat zu Ephesus. Cölestin schickte die zwei Bischöfe Arcadius und Projektus und den Priester Philippus als Legaten dahin und gab ihnen zugleich die Weisung, sich an den Patriarchen von Alexandrien zu halten; auch erließ er an das Concilium ein Schreiben, in welchem er sagte, er habe seine Legaten bevollmächtigt, das, was er in dem Kirchenrate in Rom bereits beschlossen hätte, in Ausführung zu bringen; auch ermahnte er die Väter zu Ephesus zu jener Liebe, die so dringend anempfohlen worden von dem hl. Johannes, dessen Ueberbleibsel der Gegenstand ihrer Verehrung sei.

Die Vorlesung dieses Sendschreibens ward mit großen Beifall von der großen Kirchenversammlung aufgenommen, die in der großen Kirche zu unserer

Die Reliquien des heil. Cölestin werden in die Kirche des heil. Praxedis gebracht.

lieben Frau am 22. Juni 431 ihren Anfang nahm. Bei der ersten Sitzung waren 119 Bischöfe zugegen. Nestorius, der sich in der Stadt aufhielt, ward vergeblich vorgeladen; er wollte nicht erscheinen. Seine Hartnäckigkeit in Behauptung seiner Irrlehre bewog die Väter des Conciliums, ihn zu excommunicieren und seines Amtes zu entsetzen.

Auf die Verdammung des Nestorianismus erfolgte nicht gleich die Wiederherstellung des Friedens in der Kirche; es herrschte noch immer Spaltung unter den morgenländischen Bischöfen. Cölestin suchte sie zu vereinbaren, was ihm auch nach vielen Mühen gelang.

Da einige Priester aus Gallien fortwährend die Lehre des heil. Augustinus über die Notwendigkeit der Gnade tadelten, schrieb der Heilige an die Bischöfe des Landes, um sie zu ermahnen, daß sie eine so ärgerliche Neuerung schleunigst unterdrücken sollten. In seinem Briefe legte er dem hl. Augustinus großes Lob bei. „Unsere Vorfahren", sagte er, „haben ihn immer als einen der berühmtesten Kirchenlehrer angesehen, und das Andenken dieses großen Mannes wird nimmermehr durch das Geschrei einiger Menschen verdunkelt werden können."

Als er um dieselbe Zeit erfuhr, daß ein gewisser Agricola in Britannien den Samen des Pelagianismus ausstreute, sandte er den heil. Germanus von Antissiodorum (Auxerre) in der Eigenschaft eines Vikars dahin. Dieser hl. Bischof, von ebenso reinem, als erleuchtetem Eifer entflammt, verdrängte die Blendwerke des Irrtums und bewahrte die britische Kirche von den sie bedrohenden Gefahren.

Eben dieser große Papst schickte auch den heil. Palladius als Glaubensboten zu den Schotten, welche Irland und den nördlichen Teil von Britannien bewohnten. Nach dem Berichte mehrerer Verfasser von Lebensbeschreibungen des heil. Patricius erhielt dieser große Apostel Irlands seine Sendung 431 ebenfalls von Cölestin.

Dieser hl. Papst starb im Jahr 432, nachdem er ungefähr 10 Jahre auf dem apostolischen Stuhle gesessen hatte. Er wurde auf dem Kirchhofe der Priscilla beerdigt, wo er das Concil von Ephesus hatte abmalen lassen, um dadurch seine Ehrfurcht für diese hl. Kirchenversammlung kund zu geben. Seine Reliquien wurden nachher in die Kirche der hl. Praxedis übergesetzt. Seine Grabschrift sagt von ihm, er sei ein trefflicher Bischof gewesen, geliebt und geehrt von Jedermann, und zum Lohne seines hl. Wandels der Anschauung Jesu Christi und der ewigen Glückseligkeit gewürdigt worden. Das römische Martyrologium erteilt ihm dieselben Lobsprüche.

Der heilige Sixtus I.,

Papst und Martyrer. — Zweites Jahrhundert.

Sixtus folgte dem Papste Alexander gegen das Ende der Regierung Trajans auf dem apostolischen Stuhle nach. Er regierte etwa 10 Jahre die Kirche zu einer Zeit, wo die Würde eines Stellvertreters Jesu Christi demjenigen, welcher sie bekleidete, gewöhnlich das Leben kostete. Man weiß keine besonderen Umstände seines Lebens; alle Martyrologien aber geben ihm den Titel eines Martyrers. Es scheint, daß es nicht Sixtus I. ist, welcher im Canon der Messe vorkommt, sondern Sixtus II., dessen Martertod in der Kirche sehr berühmt ist. Man bewahrte noch in den letzteren Zeiten einige Reliquien unseres Heiligen in der Abtei St. Michael in Lothringen. Sie wurden daselbst feierlich niedergelegt von dem Kardinal von Retz, den der Papst Clemens X. damit beschenkt hatte.

Das Betragen der ersten Oberhirten der Kirche gab der Göttlichkeit des Christentums ein glänzendes Zeugnis. Welch hohen Begriff mußten nicht die Heiden von dem Evangelium fassen, wenn sie dessen Sittenlehre so treu ausführen sahen, selbst auf Kosten dessen, was der Natur am teuersten sein muß! Auch trug die Heiligkeit der ersten Nachfolger der Apostel nicht wenig bei zur Bekehrung der ganzen Welt. Wie konnte man wirklich Männern widerstehen, welche die von dem Heilande vorgeschriebenen Tugenden durch ihren Wandel predigten? Ihre Beispiele erhielten noch eine neue Kraft, teils aus ihrer ununterbrochenen Bereitwilligkeit, ihren Glauben mit ihrem letzten Blutstropfen zu besiegeln, teils von dem Mute und Eifer, mit welchem sie wirklich ihr Blut vergossen.

7. April.

Der heilige Hegesippus,

Kirchenschriftsteller.

Jahr 180.

Hegesippus, einer der ältesten Kirchenväter, weil er kurz nach den Aposteln lebte, war ein Jude von Geburt und ein Mitglied der Kirche von Jerusalem. Er unternahm eine Reise nach Rom, und verweilte beinahe 20 Jahre daselbst, nachher kehrte er ins Morgenland zurück, wo er in einem sehr hohen Alter starb. Es war ein Mann, voll des apostolischen Geistes und tiefer Demut, welches schon, wie der hl. Hieronymus sagt, die Einfachheit seiner Schreibart beurkundet.

Der heil. Hegesippus schrieb im Jahr 133 eine Kirchengeschichte in fünf Büchern; sie fing mit den Leiden unseres göttlichen Heilandes an und ging bis auf die Zeit des Verfassers. Man kann nicht genug bedauern, daß dieses Werk verloren gegangen ist. Der Heilige zeigte in seiner Geschichte die ununterbrochene Kette der Ueberlieferungen und wies darin nach, daß, ungeachtet der ketzerischen Stürme, niemals eine besondere Kirche in den Irrtum gefallen, und daß die Hinterlage der von Jesus geoffenbarten Wahrheiten bis zu seiner Zeit unversehrt erhalten worden sei. Sein Zeugnis hatte um so mehr Gewicht, weil er in eigener Person alle Kirchen des Morgen- und Abendlandes besucht hatte.

Der gottselige Hermann Joseph,

aus dem Prämonstratenserorden.

Jahr 1236.

Der gottselige Hermann wurde von armen Eltern zu Köln unter der Regierung Friedrich des Rotbartes, geboren. In seinem 12. Jahre trat er in das Kloster Steinfeld, welches vom regulierten Chorherrn des Prämonstratenserordens bewohnt war. Fasten, Abtötung, Demut und Gebet waren die Mittel, durch welche er sich zur höchsten Beschauung emporschwang. Er empfieng von dem Himmel ausgezeichnete Gnaden, ward aber auch durch lange Versuchungen geprüft. Man bemerkte stets an ihm eine zärtliche Andacht zur Mutter des Herrn. Die Erinnerung an das Geheimnis der Menschwerdung flößte ihm stets die feurigste Liebe zu Jesu ein. Er war wie außer sich, wenn er den Lobgesang Benediktus (Gebenedeit ist der Herr, Gott Israels) bei den Laudes abbetete. Es ist unbeschreiblich, wie groß sein Verlangen nach Erniedrigung und Verachtung war. Eines Tages sagte er zu einem Landmanne: „Schlag' mir ins Gesicht!" Als dieser erstaunt ihn um die Ursache, warum er ihn schlagen sollte, befragte, gab ihm Hermann zur Antwort: „Weil ich ein Geschöpf voll Sünden und Gräueln bin. Ich werde nie so sehr gedemütigt und verachtet werden, als ich es verdiene." Hermann freute sich ungemein, wenn ihm irgend eine Schmach zustieß. Das ihm erteilte Lob haßte er unversöhnlich; er trug ein elendes Kleid und pflegte zu sagen: „Ich bin nichts Besseres wert." Auch war sein Spruch: „Die Zeit dieses Lebens ist eine Bußzeit." In seinem Benehmen war er so einfach, daß ihn die Weltkinder für blödsinnig hielten.

Der gottsel. Hermann starb unweit Steinfeld am 7. April 1236. Wegen seiner Keuschheit bekam er den Beinamen Joseph. Er wird in verschiedenen Gegenden der Niederlande unter die Zahl der Heiligen seines Ordens gezählt. Sein Leichnam war noch in den letzten Zeiten in der Abtei Steinfeld, wo ein Altar seines Namens stand. Vor den Revolutionsgräueln hatte man von seinen Reliquien zu Antwerpen bei den Prämonstratensern, zu Löwen in der Parcabtei, zu Köln bei den Karthäusern und in der Kirche zum hl. Christoph.

Der Kaiser Ferdinand II. hielt um die Heiligsprechung des Dieners Gottes an und ließ die Belege für die durch seine Fürbitte geschehenen Wunder nach Rom schicken; er ward aber nie canonisiert. Dennoch wurde sein Name unter dem 7. April in das Martyrologium der regulierten Chorherren des heiligen Augustinus, welches von dem Papst Benedikt XIV. genehmigt worden, eingetragen.

Der gottsel. Hermann Joseph schrieb eine Erklärung des Hohenliedes und mehrere Abhandlungen über fromme Gegenstände. Er gehört unter die Zahl der berühmtesten Asceten, als da sind: Thomas von Kempis, die hl. Theresia, Heinrich Suso, Tauler, Horstius, Blosius, Landsperg, Hilto, Scupoli, Rodriguez ꝛc.

Der heilige Hegesippus.

Der heilige Aphraates,

Einsiedler in Syrien. Viertes Jahrhundert.

Aphraates stammte aus einer berühmten Familie in Persien. Seine Eltern waren Heiden und erzogen auch ihn im Heidentum. Aber bald lernte er die wahre Religion Jesu Christi kennen. Tief gekränkt durch den Gedanken, daß das Evangelium in seinem Lande so wenig gekannt wurde, entsagte er allen Vorteilen, die er in der Welt zu hoffen hatte, und zog nach Edessa in Mesopotamien, wo das Christentum in herrlicher Blüte war. Nachdem er sich in der besten Art, Gott zu dienen, hatte unterweisen lassen, schloß er sich außerhalb der Stadtmauer in eine kleine Zelle ein, um sich ganz den Uebungen der Buße und der Beschauung zu ergeben. Einige Zeit darauf gieng er nach Syrien und nahm seine Wohnung in einer Zelle, unweit eines in der Umgegend von Antiochien gelegenen Klosters. Er wurde da von sehr vielen Leuten besucht, die in Gewissensangelegenheiten sich bei ihm Rats erholten. Er verteidigte immer kräftig die Tugenden gegen das Laster und bekämpfte bei jeder Gelegenheit die arianische Ketzerei, welche in Antiochien viele Anhänger zählte. Die Strenge seines Lebens verschaffte seinen Reden großes Ansehen. Seine gewöhnliche Nahrung bestand in einem Stück Brot, das er nach Sonnenuntergang aß, und erst in seinem hohen Alter fügte er noch einige Kräuter hinzu. Sein Bett war eine Matte auf bloßer Erde, sein Kleid ein rauhes Tuch, das er erst dann ablegte, wenn er sich nicht mehr damit bedecken konnte. Aus

seinem Betragen gegen Anthemius, nachherigen Statthalter und Consul im Orient, läßt sich schließen, wie weit er es mit dieser Entsagung gebracht hatte. Nach seiner Rückkehr von der Gesandtschaft nach Persien drang Anthemius in ihn, ein Oberkleid, das er ihm mitgebracht hatte, anzunehmen. „Es ist“, sagte er, „ein Erzeugnis deines Landes,“ worauf Aphraates erwiderte: „Glaubst du wohl, es sei vernünftig, daß man einen alten Diener, dessen Treue erprobt ist, verabschiede, um einen neuen zu nehmen, und zwar blos deswegen, weil der Letztere ein Landsmann wäre?“ „Nein“, — erwiderte Anthemius. „Ja nun!“ — fuhr der Heilige fort, „so nimm denn wieder dieses Kleid; ich habe eines, das mir seit 16 Jahren dient, und ich will nicht zwei zugleich haben.“

Als der Arianismus unter dem Schutze des Kaisers Valens schreckliche Verheerungen in der Kirche anrichtete, eilte Aphraates den Katholiken zu Hilfe, um sie zu trösten und die Drangsale der Verfolgung nach Kräften zu lindern. Er gesellte sich zu den Priestern Flavian und Diodor, welche in Abwesenheit des heil. Bischofs Melotius, der in der Verbannung lebte, die Kirche zu Antiochien regierten. Seine Heiligkeit und Wundergabe gewährten ihm mächtigen Einfluß, und legten seinen Reden und Handlungen großes Gewicht bei.

Der Palast des Kaisers stand an den Ufern des Orontes, und war nur durch einen breiten Weg, der auf das Land führte, getrennt. Als eines Tages Valens von der Höhe der Galerie auf die Vorbeigehenden hinabschaute, sah er einen ärmlich gekleideten Greis, der raschen Schrittes gieng. Da er fragte, wer dieser Alte sei, sagte man ihm, es sei Aphraates, jener Einsiedler, für den das Volk so große Ehrerbietung habe. „Aphraates“, rief er ihm zu, „wohin so schnell?“ — „Ich gehe, für die Wohlfahrt deiner Regierung zu beten,“ erwiderte der Heilige; denn die Katholiken, welche keine Kirche mehr in Antiochien hatten, hielten ihre Versammlungen auf dem Felde, wo die Soldaten in den Waffen geübt wurden. „Warum,“ sagte ihm der Kaiser, „verläßt du, ein Mönch, deine Zelle und führst ein so herumschweifendes Leben?“ — „Ich bin in der Einöde geblieben,“ entgegnete Aphraates, „so lange die Schafe des göttlichen Hirten des Friedens genoßen; jetzt aber, da sie den größten Gefahren ausgesetzt sind, wie könnte ich ruhig in meiner Zelle sein? Wenn eine Tochter in dem Hause ihres Vaters Feuer erblickte, was würde sie thun? Sollte sie zusehen auf ihrem Stuhle, bis die Flammen sich ihr selbst nahen, um sie zu verzehren? Wäre es nicht vielmehr Pflicht für sie, überall hinzueilen und Wasser zum Löschen herbeizuschaffen? Eben dies thue auch ich, ich laufe daher, um das Feuer zu löschen, das du an das Haus meines Vaters gelegt hast.“

Der heilige Aphraates im Gebet.

Der Kaiser antwortete nichts; aber einer seiner Diener mißhandelte den Heiligen und drohte ihm mit dem Tode. Uebrigens rächte Gott seinen Diener. Als der Diener nach den Bädern des Königs sah, ward er verrückt, stürzte sich in den heißen Wasserbehälter und starb aus Mangel an Hilfeleistung. Der Fürst wurde durch diesen Zufall so betroffen, daß er sich nicht getraute, den Heiligen in die Verbannung zu schicken, obgleich ihm die Arianer auf alle mögliche Weise zusprachen, es zu thun. Auch wurde er sehr gerührt, durch die wunderbaren Heilungen, die Aphraates bewirkte, wobei er die Kranken mit Oel oder Wasser besprengte, das er mit dem Kreuze bezeichnet hatte.

Man bemerkte immer an dem hl. Einsiedler eine ungemeine Besorgnis, alles zu vermeiden, was die Keuschheit im Geringsten hätte verletzen können. Er redete niemals mit Frauen, oder wenn er dazu genötigt war, hielt er sich alle Zeit in einiger Entfernung von ihnen, und sprach blos, was notwendig war.

Als durch den Tod des Kaisers Valens die Ruhe in der Kirche wieder hergestellt ward, kehrte Aphraates wieder in seine Zelle zurück, wo er selig in dem Herrn entschlief.

8. April.

Der heilige Dionysius,

Bischof von Corinth.

Zweites Jahrhundert.

Der heilige Dionysius, Bischof von Corinth, blühte unter der Regierung des Kaisers Marc-Aurel. Er war einer der Hirten, die sich im zweiten Jahrhunderte durch ihre Tugend und Beredtsamkeit auszeichneten. Sein Eifer war zu thätig, als daß er sich auf den Unterricht der seiner Obhut anvertrauten Schäflein allein hätte beschränken lassen sollen. Er schrieb noch an verschiedene Kirchen Briefe voll apostolischer Würde. Unglücklicherweise aber sind hievon nur einige Bruchstücke in der Kirchengeschichte des

Eusebius auf uns gekommen. Einer dieser Briefe war an die Gläubigen zu Rom gerichtet. Der hl. Dionysius stattete ihnen darauf seinen Dank ab für die ihm überschickten Almosen. „Von dem Anbeginne des Christentums", sagte er in ihnen, „waret ihr gewohnt, den Gläubigen auf alle mögliche Art beizuspringen, und den Bedürfnissen mehrerer Kirchen abzuhelfen. Durch eure Freigebigkeit habet ihr für den Unterhalt der Armen und der Brüder, die in den Bergwerken arbeiten, gesorgt, und hierin habt ihr euch als Nachahmer eurer Vorfahren bewährt. Der hochselige Soter, euer Bischof, weit entfernt, diesen lobenswerten Brauch anzutasten, hat vielmehr demselben einen neuen Schwung gegeben. Er ist nicht nur besorgt, die zur Unterstützung der Gläubigen bestimmten Almosen auszuteilen, sondern er tröstet auch mit der Zärtlichkeit eines Vaters diejenigen unter ihnen, die nach Rom kommen . . . Wir haben euern Brief gelesen, und werden ihn allezeit lesen, wie auch jenen von Clemens, und wenn wir ihn lesen, finden wir darin immer sehr heilsame Vorschriften." Hierauf beklagt sich Dionysius, daß seine Briefe durch die Ketzer seien verfälscht worden und sagt: „Auf die Bitte unserer Brüder schrieb ich einige Briefe, allein sie sind verfälscht worden durch die Gesandten des Teufels, welche sich darin Zusätze und Auslassungen erlaubt haben. . . . . Darum ist nicht zu verwundern, daß der Text der heil. Schrift durch Verfälscher verstümmelt worden, weil sie nicht einmal Werke von weit geringerem Ansehen verschont haben."

Da die Ketzereien der ersten Jahrhunderte nicht sowohl von falschen Auslegungen der Bibel, als vielmehr von den in den Schulen der heidnischen Philosophen gangbaren Irrtümern herrührten, so waren sie meistens nur ein buntes Gemisch von Träumereien, vermischt mit einigen abergläubischen Albernheiten. Der hl. Dionysius bestritt sie und zeigte, von welcher philosophischen Sekte eine jede ihren Ursprung hatte.

Einzug Alberts in Acre.

Er wird unter dem 29. Nov. von den Griechen verehrt, welche ihm den Namen Martyrer beilegen, weil er vieles für den Glauben erdulden mußte. Indes scheint es, daß er eines friedlichen Todes starb.

Als der Leichnam eines hl. Dionysius aus Griechenland nach Rom gebracht worden, schickte ihn Papst Innocenz III. den Benediktinern zu St. Denis in Frankreich. Da diese Mönche sich schon im Besitze des Leichnams ihres Dionysius, des Areopagiten, glaubten, nahmen sie diesen für den Körper des hl. Dionysius von Corinth, und begingen nachher immer dessen Festtag.

Man kann nicht umhin, die unerforschlichen Ratschlüsse Gottes zu bewundern, wenn man bedenkt, wie Männer, die anfänglich von den reinsten Strahlen des Evangeliums erleuchtet waren, den Glauben abschwören konnten, um sich in die abgeschmacktesten Ketzereien zu stürzen. Suchen wir jedoch die Ursache aller Irrtümer in Glaubenssachen sonst nirgends, als in dem Mangel an Herzenseinfalt. Diese, dem Weltmenschen unbekannte Einfalt, ist eine wahre Weisheit, die Herz und Verstand dem Glauben unterwirft. Sie beruht auf Selbstkenntnis, auf Demut und Liebe, und ihre Feinde sind Anhänglichkeit an das Irdische, unordentliche Liebe seiner selbst und Falschheit des Gemütes. Besitzt man diese Tugend, so genießt man einen Frieden, den nichts zu trüben vermag. Die in Gottes Schoße ruhende Seele unterwirft sich unbedingt seinem Willen, den sie in allen Stücken zu erfüllen wünscht. Die Einfalt des Herzens bereitet die Menschen vor, die göttliche Offenbarung, sobald es bewiesen ist, daß Gott gesprochen habe, anzunehmen; sie verscheucht alle Nebel der Leidenschaften, und bewahret den Geist vor Finsternissen, die das Licht des Glaubens zu umdunkeln pflegen.

Der gottselige Albert,

lateinischer Patriarch von Jerusalem und Gesetzgeber des Carmeliterordens.

Jahr 1214.

Albert, aus einer adeligen Familie in Italien geboren, erblickte das Licht der Welt zu Castro di Gualteri in der Diöcese Parma. Seinen Fortschritten in der Tugend kamen jene in den Wissenschaften gleich. Vorzüglich erwarb er sich einen großen Namen durch seine gründlichen Kenntnisse in dem bürgerlichen und kanonischen Rechte. Er ließ sich frühzeitig von den regulierten Chorherren zu Mortara in Milanez aufnehmen; und kaum hatte er seine Gelübde abgelegt, als man ihn schon zum Prior der Gemeinde erwählte. Drei Jahre nachher, d. h. 1183, erhielt er die Ernennung auf den bischöflichen Stuhl von Bobio; seine Bescheidenheit aber gab ihm tausend Ausflüchte ein, wodurch er diese Würde von sich abzulehnen bemüht war. Indessen war das Bistum Vercelli erledigt, und da er für die Diözese Bobio noch nicht konsekriert war, so mußte er jenes annehmen. Er stand dieser Kirche zwanzig Jahre lang vor mit außerordentlicher Fähigkeit und Hirtentreue. Seine Demut und übrigen Tugenden erwarben ihm die Hochachtung seiner Pflegebefohlenen, die in Nachahmung des Beispiels ihres geistlichen Vaters mit erfreulichem

Erfolge wetteiferten. Bei mehreren Gelegenheiten hatte er glänzende Beweise seiner Klugheit, Geradheit und Tüchtigkeit in der Amtsführung abgelegt, was den Papst Clemens III. und den Kaiser Friedrich Rotbart bewog, ihn als Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten aufzustellen. Heinrich VI., Friedrichs Nachfolger, ernannte ihn zum Reichsfürsten und erteilte der Kirche zu Vercelli große Vorrechte. Auch der Papst Cölestin III. überhäufte ihn mit Wohlthaten. Innocenz III., der hierin seinen Vorfahren nachahmte, gebrauchte ihn mit großem Erfolge in mehreren wichtigen Angelegenheiten.

Der Ruf des gottseligen Albert war bis in das Morgenland gedrungen. Als Monaco, elfter lateinischer Patriarch von Jerusalem, mit Tod abgegangen war, ernannten ihn die Christen von Palästina zu seinem Nachfolger. Papst Innocenz III. genehmigte diese Wahl in der Ueberzeugung, daß Albert mehr als Jemand geeignet sei, einer Kirche, die sich in sehr mißlicher Lage befand, vorzustehen. Er beschied ihn nach Rom, bestätigte seine Ernennung und gab ihm das Pallium. Der Diener Gottes fügte sich um so williger dem Willen des Kirchenoberhauptes, weil ihn das Patriarchat großen Verfolgungen, vielleicht gar dem Martyrertode aussetzte. Er begab sich also auf einem Schiffe von Genua nach dem heil. Lande, wo er 1206 landete. Er nahm seinen Sitz in der Stadt Acre, weil die Sarazenen sich Jerusalems bemeistert hatten.

Der neue Patriarch lebte in Palästina in einem beständigen Martyrerzustande. Ungeachtet der äußern Kämpfe und Verfolgungen, übte er an sich eine unmeine Bußstrenge aus und widmete dem Gebete jeden Augenblick, den er von seinen Amtsgeschäften erübrigen konnte. Wenn ihn die Christen als ihren Vater liebten, mußten ihn die Sarazenen wegen seiner ausgezeichneten Heiligkeit wenigstens hochschätzen. Er gab auch den Carmeliten Ordensregeln.

Diese Mönche waren ursprünglich Einsiedler, die auf dem Berge Carmel lebten. Sie sahen den Propheten Elias als ihren Stifter und ihr Muster an, weil er, wie auch Elisäus, sein Jünger, diesen Berg bewohnt hatte. Ein gewisser Bertold vereinigte diese Einsiedler in eine Gemeinde. Brocard, welcher im Jahre 1209 Vorsteher dieser Körperschaft war, wandte sich an den Patriarchen Albert und hielt um eine Ordensregel bei ihm an. Der Mann Gottes entwarf also für diese Gemeinde sehr weise Satzungen. Es wird darin den Brüdern befohlen, in ihren Zellen Tag und Nacht zu beten, es sei denn, daß sie durch rechtmäßige Geschäfte davon freigesprochen werden; alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, von Kreuzerhöhung an bis Ostern zu fasten, sich immer des Fleisches zu enthalten, auf Handarbeiten sich zu verlegen, zu gewissen Stunden des Tages Stillschweigen zu beobachten ꝛc. Die von Papst Innocenz IV. im Jahre 1246 ernannten Commissarien machten Zusätze zu dieser Regel und milderten sie in einigen Stücken. In kurzer Zeit gewann der Orden einen beträchtlichen Zuwachs.

Der gottselige Albert war vom Papst Innocenz III. auf das allgemeine Concil vom Lateran 1215 eingeladen worden; er konnte demselben aber nicht beiwohnen; er wurde am 14. September 1214 gemeuchelt, als er die Prozession des Kreuzerhöhungsfestes hielt. Er bekam den Todesstreich von einem Bösewicht, den er wegen seiner Laster ermahnt und bedroht hatte. Er wird an diesem Tage unter den Heiligen des Carmeliterordens verehrt.

9. April.

Die heilige Maria von Egypten.

Fünftes Jahrhundert.

Seitdem unser Stammvater der Probe unterlag, von dem die Schicksale seines Geschlechtes abhängen sollten, wälzt sich der Schmerz durch alle Jahrhunderte. Der Schmerz verläßt weder die Seele noch den Leib des Menschen. Er öffnet dem Kinde das Thor des Lebens, um es fürderhin mit der Bürde des Lebens zu beladen und zum Tode hinzudrängen. Schwer zu ertragen und zu lieben, und noch schwerer zu vermeiden, ist der Schmerz ein seltsames Geheimnis, das dem Himmel und der Erde angehört, und keine Lehre und keine Anstrengung konnte ihn aus dem Bewußtsein der Völker verdrängen.

Alle haben sich unter Thränen vor der Macht des Unglücks gebeugt, und haben aus Verehrung des Unglücks und des Schmerzes denen sogar Mausoleen und Altäre gebaut, die da mit Heldenmut für Gott und Vaterland zu sterben wußten.

Der Schmerz ist also mit unserer Bestimmung verwandt.

Er ist die Frucht und das Heilmittel des sittlichen Uebels, er kam infolge der Sünde in die Welt, um die Verheerungen aufzuheben und dem menschlichen Leben den Charakter der Sühne zu geben.

Wer ihn verwünscht, entgeht ihm nicht, sondern macht ihn undankbar und verdienstlos; wer ihn willig annimmt, der macht sich frei und triumphiert über das Unglück; wer ihn segnet und sucht, der veredelt sein

Leben und findet das Gleichgewicht zwischen Erde und Himmel, zwischen Zeit und Ewigkeit. Indem man die Bürde des Schmerzes mit Muth und Freude trägt, nützt man sich selbst und macht sich das Opfer des Calvarienberges zu eigen. So sich an dem Erlösungswerke eines Gottes nach menschlichen Kräften zu betheiligen, das heißt den Gipfel wahren Ruhmes ersteigen, d. h. mit dem natürlichen Glanze der Unschuld das Verdienst erwerben, sie selbst errungen zu haben, d. h. aus einer unvollkommenen Freiheit und aus einem kurzen und dürftigen Leben alle die Vortheile ziehen, die die Vorsehung hineinzulegen sich gewürdigt hat: die Tugend mit der Schönheit ihrer Kämpfe, den Himmel mit seiner grenzenlosen Herrlichkeit u. die Seligkeit ohne Ende. Dieses Schauspiel wurde der christl. Welt durch die ausgezeichnete Büßerin Maria von Egypten dargeboten. An ihr offenbarte sich der Reichthum der göttlichen Gnade, die Mannigfaltigkeit der Hilfsquellen, welche das Christenthum besitzt, durch welche es allen Lagen des Lebens und allen Bedürfnissen der menschl. Seele entspricht. Denn reich an Martyrern u. Lehrern, hellglänzend durch den Chor der muthigsten Jungfrauen, unterstützt durch den Eifer der Päpste, verleiht es der unverletzt bewahrten Unschuld, ich weiß nicht, welche Anmuth, Süßigkeit und Wohlgeruch, der Unschuld aber, durch Reue wieder gefunden, eine Schönheit durch die Thränen, welche das Blut der Seele sind, eine Schönheit, wie sie die vom Blute ihrer Wunden bedeckten Krieger besitzen. Es hat Lohn für alle Tugenden, Strafe für alle Verbrechen, Vorwürfe für alle Fehler, Kraft für alle Schwächen, Heilmittel für alle Makeln, Balsam für alle Wunden. Mächtig hat es seine Legionen Martyrer den Schwertern der Kaiser entgegengestellt, die Weisheit seiner Lehrer den Verkehrtheiten der Ketzereien, seine Asceten, seine Mönche, seine Nonnen und seine Büßerinnen der wohllüstigen Ueppigkeit, der Weichlichkeit, den Aergernissen und den Ausschweifungen der alten Welt; seine Hand hat die Tempel all der verächtlichen Götter ohne alle Ehrbarkeit vernichtet, welche entsittlichte Völker nach ihrem eigenen Bilde sich schufen. Seine Stimme hat durch einen unwiderruflichen Bannfluch die betrügerischen Schwätzer gebrandmarkt, welche in ihrer einbilderischen Vernunft soweitgehen, das Evangelium zu lästern u. es versuchen, die Menschen dadurch zu hintergehen, daß sie das Gift ihrer Irrthümer unter die lautere Nahrung der Wahrheit mischen. — Seine frömmsten Kinder hat es in die Wüsten von Thebais und Palästina gesendet, dort die begangenen Sünden zu beweinen oder dort für das Verderbniß der Welt zu büßen. Welch' eine edle Sorge! welch' eine rührende Verbindlichkeit, für welche sie nicht mit Lärmen und Geräusch den Lohn zurückverlangten, sondern sich alle Mühe gaben, um stille die mühsame Last zu tragen!

Die Büßerin Maria von Egypten.

Maria von Egypten gehörte nicht zu jenen Christen, welche durch die Gnade der bewahrten Unschuld zum Himmel gelangen können, sondern durch die Anstrengungen der Reue dahin kommen. Sich von den zärtlich geliebten Irrthümern und den liebgewonnenen Gewohnheiten losreißend, hüllte sie die Schande ihrer Fehler in die Strenge einer staunenswerten Buße. Wie Thais vor ihr und Pelagia nachher, reinigte sie in dem barmherzigen Blute des Erlösers ihr unreines,

beschmutztes Leben. Bewegt von der göttlichen Gnade, ward es ihr gegeben, aus ihrem irregeführten Herzen, aus einer mißbrauchten Freiheit einer herabgewürdigten Seele, diejenigen tiefen Reueschmerzen hervorquellen zu lassen, welche reinigen und durch eines jener Wunder, welches die Kirche allein kennt, erhob sie ihren Namen auf eine hohe Stufe der Achtung der Menschen und der Freundschaft Gottes. Unter der Regierung Theodosius des Jüngern lebte in Palästina ein Mönch von hoher Wissenschaft und ausgezeichneter Heiligkeit, Zosimus mit Namen. Er war schon in den Jahren, noch weit mehr aber in den Tugenden vorgerückt. In seiner Jugend schon weihte er sich dem Mönchsleben und dieser glückliche Keim einer guten Erziehung brachte in seiner immerwährenden Entwickelung die reichlichsten Früchte der Frömmigkeit. Seine große Standhaftigkeit und auffallenden Fortschritte im Guten zogen zu seiner Zelle Einsiedler aus den entferntesten Ländern herbei, welche seine Leitung eifrigst benützen und durch sein ausgezeichnetes Beispiel sich ermuthigen wollten, mit Freuden und Ausdauer den mühevollen Weg ihres Berufes zu verfolgen, das Fleisch dem Geiste und diesen Gott unterzuordnen. In der Kenntniß der hl. Schrift sehr bewandert, fand Zosimus in derselben einen unversiegbaren Stoff zu frommen und tiefen Betrachtungen, in welche er sich bei Tag und Nacht, bei Arbeit, Gebet und Mahlzeit, wenn man das noch eine Mahlzeit nennen kann, was er zu sich nahm, um nicht Hunger zu sterben, vertiefte. Allein die Tugend hat ihre Prüfungen, welche sie bis zum Grabe verfolgen und ihr beschwerlich fallen. Nach fünfzig Jahren eines so ernsten Lebens sah sich Zosimus von Versuchungen zum Stolz befallen. Gibt es auf der Erde, dachte er bei sich, einen Mönch, der mir neue Uebungen der Vollkommenheit, welche ich nicht schon zuvor geübt hatte, lehren könnte? Gibt es in irgend einer Wüste einen Weisen, der es in der Kenntniß und Ausübung des Guten weiter gebracht hätte, als ich? Unter diesen eiteln Einbildungen vernahm er eine geheimnißvolle Stimme, welche ihn antrieb, seine Einsamkeit zu verlassen, und ein Kloster am Jordan, dem hl. Flusse, zu besuchen. Er reiste also ab, langte an den Ufern des Jordans an und wurde von dem Abte des Klosters, wohin ihn die unbekannte Stimme gewiesen hatte, gut aufgenommen. Hier fand er Ordensmänner von vollendeter Heiligkeit. Sie kamen ihm vor, wie eine Schaar von Engeln, welche nur der Leib in ihrer Einsamkeit zurückhielt, sie berührten kaum die Erde mit ihren Füßen und stiegen in ihrem innerlichen Seelenleben bis in den Himmel. Psalmengesang ertönte ununterbrochen in dieser friedlichen Wüste, wohin durchaus kein irdisches Geräusch gelangte. Ihre Händearbeit füllte einen Theil ihres Tagewerks aus, ohne ihr Gebet zu unterbrechen. Das Leben, das nämlich, welches die Sünde uns bereitet hat, erfüllte sie mit Trauer u. die Zeit desselben hielten sie für eine bejammernswürdige Verbannung. Man verachtete dort, was sonst überall so begierig gesucht wird; man gönnte dem Körper nur ein wenig Wasser und Brot und selbst diese elende Nahrung machte man ihm streitig. Diese Bußübungen, welche unserer Weichlichkeit unerträglich erscheinen, liegen im Plane der göttlichen Vorsehung. Sie wägen die Sünden der alten Welt auf, bei dem, der zehn Gerechte suchte, um Sodoma zu verschonen; sie verwischen aus dem allgemeinen Bewußtsein die ungeheuren Künsteleien einer heidnischen Bevölkerung, bei welcher Sklaven in den See geworfen wurden zur Speise der Fische, um als wohlfeile Waare dem Gaumen zu dienen, einer Bevölkerung, bei der man die Tische unter dem Gewichte der Speisen und der ausgesuchtesten Weine, unter der Abscheulichkeit eines Luxus, vom Fleisch und Blut eines ganzen Volkes genährt, sich biegen sah. Obgleich es schwer schien, noch weiter in solcher Strenge zu gehen, so fanden die Ordensmänner dennoch nichts destoweniger das Geheimniß, sie noch weiter zu treiben. Nach der hl. Messe am ersten Fastensonntag verließen sie das Kloster und zogen sich ein Jeder an einen abgesonderten Ort der benachbarten Wüste zurück, um dort 40 Tage nach dem Beispiele des Herrn sich aufzuhalten und gegen das Osterfest zurückzukehren. Einige versahen sich auf diese Zeit mit Nahrungsmitteln, mit Brod, Früchten, Gemüsen, andere verschmähten selbst dieses als verweichelnde Vorsicht und begaben sich von allem entblößt in die Wüste. Ihre Nahrung bestand aus Wurzeln und wilden Kräutern. Alle die Helden in der Buße stritten für das Heil ihrer Seele ohne Prahlerei, denn sie hatten keine Zuschauer, aber mit ausgezeichnetem Muthe und zuversichtlicher Hoffnung, denn sie hatten den Herrn zum Richter in ihrem Kampfe.

Gegen die Fasten des Jahres 430 verließ Zosimus nach der herkömmlichen Sitte das Kloster, schritt über den Jordan und wandte sich gegen Mittag, in der Richtung nach Arabien. Nachdem er schon zwanzig Tage dort zugebracht hatte, brach er wieder auf. Mit karger Nahrung fristete er sein Leben, ruhte auf bloßer Erde, betete und betrachtete ohne Unterlaß. Da schickte er sich gegen Mittag an, die Psalmen zu beten. Mit einemmale, als er vom Himmel zur Erde seinen Blick richtete, glaubte er in ziemlicher Entfernung eine menschliche Gestalt zu sehen. Es war wirklich ein menschliches Wesen, welches raschen Schrittes durch die Wüste ging. Die Haare waren weiß, wie die eines Greisen. Die Haut war von der Hitze der Sonnenstrahlen geschwärzt. Zosimus erfreut, in dieser wilden Gegend einen Menschen zu finden, wollte ihn einholen. Als aber das geheimnißvolle Geschöpf sah, daß man es verfolge, floh es weiter. Zosimus eilte ihm, so gut er es vor Schwäche u. seinem hohen Alter vermochte, nach. Als seine Stimme die Person erreichen konnte, beschwor er sie, ihm den Segen zu ertheilen, ihm, der an die himmlischen Dinge und die Macht des Gebetes glaube. Allein das flüchtige Wesen hielt nicht eher an, als bis zwischen ihm und dem Greisen ein ausgetrocknetes Flußbett sich befand. „Ich bin ein Weib, Zosimus,“ sagte die unbekannte Stimme, „wirf mir deinen Mantel zu.“ Der alte Einsiedler, erstaunt, hier seinen Namen bei diesem seltsamen Zusammentreffen nennen zu hören, hielt dieß im Augenblicke für wunderbar und erfüllte ihre Bitte. Als das Weib sich bedeckt hatte und vor ihm

erscheinen konnte, sprach sie: „Warum kommst du zu mir? Ich bin nur eine erbarmungswürdige Sünderin. Was verlangst du von mir zu hören, daß du mich mit so viel Anstrengung verfolgst?" „Heilige Mutter," antwortete der Mönch, „die Lebensart, die du hier führst, zeigt mir wohl, daß du der Welt abgestorben, aber vor Gott groß bist. Ich sehe auch, daß er dir seine Gnaden mittheilt, denn ohne mich je gesehen zu haben, weißt du meinen Namen und daß ich ein Priester bin." Sein Erstaunen und seine Neugierde, wer sie sei, wuchsen immer mehr. „Wer bist du?" fragte er, „woher kommst du? Wie lange und warum bist du in diese Wüste geflohen? Verschweige mir durchaus nichts, was dich betrifft, denn ohne Zweifel hat Gott, dem du mit solcher Ergebenheit dienest, mich in solche Einsamkeit geführt, um deine Begegnisse zu erfahren. Dem Plane Gottes darfst du dich nicht widersetzen. Wenn es nicht sein Wille gewesen wäre, deine Kämpfe kennen zu lernen, so hätte er dich auf Erden verborgen gehalten, so hätte er mir nicht so viel Kraft verliehen, so weit dir nachzugehen, der ich doch entschlossen war, meine Zelle nie mehr zu verlassen." Die Bewohnerin der Wüste antwortete: „Ich schäme mich, dir zu sagen, wer ich bin . . . Meine Erzählung wird dir einen solchen Abscheu vor mir einflößen, daß du vor mir, wie vor einer Schlange fliehen wirst; deine Ohren können meine Laster nicht ertragen. Doch ich will dir erzählen; allein ich beschwöre dich, Gott anzuflehen, daß er mir am Tage des Gerichtes barmherzig sei. Egypten ist mein Vaterland. In einem Alter von 12 Jahren verließ ich meinen Vater und meine Mutter u. entlief gegen ihren Willen nach Alexandrien." Hier ohne Aufsicht und Zucht fiel das junge Mädchen nach ihrer Erzählung mit unbezwinglicher Lust in alle Ausschweifungen einer verdorbenen, sündhaften Leidenschaft. Siebzehn volle Jahre lebte sie in diesen verabscheuungswürdigen Neigungen. Mit dem Alter wuchs auch die Stärke der Leidenschaft. Sie suchte und vollbrachte die Sünde um der Sünde selbst willen. Eines Tages erblickte sie eine große Menschenmenge, welche aus Egypten u. Libyen kam u. dem Meere zueilte. Sie fragte nach der Ursache ihrer Reise. Da antwortete man ihr: „Alle diese Menschen gehen nach Jerusalem, um dort das Fest der Erhöhung des hl. Kreuzes zu feiern." Sofort schiffte sie sich ebenfalls ein in der Absicht, ihr ausschweifendes und beflecktes Leben auch da fortzusetzen. „Ich muß mich nur wundern," fuhr sie fort, „daß das Meer meine Schamlosigkeit ertragen hat, daß die Erde sich nicht öffnete, um mich, das Verderben so vieler Seelen, zu verschlingen! Allein Gott suchte meine Bekehrung, er will ja nicht den Tod des Sünders; er erträgt ihn langmüthig und wartet auf seine Reue." Gott wartete wirklich in Jerusalem auf sie, um ihr Herz zu brechen und die Bußthränen fließend zu machen, welche mit dem Blute des Erlösers vermischt, hinreichen, eine ganze Welt loszukaufen. Als der Festtag angebrochen war, begab sich unsere Sünderin mit den Gläubigen in die Basilika, in der das Kreuz verehrt wurde. „Nach vieler Mühe, mitten in einer unzähligen Volksmenge, gelang es mir," erzählte sie, „bis an die Pforten des Tempels, in dem der Baum des Lebens zur Verehrung ausgestellt war, zu gelangen. Die andern kamen alle leicht hinein, mich aber hielt eine unsichtbare Gewalt zurück und stieß mich hinweg. In der Meinung, ich sei als schwaches Weib zurückgedrängt worden, mischte ich mich unter die Menge, und rang, so gut ich konnte, um mit Hilfe meiner Ellenbogen mir einen Weg zu bahnen. Eitle Bemühungen! als ich von Neuem vor der Thüre angelangt war, gingen meine Nachbarn alle ohne das geringste Hinderniß hinein, mich Elende, aber schien der Tempel zurückzustoßen. Wie wenn eine Wache von Soldaten den Befehl erhalten hätte, mir jeden Zutritt zu verwehren, so führte mich eine unsichtbare Gewalt immer wieder zurück. Dieß begegnete mir drei- bis viermal. Ermüdet und niedergeschlagen, wie ich war, vermochte ich nicht mehr, noch einmal einen Streit anzufangen, ich gab nach und zog mich in einen Winkel des Platzes zurück. Hier erkannte ich endlich die Ursache des Widerstandes, der sich mir entgegenstellte; das Auge meiner Seele öffnete sich bei dem heilsamen Gedanken, daß der Gräuel meines verabscheuungswürdigen Lebens mir allein den Tempel verschlossen habe. Ich fing an zu weinen, zu schluchzen und an meine Brust zu schlagen. Auf einmal bemerkte ich über mir das Bild der hl. Mutter Gottes. Ich richtete meinen Blick zu ihr empor und sprach: Jungfrau Maria, die du das Wort im Fleisch geboren hast, ich weiß wohl, daß ich mit allen Sündenmackeln behaftet, mein Auge nicht zu deinem reinen Bilde erheben darf und kann, zu dir, die immer rein und unbefleckt Herz und Sinn bewahrte, ja mit Recht erschrecke ich beim Anblicke deiner Reinigkeit. Dennoch komme du mir zu Hilfe, ist ja doch Gott, den du geboren hast, Mensch geworden, um, wie ich oft sagen hörte, die Sünder zur Buße zu rufen; ja komme du mir zu Hilfe in meiner Trostlosigkeit und Verlassenheit, bewirke, daß ich eintreten darf in die Kirche und das Holz sehen kann, an welchem das Fleisch dessen angeheftet war, den du geboren hast, und an welchem er sich auch für meine Erlösung geopfert hat. O Herrin! befiehl, daß die Thür für mich nicht mehr verschlossen bleibe, daß ich das hl. Kreuz anbete und empfange von mir, deiner Tochter, das Versprechen meiner Aenderung. Dann will ich der Welt und ihren Freuden Lebewohl sagen, ich will dahin gehen, wohin du willst, wohin du mich führst, du Mittlerin meines Heils!" Nach einer so tiefen, wie plötzlichen und unvorhergesehenen Veränderung verließ die Sünde mit ihrem Irrthum diese Seele und siegreich zog die Wahrheit mit ihrem Lichte und ihrer Reinheit in dasselbe ein, um den Engeln eine Schwester beizugesellen, welche lange Zeit sich in der Gesellschaft der bösen Geister verirrt hatte. In diesem Augenblicke war im Himmel eines von jenen Festen, deren Freude und Schönheit der Herr geschildert hat. Nach diesem Gebete war die Sünderin ruhiger und vertrauensvoller und nahte sich der Kirchenthüre. Diesesmal hielt sie nichts zurück. Erschüttert, außer sich, von heiligem Schauer erfüllt, verehrte sie das Kreuz in tiefster Betrachtung der göttlichen Dinge, zerfloß sie in Thränen im Hinblicke auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes

und auf die Eile, mit der er Sünder aufnimmt. Hierauf verließ sie den Tempel, kehrte zu dem Bild der hl. Jungfrau zurück u. flehte sie an, ihr zu offenbaren, was sie thun soll, um ihre Laster durch strenge Buße zu versöhnen. Eine Stimme antwortete: „Gehe über den Jordan, dort wirst du Ruhe finden." Sie gehorchte der Stimme, wie einem Befehle. Den letzten Blick auf die heilige Jungfrau werfend, reiste sie ab, in Thränen sich badend. Bevor sie Jerusalem verließ, kaufte sie drei Brode für alle Fürsorge auf der Reise. „Ich erkundigte mich bei dem Bäcker," fuhr sie fort, „nach dem Wege zum Jordan; man zeigte mir das Thor der Stadt, durch das ich gehen mußte. Ich reiste ohne Unterbrechung und unter Thränen weiter. Ich hatte um die dritte Stunde des Tages das Kreuz verehrt, die übrige Zeit war ich auf dem Wege u. langte gegen Abend bei der Kirche des heiligen Johann Baptist am Jordan an. Ich betete, wusch mein Gesicht und meine Hände in den Fluthen des Jordan u. betrat darauf die Kirche des Vorläufers, wo ich die heiligen Geheimnisse der Reinigkeit und Liebe empfing. Hierauf aß ich die Hälfte eines meiner Brode und schlief die Nacht über auf bloßer Erde. In aller Frühe des kommenden Morgens fuhr ich in einem kleinen Kahne über den Fluß und flehte die hl. Jungfrau an, mich dahin zu führen, wo es ihr gefalle. Seit jenem Tage habe ich die Wüste nie mehr verlassen u. mich hier aufgehalten, die Menschen geflohen und ununterbrochen zu Gott gebetet, welcher die verirrten Seelen durch Buße rettet."

Die Sünderin von Egypten gehört zu jenen heftigen u. ungestümen Seelen, welche sich mit entsetzlicher Verachtung ihrer selbst und einer alles verschlingenden Lust in die Sünde stürzen, die aber, wenn die Verblendung der irdischen Dinge einmal hinweg ist, sich mit der

Erschüttert und von heil. Schauer erfüllt, verehrte sie das Kreuz in tiefster Betrachtung.

Allgewalt ihrer Liebe zu Gott wenden, welche durch die unsinnigen Verspottungen und das schmerzlichste Bewußtsein der begangenen Laster noch gesteigert wird. Im Bewußtsein ihrer unendlichen Schwäche nahm sie zu Gott mit dreistem Muthe ihre Zuflucht, und gab sich alle Mühe, jeden Augenblick ihm zu ersetzen, dessen sie ihn so lange Zeit schon beraubt hatte.

Zosimus erkundigte sich bei der Büßerin, wie lange sie sich in der Einsamkeit aufhalte und von was sie sich ernährt habe. „Es sind," antwortete sie, „sieben und vierzig Jahre, seitdem ich die heilige Stadt verlassen habe. Die zwei Brode und die Hälfte dessen, welches ich bei der Ueberfahrt über den Jordan besaß, waren vertrocknet, ich nährte mich davon, so lange sie hinreichten. Hierauf aß ich siebzehn Jahre lang Kräuter und was sonst die Wüste mir bot. Meine Kleider waren zuletzt ganz abgenützt, ich hatte viel zu leiden von der Kälte des Winters und der Hitze der Sonne. Die Hitze verbrannte mich, die Kälte aber zwang mich einigemale unbeweglich und fast ohne Leben auf dem Boden liegen zu bleiben."

Zosimus fragte sie über die innern Kämpfe, die sie bestehen mußte. Hierüber äußerte sie: „Du fragst mich über Dinge, welche mich zittern machen, denn, wenn ich die großen Gefahren bedenke, denen ich ausgesetzt war, und die Versuchungen, die mich mit aller Gewalt bestürmten, fürchte ich auch solche zu beschreiben, denen ich nicht ausgesetzt war. Siebzehn Jahre habe ich in dieser Wüste mit zügellosen Leidenschaften wie mit wilden Bestien gestritten. Wenn ich zu essen anfing, ward ich versucht, das Fleisch u. die Fische Egyptens, die ich entbehren mußte, mit Bedauern zu vermissen. Es gelüstete mich auch öfters nach Wein. In der Welt hatte ich diesen Trunk geliebt und hier fand ich nicht einen Tropfen Wassers im unerträglichsten

Durst. Der Gedanke an die ausgelassenen Gesänge, welche ich in der Welt gelernt hatte, quälte mich grausam. Indessen weinte ich und schlug an meine Brust. Ich erinnerte mich wieder an meine eifrige Bekehrung vor dem Bilde der Mutter Gottes, meiner Beschützerin, und flehte sie an, mich von so heftiger Bangigkeit und Herzensangst zu befreien. Wenn ich dann lange geweint und meinen Leib mit Schlägen gezüchtigt hatte, sah ich mich plötzlich von einem hellglänzenden Lichte umflossen, der Sturm legte sich und die Ruhe kehrte in mein Herz zurück." Diese immer wiederkehrenden Gedanken an ihr sinnliches Leben und die unbarmherzigen Leidenschaften, welche in ihrer Buße oft neu aufzuleben schienen, verließen sie zuletzt, gegen das Ende des siebzehnten Jahres. Die Jahre der Reue waren also eben so viele als die Jahre der Sünde. Nichts trüble sie mehr von diesem Augenblicke an, die Stürme des Ungewitters hatten sie in den sichern Hafen getrieben.

Nachdem sie die Geschichte ihres Lebens beendigt, empfahl die hl. Jungfrau dem Greis, niemanden, so lange sie lebte, etwas davon zu erzählen, und bat ihn, im folgenden Jahre wiederzukommen und das heiligste Altarsakrament mitzubringen, welches sie seit dem Tage ihrer Bekehrung nicht mehr empfangen hatte. „Gehe ja nicht bei Beginn der Fasten über den Jordan" . . „Uebrigens", setzte sie in prophetischem Geiste hinzu, „würdest du es nicht können, wenn du gleich wolltest. Am grünen Donnerstag komme mit den hl. Geheimnissen, erwarte mich an dem entgegengesetzten Ufer des Jordan, bis ich kommen werde, sie zu empfangen" . . „Bete für mich," sagte sie, verabschiedete sich und verschwand in der weiten Wüste. Zosimus fiel aufs Knie, um Gott dafür zu danken, was er ihn hatte hier erfahren lassen, bewunderte den Muth und die ausgezeichnete Reue der Büßerin und küßte ihre Fußstapfen.

Zu der nach der Ordensregel bestimmten Zeit kehrte Zosimus in sein Kloster zurück. Den Bitten der Heiligen zufolge beobachtete er das ganze Jahr hindurch Stillschweigen über das, was er erfahren hatte. Die Zeit schien ihm zu lang, sagt ein Geschichtsschreiber, er hätte sie gerne in den Zeitraum eines einzigen Tages eingezwängt. Die Fasten kam, die Brüder reisten unter Psalmengesängen ab u. zerstreuten sich in der Wüste, um dort die gewöhnlichen Uebungen vorzunehmen. Zosimus war vom Fieber ergriffen, welches ihn im Kloster zurückhielt. Am Vorabend des grünen Donnerstags jedoch konnte er seine sehnlichst gewünschte Reise antreten. Er nahm die hl. Geheimnisse zu sich, indem er den Leib und das Blut unseres Herrn Jesu Christi sorgfältig in ein kleines Gefäß verschloß. Sonst nahm er in einem kleinen Weidenkorbe noch einige Vorräthe von Datteln, Feigen u. Linsen mit u. machte sich an die Ufer des Jordan auf den Weg. Er wartete eine Zeit lang an dem bestimmten Orte, schaute von ferne beim Scheine des Vollmonds gegen die Wüste und dachte ruhig darüber nach, was die Büßerin wohl hätte aufhalten können. Endlich sah er sie auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses daher kommen. Sie machte das Zeichen des hl. Kreuzes über das Wasser und wandelte auf demselben, wie auf fester Erde und kam zu dem Einsiedler. Dieses Wunder erfüllte ihn mit Staunen und er kniete nieder. Die Heilige richtete ihn aber auf, betete das Glaubensbekenntniß und das Vaterunser, empfing das hl. Abendmahl als Wegzehrung zu ihrer baldigen Reise in die Ewigkeit und sagte, ihre Hand zum Himmel erhoben: „Nun entlässest du, o Herr! deine Dienerin im Frieden, denn meine Augen haben das Heil meiner Seele gesehen." Hierauf wandte sie sich zu

Zosimus beerdigt die heilige Maria.

Zosimus und bat ihn: „Kehre unter Gottes Schutz augenblicklich ins Kloster zurück, im nächsten Jahre aber komme wieder an jenen Ort, an welchem ich dich das erstemal gesprochen habe. Dort wirst du mich in einer Lage sehen, in welche Gottes Wille mich versetzen wird."

„Könnte ich doch dir immer folgen," erwiderte der Greis, „und dich immer hören!" Dann bat er sie, etwas von den mitgebrachten Lebensmitteln anzunehmen. Um ihn durch ihre Weigerung nicht zu betrüben, nahm sie einige Linsen an und sagte, daß Gottes Gnade, welche ihre Seele von dem ewigen Verderben errettet hatte, ihm alles vergelten werde. Ihr letztes Wort war: „Bete, bete für mich und erinnere dich an mein Elend." Der Greis beugte seine Kniee vor ihr, bat sie um ihr Gebet für die Kirche, den Kaiser und für ihn selbst. Hierauf trennten sie sich. Sie ging über den Fluß zurück und wandelte auf dem Wasser, wie sie herübergekommen war. Seitdem hat kein menschliches Auge sie lebendig gesehen, kein Ohr hat ihre Stimme vernommen. Zosimus seinerseits kehrte in sein Kloster zurück, voll von Freude und Bewunderung. Er bedauerte jedoch sehr, die Unbekannte nicht nach ihrem Namen gefragt zu haben und nahm sich vor, seine Vergeßlichkeit bei seiner nächsten Reise gut zu machen.

Im folgenden Jahre ging Zosimus beim Beginn der Fastenzeit in die Wüste und schlug den nämlichen Weg, wie das erstemal, ein. Nicht ohne Schwierigkeit kam er an den Ort, an welchem er er zwei Jahre vorher der Büßerin begegnet war. Er schaute rechts und links um, entdeckte aber nichts. Dieß stimmte ihn sehr traurig. Endlich entdeckte er nach fleißigem Suchen den Leichnam der Heiligen. Er lag auf der Erde, die Hände kreuzweis über einander gelegt, das Gesicht gegen Morgen gewendet und nahe dabei war Folgendes in die Erde eingegraben: „Zosimus, beerdige den Leib der Büßerin Maria, gib der Erde, was ihr gehört, und bitte Gott für mich, die ich in der Nacht vor dem Leiden unseres Erlösers starb, nachdem ich die göttliche Speise genossen hatte." Der Einsiedler konnte aber diesen kostbaren Ueberresten die schuldige Beerdigung nicht angedeihen lassen, denn die Erde war sehr hart, auch hatte er nur ein kleines Stück Holz zum Graben finden können und seine Kräfte waren für diese Arbeit zu schwach. Während er darüber nachdachte, näherte sich, wie ein Geschichtsschreiber erzählt, ein Löwe mit folgsamer Geberde dem Greise, als wolle er ihm seine Dienste anbieten. Mit seinen Pfoten scharrte er ein Grab, groß genug, um den Leichnam darin zu verbergen. Dort legte Zosimus unter Gebet und Thränen Mariens sterbliche Hülle hinein.

Nach seiner Rückkehr ins Kloster erzählte Zosimus seine Begegnisse. Er setzte die verschiedenen Umstände eines Ereignisses auseinander, das ganz geeignet war, einige christliche Wahrheiten begreiflich zu machen und kosten zu lassen, z. B. die Güte und Barmherzigkeit Gottes, die Nothwendigkeit der Buße, die Schönheit und selbst die Süßigkeit der mit der Reue verbundenen Leiden.

Der alte Einsiedler lebte noch mehrere Jahre und starb heilig im hundertsten Jahre. „Ich habe nie sagen hören," sagte ein Geschichtsschreiber, der ein Zeitgenosse war und uns diese Einzelheiten hinterlassen hat, „wer diese Geschichte niedergeschrieben hat. Doch wollte ich, was ich in der Ueberlieferung gefunden habe, der Schrift anvertrauen. Es ist möglich, daß andere das Leben dieser Heiligen mit mehr Pracht und Erhabenheit verfaßt haben, allein hierin habe ich keine Kenntniß. Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, aber ohne die Wahrheit schminken zu wollen."

Diese Erzählung des Geschichtsschreibers ist das einzige Denkmal, welches wir vom Leben und von der Buße Marias von Egypten haben. Sie findet sich in mehreren Handschriften mit einigen Abweichungen, die von keinem Belange sind. Einer der Fortsetzer der Bollandisten, Daniel von Papenbroeck, hat das Leben der Heiligen in griechischer und lateinischer Sprache veröffentlicht. Er fügte eine einleitende Abhandlung bei, in der er zeigt, daß Maria von Egypten in der zweiten Hälfte des vierten und zu Anfang des fünften Jahrhunderts gelebt hat; zugleich erzählt er die Geschichte der Reliquien und der Verehrung der ruhmwürdigen Büßerin. Diesen Urkunden ist ein Leben der Heiligen in lateinischen Versen von Hildebert, Bischof von Mans, beigefügt. Dieß ist übrigens die Quelle, aus der alle, die ihr Leben beschrieben, nothwendigerweise geschöpft haben, da es sonst keine andere gibt. Daraus aber, daß dieß das einzige Document ist, folgt durchaus nicht, daß es keine Geltung habe, und daraus, daß es eine wunderbare Geschichte enthalte, kann Niemand schließen, daß sie der Wahrheit zuwider sei. Das siebente allgemeine Concil und der heilige Johann von Damaskus haben sie in dem Bilderstreite angerufen, die ganze Kirche stützt sich hierauf und zollt Maria von Egypten öffentliche Ehre. In der That findet man ihr Fest im Abend- und Morgenlande, welches überall mit dem größten Glanze gefeiert wird. Man las sogar öffentlich ihr Leben in einigen Kirchen Asiens und in Rom, wohin die Reliquien der Heiligen seit dem Jahre 500 gebracht sind.

Verschiedene Züge aus diesem Leben sind von Bolswert, Hermann Weyne, Collaert, Ch. Lebrün, Albrecht Dürer dargestellt. In den Fenstern der Kathedrale zu Auxerre und Brüssel sieht man Darstellungen von der Scene an, in welcher die Sünderin vergeblich sich bemüht, in die Kirche von Jerusalem einzutreten, bis zu dem Augenblicke, in dem die Seele der Büßerin von Gott aufgenommen wurde.

So leiht die Kunst ihre Hand der Geschichte, um den Augen eine der höchsten Lehren und schwersten Vorschriften des Evangeliums fühlbar darzustellen: die Lehre und Vorschrift der Buße. Die Menschen versinken nur zu leicht bei dem verführerischen Klange weichlicher Lieder, mit denen die Welt ihnen schmeichelt, in einen Schlummer; aus diesem so gefährlichen Schlummer muß man sie wecken und ihnen beweisen, daß das Leben eine Buße ist und daß es nicht ohne Schmerz dahin fließen kann.

Ezechiel.

10. April.

Die heilige Mechtildis,

Gräfin.

Jahr 1302.

Mechtildis, die heilige, und ihre Schwester Gertrud, Gräfinnen von Hakibran, nahe verwandt mit Kaiser Friedrich II., wurden zu Eisleben in Sachsen geboren. Mechtildis wurde bei den Benediktinerinnen zu Rodaresdorf oder Rodersdorf in der Diözese Halberstadt erzogen. In frühester Jugend legte sie eine große Unschuld in ihren Sitten an den Tag, sowie auch eine große Abneigung gegen die Eitelkeiten der Welt. Ihr Gehorsam entzückte ihre Vorsteherinnen. Mit eben so viel Freude als Genauigkeit vollzog sie alle Aufträge. Ihre große Liebe zur Abtödtung setzte alle Personen in Erstaunen, welche in ihrer Nähe lebten. Sie schmeichelte ihrem Körper nie, und obwohl sie von schwächlicher Leibesbeschaffenheit war, versagte sie sich doch allen Genuß von Wein und Fleisch. Ihre Demuth vermied Alles, was Aufsehen erregen konnte, ja mit derselben Sorgfalt verbarg sie ihre Tugenden, mit der andere ihre Laster zu verheimlichen trachten.

Die Einsamkeit wollte sie durchaus nicht verlassen. In dem Alter, in dem man sich Gott durch Gelübde gewöhnlich weiht, machte sie ihre Profeß im Kloster zu Rodersdorf. Kurze Zeit nachher schickte man sie nach Dießen in Bayern, wo sie Vorsteherin des Klosters gleichen Namens wurde.

Hier wurden unter ihrer Leitung die erhabensten Tugenden geübt. Ueberzeugt, daß man nicht zur klösterlichen Vollkommenheit gelangen könne, wenn man die Ordensregeln nicht ganz genau nach allen ihren Punkten beobachte, ermahnte sie ihre Schwestern, sich genau nach ihr zu richten und lieber der Zeit vorzugreifen, welche für jede Uebung bestimmt ist, als durch Nachlässigkeit die geringste Verzögerung zuzulassen.

Das Kloster zu Ottilstetten oder Edelstetten war damals in große Erschlaffung gefallen. Die Bischöfe des Landes wollten es bessern und befahlen der Mechtildis, sich dorthin zu begeben, um dieses gute Werk zu verrichten. Die Heilige entschuldigte sich mit verschiedenen Gründen, ja sie wandte selbst Thränen und Bitten an. Alles aber war vergebens, sie mußte gehorchen. Sie begab sich zu ihrer neuen Gemeinde und stellte dort in kurzer Zeit eine ganz vollkommene Ordnung wieder her. Niemand konnte ihrer Gewalt, die sich mit Anmuth verband, und ihrem Beispiel Widerstand leisten. Ernst gegen sich selbst, war sie gegen Andere voll Güte. Die Liebe zur Ordensregel wußte sie dadurch einzuflößen, daß sie diese selbst aufs Genaueste beobachtete, daß sie die richtige Mitte hielt, die darin besteht, mit den menschlichen Schwächen behutsam umzugehen, ohne die Forderungen der evangelischen Räthe auf die Seite zu setzen. Ihre Unterweisungen wußte sie jeder Zeit mit solcher Liebe zu verbinden, daß sie die Herzen gewann und die Tugend liebenswürdig machten. Sie verpflichtete ihre Schwestern zu der strengsten Clausur und hielt sie von jedem Umgang mit Weltmenschen fern. Dieß bewahrte sie vor Zerstreuung, welche in der Regel Erkaltung der Liebe und des Eifers zur Folge hat.

Ihr Bett bestand aus etwas Stroh, ihre Nahrung war sehr rauh; sie aß überhaupt nur, um ihren Leib aufrecht erhalten zu können. Jeden Augenblick war sie beschäftigt entweder mit Gebet oder Lesung oder Handarbeit. Aufs Strengste beobachtete sie Stillschweigen. Vom Geiste der Zerknirschung war sie so beseelt, daß ihren Augen beständig Thränen entflossen. Nie glaubte sie eine Ausnahme von der Beobachtung der Ordensregel sich gestatten zu dürfen, selbst nicht am Hofe des Kaisers, den sie in Angelegenheit ihres Klosters besuchen mußte. Wenn Krankheit sie an's Bett fesselte, schmerzte sie das am meisten, daß sie nicht mit ihren Schwestern dem Gebete und dem Officium bei Nacht beiwohnen konnte. Sie starb zu Dießen den 29. März, einige Zeit nach dem Jahre 1300, vor ihrer Schwester Gertrud. Ihr Name ist nie in das römische Martyrologium eingetragen worden, man findet ihn aber in mehreren Kalendern am 10. April, 29. März u. 30. Mai.

11. April.

Der heilige Leo der Große,

Papst.

Jahr 440.

Große und herrliche Eigenschaften, durch die sich höherstehende Personen auszeichnen, verleihen durch die wichtigen Ereignisse, an denen sie Antheil haben, den Zeiten, in welchen sie leben, einen neuen Glanz. Keine Zeit war so traurig, wie diejenige, in welcher der heil. Leo den Stuhl Petri inne hatte; niemals bedrohten ein Volk so große Uebel, ja, Alles schien sich zu vereinigen, um das unglückliche Italien zu Grunde zu richten.

Die alte römische Welt wankte nach allen Seiten.

Einen Augenblick durch Theodosius aufgehalten, fielen die Barbaren über das alte Römer-Reich her und stritten sich um dessen Provinzen. Alarichs Westgothen waren schon in Roms Nähe. Die Kaiser hielten sich in der alten Hauptstadt der Welt nicht mehr sicher, sie flohen nach dem uneinnehmbaren Ravenna. Allein noch waren die Hunnen, die Vandalen, die Germanen übrig. Und um diese Gefahren abzuwenden, um gegen Attila und Genserich zugleich zu streiten, hatte man sich von den Gothen dadurch losgemacht, daß man sie Spanien erobern ließ bei Toulouse, welches sie plünderten. Honorius starb und hinterließ zum Nachfolger und Herrn im Abendlande eine Frau Placidia, ein Kind, Valentinian III.

Im Orient waren die feindlichen Einfälle vorübergegangen. Rom, die ewige Stadt, zog die Barbaren an. Allein Constantin's Kaiserreich ward von einem andern Uebel heimgesucht; alle Ketzereien schienen sich dort gesammelt zu haben. Nach dem Arianismus, Pelagius, hierauf die Monophysiten, die Jakobiten, Nestorius, Eutyches, Jakob Paradicus. Der Staat, auf einmal durch die politischen Unruhen wie durch religiöse Zänkereien in seinen Grundfesten erschüttert, wurde durch einen Eunuchen Chrysaphius und einen jungen Prinzen regiert, von dem man kein anderes Verdienst weiß, als daß er leserlich schreiben konnte und daß die Griechen selbst ihn mit dem Namen „Schönschreiber" brandmarkten.

Dieser Gesellschaft gegenüber, welche sich selbst auflöste und sich selbst den Todesstoß versetzte, erhob sich die kirchliche Gemeinschaft voll Leben zu einer herrlichen Zukunft. Sie übernimmt die Auferweckung der alten Welt, welche sich selbst vernichtete, hält die Barbaren auf und weist ihnen den Rückweg an, und gibt jeder neuen Nation, die das unermeßliche Chaos verläßt, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Taufe der Civilisation.

Der hl. Leo ist einer der ersten Päpste gewesen, der diese Aufgabe der Kirche begriffen hat. Seine Nachfolger schlugen den gleichen Weg ein und werden ihn immer verfolgen. Woher immer politische Revolutionen sich gegen sie erheben mögen, Königreiche fallen oder entstehen mögen, sie werden nur immer ihre göttliche Aufgabe, die Welt umzuschaffen und unsere moderne Gesellschaft vorzubereiten, im Auge behalten.

Der hl. Leo wurde, wie Prosper erzählt, gegen das Ende des vierten Jahrhunderts zu Rom geboren. Die Stadt Volterra in Toskana streitet ebenfalls um die Ehre, sein Geburtsort zu sein. Sein Vater hieß Quintian. Schon in seiner frühesten Jugend zeichnete er sich durch seine Fortschritte in allen Fächern der Wissenschaft, namentlich der Beredtsamkeit aus.

In den geistlichen Stand eingetreten, wurde er unter Papst Cölestin I. Archidiakon der römischen Kirche und nahm Theil an der Regierung der Christenheit. Unter Sixtus III. trug er sehr viel dazu bei, die Schmach Julians von Eclanum, des berühmtesten Schülers des Pelagius, aufzudecken. Nach Gallien beordert, schlichtete er einen Streit zwischen dem Feldherrn Aetius und Albin nach dem Tode Sixtus.

Die römische Kirche gab der Heiligkeit des Lebens Leo's das glänzendste Zeugniß dadurch, daß sie ihn einmüthig zum Bischof erwählte. „Durch diese Wahl", sagt der hl. Prosper, „legte sie an den Tag, mit welcher Weisheit sie das Verdienst großer Männer zu würdigen verstehe. Sie wollte lieber 6 Monate ohne Bischof sein, als einen andern auf diesen wichtigsten Posten erheben, und was noch zu verwundern ist, ist das, daß keine Unruhe in der Stadt ausbrach." Man sandte eine Deputation an den hl. Leo, um ihn zu bitten, die Sorge für das Vaterland übernehmen zu wollen. Er kam und wurde mit der lebhaftesten Freude empfangen und am Sonntag, den 29. September 440 zum Bischof geweiht.

Nicht ohne Sorge übernahm unser Heiliger das neue Amt, das ihm anvertraut ward. „Wenn ich in meiner Schwachheit irre und unter der schweren Bürde, die auf mir ruht, seufze," sprach er in einer Rede am Jahrestage seiner Erwählung, „fühl' ich das Bedürfniß, mit dem Propheten zu rufen: „Herr, ich habe deine rufende Stimme gehört und ward von Schrecken ergriffen, ich habe die Bürde, die du mir auferlegtest, gesehen und Angst durchbebte mich."

„Und in der That," fährt er fort, „was gibt es wohl Furchtbareres, als Anstrengung für den Schwachen, Erhöhung für den Niedrigen, Würden für den Verdienstlosen! Und doch verzweifle ich nicht und werde nicht muthlos; zwar nicht im Hinblicke auf mich und meine Kraft, sondern im Hinblicke auf die Hülfe dessen, der mich an diesen Ort, den ich einnehme, gestellt hat. Deßwegen will ich, nicht um dem Herrn für die übertragene Würde zu danken, sondern um seinen Ruhm zu verherrlichen, singen: Du bist Priester in Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedechs!"

Ein übernatürlicher Geist, ein unerschütterlicher Muth und eine außerordentliche Seelengröße waren die Eigenschaften, durch die sich Leo auszeichnete. Die Ketzereien in beiden Kaiserreichen erstickt oder besiegt zu haben, Rom zweimal aus den Händen der wüthenden Barbaren gerettet zu haben, erwarb ihm den Beinamen: Der Große!

Der hl. Leo bekämpfte zuerst die Ketzerei. Sobald er die Zügel der Kirchenregierung in die Hand genommen, erklärte er dem Laster und den Irrlehren einen unversöhnlichen Krieg und machte sich selbst daran, das römische Volk zu unterrichten. Jedes barbarische Volk hatte seine eigene Religion ins Reich geschleppt. Gothen, Hunnen, Vandalen, Burgundionen, Franken waren Arianer oder Heiden, und vor ihrer Bekehrung waren sie Verfolger.

Der geistige Ruin war nahe, schreibt ein Zeitgenosse unseres Papstes, Sidonius Appollinaris. Die Kirchen in Unordnung, durchwühlt, die Thüren aus ihren Angeln, der Eintritt in die Basiliken durch Ketzereien verhindert. O welch' ein Schmerz! Heerden weideten auf ihren Vorplätzen und fraßen das Gras, welches an den Altären emporwuchs! Die Kirchspiele auf dem Lande glichen Einöden, selbst in den Städten versammelte man sich selten mehr, denn jeder Priester, jeder Bischof war dem Tode geweiht! Ich will nicht

sagen von Brocus, von Simplicius, welche von ihren Stühlen ins Exil gejagt wurden.

Diese Erzählungen des Bischofs von Clermont lassen sich auch auf das übrige Kaiserreich anwenden. Der heilige Leo wandte seine ganze Sorge dahin, die Völker zu bekehren, und seine Reden, wahre Muster der kräftigsten Beredsamkeit, trugen nicht wenig dazu bei, eine große Zahl der Ungläubigen für die wahre Religion zu gewinnen.

Nach der Einnahme Carthago's durch Genserich suchten die Bewohner dieser Stadt, die dem Blutbade entronnen waren, eine Zufluchtsstätte in Rom. Sie waren Manichäer. Diese Ketzerei, am Anfange des dritten Jahrhunderts in Persien entstanden, war zum Theil der Religion Zoroasters entnommen. Ihr Stifter Manes schrieb die Schöpfung zweien Grundursachen zu, von denen die eine ihrem Wesen nach gut, nämlich Gott, der Geist oder das Licht, die andere ihrem Wesen nach bös ist, der Teufel, die Materie oder die Finsternis. Er verwarf das alte Testament, betrachtete Jesus als den einzigen Propheten, dem Schooße des Lichts entsprossen, und redete von sich selbst, als von dem göttlichen Paracleten, d. h. Geiste, der durch Jesus angekündigt worden ist. Diese Manichäer heuchelten, Katholiken zu sein, denn ihre Sekte war durch die Edikte der Kaiser geächtet, allein der heil. Leo entdeckte ihren Betrug, berief eine Versammlung von Bischöfen, von Priestern und hochgestellten Senatoren des Reichs. Vor diese Versammlung berief er die Auserwählten der Manichäer, d. h. diejenigen, welche in alle ihre Geheimnisse eingeweiht waren. Diese Unglücklichen bekannten ihre gotteslästerlichen Grundsätze sowie ihre schändlichen Sitten. Mehrere kehrten in

Der heil. Leo schlichtet einen Streit zwischen Aëtius und Albin.

den Schooß der Wahrheit zurück, der Papst nahm die Abschwörung ihrer Irrthümer an und empfahl sie dem Gebete der Gläubigen. Die andern, welche auf ihren Irrthümern beharrten, wurden verbannt.

Zu gleicher Zeit verhinderte er auch mit Hilfe des Bischofs von Aquitanien, des hl. Prosper, daß der Pelagianismus, welcher bei Aquileja von Neuem sich ausbreitete, nicht auch in die Stadt Rom eindrang. Dem hl. Turibius, Bischof von Astorga in Gallien, wünschte er in einem Schreiben Glück zu dem Eifer, mit dem er gegen die Priscillianisten verfuhr, und ermahnte die Bischöfe von Spanien, sich auf einem Concil zu versammeln, um diese Ketzerei auszurotten.

Hierauf brach die große Morgenländische Ketzerei los. Nestorius, der Patriarch von Constantinopel, hatte sich gegen den Kaiser Theodosius II. geäußert: „Gib mir die Erde von aller Häresie gereinigt, so will ich dir den Himmel geben. Leih mir deinen Arm, um die Häresie zu vernichten, und ich will dir die Perser besiegen helfen." Eben dieser Mensch war der Stifter der Ketzerei. Er lehrte, Jesus Christus habe wie zwei Naturen, so auch zwei Personen; die heilige Jungfrau sei nicht die Mutter Gottes, sondern nur die Mutter eines menschlichen Leibes und einer menschlichen Seele. Eutyches, griechischer Abt in einem Kloster bei Constantinopel, verließ seine Einsamkeit, um diese Irrlehre zu vertheidigen, verfiel aber in eine neue Ketzerei und bekämpfte den Nestorius. Er lehrte, Jesus Christus habe nur Eine Natur, die göttliche. In dieser sei die menschliche Natur ganz aufgegangen, wie ein Tropfen Wassers im Meer. Dieß ist die Ketzerei der Monophysiten. Von Eusebius von Dorylaeum

und Flavian, Patriarch von Constantinopel, angeklagt, durch Leo verdammt, mußte Eutyches auf dem Concil zu Ephesus erscheinen. Wegen der Gewaltthätigkeiten, welche hier verübt wurden, heißt dieses Concil „das Räuberconcil" zu Ephesus. Dioscur von Alexandrien präsidirte bei demselben. Der Kaiser begünstigte heimlich die Ketzer. Flavian wurde verdammt, und als er an den heil. Stuhl appellirte, schlug man ihn zu Boden. Der Kaiser zwang das Morgenland zum Stillschweigen über die Absetzungen, Einkerkerungen und Verbannungen. Sobald der hl. Leo die Kunde hievon vernommen, protestirte er gegen die Beschlüsse des Concils, schrieb sogleich an Flavian, um ihn zur Standhaftigkeit zu ermuntern, und zugleich auch an den Kaiser, um sich über das Verhalten gegen den Erzbischof von Constantinopel zu beschweren. Die Legende erzählt von diesem Briefe folgendes: Der gottselige Leo hatte einen Brief an den Bischof von Constantinopel, Flavian, geschrieben und zwar gegen die Irrlehren des Nestorius und Eutyches. Er legte diesen Brief auf das Grab des hl. Petrus, fastete und betete: „Wenn ich mich in diesem Schreiben geirrt habe, so verbessere du, der du mir das Amt der Kirchenregierung übertragen hast, die Fehler." Und nach Verfluß von vierzig Tagen erschien ihm der hl. Petrus im Gebet und sprach: „Ich habe es gelesen u. verbessert." Leo nahm das Schreiben, sah daß der Apostel Veränderungen vorgenommen habe, und schrieb an Theodosius: „Es ist deine Pflicht, die Kirche zu beschützen und diejenigen zu unterdrücken, welche ihren Frieden stören wollten, damit Jesus Christus auch dein Reich beschütze. Ich befürchte sehr, auf dein Haupt die Schläge der göttlichen Strafe fallen zu sehen."

Attila warf sich vor Leo nieder und fragte ihn, was er wolle.

Die prophetischen Worte gingen bald in Erfüllung. Einige Monate nachher starb nämlich der Kaiser Theodosius II. Marcian, sein Nachfolger, unterstützte den heil. Vater mit all seiner Macht. Der hl. Leo berief ein Concil nach Chalcedon. Mehr als 600 Bischöfe wohnten demselben bei. Die Obergewalt des Papstes zeigte sich in ihrer ganzen Macht. Man stellte das Andenken des hl. Flavian, der in der Verbannung gestorben war, wieder her und excommunicirte den Dioscur. Nachdem das Concil den Eutyches verurtheilt hatte, räumte es dem Stuhle von Constantinopel den ersten Rang nach dem römischen ein. Die Gesandten des Papstes widersetzten sich diesem Beschlusse; Papst Leo I. hob den 28. Canon, der dieses Recht sanktionirt, auf und die Bischöfe anerkannten seine Autorität mit den berühmten Worten: „Petrus hat durch Leo's Mund gesprochen."

Bald jedoch war Leo genöthigt, den Orient im Stiche zu lassen und sich mit dem Occident allein zu beschäftigen. Ueber diesen ergoß sich nämlich eine verheerende Fluth, ein neues Volk: die Hunnen waren dort eingefallen. Ihre Häßlichkeit war ein Bild ihrer Rohheit. Man hielt sie, sagt Amianus Marcellinus, für wilde Thiere mit zwei Füßen und verglich sie mit grob geformten Brückenpfeilern. Ihre Mütter drückten die Nasen ihrer Kinder platt, damit der Helm besser ins Gesicht passe, und sie selbst zerfetzten sich mit Messerschnitten die Wangen, um den Bartwuchs zu verhindern. Ihre Rohheit wurde durch ihre kriegerischen Gewohnheiten und religiösen Gebräuche genährt. Ihr schönstes Siegeszeichen war das Haupt ihres Feindes, mit einem Beil abgehauen, und die Haut dieses Hauptes am Zügel des Pferdes vom Sieger angeknüpft. Ihr größter Gott war der des Kriegs. Sie hatten keine Tempel, sondern nur Bildsäulen der Götter. Ein Schwert, in den Boden eingerammt oder auf einem viereckigen Altar von dürrem Holz, beteten sie als den Gott der benachbarten Gegend an und benetzten es mit dem Blute der Gefangenen. Wenn sie das Schicksal durch Menschenopfer zu Rathe ziehen wollten, so schlugen sie den Opfern die Schultern ab, rissen den Arm hinweg, warfen ihn in die Luft und schlossen ihre Zeichen aus der Art und Weise, wie die Glieder auf ihren plumpen Altar zurückfielen.

Die Hunnen kamen von den Grenzen China's, wo sie durch Revolutionen vertrieben wurden. An den Ufern des caspischen Meeres hatten sie einen Augenblick Halt gemacht. Hier vertheilten sie sich in zwei Haufen. Die Nephtaliten oder weißen Hunnen ließen sich an den Ufern des Oxus nieder. Der übrige Theil hatte sich, von den Alanen gedrängt, auf die Gothen, die mächtigste barbarische Nation geworfen. Ihr König, der alte Hermanrich, war vor Schmerz gestorben, als er das Annähern der Barbaren und ihren glücklichen Erfolg vernahm. Sein Volk aber, nämlich die Ostgothen, unterwarf sich den Siegern, die Westgothen zogen an die Donau zurück. — Die Sieger, deren Anführer uneinig waren, hielten zwischen der Donau und Wolga an. Achtundfünfzig Jahre später erschienen sie im Kaiserreich unter Anführung Attila's.

Attila, König der Hunnen, sagt M. Berütte, war seit zwei Jahren erschienen. Ein Mensch, wohl im Stande, ganze Nationen durch den fürchterlichen Ruf, der ihm vorausging und überall sich verbreitete, zu erschüttern. In seinem stolzem Gange, in seinen rollenden Augen und in allen Bewegungen seines Leibes drückte er den Stolz auf sein gewaltiges Ansehen, das er genoß, aus. Ein Freund des Krieges, war er schreck-

lich im Rathe und gnädig den Besiegten, die sich unterwarfen. Die Götter schienen ihn zu beschützen.

Vor seinem Auftreten waren die Hunnen damit zufrieden, barbarische Völker sich zu unterwerfen. Vom Flusse Tanais im Norden der Donau bis nach Pannonien hin beherrschten sie alle Slaven der Nachbarschaft. Gegen das römische Reich hatten sie sich trotz ihrer Drohungen noch nicht erhoben. Attila war es vorbehalten, Römer und Barbaren zugleich zu bekämpfen. In dieser Beziehung glich er dem Genserich. Er glich, oder vielmehr er übertraf den Vandalen, indem er die Römer mehr aus Haß, als durch ihre Niederlagen vernichten wollte; denn der eine wie der andere machte sich das Kaiserreich tributpflichtig und trieb mit dessen Erniedrigung Spott. Genserich und Attila zogen mit einander gegen die Menschheit. Ihre Namen sind unzertrennlich in der Geschichte dieser Rachezüge, welche die alte Welt zertrümmerten. Beide nannten sich, ohne die eigenen Worte zu verstehen, „Diener des göttlichen Zornes." „Ich ziehe gegen diejenigen, welche Gott strafen will", antwortete Genserich dem Steuermann, der ihn nach dem Zweck seines Marsches bei seiner Einschiffung fragte. Attila, über sich und seine Absichten befragt, antwortete dem hl. Lupus: „Ich bin die Geißel Gottes." Beide achteten jeder in seiner Art die Menschen und dasjenige, was von Gott zu kommen schien, und wir sehen sie einigemal vor den Worten der Bischöfe und Päpste sich beugen. Doch wie alle Geißeln, welche von Gott bestimmt sind, die Menschheit umzugestalten, zogen auch sie nur so lange strafend einher, bis sie Gottes Willen erfüllt hatten.

In seinem hölzernen Palaste an den Ufern der Donau hielt Attila 3 Jahre lang das morgenländische Kaiserreich im Schach und zwang Theodosius, ihm als seinem Herrn zu gehorchen. „Ich habe Geld für meine Freunde, das Schwert für meine Feinde," gab der alte Kaiser dem Attila im stolzen Selbstvertrauen zur Antwort, als dieser den auferlegten Tribut forderte. Die Gottesgeißel aber erhob sich und fiel im Abendlande ein. Er begann mit Gallien. Straßburg, Mainz, Tongern, Metz wurden zerstört. „Das Gras soll da nicht mehr wachsen, wo mein Pferd seinen Huf hingesetzt," sagte der Barbar.

Drei Völker vereinigten sich, um diesen schrecklichen Feind aufzuhalten; die Römer, Westgothen und Franken. Aëtius, Theodorich und Meroveus führten sie an. Die Schlacht wurde in den catalaunischen Gefilden geschlagen. Attila ward besiegt und zog sich zurück. Allein wie ein verwundeter Löwe knirrschte er mit den Zähnen, schäumte er vor Wuth und schwur schreckliche Rache.

Im folgenden Frühjahr zog er über die Alpen. Zerstörung und Verwüstung bezeichneten seinen Marsch. Aquileja wollte sich zur Wehre setzen, es fiel, um nie wieder sich zu erheben. Mit Mühe erkennen die Nachkommen seine Ruinen. Die ganze Lombardei wurde verwüstet. Hierauf zog er gegen Rom.

Es war um Italien, um die Hauptstadt der christlichen Welt geschehen. Die Kirche mußte retten. Sie sprach zu dem verheerenden Strome: „Bis hieher und nicht weiter!" Mitten in der allgemeinen Niedergeschlagenheit zitterte Leo allein nicht. Er faßte den edeln Entschluß, das Vaterland zu retten. Begleitet von einem Consul, Avienus und Trigetrus, dem Präfekten von Rom, verließ er die Stadt, ging dem Hunnenkönig entgegen und begegnete ihm in Ravenna. Durch seine ausgezeichnete Beredtsamkeit, durch seine majestätische Haltung in seinen Pontifikalkleidern flößte er den Barbaren Verehrung ein. Auf seine Bitte verschonte er Rom, verließ Italien, sich mit dem Witthum der Fürstin Honoria begnügend.

In dieser Zeit, erzählt die Legende über den hl. Leo, verwüstete Attila ganz Italien. Drei Tage und drei Nächte betete der hl. Leo in der Kirche des hl. Apostels. Hierauf sagt er zu den Seinigen: „Wer mir folgen will, der folge." Er näherte sich Attila, dieser stieg vom Pferde, warf sich vor dem Heiligen nieder und bat ihn, ihm zu sagen, was er wolle. Der hl. Leo verlangte, daß er sich aus Italien zurückziehe und den Gefangenen die Freiheit schenke. Und Attila gab auf die Frage der Seinigen, warum er, der Sieger über die ganze Welt, vor einem Priester gezittert habe, zur Antwort: Was ich gethan habe, habe ich für mich und euch gethan. Denn ich habe zur Rechten Leos einen Krieger stehen sehen mit einem entblößten Schwert, der zu mir sagte: „Wenn du Leo nicht gehorchst, so wirst du mit den Deinigen untergehen."

Mit Genserich, dem Könige der Vandalen, war Leo nicht so glücklich. Valentinian III. war durch den Senator Petronius ermordet worden. Maximus, der Empörer, bemächtigte sich des Thrones und freite um Eudoxia, die Witwe seines Schlachtopfers. Er wagte es, sein Verbrechen einzugestehen. Hierüber entrüstet, sann Eudoxia auf Rache. Sie berief die Vandalen nach Italien, und Genserich zog vor Rom. Er eroberte es. Vergebens bat und flehte Leo, er konnte Rom nicht retten. Vierzehn Tage und eben so viele Nächte plünderten die Vandalen die alte Hauptstadt der Welt. Das Capitol, in welchem die Schätze Europas und Asiens aufbewahrt wurden, ward die Beute der Sieger. Sogar das eherne vergoldete Dach schleppte man vom Tempel des capitolinischen Jupiters hinweg. Der ganze Nachlaß der Juden, der goldene Tisch und der siebenarmige Leuchter, welche durch Titus nach Rom geschleppt waren, wurden nach Afrika geführt. Eudoxia, ihre Tochter und tausend adelige Personen wurden Gefangene. Konnte auch Leo Rom vor Plünderung nicht retten, so rettete er doch das Leben seiner Einwohner und die Stadt selbst vom Verbrennen.

Der hl. Leo starb den 10. November 461 nach einem 21jährigen Pontificate. Er wurde in der Kirche des hl. Petrus beigesetzt. Die Legende erzählt: Leo fastete und betete vierzig Tage am Grabe des heil. Petrus und flehte zu ihm, für ihn Verzeihung seiner Sünden zu erbitten. Der hl. Petrus erschien ihm und sagte: „Ich habe für dich den Herrn angefleht, er hat dir deine Sünden vergeben." Kurze Zeit nach seinem Tode wurde der Leib aus der Erde genommen und an eine andere Stelle in dieser Kirche gebracht. Diese feierliche Handlung fand am

11. April statt, auf welchen Tag sein Fest festgesetzt wurde. Im Jahr 1715 wurden seine Reliquien wieder an einen andern Ort gebracht. Man schloß sie in einen bleiernen Sarg ein und legte ihn auf den Altar, der nach ihm benannt ist und in der Kirche des Vaticans sich befindet. Benedikt XIV. ordnete 1744 an, daß am Tage seines Festes die hl. Messe der Kirchenlehrer gelesen werde, und rühmte bei dieser Gelegenheit in einem Decret Leo's Weisheit und Heiligkeit. Bower sagt in seinem Leben der Päpste von ihm, daß er außerordentliche Talente besessen habe, daß er bei weitem alle seine Vorfahren in der Kirchenregierung übertroffen habe und daß wenige seiner Nachfolger sich solche Verdienste erworben haben, wie er. Dem hl. Leo gebührt zum Theil auch wegen seiner Schriften der Beiname „der Große," den ihm seine Nachkommen zuerkannten. Von seinen Schriften enthalten 101 Bände Reden und 143 Bände dogmatische Abhandlungen. Sein Styl ist klar, bestimmt, elegant, er schrieb eine reine, harmonische Latinität. Seine Gedanken sind voll Wahrheit, Glanz und Kraft. Seine Diction besitzt eine entzückende Schönheit und Pracht. Die Größe und Erhabenheit, welche in seinen Werken bewundert werden, sind der Ausdruck seines Geistes.

Rom wird unter dem heiligen Leo von den Vandalen erobert und geplündert.

12. April.

Der heilige Julius,

Papst.

Jahr 352.

Julius, von Geburt ein Römer, wurde den 6. Februar 337 zum Papste erwählt. Die orientalischen Bischöfe der arianischen Secte, nach einem ihrer Häupter, Eusebius von Nicomedien, Eusebianer genannt, schickten alsald eine Deputation an ihn, um den hl. Athanasius wegen verschiedener ihm zur Last gelegter Verbrechen anzuklagen. Nächdem der hl. Patriarch von Alexandrien von diesem Vorgang in Kenntniß gesetzt war, schickte er ebenfalls Deputirte nach Rom, um sein Recht in dieser Streitsache zu vertheidigen. Die Eusebianer wurden sehr beschämt und zum Schweigen gebracht. Dennoch verlangten sie ein Concil, um die Sache von Neuem untersuchen zu lassen. Der Papst willfahrte ihrem Verlangen und hielt ein solches zu Rom im Jahre 341. Der hl. Athanasius, Marcellus von Ancyra und mehrere andere katholische Bischöfe des Morgenlandes fanden sich dabei ein. Die Eusebianer aber erschienen trotz ihrer von ihnen veranlaßten Verzögerung nicht, sondern versammelten sich zu Antiochia, wo sie den hl. Athanasius absetzten und seinen Stuhl einem Andern ihrer Partei, Namens Gregorius, übertrugen.

Die Priester, denen der Papst seine Briefe anvertraut hatte, hielten sich über die Zeit hinaus, auf welche sie zu dem Concil geladen waren, zurück, weil sie nicht in Rom erscheinen wollten. Ihren Ungehorsam versuchten sie durch leere Ausflüchte zu beschönigen. Julius sah dies bald ein. Auf dem Concil zu Rom untersuchte er die Angelegenheit des hl. Athanasius, welcher in allen Punkten, über die ihn die Eusebianer angeklagt hatten, für unschuldig erklärt und im Besitze des bischöflichen Stuhles zu Alexandrien bestätigt wurde. Auch die Rechtgläubigkeit des Marcellus von Ancyra wurde anerkannt, welcher den katholischen Glauben feierlichst bekannte. Hierauf schickte Julius die orientalischen Bischöfe zurück u. gab ihnen Briefe an ihre Gläubigen mit, die mit Feuer die wahre Lehre vertheidigten. Auch übertrug er ihnen die Leitung der Kirchen, von denen sie durch die Arianer vertrieben worden waren. So übte er jenes Ansehen aus, welches ihm der Vorrang seines Stuhles über die ganze Kirche einräumte.

Der hl. Vater schrieb auch einen Brief an die Eusebianer, welche ein Concil verlangt hatten, aber nachher sich weigerten, auf demselben zu erscheinen. Dieser Brief

wurde durch den Grafen Gabian überschickt und ist eines der kostbarsten Denkmäler des christlichen Alterthums. Man findet in demselben einen männlichen Geist, ein gesundes Urtheil, eine kraftvolle Festigkeit, durch Liebe und Milde gemäßigt. Der Heilige drückt sich in Beziehung auf die Angelegenheit des heil. Athanasius und Marcellus also aus: „Wenn sie schuldig waren, mußten wir an alle schreiben, damit das Urtheil durch alle gefällt werde; denn es handelte sich um Bischöfe und Kirchen, welche litten. Es waren dieß aber nicht blos Kirchen im Allgemeinen, sondern solche, welche von den Aposteln selbst regiert wurden. Warum habt ihr euch in der Angelegenheit der Kirche zu Alexandrien nicht zuerst an uns gewandt? Wußtet ihr nicht, daß es Brauch ist, zuerst an uns zu schreiben, und daß die Entscheidung von uns kommen muß? Angenommen also, der Bischof dieses Stuhles machte sich verdächtig, so mußte dieß unserer Kirche berichtet werden. Doch ihr habt ohne uns die Untersuchung begonnen, ihr habt ohne uns gethan, was ihr wolltet, und jetzt verlangt ihr, daß ich ohne Kenntniß der Sache Alles billige, was geschehen ist? Das sind nicht die Anordnungen des hl. Paulus, nicht die Traditionen unserer Väter, das ist eine neue Art des Verfahrens... Ich verweise euch auf die Mittheilungen des heil. Petrus, ihm folge ich, wenn ich vor der ganzen Welt bekenne, daß ich über die Ereignisse nicht anders mich ausdrücken konnte."

Dieser Brief machte keinen Eindruck auf die Eusebianer. Julius forderte den abendländischen Kaiser Constantius auf, seinem Bruder, dem morgenländischen Kaiser Constantin, zu schreiben, um durch Abhaltung eines allgemeinen Concils die Uneinigkeiten in der Kirche zu schlichten. Es wurde dies zu Sardica in Illyrien im Mai des Jahres 347 eröffnet. Hier wurde der hl. Athanasius und Marcellus von Ancyra für rechtgläubig und unschuldig erklärt, die arianischen Bischöfe wurden abgesetzt und in 21 Canones Disciplinarpunkte festgesetzt. Der erste verbietet die Umänderung eines bischöflichen Sitzes in einen andern. Man wollte dem Ehrgeize die Thüre verschließen u. das Heiligthum vor den Uebeln bewahren, welche das Beispiel des Eusebius von Nicomedien besorgen ließ. Der dritte, vierte und siebente Canon sicherten dem von einer Provinzialsynode abgesetzten Bischofe das Recht, an den Bischof von Rom zu appelliren.

Der hl. Julius starb den 12. April 352, nachdem er 15 Jahre, 2 Monate und 6 Tage regiert hatte. Sein Name ist auf diesen Tag in die ältesten römischen Kalender eingetragen.

Der heilige Zeno,

Bischof von Verona.

Jahr 380.

Dieser Heilige hat bei Gregor dem Großen und mehreren Martyrologien den Namen Martyrer; zu Verona wurde er aber blos als Glaubenskenner verehrt, bis zur Zeit von Ludwig Lippomann, welcher 1548 auf den Bischofssitz dieser Stadt erhoben wurde.

Von dem heil. Ambrosius haben wir noch einen Brief, aus dem sich ergiebt, daß er nicht durch das Schwert umgekommen ist. Der Brief ist an Syagrius, Zeno's Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle zu Verona, geschrieben. Darin werden die erhabenen Tugenden und der gottselige Tod des Heiligen beschrieben; daß er aber gemartert worden sei, davon wird nichts erwähnt. Da er unter der Regierung des Konstantins, Julianus und Valens lebte, so wird auch ihn ohne Zweifel die von diesen Regenten gegen die Kirche erregte Verfolgung getroffen haben, und wegen seiner Leiden wird er den, in einigen Kalendern ihm beigelegten Namen Martyrer erhalten haben.

CARBONNEAU

Der heilige Zeno unterrichet junge Geistliche.

Zeno war von Geburt ein Afrikaner. Er gelangte auf den bischöflichen Stuhl von Verona im Jahr 362, unter der Regierung Julians. Aus mehreren seiner Reden sieht man, daß er jedes Jahr eine Menge Heiden taufte, und mit eben so großem Eifer als Erfolg die Arianer bekämpfte. Dieser Irrthum hatte in Italien unter dem Schirme des Kaisers Constantin, wie auch durch die schalkhaften Umtriebe des Ursacius und Valens, und besonders des Auxentius, eines eingedrungenen Bischofs zu Mailand, tiefe Wurzeln geschlagen. Der hl. Zeno widersetzte sich ebenfalls mit vieler Kraft den Irrthümern des Pelagius. Endlich gelang es ihm, daß er beinahe seine ganze Diözese von den Gottlosigkeiten der Ketzereien und dem Aberglauben des Heidenthums reinigte. Als seine Heerde beträchtlichen Zuwachs gewonnen hatte, unternahm er den Bau einer großen Kirche. Es unterstützten ihn bei diesem guten Werke die reichen Bewohner von Verona, welche, ohne darum ersucht worden zu sein, ihm bedeutende Beiträge lieferten.

Unter den Tugenden, welche der Oberhirte seinem Volke mehr durch Beispiele, als Worte einflößte, empfahl er keine dringender an, als die Liebe gegen die Armen; seine Diöcesanen öffneten auf seine Ermahnungen ihre

Häuser willig den Fremden. Sie kamen den Unglücklichen zuvor und ersparten ihnen sogar die Scham, zu begehren. Der Heilige glaubte daher, ihrer Freigebigkeit das verdiente Lob spenden zu müssen, und sagte ihnen: „Wenn ihr euer Geld den Armen gebet, werdet ihr im Himmel starke Zinsen dafür erhalten. Ihr ziehet aus euern Schätzen großen Nutzen, ohne dadurch den Neid zu erregen. Wer ist wohl reicher, als ein Mensch, dessen Schuldner Gott selber sein will?“

Als die Gothen 378 die Römer bei Adrianopel geschlagen hatten, machten sie viele Gefangene in Thracien und Illyrien. Bei dieser Gelegenheit legten die Einwohner von Verona neue Beweise ihrer Liebe ab; ihre Almosen verschafften mehreren Gefangenen die Freiheit und erlösten Andere von den mühseligen Arbeiten, zu welchen sie verurtheilt wurden, und von dem grausamen Tode, der ihnen drohte.

So liebreich Zeno gegen die Armen war, so hart verfuhr er mit sich selber; er versagte sich Alles, was der Natur nicht unumgänglich nothwendig war. Er bildete junge Geistliche zum Dienste des Altares heran; auch gesellte er sich Priester zu, denen man an Ostern eine den Bedürfnissen und dem Amte, das sie bekleideten, angemesse Belohnung reichte. An Ostern geschahen ebenfalls die Weihungen und feierlichen Versöhnungen der Büßenden.

Der hl. Ambrosius berichtet uns, daß damals zu Verona Jungfrauen waren, die den Schleier trugen und sich durch den hl. Zeno Gott geweiht hatten. Die Einen lebten in ihren Häusern, die andern in einem Kloster, welches unter der Leitung des Heiligen stand. Es scheint, daß dieses Kloster schon vorhanden war, ehe der hl. Ambrosius eines zu Mailand gestiftet hatte.

Seit langer Zeit waren große Mißbräuche in Betreff der Agapen oder Liebesmahle, welche an den Festtagen der Martyrer gehalten wurden, eingeschlichen. Für die meisten Christen waren sie nichts anderes mehr, als eine Gelegenheit, zur eitlen Verschwendung und Unmäßigkeit. Der hl. Zeno bekämpfte diese Unordnungen mit seinem gewöhnlichen Eifer und seiner Beredsamkeit, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er einer jener Bischöfe Italiens sei, die wegen Abschaffung der Quelle so vieler Mißbräuche von dem hl. Augustin gelobt worden sind. Mit demselben Erfolg wies er auch jene zurecht, die durch ihr Schreien und Weinen die Gebete und Opfer störten, welche die Priester für die Verstorbenen darbrachten. Nachdem endlich Zeno seine Diöcese mit Kraft und Klugheit regiert hatte, empfieng er im Himmel den Lohn seiner Arbeiten. Geduld, Demuth und ein wahrhafter Hirteneifer glänzten am meisten unter den Tugenden des hl. Bischofs hervor; er muß sie in der That in einem hohen Grade besessen haben, weil er mit solchem Feuer und mit solcher beredtsamen Kraft in seinen Unterrichten darüber sprach.

Als Beleg stehe hier der Schluß seiner Rede über die Geduld.

„O Geduld,“ sagte er, „o Königin aller Dinge, wie gerne möchte ich im Stande sein, dich würdig zu preisen, aber noch mehr durch meine Werke, als durch meine Worte! Du bist die Stütze der Jungfrauen, der Hafen der Witwen, der Stab der Eheleute, das Band der Freunde, der Trost, die Freude und oft die Freiheit der Sklaven. Durch dich finden die Armen die wahre Glückseligkeit in ihrem Stande, durch dich haben sich die Propheten in der Tugend vervollkommnet und die Apostel mit Jesus sich vereinigt. Du bist die Krone und die Mutter der Martyrer, das Bollwerk des Glaubens, die Frucht der Hoffnung, die Freundin der Liebe . . . . Glücklich, tausendmal glücklich ist derjenige, der da in seiner Seele Dich immer besitzt!“ — Von der Liebe redet er in seiner Predigt über die göttliche Tugend also: „O Liebe, wie bist Du so zärtlich, so reich, so mächtig! Man ist arm, wenn man Dich nicht besitzt. Du vermochtest Gott zur Annahme der Menschengestalt. Du hast den Tod besiegt, indem du einen Gottmenschen sterben lehrtest.“

Der hl. Zeno starb im Jahre 380 am 12. April, an welchem Tage sein Name in dem römischen Martyrologium gelesen wird. In Verona feierte man zwei andere Feste zu Ehren des Heiligen, das Eine am 21. Mai, das Andere am 6. Dezember. Das Erste bezieht sich auf die Uebertragung seiner Reliquien, das Andere hat zum Gegenstande seine Weihung und die Einsegnung seiner neuen Kirche, welche unter Pipin, König von Italien, geschah. Die erste Kirche, die den Namen des Heiligen trug, wurde auf seiner Grabstätte errichtet, an dem Adiga-Ufer, außerhalb der Stadtmauern. Im Jahr 580 geschah daselbst ein glänzendes Wunder, das uns der hl. Gregorius auf folgende Art erzählt: er hatte es von dem Patrizier Johannes erfahren, der nebst dem Könige Autharis und dem Comus Pronulphus Augenzeuge gewesen ist.

Zur Zeit, als die ausgetretene Tiber ein Stadtviertel von Rom unter Wasser stellte, ward ein großer Theil von Verona von den Fluthen der Adiga, welche vom hohen Gebirge herabstürzt, überschwemmt. Das Volk strömte nach der Kirche des hl. Zeno; die Gewässer schienen die Thüren derselben ehrfurchtsvoll zu verschonen; sie schwollen bis zur Höhe der Fenster an; ohne in die Kirche einzudringen, und blieben aufgethürmt, gleich den Fluthen des Jordans beim Durchzug der Israeliten. Das Volk harrte vierundzwanzig Stunden im Gebete, worauf der Strom in sein Bett zurücktrat. Dieses Wunder, wovon alle Einwohner der Stadt Verona Augenzeugen waren, und mehrere andere, die in der Folge geschahen, vermehrten die Andacht, die das Volk schon ohnehin zu diesem Heiligen hatte, noch sehr. —

Rotald, einer seiner Nachfolger, übertrug 865 seine Reliquien in die neue, unter dessen Anrufung erbaute Kirche. Dieselben werden da noch mit vorzüglicher Andacht in einer unterirdischen Kapelle aufbewahrt.

13. April.

Der heilige Hermenegild,

Martyrer in Spanien.

Jahr 586.

Leovigild, König der Gothen in Spanien, und seine Gemahlin Theodosia hatten zwei Söhne, Hermenegild und Reccared. Beide waren im Arianismus erzogen, zu welchem sich der Vater bekannte. Hermenegild, der ältere Prinz, verehelichte sich mit Ingonda, einer eifrigen Katholikin und Tochter Siegeberts, Königs von Austrasien.

Das Reich der Gothen in Spanien war ein Wahlkönigreich. Die Großen erwählten denjenigen, welcher die Krone tragen sollte. Leovigild wollte diese seinen Söhnen und Nachkommen sichern, theilte die Königswürde mit ihnen und übergab einem jeden einen Theil seiner Staaten, um dieselben zu regieren. Sevilla wurde die Hauptstadt desjenigen Landes, welches dem Aelteren zugetheilt wurde.

Seine Frau Ingonda hatte viel von Goswinda, einer übertriebenen Arianerin, welche Leovigild nach Theodosias Tode zur Frau genommen hatte, zu leiden. Ihre Verfolgungen hatten keinen andern Zweck, als sie von der katholischen Lehre abwendig zu machen. Allein nichts war im Stande, Ingonda wankend zu machen; standhaft bekannte sie den wahren Glauben. Ihr Beispiel und ihre Unterredungen machten selbst einen großen Eindruck auf Hermenegild. Bei diesem Fürsten erhoben sich Zweifel über die Religion, zu der er sich bekannte, und über diese Zweifel wurde er durch die Unterweisungen des heil. Leanders, Bischofs von Sevilla, ganz aufgeklärt. Dieser öffnete ihm seine Augen für das Licht, das er bisher nicht gekannt hatte. Hermenegild benützte die Abwesenheit seines Vaters und schwur feierlichst die Ketzerei ab. Hierauf wurde er durch Auflegung der Hände in die Kirche aufgenommen und seine Stirne mit hl. Chrisam gesalbt.

Leovigild war schon bei den ersten Anzeichen der Veränderung, die mit seinem Sohne vorging, ungehalten, bei der Nachricht seines öffentlichen Bekenntnisses des katholischen Glaubens aber gerieth er in furchtbare Wuth. Er nahm ihm den Königstitel, den er ihm übertragen hatte, ab und entschloß sich, ihm seine Güter, seine Frau, ja selbst sein Leben zu nehmen, wenn er nicht zum Arianismus zurückkehre. Hermenegild sandte indeß den heil. Leander zum morgenländischen Kaiser Tiberius, um seine Hilfe anzuflehen. Allein weder von diesem Fürsten, der bald darauf starb, noch von dessen Nachfolger Mauritius konnte er Hilfe erlangen; denn dieser mußte alle seine Kräfte zusammennehmen, um sich gegen die Perser zu vertheidigen, welche mehrere Einfälle in das Kaiserreich gemacht hatten. Hermenegild bat deßhalb um den Beistand der römischen Armee, welche der Kaiser von Constantinopel zum Schutze der wenigen Besitzungen in Spanien unterhielt. Die Anführer dieser Truppen verpflichteten sich durch einen Eid, ihn zu unterstützen, und forderten seine Frau und seinen Sohn als Geisel, mit dem Versprechen, das Leben der Mutter und des Kindes in Sicherheit zu bringen. Sie ließen sich aber durch Leovigilds Geld bestechen und brachen ihr Wort.

Leovigild belagerte seinen Sohn ein ganzes Jahr in Sevilla. Hermenegild sah wohl ein, daß er nicht länger mehr Widerstand leisten könne, er entfloh deßhalb heimlich, um sich in das Lager der Römer zu begeben. Allein bei der Nachricht von ihrer Verrätherei floh er nach Cordova und nachher nach Ossetto. Diese letztere Stadt, welche eine in ganz Spanien berühmte und hochverehrte Kirche besaß, hatte auch sehr starke Befestigungswerke. Hermenegild schloß sich hier mit 300 auserlesenen Männern ein. Allein der Platz konnte sich nicht halten, er wurde erobert und von Leovigild niedergebrannt. Der besiegte Prinz floh in die Kirche an die Stufen des Altars. Sein Vater wollte ihn durchaus nicht mit Gewalt herausreißen, sondern gestattete Reccared, der ebenfalls dem Arianismus zugethan war, seinen Bruder aufzusuchen, ihm seine Verzeihung zuzusichern, falls er seine Fehler erkenne und sich unterwerfen wolle. Hermenegild warf sich, nichts arges ahnend, seinem Vater zu Füßen. Leovigild umarmte ihn, erneute alle seine Versprechungen, die er ihm gemacht hatte. Kaum aber hatte er ihn ins Lager geführt, so ließ er ihn seiner königlichen Gewänder berauben, in Ketten werfen und in dem Thurme von Sevilla gefangen setzen. Dieß geschah im Jahr 586.

Einnahme von Ossetto.

Leovigild wandte nun aufs neue Drohungen und Versprechungen an, um seinen Sohn für den Arianismus zu gewinnen. Um ihn desto leichter zu bewegen, ließ er ihn in einen schrecklichen Kerker einschließen und befahl, daß man ihn mit der äußersten Härte behandle. Hermenegild blieb unerschütterlich und hörte nicht auf, das, was er schon früher an seinen Vater geschrieben hatte, zu wiederholen: „Ich gestehe es, daß deine Güte zu mir sehr groß ist, ich werde auch bis zum letzten Augenblicke die Achtung und Liebe, welche ich dir schuldig bin, bewahren. Allein kannst du verlangen, daß ich eine Größe, die mich zum Verderben führt, meinem ewigen Heile vorziehe? Ich will keine Krone um diesen Preis, ich bin bereit, sie, ja selbst mein

Leben zu opfern lieber, als von der Wahrheit abzuweichen."

Das Gefängniß war für Hermenegild eine Schule der Tugend. Er widmete sich hier den Uebungen einer sehr aufrichtigen Reue und Buße. Er bediente sich des Bußgürtels und vermehrte durch viele freiwillige Abtödtungen die Strafen, die er ohnehin schon leiden mußte. Unaufhörlich flehte er in dem inbrünstigen Gebete zu Gott um den Muth, der ihm in den Kämpfen so nöthig war, die er um seines Glaubens willen zu bestehen hatte.

Das Osterfest war nahe. Leovigild beauftragte einen arianischen Bischof, seinen Sohn in der Nacht zu besuchen und ihm seine Gnade anzubieten, wenn er die Communion aus der Hand dieses Prälaten empfangen werde. Allein Hermenegild wies dieses Ansinnen mit Abscheu zurück. Mit edlem Freimuthe tadelte er selbst den Bischof wegen seiner Anhänglichkeit an diese gottlose Lehre. Der König, vom ganzen Vorgang unterrichtet, wurde noch wüthender und entschloß sich, im Blute seines Sohnes den Haß zu kühlen, welchen er gegen den katholischen Glauben in sich barg. Er sandte also Soldaten in das Gefängniß, um ihn zu tödten. Diese kamen dahin und schlugen ihm das Haupt mit einem Beil ab. Der Heilige leistete durchaus keinen Widerstand, sondern übergab sich seinen Mördern mit der größten Unerschrockenheit. Er litt den Martyrertod am Charsamstag, den 13. April des Jahres 586.

Den Verdiensten dieses heil. Blutzeugen schrieb der hl. Gregor die Bekehrung des Königs Reccared, sowie die der ganzen gothischen Nation in Spanien zu. Das Verbrechen, welches er dadurch beging, daß er die Waffen gegen seinen Vater ergriff, büßte er durch seine heroischen Tugenden und durch Vergießung seines Blutes.

Leovigild fühlte bald Gewissensbisse. Nach dem gerechten Gerichte Gottes verließ ihn die Reue nicht eher, als bis sein Herz sich bekehrte. Sterbend noch empfahl er seinen Sohn Reccared dem hl. Leander und bat ihn, ihn im katholischen Glauben zu unterrichten.

In den Ketten zeigte sich Hermenegild als König. Die Demüthigungen und Leiden wandten innerlich sein Herz von der Erde hinweg und reinigten es von den Makeln, von denen es, da er noch von Ehren dieser Welt umgeben war, allenfalls befleckt wurde. Er kostete das Glück, Jesus Christus gleichförmig zu sein und an seiner Person das leidensvolle Leben des Erlösers und aller seiner wahren Schüler zu erneuern. Er schätzte die Lage hoch, welche, weise benützt, die Tugenden vervollkommnet. Mit Gott durch das Band einer mächtigen und edlen Liebe gereinigt, verachtete er die Drohungen und Schmeicheleien einer verführerischen Welt. Er war im Besitze aller Reichthümer jenes innerlichen Königreichs, welches Gott in den Herzen derjenigen errichtet, welche ihm angehören, im Besitze nämlich der Gnade des Lichts, der Weisheit, der Wissenschaft göttlicher Dinge, der Liebe und aller jener Tugenden, deren Quelle sie ist. Seine Seele kostete die Wonne und den Trost, die ihm alles entbehrlich machten, was der menschliche Geist für wünschenswerth hält. Sie erkaufte er durch das Opfer seines Thrones, seiner Freiheit und seines Lebens. Es erübrigt nur, daß auch wir an diesem innerlichen Königreiche Theil nehmen und die kostbaren Vortheilen uns aneignen, welche sich uns dort bieten.

14. April.

Der hl. Tiburtius, Valerianus u. Maximus,

Martyrer. Jahr 229.

In der Lebensgeschichte der hl. Cäcilia wird erzählt, daß diese fromme Jungfrau, als sie mit ihrem Gatten Valerian getraut war, ihm sagte, daß sie einen Engel Gottes zu ihrem immerwährenden Wächter habe, der ihn, wenn er ein sinnliches Begehren nach ihr habe, auf eine schreckliche Art strafen, wenn er aber mit reinem Herzen für ihre Unschuld wachen würde, ihn beschützen und mit überirdischen Gnaden beglücken sollte. Valerian, zwar noch ein Heide, aber ein rechtschaffener, unverdorbener Jüngling, wurde bei diesen Worten von geheimer Ehrfurcht ergriffen und versprach, mit ihr in gänzlicher Enthaltsamkeit zu leben, wenn sie machen würde, daß er diesen Engel Gottes sehen könnte. Die Heilige versprach ihm dieß, wenn er dem Heidenthum abschwöre, sich zuvor taufen lasse und an den wahren lebendigen Gott glaube. Auch dazu gab er seine Einwilligung und machte sich sogleich auf, den hl. Papst Urbanus aufzusuchen, der, weil eben eine wüthende Verfolgung gegen die Bekenner Jesu ausgebrochen war, sich außer Rom an einem verborgenen Orte aufhielt.

Valerian eröffnete dem hl. Vater sein sehnliches Verlangen, ein Christ zu werden, und dieser ertheilte ihm den nöthigen Unterricht in den Wahrheiten des Glaubens und endlich die hl. Taufe, und angethan mit den weißen Kleidern der Taufunschuld und Herzensreinheit kam er freudig zu seiner Gattin zurück. Diese betete eben innig auf ihren Knieen vor dem Bilde des Gekreuzigten, und an ihrer Seite stand der Engel Gottes ganz mit himmlischem Lichte umstrahlt, in seiner Rechten zwei Kronen haltend, aus Lilien und Rosen gewunden. Die eine reichte er so eben der betenden Jungfrau und die andere dem staunenden Valerian mit den Worten: „Jüngling, diese Rosen werden nimmermehr welken und nie ihren angenehmen Geruch verlieren, wenn ihr die Reinigkeit eurer Herzen unbefleckt erhaltet." Wie glücklich war

Valerian nun als Christ, und welche seligen Stunden verlebte er nun an der Seite seiner jungfräulichen Gattin! Einen Wunsch hatte er noch, um dessen Erfüllung er stets zum Himmel flehte, nämlich seinen heidnischen Bruder des großen Glückes des Christenthums theilhaftig zu machen; und auch diese Bitte wurde ihm bald gewährt. Nach wenigen Tagen schon kam Tiburtius, sein Bruder, auf Besuch. Der Rosenduft, der zu ungewöhnlicher Jahreszeit das Zimmer erfüllte, machte ihn staunen, und seine Fragen gaben Veranlassung, daß er die Bekehrung Valerians zum Christenthume und die Engelserscheinung erfuhr.

Mit schwesterlicher und zärtlicher Liebe eröffnete nun Cäcilia dem Tiburtius den Wunsch seines Bruders, auch ihn durch den wahren Glauben beseligt zu wissen; allein dieser wankte noch in seinem Entschlusse, weil er sich vor den schrecklichen Strafen fürchtete, mit denen man gerade um jene Zeit die Bekenner Jesu allenthalben verfolgte. Da belehrte ihn die Heilige und sprach: „Mein lieber Bruder! Mit Recht zittern jene, ihr Leben zu verlieren, die dieses Erdenleben als das einzige erkennen und auch keine Besserung zu erwarten haben. Aber der Bekenner Jesu blickt mit heißer Sehnsucht dem Zielpunkte entgegen, wo er dieses sterblichen Körpers entledigt, mit einem unsterblichen bekleidet wird, um ewig zu herrschen mit dem unsterblichen Könige Jesus im Himmel," und nun fuhr sie fort, in hoher Begeisterung dem Heiden die erhabenen Heilswahrheiten zu erklären, wie aus Liebe zu den armen, verblendeten Sterblichen Jesus, der Sohn Gottes, auf die Erde gekommen, eine neue Religion, die nur Liebe gebietet, vom Himmel gebracht, und nur Segen und Wohlthaten unter den Menschen verbreitet, und endlich für seine Feinde am Kreuze sterbend gebetet, sein Leben beschlossen habe. Aufmerksam hatte Tiburtius zugehört, und, als wenn ein himmlischer Schutzgeist ihm die neuen Lehren des Christenthums eröffnet hätte, wurde sein Herz von ihnen durchdrungen. Voll Rührung und Dankbarkeit warf er sich vor der Heiligen nieder und rief: „Ja, ich werde ein Christ! Mögen meiner die schrecklichsten Martern, ja der gewaltsamste Tod warten; ich werde ein Christ. O entlediget mich bald von den Fesseln des Heidenthums und des Aberglaubens! Ein neuer, heller Tag geht in meiner Seele auf, ich werde den Engel Gottes sehen! O nehmet mich in eure Mitte auf, ihr Befreite Jesu Christi!"

Die heilige Cäcilia machte diese Bekehrung dem Statthalter Jesu Christi bekannt, welcher mit Sorgfalt und heiliger Freude den eifrigen Jüngling in der Lehre Jesu unterrichtete und ihm die heilige Taufe ertheilte, wobei dieser versprach, mit Aufopferung des Lebens bis zum Tode dem Christenthume treu zu bleiben. Beide Brüder widmeten von nun an, um sich als wahre Christen zu zeigen, alle ihre Thätigkeit der Wohlfahrt der Gläubigen; sie erbauten den heiligen Blutzeugen prächtige Grabmäler, sprachen den Bekennern Muth ein, trösteten die Gefangenen, unterstützten die Armen mit reichlichen Gaben und zeigten in allen ihren Handlungen, daß sie nicht blos den christlichen Namen angenomen, sondern sich auch zur Erfüllung der wichtigen Pflichten verbindlich gemacht haben, wodurch sich ein Christ nach dem Beispiele seines Erlösers auszeichnen soll. Da diese verdienstlichen Werke in Rom allgemeines Aufsehen erregten, und die Heiden mit Grund auf ihre Bekehrung schlossen, forderte Almachius, der Statthalter in Rom, die Brüder vor sein Gericht, und nachdem sie sich unerschrocken zum christlichen Glauben bekannt hatten, machte ihnen dieser Anfangs die schmeichelhaftesten Versprechungen auf Reichthümer und Ehrenstellen, und als diese vergeblich waren, drohte er ihnen mit den grausamsten Martern, wenn sie nicht sogleich das Christenthum verläugnen und den Göttern opfern würden. Diese aber trotzten allen Peinen und Versprechungen und gaben zur Antwort: „Wir sind Christen und verachten deine Götzen."

Da kam der Statthalter in Wuth, ließ die Beiden unmenschlich schlagen, und schwur bei den Göttern, daß sie diesen opfern oder eines peinlichen, schmachvollen Todes sterben müßten. Die Bekenner empfingen die schmerzliche Züchtigung mit Freuden und erhoben, ohne mehr zu antworten, ihre Augen zum Himmel. Endlich wurde über sie das Todesurtheil gesprochen, und die Vollziehung desselben sogleich anbefohlen. Maximus, einer der ersten Kriegsobersten des kaiserlichen Heeres, erhielt den Auftrag, die Bekenner mit seinen Soldaten zur Richtstätte zu führen. Ihre Jugend, ihr Heldenmuth und Adel und ihr so trauriges Schicksal machte auf sein Herz, einen solchen Eindruck, daß er schmerzliche Thränen weinte. Er wandte alle seine Beredtsamkeit an, um sie dem schmählichen Tode zu entreißen und in ihnen die Liebe zum Leben anzufachen. Allein, wie erstaunte er, als sie ihm die Gründe ihrer heißen Sehnsucht nach Gott und dem Himmel erklärten, und dabei ihm mit wonnetrunkenen Blicken versicherten, daß er nach ihrem Tode ihre Seelen werde zum Himmel auffahren sehen. Auf der Marterstätte angekommen, warfen sich die beiden Martyrer sogleich auf die Kniee, empfahlen sich Gott und seiner Gnade, beteten laut für ihre Verfolger und empfingen den Todesstreich im Jahre 229.

Maximus sah nach ihrer Enthauptung ihre reinen Seelen in himmlischer Gestalt emporschweben, und dies brachte ihn zu dem Entschlusse, das Heidenthum zu verlassen und das Cristenthum anzunehmen, das seinen Bekennern so herrlichen Muth ertheilt, und so unaussprechliche Seligkeit hoffen läßt. Nach seiner Rückkehr zur Stadt suchte er die heilige Cäcilia auf, die ihn in seinem heiligen Vorsatze so befestigte, daß er nach erhaltenem Unterricht und der heiligen Taufe sich öffentlich als einen Christen bekannte und bald darauf gewürdigt wurde, den glorreichen Tod eines Bekenners Jesu zu sterben.

Papst Gregor III. erneuerte im Jahre 740 die Begräbnißstätte dieser heiligen Martyrer und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erbaute Papst Hadrian I. zu ihrer Verehrung eine prächtige Kirche, in welche ihre Leiber mit jenen der heiligen Cäcilia, und der heiligen Päpste Urban und Lucius übersetzt wurden.

Der heilige Benezet,

Hirte und Patron von Avignon.

Jahr 1184.

Benezet oder Benedet wurde 1165 zu Avialo, einem kleinen Dorfe, geboren und mußte in seiner Jugend das Vieh hüten. Hier zeigte er eine Frömmigkeit, die weit über sein Alter ging, sowie den Ernst und die Vorsicht des gereiften Alters. Die Gefahren, denen die Reisenden beim Uebergang über die Rhone bei Avignon sich oft aussetzen mußten, rührten ihn. Er entschloß sich, diesen vorzubeugen und faßte den Plan, eine Brücke über den Fluß zu bauen, ein sehr schwieriges, ja beinahe übermenschliches Unternehmen, welches selbst die Römer scheuten.

Dieser Gedanke eines Kindes von zwölf Jahren war fast lächerlich, wenn nicht Wunder bewiesen hätten, daß Benezet hiezu von Gott erleuchtet worden sei. Der Bischof von Avignon gab seine Zustimmung zu dem Bau dieser Brücke und im Jahre 1177 legte unser kleiner Hirte den ersten Grundstein vor der ganz erstaunten Bevölkerung von Avignon. Die Arbeiten wurden eifrigst betrieben, allein Benezet sollte die Vollendung seines begonnenen Werkes nicht mehr erleben; er starb vor Vollendung des Baues in einem Alter von 19 Jahren im Jahre 1184. Er wurde an der nämlichen Brücke, welche erst im Jahre 1188 vollendet wurde, begraben. Die Wunder, welche an seinem Grabe geschahen, bewogen die Stadt Avignon, auf der Brücke eine Kapelle bauen zu lassen, wohin seine Reliquien gebracht wurden. Bis zum Jahre 1669 waren sie hier. Allein in dieser Zeit stürzte ein großer Theil der Brücke ein und die Reliquien wurden von den Trümmern begraben. Man zog seinen Leib, welcher durchaus nicht den geringsten Schaden gelitten hatte, aus den Trümmern hervor. Im Jahre 1674 brachte ihn der Erzbischof von Avignon in Begleitung des Bischofs von Orange und des Adels des Landes feierlichst in die Kirche zum heiligen Cölestin, welche von Ludwig XIV. beehrt wurde, diesen kostbaren Schatz aufbewahren zu dürfen.

Ansicht von Avignon.

Der heilige Antonius, Johann und Eustachius.

Martyrer. Jahr 1342.

Diese Heiligen, von welchen die zwei ersteren Brüder waren, stammten aus einer sehr angesehenen Familie in Litthauen, Sie waren Kammerherrn des Großherzogs von Litthauen, Namens Olgerd und beteten nach der Landesreligion das Feuer an. Allein sie erkannten die Wahrheit, bekehrten sich zum Christenthume und wurden durch einen Priester, Nestorius, getauft. Die Weigerung, an einem Fasttag Fleisch zu essen, kostete sie Freiheit und Leben.

Auf Befehl des Großherzogs wurden sie eingekerkert und gemartert. Johannes wurde den 24. April, Anton den 14. Juni und Eustachius den 13. Dezember zu Wilna im Jahre 1342 hingerichtet, und an einer großen Eiche aufgehängt. Die Christen kauften den Baum und das Land um denselben und

bauten eine Kirche in welche auch ihre Reliquien gebracht wurden. Alexius, katholischer Patriarch von Kiew, ordnete ihre öffentliche Verehrung an. Ihr Fest wird zu Wilna den 14. April feierlichst begangen, da sie als die vorzüglichsten Patrone dieser Stadt betrachtet werden.

Die gottselige Lidwina,

Jungfrau.

Jahr 1433.

Lidwina, gewöhnlich Lidwid genannt, wurde im Jahr 1380 zu Schiedam in Holland geboren. In ihrer frühesten Jugend legte sie eine große Verehrung zur Mutter Gottes an den Tag und machte in ihrem 12. Jahre das Gelübde der Jungfräulichkeit. Gott ließ viele Leiden über sie kommen, welche ihre Geduld auf eine sehr harte Probe stellten, so daß sie weder Ruhe noch Nahrung genießen konnte. Dreißig Jahre ihres Lebens konnte sie das Bett nicht verlassen und sieben Jahre lang konnte sie weder das Haupt noch den rechten Arm bewegen.

Da sie in den ersten Jahren ihrer Krankheit ihre empfindliche Natur kaum überwinden konnte, rieth ihr Beichtvater Johann Pott, durch ihre Leiden gerührt, recht oft Betrachtungen über das Leiden unsers Herrn Jesu Christi anzustellen und versicherte sie, daß diese von großem Nutzen für sie sein werden. Lidwina gehorchte in Einfalt des Herzens. Sie fing an, das Leiden des Herrn zu betrachten und theilte es nach den canonischen Tagzeiten der Kirche in 7 Punkte ein. Bald fand sie an diesen Uebungen so viel Freude, daß sie sich Tag und Nacht damit beschäftigte. Sie bewirkten auch bald in ihr eine sehr glückliche Sinnesänderung. Sie fand zuletzt in ihren Leiden nur Anmuth und Trost, und weit entfernt, Gott um Befreiung davon zu bitten, flehte sie vielmehr um Vermehrung derselben, weil er ihr so viel Gnade verlieh, sie mit Geduld zu ertragen. Sie unterzog sich öfters freiwilligen Abtödtungen. Wenn sie von Gott und seinen Erbarmungen redete, so geschah dies mit einer Salbung, welche die gefühllosesten Herzen rührte. Besonders liebte sie die Armen. Sie unterstützte diese nach allen ihren Kräften und vertheilte nach dem Tode ihrer Eltern alle ererbten Güter unter sie. So viel Tugend wurde durch die Wundergabe und mehrere Offenbarungen belohnt.

Lidwina machte auch einen heiligen Gebrauch von den innerlichen Leiden, welche Gott ihr schickte. Sie stärkte sich durch das Gebet und vorzüglich durch den Empfang des Leibes unseres Herrn Jesu Christi. Im heiligen Abendmahl fand sie für das heilige Feuer, welches sie entflammte und für die Thränen, welche aus ihren Augen beinahe ununterbrochen flossen, eine beständige Nahrung. Ihre Demuth war so bewunderungswürdig, wie ihre andern Tugenden. Sie wünschte nichts sehnlicher, als den Menschen unbekannt zu sein und von allen Geschöpfen verachtet zu werden. Endlich nach 38jährigen Leiden erhielt sie den Lohn, welcher den wahren Liebhabern des Kreuzes versprochen ist. Sie starb in einem Alter von 53 Jahren den 14. April 1433. Ihre Heiligkeit war seitdem öffentlich durch Wunder bezeugt und der heilige Thomas von Kempis erzählte mehrere, von denen er Augenzeuge war.

Man errichtete ihr ein Grabmal von Marmor in der Pfarrkirche zu Schiedam, welche nach ihr im Jahr 1434 benannt wurde. Das Haus ihres Vaters verwandelte man in ein Kloster der grauen Schwestern des dritten Ordens vom heiligen Franziskus. Die Calvinisten haben die Kapelle zerstört und das Kloster in ein Waisenhaus umgewandelt. Die Reliquien der gottseligen Lidwina wurden nach Brüssel gebracht und in der Collegialkirche der heiligen Gudula beigesetzt. Die Infantin Isabella ließ die Hälfte davon in die Kirche der Carmeliter bringen.

15. April.

Der heilige Petrus Gonzalez.

Jahr 1246.

Petrus Gonzalez wurde von vornehmen Eltern im Jahre 1190 zu Astorga, einer Stadt im Königreich Leon, in Spanien geboren. Er besaß einen Alles durchdringenden Geist und machte in seinen Studien sehr große Fortschritte. Ohne die Wichtigkeit eines solchen Schrittes gehörig zu überlegen, schickte er sich an, in den geistlichen Stand zu treten. Sein Onkel, der Bischof von Astorga, war über seine Talente erfreut, gab ihm ein Canonicat an der Domkirche zu Astorga und übertrug ihm die Würde eines Domdekans.

Der junge Gonzalez huldigte nicht gerade schweren Lastern, allein er war vom Weltgeiste, den das Evangelium verurtheilt, erfüllt und in seiner neuen Würde erblickte er das, was seiner Eigenliebe schmeichelte. Er wollte, daß die Feierlichkeit seiner Besitznahme von dem größtmöglichsten Glanz begleitet werde und ritt deßhalb auf einem herrlich gezierten Pferde durch die Stadt. Der Beifall, den seine Eitelkeit erntete, dauerte nicht sehr lange. Das Pferd machte einen Fehltritt, bäumte

sich und warf seinen Reiter in den Straßenkoth, welchen Unfall die Menge mit Lachen und Geschrei aufnahm.

Doch die Demüthigung des jungen Dekans hatte eine gute Wirkung. Er ging in sich, wohl einsehend, daß dies Begegniß die gerechte Strafe seiner Eitelkeit sei. Alsdann öffnete er sein Herz der Gnade und entschloß sich, ihren Eindrücken treu zu folgen. Er zog sich nach Valencia zurück und bemühte sich, in stiller Abgeschiedenheit durch Gebet und Fasten den göttlichen Willen zu erforschen. Den Stolz bekämpfte er durch Ausübung einer unumschränkten Abtödtung, und durch die vielen Siege über sich selbst wurde er ein Muster der Reue und Demuth. Allein ob er gleich die verborgenen Neigungen der Natur unterjocht hatte, er mißtraute sich doch selbst immer und, um sich die Frucht der über seine Leidenschaften erfochtenen Siege nicht wieder entreißen zu lassen, trat er in die Reihe der geistigen Söhne des heiligen Dominikus, welche die Kirche durch ihre ausgezeichnete Heiligkeit erbaute.

Die Welt verfolgte ihn bis in seine Einsamkeit. Vermeintliche Weise besuchten ihn sehr häufig, um ihn zu bewegen, zu seiner Würde wieder zurückzukehren. Allein sein Entschluß, mit der Welt ganz zu brechen, stand unerschütterlich fest. Nach vollendetem Noviziat legte er die Gelübde ab und fuhr mit allem Eifer fort, sich zu befestigen und zu kräftigen in der Ausübung derjenigen Tugenden, welche die Ordensregel vorschrieb. Wenn der Heilige einen großen Theil der Nacht mit Betrachtungen oder mit Besingen des Lobes Gottes zugebracht hatte, so widmete er den ganzen Tag dem Unterrichte der Gläubigen. Die Liebe, welche sein Herz erfüllte, verlieh seinen Worten eine unendliche Salbung, welcher Niemand widerstehen konnte. Die ausgelassensten Wüstlinge zerflossen bei seinen Reden in Thränen, bekannten vor seinen Füßen reumüthig ihre Ausschweifungen, so daß der Heilige das Werkzeug unzähliger Bekehrungen im Königreich Leon und Kastilien und vorzüglich im Bisthum Valencia wurde.

Einzug des heiligen Gonzalez in Astorga.

Der fromme König Ferdinand III. wünschte den Mann Gottes zu sehen. Er überzeugte sich selbst von der Wahrheit dessen, was er über den Heiligen gehört hatte. Sogleich entschloß er sich, ihn für sich zu gewinnen und überall mit sich zu führen, selbst im Krieg. Gonzalez benützte das Vertrauen des Fürsten dazu, um die Ausschweifungen unter den Hofleuten und unter den Truppen zu bessern. Seine Beispiele verliehen seinen Predigten eine wunderbare Kraft. Mitten in Ehren und Ueberfluß lebte er auch in der That so regelmäßig wie dieß nur in einem Kloster möglich sei. Immer blieb er bei den Uebungen der Betrachtung, der Abtödtung und den andern Tugenden seines Standes.

Wäre er nur ein gewöhnlicher Mensch gewesen, so würde seine Tugend ihn nicht aus den Schlingen, die ihm gelegt wurden, gerettet haben. Eine freche Weibsperson schmeichelte sich, ihn verführen zu können, wenn sie allein mit ihm reden dürfe. In ihrem schamlosen Vorhaben wurde sie durch das Versprechen einiger Wüstlinge, ihr, im Falle ihr Vorhaben gelinge, eine große Summe Geldes zu geben, noch bestärkt. Sie ging also zu Gonzalez: „Ich wünschte," sprach sie, „mit Ihnen eine höchst wichtige Angelegenheit, welche die größte Verschwiegenheit erfordert, zu berathen. Es ist nothwendig, daß wir allein sind." Nachdem sich Alles entfernt hatte, fiel sie auf ihre Kniee, ließ ihre Thränen in Strömen fließen, betheuerte, daß sie ihr Leben ändern wolle und fing an, ihre Fehler zu bekennen. Hierauf lüftete sie die Maske und redete Alles heraus, was ihr der Geist der Verführung eingab, um in dem Herzen des Heiligen eine Neigung zur Wollust zu erwecken. Allein, alle diese Kunstgriffe dienten nur zu ihrer eigenen Verwirrung und dazu, den Triumph der Tugend desto glänzender zu machen. Der Heilige ging in ein anderes Gemach, in welchem ein Feuer brannte, hüllte sich in seinen Mantel nnd stieg auf die glühenden Kohlen. Hierauf rief er die Person herein, um ihr den Ort zu zeigen, an dem er sie erwarte. Durch dieses Schauspiel, sowie dadurch, daß das Feuer dem Heiligen nichts schadete, ward sie so erschüttert, daß sie ihre Augen dem Lichte der Gnade öffnete. Sie verfluchte ernstlich ihre Sünden und beichtete sie unter der bittersten Reue. Ihr Beispiel hatte die Bekehrung aller derjenigen zur Folge, welche sie durch ihr Versprechen zu dem Verbrechen ermuthigt hatten.

Gonzalez begleitete den König Ferdinand bei allen seinen Unternehmungen gegen die Mauren und man kann sagen, daß er viel zu den Siegen dieses Fürsten, sowohl durch seine Gebete und Rathschläge als auch durch die Mannszucht, die er unter Offizieren und Soldaten einführte, beigetragen hatte. Als im Jahre 1226 Cordova eingenommen wurde, mäßigte er die Wuth der Sieger, schützte die Unschuld der Jungfrauen gegen die Zügellosigkeit der Soldaten und erhielt mehreren tausend Feinden das Leben. Die Moscheen reinigte er und verwandelte sie in Kirchen. Der König unterstützte ihn bei allen diesen guten Werken

und leistete ihm durch sein Ansehen bei allen Unternehmungen die wesentlichste Hilfe. Die große Moschee zu Cordova, die berühmteste in Spanien, wurde in eine Cathedralkirche umgewandelt. Man fand daselbst die Glocken und alle Kirchengeräthe, welche die Mauren 200 Jahre vorher auf den Schultern der Christen von Compostella hatten hieher bringen lassen. Ferdinand ließ sie durch die Besiegten auf die nämliche Weise nach Compostella zurücktragen.

Indeß verließ der Heilige den Hof, ungeachtet der Bitten und Versprechungen, die man anwandte, um ihn zurück zu halten. Er wollte sich endlich ganz dem Unterrichte der Armen und der Landbewohner widmen. Die steilsten Berge, die unwegsamsten Oerter, die Unwissenheit und Rohheit des Volks, Nichts war im Stande, ihn davon abzuhalten. Das Gebet unterhielt und nährte jenen apostolischen Geist, der ihn beseelte. Seine Predigten brachten hauptsächlich in den Bisthümern Tuy und Compostella bewunderungswürdige Früchte hervor und seine Worte bekamen durch die Wundergabe, womit ihn der Herr begnadigte, neue Kraft. Gonzalez besaß große Fähigkeit, den Armen die Heilswahrheiten vorzutragen und ihnen die Liebe dazu einzuflößen. Die Matrosen schienen ihm auch ein würdiger Gegenstand seines Eifers zu sein. Er suchte sie in ihren Schiffen auf und hörte erst im Tode auf, sie zu unterrichten.

Als ihm innerlich sein Sterbetag bekannt wurde, verließ er Tuy, um sich nach Compostella zu begeben und in den Armen seiner Brüder zu sterben. Allein auf der Hinreise befand er sich so übel, daß er an den Ort seiner Abfahrt zurückkehren mußte. Sein Freund, der Bischof von Tuy, stand ihm in seiner Krankheit bei und empfing seinen letzten Seufzer. Man beerdigte ihn in der Cathedralkirche. Er starb gottselig den 15. oder 16. April 1246. Seine durch mehrere Wunder berühmt gewordenen Reliquien werden in einem schönen silbernen Kästchen in der Kathedralkirche von Tuy aufbewahrt.

Papst Innocenz IV. sprach den Diener Gottes im Jahre 1254 selig und gestattete den Dominicanern in Spanien, seine Tagzeiten abhalten zu dürfen. Das nämliche Privilegium wurde auch der Stadt Tuy gewährt. Der gottselige Peter Gonzalez ist niemals heilig gesprochen worden. Benedikt XIV. gestattete sein Officium für den ganzen Orden des heiligen Benedikt. Die Matrosen in Spanien und Portugal rufen ihn in den Stürmen an und haben mehr als einmal schon auf ausgezeichnete Weise sich von seinem Schutze überzeugt. Sie nennen ihn den heiligen Telm oder Elm.

16. April.

Der heilige Fructuosus.

Bischof von Braga.

Jahr 640.

Der heilige Fructuosus, aus dem Königsgeschlechte der Westgothen in Spanien, fühlte von Kindheit an einen mächtigen Zug zur Einsamkeit, welchem er, sobald ihm der Tod seiner Eltern die erwünschte Freiheit gab, folgte. Um gründlich in unserer heiligen Religion unterrichtet zu werden, begab er sich an die hohe Schule, welche der Bischof von Valencia zur Heranbildung seiner Geistlichen gestiftet hatte. Er verkaufte einen großen Theil seiner Güter und gab den Erlös den Armen; das übrige Vermögen verwendete er zu Klosterstiftungen. Das berühmteste wurde auf die nahe bei Vierzo liegenden Gebirge gebaut und bekam nachher den Namen Complutum, weil es dem heiligen Justin und dem heiligen Pastor, Blutzeugen von Complutum, (jetzt Alcala von Henarez) in Castilien, geweiht war. In dieses trat der Heilige und stand ihm eine Zeit lang als Abt vor; dann wählte er einen Nachfolger und begab sich in die Wüste, wo er sich nach dem Beispiele der alten Einsiedler in Thierfelle kleidete und überhaupt ein strenges Leben führte. Außerdem gründete er noch andere Klöster, z. B. eines für Mädchen, das er Nonä hieß, weil es neun Meilen vom Meere entfernt lag. Unter seinen Jüngern herrschte vollkommene Ordnung und wir haben noch zwei Regeln, welche er selbst verfaßt hat. Die eine ist die Complutische, weil sie der Abtei dieses Namens eigen war; die andere, die Gemeine, wurde in den übrigen Manns- und Frauenklöstern, weche Fructuosus gestiftet hatte, beobachtet.

Aber wie ein heller Stern zwischen den Zweigen eines Dickichts durchschimmert, so glänzte Fructuosus Tugend aus der Wüste heraus und machte, daß er auf den bischöflichen Stuhl von Duma und im Jahr 656 auf den erzbischöflichen von Braga erhoben wurde. Mit größter Gewissenhaftigkeit erfüllte er die Pflichten seines Amtes und bewahrte die vorige Sittenreinheit und Strenge gegen sich. Zwar erregte ihm der Neid Verfolgungen; allein er ward Sieger durch Gottergebenheit, Sanftmuth und Geduld. Er starb in der Kirche, auf der Asche liegend, am 16. April 665. Seine Reliquien zeigt man zu Compostella.

Der heilige Turibius,

Bischof von Astorga in Galizien.

Jahr 460.

Der heilige Turibius war Bischof von Astorga in Galizien und Nachfolger eines gewissen Dictinus, welcher das Unglück hatte, in die Irrthümer der Pris-

cillianisten zu verfallen. Als solcher wirkte er eifrig für die Aufrechterhaltung der Kirchenzucht und widersetzte sich kräftig den Irrthümern der Priscillianisten, welche sich neuerdings in Spanien einschlichen, wobei er von Papst Leo, dem Großen, von welchem ein Brief an ihn auf uns gekommen ist, unterstützt wurde. Er starb im Jahre 460 und findet sich unter dem heutigen Datum im römischen Martyrerverzeichniß.

17. April.

Der heilige Stephan.

Abt zu Citeaux.

Jahr 1134.

Stephan, mit dem Beinamen Harding, wurde in England von sehr angesehenen und reichen Eltern geboren und in dem Kloster zu Sherbourne, in der Grafschaft Dorset, erzogen. Die Lehrer, denen er anvertraut war, flößten ihm zugleich mit dem Unterrichte in den Wissenschaften eine große Frömmigkeit ein. Er wußte zur rechten Zeit seine Leidenschaften zu unterdrücken und errang sich eine unerschütterliche Gemüthsruhe. Es war dieß jene Ruhe, aus der eine liebenswürdige Heiterkeit, die sich auf seinem Antlitz spiegelte, entsprang. Das Verlangen, immer weiter in der Vervollkommnung zu schreiten, bestimmte ihn, das Kloster zu verlassen. Mit einem Freunde, welcher dieselbe Neigung und Gesinnung mit ihm theilte, kam er nach Ecosse, wo sie mehrere seltene Muster der Frömmigkeit fanden. Von da begaben sie sich nach Paris und Rom. Ihre Geistessammlung litt durch diese Reise nicht im Geringsten. Um den Eifer des Gebets zu nähren, beteten sie täglich alle Psalmen.

Stephan hörte auf seiner Rückreise von Rom zu Lyon von den Tugenden und der Strenge, welche man in dem von dem hl. Robert gestifteten Kloster zu Moslem übe. Sogleich entschloß er sich, dahin zu gehen und sich hier dem Dienste Gottes zu widmen. Die Ordensmänner zu Moslem lebten in der größten Armuth. Oft mangelte es ihnen an Brod so, daß sie keine andere Nahrung hatten als wilde Kräuter, welche in der Wüste wuchsen. Die Einwohner der Nachbarschaft, welche ihre Heiligkeit nicht genug bewundern konnten, waren über die traurige Lage, in der sie sich einigemal befanden, äußerst gerührt. Sie übernahmen es, die Bedürfnisse der Ordensmänner zu befriedigen und thaten dieß so reichlich, daß diese sogar Ueberfluß hatten. Die Folgen hievon waren sehr betrübend. Zerstreuung trat an die Stelle der Ruhe, man ging mit Verachtung über die Ordensregel hinweg und verletzte selbst wesentliche Punkte des Evangeliums. Von Tag zu Tag nahm die Erschlaffung zu und wurde immer unheilbarer. Zuletzt wurde das Uebel so groß, daß Robert das Kloster verließ. Ihm folgte bald darauf der selige Alberich, sein Prior, und der heilige Stephan. Da schienen sich die Mönche doch bessern zu wollen. Der Papst befahl dem Abte, in sein Kloster zurückzukehren. Auch Alberich und Stephan wurden durch die Diöcesanbischöfe zurückberufen.

Die Mönche von Moslem aber hielten ihr gegebenes Wort, sich zu bessern, nicht, fielen in ihre früheren Ausschweifungen zurück und mißachteten offen die ihnen vorgeschriebenen Regeln. Stephan, als Superior, hörte nicht auf, diesen über ihre Aufführung Vorhalt zu machen. Immer wiederholte er, daß die Heiligkeit des Mönchslebens von der treuen und gewissenhaften Beobachtung der Ordensregel abhänge, daß es noch nie wahre Mönche ohne Disciplin gegeben habe, so wenig als eine Gesellschaft ohne Gesetz, ja daß es um die Sitten geschehen sei, wenn man den ursprünglichen Geist nicht wieder aufnehme. Allein alle diese Vorstellungen waren umsonst; das Uebel wuchs von Tag zu Tag.

Der heilige Robert verzweifelte an der Verbesserung seines Klosters, ließ für sich einen Abt wählen und verließ mit Genehmigung Hugues, des Erzbischofs von Lyon und apostolischen Legaten, von dem gottseligen Alberich, dem heiligen Stephan und achtzehn andern frommen Ordensmännern begleitet, Moslem. Sie begaben sich nach Citeaux, in eine sumpfige Gegend, fünf Stunden von Dijon entfernt. Diese Einöde wurde ihnen von dem Grafen Beaune überlassen. Eudes, Herzog von Burgund, ließ ihnen eine Kirche bauen, welche, wie alle Kirchen dieses Ordens, in der Folge unter Anrufung der heiligen Jungfrau eingeweiht wurde. Die Ordensmänner fällten selbst die Bäume und bauten eigenhändig ihre Zellen. Nach Ausbau des Klosters legten sie den 21. März 1089 auf die Ordensregel des heiligen Benedikt eine neue Profeß ab, welche sie mit aller Strenge befolgten. Von diesem Tage datirt sich die Stiftung des Cisterzienser-Ordens.

Ein Jahr und einige Monate nach Gründung dieses Klosters mußte der heilige Robert nach Moslem zu-

rückkehren. Der gottselige Alberich wurde statt seiner Abt zu Citeaux. Die Mönche führten unter seiner Leitung ein sehr erbauliches Leben. Ihrer Stille, ihrer Demuth und Eingezogenheit wegen hielt man sie für Engel in Menschengestalt; zwei Abgesandte des Papstes Paschalis II. visitirten sie. Sie waren von Bewunderung durchdrungen und ganz entzückt über das Leben, welches diese Ordensmänner führten. Obgleich sie die äußerste Strenge beobachteten, waren sie bei ihren Arbeiten doch voll Freude und Heiterkeit. Ihr Aeußeres machte einen gewaltigen Eindruck und zeugte von dem Frieden, der in ihrer Seele herrschte. Alberich erlangte im Jahr 1100 von Papst Paschalis II. die Bestätigung seines Ordens. Er setzte hierauf noch mehrere Statuten fest, deren Zweck war, die buchstäbliche Befolgung der Regel des hl. Benedikt anzubefehlen. Das himmlische Leben zu Citeaux verbreitete nach allen Seiten hin Segen. Der Herzog von Burgund, Eudes, besuchte es oft, um sich zu erbauen und ließ in der Nachbarschaft sogar ein Schloß bauen. Auch wollte er in der Kirche dieser Einsiedelei begraben werden. Mehrere seiner Nachfolger erwählten sich ebenfalls hier ihre Grabstätte. Heinrich, sein zweiter Sohn, ging in seinem heiligen Eifer noch weiter, er ließ sich unter die Jünger des heiligen Alberichs aufnehmen, nahm das klösterliche Gewand und starb zu Citeaux den Tod des Gerechten.

Nach Alberichs Tode wurde der heilige Stephan sein Nachfolger als Abt. Seine erste Sorge ging dahin, unter seinen Ordensmännern den Geist der Zurückgezogenheit und Armuth zu unterhalten. Er ergriff auch weise Maßregeln, um die häufigen Besuche Fremder zu verhindern. Nur der Herzog von Burgund erhielt die Erlaubniß, das Kloster zu betreten. Doch bat man ihn, nicht zu Citeaux Hof zu halten, weil dieß immer Veranlassung zu großen Festlichkeiten gab. Die Crucifixe von Gold und Silber nahm man aus der Kirche hinweg und stellte für diese hölzerne auf. Ebenso wurde der Gebrauch von Leuchtern aus kostbaren Metallen verbannt und benützte nur eiserne. Er verordnete auch, daß man keiner goldenen Kelche sich bedienen soll, sondern nur silberner, die aber vergoldet waren. Meßgewänder, Stolen, Manipeln und andere Ornamente waren von gewöhnlichen Stoffen; seidene, goldene oder silberne sollten nicht eingeführt werden. In dieser Zeit, in welcher die Kirche zu Citeaux nur Armuth darbot, herrschte dort eine Reinlichkeit, ein Anstand, würdig des Hauses Gottes. Die Einfachheit verlieh ihr etwas Majestätisches, welches die Größe dessen ankündete, der hier verehrt wird.

Einige Ordensmänner von Clugny, deren Kirchen mit den reichsten Ornamenten versehen waren, stießen sich an der Armuth, welche zu Citeaux herrschte. Ja, sie gingen sogar so weit, diese zu tadeln, weil sie den Beweggrund dazu nicht einsahen. Allein der hl. Bernhard rechtfertigte seine Brüder in einem Werke, das auf uns gekommen ist. „Ich weiß, sagte er, daß Reichthümer und Verschönerungen der Kirchen den Zweck haben, Gott zu ehren und will dieß in der bischöflichen Domkirche durchaus nicht verwerfen. Die ersten Hirten hatten dabei die Absicht, die Andacht eines rauhen und fleischlichen Volkes zu wecken. Allein was beabsichtigen wir Ordensmänner mit diesem Aufwande und dieser Pracht? Soll dieß in den Büßern etwa die Gefühle des Schmerzens und der Zerknirschung wecken, oder den Zuschauern zur Ergötzung und zum Vergnügen dienen? Was können diese überflüssigen Dinge mit Leuten gemein haben, welche das Gelübde der Armuth abgelegt haben und geistige Menschen sein sollen?

Die Mönche zu Citeaux widmeten mehrere Stunden des Tages der Händearbeit, zur bestimmten Stunde lasen sie oder schrieben Bücher ab. Diese Zeit benützte der heilige Stephan dazu, mit Hülfe seiner Ordensmänner eine Abschrift der lateinischen Bibel zum Gebrauch des Klosters zu veranstalten. Damit diese möglichst genau werde, bediente er sich sehr vieler Handschriften, zog auch taugliche Juden zu Rath, um den hebräischen Text zu erklären, die Fehler zu corrigiren, oder den Sinn des Originals, wenn er nicht ganz klar war, verständlich zu machen. Diese Verschiedenheit in den Exemplaren der heiligen Schrift rührt von den Fehlern her, welche durch die Nachlässigkeit oder Unwissenheit der Abschreiber sich eingeschlichen hatten.

Der heilige Stephan wird von seiner Wahl als Nachfolger Alberichs in Kenntniß gesetzt.

Wie groß erscheint die Tugend des heiligen Stephan. Doch in neuem Glanze strahlte sie in den Prüfungen, welche Gott ihm auferlegte. Der Herzog von Burgund, dadurch beleidigt, daß er nicht mehr zu Citeaux Hof halten solle, gab seinen Groll hierüber deutlich zu verstehen. Er entzog dem Kloster seinen Schutz und hörte auf, die Bedürfnisse der Ordensmänner zu befriedigen. Diese mußten sehr bald die Entziehung der Gaben des Fürsten fühlen, ihre Arbeit reichte nicht hin, sich ernähren zu können und so sahen sie der bittersten Noth entgegen. Stephan, von Allem entblößt, wie seine Gemeinde, verließ das Kloster und bettelte von Haus zu Haus. Seine Uneigennützigkeit und sein Gottvertrauen legte er dadurch an den Tag, daß er das Almosen eines simonistischen Priesters nicht annahm. Es ist wahr, daß die Ordensregel zu Citeaux mit größter Genauigkeit Alles entfernt, was dem Geist der Zurückgezogenheit und der Sammlung Eintrag thun könnte und allen Ordensmännern dieser Regel das Betteln verbietet! Allein außerordentliche Fälle der äußersten Noth müssen eine Abweichung von dem allgemeinen Gesetze gestatten.

Uebrigens freute sich der Abt und die Mönche mit ihm ihrer Armuth und der Beschwerden, welche ihnen zur Ausübung heldenmüthiger Tugenden Veranlassung wurde. Gott tröstete sie mehreremal durch sichtbare Beweise seines besondern Schutzes.

Zu dieser eben besprochenen Prüfung kam noch eine andere, welche nicht weniger mißlich war. Eine Krankheit raffte in den Jahren 1111 und 1112 einen großen Theil der Ordensmänner zu Citeaux hinweg. Der heilige Abt wurde durch diesen harten Schlag schwer betroffen, doch wankte er in seiner Ergebenheit in den Willen Gottes nicht. Nur die Furcht, seine Nachfolger könnten von seiner Buße und seiner Armuth abweichen, flößte ihm Kummer ein. In der That schrieb man auch den Tod der meisten Ordensbrüder der strengen Regel zu, welche man als übertrieben anklagte, zugleich folgerte man daraus, diese neue Einrichtung sei Gott nicht angenehm. Dieß machte mehrere wankend und hatte zur Folge, daß Niemand ins Kloster sich aufnehmen lassen wollte. Doch der Heilige schickte inbrünstige Gebete zum Himmel, in dessen Schutz er seine kleine Schaar empfahl. Die vielen Gnaden, die er bisher von Gott erhalten hatte, schienen ihm ein Recht auf seinen Schutz zu geben. Endlich wurde sein Vertrauen herrlich belohnt. Es kamen mehrere Männer und seine Gemeinde wurde durch sie um 31 Personen vermehrt. Unter diesen war auch der heilige Bernhard. Später kamen noch mehrere, und der Verlust, den Citeaux erlitten, wurde bei weitem aufgewogen. Der heilige Stephan sah sich veranlaßt, mehrere Klöster zu gründen, z. B. zu Ferte in der Diözese Chalons, zu Pontigny bei Auxerre, zu Clairveaus und Morimond in der Diözese Langres.

Der Cardinal Guy, Erzbischof zu Wien und Legat des apostolischen Stuhles, reiste 1117 nach Citeaux. Durch das Benehmen der Mönche wurde er so erbaut, daß er den heiligen Stephan aufforderte, ein Kloster zu Bonnevaux in seiner Diözese zu gründen. Dieser Prälat, welcher nachher Papst unter dem Namen Calictus II. wurde, ist im Jahre 1124 gestorben und wünschte, daß man sein Herz nach Citeaux bringe und es dem heiligen Abt übergebe. Hierauf wurde es in die Kirche daselbst gebracht, und in einem verschlossenen Reliquienkästchen auf der Epistelseite hinter dem Hochaltar aufbewahrt.

Von Citeaux besuchte er öfters seine frommen Colonien, die er bevölkert hatte. Er gründete dreizehn Abteien und sah hunderte durch Männer aus seinem Orden erstehen. Ueber alle hatte er die Oberaufsicht. Seine Hauptsorge ging dahin, eine strenge Disciplin einzuführen, sowie den Geist vollkommener Liebe zu pflanzen. In dieser Absicht visitirte er die Klöster häufig und errichtete Generalkapitel, welche, dem Verfasser der Annalen von Citeaux zur Folge, vor ihm nicht bekannt waren. Das erste wurde im Jahre 1116 und das zweite 1119 gehalten. Auf diesem letztern veröffentlichte der Heilige die Statuten, Karten der Liebe genannt, welche eine Sammlung der Ceremonien und Gebräuche, die zu Citeaux üblich sind, enthielt, um sie auf die Nachwelt kommen zu lassen. Dadurch brachte er eine Gleichmäßigkeit in den ganzen Orden. Man nannte diese Sammlung „Gebräuche von Citeaux." Er ließ auch eine kurze Beschreibung der Entstehung des Ordens abfassen, welche unter dem Namen: „Entstehung von Citeaux" bekannt ist. —

Stephan, von allem entblößt, wie seine Gemeinde, verließ das Kloster und bettelt von Haus zu Haus.

Im Jahre 1125 unternahm der heilige Stephan eine Reise nach Flandern. Er visitirte das Kloster des heiligen Vaast d'Arras, in welchem er von dem

Abt und den Mönchen mit Beweisen ausgezeichneter Hochachtung aufgenommen wurde. Noch zweimal verließ er die Einsamkeit, einmal im Jahr 1128, um mit dem hl. Bernhard das Concil von Troix zu besuchen, das anderemal im Jahre 1132, um einige Gnaden von Papst Innocenz III., welcher nach Frankreich gekommen war, sich zu erbitten.

Stephan, Bischof von Paris, und Heinrich, Erzbischof von Sens, welche mit König Ludwig dem Großen von Frankreich in Streitigkeiten verwickelt waren, baten den Heiligen um seine Verwendung beim Fürsten. Sie hofften viel von der Achtung, in welcher er wegen seiner Tugend stand. Der hl. Abt von Citeaux verständigte sich mit den Prälaten über das, was sie von ihm verlangten. Er schrieb an den König und trug ihm seine Dienste an.

Der heil. Stephan sah sein Ende herankommen, deßhalb entschloß er sich, sein Amt niederzulegen, um allein an die Ewigkeit denken zu können. Er versammelte deßhalb im Jahr 1133 das Kapitel des Ordens und, nachdem er alle seine Geschäfte beendigt hatte, sagte er, daß die Stelle, die er bekleidet habe, ihm nicht mehr gebühre: „Man weiß, daß ich bei meiner persönlichen Unwürdigkeit auch noch alt und schwach bin. Es ist außerdem auch Zeit, mich vorzubereiten, um vor Gott erscheinen zu können. Erwählet also Einen, der an meine Stelle trete.“ Diese Rede machte einen sehr niederschlagenden Eindruck, allein Niemand wagte es, ihm zu widersprechen. Man entschloß sich deßhalb, zur Wahl eines Nachfolgers zu schreiten. Die Wahl des Kapitels fiel auf einen Ordensmann Namens Guy. Wenige Tage nachher wurde sie verworfen, weil man an ihm nicht die Eigenschaften entdeckte, welche für einen Ordensmann nothwendig sind. Raynard, ein Mönch von Clairvaux, folgte auf ihn.

Der hl. Stephan überlebte diese Wahl nur kurze Zeit. Die Aebte der Filialklöster, zwanzig an der Zahl, hatten kaum vernommen, daß seine letzte Stunde nahe, als sie sich auch schon aufmachten, um bei seinem gottseligen Tode zugegen zu sein. Als er im Todeskampfe lag, sprachen einige von ihnen ganz still mit einander und sagten: „daß nach einem so tugendhaften Leben der Tod nicht zu fürchten sei.“ Allein der Heilige hatte es verstanden und sprach zu ihnen: „Ich versichere Euch, daß ich mit soviel Furcht und Zittern vor Gott trete, als wenn ich durchaus nichts Gutes gethan hätte. Denn, wenn ich auch nur Etwas an mir hätte, wodurch ich in meiner Niedrigkeit mit dem Beistande Jesu einige Früchte getragen hätte, so fürchte ich, diese Gnade nicht mit derjenigen Sorgfalt und Demuth, welche ihr gebührt, bewahrt zu haben.“

Der hl. Stephan starb den 28. März 1134 und wurde in dem Kloster bei der Pforte der Kirche im Grabe seines gottseligen Vorfahren, Alberichs, begraben. Noch heutzutage sieht man sein Grab. Die Cisterzienser verehren ihn am 15. Juli. Sein Fest, erster Klasse mit Oktav, wird mit großer Feierlichkeit, wie das des heil. Robert und des hl. Bernhard gefeiert, weil er als der erste Ordensstifter angesehen wird. Das römische Martyrologium setzt sein Fest auf den 17. April, den Tag seiner Heiligsprechung.

Man wird sich über die Schnelligkeit, mit der sich der Cisterzienser-Orden in Frankreich und England und in andern Königreichen ausbreitete, durchaus nicht wundern, wenn man die Wunder der Tugend betrachtet, welche er vor den Augen der Welt entwickelte.

Der ursprüngliche Eifer erhielt sich einen Zeitraum von 200 Jahren hindurch. Welcher Trost für die Kirche, unter ihre Kinder Menschen zählen zu können, welche von der Welt nichts wollen, als nur so viel, um ihre unabweisbaren Bedürfnisse befriedigen zu können! Sie beobachteten ein immerwährendes Stillschweigen. Mit langen Nachtwachen verbanden sie die strengste Enthaltsamkeit von Allem, was allenfalls dem Gaumen schmeicheln könnte. Die Kräuter und Wurzeln, welche, von ihnen gepflanzt, in der Einöde wuchsen, machten beinahe ihre einzige Nahrung aus. Sie wetteiferten mit einander in immer neuen Arten der Abtödtung. Sie unterzogen sich den niedrigsten und schwersten Arbeiten, ohne ihr strenges Fasten zu brechen. — In der Kirche mußte man sie sehen! Sie sangen die Tagzeiten mit einer Frömmigkeit und Pünktlichkeit, welche die Gefühllosesten hätte rühren können. Das Aussehen ihrer Zellen bewies, wie hoch sie die Armuth schätzten. Ihre immerwährenden Abtödtungen machten sie blaß. Unter dieser Blässe aber entdeckte man eine unveränderliche Heiterkeit, den Ausdruck des innern Friedens ihrer Seelen.

Der heilige Anicet,

Papst und Martyrer.

Zweites Jahrhundert.

Der heil. Papst Anicet war der Nachfolger des heil. Petrus I. und behauptete den römischen Stuhl vom Jahre 165—173. Obgleich er sein Blut für den Glauben nicht vergossen hat, so wird ihm doch der Name Martyrer beigelegt, weil er so vielen Gefahren und Drangsalen ausgesetzt war, und unter diesem Namen steht er in verschiedenen Martyrer-Verzeichnissen, besonders in den römischen. — Zu Rom besuchte ihn der hl. Polykarpus von Smyrna. Diese zwei großen Männer besprachen sich über mehrere Gegenstände, welche damals in der Kirche Aufsehen erregten; auch redeten sie über den Gebrauch der asiatischen Christen, mit den Juden Ostern zu feiern, am vierzehnten Tage des ersten Mondes nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche. Obgleich sie hinsichtlich der Osterfeier nicht einig werden konnten, so waren sie doch weit davon entfernt, sich zu entzweien. Anicet räumte dem hl. Polykarpus die Ehre ein, in seiner Kirche das hl. Opfer darzubringen, und uneins in ihrer Angelegenheit, schieden sie doch eins in christlicher Liebe. — Dieser hl. Papst wußte stets seine Heerde vor dem Gifte der Irrlehren zu verwahren und den Schatz des Glaubens unversehrt zu erhalten. Durch seine Wachsamkeit verhinderte er die verderblichen Verheerungen der Irrlehren Valentin's und Marcion's,

welche das Christenthum von der Erde zu vertilgen drohten, aber schmählich zu Grunde gingen; ähnlich wie alle Frevler am Reiche Gottes auf Erden, an der Kirche. — Fast allen Päpsten der fünf ersten Jahrhunderte wird in der Kirche öffentliche Verehrung erwiesen. Sie verdanken ihre Heiligkeit dem Geiste des Eifers, der damals die meisten Gläubigen, vorzüglich aber die Hirten und Statthalter Jesu Christi auf Erden beseelte. Wie erbaulich und herzerhebend mußte es sein, Männer zu sehen, an welchen alle Züge ihres gottmenschlichen Vorbildes wiederglänzten und die durch ihre Tugenden überall himmlische Wohlgerüche verbreiteten. Wer hätte nicht von Staunen hingerissen werden sollen beim Anblick jener liebenswürdigen Einfalt, jener unwandelbaren Sanftmuth, jener zärtlichen Liebe gegen die blutgierigsten Feinde und Verfolger, jener himmlischen Frömmigkeit, jenes wohlthätigen Feuereifers, kurz aller jener Heldentugenden, durch welche die ersten Christen mitten in den Finsternissen des Heidenthumes so herrlich leuchteten! Dem Mangel jenes christlichen Geistes muß man jene schreckliche Umgestaltung der Sitten, welche unter uns fortfährt, zuschreiben. Was nützen die vielwortigen Liebesbezeugungen, die wir Gott machen! Sie können ihm nicht gefallen, so lange sie nicht verwirklicht werden und so lange wir jenen Schwarm von Lastern, die dem Christenthum straks entgegenlaufen, nicht zerstreuen. Könnte man nicht vielmehr alle jene Betheuerungen wahre Heuchelei nennen, weil sie durch ein Betragen, welches das Evangelium verwirft und verdammt, Lügen gestraft wird?

Unterredung des hl. Polykarpus und des Papstes Anicet.

Der heilige Simeon und seine Gefährten,

Martyrer.

Jahr 341.

Sapor II., König von Persien, wüthete in drei blutigen Verfolgungen, von denen die letzte die grausamste war, gegen die Christen. Sozomenus zählt die Namen von 1600 gemarterten Christen auf. Die Zahl derjenigen Christen, deren Namen unbekannt geblieben sind u. die gemartert wurden, kann nicht berechnet werden. Unter die vorzüglichsten Streiter Jesu Christi gehört auch der hl. Simeon mit seinen Gefährten.

Der hl. Simeon, der Sohn eines Walkers, war ein Schüler Papas, des Bischofs von Seleucia und Ktesiphon, der ihn i. J. 314 zu seinem Gehilfen im bischöflichen Amte erwählte. Volle 26 Jahre und einige Monate war er Bischof. Es war i. J. 340 nach Christus, im 31. Regierungsjahre des Königs Sapor, als die schrecklichste Verfolgung gegen die Christen losbrach. Der König verbot bei Strafe der Knechtschaft, Christ zu sein, zugleich legte er den Christen ungeheure Abgaben auf. Simeon wandte sich in einem Schreiben an Sapor und antwortete auf die gegen ihn und sein Volk ausgestoßenen Drohungen. Dieser Brief setzte den König in Wuth, so daß er befahl, auf der Stelle Priester und Diakonen zu tödten, die Kirchen zu zerstören, die Kirchengefäße zu entweihen und den Simeon, das Haupt dieser verfluchten Race, vor ihn zu schleppen, um ihn zu verurtheilen. Die Juden, die immerwährenden Feinde der Christen, reizten des Königs Wuth auf's Höchste. Dem Befehl des Königs gemäß wurde Simeon mit 2 Priestern, Abdhaikla und Hananias gefesselt und nach der Hauptstadt Ledan, wo der KönigHof hielt, geschleppt. Da Simeon nicht nach der Sitte des Landes sich vor dem Könige niederwarf, was er sonst immer gethan hatte, so fragte ihn dieser, warum er dieß jetzt unterlasse. Der Heilige antwortete: „Ich bin vorher noch nie in Banden vor dich geführt worden, um meinen Gott zu verläugnen." Die Magier klagten ihn des Hochverraths an u. erklärten ihn des Todes schuldig. Simeon aber sagte zu ihnen: „Ihr Schalke, ist's nicht genug, daß ihr dieses Königreich zu Grunde gerichtet, wollt ihr mich auch noch eurer Verbrechen zeihen?" — Der König suchte ihn hierauf freundlich zu bewegen, die Sonne anzubeten, versprach ihm Ehre, Reichthum, die höchste Würde im Reich und machte ihm Vorstellungen über die Thorheit, einen Menschen der an einem verfluchten Holze, dem Kreuze, gestorben sei, anzubeten. Allein mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und ausgezeichnetem Muthe wies er die Zumuthung Sapors zurück und vertheidigte mit begeistertem Eifer die Christen und ihre Religion. Da nahm Sapor seine Zuflucht zu Drohungen. Als auch diese vergebens waren, ließ ihn der König in ein sehr enges Gefängniß führen. Der Heilige wurde durch das Thor des Palastes geführt. Da stand der Greis, Guhsciatazades, des Königs Kämmerer. Er ward mit dem Könige erzogen und stand im allgemeinen An-

sehen. Zwar war er Christ, aber um dem Könige nicht zu mißfallen, betete er die Sonne an. Dieser bog vor dem Vorübergehenden die Knie, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen. Allein Simeon schlug die Augen zu Boden, um diesen den Abscheu vor seinem Abfalle fühlen zu lassen. Durch diesen stillen Tadel getroffen, ging der Kämmerer in sich, verwünschte sein Verbrechen, lief nach Hause und kleidete sich in schwarze Gewänder, welche die Perser zur Zeit der Trauer zu tragen pflegten, und kehrte zur Pforte des Palastes zurück. Der König erfuhr den Vorgang und ließ den Kämmerer um die Ursache seines Benehmens fragen. Da ihm die Antwort nicht genügte, ließ er ihn selbst vor sich kommen und redete ihn also an: „Hat ein böser Geist sich deiner bemächtigt?“ — „Nein, o König,“ antwortete der Kämmerer, „wer hätte mehr Ursache als ich zur Trauer? Gegen Gott hab' ich gesündigt, indem ich die Sonne anbetete, und gegen dich, indem ich eine Anbetung heuchelte, welche mein Herz verdammte. Ich bin Christ und will um keines Menschen willen mehr treulos an meinem Gott handeln.“ Der König drohte, allein der Greis blieb standhaft und machte dem König Vorstellungen über das Unsinnige seines Götzendienstes. Darüber gerieth Sapor in solche Wuth, daß er den Kämmerer sogleich zum Tode führen ließ.

Als Simeon im Kerker den Martyrertod des Guhsciatazades erfuhr, dankte er Gott und wünschte sehnlichst, sein Leben für seinen Glauben geben zu dürfen. Des andern Tages ließ der König ihn und seine 2 Priester vor sich bringen, forderte sie noch einmal auf, die Sonne anzubeten, versprach ihnen auch Schutz und Freiheit. Alles war vergebens. Da ließ der König 100 andere Christen, darunter 5 Bischöfe, einige Priester und Diakonen aus den Gefängnissen schleppen und tödten. Simeon mußte zusehen. Der König wollte ihn durch dieses blutige Schauspiel einschüchtern. Allein er ermuthigte seine Brüder zur Standhaftigkeit im Bekenntniß des Glaubens und tröstete sie mit der Hoffnung auf eine glückselige Auferstehung. Erst nachdem 100 Christen enthauptet waren, empfing Simeon mit Abdhaikla und Hananias die Martyrerkrone. Während dieser letztere seine Kleider auszog, befiel ihn plötzlich ein unwillkürliches Zittern. Dieß bemerkte Phusikius, der Oberaufseher der königl. Arbeiter. „Sei getrost, Hananias,“ sagte er zu diesem, „schließe deine Augen und du wirst nach einem Augenblicke das göttliche Licht, Jesus Christus, schauen.“ Deßwegen vor den König geführt, bekannte auch er sich als Christ und bat um die Gnade mit seinen edelmüthigen Brüdern sterben zu dürfen. Der König ließ ihm den Hals durchschneiden und die Zunge ausreißen, über welchen Martern er den Geist aufgab. Auch seine Tochter, welche sich Gott in hl. Jungfrauschaft geweiht hatte, wurde herbeigeführt und zum Tode verurtheilt. — Der heil. Simeon erlitt den 17. April 341 den Martertod.

18. April.

Die gottselige Maria von der Menschwerdung.

Jahr 1618.

Ein vollkommenes Muster eines christlichen Weibes in den verschiedensten Lagen des Lebens bietet diese Frau dar. Ja, selbst unter den Heiligen finden sich wenige, welche in ihrem Leben mehr geprüft wurden, als sie. Unter der Regierung Karls IX. i. J. 1566 geboren, i. J. 1791 selig gesprochen, knüpft sich ihre Lebensgeschichte an die beiden größten Kämpfe, welche der Katholizismus in Frankreich zu erstehen hatte. Die Niederlage der Ligue trieb ihren Mann in die Verbannung und beraubte ihn seiner Güter, die Revolution zerstreute ihre Asche und verwüstete ihr Grab. Barbara Avrillot ist der Name dieser Gottseligen. Sie wurde zu Paris den 1. Februar 1566 in der Pfarrei St. Merry geboren, am folgenden Tage getauft und der hl. Jungfrau geweiht. Ihre Mutter war Maria l'Huiller und ihr Vater Nikolaus Avrillot, Kammerrath von Paris, Kanzler der Königin von Navarra, Herr von Champlatreux, und gehörte dem höchsten Adel an. Er war sehr reich und höchst angesehen. Die Frömmigkeit beider war allgemein bekannt.

Barbara war schon in ihrer zarten Jugend ohne Fehler. Ihre Sanftmuth war unveränderlich, ihre Freude mittheilend, aber ruhig und bescheiden. Sie beobachtete immer eine gewisse Würde, selbst wenn sie sich den Freuden ihres Alters überließ. Diese einfache, natürliche Würde war bei dem Kinde nichts anderes, als eine Gnade von Oben. 11 Jahre alt brachte man sie zur Erziehung in die Abtei Longchamp, in der sie 3 Jahre blieb. Vollkommen in der Religion unterrichtet, verließ sie nach dieser Zeit die Einsamkeit dieses Klosters. Die Welt änderte ihren frommen Sinn und ihre guten Sitten durchaus nicht. Sie blieb den frommen Uebungen, an welche sie sich in Longchamp gewöhnt hatte, treu und bald zeigte es sich, daß sie zum Klosterleben bestimmt sei. Sie erwog ihre Kräfte, verharrte lange Zeit im Gebet und erbat sich von ihrer Mutter die Erlaubniß, sich der Krankenpflege bei den Ordensschwestern des Hotel Dieu in Paris widmen zu dürfen. Diese Bitte wurde ihr aber nicht gewährt.

Sie schrieb die abschlägige Antwort der Mutter dem Widerwillen zu, den die harten und oft widrigen Pflichten des Ordens, den sie sich erwählt hatte, in ihr hervorbringen könnte, und bat deßhalb, man möge ihr den Orden, in welchen sie treten solle, bestimmen. Allein auch dieser zweite Versuch hatte keinen günstigeren Erfolg, als der erste, und bereitete der gottseligen Tochter eine Reihe sehr harter Prüfungen.

Frau Avrillot ehrte zwar das Ordensleben, doch, wie viele christliche Mütter, wollte sie ihre Tochter durchaus verehelichen. Der Gedanke, ihre Tochter solle so abgeschlossen in den Klostermauern ihr Leben hinbringen, erschreckte sie. Barbara's sehnlichstes Verlangen aber hielt sie für kindlichen Eigensinn. Als die Mutter aber zuletzt wirklich den Beruf ihrer Tochter zum Klosterleben entdeckte, erschrack sie, wurde bald ungerecht und sogar hart. Sie begegnete ihrer Tochter mit einer sehr ernsten Miene, empfing sie mit Aerger und Heftigkeit, verbot ihr, zu ihr zu kommen, nöthigte sie, die prächtigsten Gewänder anzuziehen, und ließ sie, obgleich der Winter sehr streng war, sich nicht dem Feuer nähern. Die junge Avrillot hatte kranke Füße und litt sehr. Zuletzt mußte sie, da sie den Knochenfraß bekam, eine blutige Operation ausstehen. Weder diese schmerzhafte Operation, noch die üble Behandlung, welche ihr zu Theil ward, erpreßte der 16jährigen Tochter nur eine einzige Klage. Ihr Beichtvater allein wußte, was sie litt.

Die Wünsche der Frau Avrillot wurden bald erfüllt. Einige Monate nach der Krankheit entschloß sich Barbara, dem harten mütterlichen Willen sich zu fügen und zu heirathen. Peter Acarie, Kammerrath zu Paris, Graf von Villemer und Herr von Montberault, war unter allen Umständen einer solchen ehrenvollen Verbindung würdig. Aus einer sehr angesehenen Familie entsprossen, der einzige Sohn, besaß er sehr große Reichthümer und bewies später, daß er seiner Anhänglichkeit an den katholischen Glauben alles zu opfern im Stande war. Die Verehelichung wurde den 24. August 1582 gefeiert.

Maria in Extase.
Frau Acarie wird zur Verbannung verurtheilt.

Die neue Lage veränderte durchaus nichts in ihren Gewohnheiten. Gehorsam ihrer Mutter und ihrem Manne, verweigerte sie durchaus nichts, was ihr Stand erforderte. Um sich einen Begriff zu machen von der günstigen Aufnahme, die ihr in der großen Welt zu Theil wurde, genügt es zu sagen, daß man sie allgemein die schöne Acarie nannte, welcher Name ihr vielleicht noch mehr wegen des Zaubers ihres Geistes und wegen ihrer ausgezeichneten Haltung gegen Jedermann, als wegen der Schönheit ihrer Gestalt beigelegt wurde. Eine junge Frau, welche mehr der Welt als Gott diente, lieh ihr einige Romane. Frau Acarie las sie mit Wohlgefallen, bald mit Lust und Begierde. Seitdem diese bethörende Lektüre bei ihr Eingang gefunden, vernachlässigte sie ihre Geschäfte. Ihr Gemahl entschloß sich, auf kluge Weise ins Mittel zu treten. Er wollte sie durchaus nicht beleidigen, ihr Unruhe verursachen oder wegen eines Fehlers, den sie nicht kannte, ihr wehe thun, deßhalb entschloß er sich, die schlechten Bücher durch gute zu ersetzen. „Der heil. Priester Roussel, der öfters in's Haus kam," erzählt ein Biograph der gottsel. Frau, „wurde beauftragt, ihr neue Bücher zu kaufen, und damit die junge Frau durch das schöne Aeußere derselben angezogen werde, von ihrem Inhalt Einsicht zu nehmen, so sorgte er dafür, daß sie sehr schön in Goldschnitt und Decken von Saffian eingebunden wurden. Durch diesen Kunstgriff erreichte man vollkommen den Zweck. Roussel übergab diese Bücher selbst der Frau Acarie, und aus Achtung vor seiner Tugend und Nachgiebigkeit gegen ihren Mann

nahm sie dieselben sehr gerne an. Das Gefühl der Frömmigkeit hatte sie noch nicht verloren. Diese frommen Bücher erzeugten in ihr bald Widerwillen gegen die märchenhaften Werke, welche man ihr in die Hände gespielt hatte. Frau Acarie war ungefähr 22 Jahre alt, sie war bereits 6 Jahre im Ehestande und hatte mehrere Kinder. Da konnte man wohl bemerken, die göttliche Vorsehung habe besondere Absichten mit ihr. Der leiseste Gedanke an göttliche Dinge, ein frommes Wort konnte sie in Entzückung versetzen. Da war sie ganz unbeweglich, Gott überlassen, Hände und Arme über die Brust gekreuzt, ihr Körper starr, ihr Gesicht allein zeigte Leben, aber ein ganz außerordentliches Leben, strahlend vom himmlischen Glanze. Boucher, in seiner Lebensbeschreibung der Heiligen, bestätigt es, gestützt auf zahlreiche, durch Zeugen beglaubigte Auszüge aus dem Protokoll ihrer Seligsprechung, daß ihr Leib während ihrer Entzückung einigemal über der Erde schwebend erschien. Dies fand während dreier Stunden bei der Mutter des Kardinals Berulle in Gegenwart dieses hl. und strengen Priesters statt.

Diese außerordentlichen Gnaden dienten nur dazu, die Frau Acarie in ihrem Benehmen nur liebenswürdiger und in ihren Reden nur bedachtsamer zu machen. Sie floh die Welt und brachte die Zeit, welche sie den Besuchen des Anstands halber hätte widmen können, bei Armen und Kranken zu. Dabei vernachlässigte sie ihre wahren Freunde durchaus nicht, unnütze Unterhaltungen aber floh sie. Herr Acarie war ganz glücklich wegen des erbauenden Benehmens seiner Frau, als er aber so ganz eigene Dinge mit ihr vorgehen sah und glaubte, daß die eingeschlagenen Wege nach seiner Ansicht ihrer Gesundheit, ja sogar ihrem Seelenheile nachtheilig werden könnten, erschrack er, und konnte eine ziemlich heftige Erregung nicht unterdrücken. Doch ging diese schnell vorüber, er war zu eifrig, als daß er nicht den Willen Gottes in diesen Erscheinungen erkannt und sich ihm gefügt hätte.

Frau Acarie muß in die erste Reihe der gottgesegneten Seelen, welche gegen das Ende des 16. und beinahe durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch sich durch ihren Geist und ihre christliche Vollkommenheit auszeichneten, gestellt werden. Nach dem hl. Franz v. Sales, der hl. Johanna v. Chantal, war Niemand besser als Frau Acarie, welche in der Welt, mitten in den ernsthaftesten und beschwerlichsten Beschäftigungen, sich zu so hoher Frömmigkeit emporschwang, wie sie nur im Kloster möglich schien. Diese Frömmigkeit war so lebhaft, so zärtlich, daß sie sich in Extasen offenbarte, sowie in Visionen; sie war aber auch kräftig, thätig und heilsam für den Nächsten. Frau Acarie mußte nach ihrem eigenen Ausdrucke: „Gott um seinetwillen" verlassen, das Gebet um der Arbeit willen. Sie war in Allem ihrer Zeit würdig. Diese Zeit ist ja die der guten Werke. In dem Augenblicke, in welchem sie in Frankreich Carmeliterinnen nach der Reform einführte, gründete Herr v. Berulle das Oratorium, Frau v. Chantal und Franz v. Sales die Genossenschaft der Heimsuchung Mariens, der sel. Fourier die Augustinerinnen, wurde Port Royal reformirt, erneuten Rançe, Alain v. Solminiac und mehrere andere den Geist der Buße, stiftete auf dem Lande Vincenz von Paula die Missionshäuser und für die armen Kranken die Schwestern der Liebe.

Wie beinahe alle seine Familienglieder, sowie die Verwandten seiner Frau und alle eifrigen Katholiken seiner Zeit hatte sich Herr Acarie mit der Ligue (dem Bunde katholischer Fürsten) verbunden. Er entwickelte hier eine solche Thätigkeit, daß die Politiker und Protestanten ihm den Beinamen „Lakai" gaben, eine Beleidigung, durch die er mehr ermuntert als gedemüthigt wurde. Als Heinrich IV. die Ligue besiegt hatte und Herr über Paris geworden war, entsetzte er den Lakaien seines Amtes, verbannte ihn aus der Hauptstadt, anerkannte übrigens, daß er nur wegen der Opfer, die er seiner Ueberzeugung gebracht, welche weder ungerecht noch gewaltthätig sei, gestraft werde. Herr Acarie war der Ligue nicht blos mit seinem Einfluß und seinem Muthe beigestanden, er hatte ihr auch sein ganzes Vermögen geopfert. Im Augenblicke des Triumphes Heinrich IV. war er mit Schulden beladen. Das Einkommen seines Amtes und seine Gegenwart überhaupt hätten ihm Gelegenheit gegeben, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Allein verbannt, seines Amtes entsetzt, schien sein Ruin unvermeidlich. Sobald die Gläubiger die mißliche Lage, in die er gerathen war, erfuhren, so belegten sie den Ertrag seiner Güter in den Provinzen mit Beschlag, ja sie nahmen sogar alle Geräthe aus seiner Wohnung zu Paris hinweg. Frau Acarie saß in dem Augenblicke, als die Gerichtsdiener die Hausgeräthe wegnahmen, zu Tische, sie konnte ihre Mahlzeit nicht vollenden, denn man nahm ihr Alles, selbst den Sessel, auf welchem sie saß. Während dieser so empfindlichen Auspfändung bemerkte man, wie Duval erzählt, durchaus keine Aufregung in ihrem Antlitze. Nur ein einzigesmal zeigte sie sich gereizt, nämlich bei Auspfändung einer Reliquie, deren Entweihung sie befürchtete. Frau Acarie war jetzt 28 Jahre alt, krank, ruinirt, von 6 Kindern umgeben. Der Gedanke an all' Dieses machte sie durchaus nicht muthlos, sondern groß. Den Personen, welche ihr Mitleid bezeugten, antwortete sie: „Wer an die Vorsehung glaubt, dem begegnet nichts Unerwartetes. Ich danke Gott von ganzem Herzen dafür, daß er mich schon, ehe mir die zeitlichen Güter genommen wurden, von der Anhänglichkeit an dieselben befreit hatte." Und wenn man fortfuhr, sie zu beklagen, fing sie zu lachen an, nicht als ob sie sich über aufrichtige Beweise der Zuneigung lustig mache, sondern weil sie die blos durch den Anstand gebotenen Beileidsbezeugungen als leere Heuchelei verachtete.

Um ihren Kindern Brod reichen zu können, kam Frau Acarie auf den Gedanken, einige Kleinodien zu verkaufen, welche man ihr bei der gewaltsamen Auspfändung gelassen hatte, weil sie sie in jenem Augenblicke trug. Sie begab sich deshalb zu einem ihrer Verwandten, welcher sie, statt ihr diesen Dienst zu erweisen,

mit Beleidigungen überhäufte. Als sie inständigst und unter Thränen, denn sie war Mutter, flehte, sagte dieser Mensch zu ihr: „Sie können sich leicht dieser Verlegenheit entheben; schicken Sie ihr Kind zu einem Schuhflicker in die Lehre." Sie wurde dadurch nicht aufgebracht und es gelang ihr, sich ein wenig Geld zu verschaffen. Einige Tage nachher konnte sie vier von ihren Kindern in das Collegium und in die Abtei von Longchamp eintreten lassen. Verwandte ihrer Familie nahmen die beiden Andern zu sich. Von dieser großen Sorge frei, zog sie sich zu der Frau v. Berulle zurück und machte sich mit allem Eifer an ihre eigenen Geschäfte. Einige Familienglieder, welche sich in ihrer hohen Stellung zu erhalten gewußt hatten, fürchteten, man möchte sie der Unannehmlichkeit aussetzen, die Frau Acarie unterstützen zu müssen. Sie beriethen sich deshalb über die Trennung ihrer Güter von denen ihres Gemahls, um ihre Mitgift zu erheben und ihr dieselbe zu überlassen. Da Frau Acarie dies aber verweigerte, so drohten ihr diese Verwandten, daß sie nicht auf ihre Hilfe rechnen dürfe. „Ich kenne meine Pflicht," antwortete sie, „ich vertraue auf Gott, er wird für meine Bedürfnisse sorgen." Um das Unglück voll zu machen, wurde auch sie, wie ihr Gemahl, von dessen erklärtesten Feinden in eine Criminaluntersuchung verwickelt, in der es sich um nichts weniger als um ihre Ehre und um ihr Leben handelte. Man stellte beide als die Leiter einer weitverbreiteten Verschwörung hin, welche, um ihren Zweck zu erreichen, entschlossen sei, auch der gehässigsten Mittel sich zu bedienen. Die Verläumdung war offenkundig, aber nach Besiegung der Ligue wurde jede Anklage gegen die Mitglieder derselben gern gesehen. Frau Acarie war durchaus nicht erschrocken, weder wegen ihrer Verlassenheit, noch wegen der Wichtigkeit und Verschiedenheit der Interessen, welche sie vertheidigen mußte. Sie kannte recht gut alle Geheimnisse des Verfahrens. Sie selbst war es, sagt Boucher, welche alle Schriften gesammelt hatte, sie selbst hatte die Auszüge aus ihnen gemacht, sie die Vertheidigungsmittel vorbereitet, die Schriftstücke abgefaßt, welche nothwendig waren. Handlungen und Beweggründe waren darin mit einer Klarheit und einer Kraft so ausführlich auseinandergesetzt, daß Advokaten und Richter erstaunten und gutwillig anerkannten, daß man nichts hinwegnehmen und nichts mehr beifügen könne. Frau v. Acarie hatte auf diese Arbeit den größten Theil der Nacht verwendet, am Tage selbst mußte sie andere Geschäfte verrichten. Diese so schwierigen, wie mühsamen Arbeiten, diese harten Prüfungen konnten Frau Acarie nicht abhalten, dennoch viele Zeit dem Gebete und den Werken der Liebe zu widmen. Sie war wohl ohne Zweifel nicht im Stande, viele Almosen spenden zu können, allein sie besuchte die Kranken, verpflegte sie und belehrte unwissende und verlorene Seelen über die Wege des Herrn. Welch' eine Kraft schöpfte diese Frau aus der Liebe zu der katholischen Kirche! Nehmet den Glauben hinweg und was bleibt von dieser wunderbaren Thätigkeit, diesem Muthe, dieser Ergebung und Demuth noch zurück? Ein Prozeß wegen Güterscheidung!

Die Verbannung des Herrn Acarie währte 3 volle Jahre. Hierauf zog er sich in die Karthause von Bourgfontaine zurück, wo er von den Ordensmännern mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen wurde. Er schlief in einer ihrer Zellen, wohnte bei Tag und Nacht ihrem Gebet bei, aß mit ihnen und das Nämliche wie sie. Nach Verfluß eines Jahres bewirkte unsere gottsel. Frau, daß er nach Luzarches gebracht wurde, 7 Meilen von Paris entfernt, wo sie ihn also leichter besuchen konnte. Dieser Trost bereitete ihr eine neue Prüfung. Im Juni des Jahres 1596 ritt sie mit einem Diener von Luzarches zurück. Dieser ritt, um

Frau Acarie wird von Gerichtsdienern ausgepfändet.
Die Vertreibung aus ihrem Hause.

den Weg zu zeigen, voraus. Da hatte sie das Unglück, zu stürzen und in Folge davon den rechten Schenkel schrecklich zu brechen. Ihr Fuß hing im Steigbügel und das Pferd schleppte sie noch eine gute Strecke mit fort. Der Diener bemerkte von all' Dem nichts und setzte seinen Weg fort. Frau Acarie blieb volle 2 Stunden ohne alle Hilfe. Endlich eilten Landleute auf ihr Rufen herbei, legten sie auf einen mit etwas Stroh belegten Wagen und brachten sie nach Paris. Man hörte sie nur beten, aber sich nicht im Mindesten beklagen. Ein Zögling der Chirurgie versuchte es, das Bein einzurichten. Die Operation währte lange, war sehr schmerzlich und vergeblich. Des andern Tags erklärte ein gewandterer Chirurg, daß man von Neuem anfangen müsse, und daß er selbst vor den Leiden bebe, welche die Kranke zu tragen haben werde. Diese Operation währte 2 Stunden. Frau Acarie unterzog sich ihr, ohne nur einen einzigen Laut, ohne nur ein einziges Zeichen des Schmerzes von sich zu geben. Der Chirurg staunte und sagte in Verwunderung: „Aber wo sind sie doch, Madame? Ich verursache Ihnen nie empfundene Schmerzen, und Sie geben keinen Laut von sich?" — „Machen Sie fort," antwortete sie ihm.

Frau Acarie brach noch zweimal das Bein, legte immer denselben Muth an den Tag und wiederholte öfter, daß man nie lieber dem Dienste Gottes sich widme, als in Krankheit. Ihre Leiden machten ihr seine hl. Gegenwart liebenswürdiger und herzlicher.

Für ihren Gemahl hatte Frau Acarie eine unumschränkte Ergebenheit. „Sie gehorchte meinem Vater," sagte ihre älteste Tochter, „wie ihrem Herrn, sie bediente ihn, wie ihren Herrn, sie liebte ihn, wie ihren Gemahl." Dieser gestattete ihr dagegen eine unumschränkte Freiheit. Wie schön wurde dieses Vertrauen gerechtfertigt. Um einen Begriff von der Regelmäßigkeit, welche in diesem schwergeprüften und gesegneten Hause herrschte, zu bekommen, werden die Worte genügen, die die Tochter, nachdem sie bereits 20 Jahre im Kloster zugebracht hatte, sprach: „Ich habe nicht mehr gelernt, als was ich schon unter dem Einflusse und unter der Aufsicht meiner Mutter übte." Dennoch empfing Frau Acarie viele vornehme Besuche und entzog auch ihren Kindern keine Freude, die ihrem Alter und ihren Verhältnissen angemessen war. Eine verständige und liebevolle Mutter und ergebene Gemahlin, wollte Frau Acarie die erste Erziehung ihrer Kinder selbst auf sich nehmen. Mit allem Eifer schärfte sie ihnen schon im zartesten Alter die Anfangsgründe des christlichen Glaubens ein. Eines Tages predigte der Pfarrer von St. Gervais über die Unwissenheit, in welcher Eltern ihre Kinder oft heranwachsen lassen, und als er die Worte aussprach: „Wenn ich ein Kind frage, was ist der Glaube?" — unterbrach ihn der jüngste Sohn der Frau Acarie: „Er ist eine Gnade Gottes", und hätte weiter gesprochen, wenn nicht seine Großmutter, welche ihn auf ihren Knieen hielt, ihm den Mund zugehalten hätte. Ueberzeugt, daß bei den Kindern das Verlangen, zu gefallen, sich sehr früh entwickelte, gab sich die gottselige Frau alle Mühe, von den Ihrigen jede Gelegenheit zur Eitelkeit fern zu halten. Sie duldete es durchaus nicht, daß man ihnen nur die geringste Schmeichelei, sei es wegen ihres Anzuges oder wegen ihrer Gestalt oder wegen ihres Geistes, sagte. — Frau Acarie schätzte das Ordensleben über alles hoch. Unendlich freute sie sich darüber, als ihre 3 Töchter nacheinander bei den Carmeliterinnen eintraten. Doch that sie durchaus nichts, redete durchaus nichts zu Ihnen, was sie zu einem Berufe hätte zwingen können. „Mein einziger Ehrgeiz", sagte sie, „besteht darin, daß meine Kinder tugendhaft sind. Wenn sie Gottes Willen treu sind, so wird er sie schon zu dem Stande berufen, in dem es ihnen am Besten gehen wird." — Von ihren 3 Söhnen bekleidete der Aelteste das Amt eines Oberaufsehers über die Gewässer und Waldungen in der Champagne, der zweite wurde Priester und der dritte Offizier. Der Aelteste und Jüngste zauderten ein wenig, wie der hl. Franz v. Sales sagte, doch führten beide ein sehr ehrbares Leben und starben als vollkommene Christen.

Als Frau des Hauses glaubte Frau Acarie durchaus nicht, nur allein Pflichten gegen ihre Kinder zu haben. Sie schenkte ihre ganze Aufmerksamkeit allen Personen, welche sich in ihrem Dienste befanden, sie unterrichtete sie über ihre Pflichten und verpflegte sie in Krankheiten. Mehrere Nächte wich sie nicht vom Bette eines Dienstboten, der von der Pest befallen war. Aehnliche Züge befinden sich viele in ihrem Leben. Sie besuchte die Kranken in den Gefängnissen, in den Spitälern, in den Kellerwohnungen, wie in den Dachstübchen. Deßwegen nannte man sie allgemein: die Mutter der Armen. Ihr Haus war von diesen förmlich belagert. — Die Worte der hl. Theresia: „Als ich von den Unruhen in Frankreich hörte, wurde ich lebhaft beunruhigt; wenn ich tausend Leben opfern könnte, um eine einzige Seele von den Vielen zu retten, die dort verloren gehen," diese Worte waren die nächste Veranlassung, die Carmeliterinnen nach der neuen Verbesserung in Frankreich einzuführen. Schon seit mehreren Jahren waren einige fromme Christen, namentlich Herr v. Bretigny, damit beschäftigt, allein ohne Erfolg, ja, ohne selbst die ersten Hindernisse auf die Seite räumen zu können. Da kam ihm unsere gottsel. Frau zu Hilfe. Um zu ihrem Unternehmen sich der Hilfe einer einflußreichen Person zu versichern, wandte sie sich an die Herzogin v. Longueville, welche den Titel der ersten Stifterin des Klosters zu Paris annahm. Durch diese Fürstin versichert, daß das Unternehmen bei Hof Anklang finde, betrieb sie diese Angelegenheit mit größtem Eifer. Sechs Monate hindurch hielt sie häufige Besprechungen mit dem Kardinal Berulle, Beaucousin, Gallemant, Andreas Duval, Abt zu Bretigny, dem heil. Franz v. Sales, Michael v. Marillac und anderen Personen, welche durch Wissenschaft, Ansehen und Tugenden sich auszeichneten, um den Grund des ganzen Werkes festzustellen und ihm einen guten Fortgang zu sichern. Frau Acarie war bei diesen Zusammenkünften immer selbst zugegen, und in den wichtigsten Punkten gaben immer ihre

Ansichten den Ausschlag. „Wir wollen den hl. Geist durch den Mund seiner demüthigen und treuen Magd hören," sagte Beaucousin. Frau Acarie bezeichnet als die drei ersten Obern des Ordens die Herrn Gallemant, Duval und Berulle. Den 13. November 1603 bestätigte durch eine Bulle Papst Clemens VIII. dieses glorreiche Unternehmen.

Während Herr v. Berulle, v. Bretigny und Gautier in Spanien unterhandelten, um Ordensleute zu erhalten, welche durch die hl. Theresia gebildet waren, verwandelten Frau Acarie und Herr von Merillac eines früheres Priorat der Benediktiner in der Vorstadt St. Jakob in ein Carmeliter-Kloster. Kaum waren die spanischen Ordensschwestern angekommen, so fanden sie nicht blos nur ein Kloster vor, sondern auch Leute, welche sich zur Aufnahme meldeten. Es waren dies fromme Frauen, welche Frau Acarie vorher schon um sich versammelt und welche Kenntniß von der Regel der hl. Theresia hatten. Später erhielt diese Bruderschaft die gegründete Hoffnung, unter dem Namen: „Gemeinde der hl. Genovefa" in ein besonderes Haus verpflanzt zu werden.

Die spanischen Carmeliterinnen langten den 15. Okt. 1604 in Paris an. Weil man sich eben in der Oktav des Festes des hl. Dionysius befand, so wollten sie den Boden nicht betreten, bis sie die Reliquien des Heiligen angefleht hatten. Man ließ sie also durch Paris fahren. Auf dem Pont Neuf kamen den Carmeliterinnen 2 Wagen entgegen. In einem derselben befand sich Frau Acarie mit ihren 3 Töchtern. Zwei Tage nachher empfing Frau von Longueville zu Montmartre die Töchter der hl. Theresia und führte sie in ihr Kloster. So wurden die Carmeliterinnen in Frankreich eingeführt. Um das Werk zu vollenden. war die Aufnahme von Novizen nothwendig. Die Wahl war sehr schwierig, sehr wichtig. Sie wurde der Frau Acarie anvertraut, welche als die drei ersten Carmeliterinnen nach der Verbesserung in Frankreich Andrée Levoix, Fräulein von Hannivel und Fräulein Jourdain bezeichnete. Auf diese folgten die 3 Töchter unserer gottseligen Frau. Die Mitglieder jener verbreiteten Bruderschaft von St. Genovefa, welche nicht in den Carmeliterorden treten wollten, sich aber nichtsdestoweniger für das Ordensleben eigneten, bildeten unter der Aufsicht der Frau Acarie einen der Erziehung junger Personen gewidmeten Orden, als Ursulinerinnen von St. Genovefa.

Hauptportal der Kirche St. Merry.

Dieses Werk verbreitete sich in Frankreich mit reißender Schnelligkeit. Zwei Jahre nach der Besitznahme des Priorats von Notre Dame des champs waren für die Carmeliterinnen Häuser in mehreren Städten eingerichtet, für alle diese Häuser machte Frau Acarie zahlreiche Reisen. Man übertrug ihr überhaupt sehr gerne die Arbeiten, welche die Gründung solcher Häuser erforderte, sowie auch die Wahl der Personen. Gesundheit und Vermögen hatte sie diesem Werke gewidmet, sie konnte nichts mehr opfern, als sich selbst.

Den 17. Dezember starb Herr Acarie, wie er gelebt hatte, als frommer Christ, dessen Ergebung nichts zu schwächen im Stande war. Er war auf dieses Ereigniß recht gut vorbereitet. Frau Acarie konnte sich eines großen Schmerzens nicht erwehren. Gott erbarmte sich ihrer und ließ sie in einer Vision das Glück ihres Mannes im Himmel schauen.

Alle Häuser der Carmeliterinnen in Frankreich standen ihr offen, sie wählte für sich das ärmste aus und nahm dort den 7. April 1614 unter dem unvergeßlichen Namen Maria von der Menschwerdung den Schleier als Laienschwester. Den 8. April 1615 legte sie die Gelübde ab. Wir wollen die Gnaden nicht schildern, die ihr in dieser Lage zu Theil wurden. Von dieser Zeit an konnte man sich überzeugen, daß die Carmeliterinnen in Frankreich schon eine Heilige zählen konnten. Diese Frau, der Heinrich IV. selbst Beweise seiner Hochachtung gab, deren Rath die größten Prälaten und die berühmtesten Lehrer einholten, war gegen ihre andern Laienschwestern so

demütig, so gefällig, wahrhaft ein Muster des Mutes und der Demut.

Die Gesundheit der Frau Acarie war bei ihrem Eintritt ins Kloster sehr übel daran, und verschlimmerte sich auch immer mehr. Einige Zeit nach ihrer Profeß hielt man sie für verloren; sie empfing deshalb die hl. Sterbsakramente. Gegen alle Vermutung wurde sie wieder hergestellt. Während dessen mußte eine neue Priorin ernannt werden. Die gottf. Maria von der Menschwerdung erhielt, obgleich sie nur Laienschwester war, einhellig alle Stimmen. Sie weigerte sich und sagte: „Da hätte man eine schöne Priorin!" Die Besserung ihrer Gesundheit hatte keinen Bestand. Frau Acarie wurde zu den Carmeliterinnen in Pretoise gebracht, da man sie hier besser pflegen konnte. Hier starb sie auch den 18. April 1618 in einem Alter von 52 Jahren. In ihrer letzten Krankheit litt sie so furchtbare Schmerzen, daß man sie, die nie sich beklagte, sagen hörte: „O mein Gott, was muß ich leiden! Ach! welche Leiden, welche Schmerzen! Wenn ich gehen könnte, die fürchterlichen Schmerzen würden mich durch die Straßen jagen." Wenn man ihr hierauf riet, Gott um Erleichterung anzuflehen, antwortete sie: „O meine Mutter, ich will keinen besondern Beistand zu meinem Ende von Seite Gottes: ich will keine andere Hilfe als seine Gnade." Einige Stunden nachher antwortete sie auf die Frage, mit was sie sich beschäftige: „Mit Gott, meine Mutter." Dies waren ihre letzten Reden. Nachdem sie die letzte Oelung erhalten, schloß sie ihre Augen und starb.

Kaum war ihr Tod in der Stadt bekannt, als eine große Menschenmenge sich zum Kloster der Carmeliterinnen wälzte und rief: „Die Heilige ist tot! Die Heilige ist tot!" Die Stimme des Volkes täuschte sich nicht. Bald rechtfertigten die auffallendsten Wunder das Vertrauen zahlreicher Pilger, welche das Grab Marias von der Menschwerdung besuchten.

Auf die Bitten des Herrn von Herlay, Erzbischofs von Rouen, stellte Papst Urban VIII. eine Untersuchung an, um die Heiligkeit der demütigen Carmeliterin zu ermitteln. Vermöge eines Generaldekrets wurde die Angelegenheit der Frau Acarie aufgehoben, im J. 1782 wieder aufgenommen, und am 24. Mai 1791 wurde die Schwester Maria von der Menschwerdung durch Pius VI. heilig gesprochen. Das Datum dieses Dekrets weist auf seine Aufnahme in Frankreich hin. Die Männer, welche dort regierten, waren voll Verachtung und Haß gegen den unsterblichen Ruhm der Kirche und verurteilten aus lauter Menschenliebe jedes Gott und den Armen geweihte Leben, natürlich also auch das der Frau Acarie. Fünf Monate später wurden die Carmeliterinnen genötigt, die Reliquien ihrer Gründerin, welche rohe Menschen entweihen und unter dem Vorwande, eine Menschheit nach der Vernunft heranzubilden, vernichten wollten, in einem Sacke dem Herrn Grafen von Monthiers anzuvertrauen. Dieser nahm mit Freude dieses anvertraute Gut, das ihm das Leben hätte kosten können. Die Vorsicht der Carmeliterinnen war vergebens. Das Schloß des Herrn v. Monthiers wurde durchsucht, man fand dort die Reliquien der Heiligen. Hierauf wurden sie einem constitutionellen Pfarrer übergeben, und Gott sei Dank, vergessen. Später wurden sie auf dem Kirchhof der Pfarrei abgesondert beigesetzt. Am 19. Mai 1797, da die Kirche in Frankreich wieder frei ward, schritt man zur Ausgrabung der Gebeine. Hierauf wurden sie in Prozession in das Schloß des Herrn Monthiers getragen, von wo sie am 7. Mai 1822 unter großer Pracht nach dem Kloster von Pontoise gebracht wurden.

Das Fest der gottf. Maria von der Menschwerdung wird am 5. Juni gefeiert. Diese Feierlichkeit konnte in Paris unmittelbar nach der Heiligsprechung nicht stattfinden. Der Erzbischof von Paris erhielt vom hl. Vater ein Breve, durch welches er zu einer 3tägigen Feier bei Gelegenheit der Abhaltung des lange Zeit mit Gewalt unterdrückten Festes bevollmächtigt wurde. Jedes Jahr jedoch wurde, Dank der Fürsorge frommer Prälaten, dieses Fest im Monat April feierlich in der Kirche St. Merry begangen, in welcher Pfarrei unsere gottf. Heilige geboren wurde. Ein würdiger Geistlicher wußte diesem Kulte jene Pracht zu verleihen, welche ihre Tugenden verdienten. Die Katholiken von Paris versammelten sich in großer Zahl, Gott unter der Fürbitte dieser Frau, dieser Mutter, dieser hochgeachteten Ordensfrau, um die Gnaden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, durch die sie sich so sehr auszeichnete, anzuflehen. Möchte der Vater der Erbarmungen den Bitten der demütigen Magd gnädiges Gehör schenken und Allen, welche seine große Güte anflehen, gewähren, für ihn zu leben, für ihn zu arbeiten, für ihn zu leiden und zu sterben.

Der heilige Apollonius,

Martyrer. Jahr 186.

Der lasterhafte Sohn des Kaisers Marc Aurelius, Commodus, verfolgte die Schüler Jesu mit weniger Grausamkeit, als sein Vater. Er begünstigte sie sogar unter dem Einflusse der Kaiserin Marcia. Diese war zwar nicht selbst Christin, allein sie interessierte sich für eine Religion, deren Grundsätze ihr ganz bewunderungswürdig vorkamen. Durch die Ruhe, welche die Kirche genoß, vermehrte sie sich wunderbar und gewann zahlreiche Schüler, selbst aus den höchsten Ständen. Auch Apollonius hatte der Abgötterei abgeschworen. Ausgezeichnet in den Kenntnissen der schönen Wissenschaften, der Philosophie, warf er sich mit allem Eifer auf das Studium der hl. Schrift und übte gute Werke. Da klagte ihn ein Sklave bei Perenis, dem Präfekten des Prätoriums als Christ an. Der Präfekt forderte Apollonius auf, dem Christentume abzuschwören, um sein Leben und sein Vermögen zu retten. Allein dieser blieb standhaft. Da übergab Perenis ihn dem Senate, vor welchem Apollonius eine ausgezeichnete Verteidigungsrede der christl. Religion hielt. Der Heilige wurde zum Tode durch Enthauptung verurteilt. Sein Martertum geschah ums Jahr 186.

19. April

Der heilige Leo in der Versammlung zu Worms.

Der heilige Leo IX.,

Papst.

Jahr 1054.

Bruno bestieg unter dem Namen Leo IX. den Stuhl des heiligen Petrus. Er wurde im Elsaß geboren. Das Haus, dessen Sprößling er war, stammte von Athich oder Adalrich, der im siebenten Jahrhundert Herzog dieser Provinz war, ab.

Hugo IV., Graf von Nordgau oder Nieder-Elsaß, Bruno's Vater, war ein Geschwisterkind des Kaisers Konrad, des Saliers, Heilwig, seine Mutter, war die einzige Tochter und Erbin Ludwigs des Grafen von Dagsburg oder Dabo. Hugo und Heilwig hielten sich gewöhnlich in Egisheim bei Colmar im Elsaß auf oder zu Dabo in den Vogesen auf der Spitze eines sehr hohen Felsens. Beide zeichneten sich, wie Wibert erzählt, nicht weniger durch ihre Frömmigkeit als durch ihren Adel aus. Sie verstanden beide die romanische Sprache, so gut wie ihre deutsche Muttersprache und zeigten sich auch äußerst freigebig gegen die Klöster. Die Abteien zu Heß in der Diözese Metz, und Woffenheim in der Diözese Basel, betrachteten sie als ihre Stifter.

Außer Bruno hatten Hugo und Heilwig noch zwei andere Söhne, Gerard oder Gerhard und Hugo; der eine war Graf von Nieder-Elsaß, der andere Graf von Egisheim und Dabo. Sie hatten auch fünf Töchter, Adelheid, welche sich mit Hermann, dem Grafen der Ardennen, Bitzela, welche sich mit Hartwig, Grafen v. Calw, vermählten. Udila und Geba wurden Aebtissinnen, die eine zu Woffenheim, die andere zu Nuitz. Die fünfte, deren Namen unbekannt ist, vermählte sich mit Ernst, Herzog von Elsaß und Schwaben.

Bruno wurde den 21. Juni 1002 auf dem Schlosse Egisheim, nach Andern zu Woffenheim geboren. Wibert, ein Zeitgenosse, läßt ihn im äußersten Elsaß das Licht der Welt erblicken. Allein diese Meinung ist nicht begründet und es ist wohl der Tradition des Landes zu Folge anzunehmen, Bruno sei auf dem Schlosse Dabo geboren worden. In der Nähe des Schlosses findet sich heute ein Hügel, heute noch Leonsberg, nach dem Namen unseres Heiligen, benannt. Dort sieht man eine kleine Kapelle, unter seine Fürbitte gestellt, in welcher er getauft wurde.

Bruno zeigte in seiner Kindheit eine große Liebe zur Tugend. Fünf Jahre alt, vertrauten seine Eltern seine Erziehung dem Bischof Berthold von Toul an, der ihn in den Grundwahrheiten der Religion und in den Wissenschaften unterrichtete. Bruno entsprach vollkommen den Bemühungen seines Lehrers. Kaum hatte er seine ersten Studien vollendet, als Berthold ihn zum Canonikus an seiner Cathedralkirche ernannte. Der junge Canoniker führte ein sehr erbauliches Leben. Er teilte seine Zeit zwischen Gebet, dem Lesen guter Bücher und dem Studium kirchlicher Wissenschaften. Die Zeit, in welcher andere sich erholten, brachte er in Spitälern und mit dem Unterrichte der Armen zu. Zum Diakon geweiht, wurde er an den Hof Kaiser Konrads, der ihn mit seinem Vertrauen beehrte, berufen. Er legte dort eine große Gewandtheit in den Geschäften an den Tag. Auch hier widmete er seine freie Zeit den Uebungen

christlicher Frömmigkeit. Sein ursprünglicher Eifer für die strengste Buße erkaltete auch hier nicht.

Im Jahre 1026 erhielt Brunno die Nachricht von seiner Wahl zum Bischof von Toul, welcher Sitz durch den Tod des Bischofs Hermann erledigt war. Der Kaiser wollte ihn bereden, seine Einweihung auf das kommende Jahr zu verschieben. Allein vergebens, der Heilige begab sich nach Toul, um die Herde zu weiden, über welche Gott von ihm Rechenschaft fordern würde. Den 9. September wurde er durch den Erzbischof von Trier, seinen Metropolitan, zum Bischof geweiht. Dieser Kirchenfürst verlangte, daß Bruno eine Verordnung, durch welche er seine Suffraganbischöfe verpflichtete, nichts ohne sein Wissen zu thun, eidlich beschwöre. Bruno verweigerte diesen Eid, als der Freiheit des Episcopats zuwider.

Unmittelbar nach seiner Weihung arbeitete er an der Verbesserung des Klerus und der Mönche in seiner Diöcese. Der Disziplin und dem Eifer in den Abteien wandte er seine Sorge zu, namentlich zu Senones, Saint Die, Estival, Bon-Moutier, Moyen-Moutier, und Saint-Mansui. Er verbesserte auch die Art, das hl. Offizium zu feiern und richtete in den Kirchen eine majestätische Musik ein. Er war selbst ein sehr guter Musiker und verstand das Komponieren so gut, daß er viele ältere Meister übertraf. Er war unermüdet für das Wohl der Seelen und für Verbreitung der Frömmigkeit. Sich selbst für nichts haltend, ließ er sich nie durch die herrlichen Handlungen, die er verrichtete, zum Stolz verleiten. Jeden Tag wusch er mehreren Armen die Füße und bediente sie. Den Geist der Zerknirschung verlor er nie, sondern drang immer tiefer in ihn ein. Seine Geduld und seine Sanftmut waren unerschütterlich, Tugenden, durch welche er über die Bosheit derjenigen siegte, welche ihn mit dem Kaiser und andern mächtigen Personen entzweien wollten. Eine besondere Verehrung hegte er gegen die hl. Apostel Peter und Paul, deren Gräber er jedes Jahr besuchte.

Durch den Tod des Papstes Damasus im Jahre 1048 wurde der päpstliche Stuhl erledigt. Der Kirche von Rom war ein Bischof notwendig, welcher mit Klugheit Eifer verband, der durch sein Beispiel der Tugend Festigkeit gegen das Laster verlieh, der die Gesetze der Kirche genau kannte und mit dieser Kenntnis den Willen verband, denselben Vollzug und Geltung zu verschaffen. Alle diese Eigenschaften bewunderte man an Bruno, welcher sich aber den Wünschen derer, die ihm in der Wormser Diözese die päpstliche Würde anboten, widersetzte. Kaiser Heinrich III. beehrte die Versammlung mit seiner Gegenwart. Bruno fand sich ebenfalls ein und wandte alle Mittel an, um dieser Würde sich zu entziehen. Sein Widerstand war vergeblich. Er erbat sich drei Tage Bedenkzeit, die er in Gebet, Thränen und so strengem Fasten zubrachte, daß er gar keine Nahrung während der ganzen Zeit zu sich nahm. Der Termin war verflossen, er kehrte zu der Versammlung zurück und bekannte hier öffentlich die Art und Weise seines ganzen Lebens unter einem solchen Thränenstrome, daß die ganze Versammlung ebenfalls weinte. Seine Absicht dabei war, seine Wähler von seiner Unwürdigkeit zu überzeugen und sie zu bestimmen, ihre Wahl zurückzunehmen. Allein dieses Mittel führte durchaus nicht zum Zweck. Er war genötigt, die Wahl anzunehmen, und fügte sich endlich unter der Bedingung, daß, wenn nicht der ganze römische Klerus und das ganze Volk ihre Zustimmung gebe, man ihn nicht zwingen könnte, Papst zu bleiben. So standen die Dinge, als er nach Toul zurückkehrte.

Kurze Zeit nach Ostern reiste er nach Italien, im Pilgergewande und ohne Begleiter. Einige Meilen von Rom stieg er vom Pferde und hielt so seinen Einzug in die Stadt. Man empfing ihn mit ungeheurem Beifall und bestätigte seine Wahl. Den 12. Februar 1049 wurde er geweiht und nahm bei seiner Thronbesteigung den Namen Leo an; den hl. Leo, den Großen, nahm er sich zum Muster und entschloß sich, dem apostolischen Stuhle, wie diesem, Ehre zu machen durch Frömmigkeit, Eifer, Mut und Milde. Er fieng sein Pontifikat damit an, daß er die Simonie und die häufigen blutschänderischen Heiraten unter dem Adel ausrottete. Auf einer Reise durch Deutschland im Jahre 1049 bezeichnete er jeden Schritt durch religiöse Handlungen. Er hielt ein Konzil zu Rheims, wo er die Kirche der Abtei des heiligen Remigius einweihte. Von da gieng er nach Metz und Mainz. In dieser letzten Stadt hielt er im Oktober ein Konzil, auf welchem ihm 40 Bischöfe in Gegenwart des Kaisers assistierten. Auf seiner Rückreise hielt er sich beinahe drei Monate in seinem Vaterlande dem Elsaß auf und weihte dort eine große Anzahl von Kirchen der Abteien und von Pfarreien. Im Jahre 1050 kam er nach Straßburg und verlieh der Kathedralkirche dieser Stadt mehrere Ablässe und besondere Privilegien. Er weihte auch die neue Kirche des hl. Petrus ein und versammelte die Herren des Elsaßes, um sie zu veranlassen, den Gottesfrieden einzuführen. Seine ganze Reise bezeichnete er mit Spuren seines Eifers und seiner Frömmigkeit.

Nach Rom zurückgekehrt, hielt Leo ein Konzil im Jahre 1050, auf dem er die Irrtümer Berengars über das hl. Abendmahl verurteilte. Kurze Zeit nachher machte er sich aufs Neue auf den Weg, um die Laster, durch welche die Kirche entweiht wurde, zu bekämpfen. Auf einem neuen Konzil zu Vercelli, auf welchem sich die Bischöfe der verschiedensten Länder eingefunden hatten, erneuerte er die Verurteilung der Irrtümer Berengars und verdammte eine Schrift des Johannes Scotus Erigina. Im folgenden Jahre reiste er nach Toul aus Anhänglichkeit an seine frühere Herde und verlieh der Abtei vom heiligen Mansui große Vorrechte. Im Jahr 1052 begab er sich nach Deutschland, um Kaiser Heinrich und den König Andreas von Ungarn mit einander auszusöhnen.

Im folgenden Jahre schrieben Michael Cerularius, Patriarch von Konstantinopel, und Leo von Acrida an Johann, Bischof von Trani in Apulien, einen gemein-

schaftlichen Brief. Sie warfen den Lateinern die Beobachtung einiger disziplinären Gebräuche als Verbrechen vor, z. B. daß sie mit ungesäuerten Broten das heilige Opfer feiern, an den Samstagen fasten, daß sie Fleisch und Blut erstickter Tiere genießen, in der Fastenzeit das Alleluja unterlassen u. s. w. Ein Schisma aus diesen Gründen wäre nicht zu entschuldigen gewesen. Der hl. Vater antwortete dem Patriarchen mit einer sehr zum Frieden sich hinneigenden Ermahnung und erwiderte ihm, daß die Praxis, nach welcher mit ungesäuertem Brote konsekriert werde, sehr alt sei und bis zum hl. Petrus zurückgehe. Er schickte den Kardinal Humbert nach Konstantinopel, um die lateinische Kirche zu rechtfertigen, und zu verhindern, daß die Griechen aus ihrem Schoße sich ausschieden. Die schöne Verteidigung der bei den Lateinern beobachteten Disziplin hatte nicht den Erfolg, den man erwartete. Nichts war im Stande, den Patriarchen zu bewegen, und durch Ränke erreichte er seinen Zweck, den größten Teil der morgenländischen Kirche in sein Schisma zu verwickeln.

Unterdessen war Italien eine Beute der Einfälle der Normanen. Drei Söhne Tancreds von Hauteville, Wilhelm Fier-à-Bras, Droge und Humfroy hatten gegen die Griechen und Sarazenen gestritten und bemächtigten sich jetzt Apuliens, wo sie eine Grafschaft errichteten. Ihr Nachfolger, Robert Guiscard, griff die Stadt Benevent an, welche der Kaiser dem hl. Vater abgetreten hatte. Leo IX, entschlossen, den Unordnungen in Italien, welche durch den unbegrenzten Ehrgeiz der Normannen hervorgerufen wurden, eine Grenze zu setzen, verband sich gegen diese mit dem morgenländischen und dem deutschen Kaiser Heinrich III., schloß sie aus der Kirchengemeinschaft aus und zog gegen sie zu Felde. Das deutsche Heer war sehr zahlreich. Leo IX. vereinigte es mit den italienischen Truppen, welche sich als zu einem hl. Kriege anwerben ließen und viele Bischöfe zu Befehlshabern hatten. Allein diese zuchtlosen Truppen konnten den Normanen nicht Stand halten. Deutsche und Italiener wurden besiegt, der beherzte Papst, der sie zum Streite führte, wurde gefangen und nach Benevent, welches der erste Anlaß zum Krieg gewesen war, geführt.

Papst Leo IX.

Man behandelte ihn hier mit der äußersten Rücksicht, und erwies ihm während seiner Gefangenschaft alle Ehren, welche seine hohen Tugenden verdienten. Vor dem Papst, ihrem Gefangenen, niedergeworfen, baten sie ihn inständigst, alle ihre gemachten und noch zu machenden Eroberungen als Lehen der Kirche betrachten und annehmen zu dürfen. Leo staunte, da er in seiner Lage als Gefangener sich angegangen sah, Königreiche zu verteilen, gab allem seine Zustimmung, um was sie baten, und erlangte so auch die Oberherrlichkeit über Neapel, welches Robert Guiscard für den hl. Stuhl bald nachher eroberte.

Leo blieb ein Jahr gefangen. Er heiligte diese Zeit durch das strengste Fasten, langes Wachen und beständiges Gebet. Er trug den Bußgürtel, zu seinem Bette wählte er den Boden seines Zimmers und zu seinem Kopfkissen einen Stein. Mit diesen Abtötungen verband er sehr zahlreiches Almosen.

Er wurde krank und bat, ihn nach Rom zu bringen. Seine Bitte wurde erfüllt. Als er sein Ende nahe fühlte, nahm er noch seine letzten Kräfte zusammen, um seiner Geistlichkeit die rührendsten Ermahnungen zu geben. Er ließ sich in die Kirche des Vatikans bringen, wo er lange Zeit betete. Hierauf unterhielt er sich über die Auferstehung. Tags darauf verlangte er nach Empfang der hl. Oelung vor den Altar des hl. Petrus gebracht zu werden. Dort warf er sich nieder und verharrte eine Stunde im Gebete. Auf sein Bett zurückgetragen, hörte er die hl. Messe, empfing die hl. Wegzehrung und starb kurze Zeit nachher. Sein seliger Tod erfolgte den 19. April 1054 im 52. Lebensjahre nach einem Pontifikate von 5 Jahren 2 Monaten und 9 Tagen. Er wurde mit großer Feierlichkeit in der Peterskirche bei dem Altar des heiligen Gregorius neben dem Portal der Kirche beigesetzt. Mehrere Wunder, die er in seinem Leben wirkte und nach seinem Tode geschahen, gesellten ihn den Heiligen bei. Seine Verehrung verbreitete sich schnell in Italien, Frankreich und Deutschland. Seine Reliquien befinden sich bis auf den heutigen Tag in der St. Peterskirche unter dem Altare des hl. Martial. Lange Zeit bewahrte man in der Kirche zu

Woffenheim zum hl. Kreuz einen Arm von ihm. Seine Hirnschale ist in der Kirche der Abtei von Lücelle im Elsaß zur öffentlichen Verehrung ausgestellt.

Die Benediktiner zählen den heil. Leo IX. den Heiligen ihres Ordens bei. Allein er ist mehr der Wiederhersteller und Verteidiger der klösterlichen Disziplin, als selbst ein Ordensmann des hl. Benedikts gewesen. Der Archidiakon Wibert, welcher alle einzelnen Handlungen seiner Kindheit und Jugend sehr genau aufzeichnete und seinen Eifer für die Reform der Mönche anerkennt, sagt durchaus nicht, daß er in ein Kloster eingetreten sei, was er gewiß berichtet hätte, wenn der hl. Papst eine Zeit lang den Habit getragen hätte.

20. April.

Die heilige Agnes von Monte-Pulciano in Toskana,

Jungfrau und Abtissin.

Jahr 1317.

Zu Monte-Pulciano in Toskana wurde Agnes von sehr reichen Eltern geboren. Kaum konnte sie gut und bös unterscheiden, da schon legte sie oft eine Verachtung gegen alle Dinge der Welt an den Tag. Sie hatte nur an frommen Uebungen Freude, denen sie sich die meiste Zeit widmete. Als sie neun Jahre alt war, brachten sie ihre Eltern in ein Nonnenkloster.

Die junge Agnes war nicht wenig über die Abtötungen erstaunt, welche sie sah. Mit Freude unterzog sie sich denselben und war bald Allen ein Muster. Sie entschloß sich, für immer der Welt zu entsagen, um ihre Unschuld vor den Gefahren zu bewahren, welche ihr in der Welt drohten.

Der hl. Marcellin sendet Vinzenz und Domnin aus, das Evangelium zu verkünden.

Kaum 15 Jahre alt, wurde sie in das Dominikanerkloster geschickt, welches zu Proceno in der Grafschaft Orvietto gegründet worden war. Bald darauf wurde sie vom Papst Nikolaus IV. zur Abtissin ernannt, welche Auszeichnung ihren Eifer nur verdoppelte. Sie schlief auf bloßem Boden u. hatte einen Stein zum Kopfkissen. 15 Jahre lang fastete sie vollständig bei Wasser und Brot. Ein ausdrücklicher Befehl ihrer Obern allein konnte ihrer großen Strenge gegen sich selbst Schranken setzen.

Durch den Glanz ihrer Tugenden gerührt, boten ihre Landsleute alles auf, die heilige Agnes zu bewegen, nach Monte-Pulciano zurückzukehren. Sie schenkten ihr ein Kloster, welches sie auf der Stelle eines sehr berüchtigten Hauses hatten bauen lassen. Diese Umstände bewogen unsere Heilige, in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie bezog das Kloster und nahm Nonnen nach der Regel des heil. Dominikus auf. Einen neuen Glanz verlieh ihrer Heiligkeit die Gabe der Wunder und Prophezeiung. Die langwierigen Krankheiten, welche sie mit vollkommenster Ergebung in den göttlichen Willen ertrug, dienten nur dazu, ihre Tugenden zu vervollkommnen. Sie starb zu Monte-Pulciano den 20. April 1317 im 40. Lebensjahre. Im Jahre 1435 wurde ihr Leib den Dominikanerinnen zu Orvietto übergeben, wo er sich noch befindet. Clemens VIII. hieß das Officium, das ihr zu Ehren zum Gebrauch des Ordens des hl. Dominikus verfaßt wurde, gut u. schrieb ihren Namen ins römische Martyrologium. Die heilige Agnes wurde feierlich heilig gesprochen unter Benedikt XII. im Jahre 1726.

Der heilige Marcellin,

erster Erzbischof von Ambrün.

Jahr 374.

Marcellin kam mit Vinzenz und Domnin aus Afrika nach Gallien, wo er das Evangelium mit glücklichem Erfolge in den Gegenden der Alpen predigte. Zu Ambrün ließ er sich nieder und baute eine Kapelle, in welcher er die Nächte im Gebete zubrachte. Eine Menge Götzendiener bekehrte sich durch seine seine Predigten und Beispiele. Als die ganze

Stadt zum Christentume übergetreten war, weihte Eusebius von Vercelli die Kapelle ein, unsern Heiligen aber zum Bischof über das Volk, das er selbst zu Jesus Christus geführt hatte. Vinzenz und Domnin wurden von ihm ausgesandt, das Evangelium überall zu verkünden, was mit dem besten Erfolge begleitet wurde, da sie ihre Sendung durch Wunder beglaubigten.

Marcellin starb im Jahre 374 und wurde zu Ambrün beerdigt.

Der heilige Mamertin,

Abt. — Fünftes Jahrhundert.

In der Nähe von Auxerre lebte ein Götzendiener Namens Mamertin. Ein krankes Auge und ein Geschwür an der Hand hinderten ihn an der Arbeit. Er machte sich auf den Weg, um seine Götzen anzuflehen. Da begegnete ihm Sarin, ein Priester des hl. Germain, Bischofs von Auxerre. Dieser unterhielt sich mit ihm über den Zweck seiner Reise, über die Thorheit des Götzendienstes und die Heiligkeit der christlichen Religion, deren würdigster Diener Germain sei. Mamertin, von der Gnade Gottes erleuchtet, beschloß, sich zu bekehren, und ging nach Auxerre, um Germain aufzusuchen. Ein Gewitter nötigte ihn aber, in einer Kapelle auf dem Grabe des hl. Concordeme Schutz zu suchen. Hier entriß ihn eine göttliche Erscheinung seinem Irrtum. Der Prälat nahm ihn mit Freude auf, unterrichtete und taufte ihn. Nach der hl. Taufe bestrich er Auge und Hand Mamertins mit geweihtem Oele und sie wurden gesund, was einen solchen Eindruck auf diesen machte, daß er um Aufnahme ins Kloster bat. Er entwickelte einen glühenden Eifer, gelangte zu hoher Vollkommenheit und wurde zum Abt erhoben.

Er starb den 20. April im fünften Jahrhundert. Das Jahr seines Todes ist unbekannt.

Der heilige Jakob von Slavonien,

Franziskaner. — Jahr 1485.

Der heilige Jakob wurde in Dalmatien geboren. Sein Verlangen, sich Gott zu weihen, trieb ihn nach Italien, wo er bei den Franziskanern von Bitello als Laienbruder aufgenommen wurde. Alle Klöster, in welche seine Obern ihn schickten, bewunderten ihn. Der Anblick des Feuers erinnerte ihn an das Feuer der Hölle und vermehrte nur seine Liebe zu Gott. Er starb zu Bitello den 27. April 1485. Durch seine Fürbitte geschahen mehrere Wunder und sein Name ist in das Martyrologium der Franziskaner, durch Benedikt XIV. veröffentlicht, eingetragen.

Der heilige Sulpicius und Servilianus,

Martyrer. — Drittes Jahrhundert.

Heute feiert die Kirche auch das Fest der heil. Martyrer Sulpicius und Servilianus, zweier vornehmer Römer, die sich als Heiden mit den Jungfrauen Euphrosina und Theodora, den Gespielinnen der hl. Domitilla, verlobt hatten. Sie wurden durch die Wunderthaten und Ermahnungen der Domitilla zum christlichen Glauben bekehrt und als Christen angeklagt. Da sie sich weigerten, den Göttern zu opfern, wurden sie in grausamer Weise gegeißelt und dann enthauptet.

21. April.

Der heilige Anselm,

Erzbischof von Canterbury. — Jahr 1109.

Gegen das Ende des 11. Jahrhunderts, in welchem der hl. Anselm lebte, erhoben sich zwei große Revolutionen, von denen die eine die richtige und notwendige Folge der andern war: die Befreiung der Kirche oder des geistigen Prinzips, welches über die rohe Gewalt siegte, um die Befreiung des menschlichen Gedankens, welcher der Leitung des Glaubens ledig, sich siegreich und frei den Ketten der Barbarei entwand. Diese zweifache Revolution knüpft sich hauptsächlich an die Namen zweier Männer, welche übrigens die lauterste Freundschaft verband, nämlich an den Namen des erleuchteten und heiligen Papstes Gregor VII. und an den des großen Erzbischofs, dessen Geschichte wir erzählen wollen.

Anselm kam im Jahre 1033 in der Stadt Aosta in Piemont zur Welt. Alle Schriftsteller dieser Zeit, hauptsächlich aber sein treuer Eadmer, sein Freund, sein Schüler, der Genosse aller seiner Leiden und zugleich einer der wichtigsten Geschichtsschreiber, welche England aufzuweisen hatte, haben uns die Einzelnheiten seines Lebens hinterlassen.

Wenn von seiner frühesten Jugend an seine glücklichen natürlichen Anlagen, sein liebenswürdiges Herz und die außerordentliche Lebhaftigkeit seines Geistes und seiner Neigungen ihn zur Tugend hinlenkten und ihn in aller Augen liebenswürdig machten, so hatte er dies der Sorgfalt seiner mütterlichen Erziehung zu danken. Auf alle Worte der frommen Ermengardis aufmerksam, machte er sich diese nach dem Maße seines kindlichen Verstandes zu Nutzen. In einer Nacht, in der er von dem sehnlichsten Verlangen, Gott in den Wohnungen seines Lichtes zu schauen, beseelt war, kam es ihm vor, als klettere er auf die höchsten Spitzen der Alpen, wo er sich in seiner Einfalt den Hof des Himmelskönigs gedacht hatte; es kam ihm vor, als sitze er ganz vertraulich zu den Füßen des himmlischen Vaters, antworte auf seine Fragen und genieße zuletzt ein äußerst gutes Brot, welches er von dessen Tisch erhielt. Anselm er-

zählte gerne in der Folge diesen Zug seiner Kindheit, den wir hier ganz in seiner Kindlichkeit wiedergegeben haben, um zu zeigen, welch süße Bilder die fromme Mutter ihrem Sohne vorstellte. Allein Ermengardis starb sehr früh und der Sohn sah sich der Sorge seines Vaters Gondulph überlassen, der sich wenig um seine Pflichten kümmerte und viel zu spät, nämlich erst bei seinem Tode an dieselben dachte. Die Leidenschaften entwickelten sich bei Anselm lebhaft und feurig. Das Gebet und selbst das Studium, das er vorher so sehr geliebt hatte, wurde bei Seite gesetzt, und er, der dem hl. Augustinus nacheiferte, welchem er eines Tages in den Anstrengungen der Buße, wie in jenen des Geistes gleichen sollte, scheint diesem auch in den ersten Ausschweifungen nachgefolgt zu sein. Diese Verirrungen beunruhigten aber Gondulph durchaus nicht, und man weiß nicht, warum diesen launischen Mann eine solche Abneigung gegen seinen Sohn ergriff, daß dieser, nachdem er Alles umsonst versucht hatte, seinen Vater zu besänftigen, zuletzt dessen Haus, ja Italien verließ, um derartige betrübende Ausbrüche zu vermeiden.

Es war ein rührender Anblick, den heiligen Anselm Tag und Nacht ans Kopfkissen des Sterbenden wie angefesselt zu sehen.

In den Zeiten der Gährung und gesellschaftlichen Umgestaltung beunruhigt eine gewisse Unentschlossenheit alle Seelen, hauptsächlich aber die Seelen der Auserwählten. Dies konnte man, wie auch noch heutzutage, im 11. Jahrhundert wahrnehmen. Anselm mußte dies mehr als ein Anderer in seiner traurigen Lage, in welche die Gleichgiltigkeit seines Vaters ihn gestürzt hatte, fühlen. Drei Jahre hindurch irrte er in Burgund, Frankreich, in der Normandie auf gut Glück umher und wußte nicht, was er beginnen sollte. In diesem letzten Lande hielt sich damals ein Lehrer auf, dessen Ruf alle in Deutschland, Frankreich und ganz Europa übertraf. Es war dies Lanfrank, der demütige und strenge Benediktinermönch, welcher in der Abtei zu unserer lieben Frau zu Bec seine Lehrkanzel aufgeschlagen hatte. Anselm empfand Lust, ihn zu hören und bald erwachte in ihm, von Lanfranks Beredtsamkeit, Wissenschaft und Weisheit hingerissen, wieder Freude am Studium. Er verband sich enge mit diesem berühmten Lehrer und war bald dessen ausgezeichnetster und geliebtester Schüler.

Während er sich indessen mit Arbeiten und Nachtwachen abmühte, kam ihm der Gedanke, daß er nicht so viel zu leiden haben würde, wenn er das, was er bisher aus Ruhmsucht und in den ehrgeizigsten Absichten gethan habe, wie Lanfrank durch Ablegung der Gelübde Gott zu lieb thun würde. Er folgte dem Zuge der Gnade, besiegte seine Eigenliebe, wurde Mönch und schloß sich ganz an Lanfrank an, in der Meinung, für immer unter dem Schatten dieses unübertrefflichen und unvergleichlichen Mannes verborgen bleiben zu können.

Die Vorsehung hatte andere Absichten mit ihm. Anselm war drei Jahre lang der Welt entzogen und hatte sich nur allein mit Gott beschäftigt. Das Studium hatte für ihn seine früheren Reize wieder entwickelt, allein dieses war jetzt in himmlische Betrachtungen verwandelt. Ein großer Teil der Nacht schwand in diesen Unterhaltungen über die göttliche Weisheit, in Untersuchungen über die wichtigsten Fragen, welche bis zu jener Zeit ungelöst geblieben waren. Das Noviziat schien ihm ein wonnevoller Traum zu sein. Es verschwand aber auch wie ein Traum. Lanfrank wurde zu höheren Verrichtungen anderswohin berufen und Anselm wurde durch den ehrwürdigen Helluin, den alten Krieger, einstens die Zierde des herzoglichen Hofes der Normandie, von dem er sich zurückgezogen hatte, um die Abtei Bec zu gründen, zum Prior erhoben.

In diesem neuen Amte beschäftigte sich Anselm mit der Erziehung und dem Unterrichte der jungen Mönche und entwickelte dabei ein ausgezeichnetes Talent. Gleich anfangs bewies er, daß er ebenso die Geister, wie die Gewissen zu lenken verstehe. Hier nur Ein Beispiel. Trotz seiner glänzenden Verdienste oder vielleicht wegen derselben erweckte seine schnelle Beförderung Eifersucht.

Bei einem sehr jungen Bruder, mit Namen Osbern, welcher sich übrigens durch seine Fähigkeiten auszeichnete, steigerte sich diese Leidenschaft zu einer Art von Wut gegen Anselm. Je mehr sich Osbern aber Mühe gab, seinen Haß gegen Anselm an den Tag zu legen, desto mehr Liebe erwies ihm dieser. Durch Berücksichtigung und Willfährigkeit gegen seine jugendlichen Wünsche und Neigungen wußte Anselm das Vertrauen dieses teuren Zöglings zu gewinnen. War er einmal Herr über dessen Herz, so sparte er weder Tadel noch Demütigungen, ja er verstand es sogar, ihn daran zu gewöhnen, um solche, wie um eine Gunst, zu bitten. Bald entwickelten sich in diesem Zöglinge die glücklichsten Gaben der Gnade und der Natur und schon freute er sich der Früchte, welche eine solche Errungenschaft der Kirche bringen könnte, da raffte eine tötliche Krankheit dieses Kind seiner Thränen, seiner Mühe und Gebete hinweg. Es war ein rührender Anblick, den hl. Anselm Tag und Nacht an's Kopfkissen des Sterbenden wie angefesselt zu sehen, zu sehen, wie er bis zum letzten Seufzer seine wahrhaft mütterliche Sorgfalt ihm zuwandte und noch über den Tod hinaus ihm Proben seiner zärtlichen Liebe dadurch gab, daß er überall um Fürbitte für diese geliebte Seele flehte. Dieser Zug gewann ihm aller Herzen. An Osberns Stelle traten im Herzen dieses treuesten Freundes alle Brüder. Und sein Herz erweiterte sich, sie alle zu umfassen, um alle Gott zuzuführen. Weltleute ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes kamen aus der Nähe wie aus den entferntesten Ländern, um bei Anselm Trost und Licht zu holen. Der Geist des Rates wohnte auf seinen Lippen. Man fühlte sich erleuchtet, wenn er redete, man wurde beruhigt, man verließ ihn gebessert. Noch heutzutage haben wir Beweise von seiner Weisheit in seinem Briefwechsel, in welchem er Stelle für Stelle die herrlichsten Lehren den Königen gab und den niedrigsten Gläubigen Ratschläge voll Salbung erteilte; noch heute sehen wir Proben seiner frommen Weisheit in seinen ascetischen Schriften, welche im Mittelalter so gesucht, frommen Seelen und der Kirche auch jetzt noch so lieb und teuer sind, daß sie Anselms Worte den Priestern in den Mund legt, um ihnen bei der Vorbereitung auf die wichtigste und heiligste Handlung der ganzen Religion beizustehen.

Junge Leute liebte er über alles. Sie gehorchten ihm wie einer Mutter, erzählt uns sein Geschichtsschreiber. Ein Professor des Mittelalters schildert, ich weiß nicht, welche Strenge und verwerfliche pädagogische Gewohnheiten, wir wollen aber hierüber nach einer Unterhaltung urteilen, welche der heilige Anselm mit einem Geistlichen des Landes pflog, der mit Thränen in den Augen ihm die Mühe erzählte, welche ihm die Kinder seines Klosters verursachten.

„Wir lassen es gewiß nicht," sagte der Geistliche, „weder an Sorgfalt noch an Wachsamkeit fehlen, allein je mehr wir sie schlagen bei Tag und Nacht, desto halsstarriger und tölpelhafter sind sie."

„Ach! Sie hören nicht auf, sie zu schlagen," sagte Anselm, — „und werden sie dann besser und geschickter für die Zukunft?"

„Im Gegenteil, sie werden dumm, arten aus und werden ganz tierisch."

„Herrliches Erziehungssystem, welches die Menschen in Tiere verwandelt! Allein, Herr Abbe, was würden Sie mit einem Bäumchen beginnen, das Sie so fest zusammengebunden haben, daß es seine Zweige nicht ausbreiten kann? Würden Sie um eine schöne Bildsäule zu machen, wohl damit sich begnügen, mit schweren Hammerschlägen auf einen kostbaren Block hineinzuschlagen? die Kindheit erfordert zarte Sorgfalt, sie verlangt Milde, Fröhlichkeit und Nachsicht."

Man wird überrascht, in einer Zeit, in der so große Gelehrsamkeit herrschte, solchen Grundsätzen zu begegnen. Der Verfasser einer lateinischen Grammatik betitelte ohne spaßhafte Absicht, sein Buch: „Mittel, die Ruthe zu verhindern." Allein, wenn auch dieses Jahrhundert seine Pedanten hatte, wie ja das unserige ebenfalls deren nach ihrer Art aufzuweisen hat, so waren es dennoch die Heiligen im Mittelalter, welche die Härte milderten, Männer voll Liebe, deren milde Sitten wir eben so gut, wie die Vorzüge der neuen Civilisation anerkennen müssen.

Spielend, um mich dieses Ausdruckes zu bedienen, weihten sie ihre Zöglinge in die Geheimnisse der Religion durch Gespräche ein, welche ihrem Alter und ihren Kräften angemessen waren, brachten sie dieselben dahin, daß sie sich über alles Rechenschaft geben konnten, und entwickelten durch eigenes Nachdenken die wissenschaftlichen Keime, welche in ihrem Gedächtnisse niedergelegt waren. So gelang es Anselm, der Einer dieser frommen Geister war, woran gar nicht zu zweifeln ist, die metaphysischen Wissenschaften wieder zu wecken, welche in der Nacht jener barbarischen Zeiten vergraben waren und das, was man die Philosophie des Mittelalters nennt, die Scholastik zu gründen. Der hl. Anselm ist seit dem hl. Augustinus der erste Philosoph, welcher nur methodischer als der Bischof von Hippo begreiflich machte, wie die Wahrheiten aus dem Worte Gottes und der katholischen Tradition ursprünglich genommen, sich ebenso nach einer andern Ordnung, nämlich nach der Vernunft entwickeln lassen und wie die Philosophie nach dem Ausdrucke unseres Heiligen selbst: „Ein Sprung des Glaubens zum Wissen" sein soll. Sein Ruf übertraf Lanfrank's bald und das Kloster unserer lieben Frau zu Bec, wo er gegen seinen Willen nach Helluins Tode zum Abte gewählt wurde, ward der Mittelpunkt der neuen wissenschaftlichen Bewegung des 11. Jahrhunderts. Seine Heiligkeit wie seine Wissenschaft war gleich berühmt. Der hl. Gregor VII. tröstete sich in seinen stärksten und heldenmütigen Kämpfen und in seinen Prüfungen dadurch, daß er die Sache der Kirche dem Gebete seines heiligen Freundes empfahl; doch bald mußte er, von der Vorsehung auf einen größeren Schauplatz gerufen, die nämlichen Kämpfe und selbst die nämlichen Verfolgungen erfahren. Eine Reise über's Meer im Interesse seiner Abtei war hinlänglich, England vom

Ruhme seiner Tugenden zu erfüllen. Alles Volk lief an den Weg, den er einschlug. Normannen und Engländer, sonst ganz uneins, vereinigten sich, um dem hl. Abt von Bec ihre Bewunderung darzubringen. Selbst Wilhelm der Eroberer ward in seiner Gegenwart leutseliger. Ein glänzendes Wunder besiegelte seinen großen Ruhm. Es brach nämlich eine fürchterliche Feuersbrunst zu Winchester in der Nähe des Gasthofs, in welchem sich Anselm befand, aus. Die Leute sahen schon, daß sie die Flamme nicht bemeistern könnten, und eilten mit dem größten Eifer herzu, um die Hausgeräthe hinwegzuschaffen. Allein die Frau des Hauses hielt sie an und sagte, daß sie durchaus Nichts fürchte, so lange Anselm, der Freund Gottes, bei ihr sich aufhalte. Auf die Bitten seiner Begleiter machte der heil. Mann das Kreuzzeichen, die Flammen wandten sich und erlöschten augenblicklich.

Indessen starb der Eroberer und hinterließ den Thron seinem Sohne Wilhelm dem Rothen, einem Menschen ohne Herz und Glauben, in jeder Beziehung einer der schlimmsten Könige Englands. Von Jugend auf zeigte er sich habsüchtig und ungerecht, hauptsächlich gegen die Kirche, welche unter ihm ein Raub derjenigen wurde, welche am meisten boten, und welche von ganz unwürdigen Menschen verwaltet wurde. Die Kirche von Canterbury war durch Landfranks, des Lehrers Anselms, Tod, erledigt und blieb aus leicht begreiflichen Gründen viel länger als die andern verwaist. Wilhelm eignete sich während der Erledigung die Einkünfte an. Dieser erste erzbischöfl. Stuhl Englands umfaßte außer England auch Schottland, Irland und die hebridischen Inseln: außerdem war der Primas immer Kanzler des Königs und sein erster Minister, und deßhalb die zweite Person des Königreichs nach der burgerlichen Ordnung. Indessen

Der heil. Anselm löscht eine Feuersbrunst.

zwang ihn eine ernstliche Krankheit und die immerwährenden Bitten seiner Hofherrn, Anselm zum Erzbischof von Canterbury zu ernennen. Allein der Wille dieses Gottesmannes war noch viel schwerer zu bewegen, als der des Königs. Man brachte ihn mit Gewalt zum Bette des kranken Fürsten und von da in die Kirche, in der er, während man die gewöhnlichen Ceremonien der Einweihung vollzog, unaufhörlich protestirte. Sein Widerstand dauerte beinahe ein Jahr, aber Jedermann drang in ihn. Er gehorchte, hiezu genöthigt, und beugte sich unter das Amt, dessen Last er um so besser fühlte, als er wohl voraussah, daß Wilhelms Bekehrung nur so lange als seine Krankheit währe. Und in der That, kaum war er hergestellt, so setzte er auch alle seine schönen Versprechungen beiseits und zeigte sich mehr als je habsüchtig und als Unterdrücker der Kirche.

Eine der Bedingungen, welche der Primas bei seiner Annahme gestellt hatte, war, daß Wilhelm sich herbeilasse, den Papst Urban II., den Nachfolger des hl. Gregor, als den alleinigen gesetzlichen Erben der Jurisdiktion des hl. Petrus anzuerkennen. Allein, kaum genesen, widersetzte sich diesem der König, nicht in der Absicht, die Partei des Gegenpapstes, welchen Kaiser Heinrich von Deutschland, Urban entgegengestellt hatte, zu ergreifen, sondern sein Grundgedanke war der, nie, weder nach Recht, noch nach That, die geistliche Autorität eines Papstes in England wiederherzustellen, sondern selbst Herr der Kirche wie des Staates zu bleiben. Dies geschah wirklich, Dank der Gefälligkeit seiner Hofbischöfe. Weder der eine, noch der andere Bewerber wurde im Königreich anerkannt. Es handelte sich hier nicht mehr um die Rechte Urban's oder Guibert's, sondern um die Rechte des Papstes im Allgemeinen. Der Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl war,

nach Wilhelms eigenem Ausdrucke der Hauptgegenstand des Streites, welchen Anselm so lange Zeit gegen ihn führte. Mehrere Bischöfe in England dienten unglückseliger Weise den Leidenschaften des Königs und vollzogen aufs Genaueste seine willkürlichen Befehle gegen den Primas. „Im ganzen Mittelalter, sagt der ausgezeichnete Möhler, ist dies der einzige Fall, daß die Bischöfe eines großen Königreichs alle ihre Kräfte vereinigten, um sich von der Jurisdiktion des Nachfolgers des hl. Petrus frei zu machen. Sonst setzten sie dem rechtmäßig gewählten Papste Gegenpäpste entgegen, allein hier verwarfen sie den Papst als solchen u. anerkannten die Rechte des apostol. Stuhles nicht mehr." Wir werden ein hinreichendes Bild dieses langen Streites entworfen haben, in welchem Anselm allein die Rechte der Einheit gegen einen mächtigen Monarchen und seine Hofbischöfe vertheidigte, wenn wir uns begnügen, auf einen Zwischenakt in diesem Drama hinzuweisen, durch welchen man sich überzeugen kann, daß Anselm, wie Basilius von Cäsarea, zu zeigen verstand, was ein Bischof ist. — Ebenso viel Mäßigung als Kraft legte der hl. Prälat in den Berathungen der Staatsangelegenheiten an den Tag, welchen er mit seiner hohen Einsicht beiwohnte. Ihm war es ein Leichtes, ein Mittel zu finden zur Vereinigung der kgl. Forderungen u. zum Gehorsam, welcher dem Papste gebührt u. von welchem ihn nach seiner eigenen Erklärung kein Stand der Dinge, keine Drohung abzubringen vermöge. Demzufolge hielten die Bischöfe und die Großen des Reichs mit Bewilligung des Königs eine Versammlung zu Rockingham. Wilhelm wohnte dieser nicht persönlich bei, hatte aber vorher dem Prälaten u. Herrn seinen kgl. Willen kund gemacht. Hierauf vereinigten sich alle Mitglieder dieser Versammlung um den Primas, und vor den zahlreich anwesenden Geistlichen, Mönchen und Laien setzte Anselm feierlich den Zweck ihrer Zusammenberufung auseinander und schloß mit diesen Worten: „Ihr also, Söhne der hl. Kirche, die ihr im Namen Gottes gegenwärtig seid, ihr vorzüglich, Bischöfe, meine Brüder, rathet mir auf eine Weise, die eurer würdig ist. Ich kann den Gehorsam, den ich dem Nachfolger des hl. Petrus schuldig bin, nicht mit Füßen treten, ich kann die Treue nicht verletzen, die ich dem Könige vor Gott gelobt habe. Redet, sprechet euch aus, ob es möglich ist, das Eine u. das Andere zu beobachten."

Der heil. Anselm wird mit Gewalt vor den König geführt.

Die Bischöfe antworteten: „Du bist ein sehr weiser Mann u. voll des hl. Geistes, du hast deßhalb unsern Rath durchaus nicht von Nöthen. Doch, wenn du dich herbeilässest, einfach dem Willen des Königs, unseres Herrn, dich zu unterwerfen, so wirst Du uns geneigt finden, dich mit unserm Rathe und unsrer vollkommensten Ergebenheit zu unterstützen. Jedoch wollen wir, wenn du es verlangst, deine Worte dem Könige berichten u. wollen dich dann in Kenntniß setzen davon, wie er sie aufgenommen hat." Wir hielten also eine 2. Versammlung, erzählt Eadmer, der während der besprochenen Scene immer in Anselms Nähe war und der Erzbischof in Mitten der Bischöfe und Herren verlangte, daß sie ganz bestimmt ihren Rath aussprechen sollen. „Wir halten an dem fest, was wir schon ausgesprochen haben, sagten sie. Es ist deine Pflicht, dich ohne jede Bedingung dem Willen des Königs zu fügen, und wenn Du darauf bestehest, ihn unter dem Vorwand: Gott gehorchen zu müssen, unzufrieden zu machen, so machen wir dich hiemit allein dafür verantwortlich, erklären dir aber, daß du weder auf unsern Rath, noch auf unsern Beistand rechnen darfst." Während Anselm diese Worte anhören mußte, erhob er seine Augen, u. in seinen Zügen spiegelte sich seine tief bewegte Seele. Hierauf kündigte er ihnen mit fester u. würdevoller Stimme an, daß er kein anderes Gericht, als das des Statthalters Jesu Christi anerkenne, dem er befohlen habe, die Schafe und Lämmer zu weiden.

Diese Rede hatte auf alle Anwesenden die Wirkung eines Blitzstrahls. Alle Geschichtsschreiber erzählen, daß man auf allen Gesichtern habe lesen können, daß der Primas unfehlbar dem Tode geweiht sei. Die Bischöfe aber, durch Haß und Schrecken in Verwirrung gebracht, erklärten, daß sie es nicht wagen, dem Könige diese Worte zu hinterbringen. Allein Anselm begleitete sie selbst dahin und wiederholte Wort für Wort seine Reden, kehrte hierauf in den Versammlungssaal zurück und setzte sich auf einen Sessel. Der aufgebrachte Tyrann wollte sich um jeden Preis an Anselm rächen und ein Schmeichler, der Bischof von Durham, muthete ihm zu, die äußerste Gewalt zu gebrauchen. Wilhelm wurde aber durch das Murren derjenigen Herren eingeschüchtert, welche der Rollen, die man ihnen aufgebürdet hatte, überdrüssig waren. Einzig um dem Primas noch einmal zu drohen, schickte er die Bischöfe zu ihm zurück. Diese traten in den Versammlungssaal und staunten nicht wenig, als sie Anselm ganz ruhig schlafend sein Haupt an die Wand gelehnt, fanden. Während sie über das Schicksal ihres Herrn berathschlagten, war dessen Leib der Anstrengung unterlegen und er so ruhig, wie wenn seine Seele durchaus keine Gemüthsbewegung erlitten hätte. Sein Erwachen reichte hin, ihnen den Mund zu schließen.

Eine Reihe versteckter, aber heftiger Verfolgungen zwangen Anselm, England zu verlassen und bei Urban, welchen Wilhelm zuletzt als rechtmäßigen Papst anerkannt, eine Zuflucht zu suchen. Am Erfolge seiner Sache verzweifelnd, versuchte es der König, sich mit Urban's Hilfe Anselms zu entledigen. Allein er erlangte vom hl. Vater nicht nur nichts, sondern er fing sich selbst in der Schlinge, die er gelegt hatte, und verpflichtete sich durch seinen Schritt dem Papste ganz gegen seinen Willen. Nicht ohne Gefahr langte Anselm in Rom an. In Burgund warf sich ein mächtiger Herr mit seinem Gefolge auf ihn, um ihn festzuhalten und auf die Seite zu räumen. Allein im nämlichen Augenblick fiel dieser Herr, durch die ruhige Majestät des Erzbischofs entwaffnet, auf seine Kniee nieder, flehte um Gnade und stammelte Worte der Reue. Später, als der Gegenpapst Guibert die Zugänge nach Italien besetzt hielt, mußte sich Anselm verkleiden, um dessen Verfolgungen zu entgehen. Er reiste mit zwei andern Mönchen, welche, wie er gekleidet, alle unterscheidenden Zeichen vermieden. „Eine ganz außerordentliche Sache!" erzählt einer derselben, der treue Eadmer, „wir zogen durch ein ganz fremdes unbekanntes Land, und doch kam es vor, daß der bloße Anblick Anselm's die Verehrung der Leute hervorrief, Männer und Frauen liefen in Menge herbei und flehten um seinen Segen."

Dieß war jedoch nur ein Vorspiel der Ehrenbezeugungen, die seiner in Rom warteten. Der Papst räumte ihm in seinem Palaste eine Wohnung ein und konnte an seinem Anblicke sich nicht satt sehen. Er nannte ihn seinen Lehrer in Tugend in Wissenschaften, ihm beinahe an Würde gleich, wie ein Papst eines ganzen Landes, jenseits des Meeres. Ganz Rom nannte ihn „den heil. Mann." Die Anhänger des Gegenpapstes waren eines Tages bestellt, ihn zu überfallen und zu entführen, wenn er sich zur Kirche begebe. Allein sie erfuhren, wie viele Andere, die Gewalt seines Blickes und seiner Stimme, stürzten sich auf ihre Kniee und flehten um Verzeihung und seinen Segen.

Ein noch feierlicherer Triumph erwartete unsern hl. Lehrer auf dem Concil zu Bari, auf welchem beinahe 200 Bischöfe unter Urban's II. Vorsitz sich versammelten. Ihrer Gewohnheit gemäß wollten die Gesandten der Griechen die Lateiner ärgern und griffen den Glaubenssatz des Ausgangs des hl. Geistes an. Urban selbst wies sie mit seiner ganzen Beredtsamkeit zurück, seine Hauptbeweise aus einem Buche nehmend, welches Anselm früher schon geschrieben und dem hl. Vater gewidmet hatte. Als aber die Griechen Ausflüchte versuchten, gebot der Papst Stillschweigen und rief mit lauter Stimme: „Anselm, Erzbischof von England, unser Vater, unser Lehrer, wo bist du?" „Herr und Vater, hier bin ich, was befiehlst du?" antwortete Anselm. „Komme, setze dich neben mich," sagte der Papst, „vertheidige die Kirche Gottes, deine und unsere Mutter, gegen die Angriffe der Griechen, welche sich gegen die Unverletzbarkeit des Glaubens erheben. Streite, sage ich, denn deßwegen hat dich Gott hieher geführt." Anselm betrat den Kampfplatz und nahm den Gegenstand des Streites mit solcher Bestimmtheit und Kraft in die Hand, daß Jedermann in der ganzen Versammlung eingestand, vollständig befriedigt worden zu sein. Als er zu Ende war, blickte der Papst mit Wohlgefallen auf ihn und sagte: Gesegnet sei dein Geist, dein Herz, gesegnet seien die Worte deiner Lippen!"

Das ganze Concil verdammte die Irrlehre der Griechen. Hierauf erhob sich Urban II. mit aller Kraft gegen den König Wilhelm von England. Er setzte die Verbrechen des Königs auseinander und sagte: „Ich habe ihn oft ermahnt und getadelt, allein die Anwesenheit dieses großen Mannes, den ihr hier sehet, beweist, wozu dieß Alles geführt hat." Alle stimmten darin überein, daß Urban II. ohne Zaudern den Bannstrahl gegen Wilhelm schleuderte. Alsbald aber erhob sich Anselm, welcher mit gebeugtem Haupte und ganz stillschweigend dieser Verhandlung angewohnt hatte, beugte vor Urban II. seine Kniee und erflehte nicht ohne Mühe eine Gnadenfrist für König Wilhelm.

Doch hatten nicht alle Bischöfe diese Nachsicht und die Langsamkeit des hl. Vaters gebilligt. Dieß zeigte sich deutlich im folgenden Jahre, in welchem Anselm auf dem Concilium zu Rom unter Urban's Vorsitz unter 150 Bischöfen eine hervorragende Stellung einnahm. Der Bischof Reinger von Lucca war wegen seiner kräftigen Stimme ausgewählt, von einem erhöhten Platze aus die Beschlüsse zu verkünden. Kaum hatte dieser Prälat damit begonnen, als er sich unterbrach und wie von einer gewaltigen Bewegung ergriffen mit einem Feuerblick auf die ganze Versammlung also redete: „Wie, was wollen wir thun? Wir schreiben den Völkern Gesetze vor und wir bleiben im Angesichte der Tyrannen, welche die Kirche unterdrücken, stumm! Jeder Tag bringt dem apostol. Stuhl neue Berichte über Berau-

bungen, grausame Verfolgungen, neue Verbrechen gegen die hl. Kirche, man verlangt Hilfe und Rath bei dem Oberhaupte, und was ist der Erfolg davon? Schaut in eure Mitte. Da ist ein Kirchenfürst von der äußersten Grenze der Welt gekommen, er befindet sich hier bescheiden und still. Allein sein Stillschweigen spricht nur zu laut, seine Demuth, seine Geduld rufen gegen uns zu Gott. Zwei Jahre lang ist er hier, um Gerechtigkeit zu verlangen, und was ist zu seiner Vertheidigung geschehen? Wenn ihr ihn nicht kennet, so wisset: es ist Anselm, Erzbischof von England, von welchem ich rede."

Nachdem er diese Worte mit allem Nachdruck gesprochen, stieß er in sehr unwilliger Miene den Bischofsstab, den er in der Hand hielt, dreimal auf den Boden. Der hl. Anselm war hierüber nicht weniger erstaunt als der Papst, welcher sich damit begnügte, ihm zu sagen: „Es ist genug, Bruder Reinger, es ist genug, wir werden hierin schon Ordnung schaffen." — „Das wird gut sein," antwortete der Bischof von Lucca, im Tone eines immer noch sehr unwilligen Mannes, „ohnedieß aber wird sich Alles vor dem Richterstuhl des gerechten Richters aufklären." — Doch ergriff man noch keine besondere Maßregeln gegen Wilhelm. Allein eine Excommunication wurde gegen die Feinde der Kirche in allgemeinen Ausdrücken ausgesprochen und damit überhaupt alle Laien, was sehr wichtig ist, belegt, welche es in Zukunft wagen, kirchlichen Personen die Investitur zu geben, sowie auch alle diejenigen, welche sie aus solchen Händen annahmen. Der Streit über die Investitur mit Ring und Stab, der in der Kirche als einer der wichtigsten, aber auch theuer erkauften Siege gilt, hatte schon begonnen. Die ehemals unter dem Titel der Souveränität durch die barbarischen Fürsten den Würdenträgern der Kirche anvertrauten Güter waren der Vorwand zu diesen Besetzungen der Kirchenstellen durch Laien. Die Fürsten ergriffen nämlich gern die Gelegenheit, die Güter der Kirche in Lehen umzuwandeln und in der Folge auch die Aemter in eine Art von militärischem Vasallenthum und Laiendienst. Dadurch wurde die Freiheit der Wahlen vernichtet und die Folge waren Intriguen, Simonie und das Eindringen unwürdiger Subjekte und Prälaten mit weltlichen Sitten, ferner die vollständige Unterwerfung des Klerus unter die Willkür der Könige und alle andere Uebel, welchen Gregor VII. zuletzt einen unversöhnlichen Krieg erklären mußte. In England geschah dieß durch Anselm, welcher der Kirche zu ihrem ersten großen Siege dort verhalf.

Der hl. Anselm verließ Italien als er den schauderhaften Tod des Königs Wilhelm vernahm, welchen auf der Jagd ein Pfeil so in's Herz getroffen hatte, daß ihm kein Augenblick mehr zur Reue übrig blieb, weßwegen der Heilige bittere Thränen um ihn weinte. Die erste Sorge des neuen Königs war, den Verbannten zurückzurufen. In ganz England herrschte nur Eine Stimme, welche ihn dazu zwang. Die Rückkehr Anselm's war ein wahres Freudenfest. Man ehrte ihn nicht blos wie einen Heiligen, sondern wie einen Martyrer. Die ganze Bevölkerung strömte ihm unter Hymnengesang und Thränen entgegen. Man führte die Kranken zu ihm und mehrere Wunder bezeichneten seinen Weg. König Heinrich erwarb sich die Gunst des Volkes dadurch, daß er die Leitung der Staatsangelegenheiten dem großen Erzbischofe anzuvertrauen versprach. Dieser benützte die günstige Gelegenheit, um die Leiden des englischen Volkes zu mildern, welches unter dem eisernen Joche der Normanen-Könige seit 30 Jahren schmachtete. Das erste Unterpfand verschaffte er diesem Volke dadurch, daß er die Heirath Heinrich's mit einer Prinzessin aus dem Geblüte der alten Könige, mit Mathilde, der würdigen Tochter der hl. Margaretha von Schottland bewerkstelligte. Unglücklicherweise hörte aber das gute Einvernehmen zwischen Heinrich und dem Primas wegen der Investitur wieder auf. Anselm hatte nämlich erklärt, daß er bis zu seinem Tode an dem Beschlusse des Conciliums zu Rom festhalten werde und deßhalb zog sich über seinem Haupte ein Gewitter zusammen, dem ähnlich, welches unter Wilhelm sich über ihm entladen hatte.

Doch ein wichtiges Ereigniß kam dazwischen und überraschte plötzlich und unvermuthet Heinrich. Der Herzog der Normandie, sein älterer Bruder Robert kehrte vom Kreuzzuge nach Hause und machte an der Spitze eines Heeres seine Ansprüche auf den Thron, den Heinrich mit einstimmiger Bewilligung aller Barone Englands eingenommen hatte, geltend. Dieser zog also Robert mit einem Heere entgegen, welches dem seines Gegners bei weitem überlegen war. Allein dieser verließ sich auf sein Waffenglück. Freimüthig wie er war, ein Freund der Soldaten, schmeichelte er sich, sowohl bei den Truppen seines Bruders, als auch bei ihren Führern, es so weit zu bringen, daß sie ihrem Eide treulos würden. In der That zeigte sich bei seinem Erscheinen in der ganzen Armee eine Hinneigung zum Abfalle. Das einzige Mittel, das Heinrich noch blieb, war, sich an Anselm zu wenden. Er versprach ihm für die Zukunft seine ganze Unterwerfung unter die Beschlüsse des apostol. Stuhles und beschwor ihn, bei seinen Truppen einen Versuch jener Beredtsamkeit zu machen, welcher das ganze Reich mit größter Ehrfurcht zu gehorchen gewohnt sei. Hierauf stieg, wie Möhler erzählt, dieser ehrwürdige Hirte mit seinen weißen Haaren, dieser mystische Theologe, dieser Mönch Angesichts des ganzen Lagers zu Pferde, ritt von Glied zu Glied, ermahnte die Soldaten, rief Gott zum Zeugen der ihrem Fürsten geschworenen Treue an und redete zu allen mit jenem Feuer, welches einer muthigen Seele die Ueberzeugung einer Pflichterfüllung einflößt. Der Eindruck seiner Worte war der Art, daß die Armee, welche ihren Eid eben noch auf die Seite gesetzt hatte, ihm versprach, lieber sich tödten zu lassen, als die beschworene Treue zu brechen."

Doch kaum war die Gefahr vorüber, so vergaß auch der undankbare Fürst die Versprechen gegen den hl. Stuhl. Um sich Anselm's zu entledigen, bediente er sich mit mehr Gewandtheit als seine Vorfahren, eines Auswegs. Er sandte diesen selbst nach Rom ab, damit er sich mit dem Papste über die Investitur berathe. Kaum hatte Anselm England verlassen, so verbot ihm der König die Rückkehr, ausgenommen, wenn er sich dem Willen des Königs fügen wollte. Anselm blieb drei

Jahre in der Verbannung, führte ein wahrhaft apostolisches Leben, bald zu Rom, bald zu Lyon, bald in seiner ihm so theuren Abtei zu Bec, wo er sich, wie früher, mit dem Unterricht junger Leute beschäftigte. In seiner Verbannung trösteten ihn die Briefe Papst Paschalis, Urbans II. Nachfolger. Auch viele englische Bischöfe, des Treibens Heinrichs müde, verließen diesen und legten jetzt lobenswerthen Eifer für ihren Erzbischof an den Tag, was diesem nicht geringen Trost gewährte. Selbst verschiedene Fürsten gaben ihm nicht unzweideutige Beweise ihrer Achtung dadurch, daß sie ihn dringend baten, an ihren Hof zu kommen. „Komm, hl. Vater, besuche unser Frankreich," schrieb ihm König Ludwig VI. und Philipp I. „und überzeuge dich von unsrer Liebe zu dir. Komm zu uns und theile uns deine Weisheit, welche dich beseelt, mit. Komme, damit wir deine Verbannung versüßen und über deine Gesundheit, welche du zu sehr auf die Seite setzest, wachen können, um deren Erhaltung die ganze Welt bittet. — „O mein Vater," schrieb ihm die Gattin seines Verfolgers, Mathilde, eine Fürstin, ausgezeichnet durch Tugenden und Talente, welche ganz England mit dem Beinamen „der guten Königin" ehrte, „o mein Vater, kehre doch zurück, daß deine Tochter dich, ohne den ihr das Leben unerträglich ist, wieder sehen kann. — Ich habe ein Mittel gefunden, die allgemeinen Interessen in Uebereinstimmung mit deinem Gewissen zu bringen. Allein wenn dich weder meine Thränen rühren, noch die Wünsche deines Volkes, so werde ich in meinen Schmerzen den Zeichen meiner kgl. Würde entsagen; ich, deine niedrige Magd, werde zu dir kommen, um in deinem Exile dir die Füße zu küssen. Nichts soll mich deiner Nähe entreißen, bis ich erlangt habe, was ich so sehnlichst wünsche."

Durch ihre, sowie durch Adelheids, Heinrichs Schwester, inständigste Bitten wurde endlich der König bewogen, von seinen ungerechten Ansprüchen abzustehen. Seien es nun Gewissensbisse, oder die Furcht vor der Excommunication, mit der ihn Papst Paschalis bedroht hatte, wenn er die Freiheit der Wahlen zu gefährden fortfahre, was Heinrich bewog, eine Zusammenkunft mit Anselm zu verlangen. Der Festigkeit und Sanftmuth des hl. Prälaten ist es zu danken, daß die Kirche ihre Rechte wieder erlangte. Heinrich verzichtete für die Zukunft in allem Ernste auf die Investitur, der Papst genehmigte die Beschlüsse und Anselm wurde den Wünschen seines Volkes wieder zurückgegeben. In ganz England herrschte nur Eine Stimme, die der Freude. Niemand aber war glücklicher, als Mathilde, die gute Königin. Sie ging Anselm entgegen, um ihn bei seiner Landung festlich zu empfangen, zog ihm auf seiner ganzen Reise voraus, um ihm in allen Orten einen würdigen Empfang zu bereiten. Von diesem Augenblicke an genoß Anselm ganz das Vertrauen des Königs, so zwar, daß er ihn bei seiner zeitweiligen Abwesenheit aus England zum Verweser des Reiches und der königl. Familie ernannte, in welcher Stellung sich seiner Einsicht, sowie seinem Talente, die Menschen zu leiten, ein weites Feld darbot.

Unglücklicherweise sollte England diesen hl. Prälaten nicht lange behalten dürfen, um es in seinen Leiden zu trösten. Von Anstrengungen nnd Nachtwachen erschöpft, setzte Anselm bis an sein Ende seine eifrigsten Forschungen und wissenschaftlichen Untersuchungen im Bereiche der Wahrheit fort. Kurz vor seinem Tode, der ihn in der Charwoche ereilte, sagten seine Schüler: „O Vater, wir sehen wohl, daß du das Osterfest fern von uns im Himmelreiche zu feiern wünschest." Da antwortete Anselm: „Nein, ich unterwerfe meinen Willen ganz dem göttlichen. Doch wenn er es für gut findet, mich noch bei euch zu lassen, um eine Frage über den Ursprung der Seele, die mich gegenwärtig ganz beschäftigt, zu lösen, so würde ich dafür sehr dankbar sein; denn ich weiß nicht, ob nach meinem Tode Andere sich einmal an diese Fragen machen werden." Hierauf bat er, daß man ihn in die Kirche bringe, in der er sich die Leidensgeschichte, welche in der hl. Messe desselben Tages gelesen wird, vorlesen ließ. Bei den Worten: „Ihr aber seid es, welche mit mir in meinen Prüfungen ausgeharret haben, und so bescheide ich euch das Reich, wie mein Vater es mir beschieden hat," hörte man seinen Athem langsamer gehen. Hierauf wurde der Primas Englands, der Mann, welchen die Päpste den Herrn und Vater der Kirche genannt hatten, auf Asche und Gürtel niedergelegt, nach der Sitte der Mönche, wenn sie zum Sterben kommen. Nach einem Augenblicke gelangte diese reine Seele in die Freuden des Himmels zum Schauen der ewigen Wahrheit. Selbst im Tode glich er dem hl. Augustinus, denn er starb wie der Bischof von Hippo im 76. Lebensjahre.

22. April.

Der heilige Soter und Cajus,

Päpste und Martyrer.

Jahr 177 und 296.

Der hl. Soter war der Nachfolger des hl. Anicet und bestieg im Jahre 173 den Stuhl des hl. Petrus. An ihm hatten die Betrübten einen theilnahmsvollen Tröster, und die Armen, besonders jene, welche um Christi willen Verfolgung litten, einen milden, freigebigen Vater. Treu wandelnd in den Fußstapfen seiner Vorfahren, schickte er den entfernten Kirchen öfters Unterstützung; besonders erfreute sich die Kirche zu Korinth seiner Liebesspendungen, und der hl. Dionysius, Bischof jener Stadt, ließ deßhalb ein Danksagungsschreiben an ihn ergehen, welches der hl. Papst mit einem so erbaulichen Briefe erwiderte, daß er nebst jenem des hl. Clemens in der Versammlung der Christen verlesen wurde.

Dieser hl. Oberhirte eiferte für die Reinerhaltung des katholischen Glaubens und widersetzte sich

standhaft der Irrlehre der Montanisten, welche sich schon zu seiner Zeit bemerkbar machten. Er stand der Kirche bis zum Jahre 177 vor; in den Martyrerverzeichnissen wird er als Martyrer angeführt. So viel berichtet uns die Kirchengeschichte des Eusebius von diesem Heiligen.

Der hl. Cajus wurde 283, nach dem Tode des hl. Eutychianus, auf den apostolischen Stuhl erhoben. Damals genoß die Kirche einer erfreulichen Ruhe, die jedoch bald durch eine Verfolgung, welche zwei Jahre dauerte, gestört wurde. Wenn Cajus sich auch gleich verbarg, so that er dies nicht aus Todesfurcht, sondern um seiner Herde den Hirten zu erhalten; er hatte so doch Gelegenheit, die Bekenner und Blutzeugen zur Standhaftigkeit aufzumuntern. Er starb am 22. April 296, wurde am folgenden Tage zur Erde bestattet und kommt an diesem im Kalender des Liberius vor. Seine Leiden reihten ihn unter die Martyrer ein. Alle Pontificalien geben Dalmatien als sein Vaterland und den Kaiser Diokletian als seinen Verwandten an.

Wie viel hatten die Hirten der ersten Kirche zu erdulden! Sie waren den Verfolgungen der Heiden ausgesetzt: sie kämpften unaufhörlich gegen die Unwissenheit, Rohheit, Eifersucht und Bosheit derjenigen, welche sie Jesu Christo gewinnen wollten, und theilten mit ihren Herden alle Gefahren. Uebrigens lagen diese Prüfungen in der göttlichen Vorsehung und wurden für sie ebensoviele Heiligungsmittel. Wenn wir ihre Geduld und Ausdauer nachahmen, werden auch wir Verdienste aus den uns zustoßenden Leiden sammeln. Eine Tugend, die nie versucht worden ist, ist gewöhnlich von geringem Bestande. Werden wir aber versucht, über die kleinen Widerwärtigkeiten, die uns begegnen, zu murren, so schauen wir, was die Helden des Christenthums erduldet haben, und gedenken wir, daß wir um diese kleinen, kurzen Leiden eine unendliche ewige Seligkeit erkaufen können.

Der heilige Nathanael,

Jünger Jesu Christi.

Erstes Jahrhundert.

Nathanael war aus Kana, einer kleinen Stadt in Galiläa, wo Jesus Christus den Anfang seiner Wunderzeichen machte und seine Herrlichkeit offenbarte. Nachdem der göttliche Erlöser die Wüste verlassen, in welche er sich unmittelbar nach der Taufe begeben hatte, kehrte er nach Galiläa zurück, und als er dem Philippus begegnete, befahl er ihm zu folgen. Damals hatte Jesus noch keine andere Jünger als Andreas, der vor 3 oder 4 Tagen den hl. Johannes den Täufer verlassen hatte, um ihm nachzufolgen, und ihm seinen Bruder Simon Petrus zuführte. Philippus seinerseits führte Jesu den Nathanael zu. Er hatte ihn bei seiner Rückkehr mit dem göttlichen Erlöser gefunden und ihm zugerufen: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz, und die Propheten geschrieben haben, Jesum, Joseph's Sohn, von Nazareth.“ Nathanael, welcher diesen Ort, da er nur 2 Stunden von Kana entfernt lag, wohl kannte, sagte zu Philippus: „Kann aus Nazareth Gutes kommen?“ Philippus antwortete ihm: „Komm und siehe!“ Jesus sahe den Nathanael zu sich kommen und sprach zu ihm: „Siehe, ein wahrer Israelit, in welchem kein Falsch ist!“ Nathanael sprach zu ihm: „Woher kennst du mich?“ Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Ehe denn dir Philippus rief, da du unter dem Feigenbaume warest, sahe ich dich.“ Nathanael antwortete ihm und sprach: „Rabbi, du bist Gottes Sohn! du bist der König Israels!“ Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Du glaubst, weil ich dir gesagt habe: Ich sah dich unter dem Feigenbaum! Du wirst Größeres sehen als dieses.“ Und er sprach zu ihm: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch! Ihr werdet den Himmel offen sehen und die Engel auf- und abfahren auf den Sohn des Menschen.“ Und am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa, wo Nathanael wohnte; und die Mutter Jesu war da. Es waren aber auch Jesus und seine Jünger zur Hochzeit geladen.

Wir wissen nicht, ob Nathanael auch bei der Hochzeit war, aber es ist sehr glaublich, da die Anzahl der Jünger sich damals erst auf vier belief. Hier wirkte Jesus das erste Wunder durch die Verwandlung des Wassers in Wein.

Aus dem Munde des Erlösers erhielt außer Johannes dem Täufer Niemand ein so herrliches Lob, als Nathanael. Dieses glänzende Zeugniß, welches die ewige Wahrheit seiner Tugend gegeben hat, flößte der Kirche und den hl. Vätern, wie man aus einer der Homilien des hl. Chrysostomus über das Evangelium des hl. Johannes sehen kann, die größte Achtung für Nathanael ein. Nach einem so herrlichen Zeugnisse schien er den ersten Rang unter den Aposteln des Herrn verdient zu haben; jedoch wird er nicht zu denselben gerechnet, wenn man die Meinung des hl. Augustin und der übrigen Väter annimmt, welche glauben, die Wissenschaften des hl. Nathanael seien ein Hinderniß für das Apostelamt gewesen, wozu Jesus Christus nur gemeine Leute, die zu diesem Amte ganz unfähig schienen, wählen wollte, damit man nicht etwa die Fortschritte des Evangeliums menschlichen Mitteln zuschiebe. Diese Ursachen hinderten jedoch die neueren Griechen nicht, zu behaupten, Nathanael sei kein Anderer, als Bartholomäus oder Simon, oder einer von den Zwölfen. Aus der lateinischen Kirche erklärten sich auch einige für die erstere Ansicht und glaubten, Bartholomäus, was so viel heißt, als Sohn des Tolomays oder Ptolomäus, sei ein bloßer Beiname Nathanaels gewesen. Aber die Beweise, die sie für diese Ansicht hervorbringen, widerlegen noch keineswegs sattsam das Ansehen Augustins und Gregors des Großen oder vielmehr das Stillschweigen der hl. Schrift. Der hl. Epiphanius hält den hl. Nathanael für den Jünger, der am Auferstehungstage mit Kleophas nach Emaus gegangen

Die Hochzeit zu Kana.

ist. So viel ist gewiß, daß unser Heiliger stets dem Glauben an Christus treu geblieben, was man daraus schließt, weil Nathanael zu jenen gehörte, die nach der Auferstehung mit Jesus, der ihnen erschienen war, zu essen gewürdigt wurde.

Dieses ist alles, was die heilige Schrift und die Kirchengeschichte uns von seinem Leben aufbehalten hat. Die Griechen verehren ihn am 22. April, und zwar als Apostel; jedoch findet sich sein Name nicht in den Martyrerverzeichnissen der Lateiner.

23. April.

Der heilige Georg,

Martyrer.

Gegen das Jahr 303.

Georg, der heilige, war aus einer sehr angesehenen Familie in Cappadocien geboren. Nach seines Vaters Tode begab er sich mit seiner Mutter nach Palästina, später wurde er Soldat, und Diocletian, der seine militärischen Kenntnisse zu schätzen wußte, erhob ihn zu der höchsten Würde in der Armee. Als aber dieser Fürst zu Nicomedien seine Befehle gegen die Christen gegeben hatte, und die große Verfolgung derselben begann, so legte der Heilige alle seine Aemter nieder und verwies dem Kaiser selbst seine Grausamkeit gegen die Diener Jesu Christi. Es gehört oft mehr Muth dazu, die Wahrheit zu sagen, als den größten Gefahren zu trotzen. Der hl. Georg wurde festgenommen und in's Gefängniß geworfen. Man versuchte seine Standhaftigkeit durch Versprechungen und Qualen zu erschüttern. Allein es war vergebens. Des andern Tages führte man ihn vor die Stadt hinaus und enthauptete ihn.

Einige Schriftsteller, unter andern auch Pater Pappenbrock behaupten, daß der hl. Georg derselbe sei, von welchem Eusebius und Lactantius erzählen, daß er die Befehle gegen die Christen zu Nicomedien in Stücke gerissen habe.

Der Name des hl. Georg steht bei den Kriegern, deren Schutzheiliger er ist, in hoher Verehrung. Der gelehrte Heylin versichert, daß der Heilige vor der Schlacht von Antiochien den Kreuzfahrern erschienen sei, und daß sie seinem Schutze die Niederlage der Un=

gläubigen zu danken hätten. Er fügt auch noch weiter bei, daß er Richard, dem König von England, in dem Augenblicke erschienen sei, wo er gegen die Sarazenen zog, und daß seine Soldaten, von dieser Erscheinung unterrichtet, dadurch ihren Muth so gehoben fühlten, daß sie die feindliche Armee in Stücke hieben.

Der hl. Georg wird gewöhnlich zu Pferd abgebildet, wie er einen Drachen bekämpft, der zu dessen Füßen liegt. Die Griechen und Lateiner bezeugten ihm immer eine große Verehrung. Die ersteren wollten ihm den Titel des großen Martyrers geben, und sein Fest ist gesetzlich geboten. In Konstantinopel zählte man 6 Kirchen, die ihm geweiht waren. Eine befand sich auch in Rom, welche der hl. Gregor der Große herstellen ließ. Nach Angabe des hl. Droctoväus wurden Reliquien des hl. Georg nach Paris gebracht und in der Kirche des hl. Vincentius, heutzutage des hl. Germain-des-Pres aufbewahrt. Der hl. Gregor von Tour erzählt, daß die Verehrung des Heiligen im sechsten Jahrhunderte in Frankreich sehr verbreitet gewesen sei. Auch in England war das Andenken des hl. Georg hoch in Ehren. Die Engländer brachten von ihren Kreuzzügen unter den normannischen Königen eine große Verehrung gegen den hl. Georg mit, sie riefen ihn an als den Kriegspatron. Das Nationalconcil zu Oxford im Jahre 1222 verordnete, daß dessen Fest im ganzen Königreiche gehalten werden soll. Eduard III. stellte unter seinen Schirm den Hosenband-Orden, welchen er im Jahre 1330 errichtete. — Der Leib des hl. Georg wurde nach Palästina gebracht. An der Stelle seines Grabes zeigte man eine Kirche, welche von Constantin dem Großen herrühren soll.

Der heilige Georg.

Der heilige Adalbert,

Erzbischof von Prag, Martyrer. — Jahr 997.

Adalbert, der Sprößling einer sehr angesehenen Familie in Böhmen, wurde um's Jahr 956 geboren und erhielt in der Taufe den Namen Woytich, welcher in der slavonischen Sprache: „Hilfe der Kriegsheere" bedeutet. Er wurde in seiner Jugend von einer sehr schweren Krankheit befallen, welche für sein Leben fürchten ließ. Seine Eltern machten in der Gefahr, ihn zu verlieren, das Gelübde unter Anrufung der hl. Jungfrau, ihn dem Altardienste zu weihen, wenn er die Gesundheit wieder erlange. Ihre Gebete wurden erhört, ihr Sohn genas von der Krankheit. Hierauf vertrauten sie ihn sogleich dem Adalbert, Erzbischof von Magdeburg, an, welcher die Sorge, ihn in den Wissenschaften und der Tugend zu bilden, übernahm. Der Prälat übergab ihn den Händen eines ausgezeichneten Lehrers. Im hl. Sakramente der Firmung nannte er ihn nach seinem Namen. Der junge Adalbert entsprach vollkommen den großen Erwartungen, die man von ihm hegte. In Wissenschaft und Heiligkeit machte er große Fortschritte. Den größten Theil seiner Erholungsstunden brachte er im Gebete zu. Wenn er unvermerkt davon schleichen konnte, so besuchte und tröstete er die Armen und Kranken und theilte ihnen Almosen mit.

Nach dem Tode des Erzbischofs Adalbert von Magdeburg, im Jahr 981, kehrte Adalbert wieder nach Böhmen zurück, und nahm eine Bibliothek, die er sich angeschafft hatte, mit sich. Im Jahre 983 erhielt er die hl. Weihen von Diethmar, Bischof von Prag, welcher einige Zeit nachher in der größten Verzweiflung starb. Dieser Prälat endigte sein Leben unter dem schrecklichen Rufe, daß er jetzt hingehe um ewig verdammt zu werden, da er die Pflichten seines Standes nicht erfüllt und mit Leidenschaft die Ehren, Reichthümer und Vergnügungen der Welt gesucht habe. Adalbert blieb in seinen letzten Augenblicken bei ihm, stand ihm bei und war sehr in Schrecken. Sogleich befaßte er sich mit den lebendigsten, heiligsten Gefühlen der Zerknirschung, verwünschte alle Fehler, die er begehen könnte, bekleidete sich sogleich mit einem Haarhemde und betete von Kirche zu Kirche, um für ihn göttliches Erbarmen zu erlangen. Zugleich spendete er Almosen.

In der Versammlung, welche zusammengetreten war, um einen Nachfolger Diethmar's zu wählen, schaute Jedermann auf Adalbert, der durch den Erzbischof von Mainz den 29. Juni 983 geweiht wurde. Von diesem Tage an bis zu seinem Tode sah man ihn niemals lachen und über die Ursache hierüber befragt, antwortete er gewöhnlich: „Es ist leicht, eine bischöfl. Inful und einen Stab zu tragen, allein es ist eine schreckliche Sache für einen Bischof, Rechen-

schaft vor dem höchsten Richter der Lebendigen und Toten abzulegen." Barfuß zog er in die Stadt Prag ein, wo er vom Volke mit außerordentlicher Freude empfangen wurde, vor allem aber von Boleslav, dem Fürsten von Böhmen. Gleich beim Antritt seines bischöflichen Amtes teilte er seine Einkünfte in vier Teile: den ersten bestimmte er zur Unterhaltung der Kirche, den zweiten zur Verpflegung der Stiftsgeistlichen, den dritten zur Unterstützung der Armen und den vierten behielt er für sich und die Bedürfnisse seines Hauses. Obwohl er sein elterliches Vermögen den Armen verteilt hatte, so speiste er doch jeden Tag zwölf Arme zu Ehren der zwölf Apostel und noch bei weitem mehr Arme an den Festen des Jahres. In seinem Zimmer stand zwar ein Bett, allein er bediente sich desselben nicht, er schlief in seinem Bußgewande auf bloßer Erde. Er kasteite seinen Leib durch langes Wachen und strenges Fasten, predigte fast alle Tage und besuchte Kranke und Gefangene.

Die Diözese von Prag befand sich damals in einem sehr beweinenswerten Zustande. Viele ihrer Bewohner waren in finstere Abgötterei versenkt. Andere bekannten sich zwar zur christlichen Wahrheit, allein sie entehrten ihren Glauben durch die schändlichsten Laster. Vergebens wandte Adalbert alles an, um die Sünder zu bekehren; denn er hatte es mit einem unverbesserlichen Volke zu thun, welches nicht von seinen verderbten Sitten lassen wollte. Weil er von allen seinen Anstrengungen keinen Erfolg vernahm, so begab er sich nach Rom 989, um den Papst Johann XV. zu Rate zu ziehen. Er schilderte ihm seine traurige Lage mit der Bitte um die Erlaubnis, seinen Bischofssitz verlassen zu dürfen. Er besuchte hierauf Monte-Kassino, von da wieder Rom, wo er mit seinem Bruder Gaudenz in das Kloster vom hl. Bonifaz trat. Er betrachtete sich als den letzten Ordensmann und gab sich Mühe, seine Verrichtungen immer auf die demütigste Weise auszuüben. Fünf Jahre vergiengen nun auf diese Weise.

Gerührt davon, daß die Diözese von Prag ohne Hirten sei, schrieb der Erzbischof von Mainz nach Rom, um Adalbert zurückzuverlangen. Der Papst erwog die Sache reiflich und befahl dem Heiligen, in seine Diöcese zurückzukehren, doch erteilte er ihm dieErlaubnis, dieselbe wieder verlassen zu dürfen, wenn das Volk sich nicht gelehriger und lenksamer zeigen werde. — Die Nachricht von seiner Rückkehr hatte sich kaum verbreitet, als die Einwohner von Prag sich in Scharen versammelten und ihm entgegen zogen. Sie empfiengen ihn mit den lebendigsten Beweisen ihrer Freude, versprachen, in allem sich nach seinen Lehren und Unterweisungen zu richten. Allein diese Versprechungen vergaßen sie bald wieder. Deshalb beschloß der Heilige, sie für immer zu verlassen. Auf der Rückkehr in sein Kloster predigte er das Evangelium in Ungarn und bekehrte unter andern auch den König Stephan, der sich durch seinen gottseligen Wandel von nun an auszeichnete.

Der heilige Adalbert zieht mit Benedikt und Gaudentius nach Preußen.

Als Adalbert in seinem Kloster angekommen war, machte ihn der Abt Leo zum Prior, welches Amt er mit Eifer und Demut verwaltete. Kaiser Otto III. machte ihm von Rom aus häufige Besuche und war so entzückt durch die Unterhaltung mit ihm, daß er den Heiligen nie verlassen wollte.

Papst Gregor V., der Nachfolger des Johann XV., schickte den Adalbert zu seiner Kirche zurück, hiezu bestimmt durch die dringenden Vorstellungen des Erzbischofs von Mainz. Der Heilige gehorchte dem obersten Priester, obgleich er voraussah, daß der Gang, den er machen mußte, vergeblich sei. Seine Diözesanen aber gerieten, weit entfernt, sich zu seinem Empfange bereitwillig zu zeigen, in eine wahre Wut, als sie von seiner Zurückkunft hörten. Damit waren sie nicht zufrieden, sondern töteten sogar auf unmenschliche Weise mehrere seiner Verwandten, raubten ihre Güter und legten Feuer in ihre Schlösser. Als Adalbert das Geschehene vernahm, verließ er die Straße nach Prag und begab sich zu Boleslav, seinem Freunde, dem Sohne des Micislav, Herzogs von Polen. Nach einiger Zeit schickte dieser Fürst Gesandte an die Einwohner von Prag und ließ sie fragen, ob sie den Adalbert als ihren Bischof annehmen und ihm gehorchen wollen. Spottend antworteten sie: „daß sie nicht verdienten, einen so heil. Bischof zu haben, und daß sie zu böse seien, um mit ihm leben zu können." „Uebrigens," fügten sie bei, „merken wir den Kunstkniff der uns gemachten Vorschläge wohl. Nichts weniger als Eifer für unser Wohl und Heil ist es, was Adalbert belebt, sondern sein einziger Wille ist es, den Tod seiner Verwandten zu rächen; er soll sich auf einen bösen Empfang gefaßt machen."

Auf diese Antwort hin begriff der Heilige recht wohl, daß er der Rückkehr in die Diözese von Prag entsagen müsse; er entschloß sich also, an der Bekehrung der abgöttischen Polen zu arbeiten. Es ward ihm auch der Trost, viele derselben für das Christentum zu gewinnen. Hierauf zog der Heilige mit Benedikt und Gaudentius, seinen Mitarbeitern, nach Preußen, wo das Licht des Glaubens noch nicht aufgegangen war. Seine Predigten hatten die glücklichsten Erfolge in Danzig, wo die meisten Einwohner ihrem Aberglauben entsagten und sich taufen ließen. Von Danzig begab sich der Heilige auf eine kleine Insel, wo ihn die Heiden mit Unbilden überhäuften. Einer von ihnen ergriff ihn hinterwärts, als er eben den Psalter betete, und versetzte ihm mit einem Ruder einen solchen Streich, daß er halbtot zur Erde niedersank. Er kam jedoch wieder zu sich und dankte Gott, daß er ihn würdig halte, um Jesu Christi willen zu leiden. Er begab sich an einen andern Ort, wo man ihn aber nicht besser empfieng, sondern ihm sogar empfahl, spätestens am folgenden Tage unter Todesstrafe sich zu entfernen.

Adalbert zog also mit Benedikt und Gaudentius weiter. Endlich, von Müdigkeit erschöpft, wollte er einige Augenblicke ausruhen. Da die Ungläubigen dieses wahrnahmen, stürmten sie auf ihn ein, bemächtigten sich seiner und seiner Begleiter und schlugen alle drei in Banden. Adalbert opferte Gott sein Leben in glühenden Gebeten und flehte zugleich um Erbarmung und Verzeihung für seine Feinde. Da stach ihm höhnend ein Götzendiener die Lanze in die Brust unter den Worten: „Du mußt dich nun freuen, weil du nach deinen Aeußerungen nichts so sehnlichst wünschest, als für deinen Jesus zu sterben." Sechs andere Heiden versetzten ihm hierauf jeder einen Lanzenstich, und so vollbrachte er sein glorreiches Martertum den 23. April 997. Seine Mörder schnitten ihm den Kopf ab und steckten ihn auf einen Pfahl, Benedikt und Gaudentius wurden in's Gefängnis geführt.

Boleslav, der nachherige König von Polen, kaufte den Leib des Heiligen und brachte ihn in die Abtei Termezno, ein Jahr später in die Kirche zu Gnesen, wo er der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt ist. Gott verherrlichte seinen Diener durch sehr viele Wunder. In dem Verzeichnisse der Reliquien, welche in dem herzoglichen Palaste von Hannover aufbewahrt werden, ist auch die Rede von einem kostbaren Reliquienkasten, in welchem ein Teil der Reliquien des hl. Adalbert sich befindet. Dieser Heilige wird der Apostel Preußens genannt, obwohl er nur in der Stadt Danzig den Glauben verbreitete.

Der selige Alexander Sauli,

allgemeiner Vorsteher der Barnabiten, dann Bischof von Aleria und Pavia.

Jahr 1592.

Alexander Sauli stammte aus einer der angesehensten Familien der Lombardei, aus welcher mehrere große Männer, unter andern Bischöfe u. Kardinäle, hervorgiengen die durch ihre Gelehrsamkeit und Frömmigkeit berühmt geworden sind; ihre Wappen sieht man noch an Spitälern und Kirchen. — Alexander war zu Mailand geboren in eben dem Jahre, in welchem die Congregation der regulierten Kleriker, Barnabiten genannt, gestiftet wurde. Von Jugend an schien sich die Gnade über ihn ausgegossen zu haben; dazu gaben ihm seine Eltern geschickte Lehrer, unter deren Leitung er große Fortschritte machte. Vor allem erlernte er die Wissenschaft der Heiligen in der Schule des Geistes Gottes, dessen Lehren er stets mit kindlichem Gehorsame befolgte. — Frühe empfand er einen Abscheu vor rauschenden Weltvergnügungen; so trat er z. B. mit einem Kruzifixe in der Hand unter das Volk, welches sich um einen Komödiantenhaufen geschaart hatte, und hielt eine salbungsvolle und ergreifende Rede, daß die Schauspieler die Flucht ergriffen, das Volk aber tief gerührt und mit Thränen davongieng.

Sodann ergab er sich ganz dem Dienste Gottes in der Genossenschaft der Barnabiten. Seinen Leib härtete er durch Arbeit und Nachtwachen ab und widmete sich mit Eifer dem Predigtamte und dem Beichtstuhle, wobei ihn eine vorzügliche Gabe, die Sünder zu erschrecken und zu bekehren, unterstützte. Dieselben Uebungen setzte er fort, nachdem er auf den Lehrstuhl der Philosophie und Theologie an die Universität Pavia berufen ward. Man sah ganze Körperschaften, die sich seiner Leitung anvertrauten, um von ihm die Wege zu erlernen, die am sichersten zur Vollkommenheit ihres Standes führten. Als er eingeladen wurde, die Kanzel zu Mailand zu besteigen, brachten seine Reden die wundervollsten Wirkungen hervor und der hl. Karl Borromäus wünschte der Kirche zu einem solchen Diener Glück und weinte Freudenthränen beim Anblick seines apostol. Eifers.

Alexander war erst 32 Jahre alt, als er zum Vorsteher seines ganzen Ordens gewählt wurde. Dieses Amt verwaltete er mit einer Tüchtigkeit, die neuen Glanz über die ganze Genossenschaft verbreitete; allein Gott hatte ihn nicht für die Einsamkeit bestimmt, sein Licht sollte leuchten in der ganzen Welt und die Insel Corsika war der Schauplatz, wo seine Tugenden glänzten.

Dieses Eiland war ehehin durch römische Missio-

näre zum Glauben bekehrt worden und die erste Kirche daselbst war die von Aleria. Vorzüglich ist Petrus, einer ihrer Bischöfe bekannt, welcher zur Zeit Gregors des Großen lebte, von welchem er auch Briefe erhielt. Allein die Kirche war in bejammernswerten Verfall geraten; Zucht und Ordnung waren verschwunden, als Alexander Sauli 1571 von dem heil. Papste Pius V. zu ihrem Bischofe ernannt wurde.

Nachdem der neue Oberhirte von dem heil. Karl Borromäus konsekriert worden war, machte er sich mit drei Priestern seines Ordens unverzüglich auf die Reise. Die rührende Lage seines erlauchten Vaters, welcher todtkrank darniederlag, vermochte ihn nicht zurückzuhalten; er hörte nur auf das Jammergeschrei seiner betrübten Kirche. Auch ließ er sich nicht zurückschrecken durch den Anblick der Seeräuber, welche alle Küsten der Insel Corsika umkreuzten. Festen Vertrauens auf Gott schiffte er sich ein und die Ueberfahrt endete glücklich. Er ward von tiefem Schmerz ergriffen, als er allenthalben Gott verkannt sah; Aleria hatte nur noch den Namen einer bischöflichen Kirche; kaum war in der ganzen Diözese ein Ort, wo man den Gottesdienst mit Würde und Anstand hätte halten können, die Dörfer waren, drei oder vier ausgenommen, unbewohnt; das Volk war auf Bergen und in Gehölzen zerstreut, lag in der tiefsten Unwissenheit versunken und wußte nicht einmal die notwendigsten Wahrheiten des Christentums, und ach, die Geistlichkeit bedurfte ebenso sehr der Entwilderung als das Volk.

Der hl. Bischof, ohne Kirche und sogar ohne Haus, ließ sich zuerst zu Talone, einer Art Marktflecken, 4 Stunden von den Trümmern Alerias entlegen nieder. Daselbst hielt er eine Synode nach dem Muster des hl. Karl Borromäus und traf weise Maßregeln, um den Mißbräuchen abzuhelfen; sodann besuchte er seine ganze Diözese. Er ging in die entferntesten Weiler und drang in die unzugänglichsten Oerter. Der Anblick eines so besorgten Hirten flößte den Wildesten mildere Gesinnungen ein: scharenweise liefen sie herbei und warfen sich ihm zu Füßen, fest entschlossen, ihm zu gehorchen, noch ehe er mit ihnen geredet hatte. Seine Worte erleuchteten mit dem Lichte des Glaubens den Verstand und zündeten das Feuer der Liebe in den Herzen an. Ueberall mußte er Mißbräuche ausrotten, schändliche Gewohnheiten abstellen, Kirchen bauen oder zerfallene wieder herstellen und für den Gottesdienst das Notwendige herschaffen. Er stiftete Seminarien und Schulen, um die Jugend fern vom Weltgetümmel zum Dienst des Altars heranzubilden.

Da die Mitarbeiter, welche er mitgebracht hatte, unter seinen Augen der Last der Arbeit erlagen, befand er sich in der größten Verlegenheit; doch ließ er den Mut nicht sinken und verdoppelte seine Arbeiten, ohne Furcht, seine Gesundheit zu zerrütten. Auch unterwarf er sich ungeachtet seiner ununterbrochenen Beschäftigung beständigen Fasten und Abtödtungen. Bei seinen geringen Einkünften spendete er reichliche Almosen. Die Räubereien der Kaperschiffe nötigten ihn oft, seinen Wohnort zu verändern. Er mußte sein Seminar und seine Geistlichkeit von Talone, das an der Ostküste lag, nach Algagliola, an der Westküste, von da nach Corte, im Mittelpunkte der Insel, und endlich nach Cervione verlegen. Da erst erbaute er eine Kathedrale und setzte ein Domkapitel ein. Mit vorzüglicher Gewandtheit wußte er getrennte Geister und Herzen zu vereinigen, wodurch er sich in Corsika den Beinamen Friedensengel erwarb.

Der gottselige Alexander Sauli erließ sehr weise Hirtenbriefe an seine Geistlichkeit, worin er die Seelsorger über ihren Wandel und die Leitung der ihnen anvertrauten Seelen belehrte. Er setzte auch Gespräche auf, in welchen er mit großer Bestimmtheit und Deutlichkeit die Lehre der Kirche erklärte; diese Gespräche schätzte der heilige Franz Sales hoch und gab ihnen das Zeugnis, daß sie den Gegenstand erschöpfend behandeln.

Der hl. Oberhirte ging von Zeit zu Zeit nach Rom, wie es bei den italienischen Bischöfen gebräuchlich war; dabei hatte er aber allezeit seine Augen auf den Mittelpunkt des Apostelamtes gerichtet und war von solcher Andacht durchdrungen, daß er in sich selbst verspürte, was der hl. Chrysostomus sagte, daß der apostolische Geist da immer fortlebe und daß den Gräbern der Apostel in ihrer, wiewohl leblosen Asche, annoch Funken des hl. Feuers entsteigen, womit sie die Erde angezündet haben. Alle seine Reisen wurden ebensoviele Missionen, und zwar durch die herrlichen Früchte, welche seine Predigten, Ratschläge und Beispiele allenthalben trugen. Davon lieferten Genua, Mailand und Rom mehr als einmal Beweise, die von vier Päpsten bestätigt wurden. Unter Andern war Gregor XIII. sehr gerührt, als er ihn predigen hörte. Der hl. Philippus Nerius ehrte ihn gleichfalls wegen seiner Heiligkeit. Selbst die Feinde der Religion konnten der Kraft und Salbung seiner Rede nicht widerstehen. In der Unterredung mit einem Calvinisten aus Genf, welcher nach Corsika gekommen war, um seine Irrtümer zu verbreiten, öffnete er demselben die Augen und führte ihn in den Schoß der Kirche zurück. In Rom entriß eine einzige seiner Predigten der Synagoge der Juden vier ihrer mächtigsten Stützen.

Die Verehrung, in welcher der Apostel Corsika's stand, bewog die Städte Tortona und Genua, ihn zu ihrem Oberhirten zu begehren, allein er wollte seine erste Braut, die er zärtlich liebte, nicht verlassen. Bloß aus Gehorsam gegen Papst Gregor XIV. nahm er 1591 das Bistum Pavia an. Er war nicht sobald in seinem neuen Sprengel angelangt, als er sich schon vornahm, denselben zu bereisen. An jedem Festtage kam er nach Pavia zurück. Als er sich zu Calozza, in der Grafschaft Asti, befand, wurde er von einer Krankheit befallen, die ihn der Welt entriß. Er starb den 23. April 1592. Seine Heiligkeit bestätigten mehrere Wunder. Seine Seligsprechung geschah zu Rom 1742.

24. April.

Der heilige Fidelis von Sigmaringen,

Kapuziner und Martyrer,

Jahr 1622.

Der heil. Fidelis wurde im Jahr 1577 zu Sigmaringen, einer kleinen Stadt in Deutschland, geboren. Sein Vater hieß Johannes Rey. Seine ersten Studien machte er auf der Universität Freiburg in der Schweiz. Dort widmete er sich vorzüglich der Rechtswissenschaft und wurde Doktor der Rechte. Auch übte er die strengste Abtötung. Nie trank er Wein und trug beständig den Bußgürtel. Seine Tugenden, besonders seine Bescheidenheit und Sanftmut, zogen ihm die Liebe und Verehrung Aller zu, welche ihn näher kannten.

Im Jahre 1604 reiste er mit drei jungen Edelleuten in verschiedene Teile von Europa. Er gab sich alle Mühe, ihnen lebendige religiöse Gefühle einzuflößen und gab ihnen unaufhörliche Beispiele der innigsten Frömmigkeit. Kein hohes Fest ließ er vorübergehen, an dem er nicht die hl. Kommunion empfieng. In allen Städten, in die sie auf ihrer Reise kamen, besuchte er die Kirchen und Spitäler, und reichte nach seinen Kräften den Armen Almosen. Hie und da zog er sogar seine Kleider aus, um ihre Blößen zu bedecken.

Der heil. Fidelis wird von calv. Soldaten überfallen.

Zurückgekehrt erhielt er bei der Magistratur zu Colmar im Elsaß eine Stelle, der er mit vieler Auszeichnung oblag. Gerechtigkeit und Religion waren die unveränderlichen Regeln seines Benehmens. Er interessierte sich sehr für die Notleidenden, deswegen gab man ihm den Namen „Armenanwalt". Einige Ungerechtigkeiten, die er nicht verhindern konnte, flößten ihm Abneigung gegen sein Amt ein. Da er befürchtete, nicht genug Gewalt zu besitzen, um den Gelegenheiten zur Sünde zu widerstehen, beschloß er, die Welt zu verlassen, sich zurückzuziehen und sich zu den Kapuzinern in Freiburg zu begeben. Das Ordenskleid nahm er im Jahr 1612 und erhielt vom Superior den Namen Fidelis. Sein Vermögen wie seine Bibliothek übergab er dem bischöfl. Seminar, zum Unterhalt und Unterricht derjenigen jungen Kleriker, die vom Glücke nicht begünstigt waren. Seine übrigen Habseligkeiten wurden den Armen gegeben.

Sobald er Ordensmann war, verband er mit den durch die Regel gebotenen Abtötungen freiwillige Demütigungen und Strenge. Im Advent, Fasten, den Vigilien der Feste genoß er nur Wasser und Brot oder trockene Früchte. Er entsagte ganz seinem eigenen Willen und gehorchte ganz seinen Obern. Nichts vermochte seine Seelenruhe zu stören, und vor Allem flehte er in seinen Gebeten um die Gnade, weder in eine Sünde noch in Lauigkeit zu fallen.

Kaum hatte er den theologischen Kursus vollendet, da übertrug man ihm das Predigen des Wortes Gottes sowie das Beichthören. Mit sehr großem Erfolge lag er diesem ob. Als Superior im Kloster zu Feldkirch wirkte er Wunder in der Bekehrung dieser Stadt und ihrer Nachbarschaft. Auch viele Calvinisten, die ihn gehört hatten, schwuren ihre Irrtümer ab.

Die Nachricht der Erfolge seiner apostolischen Bemühungen war nach Rom gelangt, wo die Congregation der Propaganda ihm auftrug, das Evangelium im Graubünderlande zu verkünden. Er war der erste Missionär, welcher zu diesem Volke geschickt wurde, seitdem es den Calvinismus angenommen hatte. Es wurden ihm noch 8 Ordensmänner beigegeben, um ihn zu unterstützen. Durch Nichts ließ er sich abhalten, weder durch Beschwerden, noch durch Drohungen, ihm das Leben zu nehmen, seine Pflicht zu erfüllen. Er bekehrte 2 calvin. Edelleute bei seinen ersten Unterredungen. Im Jahr 1622 zog er durch den ganzen Kanton Bretigöw und bekehrte daselbst viele, was man weniger seinen Reden als vielmehr seinem strengen Eifer und beständigem Gebete zuschrieb.

So viele Bekehrungen brachten die Calvinisten in sehr große Aufregung, so daß sie beschlossen, die Waffen gegen den Heiligen zu ergreifen. Sie wollten den, der die Hauptursache war, in seinem Laufe aufhalten und ihn vom Halse schaffen. Der Heilige war von ihrem Vorhaben unterrichtet und machte sich auf alle Fälle gefaßt. Am 24. April 1622 beichtete er Einem von seinen Begleitern, las die hl. Messe und predigte in dem Flecken Grüsch noch feuriger, als gewöhnlich. Seinen Tod sagte er mehreren Personen vorher und seitdem unterzeichnete er alle seine Briefe: „Pater Fidelis, gar bald eine Speise der Würmer." Von Grüsch begab er sich nach Sevis, allwo er die Katholiken außerordentlich ermahnte, ihrem Glauben treu zu bleiben. In der Kirche hatte ein Calvinist mit einer Muskete nach ihm geschossen, deshalb baten ihn die Gläubigen inständigst, zurückzukehren. Er aber

St. Marcus.

antwortete ihnen, daß er den Tod nicht fürchte und daß er bereit sei, sein Leben für Gott zu opfern.

Während er von Grüsch zurückkehrte, fiel er in die Hände eines Trupps calvinistischer Soldaten, mit einem Prediger an der Spitze; sie behandelten ihn wie einen Verführer und wollten ihn zwingen, die reformierte Religion anzunehmen. „Was verlangt ihr da von mir?" sagte Pater Fidelis. „Ich bin zu euch gekommen, um eure Irrtümer zu widerlegen und nicht sie anzunehmen. Die katholische Lehre ist der Glaube aller Jahrhunderte, ich hüte mich sehr, ihm zu entsagen. Uebrigens wisset, daß ich den Tod nicht fürchte." Einer von denselben schlug ihn auf die Erde mit einem Schwertstreich. Er richtete sich auf die Kniee auf und betete: „O Herr, verzeihe meinen Feinden; durch Leidenschaft geblendet, wissen sie nicht was sie thun. Herr Jesus, erbarme dich meiner! Heilige Maria, Mutter Jesu, stehe mir bei!" Kaum hatte er diese Bitte beendigt, als er einen zweiten Streich empfieng, der ihn zu Boden stürzte, so daß er in seinem Blute schwamm. Die Wut der Soldaten war noch nicht gesättigt, sie durchstachen ihn mit Dolchen und hieben ihm den linken Fuß ab. Dies geschah im Jahre 1622, im 45. Jahre seines Alters und im 10. nach Ablegung der Klostergelübde. Am folgenden Morgen beerdigten ihn die Katholiken.

Nach einiger Zeit forderten ihn die Kaiserlichen von den Calvinisten, wie er selbst vorhergesagt hatte. Der Prediger, welcher an der Spitze dieser Soldaten war, war durch die Voraussage und das Eintreffen derselben so betroffen, daß er sich bekehrte und öffentlich der Ketzerei abschwur.

Der Leib des heiligen Missionärs ruht in der Kirche der Kapuziner zu Feldkirch. Sein Haupt und sein linker Fuß sind in der Kathedralkirche zu Chur. Sie wurden mit der größten Feierlichkeit dahin gebracht. Auf die Fürbitte dieses Dieners Gottes geschahen auch viele Wunder. Durch Papst Benedikt XIII. wurde er im Jahr 1729 selig und durch Benedikt XIV. im Jahr 1746 heilig gesprochen. Sein Name wurde unterm 24. April in's römische Martyrologium eingetragen.

25. April.

Der heilige Marcus,

Evangelist.

Um's Jahr 66 nach Christus.

Der heilige Marcus war von Geburt ein Jude, seine Schreibart, welche voll von hebräischen Redensarten ist, läßt hieran nicht zweifeln. Die Landschaft Cyrenaica ist sein Vaterland und Beda der Ehrwürdige fügt noch bei, er sei dem Stamme Aarons entsprossen. Mehreren Schriftstellern des christlichen Altertums zu Folge ward er erst nach der Auferstehung des Herrn durch die Apostel zum Glauben bekehrt. Der heilige Irenäus nennt ihn einen Schüler und Dolmetscher des hl. Petrus. Origenes und der hl. Hieronimus behaupten, er sei derselbe, den der hl. Petrus seinen Sohn nennt.

Papias und Clemens von Alexandrien erzählen, der hl. Marcus habe sein Evangelium auf inständiges Bitten der römischen Gläubigen geschrieben, welche schriftlich zu besitzen wünschten, was der selige Petrus ihnen mündlich vorgetragen hat. Er sammelte Alles, was er vom heiligen Petrus vernommen und so entstand sein Werk. Der heilige Petrus, hocherfreut über den Eifer, welchen die Christen für das Wort der Wahrheit an den Tag legten, bestätigte das Evangelium des heil. Marcus und drückte ihm so das Siegel seines Ansehens auf, damit es in den Versammlungen der Gläubigen vorgelesen werden konnte, weswegen es von einigen Schriftstellern ihm selbst zugeschrieben wird.

Das Evangelium des hl. Marcus ist kürzer als das des Matthäus. Er erzählt die nämlichen Thatsachen oft mit denselben Worten. Hie und da fügt er etwas bei, was bei Matthäus sich nicht findet, er beobachtete auch eine andere Ordnung in der Erzählung und stimmt hierin mehr mit Lucas und Johannes überein. Von ihm sind nebst andern Thatsachen, die Matthäus weggelassen hat, auch die Lobsprüche, welche Jesus Christus der armen Witwe wegen ihrer kleinen Opfergabe im Tempel spendete, aufgezeichnet, sowie die Erscheinung des auferstandenen Erlösers vor zwei Jüngern, welche nach Emmaus giengen. Seine Erzählung ist genau, der Leser gewinnt sie wegen des Zaubers einer herrlichen Einfachheit lieb. Der heil. Marcus war in Italien, als er sein Evangelium schrieb; wie es scheint um's Jahr 49 nach Christi Geburt.

Während sich Petrus in Italien aufhielt, sandte dieser mehrere seiner Schüler in verschiedene Gegenden, um das Evangelium zu verkünden. Einige neuere Geschichtsschreiber wollen behaupten, der hl. Marcus habe bei dieser Gelegenheit das Licht des Glaubens nach Aquileja gebracht und die Kirche daselbst gegründet. Wie sich dies immer verhalten mag, so viel ist jedenfalls gewiß, daß der hl. Petrus ihn nach Egypten sandte und ihn zum Bischof von Alexandrien bestellte, welches nach Rom die berühmteste Stadt der Welt war. — Der hl. Marcus hatte Italien unter der Regierung des Claudius im Jahre 49 nach Christus verlassen. Man liest in den Akten, welche in Egypten im vierten Jahrhundert sehr bekannt gewesen zu sein scheinen, daß er zu Cyrene in Pentapolis gelandet, woselbst er eine unzählbare Schar von Heiden bekehrte und viele Tempel ihrer Götzen zerstörte. Sein Evangelium, das er mitgebracht, wurde in Lybien und in den andern Provinzen Egyptens verbreitet.

Damals gab es auf der ganzen Erde kein Land, welches so sehr in die Gräuel des Heidentums versunken war, wie Egypten. Allein die von den Propheten vorausgesagten Zeiten des Segens waren endlich erschienen und der hl. Marcus war in der Hand Gottes das Werkzeug, um die Vorhersagungen seiner Diener zu erfüllen. Er predigte zwölf Jahre in verschiedenen Gegenden Egyptens, worauf er nach Alexandrien kam, in welcher Stadt er in kurzer Zeit eine zahlreiche Gemeinde stiftete. Nach der Meinung einiger Schriftsteller bildeten bekehrte Juden den größten Teil dieser Gemeinde. Diese Juden waren nach der Erzählung des Eusebius und heil. Hieronymus Therapeuten, von welchen Philo in seinem Buche, betitelt: „Ueber das beschauliche Leben" spricht und welche zuerst das ascetische Leben nach Egypten brachten.

Die erstaunlichen Fortschritte des Christentums in der Stadt Alexandrien brachten die Heiden daselbst in Wut. Der hl. Marcus weihte den hl. Anianus zum Bischofe und verließ die Stadt. Nach seiner Rückkehr nach Pentapolis predigte er hier 2 Jahre, worauf er die Alexandrinische Kirche wieder besuchte, die von Tag zu Tag zahlreicher und blühender ward. Er er=

Der heilige Marcus wird an Stricken durch die Straßen geschleift.

mutigte die Gläubigen zur Standhaftigkeit und begab ſich, wie die morgenländiſche Chronik erzählt, nach Rom.

Nach zwei Jahren kehrte er wieder nach Alexandrien zurück. Die Heiden, welche Zeugen ſeiner Wunder waren, hielten ihn für einen Zauberer und beſchloſſen ſeinen Tod. Er fand indeſſen noch Mittel, ihrer Wut auf einige Zeit zu entkommen. Endlich aber ward er entdeckt und zwar zu einer Zeit, als er Gott das Gebet darbrachte, d. h. als er die hl. Geheimniſſe feierte. Da ergriffen ihn die wütendſten unter den Götzendienern, banden ihn mit Stricken, ſchleiften ihn unter gräßlichem Mordgeſchrei durch die Straßen bis nach Bucolis, einem Orte in der Nähe des Meeres, voll von Klippen und Abgründen.

Der Heilige wurde einen ganzen Tag lang ſo umhergeſchleppt, daß die Erde und Steine von ſeinem Blute gefärbt waren u. man überall Stückchen von ſeinem Fleiſche erblickte. Während ſie ihn ſo peinigten, pries er Gott ohne Unterlaß und dankte ihm, daß er ihn würdig geachtet habe, für die Ehre ſeines Namens zu leiden. Bei Anbruch der Nacht warfen ihn die Heiden in einen Kerker. Dort ward er in zwei wunderbaren himml. Erſcheinungen getröſtet, welche Beda in ſeinem wahrhaften Martyrologium erzählt. Am andern Tage ſchleifte man ihn wie Tags zuvor, und unter dieſen Qualen gab er ſeinen Geiſt auf. Die Chriſten ſammelten die Ueberreſte ſeines hl. Leibes und beſtatteten ſie zu Bucolis, an der Stätte, wo ſie ſich zum Gebete zu verſammeln pflegten. Im Jahre 310 wurde an dieſer Stelle eine Kirche gebaut. Bei Palled leſen wir, daß der hl. Prieſter Philorius dorthin gegen das Ende des vierten Jahrhunderts eine Wallfahrt machte. Die Reliquien des hl. Marcus aber wurden von Bucolis nach Alexandrien gebracht, wo ſie noch im achten Jahrhundert ſich befanden. Man behauptet, daß ſie ums Jahr 815 nach Venedig gebracht worden ſeien. Bei Bernadus, einem franzöſiſchen Mönche, welcher im Jahre 870 eine Reiſe in's Morgenland machte, lieſt man, daß der Leib des heil. Marcus nicht mehr in Alexandrien ſich befinde, weil ihn die Venetianer auf ihre Inſel gebracht hätten. Man ſagt auch, daß er dort in einer prachtvollen Kapelle des Dogen an einer verborgenen Stelle, daß ihn Niemand entwenden könne, aufbewahrt werde. Die Republik Venedig hat ihn zu ihrem Schutzpatron erwählt.

Die Kirchen des Abend- und Morgenlandes begehen ſein Feſt am 25. April.

Der heilige Ivo,

Biſchof.

Siebentes Jahrhundert.

Von dieſem Heiligen iſt nur bekannt, daß er Biſchof in Perſien war, daß er im 7. Jahrhunderte nach England überſiedelte, um daſelbſt den chriſtlichen Glauben zu predigen. Er bereitete ſich auf den Heimgang in die Ewigkeit durch Einſamkeit, Wachen, Beten und Faſten vor.

Ivo war zu Slepe in der Grafſchaft Huntingdon beerdigt. Am 25. April des Jahres 1001 fand ein Arbeiter ſeinen noch ganz unverſehrten Leib, angethan mit den biſchöflichen Gewändern. An dem Orte dieſer wichtigen Entdeckung wurde ſodann ein Benediktiner-Priorat erbaut. Die Reliquien des Heiligen, durch zahlreiche Wunder verherrlicht, wurden in der Folge in die große Abtei von Ramſey übertragen.

Wittmann, der dritte Abt von Ramſey, ſchrieb ein Werk über die vielen Wunder, die ſich über ſeiner Ruheſtätte ereigneten und Papſt Alexander V. ließ in der Provinz Cornwallis, wo der heil. Ivo beſonders eifrig verehrt wurde, zu ſeiner Ehre eine herrliche Kirche erbauen.

Der heilige Ermin,

Biſchof und Abt von Lobes oder Lobbe im Hennegau.

Jahr 737.

Der hl. Erwin war zu Laon geboren und wurde wegen ſeiner Tugend und Wiſſenſchaft zur prieſterl. Würde erhoben. Er verband ſich mit dem hl. Ursmar, Abt von Lobbe, nahm teil an ſeinen apoſtoliſchen Arbeiten und ward würdig befunden, ſein Nachfolger zu werden. Seine Ordensgenoſſen erbaute er durch ſeine Demut, ſtrenge Lebensweiſe und große Liebe zum Gebete. Als er Abt von Lobbe wurde, erhielt er wie ſein Vorfahre die biſchöfliche Weihe. Gott verlieh ihm die Gnade der Weiſſagung. Er ſtarb 737 den 25. April, an welchem Tage er ſich im römiſchen Martyrerverzeichniſſe findet.

26. April.

Der gottſelige Antonius Nayrol,

Mönch und Martyrer.

Jahr 1460.

Antonius, geboren zu Rivoli, trat ſehr jung in den Orden des hl. Dominikus. Nach Ablegung der Gelübde mußte er eine Reiſe zu Waſſer nach Neapel machen und fiel unterwegs in die Hände der Seeräuber, welche ihn nach Afrika brachten. Anfangs ertrug der junge Menſch alle Leiden, durch die man ihn zwingen wollte, zum Mohamedanismus überzutreten. Zuletzt aber erlag er und verläugnete Jeſus Chriſtus. Vier Monate verharrte er in dieſem bejammernswerten Abfalle, kehrte wieder zurück und bereitete ſich durch Abtödtung und Gebet auf den Kampf vor, der ſeiner wartete. Eines Tages hatte er das

Sakrament der Buße und des Altars empfangen und stellte sich in seinem Ordenskleide an einen sehr besuchten Platz, an dem der Dey vorbeikommen mußte. In dessen Gegenwart erklärte Antonius sein Verbrechen und die christliche Religion als die allein wahre.

Als Schmeicheleien und Versprechungen des Dey bei Antonius ohne allen Erfolg blieben, ließ er ihn in ein enges Gefängnis werfen und drei Tage lang Alles versuchen, ihn zum Abfalle zu verleiten. Allein Antonius ertrug standhaft alle Drangsale und Marter, die seine Henker ihm bereiteten. Den Armen teilte er die Nahrung mit, welche die Christen ihm schickten und begnügte sich mit Wasser und Brot. So bereitete er sich auf den Tod vor. Am fünften Tage seiner Gefangenschaft wurde er endlich zum Tode durch Steinigen verurteilt. An den Ort, wo die Strafe vollzogen werden sollte, geführt, beugte er die Kniee und erwartete den Tod, der ihn am 10. April 1460 erreichte.

Die Mohamedaner wollten seinen Leib verbrennen, konnten es aber nicht und verkauften ihn deshalb an genuesische Kaufleute, welche ihn in ihr Vaterland brachten.

Im Jahre 1469 ließ ihn Amedius nach Rivoli bringen. Das erste Bekenntnis des Antonius und sein Tod um des Glaubens willen flößte den Gläubigen großes Vertrauen auf seine Fürbitte ein. Mehrere auf seine Fürbitte erlangten Gnaden trugen dazu bei, ihn öffentlich zu verehren, was durch Papst Clemens XIII. den 22. Februar 1767 gebilligt wurde. Der Papst erlaubte dem ganzen Orden der Prediger-Brüder, das Fest des hl. Martyrers zu feiern.

Der gottselige Antonius Nayrot in Tunis.

Der heilige Cletus und der heilige Marcellinus.

Päpste und Martyrer.

Jahr 89 und 304.

Der hl. Cletus war der dritte Bischof von Rom, und Nachfolger des hl. Linus. Dieser einzige Umstand beweist, daß er sich durch erhabene Tugenden unter den ersten Jüngern bewährt habe, die der hl. Petrus im Abendlande gebildet hatte. Er saß auf dem apostol. Stuhle vom Jahre 76 bis 89, und ward neben seinem Vorfahrer in der Kirche des Vatikans, wo seine Reliquien sich noch jetzt befinden, beigesetzt. Er hat den Titel Martyrer in dem Meßkanon, der, wie der große Bossuet und andere bedeutende Gelehrte beweisen, aus dem grauesten Altertum herstammt.

Der heilige Marcellinus folgte auf den heiligen Papst Cajus im Jahre 296, ungefähr um die Zeit, wo Diocletian sich selbst zu einer Gottheit erhob, und angebetet zu werden verlangte. Nach Theodoret's Bericht erwarb er sich während der Verfolgung hohen Ruhm. Er starb im Jahr 304, nachdem er 8 Jahre, 3 Monate und 25 Tage der Kirche vorgestanden hatte. Er wird Martyrer genannt, obgleich er sein Blut nicht für den Namen Jesu vergossen hatte. Der Kalender des Liberius reiht den hl. Marcellinus auch wirklich unter die Päpste, welche nicht um des Glaubens willen den Tod erlitten haben.

Der hl. Paschasius Radbertus,

Abt zu Corvey.

Jahr 380.

Der hl. Paschasius ist zu Soissons gegen das Ende des achten Jahrhunderts geboren. Beim Tode seiner Mutter war er noch Kind und sah sich von allen Hilfsmitteln entblößt. Allein die Ordensbrüder von unserer lieben Frau zu Soissons nahmen sich seines Unterhalts an und vertrauten seine Erziehung den Mönchen des heil. Petrus in derselben Stadt an. Nachdem er einige Fortschritte in Wissenschaft und Frömmigkeit gemacht, erhielt er die Tonsur. Unglücklicherweise vergaß er bald, daß er sich Gott geweiht hatte, kehrte in die Welt zurück und führte hier ein sehr weltliches Leben. Doch erkannte er seinen Fehler und um ihn zu verbessern, kehrte er in das Kloster zu Corvey zurück, wo er die Gelübde unter Abälard, dem Stifter und ersten Abte dieses Hauses ablegte.

Der junge Mönch fühlte sich durch diesen Stand bestimmt, nach Vollkommenheit zu streben, hielt es für seine Pflicht, ganz genau nach den Ordensregeln zu leben und alle Mittel anzuwenden, um dem Herrn Jesus Christus ganz anzuhangen. Inniges und beständiges Gebet heiligte jeden Augenblick seines Lebens. Er gab sich ganz dem Studium derjenigen Wissenschaften hin, welche die Religion zum Gegenstande haben. Ein so seltenes Verdienst erwarb ihm die Liebe Abälards und dessen Bruder Wala. Er begleitete sie auf allen ihren Reisen und war die Seele ihrer Beratungen und aller ihrer wichtigen Handlungen. Im Jahre 832 mußte er mit ihnen nach Sachsen gehen, um Neu-Corvey einzusegnen.

Kaiser Ludwig der Gutmütige schätzte ihn sehr hoch. Mehr als einmal übertrug er ihm die wichtigsten Geschäfte und immer war er außerordentlich zufrieden, ihm sein Vertrauen geschenkt zu haben.

Radbertus übte selbst in seinem Kloster die wichtigsten aller Verrichtungen: das Wort Gottes an

Sonn- und Festtagen zu verkünden. Auch gab er der Jugend öffentlichen Unterricht und die Schule zu Corvey erlangte eine große Berühmtheit. Unter seine Schüler gehören Adelard der Jüngere, der hl. Anscharius, Hildemann und Eudes, welche nacheinander Bischöfe zu Beauvais waren, und Warin, Abt von Neu-Corvey. Alles das aber konnte ihn nicht hindern, regelmäßig am Chorgebete Teil zu nehmen. Das Studium schien ihm kein hinreichender Grund, sich von der Beobachtung der Ordensregel zu dispensieren.

Im Jahr 844 wurde er, obgleich er erst Diakon war, zum Abte von Corvey erwählt. Zwei Jahre nachher wohnte er dem Konzil zu Paris und 849 dem zu Quiercy gegen Gottschalk bei. Die bei seinem Amte unvermeidlichen Zerstreuungen veranlaßten ihn, in den einfachen Mönchsstand zurückzutreten. Er bat um seine Entlassung, welche erst im Jahre 851 angenommen wurde. Wieder frei, zog er sich nach der Abtei von St. Riquier zurück, wo er die letzte Hand an sein Werk legte.

Nach Corvey zurückgekehrt, lebte er wie früher, übte alle Tugenden und unterschied sich von andern Ordensleuten in nichts, außer in seiner Bescheidenheit und Demut. In Folge dieser letztern Tugend nennt er sich in seinen Werken öfters den „Auswurf des Mönchstandes." Er starb zu Corvey den 26. April 864 und wurde in der Kapelle des heil, Johannes beerdigt. Im Jahre 1093 wurde auf Anordnung des heil. Stuhles sein Leib in die große Kirche gebracht. Seinen Namen liest man im gallicanischen Martyrologium.

Der heilige Jakobus, Marianus und ihre Gefährten.

Martyrer in Numidien.

Jahr 259 oder 260.

Die von dem Kaiser Valerian erregte Christenverfolgung wütete nirgendwo grimmiger als in Numidien, während des ganzen Jahres 259. Zu Lambäsa, welches nach Cirta die Hauptstadt der Provinz gewesen, vergossen viel Geistliche und Weltliche ihr Blut für den Glauben. Zu diesen gehören auch Jakob und Marian. Ersterer war Diakon, wohlgefällig wandelnd vor Gott und angesehen bei den Menschen wegen seiner Keuschheit und strengen Lebensweise; der Zweite war Vorleser und reich an himmlischen Gnaden, und hatte nach dem Berichte des hl. Augustinus eine vortreffliche Mutter Namens Maria.

Kirche zu Corvey.

Diese Bekenner, vielleicht miteinander verwandt, waren aus irgend einer entfernten afrikanischen Provinz nach Numidien gekommen.

Jakob erkannte auf dem Wege durch ein Gesicht, daß Marian und er durch den Martertod ihr Leben beschließen würden. Unfern der Provinzialhauptstadt Cirta, wo die Verfolgung in vollen Flammen Alles zu verzehren drohte, blieben unsere beiden Heiligen in einem Orte mit Namen Muguas, wohin zwei Bischöfe, Agapius und Secundinus, um eben diese Zeit aus der Verbannung geschleppt wurden, um zu einer härteren Strafe verurteilt zu werden.

Nach dem gewöhnlichen Gange der Rechtspflege konnten zwar durch einen Richterspruch die zur Landesverweisung Verurteilten nicht mehr auf's Neue eingezogen, noch durch ein zweites Urteil zum Tode verdammt werden; allein rücksichtlich der Christen war kein Gesetz geachtet. Da Agapius und Secundin eine Zeit lang zu Muguas verblieben, fanden Jakob und Marian Gelegenheit, sich mit ihnen zu besprechen. Aus dieser gottseligen Unterredung schöpften sie neue Liebe zu ihrem Heilande, und ein brennendes Verlangen, den zwei Hirten in den Kampf zu folgen.

Zwei Tage nach der Abreise des Agapius und Secundin, kam ein Trupp Heiden nach Muguas, das sie als den Zufluchtsort der Christen ansahen, verhaftete auf Befehl des Statthalters, den hl. Jakob und Marian, nebst einem Bischofe, der die Akten ihres Martertodes schrieb, und führte sie vor die Obrigkeit von Cirta.

Jakob bekannte unerschrocken, daß er ein Christ und dazu ein Diakon sei, ohne die Folgen des von Valerian im Jahre 258 erlassenen Gesetzes zu befürchten, welches anordnet, daß die Diakonen, Priester und Bischöfe, wenn sie auch ihren Glauben verleugneten, dennoch mit dem Tode zu bestrafen. Er mußte daher mit Marian eine schauderhafte Folter bestehen. Letzterer wurde noch mit schwer belasteten Füßen an beiden Daumen aufgehängt.

Nach beendeter Folterpeinigung führte man die beiden Blutzeugen mit mehreren

andern Christen in den Kerker zurück, von denen dann täglich einige zur Hinrichtung abgeholt wurden. Zur Zahl der so Getöteten gehören Agapius und Secundin, deren Andenken in der Kirche am 29. April gefeiert wird. — Diejenigen, welche anfänglich verschont worden waren, blieben in den Gefängnissen von Cirta, wo sie, allen erdenklichen Mißhandlungen ausgesetzt, die grauenvollste Hungersnot erdulden mußten. Allein sie fanden, sagt der Verfasser ihrer Akten, in dem Worte Gottes eine sehr kräftigende Nahrung. Dazu ward ihnen noch durch ein Gesicht, das Marian hatte, erfreulicher Trost mitgeteilt; der hl. Cyprian erschien diesem, sitzend zur Rechten eines großen Richters, Jesu Christi nämlich, der ihm erquickende Labung reichte, dadurch andeutend, er müsse ebenfalls seinen Glauben mit seinem Blute besiegeln. Ein zweites Gesicht, das nachher Aemilian hatte, gab allen Bekennern zu verstehen, sie würden desselben Glückes sich zu erfreuen haben. Dieser Bekenner war aus einer Ritterfamilie und etwa 50 Jahre alt; in dem Kerker war das Gebet seine einzige Beschäftigung; er fastete sehr streng und genoß oft 2 Tage lang nicht die mindeste Nahrung. Seinen Gefährten erzählte er folgendermaßen, was er im Traume gesehen habe. „Es hat mir geschienen, daß mein heidnischer Bruder mich fragte, wie es uns ergehe in den Finsternissen des Kerkers und bei der grimmigen Hungersnot. Ich erwiderte ihm, das Wort Gottes sei den Kämpfern Jesu Christi Licht und Nahrung; und du weißt doch, fügte er dann bei, daß alle aus euch, die in ihrer Hartnäckigkeit beharren, den Tod zu erwarten haben; hoffet ihr aber insgesamt, von eurem Gott eine und dieselbe Belohnung zu erhalten? Ich erwiderte ihm: Hebe die Augen gen Himmel, haben die Sterne, die du erblickst, alle denselben Glanz? Ebenso werden diejenigen, welche am meisten gelitten und die härtesten Kämpfe zu bestehen hatten, die herrlichste Krone erhalten." Diese zwei Gesichte stärkten nicht wenig den entschlossenen Mut der Bekenner.

Als die Richter sahen, daß diese unerschrockenen Christen in ihrem Glauben unerschütterlich beharrten, schickten sie Jakob und Marian nebst einer großen Anzahl anderer Gefangener vor den Statthalter der Provinz, der sich damals zu Lambäsa aufhielt. Auf dem beschwerlichen Hinwege mußten sie herbe Drangsal erdulden. Bei ihrer Ankunft warf man sie sogleich ins Gefängnis und jeden Tag wurden mehrere aus ihrer Mitte hingerichtet. Den Anfang machte man mit den Laien, die man leichter zu verführen glaubte. Unter diesen so edelmütig dem Tode für Jesus sich Weihenden befand sich auch eine Frau mit ihren Zwillingen und 2 Jungfrauen, Tertula und Antonia genannt, die der Bischof Agapius wie seine Töchter liebte.

Lange Zeit hatte er für Beide zu Gott um die Gnade des Martertodes gefleht, bis er eines Tages, da er mit liebevoller Besorgnis seine Bitte wiederholte, vom Himmel die Stimme vernahm:

„Es ist unnötig, daß du so oft begehrest, was du schon das erstemal erlangt hast."

Jakob und die übrigen Geistlichen empfanden tiefes Schmerzgefühl, daß ihre Siege so lange verschoben wurden. Kurz darauf sah er den hl. Bischof Agapius in einem Traumgesichte, der voller Freude ein glänzendes Mahl bereitete, wozu er Jakob und Marian, wie zu einer der ehemaligen Agapen oder Liebesmahle, einlud. Dabei begegneten die zwei Bekenner Einem der 2 Zwillinge, die 3 Tage vorher mit ihrer Mutter hingerichtet worden. Des Kindes Hals umschlang ein Kranz von Rosen, und in seiner Rechten einen grünen Palmzweig haltend, rief er ihnen entgegen: „Freuet Euch, des morgenden Tages werden wir zusammen speisen." Der Erfolg bewahrheitete die Weissagung. Jakob, Marian und mehrere andere Geistliche wurden am folgenden Tage zum Tode verurteilt. — Zu ihrem Richtplatz wählte man ein Thal, welches die Pagyde durchströmt. Die auf beiden Seiten sich erhebenden Hügel bildeten gleichsam ein Amphitheater für die Zuschauer. — Als die Gefangenen am Ufer des Flusses angelangt waren, stellte man sie in eine Reihe, damit der Scharfrichter beim Kopfabhauen von einem zum andern vorschreiten konnte. Marian's Mutter folgte ihm beständig nach bis zur Marterstätte, ihn zur freudigen Hingabe seines Lebens zu ermutigen. Den entseelten Leichnam umschlang sie dann mit zärtlicher Mutterliebe, küßte den Hals und dankte Gott, daß er ihr einen solchen Sohn gegeben. — Diese Heiligen vollendeten ihr Opfer i. J. 259 oder 260.

Der heilige Trudbert.

Martyrer. – Jahr 642 oder 644.

In der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts blühte der hl. Trudbert. Er soll aus vornehmem Geblüte in Hibernien entsprossen sein, und eine Pilgerreise in die Hauptstadt der Christenheit unternommen haben. Auf seinem Rückwege ließ er sich im Breisgau nieder und bekam von einem oberelsäßischen Edelmanne, namens Othbert im Schwarzwalde eine Strecke Landes, wo er sich eine Hütte baute. Hier diente Trudbert in aller Gottseligkeit dem Herrn und suchte die Wildnis urbar zu machen. Indessen warfen einige Bösewichte feindselige Augen auf den Gottesmann, überfielen ihn im Schlafe und ermordeten ihn auf die grausamste Weise. Dies soll am 26. April 642 oder 644 geschehen sein. — Es entstand daselbst nach seinem Tode, unweit Staufen, in einem anmutigen Thale ein Benediktinerkloster, das in der Folge sehr berühmt wurde unter dem Namen St. Trudbert.

27. April.

Der heilige Anastasius I,

Papst. — Jahr 401.

Anastasius, von Geburt ein Römer, folgte dem Papste Siricius i. J. 398 nach. Seine Erhöhung verdankte er dem Ruhme, den er sich durch seine Arbeiten und Kämpfe erworben hatte. Der hl. Hieronymus nennt ihn einen heiligmäßigen Mann, reich an Anmuth, und glühend von apostolischem Eifer. Das sind die Ausdrücke, deren er sich in einem Sendschreiben bedient, welches er an Johann, Patriarchen von Jerusalem, ergehen ließ.

Der hl. Anastasius starb den 14. Dezember 401, nachdem er 3 Jahre und 10 Tage der Kirche vorgestanden. Nach dem hl. Hieronymus nahm ihn Gott von dieser Welt, um ihm das Schmerzgefühl über die Verwüstung der Stadt Rom durch Alarich, König der Gothen, zu ersparen. Man besitzt an vielen Orten Reliquien von ihm, besonders in der Kirche zur heil. Praxedis. Das römische Martyrologium nennt ihn am 27. April, an welchem Tage vermutlich irgend eine Uebertragung seiner Ueberbleibsel stattgefunden haben mochte.

Die heilige Zita,

Jungfrau. — Jahr 1272.

Zita, die heilige, wurde im Anfange des 13. Jahrhunderts in der Gegend von Lucca geboren und in der Furcht des Herrn erzogen. In Frömmigkeit und Unschuld des Herzens wuchs sie heran. In einem Alter von 12 Jahren ging sie nach Lucca in den Dienst Falinelli's, dessen Haus nahe bei der Basilika des hl. Fredian steht. Hier führte sie ein arbeitsames, gehorsames, bußfertiges und abgetötetes, ganz Gott ergebenes Leben. Früh erhob sie sich jeden Morgen vom Bette, um Zeit zum Gebete und Anhörung der hl. Messe zu gewinnen. Dabei ließ sie sich nie eine Versäumung ihrer Pflichten zu Schulden kommen, sondern vollzog Alles, was man ihr befahl, mit dem größten Eifer, ja sie kam den Befehlen in der Regel zuvor.

Gott ließ es zu, daß man ihr keine Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ihre Bescheidenheit hielt man für Beschränktheit, ihre Genauigkeit in ihrer Pflichterfüllung für die Frucht geheimen Ehrgeizes. Ihre Herrin war sehr gegen sie eingenommen und ihr Herr brach in Wut aus, wenn er sie sah. Man kann sich wohl denken, was sie in diesen Verhältnissen leiden mußte, allein keine Klage, kein Murren kam über ihre Lippen. Immer blieb sie sich gleich, und erfüllte ihre Pflicht im Hinblicke auf das Wohlgefallen Gottes, das sie sich erwerbe.

Allein wie immer, so triumphierte auch hier die Tugend über Bosheit und Vorurteil. Mit einemmale sah ihr Herr den Wert des Kleinods, das in seinem Hause sich befand, ein, und auch die übrigen Hausgenossen verwandelten ihren Haß in Bewunderung. Zita wurde bei den Beweisen der Achtung, die man ihr jetzt gab, bestürzt, sie fürchtete die Versuchungen zur Eitelkeit. Allein ihre Demut bewahrte sie vor der Gefahr. Immer war sie voll Freundlichkeit, Anmut und Bescheidenheit und ergriff jede Gelegenheit, dem Geringsten im Hause sich gefällig zu erweisen.

Ihre Herrin übertrug ihr die Leitung ihres Hauswesens, welches sie mit der größten Weisheit und Demut führte.

Sie fastete das ganze Jahr hindurch und oft bei Wasser und Brot, schlief auf einem Brett oder dem bloßen Boden, benützte jeden freien Augenblick zu Gebet und Betrachtung. Auch ihre Arbeit heiligte sie durch Gebet. Ihren zum Jähzorn sehr geneigten Herrn beschwichtigte ein Wort ihres Mundes. Den Armen war sie wahrhaft eine Mutter, Alles, was sie nur entbehren konnte, teilte sie ihnen mit. Wenn man von den Fehlern Anderer redete, suchte sie dieselben zu entschuldigen und zu verteidigen. Oft nahte sie dem Tische des Herrn und communicirte mit der Andacht eines Engels. Sie starb den 27. April 1272 im 60. Lebensjahre. Durch sie geschahen viele Wunder, von denen 150 untersucht und juridisch geprüft sind. Im Jahre 1580 fand man ihren Leib ganz unversehrt. Er wurde in der Kirche des heil. Fredian in einem schönen Reliquienkasten zur Verehrung der Gläubigen ausgestellt. Papst Leo X. hieß ein Offizium zu Ehren der hl. Zita, das in Lucca herkömmlich war, gut. Innocenz XII. veröffentlichte 1696 das Dekret der Seligsprechung der Magd Gottes und bestätigte so die Verehrung, die man gegen sie hegte.

28. April.

Der heilige Vitalis auf der Folter.

Der heilige Vitalis,

Martyrer. — Jahr 62.

Zu Mailand ist der heil. Vitalis geboren und nach Angabe des Verfassers seiner Akten der Vater des Gervasius und Protasius. Wichtige Geschäfte veranlaßten ihn, mit seiner Gattin, der hl. Valeria, nach Ravenna zu reisen. Als er die Stadt betrat, führte man eben einen Christen, Namens Ursicin, zur Todesstrafe. Der Anblick der Martern, die ihm drohten, machte auf diesen einen solchen Eindruck, daß man seinen Abfall befürchtete. Durch die Gefahr, in der sich sein Bruder befand, ermutigt, eilte Vitalis ihm zu Hilfe, ermahnte ihn zur Standhaftigkeit und Ausdauer, um die unvergängliche Krone zu erlangen, bedachte aber nicht, daß er sich der nämlichen Gefahr aussetze. Ursicin ließ sich ermuntern und empfing den Todesstreich mit Freuden. Vitalis trug den Leib des Martyrers hinweg und begrub ihn. — Kaum hatte ein Beamter, Namens Paulin, bemerkt, was vorgefallen war, als er den Vitalis ergreifen ließ. Nachdem er auf der Folterbank verschiedene Qualen standhaft ertragen, wurde er lebendig begraben. In den Martyrerakten liest man, daß dessen Frau Valeria nach Mailand zurückkehrte, auf dem Wege dahin aber von einer Schaar Bauern getötet wurde, weil sie sich weigerte, die Feier eines gottlosen und ausschweifenden Festes mitzumachen. — Der heil. Vitalis ist der Hauptpatron von Ravenna. Man bewahrt dort seine Reliquien in der herrlichen Kirche, die seinen Namen trägt und die von Kaiser Justinian im Jahre 547 erbaut wurde. Heutzutage gehört sie der berühmten Benediktiner-Abtei. — Wir sind nicht Alle zum Martertum berufen. Allein wir müssen beständig vom Geiste der Opferwilligkeit erfüllt, d. h. bereit sein, stets zu wollen, was Gott will, ihm unsern Leib, unsere Seele mit allen ihren Kräften zu weihen. Wahrhaft würden wir ihm unsern Leib opfern, wenn wir mit Geduld uns den Leiden unterziehen, der Reinigkeit, der Mäßigkeit und Abtödtung uns befleißen würden. Wir würden ihm unsere Seele opfern, wenn wir unser Inneres mit den lebhaften Gefühlen der Anbetung, der Liebe, der Ehrerbietung und Zerknirschung erfüllen würden.

Der heilige Didymus und die heilige Theodora,

Martyrer. — Jahr 304.

Der kaiserliche Statthalter zu Alexandrien, Eustratius Proculus, ließ die christliche Jungfrau Theodora vor seinen Richterstuhl schleppen. Er begann sein Verhör damit, daß er sie fragte, wessen Standes sie sei. „Ich bin eine Christin“, antwortete Theodora. — „Bist du eine Sklavin oder frei?“ — „Ich bin eine Christin, und Jesus Christus ist auf die Erde gekommen, mich frei zu machen. Sonst bin ich von freien Eltern geboren.“ — „Man lasse den Curator herbeirufen.“ Als dieser erschien, fragte der Statthalter: „Sag' an, Lucius, was weißt du von der Jungfrau Theodora?“ Dieser bezeugte, daß sie einer sehr guten Familie der Stadt angehöre. Hierauf wandte sich der Präfekt an Theodora mit den Worten: „Warum hast du nicht heiraten

wollen, da du doch von vornehmen Eltern herstammst?" „Um Jesu Christi willen," sagte Theodora, „denn als er Mensch ward, entriß er uns dem Verderben und verhieß uns das ewige Leben. Auch ich hoffe, daß er mich beschützt, wenn ich standhaft bleibe."

„Die Kaiser haben befohlen," fuhr der Statthalter fort, „daß die Jungfrauen, welche den Göttern nicht opfern, in ein Haus der Unzucht geführt werden sollen." — „Du weißt," antwortete Theodora, „wie ich glaube, daß Gott bei jeder Handlung auf den Willen schaut; wenn ich bei dem Entschlusse fest beharre, meine Seele unschuldig zu bewahren, so trage ich keine Schuld an der Gewalt, die man mir anthut." — „Deine Geburt und deine Schönheit flößen mir Mitleiden mit dir ein, allein dies wird nichts helfen, wenn du nicht gehorchest," versetzte der Statthalter. „Ja, ich schwöre bei den Göttern, entweder wirst du opfern, oder du wirst die Schande deiner Familie und die Verachtung aller ehrlichen Leute werden." — Der Statthalter bestand abermals auf dem Befehle des Kaisers. Allein die Heilige blieb bei ihrem Entschlusse und fügte noch bei: „Ich will in Gott verbleiben, ich bin mit Gott vermählt durch das Gelübde der Jungfrauschaft, mein Leib, meine Seele gehören ihm an; ich empfehle mich in seine Hände; er wird meinen Glauben und meine Keuschheit bewahren." Der Statthalter redete ihr zu, den Göttern zu opfern, ließ ihr Backenstreiche geben und gestattete ihr 3 Tage Bedenkzeit. Allein Theodora blieb fest in ihrem Entschlusse und wurde deshalb in das Haus der Schande geführt. Bei ihrem Eintritte flehte sie zu Gott: „Allmächtiger Gott, sei du mein Schirm, befreie mich aus diesem Orte der Sünde. Der du den Petrus aus dem Kerker geführt, sei du der Hort und Schirm meiner Keuschheit, damit Jedermann erkenne, daß ich deine Dienerin sei!"

Unzüchtige Wüstlinge betrachteten sie schon als ihre Beute, allein Gott beschützte seine Braut und schickte ihr einen seiner Diener, sie zu befreien.

Unter den Christen in Alexandrien war ein Jüngling voll von Eifer für die Ehre Gottes: Didymus ist sein Name. Brennend vor Verlangen, die heil. Jungfrau von der Gefahr, in der sie schwebte, zu befreien, legte er Soldatenkleider an und ging hastig an den Ort, wo sie sich aufhielt. Als Theodora ihn herankommen sah, durchlief sie ein kalter Schauer; schüchtern floh sie in eine Ecke der Kammer.

Didymus aber redete sie freundlich an: „Fürchte dich nicht, meine Schwester, ich bin nicht der, der ich zu sein scheine, ich bin dein Bruder in Jesus Christus, ich habe mich verkleidet, um dich von diesem Orte zu retten. Gieb mir dein Gewand, nimm du das meinige. Rette dich sogleich, ich bleibe für dich hier."

Theodora that, wie Didymus es verlangte, sie legte die Soldatenkleider an, drückte den Hut in's Gesicht und eilte hinweg. Ihr Befreier hatte ihr befohlen, mit niedergeschlagenen Augen zu gehen, sich nicht aufzuhalten, mit Niemanden zu reden, sich beschämt zu stellen und in verlegener Eile davon zu gehen, wie Menschen, welche solche Orte verlassen. — Als sie sich außer Gefahr sah, erhob sie ihre Seele zu Gott, um ihm für diese Gnade zu danken.

Einige Zeit nachher trat ein Wüstling ein, um seine wilde Lust zu befriedigen. Wie sehr ward er betroffen, als er statt eines Weibes einen Mann erblickte. Didymus erzählte ihm das Geschehene. Auch der Richter erfuhr es und ließ den jungen Menschen zu sich rufen und fragte ihn nach seinem Namen. Er heiße Didymus, gab er ihm zur Antwort. Der Statthalter fragte weiter: „Wer hat dich zu solcher That bewogen?" Didymus: „Gott selbst hat es mir befohlen." — „Ehe ich dich auf die Folter spannen lasse, sage mir, wo ist Theodora?" — „Ich schwöre es dir, daß ich es nicht weiß. Was ich weiß, ist das, daß sie eine wahre Dienerin Gottes ist und daß sie, die Christum bekannt hat, unverletzt geblieben und daß sie Gott rein verwahrt hat." — „Wessen Standes bist du?" fragte der Statthalter. „Ich bin Christ und ein Freigelassener Jesu Christi," antwortete Didymus. — „So lege man ihm zweimal die Folter an und stärker als gewöhnlich, um seine Unverschämtheit zu bestrafen," befahl der Statthalter. Allein Didymus ließ sich nicht schrecken, und erklärte sich bereit, lieber zu sterben, als den Götzen zu opfern. Deswegen befahl der Statthalter, ihm das Haupt abzuschlagen und seinen Leichnam zu verbrennen. Dies geschah. Didymus ward enthauptet, nachdem er Gott also gedanket: „Gepriesen sei Gott, der Vater meines Herrn Jesu Christi, daß er meine Wünsche nicht verschmähet, seine Magd Theodora gerettet, und mich einer zweifachen Krone wert gehalten hat." Sein Leichnam wurde verbrannt.

Der hl. Ambrosius, welcher die Geschichte der hl. Theodora erzählt, sagt, daß sie zu der Stätte, wo Didymus hingerichtet wurde, hingegangen und statt seiner habe sterben wollen. Er entwirft eine schöne Schilderung des zwischen ihnen stattgehabten frommen Kampfes. Theodora gestand dem Didymus, sie verdanke ihm die Erhaltung ihrer Ehre; doch fügte sie hinzu, habe sie ihm keineswegs ihre Krone abtreten wollen. „Für meine Keuschheit," sagte sie, „habe ich dich zum Bürgen angenommen, nicht aber zum Bürgen des Lebens. Genug, daß du für mich einstandest, so lange meine Jungfrauschaft in Gefahr war; nicht so aber, wenn es sich um's Leben handelt: diese Schuld kann ich selbst abtragen. Uebrigens ist das Urteil nur meinetwegen gefällt worden; meine Flucht war die Ursache deines Todes. Ich floh keineswegs, um nicht zu sterben, sondern um nicht geschändet zu werden. Meine Ehre läuft jetzt keine Gefahr mehr. Mein Leib vermag für Jesus Christus zu sterben. Raubst du mir meine Krone, so hast du mich nicht gerettet, sondern betrogen." — Theodora und Didymus erreichten, was sie so sehnlichst wünschten. Didymus empfieng jedoch zuerst die Marterkrone. Er wird unter jene gezählt, welche unter Diocletian i. J. 304 zu Alexandrien des gewaltsamen Todes gestorben sind.

29. April.

Der heilige Petrus, aus dem Orden des heiligen Dominikus,

Martyrer. — Jahr 1252.

Der hl. Petrus wurde zu Verona im Jahre 1205 geboren. Seine Eltern gehörten der Sekte der Katharer an, eine Art Manichäer, welche sich im Norden Italiens, durch die Kriege des Kaisers Friedrich Barbarossa mit dem hl. Stuhle begünstigt, eingeschlichen hatten. Allein Gott rettete ihn aus der Gefahr, in welche seine Geburt ihn zu stürzen schien. Sein Vater übergab ihn, um ihn in den Wissenschaften unterrichten zu lassen, einem katholischen Lehrer.

Der junge Petrus fing eben an, das apostolische Glaubensbekenntnis zu lernen. Da befragte ihn eines Tages einer seiner Oheime aus Vorwitz über seine Aufgabe. Petrus sagte ihm das ganze katholische Glaubensbekenntnis her und erklärte ihm hierauf den Sinn der Worte: „Schöpfer Himmels und der Erde." Vergeblich versuchte der Oheim, ihm zu zeigen, daß Gott nicht Alles erschaffen habe, sondern daß der böse Geist die sichtbaren Dinge erschaffen habe. Allein das Kind blieb fest bei seinem Glauben und ließ sich nicht davon abbringen. Diese Entschlossenheit und Festigkeit betrachtete der Onkel als ein unglückliches Zeichen für die Sekte der Katharer. Der Vater spottete über dergleichen Beängstigungen, und schickte seinen Sohn auf die Universität Bologna, die von einer sehr verdorbenen Jugend besucht ward. Allein Gott, der seinen Diener vor der Ketzerei bewahrte, wußte ihn auch vor jeder Verletzung durch die Sünde zu bewahren. Petrus fühlte recht gut die Gefahren, denen er ausgesetzt war, und ergriff die geeigneten Mittel, um das Laster zu meiden und sich in der Ausübung der Tugend zu befestigen.

Der heil. Petrus reist im Lande umher und predigt das Evangelium.

Das Verlangen nach immer größerer Vollkommenheit flößte ihm den Vorsatz ein, die Welt zu verlassen. Er stellte sich dem hl. Dominikus vor, welcher sich von seinem Berufe überzeugte, und ihn unter seine Schüler aufnahm, obwohl erst 15 Jahre alt. Der Tod seines hl. Lehrers verringerte seinen Eifer durchaus nicht. Er betete ohne Unterlaß, unterzog sich langen Nachtwachen und einem so strengen Fasten, daß er in eine gefährliche Krankheit fiel, welche während seines ganzen Noviciats anhielt. Er sah wohl ein, daß Klugheit sich mit Eifer verbinden müsse, mäßigte seine Strenge und erlangte so nach und nach seine Gesundheit wieder. Seine Demut, seine Geistessammlung und seine Liebe zum Stillschweigen zogen auf ihn die Blicke der ganzen Klostergemeinde. Den Müßiggang betrachtete er als das Gift für alle Tugenden und mied ihn mit der äußersten Sorgfalt. In jeder Stunde des Tages hatte er seine regelmäßige Beschäftigung. Seine ganze Zeit war geteilt zwischen Studium, Gebet, Lektüre und Krankenbesuchen. Oefters verrichtete er auch niedere Dienstleistungen zu Hause, um sein Herz vor dem bösen Geiste des Stolzes zu schützen.

Das Andenken an die Gefahren, denen er entronnen war und die Art, durch welche ihn der Himmel davon befreit hatte, pflanzte in sein Herz die lebhaftesten Gefühle der Liebe gegen Gott. Aus Dankbarkeit hiefür entschloß er sich, sich ganz der Bekehrung der Seelen zu widmen. Ohne Unterlaß flehte er zu Gott unter Thränen und Gebet um die Gnade, ein heiliger und würdiger Diener Jesu Christi sein zu können. Da er alle nötigen Eigenschaften eines Predigers des Wortes Gottes besaß, so befahlen ihm seine Obern, daß er zu diesem Zweck die Priesterweihe nehmen solle. Der Erfolg seiner Predigten war außerordentlich. Eine unzählige Menge von Ketzern und Sündern bekehrte er in der Romagne, in der Mark Ancona, Toskana, Bologna und Mailand.

Gott wollte seine Treue prüfen und durch Trübsale ihn auf die Marterkrone vorbereiten. Mönche seines Ordens klagten ihn an, er habe Fremde, ja selbst Frauen in seine Zelle geführt, was durch die Ordensregel ausdrücklich verboten war. Es war dies die reinste Verläumdung. Der Heilige suchte sich zu rechtfertigen. Allein sein Zittern und sein schwankendes Benehmen ließen an seine Schuld glauben. Seine Obern unterwarfen ihn einer scharfen Buße; sie verboten ihm das Predigen und schloßen ihn in dem Kloster zu Jesi in der Mark Ankona ein. Mit Freude unterzog er sich diesen Demütigungen und schätzte sich glücklich, das Opfer der Verläumdung zu sein und zu leiden, wie Jesus Christus, sein göttlicher Meister, für die Menschen gelitten hat. Seine Unschuld ward endlich entdeckt; seine Oberen beriefen ihn zurück und setzten ihn in die nämliche Lage, in der er vorher war. — Er betrat die christlichen Kanzeln mit neuem Eifer und außerordentlichem Erfolg. Seine apostolischen Arbeiten waren von Gnaden und Segen begleitet, er bekehrte unzählbare Sünder. Die Wundergabe verlieh seinen Reden und Beispielen Nachdruck. Man hatte die tiefste Verehrung gegen ihn. Wenn er öffentlich auftrat, so umdrängte ihn das Volk in so dichten Haufen, daß Gefahr vorhanden war, erdrückt zu werden. Die Einen baten um seinen Segen, die Andern brachten ihm Kranke, um diese zu heilen, wieder Andere wollten die Unterweisungen, die er erteilte, hören. In Mailand ging man ihm

entgegen mit Kreuz und Fahnen, Paucken und Trompeten. Oft mußte er auf einer Art von Sänfte getragen werden, damit er von der Menge nicht erdrückt werde.

Sein Orden erkannte sein ganzes Verdienst und übertrug ihm die Leitung von Klöstern in mehreren Städten. Im Jahre 1232 machte ihn der Papst zum General-Inquisitor. Der Heilige hatte oft die Geißel gegen die Manichäer geschwungen, deren Grundsätze und Lebensweise darauf abzielten, die menschliche Gesellschaft in's Verderben zu stürzen und die guten Sitten zu untergraben. Aber auch diese Ketzer hegten einen tötlichen Haß gegen ihn. Ihr Haß wuchs, als er in Vollmacht des apostolischen Stuhles gegen sie verfuhr. Unter dem Pontifikate Gregors IX. verbargen sie diesen Groll, als aber sein Eifer mit seiner Vollmacht unter Innocenz IV. wuchs, so beschlossen sie seinen Untergang und bestellten zwei Mörder, um ihn auf der Rückkehr von Como nach Mailand umzubringen. Einer der Verbrecher ergriff ihn und schlug ihn zweimal mit einem Beil auf das Haupt, auch seinen Begleiter Dominikus schlug er zu Boden.

Der Heilige lebte noch, richtete sich auf seine Kniee auf, empfahl seine Seele Gott und betete das Glaubensbekenntnis. Da stieß ihm der Mörder den Dolch in den Leib, worauf er starb. Es war der 6. April 1252. Er ward 64 Jahre und einige Tage alt. Sein Leib wurde nach Mailand gebracht, und in der Dominikanerkirche mit großer Feierlichkeit beerdigt. Sein Haupt wurde besonders in einem sehr schönen Reliquienkästchen von Gold und Krystall eingeschlossen. Der gottselige Petrus wurde nach seinem Tode durch Papst Innocenz IV, welcher sein Fest auf den 29. April festsetzte, heilig gesprochen.

Mörder erwarten den heil. Petrus.

Die Wunder, welche auf seine Fürbitte geschahen, öffneten vielen Manichäern die Augen und bewogen sie in den Schooß der Kirche zurückzukehren. Sein Mörder, Carrie mit Namen, schwur der Ketzerei ab und beschloß als Laienbruder bei den Dominikanern zu Forli sein Leben in der strengsten Buße.

Der heilige Robert,

Gründer des Cisterzienser-Ordens. — Jahr 1120.

Der hl. Robert wurde in der Champagne um's Jahr 1024 geboren. Sein Vater Thieri, und seine Mutter, Irmengard, zeichneten sich, wie durch ihre Abkunft, so noch mehr durch den Glanz ihrer Tugend aus und erzogen ihn in der Kenntnis der Wissenschaften und den Grundsätzen christlicher Frömmigkeit. Von seiner Kindheit an zeigte er ein großes Verlangen, einzig nur für Gott zu leben.

Fünfzehn Jahre alt verließ er die Welt und zog sich zu den Benediktinern der Abtei Montier-la-Celle in der Nähe der Stadt Troyes zurück. Hier machte er in der Vervollkommnung große Fortschritte und war in kurzer Zeit der ganzen Gemeinde ein bewunderungswürdiges Muster. Seiner großen Jugend ungeachtet wählten ihn die Ordensmänner zu ihrem Prior und sie hätten wahrlich keine glücklichere Wahl treffen können.

Einige Jahre nachher wurde er zum Abte von St. Michael zu Tonnerre erwählt. Hier gab er sich alle Mühe, die klösterliche Disziplin wieder herzustellen. Allein er mußte schmerzliche Erfahrungen machen. Seine wohlmeinendsten Absichten wurden selbst von solchen mißdeutet, welche ihn hätten unterstützen sollen. Bei den Ordensmännern herrschte ein Geist des Ungehorsams und Herzenshärte. Er verzweifelte daran, sie zur Beobachtung der Ordensregel bewegen zu können und entschloß sich deshalb das Kloster zu verlassen. In der Nähe von Tonnerre befand sich eine öde Gegend, Colan genannt. Dahin hatten sich 7 Einsiedler zurückgezogen, um der Betrachtung und Buße zu leben. Allein sie waren ohne Haupt und ohne Führer. Von Roberts ausgezeichneter Heiligkeit unterrichtet, verbanden sie sich, ihm ihre Leitung anzuvertrauen. Verschiedene Hindernisse standen aber im Wege, daß er nicht sogleich ihrem Wunsche entsprechen konnte. Endlich wurden sie befriedigt und Robert gab den dringenden wiederholten Bitten der frommen Einsiedler nach. Sie empfingen ihn wie einen zweiten Moses, der sie durch die Wüste dieses Lebens in das wahre verheißene Land führen sollte.

Colan war eine sehr ungesunde Gegend, deshalb begab sich Robert mit seinen Schülern in den Wald von Molesme, wo sie aus Baumzweigen Zellen bauten und eine Kapelle unter Anrufung der heiligsten Dreifaltigkeit im Jahre 1075 errichteten. Die Strenge ihrer Buße war sprichwörtlich. Ihre Armut aber war so groß, daß ihnen oft die allernotwendigsten Lebensbedürfnisse mangelten. Mehrere Personen in der Nähe wetteiferten, durch das Beispiel des Bischofs von Troyes ermuntert, darin, für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Die Unterstützungen, welche ihnen auf diese Weise zukamen, waren sehr beträchtlich, so daß sie bald Ueberfluß hatten, welcher nach und nach Erschlaffung bei ihnen bewirkte.

Vergebens versuchte der hl. Abt deren Fortschritte zu verhindern. Man hörte nicht auf seine Vorstellungen und das Uebel nahm von Tag zu Tag zu.

Robert verließ in Folge hievon das Kloster und begab sich in die Wüste von Hauz zu Ordensmännern, welche sehr eifrig und einfach lebten. Dort nährte er sich mit ihnen durch Händearbeit und

heiligte den größten Teil der Zeit durch Gebet und Betrachtung. Diese guten Ordensmänner bewunderten sein erbauendes Leben und erwählten ihn zu ihrem Superior. Kaum hatten dies die zu Melosme erfahren, als sie sich schämten, daß sie ihn gezwungen hatten, sie zu verlassen. Sie wollten ihn durch den Papst und durch den Bischof von Langres nötigen, daß er zu ihnen zurückkehre und versprachen zugleich, daß sie gewiß folgsam sein und in alle seine Anordnungen sich fügen werden. Der heilige kehrte also nach Molesme zurück. Allein bald hatte er Ursache dies zu bereuen. Man hatte hier nur zeitliche Aussichten im Auge und änderte die Lebensweise durchaus nicht, am wenigsten aber für längere Zeit. Doch war das Uebel nicht so allgemein, wie wir sehen werden.

Einige Ordensmänner wollten der Regel des hl. Benedikt folgen, allein eine treue Pflichterfüllung war ihnen mitten in dieser Gemeinde, welche von einer Verbesserung nichts wissen wollte, nicht möglich. Sie wandten sich deshalb an ihren Abt mit der Bitte, ihnen gestatten zu wollen, daß sie sich in eine Einöde begeben dürften, um ihren Vorsatz ausführen und ihr Gott gemachtes Gelübde erfüllen zu können, das Gelübde nämlich, die Ordensregel in ihrer ganzen Reinheit zu beobachten. Der Heilige gieng auf ihre Bitten ein und versprach, ihnen bald zu folgen,

Mit 6 Brüdern reiste er ab und begab sich zu Hugo, dem Erzbischof von Lyon und Legaten des apostolischen Stuhles. Er setzte ihm die Gründe auseinander, die ihn bewogen hatten, sein Kloster zu verlassen. Der Legat erlaubte ihm nicht bloß, sondern machte es ihm zur Pflicht, Molesme zu verlassen und auf seinem frommen Entschlusse, die Regel des hl. Benedikt in aller Strenge zu beobachten, zu beharren.

Als Robert nach Molesme zurückgekehrt war, vereinigten sich mit ihm alle eifrigen Ordensmänner, verließen es, 21 an der Zahl, und begaben sich in den Wald von Citeaux, 5 Meilen von Dijon, in der Diözese Chalons-sur-Saone. Gautier, der Bischof von Chalons und Renaud, Graf von Beaune, der Herr des Landes, erlaubte ihnen, einen Teil des Bodens urbar zu machen, um dort Zellen bauen zu können. Am 21. März 1094 bildete sich diese neue Niederlassung und von da an datiert sich die Stiftung des Cisterzienser-Ordens.

Der Erzbischof von Lyon sah wohl ein, daß die neuen Einsiedler nicht bestehen könnten, wenn ihnen nicht eine einflußreiche Person beistehe und schrieb deshalb zu ihren Gunsten an Eudes, den Herzog von Burgund, welcher sie auch in seinen Schutz nahm. Auf seine Kosten ließ er das Kloster bauen und versorgte sie lange Zeit hindurch mit allem, was sie notwendig hatten. Zuletzt bestimmte er ihnen eigene und nicht unbeträchtliche Einkünfte. Der Bischof von Chalons erhob das neue Kloster zu einer Abtei und übergab sie Roberts Leitung. Nichts war erbauender, als das Leben, welches man in Citeaux führte. Die Ordensmänner schliefen nur 4 Stunden der Nacht, 4 Stunden sangen sie das Lob Gottes und die 4 andern Stunden am andern Morgen brachten sie bis zur Non mit Händearbeit zu. Kräuter und Wurzeln waren ihre einzige Nahrung.

Im folgenden Jahre schickten die Mönche von Molesme eine Gesandtschaft nach Rom, um die Rückkehr Roberts zu betreiben. Als Grund führten sie an: er sei ihr Abt; die Ordensdisziplin habe seit seiner Abwesenheit sehr gelitten; seine Gegenwart allein könne die Ordnung wiederherstellen und das Wohl der Ordensmänner hänge davon ab. Sie gestanden ihre begangenen Fehler zu und versprachen, alle ihre Kräfte so anzuwenden, daß der Heilige für die Zukunft gewiß keinen Anlaß mehr habe, sich über sie zu beklagen. Papst Urban II. beauftragte den Erzbischof von Lyon, diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen und den Heiligen nach Molesme zurückzuschicken, wenn dies gute Folgen haben könnte.

Nachdem der Legat alles untersucht hatte, gebot er Robert in sein erstes Kloster zurückzukehren. Der Heilige gehorchte auf der Stelle und sandte seinen Hirtenstab dem Bischof von Chalons,

Er wurde durch den Bischof von Langres aufs neue als Abt von Molesme eingeführt und regierte die Klostergemeinde bis zu seinem gottseligen Tode im Jahre 1110. Die Wahrheit der an seinem Grabe geschehenen Wunder wurde erwiesen und Papst Honorius III. setzte ihn unter die Heiligen.

30. April.

Die heilige Katharina von Siena,

Jungfrau.

Jahr 1380.

Wenn man die Straße dell' Oca zu Siena hinaufgeht, um zum Kloster der Prediger-Brüder zu gelangen, findet man rechts ein Haus von sehr bescheidenem Aussehen und zu dessen Seite eine kleine Kapelle, welche von zahlreichen Pilgern besucht wird. Dieses Haus war früher die Werkstätte des Giacomo di Benincasa, eines rechtschaffenen Tünchers der Stadt Siena. Dieser gerechte, einfache, wahrhaft christliche Mann, dessen Rechtschaffenheit in jeder Beziehung erprobt war, dachte, da er Arbeit hatte und sein Geschäft ausübte, daran, sich zu verehelichen, damit seine Lebensbedürfnisse und häuslichen Ange=

legenheiten besorgt wurden. Denn er war ganz allein und hatte keine Verwandten, welche ihm Stütze und Hilfe hätten sein können. Er wählte zu Siena eine junge Tochter, Lapa Piaganti genannt, welche alle Eigenschaften besaß, um eine Ehe glücklich zu machen.

Gott segnete Giacomo's Ehe. Er erhielt eine zahlreiche Familie, die er mit aller Sorgfalt in den Wahrheiten unserer hl. Religion erzog. Ueber Eines von seinen Kindern, Namens Katharina, geboren im J. 1347, gefiel es Gott, seine besondere Gnaden auszugießen.

Katharina erfreute durch ihre Liebenswürdigkeit Alle, welche sie sahen. Ihre Mutter konnte sie kaum zu Hause behalten, die Nachbarn und Freunde stritten sich um sie; diese wollten sie bei sich haben und freuten sich unendlich über die naiven Aeußerungen dieser jungen Seele, welche schon so viel Gnade und Weisheit an den Tag legte.

In ihrem 6. Jahre schickte ihre Mutter sie eines Tages mit ihrem kleinen Bruder Stephan, der etwas jünger war, als sie, zu ihrer Schwester Bonaventura. Auf ihrem Rückwege gingen beide ganz ruhig durch die ziemlich abschüssige und steile Straße Valle-Piatta. Da glaubte Katharina auf einmal in der Luft auf der Spitze der Kirche des hl. Dominicus einen mit königl. Pracht geschmückten Thron zu sehen, auf welchem der Welterlöser in Pontificalkleidern und der gold. Inful saß, um ihn die Apostel Peter und Paul und der sel. Evangelist Johannes, welche auf sie herabschauten; Christus segnete sie hierauf mit freundlichem Lächeln. Katharina vergaß die weltliche Schüchternheit ihres Alters, stand unbeweglich mitten auf dem Wege, auf welchem Menschen und Tiere hin- und hergingen, sie war ganz entzückt von dieser Erscheinung. Der kleine Stephan war der Meinung, seine Schwester folge ihm und war seines Weges weiter gegangen. Als er sich aber, etwas entfernt, umwandte und seine Schwester anhalten sah, rief er ihr zu, allein sie antwortete nicht. Hierauf kehrte er zu ihr zurück, ergriff ihre Hand und fragte sie: „Was machst du da? Warum kommst du denn nicht?“ Katharina erwachte wie aus einem tiefen Schlaf, schlug die Augen nieder und sagte: „Wenn du so schöne Sachen gesehen hättest, wie ich, dann hättest du mich nicht so unterbrochen.“ Sie blickte wieder hin, allein Alles war verschwunden und das arme Kind weinte lange darüber, daß es einen so schönen Anblick verloren habe.

Von diesem Tage an ward sie für die Vollkommenheit reif. Man bemerkte an ihr nichts Kindisches mehr. Göttliche Liebe entflammte ihr Herz und erleuchtete ihren Verstand. Ihr Wille war inbrünstig und vollkommen durch die Vorschrift der Kirche geregelt. Sie befleißigte sich des Gebetes und suchte die verlassensten Winkel des Hauses auf, wo sie sich mit einigen jungen Töchtern hiezu verband, welche ebenfalls an dieser englischen Unterhaltung Freude hatte. Der hl Geist, so erzählte sie später dem gottsel. Raimund, unterrichtete sie ohne Beihilfe mehrerer besonderer Bücher in der Geschichte der hl. Väter und insbesondere des hl. Dominicus. Dadurch entstand in ihr ein gewaltiges Verlangen nach der Einsamkeit, sie sehnte sich nach abgelegenen Orten und Stillschweigen. Eines Morgens schlug sie ganz allein den Weg ein, der zu ihrer Schwester Lysa führte, welche bei dem Thore St. Marc verheirathet war. Sie verließ die Stadt und hatte zur Fürsorge ein Brod

Ansicht von Siena.

mitgenommen. Sie ging, bis sie die Türme von Siena nicht mehr sehen konnte, dann verließ sie die Straße und begab sich in die Vertiefung eines Felsens. Man kann ihre Freude nicht beschreiben, welche sie empfand, als sie diesen Ort betrat, sie glaubte ihre Einsiedelei gefunden zu haben. Sie schickte sich zum Gebete an. Um die 9. Stunde des Tages gab ihr Gott aber weisere Gedanken ein, als die waren, welche von ihrem eigenen Geiste herrührten; sie sei zu jung und ihr Leib zu schwach für ein solches Leben, sie hätte das elterliche Haus nicht verlassen sollen. Sie gehorchte in ihrer Klugheit und schlug den Rückweg nach Siena ein. — Sie faßte für die Zukunft einen sehr ernsten Entschluß: eine Einsiedelei in ihrem Herzen zu gründen, eine innerliche Zelle, in der wir sie immer mit Entzücken in unaussprechlichen Betrachtungen verweilen sehen. Ihre Abtötungen waren außerordentlich; sie entschließt sich, nie mehr Fleisch zu genießen. Als sie bemerkte, daß im Hause sich eine Gegenpartei gegen ihr Vorhaben bilde, schuf sie sich eine andere Familie zur Zuflucht und zum Schutz. Sie wußte hauptsächlich, daß wir eine Mutter im Himmel haben, deren Zärtlichkeit alle Zärtlichkeit übertrifft, Maria, die Mutter Gottes, die Mutter der schönen Liebe, wie man sie im Mittelalter begrüßte. In den Schooß der hl. Jungfrau floh sie, hier verbarg sie sich. Im tiefen Gefühle ihrer Freude, ihrer Liebe, schloß sie einen Bund mit ihr und auf der Erde knieend, weihte sie sich ohne Rückhalt dem Dienste Gottes.

Lapa wollte Katharina durchaus in der Welt versorgen; sie entschloß sich, sie zu verheiraten, um sie von den außerordentlichen Erscheinungen abzulenken, und wählte ihr einen Mann aus ihren Verwandten aus, dessen Verbindung ihr sehr vorteilhaft schien. Sie wandte alle Mittel an, damit sich ihre Tochter hiezu entschließe, sie flehte sogar einen dem Hause nahe befreundeten Dominicaner an, diese Angelegenheit ins Reine bringen zu helfen. Allein dieser hl. Mann fand, daß Katharina unerschütterlich fest bei ihrem Entschlusse bleibe und befestigte sie darin. „Schneide deine Haare ab," sagte er zu ihr, „vielleicht läßt man dich im Frieden." Mit Freuden brachte sie dieses sonst für eine Frau sehr harte Opfer. Auf der Stelle nahm sie die Scheere und schnitt sich ihre blonden Haare ab, welche in goldenen Locken herabwallend, Gelegenheit zur Eitelkeit hätten werden können. Von nun an zeigte sie sich nie mehr mit unbedecktem Haupte. Ihre Mutter, welcher dieser Anblick ganz ungewohnt war, fragte sie, warum sie einen Schleier trage. Da ihr Katharina immer unverständliche Antworten gab, riß Lapa ungeduldig den Schleier hinweg. „O, meine Tochter, was hast du gethan?" Mehr konnte sie vor Schmerz u. Ueberraschung nicht reden.

Der häusliche Streit wurde mit Erbitterung fortgeführt. Man ersparte ihr keine jener Demütigungen, welche für eine junge Tochter sehr beschwerlich waren, ja man gebrauchte gegen sie sogar beschimpfende und rohe Ausdrücke. Es wurde beschlossen, daß Katharina kein eigenes Zimmer mehr für sich haben solle, um ihr alle Verbindung mit Gott abzuschneiden, daß sie ohne Unterlaß mit der Haushaltung sich beschäftigen und als Küchenmagd Dienste leisten müsse. Alle diese Trübsale opferte Katharina Gott auf, sie schloß sich in die kleine Zelle ihres Herzens ein, um sich ganz innig mit ihrem himmlischen Bräutigam zu einigen. Das väterliche Haus verklärte sich in in ihren Augen: die Küche war ein Heiligtum, und indem sie sich ganz treuherzig zum Dienste ihres Vaters anschickte, stellte sie sich vor, sie diene Jesus Christus, ihre Mutter dachte sie sich als die hl. Jungfrau, ihre Brüder und die anderen Familienglieder als Apostel und Schüler. So bereiteten ihr alle Kränkungen Freude; Gott gab ihr bei allen Erniedrigungen von Seite der Menschen Trost.

Im ganzen Hause hatte sie nur eine einzige Stelle, wo sie ihr Herz im Stillen vor Gott ausgießen konnte. Es war dies die Kammer ihres Bruders Stephan. Dort fand sie ein wenig Ruhe und Erholung. Eines Tages betete sie hier, da öffnete Giacomo ganz leise die Thüre und sah seine Tochter, welche mehr Gott als ihm zugehörte, tief gebeugt in einem Winkel der Kammer. Ueber ihrem Haupte schwebte eine Taube, weiß wie Schnee. Diese liebliche Erscheinung verwahrte er in seinem Herzen u. versprach Gott, nicht mehr länger gegen die Gnade zu streiten.

Katharina war dem Orden des hl. Dominicus über Alles geneigt. Sie wußte nicht, wie sie die Ordensmänner genug ehren konnte. Wenn sie einen am Hause ihres Vaters vorbeigehen sah, merkte sie sich den Ort, wo er seine Füße hingesetzt hatte, eilte dann hin und küßte im Staub diese kostbaren Fußstapfen. Sie widmete ihre ganze Teilnahme dieser eifrigen Schaar, welche sich dem Heile der Seelen opferte. Sie wollte das Kleid der Bußschwestern des hl. Dominicus anlegen. Dieses war das Ziel, nach welchem sie aus allen Kräften strebte und in welchem sich alle ihre Wünsche vereinigten. — Den dringenden Bitten ihrer Tochter nachgebend, führte sie Lapa eines Tages in die Kirche des hl. Dominicus, um dort das bedeutungsvolle Gewand, nachdem sie sich von Kindheit an so außerordentlich gesehnt hatte, zu empfangen: den weißen Rock, das Sinnbild der Unschuld, den schwarzen Mantel, das Sinnbild der Demut. Noch legte sie die drei religiösen Gelübde nicht ab, sie hielt es für besser, dieselben zu beobachten. Ihre Unschuld und Reinigkeit war reiner als die Lilie des Feldes. In ihrem Gehorsam unterwarf sie sich ganz dem Prior und den Vorstehern des dritten Ordens. Ihr Beichtvater giebt uns die Versicherung, daß sie seinen Anordnungen selbst in den kleinlichsten Dingen immer nachgekommen sei. Die Armut liebte sie über Alles.

Wenn Katharina einen Blick auf ihr vergangenes Leben warf, kam es ihr vor, als ob sie noch Nichts im Dienste Gottes gethan hätte. Deshalb verdoppelte diese hl. Seele ihren Eifer und ihre Frömmigkeit. Um zwischen sich und der Welt eine unzerstörbare Schranke zu errichten, entschloß sie sich, Stillschweigen zu beobachten. Drei Jahre lang sprach sie nur so viele Worte, als notwendig waren, ihre Sünden dem Beichtvater zu bekennen. Viele Stunden verharrte sie im Gebet, die Zeit, die ihr nach Verrichtung ihrer niedrigen Arbeiten übrig blieb, brachte sie damit zu, daß sie zu ihrer Unterhaltung kleine Kränze und Kreuze von Blumen verfertigte. Sie verließ ihr Gemach nur, wenn sie zur Kirche gehen wollte. Wer ist im Stande, ihre Nachtwachen zu zählen, welche sie in himmlischen Betrachtungen zubrachte? Einmal wachte sie, während die Dominicaner, welche sie nur ihre Brüder

nannte, schliefen, da hörte sie die Glocken des Dominicanerklosters Morgens 2 Uhr schlagen und sagte voll Freude zum Bräutigam ihrer Seele: „Herr, während deine Diener, meine Brüder geschlafen haben, habe ich Wache vor dir gehalten, damit du sie vor allem Uebel bewahrest. Jetzt aber stehen sie auf, um dir Loblieder zu singen Bewache also du sie für mich, da ich ein wenig ausruhen will!" Hierauf legte sie ihren schwachen zärtlichen Leib auf einen Tisch, der ihr statt des Bettes diente. — So war das Tagewerk Katharinas ein beständiges Gebet, eine Entzündung, ein paradiesisches Fest Denn Jesus Christus stieg mit seinen Engeln in ihre demütige Zelle und unterhielt sich mit ihr. Diese Unterhaltung setzte sie fort, selbst im Gespräche mit ihren Schwestern Während sie äußerlich mit Menschen umging und sich unterhielt, unterhielt sie sich innerlich mit Gott. Das hl. Abendmahl war ihr Leben und beinahe ihr einzige Nahrung. Jeden Tag lag sie viele Stunden niedergeworfen vor diesem hl. Sakramente. Gott erwies ihr in dieser Beziehung wunderbare Gnaden.

Katharina suchte ihrem ganzen Wesen nach ihren himmlischen Bräutigam zu erforschen. Ihn hatte sie gesucht in den kindlichen Freuden ihrer Jugend, in dem glühenden Verlangen nach dem Kleide des hl. Dominicus, in der Abtödtung, ihren Nachtwachen, ihrem Gebete und ihren Leiden, sie fand ihn im allerheiligsten Sakramente des Altars. Sie bat Gott mit außerordentlicher Inbrunst, in ihr den Glauben zu vermehren, und ihn so kräftig in ihr zu machen, daß keine Gewalt ihn erschüttern könne. Sie vernahm diese Worte: „Ich will dich zu meiner Braut im Glauben machen!" Und je mehr sie betete, desto deutlicher hörte sie die Worte: „Ich will dich zu meiner Braut im Glauben machen."

Indessen näherte sich die Fastnacht, ein Fest des Fraßes und der Sinnlichkeit. Katharina schloß sich in ihre arme Zelle ein, betete und erwartete die Erfüllung dessen, was der Erlöser verheißen hatte. Da erschien ihr Christus und sprach: „Meine Tochter, meinetwillen hast du die Eitelkeiten der Welt verachtet, verzichtet auf die Freuden des Fleisches und an mir allein findest du deine Herzensfreude. Siehe also, da die Deinigen sich bei einem festlichen Mahle erfreuen, will ich feierlich mit deiner Seele mich vermählen, und dich zu meiner Braut im Glauben machen, wie ich dir versprochen habe." Noch redete Christus, da erschien die glorwürdige Jungfrau Maria, der hl. Evangelist Johannes, die hl. Apostel Petrus und Paulus, der hl. Patriarch Dominicus, David, der König der Propheten, mit seiner gold. Harfe, die Hochzeit der neuen Braut zu verherrlichen. Die hl. Jungfrau ergriff Katharina's rechte Hand, reichte sie ihrem Sohne mit der Bitte, diese bevorzugte und mit allen Gnaden geschmückte Tochter zu seiner Braut anzunehmen. Der Erlöser hielt einen mit vier Perlen und einem Diamant geschmückten Ring, und steckte ihn an Katharinas Finger mit den Worten: Ich, dein Schöpfer und Erlöser erwähle dich zu meiner Braut im Glauben, auf daß du immer rein bleibest, bis du die ewige Hochzeit im Paradiese feiern darfst. Geh' also meine Tochter, und verrichte ohne Zaudern das Werk, welches dir meine Vorsehung bezeichnen wird. Ich rüste dich aus mit Glaubensmacht, du wirst glücklich deine Feinde besiegen." Die Erscheinung verschwand, der Ring aber verblieb am Finger der Braut Jesu, unsichtbar für alle Augen, sichtbar allein für sie; so oft sie ihre rechte Hand anblickte, erinnerte sie dieser Ring an ihre Verbindung mit dem Erlöser. — Dieses großes Ereignis im Leben Katharinas hat die Kunst durch einen ihrer ausgezeichnetsten Repräsentanten, Frat. Bartolomeo, aus dem Dominicanerorden, und ganz geeignet, die geheimnißvollen Entzückungen des ascetischen Lebens aufzufassen, verherrlicht.

Auf einem Gemälde stellt der begeisterte Maler die ganze Erscheinung dar. Die hl. Jungfrau hält auf einem königl. Thron ihren Sohn, welcher knieend den Brautring an den Finger Katharinas steckt. Engel und Heilige sehen zu und beten an. Im Hintergrunde umarmen sich der hl. Dominicus und Franziscus von Assisi, ein Bild der Vereinigung, des Friedens, der zwischen den verschiedenen christlichen und klösterlichen Familien herrschen soll; der König David singt auf der Harfe Jubellieder auf die Seele, welche das Glück des Himmels gekostet, der hl. Petrus, der Apostelfürst tritt vor, und seine Hand zeigt auf die starke Frau, welche für die Kirche und die Freiheit des Papsttums streitet. Das ganze innerliche Leben der hl. Katharina ist in diesem Gemälde dargestellt. Um ihre Liebe zum Stillschweigen und zur Betrachtung zu bezeichnen, ist sie verschleiert und gegen ihren Erlöser hingewendet. Das leibliche Auge schaut nur einen Zug des Profils, das Auge der Seele aber dringt in die Tiefe der ergebenen Seele der Heiligen, die Geberde des hl. Petrus ist für sie ein Befehl, sie erhebt sich zur That, zu den schwierigen Arbeiten des Apostolates.

Katharina wußte wohl, daß die Uebungen Marthas den Beschäftigungen Magdalenens nicht hinderlich in den Weg traten. Sie übte die Werke der Liebe mit allem Eifer aus und widmete so viele Sorgfalt auf die Armen, wie wenn sie ihre Mutter wäre. Ihr Vater billigte und begünstigte alle ihre Almosen. Er befahl der ganzen Familie, Katharina gewähren zu lassen. Er gab dies nicht blos zu, sondern er unterstützte sie mit der größten Freigebigkeit. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. Eines Tages lag sie krank in ihrem Bette. Da vernahm sie, daß eine arme Witwe in ihrer Nachbarschaft mit ihren Kindern Hunger leiden müsse. Katharina empfand heftiges Mitleiden, flehte Gott in ihrem Herzen an, ihr so viel Kraft und Gesundheit zu gewähren, als notwendig sei, um zu dieser armen Familie gehen und ihr beistehen zu können. Des andern Tags erhob sie sich in aller Frühe, ging im Hause umher, nahm einen Sack mit Mehl, einen Krug mit Wein und Oel, mit einem Worte, alle Lebensmittel, welche sie finden konnte. Sie nahm diese kostbare Almosenbürde unter den rechten und linken Arm, auf ihre Schultern, in ihre Schürze, und beim ersten Schlage der Glocke des Hauses (vorher durfte sie das Haus nicht verlassen) lief sie, wie wenn sie nur einen Strohhalm zu tragen hätte. Gott ließ sie das Gewicht ihrer Last nur einen Augenblick, bevor sie ihr Ziel erreichte, fühlen. Allein die Liebe ist stärker als die Anstrengung und Katharina erreichte die Schwelle der armen Hütte. Glücklicherweise war der obere Teil der

Thüre geöffnet. Sie legte ihre Opfergabe nieder. Allein so wie sie sich derselben entledigt hatte, fühlte sie ihre Müdigkeit in allen Gliedern und sank in die Schwäche ihrer Krankheit zurück. Sie wollte sich so schnell als möglich entfernen, denn die Witwe war bei dem Geräusche erwacht, allein unsere Kranke konnte sich nicht bewegen. Hierauf sprach sie zu Gott unter lächelndem Vorwurf: „Warum hast du mich hintergangen? Willst du meine Thorheit allen Vorübergehenden zeigen? Ich bitte dich, gieb mir Kraft zur Rückkehr.“ Hierauf schleppte sie sich fort, zu ihrem Leibe sprechend: „Du mußt gehen, müßtest du auch sterben.“ — Unterdessen verließ die Witwe das Haus und erkannte an ihrem Gewande die wohlthätige Katharina, welche sich zurückbegab u. sich so krank u. schwach, wie am Abend vorher, zu Bette legte.

Hier folgt noch eine Handlung, welche ihrem ganzen Leben Ehre macht, und ein Wort, welches alle schönen Worte unserer Schriftsteller, die unsere Jugend unterhalten, übertrifft. Auf einer ihrer apostol. Wanderungen in Toskana, welche sie mit 3 vom hl. Vater bestimmten Beichtvätern machte, um diejenigen loszusprechen, welche sie zu einem christlichen Leben zurückführte, begegnete Katharina eines Tages einem Armen, welcher sie sehr lebhaft und beherzt um Almosen bat. „Ach, mein lieber Bruder, sagte sie zu ihm, ich habe durchaus Nichts, um es dir zu geben“ Der Arme aber beharrte bei seiner Bitte und sagte: „Wenigstens den Mantel, den du trägst, könntest du mir geben.“ — „Es ist wahr,“ antwortete Katharina, und auf der Stelle gab sie ihn her. Die Ordensmänner wollten den Armen nötigen, den Mantel wieder zurückzustellen und machten der Magd Gottes Vorwürfe wegen ihrer unbesonnenen Liebe. „Wie kannst du,“ sagten sie, „reisen ohne dein Ordenskleid?“ Katharina gab ihnen zur Antwort: „Lieber will ich mich ohne Kleid finden lassen, als ohne Liebe.“

Die hl. Katharina war der Friedensengel der Republick Siena. Am Wachstum der Seelen unaufhörbar arbeitend, verlieh sie in allen den politischen Stürmen des 14. Jahrhunderts den Geistern Friede und Ruhe. Sie setzte selbst die Schwäche ihres Geschlechts auf die Seite, sowie das, was man in der Welt Anstand heißt, machte sich mitten durch die Menge Bahn, um die Opfer der juridischen Meuchelmorde, welche in Revolutionen so häufig sind, zum Tode zu begleiten. Ein junger Ritter von Perouse, Namens Nicola Tuldo, ward angeklagt, er habe gegen die Regierung der Verbesserer gesprochen und seine Freunde zu Siena aufgefordert, ein so hartes und drückendes Joch abzuschütteln. Die Regierung erklärte, daß diese Unklugheit mit dem Tode bestraft werden müsse. Ueber diesen ungerechten und grausamen Urteilsspruch entrüstet, ging Nicola wie ein Verzweifelter im Gefängnis umher. Er war zu stolz, sich so zu erniedrigen und um Gnade zu bitten, seine leidenschaftliche und stürmische Jugend hatte ihn den Uebungen des Christentums ganz entfremdet, so daß er des Trostes und der Hoffnungen des Glaubens beraubt war. Während seines Aufenthalts zu Siena hatte er aber oft den Namen Katharinas aussprechen hören; dieser Name war tief in seiner Seele geblieben. Er ließ also diese fromme Tochter holen.

Unsere Heilige erzählt die wichtige Begebenheit ihres Lebens in einem Briefe an den gottsel. Raimund also: „Ich eilte denjenigen zu besuchen, den du kennst. Er wurde so getröstet und ermutigt, daß er dem Pater Tomaso beichtete und die besten Vorsätze machte. Ich mußte ihm versprechen, daß ich bei ihm bleibe, wenn der Urteilsspruch vollzogen werde Ich versprach es und hielt es auch. Am Morgen war ich vor Gebetläuten bei ihm. Meine Ankunft tröstete ihn sehr. Ich begleitete ihn zu der hl. Messe, während der er das Erstemal in seinem Leben die hl. Communion empfing. Er unterwarf sich ganz dem göttlichen Willen und hatte nur die Furcht, er möchte im letzten Augenblick nicht standhaft genug sein. Allein Gott in seiner unbegrenzten Güte kräftigte ihn und flößte ihm so viele Liebe, seinem Willen sich zu fügen, ein, daß er, durchdrungen von seiner anbetungswürdigen Gegenwart, unaufhörlich wiederholte: „O Herr, sei mit mir, verlaß mich nicht! Bei dir muß es gut sein, ich sterbe getrost.“

Hierauf fühlte ich ein großes Verlangen, mein Blut für meinen himmlischen Bräutigam Jesu zu vergießen. Während dieser Wunsch meine Seele durchkreuzte, sah ich, daß mein geliebter Bruder sehr von Furcht ergriffen sei und sprach deshalb zu ihm: „Mut, mein Bruder! wir werden bald bei der ewigen Hochzeit uns einfinden. Du gehst zum Tode, abgewaschen durch das anbetungswürdige Blut Jesu Christi. Sprich diesen hl. Namen aus, ja, wiederhole ihn unaufhörlich! Ich werde dich am Orte der Gerechtigkeit erwarten.“ Bei diesen Worten wurde sein Herz ganz von Furcht befreit, die Trauer in seinen Gesichtszügen verwandelte sich in Freude und zitternd vor Jubel sagte er: „Woher kommt mir die Gnade, daß du, die Süßigkeit meiner Seele, mich erwarten willst an der hl. Stätte, wo die Gerechtigkeit mich erwartet?“ — „Sieh' doch, geehrter Bruder, welch großes Licht über dich gekommen ist, da du den Ort, an welchem das Urteil der Gerechtigkeit vollzogen wird, heilig nennst.“ Hierauf sagte er noch: „Ich werde voll Freude und Mut gehen; es kommt mir vor, wie wenn ich hundert Jahre warten müßte, bis du mich dort empfängst.“ Er sprach noch andere, so süße Worte, daß ich bei Betrachtung der Güte Gottes ganz entzückt war. Ich ging also, um ihn am Richtplatze zu erwarten. Unaufhörlich flehte ich Maria, die Mutter des Erlösers an, sowie die gottf. Katharina, die Jungfrau und Martyrin. Bevor der traurige Zug ankam, bückte ich

Katharina auf ihrem Krankenlager.

mich und legte den Hals auf das Werkzeug der Todesstrafe. Allein es entsprach meinen Wünschen durchaus nicht. Ich flehte mit aller Inbrunst der Seele die heil. Jungfrau Maria an, für Nicola in diesem letzten Augenblicke das Licht und den Frieden der Seele auszuwirken, für mich aber die Gnade, ihn bekehrt zu sehen bei seinem letzten Ende. Mein Herz war so voll, und so stark war der Eindruck dieser süßen Erwartung, daß ich, obwohl von einer ungeheuren Volksmenge umgeben, dennoch Niemand sah. Nicola erschien sanft wie ein Lamm, er lächelte, als er mich erblickte. Er wollte, daß ich ihm das Zeichen des hl. Kreuzes mache. Ich that nach seinem Willen u. sagte: „Geh' zur ewigen Hochzeit, bald wirst du in das Leben, das niemals endigt, eingehen." Er hörte stille zu, ich legte seinen Hals unter das Schwert, kniete an seiner Seite nieder und erinnerte ihn an das Blut des Lammes ohne Makel. Sein Mund sprach still die Worte: „Jesus und Katharina." Das Beil fiel, ich hielt sein Haupt in meinen Händen. In meine Seele drang eine süße Ruhe; der Anblick dieses Blutes erfüllte mich statt mit Schrecken, mit Trost und Hoffnung."

Gott verherrlichte seine fromme Dienerin Katharina mit außerordentlichen Gnaden. Sie hatte wunderbare Entzückungen, himmlische Offenbarungen, die Wundergabe und die Kraft, sehr lange ohne alle Speise zu bleiben. Von ihrer hohen Weisheit und Klugheit zeugen ihre Schriften und besonders ihre Briefe, die sie an Päpste und Kardinäle, an Regenten und andere vornehme Personen geschrieben hat. Ihre Weisheit, vereint mit ihrer großen Heiligkeit, bewog die Florentiner, die im Bunde mit mehreren andern Staaten Italiens die Waffen gegen den Papst ergriffen hatten, um ihn aller seiner italienischen Besitzungen zu berauben, sie i. J. 1370 nach Avignon zum Papst Gregor XI. zu senden, um mit ihm zu unterhandeln und Frieden zu stiften. Es gelang ihr nicht nur das aufgetragene Geschäft, sondern sie trug auch sehr viel dazu bei, den Papst, der früher schon den Entschluß gefaßt hatte, nach Rom zu ziehen, von welchem die Oberhirten der Kirche Jahre lang entfernt waren, in seinem Vorhaben zu befestigen, so daß er endlich am 13. September 1376 Avignon verließ und zur Freude der Völker nach Rom zurückkehrte.

Nach Vollendung dieser wichtigen Geschäfte zum Heile der Kirche und der Staaten, lebte die Heilige wieder in ihrem Kloster zu Siena im Gebete und in frommen Betrachtungen, rastlos besorgt für das geistige und zeitliche Wohl ihrer Mitmenschen. Einer ihrer ausgezeichnetsten Verehrer war der Senator Stephan von Siena. Von mächtigen Feinden verfolgt und in das größte Unglück gestürzt, wandte er sich an Katharina und erlangte durch ihr Gebet Ruhe vor seinen Verfolgern. Aus Dankbarkeit schloß sich Stephan ganz an die Heilige an, befolgte in allem ihren Rat, begleitete sie auf Reisen und sammelte alle ihre Thaten und Lehren. In der Folge begab er sich auf ihr Zureden in den Karthäuserorden, war bei ihrem Tode zugegen und verfaßte auch ihre Lebensgeschichte. Niemand war auch mehr geeignet, ein solches Werk auszuführen; denn er war Augenzeuge ihrer Wunder und Tugenden, hatte persönlich gehört, wie sie zukünftige Dinge weissagte, und erkannt, wie sie in das Innerste jedes Menschen sah.

Die heil. Katharina steht dem zum Tode verurteilten Nicola Tuldo bei.

Das Feuer der Liebe und der Sehnsucht nach vollkommener Vereinigung mit dem göttlichen Heilande wurde in Katharina vorzüglich entflammt durch das heiligste Altarssakrament, welches sie sehr oft empfing, und zwar mit einer solchen Geistesentzückung, daß sie ihres leiblichen Daseins und der körperlichen Bedürfnisse auf längere Zeit los zu sein schien. Bis zu ihrem Lebensende verwendete sie unsägliche Mühe für das Heil des versunkenen Christenvolkes unter großen innerlichen und äußerlichen Kämpfen und Leiden. Als sie bemerkte, daß ihre längst ersehnte, letzte Stunde nahe sei, ließ sie alle ihre geistlichen Söhne und Töchter, die sehr zahlreich sich ihrer Leitung überlassen hatten, zusammenrufen und sprach unter anderem in folgender Weise an ihre Herzen: „Wer Gott wahrhaft dienen und ihn vollkommen genießen will, muß vor allem die irdischen und sinnlichen Neigungen zu allen Geschöpfen und zu sich selbst ausziehen, und seine Person für nichts halten. Wer aber glaubt, er könne alle gotteswidrigen Neigungen ohne das auf wahre

Demut gegründete Gebet ausrotten und die vollkommene Reinigkeit erlangen, der betrügt sich selbst. Wer betet, soll nie glauben, daß er wegen seiner Verdienste, oder wegen der Würdigkeit seines Gebets erhöht werde, sondern allein um der Güte und Barmherzigkeit Gottes willen. Wer ein gutes Gewissen haben will, muß sich hüten, je über seinen Nächsten zu urteilen, oder von seines Bruders Thun und Lassen Böses zu reden." Da sie die Umstehenden weinen sah, sagte sie: „Liebste Kinder! betrübet euch nicht über meinen Hingang, erfreut euch vielmehr mit mir; denn ich verlasse den Ort der Plage und gehe hin, um in dem stillen Meere, in Gott auszuruhen." Endlich, als ihre letzten Augenblicke nahten, sprach sie: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" und starb den 29. April 1380 im 33. Jahre ihres Alters.

Der heilige Maximus,

Kaufmann in Asien, Martyrer. — Jahr 251.

Der Kaiser Decius hatte den Entschluß gefaßt, unsere hl. Religion auszurotten. Er veröffentlichte deshalb im ganzen Reiche die Dekrete, welche die Christen zum Anbeten der Götzenbilder zwingen sollten. Maximus aus Asien, ein Kaufmann, erklärte sich frei heraus für einen Christen. Man nahm ihn alsbald fest und führte ihn zum Prokonsul Optimus. Dieser suchte ihn zu bewegen, sein Leben dadurch zu retten, daß er den Götzen opfere. Allein Maximus weigerte sich dessen standhaft, und da der Prokonsul wohl sah, daß er diesen Streiter Jesu Christi nicht zu besiegen im Stande sei, fällte er folgendes Urteil über ihn: „Ich befehle, daß Maximus, welcher den Edikten den Gehorsam verweigert, zum abschreckenden Beispiele der Christen gesteinigt werde."

Maximus wurde sogleich von einer Schaar der Leibwächter weggeschleppt, vor die Stadt hinausgeführt, wo sie ihn mit Steinen zu Tode warfen. Sein Martyrtum geschah im Jahr 250 oder 251.

Der hl. Maximus wird bei den Griechen den 14. Mai, an seinem Todestage verehrt. Unterm 30. April steht sein Name im römischen Martyrologium.

1. Mai.

Der Prophet Jeremias.

Jeremias, der Sohn des Helcias, wurde zu Anathoth, einem Städtchen bei Jerusalem, geboren. Auf Befehl Gottes mußte er schon in früher Jugend das Prophetenamt antreten und bekleidete es vom 13. Jahre des Königs Josias (629 vor Christus) bis nach der Zerstörung von Jerusalem, unter den Königen Josias, Joachaz, Joakim, Jechonias und Sedekias, über 42 Jahre lang. Nach der Zerstörung Jerusalems hielt er sich einige Zeit bei den weniger armen Juden auf, welche von den Chaldäern im Lande zurückgelassen und nicht in die Gefangenschaft mitabgeführt worden waren. Als aber der chaldäische Statthalter Godolias ermordet ward und die noch übrigen Juden aus Furcht nach Egypten flohen, nahmen ihn diese mit sich dahin. Hier soll er nach einer alten Ueberlieferung von den Juden, deren Götzendienst er streng rügte, gesteinigt worden sein. Jeremias ist in Vielem ein Vorbild des leidenden und sterbenden Erlösers. Von seinen Ermahnungen und Weissagungen mögen folgende zur besonderen Betrachtung dienen. Es ergieng das Wort des Herrn an Jeremias und sprach: „Geh hin und rufe, daß es Jerusalem höret und sage: „Höret das Wort des Herrn, Haus Jakobs und alle Geschlechter des Hauses Israels! Dieses spricht der Herr: Welche Ungerechtigkeit fanden doch eure Väter an mir, daß sie sich entfernten von mir, und den Götzen nachgiengen? Mich die Quelle des lebendigen Wassers haben sie verlassen und sich Cisternen gegraben, Cisternen, die durchlöchert sind und kein Wasser halten können. Deine Bosheit, o Israel, wird dich anklagen und deine Entfernung von mir dich schelten. Du sollst inne werden und einsehen, wie böse und bitter es ist, daß du den Herrn, deinen Gott verlassen hast und die Furcht vor ihm nimmer bei dir ist. Ich pflanzte dich als auserlesenen Weinberg: Alles war echter Same: wie hast du denn mir ausgeartet gleich einem wilden Weinberge? . . . Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich dem David einen gerechten Sprößling erwecke: Ein König wird herrschen, der weise ist und Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden. In jenen Tagen wird Juda erlöst werden, und Israel sicher wohnen, und dies ist der Name, womit man ihn nennen wird: der Herr, unser Gerechte (Jerm 23, 5, 6) . . Siehe, es kommen Tage, spricht der Herr, da ich mit dem Hause Israels und mit dem Hause Judas einen neuen Bund schließe: nicht einen Bund, wie ich ihn mit ihren Vätern geschlossen am Tage, da ich ihre Hand ergriff, um sie aus dem Lande Egypten zu führen, welchen Bund sie brachen, weshalb ich sie meine Macht fühlen ließ: sondern dies wird der Bund sein, den ich mit dem Haus Israels schließe nach jenen Tagen: Ich will mein Gesetz in ihr Inneres legen und es in ihr Herz schreiben; und ich will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein. Und alle werden mich erkennen, vom Kleinsten bis zum Größten, spricht der Herr: denn ich will ihre Missethat vergeben und ihrer Sünde nicht mehr gedenken (31, 32) . . . „Seine Klaglieder, die von den Trauermetten in der Charwoche her jedermann bekannt sind, schließt Jeremias mit folgenden Worten: Weh uns, daß wir gesündiget haben! Darum ist traurig geworden unser Herz, darum verdunkeln sich unsere Augen! Aber du, o Herr, bleibest in Ewigkeit, dein Thron von Geschlecht zu Geschlecht. Warum willst du ewig uns vergessen, unser verlassen so lange Zeit? Bekehre uns, o Herr, zu dir, und wir werden uns bekehren!

Der heilige Jakobus, der Jüngere,

Apostel und Martyrer. — Jahr 61.

Jakobus, der heilige, welcher der Jüngere heißt, um ihn von dem heil. Jakobus, dem Sohne des Zebedäus, zu unterscheiden, ist auch unter dem Namen „der Gerechte“ bekannt; derselbe wurde ihm wegen seiner ausgezeichneten Heiligkeit beigelegt. Er war der Sohn des Alphäus und der Maria, einer Schwester der hl. Jungfrau. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß er Jesus begleitete, als er beim Beginne seines Lehramtes mit seinen Brüdern nach Kaphernaum ging. Das Jahr darauf wurde er mit seinem Bruder Judas zum Apostel berufen. — Nach seiner Auferstehung begnadigte ihn der Erlöser mit einer besonderen Erscheinung; er teilte ihm auch, wie dem hl. Johannes und Petrus, die Gabe der Wissenschaft mit.

Der hl. Hieronymus und der hl. Epiphanius berichten, daß der Herr im Augenblicke seiner Auffahrt dem hl. Jakobus die Kirche zu Jerusalem empfahl und daß deshalb die Apostel ihn zum Bischof dieser Stadt einsetzten, als sie sich zerstreuten, um das Evangelium zu verkünden. — Der hl. Bischof von Jerusalem nötigte den Juden Ehrfurcht ab, ungeachtet der Wut, womit sie die Christen verfolgten. Der hl. Hieronymus entwirft von ihm folgendes Bild: „Er lebte immer in der Enthaltsamkeit; er war ein Nazaräner, d. h. dem Herrn geweiht, und als solcher trank er niemals Wein oder ein anderes berauschendes Getränke; er schnitt niemals die Haare ab, aß kein Fleisch, außer das Osterlamm, wie es Vorschrift war. Er trug keine Sandalen und hatte kein anderes Kleid, als einen Mantel und eine Tunika aus Leinwand. Er warf sich so oft zum Gebete nieder, daß seine Stirne und Knie so hart wurden, wie die Haut eines Kamels.“ — Eine so ausgezeichnete Heiligkeit verschaffte ihm von Seite der Juden den Beinamen „der Gerechte“, auch hatte er das Vorrecht, jenen Teil des Tempels zu betreten, welchen nach dem Gesetze nur die Priester betreten durften. Der hl. Jakobus wohnte i. J. 51 nach Christus dem Concil bei, welches zu Jerusalem über die Beschneidung und die übrigen Ceremonien des mosaischen Gesetzes gehalten wurde; nachdem er hier bestätigt hatte, was der hl. Petrus sagte, setzte er einen Beschluß auf, welcher von den Aposteln gutgeheißen, und an die Christen geschickt wurde, welche die bekehrten Juden hatten beunruhigen wollen. In seiner Kirche zu Jerusalem duldete er die Beobachtung des mosaischen Gesetzes, weil seine Kirche fast nur aus Juden bestand, welche noch an ihren alten Ceremonien hiengen und für welche diese Nachgiebigkeit notwendig war. — Gegen das Jahr 59 schrieb der hl. Jakobus den Brief, welcher seinen Namen führt; er heißt auch der katholische oder allgemeine, weil er an keine besondere Kirche gerichtet war, sondern an alle bekehrten Juden, die in den verschiedenen Teilen der Welt zerstreut waren. Der Apostel setzt sich hier vor, falsche Prediger zu widerlegen, welche, einige Ausdrücke des hl. Paulus mißbrauchend, lehrten, daß der bloße Glaube zur Rechtfertigung hinreiche und daß folglich die guten Werke unnütz seien; er giebt auch vortreffliche Lehren, um ein hl. Leben zu führen und ermahnt die Gläubigen, in der Krankheit das Sakrament der letzten Oelung zu empfangen. — Als der hl. Paulus durch seine Berufung an den Kaiser die boshaften Absichten der Juden vereitelt hatte, beschlossen dieselben, ihre ganze Wut an dem hl. Bischofe auszulassen. Nachdem der Statthalter Festus vor der Ankunft seines Nachfolgers Albinus gestorben war, benützten sie diesen Umstand zur Ausführung ihres schändlichen Vorhabens. Der hohe Priester Ananus versammelte den Sanhedrin und berief den hl. Jakobus mit mehreren andern Christen vor sich. Man beschuldigte den Apostel, das Gesetz verletzt zu haben und lieferte ihn dem Volke zur Steinigung aus. Ehe man jedoch zur Ausführung dieses furchtbaren Urteils schritt, führte man ihn auf die Zinne des Tempels, damit seine Stimme von dem ganzen Volke vernommen werde, weil man ihn zwingen wollte, seinem Glauben zu entsagen: „Du, den man den Gerechten nennt und der es wirklich ist,“ riefen ihm die Schriftgelehrten und Pharisäer zu, „und in den wir volles Vertrauen setzen, sage uns, weil das Volk sich verirrt, indem es dem gekreuzigten Jesus folgt, was man glauben muß?“

Sie hofften, der Heilige werde seinen Glauben verläugnen und ihren Wünschen gemäß antworten, aber er erhob die Stimme, um von der Menge Juden, welche das Osterfest nach Jerusalem gebracht hatte, deutlich gehört zu werden und rief aus: „Der Jesus,

Martertod des heil. Jakobus, des Jüngern.

von welchem ihr mit mir sprechet, sitzt jetzt zur Rechten Gottes, als Gottes Sohn; einst wird er auf den Wolken des Himmels kommen, um die Welt zu richten." Da riefen die Schriftgelehrten und Pharisäer, vor Wut außer sich: „Was, auch der Gerechte hat sich verirrt?" Stiegen sogleich hinauf und stürzten ihn von der Höhe des Tempels herab. — Der hl. Jakobus starb nicht gleich bei seinem Falle, er hatte noch die Kraft, sich auf die Knie aufzurichten. In dieser Stellung hob er die Augen zum Himmel und bat Gott, seinen Mördern zu verzeihen; indem er wie sein göttlicher Meister sprach: „Verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun." Der Pöbel schleuderte einen Hagel von Steinen auf ihn, bis ihm endlich ein Walker mit einer Stange, deren er sich beim Tuch=Walken bediente, einen tötlichen Streich auf das Haupt versetzte. Dies begab sich am Ostertag den 10. April des Jahres 61 nach Christi Geburt. Der Heilige wurde in der Nähe des Tempels, an der Stelle, wo er den Martyrertod erlitt, beerdigt und eine kleine Säule auf seinem Grabe errichtet. — Die Juden schrieben seinem ungerechten Tod die Zerstörung Jerusalems zu.

Den bischöfl. Stuhl des hl. Jakobus sah man noch im 4. Jahrhundert zu Jerusalem und seine Reliquien sollen gegen das Jahr 572 nach Konstantinopel gebracht worden sein.

Der heilige Philippus,

Apostel. — Jahr 80.

Der hl. Philippus war zu Bethsaida in Galiläa geboren. Er war verheiratet und hatte mehrere Töchter, als der Herr ihn zur Nachfolge berief. Er verließ Alles, um ein Schüler Jesu Christi und der unzertrennliche Gefährte seiner Arbeiten zu werden. — Kaum hatte Philippus den Messias kennen gelernt, als er sich beeilte, seinen Freund Nathanael aufzusuchen, und ihm voll Begeisterung sagte: „Wir haben den gefunden, von welchem im Gesetze Moses und in den Schriften der Propheten die Rede ist, Jesum von Nazareth, den Sohn Josephs." Diese Worte machten Anfangs auf Nathanael keinen großen Eindruck, denn er glaubte nicht, daß der Messias, welchen damals die Juden erwarteten, aus dem Städtlein Nazareth kommen könnte. Allein Philippus bestand darauf und bat ihn, ihm zu folgen und sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen. Er glaubte fest, daß sein Freund, sobald er Jesum gesehen habe, ihn als den Sohn Gottes anerkennen werde. — Nathanael folgte also Philippus Als Jesus ihn herankommen sah, sprach er: „Sehet da, ein wahrhaftiger Israelite, in welchem kein Falsch ist." — Nathanael, erstaunt, fragte den Sohn Gottes, wie er ihn kennen könne. — „Ich habe dich gesehen, ehe Philippus dich rief, da du auf dem Feigenbaume warest," versetzte Jesus. Da bekannte Nathanael, daß Jesus der Sohn Gottes, der von den Propheten verkündete Messias sei. Drei Tage darauf wohnte Nathanael der Hochzeit von Cana bei, wohin Jesus seine Jünger eingeladen hatte, und war dort Zeuge des ersten von ihm gewirkten Wunders, der Verwandlung des Wassers in Wein. Ein Jahr später wurde er vom Herrn unter die Zahl der Apostel aufgenommen.

Mehrere Stellen des Evangeliums beweisen uns, daß Philippus von seinem göttlichen Meister besonders geliebt war. So z. B. als Jesus die Brote vermehren wollte, um die fünf Tausend zu speisen, welche ihm in die Wüste gefolgt waren, wandte er sich an Philippus, sei es, um ihn über das Mittel

Jeremias.

zu befragen, diese zahlreiche Menge zu nähren, oder um ihm, wie der heilige Johannes sagt, Gelegenheit zu geben, einen neuen Beweis seines Glaubens abzulegen. Kurz vor dem Leiden unseres Erlösers baten einige Heiden, welche begierig waren, ihn zu sehen, den Philippus, ihnen denselben zu zeigen, und dieser erfüllte ihnen diesen Wunsch. Als Christus seinen Jüngern in der Rede, die er nach dem letzten Abendmahl an sie richtete, versprochen hatte, ihnen von seinem himmlischen Vater eine deutlichere und vollkommenere Kenntnis zu geben, als sie bisher hatten, rief Philippus voll Ungeduld aus: „Herr zeige uns deinen Vater, und dies wird uns genügen."

Jesus benützte diese Gelegenheit, um seinen Jüngern von Neuem den Glauben an seine Gottheit einzuprägen, und ihnen zu zeigen, daß der Vater und Sohn nur ein und derselbe Gott sei, obgleich in zwei verschiedenen Personen. „Es ist schon so lange," sprach er, „daß ich bei euch bin, und daß ich euch durch meine Worte und Handlungen unterrichte und ihr kennet mich nicht! Wenn ihr mich mit den Augen des Glaubens ansehen würdet, so würdet ihr erkennen, wer ich bin und indem ihr mich sehet, würdet ihr meinen Vater sehen, weil ich im Vater bin und mein Vater in mir."

Die Apostel, welche bestimmt waren, in Christo die Welt zu erobern, zerstreuten sich nach der Herabkunft des heiligen Geistes in den verschiedenen Teilen der Welt, um ihren Beruf vollkommen zu erfüllen und das Licht des Evangeliums schneller zu verbreiten. Der hl. Philippus predigte in Phrygien. Es läßt sich nicht zweifeln, daß er ein sehr hohes Alter erreichte, weil der heilige Polykarp, der sich erst im Jahre 80 nach Christus bekehrte, eine Zeit lang das Glück hatte, mit ihm umzugehen. Eine Stelle aus Polykarp, die Eusebis anführt, scheint zu beweisen, daß Philippus zu Hierapolis in Phrygien begraben wurde. Diese Stadt glaubte den beständigen Wundern, welche durch die Kraft der Reliquien des heiligen Apostels gewirkt wurden, ihre Erhaltung zu verdanken.

Theodoret lehrt uns, daß der heilige Johannes Evangelist und der heilige Philippus im Jahr 394 dem Kaiser Thedosius am Morgen des Tages erschienen, wo er dem Tyrannen Eugenius eine Schlacht liefern sollte, und daß sie ihm den Sieg versprachen, den er über seine Feinde davontrug.

Der Leib des Heiligen soll sich zu Rom in der Kirche befinden, welche im Jahre 560 unter die Anrufung des heiligen Philippus und Jakobus gestellt wurde.

2. Mai.

Der heilige Athanasius,

Kirchenlehrer.

Jahr 373.

Auf die blutigen Kämpfe, welche drei Jahrhunderte lang die Kirche Christi bedrängt hatten, folgten Streitigkeiten, welche der Hochmut der menschlichen Vernunft gegen den Glauben erhob. Es war der Wille desjenigen, welcher alles regiert, daß die Kirche mehr als 300 Jahre lang durch den Staat, aus dessen Schoße sie entsprungen war, in schreckliche Leiden gestürzt wurde, damit sie lerne, sich in einer freien und edlen Unabhängigkeit zu bewegen und damit sie in ihrer Trennung von der weltlichen Macht ein Zeugnis ihres himmlischen Ursprungs ablege. Sie mußte bald gegen die Irrtümer ankämpfen, welche die Grundsätze ihres Glaubens zu verändern drohten. So oft sich aber ein Irrtum erhebt, giebt Gott seiner Kirche einen gewaltigen Lehrer, um die Gefahr zu beschwören. So war es auch damals; als der Arianismus aufstand, wurde der bewunderungswürdige Heilige, dessen Leben wir beschreiben, erweckt, um die Fortschritte desselben aufzuhalten und die katholische Wahrheit zu verteidigen.

Der heilige Athanasius.

Die Geschichte der ersten Lebensjahre des heiligen Athanasius ist uns gänzlich unbekannt. Der Geist Gottes bereitet auf geheimnisvolle Weise diejenigen vor, die er zur Vollendung seines Werkes auserkoren hat. Wir glauben immer in den Ereignissen, welche die Erscheinung dieser begnadigten Wesen begleiten, die Ursache dieser Erscheinung selbst zu sehen, aber die einzige Ursache, die eigentlich bei solchen Fällen thätig ist, ist immer die Gnade Gottes. Eltern, Lehrer, Freunde können den kostbaren Schößling begießen und pflegen, aber der Herr allein hat ihn gepflanzt. In der That entdecken wir in der Geschichte eine beständige Entwickelung, dergestalt, daß die Keime der Zukunft oft in eine weit entfernte Vergangenheit gelegt werden, wenn aber der Same gut aufgegangen ist, so ist dies das Werk Gottes, die Wirkung

seiner Gnade, die er jedem in der Zeit, an dem Orte und in der Weise austeilt, die er nützlich findet.

Ein Schriftsteller erzählt, daß der heilige Athanasius in seiner Kindheit ein besonderes Vergnügen an den schönen Zeremonien der Kirche hatte und daß seine kleinen Gespielen ihn ihren Bischof zu nennen pflegten. Eines Tages wollte diese liebliche Schar am Ufer des Meeres aus seinen Händen die Taufe empfangen. Der heilige Alexander, Bischof von Alexandrien, sah von seinen Fenstern aus dieser Ceremonie zu, ließ Athanasius kommen, befragte ihn über das, was er soeben gethan, und anerkannte die Giltigkeit des von so schwachen Händen gespendeten Sakramentes. Dieser heilige Bischof widmete der Erziehung dieses lieblichen Knaben eine besondere Sorgfalt. Er unterrichtete ihn in den göttlichen Wissenschaften und in der christlichen Sittenlehre. So erlangte Athanasius, wie der heil. Gregor von Nazianz so schön sagt, zu gleicher Zeit den Reichtum der Betrachtung und die Schätze eines heiligen Lebens, indem er sich der Unschuld seines Wandels bediente, um seine Betrachtung zu regeln, und der Betrachtung wie eines Siegels, das er seinem ganzen Lebenswandel aufdrückte.

Athanasius, zum Diakon geweiht, unterstützte seinen Lehrer, den greisen Alexander, im Kampfe gegen den Arianismus, er verteidigte ihn gegen seine Verläumder und begleitete ihn auf das Konzil von Nizäa. 318 Bischöfe, in einer alten Basilika vereinigt, bildeten den ehrwürdigen Senat der Kirche. Hier sah man den Bekenner des Glaubens Hosius von Cordova, und den Bischof Paphnutius, welchem in der Verfolgung ein Auge ausgestochen worden war. Eustachius von Antiochien und Paul von Nicodemien trugen ebenfalls an ihrem Leibe die Zeichen ihrer Standhaftigkeit.

Viele unter den Bischöfen hatten nie eine gelehrte Erziehung erhalten; so war der heilige Spiridion, Bischof von Thrimithoute auf der Insel Creta ein Hirte gewesen, und blieb ein solcher als Bischof; aber wir wissen, daß er in der Lehre der Kirche sehr bewandert war und stets ein höchst frommes Leben geführt hat. Die Arianer, welche damals die Gottheit Christi läugneten, machten sich über eine solche Versammlung lustig, und nichts war natürlicher; ihr Christus war nicht der Christus des Glaubens, sondern das Geschöpf ihrer Hirngespenste. Deshalb begriffen sie nicht, daß man Jesum kennen lernen könne, wenn man nicht wie sie in den Spitzfindigkeiten der Redekunst bewandert sei. Wie sind die zu beklagen, welche den Glauben als ein Produkt der menschlichen Weisheit ansehen! Athanasius spielte auf dem Konzil eine der ersten Rollen, leitete die Arbeiten dieser glorreichen Versammlung, er entdeckte mit bewunderswürdigem Scharfsinn den schändlichen Betrug der Irrlehrer, und hatte einen großen Anteil an der Verfassung des berühmten Glaubensbekenntnisses, welches gegen den Arianismus die Gottheit des Erlösers feierlich verkündigte.

Athanasius hielt an der Kirche fest, wie ein Baum am Boden, worin er weithin seine tiefe Wurzeln ausbreitet. Er schrieb nur zur Verteidigung der Wahrheit und wußte die Redekünste der Arianer durch eine viel erhabenere Beweisführung über den Haufen zu werfen, so daß auch ein mittelmäßiger Geist dem Gange seiner klaren, einfachen Beweise folgen konnte.

Der heilige Athanasius entwickelte nie einen Punkt der christlichen Lehre, ohne ihn in seinen Beziehungen zum Wesen des Christentums aufzufassen, und gerade diese Eigenschaft giebt seinen wissenschaftlichen Erörterungen eine unüberwindliche Stärke. Der Mut, womit er die Gottlosigkeit der Arianer zu Nizäa bekämpft hatte, war der Hauptgrund seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Alexandrien nach dem Tode des heiligen Alexander, im Jahre 326. Bei dieser Wahl triumphierten die Frommen, und die Bösen wurden beschämt. Der Geist Gottes sprach zum heiligen Pachomius in der Wüste: „Siehe, ich habe Athanasius als Säule und Leuchte in der Kirche aufgestellt, aber er wird viele Trübsale zu erdulden haben.“ Und der heilige Gregor von Nazianz sagt: „Es ist schwer zu beurteilen, ob Gott den heiligen Athanasius zur Bischofswürde berief, um ihn für seine Tugend zu belohnen, oder um ihn zu einer Quelle der Gnade und des Lebens für die Kirche zu machen.“

Bevor Gott seinen Diener prüfte, verlieh er ihm einen großen Trost. Der heilige Frumentius, ein junger Laie, hatte die Bekehrung der Aethiopier begonnen; er kam und stattete über seine Mission bei dem Patriarchen von Alexandrien Rechenschaft ab, indem er ihn bat, diesen Völkern einen Bischof zu senden. Athanasius glaubte, niemand sei mehr geeignet dazu, als Frumentius selber.

Arius, welcher auf dem Konzil von Nizäa wegen seiner Irrlehre in den Bann gethan worden war, lebte in Illyrien in Verbannung, aber auf einen verstellten Widerruf hin und durch die dringenden Bitten des Eusebius von Nikomedien, seines eifrigsten Verteidigers, wurde er zurückgerufen. Nach dem Tode der Mutter des Kaisers bezeugte Konstantin seiner Schwester Konstantia, der Witwe des Lycinius, große Zuneigung. Diese Fürstin setzte in einen Priester, welcher den Arius heimlich begünstigte, viel Vertrauen.

Derselbe stellte ihr den Arius als einen heiligen, verkannten und falsch angeklagten Mann vor, und durch seine oft wiederholten Vorstellungen gelang es ihm, Konstantia von der Unschuld des Arius und von der Ungerechtigkeit seiner Verurteilung zu überzeugen, denn es sei ihm nicht gestattet worden, seine Lehre zu entwickeln. Deshalb verlangte Konstantia auf ihrem Todbette vom Kaiser als letzte Gunst, diesem Priester Vertrauen zu schenken. Der Kaiser hörte den Heuchler an, und rief Arius aus der Verbannung zurück. Stolz darauf, verlangte Arius von Neuem, in die Kirche von Alexandrien aufgenommen zu werden; Athanasius aber widersetzte sich. Nun verfolgten ihn seine Feinde und weil sie seine Grundsätze nicht anzugreifen wagten, klagten sie sein Betragen an. Zuerst behaupteten sie, er habe in die Rechte des Kaisers einen Eingriff gemacht,

indem er sich Abgaben zahlen lasse unter dem Vorwande, für die Bedürfnisse seiner Kirche zu sorgen, in Wirklichkeit aber, um einen gewissen Philomenes in seinem Streben nach der höchsten Gewalt zu unterstützen. Athanasius machte seine Feinde zu Schanden und sie wurden als Verläumder ins Exil geschickt; aber diese Strafe reizte die Feinde des heiligen Patriarchen nur noch mehr. Mit Eusebius von Nikomedien an der Spitze brachten sie gegen Athanasius neue Beschuldigungen vor. Eusebius benützte die Schwäche des Kaisers, welcher zur Berufung eines neuen Konzils nach Cäsarea und dann nach Tyrus seine Unterschrift hergab und an Athanasius den strengen Befehl schickte, sich dort einzufinden, um sich gegen die Anklage zu reinigen, an einem Priester, namens Ischyras, Gewaltthätigkeiten verübt und einen Kelch, womit derselbe das heilige Meßopfer feierte, zerbrochen zu haben. Der heilige Bischof bewies aber, daß zur Zeit, wo diese That geschehen sein sollte, Ischyras noch nicht Priester war und er selbst sich an einem ganz andern Orte befunden habe.

Jetzt schritt man zu den schändlichsten Anklagen. Ein sittenloses Weib stellte sich den versammelten Bischöfen vor, und zeigte Geschenke, welche sie von Athanasius erhalten haben wollte. Da erhob sich Thimotheus, ein frommer Priester aus Alexandrien, und sprach: „Wie, du behauptest, ich habe bei dir gewohnt und dir diese Geschenke gemacht?“ — „Ja du bist es,“ sagte die Unglückliche voll Wut. So sah sich Athanasius gereinigt, ohne nur ein Wort darüber verlieren zu dürfen.

Die Irrlehrer entwarfen nun einen neuen Plan. Sie brachten durch Drohungen und Versprechungen den Priester eines Städtchens in Afrika, namens Arsenius, dahin, daß er sich eine Zeit lang verbarg und das Gerücht von seinem Tode ausbreiten ließ. Alsbald klagte man Athanasius an, Arsenius ermordet zu haben, und zeigte den Leuten eine vertrocknete Hand, die Athanasius ihm abgeschnitten haben sollte, um sich ihrer bei seinen Zaubereien zu bedienen. Der Bischof von Alexandrien verachtete anfangs diese Beschuldigung, da sie aber auf den Geist des Kaisers Eindruck zu machen schien, so schrieb er an seine zahlreichen Freunde, um diesen Arsenius ausfindig zu machen. Und wirklich wurde er gefunden, gestand seine Schuld und erbot sich dem Athanasius, die Verläumdung zu widerlegen. Da er vor dem Konzil zu Tyrus erscheinen mußte, führte er insgeheim den Arsenius mit sich und als seine Feinde die Beschuldigung des Mordes wiederholten, stand er auf und sprach: „Seht, da ist Arsenius mit seinen beiden Händen, an euch ist es nun, zu untersuchen, woher die Hand kommt, die man euch vorzeigt.“

So auffallende Beweise genügten der Wut der Verfolger nicht, welche behaupteten, die Erscheinung des Arsenius sei eine Wirkung der Magie, und sie brachten es endlich dahin, daß Athanasius abgesetzt und Arius wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen wurde.

Athanasius begab sich nun nach Konstantinopel, um vom Kaiser Gerechtigkeit zu verlangen, dieser aber ließ sich durch die Einflüsterungen hinreißen, deren Quelle wir bereits anzeigten, und verbanten ihn nach Trier, der Hauptstadt von Gallien, im Jahre

Ein Weib klagt den heiligen Athanasius vor den versammelten Bischöfen an.

336, wo ihn Konstantin der Jüngere und der heilige Maximus, Bischof der Stadt, mit allen Ehren, die sein Rang, seine Tugenden und sein hoher Ruf verdienten, empfiengen.

Indessen verlangte das Volk von Alexandrien seinen Hirten wieder zurück, und der berühmte heilige Einsiedler Antonius schrieb an den Kaiser einen Brief, worin er den so unwürdig behandelten Bischof in Schutz nahm. Der Kaiser aber verwies dem Volke seine Bitte als unstatthaft und erklärte dem Antonius, daß er als Einsiedler die Entschließungen des Konzils gegen Athanasius achten müsse, welcher nur ein Unruhestifter sei.

Nach Konstantins Tod konnte Athanasius endlich auf seinen bischöfl. Stuhl zurückkehren, und das Volk nahm ihn unter lautem Jubel auf. Die Ordnung und Ruhe befestigte sich wieder in der Stadt, der Haß erlosch, die Kirchen füllten sich jeden Tag mehr. Die Vermöglichen legten reichliche Almosen in die Hände des Hirten nieder und alle lobten Gott und segneten Athanasius. Allein die Arianer gaben den Plan, den heiligen Bischof zu vernichten, noch nicht auf. Sie klagten ihn an, das seiner Kirche bestimmte Getreide zu seinem Vorteil aus Wucher aufgekauft zu haben und stellten ihn als einen unruhigen Kopf dar, dessen Anwesenheit beständig den Geist des Aufruhrs unterhalte. Konstantinus, von Eusebius von Nikomedien eingenommen, versammelte ein Konzil gleich gesinnter Bischöfe, Athanasius wurde verurteilt und Gregor von Kappadozien von den arianischen Bischöfen auf den Stuhl von Alexandrien erhoben. Obgleich Athanasius auf Befehl des Kaisers die Stadt verlassen sollte, blieb er doch mutig bei seiner Herde zurück; allein um ihn nicht einem gewissen Tode auszusetzen, zwangen sie ihn selbst, sich zu entfernen und sich für bessere Zeiten aufzusparen. Er gieng nun nach Rom, wo ihn der Papst Julius als einen heldenmütigen Verteidiger des Glaubens aufnahm und ihm sein ganzes Vertrauen schenkte. Athanasius hielt sich drei Jahre zu Rom auf und beschäftigte sich in dieser Zeit mit Uebersetzung der heiligen Schriften.

Indessen sah es mit der Kirche im Orient sehr traurig aus; habsüchtige Bischöfe stritten sich miteinander um die Bistümer; oft drang man gewaltsam in die Kirchen und entweihte sie. Es wurde deshalb ein neues Konzil nach Sardica, einer Stadt Illyriens, berufen, wo der große Hosius von Cordova den Vorsitz führte und Athanasius mit den von den Arianern abgesetzten Bischöfen anwohnte, i. J. 347. Athanasius und die übrigen Bischöfe wurden als unschuldig erkannt und wieder in ihre Rechte eingesetzt. So triumphierte die Wahrheit und Gerechtigkeit; aber die Irrlehrer rüsteten sich zu neuen Angriffen und der Krieg begann mit neuer Wut.

Konstantin empfängt den heiligen Athanasius in Trier.

Konstantinus hörte, so lange er unumschränkter Herr des Reiches war, noch nicht auf, ihn zu verfolgen. Er ließ Athanasius auf zwei Synoden zu Arles im Jahre 353 und zu Mailand im Jahre 355 verurteilen und schämte sich nicht, selbst als Ankläger gegen den großen Bischof aufzutreten. Dem verurteilten Athanasius wurde der Befehl zugeschickt, Alexandrien zu verlassen, und da er nur der Gewalt weichen wollte, so stellte sich ein General des Kaisers an die Spitze von 5000 Mann vor der Kirche auf, um sich seiner zu bemächtigen.

Der Diener Gottes, von jenem Geiste des Glaubens beseelt, der ihn nie verließ, stieg nun auf die Kanzel und befahl den Gläubigen, sich in ihre Wohnungen zu begeben, er selbst wollte nur zuletzt die Kirche verlassen. Unterdessen schlugen die Soldaten die Thüren ein und drangen in die Kirche, hieben die nieder, welche ihnen zuerst in den Weg kamen, plünderten und mißhandelten die Frauen, und drangen gegen den Chor der Kirche vor. Athanasius blieb unerschüttert und nur mit Gewalt wurde er vom Volke fortgeführt und dem gewissen Tode entrissen. Er floh nun in die Wüste, welche schon von frommen Einsiedlern bevölkert war; unter diesen Dienern Gottes fand er Friede und den Trost der Freundschaft.

Im Studium und im Gebete suchte er Linderung in seinen Leiden und verfaßte hier seine vorzüglichsten Schriften gegen die Arianer sowohl als auch zu seiner Rechtfertigung und zum Troste seiner bedrängten Kirche.

Während der Abwesenheit des Athanasius arbeiteten die Arianer daran, die Gläubigen zu verführen. Nach dem Tode des Konstantinus stieg Julian im Jahre 361 auf den Thron. Dieser Fürst, welcher sich später als Feind Christi erklärte, duldete anfangs den christlichen Glauben ohne Unterschied des Bekenntnisses. Alle verbannten Bischöfe und Priester wurden zurückgerufen. Der heilige Athanasius bestieg von neuem den bischöfl.

Stuhl von Alexandrien und wurde daselbst mit den höchsten Ehrenbezeugungen empfangen. Die Gläubigen von ganz Egypten waren in Masse herbeigeströmt. „Die Anhöhen, welche die Stadt umgeben," sagt der heilige Gregor von Nazianz, „waren mit Menschen bedeckt, welche den großen Bischof zu sehen suchten, der ihnen wiedergeschenkt war. Auf dem Wege, den er durchwandeln mußte, legten sich die freudigen Katholiken auf die Erde, um nur einen Augenblick von seinem Schatten bedeckt zu werden. Die Einwohner der Stadt giengen ihm mit Jubelgeschrei entgegen, und die ganze Stadt war mehrere Nächte erleuchtet."

Um den Glauben in seiner ganzen Reinheit wieder herzustellen, versammelte Athanasius sogleich ein Konzil, welches für die Kirche von unendlichem Nutzen war. Durch die Entschließung, die man daselbst faßte, alle die, welche das arianische Bekenntnis unterzeichnet hatten, wieder als Katholiken und Brüder aufzunehmen, wofern sie nur von nun an ihrer bisherigen Gemeinschaft entsagen und sich offen zum nizäischen Glauben bekennen würden; die Bischöfe selbst sollten in diesem Falle nicht davon ausgenommen sein. Der hl. Athanasius benützte diese Waffenruhe im Kampfe für den Glauben dazu, die Mönche in Egypten wieder zu besuchen. Er fuhr den Nil aufwärts bis nach Tabenna: der hl. Pachomius und sein Bruder kamen von ihrem Berge herab an das Ufer des Flusses, um den berühmten Bekenner des Glaubens zu empfangen, und zum Andenken an diese Reise schrieb Athanasius später das Leben des heil. Antonius, des Patriarchen der Wüste. Kurze Zeit darauf, nachdem er wieder nach Alexandrien zurückgekehrt war, bewirkten die nimmer rastenden Arianer abermals seine Entfernung und der Heilige schiffte sich auf einem Fahrzeuge ein, das nach der Thebais segelte, um wieder zu den frommen Einsiedlern zurückzukehren; aber plötzlich erhielt er die Nachricht, daß die Soldaten des Kaisers ihnen auf dem Flusse nachsetzten, um sich seiner Person zu bemächtigen. Er beschloß nun wieder umzukehren, kam unbemerkt mitten durch die Soldaten und glücklich nach Alexandrien, wo er bis zum Tode Julians i. J. 363 verborgen lebte. Auf Julian folgte Jovian. Dieser rief nicht nur die Bischöfe zurück, sondern unterwarf sich auch den Beschlüssen des Konzils von Nizäa und schenkte dem Athanasius sein ganzes Zutrauen. Auch nach dem baldigen Tode Jovians im Jahre 364 schien sein Nachfolger Valentinian der Kirche glückliche Tage zu versprechen. Leider glaubte er sich der Last der Regierung nicht gewachsen und berief seinen Bruder Valens, der sich zum Arianismus bekannte, zur Teilnahme an derselben. Die Angriffe giengen von neuem an, aber der große Verteidiger des Glaubens ließ sich nicht einschüchtern, sondern verfaßte gegen die Irrlehrer mehrere Werke nacheinander und schleuderte den Bann der Kirche gegen den Statthalter in Lycien, einen grausamen Wüstling. Die Thätigkeit des Heiligen beschränkte sich nicht blos auf seine Diözese. Als der große heilige Basilius im Jahre 370 zum Bischofe von Cäsarea ernannt wurde und bei einer großen Anzahl von Gegnern großen Widerstand fand, suchte er bei dem hl. Athanasius eine Stütze, welcher ihn nicht bloß siegreich verteidigte, sondern auch sein innigster Freund wurde. Um diese Zeit erließ Valens, von Eudoxius, einem arianischen Bischofe von Konstantinopel, aufgereizt, ein Edikt, wodurch alle Bischöfe verbannt wurden, die Konstantinus ihrer bischöflichen Stühle beraubt hatte. Zum fünften Male sah sich Athanasius genötigt, Alexandrien zu verlassen, und verbarg sich in der Gruft seiner Familie. Da aber der Kaiser den Zorn des Volkes und einen Aufstand fürchten mußte, ließ er den Heiligen wieder zurückkommen, welcher sein noch übriges Leben ruhig in den Uebungen der geistlichen Tugenden zubrachte.

Am 2. Mai 373 berief ihn Gott zum Genusse der himmlischen Freuden, im Alter von 76 Jahren mochte er 46 Jahre lang die Kirche von Alexandrien regiert haben.

„Alle Rechtschaffenen," sagt der heilige Gregor von Nazianz, „beweinten seinen Tod mit bittern Thränen, und das Andenken an seinen Namen blieb allen Herzen tief eingeprägt. Er war der größte Mann seiner Zeit und vielleicht hat die Kirche nie einen größeren gesehen. Er besaß einen durchdringenden Geist, ein edles, uneigennütziges Herz, einen lebendigen Glauben, unbegrenzte Menschenliebe, tiefe Demut und eine natürliche Beredtsamkeit, die gerade auf das Ziel los ging und bei den Griechen jener Zeit selten war. Nie hat ein Grieche oder Römer sein Vaterland so sehr geliebt, als Athanasius seine Kirche. Mit der Verbannung gestraft, als er auf dem bischöflichen Stuhle war, und mit dem Tod bedroht, als er in Verbannung lebte, kämpfte er beinahe 50 Jahre gegen einen Bund rachesüchtiger Menschen, unermüdlicher Verläumder und grausamer Verfolger. Immer machte er sie zu Schanden und gab sich nie eine Blöße; sie zitterten sogar vor ihm, als er floh und in der Gruft seines Vaters gleichsam lebendig begraben war." Ein fester, unerschrockener Charakter, ein umfassender, durchdringender Geist, schien Athanasius von Gott erweckt worden zu sein, um die Kirche gegen die furchtbarste unter allen Irrlehren zu verteidigen.

Der heilige German,

Bischof und Martyrer.

Fünftes Jahrhundert.

Der heilige German ging von Auxerre nach Großbritanien hinüber, um die Irrlehre der Pelagianer zu bekämpfen. Daselbst bekehrte er unter andern einen schottischen Edelmann, namens Audin, und seine Frau Aquila. Sie hatte einen noch ganz jungen Sohn und der hl. German wurde über das liebliche Kind so entzückt, daß er sein Pathe werden und ihm seinen Namen geben wollte. Der junge German wurde von seinen Eltern in der Uebung aller christlichen Tugenden

aufgezogen. Er entsagte den Vorteilen, die er in der Welt hoffen konnte, um sich ganz dem Dienste des Evangeliums zu widmen. Kurze Zeit darauf verließ er sein Vaterland, um dort Jesum Christum zu verkündigen. Die Ufer der Mosel waren der erste Schauplatz seines Seeleneifers, und die Wunder, welche seine Predigten begleiteten, bewirkten viele Bekehrungen.

Der Bischof Severus von Trier weihte ihn zum Bischof, ohne ihm jedoch einen besonderen Sitz anzuweisen, um ihm in seiner apostolischen Wirksamkeit mehr Freiheit zu lassen. German machte eine Reise nach Rom, um die Gräber der Apostel zu besuchen und durch ihre Fürbitte die Gnade zu erlangen, ihrem Eifer nachzuahmen; sodann gieng er nach Spanien, und von da in seine Heimat zurück, und streute überall den Samen des Evangeliums aus.

Nach Gallien zurückgekehrt, zog er nach der Normandie und drang bis nach der Picardie vor. Hier sollten seine Arbeiten durch die Glorie des Martyrtums gekrönt werden, das er an den Ufern der Brela am 2. Mai gegen das Ende des 5. Jahrhunderts erlitt.

Man baute über seinem Grabe eine Kirche, die seinen Namen führte und wo man seine Reliquien bis zum 11. Jahrhundert aufbewahrte. Damals wurden sie aus Furcht vor den Barbaren nach Ribemont, in der Diözese Laon, übertragen. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts brachte man einen großen Teil derselben nach Amiens, wo sie in der Pfarrkirche unter der Anrufung des Heiligen beigesetzt wurden.

Die heilige Wiborota,

Jungfrau, Klausnerin und Martyrin in der Schweiz und

die heilige Rachildis,

ihre Gefährtin.

Jahr 925

Wiborota, gewöhnlich Weibrath genannt, stammte aus einer alten Familie in Schwaben. Sie schien von ihren ersten Jahren an auf eine besondere Weise von der Gnade des Himmels begünstigt zu sein. Ihre Eltern bewunderten ihre erhabene Tugend und ließen ihr unbedingte Freiheit, allen Religionsübungen sich hinzugeben. In dem väterlichen Hause lebte sie wie in einem Kloster, und besuchte jeden Morgen barfuß die eine halbe Stunde entlegene Kirche. Nach ihrer Heimkehr verschloß sie sich in ihr Zimmer, um da in Gottes Gegenwart dem Lesen, dem Gebete und der Arbeit obzuliegen, indem sie nicht nur die auswärtigen Gesellschaften floh, sondern auch die unnützen Gespräche mit den Hausgenossen vermied, war aber in allem ihren Eltern unterthan, und unterstützte sie in ihrem Alter mit einer Bereitwilligkeit und Liebe, worüber diese sie bewundern mußten. Sie gewährten ihr auch die Freiheit, im ehelosen Stande zu leben, um welche sie inständig gebeten hatte.

Als ihr Bruder Hitto in den geistlichen Stand trat, empfand Wiborota die herzlichste Freude. Während seines Aufenthaltes in dem Kloster St. Gallen, wo er sich hingezogen hatte, um sich da der Gottesgelehrtheit zu widmen, war sie ihm nicht nur Schwester, sondern eine wahre Mutter, indem sie für alle seine Bedürfnisse sorgte, und ihn mit Kleidungsstücken, dem Werke ihrer eigenen Hände, versah. Kaum erblickte sie ihn als Priester, so zog sie sich zu ihm zurück, in der Hoffnung, sich da besser dem Dienste Gottes und des Nächsten widmen zu können. Nichts war erbaulicher, als der Eifer, mit welchem Bruder und Schwester alles ausübten, was sie zur Vollkommenheit führen konnte. Ihre Wohnung verwandelte sich gleichsam in ein Krankenhaus; die gottselige Wiborota bot jedem Hilflosen und Kranken ihre Pflege an, und nicht selten sah man sie auf ihren eigenen Schultern Sterbende herbeitragen und mit milder Hand ihr Leben noch fristen. Sie unterzog sich den niedrigsten Krankendiensten, und wußte dennoch alle ihre Arbeiten in ein unablässiges Gebet umzuschaffen, so daß sie in ihrer Person Maria und Martha zugleich darstellte.

Um jene Zeit unternahmen die zwei frommen Geschwister mit einander eine Wallfahrt nach Rom, um die Gräber der hl. Apostel zu besuchen. Auf dieser Reise übte Wiborota alle Bußwerke, und was sie von ihrem Unterhalte abschneiden konnte, verteilte sie unter die Armen.

In der Hauptstadt der Christenheit floßen heiße Thränen auf den Gräbern der Heiligen, deren Fürsprache sie anflehten.

Nach ihrer Rückkehr sprach die Heilige zu ihrem Bruder so kräftig über die Gefahren, denen man in der Welt ausgesetzt ist, daß er sich entschloß, diese auf immer zu verlassen. Er nahm das Ordenskleid in der Abtei zum heiligen Gallus. Wiborota blieb in der Welt, ohne jedoch den Grundsätzen derselben zu huldigen. Sie kasteiete ihren Leib durch Enthaltsamkeit, Wachen und Fasten. Die Prüfungen, denen ihre Treue durch Verläumdung ausgesetzt wurde, dienten nur dazu, die Neigungen ihres Herzens immer mehr und mehr zu läutern.

Auf einer Reise, die sie um das Jahr 887 in die Abtei St. Gallen mit Salomon, dem Bischofe von Konstanz, machte, entschloß sie sich, ihrem bisherigen Wohnorte zu entsagen. Sie ließ sich auf einem Berge nieder, in der Nähe der Abtei, und schloß sich in eine Zelle neben der Kirche des heiligen Georgius ein.

Die Zerstreuungen, denen sie hier durch häufige

Besuche ausgesetzt ward, erregten in ihr das Verlangen, sich der Lebensweise der Klausnerinnen zu widmen. Der Bischof von Konstanz weihte demnach für sie eine Zelle neben der Kirche zum heiligen Magnus, in einiger Entfernung von der Abtei St. Gallen und schloß sie auch mit den üblichen Feierlichkeiten in dieselbe ein. Ihre Wunder und Weissagungen machten ihren Namen bald berühmt.

Hier nahm sie ein Mädchen von vornehmem Stande, namens Rachilda zu sich, welches mit einer Krankheit, die man für unheilbar erklärte, behaftet war. Ihre Eltern wollten sie nach Rom führen, in der Hoffnung, sie würde da durch die Fürbitte der Apostel ihre Gesundheit erhalten. Als Wiborota von diesem Vorhaben Kunde erhielt, ließ sie Rachilda vor sich führen und nahm sie als ihre geistliche Tochter an. Sie tröstete sie und erhielt ihr von Gott durch frommes Gebet eine vollkommene Genesung.

Rachilda, welche von ihrer geistlichen Mutter an die Uebungen der Beschauung gewöhnt worden war, lebte hernach als Klausnerin fort. Wiborota nahm noch Wendelgardis, eine Enkelin des Kaisers Heinrich, auf. Diese war die Gemahlin des Burggrafen Ulrich von Buchhorn, welcher sich dem Kriegszuge des deutschen Adels gegen die anbrechenden Ungarn anschloß und von diesen gefangen wurde.*)

Es verbreitete sich das falsche Gerücht, daß Ulrich in einer Schlacht gefallen sei und Wendelgardis entschloß sich, ihr Leben unter der Leitung der gottseligen Wiborota ganz der Frömmigkeit und den heiligen Uebungen zu widmen. Nach vielen Kämpfen übte sie die härtesten Abtötungen, und Bischof Salomo III. von Konstanz gab ihr den Schleier, um sie ganz dem Herrn zu weihen. Plötzlich erschien der bisher für tot gehaltene Graf Ulrich, als man ihn am wenigsten erwartete. Er hatte endlich seine Freiheit von den Ungarn, die ihn zum Gefangenen gemacht hatten, wieder erlangt.

Die Bischöfe hielten eine Synodalversammlung und entschieden, daß das klösterliche Gelübde nicht verhindere, ihm seine Gemahlin wieder zu geben. Wendelgardis kehrte daher wieder in die Welt zurück, versprach aber, ihr Gelübde zu halten, wenn sie ihren Gemahl überleben sollte. Sie starb aber, da sie einen Sohn gebar, der dem Herrn geweiht und später Abt zu St. Gallen wurde.

Da die Ungarn ihre Einfälle in das Land erneuerten, wollte Wiborota nicht, wie man ihr geraten hatte, die Flucht ergreifen, und dies kostete sie das Leben. Die Barbaren wurden, da sie bei ihr kein Geld fanden, erbittert und versetzten ihr mit einem Beil drei Hiebe auf den Kopf, woran sie den 2. Mai 925 starb. Der Papst Clemens II. setzte sie 1047 unter die Zahl der Heiligen. Rachilda lebte noch 21 Jahre nach ihr; allein ihr Leben war vielmehr, da sie unausgesetzte Krankheiten zu erdulden hatte, ein fortgesetztes Sterben. Die Reliquien dieser beiden Heiligen wurden in der Kirche zum heiligen Magnus beigesetzt.

*) Eine von dem Grafen Ulrich von Buchhorn gestiftete Kapelle existiert heute noch in dem wohlerhaltenen Spitalkirchlein des Städtchens Friedrichshafen am Bodensee.

3. Mai.

Der heilige Alexander,

Papst und Martyrer.

Jahr 119.

Der heilige Papst Alexander folgte auf den hl. Papst Evaristus im Jahre 109 und nahm den heiligen Stuhl beinahe 10 Jahre lang ein. Ueber sein Leben wissen wir nichts Näheres. Er starb im Jahre 119 und wird im Kanon der Messe unter die Martyrer gezählt. Zu Genossen giebt man ihm den heiligen Eventius und Theodolus, die mit ihm den Tod litten oder doch um dieselbe Zeit. Die Leiber des heiligen Alexander, des heiligen Eventius und Theodolus wurden am momentanischen Wege begraben und später in die Kirche St. Sabina übertragen, welche wirklich den Dominikanern gehört.

Das Fest der Kreuzerfindung, oder die Entdeckung des heiligen Kreuzes.

Jahr 326.

Unter dem Schutze des Kaisers Konstantin des Großen ruhte die Kirche in tiefem Frieden.

Da dieser Fürst durch die wunderbare Kraft des Kreuzes über seine Feinde gesiegt hatte, war er voll des lebhaftesten Dankgefühls gegen denjenigen, der dem Kreuze durch seinen Tod diese Kraft gegeben hatte. Daher bei ihm jene hohe Verehrung für die Orte, wo das Heil der Menschheit vollbracht ward. Er entwarf sogar den Plan zu einer prachtvollen Kirche in Jerusalem, welche Stadt besonders durch die Gegenwart, die Lehren und die Wunder Jesu verherrlicht worden ist.

Die heilige Helena, Mutter dieses Kaisers, hatte wie er eine große Andacht zu den heiligen Orten; um diese nun zu befriedigen, machte sie im Jahre 326 eine Reise nach Palästina, obgleich sie beinahe schon das hohe Alter von 80 Jahren erreicht hatte. Bei ihrer Ankunft in Jerusalem fühlte sie sich von glühender Liebe und Begeisterung entflammt, das heilige Kreuz, an welchem Jesus Christus für uns gelitten, zu finden; allein jede Spur davon war verschwunden; die Ueberlieferung selbst wußte hierüber keinen Aufschluß zu geben.

Die Heiden hatten aus blindem Haß gegen das Christentum alles versucht, um den Ort, wo der Leichnam unseres Heilandes begraben lag, unkennbar zu machen. Sie hatten sich nicht damit begnügt, ihn mit einem großen Steinhaufen überdeckt zu haben, sie hatten auch noch daselbst der Venus einen Tempel erbaut, damit es scheine, als kämen die Gläubigen zur Verehrung dieser schändlichen Gottheit, wenn sie dem Gottmenschen an diesem Orte ihre Anbetung darbringen würden. Auch die heilige Stätte, wo das Geheimnis der Auferstehung vollbracht ward, hatten sie entweiht, indem sie daselbst dem Jupiter eine Bildsäule errichtet hatten, die von dem Kaiser Hadrian bis zur Regierung des Kaisers Konstantin stehen blieb.

Helena, fest entschlossen, nichts unversucht zu lassen, um ihr frommes Unternehmen zu einem glücklichen Ziele zu führen, zog sowohl bei den Einwohnern Jerusalems, als bei allen jenen, von denen sie diesfalls etwas zu erfahren hoffte, Erkundigungen ein. Man sagte ihr, wenn sie das Grab des Heilands entdecken könnte, würde sie auch unfehlbar die Werkzeuge seines Todes finden; denn bei den Juden war es altherkömmlicher Gebrauch, eine Grube neben dem Orte zu graben, wo der Leib verurteilter Personen beerdigt wurde, und alles, was zu ihrer Hinrichtung gedient hatte, hineinzuwerfen. Dergleichen Dinge waren ein Gegenstand des Schreckens geworden, und man beeilte sich, dieselben dem Auge auf immer zu entziehen.

Die fromme Kaiserin ließ sogleich den Götzentempel und die Bildsäule der Venus, wie auch jenen des Jupiter niederreißen. Man reinigte den Ort, und nachdem man angefangen hatte, die Erde wegzuräumen, entdeckte man endlich das heilige Grab.

Es fanden sich zugleich drei Kreuze vor, samt den Nägeln, womit der Leib des Heilandes angeschlagen worden war, und die Inschrift, die oben an dem Kreuze angeheftet war. Man konnte leicht erkennen, daß eines dieser Kreuze jenes sein mußte, welches man suchte, und daß die anderen jene der Missethäter waren, zwischen welchen Jesus starb. Allein man wußte sie nicht von einander zu unterscheiden, und dies um so weniger, als die Inschrift vom Kreuze getrennt lag.

In dieser Verlegenheit fiel Makarius, Bischof von Jerusalem, auf den Gedanken, die drei Kreuze zu einer Frau von vornehmem Stande tragen zu lassen, die in ihren letzten Zügen lag. Dann wandte sich Makarius zu Gott in inbrünstigem, heißem Gebete und berührte die sterbende Frau mit den ersten zwei Kreuzen, ohne daß diese die geringste Wirkung davon verspürte; als sie aber von Makarius mit dem dritten Kreuze berührt wurde, ward sie plötzlich vollkommen geheilt.

Die heilige Helena bezeugte die lebhafteste und aufrichtigste Freude über dieses Wunder, welches das wahre Kreuz kennbar machte. Sie ließ eine schöne Kirche an dem Orte bauen, wo dieser kostbare Schatz gefunden worden war, und legte denselben, in ein kostbares Behältnis eingeschlossen, mit großer Verehrung daselbst nieder. Einen Teil davon gab sie dem Kaiser, ihrem Sohne, der ihn zu Konstantinopel mit großer Ehrfurcht und Verehrung empfieng. Einen andern Teil gab sie der Kirche, welche sie zu Rom gebaut hatte, und welche unter dem Namen „zum heiligen Kreuze von Jerusalem“ bekannt ist. Sie machte auch derselben Kirche die Ueberschrift des Kreuzes unseres Heilandes zum Geschenke, die man daselbst an einem Schwibbogen befestigte, wo sie im Jahre 1492, in einer bleiernen Kapsel eingeschlossen, gefunden ward.

Die heilige Helena.

Diese Ueberschrift ist in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache, mit roten Buchstaben auf weiß übertünchtes Holz geschrieben. Die Farben sind aber seit dem Jahr 1492 sehr unkennbar geworden. Die Worte „Jesus" und „Judaeorum" sind ganz ausgewischt. Das Brett hat neun Zoll in der Länge; allein es muß deren wohl zwölf gehabt haben. Den beträchtlichsten Teil des hl. Kreuzes ließ die heilige Helena in ein silbernes Futteral einschließen, übergab ihn sodann zu Jerusalem dem hl. Bischofe Makarius, damit er der Nachwelt aufbewahrt würde. Man legte diesen kostbaren Schatz in der prachtvollen Kirche nieder, welche die Kaiserin und ihr Sohn hatten erbauen lassen. Von allen Seiten strömten die Gläubigen zu dessen Verehrung herbei, wie wir aus dem Leben des hl. Cyrillus von Jerusalem, des heiligen Porphyrius von Gaza ꝛc. ersehen. Oft schnitt man Stücke ab, welche man frommen Personen gab, ohne daß man nur die geringste Abnahme an dem geheiligten Holze bemerkte. Diese Thatsache wird uns von Paulinus in einem Briefe an Severus erzählt. Der heilige Cyrillus von Jerusalem sagt, daß man 25 Jahre nach Entdeckung des hl. Kreuzes dasselbe in kleine Stücke zerschnitten und in alle Länder der Erde verschickt habe; er vergleicht dieses Wunder mit jenem, welches Jesus wirkte, da er fünftausend Menschen in der Wüste speiste.

Die Kirche, von der wir soeben geredet haben, wurde auch wegen des kostbaren Schatzes, den sie besaß, die Basilika des heiligen Kreuzes genannt.

Die Hauptkirche des hl. Kreuzes wird auch noch die Kirche des heil. Grabes oder der Auferstehung genannt; und zwar deswegen, weil eine Kapelle über dem Grabe, oder der Höhle, worin der Leib des Heilandes eingeschlossen lag, erbaut worden war, und sich dieselbe in dem Garten, der an den Calvarienberg stieß, befand. Hieraus kann man auf die Größe dieser Kirche schließen. Sie umfaßte das Grab, erstreckte sich bis an den Calvarienberg, und schloß den Felsen Golgatha ein, auf jenem Orte, wo das Kreuz Jesu bei seinem Tode aufgepflanzt war. Dieses Prachtgebäude wurde, als man Jerusalem erbaute, durch die Ringmauer mit in die Stadt gezogen.

Constantin ließ auch eine Kirche an dem Orte, wo Christus gen Himmel stieg, erbauen. Dieser Ort war schon seit dem Entstehen des Christentums durch die Verehrung der Gläubigen verherrlicht worden und sie hatten da immer den Heiland angebetet, wenn es ihnen ihre Feinde gestatteten. Wir haben schon die Mittel erwähnt, deren sich die Götzendiener bedienten, um jene Andacht zu vertilgen.

Das Fest der Kreuzerfindung ist sehr alt; man feiert es in der lateinischen Kirche schon seit dem fünften oder sechsten Jahrhundert.

Es war im Jahre 328, dem 21. Jahre der Regierung des Kaisers Constantin, und im 13. des Oberhirtenamtes des hl. Sylvester, als die hl Helena das hl. Kreuzesholz entdeckte, an dem das Geheimnis unserer Wiedergeburt vollbracht worden ist.

Jesus wählte das Kreuz zum Werkzeuge seines Sieges über den Teufel und die Sünde. Durch diesen schmachvollen Tod hat er unsere Seelen vom Untergange erkauft und ihnen die Gnade der Verherrlichung erworben. Das Kreuz ist also die Fahne, unter welcher wir kämpfen sollen; und Christus, der Weltrichter, wird es, nach der Meinung der Väter, im Triumphe vor sich hertragen lassen, wenn er im Glanze seiner Majestät kommen wird, den Erdkreis zu richten.

Die Kirche hat eine große Verehrung zu dem gnadenvollen Zeichen unseres Heiles. Sie stellt es an der ehrenvollsten Stätte in den Gotteshäusern auf; sie bedient sich desselben häufig bei Ausspendung der hl. Sakramente ꝛc. Und darin stimmt sie vollkommen mit den ersten Jahrhunderten des Christentums überein. „Wenn die Juden," sagt der heil. Hieronymus, „so viele Verehrung für die Bundeslade haben, um wie viel mehr sollen nicht die Christen von Ehrfurcht gegen das Kreuz, den blutigen Altar, auf welchem der Gottmensch unsere Missethaten gesühnt hat, durchdrungen sein?"

Indem wir das Kreuz ehren, erneuern wir das Andenken an den Tod Jesu Christi; wir geben zu erkennen, daß wir ihn als unsern Erlöser betrachten, kräftigen in uns die Hoffnung auf seine Verdienste, und zünden in unserm Herzen das heil. Feuer der göttlichen Liebe an. Der gekreuzigte Jesus ist für unsern Glauben der tröstlichste Anblick. Und sollten wir uns wohl, da wir das schöne Muster vor Augen haben, der Uebung des Gehorsams entziehen können? Sollte es möglich sein, daß wir uns auch dann noch gegen Gott und den Nächsten lieblos erweisen, wenn wir auf Jesus hinsehen, der mit seinem Blute das Bündnis der Liebe besiegelte? Werden wir noch zögern, sanftmütig, demütig und geduldig zu sein, wenn ein Gott zur Ausübung dieser Tugenden uns auf solche Weise durch ein Beispiel antreibt?

Die öftere Betrachtung der Leiden Jesu Christi ist ein wirksames Mittel, die Vollkommenheit zu erringen. Alle großen Heiligen hielten sich treu an diese Uebung und fanden darin ihren Trost und ihre Freude, lernten sich selbst absterben, und sich die Gesinnungen des Gekreuzigten aneignen; sie fachten in sich hl. Glut an und innige Herzzerknirschung. Niedergeworfen am Fuße des Kreuzes opferten sie dem himmlischen Vater ihre Thränen und ihre glühenden Gebete durch den Sohn, der sich selbst an dem Kreuze für das Heil der Menschen dahingegeben hat. „In dem Schatten desjenigen, nach dem ich mich sehnte, hab' ich geruht, und habe seine Frucht gekostet; sie war meinem Gaumen lieblicher, als der süßeste Honig." Hohes Lied II, 3.

Durch die Betrachtung der Leiden Jesu zündete der hl. Bernhard in sich jene hl. Seelenglut an, die so herrliche Gefühle in ihm erweckte. Der hl. Augustin schöpfte, wie er uns selbst belehrt, aus den hl. Wunden des Heilandes alle Kenntnis und Weisheit. Durch dieselben Mittel übte und erhielt der hl. Franziskus seine seraphische Andachtsglut. Der hl. Thomas von Aquin erlangte an dem Fuße des Gekreuzigten jene hohen Tugenden und Kenntnisse, welche ihn

in der Kirche Gottes so berühmt gemacht haben. Was hätten wir doch von dem hl. Bonaventura zu sagen? Man glaubt, sagt der hl. Franz von Sales, er habe, wenn er die glühenden Gefühle seines Herzens aufschrieb, kein anderes Papier, als das Kreuz und keine andere Feder, als die in das kostbare Blut Jesu getauchte Lanze gehabt. Welches Feuer bricht in diesem Ausrufe hervor: „Wie gut ist es, im Geist stets beim Kreuze zu verweilen! Wir wollen uns da drei Hütten in den Wunden des gekreuzigten Heilandes bauen, eine in seinen Füßen, eine andere in seinen Händen, und eine dritte in seiner anbetungswürdigen Seite. Da werde ich schlafen, da werde ich wachen, da lehren, da mich unterhalten" Der hl. Paulus, obgleich sehr gelehrt, zog dennoch allen Kenntnissen die Kenntnis des Gekreuzigten Jesus vor. „Mein ganzes Wissen unter euch," sagte er zu den Korinthern, „war Jesus Christus, und zwar Jesus Christus, der Gekreuzigte." Jeden Tag strebte er, sich in dieser erhabenen Kenntnis zu vervollkommnen, welche der einzige Gegenstand seiner Wünsche war. Derselbe Apostel rief in einer Liebesentzückung zum Kreuze aus: „Ferne sei von mir, daß ich mich in etwas anderem rühme, als in dem Kreuze unseres Herrn Jesu Christi." Sich aber einer Sache rühmen, heißt nach dem hl. Thomas, sie lieben, schätzen und in dieselbe seine ganze Größe und Glückseligkeit setzen.

4. Mai.

Der heilige Augustin täuscht seine Mutter, die heilige Monika, und reist nach Rom.

Die heilige Monika,

Witwe,

Jahr 389.

Monika wurde in Afrika im Jahre 322 geboren; den Namen der Stadt und ihrer Eltern kennen wir nicht; dieselben aber waren dem Christentum aufrichtig zugethan und erzogen ihre Tochter in der Furcht Gottes. Auch hatte Monika einer alten Dienerin vieles zu danken, welche das ganze Vertrauen ihrer Eltern genoß und im Notfalle bei den Kindern ihre Stelle vertrat. Sie war schon seit lange im Hause und hatte den Vater der Monika noch auf den Armen getragen. Ihr Alter und ihre strengen Sitten hatten ihr in der Familie großen Einfluß verschafft, den sie mit Klugheit ausübte, indem sie zur rechten Zeit Strenge mit Sanftmut zu verbinden wußte. So wollte sie z. B nicht, daß die Töchter ihres Herrn sich daran gewöhnen sollten, außer der Mahlzeit etwas zu trinken und wenn es auch nur Wasser wäre und gab davon folgenden vernünftigen Grund an: „Jetzt trinkt ihr Wasser, sprach sie, weil euch sonst nichts anderes bei der Hand ist, aber wenn ihr einmal verheiratet seid und die Schlüssel zu Küche und Keller habt, dann wird euch das Wasser fade vorkommen, aber die Gewohnheit zu trinken, wird euch bleiben." Allein die Warnungen dieser Frau waren nicht ganz wirksam. Meine Mutter, sagt der hl. Augustin, fühlte sich, wie sie mir selbst erzählte, gegen diese Leidenschaft nicht ganz gesichert.

Ihre Eltern schickten das Mädchen gewöhnlich in den Keller, um für jeden Tag den nötigen Wein zu holen, aber ehe sie denselben in die Flasche goß, trank sie freilich nur ein Bißchen davon, nicht so fast aus Liebe zum Weine als aus einer Art jugendlichen Mutwillens; allein weil derjenige, welcher kleine Fehler verachtet, nach und nach in große fällt, brachte sie es in ihrer schlimmen Gewohnheit endlich so weit, daß sie einen ganzen Becher mit Begierde leerte. Ihre schlimme Leidenschaft machte reißende Fortschritte und Monika wäre ohne Zweifel verloren gewesen, wenn nicht der barmherzige Gott durch ein unbedeutendes Ereignis sie gerettet hätte. Eines Tages geriet die Magd, welche Monika gewöhnlich in den Keller begleitete und daher ihren Fehler kannte, mit derselben in Wortwechsel, wie es oft zwischen Kindern und Dienstboten vorkommt, und schalt sie in einer Aufwallung des Zorns eine Säuferin. Dies Wort verwundete Monika tief. Sie sah auf einmal die ganze Häßlichkeit eines Fehlers ein, dessen Name schon eine so schwere Beleidigung war und wurde davon gänzlich und für immer befreit.

Wer uns schmeichelt, richtet uns oft zu Grunde, wer dagegen uns hasset, rettet uns durch Vorwürfe, womit man uns beschimpfen wollte, die aber Gott zu unserm Heil benützte.

So von der einzigen Neigung befreit, welche den Glanz ihrer schönen Eigenschaften trüben konnte, wurde Monika einem Bürger von Tagaste, Namens Patrizius, zur Ehe gegeben. Derselbe war zwar gutmütig, aber von reizbarem Temperamente, auch war sein Wandel nicht ganz geordnet, weil er noch dem Götzendienste anhing. Obwohl seine Frau alle häuslichen Tugenden besaß und er sie deshalb schätzte und liebte, so hatte sie doch von der Unbeständigkeit seines Herzens viel zu leiden. Monika sah wohl ein, daß der Glaube allein die so heftige und ungestüme Seele besänftigen könne und sie bemühte sich, dieselbe mehr durch ihre Tugenden als durch strenge Reden dahin zu führen, indem sie mit Recht hoffte, daß sie ein so traurig verirrtes Herz dadurch am besten für das Christentum gewinnen könnte, wenn sie sich Hochachtung und Liebe erwerbe. Deshalb ertrug sie geduldig und ohne Klage seine häufige Untreue und anstatt ihn durch Widersetzlichkeit zu reizen, wartete sie, bis der Zorn sich gelegt hatte, um ruhig Rechenschaft von ihrem Betragen abzulegen und Patrizius so zur Erkenntnis seines Unrechtes zu bringen.

Einige Frauen der Stadt, die sich in ihrer Ehe unglücklich fühlten, wenn sie gleich keine so heftigen Männer hatten, wie Patrizius war, beklagten eines Tages ihr hartes Loos und suchten sich gegenseitig durch die Erzählung ihrer Leiden einen Trost zu verschaffen. Alle schrieben dies häusliche Elend dem unwürdigem Betragen ihrer Männer zu. „Eure Zunge hat auch einen Teil daran, sagte Monika; als ihr euren Ehevertrag vorlesen höretet, hättet ihr ihn wie eine Urkunde der Knechtschaft betrachten und dies nie vergessen sollen.“ Als ihre Freundinnen sich wunderten, daß sie ungeachtet der bekannten Heftigkeit des Patrizius nie geschlagen worden sei, so antwortete sie, daß der eben angeführte Grundsatz sie vor dergleichen Prüfungen bewahre.

Die sanftmütige Frau besiegte auch noch eine andere Schwierigkeit. Ihre Schwiegermutter, durch falsche Berichte einiger Mägde getäuscht, hatte eine Abneigung gegen sie gefaßt und die Ruhe der Familie litt sehr darunter.

Monika nahm zu ihrem gewöhnlichen Mittel der Aussöhnung ihre Zuflucht; sie beharrte in der Erfüllung aller ihrer Pflichten mit solcher Geduld und Sanftmuth, daß die Vorurteile verschwanden und die glücklichste Eintracht an ihre Stelle trat.

Aus ihrer Ehe hatte Monika drei Kinder, eine Tochter, deren Namen wir nicht kennen, und zwei Söhne, Lavigius und Augustin. Sie ließ dieselben unter die Katechumenen aufnehmen, d. h. unter diejenigen, die man im Glauben unterrichtete und machte sie selbst auch mit den Wahrheiten des Christentums bekannt; denn sie wußte, wie mächtig das Wort der Mutter auf das Gemüt des Kindes wirkt. Auch sah sie ihre Sorgfalt nicht unbelohnt; die ganze Familie glaubte an Jesus Christus, nur Patrizius nicht, welcher bis jetzt Heide geblieben war. „Allein sein Ansehen, sagt Augustin, konnte den Einfluß der Mutter auf mich nicht schwächen, noch mich hindern, an das zu glauben, was er noch nicht glaubte. Denn sie sparte keine Mühe, damit Gott vielmehr

Die Familie der heiligen Monika.

mein Vater würde, als jener, von dem ich leiblich abstamme, und Gottes Beistand unterstützte sie, jenen Sieg über einen Ehemann davon zu tragen, dem sie in allem Uebrigen unterthan war, obgleich er sie nicht gehörig schätzte."

Da die Eltern Augustins fanden, daß der Knabe außerordentlich leicht lernte, so ließen sie ihn in den Wissenschaften unterrichten, und legten sich harte Opfer auf, um seinen von Natur so reich begabten Geist durch Studien vollständig zu entwickeln. Allein zu gleicher Zeit zeigten sich in ihm die Keime heftiger Leidenschaften; sein Charakter war feurig und ungestüm und liebte die Unabhängigkeit. Monika suchte ihn gegen die Verirrungen der Jugend zu schützen, indem sie ihm Geschmack am Gebete einflößte. Von Tagasta, wo er die Anfangsgründe der Grammatik lernte, wurde Augustin nach Madaura geschickt, einer Stadt in der Nähe, um hier die Rhetorik zu studieren. Er hatte an der Arbeit wenig Geschmack, die gefährlichen Gebilde der Dichter zogen ihn allein an; aber während er aus dieser vergifteten Quelle einige Liebe zum Studium schöpfte, ließ er hier die Freude an der Tugend zurück, und indem sein frühreifer Geist glänzende Triumphe feierte, fühlte er jene beklagenswerte Triebe in sich aufwachen welche seine brausende Jugend auf Abwege führten. In seinem 16. Jahre kehrte er nach Tagasta zurück und seine Eltern mußten nun ihre mäßigen Hilfsquellen fast erschöpfen, um ihn zur Vollendung seiner Studien zu Chartago die nötigen Mittel zu verschaffen. Die Ruhe verweichlichte die Seele Augustins, die schlimmen Leidenschaften fingen an, ihn tyrannisch zu beherrschen, und er achtete weder auf das Beispiel, noch auf den Rat seiner Mutter. O, Gott, rief er später aus, und doch sprachst du mit mir; denn von wem anders kamen jene Worte, die du mich durch den Mund meiner Mutter, deiner treuen Dienerin, hören ließest? Aber sie drangen nicht bis in den Grund meines Herzens, um es umzuwandeln.

Die Bemühungen Monika's, ihren Gatten Patrizius durch den christlichen Glauben zur Tugend zurückzuführen, ihre Seufzer und Gebete waren nicht umsonst. Sie sah endlich dies widerstrebende Herz sich unter die Hand Gottes beugen und sich der Gnade und Wahrheit öffnen. Er ließ sich im katholischen Glauben unterrichten und empfing die Taufe. Von nun an änderte sich sein Leben, wie sein Herz, und er fiel nicht mehr in die früheren Ausschweifungen zurück, welche Monika so sehr betrübt hatten.

Er lebte noch ein Jahr nach seiner Bekehrung, und als Arbeiter in der letzten Stunde empfing er ohne Zweifel jenen Denar des ewigen Lebens, welchen Gottes Barmherzigkeit dem reuigen Sünder nie verweigert.

Augustin war damals, i. J. 371, 17 Jahre alt; er reiste nach Chartago, wo sein jugendlicher Eifer sich mit Feuer auf die Wissenschaft stürzte, aber auch ebenso zügellos den weltlichen Freuden sich hingab, Die Vorstellungen des Theaters erregten das in seinem Herzen lodernde Feuer der Leidenschaften noch mehr auch fand er an der Verderbtheit der öffentlichen Sitten eine Art Ermutigung.

Doch ließ ihn Gott nicht ganz fallen, er rettete noch aus dem Schiffbruche seiner Tugend ein Gefühl von Scham, das seinen Altersgenossen unbekannt war.

Auf der andern Seite quälte die Liebe zum eitlen Ruhme den jungen Studenten; das Studium der Beredtsamkeit nahm ihn lebhaft ein und er versprach sich eine glänzende Laufbahn als Sachwalter, als ein Buch Cicero's ihm plötzlich Geschmack an der Philosophie einflößte. Es betrübte ihn aber, den Namen Jesu Christi nicht darin zu finden, denn dieser süße, so oft von der gläubigen Mutter ausgesprochene Name klang noch immer lieblich im Ohre des Katechumenen. Er fing nun an die heiligen Schriften zu lesen, aber die Einfachheit und Geradheit des biblischen Wortes gefiel seinem stolzen und verwöhnten Geiste nicht; er begriff noch nicht, daß Gott uns liebt und zu uns spricht um unsertwillen, daß aber die Menschen sich suchen und zu uns sprechen um ihretwillen, und daß Gott uns so die Wahrheit ganz nackt giebt, damit man sie erkenne, während die Menschen uns dieselbe ganz geschmückt hinstellen, um sie zu bewundern.

Stolz und Sinnlichkeit führen nur zur Lüge. Augustin ließ sich von der Irrlehre der Manichäer einnehmen, einer Mischung von Abgeschmacktheiten und Aberglauben, die sich mit einigen christlichen Lehren ausschmückte. Es war gleichsam eine Strafe Gottes, daß er sich mit diesen kindlichen Fabeln beschäftigen mußte. Vielleicht sollte der zu Verteidigung der Gnade bestimmte Kirchenlehrer die ganze Schwäche der menschlichen Natur, selbst an einem schönen Geist und bei einem edlen Herzen an sich selbst erfahren und der Welt offenbaren.

So stand es mit Augustin in seinem 20. Jahre. Nach beendigten Studien gab er in seiner Vaterstadt Unterricht in der Grammatik. Indessen beweinte seine Mutter Monika unabläßig seinen Abfall vom reinen Glauben. Gott tröstete sie jedoch, indem er sie durch einen geheimnißvollen Traum einen Blick in die Zukunft werfen ließ. Es kam ihr vor, als stehe sie auf einem Richtscheite von Holz; der Jüngling, glänzend von Licht und freudigen Angesichts, kam auf sie zu während sie traurig und von Kummer niedergeschlagen war. Er fragte sie um die Ursache ihres Schmerzes und als er sie erfuhr, sprach er zu ihr: „Beruhige dich, dein Sohn ist da wo du bist." Und in der That bemerkte sie, als sie hinblickte ihren Sohn ganz nahe bei sich auf demselben Richtscheit. In ihrer Freude erzählte sie dies Ereignis Augustin, welcher es zu seinen Gunsten zu deuten suchte, als ob man darin ein Beweis sehen müßte, daß seine Mutter zu ihm kommen werde, und nicht er zu ihr. Ach nein, antwortete sie lebhaft und mit großem Nachdruck; er hat zu mir nicht gesagt: „Du wirst da sein, wo er ist, sondern: er ist da, wo du bist." Die feste Ueberzeugung, womit sie dies sprach, machte auf Augustin einen größeren Eindruck als der Traum selbst, aber die Stunde seiner Bekehrung war noch in weiter

Ferne. Monika fuhr fort, Gott und die Menschen zu bitten, ihren Sohn auf den rechten Weg zurückzuführen.

Eines Tages ging sie zu einem hl. Bischofe und bat ihn, mit Augustin sich zu besprechen, den vielleicht eine wissenschaftliche Erörterung aufklären würde. Der Bischof ein ebenso gelehrter als frommer Mann, antwortete ihr, daß dieser junge Mensch ganz von den manichäischen Neuerungen angesteckt und auf ernste Kämpfe noch nicht vorbereitet sei und daß er der Stimme der Vernunft kein Gehör schenken werde. Laß ihn, setzte er hinzu, bete nur zu Gott für ihn, das Studium wird ihm endlich die Thorheit und Gottlosigkeit seiner Irrtümer offenbaren. Da Monika, anstatt diesen Worten zu folgen, noch immer unter Thränen in ihn drang, sagte der Bischof: „Gehe und fahre fort zu thun, was du thust, es ist unmöglich, daß der Sohn so vieler Thränen verloren gehe."

Augustin blieb kurze Zeit zu Tagasta; der Tod eines seiner Freunde entleidete ihm den Aufenthalt in dieser Stadt. Er ging nach Carthago und lehrte hier mit großem Ruhme die Rhetorik.

Der Beifall war ihm lieb und Hochmut erfüllte seine Seele. Doch fühlte er sein Herz leer und es trieb ihn nach Rom. Monika konnte sich mit dem Gedanken an eine Trennung nicht befreunden, sie folgte Augustin bis an's Meer, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, und ihn durch ihre Thränen und Bitten zurückzuhalten. Augustin stellte sich, als wolle er blos einem seiner Freunde, der sich einschiffte, Lebewohl sagen und begleitete ihn an das Schiff, während er Monika überredete, die Nacht am Ufer neben einer dem heil. Cyprian geweihten Kapelle zuzubringen. Ich täusche meine Mutter, sagte er, und eine solche Mutter! und floh vor ihr. Und wirklich entfernte er sich in derselben Nacht, während Monika betete und für ihn weinte, vom Ufer und segelte nach Rom ab im Jahr 383.

Die heilige Monika und der heilige Augustin unterhalten sich von den Freuden des ewigen Lebens.

Monika kehrte unter Thränen nach Tagasta zurück. Wie allen Müttern und mehr als vielen andern war ihr die Gegenwart ihres Sohnes teuer, und überdies ahnte sie die Freude nicht, welche ihr diese Abwesenheit bereitete. Und darum weinte und jammerte sie; eine Tochter und Erbin Evas, suchte sie mit Schmerzen, was sie im Schmerze geboren hatte.

Während Augustin sich zu Rom aufhielt, erfuhr er, daß man in Mailand einen Lehrer in der Beredtsamkeit suche; Augustin, ehrgeizig wir er war, bewarb sich um diese Stelle und seine Vorzüge verschafften ihm dieselbe. Aber hier erwartete ihn Gott, um ihn durch die Kraft seiner Gnade zu schlagen und in der Wahrheit des Glaubens wieder aufzurichten.

Der heil. Ambrosius war damals Bischof von Mailand; seine Predigten waren in ganz Italien bekannt. Augustin hörte die Homilien, welche der Oberhirte am Sonntag an seine Gemeinde hielt und wurde davon entzückt, obwohl ihn anfangs nur die Schönheit der Darstellung anzog, aber das Schöne war für ihn der Weg zur Wahrheit. Nun erhob sich in seinem Gewissen ein fürchterlicher Kampf zwischen den niedern Begierden, die bisher obgesiegt hatten und den hehren und reinen Trieben, welche Gott durch den Stachel des Gewissens in ihm erweckte. Monika, von ihrer Zärtlichkeit getrieben, war zu ihrem Sohne nach Mailand gekommen; die arme Mutter! Sie hatte den Stürmen des Meeres getrotzt und die Beschwerlichkeiten einer langen Reise ausgehalten und von der Vorsehung geführt, legte sie das Gewicht ihres Gebets und ihrer Thränen in die Wage, in der die Geschicke ihres Sohnes gewogen wurden.

Schon war Augustin nicht mehr Manichäer, aber er war noch nicht Katholik. Alles Irdische schien ihm verächtlich, die Tugend zeigte sich ihm in ihren schönsten Reizen, aber er besaß noch nicht Mut genug, sich für sie zu erklären. Während dieses innern Kampfes las er die heilige Schrift und diesmal fand er darin das verborgene Licht, das sie enthält. Er hörte von den herrlichen Tugenden sprechen, welche edle Einsiedler übten und von auffallenden Bekehrungen, welche in der gelehrten Welt und im Heere vorkamen. Einmal öffnete er die Briefe des heil. Paulus und fand folgende Stelle: Lasset uns ehrbar wandeln wie am Tage, nicht in Trinkgelagen und Schmausereien, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum! Augustin war bekehrt, die Gnade drang in sein Herz und mit ihr das Verständnis der Wahrheit, der Mut der Pflichterfüllung und der Friede des Herzens. Nichts glich der Freude Monika's bei der Nachricht von einem Ereignisse, welches der sehnlichste Wunsch ihres Herzens gewesen war und das sie durch so viele bittere Thränen herbeigeführt hatte. Die edle Frau zeigte sich zu Mailand, wie sie zu Tagasta gewesen war, eifrig im Gebet und in den Uebungen der Religion, voll Gottvertrauen und Edelmut gegen die Armen. Ihre seltenen Tugenden verschafften ihr die

allgemeine Achtung und besonders schätzte sie der hl. Ambrosius sehr hoch. Die Frömmigkeit meiner Mutter, sagt der hl. Augustin, ihr Eifer für das Gute und ihre Ausdauer im Gebete machte einen so lebhaften Eindruck auf Ambrosius, daß er, so oft er mir begegnete, immer wieder auf ihr Lob zurückkam und mir Glück wünschte, eine solche Mutter zu haben. Von seiner Bekehrung an dachte Augustin auf nichts anderes, als heilig zu leben. Monika, einige Verwandte und Freunde begleiteten ihn aufs Land, wo er sich auf die Taufe vorbereiten wollte. Die Tage verflossen unter Gebet und Studien. Man begab sich auf eine Wiese beim Hause, setzte sich unter einen Baum und unterhielt sich über die erhabensten Fragen der Philosophie Monika wohnte zuweilen diesen Unterhaltungen bei und zeigte ein so tiefes Urteil, daß Alle darüber erstaunten. Einst sprach man über die Natur des wahren Gutes, und Augustin fragte, ob man glücklich sei, wenn man Alles habe, was man wünsche. Ja, erwiderte Monika, wenn das, was man wünscht, gut ist; ist aber das, was man begehrt schlecht, so ist man unglücklich, selbst wenn man es erhält. Als ferner Augustin die Behauptung aufstellte, daß der Reichtum nicht glücklich machen könne, weil es möglich sei, ihn zu verlieren, und weil man immer fürchten müsse, daß dies eintreten möchte, so versetzte Monika: selbst wenn man gewiß wäre, ihn nicht zu verlieren, so würde man um deswillen nicht befriedigt sein; man wäre also immer unglücklich, weil man stets bedürftig bliebe. — Was dann, versetzte Augustin, wenn der Mensch mitten im Ueberflusse seine Begierden mäßigt und damit zufrieden, was er hat, es auf anständige Weise genießt, scheint er dir nicht glücklich? — Er wäre es, entgegnete Monika, nicht durch den Besitz dieser Güter, sondern durch die Mäßigung seiner Seele.

Tod der heiligen Monika.

Nach seiner Taufe beschloß Augustin der Welt ganz zu entsagen, um Gott freier dienen zu können. Seine Begleiter stimmten diesem Vorhaben bei. Man machte sich auf den Weg nach Afrika, wo man in der Umgegend von Tagasta einen stillen Ort zu diesem Zweck zu finden hoffte. Zu Ostia sollte die Einschiffung vor sich gehen und man machte in dieser Stadt einige Tage Halt. Eines Abends standen Augustin und seine Mutter am Fenster des Hauses, wo sie wohnten und wo man den schönen Garten desselben überschauen konnte. Sie unterhielten sich von den Freuden des ewigen Lebens und der Glaube öffnete ihnen einen Blick in jenes Land des Lichtes und der Liebe, wo Gott mit seinen Auserwählten wohnt. Da fingen sie an zu seufzen und zu klagen, daß sie noch in diesem Lande der Verbannung wohnten, und Monika drückte die Sehnsucht und die Ahnung ihres nahen Todes mit den Worten aus: Nichts gefällt mir in diesem Leben mehr. Ich weiß nicht, was ich noch hier thun soll und warum ich da bin, da ich keine Hoffnung mehr hienieden habe. Nur etwas flößte mir das Verlangen ein, noch einige Zeit hier zu verweilen; es war der Wunsch, dich vor meinem Tode noch als katholischen Christen zu sehen. Gott hat mir denselben erfüllt, weil ich dich jetzt als seinen Diener erblicke, der aus Liebe zu ihm alle Güter dieser Welt gering schätzt. Warum soll ich also noch hier verweilen." Einige Tage nach dieser Unterhaltung wurde Monika von einem Fieber ergriffen und das Uebel nahm schnell überhand, sie verfiel in eine Schwäche, welche das Schlimmste besorgen ließ. Als sie wieder zu sich kam und auf dem Gesichte ihrer Söhne ihre Besorgnisse las, sprach sie: „Hier sollt ihr eure Mutter begraben, leget diesen Leib hin, wo ihr wollt und kümmert euch nicht um ihn! Nur Eines bitte ich euch: gedenket meiner an dem Altare des Herrn, wo ihr auch seid." Endlich gab Monika mitten unter den Schmerzen, die sie mit bewundernswürdiger Geduld ertrug, am 9. Tage ihrer Krankheit den Geist auf, und gieng in die Ruhe ihres Herrn ein. Augustin drückte ihr die Augen zu. Traurigkeit beklemmte sein Herz und Thränen stürzten über seine Wangen, aber er hielt sie mit Gewalt zurück. Der Leib wurde zu Ostia beerdigt und später nach Rom gebracht.

So war Monika ein Weib, das die Bewunderung aller Zeiten verdient; sie hat gezeigt, daß Gott das Herz einer Gattin und Mutter, wenn sie wahrhaft christlich ist, mit einer unwiderstehlichen Gewalt bewaffnet. Dadurch bekehrte sie Patrizius und öffnete in der Seele Augustins eine Quelle, woraus, indem sie ihm das Leben des Glaubens gab, jener Strom christlicher Gelehrsamkeit sich ergoß, in welchem seit 14 Jahrhunderten so viele Seelen in den Aengsten des Zweifels und dem heißen Kampf mit den Leidenschaften sich erquickt haben.

Der heilige Sigmund,

König von Burgund und Martyrer.

Jahr 524.

Nichts ist bewunderungswürdiger, als die Wahl der Mittel, deren sich die Vorsehung bedient, um die Heiligung der Auserwählten zu bewirken. Das Leben Sigmund's giebt davon ein auffallendes Beispiel. Er war der Sohn des Königs Gondebald von Burgund; obgleich sich sein Vater zur arianischen Irrlehre bekannte, so hatte er doch das Glück, die wahre Religion kennen zu lernen und durch den hl. Bischof Avitus von Vienne darin unterrichtet zu werden. Mit der Reinheit des Glaubens verband er die Uebung aller Tugenden, welche den echten Jünger Jesu Christi ausmachen. Im Jahre 516 stiftete er das berühmte Kloster St. Moritz zu Agaune.

Vorher waren an diesem Orte heilige Eremiten, welche in abgesonderten Zellen lebten.

Als Gondebald im folgenden Jahre starb, bestieg sein Sohn den Thron von Burgund. Die erste Sorge des neuen Königs war, den Arianismus aus seinen Staaten auszurotten. Seinem Eifer verdankte man die Berufung des Konzils von Epaone, bei welchem der heil Avitus den Vorsitz führte und wo in Betreff der Kirchenzucht weise Vorschriften gegeben wurden.

Sigmund verheiratete sich wieder nach dem Tode der Amalberga, von welcher er einen Sohn namens Siegerich hatte. Dieser junge Prinz war so unglücklich, den Unwillen seiner Stiefmutter auf sich zu ziehen. Die neue Königin, eine äußerst rachgierige Frau, beschloß sogleich das Verderben Siegerichs; sie beschuldigte ihn, den Plan gefaßt zu haben, seinem Vater Krone und Leben zu rauben. Es war dies eine Verleumdung, allein Sigmund gieng in die Falle und fällte gegen seinen Sohn ein Todesurteil, das sogleich vollzogen wurde. Es stand nicht lange an, so erkannte er, daß man ihn getäuscht hatte. Von schrecklichen Gewissensbissen gequält, zog er sich in das Kloster St. Moritz zurück, um dort sein Verbrechen zu beweinen und es durch strenge Bußübungen zu sühnen. Unablässig flehte er zum Herrn, ihn in diesem Leben zu züchtigen, damit er im andern Barmherzigkeit erlangen könne. Und seine Bitte wurde erhört.

Die Könige von Frankreich, Clodomir von Orleans, Childebert von Paris und Clotar von Soissons erklärten ihm den Krieg, er wurde besiegt und mit Weib und Kind gefangen genommen. Clodomir schickte den unglücklichen Fürsten mit seiner Familie nach Orleans, wo sie in enger Haft gehalten wurden. Indessen hob Gundemar, ein Bruder Sigmunds, neue Truppen aus und eroberte den größten Teil von Burgund wieder Clodomir wurde über seine glücklichen Erfolge so aufgebracht, daß er seine Gefangenen hinrichten und ihre Leiber in einen Brunnen werfen ließ im Jahr 524.

Mehrere Wunder machten die Reliquien des hl. Sigmund berühmt. Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde ein großer Teil derselben durch die Bemühungen Kaiser Karls IV. nach Prag überbracht.

Der heilige Gotthard,

Bischof von Hildesheim. Jahr 1038.

Gotthard, der Heilige, wurde in Bayern geboren. Die Fortschritte, die er in der Wissenschaft und in der Tugend machte, erweckten von ihm große Hoffnungen. Seine Liebe zur Einsamkeit trieb ihn, die Welt zu verlassen, um sich einzig Gott zu weihen. Er wurde nach einander Prior und Abt des Klosters Altaich, das er zu seinem Aufenthalte gewählt hatte. Besonders verstand er, die klösterliche Zucht unter seinen Brüdern aufrecht zu erhalten, weshalb man ihn auch wählte, um in vielen Klöstern und Abteien des deutschen Landes, so in Tegernsee, in der Diözese Freising und in Kremsmünster und andern Orten die alte Ordensregel wieder herzustellen.

Als nach dem Tode Bernards im Jahre 1021 der bischöfliche Stuhl von Hildesheim erledigt war, wurde Gotthard als sein Nachfolger erwählt; Kaiser Heinrich der Heilige mußte ihm aber gewissermaßen Gewalt anthun, um ihn zur Annahme der Wahl zu bewegen. Nach seiner Weise widmete er sich ganz der Leitung seiner Diözese, schenkte aber dabei der Fürsorge für die geistlichen und leiblichen Bedürfnisse der Armen besondere Aufmerksamkeit. Er starb am 4. Mai 1038 und wurde von Innocenz II. i. J. 1131 heilig gesprochen.

Der heilige Florian,

Martyrer. Jahr 297.

Der hl. Florian wurde um die Mitte des 3. Jahrhunderts in dem Flecken Zeiselmauer in Niederösterreich geboren und im Christentum erzogen. Immer diente er Gott sehr eifrig, selbst dann, als er in männlichen Jahren Kriegsdienste genommen hatte. Er war das Muster eines tapfern und seinem Kaiser getreuen Soldaten, so lange von ihm nichts wider sein Gewissen verlangt wurde.

Als aber zu Lorch, der Hauptstadt von Noricum, oder dem heutigen Oesterreich, die Verfolgungsbefehle wider die Christen von den Kaisern Diocletian und Maximian eintrafen, flohen viele Gläubige in die Wüste und in das Gebirge. Aber Florian, der eben von Lorch abwesend war, machte sich, sobald er das gehört hatte, sogleich auf den Weg dorthin. Er traf die Kriegsknechte des Statthalters Aquilin an, welche Christen aufsuchten.

Der tapfere Kriegsheld sprach zu seinen Waffenbrüdern: „Wenn ihr Christen sucht, so braucht ihr euch nicht viel Mühe zu geben; hier steht einer schon vor euch.“ Die Soldaten ergriffen ihn daher, und führten ihn vor den Statthalter.

Aquilin wollte ihn zum Götzenopfer bewegen und wandte alle mögliche Beredtsamkeit an; als das vergeblich war, suchte er den heiligen Florian durch Drohung der Marter zu schrecken. Aber statt zu antworten, flehte der heil. Kämpfer in einem herzlichen Gebete den Herrn um Kraft zum Leiden an.

Das verdroß den Statthalter, und als der Heilige noch auf einige andere Fragen nicht nach seinem Wunsche geantwortet hatte, ließ er denselben durch Stockschläge grausam mißhandeln, ja sogar mit spitzigen Eisen das Fleisch von seinen Schultern abreißen.

Endlich sprach Aquilin über den heil. Martyrer das Todesurteil aus, daß er in der bei Lorch vorbeifließenden Ens ertränkt werden sollte Freudig dankte Florian dem Herrn, daß er ihn gewürdigt habe, so in

die ewige Herrlichkeit eingehen zu dürfen. Nachdem er auf der Brücke noch einige Zeit im Gebete seine Seele Gott empfohlen hatte, wurde er, mit einem Steine am Hals, in das Wasser versenkt. Der heilige Florian vollendete seine Marter am 4. Mai des Jahres 297.

Der Leichnam des Heiligen wurde von einer frommen Matrone, Valeria mit Namen, auf ihrem Landgute beerdigt, wo später eine Kirche erbaut wurde. Die Polen erwählten den heil. Florian zu ihrem Schutzpatron, und es gefiel dem Allmächtigen, durch seinen heil. Martyrer viele Wunder zu wirken. Besonders wurden durch die Anrufung des hl. Florian's schon die verheerendsten Feuersbrünste gedämpft. und unzählige Wohnungen unter den Schutz des Heiligen gestellt, wurden selbst bei der augenscheinlichsten Gefahr von den Verheerungen dieses fürchterlichsten Elements bewahrt.

5. Mai.

Der heilige Pius der V.,

Papst.

Jahr 1572.

Michael Ghislierie wurde zu Bosko einem Dorfe in der Lombardei, am 17. Januar 1504 von armen, aber sehr frommen Eltern geboren. Einst kamen zwei Dominikanermönche durch Bosko; der kleine Michael redete sie an und überraschte sie durch seinen frühreifen Geist. Sie fragten ihn, ob er mit ihnen gehen wolle, und versprachen, ihn studiren und in ihren Orden eintreten zu lassen, wenn er sich später dessen würdig zeige. Der Knabe nahm ihr Anerbieten mit Freuden an. Er eilte zu seinen Eltern, bat um ihren Segen und ging rüstigen Schrittes neben den Dominikanern her bis zu ihrem Kloster Voghera. Hier ministrirte er mehrere Jahre lang in der Frühe bei der Messe und widmete den übrigen Tag der Arbeit. Später bewohnte er das Klosser Vigevone, wo er sich mit immer wachsendem Eifer den Uebungen des Noviziates hinab und am Ende des Jahres 1519 in dem Orden der Predigermönche, den er neu beleben solle, die Profeß ablegte.

Der heilige Pius V.

Er wurde bald mit dem Unterrichte in der Theologie betraut, den er mit großem Erfolge erteilte. Seine vorzüglichsten Tugenden erhoben ihn in kurzem zu den klösterlichen Würden, und er wurde nacheinander Prior zu Vigevone, Soncino, Alba und Inquisitor zu Como; denn es that Not, Italien gegen den Protestantismus zu schützen, der sich von der Schweiz her durch den häufigen Handelverkehr einzuschleichen drohte.

Im Jahre 1550 kam er nach Rom und der Cardinal Caraffa betrieb seine Ernennung zum Generalkommissär des heil. Offiziums. Michael versah dieses Amt mit Strenge und zugleich mit christlicher Liebe. Jeden Morgen besuchte er die Angeklagten in den Gefängnissen und bot Alles auf, um sie zu Jesus Christus zurückzuführen. Im Allgemeinen war er zwar streng, aber wir finden in seinem Leben viele Handlungen barmherziger Milde, wovon wir nur ein Beispiel aufführen wollen.

Sixtus von Siena, im Judentum geboren, hatte im 20. Jahre seinen Glauben feierlich abgeschworen. Seine Talente, seine ausgebreiteten Kenntnisse in der hebräischen Sprache verschafften ihm bald einen großen Ruf; aber seine Jugendeindrücke wachten nach und nach wieder in ihm auf und der Hochmut trieb ihn zu so beklagenswerten Handlungen, daß er in den Gefängnissen der Inquisition eingesperrt und später zum Tode verurteilt wurde. Pius konnte diesen von Natur so reichbegabten Mann in der Blüte seines Lebens nicht mit kaltem Herzen untergehen sehen. Er flehte zu Gott um den Beistand seiner Gnade, gieng dann zu ihm, besprach sich mit ihm und erweckte in demselben das lebhafte Verlangen, aus Liebe zu Christus in der Buße zu leben. Er nahm ihn später in den Orden des heiligen Dominikus auf, wo er ein Muster der Bescheidenheit und der Abtötung war.

Der Kardinal Caraffa, welcher unter dem Namen Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, bewahrte Ghislieri seine alte Freundschaft und machte ihn zum Bischof und Kardinal. Er wollte, sagte er, ihm eine so starke Kette an den Fuß legen, daß er nicht mehr an's Kloster denken könne.

Als Kardinal nahm Ghislieri den Namen Alexandrinus an, welcher ihm von dem Groß-Provincial in der feierlichen Stunde, wo er die Ordensprofeß ablegte, erteilt worden war, und welcher ihm die süßeste Erinnerung aus seiner Kindheit und aus seiner Heimat ins Gedächtnis zurückrief. Paul IV. war ein Mann von antikem Charakter. Er nannte Italien ein Instrument mit vier Saiten, Rom, Neapel, Mailand und Venedig, die notwendig zusammenstimmen müßten, und setzte bei: ich will Italien vom spanischen Joche befreien und ihm mit den Tugenden die Freiheit verschaffen. Wenn ich bei diesem Unternehmen nicht gehört und unterstützt werde, so soll die Nachwelt wenigstens erfahren, daß ein Greis an den Pforten des Todes, anstatt sich in Ruhe aufs Sterben vorzubereiten, Plane faßte, welche der Religion und dem Vaterlande ihren alten Glanz wieder verschaffen sollten. Der Kardinal Alexandrinus war die festeste Stütze dieser leider nur zu kurzen päpstlichen Regierung. Unter Pius IV. hatte der Kardinal Alexandrinus einen großen Anteil an dem Abschluß des Concils von Trient und zeigte besonders Festigkeit, die klägliche Wirkung der weltlichen Politik Pius IV. aufzuheben. Nach dem Tode dieses Papstes bestieg er selbst unter dem Namen Pius V. den hl. Stuhl.

La Valette schwört, mit seinen Rittern Malta zu verteidigen.

Gott hatte demselben zur Ausführung seiner Plane berühmte Mitarbeiter an die Seite gegeben. Den heil. Petrus von Alcantara, den heil Felix von Cantalicio, den heil. Philippus von Neri, den hl. Ludwig Gonzaga und den hl. Karl Borromäus; ebenso traten unter ihm heil. Frauen in der Kirche auf, so die hl. Katharina von Rioci, die hl. Theresia, die hl. Rosa von Lima.

Pius V. benützte das Fest seiner Erhebung, um den Geist kundzuthun, der fortan alle Schritte des hl. Stuhles lenken sollte. So bestimmte er, daß die bei der Thronbesteigung gewöhnlichen Geldspenden anstatt auf den öffentlichen Plätzen ausgeworfen zu werden, den verschämten Armen gebracht werden sollten. Den ärmsten Klöstern schickte er 1000 Thaler, welche zur Bewirtung der Gesandten bestimmt waren, und als man ihm sagte, mehrere hochgestellte Personen finden dies nicht ganz in der Ordnung, so gab er zur Antwort: „Gott wird mich nicht dafür strafen, daß ich den Gesandten der Fürsten ein Festmahl entzogen habe, aber für die Armen werde ich einst Rechenschaft geben müssen." Man sah daraus, daß die Ausgaben für die üppige Verschwendung nun mehr auf Werke der christlichen Mildthätigkeit verwendet werden sollten.

Er fing die Reform mit seinem eigenen Hofe und mit der Hauptstadt an. Er selbst hielt strenges Fasten und lag nur auf einem harten Strohsack, jede Nacht stand er zum Gebete auf, und gab in Allem ein tugendhaftes Beispiel. Die Leihhäuser waren von Barnabas von Terni, einem Minoriten, gegründet worden, um dem Wucher der Juden entgegen zu arbeiten. Pius V. vervollständigte diese wohlthätigen Institute.

Er unterdrückte ferner das Räuberwesen, das stets für Italien eine Wunde gewesen ist, durch strenge, aber gerechte Maßregeln. Einst verlangte ein Bauer mit ihm zu sprechen und versprach ihm, den Hauptman der furchtbarsten Bande, Mariano von Askoli, zu überliefern. „Und wie willst du das machen?" fragte der Papst. — „Er vertraut ganz auf mich", versetzte der Landmann, „und ich kann ihn leicht in mein Haus locken." — Pius antwortete: „Nie werden wir zu einer solchen Treulosigkeit unsere Zustimmung geben; Gott wird uns schon eine andere Gelegenheit geben, diesen Räuber zu züchtigen, ohne daß man das Vertrauen und die Freundschaft so mißbraucht."

In den Augen des Papstes ist die Kirche ein Reich ohne Grenzen, wo man keinen Unterschied der Volksstämme und der Gebiete kennt. Deshalb war die erste und die wichtigste Sorge Pius V. die Lage der Dinge im Oriente. Seitdem nämlich Mohamed II. im Jahre 1453 in Konstantinopel einzog, hatte der Islam seine Fahnen an den Thoren des Abendlandes aufgepflanzt und die Christenheit sah sich schwer bedroht. Nun war der Sultan Soliman selbst nach Ungarn eingefallen und es schien, als wolle er seine kriegerischen Schaaren über den Westen Europa's ausgießen. Am 18. Mai 1565 belagerte er die Insel Malta.

Als der Großmeister La Valette mit seinen Rittern den furchtbaren Feind gewahr wurde, gingen sie zuerst zur Kirche, um sich mit dem heiligen Sakramente zu stärken. Nichts kam dem Mute der Ritter und der wilden Wut der Türken gleich. Wenn sie einen Ritter gefangen nahmen, so banden sie ihn an einen Pfahl, machten ihm auf dem Rücken mit der Spitze des Säbels einen breiten Einschnitt in Gestalt eines Kreuzes und warfen ihn so ins Meer, in der Hoffnung, die blutige Flut, die ihn ans Gestade spülte, würde durch den Schrecken jenen Mut niederschlagen, den die Waffen nicht besiegen konnten. Schon ging

La Valette mit dem traurigen Gedanken um, ob er sich nicht ergeben sollte, und schrieb deshalb an die Fürsten Europa's. Pius V. antwortete ihm aber: „Geliebter Sohn, bleibe auf deinem Posten, wir werden dich nicht im Stiche lassen, wir sind vielmehr bereit, unser Blut zur Ehre Gottes und zum Heil der Christenheit zu vergießen. La Valette, dessen glänzendster Mut die Unerschrockensten anspornte, fühlte sich dadurch neu gekräftigt und Malta ward gerettet.

Der Türken Haß wollte sich an den Christen in Griechenland rächen. Soliman fiel mit seinem Heere unvermutet über die Insel Scyo her, mitten unter den Freuden des Osterfestes.

Der Bischof Thimotheus Justiniani, jener edle Venetianer, dessen Familie die Insel beherrschte, ergriff, als er die Barbaren in die Kirche eindringen sah, das Allerheiligste, bereit, lieber tausendmal dem Tode trotzen, als dasselbe entweihen lassen, und die Türken zogen sich vor der Ehrfurcht gebietenden Gestalt des Greises erschrocken zurück: aber die wehrlose Bevölkerung wurde zu Sclaven gemacht und die Familie Justiniani gefangen nach Kaffa abgeführt. Pius V. arbeitete an der Befreiung dieser erlauchten Familie, deren Ueberbleibsel sich zu Rom niederließen.

Um für die Leiden, worunter die Christenheit seufzte, ein allgemeines Heilmittel zu verschaffen, ließ er sich eifrigst angelegen sein, die Beschlüsse des Koncils von Trient durchzuführen. Der Kardinal von Lothringen setzte ihre Annahme in Frankreich durch; Philipp II. ließ sie in Flandern, in Spanien und in den italienischen Staaten veröffentlichen; Portugal, die Republik Venedig und die Schweizer Kantone waren die ersten Länder, welche sich durch ihren unterwürfigen Eifer auszeichneten. Den Katechismus des Koncils ließ er in's Französische, Deutsche und Polnische übersetzen; besonders beschäftigte er sich auch mit der Stiftung der Seminare, in denen die Schüler nicht blos unterrichtet, sondern auch gemeinsam erzogen werden sollten. Bisher waren die Universitäten die einzigen Erziehungshäuser, die der Jugend offen standen, welche hier den Unterricht in den schönen Wissenschaften, in der Theologie, in den Jurisprudenz und Medizin erhielt. Nachdem die Schüler dem Unterricht beigewohnt hatten, kehrten sie, wie dies noch bei uns häufig der Fall ist, ein jeder in seine Privatwohnung zurück und konnten mit ihrer übrigen Zeit thun, was sie wollten, wodurch sie vielen Gefahren ausgesetzt waren.

Ein rühmliches Andenken erwarb sich ferner dieser große Papst durch die Verbesserung der Liturgie, auch ließ er das römische Brevier revidiren. In den meisten Kirchen war der alte gregorianische Gesang seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts beinahe völlig verschwunden und eine weltliche Musik an seine Stelle getreten, so daß das Koncil von Trient die Frage aufstellen mußte, ob man die Musik in der Kirche dulden solle oder nicht. Paläſtrina antwortete darauf durch die Messe des Papstes Marcellus. Der Papst, die Kardinäle, die Bischöfe wurden davon entzückt. Und Pius V. begnügte sich nicht damit, den erhabenen Künstler in seiner Wirksamkeit zu ermutigen, sondern ernannte ihn auch zum päpstlichen Kapellmeister.

Gleich mit dem Antritte seiner Regierung nahm auch Frankreich seine Sorge in Anspruch. Katharina von Medicis hatte auf das Herz Karl IX. einen verderblichen Einfluß. Pius trat ihr offen entgegen und seine ernste Sprache erlangte einige Erfolge, wenigstens hörte der schreckliche Mißbrauch, der mit der Verteilung der kirchlichen Pfründen getrieben wurde, auf.

Nach Deutschland sandte er den Kardinal Commendon auf den Reichstag zu Augsburg, und alle Umtriebe der Protestanten wurden dadurch vereitelt. Zwar stand Maximilian stark unter lutherischem Einflusse und hatte den Lutheranern bereits versprochen, ihre gesetzliche Duldung in den österreichischen Erbstaaten anzuerkennen, aber den Bemühungen des Kardinals gelang es, daß Oesterreich katholisch blieb.

Philipp II., welcher so verschieden beurteilt wird, unterließ Nichts, um seine Staaten vor der Verbreitung der Irrlehre zu bewahren, und es gelang ihm auch. Allein Pius V. scheute sich nicht, von Philipp Rechenschaft zu fordern über den Gebrauch, den er von der Inquisition machte und veröffentlichte auch eine Bulle gegen die Stierkämpfe, jene Amphitheater des Heidentums, wo das Blut der Christen sich mit dem der Thiere mischte. Er bestimmte auch Philipp II. zu jenem Kriege mit den Mauren, welcher unvermeidlich war, um die Einheits Spaniens zu sichern. Der spanischen Macht, welche sich im Süden Europa's in voller Freiheit entfaltete, drohte im Norden eine große Gefahr. Pius forderte Philipp vergebens auf, selbst nach Flandern zu gehen, um hier großem Unglücke vorzubeugen und that Alles, um den Glauben in diesen Gegenden zu retten.

Dieser ausgezeichnete Papst richtete auch seine Blicke über das Meer nach der neuen Welt. Er schrieb an den König von Spanien, die Völker Amerika's von ihren zu drückenden Lasten zu befreien, und sie so zu behandeln, daß sie sich täglich freuen könnten, den Götzendienst verlassen und das süße Joch Jesu Christi auf sich genommen zu haben. Damit das Leben der Europäer sie erbauen könne, schickte die Gesellschaft Jesu unter dem heil. Franziskus Borgia ihre Söhne dahin ab, allein dieselben fielen während der Fahrt in die Hände von Korsaren und starben alle unter den schrecklichsten Martern. Bei dieser traurigen und zugleich freudigen Nachricht dankte Pius Gott dafür, daß er in den Tagen seines Pontificates die Palmen wieder aufblühen ließ, welche die ersten Jahrhunderte der Kirche geziert hatten.

Was die Völker des Nordens betrifft, so hatte Schweden und Dänemark unter heftigen Verfolgungen die katholische Kirche untergehen sehen, nur Polen war treu geblieben; Pius nahm sich besonders um dieses unglückliche Volk an und schickte an Sigmund August seinen berühmten Staatsmann, den Cardinal Commendon, welcher der Kirche so große Dienste geleistet hat.

Während Pius unausgesetzt für das Glück Europas arbeitete, war er zugleich stets gegen den äußern Feind auf der Hut. Als Selim, der Sohn Soliman's, die

Eroberung der Insel von Cypern beschloß, war dies das Signal zu einem gewaltigen Kriege. Dem eifrigen Papste gelang es, einen Bund mit Philipp II. und der Republik Venedig gegen die Türken zu stiften. Die vereinigten Flotten unter dem Befehle Don Juans von Oesterreich und Markus Antonius Colonna fuhren am 15. September 1571 ab und erreichten bald die türkische Seemacht im Golfe von Lepanto. Hier wurde die furchtbarste Schlacht geliefert. Das Herz der Christen kannte kein Mitleid für den Besiegten. Die Verwundeten, die im Begriff standen, in den Wellen zu verschwinden, rangen umsonst mit dem Tode; sie wurden ohne Schonung geopfert, und wenn sie das Ruder eines Schiffes faßten, schlug der Säbel ihnen die Hand ab, die sich daran klammerte. Weithin war das Meer von Leichen blutigrot.

Die Schlacht von Lepanto, wo das Kreuz siegte, vollendete die Befreiung der Christenheit. Dieser ruhmreiche Tag bildete den Anfang des Verfalles der türkischen Macht; er kostete ihnen mehr, als Menschen und Schiffe, deren Verlust sich wieder ersetzen läßt, denn sie verloren dadurch jene Macht, die in der öffentlichen Meinung liegt und welche die Hauptstärke der Völkermacht, und die, wenn einmal verloren, nicht leicht wieder gewonnen wird.

Dieser unsterbliche Tag, welchen Pius V. herbeiführte, brach den Stolz der Ottomanen und enttäuschte die Welt, welche die türkische Flotte für unüberwindlich hielt. Pius war immer im Geiste bei diesem glorreichen Kriege gegenwärtig, seine Gedanken und Wünsche begleiteten stets die Bewegungen der Flotte. Tag und Nacht empfahlen seine glühendsten Gebete dieselben dem Schutze des Allmächtigen. Der berühmte protestantische Geschichtsschreiber Ranke erzählt, daß, als am 7. Oktober 1571 sein Schatzmeister Bussoti zu ihm herein kam, um ihm wichtige Staats-Angelegenheiten mitzuteilen, der Papst ihm plötzlich Stillschweigen gebot, sich von seinem Sitze erhob, an's Fenster trat, es öffnete und hier ein paar Augenblicke in tiefer Betrachtung versunken stehen blieb. „Sprechen wir nicht weiter von Staatsgeschäften," sprach er, „sagen wir vielmehr Gott Dank, denn unser Heer trägt eben den Sieg davon."

Der Papst ließ Markus Antonius Colonna einen herrlichen Triumph bereiten. Dieser ächt christliche Soldat zog, von der päpstlichen Garde und der edelsten italienischen Ritterschaft umgeben, zu Pferde in Rom ein. Voran ging der Magistrat und der Befehlshaber von Malta. Joachim von Ramagas trug die Schlachtfahne, welche auf der einen Seite Christus am Kreuze und auf der andern das Wappen der Kirche zwischen dem des spanischen Königs und der Republik Venedig vorstellte. Die Fanfaren und 200 Trompeten mischten sich in den Jubelruf des Volkes, er zog unter den alten Triumphbögen hindurch auf das Kapitol, und nachdem man zu St. Peter das Te Deum gesungen, begab er sich in einen der großen Säle des Vatikans, wo ihn Pius V., von den Kardinälen umgeben, empfing und mit zärtlicher Rührung in die Arme schloß. Die Kirche Ara coeli bewahrt noch in ihrer silbernen Säule und in den Gemälden ihres Plafonds das Andenken an diese ruhmvollen Tage der Christenheit. Der Tod hinderte Pius V., seinen Teiumph weiter zu verfolgen. Am 1. Mai 1572 schwang sich seine Seele zu ihrem Schöpfer auf, während seine Lippen leise den Osterhymnus sprachen. Ein Jahrhundert später wurde er von Clemens X. selig gesprochen, welcher sein Fest auf den 5. Mai festsetzte.

Der Bischof Thimotheus ergreift das Allerheiligste und die Türken ziehen sich vor ihm zurück.

Der heil. Hilarius,

Bischof von Arles.

Jahr 449.

Der heilige Hilarius, ein Verwandter des heiligen Honoratus von Arles, wurde in Gallien gegen das Jahr 401 von vornehmen Eltern geboren, und auf eine seiner erlauchten Stellung angemessene Weise erzogen. Man gab ihm tüchtige Lehrer, um ihn in den schönen Wissenschaften zu unterrichten. Er machte auch große Fortschritte in den verschiedenen Zweigen der Gelehrsamkeit, besonders in der Philosophie und Beredtsamkeit. Allein er sagt uns selbst, wie gering alle diese Vorzüge anzuschlagen sind, wenn sie nicht mit einem lebendigen Glauben verbunden werden. Uebrigens dachte der heil. Hilarius nicht immer so; es gab eine Zeit, wo er die Welt liebte und ihre Ehren suchte. Der heilige Honoratus war das Werkzeug, dessen sich Gott bediente, ihm über die Gefahren die Augen zu öffnen, denen sein Seelenheil ausgesetzt war.

Nachdem Honoratus sein Vaterland verlassen, zog er sich auf die Insel Lerins zurück und stiftete daselbst ein großes Kloster. Seine Entfernung von der Welt hatte seine zärtlichen Gefühle für Hilarius nicht vermindert, er glaubte sogar, ihm keinen stärkeren Beweis seiner Freundschaft geben zu können, als wenn er versuchte, ihn ganz für Gott zu gewinnen. Er reiste demgemäß von Lerins ab, um Hilarius aufzusuchen, und, überzeugt, daß die Betrachtungen, die ihn von der Welt

losgeschält hatten, dieselbe Wirkung auf das Herz seines Freundes machen würden, machte er ihm die rührendsten Vorstellungen, da er aber alle seine Bemühungen vergeblich sah, beschloß er seine Zuflucht zum Gebet zu nehmen. Wohlan, sprach er zu Hilarius, ich werde von Gott erlangen, was du mir nicht bewilligen willst. Mit diesen Worten nahm er von ihm Abschied und entfernte sich. Indessen dachte Hilarius darüber nach, was zwischen ihnen besprochen worden war, und seine Gedanken erregten in seiner Seele einen harten Kampf, den er selbst so schildert: „Auf der einen Seite schien es mir, als ob der Herr mich zu sich rufe, auf der andern hielt die Welt mich zurück, indem sie mir ihre verführerischen Freuden und Reize vorstellte. Mein Wille schwankte unentschieden hin und her und hinderte mich, einen festen Entschluß zu fassen. Endlich siegte Christus in mir. Drei Tage, nachdem Honoratus mich verlassen hatte, unterjochte der barmherzige Gott auf sein Gebet meine widerstrebende Seele.“ Hilarius begab sich nun sogleich zu Honoratus und so hochmütig und unbeugsam er vorher gewesen, so demütig und unterwürfig wurde er nun.

Von diesem Augenblick an schien er ein ganz neuer Mensch. Man bemerkte an ihm jene wunderbare Veränderung, welche der hl. Geist in einer aufrichtig bekehrten Seele hervorbringt. Sein ganzes äußeres Betragen hatte das Gepräge der Demut, der Sanftmut, der Abtötung und der Liebe. Er hatte die Hand an den Pflug gelegt, um nicht mehr zurückzuschauen, und die Welt, die er verlassen, erregte in ihm kein Verlangen mehr. Glühend vor Eifer, sich zu vervollkommnen, verkaufte er alle Güter an seinen Bruder und verteilte den Erlös davon an die armen und bedürftigen Klöster. Als er sich ganz von allen Banden freigemacht hatte, die ihn an die Welt fesseln konnten, verließ er seinen Vater und seine Heimat und zog sich nach der Abtei von Lerins zurück. Hier zeigte er einen solchen Eifer in Erfüllung seiner Pflichten, daß er in kurzem das Vorbild derjenigen wurde, unter welchen er die klösterliche Vollkommenheit kennen lernen und üben wollte. Als der heil. Honoratus zum Bischof von Arles gewählt worden war, folgte ihm Hilarius nach dieser Stadt, aber bald sehnte er sich nach seiner Einsamkeit zurück und begab sich wieder nach seinem bisherigen Aufenthaltsorte. Alle Einwohner der Insel empfingen ihn unter großen Freudenbezeugungen. Diese Freude war übrigens nicht von langer Dauer; Gott, welcher andere Absichten mit seinem Diener hatte, wollte nicht, daß seine Tugenden in der Stille des Klosters verborgen bleiben sollten. Der hl. Honoratus bat ihn, sich zu ihm zu begeben und ihm den Beistand seines Beispiels und seines Rates nicht zu verweigern. Da seine Bitten ohne Erfolg waren, ging er selbst nach Lerins, und zwang ihn, ihm zu folgen. Nach dem Tode dieses heiligen Bischofs im Jahre 429 empfand Hilarius einen lebhaften Schmerz, sich von einem so zärtlich geliebten Freunde getrennt zu sehen. Er tröstete sich jedoch mit dem Gedanken, daß er dieses Leben nur verlassen habe, um die Freiheit der Kinder Gottes nun in vollem Maße zu genießen. Sein erster Gedanke war, den Weg nach Lerins einzuschlagen, aber die Einwohner von Arles hatten kaum seine Abreise erfahren, als sie beschlossen, ihn auf dem Wege aufzuhalten. Einige holten ihn ein und führten ihn in die Stadt zurück, wo er einstimmig zum Bischof gewählt wurde, obgleich er erst 29 Jahr alt war.

Die bischöfliche Würde gab den Tugenden des heil. Hilarius neuen Glanz. Er demütigte sich innerlich um so mehr, je höher er über andere erhoben war. Seine Bedürfnisse waren sehr gering und er erlaubte sich nur das unumgänglich Notwendige. Sommer und Winter trug er dasselbe Kleid. Mit der Betrachtung der heiligen Schrift verband er Gebet, Fasten und Nachtwachen. Während er sich mit der Heiligung seiner Seele beschäftigte, suchte er nicht minder für das Heil seiner Heerde zu sorgen, indem er sie beständig mit dem Brote des göttlichen Wortes nährte. Er hatte bestimmte Stunden zur Handarbeit. Immer wählte er ein mit dem Gebete verträgliches Geschäft und reiste stets zu Fuß.

Die Liebe des Heiligen zu den Armen kannte keine Grenzen. Um die Gefangenen zu befreien, verkaufte er sogar die heil. Gefässe der Kirche und bediente sich bei der Feier der heil. Messe eines Kelches und einer Patena aus Glas. Aus seinem Gefühle für die leibliche Not können wir das Mitleid abnehmen, das er für das geistliche Elend der Seelen empfand. Wenn er Jemand Buße auflegte, vergoß er bittere Thränen, was dem Sünder neuen Eifer einflößte, er suchte auch durch Seufzer und Gebete für ihn von Gott die Gnade einer lebendigen Reue zu erhalten. Sein Eifer dehnte sich über die ganze Provinz aus; er besuchte die Bischöfe derselben und ermahnte sie, an sich selbst das Bild Jesu Christi, des obersten Hirten, darzustellen.

Die Festigkeit des heiligen Hilarius machte ihm viele Feinde. Einige derselben, welche seine Handlungen falsch auslegten, suchten ihn bei dem hl. Papste Leo anzuschwärzen; allein die Mißhelligkeiten, die sich zwischen dem hl. Leo und dem hl. Hilarius erhoben, dienten nur dazu, den Eifer des ersteren und die Geduld des andern in helles Licht zu setzen.

Endlich unterlag der heilige Hirte der Last der Arbeit und den Abtötungen. Er starb am 5. Mai 449, 48 Jahre alt. Der heilige Honoratus von Marseille, der uns sein Leben beschrieben hat, berichtet, daß er bei seinen Lebzeiten mehrere wunderbare Heilungen wirkte. Wir besitzen noch seine Grabschrift in einer unterirdischen Kapelle unter dem Hochaltar von St. Honorat in Arles. Dieselbe ist auf eine große Marmorplatte eingegraben, die in der Mauer eingefügt ist. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden seine Reliquien von St. Honorat, wo der Heilige beerdigt worden war, nach der Pfarrkirche vom heiligen Kreuz in derselben Stadt übertragen.

Der heilige Angelus,

Priester und Martyrer aus dem Orden der Carmeliten.

Jahr 1225.

In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebten in Jerusalem Jesse und Maria, zwei jüdische Eheleute, die aus der Zunft Juda von königlichem Geblüte stammten, und weil sie gerecht und gottesfürchtig wandelten, zu zweifeln anfingen, ob der im alten Bunde von den Propheten verkündigte Messias noch kommen werde, oder ob er nicht schon erschienen sei. Dieser Zweifel machte ihnen manche traurige Stunde, bis er ihnen auf eine wunderbare Weise gelöst wurde. Sie hatten nämlich beide zu gleicher Zeit eine Erscheinung im Schlafe, und sahen eine hehre liebevolle Frau, die zu ihnen sprach: „Seid guten Mutes, ihr Kinder Davids! — Ich bin Maria, entsprossen aus dem nämlichen Geschlechte, die den von Anfang der Welt verheißenen Heiland, der da ist Jesus von Nazareth, geboren hat." Beide riefen laut aus: „O Mutter der Gnade, was sollen wir thun, damit wir zum Heile gelangen?" Ihnen wiederholte die Hochgebenedeite: „Morgen, beim Anbruche des Tages, gehet in den Tempel, wo der Bischof Nikodemus das Opfer verrichtet, und wenn er es vollendet hat, empfanget aus seinen Händen die heilige Taufe. Und dieses, Jesse, soll dir ein Zeichen der Gnade sein: Maria. deine Gemahlin, wird dir Zwillinge gebären, von welchen du den einen Angelus, weil er ein Herold Gottes, und den andern Johannes nennen sollst, weil er einst Bischof in Jerusalem sein wird. Beide werden vor dem Angesichte Gottes eine glänzende Leuchte stehen!" Nach diesen Worten verschwand sie. Am folgenden Morgen wurde sie getauft, und als Christin in den Schooß der Kirche aufgenommen.

Maria gebar nach neun Monaten zwei Knaben, die sie Angelus und Johannes nannte. Sie erlebte aber die Freude nicht, ihre Kinder erziehen zu können; denn schon nach einigen Monaten erkrankte sie und ihr Gemahl, und da sie ihre letzte Stunde herannahen sahen, baten sie den Bischof Nikodemus, daß er ihre Leichname im Kloster auf dem Berge Karmel beerdigen lasse, und ihre beiden Söhne unter seine Aufsicht nehme. Dann empfiengen sie die heiligen Sterbsakramente, und verschieden sanft und selig zur nämlichen Stunde.

Nikodemus nahm die beiden Waisen in sein Haus und erzog sie mit väterlicher Sorgfalt in der Gottesfurcht und in den Wissenschaften, und als sie das achtzehnte Jahr erreicht hatten, berief er sie eines Tages, verkündete ihnen seinen nahen Tod, und ermahnte sie, Ordensmänner zu werden, weil sie in diesem Stande am Leichtesten zur Vollkommenheit des christlichen Lebens gelangen würden. Die beiden Jünglinge willigten freudig ein, und wählten das Kloster der Carmeliten, in welchem die Leichname ihrer frommen Eltern ruhten.

Der Bischof übergab sie dem dortigen Prior mit der Ermahnung, über ihre Unschuld zu wachen und sie in der Gottseligkeit zu erziehen, weil sie beide von Gott zu hohen Dingen bestimmt seien. Angelus widmete sich mit einem Feuereifer dem abgetöteten Leben, und als er sein Prüfungsjahr vollendet hatte, bewohnte er fünf Jahre lang eine enge und einsame Zelle unter strengen Fasten und ununterbrochenen Betrachtungen göttlicher Wahrheiten.

Einmal erschien ihm Jesus und sprach zu ihm: Angelus, dich erwartet die Märtyrerkrone! deswegen mache dich auf und reise nach Sicilien, dort wirst du in der Stadt Leokata einen mächtigen, aber äußerst lasterhaften Mann, Namens Berengarius, finden, der schon zwölf Jahre lang mit seiner Schwester in sündhaftem Umgange lebt. Siebenmal ermahne sie zur Buße und zur Besserung ihres schändlichen Lebens, und wenn sie dich nicht hören, so bestrafe sie öffentlich. Das sündhafte Weib wird sich bekehren, und Barmherzigkeit erlangen; aber Berengarius, als ein verhärteter Sünder, sein Leben durch Selbstmord enden."

Angelus antwortete: „Mein Gott und Herr, ich bin in deiner Gewalt und bereit, um deines heiligen Namens willen alles zu erdulden!"

Und sogleich verließ er Jerusalem, wo nach dem Zeugnisse des heil. Chrysostomus oft siebenzigtausend Menschen seinen Predigten beiwohnten, und begab sich über Sicilien zuerst nach Rom, in welcher Stadt er in der Kirche zum Lateran die beiden damals berühmten Ordensstifter, den heil. Franz von Assisi und den heil. Dominikus fand. Franziskus, der vorher den Angelus nie gesehen hatte, fiel vor ihm auf die Erde, küßte seine Füße und rief frohlockend aus: „Dieser ist Angelus von Jerusalem, ein auserwähltes Werkzeug Gottes, und in kurzer Zeit ein Blutzeuge Jesu." Und Angelus sprach mit Freudenthränen in den Augen: „Sei gegrüßt, du Muster der Demut und Erniedrigung, den Gott gewürdigt hat, die Wundmale Jesu an deinem Körper zu tragen!"

Als Angelus seine Andacht bei den Gräbern der Apostelfürsten und heil. Martyrer verrichtet, und den päpstlichen Segen erhalten hatte, gieng er nach Sicilien zurück, und berief zu Leokata den Berengarius heimlich zu sich, offenbarte ihm den Befehl Jesu und flehte ihn auf den Knieen um seine Bekehrung an. Doch dieser leugnete seine Sünde, spottete des Heiligen und verharrte in seiner Bosheit; aber Margaretha, seine Schwester, wurde durch die Predigt des Dieners Gottes so sehr gerührt, daß sie in der Kirche vor allem Volke ihre Vergehungen bekannte, und ein strenges Büßerleben führte. Darüber geriet Berengarius in rasende Wut, und als am 5. Mai der heil. Angelus wegen der Menge des Volkes außerhalb der Kirche der heil. Apostel Philippus und Jakobus predigte, stürzte der Gottlose mit bloßem Schwerte durch das Volk auf den Heiligen los und versetzte ihm fünf tötliche Wunden. Die Zuhörer, welche an der Zahl über fünftausend waren, erhoben ein Angstgeschrei, und

fielen über den Mörder her, um ihn zu töten; aber Angelus rief aus allen Kräften: „Ich beschwöre euch bei dem lebendigen Gotte, leget eure Hände nicht an meinen Freund!" Dann bat er die Gläubigen, dessen Schwester vor der Wut zu schützen, und starb unter den Worten: „In deine Hände, o Gott, übergebe ich meinen Geist."

Seine Seele schwebte sichtbar in Gestalt einer weißen Taube zum Himmel auf im Jahre 1225, und durch dieses Wunder erschreckt, eilte Berengarius in seine Wohnung und endete in größter Verzweiflung und Seelenangst sein Leben durch den Selbstmord.

6. Mai.

Marter des heiligen Johannes von der lateinischen Pforte.

Der heilige Johannes von der lateinischen Pforte.

Jahr 96.

Die Söhne des Zebedäus, Jakobus und Johannes, kannten weder das Geheimnis des Kreuzes, noch die Natur des Reiches Christi, als sie ihn durch ihre Mutter bitten ließen, daß er sie, den einen zu seiner Rechten, den andern zu seiner Linken sitzen lasse; d. h. ihnen die ersten Plätze in seinem Reiche einräumen wollte. „Könnt ihr", sprach der Erlöser, „den Kelch trinken, den ich trinken muß? Könnet ihr an meiner Schmach und an meinen Leiden teilnehmen? Die beiden Schüler beteuerten ihrem göttlichen Meister ihren festen Entschluß, alles für ihn zu leiden. Das sagte ihnen Jesus voraus, daß sie seinen Kelch trinken und für die Wahrheit seines Evangeliums vieles zu leiden haben würden. Diese Voraussage gieng an dem hl. Jakobus in Erfüllung, welchen Herodes, wegen der Religion, die er bekannte, hinrichten ließ. Und der hl. Johannes, jener vielgeliebte Jünger Jesu, trank seinen Teil aus dem Kelche, da er der Kreuzigung seines göttlichen Meisters anwohnte. Er teilte alle Schmerzen, die der Erlöser zu leiden hatte, und es war dies nur das Vorspiel seiner eigenen Trübsale. Nach der Herabkunft des hl. Geistes sah er sich nebst den übrigen Aposteln zum Gefängnis, zur Geißlung, zu Schmach und Not

verurteilt. Endlich ging die Voraussage Christi ganz in Erfüllung, als er unter Domitian die Martyrerkrone verdiente.

Der Kaiser Domitian, welcher die zweite allgemeine Verfolgung gegen die Kirche erregte, war wegen seiner Grausamkeit, Sittenlosigkeit und seines Stolzes allgemein verhaßt. Noch grausamer, als Nero, weidete er sich selbst an dem entsetzlichen Anblicke der Martern seiner Opfer. Unter seiner Regierung wurde Rom mit dem Blute seiner edelsten Bewohner bespritzt. Allem Guten feind, verbannte er die tugendhaftesten Menschen, aber die Christen besonders mußten seine Grausamkeit fühlen.

Die Heiligkeit ihrer Lehre und ihres Wandels war ein stiller Vorwurf für seine Verbrechen.

Der hl. Johannes Evangelist war damals mit der Leitung aller Kirchen Kleinasiens beauftragt und stand in hohem Ansehen sowohl wegen dieser erhabenen Würde, als wegen seiner Tugenden und Wunder. Im Jahre 95 nach Christus wurde er zu Ephesus festgenommen und nach Rom geführt. Er erschien vor dem Kaiser, welcher anstatt von dem Anblicke dieses ehrwürdigen Greisen gerührt zu werden, den grausamen Befehl erteilte, ihn in einen Kessel siedenden Oels zu werfen. Als der Heilige dieses Urteil aussprechen hörte, bezeugte er große Freude; er glühte vor Verlangen, sich mit seinem göttlichen Meister wieder zu vereinigen, und sich für den zu opfern, der uns alle durch sein kostbares Blut erlöst hat. Aber Gott rettete ihm das Leben, indem er die Wirkung des Feuers aufhob, wie er es den drei Jünglingen im Feuerofen zu Babylon erhalten hatte. Das siedende Oel verwandelte sich für ihn in ein erfrischendes Bad, aus welchem er stärker und kräftiger hervorging.

Der Kaiser wurde über dieses Ereignis sehr betroffen, schrieb es aber Zauberkräften zu. Was man von den vermeintlichen Wundern erzählte, welche der berüchtigte Apollonius von Thyana wirkte, den er hatte nach Rom kommen lassen, trug nicht wenig dazu bei, ihn in dieser Meinung zu bestärken. Die wunderbare Befreiung des Apostels machte also keinen Eindruck auf ihn oder diente vielmehr nur dazu, seine Verhärtung im Verbrechen zu vermehren. Er begnügte sich jedoch, den Heiligen auf die Insel Patmos zu verbannen. Als dieser Tyrann im folgenden Jahre ermordet wurde, folgte ihm der tugendhafte Nerva auf dem Throne, unter welchem der heilige Johannes sein Exil verlassen und nach Ephesus zurückkehren durfte.

An der sogenannten lateinischen Pforte hatte Johannes jenen glorreichen Sieg davon getragen. Um das Andenken an das Wunder zu erhalten, weihte man unter den ersten christlichen Kaisern an diesem Platze eine Kirche. Es soll hier früher ein Tempel der Diana gestanden haben, welche man dem Dienste des wahren Gottes umwandelte. Diese Kirche wurde i. J. 1772 von dem Papste Hadrian I. wieder hergestellt.

Der heilige Johannes von Damaskus.

Jahr 780.

Der hl. Johannes wurde am Ende des 7. Jahrhunderts zu Damascus aus einer altadeligen Familie geboren. Sein Vater, obgleich ein sehr eifriger Christ, stand bei den Sarazenen wegen seiner Rechtschaffenheit und seiner Talente im höchsten Ansehen.

Die Chalifen erhoben ihn zu den höchsten Aemtern und übertrugen ihm die Stelle eines geheimen Rates. Der fromme Vater ließ sich die Erziehung seines Sohnes besonders angelegen sein und gab ihm einen Sklaven, Namens Cosmas, zum Lehrer, den er losgekauft hatte. Es war ein griechischer Mönch, ebenso ausgezeichnet durch Tugend, als durch Wissenschaft, welcher nichts vernachlässigte, um das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Er bildete die glücklichen Anlagen seines Zöglings auf alle Weise aus und machte ihn zu einem gelehrten und tugendhaften Menschen. Johannes stand, wie sein Vater, unter den Sarazenen in hohen Ehren. Seine seltenen Vorzüge erwarben ihm das Vertrauen des Chalifen, welcher ihn zum Statthalter von Damaskus machte.

Nach dem Tode Ali's ging die Würde eines Chalifen auf Moawija aus dem Stamme der Ommiaden, über. Dieser Fürst und sein Nachfolger gingen stets gütig mit den Christen um. Die Tugend Johannes und seine Gewandtheit in den Geschäften waren so allgemein anerkannt, daß er die Gunst seines Fürsten genoß, ohne sich Feinde zu machen, was für die Religion, die er bekannte, vom höchsten Vorteile war.

Indessen fürchtete der Heilige die Gefahren, denen er an einem ungläubigem Hofe ausgesetzt war und faßte den Entschluß, seine Stelle niederzulegen. — Einige Zeit darauf verteilte er seine Güter an die Armen und an die Kirchen und begab sich heimlich nach der Laura von St. Sabas, nahe bei Jerusalem, wohin ihn sein ehmaliger Lehrer Cosmas begleitete, welcher später Bischof von Majume in Palästina wurde.

Von der Anhänglichkeit der Welt befreit, hatte der Heilige keinen andern Gedanken mehr, als geraden Weges auf dem Pfade der Tugend fortzuschreiten und am Heile seiner Seele zu arbeiten. Mit diesen Gedanken erfüllt, wandte er sich an den Vorsteher Laura, welcher ihm zum Führer einen alten, in der Leitung der Seelen sehr erfahrenen Mönch gab. Dieser geschickte Lehrer führte Johannes in seine Zelle und gab ihm folgende Vorschriften: „Du mußt“, sprach er zu ihm, „nie deinen eigenen Willen thun. Uebe dich darin, dir selbst in Allem abzusterben, damit du in deinem Herzen jede Anhänglichkeit an die Geschöpfe verbannest. Opfere Gott deine Handlungen, deine Mühsale, deine Gebete

werde nicht stolz auf dein Wissen, sondern mißtraue vielmehr deiner Einsicht. Halte von deinem Geiste Alles fern, was dich an die Welt erinnern könnte, bewahre sorgfältig das Stillschweigen und vergiß nicht, daß man sündigen kann, selbst indem man gute Dinge sagt, wenn es nicht notwendig ist.

Der eifrige Novize folgte diesen Lehren pünktlich und machte auch auf dem Wege der Vollkommenheit große Fortschritte.

Sein Gewissensrat stellte ihn täglich auf mehrfache Art auf die Probe. Um ihn an Gehorsam zu gewöhnen, befahl er ihm eines Tages, zu Damaskus Körbe zu verkaufen und verbot ihm zugleich, dieselben um einen bestimmten Preis zu geben. Der Heilige gehorchte ohne Murren und machte sich in einem ärmlichen Gewande nach Damascus auf den Weg, wo er früher im Glanze gelebt hatte. Als er seine Ware ausgestellt hatte, antwortete er denen, die ihn um den Preis fragten, seiner Vorschrift gemäß. Unter Schimpfen gingen die Leute weiter. Endlich erbarmte sich einer seiner Bedienten über ihn und kaufte alle Körbe um den verlangten Preis. So gelang es ihm, die Eitelkeit zu überwinden, eine Leidenschaft, gegen die sein Führer ihn auf alle Weise zu beschützen suchte.

Der heilige Johannes von Damaskus und der Mönch.

Seine hervorragende Tugend machte ihn bei seinen Obern ungemein beliebt und er wurde endlich für würdig gehalten, zum Priestertum erhoben zu werden, eine Würde, welche damals den Mönchen viel schwerer bewilligt wurde, als gegenwärtig. Dieser neue Stand erhöhte nur seinen Eifer und seine Demut. Als sein Gewissensrat ihn in der Tugend fest begründet sah, erlaubte er ihm, seine Talente dazu anzuwenden, zur Erbauung des Nächsten und zum Nutzen der Kirche zu schreiben, wozu ihm eine neue Irrlehre Gelegenheit gab. Der Kaiser Leo, der Isaurier, hatte nämlich i. J. 726 mehrere Edikte gegen die Verehrung der Bilder erlassen und die Bilderstürmer, stolz auf den Schutz des Fürsten, besaßen bereits viele Anhänger. Da diese Irrlehre von Tag zu Tag neue Fortschritte machte, so schrieb der Heilige, um dem Uebel einen Damm entgegen zu setzen, seine drei Reden über die Bilder, von welchen die erste so anfängt: Im Gefühle meiner Niedrigkeit und Unwürdigkeit hätte ich allerdings ein beständiges Stillschweigen beobachten und mich damit begnügen sollen, meine Sünden vor Gott zu beweinen. Da ich aber die Kirche von einem heftigen Sturme angegriffen sah, so glaubte ich nicht länger schweigen zu dürfen, weil ich Gott mehr fürchte als einen irdischen Kaiser. Er stellt dann den Grundsatz auf: Da die Kirche nicht irren kann, so ist es unmöglich, daß sie in einen Götzendienst verfalle. Er erklärt, was man unter der dem höchsten Wesen gebührenden Anbetung verstehen müsse und beweist hierauf, daß dieselbe ganz verschieden ist von der Verehrung, die wir den Dienern und Freunden Gottes zollen. Man kann, sagte er, aus dem Verbote des alten Testamentes, keine Bilder zu haben, nicht schließen; dies beschränkte sich blos auf Götzenbilder, oder ging zum Mindesten nur die Juden an. Wenn man das mosaische Gesetz wieder einführen will, so muß man aus demselben Grunde sich beschneiden lassen und den Sabbath beobachten. Ueberdies, fährt er, an die Bilderstürmer gewendet, fort, warum sollet ihr nicht die Bilder verehren, da ihr ja auch den Calvarienberg, den Stein des heiligen Grabes, das Evangelienbuch, das Kreuz und die hl. Gefässe verehret. Der Heilige beweist sodann die Lehre der Kirche durch die Aussprüche der Väter. In seiner zweiten Rede führt er weitläufig aus, daß man auf die Edikte des Kaisers nicht achten dürfe. Dem Fürsten sagte er, gehört die Regierung des Staates, aber in die Entscheidung über die Kirchenlehre darf er sich nicht mischen, seine Gewalt erstreckt sich nicht so weit. In der dritten Rede bringt er aus der Tradition die Beweise für die Verehrung bei, welche zu allen Zeiten den Bildern erwiesen worden ist.

Der heilige Johannes Damaszenus begnügte sich nicht damit, gegen die Bilderstürmer zu schreiben, er durchzog auch Palästina, um die verfolgten Gläubigen zu ermutigen, und ging sogar in derselben Absicht nach Konstantinopel, ohne sich durch die Macht Konstantins Copronymus abschrecken zu lassen, welcher die Feinde der Kirche offen begünstigte. Sein Fleiß, den er den Studien widmete, veränderte seine Frömmigkeit durchaus nicht, weil er seine Seele sorgfältig durch Gebet und Betrachtung nährte; er erkannte darin das einzige Mittel, der Zerstreuung zuvor zu kommen und verhinderte dadurch, daß die Liebe zu den Wissenschaften nicht in Leidenschaft ausartete, und seinen frommen Uebungen Eintrag that.

Er starb gegen das Jahr 780.

7. Mai.

Der heilige Stanislaus.

Bischof und Martyrer.

Jahr 1079.

Stanislaus Szepanowsky wurde am 26. Juli 1030 zu Szepanow, in der Diözese Krakau, von vornehmen Eltern geboren. Er kam erst nach dreißigjähriger Ehe zur Welt, da seine Eltern bereits alle Hoffnung aufgegeben hatten, ein Kind zu bekommen. Sie empfingen ihn auch wie ein Geschenk des Himmels, und um Gott ihre Dankbarkeit besser zu erzeigen, weihten sie ihren Sohn schon von der Wiege an. Sie waren eifrig bemüht, ihn frühzeitig zur Tugend heranzubilden, und ihr Unterricht war um so wirksamer, weil sie damit das Beispiel seltener Frömmigkeit und einer innigen Liebe zu den Armen verbanden.

Der junge Stanislaus zeigte sich als würdiger Sohn solcher Eltern Obgleich in einem Alter, wo man nur an eitlen Dingen Lust hat, liebte er doch das Gebet außerordentlich. Bei seinen Mahlzeiten beobachtete er die größte Nüchternheit, oft schlief er auf bloßem Boden, und erduldete freiwillig Kälte und andere Unbequemlichkeiten. Seine Eltern bewunderten an ihm die Wirkungen der Gnade, und anstatt ihn in seinen Uebungen durch eine falsche Zärtlichkeit zu stören, ermunterten sie ihn, darin zu verharren, um sich Gott von Tag zu Tag angenehmer zu machen. Seine Fortschritte in den Wissenschaften waren reißend schnell, aber sein Lerneifer wurde noch von dem Verlangen übertroffen, sich in Frömmigkeit zu vervollkommnen. Die gewöhnlichen Lustbarkeiten der Jugend waren ihm unerträglich, und er erlaubte sich blos so viel Erholung, als er bedurfte, um seiner Gesundheit nicht zu schaden. Das Taschengeld, das ihm seine Eltern gaben, teilte er heimlich den Armen mit.

Als er das Jünglingsalter erreicht hatte, ging er auf die Universität Gnesen, um seine Studien fortzusetzen, die er in Paris vollendete.

Seine Sanftmut, seine Bescheidenheit und Sittenreinheit, verbunden mit sehr glücklichen Geistesgaben, machten ihn bei seinen Lehrern beliebt. Nachdem er zu Paris sieben Jahre das kanonische Recht und die Theologie studiert hatte, stand es nun bei ihm, die Doktorwürde anzunehmen, die man ihm antrug, aber aus Demut schlug er sie standhaft aus und kehrte sodann nach Polen zurück. Durch den Tod seiner Eltern war er in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen, er verfügte über alles, was er besaß zu Gunsten der Armen, um Gott ungehinderter zu dienen. Lambert Zula, Bischof von Krakau, welcher die Tugend und die Talente Stanislaus kannte, weihte ihn zum Priester, und machte ihn zum Domherrn an seiner Kathedrale Bald übertrug er ihm die Verkündigung des göttlichen Wortes. Stanislaus erfüllte diese Aufgabe mit erstaunlichem Erfolge. Seine Reden brachten eine allgemeine Aenderung in den Sitten hervor und bewogen sogar Mehrere, die Welt zu verlassen, um nur Gott zu dienen. Er genoß das allgemeine Vertrauen; viele Laien und Geistliche kamen zu ihm, und baten um Rat in Gewissensangelegenheiten, und um Aufklärung in ihren Zweifeln.

Inzwischen wurde der bischöfliche Stuhl von Krakau durch den Tod Lamberts erledigt und Stanislaus zur allgemeinen Freude erwählt. Lange weigerte er sich, die Wahl anzunehmen, so sehr fürchtete er die Last der bischöflichen Würde. Der Papst Alexander II., davon unterrichtet, befahl ihm, den Wünschen des Königs, der Geistlichkeit und des Volkes nachzugeben, und die Ceremonie seiner Weihe gieng im Jahre 1072 vor sich. Stanislaus, auf eine so hohe Stufe erhoben, beschloß seiner Würde gemäß zu leben. Sein Haus wurde die Zuflucht der Armen und er ließ sich ein genaues Verzeichnis der Witwen und aller Bedürftigen einhändigen. Sein Eifer in seinem Amte und namentlich in der Verkündigung des göttlichen Wortes kannte keine Grenzen. Alljährlich bereiste er seine Diöcese, um eingeschlichene Unordnungen schnell zu entfernen.

In Polen herrschte damals Boleslaus II. als König, welcher sich im Kriege großen Ruhm erworben hatte, aber er entehrte sich zugleich durch so tyrannische und ungerechte Handlungen, daß er den Beinamen der Grausame erhielt. Nichts machte ihn bei seinen Unterthanen verhaßter, als seine schändlichen Ausschweifungen, welchen er sich zum allgemeinen Aergernisse öffentlich überließ, und Niemand wagte es, ihm deshalb Vorstellungen zu machen. Stanislaus, mutiger als die Höflinge, scheute sich nicht, zu ihm zu gehen und ihm seine gräulichen Verbrechen und das entsetzliche Aergernis vorzustellen, welches er damit gebe. Der Fürst wollte sich anfangs entschuldigen, aber der hl. Bischof sprach mit solchem Nachdruck, daß er Reue zu fühlen und sich bessern zu wollen schien. Leider war dieser Eindruck nur vorübergehend. Der König fiel in seine alten Ausschweifungen zurück und faßte eine Abneigung gegen Stanislaus, der es allein gewagt hatte, ihm die Wahrheit zu sagen. Er beklagte sich bei seinen Vertrauten über diese Kühnheit, die, anstatt ihn zu besänftigen, ihn noch mehr aufbrachte.

Unterdessen ließ der König die Frau eines Edelmanns entführen. Dies neue Aergernis erfüllte den ganzen Adel mit Unwillen. Der Erzbischof von Gnesen, die Bischöfe, die gewöhnlich zu Hofe giengen, wurden gebeten, dem Könige darüber Vorstellungen zu machen, allein diese Prälaten schwiegen still, um ihrem Fürsten nicht zu mißfallen. Bei dieser Gelegenheit zeigte Stanislaus seinen heiligen Eifer wieder; bevor er aber etwas unternahm, suchte er sich durch inbrünstiges Gebet

des himmlischen Schutzes zu versichern, hierauf begab er sich mit einigen Geistlichen und Edelleuten an den Hof, und beschwor den König mit den rührendsten Worten, seinen Ausschweifungen ein Ende zu machen, wobei er am Schlusse seiner Rede bemerkte, daß, wenn der Fürst beharrlich im Bösen fortfahre, er Gefahr laufe, aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen zu werden. Als sich Boleslaus von Excommunikation bedroht sah, geriet er in fürchterliche Wut und schwur, sich zu rächen. Weil das Betragen des Bischofs von Krakau über allen Tadel erhaben war, so suchte man wenigstens nach einem Vorwande, ihn zu Grunde zu richten. Stanislaus hatte ein Grundstück mit seiner Kirche vereinigt, das er von einem Edelmanne erkauft hatte. Der Verkäufer lebte nicht mehr, hatte aber vor seinem Tode in Gegenwart von Zeugen den Preis für das Grundstück erhalten.

Man bewog nun die Neffen des Verstorbenen, dem Bischofe von Krakau einen Prozeß anzuhängen und das Grundstück ihres Oheims zurückzufordern, weil es nicht bezahlt worden sei. Die Sache wurde vor dem Könige verhandelt und von Stanislaus wurden Zeugen aufgerufen, welche aber nicht zu erscheinen wagten, weil die Anhänger des Fürsten sie heimlich eingeschüchtert hatten. Der Heilige verlor indeß den Prozeß nicht, der König schien sich sogar mit ihm auszusöhnen, aber dieser Friede war von keiner langen Dauer. Boleslaus fuhr fort, seine Unterthanen aufs Unwürdigste zu behandeln, und seinen zügellosen Leidenschaften schamlos zu fröhnen.

Da der Heilige nicht vor seinem Fürsten erscheinen durfte, bat er zu Gott um seine Bekehrung durch Fasten, Thränen und Gebete. Endlich gelang es ihm nach vieler Mühe zu ihm vorzudringen. Er machte neue Anstrengungen, ihm die Augen zu öffnen und ihn aus dem Abgrunde des Verderbens herauszuziehen, aber alle seine Worte waren umsonst. Der König, jenen irrsinnigen Kranken vergleichbar, welche den Arzt, dessen Besuche den Zweck haben, ihnen Heilung zu verschaffen, als ihren Feind betrachten, ergrimmte gegen das Heil, beschimpfte ihn und bedrohte ihn sogar mit dem Tode, wenn er fortfahre, sein Betragen zu rügen.

Stanislaus ließ sich von diesen Drohungen keineswegs einschüchtern, er glaubte im Gegenteil seinen Mut verdoppeln zu müssen. Da die bisher angewandten Mittel nichts fruchteten, schloß er den König aus der Gemeinschaft der Gläubigen aus.

Der heilige Stanislaus stirbt durch die Hand Boleslaus II.

Boleslaus, den Bann verachtend, setzte seinen sittenlosen Wandel fort, und wohnte sogar dem öffentlichen Gottesdienste bei. Nun befahl der Bischof von Krakau, daß man den Gottesdienst unterbreche, sobald der Fürst die Kirche betrete. Er selber zog sich nach einer Kapelle des hl. Michael zurück, die außerhalb der Stadt lag. Der König folgte ihm dahin mit seinen Leibwächtern und befahl ihnen, denselben niederzuhauen. Als diese aber in die Kapelle traten, fühlten sie sich beim Anblicke des heiligen Bischofs von solcher Ehrfurcht ergriffen, daß sie nicht den Mut hatten, den erhaltenen Befehl zu vollziehen. Dasselbe war bei einer zweiten und dritten Schar Soldaten der Fall, welche in derselben Absicht dahin geschickt wurden. Umsonst forderte der König sie auf, zu gehorchen, nicht einer wagte es, an den Mann Gottes Hand anzulegen. Da stürzte er sich, von Wut hingerissen, selbst auf Stanislaus, und tötet ihn mit eigener Hand. Die Soldaten zerschnitten seinen Leib in Stücke, die sie da und dort zerstreuten, damit sie von den wilden Tieren gefressen und die Beute der Vögel würden, aber Gott bewahrte die zerstreuten Glieder seines Dieners. Drei Tage darauf sammelten die Domherrn der Kathedrale dieselben und beerdigten sie vor der Pforte der St. Michaelskapelle. Dieser Martertod begab sich am 7. Mai 1079.

Der Papst Gregor VII. that Boleslaus mit all seinen Mitschuldigen in den Bann, und der unglückselige Fürst, von Gewissensbissen gefoltert und von seinen Unterthanen allgemein gehaßt, rettete sich nach Ungarn, wo er sein Leben im Elend beschloß. Im Jahre 1088 wurde der Leib des heiligen Bischofs in die Domkirche von Krakau übertragen, und sein Grab von Gott mit vielen Wundern geehrt. Innocenz IV. sprach den Diener Gottes im Jahr 1253 feierlich heilig.

Die heilige Germana Cousin,

Jungfrau.

Jahr 1601.

Die Seligsprechung der ehrwürdigen Jungfrau Germana Cousin, welche am 7. Mai 1854 in der Peterskirche mit der gewöhnlichen Feierlichkeit stattfand, hat auf die Gemüter Vieler einen tiefen Eindruck gemacht. Germana war ein armes Hirtenmädchen, das ganz und gar nichts von alle dem, was die

Welt bewundert und hochschätzt, besaß. Nicht nur entfernten sie ihre Geburt und ihr Stand von der Welt, sondern sie war auch ohne jene persönlichen Vorzüge, welche in einem engern Kreise die Aufmerksamkeit auf sie hätten richten können. Sie war weder schön, noch gebildet, noch in den Künsten des weiblichen Geschlechtes geübt; aber der heilige Geist hatte ihre Seele mit seinen Gaben geschmückt und sie frühe gelehrt, Jesum Christum den Gekreuzigten zu suchen und nachzuahmen. Sie brachte fast ihr ganzes Leben auf dem Gebirge mit der Heerde, die sie weidete, zu, allem Ungemach der Witterung und allen Entbehrungen der Armut preisgegeben, und auch wenn sie in die ärmliche Hütte, in der sie geboren war, heimkehrte, fand sie weder Ruhe noch Erleichterung. Eine hartherzige Stiefmutter quälte und verfolgte sie auf mannigfache Weise. Zu alledem kamen Krankheiten und Schmerzen, die sie fast nie verließen. Germana ertrug alles mit unüberwindlicher Geduld und Sanftmut; denn, wie gesagt, der heilige Geist hatte sie früh das Muster der Geduld, Jesum Christum, kennen gelehrt. Man sah sie stundenlang in der einsamen Gegend, wohin sie ihre Heerde führte, auf der Erde, oft auch im Schnee knieend dem Gebete obliegen, und obschon nicht selten von der Kirche weit entfernt, hielt keine Witterung, noch irgend eine andere Beschwerde sie ab, dem hochheiligen Meßopfer beizuwohnen und die heiligen Sakramente wöchentlich wenigstens einmal zu empfangen. Ihr Leben war jedoch, wie der Apostel spricht, mit Christus in Gott verbunden, und obschon ihre Tugenden, ihre Andacht, ihre Geduld und zarte Liebe von denen, die ihr nahe waren, bemerkt und bewundert wurden, so zog sie doch auch nicht durch jene außerordentlichen Werke und Gaben, die oftmals das Leben der Heiligen auszeichnen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Aber als ungefähr vierzig Jahre nach ihrem seligen Dahinscheiden ihr Grab geöffnet wurde, da ward ihr jungfräulicher Leib ganz unversehrt und mit noch ganz unverwelkten Blumen bestreut gefunden, und von jetzt an begann Gott jene, die ihm in stiller Demut gedient hatte, zu verherrlichen. Eine Menge Wunder wurden an ihrem Grabe und an vielen andern Orten bei Anrufung ihres Namens gewirkt Schon damals, das ist vor etwa zwei Jahrhunderten, wurden von der bischöflichen Behörde nach sorgfältigster Untersuchung authentische Berichte an den heiligen Stuhl gesandt, jedoch der Prozeß der Seligsprechung bei so vielen Hindernissen, welche die unruhevollen Zeiten mit sich brachten, nicht sehr gefördert. Aber auf die vereinigten Bitten sehr vieler Erzbischöfe und Bischöfe, Pfarreien und Klostergemeinden ward derselbe im Jahre 1845 von neuem eingeleitet und mit ungewöhnlichem Erfolge rasch fortgeführt. Schon im Jahr 1850 wurde das Dekret über die Tugenden veröffentlicht, und im Jahr 1853 jenes über die Wunder, und nun hatten wir am 7. Mai 1854 das erhabene Schauspiel, worin auf eine so besondere Weise das Wort des Apostels wiederholt in Erfüllung ging: „Was vor der Welt thöricht, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen, und das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt, um das, was etwas ist, zu nichte zu machen, damit kein Mensch sich vor ihm rühme." (1 Cor. 1. 27.)

Germana Cousin war im Jahr 1589 zu Pibrac, einem Dorfe bei Toulouse in Frankreich, geboren und starb daselbst in einem Alter von 22 Jahren.

8. Mai.

Der heilige Petrus,

Erzbischof von Tarantasia in Savoyen.

Jahr 1174.

Petrus wurde in der Dauphiné von armen aber tugendhaften Eltern geboren. Die mit seinem Unterrichte betrauten Lehrer bemerkten an ihm eine große Lernbegierde, verbunden mit einer seltenen Fassungskraft und einem glücklichen Gedächtnis, er ließ es sich aber noch mehr angelegen sein, in der Tugend vorzuschreiten, als in den Wissenschaften. Daher sein Eifer, jede irdische Neigung aus seinem Herzen auszurotten, um nur für Gott zu leben. Als er zwanzig Jahre alt war, brach er gänzlich mit der Welt und ging in das Kloster Bonnevaux, in der Diözese Vienne, um daselbst das Ordenskleid zu nehmen.

Die Mönche dieses Klosters waren zu Clerveaux von dem heiligen Bernhard gebildet worden und führten das erbaulichste Leben. Einen großen Teil des Tages wandten sie dazu an, das Land zu bebauen und im Walde Holz zu fällen. Bei der Arbeit beobachteten sie strenges Stillschweigen, sie unterhielten sich im Herzen mit dem Himmel. Wurzeln und Kräuter machten ihre ganze Nahrung aus, dazu aßen sie nur einmal des Tages. Ihr Schlaf dauerte nur vier Stunden, um Mitternacht standen sie auf und blieben in der Kirche bis zum Morgen. Petrus nahm alle diese Abtötungen freudig und mit Eifer auf sich.

Es war ungefähr ein Jahr, seitdem Petrus das

Ordenskleid genommen, als 17 Männer aus den höchsten Ständen zum Abte von Bonnevaux kamen und ihn um Aufnahme in seine Gemeinde baten. Unter dieser Zahl befand sich Amadeus, ein naher Verwandter des Kaisers Konrad III. Sie legten alle nach den gewöhnlichen Prüfungen das Gelübde ab, Amadeus aber zog sich auf den Rat weiser und tugendhafter Personen später nach Clugny zurück und brachte dort einige Zeit damit zu, über der Erziehung seines Sohnes zu wachen, welcher in der Schule der Abtei gebildet wurde. Nach Bonnevaux zurückgekehrt, bat er um die Gnade, zu den niedrigsten Diensten des Hauses verwendet zu werden. Der Abt bewilligte ihm seine Bitte, um ihm Gelegenheit zu verschaffen, Demut und Buße zu üben.

Als der Graf Albion, sein Oheim, einst dahin kam, traf er ihn ganz in Schweiß gebadet und damit beschäftigt, die Schuhe der Mönche zu reinigen, dabei war er so ins Gebet vertieft, daß er ihn nicht bemerkte. Von Bewunderung durchdrungen, verließ er Bonnevaux und ging zu Hof, um diese wunderbare Demut zu verkünden. Amadeus stiftete vier Klöster seines Ordens, darunter das von Tamies in der Diözese Tarantasia. Zum ersten Abt desselben ernannte er seinen vertrauten Freund Petrus, welcher das 30. Jahr noch nicht zurückgelegt hatte; während man an den Klöstern baute, mischte sich Amadeus selber unter die Arbeiter und arbeitete mit ihnen. Er starb zu Bonnevaux im Geruche der Heiligkeit im Jahr 1140. Sein Sohn, ebenfalls Amadeus genannt, den er mit so großer Sorgfalt in der Frömmigkeit hatte erziehen lassen, brachte einige Jahre am Hofe des Kaisers zu, nahm später unter dem heiligen Bernhard den Habit zu Clervaux und starb als Bischof von Lausanne.

Die Mönche von Tamies führten ein ganz englisches Leben; durch die Inbrunst ihres Gebetes waren sie beständig mit Gott vereinigt. Petrus stiftete mit dem Beistande des Grafen Amadeus III. von Savoyen in dem Kloster ein Hospital für Fremde und arme Kranke und machte sich ein Vergnügen daraus, sie sebst zu bedienen.

Als der erzbischöfliche Stuhl von Tarantasia erledigt war, wurde der heilige Abt von Tamies im Jahr 1142 erwählt. Anfangs schlug er diese Würde aus, aber der heilige Bernhard und das Generalkapitel seines Ordens nötigten ihn zur Annahme. Die Diözese Tarantasia hatte einen solchen Hirten recht notwendig; sie war lange einem Mietling überlassen gewesen, welcher wegen schlechter Aufführung abgesetzt worden war. Die Geistlichkeit, welche sich der Anordnung hätte entgegensetzen sollen, war ebenso verdorben, wie das Volk. Der Anblick so großer Uebel bewegten den neuen Erzbischof im Innersten; Tag und Nacht betete er für seine Heerde zur göttlichen Barmherzigkeit; er flehte um die Bekehrung der Sünder durch inbrünstiges Gebet und strenge Fasten. Als Bischof änderte er nichts an der Einfachheit seines klösterlichen Lebens; seine Kleider hatten nichts Kostbares; seine Nahrung bestand nur in schwarzem Brot, Wurzeln und Kräutern. Seine Diözese bereiste er sorgfältig, überall ermahnend und unterrichtend mit bewunderungswürdiger Geduld, und die Pfarreien, welchen es an guten Hirten fehlte, wurden damit von ihm versorgt.

Das Kapitel seiner Kathedrale hatte er in einem kläglichen Zustande angetroffen. Die Domherrn vergaßen ihre wesentlichsten Pflichten und verrichteten den Gottesdienst mit ärgerlicher Nachlässigkeit. Er bot Alles auf, um die Mißbräuche abzuschaffen, und es gelang ihm in kurzer Zeit, in der Hauptkirche die Ordnung und den Geist der Frömmigkeit wieder einzuführen. Die kirchlichen Einkünfte wurden den Händen derjenigen entrissen, die sich dieselben angemaßt hatten. Der Heilige sorgte auch durch fromme Anstalten für die Erziehung der Jugend und die Unterstützung der Armen. Mehrere Kirchen ließ er wieder herstellen und erweckte überall wieder die Liebe zu den Uebungen in der Religion. Sein Biograph, der unzertrennliche Gefährte seiner apostolischen Arbeiten und der Augenzeuge seiner meisten Thaten, berichtet, daß er bei verschiedenen Gelegenheiten Wunder wirkte. Seine Demut, welche durch die Ehren, die er von allen Seiten empfing, verletzt wurde, verbunden mit seiner Liebe zur Einsamkeit, gab ihm den Entschluß ein, die Welt gänzlich zu verlassen. Er verschwand demnach plötzlich im J. 1155, nachdem er die Last der bischöflichen Würde 13 Jahre getragen und in seiner ganzen Diöcese die Ordnung wieder hergestellt hatte, und zog sich in ein Cisterzienserkloster zurück, wo man ihn nicht kannte. Die Angehörigen seines Sprengels empfanden einen lebhaften Schmerz über seine Abwesenheit; alle meinten einen Vater verloren zu haben. Sie stellten genaue Nachforschungen in den benachbarten Provinzen und besonders in den Klöstern an, aber umsonst. Endlich führte die Vorsehung seine Entdeckung auf folgende Art herbei: ein unter seiner Leitung erzogener Jüngling kam in das Kloster, wo er sich verborgen hielt. Als die Mönche die Kirche verließen, um an die Arbeit zu gehen, beobachtete er sie genau, erkannte darunter seinen Bischof und machte es der ganzen Gemeinde bekannt. Die Mönche, höchlich erstaunt, warfen sich ihm zu Füßen und baten um seinen Segen; der Heilige faßte nun den Entschluß, sich an einen Ort zu begeben, wo ihn Niemand kennen sollte, allein er wurde so gut beobachtet, daß er seinen Plan nicht ausführen konnte, sondern nach seiner Diözese zurückkehren mußte, wo ihn seine Heerde mit der lebhaftesten Freude empfing. Nachdem er so seiner Kirche wieder geschenkt war, nahm er sein Amt mit neuem Eifer wieder auf. Die Armen waren der besondere Gegenstand seiner Sorgfalt. Die Bewohner der Gebirge unterstützte er durch sein Almosen in den drei Monaten, welche der Ernte vorangehen. Auf den Alpen gründete er Hospitäler für arme Reisende, die oft aus Mangel an Hilfe vor Elend umkamen. Seine außerordentliche Aufmerksamkeit, den Geist der Andacht und Buße in sich zu bewahren, bewogen ihn, soviel als möglich der Cisterzienserregel zu folgen. Er war sanftmütig und von Herzen demütig, wirklich ein Mann des Friedens, und besaß eine besondere

Gabe, die getrennten Herzen wieder zu vereinigen. Oft söhnte er die Fürsten wieder aus und kam dadurch blutigen Kriegen zuvor.

Die Kirche war damals durch das Schisma geteilt. Der Kaiser Friedrich I. unterstützte den Gegenpapst Viktor III. und wollte Alexander III. nicht anerkennen. Der Erzbischof von Tarantasia war fast der Einzige, der es wagte, sich offen für den rechtmäßigen Papst zu erklären. Er nahm seine Partei auf mehreren Concilen und selbst in Gegenwart Friedrichs.

Der Fürst, welcher mehrere Anhänger Alexanders verbannt hatte, fühlte sich durch den Freimut des Prälaten keineswegs beleidigt, so groß war die Ehrfurcht vor seiner Heiligkeit.

Der Seeleneifer des heiligen Erzbischofs erstreckte sich nicht blos auf die Diöcese von Tarantasia, er verkündigte auch das Wort Gottes im Elsaß, in Burgund, in Lothringen und in verschiedenen Gegenden Italiens. Seine Reden trugen die schönsten Früchte und erhielten neue Stärke durch die wunderbaren Heilungen, welche seine Gebete und Handauflegungen bewirkten. Als im Jahre 1170 zwischen dem Könige von Frankreich und England der Krieg wieder ausbrach, gab der Papst dem hl. Prälaten den Auftrag, die beiden Fürsten miteinander auszusöhnen. Petrus folgte sogleich diesem Befehle und ungeachtet seines hohen Alters predigte er an allen Orten, durch welche ihn sein Weg führte. Ludwig VII. schickte ihm einen der ersten Herrn seines Hofes entgegen und empfing ihn auf das ehrenvollste. Von Paris ging der Heilige nach Chaumont an den Grenzen der Normandie. Der König Heinrich II. von England, welcher ihm entgegen zog, hatte ihn kaum erblickt, als er sich vor ihm niederwarf. Das Volk nahm ihm seinen Mantel und stand schon im Begriffe, ihn in Stücke zu zerreißen, um ihn zu verteilen, in der festen Ueberzeugung, daß jedes Stückchen Wunder wirken würde, als der König ihn ganz für sich nahm mit den Worten: „Seinen Gürtel besitze ich schon, laßt mir auch den Mantel. Ich habe selbst durch die Kraft des Gürtels wunderbare Heilungen wirken sehen." Als am Aschermittwoch des Jahres 1171 der heil. Petrus in der Abtei Mortimer war, begab sich Heinrich mit seinem ganzen Hofe dahin, um aus seiner Hand die geweihte Asche zu empfangen

Ludwig VII. empfängt den heiligen Petrus.

Der Erzbischof von Tarantasia führte seinen Auftrag mit solcher Klugheit durch, daß er die beiden Könige bewog, ihren Zwistigkeiten durch einen Friedensvertrag ein Ende zu machen. Hierauf kehrte er in seine Diöcese zurück. Kurz darauf schickte ihn der Papst wieder zum Könige von England, um diesen Fürsten mit seinem Sohne auszusöhnen, aber leider hatte diese Reise den erwarteten Erfolg nicht.

Der Diener Gottes wurde auf der Rückreise in Savoyen krank und starb im Jahre 1174 in der Cisterzienserabtei Bellevaux bei Besançon, 73 Jahre alt. Des Papst Cölestin III. hat ihn selig gesprochen.

9. Mai.

Der heilige Gregor von Nazianz.

Erzbischof und Kirchenlehrer.

Jahr 391.

Gegen das Jahr 328 wurde Gregor, mit dem Beinamen der Theologe, in dem kleinen Flecken Nazianz im Gebiete von Nazianz geboren. Die Eltern Gregor's waren von edler Abkunft; sein Vater bekehrte sich im Jahre 325 zum katholischen Glauben, empfing die heilige Taufe von einem der Bischöfe, die sich zum Concil von Nizäa begaben, und wurde einige Jahre später wegen seiner ausgezeichneten Tugenden zur bischöflichen Würde erhoben.

Seine Mutter, Nonna, stammte von frommen christlichen Eltern ab. Gott schenkte ihnen einen Sohn, den die Mutter schon vor der Geburt dem Herrn weihte und noch als zartes Knäblein mit seinen Händen die heilige Schrift berühren ließ.

Kaum trat Gregor in's Knabenalter, als schon die Liebe zu den Wissenschaften in ihm erwachte.

Nachdem er die Gramatik in seinem Geburtsorte erlernt hatte, wurde er nach Cäsarea in Egypten geschickt, wo damals eine berühmte Schule der Rhetorik war. Hierauf hielt er sich einige Zeit in Alexandrien auf, um hier dieselben Studien fortzusetzen. Da aber Athen noch im Rufe stand, die geschicktesten Lehrer der Beredtsamkeit zu besitzen, so schiffte er sich voll Lernbegierde nach dieser Stadt ein. Auf der Höhe der Insel Cypern wurde das Schiff von einem schrecklichen Sturme befallen, welcher zwanzig Tage wütete Alle zitterten für ihr Leben, Gregor fürchtete mehr für seine Seele, da er die Taufe noch nicht empfangen hatte. Auf dem Verdecke auf den Knieen liegend, hob er bittend die Hände zum Himmel, flehte die Barmherzigkeit Gottes an und versprach, ihm ungeteilt sein Leben zu weihen.

Endlich legte sich der Sturm und die Ruhe kehrte wieder, aber eine noch köstlichere Wirkung seines Gebets war die Bekehrung derjenigen, die soeben dem Tode entrissen waren und sich nun Alle zum Glauben an Jesum Christum bekannten. Man landete endlich glücklich zu Rhodus, dann zu Aegina, von wo sich Gregor im Jahre 344 nach Athen, dem Ziel seiner Wünsche, begab; er war damals ungefähr siebenzehn Jahre alt. Er wurde hier mit Basilius von Cäsarea, der von demselben Wissensdurst getrieben wurde, bekannt und in Griechenland schloß sich das enge Band dieser heiligen Freundschaft, das mehr noch durch die besondere Gnade Jesu Christi, als durch die Gleichförmigkeit der Ansichten und des Geschmackes sich gebildet hatte. Basilius und Gregor, beide in der Blüte des Alters, lebten in der Furcht Gottes und kosteten jenen unerschütterlichen Frieden, den nur die Unschuld des Herzens gewährt. Während ihre Studiengenossen ihre Mußestunden in thörichten Freuden vergeudeten, heiligten sie durch Gebet und Betrachtung der heiligen Schrift ihre Arbeiten, und zogen so das Licht der göttlichen Gnade auf dieselben herab. Dieser edle Wetteifer trug mächtig zu ihren Fortschritten in den Wissenschaften und Tugenden bei. Die Liebenswürdigkeit ihrer Sitten und die Anmut ihres Charakters verschafften ihnen viele Freunde, während ihre ausgezeichneten Talente ihnen die Achtung aller derer erwarben, die mit ihnen in Berührung kamen. Damals studierte auch Julian zu Athen, welcher später unter dem Beinamen der Apostate oder der Abtrünnige berüchtigt wurde. Als er zum Unglücke der Welt den Kaiserthron bestieg, suchte er vergebens seinen ehemaligen Mitschüler Gregor an seinen Hof zu ziehen. Gregor, welcher uns von diesem Verfolger der christlichen Kirche ein nicht sehr schmeichelhaftes, aber wahres Bild entworfen hatte, ahnte schon damals seinen schmählichen Abfall.

Nach beendigten Studien mußten Gregor und Basilius an die Rückkehr in die Heimat denken. Der Aufenthalt zu Athen, welcher sich besonders für den Erstern verlängert hatte, hatte für seinen Freund nur wenig Reize gehabt. Das ganz heidnische Leben dieser studierenden Jugend paßte nicht sehr zu den strengen Ansichten des künftigen Stifters der Zenobiten. Er entriß sich endlich den dringenden Bitten seiner Mitschüler und Lehrer und entfernte sich; Gregor ließ sich noch einige Zeit hinhalten, verließ aber endlich auch Athen, und eilte in seine Heimat. Daselbst angekommen, war es seine erste Sorge, aus den Händen seines Vaters die heilige Taufe zu empfangen. Einigen Freunden zu Gefallen, die auf seine Talente stolz waren, trat er zu Nazianz als Sachwalter auf, wie Basilius früher zu Cäsarea; aber Alles, was nicht von Gott und göttlichen Din=

Nona läßt den heiligen Gregor als zartes Knäblein mit seinen Händen die heilige Schrift berühren.

gen handelte, ließ sein Herz trocken und leer. Der Gehorsam allein konnte ihn bestimmen, eine Zeit lang die Leitung des väterlichen Hauses zu übernehmen.

In seinen langen schlaflosen Nächten, die er damit zubrachte, Gott unter vielen Thränen und Seufzern zu loben, erschien ihm Jesus mehr als einmal, um ihn zu trösten und zu unterstützen. Indes zog ihn eine innere Stimme unwiderstehlich zur Einsamkeit hin, und er beschloß, seinen Freund Basilius aufzusuchen, welcher zu seinem Aufenthalte einen verlassenen Ort in der Provinz Pontus erwählt hatte, nahe bei dem kleinen Flusse Iris auf einem Grundstücke, das seiner Famile gehörte.

Basilius hat uns von seiner lieblichen Thebais ein köstliches Gemälde in dem Briefe hinterlassen, den er an seinen Freund schrieb, um ihn zu bestimmen, zu ihm zu kommen. Hohe Berge, dichte Forste, frische und klare Quellen hätten für jeden Andern die Gegend zu einem bezaubernden Aufenthalte gemacht. Basilius war gewiß gegen die Reize nicht gleichgültig, die er so schön beschreibt; reine Herzen sind immer auch am gefühlvollsten, und unschuldige Seelen am empfänglichsten für die Freuden der Natur; aber er suchte die Einsamkeit um ihrer selbst, um der Ruhe willen, die sie gewährt. Sein Aufenthalt wurde kaum hie und da durch den Besuch eines Jägers gestört, der sich im Walde verirrt hatte. Hier, an diesem stillen Orte, besuchte Gregor seinen Freund. Er hatte Alles, was er wünschte, und ein Herz nach dem seinigen. Wie führten sie da ein engelgleiches Leben; mit Gebet und Betrachtung verbanden sie das Studium der heiligen Schriften. Ihre Mußestunden wurden zu den niedrigsten und härtesten Arbeiten verwendet. In dieser frommen Zurückgezogenheit verfaßte Basilius mit seinem Freunde jene so berühmten ascetischen Regeln, welche den meisten Klöstern in Griechenland und im Oriente zur Grundlage ihrer Verfassung dienten.

Gregor wurde seiner lieben Einsamkeit in dem Augenblicke entrissen, in dem er die Freuden derselben zu kosten anfing. Sein Vater erhob ihn, um sich eines Teils der Geschäfte zu entledigen, welche das bischöfliche Amt ihm auflegte und wozu ihn sein hohes Alter jetzt unfähig machte, besonders aber des Unterrichtes der Katechumenen und der Verkündigung des göttlichen Wortes halber, trotz seines Widerstrebens zur Priesterwürde. Von der Last, die seinen schwachen Schultern aufgelegt wurde, erschreckt, floh Gregor Anfangs in die Wüste, um da seinen Schmerz in den Schooß der Freundschaft auszuschütten. Als die Zeit den Schmerz einigermaßen gelindert hatte, gab Gregor endlich den dringenden Bitten seines greisen Vaters nach und erschien wieder zu Nazianz in Mitten des gläubigen Volkes, das über seine Abwesenheit trauerte. Hier hielt er jene berühmte Rede, worin er, um seine Besorgnisse und seine Entfernung zu rechtfertigen, in herrlicher Weise die Erhabenheit des Priestertums, die großen Verpflichtungen, die es auflegt, die Tugenden, die es fordert, und seine Gefahren darlegt.

Bald darauf wurde Gregor zum Bischofe von Nazianz erwählt. In den ersten Jahren seiner Regierung hatte er fast zu gleicher Zeit den Tod eines zärtlich geliebten Bruders und einer Schwester zu betrauern. Er hielt ihnen die Leichenrede. Bei der rührenden Aufzählung ihrer Tugenden verbindet der Redner ernste Lehren über das Grab und die glorreichen Hoffnungen eines andern Lebens, welche der Glaube an den Pforten des Todes aufpflanzt.

Im Jahre 372 wollte Basilius, der seit Kurzem auf den erzbischöflichen Stuhl von Cäsarea erhoben worden war, seinem Freunde das Bistum Sasima übertragen, das soeben errichtet worden war, während Gregor nichts sehnlicher wünschte, als Verborgenheit und stille Ruhe. Auch hatte der Posten, welchen man ihm bestimmte, nichts Anziehendes, denn der Bischof von Tyana behauptete, die Gerichtsbarkeit über das neue Bistum zu haben; und der ungestüme Prälat, welcher den römischen Statthalter in sein Interesse zu ziehen gewußt hatte, zeigte sich aufgelegt, mit bewaffneter Macht seine vermeintliche Gerechtsame zu verteidigen. Alle diese Umstände schreckten Gregor zurück, bis er doch endlich den Ermahnungen seines Vaters, welcher sich mit dem heiligen Basilius vereinigte, nachgab und von demselben in Gegenwart der Abgesandten der Kirche von Sasima zum Bischof gesalbt wurde. Seine Klagen und die Vorwürfe, die er lange nachher an Basilius richtete, lassen deutlich erkennen, wie sehr er die furchtbare Verantwortlichkeit des bischöflichen Amtes fürchtete. Er floh von Neuem in die Gebirge um hier das verborgene Leben zu führen, welches beständig seine Wonne ausmachte, aber die Stimme seines Vaters rief den Flüchtling bald wieder zurück. Bei seiner Rückkehr richtete er an seinen Vater und Freund die Rede, worin er sich rechtfertigt, und welche mit den schönen Worten beginnt: „Nichts ist stärker, als das Greisenalter, Nichts zwingender als die Freundschaft. Dies sind die zarten, aber unwiderstehlichen Bande, die mich zu euch zurückgeführt haben. Ich hielt mich für unüberwindlich in meinem Entschlusse, aber die Freundschaft und die weißen Haare meines Vaters haben den Sieg über mich davon getragen. Indessen konnten weder die dringenden Vorstellungen seines Freundes, noch die Hochachtung vor einem verehrten, inniggeliebten Vater, seinen Widerwillen gegen das Bistum Sasima ganz überwinden. Er willigte blos ein, die Kirche von Nazianz als Coadjutor zu regieren, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nach dem Tode seines Vaters von jeder Verpflichtung frei sein sollte. Dieser Tod kam bald heran; im folgenden Jahre, 373, entschlief der fromme Greis im Herrn. Sein Sohn, dem die traurige Pflicht aufbewahrt zu sein schien, durch seine Beredtsamkeit die Leichenfeier aller seiner Geliebten zu ehren, hielt seine Trauerrede in Gegenwart des heiligen Basilius, der ihn zu trösten gekommen war mit seiner Mutter, der heiligen Nonna, welche der Tod bald mit ihrem tugendhaften Gatten vereinigte.

Da ihn nichts mehr in der Welt zurückhielt, so zog sich Gregor, nachdem er noch einige Zeit die Kirche von Nazianz verwaltet hatte, diesmal nach Seleucia,

der Hauptstadt von Isaurien, zurück, wo die heilige Thekla, die hier besonders verehrt wurde, ein Frauenkloster und ein Hospiz errichtet hatte.

Hier lebte er fünf Jahre lang in der tiefsten Zurückgezogenheit und teilte mit den übrigen Katholiken die Leiden, welche die Arianer über die Anhänger des wahren Glaubens in dieser Provinz verhängten. Der Tod des Kaisers Valens im Jahre 378 gab endlich der Kirche den Frieden wieder. Mit Freuden begrüßte Gregor die Thronbesteigung des großen Theodosius, der vom Himmel bestimmt war, das Werk Constantin's zu vollenden, und der bis dahin siegreichen Irrlehre der Arianer den letzten Streich zu versetzen.

Von allen Kirchen des Orients war keine in einem kläglicheren Zustande, als die von Konstantinopel. Sie seufzte seit 40 Jahren unter der Herrschaft der Arianer, und die wenigen Katholiken, die noch hier waren, glichen einer von Wölfen verfolgten Heerde, die nicht einmal einen Hirten hatte, um sie zu sammeln und zu verteidigen. Niemand schien geeigneter, als Gregor, einen zugleich so wichtigen, als gefährlichen Posten einzunehmen. So sehr er auch seine erprobte Tugend, seine Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit zu verbergen suchte, so hatten sie ihm doch einen hohen Ruf erworben. Das Herz Gregors schwankte anfangs einen Augenblick, aber endlich folgte er der Stimme des Himmels, die in seinem Innern sprach, und ging nach Konstantinopel. Er wurde zuerst sehr übel aufgenommen. Man blickte mit Geringschätzung auf den kleinen, vom Alter gebeugten Greis, auf sein grobes Gewand und seine einfachen Manieren. Haß folgte auf die Verachtung; die Arianer, Macedonianer, Apollinaristen, alle vereinigten sich gegen ihn. Mehr aus Bosheit, als aus Unwissenheit oder Ueberzeugung, beschuldigten besonders die Erstern, welche für ihren eingedrungenen Bischof Demophilus leidenschaftlich eingenommen waren, Gregor, die reine Lehre zu verderben, indem er mehrere Götter annehme. Bei seiner Ankunft in Konstantinopel hatte Gregor die Gastfreundschaft einiger Verwandten angenommen, die er in dieser Stadt hatte, und das Anerbieten mehrerer anderer Gläubigen abgelehnt, die sich um die Ehre stritten, ihn zu beherbergen. Da die Arianer Herren aller Kirchen waren, fing er an, die Katholiken in dem Hause, wo er wohnte zu versammeln. Dieses Haus wurde in der Folge eine berühmte Kirche. Man hieß sie Anastasia, oder die Auferstehung, weil der heilige Kirchenlehrer den wahren Glauben wieder aufgeweckt hatte. Gregors Beredtsamkeit, von seiner Tugend unterstützt, wirkte wahre Wunder, es war eine allgemeine Begeisterung; um ihn mehr in der Nähe zu hören, durchbrach man die Schranken, die das Heiligtum umgaben, wo er predigte und rauschendes Beifallsgeschrei folgte seinen Reden. Er schonte jedoch keineswegs den Irrtum unter welcher Gestalt er sich auch zeigen mochte. Damals schrieb und hielt er, um auf die Einwürfe der Irrlehrer zu antworten, seine sogenannten theologischen Reden, wo er auf bewunderungswürdige Weise und ebenso bestimmt, als klar, die erhabene Lehre von der Natur Gottes und von der Dreieinigkeit der drei göttlichen Personen auseinander setzt. Man glaubt, es sind dies die Reden, die ihm den rühmlichen Namen des Theologen erworben haben. Der Irrtum schwieg beschämt, und da er nichts mehr zu erwidern hatte, so nahm er seine Zuflucht zu einem anderen gewöhnlichen Beweismittel. Die Arianer, auf's

Der heilige Gregor und der heilige Basilius in Athen.

Aeußerste getrieben, griffen zu gewaltthätigen Maßregeln und nur durch einen sichtbaren Schutz des Himmels entgieng Gregor ihrer Wut. Um dieselbe Zeit kam der sittengestrenge und gelehrte Hieronymus aus seiner Wüste in Syrien nach Konstantinopel, um den berühmten Patriarchen zu hören und sein Schüler zu werden. Der neue Kaiser Theodosius kam am 24. Novbr. 380 in seiner Hauptstadt an. Der katholischen Lehre aufrichtig zugethan und fest entschlossen, ihr den Sieg zu verschaffen, ließ er dem arianischen Bischofe Demophilus bedeuten, daß er das nizänische Glaubensbekenntnis anzunehmen habe, wenn er sein Amt behalten wolle. Auf seine Weigerung mußte der Irrlehrer die Stadt verlassen. Auch Gregor dachte daran, sich zurückzuziehen, aber der Kaiser gestattete es nicht. Er hatte seine Verdienste und seine Tugend schätzen gelernt, und um ihm ein Merkmal seiner Hochachtung zu geben, erhob er ihn auf den Stuhl des Patriarchen. Es war ein Tag des Triumphes, als der Kaiser, von seinen Garden umgeben und mit allem Gepränge der höchsten Macht, den demütigen Oberhirten in die herrliche Basilika der heiligen Sophia geleitete. Da war es um die Irrlehre der Arianer geschehen, ihre Herrschaft hatte ein Ende. Selbst der Himmel schien an diesem Siege Teil zu nehmen. Eine dichte Wolke, welche die Stadt beschattet hatte, zerteilte sich plötzlich im Augenblicke, da der Kaiser und der heilige Bischof in's Heiligtum eintraten, und der Gesang der Hymnen in den Hallen des hohen Domes ertönte.

Gregor mißbrauchte jedoch diesen Sieg und die kaiserliche Gunst keineswegs. Er war gütig gegen die Arianer und suchte den Haß durch Milde und Liebe zu entwaffnen, was ihm auch gelang. Gerade am Tage seiner feierlichen Einsetzung kam ein unglücklicher junger Mensch, der ihn hatte ermorden wollen, durch Gewissensbisse getrieben, auf ihn zu, fiel ihm zu Füßen und flehte um Verzeihung. „Gehe“, sprach der Heilige zu ihm, „Gott möge dich erhalten, wie er mich erhalten hat.“

Abschied des heiligen Gregor vom heiligen Blasius.

Indessen setzte das durch die Bemühung des Theodosius zu Konstantinopel versammelte Concil Gregor trotz seines Widerstandes und seiner Thränen feierlich zum Bischof in dieser Stadt ein, deren Missionär er bisher eigentlich nur gewesen war. Aber die Ruhe war für ihn nicht bestimmt, seine ausgezeichneten Verdienste und Tugenden hatten ihm Neider erweckt und einige Prälaten, auf ihn eifersüchtig, suchten die Rechtmäßigkeit seiner Wahl anzufechten. Mit Freuden ergriff Gregor diese Gelegenheit, sich einer Bürde zu entledigen, die er nur wider seinen Willen angenommen hatte. Er erschien mitten in der Versammlung und redete die Prälaten mit den Worten an: „Wenn meine Wahl Unruhe verursacht, so bin ich Jonas, werfet mich ins Meer, um den Sturm zu stillen, wenn ich ihn gleich nicht erregt habe.“ Was kaum zu begreifen wäre, wenn man nicht die geheimen Beweggründe einer so plötzlichen Aenderung wüßte, — diese Entsagung wurde ohne Widerrede von denselben Prälaten angenommen, deren Stimme ihn einige Tage vorher auf den Stuhl des Patriarchen erhoben hatten.

Genötigt, seine Kirche zu verlassen, richtete er an die in der Basilika der heiligen Sophia versammelten Väter jene wunderschöne Rede, welche den Titel führt: „Das Lebewohl“, worin er sein ganzes Herz und seine Seele niedergelegt hat. Er begrüßte hier zum letztenmale alle Orte, die seinem Gedächtnisse gegenwärtig waren, alles, was er liebte, und

nun verlassen mußte. Dann entfernte er sich. — Auf seinem Wege nach Cappadocien hielt sich Gregor zu Cäsarea auf, um hier dem Andenken des einige Jahre vorher gestorbenen Basilius seine Huldigung darzubringen. Zu Nazianz angelangt, blieb er nur kurze Zeit daselbst; er fand die Stadt von der Irrlehre der Apollinaristen angesteckt, und nachdem es ihm endlich gelungen war, dieser Kirche einen tugendhaften Priester Namens Eulalius, zum Hirten zu geben, zog er sich nach seiner stillen Einsamkeit zu Nazianz zurück, wo er geboren war und die er nicht mehr verlassen sollte. Der Himmel schenkte endlich seinen letzten Tagen eine teuer erkaufte Ruhe, die er am Abende seines Lebens an dem Orte wiederfinden sollte, wo seine Kindheit die ersten Freuden derselben gekostet hatte. Hier machte ein kleiner Garten, eine Quelle und Bäume, die ihm erquickenden Schatten gaben, sein höchstes Vergnügen aus. Seine Muße teilte er zwischen frommen Uebungen und dem Briefwechsel, den er besonders mit abwesenden Freunden unterhielt; dabei erheiterte ihn die Dichtkunst, und das Andenken an ein so bewegtes Leben.

Die meisten seiner Dichtungen sind religiöse Betrachtungen; er legt darin die Geschichte seines Lebens und seiner Leiden nieder, schildert seine Versuchungen und beweint seine Schwächen; er betet, lehrt, erklärt die heilige Geheimnisse und stellt erhabene Sittenregeln auf. Der wichtigste Teil seiner Werke sind seine Reden, 55 an der Zahl, wo die bedeutendsten Punkte der Glaubens- und Sittenlehre abgehandelt sind. Daran reihen sich 37 Briefe, fast alle interessant, insofern Belehrung oder die zarten Ergüsse der Frömmigkeit sich darin mit einer edlen Einfalt vereinigen. Es ist hier nicht der Ort, die wissenschaftlichen Verdienste des heil. Gregor zu würdigen, es sei uns blos erlaubt, einige Zeilen eines Mannes anzuführen, der ihn richtig begriffen und beurteilt zu haben scheint. Dieser schreibt: Das Dichtertalent des heiligen Gregor zeigt sich in seiner Beredtsamkeit. Seine Leichenreden sind Hymnen, seine Angriffe gegen Julian erinnern an die Sprache der Propheten.

Gregor starb im Jahre 391, 92 Jahre alt. Im Jahre 950 ließ der Kaiser Constantin Porphyrogenitus seine Reliquien von Nazianz nach Constantinopel bringen, wo sie unter dem Altare der heiligen Apostel beigesetzt wurden. Zur Zeit der Kreuzzüge brachte man sie nach Rom und sie ruhen noch daselbst unter einem Altare des Vatikan.

10. Mai.

Der heilige Gordianus und der heilige Epimachus,

Martyrer.

Jahr 250 und 362.

Die Namen dieser heiligen Martyrer stehen in allen Kalendern der lateinischen Kirche seit dem 6. Jahrhunderte. Epimachus litt zu Alexandrien im Jahr 250 mit einem andern Christen, Namens Alexander. Beide wurden in ein schauderhaftes Gefängnis geworfen, hernach gestäupt und an den Seiten mit eisernen Krallen zerfleischt. Endlich wurden sie in glühendem Kalke verbrannt.

So erzählt Dyonysius von Alexandrien, den Eusebius in dem 41. Kapitel des 6. Buches seiner Kirchengeschichte anführt.

Der heilige Gordian wurde des Glaubens wegen im Jahre 362 unter Julian dem Abtrünnigen zu Rom enthauptet. Seinen Namen findet man in den alten Martyrologien. Sein Leib wurde in einem unterirdischen Gewölbe begraben, wo man auch den des heiligen Epimachus, als er von Alexandrien nach Rom gebracht wurde, beigesetzt hat. Die Reliquien dieser zwei Heiligen kamen in der Folge in die Benediktinerabtei Kempten, im Bistume Augsburg.

Der heilige Antonin,

Erzbischof von Florenz

Jahr 1459.

Zu Florenz wurde im Jahre 1389 der heilige Antonin geboren. Er war der einzige Sohn von Nikolaus Pierozzi, und dessen Gemahlin, Thomassina, beide aus einer geschätzten Familie Schon in früher Jugend zeigte er sich sehr sittsam, offen und gelehrig. Er fand an Nichts Geschmack, als an den Uebungen der Gottseligkeit; alle Belustigungen des kindlichen Alters waren ihm unerträglich. Beten, sich mit frommen Personen unterhalten, gute Bücher lesen und vorzüglich die Lebensbeschreibungen der Heiligen, waren sein einziges Vergnügen. Man fand ihn sicher in der Kirche, wenn ihn seine Pflicht nicht sonst wohin rief. Im Gebete, es mochte in der Kirche, oder in seiner Kammer sein, lag er allezeit auf den Knieen, oder auf dem Angesichte, wobei er eine solche Beharrlichkeit zeigte, daß jedermann staunte.

Da er eben so viel Beurteilungskraft und Geistesschärfe, als Gedächtnis besaß, machte er schnelle Fortschritte in den Wissenschaften. Auch konnte er in einem Alter, in dem die Andern kaum die ersten Anfangsgründe inne haben, beinahe schon als Lehrer auftreten. Seiner Lernbegierde glich der Eifer, mit welchem er zu seiner Vervollkommnung in der Kenntnis der Heilswege arbeitete. Was er vor allem von Gott begehrte, war die Gnade, ihm einst nicht zu mißfallen und in allem seinen heiligen Willen zu thun.

Er hatte Gelegenheit, einen frommen und gelehrten Dominikaner, den Pater Dominici, der nachher Cardinal-Erzbischof von Ragusa und Legat des heil. Stuhles in Ungarn wurde und zu Fiesoli, zwei Meilen von Florenz, ein Kloster seines Ordens bauen ließ, predigen zu hören, und empfand eine besondere Freude an den salbungsvollen Reden. Er hatte auch mehrere Unterredungen mit ihm, und bat ihn um das Glück, in seinen Orden aufgenommen zu werden. Der Pater aber, welcher sah, daß Antonin noch zu jung sei, und zudem befürchtete, seine schwächliche Leibesbeschaffenheit möchte ihm nicht gestatten, eine Regel zu befolgen, die Enthaltung von Fleischspeisen, häufige Fasten, lange Nachtwachen, und viele andere Abtötungen vorschrieb, gab ihm den Rat, noch einige Jahre zu warten, und sich auf die Erlernung des kanonischen Rechtes zu verlegen. Diesem fügte er noch bei, man werde ihn dann aufnehmen, wenn er das Decretum Gratiani werde auswendig gelernt haben.

Antonin ließ sich durch eine so unangenehme und schwierige Aufgabe nicht zurückschrecken, die jeder andere für eine wirkliche Abweisung angesehen haben würde. Er machte es sich zur Pflicht, dieselbe zu erfüllen. Mit dem Studium verband er die Uebung des Gebets und der Abtötung, um sich in der Lebensweise, die er antreten wollte, zum Voraus zu üben. Nach Verlauf eines Jahres stellte er sich wieder dem Vorsteher von Fiesoli dar. Dieser war sehr erstaunt über die Einsicht, womit er auf die verschiedenen Fragen antwortete, die ihm über das Decretum Gratiani gestellt wurden. Er wies ihn daher nicht mehr auf längere Zeit zurück, sondern gab ihm, obgleich er erst 16 Jahre alt war, das Ordenskleid.

Der junge Noviz zeigte eine besondere Genauigkeit in der Erfüllung aller Punkte der Ordensregel. Seine Brüder sahen ihn als ein Muster der Demut, des Gehorsams, der Abtötung und der Geistessammlung an. Als er zur Priesterwürde erhoben war, verdoppelte er seinen Eifer in allen Uebungen der Gottseligkeit. Nie sah man ihn den Altar betreten, ohne daß seine Augen mit Thränen gefüllt gewesen wären. Krank oder gesund, schlief er immer auf Brettern. Das Fleisch hatte er so dem Geiste unterworfen, daß er vollkommen über alle seine Sinne Herr war. Noch nicht gar weit in den Jahren vorangerückt, vertraute man ihm schon die Leitung des großen Klosters Minerva zu Rom an. In der Folge bekleidete er nach einander zu Neapel, zu Gaeta, Cortona, Siena, Fiesoli und Florenz das Amt eines Priors. Ueberall brachte er es dahin, daß die Regeln des Klosters genau beobachtet wurden, indem er die Kraft des Beispiels immer mit der Kraft des Wortes verband. So vielfältig auch seine Beschäftigungen waren, fand er doch noch Zeit, das Wort Gottes zu verkünden. Er predigte oft und mit bewunderungswürdigem Segen. Man begehrte seinen Rat von allen Seiten, selbst von Rom aus, besonders in sehr verwickelten Fällen des kanonischen Rechts. Er war nach dem Urteile des gelehrten Kardinals von Lucca, einer der ausgezeichnetsten Beisitzer oder Räte der Rota. Allein es ist unbekannt, zu welcher Zeit er dieses Amt bekleidete. Wegen seiner seltenen Tugend wurde er zum Vikarius oder allgemeinen Vorsteher einer zahlreichen Genossenschaft seines Ordens gewählt, die eine sehr strenge Regulierung angenommen hatte.

Bei allen Uebungen war er der erste, ohne sich je, was doch sein schwächlicher Gesundheitszustand gefordert hätte, eine Milderung zu erlauben.

Auf Befehl des Papstes Gregor II. kam er auf das Concilium von Florenz, wo er in der Eigenschaft eines Theologen allen Sitzungen und allen Unterredungen zwischen den Lateinern und Griechen beiwohnte. Während seines Aufenthaltes zu Florenz wählte man ihn zum Prior des Klosters zum heil. Marcus daselbst, für welches der berühmte Cosmas von Medicis, mit dem Namen seines Vaterlandes, damals eine prachtvolle Kirche erbauen ließ, die von dem Papste Eugen IV. eingeweiht wurde. Sobald er in demselben die klösterliche Zucht und Ordnung wieder eingeführt hatte, unternahm er eine Reise, um die Klöster seines Ordens im Toskanischen und im Königreich Neapel zu besuchen.

Während Antonin mit diesem Werke beschäftigt war, wurde der erzbischöfliche Stuhl von Florenz durch Bartholomäus Zarabella's Tod erledigt.

Die Besetzung des erledigten Bischofssitzes ward einige Zeit durch die Ränke mehrerer, die sich um diese Würde bewarben, verhindert. Allein Eugen IV. hatte nicht sobald Antonin ernannt, als einen Mann, der alle für einen guten Bischof erforderlichen Eigenschaften besitze, als die Florentiner, obgleich sie einen Eingeborenen ihrer Stadt wünschten, einstimmig der Wahl beistimmten. Der Heilige, welcher seit zwei Jahren abwesend war, vernahm mit großer Betrübnis diese Nachricht. Er faßte sogar den Entschluß, die Flucht zu ergreifen, und sich auf der Insel Sardinien zu verbergen; allein man hinderte ihn an der Ausführung dieses Vorhabens. Von Siena, wohin er sich hatte begeben müssen, schrieb er einen rührenden Brief an den Papst, worin er ihn beschwor, er wolle ihn doch nicht mit einer Bürde belasten, welche seine Schultern nicht zu tragen vermöchten, und gab noch als Grund an, daß er dem Ende seiner Laufbahn sich nähere und zudem durch Arbeit und Krankheiten erschöpft sei. Dabei redete er noch sehr vieles von seiner persönlichen Unwürde und Unfähigkeit. „Wolltest du", sagte er unter anderem, „einen Menschen als Feind behandeln dem du so viele Beweise der Güte gegeben hast?" Der Papst blieb aber unbeugsam, und befahl ihm, sich ohne Verzug in das Kloster von Fiesoli zu begeben, schrieb auch zu gleicher Zeit an die Florentiner, daß er ihnen einen Erzbischof an die Thore der Stadt geschickt habe.

Die ersten Standespersonen, an ihrer Spitze Cosmas Medicis, giengen nach Fiesoli, um Antonin ihre Glückwünsche abzustatten. Allein er wollte dieselben durchaus nicht genehm halten, und selbst durch die dringendsten Bitten konnten sie ihn nicht dazu bewegen, das Hirtenamt zu übernehmen. Als der Papst hievon unterrichtet ward, ließ er den Befehl an ihn ergehen, er müsse gehorchen und drohte ihm sogar mit dem Banne, wofern er auf seiner Widersetzlichkeit gegen den göttlichen Willen beharre. Antonin ergab sich also, nachdem er viele Thränen geweint hatte. Er ward geweiht und nahm Besitz von seinem Erzbistum im März 1446.

Die strenge Ordnung in seinem Hause und in seiner ganzen Lebensweise erinnerte an die Zeiten der Apostel. Sein Mahl, seine Kleider und Hausgeräte bewiesen es, wie hoch er die Armut schätzte. Sein Wahlspruch war, ein Nachfolger der Apostel dürfe keine andere Reichtümer besitzen als den Reichtum der Tugenden. Seine Ordensregel beobachtete er noch, soviel es ihm immer sein jetziger Stand gestattete. Sein ganzes Haus bestand nur in sechs Personen, denen er beträchtlichen Lohn gab, um in ihnen die Versuchungen des Geizes, und folglich den Keim aller Ungerechtigkeiten zu ersticken. Anfangs ernannte er zwei Generalvikare; nachher aber beschränkte er sich auf einen, damit mehr Gleichförmigkeit in der Verwaltung des Bistums herrschen möge. Und da er überzeugt war, daß ein Bischof verpflichtet sei, auch in eigener Person zu arbeiten, besorgte er beinahe alle Geschäfte, jedoch erst nachdem er zuvor seinen Rat befragt hatte. Die Sorge für sein Zeitliches übertrug er einem rechtschaffenen und erfahrenen Manne, um nur mit dem Geistlichen beschäftigt zu sein. Jeden, der ihn sprechen wollte, ließ er vor sich und war in allen Gelegenheiten der Beschützer und Vater der Armen. Seine Einkünfte gehörten mehr den Dürftigen, als ihm; und wenn alles erschöpft war, gab er von seinen Kleidern und Hausgeräten. Nie sah man bei ihm Kostbarkeiten. Er hielt weder Hunde noch Pferde. Ein Maultier war hinreichend für die Bedürfnisse seines Hauses; und dieses wurde zuweilen noch verkauft, um den Armen helfen zu können. Reiche Personen begehrten es dann zum Kaufe, und gaben es dem Heiligen als Geschenk wieder zurück.

Der heilige Antonin liest die Messe.

Sein liebevolles Herz gegen den Nächsten trieb auch den heiligen Erzbischof an, das Stift zum heiligen Martin zu gründen, dessen Bestimmung war, den Dürftigen, die ihre Not nicht an den Tag zu geben wagten, Unterstützung zu gewähren. Jetzt ernährt dieses Stift über sechshundert Familien. Mit diesen Tugenden verband Antonin eine bewunderungswürdige Geduld. Er ertrug nicht nur gelassen die Zudringlichkeit der Armen, sondern selbst die Mißhandlungen seiner Feinde. Diese Geduld brachte oft auch die glücklichsten Wirkungen hervor. Unter andern nur dieses Beispiel. Man beschuldigte einen gewissen Ciardi verschiedener Verbrechen. Der Erzbischof ließ ihn vor sich rufen, damit er auf die gegen ihn gemachten Anschuldigungen antworte. Der Unglückliche faßte den schrecklichen Entschluß, seinen Hirten zu ermorden, und stieß sogar mit einem Dolche nach ihm; der Heilige wurde aber durch besonderen Schutz Gottes nicht verletzt. Weit entfernt, an seinem Mörder Rache zu nehmen, verzieh er ihm großmütig und betete für seine Bekehrung; der Schuldige erkannte die Größe seines Verbrechens, that Buße und trat in den Orden des heiligen Franziskus.

Antonin zeigte aber auch, wenn es sich um die Ehre Gottes handelte, unerschütterliche Standhaftigkeit. Er unterdrückte die Glücksspiele, und steuerte verschiedenen Mißbräuchen, die sich in alle Stände eingeschlichen hatten. Alle Sonn- und Festtage hielt er Predigt. Jedes Jahr bereiste er, und zwar immer zu Fuß, seinen Sprengel. Ueberall nannte man ihn einen weisen und tadellosen Mann, und kam von allen Seiten, sich bei ihm Rats zu erholen. Die ausgezeichnetsten Personen wandten sich an ihn und verehrten seine Meinungen, wie Orakelsprüche. Daher kam es auch, daß man ihn Antonin den Ratgeber nannte.

Seiner vielen Geschäften ungeachtet, war er doch allezeit in Gott versammelt. Nebst den kirchlichen Tageszeiten betete er noch die Tagzeiten von der Mutter Gottes und die sieben Bußpsalmen. Die Tagzeiten für die Verstorbenen betete er jede Woche zweimal, und den ganzen Psalter an den Fasten. Unter den ernsthaftesten Beschäftigungen verlor er nie die Heiterkeit seiner Seele. Franz Castillo, sein Geheimschreiber, sagte ihm eines Tages, die Bischöfe würden sehr zu bedauern sein, wenn sie, wie er, beständig mit Geschäften überhäuft sein müßten, worauf er ihm eine Antwort gab, die man, wie der Verfasser der Lebensbeschreibung sagt, mit goldenen Buchstaben aufschreiben sollte: „Kein Geschäft wird uns den innern Frieden rauben, wenn wir uns in unserm Herzen ein einsames Plätzchen halten, wo wir bei uns selbst sein können, und wo das Gewirre der Welt keinen Eingang hat."

„Da der Papst Eugen IV. erkrankte, ließ er den Heiligen nach Rom kommen, um ihm zu beichten und aus seiner Hand die Sakramente der Oelung und des Abendmahls zu empfangen. Er starb auch in den Armen des Heiligen am 23. Februar 1447. Sein Nachfolger war Nikolaus V.

Antonin begehrte von diesem den Segen, und

verließ dann die Stadt, wo seine Gegenwart nicht mehr notwendig war.

Im folgenden Jahr ward sein Sprengel von der Pest heimgesucht, und bei dieser Gelegenheit gab er seiner ganzen Geistlichkeit, die ihn treu zu unterstützen suchte, das schönste Beispiel des Eifers. Vor Allem leistete ihm der Dominikanerorden großen Beistand. Es starb aber auch eine so große Anzahl von frommen Kirchendienern, daß man aus der Lombardei Andere kommen lassen mußte, um die Klöster von St. Marcus in Florenz und Fiesoli, die beinahe ganz öde waren, wieder zu bevölkern. Auf die Pest folgte, wie ganz gewöhnlich, die Hungersnot. Der heil. Bischof bot alle Mittel auf, um den Bedürfnissen der Unglücklichen abzuhelfen. Durch seine Reden und Beispiele ließen sich auch mehrere reiche Personen zur Mildthätigkeit bewegen. Auch von Rom aus floß ihm reichliche Unterstützung zu. Der Papst gewährte Alles, was von ihm begehrt wurde; denn er hatte eine besondere Verehrung gegen den heiligen Antonin, wie er es bei mehreren Gelegenheiten bewiesen hatte, und einen so hohen Begriff von dessen Einsichten, daß er verordnete, man solle sich nicht mehr von Antonins Aussprüchen nach Rom berufen.

Schon hatten die öffentlichen Pflegen aufgehört, und Antonin setzte nichts desto weniger seine Freigebigkeit gegen die Armen fort. Zwei blinde Bettler hatten während dieser Zeit, der Eine Hundert, der Andere drei Hundert Dukaten zusammengespart. Als der Heilige dieses hörte, nahm er ihnen das Geld weg, um jenen beizustehen, die wirklich bedürftig waren, übernahm es aber dagegen auch, sie bis an ihren Tod zu nähren und zu unterhalten.

Seine Demut entzog die meisten guten Werke, welche er übte, den Augen der Menschen. Eben diese Demut ließ ihn nie seine Tugenden kennen, und in Allem, was die Andern an ihm bewunderten, nichts als Unvollkommenheiten erblicken. Die Lobeserhebungen, die man seinem seltenen Verdienste spendete, hörte er nur mit Beschämung.

Er bildete mehrere Nachahmer seiner erhabenen Tugenden; unter Andern war ein Handwerker, welcher in seiner Verborgenheit ein sehr bußfertiges Leben führte, und nur nach den himmlischen Gütern seufzte. Die Sonn- und Festtage brachte er in der Kirche zu. Alles, was er durch seine Arbeit gewann, verteilte er unter die Dürftigen und behielt nur das Unentbehrlichste zu seiner Notdurft zurück. Er übernahm es auch, einen aussätzigen Armen zu unterhalten, diente ihm mit herzlicher Freudigkeit, und verpflegte ihn mit eigener Hand. Das Murren und Klagen dieses Elenden ertrug er mit Freude. Die Sache kam jedoch so weit, daß der Aussätzige seine Klagen gegen seinen Wohlthäter vor den Erzbischof brachte. Dieser untersuchte und entdeckte in dem Handwerker eine besondere Heiligkeit, bestrafte aber zugleich die Ungebühr des Aussätzigen.

Während des Jahres 1453 und der zwei folgenden ward die Stadt Florenz durch öftere Erdbeben erschüttert, und es stürzte sogar ein Stadtviertel völlig zusammen. Der Heilige verschaffte den Bedürftigsten Lebensmittel und Wohnungen und ließ ihre Häuser wieder aufbauen. Diese allgemeinen Drangsale gaben ihm Stoff zu mehreren nachdrücklichen Predigten; er ermahnte das Volk und die Großen, den Arm Gottes durch Buße zu entwaffnen, und auf eine dem Evangelium entsprechende Weise zu leben.

Ein Handwerker als Nachahmer des heil. Antonin pflegt den Aussätzigen.

Cosmas und Medicis vertraute sehr auf des Heiligen Fürbitte bei Gott, und pflegte zu sagen, daß die Republik von Florenz hauptsächlich seinen Gebeten ihre Erhaltung zu verdanken habe.

Es sollte einst eine Gesandtschaft nach Deutschland an den Kaiser Friedrich III. geschickt werden, und hiefür hatte man auch Antonin ausersehen, allein Nichts war im Stande, ihn zur Uebernahme dieses Geschäftes zu bewegen, das doch Niemand besser als er zu einem glücklichen Ende hätte führen können. Er fürchtete zu sehr alle Ehrenerweisungen und liebte seine Heerde zu zärtlich, als daß er sich ohne das größte Herzeleid von derselben auf längere Zeit hätte entfernen können.

Gott nahm ihn den 2. Mai 1459 in dem 70. Jahre seines Alters, und dem dreizehnten seiner bischöflichen Amtsführung, von der Welt. In seinen letzten Augenblicken wiederholte er die Worte, welche er so oft, als er noch gesund war, zu sagen pflegte: „Gott dienen, ist herrschen.“ Er wurde, wie er es begehrt hatte, in der Dominikanerkirche zum heil. Markus beigesetzt. Der Papst Pius II. der sich damals in Florenz befand, wohnte seinem Leichenbegängnisse bei. Bei seinen Reliquien geschahen mehrere Wunder. Hadrian IV. setzte ihn 1523 unter die Zahl der Heiligen. Sein Leib, der 1559 noch ganz unversehrt war, wurde feierlich in eine Kapelle der Kirche zum heiligen Markus übertragen, die man zu dessen Empfange bereitet hatte, und welche zwei Brüder von Silviati prachtvoll ausschmückten.

Der ehrwürdige Achard, Bischof von Avranches, führte in seiner Abhandlung über die Mittel, zu der Gottseligkeit zu gelangen, Alles auf die Selbstverläugnung zurück, worin er sieben Stufen unterscheidet, welche er die sieben Einöden der Seele nennt. Diese Stufen oder Einöden sind: die der Buße; der Enthaltsamkeit, wenigstens des Herzens; der Abtötung; der Einfalt des Glaubens; des Gehorsams; der reinen Liebe Gottes; des Eifers für das Heil des Nächsten. Man entsage der Sünde durch die Buße, der Welt durch die Ein-

samkeit, dem Fleische durch die Abtötung der Sinne, dem Stolze der Vernunft, die dem Irrtume so sehr ausgesetzt ist, durch die Einfalt und Demut des Herzens. Dies ist das Mittel, einen heiligen Gebrauch von seiner Vernunft zu machen, um sich gegen die Klippen zu verwahren, an welche sie so oft von den Leidenschaften hingeschleudert wird. Man entsagt seinem Eigenwillen durch einen vollkommenen Gehorsam; und Allem, was man ist, durch die reine Liebe Gottes, die keine Grenzen kennen darf.

Der Eifer für das Heil des Nächsten, begleitet von einem zarten Mitleiden gegen die geistigen Armseligkeiten des Nächsten, wirkt auf die Heiligen so mächtig, daß sie dadurch in den Stand gesetzt werden, die der Natur beschwerlichsten Opfer zu bringen. Diese Regeln sagen uns, wie die Diener des Herrn lieben sollen, um sich von dem Geiste ihres Standes recht zu durchdringen, um die demselben angemessene Vollkommenheiten zu erlangen.

Der heilige Felix und seine Ehegattin, die heilige Blanda.

Martyrer.

Drittes Jahrhundert.

Diese beiden Eheleute wurden zu Rom des christlichen Glaubens wegen mit vielen andern Ungenannten enthauptet, ihre Häupter wurden zum warnenden Beispiele der Christen über verschiedenen Thoren der Stadt aufgesteckt.

11. Mai.

Der heilige Mamertus.

Bischof von Vienne in der Dauphiné.

Jahr 477.

Der heil. Mamertus, der Nachfolger des Simplizius auf dem bischöfl. Stuhl in Vienne, verband mit einem hohen Grad von Heiligkeit tiefe Gelehrsamkeit und die Gabe der Wunder. Er war im 5. Jahrhunderte eine der glänzendsten Leuchten der gallicanischen Kirche, und wir verdanken seiner Frömmigkeit die Einführung der öffentlichen Gebete, welche unter dem Namen Rogationen bekannt sind. Die Veranlassung dazu war folgende: Um die Sünden der Völker zu strafen, ließ es Gott geschehen, daß sie durch Krieg und andere Geiseln heimgesucht wurden; häufige Feuersbrünste und Erdbeben vermehrten den Schrecken, und die wilden Tiere kamen am hellen Tage bis auf die öffentlichen Plätze der Stadt. Die Gottlosen schrieben diese Ereignisse dem Zufalle zu, aber die Frommen sahen dieselben als die Wirkung des göttlichen Zornes an, welcher sie mit gänzlichem Untergang bedrohte.

Mitten unter diesen Drangsalen gab der Himmel dem Glauben des Mamertus einen Beweis seiner Güte. Ein schrecklicher Brand, welcher nicht gestillt werden konnte, bedrohte die Stadt Vienne mit gänzlicher Einäscherung. Der heilige Bischof fing zu beten an, und das Feuer erlosch augenblicklich.

Dies Wunder benützte er, um die Sünder zu ermahnen, ihr unordentliches Leben aufzugeben, dasselbe durch Buße zu sühnen und den Arm Gottes durch gute Werke zu entwaffnen. In der Osternacht brach wieder eine Feuersbrunst aus, welche die Stadt in neuen Schrecken versetzte.

Der hl. Oberhirte nahm wieder seine Zuflucht zu den gewöhnlichen Waffen; er warf sich vor dem Altare nieder und die Flammen erloschen auf wunderbare Weise. In derselben Nacht faßte er den Entschluß, öffentliche Gebete einzuführen, welche alljährlich drei Tage lang dauern sollten, um den Zorn des Himmels zu versöhnen. Dieselben bestanden in Gesang von Psalmen, in aufrichtiger Beichte der Sünden, verbunden mit Fasten und Gebeten. Dieser heilige Brauch blieb nicht auf die Diözese Vienne eingeschränkt, auch der Sprengel von Clermont, dessen Bischof der heilige Sidonius Apollinaris war, nahm ihn vor dem Jahre 475 an, und derselbe wurde bald in der ganzen abendländischen Kirche üblich.

Der Heilige hatte einen jüngern Bruder, den er zum Priester weihte, und welcher ihm die Last des bischöflichen Stuhles tragen half. Er hieß Mamertus Claudianus und der heilige Sidonius Apollinaris betrachtete ihn als einen der herrlichsten Männer seiner Zeit. Er war ein Gelehrter von umfassenden Kenntnissen, aber seine Tugend und Bescheidenheit empfahlen ihn noch mehr als seine Wissenschaft. Er starb gegen das Jahre 474, nachdem er seinem Bruder wichtige Dienste geleistet hatte. Von dem übrigen Leben des heiligen Bischof von Vienne wissen wir nichts weiter, als daß er im Jahre 477 starb.

12. Mai.

Der heilige Epiphanius,

Erzbischof von Salamine in Cypern, Kirchenlehrer.

Jahr 403.

Der heilige Epiphanius wurde gegen das Jahr 310 in dem Gebiete von Eleutheropolis in Palästina geboren und erhielt von seinen Eltern eine christliche Erziehung. Von früher Jugend an widmete er sich den Studien der heiligen Schrift, und um besser in den Sinn derselben eindringen zu können, lernte er die hebräische, egyptische, syrische, griechische und lateinische Sprache.

Seine Liebe zur Frömmigkeit bewog ihn, die Einsiedler häufig zu besuchen, um sich aus ihren Unterhaltungen heilsame Lehren anzueignen. Das Beispiel ihrer Tugenden machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er, obwohl noch sehr jung, das Leben eines Mönches zu wählen beschloß. So viel ist wenigstens gewiß, daß er bald darauf nach Egypten gieng, um in den Einöden dieses Landes zu leben.

Gegen das Jahr 361 kehrte er nach Palästina zurück, und baute in der Nähe seines Geburtsortes ein Kloster. Hier gab er sich so großen Abtötungen hin, daß man ihm hierüber Vorstellungen zu machen für nötig hielt. Gott, gab er zur Antwort, wird uns das Himmelreich nicht geben, wenn wir uns nicht bemühen, es zu verdienen, und alles, was wir thun können, ist Nichts im Vergleich mit der Krone der Herrlichkeit, die uns verheißen ist. Mit der körperlichen Kasteiung verband er unermüdlichen Fleiß im Gebete und im Studium, indem er alle guten Bücher las, die herauskamen, und seine Reisen benützte, um seine Kenntnisse zu erweitern.

Der heilige Epiphanius lebt als Einsiedler.

Auf Gottes Zulassung sollte endlich der große heilige Hilarian, welcher seit 22 Jahren in der Wüste ein verborgenes Leben führte, der Welt offenbar werden. Der Glanz seiner Tugenden und Wunder führte ihm viele Schüler zu. Auch der hl. Epiphanius, obgleich in den Wegen der Vollkommenheit sehr bewandert, nahm ihn zum Lehrer und lebte vom Jahr 333 bis 356 unter seiner Leitung. Weder die Länge der Zeit noch die Entfernung der Orte konnte die innige Freundschaft dieser beiden Heiligen vermindern, und es scheint, als ob der heil. Hilarian die Kirche von Salamine später bestimmte, den hl. Epiphanius als Oberhirten zu verlangen.

Während der grausamen Verfolgung, welche die Katholiken unter der Regierung des Constantius von den Arianern leiden mußten, verließ Epiphanius oft seine Zelle, um den Gläubigen zu Hilfe zu eilen. Er brach sogar allen Verkehr mit dem Bischof Eutychius von Eleuthoropolis ab, welcher mehr aus politischen Rücksichten als aus Ueberzeugung sich der vom Hofe begünstigten Partei angeschlossen hatte, ebenso bemühte er sich, auf die Irrtümer hinzuweisen, die er in den Schriften des Origenes entdeckte.

Der heilige Epiphanius war in seinem Kloster das Orakel von Palästina und der benachbarten Länder, und man kam von allen Seiten, um sich bei ihm Rat zu holen. Sein Ruf drang bis in die entferntesten Gegegenden, und er wurde gegen das Jahr 367 zum Bischof von Salamine in Cypern erwählt. Diese Würde brachte in seiner Lebensweise keine Aenderung hervor; er trug wie gewöhnlich sein Mönchsgewand und fuhr sogar fort, seine Mönche zu leiten, die er von Zeit zu Zeit besuchte.

Seine Liebe zu den Armen kannte keine Grenzen er suchte ihnen bei jeder Gelegenheit zu helfen. Mehrere fromme Personen legten ihre Almosen zur Verteilung in seine Hände nieder, unter ihnen die hl. Olympias, welche ihm an Geld und Grundstücken bedeutende Geschenke machte.

Die Verehrung, welche ihm seine Heiligkeit erwarb, war allgemein, selbst die Irrgläubigen konnten nicht umhin, ihn hoch zu achten, auch wurde er nicht in die Verfolgung verwickelt, welche die von dem Kaiser Valens unterstützten Arianer im Jahr 371 gegen die Katholiken erregten. Er war fast der einzige rechtgläubige Bischof, welchen die Irrlehrer in diesem Teile des Reiches verschonten.

Fünf Jahre darauf unternahm er eine Reise nach Antiochien, um an der Bekehrung des Bischofs Vitalis zu arbeiten, welcher in die Irrlehre des Apollinaris verfallen war. Leider hatte sein Eifer nicht den gewünschten Erfolg. Als die Zwistigkeiten, welche die Kirche von Antiochien beunruhigten, den heil. Bischof Paulinus zwangen, sich im Jahre 382 nach Rom zu begeben, begleitete er den heiligen Epiphanius, und während ihres Aufenthaltes in dieser Stadt wohnten sie bei der heiligen Paula. Drei Jahre später hatte er die Freude, diese heilige Matrone auf ihrem Wege nach Palästina zehn Tage bei sich zu Salamine zu beherbergen.

Im Jahre 394 predigte er zu Jerusalem gegen die Lehre des Origenes in Gegenwart des Patriarchen Johannes, welcher sich dieser Irrlehre zuzuneigen schien,

aber seine Rede wurde von dem Patriarchen und seinen Anhängern sehr übel aufgenommen. Er verließ daher Jerusalem und begab sich nach Bethlehem. Hier überredete er den heiligen Hieronymus, sich von der Gemeinschaft mit Johannes so lange loszusagen, bis er öffentliche Beweise seiner katholischen Gesinnung gegeben habe. Zugleich weihte er den Bruder des heiligen Hieronymus, Paulinianus, zum Priester.

Der Patriarch beklagte sich laut über diese Weihe und behauptete, es sei ein Eingriff in seine Rechte. Der hl. Epiphanius suchte sich in einem Briefe an den Prälaten zu rechtfertigen. „Ich konnte," schrieb er ihm, „einen Mönch zum Priester weihen, der als Fremder nicht zu deinem Sprengel gehört. Die Furcht Gottes hat mich so handeln lassen. Ich habe dabei nur das Beste der Kirche gedacht. Wir haben dergleichen Weihen in unserem Sprengel niemals mißbilligt, warum trittst du also so hitzig gegen eine Handlung auf, deren Beweggründe so rein sind?" Paulinian folgte dem heiligen Epiphanius nach Salamine und gehörte von nun an zu seinem Klerus.

Im Jahre 401 begab sich Epiphanius nach Konstantinopel. Hier predigte er, ohne den Patriarchen um Erlaubnis gebeten zu haben, und weihte einen Diakon. Diese beiden Thatsachen, sowie die Priesterweihe des Paulinian zu Bethlehem, beweisen, daß er von der kirchlichen Gerichtsbarkeit nicht die richtigsten Begriffe hatte. Vielleicht glaubte er sich in der Diöcese eines andern Bischofs erlauben zu können, was er in der seinigen nicht übel genommen hätte. Uebrigens hatte sich die Kirche über diesen Punkt damals noch nicht so deutlich ausgesprochen, als es später der Fall war.

Er verließ Konstantinopel und schiffte sich ein, um in seine Diöcese zurückzukehren, aber er konnte Salamine nicht erreichen, sondern starb auf der Reise im Jahre 403, nachdem er 36 Jahre das bischöfliche Amt verwaltet hatte. Seine Schüler bauten ihm zu Ehren eine Kirche in Cypern, wo sie sein Bild aufstellten, und Gott ehrte sein Grab durch viele Wunder.

Der heilige Epiphanius teilt Almosen aus.

Die heilige Flavia Domitilla,

Jungfrau und Martyrin.

Zweites Jahrhundet.

Wir wissen aus Eusebius, daß diese Heilige eine Tochter der Schwester des Consuls Flavius Clemens, und folglich eine Großnichte des Kaisers Domitian war. Dieser Fürst verbannte sie nach der Insel Pontia, nachdem er ihren Oheim zum Tode verurteilt hatte. Hier lebte sie mit den heiligen Nereus und Achilleus, ihren Dienern in den Uebungen christlicher Frömmigkeit. Die Zellen, worin sie abgesondert wohnten, bestanden noch 300 Jahre nach ihrem Martertode. Wir lesen im heiligen Hieronymus, daß die heilige Paula auf der Reise von Rom nach Jerusalem dieselben voll Ehrfurcht besuchte, und sich bei ihrem Anblicke von neuem Eifer beseelt fühlte.

Nerva und Trajan riefen die durch Domitian Verbannten zurück, aber es ist nicht gewiß, ob auch die Verwandten dieses Fürsten darunter waren. Wie dem sein mag, die Akten des heiligen Nereus und Achilleus enthalten, daß die heilige Domitilla nach Teracina kam und hier unter Trajan verbrannt wurde, weil sie sich weigerte, den Götzen zu opfern. Ihre Reliquien werden nebst denen des heiligen Nereus und Achilleus aufbewahrt, welche ihre Diener auf Erden waren urd jetzt ihre Herrlichkeit im Himmel teilen.

Der heilige Nereus und Achilleus.

Martyrer.

Zweites Jahrhundert.

Diese beiden Heiligen wurden von Domitian nach dem Städtchen Pontia an der Küste von Teracina verbannt, nebst der heiligen Flavia Domitilla, deren Diener sie waren. In ihren Akten heißt es, daß man sie um des Glaubens willen zu Teracina unter der Regierung Trajan's enthauptete. Ihr Fest war zu Rom im achten Jahrhundert mit großer Feierlichkeit begangen. Ihre alte Kirche war verfallen, als man sie dem berühmten Baronius als Titel seiner Kardinalswürde verlieh. Dieser große Mann ließ sie prächtig wieder herstellen, und die Reliquien dieser Heiligen aus der Kapelle des heiligen Hadrian dahin übertragen.

Der heilige Modoald,

Bischof von Trier.

Jahr 640.

Modoald, ein Bruder der gottseligen Ida, kam in Aquitanien zur Welt. Seine Liebe zur Vollkommenheit gab ihm den Wunsch ein, ein zurückgezogenes Leben zu führen; aber er konnte dem Zuge seines Herzens nicht folgen, sondern sah sich genötigt, an den Hof des Königs Dagobert von Austrasien zu gehen, wo er übrigens die Pflichten eines vollkommenen Christen mit den Obliegenheiten seines Amtes zu vereinigen wußte. Als der bischöfliche Stuhl von Trier erledigt war, wurde er einstimmig dazu erwählt im Jahre 622, trotz der Vorstellungen, die er machte, um dieser hohen Würde zu entgehen. Die Wachsamkeit, der Eifer für das Heil der Seelen und Wohlthätigkeit gegen die Armen waren in ihm mit der Liebe zum Gebet und mit den Abtötungen zur Buße vereinigt.

Von allen Seiten wurde der Bischof von Trier

hochgeehrt, er stand mit den ausgezeichnetsten Prälaten seiner Zeit in engster Verbindung, so mit dem heiligen Kunibert in Köln, dem heiligen Arnold von Metz und andern. Endlich, von Anstrengungen und Kasteiungen erschöpft, starb er am 12. Mai im Jahr 640.

Der heilige Pankratius.

Martyrer. Jahr 304.

Der heilige Pankratius soll in seinem 14. Lebens-Jahre zu Rom unter Diocletian im Jahre 304 enthauptet worden sein, nachdem er Christum edelmütig bekannt hatte. Er wurde in dem Kirchhofe des Coläpodius beerdigt, welcher später seinen Namen führte. Die ihm geweihte Kirche wurde im 5. Jahrhunderte von dem Papste Symachus und später von dem Papste Honorius I. wieder hergestellt.

Der heilige Gregor von Tours nennt ihn den Rächer der Meineide und sagt, daß Gott durch ein fortgesetztes Wunder sichtbar die falschen Eide strafe, welche vor seinen Reliquien abgelegt werden.

Es gibt in Italien, Frankreich und Spanien viele Kirchen, welche den Namen dieses Heiligen führen.

13. Mai.

Der heilige Servatius.

Bischof von Tungern.

Jahr 384.

Nachdem er sich in seiner Jugend durch seinen Eifer, Gott zu dienen und durch ein merkwürdiges Predigertalent ausgezeichnet hatte, verdankte Servatius seinem Verdienste und seinen Tugenden die Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Tungern, damals eine blühende Stadt in Gallien. Zur Zeit als die Verfolgungen gegen den heiligen Athanasius ihn zwangen sein Heil in der Flucht zu suchen, begab er sich zu Servatius, welcher ihn ehrenvoll aufnahm und bei jeder Gelegenheit mutig die Partei des heiligen Bischofs ergriff.

Er war eine der festesten Stützen des Glaubens auf dem Concil zu Sardica; später befand er sich unter den zu Rimini auf Befehl des Kaisers Constantius versammelten Bischöfen und widersetzte sich nachdrücklich den Umtrieben der Arianer.

Wir lesen im heiligen Gregor von Tours, daß der heilige Servatius den Einfall der Hunnen in Gallien voraussagte. Er suchte den göttlichen Zorn durch Nachtwachen, Fasten, Thränen und Gebete abzuwenden und machte sogar deshalb im Jahre 382 eine Wallfahrt nach Rom zum Grabe der heiligen Apostel, aber, wie derselbe Geschichtsschreiber hinzufügt, Gott offenbarte ihm, daß er entschlossen sei, die Sünden der Gallier durch die Geißel des Krieges zu strafen. Er versicherte ihm jedoch, daß er die Uebel nicht erleben werde, welche kommen sollen.

Der Heilige kehrte tief betrübt nach Tungern zurück, wo er bald nach seiner Ankunft am 13. Mai 384 starb, nachdem er 37 Jahre Bischof gewesen war. Der heilige Gregor berichtet, daß man über seinem Grabe eine Kirche aufführte. Der größte Teil seiner Reliquien wurde nach der Collegialkirche zu Mastricht gebracht.

Der heilige Johann Silentiarius.

Bischof, später Einsiedler.

Jahr 588.

Johann wurde in der Stadt Nikopolis in Armenien unter der Regierung des Kaisers Martian geboren. Seine Eltern zählten unter ihren Ahnen berühmte Generale und Statthalter. Sie zeichneten sich aber noch mehr durch ihre Tugenden, als durch den Adel ihres Geschlechtes aus. Schon dem zarten Kinde teilten sie eine Liebe zum Glauben und zur christlichen Frömmigkeit mit. Der Knabe entsprach auch dieser guten Erziehung und als er nach ihrem Tode Herr über ein großes Vermögen war, wandte er es dazu an, zur Ehre der heiligen Jungfrau eine Kirche und ein Kloster zu bauen, das er mit zehn frommen Brüdern bewohnte. Als Stifter nahm er sich kein besonderes Vorrecht heraus, sondern war vielmehr der Diener der übrigen Brüder. In den zwanzig Jahren, während welcher er ihnen vorstand, stellte er ihnen ein Muster aller klösterlichen Tugend auf. Sein fortgesetztes Fasten war strenge, die Tage brachte er mit Lesen oder Arbeiten, die Nächte im Gebete zu. Seine Sinne hielt er in strenger Zucht, besonders seine Zunge, und außer dem Lobe Gottes, das er sang und einigen Worten der Erbauung an seine Brüder, beobachtete er beständiges Schweigen.

Das Bistum zu Kolonia, einem Städtchen in Armenien, wurde im Jahre 482 erledigt. Da richteten Volk und Geistlichkeit die Blicke auf den Mönch Johann, dessen Tugenden allenthalben bekannt waren, wiewohl er sie sorgfältig zu verbergen suchte. Sie wendeten sich deshalb an den Bischof von Sebaste, und dieser, welcher die tiefe Demut Johannes und seine Liebe zur

Einsamkeit wohl kannte, ließ ihn unter einem andern Vorwande zu sich rufen. Nachdem sie sich mit einander unterhalten hatten, entdeckte er sein Vorhaben und weihte ihn zum Bischofe, ohne auf die Gründe zu hören, die er vorbrachte, um seine Weigerung zu rechtfertigen.

In den sechs Jahren seines Episkopates änderte er Nichts an seiner früheren Lebensweise. Er trug nur die äußeren Abzeichen eines Bischofes, innerlich war er noch ein sehr strenger Mensch gegen sich selbst, der nicht an seinen Bußübungen nachließ. Seine Liebe zur Reinigkeit war außerordentlich und seine Wohlthätigkeit gegen die Armen ohne Grenzen; er entzog sich das Notwendigste, um sie zu unterstützen. Seine Geistlichen hatten an ihm ein Muster aller kirchlichen Tugenden, während er die Laien durch seine Predigten über ihre Pflichten unterrichtete. Er ermunterte sie durch sein Beispiel, das zu thun, was er lehrte.

Sein Bruder und sein Neffe, die am Hofe des Kaisers Zeno bedeutende Aemter bekleideten, benützten seine Ratschläge vorzüglich und gaben der Welt das Schauspiel aller christlichen Tugenden inmitten der Zerstreuungen des Hofes; aber sein Schwager, welcher Statthalter von Armenien war, setzte ungeachtet seiner Bitten die Erpressungen in seiner Provinz fort und Johann nahm endlich zu dem Kaiser selbst seine Zuflucht, welcher den Schuldigen bestrafte. Allein der Schmerz, den er darüber empfand, erweckte in seinem Herzen die Liebe zur Einsamkeit und das Verlangen, wieder sein Bistum zu verlassen. Er fragte Gott in seinem Gebete um Rat und gieng auf seine Eingebung von Konstantinopel nach Jerusalem. Gott gab durch ein Wunder dem Bischofe Johann seinen Willen kund. Als er einst in der Nacht im Gebete lag, sah er einen hell leuchtenden Stern, welcher die Gestalt eines Kreuzes hatte und von welchem eine

Der heilige Johann Silentiarius dient im Kloster des Abtes Sabbas.

Stimme ausgieng, die sprach: Wenn du dich retten willst, so folge diesem Lichte. Alsbald machte er sich auf den Weg und kam unter Leitung dieses himmlischen Führers nach dem Kloster des Abtes Sabbas.

Dieser Diener Gottes nahm ihn auf, ohne ihn zu kennen, und gab ihn dem Hausmeister des Klosters zum Gehilfen. Die Arbeit dieser Stelle war sehr groß, aber die Liebe machte sie leicht. Er mußte aus einem ziemlich weit entfernten Flusse Wasser holen, diente den Maurern als Handlanger, kurz kein Dienst war im Hause so niedrig, welchem er sich nicht mit einer Demut widmete, die alle Brüder erbaute. Später erhielt er noch den Auftrag, die Fremden zu empfangen, die nach dem Kloster kamen und er zeigte bei diesem zerstreuenden Geschäfte eine so große Geistessammlung, daß Sabbas über sein Betragen hoch erfreut, ihm eine Zelle gab wie den übrigen Brüdern, um darin in Stille zu leben. Diese Begünstigung erfüllte ihn mit großer Freude, er lebte drei Jahre darin und brachte fünf Tage in der Woche zu, ohne Jemand zu sehen. Am Samstag abends kam er immer zuerst in die Kapelle, blieb daselbst den ganzen Sonntag und entfernte sich als der Letzte.

Als Sabbas seine ausgezeichneten Tugenden wahrnahm, schlug er ihn dem Patriarchen Elias zur Priesterweihe vor. Nun mußte Johann diesem Prälaten seine Würde entdecken, beschwor ihn aber, seinem Abte nichts davon zu sagen. Elias ließ Sabbas zu sich rufen und sagte ihm nur, daß gewisse Umstände, die er soeben erfahren, ihn verhinderten, Johann zum Priester zu weihen. Sabbas wurde darüber tief betrübt und brachte mehrere Tage und Nächte damit zu, sich vor Gott zu beklagen, daß er sich so in demjenigen getäuscht habe, der so hoch in seiner Achtung und Liebe stand; denn er glaubte ihn eines großen Verbrechens schuldig.

Gott erbarmte sich über den Kummer seines Dieners, er schickte ihm einen Engel, der ihm offenbarte, daß Johann ein Bischof sei und folglich nicht zum Priester geweiht werden könnte.

Sabbas suchte seinen Schüler auf und teilte ihm seinen Verdacht und die Gnade mit, die Gott ihm erwiesen hatte. Als Johann sich entdeckt sah, äußerte er seine Absicht, das Kloster zu verlassen, als ihm aber Sabbas versprach, das Geheimnis bis nach seinem Tode zu bewahren, blieb er da. Sabbas verließ sein Kloster einige Jahre und Johann zog sich unterdessen in eine abgesonderte Zelle zurück, wo er zehn Jahre lang strenges Stillschweigen beobachtete, das er nur ein einziges Mal brach, um mit dem Patriarchen von Jerusalem zu sprechen, welcher zur Einweihung der Kirche seines Klosters gekommen war. Er wurde 104 Jahre alt und sein Lebensbeschreiber bemerkt, daß er 50 davon zubrachte, ohne ein Wort zu sprechen.

Der heilige Petrus Regalati.

Franziskaner.

Jahr 1456.

Aus einer edlen Familie zu Valladolid in Spanien im Jahr 1390 geboren, war Petrus dreizehn Jahre alt, als er seinen Vater verlor. Da ihm sein Verlangen nach christlicher Vollkommenheit die Welt unerträglich machte, beschloß er, den Verkehr mit der Welt ganz aufzugeben. Mit vieler Mühe erhielt er die Einwilligung seiner Mutter dazu und trat bei den Franziskanern in Valladolid ein, wo er bald durch seinen Eifer ein vollkommenes Muster aller klösterlichen Tugenden wurde. Der Pater Peter von Villacretios aus demselben Orden, hatte soeben zu Aquileria in der Diözese Osma ein Kloster mit sehr strenger Regel aufgerichtet. Zu Tribulos, unweit davon, stiftete er ein anderes, wo man derselben Lebensweise folgen konnte. Petrus Regalati bat, unter diejenigen aufgenommen zu werden, welche man dahin schicken wollte. Er kam den Vollkommensten seines Ordens in seinen strengen Bußübungen, in der Ausdauer im Gebet und in der Betrachtung gleich. Das Andenken an das Leiden Christi beschäftigte immer seinen Geist und unterhielt seine innige Vereinigung mit Gott. —

Nach dem Tode des Pater Villacretios wurde er zu seinem Nachfolger in der Leitung des Ordens erwählt. Er beschloß sein heiliges Leben zu Aquileria am 30. März 1456 im 76. Jahre seines Alters und wurde von Benedikt XIV. im Jahre 1646 heilig gesprochen.

14. Mai.

Der heilige Bonifazius.

Martyrer.

Jahr 307.

Zu Anfang des vierten Jahrhunderts lebte zu Rom eine junge Dame Namens Aglaë, schön und von hoher Geburt. Ihr Reichtum war so groß, daß sie dreimal auf ihre Kosten die öffentlichen Spiele veranstaltet hatte. Die Liebe zur Welt hatte aber ihr Herz verdorben und sie unterhielt einen unerlaubten Umgang mit Bonifazius, einem ihrer ersten Diener. Dieser Mann war dem Wein und allen Ausschweifungen ergeben, hatte dabei aber auch gute Eigenschaften; er war gastfreundlich, freigebig, mitleidig. Bei Nacht ging er auf die öffentlichen Plätze und Straßen und verschaffte den Armen alle nötigen Bedürfnisse.

Der heilige Bonifazius zieht nach dem Morgenlande.

Aglaë, von der Gnade gerührt und von Reue durchdrungen, berief eines Tages Bonifazius und sprach zu ihm: „Du weißt, in welchen Abgrund des Lasters wir uns gestürzt haben, ohne zu bedenken, daß wir vor Gott erscheinen müssen, um für unsere Handlungen Rechenschaft zu geben. Ich habe sagen hören, daß wer diejenigen ehrt, welche für den Namen Jesu Christi leiden, an ihrer Herrlichkeit teilnehmen werden: ich habe auch erfahren, daß die Diener Christi im Morgenlande gegen den Satan kämpften und ihre Leiber den Qualen hingaben, weil sie der Religion nicht entsagen wollten, die sie bekannten. Gehe also und bringe uns Reliquien von einem dieser heiligen Kämpfer, damit wir ihr Andenken ehren und durch ihre Fürbitte gerettet werden können.

Bonifazius zeigte sich sogleich bereit, er nahm bedeutende Summen mit sich, sowohl um von den Henkern die Leiber der Martyrer zu erkaufen, als um den Armen beizustehen. Im Begriffe abzureisen, sagte er zu Aglaë:

„Wenn ich mir Reliquien verschaffen kann, so werde ich nicht ermangeln, sie zu bringen, wenn man aber meinen Leib für den eines Märtyrers brächte, würdest du ihn aufnehmen?"

Aglaë sah diese Worte als einen unzeitigen Scherz an und tadelte deshalb Bonifazius.

Indessen machte sich dieser auf den Weg und von Reue durchdrungen, wollte er auf der ganzen Reise weder Fleisch essen, noch Wein trinken. Damit verband er Gebete und andere Bußwerke.

Die abendländische Kirche erfreute sich damals eines großen Friedens, während im Morgenlande die Christenverfolgung unter Maximian Galerius mit größter Grausamkeit wütete. Besonders sahen sich die Christen in Cilicien, wo Simplicius Statthalter war, der Verfolgung ausgesetzt. Tharsus, die Hauptstadt dieser Provinz, war der Ort, wohin Bonifazius seinen Weg nahm. Sobald er dort ankam, begab er sich zu dem Statthalter, welchen er gerade auf seinem Richterstuhle sitzend antraf. Hier sah er viele Martyrer, welche eben gefoltert wurden. Der Eine war an einem Fuße aufgehangen und unter seinem Kopfe brannte Feuer; ein

anderer war an weit von einander stehende Pfähle gebunden, einen Dritten durchsägten die Henker, einem Vierten wurden die Hände abgehauen u. s. w. Der Christen, die man auf diese Weise quälte, waren es etliche zwanzig. Bonifazius näherte sich den Martyrern, umarmte sie und rief aus: „Wie groß ist der Gott der Christen! Wie groß ist der Gott der Martyrer! Betet für mich, ihr Diener Christi, damit ich mit euch vereinigt werde." Der Statthalter, welcher sich durch die Kühnheit beleidigt glaubte, geriet darüber in Wut und fragte Bonifazius, was er sei. „Ich bin ein Christ," erwiderte er, „und alle Martern könnten mich nicht dahin bringen, Christum zu verläugnen." Sogleich befahl Simplicius, ihm spitzige Rohrstäbe unter die Nägel seiner Hände zu stoßen und dann ließ er ihm geschmolzenes Blei in den Mund gießen. Nachdem Bonifacius den Beistand Christi angefleht hatte, wandte er sich an die übrigen Martyrer und bat um ihr Gebet. So viele Grausamkeiten erregten das Mitleiden und den Unwillen des Volkes, es fing an zu lärmen und zu rufen, wie groß ist der Gott der Christen, so daß der Statthalter erschrocken sich entfernte.

Am andern Morgen saß er wieder auf seinem Richterstuhle und ließ Bonifazius vorführen. Der Martyrer beharrte auf dem Bekenntnisse seines Glaubens, ohne sich durch eine Drohung erschüttern zu lassen. Er wurde nun in ein Gefäß siedenden Pechs geworfen und ging unverletzt daraus hervor. Endlich wurde er zum Tode verurteilt. Als das Urteil gesprochen war, betete er einige Zeit um Vergebung für seine Sünden und um die Bekehrung seiner Verfolger. Nach beendigtem Gebete bot er freudig dem Henker seinen Hals dar. Als indeß die Gefährten des Bonifazius sahen, daß er nicht nach dem Gasthofe zurückkam, suchten sie ihn in der ganzen Stadt und erfuhren endlich von dem Bruder des Kerkermeisters, daß am Abende vorher ein Fremdling wegen der christlichen Religion enthauptet worden sei. Sie kauften seinen Leib um 500 Goldstücke, balsamierten ihn ein und nahmen ihn mit nach Rom unter Lobpreisung Gottes für das glückliche Ende des heiligen Martyrers.

Aglaë, von dem Vorfalle unterrichtet, sagte Gott Dank für den Sieg, womit er seinen Diener begnadigt hatte. Am Abende ging sie unter Fackelschein und mit Spezereien und von einigen frommen Geistlichen begleitet, den heiligen Reliquien entgegen, welche 50 Stadien von Rom, am Rande der lateinischen Straße, beigesetzt wurden. Aglaë errichtete an dieser Stelle ein Grabmal und einige Jahre darauf eine Kapelle. Im Jahre 1630 entdeckte man zu Rom die Reliquien des hl. Bonifazius und die des hl. Alexis in der Kirche, welche vor Alters den Namen des ersteren führte, und später nach dem andern benannt wurde; man setzte sie unter dem Hochaltare in zwei reichen Marmorgräbern bei.

Aglaë brachte ihr übriges Leben in stiller Zurückgezogenheit und unter Bußübungen zu. Sie lebte noch 15 Jahre und wurde bei den Reliquien des heiligen Martyrers beerdigt.

Der heilige Pachomius,

Abt von Tabenna.

Jahr 348.

Antonius, der heilige, hat zwar allerdings das Leben der Zönobiten vervollkommet, aber dem heil. Pachomius gebührt die Ehre, dasselbe fest begründet zu haben, indem er einen Verband mehrerer Klöster stiftete, die zwar von besondern Obern geleitet wurden, aber dennoch alle unter einem Abte oder Generalsuperior standen.

Pachomius wurde in der Oberthebais gegen das Jahr 292 geboren. Seine Eltern waren Heiden und erzogen ihn in ihrem Aberglauben, aber schon von Kindheit an bezeugte er eine besondere Abneigung gegen die Verehrung der Götzen. In seinem 20. Jahr wurde er in das Heer des Kaisers Maximian eingereiht, welcher sich zum Kriege gegen Constantin und Licinius rüstete. Man schiffte ihn auf einem Fahrzeuge ein, und am Abende gelangte er nach einer Stadt, namens Theben. Die Einwohner, von Mitleid gerührt über die jungen Rekruten, die auf einmal ihren Familien entrissen wurden, kamen ihren Bedürfnissen mit allem Möglichen entgegen. Diese freundliche Güte gegen Fremde rührte Pachomius und er fragte, was dies für mildtätige Leute seien. Auf die Antwort, daß es Christen wären, fragte er, was dieser Name bedeute und welchen Gott sie anbeten, und er erfuhr, daß sie keinen andern Gott erkennen, als den, welcher Himmel und Erde geschaffen, und seinen einzigen Sohn Jesum Christum, und daß sie, um die in einem andern Leben verheißenen Belohnungen zu verdienen, in diesem alles Gute verübten, was in ihren Kräften stehe.

Pachomius, durch diese Worte bewegt, begab sich an einen einsamen Ort und hier die Hände zum Himmel erhebend, gelobte er dem Gotte, welcher so edle Gesinungen einzuflößen vermöge, vollkommen zu dienen. Hierauf setzte er seine Reise fort. Maximian wurde von Licinius geschlagen und kam bald darauf im Elende um.

Dieser Tod machte dem Kriege ein Ende, worauf Pachomius nach der Thebais zurückkehrte, und sich nach einem Flecken begab, in dessen Nähe eine Kirche stand, wo er unter die Katechumenen aufgenommen wurde und bald darauf die Taufe empfing. Damals diente ein Greis, Palämon mit Namen, Gott in der Wüste und Pachomius besuchte ihn. Der Greis

fragte ihn um sein Begehren, und da er erfuhr, daß er Einsiedler werden wolle, erwiderte er ihm in strengem Tone: das Mönchsleben sei keine so leichte Sache, mehrere hätten es erwählt, seien aber nicht darin verharrt; übrigens könne er ihn nicht in sein Kloster aufnehmen, bevor er nicht einige Zeit in einem andern zugebracht hätte. Bedenke, mein Sohn, fuhr er fort, daß ich nur Brot und Salz esse und daß der Gebrauch von Oel und Wein mir unbekannt ist. Ich wache die halbe Nacht und verwende sie dazu, Psalmen zu singen, oder über die heilige Schrift nachzudenken, oft bringe ich sogar die ganze Nacht ohne Schlaf zu. Diese Worte machten auf Pachomius einen tiefen Eindruck, aber entmutigten ihn nicht. Er versprach mit so glaubensvoller Zuversicht, alle diese Mühsale zu ertragen, daß Palämon ihm die Pforte öffnete und ihm in seinem Kloster eine Zuflucht gewährte.

Sie blieben einige Zeit bei einander, damit beschäftigt, zu beten, das Haar der Ziegen zu spinnen, und daraus Bußhemden zu machen. die sie verkauften und den Erlös unter die Armen verteilten. Einst hatte sich Pachomius weit von seiner Zelle entfernt, und hielt sich an einem Orte Namens Tabenna auf, um zu beten. Da hörte er eine Stimme, die sprach: bleibe hier, Pachomius, und baue ein Kloster, denn es werden mehrere zu dir kommen, damit du sie zum Heile führest und sie werden die Regel befolgen, die ich dir geben werde. Zugleich erschien ihm ein Engel und gab ihm eine Tafel, worauf die Regel geschrieben war. die sich seitdem erhalten hat. Diese Erscheinung teilte er Palämon mit, beide kehrten nach Tabenna zurück, und bauten daselbst um das Jahr 325 eine Zelle, wo sie einige Zeit verweilten. Ehe sie von einander giengen, versprachen sie, einmal des Jahres sich zu besuchen, was bis zum Tode des heiligen Palämon gehalten wurde.

Johann, der älteste Bruder des Pachomius, welcher Christ geworden war, besuchte ihn zu Tabenna und wurde sein erster Schüler. Er starb nach einigen Jahren in der Uebung der größten Abtötungen und Pachomius war nun wieder allein. Er fuhr fort, an seinem Kloster zu arbeiten, das er geräumig genug machte, um eine große Anzahl Schüler zu fassen. Als er damit fertig war, begab er sich nach einer kleinen Insel im Nile, nahe bei Tabenna, fing zu beten an und bat Gott, ihm noch einmal seinen Willen kund zu geben. Da erschien ihm ein Engel und sprach dreimal die Worte: „Es ist der Wille Gottes, daß du den Menschen beistehst, sich mit ihm auszusöhnen." Hierauf verschwand er. Pachomius nahm nun alle die auf, welche sich vorstellten, und die Zahl seiner Schüler stieg bald auf 100. Er lehrte ihnen die Beachtung der Regel sowohl durch sein Wort, als durch sein Beispiel. An ihren Beschwerden nahm er väterlichen Anteil und übte mit eigener Hand die Werke der Barmherzigkeit gegen Greise, Kranke und Kinder.

Außer der Kirche seines Klosters ließ Pachomius, nach dem Rate des Bischofs Serapion von Tantyra eine andere in dem Dorfe Tabenna bauen, damit die Hirten der Umgegend sich am Samstag und Sonntag daselbst versammeln und das Wort Gottes hören konnten, welches Pachomius ihnen selbst vorlas. Mehrere der Anwesenden, davon gerührt, entsagten dem Götzendienste und nahmen die Taufe an.

Der heilige Pachomius geht mit allen seinen Mönchen dem heiligen Athanasius entgegen.

Als der heilige Athanasius die Kirche von Ober-Thebais gegen das Jahr 333 besuchte, fuhr er den Nil hinauf bis nach Tabenna, um bei dem hl. Pachomius einzukehren, den er sehr hochschätzte. Derselbe gieng ihm mit allen seinen Mönchen entgegen. Das Kloster Tabenna wurde bald zu klein für die große Anzahl Schüler, welche Gott dem Pachomius schickte u. er baute daher noch ein anderes in einem verlassenen Dorf, Namens Pru, wo er seinen gewöhnlichen Aufenthalt nahm. Um dieselbe Zeit stiftete er noch mehrere andere Klöster.

Die Schwester des heiligen Pachomius, von seinen Tugenden und der Heiligkeit seines Wandels unterrichtet, wollte ihn in seinem Kloster besuchen, er ließ ihr aber durch den Pförtner sagen: Meine Schwester, du weißt, daß ich am Leben und gesund bin; gehe im Frieden und betrübe dich nicht darüber, daß ich dich nicht mit den Augen des Leibes sehe. Wenn du meiner Lebensweise folgen willst, so überlege es wohl, und wenn ich sehe, daß es dein fester Entschluß ist, so will ich dir ein Kloster bauen lassen, und ich zweifle nicht, daß Gott durch dein Beispiel dir Gefährten herbeiführt. Der Heilige ließ wirklich ein Kloster am jenseitigen Ufer des Nil aufführen, und in kurzer Zeit stellten sich viele Mädchen und Frauen unter ihre Leitung.

Als Pachomius einmal ihre Klöster besuchte, begegnete er in der Nähe von Pane dem Leichenbegäng-

nisse eines Mönches, welcher sein Leben in großer Vernachlässigung seiner Pflichten zugebracht hatte. Alle Brüder des Klosters wohnten dieser Leichenfeier bei, indem sie Psalmen sangen, und die Verwandten und Freunde des Verstorbenen waren auch anwesend. Sobald sie Pachomius bemerkten, hielten sie stille und baten ihn, die Totengebete für ihn zu lesen. Er betete zwar, aber befahl, den Psalmengesang aufzuhören, und verbot, für ihn das heilige Opfer darzubringen. Die Umstehenden baten den Heiligen, wenigstens den Psalmengesang zu erlauben, aber er erwiderte, diese Ehre, die er nicht verdient habe, würde nur seine Peinen vermehren, während die Schmach, welche über seinen toten Leib ergehe, ihm einige Ruhe verschaffen und zur Genugthuung für seine Sünden dienen könne.

Bei seiner Ankunft zu Pane nahm ihn der Bischof mit großer Ehrfurcht auf, und um seine Freude zu bezeugen, ihn zu sehen, ordnete er ein öffentliches Fest an. Bei der Rückkehr nach Tabenna wurde Pachomius krank. Seine Schüler, seinen Tod fürchtend, versammelten sich um ihn, um ein Oberhaupt zu wählen, und drangen in den heiligen Theodor, diese Würde anzunehmen, die er lange ausschlug, und erst auf die Bitten des Pachomius einwilligte. Indessen wurde die Gesundheit des Heiligen wieder hergestellt. Seine hervorragenden Tugenden, die Gabe der Wunder und der Prophezeihung, womit Gott ihn begnadigte, erweckten ihm viele Feinde, die ihn durch Verläumdung zu verderben suchten.

Er wurde vor eine Versammlung von Bischöfen und Mönchen geladen, welche im Jahre 348 in der Kirche zu Latopolis gehalten wurde, um über sein Betragen Rechenschaft zu geben. Er rechtfertigte sich vollständig und mit einer Demut, welche die Bewunderung der Väter des Concils erregte.

Hierauf zog er sich mit den Brüdern, die ihn begleitet hatten, nach dem Kloster Pachnum, unweit von Latopolis, zurück. Man glaubt, es war um dieselbe Zeit, als der heilige Makarius von Alexandrien, welcher von dem Leben der hl. Mönche von Tabenna gehört hatte, eine fünfzehntägige Reise unternahm, um sich als Schüler des heil. Pachomius aufnehmen zu lassen. Sie brachten mit einander die Fasten in großen Abtötungen zu.

Nach Ostern verheerte die Pest seine Klöster und es starben viele Mönche daran, er selbst wurde von der furchtbaren Geißel getroffen. Er zeigte eine bewunderungswürdige Heiterkeit und eine heldenmäßige Geduld unter den heftigsten Schmerzen, die er vierzig Tage lang litt. Vor seinem Tode ermahnte er seine Brüder zum Eifer im Gebete und zum Gehorsam.

Hierauf verlangte er ein Cruzifix, schloß es in seine Arme und hauchte am 9. Mai 348 im 57. Lebensjahre seinen Geist aus. Sein Leib wurde auf dem nahen Berge seines Klosters beerdigt und sein vielgeliebter Schüler Theodor ward sein Nachfolger.

Der heilige Paschal I.,

Papst.

Jahr 842.

Paschal, von Geburt ein Römer und Bonosus Sohn, ward schon von zarter Jugend an zur Frömmigkeit und Wissenschaft angeleitet. Er machte bewunderungswürdige Fortschritte in der Kenntnis der heil. Bücher, und da er mit seinen vortrefflichen Geistesgaben auch die lauterste Sittenreinheit verband, wurde er unter die römische Geistlichkeit aufgenommen und zur Unterdiakonats-Würde erhoben, deren Amtsverrichtungen er eine Zeitlang übte. Hierauf gelangte er zum Diakonate und dann zur Priesterweihe. Sein Betragen war so erbaulich, daß er den sämtlichen Bewohnern der christlichen Hauptstadt als Muster der Frömmigkeit, Demut, Gottesliebe und Weltverachtung diente. Er war überaus mäßig, keusch, bescheiden und liebreich gegen die Armen. In beständiger Obhut tötete er seine Sinne ab, fastete jeden Tag, brachte die meiste Zeit im Gebete zu, so daß sein ganzer Wandel in Gott war.

Dem damaligen Papste Leo III. blieben die Tugenden des Priesters nicht unbekannt; daher übergab er seiner Leitung das Kloster zum hl. Stephanus, das er in Rom, unweit der Peterskirche, wieder hatte erbauen lassen. Dasselbe verdankt unserem Heiligen eine Menge weiser Anordnungen, und das Wiederaufblühen klösterlicher Zucht. Sein Haus war nicht bloß eine Wohnung hl. Ordensleute, sondern auch eine Zufluchtsstätte der Armen und der Pilger, welche die Gräber der Apostel besuchten.

Als der Papst Stephan IV., Nachfolger Leo's, mit Tod abgegangen, warf die ganze Stadt ihre Blicke auf Paschal, und wirklich mußte er am 25. Januar 817 den Stuhl des heil. Apostelfürsten besteigen. Die Kirche Gottes hatte sich bald seiner Einsicht und Tugenden zu erfreuen; er drang allenthalben auf die Beobachtung der Kirchensatzungen, suchte die Sitten zu läutern und die Ketzereien auszurotten.

Die Bilderstürmer wüteten damals nach Willkür in Griechenland wie überhaupt im Orient, unter dem Schutze des Kaisers Leo, des Armeniers, und des Afterpatriarchen Theodor zu Konstantinopel, den der genannte Fürst an die Stelle des aus dem Lande verwiesenen heil. Nicephorus erhoben hatte. Dieser gedungene Mietling entblödete sich nicht, Gesandte nach Rom zu schicken um sich anerkennen zu lassen. Allein Paschal ließ sich nicht überraschen, und erklärte sich mit apostolischem Freimute gegen die an den Verteidigern der Bildverehrung verübten Gewaltthätigkeiten. Einige wollten sogar behaupten, er habe Leo und dessen Anhänger von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen.

Während der Heilige im Morgenlande die rechtgläubige Lehre zu erhalten suchte, bemühte er sich, auch anderwärts das Reich Christi zu erweitern. Bekannt sind dessen Bemühungen, auch über Dänemark die

beseligende Sonne des Evangeliums aufgehen zu lassen. Ebbo, Erzbischof von Reims, welcher am Hofe König Ludwig's des Frommen mehrere von der dänischen Gesandtschaft kennen gelernt, empfand tiefen Schmerz über die Unwissenheit dieser Völker hinsichtlich der Verehrung des einzig wahren Gottes und beschloß, ihnen das Licht des Glaubens zu bringen. Er machte den Vorschlag dem Kaiser, der ihm auf dem Reichstage zu Attnach freudig beitrat, und ihm seinen königlichen Schutz zu gewähren versprach. Hierauf begab sich Ebbo im Jahre 822 nach Rom, und ward vom Papst Paschal mit einem Vollmachtsbriefe nach Norden versehen; und schon im Anfange des folgenden Jahres hatte er mit Halitgar, in der Folge Erzbischof von Cambry, viele Dänen zum Glauben bekehrt, und so dem heil. Anschar den Weg gebahnt. Merkwürdig ist der besagte Vollmachtsbrief, den wir hier im Auszuge geben wollen: „Der Papst, dem die Sorge für das Seelenheil aller Menschen obliege, habe in Erfahrung gebracht, daß einige Völker des Nordens noch ohne Taufe und ohne alle Kenntnis des wahren Gottes im tiefen Todesschatten säßen. Er sende daher seinen Bruder und Mitbischof Ebbo, gedachten Völkern zu predigen, und sie von der Finsternis zum Lichte zu bekehren. Sollte demselben bei Erfüllung seines Amtes irgend ein Zweifel aufstoßen, so habe er sich deswegen an den römischen Stuhl zu wenden, um aus dieser reinen Quelle alles Mangelnde zu schöpfen."

Der heil. Paschal hatte eine große Verehrung zu den Ueberresten des römischen Blutzeugen. Er ließ sie aufsuchen und die Denkmale der Martyrer herstellen. Er übersetzte den Leib des heil. Papstes Sixtus I., die Leiber der Martyrer Prozessus und Martinian, der heil. Cäcilia und ihrer Gefährten, und einiger heiligen Päpste der ersten Jahrhunderte. Er baute mehrere Kirchen, die er reichlich versah, stellte verschiedene Spitäler und Klöster her und stiftete ein ganz neues Kloster unter dem Namen der heil. Praxedis, deren Kirche er früher wieder aufgeführt und sie den verfolgten Griechen eingeräumt hatte. Ungeachtet seiner unermeßlichen Auslagen für gute Werke jeder Art, erübrigte er dennoch soviel, daß er Gefangene loskaufen konnte, die er in Spanien, Griechenland und auf den afrikanischen Küsten aufsuchen ließ. Man bemühte sich, Paschal durch eine Verläumdung bei dem Kaiser anzuschwärzen, von der er sich aber reinigte; auch Ludwig der Fromme hatte einen zu hohen Begriff von der Tugend des Heiligen, als daß er jener Beschuldigung hätte Glauben beimessen sollen. Er starb den 14. Mai 824, nachdem er die Kirche Gottes über sieben Jahre regiert hatte.

15. Mai.

Der heilige Isidor,

Ackersmann, Patron der Stadt Madrid.

Jahr 1170.

Sicherlich ist aller Achtung das Landleben wert; denn ist nicht der Ackerbau das Notwendigste und Wichtigste aller Geschäfte? Er ist geheiliget durch das Beispiel der in ländlicher Einfalt lebenden Patriarchen und bietet tausend Gelegenheiten dar, die heldenmütigsten Tugenden auszuüben. Ein Landmann hat sozusagen alle Heilmittel in der Hand, welche die alten Einsiedler in den Wüsten aufsuchten. Hievon ist das Leben des heiligen Isidor ein augenscheinlicher Beweis.

Dieser Heilige wurde zu Madrid geboren. Seine zwar armen, aber frommen Eltern flößten ihm durch ihre Beispiele und Lehren den Abscheu gegen die Sünde und die Liebe zu Gott ein. Ihre Dürftigkeit erlaubte ihnen nicht, ihren Sohn in den Wissenschaften unterrichten zu lassen; allein in der sittlichen Bildung verlor er dabei nichts. Hatte er nicht Gelegenheit, aus guten Büchern zu schöpfen, so wurde dies in ihm durch die Mitteilungen des heiligen Geistes ersetzt, deren er sich durch seine Einfalt und Demut würdig machte. Uebrigens benützte er alle Gelegenheiten, das Wort Gottes zu hören, und die Predigten machten einen desto tieferen Eindruck auf seine Seele, je reiner und glühender sein Verlangen nach Unterricht war. Seine Geduld, mit welcher er die Unbilden ertrug, seine Sanftmut gegen alle, die ihn beneideten, seine Treue und sein Gehorsam gegen seine Gebieter, seine Dienstfertigkeit gegen Jedermann, auch in den gleichgiltigsten Sachen, seine zuvorkommende Gefälligkeit, halfen ihm einen vollkommenen Sieg über seine Leidenschaften erkämpfen. Sein ganzer Wandel widerlegte die Entschuldigungen derjenigen, die wegen äußerer Beschäftigungen keine Zeit zu Andachtsübungen zu finden wissen; denn seine Arbeiten waren Handlungen der Religion, weil er sie im Geiste der Buße unternahm, und sich dabei stets als letztes Ziel die Erfüllung des göttlichen Willen vorsetzte. Je mühsamer die Arbeit war, desto lieber war sie ihm, denn da schien sie ihm geeigneter, das Fleisch zu zähmen und ein vollkommenes Bußwerk zu werden. Bei seinen Feldarbeiten war er von dem Geiste der alten Einsiedler durchdrungen. Während seine Hand den Pflug führte, unterhielt sich sein Herz mit Gott und den himmlischen Geistern. Bald beweinte er seine und aller Menschen Armseligkeiten; bald seufzte er nach den Wonnegefilden des himmlischen Jerusalems. Durch seine Liebe zum Gebete, verbunden mit der beständigen Uebung der De=

mut und Abtötung, erwarb er sich jene hohe Heiligkeit, die ihn zum Gegenstande der Bewunderung von ganz Spanien machte.

Als Jüngling kam er in den Dienst eines Edelmannes von Madrid, Johann von Vergas genannt, um dessen Feld anzubauen und ein Pachtgut zu verbessern. In der Folge trat er in den Ehestand und wählte sich zur Lebensgefährtin Maria Torribia, die sich gleichfalls durch ihre Tugenden auszeichnete. Gott schenkte ihnen in dieser Ehe ein Kind, welches frühe starb; beide Eheleute entschlossen sich hernach, ihre übrige Lebenszeit in der Enthaltsamkeit zuzubringen.

Isidor blieb allzeit in dem Dienste desselben Herrn. Er konnte ihm sagen, was einst Jakob zu Laban sagte: „Ich habe die Nächte durchwacht, Hitze und Kälte ertragen, um dein Vermögen zu erhalten und zu vermehren. Wenig war, was du hattest, ehe ich dir diente; nun hat sich's ausgebreitet und vermehrt."

Johann von Vergas wußte seinen treuen Diener Isidor recht wohl zu schätzen; er behandelte ihn wie seinen Bruder, indem er sich wohl der Lehre des weisen Mannes erinnerte: „Liebe den weisen Knecht, wie dich selbst!" (Eccles. VII. 23). Er gewährte ihm die Freiheit, alle Tage dem Gottesdienste beizuwohnen, die der Heilige jedoch niemals mißbrauchte. Jeden Morgen stand er in aller Frühe auf, um zugleich seiner Andacht und seinen zeitlichen Geschäften Genüge zu leisten.

Es ist in der That eine falsche Andacht, wenn man glaubt, Gott bei Vernachlässigung seiner Standespflichten durch Gebete gefallen zu können. Isidor, voll Liebe gegen die Armen, linderte nach Kräften ihre Not, und verwandte einen Teil seines Lohnes zu diesem guten Werke. Auch seinem Weibe flößte er

Des heiligen Isidor und seiner Frau Gang zur Kirche.

die Gesinnungen ein, von denen er durchdrungen war, und machte sie zur treuen Nachahmerin seiner Tugenden. Sie starb 1175, und wird in ganz Spanien zu den Heiligen gezählt, was Innocenz XII. im Jahre 1667 feierlich bestätigte.

Als der heil. Isidor von der Krankheit befallen wurde, an welcher er starb, sagte er gleich voraus, daß seine letzte Stunde nahe sei, und bereitete sich durch verdoppelte Andacht zur großen Reise in die Ewigkeit vor. Die Andacht, womit er die heiligen Sakramente empfieng, rührte alle Anwesenden zu Thränen. Er entschlief dann im Herrn den 15. Mai 1170 in einem Alter von beinahe 60 Jahren. Seine Heiligkeit wurde durch mehrere Wunder bestätigt.

Vierzig Jahre nachher versetzte man seinen Leib von der allgemeinen Begräbnisstätte in die Kirche des heil. Andreas. In der Folge wurde er in die Kapelle des Bischofs übertragen, wo sein Körper jetzt noch unversehrt zu sehen ist. Unter andern, durch die Fürbitte des heiligen Isidor gewirkten Wundern, wollen wir nur eines anführen, das auf den unverwerflichsten Zeugnissen beruht.

Als Philipp III. auf seiner Rückreise von Lissabon zu Casarubios del Monte so erkrankte, daß die Aerzte an seinem Leben verzweifelten, trug man in einer Prozession der Geistlichkeit, des Hofes und des Volkes von Madrid die Reliquien des Heiligen in das Gemach des kranken Fürsten.

Die Gebete der vereinigten Gläubigen blieben nicht ohne Wirkung. Kaum hatte der Sarg die Kirche verlassen, als das Fieber schon vom Könige wich; und er fand sich vollkommen hergestellt, als derselbe in das Zimmer gebracht wurde.

Im folgenden Jahre nahm man den Leib des heiligen Isidor aus dem bisherigen Sarge,

um denselben in einen prächtigern zu legen, der sechzehnhundert Golddukaten kostete.

Einige Zeit nachher, im Jahr 1619, war der Diener Gottes von Paul V. selig gesprochen worden. Auf Ansuchen Philipps IV. ward er den 22. März 1622 feierlich unter die Zahl der Heiligen gesetzt; allein die Heiligsprechungsbulle machte erst Benedikt XIII. bekannt.

16. Mai.

Die Mutter des heiligen Nepomuk stellt denselben unter den Schutz der göttlichen Mutter Maria.

Der heilige Johann von Nepomuk,

Martyrer.

Jahr 1383.

Als Christus am Kreuze starb, um die Welt zu retten, gab er seinen Schülern das Beispiel des Martertums; aber nur um den Triumph dieser göttlichen Religion zu sichern und damit sie von der ganzen Welt als die Wahrheit angenommen würde, mußte das reine und kostbare Blut der Jünger Christi ebenso fließen, wie das ihres göttlichen Meisters. Zu allen Zeiten finden sich Tyrannen, um sie zu verfolgen.

Der Name eines Nero und Domitian ist in der Geschichte mit Blut niedergeschrieben.

Die Christen traten im Amphitheater an die Stelle der Sklaven und Gladiatoren. Was die Kaiser des heidnischen Roms gethan, dies nachzuahmen, war im vierzehnten Jahrhunderte ein Kaiser des christlichen Europa barbarisch genug; wenn auch Wenzeslaus nicht nach dem Beispiele seiner Lehrer in der Grausamkeit alle Christen seines Reiches verfolgte, so marterte er doch den heiligsten und edelsten derselben und brachte ihn ums Leben – Johann von Nepomuk, den Patronen des Böhmenlandes!

Johann wurde gegen das Jahr 1330 in Böhmen in dem Städtchen Nepomuk geboren. Seine Eltern sahen sein Leben als einen Segen des Himmels an, aber das Kind kam so schwach zur Welt, daß man an seiner Rettung verzweifelte. Da nahm seine Mutter Zuflucht zur heiligen Jungfrau, der Trösterin aller Betrübten, sie stellte ihren Sohn unter den Schutz der göttlichen Mutter Maria und er blieb am Leben. Die Eltern Johanns, von Dankgefühl durchdrungen, weihten ihr Kind derjenigen, die es ihnen wiedergeschenkt hatte, und sparten nichts, demselben eine dieser Weihe angemessene Erziehung zu geben.

In dem Maße, als Johann heranwuchs, entfaltete er die schönsten Anlagen des Geistes und des Herzens und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Die im

LEO BOCK SC. IN MUENCHEN

Der heilige Nepomuk.

elterlichen Hause angefangenen Studien setzte er zu Saaz fort, wo er in den schönen Künsten und Wissenschaften unterrichtet ward. Später schickte man ihn auf die Universität Prag. Dieselbe, von dem deutschen Kaiser nach dem Muster der Pariser Universität im Jahr 1361 gestiftet, war eine der berühmtesten von Europa. Ausgezeichnete Lehrer aus allen Teilen Europas fanden sich hier vereinigt und die angesehensten Familien Deutschlands schickten ihre Söhne dahin. Daselbst studirte Johann außer der Philosophie auch die Theologie und das kanonische Recht und erhielt in diesen Fächern die Doktorwürde.

Johann hätte ein berühmter Gelehrter werden können, aber seine Neigung zog ihn zum geistlichen Stande, worauf er sich lange vorzubereiten hatte. Er wurde deshalb zum Priester geweiht und um sein seltenes Predigertalent zu benützen, übertrug ihm der Bischof das Amt eines Predigers an der Liebfrauenkirche zu Tain. Die Predigten Johann's zogen eine Masse Zuhörer an und brachten wunderbare Früchte hervor. Die verstocktesten Sünder konnten ihn nicht hören, ohne gerührt zu werden und kehrten mit dem Gefühle der tiefsten Zerknirschung nach Hause zurück.

Der Erzbischof und das Capitel von Prag beschlossen, einen Mann, der so vom Geiste Gottes erfüllt war, an sich zu fesseln und ernannten ihn zum Canonikus an der Kathedrale. Obwohl Johann seinen andern Pflichten aufs Genaueste nachkam, so fand er doch noch Zeit, durch Ausübung seines früheren Amtes am Heile der Seelen zu arbeiten.

Unterdessen starb Kaiser Karl IV. am 29. Novbr. 1378 zu Prag und hinterließ 3 Söhne, unter welche er seine Staaten geteilt hatte, Wenzeslaus, der Aelteste, bekam mit dem Kaisertitel Böhmen und Schlesien, Sigmund die Kur Brandenburg. Die Lausitz war der Anteil des Dritten. Dies war das reiche Erbe, welches der Enkel Heinrichs VII., des armen Grafen von Luxemburg, seinen Nachkommen vermachte.

Von dem deutschen Adel gehaßt, dessen Rechte er in seinem ganzen Leben verletzt hatte, wurde er in seinem Königreich Böhmen angebetet, wohin er den Schatz und die Kleinodien des Reiches hatte bringen lassen. Der herrschende Gedanke seiner Regierung war gewesen, die Güter seines Hauses zu vermehren. Böhmen, das durch ihn eine früher nicht gekannte Bedeutung erlangt hatte, bedauerte seinen Verlust ungemein, und diese Betrübnis steigerte sich, als sein Sohn Wenzeslaus den Thron bestieg.

Alle Geschichtschreiber entwerfen von diesem Kaiser ein häßliches Gemälde. Man warf ihm Trunksucht und Grausamkeit vor, und es ging die Rede, er habe in seinem Palaste auf dem Wischerad an der Moldau eine unsichtbare Falle anbringen lassen, die eine leichte Bewegung aufzog, um die darüber Gehenden in den Fluß zu stürzen. Eines Tages fand er an die Wand seines Zimmers die Worte geschrieben: Wenzeslaus alter Nero (Wenzeslaus ein zweiter Nero); er setzte dann eigenhändig dazu: Si non fui adhuc, ero (Wenn ich's bis jetzt nicht war, so werd' ich's sein). Als ihm sein Koch einmal sein Essen nicht nach seinem Geschmack bereitete, ließ er ihn an den Spieß stecken und lebendig braten. Durch die Straßen ging er immer vom Scharfrichter begleitet, den er seinen Gevatter nannte, und wer ihm auf dem Wege mißfiel, den ließ er hinrichten. Dies Ungeheuer, welches einst Johann von Nepomuk rühmen hörte, war begierig, ihn selbst kennen zu lernen, und ernannte ihn zum Adventprediger am Hofe. Johann entledigte sich dieses Auftrags zum Beifalle des Fürsten und der Hofleute, und Wenzeslaus wurde durch seine Reden so gerührt, daß er seinen wilden Leidenschaften eine Zeit lang den Zügel anlegte und ihm das eben durch Todfall erledigte Bistum Leitmeritz anbot.

Der tugendhafte Domherr schlug die hohe Würde aus. Nun bot ihm der Kaiser, welcher dachte, die mit der bischöflichen Würde unzertrennlichen mühsamen Geschäfte möchten wohl der Grund dieser Weigerung sein, die Probstei auf dem Wischerad an, nach den Bistümern die höchste priesterliche Würde Böhmens, die jährlich 100,000 Gulden eintrug und gar keine Mühe machte. Allein Johann hatte nicht, um sich der mühsamen Arbeit des bischöflichen Amtes zu entziehen, ein Bistum ausgeschlagen, sondern aus Demut, und wollte keine Stelle, die ihm nur Schätze und Ehren eintrug. Wenn er später die Würde eines Almoseniers des Kaisers annahm, so geschah es, weil er es für eine Gewissenspflicht hielt, einen sittenlosen Hof zu unterrichten, und weil er durch den Einfluß seines Wortes den König zu christlichen Gesinnungen und dahin zu bringen hoffte, seinen Ausschweifungen und seiner Grausamkeit zu entsagen, weßhalb ihn seine Unterthanen als eines jener Ungeheuer ansahen, welche der Zorn Gottes den Völkern manchmal zur Züchtigung sendet.

Johann's neue Stellung setzte ihn noch besser in den Stand, als früher, den Unglücklichen beizustehen, deren Vater und Beschützer er war. Man hatte ein solches Zutrauen auf seine Tugend, daß man ihn am Hofe und in der Stadt zum Schiedsrichter der Streitigkeiten wählte, die sich erhoben. Seine Menschenliebe, sein Verlangen, dem Nächsten zu helfen, verlieh ihm eine besondere Gabe, die Klagen zu beschwichtigen, Versöhnung zu stiften und Prozesse zu verhindern.

Die Kaiserin Johanna, eine Tochter des Herzogs Albert von Bayern, hatte Johann von Nepomuk zu ihrem Gewissensfreunde erwählt. Diese tugendhafte Fürstin suchte in der Religion einen Trost für die Leiden, die sie von ihrem königlichen Gemahle erdulden mußte, welcher argwöhnisch und unruhig, wie alle Tyrannen, mit seiner natürlichen Wildheit den höchsten Grad von Eifersucht verband. Vergebens setzte die unglückliche Königin den Roheiten ihres Gemahls nur Sanftmut und Geduld entgegen, sie konnte es nicht dahin bringen, die Heftigkeit seines Charakters zu sänftigen. Seine Eifersucht, welche täglich wuchs, gab ihm einen jener sonderbaren Gedanken ein, die man nicht glauben könnte, wenn nicht die Geschichte die Thatsache in ihre Blätter aufgenommen und der

Nachwelt als ein schreckliches Beispiel der Sittenlosigkeit überliefert hätte, zu welcher sich die Könige hinreißen lassen, wenn die Hand Gottes sie nicht mehr leitet.

Wenzeslaus faßte den Entschluß, sich von Johann offenbaren zu lassen, was ihm die Kaiserin im Beichtstuhle anvertraut hatte, um die innersten Gesinnungen dieser Fürstin gegen ihn zu erfahren. Er ließ daher den Mann Gottes holen und stellte Anfangs andere Fragen an ihn; dann nahm er die Maske ab und erklärte offen, was er verlangte. Johann, über diesen gottlosen Anschlag von Entsetzen ergriffen, stellte dem Kaiser in der ehrerbietigsten Weise vor, wie tief ein solches Vorhaben die Religion verletze.

Wenzeslaus, gewöhnt, von Sklaven bedient zu werden, die beim geringsten Winke allen seinen Wünschen zuvorkamen, wurde über diesen Widerstand ergrimmt, doch verbarg er seinen Zorn und entließ den Almoseniers zu befreien, ließ er ihn in's Gefängnis werfen und ihm sagen, daß er seine Freiheit nur dann wieder erlange, wenn er ihm die Beichte der Kaiserin offenbare.

Johann ertrug ohne Klage diese harte Gefangenschaft; furchtlos erwartete er den Tod, als ein Edelmann ihn im Gefängnisse besuchte und ihm ankündigte, daß er es frei verlassen könne, der Kaiser bitte ihn, das Vergangene zu vergessen, und lade ihn auf Morgen zum Mittagessen ein, um ihm seine Achtung und seine Freundschaft auszudrücken.

Am andern Tage begab sich Johann nach dem Palaste und wurde mit den lebhaftesten Zeichen der Achtung und Freundschaft empfangen. Nach dem Schlusse des Mahles befahl Wenzeslaus allen Anwesenden, sich zu entfernen, und ihn mit dem Heiligen allein zu lassen. Anfangs unterhielt er sich mit ihm von gleichgültigen Dingen, endlich verlangte er von Neuem die

Der heilige Nepomuk und die Kaiserin Johanna.

Beicht der Kaiserin zu erfahren: „Ihr könnt", sprach er zu ihm, „auf ein unverletzliches Geheimnis rechnen. Gebt ihr meinem Wunsche nach, so will ich euch mit Reichtum und Ehren überhäufen, weigert ihr euch aber dessen, so müßt ihr auf Alles, selbst auf den Tod gefaßt sein."

Johann antwortete, wie schon früher, daß die heiligsten Gesetze ihm Stillschweigen auferlegten, und daß ihn nichts bewegen könne, seiner Pflicht untreu zu werden. Als der Kaiser alle seine Bemühungen vergeblich sah, konnte er seine Wut nicht mehr zurückhalten, er befahl, den Heiligen in's Gefängnis zurück zu führen, und ihn den grausamsten Folterqualen zu unterwerfen. Das Werk der Henker begann; sie spannten den Heiligen auf eine Folterbank aus und hielten ihm brennende Fackeln an die Seiten, und an die empfindlichsten Teile des Leibes. So lange diese schreckliche Marter dauerte, stieß der Heilige keinen Schrei aus, ließ keinen Klagelaut hören und sprach kein anderes Wort, als die heiligen

Heiligen, ohne auf seine frommen Ermahnungen ein Wort zu antworten. Johann täuschte sich nicht über das Loos, das ihn erwartete; das düstere Schweigen zeigte ihm, daß sein Untergang beschlossen sei, und daß der Tyrann früher oder später sich für den ersten Widerstand rächen würde, den er seinem sündhaften Vorhaben entgegengesetzt hatte.

Ein Umstand, der sich auf eine That bezieht, die wir bereits berichteten, erhöhte noch den Zorn Wenzeslaus, und beschleunigte den Martertod des Heiligen. Man trug dem Fürsten einst ein Geflügel auf, das noch nicht ganz gekocht war. Da gab er den eines Heliogabulus würdigen Befehl, den unglücklichen Koch an demselben Feuer zu rösten, über welchem das Geflügel aufgehängt war. Auf die Kunde davon eilt Johann nach dem Palaste, fällt dem Kaiser zu Füßen und bittet ihn, dieses fürchterliche Urteil zurückzunehmen. Wenzeslaus wurde darüber nur um so wütender, und um sich von den zudringlichen Bitten seines

Namen Jesus und Maria, und als man ihn von dem Marterwerkzeuge herabnahm, hatte er nur noch ein Fünkchen von Leben. Die Kaiserin, von dem Unfalle unterrichtet, warf sich Wenzeslaus zu Füßen und durch ihre Bitten und Thränen bewog sie ihn endlich nachzugeben. Johann wurde in Freiheit gesetzt und erschien wieder am Hofe, aber er sah voraus, daß die Ruhe nicht lange dauern würde. Er beschloß, die wenigen Augenblicke, die er noch zu leben hatte, ganz dem Dienste Gottes zu widmen, und predigte eifriger als jemals. Als er einst zum Texte seiner Rede die Worte genommen hatte: „Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht mehr sehen," wiederholte er so oft die Worte: „ich habe nur noch wenig Zeit, mich mit euch zu unterhalten," daß die Zuhörer leicht begriffen, er wolle ihnen damit sein bevorstehendes Ende andeuten. Am Schlusse seiner Predigt sagte er, von prophetischer Begeisterung ergriffen, alle Leiden voraus, die Böhmen bedrohten, und diese Prophezeihung gieng bald in Erfüllung. In Kurzem fieng der fürchterliche Hussitenkrieg an, welcher Böhmen 25 Jahre lang verheerte; bald sollte dieses unglückliche Land den wilden Taboriten zur Beute werden. Diese furchtbaren Sektierer wurden von noch grausameren Heerführern befehligt, von den beiden Procopius und Johann Ziska, dem schrecklichen Blinden, der noch im Tode befahl, aus seiner Haut eine Trommel zu machen, um die Feinde zu schrecken.

Ehe er von der Kanzel herabstieg, auf der er all' dies Unglück angekündigt hatte, sagte Johann den Umstehenden das letzte Lebewohl und schloß damit, daß er die Domherrn und die Geistlichkeit um Verzeihung bat für alles schlechte Beispiel, das er ihnen etwa gegeben habe.

Von diesem Augenblicke an dachte er nur mehr an seine Vorbereitung zum Tode, und um sich des Schutzes der heiligen Jungfrau zu versichern, wallfahrtete er nach Bunzlau, zu dem berühmten Bilde der Gottesmutter, welches die heiligen Cyrillus und Methodius, die Apostel der Slaven vor Alters daselbst aufgestellt hatten, und das in Böhmen in hoher Verehrung stand.

Als er auf dem Heimwege von dieser heiligen Pilgerfahrt durch die Straßen gieng, bemerkte ihn der Kaiser von einem der Fenster seines Palastes aus. Sogleich gab er Befehl, denselben vor ihn zu bringen, und ohne dem Heiligen Zeit zu lassen, sich zu fassen, fuhr er ihn mit den Worten an, daß er nur die Wahl habe, entweder zu sterben, oder die Beichte der Kaiserin zu offenbaren. Johann antwortete nur durch Stillschweigen. Nun rief Wenzeslaus, vor Wut außer sich, aus: „Fort mit diesem Manne aus meinen Augen! man werfe ihn in den Fluß, sobald die Dunkelheit der Nacht dem Volke die Hinrichtung entzieht."

Johann benützte die ihm noch übrigen Stunden, um seine letzten Anordnungen zu treffen und beim Eintritte der Nacht band man ihm Hände und Füße und stürzte ihn von der Brücke, welche die Kleinseite mit der Altstadt verbindet, in die Moldau. Dies begab sich am 16. Mai 1383, am Vorabende vor Christi Himmelfahrt. Der Heilige war damals 53 Jahre alt.

Der Leib des heiligen Nepomuk wird feierlich in die Kathedrale übertragen.

Kaum war der Martyrer unter dem Wasser erstickt, als sein auf der Oberfläche des Flusses schwimmender Leib vom himmlischen Glanze umstrahlt wurde. Die Kaiserin, welche nichts von dem Tode des Heiligen wußte, eilte zum Fürsten, um ihn zu fragen, was diese außerordentliche Helle bedeute, die sie von ihrem Gemache aus bemerkt hatte. Wenzeslaus, beim Anblicke dieses Wunders von Schrecken getroffen, wußte nichts zu antworten. Die Rache des Himmels fühlend, suchte er die Einsamkeit, um seine Gewissensbisse zu verbergen, zog sich auf's Land zurück und verbot jedem, ihm zu folgen. Am andern Morgen klärte sich alles auf; die Henker selbst verrieten das Geheimnis des Fürsten.

Die ganze Stadt, um den Leib des Heiligen zu sehen, und die Domherrn der Kathedrale kamen, um denselben mit allen Ehrenbezeugungen aufzuheben und in eine Kirche zu bringen, welche dem Orte nahe lag,

wo das Verbrechen begangen worden war, bis sie in ihrer Kirche ein dieser kostbaren Ueberreste würdiges Grab bereitet hätten. Alles strömte zu dem Orte, wo der Martyrer lag, jeder beeilte sich, ihm Hände und Füße zu küssen, man empfahl sich seinem Gebete, man stritt sich um die Stücke seiner Kleider, um daraus Reliquien zu machen.

Da Wenzeslaus in seiner Einsamkeit erfuhr, was vorgieng, besorgte er, das erzürnte Volk möchte aufstehen, er ließ den Büßermönchen sagen, sie sollten, um den Tumult in ihrer Kirche zu verhüten, den Leib an einen dem Volke nicht so zugänglichen Ort bringen. Sie gehorchten, aber der verborgene Schatz wurde bald entdeckt. Nachdem alles zur Aufnahme desselben bereit war, begaben sich die Domherrn und die Geistlichkeit, von einer unzähligen Volksmenge begleitet, in Prozession nach der heiligen Kreuzkirche und übertrugen den Leib des heiligen Martyrers feierlich in die Kathedrale, wo man ihn beerdigte und auf sein Grab folgende Inschrift setzte: „Unter diesem Steine ruht der Leib des ehrwürdigen, glorreichen Wunderthäters Johann von Nepomuk; Doktors, Kanonikus an dieser Kathedrale und Beichtvater der Kaiserin, welcher, weil er das Beichtsigil standhaft und treu bewahrte, grausam gemartert, und von der Pragerbrücke in die Moldau gestürzt wurde, auf Befehl Wenzeslaus IV., Königs von Böhmen, Sohn Karls IV., im Jahre 1383."

Mehrere Kranke, welche man aufgegeben hatte, erlangten ihre Gesundheit wieder; die Uebertragung seines Leibes in sein Grab wurde durch viele Wunder bezeichnet. Die Kaiserin, untröstlich über den Tod des würdigen Dieners Gottes, siechte von dieser Zeit an hin, bis sie im Jahre 1387 der Tod erlöste. Wenzeslaus aber kehrte erst dann nach Prag zurück, als er glaubte, der allgemeine Unwille habe sich gelegt. Von Gewissensbissen verfolgt, glaubte er der Erinnerung seiner Verbrechen dadurch zu entrinnen, daß er immer neue begieng und setzte die Stadt Prag durch seine Grausamkeit in Schrecken. Die Einwohner sahen in ihm nur mehr ein wildes Tier, das man in Ketten legen müsse. Endlich nahm der Magistrat denselben, wie einen Uebelthäter, fest und setzte ihn in's Gefängnis, von wo aus er durchgieng und sich nach Wien flüchtete.

Das Reich war von allen Seiten durch Bürgerkriege zerfleischt, während die Schweiz bei Sempach siegreich sich zur Republik erklärte.

Deutschland, endlich müde, von einem solchen Ungeheuer beherrscht zu werden, setzte ihn ab. Sein Ende war seines Lebens würdig; er starb aus Schrecken, als Johann Ziska in Prag einzog.

Inzwischen vermehrten sich die Wunder am Grabe Johanns von Nepomuk. Dasselbe wurde durch einen besonderen Schutz der Vorsehung von der Entweihung der Hussiten gerettet. Im Jahr 1618, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, wollten es die Calvinisten zerstören, konnten aber ihr gottloses Vorhaben nicht ausführen. Der Fürbitte des Heiligen schreibt man den Sieg zu, welchen die von dem Herzoge von Bayern kommandierten Kaiserlichen im Jahre 1620 unter den Mauern Prags erfochten.

In der Nacht, welche der Schlacht vorangieng, versicherten Schildwachen, in der Domkirche den Heiligen und die übrigen Apostel des Landes, von himmlischem Lichte strahlend, erblickt zu haben, und die kaiserliche Armee, durch diese Erscheinung ermutigt, schlug die Feinde gänzlich in die Flucht. Seit dieser Zeit hat das erlauchte Haus Oesterreich zu dem heiligen Johann von Nepomuk eine besondere Andacht bewahrt. Die Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III. betrieben die Heiligsprechung des Dieners Gottes, Karl VI. erlangte sie endlich.

Als man am 14. April 1719 sein Grab öffnete, fand man seinen Körper ganz fleischlos, aber die Knochen waren noch ganz und vollkommen mit einander verbunden; nur hinten am Kopfe und an den Schultern sah man Zeichen seines Falles, als er in den Fluß gestürzt wurde. Der heilige Johann von Nepomuk ist der Landespatron von Böhmen und sein Fest wird am 16. Mai feierlich begangen.

Der heilige Ubaldus,

Bischof von Gubio in Umbrien.

Jahr 1160.

Der heilige Ubaldus, aus einer edlen Familie entsprossen, wurde zu Gubio im Kirchenstaate geboren, und in dem Seminar zum heil. Marianus und heil. Jakobus erzogen, wo er in den geistlichen und weltlichen Wissenschaften große Fortschritte machte. Besonders hatten die heiligen Schriften für seine Lernbegierde einen besonderen Reiz. Als er das Alter erreicht hatte, wo er sich zu einem Stande entschließen mußte, machte man ihm mehrere ansehnliche und vorteilhafte Anträge zur ehelichen Verbindung, allein er wies alle, weil er sein Leben in der Enthaltsamkeit zubringen wollte, standhaft ab. — Gott bewahrte ihn auch vor dem ansteckenden Pesthauche des Lasters und stärkte ihn gegen die bösen Beispiele mehrerer seiner Studiengenossen. Da er zuletzt gewisse Mißbräuche, die er geduldet sah, nicht mehr ertragen konnte, verließ er das Seminar vom heiligen Marianus und heiligen Jakobus und gieng in das von St. Secundus, wo er seine wissenschaftliche Laufbahn vollendete.

Der Bischof von Gubio, der bald sein Verdienst anerkannte, ernannte ihn zum Vorsteher des Kathedral-Kapitels, um durch ihn mehreren Unordnungen abzuhelfen, welche unter den Kanonikern herrschten. Ubaldus bereitete sich zu diesem wichtigen Werke vor durch Fasten, Beten und andere Uebungen der Gottseligkeit. Anfangs gewann er sich drei Kanoniker, die besser gesinnt schienen, als die Andern, und bewog sie, mit ihm in Gemeinschaft zu leben. Ihr Beispiel machte bald auf das ganze Kapitel den erwünschten Eindruck.

Einige Zeit nachher besuchte Ubaldus in dem Gebiete von Ravenna die regulierten Chorherrn, welche wegen ihrer Heiligkeit im großen Rufe standen. Der Heilige brachte drei Monate bei ihnen zu, um die von ihnen beobachtete Regel genau kennen zu lernen; dann nahm er ihre Regel, die ihm sehr weise schien, mit sich, und brachte es zu Gubio dahin, daß sie auch von seinem ganzen Kapitel beobachtet wurde.

Als das Kanonikathaus und Kloster durch einen Brand zerstört ward, sah er dieses Ereignis als eine ihm von Gott gegebene Gelegenheit an, seine Obernstelle niederzulegen und sich in eine stille Einsamkeit zurückzuziehen. Er schlug daher den Weg ein nach der Einöde Fonde Avellano, wo er Petrus von Rimini fand, dem er seine Absicht, die Welt zu verlassen, mitteilte. Allein dieser große Diener Gottes sagte ihm, daß sein Vorhaben eine Versuchung sei, und ermahnte ihn nachdrücklich, zu seiner Kirche zurückzukehren, um da in treuer Befolgung seines ersten Berufes fortwährend Gutes zu wirken. Ubaldus ging daher wieder nach Gubio zurück, stellte die Gebäude seines Kapitels wieder her und es war blühender als jemals zuvor.

Im Jahre 1126 starb der Bischof von Perosa und unser Heiliger ward einstimmig zu dessen Nachfolger ernannt. Kaum aber hatte er hievon Nachricht erhalten, als er sich an einem geheimen Orte verbarg, so daß man ihn unmöglich entdecken konnte. Als die Abgeordneten von Perosa sich wieder entfernt hatten, begab er sich nach Rom, warf sich dem Papste Honorius II. zu Füßen, beschwor ihn mit Thränen, ihm die Würde des Bischoftums nicht aufzulegen, und brachte alle möglichen Gründe vor, um diese Gnade zu erlangen. Honorius ließ sich bewegen und gewährte ihm seine Bitte. Allein im Jahre 1128 ernannte er ihn selbst zum Bischofe von Gubio, und gab der Geistlichkeit der Stadt Befehl, nach der gewöhnlichen Form zur Wahl zu schreiten. Im Anfange des folgenden Jahres erteilte er ihm die bischöfliche Weihe.

Der neue Bischof war mit einem wahrhaft apostolischen Geiste beseelt, der Welt und sich selbst abgestorben, lebte er in gänzlicher Abtötung aller seiner Sinne. In der Ausspendung des heiligen Bußsakramentes und in den Arbeiten des bischöflichen Amtes war er unermüdlich; er bewies sich in allem mäßig, demütig, aufrichtig und mitleidsvoll gegen Jedermann. Unter allen Tugenden aber, die er besaß, schimmerte vorzüglich jene himmlische Geduld, mit der er die Unbilden und Beleidigungen ertrug. Hievon nur ein Zug.

Bei der Herstellung der Mauern von Gubio geschah es, daß die Arbeiter dem Heiligen Boden von seinem Weinberge wegnahmen. Er stellte ihnen mit sanfter Schonung das Unrecht vor, welches sie ihm thaten, und bat sie, davon abzulassen. Der Aufseher der Arbeiter aber gab ihm nur Schmähungen zur Antwort, und stieß ihn sogar mit solcher Roheit von sich, daß der Heilige auf einen Mörtelhaufen fiel. Der gute Bischof stand stillschweigend auf, und entfernte sich ohne die geringste Klage. Allein das Volk verlangte, daß man ihm durch Verbannung des Schuldigen, und durch Entziehung seiner Güter Genugthuung gebe. Der Unwille stieg sogar so hoch, daß Ubaldus, um den Aufseher den Händen der Obrigkeit zu entziehen, genötigt war, zu sagen, daß das Erkenntnis in dieser Sache ihm angehöre und daß er allein darin Richter sein müsse. Die Geister wurden dadurch wieder einigermaßen beruhigt, und der Schuldige, von Reue ergriffen, erklärte dann selbst, daß er sich allen Strafen unterziehen wolle, die man über ihn verhängen möge, sollte es ihn auch das Leben kosten. Die ganze Rache des Heiligen endigte sich damit, daß er ihm den Friedenskuß gab, und Gott bat, ihm den begangenen Fehler, wie auch alle andern, die er auf sich haben möchte, zu verzeihen.

Ubaldus vergaß die Sorge für sein eigenes Leben, sobald irgend Jemand von seinen Pflegeempfohlenen in Gefahr schwebte. Da er eines Tages erfuhr, daß sich ein Aufruhr in der Stadt erhoben, daß man in der Wut die Waffen ergriffen habe, und schon viel Blut vergossen worden sei, eilte er zu dem Orte des Schreckens und warf sich zwischen die entblößten Schwerter der Kämpfenden. Die Meuterer, die ihn fallen sahen und für tot hielten, warfen sogleich die Waffen weg und klagten sich Alle, von lebhaftem Schmerz durchdrungen, als die Mörder des Bischofs an. Der Heilige aber erhob sich wieder und beruhigte das erschreckte Volk, indem er versicherte, daß er nicht nur noch lebe, sondern auch keine Wunde erhalten habe.

Als der Kaiser Friedrich Barbarossa Spoleto eingenommen und zerstört hatte, drohte er Gubio eine gleiche Behandlung, und nur der Heilige, der mit seiner väterlichen Zärtlichkeit für seine Herde dem Sieger entgegen ging, konnte seinen Zorn entwaffnen und die Begnadigung seines Volkes erlangen.

Seine letzten zwei Lebensjahre waren nichts, als eine Reihe von schweren Krankheiten, die er mit einer heldenmäßigen Geduld ertrug. Am Osterfeste des Jahres 1160 erhob er sich von seinem Krankenlager mit gewaltsamer Anstrengung, um das heilige Meßopfer zu verrichten. Er hielt sogar noch eine Rede über das ewige Leben. Nach Beendigung des Gottesdienstes trug man ihn nach einem Gemache, das er bei der Kirche von St. Laurentius hatte. Da blieb er bis zum Feste der Himmelfahrt Christi, und bereitete sich zum Tode. Dann ließ er sich in das bischöfliche Haus zurückbringen, wo er fortfuhr, seine Geistlichkeit und sein Volk, die zu ihm kamen, und seinen Segen begehrten, zu unterrichten. Endlich

starb er den 16. Mai 1160, nachdem er zuvor die heiligen Sakramente empfangen hatte.

Die Bewohner der benachbarten Provinzen wohnten seinem Leichenbegängnisse bei und waren Zeugen von mehreren Wundern, die an seinem Grabe geschahen. Aller Herzen waren erfüllt mit zarter Andacht und voll der heiligsten Gefühle. Der Geist der Liebe trat an die Stelle des Zwistes und der Uneinigkeit. Man vergaß die erlittenen Unbilden und zwischen Städten, die durch lange Entzweiung gegen einander in bitterm Grolle lebten, ward Friede und Einigkeit. Der Heilige besaß bei seiner Lebzeit schon die Wundergabe. Er hatte mehrere Kranke durch seine Gebete und durch die Kraft des heiligen Kreuzzeichens geheilt. Ein Blinder jedoch, der sich an ihn wandte, in der Hoffnung, sein Gesicht wieder zu erhalten, ward nicht von ihm geheilt. „Das Gesicht des Körpers", sagte er ihm, „wäre deiner Seele nachteilig. Dulde diese zeitliche Blindheit, sie wird im Himmel mit der Anschauung Gottes belohnt werden." Der Blinde, zufrieden mit dieser Antwort, bat ihn ferner nicht mehr, ihm das Gesicht wieder zu geben.

17. Mai.

Der heilige Paschalis Baylon,

Franziskaner.

Jahr 1592.

Paschalis Baylon wurde im Jahre 1540 zu Torre Hermosa, einem kleinen Marktflecken in Aragonien geboren. Seine Eltern verdienten sich ihren Unterhalt durch Ackerbau; das Vermögen der Familie war zu beschränkt, um ihn in eine Schule schicken zu können; das fromme Kind suchte sich aber damit zu helfen, daß es ein Buch mitnahm, wenn es die Heerde auf die Weide trieb. Die Vorbeigehenden bat es dann, ihn die Buchstaben kennen zu lehren. Sein Eifer, sich zu unterrichten, war so groß, daß er bald lesen und schreiben konnte. Er bediente sich dieses Vorteils nur dazu, sich in der Kenntnis der Religion zu vervollkommnen und ungeachtet seiner zarten Jugend hatte er nur an den Büchern Gefallen, die ihn an die Begebenheiten aus dem Leben Jesu und an die Handlungen derjenigen erinnerten, die seinen Fußstapfen nachgefolgt waren.

Als er ins Jünglingsalter trat verdingte er sich als Hirte. Das ruhige unschuldige Leben, das er sich in diesem Stande versprach, war für ihn sehr reizend. Jeder Gegenstand, der sich seinen Augen darbot, erweckte seinen Glauben und seine Andacht. Die Natur war nun jenes erhabene Buch, worin er las und wodurch er sich zu Gott erhob, den er mit Freuden in seinen Werken betrachtete.

Sein frommer Herr bezeugte ihm sein Wohlgefallen, ihn ein so erbauliches Leben führen zu sehen und machte ihm sogar den Vorschlag, ihn als seinen Pflegesohn anzunehmen und zu seinem Erben zu machen; aber Paschalis, welcher nur nach den himmlischen Gütern seufzte, lehnte dies Anerbieten mit Dank ab. Oft sah man ihn unter einem Baume knieend beten, während seine Heerde auf dem nahen Berge weidete, und durch diese stillen Unterhaltungen mit Gott, sowie durch die Uebung der Demut und die Sorgfalt, womit er alle Neigungen seiner Seele zu läutern suchte, erlangte er jene vollkommene Erfahrung in geistlichen Dingen, welche die Bewunderung der heiligsten Männer war. Niemand hatte mehr Grund, als er, mit David auszurufen: „Glücklich der, den du unterrichtest, o Herr!" Wenn er von Gott und von der Tugend sprach, so that er es mit jener Salbung und Inbrunst, die der hl. Geist nur den ganz von der Welt losgeschälten Seelen mitteilt.

Mehr als einmal geriet er beim Gebete in Verzückung und konnte die Heftigkeit der heiligen Triebe, die ihn durchglühten und seine Seele mit himmlischer Süßigkeit erfüllten, den Augen der Menschen oft nicht verbergen.

Der Heilige dachte nicht, daß die Armut ihn von der Pflicht entbinde, Almosen zu geben, und teilte gerne den Dürftigen von seinem kleinen Vorrate mit, den man ihm auf's Feld schickte. Manche Verdrießlichkeiten entleideten ihm jedoch bald den Stand, den er mit so großen Freuden ergriffen hatte. Trotz seiner Wachsamkeit konnte er nicht hindern, daß seine Ziegen, die er hütete, manchmal auf fremdem Boden weideten, was dann Anlaß zu Streitigkeiten gab, die Paschalis betrübten. Ehe er einen neuen Stand erwählte, verdoppelte er seine Gebete, seine Fasten und Abtötungen, in der Hoffnung, Gott werde ihn seinen Willen wissen lassen. Er glaubte sich nun zum Ordensmann berufen. Diejenigen, welchen er seine Absicht mitteilte, machten ihn auf reiche Klöster aufmerksam; aber ein solches Haus war nicht nach seinem Wunsche. „Arm

bin ich geboren," sprach er und will in der Armut leben und sterben."

Als er zwanzig Jahre alt war, verließ er sein Vaterland und begab sich nach dem Königreich Valencia, wo ein Barfüßer-Franziskanerkloster war.

Das Kloster lag in einer Einöde, unweit von der Stadt Montfort. An die Mönche dieses Hauses wandte er sich, um sich über die rechte Art, Gott zu dienen, zu befragen, und trat dann bei einem Pächter in der Nähe als Hirte in den Dienst. Sein zurückgezogenes Büßerleben wurde bald in der ganzen Umgegend bekannt, wo man ihn nur den heiligen Hirten nannte. Endlich beschloß er, ganz mit der Welt zu brechen, ging nach dem Franziskanerkloster und bat um Aufnahme als Laienbruder, was ihm im Jahre 1564 bewilligt wurde.

Sein Eifer erlosch nicht mit dem Noviziate, wie es nur zu häufig der Fall ist, sondern nahm von Tag zu Tag zu. Seine Liebe zur Abtötung war mit den Strengheiten der Regel nicht zufrieden, sondern er fügte noch neue dazu. Wenn ihn seine Obern ermahnten, seine Abtötungen nicht zu weit zu treiben, so gehorchte er sogleich und hielt sich an den Buchstaben der Regel. In der Gemeinde suchte er immer die niedrigsten Arbeiten zu verrichten. Wenn er nach dem Berufe seines Ordens das Kloster wechseln mußte, so ließ er nie eine Vorliebe zu einem andern Kloster blicken. Er betete immer, selbst unter der Arbeit. Er hatte nur einen Habit, der noch dazu alt und abgetragen war. Im Schnee und auf den rauhesten Wegen ging er immer ohne Sandalen, dabei war er stets heiter, freundlich und gefällig gegen Jedermann, und wenn sich ihm eine Gelegenheit darbot, Jemand einen Dienst zu erweisen, so ergriff er sie sogleich mit Freuden.

Einmal wurde er in Angelegenheiten seiner Provinz zum General seines Ordens geschickt, welcher zu Paris seinen Aufenthalt hatte.

Ohne vor den zahlreichen Gefahren zu erschrecken, die ihm von den Hugenotten drohten, welche fast alle Städte besetzt hatten, durch die er kommen mußte, durchzog er Frankreich barfuß und mit dem Franziskanerhabite, was ihn der Wut der Irrgläubigen noch mehr aussetzte, die ihn oft mit Steinwürfen und Stockschlägen verfolgten; aber aus allen Gefahren wurde er von Gott wunderbar befreit.

Nachdem er seinen Auftrag bei seinem General ausgerichtet hatte, verließ er Frankreich und kehrte nach Spanien zurück. Gleich am Tage seiner Ankunft nahm er, obgleich von der Reise ermüdet, seine gewöhnlichen Arbeiten wieder auf. Von den erstandenen Gefahren hörte man ihn nie reden: auf die verschiedenen Fragen, die man deshalb an ihn stellte, gab er nur kurze Antworten und suchte alles zu verschweigen, was ihm Lob bringen konnte.

Zum allerheiligsten Sakramente des Altars und zum Leiden des Erlösers trug er eine zarte Andacht. In den letzten Jahren seines Lebens brachte er einen Teil der Nacht am Fuße der Altäre auf den Knieen zu, besonders verehrte er die göttliche Mutter und hörte nicht auf, sie um die Gnade zu bitten, von der Befleckung der Sünde bewahrt zu bleiben.

Baylon starb zu Villa Reale am 17. Mai 1592, 52 Jahre alt. In den drei Tagen, in welchen sein Leib ausgesetzt war, wurden viele Wunder gewirkt. Paul IV. sprach ihn im Jahre 1618 selig und im Jahre 1690 wurde er von Alexander VIII. unter die Heiligen versetzt.

18. Mai.

Der heilige Erich.

König von Schweden, Martyrer. — Jahr 1151.

Erich stammte aus einem der edelsten Geschlechter Schwedens. Schon von frühester Jugend an gab er sich Mühe seinen Geist durch die Wissenschaften zu bilden und sein Herz an alle christlichen Tugenden zu gewöhnen.

Nach dem Tode Smechers II. warfen die Schweden die Augen auf ihn und wählten ihn wegen seiner Tugenden zu ihrem Könige. Auch in seiner neuen Stellung blieb die Sorge für seine Seele sein Hauptgeschäft. Durch Fasten und andere Bußübungen suchte er das Fleisch dem Geiste immer mehr zu unterwerfen, und Gebet und Betrachtung war für ihn das größte Vergnügen. Dabei vernachlässigte er seine Regentenpflichten keineswegs; das Volk fand an ihm einen Vater. Die Unglücklichen durften auf seinen Schutz sicher rechnen und konnten ihm zu jeder Zeit ihre Klagen vorbringen. Seine strenge Gerechtigkeit zögerte nicht sie von ungerechtem Drucke zu befreien. Oft besuchte er die Kranken persönlich und unterstützte sie durch reichliche Almosen. Mit seinem väterliche Erbgute zufrieden, erhob er von seinen Unterthanen keine Abgaben und baute auf seine Kosten

mehrere Kirchen. Obgleich von Natur friedfertig, konnte er doch des Kriegs sich nicht entschlagen, als die noch heidnischen Finnländer plündernd in sein Gebiet einfielen. Er zog gegen sie und erfocht einen glänzenden Sieg, konnte aber beim Anblicke der auf dem Schlachtfelde ausgestreckten Leichname seine Thränen nicht zurückhalten. „Es ist traurig," sprach er, daß so viele Unglückliche umgekommen sind, ohne die Gnade der Taufe empfangen zu haben!" Als er Finnland ganz unterworfen hatte, beauftragte er den heiligen Heinrich, Bischof von Upsala, daselbst den Glauben zu predigen.

Die Frömmigkeit Erichs wurde für einige Schweden, die noch dem Heidentum anhingen, die Zielscheibe des Spottes. Magnus, ein Sohn des Königs von Dänemark, welcher ehrgeizige Absichten auf die schwedische Krone hatte, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Der König hörte eben die Messe am Morgen des Himmelfahrtsfestes, als man ihm meldete, daß die Rebellen die Waffen ergriffen hätten und gegen ihn vorrückten. „Wir wollen wenigstens das heilige Opfer vollbringen," gab er ruhig zur Antwort, der übrige Teil des Festes wird anderswo gefeiert werden.

Nach dem Schlusse der heiligen Messe empfahl er sich Gott und um das Blut seiner Unterthanen zu schonen, welche bereit waren, ihr Leben zu seiner Verteidigung aufzuopfern, ging er allein den Verschworenen entgegen, die sich voll Wut auf ihn stürzten, ihn vom Pferde warfen, schrecklich mißhandelten und ihm endlich den Kopf abhieben. Dies begab sich am 18. Mai 1151. Gott verherrlichte sein Grab durch mehrere Wunder. Sein Leib wurde zu Upsala aufbewahrt und Schweden verehrte den heil. Erich als Hauptpatronen, ehe das Land sich zur lutherischen Lehre bekannte.

Der heilige Theodotus,
Gastwirt, und
die sieben Jungfrauen
seine Genossinnen, Martyrer,

Jahre 304.

Zur Zeit der heftigsten Verfolgung der Christen unter den Kaisern Diokletian und Maximilian lebte zu Ancyra in Galatien ein christlicher Gastwirt, Namens Theodotus, ein gerechter und hl. Mann, welcher nicht nur der Wohlthäter aller Bedrängten und der gefangenen Christen war, sondern sie auch zur Standhaftigkeit im Bekenntnisse ihres Glaubens und zur Ausdauer selbst unter den heftigsten Martern aufmunterte. In seinem Hause beherbergte er die Frauen Thekusa, eine Schwester seines Vaters, welche mit mütterlicher Liebe die christlichen Jungfrauen Alexandra, Claudia, Phaina, Euphrosina, Matrona und Julitta um sich versammelt hatte und über ihre Unschuld wachte. Im Jahre 304 ließ der Stadthalter Theoktenes diese sieben Jungfrauen gefangen nehmen und ermahnte sie, den Befehlen der Kaiser zu gehorchen und den Göttern zu opfern. Allein die Bekennerinnen erklärten einstimmig den Heiden, daß sie lieber eines gewaltsamen Todes sterben, als ein so großes Verbrechen gegen ihren Gott begehen wollten. Da ergrimmte Theoktenes und ergab sie rohen und ausgearteten Kriegsknechten, welche sie zur Sünde reizen und mißbrauchen sollten; aber die Unzüchtigen wurden durch eine unsichtbare Gewalt von ihrem schändlichen Vorhaben zurückgeschreckt und Gott bewahrte die Unschuldigen durch ein Wunder. Die Jungfrauen wurden nun an einen See geschleppt, ihrer Kleider entblößt und mit Steinen am Hals in die Tiefe versenkt. Obwohl Soldaten den See bewachten, begab sich Theodotus in einer finstern Nacht dahin, nahm die Leichname heraus und beerdigte sie mit christlicher Erfurcht. Sein Freund Polychronius verläugnete nach einiger Zeit seinen Glauben und verriet im Verhöre dem Statthalter das Geheimnis, daß Theodotus ein Christ und ein eifriger Verteidiger der Religion Jesu sei. Der Beschuldigte wurde sogleich ins Gefängnis gebracht und dann von einem Gerichte angehalten, den Göttern zu opfern, und weil er ein von Heiden und Christen geachteter Mann war, wollte man ihm jede Strafe erlassen, ja man versprach ihm, ihn sogar zum obersten Priester des Apollo zu erheben. Dieser einen Christen entehrende Antrag brachte den Bekenner in einen hl. Eifer und er sprach mit größter Verachtung und mit Abscheu von dem Götzendienste, nannte ihn eine Erfindung der Hölle und die Schande eines vernünftigen Menschen. Die anwesenden Heiden erhoben über diese Worte ein fürchterliches Geschrei und drohten mit einer Empörung, wenn der Frevler gegen die Götter nicht auf der Stelle gezüchtet werde. Der Statthalter ließ ihn dann auf der Folter grausam peinigen, die Wunden mit Fackeln brennen, auf der Rückseite auf einem Lager von glühenden Ziegelsteinen rösten und ihm die Zähne ausschlagen, und da er immer noch standhaft Jesum bekannte, wurde er enthauptet. Fronto, ein christlicher Prister, kaufte seinen Leichnam von den Wächtern, lud ihn auf seine Eselin und brachte ihn nach Malus, wo er ihn anständig beerdigte.

19. Mai.

Der heilige Dunstan.

Erzbischof von Canterbury.

Jahr 988

In einer Stadt der Grafschaft Sommerset, Glastonbury genannt, sieht der Wanderer noch jetzt in der Nähe der Hauptstraße einige Ruinen; sie gehörten einem der berühmtesten Klöster des katholischen Englands an. Im 7. Jahrhunderte durch den westsächsischen König mit unerhörter Pracht gestiftet, war die Abtei von Glastonbury nach den Tagen des größten Glanzes zu wiederholten Malen durch die Einfälle der Dänen vernichtet, aller Güter beraubt und beinahe ganz verlassen worden. Zur Zeit, da der Heilige geboren wurde, dessen Leben wir beschreiben wollen, im Beginne des 10. Jahrhunderts war sie nur noch von einigen irischen Mönchen bewohnt, die hier ihren Aufenthalt nahmen, wo der Apostel ihrer Heimat, der heilige Patrizius, der Sage nach sein Leben beschlossen haben sollte. Das strenge Leben dieser Männer hatte ihnen im ganzen Lande großes Ansehen verschafft und gleichsam zur Vergeltung für die Gastfreundschaft, die sie genossen, widmeten sie die Zeit, welche sie nicht dem Gebete bestimmten, dem Unterrichte der Jugend. Ihnen war die Ehre vorbehalten, in ihrer Mitte eines der ruhmwürdigsten Kinder jenes Landes aufwachsen zu sehen, welchem die Kirche den Namen „Land der Heiligen" gegeben hatte, und dessen Rückkehr zur katholischen Einheit sie mit Freude entgegensieht.

In der Umgegend von Glastonbury lebte eine Familie aus königlichem Geblüte, ebenso berühmt durch ihre Frömmigkeit, als durch ihre edle Abkunft, welche Gott durch die Geburt eines Sohnes segnete, der den Namen Dunstan erhielt. Der junge Dunstan brachte seine ersten Jahre im elterlichen Hause zu, wo er die sorgfältigste Erziehung genoß und das erbaulichste Beispiel vor Augen hatte. Die Furcht des Herrn wurde seinem Herzen von Kindheit auf eingeprägt. Kaum hatte er das Jünglingsalter erreicht, so übergab ihn sein Vater den Mönchen von Glastonbury zur weiteren Bildung. Dunstan machte reißende Fortschritte in seinen Studien und übertraf bald alle Mitschüler. Mit großer Gewandtheit im Lateinischen verband er eine ausgebreitete Kenntnis der hl. Schriften, der Kirchenväter und der Philosophie. Er zeichnete sich in allen damals bekannten Künsten aus, indem er nicht nur in der Musik, sondern auch in der Malerei gute Kenntnisse hatte; er arbeitete auch als Bildschnitzer und Erzgießer. Er verstand auch sehr schön auf der Harfe zu spielen. Vor allem machte ihn sein artiges Benehmen, sein geordneter, offener Charakter und seine innige Frömmigkeit zum Lieblinge seiner Lehrer und Mitschüler. Tief durchdrungen von der Liebe Gottes und von der Furcht vor der Sünde verlor er nie den Gedanken an den Tod und das ewige Leben aus den Augen und brachte jeden freien Augenblicke im Gebete zu.

Sein Vater übergiebt den heiligen Dunstan den Mönchen zu Glastonbury.

Der Ruf seiner Tugenden und Talente kam dem Könige zu Ohren, welcher ihn an den Hof berief und ihn sehr hoch schätzte; aber seine strengen Sitten, seine tiefe Frömmigkeit und ohne Zweifel auch die Gunst, die er genoß, erweckten ihm mächtige Feinde. Er mußte den Hof verlassen und begab sich zu seinem Verwandten, dem Bischof Elfegius von Winchester.

Der fromme Bischof drang lebhaft in ihn, dem Weltleben zu entsagen, aber er zögerte lange, bis er sich endlich in Folge einer schweren Krankheit entschloß und aus der Hand des Elfegius das Ordenskleid empfing, welcher ihn später zum Priester weihte und an der Kirche zu Unsrer lieben Frauen von Glastonbury verwendete.

Hier baute er sich eine so enge Zelle, daß sie einem Grabe glich. Sie war nur 5 Fuß lang, dritthalb Fuß breit und nur so hoch um darin aufrecht stehen zu können. Hier that er unter Fasten und Gebet dafür Buße, daß er der Gnade des Herrn so lange widerstand, der ihn zum Dienste des Altars berief. Die besuchenden Pilger drängten sich um seine Zelle. Man erzählte wunderbare Dinge von ihm und schrieb seinem Gebete eine übernatürliche Kraft zu. Auch wurde sein Name im ganzen Königreiche berühmt und als im Jahre 941 der König Edmund auf Adelstan folgte, berief er Dunstan zu sich

und machte ihn zu einem seiner Minister. Das Vertrauen, das er in dieser neuen Würde einflößte, wurde so groß, daß man bald alle öffentlichen und Privatstreitigkeiten seiner Entscheidung überließ. Aber es ist in dieser Welt gewöhnlich, daß das Gute, mag es nun Tugend oder Talent heißen, immer mit einem unversöhnlichen Feinde zu kämpfen hat, dem Neid! Dieser arbeitete in der Stille, den heiligen Priester noch einmal zu stürzen. Die gehässigsten Verläumdungen wurden über ihn verbreitet und obwohl man ihm kein einziges von allen Verbrechen beweisen konnte, deren man ihn anklagte, so gab der König doch der öffentlichen Meinung nach und entließ seinen Minister. Dunstan entfernte sich sogleich vom Hofe und kein Vorwurf, keine Klage entschlüpfte seinen Lippen. Allein die Ungnade Dunstans sollte von keiner langen Dauer sein: ein sonderbares Ereignis machte derselben ein Ende. Am dritten Tage nach der Entfernung Dunstans war der König seiner Gewohnheit nach im nahen Walde auf der Jagd. Auf einmal stürzt der von Hunden gehetzte Hirsch auf der Flucht in einen tiefen Abgrund und zieht einen Teil der Meute nach sich. Der König, welcher Hirsch und Hunde aus dem Gesichte verloren hatte, setzte ihnen auf seinem schnellen Rosse nach, sieht sich aber bald selbst vom unvermeidlichen Tode bedroht, denn nur einige Schritte trennen ihn vom Abgrunde. Entsetzt bei dem Gedanken an den nahen Tod und an seine Sünden, empfiehlt er seine Seele Gott und spricht: „Herr, rette mich, ich habe übereilt gegen deinen Diener gehandelt, wenn du meiner schonest, so gelobe ich dir, ihn wieder zu mir zu nehmen.“ Und seine aufrichtige Reue wird von dem erhört, der Herzen und Nieren prüft. Augenblicklich hält das Pferd still und der König ist gerettet. Kaum war der König von der Jagd zurück, als er seinen ganzen Hof versammelte, ihm die göttliche Gnade kund that, die er erfahren, und um die Erfüllung des Gelübdes nicht zu verschieben, beschloß, sich noch an demselben Tage zu Dunstan zu begeben. Er setzte ihn feierlich in alle Ehren wieder ein und verlieh ihm zugleich die Abtei von Glastonbury. Dunstan hatte selbst ein beträchtliches Vermögen geerbt und bereicherte damit seine Abtei. Er stiftete ein neues, geräumigeres Kloster, als das alte, und versammelte daselbst eine große Anzahl Mönche, welche der Krieg zerstreut hatte. Drei Jahrhunderte ununterbrochener Kriege hatten nach und nach

Der heilige Dunstan spielt die Harfe vor dem Könige.

Unwissenheit und Sittenverderbnis herbeigeführt, Kirchen und Klöster waren zerstört und der Verfall der Wissenschaften so weit gekommen, daß bei der Thronbesteigung des Königs Alfred im Jahre 871 das Reich kaum einen Gelehrten besaß, der ein lateinisches Buch übersetzen konnte. Alfred hielt eine Zeit lang die traurigen Fortschritte des Uebels auf und seine rühmliche Bemühungen wurden unter seiner Regierung mit Erfolg gekrönt, aber das Gute, was er that, verschwand wieder mit ihm und die Unordnung, die er aufheben wollte, zeigte sich von Neuem.

Während der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts waren die Klöster größtenteils leer, viele Ordensleute waren in den Bürgerkriegen umgekommen, Andere waren mit dem entflohen, was sie von den Reliquien und dem Kirchenschatze retten konnten und führten in Einöden ein kümmerliches Leben. Ein paar Klöster bei den Hauptkirchen hatten noch einige Mönche, dieselben lebten aber mehr wie Weltleute, denn als Mönche; die Weltgeistlichen hatten die Zucht abgelegt und teilten das müßige, ausschweifende Leben des Adels. Der Anblick so vielen Aergernisses mußte das Herz Dunstan's tief betrüben. Oft sah man ihn vor dem Bilde des Gekreuzigten auf den Knieen liegen und bittere Thränen vergießen. Im Gebete schöpfte er wieder Mut und Zuversicht und pflegte dann zu Jenen, die mit ihm das Unglück der Zeiten beklagten, zu sagen: „Gott habe seiner Kirche und ihm einen Rächer erweckt, Gott schicke zwar seiner Kirche zuweilen Tage der Prüfungen und Leiden, aber er werde bei ihr bleiben bis ans Ende der Zeiten.“ (Matth. 16. 18.)

Dunstan widmete sich ganz seiner Abtei, welche er zu einem Muster für alle übrigen und zum Mittelpunkte eines neuen Priestergeschlechtes machen wollte, um durch sie in den Klöstern des Reichs die strenge Zucht wieder einzuführen, welche so notwendig war. Er selbst lehrte seine Mönche mit bewunderungswürdigem Eifer, und während er ihnen die Früchte, seiner ausgebreiteten Kenntnisse mitteilte, gewöhnte er sie durch sein eigenes Beispiel an die Uebung aller Tugenden. Auch war sein Bemühen nicht unfruchtbar und er sah seine Wünsche bald in Erfüllung gehen. Die Mönche von Glastonbury erlangten in Kurzem einen hohen Ruf durch ihre Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und durch ihre strenge Zucht, und das Kloster Dunstan's lieferte mehrere

Jahre lang der englischen Kirche fast allein alle Oberhirten und Priester, die sich durch ihre Tugend auszeichneten. Der König Elfred durch seine Gerechtigkeit und Menschenliebe die Freude seines Volkes, schenkte dem heiligen Abte sein ganzes Vertrauen und machte ihn zu seinem vertrautesten Freunde. Er wollte ihn mehreremal zur bischöflichen Würde erheben, aber Dunstan schlug es mit den Worten aus: „ich weiß nur zu gut, wie schwer es ist, seine eigene Sache vor dem Richterstuhle Christi zu führen; wie schwierig wird es für den sein, der für so viele andere Rechenschaft zu geben hat!" Allein Gott, welcher besondere Absichten auf Dunstan hatte, machte, daß er seinen Entschluß später doch änderte.

Als im Jahre 955 dem König Elfred sein Neffe Edwy auf dem Throne folgte, überließ sich dieser junge Fürst gleich in den ersten Tagen seiner Regierung den schimpflichsten Ausschweifungen. Um sich jeder Fessel zu entledigen, hatte er die achtbaren Männer vom Hofe entlassen, die sein Vorgänger um sich versammelt hatte, und um seinen Schatz zur Befriedigung seiner Lüste zu mehren, scheute er sich nicht, seine Großmutter aller ihrer Güter zu berauben und ihr nicht einmal das zum Leben Notwendige zu lassen. Zu wiederholten Malen hatte ihn Dunstan ernstlich gewarnt und mit dem himmlischen Zorne bedroht. Daher suchte der König, heftig gegen ihn erzürnt, nur mehr eine Gelegenheit, dieses kühnen Mönches los zu werden, welcher seinen schändlichen Lüsten immer entgegen trat. Diese Gelegenheit zeigte sich bald und zwar gerade am Tage seiner Krönung. An diesem Tage hatte Edwy nach den kirchlichen Ceremonien die Prälaten und den Adel seines Hofes an seiner Tafel versammelt. Vor dem Schlusse des Mahles entfernte er sich plötzlich aus der Bankethalle, wo die Gegenwart so ehrwürdiger Personen ihm einen unerträglichen Zwang auflegte und eilte zu den Genossen seiner gewöhnlichen Ausschweifungen. Die Gäste, durch ein solches Betragen mit Recht verletzt, beschlossen, daß der Abt von Glastonbury und der Bischof von Liechfield an den König abgeordnet werden sollten, um ihm ihren Unwillen auszudrücken. Die beiden Abgesandten drangen in das königliche Gemach. Dunstan sprach zuerst gütig und bat den König zurückzukommen, indem er ihm das Unanständige seines Betragens vorstellte. Da er dadurch auf ihn keinen Eindruck machte, führte er eine strengere Sprache, aber ebenfalls ohne Erfolg; da ergriff ihn Dunstan bei der Hand und führte ihn in den Thronsaal zurück. Der König konnte ihm diese Frechheit nicht verzeihen. Die Abtei Glastonbury wurde auf seinen Befehl geplündert und zum Teil zerstört, alle ihre Güter eingezogen und er selbst mußte aus dem Königreiche fliehen. Kaum hatte er sich eingeschifft, so langten Leute des Königs am Ufer an, die den Befehl hatten, ihm die Augen auszustechen. Dunstan fuhr nach Flandern, wo er mit hohen Ehren aufgenommen wurde. Der König rief ihn im Jahre 957 aus der Verbannung zurück. Gott wollte endlich seinem würdigen Diener jene ruhigen ruhmreichen Tage verleihen, wo seine erhabenen Tugenden in vollem Glanze leuchten sollten.

Die Regierung Edwy's hatte hingereicht, um alles Gute zu vernichten, was der heil. Dunstan begonnen. Dieser König hatte leider selbst das Beispiel der ungerechtesten Gewaltthaten gegen die Klöster gegeben und der Adel des Landes folgte dem seinen nur zu sehr.

Als daher Edgar, sein Bruder und Nachfolger, den heil Abt bat, das Bistum von Winchester anzunehmen, zögerte Dunstan nicht mehr, diese Würde anzunehmen, die er fast zehn Jahre lang ausgeschlagen hatte, und wurde von dem Erzbischof von Canterbury, Otto, mit großer Pracht geweiht. Dabei begab sich folgender Vorfall: Anstatt ihm den Titel von

König Edmund in Todesgefahr.

Winchester zu geben, verkündigte ihn Otto als Erzbischof von Canterbury; da die Anwesenden ihn darauf als auf einen Irrtum aufmerksam machten, gab er ihnen zur Antwort: „Ich weiß, was Gott in mir wirkt, bei meinen Lebzeiten wird er Bischof von Winchester sein, aber nach meinem Tode wird er diesen erzbischöflichen Stuhl einnehmen und die Kirche von England regieren."

Dustan bot seinen ganzen Einfluß auf, seiner Abtei die geraubten Güter wieder zu verschaffen und führte in ihr die alte Regel wieder ein. Es wurden noch fünf andere Klöster unter seiner Leitung gegründet, welche ebenso berühmt wurden wie Glastonbury. Der unermüdliche Erzbischof überwachte sorgfältig die Studien, welche hier getrieben wurden, und kam oft selbst dahin, um die heiligen Schriften zu erklären und die religiösen Uebungen zu leiten. Ungeachtet seiner mühevollen Arbeit, bestimmte er doch einen großen Teil des Tages dazu, um die anzuhören, die kamen, ihn entweder um Rat zu bitten, oder ihm die Entscheidung in einer Streitigkeit anheim zu stellen; ein anderer Teil des Tages war den Armen gewidmet, die er, wo er auch sein mochte, in ihren Wohnungen aufsuchte, um überall Trost und Hilfe zurückzulassen.

Mit seinen hohen Tugenden verband Dunstan ferner eine unbeugsame Festigkeit des Willens. Gott hatte in ihm Alles vereinigt, was jene traurige Zeiten, wo Sittenverderbnis Kirche und Thron ergriffen halte, an Wissenschaft, Frömmigkeit und Mut erforderten.

Endlich im Jahre 961 ging die Prophezeihung bei seiner Weihe zum Bischof in Erfüllung. Bei dem Tode des Erzbischofs Otto von Canterbury hatte Dunstan diesen erzbischöflichen Stuhl ausgeschlagen, auf welchen ein Bischof Namens Elfin erhoben wurde. Dieser aber starb auf dem Weg über die Alpen, als er in Rom das Pallium holen wollte. Der Bischof von Dorset, Birthelm, welchen man an seine Stelle setzte, zeigte sich gleich in den ersten Tagen unfähig, diese höchste, geistige Würde des Reichs zu begleiden. Nun wurden Dunstan sowohl von dem Könige als von der hohen Geistlichkeit neue Anträge gemacht, welchen er diesmal nachgeben zu müssen glaubte.

Er reiste sogleich nach Rom, um nach der Sitte seiner Vorfahren, den Papst nebst dem Pallium um die Bestättigung der neuen Würde zu bitten. Der Papst Johann XII., welcher seine Heiligkeit kannte, nahm ihn mit den größten Ehren auf und ernannte ihn zum Legaten des heiligen Stuhles in England. Von Rom zurückgekehrt verdoppelte der Bischof seinen Eifer. Als Primas von ganz England waren ihm neue Pflichten auferlegt. Fast allein der Sittenlosigkeit gegenüber, die unter einem Teile der Geistlicheit eingerissen war, verjagte er schonungslos die Priester, welche Aergernis gaben, aus dem Heiligtum. Ebenso kräftig trat er gegen den Adel auf. So hatte ein mächtiger Graf, die Satzungen der Kirche verachtend, eine unerlaubte Ehe geschlossen. Der Oberhirte forderte ihn dreimal auf, dieses ungesetzliche Band zu lösen, und als er nicht gehorchte verbot er ihm den Eintritt in die Kirche und die Teilnahme an den Sakramenten. Der König durch falscheBerichte getäuscht, wollte die Verteidigung des Grafen übernehmen und die auf ihm lastende Strafe aufgehoben wissen, aber der Bischof blieb unerbitterlich. Der Graf schickte nun Abgesandte nach Rom und diese entstellten den Heergang der Sache dergestalt daß Dunstan Befehl erhielt, das gegen den Grafen ausgesprochene Urteil aufzuheben. Allein gegen ihr Erwarten gab Dunstan nicht nach und behauptete diesen Befehl nicht vollziehen zu können, weil er auf einem Irrtum beruhe. „Sobald ich sehe," sprach er, „daß dieser Mann Reue über sein Verbrechen äußert, werde ich gerne gehorchen. Gott verhüte, daß ich jemals dem Interesse eines sterblichen Menschen oder selbst meinem eigenen Wohle in dieser Welt das Gesetz meines Herrn Jesu Christi aufopfere." So standen die Sachen, als der Erzbischof ein Concil berief, um sich mit einigen Gegenständen der Kirche zu beschäftigen. Eines Tages, als eben das Concil versammelt war, meldete man einen Büßer, welcher eingeführt zu werden wünschte. Sein Leib war mit einem wollenen Bußhemde bedeckt, die Füße bloß und Ruten hielt er in der Hand. Es war der excommunicierte Graf, welcher endlich dem Gesetze der Kirche gehorcht hatte. Er warf sich dem Erzbischofe zu Füßen und flehte um Verzeihung. Der Erzbischof sagte Gott Dank für diese Gnade und hob das Urteil auf.

Aber nicht boß gegen die Herren vom Adel zeigte der hl. Dunstan eine unbeugsame Festigkeit. Auch in seinen Beziehungen zum Könige hatte er jene edle Unabhängigkeit bewahrt, welche eines der schönsten Vorrechte des katholischen Priesters ist. Edgar war einst in ein Kloster eingedrungen und hatte im Gefühle seiner königlichen Würde die heiligsten Rechte verletzt, Dunstan, davon unterrichtet, begab sich sogleich zum Könige. Als Edgar ihn eintreten sah, ging er ihm entgegen und wollte ihm die Hand reichen, um ihn so nach seiner Gewohnheit zu seinem Sitze zu führen, aber Dunstan stieß dieselbe voll Unwillen zurück, und da ihn Edgar erstaunt um die Ursache fragte, rief er aus: du hast ein schändliches Verbrechen begangen, du hast nicht einmal das Heiligtum Jesu Christi geachtet und fragst mich, warum ich die Hand, welche auf dem Altare den Sohn Gottes darbringt, nicht von deiner unreinen Hand berühren lassen will. Der König, durch diese Worte erschreckt, fiel voll Reue dem Oberhirten zu Füßen und dieser legte ihm eine siebenjährige Buße auf, während welcher er nie die Krone tragen, zwei Tage in der Woche fasten und große Almosen geben sollte. Der heilige Dunstan änderte in der Folge nichts in seinem Urteil. Edgar mußte seine sieben Bußjahre vollständig durchmachen, und erst nachdem sie verstrichen waren, wurde er zu Bath mit einer bis dahin unerhörten Pracht wieder gekrönt. Beim Tode Edgar's 975, vernichteten neue Unruhen einen Teil der unter seiner Regierung begonnenen Reformen und

die schlechten Priester, die damals nur zu häufig waren, benützten die Gelegenheit, um noch einmal das ihnen aufgelegte Joch der Kirchenzucht abzuschütteln. Die Geistlichen, welche durch die Entscheidung eines unter Edgar gehaltenen Concils wegen ihres ärgerlichen Lebens von ihren Kirchen entfernt worden waren, erhoben sich gegen dieses Urteil, das sie mit Grund dem Erzbischofe von Canterbury zuschrieben. Mehrere sogar vom Adel unterstützt, verjagten die an ihre Stelle gesetzten Mönche mit Gewalt und überließen sich von neuem demselben ärgerlichen Wandel. Um diese ernstlichen Unruhen zu stillen, wurde unter dem Vorsitze Dunstans zu Winchester ein Concil gehalten, wohin sich die Geistlichen in großer Anzahl begaben. Der heilige Oberhirte, über ihr Betragen empört, hielt ihnen mit beredten Worten ihre Schändlichkeit vor, daß sie es wagten, das anzusprechen, was nur Jenen gehöre, die ihr Gelübde achteten. Die Geistlichen beschworen den Erzbischof, ihnen noch einmal zu verzeihen und versprachen, sich zu bessern. Ihre Reue schien so aufrichtig ihre Bitten waren so dringend, daß Dunstan einen Augenblick zu wanken schien. Alle erwarteten seine Antwort in tiefster Stille, er selbst dachte darüber nach, welchen Entschluß er fassen solle, als Gott seinen Willen durch ein auffallendes Wunder kund gab. Das Crucifix, das an der Wand des Saales hing, sprach nämlich deutlich die Worte aus: „Es wird nichts sein, sie werden sich nicht bessern.“ Was wollt ihr weiter, sagte Dunstan, ihr habt den Willen Gottes gehört. Und alle Umstehenden, von Schrecken ergriffen, fingen zu schreien an und lobten den Herrn. Bei dem Tode Dunstans wurde eine Inschrift unter dem Crucifix angebracht, um das Andenken an diese Begebenheit zu verewigen, welche den König und eine große Anzahl des Clerus zu Zeugen gehabt hatte.

Im Jahre 984 kamen die Bischöfe von Winchester und von Rochester nach Canterbury, um ihren Primas auf einige Tage zu besuchen. Dunstan, der ihr Verdienst kannte, liebte sie mit inniger Zärtlichkeit; er that Alles, um sie bei sich aufzuhalten, und als sie ihn verlassen mußten, begleitete er sie zur Stadt hinaus. Da fielen die beiden Bischöfe vor ihm auf die Kniee nieder und baten um seinen Segen. Der Oberhirte streckte die Hände über sie aus und fing an zu weinen. Ich weine, sagte er, denn ich werde euch, die ihr jetzt so heiter und voll Gesundheit scheinet, in diesem Leben nicht mehr begegnen. Ihr werdet bald sterben und zu den Freuden des Himmels berufen, mich im Elende dieses Lebens zurücklassen. Und wirklich starben die beiden Bischöfe, wie es ihnen Dunstan vorausgesagt hatte: der eine, ehe er die bischöfl. Stadt erreichen konnte, der andere nur einige Tage nachher, nachdem er dahin zurückgekehrt war. Dunstan selbst überlebte seine theuren Mitarbeiter nur vier Jahre. Gott rief ihn am 19. Mai 988 zu sich.

Drei Tage vor seinem Tode, am Himmelfahrtsfeste, feierte er das heilige Opfer vor einer großen Volksmenge; nachdem er am Schlusse der heiligen Handlung die Umstehenden zum Vertrauen und zur Ergebung in den göttlichen Willen ermahnt hatte, sagte er ihnen, daß sein Bleiben nicht mehr hienieden sei und daß der Herr ihn zum ewigen Leben berufe.

Bei diesen Worten vergoßen alle Anwesenden Thränen, denn sie wußten, daß er nie etwas ankündigte, was nicht bestimmt eintraf.

Nachdem er den Ort seines Begräbnisses bestimmt hatte, wurde er am Abende plötzlich von der Erde bis zum Gewölbe der Kirche erhoben vor den Augen der ganzen Volksmenge. Der Geschichtschreiber, welcher diese Begebenheit berichtet, fügt hinzu: Mehrere wurden bei diesem Anblicke so erschreckt, daß sie nach allen Seiten davon flohen, andere fragten sich, ob ihn Gott, wie einst den Elias, in den Himmel erheben wolle. Nach einigen Augenblicken schwebte er wieder zu ihnen herab, rief alle zurück, die sich entfernt hatten und sprach zu ihnen mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit: Ihr sehet, meine vielgeliebten Kinder, Gott ruft mich in seiner unaussprechlichen Barmherzigkeit zu sich. Meine Wünsche sind im Himmel und zum Himmel gehe ich. Möge der Weg, dem ich im Leben gefolgt bin, immer euren Augen gegenwärtig sein; wer denselben einschlägt, wird Anteil am Himmel haben. Bemüht euch, den Willen Gottes zu erkennen und habt ihr ihn erkannt, so ziehet ihm nichts auf Erden vor. Die meisten bemühen sich, in den Augen der Menschen zu scheinen, was sie in den Augen Gottes nicht sind; ihr aber sollt euch nicht Mühe geben, gut zu scheinen, sondern daran arbeiten, es in Wirklichkeit zu sein. Vergesset nicht, daß es nichts in uns giebt, das uns würdig machen könnte, das Angesicht Gottes zu schauen und die ewige Seligkeit zu genießen, und daß ohne die Gnade und Barmherzigkeit Gottes Niemand dahin gelangen kann.“ Bei diesen Worten wurde der heilige Bischof von einer Schwäche ergriffen und mußte nach Hause getragen werden. Sein ganzer Leib trug die Anzeichen des nahen Todes, aber sein Geist bewahrte seine ganze Stärke, denn bis zum letzten Augenblicke fuhr er fort, diejenigen zu belehren und zu trösten, welche zu ihm kamen, um sich ihm zu empfehlen und um seinen Segen baten. An seinem Todestage feierte man vor ihm das heil. Meßopfer, welchem er mit Inbrunst und seliger Freude auf dem Angesichte beiwohnte, denn er fühlte sich am Ziele seiner Wünsche. Zum letztenmal streckte er seine ehrwürdigen Hände über seine vielgeliebte Gemeinde aus, die ihn mit dem lebhaftesten Schmerze umstand und verlangte hierauf die heil. Wegzehrung. Nachdem er sie empfangen, erhob er noch einmal die Stimme zum Danke gegen Gott und in demselben Augenblicke schloßen sich seine Augen dem Lichte dieses Lebens, um sich im Glanze der ewigen Seligkeit wieder zu öffnen.

Der heilige Petrus Cölestinus,

Papst. — Jahr 1296.

Petrus Cölestinus, der Heilige, wurde im Jahre 1221 in Apulien von tugendhaften Eltern geboren, die sich besonders durch ihre Liebe gegen die Armen auszeichneten. Noch sehr jung, verlor er seinen Vater. Obgleich seine Mutter 12 Kinder zu besorgen hatte, so sparte sie kein Opfer zu seiner Erziehung. Seine Fortschritte flößten Allen, die ihn kannten, große Hoffnungen ein, aber während seiner Studien hatte er beständig seine wahre Bestimmung im Auge; das Heil seiner Seele schien ihm ein viel wichtigeres Anliegen, als Gelehrter zu werden. Endlich beschloß er, das Leben eines Eremiten zu wählen, worauf er sich schon lange durch die Uebung der Buße und Betrachtung vorbereitet hatte. Er war erst 20 Jahre alt, als er sich auf einen öden Berg zurückzog. Hier grub er sich im Felsen eine kleine Zelle, wo er kaum aufrecht stehen und Platz genug finden konnte, um seinen Leib auszustrecken. Seine Abtötungen waren 3 Jahre lang außerordentlich. Gott suchte ihn auch durch schwere Prüfungen heim, welche die Neigungen seines Herzens immer mehr reinigten. Ungeachtet der Sorgfalt, womit er sich den Augen der Welt zu verbergen suchte, wurde er endlich entdeckt und mußte mehrere Besuche annehmen. Bald nötigte man ihn, in den geistlichen Stand treten und nach Rom zu gehen und die heil. Weihen zu empfangen. — Im Jahr 1246 kehrte er in die Abruzzen zurück, wo er 5 Jahre lang in einer Höhle des Berges Morroni, bei Sulmo, zubrachte. Hier empfing er vom Himmel jene Gnaden, die den beschaulichen Seelen mitgeteilt und nur durch Geduld und Prüfungen erkauft werden. Nächtliche Trugbilder quälten ihn schrecklich. Er fiel fast in Verzweiflung, wagte nicht mehr die Messe zu lesen, und war sogar einmal heftig versucht, seine Einsamkeit zu verlassen; aber sein Gewissensrat tröstete ihn wieder, indem er ihn versicherte, alle diese Versuchungen seien nur eine Kriegslist des Teufels und wenn er sie verachte, so werde ihm nichts Böses widerfahren.

Der Wald, welcher seinen Aufenthalt umgab, wurde i. J. 1251 umgehauen, und er zog sich mit zwei Einsiedlern, die ihm wie einem Vater anhänglich waren, auf den Berg Magello zurück. Die drei Diener Gottes machten sich da ein kleines Gehege von Dornen und Baumzweigen und bauten sich Zellen darin. Petrus Cölestinus brachte einen großen Teil der Nacht im Gebete und unter Thränen zu. Am Tage beschäftigte er sich mit der Handarbeit oder mit Abschreiben von Büchern. Fleisch aß er nie: er fastete alle Tage, außer dem Sonntage; alljährlich hielt er vier Fasten, während drei derselben sowie alle Feiertage, hatte er nichts zur Nahrung, als Wasser und Brot. Er trug ein härenes Bußhemd voll Knoten und schlief auf der bloßen Erde oder auf einem Brette, indem er einen Stein oder ein Stück Holz zum Kopfkissen nahm. — Da die Zahl der Personen, die ihn besuchten, von Tag zu Tag zunahm, zog er sich auf den Gipfel des Berges Magello zurück und schloß sich hier mit einigen seiner Schüler in eine Grotte ein, wo man kaum hineindringen konnte. Seine Abwesenheit, machte das Verlangen, ihn zu sehen, und um seinen Rat zu fragen nur noch lebhafter. Er kehrte daher auf den Berg Morroni zurück, wo die, welche sich unter seine Leitung stellten, in abgesonderten Zellen lebten. Endlich versammelte er sie alle in einem Kloster, wo er die Regel des hl. Benedikt in ihrer ursprünglichen Strenge einführte. Im Jahre 1247 erhielt er von dem Papst Gregor X. die Bestätigung seines Ordens, welcher sich seitdem in ganz Europa verbreitete. — Nach dem Tode des Papstes Nikolaus i. J. 1292 war der hl. Stuhl längere Zeit erledigt; endlich entschieden sich die zu Perugio versammelten Kardinäle und wählten einstimmig Peter von Morroni, wie man ihn gewöhnlich von seinem Aufenthalte nannte. Seine ausgezeichnete Heiligkeit hatte ihm diese Stimmen verschafft und seine Wahl erhielt allgemeinen Beifall. Peter war der einzige. welcher Schmerz darüber bezeugte. Die Gründe, die er dafür anführte, daß er nicht geeignet sei, einen solchen Platz einzunehmen, ließ man aber nicht gelten, und er ergriff deshalb mit einem seiner Schüler, Namens Robert, die Flucht. Kaum hatte sich die Nachricht davon verbreitet, als man sich aufmachte, ihn zu verfolgen; er wurde eingeholt und mußte sich in seine Wahl fügen. Seufzend kehrke er nach Morroni zurück, wo er von den Königen von Neapel und Ungarn und einer großen Anzahl Kardinäle erwartet wurde, die ihn Alle in die Domkirche von Aquilla begleiteten, wo die Ceremonie seiner Weihe vor sich gehen sollte. Er begab sich ohne alles Gepränge dahin u. wollte aus Demut auf einem Esel seinen Einzug halten. Am 29. Aug. wurde er gesalbt und gekrönt und nahm den Namen Cölestin an. Indessen setzte er sein gewöhnliches Leben fort. Er hatte sich mitten in seinem Palaste eine Zelle machen lassen, in welche er sich wie ein Einsiedler einschloß. Er besorgte aber immer, die Pflichten seines Amtes nicht recht erfüllen zu können, und fragte deshalb mehrere Gelehrte des Kirchenrechts, unter andern auch den Kardinal Benedikt Cajetan, um Rat, welche ihn versicherten, daß ein Papst abdanken dürfe. Einige Tage darauf wurde ein Consistorium zu Neapel gehalten, welchem der König mit andern hohen Personen beiwohnte. Hier legte Cölestin feierlich seine hohe Würde nieder u. nahm seine Mönchskleider wieder an. Er hatte nur 4 Monate regiert. An seiner Stelle wurde der Kardinal Benedikt Cajetan unter dem Namen Bonifacius VIII erwählt.

Der heilige Cölestin reiste heimlich nach Morroni ab; um sich in sein Kloster einzuschließen, und hoffte da sein übriges Leben zuzubringen, aber Gott fügte es anders. Als Bonifaz erfuhr, daß man Cölestin von allen Seiten besuchte, wurde er auf ihn eifersüchtig, lies ihn festnehmen und in die Citadelle Frunoni

bringen. Kein Laut der Klage entschlüpfte Cölestin. Oft wiederholte er in aller Seelenruhe die Worte: „Ich wünschte nichts auf der Welt, als eine Zelle, und diese hat man mir gegeben.“ Ohne Unterlaß sang er das Lob Gottes.

Am Pfingsttage des Jahres 1296, nachdem er mit vieler Andacht die heilige Messe angehört hatte, sagte er seinen Wächtern, daß er vor Ende der Woche sterben werde. Wirklich ergriff ihn auch sogleich ein heftiges Fieber und er empfing die letzte Oelung. Ungeachtet seiner großen Schwäche wollte er nicht zugeben, daß man die Bretter, worauf er lag, nur mit ein wenig Stroh bedeckte. Am Samstag in derselben Woche, am 19. Mai, gab er seine Seele Gott zurück, nachdem er den Vers des letzten Psalms der Laudes vollendet hatte: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn.“ Er war 75 Jahre alt geworden, sein Leib, welchen man zu Ferentino beerdigt hatte, wurde später nach Aquila gebracht.

20. Mai.

Der heil. Bernhard von Siena,

Franziskaner. Jahr 1444.

Der hl. Bernhard wurde zu Masso am 8. Sept. 1380 geboren. Er stammte aus der berühmten Familie der Albizeschi. Der Tod seiner Eltern, die bald starben, machte ihn in frühester Jugend zur Waise. Eine Tante von ihm, Namens Diana, nahm sich des Kindes an und sorgte für seine erste Erziehung. Es war eine tugendhafte Frau, die ihm eine zarte Liebe zu Gott und eine besondere Andacht zur allerseligsten Jungfrau einflößte.

Sanftmütig, demütig und bescheiden fand der junge Bernhard bald seine einzige Freude im Gebet und im Besuch der Kirchen. Da er ein vortreffliches Gedächtnis besaß, so konnte er alle Predigten, die er hörte, leicht behalten und sie seinen Gespielen ganz getreu wiederholen. So zeigte Bernhard als Knabe schon, was er einst werden würde: Ein Licht der Kirche und einer der berühmtesten Kanzelredner. Schon frühzeitig zeigte er Mitleid gegen die Armen. Einst wies seine Tante einen Bettler ab, weil sie nur noch ein Brot hatte für die ganze Familie. Bernhard, von Mitleid gerührt, sagte zu ihr: „Ich bitte dich im Namen Gottes, gieb dem Armen etwas, sonst könnte ich den ganzen Tag nichts essen.“

Diana, von diesen Worten gerührt, dankte dem Herrn, daß er dem Kinde so fromme Gefühle eingeflößt hatte; sie ermutigte ihren Neffen zur Uebung christlicher Tugenden und Fasten, soweit sein schwaches Alter es ertragen könnte. Bernhard gewöhnte sich so, alle Samstage zu fasten und behielt sein ganzes Leben diese fromme Sitte bei. Indessen nahte der Augenblick, wo er diese Tante, die ihn wie eine Mutter liebte, verlassen mußte. Seine Oheime sandten ihn nach Siena zum Studieren und übergaben ihn den geschicktesten Lehrern dieser Stadt, welche bald den durchdringenden Verstand ihres Schülers und seine Tugenden bemerkten.

Seine Liebe zur Reinigkeit war außerordentlich: hörte er auch nur ein Wort, was dieselbe beleidigen konnte, so überzog eine sanfte Röte sogleich sein Angesicht. Obwohl von Natur höflich und ehrerbietig gegen jedermann, konnte er doch seine Entrüstung nicht zurückhalten, wenn eine unanständige Rede sein Ohr berührte. Diese Reinheit des Herzens und seine natürliche Bescheidenheit verschaffte Bernhard die Liebe der Rechtschaffenen und zwang den Höheren Achtung ab.

Wenn man eine nicht ganz sittsame Unterhaltung angefangen hatte und der Heilige kam dazu, so wagte man es nicht, in seiner Gegenwart die Gesetze der Ehrbarkeit zu verletzen — so groß ist die Gewalt der Tugend.

Nachdem er die Philosophie, das Staats- und Kirchenrecht studiert hatte, widmete er sich ganz dem Studium der heiligen Schrift und fand darin sein größtes Vergnügen. Im 17. Jahre trat er in die Genossenschaft unsrer lieben Frau, welche zu Siena im Hospital de la Scala zum Krankendienste eingerichtet war. Dort legte er seinem Leibe die größten Entbehrungen und härtesten Züchtigungen auf, besonders suchte er seinen eigenen Willen zu töten.

Im Jahre 1400, vier Jahre nach seinem Eintritte in das Spital, brach in Siena die Pest aus, welche schon einen großen Teil Italiens verheert hatte. Es starben täglich mehr als zwanzig Personen im Spitale und alle die, welche den Pestkranken zeitliche und leibliche Hilfe brachten, unterlagen der furchtbaren Geißel. Die Entmutigung wurde allgemein. Niemand wollte den unglücklichen Kranken mehr zu Hülfe kommen. Bernhard verlor fast allein den Mut nicht und brachte es durch seine rührenden Ermahnungen dahin, daß sich zwölf Männer vereinigten, um den von der Krankheit Befallenen beizustehen. Diese edlen Christen vergaßen die Gefahr ihres eigenen Lebens, und trotzten allen Schrecken eines entsetzlichen Todes. Der Heilige führte im Spitale die vollkommenste Ordnung ein, und brachte Tag und Nacht damit zu, die zu trösten und zu erleichtern, welche Beistand nötig hatten.

Gott beschützte auch sichtbar seinen würdigen Diener vor dieser Krankheit, welche vier Monate lang wütete. Als er aber nach Hause kam, wurde Bernhard, durch Nachtwachen und Anstrengungen erschöpft, von einem heftigen Fieber ergriffen und mußte lange das Bett hüten. Während seiner ganzen Krankheit erbaute er jedermann durch seine Geduld, seine Sanftmut und Ergebung.

Nach dem Tode seiner Tante zog sich der Heilige in ein Haus der Vorstadt von Siena zurück und blieb hier wie ein Einsiedler, indem er sein Fasten und Beten verdoppelte, um den Willen Gottes über die Wahl des Standes kennen zu lernen, den er ergreifen sollte. Da er sich zum klösterlichen Leben berufen glaubte, so trat er in den Orden des heiligen Franziskus und wählte das Kloster Kolombiere, weil es an einem einsamen Orte, ein par Stunden von Siena, gelegen war. Hier legte er am 8. September 1405 im 24. Jahre die Profeß ab. Der Heilige hatte diesen Tag gewählt, sich Gott für immer zu weihen, weil es der Jahrestag seiner Geburt und das Fest der Geburt der heiligen Jungfrau war. Er verschob auch alle die wichtigsten Handlungen seines Lebens auf diesen Zeitpunkt; so las er am 8. September seine erste Messe, und hielt auch an diesem Tage seine erste Predigt.

In der Schule des Erlösers und am Fuße des Kreuzes übte er Tag und Nacht die Demut und die übrigen christlichen Tugenden. Einst lag er auf den Knien vor dem Bilde des Gekreuzigten und glaubte die Stimme Jesu zu hören, welche zu ihm sprach: „Mein Sohn, du siehst mich hier an's Kreuz geheftet. Wenn du mich liebst und mich nachahmen willst, so nagle auch dich an dein Kreuz und folge mir."

Bernhard bereitete sich schon lange in der Stille auf das Predigtamt vor. Endlich befahlen ihm seine Obern, sein ihm von Gott verliehenes Talent geltend zu machen. Seine schwache Stimme und eine fast beständige Heiserkeit setzten ihm Anfangs große Hindernisse entgegen, die er aber endlich durch sein Gebet zur seligen Jungfrau, die immer seine Zuflucht war, überwand. Vierzehn Jahre lang predigte er in seinem Vaterlande, und Niemand konnte ihn hören, ohne im Innersten bewegt zu werden. Die Sünder entfernten sich unter vielen Thränen, fest entschlossen, dem unordentlichen Leben von nun an ein Ende zu machen. Einst fragte man einen berühmten Prediger desselben Ordens, warum seine Predigten nicht denselben Erfolg hervorbrächten, wie die des heiligen Bernhard? „Der Vater Bernhard," gab er zur Antwort, „gleicht einer glühenden Kohle, welche das Feuer in den Andern entzündet." Als der Heilige über die rechte Art zu predigen gefragt wurde, gab er folgende Regeln: „Strebet vor Allem nach dem Reiche Gottes und der Verherrlichung seines Namens; bewahret die brüderliche Liebe und übet selbst zuerst das, was ihr die Uebrigen lehren wollt; dadurch wird euch der heilige Geist die Weisheit und die Kraft verleihen, welcher Niemand widerstehen kann."

Der heilige Bernhard im Hospitale de la Scala.

Bernhard gab sich besonders Mühe, seinen Zuhörern die Liebe zu Jesus Christus und die Verachtung der Welt einzuflößen. Das Andenken an die Menschwerdung und an das Leiden des Erlösers setzte ihn oft in Verzückung und wenn er den Namen Jesu aussprach, empfand er eine außerordentliche Süßigkeit. Ungeachtet seines so heiligen und ganz von der Liebe Gottes erfüllten Lebens, entgieng der Diener Gottes doch dem Neide und der Bosheit der Menschen nicht. Man klagte ihn bei dem Papste Martin V. an, welcher ihm beständiges Stillschweigen auferlegte. Der demütige Mönch unterwarf sich ohne ein Wort zu sagen diesem ungerechten Urteile. Aber der Papst erkannte bald seine Unschuld und erlaubte ihm, überall zu predigen, wo er wollte; er wollte ihm sogar das Bisthum Siena übertragen, aber der Heilige schlug es aus, wie er später das Bisthum Ferrara und Urbino ablehnte.

Als er das erstemal zu Mailand predigte, verbot ihm der Herzog Philipp Visconti, welcher gegen ihn eingenommen war, gewisse Gegenstände in seinen Predigten abzuhandeln und bedrohte ihn sogar mit dem Tode, wenn er nicht gehorche. Bernhard erklärte, daß es für ihn ein großes Glück wäre, für die Wahr-

heit zu sterben. Nun schickte ihm der Herzog 100 Dukaten, um ihn zu prüfen, und ließ ihm dabei sagen, daß er ihn durch dieses Geschenk in den Stand setzen wolle, dem Bedürfnisse der Armen besser abzuhelfen. Der Heilige schlug es zweimal aus, endlich führte er die Person, welche ihm die Summe zum drittenmale brachte, mit sich in die Gefängnisse der Stadt und verteilte hier in ihrer Gegenwart das Geld des Herzogs an die Gefangenen, welche Schulden halber eingesetzt waren. Diese Uneigennützigkeit hob die Vorurteile des Herzogs, welcher von dieser Zeit an für den Heiligen eine besondere Hochachtung faßte.

Bernhard predigte in den meisten Städten Italiens und überall hatte sein beredtes Wort denselben wunderbaren Einfluß. Die größten Sünder bekehrten sich; das unrecht erworbene Gut wurde zurückgestellt, die Tugend trat an die Stelle des Lasters, und die Frömmigkeit machte täglich neue Fortschritte. Die Verwüstungen, welche die Parteien der Guelphen und Gibelinen verursachten, öffneten seinem Eifer ein weites Feld. Nachdem er erfahren hatte, daß beide Parteien zu Perugia im Zwiste lagen und der Bürgerkrieg auszubrechen drohte, eilte er nach dieser Stadt und sprach beim Einzuge zu den Bewohnern: „Gott, den ihr durch neue Zwietracht schwer beleidigt, schickt mich wie einen Engel zu euch, um den Menschen, die guten Willens sind, den Frieden zu verkünden." Er hielt sodann vier Predigten über die Notwendigkeit einer allgemeinen Versöhnung. Am Schlusse der ersten rief er aus: „Alle, welche friedfertig gesinnt sind, sollen sich zu meiner Rechten stellen!" Nur ein einziger Edelmann blieb zu seiner Linken stehen, diesem hielt der Heilige sein Betragen in ernsten Worten vor und verkündete ihm, daß er eines elenden Todes sterben werde, was bald darauf in Erfüllung ging.

Der Kaiser Sigmund, welcher ihn besonders schätzte, wünschte, daß er ihn nach Rom begleiten und der Ceremonie seiner Krönung beiwohnen möchte, welche im Jahr 1433 stattfand. Bernhard kehrte hierauf nach Siena zurück, wo er seine früheren Arbeiten wieder aufnahm. — Mitten unter dem Beifall, den er von allen Seiten empfing, bewahrte Bernhard immer die tiefste Demut. Was muß man thun, fragte ihn einst ein Ordensbruder, um zur Vollkommenheit zu gelangen? Statt aller Antwort warf der Heilige sich ihm zu Füßen und zeigte ihm so, daß die Demut die Seele erhebt und vervollkommnet. Er besaß auch die Gabe der Prophezeihung, wirkte mehrere Wunder und soll vier Tote erweckt haben.

Der heilige Bernhard eilt den Pestkranken zur Hilfe.

Im Jahr 1438 wurde er zum Generalvikar seines Ordens erwählt, in welchem er eine strenge Reform einführte und mehrere Klöster stiftete. Nach Ablauf von fünf Jahren legte er seine Würde nieder und setzte seine Predigten in der Romagna, zu Ferrara und in der Lombardei fort. Gegen Ende des Winters 1444 begab er sich nach Massa, wo er über die christliche Einigkeit und Liebe eine ergreifende Predigt hielt. Die ersten Anfälle eines bösartigen Fiebers konnten seinen Eifer nicht mäßigen; endlich zwang ihn die Krankheit, sich in's Bett zu legen, und er starb zu Aquila, nachdem er die heiligen Sterbsakramente empfangen, am 20. Mai 1444 im 64. Jahr. Sein Leib wurde bei den Franziskanern zu Aquila beigesetzt und von Papst Nikolaus V. im Jahr 1450 heilig gesprochen.

Der selige Ivo,

Bischof von Chartres.

Jahr 1115.

Der Orden der regulierten Chorherren des heiligen Augustinus gab der Kirche ein glänzendes Licht in diesem frommen und gelehrten Bischofe; er war eine der schönsten Zierden des elften Jahrhunderts. Er stammte von einer vornehmen Familie in Beauvoisis ab. Durch das Studium der schönen Wissenschaften und der Philosophie wurden seine seltenen Talente noch mehr erweitert und ausgebildet. Allein er betrieb seine Studien als Christ und widmete sich darum zu gleicher Zeit dem Gebete und der Betrachtung. Frühzeitig gewöhnte er sich an die Uebung des Stillschweigens, der Geistessammlung, der Demut und Enthaltsamkeit. Allein in der Gegenwart Gottes wandelnd, wollte und that er nichts, als was dessen Ehre beförderte. Selbst seine Erholungen waren Religionshandlungen. — Diese Lebensweise setzte er in der Abtei Bec fort, wo er unter dem berühmten Lanfrank die Theologie studierte.

Guido, Bischof von Beauvais, stiftete bei dieser Stadt 1078 ein Kloster regulierter Chorherrn, unter Anrufung des heiligen Quintin. Dahin begab sich Ivo und legte das Ordenskleid an. Diesem Kloster schenkte er zugleich einen Teil seines väterlichen Erbteils. Seiner Ueberlegenheit und seiner Verdienste wegen wählte man ihn zum Lehrer der Theologie und zum Erklärer der heiligen Schrift. Einige Zeit nachher wählte man ihn zum Vorsteher, in welcher Eigenschaft er 14 Jahre lang die Genossenschaft unter dem Namen Probst oder Abt leitete. In seinen Lehrstunden empfahl er seinen Schülern besonders die Uebung des Gebets. Oft wiederholte er ihnen den wichtigen Grundsatz, der in das Herz eines jeden Studierenden eingegraben sein sollte und den der fromme Richard von St. Viktor so ausgedrückt hatte: „Man erlangt nicht so fast durch Bücher, als vielmehr durch den Geist des Gebetes und der Zerknirschung die göttliche Wissenschaft, Seelen zur Heiligung zu führen."

Die Chorherren des heiligen Augustinus führten damals ein sehr strenges Leben. Niemals aßen sie Fleisch oder Fische. Sie beobachteten ewiges Schweigen, oder wenn sie zuweilen es unterbrachen, so geschah es einzig, um die Pflichten der Nächstenliebe zu erfüllen. Dem Gebete weihten sie einen großen Teil ihrer Zeit; die übrigen Stunden waren der Forschung in der heiligen Schrift und dem Unterrichte des Volkes gewidmet. Sie waren den Diözesanbischöfen untergeordnet und ihr Gehorsam in diesem Punkte war als Muster aufgestellt.

Das Kloster von St. Quintin wurde unter der Leitung des gottseligen Ivo sehr berühmt durch die Zucht, Frömmigkeit und Wissenschaft der Genossen, die sich da bildeten. Viele Bischöfe und Fürsten baten den Heiligen um einige seiner Chorherren, die er ihnen auch schickte. Diese frommen Ordensmänner verbreiteten allenthalben den guten Geruch der Tugend; sie verbesserten die alten Kapitel und begründeten neue. —

Als Gottfried, Bischof von Chartres, der Simonie und mehrerer anderer Laster überwiesen, durch den Papst Urban II. im Jahr 1091 abgesetzt wurde, begehrte die Geistlichkeit und das Volk den gottseligen Ivo, dessen Verdienste allgemein bekannt waren, zu ihrem Bischofe. Die Wahl wurde von dem Papste bestätigt und der König Philipp gab ihm den Hirtenstab als Zeichen der Investitur. Der neugewählte Bischof begab sich nach Rom, um dort seine Weihe zu empfangen, wegen der Hindernisse, welche ihm Richer von Sens, sein Metropolite, in den Weg legte. Der Papst sandte ihn nach Frankreich zurück und ergriff die nötigen Maßregeln, um Gottfrieds Wiedereinsetzung, um welche Richer anstand, zu verhindern.

Bald nachher entbrannte Philipp in unerlaubter Leidenschaft für Bertrada, Fulkos, Grafen von Anjou dritte Gemahlin. Er faßte sogar den Entschluß, sie zu heiraten und die Königin Bertha, obgleich er zwei Kinder mit ihr erzeugt hatte, zu verstoßen. Hierüber fragte er mehrere Bischöfe um Rat und auch Ivo wurde zu einer Unterredung eingeladen, in welcher man die Mittel ausfindig machen sollte, diese Ehe zu einer gesetzmäßigen zu erheben. Ivo bot Alles auf, um den König von der Ausführung eines so ärgerlichen Vorhabens abzuwenden. Da aber alle seine Vorstellungen unnütz waren, bestand er fest und unerschütterlich auf der Verwerfung einer solchen Ehe und weigerte sich, der Unterredung beizuwohnen, damit er sie nicht zu billigen scheine. Philipp geriet hierüber in Zorn, lies die Güter der Kirche von Chartres plündern und den heiligen Bischof in's Gefängnis werfen. In der Folge jedoch gab er ihm wieder seine Freiheit, auf die ihm vom Papste und von mehreren Bischöfen gemachten Vorstellungen.

Während er im Gefängnisse schmachtete, hielt er dennoch die Vornehmsten seines Bistums von einem Aufruhr ab, den sie gegen den König erregen wollten. Er verbarg ebenfalls lange Zeit die Briefe, welche Urban II. gegen Philipps ärgerliche Heirat geschrieben hatte, aus Furcht, die Mißvergnügten möchten diese Gelegenheit benützen, um sich zu empören und ihrem Fürsten den Krieg erklären. Aus demselben Grunde verhinderte er die Bekanntmachung des Bannfluches, den der Papst gegen den König Philipp ausgesprochen hatte. Allein da Richard, der Legat des heiligen Stuhles, ein Concilium zu Baugenci im Jahr 1104 ausgeschrieben hatte, wohnte er mit Freuden bei, weil es sich da um die Lossprechung des Königs handelte.

Philipp starb im folgenden Jahre und hatte seinen Sohn Ludwig zum Nachfolger. Man beeilte sich, ihn zu Orleans zu krönen, um den Empörungen, die man befürchtete, zuvorzukommen. Daimbert, Erzbischof von Sens, verrichtete diese Ceremonie. Als sich aber der Erzbischof von Rheims beklagte, daß man in seine

Rechte Eingriffe gethan habe, verfaßte Ivo ein Rundschreiben, worin er bewies, daß man die Salbung des Königs Ludwig weder durch die Vernunft, noch durch den Gebrauch, noch durch das Gesetz bestreiten könne. Der selige Bischof von Chartres starb den 23. Dezbr. 1115, nachdem er 23 Jahre sein Hirtenamt verwaltet hatte. Im Jahre 1570 erlaubte der Papst Pius V. allen regulierten Chorherren am 20. Mai von ihm die Tagzeiten zu beten. An diesem Tage wird er auch in dem Martyrologium dieses Ordens, das von Benedikt XIV. gutgeheißen worden, genannt.

Man feiert sein Fest in dem Bistum Chartres und bewahrt in dem Kathedralschatze einen großen Sarg mit seinen Reliquien, die man der Verehrung der Gläubigen aussetzt.

21. Mai.

Der heilige Felix von Kantalicio,

Kapuziner.

Jahr 1587.

Felix, der heilige, wurde im Jahr 1513 zu Kantalicio im Kirchenstaate von armen, aber rechtschaffenen Eltern geboren und zeigte schon in seiner Kindheit eine so außerordentliche Andacht, daß man ihn nur den Heiligen nannte. In seiner ersten Jugend mußte er das Vieh hüten, und da liebte er es, sich in abgelegene Gegenden zurückzuziehen und besonders am Fuße eines Baumes, in dessen Rinde er ein Kreuz gegraben hatte, oft stundenlang zu beten.

Als er zu einem schwereren Geschäfte stark genug war, trat er bei einem Edelmann in Dienst, der ihn zum Ackerbau verwendete. Unter seiner Arbeit gewöhnte er sich nach und nach über die wichtigsten Heilswahrheiten nachzudenken, er erwarb sich so bald eine Fertigkeit in der Betrachtung. Der Anblick des Himmels, die Schönheit der Felder, das Grün der Wälder, das Rauschen des klaren Wassers, kurz die ganze Natur trieb ihn an, seinen Schöpfer zu loben.

Niemals dachte er an Gott, an sich selbst und an die Geschöpfe, die ihn umgaben, ohne fromme Anmut zu empfinden, aber nichts rührte ihn inniger, als das Andenken an das Leiden Jesu Christi. Er konnte nicht müde werden, das Geheimnis der Erlösung zu betrachten, was ihn immer mit innigster Liebe und Dankbarkeit erfüllte.

Mit dieser Demut verband er eine unverwüstliche Heiterkeit, Sanftmut und Nächstenliebe. Er sprach wenig, floh schlechte Gesellschaft, zeigte nie eine Spur von Ungeduld und ließ niemals eine Klage hören. In seiner Seelenheiterkeit, die nichts stören konnte, pflegte er, wenn ihn jemand beleidigte, zu sagen: „Möge Gott dich zu einem Heiligen machen!"

Seine Neigung zog ihn zum klösterlichen Leben hin. Zwei Umstände, welche die Vorsehung herbeiführte, beschleunigten seinen Entschluß. Als er einst auf dem Felde arbeitete, wurden die Ochsen, die er lenkte, scheu, sprangen auf die Seite und warfen ihn um. Der Pflug ging über seinen Leib hin, ohne ihn jedoch im Geringsten zu verletzen. Da dankte er Gott für seine so wunderbare Rettung und das Verlangen, sich ihm ganz zu weihen, wurde um so heftiger. Bald darauf hörte er das Leben der Väter der Wüste vorlesen und das machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß sein Eifer für die strengste Bußübung noch zunahm; auch faßte er nun den festen Entschluß, Mönch zu werden, und wählte den Orden der Kapuziner. Er begab sich deshalb nach dem Kloster Citta Ducale und bat, als Laienbruder angenommen zu werden. Als man ihm den Habit gab, zeigte ihm der Guardian ein Crucifix, stellte ihm vor, was der Erlöser für uns gelitten und erklärte ihm, wie ein Mönch diesem göttlichen Muster durch ein Leben voll Demut nachgehen müsse.

Felix, bis zu Thränen gerührt, fühlte sein Herz von dem innigsten Verlangen entbrannt, an sich selbst das Leiden Christi darzustellen. Während seines Noviciats zu Ancoli schien er ganz vom Geiste seines Ordens durchdrungen. Oft warf er sich dem Novizenmeister zu Füßen und bat ihn, er möchte ihn strenger behandeln, als die andern, welche nach seiner Meinung gelehriger und tugendreicher waren. Durch diese tiefe Selbstverachtung brachte er es bald zu einem hohen Grade von Vollkommenheit und wurde von allen seinen Brüdern wie ein Heiliger verehrt. Im Jahr 1545, da er 30 Jahre alt war, legte er die Ordensgelübde ab.

Vier Jahre darauf schickten ihn seine Obern nach Rom und übertrugen ihm das Amt, für das Kloster einzusammeln. Felix sah sich als den glücklichsten Menschen an, indem er ein Geschäft besorgte, das ihn der allgemeinen Verachtung aussetzte. Er beobachtete dabei eine solche Klugheit und Bescheidenheit, die jedermann erbaute. Er besaß eine besondere Gabe, die Sünder zu rühren und eine wunderbare Salbung, die Sterbenden auf den Tod vorzubereiten.

Der heilige Philipp von Neri, welcher sich manchmal mit ihm unterhielt, konnte die hohe Heiligkeit, die aus seinem ganzen Wandel hervorleuchtete, nicht

genug bewundern. — Durch die Wachsamkeit auf sich selbst bewahrte Felix seine Reinigkeit und Unschuld unverletzt bis an seinen Tod. Zu dem Büßerleben, das er bereits führte, fügte er noch zahlreiche Abtötungen hinzu. Er ging immer barfuß, trug ein Bußhemd, fastete gewöhnlich bei Wasser und Brot und brachte die drei ersten Tage der Fasten ohne irgend eine Nahrung zu. Er betete den größten Teil der Nacht hindurch, schlief nur 2—3 Stunden, den Kopf auf einem Reisigbüschel stützend und auf bloßen Brettern.

Sein Gehorsam gegen seine Obern war um so vollkommener, da er in ihnen Jesum Christum zu sehen glaubte. Er betrachtete sich als den geringsten der ganzen Gemeinde und hielt sich nicht für würdig, unter die Mönche gezählt zu werden. Seine Abtötungen sowie die außerordentlichen Gnaden, die er von Gott empfing, namentlich die Verzückungen, die er im Gebete empfand, suchte er soviel als möglich geheim zu halten. Er verfaßte einige geistliche Lieder in einfachem Style, aber voll Salbung, und sang sie nie, ohne gleichsam in Gott aufgelöst zu werden. Ein solches Leben führte dieser heilige Mann in den vierzig Jahren, die er zu Rom als Almosensammler des Klosters zubrachte. Er war schon hochbetagt, als der Kardinalprokurator des Ordens, welcher ihn eben so liebte, als hochschätzte, seine Obern bestimmte, ihm sein mühsames Amt abzunehmen, aber Felix bat dringend, ihm dasselbe zu lassen, weil er wußte, daß die Seele träge wird, wenn der Leib müssig geht. Er sagte seinen Tod einige Zeit vor seiner letzten Krankheit vorher, in welcher er durch ein himmlisch Gesicht getröstet wurde. Bald nachdem er die Sterbesakramente mit der größten Andacht empfangen hatte, gab er am 18. Mai 1587 seinen Geist auf, im 72. Jahre seines Alters. Da mehrere durch seine Fürbitte gewirkte Wunder gerichtlich bezeugt wurden, so wurde er von Urban VIII. im Jahr 1625 selig und von Clemens XI. im Jahr 1712 heilig gesprochen. Sein Leib ruht in der Kapuzinerkirche zu Rom.

22. Mai.

Der heilige Ivo,

Offizial und Pfarrer in Bretagne.

Jahr 1303.

Der heilige Ivo unterstützt einen Bettler.

Ivo stammte aus einer ebenso angesehenen, als tugendhaften Familie und wurde im Jahre 1253 in der Nähe von Treguir in der Bretagne geboren. Er studierte die Grammatik in seiner Vaterstadt und seine Fortschritte entsprachen seinem Fleiße.

Als er vierzehn Jahre alt war, schickte man ihn nach Paris, um hier der Philosophie, Theologie, dem Staats- und Kirchenrechte sich zu widmen. Hierauf begab er sich nach Orleans, wo er unter dem berühmten Wilhelm von Blaye die Decretalen studierte.

Unter den Lehren, die ihm seine Mutter gab, wiederholte sie ihm oft, er müsse so leben, daß er einst ein Heiliger werde. Dies ist das Ziel, wonach ich strebe, war dann die Antwort. Der Gedanke, ich muß ein Heiliger werden, spornte ihn mächtig zur Tugend an und hielt ihn von Allem frei, was auch nur einen Schein des Bösen an sich hatte. Das schlechte Beispiel seiner Studiengenossen diente nur dazu, ihm größeren Abscheu vor dem Laster einzuflößen und ihn wachsamer auf sich selbst zu machen.

Seine Zeit war zwischen Studium und Gebet geteilt. In seinen Erholungsstunden besuchte er die Spitäler, bediente die Kranken und tröstete sie in ihren Leiden. — Während seines Aufenthaltes in Paris und Orleans erwarb er sich durch seine umfassenden Kenntnisse sowohl, als durch seine außerordentliche Frömmigkeit allgemeinen Beifall. Er trug stets das Cilicium und versagte sich immer den Genuß von Wein und Fleisch. Im Advent, in der Fasten und an mehreren andern Tagen des Jahres fastete er bei Wasser und Brot. Dem Schlafe widmete er nur so viel Zeit, als die Natur notwendig forderte, er schlief nur auf Stroh und hatte ein Buch oder einen Stein zum Kopfkissen. Er hatte das Gelübde ewiger Keuschheit abgelegt; seine Eltern, die es nicht wußten, suchten ihn oft zum Heiraten zu bewegen, er schlug es aber immer aus, indem er als Grund anführte, daß ein dem Studium gewidmetes Leben, wie das seinige sich mit der Ehe nicht vertrage. Doch ließ er endlich seine Absicht und das Verlangen merken, in den geistlichen Stand zu treten. Er hätte sich gern aus Demut immer mit den niedern Weihen begnügt, allein sein Bischof nötigte ihn, die Priesterweihe anzunehmen. Dieser Schritt kostete ihn viele Thränen, obwohl er sich durch ein Leben voll guter Werke und durch eine makellose Reinigkeit der Seele darauf vorbereitet hatte.

Der Erzdiakon Moriz von Rennes machte ihn zum Official der Diözese. Ivo versah dies Amt mit aller Rechtschaffenheit und Klugheit. Die Waisen, die Wittwen und die Armen fanden einen Vater und Beschützer an ihm.

Die genaueste Unparteilichkeit diktierte alle seine Urteile; selbst die, welche die Sache verloren, mußten ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. So oft er ein Urteil aussprach, erinnerte er sich unter Thränen an

den letzten Tag, wo er vor dem Richterstuhle des höchsten Richters erscheinen müsse, um hier über alle Handlungen seines Lebens Rechenschaft zu geben.

Seine Heiligkeit machte ihn bald so berühmt, daß mehrere Bischöfe um die Ehre stritten, ihn in ihrer Diözese zu besitzen. Dieser Umstand beraubte die Kirche von Rennes des Schatzes, den sie besaß. Alanus von Bruck, Bischof von Treguir, welcher Ansprüche auf ihn zu haben glaubte, bestimmte ihn endlich, in seine Diözese zu kommen, und machte ihn zu seinem Offizial. Der Heilige hatte bald überall Ordnung hergestellt; war er eine Geißel der Bösen, so liebten und achteten ihn dagegen die Tugendhaften wie einen Vater. Seine tiefen Rechtskenntnisse gaben ihm die Mittel an die Hand, besonders den Unglücklichen große Dienste zu leisten. Er nahm es selbst auf sich, ihre Prozesse zu führen und erhielt deshalb den Beinamen „Advokat der Armen." Seine Menschenliebe trieb ihn auch an, die Gefangenen zu besuchen und zu trösten. Nebstdem wandte er alle Mittel an, Streitigkeiten zu schlichten. Als es ihm einst nicht gelang, eine Mutter mit ihrem Sohne, die einen Prozeß mit einander führten, auszusöhnen, betete er für sie und erlangte es von Gott, daß sie sich einem Vergleiche fügten.

Der heilige Ivo besucht die Gefangenen.

Einige Zeit darauf wurde er zum Pfarrer von Tresdretz ernannt und versah diese Pfarrei acht Jahre lang. Gottfried v. Tournemine, der Nachfolger des Alanus von Bruck, versetzte ihn auf die Pfarrei Lohanec, wo er bis an seinen Tod blieb. Er stand immer um Mitternacht auf, um die Matutin zu beten, und ließ keinen Tag vorbeigehen, ohne die Messe zu lesen. Am Altare sah man ihn oft von der tiefsten Andacht durchdrungen. Während seiner Vorbereitung lag er lange auf den Knieen, indem er die Niedrigkeit seines Wesens und die Majestät Gottes überdachte, welchem er nun das Opfer darbringen sollte. Wenn er sich erhob, so waren seine Augen gewöhnlich mit Thränen benetzt, die beständig über seine Wangen flossen, so lange er die heiligen Mysterien feierte.

Als er die Pfarrei Tresdretz annahm, verzichtete er auf alle äußern Auszeichnungen seiner früheren Würde und trug nur einfache, ärmliche Kleidung. An den Tagen, wo er nicht fastete, was selten war, aß er nur eine Suppe oder etwas Gemüse.

Er schlief immer auf Stroh oder auf einem Weidengeflechte. Wenn er von Gott sprach, war er bis zu Thränen gerührt und in seinen Reden lag eine wunderbare Salbung. Er begnügte sich nicht damit, seine Heerde zu unterrichten, sondern gieng auch nach entfernteren Kirchen, um da zu predigen. Es gab Tage, wo er vier bis fünfmal predigte. Man machte ihn zum Richter in allen Streitigkeiten, die in der Gegend vorkamen; er vereinigte die getrennten Herzen und verhütete dadurch eine Menge Prozesse.

Der Heilige ließ neben seiner Pfarrwohnung ein Spital für die Kranken und Armen bauen. Hier wusch er ihnen die Füße, verband ihre Wunden, bediente sie bei Tische und aß oft die Ueberbleibsel ihrer Mahlzeit. Nach beendigter Ernte verteilte er sein Getreide oder den Erlös daraus an die Dürftigen. Man riet ihm einst, noch einige Monate zu warten, um dasselbe teurer zu verkaufen. Ich weiß ja nicht, gab er darauf zur Antwort, ob ich dann noch am Leben bin.

Einst hatte er nur noch ein Brot im Hause und befahl, es den Armen zu geben. Als sein Vikar ihm deshalb Vorstellungen machte, gab er ihm die Hälfte davon, die Armen erhielten das Uebrige, für sich selbst hob er nichts auf. Er rechnete auf die Vorsehung, die ihn nie in der Not verließ.

Während der Fasten im Jahr 1303 bemerkte er, daß seine Kräfte täglich mehr abnahmen, setzte aber dennoch seine Abtötungen fort, weil er seinen Eifer in dem Maße verdoppeln zu müssen glaubte, als der Tod herannahte. Am Vorabende des Himmelfahrtsfestes fühlte er sich sehr schwach, predigte aber noch und las die Messe mit Hilfe von zwei Personen, die ihn hielten. Endlich mußte er sich in's Bett legen. Nachdem er die heiligen Sterbsakramente empfangen hatte, unterhielt er sich bis zu seinem letzten Augenblicke nur mit Gott. Er starb am 19. Mai 1303, 50 Jahre alt. Der größte Teil seiner Reliquien wird zu Treguir aufbewahrt. Johann von Montfort, Herzog von Bretagne, gieng nach Rom, um die Heiligsprechung des Dieners Gottes zu betreiben. Er erklärte, daß er durch seine Fürbitte von einer Krankheit geheilt worden sei, welche die Aerzte für unheilbar erklärt hatten. Die im Jahre 1330 von Johann XXIII. ernannten Kommissäre bestätigten die Wahrheit vieler anderen Wunder. Der gottselige Ivo wurde im Jahre 1347 von Clemens VI. heilig gesprochen. Zu Paris ist ihm eine Kirche geweiht.

Die heilige Julia.

Jungfrau und Martyrin.

Sechstes Jahrhundert.

Als sich Genserich Karthagos im Jahre 439 bemächtigte, wurde die Jungfrau Julia, welche aus einer

der ersten Familien dieser Stadt stammte, als Sklavin an einen syrischen Götzendiener Namens Eusebius verkauft. Sie ertrug mit großer Geduld und Ergebenheit alle Leiden, welche gewöhnlich die Sklaverei begleiten, ja aus Liebe zu Jesu zog sie ihren Stand jedem andern vor. Die Augenblicke, die ihr übrig blieben, nachdem sie ihr Geschäft im Hause ihres Herrn verrichtet hatte, waren dem Gebete und dem Lesen frommer Bücher gewidmet. Sie fastete alle Tage in der Woche, ausgenommen am Sonntage und trieb die Abtötung so weit, daß ihr Herr, welcher sie wegen ihrer Tugenden liebte, sie ermahnte, sich mehr zu schonen und ihrem Leibe größere Sorge zu widmen.

Eusebius schiffte sich mit ihr zu einer Reise nach Gallien ein, wohin er kostbare Waren aus der Levante brachte. Sein Schiff landete bei der Insel Korsika, wo die Einwohner der Gegend gerade ein Fest zu Ehren ihrer Götter feierten, welchen sie einen Stier opferten.

Eusebius nahm an den Ceremonien Teil, Julia aber hielt sich nicht nur fern, sondern beklagte laut die heidnische Gottlosigkeit. Als der Statthalter der Insel, Felix, erfuhr, mit welcher Frechheit sie sich darüber geäußert hatte, fragte er den Kaufmann, was das für ein Weib sei, welches gegen die Götter zu sprechen wage. Eusebius sagte ihm, es sei eine Christin, welche er nie habe dazu bringen können, die Religion zu ändern, übrigens sei sie sehr treu und in ihrem Dienste pünktlich.

Felix machte Eusebius den Antrag, sie ihm zu überlassen und bot ihm zum Tausche vier seiner besten Sklaven an. Eusebius sagte: dein ganzes Vermögen würde nicht hinreichen, um zu bezahlen, was sie wert ist. Felix gab jedoch seinen Plan nicht auf, er lud Eusebius zum Essen ein und sorgte dafür, daß er betrunken wurde. Als er ihn eingeschlafen sah, ließ er Julia holen und erklärte ihr, wenn sie den Göttern opfern wolle, so werde er für ihre Freiheit sorgen.

Die Heilige verwarf diesen Vorschlag mit Abscheu. Ich bin frei geboren, gab sie zur Antwort, so lange ich Christo diene, und was mir auch begegnen mag, nie werde ich meine Freiheit durch einen feigen Abfall erkaufen. Der Statthalter, welcher sich durch eine so kühne Antwort beleidigt glaubte, ließ sie in's Gesicht schlagen und ihr die Haare ausraufen und sie sodann an einen Galgen hängen. Die Mönche der Insel Gorgone nahmen ihren Leib heimlich weg und beerdigten ihn, und der Lombardenkönig Desiderius ließ sie im Jahre 763 nach Brescia bringen.

23. Mai.

Der selige Andreas Bobola,

Missionspriester und Martyrer.

Jahr 1657.

Im Jahr 1592 wurde Andreas Bobola in Polen im Bezirke von Sandomir geboren. Die Familie Bobola ist eine altadelige Familie Böhmens von hohem Ansehen. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts verließen die Stammeltern unseres seligen Martyrers ihr Vaterland, um sich in Polen niederzulassen. Heldenmut im Kriege, sowie eine musterhafte Frömmigkeit schienen Erbgüter dieser Familie zu sein; man findet beide in hohem Grade an den Enkeln, wie an den Ahnen; Beweise ihres Heldenmutes gaben die Grafen Bobola in den Kriegen gegen die Türken und Ungarn, Beweise ihrer Frömmigkeit sind die christlichen Tugenden, womit sie Allen im öffentlichen, wie im häuslichen Leben vorleuchteten, insbesondere durch die hochherzigen Opfer, die sie für den Glauben brachten. Ein Sprößling dieser Familie war unser seliger Martyrer Andreas. Durch die Unterweisungen und das Beispiel seiner vortrefflichen Eltern, besonders seiner frommen Mutter, herangebildet, hatte er als Knabe nicht nur große natürliche Fähigkeiten, sondern flößte auch die Hoffnung ein, er dürfte einmal durch Frömmigkeit die Freude seiner Eltern werden. Reif für die Studien, wurde er an die Lehranstalt von Sandomir geschickt, welche damals von vielen Jünglingen besucht wurde. Verstand und Herz unseres Andreas entfalteten sich in herrlichster Blüte.

Er machte nicht blos ausgezeichnete Fortschritte in den Wissenschaften, sondern strahlte insbesondere durch die Unschuld und Reinheit seiner Sitten, so daß seine Lehrer ihn mit Recht allen Studierenden als Muster vorstellen konnten. So wuchs dieser vortreffliche Jüngling, geschmückt mit dem doppelten Adel der Tugend und Geburt, rein und unschuldig bis zu jenem Alter heran, wo er sich für seinen künftigen Beruf in der Standeswahl entscheiden mußte. Die Welt mit ihren flüchtigen Gütern und täuschenden Freuden hatte für ihn keinen Reiz, sein Herz suchte himmlische Güter

und Freuden, die nie ein Ende nehmen, und so faßte er den Entschluß, sich vollkommen Gott zu weihen. Seine frommen Eltern legten ihm kein Hindernis in den Weg, so schwer ihnen auch die Trennung fallen mochte; und so erblicken wir den seligen Andreas im 19. Jahre seines Alters zu Wilna im Noviziate der Gesellschaft Jesu. In seiner neuen Laufbahn nun bemühte er sich, die vollständige Herrschaft über seine natürlichen Neigungen zu erringen, und eine Tugend nach der andern in ihrer Vollkommenheit zu erstreben. Seinen Mitnovizen war er nicht nur ein herzlich geliebter Mitbruder, sondern auch durch sein Beispiel ein Sporn, in der Wissenschaft des Heiligen mutig vorwärts zu schreiten.

Nach Beendigung des Noviziats vervollkommnete er sich noch weiter in den humanistischen Studien und ging dann zur Philosophie und Theologie über, die er in Wilna mit einem solchen Fortgange in den Wissenschaften und Tugenden zurücklegte, daß noch viele Jahre nachher sein hl. Lebensbeispiel den Professoren und Studierenden an der Akademie zu Wilna unvergeßlich blieb. Nachdem er 2 Jahre als Professor zu Braunsberg und Pultawa mit ungeteiltem Beifalle gelehrt hatte, wurde er zum Priester geweiht und betrat hiemit seine eigentliche apostolische Laufbahn. Zum Prediger an der Kirche des hl. Casimir in Wilna ernannt, lernte die erfreute Stadt an den Wirkungen seiner Predigten, an seinen rastlosen Anstrengungen im Beichtstuhle und am Krankenbette, sowie an seinen unzähligen andern Arbeiten für das Heil der Seelen bald kennen, daß sie nicht nur einen mit ausgezeichneten Fähigkeiten begabten Prediger, sondern einen mit dem Geiste Gottes erfüllten Apostel in ihrer Mitte habe. Er wirkte ebenso außerordentlich durch sein Beispiel, wie durch sein begeistertes Wort, und schon fing man an, ihn allgemein im Stillen einen Heiligen zu nennen. Er sorgte mit gleich unermüdetem Eifer für Alle, für das Heil der Gottlosen, wie für das der Frommen. Die Jugend trachtete er besonders in sogenannten marianischen Congregationen zu sammeln, welche, unter dem Schutze der erhabenen Mutter Gottes stehend, die Nachahmung ihres Beispiels sich zum Ziele setzen.

Der heil. Andreas verkündet die Wahrheit.

Es waren diese Congregationen schon damals nicht nur von der Kirche gebilligt, sondern sehr empfohlen, und mit den geistlichen Gnadenschätzen versehen worden. Die Congregationen bildeten namentlich für die Jugend ein Bollwerk zur Erhaltung der Sittenreinheit, wurden ein Mittel zur Belebung des Glaubens, ein Antrieb zur Heiligung des Wandels. Solchen Congregationen stand der heilige Pater Andreas an mehreren Orten, namentlich zu Wilna, während zehn Jahren mit einem solchen Erfolge vor, daß die Congregationsglieder auffallende Fortschritte in der Tugend und im geistlichen Leben machten.

Von dem berühmten Pater Lancicius, der damals Ordensprovincial war, zum Obern der Residenz Bobroisk bestimmt, benützte er diese Stellung so wenig zu seiner Bequemlichkeit, daß er im Gegenteile allen jenen bereitwillig zu Hilfe kam, welche durch Krankheit oder Geschäfte in ihren Arbeiten gehindert waren.

Obschon er sehr dafür besorgt war, die Ordensdisciplin in ihrer Reinheit zu bewahren, so geschah dies doch mit einem so väterlichen Gemüte, daß seine Untergebenen eine zärtliche Liebe zu ihm hegten und jeder, der seiner Obsorge zugewiesen wurde, dies als ein Glück ansah; kurz, daß er so zu sagen das Herz seiner Gemeinde wurde. Selbst aus weiter Ferne kamen jene Väter der Gesellschaft zu ihm, welche die Gefahr eines Einfalles der Türken aus ihren

Häusern vertrieben hatte, um den Trost seines Umganges zu genießen. Seine Liebe gegen seine Untergebene war nicht blind, nicht auf eine natürliche Zuneigung, sondern auf übernatürliche Gründe gebaut. So vielfach auch seine Arbeiten waren, so blieb doch sein Geist und Herz dabei unverwandt auf Gott gerichtet.

Ihn hatte er immer vor Augen, ihn flehte er um seinen Beistand an. Im Gebete und in der Betrachtung war er ungemein eifrig. Die großen Dinge, die Gott durch ihn wirkte, machten ihn so wenig eitel und selbstgefällig, daß er im Gegenteil sich selbst für den Geringsten hielt. — Während seines Aufenthaltes in Bobroisk setzte er seine Arbeiten für das Seelenheil des Nächsten nicht bei Seite, sondern sie blieben immer eines der Hauptgeschäfte seines Lebens und er widmete denselben alle ihm zu Gebote stehende Zeit. Eine jener Plagen, womit Gott gewöhnlich herrschend gewordener Laster wegen ganze Völker heimsucht, die Pest nämlich, durchzog damals ganz Europa. Zu drei verschiedenen Malen 1628, 1630 und 1633 kam sie wieder und bot seinem apostolischen Eifer einen weiten Wirkungskreis dar.

Ohne Furcht und mit freudiger Opferwilligkeit eilte er mit noch andern seiner Mitbrüder auf den Schauplatz des Elendes, schonte sein Leben nicht, gieng allen Gefahren mutig entgegen, um den Nächsten zu helfen. Acht seiner Mitbrüder hatten von Gott die Gnade erlangt, als Opfer ihrer Liebe von der Pest dahingerafft zu werden. Obwohl sich der Pater Andreas überglücklich gepriesen hätte, als Märtyrer der Nächstenliebe zu sterben, so blieb er doch von dem Pestübel verschont, denn Gott hatte ihm eine andere, noch höhere Siegeskrone des Martertums aufbewahrt, nämlich den katholischen Glauben mit Gut und Blut zu besiegeln. Nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern auch bei allen andern Arbeiten seiner mühsamen apostolischen Laufbahn leuchtete seine unbesiegbare Geduld und jene bewunderungswürdige Liebe zum Kreuz hervor, die uns in der Lebensgeschichte seines Namenspatrons, des heiligen Apostes Andreas, in Staunen setzt und die auch in den Akten seiner Seligsprechung vorzüglich hervorgehoben wird.

Später wurde der selige Pater Andreas in das Collegium von Pinsk versetzt, wo seine Thätigkeit in den Volksmissionen ihn fast ganz in Anspruch nahm. Er begann keine Mission, ohne sich den Segen Gottes für das Heil des Nächsten durch Fasten bei Wasser und Brod zu erflehen. So eifrig er jedoch in seinen apostolischen Arbeiten war, so geschah doch Alles im pünktlichsten Gehorsam gegen seine Obern, deren Willen er als den Willen Gottes betrachtete; — diesem sich vollkommen gleichförmig zu machen, war das Bestreben, das Ziel seines Lebens.

Bald nahte die Zeit seines glorreichen Martertodes heran. Ein Jahr früher schon sagte der Selige denselben in einem Briefe voraus, den er an einen seiner Mitbrüder geschrieben hatte.

Es war damals in jenem Lande eine stürmische Zeit. Die von der katholischen Kirche getrennten kosakischen Horden drangen in das einst so blühende, katholische Königreich Polen ein und bedrängten die Katholiken hart. Ihr Haß aber schien sich gegen die Gesellschaft Jesu wie in einem Brennpunkt zu vereinigen. Mehr als 40 Jesuiten fielen in der Verfolgung der katholischen Kirche als Opfer des Glaubens, aber das herrlichste von allen ist jenes des seligen Paters Andreas. Das Kollegium von Pinsk, die letzte irdische Wohnstätte unseres Seligen, war von dem Fürsten Adalbert Stanislaus Radziwill, Großkanzler von Lithauen, in der Absicht gegründet worden, um als Schutzwehr gegen das Vordringen der Schismatiker zu dienen; die großmütige Frömmigkeit dieser um die katholische Kirche hochverdienten Familie stiftete dieses Collegium mit fürstlicher Freigebigkeit. Unter den evangelischen Arbeitern, die hier für die Kirche Gottes wirkten, war der selige Pater Andreas der ausgezeichnetste, den die Schismatiker als einen von Gott hochbegnadigten Missionär vor allen fürchteten. Fast überall, wo er auftrat, siegte die katholische Wahrheit.

Die Hohen, wie die Niedern, erkannten die von ihm verkündigte Wahrheit und kehrten zur katholischen Kirche zurück. Kamen die schismatischen Geistlichen zu ihm, so widerlegte er sie aus dem griechischen Texte der heil. Schrift auf den sie Alles hielten, so klar und gründlich, daß der glänzendste Sieg auf seiner Seite blieb. Die große Anzahl der Seelen, die der selige Andreas in den Schooß der allein wahren Kirche zurückgeführt, die Anzahl der Sünder, die er für den Himmel gewann, ist Gott allein bekannt.

Der Haß der Schismatiker machte sich auf jede Weise Luft. Wenn Andreas auf öffentlicher Straße gieng, war er den niedrigsten Beschimpfungen ausgesetzt. Aber Alles ertrug der Selige mit heldenmütiger Geduld, und unterließ nicht, die ihm noch übrige kurze Lebenszeit zum Heile der Sünder und zur Erhaltung und Belebung des katholischen Glaubens zu weihen.

Endlich gieng der sehnlichste Wunsch der Feinde des Glaubens in Erfüllung. Die Streifzüge der Kosaken drangen bis in jene Gegend, wo der Selige sich aufhielt. Nachdem sie Alles ausgespäht hatten, ergriffen sie den frommen Missionär bei dem Dorfe Paradylna in der Nähe der Stadt Jarow und fesselten ihn während er auf die Knie fiel, Augen und Hände zum Himmel erhob und sich Gott zum Opfer brachte mit den Worten: „Gott, dein Wille geschehe." Knirschend vor Zorn standen die Grausamen um ihn herum und einer derselben versetzte ihm zwei so gewaltige Streiche auf den Arm, daß der Diener Gottes zu Boden stürzte. Sie hoben ihn auf, schleppten ihn zu einem nahen Baume, banden ihn an demselben fest und geißelten ihn mit ähnlicher Wut, wie einst die Schergen den göttlichen Heiland geißelten. Der Mißhandelte ist aber durch seine englische Geduld ein herrliches Schauspiel für Himmel und Erde, ununterbrochen erneuert er das Opfer seines Lebens und vereinigt es mit dem Opfer Jesu am Kreuze. Nun binden sie ihn vom Baume los, schlingen ihm einen Strick um den Hals, schwingen sich auf ihre Pferde

und nötigen den Diener Gottes, in ihrer Mitte zwischen zwei Pferden sich fortzuschleppen.

Dieser Leidensweg dauerte eine ganze Stunde, bis sie Jarow erreichten, wo die Kosaken ihre Beute dem Hauptmanne vorstellten. Dieser, selbst ein fanatischer Feind der katholischen Kirche, empfieng ihn mit einer Miene, die den Ingrimm seines Herzens ausdrückte. Sein erstes Streben ging dahin, den frommen Missionär vom katholischen Glauben abwendig zu machen. Aber sogleich legte der selige Martyrer das Bekenntnis ab, daß er nicht nur ein katholischer Christ, sondern auch ein katholischer Priester, und nicht bloß bereit sei, dafür zu sterben. daß der katholische Glaube der allein wahre Glaube Christi sei, sondern auch, daß ein solcher Tod der höchste Wunsch seiner Seele wäre.

Der Hauptmann fing nun an, dem ehrwürdigen Dulder mit dem Tode zu drohen, wenn er nicht freiwillig der katholischen Kirche entsagen wolle. Der Selige verharrte auf seiner Antwort und ermahnte mit apostolischem Freimute den Hauptmann, daß vielmehr er vor Gott verpflichtet sei, dem Schisma zu entsagen. Diese Rede entzündete den Grimm des Hauptmanns; er schwingt seinen Säbel und führt einen Streich nach dem andern auf den mutigen Bekenner, bis dieser zu Boden stürzt. Und als der Martyrer, in seinem Blute liegend, seine Augen zum Himmel hebt, sticht ihm einer der Umstehenden mit einem Dolche noch das eine Auge aus.

Dies alles war auf der öffentlichen Straße geschehen. Nun aber schleppt man ihn, wie ein Lamm, zur Schlachtbank in einen nahen an der Straße liegenden Schlachthof. Voll Wunden und triefend vom Blute, wird der starkmütige Bekenner hier seiner Kleider beraubt und mit lodernden Fackeln an Brust und Lenden gebrannt. Man windet zähe Ruten fest um sein Haupt und schnürt sie aufs Grausamste um die Stirne und Hirnschale des Martyrers. Der selige Andreas, gewürdigt eine Dornenkrone unsers Heilands und ähnliche Qual zu leiden, ertrug auch diese Pein geduldig wie sein Meister. Wenn die Kosaken ihn während der Marter aufforderten, dem katholischen Glauben zu entsagen, ermahnte er sie, ernstlich daran zu denken, sich mit der katholischen Kirche zu vereinigen, um das Heil ihrer unsterblichen Seele zu erlangen. Eine solche Sprache entflammte die Grausamkeit seiner Peiniger noch mehr. Einige zogen ihm die Haut von der priesterlichen Tonsur, andere vom ganzen Rücken, wieder andere von den Fingern ab, welche bei der Priesterweihe gesalbt worden, noch andere schlugen ihn mit Fäusten so grausam ins Gesicht, daß ihm die Zähne aus dem Munde fielen. Hierauf bestreuten sie den zerfleischten Leib mit Gerstenspreu und stießen ihm zugespitztes Rohr zwischen die Nägel und das Fleisch.

In dieser so schmerzlichen Marter empfahl der leidensvolle Kämpfer Gott seine Seele in der Hoffnung, seine letzten Augenblicke seien nun gekommen, und rief mit den Worten des sterbendes Heilandes, den er unabläßig vor Augen hatte: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist."

Oft wiederholte er mit innigster Andacht die heiligen Namen Jesus und Maria. Darüber erbost, rissen ihm seine Peiniger mit unerhörter Grausamkeit die Zunge aus dem Munde und verstümmelten Nase und Lippen der Art, daß das Blut von allen Seiten stromweise auf die Erde rann.

So mißhandelt und dem Tode schon nahe, warfen sie ihn auf die Straße hinaus, wo er noch unter den brennendsten Schmerzen einige Lebenszeichen gab, bis der unmenschliche Hauptmann hinzutrat und mit einem gewaltigen Säbelhiebe der schauderhaften Marter ein Ende machte. Nach heldenmütig errungenem Siege eilte die entfesselte Seele hin in das himmlische Paradies, um mit dem ewig grünenden Siegeskranze der Martyrer gekrönt zu werden.

Der Todestag des Seligen oder wie es schöner die Kirche sagt: sein Geburtstag für den Himmel war der 16. Mai 1657. Kaum war die Marterscene vorüber, so eilten die Mörder mit Schrecken von dannen, als käme das Gericht Gottes über sie. Die Katholiken bestatteten den verstümmelten Leib des Seligen zu Pinsk mit aller Ehrfurcht zur Erde. Das Volk betrachtete ihn als einen von Gott hochbegnadigten Martyrer und rief ihn in seinen Leiden und Bedrängnissen um seine Fürbitte an. Die Wirkung dieses Zutrauens war in jener Gegend außerordentlich groß. Heilungen von Krankheiten und viele andere Gnaden wurden durch die Fürsprache des seligen Andreas Bobola erlangt.

Der Leib des seligen Martyrers hatte bereits 60 Jahre unter der Erde gelegen, als man den Entschluß faßte, denselben zu erheben, allein welch' eine freudige Ueberraschung; der Leib des Blutzeugen war unversehrt, weich und biegsam, obgleich er in feuchter Erde so lange geruht hatte, wo rings um denselben alle Leichen, ja selbst die Kleider an ihm vermodert waren. So erklärte dann der Papst Gregor XIII. nach weiterer, reiflicher Untersuchung die Unversehrtheit des Leibes des seligen Andreas Bobola als ein wahres Wunder.

Der Leib des Seligen ist auch jetzt noch im Zustande der Unversehrtheit, mit allen jenen Wunden bedeckt, die er in der Marter empfangen hatte. Auf Verwendung von ausgezeichneten Personen, denen beigebrachte Dokumente und eingeholte vollkommen glaubwürdige Zeugenaussagen den vollgiltigen Beweis lieferten, hatte der apostolische Stuhl schon am 9. Februar 1775 feierlich erklärt, daß der Tod des ehrwürdigen Andreas Bobola der Tod eines wahren Martyrers für den Glauben gewesen sei. Da die Bitten um die fernere Entscheidung der Kirche über diesen Martyrer fortdauerten und zugleich immer neue beglaubigte Berichte von wunderbaren Heilungen und selbst Totenerweckungen nach Rom gelangten, so wurde der Seligsprechungsprozeß des ehrwürdigen Pater Andreas eingeleitet. Alle jene, die wissen, wie man bei dieser Untersuchung zu Werke geht, gestehen einstimmig, daß kein Gerichtshof in der Welt so schlagende Beweise zum vollgiltigen Akte der Seligsprechung fordert, als der apostolische Stuhl.

Nach langjähriger und reiflicher Prüfung wurden unter den zahlreich berichteten wunderbaren Thatsachen,

namentlich vier wahre Wunder unwiderlegbar bestätigt befunden. Das sind somit Wunder aus unserer Zeit und Wunder zur Bestätigung des katholischen Glaubens, folglich ebenso viele neue Beweise für dessen Göttlichkeit und Wahrheit.

Das Urteil der Seligsprechung des ehrwürdigen Martyrers wurde in der Hauptstadt der Christenheit von Sr. Heiligkeit unserm glorreich regierenden Papste Pius IX. in der Kirche am Lateran am 24. Juni 1853 zuerst verkündet und am 30. Oktober die Seligsprechungsfeier in der St. Peterskirche abgehalten. — Sein jährlicher Festtag fällt auf den 23. Mai.

24. Mai.

Der heilige Vinzenz von Lerin.

Jahr 450.

Vinzenz, der heilige, in Gallien, dem heutigen Frankreich geboren, erhielt eine gelehrte Erziehung und machte in den Wissenschaften große Fortschritte. Er widmete sich zuerst dem Kriegsdienste und zeichnete sich darin aus. Aber, wie er es selbst sagt, bald dachte er über die Eitelkeit der irdischen Dinge nach und beschloß, in der Religion einen sichern Hafen zu suchen, um den Stürmen der Welt zu entgehen. Eine kleine, abgelegene Insel war der Ort, den er sich zum Aufenthalte wählte. Nach Genadius war es das berühmte Kloster Lerin. Vinzenz verglich die flüchtigen Augenblicke der Zeit mit dem Wasser einer Quelle, das nie mehr zurückkehrt, deßhalb ließ er keinen einzigen unbenützt vorübergehen. — Auf der andern Seite erwog er, daß es nicht hinreichend sei, gut zu leben, sondern daß man auch den Glauben besitzen müsse, jene Grundlage aller christlichen Tugend; er empfand einen lebhaften Schmerz, als er den Schooß der Kirche durch Irrlehren zerrissen sah. Sein Gehorsam gegen die Kirche und seine Kenntnisse in der Religion schützten ihn vor dem Gifte der Irrlehre. Anders aber verhielt es sich mit den Gläubigen, deren Glauben noch wankend oder deren Unterricht nicht fest genug war. — Um sich gegen die falsche Lehre zu wahren und den Schwachen, welche schon das Unglück gehabt hatten, sich verführen zu lassen, die Augen zu öffnen, schrieb er mit ebenso großer Klugheit als Kraft und Beredtsamkeit ein Buch mit dem Tetel: Commonitorium oder Warnung gegen die Irrlehrer. — Dies Werk wurde im Jahr 434, drei Jahre nach dem Concil von Ephesus, verfaßt, welches die Irrlehre des Nestorius verdammte, und Vinzenz bekämpfte hier alle Irrlehrer seiner Zeit, aber besonders die Nestorianer und Apollinaristen; die Grundsätze, die er hier aufstellte, können gegen alle Irrlehrer mit Erfolg angewandt werden. — Der Heilige verbirgt seinen wahren Namen aus Demut und nimmt den Namen Peregrinus oder Pilger an, weil er sich als Pilger oder Fremder auf Erden betrachtete und nennt sich den letzten unter allen Dienern Gottes. In diesem Werke stellt er die Grundregel auf, welche von allen alten Kirchenvätern angenommen ist, daß man als katholischen Lehrsatz ansehen müsse, was an allen Orten, zu allen Zeiten und von allen Gläubigen geglaubt wurde. — Nach dieser Regel will er die streitigen Glaubenspunkte entschieden haben. Wir besitzen so ein leichtes Mittel, uns gegen die willkürliche Erklärung der heiligen Schriften zu verwahren, d. h. wir müssen dieselben immer nach der Tradition der Kirche auslegen, welche uns an einem sichern Faden zur Erkenntnis der Wahrheit führt, so daß wir uns nie verirren können. Und wirklich enthält die von den Aposteln überlieferte Tradition den wahren Sinn der göttlichen Aussprüche und jede Neuerung im Glauben ist ein gewisses Merkmal der Irrlehre. — In Sachen der Religion müssen wir nichts so sehr fürchten, als denen Gehör zu schenken, welche eine bisher unbekannte Lehre vortragen. „Diejenigen“, sagte er, „welche es einmal gewagt haben, einen Glaubensartikel anzugreifen, werden auch bald an die übrigen gehen und was ist das Ende einer solchen angeblichen Verbesserung in der Religion?“ Durch solche Neuerungen kommt es endlich so weit, daß man die katholische Lehre entweder ganz abändert oder vielmehr zerstört. Er verbreitet sich sodann mit großem Scharfsinn und einer wunderbaren Schönheit des Styls über das göttliche Amt der Kirche, die heilige Hinterlage des Glaubens rein und makellos zu bewahren Von den Irrlehrern sagt er, daß sie überall die heilige Schrift anzuführen suchen. Es gibt fast kein Blatt in ihren Schriften, wo man nicht einen Text derselben findet, aber sie gleichen darin den Quacksalbern, welche um ihre Tropfen anzubringen, denselben die Kraft zuschreiben, unfehlbare Heilung zu bewirken, und den Giftmischern, welche ihre tödtlichen Tränke unter betrüglichen Namen verbergen. Sie ahmen dem Vater der Lüge nach, welcher, während er den Sohn Gottes versuchte, die heilige Schrift anführte. Wenn sich, fährt er fort, über den wahren Sinn einer Stelle, die den Glauben betrifft, ein Zweifel erhebt, so muß man zu den Vätern seine Zuflucht nehmen, die in der Gemeinschaft der katholischen Kirche gelebt haben und darin gestorben sind. — Durch ihre Lehre wird man bald die Wahrheit entdecken; wir dürfen indeß nur als unbedingt gewiß annehmen, was von allen, oder beinahe von allen Vätern geglaubt worden ist und dann kommt ihre Uebereinstimmung dem Ausspruche eines Generalconcils gleich.

Hat einer derselben eine Lehre, die fast allen Uebrigen widerspricht, so muß man, so heilig und gelehrt er

auch gewesen sein mag, seine Ansicht als die eines einfachen Privatmannes betrachten und nicht als den allgemeinen Glauben der Kirche. Ist ein strittiger Punkt auf einem Generalconcil entschieden worden, so wird diese Entscheidung unantastbar und trägt alle Merkmale an sich, um daran zu glauben. Dies sind die allgemeinen Grundsätze, welche der selige Vincenz von Lerin in seinem Werke aufgestellt, und dieselben haben immer als mächtige Waffen gegen alle Irrlehren gedient. — Der Heilige starb unter der Regierung Theodosius II. und Valentius III. gegen das Ende des Jahres 450 und seine Reliquien werden zu Lerin aufgehoben.

25. Mai.

Der heilige Urban I.,

Papst und Martyrer.

Jahr 230.

Im dritten Jahre der Regierung des Kaisers Alexander wurde der heilige Urban im Jahre 223 der Nachfolger des heiligen Papstes Callixtus. Ungeachtet der Vorliebe, welche dieser von Natur sanftmütige Fürst für die Christen hatte, wurden dieselben dennoch an verschiedenen Orten entweder vom Volke oder vom Statthalter verfolgt. Es heißt in den Akten der heiligen Cäcilia, daß der Papst Urban die Martyrer ermutigte und eine Menge Götzendiener zum Glauben bekehrte.

Er starb, nachdem er 7 Jahre regiert hatte und wurde in den Kirchhof des Prätextatus begraben. Vor Alters stand auf der appischen Straße, nahe bei dem Orte, wo er beerdigt worden war, eine ihm geweihte Kirche. Im Jahre 821 fand man die Leiber der heiligen Cäcilia, des heiligen Tiburtius, Valerius und Urbanus, und der Papst Paschal übertrug dieselben nach der Kirche der heiligen Cäcilia. Leo IV. schickte der Kaiserin Irmengarde, der Gemahlin Lothars I., den Schädel der heiligen Cäcilia nebst den Leibern der heiligen Päpste Sixtus und Urban und diese Fürstin setzte dieselben im Jahre 849 in der Abtei in Ehrstein im Elsaß bei. Kaiser Karl IV., welcher im Jahr 1553 in diese Provinz kam, ließ zuerst den Schrein öffnen, der den Leib des heiligen Urban enthielt und bekam einige Teile seiner Reliquien, welche er nach Prag brachte.

26. Mai.

Der heilige Philipp von Neri.

Stifter der Congregation des Oratoriums in Italien.

Jahr 1595.

Philipp von Neri wurde zu Florenz im Jahr 1515 geboren. Sein Vater, Franz von Neri, und seine Mutter, Lucretia Soldi, stammten beide aus einer reichen Familie aus Toskana.

Schon in seinem zartesten Alter machte ihn seine Ehrerbietigkeit gegen seine Obern, seine Andacht und seine Demut, seine Sanftmut und Freundlichkeit bei allen beliebt, die ihn kannten, so daß er nur der gute Philipp hieß. Sein Vater, der ihn zur Kaufmannschaft bestimmte, brachte ihn, nachdem er die nötigen Kenntnisse erworben hatte, zu seinem Oheim, einem reichen Kaufmann in Monte Cassino. Dieser Oheim faßte bald zu seinem Neffen wegen seiner Tugenden eine solche Neigung, daß er beschloß, ihm sein unermeßliches Vermögen zu hinterlassen. Allein der junge Philipp fühlte sich zur Vollkommenheit berufen und weil er die Gefahren des Weltlebens fürchtete, so zog er sich im Jahr 1533 nach Rom zurück. Hier nahm ihn ein florentinischer Edelmann, Galleota Caccia, zum Erzieher seiner Kinder an und erkannte bald den Wert des Schatzes, den er in seinem Hause besaß. Während der junge Lehrer alle Pflichten seines Amtes mit der pünktlichsten Genauigkeit erfüllte, führte er zugleich ein abgetötetes und erbauliches Leben. Er nahm täglich nur eine Mahlzeit zu sich, die aus Wasser und Brot bestand, an den Festtagen fügte er noch einige Oliven oder eine Portion Kräuter hinzu. Oft brachte er einen Teil der Nacht im Gebete zu, und fand in dieser frommen Uebung seine süßeste Freude.

Während er seine Zöglinge zur Tugend und Gelehrsamkeit heranbildete, vollendete er seine philosophischen und theologischen Studien. Seine Fortschritte entsprachen seinem Eifer und seinem Fleiße, und seine Mitschüler suchten eifrig seine Freundschaft. Allein Philipp zeigte sich immer sehr zurückhaltend, indem er durch solche Verbindungen seine kostbare Zeit zu verlieren glaubte. Ein Viertelstündchen täglich so in trautem Umgange zugebracht, scheint eine Kleinigkeit, aber wenn man alle diese Viertelstunden zusammenrechnet und dazu noch die Zeit fügt, welche die Leibesruhe und die übrigen Bedürfnisse der Natur wegnehmen, so bleibt nur wenig Zeit übrig, um am Seelenheile arbeiten zu können. — Sodann fürchtete er auch, schlecht zu wählen, und die Reinheit seiner Sitten zu gefährden und er erinnerte sich überdies, daß selbst die Heiligen sich beklagten, nicht mehr so zum Gebete gestimmt zu sein, wenn sie aus der weltlichen Gesellschaft zurückkehrten. — Ungeachtet aller dieser Vorsicht, böse Gesellschaften zu vermeiden, sah er sich doch häufig von jungen Wüstlingen umgeben, die ihn durch unzüchtige Reden zu verführen

suchten. Philipp, über eine solche Unterhaltung empört, sprach mit solcher Salbung zu ihnen, daß er die Reue in mancher Seele erweckte. Als er die Theologie vollendet hatte, beschäftigte er sich besonders mit den Kirchenvätern und dem kanonischen Recht. In der Folge befahl er dieselben Studien seinen Schülern nachdrücklich, und um sie zum Fleiße aufzumuntern, stellte er ihnen als Muster den frommen und gelehrten Kardinal Baronius auf, welcher in seinem 18. Jahre in das Oratorium eingeladen war, um an den Annalen der Kirche zu arbeiten. Philipp wurde in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaften so bewandert, daß selbst die Lehrer derselben ihn wie ein Orakel um Rat fragten. Er war schon einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, als er im 23. Jahre auf das Studium der Wissenschaften verzichtete, seine Bücher verkaufte und den Erlös daraus den Armen schenkte. Er leitete das Ganze mit bewunderungswürdiger Klugheit und setzte die Regeln fest, nach welchen man die Kranken, die Pilger und die Genesenden, welche keine Zufluchtstätte hatten, annehmen und bedienen und unterrichten solle. Im Jahre 1550 versetzte er seine Bruderschaft in die Kirche der heiligen Dreifaltigkeit und errichtete zugleich ein neues Spital, das noch heut zu Tage in sehr blühenden Umständen ist. Wäre Philipp nur den Eingebungen seiner Demut gefolgt, so würde er sein ganzes Leben im Laienstande zugebracht haben, aber sein Beichtvater, Persiano Rosa, nötigte ihn, in den geistlichen Stand zu treten, um der Kirche nützlicher dienen zu können. Er empfing die Priesterweihe im Monat Juni 1551, im 36. Jahre seines Alters, und trat hierauf in die Genossenschaft der Priester des heiligen Hieronymus, welche in großem Rufe stand.

Am Tage, da er seine erste Messe las, empfing seine

Der heilige Philipp von Neri und seine Zöglinge.

Nun mehr mit Gott beschäftigt, erlangte er bald die Gabe des Gebetes im höchsten Grade, verbarg aber aus Demut die außerordentlichen Gnaden die ihm zu Teil wurden. Nachdem er einige Zeit in der Einsamkeit zugebracht hatte, die er sich mitten in dem geräuschvollen Rom zu verschaffen wußte, besuchte er häufig die öffentlichen Plätze in der Absicht, am Heile der Seelen zu arbeiten. Gott segnete seine Bemühungen, und der junge Mann hatte schon eine Menge Bekehrungen bewirkt, da er noch Laie war. Seine Menschenliebe beschränkte sich nicht darauf, die geistlichen Leiden zu lindern; das Mitleid, welches ihm die Armen und Kranken einflößten, brachte ihn auf den Gedanken, die Bruderschaft der heiligen Dreifaltigkeit aufzurichten.

Es war im Jahr 1548, als er in der Kirche St. Salvator del Campo den Grund dazu legte. Vierzehn Personen vereinigten sich mit ihm zu diesem guten Werke. Seele außerordentliche Tröstungen. Das Zittern seiner Hände bei der heiligen Communion zeigte deutlich die innere Ehrfurcht, womit er erfüllt war. Später geriet er öfters in Verzückung, wenn er das heilige Meßopfer feierte. Man sah, sagt sein Biograph Galloni, einigemal seinen Leib von der Erde sich erheben und sein Gesicht schien von einem Lichte umstrahlt. Als seine Obern ihm auftrugen, die Beichte der Gläubigen zu hören, sah er sich bald von einer Menge Beichtkinder umgeben, so daß er oft ganze Tage im Beichtstuhle zubringen mußte. Gott allein kennt die Zahl der Seelen, die er dem Bösen entriß und auf den Weg der Tugend zurückbrachte. Die Bekehrung der verstocktesten Sünder war gewiß, sobald er mit ihnen reden konnte. Daher vermieden auch einige, ihm zu begegnen, um nicht ihre Lieblingslaster aufgeben zu müssen. Der wunderbare Erfolg, den er im Beichtstuhle hatte, verschaffte ihm einen solchen Ruf, daß

man von allen Seiten zu ihm kam. Damals empfing er in seinem Zimmer diejenigen, welche in Gewissenssachen um Rat fragten. Bald aber brach der Neid und die Verläumdung gegen ihn los, um ihn zu verschreien und seinen Ruf zu beflecken. Philipp ertrug diese Prüfung mit Geduld und sogar mit Freudigkeit, indem er sich glücklich schätzte, der Demütigung und Verachtung preisgegeben zu sein. — Der Haupturheber der gegen ihn ausgebrochenen Verfolgung wurde von der Ruhe und Heiterkeit, die er mitten unter seinen Leiden zeigte, so gerührt, daß er ihm zu Füßen fiel und um Verzeihung bat. Philipp umarmte ihn zärtlich und nahm ihn unter seine geistlichen Kinder auf. Später wurde der Heilige als ein hochmütiger Heuchler angesehen, der unter den Leuten nur eine Rolle spielen wolle. Selbst seine Obern ließen sich von diesen falschen Gerüchten täuschen und befahlen ihm, sich der Beichte und des Predigens bis auf Weiteres zu enthalten. Philipp unterwarf sich ohne Murren, aber bald wurde seine Unschuld erkannt und er durfte wie früher an der Bekehrung der Sünder arbeiten. Er setzte daher auf seinem Zimmer die geistlichen Besprechungen fort und hier nahm die Congregation der Oratorianer ihren Ursprung. Die ersten Mitglieder waren die Priester und Geistlichen, welche Philipp bei den Conferenzen unterstützten. Er vereinigte dieselben in einen Orden und gab ihnen Gesetze, verpflichtete aber keinen durch irgend ein Gelübde, in der Ueberzeugung, daß der Geist der Andacht und der Nächstenliebe ihr mächtigstes Band sein werde. — Ihre Obliegenheiten bestanden darin, die Jugend zu unterrichten und den Gottesdienst zu versehen. Die Regel schrieb vor, daß der General nur auf 3 Jahre ernannt werden solle. — Philipp blieb es fast sein ganzes Leben, aber gegen seinen Willen. Endlich, im Jahre 1595, legte er diese Last wegen seines hohen Alters ab und der fromme und gelehrte Baronius, der gelehrteste unter seinen Schülern, wurde an seine Stelle gewählt. — Die Congregation des Oratoriums wurde im Jahre 1575 von Gregor XIII. bestätigt. Dieser Papst gab ihnen die Kirche von Vallicella, welche hergestellt wurde, ehe Philipp im Jahre 1583 Besitz davon nahm. Seine Schüler fuhren dem ungeachtet fort, die Pilger im Spital der heiligen Dreifaltigkeit zu bedienen. Die Congregation des Oratoriums, deren Glieder nach ihrem Stifter sich Philipper nannten, nahm beträchtlich zu und der heilige hatte den Trost, dieselben vor seinem Tode zu Florenz, zu Neapel, zu Lukka, zu Palermo &c. eingeführt zu sehen. Gegen das Ende seines Lebens wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen, da rief er auf einmal in einer Verzückung, in welcher ihm die heilige Jungfrau erschien, aus: „O! allerheiligste Mutter Gottes, was habe ich dir gethan, daß du zu mir kommst?" Einige Augenblicke darauf sagte er den 4 Aerzten, die in seinem Zimmer beisammen waren: „Habt ihr die heil. Mutter Gottes nicht gesehen, die durch ihren Besuch mich von meinen Leiden geheilt hat." Kaum hatte er aber bemerkt, daß er in seiner Freude die Gnade geoffenbaret, die er empfangen, so bat er seine Freunde, das Geheimnis unverbrüchlich zu verwahren. Die Wahrheit dieser Thatsache wurde von Galloni und den vier anwesenden Aerzten eidlich bezeugt. Philipp litt während seiner ganzen Krankheit ohne sich zu beklagen und ohne die geringste Ungeduld zu zeigen, nur wiederholte er von Zeit zu Zeit die Worte: „Herr vermehre meine Schmerzen, wenn du in demselben Maße meine Geduld vermehrst." — Außer der Gabe der Wunder besaß er auch noch die Gabe der Prophezeihung und alle seine Voraussagungen gingen in Erfüllung. Ungeachtet seiner schwächlichen und zarten Leibesbeschaffenheit erreichte der heilige Philipp dennoch ein hohes Alter.

Der heilige Philipp von Neri.

Im Mai 1595 befiel ihn ein Blutspeien, welches ernste Besorgnisse einflößte. Baronius gab ihm die letzte Oelung.

Nachdem der Blutsturz aufgehört hatte, reichte ihm der Kardinal Borromäus die heil. Wegzehrung. So bald er das heil. Sakrament durch den Kardinal herein=

tragen sah, rief er unter vielen Thränen aus: „Siehe da, meine Liebe, er kommt, die Wonne meiner Seele." Nachdem er die Communion empfangen, bat er, für das Heil seiner Seele mehrere Messen lesen zu lassen, und schien vollkommen wieder hergestellt, so daß er nach 3 Tagen das heil. Meßopfer wieder darbringen konnte; aber seine Wiederherstellung war nicht von langer Dauer, er fühlte den Tod herannahen und sagte mehreren Personen den Augenblick desselben voraus.

Am 26. Mai 1595, im 80. Jahre seines Alters, hauchte er seine Seele aus. Sein Herz wurde an dem Orte begraben, welcher den Oratorianern zum Begräbnisse diente, sein Leib aber in einen Schrein gelegt, wo er noch nach 7 Jahren ohne eine Spur von Verwesung gefunden wurde. — Gregor XV. hat Philipp im Jahr 1622 heilig gesprochen.

Der heilige Augustin,

der Apostel Englands.

Jahr 604.

Die Sachsen, Angeln und Jütten, heidnische Völker Deutschlands, setzten im Jahre 454 nach der Insel der Britten über und nötigten dieselben, sich in die Gebirge zurückzuziehen. Sie waren schon seit mehr als fünfzig Jahren Meister des Landes, als der Himmel ihnen das Licht des Evangeliums aufgehen ließ. Schon der heilige Gregor der Große hatte, ehe er den päpstlichen Stuhl bestieg, den Plan gefaßt, ihnen den Glauben zu verkünden, aber die Bevölkerung Roms setzte sich seiner Abreise entgegen. Dennoch verlor er diesen frommen Plan nie aus den Augen und sobald er den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen hatte, war es seine erste Sorge, apostolische Arbeiter nach diesem Lande zu senden. Niemand schien ihm mehr geeignet, diese wichtige Unternehmung zu leiten, als Augustin, damals Prior zum St. Andreas-Kloster in Rom. Er wählte ihn demnach zum Anführer der Missionäre, die ihn begleiten sollten. Diese heilige, mit dem Kreuz bewaffnete Schaar, reiste mutig und voll Freude ab, in der Hoffnung, daß die Frucht ihres Eifers die Bekehrung eines neuen Volkes sein werde. Als sie zu Aix in der Provenze anlangten, machten ihnen die Bewohner des Landes eine übertriebene Schilderung von der Wildheit der Angeln, von ihren barbarischen Sitten, von der Schwierigkeit, ihre Sprache zu lernen, von den Gefahren des Meeres, so daß die Missionäre unschlüssig wurden und beschlossen, Augustin nach Rom zu schicken, um mit dem Papste von neuem zu sprechen. Augustin kehrte mit einem Briefe des hl. Gregor von Rom zurück, worin derselbe den Mut der Missionäre aufzufrischen suchte. „Fasset Mut", sprach er, „wie feige wäre es, ein solch' gutes Werk gleich beim Beginne aufzugeben und lasset die Leute reden, wie gern würde ich euch begleiten und eure Mühsale teilen." Die Missionäre, durch dieses Schreiben von neuem Mute beseelt, setzten ihre Reise fort und landeten auf der Insel Thanet, östlich von der Landschaft Kent, im Jahre 596. Es waren ihrer 40, die Dolmetscher mit inbegriffen, welche sie in Frankreich genommen hatten. Sobald sie am Lande waren, ließ Augustin dem König Etilbert von Kent sagen, er komme von Rom mit einer freudigen Botschaft, durch welche ihm von Seite Gottes der Besitz eines Reiches versichert werde, das kein Ende nehme. Der Fürst befahl, den Missionären alles zum Leben Notwendige zu liefern, bis er seinen Entschluß gefaßt habe. Etilbert hatte von seiner Gattin Bertha, einer Tochter des Königs Caribert von Paris, einige Begriffe vom Christentum erhalten. Diese Fürstin, eine eifrige Christin, hatte den Priester Luithard als Beichtvater mit nach England genommen; nach einigen Tagen begab sich der König nach der Insel Thanet, wo er unter freiem Himmel Audienz gab, weil sein Aberglaube ihn auf den Gedanke brachte, er werde so weniger Gefahr laufen, wenn Augustin gegen ihn Zauberkünste anwenden würde. Die Missionäre gingen dem Fürsten in Prozession entgegen. Als Fahne trugen sie ein silbernes Kreuz mit dem Bilde des Erlösers, sangen Litaneien und verrichteten Gebete für sich und für die Seelen derjenigen, welche der Gegenstand ihrer Reise waren. Als sie vor den König kamen, verkündigten sie ihm das Wort des Lebens. Der Fürst hörte sie aufmerksam an und sagte ihnen sodann, daß ihre Reden und Verheißungen zwar sehr schön seien, daß sie aber ihm ein wenig ungewiß vorkämen, da sie indeß aus Liebe zu ihm so weit hergekommen seien, so wolle er ihnen erlauben, unter seinen Unterthanen zu predigen.

Der heilige Augustin und die Missionäre in England.

Zugleich wies er ihnen zu ihrem Unterhalte Güter an und bestimmte, daß sie in seiner Hauptstadt Canterbury sich aufhalten sollten. Stets bereit, den Glauben mit ihrem Blute zu besiegeln, führten sie hier ein wahrhaft apostolisches Leben. Sie versammelten sich in einer verlassenen Kirche, welche die Britten zur Ehre des heiligen Martin erbaut hatten, brachten daselbst das heilige Opfer dar, spendeten die Sakramente und verkündeten das Wort Gottes. Bald kamen die Ungläubigen in Schaaren herbei und baten um die

Taufe. Die Bekehrung Etilberts zog die einer großen Menge anderer nach sich. Da Augustin diesen glücklichen Anfang sah, begab er sich zu dem Bischof Virgilius von Arles, um die bischöfliche Weihe zu erhalten. Er wandte sich deshalb an Virgilius, weil er der Statthalter des päpstlichen Stuhles in Gallien war. Kaum war Augustin nach England zurückgekehrt, so schickte er die Priester Petrus und Laurentius nach Rom, um den Papst um neue evangelische Arbeiter zu bitten. Diese brachten mehrere eifrige Schüler des heiligen Gregor mit sich, unter welchen sich Justus, Paulinus und Rufinus befand, welcher der dritte Abt des Klosters St. Augustin wurde. Mit diesen neuen Missionären sandte der heilige Vater zugleich Alles, was zum Gottesdienste nötig war, z. B. heilige Gefäße, Altardecken, Gewande für Priester und Cleriker, Reliquien der Apostel und Martyrer und eine Menge Bücher. Der heilige Augustin schrieb oft an den heiligen Gregor, um ihn von dem Erfolge seiner Mission zu benachrichtigen und in schwierigen Fällen um Rat zu fragen. Der fromme König Etilbert arbeitete seinerseits mit aller Macht an der Ausbreitung des Reiches Christi, indem er zur Bekehrung seiner Unterthanen mithalf. Er gab weise Gesetze, schaffte den Götzendienst ab und ließ ihre Tempel schließen. Durch seine Freigebigkeit wurde die Kathedrale von Canterbury an der Stelle erbaut, wo sich ehemals ein Götzentempel erhob. Er gründete auch außerhalb der Stadt die Abtei St. Petri und Pauli, welche in der Folge St. Augustin hieß, und bekehrte den König der Westsachsen, Sibert, zur christlichen Religion. Der heilige Georg schickte dem heiligen Augustin das Pallium mit der Vollmacht, zwölf Bischöfe zu weihen, über welche er das Recht eines Erzbischofs haben sollte, und als das Gerücht der durch den heiligen Augustin in England gewirkten Wunder nach Rom drang, schrieb ihm der Papst unter anderem Folgendes: „Hüte dich, durch die Wunder, die Gott diesem Volke zu Teil werden läßt, in Hochmut zu verfallen. Bedenke wohl, was du selbst bist und wie groß die Gnade ist, die dem Volke erwiesen wird, zu dessen Bekehrung du die Macht erhalten, Wunder zu wirken. Habe immer die Fehler vor Augen, die du in Wort und That begangen, damit die Erinnerung daran jede Regung des Stolzes in dir ersticke."

Der heilige Augustin weihte Melletus zum Bischof von London und Justus zum Bischof von Rochester. Sein Eifer trieb ihn auch, zu den alten Briten in ihren Bergen zu gehen, aber sie waren verblendet, ihr Geist und ihr Herz verhärtet. Als Augustin an den Grenzen ihres Landes angekommen war, lud er ihre Bischöfe und Gottesgelehrte zu einer Besprechung ein. Sie nahmen den Vorschlag an und begaben sich an einen Ort, der noch zur Zeit des heiligen Beda die Eiche des heiligen Augustin hieß. Der heilige Apostel verlangte von ihnen drei Stücke:

1) sollten sie den noch abgöttischen Angeln das Evangelium predigen.

2) Ostern an demselben Tage mit den übrigen katholischen Völkern feiern und

3) sich bei der Spendung der heiligen Taufe nach dem Gebrauch der allgemeinen Kirche richten.

Als die Briten diese Vorschläge verwarfen und hartnäckig auf ihrer Meinung verharrten, sagte ihnen Augustin voraus, daß die Angeln sie durch das Schwert vernichten würden. Diese Prophezeiung ging in Erfüllung, als Etelfried, welcher im Norden Englands herrschte, die Briten in der berühmten Schlacht von Chester gänzlich schlug.

Der heilige Augustin starb am 26. Mai in demselben Jahre wie der heilige Gregor, nämlich im Jahr 604, nachdem er Laurentius zu seinem Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury ernannt hatte. Nachdem die Kirche St. Peter und Paul, welche Etilbert damals außerhalb der Stadt zum Begräbnisse der Könige und Erzbischöfe erbauen ließ, vollendet war, beerdigte man seinen Leib in der Vorhalle und setzte folgende Inschrift auf sein Grab: „Hier liegt Augustin, der erste Erzbischof von Canterbury; derselbe wurde von dem gottseligen Gregor, dem römischen Bischof, in dies Land geschickt, und, von Gott mit der Gabe der Wunder unterstützt, bekehrte er den König Etilbert und sein Volk vom Götzendienste zum Glauben an Christus und starb im Frieden am 26. Mai unter der Regierung des vorgenannten Königs."

Man übertrug später die Reliquien des heiligen Augustin in die Stadt und setzte sie in der Vorhalle der Domkirche bei. Im Jahr 1221 wurde der Kopf des Heiligen in einen reich mit Gold und Edelsteinen gezierten Schrein gelegt und die übrigen Gebeine in ein marmornes Grab eingeschlossen, wo sie bis zur Zerstörung der Klöster in England ruhten.

Der heilige Eleutherius,

Papst.

Jahr 192.

Eleutherius der Heilige, von Geburt ein Grieche, wurde unter dem Papste Anicet Diakon der römischen Kirche. Im Jahr 177 folgte er dem heiligen Soter auf dem Stuhle des heiligen Petrus nach, zu einer Zeit, wo die Kirche von heftigen Stürmen erschüttert wurde. Sein Oberhirtenamt war besonders merkwürdig durch die damalige Entstehung der Sekte der Montanisten. Montan, ihr Stifter, in Mösien an Phrygiens Grenzen geboren, war ein eitler und ehrsüchtiger Mensch, der, um sich unter dem Volke einen Namen zu machen, verschiedene erdichtete Offenbarungen ausstreute. Seine Anhänger gingen so weit, daß sie sogar sagten, er sei sebst der heilige Geist, welchen der Heiland seinem Versprechen gemäß gesendet habe, um das neue Gesetz zu vervollkommnen. Den Anfang machten sie mit Schwärmerei und Kirchenspaltung und endeten mit Ketzerei und Gottesschändung

indem sie vorgaben, Montan sei der heilige Geist auf dieselbe Weise, wie Christus der Sohn Gottes sei. Durch übertriebene Sittenstrenge suchten sie Aufsehen zu machen, sie fasteten häufig, hielten im Jahre drei große Fasten, verweigerten jenen, die in irgend eine Sünde gegen die Keuschheit gefallen waren, die Lossprechung und Communion, sahen die zweite Ehe als Ehebruch an und lehrten, es sei nicht erlaubt, in der Verfolgung zu fliehen. Zwei Weiber aus dieser Sekte, Priscilla und Maximilla, die beide zu Pepuza, einer phrygischen Stadt, geboren waren, gaben sich für Prophetinnen aus, und ihre Träumereien hielt man für Orakelsprüche. Man sieht hieraus, wie der Teufel seine Arglist zu verstecken weiß. Er gebraucht nicht immer die Reize der Sinnlichkeit, um die Seelen ins Verderben zu stürzen.

Er verführt sie auch durch geistlichen Stolz, der sich in der Liebe zum Sonderbaren und im äußeren Scheine von Sittenstrenge zeigt. Das Bedauernswürdigste aber ist, daß Personen, welche aller Wut der Verfolger getrotzt und die Lockungen der Wollust verachtet hatten, sich von einer ebenso gottlosen, als tollsinnigen Schwärmerei gängeln ließen und die Martyrer der Lüge wurden.

Allein diese stolzen Eiferer wurden bald des strengen Lebens müde, das sie zu führen sich den Schein gaben. Gott ließ zur Strafe ihres Stolzes zu, daß sie in die schändlichsten Ausschweifungen fielen. Dies ist in allen Jahrhunderten jenen Pharisäern widerfahren, die dahin strebten, ihre Irrtümer in Aufnahme zu bringen, um sich durch die Maske der Heiligkeit und durch den Schein der Verbesserung Anhänger zu verschaffen. Man muß sich wundern, daß ihnen ihr Betrug allzeit hinging und daß man sie nicht an dem Geiste des Ungehorsams und Eigensinns erkannt hat, der ihnen so ganz eigen ist, und sie so wesentlich von allen Gläubigen unterscheidet. So abgeschmackt auch die Lehre der Montanisten war, erwarb sie sich doch in kurzer Zeit sehr viele Anhänger. Selbst der große Tertullian fiel in die Schlinge. Er hielt nicht nur Montan für den Paraklet, sondern er wurde auch so sehr geblendet, daß er Priscilla und Maximilla für Prophetinnen hielt, in seinen Schriften ihre Träumereien hinsichtlich der Farbe der menschlichen Seele ausbreitete und von ihren tollsinnigen Schwärmereien mit einem Ernste und einer Ehrfurcht, wie von den ewigen Wahrheiten redete. Die Montanisten Asiens, auch Kataphrygier oder Pepuzaner genannt, versuchten Anfangs, sich die Gewogenheit des Bischofs von Rom zu erwerben und schickten ihm deshalb Geschenke mit Briefen, die dem Scheine nach katholisch waren. Ein Papst, dessen Namen man nicht angibt, getäuscht durch die vorteilhafte Schilderung, die man ihm von ihren Tugenden und von der Strenge ihrer Sittenlehre machte, wollte sie durch Briefe seiner Gemeinschaft versichern, allein Praxeas, der den Glauben vor den Verfolgern bekannt hatte, kam darüber nach Rom und unterrichtete ihn über den wahren Stand der Dinge und stellte ihm so einleuchtend vor, daß er mit den Pepuzanern nicht in Gemeinschaft stehen könne, ohne das Urteil seiner Vorfahren zu verdammen, so daß der Papst ihre Geschenke abwies und die Briefe des Friedens zurücknahm, die er vorher an sie abgehen lassen wollte. So erzählt Tertullian, der selbst Montanist war, die Sache. Cave und einige andere Schriftsteller meinten, der fragliche Papst sei Eleutherius gewesen, und habe sogar die Lehre der Montanisten gut geheißen. Allein sie irren sich durchaus. Es handelte sich nur um die Thatsachen und keineswegs um die Lehre, als Praxeas den Papst aus der Täuschung zog, und es war auch kein Spruch gefällt. Zudem scheint es, daß die Montanisten ihre Maske noch nicht abgeworfen, sondern bis dahin ihre Irrtümer im Glauben unter dem Schleier des Katholicismus verborgen hatten.

Der hl. Eleutherius empfängt die Gesandtschaft Lucius.

Ferner wird man durch die Zeitumstände veranlaßt zu glauben, daß der durch Praxeas enttäuschte Papst Viktor der Nachfolger des Eleutherius gewesen sei, daß dieser letztere die falschen Propheten der Montanisten verworfen habe. Wenn Eleutherius den Schmerz hatte, Augenzeuge der Verwüstungen zu sein, welche die Verfolgung, besonders zu Lyon und Vienne, anrichtete, hatte er auch den Trost, den Verlust der Kirche durch neue Eroberungen in Großbritannien ersetzt zu sehen.

Der Glaube war zwar schon zu der Apostel Zeiten bis in diese Insel gedrungen, allein durch den herrschenden Aberglauben sehr verunstaltet worden. Das Volk war nebstdem sehr unwissend geworden, durch eine lange Reihe von Kriegen, welche die Römer, als sie sich das Land unterwarfen, mit demselben führten. „Gott, der zwölf arme Fischer wählte, um die Welt zu bekehren, erweckte in einem Fürsten den Entschluß, ein Apostel zu werden, und eine Krone geringer zu schätzen, als die Ehre, den Glauben in diesem von der übrigen Erde so fernen Lande auszubreiten.“ Dieser Fürst, Lucius genannt, beherrschte einen Teil der Insel. Er war einer jener Könige, welche die Römer in die entfernten Ländern gesetzt hatten, um die bezwungenen Völker in Unterwürfigkeit zu halten.

Lucius ordnete eine feierliche Gesandtschaft nach Rom ab, um von Eleutherius eifrige Geistliche zu begehren, welche seine Unterthanen unterrichten, die göttlichen Geheimnisse bei ihnen feiern, und ihnen die heiligen Sakramente erteilen konnten. Der heilige Oberhirte empfing diese Gesandtschaft mit der größten Freude und gab einigen apostolischen Männern den Auftrag, nach Großbritannien zu reisen, und daselbst das Evangelium zu verkündigen.

Der Glaube machte da bald so schnelle Fortschritte,

daß er sich sogar aus dem Lande, welches dem Lucius unterworfen war, in die Gegenden des Nordens verbreitete, wohin die römischen Adler nicht hatten dringen können. Man sagt, Fugatius u. Damasius seien an der Spitze der von Rom gekommenen Missionäre gewesen. Sie starben in der Diözese Landaff, oder doch nicht weit davon. Seit jener Zeit war der Glaube in England sehr blühend. Der heilige Eleutherius verdammte den Florin, welcher lehrte, Gott sei der Urheber des Bösen, und Blasius, welcher behauptete, daß der bei den Morgenländern übliche Brauch, die Ostern den 14. März zu feiern, auch von der römischen Kirche angenommen werden müsse. Er starb im Jahr 192, nachdem er ungefähr 16 Jahre der Kirche Gottes vorgestanden hatte und wurde an dem salarianischen Wege beerdigt. Seine Reliquien sind nachher in die Kirche des Vatikans versetzt worden.

27. Mai.

Der heilige Johann I.,

Papst und Martyrer.

Jahr 526.

Johann I., Papst u. Martyrer, wurde in Toskana geboren. Er trat zu Rom in den geistlichen Stand und wurde ein Muster desselben. Als Erzdiakon der römischen Kirche wurde er im Jahre 523 zum Nachfolger des Papstes Hormesdos erwählt. Im folgenden Jahre erließ der Kaiser Justin im Orient ein Edikt, welches den Arianern befahl, den katholischen Bischöfen alle Kirchen herauszugeben, in deren Besitze sie waren. Die Arianer brachten nun ihre Klagen vor Theodorich, den König der Ostgothen, welcher sich selbst zum Arianismus bekannte. Dieser Fürst erklärte, daß, wenn man dieses Edikt im Abendlande vollzöge, er nicht nur die Katholiken seiner Staaten so behandeln würde, wie man es den Arianern machen wollte, sondern, daß er sich auch Roms bemächtigen und es in Asche legen werde.

Ehe er jedoch seine Drohung vollzog, beschloß er, den Weg der Milde einzuschlagen und schickte an den Kaiser eine Gesandschaft, welche aus dem Papste, fünf Bischöfen und vier Senatoren bestand.

Johann that zwar Alles, um diesem Auftrage zu entgehen, aber Theodorich bestand darauf und er mußte gehorchen. Der heilige Papst wurde im Orient mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen, die Bewohner von Constantinopel gingen ihm mit Kreuz und Fahnen entgegen und der Kaiser selbst warf sich ihm voll Ehrfurcht zu Füßen. Die Geschichtsschreiber sind nicht einstimmig über die Art, wie der Papst die ihm anvertraute Mission erfüllte. Die einen behaupten, er habe den Kaiser bewogen, auf seinem Entschlusse, den Irrgläubigen ihre Kirchen zu nehmen, zu bestehen, andere dagegen sagen, daß er Justin riet, die Arianer mit Mäßigung zu behandeln. Johann war noch im Oriente, als er erfuhr, daß der berühmte Boëtius, Minister Theodorichs, auf Befehl dieses Kaisers gefangen genommen worden sei. Dieser große Mann war mit dem Papste durch die Bande der innigsten Freundschaft schon seit lange verbunden. Bei seiner Rückkehr nach Italien hatte der heilige Papst dasselbe Los, wie sein unglücklicher Freund. Der König der Ostgothen, unzufrieden über den Erfolg seiner Gesandtschaft, ließ den ehrwürdigen Oberhirten in engen Gewahrsam bringen, wo er vor Hunger und Elend starb, am 27. Mai 526, nachdem er drei Jahre den päpstlichen Stuhl inne gehabt hatte. Sein Leib wurde nach Rom gebracht und in der Kirche des Vatikans beerdigt.

Der heilige Hildebert,

Bischof von Meaux.

Jahr 680.

Der Vater des Heiligen, Adalbert, stellte ihn unter die Leitung des heiligen Bischof Faron von Meaux, um ihn in den Grundsätzen der Frömmigkeit und in den Wissenschaften zu erziehen. Der heilige Bischof, erfreut über seine Tugend und seine Talente, nahm ihn unter seinen Clerus auf und weihte ihn zum Priester.

Hildebert wurde ein vollendetes Muster eines Geistlichen. Seine Demut, Sanftmut und Menschenliebe, sowie seine Uneigennützigkeit machten ihn der Ehre würdig, der Nachfolger des heiligen Faron zu werden. Er vereinigte immer den Geist des Gebets und der innern Sammlung mit den Pflichten des bischöflichen Amtes. Er starb am 27. Mai 680 und wurde in einer Kirche begraben, die er eine Stunde von Meaux hatte bauen lassen. Später versetzte man seinen Leib in die Domkirche derselben Stadt.

Der heilige Beda,

Kirchenlehrer.

Jahr 735.

Beda wurde im Jahr 673 in Northumberland an den Grenzen Schottlands geboren. Mit 7 Jahren gaben ihn seine Eltern in das Kloster zu Weremuth, wo er sich nachher auf immer dem Dienste Gottes und der Nächstenliebe widmete. Seiner Frömmigkeit und Kenntnisse wegen wurde er mit 19 Jahren zum Diakon und mit 30 zum Priester geweiht. Früh wurde er schon zum Lehrer junger Mönche erwählt. Von dieser Zeit an war Beten, Studieren und Betrachtung göttlicher Wahrheit seine einzige Beschäftigung. Er wählte dazu besonders die heiligen Schriften, um sich so auf die nützlichste Weise mit Gott, zum Dienste des Nächsten, zu beschäftigen. Er verfaßte 46 salbungsvolle Schriften, in denen er, wenigstens nach der Ueberlieferung der heiligen Väter, den Sinn und Geist der heiligen Bücher enthüllte. Man sieht daraus, wie er die innigste Gottseligkeit mit der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit vereinigte.

Im Jahr 734 besuchte er in York seinen ehemaligen Schüler Egbert, der nun daselbst Bischof war, und hielt dort etliche Tage in einem Kloster Vorlesungen. Außerdem verließ er nie sein Kloster. Als er im folgenden Jahre von Egbert wieder eingeladen wurde, vertrat ein Brief die Stelle des Besuchs. Er erinnerte ihn in demselben mit Liebe und Freimut an die Pflichten eines Bischofs. Unter anderem schreibt er: „Fasse doch zu Herzen, wie groß das Verbrechen derer sei, die von ihren Anverwandten den Gewinn der Erde mit allem Fleiße eintreiben lassen, ihnen aber von den Gaben des Himmels dafür nichts mitteilen, indem sie das Evangelium unverkündet, das Volk unermahnt, und das Böse unbestraft lassen. Auch die gemeinsten Volksklassen müssen den Segen deiner Hirtenpflege an sich erfahren, indem sie durch dich und deine Vorsorge Unterricht bekommen, wie sie sich vor der Sünde bewahren, an Gott glauben, mit Herzensandacht beten, mit dem Kreuze sich bezeichnen und sich dadurch wider die Angriffe des Feindes bewahren sollen. Versäume nichts, damit alle Gläubigen, welche ein reines Leben führen, alle Sonntage und an allen Festen der Apostel und Martyrer die heilige Kommunion empfangen, wie du dies in Rom gesehen hast. Ermahne aber die Verheirateten, daß sie sich durch die Enthaltsamkeit zum Hintritte an den Tisch des Herrn vorbereiten." Dies letztere war vor Alters geboten, wozu auch noch der römische Katechismus ermahnt. Beda aß, trank und schlief sehr wenig. Man sah ihn niemals müßig oder traurig, auch in seiner letzten Krankheit und bei seinem Tode nicht. — Vierzehn Tage vor Ostern, im Jahr 735, überfiel ihn eine Engbrüstigkeit, die ihm das Athemholen erschwerte und bis auf das Fest der Himmelfahrt Christi dauerte. Bei der Nähe seines Todes war seine gewöhnliche Heiterkeit des Geistes noch größer. Er dankte Gott Tag und Nacht, so oft die Stunde schlug, für alle bisher empfangenen Wohlthaten. Auch die Vorlesungen, die er sonst seinen Schülern zu halten pflegte, setzte er ruhig fort, und brachte die übrigen Stunden des Tages mit Psalmensingen zu. Vorzüglich hörte man ihn öfters die schöne Antiphone aus den priesterlichen Tagzeiten singen: „Du glorreicher König! du Herr der Heerschaaren! du bist im Triumphe über alle Himmel hinaufgefahren. Ach! laß uns nicht als Waisen zurück, sondern sende uns herab von dem Vater den Geist der Wahrheit, den du uns verheißen hast."

Bei den Worten: „Laß uns nicht als Waisen zurück!" fing er allemal zu weinen an. Seine Schüler, die ihn von Zeit zu Zeit besuchten, weinten mit ihm. „Die Kinder", sagte er auch öfters, „die Gott lieb hat, züchtigt er." Darum dankte er ihm unaufhörlich für seine Krankheit. Am Dienstag vor Christi Himmelfahrt merkte man an ihm eine größere Schwäche. Er empfing daher die heiligen Sakramente, hielt aber nachher, wie am folgenden Tage seinen Schülern noch die gewöhnliche Vorlesung. Nachmittags drei Uhr lies er noch alle Priester des Klosters zu sich kommen, gab jedem ein Andenken, und bat sie, für ihn zu beten, und nach seiner Meinung das heilige Meßopfer darzubringen; dann sagte er: „Es ist nun die Zeit, daß ich zu dem zurückkehren werde, der mich aus nichts erschaffen hat. Der Augenblick meiner Befreiung naht. Lange waren meine Lebenstage, die mein Richter mir bestimmt hat. Ich verlange aufgelöst zu werden und bei Christo zu sein. Ich verlange meinen König in seiner Herrlichkeit zu sehen!" Er entschlief sitzend an der Wassersucht mit den Worten: „Ehre sei dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geiste", den 27. Mai 735.

„Ein weiser Mann", pflegte er zu sagen, „wird nie genug beherzigen können, was er Gutes und Böses gethan habe, ehe er aus diesem Leben scheidet."

28. Mai.

Der heilige Wilhelm von Aquitanien.

Jahr 812.

Der heilige Wilhelm wurde unter der Regierung Pipins geboren, seine Eltern Theodorich und Adane waren mit der herrschenden Dynastie verwandt. Theodorich, Statthalter einer Grafschaft in Frankreich, brachte einen großen Teil seines Lebens im Kampfe gegen die Sachsen zu. Die Geschäfte des Kriegs und die Verwaltung seiner Grafschaft hinderten ihn keineswegs, für die Erziehung seines Sohnes Sorge zu tragen. Wilhelm wurde, wie der Chronist sagt, in den göttlichen und menschlichen Wissenschaften sorgfältig unterrichtet, dabei wurden aber die seinem Stande angemessenen kriegerischen Uebungen auch nicht vernachlässigt. Wilhelm kam frühzeitig an den Hof und machte seinen ersten Feldzug unter den Augen Karls des Großen mit. Seine männliche Schönheit, sein glänzender Mut, der Rang und die Dienste seines Vaters verschafften ihm die Hochachtung und die Liebe des Heeres, während seine bescheidenen Tugenden den Neid entwaffneten.

Die öffentliche Stimme und die Gunst des Königs führten ihn schnell zu hohen Ehren; er erhielt die Würde eines Grafen und wurde in den Rat des Fürsten aufgenommen, später vertraute ihm der König von Franken die Regierung von Aquitanien an. Die Lage dieser Provinz forderte einen entschlossenen und gewandten Mann. Der neue Herzog hatte zugleich gegen die Gascogner zu kämpfen. Die Gascogner, durch die Absetzung ihres Grafen Adalrich gereizt, hatten die Fahne des Aufstandes erhoben. Wilhelm führte einen blutigen Krieg mit ihnen, und nachdem er sie dahin gebracht hatte, daß sie um Frieden baten, sicherte er ihre Unterwerfung durch Nachgiebigkeit und die Wiedereinsetzung ihres angeborenen Oberhauptes. Zugleich lieferte er den Saracenen eine Reihe glücklicher Kämpfe und vertrieb sie nach und nach aus allen Plätzen, welche sie in Aquitanien inne hatten. Die Saracenen, durch ihre Niederlagen entmutigt, wagten lange nicht mehr die Ruhe seiner Provinz zu stören, bis sie im Jahre 793 furchtbarer als jemals wieder auftraten.

Nachdem der Kalif Issem von Cordova alle Muselmänner unter seine Botmäßigkeit vereinigt hatte, schickte er gegen die Christen in Gallien seinen Statthalter Abdel Melek mit einem mächtigen Heere. — Wilhelm eilte ihm entgegen, und die beiden Heere trafen in der Nähe von Narbonne, an den Ufern des Orbieu, auf einander. Die Franken begannen den Angriff mit Ungestüm und hielten den Kampf eine Zeitlang mutig aus, da aber der Feind ihnen an Zahl überlegen war, so wurden sie endlich zurückgeworfen. Wilhelm hielt allein mit einer Hand voll Soldaten Stand, machte lange noch den Sieg streitig, bis er endlich der Ueberzahl wich und sich mit seiner kleinen Truppe in guter Ordnung zurückzog, indem er den Feinden ein teuer erkauftes Schlachtfeld überließ.

Der heilige Wilhelm bei einem Tournier an dem Hof.

Die Saracenen, durch ihre innern Zwistigkeiten und durch den Widerstand des katholischen Spaniens erschöpft, mußten den Gedanken an die Eroberung Galliens aufgeben, wo die Macht der Franken schon zu tiefe Wurzeln geschlagen hatte, als daß sie durch einen vorübergehenden Sturm erschüttert werden konnte.

Die Verheerung Aquitaniens war die einzige Frucht, welche Abdel Melek von seinem Siege erntete. Ohne sich von diesem Unglücke aus der Fassung bringen zu lassen, stellte der Herzog von Aquitanien schnell seine Streitkräfte wieder her, nötigte Abdel Melek zum Rückzuge und sicherte seiner Provinz den Frieden. Derselbe erlaubt ihm, Aquitanien die Wohlthaten

einer guten Verwaltung angedeihen zu lassen. Seine Zeit nahmen teils seine Pflichten als Statthalter, teils die Sorge für den Aufschwung der Religion in Anspruch.

Er schlichtete selbst die Prozesse, namentlich die der Armen, schützte die Vasallen gegen die Bedrückungen ihrer Lehensherren und unterstützte mit seinem Einflusse bei Hof diejenigen, welche ihre niedrige Stelle hilflos machte. Als wachsamer Verteidiger der kirchlichen Vorrechte bereicherte er die Kirchen, stellte die Tempel Gottes wieder her und baute überall neue. Die Klöster waren für ihn der Gegenstand einer besonderen Sorgfalt, was auf das ganze Land den wohlthätigsten Einfluß hatte. In unserer Zeit wissen wir den Nutzen der Klöster und Mönche nicht gehörig zu würdigen, allein die Mönche haben im Mittelalter die Wüsten fruchtbar gemacht und den meisten Städten und Flecken das Dasein gegeben.

Die durch ihre Handarbeit urbar gemachten Ländereien vermieteten sie um niedere Preise und verteilten reichliche Almosen an die Armen. In einem Jahrhunderte der Unwissenheit bewahrten sie auch die kostbaren Ueberreste der Wissenschaft für künftige Geschlechter auf. Als Lehrer, Gesetzgeber, Aerzte leisteten sie allen unentgeltlichen Beistand an Leib und Seele. Es genügte Wilhelm nicht, die Klöster zu erhalten und für ihr Gedeihen zu sorgen, er wollte auch zur Ehre Gottes selbst eines gründen u. suchte überall nach einem passenden Platze für dasselbe. Nach langem, mühsamen Suchen entdeckte er endlich eine kleine, unangebaute Ebene, von einem Bache durchzogen und von steilen Felsen umgürtet. Beim Anblicke des für die Ausführung seines Vorhabens so passenden Ortes dankte er Gott voll Freude und gieng sogleich ans Werk. Er entwarf selbst den Plan zu den Gebäuden und bald erhob sich das Kloster Gellane nebst Schule und Hospital, ohne welche ein Kloster damals nicht als vollständig angesehen worden wäre. Von seinem Stifter reich ausgestattet, wurde Gellane unter die Leitung des heiligen Abtes Benedikt von Aniane gestellt. Wilhelm verließ nicht ohne Wehmut den stillen Aufenthalt, welchen er den Dienern Gottes bereitet hatte, er ließ sein Herz in dieser Einsamkeit zurück. Die Anhänglichkeit der Aquitanier, die Zärtlichkeit seiner Gattin, die Familienfreuden, nichts konnte den Gedanken verbannen, welcher seine ganze Seele erfüllte. Das Bewußtsein eines heiligen Lebens gab ihm keine Ruhe, Gott wollte ihn ganz für sich haben, und mit Freude folgte er diesem Rufe. Die Ausführung seines Vorhabens wurde durch folgendes Ereignis beschleunigt: Karl der Große berief nämlich den Herzog von Aquitanien an seinen Hof, um sich seines Rates zu bedienen. Er empfing ihn mit der seinen Thaten angemessenen Auszeichnung und mit der Güte eines Vaters. Wilhelm wurde mit Ehren überschüttet und sah nach langer Abwesenheit seine Familie und sein Vaterland wieder. Die Franken thaten ihm alle Ehre an, die Seinigen erfreuten sich seiner Auszeichnung, alles lächelte ihm in dieser Welt, die er verlassen wollte; allein diese Versuchungen befestigten seinen Entschluß um so mehr. Nur über die Art, wie er ihn ausführen sollte, war er noch nicht im Reinen. Er fragte sich, ob es nicht klüger wäre, sich durch die Flucht den leicht vorauszusehenden dringenden Bitten zu entziehen, oder ob er bei Karl dem Großen um die Erlaubnis nachsuchen sollte, den Hof zu verlassen. Er wollte diesen letzten Weg einschlagen, da er seinen Pflichten als Unterthan und Verwandter angemessener war; indem er eine günstige Gelegenheit ergriff, erinnerte er den Kaiser in aller Bescheidenheit an seine Treue und Hingebung im Dienste; er habe bisher nur für den irdischen König gelebt, und nichts für den König der Könige gethan, schon sei er unter den Waffen grau geworden und es sei nun für ihn Zeit, sich unter die Fahne Jesu Christi zu begeben. Er bitte also um die Erlaubnis, sich Gott widmen zu dürfen in dem Kloster, das er soeben in der Wüste gegründet habe.

Der heilige Wilhelm nimmt Abschied von den Seinigen.

Der Kaiser liebte und kannte den Herzog von Aquitanien zu sehr, um den drohenden Verlust nicht lebhaft zu empfinden, aber er konnte einem Vorhaben seine Einwilligung nicht versagen, das er bewundern mußte. Er hätte ihn gern mit besondern Zeichen seiner Huld entlassen, aber Wilhelm bat um einen köstlicheren Schatz, um ein Stück des wahren Kreuzes, was ihm Karl bewilligte. Er fügte außerdem noch andere Reliquien und kostbaren Kirchenschmuck für das Kloster Gellane hinzu. Indessen verbreitete sich das Gerücht von dem Vorhaben Wilhelms im Lager der Franken und erregte Staunen und Unruhe. Seine Verwandten umringten ihn und suchten seinen festen Entschluß zu erschüttern. Auf alle ihre dringenden Bitten und Vorstellungen gab er nur die Antwort: „Liebe Freunde, wenn ihr mir die Versicherung geben könnet, daß ich immer bei euch bleiben

und nicht sterben würde, so könnte ich vielleicht euren Bitten nachgeben, da ihr aber dies nicht könnt, so lasset mich den Weg verfolgen, welcher zu einem Leben ohne Ende führt." Er nahm schnell Abschied und verließ die Stadt, von dem Kaiser und den Großen des Reichs, seiner Familie und dem Volke begleitet. Eilig durchzog er das Land der Franken und machte endlich zu Briaude in dem Kloster des heiligen Julian Halt, wo er sein Leben der Entsagung anzufangen beschloß. In seine Waffenrüstung gehüllt und in vollem Glanze seiner weltlichen Größe, tritt der edle Ritter in die Hallen des Tempels, fällt auf der Schwelle auf die Kniee und richtet glühende Gebete zu Gott, von Thränen und Schluchzen unterbrochen. Helm, Schild und Schwert hängt er am Grabe des Martyrers auf und bricht in die Worte aus: „O heiliger Julian, du bist in dem Leben ein tapferer Ritter gewesen, hier lege ich meine Waffen nieder und bitte dich, mich auf der neuen Laufbahn zu unterstützen, die ich ergreife, um zu Gott zu kommen. Der heilige Wilhelm verließ Briaude in demütiger Pilgertracht, indem er in seiner Hand das Stück von dem wahren Kreuze trug, das er von Karl dem Großen erhalten hatte. Er durchzog in Eile Aquitanien und erreichte endlich Gellane. Barfuß und mit einem Bußhemde bekleidet, durchzog er jenes längst ersehnte Thal und wurde von den Mönchen mit ihrem Abte, die, von seiner Ankunft benachrichtigt, ihm entgegeneilten, in Prozession nach dem Kloster geführt. Hier war das Asyl, welches er zur Ehre Gottes errichtet hatte, hier die frommen Mönche, womit er es bevölkert hatte, hier endlich der Hafen der Ruhe, der Gegenstand so langer Sehnsucht.

Er benetzte mit seinen Thränen das Pflaster des Tempels und schickte zum Himmel die innigsten Dankgebete empor. Dann legte er auf dem Altare das Holz vom wahren Kreuze und die reichen Geschenke Karls des Großen nieder und bat den Abt kniefällig, in die Reihen der Brüder aufgenommen zu werden. Ein allgemeines Freudengeschrei war die Antwort. Er wollte nicht, daß man einen Unterschied mit ihm machte, sondern forderte seinen Anteil an Leiden, Demütigung und Armut; dennoch flößte ihm seine Demut und Armut die Besorgnis ein, daß man sich zu sehr an seine Vergangenheit erinnern möchte. Er warf sich deshalb dem Abte zu Füßen und sprach vor den versammelten Brüdern: „Vergesset den Herzog von Aquitanien und sehet in ihm nur den niedrigsten der Gemeinde." Er machte sich in der That zum Diener Aller und man sah ihn immer bereit, die Last der übrigen zu teilen. Hatte einer zur Strafe für einen Fehler eine für niedrig geachtete Arbeit erhalten, so war dies für ihn ein Grund, sie mit desto größerer Freude auf sich zu nehmen. Oft sah man diesen berühmten Helden, dessen Gefolge früher aus einer langen Reihe von Rittern bestand, auf einem Esel den Schnittern ihr Mittagessen bringen. Er hatte sich als besondere Gunst auch die Erlaubnis erbeten, die Mahlzeiten für die Gemeinde bereiten zu dürfen und man hatte ihm deshalb auch die Sorge über den Backofen übertragen. Sein Chronist erzählt bei dieser Gelegenheit folgendes Wunder. Einst, nachdem er den Teig für das Brot bereitet hatte, fiel er in eine tiefe Betrachtung und vergaß darüber, den Ofen zu heizen, die Zeit drängte jedoch und der Heilige sah, als er wieder zu sich kam, den begangenen Fehler und die Buße, die ihn dafür erwartete. — Schnell nahm er alles, was ihm unter die Hand kam und heizte damit den Ofen, dann wollte er ihn fegen und reinigen und er suchte überall nach den nötigen Werkzeugen, und da er sie nicht fand, machte er das Zeichen des heiligen Kreuzes und tritt unbesorgt in den Ofen, indem er mit seinen Händen die glühenden Kohlen herauswirft, und das Innere mit seinem Skapulier reinigt. Gesund und unbeschädigt kam er wieder heraus. Dies Wunder öffnete den Mönchen von Gellane die Augen über die Tugenden Wilhelms. Sie sahen nun ein, daß Gott ihn zu höchster Heiligkeit berufe, und er durfte sich ausschließlich der Beschaulichkeit widmen. Hier beginnt der letzte Abschnitt im Leben unseres Helden; groß und fromm in der Welt, groß in seinem Kloster durch Arbeit und Selbstentsagung, blieb ihm nur noch übrig, zu zeigen, bis zu welchem Grade sich die Seele von dem Leibe losschälen oder denselben sich unterthänig machen kann.

Sein Leib war durch strenges Fasten und Abtötungen aller Art so geschwächt, daß nur Gott und die Kraft des heiligen Geistes ihn aufrecht erhalten konnte. Einsam in seiner Zelle, brachte er seine Tage und Nächte mit dem Studium der heiligen Bücher und glühenden Gebeten zu, die er zum Himmel richtete. Er gab auffallende Beweise des prophetischen Geistes, der ihn erleuchtete, und sagte unter anderem den Mönchen seines Klosters und dem Kaiser genau die Stunde des Todes voraus. Als dieser Augenblick kam, verlangte er die heilige Wegzehrung, nahm herzlichen Abschied von seinen weinenden Brüdern und hauchte seine Seele aus unter dem Läuten der Glocken des Klosters, die eine unsichtbare Hand bewegt haben soll.

Es gefiel Gott, das Grab seines Dieners mit zahlreichen Wundern zu verherrlichen, welche eine Menge Pilger herbeiführten. Später nahm das Kloster Gellane den Namen St. Guilhem du desert an. Sein Leichnam wurde im Jahr 1680 durch eine Art Wunder entdeckt, in einen prächtigen Schrein gelegt und in der Schatzkammer der Abtei Gellane aufbewahrt. Wilhelm von Aquitanien war ein großer Mann und ein großer Heiliger. Von seinen Thaten als Krieger und Staatsmann ist keine Spur mehr übrig, die Werke des armen Mönchs bestehen noch nach zehn Jahrhunderten. — Wer daran zweifelt, gehe nach Guilhem du desert. Beim Anblicke dieser durch Wilhelm gegründeten Stadt mit ihrem Tempel, ihren prächtigen Klöstern und stattlichen Bürgerhäusern aus dem 9. Jahrhundert, mit ihren kühnen Straßen, die am Abhange der Berge hinziehen, mit ihren Brücken, welche Jahrhunderte lang den Ueberschwemmungen getrotzt, begreift man, was die Liebe des Menschen vermag, wenn sie sich auf die Liebe Gottes stützt.

29. Mai.

Der heilige Maximin,

Bischof von Trier.

Jahr 349.

Maximin, der Heilige, war einer von jenen Hirten, welche Gott in stürmischen Zeiten zum Schutze seiner Kirche erweckt. Er wurde zu Poitiers von angesehenen Eltern geboren und war ein Verwandter des Maxentius, welcher vor dem heil. Hilarius den bischöflichen Stuhl dieser Stadt inne hatte. Er war noch sehr jung, als er sich unter die Leitung des heil. Bischofs Agritius von Trier stellte, welcher wegen seiner ausgezeichneten Tugenden die höchste Achtung genoß. Nachdem der heil. Prälat ihm eine geistliche Erziehung gegeben, weihte er ihn zum Priester und bildete sich in ihm unbewußt einen würdigen Nachfolger. Im Jahre 332 wurde Maximin auf den bischöflichen Stuhl in Trier erhoben. Als der heilige Athanasius vier Jahre später nach Trier verwiesen worden war, nahm ihn Maximin nicht als einen in Ungnade gefallenen, sondern als einen glorreichen Bekenner Jesu Christi auf und er schätzte es als das größte Glück, in der Gesellschaft des berühmten Heiligen zu leben. Der heilige Athanasius brachte zwei Jahre zu Trier zu. Er rühmt in seinen Schriften die unermüdliche Wachsamkeit, die heldenmütige Festigkeit und den musterhaften Wandel seines Gastfreundes, welcher schon damals mit der Gabe der Wunder begnadigt war. — Als der heilige Paulus, Bischof von Constantinopel, von dem Kaiser Konstans verbannt wurde, fand er auch eine Zuflucht in der Stadt Trier und einen eifrigen Verteidiger in dem heiligen Bischofe. Die guten Räte Maximins verhinderten, daß der Kaiser Konstans sich nicht durch die Scheingründe der Arianer verführen ließ. Er ergriff jede Gelegenheit, die Hinterlist dieser Irrlehrer aufzudecken und den Fortschritt ihrer Sekte zu hemmen. Er war auch einer der berühmtesten Verteidiger des nicänischen Glaubensbekenntnisses auf dem Concil zu Sardika im Jahr 347. Der heilige Maximin soll im Jahr 349 in Poitou auf einem Besuche bei seiner Familie gestorben sein. Er wurde in der Nähe der Stadt Poitiers begraben, aber später brachte man seinen Leib nach Trier. Die Ceremonie dieser Uebertragung fand an dem Tage statt, an welchem jetzt sein Fest gefeiert wird. Man entdeckte im Jahr 888 seine Reliquien, welche während der Einfälle der Normänner verborgen worden waren und damals durch viele Wunder geehrt wurden. Indem der heilige Maximin die Bekenner Jesu bei sich aufnahm und beschützte, verdiente er im katholischen Glauben immer mehr befestigt zu werden.

Wie wohlthuend mußte für ihn der vertraute Umgang mit Athanasius sein! Auch zeigte er sich bei jeder Gelegenheit als seinen treuen Nachahmer. Wie dieser war er beständig bereit, sein Leben für die Verteidigung der Gottheit des Erlösers aufzuopfern; wie dieser führte er mit dem Irrtum einen unversöhnlichen Krieg; wie dieser wachte er immerfort über seine Herde, damit sie die heilige Hinterlage des Glaubens bewahrte und diesem Glauben gemäß lebte.

Wie dieser endlich gab er den Gläubigen, deren Seelenheil ihm anvertraut worden war, das Beispiel aller Tugenden.

30. Mai.

Der heilige Ferdinand von Spanien,

Jahr 1252.

Ferdinand, der heil. König von Kastilien und Leon, geboren 1199, war ein Sohn des Königs Alonzo von Leon und der Prinzessin Berenguela von Kastilien, einer Schwester der Königin Blanka von Frankreich, der Mutter des heil. Ludwig. Als König Alonzo von Kastilien im Jahr 1216 ohne Leibeserben starb, fiel das erledigte Königreich an Berenguela, die es ihrem Sohne Ferdinand abtrat. Auf die Nachricht davon fiel der König Alonzo von Leon an der Spitze eines Heeres in Kastilien ein. Es waren drei Parteien damals auf dem Kriegsschauplatze thätig, nämlich der König von Leon, der Graf Alvar von Lara und Ferdinand von Leon. Der König führte den Krieg im Norden in der Nähe von Burgos, der Graf Alvar von Lara war Herr der meisten festen Plätze im Süden, die Königin endlich und ihr Sohn Ferdinand hatten Burgos, Segovia, Valladolid und die Städte am Duero für sich. Aber bald erklärte sich Gott für Ferdinand. Der König von Leon begriff die Nutzlosigkeit seiner Unternehmung und kehrte in sein Reich zurück. Der Graf von Lara verzweifelte an seiner eigenen Sache, als er einige seiner Städte in die Gewalt Ferdinands

fallen sah und beschloß, ein letztes Treffen zu wagen, wo er durch die Ritter des Königs gefangen wurde. Der Sieger verzieh ihm, schenkte ihm die Freiheit und überließ ihm einige Festungen unter dem Titel eines Kronvasallen.

So war nach Verfluß eines halben Jahres ein Aufstand gestillt und ein Krieg beendigt, welcher Kastilien mit gänzlichem Untergange bedrohte, und der junge König konnte im Frieden von seinem Reiche Besitz nehmen. — Allein dieser Frieden sollte nicht lange dauern. Die ehrgeizigen Grafen von Lara wußten sich nicht in die Abhängigkeit als Vasallen zu schicken und erschienen unter Waffen auf dem Gebiete von Valencia. Bald stand Ferdinand an der Spitze eines mächtigen Heeres im Felde. Die Lara riefen den König von Leon zu ihrem Beistand herbei.

Der heilige Ferdinand empfängt die Krone aus den Händen seiner Mutter.

Alonzo folgte ihrem Aufrufe und begann wieder den Krieg gegen den Sohn, welchem er eines Tages die Krone hinterlassen hatte. — Ferdinand wollte nicht das Schwert gegen seinen Vater ziehen und schrieb ihm, um ihn zum Frieden zu bewegen, folgenden Brief: „Warum zürnest du mir und überziehst mich mit Krieg? Ich habe doch dergleichen nicht von dir verdient. Es scheint, daß dich mein Glück betrübt, über das du dich freuen solltest, denn es gereicht dir ja zur Ehre, daß dein Sohn den Scepter von Kastilien führt. Zwar könnte ich dir auch und mehr als irgend jemand auf der Welt, in deinem Reiche Unruhen machen, doch das sei ferne von mir, weil ich dich als meinen Vater liebe und als meinen Herrn ehre. Ich werde demnach so lange dulden, bis du selbst das mir zugefügte Unrecht erkennst.“

Als der Graf Alvar gestorben war, wandten die Bischöfe ihren ganzen Einfluß auf, um Vater und Sohn miteinander zu versöhnen, und es wurde in Folge davon eine innige und dauernde Verbindung zwischen Kastilien und Leon geschlossen.

Ferdinand heiratete Beatrix, die gottesfürchtige Tochter des Herzogs Philipp von Schwaben, und die Ceremonie der Vermählung fand zu Burgos statt. Der junge König nahm auf dem Altare das Schwert, das er nunmehr gegen die Ungläubigen führen sollte, und umgürtete es mit eigener Hand; sodann hüllte er sich in die geweihte Waffenrüstung. — Im Jahre 1230 starb König Alonzo von Leon, nach einer 42jährigen, nicht ruhmlosen Regierung. Ferdinand kam mit seiner Mutter nach Leon, um die reiche Erbschaft in Empfang zu nehmen, die ihm zugefallen war. Von nun an konnte man mit Wahrheit sagen, daß ein christliches Spanien existiere, und Ferdinand hatte keinen andern Gedanken mehr, als die Eroberung Andalusiens zu vollenden und den spanischen Boden von den Mauren zu säubern.

Als der Chali Jussuff-Jakob zu Marokko gestorben war, erklärten sich die meisten maurischen Häuptlinge, welche Herrschaften in Spanien besaßen, für unabhängig. Ferdinand benützte diese Unruhen, um fortwährend Angriffe zu machen. Im J. 1233 trat der Infant Alonzo, ein Bruder des Königs, und Alvar Perez, einer jener heldenm. kastilian. Ritter, an der Spitze einer Reiterei v. 1500 Mann in das Gebiet v. Cordova ein. So gering an Zahl auch d. Christen waren, so machte doch ihre Kühnheit auf die Mauren tiefen Eindruck und ganz Andalusien erhob sich. Der Emir Ben-Had sammelte d. Mauren unter das Banner des Halbmondes und marschirte den Christen entgegen, welche in der Nähe von Xeres von einem zwanzigmal zahlreicheren Feinde eingeschlossen waren. Mit lauter

Stimme riefen die Spanier Gott um den hl. Jakob an und gingen auf die Feinde los, ohne an ihre Zahl zu denken. Nach verzweifelten Anstrengungen gelang es ihnen, sich eine blutige Bahn durch die maurische Reiterei zu brechen, die sich dann auf das Fußvolk warf und Unordnung in ihre Reihen brachte. Die Christen benützten diesen Umstand und zogen sich in guter Ordnung zurück: das folgende Jahr war durch neue Feldzüge ausgezeichnet, die alle mit Erfolg gekrönt waren. Ferdinand bemächtigte sich Ubedas, der lange seinen Waffen widerstanden hatte. Die Ritter von Kalatrava und Alkantara und der Bischof von Valencia und Estremadura und die Ritter von Santiago machten sich zu Herren von Montreal.

Aber eine wichtigere Eroberung, die Ferdinand schon lange im Sinne hatte, sollte bald seinen Muth belohnen. Am 2. Januar 1236 gelangte während eines Platzregens eine Handvoll Christen unvermerkt an den Fuß der Mauern von Cordova.

Sie legten Sturmleitern an, Alvar Colodro stieg zuerst hinauf, bemächtigte sich eines Thurmes, wo 4 Mauren eingeschlafen waren, knebelte sie und warf sie die Mauern hinab. Das Thor von Martos wurde der Reiterei geöffnet und mit Tagesanbruch sahen die Araber mit Entsetzen die ganze Vorstadt in der Gewalt der Christen. Diese sahen wohl ein, daß ihrer zu wenige waren, um sich einer so starken und bevölkerten Stadt zu bemächtigen. Sie schickten also einen Boten an Alvar Perez, der mit seinen Milizen herbeieilte, und einen andern an den König, welcher sich damals zu Benavente bei Leon befand. Ferdinand brach sogleich mit hundert Rittern auf. Groß war die Freude der Belagerer, als sie ihren König erblickten, sie vergaßen alle erduldeten Leiden, faßten neuen Muth und dachten nun mehr daran, ihr angefangenes Werk zu verfolgen und sich Cordovas zu bemächtigen.

Die Mauren tragen die Glocken nach Compostella zurück.

Die Belagerung wurde lebhaft betrieben, der König empfing täglich Verstärkungen und die unausgesetzten Stürme ermüdeten endlich den Muth der Mauren. Zu allem Elende gesellte sich endlich auch noch der Hunger und sie verzichteten deßhalb auf einen hoffnungslosen Widerstand. Eine Kapitulation sicherte ihnen Leben und Freiheit unter der Bedingung, daß sie auf ihren Schultern die Glocken nach Compostella zurücktragen sollten, welche der Chalif Almansor weggenommen hatte. Am Tage St. Peter und Paul den 29. Juni 1236 zog Ferdinand in die Hauptstadt Andalusiens, Cordova, ein. An diesem Tage sah man zum erstenmale auf dem höchsten Thurme der Stadt das Kreuz im Triumphe glänzen über dem Banner von Leon und Kastilien. Cordova wurde zu einem Bischofssitz erhoben und der Reichthum des Bodens und das angenehme Klima zog viele Bewohner dahin. Die Hoffnungen der Mauren in Spanien beruhten nur noch auf dem Emir von Granada, Muhamed Ben-al-Amar. Durch die beständigen Fortschritte Ferdinands beunruhigt, erließ derselbe i. J. 1238 einen letzten Aufruf an den Christenhaß der Mauren. Inzwischen ergab sich der Emir von Murcia gänzlich dem König von Kastilien und die Christen, durch ihre glückl. Erfolge begeistert, bemächtigten sich der Stadt Arjona und belagerten Jaen. Diese Stadt wurde mit großem Muthe von dem Häuptlinge Abu-Umor vertheidigt, Ben-al-Amar eilte zur Hilfe herbei, aber seine Truppen konnten den alten kastilian. Milizen nicht widerstehen und wurden geschlagen. Ungeachtet des Winters schwur Ferdinand, die Belagerung nicht eher aufzuheben, als bis die Stadt genommen wäre, und sein Sieg sollte bald vollständiger werden, als er selbst zu hoffen wagte. Ben-al-Amar faßte auf einmal einen verzweifelten Entschluß, da der Kampf zu ungleich war; er überlieferte sich allein den Händen Ferdinands und erklärte sich zu seinem Vasallen. Der großmüthige König, gerührt von diesem edlen Zutrauen, hob Ben-al-Amar, welcher ihm zu Füßen gefallen war, freundlich auf und umarmte ihn, und entschlossen, sich nicht an Edelmuth übertreffen zu lassen, ließ er ihn im Besitze aller seiner Städte und legte ihm nur einen Tribut auf. Jetzt blieb nur noch Eine wichtige Stadt zur Eroberung übrig, um die ganze Unterwerfung Andalusiens zu vollenden. Ferdinand machte seine Vorbereitungen dazu und begann den Angriff im Frühjahr 1247. Mehrere Städte der Umgegend unterwarfen sich, und der Emir von Granada, welcher seine Vasallenpflichten redlich erfüllte, verlangte, daß alle, die sich ohne Widerstand unterwarfen, mit Milde behandelt würden. — Der Emir von Sevilla hatte den Beistand der Almohaden in Afrika angerufen; diese schickten ihm einige Schiffe, welche an der Mündung des Quadalquivir Anker warfen, um der christlichen Flotte den Eingang dazu zu versperren. Diese, 13 Galeeren stark, griff die afrikanische Flotte, welche 20 Schiffe zählte, an, vernichtete oder nahm die meisten Fahrzeuge derselben und fuhr bis nach Sevilla hinauf. Die Belagerung dauerte schon ein Jahr und die Mauren sprachen noch nicht von Uebergabe, ihre gewaltigen Kriegsmaschinen richteten unter den Reihen der Christen große Verheerungen an.

Blutige Kämpfe, wo der Vortheil fast immer auf der Seite der Belagerer war, wurden fast täglich unter den Mauern der Stadt geliefert. Endlich aber fingen die Lebensmittel zu mangeln an, und mehr durch Hunger, als durch die Waffen überwunden, verlangten die

Mauren von Sevilla, ohne Hoffnung auf einen Entsatz, zu unterhandeln, und der Emir Abu-Hassan überlieferte am 23. Nov. 1248 die Schlüssel der Stadt. Ferdinand wollte einen großen Triumphzug vorbereiten, deßhalb blieb das christl. Heer noch einige Tage im Lager. Unterdessen wurden alle Moscheen in Kirchen verwandelt, der Alkazar wurde der Palast des Königs und die Stadt behielt ihre Freiheiten. Als die Mauren mit ihren Habseligkeiten die Stadt verlassen hatten, zogen die Christen als Sieger ein. — Ferdinand wollte, daß die hl. Jungfrau alle Ehren des Triumphes haben sollte. Der Zug wurde von Trompetern eröffnet, ihnen folgten die Ritter mit ihrem Banner, die geistl. Ritterorden mit dem purpurnen Kreuz auf der Brust, die Bischöfe in Gold und Violet gekleidet, die Mönche in ihrer Ordenstracht, endlich kam ein prachtvoll gezierter Triumphwagen mit dem Bildniß der Mutter Gottes, welchem der König unter Freudenthränen zu Fuß folgte. Die Einnahme von Sevilla, durch so viele Gefahren u. Mühseligkeiten erkauft, vollendete das Werk der Eroberung Andalusiens. Aber Ferdinand hielt sein Werk noch nicht für vollendet, so lange noch auf einer einzigen Stadt der Halbinsel die Fahne des Propheten wehte.

Sieg über die afrikanische Flotte.

Er unterwarf nacheinander alle Städte zwischen Sevilla und dem Meere bis nach Algarbien. Schon dachte er im heil. Eifer an die Eroberung Afrikas, als ihn der Tod überraschte. Fünfunddreißig Jahre einer mühseligen Regierung, die ein beständiger Kreuzzug war, hatten seine Kräfte erschöpft. Er hatte einen guten Kampf gekämpft, und Gott wollte ihm dafür ewige Ruhe gönnen. Es hatte die ganze Tapferkeit und den gottbegeisterten Sinn Ferdinands bedurft, um Spanien zu retten. Nichts kam seiner Hingebung gegen die Kirche gleich, vor Allem suchte er ihre Erhöhung. Auf den Knieen vor dem hl. Sakramente liegend, pflegte er zu sagen: „Mein Gott du weißt, daß ich diese Eroberungen nicht mache, um meine Staaten zu vergrößern, sondern blos um deiner Ehre willen und zum Frommen deiner Kirche.“ Dies erklärt uns seine Strenge gegen die Irrgläubigen, welche er mit allem Ernste der Gesetze verfolgte. Gott war seine Stütze, und hatte er einmal die Worte ausgesprochen: Dominus mihi adjutor (Gott ist mein Helfer), so fürchtete er nichts auf der Welt. Er war sehr demüthig, sagte der Kardinal Baronius, darum auch sehr siegreich. Sein Gemüth war von Natur zum Frieden geneigt, aber die Vorsehung hatte ihn zum Kampfe bestimmt. Auf eine Schlacht bereitete er sich wie zu einer hl. Handlung vor. Er gab reichlich Almosen, trug das Bußhemd unter seiner Waffenrüstung und betete am Fuße des Kreuzes. Nach dem Siege dankte er Gott und pflegte zu seinen Rittern zu sagen: „Nicht unsern Verdiensten und unserer Tapferkeit dürfen wir unsere Erfolge zuschreiben, sondern der Treulosigkeit unserer Feinde.“

Ferdinand besaß die Liebe zu Gott und den Menschen in hohem Grade, er besuchte die Armen und brachte ihnen Beistand und kaufte die Gefangenen los. Im Jahr 1242 führte er jene fromme Sitte ein, welche seitdem von allen christlichen Königen befolgt wurde, am Gründonnerstage 12 Armen die Füße zu waschen. Er kam jeden Tag auf einen Balkon des Alkazar, um die Klagen der Unglücklichen anzuhören und ihren Herzen Trost einzuflößen, wie sein Verwandter, der heil. Ludwig von Frankreich, liebte er die Künste u. ließ schöne Kirchen erbauen zur Zuflucht der Seelen in jener unglücklichen Zeit. Täglich wohnte er dem hl. Meßopfer bei, mochte er sich nun in seinem Palaste oder im Lager befinden. Auch ist er es, welcher bei dem Papste zuerst um die Einsetzung eines Festes zur Feier des allerhöchsten Altarssakramentes nachsuchte. Mitten in seiner Siegeslaufbahn hatte Ferdinand die von unserer Natur unzertrennlichen Schmerzen zu erfahren. Seine theure Beatrix, von welcher er sechs Kinder hatte, war i. J. 1234 gestorben und seine Mutter Berenguela, welche er immer mit kindlicher Liebe hochschätzte, starb ihm am 8. Nov. 1246, aber Ferdinand fand Trost im Gebete und im Kreise seiner Familie. Das Ende des hl. Königs erzählt sein Sohn Alonzo folgendermaßen: Als der König sah, daß die Stunde zum Sterben herannahe, ließ er den Erzbischof von Sevilla, Don Roman, und die übrigen Bischöfe mit der Geistlichkeit kommen.

Er bat um das Kreuz und um die hl. Eucharistie, die er knieend empfing, den Strick um den Hals, indem er auf die Brust klopfte, und sich seiner Sünden anklagte. Um sein Sterbebett standen ferner seine Kinder mit der tiefbetrübten Königin und seine Ritter. — Alonzo, seinem ältesten Sohne und Nachfolger, empfahl er, die Privilegien und Freiheiten des Volkes zu achten, das er so sehr geliebt, für seine Brüder Sorge zu tragen und Johanna wie seine Mutter zu ehren, und dann segnete er ihn. Als er den Tod immer näher kommen sah, schlug er die Augen zum Himmel auf und

sprach: „O mein Herr, du hast so viel gelitten aus Liebe zu mir und ich Unglücklicher, was habe ich gethan, aus Liebe zu dir? O Herr, mein Gott, du hast mir mehr Ehre und Macht gegeben, als ich verdiente, jetzt gebe ich dir alles dieß mit meiner Seele zurück und bitte dich um Verzeihung meiner Fehler, dich und das ganze Volk." Nun stimmten auf seinen Befehl die Bischöfe das Te Deum an und während dieses Gesanges gab er sanft seine Seele Gott zurück, Donnerstag Nachts den 30. Mai 1252.

So starb der heilige Ferdinand, einer der größten Könige, die jemals regiert haben.

31. Mai.

Die heilige Petronilla,

Jungfrau.

Erstes Jahrhundert.

Als ein hellleuchtender Stern glänzt diese hl. Jungfrau unter den Schülern der Apostel. Sie lebte zu einer Zeit, wo die Christen sich mehr darauf legten, rechtschaffen zu leben, als auf die Kunst, gute Bücher zu verfassen. Deßhalb wissen wir auch von dem Leben der heil. Petronilla nur wenig.

Aus dem Range jedoch, welcher ihr unter den Aposteln und Propheten eingeräumt wird, dürfen wir auf ihren hohen Grad von Heiligkeit schließen. Sie lebte zu Rom und wurde an der ardeatischen Straße begraben, wo vor Alters ein Kirchhof und eine Kirche ihres Namens so berühmt war, daß der Papst Gregor III. eine Station damit verband.

In welcher Lage auch die Heiligen der ersten Kirche sich befinden mochten, sie bezogen all' ihr Denken und Handeln auf Gott. Ihr letztes Ziel war stets ihrem Geiste gegenwärtig und sie betrachteten jeden Augenblick als verloren, wo sie der seligen Ewigkeit nicht näher kamen.

Wie wird nicht ihr Beispiel alle die beschämen, welche in beständiger Zerstreutheit nur nach eitlen Vergnügungen trachten, und sich in der Welt so betragen, als ob es keine Zukunft gäbe.

1. Juni.

Der heilige Justin,

Martyrer und Apologet der christlichen Religion. — Jahr 167.

Justin, der heilige, war gebürtig von Neapolis oder Naplus, welchen Namen das alte Sichem in Samaria später erhalten hatte. Die Eltern des Heiligen waren aber keine Juden, sondern Heiden, denn sein Großvater war mit jenen Pflanzvölkern in diese Gegend gekommen, welche der römische Kaiser Titus dorthin geschickt hatte.

Auch Justin war Anfangs dem Heidenthum zugethan. Weil er aber einen durchdringenden, tiefdenkenden Geist besaß, so verlegte er sich auf das Studium der Weltweisheit. Er suchte verschiedene Lehrer auf, aber keiner konnte den Durst des Heiligen nach Wahrheit befriedigen, bis endlich Gott selbst sich seiner erbarmte, und ihm auf ganz besondere Weise den Weg zur Erkenntniß der Wahrheit zeigen ließ. — Er ging nämlich eines Tages am Meeresufer spazieren. Auf einmal bemerkte er einen ehrwürdigen Greis, der hinter ihm einherging; es wunderte ihn, hier an diesem einsamen Orte einen Menschen anzutreffen, und bald entspann sich zwischen beiden ein Gespräch über die Weltweisheit. Da nun Justin die Philosophen Plato und Pythagoras ungemein anrühmte, machte der Greis ihn aufmerksam, daß es schon längst vor diesen beiden Philosophen Männer gegeben habe, die weit über jene hervorragten, weil sie fromm und gerecht, und von Gottes Geist erleuchtet waren. Es seien dies die hl. Propheten, deren Bücher mehr Weisheit enthielten, als alle Werke der Weltweisen; denn sie lehrten den Glauben an einen einzigen Gott, den Vater und Schöpfer aller Dinge, und an Jesus Christus, seinen Sohn, den er auf die Welt gesandt hat. Endlich beschloß dieser außerordentliche Greis, den mehrere Schriftsteller für einen Engel Gottes halten, seine Rede mit der Ermahnung: „Ergieße nun deine Seele in eifrigem Gebete, damit dir das Heiligthum der Wahrheit und die Pforte des Lebens geöffnet werden; denn

die Dinge, von denen ich eben mit dir redete, können nicht begriffen werden, es sei denn, daß Gott und Jesus Christus, sein eingeborner Sohn, das Verständniß geben." Hierauf entfernte sich der Greis, und Justin sah ihn in der Folge nie wieder.

Allein diese Rede hatte einen solchen Eindruck in dem Gemüthe des heil. Weisen hinterlassen, daß er sogleich die Schriften der Propheten las, und sich in allem Ernste um die Kenntniß der heiligen Religion Jesu Christi bewarb, welche von ganzem Herzen anzunehmen, er nun keinen Augenblick mehr Bedenken trug. Denn nun hatte er die wahre Weisheit gefunden, die er schon lange vergeblich bei den Philosophen des Heidenthums gesucht hatte.

Als der hl. Justin nun ein Christ geworden war, so erfüllte er auch alle Forderungen der christl. Religion auf das Vollkommenste, ja er suchte sogar die höheren Stufen der christl. Vollkommenheit zu ersteigen. Daher führte er ein ungemein strenges und in allen Stücken heiliges und ausgezeichnetes Leben. Er hatte sich über Egypten nach Rom begeben, und in dieser Stadt sich mit Eifer und Sorgfalt dem Unterrichte derjenigen gewidmet, die seinen Reden und Vorträgen beiwohnen wollten; und er hatte auch wirklich einen großen Zulauf. Aber nicht zrfrieden, durch Lehre und eigenes Tugendbeispiel zum Wachsthum der hl. Religion beizutragen, verfaßte er auch mehrere schriftliche Werke, die zum Theil noch vorhanden sind, und ihm den Ruhm eines hl. Kirchenvaters erwarben. Ja, der hl. Justin hatte sogar den Muth, zwei Schutzschriften für die christl. Religion zu verfassen. Die erstere derselben hatte er an den Kaiser Antonius Pius, an dessen Söhne, an den Senat und das römische Volk gerichtet, und man vermuthet nicht mit Unrecht, daß der Kaiser gerade durch diese Schutzschrift bewogen wurde, jene milden Verordnungen zu erlassen, die der Kirche auf einige Zeit den Frieden schenkten und die Wuth der Verfolgung hemmten. Etwa 17 Jahre später, i. J. 167, als unter dem Kaiser Marc-Aurel die Christen schon wieder von den Statthaltern zum Tode verurtheilt wurden, übergab der Heilige seine zweite Schutzschrift dem Kaiser, allein er sah schon voraus, daß ihn dieses Unternehmen das Leben kosten werde. Und wirklich geschah es auch, daß er bald nachher gefangen genommen, und vor den Präfekten von Rom geführt wurde.

Rusticus, so hieß der Statthalter von Rom, verlangte von dem Heiligen, daß er den Kaisern gehorchen und die Götzen anbeten sollte. Justin weigerte sich dessen und sagte frei, daß es eine Ungerechtigkeit sei, die Christen blos ihres Glaubens wegen zu schmähen und zu strafen. Der Richter befragte ihn über seine Lebensweise und seinen Glauben, und sagte endlich zu ihm: „Du bist also ein Christ?" — „Ja," antwortete der Heilige, „der bin ich." Und die übrigen Christen, die mit dem Heiligen gefangen worden waren, bekannten dasselbe.

Nun versuchte der Richter die Androhung der heftigsten Marter, um den Muth des hl. Justins zu erschüttern; dieser aber antwortete: „Ich hoffe, daß ich dasjenige besitzen werde, was jene besitzen, welche die Lehre Christi beobachteten, wofern ich das leide, wovon du sprichst." Rusticus entgegnete: „So meinst du also, daß du in den Himmel steigen und Belohnung erlangen werdest." Justin antwortete: „Das meine ich nicht nur, sondern ich bin dessen so überzeugt, daß mich nicht der mindeste Zweifel darüber anwandelt."

Zum letztenmale verlangte jetzt der Präfekt, daß alle den Göttern opfern sollten, sonst würde er sie ohne Barmherzigkeit peinigen lassen. Justin aber antwortete im Namen Aller: „Wir verlangen nichts so sehnlich, als für Jesus zu leiden. Die Peinen werden unsere Seligkeit beschleunigen und uns mit Vertrauen vor jenen Richterstuhl hinführen, vor dem alle Menschen erscheinen müssen."

Der heil. Justin begibt sich nach Rom.

Die übrigen heil. Martyrer fügten noch bei: „Es ist unnütz, uns noch länger warten zu lassen. Wir sind Christen, und werden den Göttern nicht opfern."

Als der Präfekt die unerschütterliche Standhaftigkeit dieser Christen sah, verurtheilte er sie zur Geißlung; und als Alle diese Marter überstanden hatten, wurde das Todesurtheil der Enthauptung an ihnen vollzogen.

So vollendete der hl. Justin seinen Heldenlauf und fügte zum Ruhme eines gründlichen Lehrers und muthigen Vertheidigers der heil. Religion noch die Palme des Marterthums hinzu, im Jahr 167, unter den Kaisern Marc-Aurel und Lucius Verus.

Die gottselige Marianne von Jesus, „die Lilie von Quito" genannt.

Jungfrau. — Jahr 1644.

In Lima erblüht die Rose am schönsten, — wer kennt sie nicht, Amerika's schönste Zierde? — In Quito entfaltet die Lilie ihren lieblichsten Glanz. Marianne von Jesus, aus dem Geschlechte der Paredès y Flores, ward am 31. Oktober 1618, an dem der seligsten Jungfrau geweihten Tage (Samstag) geboren, und bestätigte schon in ihrer zartesten Kindheit durch die außerordentliche Unschuld und Reinheit ihres Lebens, was in ihrer Geburtsstunde in ungewöhnlichem Glanze erstrahlend über dem väterlichen

Hause ein hellleuchtender Stern vorgedeutet. Die ersten Worte des Kindes, das, wie ihre Lebensgeschichte berichtet, als Säugling schon auf der Mutter Armen an den Tagen der kirchlichen Fasten sich der Milch enthalten, waren: „Ave Maria.“ Als Kind schon des Hauses Vorbild und schönste Zierde, hatte sie sich — eine andere hl. Theresia — mit ihren jungen Gefährtinnen heimlich von der Heimath entfernt, um an einsamem Orte neben Mariens Bild ein abgeschiedenes, gottgeweihtes Leben zu führen.

Nicht weit von Quito, so erzählt Pater Boerio diese Begebenheit, am Abhange der Pinchincha steht eine Bildsäule der heil. Jungfrau Maria. Die Bewohner der Stadt hatten sie hingesetzt, um sich dadurch gegen die Drohungen eines feuerspeienden Berges zu schützen. Marianne nun, gewahrend, daß dieses Bild, sonst so hoch geehrt, jetzt beinahe vergessen sei, und daß Niemand mehr hingehe, es zu begrüßen, oder die kleine Kapelle, wo es aufgestellt war, zu bewachen, beschloß, diese Vernachlässigung gut zu machen, und selbst dahin zu gehen, um dort, ihrem Verlangen nach der Einsamkeit entsprechend, ein ganz zurückgezogenes Leben zuzubringen. Ihre kleinen Gefährtinnen, denen sie sich mittheilte, billigten das Vorhaben höchlich, und der neue Verein von Einsiedlerinnen beschloß nun, damit sie unerkannt von den Einwohnern von Quito bei der Gnadenkapelle wohnen könnten, sich das Angesicht mit Stückchen Glas aufzuritzen und in die Ritzen Kohlenstaub zu streuen, um dadurch unkenntlich zu werden. Eine von ihnen sollte von Zeit zu Zeit nach Quito gesendet werden, um da im Bettlergewande von Thüre zu Thüre Brod zu erbetteln „für die armen Mägde Mariens.“ Diesen Namen wollten sie sich geben. Gesagt, gethan! — Donna Girolama, die Schwester der Marianne, hatte gerade, um etwas Nothwendiges zu besorgen, das Haus verlassen, da brachen die Mädchen auf und gingen eilends dem Berge zu. Bereits hatten sie die Stadt ziemlich weit im Rücken und den Wald des Gebirges zur Seite, da sprang aus dem Gebüsche ein wilder Stier geradezu mit seinen mächtigen Hörnern auf die Mädchenschaar los. Furchtsam sprangen diese in eine nahe Grube, und der Stier, sie nicht mehr gewahrend, ging wieder in den Wald zurück. Da die kleine Pilgerschaar sich sicher glaubte, kam sie aus dem Verstecke hervor, die Wallfahrt fortzusetzen. Aber sobald das wilde Thier sie wieder gewahrte, rannte er aufs Neue ihnen entgegen und so jedesmal, so oft sie den Versuch des Weitergehens machten.

Marianne und ihre Gefährtinnen werden von dem wilden Stiere verfolgt.

Da sprach endlich nach einem kurzen Gebete Marianne zu ihren Gefährtinnen: „Gott will nicht, daß wir uns in die Einsamkeit begeben; er befiehlt, daß wir in unsere Heimath zurückkehren, und wir müssen ihm gehorchen.“ So trat die kleine Schaar wieder den Rückzug an und kam ohne weiteren Unfall nach Hause.

Durch diese widrigen Umstände an der Verwirklichung ihres ersten Planes verhindert, wollte sie alsbald wieder in ihrer kindlichen Einfalt und Liebe sich auf den Weg machen, um den Heidenvölkern in Japan, von denen damals durch die Jesuitenmissionäre die Kunde nach Quito gekommen war, das Evangelium zu predigen. Bereits war Alles zur heimlichen Abreise gerüstet, aber das Vorhaben wurde vereitelt; denn über die zum Aufbruche festgesetzte Zeit hinaus schlafend, wurde das fromme Kind von den Hausgenossen überrascht, welche die Schlüssel zur Pforte suchten, die sich Marianne zu verschaffen gewußt hatte.

Dem göttlich angezeigten höheren Berufe wollten nun die Schwester und ihr Gatte, bei denen nach der Mutter Tod Marianne verweilte, nicht mehr länger widerstehen. Sie gaben ihr die Aussteuer, damit sie bei Klosterjungfrauen in Quito ihrem göttlichen Bräutigam ungestört dienen könne, und Marianne war voll Freude über die Erfüllung ihres sehnlichen Wunsches.

Doch der Beichtvater, ohne dessen Rath Marianne nichts that, wollte es anders. Sie sollte in der Welt ein vollkommenes Leben führen; und diesem Rathe folgend, bezog nun Marianne, nachdem sie ihr väterliches Erbe unter die Armen vertheilt; eine Einsiedelei in dem Hause ihrer Schwester, wo sie, ganz ähnlich der hl. Rosa von Lima, in härtester Abtödtung ihren Leib mit rauhen Bußgürteln umgeben, auf dornigem, aus Steinen und stachlichten Pflanzen zubereitetem Lager, oft noch eine Dornenkrone auf dem Haupte, ihre Nachtruhe pflegend, in fast unglaublicher Enthaltsamkeit lebte. Oefters allein mit dem heiligsten Sakramente genährt, führte sie so ein himmlisches Leben in ununterbrochener Unterredung mit dem süßesten Bräutigam ihrer Seele, dem sie, ob-

wohl in der Welt lebend, mit den drei Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams sich verlobt hatte. Niemals hat sie während ihres Lebens das Kleid der Unschuld, das sie in der hl. Taufe empfangen, mit einer Todsünde befleckt, die hl. Reinigkeit niemals auch nur durch einen Hauch des Weltsinnes getrübt. Denn ihr war von dem Herrn gegeben, daß nicht einmal ein unreiner Gedanke ihre Seele beunruhigte. Ihrem sehnsüchtigen Verlangen gewährte Gott, daß sie, obwohl ferne von dem grausamen Schauplatze, an ihrem Leibe die Martern erduldete, mit welchen zur selbigen Zeit die Christen in Japan von ihren heidnischen Verfolgern gequält wurden. Ihre Armuth war so vollkommen, daß sie, nachdem ihre Habe verschenkt war, nur das Nothdürftigste von ihrer Schwester als Almosen sich erbettelte, und sterbend noch auf das Bett ihrer Schwester gelegt zu werden verlangte, damit sie wahrhaft sagen könne, sie besitze nichts, als was ihr die Wohlthätigkeit ihrer Mitmenschen gegeben habe. Mit harten Prüfungen, mit der tiefsten, inneren Verlassenheit suchte sie ihr göttlicher Bräutigam heim; dann kamen wieder Stunden süßester Tröstung, wo sie das innere Feuer, die himmlische Freude fast nicht mehr zu tragen vermochte.

Wenn sie auf der Harfe ihrem göttl. Bräutigam ihre Loblieder sang, so geschah es wohl, daß die Vögelein auf das Gesimse des Fensters flogen, und nach Kräften mitsangen, den Schöpfer zu loben. Unter solchen himml. Beschäftigungen, im Wechsel von Tröstung und tiefster Verlassenheit, floß ihr Leben dahin. Sie hatte das 26. Jahr erreicht, da zog eine furchtbare Pest durch Amerika; sie drang bis Quito. Man konnte die Leichname aller derer, die sie als Opfer wegraffte, nicht mehr beerdigen. Viele blieben in Straßen und Häusern liegen. Zu all' dem kamen noch Erdbeben, welche die Bewohner auf's Höchste ängstigten. Während der Noth dieser Tage predigte Mariannes Beichtvater, Alphons Roxas, aus der Gesellschaft Jesu zu Quito. Er forderte mit hl. Eifer zur Buße auf, und gegen das Ende seiner Predigt bot er sich mit lauter Stimme der göttl. Gerechtigkeit an als Opfer für dieses unglückliche Volk, flehend, der Herr möge sein Leben annehmen und dieses Volkes schonen. Kaum hatte Marianne diese Worte gehört, als sie sich, auch von hl. Liebe entflammt, erhob, und noch von der Volksmenge umdrängt, mit einer Stimme, die vom Schluchzen beinahe erstickt war, dasselbe Opfer ihres Lebens machte. Der Herr nahm es an. Von Stunde an hörten die Erdbeben auf, und als Marianne starb, war auch die Seuche in der Stadt gänzlich erloschen. Marianne, kaum nach Hause zurückgekehrt, wurde von einem heftigen Fieber ergriffen, die Wassersucht, an der sie schon vorher gelitten, steigerte sich; nach 50 Tagen der grausamsten Schmerzen ging sie, noch von himml. Erscheinungen erquickt, hinüber zu ihrem göttl. Bräutigam. An dem Grabe der Seligen, über welchem unter dem Schluchzen des ganzen Volkes, im Beisein von Bischof, Capitel und Behörden die Exequien gehalten wurden, geschahen mehrere Wunderheilungen. Der hl. Vater hat zwei davon als bestätigt in die Akten der Seligsprechung aufgenommen. Uebrigens war sie schon während ihres Lebens von Gott in außerordentlicher Weise begnadigt, und weithin in Amerika wurde ihr Name mit Verehrung genannt. Ihre Seligsprechung war bereits unter Benedikt XIV. Gegenstand der Verhandlungen in den gewöhnlichen Congregationen; Pius IV. hatte unter dem 9. März 1776 ihre Tugenden für heroische erklärt, und nachdem die hierauf folgenden politischen Wirren die Fortsetzung des Prozesses unterbrachen, hatte auf Bitten des Bischofs von Quito, neuestens Pater Rothaan, General der Gesellschaft Jesu, zu welcher die Jungfrau immer eine besondere Zuneigung gezeigt hatte, die Wiederaufnahme der Verhandlungen bewirkt. Sein Nachfolger, Pater Bekx, sah das glückliche Ende derselben. Unter der glorreichen Regierung des Papstes Pius IX. wurde die Jungfrau Marianne von Quito unter die Zahl der Seligen aufgenommen am 10. November 1853.

Marianne von Jesus bietet dort ebenfalls ihr Leben als Opfer an.

Auf dem Platze, auf welchem Mariannens und ihrer Schwester Wohnung gestanden hatte, wurde nachmals sein Kloster für Carmeliterinnen gegründet. Oft empfand man längere Zeit hindurch, bald da, bald dort im Kloster einen lieblichen Wohlgeruch, wie von einer Lilie. Die Bewohner des Gotteshauses, und die obrigkeitl. Personen, die dahin kamen, um die Thatsachen zu konstatiren, wußten das wohl zu deuten. Denn gleich am andern Tage nach ihrem Tode fand man in dem Garten des Hauses, der vormals niemals solche Blumen hervorgebracht, eine wohlduftende Lilie, wunderbar aus dem Bassin erwachsen,

in welches man aus Verehrung gegen die noch lebende Jungfrau das Blut geschüttet hatte, das beim Aderlassen von ihr geflossen war. Als man den Stein des Bassins hob, zeigte sich, daß die Blume, ohne irgendwo eine Wurzel zu haben, wunderbar aus dem Blute der Seligen entsprossen war. Man pflückte den Lilienstengel und legte ihn in die Arme einer Statue der seligsten Jungfrau. Eine andere Blume wuchs nach. Das Volk aber nannte Marianne „die Lilie v. Quito."

Eine solch' hl. Jungfrau konnte freilich nur gedeihen auf einem Boden, auf welchem innige Liebe zur seligsten Jungfrau heimisch war. Sterbend hatte Marianne verlangt, daß man sie zu den Füßen des Altars Unserer Lieben Frau von Loretto in der Jesuitenkirche ihrer Vaterstadt begrabe. Als man nun den Sarg, worauf die Hingeschiedene lag, durch das Portal der Kirche gebracht, gewahrte man mit Staunen, wie die Todte ihre Augen geöffnet und auf das Bild Unserer Lieben Frau von Loretto geheftet hielt, welches am nämlichen Tage auf dem Hochaltar zur Verehrung aufgestellt war.

Wie einst Paschalis Baylon, wollte die Selige noch einen letzten Beweis ihrer Liebe geben, nicht sich zum Verdienste, wohl aber ihrer theuren Vaterstadt zur Lehre und zu einem immerwährenden Andenken.

Der heilige Pamphilus,

Priester und Martyrer.

Jahr 309.

Man kann die Wissenschaft nicht genug schätzen, wenn sie durch die Religion geheiligt ist, und Gottes Ehre zum Gegenstande hat. In dieser Gesinnung widmete sich ihr der hl. Pamphilus. Er war aus einer reichen und angesehenen Familie gebürtig von Berytus, einer damals wegen ihrer Schulen berühmten Stadt. Seine Jugendjahre brachte er mit Erlernung der verschiedenen Wissenschaften zu, in denen man damals die Jünglinge unterrichtete, worauf er eine der ersten obrigkeitl. Würden bekleidete. Allein kaum hatte er die christl. Religion kennen gelernt, so dachte er auf nichts mehr, als auf die Mittel seiner Heiligung. Er verließ Alles, um sich einzig den Tugendübungen zu weihen. Die hl. Schrift schien ihm von nun an allein der würdige Gegenstand seiner Forschungen zu sein. Seiner ausgebreiteten Kenntnisse und der Würde des Amtes, das er bekleidet hatte, ungeachtet, trug er nicht das mindeste Bedenken, sich unter die Zahl der Schüler des Pirius zu reihen, welcher dem Origenes als Lehrer in der großen Schule von Alexandrien nachgefolgt war. In der Folge ließ er sich zu Cäsarea in Palästina nieder, wo er auf seine Kosten eine beträchtliche Bibliothek anlegte, die er dann der Kirche dieser Stadt zum Geschenke machte. Diese Bibliothek bestand nach dem Berichte des hl. Isidors von Sevilla aus 30,000 Bänden, und man fand darin fast alle Werke der Alten. Pamphilus errichtete ferner zu Cäsarea auch eine öffentliche Schule für das Studium der heiligen Schriften.

Im Jahr 307 wurde er auf Befehl Urbans, Stadthalters von Palästina, eingezogen. Die Beredtsamkeit und tiefe Kenntniß, womit er seinen Glauben vertheidigte, zog ihm die grausamsten Martern zu. Allein die eisernen Krallen, womit man ihm die Seiten zerfleischte, dienten nur dazu, den Richter mit größerer Schmach zu bedecken. Nach dieser Peinigung ward er wieder in den Kerker geworfen, wo er beinahe zwei Jahre lang mit mehreren anderen Christen eingeschlossen blieb; zwei davon, welche erst Katechumenen waren, wurden durch die Feuertaufe gereinigt und gekrönt.

Der Urtheilsspruch gegen ihn und seine Leidensgefährten wurde im Jahre 309 vollzogen. Man ließ ihre Leiber unbegraben, damit sie von den wilden Thieren aufgefressen würden; allein nach Verlauf von vier Tagen fand man sie noch ganz unversehrt. Die Christen nahmen sie sodann hinweg und beerdigten sie in ehrfurchtsvoller Weise.

2. Juni.

Der heilige Marcellin,

Priester, und

Der heilige Petrus,

Exorcist, Martyrer.

Jahr 304.

Der hl. Marcellin, war ein Priester der römischen Kirche, der hl. Petrus aber stand noch auf einer niedern Stufe der kirchl. Würden und war erst Exorcist. Beide waren hochberühmt durch ihren Eifer im Dienste Gottes, und durch ihre Frömmigkeit.

Als unter Diocletian's Regierung die Christen grausam verfolgt wurden, fällte man auch etwa um das Jahr 304 das Todesurtheil über Petrus und Marcellinus. Weil aber damals die Christen besondere Sorgfalt trugen, die Körper der heiligen Blutzeugen Christi mit der gebührenden Ehre zu bestätigen, und ihre Gräber mit Andacht zu besuchen, so beschloß der Richter, diesen beiden Heiligen solche

Ehre zu entziehen. Darum hatte er geheime Befehle gegeben, sie in einem Walde hinzurichten, damit die Christen nichts davon erfahren, und daher auch den Begräbnißort derselben nicht wissen sollten.

Zufolge dieses Befehles ergriff der Scharfrichter die beiden Heiligen, und führte sie ganz in der Stille aus Rom weg. Als er ungefähr drei Meilen Wegs zurückgelegt hatte, und an einen ganz mit Dornen und Gesträuchen überwachsenen Ort gekommen war, machte er Halt, und traf Anstalten, seinen erhaltenen Auftrag zu vollziehen. Jetzt erst erfuhren die Martyrer, was mit ihnen vorgehen sollte. Ohne die mindeste Widersetzlichkeit bereiteten sie sich zu dem bevorstehenden Kampfe vor, und säuberten mit eigenen Händen den Platz von Dornen und Gesträuchen, um daselbst ihre Grabstätten zu eröffnen. Hierauf wurden sie enthauptet und an demselben Orte begraben.

Nicht lange aber blieben die hl. Leichname verborgen. Eine fromme Matrone, Lucilla mit Namen, erkannte aus himmlischer Offenbarung was vorgegangen war. Sie begab sich daher mit einer andern Matrone, Firmina, an die bezeichnete Stätte, fand die Leiber der hl. Martyrer, und beerdigte sie neben den Ueberresten des hl. Tiburtius in den Katakomben oder den unterirdischen Gewölben, wo die Christen, um sich den Verfolgern zu entziehen, ihre gottesdienstl. Versammlungen hielten.

Die Leiber der Heiligen kamen bald nachher nach Deutschland. Karl der Große hatte seinen Geheimschreiber Eginhard nach Rom gesandt, um von dem Papste Gregor IV. Reliquien hl. Martyrer zu erbitten. Eginhard erhielt nun die kostbaren Ueberreste der hl. Marcellin und Petrus, und brachte sie Anfangs nach Straßburg; später übersetzte er sie nach Michlenstadt, endlich nach Mühlheim oder Seligenstadt. Hier hatte er nämlich zu Ehren dieser Heiligen eine Kirche und ein Kloster erbaut, dessen erster Abt er war.

Die heilige Blandina.

Jungfrau und Martyrin. — Jahr 177.

Als die Christen unter dem Kaiser Marcus Aurelius der Ruhe genossen, sich täglich vermehrten, und durch ihren tugendhaften Wandel die Heiden beschämten, streuten diese, auf Anstiften der Götzenpriester, verschiedene Lästerungen gegen sie aus. Unter anderem beschuldigten sie die Christen zu Lyon in Frankreich, daß sie in ihren Versammlungen ein Kind tödteten, — so wurde über das unblutige Opfer Jesu beim hl. Meßopfer gelästert — es gebraten essen, und sich den Gräueln der Unzucht überließen.

Das heidnische Volk gerieth dadurch in Wuth gegen die Christen, und faßte den Entschluß, sie zu vernichten. Am meisten wüthete das Volk, der Legat und die Soldaten gegen Blandina, Sanktus, einen Diakon aus Vienne, gegen Matarus und Attalus. An Blandina aber zeigte Gott, daß eben die, welche gering, unscheinbar und verachtet vor der Welt sind, von Gott der höchsten Ehren gewürdigt werden, wenn sie voll sind von jener Liebe zu Gott, welche nicht prangt durch eitlen Schein, sondern sich erweiset in der Kraft. Sie war eine Magd, von schwächlichem Leibe. Daher waren alle Gläubigen, besonders ihre Frau, die auch den Kampf für die Wahrheit kämpfte, sehr besorgt, ob sie wohl bei den großen Martern im Bekenntnisse beharren würde. Man wollte sie durch die Peinigungen der Folter zum Geständnisse zwingen, daß sich die Christen der genannten Verbrechen in ihren Versammlungen wirklich schuldig gemacht hätten. Sie aber bestand vom Morgen bis zum Abend jede Art von Martern. Ermüdete Peiniger wurden abgelöst durch andere, die sich besiegt bekannten, und staunten, daß sie alle Werkzeuge der Qual vereitelte, deren doch jedes vermögend gewesen wäre, sie zu tödten. Die begnadigte Blandina erhielt aber immer neue Kräfte zum Bekenntnisse: „Ich bin eine Christin, und bei uns wird nichts Schändliches begangen."

Grabdenkmal der heiligen Blandina.

Sie wurde nun wieder mit ihren Genossen in den Kerker geführt, und in einen sehr peinlichen Stock geschlagen, der den ganzen Körper in einer folterartigen, schmerzlichen Lage hielt. Hierauf wurde sie abgeführt, um zum Schauspiele des Volkes, wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Man hängte sie an einen Pfahl, und gab sie sodann wilden Thieren preis. Mit ausgebreiteten Armen stellte sie das Bild ihres Erlösers vor, betete mit Inbrunst, und entzündete die Gläubigen mit

der lebendigen Ueberzeugung, daß jeder, der für die Ehre Christi leidet, auch Mitgenosse der Herrlichkeit Christi, des lebendigen Gottes sein werde. Da sie aber kein wildes Thier berühren wollte, wurde sie vom Pfahle abgenommen und wieder in den Kerker gelegt, um sie neuen Leiden vorzubehalten.

Bald darnach wurden mehrere Tage nacheinander Bekenner Jesu Christi auf verschiedene Weise gemartert und getödtet. Um sie durch ihren Anblick zum Abfalle zu bewegen, wurde Blandina täglich, mit einem 15jährigen Knaben Ponticus, im Amphitheater herumgeführt, und nach jeder schauerlichen Marter vor Götzenbilder gestellt, bei denen sie hätten schwören sollen. Sie blieben aber standhaft. Da ward das Volk so erbittert, daß man alle Arten von Peinigung an ihnen versuchte, Es wurde dabei weder der Jugend des Knaben, noch des zarten Geschlechtes der Blandina geschont. Nach jeder Qual führte man sie wieder zu Götzenbildern, um sie zum Abfalle zu bewegen. Ermuntert durch den Zuruf der zarten Jungfrau, litt Ponticus unerschütterlich, bis er unter den Qualen den Geist aufgab. Blandina hatte nun alle ihre Kampfgenossen schon vor ihr hinüberwallen gesehen, und ging freudig in der Pein dem himmlischen Bräutigam entgegen. Sie wurde gegeißelt, von wilden Thieren geschleift, mußte auf einem eisernen glühenden Stuhle sitzen, und ward endlich in einem Netze einem wilden Stiere vorgeworfen, der sie umherwarf, bis sie zuletzt mit dem Schwerte getödtet wurde i. J. 177. Die Heiden staunten und bekannten, daß nie eine weibliche Person so viele Qualen erduldet habe.

Der heilige Sadok und seine Gefährten,

Martyrer.

Jahr 1260.

Im zweiten, im Jahr 1221 zu Bologna von dem heil. Dominikus gehaltenen Generalkapitel wurde beschlossen, in die verschiedenen Gegenden Europas eine Anzahl seiner Schüler auszusenden, welche als Verkünder des Evangeliums arbeiten, und seine Anstalt verbreiten sollten. Der fromme Sadok, welcher, obgleich noch ein junger Klostergeistlicher, schon einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte, ward als Missionär für Ungarn bestimmt. Nach dem von seinem heil. Ordenspater erhaltenen Segen begab er sich mit mehreren anderen Gefährten, unter der Anführung des frommen Paul von Ungarn, auf den Weg. Dieser fromme Diener Gottes war ebenfalls ein Mitglied dieses Ordens, und Stifter der ersten Klöster der Dominikaner in diesem Königreiche. Daher erhielt er jenen Namen. Als Apostel der heidnischen und wilden Cumanier endigte er 1242 seine glorreiche Laufbahn unter diesen Wilden als Martyrer.

Sadoks Eifer und Muth wurde durch die Schwierigkeiten und Gefahren des Unternehmens nicht im Mindesten abgeschreckt. Vielmehr arbeitete er, entflammt von hl. Eifer, unermüdet, das Licht des Glaubens in diesem Lande zu verbreiten, das noch von der Finsterniß des heidnischen Greuels so sehr bedeckt war. Ebenso thätig suchte er die großen Laster, welche da im Schwunge gingen, auszurotten. Das Verlangen, die Absicht seines hl. Stifters zu vollziehen, machte ihn unerschrocken gegen jede Gefahr, und stählte ihn gegen alle Widersprüche. Er verkündete unausgesetzt das Evangelium, sowohl in Ungarn, als in den angrenzenden Ländern, die ihm angewiesen waren. — Nachdem er mehrere Jahre diese mühevollen Missionsgeschäfte besorgt hatte, erhielt er den Ruf nach Sandomir in Polen, um allda die Aufsicht über ein Kloster seines Ordens zu übernehmen. Von immer gleichem Eifer für Gottes Ehre beseelt, verkündete er auch hier das göttliche Wort, und besonders ließ er sich angelegen sein, seine Ordensgenossen zur genauen Einhaltung der Regel zu ermuntern, wie er selbst hierin vom Stifter des Ordens dazu angeleitet worden war. Sein eigenes würdiges Beispiel gab seinen Ermahnungen jene Kraft, daß die ihm Untergebenen, desto eifriger ihm Gehorsam leistend, die Ordensvorschriften zu befolgen sich befleißigten. Während dieses Ringens nach stets wachsender Vollkommenheit machten die Tartaren aus Haß gegen das Christenthum einen Einfall in Polen, bestürmten Sandomir, und ermordeten Sadok mit 40 seiner Gefährten, und verschafften ihnen also die Martyrerkrone. Dieß geschah i. J. 1260. Auch die übrigen Einwohner der Stadt hatten dasselbe schreckliche Schicksal. Papst Alexander IV. erlaubte, daß der Gedächtnißtag dieser Blutzeugen alljährlich in dieser Stadt begangen werde. Pius VII. dehnte diese Erlaubniß auf den ganzen Orden aus und genehmigte, ihre Tagzeiten zu beten.

Der heilige Erasmus,

Bischof und Martyrer.

Jahr 303.

Von dem heil. Erasmus lesen wir in den Marterbüchern, daß er ein Bischof gewesen, und sich lange im Verborgenen aufgehalten habe. In dieser Zurückgezogenheit ergötzte er sich, wie einst ein heil. Johannes, mit der Beschauung des aufgeschlossenen Paradieses, und nährte sich von einem Brod, das ihm täglich ein Rabe brachte, wie dem

hl. Antonius. Doch verließ er die Wüste, und trat als Prediger des Evangeliums auf. Da wurde er auf Befehl des Kaisers Diocletian erst mit Prügeln und Bleikolben heftig geschlagen, darauf mit Harz, Schwefel, Blei, Wachs und Oel übergossen; indessen blieb er unverletzt und unbeschädigt, ein Wunder, das den Uebertritt vieler Heiden zum Christenthum veranlaßte. In den Kerker abgeführt und mit schweren eisernen Fesseln beladen, rettete ihn ein Engel auf wunderbare Weise. Später ließ ihn Maximian zu Formiä abermals ergreifen, und einen glühenden Panzer anlegen; allein er bestand auch diese Marter durch Gottes Beistand. Nachdem er hierauf wieder mehrere für die heilbringende Lehre Christi gewonnen, wurden ihm die Gedärme aus dem Leibe gewunden, und so unterlag er der Marter, unter welcher ihm die Engel eine nie vergängliche Krone flochten.

Der hl. Erasmus wird gemeinhin Elmo oder Ermo genannt, und gewöhnlich bei Ungewittern von den Schiffern auf dem mittelländischen Meere angerufen.

3. Juni.

Der gottselige Johannes Grande,

Priester. — Jahr 1600.

In der Nähe des Städtchens Marcena, eine Tagreise von Sevilla entfernt, lag einstens eine stille Einsiedelei. Dort erschien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ein Eremit, der für die Bewohner der Umgegend bald ein Gegenstand frommer Aufmerksamkeit ward. Er ging mit entblößtem Haupte und unbeschuht umher; seinen Leib bedeckte ein Kleid von grober Wolle. Selten erhob er den Blick und es ruhte auf seinem Angesichte neben milder Freundlichkeit ein Ernst, der mit seiner Jugend im Widerspruch zu stehen schien. Johannes Grande — so hieß dieser Einsiedler — mochte damals kaum sein 20. Lebensjahr zurückgelegt haben. — Er war in Carmona, einer Stadt in Andalusien, am 6. März 1546 geboren, und hatte schon in frühester Kindheit durch eine seltene Unschuld und Frömmigkeit große Erwartungen erregt. Aber noch war an ihn der Ruf des Herrn zu seiner vollkommenen Nachfolge nicht ergangen. — Etwa 15 Jahre alt, zog er mit seiner Mutter nach Sevilla, und widmete sich dort ihrem Wunsche gemäß dem Kaufmannsstande. Seinen Vater hatte er um eben diese Zeit verloren. Nachdem er vier Jahre in einem Handlungshause jener Stadt zugebracht, und sich durch Fleiß und Redlichkeit, wie durch ein sittsames Betragen und Frömmigkeit Liebe und Achtung erworben hatte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, um daselbst ein eigenes Geschäft zu beginnen. Aber immer lauter redete die Stimme Gottes zu seinem Herzen und flößte ihm immer stärkere Begierden ein, von allen Sorgen und Gefahren des irdischen Lebens entfernt, für die Ewigkeit allein zu leben.

Der gottselige Johannes Grande.

Johannes hatte seine Jugend in der großen Sittenreinheit zugebracht. Nichtsdestoweniger war er in seinen Augen ein großer Sünder, und um sich dessen stets zu erinnern, veränderte er bei seinem Austritt aus der Welt seinen Namen. Er wollte nicht mehr Johannes Grande, d. h. der Große, sondern Johannes Peccadore, d. h. der Sünder, heißen, und wirklich ist ihm dieser Name während seines ganzen übrigen Lebens geblieben. — Nach vielem Ringen und Kämpfen, vertheilte er sein Vermögen und begann in einer Einsiedelei, von der wir oben geredet, ein wahres Büßerleben. Nicht nur wenn er dem Gebete oblag, sondern auch bei vielen andern Gelegenheiten entquollen seinen Augen reichliche Thränen, die der bittere Reueschmerz hervorgerufen hatte. Er trug unter seinem groben Gewande einen schmerzhaften Bußgürtel, schlief auf nackter Erde oder auf Brettern, und 2—3 Stunden vor Sonnenaufgang erhob er sich schon zum Gebete, obschon er nicht selten dasselbe auch die ganze Nacht hindurch fortsetzte. Obgleich er in seinem spätern Leben, wie wir sehen werden, mitten unter den Menschen mit vielen Geschäften und Arbeiten beladen war, so setzte er doch das strenge Bußleben, das er in seiner Einsiedelei begonnen hatte, bis zum Tode fort.

Als Johannes eines Tages von seiner Einsiedelei

in die Stadt ging, sah er zwei Bettler krank am Wege liegen. Der Anblick dieser Verlassenen durchschnitt ihm das Herz, und er fühlte sich mächtig angetrieben, ihnen aus allen Kräften beizustehen. Er suchte und fand für sie ein Obdach, und trug sie auf seinen Schultern dahin. Dann eilte er in die Stadt, um milde Gaben zu sammeln, und kehrte zurück, um seine Kranken mit aller Liebe und Sorgfalt zu pflegen. Es kamen bald noch Andere, die derselben Hilfe bedürftig waren, und Johannes nahm sich ihrer mit der gleichen Theilnahme an. — Er fand in dieser Uebung der Barmherzigkeit, durch welche er denjenigen, der unsere Schwächen und Krankheiten auf sich nahm, nachahmen konnte, vielen Trost und eine hl. Freude. Nun begab sich Johannes in die volkreiche Stadt Xerez, auf der Grenze Andalusiens, an der Meerenge von Gibraltar gelegen. Als er derselben ansichtig wurde, fühlte er seine ganze Seele von tiefem Frieden und süßem Troste erfüllt; er erkannte, daß Gott diese Stadt zum Schauplatze seiner Wirksamkeit bestimmt habe und zweifelte nicht, daß sein Wirken voll Mühe und Leiden sein werde; aber im Gefühle jenes Friedens schien ihm kein Kampf zu schwer. Ein Franziskaner, dem er seine Seele eröffnete, bestärkte ihn in seinem hl. Vorhaben, und gab ihm den Rath, statt der Kranken sich für jetzt mehr der Gefangenen anzunehmen. Johannes war folgsam, und ohne Verzug begab er sich in das Gefängniß, um die Aufseher zu bitten, daß es ihm erlaubt werde, die Gefangenen zu besuchen, und ihr Elend durch Gaben, die er sammeln werde, zu mildern. Es ward ihm gestattet, und noch nicht lange hatte er unter diesen Unglücklichen auf jene Weise gewirkt, als er auch schon das Vertrauen der Wärter sich in so hohem Grade erworben hatte, daß er nun nicht mehr blos nach Wohlgefallen ein- und ausgehen, sondern auch im Gefängnisse selber wohnen durfte, damit er nämlich bei Tag und Nacht, sobald irgend ein Vorfall seine Hilfe erforderte, in der Nähe sei. Wie war er nun bemüht, das Tagwerk, das ihm Gott angewiesen, mit Eifer zu vollbringen! Zuerst trachtete er, durch Liebe und Theilnahme sich das Vertrauen dieser Unglücklichen, die von der menschlichen Gesellschaft verstoßen, ihre Tage in finsterer Traurigkeit verleben, zu gewinnen. Er brachte ihnen oft Erquickungen, und erwirkte nicht selten irgend eine Linderung ihres Looses. So öffnete er sich den Weg zu ihrem Herzen, und die Worte des Trostes und der Hoffnung, die er sprach, fanden Eingang. Er belehrte sie, in der Strafe, die über sie verhängt war, eine barmherzige Fügung Gottes zu erkennen, der sie nämlich in diesem Leben strafe, um ihrer in der Ewigkeit zu schonen; er ermahnte sie, die Zeit, die ihnen Gott gegeben, in sich zu kehren, nicht unbenützt zu lassen, und durch die Demuth und Geduld, womit sie, seiner Fügung sich unterwerfend, ihr hartes Schicksal ertrügen, sowie seiner Gnade sich wieder würdig zu machen, und so sich aus dem Kerker den Weg in den Himmel zu eröffnen. Bei Vielen verfehlten so liebevolle und von den Werken der Tugend begleitete Worte ihre Wirkung nicht; aber es gab auch manche verhärtete Seelen, die gegen alle Vorstellungen gleichgiltig, durch den frommen Liebeseifer unseres Johannes nur dazu bewogen wurden, daß sie immer größere Unterstützung von ihm, wie wenn sie ihnen gebührte, mit Ungeduld und Frechheit begehrten. Sie lohnten dem gottesfürchtigen Jünglinge seine Liebe mit Ausbrüchen roher Leidenschaft, und die sanfte Gelassenheit, die er diesen entgegensetzte, reizte sie, mit um so größerem Ungestüm über ihn herzufallen. Nicht selten wurde Johannes an dem Orte, wo ihn nur das Verlangen, wohlzuthun, festhielt, nicht nur beschimpft, sondern auch mit Fäusten geschlagen, und mit Unrath beworfen. Aber weder der Undank dieser Verbrecher, noch die Beschwerden des Dienstes, den er übernommen, noch auch der widerliche Aufenthalt des Ortes, den er zur Wohnung gewählt, besiegten seine Liebe. Ein Blick auf den Heiland, der von dem Volke, unter dem er wohlthuend umhergewandelt, gegeißelt und mit Dornen gekrönt, aus der Stadt geschleppt und an's Kreuz geschlagen wurde, genügte, die Ruhe seiner Seele zu bewahren, und sich des kostbaren Schatzes, der in Mühsalen und Verdemüthigungen verborgen ist, zu erfreuen. Er lag auch mitten unter diesen Arbeiten und trotz so vieler beunruhigenden Vorfälle dem Gebete mit standhaftem Eifer ob, und war in demselben so gesammelt, daß ihm Stunden wie Augenblicke verflossen. — Drei Jahre hatte Johannes auf solche Weise zugebracht, und es scheint, daß sie die Probezeit waren, in denen er für seinen eigentlichen Beruf sollte vorbereitet werden. Sein Leben unter den Gefangenen war eine beständige Uebung der Demuth und Selbstverläugnung, und in diesen Tugenden mußte er wohl begründet sein, um ohne Gefahr die öffentliche Wirksamkeit, die ihm bestimmt war, beginnen zu können. Nach Verfluß jener drei Jahre wurde er durch ein himml. Gesicht aufgefordert, das Gefängniß zu verlassen, und in das Krankenhaus zu gehen, um den Vorstehern desselben seine unentgeltlichen Dienste anzubieten. Johannes gehorchte; aber er hätte keinen unglücklicheren Zeitpunkt für ein solches Vorhaben wählen können. Denn es war kurze Zeit vorher ein Mensch in Xerez gewesen, der im Namen des hl. Johannes von Gott Gaben der Liebe zur Pflege armer Kranker sammelte. Er hatte sich mit vieler Kunst den Schein großer Frömmigkeit gegeben, und der Name jenes Heiligen war in Xerez, wie in ganz Spanien, in hoher Verehrung. Nachdem er eine bedeutende Summe zusammengebracht, entfloh er mit derselben. Der Arm der Gerechtigkeit erreichte ihn jedoch, und er büßte seinen Frevel mit dem Tode. Ein solches Beispiel von Heuchelei erregte gegen das Anerbieten des Johannes Verdacht. Nur mit Schwierigkeit ward ihm gestattet, die Kranken zu bedienen, und für sie Unterstützungen zu sammeln, und mit großem Mißtrauen beobachtete man alle seine Schritte. Vom Pöbel der Stadt mußte er die härtesten Unbilden und Mißhandlungen erdulden. Er litt' all dieses geduldig ohne einen Laut der Klage. Da erhob sich gegen ihn ein neuer Sturm.

Die in dem Krankenhause aufgestellten Wärter fühlten sich alsbald durch seinen Eifer beschämt und schwuren ihm Rache. Nach einer langen Reihe von Unbilden, die sie ihm zufügten, beschlossen sie, sich seiner zu entledigen, und es gelang ihnen. Johannes erhielt eines Tages von den Vorstehern des Spitals die unerwartete Weisung, daß ihm der Zutritt in die Krankenzimmer nicht ferner gestattet sei. Tiefer als jede andere Kränkung mußte er diese Maßregel empfinden. Sie sonderte ihn von seinen geliebten Kranken ab, und schien ihn auf einmal aller Mittel zu berauben, seinem Beruf zu leben. Gott aber hatte diese Verfolgung nur zugelassen, um ihm einen viel größeren Wirkungskreis zu eröffnen.

Mit Bedauern und Unwillen hatte ein großer Teil der Bewohner von Xerez den frommen Johannes aus dem Spitale vertreiben sehen. Die wahren Gründe, weßhalb man ihm zürnte, waren ihnen wohl bekannt, und sie wollten es nicht zugeben, daß die Tugend in ihrer Mitte so schimpflich behandelt und unterdrückt würde. Bald bot sich eine Gelegenheit dar, seiner segensreichen Thätigkeit einen größeren Wirkungskreis zu eröffnen. Zwei Edelleute gründeten ein neues, großes Krankenhaus und unterstellten es der Leitung des Johannes, Mit welchem Jubel des Herzens nahm der Diener Gottes seine Wohnung in dem Gebäude, worin er von nun an nach der ganzen Kraft seiner Liebe wohlthun konnte. Es war ein rührendes Schauspiel, von allen Seiten Kranke herbeitragen, und alle von Johannes mit freundlicher Eilfertigkeit empfangen zu sehen. Aber noch stand er allein, und so wunderbar der Beistand war, womit Gott seine Kräfte unterstützte, so konnte er doch für die Pflege so Vieler unmöglich genügen. Er sah sich nach Gefährten um, die im Dienste der göttl. Liebe seine Mühe und Sorgen theilen sollten. Auch hierin erhörte Gott sein Flehen, indem er ihm junge Männer zuführte, die von dem edlen Verlangen erfüllt waren, ihre Kräfte unter seiner Leitung und Nachfolge der leidenden Menschheit zu weihen. — Einige Jahre lang hatte Johannes mit seinen Gefährten sein frommes Wirken fortgesetzt, und sie nicht blos durch sein Beispiel angefeuert, sondern ihren Eifer auch durch weise Einrichtungen geleitet. Indem er aber nun nachdachte, wie man Vorsorge treffen könnte, daß die Anstalt, die ihm Gottes Vorsehung anvertraut, nicht nur fortbestünde, sondern auch fortwährend im Geiste christl. Barmherzigkeit verwaltet würde, schien ihm hiezu der sicherste Weg zu sein, wenn er sich mit seinen Gefährten dem Orden des hl. Johannes von Gott anschlösse. Die Aufnahme wurde um so leichter gewährt, als man ihn und seine Genossen als schon erprobte Jünger des Ordens betrachten konnte.

Der gottselige Johannes Grande empfängt die Kranken in dem neuerbauten Hospitale.

Der Erzbischof von Sevilla, zu dessen Sprengel Xerez gehörte, hatte seit einer Reihe von Jahren zugleich mit den Berichten über des frommen Johannes und seiner Gefährten segensreiche Thätigkeit über andere ähnliche Anstalten der Stadt Klagen vernommen, die ihn mit Unwillen und Schmerz erfüllen mußten. Nachdem er manche Mittel versucht hatte, die Aufseher und Diener jener Häuser zur gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten zu vermögen, beschloß er endlich, da alle seine Bemühungen fruchtlos waren, sämmtliche Anstalten dieser Art unter die Leitung des Johannes zu stellen. Dieß war der Anlaß zu neuen und schweren Verfolgungen des Dieners Gottes. Die Menschen, welche in den verschiedenen Häusern, über die er die Aufsicht übernehmen sollte, angestellt waren, erregten durch die schlauesten Verläumdungen einen so heftigen Sturm, daß er, um des Lebens sicher zu sein, das Spital fast nicht mehr verlassen durfte. Er rief in seiner Noth zu Gott, und nachdem er noch eine Zeitlang diese neue Probe der Demuth und Geduld bestanden hatte, ward ihm wieder Hilfe zu Theil. Einige seiner ärgsten Widersacher starben eines jähen Todes. Diese Vorfälle, in welchen man die strafende Hand Gottes erkannte, und manche andere Unfälle, welche die Vorsehung herbeiführte, brachte das Volk zur Besinnung, so daß die Unschuld des Frommen ebenso schnell als allgemein anerkannt wurde, als die Verläumdung Glauben gefunden hatte.

Von nun an verdoppelte Johannes, wo möglich, seinen Liebeseifer. Die Armen der Stadt kamen schaarenweise ins Spital, und sie wurden gespeist, oft auch gekleidet. Eine Menge von Hausarmen erhielt von Johannes die Unterstützung, welche die Scham sie abhielt zu begehren. Jungfrauen, deren Sitten in Gefahr waren, Sünderinnen, die sich bekehren wollten, Kinder, die ohne Obdach umherirrten, wurden von ihm nicht nur im Augenblicke höchster Noth unterstützt, sondern auch für immer versorgt. Einst landeten in Xerez 300 spanische Soldaten, welche von Cadix, nachdem die Engländer die Insel mit Sturm genommen hatten, geflüchtet waren, und in den Hafen von Xerez von Allem

entblößt, ermattet, und zum Theil krank und verwundet einliefen; Johannes nahm sie alle auf, und fand Mittel, sie zu verpflegen. Aber auch die ganze Bevölkerung der Stadt und Umgegend sollte in ihm einen rettenden Engel in höchster Noth finden. Es war i. J. 1579 auf eine große Ueberschwemmung eine allgemeine Theurung erfolgt. Seit man sie vorhergesehen, hatte Johannes eine große Menge Getreides zusammengebracht, und sämmtliche Arme der Stadt in 3 Klassen: Männer, Weiber, Kinder theilend, ließ er ihnen täglich nicht nur Brod, sondern auch andere Lebensmittel reichen.

Johannes beschränkte sich jedoch nicht blos auf die Dienste der leiblichen Barmherzigkeit, sondern war mit gleich glühendem Eifer auch für das Seelenheil seiner Pfleglinge besorgt. Kaum war ein Kranker im Spitale angekommen, und hatte die erste Pflege empfangen, so war auch Johannes an seiner Seite, um ihn mit liebevollen Worten zum Empfange der hl. Sakramente vorzubereiten. Er pflegte bei dieser Gelegenheit zu sagen, — was auch wirklich die Erfahrung in allen Anstalten dieser Art bewährt, — erst dann würden die Arzneien auf den Körper heilsam einwirken, wenn zuvor die Seele vom himmlischen Arzte geheilt, und mit Gott durch die Gnade des Erlösers versöhnt wäre.

Aber ebenso wenig als seine Mildthätigkeit beschränkte sich sein Seeleneifer auf das Krankenhaus. Mit großer Sorgfalt nahm er sich der armen und vernachlässigten Kinder an. Er sammelte sie um sich her, um ihnen zugleich mit dem Brode des Leibes auch das der Seele zu spenden, und die er nicht selber unterweisen konnte, führte er Andern, die ihm zu diesem Werke der Liebe beistanden, zu. Ueber allen diesen Werken hatte Johannes die Gefangenen, unter denen er die Uebung der Barmherzigkeit begonnen hatte, nicht vergessen. Er besuchte sie, milderte ihr hartes Loos durch Erquickungen und Worte des Trostes; aber mit besonderer Sorgfalt war er bemüht, jene, die zum Tode verurtheilt waren, auf den Uebergang in die Ewigkeit vorzubereiten. Seine Bemühungen hatten fast immer den besten Erfolg. Jene Unglücklichen nahmen, von ihm belehrt, den zeitlichen Tod im Geiste der Buße an, um dem ewigen zu entfliehen. Johannes begleitete sie bis zur Richtstätte, und nahm zugleich mit dem Priester, der ihnen beistand, ihren letzten Seufzer auf. Sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Reihe von Heldenthaten der christl. Liebe. Darum beehrte ihn Gott auch mit der Gabe der Weissagung und der Wunder-Heilung, worüber die Akten seiner Seligsprechung Vieles erzählen, besonders hinsichtlich der Vorhersagung der Zeit und Art seines Todes, die sich pünktlich erfüllte. — Die Zeit war gekommen, wo Gott seinen Diener von dieser Welt abrufen, und die Krone, für die er mit so vieler Ausdauer gekämpft hatte, auf sein Haupt setzen wollte. Als die von Johannes vorausverkündete Pestkrankheit i. J. 1600 in der Stadt Xerez zu wüthen begann, war es nicht anders, als wäre dem barmherzigen Johannes ein weites Feld, auf dem er noch einmal, ehe er aus diesem Leben scheide, die ganze Größe seiner Liebe offenbaren sollte, geöffnet worden. Die Bewohner von Xerez waren seit einer langen Reihe von Jahren gewohnt, sein Wirken unter ihnen mit Bewunderung anzusehen; aber so außerordentlich waren die Anstrengungen, mit welchen er diesesmal, sich selbst vergessend, auf die mannigfaltigste Weise den Leidenden zu Hilfe kam, daß man ihn wie von einem neuen Geiste belebt mit Staunen betrachtete. Es sollte ihm aber die Gnade zu Theil werden, seine Liebe als die größte, die Jemand haben kann, zu bewähren, indem er für seine Freunde sein Leben hingab. (Joh. 15, 3.) Es wurde das Opfer der Pest. Es war am 3. Juni 1600, als Johannes Peccadore, nachdem er noch einmal die hl. Sakramente mit rührender Andacht empfangen hatte, seinen Geist mit größter Ruhe betend aufgab. Wie der hl. Johannes von Gott, hatte er sich von seinem Lager erhoben, und, auf den nackten Boden knieend, starb er, das Kreuz mit beiden Armen an sein Herz drückend.

Das Grab dessen, der sich den Sünder nannte, wurde der Schauplatz wunderbarer Ereignisse und die Zufluchtsstätte aller Bedrängten. So viele Gnaden ertheilte Gott an demselben, so lebhaft blieb die Erinnerung an das Leben und Wirken des Hingeschiedenen, daß der hl. Stuhl, von der Stadt Xerez ersucht, die Veranstaltung zu dem Prozesse seiner Seligsprechung genehmigte. Derselbe begann zwar schon 30 Jahre nach dem Tode Johannes, aber durch manche Zeitumstände unterbrochen, ist er erst in unseren Tagen zur Vollendung geführt worden.

Die heilige Clotildis,

Königin von Frankreich. — Jahr 545.

Die hl. Clotildis war eine Tochter Chilperichs, welchen aber, sammt seiner Gemahlin und seinen Söhnen, der Burgunderkönig Gundebald, sein leiblicher Bruder, ermordet hatte, um so zum Besitze des Reiches desselben, zu gelangen. Nebst einem Prinzen war auch Clotildis sammt ihrer Schwester dem Blutbade entgangen; denn Gundebald glaubte von diesen, die noch in zarter Jugend standen, nichts befürchten zu dürfen. So blieb denn Clotilde am Hofe ihres Oheims, und glänzte hier nicht allein durch ihre seltene körperliche Schönheit, sondern vorzüglich durch ihre vielen schönen und liebenswürdigen Eigenschaften.

Obgleich fast der ganze Hof der arianischen Irrlehre anhing, so hatte doch Clotilde das Glück gehabt, in der kathol. Religion erzogen zu werden. Die hl. Grundsätze des wahren Glaubens waren aber von der frommen Prinzessin nicht blos in ihrem Verstand und in ihr Gedächtniß aufgenommen worden, sondern hatten sich tief in ihre Seele eingesenkt u. drückten sich schon damals in ihrer ganzen Denk- und Handlungsweise auf das Schönste aus.

Obwohl mitten im Glanze und Ueberflusse, hatte die hl. Clotildis schon früher sich an die Verachtung der Welteitelkeiten gewöhnt, und fand nur an den Uebungen der Gottseligkeit ihr Wohlgefallen. Mit Sorgfalt bewahrte sie ihre Unschuld und Reinigkeit in den mannigfaltigsten Gefahren, welche denselben am Hofe drohten. Ihre Freundlichkeit, Bescheidenheit, Herzensgüte gewannen ihr nicht blos die Zuneigung Aller, die sie näher kannten, sondern verschafften ihr auch ein Ansehen u. einen Ruf in allen benachbarten Königreichen.

Die hl. Clotildis.

Clodwig I., der Große, König von Frankreich, sandte deshalb zu Gundebald, um die ausgezeichnete Jungfrau zur Ehe zu begehren. Sein Ansuchen wurde ihm von Gundebald gewährt; nur Clotildis trug noch Bedenken, sich mit Clodwig zu verbinden, weil dieser noch ein Heide

war. Als ihr aber die freie Ausübung ihrer Religion versprochen worden war, gab auch sie ihre Einwilligung, und ihre Vermählung wurde sofort zu Soissons im Jahr 493 feierlich gehalten.

Die hl. Königin ließ es sich jetzt angelegen sein, auch in ihren neuen Verhältnissen keine ihrer Religionspflichten zu vernachlässigen, die ihr stets die ersten und wichtigsten waren. Im Palaste ihres Gemahls hatte sie sich eine eigene Kapelle errichtet, in der sie viel Zeit mit frommen Andachtsübungen zubrachte. Auch wußte sie, ohne Aufsehen zu erregen, sich den strengsten Bußwerken zu unterziehen. Dabei übte sie auf das Vollkommenste die Pflichten ihres Standes; wußte durch Sanftmuth, Nachgiebigkeit u. Unterwürfigkeit den Ausbrüchen des oft stürmischen Charakters ihres Gemahls zu begegnen, und seine Zuneigung im vollsten Maße nicht nur zu gewinnen, sondern auch zu erhalten. Ihr Mitleiden und ihre Liebe zu den Armen bekundete sich durch reichliche Almosen, u. wo Hilfe nöthig war, schaffte sie selber im Stillen, wie öffentlich.

Die Liebe und Zuneigung ihres Gemahls machte der hl. Clotildis Hoffnung, ihn auch noch für das Christenthum gewinnen zu können. Sie unterließ daher nie, die Gelegenheiten zu benützen, die sich ihr darboten, um seine vorgefaßten Meinungen widerlegen, und ihm Achtung für diese hl. Religion einflößen zu können. Doch wollten alle ihre Bemühungen keinen Erfolg haben, und Alles, was sie bewirken konnte, war, daß der König ihr gestattete, ihr erstgebornes Kind taufen zu lassen. Da aber dasselbe bald nachher starb, so gab Clodwig der Taufe die Schuld davon, und sagte zu Clotilden: „Mein Sohn ist blos deswegen gestorben, weil er in dem Namen deines Gottes getauft wurde; er würde noch leben, wenn er unter den Schutz des Meinigen gestellt worden wäre.“ Diese Vorwürfe ertrug die Heilige mit Geduld, in der Hoffnung, Gott würde ihr diese Prüfung denn doch zuletzt noch zum Besten lenken. Auch ihren zweitgebornen Sohn ließ die fromme Königin taufen; aber bald erkrankte auch dieser, und der König konnte nun seinen Unwillen nicht länger zurückhalten. Clotilde nahm daher ihre Zuflucht zu Gott, und ihre vertrauensvolles Gebet fand in der wunderbaren Genesung des Kindes die erfreulichste Erhörung. Da ward auch Clodwig besänftigt, so daß er versprach, das Christenthum anzunehmen. Doch immer nicht wollte er dieses Versprechen halten, so sehr auch seine fromme Gemahlin jede günstige Gelegenheit ergriff, ihn an die Erfüllung desselben zu erinnern. Endlich, in der Schlacht bei Zülpich, als das Kriegsglück ihn zu verlassen schien, und er sich vergeblich an seine Götzen gewendet hatte, rief er den lebendigen Gott an, den Clotildis anbetete, und sieh! plötzlich neigt sich der Sieg auf seine Seite, und die Alemannen erleiden eine gänzliche Niederlage. Nun erfüllte er, was er schon so lange versprochen hatte; und nachdem er vollständig in der christl. Religion unterrichtet war, empfing er vom hl. Remigius die Taufe.

Clotilde fing jetzt gleichsam neu zu leben an. Ihre einzige Sorge war nun, den König auf dem betretenen Pfade der christl. Tugend durch ihre liebevollen Ermahnungen zu unterstützen und zu befestigen, und ihn von den Ausbrüchen seiner Grausamkeit, die noch eine Folge seiner rohen Erziehung war, nach Kräften zurückzuhalten. Auf ihr Bitten gründete der König zu Paris im Jahr 511 die Kirche von St. Peter und Paul, die später unter dem Namen der Genovefen-Kirche so berühmt wurde. Hier erhielt er auch nach seinem im Jahr 521 erfolgten Tode seine Ruhestätte, welches Grabmal heute noch sichtbar ist, nachdem d. christl. Sinn des Kaisers Louis Napoleon die Kirche der hl. Genovefa wieder ihrem ursprünglichen Dienste zurückgegeben hat.

Reliquienkästchen der hl. Clotildis.

Nach dem Tode ihres Gemahles mußte die heil. Clotilde noch bittere Leiden und Trübsale erdulden wegen der beständigen Uneinigkeit ihrer Söhne, die nun in verschiedenen Provinzen Frankreichs herrschten, aber in beständige Kriege mit einander verwickelt waren. Zwar hatte die hl. Clotilde, diese Freundin des Friedens und der Eintracht, ihr Möglichstes versucht, solche Zwiste zu beseitigen; aber Alles war vergebens, und die vielen Mordthaten und die fortwährenden Kriege machten ihr die Welt fast unerträglich. Doch harrte sie aus in Geduld, einzig nur bedacht, wie sie immer mehr in der Gottseligkeit und Vervollkommnung ihrer selbst fortschreiten möchte. Sie wich daher nimmer von dem Grabe des heiligen Martinus von Tours, wo sie in beständigem Gebete, Fasten, Nachtwachen und andern Bußübungen Gott diente. Sie sagte die Stunde ihres Todes voraus, und ließ in ihrer letzten Krankheit noch ihre Söhne

Clotar und Childebert, zu sich kommen, denen sie die rührendsten Ermahnungen zur Treue gegen Gottes Gebote, und zur weisen, gütigen Regierung ihrer Völker ertheilte. Als sie das Wenige, was sie noch besaß, nach ihrem Hinscheiden unter die Armen auszutheilen befohlen hatte, starb sie, mit den heiligen Sterbsakramenten versehen, am 3. Juni 545, und erhielt ebenfalls ihre Grabstätte in der Kirche der heiligen Genovefa zu Paris.

4. Juni.

Der heilige Franz Carraciolo,

Stifter des Ordens der mindern regulirten Geistlichen.

Jahr 1608.

Franz der Heilige wurde den 13. Oktober 1563 zu Santa Maria in den Abruzzen geboren, wo seine Eltern ansässig waren. In der Taufe erhielt er den Namen Askanius. Ferdinand Carraciolo und Isabella Barratucci, seine Eltern, waren von ausgezeichnetem Adel, und eben so sehr wegen ihrer hohen Frömmigkeit verehrt. Da er bereits in den frühesten Jahren so viele Neigung zum Guten zeigte, gaben ihm seine Eltern ebenso bald, um seinen vortrefflichen Eigenschaften und der Lebhaftigkeit seines Geistes die gehörige Richtung zu ertheilen, eine ausgesuchte Erziehung. Er entsprach ihren Absichten nach Wunsch, und mit den Jahren nahm er auch an Kenntnissen und Tugendliebe zu. Besonders zeichnete er sich sehr bald durch seine innige Andacht zu dem göttlichen Erlöser im heiligen Altarsgeheimnisse und zur seligsten Jungfrau aus. Täglich verrichtete er seine Andacht, und fastete jeden Samstag. Schon von seiner Kindheit an bewies er sich gegen alle Dürftigen und Armen äußerst theilnehmend. Er hielt bei seinem Vater um Unterstützungen für sie an, und theilte ihnen das Beste von dem mit, was er empfing. Die Reinheit seiner Sitten war so groß, daß selbst das geringste Wort gegen die Schamhaftigkeit seinen Unwillen erregte. So brachte er jene Lebenszeit in Unschuld zu, welche sonst den größten Gefahren ausgesetzt ist.

Als er zweiundzwanzig Jahre alt war, befiel ihn ein so gefährlicher Aussatz, daß er sich bald in Todesnöthen befand. Diese lange Krankheit, von welcher er offene Wunden im Magen erhielt, brachte ihn zu ernsten Gedanken über die Eitelkeit der irdischen Dinge, und über die Glückseligkeit derer, welche sich ganz Gott widmen. Er beschloß daher, der Welt völlig zu entsagen, wenn er wieder genesen sollte, und Gott allein und dem Dienste der Nebenmenschen zu leben. Er bekräftigte sogar diesen Entschluß durch ein feierliches Versprechen. Als er sich von seiner Krankheit erholt hatte, eröffnete er seinen Eltern den Entschluß, sich nach Neapel zu begeben und Theologie zu studiren. Sie willigten ein, und er erhielt daselbst nach vollendeten Studienjahren die heiligen Weihen und wurde Priester. Er schloß sich nun an eine fromme Gesellschaft an, welche sich vorzüglich mit der Bekehrung der Gefangenen und mit der Vorbereitung der Verurtheilten zum Tode befaßte. Ebenso gehörte auch die traurige Lage der Verhafteten und Galeerensklaven in den Kreis ihrer Sorgfalt. Der hl. Franz brachte einen großen Theil seines Lebens mit Ausübung solcher heiligen Liebeswerke zu.

Im Jahr 1588 hatte Johann Augustin Adorno, aus einer vornehmen Familie Genua's geboren, der Welt entsagt, deren Lockungen er lange nachgegangen war, und den geistlichen Stand erwählt. Er hatte den Plan zu einer neuen Anstalt für Geistliche entworfen, welche mit dem thätigen Leben auch das der Beschauung verbinden sollte. Er theilte seinen Entwurf dem Fabricius Carraciolo, Stiftsherrn von der Kirche Maria der Größeren zu Neapel, mit. Dieser war ein Verwandter des heiligen Franz. Sie beschlossen beide, in Askanius Carraciolo, von dem hier die Rede ist, einen dritten Theilnehmer zu suchen. Durch einen Irrthum kam dieser Brief unserm Heiligen in die Hände. Er dankte Gott für diesen Zufall, und eilte sogleich, sich mit ihnen zu verbinden. Um ihrem Entwurfe alle mögliche Reife zu geben, zogen sich alle drei in die Einsamkeit des Camaldulenserklosters in Neapel zurück, und flehten 40 Tage lang im Gebete, Fasten und andern strengen Abtödtungen um den Segen des Himmels für ihr Vorhaben. Nachher begaben sie sich mit dem Entwurfe ihrer Ordensregel nach Rom, um die Genehmigung des Papstes zu erhalten. Der Ruf ihrer Frömmigkeit war so groß, daß ihnen mehrere Kardinäle, sowie ihre Verwandten ihre Wagen entgegenschickten; allein sobald sie dieses erfuhren, nahmen sie aus Demuth einen andern Weg, und gelangten unerkannt nach Rom, wo sie sich unter die Armen mischten und

am Kapuzinerkloster Almosen forderten. Sie begaben sich zu Papst Sixtus V., und legten ihm den Entschluß vor. Er empfing sie sehr wohlwollend, und nach einer reiflichen Prüfung wurde ihr Orden am 1. Juni 1588 unter dem Titel der regulirten Cleriker mindern Ordens bestätigt.

Nach ihrer Rückkehr nach Neapel bewarben sie sich um ein Haus und um eine Kirche. Endlich nach langem Bemühen erhielten sie in einer Vorstadt einen Aufenthaltsort. Nun gänzlich beruhigt, legten sie den 9. April 1589 die feierlichen Gelübde ab. Bei dieser Gelegenheit vertauschte Askanius seinen Namen mit Franziskus. Sie gewannen bald Theilnehmer, so daß die Genossenschaft in kurzer Zeit schon zehn Mitglieder zählte. Die Glieder dieses Ordens legen die feierlichen Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams ab. Ferner geloben sie, nie eine kirchliche Würde oder ein Amt in ihrem Orden zu suchen. Jeden Tag machen sie zweimal die Gewissenserforschung, predigen, hören Beichte und arbeiten als Missionäre. Einige widmen sich den Spitälern, andere den Gefängnissen. Vier Tage in der Woche enthalten sie sich der Fleischspeisen und üben sonst noch andere strengere Versagungen und Abtödtungen. Sie unterrichten die Jugend und bilden junge Mitglieder in den Prüfungszeiten. Ferner haben sie besondere Orte, welche sie Einsiedeleien nennen, für jene bestimmt, welche in gänzlicher Zurückgezogenheit sich dem beschaulichen Leben und strengen Bußübungen widmen wollen. Jeder, der sich dieser Lebensweise ergibt, darf, ohne sich von dem Obern die Erlaubniß dazu zu holen, es thun.

Diese Anstalt breitete sich sehr schnell in Neapel, Portugal und Spanien aus. Doch geschah dieß nicht ohne große Schwierigkeiten, und sie hatten außerdem heftige Widersprüche und harten Tadel von Seite der Weltleute gegen diese Einrichtung zu dulden. Adorno und Franz wünschten ihren Orden mehr zu verbreiten; sie unternahmen daher zu diesem Zwecke i. J. 1590 eine Reise nach Spanien; allein ihr Vorhaben mißlang, weil der königliche Rath einen Beschluß erließ, wodurch die Einführung jedes neuen Ordens im Königreiche verboten wurde. Indeß bewirkte ihr frommer Wandel auf dieser Reise, und ihr demuthsvoller und Gott ergebener Sinn, daß Jedermann die erhabensten Gesinnungen von ihnen faßte, was später zur Erreichung ihres frommen Vorhabens nicht wenig beitrug. Zu Valencia sprachen sie den heiligen Ludwig Bertrand aus dem Orden des heiligen Dominikus. Er sagte ihnen vorher, sie würden in der Folgezeit ihre Wünsche erreichen. Nach Verlauf von zwei Jahren starb Adorno, und der heilige Franz wurde zum Ordensgeneral ernannt. Diese Auszeichnung verursachte ihm viele Widersprüche und Leiden. Ein Strom von giftigen Verläumdungen verfolgte ihn. Er ergab sich in Geduld darein. Die allgemeine Achtung, welche ihm später wieder ward, galt als Belohnung seiner bewiesenen Geduld und Demuth. Vorzüglich wurde er von den Königen Philipp II. und III. von Spanien gewürdigt.

Die heilige Weise, mit der Franz seine Priesterpflichten erfüllte, seine Bemühungen und sein Eifer im Religionsunterrichte und im Predigtamte erbaute Jedermann und förderte nicht wenig die Ehre Gottes. Seine Predigten hatten die glücklichsten Folgen. Gewöhnlich war der Gegenstand seiner Unterhaltungen eine Ermahnung zur Tugend. Sein Aeußeres sogar flößte Achtung gegen die Tugend ein. Besonders bemühte er sich, die Andacht zu dem unter den Brodsgestalten verborgenen Erlöser zu vermehren und zu befördern. Daher gründete er in seinem Orden die ewige Anbetung. Man betete jeden Tag gemeinschaftlich eine Stunde vor dem heiligsten Altarssakramente, worauf jedes Ordensglied noch eine Stunde für sich da zubrachte.

Franz verfügte sich jeden Morgen in den Beichtstuhl, wo die Armen schon wußten, daß sie ihn antreffen würden. Jenes merkwürdige Wort des göttlichen Heilandes: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt", schwebte ihm beständig vor Augen. Der Unterricht dieser Menschenklasse sollte überall für die Seelenhirten der wichtigste Gegenstand ihres Eifers sein.

Ehe er sich diesem Stande gewidmet hatte, war bereits der Erlös, den er aus dem Verkaufe seiner Güter empfangen hatte, von ihm selbst unter die Armen vertheilt worden. So wie er nachher oft in den Gassen Almosen für sie sammelte, dabei jede Woche das durch ein dreitägiges Fasten Ersparte ihnen schenkte, so gab er auch in einer sehr großen Kälte seine sämmtlichen Oberkleider her. Diese Sorgfalt zur Linderung des körperlichen Elendes war hinsichtlich des Seelenheils seiner Mitmenschen nicht geringer. Besonders gewandt erwies er sich in der Bekehrung der Sünder, und in der Vorbereitung der Sterbenden zum Tode. Ueber dem allem vergaß er das geistige Wohl seiner Ordensbrüder eben so wenig. Indem er die Regel seiner Anstalt strenge beobachtete, war er Allen das schönste Muster der Demuth; denn obgleich General des Ordens, that er doch die niedersten Dienste, kehrte die Zimmer, machte die Betten, und wusch das Küchengeschirr. Diese Tugenden wurden aber auch mit großen Geistesgaben belohnt. Er hatte die Gabe der Weissagung und der Wunderthätigkeit. Besorgt für die Verbreitung seines Ordens, reiste er noch zweimal, nämlich 1595 und 1598 nach Spanien. Er wurde wegen seines so musterhaften Eifers für das Heil der Seelen gewöhnlich nur der ehrwürdige Vater Prediger der Liebe Gottes genannt. Einige Jahre nach seiner zweiten Reise nach Spanien legte er seine Stelle nieder. Er sehnte sich, aufgelöst und bei Christus zu sein. Daher verrichtete er noch kurz vor seinem Ende eine Pilgerreise nach Loretto, wo er diese Bitte besonders Gott vortrug. Er wurde auch durch eine göttliche Offenbarung von seinem baldigen Ende benachrichtigt. Daher begab er sich nach der Zurückkunft von Loretto in das Kloster zu Agnona in den Abruzzen, wo er beim Eintritt in dieses Haus ausrief: „Hier ist mein Ruheort." Kurz darauf ergriff ihn ein hitziges Fieber. Er legte eine allgemeine Beichte ab, und empfing das heilige Abendmahl knieend mit den

Der heilige Bonifacius.

rührendsten Aeußerungen der Andacht und Demuth. Er diktirte für die sämmtlichen Brüder der Anstalt einen Brief, um ihnen die genaue Beobachtung der Regel zu empfehlen. Mit den rührendsten Ausdrücken ermahnte er sie zur Befolgung der Gebote und Räthe des Evangeliums. Er empfing die letzte Oelung mit der innigsten Andacht, und duldete mit unerschütterlicher Geduld die Schmerzen seiner Krankheit. Bis zum letzten Hauche sprach er beständig die heiligen Namen Jesus und Maria aus. Sein Vertrauen zu den heiligen Wunden des Erlösers, und seine Zuversicht, Gottes hl. Angesicht bald zu schauen, rührte die Umstehenden außerordentlich. In diesen christlichen Gesinnungen von denen er stets beseelt war, beschloß er seine Laufbahn. Den 4. Juni 1608 entschlief er selig im Herrn, in einem Alter von 44 Jahren. Seine kostbaren Gebeine wurden nach Neapel gebracht. Hier geschahen durch seine Fürbitte mehrere Wunder. Das Geschäft seiner Heiligsprechung ward angefangen. Mehrere seiner Wunder wurden von den Päpsten Benedikt XIV. und Clemens XIII. als wahrhaft und bewiesen anerkannt und Clemens XIV. sprach ihn selig. Andere Wunder wurden von Pius VI. gutgeheißen; wären die Kriegsunruhen in Italien nicht dazwischen gekommen, so würde er seine Heiligsprechung erklärt haben. Sie wurde Pius VII. aufbehalten. Er machte sie den 24. Mai 1807 bekannt.

5. Juni.

Der heilige Bonifazius,

Apostel von Deutschland, Martyrer.

Jahr 755.

Gott führte die deutschen Völker durch diesen heil. Gottesmann, welcher um das Jahr 680 im Königreiche Wessex geboren war, in den Schooß der heiligen Kirche ein. Die Eltern desselben waren von hohem Geschlechte, und, wie man glaubt, mit dem königlichen Hause verwandt, reich und hochangesehen. Er selbst erhielt in der heiligen Taufe den Namen Winfried — ein Kind von wunderbaren Geistesgaben und noch wunderbarerer Frömmigkeit. Schon als Knabe faßte Winfried den festen Entschluß, in den Priesterstand zu treten und der Kirche Gottes seine Kräfte und sein Leben zu weihen. Zwar war Anfangs der Vater diesem Plane seines Sohnes entgegen, weil er ihn für eine glänzende, weltliche Laufbahn bestimmt hatte. Aber die göttliche Vorsehung, welche die Herzen der Menschen wie Wasserbäche lenket, schickte dem widerstrebenden Vater eine schwere Krankheit, und durch dieselbe auf die Nichtigkeit aller irdischen Güter aufmerksam gemacht, willigte er sogar freudig in den Plan seines Sohnes, und übergab denselben zur Erziehung den Geistlichen des nahen Klosters zu Exeter. Mit seinem 14. Lebensjahre war der jugendliche Winfried so weit in Tugend und Kenntnissen fortgeschritten, daß er zum Beginne der höheren Studien in das berühmte Kloster Nuthcelle, das sich, wie durch seine Heiligkeit, so durch seine Gelehrsamkeit auszeichnete, eintreten konnte. Hier studirte er die weltlichen und geistlichen Wissenschaften und erreichte rasch eine solche Tüchtigkeit, daß er, bald nachdem er durch Ablegung der Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams ein Mitglied des Benediktinerordens geworden war, als Lehrer aufgestellt wurde. Schnell verbreitete sich der Ruf seiner Tugenden, seiner Gelehrsamkeit und seltenen Beredtsamkeit, und zog ihm zahlreiche Schüler aus der Nähe und Ferne zu. Die Priesterweihe empfing er, wie es damals Sitte war, erst mit dem 30. Lebensjahre. Dem frommen, gelehrten, jugendlichen Bonifazius hätte sich nun Gelegenheit dargeboten, in seinem Vaterlande zu den höchsten kirchlichen Würden zu gelangen. Aber Bonifazius fühlte in sich den Ruf des Herrn, sein Wirken der Bekehrung der Ungläubigen zu widmen. Deßhalb bat er den Abt des Klosters um die Erlaubniß, als Missionär zu den heidnischen Friesen gehen zu dürfen. Dieser entließ den für die Ehre Gottes hochbegeisterten, jugendlichen Priester unter Thränen u. heißen Gebeten. Dies geschah im Jahre 716.

Mit Zweien seiner Ordensbrüder schiffte Winfried über das Meer und landete in Friesland. In diesem Lande hatten schon früher christliche Missionäre aus England das Evangelium gepredigt; auch war schon ein Bisthum (Utrecht) gegründet, allein die Mehrzahl des Volkes war heidnisch geblieben und König Ratbod war ein wüthender Feind des Christenthums. Winfried machte zwar einen Versuch zur Bekehrung dieses Volkes, selbst vor dem Könige Ratbod predigte er unerschrocken die Lehre vom Kreuze; bis nach Dänemark drang er vor — allein seine Arbeiten blieben ohne Erfolg und Bonifazius kehrte nach England in sein Kloster zurück. Dieser mißlungene Versuch seiner Missionsthätigkeit war eine schwere Prüfung für den heiligen Bonifazius, aber er ließ sich nicht entmuthigen, und um so stärker ward sein Verlangen, das Kreuz

der Erlösung unter den heidnischen Völkern aufzurichten. Als er in sein Kloster zurückkehrte, war eben der treffliche Abt desselben gestorben; Bonifazius ward zu dessen Nachfolger erwählt. Er übernahm nur auf kurze Zeit die Leitung desselben, indem er schon im Jahre 718 sein Vorsteheramt niederlegte und mit Erlaubniß und Empfehlungsschreiben seines frommen Bischofs, Daniel von Winchester, mit einigen Genossen im Winter des nämlichen Jahres zu Fuß nach Rom pilgerte. Diese Reise hatte den Zweck, sich vom apostolischen Stuhle die Vollmacht zur Bekehrung der deutschen Völkerstämme zu erwirken und an den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus den Segen Gottes auf sein Unternehmen herabzuflehen. Papst Gregor II., den die Kirche zu den Heiligen zählt, saß damals auf dem Stuhle Petri; mit Trost und Freude hörte er das Anliegen des heiligen Bonifazius an, erkannte in ihm einen apostolischen Mann, der vom heil. Geiste als ein treffliches Werkzeug zur Bekehrung der Heiden ausgerüstet sei, und ertheilte ihm durch einen besonderen Vollmachtsbrief die Sendung zur Predigt des Evangeliums unter den Deutschen. So zog Bonifazius mit dem Segen des Papstes über die Alpen nach Deutschland. Es war im Frühlinge des Jahres 719.

Papst Gregor II. weiht Bonifazius zum Apostel von Deutschland.

Nicht vergeblich hatte Bonifazius am Grabe des heiligen Apostels Paulus gebetet und sich den Geist des großen Völkerapostels vergegenwärtigt; von jetzt an gleicht die Laufbahn des heiligen Bonifazius der Laufbahn des Völkerapostels. Wie ein Paulus gewinnt Bonifazius ganze Völkerschaften dem Heilande; wie ein Paulus arbeitete Bonifazius für die Ausbreitung des Reiches Christi unter unzähligen Mühen, Kämpfen und Lebensgefahren; aber er feierte wie Paulus auch glorreiche Triumphe zur Ehre des Gekreuzigten, für den er lebte, litt und starb. Zuerst kam er nach Thüringen, woselbst seine Predigten mit glücklichem Erfolge gesegnet waren. Auch durch die fränkischen Gegenden, in welchen zuvor der hl. Kilian mit seinen beiden Gefährten den christl. Glauben gepredigt, und die Martyrerkrone empfangen hatte, führte ihn sein Weg; aber hier fand er das Christenthum in tiefem Verfalle, die Heiden gegen dasselbe gereizt, so daß sich Bonifazius für diesmal keinen glücklichen Erfolg von ihrer Bekehrung versprechen konnte. Als Bonifazius den Tod Radbots vernahm, eilte er zu den Friesen, und predigte vereinigt mit dem hl. Willibrord, dem Erzbischof von Utrecht, in diesem Lande drei Jahre von 719–722, mit ungemeinem Erfolge das Evangelium. Unzählige wurden zum Christenthume bekehrt, viele Götzentempel zerstört und christl. Kirchen und Kapellen gebaut. Der hochbetagte Erzbischof Willibrord dachte bereits daran, sich einen Nachfolger zu suchen und seine Wahl fiel auf Bonifazius. Diesen wünschte er zu seinem Nachfolger im Bischofsamte über die Friesen zu machen. Bonifazius erklärte, daß ihn der heil. Vater zu den Deutschen gesandt, und er gelobt habe, diesem Volke die Segnungen der heiligen Religion zu bringen. Der heil. Willibrord stand von seinem Entschlusse ab und so zog Bonifazius im Jahr 722 nach Thüringen. Hier gelang es ihm, zwei thüringische Fürsten und eine große Menge Volkes zu bekehren. Dem heiligen Gottesmanne aber war viel daran gelegen, das neugewurzelte Christenthum auch zu erhalten und es weiter zu verbreiten. Zu diesem Zwecke mußte Bonifazius bleibende Anstalten gründen und diese waren gleichsam die Waffenplätze des Christenthums. Die Klöster waren das wichtigste und sicherste Mittel, wodurch Bonifazius Deutschland christlich machte und civilisirte. Er gründete deßhalb ein Kloster in Thüringen, Amanaburg, welches man theils für Amöneburg bei Magdeburg, theils und mit mehr Grund, für Hammelburg an der fränkischen Saale hält. Bonifazius, erfreut über die glücklichen Erfolge seines Wirkens, sandte einen eigenen Boten nach Rom, um dem Papste Gregor II. von den erfreulichen Fortschritten des Christenthums Nachricht zu geben, und legte dem Papste eine Menge Fragen in Betreff seines angefangenen Unternehmens vor. Der Papst wünschte ihm Glück und gab zugleich den Wunsch zu erkennen, Bonifazius möchte nach Rom kommen, um das große Werk der Begründung des Christenthums in Deutschland persönlich mit ihm berathen zu können. Diese Reise machte Bonifazius im Jahr 723. Der Papst empfing ihn in der Basilika des heil. Petrus. Bonifazius überreichte dem hl. Vater ein schriftlich abgefaßtes Glaubensbekenntniß, welches Gregor II. prüfte und darauf erklärte, daß es die reine, wahre und vollständige apostolische Lehre enthalte. Als der demüthige Diener Gottes vor dem Statthalter Jesu Christi nieder-

kniete, um dessen Segen zu erbitten, da hob ihn der Vater der Christenheit auf, nachdem er ihn gesegnet hatte, und erklärte ihm, er habe beschlossen, ihn zum Bischofe der Deutschen zu machen.

Am Festtage des hl. Andreas, den 30. November 723, wurde Bonifazius vom Papste Gregor II. zum Bischofe der Deutschen consecrirt, jedoch ohne bestimmten Bischofssitz; denn Bonifazius sollte das Land erst für das Christenthum erobern und dann selbst dessen kirchliche Eintheilung und Einrichtung vornehmen. Bei seiner Weihe legte Bonifazius in die Hände des Papstes den feierlichen Eid ab, daß er den hl. katholischen Glauben treu und rein verkündigen, in der Einheit dieses Glaubens treu verharren und nie eine Zerspaltung der kirchlichen Einheit mit Rom zugeben werde. Bei dieser Gelegenheit verwandelte Papst Gregor II. den Namen „Winfried" in den Namen „Bonifazius" um, was auf deutsch Wohlthäter heißt, welchen Namen der große Apostel Deutschlands wohl verdient; denn er ist in religiöser Beziehung, durch die Stiftung der katholischen Religion in Deutschland der größte Wohlthäter dieses Landes geworden.

Von neuem Eifer beseelt, eilte der neugeweihte Bischof Bonifazius nach Deutschland zurück und zwar zunächst wieder nach Hessen; dort hatte er vor seiner Reise nach Rom viele Tausende getauft; aber, wie Moses, als er vom Berge Sinai herniederstieg, die Israeliten um das goldene Kalb tanzend fand, so fand auch Bonifazius zu seinem großen Schmerze einen großen Theil von denen, die er getauft hatte, in den heidnischen Aberglauben zurückgesunken. Viele opferten wieder nach früherer Weise sogenannten heiligen Bäumen und heiligen Quellen. Zu jener Zeit war es, wo er die bekannte Donnereiche in Hessen mit einigen Axthieben niederschmetterte, und damit dem Heidenthum in Hessen und Thüringen den Todesstoß versetzte. Aus den Trümmern dieses ungeheuren Götzenbaumes errichtete er dem lebendigen Gotte und dem Andenken des heiligen Apostels Petrus ein Kirchlein. Ein gewaltiger Umschwung in den Gemüthern war seit jenem Ereignisse sichtbar.

Tausende und Tausende von Heiden drängten sich um Bonifazius als ihren Lehrer, und begehrten die heil. Taufe; hell leuchtete das Licht des Christenthums durch ganz Thüringen und Hessen. So tief und aufrichtig war die Bekehrung der zahllosen Neugetauften aus den Vornehmen und dem Volke, daß dieselben nicht blos einen erbaulichen Lebenswandel führten, sondern auch, wie die ersten Christen zu den Zeiten der Apostel, von ihrem Hab und Gut reichliche Geschenke zur Begründung religiöser Anstalten und zur Befriedigung gottesdienstlicher Bedürfnisse zu den Füßen des heiligen Bonifazius und seiner Mitarbeiter niederlegten. Dadurch wurden jene großartigen Stiftungen möglich, welche nun Bonifazius begann. Mitten in Thüringen gründete er das Benediktinerkloster Ordruff, welches der geistige Mittelpunkt des religiösen Lebens jener Gegenden werden sollte und auch wirklich ward.

Bonifazius vor dem Altare des hl. Petrus. — Bonifazius fällt die Donnereiche in Hessen.

Bisher hatte Bonifazius fast ganz allein an der Bekehrung Deutschlands gearbeitet; nur wenige Genossen hatten ihn unterstützt; nun aber, als ganze Völker in die Kirche Christi eingingen, mußte er Mitarbeiter von gleichem Geiste, von dem er beseelt war, gewinnen. Diese fand er in den Klöstern Englands, aus denen auch er hervorgegangen war. Auf seine Einladung hatten sich aus England zu Bonifazius gesellt: die Heiligen Lullus, Burkardus, Willibald, dessen Bruder Wunibald, Wiethbert, Witta, Megingoz. Aber auch gottbegeisterte und hochgebildete Klosterjungfrauen zogen aus England nach Deutschland, um unter der Leitung des heiligen Bonifazius in weiblichen Klöstern die Erziehung der weiblichen Jugend und die Bildung der Töchter der Großen und Fürsten zu übernehmen; so die heilige Lioba, nachherige Abtissin des von Bonifazius gegründeten Klosters zu Tauberbischofsheim; die heilige Walburgis, Abtissin von Heidenheim; die heilige Thekla, Abtissin von Kitzingen und Ochsenfurt. Aber auch aus Deutschland zog Bonifazius gelehrte und fromme Männer und Jungfrauen an sich, z. B. den heiligen Sturmius, den nachherigen Abt von Fulda, aus vornehmem, bayrischem Geschlecht, — den gelehrten Theodor, nachmals Abt von Utrecht — die heilige Adelheid, Tochter des siegreichen Karl Martell, Stifterin des Frauenklosters in Kitzingen. So hatte Bonifazius eine Schaar heiliger und gottbegeisterter Männer und Jungfrauen um sich gesammelt, die vereint mit ihm das große Werk der Christianisirung Deutschlands ausführen halfen.

Papst Gregor II. war im Jahr 731

gestorben. Sein würdiger Nachfolger, Gregor III. schenkte dem hl. Bonifazius dieselbe Liebe und dasselbe Vertrauen, wie sein Vorgänger. Sein erster Beweis der väterlichen Liebe und des größten Vertrauens in die Wirksamkeit des heiligen Bonifazius war dieser, daß er ihn zum Erzbischof erhob, mit dem Auftrage, überall, wo sich eine hinlängliche Anzahl Christen befinde, Bisthümer zu errichten, und Bischöfe zu weihen. Ermuntert durch diese Anerkennung des Papstes gründete Bonifazius noch weitere Klöster, als Fritzlar in Hessen, und das Kloster Amorbach im Odenwalde. Zwölf Jahre, nämlich von 724—736, hatte Bonifazius unermüdet am Aufbaue der Kirche in Hessen und Thüringen gearbeitet; im Jahr 736 predigte er noch in Baiern, und 737 wieder ein Jahr in Hessen und Thüringen.

Im Jahre 738 ging Bonifazius mit einer zahlreichen Begleitung seiner Schüler und Freunde zum dritten Male nach Rom, um sich mit dem Papste über mehrere kirchliche Angelegenheiten zu berathen. Der heilige Vater versah den Erzbischof mit außerordentlichen Vollmachten, und trug ihm auf, die kirchlichen Verhältnisse in dem ganzen auf dem rechten Rheinufer gelegenen Deutschland zu ordnen.

Im Frühjahre 739 kehrte Bonifazius nach Deutschland zurück. Sein erstes Werk nach seiner Rückkehr war, die traurigen kirchlichen Verhältnisse in Baiern zu ordnen, und zu diesem Zwecke theilte er Baiern in vier Bisthümer: Salzburg, Freising, Regensburg und Passau. Im Jahr 741 ging er auch im übrigen Deutschland, das er bisher als wandernder Erzbischof verwaltet hatte, daran, eine feste, kirchliche Ordnung herzustellen. Für das heutige Mainfranken gründete er das Bisthum Würzburg, als dessen erster Bischof er auf der Salzburg bei Neustadt an der Saale im Jahre 741 den heiligen Burkardus weihte, ihn in eigener Person nach Würzburg geleitete, und auf dem Grabe des heil. Kilian dem versammelten Frankenvolke als seinen ersten Oberhirten vorstellte. Für den sogenannten Nordgau gründete er das Bisthum Eichstädt, dessen erster Bischof der heilige Willibald, ein Schüler unseres Heiligen, war. Für Hessen gründete Bonifazius das Bisthum Büraburg und für Thüringen das Bisthum Erfurt. Hatte Bonifazius bisher seine Thätigkeit vorzugsweise nur dem Deutschland auf dem rechten Rheinufer zugewandt, so wandte er nun seinen Blick auch auf das übrige Frankenreich. Ihm wurden nun nebst den Bisthümern in Baiern und dem übrigen Deutschland, auch die Bisthümer in den rheinischen Landen, Constanz, Chur in der Schweiz, Mainz, Speyer, Worms und Straßburg untergeben. Er hielt Kirchenversammlungen, führte überall im Frankenreiche strenge Zucht und Ordnung ein, stellt die Autorität der Erzbischöfe und die innigste Verbindung aller Bischöfe mit dem Oberhaupte der Kirche her, so daß ihm Frankreich fast nicht minder, als Deutschland, verpflichtet ist.

War nun in Deutschland und Frankreich die Kirche der Hauptsache nach wohlgeordnet, und der christliche Glaube und das christl. Leben in erfreulichem Wachsthum begriffen, so entstand jetzt durch die Fürsorge des großen Bonifazius eine Anstalt, die der Mittelpunkt des christlichen Lebens und der heil. Wissenschaft für ganz Deutschland wurde. Es war dies die berühmte Abtei Fulda, in Mitte des Buchonischen Waldes vom heiligen Sturmius, dem ehrwürdigen Schüler des heil. Bonifazius gegründet. Dies war die Lieblingsstiftung des hl. Bonifazius; wenn er bisweilen der Ruhe bedurfte, so genoß er dieselbe im Kloster Fulda. Der erste, hl. Abt Sturmius sah schon zu seinen Lebzeiten 400 Brüder um sich in diesem Kloster versammelt. Es wurde die Pflanzstätte ausgezeichneter und heiliger Männer, eine Schule der Künste, der Gewerbe und selbst der Landwirthschaft — ein Licht für ganz Deutschland. Von Fulda aus wurde das Christenthum tief nach Sachsen hinein verbreitet.

Der heilige Bonifazius erduldet den Martyrertod.

Deutschland war, mit Ausnahme von Sachsen, christlich, in Bisthümer und Erzbisthümer eingetheilt, mit Klöstern und Schulen ausgestattet. All' dieß hatte Bonifazius vollbracht, — er war der das ganze kirchliche Leben durchwehende Odem. Eines fehlte noch; nämlich die ganze Kirche Deutschlands mußte zur Forterhaltung aller ihr so günstigen Einrichtungen unter einen einzigen kirchlichen Träger gestellt werden. Dieß war der Schlußstein, den Bonifazius in sein großes Werk noch einzufügen hatte, und dieß geschah dadurch, daß er im Jahr 745 aus Auftrag des Papstes den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz bestieg, und durch eine Bulle des Papstes Zacharias vom 4. November 748 zum Primas, das heißt obersten Bischof von ganz Deutschland, erhoben wurde. Hiedurch wurde Mainz der kirchliche Mittel- und Einheitspunkt für Deutschland, und die Wirksamkeit des heiligen Bonifazius

lebte zum unermeßlichen Nutzen Deutschlands und der ganzen Kirche fort in seinen Nachfolgern auf dem Stuhle zu Mainz.

Bonifazius hatte nun ein großes Werk vollendet, er selbst stand auf dem Gipfel der höchsten kirchlichen Würde, aber er legte jetzt den letzten Beweis ab, daß er aus den reinsten Motiven, nämlich aus Liebe zu Gott und den Menschen, und frei von jeder Eigenliebe bisher gewirkt hatte. Mit vieler Mühe erlangte er vom Papste die Erlaubniß, seine Würde als Erzbischof von Mainz und Primas von Deutschland niederlegen zu dürfen. Er weihte sofort seinen heiligen Schüler Lullus als seinen Nachfolger in seiner doppelten Würde auf dem Stuhle zu Mainz. Als einfacher Missionär hatte Bonifazius seine Laufbahn begonnen, als einfacher Missionär wollte er auch sein thatenreiches Leben beschließen. Er berief eine Kirchen-Versammlung nach Mainz, nahm rührenden Abschied von seinen zahlreichen Schülern und Freunden, von der Geistlichkeit und dem Volke und legte sein Amt unter ernsten und ergreifenden Worten in die Hände seines Schülers Lullus nieder. Als Missionär bei den heidnischen Friesen will er seine Tage beschließen. Er trug noch seinem geliebten Lullus auf, in seine Bücherkisten auch das Todtentuch zu legen, in welches einst sein Leichnam gelegt werden sollte. Desgleichen verordnete er, daß er wie ein einfacher Benediktinermönch nicht in seiner Cathedralkirche zu Mainz, sondern in der Benediktiner-Abtei Fulda begraben werde. Bonifazius fuhr mit mehreren Begleitern den Rhein hinab gegen Friesland. Dort begann er, obwohl ein fünfundsiebzigjähriger Greis, mit weißen Haaren und vom Alter gebeugt, mit der Kraft eines feurigen Jünglings seine letzte Arbeit. Predigend durchzog er ganz Friesland; überall sank vor ihm der Götzendienst, Unzählige aus dem Heidenthum nahmen das Christenthum, und des Heidenthums Herrschaft erbleichte vor dem kühnen Greise. Da verschworen sich die Heiden, ihn zu ermorden. Am 5. Juni 755, am heiligen Pfingstfeste, empfing Bonifazius, als er vielen Neugetauften auf einem freien Platze das heilige Sakrament der Firmung ertheilen wollte, von einer eindringenden heidnischen Schaar mit zweiundfünfzig Genossen den Todesstreich. Sein reiner Geist stieg zum Himmel empor, um die Palme des ewigen Friedens von Christus zu empfangen. Sein vergossenes Blut vollendete die Bekehrung Frieslands. Um seinen heiligen Leib aber stritten die Städte Utrecht, Mainz und Fulda, Jedoch siegte Fulda in seinen gerechten Ansprüchen auf den Besitz dieser kostbaren Reliquie; denn es war der Wille des Heiligen, daselbst seine irdische Ruhestätte zu finden. Seine Eingeweide wurden in Mainz begraben, sein Leib aber ward von Mainz, geleitet von ungeheuren Zügen betenden Volkes, nach Fulda gebracht, welche Stadt so glücklich ist, das Grab des großen Apostels Deutschlands zu besitzen.

Das Kloster Fulda.

Unsterblich glänzt der Name des heiligen Bonifazius in der Geschichte Deutschlands; denn ihm verdankt Deutschland nicht blos die Auferstehung zu einem christlich neuen Leben, — nicht blos den Eintritt in den Schooß der heiligen katholischen Kirche, die jetzt seit elf Jahrhunderten nach seinem Tod ihre Segnungen über Deutschlands Gauen ausgegossen hat, ihm verdanken Deutschlands Bewohner nicht nur die Theilnahme an dem Erlösungswerke, welches Christus in die Welt gebracht hat, — ihm verdankt Deutschland auch die Grundlage zu der ganzen geschichtlichen Größe, Einheit und Herrlichkeit, wodurch dasselbe als große Nation unter den übrigen Völkern leuchtet. Ohne die Vorarbeiten eines heiligen Bonifazius wäre vielleicht nie ein einiges Deutschland, ein deutsches Kaiserthum entstanden, ohne Bonifazius wäre wahrscheinlich nie, oder doch nur sehr spät Civilisation und Bildung auf deutschem Boden sichtbar geworden. Alles, sagt ein Geschichtschreiber der Gegenwart, was später in kirchlicher, politischer und geistiger Beziehung in Deutschland erwachsen ist, steht auf dem

Fundamente, welche Bonifazius gelegt hat. Deßwegen war sein Andenken unvergeßlich unsern christlichen Voreltern, ist es unvergeßlich unserer Gegenwart, und wird unvergeßlich bleiben der spätesten Nachwelt. Er ist deßhalb der Wohlthäter für Deutschland, ein wahrer „Bonifazius". Deßwegen hing die deutsche Nation jederzeit mit größter Verehrung an ihm, als ihrem großen christlichen Apostel bis in die neueste Zeit.

Im Jahr 1805 entwarf der damals regierende Herzog August von Sachsen-Gotha und Altenburg den Plan zu einem ehrenden Denkmal, welches dem heiligen Bonifazius zu Ehren im Thüringer-Wald auf dem Altenfelde bei Katterfeld, wo der Heilige die erste christliche Kirche erbaut haben soll, gesetzt wurde. Dieses Denkmal, bestehend aus einem großen gewölbten Kirchenleuchter (Candelaber), welcher auf sieben Stufen und acht Kugeln ruht, und eine von drei geflügelten Engelsköpfen gehaltene Feuerpfanne trägt, aus welcher drei Flammen aufsteigen, wurde im Jahr 1811 feierlich eingeweiht zum Zeugniß, daß in Thüringen das Andenken des heil. Bonifazius und die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn noch nicht erloschen ist.

In München hat der große und kunstsinnige König Ludwig I den Verdiensten des heiligen Bonifazius und des Benediktinerordens dem der Heilige angehörte, zu Ehren jene herrliche Basilika mit Kloster erbaut, in welcher der Fremde Stunden und abermals Stunden verweilt, und sich nicht satt sehen kann an den herrlichen bildlichen Darstellungen aus dem Leben des heiligen Bonifazius und der übrigen Misionäre in Bayern, mit welchen der große Künstler Heß die Wände dieser prächtigen Basilika geschmückt hat. Diese Basilika gibt Zeugniß, wie sehr ein ächt deutscher Fürst das Verdienst des großen Heiligen um Deutschlands Wohl und Größe zu würdigen wußte.

Die Stadt Fulda hatte im Jahre 1843 dem heiligen Bonifazius zu Ehren ein kolossalas Standbild errichtet, den Heiligen mit dem Kreuz in der Hand vorstellend und mit der Inschrift geziert: „Verbum Domini manet in aeternum," d. h. „das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit." Ein Denkmal der dankbaren Gesinnung, mit welcher Fulda erfüllt ist gegen den Gründer jenes Klosters und der Stadt Fulda selbst. Inhaltsschwer ist die Inschrift dieses Denkmals. Elf Jahrhunderte sind abgelaufen, seitdem aus Bonifazius Munde das Evangelium in allen Gauen Deutschlands erscholl; alle menschlichen Einrichtungen und Reiche der damaligen Zeit sind längst zerfallen, aber das Werk des großen Bonifazius, „die Gründung der katholischen Kirche und ihr ewig belebendes göttliches Wort" sind geblieben, und werden bleiben zu allen Zeiten. Wohl haben menschliche Leidenschaften das göttliche Werk eines Bonifazius zu zerstören versucht; wohl ist das kostbare Kleinod der Glaubenseinheit unserm deutschen Vaterlande verloren gegangen; wohl haben in unsern Tagen Unglaube und eine vermeintliche Aufklärung die ewigen Wahrheiten des Christenthums gänzlich aus den Herzen der Menschen zu verdrängen gesucht; allein wie Bonifazius alle Hindernisse besiegt hat, so wird dennoch endlich — so hoffen wir zu Gott — der Geist der Einheit über die Zwietracht, der Geist der Wahrheit und des Glaubens über den Geist der Lüge und der Verneinung, die heiligende und beseligende Kraft des Christenthums über die sittenverderbende und zerstörende Gewalt eines neuen Heidenthums siegen.

Der Leichnam des heiligen Bonifazius wird im Kloster zu Fulda beigesetzt.

Am 5. Juni 1852 waren es 1100 Jahre, seitdem Bonifazius die Marterkrone empfing und vom Schauplatze dieser Erde abtrat. Die Verjährung des Martertodes des größten Wohlthäters von Deutschland gab Veranlassung, dem hl. Bonifazius zu Ehren in Fulda und Mainz eine Säkularfeier zu begehen, welche laut durch alle Gegenden Deutschlands Zeugniß geben sollte, wie unvergeßlich und unsterblich der Name der Heiligen in der Geschichte Deutschlands steht, und wie hehre Erinnerungen sich an diesen Namen knüpfen. Beide Städte wetteiferten gegenseitig, den Todestag des Heiligen in größtem Glanz zu feiern. Einer wachsenden Lawine gleich strömten Tausende und Tausende von Verehrern des großen Apostels nach den beiden Städten, um ihm den tiefgefühlten Dank darzubringen für die hohe Gabe des heiligen katholischen Glaubens. Möge er unaufhörlich bitten am Throne Gottes bei Jesus Christus, welcher seine Kirche auf einen Felsengrund gestellt hat, für das Wohl der Kirche Deutschlands, die Bonifazius durch den unermüdeten Fleiß eines ganzen Lebens gegründet hat.

6. Juni.

Der heilige Norbert wird von einem Gewitter überfallen.

Der heilige Norbert,

Bischof von Magdeburg,

Stifter des Prämonstratenser-Ordens. — Jahr 1154.

Norbert wurde i. J. 1080 in der Stadt Xanten, in dem Herzogthume Cleve, aus einem hochadeligen Geschlechte geboren. Allein der Glanz, der von seiner Familie auf ihn zurückstrahlte, ward noch erhöht durch vorzügliche Gaben des Körpers und Geistes, und sein Fleiß in Erlernung der Wissenschaften bildete dessen glückl. Naturanlagen herrlich aus, so daß er seine gelehrte Laufbahn mit ungewöhnl. Erfolge vollendete. Anfangs ließ er sich durch die trügerischen Weltfreuden verführen, und richtete alle seine Gedanken blos dahin, in Ansehen und Ueberfluß leben zu können. Obgleich in den geistl. Stand aufgenommen, änderte er doch seine Gesinnungen nicht, und beharrte als Canoniker zu Xanten und nach empfangenem Subdiakonate immer noch bei seiner vorigen Lebensweise. Durch seinen heitern und gefälligen Sinn ward er die Seele aller Lustpartien. Stets durch neue Vergnügungen hingerissen, kehrte er nie in sich selbst zurück und stellte nie eine jener ernsten Betrachtungen an, die allein den ihn umgebenden Zauber hätte zerstäuben können. Umsonst drang man in ihn, die höheren Weihen anzunehmen; denn ein solcher Schritt würde ihn zu einer Lebensweise verpflichtet haben, an welche er nur mit Entsetzen dachte. Sein Betragen blieb unverändert am Hofe des Kaisers Heinrich IV., zu dessen Almosenpfleger er ernannt ward. Bei allen Freuden und Ehren fühlte er doch eine Lehre, die ihn wider seinen Willen mahnte, daß nur die Tugend den beseligenden Herzensfrieden geben könne. Allein er liebte seine Ketten und hatte den Muth nicht, sie zu zerbrechen und von sich zu werfen. Und es wäre um sein Seelenheil geschehen gewesen, wenn ihn Gott nicht mit mächtiger Hand ergriffen und aus dem Todesschlummer aufgeweckt hätte.

Eines Tages begab sich Norbert in Begleitung eines Dieners nach einem Dorfe in Westphalen, wo ihn seine Neigung zu Lustbarkeiten hinzog. Als er mitten auf einer schönen Wiese einherritt, zog plötzlich ein heftiger Sturm heran und schon schwebte die schauerliche Wetterwolke blitzend und donnernd über dem Haupte der Reisenden. Da er auch nirgends ein schützendes Obdach erblickte, ward er von Angst und Schrecken befallen. Endlich faßte er jedoch den Entschluß, seinen Weg fortzusetzen und ließ dem Pferde, um eher anzulangen, die Zügel schießen. Allein in demselben Augenblicke schlug ein Blitzstrahl mit furchtbarem Donner zu den Füßen seines Pferdes in die Erde. Das scheue Thier warf den Reiter ab, der beinahe eine Stunde lang wie todt auf dem Boden lag. Als er endlich wieder zur Besinnung kam, rief er in der Bitterkeit seines Herzens aus: „Herr, was willst du, daß ich thue?" und eine innere Stimme antwortete ihm: „Meide das Böse, thue das Gute! Suche den Frieden und wende dahin all' dein Thun."

Eine mit so außerordentl. Umständen begleitete Begebenheit machte den lebhaftesten Eindruck auf ihn. Unverzüglich stand der Entschluß in seiner Seele fest, sein verflossenes Leben durch aufrichtige Buße zu sühnen. Statt nach dem kaiserl. Hofe umzukehren, ging er zu seiner Kirche nach Xanten zurück, wo er unter Gebet und Entsagungen ein stilles Leben führte. Er änderte seine Lebensweise ganz und gar. Er legte seine schönen und reichen Kleider ab und zog rauhe und

armselige dafür an. Er begann zu fasten und zu hungern, in den Nächten betend zu wachen und sich schmerzvolle Abtödtungen aufzulegen. Ströme von Thränen entflossen seinen Augen, wenn er seiner Untreue gedachte und die göttliche Barmherzigkeit erwog, die ihn vor so vielen Andern verschonte, welche der Tod mitten in ihren Lastern überrascht und in das Verderben gestürzt hatte. Zwei Jahre nach seiner Bekehrung wurde er von dem Erzbischof in Köln zum Diakon und Priester geweiht. Nach einer 40tägigen Geistessammlung im Kloster des hl. Siegbert bei Köln verrichtete er in der Stiftskirche zu Xanten zum erstenmal das hochheil. Opfer und nach dem Evangelium predigte er mit allem Nachdrucke über die Kürze des menschl. Lebens und über die Unmöglichkeit, im Besitze irdischer Güter das wahre Glück zu finden. Des folgenden Tages sprach er sich auch in einer Versammlung seiner Mitbrüder kräftig über die unter ihnen eingerissenen Mißbräuche aus und stellte ihnen so ernstlich die Pflicht, ihren Lebenswandel zu ändern, vor, daß mehrere unter ihnen sich aufrichtig bekehrten. Andere aber waren sehr böse über ihn und Einer spie ihm sogar ins Angesicht. Aber der Heilige blieb ruhig und sanftmüthig. Sie verklagten ihn auch bei dem päpstl. Legaten als einen Neuerer und Heuchler, der unter dem Anscheine von Eifer für die Sittenverbesserung verderbl. Absichten verberge. Der Unschuldige sich der höchsten Verachtung würdig haltend, erlitt mit Freuden die Prüfung, welche die Vorsehung über ihn hatte kommen lassen. Als er aber nachher überlegte, daß sein guter Name ihm nothwendig sei, um zur Ehre Gottes arbeiten zu können, rechtfertigte er sich über alle gegen ihn erhobenen Beschuldigungen in einem Concilium zu Fritzlar i. J. 1118, welchem der Legat beiwohnte. Nach diesem legte er alle seine Würden in die Hand des Erzbischofs von Köln nieder, verkaufte seine Güter und theilte den Erlös unter die Armen. Als er hierauf vernahm, daß der Papst Gelasius II. zu St. Gilles in Languedoc sich aufhalte, eilte er dahin, legte, zu den Füßen des Statthalters Christi niedergeworfen, ein allgemeines Bekenntniß von seinem ganzen Leben ab und erhielt die gewünschte Lossprechung. Der Papst gab ihm nach diesem Vollmacht, allenthalben nach seinem Gutbefinden das Evangelium zu verkünden.

Obgleich es mitten im Winter war, begann doch Norbert auf der Stelle seine apostol. Arbeiten. Man sah ihn barfuß durch tiefen Schnee gehen und freudig die strengste Kälte ertragen, so brennend war sein Verlangen, Gottes Ehre zu befördern. Er beobachtete ein immerwährendes Fasten und nahm täglich, die Sonntage ausgenommen, nur einmal Speise zu sich. Er durchwanderte mehrere Länder, predigte das Evangelium und überall sproßten die schönsten Früchte hervor. Hugo, Kaplan des Bischofs von Cambray, schloß sich einige Zeit nachher dem Heiligen an, um ihn in seinen Bußpredigten zu unterstützen. Norbert durchwanderte dann, von diesem Gefährten begleitet, Brabant, Hennegau und das Lütticher Land, überall die Christen zur Buße und Lebensbesserung ermahnend. Schaarenweise strömte man den Orten zu, wo er das Wort Gottes verkündigen sollte.

Seine Predigten, bekräftigt durch sein Beispiel, bewirkten unzählige Bekehrungen. Getrennte Gemüther versöhnten sich wieder; Wucherer gaben das unrecht erworbene Gut zurück, und Sünder aller Art beeiferten sich, ihre Unordnungen zu verlassen. Ueber diese durch den hl. Bußprediger gewirkte Umwandlung war der Bischof Bartholomäus so hoch erfreut, daß er ihn bat, sich in seinem Bisthume einen Ort zur Erbauung eines Klosters auszuwählen. Norbert ersah sich ein ödes Thal, Premontre genannt, im Forste v. Coucy und bevölkerte das neue Ordenshaus mit 13 Schülern, die unter seiner Leitung leben wollten. Bald aber kamen noch mehrere und die Genossenschaft belief sich in Kurzem auf 40 Personen. Diese legten dann am Weihnachtsfeste des Jahres 1121 die Gelübde ab. Und so entstand der neue Orden, der eigentlich nur eine Verbesserung der regulirten Chorherren war. Die Prämonstratenser führten ein strenges Leben nach der Regel des hl. Augustinus, und trugen ein weißes Kleid, zum Zeichen, daß sie auf Erden zu den Verrichtungen der Engel, zum Lobgesange des Herrn, bestimmt seien.

Unter den Genossenschaften, die der Heilige an verschiedenen Orten gründete, ist jene zum hl. Michael in Antwerpen zu bemerken. Diese damals zum Bisthume Cambray gehörige Stadt, bestand nur aus einer Pfarrei, in welcher aber, aus Nachlässigkeit ihres unwürdigen Hirten, die größten Unordnungen herrschten. Ein Irrlehrer, Namens Tankelin, dem es übrigens nicht am Geiste mangelte, benützte diesen unglückl. Umstand, um in dieser Stadt seine Lehren zu verbreiten. Er lehrte öffentlich, man müsse den Priesterstand verwerfen, und die Eucharistie sammt den anderen Sakramenten gewähren keinen Seelennutzen. Es konnte nicht fehlen, daß er Anhänger fand, und daß seine Irrthümer sich in den Bisthümern Cambray, Utrecht und in anderen benachbarten Ländern ausbreiteten. Er gewann das Volk durch üppige Gastmähler und durch Gestattung eines verabscheuungswürdigen Sittengräuels. Allein die verdiente Strafe seiner Laster blieb nicht lange aus. Er wurde i. J. 1115 in einem Aufruhr, denn er selbst erregt hatte, gemeuchelt. Indessen war mit seinem Tode die öffentl. Ruhe noch nicht hergestellt, sondern seine Anhänger jetzt wüthender als jemals, stürzten das ganze Land in Verwüstung und Jammer. Da die Geistlichkeit keine Hilfe zu schaffen wußte, ersuchte sie den heil. Bußprediger Norbertus, dem Uebel zu steuern.

Der Heilige predigte dann, unterstützt von mehreren Chorherren von Antwerpen, mit feuriger Begeisterung und gewaltiger Kraft. Und der Herr segnete seinen Eifer; die Irregeführten bekehrten sich und die Mißstände schwanden. Er belebte aufs neue die Andacht des Volkes zum hl. Altarssakrament und hatte die Freude, allenthalben und schöner, denn zuvor, Frömmigkeit und heil. Zucht emporblühen zu sehen. —

Obgleich der neue Orden von dem Legaten des Papstes Calixtus II. genehmigt war, hielt es Norbert doch für nothwendig, eine feierliche Bestätigung desselben einzuholen. Deshalb reiste er i. J. 1125 nach Rom, wo Papst Honorius II. eine Bestätigungsbulle für den neuen Orden ausfertigen ließ.

Unter der Zahl derer, welche Aufnahme in den neuen Orden suchten, war auch ein hochangesehener französ. Edelmann, Theobald mit Namen. Ihn aber hieß der Heilige in dem Berufe verharren, den der Herr ihm angewiesen, indem er, durch treue Pflichterfüllung sich heiligend mehr Gutes wirken könne in der Welt, als in einem Kloster, in das ihn Gott nicht rufe. So betrachtete der Heilige die klösterliche Zurückgezogenheit als ein Mittel, das für Manche nothwendig sei, ihr Heil zu sichern, für Manche nützlich, ihre Bestimmung für den Himmel leichter zu erreichen, und dem Allgemeinen dazu dienlich, durch Streben nach höherer Vollkommenheit seinen Mitchristen ein gutes Beispiel zu geben und an ihrem Seelenheil zu arbeiten. Er war aber keineswegs der Meinung, daß ein sonst tugendhafter Mann seinen früheren Wirkungskreis verlassen und sich in's Kloster zurückziehen solle, indem Jeder, der sein Seelenheil sichert und das seines Mitmenschen fördert, Gottes Willen entspricht, wessen Standes er immer sein mag. Auch Norbert selbst war nicht bestimmt, beständig in der Einsamkeit zu leben. Die Vorsehung fügte es, daß er nach Speyer kam, wo Kaiser Lothar II. einen Reichstag hielt, auf welchem die Abgeordneten von Magdeburg erschienen, um einen Nachfolger ihres verstorbenen Erzbischofs zu erhalten. Es wurden dem Kaiser zwei vorgeschlagen zu dieser Würde: allein Beide umgehend, wählte er den heil. Norbert, der auch von den Abgeordneten mit größter Freude aufgenommen wurde. Nur Norbert war untröstlich und konnte nur durch das Ansehen der Legaten zur Annahme der Wahl bewogen werden. Der neue Erzbischof reiste dann ohne Verzug mit den Abgeordneten von Magdeburg ab. Dem ihn empfangenen Zuge folgte er barfuß und in ärmlicher Kleidung in die Kirche und dann in den erzbischöflichen Palast. Hier verweigerte ihm Anfangs, wegen seines unscheinbaren Aeußeren, der Thürhüter den Eingang, bis man ihn eines Besseren belehrte. „Mein Bruder!“ sagte ihm bei dieser Gelegenheit der Heilige, „du kennst mich besser, als Jene, die mich zu dieser Würde erhoben haben.“

Der heilige Norbert gründet das Kloster bei Coucy.

Der neue Erzbischof minderte Nichts in seiner bisherigen strengen Lebensweise; nur erschien seine Demuth bewunderungswürdiger als in den Klostermauern. Seine Predigten und sein Beispiel gaben seinen Arbeiten, die er zu Verbesserung seines Sprengels unternahm, eine mächtig wirkende Kraft und die eingeschlichenen Mißbräuche schwanden unter seiner oberhirtlichen Leitung. Er hatte keine Feinde, als die unverbesserlichen Sünder, die ihn mit Unbilden überhäuften und ihm sogar nach dem Leben trachteten. Doch verlor er unter all diesen Prüfungen seine Seelenruhe nicht. Er sagte ohne die mindeste Beängstigung: „Sollte man sich wundern, wenn der böse Feind, nachdem er Christum, unser göttliches Haupt, so sehr mißhandelt hat, jetzt seine Glieder angreift?“

Versöhnlich gegen alle seine Feinde, zeigte er sich allzeit bereit, zur Vertheidigung der Wahrheit und Gerechtigkeit sein Blut hinzugeben. Mit Geduld und Muth beseitigte er in drei Jahren alle Hindernisse, welche sich der Ausrottung der Mißbräuche entgegenstellten. Hierauf unternahm er eine Bereisung seiner Diöcese, die er mit segensreichem Erfolge beendigte. Vereint mit dem heil. Bernhard suchte er auch die unselige Spaltung zu heben, welche damals die Kirche verwirrte, und er hatte die Freude, seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt zu sehen. Nachdem er aber von einer Reise nach Italien, die er in dieser heilbringenden Absicht unternommen hatte, zurückgekehrt war, befiel ihn eine Krankheit, an welcher er nach viermonatlichen Leiden, am 6. Juni des Jahres 1134, starb. Er war in seinem 54. Lebensjahre, im achten seines erzbischöflichen Wirkens. Gregor XIII. setzte ihn 1582 unter die Zahl der Heiligen.

Der heilige Philippus,

Einer der sieben ersten Diakone.

Erstes Jahrhundert.

Als sich durch die ersten Predigten des hl. Petrus die Anzahl der Gläubigen beträchtlich vermehrt hatte, erwählten die Apostel, um einzig dem Dienste des Wortes obliegen zu können, 7 Männer voll der Weisheit und des Geistes Gottes, welchen sie die Obsorge für die Armen übertragen könnten. Man nannte sie Diakone, d. h. Diener. Der hl. Philippus steht als der Zweite in dem Verzeichniß, das uns der hl. Lukas von ihnen überliefert hat. Er war, nach dem hl. Isidor von Pelusium, aus Cäsarea in Palästina gebürtig.

Der Kreis der Amtsverrichtungen der Diakone war jedoch keineswegs auf die Fürsorge für die Armen allein beschränkt, welche die erste Ursache ihrer Einsetzung gewesen zu sein scheint. Sie waren auch Ausspender der heil. Geheimnisse, wie man aus dem ersten Briefe des heil. Paulus an die Corinther (1. Corinther 11) ersieht.

Die Diakone wurden durch Handauflegung zu ihrem Amte geweiht. Der hl. Paulus verlangt von ihnen dieselbe Gesinnung, wie von den Priestern und Bischöfen, und verordnet, daß sie erst nach genauer Prüfung zum Dienste der Kirche aufgenommen werden sollten. Sie theilten oft den Gläubigen den Kelch aus und es ist, zufolge den hl. Büchern, unzweifelhaft, daß sie auch zum Beistande der Priester bei der Eucharistie eingesetzt wurden; ja, es scheint dieß auch einem ausdrücklichen Gebote des Herrn zufolge geschehen zu sein.

Der hl. Ignatius nennt sie in seinem Briefe an die Trallenser: „Diener der Geheimnisse Christi“ und befiehlt den Smyrnäern, sie als „Diener des Herrn“ zu ehren. In seinen andern Briefen gesellt er sich allezeit den Priestern und Bischöfen zu. Der hl. Cyprian nennt sie „Diener des bischöfl. Amtes und der Kirche“; die gewöhnl. Amtsverrichtung der Diakone war eine dreifache: 1) Standen sie dem Priester während der Wandlung der Eucharistie zur Seite; dieß beweisen die bekannten Worte des hl. Laurentius an den Papst Sixtus, welche der hl. Ambrosius anführt. 2) Ertheilen sie in Abwesenheit des Priesters die Taufe. 3) Verkündeten sie das Wort Gottes.

Der hl. Philippus nun war ein so feuriger und beredter Verkündiger des Evangeliums, daß er in der Apostelgeschichte den Beinamen: „Evangelist“ erhält: Nach dem Martyrertod des 1. Blutzeugen, des hl. Stephanus, und nach Zerstreuung der Jünger des Herrn trug er die Leuchte des Glaubens nach Samarien. Das Volk dieses Landes hörte begierig seine Lehren; eine große Anzahl bekehrte sich beim Anblick der glänzenden Wunder, durch die er die Wahrheit der von ihm verkündigten Lehre bekräftigte. Denn er machte die unheilbarsten Kranken wieder gesund und trieb die bösen Geister aus den Leibern der Besessenen.

In dieser Zeit war es auch, wo Simon der Zauberer, aus Gitton, einer kleinen Stadt Samariens gebürtig, großes Aufsehen machte. Vor der Ankunft des hl. Philippus hatte er sich einen großen Ruhm erworben, indem er durch seine Zauberblendwerke einen großen Theil des Volkes verführte. Alle, vom Größten bis zum Kleinsten folgten ihm nach und sprachen: Dieser ist die große Kraft Gottes. (Apostelgeschichte 8, 10.)

Wie sich der böse Feind ehedem der Schwarzkünstler des Pharao bedient hatte, um die Wirkung der Wunder Moses zu vernichten, so bediente er sich jetzt dieses schlauen Betrügers, um den Wundern Jesu Christi täuschende Wunderdinge entgegenzusetzen. Allein Gott, der zuließ, daß die Treue seiner Diener auf eine solche Probe gestellt würde, gab auch die Mittel, den Betrug zu entdecken und in seiner ganzen Blöße darzustellen. Er gab daher dem hl. Philippus die Kraft, also glänzende Wunder zu verrichten, daß der Zauberer von ihrem Scheine geblendet und verwirrt war. Simon begehrte selbst, als er das Volk zu dem Heiligen hineilen sah, die Taufe und glaubte an Christus oder heuchelte wenigstens diesen Glauben. Nach empfangener Taufe schloß er sich ganz besonders an Philippus an, in der Hoffnung, die Gewalt zu erlangen, ähnliche Wunder zu wirken, wie dieser.

Da die Apostel zu Jerusalem erfahren hatten, was in Samaria geschehen war, sandten sie Petrus und Johannes dorthin, um den Neubekehrten die Hände aufzulegen, d. h. um ihnen die hl. Firmung, die nur die Bischöfe ausspenden, zu ertheilen. In den ersten Zeiten des Christenthums war der Empfang dieses Sakramentes gewöhnlich v. mehreren äußeren Gaben begleitet. Dieß ereignete sich damals auch bei den Samaritern.

Simon, der die wunderbaren Wirkungen sah, welche die Handauflegung der Apostel hervorbrachte, sagte zu diesen, indem er ihnen Geld anbot: „Gebet auch mir die Gewalt, Jedem durch Auflegen meiner Hände den hl. Geist mitzutheilen.“ Allein der hl. Petrus antwortete ihm: „Ins Verderben mit dir und deinem Gelde; daß du meintest, die Gabe Gottes sei um Geld feil! Du hast keinen Antheil daran, denn dein Herz ist nicht redlich vor Gott. Darum thue nun Buße für deine Thorheit und flehe zu Gott, ob dir etwa möchte vergeben werden das Ansinnen deines Herzens! denn ich sehe, du bist voll bitterer Galle und in den Banden der Ungerechtigkeit.“ In dieser bösen Gesinnung konnte Simon die Gaben des heil. Geistes oder doch wenigstens die heiligmachende Gnade nicht empfangen. Indessen sagte er doch, aus Furcht vor zeitlichen Uebeln, zum heil. Petrus: „Flehet ihr für mich zum Herrn, daß Nichts von dem über mich

komme, was ihr sprachet." Von diesem Frevel des Zauberers Simon hat die Simonie, die Sünde derer, die geistliche Stellen um Geld kaufen oder verkaufen, ihren Namen erhalten. Diese, göttlicher Satzung und natürlichem Rechte gleich sehr widerstrebend, wird im kanonischen Rechte gewöhnlich mit dem Namen „Ketzerei Simon's, des Zauberers" bezeichnet. Die Schrift schweigt von jetzt an von diesem Betrüger. Man vermuthet jedoch, auf ihn und seine Schüler sei zu beziehen, was der hl. Paulus und Judas sagen, und gegen ihn habe der hl. Jakobus die Notwendigkeit der guten Werke bewiesen. Auch glaubt man, sie seien jene falschen Propheten, welche der heilige Petrus mit so furchtbaren Farben geschildert hat. Der Anblick der Heuchelei Simons des Zauberers und die Hindernisse, welche dieser boshafte Betrüger der Verbreitung des Evangeliums entgegensetzte, schmerzte zwar den hl. Philippus tief, allein die Erinnerung an die vielen Widersprüche, die Christus selbst in der Absicht, seine Jünger zu unterrichten und sie Geduld und Sanftmuth zu lehren, von Seiten der verstockten Sünder erfahren hatte, gab auch ihm Sanftmuth und Geduld, welche das frohe Bewußtsein, durch Besiegung der entgegengestellten Hindernisse seine apostolischen Verdienste vor Gott zu vermehren, noch erhöhte.

Der hl. Philippus war vermuthlich noch in Samaria, als ihm ein Engel des Herrn erschien und ihm befahl, gen Mittag zu ziehen, auf den Weg, der von Jerusalem nach Gaza führte. Auf dieser Reise traf er den Kämmerer und Oberschatzmeister der Königin Candace von Aethiopien, der als Jude den Tempel zu Jerusalem besucht hatte und damals gerade auf dem Rückwege in sein Land begriffen war. Seine Liebe zu den hl. Büchern war so groß, daß er auf seinem Wagen den Propheten Jesaias las und eben die Stelle vor sich hatte: „Er ward wie ein Schaf zur Schlachtung geführt, und wie ein Lamm verstummt vor seinem Scheerer, that er den Mund nicht auf. Man riß ihn fort aus dem Verhaft und dem Gericht; doch wer beschreibet seine Zeitgenossen? Denn er ward abgeschnitten aus dem Lande der Lebenden; getödtet für die Sünden meines Volkes." Der hl. Philippus eröffnete dem Kämmerer das richtige Verständniß dieser Stelle und taufte ihn, nachdem er ihn vollkommen in dem Glauben unterrichtet hatte. Der Kämmerer zog voll Freude in sein Land und verkündete da die Lehre Jesu Christi. Die Abyssinier haben ihn allezeit für ihren Apostel gehalten.

Der hl. Philippus fand sich plötzlich nach Azot versetzt, wo er Jesum verkündete, wie er in allen Städten that, durch die er reiste, bis er zu Cäsarea, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, anlangte. Als der hl. Paulus i. J. 58 nach Cäsarea kam, wohnte er in dessen Hause. Der hl. Philippus hatte vier Töchter, die alle die Gabe der Weissagung besaßen. Nach dem hl. Hieronymus blieben sie, sei es nach einem Gelübde, sei es aus frommem Sinne, in ewiger Jungfrauschaft. Derselbe Vater setzt bei, daß diese Gabe der Weissagung, durch die sie ausgezeichnet wurden, eine Belohnung ihrer jungfräulichen Keuschheit gewesen sei.

Wahrscheinlich starb der hl. Philippus zu Cäsarea. Etwas bestimmtes über sein letztes Wirken und seinen Tod ist uns zwar nicht überliefert, aber keinesfalls darf man ihn, wie einige Schriftsteller irrigerweise gethan haben, mit dem hl. Apostel Philippus verwechseln, der zu Hierapolis gestorben ist.

7. Juni.

Der heilige Paulus,

Bischof von Konstantinopel, Martyrer.

Jahr 350.

Der hl. Paulus, gebürtig von Thessalonich, war i. J. 340 Diakon der Kirche v. Konstantinopel, als ihn Alexander, Bischof dieser Stadt, zu seinem Nachfolger erkor. Er ward auch, dem letzten Willen Alexanders gemäß, gewählt, und dieß um so bereitwilliger, da er, geschmückt mit der Gabe des Wortes, und von glühendem Eifer für den kathol. Glauben beseelt, bisher der Schrecken der arianischen Sekte gewesen war.

Macedonius aber, der nach derselben Würde strebend in Paulus nur einen verhaßten Nebenbuhler sah, beschloß dessen Untergang und schmeichelte sich um so mehr, seine Absicht zu erreichen, als er von den Ketzern, welche eine mächtige Partei bildeten, unterstützt wurde. Die Verläumdung war das Mittel, das er gebrauchte. Da aber die verschiedenen Anklagen, die er gegen den neuen Bischof anspann, der Art waren, daß sie sogar aller Wahrscheinlichkeit entbehrten, sah er sich genöthigt, von denselben abzustehen. Er schien sogar sein Vergehen zu bereuen und spielte den Heuchler so gut, daß ihn Paulus kurz nachher zur priesterl. Würde erhob. Indessen strebte Eusebius, einer der vornehmsten Häupter der Arianer, der sich gegen die Satzungen der hl. Kanonen von dem bischöfl. Sitze von Berytus auf jenen von Nikomedien zu erheben gewußt hatte, nach der bischöflichen Würde der Kaiserstadt Konstantinopel. Er erneuerte daher die alten Verläumdungen, indem er vorgab: 1) Paulus habe vor Empfang der hl. Weihe ein unordentl. Leben geführt. 2) Er sei ohne die Einwilligung der Bischöfe v Heraklea und Nikomedien, der Metropoliten, gewählt worden, deren Beistimmung doch zur Giltigkeit der Wahl unumgänglich nothwendig sei, und 3) seine Wahl sei in der Abwesenheit des Kaisers Konstantius geschehen. Die zwei ersten Klagepunkte wurden leichtlich widerlegt. Den dritten aber vergrößerte man bei dem Fürsten so sehr und stellte ihn demselben so listig als eine offenbare Verachtung der kaiserl. Würde vor, daß der Heilige in einer blos aus arianischen Bischöfen bestehenden Versammlung seiner Würde entsetzt wurde. Eusebius erntete sodann die Früchte seiner ehrgeizigen Ränke, indem er sich i. J. 340 auf den Stuhl von Konstantinopel schwang.

Da sich Paulus des Einflusses halber, den die von dem Kaiser beschützten Arianer genoßen, seiner Heerde unnütz sah, zog er sich in's Abendland zurück, wo Constans regierte. Dieser Fürst, sowie der hl. Maximinus v. Trier, empfingen ihn mit den größten Ehrenbezeugungen. Nach kurzem Aufenthalt in Trier begab er sich nach Rom, wo er den hl. Athanasius fand, und dem Concilium beiwohnte, das der Papst Julius i. J. 341 daselbst hielt. Die Väter dieses Conciliums versammelten sich in der Kirche, wo Viktor das Volk, dessen Priester er folglich war, zu unterrichten pflegte. Eben dieser Viktor ist es, der mit Vincentius und Hosius als Legaten des hl. Silvesters dem Concilium von Nicäa beigewohnt hatte.

Der hl. Paulus wird von Constans empfangen.

In eben dieser Synode wurde entschieden, daß der hl. Athanasius, der hl. Paulus und Marcellus von Anchra wieder auf ihre vorigen bischöfl. Sitze eingesetzt werden sollten. Der Papst Julius sandte sie daher, kraft seines Ansehens, das er in der Kirche hatte, mit einem Kreisschreiben an die morgenl. Bischöfe zurück, worin er die Wiedereinsetzung der drei Kirchenvorsteher verordnete. Dieser Brief ist uns von dem hl. Athanasius aufbewahrt worden. Julius mißbilligte das Verfahren der Arianer, insbesondere, weil sie es gewagt hatten, die Bischöfe der vorzüglichsten Sitze, welchen die Apostel vorgestanden, zu richten, ohne ihn, wie dieß gewöhnlich geschah, vorläufig davon benachrichtigt zu haben.

Der hl. Paulus kehrte wieder nach Konstantinopel zurück, konnte jedoch seinen Sitz erst wieder nach dem Tode des Eusebius, i. J. 342, erlangen. So willkommen aber seine Einsetzung den Katholiken war, so unwillkommen war sie den Arianern. Diese letztern, an der Spitze Theognis von Nicäa und Theodor von Heraklea, wählten also ihrerseits den Macedonius sich zum Bischofe. Dieser Schritt erregte einen heftigen Aufruhr; die ganze Stadt griff zu den Waffen und mehrere Personen verloren das Leben. Constantius, der sich damals zu Antiochien aufhielt, gerieth bei dieser Nachricht in Wuth und befahl seinem Feldhern Hermogenes, welcher nach Thracien zog, den Weg durch Konstantinopel zu nehmen und den hl. Bischof aus der Stadt zu vertreiben. Hermogenes fand alles in der größten Verwirrung und seine Bemühungen, die erhaltenen Aufträge zu vollziehen, vermehrten nur noch die Unruhen, anstatt sie zu beenden; ihn selbst kosteten sie das Leben. Diese dem Kaiser selbst in Person seines Dieners zugefügte Beleidigung bewog ihn, selbst nach Konstantinopel zu reisen, obwohl es

mitten im Winter war. Zwar ließ er sich durch die Bitten des Senats, der um Gnade für das Volk flehte, besänftigen, rächte sich aber an Paulus durch dessen Verbannung. Indeß verweigerte er auch dem Macedonius d. Bestätigung, weil dieser des Aufruhrs mitschuldig war.

Ueber den Ort d. Verbannung weiß man zwar Nichts genaues; indeß scheint sich der Heilige von Neuem nach Trier zurückgezogen zu haben. Im Jahre 344 finden wir ihn wieder in Konstantinopel, wohin er mit Empfehlungsschreiben des abendländischen Kaisers gekommen war. Constantius willigte jetzt in seine Wiedereinsetzung, aus Furcht, im widrigen Falle von seinem Bruder mit Krieg überzogen zu werden.

Die Lage des hl. Bischofs war jedoch so mißlich, wie vorher. Die Arianer, welche ihren Einfluß beim Kaiser stets behielten, überhäuften ihn mit tausend Kränkungen. Er hoffte von dem Concilium, das im Jahr 347 zu Sardika gehalten wurde, einige Hilfe; die Angelegenheiten seiner Kirche änderten sich jedoch nicht. Die Eusebianer versammelten sich vielmehr zu Philippopolis und sprachen den Bannfluch gegen den hl. Paulus, den hl. Athanasius, den Papst Julius und mehrere andere Bischöfe aus, die als eben so viele Grundsäulen den kathol. Glauben aufrecht erhielten. Die Mißhandlungen, welche die Rechtgläubigen zu erdulden hatten, vermehrten sich nach dem Tode des Constans, der im Jahr 350 erfolgte.

Da Constantius nichts mehr von Seiten seines Bruders zu fürchten hatte, erklärte er sich lauter als je zu Gunsten der Irrlehrer. Angefeuert durch ihre Reden, schickte er seinen Befehl an Philippus, seinen Präfectus Prätorio (Garde-Obersten), daß er Paulus aus seiner Kirche und aus der Stadt Konstantinopel vertrieb, um den Macedonius an dessen Stelle zu setzen. Der Präfekt war zwar für die Partei der Arianer gewonnen, allein aus Furcht, das Volk, welches mit Liebe an seinem Hirten hing, möchte sich für ihn empören, wagte er es nicht, Gewalt anzuwenden. Er ließ daher den Paulus heimlich in eines der Stadtbäder bescheiden. Hier zeigte er dem Bischofe den Befehl des Kaisers.

Der Heilige unterwarf sich ohne die geringste Widersetzlichkeit, wiewohl seine Absetzung gegen alle Kirchensatzungen war. Inzwischen hatte sich das Volk, welches irgend eine böse Absicht muthmaßte, haufenweise am Thore des Bades versammelt. Deßwegen ließ Philipp, um einen Aufruhr zu vermeiden, den Bischof durch die Hinterthüre hinausgehen und unter starker Bedeckung in den nahen Palast führen. Paulus wurde sodann nach Thessalonich geschleppt, ohne daß man ihm jedoch den Ort seiner Verbannung bestimmt hätte. So genoß er Anfangs die Freiheit, zu wohnen, wo er wollte. Allein seine Feinde beschuldigten sich selbst bald der Nachsicht und ließen ihn, mit Ketten beladen, nach Singara in Mesopotamien abführen. Von da schleppte man ihn nach Emesa, in Syrien, dann nach Cucusa, einer kleinen in den Wüsten des Taurusgebirges, auf der Grenzscheide zwischen Cappadocien u. Armenien gelegenen Stadt, wo die Luft äußerst ungesund war. Da wurde er in einen finstern Kerker eingeschlossen und dem bittersten Mangel Preis gegeben. Seine Feinde gingen sogar so weit, daß sie verboten, ihm irgend eine Nahrung zu reichen. Als sie ihn 6 Tage nachher dennoch am Leben fanden, erdrosselten sie ihn auf meuchelmörderische Weise und verbreiteten das Gerücht, er sei an einer Krankheit gestorben. Sein Martertod ereignete sich i. J. 350 oder 351.

Der hl. Athanasius erfuhr alle angegebenen Umstände von einem arianischen Hauptmanne, Namens Philagius, der selbst zugegen war, als der hl. Paulus vollendete.

Philipp entging dem göttl. Strafgericht nicht; er wurde einige Jahre nachher selbst seiner Würden und Güter beraubt und zur Landesverweisung verurtheilt.

Nach dem Tode des hl. Paulus blieben die Arianer im Besitze der Kirche von Konstantinopel, indem sie sich auch bis zum Jahr 369 behaupteten, wo der hl. Gregor von Nazianz zum Bischof dieser Stadt ernannt wurde.

Den Leib des hl. Paulus brachte man nach Ancyra in Galatien; und als ihn Theodosius i. J. 381 nach Konstantinopel hatte übertragen lassen, setzte man ihn in der großen Kirche bei, welche von Macedonius erbaut wurde und seit dieser Zeit immer unter dem Namen des hl. Paulus vorkommt.

Die Reliquien des hl. Bischofes von Konstantinopel wurden i. J. 1226 nach Venedig gebracht, wo sie in der Kirche des hl. Laurentius, welche einem Benediktinerkloster zugehört, aufbewahrt werden.

Der Kaiser Constantius hielt den Katholiken die Wohlfahrt seiner Regierung als einen Beweis von der Wahrheit und Kraft der von ihm vertheidigten Sache vor. Er wußte ohne Zweifel nicht, daß irdisches Glück und Wohlergehen in Betreff der unbußfertigen Sünder das schrecklichste aller Gerichte Gottes ist. Das zeitliche Wohl verblendet sie und sie gleichen, wie Lucius Felix unvergleichlich schön sich ausdrückt, Schlachtopfern, welche man zum Schlachten gemästet und zum Opfer gekrönet hat.

8. Juni.

Der heilige Medardus,

Bischof von Noyon.

Jahr 545.

Der hl. Medardus, einer der berühmtesten Bischöfe der Kirche von Frankreich im 6. Jahrhundert, ward um das Jahr 457 zu Salency, in der Picardie, geboren. Nectard, sein Vater, stammte aus einem edlen fränkischen Geschlechte. Seine Mutter, Protogia, war aus einer alten röm. Familie, die sich in Gallien niedergelassen hatte. Sie hatte ihrem Gemahl große Reichthümer zugebracht, unter andern das Gut

Salency, eine halbe Stunde von Noyon. Protogia, eine sehr fromme Matrone, bildete ihren Sohn durch ihre Lehren und durch ihr Beispiel frühzeitig zur Tugend heran. Nectard, der ihr nach Gott seine Bekehrung zum Christenthum zu verdanken hatte, unterstützte sie aus allen Kräften und trug nicht wenig zur Wirksamkeit ihrer Sorgfalt bei, welche sie auf die Erziehung des jungen Medardus verwandte.

Der Heilige bewies von seiner Kindheit an ein zärtl. Mitleid für die Armen. Als er z. B. einmal zu Salency einen blinden Bettler sah, der beinahe ganz nackt war, gab er ihm sein Kleid, und da man ihn fragte, was er gethan habe, sagte er: „Ich sah das Elend und die Blöße des Blinden, der doch auch ein Glied ist am Körper Jesu Christi; es drang mir ins Herz und ich konnte ihm einen Theil meiner Kleider nicht versagen."

und baten den Bischof, ihn in der Wissenschaft der hl. Schrift zu unterrichten. Der Schüler setzte da bald durch seine schnellen Fortschritte, besonders aber durch seine Inbrunst und Beharrlichkeit im Gebete, durch seine Zerknirschung, welche ihm bei den Andachtsübungen eine beständige Thränenquelle öffnete, durch die Pünktlichkeit und Bereitwilligkeit seines Gehorsams, durch die Strenge und Ausdauer seiner Abtödtungen und durch seine außerordentl. Demuth seinen Lehrer in Staunen. Bei allen diesen Vorzügen sah er dennoch in sich Nichts als Feigheit und Unvollkommenheit u. beklagte sich oft, daß ihm nicht gestattet sei, Buße zu thun.

In seinem 33. Jahre zum Priester geweiht, leuchtete er als ein glänzender Stern unter der übrigen Geistlichkeit. Er predigte dem Volke mit einer Salbung, daß die härtesten Herzen gerührt wurden. Und die Herzen, welche seine Predigten erweichten, riß

Der heilige Medardus schützt die Nonnen von Vermand gegen die Barbaren.

Da er die Heerden seines Vaters hüten mußte, wie dieß ehedem in Frankreich üblich war, wo die Kinder angesehener Familien sich nicht schämten, den alten Hebräern nachzuahmen, beraubte er sich oft seines Mittagsmahles, um es unter die Dürftigen auszutheilen. In einem Alter, wo man kaum weiß, was es heißt, seine Begierden unterdrücken, fand er schon in dem Fasten seine Wonne. Diese Tugenden waren bei ihm verbunden mit dem Geiste des Gebetes und der stillen Zurückgezogenheit und mit vollkommener Reinheit des Leibes und der Seele.

Als er fähig war, sich den ernsteren Wissenschaften zu widmen, schickte man ihn nach Vermand, der Hauptstadt der Provinz, dann nach Tournay, wo Childerich I. seinen Hof gehalten haben soll. Aber der Glanz menschl. Größe hatte für ihn keine Reize, indem er nur an dem, was Gottes war, Geschmack fand. Seine Eltern, hocherfreut über die glückl. Anlagen der Tugend, welche ihr Sohn zeigte, riefen ihn nach Vermand zurück

sein Beispiel mit unwiderstehlicher Kraft dahin. Alle seine freie Zeit widmete er dem Gebete und der Betrachtung. Er fastete streng und ununterbrochen. In der Sanfmuth und Demuth brachte er es so weit, daß er seiner Begierlichkeit und seinem Willen gänzlich abgestorben war. Immer über sich selbst Meister, besaß er eine unzerstörbare Gleichmüthigkeit. Erhaben über jedes Uebermaß der Freude und Traurigkeit, war er bei allen Umwandlungen der menschl. Dinge nie übermäßig froh, aber auch nie zu sehr niedergeschlagen. Er war leutselig, geduldig, und ergeben in Widerwärtigkeiten, demüthig, herablassend und wohlthätig im Glücke.

Als im Jahr 530 Alomer, Bischof des Landes, gestorben war, vereinigten sich die Stimmen aller Wähler für den heiligen Medardus. Er ward daher von dem heiligen Remigius geweiht, der 496 den Chlodwig getauft hatte und damals ein hochbetagter Greis war.

In seinem bischöfl. Amte änderte er nichts von seiner bisherigen Lebensweise, sondern verband damit auch noch alle Arbeiten oberhirtl. Sorgfalt. Und mit den steigenden Jahren glaubte er auch seinen Eifer für sein und seiner Heerde Heil verdoppeln zu müssen. Sein apostol. Eifer konnte sich nicht auf den Umfang seines Sprengels beschränken, obgleich er da viele Arbeiten hatte. Ueberall sah man ihn, wo es sich um Beförderung der Ehre Gottes und die Ausrottung der hie und da noch bestehenden Abgötterei handelte. Lästerungen und Verfolgungen gegen seine Person waren für ihn ein Gegenstand der Freude und er siegte über sie durch sein Stillschweigen, seine Sanftmuth und seine Geduld. Das Schmerzlichste für ihn aber war, daß er seine Diözese von den Hunnen und Vandalen verwüstet sehen mußte; allein diese Prüfung war für ihn eine Quelle der Verdienste durch die heldenmüthigen Tugenden, die er ausübte. Er war stets ein Vater und Tröster der Betrübten.

Da die Stadt Vermand durch die Kriege in bedauernswerthen Zustand versunken und den immer wieder erneuten Einfällen der Barbaren ausgesetzt war, verlegte der Heilige seinen Sitz nach Noyon. Seit jener Zeit hatte sich die alte, ehedem so blühende Hauptstadt nicht mehr aus ihren Ruinen erheben können. Und es stand in den letztern Zeiten nichts mehr auf jener Stelle, als eine Abtei, welche immer noch den Namen Vermand trug.

Die Stadt St. Quentin, die nicht weit davon entfernt ist, ward die Hauptstadt jenes Theils der Picardie, welcher Vermandois genannt wurde. Die andern Provinzen Frankreichs beneideten das Glück dieses Landes, daß es einen so hl. Hirten besaß und wollten wenigstens auch unter seiner hl. Obhut stehen. Dieser Ursache wegen begehrte ihn das Volk und die Geistlichkeit von Tournay nach dem Tode des hl. Eleutherius, ihres Bischofes, zu ihrem Oberhirten, worin sie von Clotar I., dem Sohne Chlodwigs unterstützt wurden. Auch der hl. Remigius, ihr Metropolite, stimmte ihren Wünschen, deren Beweggrund ihm ein sehr reiner schien, bei, und da er sah, daß daraus viel Gutes zur Verbreitung des Evangeliums entspringen könne, und daß der Papst seine Einwilligung gebe, vermochte er den hl. Medardus, die Leitung beider Diözesen zu übernehmen, welche auch nachher mit einander vereinigt blieben und 500 Jahre lang nur einen Bischof hatten.

Ein Theil des Bisthums Tournay lag aber noch in den Finsternissen des Heidenthums. Medardus besuchte deßwegen alle Orte, wo noch Götzendiener waren, und versuchte, sie ihrem Aberglauben und dem damit verbundenen Sittenverderbnisse zu entreißen. Hindernisse stemmten sich ihm entgegen, Lebensgefahren stürmten auf ihn ein; aber die Flamme seines Eifers brannte nur um so freudiger und seine Arbeiten und Wunder wurden endlich mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Die Strahlen des Evangeliums durchbrachen die heidnische Nacht und zerstreuten die Wolken des Irrthums, mit denen seine beiden Bisthümer noch bedeckt waren.

Medardus besuchte alle Orte, wo noch Götzendiener waren.

Unter den Völkern, deren Bekehrung ihm insbesondere viele Mühe machte, waren besonders die alten Einwohner von Flandern, die an Wildheit und Rohheit alle Völker Galliens und die Franken weit übertrafen. Sie hatten nur wenige Kenntnisse von den Wissenschaften und Künsten, durch welche die Römer die Völker des Abendlandes gesittigt hatten; wiewohl auch jene römische Bildung in mancher Hinsicht, wenn man die Zeit vor ihrer Bekehrung zur christl. Lehre in's Auge faßt, die meisten Völker, bei denen sie eindrang, nicht völlig aus der Barbarei herauszuheben vermochte. Nur die Moral des Evangeliums konnte die Herzen bessern, die Geister aufklären, und jene Umänderung hervorbringen, welche die Menschen sanft, demüthig, geduldig und liebevoll macht und zu treuen Beobachtern der von der Religion gegebenen Vorschriften heranbildet. Aber auch das gelang dem hl. Bischofe, wiewohl nur mit unendlicher Mühe, die Sitten dieser wilden Völker, die seiner Sorge anvertraut waren, zu verbessern, ihnen Liebe zu den Lehren des Evangeliums einzuflößen und sie zur christl. Vollkommenheit zu erheben.

Nach der Bekehrung von Flandern ging der hl. Medardus nach Noyon zurück, wo die Königin Radegunde, mit Einwilligung Clotars, ihres Gemahls, aus seinen Händen den Schleier empfing und zur Würde einer Diakonissin erhoben wurde.

Gleich darauf fiel er in eine Krankheit, welche den treuen Diener mit seinem Herrn vereinigte. Der König Clotar, welcher in ihm allezeit einen „Mann nach dem Herzen Gottes" verehrte, hatte sich nach Noyon begeben, um seinen Segen zu empfangen. Der Heilige überlebte die Abreise des Fürsten nicht mehr lange, sondern ging bald hinüber in das bessere Vaterland, um dort die Krone seiner Verdienste und seiner bis in's hohe Alter fortgesetzten Arbeiten zu erlangen. Sein glückseliger Tod erfolgte i. J. 545. Er ward allgemein betrauert und das ganze Reich beweinte ihn, als hätte es in ihm seinen Vater und Beschützer verloren. Man beerdigte ihn in der Cathedralkirche von Noyon.

Die Wunder, welche bei seinem Grabe geschahen, waren so auffallend, daß der König Clotar dessen Reliquien nach Soissons, wo er seine Residenz hatte, gebracht haben wollte. Man trug sie daher dahin in einem Sarge, der mit köstlichen Stoffen bedeckt, mit Edelsteinen bereichert und mit Goldplatten geziert war. Der König, seine Kinder und die ausgezeichnetsten Per-

sonen des Hofes wohnten der Feierlichkeit bei und man sah Clotar abwechselnd den Sarg mit eigenen Schultern tragen. Der Leib des Heiligen wurde dann in dem Dorfe Crouy, bei Soissons, gegen die Morgenseite in einem Bethause, das man von Holz errichtet hatte, aufbewahrt, bis er in der Abteikirche, welche man in der Stadt erbaute, beigesetzt werden konnte. Allein diese Abtei wurde erst unter Siegbert, Clotars Sohne, vollendet. Sie ward in der Folge sehr berühmt und von den Päpsten zuweilen die vornehmste der Benediktinerabteien in Frankreich genannt. Fortunat und der heilige Gregor von Tours, die in demselben Jahrhundert lebten, erzählen, daß zu ihrer Zeit das Fest des heiligen Medardus, Bischofes von Noyon, mit großer Feierlichkeit begangen wurde. Die heiligen Oberhirten waren allezeit mit Gott vereinigt. Sie brachten ihm nicht nur öffentlich ihre Huldigungen dar, sondern kehrten auch von Zeit zu Zeit in sich selbst zurück und entsagten dem Umgange mit den Menschen, um sich ungehinderter mit ihm unterhalten zu können. Sie wußten, daß sich Jesus oft in die Wüste und auf die Berge zurückzog und da die Nächte im Gebete zubrachte. Die einsamen und von dem Geräusche der Welt entfernten Orte tragen nicht wenig zu der inneren Geistessammlung bei; in ihnen erhebt sich die Seele leichter über die irdischen Dinge; abgeschieden von den Geschöpfen und allein mit Gott sind wir besser im Stande, mit dem Herrn zu reden, ihm unsere Armseligkeit vorzutragen und für unsere Nebenmenschen zu beten.

Ohne diese Liebe und Uebung der stillen Geistessammlung wird es nie einem Seelenhirten gelingen, kräftig zu seiner oder seiner Heerde Heiligung zu wirken. Er verläßt die ihm Anvertrauten nicht, wenn er sie zuweilen verläßt, um sie Gott zu empfehlen. Kann er ihnen auf eine nützlichere Weise dienen, als wenn er strebt, die himmlischen Segnungen auf sie herabzuziehen? als wenn er sich durch Betrachtung der heiligen Wahrheit nähert, um ihnen dann von seiner Fülle mittheilen zu können? Wenn er seine Geistessammlung vernachlässigte, würde er Gefahr laufen, sich mit seiner Heerde in's Verderben zu stürzen. Wir lesen nicht umsonst von den Aposteln, daß sie das Gebet und die stille Geistessammlung mit der Ausübung ihres hohen Amtes verbanden.

Der hl. Wilhelm wird als Kind d. Erzbischofe Turstan vorgestellt.

Der heilige Wilhelm,

Erzbischof von York.

Jahr 1154.

Der heilige Wilhelm war der Sohn des Grafen Herbert und der Emma, Schwester des Königs Stephan. Schon in seinen ersten Jahren erkannte er, daß es nirgends eine wahre Größe gebe, als in der Demuth und in den Tugenden des Evangeliums. Er entsagte der Welt, um sich einzig dem Dienste Gottes zu widmen. Seine Reichthümer verwandte er zur Unterstützung der Armen.

Nach dem Empfange der heiligen Weihen glaubte er sich verpflichtet, mit neuem und größerem Eifer nach der Vollkommenheit zu streben. Er wurde dann Schatzmeister der Metropolitankirche von York, unter dem frommen und gelehrten Erzbischofe Turstan. Als dieser Oberhirte sodann sein Amt niedergelegt hatte, um in der Zurückgezogenheit bei den Clunisten von Pontefrakt sich zum Tode vorzubereiten, ward Wilhelm vom größten Theile der Canoniker zum Erzbischofe erwählt und zu Winchester im Jahre 1144 geweiht. Der Archidiakon Osbert, ein unruhiger und ränkevoller Kopf, mißbilligte aber den ganzen Vorgang und wandte so viele Kunstgriffe zu Rom an, daß der Papst, eingenommen gegen den Heiligen, ihm die Bestätigung verweigerte und Heinrich von Murdach, einen Cisterziensermönch von Fontaines, auf den erzbischöflichen Stuhl erhob. Wilhelm ging nach Rom, um das Pallium zu begehren und nicht sowohl seine, als seiner Wähler Sache zu vertheidigen; aber der damals regierende Papst, Eugen III., hörte ihn nicht an. Da der Heilige die bischöfliche Würde stets mit Schrecken betrachtet hatte, erschien er durch das Benehmen, mit dem er die von Eugen erfahrene Weigerung erduldete, viel größer, als er selbst auf den erhabensten Ehrenstellen hätte erscheinen können.

Nach seiner Rückkunft zog er sich zu dem Bischofe Heinrich von Winchester, seinem Oheime, zurück, wo er sieben Jahre lang in einer zum bischöflichen Hause gehörigen Wohnung in Zurückgezogenheit lebte, beständig dem

Gebete obliegend und die etwa begangenen Fehler durch heiße Thränen und strenge Bußwerke abbüßend.

Nach Heinrich von Murdachs Tode, der 1153 erfolgte, wurde Wilhelm von Neuem zum Erzbischofe von York erwählt. Man drang daher in ihn, sich nach Rom zu begeben, wo Alles eine andere Gestalt erhalten hatte. Er reiste aus Gehorsam dahin, und empfing von Anastasius IV., Eugens III. Nachfolger das Pallium.

Als er aus Italien zurückkam, begegnete er dem Dechanten des Kapitels von York, Robert von Gaunt, und dem Archidiakon Albert, welche beide in ihrer Vermessenheit so weit gingen, daß sie ihm den Eintritt in die Stadt verboten. Er ertrug diese Beschimpfung mit bewunderungswürdiger Geduld und setzte seinen Weg fort. Seine Heerde empfing ihn mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen, und alle drängten sich herbei, um das Glück zu haben, ihn zu sehen.

Der Zusammenlauf war bei seinem Einzuge so groß, daß die hölzerne Brücke, welche mitten in der Stadt York über die Ouse führte, brach und viele Personen in den Fluß fielen. Dieser Unfall erfüllte den Heiligen mit dem größten Schmerze; er machte das Kreuzzeichen über das Wasser und verrichtete zum Himmel ein glühendes Gebet. Und siehe! Alle, die in den Strom gefallen waren, sogar die Kinder, kein einziges ausgenommen, wurden gerettet. Diese wunderbare Erhaltung der Gefährdeten, besonders der Kinder, wurde allgemein seiner Heiligkeit und seinem Gebete zugeschrieben. Der Heilige bewies sich überall liebevoll gegen seine Feinde und rächte sich nicht an jenen, welche durch boshafte Verleumdungen Eugen III. gegen ihn eingenommen hatten. Er entwarf weise Pläne zum Nutzen und zur Heiligung seiner Diöcese; allein es war ihm die Zeit nicht mehr gegönnt, dieselben auszuführen. Er starb wenige Wochen nach seiner Besitznahme, den 8. Juni 1154. Man beerdigte ihn in der Kathedralkirche und der Papst Nikolaus III. setzte ihn um das Jahr 1280 unter die Zahl der Heiligen.

Um diese Zeit wurde auch sein Leichnam durch den Erzbischof Wilhelm Wickwane erhoben. Im J. 1284 legte man seine Reliquien in einen reichlich gezierten Sarg, den man in dem Schiffe der Cathedralkirche in York beisetzte. Der König Eduard I. und alle Herren des Hofes wohnten der Ceremonie bei; während derselben geschahen mehrere Wunder. Das Fest dieser Uebertragung feierte man den 7. Jänner. Man sieht noch in der Sakristei derselben Kirche eine Tafel, welche die Erzählung von 36 Wundern des Heiligen und die Abschrift einer Bulle enthält, wodurch Jenen ein Ablaß von 140 Tagen ertheilt wurde, welche andächtig dessen Grab besuchten.

Der Sarg des heiligen Wilhelm wurde in der Reformation geplündert, seine Gebeine verschloß man jedoch in eine Schachtel und begrub sie in dem Schiff der Kirche unter einem Marmorstein. Drake ließ 1732 das Grab eröffnen, wo man sie noch mit der Schachtel und dem Kasten fand, worin sie verwahrt waren. Er ließ sie aber mit einem Merkmale an derselben Stelle.

9. Juni.

Der heilige Primus und Felician,

Martyrer.

Jahr 286.

Primus und Felician, diese zwei Martyrer, welche Brüder waren, lebten mehrere Jahre zu Rom, wechselseitig sich zur Uebung aller guten Werke ermunternd. Sie waren reich; aber sie vertheilten ihre Güter unter die Armen. Tag und Nacht waren sie in den Gefängnissen, um den Bekennern alle Liebesdienste zu erweisen. Ja man sah sie sogar, voll christl. Muthes, an den öffentlichen Orten erscheinen, wo Christen gemartert wurden. Diejenigen, welche ihren Glauben großmüthig bekannten, ermunterten sie zur Beharrlichkeit, und die Unglücklichen, welche aus Furcht vor den Martern ihren Glauben verläugneten, suchten sie zur Umkehr zu bewegen. In Allem waren sie treue Diener Jesu Christi, um durch seine Verdienste der ewigen Seligkeit theilhaftig zu werden. Ihres großen und lebendigen Eifers ungeachtet, entgingen sie doch mehreren blutigen Verfolgungen, und sie waren schon sehr bejahrt, als es Gott gefiel, sie zur Martyrerkrone zu berufen.

Die Heiden forderten zuletzt mit lautem Geschrei ihren Tod; Diokletian und Maximian Herculeus gaben sogleich Befehl zu ihrer Verhaftung und Einkerkerung. Man glaubt, diese Befehle seien i. J. 286 ausgestellt worden, weil diese beiden Fürsten nie, als i. J. 286, zu Rom vereinigt waren.

Die hl. Martyrer wurden mit unerhörter Grausamkeit gegeißelt und dann nach der kleinen Stadt Nomento, 12 Meilen von Rom, abgeführt, um dort von Promotus noch schärfere Züchtigung zu erleiden und als erklärte Feinde der Götter behandelt zu werden. Von dem Richter wurden sie wieder den Händen der Henker übergeben, welche sie Anfangs auf verschiedene Weise folterten, dann jeden insbesondere peinigten und tausend Kunstgriffe anwandten, sie zum Weihrauchopfer für die Götzen zu bewegen. Allein die Gnade Jesu Christi hielt die hl. Martyrer aufrecht und Nichts vermochte ihren Muth zu erschüttern. Zuletzt wurden sie zur Enthauptung verdammt, welche auch am 9. Juni 286 an ihnen vollzogen wurde. Die Christen trugen ihre Leiber weg und beerdigten

sie bei Nomento. Um das Jahr 645 befahl der Papst Theodor, daß ihre Reliquien nach Rom gebracht und in der Kirche des hl. Stephanus auf dem Mons Cölius beigesetzt wurden. Sie stehen vor uns als leuchtende Beispiele, die uns durch die Schrift ihres Blutes den Beweis einschreiben für die Wahrheit des Wortes: „Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht!" und die Lehre ins Herz graben, alles Irdische, sogar das Leben für Nichts zu achten, wenn es gilt, durch seinen Verlust Christum zu gewinnen.

Der heilige Getulius und seine Gemahlin Symphorosa, nebst ihren sieben Söhnen.

Martyrer.

Jahr 124 und 125.

Unter der Regierung des Kaisers Hadrian glänzte in der christl. Kirche diese hl. Familie. Der Vater, Getulius war ein angesehener, reich begüterter Mann und was mehr ist, ein eifriger Christ. Nicht weniger eifrig, sowohl im Bekenntnisse, als auch in der Ausübung der christl. Lehre war seine Gemahlin Symphorosa. Gott segnete ihre Ehe mit 7 Söhnen, die nicht minder in der Furcht des Herrn erzogen und in seiner Liebe befestigt wurden. Getulius besaß ansehnliche Güter zu Gabii, unweit Tivoli, etwa 10—12 ital. Meilen von Rom entfernt. Bei ihm versammelte sich täglich eine große Anzahl von Christen, die er mit rühml. Eifer im christl. Gesetze unterrichtete und zum standhaften Bekenntnisse desselben bekräftigte. Auch den leibl. Unterhalt reichte er denen, die desselben bedürftig waren, ganz nach dem Beispiele der ersten Christen zu Jerusalem, die ihren Ueberfluß mit den ärmeren Mitbrüdern theilten.

Der Ruf von seinem christl. Eifer wurde bald allgemein verbreitet und kam endlich auch zu den Ohren des Kaisers Hadrianus. Aufgebracht darüber, schickte er alsbald den Cerealis, Statthalter von Rom, nach Gabii mit dem Befehle, den Getulius zu ergreifen. Der Statthalter traf ihn, wie er eben von einer Anzahl Christen umgeben war, denen er die Worte des göttl. Heilandes erklärte. Er bemühte sich, ihn zum Götzendienste zu überreden. Aber Getulius sprach mit solchem Nachdrucke und solcher Kraft von der Wahrheit des Christenthumes, und von der Seligkeit, die es seinen Bekennern verheißt, daß sich Cerealis, dem das Herz von Gott gerührt ward, entschloß, selbst ein Christ zu werden. In diesem Entschlusse wurde er bestärkt durch den Amantius, einen Christen und Bruder des Getulius, der Kriegsoberster war und sich eben jetzt, der Verfolgung halber, hier verborgen hielt. Getulius ermahnte nun den Cerealis, durch Buße, Fasten und Beten sich auf die Taufe und auf die feierliche Aufnahme in die Christengemeinde vorzubereiten. Drei Tage verharrten auch die übrigen Christen mit dem Neubekehrten im Gebete. In der dritten Nacht, welche alle betend durchwachten, hörten sie eine Stimme von Oben, welche ihnen befahl, den hl. Xistus, welcher damals Bischof in Rom war, zu sich zu rufen. Dies geschah. Der hl. Papst erschien, unterrichtete den Cerealis in den Geheimnissen des christl. Glaubens, taufte ihn und befestigte ihn durch die hl. Sakramente der Firmung und des Abendmahles. Während diesen hl. Handlungen, welche wegen Unsicherheit vor den Feinden der Christen in einem verborgenen unterirdischen Orte verrichtet wurden, rief Cerealis mit lauter, frohlockender Stimme aus: „Ich sehe ein Licht über mir glänzender als die Sonne." Alle Anwesenden priesen Gott für diesen sichtbaren Beweis der Mittheilung des hl. Geistes. Der hl. Xistus stärkte sie noch durch kräftige Ermahnungen im Glauben und kehrte nach Rom zurück, voll des innigsten Dankes gegen Gott, der durch die Bekehrung des Cerealis der christl. Kirche ein so erfreuliches Wachsthum verschafft hatte.

Die längere Abwesenheit des Cerealis von Rom verursachte ernstliche Nachforschungen nach dem Aufenthalte desselben. Ein gewisser Vinzenzius kam nach Gabii, um da öffentliche Gelder zu erheben. Sobald Cerealis ihn sah, sprach er zu ihm: „Wisse, daß ich den irdischen Angelegenheiten entsagt habe, damit ich das ewige Heil erlange, denn ich bin zu der Erkenntniß gekommen, daß alle irdischen Dinge, selbst Kronen und Würden nichtig und vergänglich sind." Vinzenzius rief höchst erstaunlich aus: „O ihr Götter! So hat selbst Cerealis, der mit der hohen Würde eines Statthalters bekleidet ist, euch verlassen und ist leeren Träumen gefolgt!" Leere Träume nannte der Unwissende die Lehren der Christen. Erzürnt, eilte er unverzüglich nach Rom und hinterbrachte dem Kaiser, daß Cerealis nicht mehr sein Amt verwalte, sondern ein Christ geworden sei.

Kaum hatte Hadrian dieses vernommen, als er in der nämlichen Stunde noch den Lizinius, welcher früher römischer Bürgermeister gewesen war, nach Gabii sandte, mit dem Befehle, den Cerealis festzusetzen. Lizinius befolgte den Befehl des Kaisers und ließ nicht nur den Cerealis, sondern auch den Getulius, den Amantius und einen gewissen Primitivus verhaften; dann fragte er schriftlich bei dem Kaiser an, was er weiter mit den Verhafteten thun solle. Hadrian ertheilte den Befehl, daß sie, wenn sie den Göttern nicht opfern wollen, verbrannt werden sollen. Nachdem Lizinius diesen kaiserl. Auftrag erhalten hatte, ließ er einen Richterstuhl auf öffentlichem Platze aufstellen und sodann die christl. Bekenner, mit Ketten, beladen vor sich führen. Hierauf bemühte er sich, dieselben zu bereden, daß sie den Göttern opfern möchten. Allein fruchtlos. Alle bekannten sich laut und freudig zum Christenthume und verharrten standhaft bei diesem Bekenntnisse. Darüber aufgebracht, ließ Lizinius sie entkleiden und

grausam schlagen. Während dieser Mißhandlung lobten sie Gott und Getulius rief mit lauter Stimme: „Ich danke Gott dem Allmächtigen und meinem Herrn Jesu Christo, daß ich zum gefälligen Opfer geworden bin. Einen reumüthigen Geist und ein zerknirschtes Herz verwirft Gott nicht." Die heiligen Bekenner wurden jetzt ins Gefängniß geworfen, in welchem sie 27 Tage verwahrt blieben. Mittlerweile kam Lizinius nach Rom und berichtete dem Kaiser Alles, was vorgegangen war. Dieser gerieth in die höchste Wuth und ordnete sogleich Kriegsleute ab, mit dem unmenschlichen Befehle, die im Gefängnisse schmachtenden Bekenner zu verbrennen. Sie wurden also aus dem Kerker herausgerissen und mit gebundenen Händen und Füßen in das dazu bereitete Feuer geworfen. Den hl. Getulius beschädigte das Feuer nicht, sondern es löste nur seine Bande auf. Gott preisend, trat er aus demselben unverletzt hervor. Die Soldaten schlugen ihn dann mit Prügeln todt. Dies geschah im Jahr 124.

Die Leichen der hl. Martyrer wurden ehrenvoll beerdigt von dem Priester Exuperanzius und von Symphorosa, der Gemahlin des Getulius, welche nachher mit ihren Söhnen sehr oft an diesem Orte durch Nachtwachen und Gebet zum gleichen Kampfe, welchen die hl. Martyrer gekämpft hatten, sich stärkte. Getulius war als ein muthiger Kämpfer seiner geliebten Familie vorangegangen. Die Gemahlin und die Kinder folgten ihm, nicht weniger muthig, bald nach, wahrscheinlich schon im nächsten Jahre, 125. Es wurde im Anfange des 17. Jahrhunderts noch ein ausgetrockneter Brunnen gezeigt, in welchem sich die heil. Symphorosa einige Zeit lang mit ihren Söhnen verborgen aufgehalten haben soll, um der Wuth ihrer Verfolger zu entgehen. Endlich wurde sie aber doch das Opfer derselben. Die Veranlassung dazu war folgende: Die Stadt Tivoli war der Lieblingsort des Kaisers Hadrian. Hier ließ er einen prächtigen Palast aufbauen, in welchem die größten Kostbarkeiten des Reiches aufgehäuft wurden. Nach heidnischer Seite sollte nun dies herrliche Gebäude durch allerlei abgöttische Ceremonien eingeweiht werden, wobei die Götzenbilder, um Aussprüche wahrscheinlich über die künftigen Schicksale des Kaisers, gefragt wurden. Die Götzen oder vielmehr betrügerischer Weise die arglistigen Götzenpfaffen, beklagten sich aber, daß sie sehr gequält würden durch das Gebet, welches die Wittwe Symphorosa und ihre Söhne täglich zu Gott verrichteten. Wenn diese gezwungen würden, ihnen zu opfern, wollten sie alles thun, was man von ihnen verlangte. Hadrian ließ die gottesfürchtige Wittwe und ihre Söhne ergreifen und vor sich führen. Durch schmeichelndes Zureden suchte er sie zu bewegen, daß sie den Göttern opferten. Symphorosa aber antwortete ihm: „Mein Mann Getulius und sein Bruder Amantius haben wegen des Namens Jesu Christi viele Peinen überstanden, weil sie den Götzenbildern nicht opfern wollten, und als treffliche Kämpfer haben sie die Götzen durch ihren Tod besiegt, denn sie wollten lieber getödtet, als überwunden werden. Durch ihren Tod für den Namen Jesu haben sie sich zwar vor den irdisch gesinnten Menschen einen augenblickl. Schandfleck zugezogen, wandeln aber jetzt unter den Engeln des Himmels, freuen sich des Sieges, den sie durch ihre Leiden errungen haben, und genießen mit dem ewigen Könige eine ewige Glorie." Auf diese Rede der Symphorosa erwiderte der Kaiser: „Entweder opfere mit deinen Söhnen den mächtigen Göttern, oder ihr selbst müßt deren Opfer werden." Die hl. Kämpferin antwortete: „Woher kommt mir ein so großes Glück, daß ich gewürdiget werde, zugleich mit meinen Söhnen meinem Gotte zum Opfer zu werden?" Der Kaiser sagte: „Meinen Göttern werde ich dich opfern lassen." Darauf erwiderte Symphorosa: „Deine Götter können mich nicht zum Opfer annehmen, denn sie werden nur um so mehr gequält, wenn ich im Namen Jesu Christi, meines Gottes, zum Brandopfer werde." Hadrian rief erzürnt: „Wähle! Entweder opfere den Göttern oder

Der heil. Getulius und die christl. Bekenner werden vor den Richterstuhl Lizinius geführt.

gehe auf elende Weise zu Grunde!" Symphorosa antwortete: „Du glaubst, meinen Muth durch Schrecken zu ändern? Nein! ich will bei meinem Manne Getulius, den du um seines Christenthumes Willen getödtet hast, meine Ruhe finden!" — Darauf ließ sie Hadrian zu dem Tempel des Herkules führen, dort anfänglich grausam in's Gesicht schlagen und dann bei den Haaren aufhängen. Diese grausame Mißhandlung vermochte aber nicht, das heldenmüthige Weib in dem Bekenntnisse ihres Glaubens wankend zu machen; deßwegen befahl der Tyrann, daß sie mit einem schweren Stein um den Hals in den nahegelegenen Fluß Teverone geworfen werde. Der Leichnam wurde von ihrem Bruder Eugenius, welcher erster Stadtrath war, in einer Vorstadt von Tivoli begraben.

Mit diesem Opfer der Symphorosa war aber die Wuth des Kaisers nicht befriedigt. Die Reihe kam nun auch an die 7 Söhne derselben. Er ließ dieselben am folgenden Tage vor sich führen in der Meinung, daß er die jugendlichen Gemüther derselben leicht, sei es durch freundliche Worte und glänzende Verheißungen oder doch gewiß durch harte Drohungen bewegen werde, das Christenthum zu verlassen und den Göttern zu opfern. Aber wie sehr erstaunte er, als er an den jungen Helden dieselbe Standhaftigkeit kennen lernte, die er an dem Vater und an der Mutter derselben erfahren hatte! Gestärkt durch Gottes Gnade, befestigt durch die Ermahnungen und den herrlichen Sieg ihrer Eltern und angefeuert durch die Ermunterungen, die sie sich wechselseitig gaben, verharrten sie so standhaft in dem Bekenntnisse Jesu Christi, daß weder Verheißung noch Drohung sie darin wankend machen konnte. Der erbitterte Kaiser ließ nun um den Tempel des Herkules herum 7 Pfähle aufrichten, an jeden derselben einen der jungen Helden aufhängen und ihre Glieder mittelst Flaschenzügen schrecklich auseinanderzerren. Aber auch diese unmenschliche, nervendurchschütternde Marter vermochte nicht, ihren Muth zu besiegen. Der Tyrann befahl daher, sie mit dem Dolche zu tödten. Dem Kreszens wurde der Hals, dem Julian die Brust, dem Nemesius das Herz, dem Primitivus der Unterleib, dem Justinus der Rücken, dem Strakteos die Seite durchbohrt und Eugenius von oben bis unten entzweigespalten. Alle verharrten standhaft bis zum letzten Athemzuge im Bekenntnisse Jesu Christi, gestärkt durch die Hoffnung auf die Krone des ewigen Lebens.

Hadrian läßt die gottesf. Wittwe Symphorosa vor sich führen.

Als Hadrian am folgenden Tage zum Tempel des Herkules kam, befahl er, die Leichen der jungen Martyrer wegzuschaffen und in eine tiefe Grube zu werfen. Die heidnischen Götzenpriester gaben der Grube den Namen „bei den sieben Biothanatos," d. h. „bei den sieben gewaltsam Getödteten," zur Beschimpfung, weil die Heiden glaubten, daß die Seelen der so Hingerichteten von der Gesellschaft der Seligen ausgeschlossen werden. Nachdem die Verfolgung der Christen einige Zeit aufgehört hatte, wurden aber diese Leichen aus der Grube herausgenommen und einzeln, an der Straße bei Tivoli, neun Meilen von Rom feierlich beerdigt.

Wir bewundern die Standhaftigkeit des Getulius und der Symphorosa und noch mehr den unerschütterlichen Muth ihrer sieben Söhne, die in der zarten Jugend einen so herrlichen Kampf gekämpft haben. Wir preisen Gottes Gnade, die durch so schwache Werkzeuge einen so glänzenden Sieg errungen hat. Wir dürfen aber dabei nicht übersehen, daß der Unterricht und das vortreffliche Beispiel der Eltern einen ganz vorzüglichen Einfluß auf die Festigkeit des Glaubens und auf die ausharrende Standhaftigkeit der Kinder gehabt habe. Diese Bemerkung ist für Eltern von der größten Wichtigkeit. Was Eltern reden und was Eltern thun, macht auf die Kinder einen tiefen Eindruck. Was Kinder täglich, oder doch öfter von den Eltern hören oder bei ihnen sehen, das dringt so tief in ihr Herz, daß es nach und nach auch ihr Eigenthum, auch ihnen so zu sagen, zur Natur wird. Wohl dem Kinde, welches von seinen Eltern nur Gutes, nur Lehren der Weisheit und des Heils hört, nur Beispiele der Rechtschaffenheit und Tugend sieht. Aber wehe den Eltern, die es an guten Lehren und Beispielen ermangeln lassen! wehe denen, die durch ihre verderblichen Reden und Grundsätze den Verstand und durch Beispiele der Thorheit und des Lasters das Herz derselben verderben. Ein einziges böses Beispiel richtet oft mehr Verderben an, als hundert gute Lehren wieder gut machen können.

10. Juni.

Die heilige Margaretha,

Königin von Schottland.

Jahr 1093.

Margaretha war die Tochter der Nichte des hl. Eduards, des Bekenners und die Enkelin Edmunds, der wegen seiner großen Stärke Edmund Eisenseite genannt wurde. Um aber die Lebensgeschichte dieser Heiligen recht zu verstehen, müssen wir die Lage Englands bei ihrer Geburt etwas umständlicher darstellen.

Edmund Eisenseite war i. J. 1017 von dem Grafen Edrich gemeuchelt. Canut, König von Dänemark, der Kraft eines Vergleiches das Land der Mercier in Besitz hatte, ermangelte nicht, diese günstige Gelegenheit zu benützen und er wußte auch wirklich Alles so zu leiten, daß er von ganz England durch die Bischöfe und die Vornehmsten der Nation als König anerkannt wurde. Er ließ sich zum Beschützer der zwei Söhne Edmunds erklären, bis sie das gehörige Alter erreicht hätten, ihrem Vater im Königreiche der Westsachsen als Herrscher nachzufolgen.

Edrichs, des Meuchelmörders, Bestrafung schien eine glückl. Vorbedeutung; allein die Folge entsprach diesem schönen Anfange nicht. Canut schickte die zwei Prinzen heimlich an den König Eduard, oder, wie Andere wollen, Edmund von Schweden, mit dem geheimen Auftrage, dieselben ermorden zu lassen. Allein seine grausame Herrschsucht wurde getäuscht. Der schwedische König weigerte sich, sich mit unschuldigem Blute zu beflecken. Ein Edelmuth, der um so ehrenvoller ist, als er Alles von Canuts Macht zu befürchten hatte, dem es durch Treulosigkeit gelungen war, Norwegen mit Dänemark zu einem Staate zu verbinden. Er sandte die beiden Prinzen an den König von Ungarn, der sie gütig aufnahm und ihrer Geburt gemäß erziehen ließ.

Edmund, der älteste Prinz, starb ohne Nachkommenschaft. Sein Bruder Eduard aber vermählte sich mit Agatha, Schwester der Königin von Ungarn, oder nach Andern, Nichte des Kaisers Konrad, einer tugendsamen, und mit allen schönen Gaben des Geistes und Herzens geschmückten Fürstin. Agatha gebar ihm drei Kinder: Edgar, mit dem Beinamen Etheling, Christina, die in ein Kloster ging, und Margaretha, deren Leben wir gegenwärtig beschreiben.

Endlich starb Canut, nach einer, — wie die Welt urtheilt — glänzenden Regierung. Er war ein Mann, würdig die Krone zu tragen; aber er verdunkelte den Glanz seines Ruhmes durch Ungerechtigkeit und Herrschsucht. — Sein Sohn Sueno folgte ihm in der Regierung von Norwegen und Hardeknut in der von Dänemark nach. Harald wurde zum Könige von England erwählt. Wenn er wirklich, wie man gesagt hat, auch ein Sohn Canuts war, so zeigte er sich eines solchen Vaters, weder als Regent, noch als Krieger würdig. Er regierte nur drei Jahre und starb i. J. 1039. Hardeknut kam hierauf nach England und wurde zum König erwählt. Allein auch er starb nach einer Regierung von zwei Jahren.

Eduard der Bekenner wurde hierauf zum Throne berufen. Als er sich in dessen Besitze befestigt sah, ließ er Eduard Etheling (d. h. Uebermeer) einladen mit seinen Kindern aus Ungarn nach England zu kommen und empfing ihn bei seiner Ankunft in London, i. J. 1054, mit allen möglichen Beweisen der Liebe und Freundschaft. Eduard Etheling starb 3 Jahre nachher in dieser Stadt und ward in der St. Paulskirche begraben. Sein Sohn Edgar war der natürl. Nachfolger Eduard des Bekenners. Allein da er noch sehr jung und zudem in einem fremden Lande geboren war, schloß man ihn von der Thronfolge aus und erhob den Grafen Harald i. J. 1066 auf den Thron. Harald behauptete, von Eduard dem Bekenner zum Nachfolger bestimmt worden zu sein. Allein Wilhelm, Herzog v. d. Normandie, stützte sich auf eine ähnl. Behauptung und setzte mit einem Heere übers Meer, um seine Ansprüche geltend zu machen. Harald verlor in der berühmten Schlacht bei Hastings, den 14. Okt. 1066, Thron und Leben. Mehrere Engländer hatten sich zwar für Edgar, den Sohn Eduard Ethelings, erklärt; allein dieser Prinz zu schwach, sein Recht mit gewaffneter Hand zu behaupten, war gezwungen, den Sieger mit dem ganzen Adel in London zu empfangen.

Einige Zeit nachher entfloh er heimlich, um sich Wilhelms Tyrannei zu entziehen. Allein das Schiff, welches er mit seiner Schwester Margaretha bestiegen hatte, wurde von einem heftigen Sturme ergriffen und an die Küste von Schottland geworfen. Malcolm III., König v. Schottland, gewährte, beiden eine freundl. Aufnahme; er nahm um so lebhafteren Antheil an ihrem Unglücke, als er früher selbst das Schmerzliche einer solchen Lage empfunden hatte. Sein Vater Donald oder Doncan VII., war von Macbeth, seinem Feldherrn, des Thrones u. Lebens beraubt worden. Vor Macbeth mußte der unglückl. Königssohn fliehen, irrte eine Zeitlang an verschiedenen Orten umher und begab sich endlich a. d. Hof Eduards des Bekenners, der ihm ein Kriegsheer von 10,000 Mann zur Unterstützung gab. Mit dieser Macht kehrte er nach Schottland zurück und erfocht mit Hilfe seiner dortigen Anhänger einen vollkommenen Sieg über seine Feinde. Macbeth selbst war getödtet, nachdem er 17 Jahre die Freude seines Frevels genossen hatte. Malcolm brachte sodann Schottland wieder unter seine Botmäßigkeit und ward 1057 zu Scone gekrönt.

Als dieser Fürst Edgar und Margaretha in seinem Reiche landen sah, wurde sein Herz durch die Größe ihres Unglückes gerührt. Er leistete ihnen allen mögl. Beistand, und schätzte sich glücklich, Gelegenheit gefunden zu haben, ihnen Dienste leisten zu können. Wilhelm verlangte zwar ihre Auslieferung i. s. Hände; allein Malcolm weigerte sich, das Werkzeug seiner schwarzen Verrätherei werden zu

wollen. Diese Weigerung fachte die Kriegsfackel an; es gelang aber den Schotten, Rogerius, dem Feldherrn des Herzogs v. Northumberland, und nachher Richard dem Grafen v. Glocester eine Niederlage beizubringen. Auch Eudo, Wilhelms Bruder und Graf v. Kent, wurde v. Schottlands König besiegt. Der Herzog ergriff nun neue Maßregeln, um den erlittenen Verlust zu ersetzen. In dieser Absicht ließ er seinen Sohn Robert an der Spitze eines zahlreichen Heeres ausziehen, das sich an der Tine lagerte, ohne jedoch eine glänz. That ausführen zu können. Endlich gewann d. ganze Sache eine andere Gestalt; man fing an, vom Frieden zu reden, der auch unter gewissen Bedingungen abgeschlossen wurde, wovon eine dahin ging, daß Wilhelm sofort Edgar als seinen Freund behandeln sollte.

Indessen leuchtete Margaretha in Schottland als d. schönste Tugendstern. Sie hatte von ihren ersten Jahren sehen gelernt, den trügerischen Schimmer weltlicher Pracht und Eitelkeit zu verachten, und die eiteln Vergnügungen als ein Gift anzusehen, das um so gefährlicher ist, als es unter der Süßigkeit des Honigs den furchtbaren Tod der Seele verbirgt. Sie zog nicht nur durch ihre seltene Schönheit, als durch glückl. Vereinigung aller Eigenschaften des Geistes und Herzens die Augen des ganzen Hofes auf sich. Aber die Ehre, die sie genoß, konnte ihre Demuth nicht entwurzeln. Ihr ganzes Streben ging dahin, das Wohlgefallen Gottes zu erwerben. Nur im Besitze der göttl. Liebe fand sie ihre Wonne; diese Liebe unterhielt sie und nährte sie auch fortwährend durch das Gebet; in diesen Uebungen brachte sie oft ganze Tage zu. Da sie in den Armen nur ihre Brüder in Christo sah, benützte sie jede Gelegenheit, ihnen zu dienen, ihren Kummer zu trösten und für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Malcolm, gerührt durch diese herrl. Tugenden, bekam eine hohe Achtung für Margaretha und machte ihr den Antrag, sich durch das Band der heil. Ehe mit ihm zu vereinigen. Die Prinzessin gab ihre Einwilligung, und der König schätzte sich durch die Gewährung seines Wunsches außerordentlich glücklich. Margaretha wurde daher mit ihm vermählt und i. J. 1070, dem 24. ihres Lebens, als Königin von Schottland gekrönt. — Obgleich Malcolms Sitten nicht fein gebildet waren, hatte er doch in seinem Charakter nichts Stolzes oder Abstoßendes; von bösen Neigungen war er vollkommen frei. Margaretha gewann daher durch ehrerbietiges und zuvorkommendes Benehmen bald sein ganzes Herz. — Dieses Einflusses bediente sie sich sodann, um das Aufblühen der Religion und Gerechtigkeit zu befördern, zur Beglückung des Volkes zu wirken und ihrem Gemahle jene Gesinnungen einzuflößen, die ihn zu einem der tugendhaftesten Könige Schottlands machten. Sie milderte die Härte seines Charakters, bildete die Schärfe seines Geistes, verfeinerte mit Anmuth seine Sitten und erweckte in ihm Achtung und Liebe gegen die Lehren des Evangeliums. Der König war über die Weisheit und den frommen Sinn seiner Gemahlin so entzückt, daß er ihr nicht nur die Leitung seiner häuslichen Angelegenheiten überließ, sondern auch in den Staatsgeschäften ihren Rath befolgte. Margaretha wußte aber mitten in dem Geräusche des Hofes und dem Gewirre der Geschäfte allzeit die Geistessammlung zu bewahren und sich vor den Gefahren weltlicher Zerstreuung zu schützen. Gewissenhafte Sorgfalt, all' ihre Handlungen aus Liebe zu Gott zu verrichten, beständige Uebung des Gebetes und der Selbstverläugnung waren die Mittel, durch die sie sich in einer so heiligen Stimmung zu erhalten wußte. Ihre großen Geistesgaben standen im schönsten Einklange mit ihren erhabenen Tugenden. Man bewunderte in Schottland und sogar in auswärtigen Reichen ihre sorgsame Klugheit ihren Fleiß bei den öffentlichen Geschäften, ihren Eifer für die Beglückung ihres Volkes, ihre Weisheit und Gewandtheit in Erfüllung der mit der Königswürde verbundenen Pflichten.

Vermählung der hl. Margaretha mit Malcolm.

Gott segnete auch Malcolms und Margarethas Ehe. Es entsproßten derselben mehrere Kinder, die ihrer edeln Eltern nicht unwürdig waren. Margaretha war Mutter von sechs Prinzen: Eduard, Edmund, Edgar, Ethelred, Alexander und David, und von zwei Prinzessinnen: Mathildis und Maria. Die Erstere heirathete Heinrich I., König von England; die Andere Eustachius, Grafen von Boulogne. Edgar, Alexander und David gelangten nacheinander auf den Thron von Schottland und regierten mit großem Ruhme, Tapferkeit, Weisheit und Frömmigkeit.

Margaretha war das Hauptwerkzeug, dessen sich Gott bediente, diese Fürsten zu tugendhaften Männern heranzubilden. Sie trug frühzeitig Sorge dafür, daß sie gegen die Klippen verwahrt blieben, an denen diejenigen, welche in königlichen Palästen geboren werden, so gerne scheitern. Während sie ihnen einerseits die Leere, Hinfälligkeit und Nichtigkeit der menschlichen Dinge recht sehr fühlbar machte, malte sie ihnen anderseits die Schönheit, Beständigkeit und Holdseligkeit der Tugend mit den herrlichsten Farben und flößte ihnen mit der Liebe Gottes und der Furcht vor seinen Gerichten den lebhaftesten Abscheu gegen das Laster ein. Die Lehrer und Erzieher, welche sie denselben gab, waren Männer von bewährter Gottesfurcht; denn sie war belehrt, daß die Kinder fast nie mehr die Eindrücke verlieren, welche das Beispiel ihrer Lehrer und ihrer ganzen Umgebung in ihren ersten Jahren auf sie gemacht hat. Sie ließ sich von den Fortschritten, welche die Prinzen gemacht hatten, Rechenschaft geben und nahm es selbst auf sich, sie in den Pflichten des Christenthums zu unterrichten.

Als ihre Töchter das Alter erreicht hatten, wo sie aus ihren Beispielen Nutzen schöpfen konnten, machte sie dieselben zu Gefährtinnen bei allen ihren Religionsübungen und guten Werken. Sie begnügte sich nicht, ihnen die Liebe zu den verschiedenen Tugenden einzuflößen, sondern sie flehte auch zu Gott in inbrünstigem Gebete, ihre Unschuld zu erhalten und ihre Frömmigkeit zu vermehren. Die Belehrungen, welche sie ihnen gab, wußte sie durch Sanftmuth und Lieblichkeit zu würzen. Lasterhafte Personen wagten es ebensowenig, ihnen, als den Prinzen zu nahen; sie erkühnten sich nicht einmal, an dem Hofe zu erscheinen, wo die Tugend allein als Empfehlung diente und wo Mangel an Frömmigkeit hinreichender Grund war, von allen Stellen ausgeschlossen zu werden.

Margaretha sah das Königreich Schottland als eine große Familie an und sich als deren Mutter. Sie hielt sich daher für verpflichtet, die Würde, zu welcher die Vorsehung sie erhoben hatte, und die Gewalt, welche die Vorsehung in ihre Hände gegeben hatte, zur Beglückung ihres Volkes immer zu benützen. Da sie aber wußte, daß das Glück der Völker von der Gottesfurcht und Religion unzertrennlich ist, suchte sie allen Mißbräuchen zu steuern und die Unwissenheit zu verbannen, in welcher der größte Theil der Schotten in Bezug auf das Christenthum lebte. Ihre erste Sorge ging deßwegen dahin, überall heilige Priester und eifrige Verkünder des Evangeliums einzusetzen. Sie unterstützte mit ihrem Ansehen die geistliche und weltliche Obrigkeit, damit sie dem Strome der Unordnungen einen um so wirksameren Damm entgegensetzen konnten. Dadurch gelang es ihr, die Entweihung der Sonn- und Festtage, sowie die Verletzung des Fastengebots zu verhindern. Eine der größten Freuden war es für sie, wenn sie sah, daß die Religion wieder in Aufnahme kam und die Völker sich nach Kräften beeiferten, Gott zu geben, was Gottes ist und was sie an den ihm besonders geweihten Tagen schuldig sind. Mit gleichem Erfolge verbannte sie auch die Verkäuflichkeit der geistlichen Aemter, den Wucher, die blutschänderischen Ehen, den Aberglauben und andere Aergernisse. Eben so wenig Nachsicht hatte sie für diejenigen, welche, unter dem Vorwande der Furcht wegen unwürdigen Empfanges des allerheiligsten Altarssakramentes nicht einmal zur Osterzeit communicirten. Man stellte diesen auf ihren Befehl vor, daß eine solche Gesinnung aus Lauigkeit und Unbuß-

Die heilige Margaratha spendet Almosen.

fertigkeit entstehe und daß die Sünder dahin streben müßten, sich durch die Thränen einer aufrichtigen Reue zu bessern und daß es der Wille der Kirche sei, nach Ablegung des alten Menschen an dem Leibe und Blute Jesu Christi theilzunehmen. Diese Unterweisungen fehlten auch nicht, die von der frommen Königin gewünschten Wirkungen hervorzubringen.

Da sie den schönen Plan entworfen hatte, die schottische Nation zu sittigen und zu bilden, gewährte sie jenen Schutz, die in Künsten und Wissenschaften sich auszeichneten. Sie errichtete viele Anstalten, welchen Malcolm seine Genehmigung gab und deren feste Dauer er durch weise Gesetze sicherte.

Unter allen Tugenden, die sie mit leuchtendem Scheine umstrahlten, nahm die Liebe zu den Armen den ersten Rang ein. Ihre Einkünfte genügten nicht zu ihren häufigen Almosen und oft gab sie einen Theil des zu ihren Bedürfnissen bestimmten Geldes an die Armen. So oft sie öffentlich erschien, sah man sie umgeben von einer Schaar Wittwen u. Waisen und Unglücklicher aller Art, welche zu ihr als ihrer gemeinschaftlichen Mutter hineilten.

Nie schickte sie Hilfesuchende ohne Trost und Unterstützung fort. Wenn sie in ihren Palast zurückkehrte, fand sie auch diesen mit Armen angefüllt, welchen sie die Füße wusch und dann mit eigenen Händen Speisen vorstellte. Es war ihre Gewohnheit, sich niemals an den Tisch zu setzen, als bis sie neun Waisen und achtzig Arme zuvor gespeist hatte. Oft, besonders in der Advent- und Fastenzeit, ließen der König und die Königin gegen 300 Arme kommen, denen sie kniend von den Speisen die für ihre Tafel bestimmt waren, austheilten. Malcolm bediente die Männer, Margaretha die weiblichen Armen. Die Königin besuchte auch oft die Spitäler, wo die Kranken ihre Demuth und ihre unaussprechliche Zärtlichkeit für sie nicht genug bewundern konnten. Durch ihre Almosen befreite sie auch noch unglückliche Schuldner und half verarmten Familien wieder auf. Die Fremden, hauptsächlich die Engländer, hatten ihr auch oft die Befreiung ihrer Gefangenen zu verdanken. Sie kaufte vorzüglich jene los, welche in die Hände harter und unbarmherziger Herren gefallen waren. Die auswärtigen Armen fanden einen Zufluchtsort in den Spitälern, die sie zu ihrer Aufnahme gestiftet hatte. Malcolm unterstützte seine fromme Gemahlin bei allen diesen guten Werken. „Er lernt von ihr," sagt Theodorich, „die Nacht in der Uebung der Gottseligkeit zubringen." „Es ist etwas Erstaunliches," fährt er fort, „die Inbrunst dieses Fürsten beim Gebete zu sehen; er besitzt den Geist der Zerknirschung und die Gabe der Thränen in einem bei dem Weltmanne ungewöhnlichen Grade!" „Die Königin," sagt ein anderer Schriftsteller," regte ihn an zu den Werken der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit und zur Uebung aller Tugenden. Und dies that sie durch Mitwirkung der Gnade Gottes und mit einem unbegreiflichen Erfolge. Der König zeigte sich immer bereit, ihre frommen Absichten zu unterstützen und weil er sah, daß der Geist Gottes in Margarethas Herz wohne, ermangelte er nie, ihrem Rathe zu folgen."

Die heilige Margaretha hält Rath in kirchlichen Angelegenheiten.

Da die Heilige nur kurze Zeit schlief, und sich alle jene Lustbarkeiten versagte, welche die Weltleute sich zu erlauben pflegen, übrigte sie jeden Tag viele Zeit für ihre Andachtsübungen. In der Fasten- und Adventzeit stand sie um Mitternacht auf und ging in die Kirche, dem Gottesdienste beizuwohnen. Wenn sie wieder in ihr Gemach zurückkehrte, wusch sie sechs Armen, welche sie erwarteten, die Füße und gab ihnen hierauf ein reichliches Almosen. Nach diesem genoß sie 1—2 Stunden Ruhe. Bei ihrem Erwachen kehrte sie wieder in ihre Kapelle zurück, wo sie nebst dem Hochamte noch 4 bis 5 stille Messen hörte. Außerdem hatte sie in ihrem Gemache bestimmte Stunden zum Gebete, das sie mit solcher Inbrunst verrichtete, daß ihr häufig Thränen von den Wangen rollten. „Sie beobachtete," sagt Theodorich, „die strengste Mäßigkeit bei ihren Mahlzeiten und aß nur so viel, als zur Erhaltung ihres Lebens nothwendig war, ohne jemals der Sinnlichkeit im Geringsten zu schmeicheln. Sie schien das Aufgetragene mehr zu verkosten, als zu genießen. Mit einem Worte, ihre Werke waren staunenswerter, als ihre Wunder; denn auch diese Gabe war ihr mitgetheilt." Hören wir ferner, wie Theodorich, welcher ihr Beichtvater gewesen war, von ihr

spricht: „Sie besaß den Geist der Zerknirschung in vorzüglichem Grade. Wenn sie mit mir von den unaussprechlichen Seligkeiten des ewigen Lebens sprach, waren ihre Worte mit wunderbarer Anmuth bekleidet. Ihr Herz war dabei so innig gerührt, daß ihr die Thränen aus den Augen strömten; sie hatte eine so zärtliche Andacht, daß ich mich schon bei ihrem Anblicke von lebhafter Zerknirschung durchdrungen fühlte. Niemand beobachtete genauer das Stillschweigen in der Kirche als sie, und Niemand hatte einen aufmerksameren Geist im Gebete." Oft drang sie in ihren Beichtvater, sie auf alles Tadelnswerthe in ihren Worten und Handlungen aufmerksam zu machen. In tiefer Demuth wünschte sie, die Königin, die Zurechtweisungen, welche von Anderen, Geringeren, oft so ungern ertragen werden. Alle Jahre hielt sie zwei Fasten von vierzig Tagen, die eine vor Weihnachten, die andere vor Ostern, in denen sie die strengsten Bußwerke verrichtete. Jeden Tag betete sie die kleinen Tagzeiten zur heiligen Dreifaltigkeit, zu dem Leiden Jesu, zu der allerseligsten Jungfrau Maria und für die Abgestorbenen.

Der Friede, welcher auf den Krieg folgte, den Malcolm in der Normandie gegen den Herzog von Northumberland ausgefochten hatte, war von kurzer Dauer für Schottland. Malcolm sah sich bald wieder gezwungen, die Waffen zu ergreifen und die nördl. und westl. Bewohner dieses Reiches wieder zum Gehorsam zurückzuführen. Malcolm unterwarf in eigener Person die Bewohner des Nordens, die des Westens führte der Feldherr Walter oder Gualter zurück zur Pflicht.

Nachdem die Unruhen gedämpft waren, bestrebte sich der König, das Aufblühen der Künste und Wissenschaften zu befördern. Er verbesserte die Ordnung seines eigenen Hauses, gab Gesetze, durch welche dem übermäßigen Aufwande Schranken gesetzt wurden, und schaffte verschiedene Mißbräuche ab, welche sich ins Volk eingeschlichen hatten. Er ließ die Kathedralkirche von Durham erbauen, errichtete noch zu den vier Bisthümern, welche bereits in Schottland waren, jene von Murray und Cathneß und stiftete unter Mitwirkung der Königin das Dreieinigkeitskloster zu Dumfermlin.

Die Belehrungen Margareha's hatten Malcolm vollkommen überzeugt, daß ein König, der sein Volk liebt und dessen Vater sein will, den Frieden lieben und den Krieg als das schrecklichste Uebel fliehen müsse; daß die in der Geschichte so hochgepriesenen Eroberer nur zum Verderben der Erde geboren wurden und daß ihre Thaten, betrachtet mit den Augen des Glaubens, nur ein Gewerbe von Mord und Raub seien. Allein er wußte ebenfalls, daß es zu den Pflichten eines Königs gehöre, nicht unerfahren in der Kriegskunst und stets bereit zu sein, zur Vertheidigung seines Volkes gegen Angriffe und Eingriffe die Waffen zu ergreifen.

Wilhelm der Rothe, der 1087 den Thron von England bestiegen hatte, setzte ihn in die traurige Nothwendigkeit, Beweise seiner Tapferkeit zu geben; denn er überrumpelte das Schloß Almwick in Northumberland und ließ die Besatzung über die Klinge springen. Der König von Schottland forderte die Rückgabe dieses Platzes. Sie wurde ihm verweigert. Auf dies hin belagerte er ihn nach der damaligen Kriegsweise. Da nun die englische Besatzung aufs Aeußerste gebracht war, heuchelte sie Ergebung und machte dem König den Vorschlag, er möge selbst kommen und sich die Stadtschlüssel holen. Allein der Soldat, der ihm dieselben an einer Lanze darreichte, benützte den Augenblick, wo er die Hände darnach ausstreckte, um ihm einen Stich ins Auge zu versetzen, der seinen Tod herbeiführte. Eduard, des Schottenkönigs Sohn, setzte die Belagerung lebhaft fort, um seines Vaters Tod zu rächen. Allein sein Muth, der ihn zu weit voran getrieben, kostete ihn bei einem Sturme das Leben. Die Schotten, schmerzlich berührt durch diesen zweifachen Verlust, hoben die Belagerung auf und zogen sich zurück, nachdem sie den König und seinen Sohn zu Timnouth begraben hatten. Die Leiber der zwei Fürsten wurden in der Folge nach Dumfermlin versetzt. Malcolm's Tod erereignete sich im Jahr 1093, nach 33jähriger Regierung. In einigen Kalendern Schottlands liest man seinen Namen unter den Heiligen. Alle diese Unglücksfälle verwundeten das Herz der Königin tief; allein ihre Tugend gab ihr Stärke, dieselbe mit Ergebung zu ertragen. Sie lag sehr krank darnieder, als sie die Trauerbotschaft erhielt. Ueber ihre letzte Krankheit wollen wir den Ordensmann Theodorich, ihren Beichtvater, selbst reden lassen. „Margaretha", sagte er, „erkannte durch ein inneres Licht ihren Tod lange vorher. Sie begehrte allein mit mir zusprechen, wo sie noch einmal ihr ganzes Leben durchging. Ströme von Thränen stürzten bei jedem Worte aus ihren Augen. Ihre Zerknirschung war so lebhaft, daß ich mich selber des Weinens nicht erwehren konnte. Von Zeit zu Zeit erstickte das Weinen unsere Stimmen, so daß wir beide nicht im Stande waren, ein Wort hervorzubringen. Sie schloß dann mit folgenden Worten: „Lebewohl! Ich werde bald von dieser Erde verschwinden; und du wirst auch bald mir nachfolgen Noch zwei Gnaden möchte ich von dir erbitten. Die eine ist, daß du mich meiner, so lange es Gott noch gefällt, dich zu erhalten, in deinen Gebeten und Opfern erinnerst; die andere, daß du meinen Kindern beistehest und sie lehrst, Gott zu fürchten und zu lieben. Versprich mir vor dem einzigen Zeugen unserer Worte, diese Bitten zu erfüllen."

Die fromme Königin lebte hierauf noch sechs Monate, während welcher sie selten von ihrem Krankenlager aufstehen konnte. Aber keine Klage hörte man aus ihrem Munde; sie ertrug ihre Leiden mit bewunderungswürdiger Geduld.

Als Malcolm den Krieg in Northumberland zu führen begann, bot die Heilige alles auf, um ihn von seinem Vorhaben, selbst an der Spitze des Heeres auszuziehen, abzubringen. Aber das erstemal gehorchte Malcolm dem Rathe seiner Gemahlin nicht. Malcolm achtete

auf ihre Vorstellungen nicht, weil er sie einer allzugroßen Zärtlichkeit, die für sein Leben fürchtete, zuschrieb und weil er wußte, daß die Gegenwart des Königs den Muth der Krieger befeure und aufrecht erhalte.

Margaretha schien an dem Tage, an welchem der König getödtet wurde, traurig und nachdenkend. Und sie sagte zu den Umstehenden: „Es ist vielleicht Schottland ein Unglück widerfahren, wie seit lange nicht.“ Als sich am vierten Tage ihre Schmerzen etwas gelindert hatten, führte man sie in ihr Bethaus, wo sie die heilige Wegzehrung mit großer Andacht empfing. Wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt, mußte sie sich wegen eines heftigen Fieberanfalls und erneuerter und verdoppelter Schmerzen wieder zu Bette legen. Sie befahl dann ihrem Geistlichen, ihre Seele Gott zu empfehlen. Zu gleicher Zeit ließ sie ein Crucifix herbeiholen, das sie andächtig küßte. Nachdem sie damit mehreremale das heilige Kreuzeszeichen über sich gemacht hatte, faßte sie es in ihre Hände und mit fest darauf gerichteten Augen sprach sie den 50. Psalmen und mehrere andere Gebete.

Während dessen kam Edgar, ihr Sohn, von dem Heere zurück. Sie fragte ihn, wie Malcolm und Eduard sich befänden. Dieser, befürchtend, ihr Uebel zu vermehren, sagte, sie befinden sich gut. „Ich weiß,“ erwiderte sie aber, „was geschehen ist.“ Dabei erhob sie ihre Hände zum Himmel und betete also: „Allmächtiger Gott! ich danke dir, daß du mir eine so große Trübsal in meinen letzten Augenblicken gesandt hast; ich hoffe, sie werde mir durch deine Barmherzigkeit dazu dienen, mich zu reinigen von meinen Sünden.“ Einen Augenblick nachher, da sie den Tod herannahen fühlte, verdoppelte sie ihre Inbrunst und wiederholte mehrmals diese Worte: „Herr Jesus, der durch deinen Tod der Welt das Leben gegeben hast, erlöse mich von allem Uebel.“ Endlich ward ihre Seele von den Banden befreit am 16. Nov. 1093, in dem 47. Jahre ihres Lebens. Sie wurde 1251 von Innocenz IV. heilig gesprochen nnd im Jahr 1693 setzte Innocenz XII. ihr Fest auf den 10. Juni. Die Heilige ward ihrem Wunsche gemäß in der Dreieinigkeitskirche zu Dumfermlin, 15 Meilen von Edinburgh begraben. In der Zeit der Reformation nahmen die Katholiken ihre sterblichen Ueberreste heimlich weg, ebenso die ihres Gemahles. Der größte Theil kam unter der Regierung Philipps II. nach Spanien, der ihnen in dem Palaste von Escurial eine Kapelle zu ihrer Verehrung erbauen ließ, wo sie noch in einem Sarge liegen, unter folgender Aufschrift: „Der hl. Malcolm, König, und die hl. Margaretha, Königin.“

Das Haupt der hl. Margaretha wurde der Königin Maria Stuart nach Schottland gesandt. Allein da diese Königin genöthigt wurde, nach England zu flüchten, nahm ein Benediktiner die Reliquie und brachte sie im Jahre 1597 nach Antwerpen. Dieser gab sie nachher den schottischen Jesuiten von Donai, in deren Kirche dieselbe in einem silbernen Sarge aufbewahrt wurde.

Man hatte, nebst Gott, dem Eifer und dem guten Beispiele Margarethas die Tugend eines ganzen Hofes und die Heiligung eines ganzen Königreiches zu verdanken. So war sie auch die fromme Mutter aller Fürsten der Nachkommenschaft Malcolms, welche in der Folge Schottlands Königsthron durch vorzügliche Heiligkeit verherrlichten. An ihr zeigte sich, daß ein tugendhaftes Weib und eine wahrhaft christliche Mutter, die Quelle vieler Segnungen ist.

Die heilige Margaretha.

Wir sollen zwar Alle, wenigstens durch unsere Beispiele und Gebete, zur Heiligung der Nebenmenschen hinwirken; vor Allem aber obliegt diese Pflicht den Eltern und Hausherren und diese müssen neben dem guten Beispiele und Gebete auch noch den Weg der Drohungen, Ermahnungen und Verweise einschlagen. Die Tugend ist der köstlichste Schatz, den die Eltern ihren Kindern, die Hausherrn ihren Dienstboten hinterlassen können. Die Vorgesetzten, welche in diesem Stücke nachlässig sind, haben gegründete Ursache, zu zittern; denn der Sohn Gottes wird sie wegen aller Sünden zur Rechenschaft ziehen, welche wegen Vernachlässigung ihrer Pflicht begangen werden. In diesem Sinne muß sich, nach dem hl. Augustin, jeder Hausherr als den Bischof und Hirten seiner Familie ansehen und jeder Christ, wenigstens durch sein Beispiel, sich als den seines Nebenmenschen betrachteu. Wie viele muß man aber nicht sehen, die Apostel des Geistes der Finsterniß und dessen Gehilfen geworden sind. Die Verderbniß der Familien geht jetzt nur zu oft von Jenen aus, die deren Häupter sind. Daher jene Sündfluth von Lastern, jene Gleichgültigkeit gegen alles Göttliche, worüber alle Gerechten nicht Thränen genug vergießen können. Ist es da zu verwundern, daß sich der Heiland als den Feind der Welt erklärt und sie mit dem Fluche beladen hat?

11. Juni.

Der heilige Barnabas,

Apostel.

Erstes Jahrhundert.

Der heilige Barnabas wird von den ersten Kirchenvätern und von dem hl. Lukas selbst Apostel genannt, obgleich er keiner von den Zwölfen war, welche Christus erwählt hatte. Man hat ihm diesen Namen gegeben, weil er an Allem, was die Apostel zur Begründung des Christenthums thaten, großen Antheil hatte. — Der Heilige, aus dem Stamme Levi, wurde auf der Insel Cypern geboren, wo seine Eltern ein Landgut besaßen; man weiß, daß das Gesetz den Leviten nicht verbot, Grundstücke und Güter außerhalb ihres Landes zu haben.

Anfangs hieß er Jose oder Joseph; allein nach der Himmelfahrt des Herrn gaben ihm die Apostel den Namen „Barnabas", was nach Lukas „Sohn des Trostes" heißt. Er ward so genannt, sagt der heilige Chrysostomus, wegen seiner besonderen Gabe, die Betrübten zu trösten. Der hl. Hieronymus fügt noch bei, daß Barnabs noch Prophetensohn bedeute und daß Niemand dieses Namens würdiger war, als eben dieser Apostel, der besonders mit den prophetischen Gaben geschmückt war.

Martertod des heil. Barnabas.

Die Griechen erzählen, seine Eltern haben ihn in seiner Jugend nach Jerusalem geschickt, wo er mit dem heiligen Paulus die Schule des berühmten Gamaliel besuchte und er sei einer der Ersten oder gar der vorzüglichste unter den 70 Jüngern Jesu gewesen. Er hatte demnach das Glück, die Worte des ewigen Lebens selbst aus dem Munde des Erlösers zu hören.

In der Apostelgeschichte redet die hl. Schrift zum erstenmale von ihm. Es wird da gesagt, daß Jene, welche Anfangs zu Jerusalem den Glauben annahmen, in Gemeinschaft lebten; daß diejenigen von ihnen, welche Grundstücke und Häuser besaßen, sie verkauften und den Erlös zu den Füßen der Apostel niederlegten, um zur Unterstützung der Unglücklichen beizutragen, und sie in den Stand zu setzen, dem Heilande durch ein frommes, der Welt abgestorbenes Leben besser nachzufolgen. Bei dieser Gelegenheit wird aber blos des heiligen Barnabas ausdrücklich Erwähnung gethan, ohne Zweifel, weil er ein beträchtliches Gut besaß und vielleicht zuerst das Beispiel einer so großmüthigen Verachtung des Zeitlichen gab; ein Beispiel, das seither so viele Nachahmer hatte und viele Christen bewog, den Rath, welchen der Herr dem reichen Jünglinge im Evangelium gab, wörtlich zu befolgen.

Uebrigens stand es Jedem frei, seine Güter zu verkaufen oder zu behalten. Allein, wenn man sich entschloß, sie zu Gunsten der Armen zu veräußern, schien man sich durch ein Gelübde oder wenigstens durch ein feierliches Versprechen zu verpflichten, allem irdischen Besitze zu entsagen, um sich einer vollkommeneren Lebensweise zu widmen.

Auch sehen wir an Ananias und Saphria, daß sie wegen Zurückhaltung eines Theiles des Erlöses mit dem Tode bestraft wurden, und der Apostel wirft ihnen nichts Anderes vor, als daß sie dem heiligen Geist gelogen hätten, indem sie die Diener des Herrn betrügen wollten. Was die Folgen dieses Fehlers für die Ewigkeit betrifft, sind die heiligen Väter hierüber nicht einig, denn die Einen glauben, sie haben bei der Rede des heiligen Petrus ihr Vergehen bereut und dadurch Verzeihung erlangt, zumal, da sie ihren Fehler durch zeitliche Strafen gesühnt haben; die Anderen dagegen fürchten, sie möchten in der Unbußfertigkeit gestorben und in die Hölle gestürzt worden sein.

Der heilige Chrysostomus, der heilige Basilius und der heilige Isidor von Pelusium bemerken hiebei, die Absicht Gottes bei dieser sichtbaren Bestrafung sei die gewesen, Jeden, der versucht würde, ein Gleiches zu thun, davor zu warnen und ihn zu belehren, daß, wenn die göttliche Rache sich nicht allezeit auf eine so sichtbare Weise zeige, die Sünder sich dennoch nicht schmeicheln dürfen, ungestraft zu bleiben; daß es ein anderes Leben gebe, wo sie ihrer Bosheit und Verhärtung angemessene Strafen werden zu leiden haben.

Kehren wir nun wieder zu dem heiligen Barnabas zurück.

Dieser gab das Opfer, welches er Gott von seinen Gütern darbrachte, mit den heiligsten Ge-

sinnungen und erwarb sich durch seinen Eifer und seine Frömmigkeit große Hochachtung bei allen Gläubigen.

Als der heilige Paulus drei Jahre nach seiner Bekehrung nach Jerusalem gekommen war, trugen die Gläubigen Bedenken, in ihre Versammlung ihn aufzunehmen. Der heilige Barnabas aber, der ihn besonders kannte, stellte ihn dem heiligen Petrus und Jakobus vor und seine Empfehlung hatte ein solches Gewicht, daß der Fürst den Apostel Paulum in seine Wohnung aufnahm und 15 Tage mit ihm zubrachte.

Da 4 oder 5 Jahre nachher die Predigten verschiedener Jünger, die man für Lucius von Cyrene, Mahaen und Simon, mit dem Beinamen Niger, hält, viele Früchte zu Antiochien hervorbrachten, wollte man Jemanden mit höherer Weihe, allem Anscheine nach mit bischöflicher Würde dahin schicken, um die Neubekehrten zu stärken und die neue Kirche zu ordnen. Die Wahl der Apostel fiel auf Barnabas. Zu Antiochien angekommen, freute er sich sehr über die Fortschritte des Christenthums, ermahnte die Gläubigen zu Eifer und Beharrlichkeit und vermehrte durch seine eigenen Predigten die Zahl derer, die an Jesum glaubten. Indessen hatte er bald einen Gehilfen nöthig. Er reiste daher nach Tarsus, wo sich damals der hl. Paulus aufhielt und lud denselben ein, seine Arbeiten zu Antiochien zu theilen. Der hl. Paulus, erfreut über die erhaltene Nachricht, begleitete ihn dann und brachte ein Jahr in Antiochien zu, während dem Gott reiche Segensfülle über die Arbeiten der beiden Apostel ausgoß. Jeden Tag wurde die Kirche von Antiochien zahlreicher und diese Gemeinde war es, in der die Gläubigen zuerst den Namen „Christen" trugen.

Die hl. Schrift nennt den hl. Barnabas vorzugsweise „einen guten Mann", um dadurch anzuzeigen, daß er die Sanftmuth, Einfalt, Wohlthätigkeit, Gottesfurcht und Nächstenliebe in einem hohen Grade besaß. Nebendem sagt sie, er sei „voll Glaubens" gewesen. Dieser Glaube war die Quelle, aus welcher er seine tiefe Erkenntniß der göttlichen Wahrheit, seine lebendige Hoffnung und glühende Liebe für den Heiland, seinen Muth bei seinen apostolischen Arbeiten und seine Freude und Bereitwilligkeit in Erduldung der heftigsten Verfolgungen schöpfte. Der hl. Schriftsteller sagt ferner, der hl. Barnabas sei mit dem hl. Geiste erfüllt gewesen, d. h. der hl. Geist hatte sein ganzes Herz und all' seine Neigungen inne, kreuzigte ihn der Welt und allen ihren Eitelkeiten und erhob ihn über alle Begierden des Fleisches. Ein so vollkommener Glaube wurde mit der glänzendsten Wundergabe belohnt und bereitete den hl. Barnabas zu den Verdiensten des Apostelamtes vor. Man kann mit allem Grunde sagen, daß sein ganzes Leben ein Martyrerthum war, weil er immerdar den Verfolgungen und Gefahren für Vertheidigung des Glaubens ausgesetzt war. Auch sagten die zu Jerusalem versammelten Apostel, daß der hl. Barnabas und Paulus ihr Leben für den Namen Jesu dargeboten haben.

Der heil. Barnabas, Paulus und Johannes Markus.

Indessen war die von dem Propheten Agabus vorgesagte Hungersnoth mit ihren schaudervollen Verheerungen im Morgenlande eingetreten und besonders in Palästina. Die Gläubigen von Antiochien sammelten daher eine beträchtliche Geldsumme zur Unterstützung der dürftigen Brüder in Judäa, und der hl. Barnabas und Paulus wurden beauftragt, das Geld den Oberhäuptern der Kirche von Jerusalem zu bringen. Von dieser Hungersnoth war, nach des Geschichtsschreibers Josephus Berichte, Judäa vier Jahre lang heimgesucht.

Johannes, mit dem Beinamen Markus, des Barnabas Schwestersohn, kam mit nach Antiochien zurück. Das Haus der Maria — so hieß diese Schwester — diente zur Zeit der Verfolgung den Aposteln zur Zufluchtsstätte und gewährte ihnen einen sichern und schicklichen Ort zur Feier der hl. Geheimnisse.

Die Kirche von Antiochien war damals sehr blühend. Sie hatte neben den Aposteln Barnabas und Paulus mehrere Lehrer, die alle mit der Gabe der Weissagung geschmückt waren. Diese Lehrer waren: Simon, mit dem Beinamen Niger, Lucius von Cyrene, und Manahen, der mit Herodes dem Vierfürsten erzogen worden war.

Als diese nun den Gottesdienst hielten und fasteten, sprach der hl. Geist durch einige der Propheten: „Sondert mir Paulus und Barnabas ab, zu dem Werke, zu dem ich sie bestimmt habe." Das Wort „absondern" bedeutet an dieser Stelle ebensoviel, als ausscheiden zu den hl. Amtsverrichtungen; abziehen von aller anderen Beschäftigung, welche nicht die Ehre Gottes zum Gegenstande hat. Das Werk, wozu der hl. Geist die zwei Apostel bestimmte, war die Bekehrung der Heiden.

Die ganze Gemeinde fastete und betete, um den Segen Gottes auf dies wichtige Unternehmen herabzuflehen. Nach solcher Vorbereitung empfingen dann der hl. Barnabas und Paulus die Handauflegung, durch welche sie nach einigen zu Bischöfen geweiht wurden. Nach Anderen waren die beiden Heiligen schon Bischöfe, was wahrscheinlicher ist und die

Handauflegung nur ein Gebrauch, wodurch man ihnen die Verkündigung des Evangeliums unter den Götzendienern übertrug und sie zu Aposteln der Heiden aufstellte.

Nachdem Paulus und Barnabas auf diese Weise ihre Sendung empfangen hatten, verließen sie mit Johannes Marcus Antiochien und gingen nach Seleucia, einer am Meere liegenden Stadt Syriens. Von da schifften sie über nach Cypern und kamen nach Salamin, wo sie in den Synagogen der Juden den Gekreuzigten predigten. Dann setzten sie ihre Reise fort nach Paphos, einer durch den Tempel der Venus berühmten Stadt derselben Insel. Da geschah die Bekehrung des röm. Proconsuls Sergius Paulus. Zu Paphos bestiegen die hl. Apostel wieder ein Schiff und segelten nach Perga in Pamphilien, in welcher Stadt sich Johannes Marcus wieder von ihnen trennte und nach Jerusalem zurückkehrte. Die Ursache dieser Trennung war Muthlosigkeit, entstanden durch die Beschwerden der langen und mühevollen Reisen und durch die Gefahren, denen sie sich sowohl von Seiten der Juden, als der Heiden bei ihrem Bekehrungswerke ausgesetzt sahen. Diese Trennung verursachte dem hl. Barnabas bittern Schmerz.

Von Perga schlugen Paulus und Barnabas den Weg nach Antiochien in Pisidien ein, wo sie in der Synagoge predigten. Als sie aber sahen, daß die dortigen Juden sich hartnäckig weigerten, sie anzuhören, sagten sie ihnen, daß, weil sie die ihnen angebotene Gnade verwarfen, sie sich zu den Heiden wenden würden, um ihnen die Worte des ewigen Lebens zu verkündigen, wie es der Herr durch seine Propheten empfohlen habe. Die Juden ergrimmten und stießen sie zur Stadt hinaus. Nach diesem gingen die zwei Heiligen nach Ikonium und predigten daselbst einige Zeit das Evangelium; allein die Bosheit der Juden nöthigte sie, auch diese Stadt, wo sie sogar gesteinigt wurden, zu verlassen. Sie schlugen nun den Weg nach Listria ein, welches in derselben Provinz lag. Da die Bewohner dieser Stadt die wunderbare Heilung eines vom Mutterleibe an lahmen Mannes sahen, welche der hl. Paulus bewirkte, riefen sie laut aus, daß die Götter zu ihnen gekommen seien, und nannten den heil. Paulus Merkur, weil er das Wort führte; den heil. Barnabas aber nannten sie Jupiter, ohne Zweifel wegen seines würdevollen Aeußern. Schon machten sie Anstalten, ihnen Opfer darzubringen und nur mit Mühe ließen sie sich von den Heiligen davon abwendig machen. Allein diese Gesinnungen währten nicht lange. Die Juden brachten die Heiden auf, welche in ihrer Wuth so weit gingen, daß sie den hl. Paulus steinigten und ihn als todt vor der Stadt liegen ließen.

Als aber die Brüder, wahrscheinlich um ihn zu begraben, gekommen waren, richtete er sich plötzlich auf und kehrte in die Stadt zurück, die er jedoch folgenden Tages mit Barnabas verließ, um sich nach Derbe zu begeben. Sie predigten da beide mit vielem Eifer und bewirkten viele Bekehrungen. Hierauf durchzogen sie noch einmal die genannten Städte, um die Gläubigen in der neu angenommenen Lehre zu bestärken und in jeder Kirche Priester aufzustellen, wornach sie endlich wieder zu Antiochien in Syrien anlangten und eine beträchtliche Zeit mit den Brüdern zubrachten, voll der Freude und unter Danksagung, daß Gott ihrem Wirken ein solches Gedeihen verliehen hatte.

Während ihres Aufenthaltes in dieser Stadt erhob sich nun der bekannte Streit über die Beobachtung der Gebräuche des mosaischen Gesetzes. Der hl. Barnabas setzte sich im Einverständniß mit dem hl. Paulus einigen bekehrten Juden entgegen, die behaupteten, man sei selbst von dem Evangelium verpflichtet, sich den Satzungen des alten Gesetzes zu unterwerfen. Diese Angelegenheit ward vor die Apostel gebracht, die, um sie reiflicher zu erwägen, sich im Jahre 51 nach Christi Geburt zu Jerusalem versammelten. Der hl. Paulus und Barnabas wurden daselbst, nachdem sie von dem wunderbaren Erfolge ihrer Arbeiten unter den Heiden Rechenschaft gegeben hatten, in ihrer Sendung bestätigt. Sie brachten sodann den Gläubigen von Syrien und Sicilien das Synodalschreiben, welches die Neubekehrten von der Beobachtung der mosaischen Satzungen freisprach.

Nichts beweist mehr die Demuth des hl. Barnabas, als sein Benehmen gegen den hl. Paulus. Er war zuerst zur Erkenntniß Gottes berufen worden; er war für den Hauptlehrer der Kirche von Antiochien angesehen; er war es, der den hl. Paulus den Aposteln vorgestellt hatte; dessen ungeachtet überließ er ihm bei jeder Gelegenheit die Ehre, das Wort zu führen und jeden sonstigen Vorrang. Der hl. Paulus hingegen suchte sich durch Nichts auszuzeichnen, als durch seinen Eifer in Ertragung der mühevollsten Arbeiten des apostolischen Amtes. Diese zwei Heiligen waren durch die Bande der zärtlichsten Liebe vereinigt; und diese Liebe wurde auch durch eine unter ihnen entstandene Verschiedenheit der Meinungen nicht verletzt, welche sie trennte.

Der hl. Paulus machte dem hl. Barnabas den Vorschlag, die Kirchen, die sie in Asien gestiftet hatten, zu besuchen. Barnabas willigte auch ein, jedoch unter der Bedingung, daß Johannes Marcus, der damals zu Antiochien war, mit ihnen gehe. Paulus aber hatte eine andere Ansicht und glaubte, daß sie keinen Mann sich beigesellen sollten, der vorhin Merkmale seiner Muthlosigkeit gegeben hatte. Auf diesen Anlaß trennten sich dann die zwei Apostel, wodurch das Evangelium an mehreren Orten verkündet wurde.

Johannes Markus erschien in der Folge ganz anders, als er sich früher gezeigt hatte, und ward ein Muster des Eifers und der Festigkeit in den Prüfungen, und verdiente sogar, unter die eifrigsten Verkünder des Evangeliums gezählt zu werden.

Der hl. Paulus erwähnt auch seiner in dem Briefe an die Kolosser auf sehr ehrenwerthe Weise; und in seinem zweiten Briefe an Thimotheus, den er aus seiner Gefangenschaft zu Rom schrieb, beauftragt er seinen Schüler, zu ihm zu kommen und den Johannes Marcus mitzubringen, der sehr nützlich

zum evangel. Dienste sei. Johannes Marcus endigte seine apostol. Laufbahn zu Biblis in Phönizien und sein Name steht unter dem 27. Sept. im röm. Martyrologium.

Nach der Trennung des hl. Paulus und Barnabas, durchzog der Erstere mit Silas Syrien und Cilicien; der Zweite schiffte sich in Begleitung des Johannes Marcus nach Cipern ein. Hiemit endigen sich die Nachrichten, die wir aus der hl. Schrift von dem Leben des hl. Barnabas haben. Nach Theodoreths Bericht schloß sich der Heilige wieder an den heil. Paulus an, der ihn mit Titus nach Korinth schickte. Doratheus und der Verfasser der „Recognitiones“ sagen, er habe eine Reise nach Rom gemacht. Die Stadt Mailand verehrt ihn als Patron und stützt sich dabei auf eine alte Ueberlieferung, die sich auf Denkmäler gründet, welche aus dem vierten Jahrhundert zu sein scheinen und besagen, daß der hl. Barnabas das Evangelium in dieser Stadt verkündet und daselbst die Kirche gestiftet habe. Allein so ausgedehnt auch der Eifer des hl. Barnabas war, glaubte er sich doch hauptsächlich verpflichtet, an der Heiligung seiner Mitbrüder wirken zu müssen, unter denen er auch sein Leben durch den Martyrertod endigte. Alexander, ein Ordensmann von Cypern, der im 6. Jahrhunderte schrieb, hat einen Bericht von dessen Tod hinterlassen, dessen wesentlicher Inhalt: Da der Glaube auf der Insel Cypern durch Predigten, Beispiele und Wunder des Apostels beträchtl. Fortschritte machte, trug es sich zu, daß die Juden, welche ihn in Syrien verfolgt hatten, auch nach Salamin kamen und die Mächtigsten dieser Stadt gegen ihn aufbrachten. Man verhaftete daher den Heiligen, und nach vielfältigen, vom Volke erduldeten Beschimpfungen und mehreren überstandenen Qualen wurde er zuletzt gesteinigt.

Seine Reliquien wurden in der Folge bei Salamin gefunden. In dem Sarge lag eine Abschrift von dem Evangelium des hl. Matthäus in hebräischer Sprache, welche von der eigenen Hand des Heiligen gefertigt war. Suidas und Theodor der Leser sagen, sie sei im Jahr 485 an den Kaiser Zeno geschickt worden.

Der hl. Paulus redet von dem hl. Barnabas als noch lebend im Jahr 56; und der hl. Chrisostomus meint, er sei im Jahre 63 noch nicht gestorben gewesen. Es scheint demnach, daß dieser hl. Apostel ein sehr hohes Alter erreicht habe.

Der hl. Barnabas wird, wie schon bemerkt worden, von der Stadt Mailand als ihr Patron und Apostel verehrt, und sein Fest ist dort, seit der Verordnung, welche der hl. Karl von Borromäo im Jahr 1582 in seinem sechsten Provinzialconcilium bekannt machte, ein gebotener Feiertag; der hl. Karl von Borromäo nennt ihn in einer seiner Predigten Apostel von Mailand. Der hl. Barnabas vertheilte alle seine Güter unter die Armen, um in vollkommener Lostrennung von allen irdischen Dingen zu leben.

Der heil. Barnabas und Johannes Markus reisen nach Cypern.

Die Reichthümer sind zwar eine Gabe Gottes, man muß sie mit Dank annehmen und zu einem heiligen Gebrauche verwenden; allein es ist schwer, sie ohne Anhänglichkeit zu besitzen und sie nicht zu mißbrauchen, so daß mehrere Christen lieber dem Beispiele des heiligen Barnabas nachgefolgt sind, um Gott leichter in vollkommener Freiheit des Herzens dienen zu können. Da jedoch diese gänzliche Entblößung von allem Zeitlichen nur ein Rath ist, dürfen jene, welche Reichthümer haben, wohl in deren Besitz verbleiben. Indessen sollen sie doch immer eingedenk sein, daß sie dieselben zu guten Werken und besonders zur Unterstützung der Dürftigen verwenden müssen; daß es ein Verbrechen wäre, sie in Ueppigkeit zu vergeuden und zur Pflege und Befriedigung ihrer Leidenschaften zu gebrauchen; daß sie verpflichtet sind, wenigstens im Geiste arm zu sein. Wenn ihnen daher dieselben entrissen werden, so sollen sie darüber nicht trostlos sein, indem ihnen der Verlust der Erdengüter Nichts von dem wird entziehen können, was allein wahres Eigenthum ist.

12. Juni.

Der heilige Johannes von Facundo,

Einsiedler aus dem Orden des hl. Augustinus.

Jahr 1479.

Der heilige Johannes wurde zu San Fangon oder Facundo in dem Königreiche Leon in Spanien geboren. Sein Vater hieß Johann Gonzalez von Castrillo, und seine Mutter Sancho Martinez, beide ausgezeichnet durch Tugend und Geburt.

Der Heilige erhielt seine wissenschaftliche Bildung bei den Benediktinern von St. Facundo. Als er hernach in den geistlichen Stand getreten war, schloß er sich an den Bischof von Burgos an, der ihm dadurch Beweise seiner Hochschätzung gab, daß er ihm ein Canonikat an seiner Cathedralkirche übertrug. Johannes besaß schon drei kleine Pfründen, wozu der Abt von St. Facundo das Ernennungsrecht hatte, was unerlaubt gewesen wäre, wenn die Besetzung einer einzigen zum Unterhalte des jungen Geistlichen würde genügt haben.

Der heilige Johannes von Facundo lebt als Einsiedler.

Der Wandel, den Johannes bisher geführt hatte, war untadelhaft und man bemerkte sogar an ihm eine mehr als gewöhnliche Tugend; allein die Gnade öffnete ihm die Augen und er nahm wahr, daß mehr erfordert werde, um ein wahrer Jünger Jesu zu sein. Er bemerkte wesentliche Fehler an sich und bestrebte sich ernstlich, sich zu bessern. Der erste Schritt, den er dazu that, war, daß er bei dem Bischofe von Burgos um die Erlaubniß bat, seine Pfründen abzugeben, was ihm nicht ohne viele Mühe bewilligt wurde. Er behielt sodann nichts für sich als eine kleine Kapelle, wo er alle Tage die heilige Messe las, oft predigte und die Unwissenden in den Geheimnissen des Glaubens unterrichtete. Armuth, Abtödtung und stille Zurückgezogenheit wurden bald seine größte Wonne. Er stieg hinab in die Tiefen der Seele, um ihren Zustand vollkommen zu erkennen.

Die Erfahrung lehrte ihn, daß alle Lustbarkeiten der Welt eitel Trug sind gegen die reine Freude, welche man aus der Uebung des Gebetes und der Betrachtung und aus dem Lesen gottseliger Bücher schöpft.

Das Verlangen, sich in der Kenntniß der Religionswahrheiten zu vervollkommnen, bewog ihn dann, von seinem Bischofe die Erlaubniß zu begehren, sich nach Salamanca zurückzuziehen, wo er sich noch vier Jahre lang auf das Studium der Theologie verlegte. Nach diesem wurde er zur Leitung der Seelen an die Pfarrkirche von St. Sebastian berufen. Seine Unterweisungen brachten da bald bewunderungswürdige Früchte hervor. Er wohnte bei einem tugendhaften Canoniker, wo er ungehindert sich schweren Bußübungen unterziehen konnte. Auf diese Weise verlebte er neun Jahre. Lange Zeit litt er dabei noch an heftigen Steinschmerzen und mußte sich endlich einer ärztlichen Operation unterwerfen.

Als seine Gesundheit wieder vollkommen hergestellt war, faßte er den Entschluß, gänzlich die Welt zu verlassen und ging zu den Einsiedlern des heiligen Augu-

stinus zu Salamanca, wo er 1463 das Ordenskleid anlegte. Sein Eifer, den er während der Prüfungszeit bewies, zeigte, daß er schon ein vollendeter Meister in dem geistlichen Leben sei. Nachdem er dann das gewöhnliche Noviziat durchgemacht hatte, legte er den 28. August 1464 die feierlichen Gelübde ab und er bewies sich gleich Anfangs schon so von dem Geiste seiner Ordensregel durchdrungen, daß keiner der Brüder in der Uebung der Abtödtung, der Demuth, des Gehorsams und der Lostrennung von allem Irdischen ihm gleichkam.

Als ihm seine Obern die Weisung ertheilten, sein Predigertalent zum Frommen der Gläubigen zu gebrauchen, verkündete er das Wort Gottes mit einem außerordentlichen Eifer und sprach mit solcher Kraft und Salbung, daß man wohl erkannte, wie sein Geist von dem reinsten Lichte des Glaubens erleuchtet und sein Herz von dem Geiste der Wahrheit und der christlichen Tugend durchdrungen war. Seine Belehrungen, die er im Oeffentlichen und Besonderen ertheilte, hatten auch bald der ganzen Stadt Salamanca eine andere Gestalt gegeben. Allenthalben sah man den Haß und die feindselige Erbitterung, welche unter den Edelleuten herrschte, verschwinden; und die Stadt wurde frei von den verderblichen Wirkungen, welche jene Erbitterung jeden Tag verursachte. Die Leutseligkeit und Milde, womit der Heilige begabt war, machten ihn besonders geeignet, jeden Samen der Zwietracht zu ersticken. Wenn er Menschen fand, die voll waren von Bitterkeit gegen ihren Nächsten, flößte er ihnen Gesinnungen der Liebe und des Friedens ein; er bewog sie, die Unbilden zu vergessen, ja sogar das erlittene Böse mit Gutem zu vergelten.

Bei der ihm von seinen Obern übertragenen Stelle eines Novizenmeisters gab er neue Beweise seiner Sanftmuth und Klugheit, bis er 1471 zum Prior der Genossenschaft gewählt wurde. Unter ihm war das Kloster sehr berühmt wegen seiner strengen Zucht und seines Eifers in Bewahrung des frommen Ordensgeistes. Johannes bestrebte sich aber vor Allem, seine Mitbrüder durch das lebendige Beispiel zu leiten, das wirksamer ist, als alle Vorschriften und Befehle; und so verlieh sein Leben seinem Worte wunderbare Kraft.

Durch die Reinheit seines Herzens und seinen Eifer im Gebet erlangte er von Gott die Gnade einer wunderbaren Klugheit in Unterscheidung der Geister. Er durchschaute die verborgensten Falten des Gewissens; er hörte alle, die zur Beicht kamen, aber den Gewohnheitssündern versagte er die Absolution bis zu ihrer Besserung, unwürdigen Geistlichen, bis er sie vollkommen bereit fand, einen neuen Menschen anzuziehen. Die heilige Messe las er mit solcher Inbrunst, daß alle Anwesenden erbaut wurden.

Das Laster entflammte seinen Eifer bei jedem Schuldigen ohne Ansehen der Person; und die Freimüthigkeit, mit der er dasselbe züchtigte, zog ihm verschiedene Verfolgungen zu.

Ein gewisser Herzog, ergrimmt über die Ermahnungen des Heiligen, seine Untergebenen nicht mehr so hart zu drücken, dingte zwei Meuchelmörder, ihn aus dem Wege zu räumen. Allein beim Anblicke des heiligen Mannes ergriff sie der Schrecken des bösen Gewissens; sie warfen sich zu seinen Füßen nieder und flehten um Verzeihung ihres Verbrechens. Auch der Herzog, der in eine Krankheit fiel, ging in sich, bezeugte eine lebhafte Reue und erlangte durch das Gebet und den Segen des Heiligen seine Gesundheit wieder.

Als der Diener Gottes in seine letzte Krankheit fiel, sagte er die Stunde seines Todes voraus und entschlief den 11. Juni 1479 im Herrn. Mehrere vor und nach seinem Tode gewirkte Wunder bezeugten öffentlich seine Heiligkeit. Clemens VIII. sprach ihn 1601 selig, Alexander VIII. setzte ihn 1690 unter die Heiligen. Benedikt XIII. ließ hernach seine Tagzeiten auf den 12. Juni ins römische Brevier rücken.

Das Leben des Heiligen lehrt uns, daß von einem zerstreuten Leben vieles für die Tugend zu fürchten sei. Die Gewohnheit, sich mit den Eitelkeiten der Welt zu befassen, führt den Geist nach und nach vom Guten ab und das Leben des Geistes wird dadurch ebenso gefährlich angegriffen als das des Körpers von den Ursachen, die eine Krankheit bewirken. In der stillen Zurückgezogenheit und Betrachtung wird die Seele gestärkt, erweitert und zur Thätigkeit angeleitet; sie nährt sich mit den reinen Wahrheiten, und befestigt sich in thätiger Tugend. Jeder wahre Christ soll sich daher bisweilen vom Geräusche der Welt abziehen, in sich selbst hinabsteigen und sich selbst aufmerksam betrachten. „Die Betrachtung," sagt der heilige Bernard, „ist das Auge der Seele; sie bringt Licht und Wahrheit in dieselbe." „Ich werde sie in die Einsamkeit führen," sagt die ewige Weisheit, „und ihr an das Herz reden."

Der heilige Basilides, Quirinus oder Cyrinus, Nabor und Nazarius,

Martyrer zu Rom.

Die Sakramentarien des Galesius, des heiligen Gregor des Großen, der alte römische Kalender, welchen Fronteau herausgegeben, thun ehrenvolle Erwähnung von diesen vier Heiligen, welche zu Rom den Martertod erlitten und neben der aurelianischen Straße begraben wurden. Man liest in ihren Akten, daß sie in dem Kriegsheere des Maxentius, Sohnes des Maximianus Herculius, dienten; daß sie verschiedene Foltern bestehen mußten und zuletzt auf Befehl des römischen Präfekten Aurelius enthauptet wurden.

Der heilige Chrodegand, Bischof von Metz, erhielt im Jahre 764 von Rom die Reliquen mehrer Blutzeugen und gab jene des heiligen Gorgonius in die ehemalige Abtei Gorze, vier Stunden von Metz, jene des

heiligen Nazarius in die ehemalige Abtei Lorch oder Laurisham, die ehemals zum Bisthume Worms, jetzt aber zum Oberamt Gmünd im Königreiche Württemberg gehört, und jene des heiligen Nabors in die Kirche zum heiligen Hilarius (Hilariacum) an der Mosel, im Bisthume Metz. Die Abtei von St. Hilare bekam dadurch den Namen St. Nabor, der aber endlich in St. Avold verwelscht wurde.

Der heilige Nabor wurde seit dem Anfange des 8. Jahrhunderts im Elsaß verehrt; denn wir finden in dem Testamente der heiligen Odilia vom Jahre 708 schon Erwähnung von einem Prædium ad sanctum Naborem. Dies ist das Dorf St. Nabor, das am Fuße des St. Odilienberges liegt und ehemals dem Domkapitel von Straßburg angehörte.

Der heilige Onuphrius,

Einsiedler der Thebais.
Jahr 400.

Der heilige Onuphrius lebte einige Zeit in einem bei Thebä in Aegypten gelegenen Kloster, wo hundert, Ordensmänner in strenger Bußübung sich wechselseitig ermunterten. Allein das Verlangen, dem heiligen Johannes dem Täufer in seiner Einsamkeit nachzuahmen, bewog ihn, sich tief in eine Wüste des Landes zurückzuziehen, wo er mehrere Jahre den härtesten Versuchungen ausgesetzt war, bis es ihm endlich gelang, sie durch seine Standhaftigkeit zu besiegen. Die Uebungen der stillen Zurückgezogenheit bereiteten nach und nach seine Seele zu den innigsten Mittheilungen des Geistes Gottes vor und bereitete ihm jenen Frieden des Herzens und jene unaussprechlichen Süßigkeiten, welche dem Sterblichen einen Vorschmack der himmlischen Seligkeiten geben. Während der sechzig Jahre, die er in der Einsamkeit zubrachte, war er der Welt gänzlich unbekannt. Er beschränkte sich jedoch nicht allein darauf, seine Anliegen für sich und die Seinen Gott in vertrauensvollem Gebete vorzutragen, sondern er flehte auch unablässig für die von Christus gestiftete Kirche, welche von den Arianern, unter dem Schutze der Kaiser Constantius und Valens, verfolgt wurde. Ein Palmbaum, der nahe bei des Heiligen Zelle stand, gab ihm die nöthige Nahrung. Er starb den 12. Juni, ums Jahr 400.

13. Juni.

Der heilige Antonius von Padua,

aus dem Orden des heiligen Franziskus
Jahr 1231.

Antonius, der heilige, obwohl ein Portugiese, hat seinen Beinamen von der Stadt Padua, wo seine Reliquien aufbewahrt werden. Er wurde zu Lissabon im Jahr 1195 geboren und erhielt in der Taufe den Namen Ferdinand; als er aber nachher in den Orden des heiligen Franziskus trat, wollte er Antonius genannt werden, aus Ehrfurcht gegen den berühmten Patron der Mönche, der auch der Patron der kleinen Kapelle war, in welcher er das Ordenskleid empfing.

Der Vater des Heiligen war Martin von Bullones, Hauptmann in dem Heere des Königs Alphons, der in der Schlacht bei Orique 1139 fünf Maurenkönig überwunden hatte, auf den Thron von Portugal erhoben wurde und im Jahr 1185 gestorben ist. Seine Mutter war Maria von Trevera, eine Frau von seltenem Verdienste. Beide verbanden mit dem Adel der Geburt den ungleich höheren der Tugend; weßwegen sie auch eifrigst darauf bedacht waren, ihren Sohn unter der Leitung der Canoniker der Kathedralkirche von Lissabon frühzeitig nicht nur in den Wissenschaften, sondern auch in der Gottseligkeit ausbilden zu lassen. Und Ferdinand entsprach vollkommen ihren Absichten. In einem Alter von 15 Jahren begab er sich zu den regulirten Chorherrn des heiligen Augustinus, welche ein Haus bei Lissabon hatten. Einige Zeit lebte er daselbst auch ziemlich ruhig; allein die Zerstreuungen, welche ihm die öfteren Besuche seiner Freunde verursachten, machten ihm den Ort bald unerträglich, wo er seiner Neigung zur Einsamkeit nicht folgen konnte. Er bat daher seine Obern, ihn nach Coimbra zu schicken, das 36 Stunden von Lissabon entfernt ist, und wo sein Orden ein Kloster hatte, zum heiligen Kreuze genannt. Der Diener Gottes setzte da alle seine Brüder durch seine Lebensweise und durch seine Neigung zur Einsamkeit in Staunen. Seine gewöhnlichen Studien, denen er mit großem Fleiße oblag, waren die heiligen Bücher und die Kirchenväter, wodurch er bei lebhaften und eindringenden Geistesgaben, verbunden mit reicher Beurtheilungskraft schnelle Fortschritte in den göttlichen Kenntnissen machte; nebst diesem bildete er sich zum kraftvollen Redner, den die Ueberzeugung sprechen heißt und der der Kirche so nützliche Dienste leisten kann. Allein, da das Studiren, selbst wenn es die Religion zum Gegenstande hat, das Eigenthümliche mit sich bringt, das Herz auszutrocknen und den Geist der Andacht zu ertödten, so suchte Ferdinand seine Seele sorgfältig durch Gebet und Betrachtung zu nähren und bereitete sich dadurch zu jener hohen Vollkommenheit vor, wozu ihn Gott in einen strengeren Orden, der bald aufkeimen sollte, berief.

Er lebte schon acht Jahre zu Coimbra, als Don

Petro, Infant von Portugal, die Reliquien von fünf Glaubenspredigern aus dem Orden des heiligen Franziskus, die vor kurzer Zeit von den Ungläubigen gemartert worden waren, aus Marokko dahin brachte. Der Anblick dieser Reliquien machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß auch er in seinem Herzen ein glühendes Verlangen empfand, sein Blut für Christus zu vergießen. Als daher kurze Zeit nachher einige Ordensmänner des heiligen Franziskus bei einer Almosensammlung für ihre Gemeinde in das Kloster zum heil. Kreuz kamen und Ferdinand ihnen seine Absicht, in ihren Orden zu treten, entdeckte, ermahnten sie ihn, den Bewegungen der Gnade nicht zuwiderstehen. Seine Absicht ward aber nicht sobald erkannt, als seine Mitbrüder Alles aufboten, ihn davon abzuhalten. Da ihre Vorstellungen nichts fruchteten, nahmen sie zu Spöttereien und bitteren Vorwürfen ihre Zuflucht; allein der Heilige ertrug alle diese Demüthigungen mit Freuden und fing von dieser Zeit an sich über alle Regungen des Stolzes erhaben zu zeigen.

Indessen flehte er zu Gott um Erleuchtung, daß er immer mehr seinen Beruf erkennen möchte. Mit jedem Tage wuchs seine Hochachtung für einen Orden, der eine solche Liebe zu Leiden, Armuth und Entsagung einflößte und dessen noch lebender Stifter die Glieder durch Rath und That zur höchsten Vollkommenheit anleitete. Endlich wandte er sich an seinen Prior, um dessen Einwilligung zu erhalten. Als er sie erlangt hatte, begab er sich in ein kleines Kloster, das die Franziskaner bei Coimbra hatte und legte daselbst 1221 das Ordenskleid an.

Hierauf brachte er einige Zeit in der Einsamkeit, im Gebete und in strenger Bußübung zu. Dann aber, von glühendem Verlangen entflammt, sein Leben für Jesus hinzugeben, bat er seine Obern, ihm zu erlauben, daß er den Mauren von Afrika das Evangelium predige. Allein kaum war er an dem Orte seiner Mission angelangt, als Gott, zufrieden mit dem Opfer seines Herzens, ihn durch eine Krankheit heimsuchte und ihn nöthigte, nach Spanien zurückzukehren. Er bestieg daher ein Schiff, das aber von widrigem Winde an die Küste von Sicilien getrieben, zu Messina landete. Antonius (so werden wir ihn fernerhin immer nennen) erfuhr in dieser Stadt daß der heilige Franziskus eben ein Generalkapitel zu Assisi hielt. Er begab sich daher, seiner Schwäche ungeachtet, an diesen Ort; so groß war sein Verlangen, den Stifter seines Ordens zu sehen; und die Unterredungen, die er mit diesem Manne Gottes hatte, waren für ihn eine Quelle tausendfacher Tröstungen. Dies brachte ihn zu dem Entschlusse, sich an einem Orte niederzulassen, wo er näher um ihn sein könnte, und er bot sich darum den Provinzialen und Guardianen Italiens an.

Der heilige Franziskus bewilligte auch sogleich den Entschluß, Vaterland und Freunde zu verlassen; allein es fand sich kein Vorsteher, der einen Mann aufnehmen wollte, welcher, dem Aeußeren nach zu urtheilen, eher einem Hause zur Last, als nützlich sein werde. Antonius verbarg seinerseits sorgfältig die Fähigkeiten und Kenntnisse, die er besaß, und erbot sich, blos Küchenarbeiten zu verrichten. Zuletzt erbarmte sich seiner jedoch ein Guardian der Provinz Romagna, Namens Gratiani, und schickte ihn in die Einsiedelei des Berges Paulus, welches ein kleines Kloster war, das bei Bologna an einem einsamen Orte lag.

Der heilige Antonius von Padua.

Antonius, der nichts sehnlicher wünschte, als den Menschen unbekannt zu leben, verband mit der Uebung der Beschauung strenge Bußwerke und alle Verdemüthi-

gungen seines Standes. Nie entwischte ihm auch nur ein Wort, das seine Kenntnisse verrieth; dabei war er auch stets auf seiner Hut, daß man nichts von den erhabenen Mittheilungen Gottes, die seiner Seele zuflossen, bemerken konnte. Er hörte Jedermann mit Demuth an, und redete nur, wenn es die Nothwendigkeit erforderte. Allein ein Vorfall, den wir hier anführen wollen, gab ihn der Welt zu erkennen.

Da sich die Ordensgenossen des heiligen Franziskus mit den benachbarten Dominikanern zu Forli versammelt hatten, wurden jene als Fremde ersucht, an die Gesellschaft eine Ermahnung zu halten; allein sie entschuldigten sich alle, indem sie sagten, sie seien nicht vorbereitet. Nun befahl der Guardian dem heiligen Antonius zu reden, und der Versammlung Alles mitzutheilen, was ihm der heilige Geist eingeben würde.

Der Heilige bat aber, von diesem Auftrage freigesprochen zu werden, indem er als Vorwand anführte, daß die Gabe Gottes wohl nicht bei einem Ordensmanne zu finden sei, der einzig den Küchenarbeiten und andern ähnlichen Geschäften obliege. Da jedoch der Vorsteher darauf bestand, gehorchte er endlich und sprach mit solcher Beredsamkeit, Kraft und Salbung, daß alle Zuhörer in Staunen geriethen. Er war damals ungefähr 26 Jahre alt.

Der heilige Franziskus, der von der Entdeckung des in seinem Orden verborgenen Schatzes Nachricht erhielt, schickte den Antonius nach Vercelli, damit er daselbst die Theologie studire. Kurz darnach beauftragte er ihn, diese Wissenschaft selbst zu lehren, empfahl ihm aber auch zugleich, das Gebet und die Betrachtung zum Hauptgegenstand seiner Sorgfalt zu machen, indem er befürchtete, das bloße Betreiben der Geistesbildung möchte den Eifer seines glühenden Herzens auslöschen. Wir haben noch den Brief, welchen er ihm bei dieser Gelegenheit schrieb; er lautet also: „Der Bruder Franziskus seinem vielgeliebten Bruder Antonius, Heil in unserm Herrn! Es scheint mir zweckdienlich, daß du den Brüdern theologischen Unterricht ertheilest. Allein hüte dich, daß dein allzugroßer Eifer für das Studium dir nicht nachtheilig werde, und in dir oder denjenigen, welche du unterrichtest, den Geist des Gebetes auslösche."

Die Reliquien der fünf Glaubensprediger werden nach Coimbra gebracht.

Antonius lehrte mehrere Jahre mit vielem Beifall die Theologie zu Bologna, Toulouse, Montpellier, Padua, und wurde dann zum Guardian in Limoges erwählt. Nie wollte er sich der Vorrechte, welche mit der Stelle eines Lehrers verbunden waren, bedienen, sondern beobachtete jede Regel ebenso genau, wie die andern Brüder. Seine Zeit wußte er so gut einzutheilen, daß er noch Stunden erübrigte, wo er dem Volke Unterricht ertheilen konnte. Zuletzt gab er die Schultheologie gänzlich auf und beschäftigte sich einzig mit der Seelsorge und da er glaubte, berufen zu sein, an der Bekehrung der Seelen und der Bekämpfung des Lasters zu arbeiten, faßte er den Entschluß, sich den Missionen zu widmen.

Die Natur und die Gnade scheinen ihn zu einem so wichtigen Werke gemeinschaftlich gebildet zu haben. Er hatte ein würdevolles Aeußere, eine einnehmende Gesichtsbildung; seine Stimme war stark, klar, angenehm und sein Gedächtnis glücklich; seine Gebärden waren gefällig; und er wußte durch geeigneten Nachdruck sich in die Seele seiner Zuhörer einzuschleichen. Dabei war er sehr bewandert in der Schrift, die er sehr richtig auf den behandelten Gegenstand anzuwenden wußte. Die göttlichen Aussprüche wurden durch seine Darstellung eine reichliche Quelle des Lichts und er entwickelte ihren Sinn mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit und Kraftfülle Allein seine Beredtsamkeit hatte ihre hauptsächliche Stärke in der Salbung, mit der er seine Predigten vortrug. Die Liebe, von der er durchdrungen war, erregte in ihm, wenn

er sprach, einen Eifer, dem Niemand zu widerstehen vermochte. Seine Worte waren gleichsam ebenso viele Pfeile, welche tief in die Herzen der Zuhörer eindrangen. Er theilte allen von seiner Fülle mit und es durfte nicht befremden, daß er durch das in seinem Herzen flammende Feuer der göttlichen Liebe die Herzen Aller, die ihm zuhörten, entzündete.

Die Welt verachtend, brennend vor Verlangen, das Reich der Tugend in allen Herzen zu begründen und selbst sein Leben hinzugeben bereit, wenn es die Ehre Gottes erfordert, war über alle menschlichen Rücksichten erhaben. Nichts konnte ihn bewegen, sich feige und nachgiebig zu zeigen, wo Entschlossenheit nöthig war; — er schwächte und verblümte nie die Grundlehre des Evangeliums, sondern verkündigte sie den Großen und Geringen mit derselben Kraft und demselben Eifer. Die Gelehrten bewunderten in seinen Predigten die Erhabenheit der Gedanken, die Schönheit der Bilder und die besondere Fähigkeit, die gemeinsten Sittenlehren mit einer nahezu beispiellosen Würde darzustellen. Dieses machte ihn jedoch nicht unverständlich für die Ungebildeten, weil trotzdem in seinen Reden eine Einfachheit herrschte, welche die abgezogensten Dinge gleichsam fühlbar machte. Die Klugheit und Liebe benahmen selbst seinen Vorwürfen die gewöhnliche Bitterkeit, und er verstand, wenn er Verweise gab, die schwere Kunst, das Vertrauen zu bewahren, und dennoch die Schuldigen mit Ernst zu bestrafen und dadurch zu bessern. Er bekämpfte mit glücklichem Erfolge die Thorheiten des Zeitgeistes und die dem Glauben widerstrebenden Irrlehren. Die hartnäckigsten Ketzer und ergrautesten Sünder warfen sich vor ihm nieder und erkannten sich besiegt.

Als man den Tod Antonius vernahm, riefen die Kinder auf der Gasse: „Der Heilige ist todt.“

Der Papst Gregor IX. hörte ihn 1227 zu Rom mit besonderer Rührung predigen und nannte ihn in seiner Bewunderung die Arche des Testaments. Er wollte damit sagen, daß er ihn als einen reichen Schatz ansehe, in dem alle geistlichen Güter enthalten seien. Die Heiligkeit seines Lebens gab ebenfalls seinen Worten viel Gewicht. Sein Aeußeres war so ernst und erbaulich, daß er gewissermaßen durch eine jede seiner Geberden predigte. Eines Tages sprach er einen der Brüder an, mit ihm zum Predigen auszugehen, kehrte aber ohne dem Volke ein Wort gesagt zu haben, zurück. Und da ihn der Bruder fragte, warum er nicht gepredigt habe, antwortete er ihm: „Glaube mir, wir haben durch die Sittsamkeit unserer Blicke und durch den Ernst unseres Benehmens gepredigt.

Die häufigen Wunder, welche er wirkte, verbreiteten einen neuen Glanz über seine Tugenden. An allen Orten, wo er predigte, versammelte man sich schaarenweise um ihn. Der Zusammenlauf war manchmal so groß, daß keine Kirche geräumig genug war, das Volk zu fassen; und der Heilige war gezwungen, auf freiem Felde zu predigen. Er durchwanderte Städte, Flecken und Dörfer mit einem Eifer, den nichts zu schwächen im Stande war. Er predigte in Italien, Frankreich und Spanien. In Frankreich trug es sich eines Tages zu, daß er seine Zuhörer durch sein Gebet vor einem Sturm bewahrte. Die Predigergabe war aber nicht das Einzige, das er besaß. Aller Orten, wo er durchreiste, ging eine Umwandlung vor; die Feinde versöhnten sich, die Wucherer erstatteten den ungerechten Gewinn zurück und die Sünder jeder Art bekehrten sich und begannen ein neues Leben, geordnet nach den Grundsätzen des Evangeliums.

Als er sich in der Lombardei befand, setzte er sich durch Vertheidigung der Unglücklichen der Gefahr aus, getödtet zu werden. Die Sache wird von den Biographen des heiligen Antonius auf folgende Weise erzählt. Ezzelino oder Hezelin, gebürtig aus der Trevisermark, aber von Geschlecht ein Deutscher, hatte sich an die Spitze der Gibellinen oder Kaiserlichen gestellt, Verona und mehrere Städte der Lombardei erobert und sie 15 Jahre lang mit schaudervoller Grausamkeit mißhandelt. Die drei von den Päpsten auf ihn geschleuderten Bannstrahlen hatten keinen Eindruck auf ihn gemacht. Bei der Nachricht, daß sich die Einwohner von Padua gegen ihn empört haben, ließ er an einem Tage zwölftausend Eingeborne hinrichten. Die Stadt Verona, wo er sich gewöhnlich aufhielt, war beinahe ganz entvölkert. Man sah allenthalben nichts als gewaffnete Wachen, die durch ihre Wildheit sich des Herrn würdig bewiesen, dem sie dienten. Antonius, der nichts fürchtete, sobald es sich um die Ehre Gottes und das Wohl des Nächsten handelte, trug kein Bedenken, sich nach Verona zu begeben. Als er in dem Palaste angelangt war, begehrte er vor den Fürsten gelassen zu werden, was ihm auch endlich bewilligt wurde; Ezzelino saß auf einem Throne, umgeben von einem Soldatenhaufen, bereit, ihm auf den Wink zu gehorchen. Dieser Anblick erschreckte ihn aber nicht und er wagte es, dem Wütherich zu sagen, daß seine Mordthaten, Räubereien und Gottesschändungen zum Himmel um Rache schreien, und daß Alle, denen er das Leben oder die Güter entrissen hätte, ebensoviele Zeugen vor Gott wider ihn wären, welche Gerechtigkeit forderten. Er sagte noch manches Andere, was ebensoviele Unerschrockenheit bewies. Die Wachen harrten jeden Augenblick auf den Befehl, über

den Heiligen herzufallen. — Aber wie erstaunten sie, als Ezzelino bleich und zitternd vom Throne herabstieg, sich einen Strick um den Hals legte und in Thränen zerfließend vor Antonius sich niederwarf und ihn beschwor, daß er ihm Verzeihung seiner Sünden von Gott erlangen möge. Der Heilige hob ihn auf und gab ihm passende Belehrungen. Einige Zeit nachher schickte Ezzelino dem Heiligen ein reiches Geschenk, allein dieser weigerte sich, dasselbe anzunehmen, indem er sagte, das angenehmste Geschenk, welches ihm der Fürst machen könne, sei wenn er den Armen zurückgebe, was er ihnen entrissen habe. Ezzelino schien wirklich Anfangs sein Leben geändert zu haben; unglücklicherweise verschwanden jedoch diese guten Gesinnungen bald wieder und er fiel in seine alten Unordnungen zurück. Die verbündeten Fürsten der Lombardei, die sich seiner Person bemächtigten, warfen ihn in ein finsteres Gefängniß, wo er im Jahre 1259 starb.

Antonius wurde zu den ersten Aemtern seines Ordens erhoben, die er mit ebensoviel Eifer als Gewandtheit bekleidete. Besonders bewies er sich thätig in treuer Handhabung der Ordensregel, in den verschiedenen Häusern, deren Leitung ihm anvertraut war, und ihm hatte man hauptsächlich die Erhaltung des Franziskanerordens zu verdanken, der, da er so zu sagen noch in seiner Kindheit war, schon Gefahr lief, den Geist seines heiligen Stifters zu verlieren. Nach dem im Jahre 1226 erfolgten Tode des heiligen Franziskus wurde der Bruder Elias zum Ordensgeneral erwählt. Dieser war aber ein Mann, der die ihm durch seine Würde verliehene Gewalt mißbrauchte. Er ließ eine prachtvolle Kirche erbauen, was der durch die Regel so ausdrücklich empfohlenen Armuth widersprach; desgleichen verwendete er die Einkünfte seiner Gemeinden zu seinem eigenen Gebrauche; voll des Geistes der Welt, hielt er sich ein Pferd und eigene Diener; führte einen besseren Tisch als seine Mitbrüder und verschmähte sogar, mit ihnen in Gemeinschaft zu speisen. Die Andern sahen zwar wohl, daß diese Neuerungen der Erschlaffung Thür und Thor öffnen und jenen Eifer ersticken würden, der bisher der Ruhm des Ordens war. Allein sie waren zu feigherzig, um das Stillschweigen zu brechen, und sich öffentlich gegen die Unordnungen zu erklären, die sie im Geheimen verdammten.

Antonius und ein Engländer, Namens Adam hatte mehr Muth, als ihre Brüder; sie widersetzten sich den Mißbräuchen und verdammten sie laut und nachdrücklich. Allein Beleidigungen und Mißhandlungen waren Belohnung ihres Eifers; man sah sie als Aufrührer und Brauseköpfe an. Der General verordnete sogar, mit Beistimmung mehrerer Provinziale, daß sie auf immer in ihre Zellen eingeschlossen werden sollten; der Urtheilsspruch wäre auch vollzogen worden, wenn die zwei eifrigen Ordensmänner ihm nicht durch die Flucht zuvorgekommen wären. Antonius und Adam wandten sich an Gregor IV., der sie mit Güte aufnahm und ihre Klagen anhörte. Gregor berief demnach den Elias vor sich nach Rom und entsetzte ihn, da er denselben aller der gegen ihn erhobenen Klagen für schuldig fand, seines Amtes.

Der heilige Antonius, der damals Provinzial der Romagna war, benützte seine Reise nach Rom, um die Erlaubniß zu begehren, seine Stelle niederzulegen. Der Papst ertheilte ihm dieselbe, bestrebte sich aber umsonst, ihn bei sich zu behalten. Der Heilige zog sich zuerst auf den Berg Alverno zurück, von wo er sich in das Kloster von Padua begab, das man ihm, bevor er Provinzial von der Romagna geworden war, zum Aufenthalte angewiesen hatte, und wo er früherhin als Prediger und Professor der Theologie angestellt war. In dieser Stadt hielt er die Fastenpredigten mit vielem Nutzen und Erfolg. Da

Die Kathedrale in Padua.

legte er auch die letzte Hand an seine Predigten, die wir noch haben, aber nicht so, wie er sie gehalten hat. Es war seine Gewohnheit, dieselben nach Umständen und örtlichen Verhältnissen zu verändern, und beim Vortrage der hinreißenden Gewalt seines Eifers zu folgen. Darum sind seine Predigten auch nichts anderes als Entwürfe und allgemeine Gedanken, ohne alle Blumen und rednerischen Schmuck, da der Heilige dieselben auf der Kanzel einflocht. Am Ende der Fastenzeit fühlte Antonius, schon längst erschöpft von mühevollen Arbeiten und strengen Bußübungen, daß seine Gesundheit und seine Kräfte beträchtlich geschwächt waren. Er zog sich daher an einen einsamen Ort, Campietro (Petersfeld) genannt, zurück, um sich zum Tode vorzubereiten. Zu Genossen seiner Einsamkeit hatte er zwei Ordensmänner von ausgezeichneter Tugend gewählt. Bei seiner Rückkunft drängte sich das Volk in solcher Menge herbei, den Saum seines Kleides zu küssen, daß er genöthigt war, in der Vorstadt zu bleiben, wo man ihm das Zimmer des Beichtvaters der Klosterfrauen von Arcela einräumte. Nachdem er sodann die heiligen Sakramente empfangen hatte, betete er die sieben Bußpsalmen mit einem Lobgesang der allerseligsten Jungfrau Maria und entschlief ruhig in dem Herrn den 13. Juni 1231. Er war 36 Jahre alt, woran er 10 in dem Orden des heiligen Franziskus zugebracht hatte. Als man seinen Tod vernahm, riefen die Kinder auf der Gasse: „Der Heilige ist todt.“ Unzählbare Wunder bezeugten die Heiligkeit des Dieners Gottes und bewogen Gregor IX., ihn unter die Zahl der Heiligen im Jahre 1232 feierlich einzusetzen. Dieser Papst hatte ihn besonders gekannt, und war ein großer Bewunderer von dessen Tugenden. In der hierüber erlassenen Bulle, gegeben zu Spoleto, drückt er sich folgendermaßen aus: „Wir empfehlen dem Bischofe von Padua, dem Bruder Jordan, Prior von St. Benedikt, dem Bruder Johannes, Prior von St. Augustin, genaue Nachforschungen über das Leben (des heiligen Antonius), und die bei seinem Grabe gewirkten Wunder anzustellen. Nachdem wir die unverwerflichen Beweise der Wunder dieses ehrwürdigen Mannes eingesehen, und selbst sein heiliges Leben gekannt haben und des Glückes theilhaftig gewesen, mit ihm umzugehen, haben wir ihn, nach angehörtem Rathe unserer Brüder und aller mit uns versammelten Bischöfe unter die Zahl der Heiligen gesetzt.“ Vorher hatte er in der nämlichen Bulle gesagt: „Der heilige Antonius, welcher jetzt in dem Himmel wohnt, wird auf Erden durch Wunder verherrlicht, die man alle Tage an seinem Grabe sieht, und deren Wahrheit uns durch glaubwürdige Urkunden bezeugt worden ist.“

Zweiunddreißig Jahre nach seinem Tode erbaute man zu Padua eine prachtvolle Kirche, in welcher seine Reliquien beigesetzt wurden. Bei dieser Gelegenheit fand man, daß alles Fleisch seines Leibes verzehrt war, nur seine Zunge allein war ohne Merkmale der Verwesung, und schien noch so frisch, als wenn er noch lebte. Der heilige Bonaventura, damals General der Franziskaner, der bei dieser Erhebungsfeier zugegen war, nahm sie in seine Hände, küßte sie ehrfurchtsvoll und sagte unter Thränen: „O glückliche Zunge, die du nicht aufhörtest, Gott zu preisen und die du dessen Lob in unzählbaren Herzen bewirkt hast! nun zeigt es sich, wie köstlich du vor dem bist, der dich zum Dienste eines so edlen und erhabenen Amtes gebildet hat.“ Die Zunge des heiligen Antonius wird noch in bemeldeter Kirche, welche den Conventualen von Padua gehört, aufbewahrt.

In eben dieser Kirche sieht man ein Grabmal des Heiligen von vortrefflicher Arbeit, und mit einem Basrelief geschmückt, das die Bewunderung aller Kenner erregt. Vor diesem Grabmal hängen mehrere sehr reiche Lampen, welche von verschiedenen Städten dahin geschenkt wurden.

Wir müssen ohne Zweifel die außerordentlichen Wohlthaten bewundern, mit denen Gott seinen Diener überhäufte; allein wir dürfen auch nie vergessen, daß er nie zu einer so großen Vollkommenheit gelangt wäre, wenn er nicht treulich den Bewegungen der Gnade entsprochen hätte; wenn er nicht durch Entsagung und Demuth gelernt hätte, sich selbst abzusterben und nur Gott allein zu leben. Der Stolz macht uns vor den Augen Gottes verabscheuungswürdig und reißt uns von ihm los; er schlägt unserer Seele die tiefsten Wunden und ist die Quelle aller Leidenschaften; erstickt allen Keim der Tugend und ist die Feste des höllischen Feindes und all unserer Verderbtheiten Ursprung.

Das Laster des Stolzes müssen wir also vor Allem mit allen Wurzeln aus unserem Herzen ausreißen, wenn wir wollen, daß die Gnade ihr Reich in uns begründe und ihre Schätze in unsere Seele ausgieße.

14. Juni.

Der heilige Basilius der Große,

Erzbischof von Cäsarea in Cappadocien.

Jahr 379.

Der hl. Basilius wurde zu Cäsarea, der Hauptstadt von Cappadocien, gegen Ende des Jahres 329 geboren. Seine Eltern waren der hl. Basilius der Aeltere, und die hl. Emmelia, ausgezeichnet durch Geburt, wie durch christliche Tugend. Sein Vater war zwar auch aus Cappadocien gebürtig, stammte jedoch ursprünglich aus Pontus, wo seine Voreltern lange Zeit in hohem Ansehen standen. Die heilige Makrima, dessen Großmutter von väterlicher Seite, wurde unter der Regierung Maximin's II. ihrer Güter beraubt und mit ihrem Gemahle, dessen Namen nicht auf uns gekommen ist, des Glaubens halber grausam gemartert. Ein anderes Mal ergriffen sie, um sich den Nachforschungen ihrer Verfolger zu entziehen, die Flucht und lebten sieben Jahre lang in den Wäldern von Pontus, wo sie Gott, wie der hl. Gregor von Nazianz berichtet, auf wunderbare Weise ernährte. Der Himmel segnete die Ehe des hl. Basilius des Aelteren und der hl. Emmelia mit zehn Kindern, deren neun sie überlebten und welche alle durch vorzügliche Heiligkeit in der Kirche Gottes glänzten; die hl. Makrima war das Aelteste. Sie unterstützte daher ihre Mutter in Erziehung ihrer Schwestern und Brüder und wirkte mit ihr gemeinschaftlich dahin, in denselben lebendige Gefühle der Religion zu erwecken. Vier dieser Kinder waren Knaben, der heilige Basilius der Große, Naukratius, der heilige Gregor von Nyssa und der heilige Petrus von Sebaste.

Die heilige Emmelia verdankte die Geburt ihres Sohnes Basilius dem Gebete; aber kaum hatte derselbe das Tageslicht erblickt, als eine, nach der Erklärung der Aerzte unheilbare Krankheit den kaum Geschenkten wieder zu nehmen drohte. Jedoch genaß er wieder gegen Aller Erwarten, und seine Genesung ward daher als eine Frucht der für ihn verrichteten Gebete angesehen. —

In seiner frühesten Kindheit schickte man ihn zu Makrina der Aelteren, seiner Großmutter, welche auf dem Lande bei Neucäsarea im Pontus wohnte. Hier emgfing er die ersten Grundlehren der Tugend. „Ich habe nie," sagte er, „in der Folge den tiefen Eindruck vergessen, welchen die Reden und Beispiele dieses hl. Weibes auf meine noch zarte Seele machten."

Sein Vater, der den größten Theil seines Lebens im Pontus zubrachte und sowohl durch seine Gottseligkeit, als auch durch seine Beredsamkeit eine Zierde dieser Provinz war, nahm es selbst auf sich, ihn in den Vorkenntnissen der schönen Wissenschaften zu unterrichten, bis zu seinem Tode, der kurz nach der Geburt des hl. Petrus von Sebaste erfolgte. Der junge Basilius wurde darauf in die Schulen von Cäsarea geschickt, die damals blühten und zeichnete sich dort durch seine schnellen Fortschritte, sowie durch seinen reinen Wandel und seine tiefe Frömmigkeit vortheilhaft vor seinen Altersgenossen aus.

Als er die Schulen der geschicktesten Lehrer zu Cäsarea durchwandelt hatte, ging er nach Constantinopel, wo damals Libanius, der geschickteste Redner seiner Zeit und einer der größten Männer des Staates, mit allgemeinem Beifalle lehrte. Dieser große Meister wußte die glücklichen Anlagen, sowie die außerordentliche Bescheidenheit seines neuen Schülers trefflich zu würdigen. „Ich war entzückt," sagt er in seinen Briefen, „so oft ich den Basilius öffentlich reden hörte." Er unterhielt auch in der Folge steten Briefwechsel mit Basilius und bezeugte ihm fortwährend seine Hochachtung und hohe Verehrung. Von Constantinopel ging der heilige Basilius nach Athen, um seine Bildung zu vollenden. Diese Stadt galt seit Perikles als der Sitz aller Wissenschaft und man strömte von allen Seiten dorthin, um sich reine attische Sprache und attische Feinheit, durch welche die griechischen Schriftsteller so berühmt wurden, zum Eigenthume zu machen.

Es war im Jahr 352, als Basilius nach Athen kam, wo er den hl. Gregor von Nazianz fand, mit dem er schon zu Cäsarea sich zu inniger Freundschaft verbunden hatte. Dieser gab seinem Freunde treffliche Weisungen, da er die athenischen Sitten schon kennen gelernt hatte und schützte ihn durch seinen Ernst vor den Mißhandlungen, denen die neuen Ankömmlinge von Seiten jener, welche die öffentlichen Schulen besuchten, allzeit ausgesetzt waren.

Die Freundschaft unserer zwei Heiligen war eine, von den gewöhnlichen, oberflächlichen Freundschaften junger Leute verschiedene, im tiefsten Grunde wahre. Sie liebten sich, weil sie sich gegenseitig hochachteten, und aus Einklang ihrer Gesinnungen und Absichten. Beiden gemein war: glühender Eifer für Tugend und Wissenschaft und die Absicht, Gottes Dienste allein sich zu widmen. Daher war ihre Freundschaft erhaben über Neid, Ungeduld und alle jene Leidenschaften, die zuweilen die Ruhe gemeiner Seelen stören, und eine stete Quelle wechselseitigen Trostes und wechselseitiger Ermunterung zum Guten. Allein da auch in die reinsten Freundschaften unvermerkt etwas Verderbliches einschleichen kann, suchten sie ihren Schutz gegen die verborgenen Schlingen des Feindes im Gebete. Aber wohl bewußt, daß gegen das Gift der Verführung die Unschuld nie sorgsam genug bewacht werden könne, flohen sie jede böse Gesellschaft. Dieß bemerkt auch der hl. Gregor von Nazianz, wenn er sagt: „Wir hatten keine Verbindung mit den Studenten, welche sich unverschämt oder als Religionsverächter zeigten. Wir pflogen nur mit Jenen Umgang, welche friedfertig und sittsam waren und

deren Gespräch uns nützlich sein konnte. Wir hatten uns überzeugt, daß es ein Selbstbetrug sei, sich unter die Sünder zu mischen, auch mit dem Gedanken, an ihrer Bekehrung zu arbeiten und daß wir immer befürchten müßten, sie möchten uns ihr Gift beibringen." Ein Grundsatz, der allen Jünglingen gegenwärtig sein sollte; denn viele stürzen sich, weil sie ihn nicht befolgen, ins Verderben.

Der heilige Gregor von Nazianz sagt ferner, wo er von sich und seinem Freunde spricht: „Wir kannten nur zwei Straßen der Stadt; eine zur Kirche und zu den Dienern des Altars, welche die göttlichen Geheimnisse feierten und die Glieder Jesu Christi mit dem Brode des Lebens nährten; die andere, die wir jedoch nicht wie jene achteten, führte zu den öffentlichen Schulen und den Lehrern der Wissenschaft. Den andern überließen wir die Straßen, durch die man ins Theater, zu den Schauspielen und an die Orte unheiliger Lust ging.

Der heilige Basilius erwarb sich große Gewandtheit in den verschiedenen Zweigen der schönen Wissenschaften, da er wohl wußte, daß dieselben sowohl den Geist erweitern als auch unbedingt nothwendig seien, um in der griechischen und römischen Welt mit Ehre auftreten zu können, besonders aber vervollkommnete er sich in der Beredtsamkeit, durch die er hoffte, einst der Kirche wichtige Dienste leisten zu können.

Wenn die Väter zuweilen Verachtung gegen die Redekunst zeigen, so gilt dies nur jener Prunkrednerei, welche die Ohren kitzelt, die Erhabenheit unserer Geheimnisse herabwürdigt und die Aufmerksamkeit vom Gegenstande auf das Wortgeklingel ablenkt. Erhabenes will nicht prunkend, sondern einfach ausgedrückt sein. Allein es schließt diese Einfachheit keineswegs die Hoheit der Gedanken, Schönheit des Styls und Anmuth des Ausdruckes aus, für die jeder Gegenstand empfänglich sein kann. Denn die Väter haben durch ihr Beispiel deutlich bewiesen, daß auch ein christlicher Redner bei Verkündigung des Wortes große Vortheile aus der Beredtsamkeit schöpfen könne, wenn er ihren Schmuck recht anzuwenden weiß. Und sie sehen wohl ein, daß Ordnungslosigkeit der Rede und niedere Ausdrucksweise des Erhabenen unwürdig und von der wahren Einfachheit ebenso weit entfernt seien, als Prunkrednerei. Darum gaben sich der hl. Basilius und der hl. Gregor von Nazianz unglaubliche Mühe, ihre Schreibart nach den besten Mustern zu bilden.

Der hl. Basilius zeichnete sich auch in der Philosophie, in der Poesie, sowie in allen andern Zweigen des Wissens aus und wenn man auch nur oberflächlich seine Schriften, besonders aber sein Buch von der Schöpfung liest, so wird man finden, daß er von der Naturgeschichte richtigere Begriffe und größere Kenntnisse hatte, als der griechische Philosoph Aristoteles, ungeachtet der Hilfsmittel, welche Alexanders Schätze diesem gewährten. Er besaß die Kunst, an Grundsätze Folgerungen zu reihen, so daß man seinen Schlüssen nicht zu widerstehen vermochte; sie waren, wie der heilige Gregor von Nazianz sagt, so bündig und gedrängt, daß es jedem mehr Mühe gemacht hätte, sich ihnen zu entwinden, als in einem Labyrinthe einen Ausweg zu suchen. Auch Geometrie, Arznei- und andere ähnliche Wissenschaften hatte er einigermaßen inne, weil er glaubte und zwar mit Grund, daß man sich ohne diese Kenntnisse in keiner andern Wissenschaft besonders auszeichnen könne. Alles andere aber verachtete er, weil es einem Manne unnütz sei, der sich allein der Vertheidigung und Ehre der Religion gewidmet habe. Als er seine wissenschaftliche Laufbahn vollendet hatte, legte er sich mit allem Ernst und Eifer auf die Betrachtung und Erforschung der heiligen Schrift und sammelte durch alle diese Mittel sich jenen unerschöpflichen Schatz von Kenntnissen, der ihn zu dem wichtigen Amt der Verkündigung des Evangeliums befähigte, welches er mit seiner bekannten Ueberlegenheit ausübte.

Im Jahre 355 reiste er von Athen ab, wo er seinen geliebten Freund Gregor zurückließ, um sich nach Cäsarea in Cappadocien zu begeben. Die Studirenden und Lehrer dieser Stadt, von tiefer Verehrung für ihn durchdrungen, suchten ihn zwar mit allen Mitteln zurückzuhalten; allein er glaubte, seinem Vaterlande die Gaben schuldig zu sein, die ihm Gott verliehen hatte. Zu Cäsarea eröffnete er, obwohl noch jung, eine Schule der Beredtsamkeit. Seine Freunde bewogen ihn jedoch, auch Rechtssachen zu führen.

Obwohl demüthig von Herzen, setzte ihn doch die ehrenvollste Aufnahme und die überall auf ihn einstürmenden Beifallsbezeugungen Versuchungen des Stolzes aus. Kaum jedoch bemerkte er die drohende Gefahr, als er den Entschluß faßte, der Welt gänzlich zu entsagen, um dem Abgrunde immer ferner zu kommen, an dem er gestanden hatte. Ermuntert und befestigt in seinem Vorsatze durch seine heilige Schwester Makrina und durch seinen heiligen Freund Gregor, vertheilte er den größten Theil seiner Güter unter die Armen und widmete sich ganz den Uebungen der Buße im stillen Klosterleben.

Der Heide Libanius war so sehr durch diese edelmüthige Verachtung der Welt durchdrungen, daß er die Seelengröße, aus der sie entsprungen, nicht genug bewundern konnte.

Basilius wollte, nachdem er sich von der Welt zurückgezogen hatte, nur einzig Gott allein leben. In der Ueberzeugung, daß der Name eines Einsiedlers nur seine Verdammung herbeiführen würde, wofern er seine Standespflichten nicht treu erfüllte, reiste er im Jahr 357 nach Syrien, Mesopotamien und Aegypten, um sich bei den Einsiedlern jenes Landes Kenntniß seiner neuen Standespflichten zu verschaffen. Die Beispiele und Reden dieser Männer, die nur mehr dem Körper nach der Erde anzugehören schienen, befestigten ihn noch mehr in seinem Entschlusse. Auf allen diesen Reisen war er eifrig darauf bedacht, nur solche zu Rathgebern und Führern zu wählen, die dem Glauben der katholischen Kirche anhingen.

Im Jahr 358 kam er wieder nach Cappadocien zurück, wo ihn Dianius, sein Bischof, der ihn getauft

hatte, zum Lektor weihte. Dieser Bischof bekannte sich zwar zur Lehre der katholischen Kirche, hatte aber die Unvorsichtigkeit, sich zu Schritten, die dem Arianismus günstig waren, verleiten lassen, indem er sich im Jahr 341 zu Antiochien und im Jahr 347 zu Sardica und Philippolis an die Eusebianer anschloß. So war er auch schwach genug, im Jahre 359 den Beschluß des Concils zu Rimini zu unterschreiben, in dem man das Wort „gleichen Wesens" ausgelassen hatte. Alle diese Dinge schmerzten den heiligen Basilius, der den Dianius als seinen Hirten verehrte und manche guten Eigenschaften an ihm wahrnahm, tief; allein, da die Pflicht, die Einheit des Glaubens unwandelbar zu bewahren, mächtiger als jeder andere Beweggrund auf ihn wirkte, trennte er sich, besonders als er ihn den Beschluß von Rimini unterschreiben sah, von dessen Gemeinschaft.

Im Jahre 358 verließ der Heilige Cappadocien, und zog sich nach Pontus zurück, wo er das Haus seiner Großmutter Makriana, das am Irisflusse lag, zu seinem Aufenthaltsorte wählte. Nahe dabei hatten seine Mutter Emmelia und seine Schwester Makrina ein Nonnenkloster gestiftet, dem letztere als Oberin vorstand. Basilius stiftete nun ebenfalls eines für Männer auf der andern Seite des Flusses, dessen Leitung er vier Jahre lang führte, d. h. bis zum Jahre 362, wo er sie seinem Bruder, dem hl. Petrus von Sebaste, übertrug. Sieben bis acht Stadien von dem Kloster der heiligen Makrina war die Kirche der vierzig Marthrer, die einen beträchtlichen Theil der Reliquien jener glücklichen Kämpfer besaß und in den Schriften des hl. Basilius so oft erwähnt wird. Nebst dem soeben bemeldeten Kloster stiftete der heilige Basilius noch mehrere andere, theils für Männer, theils für Frauen, über welche er bei seiner bischöflichen Amtsführung selbst die allgemeine Aufsicht behielt. Die Regel des heil. Basilius, deren Hauptpunkte Gehorsam, Armuth und Gebet sind, die jedoch auch Gastfreundschaft zum Gesetze macht, wird jetzt noch von allen Ordensmännern des Morgenlandes, und selbst von denen, die sich Jünger des heiligen Antonius nennen, befolgt.

Der heilige Basilius hat sich in seinen Schriften mit aller Wahrheit geschildert. Allein man muß ihn in seiner Abgeschiedenheit darstellen, um seine Tugend recht kennen zu lernen. Nie trug er ein anderes Gewand, als einen Mantel und ein Unterkleid, schlief auf bloßer Erde, wachte zuweilen ganze Nächte durch und versagte sich selbst das Bad, das in heißen Ländern so nothwendig ist. Er gewöhnte sich an Ertragung von Hitze, Kälte und Hunger. Denn er genoß des Tages nur eine Mahlzeit, bestehend aus etwas Wasser und Brod, dem er am Festtage noch einige Kräuter zusetzte. Die Nahrung, die er zu sich nahm, war so gering, daß man hätte beinahe sagen mögen, er lebe ohne zu essen. Der heilige Gregor von Nazianz sagt von ihm, sein Leib scheine kaum belebt zu sein wegen seiner außerordentlichen Blässe, und der heilige Basilius berichtet uns selbst, daß er in der Zeit, wo er sich am besten befand, schwächer gewesen sei, als die Kranken zu sein pflegen, welche von den Aerzten verlassen werden. Die Sinnesabtödtung war bei ihm auch mit der des Willens verbunden und gränzte ans Wunderbare. Damit verband er zugleich noch eine tiefe Demuth und glühendes Verlangen, sich ganz in der Einsamkeit zu vergraben, ohne jedoch trübsinnig oder düsterstrenge dadurch gemacht zu werden; hat ja seine unwandelbare Milde und Leutseligkeit den Heiden Libanius in Erstaunen gesetzt. Am schönsten aber zierte ihn die fleckenlose Reinheit seines Herzens und schon der geringste Gedanke eines Fehlers gegen die heilige Keuschheit setzte ihn in Schrecken.

In einer gegen das Jahr 359 herrschenden Hungersnoth verkaufte er noch den letzten Rest seiner Güter, um den Armen beizustehen. Denn er wollte in der größten Armuth leben und Nichts konnte ihn in seinem Vorsatze wankend machen; er hatte Nichts, gar nichts zurückbehalten und selbst als er zur bischöflichen Würde erhoben wurde, waren das seine einzigen Reichthümer, Jesu dem Gekreuzigten in vollkommener Armuth nachzufolgen.

In den verschiedenen Uebungen des Klosterlebens bemühte er sich, den vortrefflichen Mustern, die er in Syrien und Aegypten gesehen hatte, nachzufolgen und sie noch zu übertreffen. Nach dem Beispiele dieser frommen Einsiedler trug er ein Kleid von grobem Zeuge, das er mit einem Gürtel um sich befestigte, als Zeichen tiefer Demuth. Seine Zeit theilte er zwischen Gebet, Handarbeit und Betrachtung der heil. Schrift. Oft ging er dann auch in die nahe gelegenen Dörfer, um die Landleute im Glauben zu unterrichten und zur Tugendübung zu ermahnen.

Allein eines fehlte ihm Anfangs noch zu seinem Glücke, nämlich der Umgang mit seinem Freunde Gregor von Nazianz. Er schrieb ihm daher mehrere Briefe und drang auf's Lebhafteste in ihn, theilzunehmen an den Freuden seiner Einsamkeit, indem er ihm mit bewunderungswürdigen Farben die Vortheile schilderte, welche die Abgeschiedenheit gewähre zu Ueberwindung aller Leidenschaften.

Der hl. Gregor von Nazianz folgte den Einladungen seines Freundes und kam zu ihm nach Pontus, wo sie beide in einer ärmlichen Hütte verschlossen, ein sehr strenges Leben führten; nebenan hatten sie einen kleinen Garten, der aber sehr unfruchtbar war, und den sie selbst bepflanzten. Gregor, der in der Folge aus seiner Einsamkeit hervorgezogen wurde, sehnte sich mit verlangendem Herzen nach der Ruhe und dem Glücke zurück, das er und Basilius beim Psalmengesang und im Gebete genoß, und das ihre Seele bis zum Himmel erhob, während ihre Hände mit Arbeit beschäftiget waren. Im Jahre 362 kehrte Basilius mit einigen seiner Ordensgenossen nach Cäsarea in Cappadocien zurück.

Im Jahre vorher war Julian der Abtrünnige mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet worden. Dieser ließ nach seiner Thronbesteigung den hl. Basilius, den er zu Cäsarea hatte kennen lernen, durch einen Brief an sein

Hoflager einladen, was aber Basilius ablehnte, weil es seiner Lebensweise nicht entspreche. Der Kaiser verbarg zuerst seinen Unwillen darüber; als aber der Heilige zu Cäsarea angelangt war, schrieb ihm Julian einen zweiten Brief, worin er ihn voller Arglist der Fortdauer derselben Gesinnungen versicherte, dann aber befahl, tausend Pfund Gold an die Schatzmeister zu bezahlen, widrigenfalls er die Stadt Cäsarea schleifen lassen würde. Furchtlos erwiderte ihm der Heilige, er besitze nicht einmal die Lebensbedürfnisse für einen Tag, sei somit nicht im Stande, die geforderte Summe zu bezahlen. Dann begann er in muthiger, ernster Sprache dem Kaiser zu verweisen, daß er seine Regentenpflichten vernachlässige und ihm den Zorn des Himmels zu verkünden, weil er den Dienst des Herrn verachte. Der Kaiser fand sich dadurch beleidigt und schwur dem heiligen Basilius und dem heiligen Gregor von Nazianz schwere Rache; aber der Tod überraschte ihn mitten in seinen Plänen. Er fiel im Jahr 363 in einem Gefechte gegen die Parther.

Um eben diese Zeit versöhnte sich der hl. Basilius wieder mit seinem Bischofe Dianius, der ihn an sein Krankenbett hatte rufen lassen und ihm betheuerte, daß er bei Unterschreibung des Glaubensbekenntnisses von Rimini das in ihm enthaltene Gift nicht gekannt habe, nie sei er einem andern Glauben ergeben gewesen, als dem der Väter von Nicäa; in diesem wolle er leben und sterben.

Nach dem Tode des Dianius wurde der Laie Eusebius Bischof von Cäsarea; dieser weihte kurz darnach den heiligen Basilius zum Priester. Allein man mußte dem Heiligen gewissermaßen Gewalt anthun, daß er diese Würde übernahm, wie wir aus einem Trostbriefe ersehen, den Gregor von Nazianz damals an Basilius gerichtet hat.

Der heilige Basilius und der heilige Gregor in der Einsamkeit.

Basilius lebte nun zu Cäsarea, wie zuvor in seiner Abgeschiedenheit. Er errichtete Klöster für beide Geschlechter, verband mit seinen gewöhnlichen Arbeiten aber auch noch die Verkündigung des Wortes Gottes; denn Eusebius hatte ihn zu seinem Helfer und Rathgeber im Volksunterrichte und in der Leitung des Bisthumes bestimmt. Allein er zerfiel bald nachher mit dem Heiligen und vertrieb ihn sogar aus seiner Kirche. Das Volk von Cäsarea und mehrere Bischöfe erklärten sich gegen Eusebius und verdammten laut sein Verfahren. Basilius aber, erfreut darüber, verließ heimlich die Stadt und kehrte im Jahr 363 nach Pontus zurück, wo der hl. Gregor von Nazianz sich wieder an ihn anschloß.

Mehrere Schriftsteller haben bemerkt, daß der heilige Basilius einige Zeit mit Basilius von Anchra, Eustathius von Sebaste und Silvanius von Tarsus, welche die Häupter der Halbarianer waren, in Briefwechsel und Kirchengemeinschaft gestanden habe; allein man kann hieraus Nichts gegen seine Katholizität folgern, indem jene drei Bischöfe zwar das Wort „gleichen Wesens" annahmen, sich aber dennoch auf eine rechtgläubig scheinende Weise erklärten, vielen Eifer gegen die Arianer zeigten, und wenn einer von ihnen die Gottheit des heil. Geistes leugnete, den Irrthum unter zweideutigen Worten verbargen, unter dem Vorwand, es handle sich nur um einen Wortstreit.

Während der Heilige in stiller Abgeschiedenheit die Wonne des innern Friedens genoß, erlitt das römische Reich große Umwälzungen. Jovian, welcher der katholischen Lehre ganz ergeben war, starb im Jahr 364. Sein Nach-

folger Valentinian übertrug die Herrschaft des Orientes seinem Bruder Valens, der durch Eudoxius von Konstantinopel und Euzoius von Antiochien irre geleitet, sich zum Schirmherrn des Arianismus aufwarf.

Im Jahre 366 reiste Valens nach Cäsarea, um die dortige Kirche in die Hände der Ketzer zu bringen. Basilius, von dem Bischofe Eusebius zurückberufen, eilte dem bedrängten Glauben zu Hilfe, und vereitelte mit Kraft und Klugheit alle Versuche der arianischen Partei. Seine Predigten befestigten das Volk im Glauben der Kirche und es gelang ihm, die getrennten Gemüther vollkommen auszusöhnen. In schwerer Hungersnoth bewies er sich als Vater der Armen, für die er selbst bei den Reichen Almosen sammelte; man sah ihn, wie er den Armen die Füße wusch, sie am Tische bediente und ihnen mit eigener Hand alle Lebensmittel austheilte. Durch solches Benehmen gewann er die Freundschaft des Eusebius, der von nun an Nichts mehr ohne ihn unternahm. Nach des Eusebius Tode wurde der heilige Basilius zu seinem Nachfolger erwählt, und mit Freuden begrüßte der heilige Athanasius seine Ernennung und verkündete damals schon die Siege, welche der heilige Basilius über die Ketzer erringen würde.

In dieser neuen Würde glänzte seine Heiligkeit mehr als je zuvor; wie ein wogendes Meer strömte das Volk zu seinen Predigten, die er alle Werktage Morgens und Abends hielt, so daß er sich mit einer Mutter vergleicht, die wenn ihre Brüste erschöpft sind, sie dennoch ihrem Kinde hinhält, um dadurch dessen Weinen zu stillen. Er führte zu Cäsarea mehrere schöne Andachtsübungen ein, besonders die schöne Gewohnheit, sich Morgens und Abends in der Kirche zu gemeinschaftlichem Gebete zu versammeln. Solcher Eifer blieb nicht ohne Erfolg; alle Sonntage, Mittwoche, Freitage, Samstage und an allen Festen der Martyrer empfing das Volk die heilige Communion.

Taufe von Valens Sohne.

Als die Provinz von einer großen Dürre heimgesucht wurde, wendete das Gebet des heiligen Basilius das Uebel vom Lande ab, wie uns der heilige Gregor von Nyssa erzählt. Kein Bischof ging weiter, als er, in der Liebe zu den Armen, für die er, außer den zahlreichen Almosen, die er gab, auch ein großes Spital zu Cäsarea stiftete. Der heilige Gregor von Nazianz nennt dasselbe ein Wunder der Welt und auch nach dem Tode des Heiligen blieb es noch lange berühmt. (Der heilige Basilius ging selbst oft hin an die Krankenbetten, um die Leidenden zu trösten und sie einen guten Gebrauch von ihren Leiden machen zu lehren.) Mit besonderer Theilnahme blickte er auf die von den Schlingen des Lasters oder der Ketzerei Gefangenen, und weder Mühe noch Gefahr konnte ihn zurückhalten, wenn es galt, die Verirrten zu Gott zurückzuführen. Das schönste Denkmal für die Kraft und Thätigkeit dieses Eifers ist der Sieg, den der Heilige über den Kaiser Valens davon trug.

Da dieser sah, daß Basilius gleich einer unüberwindlichen Feste dastand, gegen welche alle Anfälle der Ketzer Nichts vermochten, beschloß er, Strenge zu gebrauchen, durch die er schon viele rechtgläubige Bischöfe in Schrecken gesetzt hatte. Er kam nach Cäsarea, um den Erzbischof dieser Stadt, der ihm den kräftigsten Widerstand geleistet hatte, zu verderben. Schon den Tag zuvor hatte der Präfekt Modestus versuchen müssen, ihn durch Drohungen oder Versprechen zur Kirchengemeinschaft mit den Arianern zu verleiten. Dieser hatte auch, umgeben von den Dienern seiner Gewalt, auf seinem Richterstuhle sitzend, den Basilius vor sich berufen, der mit heiterem Angesichte erschien. Modestus empfing ihn mit Höflichkeit und drang mit schmeichelhaften Worten in ihn, dem Willen des Kaisers zu willfahren. Als dies Mittel nicht wirkte, begann er dem Heiligen mit Einziehung der Güter, Verbannung, Foltern und Tod zu drohen. Aber furchtlos entgegnete ihm der Heilige, daß er all das nicht fürchte und den Tod sogar für eine Wohlthat ansehe, indem er ihn mit seinem Heilande vereinige. Und als der Heide sagte: „Es hat noch Niemand mit Modestus also kühn gesprochen," entgegnete Basilius ruhig: „Fortasse nunquam in episcopum incidisti", d. h.: „Du hast vielleicht eben niemals einen Bischof getroffen." Erfüllt von Bewunderung eines so hohen Muthes, ging Modestus des folgenden Tages zum Kaiser und erzählte ihm den Vorfall. Aufgebracht, befahl Valens eine zweite Unterredung, der er selbst mit einem seiner Hofleute, Demosthenes mit Namen, beiwohnte. Aber dieser zweite Versuch hatte keinen glücklicheren Erfolg. Ebenso ehrenvoll für den Heiligen fiel eine neue dritte aus. Am Ende sagte Modestus zum Kaiser: „Wir sind besiegt. Dieser Mann steht über unsern Drohungen." Valens ließ ihn sodann einige Zeit in Ruhe; und als er am Feste der Erscheinung des Herrn sich in der großen Kirche zu Cäsarea einfand, ward er überrascht durch die schöne Ordnung und Ehrfurcht, mit welcher der Gottesdienst daselbst gehalten wurde, und tief ergriffen von der Andacht und Geistessammlung, von der der Erzbischof am Altare durchdrungen schien. Er wagte zwar nicht, beim Abendmahle zu erscheinen, aus Furcht, man verweigere ihm dasselbe; seine Opfergabe brachte er jedoch dar, die, wie jene der Rechtgläubigen, angenommen wurde, indem Basilius glaubte, daß die Klugheit bei einer solchen Gelegenheit erfordere, die Kirchenzucht nicht in ihrer ganzen Strenge zu beobachten.

Indessen änderte der von Arianern umlagerte Kaiser bald seine Gesinnungen und verhängte über Basilius

die Verbannung; allein Gott nahm sich augenscheinlich seines Dieners an. In der Nacht desselben Tages, an dem der Verbannungsbefehl ausgefertigt worden war, erkrankte der sechsjährige Sohn des Valens, Valentinian Galatius, an einem Fieber, gegen das die Aerzte kein Mittel ausfindig zu machen wußten. Auf Zureden der Kaiserin Dominika, welche die Krankheit als eine gerechte Strafe für die Verbannung des hl. Erzbischofes erklärte, ließ Valens denselben vor sich kommen. Kaum war der Heilige in den Palast getreten, als das Kind sich besser befand. Basilius verhieß auch, der Knabe werde nicht sterben, wenn man sich verpflichtete, denselben in den Grundsätzen der katholischen Kirche zu erziehen. Die Bedingung wurde angenommen und der Knabe genas auf das Gebet des Heiligen. Als aber der irre geleitete Kaiser wortbrüchig einem arianischen Bischofe erlaubte, den Valentinian zu taufen, erkrankte der Knabe aufs Neue und starb kurz hernach. Der verstockte Kaiser kam durch diesen Schlag noch nicht zur Besinnung, sondern verdammte den heiligen Erzbischof zum zweiten Male zur Verbannung. Als er aber den Befehl unterschreiben wollte, zerbrach ihm das Rohr in der Hand; er forderte sodann ein zweites und drittes, die ihm gleichfalls zerbrachen. Als er hierauf ein viertes verlangt hatte, fühlte er in seinem Arme ein außerordentliches Zittern, worauf er von Schrecken ergriffen, das Papier zerriß und den Erzbischof in Frieden bei seiner Kirche ließ. Dankbarer als Valens bewies sich der Präfekt Modestus gegen den Heiligen. Da er durch dessen Gebet von einer schweren Krankheit genas, verkündete er laut, daß er ihm das Leben zu verdanken habe, und war ihm in der Folge allzeit aufrichtig ergeben.

Der heilige Basilius geht in die Verbannung.

Im Jahre 371 wurde Cappadocien durch ein Gesetz des Kaisers in zwei Provinzen getheilt und Tyana zur Hauptstadt der zweiten erhoben. Anthimus, Bischof von Tyana, wollte sich nun auch die Metropolitansgerichtsbarkeit zueignen, indem er vorgab, die kirchliche Einrichtung müsse der bürgerlichen folgen. Es war auch schon oft geschehen, daß der Bischof der Hauptstadt einer Provinz Erzbischof ward; allein es bestand hierüber keine allgemeine Regel und zudem hatte noch kein Patriarch und keine Kirchenversammlung Tyana zur Metropolitanwürde erhoben. Der hl. Basilius widersetzte sich daher den Uebergriffen des Anthimus und ernannte Gregor von Nazianz zum Bischofe von Sasima, einer Stadt des zweiten Cappadociens, der aber nie Besitz von jenem Stuhl nahm.

Zuletzt wurden jedoch diese Streitigkeiten beigelegt und der hl. Basilius willigte unter gewissen Bedingungen ein, daß der Bischof von Tyana die Metropolitanrechte ausüben konnte.

Um dieselbe Zeit machte der Heilige eine Reise nach Armenien, um den Verirrungen, welche die Irrlehrer dort verursacht hatten, Einhalt zu thun.

Im Jahr 373 erkrankte er schwer, so daß man an seinem Aufkommen zweifelte und ihn einmal sogar schon für todt hielt. Durch Arzneimittel und den Gebrauch warmer Bäder genas er jedoch wieder vollkommen, so daß er seine Arbeiten zum Besten der Kirche wieder fortsetzen konnte.

Drei Jahre nachher erregte Demosthenes, Stellvertreter des Präfektus Prätoria, eine heftige Katholikenverfolgung, welche besonders gegen die Freunde des hl. Basilius gerichtet war, und bis zum Tode des Kaisers Valens, der im Jahr 378 erfolgte, fortdauerte. Im nämlichen Jahre erkrankte der Heilige aufs Neue und fühlte bald, daß er seiner Auflösung nahe sei. Allgemeine Bestürzung ergriff die Gemüther bei der Nachricht von der Erkrankung des Bischofes; eine unzählige Volksmenge strömte nach seiner Wohnung. Allein der Heilige war dem Augenblicke nahe, wo seine Arbeiten gekrönt werden sollten, und starb den 1. Januar 379 mit den Worten: „Herr, in deine Hände gebe ich meine Seele zurück." Er war fünfzig Jahre alt. Er hinterließ nicht so viel, womit man ihm ein steinernes Grabmal hätte setzen können. Seine geistlichen Kinder, nicht zufrieden, ihm in ihren Herzen ein dauerhaftes Denkmal zu errichten, ehrten ihn auch mit einem prachtvollen Leichenbegängnisse. Sein Leib wurde von den Händen hl. Männer getragen und von einer unzählbaren Volksmenge begleitet. Jeder drängte sich hinzu, um das verhüllende Leichentuch und das Bett, worauf er getragen wurde, zu berühren. Seufzen und Wehklagen erstickten den Psalmgesang. Die Heiden und Juden weinten mit den Christen um den geliebten Bischof, den Alle als ihren Vater und als den berühmtesten Redner der Erde ansahen. Der heilige Gregor von Nazianz hielt ihm eine Leichenrede, die in ihrer wunderbaren Schönheit ebenso unsterblich ist, wie das Andenken des Gefeierten.

Theodoret legt dem hl. Basilius die Benennung des Großen bei, welche durch die Beistimmung der folgenden Jahrhunderte bestätigt wurde. Der hl. Gregor von Nazianz sagt, von den Schriften des hl. Basilius redend: „Wenn ich seine Abhandlung von der Schöpfung lese, so scheint es mir, als sehe ich meinen Schöpfer alle Dinge aus dem Nichts hervorziehen; wenn ich seine Werke gegen die Irrlehre lese, so glaube ich das Feuer von Sodom auf die Glaubensfeinde herabfallen und ihre Lästerzungen in Asche sich verwandeln zu sehen; wenn ich sein Buch vom heiligen Geist durchgehe, fühle ich in mir die Wirkung Gottes und fürchte mich ferner nicht, laut die Wahrheit zu verkünden. Lese ich seine Erklärung der heiligen Schrift, so dringe ich bis in den tiefsten Abgrund der Geheimnisse" u. s. w.

Der hl. Basilius machte besonders durch seinen Eifer und seine Frömmigkeit sich der öffentlichen Bewunderung würdig; denn diese machen die wahre Größe aus. Was würde es ihm wohl jetzt nützen, wenn er nach den Ehrenstellen und Beifallsbezeugungen der Welt gejagt hätte? Nur darum ist er so bewunderungswürdig groß, weil er Gott allein und seinem Dienste sich hingegeben hat. Denn nur der wahre Christ kann ewig dauernden Ruhm erlangen.

15. Juni.

Der heilige Vitus, Modestus und die heilige Crescentia,

Martyrer.

Aus dem Anfange des vierten Jahrhunderts.

Von dem Leben dieser drei Heiligen ist keine umständliche Kunde auf uns gelangt. Allein die Auszeichnung, womit ihrer in den alten Martyrologien erwähnt wird, läßt nicht bezweifeln, daß sie Christum mit dem größten Muthe bekannt haben. In ihren Akten liest man, sie seien Sicilianer von Geburt gewesen. — Vitus stammte aus einer der ersten Familien des Landes; seine Amme war Crescentia, die ihn mit ihrem Manne Modestus in den Grundsätzen der christlichen Lehre erzog, und ihm lebhafte Gefühle der Gottesfurcht einflößte. Hylas, sein Vater sah mit brennendem Zorne des Sohnes Abneigung gegen den Götzendienst, und nahm um dieselben zu besiegen, seine Zuflucht zu Mißhandlungen aller Art. Aber umsonst. Endlich ging er in seiner Unmenschlichkeit so weit, daß er sein Kind dem Statthalter der Provinz, Valerian, übergab. Allein auch dieser hatte, trotz aller Mittel, die er anwandte, um den Heiligen zur Erfüllung des väterlichen Willens und zum Gehorsame gegen die Befehle des Kaisers zu bewegen, sich keines besseren Erfolges zu erfreuen. Und sein Grimm war um so heftiger, da er sich von einem Kinde besiegt sehen mußte. Crescentia und Modestus entzogen Vitus den Händen seiner Verfolger und entflohen mit ihm nach Italien. Allein auch da fanden sie die gesuchte Ruhe nicht; denn sie wurden in Lukanien verhaftet und empfingen unter Diokletians Verfolgung die Martyrerkrone.

Jener Heldenmuth, den wir an dem hl. Vitus bewundern, entsproßte der guten Erziehung, die er erhalten hatte. Es ist demnach von der äußersten Wichtigkeit, eine vorsichtige Wahl für die Umgebung der Kinder zu treffen. Dieser guten Auswahl von Erziehung hat man jene Menge der Heiligen zuzuschreiben, die in gewissen Zeiten, selbst an den Höfen der Könige erschienen sind. Die abgöttischen Römer hielten Jene von ihren Kindern ferne, welche ihre Sprache schlecht redeten; ist es diesem nach nicht schändlich für einen Christen, daß er weniger Eifer für die Tugend, als die Heiden für die Reinheit ihrer Sprache bewiesen? Der muß die menschliche Natur wohl wenig kennen, der sich einbildet, die Kinderseelen seien für die Ansteckung des Lasters nicht empfänglich. Sie bemerken besser, als man meint, was bei den Andern vorgeht, und die dadurch erhaltenen Eindrücke sind nicht leicht mehr auszutilgen. Glücklich das Kind, welches bei dem ersten Erwachen seiner Vernunft nur gute Beispiele vor Augen hat und die Liebe der Tugend, so zu sagen, schon mit der Milch einsaugt. Ein solches Kind wird dann, wenn die Gnade den köstlichen Samen, den man in seine Seele ausgestreut hat, befruchtet, mit jedem Tage mehr in der Uebung des Guten gestärkt werden und unvermerkt eine hohe Stufe der Gottseligkeit ersteigen, vielleicht sogar ohne selbst den heftigen Andrang der Leidenschaft zu verspüren.

16. Juni.

Der heilige Johannes Franz Regis,

aus der Gesellschaft Jesu.

Jahr 1640.

Nicht in glanzvollen Thaten besteht die wahre Tugend; sie wohnt in dem Herzen und steht im schönsten Einklange mit den Pflichten des gemeinen Lebens, die sie mit unwandelbarer Treue und nie erkaltendem Eifer erfüllen lehrt. Ein solches Leben ist jedoch nicht ohne Kämpfe und man findet darin oft ein härteres Martyrerthum, als selbst im Flammentode. Von dieser Wahrheit gibt uns das Leben des großen Dieners Gottes Johannes Franz Regis einen unwidersprechlichen Beweis.

Er wurde den 31. Januar 1597 im Dorfe Foncouvert, im Bisthume Narbonne geboren. Sein Vater, Johannes Regis, stammte aus einem jüngeren Zweige des adeligen Hauses von Deplas, in Rouergue. Magdalena Darcis, seine Mutter, war eine Tochter des Herrn von Ségür. Beide glänzten durch ihre Tugend

unter dem ganzen Adel von Niederlanguedoc. Sie hatten mehrere Söhne, wovon einer bei der Belagerung von Villemur getödtet wurde und unter denen Johannes Franz, dessen Lebensgeschichte wir beschreiben, der jüngste war.

In einem Alter von fünf Jahren hörte er einmal seine Mutter von den ewigen Strafen reden und sein zartes Gemüth wurde davon auf's Tiefste ergriffen. Ein Hauptzug seines Gemüths war ein gewisses schüchternes und stilles Wesen und wunderbarer Ernst, der ihn selbst an den unschuldigen Spielen seiner Jugendgenossen keinen Geschmack finden ließ.

Als die Jesuiten zu Beziers öffentlich Schulen errichteten, war er einer der ersten, welche durch den Ruf der neuen Lehrer dahin gezogen wurden. Mit den Jahren vermehrte sich sein Ernst; er hielt sich von den öffentlichen Spaziergängen, die von den Studenten besucht wurden, zurück, gönnte sich nur wenige Erholung und widmete sich an den Sonn- und Festtagen, in einer Kapelle eingeschlossen, ganz dem Gebete und der Betrachtung, während dem er häufige Thränen vergoß. Der Spott, den Anfangs seine Altersgenossen gegen seine Lebensweise erhoben, verwandelte sich bald in Bewunderung. Er hatte eine zärtliche Andacht zur allerseligsten Jungfrau Maria und zum heiligen Schutzengel, dem er Zeitlebens das Glück verdanken zu müssen glaubte, daß er einer so großen Gefahr unversehrt entronnen war.

Durch das Beispiel seiner Frömmigkeit wirkte er auch bedeutend auf die Gemüther seiner Studiengenossen. Er redete ihnen auf eine so rührende und überzeugende Weise von Gott, daß mehrere ihren Unordnungen entsagten und sich mit allem Ernste der Tugend zuwandten. Sechs der eifrigsten gesellten sich zu Regis, lebten zusammen in einem Hause, unterzogen sich gewissen Andachtsübungen und bildeten so eine Art Seminarium, dessen lebendige Regel der Heilige, den Alle unbegränzt verehrten, selbst war. So lebte er bis in sein achtzehntes Jahr, in welchem er von einer schweren Krankheit heimgesucht wurde. Nach seiner Genesung entschloß er sich nach eifriger Berathung mit sich selbst und mit seinem Beichtvater, für das Heil der Seelen in der Gesellschaft Jesu zu arbeiten. Der Provinzial der Jesuiten, Franz Suarez, der zur Untersuchung der Schulen nach Beziers gekommen war, nahm ihn auf seine inständige Bitte in den Orden auf. Mit Freuden ging daher Regis nach Toulouse und fing da den 8. Dezember 1616, im 19. Lebensjahre, sein Noviziat an.

Der neue Novize erregte bald durch seine glänzenden Tugenden, durch Demuth, Selbstentsagung, Liebe zu den Armen und feurige Andacht, allgemeine Bewunderung. Man sah ihn an den Altären knieen, unbeweglich, in einer Art von Verzückung, während das Feuer, das in seinem Innern brannte, wunderbaren Glanz auf sein glühendes Antlitz strahlte; und wenn er anfing, von Gott zu reden, wurden Alle, die ihn hörten, mit hinreißender Gewalt von dem Strome seiner Rede mit fortgerissen.

Im Jahre 1618 legte er nach bestandener Prüfungszeit sein Gelübde ab, worauf er von seinen Obern nach Cahors geschickt wurde, um die Rhetorik zu vollenden. Im folgenden Jahre ging er nach Tournon, um seine philosophischen Studien zu beginnen. Von der dem Studiren eigenen Herzensvertrocknung wußte er sich durch eifriges Gebet und öftere Gewissenserforschung zu bewahren. Alle Pflichten seines Standes erfüllte er mit solcher Treue, daß seine Obern kein Fehl an ihm fanden und daß man ihn nur den Engel des Collegiums nannte. Da es sein sehnlichster Wunsch war, sich dem Volksunterrichte zu widmen, so nahm er es, mit Beistimmung seiner Oberen auf sich, die Armen von Tournon mit den Heilswahrheiten vertraut zu machen. So vorbereitet unternahm er eine in ihrem Erfolge äußerst

Der heilige Franz Regis bekehrt heidnische Bauern.

segensreiche Mission in dem Marktflecken Andance; auch führte er die Andacht zum allerheiligsten Altarssakramente ein, als deren erster Stifter er anzusehen ist. Er war damals 23 Jahre alt. Nachdem er im Jahre 1621 seine philosophischen Studien vollendet hatte, erhielt er den Auftrag, in Billon, dann in Auch und endlich in Puy die Humaniora zu lehren. Der neue Lehrer sorgte mit aller Sorgfalt eines Vaters, sowohl für die geistige, als auch körperliche Gesundheit seiner Zöglinge; ebenso für ihre wissenschaftliche Ausbildung. Und wohl wissend, daß an Gottes Segen alles gelegen, sah man ihn stundenweise am Altare knieen und beten für seine jungen Freunde. Gott aber erhörte das Gebet seines Dieners und sein Wirken im Lehramte war von sichtbarem Segen begleitet.

Nachdem er sieben Jahre lang die Humaniora theils zu Billon, theils zu Auch und Puy gelehrt hatte, fing er im Jahre 1628 seine theologischen Studien zu Toulouse an, worin er auch schnelle Fortschritte machte, weil er mit vorzüglichen Geistesgaben einen unermüdlichen Fleiß verband.

Aus Furcht vor Beifallsbezeugungen verbarg er aber sein Wissen. In den Ferien zog er sich, anstatt wie die Anderen unschuldigen Vergnügungen sich hinzugeben, in die Einsamkeit zurück, um sich mit seinem Gotte zu unterhalten. Jede Nacht stand er nach kurzer Ruhe auf und begab sich heimlich in die Hauskapelle. Einer seiner Gefährten, der dies wahrnahm, zeigte es seinem Obern an, der aber sagte: „Störe die süßen Unterhaltungen dieses Engels nicht. Der junge Mann ist ein Heiliger und ich müßte mich sehr täuschen, wenn man nicht einstens sein Fest in der Kirche feiern sollte."

Der heil. Johannes Franz Regis heilt Blinde.

Im Jahre 1630 erhielt Regis die Weisung, sich zum Empfange der heiligen Priesterweihe vorzubereiten; nun erhob sich in seiner Seele ein Kampf der Demuth und der Sehnsucht; aber die wiederholten Weisungen seiner Obern gaben ihm seinen Seelenfrieden wieder. Nach würdiger Vorbereitung durch Gebet und Fasten empfing er sodann die heiligen Weihen, worauf er sein erstes heiliges Meßopfer mit solcher Seelengluth feierte, daß er während der heiligen Geheimnisse fortwährend in Thränen zerfloß und auch die Umstehenden bis ins tiefste Herz ergriffen wurden von der Andacht und dem heiligen Feuer, das auf dem Antlitze des neugeweihten Priesters wiederstrahlte.

In demselben Jahre brach die Pest verheerend in Toulouse ein und Regis erbat sich nun von seinem Obern die Erlaubniß, sich dem Dienste der Pestkranken widmen zu dürfen, die er nach wiederholten Bitten auch erhielt.

Im folgenden Jahre machte er ein drittes Jahr Noviziat, wie es bei den Vätern der Gesellschaft Jesu üblich ist, wurde aber genöthigt, dasselbe zu unterbrechen und sich nach Foncouverte zu begeben, um einige Familienangelegenheiten zu ordnen. Hier verwandelte er durch die Gluth seiner Andacht, durch seine Sorge für die Armen und Kranken und durch seine väterliche Liebe für Alle den anfänglichen Spott bald in hohe Bewunderung seiner Tugend. Nach Besorgung seiner Geschäfte reiste er wieder von Foncouverte ab, um sich in's Collegium von Pamiers zu begeben, wo er die Stelle eines Regens übernehmen mußte, da der wirkliche Regens krank war. Zu gleicher Zeit beschlossen seine Obern, ihn einzig für die Missionen zu verwenden, denen er auch die zehn letzten Jahre seines Lebens weihte. Den Anfang seiner Arbeiten macht er in Languedoc, setzte sie fort in Vivereis und beschloß sie endlich in Vélay, wovon Puy die Hauptstadt ist. Mit dem Sommer des Jahres 1631 begann Regis seine apostolische Laufbahn. Die Stadt Montpellier ward der erste Schauplatz seines Eifers. Anfangs bestrebte er sich, die Kinder zu unterrichten und predigte dem Volke an den Sonn- und Festtagen in der Kirche des Collegiums. Seine Reden waren einfach und schmucklos, aber doch voller Kraft und Gefühl. Reich und arm strömte zu denselben und die verhärtetsten Sünder kehrten aus denselben zurück, um sich zu bekehren. Ein berühmter Prediger wollte den Mann hören, von dem man solche Wunderdinge erzählte und konnte sein Befremden nicht bergen, daß einfache Katechismuserklärungen so sehr bewundert wurden, während die schönsten Reden unbeachtet und unwirksam blieben. Dieser Unterschied kam aber daher, daß das Wort Gottes in seinem Munde zu einem zweischneidigen Schwerte wurde, weil er einfach und aus dem Herzen redete, während dasselbe unter dem Schmucke einer gesuchten Wohlredenheit gleichsam erstickt wird.

Obgleich der Heilige seine Hilfe auch den Reichen nicht versagte, hatte er doch eine besondere Vorliebe für die Armen und stets war sein Beichtstuhl von denselben umringt. „Die Standespersonen", pflegte er zu sagen, „finden leicht einen Beichtvater; die Armen, dieser verlassene Theil der Heerde Christi, sollen meine Erben sein." Man sah ihn in die Gefängnisse und Spitäler gehen, um die Unglücklichen zu trösten und von Thür zu Thüre Almosen für die Armen fordern. Er bildete eine Gesellschaft von dreißig der angesehensten Frauen von Montpellier, deren Zweck war, den Gefangenen beizustehen; auch bekehrte er mehrere Irrgläubige und rettete eine große Anzahl Weiber aus schändlichen Unordnungen. Sagte man ihm, es sei selten, daß sich diese Weiber aufrichtig bekehren, so pflegte er zu antworten: „Ich glaube meine Arbeiten schon belohnt, wenn ich nur eine einzige Todsünde verhindern kann." Am Ende des Winters begab sich der Diener Gottes nach Sommiers, welche Stadt vier Stunden von Montpellier entfernt ist.

Dort trat er mit Muth und Eifer der Unwissenheit und dem Laster entgegen und hatte die Freude, seine Arbeiten mit Erfolg gekrönt zu sehen. — Bei diesen Arbeiten übte er noch äußerst strenge Bußwerke: seine Nahrung bestand in Wasser und Brod, nie legte er das härene Bußkleid ab und genoß nur den allernöthigsten Schlaf auf einer Bank oder einem Bette. Als einmal calvinistische Soldaten eine Kirche plündern wollten, ging er ihnen mit dem Kreuze in der Hand entgegen und sprach mit solcher Kraft zu ihnen, daß sie freiwillig von dem gottesräuberischen Vorhaben abstanden. Ein anderesmal brachte er durch das Stillschweigen, das er zuvor über erlittene Mißhandlungen beobachtete und durch seine ruhige Geduld einen calvinischen Hauptmann zur Rückgabe der Güter, die man einem armen Manne genommen hatte.

Im Jahre 1633 vom Bischofe von Viviers in sein Bisthum berufen, welches seit fünfzig Jahren der Mittelpunkt des Calvinismus und der Tummelplatz des Krieges war, stellte er allenthalben Missionen an, welche erstaunliche Früchte hervorbrachten. Unter Andern bekehrte er auch den Grafen von la Mothe-Brion, der nachher mit noch einem anderen Edelmanne, la Suchère, welcher ehemals ein Schüler des Regis war, dem Heiligen, namentlich durch seine Almosen wichtige Dienste leistete. Der eifrige Missionär wandte nun seine Hauptsorge auf die Besserung schlechter Seelsorger und hatte auch da die Freude, seinen Eifer nicht unbelohnt zu sehen. Auch gelang es ihm, eine große Anzahl schlechter Weiber zu bekehren und mehrere derselben zu Mustern der Buße zu machen. Neuen Glanz über die Heiligkeit des Gottesmannes verbreitete die von ihm bewirkte Bekehrung einer Calvinistin von Usey, die unter den Ihrigen sehr angesehen war.

Um diese Zeit brach ein schwerer Sturm über den Heiligen herein, indem man ihn beschuldigte, er störe durch unbescheidenen Eifer die Ruhe der Familien und fülle seine Predigten mit Persönlichkeiten. Der Bischof von Viviers, der Anfangs den vorgebrachten Klagen glaubte, schrieb an den Vorsteher der Jesuiten, damit er Regis zurückriefe und sagte zugleich diesem, daß er genöthigt wäre, ihn fortzuschicken. Aber durch die wunderbare Demuth, mit der Regis ihm anwortete, von seinen Vorurtheilen zurückgebracht, wurde der Bischof von jetzt an sein innigster Freund.

Im Jahre 1634 von seinen Obern nach Puy zurückgerufen, bat Regis um Verwendung zu Missionen bei den Irokesen in Kanada. Aber durch die dringenden Bitten des Grafen la Mothe bewogen, sandte ihn der Provinzial von Toulouse abermals wieder in die Diözese Viviers, wo er unter den härtesten Entbehrungen und Strapazen an der Bekehrung der dortigen Calvinisten arbeitete; und sein Wirken wurde mit dem schönsten Erfolge gekrönt, Tausende bekehrten sich.

Nicht minder segensreich waren die vielen anderen Missionen, die er noch unternahm, ohne sich durch die übermenschlichen Anstrengungen ermüden zu lassen. Besonders war es seine engelsgleiche Geduld und Sanftmuth, durch die er aller Herzen für sich gewann. Als er z. B. eines Tages von einem rohen Menschen einen Backenstreich bekam, bot er ihm ruhig auch die andere Wange hin, mit den Worten: „Bruder, ich danke dir; wenn du mich kennen würdest, würdest du sehen, daß ich noch mehr verdiene." Eines Tages fiel, während der Heilige betete, ein Kind von einer hohen Treppe herunter, ohne sich nur im Geringsten zu beschädigen. Jedermann schrieb dies dem Gebete des Heiligen zu.

Eine Wittwe in Marlhes, Land Vivarez, behielt von seinem Mantel, den sie ausbesserte, zwei Stücke als Reliquien, legte dieselben auf ihre zwei todtkranken Kinder und sogleich erhielten beide ihre volle Gesundheit wieder. Mit der bereits wunderbaren Demuth verband der Heilige einen unerschrockenen Muth.

Als ihn eines Tages ein junger Mann aus Zorn, von dem Heiligen sich den Gegenstand seiner unlautern Neigung entrissen zu sehen, ermorden wollte, und zu diesem Zwecke auf einem abgelegenen Wege, wo Regis vorüber mußte, auflauerte, sprach jener, dem durch göttliche Eingebung die Absicht des jungen Wüstlings kund geworden war: „Mein Bruder! warum sinnest du auf Böses gegen einen Mann, der gern mit seinem eigenen Blute dir das höchste Gut, dein ewiges Seelenheil, erkaufen möchte?" Von solcher Liebe überwunden, warf sich der Sünder ihm zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und kehrte wieder auf den rechten Weg zurück. Gleich muthvoll trat er drei anderen vornehmen jungen Leuten, die in der nämlichen Absicht gekommen waren, entgegen. „Ihr kommt, mich zu ermorden", sprach er; „aber was mich kümmert, ist nicht der Tod, sondern der Zustand der Verdammung in dem ihr seid und um den ihr euch nicht zu kümmern scheint." Dann umarmte er die Beschämten und bat sie, mit Gott sich auszusöhnen. Alle drei legten ein aufrichtiges Bekenntniß ab und führten in der Folge ein sehr frommes Leben. Für so hohen Muth, so viele Geduld, so feurigen Eifer erntete er nichts, als Hohn, Spott und Verläumdung. Aber Alles, was über ihn hereinbrach, war nicht im Stande, ihn auch nur eine Linie von dem Wege, den er sich vorgezeichnet hatte, abzutreiben. Die vier letzten Jahre seines Lebens wirkte er im Lande Velay. Im strengsten Winter sah man ihn die Dörfer und Flecken von Puy, von Vienne, Valence und Viviers, die in Velay liegen, lehrend und tröstend durchziehen. Als ein Apostel der Liebe brachte er den in Unwissenheit und Irrthum versunkenen Einwohnern das Evangelium der Liebe und Wahrheit.

In der kleinen Stadt Fay, wo er Mission hielt, ereigneten sich zwei staunenswerthe Wunder. Der vierzehnjährige Sohn des Hugo Sourdon, Doktors beider Rechte, Claudius mit Namen, war durch eine Krankheit des Augenlichts beraubt worden. Regis, dem der Knabe vorgestellt wurde, ermahnte ihn zuerst zum Vertrauen auf Gott; dann zog er sich in ein nahes Zimmer zurück und betete. Noch hatte er sein Gebet nicht vollendet, als der Knabe sein Gesicht wieder erhielt. Aehnlicherweise heilte er einen andern Blinden, einen Mann von vierzig Jahren, indem er das Kreuzeszeichen über ihn machte. Die segensreichste aller

Der heilige Benno.

Missionen, welche Regis hielt, war die zu Monregard. Hier entriß er eine Unzahl Calvinisten ihrem schweren Irrthum, darunter eine junge zwanzigjährige Wittwe, Namens Ludovica Romezia, die durch Geburt und Bildung bei den Ihrigen in hohem Ansehen stand.

Mit den Anstrengungen seiner Missionen verband er noch viele Abtödtung. Den Genuß von Wein, Eiern und Fleisch hatte er sich gänzlich versagt. Nachts schlief er nur drei Stunden. Oft sah man ihn, wenn man ihn heimlich beobachtete, Nachts aufstehen, und im strengsten Winter unter schneidender Kälte auf den Knien in der Kirche liegen, mit ausgespannten Armen das heilige Sakrament des Altares begrüßend. So der Pfarrer von Marlhes, Jakob André, so der Seelsorger von Bonnet le Froid, welche ihn beobachteten.

Seine letzte Mission war die zu Lourelsc. Drei Tage vor derselben brachte er in gänzlicher Abgeschiedenheit zu, dann legte er eine Generalbeichte ab, wie wenn er an diesem Tage sterben sollte. Einem Freunde theilte er im Vertrauen mit, er werde von dieser Mission nicht mehr zurückkehren. Am 22. Dezember reiste der Heilige von Puy ab, um am Tage vor Weihnachten zu Lourelsc einzutreffen. Aber am zweiten Tage verirrte er sich und mußte, da ihn die Nacht im Walde überfiel, lange Zeit über Stock und Stein durch Dornen und Gesträuch umherirren, bis er in der Nähe von Veirines eine alte verlassene Hütte fand, die von allen Seiten offen stand. Da brachte er nun von Schweiß überronnen, auf bloßer Erde liegend und einem schneidenden Nordwind ausgesetzt, die Nacht zu. Die plötzlich auf die Hitze folgende Kälte verursachte ihm heftiges Seitenstechen, begleitet von einem brennenden Fieber. Doch unter den heftigsten Schmerzen des Leibes war sein Geist voller Freude in dem Gedanken, in derselben Jahreszeit die Armuth und Leiden seines Herrn und Meisters nachahmen zu können, der zu Bethlehem in der Krippe lag.

Den folgenden Morgen erreichte er mit großer Anstrengung Lourelsc, wo er die Mission mit einer Predigt eröffnete, die Niemanden die Schwäche seines Körpers ahnen ließ. Am Feste der Geburt des Herrn und am Tage des heiligen Stephanus predigte er dreimal. Nach der dritten Predigt überfielen ihn im Beichtstuhle zwei Ohnmachten. Die herbeigerufenen Aerzte erklärten ihn für rettungslos. Er wiederholte nochmal seine allgemeine Beicht und empfing in heiliger Andacht die heiligen Sterbsakramente. Obwohl die Schmerzen wie glühende Zangen ihn bis in's Mark hinein brannten, so war doch über sein Antlitz himmlische Ruhe und süßer Frieden ausgegossen. In der Hand hielt er ein Crucifix, von dem sein Auge keinen Augenblick sich abwandte. „Herr, ich danke Dir, daß Du mich unter den Armen willst sterben lassen", entrang sich hin und wieder seinen bleichgewordenen Lippen.

Am letzten Tage des Dezembers, den er in ungestörtem Frieden zugebracht hatte, sagte er gegen Abend voll Freude zu seinen Gefährten: „Ach, mein Bruder, welches Glück! Ich sehe Jesus und Maria, die mich würdigen, mir entgegen zu kommen, um mich in die Wohnungen der Heiligen hinüber zu begleiten." Einen Augenblick später faltete er die Hände, erhob die Augen zum Himmel und rief laut: „Jesus, mein Erlöser, ich empfehle dir meine Seele und gebe sie in deine Hände zurück." Kaum hatte er ausgeredet, so gab er seinen Geist auf. Es war um Mitternacht, den 31. Dezember 1640. Regis war ungefähr 44 Jahre alt und hatte 24 Jahre in der Gesellschaft Jesu zugebracht. — Den 2. Januar wurde er in der Kirche von Lourelsc begraben. Seinem Leichenbegängnisse wohnten zweiundzwanzig Pfarrer und eine unermeßliche Volksmenge bei.

Die Kranken begaben sich an das Grab des heil. Johannes Franz Regis, um zu genesen.

Der Schmerz über seinen Tod verwandelte sich bald in Verehrung. Man strömte von allen Seiten zu seinem Grabe. Und der Herr verherrlichte die Ruhestätte seines Dieners durch unzählige Wunder. Anstatt die vielen Wunder zu erzählen, wollen wir uns begnügen, anzuführen, was zweiundzwanzig theils Erzbischöfe, theils Bischöfe aus Languedoc an den Papst Clemens XI. schrieben: „Wir sind Zeugen, daß bei dem Grabe des Pater Johann Franz Regis die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören, die Stummen reden, und der Ruf dieser staunenswerthen Wunder hat sich unter allen Völkern verbreitet."

Im Jahre 1716 wurde Regis von Clemens XI. selig gesprochen; und Clemens XII. setzte ihn 1737 unter die Heiligen. Sein Fest wird am 16. Juni begangen.

Wir haben hier das Leben eines Mannes beschrieben, der aus Liebe zum Meister der Liebe die härtesten Entbehrungen ertrug; der, allem Genusse entsagend, die beschwerlichsten Märsche machte, auf bloßer Erde

schlief, strenge fastete, und selbst sein Leben gering achtete, hätte er damit eine Seele retten können. Und wir — wir machen so viele Ansprüche auf Leben und Lebensgenuß! Wir klagen über unsere Armuth, über unsere Entbehrungen, wenn sie auch noch so gering sind. Es läßt sich allerdings weicher auf gepolsterten Stühlen sitzen, als auf einem hölzernen Brette, linder in einem Eiderdunenbett schlafen, als auf bloßer Erde. Aber es frägt sich: wo läßt es sich leichter sterben? Die letzten Worte unseres Heiligen geben uns darüber Aufschluß: „Herr, ich danke dir, daß du mich unter den Armen hast sterben lassen."

Der heilige Benno,

Bischof von Meißen und Apostel der Slaven.

Jahr 1106.

Benno wurde im Jahr 1010 zu Hildesheim in Niedersachsen geboren. Er war der Sohn eines sächsischen Edelmannes, der unfern Goslar wohnte. Schon im fünften Jahre wurde er seinem Vetter dem heiligen Bernward, Bischof von Hildesheim, zur Bildung in Tugend und Wissenschaft übergeben. Bernward vertraute seinen Zögling der Aufsicht Wigers, Priors des Klosters zum heiligen Michael in Hildesheim, der den zarten Knaben durch gründlichen Unterricht in den schönen Wissenschaften und durch eine ernste, wahre Frömmigkeit bezweckende Erziehung zu den schönsten Hoffnungen heranbildete.

Als der heilige Bernward durch Anstrengung und Alter gebeugt, an's Schmerzenlager gebunden wurde, war der junge Benno durch die fünf Jahre des Kampfes und Leidens der süßeste Trost des duldenden Greises. Dem Ende sich nahe fühlend, ließ Bernward den Knaben sammt seinem Erzieher nochmals vor sich kommen, und ertheilte ihm väterliche Worte der Liebe und weise Verhaltungsmaßregeln. Dann küßte er dem in Thränen gebadeten Jünglinge die Hand, segnete ihn, empfahl ihn nochmals der Vorsorge Wigers, und ging dann, reich an Verdiensten, in die Ruhe des Herrn ein. Wiger hatte alle Mühe, den gebeugten Jüngling, für dessen Gesundheit er fürchtete, zu trösten. Nach vollendeten Studien trat er im achtzehnten Jahre mit Beistimmung seiner verwittweten Mutter in das Kloster zum heiligen Michael ein. Hier theilte er seine Zeit zwischen eifrigem Studium der heiligen Schriften und zwischen Beten, Wachen und Fasten, von dem richtigen Grundsatze geleitet, daß Studiren ohne Gebet und Ascese das Herz vertrocknet. Hier soll er — übrigens ist die Wahrheit der Angabe nicht zu verbürgen — von seinem Abte nach Paris gesandt worden sein und dort den Doktorhut erhalten haben.

In seinem fünfundzwanzigsten Jahre empfing er das Diakonat und einige Zeit nachher auf Befehl seines Bischofs Adelbert die heilige Priesterweihe. War er vorher schon ein glänzendes Muster von Sittenunschuld und Reinheit, so vereinigte er, da sich die Gnade der Priesterweihe in seine Seele ergossen hatte, alle priesterlichen Tugenden in sich: Demuth, Milde, Geduld, Liebe zu den Armen, Abtödtung und engelreiche Herzensreinheit.

Der heilige Benno liest die Messe.

Nach dem Tode Adelberts fielen die Wahlstimmen auf Benno und auf einen gewissen Siegbert, einen Mann von hohem Verdienste, aber der Kunst fremd, Strenge mit Milde zu paaren. Trotz allem Widerstreben mußte Benno, der die Stimmenmehrheit für sich hatte, drei Monate lang das hohe Amt begleiten, bis endlich seine Demuth siegte und Siegbert die Würde erhielt. Jetzt glaubte er von Allem losgerissen und seiner lieben Einsamkeit wieder gegeben zu sein, als er plötzlich zum Kanoniker zu Goslar und zum kaiserlichen Hofkaplan ernannt wurde. Siebzehn Jahre glänzte Benno als herrliche Tugendleuchte zu Goslar durch Almosengeben an die Armen und durch reichliche Spenden

an die dortige Kirche. Mit dem gottseligen Hanno, spätern Erzbischofe von Köln, lebte er in inniger, heiliger Freundschaft.

Als Hanno während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. die Reichsregentschaft übernahm, brachte er es dahin, daß Benno, zur Wohlfahrt der Kirche, zum Bischofe von Meißen ernannt wurde. Im Jahr 1066 weihte ihn der Bischof Wernher von Magdeburg zum Bischofe; während der Feierlichkeit zerfloß der Heilige in Thränen. In der Folge bewies er aber, daß Niemand dieses Amtes würdiger gewesen wäre, als er; in unverdrossener Berufsfreude und Hirtenliebe verkündete er selbst das Evangelium, bereiste jedes Jahr seinen Sprengel, überall Mißbräuche abschaffend und Almosen austheilend; denn er war der Ansicht, der Seelenarzt müsse auch ein Arzt des Leibes sein.

Besonders verdient machte er sich durch Wiederherstellung der alten Kirchenzucht, indem er nur erprobte Männer in sein Domkapitel aufnahm.

Suchte er auch die Einkünfte der Kirche zu steigern, so geschah dies nur, um eine Quelle zum Besten seiner Heerde zu öffnen; er selbst lebte äußerst mäßig — man könnte wohl sagen — arm. Als ächter Nachfolger der Apostel, brachte er auch den heidnischen Slaven die frohe Botschaft des Heils nnd eine große Anzahl von Bekehrungen krönte seine Anstrengungen.

Bei den Kämpfen des sächsischen Adels mit Heinrich IV. wurde auch Benno, jedoch ohne Verschulden, vom Zorne des Kaisers betroffen. Heinrich entschloß sich, den Einfluß Bennos, dem er mißtraute, und der sowohl durch Geburt als Stellung eines der angesehensten Glieder des sächsischen Adels war, zu lähmen und entfernte ihn von seinem Amte. Benno ertrug das Ungemach voll Geduld, nur die Verwüstungen, die der Befehlshaber des Meißener Kreises, Oberst Burkhardt, ein rauher, wilder Soldat, anrichtete, thaten ihm tief in der Seele wehe.

Bald darauf entstand der für die ganze Christenheit so nachtheilige Streit Heinrichs mit Gregor VII. Heinrich rief die sächsischen Verbannten, um sie für seine Sache zu gewinnen, zurück; unter ihnen Benno.

Bei seiner Rückkehr nach Meißen fand der heilige Oberhirte Alles im traurigsten Zustande; aber er verbarg seinen Schmerz und schien nur dem Glücke des Wiedersehens zu leben. Er hätte auch bald alle Wunden geheilt, wenn nicht der wilde Burkhardt der segensreichen Thätigkeit des Heiligen alle Hindernisse entgegengesetzt hätte. Doch bald darauf starb der Unmensch und Benno konnte ungestört sein heilsames Wirken fortsetzen. — Zu eben dieser Zeit sagte der Papst Gregor VII. zu Rom eine Synode an, worauf er auch Heinrich einlud, damit er sich über die angeschuldigten Frevel, besonders über die Simonie, rechtfertigte. Heinrich rief seinerseits einen Reichstag nach Worms zusammen, um den Papst mit Hilfe einiger unzufriedener Cardinäle und Bischöfe abzusetzen; auch Benno wurde dahin eingeladen Da reiste der Heilige nach Rom und bezeugte dem Statthalter Christi seine Unterwürfigkeit. Man sagt, bei seiner Abreise von Meißen habe er die Domschlüssel zweien seiner Brüder, Kanonikern an seiner Kirche, überreicht mit dem Befehle, dieselben in die Elbe zu werfen, sobald sie erfahren sollten, daß der Kaiser mit seinen Mitschuldigen excommunicirt wäre, damit ihnen der Eingang in den Dom gewehrt würde. Nach seiner Rückkehr soll er die Schlüssel wunderbarer Weise wieder erhalten haben, und absolvirte die Reuigen von dem Banne.

Der heilige Bischof beschäftigte sich sofort noch mit der Bekehrung der Slaven und stellte auch in seiner Heerde Ruhe und Ordnung her. Seine letzten Lebensjahre brachte er abwechselnd in stiller Einsamkeit und in apostolischen Arbeiten zu, bis er am 16. Juni 1106 der schweren Bürde seines Alters unterlag. Sein Grab wurde durch viele Wunder verherrlicht und schon in seinem Leben hatte er die Gabe der Weissagung besessen. Ums Jahr 1270 erhob der Bischof Wittigo seinen Leichnam, und errichtete ihm mitten in seiner Kirche ein prächtiges Grabmal. Hadrian IV. sprach am Dreifaltigkeitstage (31. Mai) 1523 Benno heilig, worüber Luther so erbost wurde, daß er eine Schmähschrift ausgehen ließ: Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden. Emser erwiderte sogleich auf dieß elende Machwerk. Von der Zeit an wurde der Name Benno berühmt in Deutschland und später auch ins römische Martyrologium aufgenommen.

Seine sterbliche Hülle wurde 1576, dem Wunsche des Churfürsten von Bayern gemäß nach München gebracht.

17. Juni.

Der heilige Nikander und Marcian,

Martyrer.

Jahr 303.

Es scheint aus verschiedenen Umständen der Akten dieser Heiligen hervorzugehen, daß sie unter Diocletian u. wahrscheinlich in Mösien, einer Provinz Illyriens, unter eben dem Statthalter litten, welcher den hl. Julius verurtheilte. Einige Neuere sind der Ansicht, sie seien zu Venafro, einer kleinen, zum Königreich Neapel gehörigen Stadt gemartert worden.

Nikander und Marcian dienten einige Zeit in den römischen Kriegsheeren; sie zogen sich aber zurück und entsagten allen Vortheilen, die sie sich von der Welt versprechen konnten, als sie die Verordnungen gegen das Christenthum vernahmen. Allein gerade den Beweggrund ihrer Zurückziehung machte man ihnen zum Verbrechen. ließ sie verhaften und führte sie vor Maximus, den Statthalter der Provinz. Als ihnen das Edikt des Kaisers vorgezeigt wurde, es sollten alle den Götzen opfern, entgegnete Nikander, dieser Befehl könne wohl die Christen nicht angehen, denen es verboten sei, Holz oder Steine anzubeten. Daria, Nikanders Gemahlin, ermunterte ihren Mann, dem Christenthume treu zu bleiben: Maximus unterbrach sie: „O das abscheuliche Weib, das ihres Mannes Tod verlangt." — „Du betrügst dich, erwiderte diese, ich verlange, daß er in Gott lebe, um nicht ewig zu sterben. Maximus: „Deine Absicht ist leicht zu durchschauen; du willst diesen los werden, um einen Andern zu heiraten."

Daria: „Denkst du das von mir, so laß mich tödten."

Maximus, der keinen Befehl für die christlichen Frauen hatte, weil die betreffende Verordnung nur das Kriegsheer anging, ließ die muthige Frau ins Gefängniß werfen. Allein man gab ihr bald wieder die Freiheit, und sie kam zurück, um den Ausgang des Kampfes, den ihr Mann zu bestehen hatte, mit anzusehen.

Maximus wandte sich nun zu Nikander und sagte: „Ich gebe dir nun einige Bedenkzeit, zu wählen zwischen Leben und Tod." „Dieser Vorschub ist unnöthig," antwortete Nikander, mein Entschluß ist schon gefaßt. Ich verlange nichts anderes, als mich zu retten." Der Richter, in der Meinung, er rede von Erhaltung seines Lebens, dankte den Göttern und wünschte sich schon mit Suetonius, einem seiner Beisitzer, Glück über den vermeintlichen Sieg, als ihm Nikander die Täuschung benahm, indem er zu dem wahren Gott flehte, daß er ihn von den Gefahren und Versuchungen dieser Welt bewahren möge. „Wie? eben scheinst du leben zu wollen und nun verlangst du den Tod?" entgegnete Maximus. „Das Leben, nach dem ich verlange, ist ewig. Mache mit meinem Leibe, was du willst; ich übergebe ihn dir, und ich erkläre, daß ich ein Christ bin."

Aehnlicherweise verhörte der Statthalter den Marcian; aber all sein Bemühen, ihn vom Glauben abzubringen, war ebenso vergeblich, wie bei Nikander. Er ließ die Heiligen ins Gefängniß abführen. Als er aber dieselben in einem zweiten Verhöre, 20 Tage nach dem ersten, noch eben so fest fand, verurtheilte er sie zur Enthauptung, jedoch mit seiner Pflicht, die ihn zwinge, die Befehle des Kaisers zu vollziehen, sich entschuldigend. Die zwei Martyrer dankten ihm und bekannten, daß sie mit Menschlichkeit von ihm behandelt worden seien. Dann gingen sie freudig und Gott lobsingend auf den Richtplatz. Nikander ward begleitet von seinem Weibe, und von seinem Kinde, das Papinian, Bruder des heiligen Martyrers Pasikrates, auf seinem Arm trug. Marcian war umgeben von allen Verwandten, die er in dem Lande hatte. Sein Weib wehklagte und zerfloß in Thränen, aber in ganz anderer Gesinnung, als Daria. Sie suchte die Standhaftigkeit ihres Gemahls durch Alles, was ihr der Schmerz nur Rührendes eingeben konnte, zu erschüttern. Bald zeigte sie ihm das aus ihrer Ehe erzeugte Kind, um ihn zu erweichen, bald hielt sie ihn an dem Gewande zurück, um ihn zurückzuziehen; Marcian konnte ihrer nicht anders los werden, als indem er dem Zotikus, einem eifrigen Christen, befahl, sie zurückzuhalten. An der Richtstätte angelangt, ließ er sie kommen und umarmte sie zärtlich, deßgleichen nahm er auch seinen Sohn, den man herbeigebracht hatte. küßte ihn und sprach mit gen Himmel gehobenen Augen; „Herr, allmächtiger Gott, nimm dieses Kind unter deinen Schutz." Dann befahl er seinem Weibe, abzutreten, weil sie den Muth nicht hatte, ihn sterben zu sehen.

Was Daria anbelangt, so trennte sie sich nicht von ihrem Manne, sondern ermahnte ihn selbst, standhaft zu bleiben. „Fasse Muth, ich habe zehn Jahre Deiner entbehrt und während dieser ganzen Zeit zu Gott gefleht, Dich wieder zu sehen. Ich habe nun diesen Trost und bin so glücklich, das Weib eines Martyrers zu sein." Der Scharfrichter verband hierauf den Blutzeugen die Augen und enthauptete sie.

Durch den Glauben siegten die heiligen Martyrer über alle Rücksichten und Bande des Fleisches und Blutes. Sie trennten sich zwar von ihren Kindern, verließen dieselben, aber doch nicht ohne Stütze, weil sie ihnen das Beispiel ihrer heldenmüthigen Tugend zum Erbtheil gaben. Nie verlieren wir Etwas von dem, was wir um Gottes willen verlieren. Wenn wir die Vorsorge und Maßregeln, welche in unserer Gewalt sind, angewandt haben, müssen wir alles Uebrige der göttlichen Gnade anheimstellen, uns daran erinnernd, was unser Herr und Meister sagt: „Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen." Dieser Gedanke wird dann alle Unruhe und allen Zweifel aus unserer Seele verbannen und voll Ergebung werden wir, wenn uns Unglück droht, sprechen: „Herr, wenn es möglich ist, laß den Kelch vorübergehen; doch nicht unser Wille geschehe, sondern der Deine."

18. Juni.

Der heilige Markus und Marcellianus,

Martyrer.

Jahr 286.

Marcus und Marcellianus waren Brüder und stammten aus einer der ersten Familien Roms. Beide waren schon in ihrer Jugend zum Christenthum bekehrt worden, traten nachher in den Ehestand und lebten in hohen Ehren.

Als Diocletian im Jahre 284 auf den Kaiserthron gelangt war, erhoben sich kurz nachher verschiedene Stürme gegen die Christen, nicht als hätte dieser Fürst schon damals Befehle gegen die Kirche ergehen lassen, sondern weil er sich der Wuth der Götzendiener nicht widersetzte. In einem dieser Stürme wurden auch Marcus und Marcellianus verhaftet und von dem Stadtpräfekten zum Tode durchs Blei verdammt.

Ihre Verwandten gaben indessen die Hoffnung nicht auf, eine Widerrufung des gefällten Urtheiles zu erwirken. Sie erlangten auch einen Aufschub von 30 Tagen, weil sie sich schmeichelten, die heiligen Bekenner zur Fügsamkeit unter den Willen des Richters zu stimmen. Sie wurden daher in das Haus des Nikostrat, ersten Schreibers der Präfektur gebracht. Tranquillius, ihr Vater, Marcia, ihre Mutter, sammt ihren Weibern mit den noch kleinen Kindern besuchten sie in ihrem Verhafte, und suchten sie durch Bitten und Thränen in ihrer Standhaftigkeit wankend zu machen und sie zum Abfalle zu bewegen. Allein der heil. Sebastian, ein Hofbedienter des Kaisers, der vor kurzem nach Rom gekommen war, besuchte sie alle Tage und suchte sie in ihrer unerschütterlichen Beharrlichkeit zu bestärken. Diese Unterredungen hatten auch noch den schönen Erfolg, daß Tranquillin, Marcia und die Gattinnen der zwei Heiligen sich auch noch bekehrten. Auch Nikostrat entsagte dem Heidenthum und bald darauf sogar Chromatius, der die Bekenner frei ließ und dann nach Niederlegung seines Amtes sich auf ein Landgut zurückzog.

Ein christlicher Hauptmann, Namens Castulus, verbarg die beiden Heiligen in dem Gemache, das er im kaiserlichen Palast hatte. Allein sie wurden durch einen gewissen Torquatus, der seinen Glauben wieder feige verlassen hatte, verrathen, worauf man sie gefänglich einzog. — Fabianus der Amtsnachfolger des Chromatius, verurtheilte sie, mit den Füßen an einen Pfahl genagelt zu werden, in welcher schmerzhaften Stellung sie einen Tag und eine Nacht blieben, bis sie folgenden Tages mit Lanzen durchbohrt wurden. Man beerdigte sie zwei Meilen von Rom, im Avenarium, welches nachher in einen Gottesacker, der ihren Namen trägt, verwandelt wurde.

Die Verfolgung ist der Prüfstein, an dem man die wahre Tugend von der falschen unterscheidet. Es ist leicht sagen: Wir lieben Gott über Alles, aber schwer beweisen; es kostet auch nicht viel, sich einzubilden: Wir würden auch den nämlichen Muth haben, wie die heiligen Martyrer, so lange keine Gefahr da ist. Wo sind aber die Beweise? „Die Verfolgung," sagt der heilige Bernhard, „lehrt den Unterschied zwischen einem guten Hirten und einem Miethling. Das läßt sich nach Verhältniß auf alle Christen anwenden.

Der hl. Amandus pred. vor der Thüre sein. Kirche.

Der heilige Amandus.

Bischof von Bordeaux.

Fünftes Jahrhundert.

Man liest bei dem heiligen Paulinus von Nola, daß der heilige Amandus Gott von seiner Kindheit an diente; daß er in den heiligen Schriften unterrichtet war und daß er seine Unschuld vor den Flecken, durch die man gewöhnlich im Umgang mit der Welt verunreinigt wird, bewahrte.

Vom hl. Delphinus, Bischof

von Bordeaux, wurde er zum Priester geweiht; hier war es auch, wo er den heiligen Paulinus in den Geheimnissen des Glaubens unterrichtete, um ihn zur Taufe vorzubereiten. Von jener Zeit an stand der heilige Paulinus in enger Freundschaft mit dem heiligen Amandus. Er schrieb ihm mehrere Briefe u. wir ersehen aus denen, welche auf uns gekommen sind, daß er für dessen Tugend große Verehrung hegte.

Nach dem Tode des hl. Delphinus wurde der hl. Amandus. zum Bischof der Kirche von Bordeaux erwählt; aber er legte dieses Amt bald wieder zu Gunsten des heiligen Severin nieder, der sich zu ihm zurückgezogen hatte, und er wollte es nicht wieder annehmen, als bis dieser Heilige gestorben war. In allem bewies er sich, nach der Erzählung des heiligen Paulinus, als einen treuen Vertheidiger der Religion und des Glaubens. Sein Todesjahr ist ungewiß. Er ist es, dem wir die Erhaltung der Schriften des hl. Paulinus verdanken, der im Jahr 431 starb.

19. Juni.

Der heilige Gervasius und Protasius,

Martyrer von Mailand.

Diese zwei Heiligen werden von dem hl. Ambrosius Mailands erste Martyrer genannt. Es scheint, daß sie unter Nero oder spätestens Domitian ihr Blut für den Glauben vergossen haben. Man sagt, sie seien Söhne des hl. Vitalis und der hl. Valeria gewesen, die ebenfalls ihr Leben für den Glauben hingegeben, nämlich Vitalis zu Ravenna und Valeria zu Mailand. Diese Stadt ist durch die Wunder des hl. Gervasius und Protasius berühmt geworden. Man liest bei dem hl. Ambrosius, daß sie, durch die Gnade gekräftigt, lange Zeit durch Uebungen der Gottseligkeit und Frömmigkeit zum Siege, den sie erfochten, sich vorbereitet haben, Derselbe Vater fügt bei, sie

Der heilige Ambrosius läßt den Sarg des heiligen Gervasius und Protasius öffnen.

seien des Namens Jesu wegen enthauptet worden. Die Christen im vierten Jahrhundert hatten diese Heiligen ganz vergessen. Der Entdeckung ihrer Reliquien hatten sie die Befreiung von einer der größten Gefahren zu verdanken, womit jemals die Kirche bedroht worden ist.

Die Kaiserin Justina, Wittwe Valentinians I., u. Mutter Valentinians II., welche damals das Staatsruder führte und ihr Hoflager zu Mailand hielt, trieb ihre Anhänglichkeit an die Irrlehre des Arius bis zur Schwärmerei, und gab sich alle mögliche Mühe, den hl. Ambrosius von seinem bischöflichen Stuhle zu verjagen. Die Arianer, denen alles an seiner Vertreibung lag, ersannen die schwärzesten Verläumdungen. In dieser gefahrvollen Lage kamen unsere heil. Martyrer der bedrängten Kirche von Mailand wieder zu Hilfe. Der Ort, wo ihre Reliquien lagen, wurde dem hl. Ambrosius in einem Traumgesichte geoffenbart. Andere sagen, die Heiligen selbst seien ihm erschienen und hätten ihm den Ort, wo ihre Leiber lagen, angezeigt. Der heil. Bischof stand damals im Begriffe, die jetzt unter dem Namen des heil. Ambrosius des Großen bekannte Kirche zu weihen. Die Gläubigen verlangten, daß er diese Einweihung mit einer großen Feierlichkeit verrichten möge, wie die Einweihung der Apostelkirche, wo er einen Theil ihrer Reliquien beigesetzt hatte. — Der hl. Bischof wünschte Nichts sehnlicher, als ihrem Verlangen willfahren zu können; allein er wußte nicht, wo er Reliquien hernehmen sollte; denn man wußte noch nicht, daß die Leiber des hl. Gervasius und Protasius vor dem Gitter lagen, welches das Grab des heiligen Nabor und Felix umschloß. Ambrosius, belehrt durch ein Gesicht, wie wir schon bemerkt haben, ließ an jenem Orte die Erde aufgraben und man fand die Leiber zweier Männer, welche von hohem Wuchs gewesen zu sein schienen. Die noch ganzen Gebeine

waren in ihrer natürlichen Lage, nur daß die Häupter vom Rumpfe getrennt waren. Der Boden des Grabes war mit Blut bedeckt und man sah darin alle Merkmale, welche die Aechtheit dieser Reliquien beweisen konnten. Eine vom Teufel besessene Person, die man vorgeführt hatte, um die Händeauflegung zu empfangen, wurde, bevor man die Beschwörung anfing, von dem bösen Geiste ergriffen und auf das Grab hingeschleudert, nachdem sie vorher schauervolle Zuckungen erlitten hatte. Dieses sah man als ein Zeugniß an, das Gott der Heiligkeit seiner Diener gab.

Nachdem sodann die Gebeine aus der Erde erhoben waren, legte man sie ihrer natürlichen Lage nach in eine Sänfte, und bedeckte sie mit verschiedenem Schmucke. Hierauf trug man sie in die Kirche zum hl. Faustus, die heutigen Tags den Namen der hl. Vitalis und Agricola führt. Diese Kirche lag nahe bei der des hl. Nabors, die gegenwärtig den Namen des heil. Franciscus führt. Die Reliquien wurden nun zwei Tage lang daselbst ausgesetzt, die Gläubigen strömten schaarenweise herbei und brachten sogar die Nächte im Gebete zu. Am dritten Tage, welches der 18. Juni war, übertrug man sie im feierlichen Zuge, unter allgemeinem Frohlocken der ganzen Stadt, in die ambrosianische Kirche. Während des Zuges erhielt ein Blinder, Namens Severus, der von allen Einwohnern der Stadt gekannt war, und von Gewerbe ein Metzger gewesen, das Gesicht. Da er nämlich erfahren hatte, warum dieses Fest gefeiert werde, ließ er sich an einen Ort führen, wo die Reliquien vorübergetragen werden mußten. Kaum hatte er im Vorübertragen den Saum des Schmuckes, womit sie bedeckt waren, berührt, als er sogleich von seinem Uebel befreit wurde. Dieses Wunder wird von dem heil. Ambrosius erzählt, dem heil. Augustin und Paulin, welche alle drei damals sich zu Mailand befanden. Severus, von lebhaftem Dankgefühl durchdrungen, legte das Gelübde ab, Gott seine übrigen Lebenstage in der Kirche zu dienen, wo man die Reliquien der heil. Martyrer beisetzte. Der heil. Augustin sah ihn da, als er im Jahr 387 Mailand verließ und er war 411 daselbst, als Paulin das Leben des heil. Ambrosius beschrieb.

Mehrere andere von verschiedenen Krankheiten befallene Personen erlangten gleichfalls ihre Genesung wieder, indem sie die Gewänder, womit die Heiligen bedeckt waren, oder Leintücher, welche man darauf geworfen, berührten. Alle diese Wunder sind von dem heil. Ambrosius bezeugt in dem Briefe an seine Schwester, worin er auch die Predigt einschaltet, die er hielt, als die Reliquien in der Kirche angekommen waren. Zwei Tage blieben sie noch ausgesetzt, worauf man sie in ein Gewölbe unter dem Altare auf die rechte Seite legte. Wir erfahren von demselben Kirchenvater, daß auch mehrere Wunder bei dem Blute geschahen, welches man bei dem Grabe der heiligen Martyrer gefunden hatte.

Der heilige Protasius wird gemartert.

Es geschahen mehrere Vertheilungen der Reliquien des hl. Gervasius und Protasius; dasselbe fand auch mit ihrem Blute statt, welches man gesammelt hatte.

Die Arianer von Mailand boten Alles auf, um die Wahrheit der durch die Fürbitte dieser Heiligen bewirkten Wunder zu läugnen. „Allein sie zeigten dadurch, daß sie nicht denselben Glauben, wie diese hatten. Warum hätten sie sonst so augenscheinliche Wunder zu verrichten gesucht? Dieser Glaube, fährt er fort, ist

durch unsere Voreltern bestätigt, und die höllischen Geister selbst sind gezwungen, einer Lehre das Zeugniß zu geben, welche von den Ketzern geläugnet wird.

Die Martyrer werden in reichlicher Weise für Alles entschädigt, was sie des Namens Jesu wegen litten. Sie wissen aus eigener Erfahrung, daß die Leiden des irdischen Lebens in keinem Verhältnisse stehen zu der ewigen Freude und Herrlichkeit. Und Gott belohnt Jene, die großmüthig hienieden für den Glauben gestritten haben, nicht nur in dem Himmel, sondern er offenbart auch oft vor den Menschen die Liebe zu seinen treuen Dienern, und wirkt auf ihre treue Fürbitte nicht selten die glänzendsten Wunder. Sollten wir uns demnach noch weigern Gott zu dienen, der sich das Heil und die Verehrung seiner Diener, so sehr angelegen sein läßt? Sollten wir nicht immer, wo nicht mit Freuden, so mit Geduld und Ergebung den Prüfungen uns unterwerfen, welche über uns kommen. Denn, was sind wohl, Alles genau erwogen, diese Prüfungen im Vergleich mit den Foltern, welche die Martyrer bestanden? Wir müssen wohl große Feinde unserer selbst sein, daß wir so viele Gelegenheiten unbenützt vorüber gehen lassen, wo wir uns eine unsterbliche Krone erwerben können.

Der heilige Bonifazius,

aus dem Camaldulenserorden. Erzbischof, Apostel von Rußland und Martyrer.

Jahr 1009.

Bonifazius, auch Bruno genannt, stammte aus einer der angesehensten Familien Sachsens, und ward seiner Geburt gemäß erzogen. Die Wissenschaften lernte er unter den geschicktesten Meistern, besonders unter Guido dem Philosophen. Von seinen ersten Jahren an zeigte er viele Neigung zur Tugend und trat sehr jung in den geistlichen Stand. — Kaiser Otto III. berief ihn an seinen Hof und machte ihn zu seinem Kaplan. Bonifazius gewann durch seine Tugend und Sanftmuth das ganze Vertrauen des Kaisers, der ihn gewöhnlich nur „seine Seele" nannte. — Weit entfernt, durch seine Erhebung stolz zu werden, vermehrte Bonifazius nur noch mehr die Uebungen der Demuth, Sanftmuth, Geduld, Liebe und Andacht, um der Größe der Gefahren, denen ein in Mitte aller Reize der Welt gestellter Mann ausgesetzt ist, einen entsprechenden Schild vorzuhalten. — Eines Tages, da er gerade in eine dem hl. Bonifazius, Apostel der Deutschen, geweihte Kirche ging, fühlte er sich plötzlich von brennender Sehnsucht nach der Marterkrone ergriffen. „Heiße ich nicht auch Bonifazius?" rief er aus. „Warum sollte ich nicht auch Martyrer werden, wie jener, um dessen Fürbitte man fleht." Von diesem Augenblicke an wich diese Sehnsucht nicht mehr aus der Brust des heiligen Mannes. Als der hl. Romuald im Jahr 998 an den Hof des Kaisers kam, bat Bonifazius denselben, ihn in einen Orden aufzunehmen. Otto entließ den ihm so treuen Mann ungern und nur aus Furcht, er könnte dem Willen Gottes zuwiderhandeln, wenn er Bonifazius zurückhielte. Bonifazius hatte bald den Geist und die Lehren des heil. Romuald erfaßt und vergaß gänzlich, was er gewesen. Es war gewiß ein erbaulicher Anblick, einen Mann zu sehen, der in der Welt zärtlich erzogen, gewöhnt war, in prächtigen Kleidern einherzugehen, im Schooße der Ehren zu leben, an der Tafel des Kaisers zu speisen, von dem er mehr geliebt und höher geachtet wurde, als alle Fürsten des Reiches, und jetzt mit einem ärmlichen Gewande sich begnügte, mit bloßen Füßen die beschwerlichsten Reisen machte, nur Kräuter und Wurzeln als Nahrung genoß, sich harter Handarbeit unterzog, auf harter Erde schlief und oft den größten Theil der Nacht dem Gebete widmete.

Der heilige Bonifazius und Otto III.

Nicht selten ereignete es sich, daß Bonifazius nur zweimal in der Woche, nämlich am Sonntage und Donnerstage Speise zu sich nahm. Aus Liebe zur Abtödtung wälzte er sich manchmal in Brennnesseln und Brombeerstauden, damit kein Theil an seinem Leibe sei, der Nichts zu leiden hätte. Dieß that er, wie er sagte, um sich zu bestrafen, daß er in der Jugend die Abtödtung vernachläßigt habe. Nachdem der Heilige einige Jahre unter der Leitung des hl. Romuald gelebt hatte, begehrte er von seinen Obern die Erlaubniß, den Ungläubigen das Evangelium zu predigen. Er erhielt sie und begab sich deßhalb nach Rom, wo Papst Johannes XVIII. sein frommes Vorhaben gut hieß und ihn in den Stand setzte, dasselbe auszuführen. Er vermochte ihn auch, ein Breve anzunehmen, worin befohlen wurde, ihn, sobald er seine Mission würde begonnen haben, zum Erzbischofe zu weihen. Mitten in einem sehr strengen Winter durchzog Bonifazius Deutschland; zuweilen reiste er zu Pferd, aber immer ohne Strümpfe und Schuhe, und oft konnte man nur mit warmem Wasser die an die Steigbügel angefrorenen Füße ablösen. Vorerst begab er sich nach Merseburg, um den Schutz des hl. Kaisers Heinrich II. zu erhalten. Als er diesen erhalten hatte, ertheilte ihm Taymo, Erzbischof von Magdeburg, die bischöfliche Weihe und gab ihm das Pallium, welches Bonifazius selbst von Rom mitgebracht hatte. — Der heil. Diener Gottes minderte, seiner mühevollen Arbeit ungeachtet, Nichts in seinen gewöhnlichen Bußwerken; Reisen unterbrachen sein Gebet nicht, denn er betete dabei die Psalmen, in denen er besondere Süßigkeit und Trost fand. Es wäre sehr schwer, seinen glühenden Bekehrungseifer ganz auszudrücken. Da ihm die Einwohner Preußens, die noch roh und wild waren die Hartnäckigsten schienen, widmete er ihnen vor Allen seine ganze Kraft. Boleslaus, Herzog von Polen, und

viele andere Standespersonen liebten und ehrten ihn; sie schickten ihm reiche Geschenke, die er aber nur annahm, um sie an die Armen und Kirchen zu vertheilen. Die zeitlichen Güter schienen ihm seines Amtes unwürdig und er erwartete nur von Gott Belohnung seiner anstrengenden Arbeiten.

Es war das zwölfte Jahr, daß sich Bonifazius gänzlich von der Welt getrennt hatte, und als er Preußen betrat. Er predigte da das Evangelium den Götzendienern, welche sich seine Unterweisungen wenig zu Nutzen machten, weil die Zeit der göttlichen Barmherzigkeit noch nicht herangekommen war. Für alle erduldeten Drangsale und mühevollen Arbeiten würde er sich jedoch entschädigt gehalten haben, wenn ihm das Glück zu Theil geworden wäre, sein Blut für den Heiland zu vergießen; allein dieser Trost ward ihm von den Ungläubigen versagt; denn sie erinnerten sich noch, daß der Martertod des hl. Adalbert und die nachher auf seine Fürbitte gewirkten Wunder für viele Einwohner ein Beweggrund waren, das Christenthum anzunehmen. Bonifazius verließ nun Preußen und zog an die Grenzen von Rußland, das Evangelium zu verkünden. — Die Russen waren eine rohe Völkerschaft, welche noch in den Finsternissen der Abgötterei versunken lag. Kaum hatten sie Bonifazius Ankunft erfahren, als sie ihm das Predigen verboten und ihm befahlen, das Land zu verlassen. Allein der Diener Gottes nahm keine Rücksicht auf das Verbot und begab sich zu dem Könige einer kleinen Provinz, der ihn zu hören wünschte. Da er aber barfuß und in ärmlicher Kleidung erschien, behandelte ihn der Fürst mit Verachtung. Er entfernte sich und legte sein Meßornat an. So geschmückt erschien er wieder vor dem Könige, der ihm sagte, er würde sich bekehren, wenn er ihn, ohne daß er verbrenne, durch ein großes Feuer gehen sehe. Der Heilige wirkte das verlangte Wunder; der Fürst ließ sich unterrichten und empfing mit mehreren Unterthanen die heil. Taufe. Die Barbaren, wüthend über das Werk des Evangeliums, drohten jetzt dem Heiligen mit den grausamsten Martern, wofern er nicht sogleich ihr Land räume. Da sie indessen sahen, daß ihre Drohungen Nichts fruchteten, ergriffen sie den Diener Gottes und enthaupteten ihn im Jahre 1009, mit achtzehn andern Christen. Das römische Martyrologium nennt den heiligen Bonifazius an diesem Tage, wie auch am 15. Oktober, unter dem Namen Bruno, an welchem Tage ohne Zweifel eine Versetzung seiner Reliquien geschah. —

Die heilige Juliana von Falconieri,

Jungfrau.

Jahr 1340.

Juliana hatte durch ihre Heiligkeit dem erlauchten Hause Falconieri unsterblichen Ruhm gebracht. Sie erblickte das Tageslicht im Jahr 1270, in einer Zeit, wo ihre schon bejahrten Eltern die Hoffnung, Kinder zu erhalten, schon verloren hatten. Ihre Geburt wurde daher als eine wunderbare Wirkung der göttlichen Gnade angesehen; der Vater und die Mutter widmeten sie auch deßwegen gänzlich den Religionsübungen, ließen zu Florenz die Kirche zur Verkündigung Mariä erbauen, die heute noch ihres Reichsthums und ihrer Schönheit wegen als ein Wunderwerk angesehen wird.

Carissimus, Vater der heiligen Juliana, war ein Bruder des seligen Alexius von Falconieri, der mit dem heiligen Philippus Beniti eine der ersten Säulen des Ordens der Diener Mariä, die man Serviten nennt, gewesen war.

Die ersten Worte, welche Juliana stammeln lernte, waren Jesus und Maria. In einem Alter, wo man noch wenig des Nachdenkens fähig ist, liebte sie schon das Gebet und die Abtödtung. — Ihre Sittsamkeit war so groß, daß sie einem Manne nie in's Angesicht schaute. Vor dem Namen der Sünde allein zitterte sie schon. Im 16. Jahre verließ sie die Welt und widmete sich dem jungfräulichen Stande. Sie empfing aus den Händen des heiligen Philippus Beniti das Ordenskleid der Dienerinnen Mariä's Mantellaten genannt, welchen Namen man jenen beilegte, die einen dritten Orden der Serviten bildeten, und eine besondere Art kurzer Aermel trugen, um leichter arbeiten zu können. Diese Dienerinnen Mariä's sind bestimmt, den Kranken zu dienen und andere Werke der Barmherzigkeit zu verrichten. Im Anfange waren sie nicht zu strenger Clausur verpflichtet. — Der Orden, dessen Vorsteherin und Stifterin eigentlich Juliana war, vermehrte sich bald beträchtlich, indem mehrere andächtige Frauen demselben sich einverleiben ließen. Obgleich Juliana durch ihr Amt über allen Schwestern erhaben war, fand sie doch keine größere Freude, als wenn sie Gelegenheit hatte, diesen Dienst zu leisten. Durch glühendes, ununterbrochenes Gebet erhielt sie außerordentliche Gnadenerweisungen von dem Herrn. Nichts vermochte sie zurückzuhalten, sobald sie dem Nächsten nützlich sein konnte, besonders wenn es sich darum handelte, Feinde auszusöhnen, Sünder zu bekehren, oder Kranken Trost und Linderung zu bringen. Ihre Strenge in der Bußübung war ihren andern Tugenden gleich. Sie ertrug mit unwandelbarer Geduld die verschiedenen Prüfungen, welche ihr Gott zuschickte. Da sie wegen beständiger Erbrechungen die heilige Communion in ihrer letzten Krankheit nicht empfangen konnte, befriedigte Jesus durch ein Wunder das glühende Verlangen, das sie hatte, mit ihrem göttlichen Bräutigame sich zu vereinigen. Sie starb im Kloster zu Florenz im Jahre 1340. Die Wahrheit mehrerer, durch ihre Fürbitte gewirkten Wunder ist gerichtlich untersucht worden.

Benedikt XIII. sprach sie in Folge dieser Untersuchung 1729 selig, Clemens XII. aber hat sie unter die Zahl der Heiligen versetzt.

20. Juni.

Der heilige Silverius,

Papst und Martyrer.

Jahr 538.

Silverius war ein Sohn des Papstes Hormisdas, der, ehe er sich dem Dienste der Kirche widmete, verehlicht gewesen war. Nach dem Tode des heil. Agapetus stand der apostolische Stuhl 47 Jahre erledigt; dann wurde Silverius, obgleich erst Subdiakon, einstimmig zum Papste gewählt. Die Ceremonie der Weihe hielt man den 8. Juni 536, als Theodat der Gothe, König von Italien war. Theodorich hatte das Reich seinem Enkel Athalarich vermacht, unter der Bedingung, daß er dasselbe unter Vormundschaft seiner Mutter Amalasuntha, einer weisen, aufgeklärten Fürstin, verwalten sollte. Als aber Athalarich im Jahr 534 nach achtjähriger Regierung starb. ließ Amalasuntha, den Theodat, Neffen ihres Vaters Theodorich, auf den Thron setzen. Allein dieser Mann, eifersüchtig für sein Ansehen, vergaß, was er Amalasuntha schuldig war, und verbannte sie auf eine Insel im bolsenischen See, wo sie noch vor Ende desselben Jahres 534 erdrosselt wurde. Eine so gräuelvolle That empörte alle Gemüther. Diese Stimmung benützte der Kaiser Justinian, um Italien wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen, und sandte zu diesem Zwecke seinen Feldherrn Belisarius dahin ab.

Belisarius, ein erprobter Kriegsmeister, nahm im ersten Jahre seiner Ankunft in Italien die Insel Sicilien. Im folgenden Jahre setzte er nach Italien über und eroberte Neapel. Die entsetzten Gothen setzten den Theodat ab und erhoben den Vitiges, einen erfahrenen Krieger, auf den Thron. Das hinderte jedoch den Siegeslauf Belisar's nicht; er nahm bald auch Rom, das ihm auf Anrathen des Papstes Silverius die Thore öffnete während das gothische Heer durch ein anderes Thor, Ravenna zu, hinauszog. — Da nun die Kaiserin Theodora, eine leidenschaftliche und ränkevolle Fürstin, sah, daß Justinian Herr der Stadt Rom sei, suchte sie diesen Umstand für die Ausbreitung der Akephalen, einer Sekte, die damals ihr Unwesen trieb, auszubeuten. Diese Sekte bestand aus den strengsten Eutychianern, die das Concil von Chalcedon und Henotikon des Kaisers Zeno verwarfen, welches Petrus Mongus, eutychianischer Patriarch von Alexandrien, ausgefertigt hatte, in der Absicht, das Herbe der eutychianischen Lehre zu mildern. Auch der Patriarch von Constantinopel, Anthimus, der durch der Kaiserin Gunst zu seiner Würde gelangt war, stand im Verdachte, Anhänger jener Sekte zu sein. — Als im Jahr 536 der Papst Agapetus, der nach Constantinopel gekommen war, sich weigerte, mit Anthimus in Kirchengemeinschaft zu treten, weil er sich nicht zu einem offenen Bekenntniß der katholischen Lehre über die zwei Naturen in Christo herbeilassen wollte, verbannte ihn Justinian; und Mennas, ein sowohl durch glänzende Tugenden, als auch durch Rechtgläubigkeit ausgezeichneter Mann, wurde von Agagetus zum Erzbischof von Constantinopel geweiht.

Theodora wandte alle Mittel an, um Anthimus Zurückberufung zu erwirken. Sie schrieb persönlich an Silverius, um ihn zu vermögen, daß er den Anthimus als rechtmäßigen Bischof anerkenne, oder selbst nach Constantinopel käme, um die Sache genauer zu untersuchen. Silverius fühlte wohl, wie gefahrvoll es sei, der leidenschaftlichen Kaiserin sich zu widersetzen. „Ich sehe voraus," sagte er, wohin All das führen wird; es wird mich das Leben kosten." Uebrigens antwortete er der Kaiserin mit solcher Festigkeit, daß sie einsehen mußten, er werde niemals treulos an der Kirche handeln, und ihren Forderungen sich fügen.

Der Bischof von Patara empfängt den hl. Silverius.

Theodora, die daran verzweifelte, auf dieser Seite ihre Pläne durchzusetzen, faßte jetzt den Entschluß, den Silverius von seiner Würde entsetzen zu lassen. Dazu benützte sie den ehrgeizigen Vigilius, Archidiakon der römischen Kirche, indem sie ihm versprach ihn zum Papste zu machen und ihm 700 Goldstücke auszahlen zu lassen, wenn er sich verflichte, das Concil von Chalcedon zu verdammen und Anthimus von Constantinopel, Severus von Antiochien und Theodosius in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen, die alle drei als eifrige Anhänger der Irrlehre des Eutyches entsetzt worden waren. Vigilius, der im Geleite der Papstes Agapetus nach Constantinopel gekommen war, nahm die Bedingungen an. Er ging mit einem Briefe der Kaiserin zu Belisarius nach Italien, in dem dem Belisarius befohlen war, Silverius zu vertreiben, und den Vigilius an seine Stelle zu setzen. Belisarius schwankte einige Zeit; endlich aber gab er nach und war schwach genug, zu sagen: „Die Kaiserin gebietet; ich muß gehorchen. Sie mag es am jüngsten Tage vor Gott verantworten." Er war zu solcher Schwachheit theils von Vigilius, theils von seinem Weibe gedrängt worden, die eine Vertraute der Kaiserin war. — Um das Gehässige ihres Verfahrens etwas zuzudecken, gaben die Feinde des Silverius vor, er sei des Hochverrathes schuldig. Sie leiteten ihre List derart ein: als Vitiges im Jahr 557 mit einem Heere von 150,000 Mann vor Rom lag, sollte der Papst mit ihm Unterhandlungen angeknüpft und sich erboten haben den Gothen

die Thore zu öffnen; zur Erhärtung der Wahrheit dieser Anklage wurde ein Brief vorgezeigt, den Silverius dem Vitiges geschrieben haben sollte. Allein Belisarius erkannte den Brief für unterschoben und es wurde sogar erwiesen, daß er von einem Soldaten der Leibwache Namens Julian, und von einem gewissen Markus, einem Advokaten, geschmiedet worden sei, auf Anstiften der Feinde des Silverius. Die Anklage war daher erfolglos. Trotzdem aber hörte Belisar nicht auf, in den Heiligen zu dringen, daß er sich den Forderungen der Kaiserin füge. Aber Silverius erklärte standhaft, er werde nie und nimmer das Concil von Chalcedon verwerfen, noch die Akephalen in die Kirchengemeinschaft aufnehmen. — Er flüchtete sofort in den Tempel der hl. Sabina; allein nach einigen Tagen wurde er durch eine List hervorgelockt und in den picinianischen Palast geführt, den Belisar bezogen hatte. Man ließ ihn allein hineintreten; die Geistlichkeit, die ihn begleitet hatte, blieb an dem Thore stehen und sah ihn ferner nicht mehr. Antonina, auf ihrem Bette sitzend, überhäufte ihn mit Vorwürfen und sogleich nahm ihm ein Subdiakon das Pallium weg. Hierauf führte man ihn in ein anderes Zimmer, beraubte ihn seines päpstlichen Schmuckes und zog ihm eine Mönchskutte an. Dann machte man bekannt, Silverius sei abgesetzt und ein Mönch geworden. Am folgenden Tage ließ Belisar zur Wahl seines Nachfolgers schreiten, die, wie man zum Voraus wußte, auf Vigilius fiel, den man am 22. Nov. 537 in das neue Amt einsetzte. — Silverius wurde indessen nach Patara in Lycien verbannt. Der Bischof dieser Stadt empfing ihn auf eine ehrenhafte Weise und nahm laut und öffentlich seine Vertheidigung auf sich. Er begab sich sogar nach Constantinopel, trat vor den Kaiser und bedrohte ihn mit dem Zorn Gottes, wofern er das gegebene Aergerniß nicht wieder gut mache. „Könige", sagte er ihm, „gibt es mehrere auf Erden; allein es ist nur Ein Papst über die Kirche der ganzen Welt." Diese Worte in dem Munde eines morgenländischen Bischofes, sind ein Beweis, daß man allgemein den Vorrang des römischen Stuhles anerkannte.

Der betroffene Justinian, der die wahre Sachlage gar nicht gewußt hatte, gab sogleich Befehle zur Wiedereinsetzung des Silverius. Aber seine Feinde wußten das zu hintertreiben; man ließ ihn auf seiner Rückreise nach Rom verhaften, und Belisarius war so schwach, sich von Antonina, seinem Weibe, dahin bestimmen zu lassen, daß er den Dulder ganz den Händen des Vigilius überließ. Vigilius ließ ihn durch zwei seiner Diener auf eine kleine, öde, Terracina gegenüberliegende Insel, die damals Palmaria hieß, jetzt Parmerualo genannt wird, in's Exil führen. Er lebte da nur sehr kurze Zeit. Liberatus versichert, er habe sagen hören, daß er Hungers gestorben sei; allein man liest bei Procopius, der damals in Italien war, er sei auf Anstiften der Antonina ermordet worden. Er starb den 20. Juni 538.

Vigilius, bisher ein Eindringling und Schismatiker, wurde nach Silverius Tode, durch Genehmigung seiner Wahl von Seite der Geistlichkeit, ein rechtmäßiger Papst; er entsagte in der Folge auch seinen Irrthümern und wurde wegen seiner Anhänglichkeit an die Wahrheit verfolgt, und obgleich er wie ein Miethling und Wolf in den Schafstall des Herrn eingedrungen war, wurde er doch ein eifriger Vertheidiger des wahren Glaubens.

Die göttliche Vorsehung zeigt sich nie sichtbarer in ihrem Walten über der Kirche, als wenn alle Rettung verschwunden scheint. Im zehnten Jahrhundert sah man mehrere unwürdige Päpste auf dem Stuhl des heil. Petrus. Unwissenheit und Aergerniß versetzten als Folgen ihrer gewaltsamen Eindrängung dem Christenthume tiefe Wunden. Allein zu derselben Zeit gab es auch in vielen Kirchen Hirten von hervorragender Heiligkeit und apostolische Männer, die mit bewunderungswürdigem Eifer Buße predigten. Es erhob sich während dieses ganzen Jahrhunderts keine bedeutende Ketzerei. Diese stete Erhaltung der Kirche ist uns ein Beweis, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden.

Der gottselige Berthold,
Prämonstratenser,
und der gottselige Menricus.
Weltgeistlicher in Westphalen.

Dreizehntes Jahrhundert.

Unter Kaiser Friedrich II. herrschte in der Gegend des Klosters Scheide in Westphalen der Gebrauch, daß die Bewohner auf dem dortigen mit schönen Linden bedeckten Berge Hasley zu gewissen Tagen sich versammelten und unter dem Vorwande der Erholung allerlei Unfug übten. Dem Zuge schloß sich auch der Adel an und gab so der für Sittlichkeit höchst nachtheiligen Erlustigung eine gewisse Weihe. Die Unordnungen, welche bei solcher Gelegenheit nicht ausbleiben konnten, befeuerten den Eifer eines landesbürtigen Ordensgenossen, von Scheide, Namens Berthold, eines Mannes von ansehnlicher Abkunft und ungemeinem Tugendruhm. Er flehte unter Gebet und Thränen Gott um seinen Beistand an und sann auf Mittel, wie diesem Unheile abzuhelfen sei. Es geht die Sage, Berthold habe zu seiner Schwester, welche in einer Clause zu Alen dem Herrn diente, sich begeben und von ihr ein Bild der seligsten Jungfrau begehrt, das ihr Vater aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte. Mit diesem Bilde soll er zuerst in Menden, einem Städtchen im Regierungsbezirke Arnsberg, sich niedergelassen und zu seinem Vorhaben Almosen gesammelt haben, wobei er manche Unbill erlitt. Dann zog er an den Fuß des Berges Hasley, und erbaute da ein Kirchlein zu Ehren der Mutter des Herrn, vermuthlich um die Leute dahin zu locken und sie von dem Lustorte auf der Berghöhe abzuhalten. Auch hier hatte der Mann Gottes viele Unbilden auszustehen und wurde anfänglich sogar

von seinen eigenen Ordensbrüdern verhöhnt und verspottet, bis sie von seiner heiligen Absicht und von seinem heiligen Wandel sich vollkommen überzeugt hatten. Berthold starb am 5. Juli den Tod des Gerechten und ward im Kloster Scheide begraben.

Der Hingeschiedene hatte einen Bruder Namens Menrich, der an der Hauptkirche zu Lübeck eine Domherrnstelle bekleidete und ebenfalls durch erhabenen Tugendsinn ausgezeichnet war. Nicht ohne höhere Einwirkung fühlte dieser den Drang in sich, in die Fußstapfen seines Bruders zu treten. Um diese Zeit bereiste der Erzbischof von Köln. Heinrich Graf von Molenark, Westphalen und kam auch nach Menden, wo ihm einige Mönche von Scheide entgegenkamen und in Betreff des frommen Priesters Menricus irrig berichtet, Klagen wider ihn erhoben und darauf antrugen, die Anstalt auf dem Hasleyberge zu unterdrücken. Der Erzbischof ließ Menrich zu sich bescheiden, wurde aber durch dessen Einfalt und Festigkeit so gerührt, daß er ihm seinen Schutz zusagte. Nun trug ihm der Diener Gottes seine Absicht vor, ein Frauenkloster zu gründen und bewog ihn, daß er sich mit dem Grafen Gottfried v. Arnberg, dem Grafen Otto v. Altena und anderen Vornehmen und Edlen an den allenfalls zur Gründung zu bestimmenden Ort begab, um denselben in Augenschein zu nehmen. Der Churfürst versprach ihm seine Mitwirkung und gleich nach seiner Rückkehr schickte er ihm aus dem Kloster Haven bei Züplich, im Jülicher Gebiet, zwölf Nonnen und eine Aebtissin, die nun das Cisterzienser-Fräuleinstift Fröndenberg an der Ruhr im Kreise Dortmund gründeten, wozu vorzüglich die Mildthätigkeit des Dekans an der Patrocluskirche von Soës, der Graf Otto v. Arnsberg und andere Herrschaften sehr große Beiträge lieferten. Der fromme Stifter hatte den Trost zu sehen, wie der Himmel sein wohlgemeintes Bemühen, krönte und freudig in dem Herrn über dieß geistliche Wachsthum entschlief er selig in Gott, am 20. Juni, gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.

21. Juni.

Der heilige Aloysius von Gonzaga,

aus der Gesellschaft Jesu.

Jahr 1591.

Aloysius von Gonzaga im dritten Grade verwandt mit dem Herzoge von Mantua, war ein Sohn Ferdinands von Gonzaga, Fürsten des römischen Reiches und Marquis von Castiglione, in der Lombardei. Seine Mutter war Martha Tanna Santena, Tochter Tona Santenos, Herrn von Chery in Piemont. Geboren wurde er in dem Schlosse von Castiglione, im Bisthume Brescia, 9. März 1568 und von Wilhelm, Herzog von Mantua, aus der Taufe gehoben. Seine fromme Mutter, die ihn dem Dienste Gottes widmen wollte, lehrte ihn, als er noch kaum lallen konnte, zuerst die Namen Jesu und Mariä sprechen. Es ist wunderbar, welch' herrliche Früchte diese Erziehung in dem Gemüthe des Kindes hervorbrachte. Wenn man das Knäblein auf den Knieen liegend beten sah, hätte man eher geglaubt, es wäre ein Engel, als ein Menschenkind; groß war auch damals schon seine Liebe zu den Armen. Sein Vater, der ihn für den Waffendienst bilden wollte, suchte in ihm Geschmack an diesem Stande zu erwecken. Er ließ ihm kleine Waffen machen und nahm ihn nach Casale zu einer Musterung von 3000 italienischen Soldaten mit, wobei er sich innig freute, sein Söhnlein mit seiner kleinen Lanze vor den Reihen herschreiten zu sehen. Hier war es, wo der siebenjährige Knabe die Gewohnheit annahm, einige jener unanständigen Worte auszusprechen, die unter den Soldaten gewöhnlich sind, ohne sie jedoch zu verstehen. Von seinem Hofmeister darauf aufmerksam gemacht, besserte er sich sogleich und entschloß sich, von nun an allem Umgang mit jenen zu meiden, welche er den heiligen Namen Gottes verunehren hörte. Obgleich sein begangener Fehler bei so unmündigem Alter sehr klein war, beweinte er ihn sein ganzes Leben lang.

Noch nicht ganz acht Jahre alt, wurde er mit seinem Bruder Rudolph nach Florenz geschickt, um dem Großherzoge von Toskana, Franz von Medicis, ihre Aufwartung zu machen, sodann um dort die lateinische und italienische Sprache zu studiren und alle übrigen ihrem Stande angemessenen Kenntnisse sich anzueignen. Aloysius begnügte sich aber nicht blos mit dem Studium der schönen Wissenschaften, sondern mit glühendem Eifer warf er sich auf die Wissenschaft des Heiligen, so daß er später Florenz seine Mutter in der Gottseligkeit nannte. In diesem Zeitpunkt war es auch, da er jene englische Tugend, durch die er besonders berühmt wurde, lieb gewann — ich meine die heilige Keuschheit. Er kannte sie als eine Blume, die ein leiser Hauch der Sinnlichkeit welk machen kann. Daher jene Sorgfalt, stets die Augen sittsam niedergeschlagen und keiner Frauensperson, selbst seinen Verwandten nicht, in's Gesicht zu schauen. Nicht minder bewunderungswürdig, als seine Keuschheit, war seine Demuth. Nie befahl er seinen Dienern, nur bittweise verlangte er ihre Dienste. Besondere Ehrfurcht hegte er gegen seine Obern, vor Allem gegen seinen Hofmeister, Franz Tuccio. — —

Im November 1579 verließ Aloysius Florenz. Er war damals noch nicht zwölf Jahre alt. Mit seinem Bruder Rudolph sollte er nach Mantua zum Herzog Wilhelm von Gonzaga gehen, der ihrem Vater die Statthalterschaft von Montferrat übertragen hatte. Damals schon faßte er den Entschluß, der Welt gänzlich

zu entsagen und das Marquisat von Castiglione an seinen Bruder abzutreten. Seine Kränklichkeit gab ihm einen Vorwand zurückgezogen zu leben. Die meiste Zeit widmete er dem Gebete und der Betrachtung. Mit Erlaubniß seines Vaters ging er nach Castiglione zurück, wo er seine Lebensweise fortsetzte. Voll Staunen sahen seine Diener ihn oft auf den Knieen und so in Gott vertieft, daß er der Erde entrückt schien. Von Gott wußte er so anziehend zu reden, daß bejahrte, übrigens sehr aufgeklärte Männer darüber in Erstaunen geriethen.

Im Jahre 1580 kam er mit dem hl. Karl Borromäo, der in der Eigenschaft eines Visionators nach Brescia gekommen war, zusammen. Aloysius, damals zwölf Jahre alt, ging auch dahin, um den Segen des heiligen Mannes zu empfangen. Der heilige Kardinal hatte eine unaussprechliche Freude an dem frommen, von Gott so hoch begnadigten Kinde. Er ermahnte ihn zu würdiger Vorbereitung auf seine erste heilige Communion und belehrte ihn über die Art und Weise, wie er dieselbe empfangen sollte. Aloysius richtete sich genau nach den erhaltenen Weisungen und vergaß niemals mehr das Glück, das er gehabt hatte, den heiligen Karl Borromäo zu sehen.

Er faßte in der Folge eine so zärtliche Liebe zum heiligen Altarssakramente, daß er oft in der heiligen Messe, besonders während und nach der Wandlung in Thränen zerfloß.

Der heilige Aloysius von Gonzaga.

Weil der Heilige wohl wußte, daß in uns ein Gesetz des Fleisches ist, das dem des Geistes widerstreitet, suchte er dessen Gewalt durch Abtödtung zu brechen. Er fastete dreimal in der Woche, an Freitagen aß er nur Gemüse, an den andern Tagen so wenig, daß man kaum begreifen konnte, wie davon zu leben war. Nachts schlief er auf einem Brette, das er heimlich, in sein Bett legte und Mitternachts stand er selbst während der rauhen Jahreszeit zum Gebete auf. — Am Hofe pflegte man zu sagen, der junge Marquis von Castiglione scheine keinen Körper zu haben. Als sein Entschluß, die Welt zu verlassen und in die Gesellschaft Jesu zu treten, vollkommen fest und reif geworden war, theilte er ihn seinen Eltern mit. Seine Mutter hatte ungemeine Freude daran; sein Vater aber gerieth in heftigen Zorn und drohte dem Heiligen mit harter Strafe. Demüthig entgegnete Aloysius: „Es werde ihm viele Freude machen, aus Liebe zu Gott leiden zu können. Der Zorn des Marquis steigerte sich noch mehr, weil er sich einbildete, es sei dies eine List seines Sohnes, um ihn vom Spiele, in dem er bedeutende Summen verlor, abzubringen. Als er sich aber von der Unwahrheit seiner Vermuthung überzeugt hatte, gab er zuletzt den Vorstellungen seiner Freunde nach und willigte in den Wunsch seines Sohnes ein.

Don Jakob, Bruder Philipps II., in dessen Umgebung Aloysius gewesen war, starb und nun sah sich Aloysius in der gewünschten Freiheit und kehrte im Juni 1584 nach Italien zurück. In Castiglione angelangt, ließ er sich weder durch das Abrathen seiner Verwandten, noch durch die Schmähreden und Drohungen seines Vaters, der seine früher gegebene Einwilligung wieder zurücknahm, in seinem Entschlusse wankend machen. Durch diese Festigkeit seines Sohnes schienen dem Marquis von Castiglione endlich die Augen aufzugehen; er erlaubte ihm seinem Berufe zu folgen und nach zärtlicher Umarmung empfahl er ihn dem General der Jesuiten, Claudius Aquaviva, der Rom zum Orte seines Noviziates erkor; allein der wankelmüthige Vater nahm seine Einwilligung zum zweitenmale zurück und versuchte noch neun Monate lang alle Mittel, ihn zurückzuhalten. Als er aber sah, daß Alles umsonst sei, verlor er endlich den Muth zu

weiteren Versuchen und gab ihm die gewünschte Freiheit mit den Worten: „Mein Sohn, du hast meinem Herzen eine Wunde geschlagen, die noch lange bluten wird. Ich liebe dich und du verdienst es; auf dich hatte ich alle Hoffnungen meiner Familie gestützt; allein weil du versichert bist, daß dich Gott zu etwas Anderem berufe, halte ich dich nicht mehr zurück; gehe, wohin der Herr dich haben will; gebe der Himmel, daß du da glücklich seiest." Aloysius trat sofort seine Anrechte auf das Marquisat von Castiglione an seinen Bruder ab, verabschiedete sich von seinen Lieben und reiste nach Rom ab, wo er Sixtus V. begrüßte und dann, noch nicht ganz 18 Jahre alt, sein Noviziat antrat.

Die Tugenden durch die er sich während seines Noviziates auszeichnete, waren: unbedingter Gehorsam, stete Abtödtung, wunderbare Herzensreinheit, heilige Demuth, grenzenlose Liebe zu den Armen und zur Armuth, glühende Andacht und englische Sanftmuth.

Durch die Uebung solcher Tugenden war er seiner selbst vollkommen Meister. Sein Novizenmeister Hieronymus Platus hatte ihm, besorgt für seine Gesundheit, befohlen, während der ganzen Erholungszeit nach dem Essen mit andern sich zu unterhalten und gab ihm sogar noch die halbe Stunde dazu, die jenen zugestanden wurde, welche am Nachtisch aufwarten. Allein der Pater Minister, der davon Nichts wußte, legte ihm, weil er die Ordensregel übertreten hätte, zur Strafe auf, seinen Fehler öffentlich zu bekennen; Aloysius nahm die Strafe geduldig auf sich, ohne auch nur ein Wort zu seiner Rechtfertigung zu sagen. Als der Vorsteher hernach den wahren Sachverhalt erfuhr, legte er ihm eine neue Strafe auf, weil er Nichts von dem erhaltenen Befehle gesagt hatte, obwohl er die Geduld des heiligen Jünglings bewunderte. Aloysius nahm die Strafe mit Freuden auf sich, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, die Tugend der Demuth und Sanftmuth zu üben.

Seine Gesundheit hatte nach und nach beträchtlich gelitten; um sie wiederherzustellen, sandte man ihn nach Neapel. Nach vollendeter Prüfungszeit legte er den 20. Nov. 1587 seine Gelübde ab; kurze Zeit nachher empfing er die Tonsur und die niederen Weihen.

Wir haben gesagt, durch die Uebung so hoher Tugenden sei Aloysius Meister seiner selbst gewesen: er wurde dadurch auch Meister über die Herzen Anderer.

Nachdem er seine philosophischen Studien vollendet hatte, warf er sich mit ganzer Seele auf die Theologie. Aber ein in seiner Familie ausgebrochener Zwist nöthigte ihn, seine Studien zu unterbrechen. Vincentius, Herzog von Mantua, und Rudolph von Gonzaga waren im Streite über eine Erbschaft zu unversöhnlicher Feindschaft auseinander gegangen. Sowohl freundschaftliche Versuche, einen Vergleich zwischen ihnen zu Stande zu bringen, als Machtbefehle des Kaisers vermochten die Gegner nicht zu einigen; da wurde er in dieser Angelegenheit von seinen Obern nach Mantua geschickt. Kaum hatten ihn die entzweiten Vettern erblickt, als sie alsdann besänftigt wurden, sich umarmten und vollständig versöhnten.

Sein Bruder Rudolph hatte eine so mächtige Neigung zu einem Mädchen, das ihm an Geburt weit nachstand, daß er sich mit demselben in geheimer Ehe verband. Aloysius stellte ihm vor, daß seine Ehe, wenn auch rechtmäßig, vor Gott nicht gerechtfertigt sei des Aergernisses halber, und bewog ihn, daß er dieselbe öffentlich bekannt machte. Zugleich erwirkte er ihm die Gutheißung seines Schrittes von Seiten seiner Familie und Verwandten. Da Aloysius nun seiner Familie nicht mehr nothwendig war, nahm er Abschied von seinen Verwand-

Der heilige Aloysius bei einer Revue mit seinem Vater.

ten und begab sich nach Mailand, wo er den 22. März 1590 anlangte.

In dieser Stadt setzte er dann seine theologischen Studien fort, gemäß der ihm von seinen Obern zugesandten Weisung. Diese Arbeiten heiligte er durch Gebet und Uebungen aller Tugenden. Zu Mailand war es auch, wo ihm im Gebete geoffenbart wurde, daß sein Lebensende herannahe. Diese Kenntniß seines nahen Endes trennte ihn mehr als je von allen irdischen Dingen. Im November desselben Jahres wurde er nach Rom berufen, um dort seine theologischen Studien zu vollenden. Dort begehrte er nur ein enges dunkles Zimmer, worin keine andern Geräthschaften waren als sein Bett, ein hölzerner Stuhl und ein kleines Büchergestell.

Während einer ansteckenden Krankheit, die ihn befiel, erbauten die Jesuiten auf eigene Kosten ein Spital, in welches sie die Armen aufnahmen und mit dem Ordensgeneral an der Spitze liebevoll bedienten. Aloysius war einer von denen, die sich am meisten auszeichneten. Er unterrichtete und ermahnte die Kranken, wusch ihnen die Füße, machte ihnen die Betten und leistete ihnen die widerlichsten Dienste. Die Seuche ergriff mehrere Jesuiten; sie starben als Opfer ihrer Nächstenliebe. Auch Aloysius wurde von der ansteckenden Krankheit befallen und legte sich den 3. März 1591 aufs Krankenlager. Das Uebel vermehrte sich bald so sehr, daß er die hl. Wegzehrung und letzte Oelung empfing. Indeß genaß er wieder, nur blieb ihm ein schleichendes Fieber zurück, das ihn 3 Monate hindurch in einen Zustand äußerster Schwäche versetzte. Dieß hinderte ihn aber nicht, verschiedenen Werken der Abtödtung sich zu unterziehen und selbst um Mitternacht aufzustehen, um vor seinem Kruzifix zu beten. Als er sich einst mit seinem Beichtvater über das Glück, Gott zu genießen, unterhielt, gerieth er in eine Verzückung, welche eine ganze Nacht lang dauerte. Man glaubt, während derselben sei ihm geoffenbart worden, daß er am Tage der Oktave des Frohnleichnahmsfestes sterben werde.

Er dankte nun Gott wegen seines nahen Endes und bat einen der Väter der Gesellschaft, daß er mit ihm das Tedeum abbete. Zu einem Andern sagte er: „Wir gehen von hinnen, mein Vater, aber wir gehen mit Freuden!“ Alle Abende betete er mit einem andern Ordensmann die sieben Bußpsalmen.

Als der Tag der Frohnleichnahms-Oktav herangekommen war, schien er sich besser zu befinden und man dachte schon, ihn nach Frascato zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu schicken. Allein er wiederholte mehrmalen, daß er den folgenden Tag nicht erleben werde und empfing die hl. Wegzehrung sammt der letzten Oelung. Gegen Abend zeigte sich noch keine Gefahr und man ließ zwei Brüder zu seiner Verpflegung bei ihm. Allein gegen Mitternacht bemerkten diese, daß er todtblaß und mit Schweiß bedeckt sei; er lag in den letzten Zügen. So lange sein Todeskampf dauerte, erhob sich seine Seele unabläßig zu Gott in glühenden Gebeten; worauf er endlich nach den Worten, Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist und unter Aussprechung des heiligsten Namens Jesu verschied. Es war dies vom 20. auf den 21. Juni 1591, kurz nach Mitternacht. Er war noch nicht ganz 23 Jahre alt und hatte gegen 6 in der Gesellschaft Jesu zugebracht. Man beerdigte ihn in der Kirche des Jesuitenkollegiums, in der Folge aber wurde sein Leib in eine Kapelle übertragen, die daselbst von dem Marquis Scipio Lancelotti unter seinem Namen erbaut wurde. Vier seiner Beichtväter, worunter der Kardinal Bellarmin, erklärten nach seinem Tode, daß sie fest überzeugt seien, daß der heilige Aloysius von Gonzaga während seines ganzen Lebens keine Todsünde begangen habe. Aloysius wurde im Jahre 1621 von Gregor XV. selig gesprochen und von Benedikt XIII. im Jahre 1720 in das Register der Heiligen eingetragen.

Welches Schauspiel für den Glauben, einen jungen Fürsten, die Hoffnung seines Hauses und Landes, zu sehen, der die Vorzüge des Adels, die Vergnügungen, die Ehren, selbst eine Herrscherwürde hingibt, um gefahrloser den Schatz der göttlichen Liebe zu bewahren, und zu einer ewigen Glückseligkeit zu gelangen. Könnte wohl etwas geeigneter sein, unsere Feigheit zu beschämen! Es scheint beinahe, als habe sich der Weg zum Himmel für uns erweitert, und als koste es Nichts, das Alles zu erlangen, was die Heiligen mit so vielen Opfern erkauft haben. Laßt uns doch einmal in uns selbst zurückkehren, und nicht den letzten Augenblick erwarten, um unsern Irrthum zu erkennen.

22. Juni.

Der heilige Paulinus,

Bischof von Nola. Jahr 431.

Der heil. Paulinus, von den Lateinern Pontius Meropius Paulinus genannt, wurde zu Bordeaux 353 geboren. Seine Familie zeigte eine lange Reihe berühmter Senatoren, sowohl von väterlicher, als von mütterlicher Seite.

Pontius Paulinus, sein Vater, war Präfektus Prätorio in Gallien, die erste obrigkeitl. Person des weströms. Reiches. Mit diesem Adel der Geburt verband er den schöneren Adel der Seele und herrliche Anlagen des Geistes. Und er ließ dieselben nicht brach liegen, sondern bildete sie aus mit unermüdlichem Fleiße. Zum Lehrer in den schönen Wissenschaften hatte er den berühmtesten Redekünstler und Dichter seiner Zeit, den Ausonius. Solchen Anlagen, solchem Streben, und solcher Erziehung würdig war der Er-

folg; in einem Alter, wo man noch Nichts Vollendetes zu leisten pflegt, trat er schon öffentlich als Redner auf und erregte durch den Adel seiner Gedanken und durch die mit Anmuth gepaarte Kraft seines Ausdruckes allgemeine Bewunderung. Bald gelangte sein Ruhm bis zu den Ohren des Kaisers: er wurde, obwohl noch sehr jung, zu den höchsten Aemtern und noch vor seinem Lehrer Ausonius, also vor dem Jahr 379 zum Consul erhoben. Er verheirathete sich mit einer Spanierin, Theresia, einer sowohl durch Schönheit und Reichthum, als durch Frömmigkeit und Tugend ausgezeichneten Frau.

Aber all der irdische Glanz, der ihn umgab, vermochte ihn nicht zu blenden; in seiner Brust fühlte er einen unwiderstehlichen Drang nach stiller Abgeschiedenheit von dieser Welt und die Unterredungen, die er zu Mailand mit dem hl. Ambrosius, zu Tours mit dem hl. Martin und zu Bordeaux mit dem hl. Delphinus hatte, bestärkte ihn in diesem Drange. Seine junge Gattin Theresia, weit entfernt, ihn zurückzuhalten, ermunterte ihn vielmehr, dieser Sehnsucht, in der Einsamkeit ganz dem Dienste Gottes zu leben, unbedenklich zu folgen. Sie zogen sich beide auf ein kleines Landgut zurück, das sie in Spanien hatten, und beschäftigten sich vom Jahre 390 bis 394 allein mit der Heiligung ihrer Seelen.

Da war es auch, wo sie den einzigen Sohn verloren, den ihnen Gott geschenkt hatte; sie beerdigten ihn zu Alcala, neben den Martyrern Justus und Pastor. Von jener Zeit an gelobten sie gänzliche Enthaltsamkeit. Bald hierauf änderte Paulinus auch sein Kleid, um der Welt zu zeigen, daß er Nichts mehr mit ihr gemein haben wollte; zugleich faßte er den Entschluß, den Senat, seine Heimat und seine Güter zu verlassen, und sich in eine Einöde oder in ein Kloster zurückzuziehen. Zu diesem Zwecke verkaufte er alle seine Güter und vertheilte den Erlös unter die Armen. Er war ungeheuer reich gewesen, so daß Ambrosius seine Ländereien ein Königreich nennen konnte. Ebenso verkaufte er die Güter seiner Gattin, die sich nicht minder als er nach freiwilliger Armuth sehnte und vertheilte den Erlös. Eine solche Handlung erschien den Kindern der Welt als eine Thorheit! Paulinus wurde von allen, sogar seinen nächsten Verwandten verhöhnt, verspottet und verlassen, so daß er ein Fremdling war unter den Kindern seiner Mutter. Aber er ertrug Alles das mit Geduld. Ausonius, der ihn hochachtete und zärtlich liebte, ward durch Paulinus Rücktritt vom öffentl. Leben schmerzlich berührt; daher suchte er ihn durch alle möglichen Mittel, selbst durch die bittersten Anzüglichkeiten in seinem Entschlusse wankend zu machen. Paulinus aber sandte ihm eine schöne Antwort in Versen zu, worin er bemerkte, er schätze sich glücklich, Vorwürfe um Christi willen zu dulden, und daß er sich um das Urtheil der Welt nicht bekümmere, wenn sein Thun nur den Beifall dessen verdiene, dem er allein gefallen wolle.

Der hl. Paulinus im Gebet.
Seine Ernennung zum Bischofe.

Bald wurden, von seiner Sanftmuth und Bescheidenheit gewonnen und zu dem Geständnisse der Reinheit seiner Absichten und seiner Seelengröße gedrängt, seine bittersten Tadler zu seinen lautesten Bewunderern. Aber wie zuvor ihr Tadel, so war auch jetzt ihr Lob ihm zuwider: er konnte es nicht begreifen, warum ein Mensch Lob verdiene, der, wie er sich auszudrücken pflegte, um dem Schiffbruch zu entgehen, den unnöthigen Ballast über Bord geworfen habe.

Während seiner Zurückgezogenheit verband er mit innerer Selbstüberwindung die strengsten Werke äußerer Abtödtung; mit der Uebung der Sanftmuth, Demuth und Liebe, strenges Fasten und anhaltendes Gebet.

Am Fest der Geburt des Herrn i. J. 398 ließ er sich, vom Volke in der Kirche ergriffen und mit Bitten bestürmt, vom Bischofe von Barcelona die hl. Priesterweihe ertheilen, wiewohl seine Demuth der hohen Würde widerstrebte, jedoch mit dem Vorbehalt, daß ihm der Ort seines Aufenthaltes frei bleibe.

Hierauf reiste er nach Italien ab, besuchte Mailand, wo er von dem hl. Ambrosius mit allen Ehren

empfangen wurde, und Rom. Nach kurzem Aufenthalte zu Rom zog er sich an einen ½ Meile von Nola entfernten Ort zurück, wo eine Kirche des hl. Felix stand, zu dem er besonderes Vertrauen hatte. Bei dieser Kirche war ein zwei Stock hohes Gebäude, in dem er die Geistlichen beherbergte, die ihn besuchten und mit anderen gleichgesinnten Männern nach einer bestimmten Regel ein klösterl. Leben führte. In dieser Abgeschiedenheit lebte er 15 Jahre, bis er nach dem Tode des Bischofes Paulus von Nola zu dessen Nachfolger erwählt wurde. Die Hauptzüge seiner bischöfl. Amtsführung waren: Milde, gepaart mit weisem Ernste, Liebe zu den Armen, und eine daraus entspringende Freigebigkeit, die ihn selbst zum Armen machte.

Paulinus lebte bis zum Jahre 431. In seiner letzten Krankheit unterhielt er sich mit Symmachus und Acyndinus, zwei Bischöfen, die ihn besuchten, über geistl. Dinge, wie wenn er sich seiner vollen Gesundheit erfreuen würde. Er ließ sich die heil. Gefäße an sein Bett bringen und verrichtete das hochheilige Opfer.

Noch am Tage vor seinem Tode betete er mit seiner Geistlichkeit die Matutin bis zur Vesperzeit. Als aber die Lichter angezündet waren, streckte er seine Hände aus und sagte mit leiser Stimme: Ich habe meinem Christus ein Licht bereitet. Gegen 10 oder 11 Uhr in der Nacht fühlten Alle, die zugegen waren, sich wie von einem Erdbeben erschüttert; im nämlichen Augenblick verschied er. Es war im Jahre 431. Man beerdigte ihn in der Kirche, die er zu Ehren des heiligen Felix hatte bauen lassen; in der Folge wurde aber sein Leib nach Rom versetzt, wo er in der Kirche des hl. Bartholomäus, jenseits der Tiber, aufbewahrt wird.

Der Hinblick auf das Leben dieses hl. Mannes gibt uns die kostbare Lehre, daß wir unser Gewissen nicht nach den Launen der Welt richten sollen, sondern daß wir uns von dem Willen Gottes allein bestimmen lassen dürfen. Und wenn sie uns dann verspottet und haßt und verfolgt, so erinnern wir uns an die Worte des Meisters: „Wenn Euch die Welt haßt, so wisset, daß sie mich zuerst gehaßt hat," und sprechen mit Paulinus: „O glückliche Schmach, mit Jesu zu mißfallen."

Der heilige Albanus,

Erster Martyrer Großbritanniens.

Jahr 303.

Schon zu der Apostel Zeiten wurde das Licht des Evangeliums nach England gebracht und die Zahl der Christen vermehrte sich da besonders durch die Bekehrung des Königs Lucius, die man in's Jahr 180 setzt. Es scheint, daß die Wuth der ersten Verfolger nicht bis in diese Insel drang, was ohne Zweifel nicht wenig dazu beitrug, daß sich die Gläubigen, wenn sie sich von Seiten der Götzendiener in Gefahr sahen, dahinzogen. Allein auch da konnten sie gegen Diokletians Verfolgung keine Sicherheit finden, und Gildas sowohl als Beda berichten uns, daß mehrere Christen beiderlei Geschlechtes des Martyrertodes starben.

Der erste und berühmteste dieser christl. Helden war der hl. Albanus, dessen Tod durch mehrere Wunder und verschiedene außerordentl. Umstände verherrlicht wurde, und dessen Blut, nachdem es dem Namen Jesu Zeugniß gegeben, eine fruchtbare Segensquelle für England war. Der Ruhm seines Triumphes war so glänzend, sagt Fortunat, daß er sich durch die ganze Kirche verbreitet sah.

Es scheint, daß Albanus ein Römer war und sogar von einer vornehmen Familie abstammte. Er wurde zu Verulam geboren, welches mehrere Jahrhunderte lang eine der bedeutendsten Städte Großbritanniens war, aber nach mehreren Belagerungen von den Sachsen endlich zerstört wurde. Die Stadt, welche jetzt den Namen St. Alban trägt, hat sich auf Verulams Trümmern erhoben.

Der Heilige kam in früher Jugend nach Rom, um daselbst sich in den schönsten Künsten auszubilden. Nach seiner Rückkehr nach England ließ er sich zu Verulam nieder, wo er einer der angesehensten Einwohner war. Obwohl noch Heide, zeichnete er sich doch durch Gastfreundschaft und Barmherzigkeit gegen die Unglücklichen aus. Der Herr belohnte ihn hiefür dadurch, daß er ihn zur Wahrheit führte.

Er war noch Heide, da die Verfolgung in England begann. Trotzdem verbarg er in seinem Hause einen flüchtigen Priester, — Einige nennen ihn Amphibalus — durch dessen Wandel er sehr erbaut wurde und dessen Ruhe und Andachtsgluth, die ihn bewog, Tag und Nacht dem Gebete obzuliegen, er tief bewunderte. Dadurch entstand in ihm die Begierde, eine Religion kennen zu lernen, welche solche Wirkungen hervorbrachte; er ließ sich sodann unterrichten und wurde bald darauf ein eifriger Christ.

Indessen verbreitete sich das Gerücht, daß ein christl. Prediger in Alban's Hause verborgen sei. Der Statthalter schickte sogleich Soldaten, um sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. Allein der Geistliche wurde nicht gefunden, da ihn Alban heimlich entlassen und ihm sein Kleid gegeben hatte, damit man ihn nicht kenne und damit er in dieser Verkleidung noch Anderen die frohe Botschaft bringen könne. Das Gewand des Geistlichen zog Albanus an; es war eines jener langen Obergewänder, das die Alten Caracalli hießen.

Albanus, voll glühender Begierde, sein Blut für Christum zu vergießen, den er seit Kurzem kennen gelernt, trat furchtlos den ausgeschickten Soldaten entgegen, die ihn banden und vor den Statthalter führten. Als ihn der Richter erblickte, gerieth er in heftigen Zorn, weil Albanus das Kleid des Geistlichen angezogen hatte, um für jenen einzutreten. Er befahl sodann, daß man ihn vor die Bildnisse der Götter führe und sagte ihm: „Weil du dich unterfangen hast, einen Götterschänder zu verbergen, mußt

du, wenn du dich weigerst, an den Ceremonien unserer Religion Theil zu nehmen, die für jenen bestimmte Strafe erleiden." Der Heilige antwortete sanftmüthig aber fest: „Niemals werde er sich solch einem Befehle unterziehen." Der Richter fragte ihn sodann, aus welcher Famile er stamme.

Albanus: „Als welcher Absicht frägst du mich nach meiner Familie? Wenn du meine Religion wissen willst, so will ich dir's sagen, daß ich ein Christ bin."

Richter: „Wie heißest du?"

Albanus: „Ich heiße Albanus, und bete den einzig wahren Gott an, den lebendigen Gott, der alle Dinge erschaffen hat."

Richter: „Opfere den großen Göttern, oder du bist des Todes."

Albanus: „Eure Opfer sind Opfer, den Teufeln gebracht, die ihren Anbetern nicht helfen und deren Gebete nicht erhören können. Ewige Höllenpeinen sind Antheil dessen, der euren Götzen opfert."

Der Richter, ganz außer sich vor Wuth, ließ den hl. Bekenner grausam schlagen; da er aber sah, daß er unerschütterlich blieb, und mit Freuden alle Qualen erduldete, verdammte er ihn zur Enthauptung.

Fast das ganze Volk strömte hinaus, um Albans Hinrichtung mit anzusehen und der Richter blieb beinahe ganz allein zurück. Der Weg, der zur Richtstätte führte, war von einem Bache durchschnitten, der an jener Stelle sehr reißend war, weil man sein Bett durch eine Wand beengt hatte. Wegen der außerordentl. Volksmenge konnte man der Brücke nicht nahe kommen und der Heilige hätte bis zum Abend stehen müssen, wenn er gewartet hätte, bis Alle, welche vor ihm hergingen, über die Brücke gekommen wären. In hl. Ungeduld, daß die sehnlichst gewünschte Marterkrone ihm verzögert werde, nahete er dem Ufer, erhob seine Augen gen Himmel und verrichtete ein kurzes Gebet. Sogleich zertheilte sich der Fluß und öffnete ihm und den nachströmenden Tausenden einen Weg.

Der Scharfrichter, den das Betragen des Martyrers schon sehr gerührt hatte, bekehrte sich bei dem Anblicke des Wunders, warf das Richtschwert weg, fiel dem Heiligen zu Füßen und begehrte, mit ihm, oder vielmehr für ihn zu sterben. Diese plötzliche Bekehrung verzögerte die Vollziehung des Todesurtheils. Zu gleicher Zeit erstieg der Heilige, immer noch von dem Volke begleitet, die Anhöhe des Berges, der gegen 100 Schritte von dem Bache entfernt, und ein sehr angenehmer Ort war.

Da, so erzählt man, warf er sich betend auf seine Kniee, und es sprudelte eine Quelle hervor um seinen Durst zu stillen. Nach diesem bot sich ein anderer Scharfrichter dar, der ihm das Haupt abschlug. Allein Gott bestrafte ihn auf eine wunderbare Weise, indem er plötzlich, des Gesichtes beraubt auf die Erde fiel. Der erste Scharfrichter, der sich geweigert hatte, zum Werkzeuge des Frevels zu dienen, und der sich als Christ erklärte, wurde ebenfalls enthauptet, und des Glückes gewürdigt, in seinem Blute getauft zu werden. Es wird seiner Erwähnung gethan in den römischen Martyrologien. Carpgrave nennt ihn Heraclius, Andere nennen ihn Araclius.

Mehrere von Jenen, welche dem Tode des Heiligen beiwohnten, öffneten ihre Augen dem Lichte des Glaubens, schlossen sich an den Priester, welcher den hl. Albanus bekehrt hatte, und wanderten mit ihm in das Fürstenthum Wales, wo sie die Taufe empfingen. Allein sie wurden des Glaubens wegen von den Götzendienern umgebracht, und der Priester, der sie bekehrt hatte, wurde zu Rudburn, drei Meilen von St. Alban, gesteiniget.

Der hl. Alban litt nach Beda's Bericht den 22. Juni. Die Einen setzten seinen Martertod in das J. 286, die Andern in das J. 303, wo die große diokletianische Verfolgung begonnen hatte, welcher Constantin im folgenden Jahre ein Ende machte.

Einige der neueren Schriftsteller haben gegen die angeführten Wunder einen großen Lärm erhoben; wir wollen dagegen nur anführen, daß Collier, ein berühmter Protestant, hierüber sagt: „Da die Wunder des hl. Albanus durch so glaubwürdige Schriftsteller bezeugt werden, sehe ich nicht, warum man dieselben in Zweifel ziehen sollte. Es ist nach den Schriften der Alten ausgemacht, daß zu ihrer Zeit Wunder in der Kirche gewirkt wurde. Auch hat man keinen Grund, zu behaupten, daß Gott nur in den Zeiten der Apostel seine Allmacht auf eine übernatürliche Weise geoffenbart habe; denn da die Apostel nicht die ganze Welt bekehrten, warum sollten wir bestreiten, daß Gott seinen Dienern auch in den folgenden Zeiten Beglaubigungsbriefe gegeben habe, gegen die Niemand Einwendungen machen konnte, warum sollten wir endlich die Wunder des hl. Albanus verwerfen, da die Lage, in der er sich befand, wichtig genug war, daß der Himmel auf eine übernatürliche Weise mit seiner Macht in das Mittel trat."

Unter der Regierung Constantins des Großen erbaute man eine prachtvolle Kirche auf der Stelle, wo Albanus den Martertod erlitten hatte, und diese Kirche wurde durch viele Wunder berühmt. Als sie hernach von den Sachsen zerstört worden war, erbaute Offa, König der Marcier eine andere nebst einem Kloster, dem er bedeutende Einkünfte zutheilte. Die Päpste verliehen diesem Kloster die größten Vorrechte, und ließen allen davon abhängenden Ländereien den Romescot oder Peterpfennig nach. Das Kloster wurde unter Heinrich VIII. zerstört; allein für eine gewisse Geldsumme, welche die Einwohner der Stadt bezahlten, ließ man denselben die Kirche, welche jetzt noch steht, und eine Pfarrkirche ist.

Man rettete einen Theil der Reliquien des hl. Albanus, welche bei den Engländern von Valladolid köstlich aufbewahrt werden. Auch befand sich ein kleiner Theil davon zu St. Omer. England hatte mehrere Jahrhunderte lang den hl. Albanus als seinen Hauptpatron verehrt und durch seine Fürbitte ausgezeichnete Gaben erlangt. Durch dessen Anrufung erhielt der hl. Germanus den Engländern, ohne Vergießung des Christenbluts, einen vollständigen Sieg über eben so

gefährl. Feinde der Seele, als des Leibes. Von seinem Sarge, den Offa, Egfried, sein Sohn, und mehrere andere Könige kostbar geschmückt hatten, sieht man Nichts mehr; den Ort aber, wo seine Asche vergraben ist, hat man mit einem Marmorsteine bedeckt und an der gegenüberliegenden Mauer sind einige Verse eingegraben, welche sagen, daß vor Alters der Sarg des Heiligen an dieser Stelle stand.

23. Juni.

Die heilige Edeltrudis,

Jungfrau und Abtissin zu Ely in England.

Jahr 671.

Edeltrudis war eine Tochter des frommen Anna, Königs der Ostangeln, und der hl. Hereswyda; die hl. Sexburgis, die hl. Withburgis und die hl. Edelburgis, die als Klosterfrau in Frankreich sich befand, waren ihre Schwestern. Zu Erminga, in der Grafschaft Suffolk, war sie geboren und sorgfältig in der Furcht Gottes erzogen.

Auf Zureden ihrer Eltern heirathete sie Tombrecht, Fürsten der mittägigen Girvier; allein beide lebten in der Enthaltsamkeit. Drei Jahre nachher verließ sie ihren Gemahl und zog sich auf die Insel Ely zurück, die ihr zum Leibgedinge gegeben war. Da führte sie 5 Jahre lang ein wahrhaft englisches Leben. Allen Zauber der Welt verachtend, suchte sie ihre einzige Ehre in der Uebung der freiwilligen Armuth und der Demüthigungen. Ihre größte Wonne war, Tag und Nacht das Lob des Herrn zu besingen.

Allein Edeltrudis suchte umsonst der Welt unbekannt zu leben; denn der Glanz ihrer Tugenden konnte nicht durch den Schleier bedeckt werden, womit ihre Demuth denselben zu verbergen strebte. Egfried, König v. Northumberland, gab sich alle Mühe und ließ nicht nach, bis er endlich die Heilige bewog, sich nach Tombrechts Tode mit ihm zu verehelichen. Sie lebten 12 Jahre, aber allzeit in der Enthaltsamkeit beisammen, und Edeltrudis widmete ihre ganze Zeit den Religionsübungen und den Werken der Nächstenliebe. Endlich jedoch verließ sie den Hof, auf den Rath des heil. Wilfried, der ihr den Schleier gab. Durch ihre Tugenden erbaute sie das ganze Kloster Coldingham, dem die heil. Ebba vorstand.

Im Jahre 672 kehrte sie wieder nach der Insel Ely zurück, stiftete da ein zweifaches Kloster und nahm die Leitung der Personen ihres Geschlechts über sich. Die Schwestern fanden allzeit an ihr eine liebevolle Mutter, von welcher sie durch die schönsten Beispiele im Allem unterrichtet wurden. Jeden Tag genoß sie nur eine Mahlzeit, die hohen Festtage ausgenommen. Nie trug sie Leinwand auf ihrem Körper, ging auch nach der Mitternachtsmette nicht mehr zu Bette, sondern blieb betend in der Kirche bis zu der Zeit, wo die Gemeinde aufstand. Schmerzen und Demüthigungen waren für sie Gegenstände der Wonne; besonders aber bewährte sich ihre Geduld und Ergebung in ihrer letzten Krankheit, durch welche sie den 23. Juni 679 in das ewige Vaterland versetzt wurde. Aermlich, wie sie es verlangt hatte, wurde sie begraben. Als man ihren Leib unter der hl. Sexburgis, ihrer Schwester, die ihr in der Leitung des Klosters nachfolgte, erhob, fand man ihn ohne irgend ein Zeichen der Verwesung und setzte ihn, in einem steinernen Sarge verschlossen, in die Kirche. Beda erzählt, daß durch Berührung ihrer Reliquien und der leinenen Tücher, die man aus ihrem Grabe genommen, mehrere Wunder gewirkt worden seien. So führt er auch in seiner Kirchengeschichte einen alten Hymnus an, wo das nämliche erzählt wird.

Es darf uns nicht befremden, daß die hl. Edeltrudis eine so große Hochachtung für die Jungfrauschaft bewiesen habe. Sie wußte, daß es nichts Kostbareres gebe als diese Tugend, und daß Jener, der sich den Bräutigam der Jungfrau nennt, sie mit dem Geiste des Gebetes, der Demuth und der Liebe belohnt. Die Jungfrauen sind die Erstlinge Gottes und des Lammes; sie sind der geliebte Theil vom Erbe unseres Herrn; sie singen vor dem Throne ein neues Lied, das kein Anderer singen kann; sie haben das Vorrecht dem Lamme allenthalben zu folgen, wo es hingeht; hierüber ruft der hl. Augustinus aus:

Wo geht es doch hin, jenes Lamm, daß Niemand als ihr ihm zu folgen wagt, oder folgen kann? Wo geht es hin? Welches sind die Gebüsche, welches die Wiesen? Es ist der Ort, wo man unendlich erhabenere Wonne kostet, als die eiteln, unschmackhaften, trügerischen Freuden dieser Zeit. Es sind selbst nicht einmal jene Wonnegenüsse, welche in dem Reiche Gottes denen zu Theil werden, die nicht Jungfrauen sind; es sind ganz andere Wonnegenüsse. Die Freude der Jungfrauen wird sein, sich Jesu, durch Jesus und in Jesu zu erfreuen; sie wird von einer ganz besonderen Art sein, und wird Nichts mit jenen andern Heiligen, die nicht Jungfrauen sind, gemein haben. Traget nun Sorge, fährt Augustinus fort, eure Jungfrauschaft zu bewahren; denn sie ist ein Schatz, der, einmal verloren, nicht mehr zu finden ist. Die andern Heiligen, die nicht wie ihr das Lamm begleiten können, werden euch sehen in seinem Gefolge, ohne jedoch irgend eine Eifersucht zu fühlen; sondern sie werden sich mit euch über euer Glück freuen und werden dadurch in euch besitzen, was sie selbst nicht haben konnten. Sie werden zwar euer Lied nicht zu singen vermögen; sie werden es nur hören und in dem köstl. Vorzuge, den ihr genießet, ihre eigene Freude fühlen. Ihr aber, die ihr jenes Lied singen und zugleich hören werdet, ihr werdet mit einer höheren Freudenfülle übergossen werden und euer Reich wird ein weit glücklicheres Reich sein.

24. Juni.

Die Geburt des heiligen Johannes des Täufers.

Erstes Jahrhundert.

Die Kirche, sagt der hl. Augustin, feiert gewöhnlich das Fest der Heiligen an ihrem Todestage, der im eigentlichen Sinne ihr wahrer Geburtstag zum ewigen Leben ist. Die Geburt des hl. Johannes des Täufers ist aber von der allgemeinen Regel ausgenommen, und die Ursache hievon ist, weil der Vorläufer des Herrn schon im mütterl. Leibe ist geheiliget worden, so daß er ein Heiliger war, als er das Tageslicht erblickte. Der hl. Bernardus und die berühmtesten Theologen sagen, daß es sich hier nicht blos von einer äußerl. Heiligkeit, sondern von der Gabe der heiligmachenden Gnade durch die Nachlassung der Erbsünde handle, die dem hl. Johannes durch die Gegenwart Jesu bei dem Besuche, den die allerseligste Jungfrau der hl. Elisabeth abstattete, mitgetheilt worden sei. Die Geburt des hl. Johannes war ein Geheimniß, welches der Welt große Freude brachte, weil sie ihr die herannahende Erlösung ankündigte, und zugleich von verschiedenen Wundern begleitet war. Die göttl. Allmacht hatte sich bei der Geburt mancher Propheten auf eine außerordentl. Weise gezeigt; allein bei jener des Vorläufers strahlte sie besonders hervor. Denn diesen erhob die Würde seines künftigen Amtes, die erhabene Stufe der Gnade und Heiligkeit, worauf er gestellt wurde, weit über alle Patriarchen und Propheten. Zacharias, sein Vater, war ein hl. Priester aus der Familie Abia, einer der vierundzwanzig, in welche die Kinder Aarons eingetheilt waren, damit sie desto besser der Reihe nach abwechselnd die priesterl. Verrichtungen im Tempel Gottes versehen konnten. Elisabeth, seine Mutter, stammte auch von Aaron; allein es läßt sich nicht bezweifeln, daß ihre Mutter aus dem Stamme Juda war, weil die hl. Schrift sie eine Base Mariä's nennt. Beide wandelten untadelhaft in allen Geboten und Satzungen des Herrn. Dies ist das Unterscheidungszeichen der wahren Diener Gottes. Es scheint, daß Zacharias zu Hebron, einer Priesterstadt im gebirgigen Theile Judas und ungefähr vier Stunden von Jerusalem entfernt, wohnte.

Als David den Tempeldienst einrichtete, theilte er die Priester in 24 Ordnungen, welche sich wechselweise den priesterl. Amtsverrichtungen, jede einmal in der Woche, widmen sollten. Die Ordnung, die aus der Familie Abia bestand, und von der Zacharias abstammte, war zu Davids Zeiten als die achte anerkannt. Es war aber unter den Priestern jeder Familie, welche die Reihe des Tempeldienstes traf, der Brauch, daß sie durch das Loos Jene wählten, welche während der Woche erscheinen mußten. Da nun das Loos auf Zacharias gefallen war, mußte er Morgens und Abends das Rauchwerk auf dem goldenen Altare im Innern des Tempels, das Heilige oder das Heiligthum genannt, anzünden und darbringen. Dieses Opfer war vorgeschrieben als ein Sinnbild der Huldigung, welche Gott von seinen Geschöpfen am Anfang und Ende der Tage fordert.

Eines Tages, da Zacharias das Rauchwerk opferte und das Volk im Vorhofe betete, erschien ihm der Engel Gabriel, stehend zur Rechten des Rauchaltares. Zacharias erschrak und fürchtete sich sehr. Der Engel aber tröstete ihn und sagte, sein Gebet sei erhört worden; sein Weib, obwohl unfruchtbar, werde einen Sohn gebären; er solle Johannes heißen und groß werden vor dem Herrn. Welcher Ruhm für unsern Heiligen, Johannes genannt zu werden; denn Johannes bedeutet: „voll der Gnade.“ Auserkoren von Gott als der Vorläufer des Erlösers der Menschen, als die Stimme des Rufenden in der Wüste, als jener Morgenstern, welcher der Weltleuchte voranging, war es ganz billig und gerecht, daß er mit allen Tugenden im höchsten Grade geschmückt würde. Die andern Heiligen haben zuweilen ihre eigene Auszeichnung; aber Johannes ward mit einer überströmenden Fülle außerordentlicher Gnaden übergossen; er war ein Prophet und noch mehr als ein Prophet, da er geboren wurde, der Welt denjenigen zu zeigen, welchen jene nur verkündeten; er war es, der Erste unter den von einem Weibe Geborenen, der in himml. Begeisterung sprach: „Sieh das Lamm Gottes, siehe den, der hinwegnimmt die Sünde der Welt!“ Die hohe Bestimmung des Kindes als Vorläufer des Menschgewordenen bezeugte der Engel dem Zacharias durch die Ankündigung, daß er nicht Wein trinken werde, noch berauschende Getränke und daß er vom Mutterleibe an voll des heil. Geistes sein werde.

Das Alter der hl. Elisabeth, welche nach dem Laufe der Natur keine Kinder mehr haben konnte, machte das Wunder der Geburt des hl. Johannes noch glänzender. Gott hat es so gefügt, daß dieses Kind eine Frucht des unablässigen Gebetes sei, welche die Gnaden vom Himmel auf die Erde herabzieht. Mögen daraus die Eltern lernen, mit welchem unermüdlichen Flehen sie sich zu Gott wenden sollen, um dessen Segnungen sowohl auf sich, als auch auf ihre Kinder herabzuziehen.

Zacharias ward bei dem Anblicke des Engels von Erstaunen ergriffen und konnte sich nicht von der Ueberraschung erholen, welche ihm die Wunderdinge verursachten, die er hörte. Er forderte daher ein Zeichen, das ihm die Wahrheit der gemachten Versprechungen verbürgen könnte. Der Engel erfüllte sein Begehren und um ihm zugleich zu zeigen, daß ihm die Erscheinung hätte genug sein sollen, sagte er ihm, er werde stumm sein bis zur Geburt seines Sohnes. Nach vollbrachtem Rauchopfer, welches an dem folgenden Sabbathe endete, verließ er den Tempel und kehrte zurück in sein Haus.

Indeß gewahrte Elisabeth bald, daß sie empfangen hatte. Sie war im 6. Monate ihrer Schwanger-

Johannes d. Täufer.

schaft, als sie von der allerseligsten Jungfrau mit einem Besuche beehrt wurde. Die Gegenwart des Erlösers der Welt heiligte den hl. Johannes noch im Schooße seiner Mutter; er fühlte die Nähe Desjenigen, dem er die Wege ebnen sollte und — das Kind hüpfte vor Freuden im Mutterleibe auf.

Endlich gebar Elisabeth den vom Engel verkündeten Sohn. Am 8. Tag nach dessen Geburt bereitete man Alles zu seiner Beschneidung, und die ganze Familie wollte, daß man ihm den Namen seines Vaters gebe; allein Elisabeth sagte auf Eingebung des Himmels, oder weil ihr Mann aufgeschrieben hatte, was ihm gesagt worden war, man sollte ihn Johannes heißen. Der Vater, darüber befragt, begehrte ein Täfelein und schrieb, daß sein Name Johannes sein solle. In dem nämlichen Augenblick empfing er auch wieder die Sprache und das erste was er that, war, daß er seine Gefühle der Freude und des Dankes in einem Lobgesang auf den Herrn ergoß, der durch seine unendliche Barmherzigkeit sich gewürdigt hatte, sein Volk heimzusuchen und den in Finsterniß versunkenen Völkern das Licht zu bringen. Der erhabene Gesang, den er anstimmte, wird alle Tage in den kirchl. Tagzeiten gebetet. Beten wir ihn, wie ihn der hl. Priester gebetet hat, mit den Gesinnungen, von denen er durchdrungen war. Nur durch diese heilige Gluth werden wir den köstlichen Gnadenschatz erhalten und bewahren können, den das Gebet öffnet; denn wir tragen ihn in zerbrechlichen Gefäßen, die gewiß zu Grunde gehen müssen, wofern wir nicht beständig von Oben geschützt werden und unablässig über uns selbst wachen. Das Betragen des hl. Johannes, der sich von seinen ersten Jahren an in die Wüste zurückzog, gibt uns hierin eine treffliche Belehrung.

Abgeschieden von dem Umgange mit dem Menschen, widmete sich der hl. Johannes gänzlich dem Gebete und führte ein strenges Leben. Er trug ein Gewand von Kameelhaaren und einen ledernen Gürtel um seine Lenden, nährte sich nur von dem, was er in der Wüste fand, nämlich von Heuschrecken und wildem Honig. Die Heuschrecken, von denen hier die Rede ist, waren eine der großen Art und wurden als Speise bereitet, deren sich jedoch blos die Armen bedienten. Der heil. Johannes aß sie ohne alle sonst gewöhnliche Zubereitung.

Die heilige Jungfrau besucht Elisabeth.

Die Abgeschiedenheit dieses Heiligen hat den Kirchenvätern Stoff zu mehreren Betrachtungen gegeben. „Johannes“, sagt Origenes, „ging in die Wüste, wo die Luft reiner war, die Himmel dem Blicke offener sind und wo sich Gott vertraulicher mittheilt.

Sein Zweck war, daselbst in der Gesellschaft der

Engel dem Gebete obzuliegen, bis die Zeit seiner Sendung herangekommen war. Da lebte er aller menschlichen Hilfe entblößt; nicht einmal eine arme Hütte hatte er, um sich gegen rauhe und ungestüme Witterung zu sichern. Er glaubte nicht, daß ihn das Amt eines Bußpredigers für immer unter den Menschen zurückhalte, sondern wohnte fortan in der Wüste." Der Heilige wählte zu seinem Aufenthalte eine grauenvolle Wüste, wo der Umgang mit der Welt die Reinheit seines Herzens nicht gefährden konnte. Er verrichtete die strengsten Bußwerke, weil die wahre Tugend nur in den Leiden nnd in der Abtödtung bewährt wird. Welche Ursache der Scham und Verdemüthigung so vieler Christen, die ein ganz irdisch gesinntes Leben führen, und die, anstatt ihre sündhaften Neigungen zu unterdrücken, blos nach dem haschen, was ihren Sinnen schmeichelt. — Scheint es nicht, daß sie dem Glücke entsagt haben, welches Christus seinen Schülern versprochen hat, die sein Wort zur einzigen Richtschnur ihres Thun und Lassens machen: da er sprach: „Mein Joch ist süß, und meine Bürde ist leicht."

Johannes der Täufer in der Wüste.

Wir müssen demnach unser Herz nach dem Beispiele des hl. Johannes vor aller unordentlichen Neigung verwahren und so viel wir können, die Tugenden nachahmen, welche er in der Wüste ausübte. Die Welt ist gleichsam wie ein fernsichtiges Gemälde, das man nur auch in einer gewissen Entfernung recht sehen kann; wenn wir daher oft in die Einsamkeit gingen, um uns da mit dem Himmel zu unterhalten, würde ihre Zauber verschwinden, denn wir würden gewahren, daß sie nichts habe, was der Achtung einer christl. Seele würdig wäre; wir würden tausend Dinge entdecken, die uns gerechte Furcht einzuflößen geeignet sind. Ihre Güter sind ungewiß und von kurzer Dauer; sie sind eitel und nichtig, ihre Versprechen sind falsch und trügerisch; ihr bleibt nur ihre Eitelkeit, ihr Trug und ihr Schmerz. Die Erfahrung, sagt der hl. Augustinus, hat uns so sehr über die Treulosigkeit der Welt aufgeklärt, daß sie schon längstens ihre trügerischen Reize sollte verloren haben. Die ihr Glück in derselben zu finden wähnen, sagt Gerson, gleichen Wahnsinnigen, die man mühevoll, zerkrazt und verwundet, Rosen auf Dornhecken suchen sieht, welche statt Blumen nur Dornen tragen. Die Welt ist endlich voll Verblendung und Finsterniß, welche das Licht himmlischer Dinge nicht erleuchtet; allerorten ist sie mit Schlingen belegt, und ihre Lustbarkeiten unter verführerischen Süßigkeiten ein tödtliches Gift.

Erscheinen wir daher niemals in derselben ohne eine gewisse Furcht; wachen wir stets aufmerksam über uns selbst, bestärken wir unsere Seele gegen die Pestluft, die sie ausathmet, durch das Gegengift, welches uns die Betrachtung, das Gebet und die Selbstverläugnung darbieten. Dies ist die Lehre, welche uns der heil. Franz von Sales gibt.

Durch dieses Mittel werden wir in der Welt zu leben wissen, gleich als gehörten wir nicht zur Welt, wir werden sie gebrauchen, gleich als gebrauchten wir sie nicht und werden sie besitzen, ohne von ihr besessen zu werden.

25. Juni.

Der heilige Wilhelm von Monte Virgine,

Stifter der Kloster-Gemeinde dieses Namens.

Jahr 1142

Wilhelm, der Vater und Mutter in früher Kindheit verloren hatte, wurde von seinen Verwandten auferzogen, welche ihn sorgfältig zur Frömmigkeit heranbildeten. Er war erst 15 Jahre alt, als ihn das Verlangen, sich ganz den Uebungen der Buße hinzugeben, bewog, Piemont, sein Vaterland, zu verlassen und eine Wallfahrt nach St. Jakob in Galizien zu machen. Nach diesem zog er sich in das Königreich Neapel zurück, wo er einen öden Berg zu seinem Aufenthaltsorte wählte. Da lebte er in der streng=

sten Abtödtung, einzig damit beschäftigt, wie er sich immer mehr mit Gott vereinigen könnte.

Man entdeckte ihn endlich und nun wurden seine Uebungen durch häufige Besuche gestört. Er veränderte daher seinen Aufenthaltsort und ließ sich an einem Orte, Namens Monte Vergine, zwischen Nola und Benevent, nieder. Allein sein Ruf der Gottseligkeit folgte ihm auch dahin nach, und er konnte sich nicht erwehren, fromme Personen aufzunehmen, die unter seiner Leitung zu leben und mit ihm den Werken heiliger Betrachtung obzuliegen wünschten. Dieß war der Ursprung der Genossenschaft von Monte Vergine, deren Entstehen man ins Jahr 1119 setzt. Der heilige Wilhelm starb den 25. Juni 1142. Sein Name steht auf diesen Tag im römischen Martyrologium. Seine Genossenschaft, der er keine geschriebene Regel hinterließ, wurde von Alexander III. unter jene des heiligen Benediktus gesetzt.

Die heilige Febronia,

Martyrin. Jahr 303.

In den ersten Zeiten des Christenthums, da die Großen der Welt im Vorgefühle, daß in den Lehren der Kirche der Keim der neuen Freiheit verborgen liege, vor keiner Verfolgung, vor keinem Verbrechen zurückbebten, um das Licht des Glaubens im Blute der Schüler Christi zu erlöschen, da war das Kloster nicht, wie heutzutage, ein Asyl, eine Ruhestätte, in das fromme Frauen sich zurückzogen, um sich für immer dem Gebete zu weihen, sondern oft ein Schlachtfeld, wo glaubenstreue Christen von ihren unversöhnlichen Feinden Qual und Tod erlitten.

Das war auch das Loos der heil. Febronia. Sie wurde gegen das Ende des 4. Jahrhunderts geboren. Schon mit drei Jahren eine Waise, wurde sie von ihrer Tante, Abtissin in einem Frauenkloster zu Sybapolis in Syrien, aufgenommen.

Die hl. Abtissin, welche selbst die Erziehung ihrer Adoptivtochter überwachen wollte, nahm dieselbe mit sich in das Kloster, und die Anmuth und die trefflichen Eigenschaften, welche sie bald an Febronia bemerkte, erweckten in ihr eine innige, ja mütterliche Liebe zu ihrem Pflege=

Die heilige Febronia in ihren ersten Jugendjahren.

kind. — Diese Zuneigung war so stark, daß die hl. Abtissin seblst darüber erschrak und oft in ihrem Gebete Gott um Verzeihung bat, daß sie ihm ihre Zeit nicht mehr ganz widmete, sondern einen Theil davon derjenigen schenkte, welche sie in ihrem Herzen ihr Kind nannte. Gott konnte aber dieser frommen Frau keinen besseren Beweis seiner Zufriedenheit mit ihrem Thun geben, als daß er die Schößlinge guter Sitten und die Grundsätze der Frömmigkeit, welche diese zweite Mutter in Febronias Herz pflanzte, darin zu fruchtschweren Bäumen aufblühen ließ.

Und fortwährend gab Gott diesen Beweis. Denn die Fortschritte, welche das junge Mädchen machte, waren so groß, daß man, obwohl es erst 7 Jahre alt war, doch schon voraussehen konnte, man würde später nicht mehr unterscheiden können, welche Vorzüge sie mehr schmückten: — die des Geistes oder die des Herzens. Sandte man sie aus dem Kloster ins Freie mit anderen Kindern, so wußte sie stets die Spiele auf religiöse Gedanken zurückzuführen; oft sah man die Kinder die Gebräuche der Kirche nachahmen und sich die Taufe geben. Mild und geduldig, wie sie war, schlichtete Febronia die Streitigkeiten und trocknete die Thränen ihrer kleinen Gespielinnen; und war eines von den jüngeren Kindern vom Spiele ermüdet, so trug es das muthige Kind auf den Armen zu dessen Eltern.

Im Innern des Klosters war Febronia dieselbe. Lieb und freundlich gegen alle Schwestern des Konventes, gab sie insbesondere ihrer Tante Beweise der lebhaftesten Zuneigung.

Liebreich, wie sie war, kannte sie kein größeres Glück, als Andere fröhlich zu sehen; kam Jemand, um die Barmherzigkeit der Schwestern für einen Unglücklichen anzusprechen, so war Febronia glücklich, wenn sie selbst bei der Abtissin Fürsprache einlegen und wieder überbringen konnte, was sie erbeten hatte.

War eine der Schwestern leidend, so lief die Kleine an ihr Bett und oft bewirkte sie, daß die Leidende über ihrer kindlichen Fröhlichkeit und ihrem süßen Geplauder einen Theil ihrer Schmerzen vergaß. Ihre Hingebung in solchen Fällen wäre ihr eines Tages beinahe zum Unglück geworden.

Eine junge Novizin des Klosters, für welche Febronia eine reine Zuneigung hegte, und die ebenso schön war, als Febronia es zu werden versprach, litt an einem Uebel, für das die Wissenschaft noch kein Mittel finden konnte. Niemand zweifelte an ihrem nahen Ende. Die ganze Klostergemeinschaft lag im Gebete, als plötzlich aus dem Zimmer, wo Febronia war, ein herzzerschneidendes Geschrei sich hören ließ, und als die herbeigeeilte Abtissin dazu kam, fand sie das arme Kind mit ganz verstörtem Gesichte, starrem Auge, in ihren kleinen Händen die kalte, leblose Hand der todten Novizin haltend.

Die Jungfrau, welche wenige Jahre später dem Tode voll Muth die Stirne bot, hatte dessen Anblick nicht ertragen können bei der, die sie geliebt hatte. Mit Mühe trennte man Febronia von der Leiche; so lange sie die Schwestern um das Bett der Todten knieen sah, knieete sie ebenfalls hin, ohne auch nur einen Augenblick die Hand der Verblichenen loszulassen; Gott aber gab ihr das Geschenk reicher Thränen, die ihren Schmerz besänftigten.

Aber das Kind war zu sehr erregt worden; am Abend erfuhr die Genossenschaft mit Schrecken, daß diejenige, welche Alle als ihr junges Schwesterlein betrachteten, daß die, welche man sowohl im, als außer dem Kloster den Schutzengel des Klosters nannte, gefährlich erkrankt sei.

Es wäre unmöglich, den Schmerz der Abtissin und der Schwestern zu schildern; so lange die Krankheit dauerte, beteten alle nur um Eines zu Gott: ihr Leben statt dem des Kindes zu nehmen. Gott erhörte ihr Gebet; schon war die Bestimmung des Kindes in dem göttlichen Buche eingetragen, sie sollte keinen Platz einnehmen unter den Engeln des Himmelreichs; Gott hatte ihr eine schönere Krone aufbewahrt; aber sie mußte noch einige Zeit auf der Erde verweilen, um dieselbe zu erwerben.

Das Kind erholte sich; bald waren die Schwestern zwar noch mit ihm beschäftigt; aber die Furcht hatte sich in Freude verwandelt. Febronia war jetzt zwölf Jahre alt und zum erstenmale ging sie, mit dem Herrn im Abendmahle sich zu vereinigen. Mit welchem Eifer begannen die Schwestern den Wettstreit, wer am meisten zur Verschönerung dieses Festes beitrage! Alle wollten an Febronias Kleide arbeiten; keiner erschien der Altar genug geschmückt, keiner genug mit Blumen verziert.

Und wer die Schwestern gesehen hätte, wie sie während der heiligen Ceremonie die Augen in Freudenthränen gebadet dem Kinde, das sich dem heiligen Tische nahte, folgten, der hätte auch nicht den geringsten Unterschied in ihrer Zuneigung für das liebliche Mädchen bemerken können.

Was aber das Erstaunen der Umstehenden am meisten erregte, das war die Veränderung in Febronia's Zügen, als sie in einem glühenden Gebete Gott gedankt hatte für die Gnade, daß er sich mit ihr vereinigen wollte, und hierauf ihren Platz neben ihrer Pflegemutter einnahm. In diesem Augenblick verschwand das kindliche Lächeln von ihrem Gesichte, um einer immerhin noch süßen und milden, aber jungfräulich begeisterten Miene Platz zu machen.

Von diesem Tage an überließ sich Febronia keinem Spiele mehr, und befolgte mit Erlaubnis der Abtissin alle Uebungen der Genossenschaft. Was sie als Kind gewesen war, das war sie auch als Jungfrau. „Als sie das 19. Jahr erreicht hatte," sagt einer ihrer Schriftsteller, war sie die vollendetste Jungfrau des römischen Reiches, sowohl durch die Schönheit ihres Leibes, als durch die Vorzüge ihres Geistes. Aber," fügt er bei, „was den Glanz ihres Verdienstes unendlich erhöhte, war eine tiefe Demuth, eine bewunderungswürdige Bescheidenheit, eine Unschuld und Herzensreinheit, welche sie zu einem Engel auf Erden machten."

Nachdem sie feierlich den Hoffnungen dieser Welt entsagt und Gott sich ganz geweiht hatte, wollte sie allen Umgang mit den Leuten abbrechen, die nicht in ihrer Gemeinschaft waren. Dennoch war der Ruf ihrer Heiligkeit so groß, daß mehrere Personen schon versucht hatten, in das Kloster einzudringen, um selber ihre Verdienste und ihre Tugenden zu würdigen. Febronia hatte es immer verweigert, sie zu empfangen. Doch erzählt man, daß eine junge Wittwe, welche auf dem Punkte war, sich wieder zu verehelichen, unter dem Schutze einer Verkleidung bis zu ihr vordrang. Febronia, getäuscht durch den Anzug einer Klosterfrau, welche die Wittfrau trug, empfing sie wie eine Schwester. Während des verschiedenen Geplauders, das sie mit einander hatten, malte Febronia das Glück einer Jungfrau, die sich unwiderruflich Gott geweiht hat, mit solchem Feuer und auf so rührende Weise, daß die junge Wittwe, gerührt von diesen Worten, sich zu Febronias Füßen warf, ihr die List, die sie angewendet hatte, um zu ihr zu gelangen, eingestand, sie um Verzeihung bat, und anflehte, ihr zu erlauben, sie nimmermehr zu verlassen. Febronia sagte zu, und die junge Wittwe entsagte dem neuen Ehebündnisse, das sie zu schließen im Begriffe war, und entschloß sich, ihre übrige Lebenszeit in der Zurückgezogenheit hinzubringen. Gott gab der neuen Christin ein fröhliches Geschenk, noch ehe sie den Schleier nahm; denn voll Erstaunen über die plötzliche Veränderung ihrer Tochter, besiegt durch die Unterredung mit ihr, da sie um die Erlaubniß bat, sich Gott zu weihen, verlangten die Eltern Hiericas — (so hieß die Wittwe) — welche noch Heiden waren, die Taufe und ließen sie auch ihren andern Kindern geben.

Nach diesem Ereignisse entschloß sich Febronia, um Gott für die Gnade, daß er sie zum Werkzeuge der Bekehrung Hiericas und ihrer Familie gemacht hatte, zu danken, alle Personen, welche sich Rathes bei ihr erholen wollten, mit ihrem Rathe zu unterstützen. Sie hatte auch das Glück, mehrere zu bekehren und andere auf den Weg des Herrn zurückzuführen.

Aber die Ruhe, welche die Schwestern des Klosters zu Sybapolis genoßen, ward bald gestört; die heilige Abtissin erfuhr durch eine heimliche Anzeige zu gleicher Zeit sowohl die neuangeordnete diokletianische Verfolgung, als auch die demnächstige Ankunft des Präfekten Lysimachus zu Sybapolis, sowie die seines Oheims, des Selessus, eines geschwornen Feindes der Christen.

Zu gleicher Zeit meldete man der Abtissin im Voraus, daß Selessus, um seinen Haß zu sättigen, und um den Einfluß des Lysimachus und den seines Legaten Primus, welche als Christenfreunde verdächtig waren, zu schwächen, vom Kaiser sich die strengsten Befehle ausgewirkt habe, und rieth ihr, durch die Flucht sich den Qualen und dem Tode zu entziehen, den schon Tausende von Christen erduldet hätten. Auf diese Nachricht hin, welche nur allzusehr beglaubigt war durch den Schrecken, welcher die Christen außerhalb des Klosters ergriffen hatte, versammelte die Abtissin ihre Genossinnen, entband sie ihres Gelübdes und rieth ihnen selbst, zu fliehen und sich an einen Ort zurückzuziehen, den sie für geeignet hielten, ihr Leben zu sichern; sie selber, zu alt und schwach, um zu fliehen, war entschlossen, die Marthyrerkrone zu erwarten.

Dann nachdem sie jede ihrer Genossinnen weinend umarmt hatte, empfahl sie zwei von ihnen ihre treue Febronia; diese aber, welche den Schmerz sah, welcher ihre Pflegemutter zerfleischte, und den sie ihr nicht nach Wunsche verbergen konnte, weigerte sich, sie zu verlassen, indem sie erklärte, diejenige, welche ihr Herz Christo zum Opfer gebracht hätte, könne ihm auch ihr Leben zum Opfer bringen und sie kenne kein glühenderes Verlangen, als ihr Blut für Christus zu vergießen. Die dringenden Bitten der Abtissin, Febronia in ihrem Entschlusse wankend zu machen, waren fruchtlos. Die hei=

Die heilige Febronia im Gefängnisse.

lige Jungfrau widerstand ihren Bitten und ihren Thränen und verharrte in ihrem Entschlusse, bei ihrer zweiten Mutter zurückzubleiben.

Einige Klosterfrauen, von dem Beispiele Febronias ergriffen, ahmten ihr nach und erwarteten den Tod und ihrer Henker Ankunft. Die anderen, jüngeren und weniger vorbereiteten ergriffen die Flucht.

Einige Tage vergingen in der Erwartung, und die Hoffnung, dem Unglücke zu entrinnen, so bereit in dem Herzen derer, denen das Unheil droht ihr Lichtlein aufzustecken, begann sie wieder zu beleben, als die heiligen Jungfrauen, die sich in ihrer Kapelle versammelt hatten, verworrenes Geschrei hörten, das von außen kam. Es waren Soldatenlieder, vermischt mit Flüchen und Drohungen. Bald gab die unter verdoppelten Schlägen zitternde Klosterpforte nach und die berauschten Soldaten ergoßen sich nach allen Seiten; aber da sie in den leeren Zellen Niemand gefunden hatten, stürzten sie in die Kapelle, welche die Klosterfrauen im ersten Augenblick des Schreckens gleichfalls verlassen hatten, indem sie ihre Abtissin mit sich in die Sakristei zogen, wohin sie geflohen waren. Aber auch dahin dringt das Geschrei der Soldaten zu den Ohren der heil. Jungfrauen; sie hörten den Tabernakel erbrechen, das Bildniß Gottes verhöhnen; diese Beschimpfungen reizen die Abtissin, und der Gefahr vergessend, der sie sich aussetzt, verläßt sie ihren Zufluchtsort und stellt sich an den Altar, zwischen das Bildniß Gottes und seine Feinde. Alsogleich sind die Schwerter über ihr gezückt und sie ist auf dem Punkt, zum Opfer zu werden. Da fliegt Febronia herbei, wirft sich zu den Füßen der Soldaten nieder und beschwört dieselben, sie zuerst sterben zu lassen. Soviel Kühnheit, soviel Festigkeit, soviel Entschiedenheit verblüfft die Henker.

Wie gebannt halten sie ein und wie im Schrecken stehen sie vor dem begeisterten Blicke der Jungfrau. In diesem Augenblicke kommt noch ein junger Mann herbei; aus der Achtung, die er den Soldaten einflößt, läßt sich schließen, daß er ihr Chef ist. Seine weiche Stimme kontrastirt seltsam mit den rauhen Weinstimmen seiner Soldaten. Bei dem Anblicke Frebonias, die mit ihrem Leibe den der Abtissin deckte, scheint er von schmerzlichem Erstaunen ergriffen, das bald der Bewunderung Platz macht; auf seinen Befehl ziehen die Soldaten sich zurück und Febronia sich nähernd, spricht er folgende Worte, welche die Abtissin errathen lassen, woher die Warnung kam, welche sie erhalten hatte: „Warum habt ihr nicht die Flucht ergriffen, wie eure Genossinnen? Flieht! Noch habt ihr Zeit.“ Als hierauf der Mann, den man Primus nannte, in dem Gesichte Febronias eine Weigerung, sich zu retten, entdeckte, traf er Maßregeln, daß ihnen keine Unbilden vor seiner Rückkehr begegne und eilte zu Lysimachus, um ihm den Vorgang zu erzählen, dessen Zeuge er gerade gewesen war, und fügte hinzu: „Diese Frau, welche ich vom gewissen Tode errettet habe, ist von unvergleichlicher Schönheit; ihre Haltung läßt auf edle Abkunft schließen. Glaube mir, sie ist es, die dir die Götter zur Gemahlin bestimmt haben, komm', schaue sie an und beschütze sie, damit sie dir nicht entrissen werde.

Aber Lysimachus antwortete: „Ich habe von meiner Mutter gehört, daß die Jungfrauen, welche in die Klöster sich einschließen Bräute Jesu Christi sind. Es ist also dein Vorschlag unmöglich.“

Selessus wurde unterdessen ebenfalls von dem Vorgefallenen unterrichtet, zugleich auch von dem Benehmen des Primus und von seiner Unterredung mit mit Lysimachus benachrichtigt; er wird erzürnt und läßt Beide zu sich kommen. Dann gibt er den Befehl, Febronia vorzuführen.

Sie naht mit einer so würdevollen Haltung, auf ihrem Antlitze malt sich eine solche Seelenreinheit, daß Lysimachus von Bewunderung ergriffen wird. Man liest in seinem Auge, daß er ebensosehr, als Primus die Jungfrau zu retten wünscht, und solange Febronia's Verhör dauert, läßt sein Auge nicht von ihr ab, als um es auf Selessus zu richten und sein Mitleid anzuflehen.

Selessus selbst ist beim Anblick Febronia's wie gebannt. Dann wendet er sich an die Heilige: „Bist du eine Freie oder Sklavin?“

„Ich bin eine Sklavin.“

„Wer ist dein Herr?“

„Jesus Christus. Von meiner Kindheit an ihm geweiht habe ich niemals einem Andern gedient und werde niemals einem Andern dienen.“

„Ich sehe, du bist auferzogen in den Grundsätzen der christlichen Sekte. Das sind Irrthümer. Entsage ihnen! Lysimachus, der dich bewundert, will dich zum Weibe nehmen. Dieser Bund wird dir Ehre, Reichthum und Glück bringen.“

Hierauf bemerkte er, daß Febronia gefesselt war. Er gibt Befehl, ihr die Ketten abzunehmen.

Febronia aber wendet sich an die, welche den Befehl vollziehen, und mit der Hand ihre Ketten ergreifend, ruft sie aus: „Warum nehmt ihr mir die Ketten ab? Mit welch' schönerem Schmuck kann ich meinem himmlischen Bräutigam entgegentreten? Den Vorschlag, den ihr mir macht, weise ich zurück; eine Braut Christi kann keines Andern Braut sein. Niemals werde ich euren Götzen opfern.“

Außer sich vor Zorn und trotz der flehentlichen Bitte des Lysimachus, bei dem die abschlägige Antwort Febronia's das Mitleid mit ihr nicht wankend gemacht hat, gibt er Befehl, die Heilige zu geiseln; die Henker erfüllten den Befehl, und bald ist der Leib Febronias nur Eine Strieme. Diese Qual scheint aber den Muth Febronia's durchaus nicht zu erschüttern. Selessus, in der Hoffnung, ihren Widerstand zu besiegen, gibt Befehl, sie auf einen Rost zu legen, und an langsamem Feuer zu braten; aber weit entfernt, das gehoffte Endziel zu erreichen, sieht er auf Febronia's Antlitz Nichts, als ruhige Ergebung und Zufriedenheit. Endlich befiehlt er,

St. Paulus.

ihr die Brust abzureißen und die Zähne auszubrechen. So viel Grausamkeit empört sogar die Soldaten; sie murren und entfernen sich. Schon hatte Lysimachus, der den Schmerz nicht ertragen konnte, den ihm der Anblick solcher Qualen verursachte, mit Primus sich entfernt, und bald sah Selessus sich allein mit seinem Opfer und den Henkern, welche seine Blutbefehle erfüllten. Endlich sah er ein, daß nichts den Muth der jungen Christin brechen könne und ließ ihr das Haupt abschlagen.

Einige Stunden nach der Hinrichtung naheten sich Lysimachus und Primus im Gefolge mehrerer Männer, welche eine kostbare Sänfte trugen; sie selbst ergriffen den Leib der heil. Martyrin und legten ihn in der Sänfte nieder; dann ließen sie die Erde sammeln, die mit ihrem Blute getränkt war.

Nachdem sie die Sänfte hatten schließen lassen, gingen sie nach der Wohnung eines Einsiedlers, und dort vertrauten sie in Gegenwart der Mutter des Primus, welche schon eine Christin war und der Tante Febronia's, die sie gerettet hatten, die köstlichen Ueberreste der heiligen Jungfrau den Händen des Eremiten an. Dann warfen sie sich vor ihm auf die Kniee nieder, schwuren ihre heidnischen Irrthümer ab und empfingen die Taufe aus den Händen des Dieners Christi.

Schon bevor sie diese fromme Pflicht gegen die Martyrin erfüllten, deren Muth ihre Bewunderung erregt und ihre Bekehrung bewirkt hatte, hatten sie die Verfolgung eingestellt. Den folgenden Tag wurden die Körper der übrigen Christen gesammelt und begraben, nur ein Leichnam blieb unbeerdigt zu Sybapolis: der des Selessus, welcher darüber, daß er den Muth einer christlichen Frau nicht habe erschüttern können, wahnsinnig geworden war und sich den Schädel an einer Säule eingerannt hatte. Die meisten Geschichtsschreiber setzen den Martertod Febronias auf den 25. Juni gegen das Jahr 303.

Der heilige Adalbert von Egmont.

Jahr 740

Adalbert, der Heilige, entsprossen aus dem Geblüte der Könige von Northumberland, verließ die Welt, um Gott allein zu leben. Um das Jahr 700 schloß er sich an den heil. Willobald an, der das Evangelium in Niederdeutschland predigte. Er bekehrte jenen großen Theil der Völker, welche in Friesland und Holland wohnten, und wurde zum Erzdiakon von Utrecht ernannt. Er starb zu Egmont um das Jahr 740, und wurde auch daselbst beerdigt.

Mehrere Wunder machten seine Grabstätte berühmt. Der Graf Theodorich stiftete daselbst zu Anfang des zehnten Jahrhunderts eine Benediktiner-Abtei. Der hl. Adalbert steht auf den 25. Juni im Martyrologium.

26. Juni.

Der heilige Johannes und Paulus,

Martyrer zu Rom.

Jahr 362.

In den Kriegsheeren Julians des Abtrünnigen bekleideten diese zwei Heiligen große Ehrenstellen. Man setzt ihren Martertod gewöhnlich ins Jahr 362, unter Apronian, Präfekten von Rom, der ein geschworener Feind des Christenthums war. Sie erfochten einen glänzenden zweifachen Sieg: hier über Ruhm und Ehre, dort über ihre Henker. Unerschütterlich trugen sie alle Qualen, die ganze Dornenkrone des Schmerzes, in der Hoffnung auf die Krone der ewigen Seligkeit.

Ehemals stand in Rom eine Kirche unter dem Namen des heil. Johannes und Paulus, unsern jener der Apostel. In den Sakramentarien des heil. Gelasius und des heil. Gregor ist eine eigene Messe für das Fest unserer heiligen Martyrer. Ihre Namen waren seit dem fünften Jahrhundert allzeit sehr berühmt in der Kirche.

Die Heiligen glaubten immer noch Nichts für Jesus gethan zu haben, solange sie nicht ihr Blut für seinen Namen eingesetzt hatten. Dieser Geist heil. Inbrunst soll der Quell all unserer Handlungen sein. Rufen wir uns immer ins Gedächtniß, daß wir ja ganz Gott angehören. „In ihm leben wir, in ihm bewegen wir uns und in ihm sind wir.“ Darum sollen wir ihm auch Alles, Alles freudig zum Opfer bringen. — Aber — wie weit sind wir von diesem Opfergeiste ferne! Das Blut der Martyrer wirft uns unsere laue Feigheit vor. Gebe Gott, daß wir auf seine Stimme hören.

27. Juni.

Der heilige Ladislaus,

König von Ungarn. — Jahr 1095.

Ladislaus, der Sohn Belas, des Ungarnkönigs, wurde 1031 geboren. Im Jahre 1080 bestieg er vom Volke genöthigt, den Thron. Er stellte die Gesetze, um welche sich der hl. Stephanus so sehr bemüht hatte, die aber in den Wirren jener Zeit verloren gegangen waren, wieder her. Sein Reich vermehrte er um Croatien und Dalmatien, vertrieb die Hunnen, Polen und Tartaren und hielt mit starker Hand geistliche und weltliche Zucht aufrecht.

Wie er ein kräftiger Fürst war, so war er ein trefflicher Mensch und Christ. Wohl wissend, daß die Krone nur ein Geschenk Gottes ist, war er fern von eitler Ehrsucht und Habgier. In seinem Privatleben beobachtete er die größte Einfachheit, und strenge versagte er sich sogar den Genuß des Weines. Kurz, er war, wie es von David heißt, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Als der Kreuzzug gegen die Sarazenen eröffnet wurde, übertrug man ihm den Oberbefehl. Allein er konnte dieses wichtige Unternehmen nicht beginnen, da er noch vor seinem Abzuge nach Palästina, am 30. Juli 1095 starb. Er wurde zu Großwardein begraben, wo sein Leib noch jetzt aufbewahrt wird. Die durch seine Fürbitte gewirkten Wunder bewogen Cölestin III., ihn im Jahre 1198 feierlich unter die Zahl der Heiligen zu setzen. Sein Name steht unter dem 27. Juni, an welchem Tage seine Reliquien erhoben wurden, im römischen Martyrologium.

Beim Hinblicke auf das Leben unseres hl. Königs drängt sich der Gedanke auf: wie unähnlich demselben ist der Wandel vieler Menschen, die unter ihren Brüdern die ersten Stellen einnehmen? Sie jagen nach eitlen Lustbarkeiten, und verlieren die kostbaren Stunden zum Wirken, bis die Zeit kommt, wo Niemand mehr wirken kann. Wie ganz anders unser Heiliger! Jeden Augenblick benützte er zu guten Werken. Einzig von der Begierde nach der ewigen Krone entflammt, ließ er sich nicht blenden durch den Glanz der zeitlichen, und die einzigen Lustbarkeiten, nach denen er jagte, waren: „Beten und Gutes thun." Und Beten und Gutes thun soll auch unsere größte Lust sein und derjenige, der da verhieß: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder thut, das habt ihr mir gethan," wird uns mit der ewigen Krone belohnen.

Der heilige Crescens,

Jünger des heiligen Paulus.

Von diesem Heiligen wissen wir nichts Zuverlässiges, als seine Sendung nach Galizien, wohin der heil. Paulus während seiner zweiten Gefangenschaft zu Rom denselben gesandt hatte, wie er selber in seinem zweiten Sendschreiben an Thimoteus berichtet. Da bei den Griechen der Ausdruck Galatien sowohl die Provinz dieses Namens, die zwischen Cappadocien und Phrygien liegt, als auch Gallien bedeuten kann, veranlaßte diese Namensgleichheit die Vermuthung, Crescens sei nach Gallien geschickt worden. Daher kommt auch die Meinung, daß dieser Heilige die Kirchen zu Vienne in Frankreich und von Mainz gestiftet habe. Der hl. Crescens wird bei den Lateinern am 27. Juni, bei den Griechen am 30. Juli gefeiert.

28. Juni.

Der heilige Irenäus,

Bischof von Lyon, Martyrer. Jahr 202.

Der heilige Irenäus, geboren um das Jahr 120 der christlichen Zeitrechnung war allem Anscheine nach ein Grieche und zwar aus Kleinasien. Sein Lehrer, der heilige Polycarp veredelte durch seinen Unterricht den Geist, durch sein Beispiel das Herz und Gemüth seines Zöglings, der ihn bewunderte.

Nach Hieronymus war Irenäus auch ein Schüler Papia's, des Apostelschülers. Die Irrlehren des dritten Jahrhunderts waren ein tolles Gemenge von Mythen, Philosophie und Christenthum. Darum beschäftigte sich Irenäus hauptsächlich mit dem Studium der Mythologie und der philosophischen Systeme. Durch diese gründlichen Forschungen gelang es ihm später, jeden Irrthum in seiner ganzen Blöße aufzudecken und seine Quellen nachzuweisen.

Nach vollendeten Studien wurde Irenäus von Polycarp in Begleitung eines Priesters nach Gallien gesandt, wohin sich das Christenthum, Dank dem starken Handelsverkehr mit Kleinasien, bereits Bahn gebrochen hatte. Wegen seiner vielen und vorzüglichen Tugenden wurde Irenäus von dem hl. Photin, dem ersten Bischofe Lyons, zum Priester geweiht.

Nach dem Tode Photins, der einer Verfolgung zum Opfer gefallen war, wurde unser Heiliger Bischof von Lyon. Durch seine Predigten bekehrte er beinahe ganz Gallien zum Christenthume. Unter der Regierung des Commodus, der im Jahre 180

seinem Vater, Marc Aurel, auf dem Throne folgte, wurde der Kirchenfriede durch die Irrlehrer die Gnostiker und Valentinianer gestört. Gegen diese letztere schrieb Irenäus sein Buch gegen die Ketzereien.

Valentius, das Haupt dieser Sekte, war ein vielseitig gebildeter Mann. Er predigte in Aegypten und nachher in Rom, mit vielem Beifalle. Allein verletzter Stolz, weil ihm ein Bischofssitz in Aegypten entgangen war, brachte ihn zum Falle.

Florinus war mit dem heil. Irenäus ein Schüler des heil. Polycarp gewesen. — Da er es aber wagte einige Gotteslästerungen auszustoßen, unter andern auch die: Gott sei der Urheber der Sünde, entsetzte man ihn seines Priesteramtes; und der heil. Irenäus schrieb ihm einen Brief, der verloren gegangen ist und der die Aufschrift hatte: „Von der Monarchie oder der Einheit Gottes und daß Gott nicht der Urheber der Sünde ist.“ Dieser Brief machte Eindruck auf Florinus und brachte ihn von seinen Irrthümern zurück. Aber stolz und aufbrausend wie er war, verließ er den Glauben aufs Neue und fiel in die Ketzerei der Valentinianer. Da schrieb Irenäus seine Ogdoade oder die Widerlegung der acht Hauptäonen, denen Valentin die Schöpfung und Erhaltung der Welt zuschrieb.

Eine andere Streitigkeit wegen der Osterfeier legte Irenäus durch seine Mäßigung bei. So allseitiges Wirken war ihm durch die Ruhe vor Verfolgungen, welche die Kirche damals genoß möglich geworden. Unter den folgenden sich drängenden Umwälzungen und Thronwechseln wurden die Christen ebenfalls nicht verfolgt; sie hielten treu an dem jedesmaligen gesetzlichen Herrscher, ohne je in dem Heere der jeweiligen Empörer zu dienen. Als aber Severus zur Regierung kam, ein von allen Geschichtsschreibern als trotzig, eigensinnig, grausam und unerbitterlich geschilderter Mann, begann die fünfte Christenverfolgung. Severus erließ sein Gesetz gegen die Christen im Jahre 202. Im nämlichen Jahre noch erlitt Irenäus mit einer Anzahl anderer Christen den Martertodt. Nach einer alten Inschrift in der nach dem hl. Irenäus benannten Kirche zu Lyon, belief sich die Anzahl der Gemarterten auf neunzehn Tausend. Die Griechen verehren den hl. Irenäus auf den 23. Aug. und die Lateiner auf den 28. Juni. Die Ersteren sagen, er sei mit dem Schwerte hingerichtet worden. Sein Leib wurde durch den Priester Zacharias zwischen jene der hl. Martyrer Epopius und Alexander begraben. Die sterblichen Ueberreste dieses großen Kirchenlehrers wurden hernach auch in einer unterirdischen Kapelle der nach seinem Namen benannten Kirche aufbewahrt, bis sie im Jahr 1562 von den Neuerern zerstreut wurden; der Hirnschädel wurde jedoch von einem Katholiken aufgefunden, und in die Primatialkirche zum heil. Johannes gebracht, wo er sich jetzt noch befindet.

Wohl wären die Christen der ersten Zeit stark genug gewesen, alle solche Unbilden von sich abzuwehren. Allein sie wußten, daß sie der von Gott eingesetzten Obrigkeit Gehorsam schuldig seien und daß sie, wenn diese Obrigkeit etwas Unrechtes befehle, weit besser thun, den Tod zu erleiden, als sich zu empören. Allein die Christen ertrugen nicht nur alles mit Ruhe und Geduld, sondern sie thaten noch etwas viel Größeres: sie beteten für ihre Verfolger.

Wo trifft man Aehnliches bei den Heiden? Trifft man nicht ihre größten Philosophen unter den Fahnen der Empörer.

Somit ist das Christenthum die Grundlage der Staaten, die Bedingung des Friedens, die einzige Sicherheit für die Fürsten sowie für die Beglückung der Völker.

Die Tartaren unterwerfen sich dem heiligen Ladislans.

Der heilige Leo II.,

Papst. Jahr 683.

Der hl. Leo, ein Sicilianer von Geburt, war in der griechischen und lateinischen Sprache, in der Musik, sowie in den theologischen Wissenschaften wohl bewandert. Seine schönste Zierde aber war seine hohe Frömmigkeit. Er folgte dem hl. Agatho, der den 1. Dez. 681 gestorben war, auf dem römischen Stuhle nach, und bestätigte kraft der Gewalt des hl. Petrus das sechste allgemeine Concilium, in dem sein Vorfahrer durch seine Legaten den Vorsitz geführt hatte.

In der von diesem Concilium ausgesprochenen Verdammung findet man den Namen des Papstes Honorius in einer Reihe mit jenen des Theodor von Pharon, des Cyrus, Sergius, Pyrrhus, des Paulus und Petrus von Constantionopel, die alle den Irrthümern des Monotheletismus anhingen; worüber unser Heiliger in seinem Briefe an die Bischöfe von Spanien als Ursache angibt: „Weil Honorius die ketzerische Lehre nicht in ihrem Entstehen erstickte, wie dieß seinem Amte zukam, sondern vielmehr durch seine Nachläßigkeit unterhalten hätte.“ In seinem Briefe

an Ervigius machte er denselben Unterschied, zwischen Honorius und den Andern, die das Concil verdammt hatte. Uebrigens ist es offenbar, selbst aus den Briefen des Honorius, die wir noch haben, aus den Zeugnissen seines Geheimschreibers, der diese Briefe schrieb, sowie auch aus Erweisen derjenigen, welche diesen Thatbestand näher erforschten, daß Honorius niemals diese Irrthümer behauptete. Honorius hatte zu viel Nachsicht gegen eine mächtige Ketzerei und war somit strafbar, weil er den Funken nicht schon erstickte, ehe er zur Flamme aufloderte. — Der hl. Leo verbesserte den gregorianischen Gesang, verfaßte mehrere Hymnen und that noch vieles Andere zum Besten der Religion obwohl er nur 1 Jahr und 7 Monate auf dem päpstlichen Stuhle saß. Er war ein Vater der Armen und bewies die größte Sorgfalt, sowohl für ihr leibliches, als für ihr geistiges Wohl. Sein gottseliger Tod erfolgte den 23. Mai 683. Den 28. Juni wurde er in der Kirche des Vatikans beigesetzt, an welchem Tage seine Name im römischen Martyrologium in jenem von Notker und in dem alten Kalender Deutschlands steht, welchen Beck herausgegeben.

29. Juni.

Der heilige Petrus,

Apostelfürst, Stellvertreter Jesu Christi.

Jahr 66.

Jonas Sohn und der Bruder des Andreas war der hl. Petrus und hieß vor seiner Berufung zum Apostelamt Simon. Anfänglich wohnte er zu Bethsaida, einer Veste im Stamm Naphtali, in Hoch-Galiläa, am See Genesareth. Er verheiratete sich und ließ sich in der Folge zu Capharnaum, nahe an der Einmündung des Jordans, zwischen den Stämmen Zabulon und Naphtali gelegen, häuslich nieder. In letzterer Stadt wohnte er mit seinem Bruder Andreas, bei seiner Schwiegermutter, bis Jesus zu predigen begann. Der hl. Andreas und wahrscheinlich auch der hl. Petrus, beide Fischer, hatten sich unter die Zahl der Jünger des Johannes, des Vorläufers Jesu Christi, gestellt.

Eines Tages sah Johannes der Täufer Christum herankommen und rief aus; „Sehet, das Lamm Gottes." Zwei Jünger des Johannes, welche ihren Meister hatten also reden hören, folgten Jesu, und blieben den ganzen Tag bei ihm. Andreas, Simon Petrus Bruder, war Einer von den Zwei, und da er dem Petrus begegnete, sagte er zu ihm: „Wir haben den Messias gefunden." Und er führte ihn zu Jesu. Jesus aber wandte seine Augen auf Simon, und sprach zu ihm: „Du bist Simon, Jonas Sohn! Du sollst Kephas heißen, d. i. ein Fels." Dann ließ er ihn zu seinen Netzen zurückkehren.

Gegen das Ende des nämlichen Jahres sah Jesus, da er längs dem galiläischen Meere hinwandelte, den Simon und Andreas, und sprach zu ihnen: „Folget mir nach, und ich will Euch zu Menschenfischern machen." Sofort verließen sie ihre Netze und folgten ihm nach. Später sah Jesus zwei andere Brüder in einer Barke, den Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welche ihre Netze auswarfen. Er rief sie zu sich und sie folgten ihm ohne Zögern. Jesus kam mit ihnen nach Chapharnaum, in das Haus des Simon und Andreas. Die Schwiegermutter Simons lag im Bette im heftigen Fieber. Jesus näherte sich ihr, ergriff ihre Hand, und befahl dem Fieber, sie zu verlassen; alsbald stand sie auf und bediente ihn. Den folgenden Tag ging Jesus in die Städte und Dörfer rings herum; er durchzog Galiläa, lehrend in den Synagogen, und die Kranken und Presthaften unter dem Volke heilend. Der Ruf seiner Wunder verbreitete sich durch ganz Syrien, und aus allen Ländern strömten die Leute schaarenweise herbei, ihn zu sehen und zu hören. Nicht weit vom See Genesareth sah er zwei Schifferkähne, wovon einer dem Simon gehörte. Er stieg in die Barke, setzte sich nieder und bat den Simon, ihn eine Strecke weit vom Lande wegzuführen. Von da aus lehrte er die Menge. Als er aufgehört hatte zu reden, spach er zu Simon: „Stechet in die hohe See und werfet eure Netze zum Fischfang aus." Simon antwortete ihm: „Herr! wir haben die ganze Nacht gearbeitet und Nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich die Netze auswerfen.„ Seine Genossen ahmten ihm nach und sie fingen eine große Anzahl Fische, daß die Netze brachen; sie gaben denen, welche in der andern Barke waren, ein Zeichen, daß sie zu ihrer Hilfe herbeikommen sollten. Sie kamen und die beiden Barken wurden so voll, daß sie nahe daran waren, unterzusinken. Simon Petrus, Augenzeuge dieses

St. Petrus.

Wunders, warf sich Jesu zu Füßen, und sprach: „Herr! Geh weg von mir; ich bin ein großer Sünder." Er war von Staunen ergriffen, wie alle Uebrigen, welche dieß Wunder gesehen hatten. Aber Jesus sprach zu Petrus: „Fürchte dich nicht. Von nun an sollst du ein Menschenfischer sein." Dann trieben sie ihre Kähne an's Land, verließen Alles und folgten ihm nach.

Das war die Berufung des Petrus und Andreas, der Söhne des Jonas, und die des Jakobus und Johannes, der Söhne des Zebedäus. Von diesem Augenblicke hingen sie unzertrennlich an Jesus, welcher sie zu seinen Aposteln wählte, mit acht seiner Jünger. Petrus, der Erste von ihnen, war besonders ein Gegenstand der Aufmerksamkeit seines göttlichen Meisters. Als z. B. Jesus eines Abends auf den Wassern hinwandelte, schrieen seine Jünger voll Angst: „Es ist ein Geist." Er aber beruhigte sie und sprach: „Habet Vertrauen. Ich bin es; fürchtet euch nicht." Da antwortete Petrus: „Herr, wenn du es bist, so befiel mir, daß ich auf den Wassern zu Dir komme." — „Komm!" sprach Jener. Und Petrus stieg aus der Barke und ging auf dem Wasser auf Jesus zu. Da er aber sah, daß der Wind stark war, hatte er Furcht und rief nach Jesus, der ihm die Hand gab, ihn zu sich zog und sagte: „Kleingläubiger! Warum zweifelst Du?" Einst hatte Jesus von der Einsetzung des heiligen Abendmahls gesprochen und von der Pflicht, sein heiliges Fleisch zu essen, und sein kostbares Blut zu trinken. Da entfernten sich einige Jünger mit Murren und folgten ihm nimmer. Jesus sprach darum zu den Zwölfen: „Und ihr, wollet ihr mich nicht auch verlassen?" Simon Petrus antwortete ihm: „Herr, zu wem sollten wir gehen. Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß Du Christus, der Sohn des lebendigen Gottes bist." Eines andern Tages fragte Jesus auf dem Wege von Bethsaida nach Cäsarea Philippi seine Jünger: „Was sagt man vom Menschensohne?" Sie antworteten ihm: „Die Einen sagen, Du seiest Johannes der Täufer; die Andern Elias, und wieder Andere: Jeremias, oder Einer der Propheten." „Und ihr", — fragte Jesus, — für wen haltet ihr mich?" Petrus antwortete ihm: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." Jesus antwortete ihm: „Glücklich bist Du, Simon, Jonas Sohn; nicht Fleisch und Blut hat Dir dieses geoffenbaret, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Und ich — ich sage Dir: Du bist Petrus; auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen; und ich gebe Dir die Schlüssel des Himmelreiches, was Du auf Erden lösest, soll auch im Himmel gelöset sein." Diese Worte waren eine große Verheißung, eine große Prophezeihung. Sie sollten nicht erfüllt werden, bis Jesus im Begriffe war,

Der heilige Petrus in dem Schiffe des Herrn.

die Erde zu verlassen. Darum sehen wir, daß Petrus, trotz seines lebendigen Glaubens, noch Nichts versteht von dem Geheimnisse des Kreuzes. Auch die andern Apostel hatten noch keine tiefere Einsicht. Darum wollte Jesus, aus Besorgniß, ihr Glaube möchte unterliegen, beim Anblick der Schmach, die sie erwartete, acht Tage, nachdem er ihnen das Geheimniß seines Leidens geoffenbart hatte, sich mehreren unter ihnen in seiner Glorie zeigen. Er nahm den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit sich, und führte sie auf einen hohen Berg, wo er sich zurückzog, um zu beten; und während er betete, wurde sein Angesicht leuchtend wie die Sonne, und seine Kleider weiß, wie der Schnee. Elias und Moses unterhielten sich mit ihm über sein Leiden und man hörte eine Stimme aus dem Gewölbe, welche rief: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe; auf den sollt ihr hören.“ Petrus sprach in seinem Erstaunen zu Jesus: „Meister, hier ist gut wohnen; laßt uns drei Hütten bauen, Dir eine, für Moses eine und für Elias eine.“ Erleuchtet durch ein so großes Wunder, fühlte Petrus seine Liebe zu seinem Heilande wachsen. Nicht zufrieden, die Worte aufzufangen, die aus Jesu Munde floßen, stellte er auch Fragen an seinen göttlichen Meister. Als Jesus seinen Jüngern die Sanftmuth und Demuth empfohlen hatte, sagte Petrus zu ihm: „Herr! wie oft soll ich meinem Bruder verzeihen, wenn er gegen mich gesündigt hat? Etwa siebenmal?“ Und Jesus antwortete: „Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal.“ Als der Herr mit seinen Jüngern von der Gewalt redete, die das Himmelreich erleide, sprach Petrus zu ihm: „Siehe, wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird unser Antheil sein?“ Und Jesus antwortete: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, am Tage der Auferstehung, wenn der Menschensohn sitzet auf dem Throne der Herrlichkeit, da werdet ihr selbst auf zwölf Thronen sitzen und richten über die Stämme Israels.“ Später, als Jesus die Zerstörung des Tempels vorausgesagt hatte, fragten ihn Petrus, Jakobus, Johannes und Andreas: „Herr, wann sagst du, daß All' dieß kommen wird, und an welchen Zeichen werden wir erkennen, daß es nahe ist, in Erfüllung zu gehen?“ und Jesus weissagte ihnen die Zerstörung Jerusalems und den Untergang der Welt. Von dem Tage an, da Jesus den Petrus in sein Gefolge rief, hatte er ihm einen geheimnißvollen Namen gegeben, der ein Symbol der großartigen Sendung war, die er ihm vertrauen mußte. Er trug Sorge, ihm das Verständniß dieses tiefen Geheimnisses aufzuschließen, indem er zu ihm sprach: Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. Als er die zwölf Apostel auserwählte, hatte er ihn an ihre Spitze gestellt und mehrere Male hatte er es so zu fügen gewußt, daß Petrus öffentlich von der Wahrheit seiner Worte Zeugniß gab. Er hatte ihn auch zum Zeugen seines Glanzes bei seiner Verklärung gemacht und ihm das Geheimniß seiner Ankunft in die Welt erklärt, indem er ihm enthüllte, was sich zu Jerusalem begeben würde und was auf dem ganzen Weltall geschehen würde bis an's Ende der Welt.

Der hl. Petrus warf sich zu den Füßen Jesu und sprach: Herr! Geh weg von mir, ich bin ein großer Sünder.

Obwohl der Bevorzugteste unter den Aposteln und Jüngern, zeigte sich Petrus doch immer als den Demüthigsten. Vor dem letzten Abendmahle erhob sich Jesus von dem Tische, zog seine Kleider aus, nahm ein Handtuch und schlug es um sich. Dann goß er Wasser in ein Becken und begann, seinen Jüngern die Füße zu waschen, und sie abzutrocknen. Als er zu Simon Petrus kam, sprach der Apostel: „Herr! Du wäschest mir die Füße?“ Und Jesus antwortete ihm: „Wenn ich sie Dir nicht wasche, hast Du keinen Theil mehr an mir.“ Worauf Petrus entgegnete: „Wohlan denn, Herr! Nicht nur die Füße, sondern auch die Hände und das Haupt sollst Du mir waschen.“ Nach dieser rührenden Ceremonie nahm Jesus das Mahl mit seinen Jüngern, und speiste sie mit seinem heiligen Fleische und mit seinem kostbaren Blut. Da sich ein Streit unter ihnen erhob, wer der Vornehmste sei, tadelte Jesus die eitle Ruhmsucht; zu Petrus aber wandte er sich mit den schönen Worten: „Simon, Simon, siehe, der Satan hat verlangt, Dich zu versuchen, denn man sichtet den Weizen; aber ich habe für Dich gebetet, damit Du nicht sündigest; und Du, wenn Du bekehrt bist, befestige deine Brüder.“ In diesen kurzen Worten erneuerte Jesus die Verheißungen, die er ihm gemacht hatte, da er ihm die Schlüsselgewalt übergab, zu öffnen und zu schließen die Pforten des Himmelreichs. Er verhieß ihm eine ganz besondere Gunst, da er zu ihm sprach, er habe besonders für ihn gebetet, nicht, — (wie die Väter bemerken) — als hätte Jesus für Petrus mit Ausschließung der Anderen gebetet, sondern er wollte ihnen

begreiflich machen, daß er durch das Haupt die Glieder befestige. Aber Petrus, der Gegenstand so außerordentlicher Gnade muß seine eigene Schwäche kennen lernen, um sich noch mehr in der Demuth zu befestigen. Da er sich ganz voll Liebe zu seinem Heilande fühlte, glaubte er, daß Nichts, weder im Leben noch im Tode, ihn von seinem Meister trennen könne. Da Jesus, als er von seinem Leiden sprach, zu ihm sagte, er könne ihm dahin nicht folgen, wo er hingehe, aber eines Tages werde er ihm folgen, antwortete ihm Petrus: „Warum, Herr, kann ich Dir denn nicht folgen? Ich werde mein Leben für dich geben; ich bin bereit, mit Dir in Gefängniß und Tod zu gehen. Jesus sprach zu ihm: „Du willst Dein Leben für mich geben? Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir, Petrus, der Hahn wird heute nicht krähen, bis Du mich dreimal verläugnet hast."

Diese Worte waren wohl geeignet, ihn in sich gekehrt zu machen; aber sie schienen die Zuversicht des Petrus nicht niedergebeugt zu haben. Er hatte Himmel und Erde dem Worte seines Meisters gehorchen sehen; er hatte gesehen, wie dieses Wort die Stürme besänftigte, böse Geister austrieb, Kranke heilte; und doch konnte er nicht an ein Ereignis glauben, welches von demjenigen so verschieden war, was er erwartete. Er hatte gehört, wie er zukünftige Ereignisse vorhersagte, das Loos Jerusalems, die Bestimmung der Welt, und zwar mit der nämlichen Bestimmtheit, wie gegenwärtige Dinge; und da er ihm seinen Fall vorhersagt, hält er sich für stark genug, ihn zu überwinden. In dieser unruhigen Stimmung empfängt er denn die letzten Anweisungen seines Meisters. In dieser Stimmung überschreitet er den Bach Cedron, um sich in den Garten Gethsemane zu begeben. Hier beginnt die Geschichte seiner Schwäche und seiner Verirrungen. Jesus hatte ihn mit sich genommen, um zu beten; ebenso den Jakobus und Johannes und er hatte zu ihnen gesagt: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod; bleibet hier und wachet mit mir. Dann ging er einige Schritte vor, warf sich zum Gebete nieder, mit zur Erde geneigtem Antlitze. Nachdem er gebetet hatte, kam er zurück und fand sie schlafend. Er tadelte den Petrus, der ihm so hohe Versprechungen gemacht hatte, und sprach: „Simon, Du schläfst! Hast Du nicht eine Stunde mit mir wachen wollen? Wache und bete, damit Du nicht in Versuchung fallest; denn der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach." Diese Scene wiederholte sich dreimal. Jesus sprach noch, als diejenigen, welche ihn den Hohenpriestern überliefern sollten, mit Fackeln, Schwertern und Knitteln erschienen. „Was sollen wir thun?" sprachen die Jünger zu Jesus. „Sollen wir uns des Schwertes bedienen?" Simon Petrus, welcher ein Schwert hatte, zog es, traf damit Malchus, den Knecht des Oberpriesters und hieb ihm das Ohr ab. Jesus sprach zu ihm: „Stecke Dein Schwert in die Scheide; denn die, welche sich des Schwertes bedienen, werden durch das Schwert umkommen." Nach dieser ersten Regung unüberlegten Eifers machte sich Petrus einer großen Untreue schuldig.

Als er Jesus durch seine Feinde gefangen und zu Annas und Kaiphas führen sah, begnügte er sich, ihm mit einem andern Jünger von der Ferne nachzufolgen. Dieser Jünger, der mit dem Oberpriester bekannt war, ließ ihn in das Haus desselben eintreten, wo Jesus gerichtet werden sollte. Hier wärmte sich Petrus mit einigen Offizieren an einem großen Feuer, als eine Magd ihn fragte, ob er nicht der Jünger jenes Mannes sei, der eben zu Gericht geführt werde? Er hatte die Schwachheit, es dreimal zu läugnen. Alsbald krähte der Hahn; Jesus, der eben herauskam, wandte sich gegen Petrus und sah ihn schmerzlich an; er erkannte seinen Fehler, ging hinaus und weinte bitterlich.

Am Tage der Auferstehung des Herrn beauftragte der Engel die heiligen Frauen, dem Petrus und den andern Jüngern zu sagen, ihr Meister sei auferstanden und ihnen nach Galiläa vorausgegangen. Auf diese Nachricht eilten Petrus und Johannes an das Grab und fanden es leer. In ihrer Einfalt glaubten sie, der Körper sei weggenommen worden und entfernten sich. Aber Jesus erschien ihnen kurz darauf, zeigte ihnen seine durchbohrteu Hände und Füße, seine geöffnete Seite und bewies ihnen dadurch die Wirklichkeit seiner Auferstehung. In einer seiner zahlreichen Erscheinungen zeigte er sich dem Simon Petrus, dem Thomas und den Söhnen des Zebedäus auf dem Meere Tiberias und hieß sie ihre Netze ins Meer werfen. Petrus stieg auf sein Wort in die Barke und erneuerte den wunderbaren Fischfang. Jesus wollte ihm seine dreifache Verläugnung auslöschen lassen durch dreifache Liebe; er sprach zu ihm: „Simon, Jonas Sohn, liebst du mich mehr als diese?" — „Ja, Herr," antwortete Petrus, „Du weißt, daß ich dich liebe." Jesus sprach zu ihm: „Weide meine Lämmer!" Zum zweiten Male sprach er zu ihm: „Simon, Jonas Sohn, liebst Du mich?" — Petrus antwortete: „Ja, Herr, Du weißt, daß ich Dich liebe." Jesus sprach zu ihm: „Weide meine Lämmer." Und zum dritten Male fragte er ihn: „Simon, Jonas Sohn, liebst Du mich?" Petrus antwortete: „Herr, Du kennst alle Dinge; Du weißt auch, daß ich Dich liebe." Und Jesus sprach zu ihm: „Weide meine Schafe." Damit wurde Petrus definitiv zum obersten Hirten der einigen Heerde Jesu Christi ernannt. Vorher hatte ihm Jesus mit der Verwandlung seines Namens in Petrus geheimnißvolle Hoffnungen gegeben; in der Folge hatte er ihm ein förmliches Versprechen gemacht, indem er ihm die Schlüssel des himmlischen Königreichs anvertraute. Nun aber verwirklichen sich diese Hoffnungen und diese Versprechungen. Petrus ist an die Spitze der Kirche gestellt. Es wird ihm der Auftrag gegeben, sagt Bossuet, mehr zu lieben als alle Apostel und darum Alle zu weiden und zu hüten, die Lämmer und die Schafe, die Mütter und die Jungen, ja sogar die Hirten selbst — die Hirten in Rücksicht auf die Völker, die Schafe in den Augen des heil. Petrus.

Als der Heiland seinen Aposteln den heiligen Geist am Pfingsttage gesandt hatte, geht Petrus mit den Eilfen aus dem Speisesaal heraus und erhebt zuerst seine Stimme vor dem Volke, um ihm die frohe Botschaft, d. h. das Evangelium zu verkünden. Er rief

ihnen alle von Christus gewirkten Wunder in's Gedächtnis zurück und rief mit lauter Stimme: „Das ganze Haus Israel soll es wissen, daß Gott zum Herrn und Gesalbten jenen Jesus gemacht hat, den ihr gekreuziget." Dreitausend Personen wurden durch seine erste Predigt bekehrt. Petrus und Johannes stiegen in der Folge zum Tempel hinauf. An der Tempelpforte sahen sie einen armen Mann, der von Geburt aus lahm war und der sie um Almosen ansprach. Petrus sagte zu ihm: „Gold und Silber habe ich nicht; aber was ich habe, gebe ich Dir; im Namen Jesu von Nazareth, stehe auf und gehe!" Alsbald fühlte der Unglückliche teten sie festen Muthes: „Urtheilet selbst, was billiger ist, Gott zu gehorchen oder euch; wir aber, wir können nicht verschweigen, was wir gesehen und gehört haben." Man entließ sie sofort unter Drohungen, weil man fürchtete, durch ihre Bestrafung das Volk aufzureizen. Diese Drohungen aber vermochten nur ihren Eifer zu stärken. Die andern Apostel und die andern Jünger arbeiteten mit dem nämlichen Eifer, das Reich Christi auszubreiten und jeden Tag zählte man neue Bekehrungen. In dem ersten Glaubenseifer, solange die Gläubigen nur Ein Herz und Eine Seele waren, gab es unter ihnen keine Arme. Die Reichen verkauften

Jesus wandelt auf dem Meere.

Kraft in seinen Füßen; er sprang von der Erde auf, ging fort und trat mit den zwei Aposteln in den Tempel. Dieses Wunder zog eine große Volksmenge herbei. Petrus ergriff die Gelegenheit und begann von Neuem, ihnen das Wort zu verkünden. Dießmal bekehrten sich fünftausend Mann. Der Fürst der Apostel hatte zuerst das Evangelium verkündet; zuerst hatte er im Namen Jesu Christi ein Wunder gethan; er war aber auch der erste, der mit dem heil. Johannes, dem Apostel der Liebe verfolgt wurde. Die Priester, der Befehlshaber der Tempelwache und die Sadducäer ließen beide verhaften und vor den hohen Rath führen. Als man ihnen verbot, den Namen Jesu zu verkünden, antworfreiwillig ihre Güter, um sie zum Gemeingut zu werfen und trugen den Erlös zu den Füßen der Apostel, damit er an die Dürftigen ausgetheilt werde. Ananias und Saphira, seine Gemahlin, hatten auch ein Grundstück verkauft, behielten einen Theil des Erlöses, und brachten das Uebrige zu den Füßen der Apostel. Petrus warf ihnen ihre Heuchelei vor, und im nämlichen Augenblicke fielen sie todt zur Erde nieder. Große Furcht verbreitete sich in der Kirche unter denen, welche diese strenge Züchtigung mit angesehen hatten. Das Volk drängte sich in seiner Verwunderung um die Apostel und zahlreiche Bekehrungen fanden im Angesichte ihrer Wunder statt. Von allen Seiten brachte man ihnen

Kranke und Gebrechliche, um sie zu heilen. Man setzte sie in den Straßen Jerusalems aus, auf Betten und Tragbahren, damit der Schatten Petri sie heile, wenn er vorüberginge. Die Vornehmsten der Priester, außer sich vor Zorn, nahmen die Apostel fest, und schloßen sie ins Gefängnis ein, um dieselben, wie sie sagten, an der Aufwiegelung des Volkes zu hindern; aber ein Engel des Herrn öffnete ihnen während der Nacht die Pforten des Gefängnisses und sprach zu ihnen: „Gehet hin in den Tempel und prediget dort kühn dem Volke die Worte des Lebens, wie sie euch gelehret worden sind." Sie gingen hin und predigten seit Tagesanbruche dem Volke. Die Tempelwachen ergriffen sie und führten sie vor den Tempelvorsteher; da bekannte Petrus mit den andern Aposteln seinen Glauben an Jesum Christum. Der Tempelvorsteher, durch so viel Festigkeit und Muth verwirrt, wußte nicht, was er mit ihnen anfangen sollte. „Mischet euch nicht in das, was diese Leute angeht," sprach Gamaliel, „denn ist ihr Unternehmen Menschenwerk, so wird es von sich selbst zerfallen; kommt es aber von Gott, so werdet ihr es nie zerstören können."

Man entließ daher die Apostel, nachdem man sie mit Ruthen gestrichen und ihnen verboten hatte, weiter im Namen Jesu zu predigen. Da aber die Apostel dieses Verbot nicht beobachteten, loderte die Verfolgung mit neuer Heftigkeit auf. Der hl. Stephanus, der Diakon, wurde gesteinigt; die Jünger zerstreuten sich; Philippus ging, den Samaritanern das Wort Gottes zu verkünden, welche sich bekehrten und getauft wurden. Alsbald erfuhren die Apostel in Jerusalem mit Freude, was zu Samaria vorgegangen war, und sie sandten den Petrus und Johannes dorthin, damit sie denselben die Hände auflegen; und sie empfingen den heiligen Geist. Bei der Gründung dieser Kirche war es auch, daß Petrus den Magier Simon verfluchte, der um Geld die Gaben des heiligen Geistes kaufen wollte.

Nach diesem Sturme genoß die Kirche eine Zeit lang Ruhe. Der heilige Lukas erzählt uns, daß während dieser Zeit der Ruhe die Kirche in ganz Judäa, Samaria und Galiläa sich befestigte und in der Furcht des Herrn wandelte, im Genusse der Tröstungen des heiligen Geistes. Es begab sich, daß Petrus, der von Stadt zu Stadt zog, um die Jünger des Herrn zu mustern, zu Lydda, einen Gichtbrüchigen, Namens Aneas heilte und die hl. Wittwe Tabitha zu Joppe vom Tode erweckte. Lange Zeit hielt er sich in dieser Stadt bei dem Gerber Simon auf. Hier hatte er ein Gesicht, in welchem ihm die Engel in einem Leinwandtuche, welches vom Himmel sich herabließ, allerlei unreine Thiere zeigten; und eine Stimme erscholl vom Himmel und rief: „Schlachte und iß." Petrus schlug es ab, um nicht verunreinigt zu werden. „Nenne das nicht unrein," rief die Stimme wiederum, „was der Herr gereinigt hat." Und weiter sprach sie: „Steige hinab; Leute suchen Dich auf, denen Du folgen sollst." Im nämlichen Augenblicke kamen die Boten des Hauptmannes Cornelius, und führten ihn nach Cäsarea, in das Haus des Cornelius, der seine ganze Familie und eine große Anzahl Freunde um sich versammelt hatte. Petrus predigte ihm Jesum Christum; auf sein Wort kam der heilige Geist über sie herab, und sie wurden getauft. Nun ist die Kirche den Heiden geöffnet; und Petrus, der ihr Thor den Juden geöffnet hat, ist es auch, der die Heiden einführt. Von nun an wird es nur mehr Einen Hirten, Einen Schafstall und Eine Heerde geben. Die beschnittenen Gläubigen begriffen noch Nichts von dem neuen Geheimnisse. Als Petrus zu Jerusalem ankam, machten sie ihm Vorwürfe: „Warum bist Du bei Unbeschnittenen eingetreten und hast mit ihnen gegessen?" Petrus erzählte ihnen, was vorgefallen war, und belehrte sie, daß alle Schranken, welche die Nationen trennten, gefallen seien.

Kreuzigung des hl. Petrus.

Zur nämlichen Zeit wurde Paulus auf dem Wege nach Damascus zu Boden geworfen, und seine Augen öffneten sich dem Lichte, und Gott wählte ihn zu seinem Apostel. „Aber bevor er seiner Sendung zu folgen begann," sagt Bossuet, „mußte Paulus Petrum sehen, wie man ein wundervolles, sehenswerthes Ding ansieht; ihn betrachten, ihn studiren und ihn als den ältern und höhern anerkennen, wie St. Chrysostomus meint; er mußte ihn sehen, nicht um von ihm belehrt zu werden, da er ja von Jesus Christus selbst in einer besonderen Erscheinung unterrichtet wurde, sondern um den künftigen Jahrhunderten eine Lehre zu geben, auf daß es fest stünde für alle Zeiten, daß man, — wäre man auch so gelehrt und heilig, wie Paulus, dennoch Petrum sehen müsse."

Nach dieser Begegnung vertheilten sich die Apostel in alle Welt, um alle Völker für Jesum Christum zu

gewinnen. Der hl. Petrus ließ den hl. Jakobus zu Jerusalem zurück, um die dortige Kirche zu leiten und begab sich nach Antiochien, der Hauptstadt des Orients. Er predigte in Pontus, Galatien, Bithynien und Kleinasien; besuchte die von Paulus und den übrigen Aposteln in diesen Gegenden gegründeten Kirchen, trug seinen Sitz nach Rom, befestigte ihn voll Vertrauen neben dem Kaiserpalaste und kam dann wieder nach Jerusalem zurück. — Agrippa ließ ihn zu Jerusalem ergreifen und in das Gefängnis werfen; es geschah dieß am Ostertage. Um dem Volke, das des Apostelfürsten Haupt verlangte, wie es das Haupt Christi, seines Meisters, verlangt hatte, Genüge zu leisten, hatte Herodes beschlossen, ihn nach dem Osterfeste hinrichten zu lassen, aber in der Nacht vor dem zur Hinrichtung bestimmten Tage erschien dem ruhmreichen Gefangenen ein Engel des Herrn und ein glänzendes Licht durchströmte den ganzen Kerker. „Erhebe dich,“ sprach der Bote des Himmels zu ihm, „lege deinen Gürtel um, nimm deine Kleider, und folge mir nach.“ Auf dieses Wort fühlte Petrus seine Ketten wegfallen, er schritt mitten durch die Wachen, ohne bemerkt zu werden und verließ auf so wunderbare Weise die Stadt.

Man weiß nicht, wo er nach seiner Befreiung aus dem Kerker hinging; wahrscheinlich kehrte er nach Rom zurück. Hier schrieb er seinen ersten Brief an die Kirchen, die er in Asien gegründet hatte. Von jetzt an wird das Primat Petri immer merklicher. Er begann mit der Leitung der ersten Christengemeinde zu Jerusalem; der Glaube ging von Judäa aus, um den ganzen Orient zu gewinnen; da schlug er seinen Sitz in Antiochien, der Hauptstadt des Orients, auf. — Und als die zerstreuten Apostel die frohe Botschaft vor den Ohren aller Nationen hatten erschallen lassen, trug er seinen Sitz nach Rom über, nach Rom, der Königen der Welt. Von Rom aus sandte er seinen Jünger Marcus nach Alexandria, der Hauptstadt Egyptens, und diese neue Kirche verdankte, wie die von Antiochien, ihre Patriarchenwürde einem Strahle des Glanzes und der Macht, der von der Krone Petri ausgegangen war. Zur nämlichen Zeit begaben sich andere Jünger von Rom aus in die verschiedenen Gegenden des Orients, und es ist bekannt, daß in Italien, Gallien, Spanien, Afrika, Sicilien und den umliegenden Inseln alle Kirchen gegründet und alle Bischöfe eingesetzt wurden von dem heiligen Petrus, dem Apostelfürsten oder von dessen Nachfolgern. Nichtsdestoweniger verließ Petrus Rom noch einmal, um in den Orient zu gehen. Er hielt sich eine Zeit lang zu Antiochien auf, woselbst Paulus ihn abermals besuchte. Der große Apostel war zwar über die Gesetzmäßigkeit seiner Sendung durchaus nicht im Zweifel; aber er wollte mit Petrus und den andern Aposteln zusammenkommen, um all' seinen Verleumdern den Mund zu schließen. Petrus, Jakobus und Johannes empfingen ihn und begegneten ihm mit all' der Hochachtung, welche seinem Verdienst gebührte. Indessen hatte sich zwischen den Judenchristen und den Heidenchristen eine große Uneinigkeit über die Beobachtung der mosaischen Gesetze erhoben. Petrus, welcher von Gott die Weisung erhalten hatte, die Heiden nicht mehr für unrein zu halten, speiste öffentlich mit ihnen. Da ihm die Judenchristen hierüber Vorwürfe gemacht hatten, erschien er nicht mehr am Tische der Unbeschnittenen. Bald ahmten die übrigen Gläubigen sein Beispiel nach, und eine tiefe Spaltung begann zwischen Juden- und Heidenchristen einzureißen. Paulus, durch diese Gefahr erschreckt, bewaffnete sich mit heil. Freiheit und tadelte Petrum offen, daß er nicht nach dem Worte des Evangeliums handle. Petrus gab nach und, wie der heilige Augustinus sagt, er konnte uns kein schöneres Tugendbeispiel geben, als da er uns lehrte, die Liebe durch die Demuth zu bewahren.

Von Antiochien reiste Petrus nach Jerusalem. Große Spaltungen hatten auch in dieser Kirche eine allgemeine Verwirrung angerichtet. Mehrere von den Judenchristen lehrten, ohne die Beschneidung könne man nicht selig werden. Die Apostel und die Priester versammelten sich, um in dieser Sache zu entscheiden. Nach langem Hin- und Herstreiten erhob sich Petrus, und sagte, daß Gott selbst ihn erwählt habe, den Heiden das Evangelium zu verkünden und daß zwischen ihnen und den Juden kein Unterschied sein dürfe. Da schwieg die ganze Versammlung. Paulus und Barnabas erzählten die Wunder, welche Gott durch ihre Hände unter den Heiden gewirkt hatte und unterstützten durch Thatsachen die Entscheidung des Fürsten der Apostel. Ebenso Jakobus. Als alle Apostel einig waren, verfaßten sie einen Beschluß und verkündeten denselben als das Urtheil des heiligen Geistes und der Kirche, und machten ihn zu einer unverbrüchlichen Glaubensregel für alle Lande. Das war die Form dieser ersten Kirchenversammlung, die allen übrigen zum Muster dienen sollte. Petrus führte in dieser Versammlung den Vorsitz, wie ihn alle seine Nachfolger führen werden in den großen ökumenischen Concilien, welche gegen die großen Irrlehren werden zusammenberufen werden. Petrus spricht zuerst und trägt sein Urtheil vor, die Apostel urtheilen auch und erklären, daß ihr Urtheil mit dem des hl. Petrus übereinstimme, wie in den Concilien die Bischöfe urtheilen und mit dem Papste gleich stimmen werden. Alle Christen glaubten, daß der heilige Geist durch den Mund des hl. Petrus gesprochen habe, wie die Christen aller Jahrhunderte, wenn sie die Entscheidungen des Conciliums empfangen, glauben werden, daß der heilige Geist durch den Mund des Papstes und der Bischöfe gesprochen habe.

Der hl. Petrus kam in der Folge nach Italien zurück und kam in den letzten Jahren der Regierung Nero's wieder nach Rom. Als er erfahren hatte, daß dieser Tyrann die Christen ergreifen und zu den grausamsten Martern verdammen ließ, beeilte er sich, in ihre Mitte zu gelangen, um sie durch seine Gegenwart zu ermuthigen, und durch die neuen Bekehrungen die Verluste zu ersetzen, welche die Kirche durch die Hinrichtungen ihrer Glieder erlitt. Paulus kam zur nämlichen Zeit dorthin und diese zwei großen Apostel arbeiteten zusammen, um den Samen des Evangeliums im Schooße der Hauptstadt der Welt auszustreuen. Das

erscheint etwas überraschend, denn unter einem Fürsten, wie Nero, Petrus und Paulus so lange Zeit ungestört ihrem Predigtamt vorstehen konnten. Aber plötzlich erwachte der Haß gegen den christlichen Namen in dem Herzen des Tyrannen auf's Neue. Dieses Ungeheuer, welches alle Tugend schon in der Wurzel gern zerstört hatte, griff nun hauptsächlich die Christen an und befahl, den hl. Petrus festzunehmen. Wie ein Vater auf dem Todtenbett seinen Kindern seinen letzten Willen zu wissen macht, so schrieb der Heilige, der sein Ende nahe fühlte, seinen zweiten Brief, den man als sein geistliches Testament betrachten kann. Als Nero sah, sagt Laktantius, daß nicht allein in Rom, sondern allerorten und jeden Tag eine große Menge Volk den Götzendienst verließ, die neue Religion annahm, und die alte verdammte, unternahm er ein seiner würdiges Werk, diese himmlische Religion zu vernichten; damit ihm das gelinge, entschloß er sich, die beiden Hauptsäulen derselben niederzuwerfen: den Petrus und Paulus. Der Apostel der Heiden lag schon in Ketten; man ergriff auch den Statthalter Jesu Christi und warf ihn in das Mamertinische Gefängniß, unterhalb des Capitols. Paulus, als römischer Bürger, wurde enthauptet; aber Petrus wurde gekreuziget. Eine alte Sage meldet, daß er aus Demuth mit dem Kopfe abwärts gekreuziget zu werden verlangte, sei es, weil er diese Todesart für schmachvoller und grausamer hielt; sei es, weil er sich nicht würdig glaubte, wie sein Meister zu sterben. Nach dem heiligen Justinus geschah dieß im Jahre 66 der gewöhnlichen Zeitrechnung, 37 Jahre nach der Kreuzigung Jesu Christi.

Der heil. Paulus starb am nämlichen Tage und im nämlichen Jahre wie der heil. Petrus, Die heilige Schrift erzählt den Lebenslauf dieses Apostelfürsten nicht mit der nämlichen Ausführlichkeit, wie den des Apostels der Heiden; aber das ist eine wichtige Bemerkung, daß die Evangelien und die Akten der Apostel, wenn sie uns von Petrus sprechen, sich bemühen, sein Primatrecht hervorzuheben, also, wie es Bossuet in der Versammlung der französischen Bischöfe aussprach: „Der heil. Petrus erscheint überall als der Erste; der Erste im Bekenntnisse des Glaubens; der Erste in der Verpflichtung, zu lieben; der Erste, der Jesum nach seiner Auferstehung sah, wie er sein erster Zeuge vor allem Volke sein sollte; er war der Erste, als es sich darum handelte, die Zahl der Apostel zu ergänzen; der Erste, der den Glauben durch ein Wunder bestätigte; der erste in der Bekehrung der Juden; der Erste bei der Aufnahme der Heiden; der Erste in Allem. Alles trifft zusammen, sein Primat festzustellen; ja bis zu seinen Fehlern, welche ihre Nachfolger lehren, eine so große Macht mit Demuth und Herablassung zu gebrauchen. Denn Jesus Christus ist der einzige Hoheriester, der, erhaben über Sünde und Unwissenheit, die menschliche Schwäche nicht anders fühlen konnte, als im Tode, und das Mitleid nicht anders als in seinem Leiden. Aber die Päpste, seine Stellvertreter, die alle Tage mit uns sprechen: „Verzeihe uns, o Herr, unsere Fehler,“ lernen das Mitleid auf andere Weise kennen und brüsten sich nicht mit dem Schatze, den sie in einem so zerbrechlichen Gefäße tragen.“

Die gottselige Salome und die gottselige Judith.

Klausnerinnen bei Oberaltaich in Bayern.

Neuntes Jahrhundert.

Salome soll einer königlichen Familie in England angehört haben und nach ihrer Eltern Tode an dem königlichen Hofe aufgewachsen sein. Ihre Jugend heiligte sie durch alle Werke christlicher Frömmigkeit; nie beschlich der eitle Ruhm ihr Herz und allmählig erstarkte in ihr der Entschluß, die Welt auf immer zu verlassen. Mit einigen Dienerinnen unternahm sie eine Wallfahrt in das gelobte Land und auf ihrem Rückwege ließ sie sich unweit Regensburg, dann bei Passau nieder. Hierauf nahm sie der Abt Walther von Oberaltaich auf, und wies ihr eine Klause an, wo sie als eine Leuchte der Tugend weithin ihren Strahlenglanz verbreitete.

Ihre Akten sagen, es sei eine Verwandte, Namens Judith von England ausgegangen, um sie aufzusuchen und Salome habe sie gleichfalls zum Antritt der nämlichen Lebensweise vermocht. Beide sind im Rufe der Heiligkeit, wohl vor dem Jahre 880 gestorben; sie wurden in Oberaltaich beigesetzt; ihrer gedenket Bucelin in seinem Monolog.

30. Juni.

Der heil. Martial und der heil. Frontius.

Drittes Jahrhundert.

Das Wort ist die größte menschliche Macht! es hebt, fesselt und reißt den Menschen hin und läßt ihn an den Ufern anlanden, die es von Anfang an sich vorgezeichnet hat. Durch das Wort lebt und bewegt sich die moralische Welt; errichtet eine Rednerbühne, und das Wort bildet ein Volk, richtet eine Nation ein. Das Wort drückt Wahrheit und Irrthum aus, es wühlt auf, verändert, bildet um, zerstört; es steigt hinab bis zum Verworfensten: es nimmt seinen Flug bis zum Erhabensten. Wie der Bildner den Thon knetet und aus ihm Carrikaturen oder große Männer formt, so formt das Wort den Verstand nach seinem Wohlgefallen und gießt ihn in die verschiedensten Modelle. Nimm

einen unwissenden Hirten; er wird dich hören, er wird dich begreifen und allmählich wirst du ihn durch dein Wort umbilden; du wirst ihn veredeln. Man sagt nicht: Gott hat geschrieben, sondern Gott hat gesprochen. Gott hat nur einmal gesprochen (Semel locutus est Deus) und die Engel trugen die Kunde von diesem Worte bis an die Grenzmarken der Erde.

Christus, das göttliche Wort ist Fleisch geworden (Verbum caro factum est) und hat unter uns gewohnt voll Gnade und Wahrheit; er hat die Kirche gegründet, um durch das Wort die Erlösung fortzusetzen. Gott hat gesprochen und sein Wort belebte sich; er gab uns in ihm sich selber; und die Menschheit versank in Stillschweigen vor ihm; denn das christliche Wort allein erhält sich durch seine eigene Lebenskraft. Die Menschen reden alle Tage, sie sprechen von vorübergehenden Dingen, und wenn sie auch bisweilen mit seltener Beredtsamkeit sprechen, da handelt es sich höchstens um die Interessen der Völker — und die vergehen auch; — vielleicht verschwinden sie schon nach kurzer Zeit. Das göttliche Wort aber ist unveränderlich; es hat seine treuen Hüter. Wie ein Mann, der anf einem Vorgebirge steht, an das die Meereswogen schlagen, das Rauschen des Ozeans und das Brüllen des Sturmes hört und, wenn er es gewöhnt ist, sogar die leisesten, fernsten Anzeichen des Sturmes unterscheidet, so überwachen die Bischöfe von Strecke zu Strecke auf einem Vorgebirge stehend, die Erklärung des göttlichen Wortes, erkennen die leiseste Spur eines Sturmes, der sich dagegen erhebt, lassen ihre Bemerkungen von Munde zu Munde gehen, und sprechen: „Christus hat nicht so geredet", und aller Streit ist beendet. Das menschliche Wort dagegen ist nichts als ein bunter umherschwärmender Zugvogel; die Kirche läßt dasselbe gewähren, überwacht mit Sorgfalt all' seine Wege und Abwege und ist ruhig in dem Bewußtsein, daß es ihm unmöglich ist, ein anderes Lehrgebäude aufzuführen, als das Jesu Christi. Und wirklich ein System hat immer dem andern Platz gemacht; ein Lehrstuhl hat sich immer gegen den andern erhoben; und wir selbst — haben wir je drei Männer gefunden, die über irgend einen philosophischen Satz einig gewesen wären? Was hatte das menschliche Wort Humanes, ehe das Christenthum ward. Es genügte ein Blick auf die römischen Amphitheater, wo man die entwürdigten Völker des Alterthums, die mit der Feder des Virgils geschrieben und mit Cicero's Zunge geredet hatten, diese Kaiser, diese Consuln, diese Frauen jauchzen hört bei dem Anblicke dieser Wettkämpfe — dieser Wettkämpfe nicht von Thieren gegen Thiere, sondern von Menschen gegen Thiere, von Menschen gegen Menschen! mild und weich machte, Macht, welche die Menschen mild und weich machte, welche die Sitten umänderte, indem sie die Geister erleuchtete? Das christliche Wort ist es. Darum wollen wir erzählen, wie das göttliche Wort den alten Galliern, den Voreltern der Franzosen, verkündet wurde. Hören wir mit Ehrfurcht die Geschichte der Glaubenshelden jener alten Zeiten.

Man liest im römischen Martyrologium: „Zu Reims in Gallien empfing der heilige Xistus, der Schüler des heiligen Apostel Petrus und von ihm zum ersten Bischofe der Stadt ernannt, unter Nero's Regierung die Marterkrone "

„Zu Arles der heilige Trophimus, dessen Paulus in dem Briefe an Thimotheus Erwähnung thut, welcher von dem nämlichen Apostel zum Bischofe geweiht, und als der erste Prediger des Evangeliums in diese Stadt gesendet worden war; eine Sendung, welche nach dem Ausdrucke des heiligen Papstes Zosimus eine Quelle für ganze Glaubensströme im Innern Galliens wurde." (20. Dezember.)

„Zu Limoges der heil. Martial, Bischof, mit zwei Priestern, Alpinian und Austriolian, deren Leben durch Wunder verherrlicht wurde." (30. Juni.)

„Zu Perigieux, im aquitanischen Gallien bekehrte der heilige Frontius, der von dem Apostel Petrus geweiht worden war, mit Hilfe eines Priesters, Namens Georg, den größten Theil dieses Landes, und nachdem er durch Wunder gestrahlt hatte, verschied er im Frieden." (25. Oktober.)

Die in diesem Texte angeführten Gegenden umfassen den Norden, den Süden und den Westen Galliens.

Als diese ersten Apostel des Christenthums Gallien betraten, bot dieses weite und schöne Land die verschiedenartigste Mischung von Racen, Religion und Sitten, von Bildung und Barbarei. Neben einer römischen Stadt konnte man einen gallischen Flecken mit seinen Hütten aus Lehm und Balken sehen; der Barbar, der neue Bürger verwickelte seine Toga in den Dorngesträuchen der Wälder und ahmte den feierlichen Gang des Senatoren nach. Die rauhen Töne der celtischen Sprache mischten sich mit den harmonischen Klängen Griechenlands und mit Latiums Majestät. Die nämlichen Gegensätze zeigten sich in den Glaubenssymbolen der Gallier. Wenn man ihre heiligen Sagen mit Aufmerksamkeit studirt, so findet man zwei verschiedene Glaubenssysteme, zwei abgesonderte, einander feindliche Religionen; den Druidismus, eine mysteriöse, orientalische, auf materialistischem Pantheimus beruhende Glaubenslehre, und neben demselben einen groben Polytheismus. Wie die erste dieser Religionen mit den römischen Ansichten unverträglich war, eben so sehr begünstigte letztere dieselben; die Römer bemächtigten sich daher der letzteren, assimulirten sie der ihrigen, verschmolzen die beiderseitigen Mythen und man las auf dem nämlichen Altare beide Namen, den römischen und den gallischen; Camul und Mars, Belen und Apollo, Merkur und Tentatès; der Druidismus hingegen wurde geächtet, verfolgt, dem Volke preisgegeben, während Abfall von demselben ein Weg zu Geld und Gut, eine Bedingung der Erlangung des Bürgerrechtes war. Aber der nämliche Beweggrund, der die höheren Classen vom Druidismus fern hielt, erzeugte in den niederen eine unvermeidliche Reaktion zu Gunsten der angegriffenen Religion; sie erhielt dadurch eine Kraft, die sie schon Jahrhunderte nicht mehr gehabt hatte; sie nahm einen energisch nationalen Charakter an im Gegensatz zu der Eroberung und den Neuerungen,

welche die Eroberer brachten; sie wurde zur Niederlage der geächteten heil. Einrichtungen, der Brennpunkt, um den sich die Patrioten schaarten, ihre Hoffnungen zu beleben und ihren Haß gegen die Fremden mehr zu entflammen. Diese Verschiedenheit der äußern und innern Gestaltung des Landes erzeugte die nämliche Verschiedenheit bezüglich der Annahme des Christenthums. Die Römer allein waren die Verfolger; überall, wo ihr Cult herrschte, konnte die Lehre Christi nicht anders siegen, als um den Preis des Blutes ihrer Bekenner. Der Druidismus aber schien dieselbe anzuerkennen und ließ sich von ihr ohne harten Kampf verdrängen, wie das trübere Licht vor dem schönern und helleren erbleicht.

Es war ihm der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, an künftige Strafe und künftige Belohnung kein neues Ding; er trug gewissermaßen die Ahnung einer Erlösung und eines Mittlers in sich. Er näherte sich deshalb dem neuen Culte, der aus dem Oriente herübergekommen war, und nachdem sich beide mit Staunen und Verwunderung betrachtet hatten, umarmten sie sich endlich, wie zwei Brüder, die ihrer Kindheit sich erinnern während Jahre verstrichen, seit sie sich sahen. In der gleichen Wiege, in Asien, geboren, fanden sie sich endlich wieder, nachdem sie die Welt durchwandert hatten; der eine, frei von aller weltlichen Beimischung und auf Calvaria vollendet; der andere unter den Nationen umherschwärmend und auf seiner Wanderung die Symbole der Natur abpflückend, wie ein Kind die Blumen auf der Wiese pflückt.

Nachdem der Diakon Stephanus durch seinen Tod die Reihe der Blutzeugen eröffnet hatte, die ihr Leben zum Zeugniß für ihren Glauben hingaben, entstand eine heftige Verfolgung in der Kirche zu Jerusalem. Die Juden wandten ihre Wuth besonders gegen diejenigen, welche sie dem Heilande hatten folgen sehen; gegen seine Familie und seine Freunde. Eine alte Geschichte erzählt, daß sie den Lazarus, den Jesus vom Tode erweckt hatte, in einer morschen Barke ohne Steuerruder und Segel, ein Spiel der Wellen, in die See hinausstießen; ebenso Maria, welche sich zu Jesu Füßen warf, um ihn zu hören; auch Maria Cleophas, und eine andere Maria, die Mutter des Liebesjüngers; ferner den Simon und Chalidonius, den Blindgeborenen; endlich Magdalena, die Sünderin, die mit Salben und Thränen des Meisters Füße badete. Ihre Barke, von Gottes schützendem Hauche getrieben, der vor ihnen her die Wellen kräuselte, landete am Ufer von Marseille, wo heutzutage die einsame und in ihrer Einsamkeit so poetische Kirche „des saintes Maries" steht. Die hl. Colonie stieg an's Land und brachte, wie einst Noe, dem Herrn ein Brandopfer zum Danke dar; dann zerstreuten sich die wunderbaren Sendboten, um in den benachbarten Gegenden das Evangelium zu verkünden. Der heilige Lazarus gewann Marseille, machte hier zahlreiche Bekehrungen, verwandelte den Dianatempel in eine christliche Kirche und starb als Martyrer. Magdalena verließ die Grotte, wo sich später die berühmte Abtei St. Viktor erhob, um eine noch einsamere Gegend zu suchen, und in der Wüste von Beaume, in der so viele heilige Thränen geflossen sind, ihre Sünden zu beweinen.

Martha, die fromme Gastfreundin von Bethania, ging an der Rhone hinauf und kam nach Tarrascon. Ein unförmliches Ungethüm verwüstete diese Gegend; das jammernde Volk warf sich zu den Füßen der Jungfrau, und Martha warf ihren Gürtel um den Hals der Schlange und führte sie, folgsam und zahm geworden, auf einen Scheiterhaufen.

So soll auch der heil. Frontius in der Dordogne einen Drachen vom Felsen herabgestürzt haben, der die dortigen Gefilde verheerte. Leicht erkennt man in diesen Sagen das Symbol der Niederlage des Heidenthums und den Sieg der christlichen Lehren, dargestellt unter dem Bilde eines jungfräulichen Gürtels und eines bischöflichen Stabes.

Der heilige Frontius stürzt den Drachen in die Dordogne.

Trophimus, Bischof von Arles, ist der erste Apostel der Gallier, von dem wir sichere Nachrichten haben. Er war an den glücklichen Ufern Joniens geboren, nicht fern dem Vaterlande Homers, zu Ephesus, einer bei den Heiden durch ihren Dianatempel berühmten, und den Christen deshalb theuren Stadt, weil sie die Jungfrau Maria aufgenommen hatte, nachdem sie der geliebte Jünger, dem der sterbende Heiland seiner Mutter anvertraute, dorthin geführt. So empfing der hl. Trophimus vom hl. Johannes, der reinen Taube der Sanftmuth und Liebe, dem heißgeliebten und treuen Jünger des Herrn, die evangelischen Lehren. Er war einer von den zwölf Jüngern, denen der hl. Paulus bei seiner Durchreise durch Ephesus die Hände auflegte. Er verließ den großen Apostel nimmer bis zu dem Tage, an dem er von demselben mit Crescentius und Lucas, der ebenso seine wundervolle Epopöe, welche man die Apostelgeschichte heißt, beendigt hatte, nach Gallien gesandt wurde. Wenn die Sendung des hl. Trophimus, des hl. Martial und des hl. Frontius auch historisch erwiesen ist, so dürfen wir uns doch durchaus nicht bemühen, die Einzelheiten derselben aufzusuchen. Wir wissen nur, daß der heilige Trophimus, welcher nicht in der Stadt der Ueppigkeit und des Vergnügens sein Kreuz aufpflanzen wollte, etwas von ihr entfernt, unter den Gräbern das köstliche Symbol der Unsterblichkeit errichtete. Ich weiß nicht, welche seltene, wilde Poesie über diesen Ort ausgegossen ist; die griechische Mythologie bewegt sich auf ihm; auf ihm läßt Ariost den rasenden Roland, diesen ruhmreichen Paladin des Mittelalters seinen Kampf bestehen. Arles hat nichts als Ruinen und Erinnerungen an alte Zeiten; die schöne Basilika des heiligen Trophimus, dieser steinerne Zeuge. Ueber Martial haben uns die Geschichtsschreiber beinahe gar keine Nachrichten aufgezeichnet. Er war zu den Lemovikern gesandt. Man sagt, er sei das Kind gewesen, von dem der hl. Apostel Andreas sagte: „Es ist ein Kind da mit fünf Gerstenbroden und zwei Fischen.“ Gregorius von Tours erzählt uns die Bekehrung des Fürsten der Lemoviker. Nachdem Martial den Götzendienst vernichtet, und den Glauben in Limoges verbreitet hatte, verschied er im Frieden. So sehen wir, daß die Verkündigung des Evangeliums leichter wird, je weiter man gegen Norden kommt, und daß dort seine Lehren viel eher in Fleisch und Blut übergehen, als im Süden.

Der heilige Stremonius verkündet das Evangelium in der Auvergne.

Hören wir, wie der gelehrte Bischof von Montpellier, Franz Bosquet, in dem ersten Buch seiner Geschichte der gallischen Kirche das Leben des heil. Frontius erzählt, dieses Apostels von Perigord.

Ein Kind des Stammes Juda, folgte er dem heil. Petrus nach Rom. Von dem Apostelfürsten für die Mission in Gallien erwählt, reiste er mit einem Priester, Namens Georg, dorthin. Als dieser auf der Reise gestorben war, kehrte Frontius nach Rom zurück, nahm den wunderwirkenden Stab des heil. Petrus und hatte das Glück, seinen Freund Georg wieder zum Leben erstehen zu sehen. Die Predigten dieser zwei Apostel hatten eine wunderbare Kraft. Die Götzenbilder fielen und die Altäre des wahren Gottes erhoben sich auf ihren Trümmern. Eine fromme Frau von Puy in Velay, welche dieselben gastfreundlich aufgenommen hatte, sah im Traume eine glorreiche Königin, umringt von Engelsschaaren und auf einem gewaltigen Throne sitzend, gestellt auf die Spitze eines Berges. Erstaunt fragt sie die schöne junge Frau: „Wer bist du?“ „Ich bin die Königin des Himmels und der Erde“, antwortete dieselbe „und die Freundin des Frontius und Georgius, der Jünger Christi.“ Die gute Wirthin erzählte beim Erwachen den Bischöfen ihr Gesicht. Die Männer Gottes erkannten, daß dies ein heiliger Ort sei, ließen ihn umzäunen und da erhob sich nachher die Kirche unserer lieben Frau von Puy. Ich konnte diese Sage niemals vergessen, die vielleicht die erste ist, welche sich an die christliche Kunst in Frankreich anknüpft. Der heil. Frontius gründete Kirchen und befestigte in mehreren Städten seine Kirchenherrschaft; auch befreite er die Einwohner von einem furchtbaren Drachen, der die Gegend verwüstete. Niemals ruhte er; überall findet man ihn, wo es gilt, Gutes zu thun, Seelen zu retten. Man kann sein Wirken mit Hilfe der örtlichen Legende verfolgen. So trägt bei Montluçon in Allier, eine Quelle seinen Namen, und die Landleute sagen, der heilige Frontius habe seine Ochsen verloren und an dieser Quelle sie wiedergefunden. Er besuchte die heilige Martha und stand ihr später in ihren geistlichen Verrichtungen bei. Von Tag zu Tag vermehrte Gott die Anzahl der Wunder zu Gunsten seiner Apostel.

Als eines Tages Frontius in seinen bischöflichen Gewändern am Pfingstfeste das heil. Opfer darbringen wollte, fand es sich daß kein Wein da war. Nachdem er lange Zeit gewartet hatte, ohne sich einen solchen verschaffen zu können, — denn das Land war arm und erzeugte keinen — warf sich Frontius auf die Kniee nieder und betete vor dem Altare; alsbald schwebte eine Taube, weißer als der Schnee, vom Himmel herab, die in ihrem Schnabel eine mit Wein gefüllte Phiole hielt, welche sie auf den Altar stellte. In Perigord, sagte der Marquis von Sainte Aulaire, ist der Name des heil. Frontius populär geworden, und sein Andenken ist noch heutzutage der Bevölkerung der Diözöse, deren erster Hirt er gewesen war, ein Gegenstand besonderer Verehrung. Unterdessen hatte Stremonius in den Averner Bergen gearbeitet und einer seiner Jünger hatte die frohe Botschaft nach Nevers und Bourges gebracht. Im Westen hatte der heil. Gatienus mit vielen Schwierigkeiten und Leiden zu kämpfen.

Das offizielle Heidenthum und der Druidismus hatten sich verbündet, die neue Lehre zu verdrängen. Trotz des schönen Himmels und der Milde und Gutmüthigkeit der Einwohner nahm hier der religiöse Fanatismus einen furchtbar wilden Charakter an. Um die heiligen Geheimnisse zu feiern, mußte sich Gatienus in den natürlichen Grotten verbergen, welche das rechte Ufer der Loire begleiten, und in die Felsen eingehend, das ganze Thal beherrschen. Diese Katakomben waren die ersten Kirchen des westlichen Galliens. So wurde das Wort Gottes in diesem Theile Galliens verkündet.

Der heilige Paulus,

Apostel und Martyrer.

Jahr 67.

Der heil. Paulus war ein Jude aus dem Stamme Benjamin, aus Tarsus in Cilicien, ein Pharisäer und Schüler Gamaliels und daher vor seiner Bekehrung, da er Saul hieß, ein heftiger Verfolger der Christen. Er drang in die Häuser ein, schleppte Männer und Weiber fort, hatte an dem Morde des hl. Stephanus Theil, und erbat sich endlich vom hohen Priester Vollmachtsbriefe an die Synagoge zu Damascus, um auch die dortigen Christen gefangen nach Jerusalem zu führen. Dabei wandelte er dem Gesetze nach tadellos, und war stolz auf seine eigene Gerechtigkeit. — Jetzt führten ihn aber die Erbarmungen Gottes zur Erkenntniß Christi. Und nun sah er ein, daß er durch seine Gerechtigkeit Verzeihung seiner Sünden nicht erhalten könne, sondern nur durch die Verdienste Jesu. Wie Gott noch immer durch verschiedene Mittel, durch sein Wort, durch Gewissensunruhe, Krankheiten und Todesfälle, viele vom Pfade der Sünde zu sich ruft; so umstrahlte den Saulus auf dem Wege nach Damascus plötzlich ein Licht vom Himmel. Er fiel vor dessen Glanz zur Erde, und hörte eine Stimme, die also sprach: Saul! Saul! warum verfolgst du mich?" Er fragte: „Herr! wer bist du?" Und der Herr antwortete: „Ich bin Jesus, den du verfolgst. Es wird dir schwer werden, wider den Stachel auszuschlagen." Und Paulus sprach zitternd und bebend „Herr, was willst du, daß ich thun soll?" Und es ward ihm geantwortet: „Geh in die Stadt, da wird dir gesagt werden, was du thun sollst." Und er stand auf und ließ sich von seinen Begleitern nach Damascus führen. Er sah drei Tage nicht, aß und trank nicht, sondern betete immer. Der Herr sandte aber den Ananias, der sein treuer Jünger war, nach drei Tagen zu ihm. Dieser sprach: „Lieber Bruder Saul! sieh mich an. Der Herr, der dir auf dem Wege hierher erschienen ist, sendet mich zu dir, damit du wieder sehend und mit dem heiligen Geiste erfüllet werdest." Und augenblicklich fiel es dem Saulus, der nachher den Namen Paulus erhielt, wie Schuppen von den Augen. Er sah, und erkannte den Ananias, den er zuvor im Traume gesehen hatte. Da sprach dieser zu ihm: „Du wirst vor allen Menschen ein Zeuge Jesu sein. Steh auf, und laß dich taufen, und wasche so deine Sünden ab, und bekenne Jesum öffentlich als deinen Herrn." Und Paulus gehorchte, stand auf und ließ sich taufen. Erleuchtet von der göttlichen Gnade erkannte er sich für so sündhaft, daß er nachher von sich sagte: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren, damit Jesus Christus an mir, als dem größten Sünder, alle seine Langmuth beweisen könnte, zum Beispiele für die, welche künftig an Ihn glauben werden zum ewigen Leben." 1. Tim. 1, 16. Paulus predigte sogleich in den Synagogen zu Damascus Jesum, daß Christus der Sohn Gottes sei. Er zog sich aber bald nach Arabien zurück, und begab sich später wieder nach Damascus, wo nun die Juden über seine Predigten so aufgebracht wurden, daß sie seinen Tod beschlossen und die Stadtthore bewachen ließen, damit er ihnen nicht entgehen könnte. Seine Jünger ließen ihn aber des Nachts in einem Korbe über die Mauer hinab. Drei Jahre brachte er zu Damascus und in der Umgegend zu, dann begab er sich nach Jerusalem und suchte sich an die Jünger Jesu anzuschließen. Diese aber fürchtelen ihn, indem sie nicht glaubten, daß er ein Jünger wäre. Da stellte ihn Barnabas, der ihn zu Damascus kennen gelernt hatte, den Aposteln vor. Nun nahmen ihn alle voll Freude auf. Hier predigte er fünfzehn Tage mit solchem Nachdruck, daß er sich vor der Wuth der Juden flüchten mußte. Er ging daher nach Cäsarea, von da nach Tarsus, nach Syrien und Cilicien, und in alle Gegenden Judäens. Endlich kam Barnabas nach Tarsus, wo Paulus eben wieder war, und nahm ihn mit sich nach Antiochien. Als er um das Jahr 44 das Almosen der Gläubigen von hier an die zu Jerusalem gebracht hatte, und nach kurzer Zeit wieder nach Antiochien zurückgekehrt war, wurde er mit Barnabas, nach dem Willen des heiligen Geistes, zur Bekehrung der Heiden abgeschickt, nun warteten seiner neue Leiden. Dazu stärkte ihn aber Gott, durch außerordentliche

Begnadigung, indem er ihm in einem Gesichte die Herrlichkeit des Himmels zeigte. Damit er aber zugleich in der Demut erhalten würde, ließ ihn Gott von fleischlichen Begierden so sehr versucht werden, daß er einmal ausrief: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Todesleibe?" Und es ward ihm geantwortet: „Die Gnade Gottes, durch Jesum Christum, unsern Herrn!" Röm. 7, 24. 25. „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. 2. Kor. 12, 9. Mit dieser wirkte er nun auch getreulich mit durch Gebet, Abtödtung und Arbeitsamkeit. Er verfertigte Gezelte, wodurch er sich ernährte und andere unterstützte. Von Antiochien begab sich Paulus nach Seleucien, nach Cypern, nach Philippi, nach Athen, Korinth, Ephesus, Troas, Miletus und in viele andere Orte. Ueberall segnete Gott sein Wort, und verherrlichte sich in ihm durch viele Wunder. Zu Ephesus, wo er eine Kirche stiftete, hielt er sich drei Jahre auf. Rührend ist sein Abschied, den er nachher von den Ältesten dieser Gemeinde nahm. „Ihr wisset, sagte er unter anderem, wie ich mich vom ersten Tag an, da ich nach Asien kam, bei euch die ganze Zeit betrug. Wie ich euch nichts vorenthielt, was zu eurem Besten diente, indem ich sowohl Juden als Heiden die Bekehrung zu Gott, und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum verkündete. Und nun seht! gebunden im Geiste gehe ich nach Jerusalem hin; denn von Stadt zu Stadt bezeugt mir der heilige Geist, daß Bande und Trübsal in Jerusalem meiner warten. Ich weiß, daß ihr alle mein Angesicht nicht mehr sehen werdet. Ich bin rein von dem Blute aller; denn ich habe euch den ganzen Rathschluß Gottes verkündet. Nun empfehle ich euch Gott, und dem Worte seiner Gnade." Er kniete dann nieder, betete mit allen, und alle weinten laut, fielen ihm um den Hals und küßten ihn.

Als er endlich mit Almosen von mehreren Gemeinden in Jerusalem angekommen war, wurde er mißhandelt, wie er voraussah, und fast zwei Jahre im Kerker behalten, bis er sich an den Kaiser wandte. Jetzt wurde er nach Rom geführt, wo er zwei Jahre in einem etwas freierem Gefängnisse predigte. Als er wieder die Freiheit erhielt, durchlief er mehrere Provinzen, und ging dann wieder nach Rom. Hier ließ ihn Nero bald in's Gefängniß werfen, weil er eine seiner Beischläferinnen bekehrt hatte. Nach neunmonatlichem Gefängnisse im mamertischen Kerker wurde er mit Petrus zum Tode verurtheilt. Dieß war sein letztes Leiden, nachdem er während seines

Paulus predigt in Athen.

apostolischen Amtes fünfmal gegeißelt, dreimal mit Ruthen gestäupt, einmal gesteinigt worden, dreimal Schiffbruch gelitten, und Tag und Nacht in der Tiefe des Meeres zugebracht hatte. Dazu kamen noch viele ausgestandene Gefahren auf der Reise, viele Mühseligkeiten, Schlaflosigkeit, Hunger, Durst, Kälte und Blöße. Er wurde mit Petrus den 29. Juni im Jahr 67 zum Tode geführt und auf der Straße nach Ostia, eine Stunde vom alten Rom, enthauptet. Auf dem Wege dahin bekehrte er noch drei Kriegsknechte, die bald nach ihm als Martyrer starben. Seine Gebeine ruhen bei denen des heiligen Petrus.

Möchten wir alle als Folge wahrer Bekehrung, mit Paulus sagen können: „Christus ist mein Leben und Sterben, mein Gewinn. Ich sehne mich, abzuscheiden und bei Christo zu sein.“ Phil. 1, 21. 22.

1. Juli.

Der heilige Gallus I.,

Bischof von Clermont in Auvergne.

Jahr 553.

Gallus, der heilige, geboren um das Jahr 489, stammte aus der Stadt Auvergne, jetzt Clermont genannt. Georg, sein Vater, war aus einem der angesehensten Häuser der Provinz entsprossen. Leocadia, seine Mutter, stammte aus der Familie des Vettius Exagatus, eines berühmten Römers, welcher zu Lyon sein Blut für den Namen Jesu vergossen hatte. Beide trugen große Sorge für die Erziehung ihres Sohnes, und als er die mannbaren Jahre erreicht hatte, gedachten sie ihn mit einer Senatorstochter zu vermählen, welches für ihn eine sehr ehrenvolle Verbindung gewesen wäre. Der Heilige aber wollte dieser Anordnung nicht entsprechen, sondern, erglüht von heiliger Begierde, für Gott allein in der Einsamkeit zu leben, entfloh er heimlich aus dem väterlichen Hause zu dem Abte des Klosters Cournon und bat denselben, er möchte ihn unter die Zahl seiner Jünger aufnehmen, was ihm auch gestattet wurde, nachdem er die Einwilligung seiner Eltern erlangt hatte. Mit Freude sah er dem Tage entgegen, wo er allen irdischen Eitelkeiten entsagen sollte, um den Stand der klösterlichen Armuth anzutreten.

Bald zeichnete er sich vor allen Andern aus durch seine Liebe zur Abtödtung und durch seinen Eifer in allen gottseligen Uebungen der Genossenschaft.

Seine Frömmigkeit und seine sanfte harmonische Stimme beim Psalmengesange entzückte Jeden, der ihn im Chore singen hörte. Der heil. Quintian, Bischof von Auvergne, weihte ihn zum Diakon, weil er in ihm einen für den geistlichen Stand sehr tüchtigen Mann erkannte. Einige Zeit nachher begehrte Theodorich, König von Austrasien, daß ihm Quintian den Heiligen überließ, den er sodann an seinen Hof beschied, und bis zum Jahr 527 daselbst behielt. Da der heilige Bischof im selbigen Jahre mit Tod abgegangen war, begehrte das Volk den heiligen Gallus zum Oberhirten und hatte am Ende die Freude, denselben zu erhalten. Die Demuth, Sanftmuth, Liebe und Eifergluth verbreiteten den hellsten Glanz über sein Hirtenamt. Vor Allem aber bewunderte man seine Geduld in Ertragung von Unbilden. Als ein aufbrausender Mensch ihm einmal einen Streich auf das Haupt versetzte, äußerte er nicht die geringste Gemüthsbewegung, sondern ertrug stillschweigend die Schmach, und entwaffnete durch seine Sanftmuth den Grimm seines Beleidigers. Evodius, der aus einem Senator ein Priester geworden war, vergaß sich eines Tages so sehr, daß er in den unanständigsten Ausdrücken mit ihm redete. Der Heilige stand gelassen auf, ohne ein Wort zu erwidern, behandelte seinen Feind mit Güte und ging in die Kirchen der Stadt, um für ihn zu beten. Evodius ward durch dieses edelmüthige Betragen so gerührt, daß er sich mitten auf der Straße dem Heiligen zu Füßen warf und ihn um Verzeihung bat. Von dort an lebten sie miteinander in vollkommenster Eintracht. Der heilige Gallus besaß auch die Wundergabe; durch seine Gebete bändigte er die Flammen einer Feuersbrunst, die nothwendig die ganze Stadt hätte in Asche legen müssen. Ein anders Mal befreite er auf gleiche Weise seine Heerde von einer ansteckenden Krankheit, welche in den benachbarten Provinzen große Verheerungen anrichtete. Er starb um das Jahr 553 voll Verdienste und guter Werke.

Der heilige Gallus verhindert eine Feuersbrunst.

Der heilige Theobald.

Einsiedler. — Jahr 1066.

Dieser Heilige war ein Abkömmling der Grafen von Champagne. Dem Grafen Arnulph verdankte er sein Leben und ward geboren im Jahr 1017 zu Provins in der Landschaft Brie. In der Taufe erhielt er von seinem Oheim, dem Erzbischof von Vienne, der wegen seiner Tugend in sehr hohem Ansehen stand, den Namen Theobald. In seiner Jugend bewahrte er seine Seele vor dem Verderbnisse der Welt, und je mehr man sich bemühte, ihm Geschmack für den Erdentand einzuflößen, desto mehr Vorsicht gebrauchte er, um den ihm gelegten Schlingen zu entgehen. Als er das Leben der Väter in der Wüste las, ward er ungemein gerührt durch die Beispiele der Vollkommenheit, die sich ihm darstellten und er verspürte in sich ein großes Verlangen, ihren Fußstapfen zu folgen. Die Lebensbeschreibungen des heiligen Täufers Johannes, des heiligen Einsiedlers Paulus, des heiligen Antonius machten einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Ohne Unterlaß sehnte er sich nach der Glückseligkeit, die sie in der Wonne der Einsamkeit und in der beständigen Unterhaltung mit Gott durch ununterbrochenes Beten und Betrachten genoßen. Oft besuchte er einen frommen Einsiedler, Namens Burkart, welcher auf einer kleinen Insel der Seine lebte, und übte sich unter dessen Anleitung im Fasten, Wachen und in andern Bußwerken. Es war daher vergeblich, daß sein Vater sich bemühte, ihn in der Welt zurückzuhalten, indem er ihm vortheilhafte Heirathsanträge machte und glänzende Stellen bei Hofe oder im Heere versprach. Eudo II., Arnulphs Anverwandter, Graf von Champagne, Chartres, Blois und Tours, wollte sich als Nachfolger Rudolph III., der Faule genannt, letzten Königs von Arles, aufdrängen; allein Kaiser Konrad der Salier, zog das Königreich Burgund an sich, kraft des Testamentes des verstorbenen Königs. Dieß veranlaßte einen Zwist, der bald die Kriegsfackel entzündete. Der Vater stellte seinen Sohn an die Spitze des Heeres, das er seinem Verwandten zu Hilfe sendete. Dieser Auftrag jedoch mißfiel dem hl. Theobald überaus. Er legte daher seinem Vater in dringendster Weise die Schuldigkeit dar, sein längst gemachtes Gelübde, die Welt zu verlassen, in Vollzug zu bringen, und erhielt auch endlich, was er inständigst begehrt hatte. Bald nachher trat er in die Abtei des hl. Remigius in Rheims, nebst einem seiner Freunde, Namens Walter. Bei ihrer Ankunft daselbst schickten sie ihre beiden Bedienten zurück und machten sich heimlich davon. Ihre Kleider vertauschten sie mit den Lumpen zweier Bettler und begaben sich zu Fuße nach Deutschland. Da ihnen der Petinger Wald in Schwaben für ihre Absicht sehr geeignet schien, ließen sie sich daselbst nieder und erbauten sich Zellen. Sie hatten von Burkart gelernt, das beschauliche Leben müsse mit Handarbeit verbunden sein und die alten Einsiedler hätten Matten und Körbe geflochten. Um dieser Anforderung Genüge zu leisten, gingen sie in die benachbarten Ortschaften, versahen da bei Maurermeistern Handlangerdienste, und gesellten sich zu den Knechten auf den Meierhöfen, um mit ihnen beschwerliche und ermüdende Arbeiten zu verrichten. Mit ihrem Taglohn kauften sie Schwarzbrot, worin ihre ganze Nahrung bestand. Beim Anbruch der Nacht vertiesten sie sich wieder in ihre Wohnung, besangen mit einander das Lob Gottes, und brachten eine geraume Zeit in den Uebungen der Beschaulichkeit zu. An ihrem Benehmen konnte man leicht erkennen, daß sie von Geburt aus nicht dazu bestimmt waren, sich ihren Unterhalt durch Handarbeit zu erwerben. Auch die Heiligkeit ihres Wandels zog die

Der heilige Theobald in Schwaben.

Augen aller Menschen auf sie, und da sie sich verrathen sahen, beschlossen sie, einen Ort zu verlassen, wo sie unmöglich mehr unbekannt bleiben konnten. Sie machten zu Fuße eine Wallfahrt nach Compostella, worauf sie wiederum ihren Weg nach Deutschland einschlugen. Als sie über Trier reisten, traf Theobald seinen Vater, der ihn aber bei der Aermlichkeit seiner Kleidung und an seinem durch strenge Bußwerke abgezehrten Gesichte nicht mehr erkannte. Tief ward sein Herz ergriffen bei dem Anblicke dessen, dem er sein Leben verdankte; indeß unterdrückte er die Gefühle der Natur, und um nicht zum zweiten Male einer solchen Prüfung ausgesetzt zu sein, unternahm er mit seinem Gefährten eine Wallfahrt nach Rom. Nachdem sie die heiligen Orte Italiens besucht hatten, ließen sie sich in der schauerlichen Wüste Salanigo, unweit Vicenza nieder und erbauten sich da, mit Bewilligung des dortigen Grundherrn, ein jeder eine Zelle in der Nähe einer alten Kapelle, deren baldiger Einsturz drohte. Gebet und Betrachtung waren hier ihre einzige Beschäftigung; allein nach Verlauf von zwei Jahren berief Gott den frommen Walter zu sich. Theobald sah den Tod seines Genossen als eine geheime Mahnung des Himmels an, daß auch sein Ende nicht mehr weit entfernt sei; er verdoppelte deßhalb seinen Eifer in allen Uebungen der Frömmigkeit, lebte blos von Wasser, Haferbrot und Wurzeln, ja er brachte es so weit, daß er sich das Brot zuletzt gänzlich versagte! Nie legte er das Bußkleid ab, ein Brett diente ihm zum Nachtlager und während der letzten fünf Jahre seines Lebens schlief er nur noch sitzend auf einer Bank. Der Bischof von Vincenza, gerührt durch seine erhabenen Tugenden, ertheilte ihm die Priesterweihe, worauf mehrere fromme Seelen ihn zu ihrem Gewissensführer erwählten. Als seine noch lebenden Eltern erfuhren, daß der Einsiedler von Salanigo, dessen Name in ganz Europa genannt wurde, ihr Sohn sei, der durch seine Flucht ihnen so manche Thräne erpreßt hatte, machten sie sich ohne Verzug auf die Reise, um ihn zu besuchen. Da wurden sie aber durch seinen Anblick so gerührt, daß sie sich zu seinen Füßen niederwarfen, ohne auch nur ein Wort hervorbringen zu können. Als sie sich von ihrem Erstaunen wieder erholt hatten, standen sie auf, und da der Glaube über die Gefühle der Natur gesiegt hatte, verdrängte die Freude den Schmerz. Plötzlich erkanten sie die Nichtigkeit der Welt, und beschloßen, sich dem Dienste des Herrn ohne Rückhalt zu weihen. Der Graf Arnulph ward Geschäfte halber nach Brie zurückberufen; vor seiner Abreise aber gab er seiner Gemahlin Gisella die Erlaubniß, bei ihrem Sohne ihre Lebenstage zu beschließen. Theobald ließ ihr eine kleine Zelle errichten in einiger Entfernung von der seinigen, und übernahm die Sorge, sie in der Uebung der Vollkommenheit heranzubilden. Einige Zeit nachher ward der Heilige von einer Krankheit befallen, an der er auch starb. Mit großer Geduld ertrug er die schneidenden Schmerzen, welche ihm die Geschwüre, womit sein ganzer Leib überdeckt war, verursachten. Als er sich seinem Ende nahe fühlte, ließ er den Abt Petrus von Vangadice, von dem Orden der Camaldulenser, zu sich rufen, um demselben seine Mutter und seine Jünger anzuempfehlen, und dann die heilige Wegzehrung von ihm zu erhalten. Er starb am 30. Juni 1066, ungefähr 33 Jahre alt. Drei Jahre hatte er sowohl in Schwaben, als auf seinen Wallfahrten zugebracht und zwölf in der Wüste Salanigo. Der Diener Gottes ward von Alexander III. heilig gesprochen.

2. Juli.

Das Fest der Heimsuchung Mariens.

Der hl. Thomas von Aquin beweist sowohl aus dem Beispiele, wie aus dem Leben der allerseligsten Jungfrau und der Apostel, daß es keinen vollkommeneren Stand gebe als den, in welchem die Uebungen der Werkthätigkeit mit denen des beschaulichen Lebens verbunden sind. Wer sich einmal demselben gewidmet hat, der weihet sich auch dem Dienste des Nächsten, so daß er mitten in den äußeren Geschäften Gott dennoch nie aus den Augen verliert; immer sucht er seine Nahrung im Himmel, der den jungen Tobias begleitet hatte. Ehe solche Seelen in der Welt erscheinen, bereiten sie sich erst durch Geistesüoungen und Abgeschiedenheit dazu vor; sie reden wenig und üben sich in die große Kunst, zur rechten Zeit zu schweigen, ein; oft gehen sie in ihr Inneres zurück, um dasselbe gänzlich zu durchschauen, und eignen sich die heil. Gewohnheiten an, daß ihr Wandel stets im Himmel ist (Phil. 3,20). Mit solchen Gesinnungen können sie sich ohne Furcht den öffentlichen Aemtern widmen; wenn Pflicht, Gerechtigkeit oder die Nächstenliebe sie dahin abrufen, so haben sie nichts zu befürchten von den Fallstricken der Welt und sie werden sich selbst im Umgange mit den Menschen heiligen. Wir haben dießfalls ein herrliches Beispiel an dem Besuche, den die allerseligste Jungfrau der heil. Elisabeth abstattete. Dieß die Bemerkung des hl. Franz von Sales, der von diesem Geheimnisse den Namen entlehnte, welchen er den Klosterfrauen gab, deren Stifter er war, und die, nach ihrer ursprünglichen Regel, zum Besuche und zum Dienste der Kranken bestimmt waren. In dem Geheimnisse der Verkündigung sagte der Erzengel Gabriel der Mutter des Herrn, Elisabeth, ihre Verwandte habe wunderbarer Weise empfangen und sie sei sogar schon im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft. Die heil. Jungfrau verhehlte aus Demuth die erhabene Würde, zu welcher sie durch die Menschwerdung des Wortes in ihrem unbefleckten Schooße erhoben ward; allein von Freude und Dankgefühl entzückt, wollte sie die Mutter

des hl. Johannes, des Täufers, besuchen. Es war der heil. Geist, der ihr diesen Gedanken eingab zur Erfüllung seiner Absichten in Bezug auf den Vorläufer des Messias, der noch nicht geboren war. Maria machte sich auf nach dem Gebirgslande, und eilte in eine Stadt des Stammes Juda.*) Sie kam in Zacharias Haus und grüßte Elisabeth. Sie besuchte eine Heilige, weil man in der Gesellschaft heiliger Diener Gottes heilsame Lehren findet; ihr Beispiel, sogar ihr Schweigen erleuchtet den Verstand und erwärmt das Herz. Gleich der Flamme, die bei der Annäherung glühender Kohlen noch heftiger auflodert, so entzündet sich auch das Feuer der Liebe immer mehr und mehr in einer eifrigen Seele durch die Tugenden und die Gespräche derjenigen, die Gott wahrhaft lieben. Welch schöne Lehren der Demuth gibt uns aber nicht auch die allerseligste Jungfrau bei dieser Gelegenheit! Sie wird als eine Mutter Gottes behandelt und über alle Geschöpfe erhoben; und weit enfernt, sich dem Stolze hinzugeben, wird sie vielmehr noch demüthiger; sie kommt Elisabeth in einem Liebeswerke zuvor. Was könnte wohl mehr den Menschendünkel beschämen!

Wenn die Liebe Maria ruft, so erschrickt sie weder bei dem Anblicke der Gefahren noch bei dem Gedanken an eine weite und mühsame Reise. Der hl. Schriftsteller bemerkt, daß sie geeilt sei, um dadurch den glühenden Eifer, mit dem sie gegen ihre Verwandte diese Liebespflicht erfüllte, auszudrücken. Dies ist das Wahrzeichen der Liebe; nichts ist im Stande, ihrer Flamme und ihrer Thätigkeit Einhalt zu thun. Als Maria das Ziel ihrer Reise erreicht hatte, kehrte sie bei Zacharias ein, und begrüßte ihre Verwandte. Welch' ein Glück für dieses Haus, zuerst mit dem Besuche des menschgewordenen Sohnes Gottes beehrt zu werden! Welche reiche Segnungen des Himmels mußten auf dasselbe herabthauen! Davon war die allerseligste Jungfrau das Werkzeug, weil Gott uns dadurch zeigen wollte, durch wen wir die Gnaden erlangen können und daß wir sonach mit voller Zuversicht ihre Fürsprache anrufen sollen. Bei der Stimme Mariens ward das Kind, mit dem Elisabeth schwanger ging, mit dem heiligen Geist erfüllt, und in dem Schooße seiner Mutter geheiligt. Zu gleicher Zeit ward auch Elisabeth vom heiligen Geiste erfüllt. Vermittelst eines übernatürlichen Lichtes erkannte sie das unaussprechliche Geheimniß der Menschwerdung Jesu in dem Schooße Mariens, obgleich diese demüthige Jungfrau es nicht offenbaren wollte. In der Entzückung ihrer Freude rief sie aus, Maria sei gebenedeiet über alle Weiber, weil Gott sie erkoren habe, über den Erdball den Segen zu ergießen, und die Unheile, die durch Evas Sünde über das Menschengeschlecht gekommen waren, zu verdrängen. Indem sie ebenfalls die Frucht ihres Leibes gebenedeit nannte, legte sie dieser Benennung einen unendlich erhabeneren Sinn bei. Als hierauf Elisabeth ihrer selbst gedachte, rief sie aus: „Woher mir dieses, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?" Es war ihr wohl bekannt, daß sie durch ein Wunder empfangen hatte; Maria aber hatte, ihrer Jungfrauschaft unbeschadet durch die Kraft und Wirkung des heiligen Geistes empfangen. Derjenige, den sie empfangen hatte, war größer als alle Propheten; allein Maria ward Mutter des ewigen Sohnes Gottes, der selber wahrer Gott ist mit dem Vater. Der heil. Johannes bediente sich in der Folge eines ähnlichen Ausrufes, um die Gefühle seiner tiefsten Demuth auszudrücken, als Jesus von seinen Händen getauft werden wollte. Das soll auch unsere Gemüthsstimmung sein, wenn Gott uns durch seine Gnade heimsucht, besonders in den heil. Sacramenten. Als Maria sich loben hörte, versenkte sie sich in den Abgrund ihrer Demuth; und als sie dann alle ihre Gnadenschätze auf Gott bezogen, drückte sie ihre Liebe, ihre Dankbarkeit und Demuth aus in jenem wunderschönen Lobgesange, den die Kirche täglich in der Vesper wiederholt. Man findet darin jene Erhabenheit der Gefühle und des Ausdruckes, die man in den Schriften der alten Propheten vergeblich sucht. Im Aufschwunge ihrer Freude betet sie ihren Erlöser an, der sich gewürdiget, auf die Niedrigkeit seiner Magd zu sehen. Obwohl alle Nationen sie selig preisen sollen, so erklärt sie dennoch, die Niedrigkeit sei allein ihr Antheil, und das Geheimniß, welches sie beschäftigte, sei einzig die Wirkung der Allmacht und Güte Gottes; sie setzt noch bei, derjenige, der die Mächtigen vom Throne gestürzt, die dürftigen Juden in der Wüste genährt und zu Gunsten seines Volkes so viele Wunder gethan, in eigener Person gekommen ist, es heimzusuchen, um unter den Menschen zu leben, für sie zu sterben und alle Weissagungen der Propheten zu verwirklichen. Nachdem Maria ungefähr drei Monate bei ihren Verwandten zugebracht hatte, kehrte sie wieder heim nach Nazareth.

*) Hebron, eine Priesterstadt gegen Abend des Stammes Juda.

Der heilige Processus und der heilige Martinian,

Blutzeugen. Erstes Jahrhundert.

Aus der Zahl derjenigen Heiden waren diese beiden Heiligen, welche zufolge der Predigten und Wunderwerke des heil. Petrus und Paulus in Rom sich zum Christenthum bekannten. Das Licht des Glaubens drang bis in den Palast des Kaisers Nero, und mehrere aus seiner Dienerschaft nahmen den Glauben an. Im Jahre 64 bewaffnete Nero Schergen der Grausamkeit gegen die Gläubigen, deren Zahl von Tag zu Tag neuen Zuwachs erhielt. Die Reise, die er im Jahr 67 nach Griechenland machte, verschaffte jedoch der Kirche zu Rom einige Ruhe. Er durchzog die Hauptstadt dieser Provinz an der Spitze einer Truppe von Schauspielern und Sängerinnen und ließ sich in allen öffentlichen Spielen als Sieger erklären. Nachdem er die Adeligen des Landes gemordet, die Güter der Reichen an sich gezogen und die Tempel geplündert hatte, kam er wieder nach Rom zurück, um da neue Ströme Christenblutes zu

vergießen. Der hl. Petrus und der hl. Paulus besiegelten bei dieser Gelegenheit ihren Glauben durch einen glorreichen Martyrertod. Ihre Jünger Processus und Martinian folgten ihnen bald nach. Sie hielten nach dem Verfasser ihrer Akten, die Wache an dem mamertinischen Gefängnisse, wo die zwei Apostel während ihrer Gefangenschaft sie unterwiesen und tauften.

Der hl. Gregor der Große hielt an ihrem Festtage seine zwei und dreißigste Homilie in der Kirche, wo ihre Leiber ruhten. Die Kranken, sagte dieser Vater, erhalten an ihrem Grabe die Gesundheit; die Besessenen werden da befreit, und die Meineidigen werden von den bösen Geistern gepeinigt. Als die alte Kirche, von der soeben Meldung geschah, zerfallen war, versetzte der Papst Pascal I. die Reliquien dieser beiden Martyrer in die Peterskirche auf dem Vatikanhügel.

3. Juli.

Der heilige Heliodorus,

Bischof und Bekenner. — Jahr 387.

Es ist sehr zu bedauern, daß keine umständliche Lebensgeschichte dieses Heiligen auf uns gekommen ist. Was wir von ihm wissen verdanken wir größtentheils seinem Freunde, dem hl. Hieronymus. Heliodorus scheint zwischen den Jahren 330 und 340, wahrscheinlich in Dalmatien geboren, und demnach ein Landsmann des hl. Hieronymus, und gleichen Alters mit diesem gewesen zu sein. Er kam in seiner Jugend nach Italien, widmete sich mit großem Fleiße den Wissenschaften, und kehrte dann nach Apulien zurück, wo er sich den hl. Hieronymus zum innigsten Freunde machte. Er hatte einige Zeit am Hofe gelebt und Kriegsdienste gethan, aber den Hof und den Kriegsdienst verlassen des Himmelreichs wegen, den Freuden der Ehe entsagt, und sich, wahrscheinlich auf Anrathen des hl. Hieronymus, entschlossen, abgeschieden von der Welt in der Wüste zu leben. Um das Jahr 374 begleitete er deßwegen den hl. Hieronymus in das Morgenland, durchreiste Thracien, Pontus, Bythinien, Galatien, Kappadocien, Cilicien und Syrien, und verweilte einige Zeit in Antiochien. Hier gab er seinen Plan, in der Wüste zu leben, auf, kehrte nach Hause zurück zu seinem Vater, um sich dem Seelenheile seiner Schwester, deren Ehemann gestorben war, und ihres zarten Sohnes Nepotianus zu widmen. Sehr ungern hatte Hieronymus den Heliodorus entlassen, und er war jetzt sehr bekümmert, die Fallstricke des Lasters, denen sein Freund, der sich dem einsamen Leben schon gewidmet hatte, entkommen war, möchten ihn wieder fangen, und ihn dem Herrn, dem er sich schon ganz geweiht hatte, entreißen. Er schrieb deßwegen einen langen Brief an ihn, in welchem er seine ganze feurige Beredtsamkeit aufwendete, um den Heliodorus wieder zu sich in die Einöde zurückzubringen. „Wie groß,“ so fängt das Schreiben an, „wie groß mein Verlangen und mein Bemühen gewesen ist, mit dir die Freuden des einsamen Lebens noch länger theilen zu können, das weiß dein Herz am besten, denn es kennt die Liebe, die uns miteinander verband. Aber wie viel Herzeleid, Klagen und Seufzen mich deine Abreise gekostet hat, davon soll dir dieser Brief ein Zeuge sein, denn er trägt noch die Spuren meines Leides — Thränen, welche die Buchstaben unleserlich machen.“ Im Verlaufe des Schreibens sagt Hieronymus weiter: „zwar weiß ich wohl, was dich jetzt für Bande fesseln; auch ich habe kein Eisen in der Brust, kein Felsenstück vor dem Herzen, auch ich bin aus keinem Steine gehauen und habe an keiner Tigerbrust meine erste Nahrung empfangen. Bald fällt dir die zärtliche Schwester, die junge Wittwe, liebkosend um den Hals; bald sprechen die Hausgenossen, unter denen du aufgewachsen bist in dein Herz: wem sollen wir in Zukunft dienen, wenn du uns verläßt? dann kommt deine alte Wärterin und dein Pflegvater, der nach deinem leiblichen Vater das erste Recht auf deine Verehrung hat und verdoppeln ihr Geschrei: „wart nur noch bis wir sterben und begrabe uns noch zuvor!“ Vielleicht erinnert dich auch deine Mutter an die mütterliche Nahrung, die sie dir gegeben hat, und an dein erstes Lallen, wo du noch nicht „Mutter“ sagen konntest. Mögen nun auch die gelehrten Rechtsfreunde ihr Scherflein beitragen und beweisen, daß das schon gebeugte Haus auf dir ruhe und einfallen würde, wenn du dich zurückziehst — lauter Bande für dein Herz! — aber diese Bande alle zerbricht die Liebe Gottes und die Furcht der Hölle ohne große Mühe.“ Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Vorstellungen des Hieronymus auf Heliodor einen tiefen Eindruck gemacht haben. Dennoch aber kehrte er nicht in die Wüste zurück, sondern führte zu Hause wie ein Einsiedler in der Wüste eine abgetödtete Lebensweise. Er wurde hernach zum Bischofe von Altinum (Altino im Venetianischen) erwählt. Bei der treuesten Verwaltung seines bischöfl. Amtes verminderte er nicht die sorgfältigste Bemühung für die Erziehung seines Neffen Nepotanius, und die Leitung desselben auf den Weg früher Gottseligkeit, Gott segnete diese Bemühung auf die glänzendste Weise. Nepotian kam an den Hof in Kriegsdienst, und führte da nicht nur ein tadelloses, sondern sogar abtödtendes Leben, nahm sich dabei in blühender Jugend der Armen, der Wittwen und Waisen mit allem Eifer der Liebe an. Frühzeitig verließ er das Hoflager und den Kriegsstand, vertheilte sein Vermögen unter die Armen und ging zu seinem Oheim Heliodorus, dem er jetzt Gleiches mit gleichem vergalt, indem er den Vorsatz, sich dem beschaulichen Leben auf einer Insel am Gestade Dalmatiens zu widmen, aufgab, um bei seinem Oheim zu bleiben, dem er seine Erziehung und die Anleitung auf dem Pfade des Heiles verdankte. Hier trat er in den geistlichen Stand, und mußte sich bald in den Zwang der Liebe seines Oheims fügen, die Priesterweihe

von ihm anzunehmen, deren er um so würdiger war, je weniger er sich ihrer würdiger erachtete. Nachdem er oft vergeblich an den hl. Hieronymus, von den ihm Heliodor einen sehr hohen Begriff beigebracht, geschrieben hatte, um ihn zu bitten, daß er ihm Vorschriften für die Erfüllung seiner hl. Berufspflichten geben möchte, erhielt er von ihm ein ausführliches Schreiben, welches auf uns gekommen und für jeden Priester sehr wichtig ist, indem es über die Pflichten des geistl. Standes die schönsten Anleitungen enthält. Unter anderem warnt es auch vor den Mahlzeiten in den Häusern der Reichen. Sehr schön sagt Hieronymus: „Deinen ärmlichen Tisch sollen die Armen kennen u. die Fremdlinge u. Christus soll dein Gast sein."

Es ist kaum zu bezweifeln, daß Heliodorus, wie fast alle Rechtgläubigen der damaligen Zeit, von den Arianern vieles habe erdulden müssen. Davon, daß er auf der reinen Lehre fest bestanden und dem verderblichen Irrthum sich muthig widersetzt habe, überzeugt uns seine Erklärung, wonach er auf dem im Jahr 381 zu Aquileia gehaltenen Concil mit den andern Bischöfen die falsche Lehre verdammte.

4. Juli.

Der heilige Ulrich,

Bischof von Augsburg. — Jahr 973

Der hl. Ulrich ist aus einem der vornehmsten deutschen Geschlechter entsprossen. Sein Vater Hupald soll ein Graf von Kyburg, seine Mutter Thetpirga eine Tochter Burkards, des Herzogs von Schwaben gewesen sein. Beide erhöhten ihren Adel durch ihre Tugenden, und richteten eben deßwegen ihre ganze Sorge auf eine gute Erziehung ihres Kindes, welches ihnen Gott sozusagen zweimal schenkte, indem er es von einer tödtlichen Abzehrung in den ersten Lebensmonaten genesen ließ. Die weitere Ausbildung seines Verstandes und Herzens wurde den Mönchen in St. Gallen, die durch Heiligkeit des Wandels und durch Gelehrsamkeit hochberühmt waren, anvertraut. Hier machte er unter der Leitung des Mönches Waning in den Wissenschaften und in der Tugend so große Fortschritte, daß er alle seine Genossen übertraf, und das glänzendste Muster der Heiligkeit ward. Wenn seine Mitschüler in Erholungsstunden mit Erlaubniß ihrer Vorgesetzten jugendliche Spiele machten, schlich er heimlich davon, besuchte die Wiboroda, eine gottesfürchtige Klausnerin, die sich bei St. Gallen nahe bei der Kirche des hl. Georg in eine Zelle eingeschlossen hatte und unterhielt sich mit ihr in frommen Gesprächen. Eines Tages gab sie ihm einen Gürtel, den sie selbst verfertigt hatte und sprach: „mein Sohn! nimm diesen Gürtel der Keuschheit, und vergiß nie, daß Wiboroda dich umgürtet hat. Hüte dich vor dem Umgange und der Unterhaltung mit Personen des anderen Geschlechtes, und sollten fleischliche Versuchungen in dir rege werden, so verlasse geschwind den Ort und flehe die Hilfe des Höchsten an. Weicht der Feind nicht, so vertilge Feuer mit Feuer." Ermuntert und gekräftigt von Wiboroda, schritt Ulrich auf der Bahn der Tugend täglich weiter fort. Er bewachte mit größter Sorgfalt die Reinigkeit seines Herzens, war strenge gegen sich selbst und trug ein rauhes Bußgewand. Sein Haupt ruhte auf einem Steine. Das Zeichen der Mette erwartete er vor dem Eingange der Kirche, indem er entweder an einem Stuhle lehnte, oder auf der Erde lag. Beim Gottesdienst war sein Herz ganz durchglüht von inniger Andacht. Willig

Der heilige Ulrich.

erduldete er den Muthwillen einiger seiner Mitschüler, die ihn einen Frömmler nannten. Anders als diese Leichtfertigen dachten von ihm die Mönche des Klosters St. Gallen. Sie bewunderten seine Tugend, erwiesen ihm große Liebe, und drangen endlich in ihn, daß er sich dem Klosterstande widmen und in ihre Genossenschaft eintreten solle. Einen so wichtigen Schritt wollte jedoch Ulrich nicht thun, ohne die Uebereinstimmung seiner Lehrmeisterin, der frommen Wiboroda. Diese trug die Angelegenheit des Jünglings Gott in ihrem Gebete vor, und offenbarte ihm nach 3 Tagen, was Gottes Geist ihr eingegeben hatte in den Worten: „Nicht länger soll Verlegenheit deine Seele quälen. Wisse, du wirst in diesem Kloster weder Mönch noch Abt werden, sondern gegen Aufgang, wo ein Fluß zwei Landschaften scheidet, (der Lech, — Bayern und Schwaben) wirst du als Bischof Gott dienen und am nämlichen Orte solche Dinge erdulden müssen, dergleichen keiner deiner Vorfahrer weder von den Heiden, noch von den bösen Christen wird erduldet haben. Viele der Deinigen werden umgebracht, und viele Orte verheert werden. Diese Trübsal und Verheerung wird mehrere Landschaften treffen; doch wirst du am Ende mit Gottes Hilfe den ruhmvollsten Sieg davon tragen, und die übrige Zeit in der süßesten Ruhe dahinleben." Diese Voraussetzung der von Gott erleuchteten Klausnerin wurde, wie wir hören werden, pünktlich erfüllt. Ulrich gab nun den Entschluß, Mönch zu werden, ganz auf, setzte seine Studien mit allem Eifer fort, und kehrte nach einigen Jahren in großem Glanze der Tugenden und Gelehrsamkeit von St. Gallen zurück zu seinen Eltern, die Gott von Herzen dankten für das Glück, einen so guten Sohn zu haben. Bald darauf wurde er von Adalbero, dem Bischofe von Augsburg, zu dem Amte eines Kämmerers befördert, in welchem er alle Erwartungen auf das vollkommenste befriedigte. Um das Jahr 909 reiste Ulrich nach Rom, um bei den Gräbern der Apostel seine Andacht zu verrichten. Marinus, der damals, weil Afterpäpste ihr Unwesen trieben, die Regierung der Kirche besorgte, nahm ihn sehr gütig auf, fragte um seine Vaterstadt, und sprach zu ihm, nachdem er vernommen hatte, daß er in dem Bisthum Augsburg geboren sei und in des augsburgischen Bischofs Diensten stehe: „Mein Bruder Adalbero, von dem du sprichst, lebt nicht mehr. Er ist gestorben, und du mußt, um Gottes Befehl zu gehorchen, sein Amt übernehmen." Ulrich widerstrebte dieser Anordnung, weil er in seiner tiefen Demuth sich dieses Amtes unwürdig hielt. Da sagte Marinus zu ihm: warum willst du dich dem Rathschlusse Gottes widersetzen? wenn du die verwaiste Kirche, da sie unangefochten und in Ruhe ist, nicht regieren willst, so wirst du dann die Regierung übernehmen müssen, wenn sie von den Feinden zerstört und gänzlich ausgeraubt sein wird." Tief bestürzt durch diese Vorhersagung des Marinus verließ Ulrich am andern Tage Rom, kehrte nach Augsburg zurück, und fand alles so, wie jener es ihm vorausgesagt hatte. Hiltin saß auf dem bischöflichen Stuhle, ohne sich um sein Amt anzunehmen. Um diese Zeit verlor Ulrich seinen Vater. Er zog zu seiner Mutter und nahm sich ihrer mit der liebevollsten Sorge an.

Hiltin war nicht volle fünfzehn Jahre auf dem bischöflichen Stuhle von Augsburg. Ulrich wurde auf denselben erhoben und am 27. Dez. 924 eingeweiht. Er trat die Regierung seiner Kirche an, als sie sich in dem betrübtesten Zustande befand, wie es ihm Wiboroda und Marinus vorausgesagt hatten. Allenthalben sah er nichts als Verwüstung. Seine Kirchen lagen im Schutte, die geistlichen Gebäude waren vom feindlichen Feuer zerstört, die meisten seiner Leute vom Feinde erschlagen, die Dörfer ausgeraubt und abgebrannt. Er ließ jedoch, obgleich entblößt von Menschenhilfe, den Muth nicht sinken, sondern hielt, im Vertrauen auf Gott, die harte Prüfung aus. Er rief seine allenthalben zerstreuten Unterthanen zusammen, sah sich um verständige Bauleute um, und stellte mit unsäglicher Anstrengung die im Schutte liegenden Kirchen und Gebäude her. Mit noch größerem Eifer bemühte er sich, den inneren Tempel Gottes in den Herzen derer herzustellen, die seiner Hirtensorge anvertraut waren. Nach der Sitte der damaligen Zeit mußten sich die Bischöfe vielfach bei den Regenten des Landes aufhalten, die sich ihrer weisen Rathschläge und ihrer Hilfe in Staats- und Kriegsangelegenheiten bedienten. Mit seltener Treue leistete Ulrich diesen Dienst dem deutschen Könige Heinrich und nachdem dieser i. J. 936 gestorben war, dessen Sohn und Nachfolger, dem Könige Otto. Um aber in der Zukunft von weltlichen Geschäften los zu werden, brachte er es dahin, daß seiner Schwester Sohn Adalbero, seine Stelle am königlichen Hofe vertreten durfte. Dadurch ward er in den Stand gesetzt, ungehindert dem Dienste Gottes obzuliegen, über die ihm anvertraute Heerde zu wachen, das Beste seiner Kirche zu besorgen. „Niemand, der für Gott kämpft, mischt sich in weltliche Geschäfte damit er dem gefalle, dem er sich verpflichtet." Zwischen den Jahren 950 und 960 wurde der heilige Ulrich in der segensvollen Laufbahn seines apostolischen Wirkens aufgehalten durch Kriegsunruhen, die ihm große Drangsal bereiteten, aber doch die fromme Zuversicht und den ausharrenden Muth nicht rauben konnten. Luitolf der Sohn des Kaisers Otto, entzweite sich mit seinem Oheim Heinrich, dem Herzog in Norcium, und empörte sich gegen seinen Vater, der sich um die gerechte Sache Heinrichs annahm. Arnulph, der Herzog in Bayern, wurde dem Kaiser untreu, schlug sich auf die Seite Luitolfs, ging auf Augsburg los, raubte, was er konnte, und richtete überall schreckliche Verheerungen an. Ulrich blieb nach seiner Pflicht dem Kaiser unverbrüchlich treu. Die standhafte und unerschütterliche Tugend siegte über Treulosigkeit und Ungerechtigkeit, Arnulph wurde zu Schwabmünchen unweit Augsburg geschlagen, und verlor bald darauf zu Regensburg sein Leben. Ulrich und Harbert, Bischof von Chur, brachten endlich die Aussöhnung zwischen Luitolf und Otto zu Stande, und so wurde die Ruhe wieder hergestellt. Sie war aber von kurzer Dauer. Ein neuer Krieg brachte nur noch größere Leiden. Im Jahr 955 überschwemmten

die Ungarn ganz Deutschland von der Donau bis an den Schwarzwald und richteten allenthalben die greulichsten Verwüstungen an. Als sie über den Lech setzten verbrannten sie die Kirche der hl. Afra, und belagerten Augsburg, das nur mit niedern Mauern umgeben, ohne Thurm und nur sehr schwach befestigt war. Ulrich hatte den Kern der Soldaten bei sich in der Stadt. Sie brannten vor Begierde, sich mit dem Feinde zu schlagen. Der fromme Bischof aber hielt sie zurück, und ließ das schwächste Thor verrammeln. Der Feind rückte gegen das auf der Morgenseite liegende Thor mit aller Gewalt an, wurde aber mit großem Verluste ins Lager zurückgejagt. Bei diesem Sturme war Ulrich zugegen, auf einem Pferde, ohne Schild, Panzer und Helm, nur allein mit der Stola bewaffnet, und obschon ein ganzer Regen von Steinen und Pfeilen auf ihn zuflog, so kam er doch, geschützt von dem Allmächtigen, unverletzt davon. In der nächsten Nacht ließ er neue Anstalten zur Vertheidigung der Stadt machen; er selbst aber brachte die ganze Nacht im Gebete zu und befahl den in der Stadt versammelten Weibern, daß ein Theil derselben eine Procession halten, der andere in der Domkirche die Hilfe der göttl. Mutter für die Beschützung des Volkes und für die Befreiung der Stadt mit zur Erde gesenktem Angesichte erflehen sollte. Ein Geschichtsschreiber erzählt: Ulrich habe viele kleine Kinder vor sich auf den Altar hinlegen lassen, und durch ihr Wimmern, vermischt mit seinen heißen Thränen, die Hilfe Gottes erfleht. Kaum war die Sonne aufgegangen, als ein unzähliges Heer der Ungarn von allen Seiten gegen die Stadt anrückte, versehen mit den verschiedenartigen Instrumenten, um die Mauer einzustürzen. Da Alles zum Kampfe fertig und alle Schanzen besetzt waren, trieben Einige der Feinde die Ihrigen mit Peitschen zum Angriffe; diese aber denen die Verschanzungen mit unzähligen Kämpfern besetzt schienen, erstarrten vor Furcht und wagten nicht, sich der Mauer zu nähern. Eben jetzt zog der Kaiser Otto mit seinem Kriegsheere heran. Die Ungarn hoben schnell die Belagerung auf, und zogen ihm entgegen. Ulrich schickte seinen Bruder Ditpold mit seinen besten Truppen dem Kaiser zu Hilfe. Es begann eine fürchterliche Schlacht, worin die Ungarn eine gänzliche Niederlage erlitten. Die folgende Nacht brachte Otto bei dem Bischofe zu, und beide priesen Gott für die augenscheinliche Hilfe, durch die er ihnen einen so herrlichen Sieg verliehen hatte. Nach der Abreise des Kaisers war es Ulrichs erste Sorge, die Leichen seines Bruders Dietpold und seines Neffen Reginbold, welche in der Stadt getödtet worden waren, zu beerdigen. Darauf berathschlagte er mit den Seinigen, auf welche Weise der vom Feinde angerichtete Schaden wieder gut gemacht werden könne. Er verschaffte den Geistlichen, die durch den Krieg Alles verloren hatten, den nöthigsten Unterhalt und unterstützte nach Kräften auch Andere, die der Feind beraubt hatte. Er stellte die zerstörten Kirchen und Gebäude wieder her, insbesondere auch die Kirche der hl. Afra, bei der er sich sein Grab machen ließ, das er in der Folge jeden Freitag besuchte. Nachdem Alles wieder hergestellt und geordnet war, reiste er nach Rom zu den Gräbern der heiligen Apostel. Von da brachte er die Reliquien des hl. Abundus nach Augsburg. Oefter besuchte er auch das Kloster St. Gallen, welches ihm vorzüglich lieb war, weil er in demselben seine erste Bildung erhalten hatte. Von St. Gallen verfügte er sich fast immer auch in das Kloster Einsiedeln, um den frommen Diener Gottes, den hl. Eberhardt zu besuchen. Einst ward er auf seiner Rückreise von St. Gallen in Kempten krank, aber durch das von ihm geweihte Oel alsbald wieder gesund. Um das Jahr 940 unternahm er eine Reise nach Burgund, wo er einen Theil der Reliquien des heiligen Martyrers Mauritius erhielt. Er brachte sie nach Augsburg, legte sie in einen mit Gold und Silber gezierten Sarg, und setzte sie zur Verehrung aus. Obgleich schon sehr entkräftet durch sein bereits weit vorgerücktes Alter, machte er eine zweite Andachtsreise nach Rom, um das Ende seines Lebens den hl. Aposteln Petrus und Paulus zu empfehlen. Er fuhr, wo es geschehen konnte, auf einem Wagen; auf unfahrbaren Wegen mußte man ihn, in Betten gewickelt, auf das Pferd legen. Der Besorgnisse seiner Diener ungeachtet, kam er nach Rom, verrichtete mit heißer Inbrunst seine Andacht und kehrte dann zurück über Ravenna, wo er den Kaiser Otto traf, der ihm bewilligte, alle zeitlichen Geschäfte der Bisthumsverwaltung seinem Neffen Adalbero übergeben zu dürfen. Er kleidete sich jetzt nach Art der Mönche, nach deren Regel er schon zuvor immer gelebt hatte. Um eben diese Zeit starb auch der Kaiser Otto. Dadurch wurde Ulrich auf's

Tod des heiligen Ulrichs.

Neue in große Betrübniß versetzt. Die täglich überhand nehmende Entkräftung verkündete ihm sein baldiges Ende. Auf dieses sich vorzubereiten war nun seine eifrigste Sorge. Gott gewährte seinem frommen Diener manche Blicke in die Zukunft. Am 18. Brachmonat 973 ließ er sich in die Kirche führen, um der hl. Messe beizuwohnen. Nach derselben warf er sich vor dem hl. Kreuze auf sein Angesicht nieder, und blieb fast eine halbe Stunde auf einem Teppiche liegen. Als er aufgestanden war, rief er seinen Kämmerer Luitpold zu sich, und befahl ihm, Alles, was er unter seiner Aufsicht habe, herbeizubringen, und bei dem Altare Alles, außer einem geringen Haus- und Tischgeräthe, nebst einem Kleidungsstücke von Marderfell, das er seinem Nachfolger zurückließ, niederzulegen. Da dieß geschehen war, sagte er: „Was nützt mich alles dieses?" — ließ das vorhandene Geld sogleich an die Armen, die Kleider und die Geräthschaften aber an die Geistlichen seiner Kirche und an einige Andere als Denkmale seiner Liebe vertheilen. Durch eine himmlische Erscheinung aufgefordert, und auf eine wunderbare Weise gestärkt, ging er am Geburtsfeste des heiligen Johannes, des Täufers, in die Kirche dieses Heiligen, und hielt in derselben das Hochamt zum Erstaunen aller Anwesenden. Immer heißer ward das Verlangen des hl. Bischofs, aufgelöst zu werden, und bei Christo zu sein. Es ging in Erfüllung am 4. Juli des Jahres 973 im 83sten Jahre seines Alters und im 50sten seiner bischöflichen Würde.

Die heilige Bertha,

Wittwe, Abtissin zu Blangy in Artois.

Jahr 725.

Die hl. Bertha war eine Tochter des Grafen Rigobert und der Ursana, der Verwandten eines Königs von Kent in England. In ihrem 20. Jahre ward sie mit Siegfried vermählt, dem sie fünf Töchter, unter andern auch die hl. Gertrudis und die hl. Deotila gebar. Nach dem Tode ihres Ehegatten nahm sie den Schleier in dem Kloster, das sie zu Blangy in Artois, unweit Hestin, hatte erbauen lassen. Ihre Töchter Gertrudis und Deotila folgten ihrem Beispiele Sie hatte viele Verfolgungen zu bestehen von dem Grafen Rüdiger oder Rodgar, der sie bei dem Könige Theoderich III. anzuschwärzen suchte. Der Haß, den dieser Edelmann gegen sie trug, rührte daher, weil er ihre Tochter Gertrud nicht zur Gemahlin bekommen konnte; als aber der König die Unschuld der hl. Bertha, welche ihrem Kloster als Abtissin vorstand, entdeckte, begünstigte und beschützte er sie. Bei ihrer Rückkehr nach Blangy vollendete Bertha ihr Kloster, und ließ drei Kirchen bauen, die eine zu Ehren des hl. Audomar's, die andere unter dem Namen des hl. Vedastus, und die dritte unter Anrufung des hl. Martins von Tours. Nachdem sie in der Folge die Ordnung in ihrer Genossenschaft fest begründet hatte, ernannte sie Deotila zur Abtissin, und verschloß sich in eine Zelle, um ganz allein dem Gebete obzuliegen. Die hl. Bertha starb um das Jahr 725. Das Kloster zu Blangy, das sie 682 gestiftet hatte, ward im 9. Jahrhundert durch die Normänner von Grund aus zerstört. Hersenda, welche damals demselben vorstand, zog mit ihren Ordensschwestern in's Elsaß, und wurde da in dem Chorfräuleinstift zu Erstein im Jahre 895 aufgenommen; auch die Reliquien der hl. Bertha und ihrer zwei Töchter wurden dahin gebracht, und diese Uebertragung durch mehrere Wunder verherrlicht. In dem eilften Jahrhundert wurden die Ueberreste der hl. Bertha wieder nach Blangy gebracht, welches Kloster abermals erbaut und Mönchen aus dem Orden des heil. Benediktus übergeben wurde, die es bis zur allgemeinen Zerstörung des vorigen Jahrhunderts behielten.

5. Juli.

Der heilige Petrus von Luxemburg,

Cardinal, Bischof von Metz.

Jahr 1387.

Die Häuser von Luxemburg und Saint-Pol haben mehrere Jahrhunderte lang unter dem niederländischen Adel den ersten Rang behauptet; sie hatten sogar den Vorzug vor einigen Königshäusern Europa's. Das erste hat Deutschland fünf Kaiser gegeben, Ungarn und Böhmen mehrere Könige, und Frankreich eine Königin; auch lieferte es eine große Menge berühmter Helden, deren Thaten in der Geschichte Europa's und in den Jahrbüchern des Morgenlandes aufgezeichnet sind; allein man kann mit Recht sagen, daß die Demuth des Heiligen, dessen Leben wir eben schildern wollen, den größten Glanz über die zwei genannten Häuser verbreitet habe.

Petrus, ein Sohn Guido's von Luxemburg, Grafen von Ligny, und der Mathilde, Gräfin von Saint-Pol, kam 1369 zur Welt zu Ligny. einer kleinen Stadt in Lothringen, in der Diöcese Toul. Er war nahe verwandt mit dem Kaiser Wenzel, mit Sigismund, König von Ungarn, und Karl VI., König von Frankreich. Seinen Vater verlor er, als er erst drei Jahre alt war. Im folgenden Jahre raubte ihm der Tod seine Mutter. Die Gräfin Orgières, seine Base, welche zugleich verwittwete Gräfin von Saint-Pol war, übernahm die Sorge für seine Erziehung, und als sie sich genöthigt sah, in diesem Geschäfte noch Andere beizuziehen, wählte sie Personen, die sich sowohl durch Tugend als Fähigkeit besonders auszeichneten. Der junge Petrus entsprach vollkommen

den Absichten seiner Base und seiner Lehrer. Die Beispiele die er stets vor Augen hatte, und die Unterweisungen, die er täglich erhielt, machten einen tiefen Eindruck auf sein weiches Gemüth, und bestärkten in ihm den natürlichen Hang zur Tugend und Frömmigkeit. In einem noch zarten Alter unterdrückte er schon die ersten Aufregungen seines Zornes. Sein Eifer für die Uebung der Gottseligkeit war so außerordentlich, daß diejenigen, die ihn kannten, ihr Staunen darüber nicht verhehlen konnten. Man erachtete als ein Wunder der Gnade seine Frömmigkeit und seinen Hang zum Gebete, seinen Eifer für die Demuth, in einem Alter, wo Andere gewöhnlich der Sinnlichkeit fröhnen. Er hatte noch nicht sein siebentes Jahr erreicht, als er Gott die ewige Jungfräulichkeit gelobte. Schon damals war er auch so durchdrungen von der Liebe zu den Armen, daß er allenthalben tausend Mittel zu ihrer Unterstützung ausfindig zu machen wußte.

In seinem zehnten Jahre schickte man ihn nach Paris, um da seine Studien zu vollenden; da verlegte er sich auf die schönen Wissenschaften, auf die Weltweisheit und auf das kanonische Recht. Während seines Aufenthaltes in dieser Stadt, ward Valerian, sein ältester Bruder, Graf v. Saint-Pol, von den Engländern gefangen bei einem Treffen in Flandern, wo die Franzosen und Flamänder geschlagen wurden. Als er vernahm, daß sein Bruder nach Calais gesandt worden, unterbrach er seine Studien, begab sich 1381 nach London, und blieb daselbst als Geisel für den Grafen v. Saint-Pol, bis dieser im Stande wäre, sein Lösegeld zu entrichten. Seine Tugend gewann ihm die Zuneigung und Liebe der Engländer; nach einem zwölfmonatlichen Aufenthalte in London schenkten ihm diese großmüthig die Freiheit, mit dem Bemerken, daß sein Wort allein genüge ihnen zur Sicherung des von ihnen verlangten Geldes. Der König Richard II. lud ihn an seinen Hof; er schützte verschiedene Gründe vor, um sich davon loszusagen, und eilte nach Paris, um da seine wissenschaftliche Laufbahn wieder zu betreten. Seinen Leib kasteite er durch lange Nachtwachen und strenge Fasten. Nie stattete er Besuche ab, außer im Nothfalle; er besuchte aber nur Personen von außerordentlicher Frömmigkeit, deren Umgang die Heiligung seiner Seele fördern konnte. Oft sah er Philipp von Mazièces, der den Geist des Gebetes und der Buße in hohem Grade besaß. Philipp war Kanzler der Königreiche Jerusalem und Cypern gewesen. Seit zwanzig Jahren führte er ein zurückgezogenes Leben bei den Cölestinern in Paris, ohne sich jedoch in die Anstalt dieser Brüder aufnehmen zu lassen. Die Weisungen, die Petrus von diesem großen Diener Gottes erhielt, wurden für ihn eine Quelle neuer Erleuchtungen, und waren ihm ein mächtiger Antrieb, auf den inneren Wegen der Vollkommenheit voranzuschreiten.

Der heilige Petrus von Luxemburg pflegt die Armen. Papst Clemens VII. empfängt den heiligen Petrus von Luxemburg.

Im Jahr 1383 erteilt ihm sein Bruder eine Kanonikerstelle an der Domkirche zu Paris. Diese Würde schien ihm eine neue Verpflichtung aufzulegen, sich mit noch angestrengterem Eifer dem Dienste Gottes zu widmen. Die ganze Stadt war sehr erbaut durch seine stete Anwesenheit im Chor, seine Leutseligkeit gegen alle Menschen, die Unschuld seines Wandels und durch seine Sanftmuth und Liebenswürdigkeit.

Als der Ruf seiner Heiligkeit bis nach Avignon gelangte, ernannte ihn Clemens VII., den Frankreich während der großen Spaltung als rechtmäßigen Papst anerkannte, zum Archidiakon von Dreux, in der Diöcese Chartres, und erhob ihn 1384 auf den bischöflichen Stuhl von Metz. Er glaubte, seine Heiligkeit und Klugheit seien wichtige Beweggründe, um ihn von dem erforderlichen Alter freizusprechen. Petrus setzte Alles in Bewegung, um diese Bestimmung von sich abzulehnen; endlich aber ergab er sich, weil man ihn öfter versicherte, er würde Gott beleidigen, wenn er hartnäckig auf seiner Weigerung bestünde.

Seinen Einzug in Metz hielt er barfuß, sitzend

auf einem Esel, da er hierin die Demuth des Erlösers nachahmen wollte. Von der Feierlichkeit wies er Alles ab, was Prunk verrathen konnte; nur in den Almosen, die er vertheilte, herrschte eigentliche Pracht. Sein ganzes Gefolge zeugte von Bescheidenheit und Frömmigkeit. Nachdem er von seiner Kirche Besitz genommen hatte, bereiste er die ganze Diözese, stellte überall die Mißbräuche ab und gab wundervolle Beweise seines Eifers und seiner Klugheit.

Seine Einkünfte zerlegte er in drei Theile, wovon der eine der Kirche, der andere für die Armen und der dritte für den Unterhalt seines Hauses bestimmt ward; von letzterem ersparte er noch Manches zu Gunsten der Armen. Er selbst lebte äußerlich einfach und hielt viele und strenge Fasten. Seine genauern Bekannten haben versichert, daß er niemals eine Todsünde begangen habe. Und doch empfing er täglich das hl. Sakrament der Buße. Er hatte ein so zartes Gewissen, daß er bitterlich zu weinen pflegte, wenn er sich auch nur eines geringen Fehlers anzuklagen hatte.

Als ihn Clemens VII. zum Cardinal ernannt hatte, unter dem Titel des hl. Gregorius, beschied er ihn nach Avignon und behielt ihn bei sich. Petrus ließ in nichts von seinen gewöhnten Abtödtungen nach; und als ihm Clemens befahl, seine Gesundheit, die sichtlich abnahm, mehr zu schonen, erwiderte er ihm: „Heiliger Vater, wenn ich auch ein unnützer Diener bin, so weiß ich doch wenigstens zu gehorsamen."

Er war in einem so hohen Grade wohlthätig, daß er für die Armen seine Zimmer- und Reisegeräthe, ja sogar seinen Hirtenring verkaufte. Kurz — bei seinem Tode bestand seine ganze Habschaft in sieben Batzen. Zehn Monate nach dem Empfange der Cardinalswürde befiel ihn ein heftiges Fieber, das seine ganze Leibesbeschaffenheit zerrüttete. Man rieth ihm, nach Villeneuf zu ziehen, ein freundliches Städtchen an der Rhone, Avignon gegenüber. Diese Gelegenheit war ihm sehr willkommen, um sich von dem geräuschvollen Hofe Clemens VII. zu entfernen. Seine Frömmigkeit und sein Andachtseifer vermehrten sich, je näher sein Ende heranrückte. Nachdem er die hl. Sterbesakramente empfangen hatte, sprach er zu seinen Dienern: „Nehmt die Zuchtruthe, die unter meinem Kopfkissen liegt und gebet mir jeder von euch mehrere Streiche auf meinen Rücken, zur Strafe für die Vergehen, deren ich mich gegen Euch, die ihr meine Brüder seid in Jesus Christus, und meine Gebieter, schuldig gemacht habe." Trotz ihrer Abneigung, einen solchen Befehl zu vollziehen, gehorchten sie dennoch, um den Heiligen nicht zu betrüben. Nach dieser Handlung der Demuth und Buße unterhielt er sich im Stillen mit Gott, bis zu dem Augenblicke, wo er den Geist aufgab. Sein glückseliger Tod ereignete sich am 2. Juli 1387. Er war noch nicht ganz 18 Jahre alt. Obgleich er schon seiner Diözese vorstand, war er noch nicht Priester; doch scheint es, daß er Diakon war, und seine Dalmatik wird heute noch in Avignon gezeigt. Er wurde ohne alles Gepränge, wie er es angeordnet, auf dem Kirchhofe des hl. Michael zu Avignon beigesetzt. Die Einwohner bauten, nachdem auf seinem Grabe viele Wunder geschahen, über demselben eine Kapelle. Die Stadt Avignon erwählte ihn im Jahr 1432 zu ihrem Patron, bei Gelegenheit eines Wunders, das sich bei seiner Grabstätte ereignete. Dasselbe wird in folgender Weise erzählt: Ein zwölfjähriges Kind fiel von einem Thurme herab auf einen gähen Felsen. Sein Körper ward zerschmettert, sein Haupt zersprang und das Gehirn spritzte auf der Erde umher. Der Vater dieses Kindes springt herbei, wirft sich auf die Kniee, flehet die Fürbitte des hl. Petrus an, sammelt dann das Gehirn mit dem Leichnam seines Sohnes und trägt es auf die Grabstätte des Heiligen. Das Volk und die Priester fangen an zu beten und einige Augenblicke hernach lebte der Knabe wieder auf. Man stellte ihn auf den Altar, damit Jene, die ihn todt gesehen hatten, sich von seiner Auferweckung überzeugen konnten." Dieses Wunder geschah am 5. Juli, an welchem Tage in der Folge das Fest des Heiligen zu Avignon gefeiert wurde.

Nachdem das Leben und die Wunder des Dieners Gottes gerichtlich untersucht worden, wurde er von dem rechtmäßigen Papste Clemens VII. aus der Familie Medicis, selig gesprochen.

Der heilige Domitius,

Martyrer in Syrien.

Jahr 363.

Als der Kaiser Julian der Abtrünnige im Jahr 363 in den persischen Krieg zog, reiste er durch die syrische Provinz Cyrrestica. Da er unweit des Stromes Marsyas vor einer Höhle eine große Volksmenge erblickte, fragte er um die Ursache. Man erwiderte ihm, es wohne darin ein hl. Einsiedler, Namens Domitius, dessen Segen die Christen verlangten. Julian ließ ihm sagen, er solle nicht nach Menschenlob haschen, wenn er sich Gott geweiht habe. Domitius erwiderte, er diene seit einigen Jahren dem Hirten in dieser Höhle; er könne aber doch die Menschen nicht wegjagen. Julian hatte die teuflische Bosheit, den Zugang zu der Höhle verstopfen zu lassen, so daß der Heilige elend und armselig zu Grunde ging. Das römische Martyrologium feiert dessen Namen am 5. Juli.

6. Juli.

Der heilige Palladius,

Apostel der Schotten. — Um das Jahr 450.

Die meisten Schriftsteller sind darin einig, daß Palladius Diakon der röm. Kirche gewesen sei. Wenigstens lesen wir in der Chronik des hl. Prosper, daß, als ein Pelagianer Namens Agrocila durch seine Irrthümer die britannischen Inseln beunruhigt hatte, der Papst Cölestin, auf die Vorstellungen des Diakons Palladius, den hl. German, Bischof von Auxerre, als päpstlichen Legaten dahin absandte, und daß der hl. Bischof, nachdem er die Irrlehren des Pelagius gänzlich ausgerottet hatte, die Briten zum katholischen Glauben wieder zurückführte. Die teilnehmende Liebe, die Palladius für die britischen Inseln hatte, beschränkte sich aber nicht bloß auf diese Vorsorge; es läßt sich vielmehr nicht wohl bezweifeln, daß er eben der Palladius gewesen sei, welcher i. J. 431 auf Befehl des Papstes Cölestin von Rom abreiste, und zum ersten Bischofe der Schotten, die an Jesus Christus glaubten, ernannt wurde. Der hl. Palladius kam, zufolge der Chronik des hl. Prosper, unter dem Consulate des Bassus und Antiochus, i. J. 431 zu den Schotten. Es ist leicht zu denken, wie viele Mühe und Drangsale die so großmüthig unternommene Mission ihn kosten mußte. Als die Schotten um die Zeit, da die Römer das Land zu räumen begannen, in Nordbritannien sich niedergelassen hatten, folgte ihnen der Heilige dahin nach, predigte ihnen mit unermüdlichem Eifer und bildete in kurzer Zeit, eine sehr zahlreiche Kirche. Die Geschichtschreiber Schottlands sagen zwar, der Glaube sei um das Jahr 200 der christlichen Zeitrechnung, unter der Regierung Donalds und unter Viktor's Pontificat, im nördlichen Theile Britanniens gepflanzt worden, stimmen aber sämmtlich überein, daß der hl. Palladius der erste Bischof des Landes gewesen sei; sie ertheilten ihm sogar den Titel des ersten Apostels von Schottland. Er starb um das Jahr 450 zu Fordun, der Hauptstadt des kleinen Gebiets von Mernis. Seine Reliquien befanden sich ehedem im Kloster zu Fordun. Im Jahr 1409 legte sie Wilhelm Scenes, Erzbischof von St. Andrews und Primas von Schottland, in einen neuen Sarg, der sehr reich mit Gold und Edelsteinen verziert war. Das Fest des hl. Palladius wird in den schottischen Kalendern den 6. Juli verzeichnet.

Der heilige Goar,

Priester und Einsiedler. — Jahr 575

Der hl. Goar (oder Gwer) wurde in Aquitanien um das Ende des fünften Jahrhunderts aus einem vornehmen Geschlechte geboren. Schon als Kind war er sehr ernsthaft und eingezogen. Als Jüngling widmete er sich den Wissenschaften, und bewahrte seine Unschuld durch eifriges Gebet, strenge Abtödtung und durch den öftern Empfang der hl. Sakramente unbefleckt. Als in der Folge sein tugendhafter Wandel seinem Bischofe zu Ohren kam, weihte er ihn zum Priester, und nahm ihn zum Gehilfen in seinen bischöflichen Verrichtungen. Durch sein frommes Beispiel, das seinen geistvollen Predigten noch mehr Gewicht gab, brachte er viele Heiden zur Erkenntniß des wahren Glaubens und viele Frommen zur Beharrlichkeit im Guten. Dadurch zog er sich viele Ehrenbezeugungen zu, die ihm damals noch sehr gefährlich schienen. Er verließ daher sein Vaterland, und kam um das Jahr 519 nach Deutschland in das trierische Gebiet. Daselbst erbaute er sich unweit der Oberwesel, mit Genehmigung des Bischofs, ein Kirchlein und eine kleine Hütte zur Wohnung.

Er hielt sich strenge an die angenommene Lebensweise. Täglich betete er den ganzen Psalter, las die hl. Messe, und lag dann anderen Andachtsübungen ob. Nach diesem widmete er sich dem Troste und der Belehrung derjenigen, die der Ruf seiner Heiligkeit bald täglich zahlreicher herbeizog. Er predigte den längs des Rheines wohnenden Heiden das Evangelium und bekehrte eine große Menge zum christlichen Glauben. Wie überall die Finsterniß das Licht hasset, so waren auch seine gesegneten Bemühungen nicht ohne Verläumdungen und Lästerungen. Manche besuchten ihn aus bösen Absichten. Unter diesen waren einmal zwei Hofherren des Bischofs von Trier. Nach ihrer Rückkehr sagten sie diesem, Goar sei ein stolzer Mensch, der sich für heilig halte; er sei ein Heuchler, esse und trinke wie andere Weltleute, und mache sich mit ihnen lustig; die von ihm erzählten Wunder seien lauter Betrug und dergleichen mehr.

Der leichtgläubige Bischof befahl ihnen, wieder hinzugehen und diesen Heuchler zu ihm zu bringen. Goar bewirthete sie aufs freundlichste. Als er ihren Befehl vernommen hatte, verharrte er die ganze Nacht im Gebete, las am Morgen die hl. Messe und bereitete für sie ein Frühstück. Sie aber lehnten es spottweise ab, und sagten, sie wollten nur auf den Weg für einen etwaigen Hunger etwas mitnehmen. Goar ließ es sich ruhig gefallen. Gegen Mittag aber befiel die zwei Hofherrn ein heftiger Hunger. Sie suchten ihr Frühstück, fanden aber nichts mehr. Da der Hunger stets ärger wurde, entdeckten sie endlich dem Heiligen ihre Noth. Dieser nahm seine Zuflucht zum Gebete, und verschaffte ihnen auf wunderbare Weise Nahrung. Jetzt gingen ihnen die Augen auf, sie baten ihn um Verzeihung, und erklärten bei dem Bischofe ihren Irrthum. Dieser aber ließ sich von seiner vorgefaßten Meinung nicht so leicht abbringen. Er ließ den Heiligen vor sich kommen, und beschuldigte ihn hauptsächlich der Unmäßigkeit und Heuchelei

Irenius.

Goar antwortete mit Sanftmuth, daß dies alles nicht wahr sei. Inzwischen brachte man eben ein gefundenes Kind in das Zimmer des Bischofs. Da sagte der Bischof zu unserem Heiligen: „Sage, wer die Eltern dieses Kindes sind, wenn Du ein wahrer Diener Gottes bist!" Der Heilige fing an zu beten, und befahl hierauf dem Kinde, das kaum drei Tage alt war, zu reden und die Namen seiner Eltern anzugeben. Und das Kind sprach mit heller Stimme: „Meine Mutter heißt Flavia und mein Vater Rustikus. Dieß war aber der Name des Bischofs. Sogleich fiel dieser dem hl. Goar zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und um sein Gebet, und brachte würdige Früchte der Buße.

Als dies der König Siegwart I. erfuhr, entsetzte er den schuldigen Bischof, und trug dem Heiligen diese Würde an. Goar aber erbat sich zwanzig Tage Bedenkzeit. Da er inzwischen in eine Krankheit verfiel, die sieben Jahre dauerte, mußte der König den bischöflichen Sitz einem Andern verleihen. Goar starb am 6. Juli 565. Er soll dem Bischofe versprochen haben, sieben Jahre für ihn zu büßen.

Die heilige Godoleva,

Martyrin. Jahr 1070.

Haus der Diöcese Terruane war diese Heilige gebürtig. Ihre Eltern besaßen nebst hoher Abkunft ein bedeutendes Vermögen. — Von ihrer Kindheit an pflegte sie die glücklichen Anlagen, die ihr Gott zur Tugend gegeben hatte. Ihr Vater vermählte sie an einen flamändischen Edelmann Namens Bertulf: sicher aber hätte er diese Wahl nicht getroffen, wenn er jenen, den er zu seinem Schwiegersohn wählete, gekannt hätte. Bertulf war ein grober und barscher Mensch ohne Ehrgefühl und Religion. Gegen seine Gemahlin hatte er die größte Abneigung und flößte sogar seiner Mutter dieselben Gesinnunngen ein; nicht nur wollte er nicht mit ihr unter einem Dache wohnen, sondern er ließ sie außerdem noch ohne Hilfe und ohne allen Trost. Godoleva benützte ihre Einsamkeit zur Uebung aller verborgenen Tugenden, ohne jedoch die Pflichten ihres Standes zu vernachlässigen. Ihr kluges und bescheidenes Benehmen brachte aber nicht die mindeste Sinnesart in ihrem Gemahle hervor; von der Abneigung kam es zum Hasse, und dann suchte er alle Mittel auf, um die Bande zu zerreißen, die ihm unerträglich schienen. Er überhäufte seine Gattin mit allen erdenklichen Unbilden, und schämte sich nicht, sie einem Knechte zu übertragen, mit dem Auftrage, ihr alle mögliche Schmach anzuthun; kaum ließ er noch zu, daß man ihr den nötigsten Lebensbedarf reichte. Die Heilige aber ertrug mit Geduld eine so harte Prüfung, und betete für Jene, welche sie verfolgten. Zuletzt aber kam es so weit, daß ihr Leben gefährdet wurde. Sie nahm daher heimlich die Flucht und begab sich zu ihrem Vater. Die Sache kam vor den geistlichen Richter, welcher zu Gunsten der heil. Godoleva das Urtheil sprach. Bertulf unterwarf sich demselben, weil er den Grafen von Flandern fürchtete; er nahm daher seine Gemahlin wieder zu sich und versprach, sie in Zukunft besser zu behandeln. Allein Godoleva war nur zu bald gewahr, daß die Versöhnung nicht von Herzen gegangen war. Die Mißhandlungen begannen wieder und Bertulf faßte sogar den Entschluß seiner Gattin das Leben zu rauben. Zum Vorwande machte er eine Reise, um an dem Tage abwesend zu sein, an welchem zwei Frevler seinen schauderhaften Plan in Vollzug zu setzen den Auftrag hatten. Godoleva ward in der Nacht erdrosselt, worauf man sie wieder in ihr Bett legte und aussprengte, sie sei eines jähen Todes gestorben. Man entdeckte aber ohne Mühe, wer die Hauptursache dieses Frevels war. Dies geschah am 6. Juli 1070. Die Heiligkeit der Dienerin Gottes ward durch viele Wunder bestätigt. Man versichert, daß in Folge eines solchen Wunders Bertulf und seine Mutter sich bekehrten und ihre Missethaten durch aufrichtige Buße sühnten.

7. Juli.

Der heilige Pantänus,

Kirchenvater.

Zu Anfang des dritten Jahrhunderts.

Dieser große Mann, so würdig der apostolischen Zeiten, blühte im zweiten Jahrhundert der Kirche. Er war von Geburt ein Sicilianer. Wegen seiner Beredtsamkeit nannte ihn der hl. Clemens von Alexandrien „die Biene von Sicilien,". Seine Liebe zur Tugend flößte ihm Ehrfurcht gegen die Christen ein, und deßwegen trat er mit einigen in nähere Verbindung. Gerührt durch die Unschuld und Heiligkeit ihres Wandels, überzeugte er sich bald von dem Aberglauben des Heidenthums und öffnete sein Auge dem Lichte des Evangeliums. Nach seiner Bekehrung verlegte er sich auf die göttlichen Bücher unter Anleitung der Jünger der Apostel, und um desto tiefer in ihr Heiligthum einzutreten, zog er nach Alexandrien in Egypten. In dieser Stadt war eine berühmte Schule, in welcher die christliche Lehre vorgetragen wurde, und welche ihre Gründung den Jüngern des hl. Markus verdankte. Pantän machte rasche Fortschritte in der Wissenschaft der hl. Schriften; aus Demut aber verhehlte er seine seltenen Fähigkeiten. Dessen ungeachtet ward man dieselben doch bald gewahr und zog ihn aus der Dunkelheit, in welcher er ungekannt zu leben

gesucht hatte. Er wurde zum Vorsteher der Christenschule erwählt, einige Zeit vor dem Jahre 179, dem ersten der Regierung des Kaisers Commodus. Sein hoher Geist, verbunden mit seiner herrlichen Lehrweise, erwarb ihm bald eine Berühmtheit, die den größten Philosophen noch nie zu Theil geworden war. Seine Vorträge, welche gleichsam ein Ausfluß von Blumendüften waren, die er in den Schriften der Propheten und Apostel gesammelt, goßen das Licht der Wissenschaft und die Tugendliebe in die Herzen Aller, die

Der heilige Pantänus in Indien.

ihn zu hören von allen Seiten herbeiströmten. Dieses Zeugnis gibt ihm der hl. Clemens von Alexandrien, einer seiner erleuchtetsten Jünger.

Die Indianer, welche der Handel nach Alexandrien zog, hatten Gelegenheit, den heiligen Pantän kennen zu lernen; sie luden ihn daher in ihr Land ein, um den Irrwahn der Brahmanen durch die Lehre Jesu zu bekämpfen. Er folgte ihren Bitten, verließ seine Schule und machte sich auf den Weg nach Indien mit der Erlaubnis seines Bischofs, der ihn zum Verkünder des Evangeliums für die morgenländischen Nationen aufstellte. Dieser Bischof war Demetrius, welcher im Jahre 189 den Stuhl von Alexandrien bestieg. Eusebius berichtet, daß der hl. Pantän, als er nach Indien kam, schon einige Samen des christlichen Glaubens, der aus früheren Zeiten herrührte, angetroffen habe; auch fand er da ein Evangelium des hl. Matthäus in hebräischer Sprache, welches der hl. Bartholomäus dort gelassen hatte. Als er einige Jahre darauf wieder nach Alexandrien zurückkehrte, brachte er dieses Evangelium mit. Der berühmte Clemens stand damals der Schule dieser Stadt vor; der heilige Pantän fuhr indessen fort, zu lehren; es geschah jedoch nur mehr in Privatstunden. Dies that er bis zur Regierung des Kaisers Caracalla, mithin bis ins Jahr 216. Rufin sagt, dieser große Mann habe durch einen glückseligen Tod ein edles und ruhmvolles Leben geendet.

Der heilige Willibald,

Bischof von Eichstädt.

Jahr 786.

Willibald war ein Sohn des hl. Richard, Königs in dem Lande, das die Westsachsen in England bewohnten. Er war 704 geboren und der älteste Bruder des hl. Wunibald und der hl. Walburgis, und verwandt mit dem hl. Bonifacius. Im sechsten Jahre seines Alters wurde er dem Kloster Waldheim zur Erziehung im Christenthum und in den Wissenschaften übergeben. Mit einem gelehrigen, freundlichen und sittsamen Herzen begabt, nahm der Knabe an Kenntnissen und Frömmigkeit, wie am Alter zu. Früh schon erwachte in ihm die Sehnsucht nach der ewigen Heimath.

Voll heiliger Liebe zu Jesus Christus, der er alle natürlichen Neigungen seines Herzens unterordnete, hatten die Eitelkeiten und Freuden dieser Welt für ihn keinen Reiz. Er sehnte sich nur nach himmlischen Gütern, und kannte, außer der Beschäftigung mit Gott im Gebete, keine größere Freude auf Erden, als die Besuchung jener Orte, die Gott durch seinen Sohn oder durch seine Heiligen denkwürdig gemacht hatte; denn hier fühlte er sich dem Himmel ganz besonders nahe.

Er beredete daher seinen Vater und seinen Bruder Wunibald, mit ihm nach Rom zu den Gräbern der hl. Apostel zu wallfahrten. Zu Lucca aber starb sein Vater. So schwer dies auch seinem Herzen fiel, so pries er doch den göttlichen Willen, und ging mit seinem Bruder nach Rom, wo er mit großer Andacht die hl. Orte besuchte. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten begab er sich mit sieben adeligen Jünglingen aus England nach Jerusalem. Ihre Speise war

Wasser und Brod, ihr Lager die Erde. Einen Theil des Tages widmeten sie dem Gebete, einen andern dem Gesange geistlicher Lieder und die übrige Zeit religiösen Gesprächen. Die Liebe zu Jesus, dessen Fußtapfen sie suchten, machte ihnen alle Beschwerlichkeiten der Reise leicht. Eine der größten war folgende: Zu Emesa in Phönizien wurde Willibald mit seinen Genossen von den Sarazenen für einen Spion angesehen und verhaftet. Ein christlicher Kaufmann bewirkte zwar so viel, daß er ihnen Nahrung zuschicken, und sie alle drei Tage in Begleitung eines Aufsehers in die Kirche gehen durften. Wer sollte sie aber aus dem Gefängnisse befreien, da sie kein Geld besaßen, um sich loszukaufen, und die Sarazenen ihrer Versicherung, daß sie unschuldig seien, keinen Glauben schenkten? Sie gaben sich gänzlich in den Willen Gottes, für ihn zu leiden und zu sterben. Und siehe, als sie es am wenigsten hofften, lenkte Gott das Herz eines Spaniers, der einen Bruder am Hofe des Königs der Sarazenen hatte. Dieser stellte sie dem König vor, und als derselbe ihre Unschuld erkannte, wurden sie ohne Lösegeld freigelassen. Unter Lobpreisung Gottes verließen sie die Stadt, und eilten nach dem gelobten Lande. Als sie dort Jesum Christum unter heißen Thränen der Liebe und Sehnsucht angebetet hatten, kehrten sie wieder nach Italien zurück. Nach ihrer Ankunft begab sich Willibald in das berühmte Benediktinerkloster auf dem Berge Cassino. Zehn Jahre brachte er daselbst als ein Beispiel hoher Frömmigkeit zu. Als er nach Verlauf dieser Zeit einmal, von seinem Abte geschickt nach Rom kam, sagte ihm der hl. Vater, Gregor III., daß ihn der hl. Bonifacius, der sich damals im Fränkischen aufhielt, zum Mitarbeiter im Weinberge des Herrn wünsche. Diesem Verlangen mußte aber der Papst einen Befehl beifügen, da Willibald von seinem Abte zuvor die Erlaubnis zur Reise nach Thüringen nachsuchen wollte. Er begab sich zuerst zum baierischen Herzog von Utilo, wo er den Grafen von Hirschberg, Suitgar, antraf. Dieser hatte dem hl. Bonifacius anerboten, auf seinen Gütern zu Eichstädt einen Bischofssitz zu gründen. Der Herzog hatte das Vorhaben gleichfalls schon genehmigt. Seitdem die Stadt Eichstädt von den Hunnen zerstört worden war, standen dort nur noch einige Wohnungen mit einem Bethause der gnadenvollen Gottesmutter geweiht, da schon zuvor hier ein Bischofssitz gewesen war. Bonifacius sandte unsern Heiligen dahin, um die nöthigen Anstalten zu treffen. Als er bald darnach selbst dorthin kam, weihte er ihn zum Priester, und übertrug ihm das Missionsgeschäft in der dortigen Gegend. Im folgenden Jahre berief er ihn zu sich nach Thüringen, und gebrauchte ihn dort als Mitarbeiter in seinen apostolischen Bemühungen. Er erkannte seinen apostolischen Eifer und weihte ihn 745 zum Bischofe, und setzte ihn in das neu errichtete Bisthum zu Eichstädt ein.

Willibald stand seiner Herde 45 Jahre vor. Er war der Trost der Armen und Leidenden, voll Seeleneifer, und lebte mit seinen Geistlichen in brüderlicher Eintracht, Andacht und Abtötung, wie auf dem Berge Cassino. Er starb am 7. Juli 786. Papst Leo VII. setzte ihn in die Zahl der Heiligen im Jahre 938. Seine Gebeine ruhen zu Eichstädt in der Kirche, die seinen Namen trägt.

Der hl. Willibald kommt in Eichstädt an.

Der heilige Felix,

Bischof von Nantes.

Jahr 684.

Der hl. Felix war einer der berühmtesten Bischöfe, die auf dem Stuhle zu Nantes gesessen. Er stammte aus einer der ersten Familien in Aquitanien. Ausgezeichnet durch seine Geburt, war er es noch mehr durch seine Tugenden, seine Beredtsamkeit und sein umfassendes Wissen. Der griechischen Sprache war er so mächtig, daß sie ihm wie angeboren schien. Er war Dichter und Redner, und man sagt, er habe die berühmte Lobrede der hl. Radegundis in Versen abgefaßt. Er war verheirathet und in seinem sieben und dreißigsten Lebensjahre als er 649 zum Nachfolger des hl. Bischofs Evemer auf den Sitz zu Nantes berufen wurde. Sein Eifer für die Kirchenzucht ergibt sich aus den Verordnungen, die er für seine Diöcese entwarf; auch legte er hievon vielfältige Beweise ab in den Concilien, denen er beiwohnte, und die zur Handhabung der guten Ordnung gehalten wurden. Seine christliche Liebe kannte keine Schranken. In der Ueberzeugung, daß die kirchlichen Einkünfte das Erbe der Armen seien, wollte er nur ihr Verwalter sein. Er verkaufte sogar sein väterliches Erbe, um es an dürftige Kirchen zu vertheilen. Endlich fürchtete er nichts so sehr als in seinem Bisthum einen Notleidenden zu lassen, dem er nicht zu Hilfe gekommen wäre.

Mit erstaunlicher Pracht führte er den Plan aus, den sein Vorfahre zur Erbauung einer Domkirche in der Mitte der Stadt Nantes entworfen hatte. Er starb am 8. Januar 684, im siebenzigsten Jahre seines Lebens und im drei und dreißigsten seines Hirtenamtes. Man verehrt ihn zu Nantes, dessen

sechzehnter Bischof er war seit dem heiligen Clarus, am 7. Juli, als an dem Tage der Uebertragung seiner heiligen Ueberreste.

Der heilige Benedikt XI.,

Papst.

Jahr 1304.

Nikolaus Bocasini, in der Folge Papst unter dem Namen Benedikt XI., war aus der Stadt Treviso, welche damals einen unabhängigen Staat bildete, seit dem Jahre 1336 aber den Venetianern unterworfen war. Er kam 1240 zur Welt, begann seine Studien in seinem Vaterlande, und beendigte sie in Venedig, wo er noch sehr jung das Ordenskleid des hl. Dominikus annahm. Wenn er großen Eifer bewies, sich in der Kenntnis der hl. Schriften zu vervollkommnen, so zeigte er ihn nicht minder in Ausübung aller Christentugenden. Vierzehn Jahre nach seinem Eintritt in den Dominikanerorden ward er in der Eigenschaft eines Professors und Predigers nach Venedig und Bologna geschickt, um auch Andern von den geistlichen Schätzen, die er in der Stille und Zurückgezogenheit gesammelt hatte, mitzutheilen. Wir haben jetzt noch mehrere seiner Kanzelreden und Auslegungen der hl. Schrift.

Als er 1296 zum Ordensgeneral erwählt worden, ließ er ein Kreisschreiben ergehen, in welchem er auf eine sehr rührende Weise seine Mitbrüder zur Liebe der Armuth, des Gehorsams, der Zurückgezogenheit und des Gebets ermahnte. Im folgenden Jahre schickte ihn der Papst Bonifacius VIII. nach Frankreich, in der Eigenschaft eines Nuntius, um Friedensstifter zu werden zwischen diesem Königreich und England. Während er in diesem großen Werke begriffen war, erhielt er seine Ernennung zum Cardinal. Diese Nachricht vernahm er mit tiefem Schmerzgefühl, weil er die geistlichen Würden fürchtete; er vergoß sogar Thränen, und hätte auch das Cardinalat nicht angenommen, wäre ihm diesfalls nicht der ausdrückliche Befehl des Papstes zugekommen. Kurz darauf erhielt er den Ruf, an den bischöflichen Sitz von Ostia und die Ernennung zum Dekane des heiligen Collegiums.

Nach dem am 11. Oktober 1303 erfolgten Tode des Papstes Bonifacius VIII., traten die Cardinäle eilf Tage darauf ins Conclave, und des andern Tags schon erwählten sie einstimmig Bocasini zu dessen Nachfolger. Der Heilige ward von Schauder ergriffen, als er diese Nachricht erfuhr; man nöthigte ihn aber dieser Wahl seine Beistimmung zu geben, und des folgenden Sonntags wurde er schon auf den päpstlichen Stuhl gesetzt. Obgleich von der höchsten Würde umstrahlt, ging er doch kein Haar breit von seiner bisherigen Lebensweise ab; und als seine Mutter in prachtvollem Anzuge zu ihm kommen wollte, verwehrte er ihr den Zutritt, bis sie sich auf eine ihrem Stande angemessene Weise gekleidet hatte.

Rom war damals durch innere Spaltungen ganz zerrüttet. Benedikt stellte durch seine Klugheit, seine Sanftmuth und Mäßigung die öffentliche Ruhe wieder her. Er verzieh allen Aufrührern. Er bewerkstelligte den Frieden in Dänemark und in den übrigen Nordlanden; auch den Aufruhren, welche den Staat

Der heilige Benedikt vor Papst Bonifacius VIII.

und die Kirche Frankreichs sehr bewegten, machte er ein Ende. Durch seine Verwendung kam ohne Blutvergießen eine Versöhnung zwischen Venedig und Padua zu Stande.

Dieser vortreffliche Papst starb zu Perosa am 6. Juli 1304, in seinem 63. Lebensjahre, nachdem er nur acht Monate und siebenzehn Tage auf dem Stuhle Petri gesessen. Man sagt, er sei an den Folgen eines Gifttrankes gestorben, den ihm einige Feinde heimlich beigebracht hätten. An seinem Grabe geschahen mehrere Wunder, die gerichtlich bestätigt wurden.

8. Juli.

Die heilige Elisabetha,

Königin von Portugal,

Jahr 1336.

Die hl. Elisabetha, eine Tochter Peter III., Königs von Arragonien, war schon in der ersten Jugendblüte ein so erbauliches Beispiel der Gottesfurcht und inniger Frömmigkeit, daß ihr Vater zu sagen pflegte: „die Tugenden meiner Tochter sind die Ursachen an dem Segen meiner Länder." Sie ward noch sehr jung mit Dionys, dem Könige von Portugal, vermählt. Dieser überzeugte sich von den vorzüglichen Geistesgaben und ihrer innern Frömmigkeit bald so sehr, daß er sie nicht nur von Herzen liebte, sondern sogar die Regierungsgeschäfte mit ihr theilte.

Sie betrachtete die Macht, wie die königlichen Reichthümer, als Geschenke des Himmels zur Verherrlichung Gottes und zum Heile der Menschen. Gott ehren und die Menschen lieben war die Richtschnur ihres Lebens und Handelns. Auf Erbauung der Kirchen, sowie auf Verherrlichung des Gottesdienstes verwendete sie große Summen. Sie verfertigte sogar mit eigener Hand heilige Gewänder und Zierden für die Kirchen. Sie fastete öfter freiwillig, aß und trank sehr wenig, besonders von den Speisen, die ihr am besten schmeckten. Täglich betete sie die priesterlichen Tagzeiten und wohnte dem hl. Meßopfer bei. Die hl. Sakramente empfing sie öfter und mit viel glühenderer Andacht, als es damals bei den hohen Ständen üblich war. Als man ihr einst über diese frommen Uebungen Vorstellungen machte, antwortete sie: „das Gebet und die Abtötungen sind auf dem Throne um so nothwendiger, als hier die Leidenschaften heftiger und die Gefahren größer sind."

Die heilige Elisabetha auf einer Wallfahrt.

Nicht weniger groß war ihre Nächstenliebe. Sie besuchte die Kranken nicht blos in schlechten Hütten, sondern auch in öffentlichen Krankenhäusern. Sie pflegte oft zu sagen: „Ich bin von Gott um keiner andern Ursache willen auf den königlichen Thron erhoben worden, als damit ich mehr Mittel habe, den Armen beizustehen."

Nachdem sie acht Jahre mit ihrem königlichen Gemahle in friedlicher Eintracht gelebt, und ihrem Gatten bereits eine Tochter, Constantia, und einen Sohn, Alphonsus, geschenkt hatte, wurde auf einmal das Herz des Königs von seiner treuesten Gemahlin abgewendet. Dieß war ihr erstes Kreuz, das sie wie alle folgenden, mit schweigender Sanftmuth auf sich nahm. Denn, da sie Jesum, den Bräutigam ihrer Seele, über Alles liebte, so war ihr Kummer kein eifernder, quälender Schmerz einer beleidigten, leidenschaftlichen Liebe; sondern nur ein gelassener Schmerz wegen der Beleidigungen Gottes und wegen des Seelenheils des Königs.

Man hörte sie nie klagen, weder über ihn noch über ihre inneren Leiden. Sie suchte nur Gott, der die Herzen der Menschen wie Wasserbäche leitet, durch Gebet und gute Werke zu bewegen, daß er den geblendeten König erleuchten und wieder auf den Weg des Heiles zurückführen möchte. Ihre Geduld und Friedensliebe war so groß, daß sie den pflichtvergessenen Weibern, die mit dem Könige Schuld und Schande der Sünde theilten, durch Wohlthaten das Böse mit Gutem vergalt.

Und siehe dadurch wurde endlich das Herz des verblendeten Königs so gerührt, daß er anfing, die noch nicht ganz erloschene Liebe der treuesten Königin wieder zuzuwenden. Aber ein neuer Kunstgriff des Feindes sollte bald wieder das Herz des Königs von seiner Gattin trennen. Die Königin schätzte einen adeligen Jüngling, dessen sie sich zur Austheilung ihrer Almosen bediente, seiner Frömmigkeit wegen sehr hoch. Dieß verdroß nun einen andern Edelknaben so sehr, daß er ihn beim König einer sündhaften Gemeinschaft mit der Königin beschuldigte. Der König ergrimmte, und gab einem Kalkbrenner den Auftrag, denjenigen morgen früh in den Kalkofen zu werfen, der zuerst kommen und fragen würde: „Ob des Königs Befehl vollzogen sei?" Am folgenden Tage wurde nun der unschuldige Jüngling vom Könige dahin geschickt. Da er aber bei einer Kirche vorbeigehen mußte, gieng er hinein, um sein Gebet zu verrichten, und wohnte einer hl. Messe bei, die eben anfing. Inzwischen sandte der König den Edelknaben, der ihn verleumdet hatte, zum Kalkbrenner, um zu erfahren, ob sein Befehl vollzogen worden sei. Als er dort ankam, wurde er sogleich ergriffen, und ungeachtet aller Einwendungen in den glühenden Ofen geworfen. Nach einiger Zeit kam der unschuldig Angeklagte dahin und brachte die Antwort dem König zurück. Dieser erstaunte nicht wenig, erkannte das gerechte Urteil Gottes, und suchte sich, durch Versöhnung mit Gott, der Liebe seiner mißkannten Gattin würdig zu machen. Die Leiden der Königin aber hatten damit noch kein Ende. Der königliche Prinz, den der Vater durch blinde Liebe von der strengen Zucht der Mutter abgewendet hatte, entartete jetzt so sehr, daß er gewaltthätig nach der königlichen Krone strebte. Elisabetha suchte den Prinzen auf jede mögliche Weise davon abzuhalten. Der König verkannte aber ihr Bemühen, beschuldigte sie eines Einverständnisses, beraubte sie aller ihrer Einkünfte, und verbannte sie auf einen Maierhof. Ohne zu klagen, nahm sie auch hier ihre Zuflucht zum Gebete. Als beide Heere im Begriffe waren sich zu schlagen, eilte sie in das Lager ihres Sohnes und bezwang durch Bitten und Thränen sein Herz, und dann das Herz des Königs. Von nun an lebte sie mit ihm, bis an sein Ende, im Frieden. Nach dem Tode des Königs vertheilte sie ihr Vermögen unter die Armen und Kirchen, und wohnte zu Coimbra neben dem Kloster der Clarissinnen, nach der Regel des dritten Ordens des hl. Franziskus, in heiligen Betrachtungen und Liebeswerken. Als sie im 65sten Jahre ihres Alters nach Estremadura reiste, um ihren Sohn mit dem Könige von Castilien auszusöhnen, erkrankte sie daselbst und starb mit dem Troste der hl. Sakramente am 4. Juli 1336. Der Papst Urban VIII. sprach sie heilig und verlegte ihren Festtag auf den 8. Juli.

Der heilige Kilian.

Bischof von Würzburg, mit seinen zwei Gefährten, dem Priester Kolomann und dem Diakon Totmann, Martyrer.

Jahr 689.

Der hl. Kilian war ein irländischer Mönch, und stammte aus hochadeligem Geblüte. Er wurde von zarter Kindheit auf in der christlichen Gottesfurcht erzogen, erhielt eine standesgemäße wissenschaftliche Bildung und erfreute seine Eltern und Lehrer durch seine schnellen Fortschritte in allem Guten. Wenn er an die Liebe Jesu dachte, der am Kreuz sein Blut vergoß für unsere Sünden, enthob sich seine Seele gleichsam der Erde, und in dieser heiligen Begeisterung erglühte in seinem Herzen der Wunsch, den Heiden die noch im Schatten des Todes saßen, das Licht des Glaubens zu bringen, und die Fahne des Erlösungskreuzes unter diesen armen Sündensklaven aufzupflanzen. Allein seine Eltern und Freunde bestrebten sich, durch allerlei Zusprüche und Bemerkungen in ihm dieses Vorhaben zu schwächen und seinen Eifer auf andere Gegenstände hinzulenken.

Als er eines Tages in Betrachtung der Worte Jesu versank: „Wer mir nachfolgen will, verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach," gedieh sein Entschluß zu solcher Reife, daß er sich durch keine Vorspiegelungen davon abbringen ließ. Er verließ sein Kloster, seine Eltern und sein Vaterland, gesellte sich zwei vertraute Jünger zu, nämlich den Priester Coloman und den Diakon Totman, schiffte über das Meer und landete glücklich in Frankreich. Er durchreiste dieses Land, kam nach Deutschland und ließ sich in Franken nieder, in der Gegend von Würzburg, wo er das Volk in der tiefsten Unwissenheit fand, und vorzüglich dem Dienste der Heidengöttin Diana ergeben. Bei dem Anblicke dieser Verkehrtheit ward der Heilige sehr betrübt, und entschloß sich, mit seinen Genossen in die Hauptstadt der Christenheit abzureisen, um von dem Oberhaupte der christkatholischen Welt die Sendung und Vollmacht zu erbitten, diesem Volke die heiligenden Wahrheiten des Glaubens zu verkünden. Dies geschah im Jahre 686.

Voll heiliger Freude über die Ankunft dieser drei Himmelsboten, empfing sie der Papst Kanon mit väterlicher Liebe und weihte Kilian zum Bischof, um demselben desto größeres Ansehen zu geben. Begleitet von dem Segen des hl. Vaters kehrten die drei Missionäre nach Franken zurück, erlernten vollends die

Sprache des Landes, und bebauten mit erfrischtem Eifer den ihnen zugewiesenen, weit ausgedehnten Weinberg des Herrn. Der Himmel segnete ihre apostolischen Arbeiten und in kurzer Zeit bekehrten sie eine Menge Heiden in der Gegend von Würzburg, unter dem Frankenherzoge Gosbert, der ebenfalls die heilige Taufe empfing. Die Mission war im schönsten Beginne, als eine zweite Herodias, Geilana, des Herzogs verwittwete Schwägerin, Kilians Untergang beschloß. Gosbert, der sie zärtlich liebte, hatte sich mit ihr vermählt; da stellte ihm der Heilige vor, solche Ehebündnisse seien im Widerspruche mit dem göttlichen Gesetze und könnten daher nicht gebilligt werden. Der Herzog versprach nach Beendigung des Feldzugs, der eben bevorstand, sich von Geilana förmlich zu scheiden. „Habe ich ja," bemerkte der fromme Neubekehrte, „durch die Liebe des allmächtigen Gottes Alles verlassen, dessen Besitz mir lieb und theuer war. Getrieben von eben der Liebe will ich nun auch meine theuere Gemalin verlassen, wenn ich sie nicht besitzen darf, indem mir Nichts lieber und mehr am Herzen gelegen ist, als die Liebe meines Gottes. Als Geilana dieß vernahm, schwor sie den drei Missionären den Tod. Sie bestellte zwei Heiden, mit dem Versprechen, ihnen große Geldsummen zu erlegen, wenn es ihnen gelingen sollte, den hl. Kilian und seine Genossen in einer bestimmten Nacht zu erdolchen. Sie benützte hiezu die Abwesenheit ihres Gemahls. Um Mitternacht stürmten nun die bestochenen Mörder in das Zimmer der Heiligen, die eben im Gebete begriffen waren; Kilian ging ihnen mit muthiger Entschlossenheit entgegen, wie Jesus seinem Verräther, und die drei Glaubenshelden wurden erbarmungslos niedergemacht.

Der heilige Kilian.

Damit aber der Herzog nicht auf den Grund dieser gewaltsamen Ermordung kommen möchte, warf man sie mit all' ihrem Kirchengeräthe und ihrer Priesterkleidung in eine Grube: allein Gott ließ die böse That nicht ungerächt und offenbarte sie kurz nachher dem ganzen Lande. Einer der Mörder lief, von Wuth und Raserei ergriffen, durch die Gassen der Stadt und schrie ganz verzweifelt: „Kilian, Kilian, wie hart verfolgst du mich! ich sehe den mit deinem Blute gefärbten Dolch über meinem Haupte!" — Endlich zerbiß er sich mit den Zähnen seine Glieder, und starb so eines grauenvollen Todes, würdig eines schändlichen Meuchelmörders. Der andere Thäter erstach sich mit dem eigenen Schwerte, und die rachsüchtige Herzogin verfiel in Raserei, die ihr gleichfalls ein schreckliches Ende brachte.

Die Gebeine der heiligen Blutzeugen wurden nachher durch besondere Offenbarung entdeckt, und im folgenden Jahrhunderte von dem Bischofe Burkard in der Domkirche zu Würzburg, beigesetzt.

---

9. Juli.

Die heiligen Martyrer von Gorcum

in Holland.

Jahr 1572.

Die Irrlehren Luthers und Calwins drangen vom nördlichen Deutschland auch in die vereinigten Niederlande ein, von denen die Grafschaft Holland die Hauptprovinz war. Die Niederlande standen damals unter spanischer Botmäßigkeit und Karl V. hatte strenge Gesetze gegen Religionsneuerungen erlassen, die aber nicht so strenge vollzogen wurden. Sein Sohn, Philipp II., drang jedoch auf den unnachsichtlichen Vollzug derselben. Dadurch, sowie durch manche andere Verfügungen, durch welche sich die Niederländer in ihren hergebrachten Rechten tief gekränkt fühlten, ward eine große Gährung veranlaßt, zumal bei denen, die sich zu den neuen Religionssekten bekannten, und die Einführung der Inquisition, wie sie in Spanien bestand, befürchteten. Mehrere vom Adel, unter denen sich auch Katholiken befanden, traten in ein Bündnis zusammen, und versprachen sich gegenseitige Hilfe, wenn Jemand wegen der Religion in Gefahr kommen sollte. Man gab ihnen den, in der Folge so berüchtigten, Namen Geusen (Bettler),

weil Manche davon in sehr dürftigen Umständen waren. Auch das Volk war erhitzt. Es stellte eigenmächtig Prediger auf, versammelte sich bewaffnet bei dem Gottesdienste, und fiel zuletzt auf Geistliche, Kirchen, Altäre, Bilder und Reliquien her und übte die schrecklichsten Gräuelthaten. Diese Gährung wurde äußerlich für einige Zeit gestillt, aber der innere Grimm nur desto mehr angefacht durch die Gewalthätigkeiten des Herzogs von Alba, der von Philipp II. als Statthalter in die Niederlande geschickt wurde und Ströme von Blut fließen ließ, in der irrigen Ueberzeugung, daß Schärfe das einzige Mittel sei, das königliche Ansehen und die katholische Religion, deren Sache zu ihrem großen Nachtheile nun ganz mit den Staatsangelegenheiten vermengt wurde, wieder herzustellen. Der allgemeine Unwille brach in hellen Flammen empor, als der stolze Alba eine neue, sehr drückende Steuer auflegte und zwar am heftigsten in den nördlichen Provinzen, besonders in Holland, wo man es am wenigsten erwartet hatte. Da erklärte sich Alles, was nicht gut katholisch gesinnt war, öffentlich gegen den König, und es zeigte sich eine solche Menge Reformirter, daß sie fast in allen Städten das Uebergewicht bekamen. Mit dem Hasse gegen die Spanier verbanden sie gleichen Haß gegen die katholische Religion und ihre Anhänger, die sie nun ohne allen Unterschied mit blutdürstiger Grausamkeit verfolgten.

Die katholische Kirche feiert heute das Gedächtniß von neunzehn christlichen Helden, welche in diesem fürchterlichen Sturme mit ihrem Blute für die reine Lehre zeugten. Es waren lauter Geistliche — Mönche und Weltpriester. Einige auf dem Meere herumschwärmende Guesen, hatten sich des Seehafens Briel bemächtigt. Alsbald fanden sich die andern Verbündeten und viele Vertriebene bei ihnen ein. Mit Gewalt besetzten sie die Städte, von deren meisten sie jedoch freudig aufgenommen wurden, und namentlich von der Stadt Dordrecht. Der Schrecken der Katholiken war entsetzlich; denn die Anführer hausten fürchterlich in den Kirchen und Klöstern, nnd mehr als gegen alle andern, besonders gegen die Priester und Mönche. Nach Dordrechts Einnahme mußte die Stadt Gorcum in kurzer Zeit das gleiche Schicksal und gleichen Gräuel erwarten. Hier befand sich ein Franciskaner-Kloster. Der Guardian desselben, Nikolaus Pic, ein Mann von 38 Jahren, berühmt wegen des glänzenden Erfolges seiner Predigten, und allgemein geschätzt, wegen seines gottesfürchtigen Lebens, sah mit felsenfestem Muthe dem nahen Sturme entgegen. Er stellte es seinen Ordensbrüdern frei, zu entfliehen; er aber blieb, und mit ihm der Vicar des Klosters, Hieronymus von Werden. Man machte Anstalt, die Stadt Gorcum gegen die Aufrührer zu vertheidigen. Die zwei Stadtpfarrer, Leonhard Wechel und Nikolaus Popel, denen Gottfried Düren, der früher Rektor der Universität in Paris und jetzt in hohen Jahren sein Leben in Ruhe in seiner Vaterstadt beschließen wollte, sich beigesellte, waren eifrigst bemüht, den Bürgern ihre Pflichten gegen Religion und König ans Herz zu legen, und sie zum Widerstande gegen die Aufrührer anzufeuern. Aber umsonst. Sie zogen sich deshalb mit vielen andern Gutgesinnten in die feste Burg zurück. Ohne Schwertstreich wurde Gorcum den Geusen übergeben und in wildem Jubel auf offenem Platze dem Prinzen von Oranien, als Statthalter von Holland, gehuldigt. Sogleich machten sich die Aufrührer an die Eroberung der Burg, die nach einem verzweifelten Widerstande übergeben werden mußte. Den in der Burg Befindlichen wurde von dem feindlichen Anführer Marinus eidlich die Erhaltung ihres Lebens zugesichert. Kaum aber hatten sie die Burg verlassen, so mußten sie die empörendsten Unbilden erdulden. Am meisten mußten die Geistlichen leiden, die aber dem frechen Muthwillen eine unermüdliche Geduld entgegensetzten.

Die Gefangenen, von denen gleich einer auf öffentlichem Platze gehängt wurde, machten mit einer Bescheidenheit, die dem rechtschaffenen Christen ziemt, Vorstellungen und erinnerten an das eidliche Versprechen des feindlichen Anführers Marinus. Allein auf einmal entstand das Gerücht, daß die Geistlichen und Mönche getötet und die übrigen nach Dordrecht zur weiteren Verfügung abgeführt werden sollen. Von diesen und jenen wurden dadurch Mehrere sehr bestürzt, aber kräftig wieder ermuntert durch das Zureden und den unerschütterlichen Muth des Pfarrers Wechel und des Guardians Pic. Vielen Bürgern der Stadt gingen nun auch die Augen auf. Sie überzeugten sich, daß sie sich durch die treulosen Verheißungen der Geusen hatten täuschen lassen. Die Mönche wurden nun in ein besonderes Gemach gebracht, alle Anderen hingegen in einen Kerker gesperrt, aus dem aber die Laien gegen ein Lösegeld entlassen wurden. Jemand schlug dem Guardian vor, ihm insgeheim die Freiheit zu verschaffen; er aber weigerte sich dessen mit der Erklärung, daß er seine Brüder nicht verlasse. Die Geistlichen und Mönche wurden jetzt in ein gemeinsames Gefängnis gelegt. Hier hatten sie von dem Muthwillen der geusischen Soldaten viel zu leiden. Unter Schlägen und Todesandrohung verlangten sie zuerst von den jüngern Mönchen, dann von dem Pater Vicar nnd endlich vom Pater Guardian die Anzeige der verborgenen Klosterschätze. Als dieser standhaft darauf beharrte, daß sie als arme Mönche keine Schätze besitzen, geriethen sie in Wuth, warfen ihn auf den Boden, lösten den Strick von seinem Leibe ab, schnürten ihm denselben um den Hals, schleppten ihn hin und her und hängten ihn endlich vor der Kerkerthüre auf. Der Strick brach, und der Gequälte fiel wie todt auf den Boden. Um zu sehen. ob er wirklich tot sei, brannten sie mit einem Lichte seine Ohren, seine Nase, seine Wangen, ja sogar das Innere seines Mundes. Endlich ließen sie ihn liegen, und gingen mit teuflischem Jubel davon. Auch die Gefangenen hielten ihren Leidensgenossen für tot; dieser aber

erholte sich und kam nach einer Stunde wieder zur Besinnung und Sprache. In den folgenden Tagen und Nächten setzten die unmenschlichen Soldaten ihr höllisches Unwesen auf verschiedene Weise fort, mit frecher Verhöhnung alles dessen, was dem Katholiken in seiner Religionsübung heilig ist. Ein Mönch, Wilhad mit Namen, erwiederte auf jede Mißhandlung und auf die Backenstreiche die er empfing: „Gott sei Dank!" — und als ein frecher Schurke spottweise sich anstellte, ihm zu beichten, und ihn dann fragte, was er zu dieser Beichte sage, antwortete der fromme Greis: „Ich will für dich beten!" — worauf jener ihn wie rasend anfiel und durch Faustschläge mißhandelte.

Der Pfarrer Wechel wurde aus dem Gefängnisse berufen, zwei zum Tode verurtheilten Katholiken Beistand zu leisten. Nachdem er dieß mit heiligem Eifer gethan hatte, und die Soldaten ihn wieder in's Gefängniß zurückführen wollten, wiedersetzten sich viele Bürger der Stadt, worauf er aufs Rathaus gebracht wurde, wo man ihm befahl, die reine evang. Lehre zu verkünden. Wenige Tage darauf entwickelte er in einem Kanzelvortrag die Lehre von der Verehrung der göttl. Mutter und warnte nachdrücklich gegen die Lehren der Neuerer. Gleich darauf wurde er von diesen, als er eben seine kranke Mutter besuchen wollte, auf offener Straße ergriffen, fürchterlich mißhandelt und endlich wieder zu den andern Gefangenen in den Kerker gebracht. Viele der Gefangenen hatten ihre Verwandten, insbesondere der Quardian seine Mutter, drei Brüder und eine Schwester in der Stadt. Diese und andere Gutgesinnte gaben sich alle Mühe die Befreiung der Gefangenen durch Lösegeld zu erwirken; aber die Anhänger der Geusen wußten dieß immer zu verhindern. Nur wenigen wurde die Loslassung zu Theil. Die Andern wurden endlich auf den Befehl des blutdürstigen Grafen von der March in der Nacht vor dem 6. Juli nachdem sie vorher von den Soldaten noch aller ihrer Oberkleider beraubt worden waren, von Gorcum nach Briel abgeführt. Zu Dortrecht blieben sie während der Zeit, da ihr Führer, Johann Omalius, ein abtrünnig gewordener Domherr aus Lüttich, sich bei vollem Tisch gütlich that, und sie hungern ließ, öffentlich dem Gespötte und der Mißhandlung des Pöbels ausgesetzt. Gegen Abend kamen sie eine halbe Meile vor Briel an. Sie mußten auf dem Schiffe übernachten und vor Hunger und Kälte fast verschmachten. Am Morgen brachte man sie nach Briel. Auch hier blieben sie am Gestade über eine Stunde, dem Gespötte der Gottlosen ausgesetzt, endlich wurden sie zwei und zwei aneinander gebunden, aus dem Schiffe herausgeführt und gezwungen, einige Male um einen nahegelegenen Galgen zum Hohne der bei den Katholiken üblichen Processionen, herumzugehen und kirchliche Lieder zu singen. Den Hohn zu vergrößern, wurde einem vorausgehenden Laienbruder eine alte Fahne in die Hände gegeben. Ebenso mußten sie den Einzug in die Stadt halten, und dann wieder dreimal um den Galgen gehen und diejenigen, deren Stimme vor Erschöpfung nicht mehr gehört war, wurden von nebenherreitenden Soldaten schonungslos geschlagen. Nachdem sie noch lange unter dem Galgen stehend, dem Gespötte der Menge preisgegeben waren, führte man sie endlich in einen tiefen Kerker, in welchen von dem über demselben liegenden Gefängnisse die natürlichen Ausleerungen der Gefangenen fortwährend herunterflossen. Ihre Gesellschaft wurde am gleichen Tage durch zwei Geistliche aus dem Dominikaneroden vermehrt, welche des kathol. Bekenntnisses wegen eingekerkert wurden. Es war 3 Uhr Nachmittags, und die Bekenner, mehr als zwanzig an der Zahl, hatten noch nichts genossen, als sie auf's Rathhaus geführt und um ihr Glaubensbekenntnis gefragt wurden. Alle erklärten sich unerschrocken für die kath. Lehre, drei ausgenommen, welche etwas zweideutige Antwort gaben, und deßhalb in eine leichte Verwahrung gebracht wurden. Auch den Andern ward ein etwas erträglicheres Gefängniß zu Theil und einige Erquickung durch Brod und Wasser. Am folgenden Tage, es war der 8. Juli, wurden sieben aus ihnen, die man für die standhaftesten hielt, neuerdings zum Verhöre berufen, wo man alles anwendete, sie zur Trennung von dem Oberhaupte der kathol. Kirche zu bereden. Allein das gottlose Beginnen war fruchtlos. Die kathol. Priester wichen keinen Finger breit von ihrem Bekenntnisse ab. Ungeachtet einer Gegenverfügung des Prinzen von Orleans, der Vorstellungen des Commandanten und des Magistrats von Gorcum gab der grausame Graf von der March, Lamnius, den Befehl, daß alle gefangen gesetzten Priester aufgehängt werden sollen, und übertrug die unverweilte Ausführung des blutigen Befehls dem oben erwähnten Omalius. Um 1 Uhr nach Mitternacht wurden sie von den hiezu befehligten Soldaten und Schergen vor die Stadt hinausgeführt in eine, neben dem Kloster zur hl. Elisabeth stehenden Scheune, und da an zwei Balken der Quardian zuerst, dann einer nach dem Andern aufgehängt. Bis zum Tode ermuthigten sie sich gegenseitig zum letzten Kampfe, die Meisten frohlockend, daß das Heil des Martyrerthums ihnen zu Theil werde. Neunzehn war die Zahl dieser christl. Kämpfer, welche als hl. Martyrer in der kath. Kirche verehrt werden. — „Herr vergib ihren Feinden, denn sie wissen nicht, was sie thun!" —

Die gottselige Veronika Giuliani.

Jungfrau. — Jahr 1727.

Von ehrbaren und wohlhabenden Eltern wurde Veronika Giuliani am 27. Dezbr. des Jahres 1660 zu Mercatello einer Stadt im Herzogthume Urbino geboren. Sie war unter sieben Schwestern die jüngste, und hatte in der heiligen Taufe den Namen Ursula empfangen. Schon in ihrer ersten Jugend zeigten sich an ihr unverkennbare Merkmale künftiger Heiligkeit, und die frommen Eltern versäumten nichts, um solche erfreulichen Blüthen zur erwünschten Reife zu bringen. Noch war Ursula sehr jung, als sie ihre Mutter verlor. Da diese fromme Frau immer mit besonders zarter Andacht die Leiden des Erlösers verehrt hatte, so empfahl

sie vor ihrem Hinscheiden jede ihrer noch lebenden fünf Töchter in eines der Wundmahle des Erlösers. Ursula, die jüngste erhielt die Seitenwunde. Dieses rührende Vermächtniß der sterbenden Mutter war für die Töchter von den gesegnesten Folgen; besonders hatte es auf Ursula einen so tiefen Eindruck gemacht, das sie von nun an gleichfalls die zarteste Andacht gegen den leidenden Heiland trug und so aus der Seitenwunde des Herrn übergroße Gnaden schöpfte. In allen Tugenden groß, zeichnete sie sich hauptsächlich durch Wohlthätigkeit gegen Dürftige, durch die Liebe zu Leiden aller Art, um Christi willen, und durch den Geist der Abtödtung aus. Ihr Vater wurde in der Folge Oberaufseher der Staatseinnahmen in Piacenza und ließ sich daher in dieser Stadt nieder. Längst schon hatte sich die fromme Ursula nach dem Augenblicke gesehnt, in der hl. Communion ihren Heiland in ihr Herz aufnehmen zu dürfen. Dieß Glück wurde ihr nun in der Stadt Piacenza zu Theil im Jahre 1670 am Feste der Reinigung Mariens. Diese hl. Handlung war für sie die Quelle ganz besonderer Gnaden und himmlischer Gunstbezeugungen. Immer mehr empfand sie Ekel und Abscheu an den Zerstreuungen und Verwirrungen des Weltlebens, und wünschte in der Stille eines Klosters ungehindert dem Zuge der göttlichen Gnade sich überlassen zu können. Indessen hatte ihr Vater ganz entgegengesetzte Pläne mit ihr; denn er wollte sie zu einer Verehelichung bereden, und deßwegen wendete er auch alle Mittel an, ihr die Vergnügungen der Welt recht angenehm zu machen. Doch Ursula blieb ihrem Vorhaben getreu und erwiderte auf alle Anlockungen zu weltlichen Genüssen mit den Worten: „Machet, was ihr wollt, ich werde doch eine Nonne.“ Endlich erhielt sie nach Ueberwindung vieler Hindernisse die väterliche Erlaubniß, in den Ordensstand treten zu dürfen. Sie meldete sich am 17. Juli 1677 bei den Kapuzinerinnen zu Cita di Castello und erhielt am 28. Oktober die Aufnahme unter dem Namen Veronika. Doch, als sie so die äußerlichen Hindernisse besiegt hatte, mußte sie in ihrem Prüfungsjahre noch einen schweren Kampf gegen den unsichtbaren Feind der Tugend bestehen, der sie auf alle mögliche Weise in Kleinmuth und Verzweiflung zu stürzen suchte. Allein auch hier blieb sie Siegerin und legte dann am 1. Nov. 1678 mit tiefster Andacht und Rührung die feierlichen Gelübde ab, in einem Alter von 17 Jahren. Veronika befliß sich nun aller nur möglichen Vollkommenheit. Sie mochte das Amt einer Köchin oder Haushälterin, oder Krankenwärterin, oder Novizenmeisterin verwalten, so war sie jedesmal, was sie sein sollte, auf die vollkommenste Weise. Dennoch hielt sie sich in ihrer Demuth für die Geringste, für die Dienerin Aller. Mit unbeschreiblicher Geduld und Ruhe wußte sie die Mängel und Gebrechen ihrer Mitschwestern zu ertragen, Die manigfachen Leiden, Entbehrungen und Selbstverläugnungen waren ihr um so angenehmer, da sie, mit dem Werthe der Leiden bekannt, sich sogar nach denselben sehnte. Ihre ganze Umgebung war in der Ueberzeugung einig, Veronika's Tugend war ebenso rein und tadellos, als die himmlischen Gnaden groß und außerordentlich seien, die sie empfing. Als Veronika im Jahre 1716 zur Oberin des Klosters gewählt wurde, fand sie erst viel Gelegenheit, recht sehr zum Wohle ihrer Genossenschaft beizutragen. Sie wußte die schönste Eintracht, die strengste Zucht und Ordnung ungeheuchelte Frömmigkeit und das regste Streben nach Vollkommenheit zu beleben und zu erhalten. Da die gottselige Veronika mit ihrem Gemüthe, so zu sagen, beständig im Himmel wohnte, so trug sie immer großes Verlangen, von den Banden ihres Leibes durch den Tod befreit zu werden. Als die Zeit ihrer Erlösung heranrückte, machte ihr der Herr, der sie mit der Gabe der Weissagung und der Wunderthätigkeit geziert hatte, auch diesen Augenblick bekannt, und sie kündigte ihn auch ihren Mitschwestern an. Am 6. Juni d. J. 1727. traf sie ein Schlagfluß, der aber für sie nicht tödtlich war. Während ihrer Krankheit gab sie die rührendsten Beweise von Geduld und Gehorsam. Als sie die heil. Wegzehrung empfangen, versammelte sie noch ihre Schwestern um ihr Sterbelager, um ihnen herzliche Ermahnungen und den Segen ertheilen zu können. Dann starb sie am 9. Juli 1727 in einem Alter von sieben und sechzig Jahren. Pius VII. bestätigte die auf ihre Fürsprache erfolgten Wunder und sprach sie endlich am 8. Juni 1804 selig.

10. Juli.

Die sieben Brüder,

Martyrer,

und die heilige Felicitas, ihre Mutter.

Zweites Jahrhundert.

Diese Heiligen, deren Triumphe in den Schriften der Väter so sehr gefeiert wurden, litten unter dem Kaiser Antonius Pius. Die hl. Felicitas war eine römische Matrone, ausgezeichnet durch Tugend und Geburt. Sie erzog sieben Kinder in der Furcht des Herrn und ließ sich sehr angelegen sein, ihnen die erhabenen Lehren des Christenthums recht tief in's Herz zu prägen. Nach dem Tode ihres Gatten blieb sie Wittwe, und beschäftigte sich von nun an mit der Ausübung guter Werke. Ihr Beispiel, sowie das ihrer Kinder, entzog mehrere Heiden der Abgötterei und ermunterte zugleich die Christen, daß sie sich ihres Berufes würdig zeigten. Die Götzenpriester geriethen über sie in Wuth, und brachten ihre Klagen vor den Kaiser Antonin, indem sie ihm sagten: „Du kannst die Frechheit nicht länger mehr dulden, mit welcher Felicitas die Lehre der Christen bekennt. Viele verlassen durch sie den Dienst der unsterblichen Götter, welche die Wächter und Beschützer des Reiches sind. Diese Vernachläßigung und die Duldung eines fremden Dienstes ist

für die Götter eine Schmach; daher sie auch sehr empört sind gegen die Stadt und das ganze Reich. Nun können sie aber nicht anders besänftigt werden, es sei denn, daß man Felicitas und ihre Kinder zwinge, denselben Opfer darzubringen." Antonin befahl sofort dem Präfekten der Stadt, Publius, ihnen Genugthuung zu leisten und zu thun, was die Priester zur Sühnung der Götter von ihm verlangen würden. Publius ließ die hl. Felicitas mit ihren sieben Kindern vor seinen Richterstuhl führen. Zuerst nahm er die Mutter zur Seite, und wendete alle erdenklichen Mittel an, um sie zum Opfern zu vermögen, mit der Drohung, er sei im Falle der Weigerung genöthigt, zu strengeren Maßregeln zu schreiten. „Lerne mich kennen," erwiderte Felicitas, und schmeichle dir ja nicht, daß du mich durch deine Drohungen schrecken, noch durch deine glatten Worte mit deinen Söhnen, die in der Blüthe ihres Alters sind, und auf die ersten Staatsämter Anspruch machen können." Felicitas antwortete: „Dein Mitleid ist Frevel, und die angebliche Erbarmung, zu welcher du mich ermahnst, würde die grausamste aller Mütter verrathen." — Darauf wendete sie sich zu ihren Söhnen und sprach: „Schauet zum Himmel empor, wo Jesus Christus eurer mit seinen Heiligen harret; bleibet fest in seiner Liebe, und kämpfet muthig für eure Seelen." — Auf diese Worte hin ließ ihr Publius Backenstreiche geben, mit der Rüge: „Wie, du erfrechst dich in meiner Gegenwart sie zu ermahnen, die Befehle unserer Gebieter zu verhöhnen!"

Er beschloß nun, einen neuen Versuch zu machen, indem er die Heiligen einzeln vernahm, und sie durch die vereinte Kraft der Drohungen und Versprechungen

Die heilige Felicitas vor dem Richterstuhl des Publius.

verleiten werdest. Ich hoffe durch die Kraft des Geistes Gottes, der mit mir streiten wird, den Satan zu überwältigen, und mich siegreich aus den Prüfungen zu retten, denen meine Treue ausgesetzt sein wird."

„Unglückliches Weib," sagte Publius in Wuth auffahrend, „wie kann dir der Tod so erwünscht sein, daß du sogar deine Söhne demselben preisgibst, und mich nöthigst durch harte Pein ihnen das Leben zu nehmen?" „Meine Kinder," entgegnete Felicitas, „werden ewig leben mit Jesus Christus, wenn sie standhaft bleiben; wofern sie aber den Götzen opfern, so gehen sie ins ewige Verderben."

Am folgenden Tage ließ Publius die Mutter und ihre Kinder vor seinen, auf dem Felde und vor dem Tempel des Mars aufgeschlagenen Richterstuhl führen, und redete Felicitas also an: „Habe Mitleid zum Abfalle zu vermögen suchte. Er machte mit Januarius, dem Aeltesten der Brüder, den Anfang; allein er konnte nur die Antwort von ihm erpressen: „Was du zu thun anräthst, ist der Vernunft zuwider. Ich erwarte von der Güte des Herrn Jesus Christus, daß er mich bewahren werde vor solchem Frevel."

Da befahl Publius, ihn mit Ruthen zu streichen, und ließ ihn wieder in den Kerker führen.

Felix, der zweite Bruder, ward jetzt herbeigebracht. Da man in denselben drang, er möchte opfern, gab er zur Antwort: „Es gibt nur einen Gott, und ihm müssen wir das Opfer unserer Herzen darbringen. Nie werden wir die Liebe vergessen, die wir Jesus Christus schuldig sind. Gebrauchet alle Kunstgriffe und die feinsten Listen der Grausamkeit; nie werdet ihr uns den Glauben zu entreißen im Stande sein."

Als die andern Brüder zur Frage gestellt wurden, gaben sie dieselbe Antwort und betheuerten, nichts werde vermögen ihnen die ewige Belohnung der Gerechten im Himmel zu rauben. Alexander, der noch ein Kind war, sagte: „Ich bin ein Knecht Christi. Ihn bekenne ich mit dem Munde, ihn habe ich im Herzen; ihn bete ich an ohne Unterlaß. Mein zartes Alter hat graue Weisheit, wenn es nur einen Gott verehrt." Martial, welcher zuletzt auftrat, sprach: „Alle jene, welche Jesus Christus den wahren Gott nicht bekennen, werden in das unauslöschliche Feuer geworfen werden."

Nach beendigtem Verhöre wurden die heil. Bekenner mit Ruthen gestrichen und ins Gefängniß zurückgeführt. Publius, der jetzt alle Hoffnung aufgab, ihre Standhaftigkeit zu besiegen, schickte die ganze Verhandlung an den Kaiser. Als Antonin das gerichtliche Verhör gelesen hatte, befahl er, die Bekenner an verschiedene Richter abzugeben und sie zu unterschiedlichen Peinen zu verdammen. Januarius ward mit Geißeln, die mit Bleikugeln versehen waren, zu todt gegeißelt; Felix und Philippus wurden mit Knitteln erschlagen; Sylvian ward von einer gähen Höhe in einen Abgrund gestürzt; Alexander, Vitalis und Martial, welche die jüngsten waren, wurden enthauptet. Felicitas starb vier Monate später auf dieselbe Weise. Sie steht unter dem 23. November im römischen Martyrologium; die sieben Brüder werden am 10. Juli gefeiert. Auf der salarischen Straße stand ehedem eine Kirche zu Ehren der hl. Felicitas, und zwar auf ihrer Grabstätte. Täglich hört man Eltern über die Ausschweifungen ihrer Kinder klagen; allein dieß mögen sie hauptsächlich oft ihrer Fahrlässigkeit und ihrem eigenen Beispiele zuschreiben. Warum nehmen sie sich nicht den Eifer der hl. Felicitas zum Vorbilde? Würden sie vorerst jene zarten Pflanzen, deren Versorgung ihnen anvertraut ist, zur Tugend bilden, gewiß ihre Mühen, würden schon in diesem Leben durch die süßesten Tröstungen belohnt und sie hätten in ihrer Familie ebenso viele Heilige, als ihnen Kinder geschenkt worden sind.

Die heil. Rufina und die heil. Secundina.

Jungfrauen und Martyrinnen.

Drittes Jahrhundert.

Diese zwei Heilige, gebürtig aus Rom, waren Töchter des Asterius, eines angesehenen Mannes aus einer Senatorsfamilie. Sie wurden zur Ehe versprochen, die eine dem Armentarius, die Andere einem gewissen Verinus, welche sich beide damals zum Christenthume bekannten, aber in der Christenverfolgung der Kaiser Valerian und Gallianus im Jaar 257 vom Glauben wieder abfielen. Rufina und Secundia verwarfen nun mit Abscheu den ihnen gemachten Antrag, sie möchten ebenfalls die Religion Jesu abschwören und flohen heimlich aus der Stadt. Als sie aber wieder eingeholt wurden, führte man sie vor Junius Donatus, den Präfekten von Rom, der, nachdem er ihnen verschiedene Folterqualen angethan hatte, sie zur Enthauptung verurteilte. Sie wurden hingerichtet und in einem zwölf Meilen von der Stadt entfernten Gehölze beerdigt. Auf ihrer Grabstätte erhob sich später eine Kapelle, welche der Papst Damasus durch eine große Kirche ersetzte. Diese wurde aber im zwölften Jahrhundert durch die Barbaren zerstört. Im Jahr 1120 versetzte man die Reliquien der hl. Martyrinnen in die lateranische Kirche, nahe an dem Tauffsteine Constantius.

11. Juli.

Der heilige Jakob,

Bischof von Nisibis.

Jahr 350.

Jakob, der heilige, einer der berühmtesten Lehrer der syrischen Kirche, war gebürtig aus Nisibis in Mesopomien; einem Lande, das zu dem morgenländischen Reich gehörte. Die Natur hatte ihn mit herrlichen Gaben ausgestattet, die er durch unermüdeten Fleiß auszubilden sich bestrebte. Als er in den menschlichen Wissenschaften gehörig unterrichtet war, wandte er seinen Geist auf das Studium der heil. Schriften. Kaum hatte er die Welt betreten, als er schon gewahrte, daß die Anhänger ihrer Grundsätze von Ehrgeiz, Eitelkeit und dem Geiste des Wohllebens beherrscht werden; daß man im beständigen Getümmel seine Tage vergeude, keine Zeit erübrige, um in sich selbst zurückzukehren und das wichtigste aller Geschäfte, — jenes des ewigen Heils — vernachlässige. Der Anblick so vieler Gefahren erregte in ihm heilsamen und tiefen Schauder; er beschloß zur eigenen Wohlfahrt die Flucht zu ergreifen, oder wenigstens in irgend einer Einöde sich in der Tugend zu kräftigen, auf daß er nachher besser im Stande wäre, dem verführerischen Andrängen seiner Feinde zu widerstehen.

Er wählte zu seinem Aufenthaltsorte entlegene und hohe Gebirge. Den Winter über brachte er in einer unterirdischen Höhle zu. Die übrige Zeit des Jahres verlebte er beständig in Wäldern unter freiem Himmel. Er verband strenge Abtödtungen mit dem Gebete, das er nie unterbrach, wenigstens nie vermöge der Stimmung seines Herzens. Wurzeln und ungekochte Kräuter waren seine ganze Nahrung; als Kleidung hatte er einen Tunik und einen Mantel, beide aus

Ziegenhaaren verfertigt. Ungeachtet der Vorsicht, sich verborgen zu halten, ward er endlich doch entdeckt. Mehrere Personen erklommen die jähen Felsen, auf denen er wohnte, um sich in dessen Gebete zu empfehlen und ihn in Gewissensangelegenheiten um Rath zu fragen. Daß ihm Gott die Gabe der Wunder und Weissagung verliehen, davon gab er verschiedene Beweise auf einer Reise, die er nach Persien machte, um die Kirchen, die soeben da gegründet worden, zu besuchen und die Neubekehrten, welche von den Feinden des Christenthums grausame Verfolgungen litten, im Glauben zu stärken. Seine Gegenwart befeuerte den Muth der Schwachen, und flößte ihnen glühendes Verlangen ein, ihr Blut für die Vertheidigung des Glaubens zu vergießen; auch brachte er mehrere Heiden zur beseligenden Kenntniß der evangelischen Lehre. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß er während der Christenverfolgung Maximus II. für den Glauben harte Leiden bestanden hatte; und wirklich reihet ihn Gennadius in die Zahl derer, die Jesus Christus bekannten unter diesen Fürsten. Nikephorus nennt ihn auch unter den heiligen Bischöfen des allgemeinen Kirchenrats zu Nicäa, welche die glorwürdigen Merkmale der Peinen, die sie für den Namen Jesu erduldet hatten, an ihrem Leibe trugen. Wegen des hohen Rufes der Heiligkeit, in welchem er stand, ward er auf den bischöflichen Sitz von Nisibis erhoben; allein er beobachtete stets die Lebensweise, die er auf den Bergen angetreten hatte und verband mit seinen Fasten und andern Bußwerken die gewissenhafteste Strenge in Erfüllung der Pflichten, die ihm seine Würde auferlegte. Die Bekehrung der Sünder zu Gott und die Erhaltung der Gerechten auf dem Wege der Tugend waren zwei Gegenstände, die ihm beständig am Herzen lagen. Auch hatte er ein väterlich sorgsames Auge auf die Armen; seine Liebe zu denselben ging so weit, daß sein ganzes Eigenthum ihnen anzugehören schien. In den Akten des heil. Miles und seiner Gefährten, Blutzeugen in Persien, sieht man, daß er zu Nisibis eine prachtvolle Kirche aufführte, daß Miles in diese Stadt gekommen, und einige Zeit bei dem gottseligen Bischofe zugebracht habe, daß er sehr entzückt ward durch die Schönheit der Kirche und bei seiner Rückkunft zu Adieb dem hl. Jakob eine Menge Seidenstoffe geschickt habe, um daraus Kirchenschmuck zum Gebrauche des Gottesdienstes zu fertigen.

Unter andern Wundern, die der hl. Jakob von Nisibis gewirkt hat, erzählt Theodoret Folgendes. Als der Heilige eines Tages auf der Reise war, überfiel ihn ein Haufen Bettler. Die Unglücklichen, um etwas Geld von ihm zu erlangen, gaben vor, sie wären aus Dürftigkeit nicht im Stande, einen ihrer Gefährten begraben zu lassen, den sie auf der Erde hingestreckt, ihm zeigten, und für todt ausgaben, obgleich er lebendig war. Der Diener Gottes reichte ihnen, was sie verlangten; erhob dann sein Gebet zum Himmel, um jenem, den er todt glaubte, die Verzeihung der sein Leben hindurch begangenen Sünden und die Aufnahme in die Gemeinschaft der Heiligen zu erflehen. Sobald er seinen Weg fortgesetzt hatte, liefen die Bettler zu ihrem Gesellen, um mit ihm die erhaschte Beute zu theilen; allein wie groß war ihre Bestürzung, als sie ihn wirkich todt fanden. Von Schmerz und Furcht ergriffen, stoßen sie ein großes Jammergeschrei aus, laufen dem Diener Gottes nach, werfen sich ihm zu Füßen, flehen um Verzeihung ihres Vergehens, beschwören ihn, Mitleid zu haben mit ihrem Bedrängnisse, und ihrem unglücklichen Kameraden das Leben wieder zu ertheilen. Der Heilige, gerührt durch ihre Bitten und Thränen, hörte sie liebevoll an, und erweckte den Entseelten wieder zum Leben.

Als Arius seine gottlosen Neuerungen aller Orten zu verbreiten suchte, wußte der hl. Jakob seine Kirche vor der Ansteckung dieses Uebels zu bewahren, und wandte alles an, um die aufkeimende Ketzerei sogleich bei ihrem Entstehen zu ersticken. Er wohnte im Jahr 325 dem Kirchenrathe zu Nicäa bei, wie Theodoret und Gennadius versichern; auch befand er sich auf jenem zu Antiochien, unter Eustathius, um das Jahr 326. Im Jahr 326 war er zu Constantinopel, als Constantin dem hl. Alexander, Bischof dieser Stadt, befahl, seinen Sitz zu verlassen, wenn er nicht in Kirchengemeinschaft treten wolle mit Arius. Dieser Ketzer hatte den Kaiser irregeführt durch ein zweizüngiges und gleißnerisches Glaubensbekenntniß.

Während der Unruhen, die sich bei dieser Gelegenheit erhoben, ermahnte der hl. Jakob das Volk durch Gebete und Fasten zu Gott ihre Zuflucht zu nehmen. Acht Tage nachher, das heißt, eben am Sonntage, wo Arius in die Gemeinschaft aufgenommen werden sollte, ward dieser Frevler an einem Orte, an den er sich natürlicher Nothdurft halber begeben hatte, todt gefunden. Das berühmteste aller Wunderwerke des hl. Jakobs von Nisibis ist jenes, durch welches er seine bischöfliche Stadt von der Wuth der Barbaren befreite. Theodoret führt es an in seiner Religions- und Kirchengeschichte; auch melden davon Theophanes, der Verfasser der alexandrinischen Chronik, und sogar Philostorgius, der, weil Arianer gewißlich keinen Verdacht erregt, als wäre er dem hl. Bischof zu günstig gewesen.

Sapor II., König von Persien belagerte zweimal Nisibis, während der hl. Jakob als Bischof ihr vorstand. Man setzte die erste dieser Belagerungen in das Jahr 338, kurz nach dem Tode Constantin des Großen, dessen Tapferkeit die Barbaren immer in den gehörigen Schranken zurückgehalten hatte.

Das Kriegsheer der Perser bestand aus einer ungeheuren Menge Reiter und Fußvolkes; auch hatten sie viele Elephanten und Kriegsmaschinen jeglicher Art; allein nach dreiundsechzig Tagen der Belagerung mußte Sapor schmählich die Belagerung aufgeben, und den Rückzug in seine Staaten antreten. Seine Armee, immer gedrängt von dem Feinde und durch die langen Märsche und sonstigen Strapazen gänzlich erschöpft, erlag endlich der Hungersnoth und verschiedenen ansteckenden Krankheiten. Zehn Jahre darauf fielen die Perser aufs Neue in's römische Reich ein; sie wußten die Freiherzigkeit und das schlechte

Benehmen des Kaisers Constantius zu benützen. Stolz auf ihre ungeheure Beute, kamen sie 350 abermals, Nisibis zu belagern. Nachdem sie sich aller Zugänge bemächtigt hatten, begannen sie den Ansturm mit einer beispiellosen Wuth. Zuerst setzten sie ihre Maschinen an die Mauern an, die mit einer solchen Anstrengung durchbohrten und untergruben, daß man hätte meinen sollen, es könne ihnen nichts mehr widerstehen. Alle ihre Bemühungen waren aber umsonst. Nach siebenzig mühevollen Tagen ohne Erfolg bauten sie in einer bedeutenden Entfernung von Nisibis eine Schleuße, um den Fluß Mydgon, der durch diese Stadt floß, anzuschwemmen; dann schlugen sie dieselbe wieder zusammen, als das Wasser schon eine beträchtliche Höhe erreicht hatte, so daß die Heftigkeit, mit welcher es wider eine Mauer schlug, eine weite Oeffnung in dieselbe brach. Alsbald erhoben sie ein lautes Freudengeschrei in dem Wahne, sie seien nun Sieger, indeß verschoben sie den Sturm auf den andern Tag, wegen der Verschwemmung, die sie der Stadt zu nahen verhinderte; allein sie staunten nicht wenig, als sie keine Bresche mehr sahen; die Belagerten hatten mit unglaublicher Schnelligkeit eine neue Mauer aufgeführt, wozu sie der hl. Bischof aufgemuntert hatte, der während jener ganzen Zeit in der Kirche im Gebet verharrte. Als Sapor selbst vortrat, glaubte er auf dem Walle einen Mann zu erblicken, der einem Könige glich, dessen Purpur und Diadem einen außerordentlichen Glanz von sich warfen, er meinte, es sei der Kaiser Constantius, und bedrohte mit dem Tode alle, die ihm gesagt hätten, derselbe befände sich zu Antiochien. Auf die wiederholten Versicherungen, die man ihm gab, daß der römische Kaiser wirklich nicht in Nisibis sei, und überzeugt, daß der Himmel seinen Feinden beistehe, schoß er einen Wurfspieß in die Luft, gleichsam, als wollte er sich rächen, daß die Gottheit wider ihn zu kämpfen schien. Der hl. Ephräm, der damals in Nisibis war, hatte den hl. Jakobus gebeten, auf dem Walle die Armee der Perser zu betrachten, und von Gott die Niederlage dieser Ungläubigen zu begehren. Der hl. Bischof, welcher Niemand zu Grunde richten wollte, begnügte sich mit der Bitte, Gott möchte die Stadt von den Unheilen einer so langen Belagerung befreien. Als er einen Thurm bestiegen, von welchem er die weite, von Menschen und Thieren bedeckte Fläche überschaute, sagte er, das Angesicht gegen das feindliche Lager hingewandt: „Herr, der du den Uebermuth deiner Feinde durch die leichtesten Mittel demüthigen kannst, schlag' diese Menge, die ich da sehe, durch ein Heer von Heuschrecken." Dieses Gebet ward erhört, und man sah das Wunder, welches ehedem Moses in Egypten zur Befreiung des Volkes Israel gewirkt hatte, sich erneuen. Der Heilige hatte nicht sobald sein Gebet beendigt, als ein schauderhafter Mückenschwarm sich an die Elephantenrüssel, an die Ohren und Nasenlöcher der Pferde setzte. Der Stich dieser Insekten versetzte die Thiere in Wuth; sie warfen ihre Reiter ab, und brachten das ganze Heer der Perser in Unordnung. Ein großer Theil dieses Volkes ward durch den Hunger aufgezehrt, und die Pest richtete bald darauf arge Verherrungen an. Sapor voll Verzweiflung und Raserei, ließ die Maschinen in Brand stecken, gab die Belagerung, die länger als drei Monate gedauert hatte, auf und trat mit dem Ueberreste seines Heeres den Rückzug nach Persien an.

Derselbe Feldherr erlitt im Jahre 359 vor den Mauern der Stadt Nisibis eine dritte Niederlage. Um sich zu rächen, wandte er seine Waffen gegen Amida, nahm diese Stadt mit Sturm ein, und ließ die ganze Besatzung und den größten Theil der Einwohner über die Klinge springen. Jene von Nisibis schreiben ihre Befreiung der Fürbitte des hl. Jakobs zu, der nach der wahrscheinlichsten Meinung, noch vor dieser letzten Belagerung aus dieser Welt in die ewige Herrlichkeit eingegangen ist; er starb, wie Gennadius berichtet, unter der Regierung des Constantius, dessen Tod im Jahre 361 sich ereignete. Die meisten neuern Schriftsteller setzten den Tod des hl. Jakobs in das Jahr 350, kurz nach der zweiten Belagerung der Stadt Nisibis. Die Gläubigen hatten ein solches Vertrauen auf die Fürbitte des hl. Bischofs, daß sie glaubten, Nisibis wäre gegen die Einfälle und die Wuth der Barbaren gesichert, wenn sie seine sterbliche Hülle besäßen. Dieser Ursache halber befahl Constanstantius, obgleich Arianer, den Leichnam des hl. Jakobs in die Stadt zu begraben, was den damaligen Gesetzen, die sehr streng befolgt wurden, zuwider war. Im Jahr 361 ließ Julian der Abtrünnige, der dem Heiligen das ehrenvolle Zutrauen, dessen er bis dahin genossen, mißgönnte, seinen Leib aus der Stadt entfernen. Als der Kaiser Jovian durch Abtretung der Stadt Nisibis mit sechs römischen Provinzen am Tigris und einem großen Theil von Messopotamien, von den Persern den Frieden erkauft hatte, nahmen die Gläubigen ihn mit, als sie aus dieser Stadt zogen. Diese kostbaren Ueberreste wurden nach Konstantinopel gebracht, um das Jahr 970 nach dem Bericht des Verfassers des armenischen Meneologeums, das zu Venedig gedruckt worden. Der Name des hl. Jakobs von Nisibis ist sehr berühmt im Morgen- und im Abendlande. Die Lateiner begehen sein Fest am 15. Juli; die Griechen den 13. Jänner und den 31. Oktober, die Syrer den 18. Jänner, und die Armenier an einem Samstage des Dezembers. Diese Letzteren begehen sein Andenken mit eben der Feierlichkeit wie die Syrer und fasten die fünf seinem Feste vorhergehenden Tage, und zwar so strenge wie in den vierzigtägigen Fasten. In seinen Tagzeiten singen sie die Hymnen, die Ghelalia genannt, die von Nierses IV., Patriarchen von Armenien, verfaßt worden, der im 12. Jahrhundert mit edlem Freimuthe die Vereinigung der Griechen mit der lateinischen Kirche gegen Michael Communus behauptete und den die katholischen Armenier unter den Heiligen verehren.

Der hl. Jakob wird gleich dem hl. Ephräm, zu den berühmtesten Lehrern der syrischen Kirche gezählt. Obgleich Syrer von Geburt verfaßte er mehrere Abhandlungen in der Sprache der Armenier zur Unter-

weisung dieser Völker, und dieß auf die Bitten eines heiligen Bischofs mit Namens Gregors.

Wir besitzen auch noch den Brief, welchen Gregor in dieser Beziehung dem heiligen Jakob geschrieben hat. Er verspricht ihm, ihn bald zu besuchen und einige Zeit bei ihm zu verweilen, um sich durch seine Lehren in der Wissenschaft und Uebung der Tugend zu befestigen. Wolle mir, sagt er, einen kurzen Leitfaden geben und mich lehren, welches die wahre Grundveste des geistigen Lebens im Glauben sei. Lehre mich, durch welche Mittel wir das Gebäude unserer Seelen aufführen müssen, durch welche guten Werke, durch welche Tugenden man dasselbe beenden, und zur Vollkommenheit bringen könne. Der hl. Jakob that, was Gregor von ihm verlangte, und verfaßte die schönen Reden, die bis auf uns gelangt sind. Der sichtbare Schutz, den Gott seinen Dienern gewährt, muß uns anregen, unser ganzes Vertrauen auf ihn zu setzen. Sollte auch, sagt er ihnen, eine Mutter die Frucht ihres Leibes vergessen? Er versicherte sie, daß er allezeit ihre Stütze, ihre Zuflucht, ihr Beschützer sein werde.

Der hl. Chrysostomus ruft hierüber aus: „Ich sage allen Menschen mit lauter Stimme und möchten meine Worte weiter ertönen, als der Schall der Posaunen, ich sage allen Menschen: ein guter Christ hat nichts zu befürchten auf Erden, weder von andern Menschen, weder von Seiten des Tyrannen noch von Angriffen des Satans. Wenn Gott für uns ist, wer wird gegen uns sein?“ Wie verschieden zeigt sich der Herr gegen die Bösen! er betrachtet sie nicht mehr als sein Volk; er wacht nicht mehr über sie mit besonderer Vorsehung; er behandelt sie als einen verdorrten und verlassenen Weinberg; er ist ihr Feind und wenn er seine Augen auf sie wirft, so ist dieß, um sie zu verderben und nicht zu erretten. Welche Ruhe, welchen Trost kann wohl ein Sünder genießen, der weiß, daß ein allmächtiger Arm stets wider ihn bewaffnet ist.

Der heilige Pius I.,

Papst und Martyrer.

Zweites Jahrhundert.

Der hl. Papst Pius I. dieses Namens, wurde zu Aquileja in Italien geboren, und von seinem Vater Rufinus, der an ihm große Geistesgaben wahrnahm, nach Rom gebracht, wo er in den Wissenschaften gebildet wurde. Pius zeichnete sich durch Fleiß, Frömmigkeit und durch einen heiligen Wandel so sehr aus, daß er unter die römische Geistlichkeit aufgenommen wurde, und mehrere Jahre als ein gottesfürchtiger Priester der Kirche diente. Unter der Regierung des Kaisers Antonin, um das Jahr 142, starb der heilige Papst Hyginus, und das Volk und die Geistlichkeit wußten keinen Würdigeren zu dessen Nachfolger, als den hl. Pius. Er wurde also einstimmig auf den päpstlichen Stuhl erhoben, und so wenige Nachrichten wir von seiner Regierung haben, so läßt sich doch mit Bestimmtheit schließen, daß er um das Wohl der ihm anvertrauten Kirche Christi unermüdet besorgt gewesen sei. Er machte mehrere heilsame Verordnungen, unter andern über die genaueste Achtsamkeit auf den Leib und das Blut Jesu im heiligen Altarssakramente und setzte eine Strafe fest für jene, die das Heiligste unbehutsamer Weise auf die Erde fallen lassen, oder verschütten; über die Güter der Kirche und Armenstiftungen, daß selbe sorgfältig bewahrt und nur zu ihrem frommen Zwecke verwendet werden dürfen. Er bestimmte die Art und Weise, wie die Klosterfrauen eingesegnet werden sollen, und eiferte sehr gegen den Mißbrauch des Eides in geringen Sachen.

Papst Pius I.

Einige Kirchenschriftsteller eignen ihm auch die Festsetzung des hl. Osterfestes auf einen Sonntag zu, und erzählen, daß er die warmen Bäder in Rom zu einer Kirche eingeweiht habe zu Ehren der hl. Potenziana, wo er auch täglich seine Andacht verrichtete, und diesem Gotteshause reichliche Geschenke machte. Aus heiligem Eifer, die reine Lehre in der Kirche zu erhalten, verdammte der fromme Oberhirte den Irrlehrer Va=

lentin, und sträubte sich sehr, den Marcion in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen, der nach dem Hinscheiden des hl. Hyginus aus Petrus nach Rom gekommen war. Ein Beweis seiner oberhirtlichen Sorgfalt gibt uns ein Hirtenbrief, den er an Justus, den Bischof zu Vienne in Frankreich schrieb. Unter andern heilsamen Lehren, die er ihm ertheilt, sagte er: „Sei darauf bedacht, daß die heiligen Martyrer nach ihrem Tode, als Glieder Jesu Christi eine anständige Grabstätte erhalten, wie die Apostel dafür besorgt waren, nachdem der heilige Stephanus vollendet hatte."

„Unterlasse nicht, die heiligen Bekenner in ihren Gefängnissen zu besuchen, und sie im Glauben zu stärken und zu befestigen. Prüfe im Geiste Gottes die Leiden der Heiligen, und lasse es nicht fehlen an Ermunterung zu unerschütterlicher Standhaftigkeit. Erzeige dich gegen deine Priester und übrigen Diener Gottes nicht als Herr, sondern als einer, der gekommen ist, zu dienen. Schütze die Gläubigen durch Gebet und eigene Heiligkeit. Mehrere unserer Brüder, deren Namen dir Atalus nennen wird, haben den Kampf vor den Tyrannen bestanden und ruhen nun im Frieden. Endlich eröffne ich dir auch, daß mir mein baldiges Ende geoffenbart wurde."

„Sei auch meiner eingedenk im hochheiligen Opfer. Es grüßen dich alle Mitglieder der Gemeinde Jesu Christi zu Rom."

Der heilige Papst Pius regierte die Kirche Christi neun Jahre, fünf Monate und sieben und zwanzig Tage und starb den 11. Juli den Tod eines Martyrers durch das Schwert. Sein Leichnam wurde am Fuße des Vatikanhügels begraben.

12. Juli.

Der heilige Gualbertus in seinen Jugendjahren.

Der heilige Johannes Gualbertus,

Abt.

Jahr 1073.

Mit dem heiligen Petrus Damiani und andern guten Männern des 11. Jahrhunderts wetteiferte im Kampfe gegen die Simonie, gegen den Verfall der Kirchenzucht und gegen das herrschende große Verderben der Sitten der heilige Johannes mit dem Beinamen Gualbertus. Er wurde am Ende des 10. Jahrhunderts zu Florenz geboren. Sein Vater Gualbertus war von edlem Geschlechte und bekleidete eine ansehnliche Stelle beim Soldatenstande. Es ist wahrscheinlich, daß er auch für eben diesen Stand seine beiden Söhne, den Johannes und den Hugo erziehen ließ. Ein besonderer Vorfall aber gab dem ersten eine andere Bestimmung. Ein naher Verwandter des Gualbertus, nach einigen Geschichtschreibern war es dessen Sohn Hugo, wurde in einem Zwiste von einem Andern ermordet. Nach der Unsitte der damaligen Zeit war den nächsten Verwandten die Blutrache gestattet.

Der Mörder suchte deßhalb den Augen der Gualberter sich zu entziehen. Eines Tages zog Johannes, begleitet von Bewaffneten, der Stadt Florenz zu. Da stieß er unvermuthet auf den Mörder in einer so

engen Straße, daß dieser nicht entfliehen konnte und in den größten Schrecken versetzt wurde, weil er den unvermeidlichen Tod erwartete. Der Erschrockene stieg vom Pferde, warf sich auf die Erde und streckte die Hände kreuzweis über einander gelegt, vor sich hin, angstvoll harrend auf den tötlichen Streich. Dieses war der Augenblick der Gnade für Johannes. Der Anblick des Unglücklichen rührte ihn tief. Die Gestalt des Kreuzes, die derselbe mit seinen Händen vorstellte, erinnerte ihn an das heilige Siegeszeichen der Christen, und diese Erinnerung erfüllte ihn mit Ehrfurcht. Er hieß den Mörder von der Erde aufstehen, gestattete ihm vollkommene Verzeihung und hieß ihn gehen, wohin er wollte. Bald darauf kam er zur Kirche St. Miniat, in die er hineinging, und da er betend die Augen auf ein Bild des Gekreuzigten heftete, neigte das Haupt desselben sich ihm sichtbar zu, als wollte es ihm das Wohlwollen Gottes an der liebevollen Schonung zu erkennen geben, die er dem Mörder bewiesen hatte. In der Folge wurde dieses Kreuz in die Dreifaltigkeitskirche nach Florenz gebracht, wo es in neueren Zeiten sich noch befand, vielleicht gegenwärtig noch befindet. Johannes ward durch dieses Wunder in tiefes Erstaunen versetzt und zum ernsten Nachdenken über sich selbst getrieben.

Endlich faßt er den Entschluß, der Welt zu entsagen und sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen.

Er hieß seine Begleitung vollends nach Florenz ziehen; er aber kehrte zurück nach Sanct Miniat und verlangte da den Abt des Klosters zu sprechen, den er, nachdem er ihm das beim Kreuze gesehene Wunder erzählt hatte, dringend bat, ihn in den Orden aufzunehmen. Der fromme Abt kräftigte ihn zwar in dem Entschlusse, stellte ihm aber auch mit eindringender Beredsamkeit die Beschwerden des klösterlichen Lebens vor, und die großen Entbehrungen, denen er sich würde unterziehen müssen, welche er um so härter fühlen werde, je mehr er bis daher in Gemächlichkeit und Ueberfluß gelebt habe.

Gualbertus bittet in den Orden aufgenommen zu werden.

Mittlerweile erfuhr der Vater, daß sein Sohn zu Miniat sich befinde und mit dem Gedanken umgehe, das Ordenskleid zu nehmen. Er eilte dahin, und verlangte ihn zu sprechen. Johannes weigerte sich aber, unter die Augen des Vaters zu treten, in der Besorgnis, daß dieser ihn mit Gewalt dem Kloster entreißen werde. Darüber geriet der Vater in großen Zorn. Mit lautem Geschrei und unter vielen Drohungen forderte er seinen Sohn von den Mönchen zurück. Johannes befürchtete, daß diese der so ungestümen Forderung nachgeben möchten. Er sprach daher zu sich selbst: „von wem könnte ich wohl besser das Ordenskleid empfangen, als vom Altare, auf welchem das Blut Jesu Christi geopfert wird“, ergriff sodann ein Mönchsgewand, das er von ungefähr an einem Orte liegen sah, eilte mit demselben in die Kirche, legte es auf den Altar, schnitt sich selbst die Haare ab, zog das Gewand an, und stellte sich als Mönch unter die andern Mönche, die über den glühenden Eifer des Jünglings staunten, und dem, was er gethan hatte, ihren Beifall gaben. Als der Vater, dem nun der Eintritt in das Kloster gestattet wurde, seinen Sohn im Ordenskleide erblickte, geberdete er sich wie ein Wahnsinniger. Er zerriß die Kleider, schlug sich auf die Brust, verwundete mit seinen Nägeln die Wangen, heulte laut und schrie, daß er der unglücklichste Vater sei. Endlich gab er sich doch auf das Zureden des Abtes, der Mönche und seines Sohnes zufrieden, erteilte diesem den väterlichen Segen, und die Ermahnung, daß er, weil er den Mönchsstand gewählt, in demselben die höchste Vollkommenheit erstreben sollte.

Schon in seinem Probejahre erlangte Johannes Gualbertus einen hohen Grad der Vollkommenheit, die er auf die Demut gründete.

Durch Wachen, Fasten und andere Kasteiungen des Leibes ertötete er das Fleisch, durch Gebet und heilige Betrachtungen belebte er den Geist, durch pünktlichen Gehorsam bewährte er die Verläugnung des eigenen Willens.

Er machte sich seinen Mitbrüdern so verehrungswürdig, daß sie ihn, als bald nach dem zurückgelegten Noviziate der Abt starb, einstimmig zu dessen Nachfolger erwählten. In seiner tiefen Demut schlug er aber mit unerschütterlicher Standhaftigkeit die Würde aus. Ein Mönch, Hubert mit Namen, riß dieselbe auf simonischem Wege an sich.

Dieses und die Neigung zu einer strengeren Lebensart, als sie im Kloster St. Miniat beobachtet wurde, bewog ihn, diesen Ort zu verlassen.

Nachdem er mehrere Klöster besucht hatte, kam er wieder mit einem andern Mönch nach Camaldoli, unweit Arezza auf dem apenninischen Gebirge, wo er einige Jahre verweilte. Auch hier setzte er sich durch seine glänzenden Vorzüge bei den Brüdern in solche Verehrung, daß der Priester des Priors ihn zu bewegen suchte, die Priesterweihe anzunehmen, und dieser Ordensgenossenschaft sich auf immer einzuverleiben. Er war dazu nicht zu bewegen.

Er verließ Camaldoli, weil er der Regel dieses Klosters die des hl. Benediktus vorzog und verfügte sich mit seinen Gefährten nach Vallombrosa (Schattenthal), welcher Ort ebenfalls auf dem apenninischen Gebirge lag, und so genannt wurde, weil das Thal von den umherliegenden Gebirgen beschattet wurde. Hier traf er den Paul und den Gunthelm, zwei Schüler des hl. Romualds, an. Sie erbauten sich anfangs abgesonderte Zellen und widmeten sich mit

heiligem Eifer dem beschaulichen Leben nach der ursprünglichen Regel des hl. Benediktus.

Der Ruf der Heiligkeit des Johannes zog ihm bald viele Schüler, Geistliche, Laien und Mönche zu. Er erbaute daher, nachdem er von der Abtissin des Klosters St. Hilar nebst andern Gaben auch Grund und Boden erhalten hatte, ein Kloster, welches er nach der obenerwähnten, jedoch mit einigen Zusätzen vermehrten Regel des heiligen Benedikts, einrichtete. Er war sehr vorsichtig in der Wahl derjenigen, die er in seine Genossenschaft aufnahm. Die Aufgenommenen mußten ein strenges Probejahr bestehen und sich insbesondere schweren Uebungen der Demut und der Selbstverläugnung unterwerfen.

In jeder Uebung stellte sich Johannes als Vorbild seinen Brüdern dar. Der gute Ruf des Klosters Vallombrosa verbreitete sich schnell, und der Zulauf derer, die nach der Regel desselben leben wollten, wurde so groß, daß Johannes sich genötigt sah, mehrere Klöster zu erbauen und auf diese Weise einzurichten. So entstand der berühmte Klosterorden von Vallombrosa, aus welchem Jahrhunderte hindurch viele weise und gottesfürchtige Männer zum großen Segen der heiligen Kirche hervorgingen. Der Orden wurde von den römischen Päpsten sehr begünstigt und von verschiedenen Großen reichlich begabt. Die Stiftung desselben fällt nach der wahrscheinlichen Meinung zwischen die Jahre 1030 und 1040.

Freudig duldete Johannes Gualbertus um des Namens Jesu willen die Lästerungen und Verfolgungen, die ihn vielfältig trafen. Zum höchsten Glücke hätte er sich es gerechnet, auch sein Blut für denselben vergießen zu können.

Als die Mönche seines Klosters zu St. Salvius bei Florenz auf Anstiften des simonischen Bischofs Petrus, blutige Mißhandlungen erlitten hatten, wünschte er ihnen Glück, daß sie würdig befunden worden, für die Ehre Gottes zu leiden, und beklagte sich selbst, daß ihm nicht gleiches Heil zu Teil geworden sei.

13. Juli.

Der heilige Eugenius,

Bischof von Carthago.

Jahr 505.

Der hl. Eugenius ward zu einer Zeit zum Bischofe von Carthago gewählt, wo die Kirche unter dem Drucke der Arianer seufzte, welche der Vandalenkönig Hunerich ungemein begünstigte, da der größte Teil der Vandalen von der Arianischen Irrlehre angesteckt war. Schon zwanzig Jahre lang hatte die Kirche von Carthago keinen Oberhirten gehabt, und die Bekenner der katholischen Religion waren von den Arianern auf das Grausamste behandelt worden. Unter so traurigen Umständen bedurfte es um so mehr eines solchen Bischofs, wie der hl. Eugenius war, denn er machte sich durch sein ganzes Benehmen nicht nur bei den Katholiken, sondern sogar bei den Arianern ehrwürdig. Vorzüglich glänzte an ihm eine außerordentliche Liebe zu den Armen, deren Anzahl sehr beträchtlich war, weil die Rechtgläubigen all ihrer Güter und Besitzungen durch die Arianer beraubt wurden. Es ist kaum zu begreifen, wie der heilige Bischof im Stande war, Almosen zu geben, da er selbst nur ein sehr beschränktes Einkommen hatte.

Doch die Achtung der Arianer gegen den heiligen Oberhirten erlosch bald, und die Gesinnungen des Neids, des Grolles und der Abneigung nahmen deren Stelle ein. Immer erfanden sie neue Verläumdungen gegen den Heiligen und nahmen auch den König ganz gegen ihn ein. Hunerich verbot daher dem Bischofe, sich auf den bischöflichen Thron zu setzen, dem Volke zu predigen, und Vandalen, von denen mehrere katholisch waren, in seine Kapelle einzulassen. Diesen Punkt betreffend, entgegnete der heil. Bischof, daß ihm Gott befehle, die Thüre seiner Kirche Jenen nicht zu verschließen, die in derselben ihn zu verehren wünschten. Der König aber ward durch diese Antwort aufgebracht, und verfolgte neuerdings die Rechtgläubigen auf die grausamste Weise. Die Kirchenthüren wurden mit Kriegsknechten besetzt, welche alle Vandalen, welche hineintreten wollten, mit Dornstöcken zurückschlugen. Noch andere Grausamkeiten erlaubte man sich gegen die Katholiken. Besonders aber war die Wut gegen die Bischöfe, Priester und Diakonen gerichtet, die alle, samt den angesehensten Laien in eine Wüste verbannt wurden. Das katholische Volk begleitete die Bischöfe und Priester mit brennenden Kerzen, und brach unter Weinen in die Klagen aus: „Wem überlasset ihr uns, wenn ihr dem Martertode zueilet? Wer wird unsere Kinder taufen? Wer wird uns die Buße erteilen? Wer wird uns durch die Gnade der Versöhnung von den Sünden erlösen? Wer wird das göttliche Opfer mit den gehörigen Ceremonien darbringen? Warum ist es uns doch nicht vergönnt, mit euch zu ziehen?"

Alle diese Drangsale mußte der hl. Bischof Eugenius mit ansehen; denn er selbst wurde noch von der Verbannung ausgenommen, sowie einige Bewohner der Hauptstadt des Landes. Allein im Monate Mai des Jahrs 483 ließ ihm der König andeuten, daß eine Unterredung der Arianer mit den Katholiken stattfinden sollte. Der heilige Bischof verlangte, daß auch die Bischöfe der über dem Meere liegenden Christengemeinden, besonders aber von Rom, berufen

werden müßten. Ehe noch diese Unterredung zu Stande kam, erteilte der hl. Eugenius einem Blinden, Namens Felix, wunderbarerweise das Gesicht wieder. Die ganze Stadt war Augenzeuge davon und erkannte darin einen offenbaren Sieg der katholischen Wahrheit über die arianische Irrlehre. Der König selbst ließ den Blindgewesenen zu sich rufen und überzeugte sich von der Wahrheit des Wunders; allein die arianischen Bischöfe schrieben dies einer Zauberei zu. Endlich wurde am 1. Febr. des folgenden Jahres die angesagte Unterredung eröffnet; allein aus Allem konnte man abnehmen, daß die Arianer ihrer Partei den Sieg auf die ungerechteste Weise zuzuwenden gedachten. Daher reichten die Katholiken ein schriftliches Bekenntnis ihres Glaubens ein, das wahrscheinlich von dem hl. Eugen verfaßt wurde. Nachdem dasselbe verlesen war, ging die Versammlung plötzlich auseinander.

Noch in demselben Monat machte der König einen allgemeinen Verfolgungsbefehl gegen alle Katholiken bekannt, der mit grausamer Wut ausgeführt wurde und viele hl. Martyrer erzeugte. Eugen wurde jetzt ebenfalls in die Verbannung geschleppt. Er durfte nicht einmal mehr von seinen Freunden Abschied nehmen. Aber auch in der Ferne war der fromme Oberhirte um seine Heerde besorgt, und er fand Gelegenheit, ein rührendes Sendschreiben an dieselbe zu schicken, in welchem er unter anderem sagte: „Ich bitte euch mit Thränen, ich ermahne und beschwöre euch durch den schauderhaften Gerichtstag, durch den schrecklichen Glanz der Ankunft Jesu, standhaft zu harren in dem Bekenntnisse des katholischen Glaubens. Wenn ich nach Charthago zurückkehre, werde ich euch noch in diesem Leben froh sehen; wo nicht, so treffen wir in der andern Welt zusammen. Betet für uns, und fastet, weil Fasten und Almosengeben die Barmherzigkeit Gottes von jeher besänftigt hat. Erinnert euch aber vor Allem, daß geschrieben steht, wir sollen Jene nicht fürchten, die nur den Körper töten können."

Der Ort, wo der Heilige in seiner Verbannung sich aufhalten mußte, war eine wüste Gegend in der Provinz Tripoli. Ueberdieß war er der Aufsicht eines arianischen Bischofes, Antonius mit Namen, unterstellt, der ihn auf die roheste Weise behandelte. Dennoch unterzog sich der Heilige noch freiwilligen Abtötungen, trug ein rauhes Bußkleid, schlief auf bloßer Erde und brachte den größten Teil der Nacht mit Gebet zu. Er fiel in eine Krankheit; da nötigte ihn Antonius, gerade solche Arzneimittel zu nehmen, die sein Uebel noch verschlimmern mußten. Dennoch aber genas er, da ihm Gott seinen besondern Beistand angedeihen ließ.

Guntamund, der Neffe und Nachfolger Hunerichs, rief im Jahr 488 den hl. Eugen wieder nach Carthago zurück. Aber nicht lange durfte er dort seine Sorgfalt wiederum seiner Heerde zuwenden; denn Trasimund, der im Jahr 496 auf den Thron kam, war wieder ein heftiger Verfolger der katholischen Wahrheit. Obgleich er oft schonende Mäßigung heuchelte, so zeigte doch seine folgende Handlungsweise, daß er nicht aufrichtig das Gute wollte. Auch er verfolgte die Verteidigung der katholischen Religion, und auf seinen Befehl wurde der heilige Eugen mit noch zwei Bischöfen von den Richtern zum Tode verurteilt. Als man den Heiligen zum Martertode führte, beteuerte er unaufhörlich, er wolle lieber sein Leben lassen, als dem Glauben der heiligen Kirche untreu werden. Doch er sollte noch nicht die Martyrerkrone erringen, weil der Herr mit dem Opfer der freiwilligen Ergebung des hl. Bischofs zufrieden war. Die Schergen führten nämlich den Heiligen auf Trasimunds Befehl wieder nach Chartago zurück, und nun mußte er nach Languedoc ins Elend wandern.

Auch an diesem Orte der Verbannung wurde er von den Rechtgläubigen ebenso geliebt und verehrt, wie zu Charthago. Er war immer bemüht, so viel er konnte, zur Verbreitung des Reiches Gottes beizutragen. Zu diesem Zwecke stiftete er auch zu Vinaci bei Albi ein Kloster. Hier war es nun auch, wo ihn der Herr zu sich in die himmlische Ruhe abrief am 13. Juli des Jahres 505.

Der gottselige Jakob de Voragine.

Erzbischof von Genua.

Jahr 1298.

Der gottselige Jakob wurde zu Vorago, einem Dorfe zwischen Genua und Savonna, gegen das Jahr 1230 geboren. Er trat schon in früher Jugend zu Genua in den Daminikanerorden, und widmete sich mit allem Eifer der Gottseligkeit. Durch ein ausgezeichnet anhaltendes Studium der heiligen Schriften erlangte er nicht nur sehr hohe Kenntnisse, sondern dieselben gaben auch seinem Sinne und Wandel jene Richtung, welche ihn zu der Stufe der Frömmigkeit emporführte, welche überall das Ergebnis aller wissenschaftlichen Erwerbungen sein sollte. Seine Obern, die sein Geschick und seinen Eifer, das Gute zu befördern, genau würdigten, übertrugen ihm die Verkündigung des Wortes Gottes, und wirklich brachten seine Wanderungen durch die vorzüglicheren Städte Italiens, wo er mit hinreißender Beredsamkeit predigte, in den Sitten die heilsamsten Umänderungen und zahlreiche Bekehrungen hervor. Die Lebensbeschreiber dieses jungen Mannes legen ihm noch das besondere Lob bei, er habe die italienische Sprache mit einer Reinheit und Anmut gesprochen, daß er Jedermann damit an sich gezogen habe. Auch soll er der Erste gewesen sein, der die hl. Schrift in diese Sprache übersetzt habe. Seiner ausgezeichneten Verdienste wegen wurde er, obgleich erst 37 Jahre alt, mit der Würde eines Provinzials der Lombardei beehrt, und verwaltete diese Stelle achtzehn Jahre lang.

Im Jahre 1288 wurde er vom Kaiser Heinrich IV. beauftragt, die Lossprechung der Genueser von den Kirchenstrafen zu bewirken, welche sie sich durch ihren Ungehorsam gegen den hl. Stuhl zugezogen hatten. Nach dem Tode Karls von Bernhard, des Erzbischofs von Genua, wurde Jakob de Voragine zum Nachfolger erwählt. Allein er weigerte sich, dieses schwere Amt anzunehmen, und erst, als im Jahre 1292 eine neue Wahl vorgenommen wurde, und Jakobus einstimmig von dem ganzen Kapitel gewählt wurde, entschloß er sich diese anzunehmen.

Einmal erwählt, hielt es Jakobus für seine heiligste Pflicht, seiner Diözese alle Sorgfalt zu widmen. Sein ganzer Ehrgeiz ging dahin, die Uneinigkeit zwischen den Genuesen zu schlichten; sein ganzes Glück bestand darin, den Armen beizustehen, und sein ganzer Aufwand, den er sich erlaubte, waren seine Almosen.

So thätig und unermüdet der hl. Oberhirte sich für das Heil der ihm anvertrauten Heerde bewies, so fand er dennoch für seinen unerschöpflichen Seeleneifer noch so viele Muße, seinen Geist zur Abfassung von Werken zu verwenden, welche die Frömmigkeit zum Gegenstande hatten, oder die Geschichte seiner Kirche betrafen. Er lieferte eine beträchtliche Anzahl von Schriften. Das Werk aber, welches ihm den größten Ruhm verschaffte, ist das Leben der Heiligen, bekannt unter dem Titel: „Die goldene Legende". Dieses Buch stand bei den Zeitgenossen des Heiligen in großer Achtung und wurde auch noch von den Lesern späterer Jahrhunderte hoch bewundert.

Nachdem dieser eifrige und fromme Oberhirte der Kirche von Genua über sieben Jahre vorgestanden, gefiel es Gott, die Tugenden und Anstrengungen seines treuen Dieners zu belohnen. Jakobus starb in einem Alter von acht und sechzig Jahren 1298, und wurde unter dem Hauptaltare der Kirche des hl. Dominikus beigesetzt. Pius VII. setzte ihn unter die Seligen, im Jahre 1816.

14. Juli.

Der heilige Bonaventura.

Cardinal-Bischof von Albano und Kirchenlehrer.

Jahr 1274.

Es war um das Jahr 1224, als ein Weib, ein Kind auf dem Arme, voll Betrübnis im Angesichte, vor dem hl. Franz von Assisi sich niederwarf, das Kind ihm zu Füßen legte und ihn mit aufgehobenen Händen bat, er möge bei dem Herrn bitten, daß ihr geliebtes, krankes Kind wieder gesund werde. Der Heilige, von Mitleid gerührt, hob Augen und Hände zum Himmel, und sogleich war das Kind gesund. Voll der Freude ging das Weib mit ihrem Kinde nach Hause, um es nach einiger Zeit, als der hl. Franziskus schon auf dem Krankenbette lag, demselben wieder vorzustellen, denn er hatte das Kind gar liebgewonnen. Das Kind war jetzt ein Knäblein von fünf Jahren, hold und lieblich anzuschauen; es hieß Johannes. Als der Heilige den engelgleichen Knaben erblickte, da erglühte sein Angesicht; er schaute in die Zukunft, sagte ihm alle Gnaden voraus, womit ihn Gottes Barmherzigkeit bereichern werde, indem er begeistert ausrief: „O buona ventura!" — d. h. „o wie viel Gutes wird von dir kommen!" — Von nun an hieß der kleine Johannes Bonaventura und ist jener große Heilige, der durch seine tief innere Frömmigkeit und durch seine gründliche glänzende Wissenschaft eine herrliche Zierde der katholischen Kirche und mit Recht der seraphische Lehrer genannt wird.

Seine fromme Mutter Maria Ritelli (sein Vater hieß Johannes von Fidenza), hatte das Gelübde gemacht, ihn dem Dienste Gottes im Orden des heil. Franziskus zu weihen. In dieser Absicht gab sie ihm die beste christliche Erziehung, und da auf ihm der Segen eines Heiligen ruhte, so geschah es, daß er, kaum zum Gebrauche der Vernunft gekommen, schon von Liebe zu Gott entflammt war und wie ein Heiliger lebte. — Mit zwei und zwanzig Jahren trat er in den Orden des hl. Franziskus und zwar, um das Gelübde seiner frommen Mutter zu lösen und in Armut und Demut Gott zu dienen. Er hatte sich bereits viele Kenntnisse erworben und wurde von seinen Obern nach Paris geschickt, um dort an der hohen Schule seine Studien zu vollenden. Seine Art zu lernen war eine ganz eigene. Er studierte nämlich nicht, um recht viel zu wissen, um damit groß zu thun, sondern allein deßwegen, um Gott zu verherrlichen, die Wahrheit zu erforschen und zu verteidigen und sich selbst zu heiligen. So oft er zu lernen anfing, flehte er den hl. Geist um seinen Beistand an, und während seines Studiums erhob er oft in kurzen Gebeten sein Herz zu Gott. Sein Lernen war fast ein beständiges Beten und Betrachten; Christus, der Gekreuzigte, mit seinen hl. Wunden, stand ihm immer vor Augen, und oft stürzten häufige Thränen aus seinen zum Himmel gerichteten Augen. Jesus Christus war also sein Lehrer und sein Buch, aus dem er seine hohe Wissenschaft hatte, und als ihn eines Tages der hl. Thomas von Aquin besuchte und fragte, in welchem Buche er seine heilige Wissenschaft erlernt habe, deutete er auf das Kruzifix und sprach: „da ist die Quelle, aus der ich mein

Wissen schöpfe. Ich lerne Jesus und zwar Jesus, den Gekreuzigten."

Um dem Gebete und der Betrachtung, wie sein Herz es verlangte, recht fruchtbringend obliegen zu können, übte er die strengste Abtötung. Seine fünf Sinne hielt er in scharfer Zucht, seinen Leib behandelte er wie einen Feind, und doch war er mitten in seinem strengen, armen Leben immer heiter und fröhlich. Auf seinem Gesichte ruhte immer ein himmlischer Friede, ein sicheres Zeichen, daß der heilige Geist in ihm wohnte. Obwohl er nach dem Zeugnisse eines seiner berühmten Lehrer, so gottselig lebte, daß es fast schien, als wäre er gar nicht mit der Erbsünde geboren worden, hielt er sich doch für den größten, verächtlichsten Sünder. Er verrichtete am liebsten die geringsten Dienste im Kloster, und leistete den Kranken, die er sehr gerne pflegte, die ekelhaftesten Dienste. — Seine Liebe zu Jesus war unaussprechlich groß, aber dennoch getraute er sich nicht, oft hinzutreten zur hl. Kommunion, weil er glaubte, er sei dieser Gnade nicht würdig. Gott that, um seine Aengstlichkeit zu zerstreuen, deshalb ein Wunder. Als sich der heilige mehrere Tage von der hl. Communion enthalten hatte, und während der hl. Messe in die Betrachtung der Leiden Jesu vertieft war, nahte sich ihm ein Engel und legte ihm einen Teil der Hostie, welche der Priester in der Hand hielt, auf die Zunge. Er war vor Wonne hierüber außer sich und von dieser Zeit an empfing er öfter die hl. Communion.

Als die Zeit herannahte, wo er zum Priester geweiht werden sollte, ergriff ihn Furcht und Zittern, und mit aller Sorgfalt, mit Gebet und Fasten bereitete er sich auf diese hohe Würde vor. Nachdem er Priester geworden, bestieg er jedesmal mit Thränen in den Augen den Altar, sein Herz flammte von Liebe zu Jesus, wenn die heilige Wandlung anfing, und ganz außer sich und der Welt entrückt, war er bei der Danksagung nach der heiligen Messe.

Mehrere Jahre mußte er hierauf im Kloster Vorlesungen halten und im Alter von vierunddreißig Jahren nach dem Willen des Papstes an der Hochschule zu Paris die Doktorwürde übernehmen. Dabei leuchtete seine seltene Demut im schönsten Lichte. Der hl. Thomas von Aquin, aus dem Dominikanerorden, wurde damals eben so sehr wie Bonaventura wegen seiner Gelehrsamkeit bewundert. Auch von ihm verlangte der Papst, daß er Doktor der Gottesgelehrsamkeit werde. Beide hl. Männer sollten an einem Tage mit dieser Würde bekleidet werden; da entstand unter diesen Heiligen ein wunderbarer Streit der Demut. Jeder wollte dem andern den Vorrang lassen. Endlich gelang es dem hl. Bonaventura, den Sieg zu erringen. Der hl. Thomas mußte die erste Stelle einnehmen. Beide Heilige lehrten nun an der Hochschule der geistlichen Wissenschaften zum Heile vieler der Hunderte von Jünglingen, und lebten in der innigsten Freundschaft. Währenddem geschah es, daß die Mitglieder seines Ordens ein Generalkapitel in Rom hielten, um einen neuen Ordensgeneral zu wählen. Sie fanden keinen würdigern, als den Pater Bonaventura; seine Herzensgüte, seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit war Allen bekannt und hatte aller Herzen gewonnen, und so wählten sie denn einstimmig ihn zum General, obwohl er erst fünfunddreißig Jahre zählte. Als der demütige Bruder Bonaventura von seiner Wahl hörte, da ergriff Furcht und Angst sein Herz; er weigerte sich, diese Wahl anzunehmen; als er aber hörte, daß der Papst bereits seine Wahl bestätigt habe, reiste er nach Rom und trat sein Amt mit solchem Eifer an, daß bald die herrlichsten Früchte zu Tage traten. Die Brüder sahen an ihm das schönste Muster der Armut, der Demut, des Gehorsams und der Buße. Obwohl Ordensgeneral, arbeitete er doch wie ein gemeiner Bruder und übte die geringsten Dienste. Wie der hl. Vater Franziskus, liebte auch er die Armut, wie seine Braut, und schrieb zu ihrem Lobe ein eigenes Büchlein von der Armut unseres Herrn Jesus.

Im Jahr 1265 wollte ihn Papst Clemens IV. zum Erzbischof von York erheben, allein der Heilige warf sich dem hl. Vater zu Füßen und hörte nicht auf mit Bitten und Thränen, bis ihn der Papst dieser Würde enthob. Dagegen konnte er es nicht hindern, daß ihm später Papst Gregor X., der Heilige, zu dessen Wahl er das Meiste beigetragen, die Würde eines Bischofs von Albano und eines Cardinals verlieh. Bonaventura wußte noch nichts davon, da kam zu seinem größten Leidwesen der Befehl des Papstes, diese Würde anzunehmen und schon waren zwei Gesandte auf dem Wege, um ihm den Cardinalshut zu bringen. Bonaventura befand sich im Franziskaner-Kloster bei Florenz und war gerade mit dem Abspülen des Küchengeschirres beschäftigt, als die Gesandten erschienen, um ihn mit dem Kardinalshute zu schmücken. Er bat um die Erlaubnis, seine Arbeit vollenden zu dürfen, dann nahm er erst den Hut, machte den Gesandten die Aufwartung, verließ das Kloster und setzte seine Reise fort, um die übrigen Klöster zu besuchen. Da aber erhielt er vom Papste, der ihn selbst zum Bischof geweiht hatte, den Befehl, nach Frankreich zu reisen, um dem Concil von Lyon beizuwohnen. Hier sollte nämlich die Vereinigung der griechischen Kirche, welche sich bisher von der römisch-katholischen Kirche getrennt hatte, mit unserer heiligen Kirche zu Stande kommen. Auch der hl. Thomas von Aquin sollte dabei erscheinen; allein er starb auf dem Wege dahin. Auf dem Concil zeichnete sich Bonaventura durch seine Gelehrsamkeit und Herzensgüte ungemein aus, und es kam die Vereinigung glücklich zu Stande, die aber leider nicht lange dauerte.

Während des Koncils wurde der Heilige gefährlich krank. Sogleich bereitete er sich mit der heitersten Ruhe auf sein Lebensende vor. Der Papst erteilte ihm die heilige Oelung; und, den Blick unverwandt auf das Crucifix geheftet, entschlief der heilige Lehrer sanft und selig am 15. Juli 1274. Seinem Leichenbegängnisse wohnten der Papst und alle Väter des Concils bei, und aus aller Munde wurde be-

stätigt, was der Kardinal Peter von Tarantasia in der Leichenrede sagte: „Jedermann habe Bonaventura geliebt; selbst die Fremden, die ihn reden hörten, wollten sich von ihm leiten lassen; er habe alle Herzen durch seine Milde gewonnen; er sei demütig, voll des Mitleidens, keusch, klug und mit allen Tugenden geschmückt gewesen."

Der heilige Camillus von Lellis,

Stifter des Ordens der regulierten Kleriker für den Dienst der Kranken.

Jahr 1614.

Im Jahre 1746, am Feste der hl. Apostel Petrus und Paulus, ward von Benedikt XIV. mit großer Feierlichkeit in die Zahl der Heiligen aufgenommen Camillus, der Stifter jener regulierten Priester, welche neben den drei gewöhnlichen Ordensgelübden sich noch besonders verbindlich machen, den Kranken ohne Ausnahme zu dienen. Er wurde 1550 zu Bacchianico, einer kleinen Stadt der Abruzzen, im Königreiche Neapel geboren. Seiner Mutter däuchte es im Schlafe, als gebäre sie einen Knaben zur Welt, welcher auf der Brust ein Kreuz trage, und eine Menge gleichfalls mit dem Kreuze bezeichneter Knaben nach sich führe. Die Bedeutung des Traumes erkannte man erst, als der hl. Camillus einen Orden stiftete, dessen Mitglieder zur rechten Seite auf der Brust ein rotes Kreuz trugen. Die ersten Jahre seiner Kindheit und Jugend brachte er unter der Obsorge seiner Eltern gottesfürchtig zu; später aber ergab er sich dem Spiele derart, daß er nicht nur gänzlich verarmte, sondern auch Schaden an seiner Gesundheit litt. Die Not zwang ihn, sich in einem Spitale zu verdingen. Er wurde aber bald des Dienens müde, und begab sich zum Militär. Das Soldatenleben sagte ihm noch weniger zu: daher nahm er Dienste in einem Kapuzinerkloster, ohne zu wissen, wozu er sich entschließen sollte. Gott lenkte endlich den Verirrten auf den Weg des Heiles. Die Veranlassung dazu gab eine Predigt, welcher er nur so zufällig und sogar gegen seinen Willen zuhörte. Als Camillus bald darauf am Feste der Reinigung Mariens eine Reise antrat, kam ihm plötzlich zu Gemüte, was er in der Predigt gehört hatte. Er betrachtete dieses bei sich, und wurde auf einmal durch die lebhafte Erkenntnis seiner Sünden so ergriffen, daß er sich auf die Erde niederwarf, sein bisheriges Leben bitter beweinte und sich fest entschloß, ein anderer Mensch zu werden.

Von dieser Stunde an war Camillus ganz umgeändert. Er fand Aufnahme in dem Orden des hl. Franziskus, wurde aber schon in seinem Probejahre wegen eines Fußübels, das ihn arbeitsunfähig machte, wieder entlassen. Höchst betrübt begab sich Camillus nach Rom in das Spital des hl. Jakobus, wo er, wie gesagt, schon früher eine Zeit lang gearbeitet hatte. Gott fügte es, daß man ihm die Verwaltung der Einkünfte desselben anvertraute. In diesem Amte widmete er sich ganz dem Dienste der Kranken. Als er aber wahrnahm, daß die um Geld gedungenen Krankendiener ihre Pflicht schlecht erfüllten, überlegte er bei sich, wie er Krankendiener bekommen könnte, die aus Hoffnung auf ewigen Lohn den Kranken die nötigen Liebesdienste nach seinem Beispiele leisten würden. Auf den Rat des hl. Philippus Nerius errichtete er einen Verein, in welchem nur solche aufgenommen wurden, welche den Kranken freiwillig ohne zeitlichen Lohn dienen wollten. Dieser Verein bestand anfänglich nur aus wenigen Personen weltlichen Standes, denen sich aber bald darauf einige Priester beigesellten, welche sich ein eigenes Haus kauften, wo sie gemeinschaftlich lebten. Bald gestaltete sich dieser Verein zu einem geistlichen Ordensstande, und breitete sich sowohl in Italien und Sicilien, als auch in anderen Teilen von Europa sehr schnell aus. Der hl. Camillus, der auf Ermahnung des hl. Philippus Nerius sich noch als erwachsener Jüngling dem Studium gewidmet hatte, und die Priesterweihe erhielt, damit er den Leidenden nicht nur zur Gesundheit des Leibes, sondern auch zum Heile der Seele dienen konnte, ging allen mit seinem edlen Beispiele voran. Er suchte besonders jene Kranke gerne auf, an welchen andere einen Widerwillen hatten, wegen ekelhafter Geschwüre und anderer abschreckender Umstände. Trotz seines schmerzlichen Fußübels brachte er viele Nächte schlaflos bei ihnen zu, so daß er nicht selten in Ohnmacht fiel, bis er endlich ganz erliegen mußte. Zur Zeit der Pest, welche in Rom und in anderen Städten wütete, wirkte er wahre Wunder der Liebe. Er eilte mit den Seinigen durch alle Gassen der Stadt und suchte den Notleidenden an Leib und Seele beizustehen. Er trug manche Pestkranke, die er auf der Straße fand, auf den Schultern in sein Haus, um sie zu pflegen. Das Gleiche that er auch in Mailand und in Nola. Zu diesem opferreichen Werke der Liebe gewährte ihm Gott, der ihm auch die Weissagung verlieh, hohe Gnaden. Der hl. Philippus Nerius, sein Freund und Ratgeber, bezeugte, daß er öfter sah, wie ihm sowohl, als seinen Ordensbrüdern die Engel zur Seite standen, während sie den Kranken dienten. Endlich beschloß er sein heiliges und liebevolles Leben mit einem eben so heiligen Tode, im sechzigsten Jahre seines Alters, nachdem er zuvor eine dreiunddreißig Monate lang dauernde Krankheit mit heldenmütiger Geduld ertragen hatte. Die vielen Wunder, welche nach seinem seligen Hinscheiden auf seine Anrufung erfolgten, haben den Namen und die Tugenden dieses Heiligen in der ganzen Christenheit berühmt gemacht.

15. Juli.

Der heilige Heinrich II.,

Kaiser.

Jahr 1024.

Kaiser Karl der Große stellte im Jahre 800 das abendländische Kaisertum wieder her, nachdem es unter Romulus Augustulus untergegangen war, und es blieb bis auf Ludwig IV. die Kaiserkrone eine geraume Zeit in seinem Hause. Als nun aber mit diesem letztern Fürsten der Karolingische Stamm ausgestorben war, so wählten die deutschen Fürsten den Grafen Konrad von Franken, einen Schwestersohn Ludwigs IV. zu ihrem Könige, welchem dann die Herzoge von Sachsen als Regenten Deutschlands folgten. Zu diesem sächsischen Kaiserhause gehört auch unser Heiliger, Kaiser Heinrich II., dem seine Verdienste und Tugenden die Ehre der Heiligsprechung erworben haben. Heinrich wurde geboren 972, sein Vater war Herzog Heinrich von Bayern, seine Mutter Gisella, die Tochter des Herzogs Konrad von Burgund. Von Kindheit an wurde er dem frommen und gelehrten Bischofe Wolfgang von Regensburg, einem der ausgezeichnetsten Kirchenfürsten von ganz Deutschland, zur Erziehung gegeben. Dieser fromme Bischof, den seine hohen Verdienste um die Kirche zu einem Heiligen erhoben, bildete seinen Zögling noch mehr durch sein hellstrahlendes Tugendbeispiel, als durch Unterricht, und genoß dafür die Freude, zu sehen, wie Heinrich in Tugend wie in Kenntnissen gleich glänzende Fortschritte machte.

Leider sollte der junge Prinz die Ratschläge eines so ausgezeichneten Führers frühzeitig entbehren müssen, denn der Tod raffte ihn hinweg, da er in das Alter kam, in welchem er vollständig seine Tugenden und Verdienste würdigen konnte, indem Wolfgang i. J. 994 starb. Heinrich betrauerte ihn tief, und noch lange nachher erinnerte er sich mit der größten Hochachtung und mit einem innigen Schmerzgefühle seines früheren Lehrers. Jedoch traf ihn in diesem Jahre nicht allein dieses Mißgeschick, denn in demselben Jahre starb auch sein Vater, und hinterließ ihn ohne Stütze und ohne Rat in der Regierung des Herzogtums Bayern. Obgleich er erst 22 Jahre alt war, als er die Regierung antrat, wußte er sich doch die Achtung seiner Unterthanen ganz und gar zu erwerben, indem er durch seine Charakterfestigkeit die Bösen einschüchterte, und den Guten Mut einflößte. Ungefähr fünf Jahre lang hatte Heinrich die Regierung seines Herzogtums geführt, als er zur Uebernahme einer schweren Bürde berufen wurde. Otto III., der jüngste Enkel Heinrich des Voglers, starb den 23. Jan. 1002 zu Paterno in Italien ohne einen Erben hinterlassen zu haben, weshalb sich mehrere Fürsten um die Kaiserkrone stritten. Die Hauptbewerber um den erledigten Thron waren Heinrich, Herzog von Bayern und Herrmann, Herzog von Schwaben und Elsaß. Heinrich trug die Krone davon, und wurde den 8. Juli zu Mainz von dem Erzbischofe Willegis gekrönt. Der Ruf seiner Frömmigkeit, seiner Gerechtigkeit, seiner Milde und Mäßigung, sowie die Art und Weise, wie er bisher im Herzogtum Bayern geherrscht hatte, hatte die Bischöfe und Großen bewogen, ihn zum Oberhaupte des deutschen Reiches zu wählen. Er entsprach den großen Erwartungen, die man sich von ihm gemacht hatte, durch die Weisheit, welche alle seine Regierungshandlungen bezeichnete, sowie durch die hohen Eigenschaften, welche er als Christ, König und Krieger in sich vereinigte. Da er die Gefahren, welchen irdische Hoheit ausgesetzt ist, nur zu wohl kannte, so bestrebte sich Heinrich, den ganzen Umfang seiner Pflichten genau kennen zu lernen, um sie treulich zu erfüllen. Er betete, er betrachtete das Gesetz Gottes, er übte sich in der Demut, um sich gegen den Stolz zu verwahren, und sich nicht durch den Glanz der hohen Würde blenden zu lassen. Immer die hohe Stellung, zu der ihn Gott berufen, im Auge habend, gieng all sein Eifer dahin, die Ehre Gottes und der Kirche zu befördern, seinen Staaten den Frieden zu erhalten, und in allem das Wohl seiner Unterthanen zu suchen. Im Jahre 1005 ließ er zu Dortmund in Westfalen ein Nationalconzil abhalten, und darin verschiedene Disziplinarpunkte festsetzen, sowie die genauere Beobachtung der kirchlichen Gesetze vorschreiben. Ebenso ließ er mehrere Provinzialsynoden zusammentreten, welche sich mit dem nämlichen Gegenstand beschäftigten. Er selbst wohnte mehreren bei, wie dem zu Dittenhofen im Jahre 1003 und zu Frankfurt im Jahre 1007, woselbst das Bistum Bamberg gegründet wurde, mit welchem er die Abteien Schuttern und Gengenbach vereinigte.

Weil Heinrich zu gut wußte, daß der Krieg eine Geißel für die Staaten sei, so suchte er ihn stets zu vermeiden. Jedoch wurde er einige Mal genötigt, die Waffen zu ergreifen, aber nie that er dies, ohne vorher alle Mittel, die zum Frieden führen konnten, ergriffen und ohne die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß er auf keine andere Weise

sein Reich retten und seine Völker verteidigen konnte, weshalb seine kriegerischen Unternehmungen stets von günstigem Erfolg begleitet waren. Einige seiner Unterthanen empörten sich gegen ihn im Anfange seiner Regierung; er aber besiegte sie durch seine Tapferkeit, und gewann sie durch seine Milde. Die Rebellen legten die Waffen nieder, und der Fürst vergaß das Verbrechen, dessen sie sich schuldig gemacht hatten. Zwei Jahre nachher unterdrückte er eine andere Empörung, die in Italien ausgebrochen war.

Ardovin oder Hartwich, ein lombardischer Großer, war der Anführer der Rebellen, die ihn in Mailand zum König krönten. Allein er wurde geschlagen, und nachdem er sich unterworfen hatte, begnadigte ihn Heinrich, aber er empörte sich zum zweiten Male. Der Kaiser brach nun aufs Neue gegen ihn auf, besiegte ihn gänzlich in einer Schlacht, und nahm ihm alle seine Besitzungen; ihn selbst ließ er jedoch am Leben, Hartwich begab sich dann in ein Kloster und nahm das Ordenskleid.

Nachdem er so seine Herrschaft befestigt hatte, durfte er daran denken, von dem Oberhaupte der Kirche sich zum deutschen Kaiser krönen zu lassen. Auf dem Wege nach Rom, wo die Kaiserkrönung statt hatte, begab er sich zuerst nach Pavia, woselbst er sich einige Zeit aufhielt und die Weihnachtsfeiertage zubrachte. Dorthin kam seine Gemahlin, die Königin Kunigunde, begleitet von ihrem Hofe, den Großen des Reichs, einer großen Anzahl von Bischöfen und Aebten, welche alle der Krönung anwohnen wollen. Mit diesem großen Gefolge zog nun Heinrich nach Rom, wo er den 22. Februar 1014 seinen Einzug hielt. Der Papst Benedikt VIII. empfieng ihn auf der Treppe der St. Peterskirche, und nachdem er ihn in die Kirche eingeführt hatte, nahm er in Gegenwart seines Hofstaates, sowie einer großen Anzahl italienischer Großen, die sich in Rom versammelt hatten, die Krönung Heinrichs und Kunigundens vor. — Den Tag darauf bestätigte und erneuerte Heinrich, wie es herkömmlich war, alle die Schenkungen, welche seine Vorfahren dem römischen Stuhle mit der Stadt Rom, dem Exarchat Ravenna und anderen Besitzungen in Italien gemacht hatten. Nachdem er sich einige Zeit in Rom aufgehalten hatte, wo der Papst und die römischen Prälaten seine hohen Eigenschaften und seine Tugend schätzen lernten, kehrte er nach Pavia zurück, wo er Ostern feierte. Gerade war er im Begriffe, von dort nach Deutschland zurückzukehren, als er vernahm, daß ein neuer Aufstand in der Lombardei ausgebrochen sei. Sogleich zog er an der Spitze seiner Truppen gegen die Empörer, schlug sie, und ließ nun gegen die Häupter des Aufstandes mit gerechter Strenge verfahren; setzte aber dann einen tüchtigen Mann zum Statthalter dieser Provinz ein und ließ ihm einen Teil seiner Truppen zurück. Dann nahm er seinen Rückweg über die Alpen, und besuchte mit einem Teile seines Gefolges das Kloster Clugny, um Gott an diesem einsamen Orte einige Tage zu dienen; bei seiner Abreise schenkte er der Abtei den Reichsapfel und die goldene Krone, die er vom Papste empfangen hatte; eben so besuchte er die andern Klöster, welche auf seinem Wege lagen, und überall ließ

Krönung des heiligen Kaisers Heinrich II. in Rom.

er Beweise seiner milden Freigebigkeit zurück. — Nachdem er über Lüttich und Trier gereist war, woselbst er sich überall nach dem Wohle seiner Unterthanen erkundigte, traf er in Straßburg, dem Mittelpunkt seines Reiches ein. Hier rief er eine allgemeine Versammlung seiner Großen, sowohl Geistlicher als Weltlicher, aus Deutschland und Italien zusammen, und ließ mehrere Gesetze ergehen, von welchen die meisten die Sicherheit des Reiches betrafen. Nachdem er so die weltlichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht, beschäftigte er sich auch mit kirchlichen Dingen. Damals war der gottselige Werner Bischof von Straßburg, der mit dem Wiederaufbau des Münsters daselbst beschäftigt war, welchem Werke er den größeren Teil seiner Zeit und seines Vermögens widmete. Die bedeutenden Summen, welche Heinrich dem Bischofe damals anwies und noch nachher übermachte, förderten den Bau so, daß er bis zum Jahre 1028 schon unter dem Dache stand. Allein nach Heinrichs und Werners Tod wurde der Bau äußerst schläfrig fortgeführt, so daß er erst im Jahre 1275 fertig wurde. Im folgenden Jahre legte man den Grundstein zu dem Thurme, diesem herrlichen Meisterwerke; im Jahre 1439 wurde er vollendet. Kaiser Heinrich ließ auch den Dom von Bamberg bauen, den Papst Johann XVIII. im Jahre 1019 zu Ehren des heil. Petrus einweihte. Außer diesen Stiftungen machte er noch mehrere an verschiedenen Orten, welche alle die Ehre Gottes und die Unterstützung der Armen bezweckten.

Sein Bruder Bruno, Bischof von Augsburg, Heinrich, Herzog von Bayern und mehrere andere Verwandte von ihm sahen die Verwendung seiner Einkünfte zu guten Werken ungern und betrachteten dies als Verschwendung; ja der Herzog Heinrich von Bayern ließ es nebst einigen andern Herren nicht bei Klagen bewenden, sondern sie ergriffen die Waffen gegen den Kaiser, dieser aber schlug sie in einem Treffen, verzieh ihnen jedoch und gab ihnen ihre Besitzungen, deren er sich bemächtigt hatte, zurück. Kurz zuvor hatten die heidnischen Polen und Slaven das Bistum Merseburg verwüstet und mehrere Kirchen zerstört. Heinrich zog gegen sie aus, nachdem er zuvor sein Heer unter den Schutz der heiligen Martyrer Laurentius, Gregorius und Hadrianus gestellt hatte. Gleich im Anfange der Schlacht zerstreuten sich die Feinde und flohen, ohne die kaiserlichen Truppen abzuwarten, gejagt von einem übernatürlichen Schrecken, als sie nach der Sage die drei Heiligen an der Spitze des kaiserlichen Heeres erblickten, gegen welchen göttlichen Beistand sie nicht zu kämpfen vermochten. Heinrich hatte am Vorabend mit seinem ganzen Heere die heil. Kommunion empfangen und gelobt, wenn er Sieger würde, den Bischofssitz von Merseburg wieder herzustellen, was er denn auch alsbald that und ihn mit beträchtlichen Einkünften ausstattete.

Kurze Zeit hernach empörten sich die böhmischen Fürsten, Heinrich aber trieb sie alsbald zu Paaren. Die vielen Siege machten den Heiligen zum Schrecken seiner Feinde. Pohlen, Böhmen und Mähren wurden dem Reiche tributpflichtig. Heinrich stellte die Bistümer von Hildesheim, Magdeburg, Basel und Merseburg wieder her, und schmückte viele Kirchen prachtvoll aus. Nach Polen und Böhmen schickte er eifrige Glaubensprediger, um die Heiden zu bekehren; aber es ist die Behauptung einiger unrichtig, daß er den heiligen Stephan, König von Ungarn bekehrt habe, weil dieser Fürst schon von christlichen Eltern abstammte, jedoch unterstützte er ihn bei seinem frommen Unternehmen, das Christentum unter denjenigen von seinen Unterthanen zu verbreiten, welche bis dahin noch Heiden waren.

Auf die Bitte des heiligen Vaters begab er sich wieder nach Italien, um dem heiligen Stuhle, welcher von den Sarazenen und Griechen angegriffen war, zu Hilfe zu eilen; er besiegte sie in einer bedeutenden Schlacht, jagte diese Feinde der Christenheit aus Italien und setzte über die Provinzen, welche er von ihnen erobert hatte, einen Statthalter. Die Normanen aber ließ er im ruhigen Besitz des Landes, welches sie den Ungläubigen entrissen hatten, unter der Bedingung jedoch, daß sie ihre Waffen nie gegen Neapel und Benevent kehren sollten. Von da begab er sich in das Kloster Monte-Cassino und brachte dort einige Tage in stiller Zurückgezogenheit zu. Von diesem Kloster aus gieng er nach Rom. Dort empfieng ihn das Volk voll Jubel als den Retter der Christenheit. Während seines dortigen Aufenthaltes bekam er am Schenkel eine sehr schmerzliche Nervenzusammenziehung, wodurch er sein ganzes Leben lang hinkend blieb. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland nahm er den Weg über das Kloster Clugny. Nach seiner Ankunft in dem Herzogtum Luxemburg hatte er eine Zusammenkunft mit dem König Robert von Frankreich, dem Sohne und Nachfolger von Hugo Capet. Um alle Zwistigkeiten zu vermeiden, welche etwa wegen des Vorranges hätten entstehen können, kam man überein, daß die zwei Fürsten an den Ufern der Maß, welcher Fluß damals ihre beiden Staaten trennte, zusammentreffen sollten; allein Heinrich voll Ungeduld, Robert zu umarmen, und die Freundschaftsbande, welche ihn mit diesem Fürsten vereinigen sollten, wieder zu schließen, besuchte jenen zuerst in seinem Zelte, worauf ihm Robert einen Gegenbesuch abstattete. Der Krieg hatte sie bisher getrennt und der Sieg hatte sich für den Kaiser entschieden; allein Heinrich, der sein Reich im Frieden beherrschen wollte, hatte durch kluge Unterhandlungen den Weg zur Waffenruhe gebahnt. Bei dieser Unterredung, die im Jahre 1023 stattfand, besprachen sich die zwei Fürsten über den Zustand der Kirche und ihrer Staaten, sowie über das geeignetste Mittel, das Reich Gottes zu vergrößern und ihre Unterthanen glücklich zu machen; sie schieden von einander unter wechselseitigen Zeichen aufrichtiger Freundschaft.

Heinrich reiste über Verdun nach Metz zurück. Nach der Rückkehr in sein Reich bereiste er dasselbe in der Absicht, der Religion überall aufzuhelfen. Er bereicherte die Kirchen, er unterstützte die Armen, er stellte eifrig die Mißbräuche und Unordnungen ab, er beugte Un=

gerechtigkeiten vor und schützte das Volk gegen Bedrückungen. Man konnte wohl sagen, daß er auf Erden keine anderen Erben als die Notleidenden haben wollte, denn wo er immer hinkam, hinterließ er ihnen reichliche Almosen. Ungeachtet der Menge seiner Geschäfte, mit welchen er überhäuft war, vernachlässigte er keinen Teil der Staatsverwaltung. Sein größtes Verlangen aber war, sich selber zu kennen. Nichts schien ihm zu entgehen; gleichwohl ließ ihn die Aufmerksamkeit bei Erfüllung seiner Amtsgeschäfte keineswegs sein Seelenheil vergessen. Die Selbstbeherrschung dünkte ihm die erste und wichtigste seiner Pflichten zu sein. Immerfort war er sich bewußt, daß Stolz und eitle Ruhmbegier die gefährlichsten Laster sind; daß sie am schwersten entdeckt und immer zuletzt besiegt werden. Oft stellte er sich vor, daß Demut die Grundlage aller Tugenden sei, und je mehr er in der Welt erhoben war, desto mehr suchte er sich zu erniedrigen, und man kann von ihm mit Recht sagen, daß man niemals eine so große Hoheit mit einer so großen Demut verbunden sah. Die galten ihm als seine besten Freunde, welche freimütig seine Fehler tadelten, und wenn er solche begangen hatte, gestand er sie sogleich zu, und suchte den etwaigen Schaden, den sie angerichtet hatten, gut zu machen. Sobald er die Unschuld des heiligen Heribert, Erzbischofs von Köln, erkannte, gegen welchen er sich hatte einnehmen lassen, warf er sich ihm zu Füßen und stand nicht eher auf, als bis ihm der Kirchenfürst versicherte, er habe ihm verziehen.

Der heilige Heinrich II in der Schlacht gegen Ardovin.

Das Gebet und vorzüglich das öffentliche Gebet war die Lieblingsbeschäftigung dieses Fürsten. Als er sich im Jahr 1012 in der Kathedrale zu Straßburg aufhielt, bewunderte er die Eingezogenheit, mit welcher die Kanoniker, genannt die Brüder der heiligen Maria, die kirchlichen Tagzeiten verrichteten, die schöne Ordnung, die unter ihnen herrschte, und die Pracht, welche das Gotteshaus erfüllte. Heinrich, voll Verachtung irdischer Größe, war entschlossen, die Krone niederzulegen, und sich zu den Kanonikern der Kathedrale von Straßburg zurückzuziehen und bat um Aufnahme in ihre Genossenschaft. Allein er wurde durch die Vorstellungen der Großen seines Hofes und insbesondere durch den Bischof Werner daran verhindert, der ihn darauf aufmerksam machte, daß sein wahrer Beruf darin bestehe, mit Weisheit zu herrschen und sich auf dem Throne zu heiligen. Heinrich vermachte damals an das Münster von Straßburg so große Geschenke, daß ihn deshalb seine Geschichtsschreiber den Wiederaufsteller des Bistums Straßburg nennen. Er vermehrte die Einkünfte der Kanonikate, und stiftete zum ewigen Andenken seiner Andacht ein reich ausgestattetes Kanonikat für den, welcher in seinem Namen den göttlichen Dienst versehen würde.

Heinrich wohnte mit inniger Andacht dem heiligen Meßopfer bei und empfing sehr oft das heilige Altarssakrament. Er verehrte die Mutter Gottes als seine Patronin und betete gerne in den nach ihr benannten Kirchen. So besuchte er während seines Aufenthaltes zum Rom vorzugsweise die Kirche zur heiligen Maria der Aelteren. Ebenso hatte er eine zarte Verehrung zu den heil. Schutzengeln und überhaupt zu allen Heiligen. Obgleich er sich aller irdischen Dinge entschlug, wünschte er doch innigst der Welt zu entsagen, und sein sehnlichstes Verlangen war, sich in die Abtei Saint-Vannes zu Verdun zurückzuziehen, allein der gottselige Richard, Abt dieses Hauses, riet ihm, sein Vorhaben nicht auszuführen.

Heinrich ließ sich während seiner ganzen Regierung durch die Grundsätze der Religion leiten, sie verlieh seinen Verträgen Redlichkeit und seinen Unternehmungen ausdauernden Ernst. Seine Tugend machte ihn stets unempfindlich gegen die Reize der Wollust; deshalb bewahrte er nicht nur seine Keuschheit mitten unter den Gefahren des Hoflebens, ja man versichert, daß er im Einverständnisse mit der heiligen Kunigunde, seiner Gemahlin, auch in der Ehe die Enthaltsamkeit beobachtet habe.

Er starb auf dem Schlosse Grona bei Halberstadt in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1023, im zweiundfünfzigsten Jahre seines Alters und dem zweiundzwanzigsten seiner Regierung; seine hohen Herrscher-Vorzüge erhoben ihn zu einem Helden, und seine Tugenden machten ihn zu einem Heiligen. Sein Leichnam wurde in dem Dome von Bamberg beigesetzt. Die Wunder, welche an seinem Grabe geschahen, verwandelten die Trauer um ihn bald in fromme Verehrung. Am 14. März 1142 wurde er vom Papste Eugen III. heilig gesprochen. Man feiert sein Fest am 15. Juli. Er ist der Patron der Diözese Basel, sowie der Diözese Bamberg. Auch in dem Münster zu Straßburg wurde ihm große Verehrung gezollt.

Bevor Heinrich II. starb, schlug er den Fürsten

des deutschen Reiches, den Herzog Konrad von Franken als den tüchtigsten Mann im Reiche, zu seinem Nachfolger vor. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und Konrad wurde am 8. September 1034 zum deutschen König gekrönt. Dieser Fürst regierte ruhm- und tugendvoll und starb den 4. Juni 1039, indem er seine Krone seinem Sohne Heinrich III. hinterließ.

Der selige Bernhard,

Markgraf von Baden.

Jahr 1458.

Das Haus Baden gab um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der Kirche einen Heiligen in der Person Bernhards. Sein Vater Jakob, Markgraf von Baden, war einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, besonders strahlte er durch seine Weisheit hervor, so daß er den Beinamen: Salomo von Deutschland erhielt. Aber bei all seinen hervorragenden Eigenschaften ging ihm eine wissenschaftliche Bildung ab, und da er deren Mangel tief empfand, war er um so mehr darauf bedacht, es seinen Kindern nicht daran fehlen zu lassen. Er hatte fünf Söhne und eine Tochter. Die zwei ältesten Karl und Bernhard folgten ihm in der Regierung und teilten das Land unter sich.

Bernhard, ausgestattet mit den herrlichsten körperlichen u. geistigen Eigenschaften, hatte eine seinem Range angemessene Erziehung erhalten, zumal er noch bei Lebzeiten seines Vaters mit Magdalena, der Tochter Königs Karl VII von Frankreich verlobt war, allein aus Liebe zur Einsamkeit und Keuschheit schlug er diese ehrenvolle Verbindung aus, ja er überlies seinem Bruder Karl den Teil des Landes, das ihm zugefallen war. Er reiste hierauf im Auftrage des Kaisers Friedrich IV. an verschiedene europäische Höfe, um die christlichen Fürsten zu einem neuen Kreuzzuge gegen die Türken zu bewegen, welche sich des morgenländischen Kaiserthums bemächtigt hatten. Zuerst begab er sich an den Hof König Karls VII. von Frankreich, sodann zu dem Herzoge Ludwig von Savoyen, beide Fürsten nahmen ihn ehrenvoll auf. Anfangs Juli 1458 reiste er von Turin ab, um nach Rom zu Papst Calixt II. zu gehen, erkrankte aber auf dem Wege in Montekalieri, einer Stadt nahe bei Turin. Er ließ sich in das dortige Franziskanerkloster bringen, wo er den 14. Juli unter nicht geringen Beweisen seiner Heiligkeit starb. Er wurde in der Collegialkirche der heil. Maria daselbst begraben, nahe bei dem Hochaltar

16. Juli.

Der heilige Fulrad,

Abt von Saint-Denis in Frankreich.

Jahr 784.

Fulrad, der vierzehnte Abt von St. Denis in Frankreich, stammte aus dem Elsaß, wo er große Güter besaß. Einige Geschichtsschreiber wollen behaupten, daß er ein Enkel oder Urenkel Karls des Großen gewesen sei. Jene, welche ihn einen Onkel dieses Fürsten nennen, verwechseln ihn mit Fulrad, Abt von Saint-Quintin in Vermandois. Sein Vater Riculph und seine Mutter Ermengard genossen im Elsaß wegen ihrer hohen Abkunft allgemeine Achtung. Fulrad machte sich nicht weniger berühmt durch seine Frömmigkeit, als durch die Ueberlegenheit des Geistes, seine Ehrenstellen und seine Aemter. Die Unterhandlungen, welche er führte, und die Dienste, welche er der Kirche und dem Staate erwies, machten ihn zu einem der berühmtesten Männer seiner Zeit. Die Päpste und die Könige schenkten ihm ihr Zutrauen. So gab ihm Pipin im Jahr 751 den Auftrag, den Papst Zacharias in Betreff der Krone um Rat zu fragen. Vier Jahre später schenkte er im Namen desselben Königs dem Papste das Exarchat und die Pentapolis. — Er war Abt von Saint-Denis, Rat des Königs Pipin, sein Hofkaplan Erzpriester der Königreiche Austrasien, Neustrien und Burgund und Großalmosenier von Frankreich. Letztere Stelle begleitete er auch unter Karlmann und Karl dem Großen. Er gründete mehrere Klöster, unter anderem das von Lebereau und Sankt Hippolyte in dem Bistume Straßburg, und das Priorat von Salona in dem Bistume Metz. Durch sein Testament vom Jahr 777 unterwarf er die Häuser der Abtei Saint-Denis. Er starb den 16. Juli 784. Man liest seinen Namen unter den Heiligen in mehreren Martyrologien, obwohl ihm mehrere nur den Titel ehrwürdig beilegen. Man beerdigte ihn in der Kirche von Saint-Denis, von wo sein heiliger Leib später in das Kloster Lebereau gebracht wurde.

Der heilige Eustathius.

Patriarch von Antiochien.

Jahr 338.

Eustathius wurde geboren zu Side in Pamphilien. In den Schriften des heiligen Athanasius liest man, daß er in den Christenverfolgungen mutig seinen Glauben bekannte, man weiß aber nicht, ob dieses

unter Diokletian oder Licinius geschah. Er war empfehlungswürdig durch sein Wissen und seine Beredtsamkeit, aber noch mehr durch die Heiligkeit seines Wandels und seinen glühenden Eifer in Erhaltung der Reinheit der katholischen Lehre. Zum Bischofe der kleinen Stadt Beröa in Syrien erhoben, erwarb er sich in Bälde eine große Achtung in der Kirche, so daß der heilige Alexander, Patriarch von Alexandrien, im Jahr 323 in Betreff des Arius und seiner gottlosen Lehren ein besonderes Sendschreiben an ihn abschickte.

Im nämlichen Jahre verlor Antiochien seinen Bischof, den heiligen Philogonius, einen ausgezeichneten Oberhirten, welcher sich bei der Verfolgung des Licinius den Titel eines Bekenners erworben hatte. Man gab ihm zum Nachfolger einen gewissen Paulinus, welcher wenig geeignet war, die Pflichten dieser hohen Stellung zu erfüllen. Glücklicherweise dauerte sein Oberhirtenamt nicht lange. Niemand schien geeigneter, ihn zu ersetzen, als Eustathius, den man also im Jahre 324 für den Stuhl von Antiochien wählte, welcher damals der dritte in der Christenheit war. Er widersetzte sich heftig dieser Versetzung; allein am Ende mußte er sich doch darein fügen. Kurz nachdem er auf den Stuhl von Antiochien erhoben war, wohnte er der Kirchenversammlung von Nizäa bei.

Nach seiner Rückkehr in Antiochien hielt er daselbst ein Concil, um den Frieden in seiner Kirche wiederherzustellen, welche in mehrere Parteien gespalten war; er zeigte sich streng in der Auswahl derjenigen, welche er unter seinen Klerus aufnahm. Alle jene, deren Glauben oder Sitten ihm verdächtig schienen, verwarf er. Mehrere von denen, welchen er die Aufnahme verweigert hatte, nahmen nachher den Arianismus an und rechtfertigten so die Maßregel, die er in Betreff ihrer getroffen hatte. Niemals mitten in seinen Amtspflichten vergaß er seine eigene Heiligung. In die Bistümer, welche zur Gerichtsbarkeit seines Patriarchates gehörten, sandte er Männer, welche im Stande waren, die Gläubigen zu unterrichten und mit Eifer zu erfüllen. Da Eusebius, Bischof von Cäsarea in Palästina, dessen Kirche unter dem Patriarchate von Antiochien stand, der arianischen Irrlehre zugethan war, wurde Eustathius schmerzlich davon betroffen und er bekämpfte ihn eifrig und beschuldigte ihn, das Glaubensbekenntnis von Nizäa verletzt zu haben. Auf diese Anklage hin beschloß Eusebius von Nikodema, der ein erklärter Arianer war, mit mehreren seiner Gesinnungsgenossen, den Eustathius um jeden Preis zu verderben. Unter dem Vorwande, die neu aufgeführten Bauten in Jerusalem zu besichtigen, begab er sich in Begleitung von Theogius aus Nizäa, seines Vertrauten, in diese Stadt. Daselbst traf er Eusebius von Cäsarea, Patrophilus von Scytopolis, Aërius von Lydda, Theodot von Laodicäa, und mehrere andere Bischöfe, welche wie sie Anhänger des Arius waren; sie verfügten sich mit einander nach Antiochien und hielten dort eine Aftersynode, um ihre Anschläge durchzusetzen. Eine feile Dirne, welche sie erkauft hatten, sollte ihren niedrigen Absichten dienen; sie kam in die Versammlung, mit einem Kinde auf dem Arme und gab den Eustathius als dessen Vater an. Der Heilige beteuerte umsonst seine Unschuld und stellte vor, daß der Apostel Paulus verbiete, einen Priester zu verurteilen, ohne daß die Klage wenigstens von zwei oder drei Zeugen vorgebracht sei. Allein Gott brachte die Verläumdung bald ans Tageslicht. Die schlechte Dirne wurde bald darauf gefährlich krank. Vor ihrem Tode ließen ihr die Gewissensbisse und ihr Meineid keine Ruhe, sie ließ deshalb mehrere Geistliche kommen und beteuerte in ihrer Gegenwart, daß sie sich durch die Versprechungen der arianischen Bischöfe habe verführen lassen, und bestätigte die Unschuld des Eustathius, bat um Verzeihung und verschied.

Die Arianer jedoch begnügten sich nicht damit, sondern sie beschuldigten den Eustathius überdies des Sabellianismus. Der Patriarch und die anwesenden katholischen Bischöfe klagten vergeblich über Ungerechtigkeit; man wollte sie nicht hören; ja man sprach sogar gegen Eustathius das Absetzungsurteil aus, worauf Eusebius von Nikodemien und Theogius sich beeilten, den Kaiser Constantin von dem Vorgange in Kenntnis zu setzen. Die arianischen Bischöfe luden Eusebius von Cäsarea ein, seinen Stuhl mit dem von Antiochien zu vertauschen, aber er weigerte sich dessen. Der Kaiser aber belobte ihn wegen seiner Bescheidenheit in einem Briefe, den wir noch besitzen und den Eusebius selbst in die Lebensgeschichte des Eustathius eingeflochten hat.

Kaum war die Nachricht von der Absetzung des heil. Eustathius verbreitet, als sich zu Antiochien ein Aufstand erhob. Constantin hielt ihn nun der ihm angedichteten Verbrechen ganz und gar schuldig und schickte ihm einen Befehl, sich nach Konstantinopel zu begeben, von wo er an den Ort seiner Verbannung abgehen sollte. Bevor der heilige Oberhirte Antiochien verließ, versammelte er die Gläubigen und ermahnte sie nachdrücklich, unerschütterlich bei dem Glauben der Kirche zu bleiben. Seine Ermahnungen hatten einen guten Erfolg, denn sie bewahrten einen großen Teil seiner Heerde vor dem Abfalle von dem Glauben. Der hl. Hieronymus und der heil. Chrysostomus berichten uns, daß er mit mehreren Priestern und Diakonen nach Thracien verbannt worden sei. Theodoret versichert uns, man habe ihn von Thracien nach Illyrien in die Verbannung geschickt. — Der heil. Eustathius starb zu Philippi in Macedonien. Bei Theodoret liest man, daß seine Gebeine ums Jahr 482 von dem Patriarchen Calandion von Antiochien in diese Stadt zurückgebracht worden seien.

17. Juli.

Der heilige Leo IV.,

Papst.

Jahr 855.

Leo wurde zu Rom geboren, und empfieng seine Erziehung in dem Kloster St. Martin daselbst, das außerhalb der Stadtmauern liegt. Er wurde von dem Papste Sergius II., auf den er im Jahre 847 folgte, zum Kardinalpriester an der Kirche der vier gekrönten Martyrer geweiht. Acht Jahre, drei Monate und etliche Tage saß er auf dem päpstlichen Stuhl. — Kurz zuvor hatten die Sarazenen die St. Peterskirche auf dem Vatikan geplündert und es schien, als ob sie noch gegen die Stadt Rom ihre Waffen ergreifen wollten. Der heilige Papst stellte zuerst die Kirche wieder her, und verschönerte das Grab des Apostelfürsten, auf welchem ein Altar stand. Er umgab hierauf den ganzen vatikanischen Hügel mit einer festen Mauer, wo sich bald ein neues Viertel oder eine neue Stadt erhob, die von da an Leostadt hieß. Der Kaiser Lothar gab dazu nicht allein seinen Beifall, sondern er unterstützte den Heiligen noch mit reichlichen Mitteln. Leo stellte ebenfalls die Mauern der Stadt Rom her, und deckte sie mit 15 Thürmen.

Rom war schon in gutem Verteidigungszustande, als die Sarazenen gegen Porto zogen, um diese Stadt zu plündern. Die Neapolitaner schickten den Römern damals Hilfstruppen. Der Papst begab sich damals nach Ostia, wo seine Truppen standen, erteilte ihnen den Segen, und alle Soldaten empfiengen aus seiner Hand das heilige Abendmahl. Die Sarazenen wurden geschlagen und alle entweder in die Flucht gejagt oder getötet.

Weil Leo überzeugt war, daß die Sünden des Volkes hauptsächlich die öffentlichen Drangsale hervorriefen, beschäftigte er sich angelegentlich mit der Verbesserung der Sitten und der Wiederherstellung der Kirchenzucht. Er hielt zu Rom eine Synode, auf der sich 67 Bischöfe einfanden, und um ein warnendes Beispiel zu geben, setzte er den Kardinalpriester Anastasius von St. Marcellus ab, weil er nicht in seiner Pfarrei Residenz gehalten hatte. An alle Bischöfe und Pfarrer hielt er eine Rede über ihre Pflichten, wir besitzen dieselben noch, sie ist ebenso gelehrt als gründlich.

Der heilige Leo IV. hält ein Concil zu Rom.

Den heiligen Ethelwolf, König von England, der im Jahre 854 eine Pilgerfahrt nach Rom machte, empfieng der heilige Papst mit allen möglichen Ehrenbezeugungen.

Leo IV. war auch mit der Gabe der Wunder begnadigt. Man erzählt, daß er durch das heil. Kreuzeszeichen eine heftige Feuersbrunst gelöscht habe, welche die Kirche des Apostelfürsten zu verzehren drohte. Er starb am 17. Juli 855 und hatte zum unmittelbaren Nachfolger Benedikt III., Kardinalpriester von St. Calixtus. Er war ein Mann von anerkannter Tugend und tiefer Demut, der alles in Bewegung setzte, um nur nicht Papst werden zu müssen. Der oben erwähnte Anastasius, den Leo IV. abgesetzt hatte, ließ sich ebenfalls zum Papste wählen, und wußte den Kaiser Ludwig II. in sein Interesse zu ziehen, allein das Volk

beharrte auf der Wahl Benedikts III., der am 1. September 853 auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde.

Der heilige Alexius.

Bekenner.

Fünftes Jahrhundert.

Alexius war ein seltenes Muster der Weltverachtung. Sein Vater, ein reicher römischer Ratsherr ließ diesen seinem einzigen Kinde eine ausgezeichnete Erziehung geben. Der junge Alexius sah in seiner Familie große Muster von Nächstenliebe, und sein von Natur aus zartes und edles Gemüt wußte sich auch diesen Vorteil wunderbar zu eigen zu machen. Er lernte einsehen, daß man von den Reichtümern keinen besseren Gebrauch machen könne, als wenn man sie mit den Armen teile, und daß jene, als Almosen verteilt, einen Schatz im Himmel für die Ewigkeit bildeten. Von seiner zartesten Jugend an, war er nicht damit zufrieden, den Armen Alles, was in seinen Kräften stand, zu geben, sondern er that auch alles Mögliche, um von Andern die für Unglückliche nötigen Bedürfnisse zu erlangen. Die Art, wie er das Elend linderte, erhöhte noch den Wert seiner Gaben. Man möchte von ihm sagen, daß er sich gegen diejenigen verpflichtet fühlte, welche seine Wohlthätigkeit genossen, eine solche Zuneigung bewies er ihnen.

Mit den Jahren nahm bei ihm auch die Sehnsucht nach der Ewigkeit zu. Schon der Gedanke an ein endloses Glück erhob ihn weit über alle vergänglichen Güter dieser Welt. Er lebte nur noch für die Ewigkeit. Alles schien ihm gering im Vergleiche mit jener süßen Hoffnung, welche sein Herz erfüllt, und deshalb entschloß er sich, von Allem, was ihn davon entfernen konnte, loszumachen. Sein Name und seine Reichtümer waren das erste Opfer das er bringen sollte, allein bei weitem noch nicht das größte. Gott verlangte noch mehr von ihm. Seine Eltern beharrten darauf, daß er in die Ehe treten sollte; sie schlugen ihm eine seinem Reichtume sowohl als seiner Herkunft angemessene Partie vor, und man bestimmte den Vermählungstag. Um dem Wunsche seiner Eltern zu willfahren, ließ er sich mit der Person trauen, welche man ihm ausgewählt hatte; machte aber von der Freiheit Gebrauch, welche die Kirche vor der Vollziehung der Ehe einem Jeden gewährt, er wählte einen vollkommeneren Stand; er entfloh am Tage der Trauung verkleidet heimlich in ein entlegenes Land, wo er sich in einer Hütte nahe bei einer der seligsten Jungfrau gewidmeten Kirche aufhielt.

Bald zogen ihm seine Tugenden die Aufmerksamkeit der Umwohner zu, die entdeckt zu haben glaubten, daß er von hohem Stande sei. Als Alexius sich erkannt sah, zog er sich bald darauf in seine Vaterstadt zurück. Als armer Pilger verkleidet gieng er in das Haus seines Vaters, wo man ihm eine kleine Wohnung einräumte, in welcher er seine noch übrigen Lebenstage zubrachte, ohne sich zu erkennen zu geben. So oft er von der Dienerschaft seines Vaters Unbilden und Mißhandlungen zu erdulden hatte, pries er Gott. Erst im letzten Augenblicke seines Lebens gab er sich seinen Eltern zu erkennen.

Der heilige Alexius lebte nach der allgemeinen Annahme unter dem Pontifikate Innocenz's I., der im Jahre 417 starb Man beerdigte ihn auf dem Berge Aventin, und ganz Rom wohnte seinem Begräbnisse bei. Seinen Leichnam fand man daselbst im Jahr 1216 und heut zu Tage befindet sich daselbst eine prachtvolle Kirche, welche die Namen der Heiligen Bonifazius und Alexius trägt; sie hat einen Kardinaltitel und gehört den Hieronymiten. Der Name des Heiligen findet sich in den Kalendern der Lateiner, Griechen, Syrer, Maroniten und Armenier.

Der heilige Speratus und seine Genossen.

Martyrer.

Drittes Jahrhundert.

Der Kaiser Servus erließ im 202ten Jahre unserer Zeitrechnung ein grausames Gesetz gegen die Christen. Der Prokonsul Saturnin von Afrika, hatte diese jedoch, auf frühere Erlasse sich stützend, schon vorher verfolgt, und so begegnet uns daselbst um das Jahr 200 eine grausame Verfolgung. Die ersten Opfer derselben waren zu Karthago die sogenannten zwölf scillitanischen Martyrer. Die Vornehmsten unter ihnen waren drei Männer: Speratus, Narpalis, Cittinus, und drei Frauen: Donata, Sekunda und Vestina.

Der Prokonsul bot ihnen im Namen des Kaisers Verzeihung an, wenn sie den Göttern Roms opfern wollten, aber Speratus weigerte sich im Namen der Uebrigen. Da der Prokonsul sie aufforderte, bei dem Schutzgeiste des Kaisers zu schwören, so erwiderte Speratus im Namen der Genossen: „Diesen Schutzgeist des Kaisers kennen wir nicht, wohl aber den wahren Gott Himmels und der Erde. Dem Kaiser geben wir die Abgaben, welche wir ihm schuldig sind, und begehen kein Verbrechen gegen die Staatsgesetze, deswegen haben wir auch keine Strafe verdient.“ Hierauf wurden sie in den Kerker abgeführt, und bis zum folgenden Tage in den Stock gespannt. Des andern Tags ließ der Prokonsul die Gefangenen wieder vorführen und befahl den Frauen, den Kaiser zu ehren und den Göttern zu opfern. Donata gab zur Antwort: „Wir geben dem Kaiser was des Kaisers ist, wir beten aber nur Gott an und nur ihm bringen wir unsere Opfer dar.“ „Auch ich bin eine Christin“,

rief Vestina. „Auch ich glaube an meinen Gott, und will ihm treu bleiben“, sagte Sekunda, „nie werden wir uns bewegen lassen, euern Göttern zu dienen und sie anzubeten.“

Nun ließ sie der Prokonsul ins Gefängnis zurückführen und die Männer vor sich bringen, und sich an Speratus wendend sprach er: „Willst du noch dabei beharren und ein Christ bleiben?“ „Ja“, antwortete Speratus, „und damit es Jedermann wisse, ich wiederhole es, ich bin ein Christ.“ Als dies die anderen Mitgefangenen hörten, riefen sie: „Auch wir sind Christen.“ Umsonst bot ihnen der Prokonsul Zeit und Gnade an, um sich eines Besseren zu besinnen. Weiter fragte er sie: „Welches sind die Bücher, die ihr mit großer Verehrung leset?“ Speratus nannte ihm die Schriften des alten und neuen Bundes. Saturnin wollte ihnen noch drei Tage Bedenkzeit geben, allein Speratus sagte, „das ist überflüssig, nie werden wir unsern Glauben an Jesus Christus verläugnen.“ Nun sprach Saturnin das Enthauptungsurteil über die Männer, sowohl als die Frauen aus. Sobald sie dies gehört hatten riefen sie alle freudig aus: „Gelobt sei Gott, der uns um des Bekenntnisses seines Namens willen in die Zahl der Martyrer aufgenommen hat.“

Als sie auf dem Richtplatze angekommen waren, warfen sie sich auf die Kniee nieder und setzten ihre Lobpreisungen fort und erwarteten voll Freude den Todesstreich. Die Gläubigen beschlossen ihre Martyrerakten mit den Worten: „Die Marthrer Jesu Christi vollbrachten ihre Opfer den siebenzehnten Tag des Monats Juli sie bitten für uns bei dem Herrn Jesu Christo, dem sei Ehre und Preis mit dem Vater und dem heil. Geiste in alle Ewigkeit.

Der Kirchenschriftsteller Tertullian, der zu jener Zeit lebte, meldet, daß der Christenverfolger Saturnin bald nach diesem Ereignisse das Augenlicht verloren habe.

Nach dem Martyrologium des Ados wurden die Reliquien des hl. Speratus unter der Regierung Karls des Großen von Afrika nach Lyon gebracht.

18. Juli.

Der heilige Friedrich.

Jahr 838.

Aus königlichem Geblüte stammte Friedrich, sein Großvater war Radbod, König der Friesen. Sein Vater, der eine hohe Stellung bekleidete, ließ ihm eine äußerst gute Erziehung geben, und schickte ihn später nach Utrecht, damit er von den Klerikern der dortigen Kirche in aller Wissenschaft und Frömmigkeit herangebildet würde. — Friedrich machte bald die glänzendsten Fortschritte, aber bei allem dem blieb er äußerst bescheiden, und ließ seine Mitschüler seine geistige Ueberlegenheit keineswegs fühlen.

Seine Lehrer aber waren höchlich erfreut, bei Friedrich zu sehen, wie seine Fortschritte in den Wissenschaften denen in der Frömmigkeit Stand hielten. Jene hatte ihm seine fromme Mutter eingepflanzt, und er fand noch in zarter Jugend kein größeres Vergnügen als die Beschäftigung mit geistlichen Dingen; die Lesung heiliger Bücher war ihm seine größte Erholung, und nichts wünschte er sehnlicher, als gleich den Jüngern Christi seinen Leib durch Fasten und andere strenge Bußübungen abzutöten, so daß sich seine Lehrer aus Furcht, er möchte das gewöhnliche Maß überschreiten, oft genötigt sahen, seinem Eifer Einhalt zu thun.

Frühzeitig teilte er seinen Eltern seinen Entschluß mit, sich Gott zu weihen, umsonst suchten sie ihn von diesem Vorhaben abwendig zu machen und gaben ungerne die Einwilligung dazu. Als er diese erhalten hatte, verlegte er sich mit noch größerem Eifer auf seine Studien, um dereinst desto besser sein hohes Amt verwalten zu können, und erhielt die Priesterweihe, sobald er das erforderliche Alter erreicht hatte.

Sein Bischof vertraute ihm alsdann den Unterricht der Katechumenen an; damals war Richfried Bischof von Utrecht, ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit. Als dieser sein Ende herannahen fühlte, empfahl er allen Anwesenden Friedrich als seinen Nachfolger, der allein im Stande sei, der Kirche die größten Dienste zu leisten.

Und wirklich wurde er auch gewählt, da er gerade im Auftrage seines Bischofs von Utrecht abwesend war. Umsonst sträubte er sich nach seiner Rückkunft gegen die Uebernahme seines hohen Amtes, und that selbst Schritte beim Kaiser, um dasselbe von sich abzulehnen, allein der Kaiser nötigte ihn im Gegenteil auf die Bitte des Klerus und des Volkes von Utrecht, dasselbe beizubehalten. So mußte er es endlich annehmen und begab sich nach Mainz zu seinem Erzbischofe. Dieser kündigte ihm an, daß er nach dem Wunsche des Kaisers die Bischofsweihe in Aachen erhalten sollte, wo er in Gegenwart Ludwigs des Frommen und mehrerer Prälaten zum Bischof geweiht wurde. Auf die Bitte des Kaisers blieb er einige Tage daselbst, und als Ludwig seine hohe Tugend und seine herrlichen Eigenschaften wahrnahm, befahl er ihm, den Ueberrest des Götzendienstes in Friesland auszurotten. Friedrichs Rückweg nach Utrecht war ein wahrer Triumphzug, von überall her drängte sich das Volk und der Klerus, um seinen Segen zu empfangen, in Utrecht selbst stieg die Begeisterung auf das Höchste.

Er selbst bestrebte sich nun, das Vertrauen, welches seine Bistumangehörigen zu ihm gehabt, durch seine Handlungen zu rechtfertigen und schaffte verschiedene sich noch vorfindende Mißbräuche ab und ordnete den Zustand der Diöcese. Am meisten jedoch lagen ihm die

in seinem Bistum wohnenden Heiden am Herzen, er suchte deshalb taugliche Priester aus, unterrichtete sie selbst und gab ihnen die besten Ratschläge, und sandte sie dann in das nördliche Friesland, um dort das Evangelium zu verbreiten und die Heiden zu bekehren.

Seine Arbeit wurde ihm hierin bedeutend erleichtert, da Ludwig von der Härte seines Vaters, Karls des Großen gegen die Friesen und Sachsen abgegangen war, und dadurch sich ihre Herzen gewonnen hatte, ein Umstand, den sich Friedrich sehr zu Nutzen machte.

Die zweite Gemahlin Kaiser Ludwigs des Frommen, Judith, war, wie einige Geschichtsschreiber sagen, ein herrschsüchtiges und lasterhaftes Weib, welches durch ihre Ränke das Reich in Verwirrung brachte; ihre Ausschweifungen empörten die Großen, weßhalb wohl die drei ältesten Söhne des Kaisers gegen ihren Vater die Waffen ergriffen.

Friedrich, welcher freien Zutritt an dem Hofe zu Aachen hatte, trauerte über das Aergernis, welches die schlechte Aufführung der Kaiserin gab, und machte dieselbe mit apostolischem Freimut auf ihre Ausschweifungen aufmerksam, aber ohne Erfolg. Judith aber ergrimmte darüber, und drohte ihm nach dem Leben zu stellen.

Die Einwohner der großen Insel Walchern in den Niederlanden waren noch Barbaren und voll Abneigung gegen das Christentum. Friedrich übernahm selbst ihre Bekehrung. Er fieng damit an, das Aergernis, welches durch Ehen zwischen nahen Verwandten sehr häufig gegeben wurde, abzustellen, allein es kostete ihn viele Thränen, Gebete und Bußwerke, bis er ein so tief eingewurzeltes Uebel ausgerottet hatte, was ihm endlich unter der Beihilfe der Häuptlinge der Insel gelang. Aus Andacht zu den drei göttlichen Personen verfaßte er ein sehr schönes Gebet zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Er verband damit eine Erklärung dieses hochseligen Geheimnisses gegenüber den Irrlehren. Beide waren lange Zeit in den Niederlanden im Gebrauch.

Wegen seiner Heiligkeit wurde Friedrich stets als einer der berühmtesten Bischöfe der Kirche betrachtet, wie denn auch sein Zeitgenosse Rhabanus Maurus ein Loblied zu seiner Ehre verfaßte, und die Kirche ihn nie genug preisen konnte. Eines Tages wollte der Heilige nachdem er eben die hl. Messe gelesen hatte, niederknien und seine Danksagung verrichten, da stürzten plötzlich zwei Mörder auf ihn los und versetzten ihm mehrere Dolchstiche, an welchen er nach einigen Augenblicken starb, indem er die Worte des 114. Psalms sprach: „Ich will den Herrn loben im Lande der Lebendigen." Sein Biograph und andere Geschichtsschreiber sagen, Judith habe die zwei Mörder gedungen, um sich an Friedrich wegen der Freimütigkeit, womit dieser ihr lasterhaftes Leben gerügt hatte, zu rächen. Der Heilige wurde in der Erlöserskirche zu Utrecht begraben. Sein Fest wird am 18. Juli, seinem Todestage gefeiert. Er starb im Jahr 838.

Zurückkehr des heiligen Friedrich nach Utrecht.

Die hl. Symphorosa u. ihre sieben Söhne.

Martyrer.

Jahr 120.

Die durch Kaiser Trajan hervorgerufene Christenverfolgung, nach Sulpitus Severus die vierte allgemeine, erstreckte sich bis zum ersten Regierungsjahre des Kaisers Hadrian. Hadrian wurde indes milder gegen das Christentum gestimmt, und verbot um das Jahr 124 die Christen zu verfolgen. Man glaubt, er sei durch den Eindruck, welchen die Schutzschriften des Quadratus und Aristides, sowie den Brief, welchen der Prokonsul Serenius Granianus von Asien zu Gunsten der Christen an ihn schrieb, dazu bewogen worden. Er bezeugte sogar Ehrfurcht für Jesus Christus, indem er ihn zwar nicht als den Welterlöser ansah, wohl aber als ein Wesen von einer neuen, außerordentlichen Beschaffenheit und sein Bild neben dem des Apollonius von Tyana aufstellte.

Als er nun gegen das Jahr 120 zu Tivoli sich ein prachtvolles Schloß erbaut hatte, stattete er es mit vielen Kostbarkeiten aus, die man aus verschiedenen Gegenden dahin brachte, da er es nun ganz hergestellt sah, so befahl er es nach den heidnischen Gebräuchen einzuweihen. Man begann mit den Opfern, die man in der Absicht darbrachte, von den Göttern Orakelsprüche zu erhalten. Allein die Dämonen riefen: „Die Witwe Symphorosa und ihre sieben Söhne quälen uns jeden Tag bei der Anrufung ihres Gottes; könnet ihr sie zum Opfern bringen, so werden wir all eure Wünsche gütigst gewähren.

Symphorosa lebte mit ihren sieben Söhnen zu Tivoli und verwandte ihre beträchtlichen Einkünfte für die Armen, besonders für jene Christen, welche um des Glaubens willen zu leiden hatten. Sie war die Witwe des Getulius oder Zotikus, welcher mit seinem Bruder Amantius die Martyrerkrone erlangt hatte, und dessen Fest am 10. Juni gefeiert wird. Symphorosa ließ die Leiber beider beerdigen, und da sie nichts sehnlicher wünschte, als die Stunde anbrechen zu sehen, in der sie mit ihren Söhnen in der ewigen Seligkeit vereinigt sein sollte, so bereitete sie sich beharrlich durch Ausübung guter Werke dazu vor.

Hadrian, der auf die Antwort seiner Götter oder vielmehr ihrer Priester bestürzt wurde, ließ sich Symphorosa und ihre Söhne vorführen. Symphorosa kam hocherfreut, Gott für sich und ihre Kinder bittend, er möge ihnen die Gnade verleihen, seinen heiligen Namen mit unerschrockenem Mute zu bekennen. Der Kaiser redete sie alle anfänglich mildreich an und ermahnte sie eindringlich, den Göttern zu opfern. Symphorosa aber erwiderte im Namen aller: „Mein Gemahl Getulius und sein Bruder Amantius, die beide Oberste bei deinem Heere waren, haben für Jesus Christus lieber verschiedene Qualen erduldet, als daß sie den Göttern geopfert hätten; sie haben durch ihren Tod deine Dämonen besiegt; lieber wollten sie sich das Haupt abschlagen lassen, als deinem Wunsche willfahren. Der Tod, den sie erduldet, hat ihnen zwar in den Augen der Welt Schmach gebracht, sie aber mit der Glorie des Himmels erfüllt; dort genießen sie bei den Engeln eine ewige Glückseligkeit."

Die Stimme des Kaisers änderte sich bei diesen Worten, und er fuhr sie hart an: „Wenn Du mit deinen Söhnen nicht opferst, so lasse ich Dich samt ihnen den allmächtigen Göttern zum Opfer bringen." — Symphorosa erwiderte: „Deine Götter können mich nicht als Opfer annehmen; wenn ich aber für Jesus Christus verbrannt werde, so vermehrt mein Tod noch die Qualen, welche Deine Dämonen in den Flammen leiden. O dürfte ich mit meinen Kindern das Glück hoffen, dem lebendigen und wahren Gott zum Opfer dargebracht zu werden." — Hadrian fuhr erzürnt fort: „Opfere meinen Göttern, oder Du wirst mit den Deinen elend umkommen." Symphorosa sprach: „Glaube nicht, daß die Furcht meinen Sinn ändere, ich wünsche sehnlich an dem Orte der ewigen Ruhe mit meinem Gemahle vereinigt zu sein, den Du um des Namens Jesu willen töten ließest." — Auf Hadrians Befehl wurde nun Symphorosa in den Tempel des Herkules geführt, wo man ihr Backenstreiche gab und sie dann bei den Haaren aufhängte. Da sie mitten in diesen Qualen unerschütterlich blieb, befahl der Kaiser, man solle sie mit einem schweren Steine am Halse in den Fluß werfen. Ihr Bruder Eugenius, einer der vornehmsten Ratsherrn von Tivoli, ließ ihren Leichnam herausziehen und nahe bei der Stadt am Wege begraben.

Tags darauf befahl Hadrian, man solle ihm die sieben Söhne der Symphorosa mit einander vorführen. All' die Zureden und Drohungen, womit er sie zu gewinnen hoffte, waren umsonst. Rings um den Tempel des Herkules ließ er sieben Pfähle aufrichten und sie daran mit Schrauben aufspannen. Man schraubte sie mit solcher Gewalt an, daß ihre Glieder an mehreren Teilen des Körpers verrenkt wurden. Weit entfernt, diesen Qualen zu unterliegen, ermutigten sie einander und bezeigten sich noch begieriger zu leiden als ihre Henker sie zu peinigen. Endlich befahl der Kaiser, einen Jeden auf seinem Platze hinzurichten. Crescenz, dem ältesten, wurde der Hals durchbohrt; Julian, der zweite, erhielt einen Dolchstich in die Brust; dem Nemesius wurde mit einer Lanze das Herz durchstochen; Primitivus erhielt einen Stich in den Magen; dem Justin zerschlug man die Hüften; dem Nakteus öffnete man die Seiten; Eugenius wurde von oben bis unten mitten entzwei gehauen. Am andern Tage kam Hadrian in den Tempel des Herkules, ließ eine tiefe Grube machen und die Leichname der Martyrer hineinwerfen. Die Götzenpriester nannten diesen Ort „der sieben gewaltsam Getöteten".

Die Verfolgung hörte endlich auf, und die Christen hatten etwa ein und ein halbes Jahr lang Ruhe. Während dieser Zwischenzeit erwiesen sie den Ueberresten der Martyrer die ihnen gebührende Ehre und begruben sie an der Tiburtinischen Straße, halbwegs zwischen Rom und Tivoli. Man sieht noch heutzutage einige Trümmer von einer Kirche, welche an einem Orte, der den Namen sieben Brüder führt, unter ihrer Anrufung gebaut wurde. Der Papst Stephan ließ ihre Gebeine nach Rom in die Kirche des heiligen Angelus bringen. Daselbst fand man sie zu Zeiten des Papstes Pius IV. nebst einer Inschrift, worauf diese Uebertragung geschrieben stand.

19. Juli.

Der heilige Vincenz von Paul.

Jahr 1660.

Das Leben des heiligen Vincenz's von Paul zeigt uns das Leben eines Helden, sowohl in Folge der Energie seines Charakters, als auch in Hinsicht seiner Opferwilligkeit und Selbstbeherrschung. Aus Liebe zum Nächsten kannte er kein Hindernis; nichts ward ihm zu schwer; überall wußte er Wege und Mittel herbeizuschaffen, so daß man von ihm wohl sagen kann, er sei einer der größten Wohlthäter der Menschheit gewesen.

Der heil. Vincenz von Paul wurde im Jahre 1576 in dem kleinen Dorfe Poy, Diözese Acqs, am Fuße der Pyrenäen geboren. Seine Eltern lebten vom Ertrage eines kleinen Erbgutes, das sie mit ihren Händen bebauten und das all ihr Vermögen ausmachte. Sie hatten sechs Kinder: Vincenz, der drittälteste Sohn, mußte die Heerden hüten. Große Eigenschaften werden nicht erst spät offenbar; Vincenz von Paul offenbarte schon frühzeitig seine angeborene Güte. Noch als Kind teilte er mit den Armen seine Nahrung oder spendete ihnen einige Kreuzer, die er sich abgespart hatte. Als ihn sein Vater einstens in die Mühle schickte, um Mehl zu holen, begegnete er auf dem Wege einigen Armen; er öffnete seinen Sack und gab ihnen mehrere Hände voll Mehl; sein Vater, ein guter Christ, lobte seine That. Dies waren Vorzeichen einer Liebe, die sich dereinst reichlich über alle Unglücklichen ausgießen sollte.

Nachdem Vincenz seine vorbereitenden Studien zu Acqs und Toulouse vollendet hatte, wurde er am 23. September 1600 zum Priester geweiht. Dieses heilige Amt hatte er sich gewünscht, um sich ganz den Armen hingeben zu können; denn der christliche Priester ist die Aufopferung in Person. Um seine erste heil. Messe zu lesen, begab sich Vincenz in eine einsame, abgelegene Kapelle und feierte daselbst, nur von einem Priester und Cleriker assistiert, das hochheilige Opfer. Wegen der Wahl dieses Ortes befragt, sagte er, daß die Landleute der vorzüglichste Gegenstand seines Eifers und seiner Sorgfalt seien.

Gott ließ es zu, daß Vincenz von Paul gleich vom Anfang an in der Geduld geprüft werde. (Denn der Mensch, der nichts gelitten hat, was ist er? was weiß er? was kann er? — Nichts.) Auf einer Rückreise von Marseille, wo Vincenz eine kleine Erbschaft in Empfang genommen hatte, schlug er den Weg zu Wasser ein, um bälder nach Narbonne zu kommen und so auf seiner Reise etwas für die Armen zu ersparen. Doch lassen wir den Heiligen selbst reden: „Der Wind war uns so günstig als er sein konnte, allein Gott wollte, daß uns drei türkische Raubschiffe, welche im Meerbusen von Lyon segelten, um die Barken, welche von dem berühmten Markte von Braucaire kamen, aufzufangen, so lebhaft angriffen, daß zwei oder drei von den Unserigen getötet und alle übrigen verwundet wurden, ich selbst erhielt einen Pfeilschuß, dessen Folgen ich noch während meines ganzen Lebens fühlte; — und wir waren genötigt, uns den Barbaren zu ergeben . . . Sie fesselten uns und machten noch viele Beute . . . endlich beladen mit Waren, segelten sie nach sieben oder acht Tagen der Barbarei zu. Als wir dort angekommen waren, plünderten sie uns aus und stellten uns zum Verkaufe aus; einem Jeden von uns gaben sie ein Paar Beinkleider und einen linnenen Rock; so führten sie uns durch Tunis. Nachdem wir fünf oder sechsmal, mit der Kette um den Hals, durch die Stadt geführt worden waren, brachten sie uns wieder auf das Fahrzeug, und die Kaufleute kamen, um zu sehen, wer gut essen könnte oder nicht, und wir mußten unsere Wunden zeigen, ob sie nicht tötlich wären. Hernach führten sie uns auf den Platz, wo uns dann die Kaufleute besichtigten, gerade wie es bei dem Kaufe eines Pferdes oder Ochsen üblich ist, man öffnete uns den Mund, um unsere Zähne zu sehen, man befühlte unsere Seiten, man untersuchte unsere Wunden und ließ uns im Schritt gehen, traben und laufen, Lasten heben und ringen, um die Stärke eines Jeden zu sehen, und beging viele andere Rohheiten. Ich wurde an einen Fischer verkauft, der genötigt war, mich bald wieder zu verkaufen, weil ich es auf dem Meere nicht aushalten konnte; nachher kam ich zu einem alten Arzte, einem geschickten Chemiker, einem sehr menschenfreundlichen und leutseligen Manne . . . Ein Jahr darauf kaufte mich ein Renegat aus Nizza in Savoyen und schickte mich auf sein Landgut, das er von dem Großherrn gepachtet hatte. Dieses lag im Gebirg, in einer sehr heißen und öden Gegend. Eine von seinen drei Frauen war eine griechisch-schismatische Christin; eine andere eine Türkin, deren sich die unermeßliche Barmherzigkeit Gottes als Werkzeug bediente, um ihren Mann von seinem Abfall zurückzubringen und mich aus meiner Sklaverei zu befreien. Voll Neugier, unsere Lebensart kennen zu lernen, besuchte die Türkin mich täglich auf dem Felde, wo ich arbeitete, und eines Tages hieß sie mich Loblieder zu Ehren meines Gottes singen. Indem ich an jene Stelle der gefangenen Juden in Babylon dachte: „Wie können wir im Lande der Trennung das Lob des Herrn singen?“ begann ich mit Thränen in den Augen den Psalm: „An den Flüssen Babylons saßen wir,“ und hierauf

das Salve Regina und mehrere andere Lieder; sie empfand darüber ein außerordentliches Vergnügen, so daß sie am Abende zu ihrem Manne sagte, er habe unrecht gehandelt, seine Religion zu verlassen, deren hohen Wert sie jetzt habe kennen lernen . . . ." Der Renegat bekehrte sich und entfloh mit Vincenz, welcher ihn nach Avignon führte und ihn durch seine Vermittlung in ein Kloster der Spitalbrüder brachte.

Vincenz machte dann eine Reise nach Rom. Während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt der Christenheit übertrug ihm der Kardinal d'Ossat, der französischer Gesandter war, eine wichtige Sendung an den König Heinrich IV. Vincenz kam mit glänzenden Aussichten nach Paris; er hätte nun am Hofe bleiben können, aber er wollte lieber im Gefolge eines andern Königs sein; er brachte seine Zeit damit zu, die Armen und die Kranken in dem Spitale der barmherzigen Brüder in der Vorstadt Saint-Germain zu bedienen.

Um dieselbe Zeit trat er mit dem Kardinal von Berulle, dem Stifter des Oratoriums und mit dem heiligen Franz von Sales in Unterhandlungen; letzterer wählte ihn zum Direktor seines Institutes der Frauen von der Heimsuchung (Visitantinerinnen). Die Männer, welche Gott zu großen Thaten beruft, kennen sich bald und fühlen sich gegenseitig zu einander hingezogen. Der Kardinal von Berulle wünschte, daß Vincenz von Paul die Pfarrei Clichy übernähme. Er entsprach dem Wunsche des Kardinals und erfüllte mit allen Kräften seine Amtspflichten. Er verließ diesen Ort, nachdem er durch sein Beispiel und seine guten Werke allgemein erbaut hatte, und trat im Jahre 1613 in das Haus des Generals der Galeeren Frankreichs, Emanuels von Gondi. Dort brachte er zwölf Jahre zu, und benützte alle seine Freistunden dazu, auf den Besitzungen seines edlen Herrn Missionen zu halten.

Im Monat Juli des Jahres 1617 entfloh Vincenz dem Geräusche der Welt unter dem Vorwand einer Reise, in das Thal von Bresse, in das Dörflein Chatillon-by-Dombes. Er zeigte auch dort, wie vordem zu Clichy, daß ein guter Pfarrer ein Schatz für eine Gemeinde sei. Als er an einem Sonntag die Kanzel besteigen wollte, bat ihn eine Dame, eine arme Familie der Wohlthätigkeit der Pfarrangehörigen anzuempfehlen, deren sämtliche Kinder und Dienstboten auf einem eine halbe Meile von Chatillon entfernten Meierhof krank waren. Gott gab seinen Worten einen solchen Erfolg, daß nach dem Gottesdienste viele Leute diese armen Kranken heimsuchten und ihnen Brot, Wein, Fleisch und andere Lebensmittel brachten; er selbst machte sich nach der Vesper mit einigen Bewohnern des Ortes dahin auf den Weg, und da er nicht wußte, daß schon so viele Andere dahingegangen waren, war er sehr erstaunt, ihnen auf ihrem Rückwege haufenweise zu begegnen und noch mehrere zu sehen, die sich bei der großen Hitze unter Bäumen gelagert hatten; es kamen ihm die Worte des Evangeliums in den Sinn, daß diese guten Leute wie Schafe ohne Hirten seien. „Sieh", sagte er zu sich selbst, „welch große Liebe sie ausüben, aber sie ist nicht geordnet. Die armen Kranken werden für jetzt genug zu leben haben, aber nachher, wenn das Gebrachte aufgezehrt oder verdor-

Der heilige Vincenz findet ausgesetzte Kindlein.

ben ist, so fallen sie in die frühere Dürftigkeit zurück." Von da an beschäftigte er sich mit dem Plane, eine Fortsetzung der Almosen, welche im ersten Anflug von natürlichem Mitleiden so großmütig gereicht waren, zu erzielen. So wurde im Jahre 1617 die erste Bruderschaft der Nächstenliebe gegründet und organisiert, jene kostbare Stiftung, welche sich bald über Frankreich und andere Länder verbreitete.

Ungeachtet dessen wurde Vincenz von Paul aus dieser Pfarrei abberufen, wo er solche Wunder von Wohltätigkeit und zahlreiche Bekehrungen bewirkt hatte. Der Tag seiner Abreise war ein Trauertag für die ganze Umgegend. Er kehrte in das Haus Gondi's zurück, und bald darauf wurde er zum Oberaufseher der Galeeren ernannt. Ein schweres Amt, mitten unter verkommenen Menschen leben zu müssen, bei denen man keine andere Reden als Flüche und Verwünschungen hört, die nichts von Gott und der Welt hören wollen, die mit kümmerlichem Dasein ihr Leben fristen.

Vincenz von Paul erschien an diesen Stätten der Buße, wo sich so viel leibliches und geistliches Elend vereinigt fand, als ein Engel des Trostes. Seine gleich unerschöpfliche Liebe und seine Hingebung für diese Unglücklichen verwandelten in Bälde ihren Ingrimm in stille Ergebung, ihre Gotteslästerungen in Gebete, ihre Verzweiflung in einen Zustand der Ruhe und der Hoffnung. Er brachte sie ab von ihrer Verdorbenheit; er gab ihnen ein Gewissen und dadurch das Gefühl der Menschenwürde zurück. Er besuchte sie oft; er hörte ihre Klagen mit Langmut an; er duldete mit ihnen ihre Strafen, er umarmte sie, er küßte ihre Fesseln und bat ihre Aufseher, sie besser zu behandeln. Man erzählt von ihm, daß er sich die Fesseln eines Galeerensträflings, welcher die einzige Stütze einer zahlreichen Familie war, anlegte. Diese Heldenthat ist der Gipfelpunkt seiner Liebe.

Im Jahre 1624 ernannte der Erzbischof von Paris, auf die Bitte des Herrn von Gondi, Vincenz zum Vorsteher des Kollegs der guten Kinder. Herr Portail und mehrere andere würdige Priester verbanden sich mit ihm; sie gingen von Ort zu Ort, erteilten den christlichen Unterricht, hörten Beichte und hielten die anderen Missionsübungen voll Einfachheit und Demut auf ihre eigene Kosten ab, ohne von Jemanden etwas dafür zu verlangen oder annehmen zu wollen. Und weil sie nicht die Mittel besaßen, Diener zu unterhalten, denen sie in ihrer Abwesenheit die Hut ihres Hauses hätten anvertrauen können, so übergaben sie bei ihrem Fortgehen allemal die Schlüssel einem guten Nachbar.

Wer hätte jemals geglaubt, daß dieser kleine Anfang einen so großen Erfolg gehabt hätte, daß zwei junge Priester, ohne alle äußere Stellung in der Gesellschaft, in der Kirche ein so bewunderungswürdiges geistliches Gebäude errichten könnten. Sie nannten dieselbe die Genossenschaft der Mission. Es war dieses eines der Wunderwerke des heiligen Vincenz von Paul; und als er eines Tages an die Mitglieder der großen Congregation des heiligen Lazarus eine Anrede hielt, sagte er: „Wir gingen ganz einfältig und offen aus, im Auftrage unseres Oberhirten, den Armen das Evangelium zu verkünden, wie es unser Herr Jesus Christus that; das ist Alles, was wir gethan haben, und Gott hat von seiner Seite das gethan, was er von Ewigkeit her vorausgesehen hat. Er verlieh unsern Arbeiten einigen Segen, und als dieses andere fromme Geistliche sahen, verbanden sie sich mit uns und verlangten Aufnahme in unsere Genossenschaft, aber nicht Alle auf einmal, sondern zu verschiedenen Zeiten."

Im Jahre 1632 bestätigste Papst Urban VII. feierlich die Congregation der Mission. Das Collegium der guten Kinder war zu eng geworden. Gott gab dem ehrwürdigen Herrn Adrian Coubon, Prior von St. Lazarus, in den Sinn, seine Pfründe dem heiligen Vincenz von Paul zu überlassen. Dieses Vorhaben schreckte die Einfachheit des Heiligen; er gab erst dem schönen Worte des Herrn von Lestoeg, Pfarrer von St. Laurentius nach: „Jakob hatte nicht so viel Geduld, um Rachel zu bekommen, als der Prior von St. Lazarus für das Jawort des Herrn Vincenz's", so sehr befürchtete er, zu schnell emporzukommen und in den Plan der Vorsehung einzugreifen, wie er lächelnd sagte.

So entstanden diese eifrigen Missionäre, gleich wie sich die Apostel um den Herrn versammelten, und verbreiteten sich in der ganzen Welt, um allenthalben der geistlichen und leiblichen Not abzuhelfen. Da sah man sie anfangs den Landbewohnern von Frankreich das Evangelium verkünden, und Vincenz sprach zu ihnen, wenn sie ermüdet nach St. Lazarus zurückgekehrt waren: „Opfern wir Alles Gott auf und vor Allem, arbeiten wir; laßt uns den armen Landleuten, die sehnsüchtig auf uns warten, beispringen. Wenn ich von einer Mission zurückkehre, ist mir, als ob die Stadtthore auf mich fallen und mich erdrücken, denn wenn ich wieder komme, so sehe ich, daß andere Ortschaften auf uns warten."

Die Missionäre arbeiteten überall mit bestem Erfolge. Der hochwürdigste Bischof Justus Gucerin von Genf, der Nachfolger des heiligen Franz von Sales, schrieb an den heiligen Vincenz von Paul: „Gäbe Gott, Du könntest in das Innere meines Herzens blicken; du würdest sehen, wie sehr ich dich liebe und hochschätze, denn jedem Anderen hast Du meine Liebe erworben durch die großen Wohlthaten und Segnungen, welche die Missionäre, deine teuren Kinder, meiner Diözese erwiesen haben, die derart sind, daß sie sich nicht beschreiben lassen, und die man nicht glauben würde, wenn man sich von ihnen nicht augenscheinlich überzeugen müßte. Das gesamte Volk liebt, achtet, lobt sie immer. Gewiß, mein Teurer, ihre Lehre und ihr Wandel ist heilig; Allen dienen sie durch ihr untadelhaftes Leben zur großen Erbauung. Wann sie in einem Dorfe ihre Mission beendet haben und in ein anderes gehen, begleitet sie das Volk mit Thränen und ruft weheklagend aus: „Großer Gott, was soll aus uns werden, wenn unsere guten Väter fortgehen," und mehrere Tage gehen sie noch in andere Dörfer, um diese Männer zu treffen."

Der Priester heißt der Diener Gottes, weil er zum Dienste der Menschen bestimmt ist und weil Alle bei ihm Hilfe und Unterstützung finden sollen.

Der hl. Vincenz von Paul hatte dieses vollkommene Bild eines Priesters in seiner Person dargestellt und er wollte dasselbe auch bei den verschiedenen Stufen der kirchlichen Hierarchie verwirklichen; weshalb er, nach der Gründung der Seminarien für die Erziehung junger Geistlicher zu St. Lazarus seine kirchlichen Conferenzen eröffnete, wobei sich die Priester über ihre Pflichten besprachen. Die gelehrtesten Männer des siebzehnten Jahrhunderts nahmen an diesen heil. Versammlungen Anteil, und wenn sich Bossuet an seine früheren Jahre erinnerte so rief er aus: „So oft ich den heiligen Vincenz reden hörte, glaubte ich die Stimme Gottes zu vernehmen.“

Der heil. Vincenz wollte ferner, daß das Haus von St. Lazarus ein geistlicher Erfrischungsort wäre, wo die kranken Seelen ihre Heilung fänden. Abelly, ein Augenzeuge, erzählt, daß man bei den nämlichen geistlichen Uebungen und in demselben Speisesaal unter den Missionären Leute aus allen Klassen, Ständen und Altersstufen neben einander sitzen sah, die Alle in dieser großen Herberge der Liebe umsonst Nahrung und Unterkommen fanden, wo sie die geistige Gesundheit wieder empfingen und zugleich jede Unterstützung, die sie notwendig hatten, um auf dem Wege des Heils fort zu wandeln. Als man den heil. Vincenz wegen der unermeßlichen Ausgaben, welche diese unaufhörlichen geistigen Uebungen verursachten, Vorstellungen machte, antwortete er: „Wohlan, wenn uns Gott kein Brod mehr schickt, so schließen wir das Haus, und sehen uns um Vikarsstellen in den Pfarreien auf dem Lande um“.

Solche Tugenden hatten Vincenz die höchste öffentliche Achtung erworben. Als Ludwig XIII. sterben wollte, so ließ er ihn holen und verschied in seinen Armen. Die Königin Regentin berief ihn in den Rat, den sie für kirchliche Angelegenheiten errichtet hatte. Er traf darin mit dem großen Condé zusammen, der ihn mit Artigkeiten überhäufte, und ohne sich darüber aufzuhalten, daß er ihm sagte: „Weiß Eure Königliche Hoheit nicht, daß ich nur der Sohn eines armen Landmanns bin?“ ihn obenan setzte. Vincenz erfüllte seine schweren Pflichten mit der größten Uneigennützigkeit nicht blos für sich, sondern auch für seine Congregation, für deren zeitliches Fortkommen er durchaus nichts that.

Aus Vincenz Leben.

Zu jener Zeit wurden Lothringen, die Picardie und die Champagne von einer dreifachen erschrecklichen Plage heimgesucht, von Pest, Hunger und Krieg. Vincenz suchte diesem Elend so gut als möglich abzuhelfen. Keine Berechnung menschlicher Klugheit konnte ihn davon abhalten; denen, die ihm vorhielten, daß Lothringen feindliches Land sei, entgegnete er: „Das Elend hat die ganze Welt zu ihrem Vaterland und alle edlen Herzen zu ihren Mitbürgern.“ Die Häuser der Schwestern der Liebe füllten sich mit allen möglichen Dingen, sie waren wie Magazine und Vorratshäuser großer Kaufleute. Die Missionäre gingen beladen mit Hilfsmitteln fort. Einer von ihnen schrieb aus St. Michael: „Es hat eine so große Menge von Armen, daß ich nicht weiß, wie ich Alle befriedigen soll; mehr als dreihundert sind in einer sehr großen Not und mehr als dreihundert weitere befinden sich in dem hilflosesten Zustande. Ihre Lage ist entsetzlich, mehrere Mädchen starben Hungers, und ich habe in Erfahrung gebracht, daß sie die Verzweiflung doch in kein anderes als das zeitliche Unglück fallen ließ.“ Der heil. Vincenz nahm die armen Auswanderer aus diesen Provinzen in St. Lazarus auf, gab ihnen Obdach und Nahrung, gerade so wie er die irländischen Emigranten aufgenommen hatte, welche um ihres Glaubenswillen ihre Heimat verlassen mußten. Die Liebe des heil. Vincenz trug jedoch für Alles Vorsorge; sie unterstützte das Elend und kam ihm zuvor. Einer seiner Missionäre schrieb ihm aus der Champagne: „Die Fastenzeit haben wir auf dem Lande zugebracht, in geistlicher und leiblicher Verpflegung armer Bewohner von 130 Dörfern. Vierzig Pfarren bedurften monatlich je 10 Thaler, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, in ihren Pfarreien zu bleiben und daselbst ihre Pfarrgeschäfte zu verrichten. Wir haben mit den geschickten Almosen um 700 Thaler Sicheln, Dreschflegel, Wannen und andere Werkzeuge gekauft, um diese armen Leute in den Stand zu setzen, ihren Lebensunterhalt mit Feldarbeiten zu gewinnen. Unsere Gerste gerät Gottlob sehr gut, und mittelst der uns übersandten Sämereien hoffen wir für den nächsten Winter eine große Unterstützung zu haben. Zu diesen schweren Plagen kommen noch die Gräuel eines

Bürgerkrieges in Frankreich. In Paris, das eine Zeit lang belagert wurde, war die größte Not ausgebrochen. Der heil. Vincenz war der Retter aus allem Unglück. Das Getreide, das den Reichen mangelte, ging seiner Liebe nicht aus; in seiner Hand schienen sich die dargereichten Gaben zu vervielfältigen.

Vincenz war der Fürsprecher der armen Galeerensträflinge geblieben; er setzte die Gründung von zwölf Spitälern, um sie in ihren Krankheiten aufzunehmen. durch. Aber all dies war zu wenig für seine unersättliche Liebe. Im Jahre 1629 wohnte die Witwe Legras Louise von Maurillac ganz nahe bei dem Kollegium der guten Kinder. Diese Frau besaß ein richtiges Urteil, eine bewährte Tugend, einen unermüdlichen Eifer und eine brennende Liebe; sie hatte sich entschlossen unter der Leitung Vincenz's sich dem Dienste der Armen zu weihen. Einen Teil des Jahres war sie auf Reisen; um die Brüderschaften der Nächstenliebe zu unterstützen, und aufrecht zu erhalten; sonst unterwies sie die Lehrerinnen in getreuer Erfüllung ihrer Pflichten. Sie war ein sehr gebrechliches Geschöpf und vielen Schwachheiten ausgesetzt, allein sie ließ nie in ihren Werken der Barmherzigkeit nach. Im Jahre 1630 schlug Vincenz der Witwe Legras vor, eine Congregation für die Pflege kranker Kinder zu gründen. Damals wurden durch ihn jene christlichen Frauenvereine ins Leben gerufen, welche als Bräute Jesu Christi von nichts Anderem wußten, als mit Freuden den Armen zu dienen, und jederzeit bereit waren, sich ganz für dieselben aufzuopfern und ermattet von den Anstrengungen oder angesteckt von den Krankheiten ihr Leben hinzugeben. An ihrem sanften Blicke, an ihren liebevoll tröstenden Worten, an ihrer grenzenlosen Hingebung, an ihrer ungeschmückten und lebendigen Frömmigkeit erkannte man die Liebe, welche in diesen Frauen sich verkörpert hatte, weshalb man sie auch Schwestern der Liebe nannte. „Ihre Klöster", sagte Vincenz, ihnen ihre Pflichten vorhaltend, „sollen die Krankenhäuser sein, ihre Kapellen die Pfarrkirche, ihr Kreuzgang die Straßen der Stadt, ihre Klausur der Gehorsam, ihr Sprechgitter die Furcht Gottes, ihr Schleier die heilige Bescheidenheit." Heut zu Tage haben die Ungläubigen im Morgenlande diese unermüdlichen Dienerinnen Aller derer, die von den Glücksgütern dieser Welt ausgeschlossen sind, voll Staunen und Bewunderung betrachtet, und den Segen, den sie um sich her verbreiten, empfunden.

In Verbindung mit der Frau Präsidentin Goussault errichtete der Heilige im Jahre 1634 die Genossenschaft der Frauen zum Dienste des Hospitals Hotel Dieu in Paris. Diese mieteten nahe bei der Kirche unserer lieben Frau (Notre Dame) ein Gelaß, um daselbst ihre Vorräte aufzubewahren. Hier bereiteten sie die Fleischbrühe oder die Milch für den Morgen; gegen drei Uhr brachten sie den Hospitaliten weißes Brod, Eingemachtes, Trauben oder Kirschen je nach der Jahreszeit; im Winter brachten sie Citronen und gekochte Birnen. Alle Tage verteilten sie, je zu vier oder fünf, nachdem sie sich Schürzen angelegt hatten, diese kleinen Gaben an die Kranken, von Einem zum Andern gehend. Sie reichten ihnen aber auch geistliche Unterstützung, sie sprachen liebevoll mit ihnen, sie lasen ihnen vor und bereiteten sie zur Beichte vor. Eine rührende Anstalt, die heute noch existirt, und immer in der Kirche Christi sich finden wird. Ihnen ihre Pflichten ans Herz legend, sagte Vincenz zu diesen Frauen, sie sollen an den Tagen, an welchen sie in das Spital Hotel Dieu gingen, arm unter den Armen erscheinen oder doch wenigstens fern von aller Eitelkeit und aller Pracht in der Kleidung, um die armen Kranken nicht zu betrüben, denn wenn diese den Ueberfluß reicher Personen sähen, so würden sie gewöhnlich darüber traurig, daß sie nicht einmal die notwendigsten Bedürfnisse hätten. Die Wehrufe fanden in der Brust Vincenz's einen mächtigen Wiederhall, sie drückten sich mit diesem Jammergeschrei der äußersten Not aus: „Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen. Ein Kind ist zurückgestoßen von dem Busen der Mutter, die ihm das Leben gab! Dieses Verbrechen an dem stärksten menschlichen Gefühle — läßt es sich beschreiben? Allerdings, durch das Laster, welches die menschliche Natur entwürdiget und welches seine Schande verbergen will; freilich manchmal durch die äußerste Not gerechtfertiget, welche keine andere Wahl hat, wenn sie das neugeborene Kind erhalten will." Die zahlreichen Findelkinder in Paris, die um Lohn verpfleget wurden, waren entweder sämtlich einem gewissen Tode geweiht, oder hatten ein elendes Dasein. Vincenz, ganz gerührt davon, besprach sich mit einigen Frauen seines Vereines, welche zwölf von diesen Kindern aufnahmen. Im Jahre 1638 bezogen sie ein gemietetes Haus außerhalb der Thore von Sankt Viktor und wurden von der Witwe Legras und anderen Frauen der Nächstenliebe (Charité) verpflegt. Tagtäglich nahm ihre Anzahl zu, man hoffte dabei immer auf den Schutz der göttlichen Vorsehung. Im Jahre 1640 faßten sie in einer allgemeinen Versammlung, bei der Vincenz den Vorsitz führte, den heldenmütigen Entschluß, alle diese armen Geschöpfe aufzunehmen. Der Aufwand dafür belief sich jährlich auf mehr als 40,000 Thaler; und ungeachtet der Unterstützung von Seite des Königs, fanden sich die Frauen bald außer Stande, eine so schwere Bürde noch länger zu tragen. Da hielt Vincenz im Jahre 1648 bei der Herzogin von Aiguillon, der Nichte des Cardinals Richelieu, eine allgemeine Versammlung, und zog dabei in Erwägung, ob man das angefangene Werk fortsetzen, oder davon abstehen sollte. Nach einer längeren Beratung erhob er seine Stimme und sprach: „Wohlan denn, geehrteste Frauen, aus Mitleid und christlicher Nächstenliebe haben Sie diese armen Geschöpfe an Kindesstatt angenommen, Sie sind aus Liebe deren Mütter geworden, seitdem ihre natürlichen Mütter sie verlassen haben, und nun wollen auch Sie dieselben verlassen. Sie wollen aufhören ihre Mütter zu sein, um ihre Richter zu werden; ihr Tod und ihr Leben ist in Ihrer Hand; ich werde jetzt Ihre Stimmen sammeln und erfahren, ob Sie für dieselben kein Mitleid mehr haben wollen; sie werden leben, wenn Sie mit ihrer liebevollen Sorge fortfahren; jene werden sterben und unfehlbar zu Grunde

gehen, wenn Sie dieselben verlassen." Diese Worte gesprochen mit einer ruhigen und durchdringenden Beredtsamkeit, die so lange leben werden, als es ein Kreuz und ein Menschenherz gibt, schnitten alle Bedenken ab, und von da war das Haus für die Findelkinder zu Paris durch Zuruf gegründet und reichlichst ausgestattet.

Mit dem Gelde, das Vincenz von einem Pariser Bürger erhielt, gründete er in der Vorstadt St. Martin das Hospiz der unheilbaren Greise. Im Jahre 1657 unternahm er es, in der Hauptstadt den Bettel abzuschaffen, und alle Arme an Orten unterzubringen, wo sie unterhalten, unterrichtet und beschäftigt wurden. Dies war der Ursprung der Salpetriere. Ehedem hatte der heilige Joseph Chrysostomus diesen riesenhaften Plan in Konstantinopel gefaßt; Heinrich IV. und Maria von Medicis hatten erfolglos versucht, denselben in Paris zu verwirklichen. Und siehe, was ein großer Bischof nicht einmal unternommen, was ein großer König und eine große Königin ohne Erfolg versucht hatten, unternahm und vollendete Vincenz von Paul binnen eines Jahres.

Wie hat der Heilige so große Wunder verrichtet? Wie konnte er die notwendigen Gelder für die Gründung so großer Liebesanstalten finden? Die Antwort darauf ist kurz und einfach. Durch sein unergründlich liebevolles Gemüt, das aus Liebe zum Nächsten sich selber vollständig vergaß.

Der heilige Vinzenz war von mittlerer Größe und wohlgewachsen; sein Kopf war etwas groß, aber schön gestaltet, seine Stirne breit und majestätisch, sein Aussehen sanft, sein Blick durchdringend, sein Gehör fein, seine Haltung ernst und sein Ernst wohlwollend; kurz, er war edel, gut und liebenswürdig. Obgleich scheinbar kräftig, hatte er doch öfters Fieberanfälle; nie verlor er einen Augenblick; ohne Aufhören war er beschäftigt mit Beten, Schreiben, Raterteilen oder Annehmen, Ab- und Zugehen im Dienste des Nächsten. Nie wollte er ein heizbares Zimmer bewohnen, außer vier oder fünf Jahre vor seinem Tode, so daß er bis zu einem Alter von 80 Jahren eine kleine armselige Zelle in St. Lazarus bewohnte, worin ein hölzerner Tisch ohne Teppich, zwei strohene Stühle und ein armseliges Bett, das nur mit einem Strohsack, einer Oberdecke und einem Kopfpolster versehen war, alle seine Gerätschaften bildeten. In seiner Kleidung war er sehr reinlich, obwohl sie abgetragen und geflickt war. Er stund alle Tage Morgens um 4 Uhr auf, machte sein Bett, ging dann in die Kirche, um sein Gebet zu verrichten und die heilige Messe zu lesen; man strömte zusammen, um ihn am Altare zu sehen, und die Anwesenden flüsterten einander zu: „Wie andächtig liest er die heilige Messe!" Der Rest des Morgens war den Geschäften des Hauses gewidmet. Wenn er mittags in den Speisesaal eintrat, sprach er oft: „O mein Gott, habe ich auch das Brot, das ich essen will, verdient!" Er legte sich oft große Abtötungen auf. Jeden Tag speisten mit seiner Genossenschaft zu St. Lazarus zwei Arme; er begrüßte sie, er half ihnen die Treppe zum Speisesaal hinaufsteigen, sie mußten sich neben ihn setzen, und er erwies ihnen tausend kleine Dienste. Nachmittags ging er seinen Geschäften in der Stadt nach, und fuhr dabei in einer Kutsche, die er auf den Befehl des Erzbischofs von Paris von der Herzogin von Aiguillon als Geschenk annehmen mußte; in seiner Kutsche führte er die Kranken nach dem Spital Hotel Dieu. Wenn er Armen begegnete, die nicht gut gehen konnten, ließ er sie einsteigen und führte sie heim. Einmal hörte er ein Kind laut weinen; er ließ halten, stieg vom Wagen, ging zu dem Kinde und führte es zu einem Wundarzte und ließ ihm seine wunde Hand verbinden. So oft ihn das Volk in den Straßen sah, rief es: „Da kommt der Heilige!" In seinem Gefährte betete er den Rosenkranz zu Ehren der Trösterin der Betrübten. Am Abend, wenn er nach St. Lazarus zurückkehrte, verweilte er in der

Der heilige Vincenz empfiehlt die verlassenen Kindlein dem Mitleid der Frauen. Er nimmt einen armen Kranken zu sich in seinen Wagen.

Kirche fast eine halbe Stunde vor dem allerheiligsten Sakramente, nachher betete er knieend sein Brevier und verrichtete eine geistliche Lesung. Wenn das Nachtessen vorbei war, schrieb er Briefe und legte sich erst zwei Stunden nach den Andern schlafen, um allen Pflichten seiner Armenfürsorge Genüge zu thun.

Der Heilige war in sein 85. Lebensjahr eingetreten, es war im Jahre 1660 im Monat September. Seit einiger Zeit pflegte er zu seinen Brüdern zu sagen: „Bald wird der elende Leib dieses alten Sünders begraben und zu Staub werden, und ihr werdet ihn mit den Füßen treten.“ Am 25. September schlief er auf seinem Stuhle ein, und als man ihn um die Ursache dieses ungewöhnlichen Schlafes fragte, sagte er lächelnd: „Der Bruder erwartet seine Schwester.“ Diese kam in der That Montags den 27. September 1660. Als er diese Schwester, den Tod, herannahen fühlte, riß er sich von der Welt ohne große Gewalt los; mit unaussprechlicher Zärtlichkeit betrachtete er seine Schüler, die alle um ihn versammelt waren und in Thränen schwammen, dann erteilte er ihnen seinen letzten Segen und gab seine Seele Gott zurück, indem er die Worte wiederholte: „Herr, eile mir zu helfen.“ Der Friede seiner Seele spiegelte sich auf seinem Antlitze ab und blieb darauf.

Sein heiliger Leib wird in der Genossenschaft von St. Lazarus aufbewahrt, mit Ausnahme seines Herzens; dieser edle Schatz befindet sich in der Kathedrale von Lyon.

Der Heilige fuhr auch nach seinem Tode fort, der Nächstenliebe zu dienen, denn wo immer etwas zu Gunsten der Armen geschieht, stellt man es unter seinen Schutz. Unter seiner Fürsprache ließ Gott zahlreiche Wunder geschehen, welche einige verkommene Köpfe bespötteln konnten; allein sein ganzes wunderbares Leben können sie nicht leugnen. Immerdar werden Leute aller Parteien und Confessionen die ungeheuren Anstrengungen und die wunderbaren Erfolge seiner Liebe bewundern.

Im Jahre 1729 nahm ihn Papst Benedikt XIII. unter die Zahl der Heiligen auf. Die Statue dieses Priesters, dieser Zierde der Priesterschaft und Frankreichs, befindet sich in der St. Peterskirche zu Rom, mitten unter den Bildsäulen aller übrigen Ordensstifter, jener berühmten und wahrhaft großen Männer, welche auf Erden wandelten und Gutes thaten.

20. Juli.

Die heilige Margaretha.

Jungfrau und Martyrin.

Jahr 304.

Man spricht in der Geschichte der christlichen Kirche und in religiösen Schriften häufig von dem unmenschlichen und widersinnigen Grundsatze, welcher die römischen Kaiser gegen das Christenthum bewaffnete. Kein einziger vernünftiger Mensch hat je die Ströme Bluts gebilligt, die eher für den Henker, als für den Purpur, von dem sie ausgingen, sich schickten, und die noch eher Verachtung als Züchtigung verdienten, wenn die Throne Schuld daran hatten. Denn mitten unter ihren abscheulichen Gelagen unterzeichneten diese Elenden mit trunkener und befleckter Hand manches grausame Verfolgungsdekret gegen die Hälfte ihrer Unterthanen. Ohne Prüfung verdammten sie die wahrhafte, höchste und sittlichste Lehre, die es je gegeben hat; mit unerbittlicher Grausamkeit mordeten sie Tausende von Männern, Frauen und Kindern, deren Leben schuldlos und rein wie das Tageslicht, süß und heilig wie das Gebet war. Und das ist der Grund, warum man die römischen Kaiser oft bitter getadelt hat.

Aber zwei Umstände, welche diesen Mißbrauch der Gewalt noch abscheulicher machen, hat man bisher zu wenig beachtet. Der erste betrifft die ungesetzliche Verordnung, welche das Christentum unter die Verbrechen stellt. Rom hatte seine Thore den Göttern aller Nationen, die es bezwungen hatte, geöffnet; seine Hauptabsicht war, einen Weltstaat zu gründen, und um dieses zu erreichen, ließ es die Besiegten im Besitze des Heiligsten und übte überhaupt gegen alle Religionen die größte Toleranz aus. Ja es war sogar dahin gekommen, feierlich die Anbetung von Bösewichten und Thoren zu gestatten, welche die heutigen Völker eher ins Zuchthaus oder Tollhaus schicken würden. Ueberdies war jeder römische Bürger in Betreff der Religion frei und brauchte dem Staate keine Rechenschaft über seinen Glauben abzulegen. Da er nicht verbunden war, irgend einer Religionspartei anzugehören, so konnte er auch nicht verbunden sein, irgend eine auszuschließen, oder irgend eine vorzuziehen und folglich teilte er dem Gotte, den er sich selbst gewählt hatte, sein bürgerliches Recht und seine persönliche Unverletzbarkeit zu. Nach diesen Grundsätzen war somit die christliche Religion nicht gesetzlich aus dem römischen Reiche verbannt und jeder römische Bürger hatte verfassungsmäßig das Recht, Jesus Christus anzubeten. Die Obrigkeit mußte also tief gesunken und bestechlich sein, wie dies immer bei sinkenden Völkern der Fall ist, um gegenüber den Grundsätzen des Staates ein so thörichtes und grausames Verfolgungssystem befolgen zu dürfen.

Fürs Zweite hat man die Art und Weise, wonach man ein Verfolgungsdekret anwandte, zu wenig beachtet. Immer und überall haben die Führung eines Prozesses und die Erörterung eines Rechtsfalles

die Entdeckung des Schuldigen und den Grad seiner Schuld zum Zweck, und um diese desto sicherer zu erreichen, hat man deshalb zu gewissen Zeiten und in einzelnen Ländern zur Folterbank seine Zuflucht genommen. Allein bei dem Prozesse christlicher Martyrer bezweckten die Führung desselben und die Folter nichts anderes als die Abläugnung eines vorgeblichen Verbrechens. Die römischen Gerichtshöfe sprachen nicht zu den Bekennern dieser neuen Religion: „Die christliche Religion ist ein Verbrechen, dessen man euch beschuldigt, sehet also eure Schuld ein, damit die Gerechtigkeit keine weiteren Untersuchungen nötig hat, und euer Verbrechen vor der Welt gesühnt werden kann;“ nein, die Gerichtshöfe sprachen: „Wir wissen, daß ihr Christen seid, dieses ist ein gesetzwidriges Verbrechen; gestehet, daß ihr dessen nicht schuldig seid, und wir sprechen euch frei und überhäufen euch mit Ehren. Was soll man sich wohl

„Die Gläubigen vereinigten sich an gewissen Tagen vor Sonnenaufgang, um Jesu Christo, den sie als Gott verehren, Loblieder zu singen; durch einen Eid verbanden sie sich, nichts Böses zu thun, fremdes Eigentum zu achten, weder die eheliche Treue, noch das gegebene Wort zu brechen, anvertrautes Gut seinem Herrn zurückzustellen, dann trennten sie sich, um abends bei einem Mahle sich wieder zu treffen, letzteren Gebrauch hätten sie übrigens seit dem gegen geheime Verbindungen erlassenen Befehl aufgegeben.“ Auf diesen Bericht sprach sich Trajan billigend über das Verfahren des Statthalters aus, so wie, daß er die Christen nicht aufsuchen lassen sollte, würden sie ihm aber angezeigt und als solche gefunden, so solle er sie strafen. Also war es bei diesem Manne, der als weise galt, kein Verbrechen, dem Christentum anzugehören, und Niemanden ließ er deshalb zur Rechenschaft stellen; aber es wurde zu einem Ver-

Die heilige Margaretha wird von den Soldaten gefangen genommen.

bei dieser Sprache, welche die Obrigkeit eines großen Reiches während dreier Jahrhunderte führte, denken?

Sonderbar! Diese Willkür und diese Ungesetzlichkeit wilder Blutmenschen wurde von Männern ausgeübt, welchen die Geschichte hohe und erhabene Gefühle zuschreibt; aber sehen wir mit welchem Recht. Als Plinius der Jüngere Statthalter von Bithynien war, hatte er eines Tages über eine Menge Leute, die als Christen vor seinen Richterstuhl geführt wurden, das Urteil zu sprechen. Da er einem gerichtlichen Prozesse gegen die Christen noch nicht angewohnt hatte und das Gesetz hinsichtlich ihrer Verfolgung und Bestrafung nicht kannte, so verlangte er vom Kaiser Trajan selbst eine Entscheidung. Indem er darauf wartete, ließ er die meisten der Angeklagten, welche ihrem Glauben nicht abschwören wollten, hinrichten; die Hartnäckigkeit und die unbeugsame Widerspenstigkeit dieser Leute schien ihm nach seiner Ansicht ein todeswürdiges Verbrechen zu sein. Aber aus dem Verhöre mit allen Angeklagten und den Enthüllungen einiger Abgefallenen gieng nur folgendes hervor:

brechen, wenn man des Christentums angeklagt war, und jeder, der sich dessen schuldig bekannte, mußte sterben. Fürwahr, es ist schrecklich, gleichsam zum Vergnügen Menschenblut zu vergießen. — Das war das Verfahren, welches 300 Jahre lang gegen die Christen angewandt wurde; so schrecklich mißbrauchte die Gerechtigkeit ihre Macht, insbesondere zur Zeit Diocletians, und als ihr glorreiches Opfer fiel die heilige Jungfrau Margaretha. Margaretha wurde um das Jahr 290 geboren. Ihr Vater Oedesius war heidnischer Oberpriester zu Antiochien in Pisidien. Sie wurde einer christlichen Amme übergeben und von dieser im christlichen Glauben unterrichtet. Oedesius bemerkte zu seinem Leidwesen den christlichen Sinn seiner Tochter, und versuchte sie zum Heidentum zurückzubringen; allein alle seine Bemühungen waren umsonst und nach Verlauf einiger Zeit faßte er gegen Margaretha einen solchen Haß, daß er nichts mehr von ihr wissen wollte. Nachdem sie von ihrem Vater verstoßen war, und überdies ihre Mutter nicht

mehr lebte, floh sie zu ihrer Amme auf das Land, wo sie die Herden hütete. Ihre Frömmigkeit und ihre Tugend bewirkten, daß sie diese Probe ohne sich zu beklagen aushielt, obwohl sie ihr hart vorkommen mochte, da sie unter allen Bequemlichkeiten des Lebens aufgewachsen war.

Damals brach die zehnte Christenverfolgung aus. Diokletian hatte sich anfangs den Christen geneigt gezeigt; allein seine Amtsgenossen, Galerius und Maximian Herkules, waren beide — mit Ausnahme des Constantius Chlorus, der den Christen günstig war, abergläubisch und grausam. Vom Jahre 298 an behandelte Galerius die Christen, die sich an seinem Hofe oder bei seinem Heere befanden, übel; allein so lange er unter Diokletian stand, mußte er seinen Haß zurückhalten, und wenige hatten den Martertod zu erleiden, bis Diokletian gegen das Christentum eine feindseligere Haltung annahm. Im Jahre 302 gieng Diokletian offen zu blutiger Verfolgung gegen das Christentum über; er befahl, alle Christen in seinem Palaste sollten entweder die Götter seines Reiches verehren, oder mit Ruten gepeitscht werden, so wie daß die Soldaten an den Opfern Anteil nehmen, oder von der Armee gejagt werden sollten. Im folgenden Jahre griff ein Haufen Soldaten am 23. Febr. in der Morgendämmerung die große Kirche in Nikodemien an, plünderte sie aus und zerstörte sie. Tags darauf ließ der Kaiser in der Stadt einen Befehl veröffentlichen, des Inhaltes: „Alle Christen ohne Ausnahme sind ihrer Güter und Würden beraubt; kein Stand gewährt Schutz vor der Folter; Jeder hat das Recht, gegen die Christen jegliche Art von Klagen vorzubringen; diese dagegen können sich gegen keinerlei Art von Ungerechtigkeit beschweren, die zu ihrem Schaden verübt wird; sie haben künftig weder Freiheit noch Stimmrecht; ihre Kirchen werden zerstört, die Kirchengüter eingezogen, die heil. Bücher verbrannt."

Die Gothen und Sarmaten beunruhigten damals die Grenzen des Reiches; allein die tapferen Römer hielten es für bequemer, die Kirchen anzuzünden und die Priester zu enthaupten, als sich mit den Gothen und Sarmaten herumzuschlagen. — Die Verfolgung dauerte lange und war die heftigste und blutigste. Ein zweites Edikt befahl, alle Bischöfe ins Gefängnis zu werfen; ein drittes gebot, alle, die sich weigerten, den Göttern zu opfern, zu Tode zu martern. Endlich wurde i. J. 304 die Todesstrafe gegen alle Christen ohne Ausnahme ausgesprochen. Ein ungeheures Weheklagen erhob sich von einer Grenze des Reiches bis zur andern, und vom Morgenlande bis zum Abendlande erstreckte sich die Verfolgungssucht der drei Ungetüme: Diokletian, Galerius und Maximian. Die Grausamkeit der Schergen und die ununterbrochene Standhaftigkeit der Schlachtopfer hielten einander die Wage. Unzählige Männer, Frauen, ja selbst Kinder litten für Jesus Christus die entsetzlichsten Qualen; das Schwert, die Scheiterhaufen, eiserne Haken und Stacheln zerrissen ihre Glieder; Feuer, Salz und Essig wurden auf ihre Wunden gelegt. Dieß war die letzte Anstrengung des besiegten Heidentums. Das Kreuz blieb Sieger.

Die heilige Margaretha wird von ihrem Vater verstoßen.

Bei diesem Anblicke betete Margaretha bewegten Herzens aber voll Gottvertrauen um den nötigen Mut bei einer so großen Gefahr; sie versenkte ihre Seele ins Gebet, sagt der Geschichtschreiber. „Herr Jesus," flehte sie, „du Stärke und Kraft heiliger Seelen, du Tröster der Betrübten und Helfer der Unglücklichen, der du diejenigen nicht verlässest, die auf dich hoffen; verleih mir Stärke, daß wenn man mein junges Leben angreift, wenn man mich fesselt und meine Glieder auf der Folterbank zerreißt, ich nicht aus Furcht vor den Qualen schwach werden möge, und meinem Glauben nicht entsage und deinen heiligen Namen nicht schändlich verrate." „Herr," betete sie ferner, der du Leib und Seele erschaffen hast, der du die menschliche Schwäche kennst, hilf mir, die ich nichts als Staub und Asche bin. Ach, meine Eltern, die mich deine Gebote hätten lehren sollen, sie wollten mich im Gegenteil hintergehen. Aber ich vertraue auf dich, du wirst mich nicht in Götzendienst verfallen lassen."

Als Margaretha eines Tages mit einigen Gefährtinnen ihre Herden weidete, wurde sie dem Richter angezeigt, der nach Antiochien gekommen war, um das kaiserliche Edikt hinsichtlich der Christen zu vollziehen. Sie war von großer Schönheit und damals ungefähr 15 Jahr alt. Die Soldaten suchten sie auf. Ihr Herz war von Schmerz durchdrungen. Wie hätte es auch anders sein können bei all' der Grausamkeit, die man sich von den Feinden der Religion erzählte; sogar hochherzige Gemüter, gestählt mit Mut, waren der Wut der Qualen erlegen; mehrere Priester und einige Bischöfe hatten, um einem schrecklichen Tode zu entrinnen, die heiligen Bücher den Verfolgern ausgeliefert. Damals flohen die Christen haufenweise in die Gebirge und Höhlen, und zogen die Nachbarschaft wilder Tiere der Gesellschaft der Heiden vor, und fürchteten insbesondere, sich unvorsichtig der Folter auszusetzen, deren Qualen ihrem Glauben verderblich werden konnten.

Freilich gab es auch Einige, welche sich freiwillig dem Henker auslieferten, und für Jesus Christus Alles wagten; allein diese bildeten eine Ausnahme und wurden mehr durch die Gnade Gottes dazu bewogen und dienten den Andern mehr zur Bewunderung als zur Nachahmung. Margaretha war deshalb in lebhafter Besorgnis und bat Gott, sie mitten in den Gefahren zu beschützen, die ihr Glauben und möglicherweise ihre Tugend zu bestehen habe. Als die Soldaten vor dem Richter angekommen waren, dessen Befehle sie zu vollziehen hatten, sagten sie: „Dieses junge Mädchen, das wir aufsuchen mußten, behauptet, sie sei eine Christin und eine Feindin der unsterblichen Götter, und bete nur Jesum an, den die Juden gekreuzigt haben. Nachdem wir sie ergriffen hatten, haben wir Güte und Ernst an ihr versucht, um sie auf einen andern Sinn zu bringen, allein weder die Verheißung von Ehre, noch die Drohung von Strafe konnte ihren Sinn ändern. Versuche du an ihr deine Geschicklichkeit." Der Richter, von ihrer Schönheit gerührt, faßte die heftigste Liebe zu ihr und suchte sie selbst durch das Versprechen zu retten, daß er sie heiraten wolle, sie möge nun eine Freie oder Sklavin sein. Sie wäre aber für ihn verloren, wenn sie in dem christlichen Glauben beharre; denn sonst sähe er sich genötigt, sie zu verurteilen. Und weiter sprach er freundlich zu ihr: „Mein Kind, habe keine Furcht, zeige mir deine Abkunft an; bist du eine Freie oder eine Sklavin?" „Meine Familie ist in der Stadt wohl bekannt," antwortete Margaretha, „denn ich bin nicht von so niedrigem und dunklem Herkommen, daß man mich nicht kennen sollte. Was mich betrifft, so bin ich Niemandens Sklavin. Aber ich habe den Mut, mich offen als eine Dienerin Jesu Christi meines Herrn zu bekennen, den ich von Jugend an verehre und dem ich stets dienen werde." „Wie heißt du?" fragte der Richter. „Die Leute nennen mich Margaretha," antwortete sie, „bei meiner Taufe aber habe ich einen viel schöneren Namen bekommen, ich nenne mich eine Christin."

Diese Antwort erbitterte den Richter; er befahl, sie in einen dunkeln Kerker zu werfen und ihr keine Nahrung zu reichen, in der Meinung, ihr zartes Alter lasse sie durch die Schrecknisse der Finsternis und des Hungers überwinden. Aber demjenigen, der einen lebendigen Glauben besitzt, ersetzt das innere Licht das natürliche Licht, und der Wille Gottes dient ihm zur Nahrung. Die Gefangene blieb unbeweglich. Der Richter aber reiste von Antiochien ab, mit der Absicht, sein begonnenes Werk zu vollenden; er wollte noch nicht mit Härte verfahren, denn er schmeichelte sich mit der Hoffnung, sie zu besiegen. Bei seiner Zurückkunft ließ er sie in dem festen Glauben, ein öffentliches Verhör würde das junge Mädchen einschüchtern, feierlich vorführen. „Mein Kind," sagte er zu ihr mit einer süßen Stimme, „wir sehen, daß du in dein Verderben rennst. Deine Seele ist voller Irrtümer und bleibt gegen unsere gut gemeinten Vorstellungen taub, aber wir möchten dir nichts Böses zufügen, im Gegenteil liegt uns viel daran, dich zu retten; darum bitten wir dich, laß jeden Vorwand und jeden Irrtum fahren und kehre auf bessere Wege zurück, entgehe der Todesstrafe und bewirb dich um unsere Huld. Fürwahr, weil dein Tod uns sehr betrüben würde, haben wir dir Zeit zur Ueberlegung gegeben und dich nicht sogleich zum Tode verurteilt. Darum nimm unsern guten Rat an, suche dein Wohl und entfliehe den grauenhaften Martern. Leben oder Tod, Freude oder Hinrichtung hast du vor dir; du darfst nur die Hand ausstrecken und wählen wie du willst." „Ich habe schon gewählt," sprach Margaretha, „mit der Hilfe Gottes habe ich mich für mein Wohl und für die Freude entschieden, und bin fest entschlossen, mich Jesu Christo von ganzem Herzen hinzugeben; ihn preise ich und bete ich voll Zuversicht an. Wenn du darum nichts Besseres zu thun weißt, so bist du jetzt nicht mehr im Zweifel; keine Gewalt und keine Qual können mir den kostbaren Schatz entreißen, den ich im Herzen trage." „Aus deiner eigensinnigen und stolzen Antwort sehe ich wohl," sprach der Richter, „daß du nicht aus dir selbst sprichst, sondern daß dir dieses durch Jemanden beigebracht worden ist. Wer ist dieser Nichtswürdige, der dich mit solchen Märchen verblendet hat? zeig ihn mir an." Sie sprach: „Wie mir scheint, bestürzt dich meine vernünftige Rede, meiner Jugend wegen, allein was ich spreche, das sind keine Menschenworte. Höre mich wohl: Jeder, der treu an Jesus Christus hält, hat keine weltliche Schule notwendig, in der er lernen müßte, was er zu sagen oder zu antworten hätte. Denn Christus hat denjenigen, welche sich auf seine Macht verlassen, das Versprechen gegeben: Wenn man euch den Großen dieser Welt um meines Namens willen überliefern wird, und ihr vor den König und die Obrigkeiten geführt werdet, so seid nicht unruhig über das, was ihr sagen oder antworten werdet, denn der heilige Geist wird es euch eingeben. Was ich also geredet habe, habe ich nicht gelernt, sondern mein Glaube hat es mir eingegeben. Der Glaube ist also mein Lehrmeister, und durch meinen Glauben setze ich seine Lehren aus einander und widerlege eure teuflischen Eingebungen."

Der Richter antwortete: „Ich habe von dir etwas Besseres erwartet, und du bringst unverschämte Lügen vor. Ebenso gut könnte ich sagen, daß Christus seine Anhänger so sehr verblende, daß sie keine Strafe und keine Folter von ihrem Irrtum heile. Dank deinem Eigensinne, daß, was wir bis heute nur vom Hörensagen wußten, wir durch eine Probe erfahren werden. Denn fern sei mir ein solcher Herr, ferne eine solche Lehre, welche die weltliche Macht verachten und die größten Vergnügen entsagen lehrt, und dafür alle Uebel eintauscht. Du kennst wohl die kaiserlichen Erlasse gegen die Christen nicht, und deshalb schmeichelst du dir bei deinem falschen Glauben verharren zu dürfen. Höre darum meinen Rat und entfliehe schnell dem Tod und rette dein Leben. Entsage jeder eitlen Hoffnung und jeder Täuschung. Wisse, daß mich die unsterblichen Kaiser hier zum Richter aufgestellt haben, um erbarmungslos mit unzähligen Martern die Anhänger des Christentums zu verfolgen und wenn sie sich weigern, die unsterblichen Götter anzubeten, sie dem Tode zu überliefern.

Und weil Alles nach dem Willen der Kaiser geschehen soll, so denke an dich, so lange es noch Zeit ist, und unsere Güte deiner Jugend noch einen Aufschub giebt, damit du hernach nicht die ganze Schwere unseres Zornes erfahren mußt."

„Was sollen alle diese Drohungen?" fragte Margaretha. „Wozu diese Einschüchterung und dieser Hohn? Wenn mein Herr Jesus Christus nichts als ein Mensch wäre, wie ihr wähnet, wenn er nicht Gott und der König Himmels und der Erde wäre, so könntest du mich durch deine Drohungen leicht dahin bringen, dir zu gehorchen und deine Götter anzubeten. Was braucht es noch weiter, glaube ohne Zaudern an das, was ich sage: Ich will nichts von den kaiserlichen Erlassen wissen, eure Drohungen erschüttern mich nicht, ich bete die falschen Götter nicht an. Zerhaue mich oder übergieb mich den Flammen oder den Zähnen der wilden Tiere; laß mich töten, aber von der Liebe Jesu Christi wirst du mich nicht trennen."

Der ruhige und wohlbedachte Widerstand Margarethas machte den Richter, der sich vor allem Volke zu Schanden gemacht sah, wütend. Er ließ sie bei den Haaren aufhängen und grausam mit Ruten schlagen. Die Schergen zerfleischten ihren Leib, und von ihrem zarten Körper floß das Blut in großen Strömen. Unter dem Volke erhob sich Weheklage und Geschrei; man verwünschte eine so rücksichtslose Grausamkeit. Allein die heldenmütige Jungfrau sprach denen Mut ein, die für sie zitterten, und rühmte ihnen, welche Freuden man empfinde, wenn man für Christus leide. Der Richter wurde darüber noch wütender, er befahl, Margaretha auf die Folter zu spannen und mit eisernen Haken ihre Glieder zu zerreißen. Der Befehl wurde mit solcher Wut vollzogen, daß man durch die offenen Wunden die Eingeweide der heldenmütigen Martyrin sehen konnte. Es war ein schrecklicher Anblick, die anwesende Volksmenge und der Richter selbst konnten es nicht mehr mit ansehen. Die Heilige dagegen trotzte mit himmlischer Hilfe dem Schmerze mit einer solchen Ruhe und einer so unerschütterlichen Standhaftigkeit, daß viele sich fragten, wie es möglich sei, das dieses schwache und zarte Mädchen so siegreich diese Qualen mit so großem Mute aushalten könne, welche man kaum anzuschauen vermöge.

Allein das, was die Grausamkeit der Schergen hätte mildern und bezwingen sollen, steigerte sie nur noch mehr. Als sie sahen, daß sich die unerschrockene Jungfrau gegen Schläge und die schrecklichen Wunden unempfindlich zeigte, ersannen sie andere Peinigungen, um ihren Mut zu brechen oder sie zu töten. Man beschloß, sie am andern Tag lebendig zu verbrennen, und darum warf man sie in ein finsteres Gefängnis. Kaum hatte sie dasselbe betreten, so betete sie: „Herr Gott, du König des Himmels und der Erde, du Schöpfer aller Dinge, der du deinen Auserwählten das ewige Leben giebst und die Bedrängten tröstest, gieb mir, daß ich im Bekenntnisse deines heiligen Namens standhaft bleibe, und daß, wie ich den Kampf unter deinem Schutze begonnen habe, ich ebenso auch mit deiner Gnade siegen möge." Die hehre Jungfrau wurde wirklich von Gott innerlich getröstet und in ihrem Martertum gestärkt, es war ihr, als ob sie noch neue Peinigungen ertragen müßte.

Am folgenden Morgen schleppte man Margaretha aus dem Kerker und führte sie vor aller Augen vor den Richterstuhl. Ihr Gesicht glänzte, wie wenn sie noch nichts gelitten hätte. „Unverschämte Dirne," rief ihr roh der aufgebrachte Richter zu, „du bist eine geschworene Feindin deines Leibes und deiner Seele, du hast das Herz eines reißenden Tieres! Ich will deinen Leiden abhelfen und Balsam auf deine Wunden legen, wenn du deinen Irrtümern entsagst. Aber beim Leben der siegreichen Kaiser und dem Ruhme der Götter, wenn du nicht augenblicklich die Unsterblichkeit unserer Götter bekennst, und ihnen die verlangten Opfer bringst, werde ich deinen Stolz in den Flammen dämpfen, und ich will sehen, ob du deinen Christus so liebst, daß du dich für ihn verbrennen lässest." „Thue, was du sagst, und warte nicht länger," antwortete die heldenmütige Martyrin, „ich verachte dich und deine Götzen, und ich höre nicht auf, Jesus Christus zu loben und zu preisen."

Martertod der heiligen Margaretha.

Außer sich vor Wut, ließ der Richter Margarethas zerquetschten und blutenden Leib entkleiden; man hing ihn auf und brannte ihre Wunden mit Pechfackeln. Der ehrlose Richter sprach während dessen höhnisch zu Margaretha „Erfreue dich in deinem Christus, dem du um keinen Preis entsagen willst. Er verschafft dir diese Ruhe, diese Freuden. Vielleicht kommt er dir zu Hilfe, und befreit dich aus diesen Flammen! Doch wenn du noch auf mich hören und dich retten willst, wird man dich mit solcher Sorgfalt pflegen, daß du die bisherigen Qualen bald vergessen wirst." „Du denkst an dieses vorübergehende Feuer, und vergissest darüber das ewig dauernde Feuer," antwortete Margaretha. „Des Christen Ruhm ist es, auf einem solch bittern Weg zu den nie endenden Freuden zu gelangen; und sie zu erreichen ist mein sehnlichstes Verlangen. Dieses Feuer kann wohl in einem Augenblick meinen Leib verzehren, aber euch insgesamt wird das ewige Feuer quälen." Nach

Elias.

AUG. NEUMANN sc. fh. LPSG.

diesen Worten betete sie inbrünstig, und von höherer Kraft gehoben, erduldete sie die Glut der Fackeln als ob sie ein kühlender Tau wären. Die Peiniger waren ermüdet und besiegt; es gebrach ihnen an Kraft ihr Opfer zu quälen, dessen Mut unerschöpflich war. Mit der Wut eines Tyrannen ließ sie der Richter in eine Kufe voll Wasser stürzen und lebend ging sie daraus hervor.

Beim Anblicke eines solchen Heldenmutes, bei welchem etwas Uebernatürliches nicht zu verkennen war, öffneten mehrere Umstehenden ihre Augen dem Lichte des Christentums. „Der Gott dieser Jungfrau," sprachen sie, „ist der allein wahre und große Gott," und stellten sich augenblicklich unter die Fahne des Christentums. Der Richter fürchtete einen Augenblick, diese Neubekehrten möchten die Volksmenge gegen ihn aufwiegeln; deßhalb ließ er einige von ihnen enthaupten und befahl mit der unbesiegbaren Margaretha ebenso zu verfahren. Die Henker ergriffen Margaretha und schleppten sie zur Stadt hinaus. „Ich preise dich, o Herr Jesu Christe," rief sie; „ich lobe und verehre dich. Dein starker Arm hat mein schwaches Geschlecht gestärkt und mich aus so grausamem Kampfe siegreich hervorgehen lassen, ich bitte dich, nimm jetzt gnädig meinen Geist auf, und laß ihm in der Mitte der Engel und Heiligen die Freuden der glückseligen Ewigkeit zu Teil werden." Auf der Richtstätte angekommen, knieete sie nieder, und empfieng den Todesstreich. Ihr Leib wurde von den Christen weggenommen und ehrenvoll bestattet. Nach einigen Jahren baute man an dem Orte, an welchem Margaretha das Ende ihres langwierigen Martertodes gefunden hatte, eine Kirche.

Dies ist nur ein Bild jenes schrecklichen Schauspiels der zehnten Christenverfolgung, von der auch Laktantius wie folgt berichtet: „Unmöglich kann man das Alles aufzählen, was im ganzen römischen Reiche vorging. Denn wie viele Bücher hätte man nötig für so viele barbarische und verschiedene Grausamkeiten? Jeder Statthalter bediente sich nach seiner Laune der ihm übertragenen Macht. Die Furchtsamsten, welche befürchteten, man möchte sie tadeln, als ob sie ihre Pflicht zu wenig erfüllt hätten, zeigten sich bei der Verfolgung als die Mutigsten! Die Anderen machten es ihnen nach, entweder weil sie von Haus aus grausam waren, oder weil sie einen besonderen Haß gegen die Christen hegten, oder um den Kaisern einen Gefallen zu erweisen, und sich dadurch, daß sie ihren Leidenschaften schmeichelten, zu höheren Ehrenstellen emporzuschwingen.

Die Verehrung der heiligen Margaretha ist heut zu Tag in der römischen Kirche sehr groß. Bei den Griechen wird sie unter dem Namen der heiligen Marina verehrt. Die morgenländische Kirche feiert das Fest der heiligen Margaretha am 17. Juli, die abendländische begeht es am 20. Juli.

21. Juli.

Die heilige Praxedis.

Jungfrau.

Zweites Jahrhundert.

Die heilige Praxedis war die Tochter des römischen Senators Pudens und eine Schwester der heil. Pudentiana. Unter dem Oberhirtenamte des Papstes Pius I. und unter der Regierung des Kaisers Antonin des Frommen verherrlichte sie die Stadt Rom durch den Glanz ihrer Tugenden. Sie besaß große Reichthümer, die sie zur Pflege der Armen und zu den Bauten und Auszierungen der Kirchen verwendete. An der Krone der Martyrer suchte sie Teil zu nehmen durch Tröstungen und Beisteuern, die sie ihnen gewährte. Man bewunderte an ihr vorzüglich eine große Liebe zum Gebete, womit sie strenges Fasten und anhaltendes Nachtwachen verband. Sie starb im Frieden und ward neben ihrer Schwester in der salarischen Straße beigesetzt.

In dem Leben des Papstes Symmachus geschieht Erwähnung eines Tempels, der ehedem in Rom den Namen der heiligen Praxedis führte. Diese Kirche wurde von den Päpsten Hadrian I. und Pascal I. wieder hergestellt; dasselbe that auch der heilige Carl von Borromäo, welcher seinen Cardinalstitel von derselben erhalten hatte.

Die ersten Christen lebten nur für den Himmel, unverwandt hatten sie ihre Geistesaugen hingerichtet auf das höchste Gut. Gott kennen und lieben, dieß war der einzige Gegenstand ihrer Gedanken und Handlungen! Alles, was sie davon abzuwenden vermocht hätte, schien denselben aller Verachtung, alles Abscheues würdig zu sein. Dieses Hinblicken auf Gott, das nie durch irgend etwas unterbrochen werden konnte, gewährte ihnen Kraft und Ermunterung in der Abgeschiedenheit; dadurch erhielten ihre guten Werke neues Leben, und sie wurden gleichsam beflügelt, um sich in ihren Geistesübungen hinaufzuschwingen in das Reich der Seligkeit; dadurch wurden sie angefeuert zum Guten, besiegten die größten Hindernisse und die heftigsten Versuchungen, und erstrebten die sittliche Kraft, unter der drückenden Last ihrer Prüfungen und Drangsale nicht zu erliegen. Würden wir Gott nie aus dem Auge verlieren,

nimmermehr könnte der böse Geist uns überwältigen, denn nur unbewachte Augenblicke benützt er, um uns elende Adamskinder allzeit tiefer hinabzusenken in den Schlamm der Sünde.

Der heilige Argobast,

Bischof von Straßburg.

Jahr 678.

Argobast wurde in der Landschaft Aquitanien, heutzutage Guienne in Frankreich geboren. Man weiß seinen Geburtsort und Tag nicht genau, aber wahrscheinlich stammte er von vornehmen Eltern ab. Argobast, vom Wunsche beseelt, sich Gott zu weihen und ganz zurückgezogen zu leben, schlug alle ihm angebotenen hohen Stellen aus, verließ seine Eltern und begab sich ums Jahr 667 ins Elsaß, das fern von Aquitanien lag. Er ließ sich drei Stunden von Hagenau nieder in dem Walde, den man seitdem, der Wunder wegen, die er daselbst wirkte, sowie wegen der vielen Einsiedler, welche in ihm wohnten und wegen der Klöster, die man dort stiftete, „heiligen Forst“ nannte. Er baute daselbst eine Kirche unter Anrufung der seligsten Jungfrau und des heiligen Martinus von Tours nebst einem Kloster, das nachher Dagobert II. reichlich beschenkte und den Namen Surbourg erhielt. Dagobert, der soeben König von Austrasien geworden war, machte ihn im Jahre 673 zum Bischof von Straßburg. Er wählte den Heiligen aus Verehrung wegen seiner großen Tugenden und weil dieser kurz zuvor seinen Sohn Siegbert, der im Forste von Ebersmünster bei einer Jagd durch einen Sturz vom Pferde schwer verwundet worden war, durch sein Gebet geheilt hatte.

Der heilige Argobast heilt Siegbert.

Der heilige Argobast starb den 21. Juli 678. Aus Demut begehrte er außerhalb der Stadt auf dem Hügel begraben zu werden, auf welchem man die Verbrecher begrub. Die Wunder, welche an seinem Grabe geschahen, bewogen seinen Nachfolger, den heiligen Florenzius, seinen Leichnam zu erheben und der öffentlichen Verehrung auszustellen. An seiner Begräbnisstätte errichtete man zu Ehren des heiligen Michaelis eine Kapelle. Seine Reliquien wurden vor dem zehnten Jahrhundert in die Abteikirche von Surbourg übertragen. Zweihundert Jahre später brachte man einen Teil davon ins Kloster St. Argobast; als aber die Lutheraner um 1530 das Kloster zerstörten, gingen diese Ueberreste verloren; der andere Teil blieb in Surbourg bis zum Jahr 1632, wo er im Schwedenkriege verloren gieng. Der Heilige ist Patron des Bistums Straßburg, wo man sein Fest am Sonntage vor dem 25. Juli begeht.

22. Juli.

Die heilige Maria Magdalena.

Erstes Jahrhundert.

Maria Magdalena ist durch ihre brennende Liebe zum Welterlöser in der heiligen Schrift berühmt geworden, und in der kirchlichen Ueberlieferung durch ihre Thränen und ihre Buße. Man könnte noch beisetzen, sie ist in der Evangelienkritik durch den Streit berühmt, der sich über ihre Aechtheit erhob, denn die einen Schriftsteller machen aus ihr nur Eine Person, während Andere in ihr Drei finden. Die letzteren stützen ihre Meinung auf die Namen Maria und Magdalena, deren abwechselnde Bezeichnung auf mehrere Personen hinzuweisen scheint, hauptsächlich wenn man beachtet, daß, diese Namen der Zeit, dem Orte und den verschiedenen Handlungen entsprechen; die Erstern dagegen behaupten, daß, wenn man auch den Ort und die Zeit unterscheide, man doch blos eine und dieselbe Person erhalte, die, von demselben Eifer beseelt, hier einem lebhaften Gefühle der Reue folge und dort einem inneren Zuge der Liebe; überdieß rufen sie zu ihren Gunsten eine fortlaufende Reihe besser bewährter Zeugen auf. Wahrscheinlich ist also Maria Magdalena nicht verschieden von Maria, der Schwester des Lazarus, und jener sündigen Frau,

Daniel.

welche bei dem Pharisäer Simon ihre Salben und Thränen zu den Füßen Jesu ausgoß.

Den Beinamen Magdalena erhielt Maria von ihrem Geburtsorte, dem Dorfe Magdala in Galiläa, nahe beim See Tiberias. Man glaubt, daß sie von einer sehr reichen Familie abstamme, und die Anwendung von so teuren Salben bestätigt teilweise diese Vermutung. Der Evangelist sagt, indem er sie eine Sünderin nennt, daß sie sich einem ausschweifenden Leben ergeben habe, aber dieser Ausdruck will nur ein prachtliebendes und leichtsinniges Leben bezeichnen, das sich in Aufwand und sündhaften aber keineswegs beschimpfenden und niedrigen Vergnügungen bewegte, wie man gewöhnlich denkt. Ein auf äußere Vorzüge eitler Charakter, ein bis zu unmäßiger Selbstliebe verwöhnter Leib, ein gefallsüchtiger Sinn mag ihr eigentümlich gewesen und so die Benennung Sünderin entstanden sein. Indeß will man keineswegs ihre Fehler verhehlen; nein — je mehr man die mißbrauchte Freiheit tadelt, desto mehr kann man die Stärke der Reue erheben. Denn der Sohn Gottes kam nicht auf die Welt, um die Gerechten zu besuchen, sondern um die Sünder zu heilen, so daß selbst da, wo die Sünde ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, die göttliche Barmherzigkeit sich in überreichlichem Maße zeigen konnte. Wie man sich nun auch ihr sündhaftes Leben denken mag, so kennt man doch die Züchtigung, welche Maria Magdalena einige Jahre hindurch zu bestehen hatte. Gott unterwarf sie einer Demütigung, welche heut zu Tage selten ist, damals aber sehr allgemein war, wie uns auch das Evangelium mehrere Beispiele davon erzählt; sie wurde bis zu dem Tage, an welchem ihr der Heiland ihre Sünden vergab und sie von dieser schrecklichen Herrschaft befreite, vom bösen Geiste geplagt.

Als Jesus in Galiläa umherwandelte, rief er den Jüngling von Naim, den man zu Grabe trug, und dessen Leiche eine große Volksmenge begleitete, ins Leben zurück. Dieses Wunder, das geschah, um die Thränen einer doppelt traurigen Mutter und Witwe zu trocknen, machte in der ganzen Umgegend viel Aufsehen. Die Gelehrten aber und diejenigen, welche man für gelehrt hielt, nahmen deshalb die Lehre Jesu nicht besser auf, denn sie waren voll Stolz und Neid; diejenigen aber, die ein zufriedenes und offenes Gemüt hatten, deren Herz sanft und demütig war, die, welche man die Kleinen und Einfältigen nennt, hörten gerne auf das Wort des Erlösers, der ausrief: „Ich sage dir Dank, mein Vater, du Herr Himmels und der Erde, daß du dieses den Weisen und den Klugen verborgen, es aber den Geringen geoffenbart hast." Und sprach mit einer unaussprechlichen Zärtlichkeit weiter: „Kommet Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen; denn mein Joch ist sanft und meine Bürde ist leicht."

Durch eine solche Milde und Güte fühlte sich damals Maria Magdalena zu Jesus hingezogen. Als nun einmal der Heiland bei dem Pharisäer einkehrte, trat die Sünderin mit einem alabasternen Gefässe voll köstlicher Salben herein, warf sich zu den Füßen Jesu nieder, benetzte sie mit Thränen und den Spezereien, trocknete sie ab mit ihren Haaren und küßte sie. Unterdessen sprach der Pharisäer zu sich selbst: „Wenn dieser Mann ein Prophet wäre, so würde er wohl wissen, wer dieses Weib ist, das ihn berührt, denn sie ist eine Sünderin." Allein Jesus, der die Gedanken seines Gastwirts wußte, sprach: „Simon, ich habe dir etwas zu sagen." Er aber sprach: „Meister rede." „Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner. Der eine war ihm fünfhundert Denare schuldig, der andere fünfzig. Da sie aber nichts hatten, wovon sie ihn hätten bezahlen können, schenkte er beiden die Schuld. Welcher wird ihn nun mehr lieben?" Der Pharisäer antwortete: „Ich glaube der, dem er das Meiste geschenkt hat." Jesus sprach: „Du hast recht geurteilt," und er wandte sich zu dem Weibe und sprach zu Simon: „Siehst du dieses Weib? Ich kam in dein Haus, und du gabst mir kein Wasser für meine Füße; diese aber benetzte sie mit Thränen und trocknete sie mit ihren Haaren. Du gabst mir keinen Kuß; sie aber hörte nicht auf, seit sie herein gekommen ist, meine Füße zu küssen. Du salbtest mein Haupt nicht mit Oel, diese aber salbte meine Füße mit einer kostbaren Salbe. Darum sage ich Dir: ihr werden viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat, wem aber weniger vergeben wird, der liebt auch weniger." Hierauf sagte er zu Magdalena: „Deine Sünden sind dir vergeben." Da fragten die, welche bei Tische saßen, sich selbst: „Wer ist dieser, der sogar Sünden vergiebt?" Jesus aber bestätigte sein Wort und die Folgerungen, die man daraus zog, und sprach: „Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin im Frieden."

Wer möchte daran zweifeln, daß dieses Wort, welches ihre Sünden hinwegnahm, nicht auch die außerordentliche Strafe aufgehoben habe, die sie sich dadurch zugezogen hatte. Von jenem glücklichen Augenblicke an legte sich Magdalena schwere Bußübungen auf, und ihre wiedergeborene Seele fand größere Lust in den reinigenden Bußübungen, als in den verderblichen Weltgenüssen. Nachdem sie ihren Haarschmuck und ihre Salben zu den Füßen Jesu niedergelegt hatte, gleichsam als ob sie dadurch die Entsagung auf alle Eitelkeit ausdrücken wollte, schloß sie sich an einige heilige, edle Frauen an, welche der göttlichen Mutter folgten, Jesu Predigten anhörten und ihn auf seinen evangelischen Reisen mit ihrem Vermögen unterstützten. Denn das weibliche Herz ist im allgemeinen viel schneller entschlossen und für Wahrheit und Tugend gewonnen, als der Mann, der sich oft von seinem Eigendünkel leiten läßt. Gewohnt an ein äußeres, bewegtes, mächtiges Leben, sich in alle Dinge mischend, hindert ihn oft seine Seelenstärke, das Bedürfnis eines Trösters und einer Stütze lebhaft zu empfinden, und trägt so Alles dazu bei, den Mann von dem Gedanken an Gott abzuziehen, und bringt ihn häufig dahin, in der Frömmigkeit eine Schwäche zu erblicken, und in dem Unglauben eine Größe und Seelenstärke, wie wenn es viel Verstand und Mut bedürfte, um Gott zu verlassen.

Als Jesus Galiläa verließ, um erst nach seiner Auferstehung wieder dahin zurückzukehren, kehrte er in dem Dorfe ein, wo Maria Magdalena, ihre Schwester Martha und ihr Bruder Lazarus wohnten, und das nicht weit von Naim und dem Bache Cison lag. Damals bediente ihn Martha mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit; Jesus aber lobte Maria, — denn nachdem sie alles verlassen hatte, um ihrem Meister zu folgen, saß sie zu seinen Füßen, hörte auf seine Worte und war begierig nach dieser Nahrung, deren ganzen Wert und Süßigkeit ihr durchaus religiöses Gemüt so gut empfand.

Maria Magdalena und die andern heiligen Frauen folgten Jesus von Galiläa nach Jerusalem, und verließen ihn nicht einmal bei seinem Tode, der sechs Monate später erfolgte. Maria wohnte mit ihrer Familie in einem Dörfchen in Bethanien nahe bei Jerusalem. Jesus begab sich einigemal dorthin, als er vor den feindlichen Juden flüchtend, eine Zufluchtsstätte jenseits des Jordans suchte, oder wenn er bewegt von dem edelsten Erbarmen, zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel zurückkehrte. Denn umsonst redete er zu ihnen voll Weisheit und Sanftmut; umsonst bewies er ihnen, daß an ihm die Schrift in Erfüllung gehe; ihr krankes Auge verschloß sich mit einer traurigen Hartnäckigkeit dem Lichte.

Jesus hatte diesen Zufluchtsort noch nicht verlassen, als Maria und Martha ihn baten, zu ihnen zu kommen, weil ihr Bruder Lazarus krank sei. Man weiß, daß der Sohn Gottes der Einladung, seinem Freunde zu helfen, nicht sogleich Folge leistete; — er wollte ein glänzenderes Wunder seiner Macht und Sendung geben und dem Tode mit unumschränkter Macht gebieten. — Ebenso weiß man, daß er bei dem Anblick der weinenden Schwestern und Freunde des Lazarus von Mitleid gerührt, selbst Thränen vergoß und Lazarus im Angesichte einer großen Volksmenge lebendig aus dem Sarge sich erheben hieß. Als dieses Wunder durch Augenzeugen den Pharisäern berichtet wurde, beschleunigten sie ihren Entschluß, Jesum zu töten. Die Mitglieder des hohen Rates versammelten sich und sprachen: „Was wollen wir thun? Dieser Mensch wirkt viele Wunder, wenn wir ihn so gehen lassen, werden alle an ihn glauben und die Römer werden kommen und unsere Stadt zerstören und unser Volk umbringen.“ — Der Hohepriester aber sagte: „Begreifet ihr nicht, daß es besser ist, wenn ein Mensch für das Volk stirbt, als wenn das ganze Volk zu Grunde geht.“ Dieser Hohepriester sprach damals so, ohne zu wissen, daß bald darauf ein Einziger nicht blos das jüdische Volk, sondern das ganze Menschengeschlecht erlösen sollte. Der Tod Jesu ward von seinen Feinden beschlossen. Er selbst wußte, daß die Stunde, die ihm sein Vater bezeichnet hatte, gekommen war; er wartete in einer Gegend von Judäa bis zum herannahenden Osterfeste, an dem er als ein Opfer seiner süßen Liebe sterben sollte. — Von dieser Gegend nach Jerusalem wandelnd, kehrte der göttliche Meister in dem Dörfchen Bethanien ein, und nahm bei dem Manne, dessen Aussatz er geheilt hatte, ein Mahl. Lazarus mit seinen zwei Schwestern befand sich dort. Seine Schüler waren bei ihm. Während man zu Tische saß, nahm Maria ein Pfund der kostbarsten Salbe, salbte die Füße Jesu, und der ganze Saal war voll von köstlichem Geruche. — Die Juden pflegten wie alle morgenländischen Völker sich das Haupt und Antlitz zu salben; die minder bemittelten bedienten sich des gewöhnlichen Oels, die Reicheren gebrauchten verschiedene Salben. — Da sagte Judas, der Jünger, der Jesum verriet, mit Verstellung: „Warum hat man die Salbe nicht um 300 Denare verkauft und den Armen gegeben?“ Allein Judas sagte das nicht, als wäre ihm an den Armen etwas gelegen gewesen, sondern weil er ein Dieb war, und das Geld, das er für den Unterhalt der Jünger empfieng und verwaltete, schlecht anwandte. Jesus aber sprach: „Lasset dieses Weib, warum kränket ihr sie? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan, denn Arme habet ihr allezeit bei euch und können ihnen Gutes thun, wenn ihr wollet, mich aber habt ihr nicht allezeit. Sie hat gethan, was in ihren Kräften stand, denn daß sie die Salbe über meinen Leib ausgoß, das hat sie zu meinem Begräbnisse gethan. Wahrlich, ich sage euch, wo man immer in der ganzen Welt das Evangelium verkünden wird, da wird man auch zu ihrem Andenken sagen, was sie gethan hat.“ Das Wort Jesu erfüllte sich jederzeit; das Andenken an diese fromme Frau, die auf den Knieen sein Wort anhörte und köstliche Salbe über seine Füße goß, dieses Andenken ist geachtet und geehrt, von einem Ende der Welt zum andern, von allen denen, welche den Glauben und die Liebe in ihrem Herzen tragen.

Als man Jesus Christus vor den Richterstuhl schleppte, war Maria Magdalena ferne von diesem entsetzlichen Anblicke und dieser grausam blutigen That, denn die Evangelien erwähnen in der Leidensgeschichte weder ihrer noch der andern heiligen Frauen. Allein die edle Dienerin Jesu Christi wurde nicht aus Furcht abgehalten, denn nachdem Pilatus das Todesurteil ausgesprochen hatte, vereinigte sie sich wieder mit dem verurteilten Gottessohne und begleitete ihn bis zu seiner Richtstätte. Sie folgte seinen Fußstapfen, als Simon von Cyrene so liebreich und menschenfreundlich war, dem Gottessohne sein Kreuz tragen zu helfen und so an dem Werke der Erlösung großmütig Anteil nahm; sie war dabei, als sich der Erlöser beim Anblicke der frommen Frauen, die wegen seines Leidens Thränen vergoßen, ganz gerührt umwandte und an sie die Worte richtete: „Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst, und über eure Kinder! denn es werden Tage kommen, an welchen man sagen wird: Selig sind die Unfruchtbaren, und die Leiber, die nicht geboren, und die Brüste, die nicht gesäugt haben! Dann werden sie zu den Bergen sagen: Fallet über uns, und zu den Hügeln, bedecket uns!“ Obwohl Magdalena Unaussprechliches

aus Liebe zu Jesu litt, begleitete sie ihn doch auf den Kalvarienberg; sie sah ihn kreuzigen und sterben. Maria Magdalena und die heiligen Frauen betrachteten neben den Soldaten und Schergen den ganzen Hergang dieses traurigen Schauspiels; sie sahen den Hauptmann, von der Stimme seines Gewissens gerührt, an seine Brust schlagen und an Gott glauben. Sie verließen den Kalvarienberg erst, als der Leichnam Jesu vom Kreuze abgenommen war.

Als man Jesus Christus ins Grab legte, war Magdalena da und blieb mit den andern Frauen nahe bei dem Grabe sitzen. Sie wollten den Ort sehen, der diese teuren Ueberreste aufnehmen sollte sie wollten schauen, wie man ihn begrabe; ihr Verlangen war, ihn einzubalsamieren. Deßhalb bereiteten sie gleich nach ihrer Rückkehr in die Stadt Spezereien und Gewürze zu, und gingen, nachdem die Sabathfeier vorüber war, am Sonntag Morgens vor Jerusalem hinaus zu dem Grabe, das am Fuße des Kalvarienberges sich befand. Kurz vor ihrer Ankunft erzitterte die Erde beim Grabe; ein Engel stieg vom Himmel, wälzte den Stein von der Oeffnung des Grabes und setzte sich darauf. Sein Antlitz war leuchtend und sein Gewand weiß wie der Schnee. Die Wächter aber bebten aus Furcht, und waren wie tot. — Auf dem Wege sprachen die Frauen zu einander: „Wer wird uns wohl den Stein von der Oeffnung des Grabes wälzen?" Als sie aber nahe kamen, gewahrten sie, daß der Stein weggewälzt war, und da sie in das Grab hineingingen, sahen sie einen Jüngling zur Rechten der Höhle sitzen, angethan mit einem weißen Kleide. „Fürchtet euch nicht!" sprach er, „Ihr suchet Jesum von Nazareth den Gekreuzigten; er ist nicht hier, sondern auferstanden, wie er es vorhergesagt hat; kommet und sehet den Ort, wo sie ihn hingelegt hatten, und gehet hin und saget seinen Jüngern und Petrus, daß er von den Toten auferstanden sei und euch nach Galiläa vorangehe." Und da er dieses gesagt hatte, gingen sie in der Höhle vorwärts, schauten in das Grab, und erblickten den Leib des Herrn nicht darin. Von Furcht ergriffen gingen sie hinaus, und sahen da zwei Männer in schneeweißem Gewande. Die Frauen blickten furchtsam auf den Boden. Die zwei Engel in Menschengestalt aber sprachen zu ihnen: „Warum suchet ihr den Lebenden unter den Toten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Erinnert euch an das, was er euch in Galiläa sagte, da er sprach: des Menschen Sohn muß in die Hände der Sünder überliefert werden, daß er gekreuziget werde und am dritten Tage wieder auferstehe." — Sie erinnerten sich jetzt an alle diese Worte, die ihnen Jesus

Maria Magdalena und einige Frauen besuchen das Grab und finden den Engel!

von seinem Tode und von seiner Auferstehung gesagt hatte, aber sie konnten keinen lebendigen Glauben an dieses unbegreifliche Wunder haben. Die hl. Frauen verließen eilends voll Furcht und Entsetzen das Grab, wobei sich allmählich ihr Schrecken in große Freude verwandelte. Sie sagten zwar den Leuten, denen sie auf dem Wege begegneten, nichts von dem, was sie gesehen und gehört hatten, allein in Jerusalem erzählten sie den Aposteln und sämtlichen Jüngern dieses wunderbare Ereignis. Magdalena benachrichtigte Petrus und Johannes. Es scheint jedoch, daß sie nicht fest an die Auferstehung geglaubt hat, obgleich es ihr die Engel am Grabe bezeugt hatten; denn sie sagte zu den beiden Aposteln: „Sie haben den Herrn aus dem Grabe genommen, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben." Die Apostel selbst aber schenkten diesen Erzählungen keinen Glauben. Sie wollten mit eigenen Augen sehen, was Wahres an dem Berichte der Frauen wäre. Sogleich begaben sich beide eilenden Schrittes zum Grabe; Johannes, der jünger war, lief jedoch schneller und kam zuerst daselbst an. Allein er bückte sich nur vorn in die Höhle hinein und betrachtete sie, und sah das Leintuch ausgebreitet da liegen. Petrus aber ging ganz in die Höhle hinein und sah das Tuch, womit der Leib Jesu umhüllt war, und das Schweißtuch, welches sein Haupt bedeckt hatte. Jetzt erst glaubten beide Aposteln den Worten der hl. Frauen, denn bis dahin konnten sie es noch nicht fassen, daß Jesus wahrhaft von den Toten auferstanden sei. — Nachdem Maria Magdalena den Aposteln gemeldet hatte, was sie gesehen, kehrte sie voll Betrübnis wieder von Jerusalem zum Grabe zurück, um endlich zu erfahren, was aus dem Leichname ihres geliebten Meisters geworden sei. Dort angekommen, suchte sie ihn voll Traurigkeit und Unruhe, und als sie ihn nicht fand, trat sie wieder außerhalb der Grabeshöhle und blieb stehen. Doch wiederholt trat sie hinein, um sich wenigstens mit ihren Augen davon zu überzeugen, und so ihr Herz zu beruhigen. Endlich, da sie sich wieder ins Grab hineinbückte und es anschaute, sah sie zwei Engel in weißen Kleidern dasitzen, wo der Leichnam Jesu hingelegt war, einen am Haupte und den Andern bei den Füßen. Diese sprachen zu ihr: „Weib, was weinest du?" Voll Traurigkeit antwortete sie ihnen: „Ich weine, weil sie meinen Herrn weggenomen, und ich nicht weiß, wo sie ihn hingelegt haben." Als sie dieses gesagt hatte, wandte sie sich um, und sah Jesum stehen, ohne zu wissen, daß er es sei. Er aber sprach zu ihr: „Weib, was weinest du? Wen suchest du?" Magdalena, die ihn für den Gärtner hielt, erwiderte: „Wenn du ihn weggetragen, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast, damit ich ihn holen kann." War es nicht gerecht, daß Jesus eine so mutvolle und aufrichtige Anhänglichkeit dadurch belohnte, daß er dieser Frau noch vor seinen Aposteln erschien, und sie durch ein besonderes Zeichen seiner Liebe tröstete? — Jesus, welcher sie deßhalb nicht mehr länger in Betrübnis lassen wollte, nannte sie bei ihrem Namen, wie er es vor seinem Tode gethan hatte, und rief: „Maria." Bei dem Klange dieser wohlbekannten Stimme kehrte sie sich um und sprach: „Mein Meister!" indem sie sich ihm nähern wollte, um sich vielleicht durch Berühren zu überzeugen, ob das, was sie sah, Wirklichkeit wäre, und nicht eine bloße Einbildung ihrer Liebe. Jesus sprach zu ihr: „Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater; geh' aber hin zu meinen Brüdern, und sage ihnen: Ich fahre hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott." Sicherlich ist auch Jesus zuerst seiner heiligsten Mutter erschienen, um sie in ihrem grenzenlosen Schmerze zu trösten, obwohl die heilige Schrift nichts davon sagt. — Als Maria Magdalena das Grab verlassen hatte, um den Aposteln zu hinterbringen, daß sie den Herrn gesehen hätte, erschien er auch den andern galiläischen Frauen, welche ebenfalls seinen Leichnam suchen wollten. Plötzlich stand er vor ihnen und grüßte sie mit den Worten: „Friede sei mit euch." Voll freudigen Schreckens fielen sie ihm zu Füßen, küßten dieselben und beteten ihn an. Jesus aber sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht! Gehet hin und verkündet es meinen Brüdern, daß sie nach Galiläa gehen; daselbst werden sie mich sehen." — Maria Magdalena ging eilends zu den Jüngern, welche noch in Traurigkeit und Thränen schwammen. Getröstet und beruhigt rief sie freudig aus: „Ich habe den Meister gesehen." Und sie erzählte, was ihr begegnet war. Auch die andern Frauen kamen und bestätigten ihre Aussage. Allein die Apostel wollten es nicht glauben, bis ihnen am Abende des nämlichen Tages Jesus selbst erschien und alle Zweifel löste. Denn dieses Ereignis, welches eine Hauptlehre des Christentums bildet, sollte durch Zeugen bewahrheitet werden, deren Glaubwürdigkeit jede Probe und Gegenrede aushalten könnte. Die Zögerung und Ungläubigkeit der Apostel bilden einen der besten Beweise für unsern Glauben an die Auferstehung des Erlösers. — Von da an schweigt die heil. Schrift über das fernere Leben der heil. Magdalena. Jedoch ist es wahrscheinlich, daß sie sich nach Galiläa begeben habe, wo Jesus sich mit seinen Jüngern zeigen wollte, da sie keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, ihren göttlichen Meister zu sehen und zu hören. Sodann weiß man, daß sich die galiläischen Frauen und die Jünger auf einem Berge versammelten, wohin Jesus in ihre Mitte zu kommen versprochen hatte. Mehr als 500 Jünger waren beisammen, um dem auferstandenen Gottessohne ihre Huldigung darzubringen. Einige Tage später folgten sie ihm nach Judäa; und ohne Zweifel war Magdalena unter ihren Reihen, als Jesus auf dem Oelberge Abschied von seinen Jüngern nahm, nachdem er vorher segnend seine Hände über sie ausgebreitet und in eine hellglänzende Wolke eingehüllt sich gegen den Himmel erhob. — Man glaubt ziemlich allgemein, daß Maria Magdalena mit ihrem Bruder Lazarus und ihrer Schwester Martha später in die Provence gekommen ist, und daß Lazarus Bischof von Marseille wurde, wo er auch starb; Martha verkündete das Evangelium in Tarascon, und Maria Magdalena zog

Jesus erscheint Maria Magdalena.

sich in die unter dem Namen Saint=Baume so berühmt gewordene Höhle zurück. Dort endete sie ihre Tage in Bußübungen und innigen Gebeten zum Himmel, wo sie der erwartete, den sie auf Erden so sehr geliebt hatte.

Die Reliquien der Heiligen wurden im 3. Jahrhundert verborgen, um sie den gottesräuberischen Entweihungen der Sarazenen zu entziehen, welche damals das südliche Frankreich verheerten. Im 13. Jahrhunderte suchte man sie wieder auf und fand sie in Skt. Maximin; Karl II., König von Sicilien, ließ sie kostbar fassen und übergab sie dem Dominikanerkloster, das er selbst erbaute. Das Fest der heiligen Magdalena, das auf den 22. Juli fällt, wurde ehedem feierlich in allen Kirchen des Abendlandes begangen. In Frankreich, Deutschland und England galt der Tag wie ein Sonntag, Spanien und Italien haben noch bis heute durch feierliche Begehung dieses Festes ihre Verehrung für diese heilige, edle Frau gezeigt.

Viele Künstler haben die heil. Magdalena auf verschiedene Weise dargestellt, aber selten trifft man ein gutes Bild von ihr, das die Buße, Frömmigkeit und Schönheit in sich vereinigte.

Der heilige Joseph von Palästina.

Jahr 356.

Nach der Zerstörung Jerusalems errichteten die Juden zwei hohe Schulen zu Babylon und zu Tiberias. Diese Schulen blühten lange, und bestanden mit Glanz, bis die Sarazenen in das Land einfielen. An der Schule von Tiberias entstanden die massoretischen Lehrer, die durch die Einführung der Vokalzeichen in der hebräischen Sprache berühmt wurden, und durch die Mühe, die sie sich gaben, den Bibeltext unverfälscht zu erhalten. Obgleich die Juden damals weder eine Gerichtsbarkeit, noch eine geordnete Regierungsform mehr besaßen, so hörten sie doch nicht auf, unter ihren vorzüglichsten Lehrern einen zu wählen, dem sie den Titel eines Patriarchen gaben. Einer der berühmtesten unter denselben war Hillel. Sein Name stand bei seinem Volke stets in großer Achtung; es betrachtete ihn als sein Orakel und als die Zierde und den Hauptstifter der Schule von Tiberias. — Einige Tage vor seinem Tode ließ Hillel einen benachbarten christlichen Bischof, den er für einen Arzt ausgab, zu sich kommen. Dieser befahl in dem Zimmer des Kranken ein Bad herzurichten, als ob er ihm dieses als Heilmittel verordnen wollte; es geschah aber, um ihm die heilige Taufe zu erteilen. Hillel starb nach Empfang der heilen Sakramente.

Joseph, der zu denjenigen gehörte, welche die Juden Apostel nannten, war Taufzeuge. Da er bisher der Vertraute Hillels gewesen war, so übernahm er an dessen Sohne Judas, der seinem Vater in der Würde eines jüdischen Patriarchen nachfolgte, Vaterstelle. In der Hinterlassenschaft Hillels fand er das Evangelienbuch, das er mit großem Vergnügen las. — Indeß vergaß der junge Patriarch bald alle guten Lehren, welche ihm sein Vater gegeben hatte. Er verfiel in jede Art von Ausschweifungen. Er wollte sogar durch Zauberei eine christliche Frau verführen, allein die Wirkung seiner Zaubermittel wurde durch das hl. Kreuzeszeichen verhindert. Dieser Vorfall überraschte Joseph sehr. Als er bald darauf eine Erscheinung hatte, bei der er Jesus sah, der zu ihm sprach: „Ich bin Jesus, den deine Väter gekreuziget haben, glaube an mich," faßte er eine viel höhere Achtung gegen das Christentum und größere Begierde, es kennen zu lernen, als früher. Auf seiner Reise nach Cilicien, die er bald darauf unternahm, um den Zehnten einzuziehen, entlehnte er deshalb von den Priestern ein Evangelienbuch. Die Juden, ohnedem mit ihm unzufrieden, überraschten ihn, als er in diesem Buche las; sie stürzten auf ihn los und schleppten ihn in die Synagoge, wo sie ihn erbärmlich schlugen. Sie wollten ihn noch schmachvoller behandeln, allein der christliche Bischof befreite ihn. — Nachdem Joseph für Jesus Christus gelitten hatte, ließ er sich in der christlichen Religion unterweisen, und empfing bald darauf die heil. Taufe. Constantin der Große, der i. J. 322 sich zum Herrn des Orients gemacht hatte, gab ihm den Titel und Rang eines Grafen, mit unumschränkter Vollmacht überall in Palästina Kirchen zu bauen, wo er es für gut fände. Joseph erbaute die erste zu Tiberias. Die Juden gebrauchten unzählige Kunstgriffe, um ihn daran zu hindern; sie nahmen ihre Zuflucht zu der Zauberei, um das Feuer in seinen Kalköfen auszulöschen; aber er ließ sich ein Gefäß voll Wasser bringen, machte das heil. Kreuzeszeichen darüber unter Aussprechung des Namens Jesu, warf dann das Wasser in die Oefen, und die Flammen loderten wieder hoch empor. — Als der Kaiser Constantius die Bischöfe verfolgte, welche dem Nizänischen Glaubensbekenntnisse treu geblieben waren, verließ Joseph Tiberias und zog sich nach der benachbarten Stadt Skythopolis zurück.

Damals wohnte der heil. Eusebius von Verzelle bei ihm, welchen im Jahr 355 die Arianer verbannten. In der ganzen Stadt befand sich kein katholisches Haus, als das seine. Er nahm bei sich noch andere Diener Gottes auf, so den heil. Epiphanius, der von seinem Gastwirte selbst die hier erzählten einzelnen Begebenheiten erfuhr. Er stand damals in seinem siebenzigsten Lebensjahre. Man setzte seinen Tod ins Jahr 356. Sein Name findet sich in den griechischen und lateinischen Martyrologien.

23. Juli.

Der heilige Apollinaris,

Bischof von Ravenna. (Erstes Jahrhundert.)

Apollinaris war der erste Bischof von Ravenna. Aus dem ächten Martyrologium Beda's ersieht man, daß er 20 Jahre lang auf dem bischöflichen Stuhle saß, und unter dem Kaiser Vespasian sein Leben für Jesus Christus aufopferte. Nach dem Verfasser seiner Martyrerakten war er ein Schüler des heil. Petrus, welcher ihn auf den bischöflichen Stuhl von Ravenna erhob, und für die Wahrheit dieser Erzählung sprechen auch sonst noch gewichtige Zeugnisse. Von dem hl. Petrus Chrysologus, einer der berühmtesten Bischöfe Ravenna's, haben wir eine Rede zu Ehren des hl. Apollinaris, in welcher er ihm öfters den Namen Martyrer gibt; er sagt aber ausdrücklich, daß, obwohl er zu wiederholten Malen um seines Glaubens willen gepeinigt worden und sein sehnlichster Wunsch gewesen sei, für Jesus Christus zu sterben, ihn Gott dennoch seiner Kirche lange Zeit erhalten habe und ihn nie von seinen Feinden zum Tode verurteilen ließ, so daß es scheint, er sei nur Martyrer genannt worden, weil er wiederholt für das Bekenntnis des Christentums Pein und Marter erlitt, welche er wenigstens einige Zeit überlebte. Sein Vater wurde ehemals zu Classe, dem alten Seehafen von Ravenna, gleichsam der Vorstadt davon, aufbewahrt. Im Jahre 549 brachte man seine Gebeine in ein Gewölbe derselben Kirche.

Der heilige Fortunatus ermahnte seine Freunde, eine Wallfahrt zum Grabe des heiligen Bischofs von Ravenna zu machen. Der heilige Gregorius der Große wollte, daß man auf seine Gebeine bei schwierigen Streitsachen den Eid ablege, um so die Wahrheit zu erfahren. Der Papst Honorius erbaute zu Rom eine Kirche zu Ehren des heil. Apollinaris ums Jahr 630. Den Namen dieses Heiligen liest man in allen Martyrologien, und die Verehrung, welche man seit dieser Zeit seinem Andenken bewiesen hat, beurkundet, daß er von apostolischem Geiste erfüllt war, und die Tugend der ersten Schüler Jesu sich in hohem Grade angeeignet hatte.

Der heilige Liborius,

vierter Bischof von Mans.

Jahr 387.

Der heil. Liborius ging aus einer hochberühmten Familie in Gallien hervor. Durch die Unschuld seiner Sitten und durch die Heiligkeit seines Wandels verdiente er unter die Geistlichkeit der Kirche aufgenommen zu werden. Er liebte die Einsamkeit und das Gebet ungemein. Wenn er sich mit Weltleuten unterhielt, so betraf dies allzeit nur fromme Gegenstände. Er erkor sich sogar besondere Freunde unter den Geistlichen, und ging nur mit solchen um, deren Reden und Handlungen in ihm neuen Eifer entflammen konnten.

Sein einziges Verlangen war, die Vollkommenheit seines Standes zu erringen. Seine Tugenden, sowie seine Gelehrsamkeit zogen aller Augen auf ihn; daher fielen ihm auch alle Stimmen zu, als im Jahre 348 ein neuer Bischof von Mans erwählt wurde. Er bewährte sich als ein unermüdlicher Apostel in Ausübung seines Amtes; mit dem Gebete verband er langes Wachen und strenge Fasten; mit heil. Verschwendung verteilte er all' seinen Besitz unter die Armen. Er baute mehrere Kirchen und versah sie reichlich mit Allem, was zur Feier des Gottesdienstes notwendig war. Er starb um das Jahr 387 im neununddreißigsten Jahre seiner bischöflichen Amtsführung. Seine Reliquien wurden i. J. 396 nach Paderborn, dessen Patron er auch ist, gebracht.

24. Juli.

Die heilige Christina.

Jungfrau und Martyrin.

Jahr 300.

Christina war die Tochter Urbans, Statthalters von Tyro in Toskana. Ihr Vater war ein Götzendiener und ein großer Feind der Christen. Kaum verging ein Tag, an welchem er nicht Christen peinigen ließ. Die zwölfjährige Christina bemerkte mit Verwunderung, wie die Christen so geduldig und standhaft für ihren Heiland duldeten und der Wut des Richters und der Henker die größte Sanftmut entgegensetzten. Dieser Anblick machte einen so großen Eindruck auf ihr zartes, unverdorbenes Herz, daß sie von einigen christlichen Frauen Unterricht im christlichen Glauben verlangte und die heilige Taufe und den schönen Namen Christina „die Christliche" empfing.

Kaum hatte ihr Vater dieses erfahren, als er seine Tochter kommen ließ, ihr die härtesten Vorwürfe machte und sie grausam schlug. Sie aber entgegnete ruhig: „Deine Götter sind nur tote, ohnmächtige Bilder. Es giebt nur einen Gott, an den ich glaube." Dieses Bekenntnis versetzte den heidnischen Vater in die größte Wut; er ließ Henker kommen und befahl ihnen, Christina mit Ruthen zu peitschen und ihren Leib mit eisernen Haken zu zerreißen; stückweise rissen nun die Knechte das Fleisch vom zarten Leibe des Mädchens, das, zum Himmel blickend, ruhig dastand, ergeben duldete und unserem lieben Gott dankte, daß er ihr Kraft verlieh, diese Marter standhaft zu ertragen. Die Ruhe seiner Tochter erbitterte den hartherzigen Vater noch mehr. Er befahl nun, Christina auf einem eisernen Rade aufs Feuer zu legen und sie mit Oel zu bestreichen. — Der standhaften Dulderin Leib aber blieb unverletzt. — Ihren unmenschlichen Vater hingegen, der sie nun in den Kerker werfen ließ, fand man des andern Tags tot im Bette.

Nachdem die heil. Christina auch unter den Nachfolgern ihres Vaters, den Statthaltern Dio und Julian viel Marter und Qual erduldet hatte, starb sie endlich, an einen Pfahl gebunden und mit Pfeilen getötet, den süßen Tod einer Martyrin. Ihr hl. Leichnam wurde von den Christen weggenommen und nach Palermo gebracht, wo sie als Schutzpatronin verehrt wird.

Die heilige Christina.

Der heilige Lupus.

Bischof von Troyes.

Jahr 300.

Der heil. Lupus stammt von einer sehr berühmten Familie ab, die in Toul wohnhaft war. Nachdem er sich ausgezeichnete Kenntnisse erworben hatte, trat er als Advokat auf und glänzte durch große Beredtsamkeit. Er verehelichte sich mit Pimeniole, der Schwester des heil. Hilarius von Arles, bei welcher er die gleiche glühende Neigung für den Dienst des Herrn bemerkte, die er in sich selbst fühlte. Nachdem sie etwa sechs Jahre zusammengelebt hatten, entschlossen sie sich, ein vollkommeneres Leben zu führen, legten gegenseitig das Gelübde ewiger Keuschheit ab und trennten sich. Lupus zog sich in die berühmte Abtei von Lerins zurück, welche damals unter der Leitung des heil. Honoratus stand. Hier verlebte er ein Jahr unter der strengen Ordensregel und legte sich nebenher noch verschiedene harte Bußübungen auf, wie sie unter den dortigen Ordensbrüdern gebräuchlich waren.

Als er sich in das Kloster zurückzog, verkaufte er einen großen Teil seiner Güter und teilte den Erlös unter die Armen aus. Während der heilige Honoratus noch den Bischofssitz von Arles einnahm, machte Lupus eine Reise nach Macon, um ein Landgut, das er in Burgund besaß, zu veräußern, denn er wollte, um in der äußersten Armut leben zu können, gar kein Eigentum mehr besitzen. Die Einkünfte, welche aus diesem Verkaufe flossen, verwandte er zu guten Werken; er schickte sich gerade an, nach Lerins zurückzukehren, als Abgeordnete der Kirche von Troyes kamen und ihn zu ihrem Bischofe ver-

langten. Obwohl Lupus anfangs Widerstandsversuche machte, gab er endlich den dringenden Bitten, das Amt anzunehmen, nach. Er erhielt die heilige Weihe von den Bischöfen der Kirchenprovinz Senz.

Trotz dieser hohen Würde änderte er nichts an seiner bisherigen Lebensweise. Er beobachtete dieselbe Demut, dieselbe Abtötung, ja sogar dieselbe Liebe zur Armut. Letztere zeigte sich hauptsächlich an seiner Kleidung. Er schlief auf bloßen Brettern und durchwachte von zweien Nächten immer eine unter Gebetsübungen. Oft nahm er drei Tage lang gar keine Nahrungsmittel zu sich, und nach einem solch' harten Fasten begnügte er sich mit ein wenig Gerstenbrot. Auf solche Weise lebte er über 20 Jahre und verrichtete dabei noch mit großem apostolischem Eifer seine hohen Berufspflichten.

Gegen Ende des vierten Jahrhunderts verbreiteten Pelagius und Cölestius falsche Lehrsätze im Morgenlande, in Afrika und in Italien. Sie leugneten die Erbsünde und die Notwendigkeit der Gnade von Jesus Christus. Agricola, ein Schüler dieser Ketzer, hatte ihre Irrlehre auch nach Großbritannien gebracht. Die Katholiken dieser Insel nahmen ihre Zuflucht zu den Bischöfen Frankreichs und baten um Uebersendung einiger Arbeiter im Evangelium, welche der Weiterverbreitung dieses Uebels Einhalt thun könnten. 429 Prälaten, welche sich zur Beratschlagung hierüber versammelten, warfen ihr Augenmerk auf den hl. German, Bischof von Auxerre, und auf den hl. Lupus von Troyes. Sie sollten der Ketzerei entgegentreten. Beide Heilige nahmen, voll brennenden Eifers für die Ehre Jesu Christi, diese Mission mit um so größerem Vergnügen an, je mehr Mühseligkeit und Arbeit sie darbot. Sie gingen nach Großbritannien, griffen die Ketzerei an und besiegten sie durch ihre Gebete, ihre Predigten und ihre Wunderthaten vollständig. Der heilige Bischof arbeitete seit seiner Rückkehr von Großbritannien mit neuem Eifer an der Verbesserung der Sitten in der ihm anvertrauten Heerde. Bei diesem Unternehmen zeigte er ebenso große Klugheit als Frömmigkeit. Daher erteilte ihm auch der heilige Sid. Apollinaris die größten Lobsprüche. Er heißt ihn nämlich: „Vater der Väter, Bischof der Bischöfe, den Fürsten unter den Prälaten Frankreichs, Muster der Sitten, Grundpfeiler der Wahrheit, Freund Gottes, Vermittler zwischen den Menschen und dem Himmel." — Die Anstrengungen des heil. Lupus wurden mit Erfolgen gekrönt, die ans Wunderhafte grenzen. Hievon ein Beispiel: Ein Mann in seinem Bistume, Namens Gallus, verließ seine Ehefrau und zog sich nach Clermont zurück. Der heilige Lupus war darüber aufs Tiefste betrübt und that Alles, um den Mann zu seiner Pflicht zurückzuführen. Er schrieb daher einen strengen Brief an den hl. Sidonius, welcher damals Bischof von Clermont war; dabei aber enthielt der Brief sehr viel Herzliches und Gewinnendes. Als Gallus diesen Brief las, wurde er von einer solch' heilsamen Furcht befallen, daß er sich augenblicklich entschloß, zu seiner Frau zurückzukehren. Ueber diesen Vorfall schrieb Sidonius voll Staunen: „Was giebt es Wunderbareres, als einen Verweis, der einen Sünder bekehrt und ihn zur Liebe desjenigen bewegt, um dessentwillen er den Verweis erhielt?" Dieser, sowie mehrere andere Briefe des heiligen Lupus an verschiedene Personen sind bis auf uns gekommen. — Um diese Zeit wurde das Abendland durch die Einfälle von Barbaren beunruhigt. Attila, der König der Hunnen, stürmte mit einer unzähligen Heeresmacht gegen Frankreich heran. Er nannte sich selbst „Gottes Geißel", weil er sich für berufen hielt, die Sünden der Völker zu geißeln. Schon hatten die Städte Rheims, Cambrai, Besançon und Langres seine Grausamkeit gefühlt. Seine Truppen marschierten jetzt auf Troyes los. Die Bewohner dieser Stadt waren in der größten Bestürzung. Der heilige Lupus flehete mehrere Tage lang zu Gott für die Rettung seiner Heerde und verband mit seinem heißen Flehen noch

Der heilige Lupus verläßt seine Frau.

Thränen, Fasten und guten Werke. Endlich zog er, im Vertrauen auf den Schutz des Allmächtigen, seine bischöflichen Kleider an und ging dem König Attila, der sich an der Spitze seiner Truppen befand, entgegen. Der heidnische König ward beim Anblicke des heil. Bischofs, dem seine Geistlichkeit in Prozession folgte, von Ehrfurcht ganz durchdrungen. Als der Diener Gottes sich in der nächsten Nähe des Hunnenkönigs befand, richtete er die Frage an ihn, wer er sei. „Ich," erwiderte dieser, „bin Attila, die Geißel Gottes." „Wir," entgegnete der Heilige, „haben vor Jedermann Ehrfurcht, der im Namen Gottes kommt. Wenn du aber jene Geißel bist, mit der der Himmel uns züchtigt, so hüte dich wohl, etwas zu thun, was dir jene allmächtige Hand, welche auch dich regiert, verbietet." Attila, durch diese Rede eingeschüchtert, versprach, Troyes zu verschonen. So schützte das Gebet des heil. Lupus eine ganz wehrlose Stadt gegen eine Armee von 400 000 Mann, welche bereits Thracien, Illyrien und Griechenland verwüstet, den Rhein überschritten und die fruchtbarsten Gegenden Frankreichs verheert hatte.

Attila zog seine Truppen zurück und rückte in die Ebene von Moy an der Seine vor. Diese Stadt lag 5 Meilen von Troyes entfernt. Hier wurde er von den Römern, welche der tapfere Aëtus befehligte, angegriffen und aufs Haupt geschlagen. Auf seinem Rückzuge ließ er den hl. Lupus aufsuchen und um seine Begleitung bis an den Rhein bitten, weil er glaubte, die Gegenwart eines so großen Dieners Gottes müsse ihm und seiner Armee den sichersten Schutz gewähren. Sobald er ihn wiedersah, empfahl er sich augenblicklich in sein Gebet. Dieser Vorfall mißfiel den Generalen des Kaiserreichs. Man verdächtigte den heil. Bischof, den Einfall der barbarischen Horden begünstigt zu haben und zwang ihn, auf 2 Jahre Troyes zu verlassen; doch Lupus siegte durch seine Geduld und Liebe über den Neid und die Bosheit der Menschen. Man erlaubte ihm, in sein Bistum zurückzukehren, wo er i. J. 478 starb, nachdem er 52 Jahre lang den Bischofssitz eingenommen hatte. Man begrub seinen Leichnam in der Kirche zu Troyes, welche seinen Namen führte und erst viel später wurde er in die Cathedralkirche dieser Stadt versetzt. Im Leben hatte der heil. Lupus auch mehrere heil. Bischöfe, welche seine Schüler waren, herangebildet, nämlich den heil. Polychron von Verdun, den heil. Severus von Trier, Alpinus von Chalon und Camelius von Troyes. Sein Gedächtnistag fällt auf den 29. Juli in der Diöcese von Paris, Soisson, Toulouse und Metz.

Der heilige Franziskus Solanus,

Franziskanermönch.

Jahr 1610.

Der heilige Franziskus Solanus wurde im Jahre 1549 im Bistume Cordova in Spanien geboren. Als Jüngling von 21 Jahren trat er zu Montilia in den Orden des heil. Franziskus, wo er durch seine Demut, Sanftmut und Geistessammlung sich bald die Bewunderung seiner Ordensbrüder erwarb. Als er zum Priester geweiht war, teilte er seine Zeit zwischen Predigten und Zurückgezogenheit. Seine einfachen, aber kräftigen und von der Wahrheit durchdrungenen Predigten feuerten die Guten zur Tugend an und bewirkten sehr viele Bekehrungen der Sünder. Deswegen erteilte man ihm viele Auszeichnungen in seinem Orden. Er wurde Novizenmeister von Avisa und Guardian von der Provinz Granada. Als hier die Pestseuche ausbrach, glänzte er durch einen rastlosen Eifer im Krankendienst und wäre gewiß ein Opfer dieser Seuche geworden, wenn Gott ihn nicht zu Höherem am Leben erhalten hätte. Im Jahre 1589 reiste er als Missionär nach Amerika und hier war Peru der Schauplatz seiner eifrigen Wirksamkeit, die drei Jahre lang währte. Verschiedene Wunderthaten bestätigten die hohe Meinung, die man von seiner Heiligkeit hatte; doch waren alle Lobsprüche nicht im Stande, ihn von seiner tiefsten Demut abzubringen. Er lebte in der Verborgenheit und trat nur dann öffentlich auf, wenn er glaubte, daß Gottes Ehre es verlange. Einige Zeit vor seinem Tode suchte ihn Gott mit großer Ermattung heim. Bei seinem Tode, der zu Lima am 19. Juli 1610 erfolgte, wiederholte er beständig die Worte: „Gott sei gepriesen." Seinem großartigen feierlichen Leichenbegängnisse wohnte auch der Vizekönig von Peru und der Erzbischof von Lima bei. Er wurde von Clemens X. selig, und von Benedikt XIII. heilig gesprochen und sein Fest auf den 24. Juli festgesetzt.

25. Juli.

Der heilige Jakobus der Aeltere,

Apostel.

Jahr 44.

Der heilige Jakobus der Aeltere war der Sohn des Zebedäus und der Salome, und der Bruder des heil. Evangelisten Johannes. Er war nahe verwandt mit Jesus Christus. Er führt den Beinamen der Aeltere, um ihn von dem Apostel desselben Namens, welcher Bischof von Jerusalem war, zu unterscheiden. Der Letztere heißt der Jüngere, sei es, daß er nach Jakobus dem Aelteren zum Apostel berufen worden, sei es, daß er kleiner von Person oder jünger an Jahren war. Es hat den Anschein, daß der heil. Jakobus ungefähr zwölf Jahre vor Christus geboren wurde und daß er viel älter war, als sein Bruder, der heil. Johannes. Seine Mutter Salome hieß auch Maria und war eine Anverwandte der seligsten Jungfrau.

Das Vaterland des heil. Jakobus war Galiläa, seines Handwerks war er ein Fischer, wie auch sein Vater und sein Bruder. Man glaubt, daß alle drei in Bethsaida wohnhaft waren, wo sich um jene Zeit auch der heilige Petrus aufhielt. Jesus fuhr einst über den See Genesareth und sah den heil. Petrus und Andreas mit dem Fischfang beschäftigt. Er befahl ihnen, ihm zu folgen und versprach, sie zu Menschenfischern zu machen. Als er dem Ufer sich näherte, erblickte er die Brüder Jakobus und Johannes, wie sie mit ihrem Vater ihre Netze in einem Schifflein wuschen. Er berief auch sie, und beide verließen ihr Schiff und ihren Vater und folgten ihm nach. Wahrscheinlich hatten sie schon vor ihrer Berufung Jesus als den erwarteten Messias erkannt. Vielleicht hatten sie vom hl. Petrus, der die gleiche Stadt mit ihnen bewohnte, oder von anderen Leuten Nachricht über den Herrn bekommen. Doch sei dem, wie ihm wolle, kaum hatten sie die Stimme des Heilandes gehört und seinen Willen vernommen, so verließen sie Alles, um ihm zu gehorchen. Sie sannen auf keine Gründe zum Aufschub; sie bedachten weder die Schwierigkeiten noch die sonstigen Folgen, welche ihre Folgsamkeit haben könnte. Ihr Gehorsam war ein ganz vollkommener. Gleich Abraham zogen sie die Befolgung des göttlichen Willens dem Vorteile in Mitte ihrer Familie zu bleiben vor; sie verließen Alles, was sie hatten, um Jünger Jesu zu werden. Zebedäus billigte den Schritt seiner Söhne und auch ihre Mutter Salome widmete sich dem Dienste des Herrn.

Jesus Christus, der heilige Jakobus und der heilige Simeon.

Obgleich indessen Jakob und Johannes dem Heilande nachfolgten und seine göttliche Lehre mit Eifer anhörten, verließen sie ihn doch von Zeit zu Zeit, um sich durch Fischfang den nötigen Unterhalt zu verschaffen. Doch von da an verließen sie Jesum nicht mehr, wo er in dem wundervollen Fischfange seine göttliche Allmacht geoffenbart hatte und sie Petrus und Andreas herbeiriefen, um ihre Netze herausziehen zu helfen, welche sie auf den Befehl des Herrn ausgeworfen hatten und die mit einer ungeheuren Menge Fische angefüllt waren.

Im Jahre 31 nach der gewöhnlichen Zeitrechnung waren Petrus und Johannes Zeugen der Heilung der Schwiegermutter des hl. Petrus und der Auferweckung der Tochter des Jairus, worauf sie in den Apostelverein aufgenommen wurden, welchen Jesus noch in demselben Jahre bildete. Der Erlöser gab ihnen den Namen „Boanerges", das ist Donnersöhne, ohne Zweifel wegen ihres flammenden Eifers Als sie eines Tages von ihm verlangten, er möchte Feuer über die Samaritanerstadt, wo man sie nicht aufnehmen wollte, vom Himmel herabrufen, tadelte er sie und gab ihnen zu verstehen, daß sie gegen Sünder voller Sanftmut und Geduld sein sollten.

Jesus zeichnete den Petrus, Jakobus und Johannes vor den übrigen Aposteln aus und würdigte sie seiner besonderen Liebe. Sie allein waren Zuschauer seiner glorreichen Verklärung, sie allein Zeugen seiner Todesangst im Oelgarten. Aber trotz des Beispieles und der Lehren des Erlösers war ihr Verstand noch nicht vollkommen erleuchtet und ihr Herz noch nicht gänzlich geläutert. Die Mutter des Jakobus und Johannes hielt sehr viel auf die Tugenden ihrer Söhne und erwartete in dem neu zu errichtenden Messiasreiche besondere Vorzüge für dieselben, weil sie nahe mit Jesus verwandt war. Auch sie war. gleich andern irdisch gesinnten Juden, der Meinung, der Messias werde ein Reich in dieser Welt gründen und bat ihn deswegen, ihre zwei Söhne neben sich in diesem Reiche zu setzen, den einen zur Rechten und den andern zur Linken. Ohne Zweifel haben wohl Jakobus und Johannes durch den Mund ihrer Mutter gesprochen und in der That hat auch der Heiland seine Antwort an sie gerichtet. Er sprach: „Ihr wisset nicht, um was ihr bittet," als wollte er ihnen dadurch erklären: Nicht durch Ehrsucht wird man groß in meinem Reiche, sondern nur durch Demut, Mühseligkeit und Geduld. Hierauf fragte er sie, ob sie den Kelch seiner Leiden trinken könnten? „Ja, wir können es," erwiderten beide Apostel, die jetzt einsahen, unter welcher Bedingung ihnen Jesus sein Reich angetragen habe, und vor Begierde entbrannten, mit ihm zu leiden. Hierauf bemerkte ihnen der Erlöser, daß sie in Wahrheit an seinem Kelche Teil nehmen werden, aber über die Plätze seines Reiches könne er keine andere Verfügung treffen, als jene, die er im ewigen Ratschlusse mit seinem Vater getroffen habe und die nach dem Grade der Liebe und Geduld, in welchem seine Jünger leiden würden, angeordnet sei. So war bis jetzt die Tugend dieser heiligen Apostel noch unvollkommen, bis ihnen der heilige Geist auf wundervolle Weise seine Gnade mitteilte und ihnen neben den natürlichen Gnadengaben auch noch die übernatürlichen spendete, so daß sie jetzt in fremden Sprachen sprechen, Wunder wirken und prophezeihen konnten. Nach der Himmelfahrt Jesu Christi und der Herabkunft des heiligen Geistes verbreiteten die Apostel insgesamt die göttliche Lehre. Allein die Schriftsteller der ersten christlichen Jahrhunderte haben uns keine besonderen Nachrichten über die Arbeiten des

heiligen Jakobus hinterlassen. Es scheint nun wahrscheinlich zu sein, daß er bald nach dem Martertod des heiligen Stephanus Judäa verlassen habe. Man liest in dem Nachtrage zum Verzeichnisse der berühmten Männer des heiligen Hieronymus, daß Jakobus das Evangelium den zwölf zerstreuten Volksstämmen verkündiget habe. Während die übrigen Apostel in den ersten zehn Jahren des Christentums in der Nähe von Judäa ihre Lehren verkündeten, gelangte der heilige Jakobus nach Spanien und trug das Licht des Glaubens in dieses entfernte Land.

Wir wissen aus den Schriften des heil. Epiphanius, daß der heil. Jakobus immer jungfräulich gelebt und sehr harte Abtötungen geübt habe. Er aß nie Fleisch oder Fische. Seine ganze Erscheinung flößte Ehrfurcht ein. Er war der erste unter allen Aposteln, welcher den Martertod erlitt und zwar zehn Jahre nach Christi Himmelfahrt zu Jerusalem, wohin er aus Spanien zurückgekehrt war. Die Veranlassung zu seinem Tode war folgende:

Agrippa, der Enkel des Herodes, wurde zu Rom unter der Herrschaft des Tiberius erzogen. Er lernte dort den Prinzen Caligula kennen und gewann durch Schmeichelei sein ganzes Vertrauen. Als Caligula den Kaiserthron bestieg, schenkte er dem Agrippa samt dem Königstitel mehrere Fürstentümer, deren Besitz der nachfolgende Kaiser Claudius im Jahre 41 bestätigte. Diese Provinzen waren die nämlichen, die ehemals sein Onkel Herodes Antipas besessen hatte. Um sich nun das Wohlwollen der Juden zu erwerben, veranstaltete Agrippa eine Christenverfolgung. Der heilige Jakobus wurde im Jahre 43 das erste Opfer dieser Politik. Er ließ ihn einige Tage vor dem Osterfeste einkerkern und dann zur Enthauptung verurteilen.

Der Turm zum „heiligen Jakobus“ in Paris.

Eusebius erzählt dem Clemens von Alexandrien nach, daß der Angeber des heiligen Jakobus durch die Unerschrockenheit und Standhaftigkeit dieses Christen so gerührt worden sei, daß er sich selbst öffentlich als Christ bekannte und zur nämlichen Zeit mit dem heiligen Apostel enthauptet wurde.

Als man ihn mit dem heiligen Jakobus auf den Richtplatz führte, flehte er ihn um Verzeihung an, daß er ihn dem Henker überantwortet habe. Der Heilige wandte sich gegen ihn um, umarmte ihn, küßte ihn und sprach: „Der Friede sei mit dir!“ Sodann wurden beide zugleich enthauptet.

Der Leichnam des heil. Jakobus wurde zu Jerusalem begraben, aber kurze Zeit darauf brachten ihn seine Schüler nach Spanien, wo er an einigen Orten der Verehrung bis zum neunten Jahrhundert ausgesetzt, zuletzt aber auf Befehl Alphons des Keuschen, Königs von Leon, zu Campostella begraben wurde. Noch heutzutage findet eine der berühmtesten Wallfahrten aus allen Teilen der Christenheit zu dieser Grabstätte des heiligen Apostels Jakobus statt, weil durch seine Fürsprache schon unzählige Wunder gewirkt worden sind.

Der gottselige Petrus von Moliano.

Jahr 1440.

Dieser Heilige erblickte im Anfange des 15. Jahrhunderts das Licht der Welt. Nach einer vorzüglichen häuslichen Erziehung erlernte er in Ancona die Rechtswissenschaft. Doch Gott hatte ihn zu etwas Höherem bestimmt. Ein sehr frommer Priester und ausgezeichneter Prediger in seiner Heimat bewog ihn durch seine glänzende Beredtsamkeit und tiefe Weisheit, in den Orden des heiligen Franziskus einzutreten. Hier erwarb er sich bald das volle Vertrauen seiner Vorgesetzten und wurde wegen seines großen Talents und seiner außerordentlichen Frömmigkeit zum Missionsprediger auserseben im Jahre 1479. Ueberall in Stadt und Land, wo er als Prediger auftrat, nahm man ihn wie einen Apostel, oder wie einen von Gott gesandten Propheten, auf. Sein milder und doch zugleich flammender Seeleneifer wirkte wahrhaft wundervolles. Ganze Tage und Nächte hörte er die Beichte der durch ihn Bekehrten an; besuchte die Kranken, schenkte ihnen Unterstützungen, ging zu den Gefangenen, tröstete sie und suchte ihre Lage dadurch zu verbessern. Dazu kam noch die Gabe, Wunder zu wirken, welche seinen heiligen Bestrebungen noch größere Erfolge verlieh. Es ist also kein Wunder, daß dieser große Heilige bald zum Provinzial seines Ordens erwählt wurde.

Der gottſ. Petrus lebte einige Zeit in Camerino, wo er durch seine Heiligkeit sich die Liebe und Verehrung des dortigen Herzogs erwarb.

Als der Selige bald darauf sehr krank wurde, ließ er den Herzog nebst seinen zwei Söhnen an sein Totenbett rufen und gab ihnen die eindringlichsten Ermahnungen. Sobald er sein Ende herannahen fühlte, ließ er sich in die Kirche tragen, empfing dort die heilige Wegzehrung, ermahnte seine Ordenspriester, der Regel des heiligen Franziskus treu zu bleiben und verschied am 25. Juli 1490. Viel später, nämlich im Jahr 1502, als die Franziskaner ihr

Kloster in Camerino verlassen mußten, erhoben sie den Leichnam des seligen Petrus von Moliano und fanden ihn noch ganz unversehrt, und ohne alle Spur von Verwesung. Er ward von Clemens XIII. selig gesprochen. Pius VI. gab im Jahre 1780 durch ein Dekret die Erlaubnis zu seiner Verehrung.

Der heil. Christoph,

Martyrer.

Jahr 251.

Namen und Verehrung dieses Heiligen, aus Canaan gebürtig, sind ebenso berühmt, als die Nachrichten über seinen Martyrertod verschieden sind. Die Morgenländer bezeigten ihm jeder Zeit eine große Verehrung und feiern sein Fest am 9. Mai. Die Kirche des Abendlandes aber feiert dasselbe erst am 25. Juli, weil er an diesem Tage in den alten Martyrerverzeichnissen, namentlich in dem Verzeichnisse, das den Namen des heiligen Hieronymus führt, vorkommt. Wie der hl. Ignatius von Antiochien den Beinamen Theophorus, d. h. Gottesträger annahm, um seine brennende Liebe zu Jesus kräftiger auszudrücken, so glaubt man, habe sich der heilige Martyrer, vor seiner Bekehrung Reprobus genannt, von dem hier die Rede ist, aus dem nämlichen Grund Christoph oder Gottesträger genannt. — Man stellt denselben in riesenmäßiger Größe dar, wie er, das Kindlein Jesus auf den Schultern tragend, über das Meer schreitet. Aber dies Alles ist wohl nur sinnbildlich. Auch jene riesenmäßigen Bildsäulen, die man noch heutigen Tags in verschiedenen gothischen Kirchen erblickt, spielen auf den Namen Christophs an und versinnbilden das Meer der Trübsal, über welches alle Gläubigen setzen müssen, um in den Himmel, diesen sichern Hafen, dieses wahre Vaterland zu gelangen.

Der heilige Christoph.

Nach der allgemeinsten Meinung wurde der Heilige in Lycien gemartert und seine Reliquien zuerst nach Toledo, dann in die Abtei von Saint-Denis in Frankreich gebracht. Das mozarabische Brevier, das man dem heiligen Isidor zuschreibt, bezeugt jene erstere Uebertragung. In Pestzeiten nahmen die Gläubigen oft Zuflucht zum heiligen Christoph.

26. Juli.

Die heilige Anna.

Ueber das Leben der heiligen Anna haben wir keine ganz zuverlässigen Nachrichten, denn die Evangelisten sprechen blos im Vorübergehen von der verehrungswürdigen Großmutter unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Vielleicht gilt von ihrem Leben das Gleiche, was der selige Petrus Damianus über das Leben der seligsten Jungfrau Maria sagt: „Die ersten christl. Schriftsteller wollten den geheimnisvollen Schleier, welcher über das zeitliche Leben der Mitglieder der heil. Familie ausgebreitet ist, nicht lüften." Doch besitzen wir neben den Evangelien, die nur die Worte und Handlungen des Erlösers enthalten, weil sie bestimmt waren, die Grundlage der neuen göttlichen Lehre zu bilden, noch andere Bücher, welche uns ausführliche Nachrichten über die Personen und das Leben der ersten christlichen Jahrhunderte mitteilen. Es sind das die sogenannten apokryphischen, d. h. geheimen Evangelien. Sie sind zwar von der kathol. Kirche nicht als ächt anerkannt, geben aber so anziehende Schilderungen über den kindlichen Glauben und die reinen Sitten der ersten Christen, daß fromme Legendensammler keinen Anstand nahmen, das Lieblichste, Schönste und Wahrscheinlichste aus ihnen auszuwählen und nachzuerzählen. So haben große Heilige, wie ein Johannes Damascenus, Gregor von Nyssa, Eusebius und andere in ihren Predigten und Schriften manche fromme Erzählungen über die heilige Anna jenen Büchern entnommen und ihrem Beispiel folgen wir ohne alles Bedenken nach.

Die heilige Anna war die Tochter des Stolan und der Emerenziana. Beide Eheleute lebten etwa ein halbes Jahrhundert vor der Ankunft Jesu Christi

in dem kleinen Städtchen Bethlehem in Judäa. Sie gehörten dem Priesterstamme an und erinnerten durch ihre häuslichen Tugenden und ihren Glaubenseifer an das Leben der alten Patriarchen. Ihrer Tochter, welche sie durch inständiges Gebet vom Himmel erfleht hatten, gaben sie den Namen Anna, was auf Deutsch „Gnädige" bedeutet. Und in der That verdiente Anna wegen ihrer großen Tugendhaftigkeit diesen Namen. Die Mütter stellten sie ihren Töchtern als Vorbild auf, und die Jünglinge Israels stritten sich um ihre Hand. Unter den Bewerbern aber gaben die Eltern der jungen Anna einem Jüngling aus dem Städtchen Nazareth den Vorzug. Er hieß Joachim und stammte aus dem alten Geschlecht Davids. Er war ein gerechter und frommer Jüngling und besaß die Gabe besonderer göttlicher Erleuchtung, mit welcher er die Geheimnisse der hl. Schrift und der alten Propheten genau verstand und Gott in beharrlichem Gebete um die Erfüllung seiner Verheißungen anflehte. Ein Engel offenbarte der hl. Anna die Absichten des Himmels und befahl ihr, den Joachim zu ihrem Ehegemahl zu nehmen; Joachim seinerseits erhielt im Traume den Befehl von Gott, die hl. Anna zu ehelichen. Ihre Ehe war von dem hohen Priester Issaschar eingesegnet. Nach der Heirat verteilten die beiden Eheleute ihr Vermögen in drei Teile, wovon sie den ersten dem Tempel und den Dienern desselben gaben, den zweiten den Armen zustellten, den dritten aber für den Unterhalt ihrer Familie behielten.

Aber Gott verhängte eine schwere Prüfung über seine frommen Diener. Zwanzig Jahre lang lastete die Schande der Unfruchtbarkeit auf ihrer ehelichen Verbindung und Joachim brachte vergebens zahllose Opfer im Tempel zu Jerusalem dar; er flehte vergebens, ihre Ehe mit einem Sprößlinge zu segnen. Als nun einst Joachim und Anna sich zu einem hohen Festtage nach der heiligen Stadt begaben, wies der hohe Priester ihre Opfergaben zurück und sprach zu Joachim: „Das Opfer geziemt sich nicht für dich; denn du hast keinen Erstgebornen in Israel!" Von tiefem Schmerz ergriffen, wollte der hl. Joachim nicht mehr vor seiner Gemahlin erscheinen, und floh in die Wüste, wo er ganze Tage unter Beten und Weinen zubrachte.

Die heilige Anna drückte deswegen ein zweifacher Kummer darnieder; sie hatte ihren Witwenstand und ihre Unfruchtbarkeit zu beweinen. In tiefer Zurückgezogenheit flehte sie zu Hause täglich zu Gott um die Zurückkunft ihres Gemahls und um die Befreiung von der Schande der Unfruchtbarkeit. Eines Tages ging sie, etwa um die neunte Stunde, in ihren Garten, um dort ihrem Schmerze freien Lauf zu lassen. Als sie gegen den Himmel aufschaute, erblickte sie auf einem blühenden Lorbeerbaum ein Nest voll junger Sperlinge. Ach! seufzte sie tief auf, mit wem bin ich zu vergleichen! Ich gleiche weder den Vögeln des Himmels noch den Tieren der Erde, denn sie sind fruchtbar vor dem Herrn. Ich gleiche dem Meere nicht, denn es ist mit Fischen angefüllt, noch der Erde, denn sie bringt Früchte hervor und ist von ihrem Schöpfer gesegnet.

Aber siehe da! plötzlich stieg ein Engel des Herrn vom Himmel herab und sprach zu ihr: „Anna, Gott hat deine Bitte erhört, du kennst die Schmerzen der Kinderlosigkeit, und jetzt wird dein Geschlecht gesegnet sein auf der ganzen Erde." „Gott sei gelobt," erwiderte die Gemahlin des hl. Joachim. „Ich mache

Der Altar „zur heiligen Anna von Auray."

das Gelübde, die Frucht meines Leibes ihm aufzuopfern und dem Dienste des hl. Tempels zu weihen."

Auch dem heil. Joachim meldete ein Engel das Ende seiner Prüfungen und sprach zu ihm im Namen des Herrn: „Deine Gemahlin Anna wird eine Tochter gebären, der sollst du den Namen Maria geben und sie dem Tempeldienst des Herrn weihen. Der heilige Geist wird in ihr wohnen und große Dinge mit ihr vollführen."

Hierauf verließ Joachim die Wüste und kehrte zu seiner Gemahlin zurück. Die beiden Eheleute trafen sich am goldenen Thore von Jerusalem, erzählten sich gegenseitig ihre wunderbaren Gesichte und dankten Gott aus vollem Herzen. Am 8. Dezember hatten die beiden betagten Eheleute die Freudenbotschaft erhalten und an diesem Tage feiert auch die katholische Kirche das Fest der unbefleckten Empfängnis der Himmelskönigin. Nachdem ihre Zeit um war, gebar Anna eine Tochter und gab ihr den Namen Maria. Bald nach der Geburt brachten sie ihre frommen Eltern in das Priesterhaus zu Nazareth. Dort wurde sie den Priestern vorgezeigt, welche den Segen des Himmels über das Kind herabflehten. Maria wurde von Tag zu Tag vollkommener, ihre Eltern wachten mit der zartesten Sorgfalt über sie und die hl. Anna unterrichtete, wie uns eine alte (von den Malern und Bildhauern oft dargestellte) Ueberlieferung meldet, ihre vielgeliebte Tochter selbst in den Geheimnissen der hl. Bücher und erteilte ihr den ersten Leseunterricht. Als Maria 6 Monate alt war, setzte sie ihre Mutter auf die Erde, um ihre zunehmende Stärke zu prüfen. Das kleine Kind machte ohne alle Unterstützung sieben kleine Schritte und kehrte dann in die Arme seiner Mutter zurück. Mit drei Jahren wurde sie von ihren Eltern, gemäß dem Gelübde, zu den Jungfrauen ihres Stammes in den Tempel gebracht und dort von dem ersten Priester mit folgenden Worten empfangen: „Maria, der Herr hat deinen Namen groß gemacht unter allen Geschlechtern und an dir wird er in der Fülle der Zeiten den Preis der Erlösung Israels bekannt machen." Joachim und Anna lobten Gott, verabschiedeten sich von ihrem Kinde und kehrten nach Nazareth zurück. Im Tempel brachte Maria ihre ganze Zeit mit dem Dienste des Herrn und mit Verrichtung niedriger Arbeiten zu und verlebte ihre Tage im Frieden Gottes. Einige Jahre nach ihrem Eintritt in den Tempel mußte sie in ihre Heimat eilen, um den Segen ihres alten Vaters Joachim zu empfangen, der das Ende seines Lebens herannahen fühlte und deswegen seine vielgeliebte Tochter zu sich rufen ließ. Als sie zu ihm in das Zimmer trat, hatte er eine himmlische Erscheinung. Er sah, wie ein goldener Strahl um die Stirne Maria's glänzte und wie eine große Anzahl Engel sich ehrfurchtsvoll vor ihr neigte. Damals wurden ihm die Geheimnisse, welche Gott mit der hl. Jungfrau vorhatte, geoffenbart, aber er sollte ihre Erfüllung nicht mehr erleben. Er verschied nämlich bald darauf unter Absingung eines Lobliedes im 80. Lebensjahre. Sein Todestag war der 15. Oktober. Ein Jahr darauf starb auch die heil. Anna und wurde in derselben Grabeshöhle wie Joachim beigesetzt. Ihr Körper aber wurde nicht vom Tode auferweckt, wie einige Schriftsteller angeben, denn diese Auszeichnung blieb allein der Mutter Gottes vorbehalten. Im Gegenteile erzählt die hl. Brigitta im sechsten Buche ihrer Offenbarungen, daß ihr die hl. Anna erschienen sei und die Mitteilung gemacht habe, es sei der Wille Gottes, daß ihre Gebeine auf der Erde verbleiben, zum Troste frommer Seelen, welche zu ihrer Fürsprache Zuflucht nehmen.

In den ersten christlichen Zeiten wurden Joachim und Anna von den Gläubigen hoch verehrt, besonders im Morgenland, wo der Kaiser Justinian I. gegen das Jahr 550 zu Konstantinopel ihnen zu Ehren eine Kirche erbauen ließ. Im Abendlande wurde die Verehrung der heil. Anna erst um das 8. Jahrhundert eingeführt, doch nicht allgemein, denn zu den Lebzeiten des hl. Bernhard feierte man weder ein Fest der hl. Anna, noch des hl. Joachim. Erst Papst Gregor XIII. verordnete durch eine Bulle vom 1. Mai 1558, daß das Fest der hl. Anna am 26. Juli in allen Kirchen der katholischen Christenheit abgehalten werden solle.

Unter den Kirchen, an welchen die heil. Anna eine vorzügliche Verehrung genoß, ist die von Chartres namhaft zu machen. Der hl. Fulbert, welcher daselbst Bischof war, hatte diese Verehrung im zehnten Jahrhundert veranlaßt. Dieselbe Kirche erhielt im Jahre 1210 durch Ludwig Graf von Blois eine kostbare Reliquie von Konstantinopel aus. Auch noch viele andere Kirchen rühmen sich, Reliquien von der heiligen Anna zu besitzen. Mögen dieselben echt sein oder nicht, so viel ist gewiß, daß sich die Verehrung der heiligen Anna vom zwölften Jahrhundert an rasch über alle Länder Europa's verbreitete. Doch unter allen der heiligen Anna geweihten Wallfahrtskirchen ist die seit etwa 200 Jahren in einem kleinen Weiler der Bretagne errichtete, bei Weitem die berühmteste, denn sie ist unter dem Namen: zur heiligen Anna von Auray in der ganzen katholischen Welt bekannt.

Der heilige German,

Bischof von Auxerre.
Jahr 448.

German wurde zu Auxerre ums Jahr 380 von hochadeligen Eltern geboren. Nachdem er seine ersten Studien in Gallien beendigt hatte, ging er nach Rom, um dort die Beredtsamkeit und Rechtswissenschaft zu erlernen. Er machte in beiden Wissenschaften so große Fortschritte, daß er bald mit Auszeichnung als öffentlicher Rechtsanwalt auftreten konnte. Er vermählte sich mit einer Frau von hohem Range, Namens Eustachia. Als der Kaiser Honorius seine Verdienste erfuhr, erteilte er ihm das Oberbefehlshaberamt über seine Truppen, ein Amt, das ihn nach Auxerre zurückzukehren zwang. Wenn man an ihm auch keine groben Fehler bemerkte, so beschränkte er doch seine ganze Religion darauf, die Grundsätze einer natürlichen Rechtschaffenheit zu beobachten, und seine Tugenden waren nur rein menschlicher Natur. Er kannte nicht den Geist der Demut, der Abtötung und des Gebets, welcher die Hauptgrundlage des Christentums ist. Er war ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber und so oft er ein Wild erlegt hatte, hängte er dessen Kopf an die Aeste eines großen Baumes, der in der Mitte der Stadt stand. Dieses eitle Treiben, das zudem mit einem gewissen heidnischen Aberglauben Aehnlichkeit hatte, machte German zum Gegenstand des Aergernisses bei den gläubigen Christen. Der heilige Amator, damals Bischof von Auxerre, tadelte ihn deshalb mehreremale, fand aber kein Gehör. Deßwegen ließ er eines Tages, während der Abwesenheit des jungen Kriegsobersten, den Baum umhauen. Als German dies erfuhr, geriet er in den heftigsten Zorn und drohte dem hl. Bischof schreckliche Rache. Indeß offenbarte Gott dem heil. Amator, daß er bald sterben und German sein Nachfolger sein werde. Auf der Stelle besuchte unser Heiliger den damaligen Statthalter von Gallien, Julius, der zu Autum wohnte und bat ihn um die Erlaubnis, German unter die Zahl seiner Geistlichen aufnehmen zu dürfen. Ohne diese Genehmigung konnte kein Kriegsoberster einen andern Stand wählen. Nach erhaltener Genehmigung kehrte Amator nach Auxerre zurück und versammelte die vornehmsten des Volkes in der Kirche; unter ihnen war auch German. Sogleich ließ der hl. Bischof die Kirchenthüren schließen, rief German vor sich, erteilte ihm die Klerikaltonsur, legte ihm das geistliche Gewand an und machte ihm kund, daß er sein Nachfolger sein werde. German wagte keinen Widerstand, aus Furcht dem Willen Gottes zu widerstreben. Als kurz darauf, nämlich am 1. Mai 418, der hl. Amator gestorben war, vereinigten sich alle Stimmen der Geistlichkeit und des Volkes zu Gunsten Germans, welcher auch bald darauf am 7. Juli von den Bischöfen der Kirchenprovinz die hl. Bischofsweihe erhielt. Nach seiner Weihe war er ein ganz anderer Mensch. Er entsagte der Pracht und der Eitelkeit der Welt, lebte mit seiner Gemahlin wie mit einer leiblichen Schwester, verteilte sein Vermögen unter die Armen und übte die strengsten Bußwerke. Während der 30 Jahre seines bischöfl. Amtes versagte er sich den Genuß des Waizenbrotes, der Gemüse, des Salzes, des Weines und des Essigs. Seine ganze Nahrung bestand aus Gerstenbrot, das er eigenhändig zubereitete. Zudem legte er noch etwas Asche in den Mund, ehe er das Brot aß. Seine Kleidung war Winters- und Sommerszeit die gleiche und er legte sie erst dann ab, wenn sie in Fetzen zerfiel. Immer trug er ein härenes Bußkleid, schlief auf Brettern, die mit Asche bestreut waren, niemals aber auf einem Kopfkissen. Immer trug er einige Reliquien bei sich, die in einem Kästchen aufbewahrt waren. Gegen Jedermann war er sehr gastfreundlich, wusch den Armen die Füße und bediente sie mit eigenen Händen an der Tafel. — Mit diesen, man könnte sagen, häuslichen Tugenden verband German noch den größten Eifer für den öffentlichen Gottesdienst. Er gründete Auxerre gegenüber auf der andern Seite des Yonne-Flusses ein Kloster unter Anrufung des hl. Cosmas und Damian, welches heut zu Tage den Namen des hl. Marianus, eines seiner ersten Aebte trägt. Er entdeckte die Gräber mehrerer Martyrer, und ihm hauptsächlich verdankt man die Auffindung der Reliquien vieler Heiligen, welche unter der aurelianischen Christenverfolgung zugleich mit dem hl. Priskus zu Couch den Martertod erlitten hatten. Die Leiber dieser heldenmütigen Kämpfer Jesu Christi, welche in eine Cisterne geworfen worden waren, ließ German herausholen und ihnen zu Ehren eine Kirche sammt einem Kloster erbauen. Er verkaufte alle seine Güter, um damit die Armen und Kirchen zu bereichern.

Pelagius, ein Britte von Geburt, hatte um das Jahr 405 zu Rom seine Ketzerei zu verbreiten angefangen und seine falschen Lehren fanden hauptsächlich in Großbritannien Anhänger. Unter ihnen ragte ein gewisser Agricola, ein Sohn Severins, hervor, der es bis zum Bischofe gebracht hatte und voll Eifer an der Verbreitung der pelagianischen Irrtümer arbeitete. Der Diacon Paladius, der vom Papste Cölestin an Ort und Stelle geschickt und zum Bischofe geweiht worden war, konnte dem Uebel nicht recht Einhalt thun. Er schrieb daher dem Statthalter Christi und beschwur ihn, sich so vieler Seelen zu erbarmen, welche das Gift der Irrlehre dem ewigen Verderben nahe bringe. Zugleich schickte er an die Bischöfe Galliens eine Gesandtschaft mit der Bitte, ihnen tüchtige Missionäre zu übersenden, welche die wahre Lehre verteidigen und der weiteren Verbreitung der Ketzerei vorbeugen könnten. Der Papst erwählte zu dieser Aufgabe den hl. German von Au-

xerre und verlieh ihm Titel und Vollmacht eines apostol. Vicars i. J. 429. Die Bischöfe von Gallien gesellten dem hl. German auf einer Versammlung noch den hl. Lupus, Bischof von Troyes bei.

Beide Heilige schifften sich sogleich nach Großbritannien ein. Es war damals Winterszeit. Sie wurden auf ihrer Ueberfahrt von einem sehr heftigen Sturm überfallen, den jedoch der hl. German unter Anrufung der allerhl. Dreifaltigkeit dadurch stillte, daß er einige Tropfen Oels, oder wie andere erzählen, geweihten Wassers in das Meer goß. Als sie in Großbritannien anlandeten, kam ihnen eine ungeheure Volksmenge entgegen. Der Ruf ihrer Heiligkeit, ihrer Gelehrsamkeit und Wunderwirkungen verbreitete sich schnell im ganzen Lande. Sie bestärkten die Katholiken in ihrem Glauben und bekehrten die Ketzer. Da die Kirche die Menge der Gläubigen, welche zu ihren Predigten herbeiströmte, nicht fassen konnten, predigten sie oft mitten auf freiem Felde.

Die Häupter der Ketzerei, welche anfänglich furchtsam vor den beiden apostolischen Männern flohen, mußten endlich doch sich zu einer Disputation über Religionssachen herbeilassen, weil ihr feiges Benehmen schon eine Art Verdammung über sie aussprach. Endlich fand zu Verulam, im Beisein einer großen Volksmenge, eine solche Disputation statt. Die Irrlehrer traten stolz auf und sprachen sehr lange, allein die zwei Bischöfe antworteten ihnen mit solcher Kraft und mit so schlagenden Beweisgründen, daß ihre Gegner bald nichts mehr vorzubringen wußten, da jubelten alle Gläubigen laut wegen des glänzenden Siegs der Wahrheit über den Irrtum. — Noch war die Versammlung nicht auseinandergegangen, als ein Tribun und seine Frau dem heil. German und Lupus ihre 10jährige blinde Tochter vorführten. Der hl. German legte, unter Anrufung der hl. Dreifaltigkeit, Reliquien auf die Augen der kleinen Blinden, die sogleich sehend wurde. Seit diesem Wunder fanden die hl. Bischöfe keinen Widerstand mehr von den Irrlehrern und wollten daher nach Gallien zurückkehren. Allein jetzt fielen die wilden Sachsen und Pikten in Großbritannien ein und verheerten das Land. Die Britten sammelten in der Schnelligkeit ein Heer und luden die beiden Heiligen zu sich ins Feldlager, weil sie durch ihre Gegenwart und Gebete Schutz zu finden hofften. Die Heiligen setzten im Lager ihre apostolische Thätigkeit fort, belehrten die Unwissenden und bekehrten die Sünder. Nach feierlicher Begehung des Osterfestes

Die Kirche „zum heiligen German" in Paris.

stellte sich German an die Spitze des kleinen brittischen Heeres und gab den Soldaten den Befehl, beim ersten Anblick des Feindes alle mit einander voller Kraft den Ruf zu wiederholen, den er erheben werde. Sobald sich die Sachsen und Pikten sehen ließen, rief der Heilige dreimal Alleluja aus. Als die Britten kräftig denselben Ruf wiederholten, so daß die Thäler davon erschallten, gerieten die Barbaren in Unordnung, warfen ihre Waffen weg und flohen. Noch heut zu Tage heißt der Ort, wo dies geschah, Germansfeld.

Als der hl. German in sein Bistum zurückgekehrt war, arbeitete er aus allen Kräften an der Verbesserung der Sitten, zog sich aber, um sein eigenes Seelenheil nicht zu vernachlässigen, von Zeit zu Zeit in das Kloster zum hl. Conrad und Damian zurück. — Zum zweitenmal reiste der hl. German, in Begleitung des Severus, damaligen Erzbischofs v. Trier, nach Großbritannien. Ihre Mission war von so großem Erfolge, daß sie die ganze Insel vom pelagianischen Irrtum vollständig reinigten. Um aber dem Wiederkehren ähnlicher Uebelstände zuvorzukommen, errichtete German allenthalben öffentliche Schulen für den christl. Unterricht und besetzte sie mit den vornehmsten Lehrern. Aus diesen Schulen gingen sehr viele ausgezeichnete Männer hervor. — Auf seiner Heimkehr in seinen Bischofssprengel verhinderte er die grausame Bestrafung der Bewohner von Amorica, welche der römische Heerführer Aetius eines Aufruhrs wegen durch den barbarischen Eokarich, König der Deutschen, züchtigen lassen wollte.

Der hl. German reiste persönlich zum römischen Kaiser nach Ravenna. Damals saß Kaiser Valentinian III. auf dem Thron. Auf der Hinreise wirkte er mehrere Wunder, und befreite unter anderem zu Mailand einen Besessenen. Er hatte sich vorgenommen, zur Nachtzeit in Ravenna einzuziehen, um eine ehrenvolle Aufnahme zu verhindern, allein das Volk harrte seiner und als man ihn erkannte, erscholl allgemeiner Jubel.

Auch der Kaiser Valentinian und seine Mutter Placida nahmen den Heiligen sehr ehrenvoll auf, gaben ihm mehrere Geschenke und hätten den Einwohnern von Amorica gern ihren Frevel vergeben, wenn sie nicht durch einen abermaligen Aufstand die Fürsprache des hl. Bischofs vereitelt hätten. Auch Ravenna wurde der Schauplatz vieler Wunder, die German verrichtete. Das ausgezeichnetste unter ihnen war, daß er den Sohn eines gewissen Kanzlers Volusianus vom Tode zum Leben erweckte.

Eines Tages, als er mit den Bischöfen, die immer in seiner Umgebung waren, fromme Gegenstände besprach, bat er sie, in seiner nahen Todesstunde für ihn ihr Gebet einzulegen, denn er habe vergangene Nacht den Herrn gesehen, der ihm die Wegzehrung mit dem Bemerken gegeben habe: „diese nimm mit auf die Heimkehr ins Vaterland, um die ewige Ruhe zu empfangen.“ Einige Tage darauf ward German, zur Betrübnis der ganzen Stadt, krank. Die Kaiserin selbst besuchte ihn und mußte ihm versprechen, seinen Leichnam nach Auxerre bringen zu lassen. Er starb zu Ravenna am 31. Juli 448, nachdem er 30 Jahre und 25 Tage die bischöfliche Würde bekleidet hatte.

Sein heiliger Leichnam wurde einbalsamiert und in einen Sarg von Cypressenholz gelegt, den die Kaiserin hatte anfertigen lassen. Die Kaiserin selbst übernahm die Reisekosten dieses prächtigen Leichenzugs, der überall mit der größten Ehrfurcht empfangen wurde. Erst 50 Tage nach dem Absterben kam die Leiche des Heiligen zu Auxerre an. Man setzte ihn sechs Tage hindurch der öffentlichen Verehrung aus, und begrub ihn dann am 1. Oktober in dem Bethause zum heiligen Moriz, das der heilige Bischof selbst gestiftet hatte. German war ehedem der Schutzheilige von sehr vielen Kirchen Englands und wird heut zu Tage vorzüglich in Paris verehrt, wo sich eine prachtvolle, ihm geweihte Kirche befindet.

27. Juli.

Der heilige Pantaleon,

Arzt und Martyrer.

Jahr 303.

Der heilige Pantaleon war Leibarzt des Königs Valerius Maximianus. Er bekannte sich zum Christentume, aber eine Versuchung, die oftmals gefährlicher ist als die grausamste Marter, brachte ihn zum Abfall. Diese Versuchung war das böse Beispiel, das unvermerkt die Kräfte der Seele lähmt und endlich die festeste Tugend untergräbt und vernichtet. In Mitte des heidnischen Hofs, wo die falschen Grundsätze der Welt stets mit lautem Beifalle befolgt wurden, lebte nach und nach auch Pantaleon nach diesen Grundsätzen und endigte damit, daß er seinen Glauben verleugnete.

Ein eifriger Christ, Namens Hermolaus, war über den bedauernswürdigen Seelenzustand Pantaleons sehr betrübt und redete zu ihm auf die liebevollste Weise über die Größe seines Verbrechens und über die Mittel, dasselbe wieder gut zu machen. Der Schuldige hörte auf die Vorwürfe seines Gewissens, das Hermolaus wieder aufgeweckt hatte; er öffnete seine Augen, verabscheute seinen Abfall und kehrte in den Schooß der Kirche zurück. Von jetzt an sehnte er sich nur noch darnach durch Vergießung seines Blutes seinen Frevel sühnen zu können. Deßwegen bereitete er sich zum Martertode vor, welchen er während der diokletianischen Christenverfolgung, die i. J. 302 zu Nicodemien wütete, zu leiden hoffte, und verteilte alle seine Güter unter die Armen. Kurze Zeit darauf wurde er in seinem Hause mit drei andern Christen, nämlich mit Hermolaus, Hermippus und Hermokrates verhaftet, und nach Erleigung verschiedener Folterqualen enthauptet. Die Griechen setzten Pantaleon unter die Zahl der großen Martyrer. Procopius meldet von einer Kirche, welche in Konstantinopel zu seiner Verehrung erbaut war, und die nach ihrem Einsturze der Kaiser Justinian wieder aufbauen ließ. Man brachte seine Reliquien in dieselbe Stadt und hielt sie dort in großer Verehrung. Ein großer Teil derselben kam später nach St. Denis bei Paris. Das Haupt des Heiligen wird in der Hauptkirche zu Lyon verehrt. Es soll der Sage nach um das neunte Jahrhundert dorthin gebracht worden sein. Die Aerzte verehren den heiligen Pantaleon als ihren Hauptpatron.

28. Juli.

Der heilige Viktor,

Papst.

Jahr 202.

Viktor der Heilige, von Geburt ein Afrikaner, wurde nach dem Tode des hl. Eleutherius im Jahr 163 zum Papste erwählt. Damals saß, nach der Ermordung des Kaisers Commodus, Pertinax auf dem kaiserl. Throne. Als würdiger Nachfolger der Apostel leistete Viktor den Ketzereien, welche zu seiner Zeit entstanden, großen Widerstand. Als Theodor von Byzanz, von seinem Gewerbe Gerber genannt, vom Glauben abgefallen war, um in der letzten Verfolgung sein Leben zu retten, stellte er um die Größe seines Verbrechens zu vermindern, die freche Behauptung auf, Christus, den er verleugnet habe, sei nicht Gott, sondern ein bloßer Mensch. Diese Ketzerei war noch strafbarer, als die der Arianer, welche Jesus Christus zwar auch für ein Geschöpf hielten, das aber vor Erschaffung der Welt dagewesen sei. Er verbreitete seine Irrlehren zu Rom und gewann mehrere Anhänger; aber der hl. Viktor hinderte das Umsichgreifen seiner Ketzerei dadurch, daß er über Ebion, Artemon und einen anderen Theodot, der dieselbe gotteslästerliche Lehre verkündigte, den Bannfluch aussprach. Dieser Theodot, mit dem Beinamen Trapezite, oder Wechsler, bildete die Sekte der Melchisedechianer, die vorgaben, Melchisedech sei größer als Jesus gewesen.

Um dieselbe Zeit feindete ein Neubekehrter, der sich vergebens bemüht hatte, die ersten geistlichen Aemter zu gewinnen, die Kirche Gottes an. Er hieß Montan und war in Mysien auf den Grenzen der Phrygien geboren. Ehrgeiz und Hochmut brachten ihn nach und nach zur Schwärmerei. Er spielte den besonders Erleuchteten, und da er zuweilen den Gebrauch der Sinne verlor, gebrauchte er ganz sonderbare Ausdrücke. Prisca oder Priscilla und Maximilla, beide vornehme, aber unsittliche Frauen verließen ihre Ehemänner und folgten dem neuen Propheten und seiner Irrlehre. Montanus erhob sich über die Apostel, behauptete, die Kirche könne die Sünden der Abgötterei, des Totschlags und der Unzucht nicht vergeben, erklärte die zweite Ehe als unzulässig und verbarg unter strengem Aeußern und gemeiner Heuchelei die schändlichste Sittenlosigkeit. Deswegen verdammte die Kirche diese Irrlehre und schloß alle ihre Anhänger aus ihrer Gemeinschaft aus.

Tertullian, der in dem letzten Jahre des hl. Viktor zur Irrlehre des Montanus getreten war, erzählt, Viktor habe an diese falschen Propheten Kirchengemeinschaftsbriefe erlassen. Vielleicht ließ sich unser Papst, da er wegen allzugroßer Entfernung die Ketzer nicht genau kannte, durch ihren heuchlerischen Eifer einnehmen und täuschen. Sobald er aber von Praxeas, der aus dem Morgenlande nach Rom kam, den wahren Sachverhalt erfuhr, verdammte er die Neuerer. Aber auch Praxeas war nicht rechtgläubig. Er lehrte, es sei nur Eine Person in Christo und der Vater sei ebensowohl wie der Sohn gekreuzigt worden, daher man seine Anhänger Patripassianer hieß. Deswegen wurde auch er von Viktor aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen. — Nicht minder streng verfuhr der hl. Viktor mit den Ketzern, Tetian, Marcion, Valentin und Saturnin, welche zwei Urwesen, ein gutes und ein böses, annahmen, die Ehe ebenso verdammlich wie den Ehebruch erklärten, und den Genuß des Weines und Fleisches als sündhaft untersagten. Deswegen hieß man sie Enkratiten oder „Enthaltsame", und da sie beim hl. Abendmahl nur Wasser gebrauchten, Hydroparastaten oder Wassertäufler.

Nicht minder eifrig als in Unterdrückung benannter Ketzereien erwies sich der hl. Viktor in der Streitsache über die Osterfeier. Die Bewohner Asiens feierten Ostern mit den Juden, nämlich am 14. Tage des Mondes nach der Frühlingsnachtgleiche, auf welchen Tag der Woche derselbe auch fallen mochte; die römische und die übrigen Kirchen der christlichen Welt dagegen feierten Ostern immer am Sonntage, der unmittelbar auf den 14. Tag folgte. Daraus ergab sich der große Mißstand in der christl. Welt, daß die Abendländer oft den grünen Donnerstag oder Charfreitag am nämlichen Tag begingen, an welchem die Morgenländer Ostern hielten. Trotzdem, daß schon mehrere Kirchenversammlungen im Morgen- und Abendland sehr darauf gedrungen hatten, Ostern in der ganzen kathol. Welt am gleichen Tage, und zwar nach dem Beispiele der röm. Kirche, jedesmal am Sonntag zu begehen, widerstanden die Einwohner Asiens, aufgehetzt durch Polykrates, Bischof von Ephesus. Da bedrohte Papst Viktor sie mit dem Kirchenbanne, sprach ihn aber nicht förmlich über sie aus, denn Liebe und Klugheit hielten ihn davon ab, weiter gegen sie vorzuschreiten. Ohnehin hatte ihm der hl. Irenäus in einem Briefe, den er dem Papste in Sachen des Osterfeierstreites geschrieben hatte, Milde angeraten.

Der hl. Viktor starb i. J. 202 nach Christi Geburt, im neunten der Regierung des Kaisers Severus und im zehnten seiner päpstl. Amtsführung. Einige Schriftsteller des 5. Jahrhunderts nennen ihn Martyrer, denn wie Tillemont bemerkt, sind mehrere Christen unter Kaiser Severus gemartert worden, bevor er i. J. 202 seine Verfolgungsbefehle ergehen ließ. Pagi glaubt dagegen, Viktor sei nicht durch das Schwert hingerichtet worden, weil er in einigen Martyrerverzeichnissen nur Bekenner genannt wird. Uebrigens setzten ihn seine hohe Würde und sein flammender Eifer so sehr dem Martyrertode aus, daß man ihm wenigstens die Ehre desselben nicht absprechen kann.

Der hl. Nazarius und der hl. Celsus,

Martyrer zu Mailand.

Jahr 68.

Dem heil. Nazarius ward das Glück zu Teil, eine überaus fromme Mutter zu haben. Sie hieß Perpetua und war vom heiligen Petrus oder doch wenigstens von einem seiner Jünger in der christl. Religion unterrichtet worden. Obwohl ihr Gemahl, der eine hohe Stelle in der kaiserl. Armee begleitete, Heide war, flößte sie doch ihrem jungen Sohne Nazarius das heiße Verlangen ein, sich Jesu Christo zu weihen. Ihre Lehren übertrafen noch ihre Erwartungen. Nazarius war ein vollkommenes Muster aller christl. Tugenden. Entflammt vom heil. Seeleneifer verließ er Rom, sein Vaterland und Italien und verkündigte an mehreren Orten den christl. Glauben mit solcher Begeisterung und Uneigennützigkeit, die eines Aposteljüngers würdig war. In Mailand angekommen, wurde er nebst einem jungen Manne, Namens Celsus, der ihn auf seinen Reisen begleitete, von den Heiden verhaftet. Beide wurden zur Enthauptung verurteilt und kurze Zeit nachher, als Kaiser Nero seinen ersten Verfolgungsbefehl gegen die Kirche gegeben hatte, hingerichtet. Man begrub sie abgesondert in einem Garten außerhalb der Stadt. Der hl. Ambrosius entdeckte ihre Leichname und erhob sie i. J. 395. Im Grabe des heil. Nazarius fand man ein mit dem Blute dieses Heiligen angefülltes Fläschchen, das noch so rot und frisch war, als wäre es erst an demselben Tage vergossen worden. Der hl. Erzbischof von Mailand versetzte die Reliquien der zwei Martyrer in die Kirche, die er zu Ehren des hl. Apostels hatte erbauen lassen. Einen kleinen Theil der Reliquien sandte er dem hl. Paulin von Nola, der sie, wie er uns selbst sagt, als ein sehr wertvolles Geschenk aufbewahrte.

Das Kapitel von Beaucaire in der Diöcese Arles verehrt den heil. Nazarius und den heil. Celsus als ihre Patrone und nahm die Tagzeiten der Heiligen an, welche in der Domkirche von Beziers üblich sind, denn diese Kirche war unter dem Namen dieser heil. Blutzeugen erbaut worden.

29. Juli.

Die heilige Martha.

Erstes Jahrhundert.

Im zweiten Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit hatte Jesus Christus ganz Galiläa durchwandert und dort zahllose Wunder gewirkt. Aber der Glaube seiner Zuhörer entsprach im allgemeinen weder der Macht seiner Wunderwerke, noch der Heiligkeit seiner Lehre. Deßwegen verließ er dieses undankbare Land und sprach über dasselbe das furchtbare Urteil aus: „Wehe dir, Chorazin, wehe dir, Betsaida! Wenn Tyrus und Sidon die Wunder geschaut hätten, welche vor deinen Augen gewirkt wurden, — wahrlich, sie hätten eiligst in Sack und Asche Buße gethan. Deßwegen sage ich auch, daß Tyrus und Sidon am großen Tage des Gerichts weniger streng gerichtet werden, als ihr, die ihr alle meine Wunder geschaut habet.“ Auf seiner Reise kam er nach Samaria, wo ihn die undankbaren Einwohner nicht aufnahmen, und sodann im südlichen Teile von Galiläa in der Nähe von Naim in einen kleinen Flecken, wo ihn ein Weib Namens Martha in ihrem Hause aufnahm.

Martha gehörte einer geachteten Familie auf dem Lande an und hatte eine Schwester Namens Maria und einen Bruder Namens Lazarus. Es scheint, daß Martha die älteste war, denn sie wird immer zuerst genannt und scheint aus demselben Grunde auch dem Hauswesen vorgestanden, und wegen ihrer allzugroßen Sorgfalt, welche sie auf eine gute Bewirtung richtete, dem Herrn mißfallen zu haben. Ihre Schwester Maria hatte einen ganz andern Charakter. Auch sie freute sich ebenfalls, Jesum zu sehen, aber um jenes innerliche Leben kennen und führen zu lernen, das zarteren Seelen ein Bedürfnis ist, weil es ihren Sinn mit höheren Dingen erfüllt.

Sobald Christus in dieser Familie, welche er einer besonderen Liebe würdigte, angekommen war, setzte sich Maria sogleich zu seinen Füßen und horchte auf seine Worte. Martha aber war vollauf beschäftigt, daß dem göttl. Gaste ja nichts abgehen möchte und wandte sich deßwegen mit der Klage an Jesus; „Siehst du nicht, Herr, daß mir meine Schwester die ganze Bedienung allein überläßt? Befiehl ihr doch, daß sie mir helfe.“ Jesus aber antwortete: „Martha, Martha! du bist sorgfältig und bekümmerst dich um gar viele Dinge. Eins nur ist notwendig: Maria hat den besten Teil erwählt, der nicht von ihr genommen werden soll.“ Damit wollte Jesus Martha nicht tadeln, denn auch sie hatte ihr Verdienst, sondern sie nur belehren, daß die Sorge für die unsterbliche Seele notwendiger sei, als die für die Bedürfnisse des sterblichen Leibes.

Daher erblickten schon die ältesten Kirchenschriftsteller in diesen zwei Frauen das doppelte Sinnbild des thätigen, für gute Werke verwendeten Lebens, und des Lebens, das sich Betrachtungen widmet und in glühenden Gebeten aufgeht. Die Hungrigen

speisen, die Durstigen tränken, die Nackten bekleiden, überhaupt die leiblichen Werke der Barmherzigkeit ausüben, das ist eine heilige und in gewisser Weise sehr strenge Aufgabe, und die Nichterfüllung dieser Liebeswerke wird einst viele des Himmels verlustig machen. Aber höher als dieses steht ein Leben voll innerer und äußerer Abtötung, wodurch man Gott, dem einzigen Gegenstande alles Denkens und Fühlens, einen Tempel im innern Herzen aufrichtet und den geheimnisvollen Weg des Kreuzes wandelt.

Man nimmt gewöhnlich an, daß Lazarus, Martha und Maria Magdalena mit ihrem göttlichen Meister und Freunde Galiläa verließen und sich in Judäa, nicht weit von Jerusalem niederließen. Gewiß ist, daß sie während der 6 Monate, welche dem Tod des Erlösers vorangingen, in dem kleinen Städtchen Bethanien wohnten, das ungefähr eine halbe Stunde von Jerusalem entfernt ist. In diesem Städtchen wurde Lazarus schwer krank. Da ließen seine Schwestern dem Heilande sagen: „Herr! siehe der, den du liebst, ist krank.“ Als Jesus dieses hörte, sprach er: „Diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, damit der Sohn Gottes durch sie verherrlicht werde.“ Jesus hielt sich damals in der Gegend des Jordans auf. Nach zwei Tagen sagt er zu seinen Jüngern: „Laßt uns wieder nach Judäa gehen.“ Die Jünger sprachen: „Meister, eben erst wollten dich die Juden steinigen und du gehst wieder dahin?“ Jesus aber antwortete ihnen: „Sind nicht zwölf Stunden im Tage?“ damit wollte er den Jüngern andeuten, daß die Zeit, welche ihm sein himmlischer Vater zur Wirksamkeit auf Erden bestimmt habe, noch nicht abgelaufen sei, daß ihm also die Juden nichts anhaben könnten, denn er stehe noch unter sicherem göttlichen Schutze. Auf dem Wege sprach Jesus: „Lazarus, unser Freund, schläft; aber ich gehe, daß ich ihn vom Schlafe erwecke.“ Da sprachen seine Jünger: „Herr, wenn er schläft, so wird er gesund werden,“ denn sie meinten, der Herr rede von einem gewöhnlichen Schlafe; darum sagte ihnen Jesus jetzt offen: „Lazarus ist gestorben und ich freue mich euretwillen, daß ich nicht dort war, damit ihr glaubet. Aber laßt uns zu ihm gehen!“ Als Jesus ankam, fand er Lazarus schon 4 Tage im Grabe liegend. Es waren viele Juden zu Martha und Maria gekommen, um sie ihres verstorbenen Bruders wegen zu trösten. Als nun Martha hörte, daß Jesus komme, eilte sie ihm entgegen und sprach: „Herr, wenn du hier gewesen wärest

Die heilige Martha und Maria Magdalena bei Jesus.

wäre mein Bruder nicht gestorben. Aber auch jetzt weiß ich, daß dir Gott alles, was du von ihm begehrst, geben wird." Jesus sprach zu ihr: „Dein Bruder wird auferstehen." Martha erwiderte: „Ich weiß, daß er auferstehen wird bei der Auferstehung am jüngsten Tage." Jesus aber sprach zu ihr; „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist, und jeder, der da lebt und an mich glaubt, der wird nicht sterben in Ewigkeit. Glaubst du das?" Sie sprach: „Ja, Herr, ich glaube, daß du Christus, der Sohn des lebendigen Gottes bist, der in diese Welt gekommen ist."

Nach diesen glaubensvollen Worten ging sie hin, rief heimlich ihre Schwester Maria und sprach: „Der Meister ist da und ruft dich. Als Maria dies hörte, stand sie eilends auf und kam zu ihm. Wie aber die Juden, die bei ihr im Hause waren und sie trösteten, das sahen, folgten sie ihr nach und sprachen: „Sie geht zum Grabe, um da zu weinen." Sobald Maria zu Jesus kam, fiel sie ihm zu Füßen und sprach: „Herr, wärest du hier gewesen, so wäre mein Bruder nicht gestorben." Da nun Jesus sie und die Juden, welche zu ihr gekommen waren, weinen sah, wurde er im Geiste innigst gerührt und sprach: „Wo habt ihr ihn hingelegt? Sie sprachen: „Herr komm' und siehe! Und Jesus weinte. Da sprachen die Juden. „Sehet, wie er ihn lieb hatte! Einige aber von ihnen dachten an seine Wunder und sagten: „Könnte der, welcher die Augen des Blindgeborenen geöffnet hat, nicht machen, daß er nicht stürbe?"

Jesus begab sich an das Grab seines Freundes. Dieses war eine Höhle und ein Stein war darauf gelegt. Jesus sprach: „Hebet den Stein weg!" Da sprach Martha: „Herr, er riecht schon, denn er liegt schon vier Tage." Jesus aber sprach zu ihr: „Habe ich dir nicht gesagt, daß, wenn du glaubest, du die Herrlichkeit Gottes sehen wirst? Sie wälzten also den Stein hinweg. Jesus aber hob seine Augen in die Höhe und sprach: „Vater ich danke dir, daß du mich erhört hast. Ich wußte zwar, daß du mich allezeit erhörest, aber um des Volkes willen, das herumsteht, habe ich es gesagt, damit sie glauben, daß du mich gesandt hast." Darauf rief er mit lauter Stimme: „Lazarus, komm' heraus!" Und der Verstorbene kam sogleich heraus, an Händen und Füßen mit Grabtüchern gebunden und sein Gesicht war in ein Schweißtuch gehüllt. Da sprach Jesus: „Machet ihn los, und lasset ihn fortgehen."

Einige Zeit nachher, etwa 6 Tage vor seinem Leiden kam Jesus abermals nach Bethanien und ward von einem Bewohner dieser Stadt zu Gast geladen. Auch Lazarus ward unter den Geladenen, Martha bediente Jesum und Maria goß ein ganzes Pfund der theuersten und wohlriechendsten Salbe über seine hl. Füße, gleichsam um durch diese liebevolle Handlung die Einbalsamierung desjenigen vorzubereiten, der in Bälde für die Sünden der Welt sterben sollte. Man glaubt auch, daß Martha und ihre Schwester unter den hl. Frauen waren, welche den hl. Leichnam Jesu Christi vor seiner Grablegung einbalsamierten.

Die Schriftsteller der ersten christ. Zeit haben uns keine genaueren Nachrichten über die letzten Jahre der hl. Martha hinterlassen. Sie scheinen der Ueberzeugung gewesen zu sein, daß sie zu Jerusalem oder zu Bethanien gestorben sei. Erst viel später tauchte die Meinung auf, Lazarus und seine beiden Schwestern seien nach der Himmelfahrt Christi von den Juden verfolgt und auf ein Räuberschiff gebracht worden, von wo aus sie auf wunderbare Weise nach Marseille kamen. Mehrere Städte der Provence hörten diese Ankömmlinge eine neue Lehre verkünden und bekehrten sich zum Christentume. Nach dieser Legende gründete Lazarus die Kirche von Marseille, Maria verkündete das Wort Gottes in der Provence. Martha sammelte einige fromme Frauen, um sie im christl. Leben zu unterrichten. Nachdem sie zu Avignon ähnlich gewirkt hatte, starb sie zu Tarascon, wo sie mehr durch ihre frommen Werke, als durch Worte den christl. Glauben verbreitete. Ihre Reliquien wurden aber erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts verehrt, wo sie der Erzbischof Imber von Arles in einer über dem Grabe der Heiligen erbauten Kirche aussetzte. Das Haupt, welches von den übrigen Reliquien getrennt ist, wurde i. J. 1458 in einem silbernen und vergoldeten Sarge durch Renatus von Anjou in einer sehr feierl. Prozession beigesetzt. 20 Jahre später ließ Ludwig XI. die Reliquien in einem sehr künstlich gearbeiteten massiv goldenen Gefäße beisetzen. Das Fest der hl. Martha, das man ehemals am 19. Januar feierte, wurde auf den 29. Juli verlegt.

Der heilige Olaus kommt in England an.

Der heilige Olaus oder Olaf,

König von Norwegen. Martyrer. — Jahr 1030.

Gegen das Ende des 8. Jahrhunderts hatten die Inseln, welche das heutige England bilden, sehr viel von den feindlichen Einfällen barbarischer Horden zu

dulden. Unter ihnen zeichneten sich besonders die wilden und räuberischen, damals noch heidnischen Dänen aus. Auch unter der späteren Herrschaft der Könige Ethelwolf und Ehtelbald setzten sie ihr Unwesen fort. Nach Ethelbald kam sein Bruder Ethelred, ein christl. Prinz, auf den Thron Englands. Sein Hauptbestreben war darauf gerichtet, seine Unterthanen von den Bedrückungen und Räubereien der Dänen zu befreien. Da aber Ethelred keinen tauglichen Anführer seiner Truppen im eigenen Reiche fand, warf er sein Augenmerk auf Olaus, dessen Edelmut und Tapferkeit ihm schon damals bekannt waren. — Olaus war der Sohn von Harald Grenska, Fürsten von Westfold in Norwegen, von Seite seiner Mutter aber ein Enkel Galbrands Kutas, Statthalters des Thales Gulbrand. Schon von frühester Jugend an übte er sich fleißig in den Waffen, weil er sein Land von der tyrannischen Unterjochung der Dänen befreien zu können hoffte, unter welcher es seit der Teilung zwischen Sueno, König von Dänemark und Erich, Grafen von Norwegen schmachtete.

Im Jahre 1013 schiffte sich Olaus nach England ein und eilte dem dortigen Könige Ethelred zu Hilfe. In den folgenden, meist unentschiedenen Gefechten zeichnete er sich durch Mut und Tapferkeit sehr aus, bis es ihm gelang, in einer Hauptschlacht die Dänen aufs Haupt zu schlagen, ihr Heer zu zersprengen und viele Gefangene zu machen. Der Dänenkönig selbst fiel in der Schlacht. Nach dieser glänzenden Waffenthat hielt sich Olaus noch einige Zeit in England auf und verkündigte dort den heidnischen Bewohnern die Lehre des wahren Glaubens. Sodann kehrte er nach Norwegen zurück, wohin ihm der Ruf seiner großen Tapferkeit vorausgeeilt war. Jetzt wollte er die Aufgabe, welche er sich in seiner Jugend gestellt hatte, lösen und sein Vaterland von dem Dänenjoch befreien. Begeistert nahmen ihn seine Landsleute auf, begeistert traten sie unter seine Fahne. Allein er brachte nicht so viel Mannschaft zusammen, daß er den Dänenkönig Olaus Skotkonung mit Erfolg hätte bekriegen können. Deßwegen schloß er mit ihm einen für Norwegen vorteilhaften Frieden. Damals führten diese beiden Fürsten das sogenannte Romeskot, d. h. eine jährliche Abgabe ein, die dem päpstlichen Stuhl entrichtet wurde. Olaus ließ aus England Priester und Mönche kommen, die sowohl durch ihre Gelehrsamkeit als ihren Wandel ausgezeichnet waren. Unter ihrem Beistand gab er weise Gesetze und stellte die alten, welche oft dem Christentum entgegen waren, ab, und zwar nicht bloß in Norwegen, sondern auch in Island und auf den Inseln Orknei, derer er sich bemächtigt hatte. Da der Friede in allen seinen Ländern hergestellt war, suchte er auf jegliche Weise das Heidentum auszurotten. Er durchwanderte selbst die Städte, predigte das Evangelium, ließ die Götzentempel niederreißen und bestrafte die Rückfälligen. Die Heiden, darüber aufgebracht, verklagten ihn beim Könige Canut von England. Letzterer sandte den Rebellen sofort Hilfstruppen, mit deren Unterstützung sie den heiligen König besiegten und aus seinem Lande verjagten. Olaus floh nach Rußland, kehrte aber nach einiger Zeit zurück und wollte sein Königreich wieder erobern. Aber er fiel in der Schlacht von Sichstadt (in der Provinz von Drontheim), welche am 29. Juli 1030 geschlagen wurde. Er hatte 16 Jahre regiert. — Der heilige Olaus wurde zu Drontheim beigesetzt. Im folgenden Jahr ließ ihm der Bischof Grinkel in seiner Kirche öffentliche Verehrung erweisen und legte ihm den Titel Martyrer bei.

Magnus, ein Sohn des heiligen Königs, wurde im Jahre 1035 aus Rußland zurückberufen und auf den norwegischen Thron erhoben. Die Tugenden des Magnus steigerten noch die Verehrung seines Vaters, der nun zum Titularpatron der Domkirche von Drontheim erhoben wurde.

Der Leib des heiligen Olaus wurde im Jahre 1098 ohne alle Zeichen der Verwesung gefunden. Er war noch im nämlichen Zustande, als im Jahre 1541 die Lutheraner den Sarg, der ihn einschloß, raubten. Dieser Sarg war von einem unschätzbaren Werte. Das Schiff, welches den größten Teil dieses Kirchenraubes nach Dänemark führte, ging durch einen Sturm unter. Die Lutheraner behandelten den Leib des Heiligen mit Ehrfurcht und ließen ihn an dem Orte, wo er von jeher gelegen, in einen hölzernen Kasten, den sie in dem Sarge selber fanden. Im Jahre 1568 begruben sie ihn anständig in derselben Hauptkirche. Bei seinem Sarge sind viele Wunder geschehen und alljährlich bringen ihm sehr viele Wallfahrer ihre Verehrung dar.

Der hl. Simplicius und Faustin und die hl. Beatrix.

Martyrer. Jahr 303.

Der heilige Simplicius und der heilige Faustin wurden des Glaubens wegen grausam gefoltert und zu Rom im Jahr 303 während der diocletianischen Verfolgung enthauptet. — Ihre Schwester Beatrix zog ihre Leichname aus der Tiber und beerdigte sie; sodann hielt sie sich 7 Monate lang bei einer frommen Frau Namens Lucina verborgen, und brachte Tag und Nacht mit ihr im Gebet und guten Werken zu. Da entdeckte und verhaftete man sie. Ihr Ankläger war einer ihrer Verwandten, der ihr Vermögen an sich reißen wollte. Feierlich beteuerte sie vor dem Richter, daß sie niemals Götter aus Holz oder Stein anbeten werde. Auf ihr Bekenntnis folgte das Todesurteil; man erdrosselte sie im Gefängnis. Lucina begrub sie neben ihren Brüdern auf dem Kirchhofe ad ursum Pilateum genannt. Papst Leo brachte die Reliquien dieser drei Heiligen zu Rom in eine Kirche, die er ihnen zu Ehren hatte erbauen lassen. Heutigen Tages befinden sie sich in der Kirche zu Maria der Aelteren.

30. Juli.

Die heilige Julitta,

Martyrin.

Viertes Jahrhundert.

Die ersten Verfolgungsbefehle, die Kaiser Diocletian i. J. 303 gegen die Kirche erließ, raubten den Christen den Schutz der Gesetze und entzogen ihnen alle bürgerlichen Rechte. Der Kaiser wähnte, indem er so die ganze Welt gegen die Christen aufhetzte, sogar ihren Namen austilgen zu können. Aber er wußte nicht, daß das Christentum niemals siegreicher dasteht, als wenn seine Bekenner durch den Tod besiegt scheinen, und daß die göttliche Religion den Menschen seiner Schwachheit entkleidet und ihm Gewalt über Himmel und Hölle erteilt. Dies beweist der Martyrertod der hl. Julitta. Diese Heilige wohnte zu Cäsarea in Kappadocien und war an liegenden und fahrenden Gütern, sowie an Sklaven sehr reich. Ein Mann, der in derselben Stadt viel vermochte, beraubte sie des größten Teils ihres Vermögens und da sie ihn deshalb vor Gericht belangte, klagte er sie als Christin an. Sogleich ließ der Richter Feuer und Weihwasser herbeiholen und befahl ihr, den Götzen zu opfern, aber Julitta entgegnete ihm mit großem Mute: „Man kann mir meine Güter entreißen und sie Fremden zuteilen; man kann mir mein Leben rauben und meinen Körper in Stücke zerreißen; aber den Göttern zu opfern, dazu wird mich Niemand zwingen können. Nein! nein! niemals werde ich etwas thun, das dem Gotte mißfällt, der mich erschaffen hat. Durch den Verlust des Wenigen, das ich auf Erden besitze, werde ich den Himmel gewinnen." Diese Antwort brachte den Richter außerordentlich auf. Er bestätigte den Räuber in seinem ungerechten Besitze und verurteilte die Dienerin Jesu Christi zum Feuertode.

Unter Freude- und Dankesthränen vernahm Julitta das Todesurteil. Zugleich ermahnte sie die Brüder, dem Glauben unerschütterlich treu zu bleiben und Gott mit glühendem Eifer zu dienen. Die erstaunten Heiden konnten nicht begreifen, wie eine Person ihres Geschlechtes, ihres Alters und Ranges mit solchem Mute ihren Gütern und allen Freuden des Lebens entsagen könne, und bewunderten noch die Unerschrockenheit, mit der sie dem Tode trotzte.

Zum Tode geführt, bestieg sie mutig den Scheiterhaufen, auf dem sie den Geist aushauchte. Sie scheint vom Rauch erstickt worden zu sein, denn die Flammen, die sich wie ein Kranz um sie erhoben, berührten ihren Leib nicht und die Christen brachten ihn ganz unbeschädigt von dannen. Man setzte sie im Vorhofe der Hauptkirche von Cäsarea bei. Der heilige Basilius sprach im Jahre 375 folgendermaßen über diesen wertvollen Schatz: „Dieser Schatz segnet diesen Ort und alle, welche ihn betreten; hier ist ein Quell kostbaren Wassers entsprungen, so daß diese Martyrin, einer sorgsamen Mutter gleich, alle Bewohner der Stadt erquickt. Dieses Wasser erhält die Gesundheit und heilt die Krankheiten." Die hl. Julitta wird von den Griechen und Römern an diesem Tage verehrt.

Der heil. Abdon und der heil. Sennen,

Martyrer.

Drittes Jahrhundert.

Jene beiden Heiligen waren Perser von Geburt. Sie kamen Beide nach Rom, wo sie i. J. 250 während der Christenverfolgung des Decius unerschrocken den Glauben bekannten. Man ließ sie fürchterliche Folterqualen erdulden; allein je grausamer ihre Leiber gemartert wurden, desto schöner glänzte an ihnen die Gnade des Himmels. Die Christen von Rom behandelten sie nicht als Fremdlinge, sondern als Brüder, die durch die Hoffnung derselben Glückseligkeit mit ihnen verbunden wären. Sie trugen ihre Leichname heimlich weg und legten sie in das Haus eines Unterdiacons, Namens Quirinus, nieder.

Unter der Regierung Constantins des Großen versetzte man die Ueberreste dieser Heiligen auf den Gottesacker Pontian, der nachher den Namen dieser beiden Blutzeugen erhielt.

31. Juli.

Der heilige Ignatius von Loyola,

Stifter der Gesellschaft Jesu.

Jahr 1556.

Der heilige Ignatius wurde im Jahre 1491 im nördlichen Spanien geboren. Sein Vater war Grundherr von Ognez und Loyola und gehörte zu den Vornehmsten des Landadels. Er wurde am Hofe Ferdinands V., dem er als Edelknabe diente, erzogen. Sein Vater hatte ihn unter die Aufsicht des Anton

Manriquez, Herzogs von Najara, eines Verwandten, gestellt. Als dieser an dem jungen Ignatius Anlagen zum Kriegshandwerk bemerkte, ließ er ihn alle Uebungen durchmachen, welche zur Heranbildung eines tüchtigen Offiziers geeignet sind.

Dem jungen Edelknaben gefiel aber der Aufenthalt am Hofe bald nicht mehr; er sehnte sich nach dem Augenblick, in welchem es ihm erlaubt würde, in den Waffendienst zu treten. Seine Begierde nach Ruhm wurde durch das Beispiel seiner Brüder, welche sich in dem neapolitanischen Kriege auszeichneten, noch mehr angefacht.

Bei dem Heere stand er keinem Offizier an Mut nach. Er zeichnete sich bei der Einnahme von Najara, einer an der Grenze von Biscaja gelegenen Stadt, sehr aus. Obwohl er zum Siege sehr viel beitragen hatte, verlangte er doch keinen Anteil an der Beute; er war damit zufrieden, eine schöne Kriegsthat vollbracht zu haben. Das Spiel haßte er als eine Quelle des Geizes und Gezänkes, liebte hingegen die Dichtkunst und machte, ohne sich zuvor je mit schönen Wissenschaften abgegeben zu haben, ziemlich gute Verse in spanischer Sprache; man sagt, er habe ein kleines Gedicht zu Ehren des heiligen Petrus verfaßt.

Sein Lebenswandel war bis zum 29. Jahre nicht gerade erbaulich; er dachte nur an Frauendienst und Vergnügen. — Da führte aber die göttliche Vorsehung ein Ereignis herbei, welches eine gänzliche Umwandlung in ihm hervorbrachte.

Der heilige Ignatius von Loyola.

Das Ereignis war folgendes: Andreas von Foix überstieg im Jahre 1521 an der Spitze eines zahlreichen Heeres die Pyrenäen, fiel in Navarra ein und belagerte die Festung Pampelona. Hier war Ignatius als Befehlshaber angestellt. Trotz der tapfersten Verteidigung schossen die Franzosen bald eine große Bresche in die Festungsmauern. Ignatius stellte sich an die Spitze der Tapfersten vor diese Maueröffnung und erwartete den Feind mit gezücktem Schwerte; aber in der Hitze des Kampfes traf ihn ein Felsenstück an den linken Schenkel und eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm das rechte Bein.

Da die Navarresen ihn verwundet sahen, verloren sie den Mut und ergaben sich auf Leben und Tod. Die Franzosen behandelten die Besiegten großmütig, besonders den Ignatius, dessen Tapferkeit sie bewunderten. Sie trugen ihn in das Lager ihres Heerführers, und dann in einem Tragsessel in das nahegelegene Schloß Loyola.

Sogleich nach seiner Ankunft fühlte er große Schmerzen. Es überfiel ihn ein heftiges Fieber, das mit gefährlichen Anzeichen verbunden war. Ignatius verfiel in die äußerste Kraftlosigkeit und die Aerzte erklärten ihm, daß er nur noch wenige Tage zu leben habe.

Am Vorabende des Festes der heiligen Apostel Petrus und Paulus empfing er die heiligen Sterbsakramente, und man glaubte, er werde die Nacht nicht mehr überleben. Doch genas er gegen alle Erwartung. Er selbst sah die Wiedererlangung seiner Gesundheit als ein Wunder an, das er der Fürsprache des heiligen Petrus zuschrieb, zu dem er immer ein großes Zutrauen hatte. Doch diese unerwartete Genesung befreite ihn nicht von seiner krankhaften Liebe zu Weltehre und Weltlust. Sein Schenkel war sehr mißgestaltet; denn unter dem Knie ragte ein Knochen zu weit hervor und hinderte ihn lange, wohlgeschlossene Stiefel zu tragen. Er entschloß sich daher, diesen Knochen abnehmen zu lassen. Umsonst stellten ihm die Aerzte vor, dies würde mit unsäglichen Schmerzen verbunden sein. Ja, er wollte sich nicht einmal weder binden noch halten lassen, man sägte ihm also den Knochen weg, wobei er sein Gesicht nicht im mindesten verzog. Da nach der Verwundung auch einer seiner Schenkel kürzer wurde, unterzog er sich gleichsam einer mehrtägigen Folter, indem er mit einer eisernen Maschine das Bein gewaltsam strecken ließ. Es war aber unmöglich, demselben wieder die Länge des andern zu geben, und so blieb sein rechtes Bein immer ein wenig kürzer als sein linkes.

Da er nach dieser Operation das Bett hüten mußte und große Langweile hatte, verlangte er zum Zeitvertreib einige Romane zu lesen. Er war für solche Bücher, sowie für jene, welche die Abenteuer von Glücksrittern erzählten, immer sehr eingenommen. Da man aber in seiner Umgebung keine Romane fand, brachte man ihm das Leben Jesu und der Heiligen. Anfangs las er diese Bücher nur zum Zeitvertreib, gewann sie aber bald so lieb, daß er ganze Tage damit zubrachte. Er konnte nicht müde werden, an den Heiligen ihre Liebe zur Einsamkeit und zum Kreuze zu bewundern. Aber dabei blieb er nicht stehen, sondern faßte mit eiserner Willenskraft den Entschluß, sich in eine Einsiedelei zu begeben und jene Heiligen nachzuahmen. Deswegen fing er an, seinen Körper

mit der größten Strenge zu behandeln. Jede Nacht stand er auf, um in Dunkelheit und Stille seine Sünden zu beweinen. Als er einmal so bei nächtlicher Weile vor dem Bildnisse der allerseligsten Jungfrau Maria hingestreckt lag, opferte er sich, von heißen Andachtsgefühlen durchglüht, ganz dem Erlöser auf und schwur ihm und Maria, seiner hochbegnadigten Mutter, ewige Treue.

Don Martin Garzias, sein ältester Bruder, welcher durch den Tod ihres Vaters Don Bertram Herr von Loyola geworden war, wandte alles an, seinen Entschluß zu ändern und ihn in der Welt zurückzuhalten. Aber der Wille des heiligen Ignatius stand ein für allemal fest. Als er genesen war, bestieg er ein Pferd, dem Anscheine nach, um den Herzog von Najara, der in der Nähe wohnte und sich öfters nach seinem Befinden erkundigt hatte, zu besuchen. Von da schickte er aber unter irgend einem Vorwande seine zwei Diener nach Hause zurück und ging allein nach der berühmten Benetiktiner-Abtei von Montserrat, welche im Jahre 880 gestiftet worden war. In diesem Kloster lebte ein Ordensgeistlicher von außerordentlicher Heiligkeit Namens Johannes Chanones. Diesem legte er unter vielen Thränen eine Generalbeicht ab. Schon im nächsten Dorfe, das am Fuße der Abtei liegt, kleidete er sich als Büßer mit der Absicht, eine Pilgerfahrt nach Jerusalem zu machen. Sein frommer Beichtvater, dem er den Plan seiner künftigen strengen Lebensweise mitteilte, stärkte ihn in seinem Vorhaben.

Am Mariäverkündigungsfest des Jahres 1522 empfing er die heilige Kommunion und verließ dann Montserrat aus Furcht, erkannt zu werden. Seinen Degen hängte er an einen Pfeiler des Altars auf, zum Zeichen, daß er dem weltlichen Kriegsdienste entsagt habe, ließ sein Pferd im Kloster zurück und nahm bloß die Bußwerkzeuge mit sich, die er von seinem Beichtvater verlangt und erhalten hatte. Nachdem er seine Kleider einem Armen geschenkt hatte, reiste er ab mit entblößtem Haupte, den Pilgerstab in der Hand und bloß an dem noch kranken Fuße einen Schuh habend, und begab sich nach Manresa, wo sich ein Dominikanerkloster und ein Hospital für Pilgrime und Kranke befand. In diesen Ort des Elends und der Armut begab sich Ignatius, um in Mitte der Armen als der Aermste zu leben. Er übte sich jetzt in allen Bußwerken und bettelte sein Brod auf der Straße, wobei er oft grob angefahren oder von den Kindern verspottet wurde. Doch er ertrug alle Unbilden mit freudigem Herzen, so daß alle Einwohner Manresas seine Geduld und Sanftmut bewunderten.

Um aber auch diese Art von Ruhm zu fliehen und der Verehrung, welche das Volk für ihn hegte, zu entgehen, verbarg er sich in einer sechshundert Schritte vor der Stadt gelegenen Höhle. Hier verdoppelte er seine Bußübungen und trieb es sogar so weit, daß seine Gesundheit sehr stark darunter litt. Man fand ihn eines Tages bewußtlos vor dem Eingange der Höhle liegen und trug ihn dann in das Hospital von Manresa.

Ignatius hatte sich seit seiner Bekehrung eines tiefen Seelenfriedens erfreut; Gott prüfte ihn aber

Ignatius von Loyola im Kriegsdienste.

jetzt auf eine furchtbare Weise. Er wurde von unsäglicher innerer Angst beunruhigt, von Zweifeln und Gewissensbissen gequält. Er empfand keine Süßigkeit mehr beim Gebet, keinen Geschmack an seinen Bußübungen, keinen Trost beim Empfange der heil. Sakramente. Seine durch Traurigkeit niedergebeugte Seele war gleichsam in ein Meer von Bitterkeit versunken. Aus Mitleid über seinen trostlosen Seelenzustand nahmen ihn die Dominikaner liebevoll in ihr Haus auf, allein er sank in düstere Schwermut. Oft war er nahe daran, in volle Verzweiflung zu geraten. Indessen setzte er aber das Gebet immer fort, fest überzeugt, daß die Prüfungen in der Hand Gottes ein Mittel zu seiner Heiligung seien. Um den Beistand Gottes desto sicherer zu erlangen, nahm er sieben Tage lang gar keine Nahrung zu sich und hätte sein Fasten noch weiter getrieben, wenn ihn sein Beichtvater nicht davon abgehalten hätte. Kurze Zeit darauf kehrten Ruhe und Frieden wieder in sein Herz zurück und er verkostete aufs neue die geistigen Süßigkeiten, bei deren Mangel er einer so großen inneren Leere und Trockenheit anheimgefallen war.

Diese Prüfungsschule, die er durchzumachen hatte, verschaffte ihm in der Folge eine erstaunliche Gewandtheit in Beruhigung ängstlicher Seelen.

Bei allen Gnadenerweisungen, welche ihm Gott zu teil werden ließ, folgte er nie seinen eigenen Ermessen, sondern in allem dem Rate seines Beichtvaters, eines heiligmäßigen Dominikaners zu Manresa und jenes Geistlichen zu Montserrat, welchem er seine erste Beicht nach seiner Bekehrung abgelegt hatte und den er jede Woche besuchte.

Spanien hatte gerade damals und auch noch später eine Menge solcher christlichen Geistesmänner, wie man aus den Werken des heiligen Petrus von Alcantara, eines Johannes von Avila, einer hl. Theresia und Anderer ersehen kann.

Ignatius, der anfänglich bloß an seiner eigenen Vervollkommnung arbeitete, wurde von glühendem Verlangen ergriffen, auch für das Seelenheil seiner Nebenmenschen zu sorgen. Aus tiefstem Mitleide beim Anblicke verstockter Sünder und ganz mit dem Gedanken beschäftigt, wie er Gottes Ehre am besten verbreiten könne, sprach er oft zu sich selber: „Es ist nicht genug, daß ich dem Herrn diene; es müssen ihn alle Herzen lieben und alle Zungen lobpreisen.“ So lieb er auch seine Einsamkeit gewonnen hatte, so verließ er sie doch jedesmal, wenn seine Gedanken auf den Nebenmenschen gelenkt wurden, und legte seine elende ja ekelhafte Kleidung ab, um jene, die er bekehren wollte, durch seine Erscheinung nicht abzustoßen. Auch mäßigte er seine außerordentlichen Bußübungen und ermahnte sodann die Sünder zur Buße und zur Ausübung guter Werke. Um diese Zeit verfaßte er auch seine geistlichen Uebungen, die er später umarbeitete und zu Rom im Jahre 1548 veröffentlichte.

Immer haben fromme Personen, nach dem Beispiele Jesu Christi und der Heiligen aller Jahrhunderte, die Einsamkeit geliebt; immer anerkannte man auch die Notwendigkeit geistlicher Betrachtungen; Ignatius aber hat auf eine neue und leichtfaßliche Weise allen Menschen zu dieser Gebetsweise den Weg gebahnt. Er hat die Bekehrung der Sünder, die er stufenweise bis zur höchsten Vollkommenheit hinanführte, gleichsam zu einer Kunst erhoben. Er stellte in seinem Buche den Satz auf: Man solle niemals die Betrachtung unterlassen, noch die für sie bestimmte Zeit innerer Trockenheit der Seele abkürzen; man solle im Schwunge tiefer Andachtsglut kein Gelübde ablegen, weil es notwendig sei, zuvor andere anzuhören und um Rat zu fragen; neben der allgemeinen täglich vorzunehmenden Gewissenserforschung solle man noch eine besondere über seine Hauptleidenschaft und Lieblingssünde abhalten, und um deren Aufhebung oder um Erlangung einer Tugend flehen, die man noch nicht besitze. Er stellte den ausgezeichneten Grundsatz auf: „Wenn uns Gott einen Weg vorgezeichnet hat, so sollen wir denselben betreten, ohne an einen andern zu denken, etwa unter dem Vorwande, es sei letzterer leichter und sicherer. Es ist eine List des Teufels, daß er der Seele einen Stand vorhält, der zwar wahrhaft heilig, ihr aber unerreichbar oder wenigstens von dem ihr vorgeschriebenen so verschieden ist, daß er ihr nur Abneigung oder Lauigkeit gegen den Stand einflößt, für den sie Gott bestimmt und der deßhalb der beste für sie ist; gleichermaßen stellt der böse Feind der Seele oft Handlungen vor, als seien sie heiliger und nützlicher, als die, welche sie ausübt, damit sie an ihrer gegenwärtigen Lebensweise Ekel empfinde.“ Im Jahre 1548 bestätigte Papst Paul III. die geistlichen Uebungen des heil. Ignatius als ein vom Geiste Gottes durchdrungenes und zur Erbauung und Förderung des inneren Lebens der Gläubigen sehr passendes Buch.

Loyola in Chanones.

Nach zehnmonatlichem Aufenthalt in Manresa entschloß sich Ignatius zur Abreise in das gelobte Land, die Thränen seiner Freunde waren nicht im Stande diesen Entschluß zu ändern. Er wollte allein reisen und verschmähte alles Reisegeld, das man ihm anbot. In Barcelona angelangt, schiffte er sich nach Italien ein und landete nach fünftägiger Fahrt in Gaeta.

Von da ging er dann nach Rom, Padua und

Venedig. Er reiste ganz allein zu Fuß, fastete jeden Tag und bettelte nach seiner Gewohnheit. Das Osterfest hielt er zu Rom; von da begab er sich nach Venedig, wo er sich in ein Schiff aufnehmen ließ, das im Begriffe stand, nach der Insel Cypern zu fahren. Sogleich bei seiner Ankunft in Cypern fand er ein Schiff, das eben weiter fahren wollte und voll von Pilgern war. Ignatius bestieg dasselbe und nach einer 48tägigen Seefahrt seit seiner Abreise von Venedig kam er nach Jaffa. Von da an nahm er seinen Weg nach Jerusalem, wo er am 4. September mit den übrigen Pilgrimen ankam. Der Anblick der heiligen Orte erfüllte ihn mit der größten Freude und bei ihrem Besuche empfand er die lebhaftesten Gefühle der Andacht und Zerknirschung. Wohl hatte er sich vorgenommen, dieselben nie mehr zu verlassen, aber der Provinzial der Franziskaner, dem der hl. Stuhl unbedingte Vollmacht über alle Pilgrime erteilt hatte, befahl ihm, seinen Vorsatz aufzugeben. Er gehorchte, nachdem er vorher wiederholt einige der heil. Orte besucht und die Fußstapfen noch einmal betrachtet hatte, welche Jesus Christus bei seiner Auffahrt in den Himmel auf dem Oelberg zurückgelassen hatte. Nun schiffte er nach Europa zurück, wo er im Monate Januar des Jahres 1524 in Venedig ankam. Von da an ging er sogleich weiter nach Genua und von da nach Barcelona.

Ganz begeistert, sich dem Altardienste zu weihen und am Heil der Seelen zu arbeiten, entschloß er sich, die Grammatik zu erlernen. Deswegen wandte er sich an Hieronymus Ardebal, der damals zu Barcelona öffentlich lehrte. Der heil. Ignatius war damals 33 Jahre alt. Die Beschäftigungen seiner Jugend und die Uebungen seines betrachtenden Lebens machten es ihm beinahe unmöglich, seinen Geist mit den geringfügigen grammatischen Regeln anzufüllen. Da er ganz in Gott lebte und schwebte, vergaß er oft sogleich das wieder, was er so eben gelesen hatte. Als er z. B. das Zeitwort amo (ich liebe) abhandeln sollte, erweckte er sogleich eine Uebung der Liebe und sprach: „Ich liebe dich mein Gott und du liebst mich; lieben und geliebt werden, und weiter Nichts!“

Doch durch seine Gewalt über sich selbst machte er nach und nach einige Fortschritte. Mehrere Personen rieten ihm die Werke des Erasmus, besonders seinen christlichen Soldaten zu lesen. Er that es, fand aber, daß das Lesen dieser Schriften ihn nicht begeisterte, dagegen ließ er keinen Tag vorübergehen, ohne in der Nachfolgung Christi zu lesen. Hier fand er einen Stoff, der seine Seele speiste und seine glühende Andacht vermehrte. Der Nutzen, den er aus diesem Buche zog, bewirkte, daß er es allen dringend empfahl, denen an ihrem Seelenheil Etwas gelegen war.

Er teilte seine Zeit so gut ein, daß er noch freie Stunden für die Bekehrung der Sünder fand. So führte er eine bessere Lebensweise in dem Nonnenkloster „zu den Engeln,“ wo es sehr ärgerlich hergieng, ein. Diejenigen Personen in der Welt, welche an genannten Unordnungen Teil nahmen, wurden dadurch sehr erbittert und rächten sich an dem hl. Ignatius durch die größten Verunglimpfungen. Nachdem unser Heiliger zwei Jahre lang in Barcelona studiert hatte, gieng er nach Alkala, einer Hochschule, welche der Kardinal Ximenes gegründet hatte, und die damals in der größten Blüte stand, um die Weltweisheit zu erlernen. Seine große Lernbegierde trieb ihn an, mehrere wissenschaftliche Fächer zugleich zu studieren; aber die Mannigfaltigkeit derselben brachte Verwirrung in seine Gedanken, so daß er nichts recht behalten konnte, obgleich er sehr eifrig studierte. Er wohnte in einem Hospital, wo er nur von Almosen lebte; dabei war er, sowie vier Genossen, die an seinen guten Werken Anteil nahmen, sehr ärmlich gekleidet. Er unterrichtete die kleinen Kinder in dem Katechismus und besaß eine sehr große Gabe, ihnen die Liebe zur Tugend einzuflößen. Auch errichtete er in diesem Hospital Wohlthätigkeitsvereine und bekehrte längstverstockte Sünder durch seine Ansprachen. Eine seiner ausgezeichnetsten Bekehrungen war die eines sehr leichtsinnigen Mannes, der die ersten kirchlichen Ehrenstellen in Spanien bekleidete. Seine ausgezeichnete Wirksamkeit verschaffte ihm zwar viele Bewunderer, zog ihm aber auch viele Feinde zu.

Einige klagten ihn der Zauberei an, andere verriefen ihn als Ketzer oder als Anhänger einer damals in Spanien einheimischen und mit dem Bannfluch belegten Sekte, welche sich selbst den Namen: „Erleuchtete“ beilegte. Ja, die Sache kam so weit, daß er vor dem Inquisitionsgericht angezeigt wurde. Allein nach genauer Untersuchung erklärten ihn die Richter für unschuldig und sprachen ihn von allen Anklagen frei. Bald darauf ward er vor den Großvikar des Bischofs geladen, weil er sich das Recht anmaße, den Katechismus auszulegen, wozu er weder hinlängliche Kenntnis, noch einen höheren Auftrag besitze. Man steckte ihn ins Gefängnis und ließ ihn 42 Tage darin. Endlich ward er durch einen Gerichtsbeschluß vom 1. Juni 1527 freigesprochen, doch verbot man ihm, sowie seinen Genossen, in Zukunft irgend einen Religionsunterricht zu erteilen. — Sofort machte er einen Besuch bei Alphons Fonseka, Erzbischof von Toledo. Dieser hohe Kirchenfürst war bei seinem Anblicke ganz entzückt und riet ihm, Alkala zu verlassen und auf die Hochschule von Salamanka zu ziehen, wo er ihn unter seinen besonderen Schutz nehmen werde. Sobald Ignatius in Salamanka ankam, begann er am Heile der Seelen zu arbeiten. Die Heiligkeit seines Lebens und die Genauigkeit seines Unterrichtes bewirkten, daß ihm bald eine große Menge Volkes nachlief, was hinreichte, ihn neuen Verdächtigungen auszusetzen. Aus Furcht, er führe gefährliche Gebräuche ein, ließ ihn der Großvikar von Salamanka auf 22 Tage einsperren; als er jedoch seine Unschuld einsah, erklärte er dies öffentlich. Nach seiner Freilassung entschloß er sich, Salamanka zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, um auf der Hochschule von Paris seine Studien fortzusetzen oder vielmehr auf's neue zu beginnen.

Das Geld, das ihm seine Freunde zur Reise schenkten, nahm er für dieses Mal an, weil er wußte, daß

er in einem fremden Königreiche Unterhaltungsmittel besitzen müsse, zumal er daselbst seine Studien machen wollte. Mitten im Winter reiste er ab und kam im Anfang Februar im Jahre 1528 nach Paris. Er verwandte zwei Jahre darauf, sich in der lateinischen Sprache weiter auszubilden und hörte erst alsdann Vorlesungen über die Weltweisheit. Anfangs wohnte er im Kollegium von Montaigu; da ihm aber ein Dieb seinen ganzen Barvorrat an Geld nahm, ward er gezwungen, in das Hospital des hl. Jakobus zu ziehen, wo die Spanier unentgeltlich aufgenommen wurden.

Weil er aber hier nur ein Obdach hatte, so mußte er täglich sein Brot von Haus zu Haus betteln. In der darauf folgenden Vakanz machte er eine Reise nach Flandern, um von spanischen Kaufleuten, welche dort ansäßig waren, einige Unterstützung zu erhalten. Auch seine Freunde in Barcelona unterstützten ihn. Drei und ein halb Jahre lang studierte er die Weltweisheit im Kolleg zur heil. Barbara, wobei er nebenher mit allem Eifer an dem Seelenheil der Schüler arbeitete, welche mit ihm dieselben Vorlesungen besuchten; mehrere unter ihnen gewann er dafür, daß sie sich an Sonn- und Festtagen ausschließlich mit Vollbringung guter Werke beschäftigten und dem Gebete oblagen. Der heilige Ignatius ward nach Beendigung seiner philosophischen Studien zum Magister erhoben und begann jetzt sogleich die Gottesgelehrsamkeit bei den Dominikanern zu erlernen. Franz Xavier, obgleich noch sehr jung, hielt damals Vorlesungen über die Weltweisheit. Er besaß ein ausgezeichnetes Talent, war aber auch von eitler Ruhmgier ganz erfüllt. Ignatius unternahm es, ihn zu bekehren, was ihm auch dadurch gelang, daß er ihm die Nichtigkeit alles irdischen Ruhmes nachwies und ihm die Ueberzeugung beibrachte, daß wir nur nach dem Ewigen streben sollen.

Vier weitere Studierende der Theologie auf der Universität Paris gesellten sich zu Ignatius, der Le Fevre und Franz Xavier bereits zu Anhängern hatte. Drei von ihnen waren aus Spanien und besaßen glänzende Fähigkeiten. Der Erste, namens Jakob Laynez, war geboren zu Almazan in der Diözese Sequenza und stand im 21. Lebensjahre. Der Zweite zählte erst 18 Jahre und hieß Alphons Salmaron. Nicolas Alphons, mit dem Beinamen Bobadilla von seinem Geburtsort her, war der Dritte. Simon Rodriquez, geboren zu Azevedo in Portugal, war der Vierte. Durch das Vorbild und die Aufmunterungen des Ignatius begeistert, waren sie alle fest entschlossen, der Welt zu entsagen und als Glaubensprediger in das gelobte Land zu ziehen; wenn aber dieses Vorhaben auf unüberwindliche Hindernisse stoßen sollte, so wollten sie dem Statthalter Jesu Christi ihre Dienste antragen und die Ehre Gottes auf die ihm geeignetst scheinende Weise fördern. Da der größere Teil von ihnen das Studium der Gottesgelehrsamkeit noch nicht vollendet hatte, so schrieb ihnen Ignatius eine bestimmte Zeit zur Vollendung ihrer wissenschaftlichen Ausbildung vor und bestimmte als Frist den Zeitraum vom Monate Juli des Jahres 1534 bis zum 25. Januar 1537. Weil er aber ihren Eifer nicht erkalten lassen wollte, so traf er Anstalt, daß sie das Gelübde, welches er ihnen vorlegte, bald möglichst ablegen könnten.

Die Gründung der Gesellschaft Jesu. Nach Lindenschmidt.

Die unterirdische Kapelle des Montmartre, wo nach allgemeiner Annahme der hl. Dionysius, Apostel von Frankreich, enthauptet wurde, sollte der Schauplatz ihrer feierlichen Schwüre und gänzlichen Hingabe an Gott sein. Ignatius bestimmte das Fest Mariä Himmelfahrt des Jahres 1534 zum Tage dieser Feierlichkeit. Peter Le Fevre, der nicht lange vorher die heilige Priesterweihe erhalten hatte, las die heilige

Messe, in welcher alle kommunizierten. Hierauf legten sie alle mit erhobener und deutlicher Stimme das Gelübde ab, zur vorgeschriebenen Zeit sich nach Palästina zu begeben, oder wenn das unmöglich wäre, sich dem heiligen Vater zu Füßen zu werfen, wie sie es schon früher ausgemacht hatten. Auch verpflichteten sie sich, für ihre religiösen Dienstleistungen nichts anzunehmen. Ignatius schrieb ihnen regelmäßige Andachtsübungen vor und suchte sie durch die Bande gegenseitiger inniger Liebe fest an einander zu ketten; aber bald ward er gezwungen, sich von ihnen zu trennen. Seine Gesundheit litt so merklich, daß die Aerzte ihm den Aufenthalt in Paris untersagten, und den Aufenthalt in heimatlicher Luft anrieten.

Nachdem er für alles Vorsorge getroffen hatte, reiste er im Anfange des Jahres 1535 nach Spanien ab. In der Provinz Guipuscoa nahm man ihn auf die ehrenvollste Weise auf. Seine Familie sah ihn mit der größten Freude wieder und setzte ihm auf die liebevollste Weise zu, auf das Schloß Loyola zu kommen; allein sie vermochte ihn nicht hiezu zu bewegen. Er nahm vielmehr seine Wohnung im Hospitale der Stadt Aspetia. Der Anblick der Orte, in denen er früher ein weltliches Leben geführt hatte, zwang ihn zu dem Entschlusse, seine gewohnten Bußübungen zu verdoppeln. Er kleidete sich daher in ein rauhes Bußgewand, umgürtete seine Lenden mit einer schweren eisernen Kette, und marterte jede Nacht seinen Körper um so mehr, je mehr seine Gesundheit sich wieder herstellte. Um aber auch für die Nebenmenschen etwas zu thun, gab er den Kindern Unterricht im Katechismus. In seiner Jugend war er einmal mit seinen Kameraden in einen Garten gestiegen und hatte dort Obst herabgeworfen. Dieses Diebstahls wurde ein armer Mensch fälschlich angeklagt, in den Kerker geworfen und zum Schadenersatz verurteilt. Schon das erstemal, als Ignatius eine Ansprache an das Volk hielt, erklärte er öffentlich, daß er der Schuldige sei, bat für seinen Fehler um Verzeihung und schenkte jenem armen Manne, der seinem Vortrage selbst zuhörte, als Schadenersatz zwei Meierhöfe, die ihm bis jetzt noch gehört hatten. Auch fügte er die Bemerkung bei, dieser Wiedererersatz sei es hauptsächlich gewesen, um dessentwillen er seine Reise nach Spanien gemacht habe.

Während Ignatius so in seiner Heimat für die Ehre Gottes arbeitete, setzten seine Genossen zu Paris ihre Studien eifrig fort, ohne jedoch ihre frommen Uebungen zu vernachlässigen. Ihre Zahl vermehrte sich damals um drei andere Theologen, welche Le Fevre durch die geistlichen Uebungen prüfte und zum Dienste des Herrn geeignet fand. Der erste war Claudius Le Jay von Annecy; der zweite Johann Codure und der dritte Pasquier Brouet, beide letztere Franzosen, der eine aus der Diözese Embrün, der andere aus dem Bistum Amiens; so waren sie jetzt also ihrer zehn, wenn man den hl. Ignatius mit einrechnet.

Da unser Diener Gottes seine Anwesenheit in Spanien nicht mehr für notwendig hielt, begab er sich auf die Reise nach Italien und kam, nachdem er zu Wasser und zu Lande große Gefahren bestanden hatte, gegen Ende des Jahres 1536 in Venedig an. Auch seine Gefährten kamen im Anfange des folgenden Jahres zu ihm in diese Stadt, wo sie sich hauptsächlich in den Werken der Barmherzigkeit und Demut übten. In den Hospitälern belehrten sie die Unwissenden, warteten die Kranken ab, standen den Sterbenden bei und begruben die Toten.

Ignatius glaubte nun seine Genossen nach Rom senden zu müssen. Papst Paul III. nahm sie sehr liebevoll auf und erlaubte denen unter ihnen, die noch nicht Priester waren, sich von jedem beliebigen Bischofe die hl. Weihe erteilen lassen zu dürfen. Auch auf Ignatius dehnte er diese Erlaubnis aus. Sie ließen sich daher alle in Venedig vom Bischofe von Arba die hl. Weihe erteilen und bezogen dann eine Einsiedelei bei Vincenza, um sich durch Geistessammlung, Fasten und Gebet zum ersten heil. Meßopfer vorzubereiten. Während aber alle die erste hl. Messe in den Monaten September und Oktober lasen, wartete Ignatius bis Weihnachten, weil er von der Erhabenheit dieses göttlichen Geheimnisses zu sehr durchdrungen war; hierauf verteilten sie sich in die Ortschaften um Vincenza und Verona, um dem Volke die Notwendigkeit der Buße zu predigen, wobei sie keinen andern Lebensunterhalt hatten, als was ihnen christliche Liebe um Gottes willen mitteilte.

Da der Kaiser und die Venetianer den Türken den Krieg erklärt hatten, konnten sich die Diener Gottes unmöglich nach Palästina begeben. Da es zudem den Anschein hatte, das Meer werde noch lange Zeit nicht frei befahren werden können, so reisten Ignatius, Le Fevre und Laynez nach Rom, warfen sich zu den Füßen des Papstes und erklärten sich zu jedem Dienste bereit, den der hl. Vater ihnen auferlegen wolle. Da öfters Personen an die Genossen des hl. Ignatius die Frage stellten: „Wer sie denn seien?“ — so befahl ihnen Ignatius zu antworten: sie hätten einen Bund geschlossen, unter der Fahne Jesu gegen Ketzerei und Laster zu kämpfen und würden daher am geeignetsten Gesellschaft Jesu genannt. Auf seiner Reise von Siena nach Rom traf Ignatius eine halbzerfallene Kapelle und betrat sie, um da zu beten; kaum hatte er aber sein Gebet begonnen, da schaute er Gott den Vater, der ihm seinen Sohn entgegen hielt, und Jesus Christus mit schwerem Kreuz beladen, der ihm in Rom gnädig zu sein versprach. Sobald er in dieser Stadt angekommen war, stellte er sich mit seinen Gefährten dem Papste vor. Der hl. Vater befahl Le Fevre und Laynez, im spanischen Kolleg Vorlesungen zu halten; der eine erteilte Unterricht in der scholastischen Theologie, der andere erklärte die hl. Schrift. Ignatius unternahm unter dem Schutze des apostolischen Stuhles die Verbesserung der Sitten durch Abhaltung geistlicher Uebungen und christlicher Vorträge.

Nach seiner Rückkehr von Monte Casino, wohin er eine Reise gemacht hatte, traf Ignatius einen neuen Gefährten in der Person des Spaniers Franz Strada. Nun glaubte er, sei der rechte Zeitpunkt zur Gründ=

ung seiner Anstalt gekommen, um mit jenen, die sich mit ihm zur Ehre Gottes verbunden hatten, einen religiösen Orden zu stiften. Er befahl daher allen seinen in ganz Italien zerstreuten Genossen, nach Rom zu kommen, wo sie sich auch alle Ausgangs der Fastenzeit im Jahre 1538 zusammenfanden. Nachdem sie Gott einmütig angefleht hatten, ihnen seinen Willen kund zu thun, legte Ignatius seinen Plan vor, den alle gut hießen. Sie beschlossen alle zu den Gelübden der Armut und Keuschheit auch noch das des immerwährenden Gehorsams zu fügen, um so dem Sohne Gottes ähnlich zu werden, der bis zum Tode am Kreuze gehorsam war. Zu diesem Zwecke wollten sie einen Obergeneral wählen, dem sie alle wie Gott selbst zu gehorchen hätten. Dieser General sollte lebenslänglich sein und ganz unbeschränkte Macht über seine Untergebenen haben. Zu diesen drei Gelübden fügten sie später noch ein viertes hinzu, wodurch sie sich verpflichteten, überall hinzugehen, wohin sie der Statthalter Jesu Christi nur senden möge, um am Heile der Seele zu arbeiten, und zwar ohne alle Unterstützungsmittel, sich allein auf das Almosen verlassend. Auch setzten sie fest, daß, wer die Ordensgelübde einmal abgelegt habe, weder insbesondere, noch im allgemeinen etwas zu eigen haben dürfe; daß aber ihre Ordenshäuser Einkünfte und Renten beziehen dürften, um die Kosten für die Zöglinge ihres Ordens zu bestreiten.

Sobald Govea, damals Vorstand des Kollegiums der hl. Barbara, vernahm, daß der König von Portugal Missionsprediger für die Bekehrung der Indianer suche, ließ er ihm melden, daß die Gefährten des hl. Ignatius die tüchtigsten Männer zu diesem wichtigen Amte wären. Der König begehrte demnach vom hl. Ignatius sechs Glaubensprediger, konnte aber blos zwei erlangen, nämlich Simon Rodriquez und Franz Xavier. Der erste blieb in Portugal zurück, der zweite schiffte sich nach Indien ein und wurde ihr Apostel. Nachdem Ignatius die Verleumdungen, mit denen man seinem und seiner Gefährten guten Namen zu schaden gesucht hatte, überwunden hatte, legte er dem Papste Paul III. den Plan seiner Anstalt vor. Drei Kardinäle wurden zu dessen Prüfung bestellt. Sie verwarfen ihn anfänglich, weil sie dachten, der verschiedenen religiösen Orden seien ohnehin schon so viele; doch änderten sie ihre Ansicht und auf ihre Gutheißung bestätigte der Papst durch eine Bulle vom 27. September 1540 den neuen Orden unter dem Namen der Gesellschaft Jesu. Ignatius wurde zum Obergeneral erwählt; doch widersetzte er sich lange dieser Wahl, bis er sich endlich fügte. Er übernahm die Leitung der Gesellschaft Jesu am Osterfeste des Jahres 1541, legte dann unmittelbar dem Papste das Versprechen des Gehorsams ab, worauf seine Gefährten ihm, als ihrem General, dasselbe leisteten. Der neue General begann seine Thätigkeit mit dem Religionsunterrichte in der Kirche der hl. Maria de Strata, die ihm später ganz übergeben wurde. Nebenbei übte er verschiedene Werke der Frömmigkeit und Barmherzigkeit; aber diese frommen Werke ließen ihn seine neu errichtete Gesellschaft nicht vergessen. Er verfaßte seine Satzungen oder Regeln, nach welchen sich jeder hinsichtlich seiner eigenen, und seines Nebenmenschen Heiligung, sowie in der Kindererziehung zu richten hatte. Er schrieb seinen Ordensuntergebenen keine besondere Kleidung vor, sondern ließ sie die gewöhnliche geistliche Kleidung jener Zeit tragen. Auch verpflichtete er sie nicht zum Chorgebet, damit sie sich ausschließlich ihren Amtsverrichtungen widmen könnten.

Der glänzende Eifer, den Ignatius für die Ehre Gottes zeigte, gab ihm den Plan zu jenen vielen frommen Anstalten, wofür ihm Rom dankbar ist. Er gründete ein Haus zur Aufnahme von Juden, die sich bekehren wollten, wo sie während der Zeit ihres Unterrichtes unentgeltlich bleiben konnten; ein anderes für Aufnahme liederlicher Dirnen, welche ihren Ausschweifungen entsagen wollten, ohne zum Klosterleben in dem Ordenshause der Büßerinnen befähigt zu sein. Auch noch andere Häuser stiftete er; so das eine zur Aufnahme von Waisenkindern, das zweite für junge Mädchen, welche ihre Armut in Gefahr brachte, ihre Unschuld zu verlieren. Während er sich so zu Rom mit guten Werken beschäftigte, verlangte man von allen Seiten Seelenführer, die unter seiner Leitung gebildet worden waren. Franz Xavier wurde, wie wir bereits angeführt haben, unter dem Schutze des Königs Johannes des III. nach Indien geschickt. Johann Nugez und Louis Gonzalez giengen in die Königreiche Fez und Marocco, um die christlichen Sklaven zu unterrichten. Im Jahre 1547 zogen vier nach Congo in Afrika, einige Jahre später sandte man dreizehn nach Abyssinien; unter den letzteren befand sich Johann Nugez, den der Papst zum Patriarchen von Aethiopien erwählt hatte; zwei seiner Gefährten wurden zu Bischöfen geweiht. Endlich verlangte der König von Portugal noch mehrere Mitglieder derselben Gesellschaft, welche den Bewohnern der Länder, die er im westlichen Amerika besaß, das Evangelium verkünden sollten.

Als Papst Paul III. zwei Theologen aus der Gesellschaft begehrte, welche nebst seinen Legaten in seinem Namen der allgemeinen Kirchenversammlung anwohnen sollten, die er in Trient abhalten ließ, wählte Ignatius den Jakob Laynez und den Alphons Salmeron. Auch Claudius Le Jay wohnte derselben Kirchenversammlung in der Eigenschaft eines Theologen des Kardinals und Bischofs Othon von Augsburg bei. Der römische König, Ferdinand, glaubte der Kirche einen guten Dienst zu erweisen und erklärte Claudius zum Bischofe von Triest. Allein diese Ernennung erfüllte den demütigen Ordensmann mit dem größten Schmerze; er schrieb daher seinem Ordensgeneral, er möge allem aufbieten, damit ihm nicht eine so schwere Last aufgebürdet werde. Ignatius war selbst hierüber bestürzt, weil er der Ansicht war, daß die Beförderung zu solchen hohen kirchlichen Würden für die eben entstehende Gesellschaft nicht gut sei und beschwor daher den König Ferdinand in einem ebenso herzgewinnenden als ehrfurchtsvollen Briefe, er möchte doch diese Ernennung zurücknehmen. Der König, durch diese Gründe gerührt, gewährte ihm seine Bitte. Die

nämlichen Gründe machte er auch bei dem Papste und dem hl. Kollegium geltend, um durchzusetzen, daß alle Väter seiner Gesellschaft von hohen kirchlichen Würden ausgeschlossen bleiben sollten; denn dies sei das sicherste Mittel, den Geist der Demut und Armut, welcher die Seele ihres Ordens bilde, zu bewahren; anderseits könnten sie als Missionäre, wenn sie ihre einfache Ordenslebensweise beibehalten, der Kirche viel mehr nützen, weil sie so bereit seien, von einem Ende der Welt zum andern zu gehen, sobald es die Ehre Gottes verlange. Als ihm auch diese Bitte gewährt worden war, verpflichtete er alle Jesuiten, die Profeß abgelegt hatten, durch ein einfaches Gelübde, niemals kirchliche Würden zu suchen, ja, sie sogar zurückweisen, wenn man sie ihnen anbiete, mit der einzigen Ausnahme, daß der Papst sie zur Annahme zwinge.

Im Jahre 1546 fingen die Jesuiten an, in Europa zu lehren, und Franz Borgia, den die Kirche später

binden; jeden Tag ihre Schüler die hl. Messe anhören zu lassen; sie zum monatlichen Empfang des hl. Bußsakraments zu verpflichten; jedesmal ihre wissenschaftlichen öffentlichen Vorträge mit Gebet zu beginnen, ja keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um denen, die ihre Klassen besuchen, die Liebe zu himmlischen Dingen einzuflößen; immer einige Zeit auf Betrachtung, fromme Lesung oder sonst ein gutes Werk zu verwenden, damit nicht in ihnen selbst der Geist der Andacht und inneren Sammlung erlösche. Er empfahl ihnen, sich so aufzuführen, daß sie und ihre Schüler alles nur zur größeren Ehre Gottes verrichten. Den engeren Mitgliedern der Gesellschaft befahl er insgesamt, vorzüglich aber jenen, die mit Erziehung der Novizen beauftragt waren, öfters religiöse Versammlungen abzuhalten, das Leben und die Schriften der Väter der Wüste zu lesen, und andere Bußwerke zu verrichten, welche zur Vollkommenheit

Das Kollegium der Gesellschaft Jesu in Rom.

heilig sprach, gründete für sie zu Gandia das erste Kollegium und versah es mit allen Vorrechten, deren sich die Universitäten erfreuten. Wir sagten in Europa, denn schon ein Jahr vorher waren sie in den Besitz des Seminars zu Goa gekommen, das Johann III., König von Portugal, gründete, und hatten die indische Jugend in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache zu unterrichten begonnen. Das zweite Kollegium, das sie in Europa besaßen, war das von Coimbra, das gleichfalls im Jahre 1546 gestiftet worden war. Diese, sowie mehrere ähnliche Anstalten in Portugal, Spanien und Brasilien wurden vom Pater Simon Rodriquez geleitet, der i. J. 1579 zu Lissabon starb.

Unter anderen Regeln, welche Ignatius den Lehrern an den Kollegien gab, befahl er ihnen besonders, mit dem wissenschaftlichen Vortrage auch Vorschriften über Frömmigkeit, über Bescheidenheit und Demut zu verführen. Den Erfolg, welchen dieser Befehl hatte, kann man aus dem Buche erschließen, das Pater Alphons Rodriquez unter dem Titel: „Anleitung zur christlichen Vollkommenheit" verfaßte. Man findet hier eine sehr schöne Sammlung der besten Grundsätze der alten Ordensmänner auf eine klare und geordnete Weise dargestellt. Doch war Rodriquez nicht der einzige unter den ersten Jüngern des hl. Ignatius, der sich durch ausgezeichnete Schriften und außerordentliche Frömmigkeit hervorthat. Im Jahre 1551 schenkte Franz Borgias eine ansehnliche Summe, welche zur Erbauung des römischen Kollegiums für die Jesuiten bestimmt war. Auch Papst Julius III leistete einen bedeutenden Beitrag zu dieser Anstalt, und sein Nachfolger stiftete sie im Jahre 1555 für ewige Zeiten mit großem Prachtaufwande. Gregor XIII. vergrößerte noch ihre Gebäude und Einkünfte. Ignatius versah

dieses Kolleg mit allem, was es zur Blüte emporheben konnte, weil es das Muster für die übrigen werden sollte. Damals verfaßte er die Vorschrift, daß jedes Mitglied seines Ordens die Sprache jenes Landes vollständig sprechen und schreiben können müsse, in welchem es lebte. Er that das in der Ueberzeugung, daß man ohne diese Fertigkeit weder im Predigeramte, noch in einer sonstigen geistigen Verrichtung etwas zu leisten imstande sei.

Die Weisheit und Liebe, welche Ignatius gegen seine Ordensmitglieder zeigte, gewannen ihm alle Herzen. Er bat mehr, als er befahl. Er wußte die Strenge so gut durch Sanftmut zu mildern, daß diejenigen, die er bestrafte, nicht umhin konnten, ihn gerade deswegen zu lieben. Obgleich seine Heiligkeit von Tag zu Tag wuchs, nahm seine Sorgfalt für die gewöhnlichen Geschäfte doch nicht ab. Ein inneres Feuer hielt ihn aufrecht und führte ihn in die geheimsten Mittel des geistigen Lebens ein. Seine ganze äußere Erscheinung drückte die tiefste Demut aus und nie war er freudiger, als wenn er die niedrigsten Dienste des Hauses verrichten konnte. Obgleich Vorgesetzter, unterwarf er sich doch demütig seinen Untergebenen; er hörte auf ihre Meinung und nahm nie einen gebieterischen Ton beim Sprechen an, außer das Wohl der Gesellschaft nötigte ihn dazu.

Schon seit 15 Jahren war der hl. Ignatius Ordensgeneral, da nahm aber seine Gesundheit so ab, daß er einen Gehilfen begehrte, dem er die mühsamsten Verrichtungen seines Amtes, welches ihm der Papst lebenslänglich zu versehen befohlen hatte, übergeben könnte. Zum Gehilfen erwählte man daher den Pater Hieronymus Natal. Da der hl. Ignatius sich nun freier sah, widmete er seine ganze Zeit dem Gebete, um sich recht gut auf den Tod vorzubereiten. Bevor er von seinen Kindern schied, ließ er ihnen einen neuen Beweis seiner zärtlichen Liebe zurück, indem er ihnen einige Grundsätze über die Haupterfordernisse des klösterlichen Lebens niederschrieb. Am Vorabende seines Sterbetages ließ er den Papst um den letzten Sterbesegen bitten. Des andern Tages in der Frühe erhob er Augen und Hände gegen den Himmel, sprach den heiligen Namen Jesus aus und verschied ruhig am 31. Juli 1556 in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre. Die allgemeine Meinung, welche man vor und nach seinem Tode von seiner Heiligkeit hatte, wurde durch eine große Anzahl von Wundern bestätigt.

Man begrub den heil. Ignatius in der kleinen Jesuitenkirche, welche der allerseligsten Jungfrau geweiht war. Im Jahre 1587 versetzte man aber seinen Leichnam in die Kirche des Profeßhauses Il Giesu (Jesus) genannt, welche der Kardinal Alexander Farnese hatte erbauen lassen. Im Jahre 1637 brachte man ihn unter den Altar der Kapelle, welche dem hl. Ignatius geweiht und nach ihm genannt ist und verschloß ihn in einem sehr kostbaren Sarge. Die Kirche, von der wir hier reden, ist nach jener des Vatikans eine der kostbarsten der Welt. Man bewundert darin den Reichtum des Baumaterials, das durch die größten Kunstwerke noch mehr gehoben wird. Der heil. Ignatius wurde von Paul V. im Jahre 1609 selig, und von Gregor XV. im Jahre 1622 heilig gesprochen. Die Bulle seiner Heiligsprechung wurde aber erst im darauffolgenden Jahre öffentlich bekannt gemacht.

1. August.

Der heilige Ethelwold.

Jahr 984.

Der heil. Ethelwold wurde in den ersten Jahren des zehnten Jahrhunderts zu Winchester geboren und hatte das Glück, sich eines vortrefflichen Erziehers, des heiligen Dunstan, damaligen Abtes von Glastenbury, zu erfreuen. Die Lehren eines solchen Mannes konnten die Anlagen eines christlich frommen Gemütes nur zum Streben nach höherer Vollkommenheit anfachen und die Liebe zu Gott, welche Dunstan aus seiner christlichen Familie ererbt hatte, nur erhöhen.

Bald zeigte Ethelwold so überraschende Fortschritte in allen Wissenschaften, die sich auf Gott und göttliche Dinge beziehen, und war in allen frommen Uebungen, welche Dunstan seinen Mönchen, die er leitete, aufgab, so beharrlich, daß sich der Lehrer entschloß, seinem Zöglinge das Ordensgewand zu geben und ihn in die religiöse Genossenschaft, deren Vorsteher er war, aufzunehmen. Ethelwold rechtfertigte auch in kurzer Zeit das Vertrauen, das man in ihn gesetzt hatte, in vollstem Maße, so daß er bald nach Ablegung seiner Gelübde zum Dechanten des Klosters erwählt wurde. Im Jahre 947 stellte der König Edred die Abtei von Abingdon, welche König Cissa im Jahr 675 gegründet und Inna ansehnlich vergrößert hatte, wieder her und begüterte sie reichlich. Ethelwold ward zum Vorsteher dieser Abtei gewählt. Er führte hier eine so gute Ordnung ein, daß dieses Kloster in der Folgezeit mehreren ähnlichen Anstalten zum Muster diente. Er ließ von Corbie einen Gesanglehrer kommen und nahm die Satzungen des Klosters von Fleury an, welches damals durch die Heiligkeit seiner Bewohner berühmt war. Oscar, einer seiner Schüler, hatte sich eine Zeit lang in jenem Kloster aufgehalten, um die Lebensweise, welche er in Frankreichs berühmtem Kloster fand, auch in England bekannt zu machen.

Um jene Zeit hatte die Wut der Dänen in Großbritannien schreckliche Verheerungen angerichtet; man sah beinahe keine Klostergebäude mehr und nur zu Glasterbury und Abingdon traf man noch Ordensleute. Die Jugend wurde schlimm erzogen, Unwissenheit war an die Stelle der Wissenschaft getreten und alle Mittel zur Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens waren abhanden gekommen. Diese beweinenswerten Zustände fachten den Eifer derer an, denen die Ehre Gottes am Herzen

lag, vor allem aber den Eifer des heil. Dunstan, des heil. Ethelwold und Oswald. Diese drei großen Männer vereinigten alle ihre Kräfte, um wieder die Liebe zum wissenschaftlichen Studium zu beleben und zur Blüte zu bringen.

Der heil. Ethelwold wurde vom heil. Dunstan, damaligen Bischofe von Chanterbury, zum Bischofe von Manchester geweiht. Daselbst gab es viele Mißbräuche abzuschaffen. Ethelwold begann damit, daß er die Geistlichen zur Beobachtung ihrer heiligsten Pflichten zurückführte, welche sie oft mehr aus Unwissenheit, als aus Schlechtigkeit verletzten. Seine eifrigen Bemühungen waren aber bei mehreren fruchtlos, so insbesondere bei den weltlichen Chorherren seiner Kathedralkirche; deswegen entfernte er sie, nachdem er für ihren nötigen Lebensunterhalt gesorgt hatte, und führte an ihre Stelle Ordensgeistliche von Abingdon ein, deren Bischof und Abt er war. Nur drei von den Kanonikern blieben im Dienste jener Kirche zurück und nahmen das Ordenskleid. In derselben Stadt ließ er auch ein Nonnenkloster errichten, das der allerseligsten Jungfrau Maria geweiht war. Vom Könige kaufte er die Ländereien und Trümmer des Klosters der heil. Ediltrudis auf der Insel Ely, welches vor 100 Jahren von den Dänen in Brand gesteckt worden war und erbaute an demselben Orte eine berühmte Abtei für Männer, welche vom Könige Edgard reichlich unterstützt wurde und später unter dem Namen der Insel, auf welcher es lag, bekannt wurde. Auch die Trümmer der Abtei Thorney erkaufte er, und ließ sie im Jahre 970 wieder herstellen. Es geschah auch auf seine Verwendung hin und unter seiner Leitung, daß Adolph, der Kanzler des Königs Edgard, das Grundstück der Abtei Peterborough erwarb und sie prachtvoller herstellte, als sie früher gewesen war. Dieses Ordenshaus war im Jahre 646 von Peada, dem ersten christlichen Könige Mercias gestiftet worden, wurde aber erst von Wulpher und Edelred, Brüdern dieses Fürsten und von Kineburgis und Kinewitha, ihren Schwestern, die da begraben werden wollten, vollendet. Es stand dieses Kloster bis zum Jahre 870, wo es die Dänen zerstörten, in einem großen Ruf der Heiligkeit. Adolph, den man mit Recht als den zweiten Stifter desselben ansah, ließ seinen einzigen Sohn, welcher sehr frühe starb, im Jahre 960 daselbst begraben. Zuletzt schenkte er dem Kloster alle seine Güter, nahm selbst das Ordenskleid und ward zum Abte erwählt.

Der heilige Ethelwold liest die Messe.

Obwohl der heil. Ethelwold sehr eifrig an der Heiligung seiner Nebenmenschen arbeitete, vernachlässigte er doch dabei sein eigenes Seelenheil nicht. Er übte alle Arten von Tugenden im Leben aus und schrieb sie nicht sich selbst, sondern Gott allein zu. Demut und Liebe waren der Beweggrund aller seiner äußerlichen Handlungen, denn er wußte wohl, daß es ihn ohne diese Tugenden nichts nützen würde, wenn er auch alle seine Habe unter die Armen verteilte und seinen Leib zum Verbrennen darböte. Er war ferner der Ueberzeugung, daß die Liebe zur Andacht im Herzen genährt und großgezogen werden müsse, weil sie sonst erschlafft und ihre Kraft verliert wie ein abgeschossener Pfeil, dessen Schnellkraft sich nach und nach so vermindert, daß er zuletzt zu Boden fällt. Er verband daher innere und äußere Uebungen der Frömmigkeit, weil sie sich gegenseitig unterstützen und kräftigen.

Seine glückselige Sterbstunde trat am 1. Aug. 984 ein. Man begrub ihn in der Kathedralkirche an der Seite des Hochaltars. — Als durch seine Fürsprache mehrere Wunder gewirkt worden waren, erhob man seinen Leib und begrub ihn feierlich unter dem Hochaltar. Diese Feierlichkeit leitete der heilige Elphegus, der unmittelbare Nachfolger des heiligen Ethelwold.

Die sieben makkabäischen Brüder und ihre Mutter.

Martyrer.

Jahr 164 vor Christi Geburt.

Bald nach der babylonischen Gefangenschaft kehrten die Juden in ihr Vaterland zurück und lebten da eine Zeit lang in tiefem, ungestörtem Frieden. Bei mehreren Gelegenheiten leisteten sie ihren Landesherren ausgezeichnete Dienste, gewannen so ihre Liebe und bewirkten, daß letztere, um sich beim Volke beliebt zu machen, große Geschenke im Tempel zu Jerusalem niederlegten. Aber unter Antiochus Epiphanes begannen die Verfolgungen aufs neue.

Dieser Fürst, welcher mit abscheulicher Sittenlosigkeit und Gottlosigkeit eine außerordentliche Verschwendung verband, marschierte mit einem Heere gegen Jerusalem, bemächtigte sich desselben, machte die Stadt einer Einöde gleich, ermordete die Juden, drang ohne Ehrfurcht vor der göttlichen Majestät in den Tempel, raubte die heiligen Gefäße und kostbaren priesterlichen Kleider, und nahm alles Gold, was sich vorfand, hinweg. Der wahre Gottesdienst wurde abgeschafft und der Tempel dem Jupiter Olympius, einem heidnischen Gotte, geweiht, dessen Bildnis auf dem Opferaltare, wie Daniel es geweissagt hatte, aufgestellt wurde. Alle übrigen Altäre wurden dem unreinsten heidnischen Götzendienst gewidmet. Man zwang die Juden unter Androhung der Todesstrafe, den Götzen zu opfern. Viele verachteten diese Strafe und wollten lieber sterben, als das Gesetz des einen wahren Gottes übertreten. Den ersten Rang unter diesen mutigen jüdischen Glaubensbekennern nehmen sieben Brüder ein, die unter dem Namen der makkabäischen Brüder bekannt sind.

Sie ertrugen, einer nach dem andern, die furchtbarste Marter mit unüberwindlicher Standhaftigkeit. Ihre Mutter, mutiger als man von ihrem Geschlecht erwarten sollte, befand sich in ihrer Mitte und ermunterte sie zu ihrem Tode. Nachdem sie alle hatte zu Tod martern gesehen, endigte auch sie ihr Leben unter dem Henkerbeil. Der Sieg dieser heiligen Glaubenshelden war um so glänzender, als sie ihn in der persönlichen Gegenwart des Antiochus erfochten. Es scheint, dieser Fürst sei in der Hoffnung nach Jerusalem gekommen, er werde durch das Ansehen seiner Person und durch seine ausgesuchten Grausamkeiten die Standhaftigkeit derer besiegen, welche dem Götzenopfer und den von seinen Dienern vollzogenen Qualen bis jetzt Widerstand geleistet hatten. Einige Schriftsteller sind der Meinung, unsere Martyrer hätten ihren Tod zu Antiochien und nicht zu Jerusalem erlitten, aber es ist, schon den Nachrichten der heiligen Schrift zufolge, viel wahrscheinlicher, daß Jerusalem der Schauplatz ihrer Hinrichtung war.

Als sie nebst ihrer Mutter auf den Befehl des Antiochus verhaftet worden waren, wollte man sie trotz des Verbotes des göttlichen Gesetzes zwingen, Schweinefleisch zu essen. Aber die hl. Martyrer ließen sich weder durch Drohungen, noch durch Qualen einschüchtern, und zogen es vor, lieber zu sterben, als das Gesetz Gottes und die Gebote Mosis zu verletzen. Ihre Mutter, deren Standhaftigkeit man nicht genug bewundern kann, sah all ihre Kinder an einem Tage sterben und ertrug diesen Anblick mit der edelsten Entschlossenheit, durch die Hoffnung aufrecht erhalten, welche sie auf Gott setzte. Voll von solch' himmlischer Geduld hielt sie die Thränen zurück, welche die Natur ihr ablocken wollte und ließ ihrem Munde kein anderes Wort entschlüpfen, als zur Aufmunterung ihrer Söhne, und gab sich nur Mühe, ihnen den Sieg zu vergewissern. Antiochus, der gewähnt hatte, alles müsse seiner Macht weichen, dachte nur an die Beschimpfung, die er seitens der hl. Martyrer erlitten zu haben glaubte, und war entschlossen, seine Grausamkeit auf das äußerste zu treiben. Aber seine Wut vewandelte sich in Verzweiflung, als er sah, daß von den sieben Brüdern nur noch ein einziger übrig geblieben und daß dieser noch ein Kind sei. Er entschloß sich, einen letzten Versuch zu machen, um wenigstens über diesen zu siegen, und nahm deswegen zu lockenden Schmeicheleien seine Zuflucht. Er beteuerte ihm mit einem Eide, er werde ihn reich und glücklich machen, er werde ihn unter die Zahl seiner ersten Günstlinge aufnehmen und alle seine Wünsche erfüllen, wenn er die väterlichen Gesetze breche. Als er aber diesen Knaben unerschütterlich fand, wandte er sich an seine Mutter und ermunterte sie mit erheucheltem Mitleiden, ihrem Kinde andere Gesinnungn beizubringen und wenigstens diesen letzten Sprößling ihrer Familie zu retten. Diese aber kehrte sich gegen ihren Sohn und sprach in ihrer Landessprache, welche Antiochus nicht verstand, zu ihm: „Mein teures Kind! vertraue mir, die dich neun Monate unter ihrem Herzen getragen, dich drei Jahre gesäugt und bis zu dem Alter, in dem du jetzt stehst, groß gezogen hat. Ich beschwöre dich! schaue den Himmel an und die Erde und alle erschaffenen Dinge und bedenke, daß Gott all' dieses, sowie auch die Menschen aus nichts erschaffen hat. Das ist der Gott, den du anbeten sollst! Beherzige das und fürchte diesen grausamen Henker nicht. Zeige dich deiner Brüder würdig und erleide wie sie herzhaft den Tod, damit ich auch dich mit ihnen im jenseitigen Vaterlande wieder finde." Noch hatte die Mutter nicht ausgeredet, als der Knabe laut rief: „Was zögert ihr mit mir? Ich gehorche dem Befehle des Königs nicht, aber der Vorschrift des väterlichen Gesetzes gehorche ich. Und du," sprach er, sich gegen den König wendend, „der du der Urheber aller Bosheiten bist, welche man den Juden angethan hat. wirst der Hand Gottes nicht entrinnen. Wir unsererseits lei=

denn alle diese Qualen um unserer Sünden willen. Wenn gleich Gott gegen uns erzürnt ist und uns züchtigt, um uns zu bessern, so wird er sich doch wieder mit uns versöhnen. Meine Brüder, die einen kurzen Schmerz ausgehalten haben, sind bereits im Besitze des ewigen Lebens. Ich opfere wie sie meinen Körper und meine Seele für die Verteidigung des Glaubens meiner Väter und flehe zu dem Herrn, daß er sich unserm Volke bald gnädig erweisen möge. Doch der göttliche Zorn, der unser Volk getroffen hat, wird mit meinem und meiner Brüder Tod ein Ende nehmen." Der König, über diese Worte aufs Höchste ergrimmt, ließ ihn noch weit mehr peinigen, als seine Brüder. Er starb wie sie rein und unschuldig und mit vollkommenem Vertrauen auf Gott.

Die Mutter stand nun noch allein in Mitte der zerstreut umherliegenden Glieder ihrer Kinder, seufzte nach dem Augenblicke, mit ihnen vereinigt zu werden, und bat Gott um die Gnade, wie ihrer Leiden so ihrer Verherrlichung teilhaftig werden zu dürfen. Antiochus, welcher sich schämte nachzugeben und unfähig war, Mitleiden zu empfinden, befahl, dieses hochherzige Weib auf die grausamste Art zu foltern und dann hinzurichten. Alle diese heiligen Martyrer vollbrachten ihr Opfer im Jahre seit der Erschaffung der Welt 3837, dem 145sten der seleucidischen Zeitrechnung und dem 164sten vor der Geburt Christi.

2. August.

Der gottselige Alphons Maria von Liguori.

Jahr 1787.

Alphons Maria von Liguori, der heilige, ist einer jener Männer, welche am meisten zum Ruhm der Kirche im 18. Jahrhundert beigetragen haben, er ist jener Heilige, der durch sein bewunderungswürdiges Beispiel, durch seine überzeugende Beredtsamkeit, durch seine lebhafte und doch so einfache Glaubenskraft uns an die Apostel des Herrn erinnert. Dazu kommt noch, daß ihm die Kirche die Stiftung des Ordens zum allerheiligsten Erlöser (Redemptoristen) verdankt. Alphons wurde am 27. September 1696 zu Marianella, einer Vorstadt Neapels geboren, und erhielt schon in zartester Kindheit von seiner Mutter eine sehr fromme Erziehung.

Sein Vater, Don Joseph von Liguori, ein durch seine Talente ausgezeichneter Offizier, stammt aus einer altadeligen Familie und bekleidete sehr hohe und einflußreiche Stellen in Oesterreich. Seine tiefe Frömmigkeit empfahl ihn aller Orten. Er hatte Anna Katharina Cavalieri geehlichet, eine Schwester des Emil Jakab Cavalieri, des berühmten Mitglieds der sogenannten Genossenschaft der frommen Handwerker, nachmaligen Bischofs von Troja. In Mitte dieser durch ihre große Frömmigkeit ausgezeichneten Eltern, erhielt Alphons, welcher der dritte Sohn aus ihrer ehelichen Verbindung war, eine sehr gute christliche Erziehung. Seine Mutter, welche eine besondere Verehrung zur seligsten Jungfrau trug, pflanzte auch ihm eine zarte Liebe zu Maria ein. Ihre gottesfürchtigen Gespräche drangen tief in das Herz des jungen Alphons, so daß sich dieser seinem Erzieher, einem Priester, gegenüber stets als sehr gehorsam und gelehrig zeigte. Mit zehn Jahren trat er in die Congregation der adeligen Jünglinge, die bei den Oratorianern zu Neapel bestand. Hier zeichnete sich Alphons bald durch Sanftmut und Bescheidenheit aus und war in kurzer Zeit eines der erbaulichsten Vorbilder dieser frommen Genossenschaft. Besonders verabscheute er die Lüge und ward eines Tages auf das äußerste betrübt, als während der Erholungsstunde einer seiner Mitzöglinge eine falsche Anklage gegen ihn vorbrachte.

Da die Liebe der Eltern zu Alphons so innig und zärtlich war, daß ihnen jede Trennung von ihm schwer gefallen wäre, so ließen sie seine Erziehung, welche im väterlichen Hause begonnen hatte, dort auch fortsetzen. Sie gaben ihm ausgezeichnete Lehrer, welche glücklich über die guten Fortschritte, die ihr Zögling in der lateinischen und griechischen Sprache, in der Philosophie, im kanonischen und bürgerlichen Rechte machte, ihm nur Lob spenden konnten. Er beschäftigte sich auch etwas mit Musik, aber blos aus Folgsamkeit gegen seine Eltern. Doch vergaß er über seinen Studien keineswegs die Pflichten der Frömmigkeit. Von seiner hl. Religion tief durchdrungen, machte er alle frommen Uebungen mit, wohnte regelmäßig dem öffentlichen Gottesdienste bei, empfing jeden Sonntag das heilige Abendmahl und besuchte täglich das hl. Sakrament des Altars in denjenigen Kirchen Neapels, in welchen es während der vierzigstündigen Andacht öffentlich ausgesetzt war. Vorzüglich groß war seine Liebe für letztere Andachtsübung und erregte allgemeine Bewunderung.

Mit 17 Jahren schon ergriff er den Advokatenstand. Die allgemeine Achtung, die er sich täglich in höherem Grade erwarb, die Größe seines Talentes, die guten Anlagen seines Geistes, die Reinheit seiner Sitten und seine tiefe Bescheidenheit versprachen große Erfolge in seinem Berufe und hießen seine Familie glänzende Hoffnungen von seiner Zukunft hegen.

Don Joseph pflegte jedes Jahr die geistlichen Uebungen des hl. Ignatius auf einige Tage bei den Jesuiten oder bei den Vätern der Mission mitzu-

machen und wollte auch seinen Sohn dazu mitnehmen. Diese Augenblicke stiller Zurückgezogenheit und frommer Betrachtung machten einen ungemein tiefen Eindruck auf das Gemüt des jungen Alphons. Er flehte zu Gott, in glühenden Gebeten, daß er ihm doch anzeigen möge, welchem Beruf er sich widmen solle. Da trat folgendes Ereignis ein, welches er als einen Wink der göttlichen Vorsehung hinnahm.

Nachdem er schon ausgezeichnete öffentliche Rechtshändel geführt und gewonnen hatte, befiel ihn ein Ekel an diesem Berufe, weil er einen wichtigen Prozeß, den er sehr gut einstudiert und mit viel Talent verteidigt hatte, verlor. Der Mißmut, den er über diesen Unfall empfand, vermehrte sein Verlangen, sich ganz Gott zu weihen; aber seine Familie, seine Freunde, ja selbst einige Mitglieder der neapolitanischen Regierung widersetzten sich seinem Vorhaben. Da der Mensch selten seine höchsten Pflichten auf einmal begreift, so suchte auch Alphons zu wiederholten Malen bei Gott sich Rats, um sich über seine Berufung zu vergewissern. Nach langer und reifer Erwägung und auf den Rat seines Onkels, des ehrwürdigen Bischofs von Troja nahm Alphons am 23. Sept. 1724 die Klerikaltonsur. Nachdem er die Dienste eines Sakristans in einem Dorfe verrichtet hatte, wurde er zum Priester geweiht und der Leitung jener Diener Gottes übergeben, welche sich mit Abhaltung von Missionen beschäftigen. Auf das Ersuchen des Erzbischofs von Neapel hielt Alphons mit den Priestern dieser Stadt die geistlichen Uebungen. Das war eine Gelegenheit, seinen brennenden Eifer, der bis jetzt noch unbekannt war und der jeden Tag sich neu stärkte und vergrößerte, zu zeigen. Seine überzeugende Beredtsamkeit bekehrte zwei berüchtigte Gauner, welche durch seine eindringlichen und sanften Worte gewonnen ihrer verbrecherischen Laufbahn entsagten und sich mit vollem Vertrauen in die Arme der Kirche, dieser milden Mutter, warfen, wo sie auch das Glück hatten, eines seligen Todes zu sterben.

Als sein Vater, Don Josef, die außerordentlichen Erfolge sah, mit welchen der Diener Gottes, Alphons wirkte, bereute er es, sich dieser Standeswahl seines Sohnes früher widersetzt zu haben. Ja, er wurde durch eine Predigt, welche sein Sohn in der Kirche zum hl. Geiste in Neapel hielt, selbst so innig gerührt, daß er beim Hinweggehen laut gestand: „Mein Sohn hat mich erst Gott kennen gelehrt.“ Von diesem Tage an war seine Hochachtung vor der Tugend seines Sohnes, des heiligen Missionärs, sehr groß.

Durch seine anstrengende Missionsthätigkeit erschöpft, begab sich Alphons in die Bistümer von Amalfi und Skala, um seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen; aber auch hier vergaß er seine geschwächte Gesundheit, folgte nur dem Zuge seines heiligen Herzens zu guten Werken und wurde so der Apostel dieser Gegend. Von einigen andern Priestern unterstützt, erteilte er den Arbeitern und Hirten Religionsunterricht und spendete ihnen, sobald er sie zur Liebe für die Heilswahrheiten begeistert hatte, die hl. Sakramente. Glücklich über den guten Erfolg seiner Arbeiten, wollte er, auf den Rat einer frommen Klosterfrau, Namens Maria Celestia Costarosa, dieselbe auch in der Zukunft fortsetzen, und stiftete zu diesem Zwecke am 8. Nov. 1732 zu Skala im Bezirke Benevent die Genossenschaft unseres allerheiligsten Erlösers, welche Aehnlichkeit mit jener hatte, die der heil. Vincentius von Paul ein Jahrhundert vorher in Frankreich gründete. Dieser Eifer unseres gottseligen Alphons ward für ihn die Quelle vieler Anfechtungen. Die Einen tadelten die Grundsätze der Genossenschaft; die Andern fanden seine Anwesenheit in Neapel für viel zu nützlich, als daß er diese Stadt verlassen dürfte; wieder Andere behandelten ihn als Schwärmer. Gott aber bewirkte, daß seine frommen Diener von Seite zweier Männer, welche sein Vorhaben sehr lobten, Aufmunterung erhielt. Nachdem der Erzbischof von Neapel die Sache geprüft hatte, hatte Alphons die Freude, sein frommes Unternehmen gut geheißen zu sehen. Seine Genossen, anfangs klein an der Zahl, vermehrten sich bald und die großen Tugenden der Mitglieder dieses Ordens empfahlen ihn in kurzer Zeit allenthalben. Im Jahre 1742 begannen sie die einfachen oder besonderen Gelübde abzulegen; sie verpflichteten sich zu unverbrüchlichem Gehorsam gegen den Generalobern der Genossenschaft und erwählten den hl. Liguori zu dieser Würde. Diese hl. Missionäre zeichneten sich durch die große Nächstenliebe, christliche Klugheit und hohen Seeleneifer so aus, daß man sie aus allen Teilen Italiens begehrte. Benedikt XIV. bestätigte diese Genossenschaft feierlich durch ein Ausschreiben vom 25. Februar 1749.

Der heilige Alphons Maria von Liguori.

Um den Erfolg seiner Missionen noch fruchtbarer zu machen, begann Alphons dieselben jedesmal mit der Anrufung der seligsten Jungfrau und betete zu diesem Zwecke die Mutter Gottes-Litaneien. Indessen hielten seine Genossen eine feierliche Prozession, um das Volk zu versammeln und thaten bei der Zurückkunft in die Kirche öffentliche Bußen. Wenn er das Volk durch viele Predigten gehörig vorbereitet und unterrichtet hatte, ließ er sie alle die heil. Kommunion empfangen und endigte diese hl. Uebungen durch Aufpflanzung eines Kreuzes zum Andenken an die Mission.

Diese würdigen Priester nahmen für ihre großen Mühen keinen andern Lohn an, als Meßstipendien. Billig wundern wir uns über die außerordentlichen Erfolge einer Anstalt, welche Demut und Armut zu ihrer Grundregel hatte und keinen andern Zweck verfolgte, als das ewige Wohl ihrer Nebenmenschen. Vorzügliche Liebe widmeten diese treuen Diener Gottes den Kranken u. Schwachen.

Die große thätige Nächstenliebe war es auch, welche uns mehr als alles Andere die Tugenden des hl. Liguori zeigt und jene sanfte Gleichförmigkeit seines Charakters offenbart, mit welcher er alle aufnahm, die ihm ihr Anliegen vortrugen. Beleidigungen pflegte er stets mit Gutthaten zu erwidern. Sein Leben war das vollkommenste Muster evangelischer Armut. Mit Mut und Ausdauer wandelte er stets auf jenem heiligen Wege, welchen die Finsternis nie zu verdunkeln vermag.

Seine Vorträge waren begeistert; sie gründeten sich auf tiefes Studium der Geheimnisse der christlichen Religion und entflossen seinem Munde in so blühender Sprache und mit solcher Süßigkeit, daß sie auch die herbsten Wahrheiten in milderem Lichte zeigten. Während einer Mission in Amalfi, wo er über die Verehrung der seligsten Jungfrau Maria predigte, zu welcher er ein besonderes Zutrauen hatte, geriet er in Entzückung und wurde über die Erde emporgehoben. Ein Bild der Mutter Gottes, welches in seiner Nähe stand, ward ganz von Glanz übergossen und die Strahlen, welche von dorther ausgiengen, spiegelten sich auf seinem hl. Antlitze. Das Volk war von diesem Wunder tief ergriffen, vergoß reichliche Thränen, rief laut zu Gott um

Tod des heiligen Liguori.

Erbarmung der heil. Missionäre und Alphons erntete von dieser Mission die reichlichsten Früchte.

Solche Triumphe verbreiteten seinen Ruf weit und breit. Mehrere Diözesen verlangten ihn zu ihrem Bischofe, Gott aber hatte mit ihm andere Absichten. Alphons schlug mehrere Bistümer, selbst das Erzbistum von Palermo aus, da ernannte ihn Papst Clemens XIII. zum Bischof von St. Agatha der Gothen. Trotz seines lebhaften Widerstandes wurde er gezwungen, von dem Bischofsstuhle Besitz zu ergreifen. Er that dies im Juli 1763, nachdem er das Jahr vorher die heilige Weihe erhalten hatte.

Der hl. Bischof zeigte eine unerschöpfliche Sorgfalt für das Wohl seiner Herde. In Folge der glücklichen Resultate, welche seine Missionen lieferten, ließ er solche in allen Teilen seiner Diözese abhalten. Im Jahre 1766 stiftete er zu St. Agatha eine Anstalt für Klosterfrauen, welche sich den leiblichen und geistigen Werken der Barmherzigkeit widmeten. Die hl. Anstalt brachte dem ehrwürdigen Prälaten neuen Segen. Da Alphons bloß das Wohl der Nebenmenschen vor Augen hatte, so entäußerte er sich aller Güter, um damit den Armen zu Hilfe zu kommen. So verkaufte er während einer Hungersnot in Neapel ganz und gar alles, was ihm zugehörte und verteilte es an die Dürftigen.

Nachdem er das bischöfl. Amt mehrere Jahre verwaltet hatte, wollte er dasselbe niederlegen und sich zurückziehen, da er in ihm eine zu schwere Last erblickte. Obgleich seine Gesundheit angegriffen war, fand er den Papst Clemens XIV. zur Erhörung seiner Bitte doch nicht geneigt. Mit mehr Erfolg wiederholte er dasselbe Gesuch vor Papst Pius VI., der ihm erlaubte, das Amt niederzulegen. Dieses Ereignis wurde von dem ganzen Capitel seiner Kathedralkirche betrauert und das Volk von St. Agatha kam in Masse, ihm seinen Schmerz auszudrücken. Er zog sich nach Nocera in ein Kloster seines Ordens zurück und brachte dort seine Zeit mit Unterrichtung der Gläubigen, besonders der Armen zu. Er bekleidete indes noch einige Zeit das Amt eines Obergenerals seines Ordens, bis er dasselbe an Andreas Vilani, seinen langjährigen Gehilfen, abgab.

Bis jetzt hatten wir die Eigenschaften dieses großen Heiligen als Missionär und Bischof geschildert, aber wir dürfen diesen Bericht nicht schließen, ohne noch insbesondere von seinen Tugenden gesprochen zu haben, von denen er in seinen apostolischen Arbeiten unzählige Beweise ablegte.

Liguori besaß einen so lebhaften Glauben, daß er sich oft äußerte, er würde gerne sein Blut für denselben vergießen und sich glücklich schätzen, wenn er in weit entlegenen Ländern den Ungläubigen und Ketzern predigen dürfte; aber die Erlaubnis hiezu, um die er mit Beharrlichkeit immer wieder nachsuchte, wurde ihm verweigert. Er setzte als Regel in seinem Orden fest, daß alle guten Werke und Gebete, welche am Sonntag von demselben verrichtet würden, der Verherrlichung der Kirche gewidmet sein sollen, die Montags aber der Bekehrung der Sünder. Sehr häufig besuchte er das hl. Sakrament des Altars und fand sein größtes Vergnügen darin, den im Tabernakel verborgenen Jesus Christus anzubeten; ja, selbst im vorgerücktesten Alter brachte er acht volle Stunden knieend an den Stufen des Altars zu, wo er über das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi Betrachtungen anstellte. Am Freitage verdoppelte er seine Abtötungen und Bußwerke. Bis zu seinem Tode behielt er die hl. Gewohnheit, bei jedem Tag den Kreuzweg zu beten. Auch führte er in seinem Bistume das Fest zum heil. Herzen Jesu ein und predigte an diesem Tage immer selbst. Dies that er einmal zu Gragnano auf so ausgezeichnete Weise, daß der Bischof v. Lettre, welcher unter seinen Zuhörern war, sich ihm zu Füßen warf, und ihm so vor allen Gläubigen seine Ehrfurcht bezeugte. Alle Arbeiten und Erfolge seines großen Seeleneifers weihte er den geheiligten Herzen Jesu nnd Mariä und fand eine grenzenlose Freude darin, seine Liebe zu der seligen Jungfrau Maria zu bezeugen. Auch als Bischof legte er sich jeden Samstag strenges Fasten auf, betete jeden Tag den hl. Rosenkranz und vergaß nie den englischen Gruß zu verrichten, den er Morgens und Abends mit großer Andachtsglut hersagte. Sein Vertrauen auf Maria, die er jeden Tag auf allen Missionen, die er abhielt, anrief, bewirkte, daß er auch die Herzen der härtesten Sünder rührte und zur Bekehrung brachte. Gegen den Stellvertreter Jesu Christi auf Erden hatte er die größte Verehrung. Mit kindlichem Gehorsam nahm er immer die Beschlüsse und Verordnungen des hl. Stuhls entgegen. Die große Anzahl seiner Werke, sowohl die gelehrten, als die Erbauungsschriften, welche er in seinem Alter verfaßte, legte er voll frommer Ehrfurcht dem Statthalter Jesu Christi zur Genemigung und Prüfung vor.

Liguori hatte in den letzten Jahren seines Lebens tausend Prüfungen zu bestehen. Er raffte seine ganze Kraft zusammen, um die Trockenheit seines Herzens, mit welcher ihn Gott heimsuchte, standhaft zu bekämpfen. Zu diesen inneren Seelenkämpfen kamen noch schmerzliche körperliche Leiden, welche in seinem 85. Lebensjahr kaum mehr zu ertragen waren. Er war so sehr gekrümmt, daß sein Haupt bis auf die Brust herabsank und sich da auflegte. Trotz all dieser Schmerzen las er täglich die heil. Messe in seinem Zimmer und fuhr mit dieser heiligen Gewohnheit so lange fort, als es ihm seine Kräfte erlaubten, auf den Füßen zu stehen. Doch fesselte ihn seine gänzliche Ermattung bald vollständig an das Schmerzenslager; da er aber auch hier so viel als möglich Gutes thun wollte, so hörte er die Beichte aller an, die sich an ihn wendeten und erteilte ihnen heilsame Ermahnungen. Alle übrige Zeit widmete er dem Gebete und der Betrachtung.

Gegen den Juli des Jahres 1787 nahmen die Leiden des hl. Bischofs zu; mit Ruhe sah er das Ende seiner Laufbahn herannahen. Er wurde von starkem Nervenzucken und von einem heftigen Fieber überfallen, welches zwei Tage vor seinem Tode andauerte. Sein Todeskampf war sanft; er hörte nicht auf, das Kruzifix und das Bildnis der seligsten Jungfrau zu küssen. Endlich verschied er am 2. August 1787 in seinem 91. Lebensjahre.

Alle Mitglieder seines Ordens beweinten ihn wie ihren Vater. Das Leichenbegängnis des Gottseligen wurde mit der größten Feierlichkeit abgehalten. Von allen Seiten strömte das Volk massenhaft herbei und Personen vom höchsten Range leisteten den ausgezeichneten Tugenden des heiligen Prälaten die letzte Huldigung. Sein Leichnam, welcher biegsam und frei von jeder Spur von Verwesung blieb, wurde in der Kirche des hl. Michael von Pagni, in der Nähe der Stadt Nocera, wo er gestorben war, beigesetzt. Schon bei seinem Leichenbegängnisse soll auf seine Fürbitte hin ein Wunder geschehen sein.

Schon ein Jahr nach seinem Tode verlangte man allgemein seine Seligsprechung. Diese erfolgtei. J. 1806 am 6. Sept. durch Papst Pius VII. seine Heiligsprechung aber durch Pius VIII. am 16. Mai 1830.

3. August.

Die Entdeckung der Reliquien des heiligen Stephanus,

gewöhnlich Stephanie Erfindung genannt.

Eingesetzt wurde dieses zweite Fest des hl. Stephanus bei der Entdeckung der Reliquien dieses ersten Martyrers der Kirche. Seine Gebeine waren verborgen, während Gott seine Heiligkeit auf die glänzendste Weise, sowohl im Himmel, als auch auf der Erde verherrlichte. Man hatte sogar den Ort vergessen, wo er hinbegraben worden war, und man wußte nicht, daß er unter den Trümmern eines alten Grabmals, 20 Milien, (etwa 3 starke deutsche Meilen) von Jerusalem liege. Es war ein Flecken Namens Kaphargamala, wo eine Kirche stand, die von einem ehrwürdigen Priester, Namens Lucian, bedient wurde. Die Entdeckung geschah auf folgende Weise:

An einem Freitage, den 3. Dezember i. J. 415 unter dem 6. Konsulate des Honorius und unter dem 6. des Theodosius des Jüngern, um die neunte Stunde des Abends schlief Lucian nach seiner Sitte in der Sakristei bei der Taufstätte zur Bewahrung des Kirchengeräts. Halb erwacht sah er einen ehrwürdigen Greis hohen Wuchses und von wunderbarer Schönheit. Dieser hatte einen langen weißen Bart und ein weißes Gewand mit goldenen Kreuzen übersäet, und trug einen goldenen Stab in der Hand. Als er sich Lucian genähert hatte, rief er ihn 3mal mit seinem Namen und befahl ihm, nach Jerusalem zu gehen, um dem Bischofe Johannes zu sagen, daß er kommen möge, um das Grabmal zu eröffnen, worin seine Ueberbleibsel und die einiger anderer Diener Jesu seien, damit Gottes Erbarmungen durch sie verherrlicht würden. Lucian fragte ihn um seinen Namen. „Ich bin," sagte er, „Gamaliel, der den hl. Paulus im Gesetze unterrichtet hat. An der Morgenseite des Grabmals liegt Stephanus, den die Juden vor dem Stadtthore gegen Abend gesteinigt haben. Sein Leib lag dort einen Tag und eine Nacht unbeerdigt; aber weder Vögel noch vierfüßige Tiere wagten ihn zu berühren. Die Gläubigen nahmen ihn dann auf meine Mahnung während der Nacht weg und brachten ihn in mein Landhaus, wo ich ihn in mein eigenes Grabmal auf der Morgenseite legte, nachdem ich sein Leichenbegräbnis 40 Tage lang gefeiert hatte. Nicodemus, der in der Nacht zu Jesus kam, liegt auch dort in einem anderen Sarge. Da er wegen seines Glaubens an den Heiland von den Aeltesten des Volkes seiner Würde entsetzt und aus Jerusalem verbannt worden war, nahm ich ihn in mein Landhaus auf, unterhielt ihn daselbst bis zu seinem Lebensende und beerdigte ihn nach seinem Tode bei Stephanus. An derselben Stätte habe ich auch meinen Sohn Abidas begraben, der vor mir in seinem 20. Lebensjahr gestorben ist. Sein Leichnam liegt in dem dritten Sarge, welcher der oberste ist, und in welchen man mich selbst nach meinem Tode beigesetzt hat. Ethna, meine Frau, und Semelias, meine Tochter, die nicht an Christus glauben wollten, wurden an einem anderen Ort begraben, der Kapharsemalia heißt."

Lucian, welcher befürchtete, wegen einer zu großen Leichtgläubigkeit als Betrüger angesehen zu werden, flehte, damit er sich versichere, ob dieses Gesicht von Gott sei, um ein zweites und um ein drittes, und um sich dieser Gnade würdig zu machen, beharrte er im Beten und Fasten. Am folgenden Freitage erschien ihm Gamaliel wieder in derselben Gestalt, und befahl ihm zu gehorchen. Er gab ihm noch die Verdienste der Heiligen, deren Ueberbleibsel er ihm entdeckte, unter dem Bilde von vier Körben zu erkennen, welche er ihm zeigte. Drei waren von Gold und der andere von Silber. Von den goldenen Körben waren zwei mit weißen Rosen angefüllt, der andere mit roten. Im silbernen waren Safranblumen, welche einen süßen Wohlgeruch dufteten. Auf Lucians Frage, was diese Körbe bedeuten, antwortete ihm Gamaliel: „Das sind unsere Ueberbleibsel. Die roten Rosen stellen den hl. Stephan vor, der am Eingange des Grabes liegt. Der zweite Korb bedeutet Nicodemus, der bei der Thüre liegt, der silberne stellt meinen Sohn Abidas vor, der vom Mutterleibe an unbefleckt geblieben; er berührt den Meinigen." Mit diesen Worten verschwand er. Lucian wachte auf und dankte Gott; seine Fasten aber setzte er immer noch fort. An demselben Tage und um dieselbe Stunde der dritten Woche erschien ihm Gamaliel von neuem und hielt ihm sein Zögern in Vollziehung des erhaltenen Auftrags vor. Er fügte noch bei, daß durch die Entdeckung seiner und der Anderen Ueberbleibsel, die Dürre, welche damals das Land hart heimsuchte, aufhören werde. Lucian von Schrecken ergriffen, versprach ferner nicht mehr zu säumen.

Er begab sich nach diesem dritten Gesichte nach Jerusalem. Der Bischof Johannes weinte vor Freuden und hieß ihn die Leiber der Heiligen aufsuchen. Lucian kehrte zurück, ließ die Erde aufgraben und fand drei Särge mit einem Steine, worauf in großen Buchstaben folgende Namen eingegraben waren: Cheliel, Nasuam, Gamaliel, Abidas. Die zwei ersten Namen sind syrisch und heißen Stephanus oder Kranz, und Nikodemus oder Volkssieg. Sogleich berichtete Lucian den ganzen Hergang an den Bischof Johannes, der unverzüglich mit Eutonius und Eleutherius, wovon der eine Bischof v. Sebaste, der andere von Jericho war, sich aufmachte, und zu der heiligen Stätte eilte.

Als sie den Sarg des hl. Stephanus öffneten, erbebte die Erde, und es verbreitete sich ein unbeschreiblicher Wohlgeruch. Eine große Menge Volkes war herbeigeströmt, darunter viele Kranke. Drei und

siebenzig mit verschiedenen Plagen behaftete genasen sogleich. Der Bischof Johannes wollte, daß man die Reliquien des hl. Stephanus nach Jerusalem bringen solle, da er Diakon dieser Kirche war. Die Ueberbleibsel der anderen Heiligen blieben zu Kaphargamala. Der Leichnam des hl. Stephanus war in Staub zerfallen, die Gebeine jedoch waren noch ganz und in ihrer natürlichen Lage. Man fand darin auch noch Reste von seinem Blute. Einige Ueberbleibsel des hl. Erstlingsmartyrers ließ man zurück für die Kirche zu Kaphargamala; die übrigen schloß man in einen Sarg und brachte sie feierlich nach Jerusalem in die Kirche zu Sion. Da ergoß sich reichlicher Segen über das Land, welcher ihm nach langer Dürre die ersehnte Fruchtbarkeit wiedergab. Diese Uebertragung der Gebeine des hl. Stephanus geschah am 26. Dezbr., an welchem Tage die Kirche immer das Andenken seines Martyrertodes gefeiert hat; am 3. August wird aber das Andenken der Entdeckung seiner Gebeine gefeiert, was ohne Zweifel daher kommt, daß irgend eine Kirche, vielleicht die von Ankona, an diesem Tage unter Anrufung des hl. Stephanus geweiht worden.

Der Leib des Heiligen blieb einige Zeit in der Kirche von Sion. Da aber die Kaiserin Eudoxia, die Gemahlin Theodosius des Jüngern i. J. 444 nach Jerusalem kam, ließ sie eine prachtvolle Kirche an dem Orte, wo Stephanus gesteinigt worden war, erbauen und wollte die Ueberbleibsel dahin versetzt wissen. Sie selbst wurde in eben dieser Kirche i. J. 463 begraben.

Der heilige Walther,

Abt von Melroß in Schottland.

Jahr 1160.

Walther war der zweite Sohn des Grafen Simon v. Huntingdon. Seine Mutter, Mathilde, war eine Tochter Judiths, der Nichte Wilhelms des Eroberers. Diese Prinzessin hatte Waltheof, Grafen v. Northumberland geheiratet, einen Sohn des tapfern Sidward, welcher seiner Zeit der Schützer seines Vaterlandes war. Simon, der ältere Bruder unseres Heiligen, erbte die Güter und Titel seines Vaters und zeichnete sich, wie letzterer, durch seinen Mut und seine Geschicklichkeit im Kriegshandwerke aus; der Beruf, den Walther wählte, war ganz von diesen verschieden. Schon von Kindheit auf sah man ihn den religiösen Uebungen ergeben; sanft, demütig und bescheiden folgte er in Allem dem Willen derjenigen, welche ihm etwas zu gebieten hatten. Er liebte das Almosengeben; er zeigte eine weit über sein Alter hinausgehende Klugheit und haßte Alles, was der Reinlichkeit zuwider war. Zu allen diesen Tugenden war er durch seine fromme Mutter herangebildet worden, welche König Heinrich I. in zweiter Ehe an David verehelicht hatte, jenen würdigen Sohn der hl. Margaretha, welcher damals König von Schottland war.

Walther folgte seiner Mutter an den Hof. Bald schloß er dort eine enge Freundschaft mit dem heil. Aelred, und dieser war es auch, der ihn zu jener glänzenden Bekehrung vorbereitete, welche alle Welt erbaute. Seine Tugenden gewannen ihm das Herz des Königs David, der gerne mit ihm umgieng und bei jeder Gelegenheit die Zuneigung an den Tag legte, die er zu ihm hatte. Seine Demut war jedoch so wohlbegründet, daß der Stolz ihn nicht verderben konnte; im Gegenteil, je mehr er über andere erhoben wurde, desto mehr hielt er sich zur Ausübung von Abtötungen für verpflichtet. Um sich gegen die ansteckende Hofluft zu schützen, zog er die Waffenrüstung Gottes an und strebte in allen Stücken unermüdlich nach Vollkommenheit. Nur mit himmlischen Gütern beschäftigt und täglich im Gebetseifer zunehmend, schien er im Fluge die Bahnen der Tugenden zurückzulegen. Bei allem, was er that, pflegte er zu sagen: „Wie kann mir dieses für das ewige Leben dienlich sein?"

Seine Keuschheit hatte eine harte Probe zu bestehen, allein er gieng siegreich aus derselben hervor, und haßte von da an die verdorbene Welt nur noch mehr. Eine Hofdame trug eine glühende Liebe zu ihm, und da sie ihm ihre Leidenschaft nicht offen zu gestehen wagte, suchte sie sich nach und nach in sein Herz einzuschmeicheln. Zu diesem Zwecke übersandte sie ihm eines Tages einen goldenen Ring, der mit einem Diamanten von außerordentlichem Werte geziert war. Walther sah hierin nichts als ein einfaches Zeichen von Höflichkeit, nahm ihn an, steckte ihn an seinen Finger, ohne dabei irgend etwas Böses zu denken. Man erfuhr aber den Vorfall am Hofe und einer machte dazu die Bemerkung: „Walthers Herz fange an, gegen die Damen nicht mehr unempfindlich zu sein." Diese Worte öffneten dem Heiligen die Augen und zeigten ihm die Gefahr, mit welcher solche Geschenke verbunden sind. Er nahm den Ring, warf ihn in ein großes Feuer und war nach glücklicher Ueberstehung der Gefahr wachsamer als je zuvor auf sich selber. Da er die vielen Gefahren betrachtete, denen man in der Welt ausgesetzt ist, und die Nutzlosigkeit, in der er eine lange Zeit seines Lebens zugebracht hatte, beherzigte, entschloß er sich, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Um die gleiche Zeit gedachte er sich auch von seinen Freunden zu entfernen, deren Besuche ihn hätten stören können. Nicht minder fürchtete er die Nähe des Hofes, wegen der von ihm unzertrennlichen Zerstreuungen. Er verließ also Schottland, begab sich in die Grafschaft York und legte bei den regulierten Chorherrn des hl. Augustin zu Nostel, nahe bei Pontrefact das Gelübde ab. Verborgen vor der Welt lebte er jetzt in der Gesellschaft des gekreuzigten Heilandes und wurde um so demütiger, je höher er vordem gestanden war. Wie die Großen der Erde über seine Demut erstaunt waren, verwunderten sich seine Ordensbrüder beim Anblicke

eines Mannes, der am Hofe erzogen, so vollkommene Grundsätze in Ausübung aller Tugenden sich bewahrt hatte, noch mehr. Nachdem er die Priesterweihe erhalten hatte, wurde er zum Sakristan ernannt und freute sich sehr über diese Stelle, weil sie ihm Gelegenheit bot, sich oft dem Altar zu nähern. Einige Zeit später zwang man ihn, das Priorat von Kirkham anzunehmen. Dieses ebenfalls in der Grafschaft York gelegene Kloster glänzte durch eine zahlreiche Genossenschaft.

Da Walther in seiner neuen Stellung verpflichtet war, nicht blos an seiner eigenen Heilung zu arbeiten, sondern auch an der seiner Brüder, verdoppelte er seinen Eifer für die Ausübung aller Tugenden. Besonders bewunderte man an ihm eine zarte Andachtsglut, die ihm oft beim Gebet, oder der Feier der hl. Geheimnisse reichliche Thränen vergießen ließ. Als er am Weihnachtsfest die hl. Messe las, ward er mit außerordentlichen Liebesentzückungen heimgesucht und gewürdigt, daß sich ihm der Heiland in sichtbarer Gestalt zeigte. Doch hielt er diese Gnade verborgen und offenbarte sie blos seinem Beichtvater. Dieser machte sie nach dem Tode des Heiligen bekannt, erzählte sie vielen Personen und bekräftigte die Wahrheit seiner Aussage mit einem Eidschwur. Der Ruf der Heiligkeit, in welchem der Orden der Cisterzienser stand, fachte in ihm das Verlangen an, in denselben einzutreten. In diesem Vorhaben wurde er durch seinen Freund den hl. Aelred, damaligen Abt von Rieval bestärkt. Er ging also in das Kloster von Wardon, das in der Grafschaft Bedfort liegt, um das Ordensgewand daselbst zu nehmen.

Die regulierten Chorherrn von Kirkham, die ihn nicht minder liebten als achteten, boten Allem auf, um ihn in ihrer Genossenschaft zurückzuhalten. Auch Simon, der Bruder des Heiligen, rief unter dem Vorwand, der Körper Walthers sei zu schwach, als daß er die strengen Bußübungen der Cisterzienser aushalten könne, geistliche und weltliche Macht zu Hilfe, um ihn aus Wardon zu entfernen, ja, er drohte sogar, das Kloster selbst zu zerstören, wenn man ihn noch längere Zeit dort behalte. Darüber erschreckt, sandten ihn seine Ordensbrüder nach Rieval, in der Grafschaft York, um ihn so der Verfolgung seines Bruders zu entziehen. Ihr Kloster selbst war ein Ableger von Rieval.

Walther wurde während seines Noviziats von schweren inneren Leiden gepeinigt, die jedoch seine Fortschritte im geistigen Leben nur beförderten. Trotz der Erlaubnis, welche die Kirche den Ordensleuten gegeben hatte, in einen strengeren und vollkommeneren Orden überzutreten, fiel er doch in eine trostlose Aengstlichkeit. Bald kam ihm in den Sinn, es wäre besser gewesen, wenn er bei seinem ersten Berufe verblieben wäre; bald, die harten Bußübungen der Cisterzienser möchten seine Kräfte übersteigen. Sein Körper schien der Last der Arbeit, der Nachtwachen und des Fastens erliegen zu müssen. An allen diesen Uebungen fand er keinen Geschmack mehr und seine in Bitterkeit versenkte Seele fand nirgends Trost. Das Gebet wurde ihm beinahe unmöglich; doch flehte er indeß jeden Tag zu Gott, fachte sein Gemüt zu immer größerer Andacht an, warf sich auf die Kniee nieder und zeigte ein heißes Verlangen, Gott so zu loben und zu lieben, wie seine treuesten Diener es thun. Aber seine inneren Qualen nahmen dadurch nicht ab; im Gegenteil steigerten sich dieselben. Doch seine Beharrlichkeit sollte ihm endlich vergolten werden. Eines Tages, als er nach seiner Gewohnheit auf der Erde ausgestreckt da lag, und Gott unter Thränen bat, er möchte ihm doch seinen Willen kund thun, damit er ihn erfüllen könne, zerstreute sich die Finsternis seines Geistes plötzlich, denn Seelenfrieden kehrte in sein Herz zurück und er empfand eine so große innere Freude, daß er außer sich geriet und einen Vorschmack der himmlischen Seligkeit empfand.

Vier Jahre nach Ablegung der Gelübde wurde Walther zum Abte des berühmten Klosters Melroß erwählt, das an der Twed in Schottland liegt. Er übernahm diese Würde blos aus Gehorsam gegen seine Vorgesetzten. Diese Art und Weise, mit welchen er die Uebertretungen der Ordensregeln rügte, waren eine Mischung von Ernst und Milde, so daß er bewirkte, daß man die Rüge lieb gewann. Hatte der Schuldige seinen Fehler abgebüßt, so wollte er nicht, daß man weiter davon spreche. Er behauptete, daß eine nochmalige Erwähnung solcher Vorfälle uns sogar unter die bösen Feinde herabwürdige, weil selbst diese die Fehler vergessen, die wir unter Reuethränen abgebüßt haben, und ihrer nicht mehr erwähnen.

Im Jahre 1154 wurde Walther zum Erzbischof von St. Andreas erwählt, weigerte sich aber, diese Würde anzunehmen, und da man sehr heftig in ihn drang, in seine Wahl einzuwilligen, nahm er seine Zuflucht zu Bitten und Thränen, man möchte ihn doch in seinem Kloster lassen. Seine inständigen Bitten, die er wiederholt vor dem hl. Aelred, seinem Obern, vorbrachte, brachten es endlich dahin, daß man seinem Verlangen entsprach. Sein Gebet bewirkte mehrere wunderbare Heilungen, allein er suchte alles zu verbergen, was zu dem Gedanken an ein Wunder hätte führen können. Gott war beständig der Gegenstand seiner Sehnsucht und diese Sehnsucht war noch lebhafter zur Zeit inneren Trostes, als zur Zeit der Prüfungen. Seine letzte Krankheit war langwierig und schmerzhaft, aber er ertrug seine Qualen mit Geduld und Freude. Als seine Sterbestunde herannahte, ermahnte er seine Ordensgenossen zu gegenseitiger Liebe und zu strenger Beobachtung der Ordensregel, empfing die hl. Sakramente der Kirche, ließ sich sodann auf ein mit Asche bestreutes Bußkleid legen und starb ruhig am 2. August 1160. — Sein Lebensbeschreiber zählt mehrere Wunder auf, die auf seine Fürsprache hin bewirkt wurden. Sein Name steht für diesen Tag in den Kalendern von Schottland und England, sowie in dem der Cisterzienser. Auch findet man ihn in einigen schottischen Kalendern unter dem 3. oder 22. Mai.

4. August.

Der heilige Dominikus.

Der Stifter der Dominikaner.

Jahr 1221.

Das 12. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung begann für die Kirche unter den glänzendsten Vorzeichen, setzte aber seinen Lauf nicht so fort, wie es begonnen hatte. Die Verbesserung der öffentlichen Zucht und Sitten, sowohl im geistlichen als im weltlichen Stande, beschäftigte damals alle Geister, und es wurden zu diesem Zwecke drei allgemeine Kirchenversammlungen abgehalten. Diesem frommen Bestreben trat aber ein Mann in der Person des Petrus Waldus entgegen, der unter andern Umständen ein Heiliger hätte werden können, so aber der Welt nur zum Unglück und Aergerniß gereichte. Er verfiel nämlich in einen Irrtum, der zu allen Zeiten die begabtesten Männer zu Grunde gerichtet hat; er hielt es nämlich für unmöglich, daß die Kirche durch die Kirche gerettet werden könne. Deßwegen wurde er der Stifter einer Ketzerei, deren ganze Stärke in dem auffallenden Unterschiede ruhte, welcher zwischen den Sitten der Ketzer und denen der tiefgesunkenen Geistlichkeit der damaligen Zeit herrschte. Diese Ketzerei ist bekannt unter dem Namen der Albigenser. Eigentlich hatte sie ihren ursprünglichen Sitz im Morgenlande, wo sie schon viele Jahrhunderte früher unter dem Namen Manichäismus aufgetreten war, jetzt aber durch den schlechten Zeitgeist begünstigt, in Italien und Deutschland auftrat und in Frankreich die größte Verbreitung fand. Raimund VI., Graf von Toulouse verscherzte den Ruhm und die Tugenden, welche er von seinen Ahnen ererbt hatte und wurde der Anführer und Beschützer dieser Ketzerei. Das war aber noch nicht Alles. Selbst in Mitte der katholischen Schulen zeigte sich der schlimme Einfluß der aristotelischen Philosophie und man war an manchen Orten bestrebt, die Vernunft über den Glauben zu setzen. Mit einem Worte, Ketzerei und Schisma bedrohten, begünstigt durch den schlechten Zustand der Kirchenzucht und durch das Wiedererwachen der heidnischen Wissenschaften, das Christentum im Abendlande, während der schlechte Erfolg der Kreuzzüge seinen Untergang im Morgenlande vorbereitete und öffnete barbarischen Völkern die Pforten der christl. Tempel. Zwar widerstanden die Päpste mit Anstrengung aller Kräfte der weiteren Verbreitung dieses Uebels. Sie thaten Kaiser Friedrich I. in den Bann, feuerten die Völker zu neuen Kreuzzügen an, hielten Kirchenversammlungen gegen die Irrlehre und wachten über die Reinheit der Lehren an den Schulen, und damit war insbesondere der große Papst Innocenz III. beschäftigt. Allein für diesmal gieng die göttliche Vorsehung bei Rettung der kath. Kirche ihre eigenen Wege. Während nämlich die Anstrengungen der Großen und Mächtigen gegen den schlechten Zeitgeist beinahe erfolglos schienen, erweckte Jesus Christus zwei unangesehene, unbekannte Männer, durch welche die Rettung kommen sollte. Es sind dies der hl. Dominikus und der hl. Franz von Assisi.

Der heilige Dominikus giebt alles, was er hat, den Armen.

In einem Thale von Altcastilien, welches der Duerofluß durchströmt, ebenso weit von Aranda als von Osma entfernt, liegt ein einfaches Dorf, Namens Calaroga. Hier wurde der hl. Dominikus i. J. 1170 geboren. Er verdankte sein Leben, nächst Gott dem Felix v. Gusman und der Johanna v. Aza. Man erzählt sich, daß seine Mutter in einem Gesichte die außerordentliche Bestimmung ihrer Leibesfrucht unter der Gestalt eines Hundes geschaut habe, der eine Fackel in seinem Munde trug und sich ihrem Schoße entwand, um die ganze Welt in Brand zu stecken. Mit 7 Jahren verließ er das elterliche Haus und ward seinem Oheim von mütterlicher Seite, Gumiel, einem Erzpriester zur Erziehung übergeben. Hier erlernte er die Anfangsgründe der Wissenschaften. Mit 15 Jahren kam er auf die Hochschule von Valencia im Königreiche Leon, wo er sich 10 Jahre aufhielt. Aus dieser seiner Studienzeit sind uns zwei schöne Züge bekannt. Während einer Hungersnot, welche Spanien entvölkerte, begnügte sich der hl. Dominikus nicht damit, Alles, was er besaß, selbst seine Kleider an die Armen zu verteilen, sondern verkaufte auch noch seine Studienbücher, die er eigenhändig mit Anmerkungen versehen hatte, um den Erlös daraus herzuschenken. Da man sich darüber wunderte, daß er sich sogar seiner Mittel zum Studieren beraube, that er folgenden Ausspruch, den ersten, der auf die

Nachwelt gekommen ist: „Wie könnte ich in toten Bücherhäuten herumstudieren, so lange es noch Menschen giebt, die vor Hunger sterben?" Sein Beispiel feuerte auch Lehrer und Schüler der Hochschule an, den Unglücklichen mit reichlichen Gaben zu Hilfe zu kommen. Als er ein andermal eine Frau über die Gefangennehmung ihres Bruders durch die Mauren bitterlich weinen sah, und ihre Klagen vernahm, daß sie außer Stand sei, ihn loszukaufen, bot er sich selbst zum Verkaufe an, um jenen frei zu machen. Doch ließ dies Gott, der ihn zur geistigen Errettung so vieler tausend Menschen ausersehen hatte, nicht zu. Wie ein Wanderer, der gegen Ende des Herbstes durch eine aller ihrer Früchte beraubte Landschaft zieht, bisweilen an den Bäumen umher noch eine Frucht entdeckt, welche die Hand des Arbeiters zu pflücken vergessen hat, und wie er aus diesen verachteten, wenigen Ueberresten, die unbekannten Gefilde, die er durchzieht, beurteilen kann; so hat auch die göttl. Vorsehung die Jugendzeit ihres getreuen Dieners Dominicus in Verborgenheit dahinschwinden lassen, und nur einige wenige, aber treffende Charakterzüge der Geschichte überliefert, aus denen man ein Herz zu erkennen vermag, das durch seine Reinigkeit, seine Gnadenfülle, seine Weisheit, kurz durch alle seine Tugenden später die ganze Welt in Verwunderung setzte.

Als Dominicus 25 Jahre alt war, berief ihn Martin von Bazan, damals Bischof von Osam, in seine Diöcöse, deren Sitten er verbessern und reinigen wollte. Mit dieser Angelegenheit betraute er einen regulierten Chorherrn seiner Kirche, namens Don Diego de Azevedo, einen Mann, der durch seine hohe Geburt, seine Talente und durch seinen frommen Lebenswandel gleich ausgezeichnet war. Dominicus trat den regulierten Chorherrn bei und bereitete sich 9 Jahre zu jenem Berufe vor, zu welchem er von Gott bestimmt war, den er aber damals noch nicht kannte.

Um jene Zeit gieng Alphorus VIII. König von Castilien, mit dem Gedanken um, seinen Sohn an eine Prinzessin von Dänemark zu verehelichen. Er wählte in dieser Angelegenheit Don Diego, der indessen Bischof von Osma geworden war, zum Geschäftsträger. Dieser reiste im Jahre 1203 nach dem Norden Deutschlands ab, und nahm den heiligen Dominicus als Begleiter mit sich. Beide waren bei ihrer Reise durch Languedoc Zeugen von den erschrecklich großen Fortschritten, welche die Ketzerei der Albigenser gemacht hatte, und wurden darüber äußerst betrübt. Als sie nach vielen Mühsalen am Ziele ihrer Reise angelangt waren, fanden sie den Hof von Dänemark zu der Verbindung geneigt, welche Alphons von Castilien eingehen wollte. Sie kehrten demnach sogleich nach Castilien zurück, um dem Könige Alphons diese freudige Nachricht zu überbringen, und erhielten von diesem den Befehl, mit einem glänzenden Gefolge aufzubrechen und die Prinzessin von Dänemark nach Castilien abzuholen. Allein diese war indessen gestorben. Somit war Don Diego seines Austrages entbunden, und schickte deshalb einen Boten an den König; er selbst reiste aber nach Rom, um vom heil. Vater die Erlaubnis zu erlangen, die Albigenser in Languedoc zu unterrichten und den Ungläubigen des Nordens das Evangelium zu predigen. Don Diego und Dominicus knieten gemeinsam vor dem Grabmal, das die Welt regiert, und als sie ihre Augen von dieser Ruhestätte erhoben, hatten sie die zweitgrößte Freude, die ein Katholik dort finden kann, nämlich den päpstlichen Thron mit einem sehr würdigen Manne besetzt zu sehen. Dieser war Innocenz III. Der Bischof von Osma hatte sich entschlossen, seinen Hirtenstab niederzulegen und den Rest seines Lebens der Glaubensverkündigung unter wilden Völkern zu widmen; aber Innocenz III. nahm diesen Entschluß nicht an; deswegen reisten beide Pilgrimme in kürzester Bälde wieder von Rom ab. Dies war im Anfange des Jahres 1205. Auf ihrer Reise wollten sie eines der berühmtesten Klöster der Christenheit besuchen und gelangten auf langen Umwegen endlich an die Pforten der Abtei von Citeaux, wo damals alle Bewohner ein heiligmäßiges Leben führten. Zu Montpellier trafen sie drei Männer, welche damals eine große Rolle in den kirchlichen Angelegenheiten spielten, nämlich Arnault, Abt von Citeaux und Rudolph und Peter von Castelnau, welche Mitglieder desselben Ordens und Legaten des Papstes waren. Der Bischof von Osma ermahnte sie am meisten durch ein frommes Beispiel zu wirken, wenn ihre Sendung nicht unnütz sein solle.

Der Abt von Citeaux gieng nach Burgund, wo er den Vorsitz über ein Generalkapitel seines Ordens halten wollte und versprach von dort eine gewisse Anzahl Glaubensprediger zurückzubringen. Die zwei andern Legaten aber, nebst Diego, Dominicus und einigen andern spanischen Predigern begaben sich nach Narbonne und Toulouse zu Fuße; sie mieden die Wege, die in die Städte und Burgen führten, und betraten sie nur, wenn der Geist Gottes es ihnen eingab, oder wenn äußere Umstände es ihnen nahe legten, daß ihre Predigten von Erfolg sein könnten. Hatten sie sich aber entschlossen, an einem Orte das Evangelium zu verkünden, so blieben sie daselbst so lange, als es die Lage des Ortes, und der Eindruck, den ihre Vorträge hervorbrachten, rätlich erscheinen ließen. Den Katholiken predigten sie in den Kirchen, mit den Ketzern aber hielten sie in den Privathäusern religiöse Besprechungen. Indes brachte Dominicus in Erfahrung, eine der Hauptursachen der schnellen Verbreitung der Irrlehre sei die zarte Sorgfalt, mit welcher sich die Ketzer der Erziehung solcher junger, adeliger Damen widmeten, deren Familien zu arm waren, um ihren Töchtern eine standesgemäße Erziehung geben zu lassen. Er suchte daher bei Gott die Mittel, dieser heillosen Verführung mit Erfolg entgegenarbeiten zu können. Dieses Mittel fand er bald. Zu Prouille, einem Dorfe, das in einer Ebene nahe bei Montreal gelegen ist, stand eine der heil. Jungfrau geweihte Kirche, die schon seit langer Zeit durch das Vertrauen des Volkes umher berühmt war. Dominicus nahm seine Zuflucht zu der Mutter Gottes von Prouille, wo er auf seinen apostolischen

Reisen schon öfters gepredigt hatte. Mochte er die ersten Hügel der Pyrenäen hinansteigen, oder von denselben herabkommen, immer erschien ihm jenes unscheinbare Heiligtum von Prouille vor seinem Eintritt in Languedoc wie ein Ort der Hoffnung und des Trostes. Hier war es denn auch, wo er ganz an der Seite der Kirche mit Gutheißung des Bischofs Foulques, der unlängst den bischöflichen Stuhl von Toulouse bestiegen hatte, ein Kloster für junge Töchter gründete. Dieses Kloster wurde sehr bald berühmt, zeichnete sich besonders durch die Jungfräulichkeit seiner Bewohnerinnen aus und bot vielen Frauen, die sich aus der Welt zurückziehen wollten, eine Zufluchtsstätte.

Nachdem Don Diego zu Fuß die Pyrenäen und Argonien durchwandert hatte, begab er sich nach Osma zurück. Schon schickte er sich aufs Neue an, seine Heimat zu verlassen, da rief ihn Gott in die ewige Wohnung der Engel und Menschen ab. Dominicus und seine Genossen in den apostolischen Arbeiten standen nun allein und verlassen da. Ein furchtbarer Krieg sollte dazu das Schmerzliche ihrer Lage noch vergrößern. Der Legat Petrus von Castelnau hatte oft den Ausspruch gethan, daß die katholische Religion in Languedoc niemals mehr aufblühen würde, wenn dieses Land nicht zuvor das Blut eines Märtyrers getrunken hätte; er selbst bat Gott inständig um die Gnade, das erste Schlachtopfer sein zu dürfen. Seine Bitte wurde erhört und er durch den Grafen Raimund von Toulouse heimlich ermordet. Aber dieser Mord gab das Zeichen zu dem sogenannten Albigenserkrieg, in dem auf das Großartigste der christliche Heldenmut des Simon von Montfort zu Tage trat und die ganze Tugendkraft des Dominicus enthüllt wurde. Zwei Dinge hatte Dominicus bei seiner Mission in gleichem Grade zu befürchten: entweder mußte er seine apostolische Thätigkeit in einem von Blut geröteten und von Waffenlärm durchtobten Lande aufgeben, oder er mußte eigenhändig am Kriege Teil nehmen, wie die Mönche von Citeaux. Aber er that weder das Eine noch das Andere, sondern führte die Irrenden durch Predigt und Gebet in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Um von Gott den lieben Frieden und den Sieg des wahren Glaubens zu erflehen, führte er seine Gebetsweise ein, welche seither unter dem Namen des heil. Rosenkranzes in der ganzen katholischen Kirche bekannt und verbreitet ist. Seine fromme Absicht wurde mit unglaublichen Erfolgen gekrönt, denn das ganze christl. Volk hing an dieser Andacht mit erstaunenswerter Gläubigkeit. Wer hat noch nie in den Dorfkirchen des Abends die Landleute mit ernster Stimme den Rosenkranz in zwei Chören abbeten hören? Wer beobachtete noch nie die langen Züge der Wallfahrer, die die Paterchen des Rosenkranzes durch ihre Finger gleiten lassen und durch wechselseitiges Aussprechen des süßen Namens Maria's sich die langweilige Reise angenehm verkürzen. Gewiß, so oft etwas allgemeine u. andauernde Verbreitung findet, birgt es notwendig eine geheimnisvolle Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen und dem Verlangen des Menschen in sich. Der bloße Verstandesmensch lächelt, wenn er die Leute sieht, die immer dasselbe Wort wiederholen; wer aber von einem besseren Lichte erleuchtet ist, der weiß wohl, daß die Liebe bloß ein Wort hat und daß sie durchaus keine Wiederholung macht, wenn sie auch nur dieses Eine Wort immer ausspricht.

Der heilige Dominicus bietet sich selbst einer Frau zum Verkaufe an, damit sie dadurch ihren gefangenen Bruder loskaufen könne.

Zwar fällt auch ein großer Teil der glänzenden Erfolge des Albigenserkrieges auf Simon von Montfort. Aber Kriegshandwerk und Blut haben auf diesen Glanz auch ihre Flecken geworfen. Der heilige Dominicus hingegen strahlt im reinsten und heiligsten Lichte, denn er öffnete seinen Mund nur um zu segnen; er schloß sein Herz nur auf, um zu beten; er erhob seine Arme allein zur Verrichtung guter Werke.

Dominicus stand in seinem 46. Lebensjahre, als er die Früchte seiner langen Mühen und Verdienste einzuernten begann. Die siegreichen Kreuzsoldaten öffneten ihm i. J. 1215 die Stadtthore von Toulouse und die göttliche Vorsehung führte ihm zur nämlichen Stunde zwei Männer zu, deren er zur

Begründung der ersten Anfänge des Predigerordens notwendig bedurfte. Beide waren Bürger von Toulouse und ebenso ausgezeichnet durch ihre vornehme Verwandtschaft, wie durch ihre persönlichen Verdienste. Der Eine, Namens Petrus Cellini, verband große Tugenden mit großem Vermögen, der Andere unter dem Namen Thomas bekannt, war ein sehr guter Redner und von den liebenswürdigsten Sitten. Vom nämlichen heiligen Geiste geleitet schloßen sich beide an Domincus an und Petrus Cellini machte ihm sein Haus zum Geschenke. Hier versammelte sich die kleine Heerde, welche ein 10 Jahre langes, mit vielen Mühseligkeiten verbundenes Apostolat gekostet hatte. — So ward also der Predigerorden inmitten der Stürme der Hauptstadt der Ketzerei gegründet. Der Bischof Foulques und Simon v. Montfort schafften die notwendigen Beisteuern herbei, aber der hl. Dominikus entschloß sich nur sehr langsam und ungerne zur Annahme von irdischen Gütern; er hatte sich vor ihnen, wie von einer Last losgemacht und wollte seinen Söhnen nur jene göttliche Vorsehung als Erbe hinterlassen, welche für jeden arbeitsamen Menschen Sorge trägt und von der geschrieben steht: „Wirf die Sorge für deinen Lebensunterhalt auf Gott, er selbst wird dich ernähren." Als der Plan des hl. Dominikus auf dem Punkte seiner Ausführung angekommen war, durfte er die päpstliche Bestätigung für sein Werk hoffen. Er reiste daher, als die Abhaltung einer allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran nahe bevorstand, mit dem Bischof von Toulouse im Herbste des Jahres 1215 nach Rom ab und hatte das Glück, Innocenz III. auf dem Stuhle des hl. Petrus zu treffen. Doch fand er diesen großen Papst zur Erhörung seiner Wünsche

Der heilige Dominicus, Petrus Cellini und Thomas.

nicht geneigt. Er konnte sich nämlich nicht zur Bestätigung eines neuen Ordens entschließen, welcher der Kirche durch Predigten nützlich werden wollte. Doch Gott, welcher der römischen Kirche eine solche Hilfe werden läßt, deren ewige Fortdauer immer ein neues Wunder seiner Weisheit bildet, wollte den hl. Dominicus nur zum letzten Mal mit einer Prüfung heimsuchen und machte den Bedenklichkeiten Innocenz III. ein Ende.

Als nämlich der Papst in einer Nacht in dem Palaste des Lateran schlief, sah er in einem Traumgesichte die Basilica einstürzen, den Dominicus aber mit seinen Schultern die wankenden Mauern aufhalten. Nachdem so der Papst durch dieses Gesicht den Willen Gottes vernommen hatte, teilte er es dem apostolischen Manne mit, und befahl ihm nach Languedoc zurückzukehren, sich daselbst mit seinen Genossen zu besprechen und dann das von den älteren Ordensregeln zu der ihrigen zu machen, was ihm zur Bildung einer neuen Kämpferschaar für die Kirche am geeignetsten erscheine. Auf diese Weise wurde der Beschluß des Conciliums von Lateran aufrecht erhalten, welches die neuen religiösen Orden verteidigte; dem neuen Orden aber war dadurch das Ansehen und der Schutz eines älteren erteilt.

Als Dominicus nach Toulouse zurückgekehrt war, fand er an der Stelle seiner sechs Schüler, die er zurückgelassen hatte, derer fünfzehn. Dem Befehle des Papstes gemäß versammelten sie sich sofort in Prouille und beratschlagten sich dort über die Wahl einer Ordensregel. Sie wählten die des hl. Augustinus. Die erste Dominikaner-Genossenschaft wurde durch den Bischof Foulques zu Toulouse gegründet. Er errichtete an der Seite der Kirche des hl. Romanus ein

bescheidenes Kloster; das war notwendig, um in einem gemeinsamen Hause ein gemeinsames Leben führen zu können. Kloster und Hof waren mit einer Säulenhalle umgeben. In Mitte des Hofes sollte nach alter Ueberlieferung ein Brunnen stehen, der jenes lebendige Wasser andeuten sollte, das dahinfließt ins ewige Leben. Am Fuße der Säulenhallen waren die Gräber angebracht, und auf den Steinplatten konnte man die Grabschriften lesen. — Die ganze Einrichtung des Klosters war in allem höchst einfach, ernst und würdig. Alles erinnerte an den Tod und an das Jenseits. Hier ergiengen sich die Mönche in ihren Erholungsstunden selbst still und schweigsam unter den stillen Erinnerungstafeln an Tod und Ewigkeit. Die Mönchszellen waren ärmlich und nur so groß, um ein Strohlager oder eine einfache Matraze, ein Tischchen und zwei Stühle fassen zu können. Ein Kruzifix und einige Heiligenbilder machten ihren ganzen Schmuck aus. Aus diesem Grabe, das der Mönch während seiner irdischen Jahre bewohnte, wanderte er in jenes Grab, das der Ewigkeit vorhergeht. So war er weder von seinen toten noch von seinen lebenden Brüdern getrennt. In sein Ordenskleid eingehüllt, begrub man ihn unter dem Chor; sein Staub vermischte sich mit dem Staube seiner Vorgänger, und von den Zeitgenossen und Nachfolgern erscholl über diesen hl. Ueberresten immer das Lob des Herrn; Honorius III. der Nachfolger Innocenz III. bestätigte i. J. 1216 den Predigerorden feierlich. Damals überstieg Dominicus zum dreizehnten Male die Alpen, und während der Fastenzeit des Jahres 1217 finden wir ihn im Palaste des Papstes selbst vor einer sehr auserlesenen Zuhörerschaft die Briefe des heil. Apostel Paulus auslegen.

Der Brunnen im Dominicaner-Kloster zu Toulouse.

Dominicus kehrte nach Frankreich zurück und teilte die Welt unter seine Brüder; sie zerstreuten sich in alle Gegenden Europa's und nahmen Nichts mit sich, als das Vertrauen auf Gott. Dominicus selbst unternahm eine weitere Reise nach Rom, um dort ein Ordenshaus nach seiner Regel zu gründen. Und in der That errichtete er dort, unter Ausübung unzähliger Wunder, das Kloster des hl. Sixtus für Nonnen, das der hl. Sabina für Brüder. Von allen Seiten trat man in diese beiden hl. Anstalten ein. Damals begaben sich auch der heil. Hyacinth und der gottselige Celsus in diese segensreiche Genossenschaft. Unterdessen entstanden auch mehrere Niederlassungen des neuen Ordens in Paris und Bologna. In Paris schenkte Johann v. Barastre, Professor der Universität das Hospitium des hl. Jakob, das er am Thore von Narbonne erbaut hatte, dem Predigerorden. In Mitte der glänzendsten Paläste wurde dieses kleine Gebäude eine Zufluchtsstätte für die apostol. Männer, eine Schule der Weisheit und ein Grabmal für Könige. Zu Bologna breitete sich der Orden, infolge der Predigten Reginalds und des hohen Tugendeifers seiner Brüder auf eine wunderbare Weise aus; die menschliche Thätigkeit allein hätte die Bekehrung so vieler junger Leute und hohe öffentliche Aemter bekleidender Männer niemals bewirken können. Aber die Armut des eben erst entstandenen Ordens legte seinen Mitgliedern alle Arten von Entbehrungen auf. Wenn ihr Körper und Geist von der Arbeit im Weinberge des Herrn gleichmäßig ermüdet war, so fanden sie als Erholung nur Fasten und Entbehrung; dem kurzen Schlafe auf harter Lagerstätte folgten die langen Stunden des Tages. Aber Gott stand ihnen auf wunderbare Weise bei; Engel brachten ihnen Brot und boten ihnen ihre Dienste an.

Ein ganzes mühevolles Jahr verwandte Dominicus in Rom zur Errichtung seiner Ordenshäuser. Als ihm dieses gelungen war, richtete er seine Augen auf die weitentlegenen Gegenden, in denen sich seine ersten Jünger zerstreut aufhielten. Da wandelte ihn eine heilige Sehnsucht an, sie wiederzusehen, sie durch seine Gegenwart zu stärken, und Gott mit ihnen für die vielen Gnaden und Wohlthaten zu lobpreisen, welche sie von ihm indessen erhalten hatten. Er machte sich daher in Begleitung einiger Mönche aus seinem Orden von Rom auf, überstieg die Alpen und kam nun auf jene Straße von Languedoc, die ihm von seiner früheren Wirksamkeit her so wohl bekannt waren; aber Alles hatte sich zum Bessern gewendet. —

Nach einem ganz kurzen Besuch, den er im Kloster zu St. Romanus in Toulouse und bei unserer lieben Frau von Prouille abstattete, wandte sich Dominicus seinem Vaterlande zu, wo er seit fünfzehn Jahren die Sonne nicht mehr hatte untergehen sehen. Hier sah er alle Orte wieder, die ihm von seiner Jugendzeit her teuer waren. In Segovia gründete er einen Convent, dem er den Namen: „zum heiligen Kreuze“ beilegte; hier zog er sich oft in eine

nahe Höhle zurück, welche zu Bußübungen und Betrachtungen sehr geeignet war.

Er hatte die Gewohnheit, einen Teil der Nacht dem Gebet und allen Arten geistiger Uebungen zu weihen. Den Tag widmete er seinen Nebenmenschen, den Predigten, Reisen und sonstigen Angelegenheiten. Im Chor blieb er bis nach Absingung der Complet, wachte aber mit großer Sorgfalt darüber, daß es ihm kein Mitbruder nachahme, sei es, daß er ihnen nicht ein über ihre Kräfte gehendes Beispiel zur Nachahmung geben wollte, sei es, daß ihn eine heilige Scheu die Entdeckung seines geheimnisvollen, vertraulichen Umganges mit Gott fürchten ließ. Doch siegte die Neugierde oft über diese Vorsichtsmaßregeln. Einige Brüder verbargen sich an einem dunklen Orte der Kirche, um seine Nachtwachen zu beobachten und auf diese Weise erfuhr man sodann die wunderbarsten Begebenheiten. Als er allein und seine Frömmigkeit durch das Dunkel und Schweigen der Nacht verhüllt glaubte, tauschte er mit Gott die vertraulichsten Herzensergüsse aus. Die Kirche wurde für ihn gleichsam zu einem lebendigen Wesen, an das er seine Thränen, seine Seufzer und Gebete richtete. Er ging zu allen Altären der Reihe nach und betete vor ihnen, teils tief gebeugt, teils auf den Boden hingestreckt, teils auf den Knieen liegend. Wenn er sich erhob, heftete er seine Blicke fest auf das Kruzifix, beugte sodann seine Knice zu wiederholtenmalen und verehrte es so. Dauerten die Kniebeugungen längere Zeit, so kamen seine inneren Herzensergüsse nicht mehr über seine Lippen; er schien im Geiste in den Himmel entrückt zu sein und Freudenthränen darüber zu vergießen. Seine Brust war gehoben und bewegt, wie die eines Wanderers, der sich seiner Heimat nahet.

Wenn Dominicus lange Zeit gewacht, geweint, gebetet und seinen Leib und seine Seele Gott zum Opfer dargebracht hatte, ging er, ehe die Morgenglocke ertönte, zu seinen Brüdern, trat leise in ihre Zellen, machte über sie das hl. Kreuzeszeichen und legte die Kleider derjenigen zurecht, welche sie während des Schlafes in Unordnung gebracht hatten. Einigemal überraschte ihn bei seinen Nachtwachen der Schlaf über der Betrachtung tiefer Geheimnisse; dann fand man ihn an einen Altar gelehnt, oder sogar über die Erde erhoben. Sobald aber das Zeichen zur Anbetung der Matutin gegeben wurde, ging er zu seinen Brüdern zurück, begab sich von der einen Seite des Chors zur andern und ermunterte sie zu kräftigem und freudigem Psallieren. Nach dem Chorgebet begab er sich in irgend einen Winkel des Hauses, um da zu schlafen, und legte sich hier auf den nächsten besten Gegenstand nieder, bald auf eine Bank, bald auf eine Steinplatte, bald auf die bloße Erde, einigemal sogar auf die Totenbahre. Sein Schlaf war während der Nachtzeit so kurz, daß er oft an der Tafel mitten im Essen einschlief. Auf seiner Rückreise aus Spanien hielt sich Dominicus einige Tage in Paris auf; dann ging er wieder über Burgund und die lombardischen Alpen nach Italien. Er reiste immer zu Fuß, einen Stab in der Hand und auf den Schultern einen Pack alter Kleidungsstücke. Wenn er sich außerhalb bewohnter Orte befand, zog er seine Schuhe aus und ging barfuß. Wenn ihn ein Stein auf der Straße verwundete, sagte er lächelnd: „Seht wie wenig geduldig ich bin!" Niemals trug er Geld bei sich, denn er freute sich für alles der göttl. Vorsehung und den Menschen Dank sagen zu können. Er brachte jeden Tag, mit Ausschluß, wenn ihm eine Kirche dazu mangelte, das hl. Meßopfer Gott unter Vergießung reichlicher Thränen dar. Selbst auf der Reise mußten seine Genossen morgens bis 9 Uhr Stillschweigen beobachten, am Abende aber vom Abbeten der Complet an. In der Zwischenzeit aber sprach er mit ihnen über Gott, teils in der gewöhnlichen Umgangssprache, teils in mehr gelehrten, theologischen Sätzen, und sonst auf alle erdenkliche Weise. Niemals betrat er ein ihm angewiesenes Haus oder Hospital, ohne vorher in der Kirche gebetet zu haben, wenn sich eine solche an Ort und Stelle befand. Nach der Mahlzeit zog er sich in ein Zimmer zurück, um die hl. Schrift oder die Briefe des hl. Apostels Paulus, die er immer bei sich trug, zu lesen. Auf seinen Reisen predigte er in allen Orten, in Städten, Dörfern, Schlößern, bis herab zu den Klöstern. Seine Worte begeisterten, denn sie gründeten sich auf jene langen Studien, die er zu Valencia und Osma in allen Geheimnissen der christl. Theologie gemacht hatte; sie gingen ihm von Herzen wie Liebesströme und offenbarten und versüßten die Wahrheit zugleich.

Das General-Kapitel in Bologna.

Einst wurde ein junger Mensch von seiner Beredtsamkeit ganz hingerissen und bat ihn um die Bücher, nach welchen er studiert habe. „Mein Sohn", sprach Dominicus, „das Buch der Liebe ist es mehr als jedes andere, aus dem ich meine Belehrung geschöpft habe, denn das unterweiset uns in allem!" Oft weinte er auf der Kanzel und war von jener

übernatürlichen Traurigkeit erfüllt, welche gewöhnlich ein tiefes Verständnis übernatürlicher Dinge verleiht. Wenn er von Ferne die Dächer einer Stadt oder sonst eines Ortes sah, so stellte er oft über das Elend und die Sünden der Menschen traurige Betrachtungen an, die sich sogleich auf seinem Gesichte wiederspiegelten. Oft zeigten sich bei ihm die verschiedensten Ausdrücke der Liebe. Als Dominicus von Bologna geschieden war, weilte er einige Tage zu Viterbo bei Papst Honorius III., und kam dann nach Rom, um den Anfang des Jahres 1220 damit zu feiern, daß er unter die Schwestern von St. Sixtus ebenholzerne Löffel austeilte, die er ihnen aus Spanien mitgebracht hatte. Ach welch bewunderungswürdige Einfachheit dieses großen Mannes! der Gedanke, diesen armen Nonnen eine Freude machen zu können, beschäftigte ihn in Mitte unzähliger Mühen und Angelegenheiten seiner langen Reisen; auf seinen eigenen Schultern brachte er ihnen auf einem Wege von 6—700 Meilen ein Andenken aus seiner Heimat mit.

Noch waren keine 3 Jahre seit der Zerstreuung der Brüder von Unserer Frau von Prouille vergangen, und schon besaßen sie Klöster in Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland, ja sogar in Polen. Ueberall hatte ihnen der Segen Gottes die Gnade verliehen, sich niederlassen und vermehren zu können. Dominicus, der mit eigenen Augen ihre Fortschritte sah und sie durch seine Gegenwart noch mehr angespornt hatte, glaubte nun, der günstige Augenblick sei gekommen, ihnen selbst auch ihre Stärke zu zeigen, nicht ihnen eine eitle Genugthuung zu verschaffen, sondern sie zu größern Arbeiten zu ermutigen, ihre Einheit zu befestigen und die letzte Hand an ihre Ordensregeln anzulegen. Er berief deswegen auf Pfingsten des Jahres 1229 ein Generalkapitel seines Ordens nach Bologna. Das war aber kein unansehnliches Zusammentreffen mehr in einer einfachen Dorfkirche, wie ehedem zu Prouille: das war eine große, apostolische Gesellschaft in einer großen und berühmten Stadt, dem Aufenthaltsorte der gebildetsten Jugend der Nation.

Dominicus, damals 50 Jahre alt, stand in der schönsten Blüte des Mannesalters. Sein Körper, ebenso gut beschaffen wie seine Seele, hatte jene Lebensjahre erreicht, nach welchem das Alter nichts mehr ist als eine Vervollkommnung und ein Lohn für gut verlebte Jugendjahre. Er war von mittlerer Größe, schlanken Wuchses, hatte ein schönes, vom Blute etwas gerötetes Angesicht, einen hellblonden Bart und Hauptthaare und gutmütige Augen. Von seiner Stirn und seinen Augenwimpern gingen gewisse Lichtstrahlen aus, die Ehrfurcht und Liebe zugleich einflößten. Immer war er heiter und vergnügt, außer wenn er zum Mitleiden mit der Not des Nebenmenschen bewegt wurde. Er hatte lange und schöne Hände, eine edle und helle Stimme. Nie bekam er einen Kahlkopf, sondern trug die Tonsur seines Ordens inmitten eines Kranzes von weißen Haaren.

Nach Abhaltung des Generalkapitels durchreiste Dominicus die Lombardei, visitierte die Klöster seines Ordens und verkündigte dem Volke das Evangelium. Die traurigen Zeichen der Abnahme des Glaubens gingen ihm sehr zu Herzen. Um ihr entgegenzuarbeiten, beschloß er, eine Genossenschaft zu gründen, welcher er den Namen: „Kriegsheer Jesu Christi“ beilegte. Sie war aus Weltleuten beiderlei Geschlechts zusammengesetzt, die es sich zur Aufgabe machten, die Güter und Freiheiten der Kirche zu verteidigen und mit allen nur möglichen erlaubten Mitteln. Ihre Kleidung blieb der der Weltleute dem Schnitte nach gleich und zeichnete sich bloß durch die Farben der Dominicaner aus, durch die weiße Farbe, welche die Unschuld, und durch die schwarze, welche die Buße andeutet.

Ohne durch die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams gebunden zu sein, nahmen sie doch am Ordensleben so viel als möglich Anteil. Sie beobachteten die Abstinenztage, die Fasttage und verrichteten gewisse regelmäßige Gebete. Später, als die öffentlichen Gründe ihres Entstehens und Kampfes weggefallen waren, blieb die Genossenschaft doch beisammen und widmete sich dem inneren Fortschritte auf religiöser Bahn. Jetzt führten sie den Namen: „Reuige Brüder und Schwestern des heil. Dominicus.“ Dies war der dritte Orden, den Dominicus stiftete, oder vielmehr der dritte Zweig jenes Einen Ordens, der in seiner Großartigkeit alle Menschen umfaßte, Mönche, Nonnen und Weltleute beiderlei Geschlechts.

Mit der Gründung des dritten Ordens war die Lebensaufgabe des hl. Dominicus vollendet. Es blieb ihm jetzt Nichts mehr übrig, als Allem Lebewohl zu sagen, was er auf Erden geliebt hatte; Rom aber nahm ohne Zweifel die erste Stelle in seinem Herzen ein. Vor seinem Hinscheiden wollte er noch den Segen von dem unfehlbaren Stellvertreter jenes Herrn empfangen, den er alle Tage seines Lebens geliebt und dem er gedient hatte. Er begab sich deswegen zum sechsten und letzten Male nach Rom. Am 30. Mai 1211 hielt Dominicus zu Bologna das zweite Generalkapitel ab und teilte den Orden in acht Provinzen.

Er sandte Missionäre nach England und Ungarn und fieng damit an, von ganz Europa Besitz zu nehmen. — Doch bald schlug seine Stunde. Der hl. Mann erhob sich von seinem Lager, richtete Augen und Arme himmelwärts und begann folgendes Gebet: „Heiliger Vater! ich habe deinen Willen erfüllt und diejenigen, welche du mir geschenkt hast, bewahrt und behütet; jetzt empfehle ich sie dir, hüte und bewahre du sie! Er starb am Freitag den 7. August 1221. Zwölf Jahre nachher versetzte man die kostbaren Reliquien dieses hl. Ordensstifters in einen neuen Sarg. Cardinal Ungolini bestieg damals den Stuhl des heil. Petrus unter dem Namen Gregor IX. Er hatte Dominicus gekannt und geliebt und ließ ihn feierlich in das Verzeichnis der Heiligen aufnehmen.

Das ist das Leben, der Tod und die ewige Verherrlichung jenes Mannes, der, auch nur menschlich angesehen, die glücklichsten Talente und das edelste Herz besaß, das man hienieden finden kann. Jene große

Eigenschaft zeigte er im äußerlichen Leben durch eine erstaunenswerte Thätigkeit, die andere im inneren Leben so, daß man sagen kann, jeder Hauch von ihm sei eine That der Liebe gegen Gott und die Menschen gewesen.

5. August.

Der heilige Oswald,

König und Martyrer.

Jahr 642.

Der heil. Oswald, Sohn des heidnischen Königs Ethelfried v. Northumberland in England, wurde im Jahr 604 geboren. Er hatte noch zwei Brüder, Evanfried und Oswy. Um das Jahr 616 wurde Ethelfried von Edwin, einem verstoßenen Sohne eines vormaligen Königs von Northumberland mit Krieg überzogen und getötet. Da floh Oswald mit seinen Brüdern nach Schottland, wo sie im Christentume unterrichtet und getauft wurden. Unter Edwin wurde das Christentum auch in Northumberland wieder eingeführt.

Die Gottesfurcht der Bewohner war so groß, daß, wie die Geschichte erzählt, keines von den ehernen Trinkgefäßen gestohlen wurde, die der König bei den Quellen, nahe bei den Landstraßen, zum Gebrauche der Reisenden an Pfähle hatte aufhängen lassen.

Nach siebenzehnjähriger Regierung wurde Edwin von einem benachbarten Könige, Cadwalla, mit Krieg überzogen und getötet. Bald darauf wurde auch Evanfried, der ältere Bruder Oswalds, von Cadwalla samt 12 Kriegern ermordet, zu dem er, um mit ihm zu unterhandeln, ins Lager gekommen war. Da sammelte Oswald ein kleines, aus Christen bestehendes Häuflein und zog wider Cadwalla. Als die Heere sich begegneten, pflanzte Oswald ein hölzernes Kreuz auf mit eigener Hand, und rief seinen Soldaten zu: „Werfen wir uns auf die Kniee nieder, und flehen wir zu dem wahren Gott, daß er uns gegen einen übermütigen Feind beschütze. Er weiß, daß der Krieg, den wir führen, gerecht ist, und daß wir zur Verteidigung unseres Lebens und Landes kämpfen." Dadurch ermutigt, erfocht Oswald einen vollkommenen Sieg über Cadwalla, der selbst tot auf dem Schlachtfelde blieb.

Kraft dieses Sieges ward nun Oswald König im ganzen Northumberland. Er war 27 Jahre alt, und betete mit David:

Der heilige Oswald in der Schlacht gegen Cadawalla.

„Nicht uns, o Herr! nicht uns, sondern deinem Namen gieb die Ehre." Ps. 113. Den Ort, wo er den großen Sieg erfochten, ließ er zur Dankbarkeit von nun an das Himmelsfeld nennen.

Das Kreuz, welches er vor dem Anfange der Schlacht errichtet hatte, hielt er, wie sein Volk, durch sein ganzes Leben hoch in Ehren. Um das durch den Krieg zerrüttelte und verwilderte Volk auf den Weg des Heils zu führen, sandte er sogleich an den König und die Bischöffe von Schottland um Missionäre, um seine noch heidnischen, sowie die wiederverirrten Unterthanen im Christentume zu unterrichten. Der dazu erwählte Missionär hieß Aidam, war Abt eines Klosters und wurde in der Folge als gelehrter und heiliger Mann zum Bischofe geweiht. Von den durch ihn Bekehrten schreibt der Abt Beda: „Wenn

ihnen ein Geistlicher auf den Straßen begegnete, knieten sie vor ihm nieder, und baten, sie mit dem Kreuzzeichen zu segnen. Kam ein Priester in ein Dorf, so versammelten sich die Einwohner, um aus seinen Unterweisungen Nutzen zu ziehen.“ Vorzüglich wirkte aber Oswald durch sein gottesfürchtiges Beispiel auf seine Unterthanen. Außerdem, daß er mit Eifer immer dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnte, widmete er täglich bei seinen vielen Geschäften, einige Stunden dem Gebete.

Er ließ täglich in den verschiedenen Orten des Reiches auf seine Kosten viele Armen speisen. Als einmal an einem Osterfeste schon Alles verteilt war, nahm er eine große silberne Schüssel, die man eben auftrug, und gab sie dem Almosenpfleger mit dem Befehle, die Speisen unter die Armen zu verteilen, die Schüssel zu zerschlagen, und mit den Teilen das Nämliche verhältnismäßig zu thun. Der Bischof Aidam, der dies sah, sagte, indem er die rechte Hand des Königs ergriff: „Möge diese Hand nie verwesen!“ Abt Beda erzählt, daß dieser Arm, der nach dessen Tod von seinem Leibe getrennt worden, noch zu seiner Zeit unverweslich gewesen sei.

Oswalds Regierung war gerecht, mild und weise. Er wurde von allen seinen Unterthanen geliebt, und stand in so hohem Ansehen, als irgend einer der Angelsächsischen Fürsten vor oder zu seiner Zeit.

Im neunten Jahre seiner Regierung wurde er aber vom heidnischen Könige von Mercia, namens Penda, mit Krieg überzogen. Als er von Feinden umgeben, den gewissen Tod vor Augen sah, flehte er auch zu Gott für das Heer. Sein Gebet wurde nachher zum folgenden Sprüchworte: „Gott erbarme sich der Seelen, sagte der König Oswald.“ Er fiel in der Schlacht den 5. August 642 im 38. Jahre seines Lebens. Penda ließ ihm den Kopf und die Hand vom Körper hauen, und sie auf Pfähle stecken. Oswalds jüngerer Bruder, Oswy, raffte das noch übrige Heer zusammen, zwang den Penda zum Rückzuge und entriß ihm das Haupt und die Hand seines Bruders. Einige Reliquien vom heil. Oswald besitzt das Kloster Weingarten im Bistume Konstanz.

Bewahren wir, als eine kostbare Reliquie, seine letzten Worte: „Gott erbarme sich der Seelen!“ und folgen wir seinem Beispiele. Denn der hl. Apostel Jakobus ermahnt uns Alle: „Betet für einander, auf daß ihr selig werdet; denn das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es anhaltend ist.“ Jak. 5, 16.

Mariä Schneefeier.

Auf einer Anhöhe des Berges Exquilinus in der Stadt Rom erhebt sich ein Tempel, errichtet zur Ehre der Mutter Gottes, der an Größe und Pracht alle übrigen Muttergotteskirchen Roms, deren beiläufig sechzig sind, weit übertrifft. Diese Muttergotteskirche, eine der vier Hauptkirchen Roms heißt darum auch Maria Maggiore, oder die große Marienkirche. Dieselbe Kirche nannte man früher „die Kirche Maria zur Krippe des Herrn,“ weil diese Krippe von einem Papst dorthin versetzt wurde. Bei ihrer ersten Erbauung aber, und lange darnach, nannte man sie nur „die Kirche Maria zum Schnee.“ Das Einweihungfest dieser Kirche begehen wir heute. Die Feier wurde schon im 13. Jahrhundert eingeführt und endlich von Papst Pius V. für die ganze Christenheit vorgeschrieben. — Offenbar will die heilige katholische Kirche durch dieses Fest das Einweihungsfest aller Tempel der Christenheit, die zu Ehren der heiligen Jungfrau errichtet sind, feiern, indem sie durch dieses Festbegängnis die erste und vornehmste alle Muttergotteskirchen der Welt verherrlicht.

Geheiligt wurde der Erdboden durch den Wandel der seligsten Jungfrau während ihrer Pilgerzeit, denn sie selber ward eingeweiht zu einem Tempel Gottes des Allerhöchsten durch den heiligen Geist. Lasset deshalb uns heute unsere Herzen reinigen von allem Irdischen und Sündhaften, lasset sie durch Gottes heiligmachende Gnade einweihen zu Muttergottestempeln, auf daß die göttliche Jungfrau ihren Sohn mit sich in unsere Herzen bringe und kein Sinnen, Denken und Begehren sich ferner in unsern Herzen rege, das nicht Christo und der Gottesgebärerin geweiht ist. Diese Veranlassung zu der herrlichen Muttergotteskirche auf dem Berge Exquilinus war folgende: Um die Mitte des 5. Jahrhunderts, unter der Regierung des Papstes Liberius, lebten in Rom zwei fromme Eheleute: Johannes, ein röm. Patrizier und seine gottesfürchtige Gemahlin; sie waren sehr reich, und da sie keine Kinder hatten, verlobten sie ihr ganzes Vermögen der hl. Jungfrau, beteten auch inständig zu ihr in stetem Wachen, Fasten und reichlichem Almosengeben, sie möchte doch kund thun, wie sie zu ihrer Ehre und Verherrlichung durch Geld und Gut am meisten beitragen könnten. Sieh! da erschien in der Nacht vom 3. zum 4. Augustmonat die hl. Jungfrau den beiden Eheleuten im Traume, und nachdem sie ihr Wohlgefallen über deren fromme Absicht geäußert hatte, sagte sie, es sei der Wille ihres göttlichen Sohnes, sie sollte zu ihrer Ehre auf dem Berge Exquilinus eine Kirche bauen. Den Platz und Umriß werde ihnen ein wunderbar gefallener Schnee bezeichnen. Weil beide Eheleute dieselbe Erscheinung gehabt, hielten sie es für keinen betrüglichen Traum, sondern für eine göttl. Eingebung und hinterbrachten es dem Statthalter Jesu Christi auf Erden. Der Papst Liberius erstaunte sehr bei der Erwähnung dieses Traumes; denn eben diese Erscheinung hatte auch er die vergangene Nacht gehabt! Der Papst versammelte sogleich die Klerisei und zog mit dieser, sowie in Begleitung der sämtlichen Verwandten des gottesfürchtigen Ehepaares auf den Berg Exquilinus in Prozession. Da fanden sie zur Zeit, da in Rom gewöhnlich die größte Hitze ist, die von der allerseligsten Jungfrau bezeichnete Stelle mit neu gefallenem Schnee bedeckt. Hätte wohl die Engelreine und Mackellose ein schöneres Wahrzeichen geben können, wie man ihr in Einfalt und Lauterkeit der Gesinnung, in einem unbefleckten Wandel

dienen, und sie verehren solle! Ihr göttlicher Sohn und sie, die durch ihn geheiligte Mutter, sind, wie die vom Propheten Jeremias bezeichneten Nazaräner, „reiner denn Schnee; — ihre Gestalt rötlicher den Korallen, ihr Ansehen wie der Saphir!" Allgemein war der Jubel und das Entzücken, schnell erstand der von Gott geordnete Tempel. Als im 5. Jahrhundert durch den in der Muttergotteskirche zu Ephesus gehaltenen allgemeinen Kirchenrat die Ketzerei des Nestorius verdammt worden war, ließ Papst Sixtus III. im Jahr 437 die Kirche Maria zum Schnee erneuern, auf das herrlichste auszieren, und begabte sie mit kostbaren Geschenken, mit einem silbernen Altar, mit Kelchen, Bechern, Kronen, mit reichlichen Einkünften und Stiftungen für Priester, die bei dieser Kirche angestellt sind. Satan gab es dem Irrlehrer Nestorius ein, daß er behauptete, Maria dürfe nicht eine Mutter Gottes genannt werden. Diesem widersprach die ganze katholische Christenheit. Papst Sixtus, ein eifriger Verehrer der heiligen Gottesgebärerin, verkündigte den Sieg des heiligen Geistes über den Fürsten der Finsternisse dem Erdenkreis, indem er in den vornehmsten aller Muttergotteskirchen die Verdammung der nestorianischen Ketzerei und den Glauben der Kirche in Marmor eingraben ließ. Papst Adrian berichtet in einem Sendschreiben an Kaiser Karl den Großen, wie der Papst Sixtus diese Kirche mit kostbaren Bildnissen und Gemälden ausgezeichnet habe. Da die Pest in ganz Welschland wütete, zog der Papst Gregor der Große in Prozession in diese Kirche und erflehte durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau das Ende dieser Plage. In dieser Kirche kniete im Jahre 653 der heilige Papst Martinus, betend vor dem Altare der Hochgebenedeiten, als der vom kaiserl. Exarchen zu Ravenna abgeordnete Söldner, ausgesandt, den Heiligen, eine furchtbare Geißel der Ketzer, zu ermorden, beim Eintritt in die Kirche plötzlich erblindete. Der arianisch gesinnte Kaiser hatte befohlen, den heiligen Papst lebend oder tot in seine Gewalt zu bringen.

6. August.

Der heilige Sixtus II.,

Papst und Märtyrer.

Jahr 258.

Sixtus, ein Grieche von Geburt, wurde Diakon der römischen Kirche unter Papst Stephan, dem Heiligen und im Jahre 257 sein Nachfolger. Der hl. Dionysius von Alexandrien schrieb ihm drei Briefe, um ihn über gewisse schwierige Fragen um Rat zu bitten, um ihm flehentlich gegen diejenigen Christen in Asien und Afrika Mäßigung ans Herz zu legen, welche irrigen Grundsätzen hinsichtlich der Giltigkeit der von den Ketzern erteilten Taufe huldigten. Der heilige Sixtus behandelte sie nachsichtlich und begnügte sich mit der eindringlichen Ermahnung, in keinem Punkte der Wahrheit zu widerstehen. Seine Nachfolger hielten den nämlichen Grundsatz fest. Allein da die Ketzerei der Wiedertäufer täglich mehr um sich griff, wurde sie endlich in einem allgemeinen Concilium, dessen der heilige Augustin oft Erwähnung thut, verurteilt und verdammt. Der heilige Cyprian giebt dem heiligen Sixtus die Titel eines wahren Bischofs, eines Liebhabers vom Frieden, eines Musters in allen Tugenden. Einige Schriftsteller geben die Dauer seines Papsttums auf acht Jahre an, allein es erscheint aus allen Umständen seiner Geschichte als sicher, daß er nur ein Jahr auf dem Stuhle Petri saß.

Kaiser Decius, einer der wütendsten Christenverfolger wurde wegen seiner Feigheit im Jahre 253 mit Volusius, seinem Sohne und Mitregenten, ermordet. Darauf bestieg Aemilius den kaiserlichen Thron, allein der Senat wollte ihn nicht anerkennen und er verlor Leben und Reich innerhalb vier Monaten. Valerian, der aus einer vornehmen Familie stammte, sich eines großen Ansehens erfreute und damals Censor und Vorstand des Senats war, wurde einstimmig zum Kaiser erwählt. Es scheint, daß er Eingangs seiner Regierung den Christen günstiger war, als irgend einer seiner Vorgänger, selbst Philippus nicht ausgenommen. Sein Palast selbst war mit einer großen Anzahl Gläubiger angefüllt. Drei und ein halb Jahr ließ er die Kirche im Frieden und während dieser Zeit wurden mehrere Concilien abgehalten. Allein im Jahre 257 fachte Valerian das Feuer der achten, oder wie Sulpicius Severus annimmt, der neunten allgemeinen Christenverfolgung an, die drei und ein halb Jahr dauerte und erst dann aufhörte, als er von den Persern gefangen wurde. Eusebius schrieb diese Veränderung seiner Gesinnung dem Aberglauben, oder auch den Ränken und dem Drängen eines gewissen Macarius zu, der ein inni=

ger Anhänger der persischen Zauberer war und sich allen Ausschweifungen und Gotteslästerungen der Zauberkunst hingab. Dieser Mensch, welchen Dionysius den Erzzauberer von Aegypten heißt, hatte sich die höchste Gunst des Kaisers erschlichen und sich zu den höchsten Würden emporgeschwungen. Er schwatzte ihn an, daß die Christen offenbare Feinde der Zauberei und Abgötterei seien; die Wirkung der Opfer hinderten und so die Wohlfahrt des Kaiserreiches gefährdeten. Damit faßte er Valerian an seiner schwachen Seite; er war abergläubisch und fürchtete um so mehr für sein Leben als von dreißig Kaisern, die seit Augustus geherrscht hatten, sich nur sechs fanden, die keines gewaltsamen Todes gestorben waren. Aber indem er sich gegen die Diener Gottes kehrte, beschleunigte er nur seinen Untergang. Sein erster Erlaß gegen die Christen wurde im April des Jahres 257 veröffentlicht. Der heilige Papst Stephan und mehrere andere Gläubige erlitten den Martyrertod. Im folgenden Jahre wurde die Verfolgung noch viel blutiger. Als der Kaiser in das Morgenland gegen die Perser zu Feld zog, schickte er einen neuen Erlaß an den Senat, dem er die Gesetzeskraft geben wollte. Der heilige Cyprian macht uns mit dem Inhalt seiner Wirkung bekannt, indem er hierüber an den Bischof Successus in Afrika folgendermaßen schrieb:

„Valerian hat dem Senat eine Verfügung vorgelegt, nach welcher Bischöfe, Priester und Diakonen ohne Verschub verurteilt werden sollen (selbst im Falle sie gehorchen wollten); daß die Senatoren, die Personen von Rang und die römischen Ritter ihrer Güter beraubt, und wenn sie sich zu opfern weigerten, enthauptet werden sollen; daß den römischen Damen all ihr Eigentum abgenommen, sie selbst aber in die Verbannung geschickt werden sollen; daß die Offiziere oder seine Palastdiener, wenn sie bekennen oder schon bekannt haben, daß sie Christen seien, in Banden geschlagen, zu den Arbeitern auf den Maierhöfen des Kaisers abgeführt und ihrer Güter verlustig werden sollten. Diesem Erlasse legte Valerian eine Abschrift des an die Statthalter in Betreff der Christen erlassenen Briefes bei. Ich erwarte diesen Brief noch und werde ihn dir dann sogleich übersenden. Du wirst wissen, daß Sixtus, Bischof von Rom, auf einem Kirchhofe zugleich mit Quartus am 6. August gemartert wurde. Die obrigkeitlichen Personen Roms folgten der Grausamkeit des Kaisers emsig nach. Die Gläubigen, welche man ihnen vorführt, dürfen versichert sein, daß sie entweder zum Tod verurteilt, oder ihrer Güter beraubt werden. Ich bitte dich, meine Amtsgenossen von diesen einzelnen Umständen in Kenntnis zu setzen, damit sich auch unsere Brüder allenthalben zum Kampf bereit halten; damit wir uns mehr mit der Ewigkeit als mit dem Tode beschäftigen können; damit wir endlich bei dem Gedanken an das freie Bekenntnis Jesu Christi mehr von Freude als von Furcht durchdrungen werden; denn wir wissen, daß die Kämpfer für Jesus nicht so fast gemordet als vielmehr gekrönt werden."

Man sagt, der hl. Sixtus sei auf einem Kirchhofe des Martyrertodes gestorben. Dies kommt daher, weil sich die Christen zu den Zeiten der Verfolgung in Kirchhöfe oder unterirdische Höhlen flüchteten, um dort die göttlichen Geheimnisse zu feiern. Trotz des Erlasses von Valerian versammelten sie sich daselbst und wurden entdeckt. Quartus, der Leidensgenosse des hl. Sixtus, scheint Priester oder Diakon gewesen zu sein, sonst hätte man ihn nicht auf der Stelle verurteilt, sondern ihn vorher auf die Folter gespannt, um ihn zum Götzenopfer zu zwingen. Einige Schriftsteller sind der Meinung, es sei durch die Nachläßigkeit eines Abschreibers in der oben angeführten Stelle des hl. Cyprian ein Fehler eingeschlichen; man müsse lesen: der hl. Sixtus oder Xystus sei gemartert worden nicht mit Quartus, sondern mit vier Diakonen. Sie wollen ihre Behauptung damit begründen, daß gerade um diese Zeit die Diakonen Prätextatus, Felicissimus, Agapitus und Laurentius zu Rom gemartert wurden, und zwar die drei ersteren zugleich mit dem Bischof, der letztere aber nach ihm. Laurentius war der Archidiakon des hl. Sixtus. Als er letzteren zum Tode führen sah, ohne ihm folgen zu können, bezeugte er den größten Schmerz; Sixtus aber sagte ihm voraus, daß er ihm in drei Tagen nachfolgen, und daß sein Sieg noch viel glorreicher sein werde, als sein eigener, denn er, fügte er hinzu, sei seines hohen Alters wegen schonend behandelt worden. Diejenigen, welche behaupten, Sixtus habe den Kreuzestod erlitten, haben Unrecht, denn man ersieht aus dem Kalender des Liberius, daß er auf dem calixtinischen Kirchhofe enthauptet wurde, der Ausdruck aber, dessen sich Cyprian bedient, bezeichnet ebenfalls keine andere Todesart.

Die Erlasse des Valerian giengen anfänglich nur gegen die Geistlichkeit, erstreckten sich aber bald gegen alle Gläubigen. Eine unzählige Menge Menschen aus allen Ständen, Reiche und Arme, Soldaten und Arbeiter, Sklaven, ja sogar Kinder wurden grausam hingerichtet. So berichtet uns Eusebius, der hl. Cyprian und die ältesten Schriftsteller über die Martyrer.

Die Verklärung unsres Herrn Jesu Christi.

Jesus hat uns, da er in dem Gleichnisse seiner Verklärung einen Strahl seiner Herrlichkeit leuchten ließ, zeigen wollen, daß die Leiden seiner Diener gewöhnlich mit Tröstungen begleitet sind, und uns einen fühlbaren Beweis gegeben von der Wahrheit seiner Versprechungen, daß er uns in einem andern Leben durch eine ewige Glückseligkeit

belohnen werde. Ungefähr ein Jahr vor seinem Leiden, als er in Galiäa war, offenbarte er seine Herrlichkeit dreien seiner geliebten Schüler, welche nachher auch die Zeugen seiner Todesangst im Oelgarten waren. Diese Jünger waren der heilige Petrus, der heil. Jakobus und der heil. Johannes, beide Söhne des Zebedäus. Der Heiland nahm drei mit sich, damit man ihr Zeugnis nicht verwerfen könne; er erwählte auch nicht mehr, um jene, die an ihn glauben, zu belehren, daß sie die Gnaden, die sie vom Himmel empfangen, verborgen halten sollen. Und in der That, diese Vorschrift gilt für uns alle; wer davon abweicht, wird von der Eigenliebe, und nicht vom Geist Gottes geleitet. Seine Täuschung ist um so gefährlicher, da er nicht sehen will, daß ein geheimer Stolz die Grundursache seines Betragens ist. Ein wahrer Diener Gottes liebt das Schweigen und das Verborgene stiller Zurückgezogenheit; selbst in den Augenblicken des himmlischen Wonnegefühls, wo er alle Geschöpfe auffordern möchte, mit ihm laut den Herrn zu preisen, verbirgt er seine Freude, die Süßigkeit der Gnade in der Stille seines Herzens.

Da nur Wenige das Wunder der Verklärung schauen sollten, führte Jesus seine drei Apostel auf einen abgelegenen Berg. Es war seine Gewohnheit, irgend einen einsamen Ort zum Gebete zu suchen. Wir erfahren von dem hl. Cyrillus von Jerusalem, dem hl. Johannes Damascenus und von mehreren andern alten Vätern, daß die Ueberlieferung der Christen Palästina's den sehr hohen Tabor, der vor Alters mit Bäumen bedeckt und sehr fruchtbar war, als diesen auserwählten Berg bezeichnete. Der Tabor erhebt sich beinahe kegelförmig in einer weiten Ebene mitten in Galiläa. Jesus ward verklärt, während er im Gebete begriffen war. In dieser heiligen Uebung ist es, wo die Seele die größten Tröstungen empfängt, wo sie verkostet, wie süß der Herr für jene ist, die ihn wahrhaft suchen. Wenn die meisten Christen nichts von diesen beseligenden Wirkungen fühlen, haben sie es nur sich selbst zuzuschreiben, weil sie weder mit Beharrlichkeit und wahrer Andacht beten, noch ihr Herz von den geschaffenen Dingen durch die Uebung der Demut und Abtötung loszureißen sich bemühen. Nur die ein reines, von aller unedeln Begierde freies Herz haben, können Gott schauen. So behende auch ein Vogel ist, kann er sich doch unmöglich, so lange er in einem Käfig eingeschlossen bleibt, in die Luft erheben. So beschwert und hindert auch der mindeste Erdenstaub, die Flügel der Seele, daß sie sich nicht aufzuschwingen vermag zur Anschauung Gottes; die geringste Anhänglichkeit an die Geschöpfe ist eine schwere Last, die sie trotz alles Aufstrebens

Die Verklärung unsres Herrn Jesu Christi.

von Gott abzieht und ihr so die köstliche Gnadenquelle unzugänglich macht. Ein Christ, der den Geist des Gebets empfangen hat, widmet sich oft dieser heiligen Uebung, reinigt dadurch immer mehr seine Liebe und verwandelt seine irdischen Neigungen in himmlische Begierden. Während Jesus betete, ließ er einen Strahl seiner Herrlichkeit leuchten, deren er sich aus Liebe zu uns entäußert hatte. Sein Angesicht erschien glänzend, wie die Sonne und seine Kleider wurden weiß, wie der Schnee. Durch diese glorreiche Verklärung hat er uns ein Unterpfand unserer Verklärung im Himmel gegeben, wo Leib und Seele wieder vereinigt der ewigen Himmelswonne genießen werden. Denken wir aber auch wohl oft an diese tröstliche Wahrheit? Können wir sie glauben und sie nicht zum steten Gegenstand unserer Betrachtungen machen? Können wir daran denken, ohne von Freude durchdrungen und entzückt zu werden? Ja, dieses verwesliche Fleisch, diese jetzt so vielen Bedürfnissen und Armseligkeiten unterworfenen Leiber werden glorreich und alles Leidens für immer enthoben, auferstehen. Sie werden für immer befreit sein von den Mühseligkeiten dieses Lebens, bekleidet mit einer blendenden Schönheit und einem Glanze, vor dem die Sonnen des Firmaments erblassen; begabt mit einer die Schnelle des Lichts übertreffenden Behendigkeit, mit einer Kraft wie die Kräfte der Engel; besitzen werden sie wie der Heiland nach seiner Auferstehung, die Gabe, alle Körper zu durchdringen; empfinden in allen Organen eine unaussprechliche Wonne; mit einem Wort, ausgerüstet werden sie dastehen mit allen Eigenschaften der seligsten Geister, und ähnlich dem Leibe Jesu, dessen glorreiche Auferstehung, nach dem hl. Paulus, das Vorbild und Unterpfand der Unserigen ist.

Während der Verklärung sahen die drei Apostel Moses und Elias, die mit dem Heilande von dem Ausgange redeten, mit dem er zu Jerusalem vollenden sollte. Moses stellte die alten Patriarchen und die ersten Heiligen vor, die unter dem Gesetze gelebt hatten; Elias die letzten Propheten. Beide zeigten durch ihre Gegenwart, daß alle von Gott begeisterten Gerechten von dem Anfange der Welt Jesus, als den wahren Messias Zeugnis gegeben haben. Nebstdem hatten Beide auch Vieles für die Tugenden gelitten, indem Elias grausam von den Bösen verfolgt worden, und Moses lieber die Mühseligkeit dieses Volkes Gottes hatte teilen wollen, als Ehre und Vergnügen an Pharao's Hofe genießen. Voll der Liebe zu uns und ergriffen von hl. Sehnsucht, von dem Tode der Sünde uns durch seinen Tod zu erlösen, redete der Gottessohn von seinem nahen Leiden, daß er seinem Vater als Sühnopfer für uns bringen wollte.

Auch hatte er sich mehrere Male mit seinen Jüngern darüber unterhalten, um ihnen zu zeigen mit welchem Verlangen er sich nach der Vollendung seines Opfers am Kreuze sehnte. Leiden auch wir aus Liebe zu ihm, der aus Liebe zu uns leiden wollte; werden auch wir ihm ähnlich werden in seiner Erniedrigung, und wir werden ihm auch ähnlich werden in seiner Verherrlichung. — Die drei Apostel vermochten nicht ihre Freudenentzückungen zu ertragen; der hl. Petrus rief ganz außer sich: „Herr! hier ist gut wohnen; willst du, so machen wir drei Hütten, dir eine, Moses eine und Elias eine." Das Evangelium bemerkt, daß er nicht wußte, was er sagte. Sonst würde er nicht in der Prüfungszeit begehrt haben, was nur für den Himmel aufbehalten ist; er hätte sich nicht mit der Anschauung der verklärten Menschheit begnügt, da dieselbe in keinem Verhältnisse steht mit der seligmachenden Anschauung der Gottheit selbst.

Wenn schon einige Tropfen jenes geheimnisvollen Gnadenstroms, welcher die Einwohner des himmlischen Jerusalems berauscht, die so sehr entzückten, hätten sie es wohl ertragen können, wenn sich das ganze Wonnemeer des Himmels in ihre Seele ergossen hätte? Wenn man einmal die geistigen Süßigkeiten kennt, welche Gott seinen Dienern mitteilt, um sie in den Prüfungen dieses Lebens zu bestärken und sie zu sich hinaufzuziehen so trägt man nur mit Wehmut dieses Erdenleben, und nichts als der Geist der göttlichen Ergebung in den göttlichen Willen kann uns dahin stimmen, daß wir das Ende desselben mit Geduld erwarten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß der hl. Petrus wünschte, nichts mehr mit der Welt gemein zu haben. Wenn man die Süßigkeit der göttlichen Liebe gekostet hätte, würde man alle jene eitlen Ergötzungen verschmähen, über denen man den Himmel vergißt; allein die Verblendung unserer Leidenschaften ist so groß, daß manche nie an das Glück des Himmels denken, und daß sie wünschen, immer auf der Erde bleiben zu können. „Wie ist es möglich!" ruft der hl. Bernardus aus, daß wir uns hinieden wohl befinden, da doch nur überall Leere, Ekel und Gefahr ist? Man sieht auf Erden viele Bosheit und wenig Weisheit, wenn man noch sagen kann, daß Weisheit da zu finden sei. Alles ist da schlüpfrig, treulos mit Finsternissen bedeckt und mit Schlingen belegt; die Seele ist unaufhörlich der Gefahr des Verderbens ausgesetzt; der Geist wird von Bedrübnis niedergebeugt, es ist überall nichts als Eitelkeit und Seelenverwirrung." Mit einem Worte, dieses Leben ist die Zeit der Prüfungen und der Mühseligkeiten; nur im Himmel werden wir der wahren Ruhe genießen, dort werden unsere Thränen und unsere Geduld würdig belohnt werden.

Warum wollten wir daher vor dem Ende des Kampfes die Waffen wegwerfen?

Während der hl. Petrus redete, wurde der Himmel plötzlich von einer glänzenden Wolke umstrahlt, voll der Majestät Gottes, aus welcher eine Stimme rief: „Dies ist mein geliebter Sohn an dem ich mein Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören." Durch dieses Zeugnis offenbarte der Vater, daß Jesus sein einziger Sohn, ewig wie er sei; daß er ihn in die Welt gesandt habe, als ein Sühnopfer für unsere Sünden, daß er der einzige Mittler sei, durch den wir Zutritt bei ihm haben können. Wenn wir durch ihn dem Throne der Barmherzigkeit nahen, werden wir nicht zurückgewiesen werden, weil er in seiner Menschheit

der Gegenstand des unendlichen Wohlgefallens des Vaters ist; durch ihn ist es uns gestattet, vertrauensvoll um jede Gabe zu bitten. Der Vater stellte zugleich auch Jesus als das vollkommenste Muster aller Tugenden vor; ihn sollen wir hören und seinen Beispielen folgen, damit in uns ein neuer Geist gebildet werde, der Geist seiner Demut, seiner Sanftmut, Liebe und Geduld. Ihn sollen wir hören, er hat Worte des ewigen Lebens. Als die drei Apostel die Stimme des Himmels vernahmen, wurden sie von Schrecken ergriffen und fielen auf die Erde nieder. Allein Jesus trat zu ihnen, rührte sie an und ließ sie aufstehen Sie thaten es und sahen Niemanden als Jesus in seiner gewöhnlichen Gestalt. Da sie vom Berge herabstiegen, befahl ihnen Jesus, das Gesicht Niemanden zu sagen, bis er von den Toten würde auferstanden sein. Die Juden verdienten nicht, ein Geheimnis kennen zu lernen, welches die meisten von ihnen gelästert haben würden. Sie hatten ja den Wundern Jesu Christi, den augenscheinlichen Beweisen seiner Gottheit, nicht geglaubt. Nebst diesem wollte der Erlöser auch eine neue Lehre der Demut geben und uns zeigen, daß die Geheimhaltung in Bezug auf die außerordentlichen Gnaden das einzige Mittel sei, dieselben zu bewahren. Die Betrachtung dieses glorreichen Geheimnisses, welches wir an diesem Tage ehren, soll uns einen wahren Begriff von der Glückseligkeit des andern Lebens geben. Wenn wir sie tief unserm Geiste eingeprägt hätten, würden wir durch sie gekräftigt, alle Leiden und Beschwerlichkeiten, die uns auf dem Wege der Tugend aufstoßen, verachten und mit Gleichgültigkeit das Gute und das Böse dieser Welt ansehen, wofern wir uns nur der Teilnahme der ewigen Glückseligkeit würdig machten. — Der Tabor ermuntert uns, indem er uns jene Glückseligkeit vor Augen stellt; allein der Calvarienberg ist der Weg, welcher allein dahin führt. Wenn uns Jesus in die Geheimnisse seiner Liebe und seines Kreuzes einführt, wenn er uns die Süßigkeiten und den Frieden derselben kosten läßt, den die Welt nicht kennt, dann werden wir Trost und Freude selbst in unsern Leiden finden; ähnlich dem Apostel Paulus werden wir alles erdulden, was Gott über uns verfügt; wir werden uns glücklich schätzen, auf den Fußsteigen des Erlösers zu wandeln, nichts wird uns besänftigen, als das Verlangen, ihm zu gefallen und ihm unsere Liebe zu bezeugen.

Die vierundneunzigste Rede des hl. Leo ist über das Geheimnis, welches die Kirche heute ehrt. Dies beweist, daß das Fest der Verklärung zu Rom schon in der Mitte des 5. Jahrhunderts gefeiert wurde. Der Papst Calixtus III. machte es durch eine 1457 erlassene Bulle allgemein und verordnete, daß es mit größerer Feierlichkeit begangen würde.

Der heil. Gaëtan (Cajetan) von Thienna.

Jahr 1547.

Gaetan war der Sohn Caspars, des Herrn von Thienna und von Maria Porta, und wurde im Jahre 1480 zu Vicenza in der Lombardei geboren. Seine beiden Eltern stammten aus Familien, die sich nicht minder durch hohen Adel als durch tiefe Frömmigkeit auszeichneten. Sogleich nach seiner Geburt stellte ihn seine Mutter unter den Schutz der seligsten Jungfrau Maria. Sobald es die Entwicklung seiner Geistesanlagen zuließ, unterrichtete sie ihr Kind in der Uebung jener Tugenden, wovon uns Jesus das schönste Beispiel gegeben hat; vor Allem hielt sie ihn zur Demut, Sanftmut und Reinigkeit an. Der Sohn war auf den Unterricht seiner Mutter so aufmerksam, daß man ihn schon in seiner Kindheit den Heiligen nannte. Die Gewohnheit, seine Leidenschaften abzutöten, die er schon sehr frühzeitig annahm, verschaffte ihm einen solch' sanften Charakter, daß ihm dieser wie angeboren schien. Er liebte das Gebet über Alles und seine Geistessammlung war ununterbrochen. Ohne Unterlaß mit der Betrachtung der ewigen Wahrheiten beschäftigt, floh er alle eitlen Ergötzlichkeiten und Gespräche. Für ihn hatte kein Gespräch Interesse, wenn es nicht dazu beitrug, sein Herz zu Gott zu erheben. Er reinigte seine Neigungen von aller Anhänglichkeit an das Irdische und dachte blos an die Güter des ewigen Lebens. Auch bewunderte man an ihm eine zarte Liebe gegen alle Menschen, vorzüglich aber gegen Arme und Unglückliche.

Obgleich er täglich so viele Zeit auf fromme Uebungen verwendete, wurde doch sein Eifer für die Erlernung der Wissenschaften dadurch nicht geschwächt, sondern erhielt durch seine Gebete eine höhere Weihe. In der Theologie sowohl als in der weltlichen und geistlichen Rechtswissenschaft machte er so große Fortschritte, daß er in letzterer sogar die Würde eines Doktors errang. Um sich aber auf ganz besondere Weise Gott zu weihen, trat er in den geistlichen Stand und ließ auf eigene Kosten eine Kapelle in Rampazzo erbauen, um jenen, welche von der Pfarrei zu weit entfernt waren, Gelegenheit zum Religionsunterrichte und zum Gottesdienste zu bieten.

Nach Vollendung dieses guten Werkes reiste er nach Rom, um dort ein verborgenes, unbekanntes Leben führen zu können, was ihm unter seinen Mitbürgern unmöglich war. Allein trotz der Vorsichtsmaßregeln, welche seine Demut anwandte, wurde er entdeckt und vom Papste Julius II. genötigt, das Amt eines apostol. Pronotarius anzunehmen. Allein durch dieses Amt verlor er seine stete Geistessammlung nicht, denn er wußte selbst am Hofe des Papstes sich in innerer Einsamkeit zu erhal-

ten. Das Verlangen in der Vervollkommnung seiner selbst immer mehr zu wachsen, erregte in ihm den Wunsch, in die Genossenschaft „der Brüder von der göttlichen Liebe“ zu treten. Dies war eine Bruderschaft frommer Personen, die durch bestimmte Uebungen dahin arbeiteten, aus allen Kräften die Ehre Gottes zu befördern. Nach dem Tode Julius II. lies sich Gaetan seines Amtes als apostol. Pronotarius entheben und kehrte nach Vicenza zurück. Hier trat er in die Bruderschaft vom hl. Hieronymus, welche nach dem nämlichen Plane, wie jene von der göttl. Liebe gestiftet, aber nur aus Leuten von niederem Stande zusammengesetzt war. So viel Freude ihm dieser Umstand machte, so viel Leid empfanden seine in der Welt lebenden Freunde darüber, denn sie betrachteten die Sache nach ihren Vorurteilen und klagten ihn laut der Entehrung seiner Familie an. Er aber, weit entfernt, seinen Entschluß zu ändern, widmete sich ganz den demütigsten Arbeiten und den Werken christl. Nächstenliebe. Vorzüglich leistete er den Armen im Hospital der Unheilbaren seine Dienste; er bediente sie mit eigenen Händen und fand sich besonders gerne bei jenen ein, vor deren ekelhaften Krankheiten sich die Natur entsetzt. Auch vermehrte er die Einkünfte des Hospitals um ein Ansehnliches.

Der Dominikanermönch, Johann von Crema, sein Beichtvater, ein durch Klugheit, Wissenschaft und Frömmigkeit ausgezeichneter Mann, erteilte ihm den Rat, sich nach Venedig zurückzuziehen. Sogleich reiste er in diese Stadt. Daselbst nahm er seine Wohnung in dem neu erbauten Hospitale und widmete sich mit dem gleichen Eifer, wie in seiner Heimat, dem Krankendienste. Er zeigte eine solche Sorgfalt für dieses Haus, daß er als sein Hauptstifter angesehen werden kann. Zugleich kasteite er seinen Leib durch harte Bußübungen und galt als vollendetes Muster des beschaulichen Lebens. Man sagte zu Venedig. Vicenza und Rom gemeinschaftlich von ihm, er sei ein Seraph vor dem Altare und ein Apostel auf der Kanzel.

Einige Zeit nachher verließ er auf den Rat seines Beichtvaters Venedig, um sich nach Rom zu begeben. Er hatte dabei die Absicht, sich aufs neue in die Bruderschaft zur göttlichen Liebe aufnehmen zu lassen. Unter den obersten Mitgliedern dieser Gesellschaft fand er einige Personen, welche mit seltener Klugheit und hohen Kenntnissen eine außerordentliche Frömmigkeit verbanden. Mit diesen besprach sich Cajetan über die besten Mittel zur Verbesserung der christl. Sitten. Er war von Schmerz durchdrungen, wenn er betrachtete, daß unsere hl. Religion selbst von ihren Bekennern so wenig gekannt und so schlecht beobachtet werde. Alle stimmten darin überein, daß eine Verbesserung nur dann möglich sei, wenn man bei den Geistlichen jenen Geist und jenen Eifer wieder belebe, von dem die ersten Verkündiger des Evangeliums beseelt waren. Um nun der Geistlichkeit diesen hl. Eifer und die Pflichten desselben wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, entschloßen sie sich, einen Orden regulierter Kleriker zu stiften, der in seiner Lebensweise die Apostel zum Vorbilde nehmen sollte. Die ersten Begründer dieses Planes waren der heil. Cajetan, Johann Peter Caraffa, Erzbischof von Theate oder Chili in den Abruzzen, der später unter dem Namen Paul IV. Papst wurde, Paul Consigliari aus dem erlauchten Hause Gisleri und Bonifacius von Colla, ein Edelmann aus Mailand. Diejenigen von ihnen, welche Kirchenpfründen besaßen, baten den Papst um Erlaubnis, sie verlassen zu dürfen, weil sie mit aller Kraft und allem Nachdruck an der Ausführung ihres Planes arbeiten wollten. Um den Geiz, dieses dem geistlichen Stand so verderbliche Laster auszurotten, wollten sie nicht einmal ein gemeinschaftliches Einkommen beziehen, sondern in den freiwilligen Gaben der Gläubigen den notwendigen Lebensunterhalt suchen, überzeugt, daß sie die göttliche Vorsehung nicht verlassen werde. Dieser Punkt fand vielen Widerspruch von Seite der Kardinäle, denn sie glaubten, er lasse sich selbst mit den gewöhnlichen Gesetzen der Klugheit nicht vereinigen. Doch gaben sie zuletzt den dringenden Bitten der Stifter nach, welche ihnen vorstellten, daß ja auch Jesus Christus und die Apostel die nämliche Lebensweise geführt hätten, und daß diejenigen, welche die Ehre besäßen, das gleiche Amt zu begleiten, auch die gleiche Lebensweise führen könnten.

Das Heer Carls V. zieht in Rom ein.

Endlich wurde der neue Orden durch Papst Clemens VII. i. J. 1524 gutgeheißen. Caraffa wurde zum ersten Obern desselben ernannt und da er immer noch den Titel Erzbischof v. Theate führte, erhielten die regulierten Chorherren, deren Oberer er war, den Namen Theatiner.

Der Hauptzweck, welchen die Theatiner verfolgten, war: das Volk zu unterrichten, die Kranken zu verpflegen, die Ketzereien zu bekämpfen, unter den Laien den häufigeren Empfang der hl. Sakramente wieder einzuführen, unter den Dienern der Kirche aber den Geist der Enthaltsamkeit, der Regelmäßigkeit und des Eifers, die Liebe zum Studium und zu religiösen Uebungen, insbesondere aber die Ehrfurcht für alles Heilige, für die hl. Sakramente und die gottesdienstlichen Gebräuche wieder zu beleben. Bald bemerkte man in Rom und in ganz Italien die glücklichen Wirkungen, welche der Eifer Cajetans und seiner Genossen hervorbrachte. Der Geruch der Heiligkeit, welchen ihr Leben verbreitete, vermehrte mit jedem Tage die Zahl ihrer Mitarbeiter.

Zuerst weilten sie zu Rom in einem Hause, welches dem Bonifacius v. Colla gehörte; später wurden sie gezwungen, ein größeres auf dem Monte Pincio zu beziehen. Im darauf folgenden Jahre geriet jedoch ihr erst neu errichteter Orden in die Gefahr des Untergangs.

Das Heer Carls V. kam unter Anführung des Connetable von Bourbon, der Frankreich verlassen hatte, um sich an den Kaiser anzuschließen von Mailand her, belagerte Rom und eroberte es am 6. Mai 1527 mit Sturm. Nachdem der Connetable alle möglichen Grausamkeiten verübt hatte, verlor er sein Leben durch einen Flintenschuß. Sogleich übernahm Philibert von Chalon, Prinz von Oranien, das Commando über das Heer, das größten Teils aus Lutheranern und Feinden des Papstes bestand. Der Papst und die Cardinäle zogen sich auf die Engelsburg zurück. Die siegreichen Truppen plünderten indessen die Stadt und verübten größere Grausamkeiten als die Gothen tausend Jahre vorher begangen hatte. Das Haus der Theatiner wurde beinahe ganz zerstört. Ein Soldat der den hl. Cajetan von Vincenza her kannte, führte ihn in der Meinung er besitze Reichtümer vor seinen Offizier. Sogleich wurde der Diener Gottes verhaftet und mit tausend Unbilden mißhandelt, um ihn zur Herausgabe von Reichtümern zu zwingen, die er nicht besaß. Endlich schenkte man ihm die Freiheit wieder; er war aber äußerst geschwächt und durch die vielen Schläge ganz unkenntlich geworden. Nach diesem verließ er Rom mit seinen Ordensgenossen; sie hatten aber sonst Nichts, als Breviere unter dem Arme und ihre Ordenskleider auf dem Leib.

Zu Venedig wurden sie mit offenen Armen aufgenommen und bezogen das Kloster des heiligen Nikolaus von Tolentino. Cajetan wurde zum Obern dieses Hauses gewählt. Seine Heiligkeit, sein Eifer für die Ehre Gottes, sein unermüdliches Bestreben, den Dienern des Herrn den Geist des Eifers und der Verachtung der Welt einflößen, gewann seinem Orden die allgemeine Achtung. Diese Verehrung stieg noch durch die thätige Liebe, welche er während einer Pest zeigte, welche Venedig verheerte und während der Hungersnot, welche gleich auf dieses Uebel folgte.

Hieronymus Emiliani, ein adeliger Venezianer, war einer seiner ersten Bewunderer. Durch sein Beispiel angeregt, wurde auch er ein Ordensstifter und gründete i. J. 1530 eine neue Genossenschaft regulierter Cleriker von Somaska genannt, ein Aufenthaltsort, der zwischen Mailand und Bergamo lag. Ihre Bestimmung war, die Waisen und jene Kinder zu erziehen, welche kein Mittel zu einer guten Erziehung besaßen.

Von Venedig wurde Cajetan nach Verona geschickt, wo sein Eifer und seine Gegenwart notwendig waren. Es herrschte in dieser Stadt eine große Aufregung. Die Laien widersetzten sich mit aller Gewalt gewissen Bestimmungen, welche ihr Bischof zur Wiederherstellung der Kirchenzucht getroffen hatte. Der Heilige besänftigte jedoch nach und nach ihre Gemüter und nachdem Alles wieder ruhig geworden war, brachte er das Volk leicht zur Annahme der eingeführten Verbesserung, womit der Bischof nichts Anderes, als die Ehre Gottes und den Nutzen seiner ihm anvertrauten Heerde bezwecken wollte.

Einige Zeit nachher wurde er nach Neapel berufen um dort ein Haus für seinen Orden zu Gründen. Der Graf von Oppino schenkte ihm und seinen Ordensgenossen ein Gebäude zur Wohnung; aber zur Annahme von Grundstücken, die er ihm schenken wollte, konnte er ihn trotz aller Vorstellungen nicht bewegen. Das Beispiel und die Predigten Cajetans bewirkten bald eine allgemeine Umänderung in den Sitten der Geistlichen und des Volkes. Bei so vielen anstrengenden Arbeiten seines Amtes vergaß er aber die eigene Heiligung nicht. Er hatte bestimmte Zeiten für seine frommen Uebungen, denen er oft sechs bis sieben Stunden nach einander sich widmete; oft empfieng er dabei außerordentliche Gnadenerweisungen.

Sein würdiger Mitarbeiter Caraffa zeichnete sich ebenfalls durch seinen Seeleneifer, seine Weisheit und andere Tugenden aus. Paul III., Nachfolger Clemens VII., ernannte ihn zum Kardinal i. J. 1554 und nach dem i. J. 1555 erfolgten Tod Marcells II. bestieg er den Stuhl Petri, den er bis zum Jahre 1559, wo er starb, inne hatte. Schon einige Jahre vorher war Cajetan in das himmliche Vaterland gewandert, wo er den Lohn für seine Werke erhielt.

Als Cajetan im Jahre 1537 nach Venedig zurückgekehrt war, wurde er zum zweitenmale zum Obern seines Ordens gewählt. Nachdem er dieses Amt drei Jahre lang bekleidet hatte, ging er wieder nach Neapel, wo er seinem Ordenshause bis an seinen glückseligen Tod vorstand. Seine Bußübungen, verbunden mit immerwährenden Arbeiten, zogen ihm eine Zehrkrankheit zu und er fühlte wohl, daß sein letztes Stündchen herannahe. Die Aerzte rieten ihm, seine bisherige Gewohnheit, auf Brettern zu schlafen, aufzugeben; er aber antwortete ihnen: „Mein Erlöser ist am Kreuze

gestorben, laßt mich wenigstens auf der Asche sterben." Er bat sodann, man möchte ihn auf ein am Erdboden ausgebreitetes und mit Asche überstreutes Bußkleid hinlegen. In dieser Lage empfieng er die hl. Sterbsakramente.

Er verschied am 7. August 1547 unter den lebhaftesten Aeußerungen der Reue. Auf seine Fürsprache hin geschahen mehrere Wunder, deren Wahrheit zu Rom nach einer strengen Untersuchung bestätigt wurde. Ihre Geschichte findet man bei den Bolandisten. Im Jahre 1629 wurde Cajetan selig, und i. J. 1671 heilig gesprochen, die Bulle seiner Heiligsprechung aber erst 1691 veröffentlicht. Seine Reliquien bewahrt man in der Kirche des hl. Paulus zu Neapel auf.

Die heilige Afra,

Märtyrin.

Jahr 304.

Afra wurde in Augsburg geboren. Ihre heidnische Mutter namens Hilaria gab ihr keine andere Unterweisung, als wie sie ihren Leib zierlich putzen und ihre körperlichen Reize künstlich erhöhen sollte, um Jünglingen zu gefallen. Sie war eine noch junge Gastgeberin, als der Kaiser Diokletian und Maximian die Christen verfolgte. Um diese Zeit kam der heilige Bischof Narcissus mit seinem Diakon Felix, aus Spanien sich flüchtend, in ihre Wohnung. Sie empfieng ihn freundlich, bereitete ihm eine Abendmahlzeit, und dachte sich ganz andere Beweggründe seiner Einkehr bei ihr, als Gott dadurch beabsichtigte. Ehe sich Narcissus zu Tafel setzte, begann er mit Felix sein Gebet. Durch diesen Anblick betroffen, erlangte nun Afra genaue Kunde von ihrem Gaste. Als sie vernahm, daß er ein christlicher Bischof sei, und von ihm über Jesus Christus belehrt wurde, fühlte sie große Scham und Furcht wegen ihres bisherigen leichtsinnigen Wandels. Sie warf sich weinend zu den Füßen des heiligen Bischofs, und bekannte sich als das abscheulichste Weib in der ganzen Stadt. Narcissus suchte ihr Vertrauen auf die Erbarmungen Jesu einzuflößen. Sie aber sagte: „Ich habe mehr Sünden begangen, als Haare auf meinem Haupte sind; wie kann ich von ihnen befreit werden?" — Der Bischof antwortete: „Glaube an Jesum Christum und lasse dich taufen, und es werden dir alle Sünden vergeben."

Als dies Afra ihren Mägden, Digna, Eunomia, Eutropia und ihrer Mutter erzählte, empfingen auch diese mit ihr, nach siebentägigem Fasten, Unterricht und Gebete, am achten Tage die hl. Taufe.

Aber nicht lange erfreute sich Afra des erhaltenen Trostes, daß Christus aus Liebe auch für ihre Sünden gestorben sei, als unter der genannten Christenverfolgung auch ihre Liebe schon auf die Probe gesetzt wurde. Sie ward verhaftet und vor den Richter Gajus geführt Nachdem er sie um den Namen und Stand befragt hatte, sprach er: „Opfere den Göttern! Es ist besser leben, als in der Marter sterben." Afra antwortete ihm: „Ich war eine große Sünderin, ehe ich Gott erkannte. Ich will durch den Abfall keine neue Sünde zu denen beifügen, in die ich unglücklicher Weise gefallen bin." — „Geh in den Tempel und opfere!" — Afra erwiderte: „Mein Gott ist Jesus Christus. Ihn habe ich immer vor Augen, Ihm bekenne ich ohne Unterlaß meine Sünden. Ihm will ich mich selbst um seines heiligsten Namens willen zum Opfer darbringen, damit der Leib, den ich so oft entehrt habe, durch die Marter gereinigt werde." — Da sagte Gajus: „Ich weiß, daß Du eine Buhlerin bist; opfere also den Göttern; denn du kannst auf die Freundschaft des Christen-Gottes keinen Anspruch machen." Afra versetzte: „Unser Herr Jesus Christus versicherte aber, daß er nicht für die Gerechten, sondern für die Sünder gekommen sei, um sie selig zu machen. Er gieng mit den Sündern vertraulich um, und aß sogar mit ihnen." „Opfere," fuhr Gajus fort, „dann wirst du auch viele Liebhaber erhalten, die dich bereichern können." Afra antwortete: „Ich entsage auf immer diesem schändlichen Gewinn. Was ich früher auf diese Weise erhalten hatte, habe ich mit Abscheu von mir geworfen, weil es die armen Brüder (die Gläubigen), denen ich es geben wollte, um für mich zu beten, nicht angenommen haben."*) Hierauf sprach Gajus: Jesus Christus wird nichts von dir wissen wollen. Umsonst siehst du ihn als deinen Gott. Eine Unzüchtige kann niemals eine Christin werden." „Ich bin zwar unwürdig," erwiderte die Bekennerin, „den Namen einer Christin zu tragen; allein Christus, unser Herr, hat mich aus unverdienter Erbarmung in die Zahl seiner Gläubi-

Martertod der heiligen Afra.

*) Nach den Satzungen der Apostel wurde in den ersten christlichen Jahrhunderten das Geld, welches durch unerlaubte Mittel erworben wurde, nicht einmal zur Unterstützung der Armen von der Kirche angenommen Zu diesem Sündengelde gehört auch der Erwerb der Wirtsleute durch Tanzgesellschaften und Betrunkene. Es raubt ihnen Gottes Segen.

gen aufgenommen." Da fragte Gajus: „Was überzeugt dich davon?" Afra antwortete: „Ich bin der Huld Gottes gewiß, weil er mich des rühmlichen Bekenntnisses seines heiligen Namens würdigt, durch das ich Vergebung aller meiner Sünden hoffen darf." „Das ist grundloses Geschwätz," sagte der Richter, „opfere den Göttern, durch die du glücklich werden wirst." „Mein Heil", sagte sie, „ist Jesus Christus, der sterbend am Kreuze dem reuevollen Mörder das Paradies verheißen hat." „Opfere," sprach Gajus, „oder ich lasse dich von deinen Liebhabern geißeln." — Afra antwortete: „Mich kann nur das Andenken an meine Sünden beschämen." „Ich schäme mich," sagte Gajus, „mit einer solchen Person so lange zu rechten. Opferst du nicht, so lasse ich dich töten." „Dies ist mein Verlangen," antwortete sie, „wenn ich doch nur würdig bin, für Gott mein Leben zu opfern." „Ich werde dich aber," sprach Gajus, „foltern und dann lebendig verbrennen lassen, wenn du nicht opferst." Afra versetzte: „Mag der Leib, den ich mit Sünden befleckt habe, tausend Martern leiden, meine Seele wird rein bleiben; nie werde ich dem Teufel Weihrauch streuen." Hierauf sprach der Richter das Urteil: „Wir befehlen, daß die Buhlerin Afra, die sich eine Christin nennt, lebendig verbrannt werde, weil sie den Göttern nicht opfern will."

Gleich darauf wurde sie von den Schergen ergriffen und auf eine Insel des Lechflusses geführt. Als sie schon, ihrer Kleider beraubt, an einen Pfahl gebunden dastand, erhob sie ihre Augen gen Himmel und betete unter vielen Thränen: „Herr Jesus Christus! allmächtiger Gott! der du auf die Erde gekommen bist, nicht um die Gerechten, sondern um die Sünder zur Buße zu rufen; nimm mein Leiden zur Büßung meiner Sünden gnädig auf; und bewahre mich durch dieses zeitliche Feuer vor dem ewigen, das Leib und Seele zugleich ewiglich peiniget."

Als man den Scheiterhaufen um sie herum angezündet hatte, sprach sie noch vernehmlich: „Ich danke dir, Herr Jesus Christus! daß du mich würdig hältst, mich als ein Opfer für deinen Namen anzunehmen. Siehe! dir, der du dich für die ganze Welt am Kreuze geopfert hast, der Gerechte für die Sünder, der Unschuldige für die Schuldigen, dir opfere ich mich ganz auf, der du mit dem Vater und dem heiligen Geiste lebst und regierst von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!" — Mit diesen Worten gab sie ihren Geist auf, den 7. August 304.

Sobald die Mägde der heiligen Afra von ihrem Tode Nachricht erhielten, eilten sie auf den Marterplatz. Sie fanden ihren Leib ganz unversehrt, und brachten ihn zur Nachtzeit in die Grabstätte, welche ihre Mutter Hilaria für sich und die Ihrigen schon bereitet hatte. Mit himmlischen Tröstungen erfüllt, verrichteten sie mit der Mutter ihr Gebet. Kaum hatte Gajus dies erfahren, so ließ er ihnen bedeuten, entweder Christus zu entsagen, oder auf die nämliche Weise zu sterben. Sie wählten das Letztere und wurden alsbald verbrannt.

Die heilige Afra ist die Hauptpatronin von Augsburg. —

Im Jahre 1804 wurden ihre Gebeine abermals erhoben, geschmackvoll verziert und in einem kostbaren gläsernen Sarge unter ihrem Altare beigesetzt.

8. August.

Der heilige Hormisdas,

Martyrer.

Fünftes Jahrhundert.

Isdegerdes, König von Persien, erneuerte die Verfolgung, welche Cosroes II. gegen die Kirche veranstaltet hatte. Mit der niederträchtigsten Grausamkeit und den ausgesuchtesten Martern, welche sich gar nicht beschreiben lassen, wütete dieser Tyrann gegen die Christgläubigen. Nach seinem Tode setzte sein Sohn Varanes die Verfolgung fort. Eines seiner berühmtesten Schlachtopfer war Hormisdas, denn er stammte aus einer der ältesten Familien Persiens; sein Vater war Satrap oder Statthalter einer Provinz und gehörte dem Geschlechte der Achemeniden an. Diesen Hormisdas ließ Varanes vor sich rufen und befahl ihm, Christum zu verläugnen. „Wenn ich deinem Befehle gehorchen würde", antwortete Hormisdas, „so würde ich Gott beleidigen; ich würde ein Uebertreter der Gesetze, der Gerechtigkeit und Liebe. Wer dazu fähig wäre, das Gesetz des höchsten Herrn aller Dinge zu verletzen, würde auch seinem Fürsten, der doch bloß ein sterblicher Mensch ist, nicht auf die Länge treu bleiben. Wenn dieses letztere Verbrechen die grausamste Todesart verdiente, wie sollte man dann mit dem verfahren, der den Gott des Weltalls verläugnet?"

Diese ebenso mutige als entschlossene Antwort brachte den König in die höchste Wut. Er raubte dem Hormisdas seine Güter und Ehrenstellen, ließ ihm sogar seine Kleider abnehmen bis auf ein Tuch zur Umgürtung seiner Lenden. In diesem Zustande verbannte er ihn vom Hofe und verurteilte ihn dazu, die Kameele des Heeres zu führen; allein der Heilige ertrug diese unmenschliche Behandlung mit Freude. Lange Zeit nachher erblickte ihn einmal der

König aus einem Fenster seines Palastes und bemerkte, daß er von der Sonne ganz verbrannt und mit Staub über und über bedeckt sei. Die Erinnerung an seine frühere Stellung und an den Rang seines Vaters schien ihn zu rühren. Er rief ihn vor sich und gab ihm ein leinenes Gewand mit den Worten: „Gieb doch endlich deine Halsstarrigkeit auf und sage dem Zimmermannssohn ab." Von heiligem Eifer durchglüht, erwiderte Hormisdas, indem er das Gewand in Stücke zerriß: „Behalte dein Geschenk, weil ich es durch den Abfall von meinem Glauben gewinnen soll." Wütend über diese Rede ließ ihn Varanes aus seinem Angesichte jagen. Hormisdas vollendete seine Lebensbahn heilig und sein Name steht im römischen Martyrologium.

Der heil. Cyriacus, Largus und Smaragdus.

Martyrer.

Jahr 303.

Unter die vielen aus den ersten Christen, die ihre Brüder mit der Gefahr des Lebens liebten, gehört auch der heil. Cyriacus mit seinen Genossen. Sie waren Diaconen der römischen Kirche.

Als Maximian vom Kaiser Diokletian zum Reichsgehilfen erwählt worden war, wollte er diesem durch einen herrlichen Palast, die diocletianischen Bäder genannt, ein Denkmal stiften. Zur Erbauung desselben wurden die Christen von jedem Alter, Range und Geschlechte unter unmenschlichen Bedrückungen angehalten, damit sie, mit Arbeit überladen und bei geringer Kost, bald ein Opfer des Todes würden.

Dies bewog einen reichen Römer Namens Thrase, der heimlich ein Christ war, zum Mitleiden. Da er den großen Eifer des Diakons Cyriacus und seiner Genossen im Dienste der Christen kannte, so bot er ihnen seine Reichtümer zur Unterstützung der Bedrängten an. Mit Freuden übernahmen dieses Geschäft Cyriacus, Largus und Smaragdus, wurden aber bald entdeckt und zu den nämlichen Arbeiten verurteilt. Dadurch ward aber ihre Liebe nicht geschwächt, sondern noch viel mehr entzündet. Obgleich sie selbst mit schweren Arbeiten beladen waren, so verrichteten sie doch noch die Arbeiten Anderer, deren Kräfte bereits dahinschwanden, und sprachen Allen Trost zu.

Diese sich selbst aufopfernde Liebe erhielt zwar die Bewunderung vieler Heiden; ward aber doch von dem grausamen Kaiser gestraft. Er ließ die Bekenner, sobald er davon Kunde erhielt, in einen Kerker werfen, um ihnen alle Mittel zu rauben, außer dem Gebete, ihre thätige Liebe weiter ausüben zu können. Hier schmachteten sie längere Zeit unbekannt, bis sich der Herr auf eine außerordentliche Weise durch sie verherrlichte. Er begnadigte sie mit der Gabe der Heilungen. Was immer für Kranke zu ihnen kamen, so erhielten sie auf ihre Fürbitte die Gesundheit. Dies gab Veranlassung zur Bekehrung vieler Heiden, aber auch zugleich, daß Maximian wieder auf sie aufmerksam wurde. Er suchte sie nebst zwanzig andern Christen durch die peinlichsten Martern von Jesus Christus abwendig zu machen. Man goß siedendes Pech über ihre Häupter, streckte sie auf der Folter aus und zerfetzte sie durch Geißeln.

Da sie aber unter allen Qualen im freudigen Bekenntnisse Jesu Christi verharrten, der sie mit seiner freundlichen Nähe stärkte, wurden sie endlich alle im Jahr 303 enthauptet.

Der heilige Hormisdas wird grausam mißhandelt.

9. August.

Der gottſ. Johann von Salerno.

Jahr 1242.

Der heilige Dominikus legte mit unſäglicher Mühe den Grund zum berühmten Predigerorden. Honorius III., Nachfolger Innocenz III., beſtätigte feierlich die Regeln dieſes Ordens. Von allen Seiten und aus allen Nationen kamen Jünglinge und Männer herbei, welche in dieſen neuen religiöſen Verein aufgenommen werden wollten. Um dieſem heiligen Verlangen zu willfahren, gründete Dominikus Ableger ſeines Kloſters in Paris und Bologna, und ſogleich ſtrömte Alles in dieſe neuen Anſtalten. Auch Johann, in Salerno geboren und ſchon in ſeiner Jugend Gott geweiht, hatte das heilige Verlangen, in den neuen Orden aufgenommen zu werden, allein ſeine Familienverhältniſſe geſtatteten ihm nicht, der Welt ganz zu entſagen. Schon hatte er deswegen ſeine Sehnſucht aufgegeben, als ihn ein ſehr großer Ekel an der eitlen Welt überfiel; darin ſah Johann einen Gnadenruf Gottes zum Ordensleben; er eilte zum heiligen Dominicus, bat ihn demütig um Aufnahme in ſeine heilige Genoſſenſchaft und erhielt ſie auch. Bald nach ſeinem Eintritte in den Orden machte er reißende Fortſchritte in allen Tugenden und trug in kurzer Zeit ſehr Vieles zur Verbreitung der evangeliſchen Wahrheit bei. Er wurde nach Florenz geſchickt, um dort ein neues Ordenshaus zu gründen und erhielt, obgleich noch ſehr jung, die Leitung desſelben. Körper und Geiſt, welche er durch ſeine apoſtoliſchen Arbeiten ermüdete, ließ er nur durch Faſten und Abtötung ausruhen. Bei Tag arbeitete er unermüdlich fort, und bei Nacht gönnte er ſich nur wenige Stunden Schlaf auf rauhem Lager. Die außerordentlichen Tugenden, mit denen dieſer Gottesmann glänzte, die Mißbräuche, die er abſchaffte, die religiöſen Uebungen, die er einführte, brachten bald eine vollſtändige Aenderung in den Sitten der Stadt hervor.

Als die Umſtände ſo günſtig ſtanden, kam noch der hl. Dominicus ſelbſt nach Florenz und feuerte durch ſeine Gegenwart die hl. Diener des Herrn zu noch höherem Eifer an. Gerade damals machte die Ketzerei der Manichäer auch in Italien große Fortſchritte und mit tiefem Bedauern ſah Dominicus ſo viele Abfälle vom wahren Glauben. Um nun der weiteren Verbreitung dieſes Uebels zu ſteuern, ſtiftete Dominicus eine neue Genoſſenſchaft und legte ihr den Namen: „Kriegsheer Jeſu Chriſti“ bei. Sie beſtand aus Leuten beiderlei Geſchlechtes, die ſich verbindlich machten, die Güter und Freiheiten der Kirche zu verteidigen. Dieſe heilige Kriegerſchar trug ein Gewand von weißer und ſchwarzer Farbe, die weiße ſollte das Sinnbild ihrer Reinigkeit ſein, die ſchwarze das der Buße. Nach dem Abſchiede des hl. Dominicus von Florenz vermehrte ſich die Anzahl der Schüler ſehr ſtark, ſelbſt mehrere Perſonen von hoher Auszeichnung traten ein. Der hl. Johann beſaß die merkwürdige Gabe, ihre Geiſter zu unterſcheiden, und mit großem Scharfſinn den Charakter von Allen herauszufinden. Er wußte ſich, ſeinen Untergebenen gegenüber, als Vater, Bruder und Freund zu benehmen und dabei doch jedem eine große Ehrfurcht vor ſeiner Perſon einzuflößen und alle mit raſchen Schritten der Vollkommenheit entgegenzuführen.

Tod des gottſ. Johann von Salerno.

Doch dieſe glänzenden Eigenſchaften, welche Johann ausſchließlich für das Seelenheil ſeiner Zuhörer anwendete, ſollten für ihn bald Veranlaſſung zu großer Betrübnis werden. Es kam eine Prüfung über ihn, welche anfänglich die großen Erfolge ſeiner Thätigkeit zu ſchwächen ſchien, zuletzt aber damit endete, daß ſie ſeine Tugenden in noch hellerem Lichte zeigte. Die Veranlaſſung war folgende:

Eine junge Dame, welche die schöne Sprache des berühmten Redners vernahm und von ihr hingerissen wurde, sah in ihm nur den gelehrten Mann, der so eindringlich und herzlich sprechen könne und vergaß darüber, daß er ein Apostel Gottes sei und nichts als die evangelische Wahrheit vortrage. Durch seine Vorträge immer mehr hingerissen, faßte sie zu ihm eine glühende Leidenschaft, die durch ihre lebhafte Phantasie noch mehr gesteigert wurde. Sie begriff ihren Fehler wohl, fühlte aber nicht so viel Kraft in sich, ihm Widerstand zu leisten und nahm daher zur Hinterlist ihre Zuflucht, um sich dem Heiligen noch mehr nähern zu können. Sie stellte sich nämlich totkrank und ließ den heiligen Johann zu sich rufen, um von ihm die letzte Generalabsolution zu erhalten, welche jedem Christen in den letzten Stunden erteilt zu werden pflegt. Bei solchen Umständen versagte Johannes nie seine Hilfe. Aber wer kann seinen Schrecken und Schmerz beschreiben, als er, statt die Beichte einer Sterbenden zu hören, Worte vernehmen mußte, welche jene Leidenschaft verrieten, die er, (jedoch ohne Wissen und Willen) angefacht hatte. Zwar gab ihm der heilige Geist die eindringlichsten Worte ein, um diese verirrte Seele wieder auf den rechten Weg zu bringen, allein er verließ dieselbe trostlos, weil er sie nicht bekehren konnte und von Schmerz ganz niedergebeugt, ohne jedoch die Hoffnung auf die Güte Gottes aufzugeben. Er warf sich am Fuße des Altares nieder und flehte in heißem Gebete zum Herrn, er möchte die Leidenschaft des Mädchens hinwegnehmen und ihm die Sünde verzeihen, welche er sich selbst zurechnete. Gott lohnte die Tugenden seines getreuen Dieners dadurch, daß die Schuldige sich vollständig bekehrte und eine lebhafte und tiefe Reue über ihr Betragen gegen den Heiligen bezeugte.

Sobald der Heilige vernahm, daß die Sterbestunde seines Vaters und Ordensobern gekommen sei, eilte er zu ihm. Der heilige Patriarch Dominicus erhob sich im letzten Augenblicke seines Lebens vom Bette, streckte seine Arme gegen den Himmel und sprach folgendes Gebet: „Lieber Vater im Himmel, ich habe deinen Willen gethan; diejenigen, welche du mir anvertraut hast, habe ich gehütet und bewahrt; jetzt empfehle ich sie in deinen Schutz.“ Johannes vernahm den letzten Atemzug des heil. Dominikus am Freitag den 6. August 1221.

Als der Heilige nach Florenz zurückgekommen war, fand er seine Mitbrüder darüber trostlos, daß sie gezwungen wurden, die Kirche zum heiligen Paulus, in welcher sie bisher den Gottesdienst gehalten hatten, zu verlassen. Der ehrwürdige Pfarrer an der Kirche zu „Maria der Neuen“ überließ ihnen seine Kirche, von der sie auch im Jahre 1221 Besitz ergriffen. Gregor IX. ersah den heil. Johannes dazu aus, aufs neue gegen die Manichäer zu predigen, welche in Italien unter dem Namen Patarinen bekannt waren. Weder die Drohungen, noch Unbilden der Ketzer erschreckten den Heiligen, dem es wirklich gelang, dem katholischen Glauben zum Siege zu verhelfen. Der nämliche Papst erwählte ihn auch zur Ausrottung mehrerer Mißbräuche, welche sich im Kloster zum heil. Anthem eingeschlichen hatten. Auch war er damit beschäftigt, ein Dominikanerkloster zu Ripali im Toscanischen zu gründen. Durch lange Arbeiten entkräftet, fühlte der Heilige, daß seine letzte Stunde herannahe; deswegen empfing er die heil. Sterbsakramente, um für die Reise ins himmlische Vaterland gestärkt zu werden. Der gottselige Johann starb, nachdem er zuvor noch das Glück seiner Brüder und die verbesserten Sitten der Stadt geschaut hatte am 9. August 1242 in seinem 52sten Lebensjahre.

Der heilige Romanus.

Martyrer.

Jahr 257.

Der heilige Romanus war zur Zeit des heil. Laurentius Soldat in Rom. Erstaunt über die Standhaftigkeit und Freude, mit welcher die heiligen Martyrer alle von den Henkersknechten ersonnenen Qualen ertrugen, fühlte auch er das Verlangen in sich, zur christlichen Religion überzutreten. Er wandte sich daher an den hl. Laurentius selbst und ließ sich in seinem Gefängnisse unterrichten und taufen. Sobald seine Bekehrung bekannt wurde, ergriff und enthauptete man ihn. Man begrub ihn an der Straße längs der Tiber; allein seine Gebeine wurden später nach Lucca gebracht, wo man sie noch unter dem Hauptaltare der Kirche seines Namens aufbewahrt. Der Name des heiligen Romanus ist sowohl in dem Antiphonarion des heiligen Gregor, als auch in den Martyrerakten genannt.

So viel vermochte das Beispiel der ersten Christen auf die Heiden. Ihre Geduld und ihre Verachtung alles Irdischen flößte selbst den Heiden bis zu einem gewissen Grade Liebe zu jenen Tugenden ein, welche sie die Christen ausführen sahen. Auch wir sind verpflichtet, am Seelenheile unseres Nebenmenschen durch Wort und Beispiel mitzuarbeiten. Wehe uns, wenn das Leben der Heiligen auf uns keinen Eindruck mehr macht; wehe uns, wenn unser Leichtsinn Andern zum Aergernis wird; wehe uns, wenn unser ungeordnetes Leben die Ungläubigen zu Schimpf und Spott gegen unsere heilige Religion und ihren göttlichen Stifter veranlaßt.

10. August.

Der heilige Laurentius,

Martyrer.

Jahr 257.

Der Name weniger Martyrer ist so berühmt, wie der des heiligen Laurentius. Die angesehensten lateinischen Kirchenväter haben ihre Beredtsamkeit zu seinem Lobe aufgeboten; die ganze Kirche, sagt der heilige Maximus von Turin, erhebt sich wie ein Leib, um seinen Sieg zu preisen und ihre Ehrfurcht zu beweisen.

Die alten Schriftsteller erzählen uns Nichts von seinem Geburtsorte und seiner Erziehung. Die außerordentliche Tugendhaftigkeit, die er schon in seiner Jugend zeigte, gewann ihm die Liebe des heiligen Sixtus, der damals Archidiacon von Rom war. Dieser Heilige nahm ihn unter seinen Schutz, gab ihm Anleitung im Studium der heiligen Bücher, und gab sich viele Mühe, ihn zur christlichen Vollkommenheit hinanzuführen. Als er im Jahre 257 zum Papst erwählt wurde, weihte er Laurentius zum Diacon und ernannte ihn, ohne auf sein noch sehr jugendliches Alter Rücksicht zu nehmen, zum Obersten der sieben Diacone, welche an der römischen Kirche Dienst leisten müssen. Aus diesem Grunde legen ihm auch die meisten Väter den Titel: „Archidiacon des Papstes" bei. Diese Stellung erforderte sehr viele Verdienste, denn wer sie einnahm, mußte über die Kirchenschätze und Kirchengefäße Aufsicht führen; auch hatte er die Verpflichtung, das Einkommen der Kirche unter die Armen zu verteilen.

Wir werden sehen, wie außerordentlich groß die Treue und Uneigennützigkeit des heiligen Laurentius war. —

Der Kaiser Valerian veröffentlichte im Jahre 257 auf den dringenden Rat des Macrian hin blutige Verfolgungsbefehle gegen das Christentum. Er schmeichelte sich mit dem Gedanken, dasselbe gänzlich zu vertilgen; als ob die Lehre des allmächtigen Gottes vertilgt werden könnte! Um die Heerde zu zerstreuen, richtete er seine Gewaltstreiche zuerst gegen die Hirten und verordnete ohne Verzug, alle Bischöfe, Priester und Diaconen mit dem Tode zu bestrafen. Der heilige Papst Sixtus wurde im darauffolgenden Jahre verhaftet. Als man ihn zum Tode führte, folgte ihm sein Archidiacon weinend nach und sprach aus Schmerz, daß er nicht an seinem Leiden Teil nehmen könne, zu ihm: „Wohin gehst du, mein Vater, ohne deinen Sohn? Wohin gehst du, heiliger Bischof, ohne deinen Diacon? Niemals brachtest du das heilige Opfer dar, ohne daß ich Dir am Altare gedient hätte. Wodurch war ich so unglücklich, mir dein Mißfallen zuzuziehen. Du hast mich vielleicht untreu in Erfüllung meiner Pflichten erfunden. Aber prüfe mich jetzt aufs Neue und du wirst sehen, ob du einen unwürdigen Diener zur Verteilung des Blutes des Herrn erwählt hast." Diese Worte waren der Ausdruck jener heiligen Liebe, die er zu seinem Papste trug, und jenes heiligen Verlangens, das er nach der Martyrerkrone hatte. Vor Liebe zu Gott glühend und von einer heftigen Sehnsucht, mit Christus vereinigt zu sein, entflammt, verachtete er Freiheit und Leben und setzte all' seine Ehre darein, für den Herrn zu leiden; denn er sah in der Welt nur ein stürmisches Meer und verlangte kein anderes Glück, als in den himmlischen Hafen einzulaufen. Der heilige Vater wurde durch sein zartes Mitleid sehr gerührt und tröstete ihn mit den Worten: „Ich verlasse dich nicht, mein Sohn eine größere Prüfung und ein schönerer Triumph bleibt dir vorbehalten, dir, der du noch in der Blüte und Kraft deiner Jugend stehst. Ich bin bis in mein hohes Alter verschont geblieben, du aber wirst mir schon in drei Tagen nachfolgen. Nachdem er so zu Laurentius gesprochen hatte, befahl er ihm zugleich, die Kirchenschätze, deren Hüter er war, öffentlich unter die Armen zu verteilen, weil er fürchtete, die Heiden möchten dieses Vermögen den Armen rauben.

Laurentius, vor Freude entzückt, daß ihn Gott bald zu sich rufen werde, forschte genau nach allen Wittwen und Waisen, welche arm waren, und verteilte unter sie alles Silber, das er zur Verfügung hatte. Ja, er verkaufte sogar die geweihten Gefäße und verwandte den Erlös aus ihnen auf die gleiche Weise. Die römische Kirche besaß damals schon ansehnliche Reichtümer. Sie besorgte nicht blos den Unterhalt ihrer Diener, sondern ernährte auch eine große Anzahl von Witwen und Jungfrauen unter dem Volke, deren Anzahl sich auf 1500 belief. Ein Verzeichnis aller dieser Unglücklichen war beim Bischofe oder beim Archidiacon niedergelegt. Auch hatte die römische Kirche einen Fond, aus dem sie Almosen für weiter entlegene christliche Ortschaften austeilte; daneben besaß sie zur Feier der göttlichen Geheimnisse sehr prachtvolle Gewänder und sehr wertvolle Gefäße. Der große Wert der geweihten Gefäße reizte aber, wie Eusebius berichtet, die Gier der Christenverfolger. Auch der heilige Optatus meldet, daß die Kirchen zur Zeit der diocletianischen Verfolgung kostbare Kirchengeräte besessen haben, und der heilige Ambrosius thut, wo er vom heiligen Laurentius spricht,

goldener und silberner Kirchengefäße Erwähung. Ferner liest man bei Prudentius, daß man Kelche aus sehr edlem Metall gesehen habe, welche Knoten von getriebener Arbeit hatten und mit Diamanten besetzt waren.

Der Statthalter von Rom erhielt Nachricht über die Reichtümer der Kirche und beschloß in der Ueberzeugung, daß die Christen große Schätze verborgen hielten, sich derselben zu bemächtigen. Zu diesem Behufe ließ er den heiligen Laurentius, welcher Aufseher derselben war, zu sich rufen und redete ihn, wie der heilige Prudentius berichtet, also an: „Du hast dich oft beklagt, daß man die andern Christen grausam behandelt habe, aber für jetzt handelt es sich nicht um grausame Martern; ich gebe mich zufrieden, dir mit Liebe das abzuverlangen, was du mir geben kannst. Ich weiß, daß eure Priester sich goldener Gefäße bedienen, um Trankopfer darzubringen; daß sie das heilige Blut in goldenen Kelchen aufbewahren und daß sie bei ihren nächtlichen Opfern Wachskerzen brennen, welche auf goldene Leuchter gesteckt sind. Ueberlaß mir die Schätze, welche du verwahrt hältst; der Fürst bedarf ihrer für seine erschöpften Kassen. Man sagt, daß ihr nach eurer Lehre dem Kaiser geben müßt, was des Kaisers ist. Gewiß braucht euer Gott kein Geld; er hat keines in die Welt gebracht, er ist bloß mit Versprechungen gekommen. Gib mir also euer Silber und sei zufrieden, in Versprechungen reich zu sein." Ruhig entgegnete Laurentius: „Ja wahrhaftig, die Kirche ist reich und der Kaiser selbst besitzt keine so kostbaren Schätze, wie sie. Ich will dich einen großen Teil derselben sehen lassen, nur bitte ich dich um ein klein wenig Zeit, um Alles vorher in gehörige Ordnung zu bringen." Der Statthalter verstand aber nicht, von welchen Schätzen Laurentius sprach, und gab ihm in der Meinung, er werde ihm große Reichtümer einhändigen, drei Tage Frist. Während dieser ganzen Zeit durcheilte Laurentius die Stadt, um alle Armen aufzusuchen, welche auf Kosten der Kirche ernährt wurden. Am dritten Tage versammelte er sie in großer Anzahl und stellte sie vor der Kirche auf. Sie bestanden aus altersschwachen Leuten, Blinden, Stummen, Lahmen, Aussätzigen, Waisen, Witwen und Jungfrauen. Jetzt ging Laurentius zum Statthalter und lud ihn ein, sich die Schätze anzuschauen, von denen er gesprochen hätte. Aber welche Bestürzung überfiel diesen, als er nichts anderes, als eine große Menge Unglücklicher vorfand, deren bloßer Anblick schon etwas Abschreckendes hatte. Er warf drohende Blicke auf den Heiligen, befahl ihm, dieses sonderbare Schauspiel zu erklären, und drang darauf, daß er ihm jene Schätze zeigen sollte, welche er zu zeigen versprochen habe. „So," erwiderte Laurentius, „thut dir dieser Anblick wehe? Das Gold, das du mit so großer Gier verlangst, ist nur eitles Metall und führt gewöhnlich zu den größten Verbrechen. Das wahre Gold, das ist das Licht des Himmels, dessen sich die Armen erfreuen, die du vor Augen siehst. Für ihre Leiden und Drangsale, welche sie jetzt geduldig ertragen, ist ihnen die kostbare Zukunft vorbehalten. Sie kennen jene Laster und Leidenschaften nicht, welche allein in Wahrheit Krankheiten zu nennen sind und die die Großen der Welt so unglücklich und verächtlich machen. In diesen Armen siehst du die Schätze, welche ich dir zu zeigen versprochen habe. Ich stelle dir diese Gott geweihten Witwen und Jungfrauen als die edelsten Perlen und kostbarsten Steine vor. Die Kirche, deren Zierde sie sind, wird durch sie der Gegenstand des Wohlgefallens Jesu Christi. Sie besitzt keine anderen Reichtümer. Wenn du dich ihrer annimmst, so kannst du dadurch für Rom, für den Kaiser und für dich selbst eine glückliche Zukunft dir erwerben." Dazu ermahnte er ihn noch, seine Sünden durch Buße und Almosengeben wieder gut zu machen und erzählte ihm zugleich, welchen Gebrauch er von den Schätzen der Kirche gemacht habe.

Der heilige Laurentius.

Der Statthalter aber, weit entfernt, das schöne Vorbild, das er vor Augen hatte, nachzuahmen, und den Rat, den Laurentius ihm erteilte, zu befolgen, schrie vielmehr vor Wut ganz hingerissen: „Wie kannst du es wagen, mich zum Besten zu haben, Unseliger? Du verhöhnst noch die Beile und Stäbe, welche die römische Macht bildlich darstellen. Ich weiß, daß du aus fanatischer Prahlerei zu sterben verlangst, aber bilde dir ja nicht ein, mit einemmal sterben zu dürfen; ich werde deine Qualen verlängern

und dich zuletzt einem schmerzlichen Tode preisgeben, den du aber nur nach und nach finden wirst." Sogleich befahl er einen Rost herbei zu schaffen und ihn auf glühende Kohlen zu stellen. Sodann entkleidete man den Heiligen und band ihn auf dieses Matyrergerüste, damit das Feuer nur langsam sein Fleisch durchbrenne. Die neulich erst getauften Christen sahen ein glänzendes Licht auf seinem Gesichte und empfanden einen sehr lieblichen Wohlgeruch, der von seinem Leibe ausging; die Heiden hingegen bemerkten Nichts von diesem doppelten Wunder. Dieser Martyrer, sagt der heilige Augustinus, hatte ein so glühendes Verlangen nach Christus, daß er der Qualen gar nicht achtete, welche ihm sein Verfolger anthun ließ. Und der heilige Ambrosius bemerkt, daß, so lange die Flammen an seinem äußeren Körper zehrten, das Feuer der göttlichen Liebe, welches im Innern seines Herzens brannte, noch viel heftiger gewesen sei und jedes Schmerzgefühl hinweggenommen, ja daß er, das Gesetz des Herrn vor Augen habend, die Leiden selbst als eine Erfrischung und einen Trost angesehen habe. Er besaß einen inneren Frieden, den Nichts zu stören vermochte. Nachdem er lange Zeit diese furchtbare, vom Richter ausersonnene Qual ausgehalten hatte, sagte er ruhig zu dem Richter: „Jetzt kannst du meinen Leib umwenden, denn auf dieser Seite ist er schon genug gebraten." Nachdem die Henkersknechte dies gethan hatten, sprach er zum Richter gewendet: „Mein Fleisch ist jetzt hinlänglich geröstet, du kannst es nun essen." Der Statthalter erwiderte ihm nur mit Hohnworten. Indessen betete der Martyrer sehr eifrig. Unter Thränen flehte er Gott um die Bekehrung Roms an. Er beschwor Jesus Christus, mit seiner Gnade dahin zu wirken, daß diese Stadt, welche die ganze Welt erobert habe, das Joch des Glaubens auf sich nehmen möge, weil sie so leicht das Evangelium in allen Provinzen ihres Reiches verbreiten könne. Aengstlich bat er um die Bekehrung der Hauptstadt der Welt im Namen der heiligen Apostel Petrus und Paulus, die zuerst daselbst das Kreuz aufgepflanzt und es mit ihrem eigenen Blute begossen haben. Endlich hörte er auf, zu beten, erhob seine Augen gen Himmel und gab den Geist auf. Der heilige Prudentius behauptet ohne Bedenken, daß die Bekehrung Roms die Frucht der Gebete des heiligen Laurentius gewesen sei, und fügt bei, daß Gott die Bitte des heiligen Martyrers erhört habe, noch bevor er gestorben gewesen sei; denn mehrere Senatoren, welche Zeugen seines Todes waren, wurden durch seinen Mut und seine Frömmigkeit so ergriffen, daß sie sich auf der Stelle bekehrten. Sie selbst nahmen den Leichnam auf ihre Schultern und bestatteten ihn ehrenvoll am 10. August 257 auf dem Veranischen Felde, nahe an der Straße, welche nach Tibur führt. Sein Tod, fährt derselbe Schriftsteller fort, machte dem Götzendienste ein Ende, denn dieser nahm jetzt von Tag zu Tag immer mehr ab. Endlich verschwand er gänzlich; und die Senatoren selbst verehrten die Gräber der hl. Apostel und Martyrer. Der nämliche heilige Vater beschreibt die Ehrfurcht und den Eifer, mit welchem die Römer die Kirche des heiligen Laurentius besuchten; wie sie in allen ihren Anliegen die Fürsprache dieses heil. Martyrers anriefen, und wie man aus der Erhörung ihrer Bitten wohl habe ersehen können, daß ihr Fürsprecher sehr viel bei Gott vermöge. Er schließt seinen Bericht, indem er die Barmherzigkeit Gottes für seine eigene Person anruft, damit die Bitten dieses heiligen Martyrers im Himmel ihm das erlangen, was seine eigenen nie zu erlangen im Stande seien.

Der heil. Laurentius ordnet die Verteilung der Kirchenschätze an.

Beim heil. Augustinus liest man, daß auf die Fürsprache des heiligen Laurentius zu Rom viele Wunder geschehen seien. Nach den Berichten des heiligen Gregor von Tours, des Fortunat und einiger anderer Väter wirkte er auch an andern Orten große Wunder. — Aus dem Festverzeichnisse des Papstes Gelasius ersehen wir, daß das Fest des heiligen

Laurentius schon im fünften Jahrhundert gefeiert wurde.

Unter der Herrschaft Kaiser Constantins des Großen erbaute man über dem Grabe des heiligen Martyrers eine Kirche. Sie besteht noch heutigen Tages unter dem Namen des heil. Laurentius und ist eine der fünf Patriarchalkirchen Roms. Außerdem gibt es in derselben Stadt noch sieben andere Kirchen zu Ehren unseres heiligen Martyrers. Der Papst Hadrian schenkte Karl dem Großen einen Teil der Reliquien des heiligen Martyrers und dieser machte der Kirche in Straßburg damit ein Geschenk. Um diese nun ehrenvoll aufbewahren zu können, erbaute man an der Seite der Kathedralkirche zu Straßburg eine Kapelle zu Ehren des heiligen Laurentius.

11. August.

Der heilige Tiburcius und Chromacius.

Jahr 268.

Agrestius Chromacius war Stellvertreter des Statthalters in Rom und verurteilte in dieser Stellung unter der Herrschaft des Carnius und während der ersten fünf Jahre unter Diocletian mehrere Christen zum Tode. Unter denen, welche vor ihn geführt wurden, befand sich auch der heilige Tranquilius, und dieser versicherte den Statthalter, daß er von der Gicht, an welcher er schon mehrere Jahre heftig gelitten habe, vollständig geheilt worden sei, weil er sich habe taufen lassen. Bald darauf wurde Chromacius von der nämlichen Krankheit befallen. Er suchte nun den Priester Polykarp auf, der auch Tranquilius getauft hatte, und bat, auch ihm das gleiche heilige Sakrament zu spenden. Nach Beendigung der hl. Ceremonie wurde er alsbald von seiner Krankheit befreit. — Dieses Wunder war, nach der Anordnung Gottes, das Sinnbild seiner Seelenheilung, welche das heilige Sakrament der Wiedergeburt an ihm bewirkt hatte. Von dieser Zeit an war sein Haus eine Zufluchtsstätte der Christen, die sich dort vor der Wut der Götzendiener verborgen hielten. Er legte sein Amt nieder, das sofort einem Mann Namens Fabian, übertragen wurde.

Tiburcius, der Sohn des Chromacius, war zum Diakon geweiht. Kurze Zeit darauf verhafteten ihn die Verfolger, weil er ein Christ war, thaten ihm unsägliche Marter an und enthaupteten ihn zuletzt mit dem Schwerte. Man vollzog diese Hinrichtung auf der lavikanischen Straße, drei Meilensteine von Rom, und erbaute daselbst auch eine Kirche zu seiner Ehre. Er, sowie sein Vater Chromacius wird in mehreren alten Martyrerverzeichnissen genannt. Doch starb Chromacius nicht des Martyrertodes, sondern auf einem Landsitze, wohin er sich zurückgezogen hatte, und sein Leben mit Ausübung aller christlichen Tugenden hinbrachte und abschloß. In der Kathedralkirche von Soissons bewahrt man einen Teil der Reliquien des heiligen Tiburcius auf.

Die heilige Susanna,

Jungfrau und Martyrin.

Im Jahr 595.

Nicht nur das alte Testament, sondern auch das neue hat eine keusche Susanna aufzuweisen, die besonders dem weiblichen Geschlechte als Muster der Gottesfurcht und Bewahrung der Reinigkeit, selbst mit Aufopferung des Lebens vorgestellt zu werden verdient. Sie war aus einem sehr vornehmen Geschlechte der Stadt Rom entsprossen; ihr Vater hieß Gabinus, und des Vaters Bruder Kajus hatte selbst die höchste Stufe des Priestertums Jesu Christi, den päpstlichen Stuhl, bestiegen. Nebenbei stand ihr Geschlecht auch mit dem des Kaisers Diokletian in naher Verwandtschaft. Gabinus, ihr Vater, ein eifriger Christ, wie der Bruder Kajus, bestrebten sich mit aller Sorgfalt, dem lieblichen Töchterchen die beste Erziehung zu geben, und dasselbe, vor Gottes mehr als vor der Welt Augen, wohlgefällig, rein und schön an der Seele durch Unschuld und Gottesfurcht zu bilden. Deßwegen, um seine durch Unschuld gezierte Seele in derselben zu bewahren, ermangelten sie auch nicht, es vom zartesten Alter an zur Andacht und zur Verehrung der himmlischen Jungfrau Maria anzuführen. Das Kind wuchs unter dieser so herrlichen Pflege als eine der schönsten Blumen im Garten Gottes auf, in eifrigster Gottesfurcht, besonderer Andacht zur himmlischen Mutter Maria, und in allen andern Tugenden des jugendlichen Lebens sich auszeichnend. Durch eine vorzügliche Eingezogenheit und erbaulichen Wandel sollte der Glanz ihrer reinen Seele, der sich auch durch ausnehmende Schönheit des Leibes offenbaren wollte, vor der Welt zwar verborgen werden, ward aber in der That vor den Augen Gottes nur noch mehr erhöht. Je mehr sie in die Jahre heranwuchs, in denen auch die Gefahren für die weibliche Jugend größer und mannigfacher werden und sind, desto eifrigere Zuflucht nahm sie für Bewahrung ihres köstlichen Gutes der Unschuld und Gottesgefälligkeit zum Gebete und geistlichen Betrachtungen, und sie gewann in ihrer Seele einen solchen Eifer für Gottes Ehre und Wohlgefallen, solche Liebe zur Reinigkeit, daß sie das ernstliche Gelöbnis faßte, Jesu Christo ewige Jungfrauschaft zu bewahren. Dies ihr Gelöbnis war

vor Gott so verdienstlich, daß es ihr von ihm die Würdigung zur Marterkrone erwarb. Kaiser Diokletian hatte sie zur Gemahlin seines Bruders Galerius auserwählt und bestimmt, und sendete Kajus, einen Verwandten zu der heil. Jungfrau, diese so ehrenhafte Verbindung ihr anzukündigen und anzutragen. Nach damaliger Sitte der Brautwerber wollte er, als er zu ihr kam, sie küssen. Susanne aber entzog sich und sprach: „Was ich noch keinem Menschen zugelassen habe, kann ich unmöglich einem Abgötterer gestatten.“

Kajus erwiderte ihr, daß sie mit Unrecht ihn einen Abgötterer heiße, da er ja an die Götter gläubig sei. „Oder könnt ihr, fragte er sie, (denn er hatte ein gerades Herz), könnt ihr mir das Gegenteil beweisen?“ Die hl. Jungfrau, vom Geiste Gottes erleuchtet, bewies ihm sogleich den Irrtum des Götzendienstes und die Vernünftigkeit der Anbetung des Einen wahren und lebendigen Gottes mit solcher Kraft, daß ihre Worte, Worte des heil. Geistes, augenblicklich seine Seele erleuchteten und sein durch Gottes Gnade gerührtes Herz bewogen, um die Aufnahme unter die christl. Gemeinde zu bitten, und um fernere Unterweisung in der Lehre der Wahrheit. Gabinus und der Papst Kajus ließen es sich auch mit Freuden angelegen sein, den Gewinn seiner Seele durch erforderlichen Unterricht und hl. Taufe für Jesus Christus zu sichern. Der neue Gläubige ward durch den Unterricht, den sie ihm von der unendlichen Barmherzigkeit und Liebe Jesu gegen bekehrte Sünder mit salbungsvoller Rede erteilten, so sehr gerührt, daß er auf den Knieen vor einem Kruzifixbilde die Blindheit seines vorigen Lebens mit einem Eifer und mit einer Zerknirschung beweinte, die selbst des Kaisers Bruder, Maximius, der ihm nachgeschickt worden, bekehrte. Beide wurden die eifrigsten Christen, die ihre Habe und Güter nach dem Beispiele der Erstlingsgläubigen zu Jerusalem für die Ehre Gottes und den Unterhalt ihrer ärmeren Miterlösten zu den Füßen der Priester legten.

Solches erhöhte aber den alten Grimm des Kaisers gegen die Christen, und es ward aufs Neue große Drangsal in der Kirche. Die Neubekehrten und die zarte gottliebende Braut Jesu Christi, Susanna, büßten mit dem Martertode den Vorzug, den sie dem Herrn und Erlöser vor der Gunst des Kaisers gaben; die zwei Neubekehrten zu Ostia in der Verbannung, Susanna aber erst nach langer harter Prüfung zu Rom selbst. Sie ward nämlich sogleich auf Befehl des Kaisers gefangen genommen und in einen Kerker abgeführt. Selbst ein in den Ränken und Lüsten der Verführung gewandter wollüstiger Höfling hatte vergebens sie zu reizen versucht. Bewundern mußte man sie gleichsam als einen Engel in Fleischesgestalt. Bewundern mußte man die Kraft Gottes und die Liebe Jesu Christi, die den Verführer zu Schanden machte. Darum wollte der Kaiser nicht länger mehr von ihr beschämt werden, und befahl, daß sie jämmerlich gegeißelt und zerfleischt, und wenn auch dieses ohne Erfolg wäre, ihr dann ohne Weiteres das Haupt abgeschlagen werden solle. Bis in den letzten Athemzug soll die heilige Jungfrau die Augen gen Himmel gerichtet, ohne Seufzer verharrt und Gott gedankt haben für seine große Barmherzigkeit. Dies geschah ungefähr im Jahre 595.

Die heilige Philumena,

Jungfrau und Martyrin. Viertes Jahrhundert.

Am heutigen Tage feiert die Kirche auch das Fest der hl. Jungfrau und Martyrin Philumena, deren Reliquien i. J. 1802 in den Katakomben zu Rom gefunden worden sind. Die Geschichte bemerkt zwar nichts Umständliches über das Leben der Heiligen, und nur aus den Inschriften und Sinnbildern, die auf ihrem Grabstein angebracht sind, erkannte man ihren Namen und ihre gewaltsame Todesart. Folgende Umstände aus dem Leben der Heiligen sind indessen mehreren frommen Personen seit der Auffindung ihrer Reliquien offenbart worden. Die hl. Philumena soll im vierten Jahrhundert von sehr vornehmen Eltern in Griechenland geboren worden sein. Als sie ihren Vater nach Rom begleitete, soll der grausame Kaiser Diokletian von unreiner Liebe zu der Heiligen entbrannt, ihr seine Hand und sein Reich angeboten haben. Aber die Heilige, welche Jesus Christus zum Bräutigam ihrer Seele erwählt hatte, widerstand allen Schmeicheleien und Drohungen des Tyrannen und litt voll Mut und Freudigkeit den grausamen Martertod, den sie, um ihrer Treue zu Jesu willen, erdulden mußte. Zuerst wurde die Heilige beinahe zu Tode gegeißelt, aber hierauf auf eine wunderbare Weise von zwei Engeln, die ihr im Gefängnisse erschienen und die eine Heilssalbe in ihre Wunden gossen, wieder geheilt. Darauf wurde sie, an einen Anker gebunden in die Tiber geworfen, aber die beiden Engel lösten den Anker, der ins Meer hinabsank, indes die Heilige, in Gegenwart vieler tausend Menschen, unter welchen mehrere sich bekehrten, über das Wasser emporgehoben wurde. Diokletian, der immer mehr in Zorn entbrannte, ließ hierauf mit glühenden Pfeilen auf die Heilige schießen, aber die Pfeile, anstatt dieselbe zu verletzen, kehrten auf die Schützen zurück und töteten mehrere derselben. Da ließ der grausame Tyrann, der in seiner Verstocktheit alle diese Wunder den bösen Geistern zuschrieb, die hl. Jungfrau enthaupten. Die vielen Wunder, welche, nachdem die Reliquien des hl. Philumena i. J. 1805 in die kleine Stadt Mugnand im Königreiche Neapel gebracht wurden, durch die Vermittlung derselben bewirkt wurden, haben den Papst Gregor XVI. dazu bewogen, auf die inständigen Bitten vieler Bischöfe und Gläubigen zu erlauben, daß in mehreren Diözesen das Fest der hl. Philumena am 11. August gefeiert werde.

12. August.

Die heilige Clara.

Jahr 1253.

Der neue Weinstock, den der berühmte Arme von Assisi gepflanzt, begann seine Zweige auszubreiten, Blüten des lieblichsten Wohlgeruchs zu treiben und Früchte des Ruhmes in Fülle zu erzeugen. Clara erschien damals in der Welt als die schönste Pflanze im Garten des himmlischen Bräutigams und als glänzender Morgenstern in der Stiftung des heil. Franziskus. Die Frau des Ritters Sciffi, Hortulana von Assisi, war die fromme Gärtnerin, welche diese Blume pflanzte und pflegte. Hortulana hatte ihr Leben allen Werken der Barmherzigkeit geweiht, in ihrer glühenden Liebe zu Jesus Christus hatte sie lange Pilgerfahrten unternommen, und als die Kreuzzüge den Weg nach Jerusalem eröffnet hatten, hatte sie sich aufgemacht, die heil. Stätten zu besuchen. Als sie während ihrer Schwangerschaft eines Tages um eine gückliche Niederkunft betete, vernahm sie die Worte: „Weib, fürchte dich nicht, du wirst ohne Gefahr von einem Lichte entbunden werden, welches die Welt erleuchten wird." Das Kind bekam in der Taufe den Namen Clara im Jahre 1194. Seine erste Jugend ward durch Demut und Verborgenheit, Nächstenliebe und Reinigkeit eine Vorbereitung auf den Empfang der göttlichen Gnade. —

Die heilige Clara.

Als Clara das Glück gehabt hatte, den heiligen Franziskus zu hören, wünschte sie unter seiner Leitung die Wege der Vollkommenheit und der geistlichen Sammlung zu betreten. Von ihrer Verwandten Bona Guelfuccio, einer klugen und verschwiegenen Frau begleitet, gieng sie heimlich nach St. Maria von den Engeln, um sich mit demjenigen zu besprechen, welcher ihr Vater auf Erden und ihr ewiger Freund im Himmel werden sollte. Franziskus pflanzte das Verlangen nach einem klösterlichen und armen Leben, und die unaussprechlichen Freuden der innigen Vereinigung keuscher und treuer Seelen mit dem himmlischen Bräutigam in ihr Herz.

Der Palmsonntag war der Tag, den Gott wählte, um Clara der Ansteckung des Lebens zu entreißen, damit der Spiegel ihrer englischen Seele vom Schmutz der Welt nicht befleckt würde. In prächtigen Kleidern, gleichsam Anzeichen ihres künftigen Ruhmes, begab sie sich zur Kirche. Als alle anwesenden Damen nach italienischer Sitte aus den Händen des Bischofs die geweihten Palmen empfingen, blieb Clara demütig und bescheiden auf ihrem Platze knieen, der Bischof aber stieg von den Stufen des Altares herab, näherte sich ihr und gab ihr eine Palme in die Hand. In der folgenden Nacht verließ sie, immer noch kostbar geschmückt, das väterliche Haus durch eine geheime Thüre, und begab sich nach St. Maria von den Engeln, wo die zur Feier des nächtlichen Gottesdienstes versammelten Mönche mit brennenden Kerzen in der Hand diese kluge Jungfrau empfingen, welche mit einer mit dem Oel der Liebe gefüllten Lampe ihren Bräutigam Jesus Christus suchte. Vor dem Altar der unbefleckten Jungfrau schnitt ihr Franziskus zum Zeichen, daß sie den Eitelkeiten der Welt entsage, die Haare ab und bekleidete sie mit dem Bußgewande. Alle ihre mitgebrachten Kostbarkeiten wurden unter die Armen verteilt.

„Es hätte sich nicht geschickt," sagt ein alter Schriftsteller, „wenn der neue Orden der blühenden Jungfräulichkeit an einem anderen Orte seinen Anfang genommen hätte, als in dem englischen Palaste dieser hohen Frau, die einst allein Mutter und Jungfrau gewesen, und darum dessen würdiger war, als alle andern Geschöpfe. An dem nämlichen Orte nahm auch die edle Ritterschaft der Armen Jesu Christi, der mindern Brüder unter ihrem tapfern Hauptmann dem heil. Franziskus, ihren Anfang zum deutlichen Beweise, daß die Mutter Gottes in diesem ihrem Hause beide Orden erzeugte."

Franziskus, dessen Eifer immer vom Geiste der Klugheit geleitet war, führte Klara in das Kloster der Benediktinerinnen zu St. Paul von Assisi. Hier hatte sie die derben Angriffe ihrer Familie zu bestehen;

aber Gott war ihre Stärke und verlieh ihr den Sieg in diesem Kampf gegen freundliche Vorstellungen, Drohungen und Haß. Bald wurde sie nach St. Damian gebracht, einer kleinen Kirche am Abhange eines Hügels, welche Franziskus im Schweiße seines Angesichts wieder hergestellt hatte und neben welcher sich ein Kloster befand.

Clara verschloß sich aus Liebe zu Jesus Christus in diesen heiligen Ort; hier hielt sie ihren Leib in beständiger Gefangenschaft, um ihn vor den heftigen Stürmen der Welt zu schützen. Diese sanfte, silberweiße Taube baute ihr Nest in diesen ärmlichen Zellen und gebar hier die zahlreiche Nachkommenschaft der armen Frauen. Während jener großen sittlichen Stürme des dreizehnten Jahrhunderts sah man die Worte des Propheten in Erfüllung gehen: „Sage Lob, du Unfruchtbare, die du nicht gebierst; singe Lob und jauchze, die du nicht gebarst, denn die Verlassene hat mehr Kinder, als die, welche einen Mann hat; erweitere den Raum deiner Hütte und dehne deine Zelte aus; zur Rechten und zur Linken wirst du durchbrechen; dein Same wird die Nationen erben und verwüstete Städte bewohnen. . . . Du Arme, vom Wetter bestürmte, ganz Trostlose, ich will dich auf Saphiren gründen, mit Rubinen schmücken, deine Bollwerke aus Jaspis machen, deine Thore aus geschnittenen Steinen, und deine Mauern von auserwählten Steinen.“ Isaj. 54. Und dieses Gebäude, auf die Tugenden der Demut und Reinigkeit gegründet, die dauerhafter und kostbarer sind als Saphir und Jaspis, erhob sich bis zum Himmel, verbreitete seinen schützenden Schatten über die Erde, und Friede und Heiligkeit ergoßen sich in Strömen über Alle, die darin ihre Zuflucht hatten.

Die heilige Clara empfängt ihre Schwester Agnes in St. Damian.

Clara hatte im elterlichen Hause eine jüngere Schwester, Agnes, zurückgelassen, welche sie zärtlich liebte. Einige Tage nach ihrer Entfernung vom Hause kam Agnes zu ihr und warf sich ihr in die Arme mit den Worten: „Schwester, ich will mit dir Gott dienen.“ Freudig bewegt sagte Clara, indem sie ihre Umarmung erwiderte: „Liebe Schwester, ich danke Gott, daß er meinen heißesten Wunsch erfüllt hat.“ Ihre Eltern kamen voll Wut mit einigen befreundeten Rittern, um sie zurückzuholen, und einer derselben gab ihr Schläge und zog sie in roher Weise an den Haaren aus dem Hause; aber Gott befreite sie auf wunderbare Weise aus den Händen ihrer Quäler. Sie kam zu ihrer bestürzten Schwester zurück, und der hl. Franziskus eilte nach St. Damian, um sie zu trösten. Er gab Agnes das hl. Bußgewand und ließ ihr ihren Namen zum Andenken an das sanfteste Lamm, welches für die Sünden der ganzen Welt geopfert wurde.

Während der drei ersten Jahre wuchs Claras Genossenschaft ungemein: sie hatte den Trost, ihre jüngste Schwester Beatrix sich Gott weihen zu sehen, und Hortulana gesellte sich, als sie Witwe geworden, zu den drei Pflanzen, die sie ehedem mit liebender Sorgfalt gepflegt hatte.

Bald schlug das Heer dieser frommen Frauen, Königinnen und Prinzessinnen an der Spitze, unter dem Namen „arme Clarissinnen“ seine Zelte in ganz Europa auf. Wenn Franziskus eine Genossenschaft frommer Jungfrauen gründen wollte, sandte er eine der ältesten Jungfrauen von St. Damian ab, um in der neuen Kolonie das Kreuz und die Liebe zur evangel. Armut zu pflegen. So schickte er Agnes nach Florenz. Nur schwer trennte sie sich von ihren frommen Schwestern.

Wir besitzen noch einen Brief von Agnes an Clara und an alle Jungfrauen von St. Damian, wo sie erzogen und geistig genährt worden war. Wir führen denselben an als einen seltenen Ueberrest jener vertrauten Mitteilungen, wie sie christliche Seelen des Mittelalters einander zu machen pflegten.

„Ihrer ehrwürdigen Mutter, ihrer Gebieterin in Christo, der vielgeliebten Clara, und ihrer ganzen Genossenschaft, die demütige Magd Jesu, Agnes.“

„Es ist den geschaffenen Dingen eigen, nie im gleichen Zustande zu bleiben; auch wenn man sich im Glücke glaubt, ist man in den Abgrund des Unglücks versenkt. Wisset denn, meine Mutter, daß große Trübsal und unermeßliche Traurigkeit in meinem Herzen herrscht; wie sehr leide ich durch meine Trennung von Euch, von Euch, mit der ich leben und sterben zu können glaubte! Dieses Unglück hat begonnen, und ich weiß nicht, wann es enden wird; es ist wie eine Sache, die sich immer entwickelt, ohne daß man ein Ende sieht; es ist groß wie ein Schatten, der unermeßlich wächst ohne abzunehmen; es liegt auf meiner Seele wie eine Last, die ich nicht entfernen kann. Ich glaubte, daß diejenigen, welche durch Einheit des Glaubens und Wandels im Himmel vereinigt sind, auch auf Erden im Leben und im Tode nicht getrennt würden; daß Ein Grab die umschließen würde, welche gleichen Blutes und Wesens sind, aber ich habe mich getäuscht! Ich bin

verlassen, und meine Seele überfließt von Traurigkeit. O meine vielgeliebten Schwestern, habet Mitleid mit mir, weinet mit mir und bittet Gott, daß er euch vor solchem Leiden bewahre.

Nur eines tröstet mich, und dessen könnt ihr euch mit mir freuen, nämlich die große Einigkeit, welche in unserer Genossenschaft herrscht. Man hat mich mit Freuden in sie aufgenommen und mir ehrerbietigen und ergebenen Gehorsam versprochen. Alle empfehlen sich Gott und euch. Denket an uns und betrachtet sie wie mich, als Töchter und Schwestern, die immer bereit sind, euren Ratschlägen zu folgen, eure Ratschläge zu vollziehen."

Clara unterwies ihre Tochter sowohl durch ihre salbungsvollen Reden, als auch durch das beständige Beispiel aller christlichen Tugenden. Bei all ihrer Herrschaft über die Seelen war sie so bescheiden, daß sie nur einmal in ihrem Leben das Auge erhob, den Papst um seinen Segen zu bitten, und daß man nur damals die Farbe ihrer Augen erfahren konnte.

Zur Aebtissin und Oberin erwählt, war sie nur die Magd der Mägde Gottes; sie pflegte die Kranken und verrichtete die niedrigsten Arbeiten im Kloster. Ihre Abtötungen waren außerordentlich; sie trug nie eine Fußbekleidung, in ein Gewand von grobem Stoff gekleidet, schlief sie nur einige Stunden auf getrocknetem Rebholz; sie freute sich über Körperleiden, und die himmlische Freude, von der ihre Seele überfloß, prägte sich in ihrem ruhigen Aeußern aus. Auf ihrem Schmerzenslager sitzend, spann sie die feinste Leinwand und verfertigte daraus hundert Meßtücher, welche sie an die armen Kirchen im Thal von Spoleto und in den Bergen von Assisi verschickte, ein Zug, aus dem ihre tiefe Verehrung gegen das allerheiligste Sakrament hervorleuchtet.

Die Kirche „Zur heiligen Clara" in Assisi.

Als sie einst in der Christnacht krank und bettlägerig war, während die Nonnen in der Kirche mit den Engeln die Ankunft des Erlösers feierten, sagte sie seufzend: „O mein Gott, sieh, wie ich verlassen bin!" Und alsbald öffnete er, für den es keine räumlichen Grenzen giebt, wunderbar das Ohr der Kranken, daß sie die Brüder in der Kirche von St. Maria zu den Engeln die Tagzeiten singen hörte; als die Töchter sie am Morgen besuchten, rief sie aus: „Gelobt sei mein Herr Jesus Christus, der mich in meiner Verlassenheit nicht verlassen hat."

Von der Kraft des Gebets der mit Gott so vereinigten Seele erzählen die Geschichtsschreiber unter Anderem Folgendes. Kaiser Friedrich II. hatte die Reste der alten Sarazenen an der Ostküste des Adriatischen Meeres gesammelt und ihnen die Festung Nocera in Italien geschenkt. Diese Feinde Christi und seiner Kirche stiegen in das Thal von Spoleto hinab, um die dem heil. Stuhl treu gebliebenen Bewohner desselben ihren Zorn fühlen zu lassen. Eines Tages rückten sie sengend und brennend bis an die Thore von Assisi und umzingelten unter Wutgeschrei das Kloster St. Damian. Von Schrecken ergriffen flohen die armen Frauen zu dem Bett ihrer kranken Mutter, Clara erhob sich, nahm die Monstranz mit der hl. Hostie, stellte sie Angesichts der Feinde auf die Schwelle der Pforte, und betete, auf die Erde niedergeworfen, unter reichlichen Thränen zu ihrem vielgeliebten Jesus: „O mein Gott, willst du denn deine schutzlosen Mägde, die ich in deiner hl. Liebe erzogen habe, in die Hände dieser Ungläubigen fallen lassen? Beschütze du sie, mein Gott, da ich, ihre Mutter, in einer so großen Gefahr nichts vermag."

Da hörte sie, wie von der Silberstimme eines Kindes die Worte: „Ich werde euch immer beschützen!" „Mein Herr," fuhr Clara fort, „wenn es dein heiliger Wille ist, so erhalte die Stadt Assisi, welche uns aus Liebe zu dir ernährt." Gott antwortete: „Diese Stadt wird viel leiden, aber meine Gnade wird sie beschützen." Da erhob Clara ihr Haupt u. sagte zu ihren zitternden Töchtern: „Meine Vielgeliebten, vertrauet fest auf Christus, ich bin versichert, daß uns kein Unglück begegnen wird." In der That ergriffen die Sarazenen die Flucht. Zum Andenken an dieses Wunder stellen die christl. Künstler Clara mit dem allerh. Sakrament in der Hand dar. Nach vorangegangener Beratung mit seinem Freunde, dem Cardinal Ugolini, sammelte Franziskus die noch ganz frischen Ueberlieferungen der so nützlichen Genossenschaft, und faßte sie in eine zwölf Kapitel umfassende Regel zusammen. Er dringt in derselben vor allem auf den Geist der Armut und auf strenge Abtötung. Die Aebtissin sollte mehr durch Tugend und Heiligkeit, als durch äußere Würde die erste sein, damit ihr die Schwestern, durch ihr Beispiel entflammt, mehr aus Liebe als aus Furcht gehorchen. Das Stillschweigen war streng, und durfte täglich nur eine Stunde unterbrochen werden. Den Grundzug der Regel bildet aber immer die Liebe zur Armut und die Uebung der Selbstverläugnung. „Die Nonnen sollen kein Eigentum haben; sie sollen Gott in der Welt als Pilgerinnen und Fremdlinge in aller Armut und

Demut dienen und sich nicht schämen, um Almosen zu bitten; denn unser Herr Jesus ist für uns in dieser Welt arm geworden. Diese erhabene Armut macht euch, vielgeliebte Schwestern, zu Erben des Himmelreichs!" Alles dies konnte aber Claras feurige Liebe zur Armut noch nicht befriedigen. Als sie sich eines Tages mit Papst Gregor IX. unterredete — denn die größten Männer suchten Licht und Trost bei dieser armen Jungfrau — bat sie der heilige Papst, ihren Eifer zu mäßigen und einige Güter zu behalten wegen der schwierigen Zeiten, und weil die strenge Clausur ihnen nicht, wie den mindern Brüdern, gestattete, Almosen zu sammeln, und sie so dem Zufalle blosgestellt seien. „Wenn euch euer Gelübde im Wege steht," sagte er, „so will ich euch davon dispensieren." — „Heiliger Vater," erwiderte sie, „ich werde mich glücklich schätzen, von meinen Sünden losgesprochen zu werden, aber ich wünsche keine Lossprechung von den evangelischen Entschlüssen."

Auf ihre inständigen Bitten erhielt sie von Innocenz IV. die Erlaubnis zur beständigen Armut, welche sonst nie mehr beim heil. Stuhl nachgesucht wurde. In der merkwürdigen Urkunde heißt es:

„Weil es euer Verlangen ist, euch Gott allein zu widmen und allen zeitlichen Dingen zu entsagen, indem ihr eure Güter verkauft und den Erlös unter die Armen verteilet, um in vollkommener Selbstentblößung dem göttlichen Armen zu folgen, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, so wird euch nichts von diesem heil. Entschlusse abwendig machen können, denn die linke Hand des himmlischen Bräutigams ist unter eurem Haupte, um der großen Schwäche eures Leibes, den ihr mit so großer Glut der Liebe dem Gesetze des Geistes unterworfen habt, zu Hilfe zu kommen; und der Herr, der die Vögelein nährt und die Erde mit Grün und Blumen bekleidet hat, wird euch wohl zu nähren und zu kleiden wissen bis an jenen Tag, wo er sich selbst euch zur ewigen Speise geben und mit seiner siegreichen Rechten euch in seiner Glorie und Seligkeit umarmen wird. Da ihr Uns nun um das Privilegium der sehr erhabenen Armut gebeten habt, so bewilligen Wir euch durch Gegenwärtiges, daß ihr von niemand gezwungen werden könnet, zeitliche Güter anzunehmen oder zu behalten."

In den letzten Jahren ihres Lebens war Clara sehr mit Schmerzen heimgesucht; ihr Tod war kostbar vor Gott und vor den Menschen. Im Alter von 60 Jahren rief Gott die arme Pilgerin in das ewige Vaterland, i. J. 1253. Papst Innocenz IV., der sich damals in Perugia aufhielt, kam mit seinen Kardinälen nach St. Damian und reichte der Kranken die Hand zum Kusse. Clara bat ihn aber in ihrer Demut, auch seine apostolischen Füße küssen zu dürfen. Der Papst erteilte ihr die General-Absolution und seinen Segen. Die Schwestern konnten sich nicht vom Bett ihrer sterbenden Mutter trennen. Agnes, die von Florenz gekommen war, um sie zum letztenmal zu umarmen, sagte schluchzend zu ihr: „Clara, warum lässest du mich so verwaist zurück?" „Liebe Agnes," erwiderte Clara, „weil es Gott gefällt, daß ich scheide; bleibe freudig hier und weine nicht mehr; bald wirst du dich mit mir vereinigen und der Herr wird dir vor dem Tode große Tröstung schicken." Während ihres Todeskampfes, der mehrere Tage dauerte, blieb sie immer mit Gott vereinigt, und bat die mindern Brüder, vom Leiden Jesu Christi zu reden, um sie zu ermutigen. Als sie den treuen Diener Gottes Juniperus bemerkte, fragte sie lächelnd: „Weißt du nichts neues von Gott?" Da redete er mit ihr von den himmlischen Dingen, während Bruder Angelo die trauernden Schwestern tröstete und der demütige Bruder Leo ohne Unterlaß das Bett der armen Sterbenden mit Küssen bedeckte, welche zu sich selbst sagte: „Ziehe hin, meine Seele, ziehe ohne Furcht, du hast einen guten Führer zu dieser Reise, denn der dein Schöpfer ist, hat dich geheiligt und immer über dich gewacht wie eine zärtliche Mutter über ihr Kind." Als sie eine Schwester fragte, was sie wolle, sagte sie: „Ich rede mit meiner glücklichen Seele," und zu Agnes gewendet: „Siehst du nicht den König der Herrlichkeit, meine Tochter?" Agnes blickte nach der Thüre und sah einen großen Zug weiß gekleideter Jungfrauen mit goldenen Kronen auf dem Haupte eintreten. Eine derselben, die sich durch Glanz und Pracht, durch eine mit Edelsteinen besetzte Kaiserkrone und durch ihr strahlendes Antlitz auszeichnete, näherte sich Claras Bett und die beiden himmlischen Seelen vereinigten sich in einem schönen Kusse. Am folgenden Tag, den 11. August 1253, gieng Clara in die ewige Herrlichkeit ein. Ihr Leichenbegängnis glich einem Triumphzuge. Zwei Jahre später empfahl Alexander IV. Clara der Verehrung der Gläubigen und setzte sie unter die Zahl der Heiligen und nannte sie die Fürstin der Armen, die Herzogin der Demütigen.

Die heilige Hilaria und Genossinnen,

Martyrinnen.

Jahr 304.

Die heilige Hilaria, Mutter der heiligen Martyrin Afra, wurde in Augsburg samt ihren drei Dienerinnen Digna, Eutropia und Eunomia von dem Bischofe Narcissus getauft. Als sie mit ihnen nach der Hinrichtung ihrer Tochter im Gebete am Grabe derselben weilte, wurde sie auf Befehl des Landpflegers ergriffen und durch Feuer getötet.

13. August.

Die heilige Radegundis.

Königin von Frankreich.

Jahr 587.

Radegundis wurde gegen das Jahr 519 in Thüringen geboren, welches damals von drei Brüdern, Berthar, Hermanfried und Barderich regiert wurde. Berthar war der Vater der heil. Radegundis.

Amalberge, Hermanfrieds Frau und Nichte Theodorichs des Großen, Königs von Italien, wünschte ihren Mann als Alleinherrscher von Thüringen zu sehen, und bewog ihn durch alle möglichen Mittel zum Sturze seiner Brüder. Berthar, unversehens angegriffen, wurde besiegt und samt seiner Familie ermordet. Seine Tochter Radegundis und ein Sohn in der Wiege wurden allein verschont und gefangen in Amalberge's Residenz geführt, welche sie mit ihrem Sohn Amalafried erzog. Mit Hilfe Theodorichs, Königs von Metz, besiegte Hermanfried auch Barderich, als er aber nach dem Siege mit Theodorich die Beute nicht vertragsgemäß teilen wollte, so unternahm dieser gegen ihn mit Hilfe Chlotars, Königs von Neustrien, einen Vernichtungskrieg. Die beiden Verbündeten hieben an der Unstrut die Thüringer in Stücke, und bemächtigten sich der Staaten Hermanfrieds, welchen Theodorich umbringen ließ. Seine Frau, die Urheberin dieser Greuel, floh mit ihrem Sohne nach Konstantinopel zu Kaiser Justinian und ließ Radegundis und ihren Bruder in den Händen der Sieger.

Allein die Vorsehung, welche Radegundis zum Dienste der Religion bestimmt hatte, bewahrte sie auch diesmal vor dem Zorn der Feinde ihres Landes und ihrer Familie. Chlotar wurde trotz seiner durch die Siegestrunkenheit noch vermehrten natürlichen Wildheit durch das Unglück und besonders durch die aufblühende Schönheit seiner Gefangenen gerührt, er ließ sich durch die unschuldigen Thränen dieser Königstochter erweichen, welche kaum 11 Jahre alt, flehend vor ihm auf den Knieen lag und ihn für ihren Bruder, dessen einzige Beschützerin sie jetzt war, um Gnade bat.

Im Jahre 530 führte Chlotar Radegundis mit ihrem Bruder nach Gallien in seine Residenz, wo sie durch die ausgezeichnetsten Lehrer eine ihrem Rang angemessene Erziehung erhielt. Dann betraute Chlotar den hl. Medardus, den er sehr hoch schätzte und der in demselben Jahre Bischof von Noyon geworden war, mit der evangelischen Aufgabe, die noch heidnische Tochter Berthars dem Christenthume zu gewinnen, und sie empfing die Taufe durch die Hand des heil. Bischofs. Von jetzt an unterstützte sie zur Ausbildung ihrer natürlichen Fähigkeiten ihr unermüdlicher Eifer. Ohne die gewöhnlichen Arbeiten ihres Geschlechts zu vernachlässigen, las sie die hl. Schrift und die Werke der Kirchenväter in griechischer und lateinischer Sprache. Diese Beschäftigung, welche sie nie durch das Lesen weltlicher Bücher unterbrach, flößte ihr Begeisterung für die Religion ein, und rührte in ihr die Neigung zum klösterlichen Leben.

Frühzeitig sah sie ein, daß die Tugend, welche, um den Kämpfen und Prüfungen des Lebens zu entgehen, nicht nach außen wirkt, nicht die sei, welche uns der Gottmensch in seinem Kreuzestode für das Heil der Welt lehrte. Darum nährte sie ihre immer thätige Frömmigkeit gerade durch jene unermüdliche Liebe, welche ihre Lust daran hat, die Unglücklichen zu trösten und zu unterstützen. Oft versammelte sie die Kinder armer Familien um sich, unterrichtete sie mit einer kindlichen Beredtsamkeit und senkte in ihre kaum dem Leben sich öffnenden Herzen die Grundsätze des christlich. Glaubens. Diesen Unterweisungen ging eine Prozession voraus, bei der die junge Fürstin ein Beispiel der Ehrfurcht gab, welche den kirchlichen Gebräuchen gebührt. Ein Kind trug ein hölzernes Kreuz voran und der künftigen Königin folgten ihre jungen Schüler unter Absingen von Liedern zur Ehre des Herrn. Dann ließ sie dieselben zu Tische sitzen und hatte ihre Freude daran, sie eigenhändig zu bedienen. Nach diesem Mahle, welches an die Liebesmahle der ersten Christen erinnert, schenkte sie einem jeden nach Bedürfnis Geld oder Kleider, welche sie selbst verfertigt hatte. Chlotars Freigebigkeit gegen sie freute sie nur insofern, als sie daraus die Mittel schöpfte, ohne Unterlaß Andere zu beglücken, denn für ihre Person waren die Geschenke des Königs nur Eitelkeit und Ueberfluß. Durch diese christliche Liebe bereitete sich Radegundis auf jene Tugenden vor, bei deren Ausübung sie, durch Gottes Allmacht unterstützt, ebenso merkwürdige als zahlreiche Wunder wirkte, die sich unbestreitbar bis auf unsere Zeiten fortgesetzt haben.

Die kleine Radegundis bittet für ihren Bruder bei Chlotar um Gnade.

Nachdem Radegundis 8 Jahre auf dem königlichen Schloß zugebracht hatte, sah sie mit Schrecken den Tag herannahen, wo sie dem König von Neustrien nicht mehr als Gefangene, sondern als Gattin und Königin angehören sollte. Verbannt in fremdem Lande sollte sie

dem ihre Hand geben, der ihr Vaterland verwüstet hatte. Untröstlich über den Verlust ihrer Eltern, voll Liebe zu ihrem jungen Bruder, sollte sie ihre Hand in die blutige Hand des Mörders ihrer andern Brüder legen! Sie, die Christin und Verlobte Jesu Christi, sollte zum Gemahl einen Christen nehmen, der sich durch Vielweiberei, Blutschande und Ehebruch befleckt hatte.

Als sie vernahm, daß alle Vorbereitungen zur Vermählung getroffen seien, entfloh sie in der Hoffnung, dem gefürchteten Schicksal entgehen zu können, allein sie wurde eingeholt und nach Soissons gebracht, wo sich Chlotar I. im Jahre 538 feierlich mit ihr vermählte. Sie zählte damals 19 und Chlotar 39 Jahre. Ein Geschichtsschreiber bemerkt: „Gott hatte sie mit allen köstlichen Gaben ausgestattet. Mit einer ausgezeichneten Schönheit verband sie so hohe Geistesgaben, daß sie einen ansehnlichen Platz in der Geschichte der Wissenschaften verdient.“

Die junge Königin bewahrte ihre Reinigkeit mitten unter den Unsittlichkeiten des Neustriener Hofes, weil der Herr mit ihr war. Je höher sie der Thron in den Augen der Menschen erhob, desto mehr demütigte sie sich vor Gott. Wie die Christen der alten Kirche, betete sie Tag und Nacht, und kürzte den Schlaf ab, um ihr christliches Leben zu verlängern. Dem Fastengebote gehorsam, ließ sie auf ihrem Platz an der reich besetzten königlichen Tafel Gemüse und trockene Früchte aufstellen. Wegen dieser frommen Uebungen pflegte Chlotar zu sagen, er habe statt einer Königin eine Nonne geheiratet und begleitete seine Worte mit bitteren Vorwürfen. Radegundis stimmte ihn aber doch durch ihre Sanftmut und Liebe, sowie durch treue Erfüllung ihrer Pflichten wieder günstiger gegen sich.

Radegundis wird durch den heil. Medardus getauft.

Radegundis hatte das königl. Schloß bei Peronne in ein Haus der Barmherzigkeit für arme Frauen umgewandelt und begab sich oft dahin, um die Kranken zu pflegen, ihre Wunden zu verbinden und die Schätze ihrer Liebe ihnen mitzuteilen. Hier suchte sie einen Zufluchtsort gegen die Freuden und den Luxus des Hofes; hier in dieser Stille und Verborgenheit wohnte sie dem Gottesdienste bei, nährte sich mit dem Worte Gottes, und weinte und betete für ihren Gemahl. Dann besuchte sie die Gefangenen zu Peronne, tröstete sie, erleichterte durch Almosen ihre Gefangenschaft und erbat oft vom König ihre Freilassung.

Wenn sie im Interesse der Religion handeln mußte, hatte ihr Mut und ihre Thatkraft etwas Uebernatürliches. Eines Tages sah sie unterwegs einen gallischen Götzentempel; da hielt sie plötzlich ihr Pferd an, befahl ihren Begleitern, denselben in Brand zu stecken, und erklärte, daß sie den Platz nicht verlassen werde, bis er in Asche verwandelt sein würde. Bald eilten die Heiden zahlreich von allen Seiten herbei, um ihren Tempel zu retten, und als sie erfuhren, daß die Leute der Königin das Feuer gelegt hätten, griffen sie dieselben mit Wut an. Die hl. Radegundis redete sie aber mit so überzeugender Beredtsamkeit an, daß das Licht des Glaubens die Götzendiener erleuchtete und alle einstimmig den Gott der Königin Radegundis priesen.

Obwohl schon 6 Jahre lang auf dem Thron, hatte Radegundis doch die Hoffnung nicht aufgegeben, in ein Kloster treten zu können; aber auf des Königs wiederholte Aeußerung hin, daß er nach ihr keine Frau mehr lieben könnte, wagte sie nicht, ihm ihren Wunsch zu offenbaren. Uebrigens fest auf Gott vertrauend, welcher die Ereignisse nach seinem Willen lenkt und ändert. Plötzlich kam in den Palast von Neustrien die Nachricht vom Tode ihres Bruders, welchen Chlotar wegen heimlicher Verbindungen mit dem Hofe von Konstantinopel hatte meuchlings ermorden lassen! Bei diesem grausamen Verluste erwachte in Radegundis die Erinnerung an die Greuel ihrer Heimat, und an die Gräber ihres Vaters, ihrer Mutter, ihres Oheims und ihrer Brüder. Der Schmerz ermutigte sie, den König um Erlaubnis zum Eintritt in ein Kloster zu bitten. Der König war ihrer Thränen und Tugenden müde, und seine Liebe zu ihr war wegen ihrer Unfruchtbarkeit und wegen ihrer Sittenreinheit, die ihn bei seinen Ausschweifungen beunruhigte, erkaltet, und da das Blut, mit dem er kürzlich seine Hände besudelt, in ihm wohl auch Gewissensbisse weckte, so gab er gern seine Zustimmung und schenkte ihr selbst Saix in Poitou, damit sie dort sich niederlassen könne.

Vor ihrer Abreise dahin begab sich Radegundis zu dem heil. Medardus nach Noyon, den sie, gerade die heil. Messe feiernd, in der Kirche traf. Sie näherte sich dem hl. Bischof mit den Worten: „Ich habe dem Throne entsagt, um Nonne zu werden, und komme zu dir mit der Bitte, daß du mich Gott weihest.“ Der Bischof antwortete ihr mit den Worten des Apostels: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen.“ Da sie auf ihrer Bitte bestand, nahm er Bedenkzeit; und als auch die fränkischen Höflinge und Krieger, welche Radegundis begleiteten,

ihm das Recht absprachen, dem König eine Gattin zu nehmen, mit der er sich feierlich verbunden hatte, und selbst zu Drohungen und Thätlichkeiten übergingen, so zog sich Radegundis in die Sakristei zurück, von wo sie alsbald als Nonne gekleidet in die Kirche zurückkehrte. „Wenn du noch länger zögerst, mich zu weihen," rief sie mit der vollen Würde des Glaubens aus, „und den Mächtigen mehr fürchtest als Gott, wirst du dem Hirten der Seelen Rechenschaft abzulegen haben über deine Weigerung, sein Schaf in den Schafstall aufzunehmen." Diese Worte klangen dem hl. Greise wie ein Befehl vom Himmel; und unbekümmert um die Menschen der Erde legte er der Tochter Berthars die Hände auf.

Vom Throne herabgestiegen legte Radegundis all den kostbaren Schmuck ab, den sie als Königin getragen; sie bedeckte den Altar mit den Kleinodien, die auf ihrem Haupte glänzten, und zerbrach mit eigenen Händen ihren reichen Gürtel von massivem Golde mit den Worten: „Ich schenke ihn den Armen." Auf die Einreden der Höflinge und auf den Schrecken, den sie verursacht hatte, folgte jetzt jene Erregung und Begeisterung, welche erhabene religiöse Handlungen immer erzeugen.

Endlich von der drückenden Last der Krone frei, reiste die einfache Nonne frohen Mutes nach Saix. In Tours besuchte sie die Reliquien des hl. Martinund den Ort, wo ein Jahr vorher (543) Clothilde im Geruche der Heiligkeit gestorben war. Sie machte der Basilika des hl. Martin prachtvolle Geschenke und besuchte die Kirchen der Umgegend, überall Beweise ihrer Frömmigkeit zurücklassend, bis sie endlich Saix, das Ziel ihrer Reise erreichte.

„In dieser Einsamkeit, sagt Fleury, führte Radegundis ein äußerst strenges Leben, sie lebte nur von Brot, Kräutern und Gemüsen und trank nie Wein. Ein Cilicium war ihr Kleid und Asche ihr Lager. Dabei bediente sie die Armen mit eigenen Händen und spendete unermeßliche Almosen. Sie trug auf bloßem Leibe eine Kette, welche ihr der hl. Junian, Abt und Priester in dieser Gegend, gegeben hatte.

Aber ihr Friede an diesem Orte dauerte nicht lange, denn es verbreitete sich das Gerücht, Chlotar wolle Radegundis an den Hof zurückberufen. Voll Schrecken darüber verdoppelte sie ihr Gebet und ihre Bußübungen und begab sich nach Poitiers, wo sie in der Abtei zu St. Hilarius eine Zufluchtsstätte fand. Hier ließ sie nun ein Kloster erbauen, zu dessen Erbauung auch Chlotar freigebig beisteuerte, und als es vollendet war im Jahre 550 begab sich Radegundis barfuß dahin mitten durch eine ungeheure Menschenmenge, welche wie an einem Festtage den Weg besetzt hatte. Wenigstens 500 junge Mädchen begleiteten sie, um, sei es, daß sie der Ruf ihrer Tugenden oder ihr hoher Rang anzog, ihre Einsamkeit zu teilen, und sie schien in ihrem freudigen Drange dem schaulustigen Volke jene Worte des Martyrers von Antiochien zurufen zu wollen: „Ich werde erst dann Gott angehören, wenn die Welt meinen Leib nicht mehr sehen wird!" Radegundis stellte ihr Kloster unter den Schutz der sel. Jungfrau und führte die Regel des hl. Cäsarius, Bischofs von Arles, ein. Das Studium der Wissenschaften nahm unter den Beschäftigungen der Genossenschaften den ersten Rang ein. Es waren demselben täglich zwei Stunden gewidmet, die übrige Zeit wurde auf fromme Uebungen, Lesung der hl. Schrift und weibliche Arbeiten verwendet. Die gebildetsten unter den Nonnen beschäftigten sich mit Bücherabschreiben. Nachdem Radegundis den Weg vorgezeichnet und den ersten Anstoß gegeben hatte, dankte sie ab und ließ Agnes, ein junges Mädchen, dem sie die erste Erziehung gegeben hatte, zur Aebtissin wählen. Freiwillig zu einer einfachen Nonne geworden, that sie Küchendienste, kehrte das Haus und trug, wenn die Reihe an sie kam, Wasser und Holz wie die andern. Aber trotz dieser äußeren Gleichheit war sie Königin im Kloster durch den Glanz ihrer königlichen Abstammung, durch ihren Titel als Stifterin, durch ihre Ueberlegenheiten an Geist, Wissen und Herzensgüte. Sie war es, welche die Regel nach ihrer Strenge aufrecht hielt, oder nach Gutdünken milderte; sie befestigte die wankenden Seelen durch tägliche Ermahnungsreden; erklärte ihren jungen Genossinnen die hl. Schrift, und mischte in ihre ernsten Mahnungen kurze Worte voll Zärtlichkeit und weiblicher Anmut: „Ihr, die ich erwählt habe, meine Töchter, die ihr mein Licht mein Leben, meine Ruhe und meine Freude seid, ihr jungen Pflänzchen, arbeitet im Vereine mit mir auf Erden, um das ewige Leben zu verdienen; dienen wir demnach Gott mit ungeteilter Liebe, mit lebendigem Glauben, mit heil. Furcht; suchen wir ihn mit reinem Herzen, damit wir ihm voll Hoffnung sagen können: „Herr, gieb uns, was du uns versprochen hast, denn wir haben gethan, was du befohlen hast."

Radegundis legt all ihren kostbaren Schmuck und ihre Kleinodien auf dem Altare zu Noyon nieder.

Im Jahr 558 wurde Chlotar Alleinherrscher des großen Frankenreichs, und mächtiger als Clodwig je gewesen war. Nach dem Throne lüstern, empörte sich sein Sohn Chramm, ein zweiter Absalon, gegen ihn, allein er wurde besiegt und mit Frau und Kindern in eine Fischerhütte eingesperrt, welche Chlotar in Brand stecken ließ. Nach diesem letzten Verbrechen gab ihm die noch nicht verwischte Erinnerung an die schon fünfzehn Jahre von ihm getrennte Radegundis den Gedanken ein, „mit Berufung auf die Gesetze seiner Vorfahren" seine Frau zurückzufordern. Er kam in der That mit seinem Sohne Siegebert bis nach Tours unter dem Vorwande, am Grabe des heiligen Martin seine Andacht zu verrichten.

Auf die Kunde hievon schrieb Radegundis, die wahren Absichten des Königs erratend, an den heiligen Germanus, Bischof von Paris, welcher Chlotar begleitete, er möchte doch den König von diesem verhängnisvollen Vorhaben abwendig machen. Die Vorstellung des hl. Bischofs gingen dem Könige so zu Herzen, daß er ihn sogleich zu Radegundis schickte, ihr die Furcht zu benehmen, die er ihr eingejagt hatte, und sie zu bitten, sie möchte um Verzeihung seiner Verbrechen zum Himmel flehen. Bevor er nach Soissons zurückkehrte, machte er der Basilika des heil. Martin, die Chramm angezündet, er aber wieder aufgebaut hatte, reiche Geschenke. Er starb aber auf dem Wege nach seiner Hauptstadt in Compiegne mit den Worten: „Ach! wie groß ist doch die Macht des himmlischen Königs, welcher die Könige der Erde also sterben läßt!"

Fünf Jahre nach Chlotars Tode im Jahre 566 bat die hl Radegundis die auf dem Concil zu Tours versammelten Bischöfe in einem Briefe, die vollständige Clausur der Nonnen ihres Klosters canonisch zu bestätigen. Es geschah und es wurde die Anordnung getroffen, das die in das Kloster zu Poitiers eingetretenen Mädchen niemehr austreten dürften. Es ist bemerkenswert daß die hl. Radegundis zuerst der beständigen Clausur kirchliche Gesetzeskraft gab. Schon waren seit der Auffindung des hl. Kreuzes durch die hl. Helena, Kaiser Constantins Mutter, 2 Jahrhunderte verflossen, und noch besaß Frankreich keine Kreuzesreliquie. Die hl. Radegundis bat in einem Briefe an Kaiser Justin II. und an die Kaiserin Sophie um ein Stückchen dieser hl. Reliquie. Sie schickten ihr nicht bloß ein Stück vom wahren Kreuze, sondern auch viele Reliquienkästchen und ein mit orientalischen Steinen reich verziertes Evangelienbuch. Die Empfangnahme der Kreuzpartikel fand am 19. November 568 mit höchster Feierlichkeit statt. Man hörte damals zum erstenmal das Vexilla Regis, den berühmten Hymnus zu Ehren des Kreuzes, welchen Fortunatus zu dieser merkwürdigen Feierlichkeit verfaßt hatte, und welchen seitdem die Kirche am Passions- und Palmsonntag singt.

An diesem großen Tage erhielt das Kloster den Namen „zum heiligen Kreuz", den es bis ins neunzehnte Jahrhundert trug. Drei Jahre später begab sich Radegundis mit Agnes nach Arles, um dort durch Uebung die Regel des hl. Cäsarius zu studieren. Nach ihrer Rückkehr erfand sie schmerzliche Abtötungen, um den Leib zum Heile der Seele zu züchtigen, und sich selbst das Martyrtum aufzulegen, da sie es nicht durch Verfolger erleiden konnte. So trug sie auf bloßem Leibe bis zu ihrem Tode ein metallenes Kreuz mit scharfen Spitzen. „Wer ihre Strenge gegen sich selbst, sagt der hl. Fortunatus, ihre Liebe zu den Armen, ihre Abtötungen und Arbeiten in Worte fassen könnte, der würde beweisen, daß sie Martyrin und Bekennerin zugleich war!"

Wenige Tage vor ihrem Tode hatte die heil. Königin, in ihrer Zelle knieend, eine Erscheinung. Sie sah den Himmel geöffnet und in der Oeffnung einen schönen jungen Mann in wunderbar glänzemdem Gewande, der sich ihr näherte mit den Worten: „Du bist eine kostbare Perle in meiner Krone."

Zehn Tage später verschied sie sanft in Mitte ihrer Genossinnen, 68 Jahre alt, an einem Mittwoch, den sie selbst als Tag der Geburt Jesu Christi zu ihrem Todestag erbeten hatte. Ihr Gesicht bewahrte nach der Bemerkung des Bischofs Gregor von Tours „einen Glanz, schöner als Lilien und Rosen." Dreizehn Jahrhunderte lang haben die Gläubigen ohne Unterbrechung jährlich am 13. August das Fest der großen Heiligen gefeiert.

Die Verehrung und Dankbarkeit mehrerer französischer Könige gegen die hl. Radegundis gründet sich auf besondere Gnaden, die auf ihre Fürbitte erlangt wurden. So verdankte ihr Philipp August den Sieg über die Engländer unter den Wällen von Poitiers am 3. August 1202; Karl VII. schrieb ihrer Fürbitte die Capitulation von Cherbourg im Jahre 1450 zu, und Anna von Oestreich die Wiedergenesung ihres Sohnes Ludwigs XIV., welcher nach der Eroberung von Dünkirchen in Calais gefährlich erkrankt war.

Der heilige Hippolitus und Cassianus,

Martyrer.

Drittes Jahrhundert.

Der heilige Hippolitus, Offizier bei der Leibwache des Kaisers Decius, war zwar im blinden Heidentume geboren und erzogen, als ihm aber der hl. Laurentius zur Verwahrung im Kerker anvertraut worden war, sah er selbst mit eigenen Augen die großen Wunder, welche dieser Heilige an blinden und andern Kranken bewirkte. Diese Wunder machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sich mit allen seinen Hausgenossen insgeheim taufen ließ. Vermöge seines Amtes mußte er anwesend sein, als eben dieser hl. Martyrer auf dem glühenden Roste liegend, die grausamsten Qualen litt. Beim Anblicke des christlichen Heldenmutes, den der hl. Laurentius bei diesen Martern bewies, entflammte sein Inneres eine so hohe Begeisterung und Hingebung, sein Leben gleichfalls Christo als Opfer darzubringen, daß er schon entschlossen war sich öffentlich als Christen zu bekennen, wenn ihn nicht damals der hl. Laurentius von diesem Vorhaben durch mißbilligende Blicke abgehalten hätte. Doch er hatte schon durch sein ganzes Benehmen seine Gesinnung den lauernden Blicken der unter der Menge verbor-

genen Aufpassern verraten, die nur eine gute Gelegenheit abwarteten, den heiligen Hippolit als einen Christen dem Kaiser anzugeben. Diese zeigte sich bald. Nachdem der heilige Laurentius seine furchtbaren Qualen glorreich bestanden hatten und sein Geist von allen irdischen Leiden befreit der ewigen Heimat zugeeilt war, begrub Hippolitus mit Beihilfe eines Priesters Namens Justinus dessen heil. Leib mit thränenden Augen und der innigsten Hochachtung und Liebe für den Dahingeschiedenen. Diese Handlung hatten die schändlichen Angeber aus der Ferne erlauert, und beeilten sich, den Kaiser davon zu benachrichtigen. Dieser, im grimmigen Zorn darüber, daß ein Hauptmann seiner eigenen Leibwache eine solche Handlung hatte begehen können, ließ Hippolitus gefangen nehmen und vor sich führen. „Ist es wahr," rief er ihm mit donnender Stimme entgegen, „daß du ein Christ geworden bist?" Mit ruhigem und festem Blicke den Kaiser anschauend, sagte der heilige Mann voll Begeisterung: „Ja, es ist wahr, ich bin ein Christ, und bin fest entschlossen, für diesen meinen heiligen Glauben zu sterben, und durch diesen Tod mir die Verzeihung für die im blinden Heidentum begangenen Fehler zu erwerben." Der Kaiser, der ihn jederzeit hochschätzte, suchte ihn durch glänzende Versprechungen, sowie durch Drohungen von seinem Glauben abwendig zu machen; weil er aber weder durch die einen noch durch die andern etwas ausrichtete, wurde er auf dessen Wink von den Schergen fortgeschleppt und grausamen Qualen überantwortet.

Man riß auf Befehl des Tyrannen dem hl. Bekenner seine Kleider vom Leibe, spannte ihn auf der Erde aus, und schlug so grausam mit Prügeln und Bleikolben auf ihn, daß man wirklich glaubte, er müßte von dieser Marter den Geist aufgeben. Gott erhielt ihn aber durch ein augenscheinliches Wunder am Leben. Während der Marter wendete der Heilige seine Augen gegen den Himmel und rief ohne Unterlaß: „Ich bin ein Christ; und leide um Christi willen."

Nach langer Peinigung wurde er endlich in den Kerker geworfen, und dem Statthalter der Befehl erteilt, ihn hinzurichten. Dieser eilte vor Allem in dessen Wohnung, um sich aller Güter des dem Tode Verfallenen zu versichern, damit ihm nicht das Geringste entzogen würde. Als er dahin kam und vernahm, daß alle Hausgenossen des Hippolitus ebenfalls Christen wären, ließ er sie sämtlich zum Thore hinausführen und enthaupten.

Concordia aber, eine heilige und schon bejahrte Matrone, welche einst des Hippolitus Amme war, und die Hausgenossen zur Standhaftigkeit unter den Martern aufmunterte, ließ er auf der Stelle so lange mit Bleikolben schlagen, bis sie den Geist aufgab. Endlich gebot er, den Hippolitus wieder aus dem Kerker zu führen und zwei wilden Pferden an die Schweife zu binden, welche ihn so lange über Steine und Dörner hinschleiften, bis der ganze Leib zerrissen war, und er seine heldenmütige Seele in die Hände desjenigen hingab, den er so unerschrocken bekannt hatte.

An eben diesem Tage, jedoch an einem andern Orte, litt der heilige Cassianus eine ebenso unerhörte als furchtbare Marter um Christi willen. Dieser Heilige war Bischof in der Stadt Brixen, wurde aber wegen des christlichen Glaubens daselbst verjagt. Sein Vorsatz war, sich nach Rom zu begeben, um dem römischen Papste seine Dienste zum Heile der Seelen an einem andern Orte anzubieten. Da er schon auf dem Wege war, änderte er jedoch seinen Sinn, nahm seine Wohnung zu Immola, einer Stadt in Italien, und entschloß sich, die Kinder im Lesen und Schreiben zu unterrichten, weil er glaubte, dadurch Gelegenheit zu haben, viel Gutes zu wirken. In diesem, dem Ansehen nach so geringen Amte zeigte sich der heilige Lehrer ebenso eifrig und unverdrossen, als zuvor in der Regierung des Bistums. Er unterrichtete die Kinder mit aller Liebe und Sanftmut, und vor Allem suchte er ihnen die dem christl. Glauben gebührende Hochachtung. Furcht und Abscheu vor der Sünde, und dagegen Liebe zur Tugend und Frömmigkeit einzuflößen. Einige Jahre lang setzte er auf diese Art seinen apostol. Eifer zu großem Nutzen sowohl der Jugend als der Erwachsenen fort. Endlich zog sich ein entsetzliches Ungewitter der Verfolgung über die Christen in eben dieser Stadt zusammen. Cassianus war einer der Ersten, die gefangen genommen wurden. Der Tyrann im Purpurkleide verlangte, Cassianus solle dem Götzen opfern. Der hl. Bischof und Lehrer aber weigerte sich dessen standhaft, wie zu erwarten war, und überzeugte sowohl den Tyrannen als andere Anwesende, welch' eine unsinige Blindheit es sei, daß man stumme Götzenbilder oder lebende Menschen, die einst gottlos gelebt, als Götter anerkenne und anbete. Der Tyrann, der hiervon nichts hören wollte, befahl, im höchsten Grade über die standhafte Weigerung erbittert, dem Heiligen die Kleider vom Leibe zu reißen, die Hände auf den Rücken zu binden und dann eben den Kindern, die er sorgfältig unterwiesen hatte, preiszugeben. Diesen hatte man nämlich die Meinung beigebracht, ihr Lehrer sei ein Zauberer, und müßte deßwegen auf eine grausame Weise sterben. Die Kinder nahmen auf Anleitung des Tyrannen und der Henkersknechte ihre spitzigen Griffel und eisernen Stacheln, mit denen sie sonst auf Wachstafeln schrieben und zerstachen dann den Heiligen an allen Gliedern des Leibes so schrecklich, daß das Blut häufig allenthalben herabfloß. Diese Peinigung dauerte lange und war schmerzlicher als man sich vorstellen kann. Der hl. Martyrer zeigte nicht die mindeste Ungeduld, klagte mit keinem Worte über die Undankbarkeit seiner Schüler; sondern lobte und pries Gott mit lauter Simme so lange, bis er endlich seinen Geist in die Hände Desjenigen hingab, für dessen Ehre er so viel gearbeitet und so viel erduldet und gelitten hatte.

14. August.

Der selige Primaldi,

Martyrer zu Otranto.

Jahr 1480.

Nach der Einnahme von Konstantinopel dachte der türkische Kaiser Mahomed II. an Vermehrung seiner Macht. Die erste Eroberung, welche ihm sein Ehrgeiz eingab, war die Insel Rhodus.

Diese Insel war damals in den Händen der berühmten Johanniterritter, an deren Spitze ein Franzose Namens Peter v. Aubusson stand, der in Folge seines in verschiedenen Kriegen bewährten Mutes im Jahr 1476 zum Großmeister des Ordens gewählt worden war.

Diese Ritter standen in solchem Ruf der Tapferkeit, daß Mahomed zur Ausführung seines Planes die Aushebung eines Heeres von 100,000 Mann, sowie die Ausrüstung einer beträchtlichen Flotte für notwendig hielt, womit er sich zur Blokade der Insel anschickte. Doch alle seine Bemühungen scheiterten an der geschickten Verteidigung Peters v. Aubusson; jeder Angriff der Türken wurde mit ungeheurem Verlust zurückgeschlagen, bis sich Mahomed durch die tapfere Verteidigung der Feinde entmutigt, gezwungen sah, die Unternehmung aufzugeben und die Belagerung aufzuheben, welche mehr als zwei Monate gedauert hatte.

Aufgebracht und gedemütigt gedachte der stolze, christenfeindliche Fürst sich für diese Niederlage zu rächen. Um aber dieses Sieges gewiß zu sein, ließ er eine christl. Stadt ausspionieren, die der Verteidigung unfähig wäre. Bald erfuhr er, daß Otranto, der Sitz des Erzbischofs im Königreich Neapel, im Augenblick von Truppen ganz entblößt sei, und ergriff schnell diese Gelegenheit, um den Admiral Achmet mit 18000 Mann gegen diese Stadt zu schicken. So unversehens angegriffen schickten sich die Bewohner von Ortranto zur Verteidigung an, und schlugen, obwohl sie einsahen, wie schwer es halte, ohne Truppen sich längere Zeit zu halten, das Anerbieten des türkischen Commandanten aus, gegen freien Abzug ihre Stadt zu übergeben.

Durch diese Weigerung aufgebracht, ließ der Pascha die Stadt stürmen, und trotz der mutvollen Verteidigung der Einwohner fiel sie nach 15 Tagen in die Hände der Türken.

Herren der Stadt geworden, ließen die Sieger ihrer Vertilgungswut freien Lauf. — Mit unerbitterlicher Grausamkeit und ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht metzelten sie die Einwohner nieder, besonders aber kehrte sich ihre Wut gegen die Priester. Unter ihnen ist besonders der hl. Erzbischof der Stadt, Stephan, zu erwähnen, welcher in der Kirche in dem Augenblicke, als er von der hl. Messe in die Sakristei zurückkehrte, ermordet wurde. In einer anderen Kirche wurde ein Dominicanerprediger, welcher auf den Befehl der Ungläubigen seine Rede nicht schließen wollte, auf der Kanzel enthauptet. Das Blutbad hörte erst auf, als die Mörder müde waren, und nach dem Berichte der Geschichtschreiber war die Zahl der Schlachtopfer so groß, daß mehrere Tage nötig waren, um die auf den öffentlichen Plätzen aufgehäuften Leichen wegzuräumen. Die Urheber der bisher verübten Gräuel waren nur Soldaten oder Unteroffiziere gewesen; der Pascha wartete mit den Hauptanführern des Heeres eine Viertelmeile von der Stadt, bis die Stadt gesäubert wäre, um seinen Einzug zu halten. Er schien darum an diesen blutigen Auftritten keinen Teil gehabt zu haben, befahl aber, damit sein Herr bei dieser leichten Eroberung wenigstens für Vergießung unschuldigen Blutes ihm Dank wisse, alle noch übrigen Einwohner die über 15 Jahre zählten, zu ergreifen und in sein Lager zu führen. Die damit Beauftragten konnten trotz aller Nachforschungen in der ganzen Stadt nur 800 Opfer finden, die größtenteils verwundet oder krank darniederlagen. Alle diese Unglücklichen wurden barfuß, einen Strick um den Hals und die Hände auf den Rücken gebunden, ins Lager geführt. Während sie so, das Loos ahnend, das ihrer harrte, hinausgeführt wurden, verrichteten sie Gebete und ermunterten sich gegenseitig zu einem mutigen Tode. Der Pascha ließ ihnen durch einen Dolmetcher, der, wie sich später auswies, ein Abtrünniger war, befehlen, den christlichen Glauben abzuschwören und die Religion Mahomeds anzunehmen, oder sich auf den Tod gefaßt zu halten. Mehrere Minuten herrschte lautlose Stille, bis endlich ein greiser, aber ausgezeichneter Handwerker, Antonius Primaldi, den die Wachen in die Nähe des Pascha's gestellt hatten, im Namen seiner Unglücksgefährten antwortete, daß sie dem christlichen Glauben, in dem sie erzogen worden, nie entsagen würden; dann sprach er, zu seinen Landsleuten gewendet folgende Worte: „Meine Brüder, wir haben bisher für unser Vaterland und unser Leben gekämpft, jetzt gilt es für unsere Seelen und für Jesus Christus zu streiten: der, für uns gestorben, verdient, daß auch wir für ihn sterben, fest und standhaft im Glauben ihm anhangend. Durch diesen zeitlichen Tod werden wir das wahre Leben und die Krone des Martyrertums erringen."

Durch diese Worte in hl. Eifer entflammt, erklärte die ganze Schaar, lieber den Tod erleiden, als den Namen Jesu Christi verläugnen zu wollen.

Als der Dolmetscher dem Pascha Primaldis Worte und den Schwur der Christen erklärt hatte, befahl Achmet, alle zu enthaupten, und die gräßliche Metzelei mit Primaldi zu beginnen.

Die Gerichtschreiber berichten, daß die Muhamedaner mit ausgedachter Grausamkeit die Leichname,

so lange sie Herren der Stadt blieben, unbeerdigt auf dem Hinrichtungsplatz hätten liegen lassen.

Ein Jahr später, 1481 nahm Alphons, der Sohn des Königs von Neapel, die Stadt wieder ein, und seine erste Sorge war, die Reliquien dieser Martyrer in eine der Kapellen der erzbischöfl. Kirche bringen zu lassen.

In Folge mehrer Wunder begann man Primaldi und seine Gefährten in Otranto zu verehren, und Papst Clemens XIV billigte diese Verehrung durch eine Bulle vom 14. Dezember 1771 nach einer durch den Erzbischof dieser Stadt 1539 angestellten Untersuchung. Durch diese Bulle wird das Fest des heiligen Primaldi und seiner Gefährten auf den 14. August als ihren Todestag festgesetzt.

Der heilige Eusebius.

Priester und Martyrer.

Drittes Jahrhundert.

Eusebius, der durch seine Priesterwürde die Aufmerksamkeit der Feinde des Christentums auf sich zog, vergoß, durch Tugend und Frömmigkeit ausgezeichnet, sein Blut für den Glauben. Unter Diocletian und Maximian erlitt er nach Andern in Palästina den Martertod. So viel ist gewiß, daß sich Kaiser Maximian an dem Orte befand. Das Ungeheuer Maxentius, Statthalter der Provinz, führte die Untersuchung gegen Eusebius, der sich unter allen Gläubigen durch den Eifer bemerklich machte, womit er die Lehre Jesu predigte. Unter dem Wutgeschrei der Götzendiener sagte er zu ihm: „Opfere gutwillig den Göttern, oder ich werde dich zu zwingen wissen." Mutig entgegnete Eusebius: „Es steht in unserem hl. Gesetze geschrieben: Du sollst den Herrn deinen Gott anbeten und ihm allein dienen." „Du hast die Wahl," rief mit zorniger Stimme der Statthalter, „entweder zu opfern oder die grausamsten Qualen zu leiden." „Es ist unvernüftig," erwiderte Eusebius ruhig, „Stumme anzubeten, die gemeinsten und gebrechlichsten unter allen Dingen." „Die Christen sind doch eine seltsame Menschenklasse," sagte Maxentius, „sie ziehen den Tod dem Leben vor." „Ja, das thun wir mit Freuden," rief Eusebius, „denn es wäre gottlos, das Licht um der Finsternis willen zu verachten." — Darauf erwiderte Maxentius: „Die Milde macht dich, wie ich merke, nur noch hartnäckiger. Ich erkläre dir daher, wenn du nicht opferst, wirst du lebendig verbrannt werden." „Deine Drohungen schrecken mich nicht," rief voll Begeisterung Eusebius; „je grausamer die Qualen, die ich leide, desto größer wird mein Lohn sein." — Da ließ ihn Maxentius auf die Folterbank legen und seine Seiten mit eisernen Haken zerfleischen. Während dieser Marter wiederholte Eusebius oft die Worte: „Rette mich, Herr Jesu, wir mögen leben oder sterben, immer gehören wir dir an." Der Richter, erstaunt über diese Standhaftigkeit, ließ den Heiligen von der Folterbank herabnehmen und sagte zu ihm: „Kennst du den Befehl des Senats, daß alle Unterthanen des Reiches den Götzen opfern sollen?" „Die Befehle Gottes," erwiderte Eusebius, „stehen höher als die der Menschen." Maxentius, vor Wut außer sich, befahl, den Heiligen zum Scheiterhaufen zu führen und ihn lebendig zu verbrennen. — Eusebius folgte ruhig den Henkern. Seine Standhaftigkeit und die Freude, die sich auf seinem Angesicht abspiegelte erfüllte den Richter und die Umstehenden mit Staunen. Maxentius, selbst betroffen über diesen Heldenmut, rief ihn noch einmal zurück und sagte zu ihm: „Warum willst du in den Tod gehen, dem du doch ausweichen kannst? Ich kann deine Halsstarrigkeit nicht begreifen, und nur dir anraten, andere Gesinnungen anzunehmen." „Wenn der Kaiser," erwiderte Eusebius, „wirklich befiehlt, daß man totes Metall zur Schmach des wahren Gottes anbeten soll, so führt mich zu ihm"

Maxentius befahl den Wachen, ihn ins Gefängnis zurückzuführen bis zum folgenden Tage, ging dann zum Kaiser und sagte zu ihm: „Herr, man hat einen aufrührerischen Menschen zu mir gebracht, welcher den Gesetzen nicht gehorchen will: er hat es sogar gewagt, in meiner Gegenwart die Macht der Götter zu leugnen, ja, er weigert sich, ihnen zu opfern und Eurem Namen zu verehren." „Man führe ihn zu mir," erwiderte der Kaiser. „Wenn ihr ihn sehen werdet", sagte Einer, welcher Zeuge des beim Verhör Vorgefallenen gewesen war, „werdet ihr über seine Rede staunen." Dieser Mensch," erwiderte Maximian, „sollte meinen Sinn ändern?" „Nicht bloß den Eurigen," fügte Maxentius hinzu, „sondern er wird auf das ganze Volk denselben Eindruck machen, Ihr werdet durch seinen Anblick tief bewegt und zu seiner Nachahmung angespornt werden." Der Kaiser bestand gleichwohl darauf, daß man ihn herbeiführe.

Als Eusebius erschien, waren alle Anwesenden höchlich erstaunt über einen gewissen Glanz, den man auf seinem Gesicht bemerkte, über eine liebenswürdige Mischung von Freude, Milde und Mut, welche aus seinen Augen strahlte, über die Schönheit seines ganzen Aeußern; der ehrwürdige Greis schien von einer mehr als menschlichen Tugend verklärt zu sein. Der Kaiser fragte ihn: Greis, warum erscheinst du vor mir? Sprich ohne Furcht. Da Eusebius stille schwieg, fuhr er fort: „Rede, ich wiederhole es, und antworte auf meine Fragen. Ich wünsche dir das Leben zu retten." „Wenn ich", erwiderte der Heilige, „von einem Menschen Rettung hoffe, darf ich das Heil nicht mehr erwarten, das Gott mir versprochen hat. Wenn du auch über die andern Menschen durch Macht und Würde erhaben bist, so bist du doch nicht weniger sterblich als sie. Ich scheue mich nicht, vor dir zu wiederholen, was ich bereits erklärt habe: Ich bin ein Christ und kann als solcher nicht Holz und Steine anbeten. Ich bin entschlossen, dem

wahren Gott zu gehorchen, den ich kenne und dessen Güte ich so oft erfahren habe." „Was liegt daran", sagte der Kaiser zu dem Statthalter, „wenn dieser Mann den Gott, von dem er spricht, für höher achtet als alle übrigen?" „Unüberwindlicher Kaiser! erwiderte Maxentius, „laßt euch nicht bethören, was er Gott nennt, ist nicht das, was ihr meint; er versteht darunter einen unbekannten Jesus, von dem unsere Voreltern nie etwas gewußt haben." „So geh," sagte der Kaiser, „und richte ihn nach Recht und Billigkeit. Ich für meine Person will in dieser Sache nicht Richter sein."

Als sich Maximian entfernt hatte, setzte sich Maxentius, auf seinen Richterstuhl und befahl dem Eusebius den Götzen zu opfern. „Ich werde," entgegnete der Heilige, „keinen Wesen opfern, die weder sehen noch hören." „Opfere", rief zornig Maxentius, „oder ich werde dich zum Feuertod verurteilen; der, den du anbetest, wird dich nicht zu retten vermögen." „Weder Feuer noch Schwert wird meinen Sinn ändern," erwiderte Eusebius; „Laß meinen Leib in Stücke hauen, behandle ihn wie du willst; meine Seele, welche Gott angehört, wird von deinen Martern nicht berührt werden. Ich werde das hl. Gesetz nicht verlassen, dem ich von Kindheit an zugethan war." Der Richter gab die Hoffnung auf, ihn beugen zu können und verurteilte ihn zur Enthauptung. Als Eusebius das Urteil vernommen hatte, sprach er: „Herr Jesus, ich danke deiner Güte und lobe deine Macht, daß du durch diese Prüfung meiner Treue mich als deinen Schüler behandelst." Zugleich hörte er eine Stimme vom Himmel: „Wärest du nicht würdig befunden worden, zu leiden, so hättest du nicht in das Reich des himmlischen Königs und in die Gesellschaft der Gerechten aufgenommen werden können." Auf der Richtstätte angekommen, warf er sich auf die Kniee, und sein Haupt fiel. Er wird an diesem Tage in den alten Martyrerverzeichnissen genannt, welche den Namen des heiligen Hieronymus tragen.

15. August.

Mariä Himmelfahrt.

Im Jahre 46 nach Christi Geburt.

Nicht gesonnen uns hier auf die Frage einzulassen, ob die allerseligste Jungfrau zu Ephesus, also in fremdem Lande, oder zu Jerusalem, in ihrem Vaterlande gestorben sei, begnügen wir uns mit der Angabe, daß sie an einem Samstag, dem 14. August des Jahres 46, im 66. Lebensjahre von der Erde schied. Am Tage darauf begruben die Apostel selbst die Mutter ihres göttlichen Meisters und trugen sie auf ihren Schultern zu dem Grabe, welches im Garten von Gethsemane, einem Flecken, etwas östlich von Jerusalem, bereitet war. Das Leichenbegängnis Maria's wurde mit großer Feierlichkeit und mit den damals bei dem jüdischen Volke üblichen Gebräuchen begangen. Alle Christen der Stadt und der Umgend nahmen Teil an dem Leichenzug und zeigten durch ihre Andacht, ihren frommen Schmerz und ihre tiefe Ehrfurcht, daß sie die heiligste Jungfrau als die Mutter des Gottesmenschen erkannten, welcher vor Kurzem in dieser Gegend war gekreuzigt worden. Der hl. Dionysius, der Areopagite, welcher Maria in dem Augenblicke sah, als sie die Jünger mit kostbaren Wohlgerüchen einbalsamierten, die jedoch durch den lieblichen Geruch, welcher den heil. Ueberresten entstieg, noch übertroffen wurden, versichert, ihr Gesicht sei trotz ihres vorgerückten Alters noch von wundervoller Schönheit gewesen. Die Grabhöhle, in welcher die Apostel Maria beisetzten, wiederhallte von Lobgesängen auf die Königin der Jungfrauen, der des Hierotheus rührte die Anwesenden zu Thränen, und rührende Gebete stiegen zum Himmel über dem mit Blumenkränzen geschmückten Steine, der ihre sterbliche Hülle bedeckte.

Juvenal, Patriarch von Jerusalem, berichtet in einem Briefe vom Jahr 455 an die hl. Pulcheria, Kaiserin des Morgenlandes, die Apostel und die Gläubigen hätten abwechslungsweise Tag und Nacht am Grabe Maria's zugebracht und ihre Stimmen und Lobgesänge mit denen der Engel vermischt, deren harmonischen Gesang man drei Tage lang ohne Unterbrechung vernommen habe.

Bald nach dieser Feierlichkeit kam ein Apostel, welcher am Todestage Maria's von Jerusalem abwesend gewesen war, dahin zurück, um zum letzten Male an der erkalteten Hülle die verehrten Züge der Mutterjungfrau zu betrachten. Thomas, derselbe, welcher erst, nachdem er seine Hand in die Wundmale des Herrn gelegt, dessen Auferstehung geglaubt hatte, und jetzt von tiefem Glauben an die Gottheit seines Meisters beseelt war, hegte einen frommen Zweifel; denn er konnte nicht glauben, daß der reinste Leib der Mutter des Auferstandenen den Würmern und der Verwesung sollte zum Raube geworden sein. Auf seine dringenden Bitten halfen ihm die Apostel den Stein vom Grabe wälzen, aber sie fanden darin nur frische und wohlrichende Blumen und ein weißes Grabtuch, oder ein jungfräuliches Kleid; ein einfaches und ärmliches Kleid, sagt Chateaubriand, für diese Königin der Glorie, welche die Engel in den Himmel getragen hatten.

So nahm sie ihr göttlicher Sohn bald nach seinem Tode zu sich und setzte sie auf seinen Thron zur

Mariä Himmelfahrt.

Rechten seines Vaters. Diese plötzliche Wegnahme des reinsten Leibes der unbefleckten Jungfrau bezeichnet die Kirche mit dem Wort „Aufnahme", welches „zu sich nehmen" bezeichnet. Man sieht noch heute bei dem Flecken Gethsemane am Abhange des Oelberges eine schöne Kirche, welche über dem Grabe der sel. Jungfrau erbaut worden war. Diese Kirche ist unterirdisch; man steigt auf einer sehr breiten Treppe von 50 Stufen hinab. Das Grab ist auf der Ostseite der in Kreuzform gebauten Kirche angebracht. Etwa auf der Mitte der Treppe befindet sich links das Grab des hl. Joseph, rechts das der heiligen Anna und des heiligen Joachim. Alle Religionen besitzen dort ein Oratorium, selbst die Anhänger Mahomeds kommen dahin, die Tochter Abrahams zu verehren. Dieses schöne Denkmal ist in den Händen der Schismatiker, welche es den Lateinern entrissen haben; nur das Grab gehört den Katholiken. Unter allen Pilgern, welche seit Jahrhunderten an diesem Grab ihre Huldigungen darbringen, wo der Leib Marias einen Augenblick ruhte, hat keiner die fromme Ueberlieferung bezweifelt, Maria habe im Grabe nur sanft geschlummert und nie aufgehört zu leben, und sei mit Leib und Seele in die Wohnung der Engel versetzt worden. Dieser Glaube an die Aufnahme der sel.

Jungfrau steht bei allen Völkern in solchem Ansehen, daß keines sich je gerühmt hat, in seinen Kirchen die sterbl. Ueberreste Maria's, oder Reliquien ihres Leibes zu besitzen, oder auch nur besitzen zu können. — Die Himmelfahrt ist das feierlichste unter den Festen, welche die Kirche zu Ehren der Gottesmutter begeht. Der Zeitpunkt der Einführung dieses Festes ist schwer zu bestimmen. Der hl. Bernhard behauptet, es sei von den Aposteln selbst eingesetzt worden. Andere Schriftsteller schreiben dessen Einführung dem berühmten Concil von Ephesus i. J. 430, wieder andere dem Papst Cölestin zu. Gewiß ist, daß es gegen das Ende des 6. Jahrh. in ganz Griechenland gefeiert wurde, und zwar nach einer Verorduung des Kaisers Mauritius vom Jahr 583 am 15. August. Zwei Jahrhunderte später im Jahr 802 ordnete Karl der Große die Feier des Festes für das ganze fränkische Reich an. Die Oktave desselben wurde i. J. 847 durch Papst Leo IV. eingeführt. Man beobachtete gegen das Ende des 16. Jahrh. in der ganzen Christenheit am Vorabend der geheimnisvollen Auferstehung Marias strenge Fasten. Das Himmelfahrtsfest ist besonders in Frankreich seit dem merkwürdigen Tage, wo Ludwig XIII. sein Reich und seine Person unter Marias Schutz stellte, sehr beliebt. Als dieser Fürst gegen das Jahr 1637 sein Reich bedroht, seine Familie gespalten und seine Ehe unfruchtbar sah, bemächtigte sich seiner eine tiefe Entmutigung, bis er auf die Nachricht von der Belagerung von Corbin das Gelübde machte, der Notre-Dame-Kirche zu Paris eine silberne Lampe im Wert von 16000 Franken zum Geschenke zu machen. Die Wiedereinnahme dieser von den Ketzern besetzten Stadt schien ihm eine Folge der Fürbitte Marias zu sein, und er faßte darum den Plan zu jenem berühmten Gelübde, welches die Veranlassung zu einem Nationalfeste wurde. Durch offene Briefe vom 10 Febr. 1638 that Ludwig XIII. seinen Unterthanen seinen Willen in dieser Angelegenheit kund. Wir lassen einen wörtlichen Auszug dieses Aktenstückes folgen:

„Wenn Gott, der die Könige auf ihre Throne erhebt, Unsere Person und Unsern Staat unter seinem besondern Schutz nehmen wollte; wenn eine göttliche Hand Unsere gerechte Sache gegen einige schlechte Geister, die vom Beginn Unserer Regierung an sich als Friedensstörer erwiesen, so kräftig aufrecht erhalten hat; wenn es ihm gefallen hat, das Uebel abzuwenden, welches künstlich gepflegte Uneinigkeit Unserer Krone und dem Frieden Unseres Hauses bereiten konnte; wenn der Herr sich Unserer Autorität bedient hat, um die Empörung stolzer Ketzerei, die ebenfalls eine Partei im Staate bildete, niederzuhalten; wenn er Uns endlich seine hl. Altäre allerwärts wieder aufrichten ließ, wo sie die Gewalthätigkeit dieser ungerechten Partei weggeräumt hatte, so geschah dieses Alles durch die Vermittlung der sel. Jungfrau! Darum ist es ganz angemessen, daß die Vermittlerin der Wohlthaten Gottes auch die Vermittlerin unserer Dankbezeugungen sei. Darum erklären wir hiemit, daß wir die allersel. Jungfrau zur besondern Beschützerin Unseres Reichs wählen und ihr Unsere Person, Unsern Staat, Unsere Krone und Unsere Unterthanen weihen mit der Bitte, Uns zu einem hl. Wandel zu verhelfen, und Unser Reich gegen die Angriffe aller Unserer Feinde zu verteidigen. Damit aber Unsere Nachfolger sich der Erfüllung Unserer diesfallsigen Wünsche nicht entschlagen können, werden wir den Hochaltar der Cathedrale von Paris wieder herstellen lassen mit einem Bilde der sel. Jungfrau, auf welchem wir Uns selbst zu den Füßen des Sohnes und der Mutter werden darstellen lassen, Ihnen Unsere Krone und Unseren Scepter darbietend."

Zugleich ordnete er an, daß jährlich am Tage der Himmelfahrt Mariä zu Paris eine feierliche Prozession zu Unserer lieben Frau solle gehalten werden, welche zum ersten Male am 16. August des folgenden Jahres stattfand. Ludwig XIV. verordnete durch ein Edikt vom 31. August 1682 diese Prozession für das ganze Reich. Während der Revolution durch eine Verordnung vom 16. August 1792 unterdrückt, wurde sie durch Napoleon I. aufs Neue angeordnet. Seit 1830 hatte sie ganz aufgehört, indeß hat der gegenwärtige Kaiser das feierl. Fest der Patronin Frankreichs zu seinem eigenen Schutzfeste gewählt. — Schließen wir mit den Worten des hl. Bernhard: „Heute erhöht die glorreiche Jungfrau durch ihren Eintritt in den Himmel unendlich die Freunde seiner Bewohner, und läßt uns hoffen, daß wir durch ihre mächtige Fürbitte einen Platz unter den Auserwählten erlangen werden.

Der heilige Alypius,

Bischof von Tagaste. — Fünftes Jahrhundert.

Alypius, zu Tagaste in Afrika geboren, studierte Anfangs in seiner Vaterstadt, dann zu Carthago unter seinem Landsmanne, dem hl. Augustin, Grammatik und Rhetorik. Der hl. Augustin liebte seine Schüler zärtlich, da er in demselben eine besondere Neiguug zur Tugend bemerkte. Während seines Aufenthaltes zu Carthago vergaß er die weisen Grundsätze, die er bisher befolgt hatte, und begann die öffentlichen Belustigungen liebzugewinnen. Der hl. Augustin war sehr betrübt, daß ein so viel versprechender Jüngling verloren gehen sollte, umsomehr, als er keine Gelegenheit mehr hatte, ihm, da er nicht mehr sein Schüler war, weise Mahnungen zu geben. Eines Tages, als Alypius wieder in Augustins Schule kam, entlehnte dieser, um einen Punkt klarer zu erläutern, ein Gleichnis von den circenischen Spielen und machte einige beißende Bemerkungen gegen die, welche sich zu solchen Tollheiten hinreißen ließen. Obwohl es keineswegs in seiner Absicht lag, auf Alypius anzuspielen, so bezog doch dieser Augustins Worte auf sich, und besuchte von jetzt an diese Spiele nicht

mehr. So befreite Gott, der Alles lenkt und leitet, denjenigen aus der Gefahr, den er später unter seine Kinder aufnehmen wollte, damit er eine Leuchte der Kirche werde. Dem Willen seiner Eltern gemäß begab sich Alypius nach Rom, um dort die Rechte zu studieren. Hier wurde er leidenschaftlich für die Gladiatorenkämpfe eingenommen. Da er Anfangs großen Abscheu gegen diese grausamen Schauspiele hatte, und die Einladung seiner Freunde, mit ihnen ins Amphitheater zu gehen, ausschlug, so rissen sie ihn ein anderes Mal wider seinen Willen mit sich fort. „Wenn ihr auch meinen Leib mit Gewalt dahin ziehen könnet," sagte er ihnen, „so könnet ihr doch meinen Geist und meine Augen nicht zwingen, auf diese grausamen Spiele hinzuschauen. Ich werde nur äußerlich anwesend sein, ohne etwas zu sehen." Als Alle Platz genommen hatten, begannen die Spiele. Alypius schloß die Augen, damit der Anblick des gräßlichen Kampfes seine Seele nicht beflecke. „Ach, hätte er doch auch", sagt der hl. Augustin, „die Ohren verschlossen!" In der That, als er ein großes Geschrei vernahm, ließ er sich von der Neugierde überwältigen und öffnete die Augen, um zu sehen, was geschehen wäre, in der Meinung, sie nach Belieben wieder schließen zu können; allein er war das Opfer seiner unglückseligen Neugierde. Einer der Kämpfer war verwundet und bei seinem Anblick empfing seine Seele eine schwerere Wunde als die war, aus der das Blut des Fechters strömte. Kaum hatte er das Blut des Unglücklichen fließen sehen, als er, statt die Augen abzuwenden, sie fest auf denselben heftete. Der Blutdurst bemächtigte sich seiner Seele; gierig kostete er den grausamen Anblick wie einen köstlichen Trank und war freudetrunken über diese unmenschlichen Kämpfe. Eine leidenschaftliche Neigung, ins Amphitheater zurückzukehren, war in ihm erwacht, und er ließ sich nicht bloß durch Andere hinziehen, sondern übernahm selbst die Rolle des Verführers, denn die Lust zu den Vergnügungen des Circus war aufs neue in ihm zur Leidenschaft geworden. Doch zog ihn Gottes Barmherzigkeit bald wieder aus diesem Abgrunde und flößte ihm Mißtrauen gegen seine eigene Schwachheit und Vertrauen auf die alleinige Hilfe des Himmels ein.

Als der hl. Augustin nach Rom gekommen war, schloß Alypius mit ihm die innigste Freundschaft und geleitete ihn nach Mailand. Beide legten, durch göttl. Schickung geleitet, in dieser Stadt ihre heidn. Irrtümer ab, traten in die Gemeinschaft der Christen und wurden am Vorabend vor Ostern i. J. 387 von dem hl. Ambrosius getauft Bald darauf kehrten sie nach Rom zurück, wo sie ein Jahr in der Einsamkeit zubrachten. Dann reisten sie nach Afrika und gründeten zu Tagaste eine Genossenschaft frommer Frauen. Durch Zurückgezogenheit und Uebung guter Werke aller Art befestigten sie ihre Bekehrung und bereiteten sich auf das apostolische Leben vor, zu dem sie Gott bestimmt hatte. Drei Jahre brachten sie so in Tagaste zu, und als der hl. Augustin zum Bischof von Hippo ernannt worden war, folgte ihm die ganze Genossenschaft dahin und wohnte in dem Kloster, welches er daselbst bauen ließ.

Alypius machte eine fromme Pilgerfahrt nach Palästina, wo er mit dem hl Hieronymus eine innige Freundschaft anknüpfte. Nach Afrika zurückgekehrt, wurde er Bischof zu Tagaste gegen das Jahr 393. An den Unternehmungen und Schriften des hl. Augustin gegen die Donatisten und Pelagianer hatte er großen Anteil, wohnte mehreren Concilien bei und arbeitete mit unermüdlichem Eifer für die Ehre Gottes und der Kirche. In einem Brief vom Jahre 492 nennt ihn der hl. Augustin **Greis**, und man glaubt, daß er bald nachher gestorben sei. Sein Name steht im römischen Martyrologium.

Der heilige Napoleon.

Viertes Jahrhundert.

Unter so vielen Gläubigen, welche wegen der kräftigen Verteidigung ihres Glaubens und wegen standhafter Anhänglichkeit an denselben während der schrecklichen Verfolgung der Kaiser Diocletian und Maximian ihr Blut vergossen hatten, erduldete der hl. Napoleon zu Alexandrien mit unerschütterlichem Heldenmute die unerhörtesten Qualen und Martern um des Namens Jesu Christi willen. Der hl. Neopol oder nach mittelalterlichem Sprachgebrauche Napoleon genannt, war ebenso ausgezeichnet durch Wissenschaften als durch Tugenden, was ihm einen weitverbreiteten Ruf verschaffte, aber auch Folge seines Martertodes war. Denn vor Gericht gefordert und über seinen Glauben befragt gestand er offen und freimütig, daß er ein Christ sei. Auf dieses Geständnis hin wurde er den Händen blutgieriger Henker überliefert, die an ihm ihre grausame Fertigkeit im Martern auf eine Weise ausübten, daß die Erzählung allen Glauben übersteigt. Nachdem sie durch Anwendung der gewöhnlichen Folterqualen nichts hatten zur Aenderung seines Glaubens ausrichten können, fingen sie mit schaudererregender Lust an, ganze Stücke Fleisch aus seinem Leibe zu reißen, um bei ihm durch diese für gewöhnliche Menschen unerträglichen Schmerzen ihren Zweck zu erreichen. Aber den Heiligen, der schon mehr dem Himmel als der Erde angehörte, ließ der Gedanke nach oben alle diese unerträglichen Marter mit Freuden erdulden. Mit Blut bedeckt und mit zerfleischtem Körper wurde er in einen abscheulichen Kerker geworfen, wo er, der all sein Blut für Jesus Christus vergossen hatte, unter den unsäglichsten Schmerzen seine Seele aushauchte und sie in die Hand dessen zurückgab, der ihn gewiß mit Freuden empfangen und ihm den gerechten Lohn für seinen Glauben und seinen Martertod erteilt hat.

Der heilige Napoleon wir von den alten Geschichtschreibern und in den Martyrologien rühmend erwähnt.

16. August.

Der heilige Rochus.

Jahr 1327.

Der heilige Rochus wird unter die berühmtesten Heiligen des vierzehnten Jahrhunderts gezählt. Sein Vater Johannes stammte von den alten Grafen von Montpellier ab. Alle seinen Ahnen waren unter den Fahnen der Kreuzritter gestanden, dieser Befreier des Grabes Christi und Verteidiger der Christen.

Als Geburtsjahr des heiligen Rochus geben einige Geschichtsschreiber das Jahr 1280, andere 1295 an. Da er nach langen Jahren einer unfruchtbaren Ehe zur Welt kam, so wurde seine Geburt als eine Wohlthat des Himmels betrachtet; er trug bei seiner Geburt ein rotes Kreuz auf der Brust, weshalb ihn seine Mutter Liberia Rochus nannte, eine Abkürzung der Worte, welches in der Sprache jenes Landes „Kreuzzeichen“ bedeuten.

Die zärtliche und wachsame Mutter, welche ihn selbst in der ersten Lehre der Tugend unterrichten wollte, verwandte auf seine Erziehung die äußerste Sorgfalt, und so schöpfte er in seiner Jugend aus dem mütterlichen Herzen heilsame Lehren. Er hatte das Unglück, seine Eltern zu verlieren, ehe er das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte.

Das beträchtliche Vermögen, in dessen vollen Besitz er gelangt war, verteilte er heimlich unter die Armen, überließ die Herrschaft einem Verwandten, nahm das Pilgerkleid und den Wanderstab und reiste nach Rom.

Der Heilige kam in einer sehr traurigen Zeit nach Italien, denn die Pest richtete daselbst furchtbare Verheerungen an; die Hospitäler und öffentlichen Plätze waren mit ihren Opfern angefüllt. Von Eifer und Aufopferung getrieben, verteilte er das ihm noch übrig gebliebene Geld unter Arme und Kranke und bekam die Erlaubnis, die Sterbenden in einem Spitale zu pflegen. Tag und Nacht widmete er sich der Tröstung der von der Krankheit ergriffenen Unglücklichen. Durch seine liebevolle Milde wußte er ihnen in den heftigsten Leiden Gefühle des Glaubens und der Hoffnung einzupflanzen und führte viele im Glauben wankende Seelen zu Gott zurück.

Rom, Cesena und Rimini waren so voll des Lobes und der Begeisterung über seine Aufopferung, daß er, um sich jeder Dankesbezeugung zu entziehen, seinen Weg gegen die Alpen nahm.

Der heilige Rochus.

Auf seiner Reise durch die Romagna und Lombardei vertrieb er die Pest mit Hilfe des Kreuzzeichens. Zu Piacenza fühlte er bald die ersten Anzeichen der Krankheit an sich selbst; er wollte Niemand zur Last fallen und sich darum nicht in einem Spital verpflegen lassen, ja er wurde sogar übel behandelt und aus der Stadt gejagt. Entblößt von allen Hilfsmitteln floh er in einen Wald, wo einige Kräuter ihm als Lager dienten, und wo er ohne die Hilfe der Vorsehung sicher gestorben wäre.

Eine Legende erzählt uns, der Hund eines Vornehmen Herrn habe jeden Tag seinem Herrn ein Brot gestohlen, das er dann dem Diener Gottes gebracht habe. Als ein Diener eines Tags auf der Jagd bemerkte, daß der Hund von der Koppel ausriß und ein Brot für seinen Schützling stahl und davon eilte, folgte er dem Hunde und traf ihn, wie er eben das Brot neben Rochus hinlegte. Der Diener erzählte diesen Vorfall mit aufgeregter Stimme seinem Herrn, und dieser, dadurch gerührt, besuchte den armen Verlassenen und bot ihm eine Wohnung in seinem Schlosse an. Allein der heilige Rochus nahm nichts an, als eine kleine Hütte und die Erlaubnis, daß der Hund ihm wie bisher Brot bringen dürfe, so lange er krank sei.

Nach seiner Genesung kehrte der Heilige nach Piacenza zurück, und wurde auch in dieser Stadt ein Gegenstand der Verehrung.

Bald darauf entschloß er sich nach Languedoc zurückzukehren. Er zählte vierzig Jahre und war durch seine langen Leiden, Mühen und zahllosen Abtötungen sehr gealtert. Seine Kleidung war so ärmlich, daß weder seine früheren Untergebenen noch seine Verwandten in ihm den Nachkomen der edlen Kreuzritter erkennen wollten.

In den kriegerischen Wirren, welche Montpellier bedrängten, wurde er als Spion ergriffen und in das Gefängnis geworfen. Nachdem er hier sieben Jahre mit Geduld und Ergebung ausgehalten hatte, war es Gottes Wille, ihn noch einmal mit der fürchterlichen Krankheit heimzusuchen, die ihn aus Italien vertrieben hatte. Da er sein Ende nahen fühlte, ließ er einen Priester rufen, und als der Diener des

Herrn erfuhr, wer er sei, konnte er sein Staunen über eine so hohe Tugend nicht verbergen, und befahl ihm, daß er sich zu erkennen gebe.

Als die Krankheit ihren Höhepunkt erreicht hatte, starb der hl. Rochus in der Nacht vom 16. auf den 17. August 1327. Er wurde in der Hauptkirche zu Montpellier begraben.

Man versicherte, daß die Fürbitte des frommen Dieners der Pestkranken, diese Geißel von mehreren Städten abgewendet habe. Seit dem Concil von Constanz im Jahre 1414 betrachtete man den Erfolg seiner Anrufung als wunderbar. Der Name des Heiligen ist in dem römischen Martyrologium verzeichnet, was seine Aufnahme in den Himmel bezeugt.

Die Kirche „zum heiligen Rochus“ in Paris.

Der heilige Arey,

Bischof von Nevers.

Jahr 558.

Der heilige Aregius oder Arey, Bischof von Nevers, ist nur durch das hohe Alter seiner Verehrung und durch Unterzeichnung der Concilien von Orleans und Paris im Jahre 549 und im Jahre 551 bekannt. Er war der Nachfolger des Rustikus, welcher dem vierten Concil von Orleans im Jahre 541 anwohnte. Er zeigte großen Eifer, sein Bistum von den Ueberbleibseln des Götzendienstes und vom Gifte der Ketzerei und des Lasters zu reinigen. Als Begräbnisstätte bestimmte er für sich eine Kapelle, bei welcher zwei heilige Einsiedler, Euphrasius und Aurilius gewohnt hatten, und welche sich zu Desize, einer kleinen Stadt an der Loire, acht oder neun Meilen von Nevers

befand. Er starb gegen das Jahr 558 am 16. August und wird an diesem Tag in der Diöcese Nevers verehrt.

Der heilige Hyacinth,

Mönch. — Jahr 1257.

Der heilige Hyacinth, welchen die Kirchenschriftsteller den Apostel des Nordens und den Wunderthäter seiner Zeit nennen, stammte aus dem Hause der Grafen von Odrovas, einem der ältesten und berühmtesten Geschlechter Schlesiens, und wurde im Jahre 1183 auf dem Schlosse Stein im Bistum Breslau geboren.

Hyacinth zeigte frühzeitig große Anlagen zur Tugend, welche seine Eltern mit besonderer Sorgfalt pflegten. Er bewahrte seine Unschuld unter den Gefahren, denen sie während der Zeit seiner Studien, die er zu Krakau, Prag und Bologna machte, ausgesetzt war. Auf der Universität der letzteren Stadt erhielt er in der Rechtswissenschaft und Theologie den Doktorgrad.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat schloß er sich an den Bischof Vincenz von Krakau, den Vorgänger Ivos von Konsky, seines Oheims an. Dieser durch seine Tugenden ausgezeichnete Prälat gab ihm ein Canonicat an seiner Domkirche und ließ ihn an der Leitung seines Bistums teilnehmen. Hyacinth rechtfertigte diese Wahl durch seine Fähigkeit, durch Eifer und Klugheit und wußte bei vielfältigen äußern Beschäftigungen den Geist des Gebetes und der Sammlung zu bewahren.

Als Bischof Vincenz von Krakau seine Würde niedergelegt hatte, um sich in der Einsamkeit auf den Tod vorzubereiten, erhob man Ivo von Konsky, Kanzler von Polen, auf seinen Sitz. Der neue Bischof reiste nach Rom, entweder um die Bestätigung seiner Wahl dort einzuholen, oder in andern Angelegenheiten seiner Kirche, und nahm seine beiden Neffen, Hyacinth und Czeslas, mit sich. Damals befand sich gerade der heilige Dominicus zu Rom.

Der Bischof von Krakau und der Bischof von Prag, von der Heiligkeit des heiligen Dominicus, von der Salbung seiner Reden und von dem fruchtreichen Erfolge seiner Predigten gerührt, baten ihn um Missionäre für ihre Diöcesen. Sie hofften viel Erfolg von Arbeitern, welche ihnen ein solcher Meister geben würde, den sie anderwärts hatten Wunder wirken sehen. Dominicus entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit, ihrer Bitte zu entsprechen, denn er hatte so viele Schüler auf Missionen geschickt, daß ihm beinahe keine weitern mehr zur Verfügung standen.

Mittlerweile schlossen sich mehrere aus der Umgebung des Bischofs von Krakau der neuen Stiftung an, unter ihnen Hyacinth und Czeslas und zwei deutsche Edelleute, Hermann und Heinrich. Sie empfingen aus den Händen des heiligen Dominicus im Kloster der heiligen Sabina im März des Jahrs 1218 das Ordenskleid. Anfangs arbeiteten sie an ihrer eigenen Heiligung durch Losschälung von der Welt, Selbstverachtung, Abtötung der Sinne, Verläugnung des Eigenwillens, Uebung des Gebetes und durch glühenden Eifer, Gott durch alle ihre Handlungen und Leiden zu verherrlichen. Nach neunmonatlicher Probezeit legten sie dann ihre Gelübde ab, und Hyacinth, damals dreiunddreißig Jahre alt, wurde zum Vorsteher der Mission bestimmt, welche der heilige Dominicus nach Polen schickte.

Das Kloster „Zur heiligen Sabina."

Die Missionäre reisten gleichzeitig mit dem Bischofe von Krakau, aber um ihrer Regel gemäß zu Fuß und ohne Mundvorräte zu reisen, auf einem andern Wege von Rom ab. Durch das venetianische Gebiet kamen sie nach Ober-Kärnthen, wo sie 6 Monate verweilten. Hier gab Hyacinth mehreren Personen das Ordenskleid und gründete ein Kloster, dessen Leitung er Hermann übertrug. Vom Erzbischof von Salzburg wurden sie mit großen Beweisen von Achtung aufgenommen. Von dort reisten sie durch Steyermark, Oesterreich, Mähren und Schlesien, überall mit Erfolg das Wort Gottes verkündend.

Man sah ihrer Ankunft in Polen mit außerordentlicher Freude entgegen; jeder beeilte sich, ihnen seine Verehrung zu bezeugen. Die Predigten des heiligen Hyacinth hatten in Krakau wunderbaren Erfolg; bald sah man keine Spur mehr von den Lastern, welche ganz offen in dieser Stadt waren begangen worden. Der häufige Empfang der heiligen

Sakramente wurde wieder eingeführt, der Geist des Gebetes, der Abtötung und der brüderlichen Liebe, welcher der Kirche der ersten Jahrhunderte so großes Ansehen erworben, lebte wieder auf.

Hyacinth gründete in Krakau ein Kloster seines Ordens unter Anrufung der heiligen Dreieinigkeit; ein zweites gründete er zu Sandomir, ein drittes zu Plosko an der Weichsel in Polen. Die Bulle seiner Heiligsprechung berichtet ein Wunder, das er in diesem Lande bewirkte, und dessen Wahrheit durch mehr als vierhundert Augenzeugen bestätigt wurde. Der Heilige war mit drei Gefährten an das Ufer der Weichsel gekommen in der Absicht, über den Fluß zu setzen, da er in Visgrad predigen wollte; allein der Fluß war so angeschwollen, daß kein Schiffer die Fahrt zu unternehmen wagte. Hyacinth machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und schritt Angesichts einer großen Menge Volks, welches ihn am andern Ufer erwartete, über das Wasser, als ginge er auf festem Land. Man kann sich leicht denken, mit welcher Gelehrigkeit und Ehrfurcht diejenigen ihn anhörten, welche Augenzeugen dieses Wunders gewesen waren.

Nachdem Hyacinth in den Hauptstädten Polens gepredigt hatte, unternahm er es, auch zu den heidnischen Völkern des Nordens das Licht des Evangeliums zu tragen. Sein Eifer war zu thatkräftig, als daß er ein ruhiges Leben gesucht hätte, so lange er noch Seelen in Gefahr sah, aus Mangel an Kenntnis des wahren Gottes ewig verloren zu gehen. Weder lange noch schwierige Wege, noch tiefe Abgründe, noch weite Einöden konnten seinen Mut erschüttern; die Sehnsucht, Gottes Ehre zu befördern, machte ihm Alles leicht. In vielen Gegenden verbannte er den Götzendienst mit den Lastern, die derselbe im Gefolge hat, und gründete Klöster seines Ordens in Preußen, Pommern, zu Cammin an der Oder, zu Premislau, zu Culm, zu Elbing, zu Königsberg, auf der Insel Rügen und auf der Halbinsel Gedan. Als er auf dieser damals noch öden Halbinsel sich befand, sagte er voraus, daß daselbst eine große Stadt entstehen würde; und im nämlichen Jahrhunderte, im Jahr 1295 gründete dort König Premislas von Polen Danzig. Die von diesem Heiligen gegründete Kirche besteht noch, während die Lutheraner alle übrigen Kirchen dieser Stadt zerstörten oder entweihten; sie gehört den Katholiken, und Dominikaner besorgen in ihr den Gottesdienst

Der heilige Hyacinth verkündet in Polen das Evangelium.

Hyacinth verließ Preußen und Pommern, um in Dänemark, Schweden, Gothland und Norwegen, wo es überall noch viele Götzendiener gab, zu predigen. Ueberall gründete er Klöster, die er mit würdigen Arbeitern versah, damit das angefangene gute Werk fortgesetzt werde.

Trotz der Strenge des Klimas und der Mühen seines Amtes unter diesen barbarischen Völkern wich er in nichts von der Strenge seiner Regel ab. Seine Fasten unterbrach er fast nie; an Feiertagen und an Vorabenden der Feste fastete er sogar bei Wasser und Brot. Er schlief auf bloßer Erde und auf freiem Felde. Alles achtete er für nichts, um Jesu Christo Seelen zu gewinnen, und fürchtete selbst den Schatten der Sünde. Er war demütig, barmherzig, mitleidig, und hatte ein väterlich gesinntes Herz. Er konnte keinen Unglücklichen sehen, ohne Thränen zu vergießen, und tröstete und ermutigte sie, mit christlicher Geduld ihre Leiden zu ertragen.

Nach den eben angeführten Missionen ging der Heilige nach Rotrußland, wo er sich lange Zeit aufhielt und den Fürsten Daniel mit einem großen Teil seines Volkes bewog, dem griechischen Culte zu entsagen und sich mit der katholischen Kirche zu vereinigen. Zu Lemberg und Halitz gründete er Klöster. Von da drang er bis zum schwarzen Meere und zu den Inseln des Archipelagus, sogar an die Grenzen Asiens vor. Dann wendete er sich nordwärts und kam in das Großfürstentum Moskau. — Mit den Waffen heiligen Eifers kämpfte er gegen die Heiden, Muhamedaner und schismatischen Griechen. Der orthodoxen Christen gab es so wenige im Lande, daß sie nicht einmal eine Kirche zu ihren Versammlungen hatten. Der Herzog Wladimir blieb hartnäckig bei seinem Irrtum, doch erlaubte er dem Heiligen, den Katholiken zu predigen. Kaum hatte Hyacinth das Evangelium zu verkünden angefangen, als die Ungläubigen und Schismatiker, angelockt durch das, was man von seiner Lehre und seinen Wundern erzählte, in Menge zu seinen Predigten strömten; und die Folge seiner ergreifenden Reden war, daß viele der Wahrheit ihre Augen öffneten und zu der katholischen Kirche übertraten.

Zu Kiew hatte er ein schönes Kloster und eine ansehnliche Kirche erbaut; als aber die Tataren die Stadt mit stürmender Hand einnahmen und alles mit Feuer und Schwert verheerten, ergriff der heilige Mann das hochwürdige Gut und befahl seinen Brüdern ihm zu folgen. Als sie hierauf bei einem großen alabasternen Bilde der Mutter Gottes vorbeigiengen, vernahm Hyacinth eine Klagstimme mit den Worten: „Wie mein Sohn! willst du mich denn den Feinden zum Raube lassen?“ Der heilige Mann antwortete: „Meine liebe Mutter, wie ist es möglich eine so schwere Bildsäule mitzunehmen? Aber das Bild versetzte: „Versuch es nur, so wirst du sehen, daß du Stärke genug besitzest, sie zu tragen!“ Hierauf ergriff Hyacinth das Bild, das er zu seiner Verwunderung von so geringer Schwere fand, daß er es mit einer Hand tragen konnte, eilte zu einem vom Feinde noch unbesetzten Thore hinaus und schlug den Weg nach Krakau ein. Auf dieses Wunder folgte ein zweites. Als er mit seiner köstlichen Bürde an einen Fluß gelangte, über den keine Brücke hinüber führte, und kein Schiff zu finden war, schritt Hyacinth voll Vertrauen auf die Allmacht dessen, den er trug, und auf die Hilfe der Hochgebenedeiten, deren Bild er hatte, mit trockenen Füßen samt den ihm folgenden Brüdern durch das Wasser. Als er so im Jahre 1231 nach Krakau zurückgekehrt war, und sich im Kloster der heiligen Dreieinigkeit einige Ruhe gegönnt hatte, trat der im Dienste Jesu unermüdliche Heilige wieder sein Amt als Prediger an. Zwei Jahre später besuchte er die in Dänemark, Schweden, Preußen, im Großfürstentum Moskau und anderwärts, wo er ehedem gepredigt hatte, gegründeten Klöster, und drang sogar bis zu den Tataren vor.

Der heilige Dominicus hatte immer gewünscht, in Cumanien zu predigen, einem Lande, das die Jazygen bewohnten, welche man für das roheste unter allen heidnischen Völkern hielt. Da er dies selbst nicht mehr hatte thun können, so schickte er einige von seinen Schülern dahin, welche im Jahr 1228 ihre Mission anfangend, dem Wunsche ihres heiligen Meisters zu entsprechen suchten.

Auch Hyacinth begann an diesem undankbaren Weinstocke zu arbeiten und sein Eifer ward mit glücklichem Erfolge gekrönt. In sehr kurzer Zeit bekehrte er eine Menge dieser Barbaren, unter Andern den Fürsten des Landes selbst, welcher im Jahre 1245 mit mehreren Großen seiner Nation vor dem ersten allgemeinen Lateranconcil erschien. Man liest im Leben des heiligen Ludwig, daß er auf der Insel Cypern im Jahr 1248 eine Gesandtschaft dieses mächtigen, christlich gewordenen Tatarenfürsten empfing. Hyacinth durchwanderte, überall die Lehre Jesu Christi predigend, die weiten Einöden, welche die große Tatarei durchschnitten, und drang bis nach Tibet und Cathais, der nördlichen Provinz Chinas vor. Als die Missionäre im vorigen Jahrhundert in diese Gegend kamen, fanden sie daselbst noch einige Spuren des Christentums. Auf seiner Rückreise nach Polen kam Hyacinth wieder nach Rotrußland, und bekehrte dort mehrere Schismatiker, unter andern den Fürsten Coloman und seine Frau Salome, welche beide von da an in der Einsamkeit lebten und den Weg der Vollkommenheit betraten. Auch den Bewohnern von Podolien, Volhynien und Lithauen flößte er lebhafte Gefühle der Zerknirschung ein. Zu Wilna, der Hauptstadt dieser Provinz, gründete er ein Kloster, welches die Hauptstation einer bedeutenden Provinz der Dominikaner geworden ist.

Nachdem er so ungefähr 4000 Meilen Wegs zurückgelegt hatte, kam er im Jahr 1257 im 72. und letzten Jahre seines Lebens in Krakau an. König Boleslaus V., der Keusche zubenannt, und seine fromme Frau Kunigunde gelangten unter der Leitung des Heiligen zur christlichen Vollkommenheit.

Endlich wurde dem heiligen Hyacinth der Tag seines Hinscheidens von Gott geoffenbart; und zwar, er werde am folgenden Tage, dem Triumphfeste der heiligsten Jungfrau, die er immer als seine Patronin verehrt hatte, an deren Himmelfahrt unter den Heiligen wohnen. Wirklich erkrankte er am Vorabende des Festes der heiligen Jungfrau zum Schnee, hielt am Himmelfahrtstage seinen geistlichen Söhnen die letzten Ermahnungsreden über die heilige Armut, strengen Gehorsam und innige Andacht zur jungfräulichen Mutter, wohnte dann noch den Tageszeiten des Festes bei, empfing hierauf die heiligen Sakramente und gab am 15. August 1257 im 74. Jahre seines Alters den Geist auf.

Seine Heiligkeit wurde durch eine große Zahl von Wundern bestätigt, und er wurde im Jahr 1504 von Clemens VIII heilig gesprochen. Seine Reliquien werden zu Krakau in einer prächtigen, unter

seiner Anrufung geweihten Kapelle aufbewahrt. Anna von Oestreich die Mutter Ludwigs XIV., bekam von König Ladislaus von Polen einen Theil derselben, den sie den Dominicanern in der Straße St. Honorée zu Paris schenkte. Die Gedächtnisfeier desselben ist am 16. August.

17. August.

Der heilige Mammes,

Martyrer in Capadocien. Jahr 275.

Mammes der Heilige, gemeinhin der heil. Mammes genannt, trägt bei den Griechen den Titel der Große. Er litt unter Aurelian.

Dieser Kaiser, scythischen Ursprungs, ward in Dacien oder Mösien geboren. Das Heer rief ihn nach dem Tode Claudius II. im Jahr 270 zu Sirmium als Kaiser aus. und der Senat mußte diese Wahl bestätigen. Kaum war er auf den Kaiserthron gelangt, als sein Hang zur Grausamkeit offen zu Tag trat, denn er ließ unter den unbedeutendsten Vorwänden mehrere Senatoren zu Tode führen, und erregte die neunte Verfolgung gegen das Christentum.

Einer der berühmtesten Martyrer während dieser Verfolgung war der heilige Mammes. Nach dem heiligen Basilius und dem heiligen Gregor von Nazianz war er der Sohn eines armen Hirten zu Cäsarea in Capadocien, suchte von Kindheit an das Reich Gottes von ganzem Herzen und zeichnete sich immer durch außerordentliche Frömmigkeit aus. Gegen das Jahr 274 oder 275 von den Verfolgern festgenommen. duldete er mit heiliger Freude die grausamsten Martern und errang, obwohl noch sehr jung, die ruhmvolle Krone des Martyrertums.

Julian der Abtrünnige und sein Bruder Gallus wollten bei ihrer Anwesenheit in Cäsarea eine Kirche über dem Grabe des heiligen Mammes bauen. Sie hatten das Werk unter sich geteilt, jeder ließ den Teil bauen, der ihm zugefallen war. Während die Arbeiten des Gallus voranschritten, soll sich eine unsichtbare Hand den Arbeiten Julians widersetzt haben. Bald konnte man den Grund gar nicht legen, bald warf die Erde den schon gelegten wieder aus. Was man mit vielem Zeit- und Müheaufwand aufgerichtet hatte, ward plötzlich wieder umgeworfen, so daß es nicht möglich war, zu Ende zu kommen. Der heilige Grogor von Nazianz behauptet dies von Augenzeugen gehört zu haben und Sozomenus von solchen, welche diese Zeugen noch kannten.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts brachte man das Haupt des heiligen Mammes von Constantinopel nach Langres.

Die selige Emilie Bichieri,

Jungfrau. Jahr 1314.

Emilia Bichieri wurde zu Vercelli am 3. Mai 1238 geboren. Ihre Familie gehörte zu den vornehmsten der Gegend und zeichnete sich außerdem dadurch aus, daß sich alle christlichen Tugenden in ihr in schönster Weise vereinigt fanden.

Die frommen Grundsätze, welche Emilie von der Wiege an in sich aufnahm, machten tiefen Eindruck auf ihr Herz. Sie gewöhnte sich frühzeitig an Weltverachtung, und ihre frommen Uebungen dienten nur dazu, sie in diesen Gesinnungen zu befestigen. Ihre Unschuld blieb unberührt von den Reizen weltlicher Eitelkeit, welche sie von allen Seiten umgaben. Man bewunderte an ihr eine glückliche Vereinigung aller Tugenden; ihr Verstand, ihre Schönheit, ihre Sanftmut und Bescheidenheit erwarben ihr die Bewunderung aller, welche sie kannten.

Sie war noch sehr jung, als ihr Gott einen der bittersten Schmerzen zusandte, welche das Menschenherz treffen können. Emilie liebte ihre Mutter nicht bloß um der Sorgfalt willen, die sie ihr von Kindheit auf erwiesen hatte, sondern auch wegen der Tugenden, worin sie ihr als Beispiel voranleuchtete. Man konnte in der That nicht leicht eine tugendhaftere Frau finden, denn obschon sie ebensosehr durch Geist als durch Schönheit ausgezeichnet war, so bildete sie sich doch darauf sehr wenig ein, und obgleich erst dreiunddreißig Jahre alt, hätte sie nicht erbaulicher leben können. Sie war von außerordentlich sanfter Gemütsart, hatte aber viel mit Krankheit zu kämpfen. Ihr Leben war mit großen Leiden heimgesucht und nahm ein christliches Ende; Emilia zählte damals erst zwölf Jahre.

Vom Schmerz über diesen frühzeitigen Tod niedergedrückt, warf sich Emilia, deren Frömmigkeit den Jahren schon vorausgeeilt war, wie von göttlicher Eingebung getrieben, ganz in Thränen gebadet vor einem Bilde Maria's nieder, und bat sie, Mutterstelle an ihr zu vertreten. Diese Handlung, welche sie mit aller Einfalt verrichtete, hielt sie in der Folgezeit für eine der vorteilhaftesten ihres Lebens, denn sie zweifelte nicht, daß die Fürbitte einer so mächtigen Beschützerin der Kanal der zahllosen Gnaden gewesen sei, mit denen sie vom Himmel

besonders in jener Zeit, begünstigt wurde, wo sie Gefahr lief, ihrer Unschuld und Pflichttreue zugleich verlustig zu gehen.

Da Emilia bald den Wert des Stillschweigens und der Abtötung erkannte, so stellte sie sich im Hause ihres Vaters ein kleines Betzimmer her, wo sie viele Zeit im Gebete zubrachte. Auch übte sie im Geheimen viele Bußwerke, alle Klugheit herrschte bei allen ihren Uebungen, und sie vernachläßigte nie den standesmäßigen Anstand. Sie wachte über ihr Gesinde und benahm sich in Allem mit solcher Würde, Weisheit und Frömmigkeit, daß sie das ganze Haus entzückte und erbaute. Ihre Liebe zu den Armen bewog sie zu reichlichen Almosen. Die Rücksichten, welche sie gegen ihren Vater beobachtete, hätten nicht größer sein können. Den Aufwallungen seines etwas raschen Characters setzte sie die christliche Sanftmut entgegen, und gab ihm in gleichgiltigen Dingen nach, um leichter seine Zuneigung zu gewinnen; sie lobte alles, was er liebte und suchte jede Gelegenheit, seine Wünsche zu befriedigen.

Als sie sein Herz ganz gewonnen hatte, dachte sie nur noch an die Ausführung ihres Planes, sich ganz Jesu Christo zu weihen. Oft sprach sie mit ihm von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion und rühmte ihm das Glück einer Jungfrau, welche eine Braut Christi wird.

Endlich im Alter von fünfzehn Jahren öffnete sie ihm ohne Rückhalt ihr Herz, und bat ihn, daß er sie Nonne werden lasse. Bicchieri ward über diese Bitte betroffen, denn er hatte gehofft, sie werde bei ihm bleiben und sich verheiraten; aber sie ward über seine diesfallsigen Bemerkungen so betrübt und vergoß, auf ihrer Bitte bestehend, aufrichtige Thränen, daß er sie frei ihrem Berufe nachkommen ließ.

Vom fünfzehnten bis achtzehnten Jahre blieb Emilia noch im väterlichen Hause und bereitete sich hier durch Gebet und Fasten auf den großen Schritt vor, den sie thun wollte.

Im Jahre 1256 trat sie, achtzehn Jahre alt, in den Orden des heiligen Dominikus und begab sich, nachdem sie den Segen ihres Vaters empfangen hatte, in ein Kloster dieses Ordens, welches ihr Vater auf ihre Bitten gebaut und mit genügenden Einkünften versehen hatte.

Nach einjähriger Probezeit legte Emilia die Gelübbde ab und nahm das Kleid des dritten Ordens des heil. Dominikus. Von jetzt an brach sie vollständig mit der Welt und nahm nur noch von ihrem Vater Besuche an, welcher übrigens bald nach ihrer Gelübdeablegung starb. Dieser Verlust schmerzte Emilia tief, und veranlaßte sie zu doppeltem Eifer in den Gebeten, welche sie um das Glück einer ihr so teuren Seele zu Gott richtete.

Um ihrer Tugenden willen ward Emilia von ihren Genossinnen zur Oberin der Genossenschaft gewählt, welche sie gegründet hatte. In dieser Stellung legte die hl. Aebtissin die Gaben, mit denen sie Gott geschenkt hatte, glänzend an den Tag. Voll Eifer für die Heilung ihrer Schwestern suchte sie dieselben besonders durch ihr Beispiel zu überzeugen. Streng gegen sich selbst lebte sie nur von Entbehrungen und fastete 2mal in der Woche bei Wasser und Brot; barmherzig bis zum Uebermaß nahm sie alle Unglücklichen auf und erleichterte nach Kräften ihr Elend.

Im Alter von sechsundsiebenzig Jahren ward sie krank und fühlte, daß ihr Ende nahe sei. Nachdem sie in Gegenwart ihrer Schwestern, denen sie während ihrer Krankheit ein vollkommenes Beispiel der Ergebung gegeben hatte, übergab sie Gott ihre Seele am 3. Mai 1314.

Papst Clemens XIV. billigte am 19. Juli 1769 die Verehrung, welche man der seligen Emilia erwies und setzte ihr Fest auf den 17. August fest, als den Tag der zweiten Versetzung ihrer Reliquien.

Der heilige Liberatus,

Abt und seine Gefährten, Martyrer. Jahr 483.

Hunnerich, König der Vandalen in Afrika und eifriger Verteidiger des Arianismus, erließ im siebenten Jahr seiner Regierung neue Verordnungen gegen die Katholiken und befahl ihnen, alle ihre Klöster zu zerstören. Ein solches befand sich bei Capta in Byzacene, und zeichnete sich vor allen andern durch die Frömmigkeit seiner Bewohner aus. Es waren derer sieben, nämlich: Liberatus, Abt, Bonifazius, Diakon, Sirvus und Rustikus, Subdiaconen, Rogatus, Septimus und Maximus, einfache Mönche. Alle erhielten den Befehl, sich nach Carthago zu begeben. Umsonst suchte man sie dort durch Versprechungen zu gewinnen.

„Es gibt,“ erwiderten sie, „nur Einen Glauben, Einen Herrn, Eine Taufe. Thut mit unsern Leibern, was ihr wollt. Behaltet die Reichtümer, die ihr uns versprechet und die doch bald zu Grunde gehen werden, für euch.“ Da sie im Bekenntnisse der Dreieinigkeit und der Einen Taufe unerschütterlich blieben, warf man sie mit Ketten belastet in einen finstern Kerker.

Die Gläubigen gewannen die Wachen und besuchten die Gefangenen bei Tag und bei Nacht, um ihre Mahnungen zu hören und sich gegenseitig zum Leiden für den Glauben zu ermutigen. Hunnerich, davon in Kenntnis gesetzt, erdachte für sie unerhört grausame Martern. Er ließ sie bald darauf in ein altes Fahrzeug setzen, um sie auf dem Meere zu verbrennen. Voll Freude schritten sie, unbekümmert um die Beschimpfungen der Arianer, an denen sie vorbeikamen, dem Ufer zu. Die Häretiker machten neue Versuche, wenigstens Maximus, den jüngsten der

Bekenner, zu gewinnen; aber Gott, der aus dem Munde der Kinder sich Lob bereitet, stärkte den hl. Martyrer gegen die Angriffe, welche er zu bestehen hatte; mutvoll erwiederte er, nichts könne ihn von seinem Abt und seinen Brüdern trennen, mit denen er die Mühen der Buße getragen habe; er sei fest entschlossen, alle Leiden mit seinen Genossen zu teilen um die ewige Herrlichkeit zu gewinnen. Als man die sieben Bekenner auf das Schiff gebracht und auf das darin aufgeschichtete Holz festgebunden hatte, suchte man wiederholt dasselbe in Brand zu stecken; aber umsonst, das Feuer erlosch immer wieder. Vor Wut und Beschämung außer sich ließ sie der Tyrann mit Rudern totschlagen und ihre Leichname in das Meer werfen. Die Wogen trieben dieselben, was an dieser Stelle ganz ungewöhnlich war, ans Ufer, und die Katholiken bereiteten ihnen ein ehrenvolles Begräbnis bei der Kirche der heiligen Celerin. Man setzte ihren Martyrtod in das Jahr 483.

18. August.

Die heilige Helena,

und die Erhöhung des heiligen Kreuzes.

Jahr 328.

Als die göttlichen Wahrheiten von der Erde verbannt waren, sagt Bossuet, lag alles in Finsternis des Götzendienstes. Die gebildetsten Nationen hatten die lächerlichsten Ansichten von der Religion; sie rühmten sich, Alles zu können und waren doch so elend, den wahren Gott nicht zu kennen. Sie machten in allen Dingen fast wunderbare Fortschritte; in Sachen der Religion aber, dem Vorzüglichsten, was der Mensch besitzt, benahmen sie sich ganz sinnlos. Wer sollte es glauben, daß die Egyptier, die Väter der Weltweisheit; die Griechen, die Meister der schönen Künste; die ernsten und klugen Römer, deren Tapferkeit die ganze Welt beherrschte, die Tiere, die Elemente, die leblosen Geschöpfe und Götter angebetet hätten, die sich durch Vatermord und Blutschande befleckt hatten? Nicht bloß die Fieber und Krankheiten, sondern auch die häßlichsten Laster und die rohesten Leidenschaften hatten ihren Tempel zu Rom. Gott hatte diese großen aber stolzen Geister, welche ihn nicht erkennen wollten, dem Irrtume überlassen und sie so verblendet, daß sie die klarsten Dinge nicht mehr erkannten.

Die Welt und die Herren der Welt und der Teufel hielten sie gefesselt unter dem Joch sklavischer Religionen, auf welche sie indes nicht weniger eifersüchtig waren als auf die Größe ihres Staates. Was war schlimmer als ihre Götter? was abergläubischer als ihre Opfer? was unreiner als ihre unheiligen Geheimnisse? was grausamer als ihre Spiele, welche sogar einen Teil ihres Gottesdienstes ausmachten? Und doch konnten so viele Weltweisen und großen Geister, welche aus der schönen Ordnung der Welt erkannten, daß eine Gottheit die ganze Natur regieren müsse, trotz ihrer Bestürzung über so viele heidnische Verirrungen die Menschen nicht zum Aufgeben derselben bewegen und ihnen das Lächerliche ihrer Gebräuche, das Abenteuerliche ihrer Religion nicht begreiflich machen.

Die heilige Helena.

Sobald aber das Kreuz Jesu Christi in der Welt erschienen war, sobald man den Tod des Gottessohnes verkündigte, verstummten die Lügner und es wankte das Reich der Götzen mehr und mehr,

bis es endlich zusammenstürzte. Die zwölf einfachen Fischer haben ohne weltliche Hilfsmittel, ohne künstliche Beredtsamkeit die Gestalt der Erde verändert. Sie fingen alle Völker in ihren Netzen, um sie Jesu Christo zu erobern, welcher Alles durch sein Kreuz zu Gott zurückführt.

Es ist wohl zu beobachten, daß Jesus, so lange er unter uns weilte, trotz seiner Wunder und seiner himmlischen Lehre nur wenige Anhänger zählte; kaum aber ist er am Kreuze erhöht und an diesem Holz der Schmach gestorben, welche Menge von Völkern strömte ihm zu! Ein neues, unvergleichliches Wunder! In seinem Leben mißachtet und mißhandelt, beginnt er nach seinem Tode zu herrschen. Seine himmlische Lehre, die ihm allerwärts hätte Ehre verschaffen sollen, bringt ihn ans Kreuz, und dieses schmachvolle Kreuz, das ihn verächtlich machen sollte, macht ihn ehrwürdig vor der ganzen Welt. Kaum ist er von der Erde erhöht, so zieht er, wie er es selbst vorhergesagt, alles an sich, und hat das Werkzeug des schmachvollsten Todes in ein himmlisches Werkzeug zur Erhebung der Herzen verwandelt.

Sehet diese Völkermassen, welche aus allen Teilen der Erde zum Kreuze Jesu strömen, welche sich nicht blos rühmen, seinen Namen zu tragen, sondern sich sogar drängen, ihm im Leiden nachzufolgen und aus Liebe zu ihm zu sterben. Wenn bei den Alten einer den Tod verachtete, so bewunderte man diesen festen Mut als etwas fast Unerhörtes. Durch das Kreuz Jesu Christi sind solche Beispiele bei uns so gewöhnlich geworden, daß wir sie ihrer Menge wegen gar nicht aufzählen können. Seitdem der Tod des Gottmenschen gepredigt wird, war der Tod für viele eine Wonne; man sah gebrechliche Greise wie schwache Kinder und zarte Jungfrauen zum Tode gehen, wie zu einem Triumphe. Darum sagte man den Christen, sie seien eine zum Tode bestimmte und ihm geweihte Menschenklasse. Das allmächtige Kreuz hat sie mit diesem fürchterlichen Schreckbilde vertraut gemacht, über welches sich die Natur entsetzt. Die Welt ist früher des Mordens als das Christentum des Leidens müde geworden; alle Erfindungen der Grausamkeit wurden erschöpft, um den Glauben unserer Väter zu erschüttern; alle Mächte der Welt wurden dazu aufgeboten, allein diese blinde Wut hat nur aufgerichtet, was sie zu zerstören gedachte. Durch das Kreuz hat Jesus die Welt zu erobern beschlossen, darum hat er dieses Siegeszeichen dem Leibe seiner tapfern Krieger aufgedrückt, indem er sie mit sich leiden ließ. Gerade dadurch werden sie alle Völker überwinden, sie werden durch Geduld ihre Verfolger entwaffnen; die Wölfe werden am Ende, während sie die Lämmer grausam hinopfern, selbst zu Lämmer werden.

Das Kreuz Jesu Christi muß angebetet werden von der ganzen Welt, sein Reich hat ebensowenig Grenzen, als seine Macht; es wird seine Herrschaft auf die entferntesten Provinzen, auf die unzugänglichsten Inseln, auf die unbekanntesten Völker ausdehnen. Auch die Kaiser werden zu den Füßen des Kreuzes niedersinken. Constantin, der triumphierende Kaiser, wird zu der von der Vorsehung bestimmten Zeit die Fahne des Kreuzes über die römischen Adler erheben, durch das Kreuz wird er die Tyrannen besiegen, durch das Kreuz dem Reiche den Frieden geben und sein Haus befestigen; das Kreuz wird sein einziges Siegeszeichen sein, weil er offen bekennen wird,

Die heilige Helena übergiebt Constantin das heilige Kreuz.

daß es ihm alle seine Siege verschafft habe. Die kaiserlichen Hände seiner Mutter Flavia Julia Helena werden die Erde aufgraben, um das hl. Holz des Kreuzes zu erheben und aufzurichten. Unmöglich kann man den Namen dieser hohen Frau nennen, ohne zugleich das Andenken an das Kreuz in der Christenheit wach zu rufen; darum nehmen wir hier auch beide Namen und Feste zusammen.

Die heilige Helena wurde die Gattin eines angesehenen Offiziers, Constantius, welchen Diokletian im Jahre 292 zur Cäsarenwürde erhob. Gott hatte sie zur Mutter Constantins bestimmt, des ersten Kaisers, welcher auf dem Schlachtfelde als Sieger die Macht des Christentums bekannte.

Constantius verstieß Helena, um Maximians Stieftochter zur Ehe zu nehmen, und Helena tritt erst in der Glanzzeit der Regierung ihres Sohnes wieder in der Geschichte auf. Im Jahre 306 ward sie an den Hof zurückgerufen und erhielt den Titel Augusta, und ihr Name und ihr Bild sind auf Münzen geprägt. Constantin schenkte ihr viele Städte, öffnete ihr seine Schätze und bezeigte ihr alle Achtung und Liebe. Seitdem ihr Sohn sich Christo zu Füßen geworfen und den Glauben der Apostel angenommen hatte widmete sich Helena, im Jahre 311, bereits im 63sten Lebensjahre stehend, unablässig der Uebung des Gebets und guter Werke. Erst spät trat sie in die Schule des Erlösers, übte aber seine göttlichen Lehren so gut, als wäre sie vom Beginn ihres Lebens an in denselben erzogen worden. Ihr Glaube, ihr Eifer für die Religion und ihre Frömmigkeit war unvergleichlich, so daß Constantin eben so gut durch den Glauben seiner Mutter als durch seinen eigenen der erste aller Fürsten zu sein schien und Gregor der Große behauptet, sie habe in den Herzen der Römer die Liebe zum christlichen Glauben entzündet.

Lange Zeit beweinte sie den beklagenswerten Tod des Crispus und so manche Grausamkeiten, die letzten Spuren des Heidentums in diesen wiedergeborenen Seelen.

Gott führte Helena nach Jerusalem, um das Kreuz seines eingeborenen Sohnes aufzusuchen. Diesen glorreichen Siegeszeichen der Erlösung hatte Constantin von Anfang an in besonderer Weise seine Aufmerksamkeit geschenkt. Auf dem Concil von Nicäa hatte er den hl. Macarius, Bischof von Jerusalem, beauftragt, Nachgrabungen nach den hl. Leidenswerkzeugen zu veranstalten.

Helena, diese mildthätige Pflegerin der Völker, kam auf ihrer Reise in die Provinzen des Morgenlandes nach Palästina, um Gott für die ihrer Familie gespendeten Wohlthaten zu danken und um die vom Erlöser auf Erden zurückgelassenen Spuren aufzusuchen. Nach einigen Schriftstellern hätte Gott durch himmlische Offenbarungen den Gedanken dieser Pilgerfahrt in ihr Herz gelegt. Nichts schreckte sie ab, die bewunderungswürdige Kraft ihres Geistes überwand Alter und Ermüdung. Nachdem sie vom Kaiser die Vollmacht empfangen hatte, den Götzendienst im hl. Lande auszurotten und die Unreinen und gottesschänderischen Tempel auf dem Kalvarienberge zu zerstören, reiste sie ab. Sie fand Jerusalem durch gottlose Menschen entweiht, welche die geringste Spur von Jesus Christus auszutilgen suchten. Unter Hadrians kaiserlichem Schutz hatten sie an dem Ort, wo der Erlöser gestorben war, eine Venusstatue, und am Orte seiner Auferstehung eine Jupitersstatue aufgestellt. Helena besuchte alle diese heiligen Orte, ließ sie reinigen und aufs prächtigste schmücken.

Die Vision Kaiser Constantins.

Es war eine alte Ueberlieferung in Aller Munde, die Jünger hätten weder den Mut, noch die Mittel gehabt, das heilige Kreuz wegzunehmen, sondern die Juden hätten es in der Nähe des Grabes in die Erde verscharrt. „Der Teufel aber freute sich,“ sagt der heilige Ambrosius, „den Augen der Menschen das Schwert zu entziehen, womit Er war durchbohrt worden.“ Schon in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes in Palästina brannte Helena vor Sehnsucht, dieses hehre Denkmal des Heiles der Menschheit aufzufinden. Es war ihr peinlich, sich von kaiserlichem Glanz und Schimmer umgeben zu sehen, während die Fahne unsers Heils unter Staub und Ruinen verborgen lag. Sie nahm ihre Zuflucht zum Gebet, beriet sich mit den Christen und lies berühmte Juden zu sich kommen, um von ihnen den Ort zu erforschen, wo das Kreuz könnte begraben liegen. Alle stimmten in Bezug auf den Ort, wo Christus gelitten hatte, überein, und sie trug nun der römischen Legion die Aufgrabung desselben auf. Nach längerem Graben entdeckte man das heilige Grab, und nahe bei demselben drei Kreuze nebst der Inschrift, welche an das Kreuz Christi geheftet gewesen war, sowie die

Nägel, welche seinen Leib durchbohrt hatten. Aber die Schwierigkeit, das Kreuz des Erlösers von den beiden andern zu unterscheiden, störte alsbald die Freude dieser Entdeckung. Da menschlicher Verstand hier nicht ausreichte, so flehte man zu Gott um Erleuchtung, und der heilige Macarius, Bischof von Jerusalem schlug folgendes Mitel vor:

Die drei Kreuze wurden zu einer gefährlich kranken Frau gebracht, und unter dem Gebete des versammelten Volkes ließ der Bischof die Kranke nacheinander die drei Kreuze berühren. Die beiden ersten hatten keine Wirkung, bei der Berührung des dritten aber stand die Kranke geheilt und vollkommen hergestellt auf. Sozomenus, Sulpitius Severus und Paulinus erzählen, daß man die nämliche Probe mit einem Toten angestellt habe, welcher auch bei der Berührung des Kreuzes, welches zur Erlösung und Auferweckung der Welt gedient hatte, wieder zum Leben erwacht sei.

Die heilige Helena und alles Volk stürzte sich auf dieses heilige Holz, um es voll Ehrfurcht zu küssen, und Gott, der daran gehangen, anzubeten. So pflanzte sie durch ihren frommen Eifer diesen göttlichen Baum, den Baum des Lebens und Todes, mit seinen Blättern. Blüten und Früchten wieder in den Garten der Kirche. Einen Teil dieses reichen Schatzes nahm sie mit sich für ihren Sohn, welcher durch dieses Zeichen einen großen Sieg über das Heidentum errungen hatte, den andern Teil ließ sie in einen silbernen Behälter verschließen, welchen sie dem Bischof von Jerusalem übergab, daß er für alle Zeiten aufbewahrt würde. Er wurde sorgfältig bewahrt und nur der Bischof konnte aus besonderer Gnade und zu besonderem Segen kleine Stückchen davon verschenken. In den ersten Zeiten brachte die heilige Melania, die ältere, dem heiligen Paulin ein Stück vom wahren Kreuze, und dieser schickte wieder ein Teilchen hievon an Sulpitius Severus, einen der ersten gallisch-römischen Geschichtsschreiber. Der hl. Paulinus schreibt in einem seiner Briefe (XI), das Holz des hochheiligen Kreuzes besitze in seinem empfindungs- und leblosen Stoffe eine gewisse göttliche und übernatürliche Lebenskraft, so daß es, soviel auch täglich von ihm solcher kostbaren Teilchen abgeschnitten würden, um den Wünschen frommer Personen zu genügen, doch nie eine Abnahme erleide und immer in seiner frühern Vollkommenheit bleibe, als wäre es nie berührt worden.

Täglich löst man Stücke von ihm ab, und gleichwohl bleibt es immer vollständig der Verehrung der Völker ausgestellt. Diese unverwüstliche Kraft ist eine Folge der Berührung mit jenem göttlichen Fleische, welches den Tod erduldet hat, ohne der Verwesung zu verfallen.

Der Geschichtsschreiber Sokrates sagt, nach dem Glauben aller Bewohner von Constantinopel habe Constantin das Stück vom heiligen Kreuze, das ihm seine Mutter geschickt hatte, in eine seiner Bildsäulen einsetzen lassen, welche er bald nachher auf eine Porphyrsäule auf den nach ihm benannten Platze zu Constantinopel setzen ließ; denn er glaubte, dieses heilige Holz werde der Schutz und Schirm der neuen Hauptstadt des Reiches sein. Der heilige Ambrosius versichert, Helena habe aus einem der Nägel einen Pferdezügel für Constantin machen lassen, den zweiten habe sie auf einem seiner Helme befestigt und den dritten ins adriatische Meer geworfen, um die häufigen Stürme zu verhindern, was Gott auch um ihres Glaubens willen gewährt habe. Als dieses Meer auf diese Weise geheiligt war, trugen auch die Seeleute, welche es befuhren, Sorge, sich durch Gebet und Hymnengesang zu heiligen. Constantin wollte den Calvarienberg mit stolzen Gebäuden verschönern, und schrieb deshalb an den Bischof Makarius von Jerusalem einen noch erhaltenen Brief, um über die Bauart dieses neuen Tempels, über die erforderlichen Kosten, Künstler und Arbeiter seinen Rat einzuholen. Er beauftragte Dracilianus, den Statthalter von Pälastina, dem Priester Eustathius von Constantinopel, einem Bauverständigen, welcher unter Valens als Bekenner starb, alles zum Bau nötige zu liefern. Eusebius beschreibt den Bau und die Pracht dieser Basilika folgendermaßen:

„Das heilige Grab bildete gleichsam das Haupt derselben, es war mit schönen, aus alten Tempeln genommenen Säulen verziert. Diese Kapelle hieß Anastasia oder Auferstehung, sie war geräumig genug, um zum Predigen verwendet zu werden. Daran stieß ein großer unbedeckter Raum, eine Art von Kloster, mit Säulen und Galerien umschlossen; eine Seite erstreckte sich gegen die Wohnung des Bischofs, und in der Mitte befanden sich die Ueberreste des Gartens und der Felsen von Golgatha. Das Schiff der Basilika zog sich dem heiligen Grab gegenüber gegen Osten, ein Werk von wundervollem Ebenmaß. Das Innere war mit vielfarbigem Marmor verkleidet, und die Außenseite mit fein geschliffenen und wohlgefügten Steinen verziert, welche an Schönheit dem Marmor nicht nachstanden. Das Dach war, um im Winter dem Regen besser Widerstand zu leisten mit Blei bedeckt. Das Innere war mit Schreinwerk getäfelt und das Getäfel mit Gold überkleidet, das in der ganzen Kirche einen wundervollen Glanz verbreitete. An den beiden Seiten des Gebäudes befanden sich zwei Galerien, eine niedere und eine höhere, ebenso lang als die Kirche, die Wölbung war in der Nähe des Portals ebenfalls getäfelt und vergoldet; nach Außen waren sie von hohen Säulen getragen, innen aber ruhten sie nur auf viereckigen, durch zahllose Verzierungen verschönerten Stützen. Auf der Ostseite befanden sich drei Pforten. Diesen drei Pforten gegenüber war eine Art Halbkreis, der Hauptteil des Gebäudes, der mit eben so vielen Säulen umgeben war, als es Apostel giebt. Am Knaufe jeder Säule befanden sich große silberne Körbe, welche der Kaiser zu Ehren der zwölf Apostel geweiht hatte."

Als diese schöne, durch die eifrigen Bemühungen der heiligen Helena begonnene Auferstehungskirche

gegen das Ende des Jahres 335 vollendet war, versammelte Constantin ein sehr zahlreiches Concil zu deren Einweihung. Die Bischöfe wurden mit großer Pracht empfangen, und die Armen, welche sich zu den Festen der Kirche immer in großer Zahl einfinden, erhielten reiche Geschenke an Geld und Kleidern.

Die heilige Helena besuchte alle durch das Leben des Erlösers merkwürdigen Orte und ließ überall Denkmale ihrer Frömmigkeit zurück. Die durch die Geburt Jesu Christi geheiligte Höhle zu Bethlehem war, wie die Stätte des Leidens, durch Hadrian entweiht worden. Dieser Fürst hatte daselbst einen Adonistempel bauen und ein Gehölz um denselben herumpflanzen lassen, um darin jeden gotteslästerlichen und abscheulichen Götzendienst zu treiben. Gleichwohl war dieser Winkel der Erde selbst unter den Heiden berühmt als Geburtsort jenes Gekreuzigten, welcher so viel Aufsehen in der Welt machte, den Mund der Orakel schloß und die Ruhe der Cäsaren störte.

Mit frommer Sorgfalt schmückte und bereicherte die heilige Helena diese heilige Höhle. Sie ließ auch auf dem Oelberge eine Kirche in Rundform erbauen; allein die Mitte der Kirche, den Ort, von welchem Jesus Christus sich in den Himmel erhob, konnte man nie mit Marmor bedecken, so wie auch die Höhle nie überwölbt werden konnte.

Helena's Demut war noch größer als ihre Nächstenliebe. Sie kam mit dem Volke zu den öffentlichen Versammlungen in bescheidenem Gewande, nahm nie einen Vorzug vor den übrigen Frauen in Anspruch, und verbeugte sich vor den gottgeweihten Jungfrauen. Als sie dieselben zu sich zu Tische lud, wollte sie sich nicht von andern bedienen lassen, sondern wusch ihnen selbst, als Aufwärterin gekleidet, die Füße, trug die Speisen auf und reichte ihnen zu trinken.

Ueberall hinterließ die Heilige Helena Beweise ihrer königlichen Freigebigkeit. Auf ihrer Reise durch den Orient machte sie den Städten, den Mönchen, den Soldaten und Privatleuten, besonders aber den Armen reiche Geschenke. Den Einen gab sie Geld, den Andern Kleider, befreite die Gefangenen und die zu den Bergwerken Verurteilten, rief Verbannte zurück und unterstützte die Schwachen gegen ihre Unterdrücker.

Nachdem Helena ihr Leben bis zum Alter von fast 80 Jahren in beständigem Glück in voller Gesundheit und mit unglaublicher geistiger Rührigkeit zugebracht, nachdem sie in Wort und That Früchte des göttlichen Wortes zu Tage gefördert, nachdem sie auf Erden schon vielfältigen Lohn für ihre Tugend empfangen hatte, sollte ihr im Himmel noch viel größerer zu Teil werden, in welchen sie bald nach ihrer Reise von Palästina nach einem ihrem Leben entsprechenden Tode eintrat. Zu Constantin zurückgekehrt, gab sie ihm, ihre baldige Auflösung ahnend, ausgezeichnete Lehren, sich selbst und sein Reich gut zu regieren, und mit großer Sorgfalt über seine Unterthanen zu wachen; dann sagte sie ihm und ihren Enkeln Lebewohl, vermachte ihnen in ihrem Testamente die umfangreichen ungeheuren Güter, welche sie in allen Teilen des Reiches besaß und starb voll Freude und Frieden gegen das Jahr 328.

Der Leib der heiligen Helena wurde nach Rom gebracht und in eine als Begräbnisstätte des heiligen Marcellinus und Petrus schon berühmten Katakombe Inter duos lauros beigesetzt, über welcher der Kaiser eine kleine Kirche unter ihrer Anrufung erbauen ließ.

Das Andenken an die heilige Helena knüpft sich auch an die Basilika zum heiligen Kreuze in Jerusalem, welche eine schöne, unsrer Heiligen geweihte Kapelle enthält, und an einige Gemälde Pinturicchio's.

Seit dem fünften Jahrhundert hat die Kirche den 3. Mai zur Feier der Auffindung, und den 14. September zum Feste der Erhöhung des heiligen Kreuzes bestimmt, und feiert an diesem Tage auch das glorreiche Gedächtnis an die wunderbaren Triumphe des Kreuzes unter Kaiser Heraklius.

Wir entnehmen folgende Erzählung derselben dem römischen Brevier, dieser heiligen Arche, welche so viele Schätze der Ueberlieferung, der Wissenschaft und Frömmigkeit in sich schließt:

„Gegen das Ende der Regierung des Phokas nahm Chosroes, König von Persien, nachdem er Egypten und Afrika unterjocht und Jerusalem eingenommen hatte, wo er tausende von Christen hinmordete, das Kreuz unsers Herrn, welches Helena auf dem Kalvarienberg aufgestellt hatte, mit sich nach Persien. Heraklius, des Phokas Nachfolger, bat, des Kriegsjammers und erlittenen Verluste müde, den Perserkönig um Frieden, selbst unter den härtesten Bedingungen. Aber dieser Fürst, den seine Siege stolz gemacht hatten, wies die Friedensanträge schnöde zurück. Zum Aeußersten getrieben nahm der griechische Kaiser zu unablässigem Gebet und Fasten seine Zuflucht, hob auf Gottes Befehl ein Heer aus, lieferte dem Feinde mehrere Schlachten, überwand drei Feldherrn des Chosroes und vernichtete die persischen Heere.

Chosroes, durch diese Niederlagen entmutigt, ergriff die Flucht, und nahm, als er über den Tigris zu setzen im Begriffe stand, seinen Sohn Medarsas zum Mitregenten an. Ueber diese Schmach erbittert, beschloß sein älterer Bruder Siroes den Vater und den Bruder aus dem Wege zu räumen, was er auch bald darauf nach ihrer Heimkehr ausführte. Heraklius gewährte ihm den Frieden unter verschiedenen Bedingungen, worunter die erste war, das Kreuz Jesu Christi zurückzugeben. So erhielt man das Kreuz wieder zurück, nachdem es 14 Jahre lang in den Händen der Perser gewesen war, und Heraklius trug dasselbe bei seiner Rückkehr nach Jerusalem unter großer Feierlichkeit auf seinen eigenen Schultern auf den Berg, auf den es der Erlöser getragen hatte.

Diese That ist durch ein außerordenliches Wunder merkwürdig. Heraklius, mit Gold und Edelsteinen beladen, mußte an der Pforte, welche zum Kalvarienberge führte, stille stehen, denn so sehr er sich auch bemühte, vorwärts zu gehen, immer schien er wunderbarer Weise zurückgehalten zu werden. Als Hera-

klius und alle Uebrigen staunten, sagte Zacharias, der aus der Gefangenschaft der Perser befreite Bischof von Jerusalem: „Ich fürchte, o Kaiser, daß du in deinem Triumphgewande die Armut und Demut Jesu Christi in seiner Kreuztragung zu wenig nachahmest.“ Von der Wahrheit dieser Worte ergriffen, legte Heraklius seine reichen Gewänder ab, zog seine Schuhe aus, und setzte, mit einem armen Gewande angethan, mit Leichtigkeit den Rest des Weges zurück. Er stellte sodann das Kreuz auf dem Kalvarienberg an den nämlichen Ort, wo es von den Persern geraubt worden war.

Wir wissen aus der Geschichte der heil. Maria von Egypten, daß man von Alexandrien zur Sommerszeit schaarenweise nach Jerusalem wallte, um der Feier der Kreuzerhöhung anzuwohnen. Es wurden Festlichkeiten und feierliche Umzüge veranstaltet, bei welcher dieses christliche Siegeszeichen vorangetragen wurde. Das Volk sang den Hymnus: Vexilla regis prodeunt, wobei der Chor der Bischöfe, Priester und Mönche respondierte. Nach der Rückkehr in die Basilika auf dem Kalvarienberg, die mit reichem Schmucke, kostbaren Edelsteinen und Lampen geziert war und von Weihrauch duftete, hielt ein Bischof eine Lobrede auf die Macht und Größe des Kreuzes.

Der heil. Leo der Große hat gleichsam das Echo dieser Lobeserhebungen in den hier folgenden Bruchstücken gesammelt.

„Nachdem Christus am Kreuze erhöht worden, sei euer Geist, Geliebte, nicht bloß auf jenes Bild gerichtet, welches jene Gottlosen schauten, zu denen Moses sagt: Dein Leben wird sein, wie wenn es vor dir hinge. Tag und Nacht wirst du dich fürchten und deines Lebens nicht sicher sein. In der That, als sie Jesus gekreuzigt sahen, konnten sie nur an ihr Vergehen denken, ergriffen nicht von jener Furcht, welche den wahrhaft Glaubenden rechtfertigt, sondern von der, welche ein böses Gewissen foltert; aber wir, die vom Geiste der Wahrheit Erleuchteten, dürfen mit freiem und reinem Herzen den Ruhm des Kreuzes betrachten, der im Himmel und auf Erden strahlt; wir dürfen mit dem innern Lichte des Verstandes das Geheimnis erwägen, welches der Herr seinen Jüngern offenbarte, als er im Hinblick auf sein nahes Leiden ihnen sagte: „Jetzt ist das Gericht der Welt, und jetzt wird der Fürst dieser Welt hinausgestoßen und wenn ich von der Erde erhöht sein werde, werde ich Alles an mich ziehen.“ O wunderbare Macht des Kreuzes! O unaussprechlicher Ruhm des Leidens, wo der Herr wie auf seinem Richterstuhle sitzt, wo die Welt gerichtet wird, wo ein gekreuzigter Gott seine Macht offenbart! Du hast, o Herr, in Wahrheit Alles an dich gezogen, denn während du einen ganzen Tag deine Hände gegen ein ungläubiges und rebellisches Volk ausstrecktest, hast du die ganze Welt bewogen, deine Majestät anzuerkennen. Du hast Alles an dich gezogen, o Herr, als alle Elemente sich verschworen, voll Abscheu das Verbrechen der Juden zu verdammen; als die Lichter des Himmels sich verfinsterten, als der Tag sich in Nacht verwandelte, als die Erde durch ungewöhnliche Bewegung erschüttert wurde, als alle Geschöpfe den Gottlosen ihren Dienst zu versagen schienen. Du hast, o Herr, Alles an dich gezogen, als der Vorhang des Tempels zerriß, um anzudeuten, daß das Heiligtum nicht mehr von so unwürdigen Priestern verwaltet werden dürfe, und daß der Schatten der Wahrheit weichen müsse, die Weissagung der klaren Erfüllung des Vorhergesagten und das Gesetz dem Evangelium. Du hast Alles an dich gezogen, o Herr, damit die Andacht der Nationen auf der ganzen Erde offen und ohne Schatten Geheimnisse feiern, die bis dahin nur unter der Hülle von Bildern und nur im Tempel Judas gefeiert wurden. Denn jetzt ist der Rang der Leviten glänzender, die Würde der Priester höher, die Salbung der Hohenpriester heiliger, weil euer Kreuz die Quelle aller Segnungen und der Ausgangspunkt aller Gnaden ist, und durch seine Kraft die Schwachen, stark, die Beschimpften geehrt, die Toten lebendig werden.“

Der heilige Agapitus.

Martyrer.

Jahr 273.

Dieser Heilige wurde, da er noch sehr jung war, von den Heiden verhaftet, und zu Präneste, jetzt Palestrina genannt, 24 Meilen von Rom, unter grausamen Qualen hingerichtet. Seinen Tod setzte man unter Aurelius Regierung gegen das Jahr 273. Sein Name ist berühmt geworden durch die Schriften großer Heiliger. Chelidonius, Bischof von Besançon, brachte im Jahr 445 das Haupt dieses heil. Martyrers von seiner Reise nach Rom zurück und setzte es in der Kirche zum heiligen Stephanus bei. Jetzt befindet es sich in der Kirche zum heiligen Johannes, wohin es der Erzbischof Hugo I. gegen die Mitte des elften Jahrhunderts versetzte.

19. August.

Der heilige Ludwig,

Bischof von Toulouse.

Jahr 1297.

Ludwig, Großneffe des heiligen Ludwig, Königs von Frankreich und durch seine Mutter ein Neffe der heiligen Elisabeth von Ungarn, wurde im Jahr 1274 zu Brignoles in der Provence geboren. Sein Vater war Karl, nachmals unter dem Namen Karl II. König von Neapel und Sicilien, und seine Mutter Maria Tochter Stephans V., Königs von Ungarn. Von Kindheit auf zeigte er eine große Tugendanlage. Schon mit 7 Jahren übte er freiwillige körperliche Abtötungen, indem er oft auf einer neben seinem Bette ausgebreiteten Strohmatte schlief. Seine Mutter ließ ihn aus religiösen Beweggründen das üben, wozu die Heiden ihre Kinder anhielten, damit sie ihren Körper stärkten und zu den schweren Anstrengungen des Krieges vorbereiteten. Sie hatte die Freude, den Sohn ihren Wünschen vollkommen entsprechen zu sehen. — Ludwig machte täglich neue Fortschritte in der Frömmigkeit, und unwartete Versuchungen, mit welchen Gott ihn prüfte, vollendeten die Reinigung seines Herzens und seine vollständige Losreißung von der Welt.

Im Jahre 1284, 2 Jahre nach dem allgemeinen Aufstand beider Sicilien, wurde Karl der Lahme, der Vater des heiligen Ludwig, damals Prinz von Salerno, in einem Seegefecht vom König von Aragonien gefangen genommen. Da sein Vater Karl I. nach einigen Monaten starb, riefen ihn seine Freunde zum König von Sicilien aus; aber seine Gefangenschaft dauerte 4 Jahre, und nur unter sehr harten Bedingungen wurde er freigegeben. Er mußte 50 Edle und 3 seiner Söhne als Geiseln stellen, unter welchen sich auch Ludwig, damals 14 Jahre alt, befand. Sieben Jahre wurde er zu Barcenola in strenger Haft gehalten, aber nie verlor er seine Seelenruhe, und gewöhnlich sprach er seinen Gefährten mit folgenden Worten Mut in ihren Leiden ein: „Das Unglück ist denen sehr nützlich, welche Gott dienen wollen, es giebt uns Anlaß, Geduld, Demut und Ergebung in den göttlichen Willen zu üben und wir sind dann besser als zu jeder andern Zeit zur Uebung der Tugenden geeignet."

Ludwig war nicht zufrieden, bloß die Härte der Gefangenschaft mit Geduld zu ertragen, sondern übte auch noch außerordentliche Bußwerke. Er fastete mehrere Tage in der Woche und versagte sich alle eitlen oder gefährlichen Ergötzungen. Täglich betete er die kirchlichen Tageszeiten nebst denen der seligsten Jungfrau und vom Leiden Christi, und beichtete jeden Tag vor der hl. Messe, um den hl. Geheimnissen mit der größten Herzensreinheit beizuwohnen. Da er in der Stadt Barcelona frei umhergehen durfte, so besuchte er oft die Kranken in den Spitälern, und weil man den beiden Franziskanermönchen, welche gewöhnlich bei ihm waren, erlaubte, immer in seinem Zimmer zu bleiben, so stand er bei Nacht mit ihnen zum Gebete auf und ließ sich von ihnen in der Philosophie und Theologie unterrichten. Von einer gefährlichen Krankheit befallen, that er das Gelübde, wenn er wieder genesen würde in den Franziskanerorden zu treten. Nach seiner Genesung war sein dringendster Wunsch, das Gott geleistete Versprechen erfüllen zu können.

Endlich wurde er im Jahre 1294 durch den zwischen seinem Vater und König Jakob II. von Arragonien geschlossenen Vertrag in Freiheit gesetzt, wobei unter andern die Bedingung gemacht wurde, daß letzterer Blanka, die Schwester Karl des Lahmen, zur Ehe nehmen sollte. Noch eine andere Verbindung lag beiden Höfen sehr am Herzen; unser Heiliger sollte sich nämlich mit der Prinzessin von Majorka, Schwester des Königs von Arragonien, verehelichen, und sein Vater versprach, das Königreich Neapel an ihn abzutreten, das er wieder zurückbekommen hatte. Sein älterer Sohn Karl, Prinz von Salerno, war durch seine Mutter, eine Schwester des verstorbenen Königs Ladislaus IV., König von Ungarn geworden. Der heilige bestand aber fest auf seinem Entschlusse, sich Gott zu weihen, und entsagte zu Gunsten seines jüngeren Bruders Robert seinem Recht auf die Krone von Neapel. Er wollte lieber dem demütigen und armen Jesus folgen, als die Ehren der Welt besitzen, welche ihre Anhänger nur mit zeitlichen Gütern lohnt.

„Jesus Christus", sagte er damals, „ist mein Reich; wenn ich nur ihn besitze, dann habe ich Alles, wenn ich ihn aber nicht besitze, habe ich Alles verloren."

Da sich seine Familie seinem Eintritte bei den Minoriten widersetzte, verschoben die Obern die Aufnahme um einige Zeit, und er empfing darum nur die heiligen Weihen zu Neapel. Der heilige Papst Cölestin IV. bestimmte ihn ihm Jahr 1264 zum Erzbischof von Lyon, da er aber eben erst die Tonsur erhielt, so hatte er ein Mittel an der Hand, den Papst zum Aufgeben dieses Planes zu bewegen. Mit Altersdispense des Papstes Bonifacius VIII. erhielt er mit 22 Jahren die Priesterweihe in der Kirche des heiligen Laurentius. Nach einer zweiten Dispense wurde er zum Bischof von Toulouse ernannt, und kraft des Gehorsams zur Annahme der Würde verpflichtet. Zuvor jedoch reiste er nach Rom, wo er, um seinem Gelübde zu genügen, bei den mindern Brüdern im Kloster Ara Celli am Vorabende vor Weihnachten

im Jahre 1206 das Ordensgelübde ablegte. Im Februar des folgenden Jahres empfing er die bischöfliche Weihe.

In dem Gewand eines armen Mönchs erschien er in seinem Bistume, allein man empfing ihn zu Toulouse mit der Ehrfurcht, die einem Heiligen und der Pracht, die einem Prinzen gebührt. Seine Bescheidenheit, Milde und Frömmigkeit flößte allen, die ihn sahen, Liebe zur Tugend ein. Seine erste Sorge war, die Spitäler zu besuchen und für die Bedürfnisse Unglücklicher zu sorgen. Als er von dem Stande seiner Einkünfte unterrichtet war, schied er einen kleinen Teil derselben für seinen Hausunterhalt aus und bestimmte das Uebrige den Armen. Täglich hatte er deren 25 bei sich zu Tische und bediente sie selbst. Das ganze Bistum erfreute sich seiner milden Gaben und auf seinen Visitationsreisen ließ er überall Beweise seiner Mildthätigkeit, seines Eifers und seiner Heiligkeit zurück. So mühsam auch seine apostolischen Arbeiten waren, so änderte er doch nichts an seinen Bußwerken. Täglich las er die heilige Messe und predigte oft.

Ueber die Größe seiner Pflichten erschreckt, wollte er seine bischöfliche Würde niederlegen, aber seine Vorstellungen wurden nicht berücksichtigt. Er sagte zu denen, die sich seinem Rücktritte widersetzten: „Mag die Welt mich verdammen, ich werde das nicht achten, wenn ich nur eine Last ablegen kann, die für meine Schultern zu schwer ist; ist es nicht besser, mich derselben zu entledigen, als Gefahr laufen, durch ihre Schwere erdrückt zu werden?" Gott erfüllte seinen Wunsch, indem er ihn zu sich rief. Er mußte eine Reise in die Provence antreten, erkrankte aber auf dem Schloß Brignoles. Als er sein Ende nahen fühlte, sagte er zu den Umstehenden: „Nach einer gefährlichen Reise sehe ich mich nun dem Hafen nahe, nach dem ich mich schon lange glühend gesehnt habe. Ich werde meinen Gott genießen, an dessen Besitz die Welt mich hinderte. Bald werde ich von dieser drückenden Last befreit sein, die ich nicht zu tragen vermag.

Knieend und unter Thränen empfing er die heilige Wegzehrung und bewies noch in den letzten Augenblicken sein Vertrauen auf die allerseligste Jungfrau, indem er häufig den englischen Gruß betete. Er starb am 19. August 1297, noch nicht 24 Jahre alt und wurde nach seinem Wunsche bei den Franziskanern zu Marseille begraben. Johann XXII. sprach ihn im Jahr 1317 zu Avignon heilig und richtete ein hierauf bezügliches Breve an die noch lebende Mutter des Heiligen. — Im Jahr 1423, als Marseille durch Alphons den Großmütigen, König von Neapel geplündert wurde, wurden seine Reliquien nach Valencia in Spanien gebracht.

20. August.

Der heilige Bernhard,

Abt zu Clairvaux und Kirchenlehrer.

Jahr 1153.

Bernhard wurde im Jahr 1091 auf dem Schlosse Fontaines bei Dijon geboren. Sein Vater Tecelin stammte aus einer der ersten Familien der Provinz, seine Mutter Elisabeth, Tochter des Grafen Bernhard von Montbard, war mit den Herzogen von Burgund verwandt, beide aber zeichneten sich noch mehr durch Frömmigkeit als durch ihre hohe Geburt aus.

Kaum war Bernhard geboren, als ihn seine Mutter Gott weihte. Sie erzog ihn mit besonderer Sorgfalt in der Hoffnung, daß er später gewürdigt werde, dem Altare zu dienen. Sie schickte Bernhard nach Chatillon an der Seine, um in der Schule der dortigen Stiftsherrn seine Studien zu machen.

Der Jüngling liebte schon damals die Einsamkeit; er war immer gesammelt, gelehrig, leutselig, gefällig gegen jedermann; in seinen Gebeten bat er Gott besonders um die Gnade, seine Unschuld nie durch eine Sünde zu beflecken. Den Armen gab er alles Geld, das er von seinen Eltern erhielt. Seine Lehrer waren sehr erstaunt über seinen lebhaften und durchdringenden Geist, bewunderten seine Fortschritte, die weit über sein Alter gingen. Aber während er dem Unterricht seiner Lehrer zuhörte, war er zugleich

noch viel aufmerksamer auf die Stimme Gottes, welcher innerlich durch seine Gnade zu ihm sprach. Als er einst in der Christnacht auf den Beginn der Tagzeiten wartete, und sein Haupt ein wenig neigte und einschlief, erschien ihm in einer Vision das Jesuskind. Seine göttliche Schönheit entzückte ihn so, daß er sich von diesem Tage an von der zärtlichsten Andacht zu dem Geheimnisse des fleischgewordenen Wortes entflammt fühlte, und so oft er Gelegenheit fand, davon zu sprechen, that er es mit unaussprechlicher Zartheit und Salbung. Aus Liebe zur Keuschheit wachte er sorgfältig über seine Sinne, und er schien kaum einen Leib zu haben, so vollkommen hatte er denselben dem Geiste unterworfen. Zu Chatillon studierte er Theologie und die heilige Schrift. — In seinem 19. Jahre verlor er seine tugendhafte Mutter.

Bernhard, der damals wieder auf dem Schlosse Fontaines sich befand, war ganz sich selbst überlassen. Sein Vater konnte bei seinen Geschäften und da er bei dem Heere bleiben mußte, nicht über seine Aufführung wachen. Er erschien in der Welt mit Allem ausgestattet, was einem jungen Mann von Stand schmeicheln und ihn empfehlen kann. Ein lebhafter und gebildeter Geist, eine mehr als gewöhnliche Klugheit, natürliche Bescheidenheit, gefällige Manieren, ein sanfter und gefälliger Charakter und Annehmlichkeit im Umgange gewann ihm die Herzen Aller, die in seiner Umgebung lebten. Aber alle diese Vorzüge konnten sein Heil gefährden. Von da an dachte er auf Mittel, die Welt zu verlassen, um sich nach Citeaux zurückzuziehen. Da er gleichwohl noch etwas unschlüssig war, so trat er eines Tages, als er einen seiner Brüder besuchte, der mit dem Herzog von Burgund das Schloß Grançai belagerte, in eine Kirche, wo er Gott unter vielen Thränen bat, ihm seinen Willen kund zu thun, um ihm Mut einzuflößen, demselben nachzukommen. Nach diesem Gebete fühlte er sich fest entschlossen, in den Orden der Mönche von Citeaux einzutreten. Seine Familie widersetzte sich Anfangs der Ausführung dieses Planes, allein er verteidigte seine Sache so gut, daß diejenigen, welche sie mißbilligt hatten, selbst seinem Beispiele folgten.

Sie entschlossen sich alle zusammen den nämlichen Stand zu wählen. An dem zur Ausführung des Vorhabens bestimmten Tage zog Bernhard mit seinen Brüdern auf das Schloß Fontaines, um dem Vater Lebewohl zu sagen und seinen Segen zu empfangen. Ihren jüngeren Bruder Nivard ließen sie bei ihm zurück, daß er sein Trost im Alter sei. Als

Der heilige Bernhard begiebt sich mit seinen Brüdern auf das Schloß Fontaines, um von seinem Vater Abschied zu nehmen.

sie bei ihrer Abreise ihn mit andern Kindern spielend trafen, sagte der älteste, Guido, zu ihm: „Lebe wohl Bruder Nivard, du wirst der einzige Besitzer unserer Güter und Ländereien sein." „Was!" erwiderte das Kind mit einer Weisheit, die über sein Alter ging, „ihr nehmet den Himmel für euch und lasset mir die Erde? die Teilung ist zu ungleich." Bald darauf verließ auch er die Welt und folgte ihnen. So blieb von der ganzen Familie nur der betagte Vater mit einer Tochter zurück, von der später die Rede sein wird.

Bernhard brachte mit den 30 Edelleuten, welche er Jesu Christo gewonnen hatte und worunter sich seine Brüder befanden, sechs Monate zu Chatillon zu, um ihre weltlichen Angelegenheiten noch zu ordnen, als dieses geschehen war, machten sie sich nach Citeaux auf den Weg. Vor 15 Jahren war dieses Kloster gegründet worden und Stephan war Abt daselbst. Die kleine Kolonie des heiligen Bernhard kam im Jahr 1113 dort an. An der Pforte warfen sich alle auf die Erde nieder und baten um Aufnahme in die Genossenschaft. Stephan, der ihr inniges Verlangen sah, nahm sie mit Freuden auf und kleidete sie ein. Bernhardt war damals 23 Jahre alt.

Nach Abfluß der Probezeit legte Bernhard mit seinen Gefährten in die Hände des hl. Stephan im Jahre 1114 die Gelübde ab. Er brachte dieses Opfer mit der vollkommensten Entsagung und zog darum auch die reichlichsten Gnaden auf sich herab. Sein Eifer in Erfüllung seiner Pflichten war unglaublich. Unter den mühsamsten Arbeiten verlor er Gott nie aus den Augen und sagte gewöhnlich: er habe zum Verständnis der heiligen Schrift keinen andern Lehrmeister gehabt, als die Buchen und Eichen des Waldes. In der That war jene geistliche Wissenschaft, die ihn zum Ratgeber der Kirche machte, eine Gabe des heiligen Geistes, die er durch seine bewunderungswürdige Herzensreinheit, sowie durch seine Glut und Beharrlichkeit im Gebet und der Betrachtung erwarb. Sein Aeußeres trug das Gepräge des Friedens und der Demut. Obwohl sein Gesicht vom Fasten außerordentlich bleich und mager war und sein ganzer Leib die Spuren seiner Bußwerke deutlich an sich trug, so bemerkte man doch an ihm etwas Göttliches, welches die Herzen rührte und gewann.

Die Zahl der Mönche von Citeaux nahm bedeutend zu, und Stephan gründete im Jahre 1113 das Kloster la Ferte in Burgund, zwei Meilen von Chalons an der Saone, und im folgenden Jahre das zu Pontigny in der Champagne, vier Meilen von Auxerre. Graf Hugo von Troyes bot ihm einen Platz auf seinen Ländereien an, um noch ein drittes zu gründen. Da der heilige Abt die wunderbaren Fortschritte sah, welche Bernhard im geistlichen Leben gemacht hatte, und den außerordentlichen Erfolg seiner Unternehmungen, welche die Ehre Gottes betrafen, kannte, so übertrug er ihm diese Gründung und entließ ihn mit zwölf Mönchen, unter denen sich seine Brüder befanden. Er wurde Abt des Klosters, das sie gründeten.

Die zwölf Mönche zogen, ihren Abt an der Spitze, in Prozession und unter Psalmengesang von Citeaux ab und blieben in einer Wüste in der Diözese Langres in einem Walde, welcher vielen Räubern als Aufenthalt diente. Sie hieß das Wermutsthal. Sie rotteten einen Teil des Waldes aus und erbauten sich mit Hilfe des Bischofs von Chalons und der Bewohner der Umgegend kleine Zellen. Oft befanden sie sich in der äußersten Not, sie genossen Gerstenhirse oder Wickenbrod, ihr Getränk war oft aus Buchenblättern bereitet.

Der heilige Bernhard.

Anfangs war der Heilige äußerst streng gegen seine Mönche, wenn sie sich im Kapitel oder im Bußgerichte auch nur kleiner Zerstreuungen oder ganz leichter Uebertretungen der Regel anklagten. Er nahm nicht genug Rücksicht auf die menschliche Schwachheit, und einige Brüder, die sonst sehr demütig und gegen die Mahnungen ihres Obern sehr folgsam waren, fingen an, darüber mutlos zu werden. Er erkannte seine Fehler und legte sich zur Strafe ein langes Stillschweigen auf, bis er in Folge einer Vision seine Amtsverrichtungen wieder aufnahm und mit wundervoller Salbung predigte.

Ueberall sprach man mit Bewunderung von Bernhards Heiligkeit und sein Kloster wurde so berühmt, daß man daselbst 130 Mönche zählte und man das Thal in

jener Gegend Clara vallis, jetzt Clairvaux (Vichethal) nannte. Das Kloster liegt vier Meilen von Langres in der Champagne und wurde im Jahre 1115 gegründet. Bernhard kannte in seinen Bußwerken keine Grenzen. Ein Schriftsteller berichtet, es sei für ihn eine Pein gewesen, in den Speisesaal zu gehen, und oft habe er denselben verlassen, ohne etwas gegessen zu haben, und habe fast gar nicht geschlafen. Seiner übermäßigen Bußstrenge schrieb man die gefährliche Krankheit zu, welcher ihn gegen das Ende des Jahres 1116 ergriff, und welche eine Zeitlang sein Leben ernstlich bedrohte Wilhelm von Champeaux, welcher in Paris mit Erfolg Theologie gelehrt hatte und damals Bischof zu Chalons war, begab sich, aus Furcht, er möchte seiner Gesundheit zu sehr wehe thun, zu dem Ordenskapitel, welches zu Citeaux gehalten wurde und ließ sich ein Jahr zum Obern wählen. Als solcher kam er nach Clairvaux, gab Bernhard eine Wohnung in einem kleinen, außerhalb der Klostermauern gelegenen Hause, verbot ihm in Bezug auf Speise und Trank sich nach der Regel zu richten und entband ihn aller Sorgen für die Angelegenheiten der Genossenschaft. Der hl. Abt lebte unter der Leitung eines Arztes, dessen Anordnungen er mit voller Unterwürfigkeit und Gleichmut befolgte. Nach einem Jahre kehrte der Heilige vollkommen hergestellt in das Kloster zurück, und begann wieder die frühere Strenge seiner Lebensweise. Sein hochbetagter Vater stellte sich unter seine Leitung, empfing aus seinen Händen das Ordenskleid und starb bald darauf zu Clairvaux.

Der heilige Abt hatte seine übertriebene Strenge, mit der er Anfangs seine Mönche behandelt hatte, abgelegt und leitete sie jetzt mit großer Milde.

Im Jahr 1115 gründete der heilige Stephan die Abtei Morimond in der Champagne. Dieses Kloster, Ferte, Pomigny und Clairvaux, nennt man gewöhnlich die vier Töchter von Citeaux, und jedes hat wieder mehrere sogenannte Filialen unter sich. Von allen diesen Abteien, hat jedoch keine so viele Häuser ins Leben gerufen als Clairvaux.

Im Jahre 1118 gründete der Heilige die Klöster Trois=Fontaines im Bistume Chalons, Fontenai im Bistume Autun, und Tarouka in Portugal. Um eben diese Zeit bewies er auch die ihm von Gott verliehene Wunderkraft. Joubert de la Forte, ein Verwandter von ihm, lag in einer schwerer Krankheit schon drei Tage bewußtlos darnieder. Seine Familie war ganz untröstlich, diesen Mann, dessen Lebenswandel durchaus nicht christlich gewesen, ohne den Empfang der heiligen Sakramente sterben zu sehen. Man ließ Bernhard holen, welcher ihm die Gnade der Aussöhnung mit Gott zu erhalten versprach. Sein Oheim Goldrich und sein Bruder Gerhard tadelten ihn wegen dieses Versprechens, das sie für vermessen hielten, er aber beharrte darauf und warf ihnen ihren Mangel an Vertrauen vor. Er las die hl. Messe für den Kranken, worauf dieser wieder zum Bewußtsein kam, alle seine Sünden beichtete und eines erbaulichen Todes starb. Mehreren andern Kranken gab er durch das heilige Kreuzeszeichen die Gesundheit wieder.

Auf die Bitte des Erzbischofs und des Archidiakons von Paris machte er im Jahre 1162 eine Reise in diese Stadt, wo er den jungen Kirchendienern, welche sich auf die heiligen Weihen vorbereiteten, Unterweisungen gab. Mehrere von ihnen wurden durch seine Reden so gerührt, daß sie ihm nach Clairvaux folgten, um unter seiner Leitung zu leben. Auch einige deutsche Edelleute, welche um diese Zeit nach Clairvaux kamen, erbauten sich sehr an der Andacht und Sammlung der Mönche. Als sie auf der Heimreise sich über das Geschehene und Gehörte mit einander unterhielten, entschlossen sie sich plötzlich, umzukehren, und den hl. Abt um das Ordenskleid zu bitten. Ihre Bekehrung war um so auffallender, als sie bisher ein ganz weltliches Leben geführt hatten.

Während einer Hungersnot im Jahre 1125 erschöpfte er oft durch Almosen die Vorräte seines Klosters, und wurde selbst von einer Krankheit ergriffen, die ihn an den Rand des Grabes brachte.

Trotz seiner Liebe zur Zurückgezogenheit verließ der hl. Bernhard doch oft aus Gehorsam, oder um die Ehre Gottes zu befördern, seine Einsamkeit. Man hatte von seiner Weisheit und Frömmigkeit eine so hohe Meinung, daß die Fürsten in ihren Streitigkeiten ihn zum Schiedsrichter wählten. Die Bischöfe nahmen seine Entscheidungen mit tiefer Ehrfurcht auf und übertrugen ihm die wichtigsten Angelegenheiten ihrer Bistümer. Die Päpste wetteiferten, ihn um Rat zu fragen und betrachteten seine Weisungen wie Befehle. Auch die Völker teilten diese Gefühle des Vertrauens in seine Erleuchtungen und der Ehrfurcht für seine Person. Kurz, man kann sagen, er habe aus seiner Einsamkeit alle Kirchen des Abendlandes geleitet. Bei so vielseitiger Thätigkeit wußte er doch die Sammlung zu bewahren und seine tiefe Demut gestattete ihm nicht, über die Ehre, die man ihm von allen Seiten erwies, stolz zu werden. Ein Streit zwischen dem Erzbischof und den Bewohnern von Rheims bot die erste Gelegenheit, seinen Eifer nach Außen zu bethätigen; er versöhnte Hirt und Heerde, und Gott befestigte nach dem Bericht Wilhelms von Saint Thierri das Ansehen seines Dieners, indem er ihm die Kraft gab, eine wunderbare Heilung zu wirken.

Seine Ermahnungen machten auf den Erzbischof Heinrich von Sens und auf Bischof Stephan von Paris tiefen Eindruck, er bewog diese zwei Prälaten, den Hof zu verlassen und dem weltlichen Leben zu entsagen, welches sie führten. Der berühmte Suger verdankte nach Gott ihm seine Bekehrung. Er wurde im Jahre 1122 zum Abt v. St. Denis erwählt; dann wurde er erster Minister Ludwigs des Dicken und unter Ludwig dem Jüngeren einige Zeit Reichsverweser, und von ihm kann man sagen, daß wenige Hände so gewandt die Zügel der Regierung Frankreichs zu führen wußten. Als ihn aber seine Stellung blendete, und er glaubte, zu einem üppigen Leben berechtigt zu sein, so machte ihm der hl. Bernhard in seiner Apologie Vorwürfe über sein glänzendes Gefolge und wegen seiner zahlreichen Dienerschaft, und hatte seitdem Privatunterredung mit ihm, in welchem er ihm im Ernste seine Pflichten vorhielt. Suger, darüber betroffen, besann sich eines Bessern; er entsagte

seiner Stellung und zog sich in seine Abtei zurück, wo er die volle Ordenszucht wieder herstellte und im Jahr 1152 eines frommen Todes starb. Ebenderselbe baute in drei Jahren und drei Monaten die schöne Kirche zu St. Denis, welche noch steht.

Als Papst Honorius II. am 14. Februar 1130 gestorben war, wurde von der Mehrzahl der Cardinäle am gleichen Tage Innocenz II. zu dessen Nachfolger gewählt. Allein, es bildete sich eine Partei, welche ihn nicht anerkennen wollte und ihrerseits den Cardinal Peter von Leon wählte, welcher sich Anaklet nannte. Dieser, der vordem Mönch zu Clugny gewesen war, bemächtigte sich, ebenso ehrgeizig als mächtig, in kurzer Zeit aller festen Plätze in der Umgegend von Rom.

Innocenz II., ein durch Frömmigkeit ausgezeichneter Mann, dessen Wahl in canonischer Weise geschehen war, mußte nach Pisa fliehen. Die französischen Bischöfe versammelten sich zu Etampes und luden den Abt von Clairvaux zu dem Concil ein. Bernhard erhob mit Macht seine Stimme für Innocenz, wecher von dem Concil und sofort von ganz Frankreich als rechtmäßiger Papst anerkannt wurde. Als Innocenz in dieses Reich kam, wurde er von Ludwig dem Dicken zu Orleans mit Glanz empfangen, und der heilige Bernhard begleitete ihn nach Chartres, wo er König Heinrich I. von England traf. Dieser Fürst war anfangs auf Seiten des Gegenpapstes gestanden, aber, von der Sachlage besser unterrichtet, entschied er sich für Innocenz II. Bernhard begleitete ihn nach Deutschland und nahm Teil an der Unterredung mit Kaiser Lothar zu Lüttich. Der Papst und der Kaiser waren anfangs bezüglich der Investitur der Bischöfe uneins, allein der heilige Abt wußte die Meinungen auszugleichen und die Gemüter zu beruhigen. Nachdem Innocenz im Jahre 1131 zu Rheims ein Concil gehalten hatte, begab er sich nach Auxerre, von wo aus er Clugny und Clairvaux besuchte. In letzterer Abtei wurde er wie anderwärts prozessionsweise, aber ohne allen äußern Prunk empfangen. Die Mönche sangen, grob gekleidet unter Vortragung eines hölzernen Kreuzes, demütig das Lob Gottes, ohne die Augen zu erheben oder umherzuschauen. Bei diesem Anblick konnten sich der Papst und einige der Anwesenden der Thränen nicht enthalten. Das Brot, das man auf den Tisch brachte, war von den Kleien nicht gereinigt; das Mahl bestand aus Kräutern und Gemüsen, nur vor Sr. Heiligkeit wurde eine Schüssel mit Fischen aufgestellt.

Im folgenden Jahre begleitete der heilige Bernhard den Papst nach Italien, wo er die Genueser und einige andere Städte mit ihm aussöhnte, bis er endlich mit ihm zu Rom ankam. Bald nachher, im Anfang des Jahres 1135 kam er nach Deutschland, um eine Versöhnung zwischen Kaiser Lothar und den beiden Neffen Heinrichs V., seines Vorgängers, zu Stande zu bringen. Durch seine Dazwischenkunft kamen die beiden Herzoge auf den Reichstag zu Bamberg im März 1135 bei dem Kaiser wieder zu Gnaden. Zahlreiche Bekehrungen bezeichneten seinen Weg. Unter Anderm bekehrte er Aloide, Herzogin von Lothringen und Schwester Kaiser Lothars, welche seit lange schon ihren Rang und die Religion durch ihren ärgerlichen Lebenswandel entehrte.

Nachdem die Streitigkeiten in Deutschland ausgeglichen waren, kehrte er nach Italien zurück, und wohnte nach dem Willen des Papstes dem Concil in Pisa bei, auf welchem die Schismatiker mit dem Bann belegt wurden. Von da wurde er nach Mailand geschickt, um diese Stadt mit dem heiligen Stuhle auszusöhnen. Er wirkte mehrere Wunder und wurde wie ein vom Himmel gekommener Engel geehrt. Die Milanesen fügten sich gerne seinem Wunsche und entsagten dem Schisma. Was er unternahm, hatte einen glücklichen Ausgang. Nach seinen Lebensbeschreibern war an ihm nichts merkwürdiger als die Demut, welche er mitten unter den Ehrenbezeugungen, womit er von allen Seiten überhäuft wurde, an den Tag legte.

Ankunft des heiligen Bernhard in Rom.

Nachdem sich Bernhard seines Auftrages in Mailand entledigt hatte, kehrte er nach Clairvaux zurück. In seinem Kloster angekommen, verrichtete er zuerst in der Kirche sein Gebet und hielt dann an seine Mönche eine rührende Anrede. Allein nicht lange sollte er die Freuden der Einsamkeit kosten, er ward zu einer Reise in die Bretagne genötigt und kam in die Guienne, wo Wilhelm VIII. Herzog war. Dieser Fürst verfolgte die Anhänger des rechtmäßigen Papstes in grausamer Weise und hatte aus diesem Grund die Bischöfe von Poitiers und Limoges von ihren Sitzen vertrieben. Gerhard, Bischof von Angouleme, war wie er ein Begünstiger des Schismas.

Wilhelm stammte aus einer berühmten Familie, besaß ungeheure Güter, war ein Mann von riesenhafter Statur und von ungewöhnlicher Körperkraft, und besaß eine erstaunliche Geschäftsgewandtheit. Aber er war voll Stolz und Gottlosigkeit und konnte nicht den mindesten Widerspruch ertragen. Ohne Krieg schien er gar nicht leben zu können; rühmte sich der schändlichsten Ausschweifungen, und behielt seit mehreren Jahren seine Stiefschwester gewaltsam bei sich. Der heilige Bernhard hatte sich bei dem Besuche, den er ihm im Jahre 1130 vom Kloster Chateliers aus machte, vorgenommen, vor Allem an seiner Bekehrung zu arbeiten. Der Fürst hörte ihn mehrere Tage mit großer Ehrfurcht an und schien besonders von seinen Gesprächen

über die letzten Dinge des Menschen tief gerührt zu sein, bekehrte sich aber nicht. Bernhard, welcher gelernt hatte, nie am Heile auch der verhärtetsten Sünder zu verzweifeln, verdoppelte seine Bemühungen, Thränen und Gebete; endlich hatte er den Trost, an dem Herzog die ersten Regungen der Gnade zu bemerken. Es gelang, ihn vom Schisma zurückzubringen, aber er konnte ihn nicht bewegen, die ungerecht verjagten Bischöfe wieder einzusetzen. Da alle Versuche erfolglos blieben, ergriff er stärkere Waffen, er ging zum Altare, das heilige Meßopfer darzubringen. Der Herzog und die übrigen Schismatiker blieben als dem Bann verfallene außen an der Kirchthüre stehen. Nach der Wandlung verläßt der heilige Abt, die Hostie auf der Patene tragend, mit funkelnden Augen und glühendem Angesichte den Altar, nähert sich dem Herzoge und sagt zu ihm nicht in bittendem, sondern in befehlendem Tone: „Ich habe bisher Bitten angewendet, und du hast sie immer verachtet. Mehrere Diener Gottes haben ihre Gebete mit dem meinigen vereinigt, du hast sie nicht berücksichtigt. Aber sieh hier den Sohn der Jungfrau, den Herrn und König der Kirche, die du verfolgst, er kömmt in eigener Person, dich zur Reue zu bewegen. Er ist dein Richter und der, in dessen Namen sich alle Knie beugen, im Himmel, auf Erden und unter der Erde. Er ist der gerechte Rächer deiner Vergehen, derjenige, in dessen Hände einst deine im Bösen verhärtete Seele fallen wird. Wirst du ihn auch verachten? wirst du die Kühnheit besitzen, ihn ebenso zu behandeln, wie seine Diener? Der bestürzte Herzog fiel fast bewußtlos zur Erde nieder. Bernhard hob ihn auf und befahl ihm, den Bischof von Poitieres, welcher anwesend war, zu grüßen. Der erstaunte Fürst reichte dem Bischof die Hand und führte ihn an seinen Platz in der Kirche, um dadurch anzudeuten, daß er ihn in seine Würde wieder einsetze und dem Schisma entsage. Der Abt von Clairvaux kehrte darauf wieder zu dem Altare zurück und vollendete das Opfer.

Nachdem Bernhard in der Kirche von Guienne den Frieden hergestellt hatte, kehrte er nach Clairvaux zurück. Aber Wilhelm verfiel in seine alten Verbrechen und beging neue Gewaltthätigkeiten. Der heilige Abt hatte es nicht sobald erfahren, als er ihm in der ernstesten Weise schrieb und seine von der Gnade unterstützten Mahnungen machten auf den Fürsten einen so tiefen Eindruck, daß er sich diesmal für immer bekehrte. So unterdrückte der Eifer und die Klugheit des heiligen Abtes von Clairvaux das Schisma in mehreren Ländern. Indeß fanden die Schismatiker noch einen Beschützer an Roger, König von Sizilien und Herzog von Calabrien. Der Papst ließ Bernhard im Jahre 1137 nach Viterbo kommen und schickte ihn zu diesem Fürsten.

Auf einer zu Salerno veranstalteten öffentlichen Zusammenkunft überwies der Heilige die Anhänger Anaklets des Schismas, und bewog mehrere gewichtige Personen, sich mit der Kirche auszusöhnen, Roger aber, welcher das an sich gerissene Herzogtum Benevent behalten wollte, blieb unbeugsam. Der heilige verließ ihn, um nach Clairvaux zurückzukehren, nachdem er ihm vorhergesagt, er würde von dem Herzog Ranulph, der eben mit einer minder starken Armee als die seinige war, gegen ihn rückte, geschlagen werden. Der im Jahr 1138 erfolgte Tod des Gegenpapstes ließ die Wiederherstellung des Friedens in der Kirche hoffen. Die Schismatiker gaben ihm zwar in der Person eines gewissen Gregor einen Nachfolger; allein dieser entsagte Innocenz gegenüber allen seinen Ansprüchen, und Bernhard trat für alle, welche in das Schisma verwickelt gewesen waren, beim Papst als Vermittler auf.

Ebenso großen Eifer wie für die Reinheit des Glaubens zeigte er auch für Aufrechterhaltung der Einigkeit und der Disziplin, und trat als Kämpfer gegen alle Neuerer seiner Zeit auf. Unter ihre Zahl gehörte der berühmte Abälard. Man hatte in seinen Schriften Irrtümer gefunden, welche das Concil von Soissons im Jahre 1121 verdammte. Er unterwarf sich diesem Urteil und warf mit eigener Hand das davon betroffene Buch ins Feuer. Im Jahre 1139 entdeckte Abt Wilhelm von Saint Thiovri mehrere irrige Sätze in den Werken, welche er nach dem Concil von Soissons verfaßt hatte, und setzte Bernhard und Gottfried, Bischof von Chartres, welcher Legat des römischen Stuhles war, davon in Kenntnis, da er sie für die einzigen Personen hielt, welche das Uebel in der Quelle ersticken könnten. Nachdem er an Abälard geschrieben hatte, und dieser ihm nur mit Schmähungen antwortete, berichtete Bernhard seine Irrtümer an Papst Innocenz II. und an mehrere Bischöfe Frankreichs, welche sich im Jahr 1140 zu Sens versammelten. Sie verwarfen vierzehn aus Abälards Werken gezogene Sätze und Innocenz II. bestätigte ihr Urteil. Auch hatte Bernhard die Irrtümer Arnolds von Brescia zu bekämpfen und that es mit bewunderungswürdiger Klugheit und Beredtsamkeit.

Um dieselbe Zeit war auch in der Bekämpfung der Irrtümer Gilberts Porers, Bischof von Poitiers, thätig, welcher selbst widerrief.

Der Cisterzienserorden war ursprünglich wie der Karthäuserorden ausschließlich den Uebungen der Buße gewidmet, doch findet man in einem Kloster dieses Ordens zu Bazes eine Urkunde, nach welcher auch Kinder unterrichtet werden mußten. Gelehrte wurden in diesen Orden aufgenommen, um sich in den Wissenschaften auszubilden und dadurch der Kirche zu nützen. Der heilige Alerich, der heilige Stephan und der heilige Bernhard, die Begründer des Ordens, waren durch ihr Wissen ausgezeichnet. Konrad, Sohn des Herzogs Heinrich von Bayern, welcher zu Clairvaux im Jahr 1125 das Ordenskleid nahm, hatte vor seinem Eintritte sich zu Köln mit Erfolg auf die Wissenschaft verlegt. Heinrich, der Sohn Ludwigs des Dicken, welcher unter die Zahl der Schüler des heiligen Bernhard trat, und nachmals Bischof von Beauvais und Reims wurde, besaß hohe Bildung. Die von Stephan und seinen Mönchen unternommene Durchsicht der Bibel beweist, daß in seiner Abtei Mehrere die orientalischen Sprachen verstanden. Der heil. Bernhard gründete gute Bibliotheken in allen seinen Klöstern. Die Händearbeit der Mönche von Citeaux bestand wie

bei den Benediktinern nicht blos im Landbau, sondern auch im Bücherabschreiben und man sieht noch heut zu Tag in Clairvaux mehrere sehr schöne Handschriften aus der Zeit des heiligen Bernhard.

Der hohe Ruf der Heiligkeit, in welchem Bernhard stand, zog viele Novizen zu ihm. Sein Kloster zu Clairvaux schloß in seinen ärmlichen Räumen 700 Mönche ein, und er gründete 160 andere Häuser seines Ordens. Nach seinem Tode wurde ihre Zahl so beträchtlich, daß man vor der Zerstörung der Kloster in England und in den nordischen Reichen 800 von Clairvaux abhängige Abteien zählte. Im Jahre 1126 legte Otho, Sohn des Herzogs Leopold von Oesterreich zu Mailand mit fünf jungen Prinzen das Gelübde ab. Unter den Laienbrüdern befand sich Alexander, ein Prinz von schottischem Geblüte; Silo, ein berühmter Professor zu Paris, und Alexus, ein anderer Professor dieser Stadt.

Unter den Mönchen von Clairvaux befand sich Bernhard von Pisa, ein Mann von seltener Gelehrsamkeit und großer Tugend, erster Abt der Kolonie, welche von Clairvaux nach Italien in das Kloster des heiligen Vincentius und Anastasius bei Rom zog. Nach Lucius II., im Jahre 1145, wurde Bernhard von Pisa als Eugen III. zum Papste erwählt. Der Abt von Clairvaux erschrak, als er diese Wahl erfuhr, und schrieb augenblicklich den Kardinälen, den neuen Papst mit ihren Ratschlägen zu unterstützen. Aus Furcht, er möchte über diese große Erhöhung sich selbst vergessen, richtete er an ihn seine Abhandlung über die Betrachtung. Die meisten Päpste schätzten dieses Werk sehr hoch und wählten es zum gewöhnlichen Gegenstand ihrer Lektüre.

Der heilige Bernhard predigt in Begleitung König Konrads einen Kreuzzug.

Die Christen in Palästina waren damals in sehr bedrängter Lage. Die Lateiner hatten im ersten Kreuzzuge im Morgenlande vier Fürstentümer gegründet, das von Edessa, welches eine weite Länderstrecke am Euphrat in sich begriff, Tripoli und Antiochien längs des phönicischen Meeres und das Königreich Jerusalem, welches nach Fulko's Tod im Jahre 1142 an seinen damals 13jährigen Sohn Balduin kam. Die sarazenischen Chalifen von Bagdad hatten ihre Herrschaft verloren und nur als Ausleger Mahomeds eine geistliche Gewalt behalten. Die seldschuckischen Türken errangen die Herrschaft in Persien, dann in Kleinasien und Syrien. Als ihr Sultan Noradin sich Edessa's bemächtigte und die drei andern Fürstentümer mit einem Einfalle bedrohte, schickten diese, außer Stand, sich zu verteidigen, Gesandte nach Europa, um die christlichen Fürsten um schleunige Hilfeleistung anzugehen. Ludwig der Jüngere empfing sie sehr gnädig und Papst Eugen III, welcher im Jahre 1147 nach Frankreich gekommen war, hielt in dieser Angelegenheit mehrere Concilien. Auf Ludwigs Verlangen wurde der Abt von Clairvaux beauftragt, einen zweiten Kreuzzug zu predigen, und Bernhard erfüllte diese Mission mit großem Eifer und in ganz Frankreich mit außerordentlichem Erfolge. Dann bereiste er die größten Städte Deutschlands, wo er die höchste Begeisterung erweckte. Denn Deutschland achtete wie Frankreich und Italien das Ansehen, das ihm der Ruf seiner Heiligkeit und Klugheit verlieh.

Nach Beilegung der nach dem Tode Lothars im Jahre 1137 entstandenen Thronstreitigkeiten wurde Konrad am 22. Februar 1138 zum König von Deutschland gewählt. Er behandelte den heiligen Bernhard auf die ehrenvollste Weise und berief auf die Weihnachtsfeiertage im Jahre 1155 einen großen Reichstag nach Speier, wo er aus den Händen des Heiligen das Kreuz nahm. Zugleich wollte er ihn in mehrere Städte Deutschlands begleiten. Zu Constanz begann jene lange Reihe genau und juridisch beglaubigter Wunder. Zu Basel gab er einem Stummen die Sprache und einem Blinden das Gesicht; zu Straßburg, wo er am 22. Dezbr. in der Domkirche die heilige Messe feierte, heilte er ein lahmes Mädchen und gab einem Hinkenden den Gebrauch beider Beine zurück. Erst am 29. Mai 1147 zog Kaiser Konrad mit einem Heer von 60 000 Fußgänger und fast ebensoviel Reitern ins Morgenland und bald folgte ihm der König von Frankreich nach.

Manuel Comenius war damals Kaiser von Constantinopel. Obgleich Konrad sein Verwandter war, nahm er ihn doch sehr kalt auf. Indeß setzten die Deutschen ihren Marsch fort, zogen durch Bithynien und rückten gegen Lykaonien. Ludwig der Jüngere setzte bei Worms über den Rhein und bei Regensburg über die Donau, zog durch Ungarn, kam im Oktober, zwei Monate nach den Deutschen in Constantinopel an.

Konrad, durch die griechischen Führer irre geleitet, geriet mit seinem Heere an der Grenze von Cappadocien in solche Wildnisse, daß er seine Reiterei nicht anwenden konnte und von den Muhamedanern im November 1147 geschlagen wurde. In Jerusalem angekommen, besuchte er die heiligen Stätten und kehrte im folgenden Jahre

voll Schmerz über die mißlungene Unternehmung nach Deutschland zurück. Ludwig, der seinen Weg über Smyrna und Ephesus genommen hatte, belagerte Damaskus, aber die Eifersucht christlicher Fürsten hinderte den Erfolg, und er schiffte sich wieder nach Europa ein, nachdem er zu Jerusalem seine Andacht verrichtet hatte.

Der schlechte Ausgang dieses Kreuzzuges erregte einen heftigen Sturm gegen den heiligen Bernhard, welcher demselben einen glücklichen Erfolg verheißen zu haben schien. Er erwiderte nur, er habe gehofft, die göttliche Barmherzigkeit werde eine zum Ruhme des Herrn unternommene Sache segnen und die Kreuzfahrer hätten all ihr Unglück ihren Lastern zuzuschreiben. Unterdessen arbeitete er mit gewohntem Eifer an der Bekehrung der öffentlichen Sünder und Häretiker.

Heinrich, ein abtrünniger Mönch und Schüler Peters Bronnys, hatte die Irrtümer seines Lehrers in Aquitanien und im Bistume Mans verbreitet und seine Anhänger brachten sodann seine Lehre in die Provence und nach Languedoc. Sie verführten das Volk und fesselten es durch bittere Schmähungen gegen den Papst, die Bischöfe und Geistlichkeit an sich. Im Jahr 1147 wurde der Cardinal Alberich, Bischof von Ostia, als Legat von Aquitanien und Languedoc geschickt, um dem Umsichgreifen des Uebels zu steuern. Er nahm den heiligen Bernhard mit sich, überzeugt, daß dies das sicherste Mittel sei, seinen Zweck zu erreichen, und er täuschte sich nicht in der Erwartung. Durch seine Heiligkeit und Beredtsamkeit, durch die Kraft seiner Worte und durch mehrere Wunder, wodurch er seine Lehre bekräftigte, erschütterte der Abt von Clairvaux die verführten Seelen und führte eine große Zahl derselben in den Schooß der Kirche zurück.

Der hl. Bernhard hatte i. J. 1113 ein Nonnenkloster seines Ordens zu Baillet oder Juli in dem Bistume Langres gegründet, wo seine Schwester Humbelina im Jahre 1124 die Gelübde ablegte. Die reichlichen Gnaden, welche sie empfing, führten sie zu solcher Heiligkeit, daß sie alle, welche sie kannten, bewunderten. Oft brachte sie die Nächte mit Psalmengebet und Betrachtung des Leiden Jesu Christi zu, und genoß auf dem harten Boden den wenigen Schlaf, den sie der Natur gestattete. Immer war sie die erste bei den verschiedenen Uebungen der Genossenschaft und vollbrachte dieselben mit solcher Andacht, daß die Lauesten durch ihr Beispiel entflammt wurden. So lebte sie siebzehn Jahre. In ihrer letzten Krankheit besuchte sie ihr Bruder, um sie zum Tode vorzubereiten und sie starb mit den Gefühlen heiliger Freude und demütigen Vertrauens am 21. August 1141. Sie wird von der Kirche öffentlich verehrt.

Im Anfange des Jahres 1153 nahm die Gesundheit des heiligen Bernhard bedeutend ab. Als um diese Zeit die Einwohner von Metz von den benachbarten Rittern angegriffen und mißhandelt wurden, beschlossen sie, Rache zu nehmen.

Der Erzbischof von Trier, welcher voraussah, daß es zu vielem Blutvergießen kommen würde, begab sich nach Clairvaux, warf sich dem Heiligen zu Füßen und bat ihn dringend, nach Metz zu kommen, um die erbitterten Gemüter zu beruhigen. Bernhard vergaß seine Krankheit und begab sich dahin. Er löschte in aller Herzen die Regungen des Hasses und versöhnte diejenigen, welche sich gegenseitig den Untergang geschworen hatten.

Als er nach Clairvaux zurückgekehrt war, verdoppelte sich die Heftigkeit seiner Krankheit und nahm einen höchst gefährlichen Charakter an. Bald schien die Heilung unmöglich, denn sein Magen konnte aus Schwäche keine Speise mehr ertragen. Das Anschwellen seiner Beine und verschiedene andere Umstände kündigten an, daß er nicht mehr lange zu leben habe. Als er seine geistlichen Kinder, um sein Lager versammelt, in Thränen zerfließen sah, suchte er sie zu trösten, und nachdem er seine Brüder der göttlichen Barmherzigkeit empfohlen hatte, bereitete er sich mit verdoppelter Zerknirschung und Liebe auf seine letzte Stunde vor. Er verschied am 20. August 1153 im 63. Lebensjahre, nachdem er 38 Jahre Abt von Clairvaux gewesen war. Er wurde in seinem Kloster vor dem Altare der seligsten Jungfrau begraben und Alexander III. versetzte ihn im Jahr 1165 feierlich unter die Zahl der Heiligen.

21. August.

Die heilige Johanna von Chantal.

Witwe und Klosterfrau.

Jahr 1642.

Am 23. Jan. 1572 wurde zu Dijon Johanna v. Chantal geboren. Ihr Vater war Benignus Fremiot, Präsident des Parlaments von Burgund, ein Mann von unantastbarem Charakter. Sie war erst 18 Monat alt, als sie ihre Mutter, Margaretha von Berbisy, verlor, eine sehr tugendhafte Frau, welche ihre Kinder mit einer frommen und erleuchteten Zärtlichkeit erzog. Denn Johanna hatte eine Schwester, welche den Grafen von Effron heiratete und einen Bruder, der als Erzbischof von Bourges starb, und den Glanz seiner Würde noch durch seine Tugenden erhöht hatte.

Der Präsident Fremiot war eben so anhänglich an den wahren Glauben als untadelhaft in seiner Amtsführung. Er wachte mit äußerster Sorgfalt über die sittliche und religiöse Erziehung seiner Kinder, und ersetzte ihnen so den Verlust der Mutter. Sein Eifer ward belohnt; besonders Johanna entsprach demselben in außerordentlicher Weise. Frankreich war durch die Kriege mit den Protestanten beunruhigt; man stritt damals über religiöse Punkte so

wie jetzt über politische Fragen und unterstützte oft die Vernunftbeweise mit Waffengewalt. Selbst die Kinder wurden in diese Kämpfe hineingezogen, und der Präsident unterrichtete seine Kinder über die zwischen den Katholiken und Protestanten strittigen Fragen, nicht um etwa dem Zeitgeiste zu folgen, sondern um diese ihm teuren Seelen zu bewahren und sie nicht verteidigungslos unvorhergesehenen Angriffen der Protestanten ausgesetzt zu sehen.

Die kleine Johanna hörte den religiösen Belehrungen ihres Vaters mit größter Aufmerksamkeit zu, wovon man sich einmal überzeugen konnte, als sich der Präsident mit einem Calvinisten besprach. „Herr", sagte sie, „Sie glauben nicht, daß Jesus Christus im heiligsten Sakramente gegenwärtig ist, indeß er hat gesagt, er sei es; Sie glauben also, er habe nicht wahr gesprochen?" Ueber diesen Angriff etwas überrascht erwiderte der Fremde, was er für diese fünfjährige Glaubensbekämpferin für passend hielt und bot ihr, um Recht zu behalten, kleine Geschenke an, wie sie dem kindlichen Alter Freude machen. Aber Johanna warf als letzten Beweis die Zuckersachen ins Feuer und sagte zu ihrem Gegner: „So mein Herr, werden die Irrlehrer im Feuer brennen, weil sie nicht glauben, was unser Herr gesagt hat."

Johanna, welche beim Empfang der heiligen Firmung diesem Vornamen noch den Namen Franziska beifügte, war in der Tugend nicht weniger standhaft als im Glauben. Als sie ihre ältere Schwester, welche den Grafen von Effron heiratete, nach Poitou begleitete wurde sie einer hinterlistigen und verderbten Frau anvertraut, welche ihr etwas von ihren mehr weltlichen Gesinnungen einzuflößen und das junge Herz zu Vergnügungen und Ergötzungen zu verleiten suchte. Eine heilsame Angst endeckte ihr diese Verführungskünste. Sonst hatte ein einfacher Wechsel der Beschäftigung, das geringste Spiel, eine Lektüre, ein Spaziergang ihr die Zeit vertreiben und Ströme von Freude in ihre reine und friedliche Seele gießen können; jetzt aber kamen ihr diese Dinge geschmacklos vor und konnten eine gewisse, durch lebhaftere Aufregungen bewirkte Unruhe nicht verdrängen. Ihr gesunder Verstand zeigte ihr unter diesen Anfängen von Ueberdruß tiefe Abgründe, sie umging dieselben mit göttlichem Beistande. Sie ließ Alles entfernen, was ihr gefährlich war, und kehrte zu den kindlichen Freuden zurück, welche ihrem noch unschuldigen und reinen Herzen besser zusagten.

Indeß gedachte die Gräfin von Effron ihre Schwester zu verheiraten und richtete ihre Augen auf einen reichen Edelmann von liebenswürdigen Eigenschaften. Johanna Franziska war, Anfangs durch die Verstellung getäuscht, die man ihr gegenüber anwandte, der Heirat nicht abgeneigt, als sie aber erfahren hatte, der junge Mann sei ein Calvinist, so wies sie die beabsichtigte Verbindung unerbittlich zurück. Uebrigens nahm sich jetzt ihr Vater ihrer an und ließ sie wieder nach Dijon kommen, um sie dem Baron von Chantal dem ältesten Sohne des Hauses Rabutin, zur Ehe zu geben, einem tapferen, ehrenhaften, rechtschaffenen und religiösen Manne, welcher mütterlicherseits aus der Familie des heiligen Bernhard stammte.

Nach der Hochzeit begab man sich auf das Schloß Bourbilly, wo Herr von Chantal wohnte. Oft im Kriege abwesend, jung, von hoher Geburt, konnte der Baron den häuslichen Angelegenheiten wenig Aufmerksamkeit schenken und so hatten sich manche

Frau von Chantal ihre Kinder unterrichtend.

Mißbräuche in das Schloß eingeschlichen und endlich festgesetzt. Johanna Franziska suchte sie zu beseitigen. Sie war besorgt um die Dienerschaft, wählte sie aus, wachte über sie und unterrichtete sie in der Religion und in ihren Pflichten. Nichts war besser geordnet als dieses Hauswesen, welchem sie Hände und Augen widmete. Morgens und abends verrichtete man das Gebet, welchem die Baronin mit ihren Dienstboten anwohnte. Alle hörten die heilige Messe, welche sehr früh gelesen wurde; dann hielt sie dieselben zur Arbeit an, welche so verteilt war, daß weder Trägheit noch zu große Anstrengung zu befürchten war. Sie fanden in der edlen Frau den Geist der Ordnung und ein Mutterherz, und wurden in Krankheit und Nöten liebreich von ihr getröstet.

Wenn der Kriegsdienst den Baron auswärts rief, lebte Frau von Chantal zurückgezogener, und gab und empfing nur die unabweisbaren Besuche. Ihr Tage verflossen in Arbeit, Lesung und Gebet, Ihr ganzes Benehmen kündete Reife des Geistes an, und man sagte, außer ihrem Gesichte sei nichts Jugendliches an ihr gewesen. Nie suchte sie Ergötzungen, immer beschäftigt fand sie nie die Zeit lang. Der Hauptgegenstand ihrer Zärtlichkeit waren die Armen; es machte ihr mehr Freude, ihnen Almosen zu geben, als ihnen, soches zu empfangen. Nachsichtig gegen Fehler der Schwachheit, streng, wo es nötig war, immer gut, so bewies sich die Baronin von Chantal gegen ihre Untergebenen. Sobald ihr Mann auf das Schloß zurückgekehrt war, suchte sie sich ihm gefällig zu erweisen, indem sie gute und angenehme Gesellschaften einlud. Sie kürzte ihm zulieb sogar ihre frommen Uebungen ab und fügte sich seinen Wünschen mit unerschöpflicher Güte und mit jener sanften Nachgiebigkeit, welche die Religion naturgemäß einflößt. Gleichwohl wußte sie zur rechter Zeit Einhalt zu thun und wenn es nötig war, einige gute Vorstellungen zu machen; Herr von Chantal war von reizbarer Gemütsart, welche während einer langen Krankheit bedeutend zunahm; den Dienstboten gegenüber wurde seine natürliche Ungeduld zur Heftigkeit und sein rasches Wesen zur Gewaltthätigkeit. Eines Tages machte ihm Johanna Franziska darüber einen Vorhalt aber mit solcher Milde und Vorsicht, daß er ihr antwortete: „Es ist wahr, ich bin zu heftig, aber Du bist zu gut und weißt Dir keinen Gehorsam zu verschaffen.“

Uebrigens war nie der Friede gestört; was die Sanftmut der Baronin nicht verhüten konnte, wußte sie nachträglich zu heilen. So wurde Achtung und Liebe der Lohn ihrer Aufopferung und Alles schien zu ihrem Glücke beizutragen. Ein Sohn und drei Töchter wurden ihr geschenkt und belebten mit ihren Spielen und Liebkosungen die Ruhe, welche sie sich geschaffen hatte. Plötzlich verschwand dieses Glück auf traurige Weise. Der Baron hatte sich von seiner Krankheit noch nicht ganz erholt; es blieb ihm eine gewisse Traurigkeit und er konnte die Ahnung eines nahen Todes nicht unterdrücken. Eines Tages erzählte er selbst, er habe sich im Traume mit blutbeflecktem Kleide gesehen, und diese Erscheinung beunruhige ihn. „Wahrhaftig,“ erwiderte Frau von Chantal, „wenn ich etwas auf Träume hielt, so könnte ich über einen, den ich gehabt habe, wohl erschreckt sein; ich sah mich selbst mit einem langen Wittwenflor umhüllt, aber ich schreibe diesen Traum nur der Furcht zu, Dich zu verlieren, denn ich wurde über denselben so erschreckt, daß es mich nicht wundert, wenn er mir noch lang im Gedächtnis bleibt. Uebrigens glaubte ich, nur Frauen kehrten sich an ihre Träume und die Männer seien weit erhaben über solche Schwachheiten.“

Ein Verwandter des Barons kam bald darauf zu ihm auf Besuch und schlug ihm eine Jagdpartie vor. Aus Gefälligkeit stimmte Herr von Chantal bei, denn er war sonst kein Freund der Jagd. Er nahm ein Gewand von rotgelber Farbe, welches das fürchterliche Unglück herbeiführte. Er verwickelte sich im Gebüsch, als sein Freund durch die Farbe des Kleides getäuscht, auf ihn schoß und ihn tötlich verwundete. Auf sein Geschrei eilte der Freund in größter Verzweiflung herbei. „Mein Vetter,“ sagte der Baron, „Du hast es gegen Deinen Willen gethan, Du hast Dich geirrt, ich verzeihe Dir von ganzem Herzen.“ Dann ließ er einen Priester holen und Frau von Chantal Nachricht geben. „Frau,“ rief er, als sie herbeieilte, „Gottes Wille ist gerecht, man muß ihn achten, sich ihm unterwerfen und sterben.“ „Nein, nein,“ rief die Gattin, in Thränen zerfließend, „man muß auf Rettung denken!“ Thränen und Seufzer erstickten ihre Stimme. Aber am größten war der Schmerz des unglücklichen Verwandten, der unschuldiger Weise das Unglück herbeigeführt hatte. Er warf sich um Verzeihung bittend der Baronin zu Füßen. „Frau,“ sagte der Verwundete, „man muß verzeihen. Gott verzeiht Dir auch und ich bitte Dich darum, denn ich meinerseits verzeihe ihm von ganzem Herzen. Der Schlag kommt von Oben.“

Der Baron besprach sich mit einem Priester und ließ sich dann ins Schloß tragen. Er lebte noch einige Tage, empfing mit großer Andacht die heiligen Sakramente und bewies die vollkommenste Ergebung in den Willen Gottes. Er beruhigte selbst seinen untröstlichen Freund und ließ die geschehene Verzeihung und den Befehl an seine Familie, seinen Tod nicht zu rächen, in die Pfarrakten eintragen. Dann starb er im Alter von 35 Jahren, und hinterließ eine Witwe von achtundzwanzig Jahren mit vier unmündigen Kindern im Jahr 1601.

Das Herz der Frau von Chantal war vom Schmerz zerrissen über dieses große Unglück, aber ihre Standhaftigkeit und Ergebung war so wundervoll, daß sie selbst staunte, so viel ertragen zu können, ohne zu unterliegen. In der Religion und im Himmel suchte sie jene Kraft und Stütze, welche die Zerstreuungen der Welt und die irdischen Dinge nimmer geben. Sie bot sich Gott zum Opfer dar, entschlossen, Alles für ihn zu dulden und nahm zum Voraus alle Leiden an, die sie im Leben treffen würden. Sie verzieh nicht bloß dem unfreiwilligen Urheber ihrer Witwenschaft, wie es ihr Mann verlangt hatte,

sondern um ihre Gesinnungen unzweifelhaft an den Tag zu legen, erwies sie ihm bei verschiedenen Gelegenheiten Gefälligkeiten und hob eines seiner Kinder aus der Taufe. Trotz dieser Liebe gegen Gott und gegen die Menschen blutete ihr Herz, aber sie legte auf ihre Wunden einen linden, himmlischen Balsam.

Sie führte übrigens jetzt ein noch zurückgezogeneres und frömmeres Leben als zuvor. Sie brachte die Nächte zum Theil im Gebete zu, sie spendete reichliche Almosen, sie legte ihre kostbaren Kleider ab, um nur noch wollene zu tragen. Sie fastete oft und strenge; ihre Zeit verfloß in religiösen Uebungen, Arbeit und Sorge für ihre Kinder. Sie schilderte uns selbst ihren damaligen Seelenzustand also: „Als es der göttlichen Vorsehung gefiel, die Bande zu brechen, welche mich an meinen Gemahl ketteten, ertheilte sie mir viele Erleuchtungen über die Nichtigkeit dieses Lebens und große Sehnsucht, mich ganz Gott zu weihen. Außer dem großen Kummer über meine Wittwenschaft ließ Gott über meinen Geist so verschiedene und heftige Versuchungen kommen, daß ich, hätte sich nicht seine Güte über mich erbarmt, ohne Zweifel in diesem gewaltigen Sturm zu Grunde gegangen wäre, der mich nie im Frieden ließ und mich so vertrocknete, daß ich mich selbst kaum mehr kannte. Unter diesen Heimsuchungen vermehrte der Herr in mir das Verlangen, ihm zu dienen; der Zug zu Gott war so stark, daß ich Alles hätte verlassen und in eine Wüste fliehen mögen, um ihm rückhaltsloser zu dienen, frei von allen äußern Hindernissen, und ich glaube, wenn mich nicht Gewissenspflicht bei meinen vier Kindern zurückgehalten hätte, so wäre ich ins heilige Land geflohen, um den Rest meiner Tage an diesen durch die Anwesenheit und das für mich vergossene Blut meines Erlösers geheiligten Orten hinzubringen. Ich fühlte eine unsägliche Begierde, den Willen Gottes zu erkennen und demselben zu folgen, was auch daraus entstehe, und dieses Verlangen schien mir so groß zu sein, daß es mich innerlich verzehrte. In meinem Herzen suchte alle Augenblicke mit einer Art innern Rufes auf eine Weise, die ich nicht erklären kann, der Wille Gottes sich zu offenbaren."

Die heil. Johanna von Chantal unterhält sich mit dem heil. Franz von Sales.

Nach Abfluß des Trauerjahres begab sich Franziska nach Dijon, wohin sie ihr Vater verlangte. Er war bestürzt, sie vom Schmerz so entstellt zu sehen und suchte ihr einige Zerstreuungen zu verschaffen. Aber sie wollte ihrem strengen Leben nicht entsagen, und außer wenigen tugendhaften älteren Frauen keine Besuche annehmen. Im folgenden Jahre mußte sie rücksichtshalber und ihrer Kinder wegen sich mit ihnen zu ihrem Schwiegervater nach Monthelon begeben. Sie hatte dort viel zu leiden; der Greis hatte einen sehr grämlichen Charakter, und seine 75 Jahre überantworteten ihn den Launen einer herrschsüchtigen und eigensinnigen Haushälterin. — Die edle Wittwe ertrug mit größter Geduld die Widerwärtigkeiten, die ihr in diesem ordnungslosen Hause zustießen; nie hörte man sie klagen, nie bemerkte man Zeichen von Unzufriedenheit an ihr, sie fügte sich immer mit erstaunlicher Sanftmuth den lästigsten und demüthigsten Zumuthungen. Uebrigens widmete sie den größten Theil ihrer Zeit frommen Uebungen, da sie nichts wünschte, als Gottes Willen zu erkennen und zu erfüllen.

Der Mann, der bei ihr den Dollmetscher der Vorsehung machen sollte, ward ihr geschickt. Franz von Sales, Bischof von Genf, berühmt durch seine liebliche Beredtsamkeit und seine Tugenden, sollte in der Fasten des Jahres 1604 zu Dijon predigen. Die fromme Witiwe sehnte sich, diesen großen Diener Gottes zu hören. Sie ward durch seine Worte außerordentlich gerührt, und was sie noch mehr in Staunen versetzte, sie glaubte ihn schon zu kennen, obwohl sie ihn das erstemal sah. Wirklich schien sie eines Tages, als sie in glühendem Gebet zu Gott um Erleuchtung und um Erkenntniß ihres Berufes flehte, im Geiste einen Mann von milden Zügen zu sehen, während ihr eine innere Stimme ihn als ihren künftigen Gewissensleiter bezeichnete. Jetzt erkannte sie in Franz von Sales den

Mann ihrer himmlischen Vision. Sie traf ihn mehrmals bei ihrem Vater und befragte ihn über die Angelegenheiten ihrer Seele. Alle Worte des hl. Bischofs verschafften ihr ein wunderbares Licht und einen Seelenfrieden, den sie noch nie in solcher Fülle empfunden hatte. Uebrigens waren auch nie zwei menschliche Seelen so geeignet, sich mit englischen Gesprächen gegenseitig zu unterhalten.

Ohne sich noch über die Zukunft auszusprechen, gab Franz von Sales der Frau von Chantal eine Lebensregel, worin er sie ihre frommen Uebungen so gut ordnen lehrte, daß sie weder durch äußere Beschäftigung sich zerstreute, noch durch dieselben ihrer Umgebung lästig fiel. Sie befolgte seine weisen Rathschläge in der lobenswerthesten Weise. „Frau von Chantal betet zu jeder Stunde des Tages, sagte man, sie verliert Gott nie aus den Augen, aber Niemand wird dadurch belästigt.“ Dieses Lob fiel auf die Leitung des Franz von Sales zurück, und kein geistlicher Führer hat besser als er solches Lob verdient. Seine Frömmigkeit hatte nichts Düsteres oder Gezwungenes; alle seine Handlungen waren von einer Anmuth beseelt, welcher nichts gleichkam als seine Geistesfreiheit und seine Liebe zu Gott. Ernst, edel und liebevoll in allen Verhältnissen, Jedermann zugänglich, vorzüglich den Armen und Bedrängten, wußte er Mitleid zu haben und zu verzeihen, vom Laster zur Tugend, vom Irrthum zur Wahrheit zu führen, im Guten zu befestigen und zur Vollkommenheit anzuleiten; er flößte den Seelen die Kenntniß und Liebe der Tugend ein, von denen sein Leben voll war, und Niemand ahmte ihn besser nach und folgte ihm näher als die edelmüthige Franziska von Chantal.

So mild sie gegen andere war, so streng war sie gegen sich selbst und so groß war ihre Anhänglichkeit an Gott. Immer stand sie früh Morgens auf und betete eine Stunde lang auch bei strenger Kälte im kalten Zimmer, dann beschäftigte sie sich mit ihren Kindern und Dienstboten, achtete darauf, daß sie das Gebet nicht versäumten und führte sie zur hl. Messe. Unter ihrer ganz bescheidenen Kleidung trug sie ein härenes Bußkleid. Bei Tisch vermied sie Alles, was der Sinnlichkeit schmeicheln konnte, aber immer so, daß man nicht merkte, daß sie aus Abtödtung so handle. Abends belehrte sie ihre eigenen und bisweilen andere arme Kinder über ihre religiösen Pflichten. Um neun Uhr verrichtete sie mit dem ganzen Hause das Abendgebet und betete dann noch lange Zeit für sich allein. Außer der Lesung, der Arbeit und der Sorge für das Hauswesen war ihr Geschäft, Unwissende zu belehren, Arme zu unterstützen und Kranke zu pflegen; bisweilen brachte sie die Nächte bei Sterbenden zu, um sie zum Gang in die Ewigkeit vorzubereiten. Lange Zeit bewies sie keiner armen ganz mit Geschwüren bedeckten Frau unablässige Sorgfalt und Jedermann bewunderte ihre englische Milde sowie ihre heldenmüthige und demüthige Aufopferung. Täglich nahm die heilige Wittwe an Tugend zu und erneuerte den Entschluß, sich mit allen Gedanken, Neigungen und Kräften Gott zu weihen. Dafür erhielt sie vom Himmel die reichlichsten Erleuchtungen und die Wahrheiten der Religion erkannte sie mit einer Klarheit wie nie zuvor. Die Bande, welche sie noch an die irdischen Dinge fesselten, fand sie hart und drückend; sie zu brechen, war ihr Wunsch und ihre Sehnsucht. Franz von Sales, mit dem sie darüber sprach, wollte nichts übereilen und erst nach vielem Beten und Sinnen, theilte er ihr seinen Plan mit, eine neue Congregation unter dem Namen der Heimsuchung Mariä zu stiften. Frau von Chantal stimmte mit ganzem Herzen in diesen Vorschlag ein, aber ihr Geist fand in der Ausführung viele und große Schwierigkeiten. Wie konnte sie ihren Vater verlassen? „Ach,“ sagte einst dieser Greis zu ihr, „Du willst einen solchen Vater wie mich vergessen? Ich habe Dich immer so zärtlich geliebt. Laß mich sterben, ehe Du von mir gehst, dann kannst Du thun, was Dir gefällt und Dein Gewissen verlangt.“ Und was sollte aus ihren Kindern werden? Konnte sie sich der Verwaltung ihres Vermögens und der Sorge für ihre Zukunft entschlagen? Verlangt endlich nicht die Vorsehung, daß man vor Allem die offenbaren Pflichten der Stellung erfülle, die sie uns angewiesen hat! Solcher Art waren die Verlegenheiten der Frau von Chantal.

Franz von Sales unterstützte sie mit seinen Rathschlägen und hielt durch seine Milde diese von Natur so gefühlvolle, aber von Gott zu großen Opfern bestimmte Seele aufrecht. Der Vater und der Schwiegervater gaben endlich unter vielen Thränen die Zustimmung zu ihrem Vorhaben, sie verheirathete ihre älteste Tochter an den Baron von Thorens, Neffen des Bischofs von Genf; die andere starb bald darauf und die dritte heirathete später den Grafen von Toulonjon, einen durch Tugend und Geburt ausgezeichneten Mann. Der Baron von Chantal, welcher damals 15 Jahre zählte, wurde dem Präsidenten Fremiot anvertraut, der die Vollendung seiner Erziehung auf sich nahm.

Als Alles so in Ordnung war, nahm Franziska Abschied von ihrer Familie. Allein in diesem Augenblick erwachte alle Anhänglichkeit wieder und man sparte kein Mittel, sie zurückzuhalten. Zu Manthelon warf sie sich ihrem Schwiegervater zu Füßen und bat ihn um Verzeihung und um seinen Segen. Der Schmerz dieses 86jährigen Greises war bejammernswerth; die Armen des Dorfes mischten unter Klagegeschrei ihre Abschiedsrufe unter die der Familie. Zu Dijon wurde das Schauspiel noch rührender. Dem Präsidenten standen die Thränen in den Augen und sein Herz war so zerrissen, daß er kein Wort sprechen konnte. Er umarmte seine Tochter zärtlich und konnte sich nicht von ihr losreißen. „O mein Gott,“ rief er endlich aus, „welches Opfer verlangst Du von mir! Aber Du forderst es, ich opfere Dir dieses theure Kind, nimm es hin und sei Du mein Trost.“ Der junge Baron warf sich unter Thränen um den Hals der Mutter und suchte sie mit den rührendsten Worten zurückzuhalten. Die muthige Frau tröstete ihn und suchte, ihre Bewegung unterdrückend, diesem fürchterlichen Sturm zu entgehen, aber der Jüngling legte sich, da er sie anders nicht überwinden konnte, über die Schwelle der Thüre, die sie überschreiten mußte. Bei diesem Anblick zauderte

die bestürzte Mutter, ihre Augen waren auf ihr Kind geheftet, und ihr Herz wie von einem schneidenden Schwerte durchbohrt, machte sich endlich in Thränen Luft, die sie bis darin zurückgehalten hatte. Dann schritt sie alle Kraft zusammennehmend über die furchtbare Schranke, denn sie war überzeugt, daß der Stimme Gottes gegenüber die mütterliche Zärtlichkeit schweigen müsse.

Frau von Chantal reiste nach Annecy und begann dort am Dreieinigkeitsfest i. J. 1610 die Gründung ihrer Anstalt. Die Genossenschaft zählte bald 12 Mitglieder. Am eindringlichsten empfahl der Bischof von Genf dem neuen Orden Demuth, Sanftmuth und Unterwerfung unter den Willen Gottes. Er vergaß auch die äußern Abtödtungen nicht, denn er wußte, daß durch die Sinne das Verderben in Geist und Herz eindringt. Um aber die Regel auch für schwächere Naturen erreichbar zu machen und nicht durch nachträgliche Milderungen und nothwendige Ausnahmen Erschlaffung herbeizuführen, gab er ihr keine außerordentliche Strenge. Hauptsächlich griff er die innere Leidenschaften an und die Eigenliebe, hinter der sich der Stolz mit allen seinen Kniffen verbirgt, um den Menschen dem Joche Gottes zu entziehen.

Das waren also die Grundsätze, welche die heil. Stifterin der Heimsuchung beständig leiteten. Sie wollte nicht blos, daß man leide, sondern daß man sogar liebe was die Triebe und Neigungen aufreibt und zerstört, überzeugt, daß es leicht sei, Gott zu lieben, wenn man vollkommen von sich selbst losgeschält sei, denn das Ziel, wonach sie nach dem Beispiele ihres berühmten und heiligen Führers strebte, war die Liebe Gottes. Dieses Gefühl verzehrte sie mit einer geheimen und lebhaften Gluth und die Aerzte sahen darin den Grund ihrer heftigen und seltsamen Schmerzen, welche der Wissenschaft unzugänglich blieben. „Die ganze Welt würde aus Liebe zu einem so liebenswürdigen Gott sterben, wenn sie die Süßigkeit kennen würde, die man in seiner Liebe kostet," sagte sie. So viel Lieblichkeit war in ihrem Leiden und so viel Freude in ihren Wunden!

Die heil. Johanna von Chantal im Gebete.

Als der Präsident Fremiot im folgenden Jahre aus der Welt schied, machte Johanna von Chantal eine Reise nach Dijon, um sich mit den Angelegenheiten ihres Sohnes einigermaßen zu beschäftigen. Dieser junge Mann verband sich später mit der durch Tugend und Schönheit berühmten Marie von Coulage und verlor in einer Schlacht gegen die Calvinisten auf der Insel Ré das Leben mit Hinterlassung einer erst 1jährigen Tochter. Da sich der Orden der Heimsuchung schnell bedeutend verbreitete, so mußte die heil. Stifterin verschiedene Reisen nach Grenoble, Bourges, Moulins, Orleans, Nevers und Paris unternehmen. In Paris setzten sich ihrem Orden Hindernisse in den Weg; aber sie bewies so viel Milde und Standhaftigkeit, daß sie über Menschen und Umstände triumphirte und selbst Denen, welche ihren Plänen am meisten entgegen gewesen waren, Bewunderung abnöthigte. Das ist eine Heilige, sagte man, aber sie ist auch eine sehr kluge Frau u. ein großer Geist.

Im Jahre 1622 verlor Johanna in der Person des Franz von Sales ihren Seelenführer und die Stütze ihrer Anstalt, jedoch gewohnt, höhern Orts als gewöhnliche Menschen Kraft in ihren Prüfungen zu suchen, ertrug sie diesen Schlag mit großer Festigkeit. Zu gleicher Zeit trafen sie nach einander noch andere Heimsuchungen; so der Tod ihres Sohnes i. J. 1627, ihrer Schwiegertochter und ihres Schwiegersohnes i. J. 1631. „Herr," sagte sie damals, „zerstöre, schneide ab, verbrenne Alles, was deinem heiligen Willen im Wege steht." Denn sie bedachte, daß der Mensch auf Erden lebt, um sich durch Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen den Himmel zu verdienen. Auch die innern Betrübnisse und Peinen dienten dazu, ihrer Herrlichkeit größern Glanz und ihren Worten und Beispielen größeres Gewicht zu verleihen.

Als um jene Zeit in Annecy die Pest wüthete, suchten der Herzog und die Herzogin von Savoyen Johanna von Chantal zu bewegen, die Stadt zu verlassen, um der Geißel zu entfliehen und ihr so nützliches Leben zu retten; allein sie wollte einen Posten nicht verlassen,

welchem die Gefahr einen Reiz mehr verlieh. Ihr Muth und ihre Ermahnungen sowie ihre Almosen und Gebete hielten das Vertrauen Vieler aufrecht und riefen ohne Zweifel Gottes Schutz auf das Kloster herab, denn Niemand darin wurde von der Krankheit ergriffen.

Ihre letzten Tage brachte die Heilige in einer bewunderswürdigen Geistesruhe zu, welche ihr gestattete, die Angelegenheiten ihres Gewissens und ihrer Anstalt mit vollkommener Freiheit des Geistes zu ordnen. Sie empfing die heiligen Sakramente mit der rührendsten Andacht, diktirte ihren letzten Willen, gab ihren Nonnen mütterliche Mahnungen, und ließ sich aus dem heiligen Augustin den Tod der heiligen Monika vorlesen. Bei der Bemerkung des Schriftstellers, daß es der frommen Frau nicht schwer gefallen sei, in einem fremden Lande zu sterben, sagte Franziska von Chantal: „Das geht mich an, das ist für mich.“ Denn sie war fern von ihrem theuren Kloster zu Annecy und von den Gebeinen des heiligen Bischofs von Genf. Dann ließ sie sich aus dem heiligen Hieronymus die Grabschrift der heiligen Paula vorlesen, und bei dem was von der Liebe der edlen Frau zur Armuth gesagt ist, verweilend, wiederholte sie mehrmals: „Wir sind nur Bruchstücke von Nonnen im Vergleich zu dieser großen Heiligen.“ Sie behielt bis zum letzten Augenblicke ihr Bewußtsein und verschied voll von Geist der Buße und Andacht am 13. Dezember 1641 im Alter von 69 Jahren. Das Herz der Heiligen wurde für das Kloster zu Moulins aufbewahrt; der Leib wurde mit allen Beweisen von Verehrung in das Kloster zu Annecy gebracht. Auf die Fürbitte der Johanna Franziska geschahen mehrere Wunder, wie im Prozeß der Heiligsprechung gerichtlich bestätigt wurde. Durch Papst Benedikt XIV. wurde sie i. J. 1751 selig gesprochen und Clemens XIII. versetzte sie i. J. 1807 unter die Zahl der Heiligen.

So war Johanna Franziska Fremiot im Leben und im Tode ein vollendetes Beispiel für alle Frauen, und zwar für alle Stände und Lagen, in welche die Vorsehung sie versetzen kann. Mädchen, Frauen, Wittwen und Nonnen haben an ihr einen Gegenstand der Bewunderung und Nachahmung. Der heilige Franz von Sales sprach nur mit Bewunderung von den Tugenden dieser edlen Frau. „Nie habe ich eine solche Reinheit der Meinung, solchen Gehorsam, solche Losschälung von Allem, so viel Unterwerfung unter den göttlichen Willen gesehen, als an dieser guten Mutter von Chantal. Ich glaube, daß Gott aus ihr eine heilige Paula, eine heilige Angela, eine heilige Katharina von Genua oder eine andere solche Wittwe machen wird. Mit unaussprechlichem Troste sehe ich die Mäßigung unserer theuren Mutter in ihren Widerwärtigkeiten und ihren vollkommenen Gleichmuth gegen alle irdischen Dinge. Ich kann in Wahrheit sagen, daß bei dem Maße von Gnaden, die sie erhalten hat, keine Seele sich zu höherer Vollkommenheit schwingen kann. Ich betrachte sie als die Ehre ihres Geschlechtes; mit der Wissenschaft der Heiligen ausgerüstet führt sie unter einem Aeußern, das außer einer vollständigen Tadellosigkeit nichts Außerordentliches an sich hat, ein verborgenes und ganz heiliges Leben. Ich kann nur mit Hochachtung von dieser heiligen Seele reden. Größere Geistesfähigkeit und größere Demuth kann sich nicht zusammen finden. Sie ist einfach und aufrichtig wie ein Kind und besitzt dabei ein gründliches, hohes Urtheil, eine große Seele und einen bei ihrem Geschlechte ungewöhnlichen Muth zu heiligen Unternehmungen. Ich sage euch dieses Alles, fährt der große Bischof fort, in das Ohr des Herzens; denn diese wahrhaft demüthige Frau wäre ganz betrübt, wenn sie wüßte, daß ich euch so viel Gutes von ihr gesagt habe.“

22. August.

Der heilige Symphorian,

Martyrer zu Autun. — Jahr 178.

Symphorian litt bald nach den Märtyrern von Lyon unter Marc Aurel zu Autun in Gallien, und stammte aus einer angesehenen christlichen Familie. Er war durch den heil. Benignus getauft worden, und besaß eben so große Kenntniß der schönen Wissenschaften als der Religion. Er stand in der Blüthe seines Alters und war wegen seiner guten Eigenschaften allgemein geachtet, als er sein Leben opferte.

Die Stadt Autun, eine der ältesten und berühmtesten Städte Galliens, war zugleich eine der abergläubigsten. Als man eines Tages auf einem prachtvoll geschmückten Wagen das Bild der Cybele durch die Straßen führte und eine Menge Volkes sich bei dieser gotteslästerlichen Feier einfand, beugte sich Symphorian nicht vor dem Götzenbilde, und wurde deßhalb festgenommen und vor den Stadthalter Heraklius geführt, der gerade damals in der Stadt war, um die Christen aufzusuchen. Heraklius fragte Symphorian von seinem Richterstuhle aus, warum er sich weigere, das Bild der Mutter der Götter anzubeten. Der Heilige erwiderte, er sei ein Christ und bete als solcher den wahren Gott an, welcher im Himmel wohne. Der Richter, welcher seine Familie kannte, sagte zu ihm: „Du rechnest vielleicht auf deine Geburt und kennst die Befehle der Kaiser nicht.“ Er ließ ihm dieselben vorlesen; Symphorian aber bestand auf seiner Aussage, daß er die Götzen verachte. Auf diese Aeußerung hin ließ ihn Heraklius grausam martern und mit Knitteln schlagen und ins Gefängniß zurückführen.

Nach zwei Tagen erschien er wieder vor Gericht, wo der Richter in sanftem Ton zu ihm sagte: „Du würdest gut daran thun, den unsterblichen Göttern zu opfern und dafür eine Belohnung aus dem öffentlichen Schatze und eine ansehnliche Stelle im Heere anzunehmen. Ich werde den Altar mit Blumen schmücken lassen und du wirst den Göttern, wie sich's gebührt, Weihrauch streuen.“ Symphorian erwiderte, er verachte solche Anerbietungen und verabscheue die abergläubischen und grausamen Gebräuche des Cybeledienstes. Endlich verurtheilte ihn Heraklius, voll Wuth, daß er seine Standhaftigkeit nicht überwinden konnte, zur Enthauptung.

Als man ihn zur Richtstätte hinausführte, rief ihm seine Mutter, die ihn vorübergehen sah, zu: „Mein lieber Sohn Symphorian, denke an den lebendigen Gott und bleibe standhaft bis an's Ende. Erhebe dein Herz zum Himmel und betrachte den, welcher dort regiert. Fürchte den Tod nicht, welcher dich zum ewigen Leben führt.“ Der hl. Symphorian vollbrachte sein Opfer gegen das Jahr 178. Einige fromme Personen nahmen seinen Leib heimlich weg und begruben ihn in der Nähe eines Brunnens. Euphronius, Bischof von Autun, ließ im 5. Jahrhunderte über seinem Grab eine Kirche erbauen, welche durch mehrere Wunder berühmt wurde.

Der heil. Hippolytus,

Kirchenlehrer. — Drittes Jahrhundert.

Gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts geboren, hatte Hippolytus zu Lehrern den hl. Irenäus und Clemens von Alexandrien. Die Nachrichten über das Leben dieses Kirchenlehrers sind ungewiß, am wahrscheinlichsten ist die Angabe, er sei Bischof zu Porto in Italien gewesen. Wenn uns aber auch Einzelheiten über sein Leben fehlen, so bietet uns doch die Geschichte deren sehr wichtige über seine religiösen Schriften, von denen leider viele verloren gegangen sind. Wir ersehen aus den Schriften des Eusebius und des hl. Hieronymus, daß Hippolytus Erklärungen über mehrere Theile der heil. Schrift verfaßte, und daß sich Origines nach ihm bildete, welcher später über denselben Gegenstand schrieb.

Martertod des heiligen Symphorian.

Zur Zeit Theodorets besaß man eine Sammlung von Homilien vom heiligen Hyppolitus; auch einen Brief an die Kaiserin Severa, Gattin des Philippus, worin er von dem Geheimniß der Menschwerdung und von der Auferstehung der Todten spricht. In seinem Werke gegen Noetus, von welchem wir noch einen großen Theil besitzen, stellt er den Unterschied der Personen in der Dreieinigkeit, die Gottheit des Sohnes, den Unterschied der Naturen in Christus fest, und man bediente sich seines Ansehens später mit Vortheil gegen die Eutychianer. Er schrieb eine Chronik, welche er mit dem Jahre 222 beschließt, die aber noch nicht aufgefunden werden konnte. Sein Ostercyclus, welcher die Zeit der Osterfeier festsetzt, ist das älteste Werk dieser Gattung. Man hat Bruchstücke seiner Schrifterklärungen erhalten und seine Homilie auf Epiphanie, in welcher er hauptsächlich von der Taufe Jesu Christi und von den wunderbaren Wirkungen des Sakramentes der Wiedergeburt spricht. Zu bedauern ist der Verlust seiner Abhandlung über das samstägliche Fasten, des Werkes: Ob ein Christ täglich communiciren soll; seiner Hymnen über die heilige Schrift; seiner Bücher über den Ursprung des Guten u. Bösen, seiner Schriften gegen Marcion und andere Irrlehrer. Bei einer Aufgrabung bei der Kirche des heil. Laurentius außerhalb Roms im Jahr 1551 fand man in den Ruinen einer alten Kirche eine Marmorstatue welche den heiligen Hippolyt auf einem bischöflichen Stuhle sitzend darstellt, auf dessen beiden Seiten zwei Cyclen eingegraben waren. Die Statue wurde in die vatikanische Bibliothek gestellt. Auch fand man ein Verzeichniß seiner Werke.

Im Jahre 1661 entdeckte und veröffentlichte man das Buch des heiligen Hippolytus vom Antichrist, worin der heil. Lehrer nach Daniel und den andern Propheten die Merkmale des Antichrists beschreibt.

Nach alten Schriftstellern und einigen Martyrologien erlitt er den Tod unter Alexander, welcher im Jahre 235 starb; nach Andern erlangte er die Krone des Martyrerthums unter Decius, i. J. 251.

23. August.

Der heil. Sidonius Apollinaris.

Jahr 482.

Seine Titel und Würden machten ihn mächtig und berühmt; als Feldherr und Richter durchschiffte er ruhig die Stürme der Zeit, seine seltene Mäßigung zügelte die Wuth der Barbaren, und in den bürgerlichen Zwisten stellten seine weisen Rathschläge den Frieden wieder her. Mitten unter seinen vielen Beschäftigungen fand er gleichwohl noch Zeit zur Abfassung seiner gelehrten Schriften, welche der Nachwelt überliefert werden sollten, und nachdem er mit diesen glücklichen Gaben geglänzt, bestieg er den bischöflichen Sitz, um in seinem Leben den mindesten Eindruck weltlicher Dinge auszulöschen. —

„O ihr Alle, die ihr hieher kommt, unter Thränen zu Gott zu beten, schüttet euer Gebet aus über diesem Grabe und rufet Sidonius an, dessen Name berühmt ist auf dem ganzen Erdkreise."

Diese Inschrift, welche das dankbare Volk auf das Grabmal des Sidonius eingraben ließ, erinnert an seine verschiedenen hohen Aemter, die er bekleidete und läßt den Einfluß erkennen, den er auf seine Zeit ausübte. Sein Leben als Beamter, Bischof, Gelehrter und Dichter, ist ein lebendiges Bild der Menschen des fünften Jahrhunderts. Als Beamter zeigte er an sich den Luxus und die Eitelkeit der Ritter und Senatoren des alten Rom mit ihren kleinen Leidenschaften und ihrem großen Edelmuthe; als Bischof ist er voll jener Aufopferung, Milde und Liebe, welche in jenen unglücklichen Zeiten die ganze Kirche beseelte; als Gelehrter und Dichter endlich sind seine Gedanken ein getreuer Spiegel aller großen und edlen Gefühle, aller bescheidenen und hohen Strebungen, aller großartigen und hochherzigen Unternehmungen, welche damals die Herzen bewegten. Gewiß war auch nie ein Jahrhundert merkwürdiger durch entgegengesetzte Bestrebungen als das fünfte Jahrhundert, welches eine neue Welt an die Stelle der alten treten sah, und gerade dies macht das Leben des Sidonius so allseitig interessant.

Er wurde am 5. November i. J. 430 zu Lyon geboren, und bekam den Namen Cajus Sollius Apollinaris. Er war von edler Geburt, und zählte hohe römische Staatsbeamte und Heerführer unter seinen Ahnen. Der erste seiner Familie, welcher sich zum Christenthum bekannte, sein Großvater Apollinaris, war Präfekt von Gallien gewesen, sein Vater war Tribun und Staatssekretär unter Honorius und seine Mutter war aus dem Geblüte der Avitus, der edelsten Familie von Auvergne.

Die Wohnung des heiligen Sidonius.

Von zartester Kindheit an zeichnete er sich durch einen lebhaften Geist, leichte Fassungsgabe und glänzende Einbildungskraft aus. Seine Eltern pflegten diese himmlische Blüthe als die Hoffnung ihrer Familie, und wählten die geschicktesten Männer zu seinen Lehrern. Der ehrwürdige Holmius machte ihn zum Dichter und der gelehrte Eusebius lehrte ihn Philosophie, Mathematik, Astronomie und Musik. Man lehrte ihn auch die griechische Sprache, und er erwarb sich fast alle damals möglichen Kenntnisse.

In der ersten Jugendgluth, in jener gefährlichen Zeit, wo die Einbildungskraft die Vernunft beherrscht, war Sidonius weit entfernt von jener Weltentsagung und Verachtung der Ehren, welche das Evangelium predigt, und welche ihm nachmals nebst dem Glanze

des Geistes auch den der Heiligkeit verleihen sollte. Stolz auf Verdienst und hohe Beschützer trug er sich mit der Hoffnung, zu den höchsten Würden des Reiches zu gelangen.

Sein Anfang war glänzend. Er war noch nicht 20 Jahre alt und schon hatte er die Hand Paziniella's, der Tochter des Kaisers Avitus erhalten, welche ihm ihre schönen Ländereien in der Auvergne als Mitgift zubrachte. Hier, in einer schönen blumigen Au, am Fuße eines malerischen Berges, an einem hübsch gelegenen von Bäumen beschatteten See genoß Sidonius gern die reinen und unschuldigen Freuden des Lebens. Sein Landhaus bot alle Annehmlichkeiten der vornehmen römischen Villen. Die Bäder waren geräumig, die Winter- und Sommergemächer reich und bequem, und der Saal, in den man sich nach der Mahlzeit zurückzog, lag auf der Nordseite, um weniger den Sonnenstrahlen ausgesetzt zu sein. Der Dichter sagt uns, daß er hier gerne bei Tage dem Zirpen der Heimchen, bei Anbruch der Morgendämmerung dem Gesange der Vögel, bei Sonnenaufgang der Flöte der Hirten auf den Bergen gelauscht habe.

Im ersten Jahre seiner Ehe, so lang er erst das Verführerische der Welt kennen gelernt hatte, widerhallte sein prachtvoller Aufenthaltsort immer von festlichem Lärm. Es machte ihm Freude, Gesellschaften zu empfangen und zu geben. Er hielt immer kostspielige Tafel und nach Tisch vertrieb man sich die Zeit nach einem kurzen Mittagsschlummer mit Spazierritten, warmen Bädern, langen Unterhaltungen, freundschaftlichen Gesprächen oder ernsten Waffenübungen.

Ehrgeiz entriß Sidonius plötzlich diesem trägen wollüstigen Leben, welches in den letzten Tagen der erschöpft dahinsiechenden römischen Gesellschaft das Leben aller Vornehmen war. Avitus, sein Schwiegervater, kam durch Zufall und geheime Künste auf den Kaiserthron und Sidonius folgte dem neuen Kaiser nach Rom, um seine Lobreden zu machen. In dichterischer Begeisterung nannte er Avitus das Heil der Welt, pries ihn zu Rom als ein Geschenk des Himmels und verhieß ihm eine lange und glückliche Regierung. Aber alle diese Vorhersagungen waren nur Trug und Dichtung. Avitus gebrauchte seine Macht nur zur Befriedigung seiner Leidenschaften und die erbitterten Senatoren stürzten ihn vom Throne.

So hatte Sidonius mit seinen hochtrabenden und wohlklingenden Worten nichts gewonnen, als eine eherne Statue nebst einem Lorbeerkranze. Er lehnte sich deshalb gegen den Gothen Ricimer auf, welcher nach dem Sturze des Avitus Majorian auf den Kaiserthron erhob. Die Gallier hatten sich auf die Seite des Avitus geschlagen und Lyon wurde durch die Römer belagert; allein trotz ihrer muthigen Gegenwehr konnten sich die Einwohner dieser reichen Stadt nicht halten. Die Stadt wurde genommen und zur Strafe aller ihrer Vorrechte beraubt, mit Abgaben belastet und mit einer Besatzung versehen, die man nach Willkür schalten ließ. Majorian erschien sodann selbst in der Mitte der Rebellen, um sich durch Gunstbezeugungen ihre Anhänglichkeit zu erwerben. Da warf sich Sidonius, von schmutzigem Interesse getrieben, dem Nebenbuhler seines Schwiegervaters zu Füßen, bat um sein eigenes Leben und um Verzeihung für Alle, die sich empört hatten.

Der heil. Sidonius besingt den Ruhm Authemius.

Er schämte sich nicht, die Tugenden Majorians in Gedichten zu feiern, wie er vorher die des Avitus besungen hatte. Majorian loben hieß der Wahrheit Zeugnis geben, denn diesen Fürsten, welcher durch seine Tugenden die meisten seiner Vorgänger verdunkelte, diesen muthvollen Kaiser, den seine Unterthanen liebten, seine Feinde aber fürchteten, konnte ein Dichter wohl die Geißel der Barbaren und den Wiederhersteller des Reiches nennen. Es wäre unglaublich, wenn man nicht wüßte, wie sehr Tyrannei die Seelen erniedigt, daß ein Mann wie Sidonius sich hergeben konnte, den Lobredner Ricimers zu machen, welcher den Sturz des Avitus herbeigeführt hatte.

Die Sinnlichkeit des Heidenthums hatte die Seelen so herabgewürdigt, daß man trotz der wiederbelebenden Kraft des Christenthums an solchen Schmeicheleien Gefallen fand, und daß dieselben ihrem Urheber mehrere Aemter und den Titel eines Hofgrafen Majorians verschafften.

Nach dem Tode des Kaisers, während der ganzen Regierungszeit seines Nachfolgers Severus bekleidete Sidonius kein öffentliches Amt. Auf sein Landgut zurückgekehrt, strebte er nach dem Ruhme eines Gelehrten und suchte sich durch seine Schriften zu verewigen. Da jene Zeit des Verfalles lange Werke nicht mehr ertragen konnte, so wählte Sidonius die anziehendere Briefform und hoffte darin wenigstens Plinius, den er zum Muster nahm, erreichen zu können. Er schilderte in seinen Briefen die Rohheit und Macht der Barbaren, die Leiden und das Elend der Gallier, die Schwäche der Römer, welche sich hinter dem Glanze der letzten Spuren ehemaliger Größe versteckte; er schilderte die Gothen, die Franken, die Burgunder mit ihren verschiedenen Strebungen, Sitten und Trachten.

Anthemius, welcher nach Severus Kaiser wurde, berief Sidonius nach Rom. Er begab sich um so eiliger dahin, als er für seine Landsleute um manche Gnaden zu bitten hatte. Als er zu Rom ankam, feierte man die Vermählung Ricimers mit der Tochter des Anthemius mit unerhörter Pracht. Sidonius bestrebte sich bei diesem bewegten Schauspiel eine Rolle zu spielen und besang in einem Gedichte den Ruhm des Anthemius. Noch nie hatte er so prunkvoll, so lebhaft gesprochen, aber auch nie hatte er so reichen Lohn erhalten. Der Kaiser beehrte den Dichter, der ihm unaufgefordert so übermäßiges Lob gespendet, mit dem Titel eines römischen Präfekten und der Prätorwürde.

Die Stimme seines Vaterlandes war indeß immer stärker im Herzen des Sidonius als die Stimme des Ehrgeizes und des persönlichen Vortheils. Mitten unter der römischen Pracht vermißte er sein theures Landgut Avitus und die braven Bewohner der Auvergne. Er opferte alle Vortheile seiner Stellung und zog den Schatten seiner Bäume und das Grün seiner Wiesen dem reichen Purpur und dem Glanze des Diadems vor. Hier in süßer und vertraulicher Einsamkeit begann Sidonius zu sich zu kommen. Der Geschmack an dem zerstreuten und wollüstigen Leben der Welt, und der Durst nach Ehren erlosch unmerklich; auf das unstäte Getriebe menschlicher Vorurtheile folgten anfangs ernste, dann christliche Gedanken. So schuf Gott allmählig diesen Weltmann in einen opferwilligen Bischof, in einen Seelenhirten, in ein Licht der Kirche um. Er wurde vom Volke einstimmig zum Nachfolger des Eparchius auf den bischöflichen Stuhl von Clermont erwählt.

Die Bischöfe besaßen damals eine sehr große weltliche Macht. In großen Städten wählte das Volk gewöhnlich Rathsherren, Statthalter, Offiziere oder sehr reiche Männer zu Bischöfen; ihre Reichthümer wurden dann ein Erbtheil der Armen und ihre Güter eine Hilfsquelle für das Elend. Sidonius faßte weniger den Glanz der ihm angebotenen Würde, als die Pflichten, welche sie ihm auflegte, ins Auge. Er war Laie und verheirathet, zwei Gründe, welche nach kirchlichen Grundsätzen seiner Wahl im Wege standen. Seine Demuth machte beide geltend, aber sein Widerstand verstärkte nur die Wünsche des Volkes. Seine Frau willigte in die Trennung von ihm, und mit Rücksicht auf sein Verdienst ließ ihn die Kirche schnell aus dem Laienstande ins Heiligthum und vom Richterstuhle auf den bischöflichen Stuhl übergehen. Alle Kirchen Galliens freuten sich über dieses Ereigniß und unter zahlreichen Glückwünschen von allen Seiten hatte er das Glück, auch solche von dem hl. Bischofe Lupus v. Troyes zu erhalten. Dieser Besieger Attila's nahte dem Ende seiner Laufbahn. Vierzigjährige bischöfliche Würde und ein fast 100jähriges Tugendleben gab seinem Wort ein mächtiges Ansehen. Darum scheute er sich nicht, unter die Lobsprüche, welche er an Sidonius richtete, heilsame Mahnungen zu mischen. „Hohe Verbindungen haben Dich, sagte er, in die nächste Nähe des Diadems gerückt; Du hast jedes Glück erreicht, das unsere unruhigen Wünsche sich vorstellen können. Die Verhältnisse haben sich geändert. Die Würde, die Du im Hause des Herrn erlangt hast, verlangt nicht den Prunk und den blendenden Glanz der Welt, sondern eine große Herablassung des Geistes und eine tiefe Demuth des Herzens. Deine Aufgabe ist jetzt, der Diener Aller zu werden, während Du fast der Herr Aller gewesen, Dich vor den Andern zu beugen, während Du sie bisher mit Füßen getreten, gewiß nicht aus Stolz, sondern um Deinen Rang zu behaupten, welcher verlangte, daß Du immer Andern vorausgehest, während Dein jetziger Stand verlangt, daß Du Dich hinter Deinesgleichen stellest. Verwende auf die göttlichen Dinge diesen Geist, der in den weltlichen Dingen in so hohem Glanze strahlte. Möge Dein Volk aus Deinem Munde die Dornen der Krone Jesu Christi empfangen, nachdem es die Rosen weltlicher Beredtsamkeit hingenommen."

Diese wundervolle Mahnung trug bei Sidonius wunderbare Früchte und er war in der That ein Bischof im Sinne des heil. Lupus und des größten Theiles der Hirten, welche die Vorsehung in jener Zeit des Unglücks und Verfalls der Kirche als Stützen gegeben hatte. Man kann sagen, daß am Tage seiner Weihe das Leben des Weltmannes in ihm endete und das Leben des Heiligen begann. Immer hatte er einen feurigen und reinen Glauben an den Tag gelegt; sein Haus hatte nie aufgehört eine Tugendschule zu sein, und wenn er sich auch den bei Leuten seines Standes gewöhnlichen Sinnenfreuden hingab, so hatte er doch nie jene sündhaften Freuden gekannt, welche das Gewissen verwirft. Selbst in jener Zeit, wo ihn der Ehrgeiz am stärksten beherrschte, hatte der Gedanke an die himmlischen Dinge immer in seinem Herzen den Vorzug über die irdischen Interessen, und als er nach Rom ging, die Gunst des Glückes zu erstreben, besuchte er die Grabstätte der Apostel und warf sich an der Schwelle ihres Tempels nieder, bevor er sich im Palaste des Kaisers stellte. Allein trotz dieser glänzenden Beweise eines aufrichtig christlichen Herzens hatte der Wind der irdischen Leidenschaften manches Stäubchen auf diese edle und scheinbar reine Seele geweht. Seine Liebe zum

Ruhme hatte ihn einigemal zu tiefen Erniedrigungen geführt und selbst wenn er einzig mit den Interessen Anderer beschäftigt schien, konnte man leicht wie bei allen Weltmenschen hinter dem äußern Scheine von Aufopferung die Spuren der Selbstsucht und deren Einfluß entdecken.

Als die heil. Salbung seine Glieder berührt hatte, trat in seinen Wünschen und Neigungen eine vollkommene Aenderung ein; fast ein ganz anderes Leben und ein anderes Wesen. Der bisher nur an Freude, Reichtümer und Ehren gedacht hatte, freute sich jetzt, die Armen zu Freunden zu haben und ihr Diener zu sein. Der eitle Schriftsteller, welcher sich mit dem Lobe der Nachwelt schmeichelte und sich um nichtigen Ruhm bemühte, wurde plötzlich einer jener evangelischen Redner, welche ihrer selbst vergessend, einzig bedacht, das Volk mit dem Brot himmlischer Wahrheit zu nähren. Oft war sein dichterischer Sang verstummt beim Anblick des namenlosen Elendes, das auf seinem Vaterlande lastete. Doch entsagte er auch unter den wichtigen Pflichten des bischöflichen Amtes der Dichtkunst nicht, nur verwendete er sie nicht mehr auf die eitlen Gegenstände wie zuvor, und wenn er noch seine Leyer ertönen ließ, so geschah es, um die Siege der Martyrer und die Glorie der Auserwählten zu besingen. Alle seine wissenschaftlichen Arbeiten hatten jenen Wohlgeruch der Frömmigkeit an sich, den man nur in den Worten der Heiligen findet.

Ecdicius läßt die Dürftigen und Armen aufsuchen.

Dieses Zusammentreffen von Tugend und Wissenschaft erhob Sidonius bald zum Ratgeber aller Kirchen Galliens, und die großen Würdenträger seiner Zeit knüpften Briefwechsel mit ihm an, so der heilige Avitus von Vienne, der heilige Perpetuus von Tour, der heilige Remigius von Rheims, der heilige Lupus, der heilige Mammertus von Vienne und Andere.

Geht man einen Briefwechsel eines Bischofs des fünften Jahrhunderts durch, so begegnet man darin unbeschreiblicher Anmut und Lieblichkeit. In jenen Briefen, die er schrieb, um sich einen Namen zu machen, verschwendet Sidonius mit vollen Händen die Anmut einer lebendigen Einbildungskraft, man bewundert die geistreichen Bemerkungen, die treffenden Wendungen, seine zarten und feinen Gedanken, aber der Inhalt ist oft leicht und oberflächlich. Aber in den mit seinem Hirtensiegel bezeichneten Briefen ist alles gewichtig, ernst, für's Leben berechnet. Wenn noch bisweilen darin heiterer Sinn zu Tage tritt, so geschieht es, um notwendige Mahnungen mit Scherz zu würzen. Der große Gedanke, der ihn vor Allem beschäftigt, ist die Unterstützung der in diesen Unglückszeiten so zahlreichen Armen. Bald empfiehlt er einem andern Bischofe eines seiner Schäflein; bald möchte er die Ketten eines Sklaven brechen; bald soll einer armen Familie aus der Not geholfen werden; bald will er eine aufrührerische Menge beschwichtigen. Das geringste Briefchen, das wir von ihm besitzen, atmet jene unermüdliche Nächstenliebe, die allen Elenden mit Trost entgegenkommt.

Er trug erst zwei Jahre die ehrenvolle Bürde des bischöflichen Amtes, als er einen öffentichen Beweis der hohen Meinung erhielt, die man von seiner Tugend hegte. Die Stadt Bourges hatte ihren Bischof Eulalius verloren. Sidonius wurde als erster Bischof dieses Erzbistums vom Volke bestimmt, die Wahl seines Nachfolgers zu leiten, ein schweres Geschäft, da eine Menge ehrgeiziger Kandidaten die Stimmen um Geld zu erkaufen suchten. Da Sidonius nichts unberaten thun wollte, so schrieb er an Agnesius von Sens und Euphronius von Autun, daß sie kommen und ihn durch ihre Erfahrungen und ihre Gegenwart unterstützen möchten. Mittlerweile gieng das Volk einen Vergleich ein, wonach es denjenigen zum Bischofe wählen wollte, den Sidonius bezeichnen würde. Da bestieg Sidonius in Gegenwart des Agnesius, welcher mit mehreren andern Bischöfen nach Bourges gekommen war, die Kanzel und lenkte nach einer sehr denkwürdigen Rede, welche sowohl die gegenwärtige Sachlage als die Sitten jener Zeit trefflich vor Augen legte, seine Wahl auf Simplicius. Die Zukunft rechtfertigte seine Unparteilichkeit, denn Simplicius erwarb sich durch seine Tugenden die Ehre der Heiligsprechung. Nach der Auvergne zurückgekehrt fand Sidonius andere Schmerzen zu lindern und andere Wunden zu heilen. Diese arme Gegend war den schrecklichen Erpressungen des grausamen Statthalters Seronatus zum Opfer geworden. Dieser Verräter hatte, auf die Schwäche des Kaisers Anthemius rechnend, sich mit dem westgotischen Könige Eurich verständigt, ihm die Auvergne abzutreten und behandelte, um diesen Zweck zu erreichen, die Bewohner dieser Provinz auf die schmählichste Weise. Täglich füllten sich die Wälder mit Flüchtigen, die Tempel mit Schuldigen, die Kerker mit Geistlichen; die Beamten wurden durch seine Befehle offen verhöhnt; ohne Unterlaß spürte er alte Fehler auf, um neue Lasten aufzulegen; der Adel floh in die Verbannung; bis endlich Rom, durch den Klageruf der Unterdrückten aufgeweckt, dem habsüchtigen Presser das Todesurteil sprach.

Nach dem Tode des Tyrannen hatte die Auvergne Frieden, bis sie bald darauf von den Einfällen der Westgothen zu leiden hatte. Diese hatten sich schon lange jene schöne, fruchtbare Gegend zur Beute ausersehen, und oft hatten die habgierigen Krieger ihren Führer gebeten, sie in dieses Land zu führen, wo sie Geld, Heerden, Sklaven und Kleider in Fülle zu finden hofften. Eurich konnte selbst der Verlockung nicht widerstehen und gab das Zeichen zum Aufbruch.

Sidonius rief selbst gegen die Gothen seine Mitbürger unter die Waffen, entflammte ihren Mut und ließ seinen Schwager Ecdicius von Burgund kommen, welcher die Barbaren zwang, die Belagerung von Clermont und ihr Unternehmen wenigstens auf einige Zeit aufzugeben. Bei ihrem Rückzuge aber verwüsteten sie die ganze Provinz und plünderten die Ländereien und zerstörten alle Erntehoffnungen.

Eine fürchterliche Hungersnot folgte darauf, und eine Menge Unglücklicher verfiel der äußersten Not. Ecdicius, welcher bisher heldenmütige Tapferkeit an den Tag gelegt hatte, zeigte bei diesem Unglück den Heldenmut der Liebe. Er schickte seine Diener mit Pferden und Wagen in die benachbarten Dörfer, um alle Dürftigen aufzusuchen, und sie brachten mehr als 4000 Personen in seine Wohnung, welche er nährte, bis die Hungersnot vorüber war. Dann ließ er sie ebenso nach Hause zurückführen, wie er sie hatte holen lassen. Der heilige Gregor von Tours, welcher uns diesen schönen Zug von Aufopferung aufbewahrt hat, fügt bei, Ecdicius habe bei der Abfahrt dieser Unglücklichen eine himmlische Stimme gehört, welche zu ihm sagte: „O Ecdicius, um dieser deiner That willen, wird es deiner Nachkommenschaft nie an Brot fehlen, weil du meinen Worten gehorcht und in den Armen meine Brüder gesättiget hast.“ Sidonius seinerseits ruinierte sich durch seine Almosen. Er verkaufte sogar heimlich seine Geschirre, die aber Pazinielle kaufte, um sie ihm wieder zurückzustellen. Er brachte Tag und Nacht im Gebete zu, und veranstaltete nach dem Beispiel des heiligen Mammertus von Vienne Bittgänge in seinem Bistume, um von Gott Barmherzigkeit zu erflehen.

Als diese Geißel ihre Verheerungen beendet hatte, kamen die Westgothen wieder. Der schwache Julius Nepos überließ den vier ausgezeichnetsten Bischöfen des südlichen Galliens, Leontius von Arles, Gräcus von Marseille, Basilius von Aix und Faustus von Riez, die Sorge, mit Eurich zu unterhandeln. Als Sidonius vernahm, daß es sich um die Freiheit des Vaterlandes handle und die Unabhängigkeit der Auvergne in Gefahr stehe, schrieb er an den Stellvertreter des Kaisers einen Brief voll Beredtsamkeit und Vaterlandsliebe. „Was nützt es uns, schrieb er, Hunger, Flammen, Feuer, Pest ausgehalten, unsere Schwerter mit Feindesblut gerötet und uns während des Kampfes durch Fasten entkräftet zu haben! Wir erwarteten einen vorteilhaften Frieden, als wir, um den Schrecken des Hungers zu entgehen, die Kräuter sammelten, welche in den Ritzen unserer Mauern wuchsen. Zum Lohn für unsern Heldenmut opfert man uns. Errötet über einen weder nützlichen noch ehrenhaften Frieden, oder löset mit allen möglichen Mitteln einen so schmachvollen Vertrag. Muß noch eine Belagerung ausgehalten, muß noch einmal gekämpft, muß noch einmal Hunger ertragen werden, wir thun es mit Freuden, aber wenn ihr uns preisgebet, uns, die der Arm des Feindes nicht zu besiegen vermochte, werdet ihr ewig die Schmach dieses ungerechten Vertrages tragen.“ Diese schönen Worte sind vielleicht die letzten Klänge, welche die Freiheit auf den Trümmern des besiegten Roms vernehmen ließ.

Als Sidonius sie aussprach, hatte er furchtsame Menschen um sich, welche ihm klugheitshalber Mäßigung rieten; aber nichts konnte seinen glühenden Eifer zurückhalten. Uebrigens trieb ihn der Glaube so gut als seine Vaterlandsliebe, das Joch der Westgothen abzuweisen. Ihr König Eurich war ein stürmischer Arianer, welcher mit der ganzen Bekehrungssucht eines Sektenstifters an der Ausbreitung seiner religiösen Ansichten arbeitete. In allen von ihm unterjochten Ländern war sein Triumph der Ruin der katholischen Religion gewesen. Bordeaux, Perigord, Rodez, Limoges, Auch, Comminges sahen ihre Bischöfe vom Tode dahingerafft, ohne daß der Barbar Nachfolger wählen ließ. Diese Städte ohne Hirten boten den traurigsten Anblick dar, und die verlassenen Kirchen gerieten in Verfall. Man zerschlug ihre Thüren, man schloß ihren Eingang mit Disteln und Dorngesträuch, oder die Heerden lagerten sich unter den Säulenhallen und weideten die Gräser ab, welche um die Altäre wuchsen.

Das war dem Glauben unseres heiligen Bischofs ein Gräuel. Er schrieb an die kaiserlichen Beamten, aber Rom war so schwach, daß trotz dieser starken Vorstellungen der heilige Epiphanius von Pavia, zu Unterhandlungen mit Eurich bevollmächtigt, ihm die Auvergne auslieferte. Sidonius begab sich zu dem Könige, und bat ihn für sein Volk um die Erlaubnis, Bischöfe wählen zu dürfen. Eurich aber, wegen seines früheren mutigen Widerstandes und wegen seiner Verbindung mit mehreren hochgestellten Personen, die ihm verdächtig schienen, gegen ihn eingenommen, ließ ihn ergreifen und in das Schloß Livia einsperren. Einer seiner Freunde, der Dichter Leon, verhalf ihm zur Freiheit, doch hielt man ihn noch eine Zeitlang zu Bordeaux am Hofe des westgothischen Königs zurück. Die Dichtkunst, welche ihm ehemals Würden und Ehren eingetragen hatte, leistete ihm jetzt bei Eurich Dienste, und besänftigte den Zorn des Barbaren, indem sie sein Gemüt beruhigte.

Sidonius kam nach Clermont zurück, wo er ruhig seine letzten Tage verlebte. Er zählte 58 Jahre, als er sein Ende nahen fühlte. In diesem furchtbaren Augenblicke ließ er sich von seinen Dienern in die Kirche tragen, weil er seinen Geist da aufgeben wollte, wo er so oft das Leben geschöpft hatte. Als man ihn dahin gebracht hatte, sagte Gregor von Tours, sammelte sich eine Menge von Weinenden, Männer, Weiber und Kinder,

um ihn, welche ihm zuriefen: „Warum verlässest Du uns, guter Hirte? Wem überlässest Du diejenigen, welche Dein Tod zu Waisen machen wird? Was wird unser Leben nach deinem Tode sein? Wer wird uns wie Du mit dem Salze der Weisheit würzen? Wer wird uns durch seine Klugheit die Furcht Gottes einflößen? Laute Klage mischten sich in diese Worte. Endlich erwiderte ihnen der Bischof, wie vom heiligen Geiste berührt: „Fürchtet nichts, Volk, mein Bruder Aprunculus lebt noch und wird euer Bischof sein." Sie verstanden diese Worte nicht, und meinten, er rede irre, allein er hatte prophezeit, denn Aprunculus wurde Bischof zu Langres. Da er aber bei den Burgundern wegen seiner Anhänglichkeit an die Franken verdächtig geworden war, wollten sie ihn heimlich ermorden lassen. Davon in Kenntnis gesetzt, entfloh der heilige Aprunculus bei Nacht längs der Mauer des Schlosses zu Dijon und begab sich in die Auvergne, wo er nach den dem Sidonius von Gott eingegebenen Worten Bischof von Clermont wurde.

Der heilige Philippus Beniti,

Jahr 1285.

Philippus Beniti oder Benizi, aus Florenz gebürtig, stammte aus dem daselbst blühenden edeln Hause der Benizi. Seine Eltern, überzeugt, daß wahre Erziehung nicht allein in der Entwicklung der Körperkräfte, sondern vielmehr in Ausbildung der Seelenkräfte bestehe, wendeten alle Sorgfalt auf die Reinhaltung seines Gemütes. Ihr Bemühen ward von dem Herrn mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Die Seele ihres Kindes blieb rein von dem Gifthauche der Welt.

Nach Beendigung seiner schönwissenschaftlichen Studien ging er nach Paris und verlegte sich dort, geleitet von wahrer Nächstenliebe, auf das Studium der Arzneikunde. Galenus, wiewohl Heide, lenkte durch seine Darstellung der wunderbaren Wirkungen der Natur die ganze Aufmerksamkeit seines Schülers auf Gott und feuerte ihn an, denselben als den Urheber dieser herrlichen Dinge zu loben und anzubeten.

Von Paris gieng er wieder nach Florenz zu seinen Eltern, setzte dort seine medizinischen Studien fort und erhielt die Doktorwürde. Hierauf überließ er sich dem Nachdenken und dem Gebete, um dadurch eine weise Berufswahl zu erzielen.

Fünfzehn Jahre vorher war der Orden der Diener Mariens oder Serviten-Orden von sieben reichen Kaufleuten aus Florenz gegründet worden, die sich vereint auf den Monte-Senario, sechs Meilen von der Stadt, zurückzogen. Daselbst verschlossen sich dieselben in kleinen Zellen und lebten wie die Einsiedler von Camaldoli, hatten alles unter sich gemein und erkoren als Obern durch Wahl den Bonfilio Monaldi. Ihre Ascese war äußerst streng und ihr ganzer Lebensunterhalt bestand in Almosen der Gläubigen.

Auf Bitten einiger frommer Personen erbaute Monaldi an einem Thore von Florenz ein kleines Kloster mit einer Kapelle, zur Verkündigung Mariä genannt.

Dieses Kloster ward später der Hauptort des Servitenordens, als derselbe nach Gutheißung Alexanders VI. und Benedikt des XI. vorzüglich durch die Bemühungen unseres Heiligen in Italien große Ausdehnung erlangt hatte.

Nun traf es sich, daß der heil. Philipp Beniti am Donnerstage in der Osterwoche in diese Kapelle eintrat, um die heilige Messe zu hören. Hier ward er innig ergriffen von den Worten, die der heilige Geist zu dem Diakon Philippus sprach: „Gehe hin und halte Dich zu diesem Wagen" (Apostelgesch. 8, 29). Da er ebenfalls Philippus hieß, wandte er diese Worte auf sich an, als solche, die der heilige Geist an ihn ergehen lasse, daß er sich unter dem Schutze Mariens in den neuen Orden begebe. In der Nacht hatte er einen wunderbaren Traum. Er sah sich mitten in einer Wüste von Schluchten, Abgründen und Dorngesträuch, ohne zu wissen, wohin er sich retten sollte; da erschien ihm die heil. Jungfrau von himmlischem Glanz umflossen und redete ihn mit sanftklingender Stimme also an: „Entfliehe in meinem Orden." Erwacht dachte er über den wunderbaren Traum nach und das Ende seines Nachdenkens war, daß er, um den Gefahren der Welt zu entrinnen, um Aufnahme in den neuen Orden bat und zwar aus Demut als Laienbruder. Am 8. September 1233 legte er das Gelübde ab. Hierauf sendete ihn Monaldi nach dem Monte Senario, wo er voller Demut die Feldarbeiten verrichtete. Wenn er frei war, verschloß er sich in eine hinter dem Kloster gelegene Grotte, um dort sich brünstigem Gebete zu überlassen. In dem himmlischen Mannagenusse, der ihm da zu Teil ward, vergaß er oft die Sorge des Körpers. Sorgfältig verbarg er lange Zeit die Kenntnisse, die er vermöge seiner Bildung besaß; aber endlich wurden dieselben zu Siena, wo er vor mehreren Personen über geistliche Dinge sprach, entdeckt und seine Obern bewogen, ihn aus seiner Dunkelheit hervorzuziehen. Nach erlangter Dispens empfing Beniti die heiligen Weihen, die er zuvor aus Demut abgelehnt hatte, nun aber aus Gehorsam annahm. Kurz darauf wurde er Definitor und Gehilfe des allgemeinen Vorstehers; endlich im Jahr 1627 gelangte er auch zu letzterer Würde.

Nach dem Tode Clemens IV. wollten ihn die Kardinäle zum Vorsteher der Christenheit erwählen; aber sobald er von ihrem Vorhaben Kenntnis erhielt, verbarg er sich in dem Gebirge und erschien erst wieder nach der Wahl Gregors X. In seiner Abgeschiedenheit im Gebirge verdoppelte er seine Bußübungen; seine

Nahrungsmittel bestanden in getrockneten Kräutern und Quellwasser. Noch heut zu Tage wird die Quelle, aus der er trank, „Bad des heiligen Philipp" genannt. Sie befindet sich auf dem Berge Montagnate.

Nachdem er aus seiner Abgeschiedenheit wieder hervorgetreten war, ernannte er an seiner Stelle einen Vicar zur Leitung des Ordens und machte sich mit zwei seiner Ordensbrüder auf den Weg, um eine ausgedehnte Mission zu beginnen. Er predigte zu Avignon, Toulouse, Paris und andern großen Städten Frankreichs; sodann in Flandern, Friesland, Sachsen und einem Teile Oberdeutschlands. Sein Liebeseifer ward auch mit wunderbarem Erfolge gekrönt; jede seiner Predigten trug nachhaltige Früchte.

Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte er im Jahre 1274 wieder zurück, um das Generalkapitel seines Ordens zu halten. In dieser Versammlung, zu Borgo, wollte er seine Stelle niederlegen, aber man bewilligte sein Begehren nicht, er wurde vielmehr als lebenslänglicher Vorsteher bestätigt. Hierauf ging er auf die allgemeine Kirchenversammlung nach Lyon, wo er von Gregor X. die Bestätigung seines Ordens erlangte. Ueberall, wo er durchzog, predigte er; er hatte vom Himmel eine außerordentliche Gabe der Bekehrung erlangt; besonders glücklich war er in der Aussöhnung feindlicher Parteien.

Italien war damals von dem Kampfe der Welfen und Ghibelinen zerrüttet und zerrissen; alle Aussöhnungsversuche zwischen den ergrimmten Gegnern mißlangen, Philipp versöhnte zu Pistoja die wütenden Parteien; zu Forli wäre er beinahe das Opfer seiner Liebe geworden. Die Aufrührer verhöhnten, schlugen und mißhandelten ihn; aber endlich gewann seine unendlich liebevolle Sanftmut ihre Herzen; sie versöhnten sich mit ihm und ihren Gegnern.

Derjenige von ihnen, der ihn in seinem Grimme am gröblichsten beleidigt hatte, Benedikt Latiozi, warf sich mit Thränen in den Augen zu den Füßen unseres Heiligen nieder und bat ihn um seine Verzeihung und sein Gebet. Später trat Latiozi in den Servitenorden, in dem er als ein Muster der Buße lebte und starb. Die Kirche zählt ihn unter ihre Heiligen und begeht sein Gedächtnis den 30. April.

Zum Hauptgegenstand seines Eifers machte der heilige Beniti die Heiligung seiner Ordensgenossen. Er befolgte den von einem großen Sittenverbesserer jener Zeit so wahr ausgesprochenen Grundsatz, daß eine geistliche Genossenschaft ohne Zucht kein ruhiger Hafen, sondern ein klippenvolles Meer sei; denn die Macht des Beispiels wirke unwiderstehlich. Philipp brachte daher dem Herrn seine Nachtwachen und seine Gebete dar, daß seine Genossen vor Zuchtlosigkeit bewahrt bleiben möchten.

Durch die gänzliche Zerrüttung seiner Gesundheit auf sein nahes Ende aufmerksam gemacht, wollte er noch einmal die Klöster seines Ordens besuchen. Zu Todi angelangt, warf er sich vor dem Altare Mariens auf die Kniee, betete mit heiliger Inbrunst und sprach: „Hier ist der Ort meiner Ruhe für immer."

Des folgenden Tages redete er wie ein Verklärter über die Herrlichkeit der Auserwählten im Himmel. Ein hitziges Fieber, das ihn am Feste der Himmelfahrt Mariä befiel, kündigte den Brüdern die Gefahr an, in welcher sein Leben schwebte. Am achten Tage des Festes fühlte er sein Ende herannahen. Er verlangte sein „Buch", wie er sein Crucifix nannte und verschied, die Augen auf den am Kreuze hängenden Heiland gerichtet.

Clemens X. setzte ihn im Jahre 1671 unter die Zahl der Heiligen; aber erst im Jahre 1724 wurde die Heiligsprechungsbulle durch Benedikt XIII. herausgegeben. Sein Fest wurde auf den 23. August verlegt, weil der 22. sein Todestag, die Oktave der Himmelfahrt Florians ist.

Wenn wir das Leben des Heiligen lesen, lernen wir das Glück der Tugend kennen, die in die Seele tiefe Wurzeln trieb. Daher denn die kraftvollen und andauernden Uebungen der Sanftmut, Demut, Mäßigkeit, der Nächstenliebe und des Eifers. Eine solche Tugend ist vor der Rückkehr der Eigenliebe gedeckt, allzeit sich selbst gleich, kennt sie keine Widersprüche. Sie besiegt ihre Feinde und ist treu bis zum Ende.

Wenn unsere Tugend diese Merkmale nicht hat, so haben wir gegründete Ursache zu fürchten, daß sie falsch und folglich der himmlischen Krone unwürdig sei.

24. August.

Der heilige Bartholomäus,

Apostel.

Bartholomäus ist eine vom Namen des Vaters abgeleitete Benennung und heißt Sohn des Tolmäus oder Tolmai. Mehrere gelehrte Schriften meinen, er sei ein und derselbe mit Nathanael, einem Gesetzverständigen von den 72 Jüngern, welchen Philippus zu Jesus führte und dessen Herzenseinfalt so sehr von dem Heilande gelobt wird.

Der heil. Johannes nennt den heiligen Bartholomäus nie unter den Jüngern; aber man findet Nathanaels Namen auch nicht bei den andern Evangelisten; sie setzen stets den heiligen Philippus und Bartholomäus neben einander und der heilige Johannes sagt, daß Philippus und Nathanael mit einander zu Jesus kamen. Man sieht auch, daß Nathanael bei den andern Aposteln war, als ihnen der Heiland am Ufer des galiläischen Meeres erschien; und wenn er damals nicht ein Glied des Collegiums

gewesen wäre, warum sollte man ihn nicht an die Stelle des Verräters Judas gewählt haben.

Der heilige Bartholomäus war mit den andern Aposteln Zeuge der glorreichen Auferstehung und der Wunder des Herrn; aus dem Munde der Wahrheit empfing er die göttliche Wahrheit. Er war unter den nach der Himmelfahrt des Herrn zum Gebete versammelten Jüngern. Der heilige Geist, zu dessen Herabkunft er sich mit so vieler Sorgfalt vorbereitet hatte, erfüllte ihn mit Eifer, Liebe und mit allen Tugenden.

Nachdem sich Bartholomäus würdig zu seinen apostolischen Berufsarbeiten vorbereitet hatte, trug er das Evangelium zu den rohesten Völkern des Orients. Er drang nach Eusebius bis an die äußersten Grenzen Indiens vor. Man liest bei Eusebius, daß der heilige Pantänus, als er zu Anfang des dritten Jahrhunderts nach Indien kam, Spuren des Christentums fand, und daß ihm die Braminen eine Abschrift des Evangeliums des heiligen Matthäus in hebräischer Sprache vorzeigten, die von dem heiligen Bartholomäus in dies Land gebracht worden sein soll, da er daselbst den Glauben gepredigt habe. Von Indien aus wandte sich der heilige Bartholomäus nach dem nordwestlichen Asien und stieß zu Hierapolis in Phrygien zu dem heiligen Philippus. Von da wandte er sich nach Lykaonien, wo er nach der Versicherung des heiligen Chrysostomus die Völker im Christentume unterrichte.

Der heilige Bartholomäus.

Wir denken mit Staunen an die Leiden der Apostel, an ihre Reisen, ihre Einkerkerungen, ihre Mißhandlungen, ihren Tod. Ihr liebeseifriger Mut, mit dem sie alle Pein erduldeten, beschämt unsere weichherzige Feigheit.

Woher diese Feigheit? Haben wir Mangel an übernatürlicher Gnade? Nein! Es ist unsere Lauigkeit, unsere Gleichgültigkeit, unsere Trägheit im Gebete, die uns feige macht. Diese Lauheit und Trägheit war den Aposteln fremd: so viel sie thaten, glaubten sie doch Gott noch immer mehr schuldig zu sein. Denn die wahre Liebe ist auch wahre Demut.

Als der heilige Bartholomäus nach Armenien gekommen war, um dort einem hart am Götzendienst hängenden Volke das Evangelium zu predigen, empfing er nach dem heiligen Gregor von Tours die Martyrerkrone.

Die neueren griechischen Schriftsteller sagen, er sei von dem Stadthalter in Albanopolis zum Kreuzestode verurteilt worden; andere behaupten, es sei ihm die Haut lebendig abgestreift worden, was übrigens die Kreuzigung nicht ausschließt. Diese zweifache Strafe war nicht nur in Egypten, sondern auch bei den Persern vereinigt und von diesen können die Armenier, ihre Nachbarn, auf diese Todesart hingewiesen worden sein.

Theodor der Leser berichtet, daß der Kaiser Anastasius, welcher i. J. 508 die Stadt Duras in Mesopotamien erbaute, sich mit den Reliquien des heiligen Bartholomäus bereichert habe. Der heilige Gregor von Tours berichtet, daß sie vor dem Ende des sechsten Jahrhunderts auf die Insel Lipari bei Sicilien gebracht worden seien. Bei Anastasius dem Bibliothekar liest man, daß sie im Jahre 809 von Lipari nach Benevento übertragen wurden, von wo man sie nach Baronius im Jahre 983 nach Rom versetzte. Ein Bischof von Benevento schickte einen Arm des Apostels an den heiligen Eduard den Bekenner, der ihn der Domkirche von Canterbury zum Geschenke machte.

Das Fest des heiligen Bartholomäus ist in den alten Martyrologien des Abendlandes auf den 24. August verzeichnet; die Griechen setzten es aber auf den 11. Juni.

Der Eifer für die Ehre Gottes glänzte unter den Tugenden der Apostel am meisten hervor. Diese Tugend ist auch die erste Eigenschaft der Liebe zu Gott. Ein Krieger ist stets bereit, die Ehre seines Fürsten, ein Sohn, die Ehre seines Vaters zu vertheidigen. Und wie dürfte sich ein Christ schmeicheln, Gott zu lieben, wenn er gegen dessen Ehre gleichgültig ist? Ein wahrer Anbeter Gottes wünscht vor Allem, daß der Name Gottes verherrlichet werde. Sein innigstes Sehnen geht dahin, daß Gott überall erkannt, vollkommen geliebt und ihm von allen Menschen treu gedient werden möge. Er fordert gleich dem königlichen Propheten alle

Geschöpfe auf, sich mit ihm nach Kräften zu vereinigen, um den Herrn zu loben und zu preisen; und ein immerwährender Gedanke des Schmerzes und der Thränen ist es ihm, daß er einen so guten Gott und liebenswürdigen Erlöser beleidigen konnte.

Der heilige Dado.

Bischof von Rouen.

Jahr 683.

Der heilge Dado, der Sohn Authars, eines fränkischen Edlen, empfing schon als Kind mit seinem Bruder Ado den Segen des heiligen Columban, der zu ihrem Vater auf Besuch kam. Später kamen beide an den Hof Chlotars II., wo sie mit dem heiligen Eligius eine innige Freundschaft anknüpften. Die Worte und Beispiele dieses großen Mannes erfüllten sie mit Verachtung der Weltfreuden und beide beschlossen, sich dem Dienst Gottes zu weihen. Ado gründete das Kloster Jotrum für Benediktinerinnen.

Der heilige Dado stand am Hofe Chlotars II. und Dagoberts I. in großem Ansehen und der letztere wählte ihn zu seinem Kanzler und Siegelbewahrer. Auf einem Stücke Landes, das ihm der König schenkte, gründete er das Kloster Resbai oder Rebais, der König und die Großen hinderten ihn aber, selbst das Ordenskleid zu nehmen.

Obwohl Dado und Eligius Laien waren, so wurden sie doch wegen ihrer Bildung und Frömmigkeit von den Bischöfen um Rat gefragt, welche sich auch nach ihren Entscheidungen richteten. Chlodwig II., Dagoberts Nachfolger, hegte gegen den heiligen Dado dieselbe Achtung wie sein Vater und behielt ihn als Siegelbewahrer. Nur ungern erlaubte er ihm, die Tonsur zu empfangen. Bald nachher wurde er als Nachfolger des heiligen Romanus auf den bischöflichen Stuhl von Rouen gewählt. Eligius, sein Freund, wurde zu gleicher Zeit Bischof von Noyon und Journay. Beide bereiteten sich auf ihre neue Würde durch Zurückgezogenheit, Fasten und Gebet vor und wurden im Jahr 649 zu Rheims geweiht.

Der heilige Dado verschmähte alle weltliche Pracht, übte die Demut und Abtötung und spendete reichliche Almosen. Mit aller Kraft arbeitete er an der Ausrottung der Simonie und anderer Mißbräuche, und suchte auf jede Weise die Disciplin wieder herzustellen, so besonders auf dem Concil von Chalon im Jahr 644.

König Theodorich III. beehrte ihn mit mehreren wichtigen Aufträgen und mit der Beilegung von Streitigkeiten, aus denen große Unruhen hätten entstehen können.

Als er eben dem Könige die Nachricht von der Wiederherstellung des Friedens zwischen Neustrien und Austrasien überbringen wollte, wurde er im Schlosse zu Clichy von einem gefährlichen Fieber ergriffen. Er bestimmte noch Ansbert, Abt zu Fontenelle und Beichtvater des Königs, zu seinem Nachfolger und starb am 24. August 683. Sein Leichnam wurde nach Rouen gebracht und in der St. Peterskirche beigesetzt, welche nachmals seinen Namen annahm.

25. August.

Der heilige Ludwig.

König von Frankreich.

Jahr 1270.

Unter den Namen, von welchen, wie Bossuet von dem großen Condé sagt, „jedes Lob erblaßt" ist in Frankreich einer, den man nur mit heiliger Ehrfurcht ausspricht. Ludwig IX., mit gutem Rechte der gekrönte Gerechte genannt, „der Freund Gottes und der Menschen, einer der größten Könige, welche die Sonne beschienen," vereinigt Alles in sich, was das Herz rührt, die Seele erhebt und Bewunderung erregt. Er ist der Mustermensch des Mittelalters. Er war ein Gesetzgeber, ein Held, ein Heiliger."

Sein Vater war jener Ludwig „mit dem Löwenherzen," welcher an demselben Tage, vielleicht in demselben Augenblicke, die Engländer an den Ufern der Loire besiegte, als sein großherziger Vater Ppilipp August in Flandern einen Kaiser, zwei Könige und rebellische Vasallen mit ihren 150,000 Kriegern in die Flucht jagte. Seine Mutter war Blanka, jene edle Lilie von Castilien.

Noch war kein volles Jahr seit dem Sieg von Bovines und an der Loire verflossen, als Blanka zu Poissy den Sohn gebar, welcher das Scepter seiner Ahnen so hoch tragen sollte, und das Kind zählte kaum 10 Jahre, als Ludwig VIII. seine kurze Regierung beschloß, durch welche er sich übrigens würdig gezeigt hatte, Philipp August zum Vater und Ludwig IX. zum Sohne zu haben.

Auf seinem Totenbette hatte Ludwig VIII. in Gegenwart des Erzbischofs von Sens und der Bischöfe von Soissons und Chartres erklärt, „daß sein ältester Sohn und Nachfolger, wie auch seine übrigen Kinder unter die Vormundschaft ihrer Mutter, der Königin Blanka gestellt werden sollten." Um dem Willen des sterbenden Königs nachzukommen, erklärten die Bischöfe und die Großen des Reichs, denen sich auch der päpstliche Legat anschloß, die Witwe Ludwigs VIII. als Vormünderin des Königs und Reichsregentin.

Blanka's erste Sorge war, den jungen König zu Rheims krönen zu lassen. Er empfieng die heil. Salbung am 1. Dezember 1226. Mehrere Große des Reichs, welche gegen die Regentschaft der Königin waren, wohnten dieser Feierlichkeit nicht bei, da wie sie sagten die Regentschaft und Vormundschaft nach altem Herkommen dem Oheim des Königs, Philipp, Grafen von Boulogne gehöre. Sie gründeten eine Verbindung, um nicht bloß der Mutter die Regentschaft, sondern sogar dem jungen Könige die Krone zu entreißen. Heftige Verläumdungen wurden über die Königin verbreitet und ungerechter Weise ihr der Krieg erklärt. Blanka setzte dem sich gegen sie erhebenden Sturme jene Festigkeit und jene würdevolle und vertrauensvolle Haltung entgegen, welche der Menge Achtung einflößt. Sie beabsichtigte dem gefährlichen Lehenwesen ein Ende zu machen, und der Erhöhung der königlichen Macht und Einkünfte die Hilfsquellen des Staates, die Empörung, und selbst den Treubruch und dieUmtriebe der großen Vasallen dienstbar zu machen. Dieser eben so beharrlich als geschickt durchgeführte Plan bildete einen der Grundsätze ihrer königlichen Politik, zu welcher sie ihren hohen Zögling heranzubilden bestrebt war.

Die fromme und zärtliche Mutter suchte besonders der Seele dieses vielgeliebten Sohnes Frömmigkeit einzuflößen. Verlassen und einsam, der Gewaltthätigkeit der großen Lehensherren ausgesetzt, hatte sie oft Stunden des Kummers und der Entmutigung. Dann ließ sie ihren Sohn zu Füßen sitzen und sagte ihm: „teurer Sohn, liebe deine Mutter, dein Volk, vor Allem liebe Gott. Du weißt wohl, lieber wollte ich dich sterben, als mit einer einziger Todsünde befleckt sehen."

Ludwig blieb diesen edlen Lehren treu, welche seine Lebensregeln bildeten. Zugleich flößte ihm Blanka auch Geschmack an den Wissenschaften und hohe Liebe zur christlichen Kunst ein.

Als er mannbar geworden war und bald König werden sollte, wählte man ihm eine Gattin aus der bescheidenen aber liebenswürdigen Familie des Grafen von Provence. Margaretha hatte den Wahlspruch: „Königin der Erde, Magd des Himmels," und Ludwig gab ihr einen goldenen, mit Lilien und Edelsteinen verzierten Ring, mit einem Saphir in der Mitte, über den ein Kreuz emporragte. Rund herum waren die rührenden Worte zu lesen: „Könnten wir außerhalb dieses Ringes Liebe finden?"

Als er das 21. Jahr erreicht hatte, übergab ihm seine Mutter die Zügel der Regierung. Die Engländer suchten damals ihre Eroberungen gegen Saintonge auszudehnen, Ludwig zog ihnen entgegen und traf sie bei Taillebourg. Am 24. Juli 1242 waren die beiden Heere nur durch eine alte Brücke von einander getrennt. Der junge Bruder des Königs, der Graf von Poitou, welcher den Vortrab commandierte, sprengte voran und gab das Zeichen zum Angriff; seine Leute fallen und werden von den Wogen fortgerissen. Schnell wie der Blitz sprengt Ludwig vor, nur von 8 Reitern begleitet, sammelt die zerstreuten Reste des Vortrabs, aber zu eifrig vorwärts drängend, findet er sich ganz allein dem Angriff einer ganzen Abteilung ausgesetzt. Indeß setzten die Bannerträger Frankreichs, durch des Königs Beispiel ermutigt, über den Fluß, und der Ausgang ist nicht mehr lange zweifelhaft. 4000 Engländer legen die Waffen nieder und der englische König Heinrich III. flieht gegen Saintes. Ludwig folgt ihm auf dem Fuße nach; es kommt noch einmal zum Kampfe, und der König von England gewinnt nur noch Zeit, nach Bordeaux zu fliehen. Eine Krankheit, welche in Ludwigs Heere ausbrach, hinderte ihn, seinen Sieg zu verfolgen.

Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt fand man ihn sehr angegriffen, und sein leidender Zustand ward durch die Nachricht von den Leiden der Christen im Morgenlande, welche vor dem Einfall der Tataren flohen, noch vermehrt.

Von den Bergen Asiens, ihrer Wiege, herab hatten diese Barbaren im Anfange des 13. Jahrhunderts Persien, Rußland, Polen, Ungarn und Schlesien überschwemmt. Furcht und Schrecken gieng ihnen voran, wilden Tieren gleich verzehrten sie menschliche Leichname und Tausende von Geiern, die ihrem Zuge folgten fraßen die Reste ihrer schauerlichen Mahlzeiten.

Schon hatten sie trotz der Anstrengungen der Johanniter und der Tempelritter, welche sich gezwungen sahen, Jerusalem zu verlassen, Syrien genommen. Die unmenschlichen Barbaren rissen alle in der hl. Stadt gebliebenen Christen ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts das Herz aus dem Leibe; die Gebeine der Könige wurden aus den Särgen gerissen und Mord und Gottesschändung hörten erst auf, als keine Opfer mehr zu finden waren.

Die christlichen Fürsten rüsteten sich um den Templern, Hospitalitern und Deutschrittern zu Hilfe zu eilen, als die Nachricht kam, diese heldenmütigen Ordensleute seien fast alle in den Ebenen von Gaza gefallen. Blanka von Castillen setzte den durch Krankheit geschwächten Ludwig von den Hilferufen des Papstes in Kenntnis. Innocenz IV. drückte sich so aus: „Die Kirche ist gedrückt und in solche Bedrängnisse gebracht, daß sie noch nie soviel gelitten hat." — Was wird aus uns werden, mein Sohn," fügte die fromme Königin bei. „Von diesen Tataren ist Alles zu fürchten!" Aber ruhig und heiter mitten in seiner tiefen Betrübnis erwiderte der junge Fürst: „Fasse Mut, Mutter, Gott wird uns trösten in unsern Prüfungen, wenn er uns beisteht, werden die Barbaren in ihre heimatlichen Berge zurückkehren; wenn er uns verläßt, wohlan! dann werden uns die milden Barbaren bälder ins Paradies schicken. — Doch seine Kräfte ließen seinen Mut im Stiche. Er wurde so gefährlich krank, daß man ihn dem Tode nahe glaubte und er selbst darauf dachte, sich auf einen guten Tod vorzubereiten. Bestürzung herrschte in und außer dem Palaste. Man flehte durch Gebet und Thränen um seine Genesung zum Himmel, als bereits die Merkmale eines nahen Todes an ihm sichtbar wurden.

Endlich schien die unglückliche Stunde gekommen zu sein. Schon trat eine der Wärterinnen zu seinem Bette, um Ludwigs Angesicht mit dem bereit gehaltenen Totentuche zu verhüllen, als er sich plötzlich aufrichtete: „Das Licht des Ostens hat sich vom Himmel über mich ergossen, sagte er mit feierlichem Tone, die Gnade des Herrn ruft mich von den Toten zurück. Lieber Herrgott, sei gepriesen und empfange den Schwur, daß ich das Kreuz nehmen will!"

Wilhelm, Bischof von Paris, verlangte jetzt ein Band von roter Seide, schnitt es in Kreuzform zu, kniete zitternd vor dem Bette des Königs nieder und reichte ihm dasselbe. Ludwig ergriff das Kreuz, drückte es an den Mund, Brust und Augen, und ließ es sich auf die Schulter heften, dann rief er mit starker Stimme: „Wisset, daß ich geheilt bin!" Sein Antlitz strahlte vor Freude.

Mit dem Kreuze bezeichnet sehnte er sich innigst nach dem Augenblicke, wo er die Ketten der Christen brechen und das heilige Grab der Verehrung der Völker zurück geben könnte.

Alles rüstete sich zu dem Zuge. Vor seiner Abreise aber wollte Ludwig Europa und dem Reiche den Frieden geben.

Blanka begleitete ihn bis in die Gegend von Avignon, und erst hier konnte sie Ludwig zur Umkehr bewegen. „Liebe, süße Mutter," sagte er: „bei der Treue, die du mir schulig bist, kehre jetzt um . . . ich überlasse deiner Sorge meine beiden Söhne und Isabella und das Königreich . . . und ich weiß daß du es gut behüten und regieren wirst! . . ." „Lebewohl," sagte sie weinend, „mein lieber, teurer Sohn, wie wird mein armes Herz diese Trennung aushalten können!" Die königliche Flotte segelte zuerst nach Cypern. Nach einem langen Aufenthalt auf dieser Insel, wo große Vorräte die Flotte erwarteten, aber auch eine grausame Krankheit das Heer ergriff, wendete sich Ludwig nach Damiette und kam nur mit einem Teil seiner Schiffe vor dieser Stadt an, denn die übrigen waren durch einen heftigen Sturm zerstreut worden.

Der heilige Ludwig im Walde zu Vincennes unter seinem Volke.

Er konnte den Angriff kaum erwarten, gab den Befehl zur Landung, und warf sich zuerst, den Degen in der Hand, ins Wasser. Er stürzte sich mit seinen

Rittern auf die Sarazenen, welche das Ufer verteidigten und der König schlug sich nach den Chronikschreibern mit solcher Wut und Kühnheit, daß die Sarazenen voll Entsetzen die Festung im Stiche ließen. Da kein Feind mehr zu bekämpfen war, pflanzte Ludwig seine Lanze auf ägyptischen Boden auf unter dem lauten Rufe: „Montjoi! St. Denis!" Dann warf er sich nieder, klopfte auf die Brust und betete inbrünstig. In wenigen Stunden war Damiette, der Schlüssel Aegyptens, in den Händen der Kreuzfahrer. Die Sieger verloren fünf Monate in dieser Stadt und die Türken hatten Zeit, sich vom ersten Schrecken zu erholen. Dann brauchte man noch einen Monat, die zehn Meilen zwischen Damiette und Manturah zurückzulegen. Fünfzig Tage wurden die Kreuzfahrer an den Ufern des Kanals Achmoum aufgehalten, bis ihnen ein Beduine eine Furt zeigte. Sie war nicht so sicher, als man geglaubt hatte, der Großmeister der Templer, welcher den Vortrab befehligte, der Graf von Salisbury und Robert von Artois setzten kühn hinüber, statt aber auf den König zu warten, wie er befohlen hatte, ließ sich der Graf von Artois verwegen in die Verfolgung der Sarazenen ein und riß die Templer und Engländer mit sich fort.

Die ordnungslose Schaar drang in Manturah ein, wurde aber daselbst niedergemacht. Von der Gefahr, in der sich sein Bruder befand, in Kenntnis gesetzt, stürzte sich der König mitten in das Kampfgetümmel und kämpfte den ganzen Tag mit erstaunlicher Tapferkeit, allein umsonst. Am Abend erfuhr Ludwig, daß die Rettung seines Bruders nicht mehr möglich sei. „Gott sei für diese Schickung gepriesen", sagte er. Schwere Thränen aber stürzten aus seinen Augen; ein herzzerreißender Anblick. Dann fügte er bei: „Nun, das weiß' ich, daß mein armer Bruder im Himmel ist."

Am folgenden Tage wurden die Christen aufs neue von den Mameluken angegriffen, und hatten im eigenen Lager einen noch blutigeren Kampf zu bestehen. Ludwig IX. rettete an diesem Tage seinen Bruder Carl von Anjou, der rettungslos verloren schien, auf wunderbare Weise und entkam selbst nur durch eine Art Wunder. Er war so mit griechischem Feuer bedeckt, daß man ihn unter seiner Rüstung erstickt glaubte. Endlich zogen sich die Sarazenen zurück.

Das christliche Heer wollte kurze Zeit eine so teuer erkaufte Ruhe genießen, als die muselmännischen Seeleute unversehens die französischen Schiffe überfielen, welche das Kreuzheer mit Proviant versehen hatten, mehr als 1000 Kämpfer niedermachten, 52 mit Vorräten aller Art beladene Fahrzeuge wegnahmen, und alle Verbindung zwischen dem Lager und Damiette abschnitten. So ward auch die Königin Margaretha mit den bei ihr Zurückgebliebenen vom Herrn getrennt.

Die traurige Nachricht gelangte zum Könige, während gerade eine fürchterliche Krankheit, durch die verpestete Ausdünstung der Leichen, mit denen das Lager bedeckt war, veranlaßt, unter den Kreuzfahrern sich zu entwickeln begann, so daß sie zu gleicher Zeit durch zahllose Streitkräfte, welche der neue Sultan gesammelt hatte, und durch Hunger bedroht waren. Mundvorräte konnten nur noch mit schwerem Gelde erkauft werden. Die Krieger, die kranken, wie die gesunden, waren nur noch auf Fische als ihre einzige Nahrung angewiesen, welche selber sich von Stücken menschlicher Leichname gesättigt hatten. So fielen nach dem Bericht der Chronisten Alle in Schrecken und Verzweiflung. Das Fleisch vertrocknete so an den Beinen, daß die Haut schwarz und erdig aussah, wie alte Habstiefel von schmutzigem Leder, das Zahnfleisch löste sich von selbst ab und es bildeten sich Beulen, und wenn Blut aus der Nase floß, durfte man eines nahen Todes gewiß sein. — Wunderbarer Weise war der König, der sich fortwährend mit Besuch und Pflege der Kranken beschäftigte und um Andern ein Beispiel zu geben eigenhändig die Toten begrub, bis jetzt von der Krankheit verschont geblieben. Als er aber einst vom Spital heimkehrte, fühlte er sich plötzlich vom Fieber, Scorbut und von der Ruhr ergriffen. In höchster Bestürzung drangen seine Räte mit aller Macht in ihn, zu Wasser nach Damiette zurückzukehren, was damals noch möglich war. Alle bestürmten ihn hauptsächlich im Interesse des Heeres, welches dieses Rettungsmittel verlangte, als der heilige König mit zum Himmel gewandten Blicke ausrief: „Niemals wird man mich mein Volk verlassen sehen; wir werden beide das gleiche Ende haben." Gleichwohl versuchte er, so nahe er dem Tode war, zu Lande seinen Rückzug anzutreten, während die Kranken auf dem Nil fortgeschafft werden sollten.

Allein die Sarazenen neckten und beobachteten das zusammengeschmolzene, geschwächte und entmutigte Heer. Da versuchte man Friedensunterhandlungen oder Waffenstillstand mit ihnen zu schließen. Der König versprach, gegen Jerusalem und sein Gebiet und gegen Freilassung der Gefangenen dem Sultan Damiette zurückzugeben, als die Verhandlungen in Folge der Forderungen der Sarazenen, den König bis zur Rückgabe von Damiette als Geißel zu geben, abgebrochen wurden. Sargines erwiderte ihnen mit donnernder Stimme: „Lieber lassen wir uns von den Sarazenen fesseln und bis auf den letzten Mann niedermachen, ehe wir diese Schande auf Frankreichs edle Ritterschaft kommen ließen." Die Gesandten entfernten sich. Indeß richtete Krankheit und Hunger solche Verwüstungen im Heere an, daß man beschloß, um jeden Preis das Lager abzubrechen und die Kranken einzuschiffen. Das Heer zog in guter Ordnung und in geschlossenen Reihen ab, als die Sarazenen in großer Anzahl die Ufer des Nil besetzten, sich den Galeeren näherten und einige derselben in Brand steckten. Heer und Flotte geriet in furchtbare Verwirrung. Man drang in den König, zu Land mit guter Bedeckung Damiette zu gewinnen. Auch jetzt noch wollte er das Schicksal seiner Krieger teilen, und ließ sich, dem Tode nahe, erst ausschiffen, als er

die Kreuzfahrer von einer ganzen Menge von Feinden angegriffen sah. Ludwig ergriff sein Schwert, aber voll Mattigkeit und Schwäche, war er aller Bewegung unfähig und beinahe bewußtlos. Seine Ritter verrichteten umsonst Wunder der Tapferkeit, um ihn zu verteidigen; sie mußten der Uebermacht weichen, und der König ergab sich, um sein und der Seinigen Leben zu schonen. Er ward mit Ketten beladen, ohne eine Klage vernehmen zu lassen, nur konnte er seinen Schmerz und seine Entrüstung nicht zurückhalten, als er das in seiner Nähe hängende Kreuz mit Füßen treten sah; zitternd an allen Gliedern suchte er da seine Ketten zu brechen und reichliche Thränen entströmten seinen Augen.

Man verlangte von ihm 400 000 byzantinische Goldstücke als Lösegeld. „Diese Summe,“ sagt er, „würde ich für mein Volk gerne zahlen, aber Damiette wird für mich das einzige Lösegeld sein; denn den König von Frankreich erkauft man nicht um Goldstücke.“ Der Emir hatte diesen Vertrag angenommen, als er von seinen empörten Mameluken erdrosselt wurde. Einige von ihnen drängten sich zu dem heiligen Ludwig, und derjenige, welcher dem Emir das Herz ausgerissen hatte, kam mit seiner blutigen Hand zum Könige mit den Worten: „Was giebst du mir dafür, daß ich deinen Feind getötet habe, der Dir das Leben genommen hätte, wenn er länger gelebt hätte? Ludwig würdigte ihn keiner Antwort und wendete sich mit Ekel und Entrüstung von ihm ab. „Du stirbst“, sagte der Barbar, „wenn du mich nicht augenblicklich zum Ritter schlägst.“ „Werde zuvor Christ,“ entgegnete der König. Ludwigs Seelengröße, seine Würde im Unglück, die Menschlichkeit, welche er gegen die gefangenen Sarazenen und die Milde, mit der er ihre Weiber und Kinder behandelt hatte, rührten die Ungläubigen, und sie behaupteten, nie einen stolzeren Christen gesehen zu haben. Sie wollten ihm sogar den Oberbefehl übertragen, aber ein neuer Aufstand brachte sie von diesem Plane ab.

Der heilige Ludwig besucht mit seinen Kindern die Spitäler.

Die Königin Margaretha erfuhr die Gefangenschaft des Königs in dem Augenblicke, wo sie zu Damiette eines Sohnes Johannes, dem sie den Beinamen Tristan gab, genas. Ein achtzigjähriger Ritter, mit einem Panzerhemde angethan, durfte allein beim Bette der Königin Wache halten. Wenn sie durch erstickte Seufzer ihre schweren Befürchtungen zu erkennen gab, rief er, ihre Hand ergreifend: „Frau, habt keine Furcht, ich bin da“. Margaretha, von immer traurigeren Ahnungen durchtobt, hieß alle, den guten Ritter ausgenommen, sich aus ihrem Zimmer zu entfernen. Dann kniete sie vor ihm nieder, und sagte: „Herr ich bitte Euch um eine Gnade. Schwöret, sie mir zu gewähren. Ich bitte Euch, wenn Damiette genommen ist und die Ungläubigen kommen, so lasset mich nicht lebendig in ihre Hände fallen, schneidet mir zuvor den Hals ab!“ „Frau,“ erwiderte der Ritter, indem er sie aufhob, „ich werde es gern thun, denn ich habe schon daran gedacht.“

Ludwigs Ketten fielen, und er wendete aufs neue seine Kraft zur Befreiung der heiligen Stätten. Er baute die Mauern der Städte wieder auf, befestigte Cäsarea, Jaffa, Sidon, St. Jean-d'Arc und brachte 4 Jahre im Morgenlande zu, denn so lange es einen Gefangenen zu befreien, Kranke zu pflegen, eine Stadt zu befestigen, eine Mauer herzustellen, nützliche Kenntnisse zu sammeln gab, konnte man ihn nicht zur Abfahrt bewegen. Allein endlich nötigten ihn die Nachrichten, welche er aus Frankreich bekam, doch dazu; seine Mutter war gestorben! „Es ist gewiß wahr, mein liebster Vater Jesus Christus,“ rief er aus, „daß ich meine Mutter mehr liebte, als jedes sterbliche Geschöpf, doch dein heiliger Name sei gepriesen!“

Ludwig wollte, daß Frankreich wie das Morgenland seinen Schmerz teile. Gebete wurden in allen Kirchen des Reiches dargebracht und Thränen und Segenswünsche folgten ihrem gesegneten Andenken.

Nach einer stürmischen Heimfahrt landete der König zu Hyères am 10. Juli 1254 und wählte das Schloß Vincennes zu seinem Aufenthalte. Während dieser merkwürdigen Zeit, welche ungefähr 16 Jahre dauerte, verfloß jenes ruhige und zugleich ganz königliche und ganz heilige Leben, von dem wir hier nur ein kurzes und unvollkommenes Bild entwerfen können.

Mit äußerster Mäßigung verband Ludwig klaren Verstand und einen angeborenen Gerechtigkeitssinn. Um von so vielen Reformen und von seinen Verordnungen, einer herrlichen Gesetzgebung, in welcher immer die Billigkeit den ersten Rang einnimmt, zu schweigen, machen wir nur darauf aufmerksam, daß er es ist, welcher den gerichtlichen Zweikampf abschaffte und den Zeugenbeweis einführte, welcher unter schweren Strafen die Richter und königlichen Beamten zwang, jedem Recht zu schaffen, sei er reich oder arm, groß oder klein, fremd oder einheimisch; welcher Rechtsgelehrte an den Hof zog, an welche in jeder Rechtssache appelliert und von denen jedes Urteil abgeändert werden konnte. Er selbst nahm Sitz unter diesen Sachverständigen, wodurch er die Barone von sich ferne hielt.

„Oft", sagte Joinville, „setzte er sich Sommers in den Wald von Vincennes, lehnte sich an eine Eiche und ließ uns um ihn hersitzen, und alle, so zu thun hatten, kamen mit ihm zu sprechen ohne Verhinderung von Thürhütern und anderen.

Der religiösen Baukunst des Mittelalters gab er großen Aufschwung. Auf seinen Befehl erhoben sich Denkmäler, welche noch allgemein bewundert werden, unter andern die heilige Kapelle, ein Hauptwerk der christlichen Kunst. Er gründete Bibliotheken, umgab sich mit Gelehrten, und suchte überall die Liebe zu nützlichen Wissenschaften und guten Studien zu verbreiten. Die Arzneikunde, die Chirurgie, das Seewesen, Ackerbau und Industrie machten durch seine erleuchtete Sorgfalt und durch seine im Morgenlande geschöpften Erfahrungen große Fortschritte.

In seinen Streitigkeiten mit dem römischen Stuhle zeigte er sich einerseits erleuchtet und fest in Wahrung seiner königlichen Rechte, andererseits als ein treuer Sohn des katholischen Glaubens.

Während des Mahles las man ihm fromme Bücher vor, besonders die Stadt Gottes des heil. Augustin oder er unterhielt sich mit dem heil. Thomas von Aquin oder mit Robert Sorbon einem berühmten Lehrer der Universität, über wichtige Rechtsfragen. — Nach dem Mittagsmahle plauderte er mit seinen Baronen, mahnte sie zum Frieden, zur Eintracht und zur Beförderung des Glücks seines Volkes, das er als seine Familie betrachtete. Bevor er sich zur Ruhe legte, ließ er seine Kinder zu sich kommen, und erzählte ihnen die schönen Thaten der alten Könige. Zu seinem Thronerben sagte er: „Teures Kind, ich bitte dich, mache dich beliebt bei deinem Volke, denn wahrlich, lieber wollte ich, daß ein Schotte oder irgend ein Fremder mein Volk gut und geordnet regierte, als daß du es schlecht und tadelhaft regiertest." Ludwig, der beste aller Väter, war immer der zärtlichste und tugendhafteste Gatte. Sein religiöses Leben ist nicht minder voll der merkwürdigsten Züge.

Nach einem kurzen Schlafe stand Ludwig vor Morgendämmerung auf und wohnte dem Gottesdienste bei. An Festtagen nahm er die heilige Dornenkrone und zeigte sie dem Volke. Als er die Worte der Litanei sprach: „Herr Gott, wir bitten dich, gieb uns einen Thränenquell, fügte er andächtig bei: „O mein Gott, ich wage nicht, dich um eine Thränenquelle zu bitten, nur um eine einziges Tröpfchen bitte ich, um mein dürres Herz anzufeuchten und die Leiden meines Volkes zu sühnen. — Die Strenge seiner Bußwerke und die Glut seiner Liebe setzen in Erstaunen und beschämen die menschliche Schwachheit. Die Kirchen, welche er erbaut hat, sind nicht bloß Denkmäler seines Glaubens, sondern auch seiner Liebe zum Volke, denn bei dieser Gelegenheit allein konnte er mit ihm arbeiten. Zu Royaumont half er den Mönchen bauen und hieß seine Brüder das Gleiche thun. „Der gute König ergriff die Tragbahre, belud sie mit Steinen und trug sie fort, er voran, ein armer Mönch hinten." In seinem unbeschreiblichen Mitleid mit allem Elende teilte Ludwig zahllose Almosen aus. Er half den Bauern und den armen Leibeigenen. Er gründete in vielen Städten Spitäler, und zu Paris das Hotel-Dieu für die Kranken, und die Quinze-Vingt für die armen Blinden. Jeden Tag ließ er 120 Arme in seinen Palast kommen, an den Fasttagen bediente er sie, ehe er selbst speiste, und alle bekamen eine gewisse Summe Geld. Oft pflegte er mit besonderer Freude Kranke, selbst Aussätzige mit eigenen Händen.

Der heilige Ludwig schwört auf die Dornenkrone, einen zweiten Kreuzzug zu unternehmen.

Das Leben des heiligen Königs, den seine frommen Neigungen oft trieben, die Welt zu verlassen, während ihn seine Pflichten als Herrscher, Gatte und Vater zurückhielten, wurde durch die Gedanken an die Leiden der Christen in Syrien getrübt.

Die Mameluken mordeten die Bevölkerung ganzer Städte oder töteten ihre Seelen, indem sie dieselben zur Verläugnung des Glaubens zwangen. Syrien schwamm im Blute. Ludwig war nur mit Schmerz aus dem heiligen Lande zurückgekehrt, und immer zog es ihn mit einer Art Heimweh dahin. Auf seinem Herzen lastete wie ein Gewissensbiß der Gedanke, die Gelegenheit verloren zu haben, sein Blut für die Befreiung der heiligen Stätten zu vergießen. Bald konnte er trotz der fühlbaren Abnahme seiner

Gesundheit der Stimme nicht mehr widerstehen, welche ihn auf jene öden Gestade zurückrief.

Auf den 25. Mai 1261 berief er seine Barone in den großen Saal des Louvre, trat, die heilige Dornenkrone in der Hand, unter sie und eröffnete ihnen seinen unabänderlichen Entschluß. Er nahm mit seinen drei Söhnen das Kreuz, und Herrn Joinville ausgenommen folgten die meisten Ritter seinem Beispiele.

Man landete zu Carthago, wo der König nur Ruinen antraf. Von den Mauren bewacht, konnten sie sich nur schwer verproviantieren und hatten unter Afrika's glühendem Himmel nur stinkendes Sumpfwasser zum Trinken. Bald empfanden deshalb die Kreuzfahrer die Schrecken des Hungers und einer pestartigen Krankheit. Mehrere Edle starben daran, und auch der König mit seinen drei Söhnen ward davon ergriffen. Der jüngste und wohl auch der geliebteste von den Brüdern unterlag nach wenigen Tagen, und der Vater erhielt die Nachricht von seinem Tode, während er selbst dem Tode nahe war. Da ließ sich der heilige Ludwig auf ein Bett von Asche legen, und empfahl sein Volk Gott und seinem Sohne, nachdem er für diesen jungen Erben der Krone Frankreichs eine bewunderungswürdige Belehrung diktiert hatte, worin er denselben vor allem ermahnte, „aus Gunst und Liebe“ die Gerechtsame und Freiheiten des Volkes aufrecht zu halten.

Am folgenden Morgen streckte er seine gefalteten Hände gen Himmel und sagte: „Herr Gott! habe Mitleid mit dem Volke, das hier versammelt ist und führe es in sein Land zurück; laß es nicht in die Hände seiner Feinde fallen, damit es nicht deinen heiligen Namen verläugne!“ Am 25. August 1270 gegen 3 Uhr verrichtete er, dem letzten Seufzer nahe, vertrauensvoll das Gebet: „Herr, ich werde eintreten in deinen heiligen Tempel und deinen Namen anbeten.“ Dann hörte man ihn seufzen und mit leiser Stimme sprechen: „Jerusalem, Jerusalem!“ Wenige Augenblicke darauf war er eingegangen zum Frieden Gottes in derselben Stunde, in welcher Jesus gestorben war.

Seine Gebeine brachte König Philipp sein Sohn mit dem Fürsten auf seinen Schultern nach St. Denis. Frankreich weinte und die ganze christliche Welt trauerte.

Im Jahr 1297 setzte die Kirche diesen König unter die Zahl der Heiligen und ordnete sein Fest auf den 25. August an. Am Tage seiner Heiligsprechung hielt der Papst selbst zwei Reden mit dem Texte: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist! — Der König des Friedens ist verherrlicht!“ Dann sprach er folgende Worte, welche bald von einem Ende des Reichs bis zum andern erklangen! „Haus Frankreich! freue dich, daß du der Welt einen so großen Fürsten gegeben! Volk Frankreichs, freue dich, daß du einen so guten König besaßest!“ „Ludwig IX.,“ sagt Voltaire, „schien bestimmt Europa umzugestalten, wenn es möglich gewesen wäre. Er hat Frankreich Triumph und Ordnung gebracht, und war in Allem ein Muster für die Menschheit. Seine Frömmigkeit, welche der eines Einsiedlers gleich kam, raubte ihm nichts von seinen Herrschertugenden. Seine Freigebigkeit war mit weiser Sparsamkeit verbunden; er wußte tiefe Politik mit pünktlicher Gerechtigkeit zu vereinigen und er ist vielleicht der einzige Monarch, welcher dieses Lob verdient. Klug und fest im Rate, furchtlos im Kampf ohne Verwegenheit; mitleidsvoll als ob es immer lauter Unglückliche gegeben hätte. Es ist dem Menschen nicht gegeben, die Tugend weiter zu treiben.

Tod des heiligen Ludwig.

26. August.

Der heilige Zephirin,

Papst und Martyrer.

Jahr 219.

Zephirin, von Geburt ein Römer, folgte im Jahre 202 auf Papst Viktor, also in dem Jahre, in welchem Severus das Feuer der fünften Verfolgung entzündete. Er war die Stütze und der Trost der Gläubigen und seine Liebe ließ ihn die Leiden aller Bekenner mitfühlen. Allerdings waren die Triumphe der Martyrer für ihn ein Gegenstand der Freude, aber sein Herz ward durch den Sturz der Abtrünnigen und Irrlehrer tief verwundet. Der Schmerz, den ihm die Verblendung der letzteren bereitete, hörte nicht auf, als der Kirche der Friede wiedergegeben war.

Die Hauptirrlehrer waren damals Marcion, Praxaes, Valentin und die Montanisten. Zephirin überwand alle, aber nichts betrübte ihn mehr, als der Fall Tertullians, welchen man zum Teil seinem Stolze, zum Teil dem Proclus und Proculus zuschreibt. Zu Rom wurde er bei einer Besprechung von Cajus, einem gelehrtem Priester dieser Stadt, widerlegt, welchen der heilige Zephirin später zum Regionsbischof weihte.

Zephirin zeigte so feurigen Eifer gegen die Schmähungen mehrerer Irrlehrer, daß diese ihn auf die schmählichste Weise behandelten; allein es war ein Ruhm für ihn, der Hauptverteidiger der Gottheit Jesu Christi genannt zu werden. Er starb im Jahre 219, nachdem er den päpstlichen Stuhl 17 Jahre lang eingenommen hatte.

Der heilige Genesius,

Martyrer und Schauspieler.

Jahr 343.

Wunderbar war die Bekehrung des Apostels Paulus, die wir in der Apostelgeschichte lesen, der aus dem heftigsten Verfolger der Christen der eifrigste Vertheidiger der Lehre Jesu Christi wurde; aber ebenso wunderbar war die geistige Wiedergeburt unseres Heiligen, der in der Stunde, wo diese eintrat, zugleich durch das Opfer seines zeitlichen Lebens auf eine unerwartete Weise die christliche Lehre verherrlichte.

Genesius war das Haupt einer Schauspielerbande zur Zeit des Kaisers Diocletian, und in seinem grimmigen Hasse gegen das Christenthum hatte er sich mit allen religiösen Gebräuchen der Christen genau bekannt gemacht, um sie auf der Bühne zur Belustigung der Heiden und zur Verspottung der Christen so lächerlich als möglich darzustellen. Denn aufgewachsen in der Lasterschule der öffentlichen Bühne war er ein Verächter alles Heiligen geworden. Als Diocletian nach einem glücklichen Feldzuge gegen die Perser zurückkehrte, wurde er daselbst mit dem größten Prachtaufwande empfangen, unter den Festlichkeiten, die man ihm zu Ehren veranstaltete, stand das Schauspiel oben an. Es war in dieser Zeit nach den Mitteilungen der heiligen Väter besonders Sitte, fast immer nur Vorstellungen auf die Schaubühne zu bringen, durch welche der heilige Glaube verhöhnt und das sittliche Gefühl verletzt wurde. Genesius, der darin eine Meisterschaft erlangt hatte, wollte jetzt auch das Seinige zum Vergnügen des Kaisers beitragen und diesen Zweck konnte er nur dadurch erreichen, daß er die religiösen Gebräuche der Christen, welche, wie er wußte, Diocletian wütend haßte, auf der Bühne dem Spott und Gelächter der Zuschauer preisgab. Er ließ sich also in einem Bette liegend, sich stellend als sei er in den letzten Zügen, auf das Theater bringen. „Welches Gewicht liegt auf mir!“ rief er aus, „wehe mir, wenn ihr mir nicht Erleichterung verschaffen könnt!“ Seine Genossen, die um sein Bett standen, fragten ihn, „wie sollen wir dich befreien? Sind wir denn Zimmerleute? Sollen wir dich unter den Hobel legen?“ Donnernder Beifall lohnte diesen schlechten Witz. „Ein Christ will ich werden,“ rief stöhnend und seufzend der scheinbare Kranke; „die Taufe verlange ich.“ „Warum die Taufe?“ entgegneten die Umstehenden. „Damit ich von meiner drückenden Sündenlast befreit, geraden Weges in den Himmel hineinfliegen kann,“ rief mit jammernder Stimme Genesius. Man holte zwei Schauspieler, von denen der eine als Priester, der andere als Exorcist gekleidet war. Sie traten an sein Bett, neigten sich über ihn und fragten: „Was willst du von uns, mein Sohn und warum hast du uns rufen lassen?“ Dieses war der Augenblick, in welchem Gott das Herz des Genesius berührte. Ein Strahl jenes himmlischen Lichtes traf ihn, das auch dem heiligen Paulus die Augen geöffnet hatte. Nicht mehr mit Verstellung, sondern aus innerstem Herzensgrunde antwortete Genesius: deßhalb habe ich nach euch geschickt, daß ich die Gnade Christi empfange, und das Wasser der heiligen Taufe mich reinige und meine Sündenlast, die mich beinahe erdrückt, abwasche.“ Immer noch in der Meinung, daß Genesius seine Rolle spiele, vollzogen die zwei andern Schauspieler unter lächerlichen Possen das Sakrament der Taufe, legten ihm, wie es die Christen den Neugetauften thaten, ein weißes Kleid an; und damit der Scherz vervollständigt würde, erschienen plötzlich

Soldaten, ergriffen ihn und führten ihn vor den Kaiser, um von diesem wegen seines Glaubens befragt und nach Art der Martyrer abgeurteilt zu werden. Aber welches Erstaunen bemächtigte sich aller Anwesenden, als Genesius mit lauter, kräftiger Stimme folgende Worte vernehmen ließ: „Höre mich, Kaiser, höret ihr Krieger und Obersten und Weltweisen, und alle ihr Bürger der Stadt Rom! Bisher verabscheute ich schon den Namen „Christ" und verspottete und verhöhnte durch die bittersten Lästerungen die Bekenner dieser Lehre. Wer von meinen Vorfahren Christ war, den habe ich verflucht; ja ich habe es zu meiner eigensten Aufgabe gemacht, die christlichen Geheimnisse zu erforschen, um sie durch possenhafte Darstellung dem Hohn und Gelächter preiszugeben. Doch in dem Augenblicke, als das Wasser mich berührte und man mich fragte, ob ich glaube und ich diese Frage bejaht hatte, sah ich den Himmel über mir offen, und eine Schar Engel herabschweben, die mir aus einem Buche alle meine von meiner Kindheit an begangenen Sünden vorlasen, dann das Buch in das Taufwasser tauchten und mir dasselbe Buch weiß wie Schnee vorzeigten. Deßhalb höchst siegesreicher Kaiser und Alle die Ihr mit mir diese Geheimnisse verlacht und verspottet habt, glaubet mit mir, daß Christus wahrer Gott, das wahre Licht, das wahrhafte Leben sei, durch den ihr allein die Verzeihung eurer Sünden erlangen könnt." Der Kaiser, über diese unerwartete Wendung der Dinge erstaunt, gerieth in die furchtbarste Wut, ließ Genesius mit Ruthen bis aufs Blut hauen, und dann dem Obersten der Leibwache, Plautianus, übergeben, damit ihn dieser durch grausame Martern wieder zum Abfalle zwinge. Er wurde auf die Folter gespannt, der Leib mit eisernen Haken zerissen und mit Fackeln gebrannt. Keine dieser Martern war von Erfolg. Ohne Unterlaß rief er unter den schrecklichen Qualen: „Es gibt keinen andern Gott als der den ich bekenne, zu dem ich bete, den ich verehre, und dem ich angehöre. Keine Pein, keine Qual, keine Marter soll mich bestimmen, den Namen Christi zu verläugnen. Ach nur zu lange habe ich gezaudert, ihn zu erkennen. Ich bereue es aufs innigste, daß ich die Bekenner des wahren Gottes verabscheut, und erst spät zur Anbetung desselben gelangt bin." Da keine noch so sinnreich ersonnene Marter eine Gesinnungsänderung hervorbringen konnte, ließ ihn endlich der Statthalter enthaupten. Voll Ehrfurcht begruben die Christen seine Gebeine unter Lobpreisung der Barmherzigkeit Gottes, die seine Seele gerettet hatte. Die Bekehrungs- und Martergeschichte ist durch die ältesten Dokumente so beglaubigt, daß sie nicht geläugnet werden kann.

27. August.

Der heilige Cäsarius.

Bischof von Arles.

Jahr 542.

Cäsarius wurde im Jahr 470 zu Chalons an der Saone geboren, und widmete sich im 18. Jahre dem Dienste der Kirche. Zwei Jahre später suchte er die Einsamkeit, um zu höherer Vollkommenheit zu gelangen, und stellte sich unter die Leitung des Abtes Porcarius im Kloster Lerin. Hier war er ein vollendetes Muster aller Tugenden eines Ordensmannes, und widmete sich den Uebungen der Buße und der Beschauung. Conius, Bischof von Arles, erteilte ihm das Diakonat und die Priesterweihe, und machte ihn bald darauf zum Abt eines von ihm gegründeten Klosters.

Hier brachte er drei Jahre zu. Conius hatte vor seinem Tode Cäsarius als seinen Nachfolger bezeichnet. Der Heilige ergriff die Flucht und verbarg sich in den römischen Gräbern bei Arles, wurde aber entdeckt und gezwungen, den Wünschen des Volkes und der Geistlichkeit nachzugeben, welche ihn im Jahr 501 zu ihrem Bischof wählten. Er zählte damals 30 Jahre und trug mehr als 40 Jahre die bischöfliche Würde.

Bald nach seiner Erwählung ließ er zu Arles ein Nonnenkloster bauen, dessen Leitung seiner Schwester Cäsaria anvertraut wurde, welche zu Marseille den Schleier genommen hatte.

Cäsarius führte im Jahr 506 auf dem Concil von Agde, sowie auf dem zweiten Concil von Orange im Jahr 529 den Vorsitz. Er selbst verfaßte die Beschlüsse desselben und schikte sie zur Bestätigung an Papst Felix IV.

Als man nach der Belagerung von Arles durch die Franken und Burgundionen eine Menge Gefangener in diese Stadt brachte, war Cäsarius gerührt über das Loos dieser Unglücklichen, denen es am nöthigsten Lebensunterhalt fehlte. Nachdem er das Vermögen seiner Kirche erschöpft hatte, ließ er selbst die silbernen Gefäße einschmelzen, um die Gefangenen unterstützen zu können. Besondere Sorge trug er für die Kranken, welche er in ein geräumiges Haus bringen ließ, wo sie dem Gottesdienste beiwohnen konnten.

Als die Westgothen ihren König verloren hatten, bemächtigte sich Theodorich aller ihrer Besitzungen in Languedoc und Spanien. Dieser Fürst, welcher die Liebe des Cäsarius zu den Gefangenen nicht leiden konnte, ließ ihn festnehmen und zu sich nach Ravenna bringen. Bei dessen Ankunft aber, tief betroffen über sein ehrwürdiges Aussehen und seine Unerschrockenheit, erhob er sich und grüßte ihn. Als sie sich eine Zeit lang miteinander unterhalten hatten, wurde Cäsarius wieder abgeführt. Nach dessen Entfernung sagte Theodorich zu seinen Begleitern: „Der Himmel strafe diejenigen, welche diesen heiligen Mann ohne Not wieder zu einer so weiten Reise nötigen werden! Ich zitterte, als er eintrat, denn

er sah aus, wie ein Engel. „Ich werde ihn nicht mehr beunruhigen." Er schickte ihm ein silbernes Gefäß, 60 Pfund schwer, nebst 300 Goldstücken, und ließ ihm durch den Ueberbringer sagen: „Heiliger Bischof, der König, Euer Sohn bittet Euch, dieses Geschenk anzunehmen und ihm zu liebe dieses Gefäß zu benützen." Cäsarius verkaufte dasselbe und benützte den Erlös zur Loskaufung Gefangener. Sobald der König dieses erfahren hatte und zugleich, daß so viele Arme vor die Thüre des heiligen Bischofs kämen, daß sie nicht Zugang fänden, so machte dieses auf ihn und die Senatoren und andere hohe Personen einen solchen Eindruck, daß sie im Edelmut gegen die Armen wetteiferten und Cäsarius baten, ihre Almosen auszuteilen.

Im Jahre 514 kam Cäsarius in sein Bistum zurück und arbeitete wieder mit dem gleichen Eifer an der Heiligung seiner Heerde bis ins Alter von 72 Jahren. Als er seine letzte Stunde nahe fühlte, fragte er, ob das Fest des heiligen Augustinus nahe sei, und fügte bei: „Ich wünsche an diesem Tage zu sterben; ihr wißt, wie sehr ich immer die wahrhaft katholische Lehre dieses heiligen Bischofs geschätzt habe." Er ließ sich in seine Metropolitankirche bringen, wo er am Vorabende des Festes des hl. Augustinus im Jahre 542 starb. Viele Wunder vor und nach seinem Tode bestätigten seine Heiligkeit.

Der heilige Joseph von Calasanza.

Stifter der Genossenschaft regulierter Cleriker der Armen unter dem Schutze der Mutter Gottes zu den frommen Schulen, gewöhnlich Piaristen genannt.

Jahr 1648.

Das wohlbefestigte Bergschloß Calasanza in Aragonien, welches Fortun, ein in der alten Grafschaft Ripacorsa wohnender Edelmann und Kriegsoberster in dem Heere Peters von Aragonien, am 25. August 1098 im Sturme eingenommen hatte, wurde dem tapfern Feldherrn zum Geschenke verliehen, wovon seine Familie später den Namen erhielt. Don Rodrigo, Bruder des in der Geschichte berühmten Raimundo von Calasanza und Clarasvalles bekam durch seinen Sohn Giovanni drei Enkel, Don Pedro, den Aelteren, Don Michaele und Don Pedro den Jüngeren, welcher letztere Statthalter von Petralta de la Sal, unweit Calasanza, mit Donna Maria von Gaston sich vermählte, die ihm zuerst einen Sohn, dann zwei Töchter und am 11. September 1556 einen zweiten Sohn zu Petralta gebar, dem die frommen Eltern den Namen Joseph beilegten, von dem wir hier die Lebensgeschichte liefern.

Seine gottesfürchtigen Eltern gaben ihm eine fromme Erziehung. Nachdem er in dem Städtchen Estadilla unweit Petralta an der dortigen Schule, welcher der spanische Gelehrte Anton Nebrissensis, wegen seines erbaulichen Wandels von dem Volke der Heilige genannt, mit großem Ruhme vorstand, die unteren Schulen zurückgelegt hatte, widmete er sich an der hohen Schule zu Lerida der Philosophie und der Rechtslehre.

Hier erwarb er sich durch seine Frömmigkeit und Besonnenheit so sehr die Liebe seine Mitschüler, daß sie ihn zum Vorsteher der Landsmannschaft der aragonischen Akademiker erwählten. Er nahm die Wahl an in der Hoffnung, in dieser Stellung auf ihre Gemüter wirken zu können.

Wirklich boten sich ihm manche Gelegenheiten hiezu dar, insbesondere da es seinem Zusprechen gelang, einen unter den jungen Brauseköpfen ausgebrochenen Aufstand zu dämpfen. Seine Eltern waren hoch erfreut über das Benehmen ihres Sohnes; und als er mit Glanz zum Doktor der Rechte promoviert hatte, waren sie darauf bedacht, für ihn eine angemessene Staatsstelle zu erwerben; allein der Sohn hatte bereits sich für das Studium der Theologie entschieden.

Seine Familie versuchte vergebens, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Er blieb bei seinem Entschlusse, und nachdem er von Don Juan Dismas von Loris, Bischof von Urgel, die niedern Weihen empfangen hatte, bezog er die hohe Schule von Valencia. Da er sich hier verschiedenen Versuchungen ausgesetzt sah, siedelte er nach Alcala über, wo er seine theologischen Studien mit allem Eifer fortsetzte.

Schon damals übte er harte Bußwerke; er fastete Wochen lang und kasteiete seinen Leib, um ihn gegen alle Leidenschaften abzuhärten. Um diese Zeit wurde sein liebevolles Herz tief betrübt durch den Tod seiner Mutter und den seines Bruders Peter von Calasanza um so mehr, da er in Folge des letztern von seinem Vater nach Hause berufen wurde, um sich zu verehelichen.

Allein er erbat sich die Erlaubnis, seine theologische Laufbahn zu vollenden und erlangte den Doktorgrad.

Um diese Zeit berief ihn der gelehrte Bischof von Jaca, Johann Kaspar von Figuera, der mit ihm Bekanntschaft gemacht hatte, in sein Bistum, was der Statthalter von Petralta auch bewilligte. Aber zum zweiten Male nach Hause berufen, fiel unser Heiliger in eine schwere Krankheit, von der er nur durch die Erlaubnis, sich dem Altare zu weihen, wie durch ein Wunder genas. Nun erteilte ihm Ambros Moncada, Bischof von Urgel, am 17. Dezember 1585 die Priesterweihe.

Anfänglich wollte er sich in die Einsamkeit vergraben, allein sein Gönner Johann Kaspar von Figuera, der von Jaca nach Albarazina versetzt worden war, brachte ihn durch einen Brief, in dem er ihm an's Herz legte, daß es Pflicht des Priesters sei, sich in's Leben zu drängen, um die Gläubigen zu stärken, die Ungläubigen zu bekehren, die Betrübten zu trösten und den Dürftigen beizuspringen, kurz, um an Leib und Seele des Nächsten die Werke der Barmherzigkeit zu verrichten, von seinem Entschlusse ab. Er verließ das Haus seines Vaters und trat die Seelsorge sogleich mit Liebe und Eifer an.

Neucastilien, Aragonien und Catalonien waren der Schauplatz seiner apostolischen Arbeiten innerhalb eines Zeitraumes von acht Jahren. Da er nachher im Jahre 1592 nach Rom gekommen war, widmete er sich besonders dem Unterrichte der Kinder, seine übrige Zeit verwandte er auf das Gebet, den Krankenbesuch und die Unterstützung der Verlassenen und Armen. Auf diese Weise verlebte er zwanzig Jahre.

Um jedoch seinen Lebensplan vollkommener realisieren zu können ließ er sich in die Brüderschaft der christlichen Lehre aufnehmen; da er aber in der Folge sah, daß dennoch nicht alle seine Absichten erfüllt wurden, ergriff er andere Mittel, um das schöne Werk auszuführen, wozu ihn der Himmel berufen hatte. Er gesellte sich mehrere fromme Männer bei, die von demselben Geist, wie er beseelt waren.

Im September des Jahres 1597 eröffnete er zum ersten Male die sogen. frommen Schulen, in denen mit ihm der Pfarrer Anton Brendani und zwei andere Priester unentgeltlich im Lesen, Schreiben und Rechnen, in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache u. s. w. Unterricht erteilten und den armen Knaben alles Nötige, oft sogar Kleidungsstücke herbeischafften. In der ersten Woche zählte die Anstalt schon 100 Schüler, unter denen auch der nachherige Erzbischof von Benevent und Cardinal der römischen Kirche, Augustin Orogio, sich befand. Der Ruf der frommen Schule verbreitete sich indessen bis nach Spanien. Philipp III. wünschte den Heiligen wieder in seine Staaten zurück und trug ihm durch seine Gesandtschaft in Rom ein Canonikat von Sevilla und später ein Bistum an. Beides verbat sich der demütige Diener Gottes, weil er ein segensvoll begonnenes Werk wieder vollenden wollte. Um seinem Werke Bestand zu geben, gieng er mit dem Gedanken um, aus seiner Anstalt einen Orden zu bilden. Ghellius Ghellini, der seine Dompfründe zu Vicenza niedergelegt hatte, um desto ungestörter Gott und dem Nächsten zu dienen, hatte sich bereits zu diesem Werke angeschlossen. Ebenso Kaspar Dragonetti aus Lintini in Sicilien, der früher in Rom die Grammatik gelehrt hatte und dann noch bis in sein 102. Lebensjahr die Rhetorik vortrug, in welchem er den ewigen Lohn für seine Mühen empfing. Der Eigentümer des Hauses, in welchem der Unterricht gegeben wurde, Monsignor Vestri, Sekretär der pästlichen Breven, der Augenzeuge der Fortschrite der Jünglinge war, deren Zahl sich bereits auf 700 belief, setzte den heiligen Vater von dem glücklichen Beginne der Anstalt in Kenntnis. Die Kardinäle Antoniani und Baronio erhielten den Auftrag, die Schüler und die Lehrmethode in Augenschein zu nehmen. und da Alles sogar die Erwartung übertraf, verlieh der Papst den Schulen seine Unterstützung und wünschte sie zu einer Genossenschaft zu erheben.

Im Jahre 1603, den 19. August starb der Cardinal Antoniani und hinterließ den Schulen ein bedeutendes Vermächtnis. Ihm folgte den 16. März 1605 Clemens VIII. in die Ruhe. Darauf wurde Alexander von Medicis unter dem Namen Leo XI. Papst. Ihm folgte nach einundzwanzig Tagen Camillus Borghese, der sich Paul V. nannte. Dieser vereinigte im Jahre 1617 die frommen Schulen in eine Congregation und ermächtigte sie zur Ablegung der einfachen Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armut und zur Aufstellung eigener Regeln. Vier Jahre nachher erhob Gregor XV. ihre Congregation zu einem religiösen Orden unter dem Namen „Paulinische Genossenschaft der regulierten Cleriker der Armen unter dem Schutze der Mutter Gottes zu den frommen Schulen."

Im Jahre 1656 setzt Alexander VII. ihre Anstalt wieder in den ersten Zustand zurück. Clemens IX. änderte sie im Jahre 1669 wieder um und führte statt der einfachen die feierlichen Gelübde ein. Zwanzig Jahre nachher bestätigte Innocenz IX. das Breve von Clemens IX. und gestattete den regulirten Clerikern der frommen Schulen neue Vorrechte. Der Zweck ihrer Anstalt ist, die Kinder lesen, schreiben, rechnen, die Kaufmannsbücher führen zu lehren, sie in die höhere Bildung einzuführen, Philologie und Theologie zu lehren. Sie haben Häuser in mehreren Städten Italiens, Spaniens, in Oesterreich, Mähren, Böhmen, Schlesien und Ungarn, wo die Schulen herrlich unter ihrer Leitung fortblühen.

Der heilige Joseph von Calasanz, nun gewöhnlich „von der Mutter Gottes" genannt, starb zu Rom, den 25. August, im Jahre 1648 in einem Alter von 92 Jahren. Sein Fest ist auf den 27. d. M. festgesetzt und seine Tagzeiten im römischen Brevier sind im Jahre 1769 gutgeheißen worden. Papst Benedikt XIV. hat ihn am 18. August im Jahre 1748 selig und Clemens XIII. im Jahre 1757 heilig gesprochen.

28. August.

Der heilige Augustinus,

Kirchenlehrer.

Jahr 430.

Aurelius Augustinus erblickte am 13. November im Jahre 354 zu Tagaste das Licht der Welt. Der Arianer Constantius regierte im Oriente, Liberius war Papst. Die Stadt Tagaste gehörte zu Numidien, welches um die Zeit des Julius Cäsar römische Provinz wurde.

Der Vater Augustins hieß Patricius, seine Mutter Monika. Beide waren von hoher Geburt, aber nicht sehr reich. Patricius, lange ungläubig, wurde endlich durch die Tugenden seiner Frau überwunden und

bekehrte sich in den letzten Jahren seines Lebens. Monika war ein Engel am häuslichen Herde, als Gattin wie als Mutter. Ihr Kind sollte ein Heiliger und ein großer Mann werden. Monika unterrichtete es in den christlichen Wahrheiten und ließ es unter die Katechumenen aufnehmen; gleichwohl verschob man nach einem damals in manchen Kirchen angenommenen Gebrauche seine Taufe. Patricius, welcher ausgezeichnete Geistesfähigkeiten an ihm bemerkte, ließ es in den Wissenschaften unterrichten und scheute die harten Opfer nicht, welche es ihn kostete, diese so reiche natürliche Begabung durch vollständige Studien zu voller Entwicklung zu bringen. Die Seele des jungen Augustin öffnete sich frühzeitig dem Lichte der Religion, und sobald er von Gott als einem mächtigen und hilfreichen Wesen hatte reden hören, rief ihn der arme Knabe inbrünstig an, um in der Schule den Strafen zu entgehen, die er als häufige Folgen seiner Spielsucht fürchtete, wobei er oft aus Eitelkeit sich unrechtmäßige Siege verschaffte. Er erzählt selbst die Erinnerung an seine stürmische Jugend. Außer dem Spiele war er auch leidenschaftlich für die Vogeljagd eingenommen und machte dabei oft weite Märsche in den afrikanischen Wäldern. „Als wir einmal, sagt er, weit in die Nacht hineingespielt hatten, schüttelten und plünderten wir kleinen Schelme einen Apfelbaum, dessen Früchte weder an Gestalt noch an Geschmack reizend waren."

Von Tagaste, wo er die Anfangsgründe der Grammatik erlernte, wurde Augustin nach Madaura, einer benachbarten Stadt geschickt, um dort die Redekunst zu studieren. Er fand wenig Geschmack an dieser Arbeit, nur die anziehenden Fabeln der Dichter konnten ihn an das Studium fesseln. Während er aber aus dieser vergifteten Quelle die Liebe zum Studium schöpfte, ließ er die Liebe zur Tugend darin zurück; denn einerseits machte er mit Ausnahme der griechischen Sprache, gegen die er eine Abneigung hatte, glänzende Fortschritte, andrerseits fühlte er jene beklagenswerten Neigungen des jugendlichen Alters in sich erwachen. Sein 16. Jahr brachte er wieder in Tagaste zu; während dieser Zeit sammelte sein Vater sein bescheidenes Vermögen, um ihn zu Carthago seine Studien vollenden zu lassen. In dieser Zeit der Ruhe erschlaffte Augustins Seele, schlechte Leidenschaften begannen ihn tyrannisch zu beherrschen, er achtete nicht auf die Beispiele und Mahnungen seiner Mutter, vielleicht daß Gott, welcher uns auf die Gebete und Leiden des Martyrer Stephanus den hl. Paulus schenkte, wollte, daß Monika durch ihren Kummer und ihre vielen Thränen die Bekehrung ihres Sohnes vollende; vielleicht lag es auch in dem Plane der Vorsehung, daß der zur Verteidigung der Gnade ausersehene Lehrer die ganze Schwäche der Natur aus eigener Erfahrung kennen lerne und der Welt dieselbe in seinem großen Geiste und edlen Herzen offenbare.

Zu Carthago widmete sich Augustin den Vergnügungen und den Studien mit gleichem Eifer. Das Theater entflammte den in seinem Herzen lodernden Brand; ja er fand in dem Zerfall der öffentlichen Sittlichkeit eine Art gefährlicher Ermutigung; er hätte in demselben nötigenfalls die Rechtfertigung der schlimmsten Verirrungen finden können. Aber seine Seele war einst unter den Schutz des Namens Jesu gestellt worden, und die untröstliche Monika bewachte sie mit zärtlicher Sorgfalt, daher kommt ohne Zweifel, daß ihm im Schiffbruch der Tugend ein Rest von Schamgefühl blieb und daß er sich nur mit einem seinen Genossen unbekannten Vorbehalt in die Sünde stürzte. Er knüpfte mit einer Person eine Verbindung an, aus der ihm ein Sohn, Namens Adeodatus sproßte: er war ihr treu, wie einer Gattin. Freilich machte diese Beharrlichkeit den Fehler nicht gut, doch wirft sie auf Augustin noch ein günstiges Licht, wenn man an alle die tierisch rohen Verirrungen denkt, welche die glühende Sonne Afrikas damals in der heidnischen Welt beschien.

Andrerseits aber quälte die Ehrsucht den jungen Redekünstler, seine Erfolge hatten ihn aufgebläht, das Studium der Beredtsamkeit beschäftigte ihn lebhaft, eine ganze Advokatenlaufbahn eröffnete sich ihm in seinen Zukunftsträumen, als ihm plötzlich Ciceros Hortensius Geschmack zur Philosophie einflößte. Allein es betrübte ihn, den Namen Jesu Christi in den Werken dieses Schriftstellers nicht zu finden; denn dieser Name hatte für das Ohr des Katechumenen einen guten Klang, und oft von den Lippen der sanften gläubigen Monika ausgesprochen, hatte er für das Herz des Sohnes die ganze Lieblichkeit mütterlicher Küsse. Augustin verlegte sich deshalb auf das Lesen der heil. Schrift; allein die schlichte Einfachheit des biblischen Wortes gefiel diesem stolzen und betrogenen Geiste nicht. Er begriff noch nicht, daß Gott uns liebt und zu uns um unsertwillen spricht, und daß die Menschen sich selbst suchen und mit uns um ihretwillen reden, und daß uns darum Gott die nackte Wahrheit giebt, damit wir sie erkennen, während sie uns die Menschen geschminkt vortragen, damit man sie bewundere.

Stolz und Sinnlichkeit führen nur zur Lüge. Augustin ließ sich in die ungereimtesten und widersinnigsten von allen Irrtümern, in die der Manichäer, hineinziehen, ja er goß selbst das Gift ihrer Lehre in das Herz einiger Freunde. So war Augustin im Alter von 20 Jahren.

Nach Vollendung seiner Studien gab er in seiner Vaterstadt Unterricht in der Grammatik. Für Monika, die über den Verlust seiner Reinigkeit und seines Glaubens ohne Unterlaß weinte, war er Gegenstand tiefen Schmerzes. Sie bat den heiligen Bischof, sich mit Augustin zu besprechen. in der Hoffnung, daß die Unterredung ihn vielleicht bekehren würde. Als der Mann Gottes mit der Antwort zögerte, und die betrübte Monika Bitten und Thränen anwendete, sagte er ihr: „Gehe, der Sohn deiner Thränen wird nicht zu Grunde gehen."

Augustin blieb nicht lange zu Tagaste; denn der Tod eines seiner Freunde machte ihm den Aufenthalt in dieser Stadt lästig. Er kam nach Carthago und lehrte daselbst mit Glanz die Rethorik und freute sich der Beifallsbezeugungen und ward voll Stolz. Doch war sein Herz den Gefühlen der Freundschaft offen; zwei Landsleute schlossen sich an ihn an und hörten begierig seine Vorlesungen, sie hießen Licentius und Alypius,

dessen Name unter dem Widerschein von Augustin's Ruhm in den Augen der Nachwelt glänzt; ihr Lehrer liebte sie wie Brüder. Indeß rief Gott diese verlorenen Seelen zu sich zurück; er zerteilte von Zeit zu Zeit die Wolke von Irrtümern, die sie verblendete, und schlug sie, damit durch ihre Wunden das Licht der Wahrheit eindringe. So bekam Augustin einen Widerwillen gegen die manichäischen Lehren wegen der tiefen Unsittlichkeit, die er bei ihren Anhängern wahrnahm, und weil Faustus, ihr berühmtester Mann, seine Zweifel nur durch armselige Trugschlüsse zu lösen wußte. Auch war er Carthago's satt, wo die Ungelehrigkeit und Wildheit der Zöglinge das Lehramt undankbar und lästig machte. Er entzog sich darum heimlich den Thränen seiner Mutter und wendete sich nach Rom. Allein Rom war für ihn nicht angenehmer als Carthago. Mailand brauchte einen Lehrer in der Redekunst. Augustin bewarb sich aus Ehrgeiz um diese Stelle und sein Verdienst verschaffte sie ihm. Gott erwartete ihn hier.

Der heilige Ambrosius, dessen Predigten in ganz Italien berühmt waren, saß damals auf dem bischöflichen Stuhle zu Mailand. Augustin hörte die Homilien an, welche der Bischof Sonntags an sein Volk hielt und war darüber ganz entzückt. In Augustin dem Professor der Rethorik, welcher den Vortrag prüfte, fand sich der Katechumene von Tagaste wieder, welcher die Lehre kostete; das Schöne war für ihn der Weg zum Wahren. Augustin besuchte oft den heiligen Ambrosius, der ihn liebevoll aufnahm, aber selten konnte er mit ihm reden, was er gewünscht hätte, und wenn er es thun wollte, so war er durch eine Schar von Armen daran gehindert. „Oft,“ sagte er, „wenn ich über seine Schwelle trat, wovon niemand abgehalten wurde und wo man unangemeldet eintreten konnte, traf ich ihn lesend; ich setzte mich und nach einem langen Stillschweigen entfernte ich mich wieder, weil ich dachte es könnte ihm lästig sein, in diesen kurzen Augenblicken der Erholung von so vielen Geschäften, gestört zu werden.“ In seinem Gewissen begann ein heftiger Kampf zwischen den niedrigen und schlechten Trieben, welche bisher gesiegt hatten und den edlern Neigungen, welche Gott durch Gewissensbisse in ihm weckte. Monika war zu Augustin nach Mailand gekommen. Ihre Zärtlichkeit trieb die arme Mutter, über das Meer zu setzen und den Anstrengungen einer langen Reise zu trotzen; sie wollte ihre Gebete und ihre letzten Thränen in die Wagschale legen, auf welcher die Geschicke ihres Sohnes lagen!

Schon war Augustin nicht mehr Manichäer, aber er war noch kein Katholik. Alle irdischen Dinge kamen ihm verächtlich vor, und doch konnte er sich nicht von ihnen lostrennen; die Tugend zeigte ihm die schönsten Reize, und doch hatte er nicht den Mut, sich für sie zu erklären.

Unter diesen Unruhen und Kämpfen las er die hl. Schrift, und diesmal fand er das geheimnisvolle Licht, welches sie in sich schließt. Er öffnete dem Priester Simplicianus sein Herz, welcher ihm die Bekehrung des berühmten Lehrers Viktorinus erzählte. Bald darauf hörte er das Leben des heiligen Antonius und der Einsiedler in der egyptischen Wüste lesen und vernahm, daß zwei Offiziere des Kaisers ihre glänzende Laufbahn verlassen hätten, um die Vorschriften des Evangeliums zu befolgen. Das war ein Blitzstrahl für ihn; in diesem Augenblick gieng in Augustinus Seele eine plötzliche Aenderung vor sich; sein Herz ist voll Schmerz, eine außerordentliche Unruhe bemächtigt sich seiner, er verläßt Alypius, ohne ein Wort sprechen zu können und geht allein in den Garten. Alypius folgt ihm ganz stille und erwartet den Ausgang des sonderbaren Auftrittes. Lassen wir Augustin selbst sprechen: „Ich warf mich unwillkürlich unter einen Feigenbaum, ließ meinen Thränen freien Lauf, und die Bäche meiner Augen rieselten wie das Blut eines angenehmen Schlachtopfers, und ich sprach: Mein Gott, gedenke nicht meiner vergangenen Sünden! . . . Wie lange noch? — wie lange noch? Morgen? . . . Morgen? . . . Warum nicht gerade jetzt, warum soll nicht in dieser Stunde meine Schande ein Ende nehmen? — Und ich weinte mit dem ganzen Schmerze eines gebrochenen Herzens. Plötzlich hörte ich von einem nahen Hause eine Stimme wie von einem Kinde oder jungen Mädchen, welches sang: Nimm und lies! Ich suchte mich zu erinnern, ob diese Worte nicht der Schlußvers eines Kinderspieles seien, allein ich konnte mich an nichts dergleichen erinnern. Ich sah nur noch den Befehl Gottes darin, das Buch des Apostels zu öffnen. Ich erhob mich, nahm die Briefe des heiligen Paulus, welche Alypius hatte und las die Worte: Lebet nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Unzucht, nicht in Zank und Neid, sondern ziehet den Herrn Jesum Christum an und pfleget nicht des Leibes zur Stillung der Lüste! Er schloß das Buch. Die Gnade drang in sein Herz und brachte die Erkenntnis der Wahrheit, den Mut und den Frieden mit sich. Augustin war bekehrt.

All sein Trachten war von jetzt an ein heiliges Leben. Adeodatus, einige Verwandte und Freunde begleiteten ihn auf's Land. Bald ließ er den Bürgern von Mailand sagen, sie sollen einen andern Wortverkäufer suchen und blieb in der Einsamkeit. Seine Tage begannen und endeten hier mit Gebet, die übrige Zeit war der Erziehung des Adeodatus und der zwei Lieblingsschüler Trigatius und Licentius gewidmet.

Jeden Tag setzte sich diese glückliche Familie auf eine Wiese unter einen Baum und die Natur war der Gegenstand ihres Unterrichts. Augustin schrieb um diese Zeit sein Buch gegen die Akademiker und ihre Zweifelsucht; dann die Abhandlungen über das glückliche Leben und über die Ordnung, worin er zeigt, daß die Erkenntnis und Liebe Gottes uns schon in diesem Leben glücklich machen und daß das Gute und das Böse in den Ratschlüssen der Vorsehung sich zu wundervoller Harmonie verbindet; endlich die Alleingespräche, ein kurzes tiefsinniges Werk, worin die Rechte und der Ruhm der Vernunft nachgewiesen und festgestellt werden. Zu gleicher Zeit arbeitete er an der Ausrottung seiner alten Gewohnheiten und bildete sich nach dem Beispiele Jesu Christi, welcher die Gerechtigkeit und Wahrheit ist, eine zugleich süße und mühsame Arbeit,

deren heilsame Strenge durch eine der Welt unbekannte Freude gemildert wird. So bereitete sich Augustin auf die Taufe vor, welche er mit Adeodatus und Alypius durch den heiligen Ambrosius empfing. Er zählte damals 33 Jahre und seine Jugend erneuerte sich wie die des Adlers.

Nun Christ geworden beschloß Augustin alle irdischen Dinge zu verlassen, um Gott freier zu dienen, und seine frommen Genossen schlossen sich diesem Plane an. Sie gingen nach Afrika, wo sie in der Umgebung von Tagaste eine passende Einsamkeit zu finden hofften. In Ostia sollte die Einschiffung stattfinden, deshalb blieben sie einige Zeit in dieser Stadt. Eines Tages unterhielten sich Augustin und Monika, unter einem Fenster liegend, das gegen den Garten ging, in der anmutigsten Weise über das ewige Leben im Himmel. Der Glaube zeigte ihnen etwas von jenem Lande des Lichts und der Liebe, wo Gott den Auserwählten ihren Wohnsitz bereitet hat, und sich über die körperlichen und geistigen Dinge erhebend, genossen sie einen Augenblick jene Glückseligkeit, welche keine menschliche Zunge aussprechen kann. Als sie sich dann plötzlich wieder an diesem Orte irdischer Verbannung fanden, begannen sie zu seufzen, und Monika drückte die Sehnsucht und eine Vorahnung ihres nahen Todes aus. Wirklich erkrankte sie bald darauf und nachdem sie Augustin beschworen hatte sie am Altare nicht zu vergessen, ging sie zur ewigen Ruhe ein. Sie war eine Frau, würdig der Bewunderung aller Jahrhunderte, welche begriffen hatte, daß Gott das Herz der Gattinnen und Mütter mit allbesiegender Macht bewaffne, und daß sich das Geheimnis dieser wunderbaren Gewalt bei jedem wahrhaft christlichen Weibe finde.

Statt sogleich nach Afrika abzureisen, glaubte Augustin einige Zeit in Rom zubringen zu sollen und setzte daselbst seine wissenschaftlichen Arbeiten fort. Endlich kam er nach Carthago und Tagaste zurück, und wählte in der Umgebung der letztern Stadt einen einsamen Ort. Er verkaufte seine Güter, um den Erlös den Armen zu geben, behielt bloß das zu einem bescheidenen Lebensunterhalt Nötige und lebte fern von allem Tumult mit seinen frommen Freunden, die er aus Mailand mitgebracht hatte. Hier beweinte er die Verirrungen seiner Jugend und dachte über den Gang seiner Bekehrung nach, auch schrieb er verschiedene Werke zur Erklärung und Verteidigung jener Wahrheit, die er zu spät erkannt und geliebt hatte. Unter dieser Zeit traf ihn der Schmerz, seinen Freund Nebridius und seinen Sohn Adeodatus zu verlieren. Nebridius nahm, von Augustin unterrichtet den christlichen Glauben an, Adeodatus, dessen hohes Talent seinen Vater erschreckte, lebte nach seiner Taufe das Leben der Engel und starb mit 17 Jahren.

Die Interessen der Religion entrissen Augustin auf kurze Zeit seiner Einsamkeit und er kam nach Hippo. Der Bischof Valerius hatte Gott oft gebeten, ihm einen Priester zu schicken, der ihn in seinen Arbeiten unterstützen und sein Nachfolger werden könnte. Eines Tages, als er vor dem Volke seinen Wunsch aussprach, trat Augustin in die Kirche. Seine Gelehrsamkeit und Tugend waren schon allgemein bekannt und bewundert.

Man ergriff ihn, stellte ihn dem Bischof vor und bat für ihn um die Gnade der Weihe. Besser als jeder Andere wußte er den Ruhm, aber auch die Schwere der Bürde zu schätzen, die man ihm auflegen wollte, und nur mit Furcht und Schmerz gab er der allgemeinen Sitmme nach. So empfing er denn vier Jahre nach seiner Bekehrung die Priesterweihe. Als Priester bewahrte er seine Liebe zur Einsamkeit und zum Studium und versammelte in einem an die Kirche stoßenden Hause seine Freunde von Tagaste und einige Diener Gottes, die sein Beispiel zur Weltentsagung und Uebung der höchsten Tugenden führte. Zwei Bischöfe gingen aus dieser Genossenschaft hervor, Alypius ward Bischof zu Tagaste, Possidonius, Augustins Schüler und Lebensbeschreiber, leitete die Kirche von Calama.

Augustin diente der Kirche mit seinen Talenten, wie er sie durch seine Tugenden schmückte. Der Bischof Valerius übertrug ihm das Predigtamt und durfte sich dazu Glück wünschen, denn eine unzählbare Menge drängte sich, seine glänzenden, feurigen und tiefsinnigen Reden zu hören. Der Erfolg war unglaublich, Frömmigkeit verbreitete sich in der ganzen Provinz. Augustinus hatte die Religion gegen noch sehr zahlreiche Heiden und gegen die Donatisten zu verteidigen, deren unduldsamer und unsittlicher Irrtum Afrika verwüstete, und endlich gegen die Manichäer, deren beklagenswerte Irrtümer ihm so gut bekannt waren. Um sie alle zu stürzen, schrieb er Bücher und bot öffentliche Besprechungen an. Freilich führte er nicht immer diejenigen zur Wahrheit zurück, welche die Lüge und besonders die Leidenschaften verführt hatten und gefangen hielten; so widerlegte er in einer öffentlichen Besprechung den Manichäer Faustus glänzend, welcher, obwohl tief beschämt, sich nicht bekehrte. Oft aber goß Gott reichlichen Segen über die Arbeiten des Predigers, Schriftstellers und christlichen Kämpfers. Seine heilige Lehre und der Wohlgeruch Jesu Christi verbreitete sich nach allen Seiten, und die lange gedrückte und betrübte Kirche Afrika's erhob ihr Haupt zur Freude ihrer Schwestern, der Kirchen in Asien und Europa.

Um diese Zeit ließ der betagte Valerius dem Augustin die Weihe erteilen und teilte mit ihm die Leitung der Kirche zu Hippo. Augustin zählte 42 Jahre. In die christliche Athmosphäre und unter die Sonne des Evangeliums versetzt, hatte sein Geist wunderbare Kraft und Fruchtbarkeit gewonnen, und durch die Wasser der Gnade belebt war sein Herz stark in der Liebe und rein in seinen Neigungen geworden; damals floß aus dieser in Licht und Liebe verwandelten Seele jener Strom von Erkenntnis und Liebe, aus dem 14 Jahrhunderte so viele andere Seelen Leben und süße Erquickung geschöpft haben. Die Thätigkeit Augustinus als Bischof ist eine Kette von Tugenden und Arbeiten, welche das Glück der Menschen und die Ehre Gottes zum Ziel und zur Folge hatte. Seine Frömmigkeit, erhaben und rührend zugleich, ist wie ein ausgesuchter Wohlgeruch über seine Bekenntnisse ausgegossen, welche er um jene Zeit schrieb

ein beständiges Gebet, mit Anbetung und Reue vermischt, welches immer auf den Lippen jener sein sollte, welche Jugendsünden zu sühnen haben. Er las wenig und dachte viel; es hätte ihm Freude gemacht, die Offenbarungen der heiligen Schrift geistig durchzuarbeiten und in Einsamkeit ein gottinnigeres Leben zu führen. Man erzählt, er habe einst, als er am Meeresufer spazieren gieng und über das Geheimnis der heil. Dreieinigkeit nachdachte, ein Kind gesehen, welches ein Loch in den Sand grub und mit einer Muschel Meerwasser hineinschöpfte. Als es unser heil. Bischof fragte, was es thun wolle, erwiderte das Kind, „es wolle alles Wasser des Meeres in diese Grube schöpfen." Als Augustin lächelte, da sagte das wunderbare Kind: „Eher werde ich das zu Stande bringen, als Du das Geheimnis der hl. Dreieinigkeit begreifst." Er sammelte die Priester u. Diakonen seiner Kirche um sich, um mit ihnen in einer Genossenschaft, welche gleichsam das Muster unserer Seminarien wurde, die evangelischen Vorschriften zu üben. Seine Kleidung und sein Tisch war einfach. Trotz vieler und schmerzlicher Krankheiten war er immer beschäftigt, er bedauerte, daß seine Gesundheitsumstände und die Pflichten seines Amtes ihm nicht gestatteten, bisweilen Handarbeiten zu verrichten. Er war sehr sanft, wie alle, welche wissen, warum ihnen der Himmel einige Geistesüberlegenheit verliehen hat. Seine erleuchtete Sorge für die bürgerlichen Angelegenheiten verschaffte ihm das Vertrauen der ganzen Provinz, und oft hatte er weltliche Streitigkeiten zu schlichten. Den Armen, dem ersten Gegenstand der Liebe guter Priester, widmete er die angelegentlichste Sorge, er weckte das Mitleid des Volkes zu ihren Gunsten und ließ zu Hippo ein Spital für sie bauen. So rein und liebenswürdig seine Tugenden waren, so mannigfaltig und ruhmvoll waren seine Arbeiten für die Kirche. Die Gnade der bischöflichen Weihe hatte das Feuer seines Eifers noch mehr entflammt. Die Ketzerei u. das Schisma begegnete überall diesem gefürchteten Gegner, welcher den Spitzfindigkeiten des Irrtums die Macht seines Wortes u. seiner Lehre, der Selbstsucht u. Erbitterung seiner Feinde der Mäßigung und des Friedens entgegensetzte. Mit dem Geiste eines großen Mannes und der Frömmigkeit eines Heiligen erschien der Bischof v. Hippo in dem Kampfe, den er so rühmlich gegen die Donatisten u. Manichäer bestand.

Die Donatisten zählten wenigstens 500 Bischöfe ihrer Partei. List und Gewalt waren ihre Waffen. Nur einem Versehen verdankte es Augustin, daß er ihren Nachstellungen entging; Possidonius, weniger glücklich, erlag unter ihren Schlägen. Ihre gehässigen Verläumdungen kosteten dem Tribun Marcellin, welcher die Interessen der kath. Wahrheit gegen sie verteidigt hatte, das Leben. Augustinus Herz war heftig bewegt, doch ebenso sanftmütig als eifrig, wollte er lieber den Weg der Ueberzeugung einschlagen, als strenge Maßregeln gebrauchen. Er bewog die Statthalter, gegen die Schismatiker nicht die volle Strenge der kaiserlichen Befehle geltend zu machen, wenigstens so lange nicht die öffentliche Ruhe gefährdet sei. Dann lud er die berühmtesten donatistischen Bischöfe zu einer freundschaftlichen Besprechung ein, wobei man sich gegenseitig über die streitigen Punkte erklären wolle. „Suchen wir um Gotteswillen", sagte er, „einträchtig und aufrichtig die Wahrheit." — „Hütet eure Schafe, und lasset uns die unsrigen," erwiderten die Vertreter des Irrtums. — „Vortrefflich," erwiderte Augustin, „da sind meine Schafe, dort die eurigen, aber wo ist die Herde Jesu Christi?" Das Schwierigste für Augustin war nicht zu siegen, sondern sie auf den Kampfplatz zu bringen. Zum Kampfe genötigt, erhoben die Donatisten zuerst Fragen über das Ceremoniel der Versammlungen. Augustin ließ des Friedens halber auf dem Concil von Carthago im Jahr 401 beschließen, daß die schismatischen Geistlichen ihren betreffenden Rang behalten dürften, wenn man durch diese Nachgiebigkeit weitere Eroberungen hoffen dürfte. Zehn Jahre später wirkte er für die donatistischen Bischöfe weit günstigere Bedingungen aus als für die katholischen, damit man sehe, daß diese Alles, die Wahrheit ausgenommen, zu opfern wüßten und damit jene nicht aus Furcht, ihren Rang aufgeben zu müssen, hartnäckig im Irrtum blieben. Gott segnete dieses edelmütige Benehmen. Die Konferenz wurde am 1. Juni 411 eröffnet und dauerte drei Tage; 565

Die Zerstörung Hippos durch die Vandalen.

Bischöfe beider Parteien waren versammelt. Augustin war Stimmführer der Katholiken, er machte alle Verteidigungsmittel der Gegner wirkungslos und setzte mit wundervoller Beredtsamkeit die Wahrheit der kirchlichen Lehre ins klarste Licht. Mehrere Bischöfe vereinigten sich samt ihren Herden mit der Kirche und das donatistische Schisma war zu Boden gestreckt in diesem merkwürdigen Kampfe, dessen Ausgang alle Jahrhunderte belehrt, auf welchem Wege eine glückliche Beendigung religiöser Streitigkeiten zu hoffen ist.

Indes zeigte sich ein neuer Feind der katholischen Wahrheit. Von Britannien herüber schlich sich eine Irrlehre, geschmeidig und giftig wie eine Schlange, in das Herz der afrikanischen Kirchen ein. Sie griff die Grundlage des gesamten Christentums an, indem sie die Gnade Jesu Christi leugnete, und hätte sie, was unmöglich war, gesiegt, so wäre vom alten Glaubensbekenntnis nichts geblieben, das Heidentum hätte von neuem seine Herrschaft begonnen. Ein britannischer Mönch, Pelagius, war der Vater dieses abscheulichen Irrtums. Alles schien die Pelagianer den Schlägen des Athleten Augustin auszuliefern. Anfangs erhielt derselbe verstellte Briefe von Pelagius selbst, welcher nach Afrika gekommen war, seine Lehren zu verbreiten und zu Carthago Cölestius als ihren Vorkämpfer aufstellte. Endlich wendeten die katholischen Bischöfe, durch den Fortschritt der Irrlehrer erschreckt, und durch eine Art geheimnisvoller Ahnung gewarnt, ihre Blicke auf ihren Mitbruder zu Hippo, um sein Wissen und seinen Eifer in Anspruch zu nehmen, und ohne Zweifel hörte Augustin in der Tiefe seines Herzens jene gebieterische Stimme, welche den Männern der Vorsehung ihre Aufgabe vor Augen stellt. Die Ereignisse öffneten ihm den Kampfplatz, die öffentliche Meinung bezeichnete ihn als Kämpfer, und Gott gab ihm Licht und Kraft zu dem großen Kampfe, welcher 20 Jahre dauerte; die Gegner zeigten sich gewandt, allein Augustin war ihnen überlegen. Er folgte dem Irrtum durch alle Wortkünste, hinter denen er sich verbarg, und streckte ihn entlarvt auf dem Kampfplatz nieder, schlug ihn ohne Unterlaß mit dem Schwert seines Wortes und ließ ihn durch die Concile von Carthago und Milevi verdammen, und als er sich beschämt nach Gallien zurückzog, erfaßte ihn auch da noch die Hand des Siegers um seinen Todeskampf zu beschleunigen. Die Thätigkeit, welche Augustin unter diesen schwierigen Verhältnissen entwickelte, ist fast unbegreiflich. Er belebte den Eifer der Rechtgläubigen, leitete die Versammlungen, regelte ihre Schritte. Jeder Verteidiger des Irrtums fand ihn als Gegner, Pelagius, Cölestius und Julian wurden nach einander angegriffen und überwunden. Unzählig sind die Reden und Schriften, welche er damals zur Verteidigung der Kirche verfaßte. Es handelte sich um Gnade, freien Willen, Vorherbestimmung, er maß mit seinem Scharfblick die ganze Tiefe dieser Fragen und behandelte sie mit einer Kraft und Sicherheit, an welcher die spätern Jahrhunderte das Siegel göttlichen Beistandes erkannten. Das sind die Arbeiten dieses großen Kriegers, die ihm den ruhmvollen Namen Lehrer der Gnade erwarben, und um derentwillen ihm die katholische Kunst ein flammendes Herz zum Symbol gegeben.

In diesem vielbewegten Leben fand Augustin noch Zeit genug, geringere Feinde zu besiegen. Er vertilgte die Reste einer Sekte, welche sich an Tertullians Namen knüpfte, er beschämte Pascentius und den Bischof Maximin, die Häupter des Arianismus in Afrika, die Manichäer und Priscillianisten sanken unter seinen Schlägen, er schrieb gegen die Heiden sein unsterbliches Werk von der Stadt Gottes, ein Gemälde von riesenhaftem Umfang und bleibendem Interesse, worin der Kampf des himmlischen und irdischen Lebens, die Einwirkung der Vorsehung auf die Geschöpfe und das Spiel des freien Willens mit jener Weisheit und Wahrheit dargestellt ist, welche die bloße Vernunft nie erreicht und deren Geheimnis nur der Glaube besitzt. Streng gegen seine eigenen Ungenauigkeiten, wie gegen fremde Irrtümer, prüfte er kurz vor seinem Eintritt ins ewige Leben sein eigenes Wissen und legt das Ergebnis zu Tag in seinen Widerrufen, wie er die Schwächen seines Herzens in den Bekenntnissen aufgedeckt hatte.

Die Reliquien des heiligen Augustinus werden nach Bona in Algier versetzt.

Doch das Ziel dieses so vollen Lebens war gekommen. Im Jahre 529 waren die Vandalen nach Afrika gerufen worden, wo man wie bei wilden Tieren an

den Spuren von Blut und Mord ihren Lauf verfolgen konnte. Cirtha, Carthago und Hippo allein hatten Widerstand geleistet, doch rückte im folgenden Jahre der Feind zur Belagerung vor letztere Stadt. Der hl. Bischof bewahrte seinen vollen Mut und spendete seiner unglücklichen Heerde Trost und Hilfe. Die allgemeine Verwüstung war ein bitteres Schauspiel für ihn, er bat Gott, er möchte sich erweichen lassen und diese großen Uebel enden oder in wenigstens aus der Welt abrufen. Sein Gebet ward erhört. Im dritten Monat der Belagerung ergiff ihn das Fieber, er sah, daß sein Tod nahe sei. Er ließ die Bußpsalmen abschreiben und so an die Wand heften, daß er sie vom Bette aus lesen konnte, und betete sie mit Reue und unter vielen Thränen. Er wünschte keine häufigen Besuche, damit ihm die nötige Zeit und Geistesfreiheit bleibe, seine ewigen Angelegenheiten zu ordnen. Unter diesen frommen Empfindungen entschlief er sanft am 28. August im Jahr 430 im Alter von 76 Jahren.

Die kostbaren Ueberreste Augustins mußten vor der Gottlosigkeit der Vandalen nach Sardinien geflüchtet werden. Zwei Jahrhunderte später erkaufte sie ein lombardischer Fürst von den Sarazenen, welcher Sardinien besiegt hatte und brachte sie in die St. Peterskirche zu Pavia, wo sie noch verehrt werden. Im Monat Okt. im Jahr 1842 brachten sieben französische Bischöfe den rechten Arm des hl. Bischofs nach Bona, welches sich über den Ruinen des alten Hippo erhebt.

29. August.

Die Jünger Johannes bestatten ihren Meister.

Die Enthauptung des heiligen Johannes des Täufers.

Nachdem der hl. Johannes der Täufer und Vorläufer Jesu Christi auf göttliche Ermahnung die Wüste verlassen hatte, begab er sich an den Jordan, und predigte da die Buße, um die Menschen zur Erkenntnis des wahren Messias vorzubereiten. Die eingeschlichenen Mißbräuche und die zur Gewohnheit gewordenen Laster der Juden bestrafte er ohne Scheu und ohne Unterschied der Menschen. Damals regierte im Judenlande der König Herodes Antipas, welcher seinem noch lebenden Bruder Philipp seine Gattin Herodias entführte, und mit derselben wie mit seiner eigenen Gattin lebte. Das ganze

Land war darüber aufgebracht, allein niemand wagte dem Könige Vorstellungen darüber zu machen. Der hl. Johannes allein wollte dazu nicht stillschweigen. Er trat unerschrocken vor Herodes und hielt ihm den unerlaubten Umgang mit dem Eheweib seines Bruders vor. Der gottlose König war darüber entrüstet und faßte einen solchen Haß wider den Bußprediger, daß er beschloß, denselben aus dem Wege zu räumen. Da er aber einen allgemeinen Aufruhr unter dem Volke, welches Johannes sehr hoch schätzte, befürchtete, so getraute er sich nicht, sogleich Hand an ihn zu legen. — Die sündhafte Herodias, welche sich ebenfalls für beleidigt hielt, erbitterte den König immer mehr wider den hl. Johannes und brachte es endlich dahin, daß er den hl. Mann gefangen nehmen ließ. Einige Monate später feierte Herodes sein Geburtsfest, und unter anderem wurde auch ein herrliches Gastmahl gegeben, bei welchem alle galiläischen Fürsten zugegen waren. Am Ende desselben trat die Tochter der gottlosen Herodias in den Speisesaal, um die Gäste mit einem Tanz zu ergötzen. Der König hatte an ihrem Tanze eine so ungewöhnlich große Freude, daß er ihr zurief, sie möchte begehren, was sie nur wolle, er werde es ihr gewähren. Die freche Tänzerin, welche nicht wußte, was sie verlangen sollte, fragte ihre Mutter und diese, welche schon längst gewünscht hatte, daß der hl. Johannes getötet würde, sprach zu der Tochter: Gehe hin und begehre das Haupt Johannes des Täufers. Die freche Tochter gieng und sprach dreist zum Könige: „Ich verlange das Haupt Johannes in einer Schüssel." Der König entsetzte sich über dieses unerwartete und ruchlose Begehren; dennoch aber, weil er die unverschämte Tänzerin nicht beleidigen und seinen unbesonnenen Eidschwur nicht brechen wollte, schickte er in den Kerker und ließ den hl. Johannes enthaupten. Sein hl. Haupt wurde in einer Schüssel der gottlosen Tänzerin überreicht und diese übergab es ihrer sündhaften Mutter.

Die Jünger des hl. Johannes haben den Leib ihres geliebten Meisters zu Sebaste zwischen den zwei Propheten Elisäus und Abdias mit großer Ehrenbezeugung zur Erde bestattet. Das hl. Haupt aber ließ die unlautere Herodias in ihrem Palast verscharren, wo es so lange verborgen lag, bis es nach vielen Jahren durch eine Erscheinung des hl. Johannes selbst geoffenbart und zur öffentlichen Verehrung erhoben wurde. Heutzutage wird es zu Rom in der Kirche des hl. Silvester aufbewahrt. Der gerechte Gott ließ die Grausamkeit Herodes nicht ungestraft; er wurde von dem König von Arabien mit Krieg überzogen, überwunden und aus dem Land verjagt und starb später mit der gottlosen Herodias eines schmerzlichen u. elenden Todes in Spanien. Auch die freche Tänzerin starb eines argen Todes. Als sie eines Tages über einen zugefrorenen Fluß ging, brach das Eis, sie fiel in das Wasser und die Eisschollen zerschmetterten ihr Haupt.

Der heilige Meorich.

Abt. — Siebentes Jahrhundert.

Meorich ward um die Mitte des 7. Jahrhunderts zu Autun geboren; von seiner Mutter fromm erzogen und von einem lebhaften Verlangen beseelt, Gott zu dienen, faßte er mit 13 Jahren den Entschluß, in den Ordensstand zu treten. Lange widersetzten sich die Eltern seinem Vorhaben, da sie wegen seines geringen Alters an der Festigkeit seines Entschlusses zweifelten, bis sie endlich seinen beharrlichen Bitten nachgaben, und ihn selbst in dem Kloster des hl. Martin zu Autun vorstellten, welches damals in hohem Rufe stand und 54 Mönche zählte. Meorich gewann selbst die Liebe und Achtung seiner Mitbrüder und wurde, als der Abt des Klosters starb, wenige Jahre nach seinem Eintritt einstimmig zum Abte gewählt, obwohl er der jüngste in der Genossenschaft war. Bald verbreitete sich ein solcher Ruf von seiner Heiligkeit, daß man von allen Seiten seinen Rat einholte. Doch die vielen Besuche von Leuten, die sich in ihren Zweifeln an ihn wendeten, und die Achtung, die man ihm allerwärts erwies, erschreckte den demütigen Mönch dergestalt, daß er aus dem Kloster floh und sich in einen Wald bei Autun zurückzog. Seine Mönche entdeckten ihn endlich nach langem Suchen, und ihre Bitten nötigten den hl. Abt, in sein Kloster zurückzukehren. Einige Jahre später aber, als seine Gesundheit abnahm, legte Meorich zum zweitenmal seine Würde nieder, um sich ruhiger auf den Tod vorbereiten zu können.

Meorich nahm einen seiner Freunde, Fradulph, mit sich, dem seine Tugenden die Ehre der Heiligsprechung erwarben, und zog mit ihm gegen Paris. Er blieb in einer der Vorstädte dieser Stadt, und wählte zum Aufenthalt eine kleine Zelle, welche an eine dem hl. Petrus geweihte Kapelle angebaut war. Hier lebte er 3 Jahre unter beständigen Krankheiten und unerhörten Schmerzen, die er mit wunderbarer Geduld und Ergebung ertrug. Er starb gegen das Jahr 700. Der Leib des Heiligen wurde in der an seine Zelle stoßenden Kapelle begraben an deren Stelle sich später eine Pfarrkirche, eine der schönsten Kirchen von Paris erhob. Die unter seinen Schutz gestellte Kirche besitzt seine Reliquien und die des hl. Fradulph.

Der hl. Meorich ist in das röm. Heiligenverzeichnis eingetragen und sein Fest ist auf den 28. Aug. festgesetzt.

Die heilige Sabina,

Martyrin zu Rom.

Die hl. Sabina lebte nach dem Tode ihres Gemahls, eines angesehenen Mannes, als Witwe in der Provinz Umbrien in Italien; sie hatte eine Magd namens Seraphia, die aus dem syrischen Antiochien gebürtig war. Diese war eine Christin und diente Gott mit hl. Eifer im jungfräulichen Stande. Ihr frommer Wandel machte solchen Eindruck auf ihre Gebieterin, daß auch sie die christliche Religion annahm. — Als hierauf Hadrian das Feuer der Kirchenverfolgung wieder anfachte, ließ Beryllus, Statthalter der Provinz, Sabina und Seraphia verhaften. Die Magd ließ er mit Knitteln zu Tode schlagen; Sabina aber wurde durch den Einfluß ihrer Freunde noch einmal befreit. Im folgenden Jahre jedoch erhielt sie durch ihren Eifer die Martyrerkrone. Die Bollandisten haben bewiesen, daß sie zu Rom gelitten habe. Ihr Fest ist auf den 20. Aug. verzeichnet; auch verehrt man sie noch

mit der heiligen Seraphia am 3. September, weil an diesem Tage zu Rom eine Kirche im Namen der zwei Heiligen eingeweiht worden ist. Diese Kirche trägt jetzt noch den Namen der hl. Sabina. Bis ins vorige Jahrhundert hat man darin die erste Fastenstation gefeiert. Später war die vierzigstündige Andacht dafür eingeführt, wobei eine ebensogroße Volksmenge erscheint.

30. August.

Die heilige Rosa von Lima.

Jahr 1618.

Unter allen Blüten christlicher Frömmigkeit, welche der Boden des reichen Amerika zur Zierde der himmlischen und irdischen Kirche hervorgebracht, prangt besonders Rosa und verbreitet den süßesten Wohlgeruch vor Gott, vor Engeln und Menschen. Der höchste Spender aller Gnaden hat ihr den Geist der Weisheit und des Verstandes erteilt, und sie so mit dem Feuer seiner Liebe erfüllt, daß sie diesen bis dahin noch mit Finsternis bedeckten Teil des Hauses Gottes mit lebhaftem Glanze erfüllt hat.

Rosas Name ist in der That der erste, den die Kirchen der neuen Welt in das Verzeichnis der Heiligen geliefert haben. Nach jenen Zeiten, wo Amerika, ungekannt von Europa, selbst den wahren Gott nicht kannte und im Irrtum, wie in einem düsteren, kalten Winter lebte, öffnete sich diese wohlriechende, strahlende Blume; die Demut verlieh ihr den süßesten Wohlgeruch, die Liebe den reinsten und ruhmvollsten Glanz.

Ihr irdisches Leben war kurz, aber ihre Tugend groß, ihr hl. Tod machte ihr Grab berühmt und ihr Beispiel wird eine Lehre für alle Jahrhunderte sein.

Rosa wurde zu Lima, der Hauptstadt von Peru, am 20. April 1586 geboren. Ihr Vater war Gaspard de Fleurs, zu Porto-Rico geboren, ihre Mutter Maria von Oliva aus Lima. Gaspard und Maria waren von hoher Geburt, aber nicht sehr reich; doch welcher Reichtum hätte das edle Kind aufgewogen, das ihnen Gott schenkte? In der hl. Taufe erhielt das Kind von seiner Großmutter Isabella von Herera den Namen Elisabeth, einige Monate später verschaffte ihr ein Wunder, das bei seiner Wiege geschah, den Namen Rosa.—

Von zartester Kindheit an ward Rosa mit wunderbaren Gnaden beglückt. Man bemerkte nicht ohne Ueberraschung, daß sie nie wie andere Kinder weinte. Sie war sanft, ruhig und von heiterem Antlitz. Mit drei Jahren gab sie einen Beweis von bewunderswerter Standhaftigkeit. Sie hatte sich einen Finger zerquetscht und nach einigen Tagen mußte ihr der Wundarzt den Nagel wegnehmen. Der Schnitt des Messers preßte ihr weder eine Thräne, noch einen Schmerzensruf aus, sie betrachtete die Wunde und das herausströmende Blut ohne ein Zeichen von Schrecken. Der Arzt konnte nicht umhin, eine solche Seelenstärke an einem so jungen Kinde zu bewundern.

Sie zeigte übrigens den nämlichen Mut bei anderen Gelegenheiten, wo Krankheiten sie auf Proben stellten, die für ein so zartes Alter furchtbar waren.

Kurz, Rosas Kindheit war außergewöhnlich. Sie beschäftigte sich mit den ernstesten Gedanken und ein inneres Licht offenbarte ihr den Wert von Dingen, zu denen ihr Geist auf bloß natürlichem Wege sich nie hätte erschwingen können. Ein tiefes Gefühl der Gegenwart Gottes erfüllte ihr Herz und gab ihm die großherzigsten Entschließungen ein. Maria von Oliva war sehr stolz auf die Schönheit ihrer Tochter und gedachte ihr durch glänzendes Auftreten in der Welt eine glückliche Zukunft zu bereiten. Die junge Tochter dagegen vermied alles, was sie für eitel und gefährlich hielt, und was ihr darum nur zum Ekel war, aber nie berief sie sich auf ihr Gewissen, um dem Willen ihrer Eltern auszuweichen.

Als die Mutter eines Tages verlangte, daß sie ihr Haar mit Blumen schmücke, gehorchte zwar Rosa, aber sie stach sich zugleich eine Nadel in den Kopf, damit sie der Schmerz gegen die Eitelkeit schütze. Die Pflichten kindlicher Liebe übte sie aufs Genaueste. Als das an sich nicht unbedeutende Vermögen ihres Vaters durch fortgesetzte Unglücksfälle zu Grunde gieng, widmete sich Rosa, um die Familie zu unterstützen, harten Arbeiten und suchte auf jede Weise ihre Eltern zu beruhigen und ihr Elend zu erleichtern.

Rosa besaß eine unvergleichliche Demut. Sie glaubte für die leichtesten Unvollkommenheiten die schwersten Züchtigungen zu verdienen, und hielt sich mit tiefer Aufrichtigkeit für das armseligste und elendeste Geschöpf, und wünschte, daß auch andere diese Ansicht teilten. Am meisten betrübten sie die Achtungsbezeugungen und Lobsprüche, welche man ihrer Tugend zollte. Als sie einst bei dem königlichen Beamten Gansalvo de Massa in sehr schmeichelhaften Ausdrücken von sich sprechen hörte, entfernte sich das demütige Mädchen voll Traurigkeit bleich und weinend, um diesen lästigen Reden zu entfliehen, und that sich selbst ebenso vielen Schimpf an, als man ihr Lobsprüche gespendet hatte.

Rosas Schönheit, ihre sanfte Gemütsart, ihr an liebenswürdigen Eigenschaften so reiches Herz erfüllte ihre Mutter mit frohen Hoffnungen, und als ein junger, durch Geburt und Reichtum ausgezeichneter Mann um Rosas Hand bat, ergriff die arme Mutter mit Freuden diesen Heiratsplan, den sie für eine Wohlthat des Himmels ansah. Aber die Tochter äußerte den lebhaftesten Widerstand. Diese Weigerung erregte einen heftigen Sturm gegen sie, man redete mit ihr nur noch in einem rauhen und heftigen Tone, Schmähungen, Vorwürfe und selbst Mißhandlungen wurden nicht gespart. Sie trug alles mit Geduld, und suchte ihr Gesicht mit Fasten bleich und welk zu machen und durch plumpe Kleidung ihre

Schönheit zu verbergen. Schon lange gieng sie mit dem Gedanken um, in den dritten Orden des hl. Dominikus zu treten und die stille Hoffnung, diesen Zweck zu erreichen, hielt sie aufrecht in ihrem Leiden. Ihr Vorbild war die heil. Katharina von Siena, welche einst die gleiche Prüfung bestanden hatte, und deren Mut sie nachahmen wollte.

In der That ließ sich ihre Mutter durch eine so unbeugsame Standhaftigkeit erweichen und Rosa nahm mit zwanzig Jahren das Kleid des dritten Ordens des hl. Dominikus.

Nach dem Beispiele Katharina's von Siena tötete Rosa von Lina ihre Sinne durch die strengsten Fasten und Entbehrungen ab. Schon als Kind versagte sie sich aus Bußgeist den Genuß von Früchten, und fastete im Alter von sechs Jahren am Freitag und Samstag, soweit sie diese Uebung vor den Eltern verbergen konnte. Mit fünfzehn Jahren machte sie das Gelübde, nie mehr Fleisch zu essen, sie müßte denn durch unausweichliche Befehle dazu genötigt werden. Diese Enthaltsamkeit und die vorangegangenen Strengheiten brachten es dahin, daß sie nach einiger Zeit nur noch Wasser und Brot ertragen konnte. Wenn der Arzt oder der Beichtvater ihr befahl, bessere Nahrung zu sich zu nehmen, so gehorchte sie; als man aber bemerkte, daß diese Nachgiebigkeit das Uebel nur verschlimmere, statt dasselbe zu heilen, ließ man ihr ihre Gewohnheiten. Etwas Brot und Wasser genügte diesem Leibe, der sich eher durch die Kraft der Seele als durch körperliche Nahrung erhielt. Oft wartete Rosa mit ihrem ärmlichen Mahle bis zum Abend, und bisweilen versagte sie sich dasselbe ganz, oder sie fand das Geheimnis, es zu verderben, indem sie Saft von bittern und für jeden andern ungenießbaren Kräutern darein mischte.

Aber diese harten und häufigen Fasten konnten Rosa's quälenden Durst nach Leiden nicht befriedigen. Sie schlug sich heftig mit Stricken und eisernen Kettchen, um, wie sie sagte, an ihren Fehlern gebührend Rache zu nehmen, den Zorn Gottes zu besänftigen und sich für die Kirche und ihr Heimatland als Schlachtopfer darzubieten. Oft betete sie, mit einer drückenden Last beladen, um die Schmerzen des mit dem Kreuze beladenen Heilandes sich besser zu vergegenwärtigen. Sie trug eine eiserne Kette, welche ihr die Haut aufriß, bis in das Fleisch eindrang, und in dieses fürchterliche Wunden eindrückte. Einmal nachts empfand sie deshalb solche Schmerzen, daß sie ihre Seufzer nicht unterdrücken konnte und genötigt war, um Hilfe zu rufen. Aber nach einer kurzen Erleichterung begann sie ihre Strengheiten aufs neue. Es war eine große Freude für sie, wenn sie eine Cilicium bekommen und ihren Leib in ein rauhhaariges Kleid hüllen konnte, welches ihr einen ununterbrochenen Schmerz verursachte. Nie hatte ein Mädchen größere Freude, ihr Brautkleid anzuziehen, als die Dienerin Gottes, wenn sie dieses eigentümliche und furchtbare Gewand auf ihrem Leibe fühlte, um die Qual vollständig zu machen, steckte sie sogar noch Nadelspitzen hinein.

Die heilige Rosa arbeitend.

Jesus Christus nachzuahmen ist der Ehrgeiz der Heiligen, und ihr Ruhm ist es, jeden Tag einen neuen Zug der Aehnlichkeit mit diesem hohen Vorbilde an sich auszuprägen. Um den mit Dornen gekrönten Heiland nachzuahmen, trug Rosa von Lima beständig einen einer Krone ähnlichen Metallstreifen, welcher mit Nägeln besetzt war, deren nach innen gekehrte Spitzen ihr das Haupt zerfleischten. Dieses grausame Bußwerk blieb lange geheim und kam nur durch einen Zufall auf. Als man eines Tages einen ihrer Brüder züchtigen wollte, trat sie ins Mittel, um den kleinen Fehlenden zu entschuldigen, und da man sie leicht an den Kopf stieß, und derselbe davon stark zu bluten anfieng, mußte sie alles aufdecken. Auch während der Nacht setzte die großherzige Jungfrau den Krieg fort, mit dem sie bei Tag ihren Leib verfolgte. Ihr Lager war mehr geeignet, den Schlaf zu vertreiben als zu demselben einzuladen, es war weniger ein Ruhebett als ein Strafwerkzeug. Unregelmäßig durcheinander gestreute Stücke Holz, Scherben, deren spitzige Teile nach oben gerichtet waren, und ein grober Stoff als Decke — das war das Lager, auf dem die unschuldige Jungfrau ihren zarten Gliedern einige Stunden Ruhe gönnte, wenn man eine so schmerzliche Marter je Ruhe nennen kann.

Begreiflicherweise war die Welt einer

so gesammelten und leidensbegierigen Seele nur unangenehm und widerwärtig. Rosa suchte vom zartesten Alter an nur die Einsamkeit; als sie einer ihrer Brüder aufmuntern wollte, an den Spielen ihrer Altersgenossen Teil zu nehmen, weigerte sie sich standhaft. „Gott ist hier in meiner Nähe," sagte sie mit einem Ernst, den man bei einem Kind nicht erwartet hätte, „und ich weiß nicht, ob ich ihn eben so sicher bei euren Spielen finden würde." Ihre Liebe zur Einsamkeit nahm immer zu, man war entzückt über ihre Sanftmut, Bescheidenheit und ihr anmutiges Wesen und suchte gern eine Gelegenheit, sie zu sehen. Aber diese schmeichelhafte Neugierde der Freundinnen ihrer Mutter und der angesehensten Frauen der Stadt war für sie ein neuer Beweggrund, den Zerstreuungen und eiteln Gesprächen auszuweichen. Ihre Zeit verfloß unter Handarbeiten und Gebet; der größte Teil der Nächte war der Betrachtung gewidmet, wobei ihr oft die Sinnendinge als Führer dienten, indem sie die Augen mit süßer Freude auf die Sterne gerichtet hielt; sie glich einer Verbannten, die von weitem das Bild der Heimat erblickt. Sie war eine Seele, welche sich in der Verbannung dieses Lebens beengt fühlte, und welche der heitere Himmel und das Heer der Sterne als Sinnbild und Wiederschein jener friedlichen Lichtregion, wo die Engel und Heiligen wohnen, mit heiliger Traurigkeit erfüllte. Darum entzog sie sich dem Lärm der Welt und den trüben Sinnenfreuden, um vorübergehend einen traurigen Blick, einen Gedanken voll Hoffnung und liebender Sehnsucht nach jenen weiten und glänzenden Regionen der Ewigkeit zu schicken.

Die ganze Schöpfung war für Rosa von Lima ein Buch, in welchem sie die Offenbarung der göttlichen Eigenschaften erblickte, oft schöpfte sie daraus den Text zu ihren Betrachtungen. Alle Gegenstände redeten zu ihrem Herzen und weckten darin die tiefsten Gefühle der Frömmigkeit. Nie verlor sie die Gegenwart Gottes aus den Augen, und mit diesen Gedanken beherrschte sie ihre Sinne mit unumschränkter Gewalt und ließ nie den Lärm der Außenwelt bis in ihre Seele dringen. Die Stellung, welche sie beim Beginne des Gebetes angenommen hatte, bewahrte sie bis zum Ende, obwohl ihr Gebet oft ganze Stunden dauerte. Bei dieser tiefen Innerlichkeit brachte sie nichts in Unruhe; jeder Gedanke, der ihr durch die Seele ging, verwandelte sich in ein Gebet, und alle Geschöpfe vereinigte sie mit sich zum Lobe Gottes. In den letzten Jahren ihres Lebens kam jeden Abend nach Sonnenuntergang ein Vögelein und sang, auf einem Baume vor ihrem Fenster sitzend, süße und wohlklingende Weisen. Rosa sah in diesem beständigen Besuche eine Herausforderung, und um dieselbe zu erwidern, sang sie ihrerseits ein Lied, das sie selbst verfaßt hatte: „Stimm' an, o Vöglein, deinen süßen Sang, sing deine schönste Weise zum Lob des Herrn. Lobpreise deinen Schöpfer, ich preise den Erlöser, der mein Gott ist und auch der deine. Stimm an dein munteres Lied, ich will das meine singen, daß unsre Klänge lieblich sich vermischen."

Rosa hatte im Leben der heiligen Katharina von Siena die Vermählung der seraphischen Jungfrau mit Jesus Christus gelesen und wünschte lebhaft, ohne sich übrigens dieser hohen Gnade für würdig zu halten, die Verlobte des Erlösers zu werden. Was sie sich übrigens als Mitgift erbat, besaß sie im höchsten Grade: tiefe Demut und bewundernswerte Reinheit. Eine andere Verbindung hatte sie nie gewünscht, nie war ihr eine solche auch nur in den Sinn gekommen. Schon hatten mehrere wunderbare Vorfälle ihr angekündigt, daß Gott sie mit einer Art süßer Vertraulichkeit zu behandeln würdige. Eines Tages sah sie in einer Vision die Himmelskönigin mit dem Jesuskinde auf den Armen, welche sie mit freundlichem Blicke betrachtete, dann neigte sich das Kind mit seiner Mutter lächelnd zu der demütigen Jungfrau herab. Sie wurde von einem unbeschreiblichen Gefühl ergriffen und hörte die Worte: „Sei ewig meine treue Braut." — „Ich bin die Magd des Herrn," erwiderte sie, „ich bin deine Sklavin, du Gott der ewigen Herrlichkeit. Ich gehöre dir auf ewig." — Sie wollte noch mehr sagen, vermochte aber nur zu stammeln; ihr Glück überwältigte sie.

Man darf übrigens nicht glauben, diese süßen Gefühle seien ein bleibender Zustand gewesen. Oft versank sie im Gegenteil in tiefe Trostlosigkeiten; ihre Seele ward mit einer furchtbaren Dürre heimgesucht, welche die Erinnerung an die genossenen Tröstungen noch schmerzlicher machte. Es war ihr, als wäre sie in dichte Finsternis und in ein kaltes Gefängnis geworfen, wo sich Gott ihren Blicken entzog, und sie das Glück, ihn zu lieben, nicht mehr fühlen konnte. Gleichwohl beschäftigte sich die fromme Jungfrau mit ihm und suchte ihn in den Geschöpfen, aber ohne ihn wie gewöhnlich in denselben zu erkennen, und mit trauriger Stimme rief sie aus: „Mein Gott, mein Gott, warum verlässest du mich? Aber ihre Klage verlor sich in der Leere ihrer gebrochenen Seele, ohne ein Echo zu finden. — War der Sturm vorüber, so kostete sie mit unsäglicher Lust die Freude, etwas für Gott zu leiden, aber während des Sturmes kam ihr keine Erleichterung; ihr Glaube fand kein Leben, ihr Herz keine Wärme, alles Licht, alle Empfindung war verschwunden, schon fühlte sie die Erschlaffung und Kälte der Verzweiflung. Lange Zeit beschwerten diese Heimsuchungen Rosa's Seele; sie trug dieselben allmälig leichter, obwohl sie viel dabei litt, als sie gelernt hatte, sich vollständig dem Willen Gottes zu unterwerfen und die Absichten desselben in diesen Leiden zu erkennen. Von ausgezeichneten Gottesgelehrten über diesen Punkt befragt, erklärte sie sich in schwungvoller Sprache, daß die Gnade sich an's Leiden knüpfe und ihm folge, daß die Last der Leiden den Menschen auf den Gipfel des Glücks erhebe, und daß die göttlichen Gnaden sich nach dem Maße der Prüfungen richten. Man täusche sich nicht, das Kreuz ist die wahre Leiter zum Paradiese, es giebt keinen andern Weg zum Himmel. Nachdem sie erzählt hatte, wie sie über diese Wahrheiten unterrichtet worden sei, fügte sie bei: „Ich fühlte damals ein heftiges und

unbeschreibliches Verlangen, auf die öffentlichen Plätze zu laufen und mit mächtiger Stimme den Christen jedes Alters, Geschlechtes und Standes zuzurufen: Menschen, höret mich, Nationen der Erde, schenket meinen Worten Gehör. Ich habe es von Jesus Christus erfahren und verkünde es euch: Gnade erhält man nicht ohne vorhergegangene Leiden; nur durch häufige Prüfungen gelangt man zu einer süßen Vertraulichkeit mit dem Himmel, zur Glorie der Kinder Gottes und zur vollendeten Schönheit der Seele. — Das gleiche gebieterische Gefühl trieb mich, den Reiz der göttlichen Gnade zu verkünden, es quälte, ermüdete mich, brachte mich außer Atem, es war, als wollte meine Seele aus ihrem schmutzigen Kerker entfliehen, und unaufhaltsam die Welt mit dem Rufe durcheilen: O! wenn die Menschen wüßten, was die Gnade ist, wie schön, wie edel, wie kostbar sie ist, wie viele Güter, Reichtümer, Freuden und Wonnen sie mit sich führt. Alle würden leiden und dulden wollen, alle würden den Mühseligkeiten, Verfolgungen, Krankheiten und Martern entgegengehen, um die wunderbare Wohlthat der Gnade zu erlangen! Denn man empfängt sie für die Geduld, sie ist deren unschätzbarer Lohn."

Durch körperliche Leiden und Prüfungen hatte sich Rosa auf den höchsten Gipfel christlicher Vollkommenheit geschwungen. Es ist unmöglich, die Lebhaftigkeit ihrer Gefühle gegen Gott oder die Freuden zu schildern, mit welchen ihre Seele nach jeder Prüfung heimgesucht wurde. „Die unendliche Süßigkeit, welche ich empfinde," sagte sie, „nach erhabenen frommen Uebungen, z. B. nach dem Empfang der Sakramente, die Freude und die Innigkeit einer so hohen Vereinigung, die wunderbare Lieblichkeit und die reichen Früchte, welche man darin findet, lassen sich in den Worten keiner irdischen Sprache schildern. Man kann sich hier nur durch Stillschweigen begreiflich machen, oder wenn man sagt, daß diese Welt kein Gefühl, keine Süßigkeit, keine Freude, kein Glück hat, das nur ein Schatten von dem wäre, was man am Tische des Herrn empfindet. Was die Sonne in der sichtbaren Welt wirkt, das bewirkt in mir die heil. Communion. Die Sonne belebt Alles durch ihr Licht und ihre Wärme; sie schmückt die Erde mit Blumen und Früchten, sie bereichert und verschönert die Welt durch die Macht und befruchtende Kraft ihrer Strahlen, sie erfreut die Vögel des Himmels, sie bringt die Pflanzen zum Wachsen und giebt den Tieren Wärme, sie erleuchtet, entzündet und färbt mit ihrem süßen Scheine alle Punkte des weiten Weltalls. Gerade das bewirkt in meiner nackten, kalten Seele die wahre Gegenwart des Herrn."

Die heil. Rosa sieht in einer Vision die Himmelskönigin mit dem Jesuskinde auf den Armen.

Rosa kannte besser als jeder andere das wahre Wesen der christl. Liebe, und ihre Seele holte im Himmel die zarteste Nächstenliebe. In ihren Augen hatte, wie in den Augen aller Gläubigen, das Blut des Erlösers den Menschen mit unvergleichl. Adel und mit unübertrefflicher Schönheit ausgestattet. Sie hätte gerne für sich allein die Last alles irdischen Elendes getragen, um Geschöpfen, welche Gott so sehr liebte, Leiden zu ersparen, besonders hätte sie so gern alle um so hohen Preis erkaufte Seelen gerettet. Wenn sie südlich von Lima die hohen Berge sah, hinter denen heidnische Völker in unbekannter Zahl wohnten, überfloß ihr edles Herz von Traurigkeit und ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Hätte Gott mich zu einem Manne gemacht," sagte sie ernst „so hätte ich dem Werk der Missionen meine Kraft gewidmet, ich wäre geradenwegs zu den wilden, menschenfressenden Nationen gegangen und hätte meinen teuren Indiern meine Worte, meinen Schweiß und mein Blut geopfert. Warum ist es mir nicht gegeben," rief sie, wenn sie sah, daß die Christen selbst von Lastern und Verirrungen nicht frei waren, „das Predigtamt zu verwalten! Ich würde barfuß, den Leib mit einem furchtbaren Bußkleide bedeckt, das

Crucifix in der Hand die Straßen und Plätze Lima's durchziehen und Tag und Nacht rufen: Bereuet, Sünder, bereuet; verlasset eure bösen Wege, auf denen ihr den Teufeln entgegengehet. Fliehet den Abgrund der ewigen Verdammung, in den man so leicht stürzt, und von dem ihr nur durch die flüchtigen Augenblicke des irdischen Lebens getrennt seid."

Ein anderes Mal sagte sie in ihrem beherzten und zugleich demütigen Eifer zu einem Prediger, der vielen Zulauf hatte: „Mein Vater, die Güte Gottes hat Euch die Verkündigung seines Wortes anvertraut, um die verirrten und verhärteten Sünder zum Guten zurückzuführen. Hütet Euch doch, Eure Beredtsamkeit und Euer reiches Talent zu mißbrauchen, indem Ihr Euch geistreich und zierlich auszudrücken und durch spitzfindige Untersuchungen und studierte Redensarten zu glänzen suchet. Erinnert Euch, daß Euch Gott zu einem Menschenfischer gemacht hat; werfet darum Euer Netz aus, sie zu fangen. Habet nur Ein Ziel, Eine Sorge, so viele Seelen als möglich aus dem Abgrunde zu ziehen, in den sie versinken, und sie ans Ufer zu bringen, wo sie Verzeihung und Rettung finden."

Wie für das Heil der Seelen, so war Rosa auch um leibliche Not bekümmert. Als ihr Jemand sagte, ein Armer von Lima habe kein Brot, wage es aber nicht, sein Elend zu offenbaren, da ward sie von Mitleiden gerüht und schickte ihm, da sie kein Geld hatte, ihren Speisevorrat. Im Notfalle gieng sie selbst für die Armen und Kranken betteln, nachdem sie sich um ihretwillen selbst des Notdürftigsten beraubt hatte. Den kleinen Raum, über den sie im elterlichen Haus verfügen konnte, bot sie edelmütig obdachlosen Armen an. Selbst arm und leidend tröstete und stärkte sie den Nächsten durch ihr Gottvertrauen; diese einzige Hülfsquelle genügte ihr, da sich die göttliche Vorsehung immer größer erwies als das Elend und die Schwäche der Menschen.

Die hl. Rosa wußte und sagte mehrere Jahre vorher die Zeit ihres Todes, die Art und den Grad ihrer letzten Schmerzen voraus. So unangenehm andern Menschen solche Lichtblicke wären, so angenehm waren sie der Jungfrau von Lima. Da sie wußte, daß sie am Feste des heiligen Bartholomäus aus dem Leben scheiden werde, so feierte sie zum Voraus jedes Jahr diesen Tag. „An diesem Tag werde ich meine Hochzeit halten," sagte sie. In ihrem 28sten Jahre fiel sie in eine gefährliche Krankheit, und schon hatte man alle Hoffnung auf ihre Genesung aufgegeben. Als man sie mit feierlichen Worten zu einem heiligen Tod ermuntern wollte, sagte sie: „Fürchtet euch nicht, und lasset euren voreiligen Kummer. Ich versichere euch, daß ich an dieser Krankheit nicht sterben werde. Das Ziel, nach dem ich mich sehne, ist noch fern, aber am Ende werde ich es erreichen." In der That lebte sie noch drei Jahre.

Als die Kranke indeß fühlte, daß ihr Ende herannahe, verlangte sie die Tröstungen der Kirche und empfieng sie mit entzückender Andacht. „So groß ihre Sammlung war bei der heil. Communion," sagt ihr Lebensbeschreiber, „so groß war ihre Freude und Heiterkeit, als man ihr die letzte Oelung gab. Sie war so fröhlich wie eine Königin, die an einem Festtag gekrönt wird, nicht wie eine Kranke, die man zum Tode vorbereitet." Dann ließ sie die ganze Familie des königlichen Quästors Gonsalvo de Massa rufen, welche sie seit drei Jahren in ihrem Hause beherbergte. Alle Anwesenden brachen in Thränen aus, als sie dieselben um Verzeihung ihrer Fehler und Beleidigungen bat. Dann bat sie ihre Eltern um ihren Segen. Als der Priester, welcher ihr beistand, am folgenden Tag wieder zu kommen versprach, sagte Rosa unter sanftem Lächeln: „Wisset, mein Vater, daß ich diese Nacht, wenn das Fest des heil. Bartholomäus beginnen wird, zu dem himmlischen Gastmahle eingehen werde. Ich habe vom Himmel die Einladung zu diesem herrlichen und feierlichen Feste erhalten. Die Stunde ist bestimmt, und wollet Ihr, daß ich nicht eintrete, wenn die Pforten geöffnet sind?" Wirklich gieng sie in dieser Nacht, am 24. August 1618, im Alter von 32 Jahren aus den Mühen dieses Lebens in die ewige Ruhe ein.

Wäre ein Fürst in Lima gestorben, er hätte die Stadt und das Land nicht in solche Bewegung setzen können, wie Rosa, die Tochter eines einfachen Soldaten. Eine ungeheure Volksmenge strömte zu ihrem Leichenbegängnisse, obwohl niemand davon in Kenntnis gesetzt worden war; die Stimme Gottes hatte ein ganzes Volk in Bewegung gesetzt. Die Senatoren wollten selbst den Leichnam der Heiligen tragen und ließen nur ungern Andere diese Ehre mit ihnen teilen. Mit Ehrfurcht küßten sie den groben Rock, welcher der demütigen Jungfrau gehört hatte. Jeder wollte etwas mitnehmen, was sie berührt hatte, und jeden Augenblick war das größte Unglück zu befürchten, da die Menge in ihrem Eifer sich nicht zurückhalten ließ und kaum mit Waffengewalt die Ordnung aufrecht zu halten war. Bald begannen häufige Wallfahrten zu ihrem Grabe und an die Orte, welche sie bewohnt hatte; ihr Ruhm war so groß als die tiefe Demut, in welcher sie sich begraben wollte, so daß man auf sie die Worte eines christlichen Redners anwenden kann: „Saget mir, wo ist das Grab Alexanders? nennet mir den Tag seines Todes. Aber das weiß ich, daß prachtvolle Denkmäler sich über den Gräbern der Diener Gottes erheben, daß sie die Zierde der Städte sind, daß der Tag ihres Festes Niemand unbekannt ist, daß er auf der ganzen Erde mit Pracht gefeiert wird. Die Heiden wissen nicht einmal, wo das Grab Alexanders ist, das der Heiligen kennen selbst die Barbaren.

Dreizehn Jahre nach Rosa's Tod begannen die Untersuchungen behufs ihrer Heiligsprechung. Im Jahre 1668 sprach sie Papst Clemens IX. selig und Clemens X. schrieb im Jahre 1671 ihren Namen in das Verzeichnis der Heiligen.

Der heil. Felix und der heil Adauctus,

Martyrer zu Rom.

Felix, der heilige, war Priester der Kirche zu Rom. Zu Anfang der diokletianischen Verfolgung wurde er verhaftet und litt mit bewunderswürdiger Standhaftigkeit die furchtbarsten Folterqualen. Zuletzt verdammte man ihn zur Enthauptung. Auf dem Wege zur Todesstätte sah ihn ein Fremdling vorübergehen, der von der hl. Begierde nach dem gleichen Glücke erglühend plötzlich ausrief: ich bekenne die gleiche Religion mit diesem Manne! ich bete denselben Jesus Christus an und wünsche ihm mein Leben zu geben." Die Verfolger, ergrimmt über die Kühnheit des Bekenners, ließen ihn verhaften und mit Felix enthaupten. Dies geschah um das Jahr 303. Da man den Namen des Fremden nicht wußte nannten ihn die Christen Adauctus, weil er mit Felix in den Tod gegangen war.

Irmengardis, die Gemahlin des Kaisers Lothar erhielt um das Jahr 850 von Leo IV. die Reliquien des heiligen Felix und Adauctus und gab sie der Abtei der Chorfrauen zu Eschau, die sie im Elsaß gestiftet hatte. Daselbst blieben sie bis zum Jahre 1358, wo sie die Abtissin von Erstein dem Herzog Rudolph von Oesterreich zum Geschenke machte. Dieser Fürst gab sie im Jahre 1361 der Stephanskirche zu Wien, welche die Kathedrale ist.

31. August.

Die heilige Isabella,

Jungfrau.

Jahr 1270.

Isabella, die Tochter König Ludwigs VIII. von Frankreich und einzige Schwester des heil. Ludwig, wurde im Jahre 1225 geboren und war erst zwei Jahre alt, als sie ihren Vater verlor. Sie erhielt eine christliche Erziehung und wissenschaftliche Bildung, und verstand selbst die lateinische Sprache. Sie war entschlossen, Jungfrau zu bleiben, und als man ihr den Antrag stellte, Konrad, den ältesten Sohn des deutschen Kaisers zur Ehe zu nehmen, weigerte sie sich mit Berufung auf ihr Gelübde und ließ bei dem Papste anfragen, ob es nicht etwas Größeres sei, den letzten Platz unter den Gott geweihten Jungfrauen einzunehmen, als Kaiserin und die erste Frau der Welt zu werden. Man konnte nicht umhin, die Größe ihres Opfers zu bewundern; ihr Bruder, der hl. Ludwig, lobte sie, wie sie es verdiente, und der Papst wünschte ihr in einem Briefe zu ihrem edelmütigen Entschlusse Glück.

Die heilige Isabella.

Außer den kirchlichen Fasttagen fastete Isabella noch an drei Wochentagen. Sie aß wenig und nur ganz gewöhnliche Speisen; die besten Gerichte von ihrer Tafel gab sie den Armen. Demut war ihre Lieblingstugend. Sie gründete im Jahre 1252 zu Paris ein Kloster für Clarissinnen, in welches sie selbst nach dem Tode ihrer Mutter eintrat, und wo sie alle klösterlichen Tugenden übte. Während der letzten zehn Jahre ihres Lebens war sie beständig krank. Der heilige Ludwig, der sie zärtlich liebte, besuchte sie oft, sie sprach aber wenig, und um den Grund befragt, antwortete sie, sie thue es zur Sühnung der Sünden, welche sie im Reden begangen habe. Mehrere Wunder vor und nach ihrem Tode, welcher am 22. Februar 1270 eintrat, bestätigten ihre Heiligkeit. Ihre Reliquien befinden sich zu Longchamp. Leo X. sprach sie selig, und Urban VII. erlaubte am 31. August Tagzeiten ihr zu Ehren zu beten.

Der heilige Raymundus Nonnatus,

aus dem Orden unserer lieben Frau von der Gnade zur Auslösung der Gefangenen.

Jahr 1920.

Es ist eine Lehre des göttlichen Heilandes, daß die Treue des Christen und seine Liebe zu Gott nach seiner Nächstenliebe zu bemessen sei. Johannes 13, 34, 35. 15, 12. rc. Nach diesem Grundsatze können wir uns einen richtigen Begriff von dem Heiligen machen, den wir heute verehren.

Der heilige Raymundus Nonnatus wurde im Jahre 1204 zu Portel, im Bistume Urgel in Katalonien geboren. Seine Eltern waren arme Edelleute. Von Kindheit auf zeigte er ebenso viel Andacht und Frömmigkeit, als scharfen Geistesblick. Sein Vater, der an ihm eine Neigung zum geistlichen Stande zu bemerken glaubte, sandte ihn aufs Land und übertrug ihm die Leitung einer Meierei. Aus Neigung zur Einsamkeit übernahm er freiwillig die Hut der Herden und ahmte so in den Bergen und Wäldern das Leben der Eremiten nach. Auf das Andringen von Freunden, an den Hof von Aragonien zu gehen, wo er durch seine Talente eine glänzende Bahn durchmachen dürfte, antwortete er, nachdem er den Widerstand seines Vaters überwunden hatte, durch den Eintritt in den Orden unserer lieben Frau von der Gnade zur Auslösung der Gefangenen. Das Motiv hiezu war seine unbegrenzte Nächstenliebe. Von Kindheit an empfand er das innigste Mitleid mit den Leidenden, die sich mit seinen Jahren verstärkte. Besonders gerührt ward er durch die Leiden derjenigen, welche unter dem Sklavenjoche der Mauren schmachteten. Er trug ihre Ketten im Geiste und fühlte all ihre Pein und er hätte mit dem heiligen Apostel Paulus gewünscht, sich für das Heil ihrer Seelen zum Opfer darbringen zu können.

Das Ordensgelübde legte er zu Barcelona in die Hände des heiligen Petrus Nolasco, des Stifters des Ordens zur Auslösung der Gefangenen nieder.

Der neue Ordensgenosse übertraf bald durch seinen Eifer alle übrigen, so daß er schon nach zwei oder drei Jahren für würdig erfunden wurde, als Gefangenen-Erlöser nach Algier zu gehen. Als sein Geld erschöpft war, gab er sich selbst als Geißel für diejenigen Gefangenen hin, deren Lage am härtesten und deren Glaube am meisten in Gefahr war. Allein das großmütige Opfer seiner eigenen Freiheit erbitterte die Muhamedaner noch mehr. Er wurde unmenschlich mißhandelt, ja sogar einmal, als die Obrigkeit der Stadt erfuhr, daß er zu den Gefangenen von der Religion geredet und auch mehrere Muhamedaner belehrt hätte, zum Tode am Pfahle verurteilt. Nur die Besorgnis für das Lösegeld vermochte die Todesstrafe in grausame Züchtigung durch Stockschläge umzuwandeln. Geduldig trug er diese Pein, indem er mit dem heil. Chrysostomus das geistige Almosen höher schätzte, als ein Geschenk von vielen Schätzen, und mit demselben heiligen Kirchenvater erkannte, daß Ein Mensch mehr wert ist als die ganze Welt.

Trotz aller erlittenen Martern konnte er sich nicht dazu verstehen, von seinen Heilswerken abzulassen. Er fuhr fort, die Christen zu ermahnen und die Ungläubigen zu bekehren. Hiedurch ergrimmt ließ der Statthalter seine Lippen mit einem glühenden Eisen durchbohren und ihm ein Hängeschloß vor den Mund legen. Hierauf warf man ihn in ein Gefängnis, worin er acht Monate saß, bis seine Ordensbrüder das von dem hl. Petrus Nolasco gesandte Lösegeld brachten. Er wollte unter den Gefangenen zurückbleiben; nur ein Befehl seines Generals vermochte ihn zur Rückreise zu bewegen. Bei seiner Ankunft in Spanien ernannte ihn Papst Gregor IX. zum Kardinale. Diese Würde änderte nichts in seinem Benehmen. Allezeit behielt er sein ärmliches Ordenskleid und seine ganz einfache Lebensweise bei. Vom Papste nach Rom berufen, um ihm durch seinen Rat in der Leitung der Kirche beizustehen, starb er, vom tötlichen Fieber ergriffen, zu Cordona, etwa sechs Meilen von Barcelona, den 31. August 1240 in seinem 37. Lebensjahre. Sein Leib wurde in einer Kapelle, zum heiligen Nikolaus genannt, in der Nähe des Meierhofes, auf dem er seine Jugendzeit verlebt hatte, begraben. Der heilige Petrus Nolasco ließ im Jahre 1255 ein Kloster seines Ordens daselbst erbauen, worin man noch die Reliquien des heiligen Raymundes aufbewahrt. Die Geschichte seiner Wunder steht in der bollandischen Sammlung. Im Jahre 1657 ließ der Papst Alexander der VII. seinen Namen ins römische Martyrologium setzen.

Der heilige Raymundus wagte Gesundheit und Leben aus Liebe. Wie selten ist solche Liebe in unsern Tagen! Der Arme und Elende gehet eher zu Grunde, als daß ihm der Reiche von seinem Ueberflusse mitteilt. Was Gefangenen- und Krankenbesuch ist, weiß man gar nicht mehr. Woher das? Weil Eigennutz und Eigenliebe die Triebfeder unsers Handelns ist, wodurch die Gottes- und Nächstenliebe in uns erstickt wird.

1. September.

Der heilige Aegidius,

Abt.

Siebentes Jahrhundert.

Der Heilige Aegidius stand seit vielen Jahrhunderten in Frankreich und England in hoher Verehrung. In Athen geboren, erwarb er sich durch seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit allgemeine Bewunderung. Er hatte sich Gott geweiht, und da er die Unmöglichkeit einsah, in Athen ein verborgenes Leben zu führen, entschloß er sich, von da zu fliehen. Er begab sich nach Frankreich, und wählte eine Einsiedelei in einer Einöde nahe der Rhonemündung zu seinem Aufenthalte. Von da zog er sich in die Nähe von Gard zurück, dann in einen Forst in dem Bistume Nismes. Hier lag er mehrere Jahre ganz dem Gebete und der Betrachtung ob; seine Nahrung waren Kräuter und Wasser. Längere Zeit soll er durch die Milch einer Hirschkuh genährt worden sein, und als dieses Tier auf der Jagd verfolgt wurde, floh es zu dem Heiligen, der auf diese Weise entdeckt wurde. Mehrere Wunder, durch das Gebet des Heiligen bewirkt, machten ihn bald in ganz Frankreich bekannt.

Der heilige Aegidius ließ sich durch das Drängen des Königs von Frankreich, der ihn hochschätzte, nicht bewegen, seine Einsamkeit zu verlassen; dagegen nahm er Schüler auf und gründete ein Kloster, in welchem die Regel des heiligen Benedikt lange Zeit musterhaft gehalten wurde; heut zu Tage ist es nur noch eine Stiftskirche für Weltgeistliche Es entstand nach und nach in der Gegend eine Stadt, welche den Namen des Heiligen trägt, und in den Albigenserkriegen berühmt wurde.

Der heilige Aegidius.

Die Reliquien des Heiligen befinden sich in der Abteikirche St. Sernin zu Toulouse, wohin sie wohl zu der Zeit gebracht wurden, als die Calvinisten die Kirchen Languedoc's plünderten und entweihten. Schon frühzeitig verehrte man ihn am Orte seines Todes. Man pilgerte zu dem Kloster, wo seine Reliquien aufbewahrt wurden, schon um die Mitte des elften Jahrhunderts. Der heilige Aegidius ist Patron vieler Kirchen und Klöster in Frankreich, Deutschland, Ungarn und Polen.

Die heilige Verena,

Jungfrau.

Drittes Jahrhundert.

Diese Heilige, die besonders in dem Teile der Schweiz, der zum ehemaligen Bistume Constanz gehörte, verehrt wird, ist, nach dem Berichte der Akten, zu Ende des dritten Jahrhunderts unter dem Schutze des Blutzeugen Viktor, der entweder ihr einziger Verwandter oder Vormund war, nach Italien gekommen. Als sie erfahren, daß Viktor wegen seines Glaubens in der Schweiz ermordet worden sei, schlug sie über die Alpen ihren Weg nach Solothurn ein, wo sie, nach der übereinstimmenden Angabe aller Schweizer Geschichtschreiber und Denkmale eine Zeit lang gelebt haben soll. — Die Höhle, darin die Heilige wohnte, und die ihren Namen trägt, lag etwa eine halbe Stunde von Solothurn gegen das Juragebirge hin und wurde jeder Zeit vom Volke sehr verehrt. In der Folge ward eine Kapelle dahin gebaut. Es geht in der Schweiz eine Sage, nach welcher sie auf einer Insel bei der Mündung der Aar in den Rhein, wunderbare Dinge wirkend, gewohnt habe. Allein es ist diese ohne alle geschichtliche Glaubwürdigkeit.

Der eigentliche Wohnort unserer Heiligen war Zurzach, wo sie zuerst bei einem Priester, dann in einer von demselben ihr gebauten Hütte dem Herrn gedient haben soll, bis sie im Jahre 300 die Krone der Unsterblichkeit erhielt und in Zurzach begraben wurde.

Der Name der hl. Verena wurde in der Schweiz sehr berühmt; mehrere Kirchen behaupten, im Besitze ihrer Reliquien zu sein und erwählten sie zu ihrer Patronin, unter Andern Wurzach im Allgäu und Steinbach in Schwaben. Auch die Abtei Roth in Schwaben stand unter ihrem Schutze. Auf ihre Fürbitte geschahen viele Wunder, deren mehrere mit der erforderlichen Gewährschaft versehen sind. Die Gebeine der Heiligen sind im Jahre 1038 dem österreichischen Herzoge Rudolph IV. geschenkt und in der St. Stephanskirche zu Wien beigesetzt worden.

2. September.

Der heilige Stephan von Ungarn,

Jahr 1038.

Gegen das Ende des 9. Jahrhunderts warfen sich die Ungarn, Reste der südlichen Hunnen, von den Ufern der Wolga vertrieben, und ihrerseits wiederum die Slaven vertreibend, auf Pannonien, den gewöhnlichen Schauplatz dieser Völkerströmungen. Ebenso barbarisch wie ihre Vorfahren, tauchen die Ungarn am Horizonte der Geschichte auf als Menschen ohne anderes Gesetz als das der Stärke, ohne andere Beschäftigung als Krieg und Plünderung, ohne andere Tugend als den wilden Mut der Bestie, verbunden mit ihrer List und Grausamkeit. Ihre erste That ist die Verletzung eines Vertrags, ihr erster Sieg eine Metzelei. Solche Menschen zu civilisiren, an Arbeit zu gewöhnen, festen Gesetzen zu unterwerfen, war die Aufgabe des Evangeliums, und das Werkzeug, dessen sich Gott zu diesem ruhmvollen Werke bediente, war der heilige Stephan, der erste König und Apostel von Ungarn.

Der heilige Stephan war der Sohn Geysa's, des ungarischen Heerführers (Woiwoden) und der Sarolta, Tochter des Ungarfürsten Gyula. Mehrere Wunder kündigten die Geburt des Heiligen an, und Gott selbst würdigte ihn, zu offenbaren, daß er ihn erwählt habe, sein Volk zu einem religiösen und gesellschaftlichen Leben heranzubilden. Sarolta hatte, während sie den Auserwählten des Herrn unter ihrem Herzen trug, folgenden Traum: Der heil. Erzmartyrer Stephan erschien ihr in glänzendem Gewande und sprach zu ihr: „Weib, vertraue auf den Herrn, denn der Sohn, den du gebären wirst, wird der erste deiner Nation sein, welcher Krone und Scepter trägt; du wirst ihm meinen Namen geben.“ -- „Welchen Namen?“ fragt die Mutter tief bewegt. — „Ich bin Stephan, der erste, der für Jesus Christus den Martyrtod erlitten.“ Und die Erscheinung verschwand. Einige Monate später, um's Jahr 979, ward Geysa ein Sohn geboren, und der hl. Adalbert, Bischof von Prag, gab dem Kinde in der Taufe den Namen Stephan.

Die ersten Jahre des Heiligen verflossen unter den damals so beschwerlichen Arbeiten und Studien, durch die er seiner Nation nützlich werden sollte. Geysa zog, seine eigene Unwissenheit bedauernd, die gelehrtesten und weisesten Männer der benachbarten schon mehr civilisirten Länder zur Erziehung seines Sohnes bei. Unter ihrem Unterricht wuchs das glückliche Kind heran; am nützlichsten aber dürften ihm wohl die Unterweisungen des heiligen Bischofs von Prag gewesen sein.

Während der Verheerung des Reiches unterhielt die Geistlichkeit fast allein das Licht der Wissenschaft, deren segensreiche Flamme bald von neuem die Menschheit unter dem Schutze des Kreuzes erleuchten sollte. Doch waren die weltlichen Kenntnisse und die sittlichen Tugenden nicht die kostbarsten Keime, welche der heilige Adalbert in das Herz seines Schülers pflanzte, er bildete es vorzüglich zu den christlichen Tugenden heran, welche mehr als alles Andere den glühenden Apostel und den großen König schufen.

So vorbereitet und schon ein Liebling des Volkes wurde der hl. Stephan nach dem Tode seines Vaters, im Jahre 997, von allen Freien des Landes zu dessen Nachfolger gewählt, um frühzeitig schon das große Werk der gesellschaftlichen Umgestaltung seines Vaterlandes zu beginnen.

Schon fünfzehn Jahre früher hatte Geysa, der traurigen Berühmtheit müde, welche sich an die Raubzüge der Ungarn knüpfte, all sein Ansehen aufgeboten, denselben ein Ende zu machen, während er durch wohlwollenden Schutz Fremde, Kaufleute, Gelehrte und Künstler nach Ungarn zog und so unter diesem Nomadenvolk die ersten Anfänge von Gewerbfleiß und gesellschaftlicher Ordnung verbreitete. Mit diesen Fremden kamen auch die ersten Keime des Christentums nach Ungarn. Geysa's edle Seele blieb für seine himmlische Seele nicht unempfänglich, und die Wahrheit, welche diese Leute mitbrachten, schien ihm wertvoller als ihre Reichtümer, denn er sah, daß auf ihr die Zukunft beruhe. Mehrere Edle folgten seinem Beispiele, und bald wurde das Gesetz Jesu Christi das Fundament und das Ziel seiner Pläne. Doch kannte der gewaltthätige Woiwode hunnischen Blutes voll und an die Herrschaft des Schwertes gewöhnt, nur Ein Mittel zu seinem Zweck, die Gewalt. So drohte durch seinen unklugen Eifer die Zukunft des Glaubens in diesem unglücklichen Lande verloren zu gehen und der Schrecken sollte der Vorläufer einer Religion der Liebe und Barmherzigkeit sein. Als Geysa einst bei Nacht im Gebete eine Stimme vernahm, daß seine noch mit Blut befleckten Hände nicht tauglich seien, eine Religion des Friedens aufzurichten, und daß die Ehre, Apostel zu sein, seinem Sohne vorbehalteu sei, gab er sein begonnenes Werk auf. Einige Kirchen, die er gebaut und mit Einkünften versehen, einige Menschen, die sich teils ernstlich, teils nur aus Interesse bekehrt hatten, das waren die Keime des Christentums, welche sein Sohn zum Wachstum und zur Reife bringen sollte.

Kaum zur Regierung gelangt, begann Stephan das Werk der Bekehrung seines Unterthanen, aber mit klarerem Blicke begabt, als sein Vater, und ohne Zweifel durch die Gnade mächtig unterstützt, griff er zu friedlicheren und sicherern Mitteln. Mit den mächtigen Waffen, welche das Evangelium jedem Christen an die Hand giebt, mit Glaube, Hoffnung und Liebe habe er in kurzer Zeit diejenigen, welche die bloße Furcht bekehrt hatte, zu überzeugungsvollen und treuen Dienern Gottes umgeschaffen.

Mit seinem apostolischen Wirken gieng die Gründung eins gesellschaftlichen Zustandes Hand in Hand;

dem Himmel Seelen zu gewinnen und eine Nation zu schaffen, das sind die ruhmvollen Aufgaben, deren Lösung ihm Gott aufgetragen hatte.

Schon haben sich die Ungarn um die von Geysa errichteten Tempel geschaart, schon sind Städte gegründet oder vergrößert. Stephan sucht sie mit einander in Verbindung zu bringen und zu befestigen; der Religion entnimmt er die Grundlagen dieser Bildungsanfänge. Er gründet 10 Bistümer und wählt Strigonium zur Metropole.

Es war eine große Freude für die Kirche, diese ganze Nation in ihren Schoß aufzunehmen; der Papst beeilte sich, eine für die Menschen so nützliche Macht zu bestätigen, indem er, wie er sich ausdrückte, „von der Macht der Kirche Gebrauch machte, welche die Menschen nicht als Sklaven oder als Unterthanen, sondern als zarte Kinder regiert."

Indes verschonte der Herr, welcher diejenigen prüft, welche er lieb hat, seinen Apostel nicht mit Bedrängnissen. Cuza, Stephans Verbündeter, nimmt die

Der heilige Stephan ruft in der Schlacht an der Donau Gott um Beistand an.

Religion zum Vorwande, um Ansprüche auf die Krone geltend zu machen, versammelt die heidnischen und unzufriedenen Ungarn um sich, und rückt als Sieger bis ins Herz des Landes vor. Der Heilige sieht den Glauben in Gefahr, der König fürchtet für seine bedrohten Einrichtungen; er greift zum Schwerte und lagert voll Gottvertrauen seinem Feinde gegenüber am Ufer der Donau. Die Schlacht war lange und blutig. Als im

Nun aber wechselt der Befehlshaber seine Rolle, der Führer von Kriegern wird König. Um dieser neugeschaffenen Gewalt eine feste Grundlage zu geben, glaubt sich Stephan des Einflusses der Kirche bedienen zu müssen, und schickt in dieser Absicht Astrikus, Erzbischof von Colocza, zu Papst Sylvester II., ihn um Bestätigung seiner Einrichtungen und um die Königswürde zu bitten.

heißesten Kampfe der König den Mut der Seinigen wanken sieht, erhebt er die Hände zum Himmel und ruft: „Allmächtiger Gott, der du ein so wildes Volk mit deinem Lichte erleuchten wolltest, sende uns Kraft vom Himmel, um das von dir errichtete Gebäude des Glaubens zu befestigen!“ Ein wildes Geschrei folgt diesem Gebete; Cuza war gefallen, die Christen waren Sieger.

Reiche Beute war die Frucht dieses Sieges; der größte Teil wurde nach altem Herkommen unter die siegreichen Soldaten verteilt, nachdem ein Zehntel für den Feldhern abgezogen worden war, nicht um, wie ehedem, sein Zelt oder seine Wagen mit unnützen Dingen zu füllen; der christliche König wußte bessern Gebrauch davon zu machen.

Bei seinem Regierungsantritte hatte er Ungarn unter den Schutz des heil. Martin gestellt, der wie er im Anfange seines Lebens Apostel und Krieger zugleich gewesen war. Stephan versprach diesem heil. Patron die Erstlinge der den Heiden abgenommenen Beute. Mit Cuza's Reichtümern wurden drei Klöster gegründet, von denen das erste dem heil. Martin geweiht wurde. Diese Stiftung war ein zweiter Baustein, den Stephan zum Gebäude der Zivilisation herbeischaffte; die Erde zu bebauen, welche die Barbaren nur zu verwüsten wußten, den unkultivierten Boden der noch rohen Geister urbar zu machen, das war die Aufgabe der Mönche. Eine in dieser Kindheitsperiode der Gesellschaft vollkommene und zugleich unentbehrliche Schule, lehrte das Kloster durch sein Beispiel die Wissenschaften, die Künste und die Tugenden.

Durch diese zahlreichen Anstalten gewöhnten sich die Ungarn an ihr Vaterland. Die Nationalität entwickelte sich mehr und mehr, durch die weisen Verordnungen befestigt, welche der König rechtzeitig zu geben wußte. Doch weckte ihm sein Glück in der Nachbarschaft auch viele Feinde. Vor allem hatte der Religionswechsel des Fürsten und seines Volkes den Haß ihrer noch heidnischen Stammverwandten geweckt. Das Verlassen der Götter ihrer Väter galt ihnen als Feigheit, das Vertauschen der rauhen, kriegerischen Sitten mit dem Aufenthalte in Städten und mit dem Landbau als Schande. Jeder Glaube hatte seinen Vertreter, jeder Fürst suchte Anhänger zu gewinnen, und der neue Streit, der sich darüber entspann, bewies nur, um wie viel glücklicher und weiser diejenigen waren, welche Jesus Christus mit seinem Lichte zu erleuchten begann.

Giula, Fürst von Siebenbürgen, Stephans Onkel, war für die aus Asien mitgebrachten Ueberlieferungen und Sitten in die Schranken getreten. „Verlasse,“ sagte er zu seinem Neffen, mit der gewichtigen Stimme des Alters und der Macht, „dieses weichliche und schimpfliche Wesen, und diese von Besiegten erborgte Religion, kehre zum Schwerte deiner Väter zurück, oder ich werde mit dieser furchbaren Waffe deine ganze Nation vernichten.“ Der Drohung folgte die That auf dem Fuße nach, eine Horde von Barbaren wälzte sich über Ungarns Grenzen und ihre Verheerungen bewiesen, daß sie die Sitten der alten Hunnen noch in ihrer vollen Kraft bewahrt hatten.

Indes schickte Stephan auch einige Streiter Jesu Christi als Vertreter seines Glaubens ab, für den er nicht weniger begeistert war; bald einen heil. Bischof, bald einen der Stille seines Klosters entrissenen Mönch. Nach inbrünstigem Gebete reiste der Sendbote ganz allein ab, blos mit Evangelium und Hirtenstab bewaffnet, verkündete überall das Reich der Barmherzigkeit, und wo er hinkam, beugten sich die Völker mit Verehrung vor ihm. Er stieg über die Berge und wagte sogar im Zelte der Siebenbürgen mitten unter diesen noch vom Blute ihrer Brüder rauchenden Krieger die Vernichtung der Götzen, den Glauben an einen gemarterten Gott zu predigen, und den Frieden unter dem Scepter des Kreuzes anzubieten. Oft waren Beschimpfungen und Mißhandlungen die Frucht seiner Aufopferung, aber mit neuem Mute folgte ihm ein anderer mit der gleichen Aufforderung: „Sohn Attilas, stecke das Schwert in die Scheide und werde Christ.“ Lange Zeit hindurch nahm Giula diese Gesandten auf, aber jedesmal antwortete er mit einem neuen Einfalle; Raub und Blut waren seine einzigen Beweise.

Endlich begannen die Ungarn, dieser Tyrannei müde, bei dem Racheruf so vieler Schlachtopfer zu murren, und der König erinnerte sich, daß in einer so gerechten Sache der barmherzige Gott auch der Gott der Heere sei. Vielleicht mußte er auch der Kampflust seines Volkes nachgeben, dessen heißes Blut sich mit einer ununterbrochenen Ruhe nicht befreunden konnte. So rückt denn Stephan über die Grenze und dringt in Siebenbürgen ein, der Feind flieht vor seinen siegreichen Waffen, er verfolgt ihn und nach mehreren blutigen Schlachten ist Giula mit den Seinigen in der Gewalt des christlichen Königs.

Dieser Schlag ergriff das Herz des heidnischen Kriegers mehr als die Lehren der heiligen Sendboten Stephans. Er beugte das Haupt vor dem Gott, der seinem Feinde zum Sieg verholfen hatte, und halb aus Neigung, halb aus Furcht nahm er den Glauben des Siegers an.

Stephan mißbrauchte seinen Triumph nicht. Immer beseelt von dem Geiste seines himmlischen Meisters bethätigte er rückhaltlos jenes schöne Wort der Schrift, das er zu seinem Wahlspruch genommen: B a r m h e r z i g k e i t w i l l i c h, n i c h t O p f e r. Durch die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn beabsichtigte er nur jenes an den Wohlthaten Teil nehmen zu lassen, womit er seine Völker beglückte. Die Siebenbürgen beugten sich nach ihrer baldigen Bekehrung mit Freuden unter dieses wohlthätige Joch, und ihr Fürst, gedemütigt aber geachtet, wurde von Stephan immer als ehemaliger König behandelt.

Die Früchte dieses Krieges bereicherten die Kirche und mit ihr die wahre Zivilisation. Eine prächtige Basilika erhob sich an dem Orte, wo einst Arpad, der Führer der ungarischen Horden, seine Zelte aufgeschlagen hatte. Zahlreiche Familien siedelten sich um das Gotteshaus herum an, und es entstand jene mächtige Stadt, welche den Namen Alba regia bekam. Den Frieden, der auf diese lange Kriegsperiode folgte,

benützte Stephan zur Befestigung des sittlichen Gebäudes, das er mit so vieler Mühe gegründet hatte.

Den hoffnungsvollen Keimen glücklicher und geordneter Zustände, die er unter sein Volk ausgestreut hatte, suchte er durch feste Gesetze dauernde Entwicklung zu verschaffen, und die zu diesem Zwecke gegebenen Verordnungen waren das Ergebnis eines langen Studiums sowohl der benachbarten Gesetzgebungen als auch des Charakters seines Volkes. Sie bildeten das erste geschriebene Recht der Ungarn und die Grundlage jener Gesetze, für deren Verteidigung sie manchmal in der Folgezeit ihr Blut vergossen.

Es wäre merkwürdig für die Geschichte und ruhmvoll für das Christentum, diese Verordnungen Stephans zu durchgehen und durch eine einfache Vergleichung den Einfluß christlicher Erleuchtung auf die Geistesbildung und auf die Milderung der Sitten dieser barbarischen Völker zu bestimmen. Zwischen den Kapitularien Karls des Großen und den Verordnungen Ludwigs des Heiligen die Mitte haltend, erinnern uns Stephans Verordnungen bisweilen an die Macht und Strenge des Kaisers, aber öfter noch an die strenge Wachsamkeit des guten Königs, welcher unter der Eiche zu Vincennes Recht sprach.

In seiner ersten Verordnung zeigt er sich als Apostel; der katholische Glaube, Achtung gegen die Priester, Barmherzigkeit gegen die Fremden, Keuschheit, die häuslichen Tugenden sind darin mehr gepredigt als vorgeschrieben. In der zweiten, welche die Rechte der Kirche und des Staates abgrenzt, entsprachen zahlreichen Privilegien und einem besonderen Schutze, welche die heilsame Wirksamkeit des Klerus unterstützen sollten, strenge und ausführliche Vorschriften, geeignet den Priester zu einem lebendigen Tugendbeispiele heranzubilden. Den alten kirchlichen Rechten giebt er Gesetzeskraft, beschränkt aber die Zwangsmaßregeln der Bischöfe auf die kirchlichen Pönitenzen. Wenn bei wachsender Zahl der Christen neue Kirchen notwendig werden, so sollen wegen der Armut des Volkes mehrere Dörfer sich zum Bau eines Gotteshauses vereinigen. Der König übernimmt den Unterhalt der Priester und die Kultkosten.

In den Civilverordnungen begünstigt er die Freiheit der Sklaven, und verspricht den Witwen und Waisen Existenzmittel und wirksamen Schutz.

Die Strafgesetze bestimmen die härtesten Zuchtmittel gegen die vorherrschenden Laster des Volkes, gegen Diebstahl und Meineid, und brandmarken Alles, was die Liebe zur Familie und zum Vaterland schwächen kann. Ueberall wird der Schwache gegen den Starken in Schutz genommen. Diesem Denkmale der Gerechtigkeit setzt der König die Krone auf durch die Bestimmung, daß an ihn selbst als höchste Instanz jeder Vasalle gegen das Urteil seines Herrn appellieren dürfe.

Solche Gesetze versprachen sicherlich eine glückliche Zukunft. Zu noch größerer Sicherheit weihte er Gott unter der Fürbitte Mariens sein Reich und seine Gesetze, um alles auf den zurückzubeziehen, der ihn zum Könige und zum Gesetzgeber gemacht hatte.

Was konnte in der That diese wilden Krieger besser sänftigen als die Verehrung der Jungfrau? Was versprach eine durchgreifendere Umwandlung dieser sinnlichen Menschen, welche das Weib zu einer Sache, zu einer verkäuflichen Ware herabgewürdigt hatten, als das Bild der Frau, die Gott geboren? Stephan begriff das wohl, und seine Verehrung Maria's zeugt von einem durchdringenden Geiste und gefühlvollen Herzen.

Neben diesen himmlischen Beschützern verschmähte er aber kein menschliches Hilfsmittel, das seinem Volke nützen konnte. Die glückliche Wirksamkeit der besten Gesetze hängt größtenteils von der Weisheit derjenigen ab, welche dieselben handhaben. Dieser Gesichtspunkt leitete ihn bei der Bildung seines Nachfolgers.

Bei seinem Regierungsantritt hatte er sich mit Gisela, der Schwester des deutschen Kaisers Heinrich vermählt. Diese fromme Fürstin hatte ihn mit einem Sohne beschenkt, den die Kirche unter dem Namen des hl. Emmerich verehrt. Stephan wollte dieses Kind, das zur Königswürde bestimmt war, keinen fremden Händen anvertrauen, und die Geschichte hat uns einige Ermahnungen aufbewahrt, welche er dem künftigen Erben seiner Pflichten gab: „Mein Sohn, ich habe Dich zu Glück und Reichtum erhoben, und Dir die Last der Arbeiten und Kriege erspart, welche mein Leben in Anspruch nahmen; folge meinem Rate. Sei der Vater und Freund aller Menschen, mache keinen Edlen zum Sklaven, sondern erinnere Dich, daß Du Deine Macht ihrer Wahl verdankst; behandle Niemanden geringschätzig, laß Dich nicht von Stolz, Zorn oder Laune leiten, sonst verdienst Du, daß man Deine Macht in andere Hände lege. Allen Deinen Feinden gegenüber erinnere Dich, daß der Herr Barmherzigkeit will, nicht Opfer. Sei gerecht und nachsichtig gegen Deine Unterthanen, und gastfreundlich gegen die Fremden. Wisse endlich, daß Tugenden die wahre Zierde einer Krone sind, und daß man, um ein großer König zu werden, wie Salomon Gott um Weisheit bitten muß."

Neben seinen großen Herrschertugenden besaß Stephan auch jene Tugenden, welche im Leben eines jeden Christen ihre Anwendung finden, Nächstenliebe, Nachsicht gegen Beleidigungen und Ergebung im Unglück. Er liebte alle Menschen als Brüder, besondere Vorliebe hatte er für die Armen. Hatte er den Tag über durch Gesetze und Stiftungen für die Zukunft gesorgt, so verwendete er oft die Nachtzeit zur Hebung gegenwärtiger Not. Allein und unbekannt gieng er durch die Straßen, hörte die Klagen, suchte die Not auf, bei jedem Schritte spendete er Almosen, ohne den Geber ahnen zu lassen. Die Segenswünsche, die, er von Armen umringt, auf seinem Wege erhielt, waren seinem Herzen süßer, als die Triumphe des Krieges. Eines Tages nun erhob sich unter den Armen, sei es, daß sie bedürftiger oder ungenügsamer waren als gewöhnlich, eine Klage über die karge Unterstützung; Stephan will sie beruhigen, sie fallen über ihn her, berauben ihn und überhäufen ihn mit Schimpf und Schlägen. Zerstoßen, verstümmelt, mit halb ausgerauftem Bart findet der König nur noch am Fuße der Altäre Schutz. Sein Herz schwoll voll Bitterkeit; er war ein Mensch und war König, sein

erster Gedanke war Rache. „Herr," rief er aus, „wären diese Menschen Feinde, so würde ich Dich um Hilfe anrufen und mich rächen." Aber das Bild des gekreuzigten Gottes trifft sein Auge und stimmt ihn wieder zur Barmherzigkeit. Thränen erleichtern sein Herz und in heiligem Entzücken ruft er aus: „Es sind ja deine Kinder, warum sollte ich strafen, wenn du verzeihst? Sei gepriesen mein Gott, daß du einen König wie deinen geringsten Diener behandeln ließest." Aber nicht bloß eigenhändig spendete Stephan sein Almosen; viele fromme Priester und eifrige Armenfreunde verdankten seiner Freigebigkeit die Mittel, im ganzen Reiche Wohlthaten zu spenden. Um jene Zeit schlugen jene ununterbrochenen Schaaren frommer Pilger, welche aus allen Gegenden Frankreichs und Italiens zum Grab des Herrn wallten, statt des Seewegs den schwierigen Landweg ein. Der Ungarnkönig sicherte ihnen den freien und sichern Durchzug durch seine Staaten, unterstützte sie vielfach, und Edle sowohl als einfache Pilger in großer Zahl verdankten ihm das Glück, die heiligen Stätten besuchen zu können. Zu Jerusalem gründete er ein Kloster zur Aufnahme der Pilger; zu Rom baute er eine Kirche zu Ehren des hl. Martyrers Stephanus, womit er ein Chorherrnstift als unentgeltliche Herberge für die ungarischen Pilger verband, welche die Gräber der heiligen Apostelfürsten besuchten.

Außer seinen öffentlichen Thaten und seinen reichen Bauten offenbarte sich sein frommer Eifer in häufigem Gebete in seinem arbeitsfreien Stunden. Er liebte das betrachtende Gebet und schien dann, in der Glut seiner Liebe ganz von himmlischen Gedanken erfüllt, nicht mehr der Erde anzugehören. — Indes waren noch nicht alle die zahlreichen Feinde des Reiches zur Ruhe gebracht. Die benachbarten Bissenen bereiteten in der Stille eine fürchterlichen Einfall vor. Gott selbst aber offenbarte dem Könige in einem Traumgesichte den drohenden Einfall, worauf derselbe sogleich seinen Feldherrn mit einem Heere zur Verteidigung der von den Bissenen bedrohten Grenze abschickte. Bald rücken die Feinde heran, ziehen sich aber, da ihr Plan einer Ueberraschung fehlgeschlagen, beim ersten Zusammenstoß mit Schande zurück. Ebenso sichtlich war der Schutz des Himmels in dem Ausgange des Krieges gegen den deutschen Kaiser Conrad.

Das Herzogtum Bayern, ein Erbteil Emmerichs von seiner Mutter Gisela, war der Zankapfel. Conrad rückt mit einem der damals so gefürchteten deutschen Heere gegen Ungarn, die Flüsse und Wälder halten ihn an Deutschlands Grenze eine Zeit lang im Marsche auf, doch hält er von der Grenze aus, im Begriff, sich auf Pannoniens Gauen zu werfen, Volk und König in peinlichem Schrecken. Die Gefahr war unermeßlich. Der König setzt alle Rettungsmittel in Bewegung; er ruft alle seine Unterthanen, auch Priester und Bischöfe nicht ausgenommen, unter die Waffen, und ordnet zugleich überall Fasten und Gebete an, um die Gunst des Himmels zu erflehen. Er selbst liegt, mit dem Bußhemde bekleidet, unablässig auf den Knieen und fleht zu Gott um Barmherzigkeit.

Die Heere rücken mittlerweile näher, und am folgenden Tag soll eine Schlacht das Schicksal seiner Länder entscheiden. Stephan verdoppelt seine Andachtsglut und seine Bußübungen und bietet nach dem Beispiele des Königs David sich selbst als Opfer an, damit nicht das Volk für die Sünden seines Königs gestraft werde; und siehe, zu derselben mitternächtlichen Stunde befiehlt der im Lager des Kaisers Wache haltende Führer bei der Runde, die Zelte zur Heimkehr abzuschlagen. Conrad erkannte darin den Willen Gottes und schloß mit Ungarn einen dauernden Frieden.

Nachdem der Kriegslärm aufgehört, versprach alles den Ungarn eine glückliche Zukunft und ihrem König noch lange glückliche Jahre. Doch hatte ihm der Herr zum deutlichen Beweise, daß er diejenigen züchtigt, welche er liebt, noch eine fürchterliche Prüfung vorbehalten.

Der König, der seinen Sohn und seine Unterthanen mit gleicher Vaterliebe umfaßte, bildete nun in der Ruhe seiner Tage durch Beispiel und Lehre den Sohn heran, auf dem alle seine Hoffnungen ruhten. Einige Geschichtschreiber versichern, er sei damit umgegangen, zu Gunsten Emmerichs die Regierung niederzulegen, um dessen erste Regierungsthätigkeit noch selbst überwachen und leiten zu können, als Gott diesen tugendhaften Prinzen zu sich rief. Emmerich starb plötzlich zum Bedauern des ganzen Volkes und zum bittern Leidwesen seines unglücklichen Vaters. Lange noch preßte sein Andenken Thränen aus, und nur das volle Gewicht der Regentenpflichten und christlicher Ergebung ließen den Vater seinen Schmerz vergessen.

So viele Arbeiten, Kriege, Kämpfe, geistige Erschütterungen hatten die Kraft des Erneuerers des Ungarlandes erschöpft; es ergriff ihn eine langwierige Krankheit, eine Art allmähliger Erschöpfung. Eine Zeit lang hielt er noch, obwohl körperlich erschöpft und gelähmt durch die Kraft seines Willens die Ordnung und das Glück aufrecht, das er begründet hatte. Seine Schwäche ermutigte endlich seine feigen Feinde, und vier Edle faßten den Entschluß, ihn zu ermorden. Einer derselben verschafft sich bei einbrechender Nacht Zutritt in den Palast, schleicht sich, von der Finsternis begünstigt, in des Königs Gemach, und nähert sich ihm vorsichtig mit bloßem Schwert, um den fürchterlichsten Vatermord zu begehen. Plötzlich entfällt aus Verwirrung oder Gewissensangst das Schwert seinen Händen; auf das Geräusch eilt man herbei, umringt ihn, um ihn verdienter Strafe zu übergeben, aber der König ruft ihn herbei, macht ihm nach einigen sanften Fragen milde Vorwürfe, und sagt ihm, von seinen Thränen gerührt: „Gehe und sühne dein Verbrechen, versöhne dich mit Gott, meine Rache hast du nicht zu fürchten."

Das war der letzte Zug der Sanftmut des heil. Königs. Bald darauf versammelte er im Vorgefühle seines nahen Endes die Bischöfe und seine Großen um sich und ermahnte sie trotz der verzehrenden Fieberglut in seinen letzten Stunden mit der Salbung

eines Sterbenden und mit der Zärtlichkeit eines Vaters, an dem Glauben des Erlösers fest zu halten, ihn mit ihrem Blute zu verteidigen, Friede und Eintracht unter einander zu bewahren, und nur in Tugend und Liebe mit einander zu wetteifern.

Als er die Pforten des Palastes öffnen ließ, füllte sich derselbe alsbald mit einer weinenden Menge; er warf einen letzten Blick auf dieses vielgeliebte Volk, erhob die Hände zum Himmel, und nachdem er sein Reich und Volk dem Schutz Mariens empfohlen, schwebte seine Seele zum Himmel, um ewig das Glück der Auserwählten zu genießen.

Sein Todestag war, wie er es selbst gewünscht hatte, der 15. August des Jahres 1038, der Tag der Himmelfahrt Mariens; er starb im 37. Regierungs- und ungefähr im 55. Lebensjahre.

Die beste Lobrede auf diesen Fürsten ist die Bestürzung, welche auf seinen Tod folgte. Nicht blos aus ganz Ungarn, sondern auch aus Dacien und den benachbarten Ländern kamen Scharen Volkes zu seinem Leichenbegängnisse; unter ihren einmütigen Thränen wurde sein Leib in der Basilika der heiligen Maria in Alba Regia beigesetzt.

Drei Jahre lang atmete alles nur Treue und Ehrfurcht, sein Grab ward hoch geehrt, und so zahlreiche Wunder belohnten die Frömmigkeit der Gläubigen, daß dieser gute König die Menschen nur verlassen zu haben schien, um sie vom Himmel aus besser trösten zu können.

Nach einigen Jahren ließ der hl. Ladislaus seine Reliquien ausgraben; die Kirche versetzte ihn in die Zahl der Heiligen und gestattete ihm überall jene Verehrung, welche ihm Dankbarkeit und Liebe längst schon gezollt hatten.

Der heilige Antonin,

Martyrer.

Dieser Heilige, der zu Pamiers am 2. September verehrt wird, und dessen Name in Guienne, Rouergue und Languedoc so berühmt ist, scheint von dem heil. Antonin nicht verschieden zu sein, der zu Apamea in Syrien gelitten haben soll. Die entgegengesetzte Meinung konnte aus der lateinischen Namensgleichheit dieser zwei Städte entstanden sein. Jene, die den Martyrertod des hl. Antonin nach Pamiers versetzten, folgten seinen Akten, die nach den besten Kritikern keinen Glauben verdienten. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts stand daselbst ein Kloster unter dem Namen dieses Heiligen, das mit seinen Reliquien bereichert war. Pipin, der Stammvater des zweiten Geschlechts der französischen Könige, machte diesem Kloster beträchtliche Schenkungen, die nachher durch verschiedene Bestallungsbriefe bestätigt wurden. Man erzählt mehrere durch die Fürbitte dieser Heiligen gewirkte Wunder. Er bildete sich nach und nach bei der Abtei eine Stadt, die späterhin zum Bistume erhoben ward.

3. September.

Der heilige Remaclus,

Bischof.

Jahr 664.

Remaclus, in Aquitanien geboren, war ein Schüler des hl. Eligius, welcher ihn zum ersten Abte des von ihm in Solignac, zwei Stunden von Limoges gegründeten Klosters ernannte. Sofort mußte er die Leitung der Abtei Cougnon übernehmen, bald darauf aber berief ihn König Siegebert an seinen Hof. Dieser Fürst war im Jahre 645 seinem Bruder Dagobert I. auf den Thron von Austrasien nachgefolgt, nachdem er das übrige Frankreich seinem jüngern Bruder Chlodwig II. abgetreten hatte. Beide waren Freunde der Religion, und selten war unter ihrer Regierung in ihren Staaten der Friede gestört.

Remaclus hatte sich durch seine Tugenden und seine ausgezeichnete Heiligkeit die Achtung dieser beiden Fürsten, mit denen er bei Hof bekannt wurde, zu erwerben gewußt. Auch unterhielten beide Fürsten fortwährend Beziehungen mit ihm, um seinen Rat und seine Erleuchtungen benützen zu können, und als

er Bischof geworden war, schickte ihm Chlodwig als Zeichen seiner Zuneigung große Geschenke.

Auf des hl. Remaclus Rat gründete der hl. Siegebert die Abtei Stablo im Ardennerwald, in der Diöcese Mastricht, und ebendaselbst die Abtei Malmedy.

Diese beiden einander nahe liegenden Abteien hatten nur einen Vorsteher, welcher Reichsfürst war. Ihnen verdanken die gleichnamigen Städte ihren Ursprung, ebenso die Urbarmachungen auf dieser Seite des Ardennerwaldes. Die Mönche von Malmedy hatten zwei der berühmtesten Lohgerbereien in Europa.

Remaclus leitete diese beiden Häuser bis zum Jahre 650, in welcher Zeit er dem hl. Amadus auf den bischöflichen Stuhle von Mastricht nachfolgte. Die Demut, welche er in dieser Stellung an den Tag legte, verlieh seinen Tugenden neuen Glanz. Seine Liebe zu den Armen war eben so groß, als sein Eifer im Unterricht seiner Heerde. Doch sehnte er sich bald, aus Furcht, inmitten der äußern Beschäftigungen seiner selbst zu vergessen, nach der Einsamkeit. Da er aber diesen Plan ohne die Einwilligung seiner Geistlichkeit und des Königs Childerichs II. nicht zur Ausführung bringen konnte, so teilte er beiden seinen Entschluß mit, sich in das Kloster zurückzubegeben, das er bei seiner Erhebung zur bischöfl. Würde nur mit Schmerz verlassen habe. Der König und die Geistlichkeit konnten dem hl. Bischof den Schmerz nicht verbergen, den ihnen sein Entschluß verursachte; da sie ihn aber nicht zum Aufgeben desselben bewegen konnten, so gaben sie ihre Zustimmung zu seinem Rücktritte unter der Einen Bedingung, daß er selbst seinen Nachfolger bezeichne.

Remaclus wählte dazu Theodard und legte zu dessen Gunsten sein Amt nieder; diese Wahl wurde durch König und Geistlichkeit einstimmig bestätigt.

Remaclus zog sich im Jahre 662 in das Kloster Stablo zurück. Der Ruf von seiner Rückkehr verbreitete sich schnell, und eine große Zahl von Schülern stellte sich unter seine Leitung. Er führte sie auf die Wege der Vollkommenheit mit allen Mitteln, welche die Liebe ihm eingab. Selbst sein hohes Alter konnte ihn nicht bestimmen, von seinen Bußübungen etwas nachzulassen, im Gegenteil, je näher sein Tod, desto größer sein Eifer. In seinen letzten Augenblicken ermahnte er seine Brüder eindringlich zum Frieden und zur unabläßigen Uebung all' ihrer Standestugenden. Er starb gegen das Jahr 664 und wurde zu Stablo begraben.

Der hl. Remaclus empfängt die Geschenke Chlodwigs II.

Der gottsel. Hermann, Otto & Degenhard,

Mönche von Nieder-Altaich und Einsiedler in Bayern.

Mitte des 14. Jahrhunderts.

Diese drei Diener Gottes vereinigen wir in einer Erzählung, weil sie in derselben Gegend, um dieselbe Zeit und auf dieselbe Weise durch ihre Frömmigkeit und Tugend geblühet haben.

Hermann wurde zu Heidelberg geboren, und nachdem er die Jugendjahre in Unschuld zurückgelegt hatte, reiste er mit seinem Bruder Otto nach Köln, von da nach Nieder-Altaich, wo er im Jahre 1320 anlangte, das Ordenskleid nahm, und dann eine benachbarte Einöde im Nordwalde bezog. Im Jahre 1322 erbaute er, unweit Regen, eine Zelle, die er nur kurze Zeit bewohnte. Um sich immer vollkommener von der Welt abzusondern, zog er auf

die später sogen. Frauenau in der Gegend von Zwisel, und ahmte allda in Gebet und Abtötung die alten Einsiedler von Thebais nach, bis ihn der Herr, etwa um das Jahr 1326 oder 1327, in den Besitz seiner Herrlichkeit von dieser Welt abrief. Hermann wurde vor der Kirchenthüre zu Rinchnach begraben, wo man eine kleine Kapelle zu seiner Ehre baute. Sein Andenken wurde ehehin zu Bischofsmeise gefeiert, wo eine ihm gewidmete Kapelle stand, die häufig von Wallfahrern besucht ward. Es scheint nicht, daß sein Name außer der Passauer Diöcese bekannt ist.

Otto war, wie wir eben erinnert haben, Hermanns Bruder, sein Reisegefährte und der Nachahmer seines hl. Wandels und seiner strengen Lebensweise. Derselbe wurde in den geistlichen Stand aufgenommen, während Hermann nur Laienbruder geblieben war. Als dieser i. J. 1322 die Einöde bezog, nahm Otto eine andere Richtung und drang auf der Seite gen Böhmen in die Waldung, wo er in Felsklüften 10 Jahre hindurch auf dem Wege der Vollkommenheit wandelte. Nach Hermanns Tode kam ein gewisser Hartwich von Degenhard nach Frauenau, und erbaute eigene Zellen. Indessen kehrte Otto aus Böhmen zurück, schloß sich ihm an und trat in die Fußtapfen seines entschlafenen Bruders. Die beiden Einsiedler hatten große Drangsale von den Räubern zu erdulden, welche die Hoffnung einer reichen Beute zuweilen dahin lockte. Otto lebte neun Jahre in dieser Abgeschiedenheit und glänzte sowohl durch den Geist der Weissagung und Wunder, als auch vorzüglich durch die herrlichsten Tugenden. Um diese Zeit übergab sich Degenhard seiner Leitung, und beide verlegten um das Jahr 1341 ihre Wohnung auf den sog. Frauenberg, wo auch bald der schon belobte Hartwich sich ihnen beigesellte. Im J. 1344 gieng der gotts. Otto, reich an Verdienst und Jahren, in die Ruhe des Herrn ein. Sein Leichnam wurde in die Abtei Nieder-Altaich gebracht und nächst dem Altare der hl. Benediktus und Gotthard beigesetzt. In den Unfällen der Zeit ist sein Grab verschwunden, sein Andenken aber blieb im genannten Kloster unvergeßlich.

Der sel. Degenhard, ein Laienbruder von Altaich, war ein Sohn Konrads von Pruk oder Purgh, ausgezeichnet durch die Vorzüge der Natur und Gnade. In der Blüte seines Alters verließ er die Welt und begann zu Frauenau, an der Hand des hl. Otto's, den harten Kampf mit der Sünde. Nach dem Ableben seines geistlichen Vaters auf dem Frauenberg zog sich Degenhard in die entferntere Wüste zurück, und ließ sich an dem sog. Orte Praitenau, unweit Bischofsmeise nieder, wo er zu Ehren des hl. Bartholomäus ein Kirchlein erbaute, und in den Uebungen der Buße und aller christlichen Tugenden seine Tage heiligte. Er überlebte Otto 30 Jahre, und starb am 3. September 1374. Seine Heiligkeit ward durch glänzende Wunder an seinem Grabe bewährt, das er sich in dem von ihm erbauten Kirchlein erbeten hatte.

4. September.

Der heilige Marinus,

Diakon.

Viertes Jahrhundert.

Marinus arbeitete, wie man von ihm erzählt, als Maurer bei der Wiedererbauung der Mauern von Rimini. Da aber Gott seine ausgezeichnete Heiligkeit geoffenbart hatte, wurde er vom hl. Gautentius, Bischof von Brescia, zum Diakon geweiht. Er zog sich in eine kleine Hütte zurück, die er mitten in den Wäldern des Berges Titan, 10 italienische Meilen von Rimini erbaute. Hier lebte er mehrere Jahre als Einsiedler und starb gegen Ende des 4. Jahrhunderts. Man baute später auf dem Gipfel des Berges Titan eine Stadt, welche nach dem Namen des Heiligen St. Marino genannt wurde. Es ist dies eine kleine Republik, deren Einrichtung Addison in seiner italienischen Reise in sehr anziehender Weise beschreibt, und welche seit dem Jahre 600 ihre Freiheit immer bewahrt hat. Man verehrt daselbst die Reliquien des hl. Marinus mit großer Andacht in einer Kirche, deren Gottesdienst von einem Erzpriester, einem Kapellmeister und 10 Priestern versehen wird. Auch in Pavia, Rimini und in andern italienischen Bistümern wird der Heilige verehrt.

Die heilige Rosalia,

Jungfrau.

Zwölftes Jahrhundert.

In dem Betragen dieser hl. Jungfrau findet man das herrliche Zeugnis von der Macht der göttlichen Gnade, ein Herz von allem dem abzuziehen, was ihm die Welt nur Schönes und Hohes anbieten kann. Die heilige Rosalie ward zu Palermo in Sicilien von hochadeligen Eltern geboren. Ihr Vater war Sinibald, der aus der Familie Karls des Großen abstammte. Ihre Mutter, die bei der Königin von Sicilien in hohem Ansehen stand, zog auch die junge Rosalia an den Hof, und trug daselbst für ihre gute Erziehung die nötige Sorge, Gott aber, der diese von ihm auserlesene Seele seinem Dienste besonders vorbehalten wollte, flößte ihr eine heldenmütige Verachtung aller irdischen vergänglichen Güter ein, und erweckte zu gleicher Zeit eine heftige Begierde in ihr, die Welt zu verlassen, so daß sie sich in der Blüte der Jugend vom Hofe und von ihren Eltern entfernte, um ihr Leben in einer schauerlichen Höhle aus Liebe zu Gott zuzubringen.

Eine in Wahrheit heldenmäßige Entschließung eines jungen, mit den Gaben der Natur und mit Glücksgütern überflüssig begabten Mädchens. Wie mächtig ist die Liebe Jesu Christi, welche das Verlangen, ein solches Opfer darzubringen, und die Herzhaftigkeit, es auszuführen, veranlassen konnte!

Nicht weit von Palermo liegt der Berg Montreal, mit einem dichten und finstern Gehölze bedeckt, der eine Höhle hatte, die von der Natur auf eine wunderbare Weise gebildet war. Diese Höhle hatte eine doppelte Oeffnung, in deren einer man einen langen, etwas von der Erde erhabenen Stein in Gestalt eines Bettes wahrnimmt; er läuft etwas schief von einem Ende zum andern, hat am obern Teile eine Erhöhung und ist vom Felsen auf beiden Seiten so umfaßt, daß man nicht herabfallen kann — und so eingerichtet, daß man darin dem Regen und andern Veränderungen des Wetters nicht ausgesetzt ist. Das Tageslicht fällt nur durch einige Spalten hinein; eine enge Oeffnung, wodurch man bis auf den Grund, gleichsam wie in einen Brunnen hinab steigt, dient zum Eingange. Diesen Aufenthalt hat die hl. Rosalia den prächtigen Palästen der sicilianischen Könige vorgezogen und eine Zeit lang bewohnt, wie es aus einer daselbst gefundenen Inschrift folgenden Inhalts erhellt: „Ich Rosalia, eine Tochter Sinibald's, Herrn von Montreal und Roses, habe aus Liebe zu Jesu Christo, meinem Heilande, diese Höhle bewohnt." Man weiß nicht, aus welchem Grunde die Heilige diese Höhle verlassen hat; nur soviel ist gewiß, daß sie später eine andere Höhle auf dem Berge Palerino bewohnte, welche näher an Palermo liegt. Er ist sehr hoch, die Meereswellen schlagen am Fuße desselben an; unten ist er mit kleinen Waldhügeln und blumenreichen Wiesen umfaßt; auf dem Gipfel aber öffnet er eine mehr als hundert Schuh tiefe Höhle, die sich in der Tiefe noch mehr ausbreitet, im Grunde aber noch eine kleine Höhle bildet, in welche sich die Heilige verborgen hatte. Als man ihren heil. Leib daselbst fand, konnte man nicht erraten, wie sie hineingekommen sei; ebenso wenig, was für eine Lebensart sie in beiden Höhlen geführt, und wie sie ihr Leben erhalten habe. Der heilige Bernhard sagt: „Man muß ein unerschrockenes Herz besitzen, wenn man sich allen Anfällen des Satans aussetzt, und sich aller menschlichen Hilfe beraubt." Man kann sich leicht denken, welche Kämpfe sie wegen der ausgeschlagenen Süßigkeit des Hoflebens und des wirklich erwählten außerordentlichen Bußlebens auszustehen hatte; was für heldenmütige Tugenden sie ausübte, welch' himmlischen Trost sie zur Ertragung einer so langen Marter empfieng. — Ihre betrübten Eltern ließen nicht nach, an allen Orten Nachforschungen nach ihr anzustellen und fanden auch endlich die oben angeführte Inschrift, sie bekamen hiedurch neuen Mut, nachzuforschen. Allein die Vorsehung fügte es, daß Rosalia in der andern Höhle nicht mehr am Leben war. Sie war hingegangen durch einen kostbaren Tod zur Anschauung desjenigen, aus dessen Liebe sie alles gethan und gelitten hatte. Sie lag auf der Erde, unterstützte mit einer Hand den Kopf und hatte die andere auf sich ruhen, gleich einer Person, die im tiefen Schlafe liegt. Man erzeigte ihrem Andenken die gebührende Ehre; ihre Reliquien aber wurden später im Jahre 1628, unter dem Papste Urban VIII. gefunden, und durch Wunder berühmt, wie auch

Die heilige Rosalia.

Moses.

Sicilien die Befreiung von einer schrecklichen Pest zu dieser Zeit ihre Fürbitte dankbar zuschreibt.

Die wenigsten Menschen sind berufen, Gott auf eine so außerordentliche Weise, wie Rosalia zu dienen, aber Alle sind dazu berufen, die Geschäfte ihres Standes nach seinem heiligsten Wohlgefallen einzurichten.

Die heilige Ida,

Wittwe. — Neuntes Jahrhundert.

Die hl. Ida war die Tochter eines Grafen, der an dem Hofe Karls des Großen lebte, und bei diesem Fürsten in hoher Gnade stand. Von ihrer Jugend auf lernte sie die Weltgröße verachten und in Allem den Willen Gottes erforschen u. den ihrigen ihm gleichförmig zu machen. Der Kaiser Karl der Große gab die gottselige Ida einem Herrn seines Hofes, Namens Egbert, den er sehr liebte, zur Ehe und mit ihr eine beträchtliche Morgengabe, sowohl wegen ihrer persönlichen Würdigkeit, als wegen der Verdienste ihres Vaters. Beide lebten miteinander in der vollkommensten Einigkeit, sich wechselseitig ermunternd zur Uebung guter Werke. Bald aber verlor sie ihren Gatten. Von nun an heiligte sie ihren Wittwenstand durch verdoppelten Andachtseifer bei ihren hl. Uebungen und strengen Bußwerken. Ihr ganzes Leben war eine ununterbrochene Kette guter Werke. Während der langen und schmerzlichen Krankheit, die ihrem Tode vorherging, ließ sie nicht nur kein Klagwort entwischen, sondern man hörte sie nicht einmal von ihren Leiden reden. Kurz vor der Mitte des 9. Jahrhunderts ging sie dann hinüber in die Wohnung der Seligen, als ein glänzendes Licht der deutschen Kirche.

Moses.

Obgleich die Söhne Israels in Egypten wuchsen und sich mehrten, als sproßten sie aus der Erde hervor, so lebten sie doch bis daher ganz unbehelligt. Da stand ein neuer König auf in Egypten, der nichts wußte von Joseph, und er sprach zu seinem Volke: Siehe, das Volk der Söhne Israels ist größer u. stärker, denn wir. Lasset es uns klüglich unterdrücken, daß es sich nicht mehre, und wenn ein Krieg gegen uns entstünde, sich zu unsern Feinden schlage, wider uns streite und aus dem Lande ziehe. Also setzte er über sie Frohnvögte, um sie mit schweren Arbeiten zu quälen. Je mehr aber jene sie drückten, desto mehr wurden ihrer. Da befahl er den Wehmüttern der Hebräer, alle Knäblein, welche hebräische Weiber gebären würden, zu tödten, die Mägdlein aber zu erhalten. Aber die Wehmütter fürchteten Gott und thaten nicht nach dem Willen des Königs. Da gebot Pharao seinem ganzen Volke und sprach: Alles, was männlichen Geschlechts geboren wird, werfet in den Fluß, was weiblichen Geschlechtes erhaltet. Und es gebar ein Weib aus dem Stamme Levi einen Sohn und weil sie sah, daß er sehr schön war, verbarg sie ihn 3 Monate lang. Und da sie ihn nicht länger verbergen konnte, nahm sie ein Körblein von Rohr, verklebte es mit Harz und Pech, legte das Kindlein darein und setzte es in's Schilf am Ufer des Flusses. Und seine Schwester stand von ferne. Und siehe, die Tochter Pharao's kam, sich zu baden im Flusse und ihre Jungfrauen gingen am Ufer des Stromes. Und da sie das Körblein sah, ließ sie es holen, that es auf, und sah darin ein weinendes Kindlein, und sie erbarmte sich sein und sprach: Das ist eines von den Kindern der Hebräer! Da sprach des Knäbleins Schwester zu ihr: Willst du, daß ich hingehe und ein hebräisches Weib rufe, welche das Kindlein auferziehe? Und sie antwortete: Gehe hin! Und die Jungfrau ging hin und rief ihre Mutter. Und es redete mit dieser die Tochter Pharao's und sprach: Nimm dieses Knäblein und ziehe es mir auf. Und das Weib that also, und da das Knäblein groß war, brachte sie es zur Tochter Pharao's. Und diese nahm es an Sohnes Statt an und nannte seinen Namen Moses, d. i. aus dem Wasser gezogen. Als aber Moses 40 Jahre alt war, ging er aus zu seinen Brüdern, und er sah ihr Elend und einen Egypter, der einen Hebräer schlug. Und er erschlug den Egypter und verbarg ihn im Sande. Und als er am andern Tage wieder ausging und zwei Hebräer sich zanken sah, sprach er zu dem, der Unrecht that: Warum schlägst Du deinen Nächsten? Und dieser antwortete: Wer hat dich zum Richter gesetzt über uns? Willst Du mich auch erschlagen, wie du gestern den Egypter erschlagen? Da fürchtete sich Moses, floh aus Egypten und kam nach Madian, wo er die Schafe Jethro's hütete. Und da er einmal die Heerde tiefer in die Wüste trieb, kam er zum Berge Gottes Horeb. Und der Herr erschien ihm in einer Feuerflamme mitten aus dem Dornbusche, und er sah, daß der Dornbusch brenne und nicht verzehrt werde. Da sprach Moses: Ich will hingehen und schauen diese große Erscheinung, warum der Dornbusch nicht verbrennet! Als aber der Herr sah, daß er hinging zu sehen, rief er ihm aus dem Dornbusche und sprach: Moses, Moses! Nahe nicht herzu: löse deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, wo du stehest, ist heiliges Land. Und er sprach: Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaks und der Gott Jakobs. Ich habe das Elend meines Volkes in Egypten gesehen und gehört ihr Geschrei über die Härte derjenigen, die über ihre Arbeiten gesetzt sind: und weil ich kenne ihre Leiden, bin ich herabgekommen, sie zu erretten aus der Hand der Egypter und sie wegzuführen aus diesem Land in ein gut und geräumig Land, in ein Land, das von Milch und Honig fließt. Aber komm, ich will dich zu Pharao senden, daß du mein Volk, die Söhne Israels, wegführest aus Egypten. Und also sollst du sagen zu den Söhnen Israels: Der da ist hat mich gesandt. Aber ich weiß, daß der König

von Egypten euch nicht ziehen lassen wird, außer durch starke Hand. Und ich werde meine Hand ausstrecken und Egypten schlagen mit allerlei Wundern, die ich mitten unter ihnen thun werde: dann wird er euch ziehen lassen! Und da Moses hinging, die Befehle des Herrn zu vollziehen, kam ihm Aaron bis zum Berge Horeb entgegen. Und Moses erzählte dem Aaron alle Worte des Herrn, womit er ihn gesandt, und die Zeichen, die er ihm geboten. Und sie kamen mit einander und versammelten alle Aeltesten der Söhne Israels. Und Aaron sprach alle Worte, die der Herr zu Moses geredet hatte; und dieser that die Zeichen vor dem Volke, und das Volk glaubte. Und da sie hörten, daß der Herr die Söhne Israels heimgesucht und ihr Elend eingesehen, da bückten sie sich und beteten ihn an. Pharao aber verhärtete sein Herz. Da sandte Gott schwere Landplagen über Egypten: das Wasser des Flusses wurde in Blut verwandelt, Frösche bedeckten das Land, die Pest raffte das Vieh der Egypter hinweg; Geschwüre und aufgelaufene Blattern entstanden an Menschen und Vieh; der Hagel zerschlug alles, was auf dem Felde war, alles Kraut des Feldes zerschlug und alle Bäume des Landes zerbrach er; Heuschrecken bedeckten den Boden des Landes und verwüsteten Alles; eine greuliche Finsterniß herrschte drei Tage über ganz Egypten: wo aber die Söhne Israels wohnten, war Licht; alle Erstgeburt wurde mit dem Tode bedroht; und dennoch ließ sich das Herz Pharao's nicht erweichen! Da befahl Gott den Israeliten am 14. Tage des Monats Nisan ein makelloses Lamm zu schlachten, mit dessen Blut die Thürpfosten zu besprengen, das Lamm aber gebraten eilig zu essen; denn in derselben Nacht werde er durch das Land Egypten gehen und alle Erstgeburt schlagen, an den mit Blut bezeichneten Häusern aber werde er vorübergehen (daher Pascha, Ostern, Osterlamm). Und es geschah also, und es war kein Haus, worin nicht ein Todter lag. Daher drängten Pharao und die Egyptern das Volk, aus dem Lande zu ziehen. Und sie zogen aus; der Herr aber zog vor ihnen her, sie zu geleiten, des Tags in einer Wolkensäule, des Nachts in einer Feuersäule. Als sie an das rothe Meer gekommen waren, streckte Moses die Hand aus über dasselbe, und es theilte sich das Wasser. Da gingen die Söhne Israels mitten durchs trockene Meer, Pharao und sein Heer aber ertrank in demselben; und Moses und die Söhne Israels sangen das Lob des Herrn (2. Mos. 15.) In der Wüste gab ihnen Gott das Manna, Wasser auf dem Felsen, auf dem Berge Sinai unter Donner und Blitz die zehn Gebote, verschiedene bürgerliche und gottesdienstliche Verordnungen, und schloß einen Bund mit ihnen. Als aber einst Moses auf den Berg gegangen war, um mit Gott zu reden, gossen sie ein goldenes Kalb und brachten ihm Opfer dar. Da erzürnte Gott wider sie und wollte sie ausrotten, ließ sich aber durch das Gebet des Moses versöhnen, daß er das Uebel nicht vollzog, das er ihnen angedroht hatte. Da die Söhne Israels, die aus Egypten ausgezogen waren, noch verschiedene Male wider Gott murrten, auch andere Frevelthaten verübten, und sogar Moses und Araon einmal vom Mißtrauen und Unglauben sich einnehmen ließen, sollten alle, die solcher Weise gesündigt hatten, in der Wüste sterben. Dem Moses aber zeigte der Herr das gelobte Land von dem Berge Nebo aus und sprach zu ihm: das ist das Land, welches ich Abraham, Isaak und Jakob geschworen, da ich sprach, deinem Samen will ich es geben. Du hast es gesehen mit deinen Augen, aber hinüberziehen sollst du nicht. Und Moses starb auf dem Berge, 120 Jahre alt, und der Herr begrub ihn, und kein Mensch kennet sein Grab bis auf diesen Tag. „Und es stand kein Prophet mehr auf in Israel wie Moses, den der Herr gekannt hatte von Angesicht zu Angesicht, und in Ansehung aller der Zeichen und Wunder, die er gethan im Lande Egypten an Pharao, und allen seinen Knechten und an seinem ganzen Lande, und in Ansehung aller dieser Macht und der großen und wunderbaren Thaten, welche Moses gethan hat vor ganz Israel. (5. Mos. 34.)

5. September.

Der heilige Laurentius Justiniani,

Patriarch von Venedig.

Jahr 1455.

Laurentius Justiniani, zu Venedig i. J. 1380 geboren, war der Sohn des Bernardo Justiniani, eines hochgestellten Adeligen. Seine Mutter Querini stammte aus einer ebenso erlauchten Familie. Frühzeitig wurde sie Wittwe mit mehreren Kindern von noch zartem Alter. Ungeachtet ihrer Jugend dachte sie nur an ihre Heiligung und entschloß sich Wittwe zu bleiben. Sie widmete sich ganz der Buße und Zurückgezogenheit; Fasten, Gebet und gute Werke waren ihre einzige Beschäftigung. Nebstdem war die Erziehung ihrer Kinder ihre Hauptsorge. Man bemerkte an dem hl. Laurentius so zu sagen von der Wiege an eine außergewöhnliche Gelehrigkeit und eine außerordentliche Seelengröße. Er floh die bei Leuten seines Alters so gewöhnliche Zeitverschwendung, liebte die Unterhaltung mit gereiften Personen und die Beschäftigung mit ernsten Dingen. Wenn die Mutter ihn zankte, um ihn vor Stolz zu bewahren, so erwiederte er, er werde sich zu bessern suchen, und wünsche von Herzen ein Heiliger zu werden. Mit 19 Jahren fühlte er in sich den Beruf, sich in ganz besonderer Weise dem Dienste des Herrn zu weihen. In einer Vision erschien ihm die ewige Weisheit in der Gestalt einer ehrwürdigen Frau, mit einem Glanze umgeben, der das Sonnenlicht beschämte; zugleich vernahm er die Worte: „Warum suchst du, von einem Dinge zum andern irrend, die Ruhe außer mir? Nur bei mir wirst du finden, was dein Herz verlangt; in deinen Händen liegt es. Bei mir suche es, die ich die Weisheit Gottes bin. Wenn du mich als

deine Braut und als dein Erbtheil wählst, wirst du einen unendlichen Schatz besitzen."

Klar erkannte er jetzt seinen Beruf zum klösterlichen Stande, in welchem er am sichersten die Mittel zu der gewünschten Vollkommenheit finden konnte. Vor der Entscheidung aber erforschte er Gottes Willen in demüthigem Gebete und berieth sich mit Marianus Querini, seinem Oheim von mütterlicher Seite, einem heiligen und gelehrten Priester, regulirtem Chorherrn aus der Congregation des heiligen Georg von Alga. Dieser weise Seelenführer erkannte den Beruf Justiniani's, rieth ihm aber, durch stufenweise Bußübungen zuvor seine Kräfte zu erproben. Er gehorchte und begann damit, bei Nacht auf Stücken Holz oder auf bloßer Erde zu schlafen. Nach und nach kreuzigte er sein Fleisch durch die fürchterlichsten Bußübungen und ergab sich mit unermüdlichem Eifer allen Uebungen der Frömmigkeit. Seine Mutter und seine Freunde suchten ihn, für seine Gesundheit fürchtend, von seinem Entschlusse abwendig zu machen, und schlugen ihm eine ehrenvolle Stellung in der Welt vor. Da er den Schlingen ihrer falschen Zärtlichkeit nicht anders zu entgehen wußte, so entfloh er heimlich und nahm bei den regulirten Chorherren der Conregation zum hl. Georg in Alga das Ordenskleid.

Er fand in der Ordensgemeinde keine Bußübungen, die er nicht schon geübt hatte und seine Obern mußten seinen thätigen Eifer mäßigen. Trotz seiner Jugend übertraf er alle Brüder in der Strenge der Fasten und Nachtwachen. — Dem Obern gehorchte er auf den leisesten Wink. Im Gespräche unterwarf er seine Meinung der der Andern und suchte immer den letzten Platz, so weit es ungekünstelt geschehen konnte. Wenn er auf den Straßen das Almosen sammelte, suchte er jede Gelegenheit, sich Verachtung und Spott zuzuziehen. Als er einst an einem Orte war, wo er nothwendig verhöhnt werden mußte und ihn sein Begleiter darauf aufmerksam machte, sagte er ruhig: „Lassen wir uns herzhaft verspotten; wir haben nichts gethan, wenn wir der Welt nur mit Worten entsagt haben; wir müssen heute mit unsern Säcken und Kreuzen über sie triumphiren." Oft kam er beim Almosensammeln zu seinem Vaterhause, ging aber nicht hinein, sondern blieb auf der Straße stehen und bettelte vor der Thüre sein Almosen. Seine Mutter hörte seine Stimme immer mit tiefer Rührung. Mochte sie auch immer ihren Dienern befehlen, ihm reichlich zu geben, so nahm er doch nur zwei Brode an, dann wünscht er seinen Wohlthätern den Frieden und entfernte sich, als wäre er fremd. Als die Vorrathskammer der Genossenschaft in Flammen aufgegangen war, sagte er zu einem Bruder, der darüber klagte: „Warum haben wir das Gelübde der Armuth abgelegt? Gott hat uns diese Gnade erwiesen, daß wir sie fühlen können."

Der heil. Laurentius mit seinem Freunde aus dem Morgenlande.

Laurentius betrat vom Tage seines Eintritts in das Kloster bis zu seinem Tode sein elterliches Haus nur, um seiner Mutter in ihren letzten Augenblicken beizustehen.

Einige Zeit nach seinem Rücktritte aus der Welt glaubte einer seiner alten Freunde, der eine der höchsten Würden in der Republik bekleidete und vor Kurzem aus dem Morgenlande zurückgekommen war, ihn leicht von seinem Vorhaben abbringen zu können und entschloß sich zu diesem Zweck alle nur möglichen Mittel anzuwenden. Er begab sich, von einer Musikbande begleitet, zum Kloster vom heiligen Georg und man gestattete ihm seiner hohen Würde wegen den Zutritt. Als er Laurentius ansichtig wurde, war er von seiner Bescheidenheit und Würde tief betroffen und sein Erstaunen ließ ihn eine Zeit lang nicht zum Worte kommen. Endlich faßte er sich und sagte ihm alles Zärtliche, was ihm die Freundschaft eingeben konnte, um ihn auf seine Seite zu bringen. Laurentius blieb ungerührt. Jener brach in Vorwürfe und Schmähungen aus, aber ohne größern Erfolg. Justiniani redete mit kurzen Worten so eindringlich vom Tode und von den Eitelkeiten der Welt, daß der tiefbewegte Freund den Plan vergaß, der ihn in das Kloster geführt hatte, und sich entschloß, den Stand zu ergreifen, den er bisher nur verachtet hatte. Er nahm das Ordenskleid bei St. Georg, machte sein Noviziat mit einem Eifer, der sich später glänzend bewährte, und starb, nachdem er für die ganze Stadt ein Gegenstand der Bewunderung und Erbauung gewesen, den Tod der Gerechten. — Der heilige Laurentius wurde zur Würde des Priesterthums erhoben, dessen er durch seine Tugenden in hohem Grade würdig war.

Gegen seinen Willen zum General seines Ordens erwählt, leitete er denselben mit bewunderungswerther Weisheit. Die Ordenszucht stellte er dermaßen her, daß er als deren Begründer angesehen werden konnte. Demuth war die erste Anforderung, die er an seine Schüler stellte.

Von seiner Priesterweihe bis an seinen Tod las er regelmäßig jeden Tag die heilige Messe, wenn er nicht etwa durch Krankheiten daran gehindert war.

Papst Eugen IV., der die ausgezeichnete Tugend des Laurentius kannte, ernannte ihn im Jahr 1433 zum Bischof von Venedig. Der Heilige suchte diese Würde auszuschlagen, er veranlaßte sogar seine Ordensbrüder zu

einer schriftlichen Bitte an den Papst, ihn in seiner Einsamkeit zu lassen; alles umsonst, er mußte gehorchen. Er nahm von seiner Kirche so prunklos und stille Besitz, daß es seine eigenen Freunde erst später erfuhren. Er brachte sowohl die Nacht vor als nach der Weihe vor einem Altar im Gebete zu, um sich des Himmels Gnade zu erflehen. Sein Hauspersonal bestand nur aus 5 Personen: er aß aus irdenem Geschirre, als Bett diente ihm ein mit Lumpen bedeckter Strohsack und als Kleid eine schlechte Soutane. Seine Strenge gegen sich selbst, verbunden mit einer großen Leutseligkeit und Milde gegen Andere verschaffte ihm allgemeine Achtung. Er gewann eine solche Gewalt über alle Geister und Herzen, daß es ihm leicht war, gewisse unter Geistlichkeit und Laien eingeschlichene Mißbräuche abzuschaffen. Seine Heerde liebte und achtete ihn und Jeder unterwarf sich gern seinem Rathe. Bot die Ausführung seiner frommen Plane Anfangs einige Schwierigkeiten dar, so wußte er sie durch Milde und Geduld zu überwinden. Sein Eifer gegen die Schauspiele erweckte ihm einige Feinde. Einer der angesehensten derselben erhob sich heftig gegen eine diesfallsige Verordnung; er stellte den hl. Bischof als einen Mann dar, welcher die Strenge eines Klosters in die Welt verpflanzen wolle und als einen in Scrupeln befangenen, kleinlichen Mönch, um das Volk gegen ihn aufzustacheln. Ein anderes Mal wurde Justiniani auf öffentlicher Straße beschimpft und als Heuchler behandelt. Die Beleidigungen hörte er mit unveränderter Miene und ruhigem Herzen an. Ebenso wenig kümmerte er sich um Lob und Beifall. Die Leidenschaften hatten keine Gewalt mehr über ihn, denn er besaß einen unerschütterlichen Gleichmuth.

Die erste Visitation seines Bisthums brachte unglaubliche Früchte. Er gründete 15 Klöster und eine Menge Kirchen und schaffte alle Mißbräuche bezüglich der Feier des Gottesdienstes und der Verwaltung der hl. Sakramente ab. Seine Kathedralkirche ward ein Muster für die ganze Christenheit; er gründete neue Pfründen an ihr, damit der Gottesdienst mit mehr Würde gefeiert werden konnte und errichtete zehn neue Pfarreien in Venedig, so daß sich ihre Gesammtzahl auf 30 belief. Täglich sah man eine unzählbare Menge Volkes in seinem Palast; die Einen suchten dart Trost im Leiden oder Hilfe im Elend; die Andern befragten den Heiligen in ihren Zweifeln. Nie war die Pforte den Armen verschlossen. Er theilte lieber Brod und Kleider aus als Geld, dieses jedenfalls nur in geringem Maaße, um den auch bei Armen nur zu häufigem Mißbrauch des Geldes zu verhindern. Fromme Frauen trugen seine Almosen zu verschämten oder ohne eigene Schuld herabgekommenen Personen. Bei seinen Liebesgaben nahm er auf keine Empfehlung Rücksicht. Als sich Jemand mit einer Empfehlung seines Bruders Leonhard an ihn wandte, schickte er ihn mit den Worten zurück: „Gehet wieder zu Dem, der Euch geschickt hat und saget ihm, er sei selbst im Stande, Euch zu unterstützen." Die Verachtung des Geldes trieb er auf's Aeußerste. Die Sorge für seine zeitlichen Angelegenheiten übertrug er einem zuverlässigen Verwalter, denn er pflegte zu sagen: „Es ziemt sich nicht für einen Seelenhirten, einen beträchtlichen Theil der so kostbaren Zeit auf unbedeutende Geldangelegenheiten zu verwenden."

Die Päpste schätzten den Laurentius sehr hoch. Eugen IV., der ihn nach Bologna eingeladen hatte, empfing ihn mit der größten Auszeichnung und nannte ihn „die Zierde des Episcopats." Nikolaus V. fand beim Tode Dominico Michellis, des Patriarchen von Grado im Jahre 1451 eine lang gewünschte Gelegenheit, ihm einen thätigen Beweis seiner Achtung zu geben, indem er die Patriarchenwürde auf den bischöfl. Stuhl von Venedig übertrug. Als hiebei der Senat von Venedig, für seine Rechte und Privilegien fürchtend, Schwierigkeiten machte, eilte Laurentius an den Ort der Versammlung und erklärte in einer eben so demuthsvollen als ergreifenden Rede, er wolle lieber seine Würde niederlegen, als Anlaß zum Streite geben. Bis zu Thränen gerührt, bat der Doge selbst den Heiligen, zum Nutzen der Kirche und zur Ehre des Landes nicht an Abdankung zu denken, sondern dem Willen des Papstes zu entsprechen. Die Senatoren stimmten dem Dogen bei und zu großer Zufriedenheit der ganzen Stadt wurde der neue Patriarch in sein Amt eingesetzt.

Der heil. Laurentius erklärt dem Senate von Venedig, lieber seine Patriarchenwürde niederzulegen, als Anlaß zum Streite zu geben.

Nach der auf einer besondern Offenbarung beruhenden Versicherung eines hl. Einsiedlers auf der Insel Corfu verdankte die während seines Patriarchats von heftigen Stürmen erschütterte und von großen Gefahren bedrohte Republik ihre Rettung den Gebeten des hl. Bischofs. Er besaß die Gabe der Wunder und der Prophezeihung.

Mit 74 Jahren schrieb er sein letztes Werk, betitelt: Die Grade der Vollkommenheit. Kaum hatte er dasselbe vollendet, als er von einem heftigen Fieber befallen wurde. Seine Diener wollten ihm ein Bett bereiten, er aber ruft ihnen zu: „Was thut ihr da? Ihr verliert eure Zeit. Mein Heiland ist auf einem Kreuz gestorben. Habt ihr vergessen, daß der heilige Martinus in seinem Todeskampfe sagte, ein Christ müsse auf Asche und im Bußkleide sterben?" Er wollte durchaus nur auf Stroh liegen. Während seine Freunde um ihn weinten, rief er voll Entzücken: „Sehet den Bräutigam, laßt uns ihm entgegengehen; Herr Jesu, ich komme." Doch ergriffen ihn auch Gefühle heiliger Furcht bei dem Gedanken an das Gericht Gottes. Auf die Bemerkung, er müsse mit Freude erfüllt sein über den baldigen Empfang der Krone, erwiderte er bestürzt: „Die Krone ist nur für muthvolle Kämpfer, nicht für Träge wie ich." Er war so arm, daß er über nichts mehr zu verfügen hatte.

Sein Testament enthielt nur eine Mahnung zur Tugend, und den Befehl, ihn wie einen gewöhnlichen Ordensmann im Kloster des heiligen Georg zu begraben. Doch widersetzte sich der Senat dieser letzten Verfügung. Während der zwei letzten Tage seines Lebens holten die verschiedenen Corporationen der Stadt seinen Segen und er richtete in seinem den Armen wie den Reichen geöffneten Zimmer an alle die rührendsten Ermahnungen. Seinen bitterlich weinenden Lieblingsjünger Marcellus tröstete er mit den Worten: „Ich gehe dir voran, aber bald wirst du mir folgen. Nächste Ostern werden wir wieder beisammen sein.“ Der Erfolg bestätigte die Vorhersagung. Laurentius verschied am 8. Januar 1455 im 74. Lebensjahre, nachdem er 22 Jahre Bischof und vier Jahre Patriarch gewesen war. Im Jahre 1524 wurde er von Clemens VII. selig und im Jahre 1696 von Alexander VIII. heilig gesprochen. Der 5. Sept., der Tag seines Festes, ist der Tag seiner Bischofsweihe.

6. September.

Der heilige Magnus,

Abt.

Jahr 666.

Nach der allgemeinen Annahme stammte Magnus wie St. Columban und St. Gallus aus Irland, von wo aus so viele Diener Gottes nach Deutschland kamen, um hier das Licht des Glaubens zu verbreiten. Noch sehr jung fühlte er sich in seinem Innern gedrungen, im Dienste des Herrn Alles aufzuopfern, ja selbst in Verbreitung des Christenthums sein Leben für dasselbe hinzugeben. Da ihm das große Beispiel seiner Landsleute in voller Herrlichkeit vorleuchtete, verließ er Reichthum und Ehre, Eltern und Vaterland, um dem Drange seines Herzens zu folgen, und eilte über das Meer, um sich dort seinen Landsleuten in Frankreich anzuschließen. Aufs freundlichste aufgenommen von St. Gallus, beharrte er unerschütterlich auf seinem Vorsatze, ein Arbeiter im Weinberge des Herrn zu werden und ließ sich jede Probe gefallen, durch die er beweisen solle, ob ihm das harte, abgetödtete Leben der Klosterbrüder zusage. Mit Freude und inniger Hingebung unterzog er sich derselben, und zeigte durch seine unerschütterliche Standhaftigkeit, Demuth und Festigkeit in Erfüllung auch der schwersten Pflichten, daß er würdig sei, als Bruder aufgenommen zu werden. Sein sehnlichster Wunsch wurde ihm gewährt, und der Heilige zeigte sich als gelehriger und folgsamer Schüler und schritt auf der Bahn der Heiligkeit so rasch voran, daß er die Hochachtung und Liebe aller seiner Brüder sich gewann. Von der bösen Königin Brunhilde aus Frankreich vertrieben, weil ihr schlechter Lebenswandel von den heiligen Männern hart getadelt wurde, kamen diese auf ihrer Wanderung durch mehrere Länder an den Bodensee und ließen sich in der Nähe von Bregenz nieder. Dort bauten sie sich Hütten, beteten, predigten, sangen die hl. Messe und thaten nach Kräften an den Bewohnern, von denen die meisten noch Heiden waren. Ihre Nahrung war eine kärgliche und bestand meistens aus Kräutern und wildem Obste. Als einst die Genossenschaft vom Hunger gepeinigt wurde, schickte der heilige Columban, damals Abt, den Jüngling in den Wald, um Früchte zu suchen. Von einem gewaltigen Bären, den er dort antraf, zurückgeschreckt, eilte er zum Abte zurück, um das Gesehene zu melden. Dieser hieß ihn furchtlos hingehen und die Früchte mit dem Bären theilen. In heiligem Gehorsam befolgte Magnus den Befehl, und siehe da! Gott gab ihm ein Zeichen, wie hoch er bei ihm in Gnaden stehe. Sanftmüthig ließ ihn das wilde Thier herankommen, und that ihm nichts zu Leide.

Der heilige Magnus baut eine Kapelle auf der Stelle, wo er den Drachen getödtet.

Drei Jahre blieben die hl. Männer an dieser Stelle und verherrlichten die Ehre Gottes durch Wort und That. Ein uraltes Aureliuskirchlein befand sich in ihrer Nachbarschaft, in welchem der Altar verfallen war, und die Bewohner der Umgegend, die vom wahren Glauben größtentheils abgefallen und zum Götzendienst wieder übergegangen waren, einige Götzenbilder aufgestellt hatten, und verehrten. Diese Götzenbilder stürzten die heiligen Männer herab, und warfen sie in den Bodensee; dagegen richteten sie den Altar wieder auf, und bekehrten durch ihre feurigen Predigten viele Heiden zum Christenthume.

Der heilige Columban ging von da über die Alpen mit seinen Schülern, und ließ den heiligen Gallus, der krank darniederlag, zurück, und damit er nicht verlassen wäre, blieb Magnus und Theodor bei ihm zu seiner Pflege. Zehn Jahre war Magnus ein eifriger und getreuer Schüler des heiligen Gallus, Sie bauten die Gallenzelle (St. Gallen) und als der Heilige gestorben war, blieben Magnus und Theodor miteinander in dem Kloster. Einige Jahre nach dem Hinscheiden des heil.

Gallus kam Ottwin, Herzog in Schwaben, ein raubgieriger und blutdürstiger Mann herüber, überfiel das Gotteshaus, erbrach Kisten und Kästen, nahm die heiligen Gefäße weg, schändete selbst das Grab des heiligen Gallus, weil er Schätze darin zu finden hoffte und ließ alle Geistlichen bis auf Magnus und Theodor grausam hinmorden. Diese beiden heiligen Männer ließ er aber auf Martergerüste binden und mit scharfen Geißeln ihren ganzen Leib grausam zerfleischen und halbtodt im Klosterhof liegen. Auf die Nachricht hievon eilte sogleich der Bischof von Constanz herbei und ließ die beiden gemarterten und zerschlagenen Klosterbrüder aufs liebevollste verpflegen. Er selbst weihte wieder die durch die Schändung der Heiden entweihte heilige Stätte und setzte den Leib des heiligen Gallus wieder bei. Während ihres inständigen Gebets am Grabe ihres heiligen Vaters um Offenbarung seines Willens erinnerte sich Magnus, daß ihm einst vom heiligen Columban gesagt worden sei, er werde in die Alpen bei Bregenz gegen Sonnenaufgang eindringen und an dem Orte, wo der heilige Narcissus einen Drachen getödtet habe, ein Kloster gründen. In der Nacht vor ihrem Abzuge beteten beide heilige Männer um einen Führer in diese Gegend. Während ihres Gebets kam ein Priester mit einem brennenden Lichte daher, von dem sie nach freundlicher Begrüßung erfuhren, daß er gekommen sei, am Grabe des heiligen Gallus sein Gebet zu verrichten; er sei ein Priester aus der Diöcese Augsburg und heiße Thasso. Dieser übernahm auf ihre Bitte willig das Führeramt. Sie schieden unter Thränen von dem theuren Grabe ihres geliebten Vater, und umgingen Bregenz und den See. Auf ihrem Wege begegnete ihnen ein blinder Bettler, der sie um eine Gabe ansprach. „Gold und Silber habe ich nicht,“ sprach der hl. Magnus, „ich bitte aber Jesum deßhalb vertraue, Er wird dir das Augenlicht wieder geben.“ Er bestrich sodann die Augen des Blinden mit seinem Speichel und der Blinde ward sehend. Von innigster Dankbarkeit bewegt, folgte dieser seinem Wohlthäter als treuer Schüler. Sie nahmen ihn mit sich und kamen nach Kempten. Oede und verlassen fanden sie diesen Ort, denn Drachen und Schlangen hatten in dessen Nähe ihren Wohnsitz aufgeschlagen und verheerten ringsum die Gegend. Thasso rieth dem hl. Magnus, doch nicht lange in dieser Gegend zu weilen, weil diese furchtbaren Thiere den Tod drohten. Unerschrocken und in festem Vertrauen auf Gott brachte er mit Theodor die Nacht im Gebete zu. Während desselben fuhr plötzlich ein Drache auf sie zu; aber der heilige Mann Gottes nahm Stab und Kreuz in die Hand, und im Namen Jesu auf ihn zugehend, schlug er das Ungethüm auf den Kopf, daß es plötzlich todt niedersank. Mit dessen Tode verschwanden auch die übrigen schädlichen Thiere und die ganze Gegend ward auf immer von ihnen befreit. Bald verbreitete sich das Wunder in der Umgegend, von überall strömte das Volk herbei, und bewies ihm seine unbegrenzte Dankbarkeit durch mancherlei Gaben. Er baute daselbst eine Kapelle und eine kleine Wohnung, die er Theodor anwies, da dieser auf sein Geheiß daselbst bleiben sollte. Er selbst setzte, trotz aller Vorstellungen von den großen Schwierigkeiten auf seiner Reise über die julischen Alpen, seinen Weg weiter fort. Im östlichen Algäu angekommen, hielt er bei Roßhaupten stille, wo ein fürchterlicher Drache die Gegend unsicher machte; baute sich eine Hütte und rüstete sich durch ein glühendes Gebet zum Kampfe mit dem Ungethüm. Um Mitternacht führte ihn ein Wegweiser zu der engen Höhle des Drachen. Am Halse trug er das hl. Kreuz, in der Hand den Stab und in der Tasche geweihtes Brod und eine aus Pech und Harz verfertigte Kugel. Als er sich der Höhle näherte, sendete er nochmals ein inniges Gebet zu Gott um seinen Schutz und Hilfe, aß von dem geweihten Brod und ging auf die Höhle zu. Kaum hatte der Drache den Heiligen erblickt, so fuhr er unter furchtbarem Getöse und mit weit aufgesperrtem Rachen auf ihn zu. Aber Magnus schnell besonnen warf ihm die an einer Fackel angezündete Pechkugel in den Rachen, daß er zerborst und todt zu den Füßen des hl. Mannes hinstürzte. Dankend dem Allmächtigen für seine gnädige Hilfe, setzte er mit seinen Gefährten die Reise weiter fort und kam an einen angenehmen Ort am rechten Ufer des Lechs, wo jetzt das Dorf Waltenhofen steht. Hier hängte der hl. Magnus das mit mehreren Reliquien versehene Kreuz an einen Baum und als er mit Thasso um den Segen des Allmächtigen zu ihrem Unternehmen gefleht hatte, erbauten sie eine Kirche; welche nachher der Bischof von Augsburg Wiktrep einweihte. Derselbe schickte in der Folge ihm auch junge Leute zu, die sich dem Priesterstande widmen wollten und welche Magnus in den Wissenschaften unterrichtete und in hl. Zucht und Frömmigkeit erzog. Mehr als 20 Jahre hatte der hl. Magnus durch seine apostolischen Arbeiten die julischen Alpen erleuchtet, als ihn ein heftiges Fieber ergriff, das sein baldiges Abscheiden von dieser Welt ahnen ließ. Als er sein Ende fühlte, ließ er Theodor, seinen vertrautesten Gehilfen in allen seinen Arbeiten, zu sich von Kempten kommen und auf dessen Ruf erschien auch Thasso, damaliger Bischof von Augsburg und früherer Wegweiser des Heiligen. Unter Thränen und Klagen umgaben sie sein Sterbelager und der heil. Mann suchte die beiden Freunde durch liebevolle Tröstungen über seinen Hingang aufzurichten. Plötzlich vernahmen sie die Worte: „Komm, Magnus, komm und empfange die Krone, welche dir der Herr zubereitet hat.“ Bei diesen Worten gab der hl. Mann den Geist auf und die heitere Ruhe, die sich über das Antlitz des Geschiedenen verbreitete, ließ sie die Seligkeit ahnen, die ihm dort bereitet worden war. Sein Todestag war der 6. September um das Jahr 666. Der Bischof Thasso schloß den Leichnam in einen steinernen Sarg und setzte ihn in dem von dem Heiligen selbst erbauten Oratorium bei.

Der heilige Chagnoald,

Bischof von Laon.

Jahr 633.

Chagnoald oder Chagnon stammte aus einer vornehmen Familie in La Brie. Faron, Bischof von Meaux, war

sein Bruder, und Fara, Abtissin von Faremoutiers, seine Schwester. Beiden ward die Ehre der Heiligsprechung zu Theil.

Chagnoald zeigte von Kindheit auf die glücklichsten Anlagen zur Heiligkeit. Er betete Stunden lang mit außerordentlicher Geistessammlung, hörte das Wort Gottes mit heiliger Begierde, und legte eine entzückende Bescheidenheit an den Tag. Die Armen führte er voll zarter Liebe in sein elterliches Haus, um mit ihnen seine tägliche Nahrung zu theilen, er verpflichtete sich zu strenger Abtödtung und hatte schon in seinem zarten Alter die Gewohnheit, dreimal, später sogar viermal wöchentlich zu fasten. Nie bemerkte man an ihm die gewöhnlichen Kinderuntugenden. Lesung frommer Bücher, Gespräche über geistliche Dinge und Gebet waren sein größtes Vergnügen. So bewahrte er seine Unschuld in diesen so gefährlichen Lebensjahren. Als er sich für einen Stand entscheiden sollte, eröffnete er den Eltern seinen Entschluß, in einen Orden zu treten, da er sich zum klösterlichen Leben berufen fühle. Der Verlust ihres einzigen Kindes bestürzte die Eltern sehr, doch gaben sie ihre Zustimmung, als sie darin den Willen Gottes erkannten.

Durch eine Predigt des heiligen Columban über die Eitelkeiten der Welt fühlte er sich in dem Beschlusse bestärkt, in gänzlicher Zurückgezogenheit zu leben. Er fühlte sich zu dem Orden dieses Predigers hingezogen, dessen Rede einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ohne Verzug begab er sich in das Kloster Luxeuil, wo er das Ordenskleid nahm. Nach einem außerordentlich eifrig verlebten Noviziat legte er, noch nicht 18 Jahre alt, die Gelübde ab. Aus Liebe zur Demuth übernahm er die niedrigsten Geschäfte des Hauses. Er besaß einen so sanften Charakter und unerschütterlichen Gleichmuth, daß man an ihm nie die mindeste Regung von Ungeduld bemerkte. Außerordentlich zur Abtödtung geneigt, nährte er sich nur mit Brod und Wurzeln und schlief auf bloßer Erde; ein Stein diente ihm als Kopfkissen. In einer Krankheit befahl ihm der Obere, etwas Fleisch zu genießen; er gehorchte, bat aber unter Thränen um die Erlaubniß, seine Abtödtung fortsetzen zu dürfen, die ihm auch gegeben wurde.

Nachdem er kaum ein Jahr im Kloster zugebracht hatte, empfing er die heil. Weihen; der heil. Columban selbst ertheilte ihm die Priesterweihe.

Von jetzt an war sein Eifer noch bewundernswerther als zuvor. Am Altare glühte sein Antlitz von Liebe und reichliche Thränen entströmten seinen Augen. Von seiner großen Heiligkeit überzeugt wetteiferte man, ihm am Altare zu dienen. Sein vertrauter Umgang mit Gott, besonders wenn er vom Altare oder vom Beichtstuhle kam, ließ ihn zum Voraus die Wonnen des Himmels verkosten.

Der heilige Chagnoald empfängt die Nachricht seiner Erwählung zum Bischof.

Nachdem zu Faremoutiers ein Manns- und ein Frauenkloster gegründet worden war, schickte der heil. Eustasius, Abt von Luxeuil, Chagnoald dem erstern als Abt, während seine Schwester Fara das Frauenkloster leitete. In dieser neuen Stellung entfalteten sich Chagnoalds ausgezeichnete Fähigkeiten noch glänzender, denn er brachte die Ordenszucht in dem neuen Kloster zur höchsten Blüthe. Aber der gerechte Ruf seiner Tugend und seines Eifers für die Ehre Gottes verbreitete sich über die Klostermauern hinaus, und nach Erledigung des bischöflichen Sitzes von Laon wurde er einstimmig zum Bischofe gewählt.

Der Bote, welcher Chagnoald von dem Geschehenen benachrichtigen sollte, fand den heil. Abt, wie er gerade mit drei Mönchen im Klostergarten spazieren ging, und bekam, nachdem er seinen Brief übergeben hatte, die Antwort von dem Heiligen, er sei dieser Ehre nicht würdig, und auch nicht gewillt, seine Einsamkeit zu verlassen, man möchte deßhalb einen Würdigern wählen.

Die Wähler aber nahmen seine Weigerung nicht an, und baten den hl. Eustasius, er möchte durch seine Vermittlung den Heiligen zur Annahme der Wahl bewegen.

Eustasius begab sich zu Chagnoald, und wußte denselben so von der Unstatthaftigkeit seiner Weigerung zu überzeugen, daß er, durch die Gründe seines alten Lehrers besiegt, ohne Zögerung seinem Wunsche nachgab.

Wie früher als Abt, so zeichnete er sich jetzt als Bischof durch die Erhabenheit seiner Liebe aus.

Alle Städte beherbergten eine beträchtliche Zahl von Unglücklichen, deren Loos besonders zur Winterszeit ein sehr trauriges ist, darum verdoppelte sich der Liebeseifer des hl. Bischofs in diesen Leidensmonaten. Er eilte den in ihren armseligen Hütten fast dem Hungertode ausgesetzten zahlreichen Armen zu Hilfe; ein mit Lebensmitteln, Holz und Kleidern beladener Wagen folgte ihm; er legte seine Gaben vor die Thüren der Unglücklichen, und wenn sich auf sein Klopfen die Thüre öffnete, war er bereits verschwunden. Die öftere Wiederholung dieser guten Handlung mitten in der Nacht weckte endlich die Neugierde der Beglückten, und sie suchten ihren Wohlthäter kennen zu lernen. Als Chagnoald entdeckt ward, verlangte er das strengste Stillschweigen und erst nach seinem Tode wurde eine Menge interessanter Züge seiner Wohlthätigkeit bekannt. Der Heilige wohnte im Jahr 625 dem Concil von Rheims bei und unterschrieb die Fundationsurkunden der Abtei Solignac im Jahr 631, und starb an einem Schlagflusse gegen das Jahr 633 oder 640.

Der heilige Pambo von Nitrien,

Abt.

Jahr 385.

Pambo begab sich noch sehr jung zu dem hl. Antonius in die Wüste, und Willens, sein Schüler zu werden, bat er ihn um Lebensregeln. Der Patriarch der alten Einsiedler rieth ihm, ein bußfertiges Leben zu führen, sich jeder ungeordneten Neigung zu entledigen, seinen eigenen Kräften zu mißtrauen, Herz und Sinne fleißig zu bewachen, nichts zu thun, was er in Zukunft bereuen müßte, die Zunge und die Sinnlichkeit zu beherrschen. Pambo ging mit solcher Sorgfalt und Beharrlichkeit an die Befolgung dieses Rathes, daß er sich in kurzer Zeit unter den Einsiedlern durch seine langen und strengen Fasten, sowie durch seine weisen Reden auszeichnete.

Als er eines Tages einen Einsiedler um Rath fragte, führte dieser den ersten Vers des 38. Psalms an: „Ich habe gesagt, meine Wege will ich bewahren, daß ich nicht sündige mit meiner Zunge.“ Pambo hatte kaum diese Worte vernommen, als er in seine Zelle zurückkehrte, um alsbald dieselben an sich in Anwendung zu bringen. Er beobachtete deßhalb ein ununterbrochenes Stillschweigen, und wenn er um etwas befragt wurde, so antwortete er erst nach genauer Abwägung der Worte, die er sagen wollte.

Die heilige Melanie besucht den heiligen Pambo, als er eben mit Mattenflechten beschäftigt ist.

Nachdem Pambo den hl. Antonius verlassen hatte, zog er sich in die nitrische Wüste zurück. Die hl. Melanie kam bei einem Besuche der egyptischen Einsiedler auch zu Pambo in das Nitrische Kloster. Sie fand ihn eben mit Mattenflechten beschäftigt, und als sie ihm 300 Pfund Silber zur Unterstützung seiner dürftigen Brüder anbot, antwortete ihr der hl. Abt, ohne die Arbeit zu unterbrechen und ohne Melanie oder ihr Geld anzusehen, Gott werde sie für ihre Mildthätigkeit belohnen. Dann wandte er sich an seinen Schüler Origenes, und befahl ihm, alles Geld an die Brüder in Lybien und auf den Inseln zu vertheilen, deren Klöster sehr arm waren, ohne etwas für die Priester in dem reichen Egypten zu behalten. Als ihn Melanie fragte: „Weißt du, mein Vater, daß es 300 Pfund Silber sind?“ erwiederte der Abt: „Meine Tochter, derjenige, dem du dieses Geschenk machst, braucht nicht von dir zu er-

fahren, wie viel werth es ist. Hast du es Gott dargebracht, der sich würdigte, das Scherflein der Wittwe höher zu schätzen, als die großen Geschenke der Reichen, so rede nicht weiter davon." Melanie selbst erzählte dies dem Palladius.

Der heilige Athanasius bat Pambo, die Wüste zu verlassen und in Alexandrien die Gottheit Jesu Christi gegen die Arianer zu vertheidigen. Der heilige Abt weinte in dieser Stadt bitterlich beim Anblicke einer Schauspielerin, welche sich reich geschmückt auf das Theater begab. Um die Ursache seiner Thränen befragt, erwiderte er, er weine über den traurigen Seelenzustand dieses Weibes.

Als der Abt Theodor den heiligen Pambo um einige Belehrungen bat, sagte er: „Uebe Barmherzigkeit und Mildthätigkeit gegen alle Menschen. Die Barmherzigkeit läßt uns vor Gott Gnade finden." Auf die Frage, wie die Brüder leben sollen, antwortete er: „Sie müssen unablässig arbeiten, alle Tugenden zu üben, ihr Gewissen vor aller Befleckung bewahren, und vor Allem das Aergerniß meiden." — Er starb ohne Krankheit und Schmerzen im Alter von 70 Jahren.

7. September.

Die heilige Regina,

Jungfrau und Martyrin.

Jahr 251.

Die heilige Regina wurde im Jahr 235 zu Alix in Burgund von heidnischen Eltern geboren. Da sie ihre Mutter schon bei der Geburt verlor, wurde sie von ihrem Vater, der durch den Anblick seines Kindes jedesmal an den bittern Verlust seiner geliebten Gattin erinnert wurde, einer Amme auf dem Lande zur Erziehung übergeben. Diese sorgte für die mutterlose Waise wie für ihr eigenes Kind und als sie später von einem durchreisenden Priester zum Christenthume bekehrt wurde, ließ sie auch das Kind taufen und unterrichtete es in der göttlichen Lehre.

Als der Vater seine mit allen Reizen und Tugenden geschmückte Tochter in einem Alter von sieben Jahren von der Säugamme wieder zurücknahm, um sie an einem Feste, das in Alix einer dort verehrten heidnischen Göttin geweiht war, Theil nehmen zu lassen, so erfuhr er zu seinem größten Schmerz, daß seine Tochter eine Christin sei. Bei diesem Feste nämlich wurden die schönsten Jungfrauen und Kinder ausgewählt, um die geheiligten Opfergaben in den Tempel der Göttin zu überbringen. Dazu hatte ihr Vater auch sie ausersehen und als er ihr Unterricht gab, wie sie sich bei diesem Feste zu benehmen habe, sagte mit unerschrockener Seele das Kind: „Vater, ich kann diesem Feste nicht beiwohnen, denn ich bin eine Christin!" Ein Donnerschlag bei heiterem Himmel hätte den Vater nicht so sehr niederschmettern können, als diese Worte seines Kindes. Ganz außer sich vor Zorn und Wuth erklärte er seiner Tochter, entweder dem Christenthume zu entsagen, oder sein Haus für immer zu verlassen. Die Wahl fiel dem Kinde nicht schwer. Höher liebte sie die Lehre Jesu, als ihren eigenen Vater. Wie eine schüchterne Taube flüchtete sie sich aus dem väterlichen Hause zu ihrer geliebten Amme und Erzieherin und erzählte derselben unter Herzensängsten den Vorfall. „Du bist meine geliebte Tochter," sagte die rechtschaffene Frau, dem Seelenverderbnisse entronnen und Gottes weise Vorsehung wird dich vor Verfolgung schützen; da aber die Rechte des Vaters unbegränzt sind, so mußt du dich vor der Welt eine Zeit lang verbergen; um dich den Nachforschungen deines unnatürlichen Vaters zu entziehen." Sie schickte das Kind in das Gebirge zu einem vermöglichen Landmanne, dessen Schafe und Lämmer sie hüten mußte. In der stillen einsamen Gegend überließ sich Regina, während ihre Heerde weidete, heil. Betrachtungen und freute sich innig, daß sie um ihres Heilandes willen von Gott gewürdigt wurde, schon in ihrer Jugend Leiden erdulden zu dürfen. Acht Jahre lebte Regina rein und unbefleckt wie ein Engel, als ihre Tugend schweren Prüfungen unterworfen wurde. Ein Diener ihres Vaters entdeckte die Jungfrau und theilte das Geheimniß dem kaiserlichen Landpfleger mit und schilderte zugleich die blühende Schönheit der Jungfrau mit glühenden Farben. Der Landpfleger, ein geiziger aber auch wollüstiger Mann, der schon lange den Vater der Regina wegen seiner Reichthümer beneidete, glaubte jetzt die beste Gelegenheit zu haben, beiden Leidenschaften zu fröhnen. Insgeheim schickte er seine Diener ab mit dem Befehl, die Jungfrau zu ergreifen und vor ihn zu führen. Der Heide war erstaunt über die himmlische Anmuth, welche ihre innige Liebe zu Jesus und heilige Unschuld über ihr ganzes Wesen ausgegossen hatte, erklärte ihr sogleich seine Neigung und seinen Entschluß, sich mit ihrem Vater zu versöhnen und sie zur Gemahlin zu nehmen. Mit hoher Schamröthe antwortete die Jungfrau: „Mein Bräutigam ist Jesus Christus, den

Die heilige Regina.

du verläugnest und von ihm vermag mich nichts zu trennen.“ Verheißungen und Drohungen wendete der Landpfleger an, um ihre Standhaftigkeit zu besiegen, aber beide vergebens; nichts ist im Stande sie in ihrem Glauben zu erschüttern. Auf dieses hin ließ der Landpfleger Regina ihrem Vater übergeben, um sie auf andere Gesinnungen zu bringen.

Der unnatürliche Vater empfing sie mit den bittersten Vorwürfen und Schmähungen und in seiner durch ihren stillen Widerstand gesteigerten Wuth verschloß er sie in einem eisernen Käfig, den er mit Ketten an die Mauer eines scheußlichen Kerkers befestigen ließ. In dieser schmerzvollen Stellung, ohne sich bewegen oder ruhen zu können, schmachtete Regina einen Monat und erhielt blos zu ihrer Nahrung nothdürftig Brod und Wasser. Aber der allbarmherzige Gott stärkte die Heilige mit seiner Gnade und erfüllte ihr Herz mit den freundlichsten Tröstungen. Zu einem neuen Verhöre vor den Landpfleger geführt, wurde er von der unverminderten Schönheit so hingerissen, daß er sie in einer geheimen Unterredung kniefällig bat, ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit ihm zu geben und machte sich anheischig, sie ungehindert in der Stille ihre Religion ausüben zu lassen. Aber weder diese noch andere Vergünstigungen konnten die heil. Bekennerin bestimmen, von ihrem Vorsatze abzugehen, lieber den Tod zu wählen, als die Gattin eines Heiden zu werden. Ueber diesen unerwarteten Widerstand ergrimmt, ließ sie der Landpfleger bis auf's Blut geißeln und ohne alle Nahrung in's Gefängniß werfen. Mit Wunden und Blut bedeckt lag die Heilige im Gefängnisse und flehte zu Gott um Kraft und Stärke zur Ertragung dieser Leiden und um baldige Befreiung von denselben. Auf einmal erleuchtete himmlischer Glanz die Kerkermauern und die Dulderin erblickte eine weiße Taube auf einem glänzenden Kreuze. Alle Schmerzen schwanden, heil war ihr zerfleischter Leib und laut auf jauchzte Regina über die Barmherzigkeit Gottes. Als sie am folgenden Morgen zum letzten Verhöre geführt wurde und alles Volk sammt dem Richter über ihre wundervolle Heilung staunte, ermahnte sie der Landpfleger, den Göttern zu opfern, die sie so wunderbar geheilt hätten. Nimmermehr, erwiderte die Heilige muthig, nimmermehr opfere ich den falschen Götzen. Mein Gott ist Jesus Christus, der sein Blut für mich dahin gegeben, der diese Nacht mich geheilt und so milde getröstet hat. Voll Scham aber auch voll Wuth befahl der Richter seinen Henkern, ihren Leib mit eisernen Hacken auf's Neue zu zerfleischen, die Wunden mit Fackeln zu brennen und sie dann in kaltes Wasser zu tauchen. Unter diesen schrecklichen Martern und Qualen hörte Regina nicht auf, Gott zu loben. Auf einmal vernahm man eine helle und liebliche Stimme von oben herab: „Komm, Regina, und nimm Theil an der Krone deines Heilandes.“ Auf diese Wunderstimme hin bekehrten sich 800 Heiden und nahmen das Christenthum an; und als der Landpfleger einen Aufruhr befürchtete, ließ er die Heilige enthaupten. Dieses geschah unter der Regierung des Kaisers Decius im Jahre 251.

Der heilige Chlodoald,

Priester.

Jahr 560.

Der heilige Chlodoald, gewöhnlich St. Cloud genannt, ist der erste französische Prinz, den die Kirche öffentlich verehrte. Er erblickte im Jahr 522 das Licht der Welt und hatte zum Vater Chlodomir, König von Orleans, den ältesten Sohn der hl. Chlotilde. Er war erst drei Jahre alt, als Chlodomir in Burgund getödtet wurde. Seine Großmutter Chlothilde führte ihn mit seinen zwei Brüdern, Theobald und Günther, nach Paris. Sie liebte alle drei zärtlich und suchte ihnen eine ihrer erhabenen Geburt entsprechende Erziehung zu geben.

Aber Childebert, König von Paris, und Chlotar, König von Soisson, die Oheime der drei Prinzen, theilten, wie längst beschlossen, das Königreich Orleans unter sich, nachdem sie die beiden ältern Brüder aus dem Leben geschafft hatten. Chlodoald entging der Ermordung durch einen besonderen Schutz der Vorsehung und entsagte bald darauf der Welt, um sich dem Dienste Gottes zu weihen.

Verschiedene Gelegenheiten, die sich ihm darboten, das Reich seines Vaters wieder zu gewinnen, ließ er unbenützt. Die Gnade hatte ihm die Nichtigkeit aller irdischen Größe gezeigt und ihn belehrt, daß ein Christ durch ihren Verlust mehr gewinne als durch ihren Besitz und daß derjenige wahrhaft ein König ist, der sich selbst zu beherrschen weiß. Er gewann den Sieg über seine bösen Neigungen und bewahrte ihn durch die Uebung aller christlichen Tugenden. Er genoß in seiner kleinen Zelle einen unverwüstlichen Frieden und eine dauerhafte Freude, die er nie gegen die durch Unruhe und Reue vergifteten Lustbarkeiten des Hofes hätte vertauschen mögen.

Er verließ seinen ersten Aufenthaltsort, um sich unter die Leitung des heil. Severin zu stellen, der in der Nähe von Paris als Einsiedler lebte. Unter der Leitung dieses geschickten Führers gelangte er zu einer noch höheren Vollkommenheit. Doch schien ihm die Nähe von Paris unverträglich mit seinem Wunsche, der Welt unbekannt zu bleiben; darum zog er sich in die Provence zurück, wo er mehrere Jahre zubrachte und verschiedene Wunder gewirkt haben soll. Seine Heiligkeit verrieth ihn auf's Neue und zog ihm zahlreiche Besuche zu. Er kehrte nach Paris zurück, wo er mit den größten Freudenbezeugungen empfangen wurde.

Im Jahre 551 wählte ihn Eusebius, Bischof von Paris, auf das Verlangen des Volkes zum Priester und Chlodoald übte eine Zeit lang die hl. Verrichtungen dieses Amtes. Dann begab er sich nach Nogent, jetzt St. Cloud, zwei Stunden unterhalb Paris, wo er eine von der bisherigen Stadtkirche abhängige Tochterkirche erbaute. Bald hatte er alle

diejenigen zu Schülern, welche sich in besonderer Weise zu einem tugendhaften Leben verpflichteten, oder, für ihr Seelenheil fürchtend, die Welt flohen. Alle betrachteten ihn als ihren Oberen, und er feuerte sie durch Lehre und Beispiel zur Tugend an. Alle seine Güter vertheilte er an die Kirchen oder unter die Armen, und nicht zufrieden, an seiner und seiner Schüler Heiligung zu arbeiten, unterrichtete er auch das Volk der Umgegend.

Der heilige Chlodoald starb in Nogent gegen das Jahr 560. Der 7. September scheint sein Todestag gewesen zu sein.

8. September.

Das Fest der Geburt der allerseligsten Jungfrau Maria.

Von den heil. Festen können wir Mariens Geburt als die Morgenröthe des aufgehenden Tages der Erlösung ansehen, als die Verkünderin der großen Freude betrachten, welche allen Menschen zu Theil werden sollte. An diesem Feste feiern wir nicht allein die Geburt der größten unter allen Heiligen, sondern auch ein Geheimniß der göttlichen Allmacht und Liebe Denn sie erblickte nicht. wie die andern Kinder Adams mit der Erbsünde befleckt das Licht dieser sündigen Welt, sondern rein und heilig erschien sie unter den Menschen mit allen Gaben des Himmels geschmückt, deren ein Geschöpf nur fähig sein kann, und die für Jene sich ziemten, welche zur Mutter des Herrn erkoren war. Zwar trat sie mit allen menschlichen Schwächen der Körpernatur angethan, in das Leben, aber an Reinheit und Glanz der Seele übertraf sie die erhabensten Geister des Himmels. Schon nach dem Sündenfalle im Paradies deutet der Herr in seiner Verheißung auf die Hochbegnadigte hin, von der uns der Heiland geboren werde; welche den Kopf der Schlange zertreten werde, um Satans Macht zu zerstören, der, ihr unter der Ferse liegend immer noch fruchtlos gegen ihn streitet.

Groß und erhaben ist die Würde der Gottesmutter, deren Geburt wir heute feiern, groß und erhaben vor allen andern Gnaden und Vorzügen, die Gott je seinen Geschöpfen verliehen hat. Von ihr ist geboren worden Jesus, der da heißet Christus. Diese Würde der Mutter Gottes ist gewiß die erhabenste, welche einem Geschöpfe zu Theil werden konnte. Gibt es wohl eine engere Vereinigung des Schöpfers mit dem Geschöpfe? Gibt es etwas Erhabeneres als Vereinigung mit dem Wesen der Wesen? Kann es einen größern Namen, kann es einen herrlichern Vorzug geben? Höre, Mensch, ruft der hl. Anselmus aus, höre und staune entzückt ob diesem Wunder: „Gott der Unendliche hat einen einzigen Sohn, ewig wie er selbst; es scheint ihm aber nicht zu genügen, daß er sein Sohn sei, er will auch, daß er der einzige Sohn Mariens sei.“ Die Jungfräulichkeit Mariens war nicht bloß ein wundervoller Vorzug der Gnade, sondern auch eine Tugend eigener Wahl; denn sie hatte durch ein Gelübde sich verbunden, in immerwährender Keuschheit zu leben, wie die Väter aus ihrer dem Engel gegebenen Antwort folgern. Eine solche Mutter ziemte dem Sohne Gottes. Die sündige Erde hat den Fluch des Herrn auf sich herabgezogen. Mein Geist wird nicht ferner in dem Menschen bleiben, drohet der Herr, denn er ist Fleisch. Aber Maria enthob er der Sündigkeit des Fleisches, erkor sie vor allen Töchtern der Erde zur Mutter und bereitete sie durch unbefleckte Jungfräulichkeit zu dieser Würde vor. Darum nannte sie auch der Engel die Gnadenvolle, über welche der heilige Geist herabkommen, welche die Kraft des Allerhöchsten überschatten werde.

Schon mehr als tausend Jahre feiert die katholische Kirche mit großer Feierlichkeit das Fest der Geburt Mariens, wahrscheinlich seit der Kirchenversammlung zu Ephesus im Jahr 431, in welcher ihr die Benennung Mutter Gottes wegen der Irrlehre des Nestorius beigelegt wurde. Aus den Zeiten der Päpste Sergius und Leo des Großen besitzen wir noch eine eigene Messe von diesem Feste, und der hl. Ildephons, der im 7. Jahrhunderte lebte, spricht von diesem Feste, so wie dieses ebenfalls ersichtlich ist aus einem feierlichen Umzuge, der zugleich aus der Kirche des hl. Hadrian in die Tiberische Basilika, die jetzt unter dem Namen der hl. Maria der Aeltern bekannt ist, gehalten wurde. Die Griechen — wie man aus der Verordnung des Kaisers Emanuel Comnenus ersieht — die Kopten in Egypten und alle Christen des Morgenlandes feierten ehedem dieses Fest, und feiern es noch mit großem Gepränge.

Der gottselige Petrus Damiani ermahnte alle Gläubigen in den rührendsten Ausdrücken zur andächtigen Feier dieses Festes. Wenn die Geburtstage der Großen dieser Erde, die doch nur vergängliche Güter und Wohlthaten zu ertheilen vermögen, in uns lebhafte Freudengefühle erwecken, welche Wonne müssen wir fühlen am Tage der Geburt der allerseligsten Jungfrau Maria? Welche Danksagungen, welche Lobpreisungen sollen wir nicht dem Herrn bringen für sein großes Erbarmen mit uns schwachen Sterblichen, das er uns erwiesen? Wie vertrauensvoll sollen wir nicht die Fürsprache der Mutter bei ihrem Sohne anflehen? Gewiß dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß wir die Macht ihres Beistandes an einem Tage empfinden werden, wo die ganze Kirche sich beeifert, ihr alle Beweise kindlicher Ehrfurcht zu geben. Jesus wird die Bitten derjenigen nicht abweisen, der er auf Erden Gehorsam leistete. Er kann

der Liebe nicht vergessen, die sie zu ihm während seines Wandels auf Erden getragen, der Sorge, der sie sich während seiner Kindheit unterzogen, der Schmerzen, die sie seinetwegen gelitten; ewig wird er dessen eingedenk sein, daß sie ihn mit ihren Händen gepflegt, an ihren Brüsten genährt habe.

Der ehrwürdige Peter Claver,

Apostel der Negersklaven.

Jahr 1654.

Peter Claver, den die Nachwelt mit dem Namen eines Apostels der Negersklaven geehrt, wurde zu Verdu, einem Flecken in Catalonien, gegen das Jahr 1581 geboren und erhielt von seinen Eltern, die sich durch ihre Frömmigkeit und durch den Adel ihres Geschlechts auszeichneten, eine sorgfältige Erziehung. Der Same der Tugend und Gottesfurcht, der so früh in sein Herz gelegt wurde, reifte und brachte die schönsten Früchte, als er zu Barcelona unter der Leitung der Jesuiten den Studien oblag.

Sobald Claver die Einwilligung seiner Eltern, mit der sie ihm zugleich ihren Segen sandten, empfangen hatte, begab er sich nach Tarragona und begann das Noviziat am 7. August 1602. Nicht lange nach seiner Prüfungszeit wurde Claver in das neugegründete Collegium seines Ordens zu Mallorka geschickt, um daselbst dem Studium der Philosophie obzuliegen. Hier fand er einen väterlichen Freund in dem sel. Bruder Alphons Rodriguez, einem ehrwürdigen Greise, der durch standhaften Eifer im Gebete, durch die Uebung der strengsten Buße, durch die Bekämpfung jeder Leidenschaft, vor Allem aber durch Leiden und Versuchungen zu jener vollkommenen Vereinigung mit Gott gelangt war, in welcher sich die himmlische Weisheit denen, welche sie suchen, in wunderbarer Weise offenbart. Der Umgang mit diesem heiligmäßigen Manne veranlaßte Claver zu dem Entschlusse, seine Bemühungen der Bekehrung der Neger zu weihen. Claver begehrte von seinen Obern, in die Missionen Westindiens geschickt zu werden. Aber seine Jugend und die großen Talente für die Wissenschaften, durch die er in Europa nützlicher zu sein schien, standen seinem Begehren entgegen. Aber Claver wiederholte drei Jahre hindurch sein Gesuch so standhaft, daß die Obern fürchteten, durch längern Widerstand dem Willen Gottes entgegenzuhandeln. Mit unbeschreiblicher Freude bestieg Claver das Schiff, das ihn in die ersehnte Mission bringen sollte. Er hatte die theologischen Studien noch nicht vollendet, und ehe er sie in Amerika fortsetzen konnte, bot er sich an, die Dienste der Laienbrüder, an welchen dort großer Mangel war, zu verrichten. Zwei Jahre war er im Collegium vom heiligen Glauben Pförtner, Sacristan, Krankenwärter; dann erst setzte er seine theologischen Studien wieder fort und wurde im Jahre 1616 zu Carthagena zum Priester geweiht.

Zu Carthagena, wo Claver den größten Theil seines Lebens zubrachte, eröffnete er nun eine wahrhaft apostolische Wirksamkeit, wobei die unsäglichsten Schwierigkeiten und Verfolgungen von den verschiedensten Seiten her nicht im Stande waren, seinen hohen christlichen Muth zu lähmen. Die armen Neger, welche schaarenweise nach Carthagena gebracht wurden, befanden sich im Zustande der äußersten Verwilderung. Sie brachten nicht bloß die Sitten roher Barbaren, sondern auch Mißtrauen und glühenden Haß gegen die Europäer mit, von denen sie nicht selten eine ganz unmenschliche Behandlung erfuhren. Sie waren überdieß, wie an der Seele mit Lastern, so am Leibe mit den ekelhaftesten Krankheiten behaftet. Die größte Schwierigkeit, sich ihnen wegen der Verschiedenheit ihrer Sprachen verständlich zu machen, mußte er durch Dolmetscher besiegen.

Die erste und größte Sorge, welche Claver den Negern zuwendete, war der Unterricht der Neuangekommenen. Er empfing sie regelmäßig in dem Hafen. Welch' ein Schauspiel eröffnete sich da den Blicken der Anwesenden! Die armen Neger kamen aus dem Schiffe, in dessen unterem Raume sie dicht aufeinander und nur gar zu oft ohne hinreichende Nahrung und Bedeckung gelegen, mit scheuen Blicken und allen Anzeichen eines tiefen Elends hervor. Aber wie sie einen Fuß an das Land gesetzt, da stand in dem frommen Priester das Bild der christlichen Liebe und des zärtlichsten Mitleidens vor ihnen. Seine Blicke, seine Mienen redeten zu ihren Herzen, bevor er durch seine Dolmetscher ihnen Muth einsprechen lassen konnte. Einem jeden, der an's Land stieg, reichte er die Hand; die Kranken trug er auf seinen Armen zu den Wagen, die er hatte bereiten lassen, um sie in das Spital zu bringen, und keiner von Allen war, der nicht von ihm irgend ein besonderes Zeichen wohlwollender Thätigkeit empfing.

Der heil. Peter Claver.

Nachdem Claver die Kranken versorgt hatte, begann er den Unterricht der Uebrigen. Man kann sich

vorstellen, wie viele Zeit erfordert wurde, diesen Wilden, die, wenn auch von Natur weniger stumpfsinnig als man oft versichert, doch an einen solchen Unterricht durchaus nicht gewöhnt, und meistens schon im männlichen Alter waren, die nothwendigsten Religionskenntnisse beizubringen. Claver setzte den Unterricht fort, so lange die Sklaven in Carthagena blieben; wenn er aber vernahm, daß ihre Abreise bevorstand, verdoppelte er seinen Eifer. Er blieb lehrend, tröstend und ermuthigend bei ihnen, und verließ das Ufer nicht, bis er das Schiff aus den Augen verloren hatte. Gar viele Sklaven aber lebten in Carthagena und in der Umgegend, die nie getauft, nie unterrichtet worden waren. Claver gab sich alle nur erdenkliche Mühe, sie aufzufinden, und mochten sie in ihrem Heidenthum noch so verhärtet sein oder ihre unchristlich gesinnten Herren dem Unterrichte noch so viele Hindernisse entgegensetzen, der Eifer und die geduldige Liebe des frommen Priesters siegte über Alles. War der Eifer Clavers, die Neger auf den Weg des Heils zu führen, so groß, so war die Anstrengung, mit der er sie auf demselben zu erhalten suchte, noch größer. Es ist übrigens schwer zu sagen, ob er auf die Seelenpflege seiner Schützlinge oder auf die Verpflegung der Kranken und Schmachtenden in den abscheulichsten Winkeln menschlicher Verlassenheit größere Mühe verwendete. Weder die glühendste Hitze noch Stürme und Regen konnten ihn abhalten, von einer Straße in die andere zu eilen, um den oft ganz verlassenen Sklaven in ihren Leiden geistlichen und körperlichen Trost zu bringen. Für alle seine Mühsale fand sich der Missionär aber auch reichlich entschädigt, durch den Segen, den Gott seinen Arbeiten verlieh. Uebrigens erfuhren nicht blos die Sklaven die Wohlthaten seiner nie rastenden Liebe; die Spitäler und die Gefängnisse der Stadt, die Zelte der Soldaten, die Hütten der Arbeiter, die Versammlungsplätze der Kinder, kurz, ganz Carthagena war der Schauplatz seiner Thätigkeit, deren Ausdehnung nur jene ermessen können, welche die Macht ihrer himmlischen Triebfeder kennen. Gott verlieh dem frommen Priester auch die seltenen Gaben der Heiligen. Eine Reihe von Wundern ereignete sich auf seine Fürbitte.

Nach einem langen Leben voll Sorge und Mühe, voll Lieben und Retten hauchte er endlich seine große Seele aus am 8. September 1654. Der Papst Pius IX. versetzte ihn am 16. Juli unter die Seligen.

9. September.

Der heilige Corbinian,

Bischof von Freising.

Jahr 730.

Unter der Regierung des Königs Clotar III., der von 660--668 regierte, wurde der heil. Corbinian zu Chartres unweit Melun in Frankreich geboren. Sein Vater, der vor der Geburt des Sohnes starb, hieß Waldekiso, und seine Mutter Corbiniana. Er erhielt zwar in der Taufe den Namen des Vaters, aber bald darauf veränderte ihn seine Mutter in den ihrigen aus zärtlicher Liebe zu ihrem Sohne. Schon in früher Jugend entwickelte er die trefflichsten Gaben des Verstandes und Gemüthes, und sein frommer Sinn zeigte große Neigung zu den Uebungen eines stillen, gottseligen Lebens. Mit großem Eifer widmete er sich der Erlernung der Wissenschaften und der Lektüre geistreicher Bücher, besonders der heil. Schrift. Damit verband er eine seltene Mäßigung in allen sinnlichen Genüssen, übte sich fleißig im Gebete, im Fasten und Wachen und in einem Streben nach jeder Tugend, das ihn vor andern auszeichnete. Heißes Verlangen, Gott allein zu dienen, erzeugte in ihm eine solche Liebe zur Einsamkeit, daß er bei der Kirche des heiligen Germanus unfern seines Geburtsortes eine Zelle für sich erbaute, wohin er sich, allem Irdischen entsagend, zurückzog.

Bald meldeten sich bei ihm Schüler, die unter seiner Leitung sich dem geistlichen Stande widmen wollten. Er nahm sie an, und unterrichtete sie in den Lehren des Heils, hielt sie zum Psalmengesange, zum Wachen und Fasten und zur Ausübung der Liebeswerke an Armen und Fremdlingen an.

Sein Wandel und sein gottseliges Leben wurde bald allgemein bekannt und der Ruf davon drang bis an den königlichen Hof, und Pipin von Heristall, der Hausmeister, empfahl sich sogar seiner frommen Fürbitte. Von überall her strömten die Menschen, hoch und niedrig, herbei, um ihn zu sehen und ihm Geschenke zu bringen. Dieser Zulauf ward ihm aber so lästig, daß er nach einem 14jährigen Aufenthalte sich mit seinen Brüdern nach Rom begab, um sich dort in stiller Einsamkeit dem Dienste Gottes ganz zu widmen. Diesen Entschluß entdeckte er dem Papste Constantin, und bat ihn um einen dazu geeigneten Ort. Doch der heilige Vater, dem seine großen Geistesgaben nicht entgangen waren, gab ihm zu verstehen, daß er nicht zur Einsamkeit, sondern zu einem thätigen Leben berufen sei, und machte ihm den Antrag, ihn zum Priester und Bischofe zu weihen und ihn zum christlichen Lehramte in die Welt abzuordnen. Corbinian fügte sich, obwohl mit Widerstreben, in den Antrag des heiligen Vaters, weil er ihn als den Willen Gottes ansah.

Als Bischof und noch dazu mit dem Pallium beehrt, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo sein Eifer für den Glauben, seine Thätigkeit, seine Predigten und unermüdliche Ermahnungen in milden und strafenden Worten herrliche Früchte trugen, und bei Priestern und Laien das Streben nach Vollkommenheit in der christlichen Tugend entflammten. Der große Zulauf von

allen Seiten von jeder Art Menschen, die ihn zu sehen und zu hören wünschten, machte auf ihn einen so unangenehmen Eindruck, daß er sich in seine frühere Zelle zurückzog, und sich entschloß, wieder nach Rom zu ziehen und sein Amt in die Hände des hl. Vaters zurückzugeben. Auf dieser Reise kam er auch nach Regensburg, wo Theodor II., Herzog von Bayern sich befand. Dieser versuchte, ihn zu bereden, im Lande zu bleiben und die Unwissenden zu belehren und im Glauben zu stärken. Auf seine Entschuldigungen hin wurde er von dem Herzoge mit reichen Geschenken entlassen. Gleiche Anträge erhielt er vom Herzoge Grimoald zu Freising. Er blieb aber seinem Entschlusse getreu, und der Herzog ließ ihn durch eine Schaar Reisiger bis in die Lombardei begleiten. Zu Pavia wurde Corbinian von dem Longobardischen Könige Luitbrand ehrenvoll empfangen, und nach sieben Tagen setzte er, vom Könige reichlich beschenkt, seine Reise nach Rom fort, wo er sich zum kirchlichen Oberhaupte, dem Papste Gregor II. verfügte. Diesen bat er dringend unter Thränen um Entlassung von seinem Amte und um Gewährung stiller Einsamkeit. Der heilige Vater, über diese Bitte befremdet, zog mehrere bedeutende Männer zu Rathe, deren Gutachten dahin ging, daß es vermöge der Kirchensatzungen und der Lehren der Väter nicht räthlich sei, den Corbinian seines Amtes zu entlassen, denn gerade Männer von solcher Demuth seien die besten Beförderer des Heiles der Seelen, da überdieß Corbinian mit den herrlichsten Gaben von Gott begnadigt sei, in seinem Amte Großes zu wirken. Auf diesen Rath hin bekam der Heilige den Befehl, seinen bisher bewiesenen Eifer in der Seelsorge fortzusetzen und seine übrigen Sorgen dem Herrn zu empfehlen. Von dem Segen des hl. Vaters begleitet, begab sich Corbinian wieder auf den Weg nach Bayern zurück. Sobald er erfahren hatte, daß sich Grimoald mit Piltrudis, der Wittwe seines verstorbenen Bruders Theobald verheirathet habe, ließ er ihm sagen, daß er nicht vor ihm erscheinen könne, wenn er nicht die unrechtmäßig sich beigelegte Frau entlasse. Keine Vorstellung von Seiten des Herzogs machte auf den Heiligen Eindruck, er blieb unerschütterlich, und ließ ihm nur die Worte des Johannes des Täufers sagen: „Es ist dir nicht erlaubt, daß du deines Bruders Weib habest.“ Furchtbar war der Zorn und der Haß der Piltrudis, den sie von da an auf Corbinian warf. Dieses schreckte aber den heiligen Mann nicht. Nach vierzig Tagen äußerten die fürstlichen Personen ihre Sinnesänderung und Corbinian umarmte und segnete Beide. Durch die Schenkungen des Herzogs war er in Stand gesetzt, das Bisthum Freising zu stiften. Piltrudis hatte aber nur zum Schein ihre Gesinnung geändert und bei Gelegenheit suchte sie den Zorn des Herzogs gegen ihn zu reizen. Wie sie aber ihren Zweck auf diesem Wege nicht erreichen konnte, brachte sie ihr innerer Groll dahin, ein anderes Mittel zu versuchen. Sie ertheilte ihrem Geheimschreiber Ninus den Auftrag, ihn bei seiner Rückkehr vom Lande insgeheim zu ermorden. Diesen Anschlag auf sein Leben erfuhr Corbinian durch seinen Bruder Erimbert, und flüchtete sich deßhalb mit seiner Geistlichkeit nach Majs, wo er unter dem Schutze des Königs Luitprand in Sicherheit lebte. Nach Ermordung des Herzogs Grimoald und der Wegführung der Piltrudis sammt ihren Schätzen durch Karl Martel nach Frankreich wurde der hl. Corbinian durch Hugibert, einem Enkel Theodor II., wieder nach Freising zurückberufen und in sein Bisthum eingesetzt. Corbinian wirkte noch einige Jahre mit ungemeiner Thätigkeit. Als er sein Ende herannahen fühlte, schickte er zu Luitprand, dem Longobarden-Könige, um sich von ihm seine Besitzungen in Tyrol als Eigenthum der Freisinger Kirche bestätigen zu lassen, und ersuchte den Herzog Hugibert, daß seine Leiche in Majs beigezetzt werden dürfe. Beide Gesuche wurden ihm ohne Mühe gewährt. Er verrichtete noch mit inniger Andacht das hl. Meßopfer, empfing aus eigener Hand die himmlische Wegzehrung; begab sich nach Hause, legte sich auf sein Lager und nach dem Genusse von wenig Wein bezeichnete er sich mit dem heil. Kreuze und verschied in dem Herrn im Jahr 730. Seine Gebeine befinden sich in der Domkirche zu München und Freising.

Der heilige Corbinian.

Der heilige Omer,

Bischof von Terouenne.

Jahr 670.

Omer, gegen das Ende des 6. Jahrhunderts geboren, war der Sohn Friulphs und Domitillas, begüterter

Edelleute im Gebiete von Constanz; sein Geburtsort Guldensen lag in der Nähe des Constanzer See's.

Eine sorgfältige Erziehung, welche wissenschaftliche Bildung und Pflege christlicher Tugenden sich zum Ziele setzte, trug an ihm die besten Früchte. Nach dem Tode seiner Mutter begab sich Omer in die Abtei Luxeuil bei Besançon, und vermochte auch seinen Vater, seine Güter unter die Armen auszutheilen und ihm dahin zu folgen.

Der heilige Abt Eustasius, Columbans Nachfolger, nahm beide bereitwillig auf. Eine bewunderungswürdige Sittenreinheit und ein in jeder Beziehung tugendhaftes Leben zeichnete den hl. Omer unter allen Brüdern aus. Er erwarb sich eine vollkommene Kenntniß der heiligen Schrift und aller auf die Religion bezüglicher Wissenschaften, so daß sein Name bald im ganzen Reiche bekannt wurde.

Da zu der Zeit die Stadt Terouenne eines eifrigen apostolischen Seelenhirten bedurfte wegen des daselbst herrschenden Lasters und Aberglaubens, so bestimmte König Dagobert auf den Rath des heiligen Acharius, Bischof von Noyon und Tournay, Omer zum Bischofe dieser Stadt und ungeachtet seiner demüthigen Weigerung, das bischöfliche Amt anzunehmen, das ihn nach seinen eigenen Worten „aus dem Hafen süßer Ruhe ohne Erfahrung auf das stürmische Meer hinausstieß,“ wurde er gegen das Ende d. J. 637 zum Bischofe geweiht.

Grab des heiligen Omer.

Aus dem Gebete schöpfte der hl. Bischof die Kraft, das Reich Jesu Christi an die Stelle des Reiches des Teufels zu setzen. Er begann mit der Wiederherstellung des reinen Glaubens unter der kleinen Zahl derer, welche in Terouenne sich noch zum Christenthume bekannten, welche aber aus Mangel an Hirten oder durch die Nachlässigkeit ihrer geistlichen Führer in einer tiefen Unwissenheit in Sachen der Religion und in großem Sittenverderbnisse dahinlebten, ein Werk, das wohl eben so schwierig war, als die Bekehrung von Götzendienern. Aber der Erfolg der Bemühungen Omers war so groß, daß bald sein Bisthum mit den blühendsten Frankreichs den Vergleich aushielt. Die Heiligkeit seines Lebens machte noch mehr Eindruck als seine von himmlischem Feuer glühende Reden. Omer machte es sich zur Pflicht, häufig sein Bisthum zu visitiren und überall, wo seine Anwesenheit nöthig war, längere Zeit zu verweilen, theils um Unwissende zu belehren, theils um Mißbräuche abzustellen und das Reich der Frömmigkeit in den Herzen fest zu begründen.

Ein Edelmann Namens Adroald, war einer der vorzüglichsten Neubekehrten. Er wohnte zu Ascio, dem heutigen Aix, und da er keine Kinder hatte und einen Theil seiner Güter zur Ehre Gottes und zur Unterstützung der Armen verwenden wollte, schenkte er sein Landgut Sithin dem hl. Omer. Dieser Ort gefiel dem Heiligen, weil er die Einsamkeit liebte, und er ließ daselbst auf einem Berge eine Kirche oder ein Oratorium bauen, das er unter den Schutz des heiligen Martin stellte.

Im Jahre 639 schickte ihm Abt Walbert von Luxeuil drei ausgezeichnete Mitarbeiter, den heiligen Bertin, den heiligen Mommolin und Ebertran. Durch die wachsende Zahl der Mönche genöthigt, einen geräumigeren Platz zu suchen, fuhr Bertin mit seinen Gefährten, Psalmen singend, in einer Barke über den Fluß Aa und durch einige Sümpfe, bis sie bei dem Verse „Hier ist der Ort meiner Ruhe, hier will ich wohnen,“ auf der Insel Sithin ankamen, wo sie mit Bewilligung des heiligen Omer ein Kloster und eine Kirche bauten. Das Beispiel und die apostolischen Arbeiten dieser Männer von denen Mommolin später zum Bischof von Noyon und Tournay gewählt wurde, förderten den Aufbau des Reiches Jesu Christi ungemein.

Der heilige Bischof kam oft in die Einsamkeit von Sithin, um sich von den Mühen seines apostolischen Amtes zu erholen. Aber die Süßigkeiten, welche er hier kostete, ließen ihn die Pflichten gegen seine Heerde nicht vergessen. Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich in ganz Frankreich; seine Predigten zogen eine neue Kraft aus seinen Wundern und besonders aus Krankenheilungen, die er durch Händeauflegung unter Gebet wirkte.

Als er im Greisenalter blind wurde, benützte er diesen Umstand, um noch eifriger und freier der Betrachtung obzuliegen, während er seine Amtsverrichtungen durch einen Coadjutor, Namens Drausion, besorgen ließ. Deßungeachtet blieb er nicht müßig, sondern füllte den Rest seines Lebens mit guten Werken aus, die ihm der Eifer für seine Heerde ohne Unterlaß eingab. Er fuhr fort, sie zur Uebung der christlichen Tugenden zu ermahnen und seine Visitationen wurden selbst durch seine Leiden nicht unterbrochen.

Auf einer solchen Visitationsreise ergriff ihn das Fieber und er fühlte bald, daß seine letzte Stunde nahe. Er stand vom Bette auf und ließ sich zur Kirche führen. Hier betete er, vor dem Altar niedergeworfen, lange Zeit glühend und unter Thränen für sich und die ihm anvertrauten Seelen. Nachdem er in dieser Stellung die heilige Communion empfangen hatte, gab er den Umstehenden heilsame Ermahnungen, dann hob er sein Auge und seine vor Schwäche zitternden Hände gen Himmel und sagte: „Meine theuren Kinder, ich bitte die unendliche Barmherzigkeit des Allmächtigen um die Gnade, euch alle glücklich in seinem Reiche zu

sehen.“ Hierauf brachte man ihn in sein Bett zurück, wo er ohne Unterlaß bis zu seinem letzten Augenblick betete.

Er starb zu Wavrans, einem Dorfe bei Sanct Omer, acht Jahre, nachdem er das Augenlicht verloren hatte.

Sein Leichnam wurde nach Sithin gebracht, und wie es der Heilige verlangt hatte, in der Kirche zu Unserer lieben Frau beigesetzt. Bei seinem Grabe geschahen viele Wunder.

Er starb höchst wahrscheinlich am 9. Septbr. d. J. 670, nachdem er 30 – 40 Jahre Bischof gewesen war.

10. September.

Die heilige Pulcheria,

Kaiserin.

Jahr 450.

Die hl. Pulcheria bietet sich unserer Bewunderung als einen hohen Gegenstand aller Tugenden mitten im Glanze irdischer Größe und in den härtesten Prüfungen der Widerwärtigkeiten dieses Lebens dar. Sie war die Enkelin Theodosius des Großen und Tochter des Kaisers Arkadius und der Kaiserin Eudoxia. Sie erblickte das Licht der Welt im letzten Jahre des 4. Jahrhunderts. Außer ihren zwei jüngern Schwestern Arkadia und Marina hatte sie noch eine ältere, Namens Flacalta, die aber schon in früher Jugend gestorben war. Ihr Vater Arkadius war ein schwacher Fürst, der sich jeder Zeit von seinen Kämmerlingen und seiner Frau beherrschen ließ. Er starb nach einer 30jährigen Regierung am 1. Mai 408. Seinem 8jährigen Sohne, den er hinterließ, bestimmte er den Anthemius, einen der weisesten Männer des Reiches und standhaften Freund des hl. Aphrates und des hl. Chrysostomus, zum Vormund. Pulcheria, die nur um 2 Jahre älter als ihr Bruder war, entwickelte schon frühzeitig schöne Anlagen zur Tugend und Frömmigkeit. Am 14. Juli 414 zur Augusta erklärt, um mit ihrem Bruder die kaiserl. Würde zu theilen, übernahm sie selbst die Sorge für die Erziehung desselben. Obgleich selbst noch ganz jung, ersetzten bei ihr doch die trefflichen Anlagen, die sie von der Natur empfangen hatte, den Mangel der Erfahrung. Sie gab ihm die tugendhaftesten Lehren und bemühte sich, seinem Herzen die tiefsten Gefühle der Frömmigkeit einzuflößen, weil sie fest überzeugt war, daß ohne Religion die schönsten Gaben unnütz, ja häufig äußerst gefährlich wären. Sie lehrte ihn mit glühender Andacht beten, Alles lieben, was auf den Gottesdienst Bezug hatte, und mit Eifer die Lehre der katholischen Kirche vertheidigen. Man kann mit Recht behaupten, alles Gute, was der Prinz besaß, verdankte er seiner Schwester, seine Fehler aber muß man der Schwäche seines Charakters zuschreiben, der sich leicht von Anderen leiten ließ. — Mit der nämlichen Sorgfalt übernahm Pulcheria die Erziehung ihrer beiden jüngern Schwestern, die unter ihrer Leitung auf dem Pfade der Tugend und durch Beispiel der Leiterin angespornt, muthig voranschritten.

Die heilige Pulcheria übersendet das Bild der allerseligsten Jungfrau, welches sie aus Jerusalem empfangen hatte, der Kirche von Hodegus.

Pulcheria, von innerem Verlangen nach Vollkom=

menheit getrieben, legte das Gelübde ewiger Jungfrauschaft ab, und ihre Schwestern folgten ihrem Beispiele. Vereint verrichteten sie ihre Andachtsübungen, vereint widmeten sie die übrige Zeit den Wissenschaften und den weiblichen Arbeiten. Nie verließ sie ihre Schwestern, als wenn Staatsgeschäfte es erforderten, zu denen sie sich aber vorher in ungestörter Einsamkeit vorbereitete. Sie übte Bußwerke und Abtödtungen; an den Höfen der Großen unbekannte Dinge. Ihr Gemach durften nie männliche Personen betreten, weil sie auch den Schatten von Mißdeutung scheute. Sie sah und sprach mit den Männern nur öffentlich in Gegenwart des Hofes. Der kaiserliche Palast war unter ihrer Aufsicht an Zucht, Strenge und Ordnung einem Kloster nicht unähnlich. In jeder Angelegenheit fragte sie Gott um Rath, und entschied nie, ehe sie nicht ihre weisen und tugendhaften Räthe über die Sache vernommen hatte. Ihre Beschlüsse waren immer die Ergebnisse der reifsten Ueberlegung; die Befehle, die sie in Folge derselben ertheilte, mußten ohne Zögern vollzogen werden, diese aber gab sie immer im Namen ihres Bruders, damit ihm allein die Ehre aller Unternehmungen, die dem Reiche zum Ruhme gereichten, zu Theil wurde. Man bewunderte an ihr eine ungemeine Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache; die Geschichte hatte sie in ihrem ganzen Umfange inne, und war in den verschiedenen Zweigen der Literatur vollkommen bewandert. Sie erklärte sich für die Beschützerin der Künste und Wissenschaften. Weit entfernt, die Religion der Politik dienstbar zu machen, bezog sie vielmehr alle Unternehmungen auf Gott und diese Handlungsweise gereichte dem Staate nur zu seinem Besten. Sie verstand es, allen Empörungen, die das Wohl des Staates gefährden konnten, zuvorzukommen; unterhielt den Frieden mit den Nachbarstaaten, und suchte mit unermüdlichem Eifer in allen Provinzen ihres weiten Reiches, in denen noch Götzendiener sich befanden, die wahre Lehre Jesu zu verbreiten. Nie glänzte schöner die Tugend im Morgenlande, nie waren die Völker glücklicher, nie der römische Name selbst bei Barbaren geehrter als während der Regierung der hl. Pulcheria.

Als ihr Bruder Theodosius das zwanzigste Jahr erreicht hatte, bemühte sich Pulcheria, eine würdige Gattin für ihn

INRI

Die heil. Pulcheria besucht mit einem Priester die Kranken.

aufzufinden. Ihre Blicke richteten sich auf Athenais, die Tochter eines griechischen Philosophen, die nach dem Tode ihres Vaters nach Constantinopel gekommen war, um den Schutz der Kaiserin gegen ihre Brüder anzuflehen, die sie in ihrem Erbe verkürzt hatten. Wegen ihrer Schönheit, der Trefflichkeit ihres Geistes und ihrer übrigen Eigenschaften war sie der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, und Pulcheria hielt sie deßhalb für würdig, die Gemahlin des Kaisers zu werden.

Obwohl noch im Heidenthum erzogen, wurde sie leicht durch trefflichen Unterricht dem Christenthume gewonnen und erhielt in der Taufe den Namen Eudoxia. Die Vermählung geschah am 7. Juni 421, und zwei Jahre später erklärte sie Theodosius zur Augusta.

Bis dahin hatte in der Geschäftsführung des Staates keine Veränderung stattgefunden, denn immer noch lenkte Pulcheria das Staatsruder. Aber die Macht dieser Fürstin erregte bald die Eifersucht der Eudoxia, die der Kämmerer Chrysaphius zur Flamme anblies und durch seine und der Eudoxia Ränke es dahin brachte, daß zuletzt Pulcheria von der Regierung entfernt wurde. Nach der Verdammung des Nestorius auf der im Jahr 431 zu Ephesus gehaltenen Kirchenversammlung übte Eudoxia auf ihren ohnehin von Natur schwachen und unthätigen Gemahl einen solchen Einfluß aus, daß er dem heiligen Flavian, Patriarchen von Constantinopel, befahl, Pulcheria zur Diakonissin seiner Kirche zu machen. Trotz der kräftigsten Gegenvorstellungen des heiligen Bischofs beharrte der Kaiser fest auf seinem Entschlusse. Eilig entfernte sich der heilige Bischof und setzte Pulcheria heimlich von den Ränken ihrer Feinde in Kenntniß. Auf diese Nachricht hin zog sie sich auf's Land zurück, um ihre übrigen Tage in stiller Verborgenheit hinzubringen. Ihre Zurückziehung war aber eine Quelle des Unheils für Kirche nnd Staat. Eudoxia und Chrysaphius suchten sich hingegen am heiligen Flavian zu rächen; sie erklärten sich zu Gunsten des Eutyches, dessen Irrthümer verdammt worden waren; schlugen sich zur Partei des Dioskurus und der Eutychianer, beschimpften sie bei ihren wüthenden Gewaltthätigkeiten, die sie im Jahr 449 bei Plünderung von Ephesus begangen hatten; ja, sie bewo-

gen selbst Theodosius zu einer Verordnung, durch welche er alles billigte, was die Ketzer gethan hatten. Innig dankte Pulcheria Gott für die Ruhe, welche sie in ihrer Abgeschiedenheit genoß, und beschäftigte sich einzig mit Religionsübungen. Wenn sie je etwas beunruhigte, so war es der Gedanke an die der Kirche und dem Staate drohenden Gefahren, und fühlte herzliches Mitleid mit ihrem Bruder, der durch seine Schwachheit des Geistes und seine Leichtgläubigkeit die Absichten der Bösen beförderte. Da das Uebel aber mit jedem Tage höher stieg, forderte sie der hl. Papst Leo durch Briefe auf, demselben schleunige Abhilfe zu verschaffen. Sie entschloß sich endlich, ihre ländliche Abgeschiedenheit zu verlassen und den letzten Versuch zur Rettung der Kirche und des Staates zu machen. Ungesäumt begab sie sich an den Hof und forderte eine Zusammenkunft mit ihrem Bruder. Sie wurde ihr gewährt. Mit Ernst und Kraft sprach sie mit ihm über den Verfall des Reiches, und öffnete ihm mit so kräftiger Schilderung des üblen Zustandes des Staates die Augen, daß er mit Schauder vor dem sich öffnenden Abgrunde zurückbebte. Chrysaphius wurde seines Amtes entsetzt und hingerichtet; und als Theodosius im Jahre 450 starb, zog sich Eudoxia nach Palästina zurück, wo sie ihr Leben beschloß.

Jetzt war Pulcheria wieder Gebieterin des morgenländischen Reiches. Um aber ihr Ansehen zu befestigen, glaubte sie, es mit Marcian, einem im Kriegswesen sehr erfahrenen Manne theilen zu müssen, welcher mit einer tiefen Geschäftskenntniß einen glühenden Eifer für den katholischen Glauben, eine seltene Tugend und eine außerordentliche Liebe zu den Armen verband. Als Pulcheria ihm ihre Hand anbot, erklärte sie ihm ihr abgelegtes Gelübde ewiger Jungfrauschaft und Marcian war damit einverstanden. Diese zwei großen Seelen beschäftigten sich einzig mit dem Glücke ihrer Unterthanen, und suchten durch jegliches Mittel das Aufblühen der Religion und wahre Frömmigkeit zu befördern.

Als der hl. Leo vier Legaten nach Constantinopel sandte, wurden sie von dem Kaiser und der Kaiserin mit aller Freude und Liebe empfangen. Ihr Eifer für die Rechtgläubigkeit erhielt von dem hl. Vater und von dem Concilium von Chalcedon, welches im Jahre 451 die eutychianische Irrlehre verdammte, die verdienten Lobsprüche. Mit ihrem ganzen Ansehen drangen beide im Morgenlande auf die Vollziehung der Beschlüsse dieses Conciliums; fanden aber in Egypten und Palästina wegen der Hartnäckigkeit der dort wohnenden Eutychianer bedeutende Schwierigkeiten.

Diese fromme Fürstin gründete viele nützliche Anstalten, und stiftete mehrere Spitäler, die sie mit beträchtlichen Einkünften ausstattete. Sie erbaute mehrere Kirchen, unter welchen besonders drei ausgezeichnet und unter Anrufung der Mutter Gottes geweiht sind, die Kirche von Blachernae, von Chalcopratum und von Hodegus. In letztere schenkte sie das berühmte Bild der allerseligsten Jungfrau, welches ihr die Kaiserin Eudoxia von Jerusalem zugeschickt hatte, und das man für eine Arbeit des hl. Lucas hielt. Sie ließ auch zufolge einer Erscheinung die Reliquien der vierzig Martyrer feierlich erheben und in einen köstlichen Sarg versetzen. Der Geschichtschreiber Sozomenus, der als Augenzeuge der Feierlichkeit beiwohnte, fügte hinzu, daß das Volk mit großer Andacht derselben beigewohnt, und sich hinzugedrängt habe, um mit Tüchern und andern dergleichen Dingen die Reliquien zu berühren.

Die Staatsangelegenheiten hinderten die Kaiserin nicht, ihrer Andacht zu pflegen; sie benützte jeden freien Augenblick von ihren Geschäften, ihn dem Beten und Lesen andächtiger Bücher zu weihen; keine Gelegenheit versäumte sie, Arme zu besuchen, und besonders Kranken ihre Dienste angedeihen zu lassen, bei denen sie häufig dem Priester bei Ertheilung der letzten hl. Sacramente dienend zur Seite stand, und durch liebevolle Blicke und wohl auch Worte nach Vollendung der hl. Handlung das Hinscheiden manches schwer darniederliegenden Kranken erleichterte, dessen dankbaren Blick sie als den besten Lohn für diesen Liebesdienst entgegennahm. So brachte sie mit ihrem Gemahle unter Staatsgeschäften und Liebeswerken ihr thätiges Leben hin, und bewies nach ihrem Tode durch ihr Testament, wie sehr sie ihr ganzes Leben hindurch die Beschützerin der Kirche und die Mutter der Armen gewesen war, denn sie hatte beiden alle ihre Güter vermacht, über die sie frei verfügen konnte.

Als ihre Scheidestunde herannahte

Tod der heiligen Pulcheria.

und der Kaiser mit allen ihren Lieben ihr Bett umstand und ihren Schmerzen und Klagen freien Lauf ließen, ermahnte sie alle zum Festhalten an ihrem Glauben, zur Ausübung jeder Tugend, die allein der unverwesliche Schatz des Menschen sei, zu beständigem Gebete, zur Demuth und frommem, Gott wohlgefälligem Sinne, und als sie kaum mehr sprechen konnte, hob sie ihre Hand und ihren glänzenden Blick nach oben mit dem Ausrufe: „Dort bei unserm Heilande sehen sich die Frommen wieder; er kommt, meine Seele zu empfangen, und mit einem liebevollen Blick auf ihren Gemahl, der in Thränen zerfloß, verschied sie in ihrem 69. Jahre. Marcian, das Testament seiner erhabenen Gemahlin auf's Pünktlichste vollziehend, setzte die von ihr begonnenen Werke fort, und bewährte sich als ein treuer Nacheiferer ihrer Tugenden, bis er im Jahr 457 im 65. Jahre seines Lebens und im 7. Jahre seiner Regierung mit ihr im Reiche der Seligkeit vereinigt wurde. Sein Andenken wird wegen der Dienste, die er der Religion leistete, von allen Jahrhunderten gesegnet werden.

Die Griechen und Lateiner verehren die hl. Pulcheria am 10. September unter der Benennung Jungfrau; und Papst Benedikt XIV. hatte eine besondere Andacht zu dieser Heiligen.

Der heilige Nikolaus von Tolentin,

aus dem Eremitenorden des heiligen Augustinus.

Jahr 1308.

Nikolaus, der heilige, von dem Orte, wo er die längste Zeit seines Lebens zugebracht, Tolentinus genannt, wurde zu St. Angelo im ankonischen Gebiete im Jahre 1249 geboren. Da er seinen Eltern nach einer langen, unfruchtbaren Ehe durch die Fürbitte des heil. Bischofs Nikolaus geschenkt worden war, erhielt er den Namen dieses Heiligen. Schon von Kindheit an folgte er dem Zuge der göttlichen Gnade. Man bemerkte an ihm frühzeitig einen ernsten Sinn, Liebe zur Einsamkeit, zum Gebete, zur Lesung geistlicher Bücher und zur Abtödtung. Als er in seinem 7. Jahre einmal mit seiner Mutter dem heil. Meßopfer beiwohnte, sah er bei der Wandlung in den erhobenen Händen des Priesters statt der Hostie das Kindlein Jesu, das ihm freundlich zulächelte und sagte: „Die Unschuldigen und Gerechten hangen mir an; ich harre auf dich." Ps. 24, 21.

Er besaß einen lebhaften Verstand, ein leichtfassendes Gedächtniß, und eine gründliche Beurtheilungskraft. Dadurch machte er in den Wissenschaften so große Fortschritte, daß er frühzeitig zu Tolentino in die Zahl der Chorherren in der Kirche des Erlösers aufgenommen wurde. In diesem Amte schätzte er aber nur die Gelegenheit, nach Wunsch dem Gebete obliegen zu können. Uebrigens sehnte sich sein Herz nach einer andern Lebensweise, um seinem göttlichen Heilande noch vollkommener zu dienen. Doch konnte er sich noch nicht sagen, an welchem Orte. Da hörte er einmal einen Einsiedler aus dem Orden des heil. Augustinus über die Worte predigen: „Habet nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. Wer die Welt lieb hat, in dem ist die Liebe des Vaters nicht." 1. Joh. 2, 15. Der Prediger stellte die Vergänglichkeit aller irdischen Hoffnungen, und die Vortheile der Liebe Gottes und der Einsamkeit so überzeugend dar, daß Nikolaus sogleich zu Tolentino in den Orden der Einsiedler des heiligen Augustinus trat.

Hier brachte er es bald in allen Tugenden zur Vollkommenheit. Er war so sanften Sinnes und besaß eine solche Gleichmüthigkeit, daß man niemals eine Ungeduld oder den geringsten Unwillen an ihm bemerkte. Nach einiger Zeit wurde er in verschiedene Klöster geschickt, und zu Cingola zum Priester geweiht.

Die letzten 30 Jahre seines Lebens brachte er aber zu Tolentino zu, wo er fast täglich predigte. Die Zeit, welche ihm seine apostolischen Bemühungen zum Heile der Seele frei ließen, verwendete er zur Betrachtung und zum Gebete. Seine Liebe zu Jesus und das Gefühl seiner Sündhaftigkeit waren so innig, daß er beim hl. Meßopfer öfters heiße Thränen vergoß. Diese Liebe bewog ihn, daß er oft stundenlang vor dem hl. Altarssakramente betete, zum Gegenstande seiner Betrachtung am liebsten die Leiden Jesu wählte, gegen Arme und Leidende sehr wohlthätig war und in strenger Abtödtung lebte. Bei dem vielen Guten, das bei seinem Eifer geschah, pflegte er zu sagen: „Lieben Brüder! wenn wir alles gethan haben, was wir thun können, so haben wir nur gethan, was wir zu thun schuldig waren." Luk. 17, 10.

Als er in hohem Alter, durch die vielen Arbeiten erschöpft, sein nahes Ende fühlte, ließ er, vier Tage vor seinem Hinscheiden, alle Brüder kommen und sprach zu ihnen, „Ich bin mir zwar nichts bewußt, ich weiß aber, daß ich deßwegen vor Gott nicht rein bin. Saget es mir daher, wenn ich einen aus euch, meine Brüder, beleidiget habe und verzeihet mir alle Kränkungen, damit auch euch eure Sünden vergeben werden." Hierauf empfing er die hl. Sakramente. Den Tag vor seinem Tode ließ er sich noch den Kreuzpartikel bringen, den er einmal als Geschenk empfangen und stets in hohen Ehren gehalten hatte. Er küßte ihn mit Inbrunst und betete: „Sei gegrüßt du hl. Kreuz, an dem mein Heiland angenagelt gehangen und zu unserer Erlösung sein Blut vergossen hat; an dem er sich des Schächers erbarmt und für seine Kreuziger gebetet hat. Du erbarmungsvoller Heiland, beschütze auch meine Seele;" oft hörte man von ihm die Worte; „Ich wünsche aufgelöst zu werden und bei Christo zu sein." 1. Phl. 1, 23.

Dies geschah, als er sich vom Bette ein wenig aufheben ließ, die Hände und Augen zum Himmel erhob und sprach: „Herr in deine Hände empfehle ich meinen Geist," den 10. September 1308. Seine Heiligsprechung erfolgte im Jahre 1446.

11. September.

Der heilige Bodon,

Bischof von Toul.

Siebentes Jahrhundert.

Bodon, im Anfang des siebenten Jahrhunderts zu Toul geboren, hatte das Glück, von Eltern abzustammen, die sich noch mehr durch seltenes Verdienst als durch adelige Abkunft auszeichneten und ihren Kindern das herrlichste Tugend-Beispiel gaben. – Die reißenden Fortschritte, welche er unter ihrer Leitung machte, wurden ihm durch die Rathschläge seiner ältern Schwester noch erleichtert, welche wie er unter die Zahl der Heiligen aufgenommen wurde.

Noch sehr jung, faßte er und seine Schwester den Entschluß, sich dem klösterlichen Leben zu widmen, und Salaberge eröffnete zuerst der Mutter ihren Seelenzustand, mit der Bitte, ihren Wünschen zu entsprechen, fand aber ihre Mutter wenig dazu geneigt. Der Vater war noch unerbittlicher, antwortete entschieden abschlägig, und verlangte, daß sie in den Ehestand trete. Bei dieser Sachlage entschloß sich Bodon, in der Voraussicht, daß seine Bitte gleichfalls würde abgeschlagen werden, sowohl seinen Entschluß, als auch seinen Kummer, denselben fallen lassen zu müssen, seinen Eltern zu verbergen. Indessen änderte er nichts an seinen Beschäftigungen und frommen Uebungen, im Gegentheil widmete er sich denselben desto eifriger, in der Ueberzeugung, daß er in der Welt den Schutz Gottes gegen die der Tugend drohenden Gefahren noch nothwendiger habe.

Als er im heirathsfähigen Alter war, führte ihm Gott eine Frau zu, die durch Frömmigkeit und Tugenden würdig war, seine Lebensgefährtin zu sein. Sie hieß Odila und stammte aus einer der ersten und reichsten Familien der Gegend. Auch sie hatte sich Gott weihen wollen, und wie er bei ihrem Vater eine abschlägige Antwort auf ihre Bitte gefunden. Ihre Verbindung war bald durch eine Tochter gesegnet, auf deren Erziehung sie alle Sorgfalt verwendeten, und der sie die Liebe zur Tugend und Frömmigkeit einflößten, welche sie beide in so hohem Grade besaßen.

Der Tod ihrer Eltern setzte Bodon und Odila in den Besitz unermeßlicher Güter, die sie nur zu noch reichlichern Almosen und zur Unterstützung frommer Stiftungen verwandten.

Einige Jahre später entschlossen sie sich, da ihre vereinigte Sorge zur Erziehung ihrer Tochter nicht mehr nöthig war, sich zu trennen, um sich ganz dem Herrn zu weihen.

Odila trat in ein Kloster, welches Salaberge als Wittwe gestiftet hatte und als Oberin leitete.

Bodon trat in den geistlichen Stand; sein Verdienst zeichnete ihn bald unter der Geistlichkeit von Toul aus und seine Tugenden machten ihn zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung.

Mit einem bedeutenden Rednertalent begabt, wußte er alle seine Zuhörer zu bewegen und zu überzeugen; seine Reden wie seine Rathschläge erreichten immer den Zweck, den er unablässig im Auge hatte, diejenigen, welche sich von der Tugend entfernten, zu ihr zurückzuführen; voll Mitleid wartete er nicht, bis der Arme ihm die Hand entgegenstreckte, sondern kam der Noth der Unglücklichen zuvor, und suchte auch diejenigen zu entdecken, welche ihre Noth verbargen.

So viele Tugenden, deren Lohn er nur im Himmel erwartete, erwarben ihm die Zuneigung Aller, welche ihn kannten, und bezeichneten ihn als den Mann der Wahl, als der bischöfliche Sitz von Toul erledigt wurde, und trotz seiner Weigerung zwangen ihn die dringenden Bitten des Volkes und der gesammten Geistlichkeit, die Wahl anzunehmen.

Die Art und Weise, wie er sein Bisthum leitete, rechtfertigte die Achtung, die man für ihn hegte; seine ausgezeichneten Eigenschaften zeigten sich jetzt in noch höherem Glanze, seine Eifer und seine Beharrlichkeit im Guten ward noch größer.

Bald nach seiner Ernennung verwendete Bodon das Vermögen seiner Tochter Tietberga, welche der Welt ganz entsagt hatte, zur Gründung der Abtei Bon-Montier in den Vogesen, in welcher sich eine große Anzahl junger Mädchen aus den besten Familien unter der Leitung der Tochter des hl. Bischofs, welche die erste Abtissin war, dem Dienste Gottes widmete.

Mit dem Reste seines Vermögens stiftete Bodon das Kloster Etival, das nach mannigfachem Wechsel endlich an die Prämonstratenser kam, und von der berühmten gefürchteten Abtei Endlen im Elsaß abhängig war. Dieses Kloster versah im 17. Jahrhundert das von der hl. Odilie gegründete Kloster Hohenburg mit Mönchen.

Nach diesen frommen Stiftungen widmete sich Bodon ganz der Heerde, die ihm Gott anvertraut hatte, besonders sorgte er für die Heranbildung guter Priester, welche der Religion durch ihre Verdienste und Tugenden nützlich sein könnten. Als er seine letzte Stunde herannahen fühlte, berief er seine Chorherren und seine Dienerschaft zu sich, gab ihnen seinen Segen, empfing die hl. Wegzehrung und übergab Gott seine Seele.

Die Kirche, für die Dienste erkenntlich, welche ihr Bodon geleistet hatte, versetzte ihn unter die Zahl der Heiligen, und feiert sein Fest am 11. September.

Der heilige Protus und der heilige Hyacinthus,

Martyrer.

Jahr 304.

Diese beiden Martyrer nehmen unter den Christen, welche während der Verfolgungen der Kaiser zu Rom für den Glauben ihr Blut vergossen, eine hervorragende Stelle ein.

Nach ihrer Grabschrift, welche ein Werk des heil. Damasus ist, waren sie Brüder. Man liest in den Akten der hl. Eugenia, welche am 25. September verehrt wird, daß beide Eunuchen dieser tugendhaften Frau waren, und daß sie alle drei unter Valerian im Jahr 257 zum Tode geführt wurden. Doch scheint diese Angabe nicht sicher, denn wir lesen im Kalendarium des Liberius, daß die heilige Basilia, welche wahrscheinlich eine Gefährtin der hl. Eugenia war, am 22. September 304, während der Verfolgung Diokletians die Martyrkrone empfing und an der Salarischen Straße beigesetzt wurde. Das Fest des hl. Protus und des hl. Hyacinthus ist im Kalendarium des Liberius auf den 11. September festgesetzt, mit der Bemerkung, daß es auf ihrem Grabe an der alten salarischen Straße, auf dem Cömeterium der Basilia gefeiert wurde. Man findet das Fest in den ältesten Martyrologien. Im Jahre 366 ließ Papst Damasus die Erde wegschaffen, welche ihr Grab verschüttet hatte. und zu derselben Zeit baute ein Priester, Namens Theodorus, eine Kirche über diesem Grabe. Papst Symmachus beschenkte dieselbe mit reichem Schmucke und kostbaren Gefäßen. Im Jahre 1592 ließ Clemens VIII. die Reliquien der beiden Heiligen nach Rom in die Kirche des heiligen Johannes des Täufers bringen.

12. September.

Der heilige Guido,

Kirchendiener. — Jahr 1012.

Der hl. Guido, gewöhnlich der Arme von Anderlecht genannt, wurde in einem Dorfe bei Brüssel geboren. Seine armen, aber sehr frommen Eltern unterrichteten ihn frühzeitig in den Wahrheiten der Religion, und wiederholten ihm oft die Worte des Tobias: „Wir werden viel Gutes erhalten, wenn wir Gott fürchten. Guido wurde schon als Kind ein Muster aller Tugenden. Die hohe Vorstellung, die er von den Pflichten des Christenthums hatte, trieb ihn zur pünktlichsten Erfüllung derselben an. Er freute sich seines niedrigen Standes, denn der Glaube belehrte ihn über die Vortheile desselben, und daß Christus selbst diesen Stand auf Erden gewählt habe. Er achtete die Großen, ohne sie zu beneiden. und konnte sich der Thränen nicht erwehren, wenn er an die Anhänglichkeit der Menschen an irdische Güter dachte. Wenn er Arme murren hörte, so ermahnte er sie, Geduld zu fassen, und sorgfältig den Schatz der Armuth zu bewahren, der in ihren Händen sei. Ueberzeugt, einst dafür belohnt zu werden, suchte er mühsame Geschäfte, Unbequemlichkeiten und Demüthigungen. Eben so groß als seine Liebe zur Abtödung und Buße. war seine Liebe zum Nächsten. Er theilte seine ärmliche Nahrung mit den Bedürftigen; oft sogar fastete er, um ihnen helfen zu können. Täglich verwendete er einige Stunden auf Besuch v. Kranken, denen er alle ihm nur mögliche Hilfe leistete. So war Guidos Jugendleben beschaffen.

Der heilige Guido.

Da die Liebe Gottes das kostbarste Gut ist, welches die Eltern ihren Kindern hinterlassen können, so ließen es sich Guido's Eltern sehr angelegen sein, diese glückl. Anlagen in ihm zu unterhalten.

Täglich baten sie Gott, er möge seine Gnade über ihn ausgießen und seine herrl. Eigenschaften immer mehr zur Entfaltung bringen. Ihr Gebet fand Erhörung. Guido nahm mit den Jahren auch an Tugend zu, und erreichte bald einen hohen Grad der Vollkommenheit.

Als er eines Tages in der Liebfrauenkirche zu Laken bei Brüssel betete, war der Pfarrer des Orts erstaunt über seine Andacht und Geistessammlung; er unterhielt sich mit ihm und als er sah, wie weit Guido auf dem Wege der Gottseligkeit vorgeschritten sei, behielt er ihn als Meßner bei sich. Mit Vergnügen nahm der Heilige diesen Dienst an, der seiner Demuth so gut entsprach, und besorgte denselben mit den lebhaftesten Gefühlen der Andacht. Nie verlor er die Gegenwart Gottes aus den Augen und brachte alle freien Augenblicke am Fuße der Altäre zu. Oft betete er ganze Nächte hindurch und züchtigte seinen Leib mit strengen Bußübungen, um dem Zorne des göttlichen Richters zuvorzukommen. Wenn man seine Zerknirschung sah, hätte man ihn für den größten Sünder halten können, und doch beging er nur jene Fehler der Unachtsamkeit, in welche auch die frömmsten Seelen fallen, und welche nur reine Herzen bemerken. Seine Demuth und Milde machten ihn äußerst leutselig und allgemein beliebt. Gott

schickte ihm aber, um ihn noch mehr in der Demuth zu befestigen, folgende Prüfung:

Ein Kaufmann von Brüssel rieth ihm, einen kleinen Handel zu treiben, um mit dem Gewinnste die Armen reichlicher unterstützen zu können, und bot sich ihm sogar als Theilhaber an. Guido nahm dieses Anerbieten gerne an, aber Gott ließ seine Täuschung nicht lange dauern. Das Schiff, an dessen Ladung der Heilige Antheil hatte, scheiterte, als es eben in den Hafen einlaufen wollte, und Guido der seine frühere Stelle verlassen hatte, sah sich plötzlich ganz hilflos. Er erkannte seinen Irrthum und die Gefahr, in welche das Gelingen seines Planes seine Tugend gebracht haben würde. Er dankte der Vorsehung, daß sie ihn für das Abweichen von dem von ihr vorgezeichneten Wege strafte, und entschloß sich für die Zukunft zu größerer Wachsamkeit und zum Mißtrauen auf seine eigene Einsicht.

Auch den Beifall, den seine Tugend fand, betrachtete er als eine Prüfung, und demüthigte sich darum um so mehr, je höher man ihn schätzte. Um den Gefahren des Stolzes sicherer zu entgehen und seinen früheren Fehler zu büßen, entschloß er sich, im äußersten Winkel seines Vaterlandes eine Einöde aufzusuchen. Er machte eine Wallfahrt nach Rom und nach Jerusalem und besuchte die berühmtesten Andachtsorte der christlichen Welt. Auf seiner Rückreise traf er in Rom Wandulf, Dekan von Anderlecht, der eben im Begriffe war, mit andern frommen Personen das hl. Land zu besuchen. Er bot sich ihnen als Führer an, um die kaum vollendete Wallfahrt noch einmal zu machen. Der Dekan und seine Gefährten wurden von einer ansteckenden Krankheit ergriffen, als sie sich eben wieder anschickten, Palästina zu verlassen und heimzukehren. Guido schiffte sich ein, nachdem er ihnen die letzte Ehre erwiesen hatte, und erreichte endlich die Heimath nach siebenjähriger Abwesenheit. Der Unterdekan des Kapitels von Anderlecht nahm ihn in sein Haus auf und wollte ihn nicht nach Laken zurückkehren lassen. Er erkrankte in Folge der Beschwerden der Reise und anderer Uebel, die er erduldet hatte, und starb am 12. September 1012. Die Stiftsherren von Anderlecht verschafften ihm ein würdiges Begräbniß. In Folge der auf seine Fürbitte gewirkten Wunder wurde später bei seinem Grab eine Kirche erbaut, wohin der Bischof von Cambray gegen das Ende des 12. Jahrhunderts seine Reliquien übertragen ließ. An der Stelle der St. Peterskapelle, in welcher seine Reliquien aufbewahrt waren, erhob sich später eine Collegialkirche, welche den Namen des Heiligen trägt.

Der heilige Guido sucht die Armen und Kranken auf, um ihnen zu helfen.

Der gottselige Nikolaus von Longobardi,

Laienbruder im Orden der Minimen.

Jahr 1709.

In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts lebten in Calabrien ein Paar Eheleute, Namens Fulvius Sagio und Aurelia Pizzini, das im Schweiße seines Angesichtes seinen Lebensunterhalt durch Taglohn sich erwerben mußte, dabei aber in stiller Herzenseinfalt und Aufrichtigkeit dem Herrn diente. Diesem frommen Paare wurde am 6. Januar 1649 ein Sohn geboren, dem es in der Taufe den Namen Johannes Baptista beilegen ließ. Bei der Armuth der Eltern war es zwar nicht möglich, dem Sohne Unterricht in den weltlichen Kenntnissen geben zu lassen, aber desto eifriger unterrichteten ihn die Eltern selbst mit Wort und That in der Lehre des Christenthums, und führten ihn besonders durch eigenes Beispiel auf dem Wege der Gottseligkeit zu seinem wahren Heile. Kaum so weit erstarkt, daß er seine Eltern in ihrem sauren Geschäfte unterstützen konnte, bewies und entwickelte er bei zunehmenden Körperkräften einen solchen Eifer, eine solche Thätigkeit, daß er immer der Erste beim Beginn des Tagwerkes, und der Letzte von der Arbeit war. Diese verrichtete er aber nicht gedankenlos und mit Verdruß, wie oft so viele andere Taglöhner, nein, sondern er heiligte sie durch Gebet und innere Betrachtung. War es ihm möglich und vergönnt, so besuchte er die heilige Messe mit innerer Andacht und bereitete sich so unvermerkt auf seinen künftigen Stand vor. Dieses bethätigte er noch mehr durch seine äußerst mäßige und einfache Lebensweise, die er durch Fasten im Geiste der Buße an Freitagen und Samstagen bei Wasser und Brod steigerte. Gehorsam gegen seine Eltern, diente ihm nur ihr Wille zur Richtschnur des seinigen, und sein ernstes aber auch bescheidenes Benehmen gegen Alle zeugte von seiner innern Geistessammlung. Dieser zu Folge suchte er die Einsamkeit, und wählte und erbat sich solche Arbeiten, bei denen er allein sein konnte, denn

diese waren ihm die willkommensten, weil er dabei, ohne von Jemanden gestört zu werden, sich in Demuth seines Herzens mit Gott unterhalten konnte, und, ohne es zu fühlen, die erhabene Gabe der Beschaulichkeit erlangte, die nur wenigen Seelen zu Theil wird. So auf's innigste mit seinem Schöpfer vereint, faßte Nikolaus den Entschluß, der Welt zu entsagen und in eine Ordensgesellschaft zu treten. Dazu trieb ihn aber nicht der Gedanke, sich aus seinem niedern Stande zu erheben, oder gar sich einem müßigen Leben hinzugeben; im Gegentheil, er betrachtete das stille Klosterleben als das sicherste Mittel, den Fallstricken der Welt zu entgehen, denen die niedrigsten wie die höchsten Stände ausgesetzt sind. Diese Abgeschiedenheit von der Welt sollte für ihn nur die Fortsetzung der bisherigen mühevollen Arbeiten sein, und seiner eifrigen Seele den Trost gewähren, sich unter der Leitung erfahrener Führer der Uebung der Gottseligkeit weihen zu können. In dieser Absicht suchte er die Aufnahme als Laienbruder bei den Minimen zu erlangen und seine Bitte wurde ihm durch den Beistand des Herzenlenkers gewährt. Sein ganzes Besitzthum brachte er Gott zum Opfer dar, und nach erstandener Prüfungszeit legte er das feierliche Gelübde ab. Mancher könnte glauben, der gottselige Nikolaus habe jetzt als Laienbruder die harte Feldarbeit mit einem gemächlichen Leben vertauscht, und Gott nur ein unbedeutendes Opfer gebracht. Doch ist dem nicht so. Außer den anstrengenden Arbeiten im Kloster hat sich ein Laienbruder auch noch allen von der Regel vorgeschriebenen Bußwerken mit den übrigen Gliedern der Genossenschaft zu unterziehen. Nicht die Hingabe des scheinbar unbedeutenden Besitzthums, sondern die innere Gesinnung des gottseligen Nikolaus, mit der er dieses Opfer brachte, verdient die herrliche Zusicherung unseres Heilandes, die er dem hl. Petrus, der nach Verlassen seines Fischerbootes und seiner Netze den Herrn fragte: „Was wird uns denn werden?" mit den Worten gab: „Wahrlich ich sage euch, daß ihr, die ihr mir gefolgt seid, bei der Wiedergeburt, wann der Menschensohn sitzen wird auf dem Throne seiner Herrlichkeit, auch sitzen werdet auf zwölf Thronen, und richten die zwölf Stämme Israels." Einige Jahre blieb der gottselige Nikolaus in diesem Kloster und diente allen seinen Brüdern durch seine Frömmigkeit, seinen Gehorsam und seine Bußstrenge zur wahren Erbauung. Von da ging er mit Bewilligung seiner Obern nach Rom und trat eine Wallfahrt nach Loretto an, von der er mit der größten Begeisterung zurückkehrte, über die alle in Erstaunen geriethen. Sein Leben glich von der Zeit an dem eines Engels. Bewunderungswürdig waren die Fortschritte, die er im Gebete machte und in Folge dessen von Gott der ausgezeichnetsten Gnaden gewürdigt wurde. Strenges Fasten und Züchtigung seines Fleisches und andere andauernde Bußübungen reinigten sein Inneres von allen vielleicht noch vorhandenen weltlichen Gedanken und lenkten sein ganzes Dichten und Trachten auf geistige Vollkommenheit hin. Sein immerwährendes Stillschweigen, seine unermüdlich Wachsamkeit über seine Augen, seine angestrengte Aufmerksamkeit über seine Gedanken, seine tiefe Demuth, sein vollkommener Gehorsam, seine unzerstörbare Geduld in allen Prüfungen und seine unvergleichliche Liebe gegen die Armen beweist deutlich, daß er beständig in der Gegenwart Gottes wandelte. Deshalb genoß er auch in allen Klöstern, in denen er lebte, die größte Hochachtung. Die Armen, unter die ihn oft sein Amt führte, verehrten ihn eben so, wie die Angesehensten, die seinen Tugenden ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Die edelsten Familien, wie die Colonna, die Borghese, die Rospigliosi erwiesen ihm öffentlich die höchste Achtung, und mehrere derselben pflegten ihn in seiner Krankheit, und erbaten sich seinen Segen. Mit bewunderungswürdiger Geduld ertrug der gottselige Nikolaus die schmerzlichen Krankheiten, mit denen ihn Gott zu seiner Prüfung oft heimsuchte. Besonders langwierig und schmerzlich war die letzte, in der er wohl fühlte, daß er seinem Ziele immer näher rücke, diese irdische Laufbahn verlassen zu müssen. Begeistert von Liebe und Sehnsucht nach oben empfing er die heiligen Sterbsakramente mit tiefer Andacht und mit demüthigem aber immer lebendigerem Vertrauen bald in die Wohnungen der Seligen einzugehen, die nur denjenigen geöffnet werden, die mit einem solch' reinen Herzen, mit solcher Demuth, mit solch' aufrichtiger Liebe, nach Vollkommenheit des Geistes vor den Richter der Lebendigen und Todten zu treten vermögen. Endlich nahte der ersehnte Augenblick. Mit dem freudigen Ausruf im letzten Athemzuge: Im Paradies! Im Paradies! verschied er. Diese heil. Freudigkeit machte auf die Anwesenden einen solchen Eindruck, daß sie einstimmig den Lobgesang Te Deum laudamus anstimmten. Der eifrige Diener Gottes starb am 12. Februar 1709 in seinem 60. Lebensjahre und wurde von dem Papste Pius VI. am 12. September selig gesprochen. Wahr und trefflich sagt der hl. Vater in dem Breve der Seligsprechung: „Gott erwählte den Nikolaus von Longobardi, einen Mann ohne wissenschaftliche Bildung, der durch keine Gabe der Welt ausgezeichnet schien und gänzlich unwissend war, Gott erwählte ihn, um die reichlichen Schätze seiner Gnade über ihn auszugießen." — Wahrlich, der gottselige

Der gottſ. Nikolaus wird während seines schmerzlichen Krankenlagers von Personen aus den edelsten Geschlechtern gepflegt.

Nikolaus kann auch dem im niedrigsten Stande geborenen Menschen zum Muster und Beispiel dienen, daß die demüthigen Diener Gottes durch ihre Tugenden sich der himmlischen Freude theilhaftig machen können, während die Großen der Erde ihren armseligen, vergänglichen Freuden der Welt nachjagen, auf die meistentheils nur schwere Reue nachfolgt.

13. September.

Der heilige Eulogius,

Patriarch von Alexandrien.

Jahr 608.

Der hl. Eulogius, ein Syrer von Geburt, trat noch sehr jung in seinem Vaterland in ein Kloster. Die Eutychianer waren damals in mehrere Parteien gespalten. In Folge dieser Spaltung hatten die von ihnen mit größter Heftigkeit geführten Streitigkeiten die Kirchen Syriens und Egyptens in die größte Unordnung gebracht, und die syrischen Mönche waren größtentheils durch Sittenverderbniß und häretisches Wesen berüchtigt. Eulogius lernte durch ihren Fall Wachsamkeit und wurde ebenso berühmt durch die Unschuld seines Lebens, als durch die Reinheit seiner Lehre.

Nachdem er seinen Geschmack für die schönen Wissenschaften befriedigt hatte, studierte er die Theologie aus den wahren Quellen dieser Wissenschaft, in der heil. Schrift, in den Concilien und in den Werken der Väter. Da er mit einem durchdringenden Scharfblicke, einer lebhaften Auffassungskraft und einem reifen Urtheile einen unermüdlichen Fleiß verband, so machte er die glänzendsten Fortschritte. Er war bald im Stande, für die Wahrheit zu kämpfen, und wurde mit Recht unter die berühmtesten Vertheidiger des Glaubens und glänzendsten Lichter der Kirche gezählt. Demuth, Liebe zur Abtödtung und zum Gebet verliehen seiner Wissenschaft neuen Glanz.

Die Kirche bedurfte seiner, darum wurde er aus seiner Einsamkeit gezogen und durch den hl. Anastasius, Patriarchen von Antiochien, zum Priester geweiht. So lange Eulogius in dieser Stadt weilte, war er mit dem hl. Eutychius, Patriarchen von Constantinopel, im Kampfe gegen die Feinde der Religion innig verbunden.

Der tugendhafte Tiberius hatte kaum den Thron bestiegen, als er schon daran dachte, die durch seine Vorgänger Justinian und Justin den Jüngeren der Kirche und dem Staate geschlagenen Wunden zu heilen. Er unterstützte mit seinen Schätzen alle seine Hilfsbedürftigen Unterthanen und voll Eifer für die Rechtgläubigkeit suchte er gute Hirten besonders für jene Kirchen, welche unter den Verheerungen des Eutychianismus am meisten gelitten hatten. Aus diesem Grunde erbat er sich auch den hl. Eulogius als Nachfolger des Patriarchen Johannes von Alexandrien. Derselbe erhielt die Weihe gegen das Ende des Jahres 583.

Zwei Jahre später traf er in Konstantinopel auf einer Reise den hl. Gregor den Großen und schloß mit ihm die innigste Freundschaft. Beide waren in der Folgezeit Ein Herz und Eine Seele. Unter den Briefen des hl. Gregor sind mehrere an diesen hl. Patriarchen gerichtet. Eulogius verfaßte ausgezeichnete Schriften gegen die Akephalen und die andern Sekten der Eutychianer. Außerdem sind 11 Reden von ihm bekannt, von denen die neunte eine Lobrede auf das Klosterleben ist und sechs Bücher gegen die Novatianer, von denen das erste beweist, daß die Martyrer zu verehren sind. Wir besitzen von diesen Werken nur noch Bruchstücke, die uns Photius erhalten hat.

Der heilige Patriarch von Alexandrien starb im Jahre 606 oder 608.

Der heilige Amatus,

Bischof.

Jahr 699.

Aus einer durch Frömmigkeit und Reichthum gleich ausgezeichneten Familie stammte der heilige Amatus und schöpfte von Kindheit an aus den Beispielen und Lehren seiner Eltern Liebe zur Tugend. Bei seinem lebhaften Geiste und seiner reifen Urtheilskraft machte er in seinen Studien reißende Fortschritte. In Bezug auf die weltlichen Wissenschaften befolgte er den Grundsatz des heiligen Hieronymus, daß man nicht lernen soll, was zu wissen gefährlich sei. Er vernachlässigte nicht wie so viele seines Alters die nützlichsten aller Kenntnisse, die Kenntniß Gottes und seiner selbst und übte eifrig die Tugenden der Demuth und der Liebe. Die Eltern ihrerseits bemühten sich, ihn vor den der Jugend eigenthümlichen Lastern zu bewahren und entfernten Alles von ihm, was ihm Liebe zur Welt einflößen, oder die Reinheit seiner Seele beflecken konnte. Sie ermunterten ihn nicht bloß zur Beharrlichkeit, sondern auch zur Vollkommenheit in der Ueberzeugung, daß die mindeste Untreue gegen

die Gnade die traurigsten Folgen nach sich ziehen könne.

Nach solchen Grundsätzen erzogen, gelangte er bald zur christlichen Vollkommenheit. Als es sich bei ihm um die Standeswahl handelte, bat er Gott inständig, ihm seinen Willen kund zu thun, und da er sich in ganz besonderer Weise zur Heiligkeit berufen fühlte, trat er mit Einwilligung guter Rathgeber in den geistlichen Stand. Gebet, religiöse Studien und Uebung der Nächstenliebe bildeten seine einzige Beschäftigung. Er schätzte sich glücklich, aller weltlichen Bande entledigt zu sein, die, auf Gott bezogen, zwar nicht mit der Frömmigkeit unverträglich, aber doch immer gefährlich sind und einen beträchtlichen Theil der Zeit in Anspruch nehmen, welche wir ganz für die Ewigkeit verwenden sollten. Man traf ihn darum nie in weltlichen Gesellschaften, wo man den Geist seines Standes so leicht verliert und in welchen die Welt selbst den Diener Jesu Christi nicht gerne sieht. Er lebte in der strengsten Zurückgezogenheit und bereitete sich hier auf die Ausübung seiner erhabenen Verrichtungen vor.

Von dem Streben nach höherer Vollkommenheit beseelt, zog er sich in das durch Liebe zur heiligen Schrift und durch Haltung der Regel berühmte Kloster Agaunum zurück. Er bekam von seinem Abte die Erlaubniß, in einer kleinen in Felsen gehauenen Zelle wohnen zu dürfen, bei der sich ein Oratorium befand, und welche heut zu Tage „Unsere liebe Frau zum Felsen" heißt. Einige Zeit nachher entriß man ihn seiner Einsamkeit, um ihn im Dienste der Kirche zu verwenden und ernannte ihn gegen das Jahr 669 zum Bischofe von Sitten in Wallis. In dieser Würde, welche sowohl seiner Tugend neuen Glanz verlieh, als auch sein Ansehen erhöhte, spendete er reichliche Almosen, lag mit unermüdlichem Eifer dem Unterrichte ob, kurz er erfüllte mit höchster Pünktlichkeit alle Pflichten eines vollkommenen Seelenhirten. Fünf Jahre lang hatte er sein Bisthum im Frieden regiert, als es Gott gefiel, ihn mit Prüfungen heimzusuchen.

Theodorich III., Chlodwigs II. Sohn, welcher das ganze fränkische Reich unter seinem Scepter vereinigte, war seit mehreren Jahren dem Laster ergeben, und durch schlechte Minister beherrscht. Er ist der erste von den französischen Königen, den sog. Faullenzern, der sich von den Palastmeiern leiten ließ. Ebroin war einer der grausamsten unter ihnen; er ist der Mörder des heil. Leodegar und verfolgte und verbannte eine Menge heil. Männer und durch Tugend ausgezeichnete Bischöfe. Die Feinde des heiligen Amatus benützten zu seinem Verderben die üble Stimmung des Königs und Ebroins und klagten ihn fälschlicher Weise verschiedener Verbrechen an. Theodorich verbannte ihn, ohne die Klage näher zu untersuchen und seine Vertheidigung zu hören, in das Kloster St. Fursy zu Peronne. Der heilige Ultan, der daselbst Abt war, behandelte den Heiligen mit großer Achtung. Amatus ertrug diesen Unfall mit Freuden; er betrachtete ihn als ein Mittel, die Süßigkeiten der Einsamkeit zu kosten und seiner Neigung zu strengen Bußübungen freien Lauf zu lassen. Nie ließ er eine Klage hören, obwohl man ihm gegenüber alle Formen des Rechts verletzt hatte. Nur Eines betrübte ihn: seine Heerde in den Händen eines schlechten Hirten zu sehen.

Nach dem Tode des hl. Ultan wurde der hl. Mauront mit der Bewachung des Bischofs von Sitten betraut. Eine Zeit lang hatte er ihn bei sich in dem Kloster Hamaye, dann brachte er ihn in das von ihm eben gestiftete Kloster zu Bruil oder Merville. Er schätzte sich glücklich, den Diener Gottes bei sich zu haben und legte zu seinen Gunsten die Leitung seiner Abtei nieder. Der heilige Amatus führte mehr noch durch sein Beispiel als durch Worte seine Mönche auf die Pfade der Vollkommenheit. Als er die Beobachtung der Regel fest begründet sah, schloß er sich in eine an die Kirche stoßende kleine Zelle ein und starb daselbst gegen das Jahr 699.

Der heil. Amatus begibt sich nach dem Kloster St. Fursy in die Verbannung.

Ebroin, dieser grausame Verfolger so vieler Heiligen empfing schon in diesem Leben die Strafe seiner Schandthaten; er wurde im Jahr 679 ermordet. Der König Theodorich bereute bis zu seinem Tode, im Jahr 691, die ungerechte Behandlung des heiligen Amatus, und machte zur Sühnung mehrere Schenkungen an die Abtei Breuil.

Bei den Einfällen der Normannen nahmen die Mönche von Breuil die Reliquien des heil. Amatus mit sich und zogen sich zuerst nach Soisson, dann nach Douai zurück, wo sie ein Kloster gründeten. Dieß geschah am 1. Mai 879.

Man findet im römischen Martyrologium unter dem nämlichen Datum noch einen andern heiligen Amatus, gewöhnlich Amat genannt. Er stammte aus einer angesehenen Familie zu Grenoble und trat noch sehr jung in das Kloster zu Agaume, wo er das erhabenste Tugendbeispiel gab.

Später ging er mit dem heiligen Romarich nach Luxeuil und wurde im Jahr 620 zum Abt von Remiremont ernannt.

Die Festigkeit seines Glaubens und sein Streben nach Vollkommenheit war bewunderungswürdig. Er starb gegen das Jahr 627, seine Reliquien werden in Remiremont aufbewahrt.

14. September.

Das Fest der Erhöhung des heiligen Kreuzes.

Nicht durch das Schwert sondern durch die Schmach des Kreuzes hat Jesus Christus die Welt erobert. Er verlieh durch dasselbe Constantin dem Großen den Sieg, damit er die Hand erkennen sollte, der er seine Erhebung zu verdanken hatte. Als dieser Fürst von den Ufern des Rheines aus durch Gallien und Italien seinem Gegner Maxentius entgegenzog, der zu Rom mit einer überlegenen Macht seiner wartete, richtete er während des Zuges, besonders am Abende vor der Schlacht, obgleich noch nicht Christ, seine Gebete an den wahren Gott. Nachdem er diese mit glühender Inbrunst nach oben gesendet hatte, zog er mitten am Tage mit einem Theile seines Heeres voran. Kurz nach Mittag, da die Sonne sich zu neigen anfing, sah der Kaiser und seine Umgebung voll Staunen ein glänzendes Kreuz um dieses Gestirn. In der folgenden Nacht erschien ihm Jesus im Traume mit demselben Kreuze und befahl ihm ein Abbild davon machen zu lassen und dieses als Fahne im Kampfe aufzupflanzen. Nach seinem Erwachen befahl Constantin, ihm eine Fahne nach der vorgeschriebenen Form anzufertigen. Dieses ist das berühmte Labarum. Es war ein langer vergoldeter Lanzenschaft, durch dessen oberen Theil eine Querstange ging, die ein Kreuz bildete und an deren Armen ein aus Gold und Edelsteinen zusammengesetzter Kranz angebracht war, welcher den Namenszug von Christus umschlang. Aehnliche Fahnen erhielt jede Legion und auf die Helme der Soldaten wurde der Namenszug Christi eingegraben. An der Mulvischen Brücke griff Constantin das Heer des Maxentius an und brachte ihm eine große Niederlage bei; Maxentius selbst ertrank mit einem großen Theile des Heeres im Tiberflusse. Nach Constantinopel zurückgekehrt, ließ Constantin auf dem Hauptplatze der Stadt das Bild des Kreuzes aufrichten und ebenso in dem Hauptsaale seines Palastes ein ähnliches aufstellen. Als sodann die heilige Helena, die Gemahlin des Kaisers, das ächte Kreuz Christi zu Jerusalem auf eine wunderbare Weise entdeckt hatte, — man lese beim 3. Mai die Kreuzauffindung nach — so gab dieses Veranlassung zu diesem Feste, das am 14. September von Griechen und Lateinern unter dem Namen: Erhöhung des heiligen Kreuzes oder Kreuzerhöhung im fünften und sechsten Jahrhunderte gefeiert wurde. Die Wiedererlangung dieses ehrwürdigen Werkzeuges unseres Heils unter der Regierung des griechischen Kaisers Heraklius gab diesem Feste einen neuen Gegenstand. Chosroes II. König von Persien, die Schwäche des oströmischen Reiches benützend, brach im Jahr 614 den Frieden unter dem Vorwande, die Ermordung des Kaisers Mauritius und seiner Kinder durch den Usurpator Phocas zu rächen. Sein unmenschliches Verfahren aber bewies deutlich, daß er nur seinen glühenden Haß im Blute der Christen sättigen wollte. Er verheerte Mesopotamien und einen Theil Syriens. Unterdessen hatte Heraklius, der Statthalter von Afrika, mit Zustimmung der vornehmsten Staatsglieder sich den Purpur angeeignet und rückte gegen Constantinopel vor, machte den Usurpator nach einem blutigen Treffen zum Gefangenen und ließ ihn hinrichten. Der neue Kaiser verlangte durch Gesandte vom persischen Könige Frieden mit dem Anerbieten, einen jährlichen Tribut zu bezahlen. Chosroes verwarf den Antrag und nahm nach einander die Städte Edessa, Apamea, Cäsarea, Damaskus und Jerusalem ein und wüthete überall mit unerhörter Grausamkeit. Alle Christen, die nicht niedergemetzelt wurden, welches Loos hauptsächlich die Ordensmänner, Klosterfrauen und Jungfrauen traf, wurden zu Sklaven gemacht und an die Juden verkauft und viele von ihnen starben unter grausenerregenden Martern. Die Kirchen wurden niedergebrannt und gänzlich zerstört und alle Kostbarkeiten derselben geraubt und dem königlichen Schatze ausgeliefert. Unter diesen befand sich auch jener Theil des wahren Kreuzes, den die heilige Helena zu Jerusalem gelassen hatte. Nur der geheiligte Schwamm und die heilige Lanze wurde durch den Patricier Nicetas gerettet und nach Constantinopel geschickt. Der Patriarch Zacharias wurde mit einer großen Zahl Christen nach Persien geschleppt und dort gefangen gehalten. Aufs neue versuchte es Heraklius, den Frieden zu erlangen, aber alle Versuche waren vergebens. In dieser Noth setzte Heraklius seine einzige Hoffnung auf den Heiland; nahm das in den Kirchen sich vorfindende Gold und Silber und warb zur Vertheidigung seiner Unterthanen ein Kriegsheer. Ein nochmaliger Versuch bei dem persischen Heerführer Saes, der bis Chalcedon unter furchtbaren Verheerungen vorgedrungen war, Friedensunterhandlungen einzuleiten, blieb ohne Erfolg. Jetzt faßte Heraklius den männlichen Entschluß, die Perser aus seinem Reiche zu vertreiben. Im Jahr 622 rückte er gegen Persien vor. Mit dem Bilde des Gekreuzigten in der Hand trat er an die Spitze des Heeres und gab seinen Kriegern das Versprechen, sie bis zum Tode nicht zu verlassen. Er entwarf ihnen ein schreckenerregendes Bild von den furchtbaren Verheerungen der Perser und entflammte die Gemüther seiner Krieger zum freudigsten Muth. Er griff die Perser in Armenien an und errang einen vollständigen Sieg. Im folgenden Sommer eroberte er die Stadt Gazak, wo er Tempel und Paläste des Perserkönigs in Aschenhausen verwandelte. Da Heraklius nicht nach Blut dürstete, entließ er 50,000 persische Gefangene und schickte sie mit Allem versehen in ihre Heimath zurück. Diese menschenfreundliche Handlung trug den Lohn in sich. Der Sieg fesselte sich in den Jahren 624

und 625 an seine Fahnen. Bei den Trümmern Ninive's brachte er dem Feinde eine vollständige Niederlage bei und Chosroes mußte von einer Stadt zur andern fliehen. Unablässig verfolgte ihn Heraklius und eroberte den größten Theil Persiens. Auf die Nachricht von der Niederlage, welche die Perser bei Chalcedon während der Abwesenheit des griechischen Kaisers durch die Christen erlitten hatten, brach die volle Flamme der Empörung gegen Chosroes aus. Dieser befand sich zu Seleucia am Tigris schwer an der Ruhr, die ihn befallen hatte, darniederliegend und in seiner ungebändigten Wuth setzte er, mit Uebergehung seines erstgeborenen Sohnes Siroes, Mardesanes, den Sohn seiner Beischläferin, zu seinem Nachfolger ein. Ueber diese Ungerechtigkeit empört, stellte sich Siroes an die Spitze der Empörer, nahm seinen Vater gefangen, ließ Mardesanes mit seinen Kindern niedermachen und gab seinen Vater — dem Hungertode preis. So rächte das göttliche Strafgericht an diesem Tyrannen, diesem erbitterten Feinde der Christen, durch einen ebenso grausamen Sohn das Blut des Vaters, das der unnatürliche Sohn vergossen und die Grausamkeiten, die dieser seit seiner 35jährigen Regierung am eigenen Volk und an den Christen ausgeübt hatte. Siroes sah sich bei der Schwäche seines Reiches genöthigt, mit Heraklius auf jede Bedingung hin einen festen Frieden zu schließen. Er setzte alle Gefangenen, unter ihnen den Patriarchen Zacharias, in Freiheit, gab die eroberten Provinzen zurück und lieferte alle weggeschleppten Kostbarkeiten, unter ihnen das wahre Kreuz, dem griechischen Kaiser wieder aus. Dieser brachte die kostbare Reliquie mit sich nach Constantinopel, wo er einen prachtvollen Einzug zu halten beabsichtigte. Er wollte selbst das geheiligte Kreuzholz beim Einzuge in die Stadt auf seinen Schultern tragen. Allein er fühlte sich plötzlich am Thore angehalten und vermochte nicht von der Stelle zu schreiten. Ueber dieses unerwartete Ereigniß bestürzt, stellte ihm der Patriarch vor, der an seiner Seite ging, daß dieser Punkt nicht mit dem demüthigen Zustande übereinstimme, in welchem der Sohn Gottes das Kreuz durch die Straßen Jerusalems trug. „Du trägst diesen Schmuck,“ sagte er, „und Jesus Christus war in ein ärmliches Gewand gehüllt; auf dem Haupte glänzt dir ein prachtvolles Diadem, und Christus trug eine Dornenkrone; du bist beschuht, und Christus ging bloßen Fußes.“ Auf der Stelle legte Heraklius sein Purpurgewand, seine Krone und seine Fußbekleidung ab und folgte der Prozession im ärmlichen Anzuge. Man brachte das Kreuz an seinen früheren Aufbewahrungsort; es war noch in dem silbernen Futterale eingeschlossen und die Siegel unverletzt, wie es vor seiner Wegführung gewesen war. Es wurde nun herausgenommen und dem Volke in tiefer Verehrung gezeigt. Diese feierliche Uebertragung geschah am 14. September 629 und von dieser Zeit an wurde das schon vorher gefeierte Fest der Erhöhung des heiligen Kreuzes nicht nur in der morgenländischen, sondern auch in der abendländischen Kirche noch berühmter.

Die heilige Catharina von Genua.

Jahr 1510.

Catharina Fieschi Adorno ward im Jahr 1447 zu Genua geboren. Ihr Vater, Jakob Fieschi, starb als Vicekönig von Neapel unter René von Anjou, König von Sicilien. Kaum begann sich ihre Vernunft zu entwickeln, als sie sich schon als ein Kind des Segens bewies, indem sie durch eine besondere Gnade vor den gewöhnlichen Fehlern der Kindheit bewahrt blieb. Ihre Herzenseinfalt, ihr Gehorsam, ihre Liebe zum Gebet, zur Abtödtung und zur Uebung der heldenmüthigsten Tugenden war staunenswerth. Sie sagt selbst, daß Gott sie schon im Alter von zwölf Jahren mit außerordentlichen Gnaden begünstigt habe. Im dreizehnten Jahre wollte sie sich bei ihrer großen Neigung zum beschaulichen Leben im Ordensstande ganz dem Herrn weihen, aber der Gehorsam gegen ihre Eltern und der Rath derjenigen, in deren Entscheidung sie den Willen Gottes erkannte, brachte sie von ihrem Vorhaben ab. Drei Jahre später verheirathete man sie mit einem jungen genuesischen Edelmann, Namens Julian Adorno. Der vergnügungssüchtige und ehrgeizige Gatte bereitete ihr in den zehn Jahren ihres Zusammenlebens vielen Kummer, den sie mit bewunderungswürdiger Geduld ertrug und als Mittel zu größerer Heiligung betrachtete. Daß der verschwenderische Gatte sein und ihr Vermögen vergeudete, schmerzte sie weniger, als das ungeordnete Leben desselben. Ihr tägliches Gebet um seine Bekehrung ward endlich erhört; Adorno kam von seinen Verirrungen zurück, that Buße und trat in den dritten Orden des heiligen Franzikus, und starb eines frommen Todes.

Frei von den Banden, welche sie an die Welt gefesselt hatte, entschloß sich die Heilige, nur noch Gott und ihrem Seelenheile zu leben und nach längerer Ueberlegung beschloß sie, das thätige und beschauliche Leben mit einander zn verbinden. Sie begab sich deßhalb in das Hospital von Genua, wo sie mehrere Jahre mit unglaublicher Liebe und Zärtlichkeit die Kranken pflegte. Ihre Liebe beschränkte sich aber nicht blos allein auf das Spital, sondern sie besuchte auch alle armen Kranken der Stadt und ließ ihnen jede nöthige Hilfe angedeihen. Ihr Liebeseifer gab sich besonders während der Pest kund, welche in den Jahren 1497 und 1501 in Genua schreckliche Verheerungen anrichtete.

Ihre Abtödtungen waren fürchterlich. Sie hatte sich so an das Fasten gewöhnt, daß sie dreiundzwanzig Fastenzeiten und eben so viele Adventzeiten ohne alle Nahrung zubrachte. Die tägliche Communion war ihre einzige Nahrung: von Zeit zu Zeit trank sie ein Glas Wasser, mit etwas Essig und Salz vermischt.

Catharina trug ein solches Verlangen nach dem Empfang der heiligen Communion, daß sie die Priester um das Glück des täglichen Empfanges derselben

beneidete. Bisweilen ward sie nach der heiligen Communion entzückt und lud in der Gluth ihrer Liebe alle, auch die leblosen Geschöpfe zum Lobe und Preise Gottes ein, der sich ihr geschenkt hatte. „Wie," rief sie aus, „seid ihr nicht alle Geschöpfe meines Gottes? Liebet ihn daher und preiset ihn aus allen Kräften. O Liebe, wer könnte es mir wehren, dich zu lieben? Mitten im Gewühle der Welt wird nichts die Gluth meiner Seele zu löschen vermögen. Ich weiß, daß die Liebe Alles besiegt!" Wenn sie über die Worte Jesu Christi nachdachte: „Wer meine Gebote hält, der ist's, der mich liebt," rief sie oft aus: „O Liebe, wenn Andere mit Einer Kette an dich gefesselt sind, so will ich mich mit zehn an dich fesseln! Alle deine Gebote führen zum Frieden und zur süßen Vereinigung der Liebe. Aber diese Wahrheit kennen nur diejenigen wahrhaft, welche sie aus Erfahrung kennen gelernt haben." Sie seufzte über die Gefühllosigkeit der Menschen gegen Gott und hielt es gar nicht für möglich, etwas Anderes als Gott lieben zu können, Angesichts jener unendlichen Liebe, die ihn trieb, Mensch zu werden und für das Heil der Welt einen ebenso grausamen als schimpflichen Tod zu erdulden. „Gott," sagte sie oft, „ist Mensch geworden, um mich mit seiner Gottheit zu vereinigen; ich will mich darum bemühen, Alles in Vereinigung mit ihm zu thun und mit ihm eine innige Verbindung eingehen. Was kann ich anderes verlangen, o Gott, als daß mein Herz brenne und sich für dich verzehre! Ich will nur dich und ich werde nicht Ruhe finden, bis ich in deinem göttlichen Herzen verborgen bin, in welchem sich alle geschaffenen Dinge unserem Blicke entziehen." Sie schrieb einmal die Worte nieder: „O wie wenige Menschen gibt es, in denen Gott wohnt! O, mein Gott, du hältst deine Liebe zurück, weil die Menschen, durch die irdischen Dinge zerstreut, sie nicht aufnehmen wollen! O Erde, was wirst du ihnen zum Ersatz geben? Wenn die Seele verloren und der Leib in Staub verwandelt sein wird, so werden nur Qualen übrig bleiben, unermeßlich an Dauer wie an Strenge. Erwäge diese Wahrheiten, meine Seele, und laß eine kostbare Zeit nicht entschwinden, die dir gegeben ist, um diesem Unglücke zu entgehen, zumal da du einen so gütigen Gott hast, der dein Heil so sehnlichst wünscht und dich mit unendlicher Liebe sucht und ruft."

Die heilige Catharina von Genua im Gebete.

Der fromme Cardinal Berulle sagte oft, er könne Catharina's reine Liebe zu Gott nicht genug bewundern und empfahl den Karmelitern eindringlich, eine zarte Andacht zu dieser Heiligen zu pflegen.

Die Heilige entschuldigte sich nie, wenn man ihr einen Vorwurf machte, sie war im Gegentheil immer geneigt, sich selbst zu verurtheilen, Die Erfüllung des göttlichen Willens war der einzige Gegenstand ihrer Wünsche; sie hatte darum auch zum Wahlspruch die Worte des Vaterunsers: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden." In ihrer Abhandlung über das Fegfeuer und in ihrem Dialog (Werke, die nicht allgemein verständlich sind) schärft sie besonders jene durchgängige Abtödtung und jene tiefe Demuth ein, welche in ihr die Liebe Gottes in so hohem Grade entzündet hatten. Sie starb nach einer langen und schmerzhaften Krankheit am 14. September 1510, im 62. Lebensjahre. Ihre Heiligkeit ward durch mehrere Wunder bestätigt.

Als man achtzehn Monate nach ihrem Tode ihren Leichnam erhob, trug derselbe noch keine Spur von Verwesung an sich. Von da an begann man sie als gottselig zu verehren, bis sie Papst Clemens XII. im Jahr 1737 heilig sprach. Benedikt XIV. ließ sie in das römische Martyrologium unter dem 22. März einschreiben, an welchem Tag sie lange Zeit in vielen Kirchen verehrt wurde.

15. September.

Der heilige Nicomedes.

Jahr 90.

Nicomedes befand sich während der domitianischen Verfolgung zu Rom und versah dort das Amt eines Priesters mit glühendem Eifer für die christliche Lehre, die er durch Wort und That trotz aller Verfolgungen in den Gemüthern der bedrängten Fürsten zu befestigen suchte. Diesen Eifer bethätigte er aber außer den liebevollen Tröstungen und Aufmunterungen in dieser Zeit

der Noth auch durch Dienste, die er den hingemordeten Bekennern leistete und darin bestanden, daß er ihre Leiber aufsuchte und dem Schooße der Muttererde übergab. So unscheinbar jetzt manchem dieser Liebesdienst vorkommen mag, mit so großer Lebensgefahr, ja mit dem Tode selbst war er damals verbunden. Lange schon war das spähende Auge der Verfolger auf ihn gerichtet, und da einmal der Verdacht gegen ihn erregt war, beobachteten sie seine Schritte. Auf der Ausübung eines solchen Liebesdienstes von ihnen ergriffen, wurde er vor den Richter geführt. Von diesem aufgefordert, den Götzen zu opfern, weigerte er sich standhaft, dieses zu thun, und wies alle weitere Anforderungen der Art mit solchem Muthe und solcher Standhaftigkeit zurück, daß der Richter, erbittert über die Hartnäckigkeit, befahl, ihn durch fortgesetzte Mißhandlungen zur Sinnesänderung zu bringen. Mit Freudigkeit erduldete er die Streiche, mit denen ja der Leib seines Erlösers selbst gemartert und zerschlagen worden war, und gab unter denselben seinen Geist in die Hände dessen zurück, von dem er ihn empfangen hatte. Sein Martyrertod fällt in das Jahr 90. Sein Grab sah man ehedem an der Nomentanischen Straße.

Der Name des Heiligen steht auf den 15. September in dem Sacramentar des hl. Gregor des Großen, so wie in den Martyrologien des heiligen Hieronymus, Beda u. a. m.

Der hl. Achart bittet seine Eltern, in ein Kloster treten zu dürfen.

Der heilige Achart,

Abt von Jumièges. — Jahr 687.

Richard oder Achart stammte von vornehmen Eltern ab. Ansgar, sein Vater, war einer der ersten Offiziere im Heere Königs Chlotar II. Seine Mutter, Hermine, zählte unter ihren Ahnen Glieder der hervorragendsten Familien von Poitou. Aber noch mehr als durch Adel zeichneten sie sich durch ihre Tugenden aus; Hermine besonders suchte mit aller Sorgfalt die Gesinnungen eines guten Christen in das Herz ihres einzigen Kindes einzupflanzen.

Es gab damals in Poitiers, wo Ansgar und Hermine wohnten, zwei Schulen der Wissenschaft und Frömmigkeit, deren Lehrer mit heiligem Wetteifer die ihnen anvertrauten Kinder in der Furcht Gottes erzogen. Die eine der beiden Schulen war im Palaste des Bischofs selber, welcher dieselbe leitete, die zweite befand sich im Kloster des heiligen Hilarius und wurde von dem Abte selbst geleitet. In diese letztere wurde Achart gebracht und blieb daselbst, bis er seine Studien vollendet hatte. Seine Gelehrigkeit und Arbeitsliebe zeichnete ihn vor seinen Mitschülern aus; wegen seiner Herablassung verziehen sie ihm deßhalb seine Ueberlegenheit gern. Schon mit 16 Jahren hatte er seine Studien vollendet.

Stolz auf einen solchen Sohn, wollte ihn Ansgar bei Hofe vorstellen, in der Hoffnung, die Gunst des Königs leicht für ihn zu gewinnen. Aber Hermine, deren mütterliche Sorgfalt für die Zukunft ihres Sohnes die möglichen Gefahren voraussah, oder gar noch übertrieb, erschrak bei dem Gedanken an die Verführungen, denen Acharts Tugend unterliegen könnte, und bat ihren Gatten, der immer bereit war, seinen Willen dem ihrigen zu unterwerfen, nicht durch ehrgeizige Pläne Einfluß auf die Standeswahl ihres Sohnes auszuüben, sondern den Willen Gottes hierüber zu erforschen. Ansgar willigte ein, und Achart wurde herbeigerufen, um sich über seine dießfallsigen Neigungen auszusprechen. Der Jüngling, der schon seit lange Alles auf den bezog, welcher das letzte Ziel des Menschen ist, und nur an die eigene Heiligung dachte, bat im Beisein seiner Lehrer und von glühendem Verlangen beseelt um die Erlaubniß, Gott ganz und ohne Rückhalt dienen und in ein Kloster treten zu dürfen. Sein Vater konnte ihm seine Einwilligung nicht versagen, so sehr es ihn auch schmerzte, sein Pläne zu nichte gemacht zu sehen.

Achart hatte nun volle Freiheit, sich in die Abtei Jouin zurückzuziehen. Dieses Haus, am äußersten Ende von Poitou gelegen, war durch die Tugenden seiner Bewohner sehr berühmt, welche durch ihr geregeltes und bußfertiges Leben in der ganzen Gegend im Geruche der Heiligkeit standen. Achart vervollkommnete sich in dieser

ehrwürdigen Genossenschaft in der Uebung aller Tugenden besonders der Demuth, Sanftmuth, Liebe und im Gehorsam. In kurzer Zeit durfte er die Gelübde ablegen und bewies von diesem Tage an eine Andachtsgluth und einen Eifer, der ihn nie mehr verließ. — Ja man versichert, daß Gott ihm sogar bisweilen auf außerordentliche Weise seinen Willen kund gegeben haben soll.

Nach seinem Eintritte in's Kloster gründeten seine Eltern mit dem Vermögen, das ihm zugefallen wäre, die Abtei Quincay in einem Thale, eine Meile von Poitiers. Sie stellten die aufkeimende Genossenschaft unter die Leitung des heiligen Philibert, welcher, um der Tyrannei und den Nachstellungen des grausamen Hausmeiers Ebroin zu entgehen, aus der Abtei Jumièges nach Neustrien hatte fliehen müssen. Der heilige Abt ließ, um den Absichten der frommen Stifter zu entsprechen, eine Colonie eifriger Mönche von Jumièges nach Quincay kommen. Bald baten auch andere Personen um Aufnahme, um sich in dieser Einsamkeit dem Dienste Gottes zu weihen.

Philibert hatte schon früher auf dieselbe Weise das Kloster bevölkert, das er auf der Insel Her gründete, und welches später Hermoutier genannt wurde. Anfangs bestellte er den heiligen Achart zum Abt von Quincay, als er aber seine Rückkehr nach Jumièges als unmöglich erkannte, übergab er ihm die Leitung dieser seiner Erstlingsstiftung und blieb selbst in Quincay.

Das Kloster Jumièges zählte damals 900 Mönche und der heilige Achart wußte unter ihnen die Liebe zum Studium und zur Vollkommenheit lebendig zu erhalten.

Wenn er seine Brüder anhielt, den engen Weg der Vollkommenheit zu wandeln, so ging er ihnen voran, indem er zuerst selbst Alles that, was er ihnen vorschrieb.

Er belehrte sie vor Allem durch sein Beispiel. Seine Beharrlichkeit im Gebete, die Strenge seiner Bußübungen und seine pünktliche Genauigkeit in Befolgung der Regel, gab seinen Reden viel Gewicht, und weckte das größte Verlangen, ihn zu hören. Er sprach mit solcher Kraft, daß er immer seine Zuhörer überzeugte.

Er stand mit Einem Worte in einem solchen Rufe der Heiligkeit, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren. Von allen Seiten fragte man ihn um Rath und unterwarf sich seinen Entscheidungen mit solcher Achtung, als hätte ein Engel vom Himmel gesprochen.

Während seiner Leitung sah er zu seiner Freude die Zahl der Mönche seiner Abtei immer wachsen. Er hatte eine solche Ordenszucht begründet, daß er stets nur leichte Fehler zu bestrafen hatte. Als er sein Ende nahe fühlte, versammelte er alle seine Brüder um sein Bett und richtete an sie folgende Worte: „Meine theuren Kinder, vergesset nie die Mahnungen, die ich euch geben will, und die gleichsam das Testament eures Vaters sind. Ich beschwöre euch im Namen Jesu Christi, liebet einander und lasset nie Bitterkeit gegen den Nächsten in euch aufkommen; diese Bitterkeit wäre unvereinbar mit der vollkommenen Liebe, welche das Merkmal der Auserwählten ist. Umsonst wäret ihr unter dem Joche der Buße und unter den Uebungen des klösterlichen Lebens ergraut, wenn ihr einander nicht aufrichtig liebet. Ohne diese Liebe kann euch selbst der Martertod Gott nicht angenehm machen. Die brüderliche Liebe ist die Seele eines Ordenshauses."

Nach diesen Worten hob er seine Hände und Augen zum Himmel und verschied ruhig am 15. September gegen das Jahr 687, im 63. Jahre seines Lebens.

Während der Einfälle der Dänen und Normannen brachte man die Reliquien des heiligen Achart in die Priorei Hapres, zwischen Cambrai und Valenciennes.

16. September.

Die heilige Eugenie,

Jahr 735.

Auf einer Bergspitze der Vogesen, Namens Altitona, in der Nähe von Ober-Eheheim, jetzt Obernai, einer kleinen Stadt, fünf Meilen südwestlich von Straßburg, erhob sich im Anfang des 7. Jahrhunderts ein in dem strengen und riesenhaften Styl des Mittelalters erbautes Schloß. Es gehörte dem berühmten Adalrich, dem dritten Herzog von Elsaß, der dasselbe mit seiner Gemahlin Bereswinde bewohnte. Das Schloß hieß wegen seiner hohen Lage Hohenburg. Dem Berge, auf dem es ruhte, zur Seite erhoben sich zwei andere Berge, mit denen es durch eine gewaltige, einen Umkreis von vier Meilen umschließende Mauer verbunden war, welche den kammförmigen Einschnitten der Berge folgte. Die Bauart ließ diesen Wall als das Werk des 3. und 4. Jahrhunderts erkennen, und die Vertheidigungswerke an seiner Außenseite kennzeichneten das Bauwerk unzweideutig als ein befestigtes Lager der Burgundionen gegen die so plötzlichen und häufigen Einfälle der ripuarischen Franken und der Gallo-Romanen

Diese zu Adalrichs Zeit noch gut erhaltenen Festungswerke hatten Kummer und Sorgen von der geräumigen Behausung dieses Herrn nicht abhalten können. Seine Frau Bereswinde blieb während der ersten zehn Jahre ihrer Ehe unfruchtbar.

In seiner Eitelkeit träumte der Burgherr von Hohenburg von Sceptern und Kronen für seine Nachkommen, als hätte er eine Ahnung, daß sein Stamm einst Frankreich so viele Könige, Deutschland so viele Kaiser, Oestreich und Lothringen so viele Herrscher, Europa so viele Helden und der christlichen Welt so viele hochverehrte Heilige geben würde! — Endlich genas die Herzogin eines Kindes, aber es war nicht, wie ihr Gemahl gehofft, ein Sohn, sondern

eine blinde Tochter! Der getäuschte Adalrich überließ sich einer Wuth, welche für das Leben seines erstgebornen Kindes fürchten ließ, und Bereswinde bewog, ihre Tochter heimlich in das Kloster Palm bringen zu lassen. Hier erhielt das Kind in der heil. Taufe den Namen Odilia, und ihr Lebensbeschreiber erzählt, dieses erste Sakrament habe ihr den Gebrauch des Gesichts wieder gegeben.

Drei Söhne, mit welchen die Herzogin ihren Gemahl in Zeit von wenigen Jahren beschenkte, Adelbert, Etichon und Hugues, ließen ihn bald eine Tochter vergessen, welche auch das Recht hatte, zu Hohenburg an seinem Herde zu sitzen. Als er eines Abends von der Eberjagd zurückkam, sah er mehrere Personen den Berg heraufsteigen, und ging der kleinen Schaar entgegen. Als sie näher kamen, erkannte er Hugues, der ein zitterndes kleines Mädchen an der Hand führte. „Wer ist dieß Mädchen?" fragte er ihn mit strengem Tone. „Meine Schwester," erwidert Hugues, „deine Tochter ist's," sagte Odilia, indem sie sich ihm zu Füßen warf. Adalrich, über diese unerlaubte und unerwartete Rückkehr aufgebracht, und darin eine Beschimpfung seiner Würde erblickend, stürzte sich auf Hugues und versetzte ihm einen so heftigen Schlag mit seinem Jagdspieß, daß der junge Mensch, tödtlich getroffen, in Odilias Arme sank, welche ihm schnell zu Hilfe geeilt war. So plötzlich und schrecklich Adalrichs Wuth gewesen war, so tief und aufrichtig war sein Schmerz und seine Reue über seinen fürchterlichen Frevel. Er schloß die Tochter in seine Arme und bat um Verzeihung wegen des Leids, das er ihr angethan hatte. Odilia zeigte statt der Antwort gegen den Himmel, um ihm zu bedeuten, daß er Verzeihung nur von oben durch Gebet erlangen könne. Von diesem Tage der Trauer und der Reue an beschäftigte sich Adalrich unabläßig damit, sein weitschichtiges Schloß in ein Kloster umzuwandeln. Dann schenkte er es Odilia sammt allen dazu gehörigen Ländereien welche beträchtliche Einkünfte abwarfen.

Nach dieser frommen Schenkung bezog er wieder seinen alten Wohnsitz Ober-Eheheim und zwar blos den Theil desselben, welcher „der herzogliche Gerichtshof" genannt wurde, wo er gewöhnlich seinen Unterthanen Recht sprach, und von wo aus er das steinerne Kreuz sehen konnte, welches Odilia an dem Platze hatte errichten lassen, wo Hugues für sie den Tod erlitten hatte.

Nach Odilia's Rückkehr auf Hohenburg begab sich ein Ereigniß, welches den Schmerz der Familie hemmte und Aller Herzen mit Freude erfüllte. Gegen die Mitte des Jahrs 665 brachte Adelberts Frau, Gerlinde, eine zweite Tochter, ihr viertes Kind zur Welt. Odilia brachte das Kind zu Adalrich, der sich aus Trauer in sein Zimmer verschlossen hatte. — „Was willst du?" fragte er sie. „Ich bringe einen Engel, den uns der Himmel schickt, um mit uns in unserem Kloster zu beten."

Mit Entzücken nahm er das Kind auf seine Arme und sagte zu Odilia: „Könnte ich doch das dir zugefügte Unrecht durch meine Liebe zu derjenigen gut machen, die wir mit einander aus der Taufe heben wollen!" In der heiligen Taufe ließ er ihr den Namen Eugenie geben, der zugleich seinen Fürstenstolz schmeichelte und sein Vaterherz tröstete, denn er bedeutete „wohlgeboren" und „willkommen."

Eugenien's Geburt schien der keimenden Genossenschaft Glück zu bringen. Bald wurde der hohe Berggipfel eine Stätte der Frömmigkeit und ein Zufluchtsort für Unglückliche. Zu

BERTRAND

Adalrich und seine Frau werden in Begleitung der heiligen Eugenie und Odilia zur Erde bestattet.

Adalrichs Trost kamen von allen Seiten, durch die Frömmigkeit und das Tugendbeispiel der Stifterin angezogen, Mädchen von Stand, um sich der Erleichterung menschlichen Elends zu widmen und ihre frommen Gebete für ihn mit denen seiner Tochter zu vereinigen.

Täglich füllte sich das Spital, das sie gebaut hatte, mit Armen, Kranken, Verwundeten, fast lauter Opfer der damals wüthenden Bürgerkriege. An diesem Orte des Friedens und der Entsagung, des Leidens und der Aufopferung fühlte die Enkelin des Herzogs die ersten Regungen christlicher Nächstenliebe und ihrer Seele erhob sich hohen Fluges zur Uebung der Tugenden, deren zahlreiche Beispiele ihre jugendlich glühende Einbildungskraft entflammten.

Mit sechs Jahren verlor sie ihre Mutter, und obwohl selbst tiefbetrübt, suchte sie durch ihre Zärtlichkeit den Schmerz ihres Vaters über Gerlindens Verlust zu lindern. Von dieser Zeit an wohnte Eugenie im Kloster unter Odilia's Obhut, welche sie wie ihre zweite Mutter betrachtete. Unter der Leitung der Abtissin machte sie reißende Fortschritte in der griechischen und lateinischen Sprache, so wie in den schönen Wissenschaften. Die jungen Nonnen, welche vor ihrem Eintritt ins Kloster eine glänzende Erziehung genossen hatten, wetteiferten, Eugenie zu unterrichten, die Einen in der Musik, die Andern in der Dichtkunst, kurz in Allem, was den Geist erheben und die Einsamkeit versüßen kann; und sie machte sich auch bei Allen sowohl durch ihre seltenen Geistesgaben als durch ihre Herzensgüte beliebt. Mit zehn Jahren las sie die Kirchenväter, Hieronymus, Augustinus u. s. w. Oft behielt sie ganze Stellen dieser unsterblichen Bücher im Gedächtnisse, welche einen großen Eindruck auf sie gemacht hatten. Als sie eines Tages mit ihrem Vetter Heddo, dem zweiten Sohn Etichons, welcher im Jahr 734 Bischof von Straßburg wurde, ihren Großvater zu Ober-Eheheim besuchte, sagte Adalrich zu Eugenie, als jener abgereist war, er schätze Heddo sehr wegen seiner guten Eigenschaften und wünsche sie beide vor seinem Tode durch das Band der Ehe verbunden zu sehen. „Ich bin gesonnen," fügte er bei, „an deinem zwölften Geburtstage, der nahe bevorsteht, zum Verlöbniß zu schreiten." Bei diesen Worten ward Eugenie starr vor Schrecken, antwortete ihm aber, ihre Aufregung verbergend, mit Ruhe, sie habe einen Stand erwählt, zu dem sie berufen sei und führte wörtlich die Stelle aus dem heiligen Fulgentius an: „Soweit die bessern Dinge über die weniger guten, die erhabenen über die niedrigen, die himmlischen über die irdischen, die glücklichen und heiligen über die weniger glücklichen und heiligen erhaben sind, soweit ist der ehelose Stand über den Ehestand erhaben." Als Adalrich noch zu schwanken schien, rief sie mit Begeisterung aus: „Gott, der mir diesen Beruf gegeben hat, wird mir auch Kraft und Gnade geben, ihn zu erfüllen, und er hat mich als Eure Tochter d a r u m besonders verpflichtet, ihm mein Leben zu weihen, damit ich für euer ewiges Heil bete." Der Herzog drückte Eugenie an seine Brust, überhäufte sie mit Liebkosungen und Geschenken und sagte ihr: „Du hast Adalrichs stolzes Herz deinem frommen Willen unterworfen."

Um diese Zeit im Jahr 676—678 erlitt der Großoheim Eugenien's mütterlich Seits, der heilige Leodegar, Bischof von Autun, den Martertod. Als Eugenie von den Verstümmelungen des heiligen Prälaten erzählen hörte, war sie ganz von Begeisterung hingerissen, und wünschte in der Gluth ihres Glaubens gleichfalls in die Hände eines eben so rachsüchtigen, aber noch grausamern Mannes zu fallen, als es Ebroin, der Hausmeier von Neustrien, war. Weit entfernt, diesen überschwenglichen Eifer ihrer Nichte zu dämpfen, der ihr in ihrem noch zu wenig vorgeschrittenen Alter Ueberdruß an einem Leben hätte einflößen können, das sie zur Hilfe und zum Troste Leidender und Unglücklicher verwenden sollte, lobte Odilia mit Vorsicht diesen Drang zum Marterthum, empfand aber im Grunde ihres Herzens eine lebhafte Freude darüber, daß das edle Blut ihrer Ahnen in Eugenien's Adern fließe, und daß sie in Tagen der Gefahr, wie sie in diesen barbarischen Zeiten häufig waren, bei dieser Festigkeit gewiß nicht ermangeln würde, den Glauben ihrer Väter zu bekennen und der Wahrheit zum Siege zu verhelfen.

Darum trug sie ihr auch die Abhaltung der Homilien und der wöchentlichen Vorträge für die Genossenschaft auf. Eugenie verrichtete dieses Geschäft immer mit solchem Takte und oft mit einer so überzeugenden und hinreißenden Beredtsamkeit, daß die heilige Odilia mehr als einmal daran dachte, ihr Amt an sie abzutreten.

Gegen sein Lebensende wohnte Adalrich mit seiner Frau im Kloster Hohenburg bei Odilia und Eugenie, und starb dort im Jahr 690. Nach neun Tagen folgte ihm die Herzogin in's Grab, und beide wurden ihrem letzten Willen gemäß zu Ober-Eheheim begraben. Während ihres Trauerjahres besuchten Odilia und Eugenie täglich ihr Grab, und zwar gewöhnlich Morgens, aber am 2. Oktober, dem Feste des heiligen Leodegar, konnten sie sich erst am Abend dahin begeben. Unterwegs erzählte Eugenie ihrer Tante, sie habe sich in der letzten Nacht in einer Vision plötzlich am Fuß des Berges befunden und habe in einer Hütte den heiligen Leodegar mit seinem durch die Marter verstümmelten Leibe gesehen. Ein Engel in weißem Gewande habe eben sein verbranntes und zerfetztes Gesicht wiederhergestellt. Sobald der heilige Bischof wieder habe reden können, habe er zu ihr gesagt, er sei gekommen, um sich im Spital zu Hohenburg pflegen zu lassen; da er aber den Berg nicht habe besteigen können, sei er in dieser abgelegenen Hütte geblieben, die er in ein großes Spital verwandeln werde, sobald er wieder in sein bischöfliches Amt eingesetzt sei. — Die heiligen Frauen vergaßen nicht, den Namen des heiligen Bischofs in ihre Gebete einzuschließen, der sie, wie es schien, an den Tag seines Festes hatte erinnern wollen.

Als sie ins Kloster zurückkehrten, war die Sonne

schon hinter den Berg hinabgesunken, doch konnten sie noch einen Greis erkennen, der mit äußerster Anstrengung den steilen Weg nach Hohenburg hinanklomm. Sie eilten ihm zu Hilfe, waren aber noch weit von ihm entfernt, als er an den Stufen des steinernen Kreuzes bewußtlos niedersank. Als Eugenie alle ihre Wiederbelebungsversuche nutzlos sah, kniete sie am Fuße des Kreuzes nieder, und bat Gott mit lebendigem Glauben, er möchte doch diesen armen Kranken nicht ohne die Tröstungen der Religion sterben lassen. Kaum hatte sie ihr Gebet beendigt, als der Greis die Augen öffnete und sich ohne Anstrengung mit der Versicherung erhob, er befinde sich ganz wohl, und fühle in seinen Gliedern die volle Jugendkraft. In diesem Augenblicke senkte sich eine feurige Kugel gerade auf dem Orte langsam nieder, wo Eugenie die Hütte des heiligen Leodegar gesehen hatte, und verschwand erst, nachdem sie ihnen auf ihrem Weg bis nach Hohenburg geleuchtet hatte.

„Diese Vision und dieses Wunder", sagte Eugenie, als sie in das Kloster traten, „bedeuten, daß wir am Fuße des Berges ein Spital bauen sollen, um den Kranken das mühsame Bergsteigen zu ersparen." Die heilige Odilia und die ganze Genossenschaft stimmten ihr bei. Eugenie verwendete zu dieser Stiftung die reichen Güter und Geschenke, welche ihr Adalrich hinterlassen hatte und bewog auch ihre zwei Schwestern Athalia und Gundelinde zur Abtretung ihrer Erbschaftsteile.

Bald erhoben sich in einem lieblichen, von einem reichen Wasserfalle und dem Flüßchen Eha bespülten, südlich gelegenen Thale die neuen Gebäulichkeiten. Sie bestanden aus einem Spital, einer Kirche und einem zweiten Kloster, und wurden sämtlich im Jahre 701 vollendet. Das Spital wurde St. Nikolaus genannt; die Kirche wurde unter den Schutz des heiligen Martin gestellt, zu dem die heilige Eugenie eine besondere Andacht trug, und das Kloster erhielt den Namen Nieder-Münster.

Die heilige Odilia hätte es gern gesehen, wenn Eugenie Abtissin dieses Klosters geworden wäre, allein sie schlug diese Ehre mit jener Demut und Bescheidenheit aus, welche einem erhabenen Geiste eigen sind. Da indessen ihre Tante schon vorgerückten Alters war, so übernahm sie endlich unter ihrer Führung und als ihre Coadjutorin die Leitung beider Abteien, so daß eigentlich von da an Eugenie die wirkliche, Odilia nur noch die Ehrenabtissin war. Um diese Zeit erhob sich eine wichtige Frage, welche eine allgemeine Versammlung der ganzen Genossenschaft nötig machte. Es fragte sich nämlich, ob die beiden Klöster die vom heiligen Augustin für Kanonissinnen verfaßte Regel, oder die Regel des heiligen Benedikt für Ordensfrauen annehmen sollten. Eugenie bewies mit solcher Genauigkeit und Beredtsamkeit, daß die erstere Regel dem Zwecke der beiden Stiftungen angemessener sei, und auch den damaligen Zeitbedürfnissen besser entspräche, daß man sich einstimmig für die Regel des Bischofs von Hippo entschied. — Man darf nicht meinen, die Kanonissinnen seien keine wahren Nonnen gewesen. Sie lebten gemeinschaftlich in einem Kloster, entsagten der Welt für immer und weihten sich Gott unwiderruflich, indem sie beständigen Gehorsam gegen die Abtissin gelobten; aber sie durften ihr Vermögen behalten und frei darüber verfügen, auch konnten sie mit Erlaubnis der Abtissin das Kloster zeitweilig verlassen. Die Ordenstracht der Kanonissinnen von Hohenburg und Nieder-Münster bestand in einem langen weißen Rocke mit einem Mantel von gleicher Farbe, der bis unter die Knie reichte; ein gleichfalls weißer Schleier bedeckte ihre langen in zwei Flechten über die Schulter herabwallenden Haare.

Eugenie besaß eine achtunggebietende Würde und Thatkraft, vereint mit einer herzgewinnenden Milde. Ihr Herz war außerordentlich liebevoll; sie begriff nicht, daß unter den Menschen ein so großer Unterschied bestehen sollte, da doch Alle gleich arm geboren werden und sterben. Darum hatte sie bei aller Achtung gegen die Geheimnisse der Vorsehung den festen Grundsatz, die Unterstützung der Armen und Unglücklichen müsse der einzige Lebenszweck der Reichen und Bevorzugten dieser Welt sein. Diesen Grundsatz bethätigte sie bis an ihr Lebensende.

Zwanzig Jahre nach der Stiftung von Nieder-Münster beschloß Odilia in hohem Alter ihr Gott so wohlgefälliges

Die heilige Eugenie am Grabe Odilias.

Lebens, am 13. Dezember 720. Ihr Leib wurde zu Hohenburg in der Kapelle des heiligen Johannes Baptista beigesetzt. Nur die volle Kraft der Religion und die strenge Verpflichtung, welche ihr die Leitung der zahlreichen, jetzt ihrer Sorge anvertrauten Schwestern auferlegte, vermochten Eugenie der Trostlosigkeit zu entreißen, in welche sie die Auflösung eines seit 55 Jahren nicht unterbrochenen freundschaftlichen Zusammenlebens gestürzt hatte. Das Leichenbegängnis der Heiligen ließ sie, von dem heiligen Florentius, damaligem Bischofe von Straßburg unterstützt, mit all' jener Feierlichkeit begehen, die sich für ihren Doppeltitel als Abtissin und Stifterin des Klosters geziemte.

Um diese Zeit betrug die Zahl der Kanonissinnen in den beiden Klöstern mehr als 200. Einstimmig als Nachfolgerin der heiligen Odilia gewählt, nahm Eugenie die Wahl nur unter der Bedingung an, die Würde einer Abtissin mit ihrer Schwester Gundelinde teilen zu dürfen, und die ganze Genossenschaft gab ihrem Wunsch mit Freuden nach. Athalia, ihre ältere Schwester, war schon früher zur Abtissin des Klosters St. Stephan ernannt worden, welches Adalbert, ihr Vater, gegründet hatte; Gundelinde bekam die Leitung von Nieder-Münster, zu dessen Gründung sie mit ihrem Vermögen beigetragen hatte, und Eugenie behielt Hohenburg, um von den sterblichen Ueberresten derjenigen nicht getrennt zu werden, der alle irdische Anhänglichkeit gehörte, welche die Ordensregel ihr noch gestattete.

Der Himmel erbarmte sich ihres Kummers und schickte ihr einen andern Gegenstand der Liebe. Als sie an einem Wintertage von einem fernen Dorfe zurückkam, wohin sie einer armen Bauernfamilie Trost und Unterstützung gebracht hatte, fand sie unter einem Baume ein armes verlassenes Kind. Sie nahm es, wickelte es in ihren Mantel, um es zu erwärmen, setzte sich dann unter den Baum und wartete auf die Rückkunft seiner Mutter. Schon begann es Nacht und kalt zu werden, aber aus Furcht, die Mutter könnte später noch kommen, wagte sie das Kind nicht fortzunehmen. Nach einigen Stunden kam endlich eine arme Frau und gestand Eugenien, sie habe, der äußersten Not Preis gegeben, ihr Töchterchen lieber dem Mitleid der Vorübergehenden überlassen, als in ihren Armen sterben sehen wollen. Eugenie erhob sich und hieß die Frau ihr folgen. Im Kloster angekommen ließ sie der armen Frau alle erdenkliche Sorgfalt angedeihen, dennoch starb sie nach einigen Monaten, und hinterließ der heiligen Abtissin ihre Tochter Adalia. Da die Ordensregel der Erziehung des Kindes im Kloster nicht im Wege stand, so vertrat Eugenie mit Freuden Mutterstelle an ihm, und behandelte es mit aller Zärtlichkeit, welche Adalia mit der Uebung aller Tugenden erwiderte, in denen man sie unterwies. Adalia wurde im Jahre 742 die vierte Abtissin von Hohenburg.

Im achten Jahrhundert wurde die weltliche Wissenschaft, welche den angestrebten Zweck, nämlich die sittliche Besserung der Menschen und die gesellschaftliche Vollendung der Völker nicht hatte erreichen können, durch heilige Wissenschaft verdrängt, welche unablässig bestrebt war, die geistige Kultur auf das religiöse Gebiet zu verpflanzen. In dieser Richtung verdankte die christliche Gelehrsamkeit im Elsaß der heiligen Eugenie viel, da sie ihre Nonnen zum Studium der Wissenschaften und schönen Künste anhielt. Auch das Studium des Lateinischen und Griechischen sollte, weil es unerläßlich zum Verständnisse der heiligen Schrift war, die Novizen beschäftigen. Endlich sah sie es gern, wenn die Musik, deren Töne eben sowohl die Sitten mildern, als der Seele Schwung verleihen, den höhern Eingebungen der Poesie ihre mächtige Stimme lieh. An Festtagen hörte man sogar Lieder, deren Text und Melodie ihr oder ihrer Gefährtinnen Werk war. Dieser Anstoß trug seine Früchte, denn mehrere Abtissinnen, wie Relinde im Jahr 1141 und Herrade von Landsberg im Jahre 1165, verfaßten Gedichte, von denen einige auf uns gekommen sind. Herrade's Sammlung erlangte unter dem Titel Lustgarten (hortus deliciarum) eine große Berühmtheit. — Oft versammelte Eugenie beim Auf- oder Untergange der Sonne ihre Gefährtinnen auf dem Mennelstein, einem durch seine unermeßliche Fernsicht berühmten Punkte im Elsaß, um sie das großartige Schauspiel bewundern zu lassen, welches sich vor ihren Blicken entfaltete.

„Sehet", sagte sie, „in der Ferne die schneeigen Gipfel der Alpen und die ewigen Gletscher der Schweiz; seht diese mit düstern Wäldern bedeckten Bergrücken und diese Thäler, deren Gründe von wohlthätigen Quellen benetzt werden; sehet da zu unsern Füßen den Rhein, dessen celtischen Namen die Länge seines Laufes bezeichnet; sehet die Aehrenfelder, diese Wiesen, diese tausendfarbigen Ebenen und darüber diese Himmelskugel, deren Wärme die ganze Natur belebt. Gewiß, meine Schwestern, nur an der Betrachtung der erhabenen Werke des Schöpfers entzündet sich jenes himmlische Feuer des Gedankens und der Begeisterung, welches man Poesie nennt!" Dann schloß sie mit einigen improvisierten Gesängen zum Lobe Gottes.

Die Ruhe und die süßen Beschäftigungen der beiden Abteien blieben ungestört bis zu der Zeit, wo die wilden Stimmen der afrikanischen Horden durch ganz Frankreich erschollen, denen der Schrei der Verzweiflung und des Todes antwortete. Die starken Krieger und unbezwingbaren Helden Spaniens hatten die Strömung dieser Barbaren in die nördlichen Gegenden nicht aufhalten können. Schon war Abd-el-Rahmans zahlloses Heer wie ein gewaltiger Sturm und als verheerende Geißel bis in's Herz Frankreichs vorgedrungen; schon schwur der siegestrunkene Emir, ganz Gallien den Muselmännern zu unterwerfen, als der Hausmaier von Austrasien, dieser Koloß des Mittelalters, sich plötzlich erhob, ihn in seinem verheerenden Siegeslaufe aufzuhalten. Karl Martell brach von Metz auf und bewegte sich gegen Straßburg, um die Ripuarischen Franken auf beiden

Seiten des Rheins unter die Waffen zu rufen. Als er seine Schaaren gesammelt hatte, begab er sich mit Luitfried (dem älteren Bruder der heiligen Eugenie, seit Adelberts Tod im Jahr 722 Herzog von Elsaß) in das Kloster Hohenburg, um am Grabe der heiligen Odilia zu beten, und Eugenie, deren Heiligkeit schon weithin verbreitet war, um ihr Gebet für diesen entscheidenden Feldzug gegen die Bedränger der Christenheit zu bitten. „Habe Vertrauen," sagte sie mit prophetischem Tone in Gegenwart der versammelten Schwestern, „der Sieg ist den Franken gewiß. Erinnere dich, daß hier in diesen Ebenen, die uns von Straßburg trennen, wo deine tapfern Kampfgenossen sich um dein Banner schaaren, Chlodwig durch seine Bekehrung zum Christentum den Sieg davon trug. Der Gott, den du anbetest, wird dieses Frankreich, das seitdem die vielgeliebte Tochter der Kirche geworden ist, nie in die Hände der Ungläubigen fallen lassen. Kaum als Sieger über die Sachsen, Bavaren, Friesen, Alemannen heimgekehrt, hast du den heiligen Beruf, Chlotildens Religion zu retten!" Dann nahm sie von ihrem Halse ein goldenes Kreuz, welches die heilige Odilia einst getragen hatte, und gab es Karl mit den Worten, die auf dem glänzenden Kreuze zu lesen waren, welches Konstantin erschien: In diesem Kreuze wirst du siegen. Ferner bezeichnete sie ihm das Grab des heil. Martinus als den Ort, den er zum Sammelplatze seines Heeres wählen solle. Nachdem Karl noch in der Kirche des heiligen Martin zu Nieder-Münster gebetet hatte, brach er auf mit jenem vertrauensvollen Mute, den der Glaube einflößt, und den die begeisterten Worte der heiligen Eugenie im höchsten Grade in ihm geweckt hatten.

Karl Martell siegt über die Sarazenen, wie ihm die heilige Eugenie vorhergesagt hatte.

Schon war der Vortrab der Sarazenen bis unter die Mauern der Stadt Sens vorgerückt. Auf die Kunde davon versammelte Herzog Luitfried ein kleines Heer innerhalb des befestigten Walles von Ober-Eheheim, um auf jeden Fall gefaßt zu sein. Die ganze Genossenschaft ward von Schrecken ergriffen, und jede Kanonissin wollte in ihre Familie zurückkehren. In dieser allgemeinen Verwirrung erscholl Eugeniens Stimme: „Wenn die Ungläubigen ins Elsaß dringen und sich der Kampf unter unsern Wällen entspinnt, wer anders, als wir, meine Schwestern, wird unsern Brüdern hilfreiche Hand leisten? Und wenn die Muselmänner besiegt sind, wird es dann nicht unsere Pflicht sein, ihre Wunden zu verbinden, und sie zur christlichen Religion zu bekehren?" Das Ansehen der Heiligen stellte die Ordnung und das Vertrauen der Nonnen wieder her und alle bereiteten sich vor, die von Gott ihnen etwa zubeschiedene Aufgabe zu erfüllen. Am 11. Oktbr. 732 wurde das sarazenische Heer bei Tours fast ganz vernichtet. Abd-el-Rahman fiel in dieser Schlacht, welche eines der größten Ereignisse des Mittelalters war, und 75 000 Ungläubige verwandelten, unter Karl Martells Schlägen fallend, sein ungeheures Heer in eine kleine Zahl von Flüchtlingen. Karl ging über die Loire zurück und kam mit einer Menge von Verwundeten beider Nationen nach Austrasien, und bald war der Raum in den Spitälern von Hohenburg und Nieder-Münster zu beschränkt für die Masse dieser Unglücklichen.

Eugenie verwandelte die beiden Klöster samt ihren beiden Kirchen in Krankenhäuser, und behielt für sich und ihre Schwestern nur einige feuchte und ungesunde Zimmer, die für die Kranken unbrauchbar waren. Nie wurde die christliche Liebe mit mehr Aufopferung und Selbstverleugnung geübt; nie dürften die Tröstungen der Religion mehr Lieblichkeit und Anziehungskraft gehabt haben, als in diesen beiden Abteien. Eugenie brachte die Nächte bei den Kranken und zwar besonders bei den Ungläubigen zu, und ihre Worte waren so voll Trost und Salbung, daß sie fast alle Muselmänner in den Sälen von Hohenburg und Nieder=Münster zum Christentum bekehrten. Gerührt über solche Tugend wollte Karl der heiligen Eugenie seine Bewunderung und Erkenntlichkeit zollen, und begab sich mit Heddo nach Hohenburg. Der Held konnte sich der Thränen nicht erwehren, als er sah, mit welcher Liebe diese heiligen Frauen die Verwüstungen dieser Krieger zu vergelten suchten, ward aber auch erschreckt über die Veränderung, die er in den Zügen der heiligen Eugenie bemerkte, denn ihre Gesundheit hatte unter dem Uebermaß ihrer Liebe gelitten. Die ausgesuchten Geschenke, die er ihr für das goldene Kreuz entgegengab, das er zum Andenken an seinen Sieg behalten wollte, verwendete Eugenie nur zur Loskaufung der Gefangenen und zur Erleichterung des Loses derjenigen, die sie nicht befreien konnte. Bei Gelegenheit dieses merkwürdigen Besuches ernannte Karl den Heddo zum Bischof von Straßburg.

Am 16. Septbr. des folgenden Jahres 735 kam Karl mit dem neuen Bischof und einer großen Menge Volkes wieder nach Hohenburg. Schmerz und Verehrung malte sich auf den Zügen von Hoch und Nieder ab, denn Eugenie war zum Himmel gestiegen, um in der Ruhe des Herrn ihren ewigen Lohn zu empfangen. Ihr Leib ruht neben dem der heiligen Odilia.

Die Abteien Hohenburg und Nieder=Münster waren bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts hochberühmt, wo sie ein Raub der Flammen wurden. Im Jahre 1605 betrieb Karl, Cardinal von Lothringen und Bischof von Straßburg, und nach ihm Leopold von Oesterreich eifrig den Wiederaufbau beider Abteien, aber ohne sie vollenden zu können. Im Jahre 1622 ließ sie Graf Ernst von Mansfeld in Brand stecken, weil sie zu Stifterinnen zwei Frauen hatten, aus deren Familie das österreichische Herrscherhaus abstammte. Er hieß seine Soldaten das Grab der heiligen Eugenie öffnen, indem er versicherte, sie würden darin goldene und silberne Gegenstände finden, wie man sie früher gewöhnlich in die Särge hoher Personen legte. Schon hatten sie das Grab erbrochen und die Gebeine der Heiligen nebst der Handschrift, welche ihre Lebensgeschichte enthielt, herausgenommen, als sie plötzlich durch ein seltsames gewaltiges Waffengeklirr erschreckt, die Flucht ergriffen.

Die Reliquien der heiligen Eugenie wurden nun durch Cardinal Leopold von Oesterreich alsbald nach Obernai und im Jahre 1624 in einen vergoldeten Schrein verschlossen in Prozession auf den Odilienberg gebracht und unter dem Altar der Thränenkapelle beigesetzt. Im Jahre 1632 kam Gustav Adolph nach der Schlacht bei Leipzig an den Rhein, und als seine Soldaten das Elsaß verheerten, ward auch Hohenburg wieder mit Plünderung und Brand heimgesucht.

In den Jahren 1687—1692 bauten die Prämonstratenser das Kloster und die Kirche von Hohenburg wieder auf. In der Kirche, welche noch besteht, befindet sich das Grab Adalrichs, das der heiligen Odilia und der Sarg der heiligen Eugenie, der aber nur noch ein einziges ihrer Gebeine enthält. Das silberne Reliquienkästchen aber, welches die Stiftsherren für die übrigen ihrer Ueberreste hatten verfertigen lassen, fiel am Ende des vorigen Jahrhunderts nebst der Authentica der Reliquien in die Hände von Leuten, bei denen das Fieber der Revolution den Glauben an unsere Ueberlieferungen und Geheimnisse verwischt hat. Heut zu Tag ersetzt die Erinnerung und die Andacht der Gläubigen im Elsaß und besonders in der Stadt Obernai diesen Verlust und alle erkennen freudig jene kostbaren Ueberreste als die nämlichen an, welche ihre Väter verehrten.

Der heilige Cyprian,

Martyrer.

Jahr 258.

Der heilige Thacius Cäcilius Cyprianus war der Sohn eines der ersten Senatoren Carthagos. Nach außerordentlichen Fortschritten in den schönen Wissenschaften und in der Philosophie studierte er die Beredtsamkeit mit dem gleichen Erfolge, und wurde Lehrer der Rhetorik in seiner Vaterstadt. Während er dieses vor Alters höchst ehrenvolle Amt bekleidete, entsprach seine Lebensweise ganz seiner Geburt, und er stand schon im vorgerückten Alter, als er dem heidnischen Aberglauben entsagte.

In Chartago lebte ein heiliger Priester Namens Cäcilius, mit dem er eine innige Freundschaft schloß. Durch seine Reden über die Herrlichkeit der christlichen Religion gerührt, begann er die göttlichen Wahrheiten und die Heiligkeit der evangelischen Sittenlehrer zu kosten, doch war sein Herz noch von Weltliebe und mächtigen Leidenschaften beherrscht.

Cäcilius war das Werkzeug, dessen sich Gott bediente, um Cyprian zur Erkenntnis der Wahrheit zu führen und dieser betrachtete ihn später immer als seinen Vater und Schutzengel, nahm aus Dankbarkeit dessen Namen zu dem seinigen an, und hieß von da an Thacius Cäcilius Cyprianus. Cäcilius seinerseits setzte große Vertrauen in die Tugend seines geistlichen Sohnes, und empfahl ihm sterbend seine Frau und seine Kinder, denn er war vor seiner Priesterweihe verehelicht.

Cyprian ward nach dem Berichte des Pontius der Erbe seiner Frömmigkeit und seiner Tugenden, und verlegte sich eifrig auf die Lesung der heil. Schrift und nahm alle Grundsätze in sich auf, die zur Aus=

führung seines Entschlusses, Gott angenehm zu werden, beitragen konnten. Durch die Lobsprüche, welche die göttl. Offenbarung der Enthaltsamkeit und der Reinigkeit spendet, bewogen, entschloß er sich zur Uebung dieser Tugenden, um leichter zur wahren Vollkommenheit zu gelangen. Bald nach seiner Taufe verkaufte er seine Güter und verteilte sein ganzes Vermögen unter die Armen. So war es ihm leicht, allen weltlichen Rücksichten zu entsagen, welche gewöhnlich den Interessen der Frömmigkeit am gefährlichsten sind, und das Gesetz der Liebe, welches Gott allen Opfern vorzieht, vollkommen zu erfüllen.

Mit dem Lesen der heiligen Bücher verband Cyprian das Studium des geschicktesten Schriftausleger. Besonders liebte er die Schriften seines Landmanns Tertullian, in welchem er täglich einige Stellen las; wenn er ihn verlangte, pflegte er zu sagen: „Bringt mir meinen Meister." Doch war er trotz seiner Bewunderung für die Tiefe seines Geistes und des Reichtums seines Wissens wohl auf der Hut, um nicht in seine Fehler und Irrtümer zu geraten.

Noch hatte er kein volles Jahr der Kirche von Carthago als Priester gedient, als Donatus, der Bischof dieser Stadt, starb. Seine großen Leistungen in dieser kurzer Zeit bewogen die Geistlichkeit und das Volk, ihn zum Oberhirten zu verlangen. Als der demütige Diener Jesu Christi dieses vernahm, wollte er sich durch die Flucht diesem Verlangen entziehen, indem er sich einer so schweren Bürde nicht gewachsen glaubte, in der Hoffnung, man würde einen Bejahrteren und Erfahreneren zum Bischof wählen. Er erklärte sich darüber auf die entschiedenste Weise, aber je mehr er sich bemühte, die Bischofswürde von sich abzulehnen, desto mehr hielt man ihn derselben für würdig. Eine Menge Volkes umlagerte seine Wohnung, um seine Flucht zu hindern, und da er dieselbe unmöglich fand, weil er alle Ausgänge vom Volke besetzt sah, zeigte er sich der Menge, welche ihn mit Ungeduld, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, erwartete. Sein Erscheinen ward mit der größten Freude begrüßt, und da alle Bischöfe der Provinz einstimmig die Wahl bestätigten, wurde im Jahre 248 die Weihe vorgenommen. Fünf Priester und einige aus dem Volke erklärten sich übrigens gegen ihn, unter dem Vorgehen, er sei noch Neuling in der Kirche. Cyprian gab ihnen aber so viele Beweise seiner Güte, daß Alles darüber in Staunen geriet. Er besaß das glückliche Talent, in seinen Amtsverrichtungen Milde und Liebe mit Mut und Festigkeit zu vereinigen.

Der damals in der Kirche herrschende Friede war nicht von langer Dauer. Decius, den der Kaiser Philippus gegen die Aufrührer in Pannonien geschickt hatte, nahm den Purpur an, rückte gegen Italien vor und besiegte Philipp, der zu Verona, wie sein Sohn zu Rom im Jahre 249 das Leben verlor. Er begann seine Regierung mit einer Christenverfolgung. Sein Edikt kam im Jahre 250 nach Carthago. Kaum war es hier veröffentlicht worden, als die Heiden schaarenweise auf die öffentlichen Plätze stürzten mit dem Rufe: „Cyprian den Löwen, Cyprian den Tieren!" Er wurde unter dem Namen Cäcilius Cyprian geächtet, und es wurde ausdrücklich verboten, etwas von seiner Habe zu verbergen. Seine Bekehrung und sein Eifer hatten ihn in den Augen der Ungläubigen so verhaßt gemacht, daß man ihm den in der griechischen Sprache höchst schimpflichen Namen Coprian statt Cyprian gab. Der heilige Bischof, den man überall suchte, fragte Gott um Rat, was er thun sollte. Unter den Christen Carthagos gab es viele schwache Seelen, wie man an der großen Zahl der später Abfallenden sah, und ohne Zweifel wären die Verwüstungen des Feindes noch schrecklicher gewesen, wenn die Vorsehung Cyprian nicht erhalten hätte damit er durch seinen thätigen Eifer und die Kraft seines Amtes die Disciplin aufrecht halte und die durch die Verfolgung bewirkten Verluste wieder ersetze. Um daher seiner Herde während des bevorstehenden Sturmes nützlich sein zu können, glaubte er dem Rat des Herrn folgen zu müssen, von Stadt zu Stadt zu fliehen. Pontius berichtet in seiner Lebensgeschichte, wie es auch der Heilige selbst versichert, er habe dieses nur infolge einer Vision gethan. Wenn ihn der Klerus von Rom als einen Ausreißer zu betrachten schien, so kommt es nur daher, daß er die Beweggründe und Umstände seiner Flucht nicht kannte; denn sein Aufenthalt in Carthago würde die Wut der Heiden nur gesteigert haben.

Obgleich dem Leibe nach abwesend, war er doch im Geiste mitten unter den ihm anvertrauten Gläubigen. Seine eigene Anwesenheit ersetzte er durch Stellvertreter, welche teils Bischöfe, teils Priester waren. Er schrieb mit Sorgfalt Briefe an die Bekenner in den Gefängnissen, um sie zu mutigem Dulden zu ermuntern und ließ sie durch die Priester besuchen, welche abwechselnd die göttlichen Geheimnisse mit ihnen feierten. Zwei folgenschwere Angelegenheiten beschäftigten den Eifer des heiligen Bischofs in hohem Grade: die Spaltung des Novatus und Felicissimus, und der Streit, welcher sich wegen der Wiederaufnahme der in der Verfolgung Abgefallenen erhob.

Felicissimus, ein unruhiger Kopf, Kleriker in Carthago, hatte sich mit den fünf oben erwähnten Priestern der Wahl und Ordination des heiligen Cyprian widersetzt. Novatus, Priester ebendaselbst, veranlaßte während der Abwesenheit seines Bischofs eine offenbare Spaltung. Er war ein Mann von unruhigem, habsüchtigem, ehrgeizigem Wesen, neuerungssüchtig, und in Bezug auf den Glauben verdächtig; man beschuldigte ihn, er habe Witwen und Waisen ausgesogen, die Einkünfte der Kirche vergeudet, und seinen alten Vater auf einem Dorfe Hungers sterben lassen, ohne ihm die letzte Pflicht zu erweisen. Auf so schwere Beschuldigungen hin, die sich als wahr erwiesen, glaubten seine Amtsbrüder, er verdiene abgesetzt und aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen zu werden. Aber die Verfolgung gestattete es nicht, wie es nötig gewesen wäre, eine Versammlung zu halten, um über ihn ein Urteil zu fällen.

Novatus trennte sich von seinem Bischofe, um der drohenden Verurteilung zu entgehen, suchte Anhänger zu gewinnen, und maßte sich sogar das Recht an, Felicissimus, der Seinesgleichen war, und den er hinterlistiger Weise gewonnen hatte, zum Diakon zu ordinieren. Sie zogen miteinander fünf Priester in ihr Schismas und fingen an, auf einem Berge ihre Versammlungen zu halten. Ihre Partei erhielt bald Zuwachs durch einige der Abgefallenen und sogar einige Bekenner sagten sich von ihrem Bischof los, unter dem Vorwande, er sei zu streng gegen die Abgefallenen, während Novatus alle Abtrünnige, welche im Verbande der Kirche zu bleiben wünschten, ohne canonische Buße wieder aufnahm.

Als der heilige Cyprian sah, daß alle bisher angewendeten Mittel die Schismatiker nur noch hartnäckiger machten, befahl er durch eine Commission seinem Stellvertreter in Charthago, die Haupturheber des Schismas zu excommunicieren, und sein Befehl wurde pünktlich vollzogen. Im Anfang des Jahres 251 schrieb er an seine Herde, um sie gegen die Spaltung zu verwahren, die er für gefährlicher hielt, als die Verfolgung der Heiden. „Es gibt", schrieb er „nur Einen Gott, nur Einen Jesus Christus, nur Eine Kirche, nur Einen bischöflichen Sitz, den die Auctorität unsers Herrn auf Petrus gegründet hat. Man darf keinen andern Altar, kein anderes Priestertum aufstellen. Alles, was irgend ein Mensch von Neuerungssucht getrieben im Widerspruche mit der Anordnung Gottes neben dieser aufstellt, ist falsch, unheilig. gottesräuberisch." Als Novatus und Novatian zu Rom eine Spaltung gegen Papst Cornelius erregten, schrieb Cyprian sein Werk von der Einheit der Kirche, worin er die gleichen Grundsätze entwickelt, welche die Schismatiker und Häretiker aller Zeiten beschämen und widerlegen. Ein noch weiteres Feld der Thätigkeit öffneten aber dem Eifer des heiligen Bischofs die während der Verfolgung des Kaisers Decius Abgefallenen.

Es war damals in verschiedenen Gegenden, namentlich in Afrika, Egypten, Asien gebräuchlich, den Büßern, welche Gnadenbriefe von Martyrern, welche zum Tod geführt wurden, oder von eingekerkerten Bekennern vorwiesen, Nachlassung der Strafe zu gewähren, nachdem man ihre Briefe geprüft hatte. Zur Zeit des heiligen Cyprian war die Zahl solcher Briefe in Afrika so beträchtlich, daß sie zu großem Mißbrauche führte. Die uneingeschränkten, jede Prüfung ausschließenden Ausdrücke, in welchen sie abgefaßt waren, brachten dem Heile der Seelen Gefahr und bewirkten eine Lockerung und Erschlaffung der kirchlichen Bußdisciplin. Der heilige Cyprian verdammte diesen Mißbrauch in drei Briefen vom Jahre 250, von denen der erstere an die Martyrer und Bekenner, der zweite an die Priester und Diakonen, der dritte an das Volk gerichtet ist. In dem ersten drückt er den Bekennern sein Befremden aus, weil sie aus Mangel an Kenntnis die Vorschriften des Evangeliums „durch ihre Empfehlung mehrere Priester veranlaßt hätten, für die Abgefallenen das heilige Opfer darzubringen, sie an der heiligen Communion teilnehmen zu lassen, und so am Ende den Leib des Herrn zu entweihen."

Noch strenger tadelt der Heilige im zweiten Briefe die Priester, daß einige von ihnen die Vorschriften des Evangeliums und ihren kirchlichen Rang soweit vergessen hätten, daß sie auf die bloße Vorzeige der von den Bekennern erteilten Freibriefe hin öffentliche Büßer übereilt zur Communion zugelassen hätten.

In seinem dritten Briefe ermahnte der heil. Bischof das Volk, den Bekennern weise Mahnungen zu ertheilen und sie anzuhalten, ihre Willfährigkeit in die vom Evangelium vorgeschriebenen Grenzen einzuschränken. Er gestattete indeß, daß man im Falle der Krankheit oder Gefahr eine Dispense eintreten lasse und daß man dann auf die Briefe der Martyrer hin die Lossprechung erteile, „wenn die Büßer ihre Sünden bei einem Priester oder wenn sich kein Priester vorfände, bei einem Diakon demütig bekannt hätten." Lucian und einige andere Bekenner schrieben über diese Angelegenheit einen sehr entrüsteten Brief an den heiligen Cyprian; aber der heilige Bischof ging nicht von seiner Ansicht ab und verteidigte mit Kraft den angegriffenen Disciplinarpunkt. Die Geistlichkeit in Rom, an die er während der Erledigung des päpstlichen Stuhles geschrieben hatte, antwortete in einem Schreiben, worin seine Ansicht in Betreff der kanonischen Buße ausdrücklich gebilligt war und auch die Bekenner zu Rom schrieben an diejenigen in Afrika einen nicht mehr vorhandenen Brief, welcher viel zur Aufrechterhaltung der Disciplin beitrug.

Novatus und Felicissimus unterstützten die Sache der Abgefallenen und erklärten sich zu Gunsten der Priester und Bekenner, welche sich gegen ihren Bischof erhoben hatten; Novatus aber zog sich im Jahr 251 nach Rom zurück. Im Monat Juni desselben Jahres wurde der heilige Cornelius zum Papste erwählt und der heilige Cyprian wünschte ihm brieflich Glück zu seiner Erwählung. Sie vereinigten sich miteinander gegen das Schisma, welches in Rom wie in Afrika den Frieden der Kirche störte.

Ein Wechsel in der Person des Statthalters der Provinz Afrika gegen das Ende des Jahres 250 milderte die Verfolgung in Charthago bedeutend. Als im Monat November des folgenden Jahres Kaiser Decius samt seinem Sohne im Kriege gegen die Karpen in Mysien durch die Verräterei des Feldherrn Gallus umkam, bekamen die Gläubigen einige Ruhe. Im April war der heilige Cyprian nach Carthago zurückgekehrt. Bald nach seiner Rückkehr hielt er ein zahlreiches Concilium, in welchem die Schismatiker verdammt wurden. Auch wurde verordnet, daß die während der Verfolgung Abgefallenen ihre Bußzeit vollenden sollten; doch erhielten dieselben auf einem zweiten Concilium von Carthago mit Rücksicht auf die drohende Verfolgung des Gallus einen vollkommenen Erlaß derselben. Während des ersten der

beiden Concilien schrieb wahrscheinlich der heilige Bischof seine Abhandlung „über die Abgefallenen."

Als die Abgefallenen den heiligen Cyprian in einem Briefe bescheiden und demütig um Aufnahme zur Buße und Wiederversöhnung gebeten hatten, lobte der heilige Bischof ihr Benehmen als ordnungsgemäß und christlich und bemerkte, er habe durch Offenbarung erfahren, daß es Gott sehr angenehm sei. Er spricht auch sonst von verschiedenen andern Offenbarungen, denen er gewürdigt worden wäre, welche ihn oft bei der Wahl von Dienern der Kirche und in andern Umständen als Führer leiteten. Auf demselben Weg erfuhr er, daß Gallus eine heftige Verfolgung beginnen werde und schrieb dieses an Papst Cornelius.

Als der heilige Cornelius beim Beginn dieser Verfolgung nach Centumcellä (Civita-Vecchia) verbannt wurde, wünschte ihm der heilige Cyprian Glück zu der Ehre, für Jesus Christus zu leiden und sagte in seinem Briefe voraus, daß sie beide bald das Glück haben würden, die Krone des Martertums zu erringen. „Weil es Gott gefallen hat", schrieb er, „mir unser bevorstehendes Schicksal kund zu thun, so ermahne ich mein Volk ohne Unterlaß, sich auf diese Prüfung vorzubereiten und sich beständig im Wachen, Fasten und Beten mit mir zu vereinigen."

Die Pest, welche unter Decius Aethiopien verheerte, erreichte nach und nach auch die übrigen Provinzen des Reiches und entvölkerte besonders Afrika. Unter Gallus wütete sie noch heftiger; sie raffte unter Valerian den größten Teil des Heeres in Persien hinweg und wirkte noch verheerender unter Gallienus. Sie soll selbst unter Claudius im Jahr 270 noch fortgedauert haben; gewiß ist, daß sie vom Jahre 250 bis 262 am heftigsten war.

Während dieser Geißel versammelte der heilige Cyprian die Christen von Carthago und ermahnte sie zur Ausübung thätiger Liebe in dieser Zeit des Jammers. Er legte ihnen ans Herz, nicht bloß ihren Religionsgenossen, sondern auch ihren Feinden und Verfolgern beizustehen. Seine Ermahnungen hatten den gehofften Erfolg. Die Reichen übergaben ihm beträchtliche Geldsummen zur Verteilung, die Armen boten ihre Pflege an . . . . Jedermann wollte zu dem guten Werke beitragen, das Gott so wohlgefällig sein mußte. Die Liebe des Heiligen zu den Unglücklichen, nicht blos bei diesem Unglücke, sondern bei jeder Gelegenheit läßt sich aus dem Eifer ermessen, den er für sie an den Tag legte und aus seinen häufigen Anordnungen betreffs ihrer in seinen Briefen, wenn er abwesend war. Er pflegte zu sagen: „Man dürfe nicht im Kasten verschließen, was den Armen nützen könne und es sei klug, das, was man doch über kurz oder lang verlassen müsse, auszuteilen, um einen ewigen Lohn dafür zu erhalten."

Ein Hauptgegenstand seiner Sorge war ein geregeltes Leben der Geistlichkeit. Er wollte, daß die Geistlichen sich ausschließlich mit ihren Amtsverrichtungen befaßten. Sorgfältig untersuchte er die Mißbräuche, die sich während der langen Ruhezeit vor der Decischen Verfolgung in die Kirche eingeschlichen hatten und schrieb dieselben hauptsächlich dem Umstande zu, daß einige Bischöfe mit Hintansetzung ihrer Würde sich mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigt hatten.

Die Barbaren führten bei der Plünderung mehrerer Städte in Numidien eine Menge Christen gefangen mit sich. Acht Bischöfe benachrichtigten den heiligen Cyprian hievon und baten ihn dringend, ihnen zur Befreiung so vieler Unglücklicher behilflich zu sein. Bei dieser traurigen Nachricht konnte sich der Heilige der Thränen nicht erwehren am meisten aber schmerzte ihn die Gefahr, denen die Jungfrauen ausgesetzt waren. Er ließ unter den Gläubigen in Carthago eine Sammlung veranstalten und schickte eine beträchtliche Summe, die er zusammengebracht hatte, an die Numidischen Bischöfe ab, mit dem Bemerken, sie sollten sich in ähnlichen Fällen immer an ihn wenden.

Der heilige Cyprian verläßt während der Christenverfolgung mit seinen Anhängern Chartago.

Um das Jahr 255 erhob sich der Streit über die Gültigkeit der von den Ketzern gespendeten Taufe. Der heilige Cyprian antwortete achtzehn Numidischen Bischöfen auf ihre Anfrage über diesen Punkt, eine solche Taufe sei nichtig und müsse wiederholt werden. Bald darauf ließ er seine Entscheidung durch ein Concilium von 72 Bischöfen in Carthago bestätigen und gab in seinem Briefe an Jubajanus die Gründe an, auf welche er seine Meinung in dieser Sache stützen zu können glaubte. Der heilige Papst Stephan hielt aber die Tradition der römischen Kirche aufrecht, welche die von Ketzern erteilte Taufe für gültig hielt, wenn nur die in der katholischen Kirche übliche

Form beibehalten wurde. Die Grundsätze, welche der heilige Cyprian in seinen Werken aufstellte, lassen übrigens keinen Zweifel übrig, wie er sich benommen haben würde, wenn der fragliche Streit zu seiner Zeit durch eine kirchliche Entscheidung wäre beigelegt worden. Er bestritt die Autorität des heiligen Stephan nicht, und wenn er sich nicht mit ihm einigte, so betraf dieses einen Punkt, den er nur für eine Disziplinarsache hielt; die Leidenschaftlichkeit, mit der er eine Zeit lang diesen Streit führte, bereute er nachher, wie sein Buch von der Geduld beweist. Kurz, wenn er, wie der heilige Augustin bemerkt, einen Fehler begieng, so hat er denselben durch seine vollkommene Liebe und durch seinen ruhmvollen Martertod wieder getilgt.

Die Kirche genoß zur Zeit dieses Streites ziemliche Ruhe. Gallus wurde nach kaum zweijähriger Regierung von seinen Soldaten ermordet.

Aemilian, der sich gegen ihn empört hatte, hatte vier Monate später das gleiche Schicksal. Valerian begünstigte die Christen bis zum Jahre 257, wo ihn sein Feldherr Marcian zu ihrer Verfolgung aufhetzte. Diese Verfolgung war grausam und dauerte drei und ein halb Jahr, d. h. bis der Kaiser von den Persern gefangen wurde.

Der heilige Cyprian ermutigte seine Herde unablässig zum Martertode und hatte den Trost, eine große Anzahl besonders von denen, die unter Decius abgefallen waren und die er beim Herannahen der Verfolgung des Gallus wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen hatte, ihren Glauben mit ihrem Blute besiegeln zu sehen. Der heilige Bischof zeigte einen unermüdlichen Eifer, die Bekenner zu ermahnen und ihnen allen nötigen Beistand zu leisten. Er war auch sehr darauf bedacht, die Martyrer nach ihrem Triumphe in ehrenvollem Andenken zu erhalten. Zur Zeit seiner Flucht in der Decischen Verfolgung schrieb er an seine Geistlichkeit: Was die im Gefängnisse gestorbenen Bekenner betrifft, so merket ihren Todestag an, um ihnen wie den Martyrern einen feierlichen Gedächtnistag widmen zu können . . . Wir bringen zu ihrem Gedächtnisse die gewohnten Opfer und Gaben dar."

In einem andern Briefe an seine Geistlichkeit sagt er von einigen Martyrern: „Wir haben den Gebrauch, an den Jahrestagen, wo wir das Andenken an die Leiden der Martyrer begehen, Opfer für sie zu entrichten."

Unablässig bereitete der heilige Cyprian sein Volk auf den Kampf vor. „Die Hoffnung auf die zukünftigen Güter, sagte er oft, muß uns die gegenwärtigen Uebel ertragen helfen." Gott erhielt ihm in zwei großen Verfolgungen das Leben, damit er die Stütze seiner Herde und der Vater einer großen Zahl von Büßern und Martyrern bliebe.

Erst in der achten allgemeinen Verfolgung, die im Jahre 257 nach Christi Geburt und im vierten Regierungsjahre des Kaisers Valerian ausbrach, sollte er die Martyrerkrone erringen.

Er wurde in diesem Jahre in Carthago verhaftet und am 20. August vor Aspasius Paternus, den Statthalter von Afrika geführt. „Die göttlichen Kaiser Gallienus und Valerian", begann der Beamte, „haben mir den Befehl erteilt, alle diejenigen, welche sich nicht zur Religion der Römer bekennen, zum Uebertritte zu zwingen. Wie heißest du und wessen Standes bist du?" „Ich bin Christ und Bischof", erwiderte Cyprian. „Ich kenne nur einen Gott, der Himmel und Erde, das Meer samt allem, was in ihnen ist, erschaffen hat. Diesem Gott dienen wir Christen; Tag und Nacht beten wir zu ihm um Barmherzigkeit für uns, für alle Menschen, auch für das Heil der Kaiser." Auf die Frage des Statthalters, ob er immer bei diesen Gesinnungen beharren wolle, antwortete er: „Ein Entschluß, der auf so festen Grundlagen beruht, und ein Wille, der sich einmal dem Herrn geweiht hat, können sich nie ändern".

Der Statthalter schickte Cyprian in die Verbannung und wollte die Zahl der Priester erfahren, die sich in der Stadt befänden; der heilige Bischof aber wollte nicht den Angeber machen. Der Diakon Pontius und einige andere Christen folgten dem Heiligen in seine Verbannung nach Curubis, einer kleinen Stadt, ungefähr 50 Milliarien, d. i. eine starke Tagereise von Carthago entfernt, auf einer Halbinsel des Libyschen Meeres gelegen. In der Nacht nach seiner Ankunft, am 13. oder 14. Septbr., offenbarte ihm Gott in einem Gesichte, daß er bald für Jesus Christus den Tod erleiden würde.

Diese Offenbarung sah er als ein Versprechen von Seiten Gottes an, ihm die Ehre des Martyrerthums zu gewähren. Er bat noch um einige freie Augenblicke, um die Angelegenheiten seiner Kirche zu ordnen und den Armen durch Verteilung aller seiner Habe einen letzten Beweis seiner Liebe zu geben.

Um diese Zeit brachte ihm ein Bote von Rom von Seiten des Papstes Sixtus II. die Nachricht, daß neue Edikte gegen die Christen im Anzuge seien und sogleich nach ihrem Erscheinen wurde der heilige Papst zum Tode geführt. Cyprian erfuhr zugleich mit der Nachricht von seinem Martertode, daß Valerian vom Kriegsschauplatze in Persien an den Senat den Befehl geschickt habe, die Bischöfe, Priester und Diakonen zu verurteilen. Jeden Augenblick erwartete er die Ankunft der Henker, um ihre Schlachtopfer abzuholen. Mehrere hervorragende Personen, selbst unter den Christen, baten ihn, sich zu verbergen und boten ihm ein sicheres Versteck an. Er aber ergriff jede Gelegenheit, die Diener Jesu Christi zu ermutigen, erinnerte sie unablässig daran, was ihre Religion von ihnen verlange, und erachtete es als sein größtes Glück, bei Ausübung seiner Amtsverrichtungen zu sterben. Täglich verdoppelte er seinen Eifer, um wohl vorbereitet vor Gott erscheinen zu können. Immer stand ihm der Ausspruch vor der Seele, den er an den Schluß seines Buchs von der Unsterblichkeit setzte: „Eilen wir, meine Brüder, uns auf den Flügeln der

Sehnsucht und der Liebe zu erheben, eilen wir, uns mit der liebenswürdigen Gesellschaft der Seligen und mit Jesus Christus ihrem Haupte zu vereinigen. Gott und Jesus Christus seien Zeugen, daß dahin unsere Wünsche und alle unsere Hoffnungen zielen. Unsere Belohnung wird der Gluth unserer gegenwärtigen Wünsche entsprechen, wenn die Liebe ihre Quelle ist."

Der heilige Cyprian war noch in Curubis, als Galerius Maximus dem Paternus in der Statthalterschaft von Afrika nachfolgte. Der neue Statthalter rief ihn nach Carthago zurück, um ihn in der Nähe zu haben, wenn die von Rom erwarteten neuen Edikte angekommen sein würden. Der Heilige wohnte auf hohen Befehl in einem Landhause nahe bei der Stadt, das ihm gehörte und das er mit allem Zugehör den Armen geben wollte. Doch unterließ er dies unter den obwaltenden Umständen, um die Heiden nicht zu erbittern. Endlich kamen um die Mitte des Augusts die Verordnungen in Carthago an, während sich der Statthalter in Uttika befand, wo er einen Theil des Jahres residirte. Er wollte den heiligen Bischof nach Uttika bringen lassen, allein Cyprian verbarg sich, weil er mitten in seiner Gemeinde sterben wollte, fest entschlossen, sich in seinen Gärten zu zeigen, sobald der Statthalter nach Carthago zurückgekehrt sein würde. Galerius, davon benachrichtigt, schickte zwei obrigkeitliche Personen ab, um ihn zu ergreifen. Der heilige Bischof erschien, auf Alles gefaßt, vor diesem mit ruhiger und furchtloser Miene und wurde in einem Wagen zu Galerius auf dessen Landgut geführt, wo sich dieser gerade aufhielt. Da Galerius das Verhör auf den folgenden Tag verschob, wurde der Martyrer nach Carthaga zurückgebracht.

Auf das Gerücht von der Gefangennehmung Cyprians kam die ganze Stadt in Bewegung. Selbst die Heiden bezeigten ihr Mitleid, denn sie kannten den heiligen Bischof und erinnerten sich an die außerordentlichen Liebesbeweise, die er ihnen während der Pest gegeben hatte. Es entstand ein gewaltiger Zusammenlauf in der Stadt Carthago, welche an Einwohnerzahl nur Rom nachstand.

Cyprian wurde während der Nacht mit vieler Rücksicht behandelt; seine Freunde durften ihn besuchen und mit ihm speisen. Am folgenden Morgen führte man ihn unter starker Bedeckung in das Gerichtshaus.

Als der Statthalter den Richterstuhl bestiegen hatte, führte man Cyprian in den Gerichtssaal. „Thascius Cyprianus," fragte ihn der Beamte, „bist du ein Christ?" — „Ja, ich bin es," erwiderte der heilige Bischof, und weigerte sich nicht nur, die anbefohlenen heidnischen Ceremonien zu vollziehen, sondern bedeutete auch dem Statthalter, er solle nach seinen Vorschriften handeln, er aber könne bei einer so gerechten Sache, wie die seinige sei, nicht unschlüssig sein, was er zu wählen habe. Nachdem der Statthalter die Ansicht seiner Räthe vernommen hatte, fuhr er fort: „Schon lange lebst du in der Gottlosigkeit, und hast eine Menge Unglücklicher in die Verschwörung gegen die Götter hineingezogen. Selbst unsere milden und geheiligten Kaiser Valerian und Gallus konnten dich nicht zu ihrer Religion zurückbringen. Als Haupturheber eines solchen Verbrechens wirst du den Verführten zum abschreckenden Beispiele dienen, und der Gehorsam gegen die Gesetze wird durch dein Blut wieder hergestellt werden." Dann verlas er folgendes auf Täfelchen geschriebene Urtheil: „Es ist beschlossen, daß man Thascius Cyprianus mit dem Schwerte hinrichte." Cyprian antwortete: „Gott sei Dank." Die anwesenden Christen riefen, daß sie mit ihm gleichen Tod erleiden wollten.

Er ward hingerichtet am 14. September 258. Um den Leichnam den Beschimpfungen der Heiden zu entziehen, trugen ihn die Gläubigen auf ein nahegelegenes Feld und bestatteten ihn hier mit großer Feierlichkeit. Man baute später ihm zu Ehren zwei Kirchen, eine über seinem Grabe, die andere an dem Orte seines Martyrertodes.

Das Fest des Heiligen, welches früher auf den 14. September festgesetzt war, wurde seit dem 5. Jahrhundert mit dem des heiligen Papstes Cornelius verbunden, welches am 16. desselben Monats gefeiert wird.

Der heilige Cornelius.

Der heilige Cornelius,

Papst und Martyrer,

Jahr 252.

Als am 20. Januar 250 der heilige Papst Fabian den Martyrertod erlitten hatte, blieb der bischöfliche Sitz in Rom sechzehn Monate unbesetzt, weil die heftige Verfolgung des Kaisers Decius den Gläubigen nicht gestattete, der Kirche ein Oberhaupt zu geben. Wie aber der Kaiser durch den Andrang der Gothen und den Aufruhr des Julius Valens auswärts beschäftigt wurde, so benützte man die Abwesenheit des furchtbaren Christenverfolgers um zur Wahl eines Nachfolgers des heiligen Fabian zu schreiten. Geistlichkeit und Volk erwählte einmüthig den heiligen Cornelius zum Oberhaupt der Kirche, und so sehr sich dieser Gottesmann dagegen sträubte, so mußte er endlich doch den allgemeinen Bitten nachgeben und die Wahl annehmen. Das ist das wahre Kennzeichen derer, die vom Geiste Gottes beseelt sind; sie fürchten hohe Würden, nach welchen Andere, von Dünkel und Eigenliebe getrieben, aufs eifrigste trachten und eben

dadurch sich ihrer unwürdig zeigen. Nach dem Berichte des heiligen Cyprian war er tadellos in seinem Wandel, vereinigte Demuth mit Milde und Bescheidenheit mit Reinheit der Seele; er war ein Freund des Friedens und im Besitze aller Tugenden, die das Oberhaupt der Kirche schmücken sollen. Er hatte sich durch verschiedene kirchliche Stufen hinaufgeschwungen, und während der Erledigung des heiligen Stuhles durch den Tod des heiligen Fabian hatte er bedeutenden Einfluß auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten. In der Versammlung, die ihn wählte, befanden sich sechzehn Bischöfe und darunter zwei aus Afrika. Sobald die Nachricht von der getroffenen Wahl sich in der christlichen Kirche verbreite hatte, erließen die Bischöfe dem bestehenden Brauche gemäß Briefe an ihn, um ihm Glück zu wünschen und sich mit ihm in Kirchengemeinschaft zu setzen. Dieser Zustand der Kirche störte aber Novatian, der sich von der Kirchengemeinschaft trennte und mehrere Anhänger um sich sammelte, nachträglich von einem verworfenen Priester aus Carthago Namens Novatus in seinem Vorhaben unterstützt. Novatian hatte sich durch seine Beredtsamkeit einen großen Ruf erworben, und durch diesen einen großen Einfluß auf schwächere Geister ausgeübt. Besonders erhob er sich gegen die Milde, mit der man die Abgefallenen nach erstandener Buße wieder in die Kirchengemeinschaft aufnahm, obwohl diese Kirchenzucht durch mehrere zu Rom, in Afrika und an andern Orten gehaltene Concilien bestätigt worden war. Ja, er ging noch weiter; er sprach der Kirche die Gewalt ab, die Sünder von Verbrechen der Glaubensverläugnung loszusprechen, und seine Anhänger dehnten sogar diese Strenge auf Mörder und Ehebrecher aus und verdammten die zweite Ehe. Dem Irrlehrer war es gelungen, drei Bischöfe von der Kirchengemeinschaft loszureißen, und er hatte sie beredet, nach Rom zu kommen und ihn zum Bischofe dieser Stadt zu weihen. So ward Novatian der erste Gegenpapst. Um diese Aergernisse zu beseitigen, versammelte Cornelius zu Rom ein Concilium von sechzig Bischöfen. Man bestätigte darin die alten Verordnungen, nach welchen die Abtrünnigen nach geschehener Buße wieder in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen seien, und Novatian, der sich weigerte, mit den Büßern in Kirchengemeinschaft zu treten, wurde von der Kirche ausgestoßen. Dem Eifer und dem Muthe, welchen Cornelius in den gefahrvollsten Zeiten bethätigte, ertheilte der heilige Cyprian große Lobsprüche. Er empfing auch bald darauf die Krone für seine Tugenden. Als Decius in Thracien, durch die Gothen geschlagen, in einem Sumpfe sein Leben endigte ums Jahr 251, bestieg sein Feldherr Gallus den Thron; der Friede aber, den der Regierungswechsel gebracht hatte, war nur von kurzer Dauer. Als nämlich die Pest im Reiche große Verheerungen anrichtete, glaubte der neue Kaiser, dadurch in Schrecken gesetzt, seine Götter seien erzürnt, und diesen Zorn müsse man durch Christenblut sühnen. Grausamer noch als Decius ließ Gallus die erlassenen Verordnungen vollziehen. Cornelius war der erste Christ, den man zu Rom verhaftete. Muthvoll legte er sein Glaubensbekenntniß ab, und wurde deßhalb nach Centumcellä jetzt Civita-Vecchia, verwiesen. Er starb am 14. September 252. Nach des heiligen Hieronymus Berichten aber in „Leben des heiligen Cyprian" sei Cornelius nach Rom abgeführt worden, und habe dort den Martyrertod erlitten.

17. September.

Der heilige Lambert,

Jahr 708.

Landebert, später Lambert genannt, war der Sohn edler und reicher Eltern in Mastricht. Nach Vollendung seiner ersten Studien übergab ihn sein Vater der Leitung Theodards, welcher nach dem hl. Remaclus Bischof von Mastricht geworden war. Dieser heilige Mann, voll Zuneigung zu seinem Schüler, versäumte nichts, ihn zur Wissenschaft und Tugend heranzubilden. Im Jahre 669 wurde dieser Gottesmann auf einer Reise an den Hof Childerichs II. in Austrasien, bei welchem er die Rückerstattung der durch mächtige Personen entrissenen Güter seiner Kirche erwirken wollte, von diesen Kirchenräubern im Benalter Walde oberhalb Speier schändlich ermordet. Lambert, der sich durch seine Heiligkeit die Achtung Childerichs und seines Hofes erworben hatte, wurde sein Nachfolger.

Der demüthige Mann nahm, wie alle Heiligen gethan hatten, diese Würde nur mit Zittern an, da er aber dem Rufe Gottes nicht widerstreben konnte, so bat er den Himmel um die nöthige Kraft und Erleuchtung, entschlossen, seine Pflichten mit vollkommener Treue zu erfüllen.

Childerich II. hatte um diese Zeit Wulfaold zum Hausmeier, während Theodorich III., Nachfolger Clotars III. in Neustrien und Burgund Ebroin zu dieser Würde erhoben hatte, der sich durch seine tyrannische Grausamkeit verhaßt machte. Seine Unterthanen empörten sich und es kam bis zur Absetzung des Königs, welcher in St. Denis, wie Ebroin in Luxeuil in Gewahrsam gehalten wurde. Childerich II. machte sich durch seine Ausschweifungen und Grausamkeiten immer verächtlicher, bis ihn sein Adel im Jahr 673 meuchlings ermorden ließ. Theodorich benützte diese Gelegenheit, das Kloster St. Denis zu verlassen und ließ sich als König von Neustrien anerkennen. Dagobert II.,

Sigeberts Sohn, that dasselbe in Austrasien. — Lambert fühlte an sich die traurigen Folgen dieser Umwälzung. Da er Childerich treu geblieben war, wurde er von seinem Sitze vertrieben und durch einen gewissen Pharamund ersetzt, und zog sich in das Kloster Stablo zurück, wo er sieben Jahre verweilte. Mit welcher Strenge er hier die Ordensregel hielt, mag folgender Fall beweisen. Als er einst Nachts zum Gebete aufstand, machte er ein Geräusch, indem er eine seiner Sandalen fallen ließ. Der Abt hörte es und befahl dem Schuldigen, den er nicht kannte, zur Strafe für den Bruch des Stillschweigens bei dem Kreuze, das vor der Kirche aufgestellt war, zu beten. Lambert gehorchte ohne Widerrede, begab sich barfuß und blos mit der Kutte bekleidet, an den bezeichneten Ort, und betete dort drei bis vier Stunden lang auf den Knieen.

Als die Mönche nach der Mette im Wärmezimmer versammelt waren, fragte der Abt, ob alle da seien. Man antwortete ihm, es fehle nur der, den er vor dem Kreuze habe beten heißen. Man ließ ihn sogleich holen, aber wie groß war das Staunen der ganzen Genossenschaft, als man Lambert, ganz mit Schnee bedeckt und fast starr vor Kälte, eintreten sah! Der Abt und die Mönche baten ihn kniefällig um Verzeihung. „Gott verzeihe euch," sagte dieser, „den Gedanken, euch wegen dieser Handlung für strafbar zu halten. Lehrt mich nicht der heilige Paulus, daß ich Gott in Kälte und Blöße dienen muß?" Die Freude, die er in seiner Zurückgezogenheit genoß, war nur durch den Schmerz über den traurigen Zustand der meisten Kirchen Frankreichs getrübt.

Tod des heiligen Lambert.

Thodorich ernannte nach seiner Thronbesteigung Leudisius zum Hausmeier; er blieb es aber nicht lange. Ebroin brach sein Gelübde, verließ das Kloster, gelangte im Jahre 677 wieder zur Hausmeierwürde, waltete unumschränkt in Neustrien und Burgund, und dehnte seine Tyrannei auch nach Austrasien aus, bis nach Dagoberts II. Ermordung, an welcher Ebroin großen Antheil hatte, Theodorich Herr der ganzen fränkischen Monarchie wurde. Dagobert hatte in seiner religiösen Gesinnung eine Menge frommer Stiftungen in seinen Staaten gemacht, und wurde bald nach seinem Tode als Martyrer verehrt.

Ebroin, welcher schon zu Lebzeiten dieses Fürsten mehrere Kirchen, die unter seiner Gewalt standen, besonders die zu Mastricht, unterdrückt hatte, ward nach dessen Tode doppelt gewaltthätig. Ungehindert konnte er jetzt seiner Racheluft gegen Lambert freien Lauf lassen, bis ihn endlich drei Jahre nach dem Martyrertod des heiligen Leodegar, im Jahre 681, Gottes Rache traf. Ein Edelmann, Namens Hermanfried, den er ungerechterweise seiner Güter beraubt und selbst mit dem Tode bedroht hatte, ermordete ihn, als er eines Sonntags zum Frühgottesdienst gehen wollte.

Pipin von Heristal, der jetzt zum Hausmeier ernannt wurde, suchte die von Ebroin gestifteten Uebel wieder gut zu machen, indem er die eingedrungenen Bischöfe verjagte und die rechtmäßigen wieder einsetzte. Lambert kam nach siebenjähriger Verbannung zu Stablo im Jahre 682 nach Mastricht zurück, und verwaltete sein Amt mit neuem Eifer und wunderbarem Erfolge. Da es in der Provinz Taxandrien noch viele Heiden gab, so wirkte er bei ihnen als Missionär. Das Christenthum übte Einfluß auf ihre Sitten aus, und trug nicht wenig zu ihrer Civilisirung und zu Milderung ihrer natürlichen Rohheit bei. Oft besuchte Lampert den heiligen Willibrord, den Apostel Frieslands, um sich mit ihm über die wirksamsten Mittel, Gottes Ehre zu befördern, zu besprechen.

Das fränkische Reich war unter den sogenannten Faulenzer-Königen in die größte Unordnung gerathen. Wie offen sich die Mächtigen über die Gesetze hinwegsetzten, beweist besonders der Tod des heiligen Lambert, den ein junger Edelmann mit einem Dolche durchbohrte, weil er Grund zu haben glaubte, sich über ihn zu beklagen.

Wegen seiner Geduld, Sanftmuth und ausgezeichneten Heiligkeit betrachtete man seinen ungerechten Tod als einen Martyrertod. Derselbe fiel auf den 17. September 708 oder 709. Lambert war 40 Jahre Bischof gewesen; sein Leib wurde in der Kirche zu St. Peter in Mastricht beigesetzt. An seinem Grabe geschahen mehrere Wunder, und man baute später über der Stätte seiner Ermordung eine Kirche.

Die Wundmalen-Einprägung des heiligen Franciscus von Assisi.

Jahr 1224.

Als der heilige Franciscus nach vielen Mühsalen auf einige Zeit die Einsamkeit suchte, gab ihm der Graf von Orlande Catanio eine anmuthige Einöde auf dem Berge Alverno, der zu den Apenninen gehört und nicht weit von Camaldoli und Vallis-Umbrosa entfernt lag.

Daselbst wurde auf Kosten des Grafen eine Kirche und ein Kloster erbaut. Franciscus gewann diese Einsamkeit lieb, und am Feste Mariä Himmelfahrt zog er sich an dem abgelegensten Orte in eine kleine Zelle zurück, die ihm seine Gefährten erbaut hatten. Er wollte hier bis zum Feste des heiligen Erzengels Michael fasten. Schon am ersten Tage begehrte er mit inbrünstigem Gebete von Gott, daß er ihm seinen Willen offenbare, wie er ihm während der Zeit seines Fastens dienen könne. Am andern Morgen versammelten sich viele Vögel um den Heiligen, die so lieblich sangen, daß ihm das Herz vor süßer Liebe überfloß. Bald darauf hörte er eine Stimme, die ihm sagte: Das, Franz, sei dir ein Zeichen, daß der Herr dir an diesem Orte eine besondere Gnade ertheilen wird. Und von dieser Zeit brannte sein Herz von so unaussprechlicher Liebe, daß Bruder Leo ihn ganz entzückt in der Luft schweben sah. Das innigste Verlangen des Heiligen zu Gott war, ganz und gar in die Schmerzen und Angst des Heilandes versetzt zu werden. Zu seiner innigsten Freude und Entzücken vernahm der Heilige, daß seinem Wunsche willfahrt werde. Als er in seiner glühenden Liebe im Gebete vor Gott lag, sah er in der Frühe des 14. Septembers vom hohen Himmel her in strahlendem Lichtglanze einen Seraph schweben. Inmitten des Seraphs war das Bild des Gekreuzigten; glühende Strahlen gingen von den heiligen fünf Wunden aus und senkten sich in die Hände und Füße und die rechte Seite des Betenden. Schmerz und Wonne zugleich ergriff ihn. Wenn er hineinschaute in das schöne Antlitz des Heilandes, in dem alle Schätze und Freuden des Himmels widerstrahlten, ward er von Liebe und Entzücken ganz verzehrt. Andererseits aber durchdrang ihn das Schwert der Schmerzen, das die allerseligste Jungfrau am Kreuze durchbohrte und er war von Schmerzen so erfüllt, als ob er selbst am Marterholze des Kreuzes durchbohrt würde. Als die Erscheinung verschwunden war, da sah und fühlte er seine Hände und Füße und Seite durchbohrt Die Wunden bluten, aber sorgfältig verbirgt er sie, und erst in den zwei letzten Jahren seines Lebens wurden sie von mehreren Personen gesehen. Nach seinem Tode aber wurden sie von einer unzähligen Menge betrachtet und geküßt.

18. September.

Der heilige Josephus von Cupertino,

aus dem Orden des heiligen Franciscus von der Congregation der Conventualen. — Jahr 1663.

Zu Cupertino, einem Städtchen des Bisthums Nardo, zwischen Brindisi und Otranto, sechs Meilen von der Küste des Meerbusens von Taranto gelegen, wurde Joseph Desa am 17. Juni 1603 von zwar armen, aber tugendhaften Eltern geboren. Sein Vater, Felix Desa, ein armer Zimmermann, wurde wegen seines rechtschaffenen Charakters allgemein hochgeschätzt, seine Mutter Francisca Panara, eben so rechtschaffen und fromm, war eine ernste und strenge Frau, die ihren kleinen Joseph wegen eines jeden im kindischen Leichtsinn begangenen Fehlers hart bestrafte, um ihn an ein bußfertiges Leben zu gewöhnen. Schon von Kindheit an bewies Joseph einen großen Eifer zur Andacht und befand sich gerne in der Kirche, wo besonders das Orgelspiel einen großen Eindruck auf ihn machte so daß er öfters mit halb geöffneten Lippen und regungslos in's Anschauen vertieft dasaß. Als er das geeignete Alter erreicht hatte, erlernte er das Schuhmacherhandwerk, mit dem er sich einige Zeit lang seinen Unterhalt erwarb. Aber von seinem inneren Drange getrieben, entschloß er sich in seinem 17. Jahre, in den Mönchsstand zu treten und wünschte durch Vermittlung seiner Oheime, die sich in dem Orden der Conventualcongregation des heiligen Franciscus befanden, in diesen Orden aufgenommen zu werden. Allein seinem Wunsche wurde nicht entsprochen, weil er für diesen Beruf untauglich sei. Von Gram und Schmerzen über seine Verstoßung niedergebeugt, verließ er die hinter ihm sich schließende Pforte des Klosters und begab sich zu einem seiner Oheime nach Vetrara, der daselbst die Fastenpredigten hielt. Unfreundlich war der Empfang bei demselben, doch aus Mitleiden behielt er ihn bis nach Ostern bei sich, und führte ihn dann zu seiner Mutter nach Cupertino, die ihn bei seinem Eintritte in's

Der heilige Joseph von Cupertino.

Haus mit Vorwürfen empfing und ihn rauh behandelte. Endlich brachte er es durch Bitten und Thränen dahin, daß er von den Franziskanern der Conventualcongregation in das nahe gelegene Kloster della Grotella aufgenommen wurde. Mit unermüdlichem Eifer bestand hier der Heilige seine Prüfungszeit und wurde nach abgelegtem Gelübde als Laienbruder unter die Mitglieder des dritten Ordens aufgenommen. Zu den niedrigsten Handarbeiten verwendet, verrichtete er diese mit der gewissenhaftesten Treue. Er verdoppelte seine Fasten und Bußwerke, betete unabläßig, und schlief nur drei Stunden. Seine Demuth, verbunden mit Milde und Liebe zur Abtödtung, erwarben ihm eine solche Hochachtung, daß in dem zu Altamura gehaltenen Provinzialkapitel seine Aufnahme in den Chor beschlossen wurde, um sich auf den Empfang der heiligen Weihen vorbereiten zu können. In den Wissenschaften machte er allerdings unbedeutende Fortschritte, desto bedeutendere aber auf der Bahn des geistigen Lebens und innerer Beschaulichkeit. Seine Geduld ertrug stillschweigend und freudig die härtesten Vorwürfe über Fehler, die er nicht begangen hatte; sein Gehorsam war so unbedingt, daß er ohne im Geringsten zu zögern sich auch dem Schwierigsten unterzog, das ihm aufgetragen wurde. Durch solche Tugenden, die ihn zum Gegenstand der allgemeinen Bewunderung machten, brachte er es dahin, daß er im Jahre 1628 zum Priester geweiht wurde. Mit unaussprechlichen Gefühlen des Glaubens, der Liebe und Ehrfurcht verrichtete er das erste heilige Opfer. Zu seinem Aufenthalte wählte er sich eine abgelegene finstere Zelle; häufig betrat er die weniger besuchten Bethäuser, um seinen heiligen Betrachtungen sich desto ungestörter hingeben zu können; leistete seinen Obern unbedingten Gehorsam und seinen Brüdern die demuthsvollste Liebe. Vor Allem entblößte er sich, was er nach der Ordensregel weggeben durfte, und wenn er sich so aller entbehrlichen Dinge entledigt hatte, betete er vor dem Crucifix knieend: „Siehe, Herr, ich bin nun von allem Erschaffenen losgetrennt; sei du, ich bitte dich, mein einziges Gut! jedes andere Gut sehe ich als eine Gefahr, als das Verderben meiner Seele an.“

Nach empfangener Priesterweihe enthielt er sich fünf Jahre lang des Genusses von Brod und Wein, und nährte sich blos von Kräutern und getrockneten Früchten. Die vierzigtägigen Fasten hielt er mit solcher Strenge, daß er sieben Jahre lang nur Dienstags und Samstags einige Nahrung zu sich nahm. Des Morgens war sein Gesicht blaß, kaum hatte er aber die heilige Communion empfangen, so zeigte er sich frisch und blühend. In Folge seiner Enthaltsamkeit hatte er sich den Genuß des Fleisches so abgewöhnt, daß es sein Magen gar nicht mehr ertragen konnte. Um sein Fleisch zu kreuzigen, hatte seine Liebe zur Abtödtung verschiedene Bußwerkzeuge erdacht, denn durch innere Leiden wurde er zwei Jahre lang hart geprüft, die ihm unbeschreibliche Angst und Qual verursachten. Doch ging er endlich auch hier aus diesem Kampfe siegreich hervor. Da sich in der Folge das Gerücht verbreitete, daß der fromme Diener Gottes Verzückungen habe und Wunder bewirke und ihm das Volk in Haufen nachfolgte, als er seinen Provinzial auf einer Reise durch die Provinz Bari begleitete, so nahm ein Generalvicar daran Anstoß und verklagte ihn bei der Inquisition in Neapel. Dahin berufen, wurde er nach genauer Untersuchung für unschuldig erklärt und wieder entlassen. Nach Rom zu seinem General geschickt, wurde er von diesem, um die Wahrheit oder Falschheit der Anschuldigung zu erproben, mit Härte empfangen und nach Assisi geschickt. Auch hier war die Aufnahme beim Quardian des Klosters nicht besser und die Behandlung ebenso hart. Dreizehn Jahre blieb er zu Assisi und während der ersten Jahre seines dortigen Aufenthalts hatte er viele und häufige innere Anfechtungen zu bestehen. Seine Andachtsübungen waren von einer qualvollen Geistesdürre und ängstigenden Trockenheit begleitet. Unreine Bilder schwebten beständig seiner Seele vor und setzten ihn dem Kampfe schwerer Versuchungen aus. Aber jeden Kampf bestand er mit Muth und Geduld und Gott krönte ihn mit dem herrlichsten Siege und erfreute ihn mit außerordentlichen himmlischen Tröstungen, welche ihm später in reichlicherem Maße als jemals zu Theil wurden. Bei dem bloßen Namen Gottes, Jesu's oder Maria's gerieth er außer sich. Oft rief er aus: „Würdige mich, o mein Gott, mein ganzes Herz zu erfüllen und zu besitzen! Wenn doch einmal meine Seele von den Banden dieses Leibes befreit und mit Jesus vereinigt wäre! Jesus! Jesus! ziehe mich zu dir hinauf; ich kann nicht länger mehr auf Erden bleiben.“ Oft hörte man ihn auch die Andern zur Liebe Gottes anfeuern mit den Worten: Liebet Gott; wer Gott liebt, ist reich, obgleich er es nicht wahrnimmt. Er hatte häufige Verzückungen, einige sogar öffentlich, von denen Personen des höchsten Ranges Augenzeugen waren und deren Wahrheit sie in der Folge eidlich betheuerten. Unter diesen Zeugen zählt man insbesondere den Herzog Johann Friedrich von Braunschweig und Hannover, der durch den Anblick dieser Wunder so betroffen wurde, daß er in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrte, nachdem er der lutherischen Lehre entsagt hatte. Der heilige Joseph besaß eine eigene Gabe, auch die verstockten Sünder zu bekehren und die von inneren Leiden geängsteten Seelen zu beruhigen. Den Aengstlichen pflegte er zu sagen: Ich will weder Aengstlichkeit noch Trübsinn; eure Absicht sei gerade, dann fürchtet nichts.“ Die Klugheit, die er in der Leitung der Seelen bewies, zog eine große Menschenmenge, selbst Fürsten und Cardinäle zu ihm hin. Aber nicht minder glänzend waren die Wunder des Dieners Gottes, als die andern außerordentlichen Gunstbezeugungen, womit ihn der Himmel begnadigte. Unter andern hatten mehrere Kranke ihre Gesundheit seinem Gebete zu verdanken. Als ihn am 10. August 1663 ein Fieber befiel, sagte er, daß seine letzte Stunde herannahe. Am Tage vor seinem Hinscheiden empfing er mit inniger Andacht die heilige Wegzehrung und letzte Oelung. Man hörte ihn oft die Worte widerholen: „Ich wünsche, daß meine Seele von den Banden meines Leibes befreit und mit

Jesu vereinigt werde. Dank und Preis dem Herrn! Gottes Wille geschehe! Gekreuzigter Heiland! nimm auf mein Herz, entzünde in ihm die Flamme deiner Liebe!" Endlich schlummerte er am 18. September 1663 hinüber ins himmlische Vaterland. Sein Leichnam wurde in der Kirche ausgesetzt und von einer unzähligen Menge Menschen mit tiefer Ehrfurcht besucht, und dann in die Kapelle der Empfängniß beigesetzt. Seine Heiligsprechung erfolgte von Clemens XIII. im Jahr 1707.

Betrachten wir das Leben des Heiligen, so legt es uns die nachahmungswürdigsten Beispiele der tiefsten Andacht, der innigsten Hingebung und Liebe zu Gott und den Mitmenschen, der lobenswürdigsten Demuth des unbedingtesten Gehorsams gegen die Obern, des unermüdlichsten Ringens und Kämpfens gegen alle Leidenschaften, die Körper und Geist zerstören, und des ruhmwürdigsten Sieges, mit dem er aus allen Kämpfen hervorging, vor Augen. Es zeigt uns, wie der Heilige nur durch diese Tugenden der höchsten Gnaden Gottes gewürdigt wurde, durch welche er schon in diesem Leben die Seligkeit des Künftigen empfand. Und stammte dieser ächte Gottesmann von hohem Geschlechte? War er mit Reichthum und irdischen Gütern beglückt? Wurde er von hohen Verwandten begünstigt, und war er durch wissenschaftliche Kenntnisse ausgezeichnet? Ach nein! arm im Stalle wie Christus geboren, ohne irdischen Reichthum, ohne Wissen und Kenntnisse hoben ihn nur seine Tugenden, die seine Seele schmückten, zur Bewunderung, zur Hochschätzung und Verehrung der Menschen empor, die ihn gegen seinen Willen auch schon auf Erden zu Theil wurden. Aber je mehr er bewundert wurde, desto größer war seine Demuth vor Gott, und desto mehr verdient sein Beispiel von allen nachgeahmt zu werden.

Der heilige Julian und Ferreol,

Martyrer.

Viertes Jahrhundert.

Eine lange und schreckliche Verfolgung traf die Kirche unter den Kaisern Diokletian und Maximian. Sie erstreckte sich über alle Provinzen des Reiches, und war die zehnte unter den in den Annalen der Kirche aufgezählten Verfolgungen.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß der heilige Julian und Ferreol in dieser Verfolgung in Gallien die Martyrerkrone erlangten, und als Datum wird gewöhnlich das Jahr 304 unserer Zeitrechnung angegeben, welches in der abendländischen Kirche durch den Martertod des heiligen Vincentius in Spanien, des heiligen Sebastian und der heiligen Agnes in Rom berühmt geworden ist.

Die Auvergne, damals ein Theil von Vorder-Aquitanien, war der Schauplatz des Opfertodes des heiligen Julian, und obwohl er nicht aus dieser Provinz stammte, noch auch in ihr lebte, so betrachtete sie ihn doch immer als ihren Patron und berühmtesten Martyrer.

Julian wurde zu Vienne in der Dauphiné geboren, der Hauptstadt einer der siebenzehn Provinzen des damaligen gallischen Reiches. Seine reiche und edle Familie stand in der Stadt in hohem Ansehen und war ohne Zweifel schon zum Christenthume bekehrt. Julian hatte sich dem Kriegsdienste gewidmet und nahm im römischen Heere ohne Zweifel einen seiner Geburt entsprechenden Rang ein. Er diente unter Ferreol, welcher nach den Martyrerakten zu Vienne eine Legion befehligte, und mit dem er durch die Bande der innigsten Freundschaft verknüpft war. Beide waren aufrichtige Anhänger der Religion Jesu Christi, nur mit dem Unterschiede, daß Julian seinen Glauben öffentlich übte, während Ferreol aus Rücksicht auf seine amtliche Stellung bedächtlicher verfuhr und sich darauf beschränkte, seine Religion im Herzen zu pflegen und im Geheimen auszuüben. Die Ergebenheit, welche die Religion vom Menschen verlangt, schließt Klugheit und Berechnung in schwierigen Verhältnissen nicht aus.

Einige Jahre der Duldung und des Friedens machten indeß den Christen Hoffnung, daß die Zeit der Verfolgungen endlich vorüber sei. Falsche Hoffnungen! Mit Einem Schlage erwacht die heidnische Intoleranz mit größerer Heftigkeit und Unerbittlichkeit als je. Verfolgungsedikte gegen die Kirche, welche der Fanatismus seines Schwiegersohns Galerius dem glaubensträgen Diokletian abgelockt hatte, werden im ganzen Reiche veröffentlicht. Den Christen bleibt nur die Wahl zwischen Martyrthum und Abfall. Julians Wahl war schon entschieden. Als er den Sturm sich erheben sah, dachte er nur daran, sich der himmlischen Palme würdig zu machen, die schon so vielen Bekennern Jesu Christi an der Rhone zur Zeit des Pothinus und Irenäus zu Theil geworden war, und als Soldat war er entschlossen, in die noch frischen Fußstapfen des heiligen Moritz und seiner ruhmvollen Gefährten von der Thebaischen Legion zu treten.

Der oberste kaiserliche Beamte in Lyon hieß Crispinus. Er war ein großer Feind der Christen und darum ein höchst fanatischer Agent der Verfolgung. Der wohlbekannte Eifer Julians für die durch die kaiserlichen Verordnungen geächtete Religion und die Stellung, welche er im Heere einnahm, lenkte den Späherblick des Statthalters doppelt auf ihn. Seine Familie und seine Freunde, die wohl wußten, daß er in Sachen des Glaubens nie einen Mittelweg gehen würde, waren voll Schrecken über die ihm drohende Gefahr. Ferreol selbst, der weit weniger im Verdacht stand und den seine Zu-

rückhaltung schützen konnte, bat seinen Freund inständig, Vienne zu verlassen, bis sich wenigstens der Sturm etwas gelegt hätte. Dieser Rath entsprach dem edlen Muthe Julians nicht, und es schien ihm schimpflich, vor der Gefahr wie ein feiger Soldat zu fliehen. Aber Ferreol bestand auf seiner Bitte und suchte ihm begreiflich zu machen, daß er dieses Opfer nicht bloß der Zärtlichkeit seiner Eltern und der Anhänglichkeit seiner Freunde, sondern selbst dem Interesse der Religion schuldig sei: „Um wie viel mehr wirst du ihr nützen können," sagte er, „wenn du dich erhältst, um der Trost und das Beispiel der Gläubigen zu sein, welche den gegen die Kirche losbrechenden Sturm überleben werden!" Er stellte ihm auch vor, daß Gott, statt zu verlangen, daß man sich der Verfolgung entgegendränge, vielmehr empfehle, ihr auszuweichen, da es im Evangelium heiße: „Wenn ihr in einer Stadt verfolgt werdet, so fliehet in eine andere."

Julian gab endlich diesen letzten Erwägungen nach und willigte in die Flucht, doch that er es, wie der Verfasser seiner Martyrerakten sagt, weniger, um sich der Wuth der Verfolger zu entziehen, als um, von den Hindernissen befreit, welche er in seiner Vaterstadt und in seiner Familie vorfand, desto sicherer die Bahn des Martyrthums zu betreten.

Ueber Brioude begab er sich in einen Flecken, Namens la Vincelle, wo er in der Hütte einer armen alten Frau wohlwollende Aufnahme und die nöthige Sicherheit fand. Crispinus ließ ihn indeß, alsbald von seiner Flucht in Kenntniß gesetzt, durch Reiter verfolgen, welche den Befehl hatten, ihn, wo sie ihn immer finden würden, zu tödten, und sein Haupt zum Beweise der Erfüllung ihres Auftrages mitzubringen. Kaum war Julian über die Schwelle der gastlichen Hütte getreten, als schon die Emissäre des Statthalters in den Ort kamen. Bald hatten sie seinen Zufluchtsort ausgespürt, klopften an die Thüre der Hütte, und verlangten von der Frau die Auslieferung des Mannes, den sie verborgen halte. Die gute Frau, welche ihre Absichten nur zu gut durchschaute, wollte ihnen zu verstehen geben, der, den sie suchten, sei nicht bei ihr. Vielleicht hätten sie sich wirklich entfernt, wenn nicht Julian, diese Ausflucht, die man für lügenhaft hätte halten können, verschmähend, sich selbst entdeckt hätte. Er stellte sich den Häschern vor, mit den Worten: „Ich bin Julian, der Christ, den ihr suchet. Ich kenne eure Befehle; hier ist mein Haupt, schlaget zu!"

Die Häscher, über so viel Muth und Entschlossenheit stutzig gemacht, und fast erschreckt, schienen unschlüssig zu sein; aber Julian, der mit erhabener Ungeduld nach dem Martertod verlangte, forderte sie gleichsam heraus: „Was zögert ihr?" sagte er: „Sehet ihr nicht, daß es mich drängt, diese Welt zu verlassen, und daß ich nach der Anschauung Jesu Christi dürste? Wollt ihr nicht mein Haupt? Ich biete es euch dar, und ihr zögert? Schlaget zu, mit Einem Schlag habt ihr euren Befehl und alle meine Wünsche erfüllt!"

Nach diesen Worten sank der edle Bekenner Jesu Christi auf seine Knie, um Gott in einem kurzen Gebet seine Seele zu empfehlen, und erwartete in dieser demüthigen Stellung mit gebeugtem Nacken den Streich des Henkers.

Einer dieser Menschen erhebt sein Schwert, schwingt es mächtig über Julians Haupt, es fällt und noch einmal benetzt das Blut eines Martyrers den Boden der Auvergne. Wie befeuchtender Thau bringt es den Samen des Evangeliums zum Keimen, wo bis dahin nur Früchte des Irrthums und der Barbarei gereift waren. Denn obwohl das Evangelium schon weit früher in die Auvergne gebracht worden war, so waren doch die meisten Bewohner des Bezirks, wo der heilige Julian durch den Martyrertod seinen Glauben besiegelt hatte, noch Götzendiener.

Zwei Greise finden den Körper des heiligen Julian.

In der Nähe des Ortes, wo er sich geopfert hatte, floß eine Quelle, in welcher die Henker das ganz mit Blut benetzte Haupt ihres Opfers abspülten. Das Wasser dieser Quelle bewahrte lange Zeit die

Spur des edlen Blutes, mit dem es vermischt worden war, und der kindliche Glaube einiger Leute aus dem Volke meint dieselbe heute noch unterscheiden zu können. Ehedem kamen leiblich und geistig Kranke in Menge dahin, im Vertrauen, Heilung zu finden, und fühlten auch immer einige Erleichterung. Heut zu Tage ist die Quelle kein Jedem zugänglicher Schwemmteich mehr, und gehört nicht mehr der Kirche, sondern einem einfachen Privatmanne. Sie wird nur noch von Touristen, die nach flüchtigen Eindrücken haschen, und von Archäologen, welche aus alten Zeiten nichts achten, als die mehr oder weniger abgenützten Steine, die sie uns hinterlassen haben, besucht.

Die Reiter des Crispinus machten sich mit Julians Haupte auf den Rückweg, seinen verstümmelten Leib aber ließen sie mit gottloser Gleichgültigkeit liegen, ohne ihn auch nur mit ein wenig Erde zu bedecken! Indeß hatten die Häscher auch in der ganzen Gegend solchen Schrecken verbreitet, daß Niemand den Martyrer zu begraben wagte, ein Liebesdienst, den man selbst dem größten Verbrecher nicht versagt haben würde. Da kamen, wie die Legende erzählt, zwei Greise, welche auf den nahen Bergen ihre Heerden hüteten, auf göttliche Eingebung an den Ort, wo der Leichnam lag, hoben ihn voll Ehrfurcht auf, und brachten ihn, in ein Linnentuch gewickelt, nach Brioude, wo sie ihm ein ehrenvolles Begräbniß verschafften. Die beiden Greisen hießen Ilpidius und Arcoas. Ihre Liebesthat blieb nicht unbelohnt, denn unter der kostbaren Last, womit sie ihre Schultern beluden, sollen sie die Last ihrer Jahre nicht mehr gefühlt, sondern die ganze Kraft und Beweglichkeit ihrer Jugend zurückbekommen haben. Die Dankbarkeit erzeugte in ihnen den Glauben; sie wurden getauft und widmeten sich der Bewachung des Grabmals, das sie dem Martyrer aufgerichtet hatten.

Eine spanische Dame, welche auf die Fürbitte des heiligen Julian Begnadigung ihres Gatten erlangt hatte, läßt in Brioude eine Kapelle erbauen.

Auf den Ruf von diesem Wunder mehrten sich die Bekehrungen in der Gegend, deren Boden das Blut des heiligen Julian getrunken hatte, und Pilger strömten zu seinem Grabe. Bald wurde eine Basilika gebaut, um die heiligen Ueberreste des ruhmvollen Kämpfers Jesu Christi ehrenvoller und würdiger aufzubewahren.

Eine reiche spanische Dame von hoher Geburt begab sich nach Trier, wo einer der Kaiser residierte, und wohin ihr Gatte auf eine schwere Anklage hin, war abgeführt worden. Da der Angeklagte keine Hoffnung hatte, gerettet zu werden, glaubte die Dame, nur noch seinen Leichnam zu Trier in Empfang nehmen zu können. In Brioude jedoch fühlte sie den Drang, sich dem heiligen Julian auf seinem Grabe zu empfehlen, und gelobte eine Kapelle über demselben erbauen zu lassen, wenn sie auf seine Fürbitte die Begnadigung ihres Gatten erlangen würde. Die erste Person, die ihr beim Eintritt in das Thor der Stadt Trier begegnete, war ihr Gatte! Sie erkundigte sich nach den Umständen seiner Freilassung, und erfuhr, daß der Kaiser genau an demselben Tage und zu derselben Stunde seine Freilassung befohlen habe, wo sie sich dem Martyrer zu Brioude empfohlen hatte. Auf der Rückreise ermangelten die beiden Gatten nicht, am Grabe des heiligen Julian ihre Danksagung abzustatten. Das von der weinenden Gattin gemachte Versprechen wurde von der Getrösteten erfüllt und Brioude war zum erstenmal mit einem christlichen Monumente geziert.

Das Heidenthum hatte hier eines seiner Heiligthümer. „Es war," sagt Gregor von Tours, „ein weiter Tempel, in welchem auf einer sehr hohen Säule die Bilder der von den Auvergnern besonders verehrten Göttern, des Mars und Merkurs, aufgestellt waren." Aber je mehr die heilsame Berührung mit dem wahren Glauben an Ausdehnung gewann, desto mehr wurden die Götzenaltäre verlassen, und am Ende zerstört und sammt den Götzenbildern in den Staub geworfen; und diese Völker, welche so lange den wilden Kriegsgott angebetet hatten, wählten einen friedlichen Kämpfer Jesu Christi, einen Helden der streitenden Kirche zum Beschützer.

Seltsamer Weise verflossen anderthalb Jahrhunderte, bis man den Jahrestag des Martyrertodes des heiligen Julian regelmäßig feierte, was erst um die Mitte des fünften Jahrhunderts geschah. Gregor von Tours erzählt hierüber nach einem noch ältern gleichzeitigen Schriftsteller Folgendes: „Die Bewohner des Ortes wußten den Tag nicht genau, an welchem das Fest des heiligen Julian gefeiert werden sollte, denn die Ueberlieferung hatte seinen Todestag nicht bewahrt, und er blieb zum großen Schmerz dieser guten Leute unbekannt bis in die Zeit des heiligen Germanus, Bischofs von Auxerre. Eines Tages fragte dieser berühmte Bischof zu Brioude, wenn der Jahrestag des heiligen Julian gefeiert werde. „Ach!" war die Antwort, „wir feiern ihn gar nicht, weil wir den Todestag unseres glorreichen Patrons nicht wissen." — „Nun denn," erwiderte der Bischof, „so wollen wir beten, daß uns die göttliche Güte erleuchte." Es geschah, und am folgenden Morgen versammelte Germanus die Vorsteher des Ortes um sich und sagte zu ihnen: „Am 28. August müßt ihr den Jahrestag eures heiligen Patrons begehen."

Ferreol befehligte, wie schon bemerkt, als Tribun seine Legion zu Vienne. was auf seine vornehme Abkunft schließen läßt. Er gehörte ohne Zweifel zu der in Gallien berühmten und mächtigen Familie der Ferreol, welche dem Reiche Präfekten, der Kirche

Bischöfe gab, und weiblicherseits vielleicht sogar das Stammhaus der zweiten französischen Königsfamilie war. Wir sehen, daß sich der Tribun Ferreol zum Christenthum bekannte, ohne damit Aufsehen zu machen; er drängte sich nicht vor zum Martyrthum, doch war seine Zurückhaltung nicht Feigheit, und als es sich in den Tagen der Prüfung darum handelte, seinen Glauben offen zu bekennen und für Christus zu zeugen, floh er nicht vor dem Martyrertode. Als die Abgesandten des Crispinus das Haupt Julians nach Vienne brachten, verschaffte er sich durch Kauf diese heilige Reliquie, und verrieth sich auf diese Weise dem Statthalter. Crispinus ließ ihn zu sich kommen und wollte ihn zwingen, den Götzen zu opfern und den Statuen der Kaiser Weihrauch zu streuen; denn diese stolzen Tyrannen scheuten sich vor einem solchen Gottesraube ebenso wenig, als ihre niederträchtigen Höflinge. „Du bist ein kaiserlicher Offizier und hast dafür deinen Sold," sagte der Statthalter, „aus diesem zweifachen Grunde schuldest du den Andern das Beispiel des Gehorsams und der Ehrerbietung."

Ferreol erwiderte mit bescheidener Festigkeit: „Ich weiß, daß ich der Majestät der Kaiser Gehorsam und Ehrfurcht schuldig bin, auch war ich noch nie ungehorsam in dem, was mir im Namen der Kaiser rechtmäßigerweise befohlen wurde. Aber ich kann ihr Ansehen nicht höher achten als das Ansehen Gottes, und der Gehorsam kann mich nicht bewegen, die Vorschriften meiner Religion zu verletzen. Ihr haltet mir die Ehre und die Vortheile meiner Stellung vor. Ich verlasse sie gern, ich verlange nur das Leben und die Freiheit, um Gott nach meinem Gewissen und nach dem Drange meines Herzens ehren zu können. Habe ich hiemit zu viel verlangt, wohlan! so nehmet mir Leben und Freiheit; aber meinen Glauben werdet ihr mir nicht rauben; lieber will ich Alles leiden, als ihm entsagen."

Diese edle und ruhige Antwort erbitterte den Statthalter noch mehr. Ferreol wurde in Ketten gelegt, schimpflich mit Ruthen gestrichen, und in den Kerker geworfen, aus welchem er am dritten Tage entkam. Die Legende sagt, seine Ketten seien von selbst zerbrochen, und er habe die Thüre des Gefängnisses offen gefunden.

Ferreol schwamm durch die Rhone, und ging am rechten Ufer des Flusses aufwärts bis an das Flüßchen Gier, sechs Meilen oberhalb Vienne. Hier holten ihn die Häscher des Crispinus ein und nahmen ihn fest. Unterwegs schlugen sie ihm, entweder weil die Bewohner der Gegend ihn zu befreien suchten, oder, wie die Akten sagen, durch eine plötzliche Regung ihrer Grausamkeit getrieben, das Haupt ab, und ließen seinen Leichnam an dem Orte liegen.

Die Christen bestatteten diesen neuen Bekenner am Ufer des Flusses, gerade an dem Orte seines Martyrertodes, und erbauten über seinem Grabe eine Kapelle, die weit umher in hoher Verehrung stand.

Als dieser Kapelle ums Jahr 470 der Einsturz drohte, ließ der heilige Mammertus, Bischof von Vienne, eine andere bauen. Als man aber im Jahre 474 den Leib des Heiligen in die neue Kapelle übertragen wollte, fand man in der Gruft drei Gräber. Auf die Angabe eines Anwesenden jedoch, daß nach alter Ueberlieferung das Haupt des hl. Julian später in das Grab des hl. Ferreol gebracht worden sei, hatte man ein sicheres Mittel an der Hand, unter den Gräbern das des hl. Ferreol zu erkennen. Man fand auch wirklich in einem derselben Einen Leib und zwei Häupter, und zwar so gut erhalten, daß man fast versucht war, noch Leben in den beiden Häuptern zu vermuthen. So brachte man denn die kostbaren Reliquien in die neue Kirche.

Als die Basilika des hl. Ferreol im 8. Jahrhundert durch die Saracenen zerstört worden war, weihte ihm Wilicar, Bischof von Vienne, eine neue Kirche innerhalb der Stadt und ließ die Reliquien dahin bringen. Der Jahrestag der Verherrlichung des heil. Ferreol ist im römischen Martyrologium auf den 18. September festgesetzt.

Im Jahre 825, unter Ludwig dem Frommen, rief die Nothwendigkeit, um die Kirche des hl. Ferreol gegen die Angriffe der Ungläubigen, Saracenen und Normannen zu schützen, ein eigenthümliches Institut ins Leben, indem sich das Capitel der Kirche in eine geistliche und eine Rittercongregation theilte, welche letztere sich in spätern ruhigen Zeiten wieder auflöste. Die Ritter-Chorherren des heiligen Julian waren gleichsam ein Vorspiel der drei Jahrhunderte später auftretenden Templer und Johanniter.

---

19. September.

Der heilige Theodor.

Erzbischof von Canterbury.

Jahr 690.

Nach dem Tode des hl. Erzbischofs Deusdedit von Canterbury suchten Oswi, König von Northumberland und Egbert, König von Kent, bei dem Papste um die Besetzung der erledigten Stelle mit einem Manne nach, welcher den Verlust jenes Heiligen ersetzen könnte. Vitalian, der damals den päpstlichen Stuhl inne hatte, bestimmte Hadrian, Abt von Nirida bei Neapel, zum Erzbischofe von Canterbury. Hadrian war in allen kirchlichen Wissenschaften sehr bewandert, hatte aber eine solche Furcht vor der bischöflichen Würde, daß ihm der Papst, von seinen Bitten und Thränen gerührt, die Annahme derselben freistellte, unter der Bedingung, daß Hadrian im Falle der Nichtannahme einen würdigen Mann bezeichne, den er dann nach England begleiten, berathen und in Verbreitung des Reiches Jesu Christi unterstützen sollte. Seine Wahl fiel auf einen griechischen

Mönch von anerkannter Frömmigkeit, Namens Theodor, welcher, aus Tarsus in Cilicien gebürtig, in Athen studirt hatte und den Philosophenmantel trug. Er war 66 Jahre alt und verband mit ungewöhnlichen Kenntnissen in den göttlichen und menschlichen Wissenschaften eine vollkommene Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache.

Der Papst consecrirte ihn am 26. März 667 und empfahl ihn dem hl. Benedikt Biscop, der sich zu Rom befand, und den er mit Theodor und Hadrian als Führer und Dolmetscher nach England schickte.

Sie schifften sich am 27. Mai desselben Jahres ein, und landeten in Marseille. Von da begaben sie sich nach Arles, wo sie blieben, bis sie von dem Hausmeier Ebroin die Erlaubnis zur Weiterreise erhielten. Theodor brachte den Winter bei Agilbert in Paris zu, welcher vom bischöflichen Stuhl zu Wincester in England auf den von Paris gekommen war. Ueberdies erlernte er die englische Sprache und verschaffte sich alle zur guten Leitung seiner künftigen Kirche nöthigen Kenntnisse. Als König Egbert von Kent erfuhr, daß er in Paris sei, schickte er ihm einen seiner vornehmsten Räthe entgegen der ihn im Hafen von Quentavic erwartete. Eine Krankheit hielt Theodor eine Zeit lang daselbst zurück. Nach Wiederherstellung seiner Gesundheit aber schiffte er sich mit Benedikt Biscop ein, und bestieg seinen bischöflichen Stuhl am 27. Mai 669. Ebroin verweigerte Anfangs Hadrian die Erlaubnis, nach England zu reisen, weil er ihn im Verdacht hatte, er möchte im Auftrage des Kaisers irgend einen feindlichen Plan gegen Frankreich schmieden; später als seine Besorgnisse verschwunden, entließ er ihn zu Theodor, der ihn zum Abt von St. Peter in Canterbury einsetzte,

Der neue Erzbischof begann mit einer Visitation aller Kirchen Englands, wobei Abt Hadrian sein Begleiter war. Man empfing ihn mit Ehrfurcht und hörte gern seine Unterweisungen an. Ueberall stellte er die Sittenreinheit her und führte bezüglich der Osterfeier die kirchliche Disciplin ein, sowie auch den gregorianischen Gesang, der bis dahin im Königreiche Kent unbekannt gewesen war. Nachdem er Alles geordnet hatte, was den Gottesdienst betraf, ging er an die Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche, und setzte überall, wo dieses das Wohl der Kirche zu erheischen schien, Bischöfe ein. An Ceadda's Stelle, der im Gefühle seiner Unwürdigkeit für die bischöfliche Würde sich in das Kloster Lestinguen zurückzog, bestätigte er den hl. Wilfried auf dem bischöflichen Sitze von York, bis er ihn bald darauf nach Litchfield versetzte. Unser Heiliger war nach dem hl. Augustin der erste Erzbischof von Canterbury, welcher die Obergewalt über die ganze britannische Kirche ausübte.

Nachdem er in Canterbury eine Schule gegründet hatte, erklärte er daselbst mit Hadrian die hl. Schrift und lehrte unter andern Wissenschaften besonders Astronomie und Arithmetik, die besonders für die Zeitrechnung und Festsetzung des Osterfestes von Nutzen waren. Man fing an, die griechische und lateinische Sprache zu betreiben, und aus der neuen Schule gingen viele berühmte Männer hervor. Auch an andern Orten in England gründete der hl. Theodor Schulen. Man weiß nicht, ob der unermüdliche Eifer des Hirten oder die demüthige Gelehrigkeit des Volkes mehr Bewunderung verdient, mit der letzteres die gehörten Lehren in sich aufnahm und im Leben bethätigte.

Der hl. Theodor hielt im Jahre 673 ein National-Concil zu Hertfort, auf welchem Bisi, Bischof der Ostangeln, den zweiten Rang einnahm, und beschlossen wurde, jedes Jahr am 1. August ein Concil zu Cloveshoe abzuhalten.

Um diese Zeit theilte Theodor auf König Egfrieds Bitte und trotz des Widerstands des hl. Wilfried das Bisthum York in drei Bisthümer, und als sich der hl.

Canterbury.

Erzbischof von York dieser Anordnung nicht fügte, wurde er von seinem Sitze vertrieben. Er begab sich daher, etwa ein Jahr vor dem hl. Willibrord, als Missionär nach Friesland, wo er das Evangelium verkündigte. Erchonwald wurde von Theodor zum Bischof von London geweiht.

Mittlerweile war zwischen Egfried, König von Northumberland und Ethelred, König von Mercia, Krieg ausgebrochen. Die beiden Fürsten begegneten sich an der Trent, und Elswin, Egfrieds Bruder, blieb auf dem Schlachtfelde. Auf die Kunde hievon suchte Theodor, auf die Hilfe des Himmels bauend, Frieden zwischen den beiden Nationen zu stiften, was ihm auch glücklich gelang; nur mußte als Ersatz für den Verlust seines Bruders an Egfried das übliche Blutgeld bezahlt werden.

Die größte Berühmtheit erlangte der heil. Theodor durch sein Pönitentialbuch, eine Sammlung von Verordnungen, welche die Dauer der öffentlichen Buße mit Rücksicht auf die Gattung und Schwere der Sünden festsetzte. Man sieht auch aus diesem Pönitentialbuche, daß für einen verstorbenen Mönch an dessen Beerdigungstage, am dritten Tage darauf, und sonst so oft es der Abt für gut fand, das hl. Meßopfer dargebracht wurde. Nach dem nämlichen Werke wurde das hl. Opfer, mit Fasten verbunden, auch für die Laien dargebracht.

Einige Jahre vor seinem Tode bat Theodor den hl. Wilfried, zu ihm nach London zu kommen, bat ihn um Verzeihung wegen seines strengen Verfahrens gegen ihn, da er doch kein Vergehen begangen habe, das die Absetzung verdient hätte; suchte auf alle Weise seine Freundschaft wieder zu gewinnen, und gab ihm sein Bisthum York wieder zurück. Zugleich schrieb er sehr entschiedene Briefe in dieser Angelegenheit an König Alfried von Northumberland, an Ethelred, König von Mercien, an Elfeda, Abtissin von Sreneshal, kurz an Alle, die sich dem heil. Wilfried widersetzt hatten, zu seinem Troste mit glücklichem Erfolge. Er starb im Jahre 690 im 88. Lebensjahre und im 22. Jahre seiner bischöflichen Würde. Er wurde in der Klosterkirche zu St. Peter begraben, und wird am 19. September, dem Tag seines Todes verehrt.

Die heilige Lucia von Schottland,

Jungfrau.

Jahr 1090.

Lucia war nach den Schriftstellern, welche über sie geschrieben haben, die Tochter eines schottischen Königs, und begab sich noch sehr jung nach Frankreich, um daselbst Gott in stiller Verborgenheit zu dienen. Sie hielt sich an einem einsamen Orte bei dem Dorfe Sampigny im Bisthume Verdun auf, und lebte daselbst in der Uebung der erhabensten Tugenden bis zum Jahre 1090, in welchem sie in die ewige Glückseligkeit einging. Man bestattete sie in einer Kirche, die sie selbst auf einem Berge in der Nähe ihrer Zelle gegründet hatte. Heinrich von Blois oder von Winchester, ein Bruder des Königs Steffan von England und Neffe der Kaiserin Mathilde, versetzte sie nach seiner Erhebung auf den bischöflichen Sitz von Verdun unter die Zahl der Heiligen. — Man bewahrte ihre Reliquien Sommers auf dem St. Lucianberge, Winters in der Pfarrkirche zu Sampigny. Die Reliquien der hl. Lucia lockten eine Menge Pilger an. So wurden sie im Jahre 1609 von der Herzogin von Lothringen, aus dem Hause Mantua, und im Jahre 1632 von König Ludwig XIII. von Frankreich besucht.

Der heilige Januarius und seine Gefährten.

Martyrer.

Jahr 305.

Der hl. Janarius wurde zu Neapel, nicht zu Benevent, wie einige Schriftsteller behaupten, geboren.

Schon in seiner Kindheit machte er sich durch ein glühendes Verlangen, Barmherzigkeit zu üben und den Seinigen zu nützen, bemerklich; auch wollte er sich schon frühzeitig Gott weihen, und erlangte im Alter von kaum 25 Jahren die Ehre und Würde eines Bischofs von Benevent.

Nicht lange befand er sich in dieser Stadt, als eine neue Christenverfolgung ausbrach.

Januarius hörte zu gleicher Zeit von den grausamen Befehlen gegen seine Brüder und von der Gefangennahme eines seiner Freunde und vier anderer Christen, welche nach Puteoli abgeführt wurden.

Auf diese Nachricht hin wollte Januarius, nur auf die Eingebungen seines Muthes hörend und taub gegen die Vorstellungen über das Gefahrvolle seines Unternehmens, nach Puteoli gehen, um seinen Freunden Worte des Trostes zu bringen und sie im Glauben zu bestärken; aber er kam dort nur an, um ihr Los zu theilen.

Timotheus, der Statthalter der Provinz Campanien, welcher sogleich in Kenntnis gesetzt wurde, daß ein angesehener Priester, der kein anderer sein könne als der heil. Januarius, von Benevent gekommen sei, um die gefangenen Christen zu besuchen, ließ ihn verhaften und an den Ort seiner Residenz, nach Nola bringen.

Festus, der Diakon des hl. Bischofs, und Desiderius, sein Lektor, wurden zugleich mit ihm verhaftet und sofort verhört. Sie blieben unerschüttert in ihrem Glauben, von dem sie weder Bitten noch Drohungen abwendig machen konnten.

Sie wurden verurtheilt, im Amphitheater zu Puteoli den wilden Thieren vorgeworfen zu werden.

In diese Stadt abgeführt, trafen sie im Gefängnisse gerade mit den Christen zusammen, um derentwillen sie ihre Reise unternommen hatten. Der heil. Januarius sah in diesem Zusammentreffen einen Beweis der Güte Gottes, der ihn mit seinen Freunden sterben lassen wollte.

Am folgenden Tage wurden alle diese edlen Bekenner Jesu Christi den wilden Thieren vorgeworfen, aber Gott offenbarte seine Macht dadurch, daß die Bestien sich weigerten, den Christen ein Leid zuzufügen.

Da der Statthalter den Eindruck dieses Wunders auf das staunende Volk fürchtete, so ließ er die Christen in einiger Entfernung von Puteoli sogleich enthaupten.

Die Geschichte hat uns die Namen der Martyrer, welche mit dem heil. Januarius den Martyrertod erlitten, aufwahrt.

Es sind: Sosius, Diakon zu Misenum, ein inniger Freund des Heiligen; Proculus, Diakon zu Puteoli; Eutyches und Akutius, Laien von großer Tugend.

Nach ihrem Tode wurden sie von den Christen und von Leuten aus dem Volke, die durch das von Gott zu Gunsten der Martyrer gewirkte Wunder betroffen waren, ehrenvoll begraben. Später wurden die Reliquien des hl. Januarius nach Neapel gebracht, wo sie ein Gegenstand großer Verehrung wurden. Diese erste Uebertragung scheint bald nach der Zeit geschehen zu sein, als Constantin den Christen den Frieden gab; so viel wenigstens ist gewiß, daß der Leib des hl. Bischofs im 9. Jahrhundert zu Neapel in einer Kirche seines Namens sich befand. Die Stadt schrieb seiner Fürbitte das Glück zu, bei einem heftigen Ausbruche des Vesuvs verschont geblieben zu sein.

Als Sico, Fürst von Benevent, Neapel im Anfang des 9. Jahrhunderts belagerte, schenkte er den Einwohnern nur gegen Auslieferung der Gebeine des hl. Januarius, ihres Patrones, Leben und Freiheit. Der Sieger führte dieselben im Triumphe fort und setzte sie mit Ehrfurcht zu Benevent bei im Jahre 825.

Als die Kirche, worin der hl. Leib ruhte, in Verfall gerieth, brachte man ihn im Jahre 1129 in eine andere Kirche derselben Stadt. Von dort wurde er heimlich in die Abtei Monte-Vergine, an der Straße von Benevent nach Nola im 12. oder 13. Jahrhundert gebracht, und unter dem Hochaltar verborgen und erst im Jahre 1480 bei einer Reparatur dieses Altars entdeckt. König Ferdinand von Neapel wünschte diesen kostbaren Schatz zu haben, u. erhielt von Papst Alexander IV. die Erlaubniß, ihn der Stadt zurückzugeben, welche ihn ursprünglich besessen hatte. Die Uebertragung in die Domkirche von Neapel geschah mit großer Feierlichkeit am 13. Januar 1497. An demselben Tage nahmen die schon lange Zeit dauernden Verheerungen der Pest ein Ende. Die Gebeine des hl. Januarius befinden sich in einer prächtigen Kapelle, welche seinen Namen trägt. In derselben Kirche ist noch eine andere Kapelle, der Schatz genannt, in welcher man das Haupt und das in zwei gläsernen Fläschchen verschlossene Blut des heil. Martyrers aufbewahrt. Das Haupt wurde wahrscheinlich gegen das 8. oder 9. Jahrhundert aus dem Schrein genommen, in welchem seine übrigen Gebeine verschlossen waren. Das Blut ist geronnen und von schwärzlicher Farbe. Die Stadt ließ diese Kapelle aus Dankbarkeit für die auf die Fürbitte des Heiligen erfolgte Befreiung von der Pest im Jahre 1529 erbauen.

Jedermann kennt die fürchterlichen Ausbrüche des Vesuvs und die Gefahren, welche daraus für die Stadt Neapel entstehen können. Um diese Gefahr von ihrer Stadt abzuwenden, haben die Bewohner noch nie umsonst zu ihrem hl. Patrone um Fürsprache und Beistand gefleht. Besonders erfuhren sie die Wirksamkeit seines Schutzes im Jahre 685, unter Papst Benedikt II. und Kaiser Justinian dem Jüngeren. Zum Andenken an den ihnen damals gewährten Schutz führten sie ein Fest und zwei jährliche Prozessionen zu Ehren des Heiligen ein. Die Stadt wurde ihm noch öfter zu besonderem Dank für ihre Rettung verpflichtet; so bei den Ausbrüchen, welche in den Jahren

Die Reliquien des heiligen Januarius werden nach Neapel gebracht.

1631, 1698 und 1707 erfolgten. Im letztern dieser Jahre trug man den Reliquienschrein des hl. Januarius in eine Kapelle am Fuße des Vesuvs und alsbald hörte der Ausbruch auf; die in Folge desselben eingetretene Finsterniß verschwand und Abends sah man wieder die Sterne schimmern. Das berühmte Wunder des Flüssigwerdens und Aufwallens des Blutes des hl. Januarius wird von so vielen Schriftstellern erwähnt, die es mit eigenen Augen gesehen, und bis in die kleinsten Umstände gewissenhaft geprüft haben, daß man weder die Thatsache, noch ihren wunderbaren Charakter in Zweifel ziehen kann. Es wird von Baronius und den andern Augenzeugen also erzählt:

Man legte das Haupt des Heiligen auf die Evangelienseite und die Fläschchen auf die Epistelseite des Altars. Bisweilen findet man dann das Blut flüssig, aber gewöhnlich ist es fest. Wenn die Fläschchen dem Haupte gegenüberstehen, wird das Blut entweder augenblicklich flüssig, oder längstens nach einigen Minuten. Auf das Flüssigwerden folgt eine Aufwallung; zieht man das Blut zurück, so daß es dem Haupte nicht mehr gegenüber steht, so gerinnt es wieder. Es brennen mehrere Kerzen auf dem Altare, und die Fläschchen findet man bei der Berührung fast immer kalt, die bei gewissen Gelegenheiten dem Volke zum Küssen gereicht werden. Bisweilen wird das Blut in den Händen derer, welche die Fläschchen halten, flüssig, bisweilen auch wird es, wenn es flüssig war, bei der Berührung wieder fest. Das Flüssigwerden tritt ebenfalls ein, wenn die Fläschchen in die Nähe eines Gebeins oder irgend eines Theiles von dem Körper des hl. Januarius gestellt werden. Bisweilen trat auch das Flüssigwerden gar nicht ein, was man als einen Beweis des göttlichen Zorns ansieht. Stellt man beide Fläschchen zugleich auf den Altar, so wird das Blut in jedem zu gleicher Zeit und in demselben Grade flüssig, obgleich nur wenig sich in dem kleinern befindet und an den Wänden des Glases klebt.

20. September.

Der heilige Agapet.

Papst. — Jahr 536.

Agapet, zu Rom geboren, trat daselbst noch sehr jung in den geistlichen Stand, und wurde durch Verdienst und Talente Archidiakon an der Kirche zum hl. Johannes und hl. Petrus.

Er verwaltete dieses Amt, bis er nach dem Tode Johannes II., am 26. April 535, zur Ehre des Pontifikates erhoben wurde. Am 4. Mai wurde er consecrirt.

Auf die Kunde seiner Erwählung schickte ihm der Kaiser Justinian sein Glaubensbekenntniß, welches orthodox befunden wurde; und auf die Bitte dieses Fürsten verdammte Agapet die Akoimeten, Mönche in Constantinopel, welche von der Nestorianischen Ketzerei angesteckt waren.

Als Hilderich, König der Vandalen in Afrika, von Gelimer abgesetzt worden war, benützte Justinian diese Gelegenheit, um die Verbindung abzubrechen, welche Kaiser Zeno mit Genserich angeknüpft hatte. Dieser Bruch geschah in seinem 7. Regierungsjahre und im 533sten nach Christus. Belisar war der Feldherr, den er zur Ausführung seiner Pläne ausersehen hatte, und welcher Carthago nahm, ohne Widerstand zu finden. Justinian schickte den Kirchen von Jerusalem die Gefäße des alten jüdischen Tempels, welche Titus zu Rom aufbewahrt und später Genserich nach Carthago gebracht hatte. Er theilte Afrika in 7 Provinzen, und jede hatte ihren Primas, mit dem Unterschiede, daß in Numidien die Würde des Primas nicht an einen bestimmten Sitz geknüpft war, sondern immer dem ältesten Bischofe der Provinz zufiel. Der Kaiser und die Bischöfe der afrikanischen Kirche baten den Papst brieflich, die arianischen Bischöfe, welche ihrem Irrthum entsagten auf ihren Sitzen zu belassen. Aber Agapet erwiderte ihnen, sie sollten sich an die Canonen halten, und demgemäß sich begnügen, die arianischen Bischöfe zur Communion zuzulassen, ohne ihnen ihre geistliche Würde und ihren kirchlichen Rang zu gestatten.

Um dieselbe Zeit erhielt Agapet Briefe von den katholischen Aebten in Constantinopel, welche ihn von den in ihrer Kirche herrschenden Unordnungen in Kenntniß setzten. Anthimus, Bischof von Trapezunt, war durch die Ränke der Kaiserin Theodora dem im Jahr 535 gestorbenen Patriarchen Epiphanius in seiner Würde nachgefolgt, und suchte den Schein eines guten Katholiken zu bewahren; in der That aber war er so gut wie Theodosius ein Gegner des Concils von Chalcedon. Als er in Constantinopel ankam, faßten die Akephalen wieder Muth. Severus, Afterpatriarch von Constantinopel, und einige andere Häupter ihrer Sekte zogen sich in diese Stadt zurück, und brachten Verwirrung in die Kirche.

Agapet benachrichtigte die katholischen Aebte, daß er bald nach Constantinopel kommen und die geeigneten Maßregeln ergreifen werde, den Fortschritt des Irrthums aufzuhalten.

Der heil. Papst kam am 2. Februar 536 in Constantinopel an, und der Kaiser empfing ihn mit allen Beweisen von Zuneigung und Hochachtung. Gleich Anfangs kam der Hauptzweck der Reise des Agapets zur Sprache, aber die Irrlehre war schon zu weit vorangeschritten, als daß er seinen Zweck hätte erreichen können. Er besprach daher Gegenstände der Religion, in der Hoffnung, den durch die Irrlehre gestörten Frieden wieder herstellen zu können. Er erklärte, daß er nur unter der Bedingung mit Anthimus in Verkehr treten werde, daß er die Beschlüsse des Concils von Chalcedon unterschreibe;

Ohne diese Unterschrift werde er nie zu dessen Versetzung auf den Stuhl von Constantinopel einwilligen können. Umsonst suchte ihn für diesen Punkt die Kaiserin auf ihre Seite zu bringen, und eben so wenig richtete Justinian durch Versprechungen und Drohungen aus. Agapet bestand unerbittlich auf seiner Forderung und Anthimus kehrte nach Trapezunt zurück, um nicht zur Anerkennung des Concils von Chalcedon genöthigt zu werden. Der hl. Papst erklärte ihn für excommunicirt, wofern er nicht seine Rechtgläubigkeit durch Unterschreiben dieses Concils beweise. Diese Festigkeit weckte gegen ihn die Wuth der Eutychianer und der Kaiserin; aber die Standhaftigkeit Agapets siegte über die arglistigen Anstrengungen der Irrlehrer. Mennas, ebenso empfehlenswerth durch sein Wissen als durch seine Frömmigkeit, wurde zum Patriarchen von Constantinopel gewählt. Der Papst selbst consecrirte ihn.

Da die Katholiken mehrere Klagen gegen Severus und einige andere Bischöfe von der Partei der Akephalen bei ihm vorbrachten, so wollte er dieselben auf einem Concil untersuchen lassen; allein er erkrankte und starb zu Constantinopel am 17. April 535, nachdem er 11 Monate und 3 Wochen regiert hatte. Sein Leib wurde nach Rom gebracht, und am 20. September, an welchem Tage sein Andenken begangen wird, in der St. Peterskirche im Vatikan beigesetzt.

Der heilige Franz von Posadas.

Jahr 1713.

Franz von Posadas wurde am 25. November 1644 zu Cordova geboren und erhielt von seinen Eltern eine gute religiöse Erziehung. Er entsprach ihrer Aufmerksamkeit und zeigte schon sehr jung ein lebhaftes Verlangen, in den Orden des hl. Dominikus zu treten; da er aber die ganze Ausdehnung der Pflichten, die ihm die ersehnte Würde auferlegen würde, erkannte, so verwendete er seine ganze Jugendzeit dazu, sich eine tüchtige Bildung zu erwerben, und sich in der Redekunst auszubilden.

Im Alter von 20 Jahren sah er durch seine Aufnahme in das Dominikanerkloster Skala Cöli, das eine Stunde von Cordova entfernt war, seine Wünsche erfüllt. Bald nachher wurde er zu St. Lucar de Barmeja zum Priester geweiht; seine Obern bestimmten ihn zum Predigtamt, da sie in ihm ein großes Predigertalent erkannt hatten.

Die Gläubigen, welche in Menge herbeiströmten, ihn zu hören, wußten seine Reden voll Weisheit, Liebe und Salbung wohl zu schätzen.

Die durch Franz von Posadas und seine Obern erzielten Früchte waren erstaunlich. Der berühmte Lehrer suchte in den Erfolgen seiner Predigten nicht die Befriedigung seiner Eigenliebe, wie die Meisten, welche wissen, daß man ihren Vorträgen große Aufmerksamkeit schenkt, sondern seine Befriedigung fand er nur darin, die hl. Mission, die er angenommen hatte, fruchtbringend zu erfüllen.

Auch in seinen Gebeten erflehte er von Gott nicht eine glänzendere, sondern eine überzeugendere Beredtsamkeit, denn er wünschte lieber aufrichtige Bekehrungen, als eine große Berühmtheit zu erlangen.

Aber nicht bloß geistlichen Trost suchte er den Gläubigen zu spenden, welche zahlreich sich einfanden, um seine Reden zu hören, sondern menschenfreundlich und wohlthätig wie er war, dachte er auch immer eifrig daran, die Armen sowohl selbst zu unterstützen, als auch andere dafür zu bewegen.

Immer bereit, sein hl. Amt zu erfüllen, weigerte er sich nie, wenn sein Wort zum Troste der Unglücklichen in Anspruch genommen wurde.

Franz von Posadas hatte sich einen solchen Ruhm erworben, daß ihm der erledigte Bischofssitz von Algheri in Sardinien angeboten wurde; aber keine Bitten konnten ihn zur Annahme desselben bewegen; ebenso weigerte er sich später, das ihm angetragene Bisthum Cadix anzunehmen.

Zu dieser Weigerung bestimmte ihn sein Wunsch, ein einfacher Mönch zu bleiben und der Religion durch Fortsetzung seiner bisherigen apostolischen Arbeiten mehr nützen zu können. Er starb nach den Geschichtschreibern fast ganz unvermuthet, als er eben die hl. Messe gelesen hatte; die Kirche verlor ihn am 20. September 1713.

Schon während seiner letzten Lebensjahre wie ein Heiliger verehrt, wurde er wie vorauszusehen war, selig gesprochen.

Das betreffende Dekret ist am 20. Sept. 1818 von Pius VII. veröffentlicht worden.

Franz von Posadas nützte der katholischen Religion durch seine Beredtsamkeit und durch sein Beispiel, und hinterließ bemerkenswerthe Schriften, unter denen besonders das Leben des heil. Dominikus, das Leben der hl. Leonarda von Christo, Dominikaner-Nonne, das Leben des Paters Christoph von der hl. Katharina, Stifters des Ordens Jesu von Nazareth in Cordova, Erwähnung verdienen.

Die Gläubigen, welche in Menge herbeiströmten, den hl. Posadas zu hören, wußten seine salbungsvollen Reden wohl zu schätzen.

Der heilige Eustachius,

Martyrer.

Unerschütterlich im Glauben, trotz der Schmeicheleien und Drohungen der Fürsten, bereit, lieber Alles zu verlassen, als gegen sein Gewissen zu handeln; sanft, demüthig und bescheiden in seinem Leiden, voll Liebe gegen seine Feinde und Verfolger wie gegen die, welche ihn liebten — das ist das Bild des Martyrers, unter dessen Anrufung eine der schönsten Kirchen der Hauptstadt Frankreichs gegründet worden ist.

Eustachius, von den Griechen Eustatius genannt, hieß vor seiner Bekehrung Placidus, und war Befehlshaber der Garde des Kaisers Trajan. Von seinen Eltern in der heidnischen Religion erzogen, hatte er sich mit einer Frau verehelicht, welche, obwohl Heidin, doch Mildthätigkeit übte; sie hieß Trajana, und erhielt in der Taufe den Namen Theopista. Zwei Söhne sproßten aus dieser Ehe; das unermeßliche Vermögen, welches Placidus und Trajana besaßen, gestattete ihnen, ihren Söhnen eine ihrem Range entsprechende Erziehung zu geben.

Die Kirche „Zum heiligen Eustachius" in Paris.

Während die hl. Schriftsteller wenig Einzelheiten über die Umstände geben, welche die Bekehrung dieser Familie zur christlichen Religion herbeiführten, enthalten die Legenden deren eine Menge. Will man unter andern dem Jakob von Virago, welcher im 13. Jahrhundert die goldene Legende schrieb, Glauben schenken, so wäre Gott dem Placidus, dessen Tugenden er kannte, einst auf der Jagd, die er mit mehreren anderen Offizieren mitmachte, in der Gestalt eines Hirsches erschienen, und hätte ihm befohlen, zu dem Bischofe der Stadt zu gehen und ihn für sich und seine Familie um die Taufe zu bitten.

Diesem Befehle gehorsam, wäre Placidus um Mitternacht zu dem Bischofe von Rom gegangen, der ihn und die Seinigen mit großer Freude empfing, sie taufte, den Namen Placidus in Eustatius verwandelte, den der Trajana in Theopista änderte, und die beiden Söhne Agapet und Theopistus nannte.

Am folgenden Tage begab sich Eustatius wieder in den Wald und hatte die nämliche Erscheinung. Er erfuhr, daß ihm große Unglücksfälle drohen, daß er all' sein Vermögen verlieren, daß aber sein Muth, mit dem er die bevorstehenden Verluste ertragen werde, durch himmlische Belohnungen werde ersetzt werden.

Eustachius warf sich nieder und rief aus: „Herr, thue nach deinem Willen, wenn meine Prüfungen nahe bevorstehen sollen, aber gib uns die Tugend der Geduld. Der Herr erwiderte: „Sei standhaft, meine Gnade wird eure Seelen bewahren." — Nach seiner Heimkehr erzählte Eustachius dieses Ereigniß seiner Frau, und in wenigen Tagen begann die Vorhersagung sich zu erfüllen. Eine ansteckende Krankheit raffte alle Sklaven des Eustachius hinweg; bald nachher gingen seine Heerden plötzlich zu Grunde; dann raubten ihm Diebe, die ins Haus gedrungen waren, Alles, was er an Gold, Silber und Kostbarkeiten besaß.

Eustachius reiste, Gott dankend, bei Nacht von Allem entblößt, mit Frau und Kinder nach Egypten ab. Auf der Reise traf ihn ein noch größeres Unglück als alle bisherigen gewesen waren; seine Frau wurde ihm geraubt und seine Kinder von ihm getrennt, ohne daß er erfahren konnte, was aus ihnen geworden sei. Er brachte 15 Jahre auf einem Dorfe zu, wo er die Felder der Einwohner bebaute, um sich seinen täglichen Unterhalt zu verschaffen, immer von der peinlichen Ungewißheit über das Schicksal seiner Söhne und ihrer Mutter gefoltert. Unterdessen gedachte der Kaiser, der mit den Feinden des Reiches in Krieg verwickelt war, des Eustachius und der Erfolge, die derselbe an der Spitze seiner Heere errungen hatte, und schickte nach allen Seiten Soldaten aus, um ihn auszukundschaften. Einige derselben kamen in das Dorf, wo er arbeitete und erkannten ihn, obwohl er alles anwandte, ihnen unbekannt zu bleiben.

Aber die Soldaten, überzeugt, nicht durch eine bloße Aehnlichkeit mit ihrem alten Hauptmanne getäuscht zu sein, zeigten dem Eustachius den kaiserlichen Befehl. Da er gehorchen mußte, ging er mit ihnen, kam nach 15 Tagen mit dem Kaiser wieder zusammen, der ihm, von seiner Rückkehr benachrichtigt, entgegengegangen war.

Eustachius konnte sich nicht weigern, den Oberbefehl über die Truppen und seine frühere Stelle wieder zu übernehmen.

Kurze Zeit darauf ließ ihn der Zufall in wenigen Tagen in zwei Dörfern, wo seine Truppen ausruhten, zuerst seine Söhne, dann seine Frau wieder finden.

Hocherfreut über dieses Wiedersehen kämpfte er mit mehr Muth und Tapferkeit als vor den erzählten Unglücksfällen und überwältigte die Barbaren mit leichter Mühe. Ein glänzender Sieg beendigte den Krieg, und er kehrte nach Rom zurück, um die von den Feinden eroberten Trophäen dem Kaiser zu Füßen zu legen.

Zu seinem Unglücke war Trajan gestorben, und auf den Thron dieses Fürsten, der Eustachius liebte, war Hadrian gestiegen, dessen Tugenden seinen Lastern bei weitem nicht gleich kamen.

Nichtsdestoweniger empfing Hadrian dem Heere zu lieb seinen Feldherrn mit Achtung und veranstaltete ein großes Fest.

Am Tage darauf begab er sich in den Tempel, um den Göttern zum Dank für den über die Barbaren errungenen Sieg ein Opfer zu bringen. Als er den Eustachius hiebei vermißte, ließ er ihn holen. Die Abgesandten trafen den großen Feldherrn in seiner Wohnung, wo er nicht den falschen Göttern, sondern dem, welcher allein den Sieg verleihen oder verweigern kann, seinen Dank darbrachte. Er weigerte sich, in den Tempel zu gehen. Auf die Kunde hievon befahl Hadrian, außer sich vor Zorn, Eustachius und die Seinigen zu verhaften.

Alle Glieder dieser Familie folgten dem Beispiele ihres Hauptes. Mit dem Tode bedroht, wenn sie nicht ihre neue Religion abschwören und den Götzen opfern würden, blieben sie unerschütterlich in ihrem Glauben und ertrugen muthig Martern und Tod.

Ihrer gewohnten Mildthätigkeit treu ließen sie kurz vor ihrem Tode alle ihre Güter unter die Armen vertheilen.

Die Ueberreste des Heiligen wurden gesammelt und zu Rom in einer Kirche, die unter seiner Anrufung gebaut wurde, aber nicht mehr vorhanden ist, beigesetzt. Später unter Papst Cölestin III. wurden seine Reliquien an einen andern Platz in derselben Kirche gebracht. Eine Inschrift, welche Papst Cölestin III. machen ließ, und welche Kircher in der Lebensgeschichte des Heiligen veröffentlicht hat, läßt hierüber keinen Zweifel übrig, obwohl nach einer Urkunde von Philipp August aus dem Jahre 1194 der Leib des heiligen Eustachius sich zu St. Denis in Frankreich in einer Kapelle, welche seinen Namen trägt, befände.

Diese beiden scheinbar widersprechenden Ansichten lassen sich leicht vereinigen, wenn man bedenkt, daß man oft den Leib für einen Theil des Leibes setzt. Wir können darum als richtig annehmen, daß nur ein Theil der Reliquien des Heiligen nach Frankreich gekommen sei.

Der Schrein, welcher diese kostbaren Reliquien enthielt, wurde im Jahre 1567 durch die Hugenotten geplündert; glücklicherweise war vor diesem Sakrilegium ein Theil der Gebeine entfernt und in die Kirche des hl. Eustachius nach Paris gebracht worden. Bei Gelegenheit dieser Uebertragung nahm diese Kirche, welche vorher den Namen St. Agnes trug, den Namen des Heiligen an, dessen Reliquien sie enthält. — Das Fest dieses Heiligen wird am 20. September gefeiert.

21. September.

Der heilige Matthäus,

Apostel und Evangelist.

Erstes Jahrhundert.

Früher hieß der heil. Matthäus Levi und unter diesem letzteren Namen führen ihn der heil. Markus und Lukas an, wo sie seine Bekehrung erzählen. Er war aus Galiläa wie die übrigen Apostel des Herrn, und bekleidete ein bei den Juden sehr verhaßtes Amt, nämlich das eines Zöllners. Die Zöllner pachteten die Steuereinnahmen des Staates und wurden darum beim Volke leicht verhaßt, wie alle, denen das Geschäft obliegt, Geld von ihm einzutreiben. Die Juden besonders hegten einen tiefen Haß gegen diese Menschenklasse, welche sie durch ihre Amtsverrichtungen an das römische Joch und an den Verlust ihrer Freiheit erinnerte, um so mehr, da die Zöllner im Allgemeinen statt das Gehässige ihres Amtes durch ihr Benehmen zu mildern, dasselbe durch Härte, Habsucht und Uebermuth noch vermehrten. Der strenge Tertullian nennt sie öffentliche Sünder, und es gibt Worte unseres Herrn, die uns durchaus keinen günstigen Begriff von ihnen geben.

Das war also die Beschäftigung des Levi, das der Grad von Achtung, die er bei seinem Volke genoß, als Jesus ihn am See Genesareth, wo der Zöllner seine Bude hatte, zu sich rief. Sogleich erhob er sich und verließ Alles, um dem göttlichen Meister nachzufolgen.

Matthäus hatte eine einträgliche Stellung; er sah wohl ein, was ihn sein Schritt kosten, und wußte wohl, daß Armuth sein Erbtheil werden würde; aber

St. Matthaeus.

X A v Eduard Ade Stuttgart

alle diese Erwägungen hielten ihn nicht zurück; der Ruhm, ein Schüler Jesu Christi zu werden, schien bei ihm Alles zu überwiegen. Man darf annehmen, daß er die Person und die Lehren des Erlösers schon kannte, denn er wohnte in der Nähe von Capharnaum, wo sich Jesus Christus eine Zeit lang aufgehalten, wo er gepredigt und mehrere Wunder gewirkt hatte; so war er schon einigermaßen auf die Gnade vorbereitet, welche ihn zum Apostelamte berief. Man liest bei dem heiligen Hieronymus, er sei durch einen gewissen Glanz von Majestät, der, mit liebenswürdiger Milde vermischt, aus dem Angesichte Jesu leuchtete, gerührt und mächtig angezogen worden. Er bekehrte sich nach dem Berichte Beda's, weil „derjenige, welcher ihn äußerlich durch das Wort berief, ihn zu gleicher Zeit durch die innere Salbung seiner Gnade rührte." Kaum hatte Matthäus die Stimme des Himmels vernommen, als er die Bande zerbrach, welche ihn an die Welt knüpften, und diese und Alles, was ihn an sie fesseln konnte, verließ. Seine Bekehrung war schnell, muthig und standhaft. Die andern Apostel verließen, wie der heilige Gregorius bemerkt, ihr Schiff und ihre Netze, um dem Herrn zu folgen, übten jedoch auch später noch ihr altes Gewerbe aus; der heilige Matthäus aber kehrte nie mehr zu seiner Zollbude zurück, weil er hier zu viele Gelegenheiten zum Falle gefunden hätte.

Der heilige Matthäus lud nach seiner Bekehrung den Herrn und seine Jünger zu einem Mahle zu sich ein, außerdem auch seine Freunde und besonders diejenigen, welche noch das Gewerbe trieben, dem er eben entsagt hatte. Er hoffte ohne Zweifel, daß die himmlischen Gespräche des Erlösers ihnen die nämliche Gnade verschaffen könnten, wie ihm. Die Pharisäer nahmen fälschlich Aergerniß daran, daß Jesus mit den Zöllnern und Sündern aß. Dieser beschämte sie aber mit der Bemerkung, er sei für die Kranken gekommen, nicht für die Gesunden und für diejenigen, welche keiner Heilung zu bedürfen glauben. Er belehrte sie, daß Gott die Werke der Barmherzigkeit und Liebe, zumal wenn sie auf das geistige Wohl der Seelen abzielen, der Beobachtung der Ceremonien des Gesetzes vorziehe, welche an Bedeutung jenen weit nachstehen. — Man setzt die Berufung des heiligen Matthäus in das zweite Jahr des öffentlichen Lehramtes Jesu Christi. Als der Herr einige Zeit nachher die Apostel auserwählte, gefiel es ihm, auch unsern Heiligen in die Gesellschaft derjenigen aufzunehmen, welche er zu Fürsten und Gründern seiner Kirche bestimmt hatte. In dem Verzeichnisse der Apostel, welches die andern Evangelisten geben, findet sich der Name des heiligen Matthäus vor dem des heiligen Thomas; aber unser heiliger Evangelist setzt diesen Apostel sich vor, und fügt seinen eigenen Namen das Wort Zöllner bei. Er folgte hierin seiner Demuth, welche ihn bewog, anzugeben, was er gewesen war, damit man die Wirkungen der göttlichen Barmherzigkeit an ihm bewundern könne.

Der heilige Matthäus.

Von Eusebius und dem heiligen Epiphanius erfahren wir, daß der heilige Matthäus nach der Himmelfahrt Jesu Christi in Judäa und den umliegenden Gegenden gepredigt und sich erst nach der Zerstreuung der Apostel von da entfernt habe.

Bevor er Judäa verließ, um in andern Ländern das Licht der christlichen Wahrheit zu verbreiten, schrieb er sein Evangelium, in gewisser Weise nothgedrungen, und damit diejenigen, welche ihn nicht hören konnten, doch durch das Ansehen seines Buches in der Wahrheit erhalten würden. Er schrieb dasselbe besonders für die bekehrten Juden, die ihn darum gebeten hatten, und um dem Wunsche der Apostel zu entsprechen, welche vor ihrer nahen Zerstreuung ein Denkmal ihres gemeinsamen Glaubens hinterlassen wollten. Das Evangelium des heiligen Matthäus ward demnach zuerst verfaßt, und zwar in der Sprache der Juden, welche damals eine Mischung des Syrischen und Chaldäischen war. Es wurde übrigens in der Folgezeit durch eine unbekannte Hand in's Griechische übersetzt; diese Uebersetzung gewann sogar durch den Charakter ihres Verfassers, oder durch die Zustimmung der Kirche ein solches Ansehen, daß sie bald weite Verbreitung fand und keine andere veranstaltet wurde.

Der gotterleuchtete Verfasser gab seinem Werke den Titel: Evangelium, d. h. „gute Botschaft" mit Recht; denn es verkündet auch den schwächsten und verderbtesten Menschen, daß sie Verzeihung ihrer Sünden,

Nachlassung der verdienten Strafen und eine ewige Glückseligkeit hoffen und erlangen können, wenn sie den Weg der Buße betreten wollen, den der Sohn Gottes eröffnet hat.

In dem, was Jesus Christus betrifft, hat sich der Evangelist besonders an die menschliche Seite seines Lebens, an seine zeitliche Abstammung gehalten und es dem heiligen Apostel Johannes überlassen, uns über die ewige Abstammung des Wortes zu belehren. Was die Menschen betrifft, so verkündet er besonders die Barmherzigkeit Gottes und die Heilmittel, welche er ihnen zur Verfügung gestellt hat. Es ist das Evangelium der Sünder, wie ein alter Schriftsteller sagt. Es berichtet uns ausführlich jene wundervolle Bergpredigt, welche nach 1800 Jahren noch mitten im Glanze der Bildung, den vorurtheilsvollsten Geistern Bewunderung und allen aufrichtigen Gemüthern das Geständniß abgenöthigt hat: nie hat ein Mensch so gesprochen, das ist die Sprache eines Gottes. Nie wird man einfacher und schöner das Gesetz und die Propheten und das ganze Christenthum zusammenfassen, als es in den zwei Worten geschieht: „Liebet Gott über Alles und den Nächsten wie euch selbst.“

Man findet nirgends, daß Jesus Christus seinen Aposteln den Auftrag gegeben habe, die Geschichte seines Lebens oder seiner Lehre niederzuschreiben. Die Schriftsteller, welche es gethan haben, wurden durch verschiedene Umstände dazu veranlaßt. Der heilige Matthäus schrieb sein Evangelium auf die Bitte der bekehrten Juden in Paläстina; der heilige Markus schrieb das seinige auf die Bitte der Gläubigen zu Rom. Die Absicht des heil. Lukas war, den im Umlaufe befindlichen falschen Erzählungen über Jesus Christus entgegenzutreten. Der heilige Johannes wurde von den Bischöfen Asiens gebeten, ihnen ein ächtes Zeugniß der Wahrheit gegen die Irrlehren des Cerinthus und Ebion zu hinterlassen. Jedoch begann und vollführte Jeder sein Werk unter besonderer Eingebung des heiligen Geistes. Die Evangelien sind der vorzüglichste Theil der heiligen Schrift. Jesus Christus unterrichtet uns darin über die wichtigen Wahrheiten des Heils, nicht durch die Propheten, sondern durch sich selbst, und in der Geschichte seines Lebens finden wir das vollendetste Vorbild der Heiligkeit. —

Der heilige Matthäus berichtet uns die Handlungen des Erlösers umständlich und ausführlich.

Vom fünften bis vierzehnten Kapitel weicht er von den andern Evangelisten in der Aufeinanderfolge der Begebenheiten ab; er achtet weniger auf die Zeitfolge, um die Lehren Jesu Christi zusammenzustellen und ihren gegenseitigen Zusammenhang deutlicher zu zeigen. Er nimmt vorzüglich Rücksicht auf die Sittenvorschriften und gibt das Geschlechtsregister Jesu, um die Erfüllung der Verheißungen nachzuweisen, nach welchen der Messias aus Abrahams und Davids Stamm hervorgehen sollte; seine Absicht hiebei war, die Juden zum Glauben an ihn zu bewegen.

Nachdem der heilige Evangelist viele Seelen in Judäa bekehrt hatte, ging er als Glaubensbote zu den heidnischen Völkern im Morgenlande. Clemens von Alexandrien berichtet, er habe die Beschauung in hohem Grade geübt, ein sehr strenges Leben geführt, kein Fleisch gegessen und nur von Kräutern, Wurzeln und wilden Früchten gelebt. Der heilige Ambrosius sagt: Gott habe ihm das persische Land eröffnet. Nach Rufinus und Sokrates brachte er das Evangelium nach Aethiopien, worunter man aber nicht die östlichen und südlichen Landstriche Asiens, sondern den an Egypten angränzenden Theil von Aethiopien zu verstehen hat. Florentius sagt, nach der gewöhnlichen Meinung sei der Heilige in Luch, im Lande Senaar, einem Theil des alten Nubiens, zwischen Egypten und Abyssinien gestorben. Nach Fortunatus erlitt er zu Naddavar in Aethiopien den Martyrertod und nach Dorotheus wurde er zu Hierapolis in Parthien ehrenvoll begraben. Später wurden seine Reliquien in's Abendland gebracht und man liest in einem Briefe des Papstes Gregor VI. an den Bischof von Salerno vom Jahre 1080, daß sie sich in einer unter Anrufung dieses Heiligen geweihten Kirche dieser Stadt befinden.

Die heiligen Väter finden in den vier geheimnißvollen Thieren bei Ezechiel und in der geheimen Offenbarung ein Sinnbild der Evangelisten. Man stimmt allgemein darüber überein, der Adler sei das Sinnbild des

Jesus Christus mit dem heiligen Matthäus.

heiligen Johannes, welcher sich in den ersten Zeilen seines Evangeliums bis in den Schooß der Gottheit erhebt, um dort die ewige Zeugung des Wortes zu schauen. Ebenso einstimmig ist man darin, daß der Stier das Sinnbild des heiligen Lukas sei, welcher im Anfange seines Evangeliums das Priesterthum des Zacharias erwähnt. Nach dem heiligen Augustin wird der heil. Matthäus durch den Löwen vorgestellt, weil er die königliche Würde Jesu Christi darlegt, Andere aber behaupten, Markus werde durch ihn angedeutet, und in diesem Falle wäre das Thier, welches ein Angesicht wie ein Mensch hatte, das Sinnbild des heiligen Matthäus, welcher sein Evangelium mit der zeitlichen Geburt Jesu Christi beginnt.

Der heilige Lo,

Bischof.

Jahr 568.

Lo oder Laudus stammte aus einer Familie in der Diözese Contances, in welcher Tugend und Frömmigkeit so zu sagen erblich waren. Seine Eltern vertrauten ihren Sohn dem heil. Gildard, Bischofe von Rouen an und überließen ihm ganz die Sorge für seine Erziehung.

Mit einer ausgezeichneten Frömmigkeit verband Gildard ausgedehnte wissenschaftliche Kenntnisse. Fast sein ganzes Vermögen hatte er zu Almosen und frommen Stiftungen verwendet. Als Haupt seines Bisthums suchte er mehr geliebt als gefürchtet zu werden, und wenn er Strenge anwenden mußte, so war sie immer durch Sanftmuth gemildert. Allen stand er nach ihren verschiedenen Bedürfnissen mit Rath und That bei.

Unter der Leitung eines solchen Meisters machte der junge Lo reißende Fortschritte, zumal da die Beispiele und Mahnungen seiner Eltern ihn zu fleißiger Benützung der Weisungen eines so gelehrten und frommen Mannes anspornten, der ihm auch die lebhaftesten Gefühle der Frömmigkeit einflößte. Diese Gefühle prägten sich seinem Herzen unvertilgbar ein, so daß man nicht wußte, ob man mehr seine Frömmigkeit oder sein Wissen bewundern sollte. Er war in jeder Beziehung seinen Altersgenossen vorausgeeilt.

Weit entfernt, über seine Tugenden und über die Lobsprüche, die ihm von allen Seiten gezollt wurden, eitel zu werden, suchte er Alles zu vermeiden, was als erkünsteltes Wesen hätte ausgelegt werden können; seine außerordentlichen frommen Uebungen waren Gott allein bekannt; er blieb nicht lange in der Kirche, sondern zog sich zum Gebet an einsame Orte zurück. Wenn er sich bisweilen beim Gebete dem heftigen Drange seiner Andacht überließ, so gab er wohl Acht, daß man es nicht bemerke. Ging er mit seinen Altersgenossen spazieren, so blieb er ein wenig hinter ihnen zurück, um sich in der Stille mit Gott zu unterhalten.

Lo war wegen diesen vielversprechenden Eigenschaften bei seinem Lehrer sehr beliebt, und diente seinen Kameraden zu solcher Erbauung und in kurzer Zeit zu solcher Bewunderung, daß einige derselben sogar, durch sein Beispiel angezogen, seine Lebensweise nachahmten. Dennoch betrachtete sich Lo als den letzten unter ihnen, und hielt sich für unwürdig, der kleinen Genossenschaft anzugehören, welche sich nach und nach um den heiligen Bischof gebildet hatte.

Seine Tugenden verschafften ihm die Priesterwürde, sobald er das von der Kirche vorgeschriebene Alter erreicht hatte, und bald nachher benützte ihn Gildard als seinen

Der heilige Lo machte unter der Leitung des heiligen Bischofes Gildard reißende Fortschritte.

Gehilfen im bischöflichen Amte. — In seiner neuen Stellung verwaltete Lo das Predigtamt mit großem Glanze und arbeitete mit unermüdlichem Eifer unter der Leitung seines berühmten Meisters an der Ausrottung der Laster. Seine Reden waren so voll Kraft und Salbung, daß das Wort Gottes in seinem Munde wahrhaft ein zweischneidiges Schwert war, und das Volk aus weiter Ferne zu seinen Predigten herbeiströmte. Sein Eifer wuchs von Tag zu Tag und trat in seiner Beharrlichkeit im Fasten, Wachen und Beten zu Tage.

Wie David seufzte und weinte er unablässig über seine Verbannung vom Angesichte Gottes.

Voll Liebe zu den Armen begleitete er den Bischof auf seinen Visitationen, die er unternahm, um alle Unglücklichen seines Bisthums zu unterstützen, und vermehrte immer die Almosen des Bischofs aus seiner eigenen Börse. Wohl wissend, daß das verborgene Elend der Erleichterung am meisten bedürfe, erkundigte er sich nach den verschämten Armen, um die wohlthätige Hand des heiligen Bischofs auch zu ihnen zu lenken.

Als gegen Ende des Jahres 527 der Bischof von Contances zur ewigen Ruhe eingegangen war, wurde auf Gildards Empfehlung und zu großer Freude der Bewohner von Contances der heilige Lo zu seinem Nachfolger gewählt.

Mit seiner neuen Würde begleitet, schien er nur noch demüthiger zu werden. Nachdem er sich mit den Angelegenheiten seiner Diözese vertraut gemacht hatte, bot er alle Sorgfalt auf, sie gut zu regieren Er stellte den schon lange Zeit gestörten Frieden zwischen seinem Kapitel und mehreren Klöstern seiner Diözese wieder her, und führte das Volk zum Gehorsam gegen die Geistlichkeit zurück, deren Charakter und Ansehen nicht selten mißkannt wurde.

Um diese Zeit machten Streitigkeiten zwischen einigen französischen Bischöfen über verschiedene Lehrpunkte die Berufung von Concilien nothwendig, welche zu Orleans gehalten wurden. Lo wohnte dem dritten und fünften derselben bei; er leuchtete bei diesen Versammlungen durch seine Beredtsamkeit und durch die Tiefe, mit der er die angeregten Fragen behandelte, hervor, und die von ihm vertheidigte Ansicht wurde von den Anwesenden angenommen.

Zehn Jahre nach seiner Erhebung zur bischöflichen Würde erhielt Lo die Nachricht, daß Gildard vor seinem nahen Ende ihn noch zu sehen wünsche. Eilig begab er sich zu seinem alten Lehrer, um seine Rathschläge und sein letztes Lebewohl in Empfang zu nehmen. Zu dem Schmerze, den ihm der Verlust eines Mannes verursachte, gegen den er die tiefsten Gefühle der Achtung und Dankbarkeit hegte, gesellte sich bald auch der Kummer über den Verlust beider Eltern, die er in hohem Grade verehrte und liebte.

Durch Schenkungen, die ihm gemacht worden waren, in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt, verwendete der heilige Bischof dasselbe zur Bereicherung seiner Kirche. Er schenkte ihr auch die Güter, welche seine Familie bewohnt hatte.

Auf diesen Ländereien erhob sich bald eine beträchtliche Stadt, die nach dem Namen ihres Gründers St. Lo genannt wurde. Der Schutz des Heiligen schwebte immer über dieser Stadt, denn zweimal zerstört, namentlich i. J. 890 durch die Normannen, wurde sie später durch die Zerstörer selbst, nachdem sie christlich geworden waren, wieder aufgebaut. Später i. J. 1346 durch König Eduard IV. von England in Brand gesteckt, erhob sie sich wieder aus den Ruinen, und ist jetzt Hauptstadt eines der reichsten Departements in Frankreich.

Auch den übrigen Theil seines Vermögens verwandte er zu frommen Stiftungen und zu beträchtlichen Almosen. Da er seiner vielen Amtsgeschäfte wegen nicht selbst alle Unglücklichen aufsuchen konnte, so beauftragte er damit zwei junge Priester, die ihm sehr ergeben waren, und kein Unglücklicher wurde ihm angezeigt, den er nicht sogleich unterstützt hätte.

Aber je mehr ihm seine Tugenden und seine Mildthätigkeit die Liebe und Bewunderung seiner Gläubigen erwarben, desto demüthiger bestrebte sich der heilige Bischof zu sein. Wenn man ihm zu seinen vielen Liebesthaten Glück wünschte, erwiderte er, daß das Opfer des Herzens allein Gott angenehm sei, und daß er noch gar nicht angefangen habe, für ihn zu thun, was er schuldig sei. Er fügte bei, daß Andere, die den Armen nicht so viel gegeben hätten, sich durch heldenmüthigere Tugend auszeichneten, da die Gaben der Gnade sehr verschieden seien; daß das Opfer, auf das man hinweise, an sich sehr mangelhaft, rein äußerlich und darum wenig verdienstlich sei. Solche Gesinnungen zeigten, wie weit es der Diener Gottes in der Selbstverachtung gebracht hatte.

Der heilige Bischof regierte sein Bisthum bis zum Jahr 568, wo er verschied, um im Himmel den Lohn seiner Mühen zu empfangen. Wegen der Einfälle der Normannen brachte man die Reliquien des heiligen Lo im 9. Jahrhundert nach Thouars im Poitou.

Sein Fest, welches in Contances als Fest erster Klasse mit Octave gefeiert wird, ist im römischen Martyrologium auf den 22. September festgesetzt.

22. September.

Der heilige Thomas von Villanova,

Erzbischof von Valencia.

Jahr 1555.

Der heilige Thomas wurde im Jahr 1488 zu Fuenlana in Castilien geboren und der Zusatz von Villanova kommt von der kleinen Stadt her, in der er erzogen ward.

Als er das 15. Jahr erreicht hatte, schickten ihn seine Eltern auf die Universität Alcala, wo er mit großem Erfolge seine Studien machte und durch seine Talente eine Stelle im Collegium zum heiligen Ildephons erhielt. Seine guten Beispiele bewogen mehrere seiner Studiengenossen, die Wege der Vollkommenheit zu betreten. Er tödtete seine Sinne durch alle möglichen Bußübungen ab, welche ihm sein Bußeifer eingab. Seine Zeit theilte er zwischen Gebet, Studien und Werke der Barmherzigkeit. Nachdem er elf Jahre in Alcala zugebracht hatte, wurde er unter die Meister der freien Künste aufgenommen und im 25. Lebensjahre Professor der Philosophie.

Er lehrte zwei Jahre in Alcala und bekam alsdann einen Ruf nach Salamanka. Die Universität dieser Stadt hatte durch verdienstvolle Männer eine sehr große Berühmtheit erlangt. Thomas nahm den Ruf in der Hoffnung an, seinen schon lange gehegten Entschluß, der Welt zu entsagen, leichter ausführen zu können und dachte in den zwei Jahren, während welcher er in Salamanka die Moralphilosophie lehrte, über das Wesen der verschiedenen religiösen Orden nach, um zu erkennen, welcher ihm am besten zusage. Er entschied sich endlich für den der Eremiten des heiligen Augustin und nahm in Salamanka das Ordenskleid.

Während seines Noviziates bemerkte man leicht, daß er sich schon seit langer Zeit an die Uebung strenger Bußwerke und der Beschaulichkeit gewöhnt hatte. Die Einfachheit, welche in seinem ganzen Benehmen herrschte, machte ihn bei allen Brüdern beliebt. Bald nach zurückgelegter Probezeit erhielt er die heiligen Weihen und las seine erste heilige Messe am Weihnachtsfeste im Jahr 1520. Seine Obern verwendeten ihn bald zum Predigen und zur Verwaltung des heiligen Bußsakramentes und er erfüllte diese wichtigen Aemter mit solchem Erfolge, daß man ihm den Beinamen „Apostel Spaniens“ gab. Er wurde nach einander zum Prior in Salamanka, Burgos und Valladolid erwählt und war zweimal Provinzial von Andalusien und einmal von Castilien. Er verwaltete diese verschiedenen Aemter mit einem Eifer und einer Milde, welche ihm alle Herzen gewannen und regierte weniger durch das Ansehen seiner Stellung als durch das Beispiel eines heiligen Lebens.

Kaiser Karl V. wählte ihn zum Hofprediger und nahm ihn unter die Zahl seiner Rathgeber auf und wenn er ihn nicht bei sich hatte, holte er schriftlich seinen Rath ein. Man erzählt als Beweis, welche Gewalt er über diesen Fürsten hatte, folgenden Zug. Der Kaiser hatte das Todesurtheil mehrerer hochgestellter, des Hochverraths überführter Personen unterzeichnet. Sein Sohn Philipp, der Erzbischof von Toledo und mehrere Herren vom Hofe konnten trotz ihrer Bemühungen die Begnadigung der Schuldigen nicht erwirken. Philipp bewog Thomas, neue Versuche zu machen. Dieser begab sich zum Kaiser und sprach mit ihm in so überzeugender Weise, daß Karl V. zugab, was er bisher verweigert hatte. Als seine Großen sich überrascht zeigten, sagte Karl zu ihnen, wenn ihn der Prior der Augustiner um etwas angehe, so sei es mehr ein Befehl als eine Bitte, indem er ihn immer überzeuge, es sei so der Wille Gottes. „Das ist,“ sagte er, „ein wahrer Diener Gottes, und obgleich er unter den Menschen wohnt, ist er doch derselben Ehre würdig, wie diejenigen, welche die Krone der Unsterblichkeit tragen.“

Während Thomas von Villanova mit der Visitation seiner Ordenshäuser beschäftigt war, ernannte ihn Kaiser Karl V. zum Erzbischofe von Granada, mit der Weisung, sich nach Toledo zu begeben. Thomas gehorchte, jedoch in der Absicht, Allem aufzubieten, um die bischöfliche Würde von sich abzulehnen, und seine Vorstellungen waren so dringend, daß seinem Wunsche entsprochen wurde. Einige Zeit nachher legte Georg von Oestreich, des Kaisers Oheim, Erzbischof von Valencia, seine Würde nieder, um den bischöflichen Stuhl von Lüttich zu besteigen; Karl V. war eben in Flandern.

Er befahl, das Ernennungsdekret auf das erledigte Erzbisthum zu Gunsten eines Hieronomytenmönchs auszufertigen, ohne auf Thomas zu denken, weil er dessen Abneigung gegen die kirchlichen Würden kannte. Dennoch wurde das Dekret auf den Namen des Heiligen ausgefertigt. Der Kaiser fragte befremdet nach der Ursache; der Geheimschreiber erwiderte, er habe geglaubt, den Namen des Thomas von Villanova nennen zu hören, übrigens könne man das Versehen leicht noch berichtigen. „Nein, nein, erwiderte der Kaiser, „ich erkenne darin einen Wink der Vorsehung und ihrem Willen müssen wir uns fügen.“

Er unterzeichnete daher das Ernennungsdekret und schickte es an den Heiligen, welcher damals Prior des Klosters zu Valladolid war.

Thomas von Villanova war über diese so gefürchtete Erhebung sehr betroffen, und wendete, um der Annahme auszuweichen, die Mittel an, mit denen er schon einmal diese Absicht erreicht hatte. Aber der Prinz Philipp von Spanien, welcher in Abwesenheit seines Vaters die Regierung führte, nahm auf seine Vorstellungen keine Rücksicht. Zugleich ließen ihm der Erzbischof von Toledo und mehrere andere hochgestellte Persönlichkeiten durch seinen Provinzial befehlen, er müsse kraft des Gehorsams und unter Strafe der Exkommunikation sich dem Willen des Kaisers fügen. Als die Bullen des Papstes Paul III.

angelangt waren, wurde er zu Valladolid durch den Cardinal Johann von Tavera, Erzbischof von Toledo, geweiht. Des folgenden Morgens machte er sich auf den Weg nach Valencia.

Dort angekommen, bezog er eine Wohnung bei den Augustinern dieser Stadt, und brachte mehrere Tage in stiller Zurückgezogenheit zu, um die Gnaden des Himmels, die er zur würdigen Erfüllung seiner Bischofspflichten brauchte, auf sich herabzuflehen.

Er nahm am ersten Tage des Jahres 1545 Besitz von seinem Bisthume. Die Freuden- und Beifallsbezeugungen, welche diese Festlichkeit hervorrief, kosteten ihn bei seinem demüthigen Herzen viel Ueberwindung. Er ließ die Kissen und Ueberzüge, womit man seinen Thronsessel geschmückt hatte, entfernen, kniete auf den nackten Boden, und setzte Alle durch seine Sammlung und Andacht in Erstaunen. Das Kapitel, welches seine Armuth kannte, machte ihm ein Geschenk von viertausend Dukaten zur Einrichtung seiner Wohnung, welche er mit großen Dankbezeugungen annahm, jedoch nur, um sie dem Spital zu schenken. Was hätte er mit diesem Reichthume anfangen sollen?

Thomas zeigte auch jetzt dieselbe Demuth, die er während seines Klosterlebens an Tag gelegt hatte; alle äußern Zeichen von Hoheit waren ihm unerträglich. Er bewahrte so viel wie möglich seine frühere Einfachheit, und behielt sogar eine Mönchstracht bei, welche er wie früher selbst ausbesserte. Einer seiner Domherren, der ihn eines Tages bei diesem Geschäfte überraschte, sagte ihm, er könnte seine Zeit nützlicher anwenden und diese kleinliche Arbeit denen überlassen, welchen sie gehöre Der heilige Mann erwiderte ihm, daß er auch als Bischof nicht aufgehört habe, Mönch zu sein, und daß die Kleinlichkeit, die man ihm vorwerfe, einem Armen Brod verschaffe, und bat zugleich den Domherrn, das Gesehene Niemand mitzutheilen. Seine Kleider waren gewöhnlich von so grobem Stoffe, daß sich seine eigenen Dienstboten für ihn schämten, weil sie den Beweggrund seiner Handlungsweise nicht kannten. Wenn man in ihn drang, er möchte doch sich seiner Würde gemäß kleiden, so erwiderte er, er habe das Gelübde der Armuth abgelegt, sein Ansehen hänge nicht von seinem Aeußern ab; man dürfe von ihm nichts verlangen, als Eifer und Wachsamkeit.

Obwohl der heil. Thomas dringend ersucht wurde, bei dem Concil von Trient zu erscheinen, so hielt ihn doch sein übler Gesundheitszustand ab, an diesem so wichtigen Werke selbst Theil zu nehmen. Er schickte daher als seinen Stellvertreter den Bischof von Hueska.

Die meisten spanischen Bischöfe, welche dieser Versammlung beiwohnten, besuchten ihn vor ihrer Abreise nach Italien, um ihn um Rath zu fragen, wie sie sich benehmen sollten.

Indessen blickte der heilige Erzbischof von Valencia immer mit Furcht auf die Ausdehnung und Wichtigkeit seiner Pflichten. Mehr als einmal hatte er sich um die Erlaubniß, seine Stelle niederlegen zu dürfen, nach Rom und an den spanischen Hof gewendet. Endlich gab ihm Gott die ersehnte Freiheit zurück, indem er ihn zu sich rief. Es wurde ihm auf wunderbare Weise geoffenbart, daß er am Feste Mariä Geburt in das ewige Vaterland eingehen werde. Am 29. August wurde er von einer Halsentzündung mit heftigem Fieber befallen; er legte sogleich eine Generalbeichte ab, während welcher er einen Strom von Thränen vergoß, als wäre er der größte Sünder gewesen. Dann empfing er mit den lebhaftesten Gefühlen von Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen die heil. Wegzehrung, ließ alles, was er an Geld besaß, unter die Armen der Stadt austheilen, und gab all' sein anderes Besitzthum, mit Ausnahme des Bettes, auf dem er lag, dem Rektor seines Collegiums. Da er aber nackt aus der Welt gehen wollte, so verfügte er auch über sein Bett zu Gunsten der Gefangenen, und bat den Gefangenwärter nur, ihn dasselbe bis zu seinem Tode noch benützen zu lassen. Als er am Morgen des 8. September fühlte, daß seine Kräfte bedeutend abnahmen, bat er, daß man ihm die Leidensgeschichte nach dem hl. Johannes vorlese, welche er unter Vergießung reichlicher Thränen, die Augen immer auf das Crucifix geheftet, mit tiefer Andacht anhörte. Dann las man in seinem Zimmer die heil. Messe. Nach der Wandelung betete er den Psalm: „Auf dich, o Herr, habe ich gehofft.“ Nach der Communion des Priesters verschied er mit den Worten: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist.“ Er starb im Jahre 1555, im 77. Jahre seines Lebens und im eilften seines bischöflichen Amtes.

Man setzte ihn nach seinem Wunsche in der Augustinerkirche zu Valencia bei.

Paul V. sprach ihn im Jahr 1618 selig und Alexander VII. im Jahr 1658 heilig. Die Feier seines Festes ist auf den 18. September festgesetzt.

Die heilige Maura,

Jungfrau.

Jahr 850.

Maura wurde zu Troyes in der Champagne i. J. 837 geboren. Ihre Eltern waren Christen, aber es war unglücklicherweise ein großer Unterschied in der Art und Weise, wie beide ihre Religion auffaßten. Ihre Mutter Sedulia allein erfüllte ihre religiösen Pflichten; ihr Gatte schien selbst die ersten Grundsätze der Frömmigkeit vollständig vergessen zu haben. Gott hatte ihnen zwei Kinder geschenkt; Sedulia sah ihren Sohn, das ältere von beiden, mit Schmerz dem Beispiele seines Vaters folgen, darum beschäftigte sie sich mit besonderer Sorgfalt mit der Erziehung der Tochter, und bat Gott unablässig um seine Gnaden für sie, mit dem leisen Gedanken, dessen Erfüllung sie nicht zu hoffen wagte, das Beispiel eines Kindes könnte vielleicht sicherer die Bekehrung ihres Gatten und ihres Sohnes herbeiführen, als ihre erfolglos gebliebenen Thränen und Gebete.

Der erleuchtete Eifer dieser zärtlichen Mutter ward

belohnt. Maura nahm mit jedem Tage an Tugend zu, und sobald sie alt genug war, den Schmerz, den ihrer Mutter der Lebenswandel des Vaters verursachte, zu würdigen, waren ihre Gebete einzig auf seine Bekehrung gerichtet.

Gott erhörte die Gebete der christlichen Tochter. Eine schwere Krankheit erweckte in ihrem Vater ernste Gedanken. Er beweinte seinen Lebenswandel und seine Unbilden gegen Frau und Kinder; er verlangte einen Priester, um seine Sünden zu bekennen, und als sich seine Leiden mehrten, bewies er durch die heilige Ergebung, mit welcher er seine Schmerzen ertrug, die Aufrichtigkeit seiner Reue. Als er sah, daß er diese Welt und diejenigen, welche er liebte, verlassen müsse, bereitete er sich vor, vor Gott zu erscheinen und verlangte noch die letzten Tröstungen der Religion.

Nach dem Tode ihres Vaters blieb Maura bei ihrer Mutter, und hatte das Glück, ihren Bruder Eutropius durch ihr Beispiel zu Gott zurückzuführen, sie bewog ihn sogar, den größten Theil ihrer Güter unter die Armen zu vertheilen. Die fromme Jungfrau benützte ihre Zeit zu Gebeten, zur Uebung der Nächstenliebe und zur Unterstützung der Unglücklichen und Armen. Sie fand eine große Freude daran, Schmucksachen für Kirchen zu verfertigen und Alles herbeizuschaffen, was zum Dienste des Altars nöthig war. Mit dem heiligen Augustin überzeugt, daß die Ordnung, welche man in allen Handlungen beobachtet zu Gott führe, machte sie sich eine genaue Tagesordnung. Fast den ganzen Morgen brachte sie in der Kirche oder beim Gebete zu, und fastete am Mittwoch und Freitag. Oft ging sie mit Sedulia barfuß in das Kloster Moutenay, zwei Stunden von Troyes, um dem frommen Abte des Klosters, den sie zum Seelenführer gewählt hatte, zu beichten und oft ging auch ihr Bruder Eutropius mit, dessen frühere Gleichgültigkeit einer großen Frömmigkeit Platz gemacht hatte. Wenn sie aus dem Richterstuhle der Buße kam, blieb Maura noch lange vor Gott und im Gebete, um ihn unter vielen Thränen um Verzeihung ihrer Fehler zu flehen; diese Herzensergießungen dauerten oft so lange, daß vor ihrer Rück=

Die hl. Maura und ihre Mutter Sedulia verirren sich in einer kalten Winternacht bei ihrer Zurückkehr vom Kloster Montenay.

kunft nach Troyes die Nacht eintraf.

Eines Tages, als Eutropius glücklicherweise bei ihnen war, überraschte sie die Nacht bald nach ihrem Abgange vom Kloster, so daß sie sich verirrten, und als sie endlich nach vielem Suchen den Weg wieder gefunden hatten waren Maura und Sedulia so ermüdet, daß sie nicht weiter gehen konnten, und am Wege sich niedersetzen mußten, nachdem sie aus dem Kahne gestiegen waren, der sie über die Seine geführt hatte. Da es Winter war, ging Eutropius, damit die Kälte der Gesundheit der beiden so innig geliebten Wesen nicht schade, in den Wald, um einige Stücke Holz zu einem Feuer zu holen, um sie bis zum Anbruch des Tages durch das Feuer gegen die zunehmende Kälte zu schützen.

Solche Schwierigkeiten, welche für die beiden Frauen wahre Gefahren waren, vermehrten nur noch ihren heiligen Eifer, auf dem Wege des Herrn Fortschritte zu machen. Die Ehrfurcht Maura's gegen Alles, was auf die Religion Bezug hatte, war unbeschreiblich. Aus Demuth verbarg sie sorgfältig alle außerordentlichen Gnaden, mit denen sie beschenkt wurde. In ihrer letzten Krankheit empfing sie das heilige Sakrament des Altars und der letzten Oelung mit eben so viel Freude als Liebe, und starb am 21. September 850, indem sie die Worte des Vaterunsers aussprach: „Zu uns komme dein Reich, dein Wille geschehe." Sie war erst 23 Jahre alt. Ihre Ueberreste wurden in der Kirche des Dorfes beigesetzt, welches ihren Namen trägt, und später in die Abtei zum heiligen Martin in Troyes gebracht. Einige deselben kamen auch in die Kapelle der heiligen Maura bei Gournay.

Der heilige Emmeran,

Bischof. Jahr 652.

Emmeran, aus einer berühmten Familie in Poitou stammend, entsagte schon in früher Jugend allen Vortheilen, die er in der Welt zu hoffen hatte, um sich dem Dienste des Altars zu weihen. Wegen seiner Bildung und Heiligkeit wurde er im siebenten Jahrhundert zur bischöflichen Würde erhoben. Er verkündigte an allen Orten seines Bisthums das Evangelium mit unermüdlichem Eifer durch öffentlichen und privaten Unterricht. Verhärtete Sünder suchte er in ihren Wohnungen auf, brachte sie durch eine ebenso rührende als überzeugende Beredtsamkeit von ihren bösen Wegen ab und wandelte sie in wahre Büßer um.

Seine Liebe zu den Armen kannte keine Gränzen.

Nachdem er in diesen Beschäftigungen mehrere Jahre zugebracht hatte, entschloß er sich, an der Bekehrung der vielen Ungläubigen und Götzendiener in Bayern zu arbeiten. Ungefähr dreißig Jahre früher hatten die Bayern das Christenthum angenommen; aber viele unter ihnen waren noch dem heidnischen Aberglauben ergeben; Andere waren von Irrthümern angesteckt, welche die Grundfeste des Glaubens zerstörten.

Herzog Theodo I., welcher das Land unter der Oberherrschaft des Königs Siegebert III., regierte, behielt den hl. Missionär längere Zeit in Regensburg, und bemühte sich sehr, ihn dort zu behalten. Aber Emmeran schlug alle Anerbietungen des Herzogs aus, da er nur gekommen sei, Jesus den Gekreuzigten zu predigen. Man war auch der Meinung, er sei Bischof von Regensburg oder wenigstens Gehilfe des dortigen Bischofs gewesen. Seine apostolischen Anstrengungen und Arbeiten hatten zahllose Bekehrungen zur Folge.

Nach Verfluß von drei Jahren reiste er nach Rom, um die Reliquien der Apostel u. Marthyrer zu verehren u. den Papst über gewisse schwierige Fälle um Rath zu fragen.

Aber eine sittenlose Frau, die nur am Laster Freude und Geschmack fand, und zügellosen Aufwand machte, war ganz erbost über die Sittenverbesserung, welche die Ermahnungen des heiligen Bischofs zu Stande gebracht hatten, und als sie erfuhr, daß auf seinen Rath Personen, die sie sich zu Opfern auserseheu hatte, den Umgang mit ihr aufgegeben hätten, wollte sie sich durch Meuchelmord rächen. Auf ihr Anstiften bildete sich eine verbrecherische Rotte, an deren Spitze Landbert, Theodo's Sohn, stand. Diese holte ihn bei Aschheim, an der Gränze des Bisthums Freysing ein und marterte ihn auf die unmenschlichste Weise zu Tode. Die Bösewichter schnitten ihm ein Glied nach dem andern ab und ließen seinen verstümmelten Leib im Blute schwimmend liegen.

Martertod des heiligen Emmeran.

Er erlitt den Martertod am 22. Sept. 652. Landbert, der Sohn des Herzogs Theodo, der Haupturheber des Verbrechens, ward verbannt und gelangte nie zur Regierung.

Der Leib des Heiligen wurde zu Aschheim, welches etwas oberhalb München an der Isar liegt, bestattet. Später ließ ihn der Herzog Theodo feierlich nach Regensburg bringen und in der St. Georgskirche, jetzt St. Emmeran, beisetzen. Man gründete in derselben Stadt vor dem Ende des sechsten Jahrhunderts ein berühmtes Kloster, welches auch den Namen des Heiligen trägt, und dessen Stiftung einige Schriftsteller dem Herzog Theodo zuschreiben.

Der heilige Mauritius und seine Gefährten,

Martyrer.

Jahr 330.

Nachdem Kaiser Carus, welcher so frech gewesen war, sich den Namen Gott beizulegen, vom Blitze erschlagen und sein Sohn Numerian durch seinen Oheim Aper ermordet worden war, wurde Diokletian, ein Mann von niedriger Abkunft, von dem Heere, das er im Orient befehligte, am 7. September 284 zum Kaiser ausgerufen. Im folgenden Jahre besiegte er in Mösien Carinus, den zweiten Sohn des Carus, und nahm ihm das Leben. Nach diesem Siege ließ er sich den von Jupiter abgeleiteten Namen Jovius geben, ernannte Maximian zum Cäsar und vertraute ihm die Regierung und Vertheidigung des Abendlandes an. Die Bagauden, ein hauptsächlich aus gallischen Bauern bestehendes Volk, hatten die Waffen ergriffen, um den Tod des Carinus zu rächen. Der Kaiser schickte Maximian, den er zugleich zum Mitregenten annahm, und der sich den Namen Herkules beilegte, gegen die Bagauden. In diesen Feldzug verlegen die besten Schriftsteller den Martyrertod der thebaischen Legion.

Diese Legion wurde so genannt, weil sie in der Thebais, wo es viele eifrige Christen gab, ausgehoben worden war. Sie bestand aus lauter Christen und Mauritius ihr Befehlshaber, ließ auch keinen Nichtchristen zu. Diokletian war im Anfange seiner Regierung kein Feind der Christen; er hatte sogar mehrere um seine Person, denen er die wichtigsten Stellen anvertraute, aber er hatte die Statthalter und das Volk nicht hindern können, ihrem Hasse gegen dieselben Luft zu machen. Der ehrgeizige Maximian, welcher nach der Kaiserwürde strebte, hätte gefürchtet, das Volk gegen sich aufzubringen, wenn er die Christen beschützt hätte.

Die thebaische Legion erhielt den Befehl, vom Morgenland in's Abendland gegen die Bagauden zu ziehen. Nachdem Maximian die Alpen überstiegen hatte, gestattete er seinem Heere einige Rasttage, damit es sich von den Anstrengungen des mühevollen Marsches erholen könnte und ließ zugleich einige Abtheilungen gegen Trier vorrücken. Das Heer lag zu Octodurum, einer damals bedeutenden Stadt an der Rhone, oberhalb des Genfersees, wo heutzutage Martigny steht. Maximian befahl dem ganzen Heere, den Göttern ein Opfer zu bringen, um Waffenglück zu erflehen; die thebaische Legion entfernte sich jedoch und lagerte sich bei Agaunum, drei Stunden von Octodurum. Der Kaiser befahl Mauritius und der ganzen Legion, in's Hauptlager zurückzukehren, um mit dem ganzen Heere das Opfer darzubringen, da aber alle sich weigerten, an dieser gotteslästerlichen Handlung Theil zu nehmen, ließ er jeden zehnten Mann hinrichten. Die Uebriggebliebenen blieben demungeachtet unerschütterlich und ermunterten sich gegenseitig zum standhaften Ausharren in ihrem Glauben. Eine zweite Decimirung hatte ebenso wenig Erfolg. Alle Krieger dieser Legion erklärten, sie würden nicht gehorchen, und seien entschlossen, für ihren Glauben zu sterben. Ihre Anführer Mauritius, Exuperius und Candidus bestärkten sie in diesen Gesinnungen. Mauritius führte den Titel Primicerius, welches die höchste Würde in der Legion war, Exuperius hieß Campiduktor und Candidus Senator der Truppen.

Das römische Heer bringt seinen Göttern ein Opfer dar.

Der Kaiser, an den sich Maximian wendete, ließ der Legion sagen, es sei ihr größter Vortheil, sich zu unterwerfen, sie würden umsonst auf ihre große Zahl sich verlassen, sondern alle das Leben verlieren, wenn sie in ihrem Ungehorsame beharrten. Durch ihre Anführer ermuthigt, schickten sie dem Kaiser d. freimüthige Antwort: „Wir sind deine Soldaten, aber wir sind auch Soldaten Jesu Christi. Wir sind Dir den Kriegsdienst und Gehorsam schuldig, aber wir können den nicht verläugnen, der sowohl unser Schöpfer und Herr, als auch der Deinige ist. Du wirst uns in allen Dingen, welche dem Gesetze Gottes nicht zuwiderlaufen, Deinen Befehlen gehorsam finden und unser bisheriges Benehmen bürgt dafür. Wir sind bereit, Deine Feinde zu bekämpfen, wo es auch sei, aber wir können unsre Hände nicht in unschuldiges Blut tauchen. Wir haben Gott eher als Dir den Eid geleistet; könntest Du Dich auf den einen Eid verlassen, wenn wir den andern brechen würden? Du willst, daß wir die Christen strafen, und wir alle sind Bekenner Jesu Christi. Wir haben unsere Gefährten hinmorden sehen und haben sie nicht zu vertheidigen gesucht. Man hat uns zum Aeußersten gebracht, aber trotzdem bringt man uns nicht zur Empörung. Wir haben die Waffen in den Händen, aber wir leisten keinen Widerstand, weil wir lieber unschuldig sterben als

schuldbefleckt leben wollen." Die thebaische Legion bestand aus mehr als zehntausend wohlbewaffneten Kriegern, die, wenn auch ihre Gegner nicht besiegen, doch ihr Leben theuer verkaufen konnten; aber sie wollten keinen Widerstand leisten, noch Böses mit Bösem vergelten. Da Maximian keine Hoffnung hatte, ihre Standhaftigkeit zu erschüttern, so ließ er sie durch das ganze Heer angreifen und niedermetzeln. Ohne den mindesten Widerstand zu leisten, legten alle die Waffen nieder, und ließen sich ruhig das Leben nehmen. Sie ermunterten sich gegenseitig zum Tode und kein einziger verläugnete seinen Glauben. Die Erde war mit Leichen bedeckt und das Blut floß in Strömen. Während das Heer die Niedergemetzelten plünderte, kam ein alter Krieger, Namens Viktor, der nicht zu dieser Abtheilung gehörte, auf den Platz und entfernte sich alsbald voll Entrüstung, ohne an der ruchlosen Freude der Soldaten Theil nehmen zu wollen, welche, darüber erstaunt, ihn fragten, ob er auch ein Christ sei. Als er dies bejahte, stürzten sie über ihn her und hieben ihn nieder. Ursus und Viktor, welche auch zur thebaischen Legion gehörten, aber damals nicht bei der Abtheilung waren, wurden zu Solodora (Solothurn), wo jetzt noch ihre Reliquien aufbewahrt sind, gleichfalls getödtet. Ottavius, Adventitius und Solutor, gleichfalls christliche Soldaten, litten zu Turin um dieselbe Zeit den Martyrtod. Sie sind gefeiert in den Reden des heiligen Maximus und in den Gedichten des Ennodius von Pavia. Fortunatus nennt diese heiligen Martyrer die glückliche Legion. Der heilige Eucherius sagt von ihren Reliquien, welche zu seiner Zeit zu Agaunum waren: „Aus verschiedenen Provinzen kommt man herbei, um die kostbaren Ueberreste dieser Heiligen zu verehren, und ihnen kostbare Geschenke darzubringen. Ich weihe ihnen demüthig dieses Denkmal meiner Feder; ich bitte sie, mir durch ihre Fürsprache Verzeihung meiner Sünden zu erlangen und mich auch fernerhin unter ihren Schutz zu nehmen."

Die Leiber des heiligen Mauritius und seiner Genossen wurden einige Jahre nach ihrem Martyrertode von Theodor dem Bischofe von Ottodorum bei Agaunum aufgefunden. Als König Sigismund im Jahr 515 das von ihm selbst erbaute Kloster von Agaunum ausbessern ließ, wurden die Leiber des heiligen Mauritius, Exuperius, Candidus und Viktor in die durch diesen Fürsten erbaute Kirche zu Agaunum gebracht. Der heilige Evolgus, Bischof von Vienne, welcher im Jahre 715 starb, ließ eine Kirche unter Anrufung dieser heiligen Martyrer bauen, in welche er einen beträchtlichen Theil ihrer Reliquien brachte. Das Kloster zu Agaunum (heut zu Tage St. Moritz) ist noch sehr reich an Reliquien dieser heiligen Martyrer. In der Cathedralkirche zu Sitten ist eine prächtige Kapelle zu Ehren des heiligen Mauritius, welcher der Hauptpatron des ganzen Wallis ist.

Im Jahre 1489 fand man in dem Dorfe Schoz, ungefähr zwei Meilen von Luzern, 200 Leiber von den Gefährten des heiligen Mauritius. Der Jesuitenpater Chardon schrieb eine Geschichte der Wunder, welche in der daselbst befindlichen Kapelle auf die Fürbitte dieser Heiligen gewirkt wurden.

Man verehrt diese Heiligen in vielen Kirchen in Frankreich, Deutschland, Italien, Spanien und Portugal. Der heilige Moritz ist seit mehreren Jahrhunderten Hauptpatron des savoyischen Königshauses.

Herzog Amadeus von Savoyen lebte, nachdem er seine Regierung niedergelegt, als Einsiedler zu Ripaille am Genfersee, wohin ihm sechs betagte Edelleute folgten. Er warb sie als Soldaten des heiligen Mauritius an und nannte sich ihren Dekan. Sie trugen ein einfaches Pilger- oder Eremitenkleid und ein goldenes Kreuz auf der Brust. Amadeus gab ihnen eine Regel und gründete zwei Häuser, eines für sie, das andere für die regulirten Chorherren, welche den Gottesdienst besorgten. Dieses war der Ursprung des Ritterordens vom heiligen Mauritius, dessen Großmeister der König von Sardinien ist. Die Ritter durften sich nur einmal ohne Dispens verheirathen. Der Orden wurde durch Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, verbessert, und von Papst Gregor XIII. im Jahre 1572 bestätigt.

Agaunum, auch St. Moritz genannt, kam von den Königen von Burgund im elften Jahrhundert an das Haus Savoyen, wurde aber dem Herzoge Karl Emanuel, Philiberts Vater, durch Franz I., König von Frankreich, im Bunde mit den Schweizern entrissen und kam an die mit den Schweizern und Genfern verbündete Republik Wallis. In einem der Artikel des Friedensvertrages willigte der Herzog in die Abtretung von St. Moritz unter der Bedingung, daß die Reliquien der Martyrer der Thebaischen Legion nach Turin gebracht würden. Der Bischof

Der Kaiser befiehlt Mauritius, mit seiner ganzen Legion den Göttern zu opfern.

von Sitten, zugleich Gouverneur der Republik, verlangte von den Einwohnern von St. Moritz, sich diesem Vertragsartikel zu fügen, und der Bischof von Aosta kam mit zahlreichem Gefolge, um im Namen des Herzogs von Savoyen die Reliquien der heiligen Martyrer abzuholen. Bestürzung bemächtigte sich der ganzen Stadt, die Einwohner boten zum Ersatze Geld und Truppen an, stellten Fasten und öffentliche Gebete an, und schwuren sogar, eher ihr Leben zu opfern, als sich diesen kostbaren Schatz entreißen zu lassen. Endlich gab sich der Bischof von Aosta mit der Hälfte der heiligen Reliquien zufrieden, welche unter großartigen Festlichkeiten nach Turin in die Kathedralkirche gebracht wurden, am 16. Januar 1581. Herzog Karl Emanuel befahl in einer Verordnung vom 13. August 1603 unter Berufung auf die Gnaden, die er durch die Fürbitte des heiligen Mauritius erlangt habe, sein Fest am 22. September zu feiern, und verbot unter den strengsten Strafen, an diesem Tage zu arbeiten.

Herzog Vincentius von Mantua that dasselbe zum Danke dafür, daß er, obwohl im Kampfe gegen die Türken in Ungarn durch sechs Musketenkugeln verwundet, doch durch die Fürbitte des Heiligen am Leben geblieben war.

Die heil. Salaberge,

Abtissin zu Laon.

Jahr 665.

Salaberge stammte aus einer angesehenen christlichen Familie in der Nähe von Toul, und wurde mit ihrem Bruder außerhalb des elterlichen Hauses von frommen Personen erzogen, welche ihnen von Kindheit auf eine tiefe Liebe zu den göttlichen Dingen einzuflößen wußten. Die Anlagen der beiden Kinder unterstützten diese Erziehung; voll Wetteifer zum Guten wußten sie besonders eine der ersten Vorschriften der Religion in Ausübung zu bringen, nämlich sich gegenseitig in allen Prüfungen des Lebens beizustehen.

Die Kirche zu Laon.

Salaberge war noch sehr jung, als sie durch eine Augenkrankheit das Gesicht verlor. Die ärztliche Wissenschaft erwies sich als unmächtig, ihre schweren Leiden zu mildern; Gott wollte aber nicht, daß dieses Kind des Segens seine ganze Lebenszeit hindurch unglücklich sei.

Er gab dem jungen Bruder der Salaberge den Gedanken ein, dem heiligen Eustasius, Abt von Luxeuil, seinen und seiner Schwester Kummer zu offenbaren.

Dieses Gottvertrauen des jungen Knaben, und der tiefe Kummer, der sich auf seinem Gesichte ausprägte, rührte den Abt. Er tröstete ihn und versprach, für ihn und seine Schwester zu beten. Nur für meine Schwester, sagte unter Thränen der Knabe; denn um die Heilung meiner Schwester beten heißt soviel als für mich beten. Gerührt von dieser Uneigennützigkeit beruhigte ihn der Abt und hieß ihn seine Schwester zu ihm bringen.

Der Knabe that es unverzüglich und hatte, als er mit Salaberge in das Kloster zurückkam, das Glück, seine Wünsche erfüllt zu sehen, denn kaum hatte Eustasius die Hände auf die Augen des Mädchens gelegt, als sie sich öffneten.

Aus Dankbarkeit gegen Gott, faßten Salaberge und ihr Bruder den Plan, sich ganz seinem Dienste zu weihen, fanden aber bei ihren Eltern einen unüberwindlichen Widerstand. Dem Willen ihrer Eltern sich fügend,

heirathete Salaberge. Nach dem frühzeitigen Tode ihres Mannes stellte sich ihrem Berufe eine Menge neuer Hindernisse entgegen, so daß sie sich zum zweitenmal zur Ehe entschließen mußte.

Sie verband sich mit Blandinus, dem seine Tugenden einen Platz unter den Heiligen verschafften (7. Mai); auch von ihren fünf Kindern werden zwei, Blanduin und Austrade, öffentlich verehrt.

Als die Erziehung ihrer Kinder vollendet war, bat sie, der Welt satt, ihren Mann um die Erlaubniß, den Schleier nehmen zu dürfen, und dieser willigte nicht blos ein sondern gründete selbst für sie das Kloster zu St. Peter in Poulangny im Bisthume Langres.

Nachdem so alle ihre Wünsche erfüllt waren, legte Salaberge nach einjähriger Probezeit die Gelübde ab.

Als Nonne lehrte sie eine Menge von Jungfrauen die engen Pfade der Vollkommenheit wandeln. Gegen das Jahr 650 ließ sie zu Laon das Kloster zum heiligen Johannes dem Täufer bauen, wohin sie mit der Mehrzahl ihrer geistlichen Schwestern sich zurückzog.

Bald darauf gegen ihren Willen zur Oberin des Klosters gewählt, übertraf sie alle Schwestern an Demuth. Sie theilte mit ihnen sogar die niedrigsten Arbeiten des Hauses. Besorgt für die Heiligung ihrer Schwestern prüfte sie den Grad der Vollkommenheit einer jeden, und schrieb jeder nach Beschaffenheit der geistigen Kräfte, die sie an den Tag legte, entsprechende schwerere oder leichtere Tugendübungen vor; von allen ihren Schwestern aber verlangte sie Reinheit des Herzens und Glaubens. Ihre Schwestern sollten bei allen Werken die Ehre Gottes vor Augen haben, denn diese lag ihr bei allen ihren Befehlen am meisten am Herzen. Ebenso besorgt war sie, die gegenseitige Liebe unter den Gliedern ihrer Genossenschaft zu erhalten und zu nähren. Zu diesem Zwecke hatte sie eine merkwürdige Uebung eingeführt. Am Vorabende hoher Festtage warf sich jede Schwester vor ihren Genossinnen auf die Knie, bat sie um Verzeihung wegen gegebener Aergernisse, und wegen etwaiger Beleidigungen, die sie ihnen zugefügt hätte und gab ihnen den Friedenskuß. Ein wundervoller Gedanke, den nur der Geist Gottes eingeflößt haben konnte.

Streng gegen sich selbst und in beständiger Entsagung lebend, übte sie große Bußwerke und fastete, obwohl sie höchst rein und unschuldig lebte, zweimal wöchentlich bei Wasser und Brod. Gegen die Armen übte sie eine heilige Verschwendung, und keinen durfte man von der Thüre weisen. Bis zu ihrem Tode leuchtete Salaberge ihren geistlichen Töchtern in allen Tugenden mit ihrem Beispiele voran. Sie beschloß ihre Laufbahn gegen das Jahr 665, am 22. September, welcher als der Tag ihres Festes im römischen Martyrologium bezeichnet ist.

23. September.

Die heilige Thekla,

Jungfrau und Martyrin.

Erstes Jahrhundert.

Thekla, in der Kirche hochberühmt und vom heiligen Isidor von Pelusium, sowie von den Griechen die erste Martyrin ihres Geschlechtes genannt, war eine der ersten Zierden des apostolischen Jahrhunderts. In Isaurien oder Lykaonien geboren, war sie in der Philosophie und in allen Fächern der schönen Wissenschaften sehr bewandert, besaß große Kraft und Gewandtheit im Ausdruck und hohe Beredtsamkeit. Durch den heiligen Paulus wurde sie zum Christenthum bekehrt. Ihre Liebe zu Jesus Christus zeigte sich bei mehreren wichtigen Gelegenheiten, besonders in ihren Kämpfen für den Glauben, die sie mit einer Kühnheit und Kraft bestand, die ihrer Seelengröße würdig war.

In Ikonium wurde sie gegen das Jahr 45 durch die Predigten des heiligen Paulus bekehrt. Durch die Reden dieses Apostels von der Vortrefflichkeit der Jungfräulichkeit überzeugt, entschloß sie sich, diesen Stand zu wählen, und entsagte einer vortheilhaften Verbindung, welche ihre Eltern für sie ausersehen hatten. „Sie begann ihr Opfer," sagt der heilige Gregor von Nyssa, indem sie durch strenge Bußwerke ihr Fleisch abtötete, in ihrem Herzen alle irdischen Neigungen erstickte, ihre Leidenschaften durch ein den Sinnen widerstrebendes Leben unterjochte, so daß sie nur der Leitung des Geistes und der Vernunft zu folgen schien. Die Welt war für sie gestorben, sowie sie der Welt gestorben war."

Theklas Eltern, welche den Beweggrund ihres Benehmens nicht kannten, wendeten Zärtlichkeiten und selbst Drohungen an, um sie zur Einwilligung in die von ihnen beabsichtigte Heirath zu bewegen. Der junge Mann, den sie heirathen sollte, schloß sich ihnen an, und machte die überzeugendsten Gründe geltend, und auch alle ihre Bekannten suchten sie zu überreden, sich den Wünschen ihrer Familie zu fügen. Da alle diese Mittel nicht zum Ziele führten, wendete man sich an die Obrigkeit, welche ihr mit Zwangsmaßregeln drohte. Thekla widerstand allen diesen Bitten und Drohungen, und floh, um weiteren Zudringlichkeiten zu entgehen, zu dem heiligen Paulus; sie verließ das Theuerste was sie auf Erden hatte, um sich einzig Gott zu weihen, dessen Dienst sie allen Erdengütern vorzog.

Der Jüngling, dem man sie zur Ehe versprochen hatte, nahm ihre Weigerung als einen Schimpf auf, und ließ sie überall suchen, um Rache an ihr zu nehmen. Als er sie entdeckte und ihren Widerstand durch nichts zu besiegen vermochte, gab er sie als Christin bei der Obrigkeit an. Thekla blieb auch jetzt unerschütterlich. Sie wurde nackt in dem Amphitheater ausgestellt,

aber sie war mit Unschuld bekleidet, und die Schmach, die man ihr anthun wollte, war für sie zum Ruhm und Triumph. Ruhig erwartete sie mitten unter den Leoparden, Löwen und Tigern mit heiliger Ungeduld den Augenblick, wo sie von diesen furchtbaren Thieren, deren Gebrüll alle Zuschauer in Schrecken versetzte, in Stücken zerrissen werden sollte. Aber diese Thiere legten sich, ihre natürliche Wildheit vergessend, ihr zu Füßen und beleckten sie, als wollten sie ihr ihre Ehrfurcht bezeigen. Umsonst reizte man sie, sie wichen zurück, ohne der Dienerin Jesu Christi ein Leid zuzufügen.

Diese wunderbare Begebenheit wird von dem heiligen Ambrosius berichtet, der sich hierüber mit der ihm eigenen, einfachen und energischen Beredtsamkeit ausspricht. Man findet sie auch bei dem heiligen Chrysostomus, Methodius, Gregor von Nazianz und bei alten Vätern aufgezeichnet.

Ein andersmal blieb die heilige Thekla durch einen sichtbaren Schutz des Himmels vom Feuer verschont und ging ohne alle Verletzung aus den Flammen hervor. Der heilige Gregor von Nazianz, Methodius und andere Schriftsteller, welche dieses Wunder berichten, fügen bei, daß die Heilige aus mehreren andern Gefahren gerettet worden sei, denen sie durch die Wuth ihrer Verfolger ausgesetzt worden war. Das Wunder ihrer Rettung aus den Flammen begab sich zu Rom.

Der heilige Chrysostomus, Gregor von Nazianz, Augustin und Andere nennen sie Jungfrau und Martyrin. Ihre Leiden haben ihr mit Recht diesen zweiten Titel erworben, obwohl Beda in seinem Martyrologium sagt, sie sei im Frieden entschlafen, eine Meinung, der mehrere Schriftsteller beigetreten sind,

Die Heilige brachte den Rest ihres Lebens in der Einsamkeit zu. Sie starb in Isaurien und wurde in Seleucia, der Hauptstadt dieses Landes, begraben. Man baute unter den ersten christlichen Kaisern eine Kirche über ihrem Grabe, die von zahlreichen Pilgern besucht und durch viele Wunder berühmt wurde. Die Kathedralkirche zu Mailand ist der heiligen Thekla geweiht, und man bewahrte in ihr lange Zeit einen Theil ihrer Reliquien auf.

Der heilige Linus,

Papst und Martyrer.

Jahr 76.

Der heilige Linus war der unmittelbare Nachfolger des heiligen Petrus auf dem römischen Stuhle. Man liest bei Tertullian, der Apostelfürst habe den heiligen Clemens als seinen Stellvertreter bezeichnet, allein entweder schlug der heilige Clemens diese Würde bis nach dem Tode des heiligen Linus oder des heiligen Cletus aus, oder er war Anfangs nur der Vikar des heiligen Petrus, um unter seiner Oberaufsicht die Leitung der bekehrten Heiden zu führen, während dieser Apostel die Leitung der ganzen Kirche über sich nahm, und sich hauptsächlich mit dem Unterrichte der Judenchristen und mit der weiteren Ausbreitung des Evangeliums durch seine Predigten befaßte. Der heilige Linus bestieg den Stuhl Petri, nachdem dieser erste Stellvertreter Jesu Christi den Martyrtod erlitt, und hatte denselben elf Jahre inne, vom Jahre 65 bis zum Jahre 76. Im Meßkanon der römischen Kirche wird er unter den Martyrern genannt. Er wurde auf dem Vatikanischen Hügel bei dem Grabe des heiligen Petrus bestattet. Sein Fest wird von Beda unter dem 7. Oktober, im römischen Martyrologium aber unter dem 23. September angegeben.

Die selige Helena Duglioli,

Wittwe.

Jahr 1520.

Zu Bologna im Jahre 1442 geboren, bezeugte Helena Duglioli solche Achtung gegen den Willen ihrer Eltern, daß sie trotz ihrer Sehnsucht, Jungfrau zu bleiben und sich Gott zu weihen, aus Gehorsam sich mit Benedikt d'All Oglio verehelichte. Nach vielen Jahren der Ehe Wittwe geworden, brachte sie den Rest ihrer Tage im Gebete zu, das sie nur unterbrach, um Werke der Barmherzigkeit zu üben. Sie starb am 23. September 1520 und die ganze Stadt wohnte ihrem Leichenbegängnisse bei. Ihre Tugenden verschafften ihr die Ehre der Seligsprechung, welche durch eine Bulle S. H. Leo's XII. vom 22. März 1828 bekannt gemacht wurde.

24. September.

Der heilige Gerhard,

Bischof in Ungarn, Martyrer.

Jahr 1046.

Gerhard wurde zu Venedig gegen den Anfang des 11. Jahrhunderts geboren.

In früher Jugend trat er in ein Kloster und strebte schon in den ersten Jahren seines Klosterlebens die christliche Vollkommenheit zu erreichen. Nach einigen Jahren ergriff ihn die Sehnsucht, die heiligen Stätten zu besuchen und er bekam von seinen Obern die Erlaubniß zu einer Wallfahrt zum heiligen Grabe.

Als er durch Ungarn reiste, ließ ihn der heilige König Stephan, der ihn kennen zu lernen wünschte, an seinen Hof kommen. Dieser Fürst, über seine Tugend und Frömmigkeit entzückt, suchte ihn zu überzeugen, Gott habe ihm das Verlangen nach einer Pilgerfahrt nach Jerusalem nur eingegeben, um ihm Gelegenheit zu verschaffen, ihm mit seinem Rathe beizustehen und mit ihm an der Zerstörung des Götzendienstes in Ungarn zu arbeiten. Gerhard wollte indeß nicht bei Hofe bleiben, baute sich aber im Jahr 1030 eine kleine Einsiedelei zu Beel, einer Einöde dieses Namens in dem Bisthume Wesprim; dort brachte er mit einem Gefährten Namens Maurus sieben Jahre zu.

Als der heilige Stephan seine Feinde besiegt und den Frieden in seinem Reiche hergestellt hatte, rief er Gerhard zu sich und bat ihn, seinem Volke das Evangelium zu verkünden, was dieser auch sofort mit vielem Erfolge that. Einige Zeit später wurde er gegen seinen Willen auf den bischöflichen Stuhl von Csanad erhoben, das acht Stunden von Temesvar entfernt liegt. Diese Würde legte ihm nur noch größere Verpflichtungen auf. Fast alle seine Bisthumsangehörigen lagen noch in der Finsterniß des Heidenthums, und diejenigen, welche den Namen Christen trugen, waren unwissend und roh. In weniger als einem Jahre hatte er sie schon zur Erkenntniß Jesu Christi gebracht und in allen Theilen seines Bisthumes hatten seine apostolischen Arbeiten den gleichen Erfolg. Die Anstrengungen, welche ihm dieses Werk kosteten, waren außerordentlich und man konnte die Geduld, mit der er sie ertrug, nicht genug bewundern. Er ging gewöhnlich zu Fuße und wenn er hie und da einen Wagen benützte, so that er es nur, um leichter lesen und betrachten zu können. Ueberall regelte er sorgfältig den Gottesdienst und richtete seine Aufmerksamkeit auch auf die kleinsten Ceremonien. Er dachte, daß die rohen Leute, welche den größten Theil seines Volkes ausmachten, die religiösen Gebräuche zum Verständnisse der göttlichen Wahrheiten bedürften. Die Heiligkeit seines Lebens machte noch mehr Eindruck, als seine Reden. Er war demüthig, bescheiden und wußte immer seine Leidenschaften zu beherrschen. Er verdankte diesen vollständigen Sieg der Sorgfalt, mit welcher er über sich selbst wachte. Als er einst eine Regung des Zorns fühlte, legte er sich sogleich eine strenge Buße auf, bat die Person, die er beleidigt hatte, um Verzeihung und überhäufte sie mit Wohlthaten. Hatte er den Tag mit seinen apostolischen Arbeiten zugebracht, so widmete er den größten Theil der Nacht dem Gebete, mühsamen Arbeiten oder dem Dienste der Armen. Er hatte gegen alle Unglücklichen eine besondere Zärtlichkeit. Voll Liebe nahte er sich solchen, die mit dem Aussatze oder andern ekelhaften Krankheiten behaftet waren; oft sogar verband er sie selbst. Seine Liebe zur Einsamkeit war so groß, daß er bei verschiedenen Städten seines Bisthums Einsiedeleien bauen ließ, um daselbst auf seinen Visitationsreisen wohnen zu können. Als Grund davon gab er an, daß die Einsamkeit zur Ruhe geeigneter sei, in der That aber suchte er die Gesellschaft der Menschen deßhalb zu vermeiden, um seine Seelenkräfte im Gebete zu sammeln und neue zu beleben. Immer trug er auf dem Leibe ein Cilicium, das mit einem groben wollenen Oberkleide überdeckt war.

Der heilige König Stephan unterstützte, so lange er lebte, den Eifer des Bischofs von Csanad; Peter dagegen, sein Neffe und Nachfolger, that es nicht, sondern verfolgte den Heiligen. Wegen seiner Grausamkeiten und Ausschweifungen wurde Peter von seinen eigenen Unterthanen i. J. 1042 verjagt und ein Edelmann, Namens Abbas von ihnen

Der heilige Gerhard erleidet mit zwei andern Bischöfen bei Giod den Martertod.

auf den Thron gesetzt. Dieser war eben so grausam, als der vertriebene König, so daß das Volk bald diese Wahl bereute. Abbas ließ alle aus dem Adelstande hinrichten, von denen er glaubte, daß sie ihm nicht zugethan seien. Nach den von dem heiligen Stephan eingeführten Gebrauche sollte der König von Ungarn an einem hohen Festtage durch einen Bischof gekrönt werden und Abbas entbot Gerhard zu sich an den Hof, um diese Ceremonie vorzunehmen. Der Heilige, welcher die Entthronung Peters als ungerecht ansah, weigerte sich und sagte sogar dem Abbas voraus, daß der Tod seiner Herrschaft ein frühes Ende machen werde, wenn er sie unrechtmäßiger Weise behalte. Abbas ließ sich durch diese Weissagung des Heiligen nicht abschrecken, sondern gewann einen andern Bischof, der ihn ohne Bedenken krönte. Die Prophezeiung ging nach zwei Jahren in Erfüllung, denn der Usurpator wurde von denen selbst des Thrones beraubt, welche ihn auf denselben erhoben hatten und starb auf dem Blutgerüste. Peter wurde zurückgerufen, aber nach zwei Jahren auf's neue verjagt. Man bot nun die Krone dem Andreas, Sohn des Ladislaus, einem Geschwisterkind des heiligen Stephan an, aber unter der Bedingung, daß er das Christenthum ausrotte und den Götzendienst wieder herstelle und Andreas ging, vom Ehrgeize verblendet, auf die Bedingung ein.

Gerhard begab sich mit drei andern Bischöfen nach Stuhlweissenburg, um den neuen König zur Zurücknahme seines ruchlosen Versprechens zu bewegen. Als die vier Bischöfe zu Giod an der Donau angekommen waren, celebrirte Gerhard die heilige Messe und sagte darauf zu seinen Gefährten: „Wir werden heute Alle, den Bischof von Benetha ausgenommen, den Martyrertodt erleiden." Als sie etwas weiter gegangen waren und sich eben anschickten, über den Fluß zu setzen, wurden sie von einer Rotte Soldaten angegriffen, an deren Spitze der Herzog Vatha, einer der heftigsten Vertheidiger des Götzendienstes und der unversöhnlichste Feind des heiligen Stephan, stand. Gerhard wurde mit einem Hagel von Steinen überschüttet. Seine Sanftmuth und Geduld, statt seine Verfolger zu entwaffnen, vermehrte noch ihre Wuth. Man riß ihn aus dem Wagen und warf ihn zu Boden. Der Heilige erhob sich aber wieder auf die Kniee und betete wie der heilige Stephan für seine Mörder. Kaum hatte er das Gebet vollendet, als er, von einer Lanze durchbohrt, in wenigen Augenblicken verschied. Zwei von den andern Bischöfen, Bezterd und Buld genannt, wurden gleichfalls ermordet. Einer entkam; der Soldat, der sich auf ihn stürzte, warf plötzlich, von Gewissensbissen ergriffen, sein Schwert aus der Hand und bat kniefällig um Verzeihung. Der König, welcher mittlerweile dazu gekommen war, entriß den Bischof den Händen der Soldaten. Er erklärte sich später gegen das Heidenthum, besiegte die Deutschen, welche sein Reich bedrohten, und regierte ruhmvoll. Das eben Erzählte begab sich am 24. September 1046. Der Leib des heiligen Gerhard wurde in der Nähe des Ortes seiner Ermordung in einer der allerseligsten Jungfrau geweihten Kirche beerdigt. Später brachte man seine Reliquien in die Cathedrale von Csanad. Die Venetianer verlangten und erhielten später seine kostbaren Ueberreste, und ließen sie feierlich nach Venedig in die Kirche Unsrer lieben Frau von Murano bringen.

Die heilige Nothburga,

Jungfrau und Dienstmagd.

Jahr 1313.

Die heil. Nothburga wurde im Jahre 1265 zu Rottenburg in Tyrol von Eltern geboren, die im niedrigen Stande fromm und christlich wandelten, zufrieden im Schweiße ihres Angesichtes ihr tägliches Brod verdienten, und ihre Tochter mit aller Sorgfalt in der Furcht des Herrn erzogen, die der Anfang der Weisheit ist. Sie gewöhnten sie frühzeitig zur Arbeitsamkeit, die dem Leibe Nahrung und gegen die Sünde mächtigen Schutz gewährt. Nothburga entsprach vollkommen den liebevollen Absichten und redlichen Bemühungen ihrer frommen Eltern. Ihre Unschuld, ihre zarte Herzensgüte und die innigste Gottesfurcht erwarb ihr die Achtung Aller, die sich an ihrem sittsamen und heiligen Wandel erbauten. Mit diesen Tugenden verband sie eine warme Theilnahme an der Noth und den Leiden der Bedrängten, so daß sie außer der Ergießung ihrer Andachtsübungen auf der Welt keine größere Freude kannte, als den Nothleidenden nach Kräften zu helfen und ihre Thränen durch Wort und That zu trocknen. Diese Tugend der erbarmenden Liebe konnte sie in vollem Maße ausüben, als sie in ihrem 18. Jahre bei dem Grafen Heinrich von Rottenburg auf dessen Schloß gleichen Namens in Dienst trat. Hier gewann sie durch ihr bescheidenes und sittsames Betragen, durch ihren Fleiß, ihre Treue und ihren Gehorsam bald die Zufriedenheit des Grafen und seiner Gemahlin Jutta. Beide waren schon bejahrt und von großer Frömmigkeit; wohlwollend und mildthätig gegen Arme und Nothleidende machten sie bald ihre treue Magd zur Vertheilerin der Almosen, die sie für diesen Zweck bestimmt hatten. Reichten die Gaben nicht zur Befriedigung Aller hin, so fügte die heilige Nothburga selbst ihre ersparten Pfennige hinzu, um die oft große Noth dieser Unglücklichen zu mildern. Damit verband sie immer, wo sie es nöthig fand, nützliche Ermahnungen zu einem christlichen Wandel.

Der Graf hatte zwei Söhne; Heinrich hieß der ältere, Siegfried der jüngere. Der ältere war mit einer gewissen Ottilia, einer stolzen und hartherzigen Frau, vermählt und Erbe des Schlosses und der Herrschaft. So lange der alte Graf und seine Gattin lebte, hatte, wie gesagt, Nothburga das Amt einer Almosenvertheilerin; sie durfte alle übriggebliebenen Speisen vom Tische der Herrschaft und der Dienstboten unter die Armen vertheilen, die in großer Anzahl zu bestimmten Zeiten die Thüre umlager=

ten und mit Sehnsucht auf die freundliche Geberin warteten. Lange schon hatte die Gattin des jungen Grafen, die nicht das mindeste Mitgefühl für die Armen in ihrem Herzen trug, mit Scheelsucht auf die Freigebigkeit ihrer Schwiegereltern gesehen, die sie für wahre Verschwendung hielt, aber aus Scheu vor ihnen getraute sie sich nicht eine Aenderung zu treffen. Kaum hatten aber diese die Augen geschlossen, als Nothburga den Auftrag erhielt, die Ueberbleibsel des Tisches nicht mehr den Armen, sondern den Schweinen zu geben. Wie ein Dolchstich traf dieser Befehl das mitleidsvolle Herz Nothburga's. Kaum wußte sie was sie thun sollte. Auf der einen Seite zog sie ihr gutes Herz zu den Dürftigen hin, auf der andern Seite ging ihr doch der Gehorsam gegen ihre Herrschaft über Alles. Sollte sie hier keinen Ausweg finden? Die ächte Menschenliebe und der innere Drang der Noth der Armen einigermaßen zu lindern fand ihn. Jeden Freitag darbte sie sich ihren Antheil am Munde ab und theilte ihn den Armen mit, während sie sich selbst mit einem Stücklein Brod und mit Wasser begnügte. Aber auch dieses wollte ihre hartherzige Herrin nicht mehr dulden und führte deßhalb bittere Klagen bei ihrem Gemahl über Nothburga, den sie zur Untersagung dieser sogenannten Gutthätigkeit aufforderte, da durch diese nur Straßenbettler und anderes Gesindel in's Schloß gezogen würde, was leicht Raub nnd Brand wenn nicht noch Schlimmeres zur Folge haben könnte. Billiger denkend, als seine Gemahlin, wollte sich der Graf vor Allem selbst von den Gaben der Magd überzeugen. In dieser Absicht wartete er am Freitage die Zeit ab, wo die Magd die ihrem Munde abgedarbte Speise und Trank zum Schlosse hinaustrug, um die Hungrigen damit zu erquicken. Auf ihrem Gange trat ihr unvermuthet der Graf entgegen mit der Frage, was sie in ihrer Schürze trage. Aufrichtig und ohne allen Hehl zeigte sie ihrem Herrn die Speise und den Wein nnd sagte ihm, zu welchem Zweck sie diesen hinaustrage. Er sah, wie die Sage erzählt, durch eine wunderbare Fügung des Himmels geblendet, die Speise für Hobelspäne und den Wein für Lauge an. Erbittert über den von der Magd ihm, wie er glaubte, absichtlich zugefügten Spott und Hohn, eilte er zu seiner Gattin und erzählte ihr den Vorfall. Diese ebenso ergrimmt darüber forderte Nothburga vor sich und hieß sie unter Schmähungen und Vorwürfen das Schloß auf der Stelle verlassen. Diese ertrug mit Schweigen und Geduld alle Mißhandlungen und Lästerungen, eilte in ihre Kammer, packte ihre geringen Habseligkeiten zusammen, und verließ das Schloß.

Der Ruf von ihrem untadelhaften, treuen und edlen Benehmen hatte sich in der ganzen Nachbarschaft verbreitet, so daß mehrere benachbarte Edelleute sie in ihren Dienst nehmen wollten. Aber sie zog den Dienst bei einem schlichten Bauern vor, theils aus Demuth, theils um mehr Gelegenheit zu erhalten, dem öffentlichen Gottesdienste anzuwohnen, sowie auch geheimen Andachtsübungen, nach denen sich ihr Herz sehnte, desto eher abwarten zu können. Sie trat bei dem Besitzer eines Bauernhofes nur mit der Bedingung in Dienst, daß sie an den Feierabenden, sobald das Feierabendglöcklein ertöne, keine Arbeit mehr verrichten dürfe, um ungehindert sich ihren Andachtsübungen hingeben zu können. Die Bedingung wurde zugestanden. Der Hof lag sehr einsam zwischen Bergen in einem Thale und in seiner Nähe befand sich eine Kapelle des heiligen Rupert. Dahin begab sie sich nach dem Feierabend und verrichtete daselbst ihre Andacht und genoß im nähern Umgange mit Gott die süßeste Seelenruhe und den Vorgeschmack der Seeligkeit des Himmels. Noch nicht lange befand sie sich an diesem Orte, als sie erfuhr, daß ihre vormalige Gebieterin, die Gräfin Ottilia, an einer schweren Krankheit darnieder liege. Auf ihre Bitte erlaubte ihr der Brodherr, auf das Schloß zu gehen. Dort angekommen, erhielt sie von der durch ihre schmerzhafte Krankheit bereits merklich gedemüthigten Gräfin die Erlaubniß, zu ihr an's Bette zu kommen. Die innige Theilnahme an ihrem Zustande rührte die Kranke tief; Ottilia bekannte der unschuldig Mißhandelten, daß sie eine bessere Christin als ihre Verfolgerin sei, da sie trotz aller erfahrenen Unbilden sie auf ihrem Krankenlager so liebevoll besuchte. Sogleich suchte Nothburga das Gespräch auf andere Gegenstände hinzulenken. Sie sprach ihr mit tröstenden Worten zu, ließ in ihre Rede aufmunternde Worte zur Geduld einfließen und ging zu einer feurigen Schilderung des lebendigen Glaubens an Gottes Barmherzigkeit über, der den fehlenden Menschen bei aufrichtiger Reue gerne Vergebung gewähre.

Tief gerührt von diesen Tröstungen der heiligen Magd, deren Werth sie leider zu spät erkannt hatte, starb Ottilia unter sichtbaren Aeußerungen der Reue und des christlichen Sinnes, nachdem sie ihrem tief betrübten Gatten die Unterstützung der Armen und Nothleidenden auf's Dringendste an's Herz gelegt hatte. Seinem gegebenen Versprechen getreu stiftete der Graf eine jährliche reiche Spende für die Armen, um das wieder gut zu machen, was den Armen entzogen worden war. —

Als die fromme Jungfrau wieder zu ihrem ländlichen Dienste zurückgekehrt war, setzte sie ihre glühenden Andachtsübungen ungestört fort. Ihr frommer Sinn blieb den übrigen Bewohnern dieser Gegend nicht verborgen, denn alle ihre Aeußerungen und Handlungen verriethen sichtbar ihren schuldlosen Lebenswandel vor Gott. Eines Samstags Nachmittags, erzählt ihre Lebensgeschichte, befand sie sich mit ihrem Dienstherrn auf dem Felde, Früchte schneidend. Als auf dem nahen Kirchenthurme das Feiertags-Geläute des folgenden Sonntags ertönte, hörte sie auf zu arbeiten. Da der Bauer darauf drang, die Arbeit bis zur Vollendung des Geschäftes fortzusetzen, ohne auf ihre Einwendungen zu hören, so hielt sie die Sichel in die Höhe mit den Worten: „Ist meine Bedingung dieses Feierzeichens wegen recht und löblich, so soll die Sichel den Beweis liefern.“ Sie zog die Hand zurück und die Sichel schwebte frei in der Luft. Der Bauer, höchlich erstaunt darüber und in Schrecken gesetzt, bat die Jungfran um Verzeihung und versprach ihr feierlich, sie niemals wieder nach dem

gegebenen Glockenzeichen zur Arbeit anzuhalten. — Mit dem Dienstaustritte der Nothburga schien Gottes Segen aus dem Schlosse des Grafen Heinrich gewichen zu sein. Ein Unglück folgte auf das andere. Ein zwischen Konrad, Erzbischof von Salzburg, Albert, Herzog von Oestreich und Otto, Herzog von Bayern ausgebrochener Krieg hatte die Schlösser Rottenburg, Trasberg und andere Güter Heinrichs fast gänzlich zerstört und das Land so verheert, daß Heinrich in die traurigste Lage versetzt wurde. Zu diesem Unglück trug noch die Feindschaft zwischen Heinrich und seinem Bruder das ihrige bei, denn sein Bruder Siegfried stand auf der Seite der Feinde und nahm an der Verheerung der Güter Heinrichs den eifrigsten Antheil. Heinrich war durch Nachdenken über seine trostlose Lage zur der Ueberzeugung gelangt, daß er diese Unfälle für seine harte Behandlung der verehrten Jungfrau als Strafe von Gott zu erleiden habe, und wünschte sehnlichst dieselbe wieder für seine Dienste zu gewinnen, und mit ihr Gottes Segen und Glück in sein Schloß zurückzubringen. Unter dem Scheine einer Jagd näherte er sich dem Hofe, wo sie diente, traf sie bei der Arbeit und bat sie inständig, wieder in seinen Dienst zu treten, mit dem heiligen Versprechen, sie in Ausübung ihrer Wohlthätigkeit nicht im geringsten zu beschränken. Aus frommem Erbarmen mit dem Nothleidenden entschloß sich die Jungfrau auf's neue, bei ihrem frühern Herrn den Dienst anzutreten. Ueber diese Nachricht waren die Armen der Umgegend am meisten erfreut, da sie hoffen durften, daß durch Nothburga das Schloß und die mildreichste Unterstützung ihnen wie früher geöffnet werden würde. Und sie sahen sich in ihrer Erwartung und Hoffnung nicht getäuscht. Mit der heiligen Jungfrau zog auch wieder der Segen Gottes in's Schloß, denn in einigen Jahren fand Heinrich seinen frühern Wohlstand hergestellt. Seine zweite Gemahlin Margarethe von Hoheneck wetteiferte mit Nothburga in der Wohlthätigkeit gegen die Armen. Sie gebar ihrem Gemahl mehrere Kinder, von denen das älteste ebenfalls Heinrich genannt, später das Amt eines Burggrafen von Tyrol so wie die Stelle des königlichen Hofmeisters und Landeshauptmanns an der Etsch erhielt. Viele Jahre noch diente Nothburga im Schlosse, herrlich leuchtend als Vorbild hoher Tugend der Mit- und Nachwelt. Sie heiligte ihr Herz immer mehr dem Herrn, der sich so gnädig und erbarmungsvoll ihrer angenommen hatte. Endlich erkrankte sie. Mit vollkommenster Ergebung in den Willen Gottes und mit heißer Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande fühlte sie das Herannahen ihrer Auflösung. Unter den reichlich fließenden Thränen und Wehklagen der Armen, die sich auf die traurige Nachricht um das Schloß zahlreich versammelt hatten; unter dem Jammer und Seufzen der hohen und niedern Personen des Schlosses, die sie auf's zärtlichste liebten und wie eine Mutter achteten, ging sie mit heiter leuchtendem Antlitze ein zu den Freuden der Seligen, um den Lohn für ihre Treue, ihre Gottergebenheit, ihr Mitleiden und thätige Theilnahme an den Armen zu empfehlen und sich ewig des Anblickes ihres Erlösers zu freuen. Sie verschied im Jahre 1313 mit den heiligen Sterbsakramenten versehen, am Festtage der Kreuzerhöhung in einem Alter von 48 Jahren. Graf Heinrich ließ den heiligen Leichnam auf einem mit Ochsen bespannten Wagen in Begleitung eines Priesters nach der Kapelle des heiligen Rubert bringen und dort beisetzen. Die fromme Verehrung erklärte die Nothburga für heilig. Zahlreich wallfahrtete das Volk zu ihrem Grabe und aus den Opfergaben, die man in der Kapelle niederlegte, wurde eine schöne Kirche erbaut, die Nothburgens Namen trägt.

Nothburga.

Das schöne Beispiel Nothburga's, christlicher Dienstbote, leuchte dir immer vor und präge sich tief in dein Herz ein! Lerne schweigen, wo du durch Reden Gott und deinen Mitmenschen beleidigen könntest; verlasse lieber den Dienst, als daß du Unrecht mit Unrecht vergelten wolltest. Nie räche dich an deiner Herrschaft, denn „die Rache ist mein“ spricht der Herr, bete vielmehr für sie, wenn du Unrecht von ihr unschuldiger Weise erlitten hast, daß Gott ihren Sinn erleuchte und zum Guten lenke, und wenn du ihr das Böse mit Gutem vergelten kannst, so thue es mit Freuden. So wirst du sie auf die edelste Weise beschämen und feurige Kohlen auf ihrem Haupte sammeln, und Gottes Segen wird über dich kommen und ein ruhiges Gewissen wird dich auf deinem ganzen, wenn auch oft bittern Lebenswege begleiten, und am Ende deiner Lebenstage wirst du mit Heiterkeit und Ruhe nach Oben den Spruch des Herrn vernehmen: du getreue und fromme Magd, du frommer und getreuer Knecht, du bist über Weniges getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude. —

25. September.

Der gottselige Pacificus von St. Severin.

Minorist von der Observanz.

Jahr 1721.

Der gottselige Pacificus stammte aus einer der angesehensten adeligen Familien der Mark Ankona, und wurde i. J. 1635 zu Sepeda in derselben Gegend geboren. Die frommen Neigungen, die er frühzeitig blicken ließ, veranlaßten seinen Diöcesanbischof, ihm, ehe er noch das Alter von drei Jahren erreicht hatte, die Firmung zu Theil werden zu lassen. Mit dem Alter nahm er auch in der Tugend zu, und durch seinen frommen Lebenswandel erwarb er sich die Liebe und Achtung seiner Lehrer und Mitschüler. Nach dem Tode seines Vaters wurde er einem Oheime, einem rauhen und harten Manne, übergeben, der seinen Neffen auf die liebloseste Weise behandelte, und dessen Beispiele seine zwei Mägde folgten, die ihren Zorn auf jede Art an dem schuldlosen Knaben ausließen. Hier schon hatte Pacificus Gelegenheit, durch geduldiges Ertragen der Mißhandlungen zu beweisen, welche Anlagen er zur christlichen Vollkommenheit besitze.

Im Jahre 1617 trat Pacificus, nachdem er lange Gott um Erleuchtung angefleht und sein Inneres geprüft hatte, auf den Rath seines Beichtvaters und mit Einwilligung seines Oheims in den Orden der mindern Brüder der Observanz zu Turano im Bisthume Osimo. In den Orden aufgenommen, erwärmte seine tiefe Andachtsgluth die Herzen selbst älterer und schon lange Zeit im Kloster lebender Brüder. Mit allen Tugenden begabt, die der Obere eines Klosters von seinen Novizen verlangen konnte, und unter welchen Demuth und Ergebung die oberste Stelle einnahmen, wählte er sich immer die niedrigsten Verrichtungen in der Genossenschaft. Dadurch setzte er sich dem Hohne und Spott einiger neidischen Ordensgenossen aus, die heimlich erbittert über seine Demuth zu ihm sagten: „Du trägst es darauf an, als ein Heiliger angesehen zu werden, aber wir trauen Dir doch nicht ganz." „Gut", erwiderte er, „ihr beurtheilt mich, wie ich es verdiene." Doch die älteren Genossen beurtheilten ihn anders, und schätzten seine Tugend sehr hoch. Am 28. Dezember 1671 legte er sein Gelübde ab.

Seine Obern bestimmten ihn zum Dienste des Altars. In Folge dessen studirte Pacificus Philosophie und Theologie und wurde zum Priester geweiht. Wahrlich, sagt sein Biograph, es läßt sich kein Ausdruck finden, durch den man seine Andachtsgluth und seine Sorgfalt bezeichnen könnte, mit der er sich zu diesem heiligen Amte vorbereitete; noch auch lassen sich die heiligen Empfindungen schildern, von denen er sich, im Hinblick auf die Priesterwürde durchdrungen fühlte. Von diesem Augenblicke an erkannte man deutlich wie er ganz und gar von der Welt Abschied genommen, und wie nur Jesus in ihm und er in Jesus lebte. Jede Regel des Ordens wurde von ihm aufs gewissenhafteste besorgt, weil ihm die Wichtigkeit aller einleuchtete; er war vollkommen überzeugt, daß man sich nicht die Uebertretung der geringsten Vorschrift zu Schulden kommen lassen dürfe, ohne die Gesetze der beabsichtigten Vollkommenheit zu verletzen. Sein Gehorsam gegen seine Obern war über jeden Tadel erhaben; unerschütterlich seine Anhänglichkeit an seinen Stand, und seine tiefe Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl unwandelbar.

Unbegränzt war sein Vertrauen auf Gott, zu dem seine Liebe aus allen seinen Handlungen hervorstrahlte. Im Gebete fand er die süßeste Wonne, und in heilige Beschaulichkeit versenkt, betete er, wenn auch nicht mit dem Munde, doch mit dem Herzen Mit glühender Andacht wiederholte er häufig die Worte seines heiligen Ordensstifters, der in seiner Schrift von der Nachfolgung Christi ausruft: „O Du mein Gott und mein Alles, in Dir allein finde ich Ruhe, weil Du allein das beste, Du allein das höchste, Du allein das mächtigste, Du allein das reichste und selbstgenügsamste Wesen und die Fülle des Trostes für alle andern Wesen bist. Du allein bist die Schönheit und die Liebe, Du allein die Heiligkeit und Herrlichkeit selbst! In Dir allein ist alles Gute auf das vollkommenste vereinigt; in Dir war Alles Gute auf das vollkommenste vereinigt; in Dir wird Alles Gute auf das vollkommenste vereinigt bleiben." An diesen Worten fand Pacificus unaussprechliche Freude. Ueberzeugt, daß Liebe zu dem Nächsten das Wohlgefälligste in den Augen Gottes sei, übte er dieses Gebot mit der größten Gewissenhaftigkeit aus, und seine Hauptsorge war immer den Gliedern der Genossenschaft, der er angehörte, gewidmet. Als Guardian eines Klosters seines Ordens zu St. Severin ging sein eifriges Bestreben immer dahin, den Herzen seiner Brüder innige Liebe zur Demuth und Armuth einzuflößen, welche er als die Ecksteine des vom heiligen Franciscus aufgeführten Gebäudes betrachtete. Doch seine Thätigkeit war nicht blos auf sein Kloster beschränkt, sondern er predigte öfters gewaltig dem Volke, unterwies es im Katechismus und leistete Kranken und Sterbenden seinen Beistand. Vorzüglich aber arbeitete er im Beichtstuhle, weil er die besondere Gabe besaß, durch eindringliche Ermahnungen der Sünder Herz zu rühren, und niedergeschlagene und gebeugte Gemüther durch die Tröstungen der Religion aufzurichten, und in denselben festes Vertrauen auf Gott zu beleben, und den wankenden Glauben an

dessen Vorsehung zu befestigen und zu stärken. Weithin verbreitete sich der Ruf seiner Heiligkeit und der durch ihn erfolgten Bekehrungen der verhärtetsten Sünder, in deren steinerne Herzen seine milden und doch salbungsvollen Worte sich Eingang zu verschaffen wußten, daß sie nach und nach aufthauten wie die vom glühenden Strahle der Sonne getroffenen Eisberge. Schaarenweise durch diesen Ruf herbeigezogen, kamen zu ihm Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Gerechte und Sünder, um ihm das Bekenntniß ihrer Sünden abzulegen, um getröstet und erquickt wieder von dannen zu gehen. Wie viele Seelen hatte der würdige Priester Gottes auf diese Weise gerettet, die schon auf dem Wege zur ewigen Verdammniß wandelten!

Obwohl der Mann Gottes mit vielen Leiden zu kämpfen hatte, ertrug er sie doch mit christlicher Geduld, und sah sie als Vorprüfungen zum ewigen Leben an. In seinem sechzigsten Lebensjahre befiel ihn die letzte Krankheit. Der herannahende Tod erfüllte ihn mit heiliger Freude; er betrachtete ihn als das Ziel seiner Arbeiten und als den Augenblick, wo er auf ewig mit seinem Schöpfer vereinigt werde, dem er so treu und redlich gedient hatte. Durch die heiligen Sterbsakramente gestärkt, betete er mit den Umstehenden die gewöhnlichen Kirchengebete, und als endlich der Obere die Worte sprach: „Ziehe hin, christliche Seele", erhob der Gottselige seine Augen gen Himmel, blickte noch einmal mit freundlichem Lächeln auf seinen Obern, und gab seine Seele in die Hände des Allmächtigen zurück. Er starb am 14. September 1721 und wurde vom Papste Pius IV. im Jahre 1785 selig gesprochen.

Sein Lebensschreiber erzählt nach den für seine Heiligsprechung gesammelten Thatsachen, daß er die Gabe des Gebets und der Weissagungen in hohem Grade vom Himmel empfangen habe, und führt mehrere Vorhersagungen des gottseligen Pacificus an, die in Erfüllung gingen; ebenso erzählt er mehrere Wunder, die während seines Lebens und nach seinem Tode bewirkt worden waren.

Der heilige Firmin,

Bischof von Amiens, Martyrer.

Jahr 287.

Firmin, aus einer angesehenen Familie in Navarra stammend, zeigte von Jugend auf eine ganz entschiedene Neigung zum klösterlichen Leben. Er war kaum siebzehn Jahre alt, als der heilige Honestus von Nismes, einer der eifrigsten Schüler des heiligen Saturnin, von Toulouse nach Navarra kam, um daselbst das Evangelium zu predigen. Da ihm die Eltern erlaubten, sich an den heiligen Prediger anzuschließen, so stellte sich Firmin ganz unter seine Leitung, machte unter einem solchen Meister schnelle Fortschritte in den bereits erworbenen Kenntnissen und konnte bald zum Priester geweiht werden. Mit diesem heiligen Charakter bekleidet, widmete er sich den Verrichtungen seines Amtes auf die erbaulichste und eifrigste Weise. Er schätzte sich glücklich, von Jesus Christus reden und der Welt Liebe zu diesem liebenswürdigen Erlöser einflößen zu können. Der Geist der Armuth und Demuth zeichnete ihn unter allen seinen Brüdern aus. Da er ebenso eifrig auf seinen eigenen geistlichen Fortschritt als auf die Heiligung des Nächsten bedacht war, so war sein Leben nur eine Kette von verdienstlichen Handlungen. Er predigte oft, unterrichtete die Kinder, hörte Beichte, besuchte die Kranken und verbreitete überall den Wohlgeruch Jesu Christi. Groß und klein eilte ihn zu hören und ging voll Erstaunen über das Gehörte von dannen. Er bekehrte eine Menge der ärgsten und verhärtesten Sünder. Die Gabe des Gebets und der Prophezeihung besaß er in hohem Grade. Diese Eigenschaften erhoben ihn auf den bischöflichen Stuhl von Amiens, und nach mehreren Schriftstellern war er der erste Bischof daselbst. Seine neue Würde erhöhte nur seinen Eifer, er war außerordentlich besorgt, die Reste von Götzendienst, die sich noch in seinem Bisthume vorfanden, auszurotten und die in einigen Klöstern eingeschlichenen Mißbräuche abzuschaffen. Seine Nächstenliebe kannte keine Grenzen; er verwendete alles verfügbare Geld zu Almosen, und behielt nur das unumgänglich Nothwendige für sich.

Die Kirche von Amiens.

Während ihm seine Tugenden die Bewunderung aller Guten verschafften, zogen sie ihm den Haß der Heiden zu, die er nicht hatte bekehren können. Er starb als Opfer seiner Tugend und seines Glaubens gegen das Jahr 287. Seine Verehrung verbreitete sich nach seinem Martyrertod schnell nicht bloß in der Diözese Amiens, sondern auch in allen Gegenden, wo er das Wort des Evangeliums verkündet hatte.

Seine Reliquien wurden in die Domkirche zu Amiens gebracht. Einen Theil derselben schenkte Dagobert I. den Mönchen der Abtei St. Denis.

26. September.

Die heilige Justina und der heilige Cyprian,

Martyrer.

Jahr 304.

Gegen das Ende des dritten Jahrhunderts lebte in einer Stadt des Morgenlandes, in Antiochien, aber nicht Antiochien in Syrien, eine durch Geburt und Schönheit ausgezeichnete Jungfrau, Namens Justina. Ihre Eltern hatten sie im Götzendienst auferzogen, aber sie hörte oft von den Fenstern ihres elterlichen Hauses aus die religiösen Gesänge der Christen und die Predigt in der benachbarten Kirche. Ein Gott, welcher Mensch wird, um die Welt zu retten; eine Jungfrau, die diesen Erlöser, den ewigen Sohn in der Zeit gebiert; Könige, die, von einem Sterne geleitet, zugleich mit anbetenden Engeln die Krippe begrüßen; Wunder und Weissagungen, welche die Sendung Jesu Christi bekräftigen, welcher als Werkzeug der Eroberung nur das Kreuz hat, welcher den Tod überwindet und ruhmvoll dem Grabe entsteigt, der sich zum Himmel erhebt, von wo er mit unsichtbarer Gewalt die Geister und Herzen beherrscht. Diese Welt von Wundern bewegte lebhaft Justina's Einbildungskraft und weckte ihre Neugierde. In dieses natürliche Gefühl mischte sich etwas Geheimnißvolles, das sie nicht überwinden konnte, eine innige und tiefe Sehnsucht, welche sie zum Glauben an die christliche Wahrheit trieb.

„Höre," sagte sie eines Tages zu ihrer Mutter, „was wir anbeten, ist nur Marmor, Gold und Silber, eitle Götzenbilder, welche der Galiläer mit einem Hauche umstoßen würde, ohne sie auch nur mit dem Finger zu berühren." — „Schweig," erwiderte die Mutter, „wenn dich dein Vater hörte..." — „Wohlan, ich sage dir, daß ich Jesus Christus anbeten will, dessen Wunderthaten ich schon oft habe rühmen hören." Nach diesen Worten begab sie sich in die Kirche, um Weiteres und Genaueres von der Lehre der Christen zu vernehmen. Der Vater, der den ganzen Vorfall erfahren hatte, nahm sich vor, seine Tochter durch Drohungen und Strafen von ihrem Vorhaben abzubringen, aber in der folgenden Nacht erschien ihm im Traume Jesus Christus von Engeln begleitet, welcher zu ihm sagte: „Komm' zu mir, ich werde dir das Himmelreich geben." Diese Erscheinung ergriff und erschütterte ihn so gewaltig, daß er sich zu einem Diakon führen und von demselben dem Bischofe vorstellen ließ, um das Sacrament der Taufe zu empfangen. Der Bischof, über dieses unerwartete Erscheinen dieses bekannten Christenfeindes erstaunt, ließ sich den ganzen Vorfall genau erzählen und mit Freudigkeit und innigem Dankgebete zu dem allgütigen Vater übernahm er es, den zerknirschten Mann durch trostreiche Worte aufzurichten und ihm die Lehre Jesu Christi mitzutheilen. Bald darauf bekannte sich Justina sammt ihren Eltern zum christlichen Glauben und wurde in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen.

Justina war Gott aufrichtig zugethan, und ihr Lebenswandel zeugte von großer Tugend. Trotz der Sorgfalt, mit der sie sich der Aufmerksamkeit der Menschen zu entziehen suchte, zog sie doch durch ihre Schönheit die Augen eines jungen heidnischen Advokaten, Namens Agladius, auf sich. Durch verschiedene Personen bat er um ihre Hand, bekam aber immer eine abschlägige Antwort; ein Entführungsversuch hatte ebenso wenig Erfolg. Da wandte er sich an einen jungen, durch magische Künste berühmten Menschen, Namens Cyprian, und bat ihn, daß er seine Kunst zum Dienste seiner Leidenschaft anwende.

Agladius.

Cyprian war auch ein Antiochianer. Er war von hoher Geburt und besaß beträchtliche Reichthümer, eine glühende Seele und einen ausgebildeten Geist. Seine sehr abergläubischen Eltern hatten ihn schon sehr jung den Göttern geweiht und ihn in der Astrologie und Magie unterrichten lassen, worin er sich durch Reisen an die Hauptsitze an denen heidnische Mysterien (Geheimlehren) gelehrt wurden, noch mehr ausbildete. In der Ausübung seiner Geheimkünste fand er die Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaften. Er führte einen sündenhaften Wandel, und beging große Verbrechen, um seinen Göttern zu opfern, und die Geheimnisse der Zukunft zu erforschen; da aber alle seine teuflischen Mittel und Wege erfolglos blieben, und er seine Zwecke nicht dadurch zu erreichen vermochte, so verirrte er sich auf dem betretenen Sündenpfade immer tiefer und weiter.

Es führten ihn, wie er selbst sagte, seine Reichthümer, seine Reisen und seine Kenntnisse nur zum Dienste des Teufels und damit in's Elend. Er bemerkte, ohne sich übrigens damals darüber betroffen zu fühlen; daß seine Zauberkünste über die Anbeter Jesu Christi nie etwas vermochten; auch achtete er nur sehr wenig auf die Vorstellungen eines jungen Christen, Namens Eusebius, der mit ihm studirt hatte und sein Freund geblieben war. Statt das zu verabscheuen, was ihn zum Bösen antrieb, und zur Wahrheit und Gerechtigkeit zurückzukehren, hegte er gegen die Christen den heftigsten Haß. Er spottete über die heilige Schrift, beschimpfte die Diener der Religion, verfluchte die Sacramente, die Kirche und Jesus Christus. In seiner Feigheit verläumdete er

die christlichen Frauen, deren Tugend er nicht besiegen konnte, und bot in seiner Grausamkeit Allem auf, um Verfolgungen gegen die Gläubigen zu erregen. Mit seiner eigenen Schlechtigkeit nicht zufrieden, verführte er auch Andere; lehrte sie seine abscheulichen Geheimnisse und stürzte die Herzen ins Laster, wenn die Geister sich seiner schlauen Beredtsamkeit und seinen gottlosen Künsten nicht ergaben.

So war Cyprian. Mit toller Hast ging er den Weg seiner Verirrungen und Verbrechen, als ihn Gott plötzlich nach dem Rathschlusse seiner unbegränzten Barmherzigkeit in seinem Laufe aufhielt. Er bot all' seine Kunst auf, um des Agladius Wünsche zu befriedigen. Er versprach den unterirdischen Göttern Opfer und Huldigungen; das Gelingen seiner Pläne lag ihm so am Herzen und er glaubte so fest an die Kraft seiner magischen Mittel, daß er am Ende von derselben Leidenschaft ergriffen wurde wie sein Freund, und in seinem eigenen Interesse arbeitete. — Die hart bedrängte Justina nahm im Vertrauen auf Jesus Christus ihre Zuflucht zu Gebet und Fasten, um eine Schönheit welken zu machen, die ihr gefährlich war, und durch Glauben und Demuth sich eine Kraft zu verschaffen, die nur Gott geben kann. Sie flehte auf's inbrünstigste zu der heiligen Jungfrau Maria, ihr zu helfen und zu der Vorsehung, welche Susanna rettete und die Unschuld beschützte. Ihre Gesundheit litt darunter, und sie wurde gefährlich krank. „Weinet nicht," sagte sie zu ihren betrübten Eltern, „ich werde nicht sterben. Ich fühle mich nicht von Schmerz gedrückt oder innerlich angegriffen; das Uebel kommt von außen wie ein Gluthwind." Nach diesen Worten nahm sie mit staunenswerthem Glauben ihre Zuflucht zum Zeichen des Kreuzes, durch das sie alle Zaubermacht Cyprians und seiner Dämonen zu Schanden machte.

Cyprian.

Als der heftige und gebieterische Cyprian sich durch eine höhere Macht besiegt sah, trieb es ihn, über die Eitelkeit einer Kunst nachzudenken, in die er so viele Hoffnung gesetzt hatte. Er klagte zu seinen Göttern: „O böser Geist, du bist also nur ein Helfer des Trugs und der Gottlosigkeit, da du, deine Schwäche kennend, mir Fallstricke gelegt hast? Wenn der Name, wenn schon der Schatten Jesu Christi dich zittern und beben macht, was würde geschehen, wenn er selbst erschiene?" Dann fühlte er sein Gewissen durch die Erinnerung an seine Verbrechen gefoltert. „Du hast meine Seele verderbt," rief er aus, „du hast sie zu Grunde gerichtet! O! wenn ich doch das, was ich gethan und aufgewendet habe, für eine andere Sache gethan und für die Armen verwendet hätte! Ich Unglücklicher! Ich glaubte zu leben, und begrub mich in ein schauervolles Grab! „Ich muß," fuhr er ruhiger fort, „zu den Christen gehen, mich ihnen zu Füßen werfen und sie um Barmherzigkeit bitten." Und er rief den Gott Justina's an, und fühlte wieder Muth und Kraft, als er sich mit dem Kreuze bezeichnete.

Cyprian ging nun zu einem frommen Diener Gottes, Namens Timotheus, und öffnete ihm sein ganzes Herz. „Habe Mitleid mit mir," sagte er. „Kann ich mich mit Christus versöhnen? Wird er meine Reue annehmen? und kann ich von der Last meiner Verbrechen befreit werden?" — „Fasse Muth," erwiderte Timotheus, „Christus wird dich nicht verstoßen. Du hast aus Unwissenheit gesündigt." — „Kann ich noch hoffen," rief Cyprian, „trotz der Stimme, die mir das Gegentheil gesagt hat?" — „Die Teufel sind Betrüger, Cyprian, glaube ihrem Worte nicht. Aber in Christus ist keine Lüge, denn er ist die Wahrheit, bei ihm ist kein Trug, denn aus ihm strömt Gerechtigkeit. Sieh' doch, wie gut er ist, Gott ist der Schöpfer aller Dinge; er ist für uns Mensch geworden, um uns vom Tode der Sünde zu befreien; der allmächtige Gott hat verziehen, uns die Hoffnung des ewigen Lebens gelassen und uns in Jesus Christus ein Beispiel gegeben. Weil denn Christus für die Sünder gestorben ist, so fasse dich, Cyprian; Sünder, es gibt Vergebung für dich . . . suche unsern Bischof auf, er wird dir sagen, wie man zu Christus kommt."

Der Büßer fand sich durch diese liebevollen Worte getröstet und gestärkt. Da er aber so Viele durch seine Zauberkünste getäuscht und verführt hatte, legte er eine öffentliche Beichte über alle seine Fehler vor der ganzen Stadt ab. Dieses Geständniß war von Seufzern und Thränen begleitet, welche die ganze Versammlung wieder zu Thränen rührten. Cyprian war bei der Erinnerung an sein vergangenes Leben von solchem Schrecken ergriffen, daß er seine Erschütterung nicht bemeistern und sich kaum der Verzweiflung erwehren konnte. Die Wahrheit des Christenthums und die Heiligkeit Gottes machten einen lebhaften Eindruck auf seinen Geist und erfüllte ihn mit Verachtung seiner selbst. Er würde lieber in den Tod gegangen sein, als daß er ein so beflecktes Leben fortgesetzt hätte, dessen schauervolle Geschichte er eben erzählt hatte. Er zerriß seine Kleider, bestreute sein Haupt mit Asche und blieb unter rührenden Zeichen des Schmerzes und unter Wehklagen auf die Erde hingestreckt: „Ich Unglücklicher," rief er wiederholt aus, „ich bin verloren!" Alle bemühten sich, ihn zu trösten.

Schon drei Tage hatte Cyprian in seiner Verzweiflung keine Nahrung mehr zu sich genommen, als sich ihm ein frommer Christ, Eusebius, zum Tröster

und Führer anbot, indem er ihn an Gottes Barmherzigkeit erinnerte und ihm den Weg zur Buße und Tugend zeigte. „Wozu diese Aufregung?“ sagte er zu ihm. „Wozu diese Gedanken, die deinem Seelenheile schaden? Glaube mir, deinem Freunde, der dich nicht täuschen möchte. Ich habe schon andere Sünder, auch Zauberer gesehen, welche zu Jesus Christus zurückgekehrt sind und durch Buße und Fasten und aufrichtigen Glauben Barmherzigkeit und Verzeihung gefunden haben. Deine Sünden sind vielleicht größer als die ihrigen; aber sind sie größer als die Güte Gottes? Trockne deine Thränen nicht, sie mögen deine Fehler sühnen, aber du mußt sie mäßigen. Du hättest Ursache, an der Verzeihung zu zweifeln, wenn du noch verblendet und ungläubig wärst, aber du hassest den Teufel und kennst Jesus Christus, erkenne nun auch die Größe seiner Barmherzigkeit und wirf dich in seine Arme. Deine Bosheit hat ihm Seelen geraubt, aber dein Beispiel und dein Wort werden Viele auf den Pfad des Glaubens führen.“ Diese letzten Worte waren eine Art Vorhersagung; der Erfolg bestätigte sie bald darnach.

Trotzdem wollte sich Cyprian nicht zufrieden geben. Am meisten beunruhigte ihn in diesem Augenblicke die Erinnerung an die grausamen Verbrechen, durch welche er Justinens Tugend zu überwinden gesucht hatte. „Besonders,“ sagte er, „wünschte ich für die der Justina zugefügten Leiden Verzeihung.“

Eusebius führte ihm jetzt alle großen Sünder vor Augen, welche nach der heiligen Schrift vor Gott Gnade gefunden und versicherte ihn, daß jede Sünde durch die Taufe getilgt werden könne. „Komm,“ sagte er zu ihm, „du sollst aus dem Mund unsrer Lehrer deutlich vernehmen, was zu einer wahren Buße gehört; du wirst über die Schönheit der christlichen Lehre staunen.“ Er schilderte ihm mit lebhaften Farben die Schönheit des Gottesdienstes, die Ruhe und Sammlung der Gläubigen beim Gebete; die Einfachheit der heiligen Gebräuche, die Inbrunst und Würde des Gesanges — ein ganz neues Schauspiel für den, welcher nur rohe Thieropfer, schändliche Lieder und Geberden, zügellose Festlichkeiten und die Unsittlichkeiten kannte, welche im Gefolge des Götzendienstes waren.

Endlich warf sich Cyprian beruhigt seinem Freunde wie ein Kind in die Arme, küßte ihm Stirne und Brust und nannte ihn mit aufrichtiger Liebe seinen Vater und Führer. Er erhob sich, nahm etwas Nahrung zu sich, und sie kamen überein, zum Bischofe zu gehen.

Am folgenden Tage führte man den Neubekehrten in die Kirche. Er war entzückt über die schöne Ordnung. „Ich sah,“ sagt er selbst in der Geschichte seiner Bekehrung, „einen ganzen Chor himmlischer Männer oder vielmehr Engel, welche vereint das Lob Gottes sangen, und zwar in so vollendeter Harmonie, daß alle diese Stimmen nur Eine zu bilden schienen. Man glaubte überirdische Wesen eine wunderbare Sprache sprechen zu hören, in welcher die Weissagungen der alten Propheten wieder auflebten.

Die Christen selbst betrachteten mit Staunen den bekehrten und demüthigen Cyprian, und lobten Gott über ein so glänzendes und unerwartetes Wunder. Der Bischof verweigerte Anfangs seine Aufnahme, und beharrte einige Zeit bei diesem Entschlusse, da er noch an seiner Aufrichtigkeit zweifelte. Allein Cyprian gab

Die heilige Justina bittet die heilige Jungfrau Maria, sie vor Agladius und Cyprian zu bewahren.

am folgenden Tage unzweideutige Beweise von Reue, indem er alle seine Zauberbücher als unnütz und gefährlich öffentlich verbrannte.

Nicht zufrieden, zum Zeichen der Buße sein Theuerstes geopfert zu haben, gab Cyprian seine Güter den Armen und der Kirche; empfing, nachdem er in den religiösen Wahrheiten hinlänglich unterrichtet worden, die heilige Taufe und führte von nun an als Wiedergeborner ein ganz neues Leben. Sein Freund oder wie er ihn nannte, sein Vater Eusebius wurde zur Priesterwürde erhoben, und fügte durch seinen Eifer neue Verdienste zu denen, die er durch Cyprians Bekehrung erworben hatte. Agladius, tief ergriffen über eine so unverhoffte Bekehrung, erkannte ebenfalls die Verkehrtheit seines bisherigen Lebens und folgte dem in der Tugend nach, dessen verbrecherische Hilfe er angerufen hatte; auch er spendete den Armen reiche Geschenke und nahm den christlichen Glauben an.

Justina war über diese Veränderungen und besonders über Cyprians Bekehrung hocherfreut. Ein Gefühl tiefer Frömmigkeit ergriff ihr Herz, sie ließ sich ihre langen Haare abschneiden, verkaufte ihre Schmucksachen und ihre ganze Aussteuer und verließ Alles, um sich ganz Jesu Christo zu weihen. Sie wurde eine gottgeweihte Jungfrau, und alle Gläubigen waren von Hochachtung gegen die edle Jungfrau erfüllt. „Sie ist's," sagte Cyprian, „die uns durch ihren Glauben und ihr Gebet der Sünde entrissen und zum Heile geführt hat."

Cyprian wird getauft.

Diese Bekehrung Cyprian's wurde von Prudentius in schönen Versen und von Gregor von Nazianz in einer ergreifenden Rede gefeiert.

„Jesus Christus," sagt der spanische Dichter, „löscht mit Einem Male die Gluth einer thörichten Leidenschaft, zerstreut die über die Seele des Jünglings ausgebreitete Finsterniß und mildert ihren Grimm; dann senkt er in sie seine Liebe, die Kraft des Glaubens, und die Gnade der Reue. Ein anderer Mensch, eine andere Schönheit entsteht; sein zartes, weibisches Aeußere verschwindet, ernst und streng wird sein Antlitz; sein langes wallendes Haar fällt unter der Scheere, bescheiden wird seine Stimme, sein Geist nährt sich mit himmlischer Hoffnung, er handelt nach Gottes Gesetz. Nur der Gerechtigkeit Christi gedenkt er fortan zu leben und der Betrachtung erhabener Wahrheit." Der beredte Bischof von Constantinopel aber schildert die Lebensänderung Cyprians also:

„Er verachtete die Reichthümer, zähmte seinen Stolz und bändigte seine Sinne durch Uebung der Reinigkeit die seinen lange gehegten Leidenschaften so entgegengesetzt war. Bescheiden in der Kleidung, ernst und milde zugleich in seinem Benehmen; gleich fern von niedrigem Wesen wie von Anmaßung lebte er in Wachen und Abtödtung und machte so große Fortschritte in allen Uebungen der Frömmigkeit, daß er, obwohl spät erst diese Bahn betretend, bald denjenigen vorauseilte, die lange vor ihm in sie eingetreten waren."

Cyprians Demuth war so groß, daß er, um jeden Rest von Stolz in sich zu zerstören, inständig bat, die niedrigsten Dienste in der Kirche verrichten zu dürfen, was ihm auch gewährt wurde. Seine Talente und Tugenden verschafften ihm die Achtung und das Vertrauen Aller. Seine persönliche Erfahrung gab seinen Reden großes Gewicht und er schilderte mit fast unwiderstehlicher Kraft die Eitelkeit der irdischen Dinge. Wir kennen übrigens heute die Gefühle der Frömmigkeit, die er in den Seelen zu wirken wußte, nur aus der Geschichte seiner Verirrungen; denn er selbst schildert uns die Vergehen seines frühern Lebens mit rührender Demuth. Sein Bekenntniß zeigt die Machtlosigkeit und Gebrechlichkeit der menschlichen Leidenschaften und der sündhaften Freuden und flößt zugleich eine tiefe Liebe zur Güte Gottes und ein lebendiges Vertrauen auf seine Barmherzigkeit ein, welche die Menschen ruft und erwartet, um ihnen zu verzeihen und sie zu heilen.

Man ließ den Diener Gottes nicht in dem niedrigen Range, den er gewählt hatte, sondern erhob ihn bis zur höchsten Stufe des Priesterthums und er regierte nach dem Bischof Anthimus die Kirche seiner Vaterstadt am Ende des dritten und Anfang des vierten Jahrhunderts. Die Kirche war damals den heftigsten Stürmen der Verfolgung ausgesetzt Besonders zeichnete sich Galerius im Orient durch unerhörte Grausamkeiten aus. Er hatte eine neue Marter für die Christen ersonnen. Man hing sie an einem Balken auf und zündete unter ihren Füßen ein leichtes Feuer an, damit die Qual länger dauerte und die Martyrer nicht zu schnell tödte. Wenn die Haut aufgesprungen war und das blutige Fleisch und die nackten Knochen sichtbar wurden, berührte man die Wunden mit brennenden Fackeln; und damit der Tyrann sich länger an ihren Qualen weiden konnte, begoß man sie mit Wasser und gab ihnen solches zu trinken, so daß die Marter fast einen Tag dauerte. Mehr als barbarische Gesetze zwangen Alle, Angeber Aller zu werden; verlockender Gewinn bewaffnete die Natur gegen sich selbst; die Familienbande lösten sich und das Reich ward mit Trauer und Schrecken erfüllt.

Unter diesen Grausamkeiten, welche Abfall vom Christenthum hervorzurufen so geeignet waren, hielt Cyprian den Muth der Gläubigen durch kraftvolle Briefe und mit Aufbietung all' seines glühenden Eifers aufrecht. Auch Justina gab Beweise von der Lebendigkeit ihres Glaubens. Der heidnische Richter Eutolmius ließ die beiden unerschrockenen Bekenner Jesu verhaften und mit Ketten beladen nach Damaskus führen. „Bist du dieser Lehrer der Christen, der ehedem das Volk zu den

Götzenaltären führte und es jetzt durch seine Reden verblendet und den Gekreuzigten über die Unsterblichkeit stellt?" So fragte Eutolmius. Cyprian antwortete mit einer kurzen Geschichte seines Lebens, verbunden mit einer Ermahnung an den Richter, er solle, wie er, die Nichtigkeit der Götzen anerkennen und dem wahren Gott die Ehre geben. Einig im Glauben und von der gleichen Gesinnung beseelt ließen Cyprian und Justina sich nicht bewegen, den Götzen zu opfern. Da zerfleischte man die Seiten des Bischofs mit eisernen Haken; zwei Henker schlugen Justina grausam mit Ochsensehnen. Statt zu klagen, ließen sie die Worte vernehmen: „O Gott, sei gepriesen, der du mich würdigst, für dich diese Qualen zu erdulden." Die Henker ermüdeten eher, als sie, und die Marter wurde unterbrochen, um bald in einer andern Form zu beginnen.

Die Martyrer wurden in den Kerker geworfen, und dann wieder vor den Richter geschleppt, welcher sie, durch die qualvolle Marter gebrochen, weniger standhaft im Glauben zu finden hoffte. Aber Drohungen konnten diejenigen nicht besiegen, welche in den Martern unerschüttert geblieben waren. „Ich bin zu glücklich," sagte Cyprian, „durch diese Leiden die ewigen Güter erkaufen zu können." — „Dann habe ich," erwiderte der Richter, „noch größere für dich in Bereitschaft, um dir den Himmel gewinnen zu helfen." Sofort befahl er, die Martyrer in einen ehernen Kessel mit siedendem Peche, Fett und Wachs zu werfen. Vor dieser fürchterlichen Marter schien Justina einen Augenblick zu zittern, aber der muthige Bischof hielt sie durch sein Wort und Beispiel aufrecht. Sie bezeichnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes und stieg in den glühenden Kessel. Die beiden Martyrer lobten Gott heitern Geistes, als wären sie in einem lauen Bade.

Da glaubte Eutolmius, die Schmerzlosigkeit der Martyrer könnte auf Zauberei beruhen und wollte sie dessen überführen. Er hatte unter den Götzenpriestern einen Freund, Athanasius mit Namen, welcher den Beweis liefern wollte.

Dieser rief seine Götter an, näherte sich im Vertrauen auf einige Vorsichtsmaßregeln dem Kessel und versuchte durch das Feuer zu laufen, allein die Flammen erstickten und verzehrten ihn. Bestürzt fragte Eutolmius seinen Vetter Terentius: „Was soll ich mit diesen Zaubern anfangen?" „Thue ihnen nichts zu leid," sagte der besser gesinnte Terentius, „und kämpfe nicht gegen den Gott der Christen, der offenbar unüberwindlich ist. Schicke sie an den Kaiser und laß ihm sagen, was du gethan hast." Er befolgte diesen Rath und schickte die Martyrer nach Nikomedien zu Diokletian und berichtete ihm in einem Briefe die Martern, welche er über dieselben verhängt habe. Der Kaiser durchlas den Bericht und befahl ohne Weiteres, daß „Cyprian, Lehrer zu Antiochien und die Jungfrau Justina als Anhänger der unsinnigen Christensekte mit dem Schwerte hingerichtet werden sollen."

Als Justina und Cyprian an den Fluß Gallus vor den Thoren der Stadt geführt wurden, baten sie um einen Augenblick Aufschub, um sich zu sammeln und zu beten. Cyprian wünschte, zuletzt hingerichtet zu werden, ohne Zweifel, um nöthigenfalls diejenige, welche er als seine Mutter im Glauben ansah, im letzten Kampfe zu stärken. Sein Wunsch wurde ihm gewährt. Als er das Haupt Justina's fallen sah, rief er aus: Gott sei gepriesen! und starb selbst mit muthiger Seele unter dem Schwerte des Henkers. Ein Christ, Namens Theoctistes, welcher während der Hinrichtung gegen Cyprian Mitleid und Achtung bezeugt und während dessen Abführung zum Tode mit dem Heiligen gesprochen hatte, wurde gleichfalls ergriffen, verurtheilt und auf der Stelle enthauptet. Dieses ereignete sich im Jahr 304.

Die Heiden stellten Wachen auf, um die Wegnahme der Leichname zu verhindern; denn nichts ärgerte die Feinde des christlichen Namens so sehr, als die Ehrfurcht, welche man den Bekennern des Glaubens erwies. Bald wollte man diese ehrenvollen Gebeine verbrennen und ihre Asche in den Wind zerstreuen; bald sie auf freiem Felde liegen lassen, damit diejenigen, welche die Kirche durch ihren Tod ehren zu müssen glaubten, durch den Zahn wilder Thiere schimpflich zu Grunde giengen. Einige Christen hintergingen die Wachsamkeit der Soldaten und nahmen die Ueberreste der drei Martyrer weg, welche nach Rom gebracht wurden, wo sie bald nachher in der von einer frommen Frau Namens Rufina, einer Verwandten des Kaisers Claudius, erbauten Kirche beigesetzt wurden. Später brachte man sie in die Basilika St. Johannes in Lateran. Das Fest der heiligen Justina wird am 26. September begangen.

Der gottselige Meginhard,

Abt zu Hersfeld.

Jahr 1059.

Der gottſ. Meginhard, dessen Zögling sich Lambert von Aschaffenburg nennt, und aus dessen Händen dieser das Ordenskleid erhalten zu haben bezeugt, war unter seinen Zeitgenossen ein Muster der Tugend und des klösterlichen Wandels in ganz Deutschland. Er war gründlicher Kenner der heiligen Schrift und auch in den übrigen Wissenschaften wohl bewandert, und wurde deßhalb allgemein geschätzt. In Folge dessen erhielt er die Abtswürde im Kloster Hersfeld, als sein Vorgänger Rudolph, ein ebenso würdiger Mann, auf den Bischofsstuhl zu Paderborn nach dem Tode des heiligen Meinwerk erhoben worden war.

Von dem Leben und Wirken dieses frommen Mannes ist wenig bekannt. Die Quellen der damaligen Geschichtschreiber fließen über ihn ganz spärlich und erfährt man nur so viel von ihnen, daß er das Kloster Hersfeld, das im Jahre 1037 durch einen Brand zerstört worden war, wieder neu aufbaute und in die Kirche desselben die Reliquien des heiligen Wigbert und Lullus versetzte.

Ferner erzählt Lambert von Aschaffenburg, — der geliebte Zögling Meginhards, — der gottselige Abt habe wegen seiner in Sachsen befindlichen Zehentrechte mit Burchard, dem Bischofe von Halberstadt, langwierige Streitigkeiten gehabt, weil dieser das Kloster auf alle mögliche Weise auf Anstiften seines Erzpriesters Utho in Ausübung seiner Rechte störte. Da Meginhards Bitten und Vorstellungen bei dem Bischofe vergeblich waren, wendete er sich endlich in dieser Angelegenheit auch an den päpstlichen Stuhl, welchen damals Nikolaus V. inne hatte. Da sogar die Ermahnungen des heiligen Vaters und anderer einflußreichen Personen den harten Sinn des Bischofs nicht zu beugen vermochten, so forderte der Abt, der schon auf dem Krankenbette lag und dem Tode nahe war, den Bischof durch den Pfalzgrafen Friedrich vor das Gericht Gottes, wo seine gerechte Sache nicht länger der Uebermacht unterliegen werde, und wenige Tage darauf verschied der heilige Mann. Kaum war Meginhard in die himmlische Heimath hinübergegangen, um dort das Recht für seine Kirche zu suchen, so erkrankte auch Burchard. Eben im Begriffe, ein Pferd zu besteigen, um sich zu einem Sendgerichte, die angeführte Zehntstreitigkeit betreffend, zu begeben, wurde er plötzlich von einem großen Uebelbefinden befallen, und mußte sich in großer Schwachheit in seine Wohnung tragen lassen. Sogleich ließ er seine Geistlichkeit vor sein Bett rufen, und bat sie unter schmerzvollen Reueäußerungen über sein an dem Abte von Hersfeld begangenes Unrecht, dem Kloster seine Rechte alsbald zurückzuerstatten und den ganzen Handel fallen zu lassen. „Ich empfinde“, rief er den Bischöfen von Magdeburg und Hildesheim bei ihrem Besuche zu, „ich empfinde schon die strafende Hand Gottes; kaum hat der so lange und so heftig von mir verfolgte Abt jene furchtbaren Worte ausgesprochen, so sehe ich sie schon in Erfüllung gehen.“ Er ließ von seinem Krankenlager aus noch durch eigens abgeschickte Boten die Bewohner des Klosters Hersfeld um Verzeihung bitten und starb unter furchtbaren Schmerzen des Leibes und des beunruhigten Gewissens. Utho, sein böser Rathgeber, folgte ihm im nämlichen Jahre ins Grab nach. Er verschied unerwartet ohne Zuspruch und Beistand eines Priesters.

Das Innere der Kirche „Zum heiligen Cosmas und Damian“.

27. September.

Der heilige Cosmas und Damian.

Jahr 303.

Der heilige Cosmas und der heilige Damian waren Brüder. In Arabien geboren, machten sie in Syrien medicinische Studien und wurden sehr berühmte Aerzte. Vom Geiste der Liebe innig beseelt, übten sie ihren Beruf mit jenem Eifer und jener Aufopferung aus, welche das Christenthum lehrt, und pflegten die Armen mit der rührendsten Sorgfalt. Bei allen Gelegenheiten bewiesen sie eine so edle Uneigennützigkeit, daß die Griechen sie Anargyres nannten, weil sie von ihren Kranken kein Geld annehmen wollten.

Der heilige Cosmas und der heilige Damian lebten zu Aegä (oder Aegäa) in Cilicien, und verschafften sich die Liebe und Achtung aller nicht bloß durch die Art und Weise, wie sie ihre Talente anwandten, sondern auch durch alle Tugenden, deren nachahmungswürdiges Beispiel sie durch ihr eigenes Leben gaben. Der christlichen Religion aufrichtig ergeben, ging ihr einziges Streben dahin, derselben täglich neue Anhänger zu gewinnen.

Als die diocletianische Verfolgung ausgebrochen war, konnten sie nicht leicht verborgen bleiben. Bei ihrem lebendigen

Glauben und ihrer glühenden Liebe zu diesem konnten sie nicht hoffen, der Wuth der Tyrannen in einer so traurigen Zeit zu entgehen. Sie wurden auf den Befehl des Statthalters von Cilicien, Lysias, verhaftet, der sie nach verschiedenen Martern zur Enthauptung verurtheilte. Ihre Leiber wurden nach Syrien gebracht und in Cyrrhus beerdigt.

Theodoret, welcher im 5. Jahrhunderte Bischof dieser Stadt war, berichtet, daß man die Reliquien der edlen Streiter Jesu Christi in einer Kirche ihres Namens aufbewahrt habe. Der Kaiser Justinian ließ aus Ehrfurcht gegen die heiligen Marthyrer die Stadt Cyrrhus vergrößern, verschönern und befestigen, weil ihre heiligen Gebeine daselbst ruhten; und als er sah, daß ihre Kirche zu Konstantinopel zu zerfallen drohte, ließ er eine neue prächtige Kirche bauen zum Danke dafür, daß er durch ihre Fürbitte von einer sehr gefährlichen Krankheit befreit worden war. Aus Andacht gegen diese heiligen Martyrer ließ er in Constantinopel eine zweite Kirche unter ihrem Namen erbauen.

Nach Marcellins und Gregors von Tours Bericht geschahen auf ihre Fürbitte mehrere Wunder.

Ein Theil ihrer kostbaren Reliquien befindet sich zu Rom in einer Kirche ihres Namens, wohin sie unter dem heiligen Papst Felix gebracht worden waren.

Zwei Reliquien des heiligen Cosmas und des heiligen Damian befinden sich auch in Venedig. Auch die Cathedrale und die Pfarrkirche zum heiligen Cosmas zu Paris und die Kirche zu Luzarches in der Diözese Versailles, welche unter dem besondern Schutze der berühmten Martyrer steht, besitzen Reliquien von ihnen.

Jährlich wird am 27. September, dem Tage ihres Festes dahin gewallfahrtet, berühmte Aerzte finden sich um diese Zeit daselbst ein, um die kostbaren Reliquien ihrer hohen Patrone zu ehren.

Der heilige Eleazar und die heilige Delphina.

Jahr 1323 — 1369.

Eleazar, der heilige, gewöhnlich St. Augias genannt, stammte aus dem berühmten und alten Hause Sabran in der Provence. Hermangaud, sein Vater, wurde zum Grafen von Ariano im Königreich Neapel erhoben. Landune von Albes, seine Mutter, stammte gleichfalls aus einer sehr angesehenen Familie.

Eleazar wurde im Jahr 1285 zu Robians bei dem Schlosse Ansois in dem Bisthume Apt geboren. Kaum hatte er das Tageslicht erblickt, als ihn seine Mutter, wegen ihrer Mildthätigkeit und anderer Tugenden die gute Gräfin genannt, auf die Arme nahm und Gott aufopferte mit der innigen Bitte, ihn lieber nach seiner Taufe von der Erde hinwegzunehmen, als zuzulassen, daß er je die Reinheit seiner Seele durch eine Sünde beflecke.

Der junge Eleazar schien von Kindheit auf einzig für die Tugend geboren zu sein. Er hatte eine besondere Liebe zu den Unglücklichen, und es schmerzte ihn, wenn die mit seiner Erziehung beauftragten Personen ihm nicht die nöthigen Mittel zur Unterstützung Nothleidender gaben. Oft theilte er sein Mittagessen mit armen Kindern. Die ersten Unterweisungen in der Tugend, die er von seiner Mutter erhalten, wurden durch einen seiner Oheime, Wilhelm von Sabran, Abt zu St. Viktor in Marseille vervollständigt. Dieser nahm seinen Neffen in sein Kloster, und war eifrig dafür besorgt, ihn in den Wissenschaften zu unterrichten und in der Frömmigkeit zu befestigen. Eleazar trug von da an einen Gürtel mit scharfen Stacheln, die seinen Leib oft bis aufs Blut verwundeten. Obwohl sein Oheim den Bußeifer desselben in einem so zarten Alter bewunderte, gab er ihm doch scharfe Verweise wegen dieser außerordentlichen Bußstrenge.

Eleazar war erst zehn Jahre alt, als ihn Carl II. König von Sicilien und Graf von Provence, mit Delphina von Glandeves, welche erst zwölf Jahre zählte, verloben ließ.

Delphina war die einzige Tochter Sieha's Herrn von Pui-Michel, der bedeutende Besitzungen hatte. Vier Jahre nach dieser Ceremonie wurde im Schlosse Pui-Michel die Hochzeit gefeiert, aber die beiden Gatten verpflichteten sich gegenseitig in der Enthaltsamkeit zu leben. Die Bußwerke, welche beide während der Fastenzeit übten, waren ein Abbild des Lebens der heiligen Büßer der alten Kirche. Fast in gleicher Weise fasteten sie im Advent und an mehreren andern Tagen des Jahres. Nachdem sie sieben Jahre auf dem Schlosse Ansois zugebracht hatten, zogen sie sich nach Pui-Michel zurück. Eleazar hatte bis dahin in vollkommener Unterwürfigkeit gegen seine Eltern gelebt, und wenn er sie jetzt verließ, so geschah es nur mit ihrer Zustimmung und einzig in der Absicht, in der Einsamkeit Gott ungehinderter leben zu können.

Eleazar war erst 23 Jahre alt, als der Tod ihm seine Eltern raubte. Die von ihnen ererbten Güter sah er als Mittel an, die ihm die Vorsehung gegeben habe, um die Armen zu unterstützen und die Ehre Gottes zu befördern. Er betete und betrachtete unabläßig des Gesetz des Herrn, um sich gegen die ungeordnete Liebe zum Irdischen zu verwahren. Dadurch erzeugte sich in seinem Innern ein heftiger Widerwillen, ja eine tiefe Verachtung gegen Alles, was den Sinnen schmeichelte. Die ewigen Güter waren der einzige Gegenstand, auf den alle seine Wünsche gerichtet waren. Jeden Tag betete er die kirchlichen Tagzeiten nebst mehreren anderen Gebeten und empfing mehrmals wöchentlich die heilige Communion.

„Ich glaube nicht,“ sagte er einmal zu Delphina, „daß man sich eine größere Freude denken könne, als die ist, welche ich am Tische des Herrn genieße. Recht oft den Leib und das Blut Jesu Christi zu empfangen, ist auf Erden der Seele größter Trost.“ Oft wurde er im Gebete außerordentlicher Gnaden gewürdigt. Die beständige Vereinigung seiner Seele mit Gott hatte

ihm die Geistessammlung leicht und vertraut gemacht. Er war gewohnt, einen großen Theil der Nacht dem Gebete zu widmen, und diese ganze Zeit knieend zuzubringen. Aber seine Frömmigkeit hatte nichts Düsteres; er war im Gegentheil heiter und liebenswürdig im Umgange. Wenn man von weltlichen Dingen sprach, so hörte er entweder wegen der beständigen Richtung seines Geistes auf Gott gar nichts von dem Gesagten, oder er wußte immer geschickt einen Grund zu finden, sich auf sein Zimmer zurückzuziehen.

Seine Frömmigkeit war zu erleuchtet, als daß er seine zeitlichen Geschäfte vernachlässigt hätte. Er war tapfer im Kriege, thätig und klug im Frieden, und erfüllte alle Standespflichten mit großer Treue.

Als er sich nach Pui-Michel zurückgezogen hatte, entwarf er eine Hausordnung, die jeden Tag genau eingehalten werden mußte:

1) „Alle Hausangehörigen, welches Geschäft sie auch haben mögen, hören täglich die heilige Messe. Wenn in meinem Hause Gott gut gedient wird, so wird nichts darin fehlen. 2) Wenn Einer meiner Dienstboten flucht und lästert, so wird er streng bestraft und dann mit Schanden entlassen werden. Kann ich hoffen, Gott werde seinen Segen über mein Haus ausgießen, wenn Leute darin wohnen, die sich selbst dem bösen Feinde übergeben? Könnte ich bei mir Zungen dulden, welche die Seelen vergiften? 3) Alle sollen die Schamhaftigkeit ehren; die mindeste Unlauterkeit in Wort oder That soll in Eleazars Hause nicht ungestraft bleiben. 4) Die Männer und Frauen sollen jede Woche beichten, und Niemand sei so unglücklich, daß er sich an den Hauptfesten des Jahres der Communion beraube. 5) Ich will, daß man in meinem Hause die Trägheit meide. Am Morgen wird Jeder in inbrünstigem Gebete sein Herz zu Gott erheben, und ihm sich selbst und alle Handlungen des Tages aufopfern, dann wird er an seine Arbeit gehen. Man wird des Morgens Allen einige Zeit zur Betrachtung lassen, aber von jenen will ich nichts wissen, welche beständig in der Kirche sind: diese thun es nicht aus Andacht und Liebe zur Beschaulichkeit, sondern aus Arbeitsscheu. Das Leben einer frommen Frau, wie es die heilige Schrift beschreibt, besteht nicht blos darin, daß sie recht bete, sondern daß sie sittsam, gelehrig, fleißig in der Arbeit und sorgfältig im Hauswesen sei. Morgens sollen die Frauen beten und lesen, die übrige Zeit des Tages aber sollen sie auf die Arbeit verwenden. 6) Ich will nicht, daß man Glücksspiele habe; man kann sich auf unschuldige Weise erholen, denn die Zeit verfließt ohnedieß zu schnell, als daß man sie durch Müßiggang verlieren sollte. Indeß ist es nicht meine Absicht, daß mein Haus einem Kloster gleich sein solle, und daß meine Angehörigen wie Einsiedler leben; ich verwehre ihnen nicht, sich zu ergötzen, vorausgesetzt, daß sie nichts thun, was ihr Gewissen verbietet, und daß sie sich nicht der Gefahr aussetzen, Gott zu beleidigen. 7) Der Friede darf in meinem Hause nie gestört werden. Neid, Eifersucht, Argwohn und Angeberei spalten eine Familie gleichsam in zwei Kriegsheere, die sich beständig beobachten und heimlich zu überfallen suchen, und die, nachdem sie den Hausherrn belagert haben, ihn verwunden und aufzehren. Ich werde diejenigen lieben, welche Gott mit Treue dienen, aber die nicht dulden, welche sich für seine Feinde erklären. Uneinige, lästerzüngige und verläumderische Dienstboten zerfleischen sich gegenseitig. Alle, welche die Furcht Gottes nicht haben, verdienen das Vertrauen ihres Herrn nicht und werden leicht seine Güter vergeuden. Der Herr, welcher solche Diener um sich hat, ist wie ein Laufgraben, den die Feinde von allen Seiten umlagern. 8) Erhebt sich irgend ein Streit, so soll man die Vorschrift des Apostels unverbrüchlich befolgen, und sich vor Sonnenuntergang versöhnen; man vergesse den Fehler, sobald er geschehen ist, und ersticke jede Bitterkeit gegen Andere. Ich weiß, daß es unmöglich ist, unter den Menschen zu leben und nichts zu leiden zu haben. Selten ist ein Mensch einen Tag lang mit sich einig; befällt ihn eine Laune, so weiß er schon nicht mehr, was er will. Andern nicht verzeihen wollen, ist ein teuflisches Benehmen, aber seine Feinde lieben und ihnen mit Gutem vergelten, ist das unterscheidende Merkmal der Kinder Gottes. Wenn ich solche Dienstboten kenne, so werde ich ihnen immer mein Haus, meine Börse und mein Herz öffnen, ich werde sie als meine Herren betrachten. 9) Alle Abende wird sich meine Familie zu einer Abendunterhaltung versammeln, wo man von Gott, von dem Heile und von den Mitteln reden wird, den Himmel zu gewinnen. Es ist eine große Schande für uns, daß wir, auf die Erde gesetzt, um den Himmel zu gewinnen, so selten daran denken, und nur so oberflächlich davon reden. O Menschenleben, wie wirst du angewendet! O Arbeiter, wie unwürdig seid ihr einer unsterblichen Seele! welche Mühen, welcher Schweiß für nichtige Dinge! Gespräche über den Himmel regen uns zur Tugend an und flößen uns Verachtung gegen die gefährlichen Weltfreuden ein. Wie sollen wir Gott lieben lernen, wenn wir nie von ihm reden? Niemand soll bei der Unterhaltung fehlen unter dem Vorwande, meine Geschäfte zu besorgen. Kein Geschäft liegt mir so sehr am Herzen, als das Heil Derer, die mir dienen. Sie sind mir gegeben, und ich stelle Gott alles zurück, den Herrn, die Dienerschaft und Alles, was in meiner Gewalt ist. 10) Ich verbiete allen meinen Beamten unter den strengsten Strafen, irgend Jemanden an Gut und Ehre das geringste Unrecht zuzufügen, die Armen zu unterdrücken, den Nächsten unter dem Vorwande, meine Rechte zu behaupten, ins Elend zu stürzen. Ich will mich nicht mit dem Vermögen des Dürftigen bereichern. Beamte, die aus Eifer für die Interessen ihres Herrn grausam verfahren, bringen ihn und sich selbst in Verdammniß. Wie könnte man glauben, daß einige unbedeutende Almosen die Ungerechtigkeit jener Beamten tilgen werden, welche in den Eingeweiden der Armen wühlen, deren Wehklagen zum Himmel steigt und um Rache ruft? Lieber will ich nackt ins Paradies eingehen, als mit Gold und Purpur bedeckt mit dem ungerechten Reichen

in die Hölle gestürzt werden. Man ist reich genug, wenn man die Furcht Gottes besitzt. Reichthümer, die man durch Ungerechtigkeit oder Bedrückung erworben hat, sind wie ein unter der Erde verborgenes Feuer, dessen Ausbrüche Alles zerstören und verzehren. Stellt es sich heraus, daß man dem Nächsten etwas weggenommen habe, so will ich, daß man es ihm vierfach erstatte. Alles Unrecht, welches dem Nächsten um meinetwillen zugefügt wurde, soll vergütet werden. Könnte wohl ein Mensch, dessen Schätze im Himmel sind, leidenschaftlich für die irdischen eingenommen sein? Nackt bin ich aus dem Mutterschooße hervorgegangen, bald werde ich nackt in den Schooß der Erde, unserer gemeinsamen Mutter zurückkehren. Wäre es möglich, daß ich für einen Augenblick des Lebens, den ich zwischen diesen beiden Gräbern zubringe, mein ewiges Heil aufs Spiel setze? Um so zu handeln, müßte ich den Gebrauch meiner Vernunft verloren haben, nicht wissen, was Tugend ist und dem Glauben entsagt haben."

Eleazars Beispiel gab dieser Regel viel Gewicht. Seine vorzüglichste Sorge war, den Frieden und die Liebe in seinem Hause zu erhalten.

Delphina ging durchweg in die Ansichten und Absichten ihres Gatten ein und bezeigte ihm den vollkommensten Gehorsam. Nie wurde ihre gegenseitige Liebe gestört. Die fromme Gräfin wußte, daß die religiösen Uebungen einer Frau von denen einer Nonne verschieden sind, und daß erstere das thätige Leben nicht vom beschaulichen trennen darf. Sie theilte ihre Zeit so ein, daß sie alle ihre Pflichten gleichmäßig erfüllen konnte. Mit bewundernswürdiger Sorgfalt wachte sie über ihre Dienerschaft, und bemühte sich, die Furcht Gottes und die Liebe zur Tugend zu unterhalten und Alles zu verbannen, was den Frieden hätte stören können. Alle, die in ihrem Dienste standen ehrten sie wie eine Mutter, und sie liebte sie wie ihre Kinder. Ihr Beispiel bewahrheitete den Spruch, daß gute Herren gute Diener machen und daß die Familien der Heiligen die Familien Gottes sind. Sie hatte eine Schwester, Namens Aloisia bei sich, welche an ihren frommen Uebungen und guten Werken Theil nahm. Man durfte fast nur in Eleazars Hause wohnen, um sich vom Geiste der Frömmigkeit beseelt zu fühlen, so mächtig ist der Einfluß, den die guten Beispiele der Herrschaften auf ihre Diener ausüben.

Da die Liebe zu den Armen die Pforte ist, durch welche die Reichen in den Himmel eingehen müssen, so besuchte Eleazar oft die Spitäler, besonders die der Aussätzigen. Er küßte die Geschwüre der Kranken und verband sie mit eigenen Händen. Täglich wusch er zwölf Armen die Füße und bediente sie oft bei Tische. Alle Nothleidenden fanden an ihm einen Vater; er hatte besondere Vorrathsmagazine für sie angelegt, aus denen er sie unterstützte. Als ihn einst Jemand fragte, woher denn seine so zärtliche Liebe zu den Armen komme, erwiderte er: „Der Schooß der Armen ist der Schatz Jesu Christi. Denn wie können wir Gott um sein Reich bitten, wenn wir ihm einen Trunk Wassers versagen? Wie um seine Gnade, wenn wir ihm verweigern, was ihm gehört? Ist es nicht zu viel Ehre für uns, daß er sich herabläßt, und uns würdigt, etwas von uns anzunehmen?" Außerordentlich groß waren seine Spenden in der Unglückszeit des Jahres 1310.

Nach dem Tode seines Vaters sah er sich genöthigt, nach Neapel zu ziehen, um von der Grafschaft Ariano Besitz zu nehmen. Aber das Volk, welches dem Hause Aragonien gegen die Franzosen den Vorzug gab, verweigerte seine Anerkennung. Drei Jahre lang setzte er den Aufrührern, obgleich seine Freunde in ihn drangen, sich Recht zu verschaffen, nur Milde und Geduld entgegen. Der Fürst von Tarent, sein Verwandter, sagte eines Tages zu ihm: „Ueberlaß mir die Züchtigung der Rebellen, ich werde eine Anzahl derselben festnehmen lassen, dann werden sich die übrigen bald unterwerfen. Muß man mit den Guten ein Lamm sein, so muß man mit den Bösen ein Löwe sein. Solchen Uebermuth muß man strafen. Halte Dich indessen ruhig und begnüge Dich, für mich zu beten, ich werde dieß Gesindel dergestalt bändigen, daß es Dich nie mehr beunruhigen wird." — „Wie," erwiederte Eleazar, „ihr wollt, daß ich meine Regierung mit Metzeleien beginne? Ich werde die Aufrührer durch Wohlthaten gewinnen können. Es ist kein Ruhm für einen Löwen, die Lämmer in Stücke zu reißen, aber es ist etwas Großes, wenn ein Lamm einen Löwen überwindet. Ich hoffe, daß ihr mit Gottes Hilfe bald dieses Wunder sehen werdet."

Die Königin Sancia und Delphina bei einer Procession der armen Clarissinnen.

Der Erfolg bestätigte bald die Wahrheit dieser Vorhersagung. Die Einwohner von Ariano, voll Scham über ihre Empörung, unterwarfen sich von selbst, luden den Heiligen ein, von seiner Grafschaft Besitz zu nehmen, und liebten und ehrten ihn von da an immer wie ihren Vater. Eleazar gab auch den Beweggrund dieser bewunderungswürdigen Geduld an, mit welcher er die Beleidigungen ertrug. „Wenn man mir eine Unbilde zufügt," sagte er, „oder wenn ich eine Regung der Ungeduld in meinem Herzen

aufsteigen fühle, so richte ich meine Gedanken auf Jesus den Gekreuzigten und sage zu mir selbst: „Kann ich mein Leben mit dem vergleichen, was Jesus Christus für mich gelitten hat?" Seine Handlungsweise entsprang demnach nicht aus Mangel an Muth, sondern aus Seelengröße und aus wahrem christlichem Edelmuthe. Ein anderes Beispiel seiner Versöhnlichkeit bietet folgender Vorfall. Unter verschiedenen Papieren fand er einmal Briefe von einem seiner Offiziere, die an seinen Vater adressirt waren, und worin Eleazar auf die unwürdigste Weise behandelt wurde. Der Offizier suchte in demselben den Vater zu überreden, daß er seinen Sohn enterbe, da er mehr Anlage zu einem Mönch, als zu einem Krieger habe. Delphina, die ihre Entrüstung nicht zurückhalten konnte, sagte zu ihrem Gemahl, daß er ein solches Benehmen von Seite eines Mannes, der unter verstellter Anhänglichkeit die Schwärze seiner Seele verberge, nicht ungestraft hingehen lassen dürfe. Aber er antwortete, daß Christus die Rache verbiete und Verzeihung der Beleidigungen verlange; er wolle, daß man dem Hasse Liebe entgegensetze, und darum wolle er die fraglichen Briefe verbrennen, und nie von ihnen Gebrauch machen. Ebenso verbrannte er bei anderen Gelegenheiten Mittheilungen über Beleidigungen, die man ihm zugefügt hatte, um die Schuldigen nicht zu beschämen, wenn sie erführen, daß er von dem Vorgefallenen Kenntniß habe. Er traf weise Maßregeln, damit die Gerechtigkeit in der Grafschaft Ariano gut verwaltet würde. Die der Erpressung schuldigen Beamten wurden streng bestraft. Er besuchte die zum Tode verurtheilten Verbrecher, und es gelang ihm öfters, solche, die gegen alle Ermahnungen der Priester, welche sie zu einem christlichen Tode vorbereiten sollten, taub geblieben waren, zu tiefen Gefühlen der Reue zu bewegen. Waren ihre Güter eingezogen worden, so gab er sie heimlich ihren Frauen und Kindern zurück. Von Italien aus schrieb er einmal an Delphina: „Du wünschest häufig Nachrichten von mir zu bekommen. Besuche Jesus Christus im allerheiligsten Sakrament. Kehre im Geiste ein in sein seligstes Herz. Du weißt, daß dort mein gewöhnlicher Aufenthalt ist; Du wirst mich dort immer sicher treffen."

Fünf Jahre war Eleazar in Italien zurückgehalten worden, als er von König Robert, dem Bruder des heiligen Bischofs Ludwig von Toulouse, die Erlaubniß erhielt, in die Provence zurückzukehren. Er wurde zu Ansois mit der größten Freude empfangen. Bald darauf legte er mit Delphina feierlich das Gelübde vollkommener Keuschheit ab. Die Lebensweise Beider bot den erbaulichsten Anblick dar. Inmitten weltlicher Größe lebten sie in Zurückgezogenheit, wußten die Beschauung mit den weltlichen Geschäften zu verbinden, und fanden in ihrer ehelichen Verbindung die Beweggründe, sich gegenseitig zur Frömmigkeit und Uebung guter Werke zu ermuntern. Dieser heilige Wetteifer im Dienste Gottes verschaffte ihnen eine reine Freude, eine vollkommene Ruhe und unbeschreibliche Tröstungen. An dem Tage ihrer Gelübdeablegung traten sie zugleich in den dritten Orden des heiligen Franziskus. Die in diesen Orden aufgenommenen verpflichteten sich, einen Theil der Franziskanerkleidung unter ihren gewöhnlichen Kleidern zu tragen und täglich gewisse Gebete zu verrichten, ohne übrigens zu diesen verschiedenen Uebungen unter einer Sünde verpflichtet zu sein.

Zwei Jahre nach seiner Rückkehr in die Provence wurde Eleazar durch König Robert wieder nach Italien gerufen. Der Fürst erhob ihn zum Ehrenritter, eine Würde, deren er sich durch seine Weisheit und Tapferkeit würdig gemacht hatte. Der Heilige brachte nach damaliger Sitte die Nacht in der Kirche im Gebete zu, um sich auf die Aufnahmsfeierlichkeit vorzubereiten, und beichtete und communicirte am folgenden Morgen. Der König konnte sich beim Anblick der Geistessammlung und Andacht, die Eleazar an den Tag legte, der Thränen nicht enthalten. Ja der ganze Hof ward erbaut durch den Anblick des jungen Mannes, welcher die glänzendsten Eigenschaften mit den erhabensten christlichen Tugenden in sich vereinigte.

Robert, dem die Erziehung seines Sohnes Karl, Herzogs von Calabrien, sehr am Herzen lag, hielt zur Unterstützung seiner Absichten Niemand für geeigneter als Eleazar, und wählte ihn darum zum Erzieher des jungen Fürsten, der zwar gute Anlagen, aber einen stolzen und unbeugsamen Charakter besaß.

Eleazar übersah Anfangs die Fehler seines Zöglings, da er glaubte, ihn besser kennen lernen und sein Vertrauen gewinnen zu müssen. Zur geeigneten Zeit aber machte er ihn sanft und milde auf seine Mängel aufmerksam und legte ihm seine Verpflichtung ans Herz, die seiner erhabenen Geburt und seinem Christenberufe entsprechenden Tugenden sich zu erwerben. Der junge Prinz, von seinen Worten tief ergriffen, warf sich ihm um den Hals mit den Worten: „Es ist noch Zeit anzufangen, saget mir, was ich thun soll."

Eleazar ergriff diese Gelegenheit, ihm umständlich die ihm nothwendigen Tugenden zu empfehlen, und ans Herz zu legen; er stellte ihm vor, daß ein Fürst, welcher Gott fürchtet, immer gewiß sein dürfe, einen Beschützer im Himmel zu haben, was ihm auch auf Erden begegnen möge; daß aber der, welcher Gott aus den Augen verliere und ihn bei seinen Unternehmungen nicht zu Rathe ziehe, nicht die Freude haben werde, dieselben gelingen zu sehen.

„Nur eine fest begründete, ächte Frömmigkeit," fuhr er fort, „kann Euch gegen die Gefahren schützen, welche Euch Schmeichler, Stolz, Uebermuth und andere Leidenschaften bereiten. Geht an den Hauptfesten zu den Sakramenten der Buße und des Altars. Liebet die Armen, und Gott wird seine Gnade immer reichlicher über Euer Haus ausgießen. Redet nicht, so lang Ihr zornig seid, sonst werdet Ihr Euch selbst zu Grunde richten. Mehr Fürsten sind durch ihre Zunge und durch Zorn als durch die Schärfe des Schwertes gefallen. Hasset die Schmeichler als das größte Uebel; wenn Ihr sie nicht ferne haltet, werden sie Euch den Untergang bereiten. Ehret die Rechtschaffenen

und die Hirten der Kirche, ein solches Benehmen wird Eure wahre Größe ausmachen . . ."

Der Heilige besserte durch seine Obsorge und Unterweisungen die Fehler seines Zöglings und bildete ihn zu einem weisen und tugendhaften Fürsten heran.

Als König Robert in die Provence reisen wollte, überließ er seinem Sohne Karl unter Eleazars Leitung, welcher beinahe alle wichtigen Angelegenheiten zu besorgen hatte, die Regierung in Neapel. Da der Heilige die Armen verlassen sah, bat er den Herzog von Calabrien um die Erlaubniß, ihr Anwalt sein zu dürfen. „Was für ein Amt begehrt Ihr von mir?" fragte der Prinz lächelnd; „da dürft Ihr keine Mitbewerber fürchten. Ich gewähre Euch Eure Bitte, und stelle alle Armen des Reichs unter Euern Schutz." — Eleazar ließ einen großen Sack machen, den er durch die Straßen trug, um darin die milden Gaben für die Armen in Empfang zu nehmen. Er hörte ihre Klagen an, gab ihnen ihr Almosen und entließ keinen ohne Trost. Er selbst vertrat vor Gericht die Sache der Wittwen und Waisen, und verschaffte ihnen Gerechtigkeit. Seine Eigenschaft als Hauptvertreter der höchsten Gewalt bewog Viele, ihm reiche Geschenke anzubieten, aber sie konnten ihn nicht zu deren Annahme bewegen, und wenn man ihm deshalb vorwarf, daß er die Rücksichten des Anstands verletze, sagte er: „Es ist sicherer und leichter, alle Geschenke auszuschlagen, als diejenigen zu unterscheiden, welche man ohne Gefahr annehmen darf. Hat man einmal angefangen, solche anzunehmen, so weiß man nicht leicht, wo man aufhören muß. Die Geschenke entflammen die Begehrlichkeit."

Kaiser Heinrich VII. ging damit um, das Königreich Neapel zu überfallen und Papst Clemens V. versuchte umsonst, ihn von der beabsichtigten Unternehmung abzubringen. König Robert schickte Johannes, seinen Bruder und den Grafen Eleazar gegen ihn, welche ihn in zwei Schlachten besiegten. Die Neapolitaner schrieben den Sieg hauptsächlich der Klugheit und dem Muthe Eleazars zu. König Robert machte ihm zur Belohnung seiner Verdienste reiche Geschenke. Der Heilige nahm sie an, aus Furcht, seinen Herrn zu beleidigen, vertheilte sie aber alsbald unter die Armen

Die letzten Augenblicke des heiligen Eleazar.

Im Jahre 1323 wurde Eleazar in Begleitung vieler Edelleute von Neapel als Gesandter an den Hof von Frankreich geschickt, um für den Herzog von Calabrien um die Hand Maria's, Tochter des Grafen von Valois zu bitten. Er wurde mit jener Auszeichnung empfangen, welche seinem Range, seiner Geburt und seiner Tugend gebührte. Die Bewerbung hatte glücklichen Erfolg und die Heirath wurde beschlossen.

Eleazar erkrankte zu Paris. Lange zuvor schon hatte er sein Testament gemacht. Alle seine beweglichen Güter vermachte er der heiligen Delphina, seiner Gemahlin, und seine liegenden Güter seinem Bruder Wilhelm von Sabran. Das Testament enthielt auch Legate für seine Verwandten, für seine Dienerschaft, besonders aber für Klöster und Spitäler.

Der Heilige legte, um gut vorbereitet vor Gott zu erscheinen, eine allgemeine Beichte über sein ganzes Leben ab, und beichtete, so lang seine Krankheit währte, fast täglich, obgleich man versichert, er habe Gott nie schwer beleidigt.

Er ließ sich oft die Leidensgeschichte Jesu Christi vorlesen, die immer der Hauptgegenstand seiner Betrachtungen gewesen war. Nachdem er die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung empfangen hatte, fiel er in einen schweren Todeskampf, und starb am 27. September 1323, im 38. Jahre seines Alters.

Man betrauerte ihn tief am Hof von Frankreich und Neapel. Seinem letzten Willen gemäß brachte man seinen Leib in die Provence, und setzte ihn in der Franziskanerkirche zu Apt bei. Nachdem Papst Clemens VI. die durch seine Fürbitte geschehenen Wunder bewährt gefunden hatte, unterzeichnete Urban V. das Dekret seiner Heiligsprechung, welches jedoch erst 1369 durch Gregor XI. veröffentlicht wurde.

Delphina lebte noch, als man ihren Gemahl unter die Zahl der Heiligen versetzte. Der König und die Königin von Neapel, an deren Hofe sie lebte, und die in ihr das Abbild seiner Tugenden sahen, ließen sie nie mehr von ihrer Seite.

Nach König Roberts Tode, im Jahre 1343, entsagte die Königin Sancia der irdischen Größe und nahm in dem Kloster der armen Clarissinnen, das sie in Neapel gestiftet hatte, das Ordenskleid.

Sie lebte dort zehn Jahre lang mit Delphina, von der sie sich nicht trennen wollte, und welche sie in den Uebungen der Frömmigkeit unterrichtet hatte. Nach dem Tode der frommen Fürstin kehrte Delphina in die Provence zurück, und lebte einsam im Schlosse Ansois der Uebung der heldenmüthigsten Tugenden. Sie starb zu Apt im Jahre 1369, im 66. Lebensjahre. Ihr seliger Tod erfolgte am 27. September.

28. September.

Die heilige Eustochium,

Jungfrau.

Jahr 419.

Eustochium oder Eustochia war die Tochter der heiligen Paula und die treue Nachahmerin ihrer Tugenden. Die heilige Paula lebte nach dem Tode ihres Mannes Taxotius in christlicher Einfachheit und in der Uebung der Armuth, Abtödtung und des Gebets. Eustochium ahmte ihr nach und zeigte die gleiche Verachtung gegen die Eitelkeiten der Welt. Sie verwendete zu Almosen, was andere Personen ihres Geschlechts zu weltichen Zwecken benützt haben würden. Oft besuchte sie die heilige Marcella, die erste Frau zu Rom, welche sich einem streng ascetischen Leben widmete. Ueberzeugt, daß ein guter Führer das wirksamste Mittel sei, zur Vollkommenheit zu gelangen, stellte sie sich unter die Leiter des heiligen Hieronymus und verpflichtete sich durch ein feierliches Gelübde zu beständiger Jungfräulichkeit.

Die heilige Eustochium besucht die heilige Marcella.

Der heilige Hieronymus erteilte ihr die ihrer Lebensweise entsprechenden Belehrungen, und schrieb für sie eine Abhandlung über die Jungfräulichkeit, welche unter dem Namen Brief an Eustochium bekannt ist. Er bezeichnet darin Demuth, Wachsamkeit, Mäßigkeit und Flucht vor Ergötzlichkeiten als Mittel, den Schatz der Reinigkeit zu bewahren, und verbietet ihr den Genuß des Weins, der die Unreinigkeit nähre und ein Gift für die Jugend sei. Er empfiehlt ihr mäßiges, aber ununterbrochenes Fasten und besonders Zurückgezogenheit, und verbietet ihr den Umgang mit Personen, deren Anzug und deren Reden weltliche Gesinnung einflößen könnten. Er empfiehlt ihr, zwei bis drei Mal Nachts zum Gebete aufzustehen, vor und nach Tisch zu beten; dasselbe zu thun, so oft sie das Haus verlasse und zurückkehre, und vor dem Beginne ihrer Handlungen sich mit dem heiligen Kreuze zu bezeichnen.

Als der heilige Hieronymus im Jahre 385 Rom verlassen hatte, begleitete Eustochium ihr Mutter auf ihren Reisen nach Syrien, Egypten und Palästina, und lebte unter ihrer Leitung in ihrem Kloster zu Bethlehem. Nach dem Tode der heiligen Paula im Jahre 404 wurde sie zur Oberin dieses Klosters gewählt. Den Unterricht des heiligen Hieronymus machte sie sich so zu Nutzen, daß sie sich eine gründliche Kenntniß der hebräischen Sprache und verschiedener ihrem Geschlechte sonst fremd bleibender Wissenschaften erwarb.

Der heilige Lehrer übersetzte zu Gebrauche der Nonnen im Kloster zu Bethlehem die Regel des heiligen Pachomius in die lateinische Sprache.

Im Jahre 416 verbrannten die Pelagianer dieses Kloster und erlaubten sich tausend Schändlichkeiten gegen seine Bewohner. Die heilige Eustochium und die junge Paula setzten Innocenz I. davon in Kenntniß. Der Papst ermahnte den Bischof Johannes von Jerusalem dringend in einem Briefe, den Gewaltthätigkeiten der Häretiker Einhalt zu gebieten. „Wenn ihr es nicht thut,“ schrieb er, „so werde ich den mißhandelten Personen auf andere Weise Recht zu verschaffen wissen.“

Die heilige Eustochium starb gegen das Jahr 419 und wurde neben ihrer Mutter begraben.

Die heilige Lioba,

Abtissin zu Bischofsheim.

Jahr 797.

Lioba war in England sowohl als in Deutschland ein Muster der christlichen Vollkommenheit. Sie stammte aus einer vornehmen angelsächsischen Familie. Ihre Mutter Ebba war eine nahe Verwandtin des heiligen

Bonifacius, und flößte ihre Tochter, welche sie bei ihrer Geburt schon Gott weihte, Verachtung gegen alles Irdische ein.

Später ward Lioba in das Kloster Wimburn geschickt, wo sie große Fortschritte in der Wissenschaft des Heils machte, und später auch den Schleier nahm. Sie besaß eine bei ihrem Geschlechte seltene Bildung, denn sie verstand das lateinische und machte selbst Verse in dieser Sprache; allein sie las nur solche Bücher, welche den Geist der Andacht und Frömmigkeit nähren konnten.

Auf die Bitte des heiligen Bonifacius, der in Deutschland Frauenklöster gründen wollte, kam Lioba mit einigen andern Nonnen gegen das Jahr 748 nach Deutschland. Der hl. Bonifacius schickte sie in das Kloster Bischofsheim. Die Klugheit und der Eifer unserer Heiligen machten das neue Kloster bald berühmt, und die Genossenschaft war so zahlreich, daß sie verschiedene Klöster, welche in Deutschland gegründet wurden, mit Nonnen bevölkern konnte. Nach dem Martyrertod des heiligen Bonifacius zog sich Lioba in eines dieser Klöster, Schonersheim bei Mainz, zurück, und diente auch hier Gott mit Fasten und Gebet. Karl der Große, der nachmals Kaiser wurde, hielt sie hoch in Ehren und seine Gemahlin Hildegard ließ sie nach Aachen kommen, um sie in mehreren wichtigen Angelegenheiten um Rath zu fragen, konnte sie aber nicht bewegen, am Hofe zu bleiben. Lioba starb in ihrem Kloster gegen das Jahr 797 und wurde zu Fulda neben dem heiligen Bonifacius begraben. Bei ihrem Grabe geschahen mehrere Wunder.

Der heilige Wenzeslaus,

Herzog von Böhmen, Martyrer.

Jahr 936.

Wenzeslaus war ein Sohn des Herzogs Wratislaus von Böhmen und der Drahomira von Luksko und hatte zu Großeltern Borivor, den ersten christlichen Herzog von Böhmen und die selige Ludmilla. Wratislav war ein leutseliger, tugendhafter und tapferer Fürst, Drahomira aber, welche eine Heidin war, hatte keinen Sinn für Religion und verband mit unerträglichem Stolze große Grausamkeit und Heimtücke und Treulosigkeit. Sie hatte außer Wenzeslaus noch einen Sohn, Namens Boleslaus.

Ludmilla, die noch am Leben war, wohnte seit Borivors Tode immer in Prag, und man schickte auf ihre Bitte Wenzeslaus, den einen ihrer Enkel, zu ihr dahin. Sie hatte die Absicht, seine Erziehung auf sich zu nehmen, um ihn frühzeitig zu einem christlichen Lebenswandel heranzubilden. Paul, ihr Hausgeistlicher, ebenso empfehlenswerth durch Frömmigkeit als durch Bildung, unterrichtete den jungen Prinzen in den Anfangsgründen der Wissenschaften. Wenzeslaus entsprach vollkommen den Erwartungen seines Lehrers und seiner Großmutter und zeigte von Kindheit an eine außerordentliche Liebe zur Tugend. Man brachte ihn später auf die Schule zu Budweis bei Prag. Er machte in allen Wissenschaften und Künsten, die seiner hohen Geburt ziemten, große Fortschritte; besonders aber in jenen Kenntnissen, welche den wahren Christen ausmachen. Sanftmüthig, demüthig und wachsam über sich selbst, suchte er besonders alles das zu vermeiden, was die Reinigkeit seines Leibes und seiner Seele hätte beflecken können.

Beim Tode seines Vaters war er noch sehr jung, und Drahomira ließ sich deshalb zur Reichsverweserin erklären und ließ nun ihrer Wuth gegen die Christen freien Lauf. Sie ließ alle Kirchen zerstören und verbot die Uebung einer Religion, der sie den Untergang geschworen hatte. Die Kinder durften nicht mehr in derselben unterrichtet werden. Zugleich hob sie alle Gesetze auf, welche Borivor und Wratislav zu Gunsten des Christenthums gegeben hatten. Die christlichen Beamten wurden verjagt und durch heidnische ersetzt. Endlich besetzte sie die verschiedenen Stellen nur mit Leuten, die ihr ergeben waren. Viele Gläubigen wurden ihrer Religion halber ermordet.

Ludmilla empfand beim Anblick dieser Uebel den tiefsten Schmerz und voll Eifer für die Interessen einer Religion, welche sie und ihr Gemahl mit so vieler Mühe eingeführt hatten, drang sie in Wenzeslaus, die Zügel der Regierung selbst zu ergreifen mit dem Versprechen, ihm mit ihrem Rath zur Seite zu stehen. Der junge Prinz gehorchte zur Freude des Reiches; um aber allen Zwist zwischen ihm und seinem Bruder vorzubeugen, theilte man das Land unter beide. Boleslaus bekam einen beträchtlichen Landstrich, welcher nach ihm Boleslavia genannt wurde, und einer der vornehmsten Kreise Böhmens ist.

Tief entrüstet über diese Anordnung trat Drahomira auf die Seite ihres Sohnes Boleslaus, den sie im Götzendienste erzogen, und dem sie ihren Haß gegen das Christenthum, ihren Ehrgeiz und ihre Grausamkeit eingeflößt hatte. Wenzeslaus hatte gerade die entgegengesetzten Gesinnungen. Treu der Lehre, die er in seiner Kindheit empfangen hatte, führte er ein frommes Leben und strebte immer mehr nach Vollkommenheit. Er war einzig bemüht, Friede, Gerechtigkeit und Religion in seinem Reiche wieder herzustellen, zu Beamten wählte er immer die eifrigsten Christen. Den Tag widmete er den Geschäften, einen großen Theil der Nacht dem Gebete. Seine Bußwerke glichen denen der alten Einsiedler, seine Liebe war unermüdlich im Dienste der Waisen, Wittwen und Unglücklichen. Nur das Wohl der Religion und des Reiches hielt ihn ab, seiner Neigung zur Zurückgezogenheit und Einsamkeit Folge zu leisten. Seine Frömmigkeit hielt ihn aufrecht in den Prüfungen, durch welche es Gott gefiel, seine Heiligung zu vollenden.

Durch eine mächtige Partei unterstützt, suchte Drahomira fortwährend eine Gelegenheit zur Ausführung ihrer schwarzen Pläne. Zuerst entschloß sie sich Lud-

milla aus dem Wege zu räumen, deren Rathschläge Wenzeslaus in allem befolgte. Diese davon benachrichtigt, bereitete sich ruhig zum Tode vor. Zuerst vertheilte sie ihre Güter unter die Armen, dann ermahnte sie ihren Enkel, muthig die Interessen der Religion zu vertheidigen und empfing die Sakramente der Buße und des Altars. Die von Drahomira geschickten Mörder drangen bei Nacht in ihr Zimmer, fielen wüthend über sie her und erdrosselten sie mit ihrem eigenen Schleier. Sie wird als Martyrin und Patronin von Böhmen verehrt.

Wenzeslaus war tief betrübt über diese grausame That und sein Schmerz war um so größer, als das Verbrechen, das ihm Thränen auspreßte, im Auftrage seiner Mutter geschehen war. Seine Klagen hörte nur Gott, dessen Fügungen er anbetete, und er begnügte sich, um die Bekehrung derjenigen zu flehen, die ihm das Leben gegeben hatte.

Radislaus, König von Baurzim, eines Nachbarlandes von Böhmen, fiel mit einem starken Heere in die Staaten des Heiligen ein. Der friedliebende Fürst ließ ihn nach dem Grunde dieses Angriffs fragen, und ihm zugleich sagen, er sei bereit, ihm Genugthuung zu geben, und sich in einen Vergleich einzulassen, vorausgesetzt, daß er nichts verlange, was seiner Religion und dem Wohle seiner Unterthanen zuwider sei. Radislaus gab dem Gesandten die hochmüthige Antwort, die Abtretung Böhmens sei das einzige Mittel zum Frieden. Wenzeslaus, genöthigt die Waffen zu ergreifen, zog seinem Feinde entgegen. Als beide Heere einander gegenüberstanden, schlug er dem Fürsten von Baurzim einen Zweikampf vor, damit nicht so viel unschuldiges Blut vergossen würde. Radislaus nahm die Herausforderung in der Hoffnung eines leichten Sieges an. Der Herzog von Böhmen, dessen Waffenrüstung sehr leicht war, machte das Zeichen des Kreuzes, und begann muthig den Kampf. In dem Augenblicke, wo Radislaus ihn mit dem Speer zu durchbohren gedachte, bemerkte er, wie die Geschichtschreiber berichten, zu dessen Seiten zwei schützende Engel, worauf er, wie sie beifügen, die Waffen niederlegte, Wenzeslaus fußfällig um Verzeihung bat, und es ihm überließ, die Friedensbedingungen vorzuschreiben.

Die heilige Ludmilla bereitet sich im Beisein des heiligen Wenzeslaus zum Tode vor.

Als Kaiser Otto einen Reichstag nach Worms zusammenberufen hatte, kam Wenzeslaus zuletzt an, weil er sich unterwegs Andachts halber aufgehalten hatte. Einige Fürsten äußerten darüber ihren Unwillen, aber der Kaiser empfing ihn mit großer Achtung, hieß ihn neben sich sitzen und versprach ihm, alle seine Wünsche zu erfüllen. Wenzeslaus bat ihn nur um einen Theil der Reliquien des heiligen Vitus und des hl. Sigismund, Königs von Burgund. Einige Geschichtsschreiber fügen bei, Otto habe ihm die Königswürde und das Vorrecht ertheilt, den Reichsadler auf seinem Banner zu tragen, und seine Krongüter aller Abgaben enthoben. Der fromme Herzog weigerte sich, den Königstitel anzunehmen, der ihm gleichwohl von da an in den Briefen Otto's und der Reichsfürsten immer beigelegt wurde.

Wenzeslaus brachte die Reliquien des heiligen Vitus und Sigismund ehrfurchtsvoll nach Prag in eine Kirche, die er daselbst bauen ließ. Auch den Leib der heiligen Ludmilla ließ er in die von seinem Vater erbaute Kirche zum heiligen Georg in derselben Stadt beisetzen.

Der Eifer, mit dem er den Unordnungen des Adels Einhalt that und die Unterdrückten beschützte, zog ihm viele Feinde zu, welche sich der Partei anschloßen, an deren Spitze Drahomira und Boleslaus standen. Wenzeslaus Untergang war beschlossen, und man verbarg den schwarzen Anschlag unter der Maske der Freundschaft. Auf geschehene Einladung begab sich Wenzeslaus, ohne Schlimmes zu ahnen, zu den Festlichkeiten, welche bei Gelegenheit der Geburt eines Sohnes Boleslaus veranstaltet wurden, und wo man ihn zum Schein mit der größten Freude empfing. In der Nacht darauf ging Wenzeslaus in die Kirche, um nach gewohnter Weise zu beten, und auf Anstiften seiner Mutter folgte ihm Boleslaus dahin nach. Dort traf er schon die gedungenen Mörder und durchbohrte mit eigener Hand seinen Bruder mit der Lanze. Diese fürchterliche That wurde am 28. September 936 verübt.

Kaiser Otto ließ ein Heer gegen Böhmen rücken, um den Tod Wenzeslaus zu rächen. Der Krieg dauerte mehrere Jahre und endete mit dem Sieg Otto's. Er verlangte nur, daß Boleslaus sich unterwerfe, und sich verpflichte, die verbannten Priester zurückzurufen, die christliche Religion wieder herzustellen und einen jährlichen

Tribut zu zahlen. Durch die am Grabe Wenzeslaus geschehenen Wunder erschreckt, ließ er dessen Leib nach Prag in die Kirche des heiligen Vitus bringen, wo er jetzt noch aufbewahrt wird. — Im Jahre 951 baute man in Dänemark eine Kirche zu Ehren des Heiligen, der im ganzen Norden in hoher Verehrung steht.

29. September.

Der heilige Michael und alle heiligen Engel.

Fünftes Jahrhundert.

Seit dem fünften Jahrhundert wurde dieses Fest immer am 29. September gefeiert. Es wurde im Jahre 493 in Apulien eingeführt. Man knüpft dessen Ursprung im Abendlande an die Einweihung der berühmten St. Michaelskirche auf dem Berge Gargano in Italien. — Im Abendlande feierte man am gleichen Tage die Einweihung mehrerer unter Anrufung des heiligen Erzengels erbauten Kirchen, namentlich jener auf der sogenannten Moles Adriani. Ebenso verbreitete sich die Verehrung des heiligen Michael und der heiligen Engel im Orient, als sich Kaiser Constantin öffentlich zum Christenthume bekannt hatte. Es wurden daselbst ihnen zu Ehren mehrere Kirchen gegründet. So berichtet Sozomenus, daß Constantin eine Kirche zu Ehren des heiligen Michael errichtet habe, welche Michaelion genannt wurde, und in welcher mehrere Wunder geschahen. Dieser Geschichtschreiber versichert, an sich selbst den Schutz des heiligen Michael erfahren zu haben, und unter andern wunderbaren Heilungen führt er die des Rechtsgelehrten Aquilinus und des Arztes Probian an, welche beide in hoher Achtung standen. An obige, etwa 4 Meilen von Konstantinopel entfernte Kirche wurde später ein Kloster angebaut. Die Zahl der in dieser Stadt geweihten Kirchen stieg bis auf fünfzehn, welche von allen Kaisern gegründet worden waren.

Obwohl der heilige Michael allein an diesem Feste genannt wird, so beweisen doch die von der Kirche für diesen Tag vorgeschriebenen Gebete, daß es sich auf alle heiligen Engel beziehe. Wer könnte auch läugnen, daß wir den himmlischen Geistern Verehrung schuldig seien, deren Natur so vollkommen, deren Erhabenheit so groß, deren Heiligkeit so ausgezeichnet, deren Ruhm so strahlend ist?

Was uns vorzüglich zur Verehrung der heiligen Engel bestimmen muß, ist ihre unwandelbare Treue gegen Gott. Ihre Unschuld ward nie durch den mindesten Makel befleckt; eben so glühend war immer ihre Liebe zu Gott, und ihr Eifer für seine Verherrlichung und für die Erfüllung seines Willens.

Der heilige Michael.

Wir müssen die Engel lieben und ehren wegen der innigen Beziehung, in der wir zu ihnen stehen. Unsere Seelen sind wie sie geistig und unsterblich; wir sind durch die heiligmachende Gnade ihre Miterben geworden und sind berufen, einst ihre Glückseligkeit zu theilen. Schon jetzt stehen wir durch die Gnade und durch die Gemeinschaft der Heiligen mit ihnen in Verbindung und sind wie sie Kinder Gottes. In Folge dieser Verbindung müssen wir sie ehren, auf sie unser Vertrauen setzen und auf den Erfolg ihrer Fürbitte hoffen.

Obwohl Gott zur Ausführung seiner Rathschlüsse sich selbst genügt, so hat er sich doch oft der Hilfe der Engel bedient; daher jene Engelerscheinungen, mit welchen Abraham, Jakob und Moses und die andern Patriarchen begnadigt wurden. Wie viele Geheimnisse haben sie nicht geoffenbart! Wie viele Gnaden sind nicht durch ihre Vermittlung der Kirche im Allgemeinen oder treuen Dienern Gottes zugeflossen! Wie viele Strafgerichte haben sie nicht abgewendet! Durch einen Engel tröstete Gott Hagar in ihrer Verzweiflung; gab den Israeliten sein Gesetz; rettete Loth aus dem Brande Sodoms, die drei Jünglinge aus den Flammen des Feuerofens; Daniel aus der Löwengrube; durch einen Engel brach er die Ketten des heiligen Petrus; befreite die Apostel aus dem Gefängnisse; offenbarte dem heiligen Johannes die

Zukunft seiner Kirche, und sandte den Propheten jene geheimnisvollen Offenbarungen. Ihrer bediente sich Gott zur Ausführung der Hauptgeheimnisse der Menschwerdung, z. B. der Geburt, der Flucht, der Leiden und der Todesangst Jesu Christi. Ein Engel führte die Israeliten in das gelobte Land. Der heilige Apostel Judas berichtet einen Streit des heiligen Michael mit dem Satan wegen der Beisetzung des Leichnams Moses, und stellt diesen heiligen Erzengel als ein Beispiel der Frömmigkeit, Demuth und Bescheidenheit auf, weil er ohne Vorwürfe und Verwünschungen sich begnügt seinem Feinde zu sagen: Der Herr strafe dich. Der heilige Johannes redet von einem großen Kampfe der guten Engel gegen die Bösen, wobei es sich, wie es scheint, nicht um die Vertreibung der letzteren aus dem Himmel, sondern um die Vereitlung ihrer Bemühungen handelt, als sie von Jesus Christus im Geheimnisse der Menschwerdung überwunden worden waren. Engel trugen die Seele des Lazarus in Abrahams Schooß. Am jüngsten Tage werden sie mit Jesus Christus niedersteigen, und die Menschen um seinen Richterstuhl versammeln. Sie sind nach der heiligen Schrift die Vollstrecker der Befehle Gottes und die Diener seines Willens. Der Herr verspricht allen seinen Dienern ihren Beistand. Kann man ohne Staunen an jene liebevolle Herablassung denken, mit welcher der Erzengel Raphael den jungen Tobias begleitet und vor jeder Gefahr beschützt hat? Ein Engel trug den Propheten Habakuk nach Babylon, um Daniel in der Löwengrube Nahrung zu bringen. Der Glaube lehrt uns, daß die Engel für uns bitten, und daß es ein frommer Gebrauch ist, sie anzurufen. Jakob bat den Engel, mit welchem er während der Nacht gekämpft hatte, um seinen Segen. Auf dem Totenbette bat er den Engel, der ihn geführt und beschützt hatte, um die nämliche Gnade für seine Enkel Ephraim und Manasse. Wenn die Engel uns segnen, und uns noch andere größere Hilfe leisten, dürfen wir zweifeln, daß sie bei Gott für uns bitten? Wenn Gott den Teufeln gestattet, die Menschen außerordentlicher Weise zu versuchen, wie sie es an Job und an den Aposteln thaten, so widersetzten sich die Engel voll Sorge für unser Heil ihren Bemühungen und verschaffen uns durch ihre Hilfe und Fürbitte den Sieg. Daniel erfuhr in seinen Gesichtern, daß der Schutzengel Persiens sich sehr dieses Landes angenommen und daß der heilige Michael als Beschützer der Juden die Hindernisse gehoben habe, welche ihrer Rückkehr aus der Gefangenschaft im Wege standen. Gabriel sagte zu Daniel, daß er 21 Tage lang zu diesem Zwecke große Anstrengungen gemacht und mit Hilfe Michaels alle Schwierigkeiten überwunden habe. Wo Daniel von der grausamen Verfolgung des Antiochus spricht, drückt er sich also aus: „Um jene Zeit wird Michael aufstehen, dieser große Fürst, der Beschützer der Kinder eures Volkes," damit andeutend, dieser Erzengel werde den Makkabäern und den andern Vertheidigern der Israeliten zu Hilfe kommen.

Wenn es wahr ist, woran wir nicht zweifeln dürfen, daß die himmlischen Geister für uns bitten, und unsere Gebete vor Gott bringen, um für uns die Gnaden zu erlangen, die wir nöthig haben, so ist es eben so gewiß, daß sie unsere Bedürfnisse kennen, und die Gebete hören, welche wir an sie richten. Nur in dieser Ueberzeugung beschwor Jakob den Engel, seine Kinder zu segnen. Auf die Klage des Jesaias, daß seine Lippen befleckt seien, reinigte sie ihm ein Seraphim mit einer glühenden Kohle, die er vom Altare nahm. Wie sollten die Engel durch die Aergernisse beleidigt werden, welche man Kindern giebt, über die sie besonders zu wachen angewiesen sind, wenn sie nichts um ihre Angelegenheiten wüßten? Konnten sie ohne dieses Wissen Gott die Bedrängnisse seines Volkes vorstellen, was sie nach der Versicherung der Propheten oft gethan haben? Endlich heißt es in der heiligen Schrift, daß die guten wie die bösen Engel auf Erden umhergehen, daß sie die Gebete und guten Worte, sowie auch die Uebertretungen und Sünden der Menschen vor Gott bringen, nicht um ihm mitzutheilen, was er nicht wüßte, sondern als Zeugen unserer Handlungen und als Vertheidiger oder Ankläger unserer Seelen.

30. September.

Der heilige Hieronymus,

Kirchenlehrer.

Jahr 420.

Gegen das Jahr 346 wurde zu Stridon, einer von der Erde verschwundenen Stadt in Pannonien, ein Kind geboren, aus welchem ein Licht der Kirche und einer der muthigsten Vertheidiger des christlichen Glaubens werden sollte, und ein Mann, der bis in sein 74. Lebensjahr, welches sein Todesjahr wurde, in einem schwachen und kränklichen Leibe eine immer starke und gewaltige Seele trug.

Dieser junge Pannonier, Hieronymus genannt, kam mit 18 Jahren Studien halber nach Rom. Rom war immer die ewige Stadt und die berühmte Königin der Welt. Sein weites Reich, an den weitesten Enden durch die drohenden Einfälle der nordischen Völker verstümmelt, hielt sich dennoch aufrecht wie die majestätische Eiche, welche das Beil des Holzfällers erschüttert. Auf jenen langen und zahlreichen Straßen, welche von den Ufern der Tiber gleichsam nach allen Weltgegenden ausstrahlten, zogen damals noch die siegreichen Adler zu fernen Kriegen. Was Rom an kriegerischer Stärke und an bürgerlicher Größe fehlte, ersetzte es durch anderweitigen Glanz. Es öffnete berühmten Lehrern seine Schulen, in welche Zöglinge

aus ganz Italien, aus Afrika, Spanien und Gallien herbeiströmten. Noch keinen Augenblick hatte es aufgehört, durch Künste und Wissenschaften wie durch den Ruhm seiner Erinnerungen groß zu sein. Hieronymus aber sammelte mit besonderer Vorliebe die frommen und heldenmüthigen Erinnerungen aus den ersten Tagen des Christenthums. Die gewonnenen Eindrücke schildert er uns folgendermaßen: „Als ich jung war und in Rom studierte, war ich gewohnt, mit andern jungen Leuten meines Alters und meiner Laufbahn an den Tagen des Herrn die Gräber der Apostel und Martyrer zu besuchen, oder auch mit ihnen in die unterirdischen Krypten (Grüfte) zu gehen, welche in den Wänden zu beiden Seiten Leichname enthalten." Seiner großen Liebe zur Wissenschaft folgend las Hieronymus die Schriften der Philosophen des Alterthums, weshalb man in seinen Briefen oft den Namen dieser Erforscher der Wahrheit begegnet. Er hatte sich zu Rom eine Bibliothek angelegt, und wenn er sich später in die Einsamkeit begibt, so wird er nicht den Muth haben, sich von seinen Freunden aus alten Tagen zu trennen, von diesen Büchern, die er mit so viel Sorgfalt und Mühe gesammelt; und mitten unter Fasten und Abtödtungen wird er bisweilen Plautus und Cicero zur Hand nehmen.

Der heilige Hieronymus empfand, wie schwer es ist, mitten unter dem wogenden Treiben der Städte zu leben, ohne die Füße an den Dornen ihrer Pfade zu verletzen. In zärtlicher Weise klagte er vor Gott über dieses Reich des Fleisches und der Sinne; aber für energische Geister ist noch nichts verloren, so lange sie sich in ihrem Innern über die eigene Schwachheit beklagen. Nach vollendeten Studien wollte Hieronymus die großen Männer des Alterthums nachahmen. Er ergriff den Wanderstab, um die Menschen und Dinge in der Nähe zu hören und zu betrachten. In Trier beschäftigte er sich mit Studien und Abschreiben mehrerer Schriften des heiligen Hilarius von Poitiers. Er hielt sich in Aquileja auf, jener stolzen Römerkolonie zwischen den nordischen Alpen und dem Meere von Venedig. Er besuchte die Küste, wo Plinius das Opfer seines wissenschaftlichen Strebens geworden war; er untersuchte die Lava von Herkulanum und die Asche von Pompeji; forschte nach dem Grunde des drohenden Getöses der Solfatara und ging nach Liternum, um auf dem Grabe Scipios, des Afrikaners, zu träumen. Immer quälte ihn die Gluth seiner Seele und der brennende Durst nach Erkenntniß und Liebe. Zuletzt wählte er die Wüste zu seinem Aufenthalt und ein Schiff führte ihn in den Orient.

In den Einöden von Chalcis hielt er an. Aber o schmerzliches Geheimnis der Seele und des Leibes! Dieser unerschrockene Christ hatte hier furchtbare innere Kämpfe zu bestehen; aufregende Bilder durchzogen seine Einbildungskraft, immer und immer wieder gaukelten sie vor seinen Augen. Sie zu verscheuchen, beschäftigte er sich mit angestrengten Arbeiten. Nachdem er Quintilians Feinheiten und Ciceros Blüthen gekostet, warf er sich auf die Erlernung der hebräischen Sprache. Außer diesen geistigen Arbeiten beschäftigte er sich mit Gartenbau, Matten- und Korbflechten wie die andern Einsiedler. Gott, der ihn bestimmt hatte, den Völkern die heilige Schrift zu übersetzen und zu erklären, entfremdete ihn durch einen schrecklichen Traum aller weltlichen Lektüre, welche die himmlischen Blüthen in seinem Herzen hätte welk machen können. Es kam ihm vor, als würde er vor Gottes Richterstuhl geführt; über seinen Stand befragt, antwortete er, er sei ein Christ. „Du lügst," erwiderte der Richter, „du bist ein Ciceronianer, und kein Christ, denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz." Der heilige Hieronymus hatte einen seiner theuersten Freunde, Heliodor, mit in die Wüste genommen und hätte ihn gerne für immer bei sich gehabt. Aber in Heliodors Herzen war das Andenken an die Heimath mächtiger, als die Bitten des Freundes; er hatte Kummer um die verwittwete Schwester, die er mit einem Kinde, dem berühmt gewordenen Nepotianus, zurückgelassen hatte. Heliodor, ein liebenswürdiger Charakter, wußte durch Zärtlichkeiten den Schmerz der Trennung zu mildern, denn er versprach ihm wieder zu kehren. Hieronymus erinnerte ihn oft durch Briefe an dieses Versprechen, aber Heliodor kehrte nicht mehr zurück.

Im Jahre 382 kam Hieronymus auf die Einladung des Papstes Damasus zu dem gegen die Apolinaristen versammelten Concil nach Rom. Obwohl Willens, wieder in die Wüste zurückzukehren, ließ er doch die drei Jahre, welche er in der ewigen Stadt zubrachte, nicht unbenützt vorübergehen. Er streute in viele Herzen die Keime der höchsten Dinge, und knüpfte Verbindungen an, welche ihm für sein ganzes Leben einen mächtigen Einfluß auf die ganze abendländische Welt ermöglichten. Trotz seiner Liebe zur Ruhe und Zurückgezogenheit war es ihm unmöglich, der frommen Zudringlichkeit hoher römischer Frauen auszuweichen, die vom Himmel noch mehr als nur hohe Geburt und Reichthümer erhalten hatten. Jesus Christus wollte nicht, daß der Mann allein der Verbreiter seiner himmlischen Lehren sei, und oft senkte er sie in das Herz des Weibes, wie in ein edles Erdreich, damit es dieselben in ihrer Umgebung zur Blüthe bringe. „Die Priester und Pharisäer," sagt Hieronymus, „kreuzigen den Sohn Gottes und Maria Magdalena weint am Fuße des Kreuzes, bereitet Wohlgerüche, sucht ein Grab, fragt den Gärtner, erkennt den Herrn, geht zu den Aposteln, und meldet ihnen, daß sie ihn gefunden. Jene zweifeln, diese glaubt." Die neuern Jahrhunderte wissen wohl, welche Wunder von Nächstenliebe und Tugend an heiligen Frauen kund geworden sind. Unter denen, welche sich unter des heiligen Hieronymus Leitung stellten, fand man Paula, diese Blume an Adel und Frömmigkeit, ihre Tochter Eustachium, mit Recht von den Heiligen so oft belobt; Blesilla, Schwester der Eustachium, Lea, durch Tugenden so ausgezeichnet; Asella, welche zu Rom ein Einsiedlerleben zu führen wußte, Marcella groß in ihrem Wittwenstande, die ihren Palast auf dem Aventin

Der heilige Hieronymus.

jenen Zusammenkünften öffnete, in welchen zu so vielen frommen Werken der Anlaß gegeben wurde.

Der religiösen Streitigkeiten müde, wollte sich Hieronymus in die ländliche Einsamkeit zurückziehen. „Hier," so schrieb er an Marcella, „bieten uns rauhes Brod, eigenhändig zubereitete Gemüse, Milchspeisen, ländliche Freuden eine zwar einfache, aber gewiß unschuldige Nahrung. Bei solcher Lebensweise wird uns der Schlaf nicht dem Gebete, noch Sättigung der Lesung entziehen. Im Sommer bietet uns der Schatten eines Baumes Schutz, im Herbst bereiten uns eine milde Luft und die zur Erde gefallenen Blätter einen Ort der Ruhe, im Frühling schmücken sich die Gefilde mit Blumen und unter dem Sange der Vögel singt man mit Lust die heiligen Psalmen; und im Winter bei Schnee und Nebel wird mir, ich mag wachen oder schlafen, warm sein, ohne daß ich Holz zu kaufen brauche. Möge Rom sein Getöse, die Arena ihr Wuthgeschrei, der Circus seine Tollheiten, das Theater seinen Prunk haben, für uns ist es gut dem Herrn anhangen und auf ihn unsre Hoffnung setzen."

Im Monate August des Jahres 385 begrüßte Hieronymus zum letztenmal die Hügelstadt, und bestieg ein Schiff, das ihn für immer vom Abendlande trennen sollte. Er kam nach Rhegium, schiffte um das Vorgebirge Malea, und landete in Cypern, wo er den heiligen Epiphanius, Bischof von Salamis besuchte; von da reiste er nach Antiochien, wo er bei dem Bischofe und Bekenner Paulinus blieb. Hier trafen Paula und Eustochium wieder mit ihm zusammen. Sie reisten mit einander dem Ziele ihrer Pilgerfahrt zu, welche Hieronymus selbst erzählt hat. Diese edlen Frauen hatten die Bande gebrochen, welche sie an Rom fesselten. „Sie waren, wie Hieronymus schreibt, zum Hafen hinabgegangen, von ihren Eltern begleitet -- schon spannte man die Segel aus, schon bewegte sich mit kräftigem

Ruderschlage das Schiff in die hohe See hinaus. Der kleine Toxotius streckte vom Gestade bittend seine Hände aus, Rufina beschwur die Mutter durch ihre stillen Thränen, wenigstens noch ihre Vermählung abzuwarten. Aber Paula erhob, ohne eine Thräne zu vergießen, ihre Augen zum Himmel, und ihre Liebe zu Gott besiegte die zu ihren Kindern. Die Vollkraft ihres Glaubens ließ sie diese der Natur so schmerzliche Trennung ertragen, ja sie sehnte sich mit Freuden nach ihr. Unterdessen durchfurchte das Fahrzeug die Fluthen und während Paula's Reisegenossen nach dem Ufer zurückschauten, wendete sie ihre Augen davon ab, um nicht Personen zu sehen, deren Anblick sie schmerzlich berühren könnte. Vor ihrer Abreise hatte sie ihr ganzes Besitzthum ihren Kindern gegeben; sie hatte sich selbst auf Erden enterbt, „um im Himmel ein Erbe zu finden."

Von Paulinus bei strenger Winterkälte eine Strecke Weges begleitet, kamen unsere Reisenden endlich zu Jerusalem an. Der heilige Hieronymus begrüßte mit Ehrfurcht die Fußstapfen des Erlösers, zog sich mit seinen Büchern in eine enge, armselige Zelle an der Abendseite von Bethlehem zurück, und begann wieder seine Schrifterklärung mit dem Briefe des heiligen Paulus an Philemon.

Paula, die Tochter der Scipione, baute zu Bethlehem ein Kloster, welches sie leitete und worin sie ihre Tage endete. Und diese Frauen, welche zu Rom den Schmutz der Straßen nicht ertragen konnten, sich von Sclaven tragen ließen, auf unebenem Boden nur schwer zu gehen vermochten, und ein seidenes Kleid zu lästig fanden, beschäftigen sich jetzt, mit dunkeln, groben Kleidern angethan, mit den niedrigsten Arbeiten; richteten die Lampen zurecht, schürten das Feuer, reinigten die Zimmer, putzten Gemüse, deckten den Tisch und trugen die Speisen auf. Alle Zeit, welche ihnen nach Ausübung der Gastfreundschaft und ihrer klösterlichen Obliegenheiten übrig blieb, verwendeten sie auf das Studium der heiligen Schrift. Begierig, unsre heiligen Bücher in der gedrängten, kräftigen und bilderreichen Sprache zu lesen, in der sie abgefaßt waren, hatte Paula mit ihrem gelehrigen Kinde das Hebräische so gut erlernt, daß sie es fertig sprechen und die Psalmen in derselben Mundart singen konnten, welche die Propheten durch göttliche Eingebung vernommen hatten. Der heilige Hieronymus unterstützte die lebhafteste Fassungskraft und den Eifer dieser hochherzigen Frauen, indem er ihnen schwierige Stellen erklärte und die tiefsten Geheimnisse der Schrift durch zahlreiche Schriften, die er ihnen widmete, erschloß.

Während er sich mit der ganzen glühenden Kraft seines Geistes dem Studium hingab, und sich weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe gönnte, hatte sich unser großer Lehrer auch noch der Mühe unterzogen, Kinder zu unterrichten, sie in den schönsten Wissenschaften auszubilden und die Kenntniß Gottes ihrem frischen, ungetrübten Verstande zu erschließen. Er wurde Lehrer der Grammatik.

Laeta, eine vornehme römische Frau hatte den Heiligen um Rathschläge bezüglich der Erziehung ihrer Tochter Paula gebeten; er schrieb ihr einen Brief, den man als eine Art von Abhandlung über diese schwierige Frage betrachten kann. Hieronymus sagt darin: „Man halte das Kind fern vom Hausgesinde und von den andern Kindern, und lehre es die Psalmen singen. Sobald sie die Anfangsgründe des Lesens gelernt haben wird, soll man ihr zum Spielen hölzerne oder eherne Buchstaben geben, damit das Spiel belehrend für sie werde. Die Aussprache sei schön und kräftig und um dem Kinde zu dem undankbaren Lesen der Buchstaben und Silben Muth zu machen, räth Hieronymus, ihm kleine, seinem Alter angemessene Geschenke, Backwerke, Blumen u. dergl. zu versprechen. Die Worte, die man es aussprechen lehre, sollen der heiligen Schrift entnommen sein. Wenn Paula mit zitternder Hand den Griffel zu führen anfange, soll eine fremde Hand ihr die Finger führen; man soll ihr auf das Täfelchen die Figuren der Buchstaben eingraben, damit sie den Furchen folge, und nicht von denselben abweichen könne. Es wird gut sein, wenn sie Mitschülerinnen hat, deren Fortschritte sie zum Wetteifer anfeuern. Ist sie träge, so braucht man sie nicht zu schelten, es wird besser sein, sie durch Lob aufzumuntern, so daß es sie freut, wenn sie gesiegt hat, und schmerzt, wenn sie besiegt wurde. Man trage vor Allem Sorge, daß sie keine Abneigung gegen das Lernen gewinnt, damit diese, in der Kindheit gefaßt, sie nicht ins reifere Alter begleite. Die Mutter soll dem jungen Kinde Lehrerin und Beispiel sein, und nichts Böses darf im Benehmen des Vaters und der Mutter zu Tage treten. Man unterrichtet viel besser durch gute Beispiele, als durch schöne Worte. Nie wird das junge Mädchen anders ausgehen, als unter den Augen der Mutter. Sie soll den Rocken handhaben und die Spindel führen lernen." Noch in viele Einzelheiten, in welche wir ihm nicht folgen können, geht der heilige Hieronymus ein. Man sieht schon, daß sein Erziehungsplan streng christlich ist. Zum Schlusse schreibt er an Laeta, wenn sie es für allzu schwierig halte, das Gesagte in Rom auszuführen, so könnte sie die kleine Paula nach Bethlehem schicken, ihre Großmutter Paula und ihre Tante Eustochium würden zärtlich um sie besorgt sein, und er selbst bot sich ihr zum Lehrer und Nährvater an. „Ich werde sie, schreibt er, auf meinen Armen tragen, und so alt ich bin, werde ich stammeln lernen wie ein Kind, und mich für geehrter halten als der Philosoph Aristoteles; denn ich werde nicht einen König von Macedonien erziehen, daß er durch babylonisches Gift den Tod finde, sondern eine Dienerin und Braut Jesu Christi, die man ihm im Himmel vorstellen muß." Paula kam wirklich später nach Bethlehem.

Wir müssen nun noch einen raschen Blick auf die Hauptwerke des heiligen Lehrers werfen. Während seines Aufenthaltes zu Rom unter Papst Damasus beschäftigte er sich mit der Durchsicht der Evangelien und der Briefe des Apostels Paulus und verglich den lateinischen Psalter mit dem griechischen der sieben Dolmetscher. In Palästina angekommen, setzte er seine Arbeiten

über die heilige Schrift fort, und die Auslegungen der Propheten und des Ecclesiastes folgten rasch auf einander; auch übersetzte er fast die ganze heilige Schrift nach dem hebräischen und griechischen Texte der Septuaginta und diese lateinische Uebersetzung ist fast gleichbedeutend mit derjenigen, die wir Vulgata nennen, welche die Kirche gegen das zwölfte Jahrhundert allgemein gebrauchte, und das Concil von Trient ausschließlich gut geheißen hat.

Um jenen Menschen zu antworten, welche er mit seltener Kühnheit „gegen Christus wüthende Hunde" nannte, schrieb der heilige Hieronymus die Geschichte der berühmten Männer des Christenthums, des geistigen Adels der ersten Jahrhunderte. Clemens von Alexandrien ist nebst Strabo und Athenäus der gelehrteste und gebildeste Schriftsteller des Alterthums. Der heilige Martyrer Pamphilius hatte in Cäsarea mit großen Kosten eine reiche Bibliothek gegründet; ebenso Bischof Alexander von Jerusalem. Gründeten sie keine Bibliothek, so gründeten sie Schulen, Anatolius von Laodicea verlangte die Errichtung eines aristotelischen Lehrstuhls. Nein, nichts blieb den Christen fremd und ihr Wissen stand so hoch, als das der gelehrtesten Heiden ihrer Zeit. Ja es kam eine Zeit, wo die weltliche Wissenschaft sich in einer so kläglichen Unmacht befand, daß, wie Guizot in seiner Geschichte der europäischen Civilisation bemerkt, schwer zu sagen ist, was aus der Wissenschaft geworden wäre, wenn sie nicht christliche Hände gehalten und gerettet hätten. Der heilige Hippolytus, ein großer Mathematiker, fertigte einen Ostercyclus, den wir noch zum Theil besitzen. Uebrigens braucht man sich nur die Mühe zu nehmen, Tatians Abhandlung an die Heiden zu lesen, um zu sehen, ob die Christen den Wissenschaften und Künsten fremd blieben, und ob ihr Geist träg und eingeschläfert war.

Der heilige Hieronymus wachte immer mit unwandelbarem Muthe über die Hinterlage des Glaubens, und überwand nach einander Helvidius, Jovinian und Vigilantius. Der erstere hatte die Jungfräulichkeit der Mutter Gottes geläugnet, und sich als Widersacher Maria's erklärt. Der heilige Hieronymus trat als Ritter der Himmelskönigin auf und vertheidigte das Christenthum in seinem zartesten Lehrpunkte.

Jovinianus hatte die erste Zeit seines Lebens in der Strenge klösterlicher Ascese zugebracht; er beobachtete strenge Fasten, genoß nur Brod und Wasser, ging barfuß, trug ein schlechtes Kleid, sein Gesicht war bleich und seine Hände waren schwielig von harter Arbeit. Da brach er plötzlich mit der Strenge des Klosters und ging in die Hauptstadt der christlichen Welt, um an dem Glauben der römischen Kirche zu rütteln.

Er irrte hauptsächlich in der Lehre von der Taufgnade und von der jenseitigen Vergeltung; bestritt den Vorzug der Jungfräulichkeit vor der Ehe und den Werth des Fastens. Der heilige Hieronymus schrieb zwei Bücher gegen Jovinian, die ebenso merkwürdig sind durch klare Darlegung der christlichen Ansicht über Ehe und Jungfrauschaft, als durch rednerischen Schwung und beißende Satyre.

Durch ihre eigenen Kinder ward die Kirche zerfleischt; auf den Mönch folgte der Priester, und auch er fand an Hieronymus seinen Gegner. Niemand hatte noch Gelegenheit gehabt, mit solcher Bestimmtheit die Lehre der Kirche über die Verehrung der Heiligen darzulegen, als der heilige Hieronymus gegen Vigilantius that; und er that es mit so beredter Gründlichkeit, daß keine Seite der Frage mehr dunkel blieb. Die Verehrung der Reliquien ist das letzte, was aus der Welt verschwinden wird, denn es wird wenige Menschen geben, die sich vollständig aller Neigung zu derselben entschlagen hätten.

Unter die Lieblingsbeschäftigungen des heiligen Hieronymus in seiner Einsamkeit gehörte die Beschreibung des Lebens berühmter Einsiedler. In der Scythischen Wüste schrieb er das Leben des heiligen Paul, zu Bethlehem diktirte er mehrere andere Lebensbeschreibungen, worunter besonders die des heiligen Hilarion erwähnenswerth ist.

Endlich fühlte Hieronymus die Beschwerden des Alters; allein der christliche Glauben in seinem Herzen war stark genug, ihm das Bittere der letzten Jahre zu versüßen, und der eifrige Einsiedler sah freudig die Stunde nahen, wo er nach den Worten des heiligen Paulus von dem Leibe dieses Todes befreit werden sollte. Aber wie oft blutete noch sein Herz bei jenen herben Trennungen, welche ihn immer mehr vereinsamten? Er schickte jenen berühmten Abgeschiedenen Seufzer und Thränen nach, und schrieb ihnen Trauerreden. Er schließt die der Fabiola mit einem ernsten und traurigen Lebewohl. „Siehe, welches Geschenk Dir mein alternder Geist darbringt. O Fabiola! Es ist der letzte Tribut, den ich Dir zahle, oft habe ich Jungfrauen, Wittwen, verheirathete Frauen gelobt, deren Kleider weiß geblieben, und welche dem Lamme folgten, wohin es geht. Glückliches Lob, im ganzen Leben sich mit keinem Makel befleckt zu haben! Fern sei alle üble Nachrede, fern aller Haß. Die in die Hände der Räuber gefallen, hat Christus auf seinen Schultern gerettet." So wendete Hieronymus als Entschuldigung die Barmherzigkeit des Erlösers und die Parabel von dem verirrten Schafe an, um einen Fehler Fabiola's zu bedecken.

Der heilige Hieronymus wollte eben die der heiligen Paula und Eustochium oft versprochene Erklärung des Propheten Ezechiel zu schreiben beginnen, als er die Verheerung Roms durch die Gothen unter Alarich und den Tod vieler Brüder und Schwestern erfuhr. Darüber gerieth er in solche Bestürzung und in solchen Schrecken, daß er Tag und Nacht an nichts anderes denken konnte und schrieb, mit den gefangenen Gläubigen sich selbst gefangen fühlend, die Worte nieder: „Wer hätte geglaubt, daß Rom, durch seine Siege über die ganze Welt groß geworden, stürzen, daß es zugleich die Mutter und das Grab der Völker werden würde, daß alle Küsten des Orients, von Egypten und Afrika mit ganzen Massen von Sclaven und Sclavinnen der weltbeherrschenden Stadt erfüllt werden würden, daß täglich Bettler, Männer und Frauen,

ehedem hoch gestellt und im Vollgenusse des Reichthums, in das heilige Bethlehem fliehen würden? da wir ihnen nicht Hilfe leisten können, tragen wir Mitleid mit ihnen, und vereinigen unsere Thränen mit den ihrigen, niedergedrückt von der Last eines heiligen Werkes. Da wir sie nicht ohne Thränen herbeiströmen sehen, haben wir die Erklärung des Ezechiel und jedes Studium aufgegeben; wir möchten lieber die Worte der Schrift in die That umsetzen, und lieber heilige Dinge thun als sagen." Man begreift, wie der heilige Hieronymus gewissermaßen sagen konnte, daß sein Jahrhundert auf ihm laste und warum seine Bücher in einer so traurigen und düsteren Stimmung geschrieben sind.

Der heilige Hieronymus hatte in den letzten Jahren seines Lebens das Glück, einen vertrauten Briefwechsel mit dem heiligen Augustin zu unterhalten. Ihr brieflicher Verkehr hatte mit einem Streit über mehrere Fragen über die heilige Schrift begonnen. Der heilige Augustin zeigte sich dabei mild und gemäßigt, während sein Gegner schroff und leidenschaftlich war. Aber der Heilige wußte durch den ungemeinen Liebreiz seines Herzens den alten Löwen so geschickt mit den Banden der Liebe zu fesseln, daß Hieronymus im Jahr 416 an ihn schrieb: „Euer Hochwürden mögen mir gestatten, Ihre Geistesschärfe zu loben, denn wir streiten, um uns gegenseitig zu belehren. Ich bin entschlossen, Sie zu lieben, zu verehren, zu achten, zu bewundern, und Ihre Worte wie meine eigenen zu vertheidigen." Von da an schwieg der heilige Hieronymus; er hatte an den heiligen Augustin geschrieben: „Ich habe meine Zeit gehabt, ich bin gelaufen, soweit ich es vermochte, jetzt brauche ich Ruhe." Er brauchte sie in der That nach all diesen Bedrängnissen an Leib und Seele; nach diesem beständigen Kampfe für den katholischen Glauben; nach diesen langen Jahren strenger Buße. Die römische Welt wankte immer mehr; die theuersten Freundschaften waren um ihn her verschwunden wie flüchtige Schatten; er blieb allein zurück mit seinem abgezehrten Leibe, mit der Traurigkeit des Greisenalters, bis er zum letztenmal die Sonne aufgehen sah. Es ergriff ihn ein Fieber, und er verschied im Jahre 420, am 30. September. An diesem Tage begeht die Kirche jährlich das Andenken an seine unsterbliche Wissenschaft. Man sieht sein Grab zu Betlehem neben der Krippe des Erlösers.

So endete die mühevolle Laufbahn eines in so vieler Hinsicht merkwürdigen Mannes, der sich durch einen geraden und festen Charakter, durch einen thätigen und scharfen Geist, durch eine ausgedehnte und vielseitige Gelehrsamkeit und durch eine lebhafte und glänzende Einbildungskraft auszeichnete. Er ist eine der merkwürdigsten und anziehendsten Gestalten in der Geschichte jener Zeit. Er hat in der Wüste eine heftige und leidenschaftliche Natur bezwungen, die ihn in den Stürmen der Welt vielleicht zu Grunde gerichtet hätte, und darin besteht die Heiligkeit des Hieronymus.

1. Oktober.

Der heilige Remigius.

Jahr 532.

Im fünften Jahrhunderte lebte zu Laon eine edle und fromme Familie, deren Haupt Aemilius war. Seine Frau Cylinia schenkte ihm noch im vorgerückten Alter einen Sohn, Namens Remigius, im Jahre 436. Dieser Sohn war der Segen ihres Alters. Von Kindheit an in den weltlichen Wissenschaften unterrichtet, lernte Remigius als Jüngling auch die Wissenschaft von den göttlichen Dingen, und lebte von seinem 22. Jahre an als Einsiedler auf einem Berge bei Laon, von wo der Glanz seiner Heiligkeit sich weithin verbreitete. Als Bischof Bennagius von Rheims im Jahr 458 starb, richteten sich Aller Augen auf den jungen Remigius. Umsonst suchte er in seiner Bescheidenheit der Wahl zu entgehen, seine Stirne leuchtete vom hellen Glanze, die von unsichtbarer Hand die Salbung empfing, und Remigius mußte den Menschen nachgeben, um nicht Gott selber zu widerstehen. Er ward Erzbischof von Rheims. — Von jetzt an schien Gott durch sinnbildliche Wunder, die er ihn wirken ließ, die Zukunft seines Dieners vorzubereiten und anzudeuten. Eine verzehrende Feuersbrunst wüthete zu Rheims; Remigius eilte herbei und zwang das Feuer vor seinen Schritten durch das einzige geöffnete Stadtthor zu weichen. Auf seinen Befehl vermauerte man das Thor, und so bewahrte er die Stadt vor den Flammen, wie später vor den Barbaren. Ein junges Mädchen, das südlich von der Loiree wohnte, litt unter der doppelten Tyrannei des Teufels und der Westgothen, die damals in Frankreich eingedrungen waren und die Einwohner hart bedrängten. Ihre Eltern hatten sie nach Rom gebracht, um sie in dieser Hauptstadt der Christenheit heilen zu lassen, allein umsonst; der Dämon hatte erklärt, Remigius allein sei mächtig genug, ihn zu verjagen. In der That befreite sie Remigius von dem bösen Geiste, die Vertreibung der Westgothen aber überließ er Chlodwig.

Chlodwig war der Sohn und Erbe jenes Childerich, dem Aegidius, ein gallischer, in Belgien ansäßiger Edler, die Herrschaft über die Franken streitig gemacht hatte. Syagrius, dessen Sohn, hatte die Macht und den Ehrgeiz seines Vaters geerbt. Rachedurst und Ehrgeiz stachelte die beiden jungen Krieger gegen einander auf. An Macht waren sie einander so ziemlich gleich, aber der Eine war dem Andern an kriegerischem Talent weit überlegen. Syagrius verließ sich auf seine Macht, rechnete auf die alte

Politik seines Reiches, und betrat die falschen Wege seines Vaters. Auf dem bischöflichen Stuhle von Soissons saß Principius, Remigius älterer Bruder. Die Ergebenheit dieser priesterlichen Familie wußte Syagrius nicht nach ihrem wahren Werthe zu schätzen: Chlodwig aber hatte vermöge seines Scharfblickes bald die Macht und den Einfluß der katholischen Religion und ihrer Häupter erkannt, und benahm sich deshalb noch als Heide gegen Remigius höchst gefällig, und in Folge dessen begegneten demselben auch die Seinigen mit aller Achtung.

Entschlossen, Syagrius in seiner Hauptstadt Soissons selbst anzugreifen, verließ der junge Salier Tournai und rückte mit seinem Heere gegen Rheims vor ohne übrigens einen Angriff auf die Stadt zu beabsichtigen, weil er dieselbe aus Scheu vor der Beutegier seiner Soldaten nicht im Sturme nehmen lassen wollte. Einigen von seinen Leuten aber, die sich hineinzuschleichen wußten, war es gelungen, einen kostbaren Reliquienschrein zu erbeuten. Kaum hatte dieses Remigius erfahren, als er sich persönlich zu Chlodwig begab, und den Schrein von ihm zurückverlangte. Dieser versprach seinem Gesuche zu willfahren, wenn er in dem bevorstehenden Kampfe Sieger bleiben würde. Unweit Rheims traf er mit seinem Gegner zusammen und die Schlacht war unvermeidlich. Blutig zwar war dieselbe, doch die Kühnheit und Tapferkeit der Franken errang den Sieg. Seinem Versprechen gemäß wollte Chlodwig den Schrein dem heiligen Bischofe zurücksenden, da widersetzte sich ein kühner Krieger dem Vorhaben seines Königs, und dieser, über die Widersetzlichkeit des Untergebenen erbittert, hieb ihn im Angesicht des Heeres nieder. Syagrius hatte sich inzwischen aus Mißtrauen gegen die katholischen Einwohner Belgiens und Armorikas zu Alarich, dem arianischen Könige der Westgothen geflüchtet, der ihn aber zu seinem Verderben an Chlodwig verrieth und auslieferte.

Nach seinem Siege hatte Chlodwig zu Soissons bei Principius seinen Aufenthalt genommen. Nach dessen Tode bestimmte der Franke den Neffen des Verstorbenen, Namens Lupus, auf die Bitte des Metropoliten Remigius, seines Bruders, der zu jeder Zeit am Hofe des Barbaren mit Freundlichkeit aufgenommen wurde, zu dessen Nachfolger. Chlodwig besprach sich gerne mit diesem weisen Rathgeber, und schenkte sogar seiner Kirche reiche Besitzungen in der Gegend von Soissons, um ihn öfters dahin zu ziehen und seinen Umgang genießen zu können. — Gerne befolgte der heilige Remigius diesen göttlichen Wink, denn schon lange waren alle seine Bemühungen auf den Einen Zweck gerichtet, die Sicambrer zu bekehren. Seine Unterredungen mit Chlodwig waren gewöhnlich diesem Gegenstande gewidmet; diesem aber stellten sich zu viele Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten entgegen, als daß er dem Drängen des künftigen Apostels seiner Nation hätte ohne Weiteres nachgeben können. Gleichwohl unterließ er es nicht, dem katholischen Theile seines Volkes neue Beweise eines guten Willens zu geben, und somit den Weg für die künftige Bekehrung seiner heidnischen Unterthanen allmählig anzubahnen. Inzwischen war Chlodwig darauf bedacht, sich zu vermählen, und zugleich sein Interesse und die Erweiterung seiner Macht und seines Ländergebietes in's Auge zu fassen. Dazu schien ihm das Glück die beste Gelegenheit darzubieten. In der Gewalt der Häupter der Burgundionen lebte eine rechtgläubige Prinzessin in

Schlacht bei Rheims zwischen Chlodwig und Syagrius.

schwerer Bedrückung. — Dieser hatten sie ihren Vater gemordet, obgleich er mit ihnen aus gleichem Blute entsprossen, gleichen Stand und Rang eingenommen hatte. Chlodwig, fest entschlossen, um die Hand dieser Prinzessin zu bitten, beauftragte Aurelian, einen Mann aus dem gallisch-römischen Adel, der sich nach dem Tode des Syagrius auf die Seite des glücklichen Siegers geschlagen hatte, die Verbindung der christlichen Jungfrau mit ihm, der bis jetzt noch im heidnischen Aberglauben befangen war, zu bewerkstelligen. Die Häupter der Burgundionen fühlten, das die Unterdrückung der Katholiken jetzt ein Ende nehmen müsse, und wagten so wenig, Chlodwigs Willen entgegenzutreten, als sich der arianische Führer der Westgothen getraut hatte, die Auslieferung des Syagrius zu verweigern. Chlothilde war frei wie Syagrius, sah aber einer glücklicheren Zukunft entgegen als dieser, und schon am Abende ihrer Verheirathung drang sie in Chlodwig, er möchte seinen Götzen entsagen. Kurz nach Abschluß der Ehe unterwarf sich der nördlich von der Seine gelegene Theil von Armorika den Franken.

Indessen zögerte der Barbarenkönig immer, den Glauben seiner Unterthanen zu verlassen, denn der Augenblick war noch nicht gekommen, wo die Gnade mit Einem Male alle diese stolzen Geister beugen sollte. Doch machte Chlodwig ein Zugeständniß nach dem andern, und gestattete am Ende, daß seine Söhne, die künftigen Erben seiner Macht, in den geheiligten Wassern der Taufe wiedergeboren werden sollten. Nach der Ansicht der Gallier durfte bis zur Bekehrung der Sicambrer wohl noch eine Generation zu Grabe gehen, allein der vereinte Eifer des heiligen Remigius und Chlotildens verlangte eine schnellere Lösung, und die Vorsehung kam ihrem frommen Drängen zu Hilfe.

Die noch heidnischen Alemannen verließen plötzlich die Ufer des Rheins und stellten sich drohend an Belgiens Gränzen auf, entweder um den nahen Schimpf abzuwenden, der ihren Göttern von Seiten Chlodwigs drohte, oder in der Hoffnung, aus der Verwicklung, in welche dieser Schritt Chlodwig stürzen konnte, Nutzen zu ziehen, seinen Schatz zu plündern und seinen Eroberungen Stillstand zu gebieten. Ihr Erscheinen kündete Chlodwig die ernsteste Gefahr an, die ihm je gedroht hatte. Bevor er ihnen entgegeneilte, versprach er Chlotilden heimlich, seine Götzen zu verbrennen, wenn er siegen würde. Schon schien er auf dem Schlachtfeld von Zülpich, trotz der wundervollen Tapferkeit seiner Krieger, besiegt zu sein, als Aurelian, der ihm Chlotildens Hand erworben hatte, ihn an sein Versprechen erinnerte. Da erhob Chlodwig seine Stimme mitten unter seinen Kriegern und rief: „Gott Chlotildens, laß mich siegen und ich werde Christ!" Augenblicklich bekam der Kampf eine andere Wendung, und der Sieg neigte sich auf seine Seite.

Ein Wunder hatte die Alemannen und Chlodwigs Unentschlossenheit besiegt. Noch vor seiner Heimkehr ließ sich dieser in den himmlischen Wahrheiten unterrichten; ein Aquitanier, Namens Vedast, welcher aus dem Gebiete der Westgothen in die Gegend von Toul geflohen war, wo er in einer Einöde Gott diente, ward von dem Barbarenfürsten herbeigerufen, um den durch Chlotilde und Remigius in sein Herz gestreuten Samen zur Frucht zu bringen. Die gallischen Bischöfe, unter Andern Avitus, erfuhren, daß sich Chlodwig nach Rheims begebe, um die Irrthümer seiner Väter abzuschwören. Chlothilde ihrerseits hatte sich gleichfalls dorthin begeben, um das Werk des Himmels zu vollenden, und sich mit dem heiligen Bischofe zu besprechen, welcher zuerst dessen Werkzeug gewesen war. Sie schickte ihn heimlich zu dem Sieger, mit dessen Schritten die Seinigen noch nicht vollkommen einverstanden waren. Nach dieser Zusammenkunft trat Chlodwig entschlossen unter seine Waffengefährten mit den Worten: „Ihr habt gesehen, welches der Gott des Sieges ist, und wie machtlos eure Götter sind, die Niederlage zu verhüten." Sie ließen ihn nicht ausreden, sie erhoben ihre Stimmen, Christus zu bekennen und voll Freude kam Remigius, sie zu beglückwünschen und zu unterrichten. Die Weihnachtsfeiertage waren nahe, und das Fest der Geburt des Erlösers ward zur Wiedergeburt der fränkischen Nation auserſehen im Jahre 496. Chlodwig, zwei seiner Schwestern, von denen die eine, Albofleda, noch Heidin, die andere, Lantilde, noch Arianerin war und die Mehrzahl der Barbaren mit ihren Familien übten die damals in der Kirche für die Katechumenen übliche Buße. Manche Nacht brachte Chlotilde mit ihrem Gemahle in der St. Peterskirche neben ihrer Wohnung, der ehemaligen Residenz des Statthalters von Belgien, zu.

Am festgesetzten Tage zog der heilige Remigius zur St. Peterskapelle; das Kreuz und das Evangelienbuch wurden vorangetragen, dann folgte Remigius mit der Geistlichkeit, und eine zahllose Menge beschloß den Zug. Von da bis zur Metropolitankirche waren die Straßen mit kostbaren Stoffen belegt, und wundervoll geschmückt, und ernste Gesänge tönten von Reihe zu Reihe. Als der König auf der Schwelle seiner Wohnung erschien, war ein ehrfurchtsvolles Staunen auf allen Zügen zu lesen. Von dem frommen Bischofe geführt, bewegte er sich weiter; Chlotilde mit ihren Schwestern, und seine Waffengefährten mit ihren Frauen und Kindern folgten ihm. Als sie sich der Taufkapelle nahten und Freudenrufe sich mit den heiligen Gesängen vermischten und dazwischen wie vom Himmel kommend, ernste Glockentöne durch die Lüfte schallten, wandte sich der König ganz außer sich an den Bischof mit der Frage: „Vater, ist das das Reich Gottes, welches du mir versprochen hast?" — „Nein", erwiderte der Bischof, „aber dieß ist der Weg, welcher dahin führt."

Die Taufkapelle (in jedem Bisthume war damals nur eine) stand in der Nähe der Metropolitankirche und bedeckte einen großen in die Erde gegrabenen Wasserbehälter. Das Wasser dieses Behälters war gerade damals noch nicht geweiht. Schon hatte Remigius die heiligen Worte darüber gesprochen; als er aber das heilige Oel in das Wasser gießen sollte, fand es sich, daß die Geistlichen, welche dasselbe trugen, nicht hatten durch die Volksmenge hindurchdringen können. Alle schauten sich mit fragenden, unruhigen Blicken an. Remigius erhob seine Augen zum Himmel, von wo man alsbald den heiligen Geist in Gestalt einer Taube herabsteigen sah, welcher dem

Bischöfe ein Fläschchen mit heiligem Oele überreichte; so berichtet wenigstens vier Jahrhunderte später ein Nachfolger des heiligen Remigius, ein erleuchteter und frommer Mann, welcher nach solcher Zeitfrist kein solches Wunder hätte unterschieben können, wenn Niemand davon Kenntniß gehabt hätte Als das Wasser geweiht war, ließ Remigius alle Täuflinge nacheinander herzutreten und übergab die Männer den Diakonen, die Frauen den Diakonissinnen, um ihnen die Kleider abzunehmen. Die Frauen stellten sich zur Linken, die Männer zur Rechten des Bischofs, welcher der Reihe nach alle zwischen den Schultern und auf der Brust mit dem Kreuze bezeichnete. Dann stiegen die Täuflinge in das Wasser, das Angesicht gegen Abend gewendet, von wo die Finsternisse aufsteigen. „Widersagt ihr dem Satan?" fragte sie der heilige Bischof, Alle widersagten, Alle streckten ihre Hände vorwärts, ihn gleichsam zu verjagen, dann erhoben sie die Hände zum Gebet, schlossen sie wie Ringkämpfer und schlugen sie laut zusammen, um gleichsam den Feind vollends in die Flucht zu jagen. Während dessen breitete Remigius seine Hände über die geneigten Häupter aus. Nachdem sie so mit dem Teufel gebrochen hatten, wendeten sich die Neubekehrten gegen Morgen, von wo das Licht kommt, die Arme gegen den Himmel ausgestreckt. „Glaubt ihr an Gott den Vater?" fragte der Bischof. Alle antworteten, daß sie glauben an den Vater, an den Sohn und an den heiligen Geist, und Chlodwig stieg zuerst in den Teich hinab. Remigius tauchte ihn dreimal vollständig unter. „Jetzt," sagte er, „stolzer Sicamber, verbrenne, was du angebetet, und bete an, was du verbrannt hast." Zugleich bezeichnete er den Scheitel mit dem Chrisma.

Der heilige Remigius übergibt Chlodwig ein Fläschchen geweihten Weines.

Chlodwig war Christ. Seine Schwester Albofleda und seine Franken mit ihren Familien stiegen der Reihe nach in den Teich, um getauft zu werden. Lantilde, welche schon durch die Arianer getauft worden war, wurde durch die heilige Salbung wieder in die Kirche aufgenommen, nachdem sie gegen die arianische Lehre erklärt hatte, der Sohn sei dem Vater gleich, und der heilige Geist, beiden gleichwesentlich, gehe von beiden zugleich aus.

Sobald die neuen Christen aus dem Taufwasser stiegen, bekleideten sie zur Rechten die Diakonen, zur Linken die Diakonissinnen mit einem weißen Linnenkleide, dessen zahlreiche und lange Falten durch einen Gürtel von gleicher Farbe zusammengehalten wurde. Zugleich erhielt Jeder eine geweihte brennende Kerze, und der von den Schlacken des Götzendienstes gereinigte Zug bewegte sich langsam dem Gotteshause zu. Eine letzte Salbung auf die Stirne verschaffte ihnen sieben neue Gnaden, sie im Glauben zu bestärken, und die Hand des Remigius speiste sie mit dem Brode der Engel.

Acht Tage lang trugen Chlodwig und seine Franken, unter welchen man dreitausend Krieger zählte, das weiße Gewand als Sinnbild ihrer Wiedergeburt. Die sich nicht hatten taufen lassen wollen, trennten sich von Chlodwig und schlossen sich an einen Verwandten des Königs an, welcher ihren falschen Göttern noch anhing. Dagegen hatte der Neubekehrte die Zuneigung der Katholiken Galliens erworben, und die noch unabhängigen Völkerstämme an der Seine und Loire unterwarfen sich ihm. Avitus, der größte der burgundischen Bischöfe nennt in einem herrlichen Briefe Chlodwigs Bekehrung den Sieg der Katholiken Burgunds, und preist den König, der seinen Nach-

kommen außer irdischer Größe auch die Anwartschaft auf den Himmel als Erbtheil hinterlasse. —

Aber nicht bloß an der Rhone und Loire freute man sich über das apostolische Werk des heiligen Remigius. Die ganze Christenheit jauchzte über dieses auf den katholischen Glauben so einflußreiche Ereigniß, und vom Vatikan schrieb der Nachfolger des heiligen Petrus dem Sicamberkönige, der nun ein Diener Christi geworden: „Unserm ruhmvollen, großen Sohne Chlodwig, Anastasius, Bischof. — Ich schätze mich glücklich, mein ruhmvoller Sohn, daß dein Uebertritt zum Glauben mit meiner Uebernahme des Pontificats zusammenfällt. Der Stuhl des heiligen Petrus muß sich über ein so glückliches Ereigniß innigst freuen, wenn im Verlaufe der Jahrhunderte die Netze sich füllen, welche nach Anordnung seines himmlischen Meisters dieser Menschenfischer, der Pförtner des himmlischen Jerusalems, auszuwerfen hat. Wir haben dem Priester Eumerius aufgetragen, Euch Unsre Freude zu schildern; möge dieselbe Euch antreiben, an guten Werken zu wachsen, Unsern Erwartungen zu entsprechen, Unsre Krone zu werden, damit die Kirche, Eure Mutter, sich zu den Erfolgen des großen Königs Glück wünschen könne, den sie eben für Gott geboren hat. Werdet demnach, hoher und ruhmvoller Sohn, der Trost Eurer Mutter: werdet die eherne Säule, worauf sie sich stützen könne, denn die Liebe erkaltet bei Vielen und die Treulosigkeit der Bösen ist ein Sturm für unser Schifflein . . . Bleibet standhaft, theurer, ruhmvoller Sohn, damit der Allmächtige Euch und Eurem Reiche seinen himmlischen Schutz angedeihen lasse und seinen Engeln befehle, Euch bei allen Euren Unternehmungen zu leiten und Euch hienieden den Sieg über alle Eure Feinde zu verleihen."

In dem Herzen des Neubekehrten blieb indessen noch viel heidnischer Sauerteig zurück, weil der christliche Glaube noch nicht feste Wurzel gefaßt hatte. Der Statthalter Jesu Christi ermahnte ihn vor allem zur Tugend; er aber dachte vorzugsweise an Eroberungen; und nachdem er in Franken den Gott Chlotildens hatte triumphiren lassen, rechnete er jetzt auch auf diesen Gott, um über die burgundischen Unterdrücker Chlotildens zu triumphiren. Sobald das Gerücht hievon sich verbreitete, gerieth Gundobald, das Haupt ihrer Dränger, in große Bestürzung. In seiner Angst erlaubte er zum erstenmal den ihm untergebenen Bischöfen, sich unter dem Vorsitze des Avitus zu versammeln, um sich zu berathen, wie seine Unterthanen zur Einheit der katholischen Kirche zurückgeführt werden könnten. Die ehrwürdige Versammlung wurde mit einer herrlichen Lobrede auf den heiligen Remigius und auf die Erfolge seines apostolischen Wirkens eröffnet, aber sie mußte auseinandergehen, ohne ihre Hoffnungen mit demselben Erfolge gekrönt zu sehen. Chlodwig warf sich auf Burgund. Vor diesem Einfalle soll ihm der heilige Remigius ein Fläschchen geweihten Weines übergeben haben, in welchem er während der ganzen Dauer des Kampfes seine Kraft finden würde. Durch diesen geheimnisvollen Wein wollte die Tradition ohne Zweifel die Kraft der Gnade andeuten. Allein der Neubekehrte glaubt, noch nicht frei von heidnischem Mißtrauen, anderer Hilfsmittel zu bedürfen, als der Zuneigung der Katholiken. Godegisel, obgleich Arianer und Gundobalds Bruder, verband sich mit Chlodwig und den Sicambern. Gar bald war Burgund erobert und nur die Stadt Avignon blieb dem unglücklichen Gundobald. Allein Chlodwigs Bündniß mit einem arianischen Fürsten ließ zu offen seinen Ehrgeiz durchblicken. Gundobald ließ Avitus zu sich rufen, und versprach ihm, in einer geheimen Unterredung seinen Irrthum abzuschwören, und sein Sohn Sigismund mußte das Gleiche thun. Burgund ward schneller wieder erworben, als es erobert worden war, und Chlodwig mußte sich mit einem zweifelhaften Tribute begnügen. Nach diesem nicht ganz rühmlichen Ausgange richtete er seinen Blick nach Aquitanien, wo die noch hartnäckigen arianischen Westgothen ohne Unterlaß die Katholiken verfolgten.

Zwei Bischöfe von Tours, Volusian und Verus, welche im Verdachte waren, die Franken zu begünstigen, wurden nach einander von ihrem Sitze vertrieben. Quintian, Bischof von Rhodez, hatte das gleiche Schicksal. Chlodwig beschloß, sie zu rächen. Er bat Remigius um seinen Segen und erhielt wieder das sinnbildliche Fläschchen, welches ihn und die Seinigen während des Kampfes erquicken sollte. Dießmal glaubte Chlodwig seine Kraft aus keiner andern Quelle schöpfen zu müssen.

Einer seiner Krieger, welcher bei Tours auf den Ländereien des heiligen Martin einige Kräuter nahm, hatte das gleiche Schicksal, wie jener, welcher einst sich der Rückgabe des Reliquienschreins zu Rheims widersetzt hatte. Sein König hieb ihn Angesichts des Heeres nieder. Einige Tage später fiel auf dem Schlachtfelde von Vouillé ein vornehmeres Opfer unter dieser siegreichen Hand, Alarich, ohne daß ihn die Westgothen rächen konnten, denn als zwei Arianer ihren König fallen sahen, griffen sie den Sieger zugleich von zwei Seiten mit Lanzen an. Allein dieser entging ihnen durch seinen starken Panzer, und noch mehr durch die Gebete des heiligen Remigius geschützt.

Seit seiner Taufe begleitete Chlodwig durch alle seine kühnen Unternehmungen die Sorgfalt dieses Bischofs. Nicht bloß, daß er ihm jenen stärkenden Wein gab, er gab ihm auch das Brod der Schwachen, und himmlischen Trost, als ihn der schmerzliche Verlust seiner Schwester Albofleda traf. „Ich bin betrübt," schrieb ihm der fromme Bischof, „über den traurigen Schlag, der Euch getroffen. Aber das ist uns ein Trost, daß Eure Schwester ehrenvollen Andenkens ob ihres Abscheidens aus dieser Welt eher zu beneiden als zu bedauern ist. Sie lebte so, daß man glauben darf, Gott habe sie, die sich ihm hienieden geweiht hatte, zu sich in den Himmel rufen wollen. Mein Herr, verscheuchet Eure Traurigkeit; fasset Euch, wie es Euch geziemt, damit die frühere Heiterkeit der Seele Euch gestatte, Euch ganz der Sorge für Euer Reich hinzugeben. Freude gibt wieder Kraft, darum

freuet Euch wieder. Wenn Ihr Kummer und Mattigkeit abschüttelt, werdet Ihr besser für das gemeine Wohl sorgen. Ihr habt einen Staat zu regieren und, so Gott will, zu erhalten. Verzeiht mir, daß ich es wage, eine Mahnung an Euch zu richten, da ich vielmehr Euch besuchen sollte. Wäre es indeß Euer Wille, daß ich zu Euch kommen sollte, trotz der Strenge des Winters, der Unbilden der Witterung und der Mühen des Weges, so würde ich mit Gottes Hilfe es unternehmen."

Doch Chlodwig hatte nach seinem Siege über Alarich und die Westgothen, die er bis an den Fuß der Pyrenäen zurückdrängte, keine Sehnsucht nach der Gegenwart des heiligen Bischofs; wenigstens vertauschte er seinen bisherigen Aufenthaltsort Soissons mit Paris. Vielleicht war sein Zweck, seine Eroberungen besser überwachen zu können. In Paris war er ferner von Rheims, wo ihn die Nähe des heiligen Remigius an seinen Planen gehindert haben würde. Denn nachdem er sich die Katholiken Galliens durch seine Taufe geneigt gemacht hatte, gedachte der stolze Sicamber die noch heidnischen Franken am Rhein und an der Schelde durch Hinterlist zu unterwerfen. — Nacheinander wurden Siegeber von Köln und Chloderich sein Sohn, dann Chararich, König der therruanischen Franken, sammt seinem Sohne Raganar oder Rachanar von Cambray und seinem Bruder Richar, an den sich die der Taufe entflohenen Franken angeschlossen hatten, verrathen, und fielen in Chlodwigs Gewalt, der sie hinrichten ließ. Diese blutigen Unternehmungen scheinen alle in den Zeitraum des Jahres 509 gefallen und

Kirche „Zum heiligen Remigius."
Reliquienkästchen des heiligen Remigius.

so schnell beendigt worden zu sein, daß sie Remigius nicht verhindern konnte. Er suchte darum wenigstens ihre Wiederholung zu verhindern und ihnen nach und nach statt dieser heidnischen Sitten die milden und liebevollen Lehren des Evangeliums beizubringen. Zu diesem Zwecke verwendete er die Reichthümer, mit denen ihn die Barbaren überhäuft hatten, und ihr Gold verschaffte wenigstens ihren Kindern eine weniger schuldbare Zukunft. Vedast, jener Einsiedler aus Aquitanien, welcher Chlodwig unterrichtet und für welchen Remigius bereits den durch die kriegerischen Wirren gestürzten Stuhl von Arras wieder hergestellt hatte, wurde nach Raganars Tode auf den Stuhl von Cambray erhoben, wo er seinen Erzbischof in der Bekehrung der Franken unterstützte, welche sich kürzlich zu Rheims dem Lichte des Evangeliums entzogen hatten. Die bischöflichen Sitze von Terrouane und Köln stellte der unermüdliche Remigius wieder her. Tournay, die alte Hauptstadt der Salier, verdankte seiner Sorgfalt die durch den apostolischen Eifer des heiligen Eleutherius bewirkte Sittenverbesserung. Unter seiner Aufsicht verbreitete der heilige Medardus Anfangs zu St. Quentin, dann zu Noyon das Wort Gottes. Endlich trennte Remigius mit frommer Sorgfalt den Bezirk von Laon von dem Gebiete von Rheims und bildete ein Bisthum, über welches er als ersten Bischof den heiligen Genebrard setzte, einen ehrwürdigen Greis, der von einem tiefen Falle durch eine strenge siebenjährige Buße sich erhoben hatte, und dessen musterhaftes Leben nachmals noch lange zur Erbauung der Gläubigen diente. Selbst in seinem hohen

Alter mußte der heilige Mann für sein zartes Mitleid, daß er mit einem Gefallenen trug, und für welchen er sich bei Leo, Erzbischof von Sens, und dessen Suffraganen Heraglius von Paris und Theodosius von Auxerre verwendete, harte Schmähungen von diesen geistlichen Würdenträgern erdulden, weil er, durch die Schwäche seines Alters verleitet, für einen tief gefallenen Priester hätte Fürsprache einlegen können. Aber der heilige Remigius antwortete ihnen mit solchem Ernste und solcher Würde und innerer Ueberzeugung von der Geneigtheit Gottes, auch den größten Sündern bei ernstlicher Buße zu verzeihen, daß jene durch den Brief des heiligen Mannes, der damals 76 Jahre zählte, zur Besinnung und besserer Einsicht kamen.

Noch zwanzig Jahre lang setzte der heilige Greis seine Diöcese und ganz Gallien durch seine Thätigkeit in Erstaunen, mit welcher er an der Erbauung der Einen, an der Bekehrung der Andern, und somit am Heile Aller arbeitete. Endlich fühlte aber auch er, der die Augen einer Nation dem himmlischen Lichte eröffnet hatte, daß sich seine Augen dem irdischen Lichte schließen würden. In dem Alter von 96 Jahren, von denen er 74 dem heiligen Amte mit der Treue eines Apostels gewidmet hatte, wurde er am 13. Januar 532 von dem Herrn zur ewigen Ruhe gerufen. In seinem Testamente vermachte er einen Theil seiner ansehnlichen Besitzungen der Kirche zu Rheims, den andern Theil seinen zwei Neffen, die er in seinem Hause erzogen hatte. Ebenso verordnete er, daß aus einem silbernen Gefäße, welches ihm der König Chlodwig geschenkt hatte, ein Kelch und ein Ciborium gefertigt werde, um beides im Allerheiligsten aufzubewahren. Seine Leiche wurde außerhalb der Stadt in einer kleinen Kirche begraben, die zu Ehren des heiligen Christophorus erbaut worden war. Bald darauf wurde sie wieder erhoben und bei dem Altar dieser Kirche beigesetzt.

Wie liebenswürdig, wie nachsichtig, wie demüthig und deshalb nachahmungswürdig der Charakter dieses ächten Gottesmannes gewesen sei, geht aus seinen oft angeführten Briefen zur Genüge hervor. Er will nicht den Tod der Sünder, sondern ihre Bekehrung und Rettung ihrer Seele und scheute deshalb auch keine Mühe und Anstrengung, um durch liebevolle Tröstungen, Aufmunterungen und Ermahnungen im Sinne und Geiste unseres Heilandes zu wirken, und wie viele verwirrten Seelen hat er während seines langen und thätigen Lebens vom Untergange gerettet und den Himmel zugeführt, wo er nach seiner Abberufung von diesem Leben die himmlische Krone empfangen hat.

Die Taufe Chlodwig's durch den hl. Remigius. Nach einer Sculptur des 11. Jahrh.

2. Oktober.

Der heilige Leodegar,

Bischof von Autour.

Jahr 678.

Aus vornehmer Familie stammend, wurde der heilige Leodegar im Jahr 616 geboren und von seinem Oheime Dido, Bischofe von Poitiers erzogen. Bei diesem ergab er sich allen Studien, welche die Großen der Welt zu betreiben pflegen, und wurde durch strenge Zucht allseitig gebildet.

Der junge Mann machte in Wissenschaft und Tugend ungewöhnliche Fortschritte; deshalb wählte ihn sein Oheim wegen seiner tiefen Demuth, seiner frühreifen Klugheit und seiner außerordentlichen Talente zum Archidiakon und gewissermaßen zum Mitarbeiter in der Verwaltung des Bisthums. Er entledigte sich dieser schwierigen Aufgaben mit solcher Klugheit und wußte sich durch Milde und Tugend so beliebt zu machen, daß Dido nach dem Tode des Maxentius ihn auf die Bitte der Mönche zum Abt des Klosters dieses Heiligen bestimmte. Leodegar leitete das Kloster zehn Jahre lang; es war die höchste Blüthezeit der Genossenschaft.

Im Jahre 656 ward er an den Hof gerufen. Chlodwig II. war, nachdem er eine Zeit lang die Kronen von Neustrien und Austrasien zugleich ge-

tragen hatte, gestorben, und hinterließ drei Kinder. Chlotar bekam Neustrien, Childebert II. Austrasien, Theodorich, ein trauriger Spielball in den Händen eines Ehrgeizigen, gelangte vom Kloster zum Thron und legte den Scepter nieder, um von Neuem das Ordenskleid zu nehmen.

Ein unzufriedener und nach Umwälzungen lüsterner Adel nahm ihn zum Vorwande jener Bürgerkriege, welche endlich zur Trennung von Austrasien und Neustrien führten. In den Wirren dieser Zeit sinkt das königliche Ansehen auf Null herab. Die Palastmeier, wie Erchinold, Ebroin, Wulfuald, Berthar, Pipin von Heristal reißen meist die Gewalt an sich. Ehre, Gewaltthätigkeiten rufen neue Verschwörungen und dadurch neue Wirren hervor.

Gerade während dieser ehrgeizigen Bestrebungen, kurz vor jenen Bürgerkriegen, denen er später als Martyrer zum Opfer fiel, wurde Leodegar an den Hof gerufen.

So lange die Söhne Chlodwigs II. unter der Vormundschaft ihrer Mutter, Bathilde, standen, wußte sie durch den heiligen Eligius, Audoenus und Leodegar berathen, ihrem Volke den Frieden zu erhalten; als aber Ebroin nach Erchinolds Tode Hausmeier wurde, und die fromme Königin sich in's Kloster zurückgezogen hatte, nahm Alles eine andere Wendung; die Leidenschaften entfesselten sich und der Bürgerkrieg begann im ganzen Reiche. Der heilige Leodegar blieb nur kurze Zeit am neustrischen Hofe. Im Jahr 656 schickte Bathilde diesen bewundernswerthen Mann auf den schon seit zwei Jahren verwaisten bischöflichen Stuhl von Autour, und bald blühte Friede und Frömmigkeit in dieser unglücklichen Diözese.

Leodegar unterrichtete die Armen, unterrichtete das Volk und Geistlichkeit, schmückte die Kirchen und bereicherte sie mit

Childerich wird von Bodilo ermordet.

zahlreichen Schenkungen. Seine Umsicht erstreckte sich auf Alles, auch die Mauern der Stadt wurden durch seine Bemühungen wieder hergestellt.

Nach Chlotars III. Tod im Jahre 669 verließ der heilige Leodegar sein Bisthum und begab sich an den Hof, um die Sache des austrasischen Adels und des Königs Childerich II. zu vertreten.

Zwei Brüder stritten sich um Neustrien, Theodorich und Childerich II. Theodorich, durch Ebroin aus seinem Kloster gezogen, wurde zum Könige ausgerufen; allein die Großen, welche die Tyrannei des Hausmeiers fürchteten, boten die Krone dem Könige von Austrasien, Childerich II., an. Ebroin verdankte sein Leben nur den Bitten des heiligen Leodegar und wurde in das Kloster Luxeuil geschickt. Das nämliche Loos traf Theodorich, der in das Kloster St. Denis eingesperrt wurde.

So hatte nun Childerich, hauptsächlich durch die Bemühungen des Bischofs von Autour gesiegt, den er bei sich behielt, da er dessen ungemeine Weisheit wohl zu würdigen wußte.

Als aber die Großen diesen untadelhaften Mann fest den Weg der Gerechtigkeit wandeln sahen, beschlossen sie ihn zu verderben. Mochte der König gerecht oder ungerecht handeln, Alles wurde seinem Rathgeber Leodegar zur Last gelegt. Der König aber, weit entfernt, Leodegars Rathschläge zu befolgen, die ihn vor seinem spätern Unglücke bewahrt haben würden, betrachtete ihn nur als einen unbequemen Tadler, schloß sich an die Großen an, welche denselben haßten, verließ den Mann, dem er Alles verdankte, und dachte nur an Befriedigung seiner gewaltigen Leidenschaften.

Als der Mann Gottes sah, daß sich Mißgunst gegen ihn erhob, so hielt er sich nur mit

desto größerem Ernste an die heilige Aufgabe, die er sich vorgezeichnet hatte. In Folge deren machte er dem Könige heftige Vorwürfe, als dieser trotz des Verbotes der Kirche seine eigene Nichte zur Ehe genommen hatte, und drohte ihm mit der Rache des Himmels, wenn er diese ungesetzliche Ehe nicht löse. Childerich, darüber erbittert, suchte jetzt nur eine Gelegenheit, ihn aus dem Wege zu räumen. An Aufreizungen dazu von Seiten der Höflinge fehlte es nicht, denn diese und alle ihnen gleichgesinnten Männer fürchteten an diesem Diener Gottes einen Gegner ihrer bösen Werke zu haben, da sie ihn unbeirrt den Weg der Tugend wandeln sahen. Somit war der Untergang Leodegars beschlossen; da aber seine Feinde durchaus nichts fanden, was man ihm hätte als Verbrechen anrechnen können, so beschuldigten sie ihn, sich mit Victor, einem römischen Patrizier in Marseille, zum Sturze des Königs verschworen zu haben. Nach oberflächlicher Untersuchung der Sache wurde Victor hingerichtet und Leodegar in Luxeuil in dem nämlichen Kloster, in welchem Ebroin eingesperrt war, in Gewahrsam gebracht. Inzwischen gab eine übereilte Grausamkeit Childerichs Veranlassung zu dessen Ermordung. Dieser hatte nemlich in einer augenblicklichen Wuth einen Edelmann, Namens Bodilo um einer geringen Ursache willen mit Ruthen streichen lassen, und diese entehrende Züchtigung brachte den ganzen Adel gegen den König in Harnisch. Bodilo, von glühendem Hasse entflammt, stellte sich an die Spitze der Verschworenen, drang eines Tages verkleidet mit seinen Genossen in das Gemach des Königs während der Mittagsruhe und rächte die erlittene Schmach durch Meuchelmord, ja seine Genossen verschonten nicht einmal seine Gattin und seinen unmündigen Sohn.

Childerich II. Tod öffnete Theodorich die Pforten der Abtei St. Denis; er ward zum König von Neustrien ausgerufen. Ebroin und der heilige Leodegar verließen Luxeuil scheinbar ausgesöhnt. Ebroin ward Hausmeier und der heilige Leodegar kehrte nach Autour zurück, zur größten Freude der ganzen Stadt.

Aber die Freude der Einwohner war von kurzer Dauer, und sie sollten bald ein Schauspiel erleben, worüber sich ihr Innerstes empörte. Ebroin konnte es Leodegar, ob er ihm gleich das Leben verdankte, nicht vergessen, daß er zum Theil auch durch ihn von seiner früheren hohen Stelle herabgestürzt in ein Kloster gesperrt worden war. Rache, blutige Rache kochte in seinem Innern, und er dachte nur auf Mittel, diese zu befriedigen. Theilnehmer seines verruchten Planes waren Waimer, Herzog von Champagne, und Dido, vormals Bischof von Chalons an der Saone, Leodegars persönlicher Feind, weil er ihn seiner Laster und zahlreichen Verbrechen wegen abgesetzt hatte. Beide rückten an der Spitze eines zahlreichen Heeres gegen Autour und belagerten die Stadt. Obwohl der heilige Leodegar sich durch die Flucht retten konnte, und seine Freunde, seine Gläubigen und die Geistlichkeit ihm riethen, mit seinen Schätzen zu fliehen, damit auf die Nachricht hievon die Feinde die Belagerung und seine Verfolgung aufgäben, so weigerte er sich doch standhaft, führte sie an den Ort, wo seine Schätze aufbewahrt lagen und sagte: „Meine Brüder, Alles, was ihr hier sehet, habe ich getreulich zur Zierde und zum Ruhme der Kirche aufbewahrt. Da mich nun Gott zu den Freuden des Himmels berufen will, wozu sollte ich diese Schätze mit mir nehmen, die mir doch dorthin nicht folgen können? Es ist besser, sie den Armen zu geben, als mit dieser schimpflichen Bürde durch die Welt zu irren. Laßt mich den heiligen Laurentius nachahmen, der Alles unter die Armen vertheilte, dessen Gerechtigkeit deßwegen durch alle Jahrhunderte gepriesen wird."

Waimer und Dido verlangen die Auslieferung des hl. Leodegar.

Wie er gesprochen, so handelte der Heilige. Nach Vertheilung aller seiner Güter unter die Armen ordnete er ein dreitägiges Fasten an, und ließ das Kreuz und die Reliquien der Heiligen in Prozession auf der Stadtmauer herumtragen. Bei jedem Thore warf sich der heilige Leodegar auf sein Angesicht nieder und bat Gott, von seinem Volke die drohende Gefahr abzuwenden.

Darauf versammelte er das Volk in der Kirche und bat Alle, die er etwa beleidigt hätte, demüthig um Verzeihung. — Mittlerweile begann der Feind am Fuße der Mauern den Angriff, den die Einwohner muthig zurückwiesen; das Kampfgetöse, das Geschrei der Kämpfenden, das gegenseitige Morden, das Blutvergießen, das Gewimmer der Verwundeten und das Jammern der Frauen und Kinder machte auf den heiligen Bischof einen so mächtigen Eindruck, daß er voll Verzweiflung ausrief: „Stellet den Kampf ein, wenn es die Feinde nur auf mich abgesehen haben, so bin ich bereit, mich ihnen auszuliefern; laßt sie durch Abgesandte fragen, was sie verlangen."

Sie verlangten die Auslieferung des heiligen Bischofs, mit dem Bemerken, daß wenn man ihn nicht ausliefere, die Stadt werde geplündert werden. Sobald Leodegar diese Antwort erfuhr, nahm er von seinem

Volk in rührender Weise Abschied, empfing die heilige Communion, verließ die Stadt und begab sich ins feindliche Lager.

Sein Bruder Guerin, der ihn begleitet hatte, wurde an einen Baum gebunden und gesteinigt. Während der ganzen Marter ließ er keinen einzigen Seufzer hören, sondern sprach nur folgende Worte: „Herr Jesus, der du nicht bloß die Gerechten, sondern auch die Sünder gerufen hast, nimm die Seele deines Dieners auf, dem du die Gnade gewährst, sein Leben durch den Martyrertod zu beschließen."

Der heilige Leodegar sehnte sich mit seinem Bruder zu sterben, um mit ihm die künftige Glückseligkeit zu theilen; allein der Tyrann Ebroin wollte seinen Tod durch lange Qualen vergrößern, in der Hoffnung, seine Standhaftigkeit dadurch zu erschüttern und ihn der Krone des Marterthums und des ewigen Lohnes zu berauben. Er ließ ihn barfuß über äußerst spitzige Steine führen, dann ließ er ihm die Augen ausstechen, die Lippen und Wangen und einen Theil der Zunge mit einem schneidenden Werkzeuge abschneiden, damit er so, jeder Freude beraubt, in Verzweiflung Gott lästern, und sich dadurch selbst des Heils beraube. Der Herr hatte Mitleid mit dem heiligen Martyrer, er überlebte diese gräßlichen Qualen und wurde in das Kloster Fecamp eingeschlossen, wo derselbe drei Jahre zubrachte. Seine Wunden vernarbten; er bekam durch ein Wunder den Gebrauch der Sprache wieder und beschäftigte sich Tag für Tag mit Gebet und dem Unterrichte der Nonnen des Klosters.

Indeß lebte der Tyrann Ebroin noch, um die Krone des heiligen Martyrertodes vollenden zu helfen. Er wollte ihm nicht blos das Leben rauben, sondern auch seinen Ruf beflecken, indem er ihn durch eine Synode seiner Würde entsetzen ließ. Zu diesem Zwecke versammelte er in seinem Palaste einige bestochene Bischöfe. Vor dieses Gericht wurde Leodegar geführt.

Umsonst suchte man ihm das Geständniß abzupressen, er habe an der Ermordung Childerichs Theil genommen; er betheuerte beharrlich seine Unschuld. Da zerrissen ihm die Bischöfe zum Zeichen der Absetzung sein Gewand vom Haupt bis zu den Füßen und der gottlose Tyrann ließ ihn dem Burggrafen Chrodobert übergeben mit dem Befehl, ihn mit dem Schwerte hinzurichten. Der Mann Gottes freute sich, der Martyrerkrone so nahe zu sein. Chrodobert nahm ihn mit sich und gab ihm zur Stärkung zu trinken, da er vom Gehen geschwächt und ermüdet war.

Ehe ihm das Getränke dargereicht wurde, senkte sich ein kreisförmiger Schein vom Himmel auf sein Haupt, und Alle, welche dies sahen, riefen aus, „wahrhaftig, dieser Mann ist ein Diener Gottes."

Um zu verhindern, daß der Heilige nach seinem Tode als Martyrer verehrt werde, hatte Ebroin befohlen, daß man die Hinrichtung in einem abgelegenen Walde vollziehe, damit Niemand seine Ruhestätte finde. Die Reden des Heiligen und seine hochherzige Ergebung rührte das Herz des Burggrafen so sehr, daß er ihn nicht zum Tode führen sehen konnte, sondern seine Kriegsknechte mit dem Vollzug des Urtheils betraute.

Die Frau des Grafen vergoß bittere Thränen, als sie den heiligen Martyrer hinausgehen sah. Leodegar tröstete und bat sie, ihn begraben zu lassen, Gott werde sie für ihre Frömmigkeit und ihr Mitleid belohnen.

Als sie im Walde angekommen waren, sagte der Heilige zu seinen Begleitern: Es ist nicht nöthig, meine Kinder, euch weiter zu bemühen, thut gleich, was ihr thun wollet und erfüllet den Willen der Bösen." Drei derselben warfen sich ihm zu Füßen und baten ihn um Verzeihung und um seinen Segen. Der vierte hielt sich stolz mit gezogenem Schwerte bereit, den tödtlichen Schlag zu führen.

Nachdem der Heilige seinen Henker gesegnet und noch ein kurzes Gebet verrichtet hatte, neigte er sein Haupt und mahnte den Henker, seine Pflicht zu thun. Sein Haupt fiel.

Der Bischof von Autun erlitt den Martyrertod im Ivelinerwalde, jetzt Wald des heiligen Leodegar, in dem Bisthume Arras, im Jahr 678. Im Auftrage der frommen Frau des Grafen Chrodobert bestatteten einige Gläubigen seinen Leichnam. Später wurden seine Reliquien in das Kloster St. Maxentius nach Poitier gebracht. Auf die Fürbitte des Heiligen geschahen mehrere Wunder, auch wurden ihm zu Ehren viele Kirchen und Klöster gegründet.

Christlicher Leser! Leodegar litt und starb um Gott und dem Könige, der Wahrheit und dem heiligen Gesetze treu zu bleiben. „Weder Ehre noch Verachtung, weder Gunst noch Haß der Menschen vermochte ihn in seiner Treue gegen Gott zu erschüttern, ihn von dem Wege der Tugend auch nur um eine Spanne abzubringen, und seine Gesinnung im mindesten zu ändern. Prüfe dich, ob nicht das günstige oder ungünstige Urtheil der Welt, ob nicht Menschenfurcht deine Gesinnung bestimme und eine Veränderung derselben erzeuge. Sagt dir dein Gewissen, daß das eine oder andere Einfluß auf deine Handlungsweise habe, so stelle dir als Muster diesen heiligen Mann Gottes vor Augen, was er um der Wahrheit, um der Tugend und um seiner Treue willen erduldet, ja, daß er um ihretwillen muthig in den Tod gegangen sei, und gewiß wird dein wankender Glaube so befestigt, daß du am Ende deines Lebens mit Ruhe und Heiterkeit auf dein vergangenes zurückblicken und mit Freudigkeit dahin gehen wirst, wo ein ewiger Lohn des Gerechten harret.

Das Fest der heiligen Schutzengel.

Zu den größten Wohlthaten, mit denen die göttliche Barmherzigkeit die Menschen beglückte, ist unstreitig der geistige Verkehr zwischen uns und den heiligen Engeln zu rechnen, deren Glückseligkeit und Glorie wir dereinst theilhaftig zu werden hoffen. Mit frommer Andacht verehren wir die heiligen Engel, welche wir als selige Geister und als treue Vollstrecker des göttlichen Willens betrachten, und um deren Fürsprache bei Gott wir auf das Innigste flehen. Diesen unsern flehenden Bitten entsprechen sie dadurch, daß sie sich für uns verwenden, für uns beten und in allen Nöthen ihren Schutz und Beistand nicht versagen. Auf diese Weise gefällt es dem jeder Zeit unendlich weisen, unendlich heiligen, unendlich barmherzigen Gott, diese höhern Wesen zur Ausführung seiner weisen Absichten in Bezug auf die minder vollkommenen Geschöpfe zu verwenden. Besonders leuchtet die unendliche Güte Gottes daraus hervor, daß er die Engel zu Führern, Helfern und Beschützern der Menschen gewählt hat, und darauf gründet sich die Liebe und Freude, welche zwischen den Engeln und den Auserwählten im Himmel ewig herrschen wird. Der Glaube lehrt uns, daß Gott einen besondern Engel zum Wächter eines jeden seiner Diener, d. h. der Gerechten oder derjenigen, die im Stande der Gnade sich befinden, bestimmt habe. Die Ansicht der berühmtesten Kirchenlehrer ging immer dahin, daß jeder Gläubige einen Schutzengel habe; und da sich diese Ansicht auf das Ansehen der göttlichen Bücher stützt, so ist sie so allgemein verbreitet, daß man sie gar nicht mehr in Zweifel ziehen kann. Derjenige, der als guter Hirte dem verlorenen Schafe nachgeht und nicht ruht, bis er es gefunden hat, hat den schwachen Menschen himmlische Geister als Beschützer beigegeben. Deinetwegen, ruft der Psalmist, hat Gott seinen Engeln befohlen, daß sie dich auf allen deinen Wegen beschützen sollen. Und an einer andern Stelle heißt es: „Der Engel des Herrn wird rings um Jene ein Lager ziehen, die ihn fürchten, und sie retten.“ Mit innigem Dankgefühle gegen Gott äußert sich Judith: „So wahr der Herr lebt, hat er mich durch seine Engel behütet, daß ich nicht verunreinigt wurde, so lange ich außen gewesen, und hat mich ohne Sünde wieder hergebracht mit großen Freuden und mit Sieg.“

Jesus Christus, um vor dem Aergerniß zu warnen, das einem seiner Kleinen gegeben werden könnte, macht uns darauf aufmerksam, daß ihre Engel im Himmel das Antlitz seines Vaters schauen, und gibt somit zu verstehen, daß sie einst Rache fordern werden an jenen, die den ihnen anvertrauten Seelen den Untergang bereitet haben. Feste Wurzel hatte der Glaube in den Gemüthern der ersten Christen gefaßt, daß jedem Menschen sein Schutzengel zur Seite stehe. Als daher der heilige Petrus nach seiner wundervollen Befreiung aus dem Kerker an der Thüre des Hauses, in welchem die Jünger zum Gebete versammelt waren, erschien und anklopfte, und sie seine Stimme vernahmen, so sagten sie, weil sie ihn noch in Banden wähnten, es sei sein Engel. Die Juden waren fest überzeugt, daß der heilige Michael der Beschützer ihrer Nation sei, und auch andern Ländern gaben sie Schutzengel. Schön sagt daher Origines: Jedem von uns, auch dem Geringsten, die da sind in der Kirche Gottes, steht ein guter Engel zur Seite, ein Engel des Herrn, der uns leitet, uns mahnt, uns befiehlt, der zur Besserung unseres Lebens und Erhörung unserer Bitten, täglich das Antlitz des Vaters schaut. Ebenso trefflich spricht sich der heilige Hieronymus aus: Groß ist die Würde der Seelen, daß jeder von ihres Daseins Anbeginn ein Schutzgeist zugesandt ist.

Die bösen Geister, von Haß gegen uns erfüllt, beabsichtigen, uns durch List und Gewalt in's Verderben zu stürzen; aber Gott gab uns zum Schutze seine guten Engel. Und wie sollte er nicht auch, da den bösen Geistern gestattet ist, unsern Seelen nachzustellen und sie in Versuchung zu führen, den guten Engeln die Pflicht der Rettung seiner Ehre und unseres Seelenheils übertragen? „O wundervolle Liebe, o unbegreifliche Güte!“ sagt der heilige Bernhard: Er hat seinen Engeln deinetwegen befohlen. Wer hat diesen Auftrag ertheilt? Wem und für wen hat er ihn ertheilt? Was hat er befohlen? Laßt uns, Brüder, dieses große Geheimnis mit Ernst betrachten, und dasselbe tief in unser Gedächtniß einprägen. Wer hat denn befohlen? Wessen Engel sind es? Wessen Befehlen, wessen Winken gehorchen sie? Seinen Engeln hat er deinetwegen befohlen, daß sie dich bewahren auf allen deinen Wegen, und augenblicklich gehorchen sie, und tragen sogar dich auf den Händen. Also die höchste göttliche Majestät hat den Engeln, und zwar seinen Engeln befohlen; jenen erhabenen, jenen Seligen, jenen dem Throne seiner Herrlichkeit so nahestehenden Geistern hat er befohlen. Was bist du denn? Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, oder des Menschen Sohn, daß du ihn achtest? Ist denn der Mensch nicht Staub, und des Menschen Sohn nicht Gewürme? Was glaubst du aber wohl, was er deinetwegen befohlen? Daß sie dich bewahren auf allen deinen Wegen, dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa mit deinen Füßen strauchelst an einem Steine.

Ein zweiter Beweggrund, der uns den Schutz und Schirm der Engel sichert, ist ihr Mitleid und ihre Liebe zu uns. Sie betrachten uns als baldige Theilnehmer ihrer Seligkeit; sie halten uns jetzt schon für

ihre Brüder durch die Gnade und Aufnahme an Kindes Statt; sie bedenken, daß wir mit ihnen denselben Gott preisen; daß dieser große Gott uns liebt, weil wir durch das Blut Jesu, seines eingebornen Sohnes erlöst worden sind. Andererseits erblicken sie den tiefen Abgrund, in den wir gefallen sind, die Sünden und Laster, die unsere Seele beflecken, die unzähligen Gefahren, die uns umgeben, jene erdrückende Last der Unfälle, unter welcher wir unsere Mitleid erregende Seufzer nach oben senden. Ihre Liebe gegen uns ist um so reiner und zärtlicher, als sie dem Urquell der Liebe näher stehen.

Beim Anblick der listigen Schlingen, die uns die bösen Geister der Hölle legen, erinnern sie sich jenes Kampfes, den sie zur Ehre Gottes siegreich gekämpft haben, und bieten alle ihre Kräfte auf, um die Absichten der Widersacher zu vereiteln und uns gegen deren Trug und List, und boshafte Anschläge in Schutz zu nehmen. Ein alter Schriftsteller äußert sich über sie folgendermaßen: Sie lieben diejenigen, welche sie als ihre Mitbürger ansehen, und von denen sie wissen, daß sie einst den Verlust der Abgefallenen ersetzen werden. Aus diesem Grunde, fügt Hugo von St. Viktor hinzu, tragen sie für uns so große Sorge; bewachen uns an allen Orten und zu jeder Stunde; stehen uns immer bei; sind bedacht für unsere Bedürfnisse mit heiliger Sorgsamkeit; sind die Mittler zwischen dir, o Gott! und uns; legen vor deinen Thron unsere Seufzer und unsere Thränen, und erflehen über uns deine Gnade und deine Segnungen. Sie begleiten uns allenthalben; sie gehen mit uns ein und mit uns aus; sie führen genaue Aufsicht, wie wir uns mitten unter einem verderbten Geschlechte betragen; mit welchem Eifer wir, o Gott, dein Reich und deine Gerechtigkeit suchen, und ob wir dir auch mit kindlicher Furcht und Liebe dienen. Sie unterstützen uns bei der Arbeit und beschirmen uns während der Ruhe; sie ermuthigen uns zur Ausdauer im Kampfe und krönen uns im Siege; sie erfreuen sich in uns, wenn wir uns in dir erfreuen; wenn sie uns für dich leiden sehen, eilen sie uns in zärtlicher Liebe zu Hilfe. Wer vermöchte es, ihre sorgliche Obhut, ihre Liebe gegen uns mit Worten zu schildern? Sie lieben den, den du liebst, o Gott; sie beschützen den, auf den du deine zärtlichen Vaterblicke wendest; sie ziehen sich von dem zurück, den du selbst verlässest; sie verabscheuen die als deine Feinde, welche der Missethat ergeben sind. Thun wir Böses, so frohlocken die Teufel, thun wir aber Gutes, so betrüben wir diese, erfreuen aber die Engel. Gewähre uns, o himmlischer Vater, daß wir jeder Zeit ein Gegenstand der Freude für diese seligen Geister sein mögen.

Unserm Schutzengel müssen wir, schreibt der heilige Bernhard, eine dreifache Huldigung darbringen, die der Ehrerbietung die der Frömmigkeit und die des Vertrauens; die Huldigung der Ehrerbietung müssen wir ihnen weihen wegen ihrer Gegenwart, die der Frömmigkeit wegen ihrer Liebe zu uns. und die des Vertrauens wegen ihres Schutzes. Wandle demnach immer vorsichtig, denn du wandelst unter den Augen der Engel, denen Gott befohlen hat, dich auf allen deinen Wegen zu bewahren und zu beschirmen. Ueberall und an jedem Orte habe Ehrerbietung vor deinem Engel. Wage nichts in seiner Gegenwart, was du nicht unter seinen Augen zu thun dich unterständest. Zweifelst du, daß Jener gegenwärtig sei, den du nicht siehst? Wie? wenn du ihn hörtest? wenn du ihn fühltest? Wisse, daß nicht blos durch den Anblick der Dinge Gegenwart sich zeigt. Deßhalb sollen wir darauf bedacht sein, daß wir einen reinen Wandel führen, damit wir nicht durch unheiliges Thun ihre heiligen Blicke beleidigen. Wehe uns, wenn unsere Sünden, unsere Lauigkeit im Guten sie abhält, uns unwürdig ihrer Gegenwart zu achten! Da wir nun in der Gesellschaft der Engel wandeln, so müssen wir Alles ferne von uns halten, was sie beleidigen, dagegen Alles üben und thun, was ihnen wohlgefällig ist, und somit sie erfreuen kann. Und erfreuen sie sich nicht an unserer Mäßigkeit, unserer Keuschheit, über unsere freiwillige Armuth? Finden sie nicht Wohlgefallen an unsern Gebeten, mit Thränen und Herzensgluth? Vor Allem aber verlangen diese Engel des Friedens von uns Eintracht und Liebe.

Nicht nur fürchten sollen wir unsern Schutzengel, auch ehren und lieben müssen wir ihn; denn er ist ein treuer Wächter, ein wahrer Freund, ein mächtiger Beschützer. Ungeachtet der Erhabenheit seiner Natur übernimmt er doch aus Liebe zu uns die Obhut für so geringe sündhafte Wesen. Er wacht über unsern Körper; und welche Sorge trägt er für unsere Seele? Er unterweiset, ermuthigt und speiset sie mit himmlischem Troste; durch geheime Zusprüche macht er uns auf unsere Pflichten aufmerksam. Er ist uns, was den Juden der Engel war, der sie ins gelobte Land führte; er thut für uns, was Raphael für Tobias gethan hat; er dienet uns als Führer durch die mannigfachen Gefahren dieses Lebens. Welche Gefühle der Dankbarkeit, der Ehrfurcht, des Gehorsams und des Vertrauens gegen unsern Schutzengel müssen nicht bei dieser Betrachtung in unserem Herzen entstehen? Können wir wohl der göttlichen Barmherzigkeit jemals genug danken für diese unschätzbare Wohlthat?

Als Tobias die Beweise der Liebe, die er vom Engel Raphael empfangen hatte, bei sich erwog, sagte er zu seinem Vater: Wie können wir wohl diese große Wohlthat, die er mir erwiesen hat, vergelten? Er hat mich gesund hin- und hergeführt; er hat den bösen Geist vertrieben; er hat mich errettet, als mich der große Fisch verschlingen wollte; er hat dir zu deinem Gesichte wiedergeholfen; er hat uns über alle Maßen viel Gutes gethan. Wie können wir ihm so große Wohlthaten vergelten? Voll des innigsten Dankgefühls fielen Tobias und seine Eltern auf ihr Angesicht und priesen und lobten Gott für die erwiesenen Gnaden. Auch in unsern Herzen sollen diese Empfindungen rege werden. „Lasset uns lieben,“ sagt der heilige

Bernhard, „ja herzlich lieben seine Engel, als unsere einstigen Miterben, hienieden aber als unsere Führer und Beschützer, die der himmlische Vater uns beigegeben. Was haben wir zu fürchten unter ihrem Schutze? Sie können nicht überwältigt, nicht irre geleitet werden, noch weniger uns irre leiten, die da uns bewachen, auf allen unsern Wegen. Sie sind treu, sind klug, sind mächtig; was fürchten wir?

Daher müssen wir auch ein kindliches Vertrauen auf den Schirm unseres Schutzengels setzen. „Lasset uns ihnen folgen", ruft der heilige Bernhard, „lasset uns ihnen zugethan sein, und unter dem Schutze Gottes ruhen." So oft eine schwere Versuchung auf uns losstürmt, so oft ein schweres Drangsal uns drohet, rufe deinen Beschützer an, deinen Führer, deinen Helfer in Angst und Noth. Rufe ihm zu mit den Worten: Herr, stehe uns bei, wir gehen zu Grunde! Aber, um uns dieses Schutzes, dieser Hilfe, dieser Führung würdig zu machen, müssen wir vor Allem die Sünde meiden, und auch vor den geringsten Fehlern wie vor einer Schlange fliehen, denn alles Böse ist ihnen ein Anstoß. „Gleich, wie der Rauch," sagt der heilige Basilius, „die Bienen verjagt, und der üble Geruch die Tauben, so vertreibt die Sünde den Engel, der uns als Wächter zur Seite gestellt ist." Und wie herrlich und eindringlich lautet dieses Heiligen Ermahnung an die Jungfrauen, überall und an jedem Orte die Regeln der strengsten Sittsamkeit zu beobachten. „Die Jungfrau", sagt er, „soll, wenn sie auch allein ist, sich selbst fürchten und ehren, wie ihr eigenes Gewissen und ihren Schutzengel, der unabläßig bei ihr ist." Wenn ein Mensch den Anblick des Engels, dessen Schutze er anvertraut ist, ehren und fürchten soll, um viel mehr soll dieses eine Jungfrau thun, als deren Beschirmer er ihrem Bräutigame Bürgschaft für ihre Treue geleistet hat. Besonders soll sie ihren Bräutigam ehren, der allezeit bei ihr ist, und bei dem der Vater ist und der heilige Geist sammt den Engeln und seligen Geistern. Denn obgleich diese himmlischen Wesen unsern Augen unsichtbar sind, so können wir doch ihren geistigen Blicken nicht entgehen. Fürchtet eine Jungfrau fremden Anblick, um so mehr muß sie die Schaaren dieser reinen, vortrefflichen, über alle Menschen erhabenen Geister fürchten. Sie scheuet vorzüglich den Anblick der Menge; da sie aber unmöglich sich den Augen einer so großen und heiligen Schaar entziehen kann, so wird sie sich hüten, jemals etwas zu thun, was für ihren Stand unschicklich wäre; denn vor Allem ist die Unreinigkeit des Herzens ein Laster, welches die himmlischen Geister überaus verabscheuen.

3. Oktober.

Der heilige Gerhard,

Abt zu Brogne.

Jahr 959.

Der heilige Gerhard.

Gerhard, der heilige, in der Grafschaft Namur geboren, ein naher Verwandter Hagano's, Herzogs von Niederaustrasien ward schon frühzeitig von Berengar, Grafen von Namur, mit einem wichtigen Amte betraut. Eine außerordentliche Milde des Charakters und große Liebe zur Tugend gewannen ihm die Liebe Aller, welche ihn kannten. Sein Anstand, seine Leutseligkeit und seine Neigung zum Wohlthun erhöhte noch den Glanz seiner Tugend. Seine reichen Almosen bemaß er nach seinen Einkünften, und wußte nichts von jenen eingebildeten Bedürfnissen, welche die Mildthätigkeit hemmen. Gott lohnte seine Treue mit den reichlichsten Gnaden.

Gerhards Liebe zum Gebet war außerordentlich. Als er eines Tages mit seinem Herrn von der Jagd zurückkehrte, trennte er sich von der Jagdgesellschaft und betete lange in der Kapelle zu Brogne, welche seiner Familie gehörte. „Glücklich, sagte er zu sich selbst, sind diejenigen, welche kein anderes Geschäft haben, als den Herrn Tag und Nacht zu loben, immer in seiner göttlichen Gegenwart zu leben, und ihm ohne Unterbrechung ihre Herzen zu weihen!" Um durch Andere zu ersetzen, was er selbst nicht thun konnte, ließ er im Jahre 918 zu Brogne eine Kirche bauen, die er durch Chorherren verwalten ließ.

Der Graf von Namur, welcher in Gerhard das vollste Vertrauen setzte, übertrug ihm Geschäfte, die außerordentliche Fähigkeit verlangten und schickte ihn an den fränkischen Hof, um eine höchst wichtige Angelegenheit zu besorgen. In Paris besuchte Gerhard die Abtei St. Denis. Höchlich erbaut von der Gottseligkeit der dortigen Mönche, bat er um Aufnahme in ihr Haus, die ihm auch gewährt wurde, nachdem er nicht ohne große Schwierigkeiten von seinem Herrn die Erlaubniß zum Eintritte in das Kloster erhalten hatte.

Als Novize sowohl, als nach Ablegung seines Gelübdes arbeitete er unabläßig an seiner Vervollkommnung und Ausbildung, und empfing fünf Jahre nach seinem Eintritte nach dem Willen seiner Obern die heiligen Weihen. Im Jahr 931 schickte ihn sein Abt zur Gründung eines Klosters nach Brogne; allein bald nach der Gründung desselben

verschloß er sich in eine kleine Zelle neben der Kirche, um hier als Einsiedler zu leben. Später holte man ihn aus seiner Einsamkeit, um das Haus der regulirten Chorherrn zu St. Guislin bei Mons zu reformiren. Dann betraute man ihn auf die Bitte des Herzogs Arnold I., den er wunderbarer Weise vom Steine geheilt und auf den Weg der Buße geführt hatte, mit einer Generalvisitation aller flandrischen Klöster, und erstellte in vielen derselben die klösterliche Zucht wieder her. Ebenso reformirte er die Klöster in Lothringen, in der Champagne und Picardie.

Trotz dieser anstrengenden Arbeiten änderte der Heilige nichts an seinen strengen Bußwerken, denn er verstand die Kunst bei Allem sein Gebet ununterbrochen fortzusetzen. So verfloßen zweiundzwanzig Jahre, nach welchen Gerhard eine Reise nach Rom machte, um vom Papste die Bestätigung der vorgenommenen Reformen einzuholen. Von Italien zurückgekehrt, visitirte er noch einmal alle seine Klöster und verschloß sich dann in seine Zelle, um sich zum Tode vorzubereiten. Gott rief ihn zu sich am 3. Oktober 959. Seine Reliquien befinden sich noch in der Kirche zu Brogne, welche seinen Namen trägt.

Der heilige Dionysius der Areopagite,

Bischof von Athen, Martyrer. — Jahr 121.

Der heilige Dionysius, unter der Regierung des Kaisers Augustus zu Athen von vornehmen und reichen Eltern geboren und mit ausgezeichneten Eigenschaften ausgestattet bewarb sich, nachdem er die Schulen Griechenlands und Egyptens besucht hatte, um die höchsten Aemter zu Athen. Ein hoher Ruf der Gelehrsamkeit, Seelengröße und unbescholtener Wandel eröffneten ihm leicht eine glänzende Laufbahn; er wurde zum Archonten und dann zum Mitglied des Areopags gewählt. Mitten unter diesen Ehren, dem entsprechenden Lohne weltlicher Weisheit, ergriff Gottes Gnade sein Herz und eröffnete ihm himmlische Weisheit.

Er hatte in Egypten während der Finsterniß beim Tode Jesu Christi wie aus göttlicher Eingebung ausgerufen: „Entweder leidet Gott oder er hat Mitleid mit den Leiden des Menschen!“ Er bewahrte das Andenken an dieses Wunder und forschte in den Büchern und Reden der Weisen nach den Gründen desselben zu der Zeit, als der hl. Paulus das Evangelium in Athen verkündigte, und an ihn der Befehl erging, vor dem Areopag zu erscheinen, um über seine Lehre Rechenschaft zu geben. Der muthvolle Apostel zögerte nicht, vor dieser Versammlung zu erscheinen, deren Prüfung Plato so sehr fürchtete, daß er nach Justins Zeugnisse seine Ansichten über die Einheit Gottes und über andere höchst wichtige Wahrheiten, von denen er überzeugt war, verhehlte. Der heilige Paulus redete von der Einheit Gottes, von seiner Allmacht, von der Sendung des Erlösers und von seiner glorreichen Auferstehung der Todten. Einige Athenienser lachten darüber; Andere, von dieser erhabenen Sprache betroffen und überzeugt, glaubten an die Lehre des Apostels. Unter diese gehörte auch der heilige Dionysius.

Der neue Schüler Jesu vergaß seine Volksthümlichkeit und seine heidnischen Studien, um sich eng an seinen Lehrmeister anzuschließen, der ihn mit den Lehren des Glaubens nährte. Seine Freunde wendeten Drohungen und Verfolgungen gegen ihn an, allein die Erhabenheit der christlichen Wahrheit hatte ihn überzeugt, die Schönheit der christlichen Sittenlehre hat ihn angezogen, und die Taufe verlieh ihm einen unbeugsamen Muth, ruhig zu bleiben mitten in diesen Stürmen.

Schon als Neubekehrter ward er Apostel, und bethätigte seinen Eifer an seinem Jugendfreunde Apollophanes. Ihre Glaubensverschiedenheit störte ihre Freundschaft nicht, Tag und Nacht betete der Eine für den Andern, bis endlich Apollophanes das Glück hatte, zu Smyrna bei dem heiligen Polycarp sich zu bekehren.

Wie der Muth und die Stärke des Kriegers unter den Gefahren und Mühen des Krieges wächst, so auch die Tugend unter den Schwierigkeiten, welche sich ihr entgegenstellen. Denken wir noch an die Unterweisungen des großen Apostels und besonders an die Einwirkung der Gnade, so können wir uns leicht vorstellen, welch reißende Fortschritte der heilige Dionysius in der theologischen Wissenschaft und in der christlichen Vollkommenheit machte. Der heilige Paulus übertrug ihm darum auch die Leitung der Kirche zu Athen, deren erster Bischof er nach dem Zeugnisse des Dionysius von Corinth war. Welchen Eifer, welche Heiligkeit, welchen Muth mußte er besitzen, um in dem zügellosen und lebenslustigen Athen, unter diesen vom Stolze irdischer Wissenschaft verblendeten Philosophen eine geordnete und keusche christliche Gemeinde zu bilden!

Bald war unter seiner Leitung die junge Kirche von Athen die berühmteste Kirche Griechenlands. „Seine Reden weckten hohe Begeisterung, in seinen Worten lag nichts Weichliches, oder Einschmeichelndes; sie waren lebhaft und einschneidend; man hörte mehr Seufzer als Lobsprüche, man sah mehr Thränen als Beifallsbezeugungen.“ Der Areopagite hatte den Freuden und Ehren der Welt entsagt, um die Mühen der Apostel zu theilen, Gott wollte ihn darum auch an ihren heiligen Freuden Antheil nehmen lassen. Eine himmlische Stimme rief ihn nach Jerusalem zum Tode der seligsten Jungfrau Maria, welche auf dem Berge Sion verschied. Er sah sie geschmückt mit himmlischen Schätzen aus Sehnsucht nach dem Himmel sterben, und bat sie nach ihrem Hinscheiden mit den Aposteln um ihre Fürbitte. Von neuem Eifer entflammt, begann er seine evangelischen Reisen, um die Kirche zu trösten, die während der Verfolgung ihre Hirten verloren hatten, und die im Orient ausgestreute Saat des Glaubens zu begießen. Er bereiste Anfangs Achaja und die umliegenden Gegenden, dann Asien, Phrygien und Troas. Man empfing ihn wie einen Boten vom Himmel und das über seine Wunder staunende Volk wollte ihn nicht weiter ziehen lassen.

Hier erhielt er die Kunde, daß der heilige Paulus gefangen genommen sei und dem Martyrertod entgegensehe. Er reiste nach Rom in der Hoffnung, den noch einmal zu sehen, dem er den Glauben und seine apostolische Würde verdankte; allein er kam zu spät u. konnte nur Titus, Lucas, Thimotheus, die Schüler des hl. Paulus, und Clemens, welcher den Stuhl des hl. Petrus bestieg, begrüßen.

Die dem hl. Dionysius zugeschriebenen Werke sind nach Inhalt und Sprache ausgezeichnet. Nach seiner Rückkehr von Rom errang er in einer Verfolgung die Krone des Martyrthums, er wurde zu Athen lebendig verbrannt.

4. Oktober.

Der heilige Franziskus von Assisi,

Stifter der mindern Brüder.

Jahr 1226.

Der heilige Franziskus von Assisi, machte sich das Evangelium zur Lebensregel, die er buchstäblich befolgte. Jesus Christus war sein Vorbild, und immer war es seine Sorge, den Menschen seine Liebe einzuflößen; zugleich war er ein ausgezeichnetes Muster der Buße. Gott belohnte ihn mit den kostbarsten Gnaden und ehrte ihn mit unerhörten Gunstbezeugungen.

Franziskus wurde zu Assisi in Umbrien im Jahre 1182 unter Papst Lucius III. geboren. Sein Vater, Peter Bernardone, war ein reicher Kaufmann, seine Mutter, Pica, hatte nur zwei Kinder, unsern Franziskus und Angela, die sich später verheirathete. Gott der oft die Heiligkeit seiner Diener durch bedeutungsvolle Ereignisse ankündigt, wollte auch bei der Geburt des Franziskus Vorzeichen seiner künftigen Heiligkeit geben. Pica lag schon mehrere Tage in heftigen Geburtswehen, als ihr ein Mann in Pilgerkleidung rieth, ihr Kind in einem Stalle auf Stroh zu entbinden. So seltsam dieser Rath war, so befolgte man ihn doch. Die Kranke ward in einen nahen Stall gebracht und hier glücklich entbunden, ein Umstand, in welchem die erste Aehnlichkeit des Heiligen mit dem armen und demüthigen Jesus Christus zu Tage tritt. Der Stall wurde in eine Kapelle verwandelt und San Francesco il Piccolo genannt.

Der heilige Franziskus von Assisi.

Die Mutter ließ ihm in der Taufe den Namen J o h a n n e s geben; sein Vater war damals in Frankreich. Ein unbekannter Fremder erbot sich, das Kind aus der Taufe zu heben und man gestattet es, da man wohl etwas Außerordentliches in seiner Person ahnte. Nach der Taufe verschwand der Unbekannte, ließ aber den Eindruck seiner Kniee in dem Marmor vor dem Altare zurück, den man noch in der Kathedralkirche nebst dem Taufbrunnen zeigt.

Die Eltern erzogen Franziskus sehr sorgfältig und ließen ihn bei den Geistlichen der Pfarrei St. Georg studiren. Nachdem er sich einige Bildung erworben, wurde er im Handlungsgeschäfte verwendet, er lernte zum Zweck der

Correspondenzführung die französische Sprache und zwar so leicht, daß ihn der Vater den Franzosen nannte.

Franziskus zeigte Anfangs einen großen Hang zu Vergnügungen und ein lebhaftes Verlangen nach Reichthum, doch wußte er diese Neigungen immer in gehörigen Schranken zu halten. Er hatte es sich zur Pflicht gemacht, keinem Armen einen Almosen zu verweigern, der ihn um Gottes Willen bitten würde. Eines Tages, als er sehr beschäftigt war, entließ er einen Armen ohne Almosen, sogleich aber machte er sich Vorwürfe über diesen Mangel an Liebe, und eilte dem abgewiesenen Unglücklichen nach, um seinen Fehler gut zu machen. Von jetzt an verpflichtete er sich durch ein Gelübde, jedem, der ihn darum bitten würde, ein Almosen zu geben, und hielt das Gelübde getreulich bis zum Tode.

Seine Liebe, Milde und Leutseligkeit machte ihn allgemein beliebt. So oft er von der Liebe Gottes sprechen hörte, fühlte er sich innerlich bewegt, eine Probe seiner Geduld gab er in einer gefährlichen Krankheit. Als er wieder hergestellt war, ließ er sich reiche Kleider machen und ritt zur Erholung spazieren. Als er durch die Ebene von Assisi ritt, begegneter er einem armen schlecht gekleideten Edelmanne. Sein Anblick rührte ihn, er zog seine Kleider aus und vertauschte sie mit den Lumpen des Unglücklichen. In der folgenden Nacht sah er im Traum einen prächtigen Palast voll Waffen, die mit dem Kreuze bezeichnet waren, und glaubte eine Stimme zu vernehmen, welche sagte, diese Waffen seien für ihn und seine Soldaten, wenn sie das Kreuz tragen und muthig unter seiner Fahne streiten wollen.

Nach diesem geheimnißvollen Traume fühlte er mehr Innigkeit im Gebete; die irdischen Dinge schienen ihm nunmehr verachtungswürdig und er verlegte sich nur auf Selbstverleugnung, um sich zur Aufnahme der Gnade geeigneter zu machen. Als er eines Tages einem Aussätzigen begegnete, wich er voll Schauder zurück, alsbald kam er wieder zu sich und umarmte und beschenkte den Aussätzigen.

Es gefiel ihm nur noch in der Einsamkeit, und er bat Gott ohne Unterlaß, ihm seinen Willen zu offenbaren. Eines Tages glaubte er im Gebete Christus am Kreuze zu sehen. Diese Erscheinung machte solchen Eindruck auf ihn, daß er beim Andenken an die Leiden des Erlösers die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, und von dieser Zeit an schien er ganz durchdrungen vom Geiste der Andacht, der Armuth und Liebe.

Oft besuchte er die Spitäler, wo er mit außerordentlicher Liebe die Kranken pflegte; er küßte sogar ihre Geschwüre, ohne auf die Weichlichkeit und auf das Widerstreben der Natur zu hören. Hatte er kein Geld mehr für die Armen so gab er ihnen die Kleider vom Leibe. Auf einer Wallfahrt zu den Gräbern der Apostel traf er eine Menge Armer an der Pforte der Peterskirche; da gab er seine Kleider demjenigen, der ihm der Dürftigste zu sein schien, bedeckte sich selbst mit seinen Lumpen und blieb den ganzen Tag unter diesen Bettlern. Diese demüthige Handlung ward mit reichen Gnaden belohnt.

Er ergriff jede Gelegenheit, sein Fleisch zu kreuzigen. Als er einst in der Kirche St. Damian, welche außerhalb der Stadt Assisi lag, betete, glaubte er von dem Bilde des Gekreuzigten, vor welchem er kniete, eine Stimme zu vernehmen, welche ihm dreimal sagte: „Gehe, Franziskus und stelle mein Haus wieder her, das du in Trümmer fallen siehest.“ Er nahm diese Worte buchstäblich und meinte, er müsse ihm die baufällige Kirche des heiligen Damian herstellen. Er steht auf und geht nach Hause, nimmt mehrere Ballen Tuch, verkauft sie zu Foligny und bringt den Erlös dem Priester der Kirche St. Damian, mit der Bitte, bei ihm bleiben zu dürfen. Der Priester gewährte ihm die Bitte, schlug aber das Geld aus, welches Franziskus nahm und auf ein Fenstergesimse der Kirche warf.

Als sein Vater den Vorfall erfuhr, eilte er voll Zorn in die Kirche St. Damian. Franziskus verbarg sich einige Tage, dann erschien er wieder in den Straßen von Assisi; allein er war so entstellt und so schlecht gekleidet, daß ihn das Volk wie einen Narren verfolgte, doch er ertrug diese Demüthigung mit Freuden. Sein Vater, seines Zornes nicht mächtig, nahm ihn mit nach Hause und sperrte ihn nach harter Mißhandlung in ein finsteres Zimmer. Als Bernardone auf einer Reise abwesend war, befreite ihn seine Mutter und er kehrte wieder zur Kirche St. Damian zurück. Sein Vater suchte ihn daselbst wieder auf und da er ihn nicht zur Heimkehr bewegen konnte, überhäufte er ihn mit Unbilden und Schlägen und gab sich nicht eher zufrieden, als bis er das Geld wieder empfangen hatte, welches noch auf dem Gesimse des Kirchenfensters lag. Er schlug seinem Sohne vor, in Gegenwart des Bischofs der Stadt auf sein Vermögen zu verzichten. Franziskus nahm den Vorschlag an und entsagte Allem mit der Bemerkung, er wolle ein Schüler Jesu Christi werden und sei als solcher bereit, Alles für ihn zu dulden. Als er mit seinem Vater bei dem Bischofe war, machte er in der gesetzlich vorgeschriebenen Form seine Verzichtleistung; dann zog er in seinem Feuereifer seine Kleider aus und sagte zu seinem Vater mit sanfter Ruhe: „Bisher habe ich dich meinen Vater auf Erden genannt, jetzt aber kann ich mit gutem Grunde sagen: „Mein Vater, der du bist im Himmel, auf den ich all mein Vertrauen und meine Hoffnung gesetzt habe.“ Der Bischof schloß ihn, bis zu Thränen gerührt, in seine Arme, bedeckte ihn mit seinem Mantel und befahl seinen Dienern, ihm Kleider zu bringen. Man fand zufällig einen alten Mantel von einem Bedienten des Bischofs. Franziskus nahm ihn mit Dank an, warf ihn über sich und zeichnete mit Kreide ein Kreuz darauf. Dies geschah im Jahre 1206; der Heilige zählte damals fünfundzwanzig Jahre.

Als er den bischöflichen Palast verlassen hatte, suchte er außerhalb der Stadt einen einsamen Ort und sang unterwegs mit lauter Stimme das Lob Gottes. In einem Walde begegnete ihm eine Bande von Räubern, die ihn fragten, wer er sei. „Ich bin,“ erwiderte er, „der Herold des großen Königs.“ Ueber diese Antwort aufgebracht, schlugen sie ihn und warfen ihn in einen mit Schnee gefüllten Graben. Er freute sich

dieser Mißhandlung und fuhr fort, das Lob Gottes zu singen. Endlich gelangte er zu einem Kloster, wo er als Bettler ein Almosen empfing. Zu Gubio nahm ihn ein Einwohner der Stadt, welcher ihn kannte, in sein Haus und gab ihm ein anständiges, aber einfaches und ärmliches, nach Art der Eremitenröcke zugeschnittenes Kleid. Während seines Aufenthaltes zu Gubio besuchte er oft die Aussätzigen im Spital, wusch ihnen die Füße und bediente sie mit eigenen Händen, bisweilen verband und küßte er sogar ihre Geschwüre.

Immer nach der Ansicht, er müsse die Kirche St. Damian herstellen, begann er zu diesem Zwecke Almosen zu sammeln. Selbst nach Assisi kam er zu betteln, wo er einst ein beträchtliches Vermögen besessen hatte. Seine Verwandten und alten Freunde thaten ihm alle möglichen Beschimpfungen an, allein er benützte diese Prüfung zur Uebung der Demuth.

Als man die St. Damianskirche wieder aufbaute, mischte er sich unter die Arbeiter, trug selbst die Steine herbei u. diente als Handlanger; zugleich arbeitete er bei der Herstellung einer alten Kirche zum hl. Petrus, gegen den er eine große Andacht hegte. Darauf ließ er sich bei einer kleinen Kirche nieder, welche zu einem Benediktinerkloster gehörte und Portiuncula genannt wurde, weil sie auf einem kleinen Grundstücke stand, welches jenem Kloster gehörte. Sie war ungefähr eine Meile von Assisi entfernt und Unserer lieben Frau von den Engeln gewidmet, aber ganz zerfallen. Ihre Aermlichkeit und einsame Lage gefiel Franziskus und er wählte hier seinen Aufenthalt. Auch diese Kirche stellte er 1207 wieder her und empfing hier im Gebete viele himmlische Gnaden.

Als er einst zwei Jahre später die heilige Messe hörte, fühlte er sich von den Worten des Evangeliums: „Ihr sollt weder Gold noch Silber, noch Reisevorräthe haben, noch zwei Kleider, noch Schuhe, noch einen Stab," lebhaft ergriffen. Nach der heiligen Messe bat er den Priester, ihm die Stelle zu erklären. Er verstand sie buchstäblich und wandte sie auf sich selbst an, warf sein Geld, seine Schuhe, Rock und Gürtel von sich und zog ein ärmliches Kleid an, das er mit einem Stricke befestigte. Diese Kleidung, welche er im folgenden Jahre seinen Schülern vorschrieb, war bei den Hirten und armen Landleuten jener Gegend Italiens gewöhnlich; er fügte später einen kurzen Mantel mit einer Kapuze als Kopfbedeckung hinzu. Im Jahre 1260 ließ der heilige Bonaventura die Kaputze etwas länger machen, damit sie Kopf und Schultern bedeckte. Man sieht noch zu Assisi, Florenz und an einigen anderen Orten Italiens einige von den Gewändern des Dieners Gottes.

Glühend von Eifer für die Ehre Gottes mahnte Franziskus die Sünder zur Buße und er that es mit solcher Salbung, daß Alle, die ihn hörten, tief gerührt wurden. Er begann seine Reden mit folgenden Worten, die ihm nach seiner spätern Aussage von Gott waren geoffenbart worden: „Der Herr sei mit euch."

Es war der Gruß, dessen sich Jesus Christus und nach seinem Beispiel der hl. Paulus zu bedienen pflegte. Der Heilige war bereits mit der Gabe der Weissagung und der Wunder beschenkt worden. Als er für die Kirche St. Damian bettelte, pflegte er zu sagen: „Helft mir diesen Bau vollenden. Es wird dort ein Kloster von Frauen entstehen, welche durch ihre Tugenden Unsern Herrn in der ganzen Kirche verherrlichen werden;" eine Weissagung, welche fünf Jahre später durch die heilige Clara bewahrheitet wurde.

Franziskus gelobt Armuth und kleidet sich in Lumpen.
(Nach einem Freskogemälde des 14. Jahrh.)

Ein Mann aus dem Herzogthume Spoleto hatte ein Gesicht, das ganz von einem fürchterlichen Krebs angefressen war. Da alle Heilmittel sich als fruchtlos erwiesen hatten, machte er mehrere Wallfahrten, allein auch diese waren umsonst. Endlich beschloß er, den heiligen Franziskus aufzusuchen; voll Ehrfurcht gegen den Heiligen, wollte er sich ihm zu Füßen werfen, allein dieser ließ es nicht geschehen und heilte seine Wunde durch einen Kuß. „Ich weiß nicht," sagte der heilige Bonaventura

was mehr zu bewundern ist, dieser Kuß oder diese Heilung.

Der von Tag zu Tag steigende Ruf seiner Heiligkeit führte ihm Schüler zu. Bernhard von Quintavalla war einer der Ersten. Peter von Catana, Chorherr an der Domkirche zu Assisi gesellte sich ihnen bei, und Franziskus gab ihnen am 16. August 1209 sein Kleid. Dieser Tag gilt als der Gründungstag seines Ordens. Andere dagegen nehmen den Tag an, wo Franziskus nach Anhörung des erwähnten Evangeliums seine neue Lebensweise anfing.

Nachdem Franziskus noch einen dritten Schüler aufgenommen hatte, begab er sich nach Rom und erhielt vom Papste Innocenz IV. eine mündliche Genehmigung seiner Stiftung. Zurückgekehrt wohnte er mit seinen Schülern in einer kleinen Hütte in der Nähe von Assisi, bei dem Flüßchen Rivo=Torto. Einige Zeit brachte er mit ihnen in der Mark Ancona zu, um Buße zu predigen; dann nahmen sie alle ihren Aufenthalt zu Portiuncula. Ihre Zahl wuchs und bald stand Franziskus an der Spitze von 127 Schülern.

Er verfaßte für sie eine Regel, welche nichts anderes war als eine Sammlung der Vorschriften des Evangeliums; dazu fügte er einige Bemerkungen, um Gleichmäßigkeit der Lebensweise zu begründen. Er empfiehlt darin seinen Brüdern Handarbeit, und verbietet ihnen Geld anzunehmen; nur das zu ihrem Lebensunterhalte Nothwendige gestattete er ihnen anzunehmen. Er empfiehlt ihnen, sich des Bettelns nicht zu schämen, sondern sich an die Armuth Jesu Christi zu erinnern, und verbietet ihnen, an welchem Ort es auch sei, ohne Erlaubnis des Bischofs zu predigen.

Die Hauptabsicht des hl. Franziskus und seiner Genossen ging Anfangs dahin, eine Gesellschaft von Männern zu bilden, welche in der Einsamkeit der Welt abgestorben, nur allein für Jesus Christus leben sollten; allein später fühlte der hl. Stifter ein glühendes Verlangen, die Sünder zur Buße zu führen. Als er vom Papste die Erlaubniß erhalten hatte Buße zu predigen, reiste er mit seinen zwölf Schülern von Rom aus durch das Thal von Spoleto zu der Hütte am Rivo=Torto. Von hier aus gingen sie oft zu predigen in die Nachbarschaft, etwas später traten ihnen die Benediktiner vom Berge Subazzo die Portiunculakirche ab, un-

Der hl. Franziskus empfängt sterbend das Abendmahl. (Nach Rubens im Museum zu Antwerpen.)

ter der Bedingung, daß sie immer als Hauptort ihres Ordens betrachtet würde. Der Heilige wollte sie nicht als Eigenthum, sondern nur zum Gebrauche annehmen. Jedes Jahr schickte er seinen Wohlthätern gleichsam als Abgabe einen Korb mit Fischen aus einem benachbarten Bache.

Der Heilige war sehr besorgt, den Geist des Eigenthums von seinem Orden fern zu halten, und er konnte mit voller Wahrheit sagen, er besitze nichts auf Erden. Er rühmte sich, ein Schüler desjenigen zu sein, welcher aus Liebe zu uns in einem Stalle geboren werden wollte; der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte; der nur von der Mildthätigkeit des Volkes lebte und vollständig entblößt am Kreuze starb, unsere Sünden zu sühnen und uns von der Begierlichkeit, vom Stolze, von der Sinnlichkeit und vom Ehrgeiz zu heilen.

Als ihn seine Schüler einst fragten, welche Tugend Gott am angenehmsten sei, sagte er: „Die Armuth ist der Weg des Heils, die Amme der Demuth und die Wurzel der Vollkommenheit. Ihre Früchte sind verborgen, aber sie mehren sich in unendlichem Maße." Den Geist der Armuth nannte er das Fundament seines Ordens. Mehrmals ließ er Häuser, die man seinen Mönchen geschenkt hatte, niederreißen, weil er sie zu groß und zu kostbar fand für Leute, welche sich standesgemäß der strengsten Uebung der evangelischen Armuth geweiht hatten. Seine Regel ging dahin, die Kirchen seines Ordens sollten klein und niedrig, und die übrigen Gebäulichkeiten von Holz sein.

Seine Liebe zur Buße war außerordentlich. Er gestattete seiner Natur kaum das Nothwendige, und war erfinderisch in Mitteln der Abtödtung seines Leibes. Die bloße Erde diente ihm gewöhnlich als Lagerstätte; er schlief sitzend, das Haupt auf ein Stück Holz oder auf einen Stein gestützt. Selten aß er, außer im Falle einer Krankheit, etwas Gekochtes; waren aber seine Speisen am Feuer zubereitet worden, so mischte er oft Wasser, oder gar Asche darein. Er trank nur Wasser und zwar nur wenig, selbst bei großer Hitze. Er hielt jährlich acht Fastenzeiten. Uebrigens glaubte er seinen Brüdern den Genuß von Fleisch gestatten zu müssen.

Wir können seine Wachsamkeit über sich selbst und die strengen Bußwerke, welche er übte, nicht mit Stillschweigen übergehen. Eines Tages wälzte er sich nach einer strengen Geißelung im Schnee. Der Muth, womit er bei dieser Gelegenheit den bösen Feind bekämpfte, verschaffte ihm einen vollständigen Sieg und er fühlte in der Folgezeit nie mehr eine Versuchung zur Unreinigkeit, er suchte übrigens immer mit strengster Genauigkeit auch jeden Schein von Gefahr zu vermeiden. „Die Gelegenheiten, sagte er zu sich selbst, schwächen den stärksten Menschen. Man ist bald besiegt, wenn man sich sicher wähnt. Findet der böse Feind nur einen kleinen Vortheil, so erregt er einen gefährlichen Krieg."

Der Glanz dieser Tugenden war durch tiefe Demuth noch erhöht. Franziskus betrachtete sich als den verächtlichsten Menschen und wünschte vor Allem dafür gehalten zu werden; er liebte Beschimpfungen und floh Lob und Ehre. Hörte er sich loben, so sagte er zu sich selbst: „Der Mensch ist in Wahrheit nur das, was er in den Augen Gottes ist." Wenn er Ehrenbezeugungen nicht hindern konnte, war er mit geheimer Beschämung erfüllt. Aus Demuth weigerte er sich, Priester zu werden, und blieb Diakon sein ganzes Leben hindurch.

Vorzüglich gern übte er den Gehorsam. Oft fragte er die niedrigsten seiner Genossen um Rath, obwohl er mit seltener Klugheit und sogar mit der Gabe der Weissagung begabt war. Auf seinen Reisen gehorchte er dem Bruder der ihn begleitete. Er betrachtete es als eine der größten Gnaden, die ihm Gott gewährt hatte, daß er eben so gut einem einfachen Novizen wie dem klügsten Bruder gehorchen konnte. Franziskus hatte einen ungemeinen Abscheu gegen jede Heuchelei oder Verstellung. Jedes Jahr nach Epiphanie verschloß er sich vierzig Tage in seine Zelle, um das Fasten Jesu in der Wüste zu feiern, und verdoppelte während dieser Zeit seine Bußwerke und Gebete. Bei seinen sehr häufigen Communionen hatte er oft Entzückungen. Die Tagzeiten betete er jeden Tag stehend und entblößten Hauptes, gewöhnlich in Thränen schwimmend und ohne sich, auch wenn er durch Krankheit geschwächt war, auf etwas zu stützen. Auf der Reise blieb er zum Gebete der Tagzeiten stehen, um mehr Aufmerksamkeit und Geistessammlung zu haben. Seine Andacht erstreckte sich zwar auf alle Geheimnisse des Lebens des Erlösers, aber den stärksten Eindruck machten auf ihn die der Geburt und des Leidens, weil er aus denselben am meisten die Liebe zur Armuth und zur vollkommenen Selbstentäußerung hervorleuchten sah. Er war ganz außer sich, wenn er von der Menschwerdung redete oder reden hörte. Die Worte: das Wort ist Fleisch geworden erzeugten in ihm eine wunderbare Rührung.

Auch zur seligsten Jungfrau, die er zur besonderen Beschützerin seines Ordens erwählt hatte, hegte er eine zarte Andacht. Er fastete ihr zu Ehren vom Fest des heiligen Petrus und Paulus bis zum Himmelfahrtsfeste. Auch fastete er vierzig Tage zu Ehren der heiligen Engel und besonders des heiligen Erzengels Michael, und vierzig Tage vom Feste Allerheiligen an. Man sieht daraus, daß er außer andern Bußwerken, denen er sich unterzog, fast das ganze Jahr hindurch fastete. Sein Eifer verschaffte ihm Tröstungen und Gnaden, welche Gott nur auserwählten Seelen gewährt. Gott gab ihm jene hohe Einsicht, welche die Wahrheiten der heiligen Schrift durchdringt und eröffnete ihm die Zukunft durch die Gabe der Weissagung.

Sein Eifer für das Heil der Seelen gab ihm den Gedanken ein, den Muhamedanern und andern in den Finsternissen des Unglaubens liegenden Völker das Evangelium zu verkünden.

Er schiffte sich nach Syrien ein, allein ein heftiger Sturm verschlug ihn an die Küste von Dalmatien. Unvermögend weiter zu reisen, mußte er nach Italien zurückkehren. Im Jahr 1214 reiste er nach Marocco ab, allein Gott hielt ihn durch eine Krankheit in Spanien zurück und er kam nicht nach Afrika. In Spanien wirkte er mehrere Wunder und gründete einige Häuser für seine Schüler, dann kehrte er durch Languedoc nach Italien zurück.

Der neue Orden gewann unterdessen täglich an Ansehen. Seine Mitglieder waren unter dem Namen

mindere Brüder bekannt, den ihnen der heilige Stifter gegeben hatte, damit sie nie vergäßen, sich als die niedrigsten unter den Menschen anzusehen. Mehrere Städte wollten solche vom Geiste des heiligen Franziskus beseelte Männer besitzen; es entstanden Klöster seines Ordens zu Cortona, Arezzo, Pisa, Bologna, Florenz u. s. w. In weniger als drei Jahren zählte der Heilige schon sechzig Häuser seiner Regel.

Im Jahre 1212 gab er der heiligen Klara das Ordenskleid und leitete sie in der Gründung des sogenannten zweiten Ordens des heiligen Franziskus. Die Jungfrauen dieses Ordens sammelten sich im Kloster des heiligen Damian zu Assisi, und er leitete sie, allein nie gestattete er bei seinen Lebzeiten seinen Brüdern, die Leitung eines Frauenklosters zu übernehmen. Allein Cardinal Hugolin, der Beschützer dieses Ordens, war in diesem Punkte weniger streng. Franziskus war nur darum so streng, um desto sicherer den Herzen seiner Brüder die Reinigkeit zu erhalten.

Zehn Jahre später, im Jahre 1219, erhielt Franziskus das berühmte Generalkapitel von den Matten, so genannt, weil die anwesenden Mönche in Hütten wohnten, welche aus Matten rings um das Kloster Portiuncula erbaut waren. Nach dem heiligen Bonaventura waren 5000 Mönche anwesend. Als Einige derselben ihn baten, beim Papste die Erlaubnis auszuwirken, daß sie überall ohne Genehmigung der Bischöfe predigen dürften, erwiderte er bewegt: „Wie meine Brüder, ihr kennt den Willen Gottes nicht? Er will, daß wir zuerst die Obern durch Ehrfurcht und Demuth gewinnen, dann werden wir durch Wort und Beispiel die Völker für Gott gewinnen. Wenn die Bischöfe sehen, daß ihr heilig lebet, werden sie selbst euch bitten, am Heile der ihnen anvertrauten Seelen zu arbeiten. Euer besonderes Vorrecht sei, kein Vorrecht zu haben, welches Euch Stolz machen und Streit erregen könnte."

Er hatte im Jahre 1216 einige seiner Mönche nach Deutschland geschickt, allein ohne bedeutenden Erfolg. Nach dem eben erwähnten Kapitel schickte er andere nach Griechenland, Afrika, Frankreich, Spanien und England, und überall wurden sie als wahre Diener Gottes aufgenommen. Für sich selbst behielt er die Mission in Syrien und Egypten, in der Hoffnung, dort die Martyrerkrone zu erringen. Angelegenheiten seines Ordens nöthigten ihn übrigens, seine Abreise zu verschieben.

Als im Jahre 1219 die Missionen des Heiligen vom Papste Honorius III. genehmigt wurden, schiffte sich derselbe mit 11 Mönchen zu Ankona ein. Ueber Cypern gelangten sie in glücklicher Fahrt nach Ptolomäis in Palästina. Die Kreuzfahrer belagerten gerade die Stadt Damiette in Egypten, und Franziskus kam, von Bruder Illuminatus begleitet, in das Lager der Kreuzfahrer. Mit aller Kraft suchte er ihnen eine Schlacht abzurathen, weil er im Geiste die Niederlage der Christen voraussah; allein man hörte nicht auf seinen Rath. Die Christen bereuten es bald; sie rückten aus ihren Verschanzungen, um den Kampf aufzunehmen und wurden mit Verlust zurückgeschlagen. Sechstausend Leichen bedeckten das Schlachtfeld. Doch setzten die Christen die Belagerung fort und bemächtigten sich der Stadt.

Während sich die beiden Heere gegenüberstanden, begab sich Franziskus, von seinem Eifer hingerissen, furchtlos in das Lager der Sarazenen. Als ihn die Kundschafter der Ungläubigen aufhielten, rief er ihnen zu: „Ich bin ein Christ, führet mich zu eurem Herrn." Er ward wirklich vor den Sultan geführt, der ihn fragte, was ihn in sein Lager geführt habe. „Ich bin," erwiderte Franziskus unerschrocken, „nicht von Menschen, sondern vom allerhöchsten Gott selbst abgesandt, um dir und deinem Volke durch Verkündigung des Evangeliums den Weg des Heils zu zeigen." Der Sultan staunte über solchen Muth und lud Franziskus ein, bei ihm zu bleiben, aber der Mann Gottes antwortete ihm: „Wenn ihr, du und dein Volk, das Wort Gottes hören wollet, so will ich gerne bei euch bleiben; schwanket ihr aber zwischen Christus und Muhamed, dann laß ein großes Feuer anzünden, ich werde mit deinen Priestern hineinschreiten, damit ihr sehet, welches die wahre Religion ist." Der Sultan erwiderte, er glaube nicht, daß einer seiner Priester diese Herausforderung annehmen oder sich für seine Religion martern lassen würde; er fürchte übrigens, es möchte einen Aufstand geben. Seine Geschenke wies der Heilige zurück. Nach einigen Tagen ließ er ihn unter guter Bedeckung in das Lager des Kreuzheeres führen, aus Furcht, seine Reden möchten auf die Muhamedaner Eindruck machen und sie zum Christenthum bekehren. Beim Abschiede sagte er zu ihm: „Bete für mich, daß mir Gott die wahre Religion zu erkennen gebe, und den Muth verleihe, sie anzunehmen." Von dieser Zeit an zeigte sich der Sultan günstiger gegen die Christen, und einige Schriftsteller behaupten sogar, er habe kurz vor seinem Tode sich taufen lassen.

Franziskus kehrte über Palästina nach Italien zurück und erfuhr bei seiner Ankunft daselbst, daß die fünf Missionäre, welche er zu den Mauren geschickt hatte, zu Marocco die Krone des Martyrthums erlangt hätten. Allein seine Freude über diese Kunde ward durch den Anblick der Mißbräuche getrübt, welche sich in seinen Orden eingeschlichen hatten. Ihr Urheber war Elias, welchen der Heilige als Generalvikar aufgestellt hatte, damit er während seiner Abwesenheit im Oriente den Orden leite. Dieser treulose Mönch hatte die Heiligkeit seines Standes vergessen; es waren Neuerungen vorgenommen worden, die er nicht gehindert, sondern durch sein eigenes Beispiel begünstigt hatte. Der Heilige entsetzte ihn seines Amtes und ließ Peter von Cortona, einen durch seine Regeltreue ausgezeichneten Mönch, zum Generalvikar wählen, bis nach dessen Tod im Jahr 1221 Elias wieder eingesetzt wurde. Im Jahr 1223 erhielt der Heilige vom Papste Honorius III. die Bestätigung des berühmten Ablasses, welcher kurz zuvor der Portiunculakirche war gewährt worden.

Seine Ordensregel war bisher nur mündlich bestätigt worden. Der Heilige übergab sie in verbesserter Gestalt dem Papste Honorius III., welcher sie durch eine Bulle vom 20. November 1223 bestätigte. Als der

Dekan des heiligen Collegiums bei dieser Gelegenheit den heiligen Franziskus einlud, eine Rede zu halten, sprach dieser in Gegenwart des Papstes und der Cardinäle mit solcher Kraft und Würde, daß die ganze Versammlung dadurch äußerst gerührt ward.

Im Jahre 1215 hatte der Graf Orlando Catanio dem Heiligen eine anmuthige Einöde auf dem Berg Alverno, der zu den Apeninnen gehört, unfern von Camaldoli und Vallumbrosa geschenkt. Man baute hier auf Kosten des Grafen, der sich glücklich schätzte, dem Diener Gottes einen Beweis seiner Verehrung geben zu können, ein Kloster und eine Kirche. Der Heilige weilte gerne an diesem Orte. Hier besuchte ihn die Mutter des heiligen Bonaventura, und bat ihn kniefällig, durch sein Gebet ihr vierjähriges schwerkrankes Kind zu heilen. Der Heilige warf sich voll Mitleid zum Gebete nieder, und sogleich wurde das Kind gesund. Kurz vor seinem Tode sah Franziskus das Kind seines Gebetes wieder. In himmlischer Erleuchtung erkannte er in diesem Kinde Einen der Seinigen und offenbarte ihm alle Gnaden, mit denen ihn Gottes Barmherzigkeit überhäufen werde und rief beim Anblick seiner künftigen Größe in prophetischer Entzückung aus: O buona ventura! und von da an nannte man den kleinen Johann von Fidenza nur noch Bonaventura.

Gegen das Fest der Himmelfahrt Mariä im Jahr 1224 zog sich Franziskus an die einsamste Stelle des Berges Alverno zurück, wo ihm seine Genossen eine kleine Zelle bauten Den Pater Leo behielt er bei sich, erklärte aber, daß er bis zum Feste des heiligen Michael fast Niemand mehr sprechen werde.

Der Heilige kehrte aus dieser Einsamkeit zurück, mehr als je vom Feuer der göttlichen Liebe entflammt, und die zwei Jahre, welche er noch verlebte, waren so zu sagen ein Martyrthum der Liebe; doch war er mit Schmerzen und Krankheiten geplagt. Als seine Krankheit im Jahr 1225 gefährlicher wurde, ließ er sich auf die Bitte des Cardinals Hugolin und des Elias von den geschicktesten Aerzten von Rieti behandeln. Trotz seiner großen Schmerzen unterbrach er sein Gebet nicht. Er bat, daß man ihn nach seinem Tode als den letzten unter den Menschen behandle und auf dem Begräbnißplatze der Missethäter begrabe.

Kurz vor seinem Tode diktirte er sein Testament, in welchem er seinen Brüdern ans Herz legte, immer die Priester zu ehren, die Regel treu zu halten und Händearbeit zu treiben, nicht des Gewinnes, sondern des guten Beispiels halber und um den Müßiggang zu vermeiden. „Bekommen wir nichts für unsere Arbeit,“ sagt er, „so laßt uns an die Tafel des Herrn sitzen und an den Thüren um Almosen bitten.“ Dann ließ er ein von ihm selbst verfaßtes Danklied singen, ließ sich auf die Erde legen, mahnte seine Brüder zur Liebe Gottes, zur Uebung der Armuth und Geduld, und gab dann Allen, den Abwesenden sowohl als den Anwesenden seinen Segen. „Lebt wohl, meine Kinder,“ sagte er, „bleibet immer in der Furcht des Herrn. Die Zeit der Prüfung und der Trübsal naht, glücklich, die im angefangenen Guten verharren! Ich aber eile zu Gott und empfehle euch Alle seiner Gnade.“ Noch ließ er sich die Leidensgeschichte nach dem heiligen Johannes vorlesen, betete dann den Psalm: Mit meiner Stimme rufe ich zu dem Herrn,“ und verschied, als er die letzte Strophe vollendet hatte, am 4. October 1226, im 45. Lebensjahre.

Sein Leib wurde in der St. Georgskirche zu Assisi beigesetzt. Papst Gregor IX. sprach ihn im Jahre 1228 am 16. Juli in eben dieser Kirche heilig.

5. Oktober.

Der heilige Placidus und Genossen,

Martyrer.

Jahr 546.

Als während des Aufenthaltes des heiligen Benediktus zu Subjaco sich der Ruf von seiner Heiligkeit auch in die Ferne verbreitete, wurden ihm von den berühmtesten Familien die Kinder zur Erziehung anvertraut. Unter diesen hatte auch der Patrizier Tertullus seinen Sohn Placidus in einem Alter von sieben Jahren der Leitung des heiligen Benediktus übergeben, dessen Herz noch unverdorben und deßhalb für alle Lehren der Tugend, die sein heiliger Lehrer ihm gab, weit empfänglicher war. Auch Aquitius hatte ihm seinen zwölfjährigen Sohn Maurus anvertraut, um diesen in allen Tugenden durch das Beispiel und die Lehre des Gottesmannes zu vervollkommnen.

Eines Tages fiel nach der Mittheilung des heiligen Gregor der junge Placidus in den See von Subjaco, wohin er um Wasser zu schöpfen gegangen war. Der heilige Benediktus, obwohl in seine Zelle verschlossen, wußte auf der Stelle diesen Unfall. Er rief Maurus mit den Worten herbei: „Eile mein Sohn, das Kind ist in das Wasser gefallen.“ Vor seinem Abgange verlangte Maurus von ihm den Segen und befolgte sogleich den Befehl seines Lehrers; eilte auf dem Wasser dem Orte zu, wo Placidus schwimmt, ergreift ihn an den Haaren und bringt ihn glücklich ans Gestade. Hier erst nahm Maurus wahr, daß er auf dem Wasser gewandelt war. Dieses Wunder schrieb der heilige Benedikt dem Gehorsam seines Zöglings zu; der Zögling hin-

gegen dem Befehle und dem Segen seines heiligen Lehrers. Placidus aber entschied den Streit, indem er sagte: Als ich aus dem Wasser gezogen wurde, sah ich über meinem Haupte den Pelz des Abtes und ihn selbst mir beistehen. Die Mönche pflegten nämlich einen Schafpelz über ihren Schultern zu tragen.

Die wunderbare Rettung seines Lebens betrachtete man als das Bild dessen, was die Gnade zu seiner Rettung aus dem Abgrunde der Sünde gethan hatte. Fortwandelnd auf der Tugendbahn, gelangte Placidus nach und nach zu einer solchen Höhe der Vollkommenheit, daß der heilige Benedikt ihm mit der innigsten Zärtlichkeit und Liebe zugethan war, und ihn im Jahr 528 mit sich auf den Berg Cassino nahm. Früher hatte Placidus wegen seines jugendlichen Alters weder Tonsur noch Klostergewand erhalten. Jetzt aber in vorgerückteren Jahren stand der Aufnahme ins Kloster nichts mehr im Wege. Sein Vater Tertullus, welcher der Hauptstifter dieses Klosters auf dem Berge Cassino war, machte kurz darauf einen Besuch bei beiden, und war durch die Tugendhaftigkeit seines Sohnes so gerührt, daß er, um dem heiligen Benedikt einen Beweis seiner Erkenntlichkeit zu geben, ihm einen Theil seiner Güter, die er in der Umgegend besaß, zum Geschenk machte, und noch andere in Sicilien hinzufügte, wo der heilige Patriarch ein Kloster unfern Messina stiftete, zu dessen Abte Placidus in einem Alter von sechsundzwanzig Jahren gewählt wurde. Seine Ankunft in Sicilien setzt man ins Jahr 541, einige Zeit vor dem Tode des heiligen Benedikt.

Unter seinen Brüdern begründete er jenen Geist der Abgeschiedenheit, des Gebets und der Abtödtung, den er aus den Lehren des heiligen Ordensstifters geschöpft hatte. Er selbst ging mit dem besten Beispiele seinen Brüdern voran, und diente ihnen als erhabenes Muster seltener Gottseligkeit und hoher christlicher Vollkommenheit. Auch er war wie sein heiliger Lehrer, von Gott mit außerordentlichen Gaben begnadigt. Er richtete das Kloster ganz wie zu Cassino ein, und dadurch gelangte es zu einem großem Ruhme, der besonders dem Vorsteher desselben dem heiligen Placidus, allgemeine Bewunderung und Verehrung erwarb, und sich selbst bis nach Rom verbreitete. Dieses bewog Eutychius und Victorinus, zwei Brüder des Placidus und dessen Schwester Flavia eine Reise von Rom nach Sicilien zu unternehmen, um ihren geliebten Bruder, den sie schon so lange Zeit nicht mehr gesehen hatten, zu besuchen nnd seines gottseligen Umganges ein Zeit lang zu genießen. Groß natürlich war die Freude besonders des heiligen Placidus, als er so unerwartet seine Geschwister wieder nach so langer Zeit erblickte, und die ersten Tage nach ihrer Zusammenkunft eilten schnell wie Stunden in Unterhaltungen hin, wie sie nur ächte reine Liebe und Gottseligkeit zu verschaffen im Stande ist. Aber ein unerwartetes Ereigniß zerstörte plötzlich diese Glückseligkeit und vereinigte Placidus, seine Geschwister und alle Bewohner des Klosters zu dem Genusse der ewigen Freuden im Himmel. Das Kloster wurde in einer Nacht von Ungläubigen, wahrscheinlich Seeräubern, überfallen, Placidus, seine Geschwister und die Mönche des Kloster ergriffen, in Fesseln geworfen und mehrere Tage hindurch gemartert und zuletzt alle getödtet. Unerschütterlich blieben die heiligen Martyrer bei dem heiligen Bekenntnisse trotz aller Qualen und Martern, mit denen die Barbaren sie abtrünnig zu machen suchten und besiegelten freudig ihren Glauben mit ihrem Blute. Mit gränzenloser Wuth zerstörten die Ungläubigen das Kloster und zogen unter Frohlocken über das schauderhafte Werk ihrer Grausamkeit davon. Aber die strafende Hand der Gerechtigkeit traf sie mitten in ihrem Frevelmuthe. Ein furchtbarer Sturm überraschte sie mitten auf der Rückfahrt und begrub diese Frevelschaar in die Fluthen des tobenden Meeres. Die Leichen der heiligen Martyrer wurden von Gordianus, der allein den Händen der Mörder entkommen war, beerdigt. Bald darauf wurde das Kloster wieder aufgebaut und blühte Jahrhunderte fort als die Pflanzschule der Gottseligkeit und Gelehrsamkeit.

Mögen diese standhaften Martyrer uns als Beispiel dienen, auch in den größten Versuchungen der bösen Welt, in Noth und Verfolgung mit Muth und Ausdauer deinem heiligen Namen, o gütiger Gott, getreu zu bleiben.

Die heilige Galla,

Wittwe.

Sechstes Jahrhundert.

Eine Tochter des Patriciers Symmachus des Jüngern war Galla, den Theodorich, König der Ostgothen in Italien, ebenso grausam als ungerecht hatte hinrichten lassen. Schon von Jugend auf zeigte Galla eine große Liebe zur Tugend. Noch sehr jung bewog man sie in die Ehe zu treten, aber schon nach Verfluß eines Jahres wurde diese durch den Tod ihres Gatten getrennt. Eine junge Wittwe, welche Körperreize schmücken und Reichthümer zum Gegenstande der Bewerber machen, ist den Verlockungen der Welt unaufhörlich ausgesetzt. Aber trotz aller Reize, die die verführerische Welt aufbot, um sie aufs Neue in das Joch der Ehe zu fesseln, kannte sie kein anderes Verlangen, keine andere Sehnsucht, als sich das Wohlgefallen Gottes zu erringen, und alle Reichthümer und Schätze von sich werfend, alle Ehren, durch die man sie an die Welt zu fesseln suchte, von sich weisend, fand sie ihr einziges Glück darin, ihrer Neigung zum abgeschiedenen Leben folgen zu können. Von Andacht zu den heiligen Aposteln, Petrus und Paulus, durchdrungen, veranstaltete sie den Bau einer Zelle neben den Gräbern derselben auf dem Vatican, um sich dort ohne Unterbrechung den Uebungen aller gottseligen Werke zu widmen. Zu diesem Zwecke hatte sie auch ihre sehr beträchtlichen Güter unter die Armen

vertheilt, um durch keine weltlichen Angelegenheiten die geistigen zu beschränken oder gar zu stören. Schwer waren die Abtödtungen der Buße, durch deren Auflegung sie ihren Körper züchtigte, um diesen von allen unerlaubten Begierden zu reinigen, denen auch oft das frömmste Gemüth unterworfen ist. Aber mit Muth und Standhaftigkeit kämpfte sie gegen alle Versuchungen des Widersachers der Heiligen, und besiegte glorreich denselben, daß er von ihr ablassen mußte trotz seiner wiederholten Angriffe. — Demüthig und in Liebe zu Gott aufgelöst, nahm sie in diesen schweren Zeitpunkten ihre Zuflucht zum innigsten Gebete, durch das sie sich Kraft und Stärke von Gott erflehte. Und der Allgütige, dessen Auge mit Wohlgefallen auf dem in solchen Kämpfen mit Muth ringenden ruht, sandte Hilfe zu rechter Zeit durch seine Engel, die ihr den Kampf erleichterten und den Weg zum Siege bahnten. Deßhalb wetteiferten auch die Bischöfe und die Heiligen, welche damals die abendländische Kirche zierten, in den Lobeserhebungen ihrer Tugenden und ihrer Gottesliebe. Mit gelehrigem Herzen nahm sie von diesen heiligen Männern die Mahnungen an, die sie ihr zur Festigung ihres Glaubens, ihrer Liebe zu Gott, und ihrer Standhaftigkeit und Ausdauer in allen Versuchungen gaben; denn sie betrachtete sie als Hauptmittel, welche ihr Gott zu ihrer eigenen Heiligung darbiete. Noch sind Briefe vorhanden, die der heilige Fulgentius an sie aus dem Orte seiner Verbannung richtete. Die letzten Jahre ihres Lebens waren ein ununterbrochener Wechsel von Krankheiten, wohl eine Folge ihrer strengen Abtödtungen und Kämpfe.

Einige Zeit vor ihrem Tode bekam sie den Krebs, der ihr die furchtbarsten Schmerzen verursachte, welch sie aber mit der größten Ergebung als Läuterungsmittel von den Sünden ertrug. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vollendete sie das Martyrthum der Buße.

Tod der heiligen Galla.

6. Oktober.

Der heilige Bruno,
Stifter des Karthäuserordens.
Jahr 1101.

Die Mönche des heiligen Benedikt widmeten sich dem Gebete und dem Anbau der durch die Einfälle der Barbaren verwüsteten Länder; der Orden des heiligen Augustinus brachte den neuen Völkern das Evangelium. Das thätige christliche Leben war durch diese beiden Ordensfamilien vollständig vertreten, es fehlte aber noch im Abendlande das beschauliche Leben, es mußte noch auf Bergen und in einsamen Thälern Heiligthümer gebaut werden, wo Gott auserwählte und liebende Seelen nach den Worten des Isajas, durch Gebet und Betrachtung an sich fesselte, welche, wie Maria im Evangelium, zu den Füßen des Herrn säßen, während Martha in den Wirren äußerer Geschäfte thätig war.

Im Jahr 1035 wurde zu Cöln Derjenige geboren, welcher den in vorzüglicher Weise beschaulichen Orden in die Kirche einführen sollte. Bruno zeichnete sich schon als Kind durch Reinheit und Frömmigkeit aus, und erfreute sich frühe schon der Gunst des heiligen Bischofs Hanno, welcher ihm ein Canonicat an seine Kirche gab um ihm die nöthigen Mittel zum Studieren zu verschaffen. Der junge Bruno kam auf die Schule zu Rheims, dann nach Paris, wo er wegen seiner wissenschaftlichen Bildung, Tugend und Charaktergröße bewundert wurde. Sein Ruf verschaffte ihm bald die ehrenvollsten Aemter. Die hohe Schule von Rheims übertrug ihm die Kanzlerwürde und wählte ihn zu ihrem Vorsteher, und der Erzbischof Gervasius nahm ihn unter seine Domherren auf. Bruno zählte als Professor berühmte Männer unter seinen Schülern, einer derselben bestieg unter dem Namen Urban II. den Stuhl Petri. Es war ihm nur um seine glänzende Laufbahn als Professor zu thun, als er im Namen der Kirche und der Menschenwürde einen mühevollen Kampf gegen den gottlosen Manasses I. führte, welcher den erzbischöflichen Stuhl von Rheims durch Luxus und Sittenlosigkeit entehrte. Bruno siegte und Manasses wurde durch das Concil von Autour im Jahre 1077 abgesetzt. Unter den Beifallsbezeugungen der Christenheit hätte sich Bruno seines Triumphes freuen können, allein schon trug er in seiner Seele andere Gedanken und einen heiligen Ehrgeiz. An den Sommerabenden setzte er sich nach seinen strengen geistigen

Arbeiten mit seinem Freunde Fulcius unter die Bäume des Gartens, wo sie von den falschen Freuden der Erde und von den reinen und unschuldigen Wonnen des ewigen Lebens mit einander redeten, und in der Tiefe ihrer Herzen die Sehnsucht erwachen fühlten, die Welt zu verlassen, um in der Stille der Einsamkeit Gott zu finden. Eines Morgens finden die Schüler den Lehrstuhl leer; voll Angst warten sie auf den Lehrer, als ein anderer Professor bewegt ihnen die Nachricht bringt, Bruno habe sein Vermögen unter die Armen vertheilt, seine Bücher seinen Freunden geschenkt und sei mit Raoul und Fulcius fortgereist, um nicht wiederzukehren.

Die Pforten der Abtei Molesme öffneten sich diesen Männern, welche, weltliche Ehre fliehend, sich unter die Leitung des heiligen Robert stellen wollten. Sie hatten mit diesem großen Meister in der Wissenschaft des Heils häufig Unterredungen über klösterliche Einrichtungen. Bruno gewann dabei manche Lichtblicke und erkannte in sich den Beruf, dem Mönchsleben eine neue Gestalt zu geben. Der heilige Robert unterstützte seine Pläne und schenkte ihm die Einöde von Seche-Fontaine, welche seinem Kloster gehörte. Dahin zog sich Bruno mit seinen ehemaligen Schülern von Rheims zurück, welche ihn in seiner Einöde aufsuchten und ihm sagten: „Dein Aufenthaltsort wird auch der unsrige, deine Familie auch die unsrige sein, wir wollen mit dir leben und sterben.“ Aber nicht lange blieben die neuen Einsiedler in Seche-Fontaine, ein geheimnißvoller Zug trieb sie gegen die Alpen, wo die Adler ihre Jugend erneuern.

Die Berge haben im Christenthum etwas Heiliges an sich; die Menschen können alles zerstören, aber die Berge bleiben wie ein unzerstörbares Denkmal der Verträge zwischen Gott und den Menschen stehen. Man denke an Tabor, Sinai, Carmel; die Berge empfangen zuerst die Strahlen der aufgehenden Sonne, und viele Seelen, welche sich nach den ersten Strahlen der Sonne der Gerechtigkeit sehnten, haben sich in Bergeseinsamkeit zurückgezogen.

Um diese Zeit hatte der heilige Hugo, Bischof von Grenoble, ein ehemaliger Schüler Bruno's zu Rheims, einen seltsamen Traum; er wurde in finsterer Nacht mitten in die Berge von Chartreuse versetzt; hier auf freien, von düstern Wäldern umgebenen und von drohenden Felsen überragten Plätzen schien ihm der Herr sich einen prächtigen Tempel zu bauen, zugleich schien es ihm, als ob sieben glänzende Sterne sich auf dem Gipfel des Gebäudes niederließen und es mit einem geheimnißvollen, reinen Lichte umgäben. Am folgenden Tage warf sich Bruno mit seinen sechs Gefährten dem heiligen Bischofe zu Füßen mit den Worten: „Der Ruf Eurer Weisheit und der Wohlgeruch Eurer Tugenden hat uns zu Euch gezogen. Wir suchen, wie die Einsiedler alter Tage, eine Einöde, um vor den Stürmen der Welt geschützt zu sein. Gebt uns in Euren Bergen die Einsamkeit, die wir suchen. Hugo hieß tief bewegt die frommen Fremden aufstehen, umarmte sie und erkannte in ihnen alte Freunde und einen verehrten Lehrer. Nun begriff er auch die Bedeutung der sieben Sterne, welche er über der Einöde von Chartreuse hatte glänzen sehen. Bruno blieb einige Tage zu Grenoble, um sich mit Hugo über die Satzungen des Ordens zu besprechen, den er in die Kirche einführen wollte. Wie erhaben müssen die Besprechungen dieser Männer gewesen sein, die sich über die Grundlagen des beschaulichen Ordens von Chartreuse beriethen, welcher eine so mächtige Lebenskraft entfaltete, daß er nie einer Reform bedurfte. Nach sieben Jahrhunderten steht er noch unter den Ruinen politischer Verbindungen und menschlicher Einrichtungen.

Der heil. Hugo empfängt den heil. Bruno u. seine Genossen.

Der hl. Hugo schilderte diesen Männern die Einöde von Chartreuse oder die Karthause als einen fürchterlichen Ort, als einen Aufenthalt wilder Thiere, um ihnen jede Ueberraschung zu ersparen und den Ernst ihres Entschlusses zu prüfen. „Ihr werdet dort nichts finden,“ sagte er, „als Felsen, eine schneidende Kälte, strenge Winter, keine Früchte, keine Vegetation, rauschende Sturzbäche, stille Wälder; ihr werdet es nicht aushalten. Aber Bruno und seine Freunde verloren den Muth nicht, sie nahmen diesen Wohnort trotz seiner Wildheit und strengen Kälte an als würdigen Schauplatz der Buße, welcher sie ihr Leben widmen wollten. Die Uebergabsakte der Einöde, auf welche Klöster und Ritter bisher Anspüche gehabt hatten, wurde in Gegenwart des Volkes verlesen und auf dem Altare unserer lieben Frau zu Grenoble niedergelegt.

Im Juni 1084, einige Tage vor dem Feste des heiligen Johannes des Täufers führte der heilige Hugo Bruno und seine Gefährten in die Einöde Chartreuse. Als sie die Höhen von Montfleuri u. Cornac erstiegen hatten, warfen sie einen letzten Blick auf das schöne Thal von Graisivoudan, das sich südlich erstreckte; dann gingen sie durch die sogenannte Pforte, unzugängliche Felsen, welche eine natürliche Pforte zu der Wüste bildeten. Nach einem Weg von vier Stunden kamen sie an den Ort, wo jetzt die Kapelle des heiligen Bruno steht. Es war kein Wasser an dem Orte, der heilige Bischof von Grenoble schlug, ein zweiter Moses, an den Felsen, worauf eine Quelle hervorsprudelte, welche seitdem Quelle des heiligen Bruno genannt wird. Bruno und seine Schüler bauten nun je fünf Ellen

von einander abstehend ärmliche Hütten, welche sich an ungeheure Felstrümmer anlehnten, die vom Hochgebirg heruntergestürzt waren. Jeder Mönch hatte Anfangs für sich allein eine Zelle, da aber ihre Zahl sich mehrte, mußten bald je zwei eine Zelle theilen, bis neue gebaut waren. Die Zelle des heiligen Bruno stand über der Quelle und ist bis auf den heutigen Tag noch erhalten. Der glückliche Patriarch entfernte sich täglich auf einige Zeit von seinen Gefährten, drang in die Tannenwälder, und suchte die düstersten und wildesten Plätze auf, um sich hier seinen heiligen und geheimnißvollen Betrachtungen hinzugeben.

Hugo richtete im Juli 1084 von Grenoble aus an die Gläubigen seines Bisthums folgenden Brief: „Unsere Brüder, die Mönche der Karthause, haben durch ihre Flucht in diese Einöde bewiesen, daß sie Gott gefallen und der Welt entfliehen wollen. Um nach Kräften diesen Wunsch zu unterstützen und ihnen die nöthige Ruhe und Sicherheit zu verschaffen, haben Wir ihnen erlaubt, ein Thor und ein kleines Gebäude über die Brücke bauen zu lassen, welche die Grenze ihrer Besitzungen bildet. Wir bitten darum im Namen der christlichen Liebe, und wenn es nöthig wäre, befehlen Wir Kraft Unsres Amtes, daß die Jäger die erwähnte Brücke nicht überschreiten sollen. Wir untersagen auf allen Ländereien der Karthäusermönche den Fischfang und jede Jagd, auch die Jagd durch Fallen und Garn, und verbieten, daß man dort weiden, oder auch nur Heerden und Hausthiere durchziehen lasse."

Im Jahre 1085 waren im März die Berge von Chartreuse noch mit Schnee bedeckt, als der heilige Hugo von einer frommen Menge begleitet, die kleine ärmliche Kapelle zu Unserer lieben Frau von den Hütten einweihte, welche so genannt wurde, um das Andenken an die hölzernen Hütten der ersten Karthäusermönche zu verewigen. Sie steht noch auf diesem Platze und man dürfte nicht leicht ein stilleres Heiligthum finden, wo die Seele gesammelter der Betrachtung obliegen könnte.

Bruno lebte mit seinen Genossen der Arbeit und dem Gebete; sie hatten große Heerden, aus deren Ertrag sie ihren Lebensunterhalt bezogen. Das christliche Europa bewunderte sie wegen ihrer Tugenden, und die gleichzeitigen Schriftsteller, Guibert v. Nogent und Peter der Ehrwürdige, erzählen wunderbare Dinge von ihnen.

Nach sechs Jahren brachte ein unerwartetes Ereigniß eine Störung in die stille Genossenschaft. Urban II. hatte im Jahr 1088 den Stuhl Petri bestiegen. Zu Chatillon in der Diözese Rheims geboren, war dieser Papst ein Schüler Bruno's gewesen und hatte ihm seitdem viele Beweise seiner Erkenntlichkeit und Freundschaft gegeben. Er fühlte das Gewicht der Tiara und wünschte denjenigen bei sich zu haben, den er seinen inniggeliebten Lehrer nannte und dessen nützliche Rathschläge er schätzen gelernt hatte, damit er ihm helfe, seine Bürde würdig zu tragen. Er fühlte wohl, daß er den Wünschen Bruno's Gewalt anthun würde, wenn er ihn seiner theuren Einsamkeit entrisse und in den Tumult irdischer Geschäfte riefe. Allein diese persönlichen Rücksichten mußten höheren Beweggründen weichen, das Wohl der gesammten Christenheit schien ihm die Anwesenheit des berühmten Einsiedlers zu Rom zu erheischen. Er schrieb darum an Bruno, und bat ihn, zu ihm zu kommen, mit der Bemerkung, daß er, um jeder Weigerung entgegenzutreten, ihm nöthigenfalls als sein Oberer und als Haupt der Kirche befehlen würde.

Als Bruno den Brief des Papstes gelesen hatte, schickte er sich an, seinen Befehlen zu gehorchen. Er ernannte als Prior an seiner Stelle Landwin, einen der sechs Genossen, die sich gleich Anfangs an ihn angeschlossen hatten, und bereitete sich zur Abreise Als die Mönche seinen Entschluß erfuhren, waren sie vom tiefsten Schmerz erfüllt. In ihrer kindlichen Liebe zu ihrem geistigen Vater konnten sie sich nicht mit den Gedanken vertraut machen, ihn verlieren zu müssen; sie erklärten, ohne ihn das Leben in dieser Einöde nicht ertragen zu können, wenn er bliebe, würden auch sie mit Freuden bleiben, würde er aber gehen, so könnte sie nichts abhalten, ihm zu folgen. Von ihren Thränen gerührt, versuchte Bruno Anfangs sie zu beruhigen und ihnen Muth einzusprechen, endlich aber gab er ihren lebhaften und liebevollen Bitten nach und erlaubte ihnen, ihm nach Rom nachzufolgen, wohin er eiligst vorausging, um den dringenden Wünschen Urbans II. nachzukommen.

Bald folgten ihm die Brüder nach Rom, als sie aber einige Zeit dort zugebracht hatten, bereuten sie ihre Einöde verlassen zu haben. An den Ufern der Tiber sitzend, gedachten sie ihrer frommen Betrachtungen, ihrer glühenden Gebete, ihrer aufmerksamen Lesungen, der geistlichen Tröstungen in der Einsamkeit der Karthause und weinten. Bruno hieß sie dahin zurückkehren, und der heilige Hugo widmete ihnen von Neuem seine Sorgfalt. Der heilige Patriarch, welcher nicht nach Ruhm eines Ordensstifters geizte, und der seinen Schülern weder seinen Namen, noch geschriebene Satzungen gab, blieb zu Rom. Ohne Zweifel schmerzte ihn die Abwesenheit von seinen Bergen auch, allein er betrachtete sich als gefügiges Werkzeug in der Hand der Kirche. Es waren arge Zeiten der Sittenlosigkeit, Simonie, Kriege, Empörungen, Schismen und Ketzereien. Bruno's Rathschläge kamen Urban II. sehr zu Statten, welcher den Frieden in der Christenheit herstellte und zu Kreuzzügen aufforderte. Allein welche Unruhe war an die Stelle stiller Betrachtungen getreten! Von einem Concil zum andern laufen, immer Zweifel lösen, immer Irrthümer bekämpfen, Verwirrtes in Ordnung bringen, das war für Bruno wahrhaft eine Zeit der Sühnung und Buße. Endlich kam die Zeit, daß seine Dienste weniger nothwendig schienen. Bruno schlug die ihm angetragene Cardinalswürde und das Erzbisthum Reggio aus, nahm aber von dem frommen Herzog Roger einen einsamen Winkel in einer Gebirgsgegend an und gründete, da er nicht zu der Karthause zurück kehren konnte, in den Gebirgen von Calabrien ein neues Asyl nach dem Muster des alten, wonach er sich sehnte. In einem Brief an den Probst Raoul zu

Rheims beschreibt Bruno seine Einöde in Calabrien folgendermaßen: „Eine weite lachende Ebene zieht sich zwischen Bergen hin, die sich weithin dehnen und den fernen Horizont begränzen. Die Luft ist rein, grüne Wiesen, blumige Ebenen ergötzen das Auge, die Bäume sind mit Früchten beladen, ein Fluß, mehrere Bäche, eine Quelle fließenden Wassers und schattige Büsche unterhalten Fruchtbarkeit und Kühle. Der Mensch genießt freudig das entzückende Schauspiel, welches ihm dieser ländl. Aufenthalt gewährt, denn man kann den Bogen nicht immer gespannt halten und wenn der Geist durch Arbeit oder Beschäftigung mit geistl. Uebungen ermüdet ist, erquickt er sich wunderbar beim Anblick einer schönen Natur." Dieses ital. Kloster bevölkerte sich sehr schnell, denn damals war jeder Zufluchtsort des Glaubens und des Gebetes bald gefüllt. Das Beispiel der Selbstaufopferung wirkte ansteckend, der Staatsmann der Krieger, der Arzt umgürtete sich mit dem Bußkleid. Weder Triumphe des Ehrgeizes, noch die Reize der Wissenschaft, noch kriegerische Lust vermochte sie dann der Stille des Klosters zu entreißen, wo ihre Seele Gott und den Frieden gefunden hatte.

Der hl. Bruno stellt den Karthäuserorden unter den Schutz der hl. Jungfrau
Nach einem Gemälde des 17. Jahrhunderts.

Der heilige Bruno verfaßte in den letzten Jahren seines Lebens für seine Schüler eine Erklärung einiger Bücher der heiligen Schrift, und wir besitzen noch zwei dieser kostbaren Werke. Seine Erklärung der Psalmen verdiente mehr gekannt, ja in den Händen aller Gläubigen zu sein.

Bruno hatte auf der Erde nichts mehr zu suchen, er war seines Sohnes würdig. Der Tod traf ihn unter dem Gebete und endigte sanft seine Abtödtungen, welche sein Alter nicht vermindert hatten, im Jahr 1102. Auf seinem Grabe geschahen zahlreiche Wunder, die ihm den Namen eines Heiligen verschafften.

Der Karthäuserorden verbreitete sich in Italien, Spanien, England, Deutschland und in der Schweiz. Die ganze Welt bewunderte die Tugenden und die Wissenschaft der Karthäuser, denn sie thaten von Anfang an viel für die kirchl. Wissenschaft. Als sie dem Grafen von Nevers das Silberzeug, das er ihnen geschenkt hatte, zurückschickten, gab er ihnen Thierfelle und Pergament, was sie zum Bücherabschreiben nöthig hatten. Obwohl arm, hatten sie doch eine reiche Bibliothek.

Das Abschreiben von Handschriften war im Mittelalter ein wichtiges Geschäft. Der ehrwürdige Guigo, der 5. Generalprior der Karthäuser, schrieb in seinen Ordenssatzungen: „Durch Bücherabschreiben werden wir Herolde der Wahrheit." Ludolph von Sachsen (im Jahre 1330) schrieb eines der mystischen Bücher des Mittelalters, das Leben des Erlösers Jesus. Denis Rykel (im Jahre 1471), ein Mann von wunderbarem Gedächtnisse und hohem Geiste erklärte die hl. Schrift, war theologischer Forscher und schrieb wundervolle ascetische Abhandlungen. Lorenz Surius (i. J. 1578) gab uns in lat. Sprache die mystischen Schätze eines Ruysbrok, Suso, Tauler, Gropper, die erste Sammlung von Concilienbeschlüssen und eine herrliche Sammlung von Lebensbeschreibungen der Heiligen, die von dem hl. Pius V. ausdrücklich belobt und gebilligt wurde. Johann Lansperg (i. J. 1539) suchte schon als Jüngling in einer einsamen Karthause Gott durch Gebet und Studium, in der Stille der Wälder, in der Betrachtung der Schönheiten der Natur. Auf jeder Zeile seiner kostbaren Werke sieht man, wie er sich zu Gott und zur seligsten Jungfrau erhebt durch den Anblick einer sprudelnden Quelle, des gestirnten Himmels, einer blumigen Wiese, furchtsamer Tauben, die auf dem grauen Dach des Klosters flatterten, des kleinen Gartens neben seiner Zelle, der ihn auf tausendfache Weise an den Himmel erinnerte, durch den Sang der Vögel auf den Zweigen, durch das klagende Blöcken

der Lämmer, die zum Stalle zurückkehrten. Johannes leiht der nach der Sünde seufzenden und auch in Gefangenschaft schmachtenden Natur seine Stimme; bei jedem Schritte bricht er in Gebet aus, denn auf jedem Schritte findet er ein schwaches und leidendes Wesen, welches des Gebetes bedürftig ist. Man kann nichts Schöneres lesen, als die Betrachtung dieses Mönches. Man begreift, wenn man sie gelesen hat, besser die geheimen Beziehungen zwischen der Natur und der menschlichen Seele. Man darf übrigens durchaus nicht glauben, die frommen Asceten in den Karthausen hätten das menschliche Herz nicht gekannt. Wenn wir die erwähnten Bücher aus der Vergessenheit und aus dem Staube hervorziehen, so finden wir darin so viele Geheimnisse unseres Herzens aufgedeckt, daß wir vor Ueberraschung uns beschämt fühlen.

Woher diese Kenntnisse in solcher Einsamkeit? Die Karthäuser lesen mit der Lampe Jesu Christi und der klugen Jungfrauen jeden Morgen und Abend, jede Stunde bei Tag und Nacht in der Natur des Menschen, sie untersuchen die Winkel ihres eigenen Herzens, und so kennen sie, ohne aus ihrem Herzen herauszugehen, den Grund der irdischen Dinge besser als wir, die wir von verschiedenen Leidenschaften und endlosen Geschäften beunruhigt sind. Ihr glücklichen Mönche, haltet uns durch eure Gebete aufrecht, während wir für die Kirche streiten!

Der Karthäuserorden schloß eine große Zahl von Heiligen in sich, welche die Welt zu kennen nicht würdig war; sie sah an ihnen nichts Großes, aber was an ihnen verborgen und nur dem Auge sichtbar war, das Alles sieht, war wundervoll. „Die Karthäuser, sagt Cardinal Bona, sind Wunder der Welt. Sie leben im Fleische, als hätten sie keines, sie sind Engel auf Erden, die den hl. Johannes den Täufer in der Wüste darstellen; sie sind die Hauptzierde der Braut Jesu Christi; sie sind Adler, welche ihren Flug zum Himmel nehmen; mit Recht zieht man ihr Institut allen andern Orden vor." Rousseau gesteht zu, er sei auf die Berge gegangen, um dort seltene Pflanzen zu suchen und er habe dort seltene Tugenden gefunden, und er schrieb in das Album des Klosters die Worte: „O Erhabenheit, o Tiefe des Glaubens!" Ducis schreibt in einem Briefe an den Akademiker Thomas: „Ich habe die Einöde des hl. Bruno, seine Quelle, seine Kapelle, den Stein, worauf er zum Gebete kniete, gesehen. Ich habe das ganze Haus betrachtet und mit den Mönchen gesprochen; Alles stimmte mich zu großer Freude und Ruhe. Menschliche Unruhen steigen nicht auf diese Höhen." Nie werde ich die himml. Zufriedenheit vergessen, welche auf dem Gesichte dieser Mönche sichtlich ausgeprägt ist. Die Welt hat keinen Begriff von diesem Frieden; er läßt sich fühlen, aber nicht in Worte fassen. Zwei Nächte brachte ich in einer Zelle zu und trennte mich nur ungern von diesem Hause des Friedens."

Es lohnte sich der Mühe, alle ruhmvollen Namen des Ordens des hl. Bruno aufzuzählen und das Leben des hl. Anthelm, Bischofs von Lincoln und des großen Cardinals Albergati, Erzbischof von Bologna, des Freundes und Rathgebers der Päpste Martin V., Eugen IV., Nikolaus V. und Pius II. zu schildern, welcher dreimal als Gesandter Frieden und Eintracht nach Frankreich brachte, Kirchenversammlungen leitete, seine Geistlichkeit verbesserte und die schöne Karthause zu Florenz gründete.

Steigen wir nun nach Chartreuse selbst hinauf. Auf steilem Wege gelangt man nach mehreren Stunden an die Pforte des Klosters, welche ein Bild der seligsten Jungfrau und des hl. Bruno schmückt. Der Arme und Fremde können zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht mit Vertrauen an der Klosterpforte läuten, sie finden hier christliche Gastfreundschaft. Die beiden Wasserbecken in dem großen Hofraume sind ein Sinnbild der Wasser des ewigen Lebens. Die lange Vorderseite des Gebäudes, die euch alsbald in die Augen fällt, enthält Zimmer für die Gäste. Der 381 Fuß lange Gang dient als Vorplatz für das Kloster. Zur Rechten befinden sich die Zellen der Beamten des Hauses, des Oekonomen, Kellermeisters und des Beichtvaters; zur Linken ist die Hauskapelle, wo sich täglich die Brüder zu ihren frommen Uebungen versammeln; die Kirche, einfach und reinlich, die Pforte, welche zum kleinen Kloster führt, das gothisch gebaute Refektorium, die Küche und Speisekammer. In der Tiefe des Gebäudes befindet sich die Wohnung des Priors, die Bibliothek, die Archive und die Kapitelssäle. Seitwärts von diesen Gebäuden steht das große Kloster, welches ein langes durch 130 Fenster beleuchtetes Viereck bildet. Es ist 673 Fuß lang und 72 Fuß breit. Ringsumher sind die 36 Zellen der Mönche, jede von der andern durch einen Garten getrennt. Jedes dieser Häuschen enthält ein Schlaf- und ein Studierzimmer, ein Arbeitszimmer und einen Holzschuppen. Die Hausgeräthe sind von polirtem Tannenholz. Das Kloster, wovon ein Theil aus dem 13. Jahrhunderte stammt, ist in drei Höfe getheilt, in der Mitte steht die Todtenkapelle und der Kirchhof, die Ruhestätte so vieler Heiligen.

Da wir das Haus kennen, wollen wir auch dessen Bewohner kennen lernen und der Tagesordnung eines Karthäusers folgen. Er steht um 6 Uhr auf, betet, geht in den Chor zur Prim und hört die Conventualmesse, dann liest er die hl. Messe in einer besondern Kapelle und begibt sich darauf zu frommer und gelehrter Lektüre in seine Zelle. Gegen Mittag bringt man ihm sein Mittagsmahl, welches er allein und stillschweigend einnimmt, denn die Karthäuser essen nur am Sonntage, an hohen Festtagen und am Todestage eines ihrer Brüder, der für diese Engel im Fleische als Festtag gilt, gemeinschaftlich im Refektorium. Nach Tisch im Sommer ein Spaziergang im Garten, Blumenzucht: im Winter sägt man Holz, schafft die für den Tag nothwendigen Bedürfnisse bei, ordnet sein kleines Hauswesen, und beginnt dann von Neuem Gebet und Studium. Um 6 Uhr eine kleine Erfrischung (Abendessen) und Schlafengehen. Um 10 Uhr das nächtliche Offizium.

Lawinen zerstörten das alte Kloster des hl. Bruno, Guigo, der fünfte Generalprior, ließ es wieder aufbauen; Feuersbrünste u. Religionskriege zerstörten es von neuem, Le Masson baute es in seiner jetzigen Gestalt wieder auf. Die Revolution vertrieb die frommen Wüstenbewohner, aber i. J. 1816 kehrte der Generalprior Moisonnier wieder in das verwüstete Haus des Gebets u. der Buße zurück.

7. Oktober.

Der heilige Markus,

Papst. — Jahr 336.

Der hl. Markus, zu Rom geboren, wurde Geistlicher daselbst, diente als solcher Gott mit vielem Eifer, und zeichnete sich auch durch seine große Nächstenliebe aus. Die Verfolgung, welche im Abendland im Anfange des Jahres 305 aufgehört hatte, entbrannte bald darauf unter Maxentius von Neuem. Der hl. Markus, welcher die der Kirche drohenden Gefahren wohl überschaute, wachte mit größter Sorgfalt über das Heil der Gläubigen und benützte die Zwischenräume, in welchen die Wuth der Heiden etwas nachließ, dazu die Schüler Jesu Christi im Glauben zu bestärken. Er wußte, daß der Teufel nie einen Waffenstillstand schließt und daß man in Zeiten der Ruhe sich vor seinen Schlingen wohl hüten müsse. Man wählte ihn zum Nachfolger des heil. Papstes Sylvester, unter dessen Pontificat er der Kirche große Dienste geleistet hatte. Er bestieg den Stuhl Petri am 18. Januar 336. Aber nur acht Monate und zwanzig Tage hatte er denselben inne, da er schon am 7. Oktbr. desselben Jahres starb. Er baute zwei Kirchen, eine an der ardeatischen Straße, die andere innerhalb der Stadt in der Nähe des Capitols. Man setzte ihn an der ardeatischen Straße auf dem Kirchhofe der heil. Balbina bei. — Der heilige Markus hatte ihn aus Ehrfurcht gegen die darin ruhenden Martyrer verschönert, ohne daran zu denken, daß derselbe einst seinen Namen tragen werde. — Papst Damasus lobte in seiner Grabschrift seine außerordentliche Uneigennützigkeit, seine vollkommene Verachtung aller irdischen Dinge und seine große Liebe zum Gebet, wodurch er auf sein Volk reichen Segen herabflehte. — Im fünften Jahrhundert wurde eine Kirche ihm zu Ehren gebaut, in welche Gregor VII. seine Reliquien bringen ließ.

Der heilige Markus.

Der heil. Sergius und der heil. Bachus,

Martyrer. — Viertes Jahrhundert.

Diese beiden Heiligen dienten mit Auszeichnung als Offiziere in dem kaiserlichen Kriegsheere und wurden unter Maximian nach grausamen Martern zu Rasaphus in Syrien zum Tode geführt. Man zeigte dort vor Alters ihr Grab, das durch viele Wunder berühmt war und Alexander der Diöcesan-Bischof ließ ihnen zu Ehren im Jahre 431 eine prächtige Kirche bauen. Justinian befestigte die Stadt aus Verehrung für ihre Reliquien und nannte sie Sergiopolis; auch ließ er an verschiedenen Orten im Morgenland Kirchen ihnen zu Ehren bauen. Sergius und Bachus sind Patrone einer seit dem 7. Jahrhundert berühmten Kirche zu Rom; auch bestehen daselbst zwei andere Kirchen ihres Namens, von denen die eine, zu den Bergen genannt, dem russischen Collegium gehört. In derselben bewahrt man einen Theil ihrer Reliquien, welche in der Zeit der Kreuzzüge aus Syrien dahin gebracht wurden. Auch die Domkirche zu Prag zum heiligen Vitus besitzt einen Theil dieser kostbaren Ueberreste, welche sie im Jahre 1354 von Kaiser Karl IV. erhielt. Einige Reliquien der heiligen Martyrer besitzt gleichfalls die Kirche des heiligen Benedikt zu Paris.

An dem gleichen Tage ehrt man zu Rom die heil. Martyrer Marcellus und Apulejus. Im J. 872 schickte der Papst ihre Reliquien dem Kaiser Ludwig II. und die Kaiserin Aegilberte schenkte dieselben dem von ihr gegründeten Nonnenkloster zu Piacenza in Italien. In dieser Stadt genießen unsere beiden heil. Martyrer eine große Verehrung.

Die heil. Ositha.

Martyrin in England. — Jahr 870.

Ositha aus einem der edelsten Geschlechter der Angeln entsprossen, war eine Tochter des Mercierfürsten Trithewald, und die Nichte Editha's, welcher die Stadt und das Schloß Ailesbury zugehörte. Sie war unter den Augen ihrer christl. Muhme in aller Frömmigkeit erzogen. Noch sehr jung wurde sie nach deren Tode mit Siger, dem Könige der Ostangeln, gegen ihren Willen vermählt. Als sie am Tage der Trauung Gott aufs inständigste anflehte, er möchte ihre Jungfräulichkeit be-

wahren, erschien auf einmal vor dem königl. Palaste ein Hirsch. Der König von Jagdlust ergriffen, machte sich mit seinen Jagdgenossen zur Verfolgung desselben auf und ließ sich in seinem Jagdeifer weit weg verlocken. Während seiner Abwesenheit nahm die junge Königin den klösterlichen Schleier. Als der König zurückkehrte und den Vorfall erfuhr, erkannte er darin die Hand Gottes, die solches angeordnet hätte. Er ertheilte ihr die Erlaubniß in steter Jungfräulichkeit zu leben und überließ ihr zu diesem Zwecke das Schloß Chick. Daselbst erbaute sie ein Kloster, dem sie mehrere Jahre im hohen Rufe der Heiligkeit vorstand. Im Oktbr. 870 landete eine Schaar heidnischer Dänen an der Küste der Ostangeln in der Nähe des Ortes Chick und kaum dem Schiffe entstiegen, erfüllte sie die ganze Gegend mit Rauben, Morden und Plündern und wüthete besonders gegen die Christen. Sie überfielen das Kloster, plünderten es aus, tödteten die Nonnen und brannten es nieder. Nur Ositha hatte der Anführer dieser wilden Schaar für sich ausersehen, weil er sie dem Heidenthume gewinnen wollte. Er wendete Schmeicheleien und Drohungen an, um seinen Zweck zu erreichen; da sie aber mit standhaftem Muthe alle seine Anerbietungen zurückwies und seine Drohungen verachtete, ließ er ihr im wilden Zorne das Haupt abschlagen. Man setzt ihren Martertod in's Jahr 870. Aus Furcht vor den Dänen brachte man ihre sterbliche Hülle nach Ailesbury und nach 46 Jahren wieder nach Chick in der Provinz Essex. Dieser nahe bei Colchester gelegene Ort erhielt in der Folge den Namen der Heiligen. Man erbaute daselbst unter Anrufung der hl. Ositha eine Abtei der regulirten Chorherrn, welche durch die bei dem Sarge der Heiligen geschehenen Wunder sehr berühmt wurde. Diesen Sarg hatte im Jahre 1107 Moriz, Bischof von London, anfertigen lassen; und die Abtei bestand bis zur Zerstörung der Klöster in England.

8. Oktober.

Die heilige Brigitta,

Wittwe.

Jahr 1373

Birgitta, oder wie man sie gewöhnlich nennt, Brigitta, war die Tochter Birgers, eines Fürsten aus königl. Geblüte in Schweden und Gesetzgebers von Upland. Ihre Mutter hieß Sigrida und stammte von den Gothenkönigen ab. Birger und Sigrida führten ein sehr christl. Leben und hatten eine besondere Andacht zum Leiden unseres Erlösers. Alle Freitage fastete, beichtete und communicirte der Fürst, um die Gnade zu erhalten, alle Leiden, die ihm Gott bis zum nächsten Freitag schicken würde, geduldig zu tragen. Ebenso fromm war die Fürstin, sie starb aber bald nach der Geburt unsrer Heiligen, welche man in das Jahr 1302 setzt.

Die junge Brigitta war von einer gleichfalls sehr tugendhaften Tante erzogen. Sie war bis zum Alter von drei Jahren des Gebrauchs der Sprache beraubt; kaum aber konnte sie sprechen, als sie ihre Zunge dem Lob Gottes weihte. Von Kindheit an mochte sie nur von ernsten Dingen reden. Die Gnade wirkte so mächtig in ihrem Herzen, daß sie nur an frommen Uebungen Geschmack fand und daß man an ihr keinen jener Fehler fand, welche gewöhnlich die Folge der Schwachheit des kindlichen Alters sind. In ihrem 10. Jahre wurde sie durch eine Predigt über das Leiden Jesu äußerst ergriffen und sah in der folgenden Nacht Jesus Christus am Kreuze, ganz mit Wunden und Blut bedeckt; zugleich glaubte sie die Worte zu vernehmen: Schaue mich an, meine Tochter. Ach, wer hat Dich so zugerichtet? fragte sie; Diejenigen, fuhr die Stimme fort, welche mich verachten und unempfindlich gegen meine Liebe zu ihnen sind. Der Eindruck dieses geheimnißvollen Traumes erlosch nie mehr in ihr und von dieser Zeit an waren die Leiden Jesu Christi der beständige Gegenstand ihrer Betrachtungen. Der einfache Gedanke an einen für uns leidenden Gott rührte sie bis zu Thränen. Als sie das 16. Jahr erreicht hatte, vermählte sie sich aus Gehorsam gegen ihren Vater mit Ulpho, Fürsten von Nericien in Schweden, der damals 18 Jahre zählte. Die beiden Gatten brachten mit gegenseitiger Einwilligung das erste Jahr ihrer Ehe in Enthaltsamkeit zu und da sie in den dritten Orden des hl. Franziskus traten, wurde ihr Haus eine Art Kloster, wo sie in strenger Bußübung mit einander lebten. Sie bekamen später acht Kinder, Benedikt und Hudma, welche in zartem Alter starben, Karl und Birger, welche das Kreuz nahmen und im hl. Lande das Leben verloren, Margaretha und Cäcilia, welche sich im Ehestand heiligten, Indeburge und Catharina, welche in's Kloster gingen. Catharina wird am 22. März als Heilige verehrt.

Nach der Geburt dieser acht Kinder verpflichteten sich die frommen Gatten, den Rest ihres Lebens in Enthaltsamkeit zuzubringen. Ihre Almosen wurden reichlicher als je; sie betrachteten sich als die Beschützer aller Unglücklichen und gründeteten ein Spital, wo sie oft die Kranken persönlich pflegten. Da sich Ulpho nur noch seiner eigenen Heiligung widmen wollte, legte er seine Stelle im Rathe des Königs nieder und entzog sich für immer dem königl. Hofe. Er machte mit seiner tugendhaften Gattin eine Wallfahrt nach Compostella. Auf der Heimkehr erkrankte er tödtlich zu Arras. Nach niederl. Chronisten kam er sammt seiner Frau und seinen acht Kindern in dieser Stadt an. Da seine Krankheit gefährlich wurde, empfing er aus den Händen des Bischofs die hl. Wegzehrung und die letzte Oelung. Brigitta pflegte ihn mit zärtlichster Sorgfalt und bat Gott ohne Unterlaß um seine Genesung. Gott erhörte ihre Bitten. Als der Fürst wieder hergestellt war, reiste er nach Schweden, wo er bald nachher in dem Cisterzienser Kolster Alvaster

im Geruche der Heiligkeit starb. Ob er als Mönch gestorben, oder erst im Begriffe gestanden ins Kloster einzutreten, ist ungewiß. Man setzt seinen Tod in das Jahr 1344.

Brigitta, von jedem Bande gelöst, entsagte dem Range einer Fürstin, um sich ganz der Buße zu widmen. Sie vertheilte Ulphos Güter unter ihre Kinder nach den Regeln der strengsten Gerechtigkeit und dachte von nun an nie mehr an das, was sie in der Welt gewesen war. Sie trug keine Leinwand mehr, den Schleier ausgenommen, mit dem sie das Haupt bedeckte, sondern kleidete sich in ein grobes Gewand, das sie mit knotigen Stricken zusammenknüpfte. Ihre Bußwerke sind unglaublich; an Freitagen verdoppelte sie dieselben sogar, und lebte an diesen Tagen nur von Wasser und Brod. In dem Bisthume Lincöping gründete sie das Kloster Wastein, und nahm 60 Nonnen darin auf; in ein vom Kloster getrenntes Gebäude setzte sie 13 Priester zu Ehren der 12 Apostel und des hl. Paulus, und 4 Diakonen, um die 4 großen Kirchenlehrer darzustellen, und 8 Laienbrüder. Sie gab ihnen die Regel des hl. Augustin, denen sie einige besondere Bestimmungen beifügte. Einige Schriftsteller sagen, Jesus Christus selbst habe ihr in einer Vision diese Regel diktirt, doch findet sich dieser Umstand weder in der Bulle ihrer Heiligsprechung, noch in der Bestätigungsbulle ihres Ordens durch Martin V.

In den Klöstern vom Orden der hl. Brigitta verehrt man hauptsächlich das Leiden des Erlösers und seiner heiligsten Mutter. Die Mönche sind im weltlichen der Priorin unterworfen, die geistl. Leitung der Nonnen aber liegt den Mönchen ob. Der Grund dieser eigenthümlichen Einrichtung liegt darin, daß der Orden eigens für Frauen gestiftet worden ist, und Mönche nur zugelassen werden, um jenen die nöthige geistl. Hilfe zu verschaffen. Die Wohnungen beider sind streng von einander abgesondert, die Kirche aber ist ihnen gemeinschaftlich, doch so, daß sie einander nicht sehen können. Die Klöster im Norden wurden in der durch Religionswechsel veranlaßten Revolution zerstört. Zwei sehr reiche Klöster vom Brigittenorden bestehen in Genua. Doppelklöster bestehen noch in Flandern, eines in Danzig und in ganz Deutschland etwa zehn.

Als Brigitta 2 Jahre im Kloster Wastein zugebracht hatte, machte sie eine Wallfahrt nach Rom, um an den Gräbern der Apostel zu beten und die Reliquien so vieler Hei-

Jesus erscheint in einer Vision der heiligen Brigitta.

ligen zu verehren, welche die Hauptstadt der christlichen Welt besitzt. Man bewunderte dort ihre glänzenden Tugenden. Sie lebte zurückgezogen in Uebung strenger Bußwerke, besuchte Kirchen und pflegte die Kranken in den Spitälern. Streng gegen sich selbst, war sie voll Milde gegen Andere. Alle ihre Handlungen trugen das Gepräge der Demuth und Liebe. Man sieht noch verschiedene Denkmäler ihrer Andacht in Rom und Umgegend. Sie gründete in dieser Stadt ein Haus für schwedische Studenten und Pilger, welches unter Leo X. wieder aufgebaut wurde und auf dem Campo de Flore bei dem Palaste Farnese steht.

Unsere Heilige beichtete in den letzten 30 Jahren ihres Lebens täglich und empfing mehrmals in der Woche die heil. Communion. Dieser häufige Empfang der Sakramente nährte und vermehrte von Tag zu Tag ihre Andachtsgluth.

Höchst merkwürdig in dem Leben der heil. Brigitta sind die Offenbarungen, deren sie gewürdigt wurde, und deren Hauptgegenstand die Leiden des Erlösers und die Umwälzungen waren, die in verschiedenen Reichen ausbrechen sollten. Sie wurden nach ihrer Aussage von dem Cisterziensermönch Peter und dem Domherrn Matthäus von Linköping niedergeschrieben. Hätte sie selbst dieselben geschrieben, so würde man mehr Einfachheit und mehr von jenem Geiste darin finden, welcher die Heiligen auszeichnet, und sie würden folglich auch mehr Werth haben. — Der berühmte Johann von Turre Cremata, welcher später Cardinal wurde, prüfte auf Befehl des Concils von Basel das Buch der Offenbarungen der hl. Brigitta und billigte es als nützlich zur Belehrung der Gläubigen. Das Concil betrachtete diese Gutheißung als genügend. Es folgt aus derselben übrigens nur, daß das fragliche Buch nichts dem Glauben Zuwiderlaufendes enthalte, und daß der fromme Glaube an diese Offenbarungen erlaubt sei, da sie eine geschichtliche Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Benedikt XIV. drückt sich über diesen Gegenstand also aus: „Die Gutheißung ähnlicher Offenbarungen hat nichts Anderes zu bedeuten, als daß es erlaubt sei, sie zum Nutzen der Gläubigen zu veröffentlichen. Obwohl sie nicht die gleiche Glaubwürdigkeit haben, wie die Wahrheiten der Religion, so kann man ihnen doch nach den Regeln der Klugheit, nach welchen sie wahrscheinlich sind, und gestützt auf hinreichende Beweggründe einen menschlichen Glauben schenken.“ Dahin gehören die Offenbarungen der heil. Hildegard, der heil. Brigitta und der heil. Catharina von Siena.

Das Merkwürdigste an der heil. Brigitta ist die Herzenseinfalt, mit der sie ihre Offenbarungen dem Urtheile der Kirche unterwarf. Da sie sich schon der einfachen Gabe des Glaubens nicht für würdig hielt, dachte sie nicht daran, sich außerordentlicher Gnaden zu rühmen, welche sie nie verlangte, und die sie nur dazu benützte, sich gründlicher in der Liebe und Demuth zu befestigen. Ihre Offenbarungen machten ihren Namen berühmt, aber ihre heldenmüthigen Tugenden machten sie der ganzen Kirche ehrwürdig. Dem Geiste unserer göttlichen Geheimnisse gemäß leben, ist größer und erhabener, als Erscheinungen zu haben, und Geheimnisse zu erkennen. Besäße man die Wissenschaft der Engel, ohne Liebe wäre man nur eine klingende Schelle; die hl. Brigitta hatte das ruhmvolle Vorrecht, die Liebe und die Sprache der Engel zugleich zu besitzen.

Es ist unmöglich, von ihrer glühenden Liebe zu dem Gekreuzigten sich einen rechten Begriff zu machen; diese Liebe flößte ihr den Plan zu einer Wallfahrt ins heil. Land ein. Sie benetzte die durch die Gegenwart des Erlösers geheiligten und von seinem Blute befeuchteten Orte mit ihren Thränen, und besuchte auf ihrer Reise die berühmtesten Kirchen in Sicilien und Italien. Nach Rom zurückgekehrt, wurde sie von mehreren Krankheiten befallen, welche sie mit bewundernswürdiger Geduld und Ergebung trug. Als sie sich dem Tode nahe fühlte, gab sie ihrem Sohn Birger und ihrer Tochter Katharina, welche bei ihr waren, rührende Ermahnungen, dann ließ sie sich auf ein Bußkleid legen, um die heil. Sterbesakramente zu empfangen. Sie starb am 23. Juli im Alter von 71 Jahren, und wurde in der Kirche zum heil. Laurentius in Pannis Perna, welche den armen Clarissinnen gehörte, beigesetzt. — Im folgenden Jahre ließen Birger und Catharina ihren Leichnam in das Kloster Wastein in Schweden bringen. Bonifazius IX. sprach sie im Jahre 1391 heilig. Das allgemeine Concil von Constanz bestätigte ihre Heiligsprechung, nachdem es mehrere Schweden, welche Augenzeugen ihres Wirkens gewesen waren, vernommen hatte. Auch Papst Martin V. ertheilte die gleiche Bestätigung.

Die heilige Pelagia.

Die heilige Pelagia,

Büßerin. — Fünftes Jahrhundert.

Pelagia war, obwohl sie sich unter die Katechumen hatte aufnehmen lassen, Schauspielerin zu Antiochien, entsagte aber, von der Gnade gerührt, dieser Beschäftigung.

Während eines Concils zu Antiochien predigte Bischof Nonus von der Kirche des heiligen Julian, und während seiner Predigt ging Pelagia, von Gold und Silber strotzend, vorbei. Als Nonus ihrer ansichtig wurde, sagte: „Gott wird nach seinem mächtigen Willen auch dieser Frau, dem Werke seiner Hände, gnädig sein.“ Pelagia blieb plötzlich stehen und mischte sich unter die Zuhörer. Sie ward außerordentlich gerührt und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Nach der Predigt besuchte sie den heiligen Bischof und fragte ihn, was sie thun solle, um ihre

Sünden zu sühnen und sich auf den Empfang der Taufgnade vorzubereiten.

Die heilige Büßerin vertheilte ihre Güter unter die Armen, änderte ihren Namen Margaretha in den Namen Pelagia und beschloß, ihr übriges Leben in Gebet und strenger Buße zuzubringen. Nach ihrer Taufe, die sie durch den heiligen Nonus empfing, nahm sie zu Jerusalem den Schleier und verschloß sich in eine Grotte auf dem Oelberge. Sie lebte im 5. Jahrhundert.

9. Oktober.

Der gottselige Günther,

Mönch und Eremit.

Jahr 1045.

Günther stammte aus einem edeln Geschlechte, und war nach der Meinung einiger Schriftsteller mit Heinrich dem Heiligen und Stephan, Könige v. Ungarn, verwandt. Wegen seiner kriegerischen Tapferkeit war er ein Liebling des böhmischen Herzogs Uldarich, welcher ihn deßhalb auch zum Pathen seines Sohnes Brzetislaus wählte. Reich und mit Ehren überhäuft, führte Günther eine Zeit lang ein ausschweifendes Leben und fröhnte ohne Scheu seinen Leidenschaften; aber durch die Gnade Gottes, der ihn zu einem rüstigen Werkzeuge in seinem Weinberge bestimmt hatte, kam er bald zur Erkenntniß, wie eitel und vergänglich alle Dinge dieser Welt seien, und es entstand in ihm der sehnlichste Wunsch, sich gänzlich davon loszureißen. In diesem Vorsatze bestärkte ihn der heilige Gothard, damals Abt zu Hirschfeld, als ihm Günther seinen Entschluß mittheilte, und ihm sein ganzes Herz mit allen seinen Wunden offen darlegte. Mit tröstlichem Zuspruche richtete der hl. Abt den zerknirschten Jüngling auf. Muthig legte dieser seine Waffenrüstung ab, und begann jetzt einen ruhmvollen Kampf mit sich und seinen Leidenschaften.

Als der heilige Gothard am Ende des Jahres 1005 in das Kloster Altaich zurückkehrte, nahm er Günther mit sich dahin, um das Werk seiner Bekehrung zu vollenden. Bald darauf unternahm dieser eine Reise nach Rom, um durch die Fürbitte der heiligen Apostel Petrus und Paulus für seine vorigen Verirrungen von Gott Gnade und zum Antritt seiner neuen Laufbahn Kraft zu erhalten. Nach seiner Rückkehr legte Günther vor dem Altare der allerseligsten Jungfrau und des heiligen Mauritius seinen Gürtel ab, übergab sich im Jahre 1006 den dortigen Mönchen zur Prüfung und empfing das Ordenskleid des heiligen Benediktus mit der Clerikaltonsur. Mit der tiefsten Demuth unterzog er sich als Laienbruder den niedrigsten Diensten des Klosters, um als ächter Jünger Jesu der letzte in seiner Genossenschaft zu sein. Unter der Leitung des hl. Gothard schritt der demüthige Diener Gottes mit solchem Eifer und Muth zur Vollkommenheit fort, daß er, ein würdiger Sohn eines solchen Vaters, sich unter allen seinen Brüdern auszeichnete.

Doch war leider der junge Diener des Herrn noch nicht so fest in seinem Vorhaben, daß ihn nicht der Widersacher der Frommen durch verschiedenartige Einflüsterungen wankend zu machen versucht hätte. Er wurde lauer in seinen Uebungen, weltliche Gedanken stellten sich hie und da ein, und in einer solchen Stunde verlangte er dem Kloster Gellingen in Thüringen, dem er viele seiner Güter verschrieben hatte, vorgesetzt zu werden. Gothard willfahrte seinem Gesuche in Hoffnung, der edle Jüngling würde doch zu besserer Gesinnung kommen, oder andere Umstände würden ihn wieder in die väterlichen Arme zurückführen. Und er täuschte sich nicht. Auch in seiner neuen Lage herrschte im Gemüthe Günthers Unzufriedenheit und Mißvergnügen mit sich selber, und in dieser trüben Stimmung bestürmte er den heiligen Abt Gothard mit wehmüthigen Klagen, die den gährenden Zustand seines Herzens deutlich zu erkennen gaben. Nun glaubte dieser eine ernstere Sprache gebrauchen zu müssen, um den Jüngling wieder auf den richtigen Pfad des Lebens zurückzuführen. In seiner Antwort auf einen solchen mit Klagen angefüllten Brief schrieb er ihm zurück: „Mein lieber Sohn, dein jetziger Zustand reibt deine geistigen sowohl als körperlichen Kräfte auf; entweder füge dich dem dir auferlegten Gehorsam, durch den du dich zur Verherrlichung der Ehre Gottes verpflichtet hast, oder kehre wieder zurück in die Weltfreuden, an denen dein Herz noch zu hängen scheint." Wunderbar war die Wirkung dieser wenigen Worte. Mit zerknirschtem Herzen erkannte der betroffene junge Mann seinen Fehler, und unter Thränen ernstlicher Reue kehrte er nach Altaich zurück, wo er unter den Augen seines geistlichen Leiters und Vaters den Weg der Demuth und Gottseligkeit fortwandelte. In kurzer Zeit errang er bei seinem ernstlichen Bestreben eine so hohe Stufe der Vollkommenheit, daß seine Vorgesetzten über diese Fortschritte erstaunten und sich herzlich daran erbauten.

Zwei Jahre nach diesen heil. Uebungen fühlte er in sich den Wunsch entstehen, fern von seinen Brüdern den Kampf mit sich in einer Einöde zu kämpfen, und suchte eine solche Ein-

samkeit in tiefen Bergschluchten. Seinen ersten Aufenthalt nahm er auf dem Berge Ranzing, eine Meile vom Kloster Altaich. Da aber der Ruf seiner Heiligkeit eine große Menschenmenge herbeizog, vergrub er sich tiefer in den Nordwald, der kaum den Thieren zugänglich war. Er ließ sich an dem Flüßchen Rincha nieder, wo er mit den Brüdern, die ihm gefolgt waren, um das Jahr 1012 Felsen sprengte, Bäume fällte und Boden einigermaßen ebnete, um ein Kirchlein und einige Zellen für ihr abgeschlossenes Leben aufführen zu können, welches er späterhin, i. J. 1019, durch Berenger, den Bischof von Passau, einweihen ließ. Bei diesem Unternehmen hatte sich der fromme Einsiedler vorzüglich der Freigebigkeit des heil. Kaisers Heinrich zu erfreuen, der einen bedeutenden Landstrich der angehenden geistlichen Genossenschaft zu Rinchnach schenkte. An diesem Orte führte der gottselige Günther mit seinen Genossen ein ganz der Abtödtung gewidmetes Leben, so daß er selbst das Wasser nach einem bestimmten Maße trank. Mit unwandelbarem Gemüthe diente er Gott mit Wachen und Beten, durch Abtödtung aller Begierden, wodurch der Geist über das Fleisch die völlige Herrschaft errang.

Aber auch aus der tief verborgenen Einöde drang der Ruf seiner Heiligkeit in weite Ferne, und erreichte sogar das Ohr Stephans, Königs von Ungarn, der ihn sehnlichst zu schauen wünschte. Er schickte deßhalb Abgeordnete an ihn, um ihn an seinen Hof einzuladen. Zweimal wurde sein Gesuch abgeschlagen, und nur die inständigen Bitten der zum drittenmal an ihn abgesandten Boten konnten Günther endlich bestimmen, dem Wunsche, des Königs zu entsprechen. Bei seinem Erscheinen wurde der König und sein ganzer Hof von Günthers ruhigem, bescheidenem Benehmen und hoher Heiligkeit tief ergriffen und erbaut. Auf seinen Zuspruch erbaute Stephan mehrere Kirchen und Klöster, stiftete Bisthümer und beschenkte sie mit königlicher Freigebigkeit.

Doch bald war der Heilige aller dieser Ehrenbezeugungen müde; er sehnte sich nach seiner Einsamkeit, und kehrte nach einem rührenden Abschiede vom Könige in seine geliebte Einöde zurück. Aber auch sein Weg legte Zeugniß von seiner unermüdlichen Thätigkeit im Dienste des Herrn ab. Er predigte bei jeder Gelegenheit das Wort des Herrn den Unwissenden, führte eine große Anzahl Sünder durch seine salbungsvolle Worte auf den Weg der Besserung zurück, und machte überhaupt auf das Volk einen gewaltigen Eindruck von nachhaltiger Wirkung. Der Himmel belohnte ihn dafür mit außerordentlichen Gnaden, und unter andern mit der Gabe, die Geister zu unterscheiden. Er erkannte augenblicklich, wie der Priester Tammo, der sich nebst Remigius und Razzo seiner Führung übergeben hatte, von geheimem Stolze gequält und vom bösen Geiste durch verschiedene Gaukeleien getäuscht wurde; er öffnete ihm die Augen über seinen Irrthum und Fehler, und befestigte ihn durch liebevolle Vorstellungen wieder im Guten.

Die Schenkung des Kaisers Heinrich bewies deutlich, wie viel der heil. Mann bei ihm gelte; und dieser benützte diesen Einfluß, um den blutigen Krieg, der zwischen dem Kaiser und dem böhmischen Herzog Brzetislaus geführt wurde, zum glücklichen Ende und dauerhaften Frieden zu bringen. Im Jahr 1040 erhielt Günther vom Kaiser die Nachricht, daß Rinchnach mit dem Kloster Nieder-Altaich unter der Bedingung vereinigt werde, daß die Klosterregel daselbst fortdauern sollte. Noch in demselben Jahre drang er mit Bewilligung des Abtes Raimund tiefer in den Nordwald ein, und bahnte mit den Seinigen den sogenannten goldenen Steg, der von Bayern nach Böhmen führt. Mit dieser Arbeit brachte er unter den härtesten Beschwerden und Anstrengungen fünf Jahre zu; sein Lager war der Erdboden, seine Nahrung Kräuter und Milch einer Hirschkuh.

Hier, wie er glaubte, ein ganz unbekanntes Leben führend, wurde er von den Mönchen von Brzeunan entdeckt, die ihn nach dem Tode ihres Abtes Arnesius zu ihrem Vorstande wählten, und ihn dringend um die Annahme baten. Er widerstand allen ihren Bitten und floh heimlich auf einen hohen Berg, der später Güntherberg genannt wurde und lebte in großer Verborgenheit an dem Orte, der Gutwasser, böhmisch Dobrawoda heißt.

Von den Mühen, Anstrengungen, Abtödtungen und dem hohen Alter niedergedrückt, wünschte der Heilige sehnlichst seine Auflösung, um mit Christo und allen Seligen im Himmel zu sein.

Kurz vor seinem Abscheiden wurde ihm noch das Glück zu Theil, den Herzog Brzetislaus von Angesicht zu schauen, den eine Hirschkuh, die er auf der Jagd verfolgte, zu der Zelle des Einsiedlers geführt hatte. In herzlicher Umarmung weissagte ihm Günther mehrere zukünftige Begebenheiten, namentlich seinen eigenen am folgenden Tage eintretenden Tod, und bat den Herzog, ihn zu Brzeunan beisetzen und dem Kloster seine Huld angedeihen zu lassen. Zum Andenken des heil. Günthers stiftete dieser in der Folge das Kloster Rayhard. Aufs Innigste durch den himmlischen Wandel des Dieners Gottes gerührt, entfernte sich der Herzog und kehrte am folgenden Tage in Begleitung Severus, des Bischofs von Prag, zur Zelle des Heiligen zurück, den sie im Gebete versunken antrafen.

Noch am nämlichen Tage verschied mit heiterem und ruhigem Geiste der ächte Gottesmann, der in der Einöde 37 Jahre ein gottgeweihtes Leben geführt und sein Alter auf mehr als 90 Jahre gebracht hatte. Sein Tod erfolgte im Jahr 1045 am 9. Oktober. Sein Leichnam wurde nach Brzeuna geführt und in Gegenwart der höchsten Personen unter dem Altare des hl. Stephanus in der Kirche zum heil. Benediktus beigesetzt. Sein Grab wurde durch mehrere Wunder berühmt, die seine Lebensbeschreiber aufgezeichnet haben. Böhmen zählt ihn unter seine vorzüglichsten Heiligen. Im Husittenkriege wurde sein Grabmal zerstört und in der Folge konnte man seine Gebeine nicht mehr auffinden.

Der heilige Dionysius,

Bischof von Paris, und seine Gefährten, Martyrer.

Jahr 272.

Als unter Kaiser Severus in die Katakomben, wo eben die Christen grausamer Verfolgung halber ihre heiligen Geheimnisse feierten, die Nachricht kam, die Verfolgung sei bis nach Gallien gedrungen, Irenäus sei als eines der ersten Opfer gefallen und der keimende Glaube sei in Gefahr, zu Grunde zu gehen, da baten sieben neue Missionäre den Papst Fabian um die Erlaubniß, nach Gallien reisen zu dürfen; unter diesen befand sich auch Dionysius. Der Papst entließ sie unter Thränen mit seinem Segen.

Mit ihrer heiligen Mission betraut, machten sich die neuen Apostel voll Eifer und Vertrauen auf den Weg. Arles, eine durch ihren Handel damals wichtige Stadt, war der erste Schauplatz ihrer Thätigkeit; sie studirten hier die Sitten und Gebräuche derjenigen, die sie bekehren wollten und zerstreuten sich dann in die verschiedenen Provinzen. Paris war die entfernteste und undankbarste Station. Dionysius behielt sich dieselbe vor, bewirkte aber noch vorher zu Arles eine Menge von Bekehrungen, denn sein begeistertes Wort lockte jene Bekehrten an, sie bewunderten seine Tugenden und nahmen den Glauben an. Sie konnten dem Eindruck, den seine Wunder hervorbrachten, nicht widerstehen; wenn man ihn Krankheiten heilen und die Orakel zum Schweigen bringen sah, eilte man in Menge zu seinen Predigten. Eine Marsstatue wurde öffentlich verehrt. Der heilige Dionysius rief den Namen Gottes an, und sie stürzte, wie vom Blitz getroffen, in Trümmer und die Augenzeugen des Wunders warfen sich ihm zu Füßen.

Das Wunder vom heil. Dionysius nach einer Miniatüre des 14. Jahrh.

Nach dieser kurzen aber fruchtbaren Wirksamkeit drang Dionysius weiter in Gallien vor, überall ließ sein Eifer lebhafte Eindrücke des Glaubens zurück, und so eilte er dem Orte zu, der sein bleibender Aufenthalt werden sollte.

Paris war schon eine berühmte Stadt, römische Bildung und Künste wie römische Laster und römischer Götzendienst hatten sich dort festgesetzt. Die Verehrung aller römischen Götter, vermischt mit den Druidischen Gebräuchen der Gallier, hatten Paris zu einer durch und durch heidnischen Stadt gemacht. Die Ausdehnung der Stadt beschränkte sich übrigens auf den Theil des heutigen Paris, den man Cité nennt. Hier wurde zuerst das Wort des Evangeliums vernommen und der Same des Glaubens, der hier ausgestreut wurde, verbreitete sich ringsum in demselben Maße, als die Stadt an Größe zunahm. Ein dunkles Gerücht nur hatte bisher den Namen des Christenthums hiehergebracht, und mit ihm alle Mißgunst und die abscheulichen Verläumdungen, denen er im ganzen Reiche ausgesetzt war.

Der heilige Dionysius wußte wohl die schöne Sprache Griechenlands und Roms zu sprechen, allein die glänzendste menschliche Beredsamkeit wäre nur eine schwache Hilfe zu dem unternommenen Werke gewesen; er suchte deßwegen seine Begeisterung im Gebete; er redete erst, wenn er so zu sagen durch himmlische Betrachtung entzückt war; seine Worte schienen vom Himmel zu kommen, er stützte sich auf den Arm Gottes und Gott bekräftigte seine Lehren durch Wunder. Diese Wunder waren eben so viele Wohlthaten, welche er den Unglücklichen erwies, die sich auch mit Liebe und Erkenntlichkeit an ihn anschloßen. So bahnte er sich den Weg, um in die Seelen den Glauben auszustreuen; das Volk verglich die Kraft der neuen Lehre mit der seiner machtlosen Götzen und verließ die letztern.

Die Götzenpriester wurden mißtrauisch gegen den heil. Missionär. Wüthend über die täglichen Uebertritte zum Christenthume, hofften sie bei einer Gelegenheit, wo er einst von der empörten Menge mit drohendem Geschrei verfolgt wurde, er würde von dieser hingemetzelt werden. Plötzlich aber leuchtete sein Angesicht von außerordentlichem Glanze, eine funkelnde Krone, umgab sein Haupt mit blendenden Strahlen, er stand mitten unter ihnen und sie sahen ihn nicht. Mit majestätischer Ruhe und mit Dank erfülltem Herzen gegen Gott, der ihn so augenscheinlich rettete, schritt er zu seiner Wohnung und erfüllte seine Feinde mit Staunen. Damals wohnte er bei Lisbius, einem der vornehmsten Bürger der Stadt; der Anblick dieses Wunders zerstreute vollends seine Zweifel über die neue Lehre, die Wahr=

heit siegte in seiner Seele, sein Beispiel führte zu neuen Bekehrungen und sein Haus diente als Versammlungsort den Christen, welche hier heimlich ihren Gottesdienst feierten.

Die ersten Bekehrten waren ein großer Gewinn für das Evangelium. Gluth der Begeisterung und männlicher Freiheitssinn, die Fehler ihres wilden Charakters, wurden die Quelle ihrer Tugenden; sie schritten zu Bekehrungen, wie sie zu Eroberungen ausgegangen waren; strenge Tugenden keimten in diesen Herzen, welche der Müssiggang noch nicht verweichlicht hatte und ihr edles Herz gehorchte ohne Mühe dem Glauben, welcher Werke der Liebe gebietet. Sie bauten Kirchen und verwendeten ihre Reichthümer zu deren Ausstattung. Schon hatte man die verlassenen Götzentempel für den Dienst des wahren Gottes zubereitet, allein sie genügten nicht für die immer steigende Zahl der Gläubigen. Auch der heil. Bischof konnte allein ihren Bedürfnissen nicht genügen; er verdoppelte zwar seine Bemühungen mit einem Eifer, den auch sein Alter nicht erkalten machte, allein seine Kräfte blieben hinter den Bedürfnissen seiner Heerde zurück. Dieses bestimmte ihn, sich Mitarbeiter auszuwählen und Priester zu weihen, denen er seinen Seeleneifer einhauchte. Die Neubekehrten vermehrten sich so schnell, daß diejenigen, welche Götzenbilder verfertigt hatten, diese noch mit eigenen Händen zerstören konnten.

Der heilige Dionysius freute sich seines Werkes; er hatte mit Thränen gesäet und konnte mit Freuden ernten; er wünschte weder den Tod, noch bedauerte er das fliehende Leben, er gab sich ganz in die Hand Gottes, eben so bereit noch länger Vater der geistigen Familie zu sein, die er gezeugt hatte, als für den Glauben zu sterben. In der Welt suchte er nichts mehr, er wartete auf seinen Lohn und auf die Ruhe der himmlischen Seligkeit. Während er so alle seine Hoffnungen in die Hand Gottes legte, wanden ihm die Engel einen apostolischen Siegeskranz.

Die Kaiser erneuerten aus Eifersucht gegen die Macht des Glaubens, die sie nicht hatten beugen können, ihre Blutbefehle, als ob das Schwert seinen Siegeslauf aufhalten könnte. Unter Decius oder Valerian trat die Verfolgung mit furchtbarer Gewalt auf, alle Beamten des Reichs waren mit Aufsuchung und Bestrafung der Christen beschäftigt, ihre Drohungen waren mit furchterregenden Vorbereitungen zu Martern begleitet.

Der blutdürstige Wütherich Fescennius kam nach Gallien; seine Wut ging noch über die grausamen Befehle seines Herrn hinaus — er warf sich zum Rächer der römischen Götter auf. Die neue Kirche war erschüttert, aber ohne zu verzweifeln, denn sie vertraute dem Schutze Gottes. Ihr Hirte ermuthigte sie mit verdoppelter Wachsamkeit und Aufopferung; er begab sich überall hin, wo Richter und Henker waren, um seine Brüder im Glauben zu bestärken; bei Tage begab er sich in die Gerichtshallen und Hinrichtungsplätze, bei Nacht irrte er durch die Wälder, wo er mit Hunger kämpfte und einen nackten Stein zum Kopfkissen machte; das war seine Lehrzeit zum Martyrtum. Man verfolgte ihn ohne Unterlaß, seine Verfolger glaubten durch seine Gefangennehmung den Muth der Christen brechen zu können. Als er eines Tages in gewohnter Weise seine Gläubigen zur Standhaftigkeit ermahnte, ergriff man ihn auf der Kanzel und fesselte ihn sammt seinen unzertrennlichen Gefährten, dem Priester Rustikus und dem Diakon Eleutherius. Vor dem Richterstuhl des Präfekten antwortete er Anfangs auf alle Fragen bloß mit den Worten: „Ich bin der Diener Gottes.“ — Zu grausamer Geißelung verurtheilt, zerquetscht und zerfleischt, stieß er keine Klagen, ja nicht einmal einen Seufzer aus; er dankte Gott für diese Leiden, und Gefühle des Glaubens waren seine Klagen, Lobpreisungen Gottes seine Seufzer.

Der Anblick dieses vom Alter gebleichten und durch die Mühen seines beschwerlichen Amtes gebeugten Greises war rührend, er zählte 110 Jahre. Die Häscher schwangen vor ihm ihre Ruthen und mörderischen Haken, er aber, durch seinen Glauben gestärkt, voll sanften Ernstes, majestätischer Offenheit und erhabener Ergebung sagte ihnen: „Mögen auch alle Qualen auf einmal über mich hereinbrechen, wenn mir nur vergönnt ist, Jesus Christus zu schauen.“

Bevor ihm die ewige Glückseligkeit zu Theil wurde, hatte er nach der Sage einen Vorgeschmack derselben. In einen dunklen Kerker geworfen und mit Ketten belastet, feierte er mehrmals die heil. Geheimnisse und man sagt, die Engel hätten ihn dabei mit himmlischen Strahlen erleuchtet, mit heil. Freude erfüllt und göttlichen Balsam in seine Wunden gegossen. Da weilte er in Entzückung, und selbst übervoll von Freude, theilte er sein Entzücken auch seinen Gefährten mit, die sich dadurch zum letzten Kampfe stärkten. Bald begann derselbe; die drei Bekenner erschienen zum letztenmale vor dem Statthalter Fescennius, welcher sie unter Androhung der Todesstrafe fragte, ob sie ihre Thorheit aufgeben wollten.

„Opfert meinen unsterblichen Göttern,“ herrschte ihnen der Römer zu. — „Wir beten Jesus Christus an und können deinen Götzen nicht opfern,“ war die Antwort. — „Der Tod erwartet euch, wenn ihr dem Befehle des Kaisers nicht Folge leistet.“ „Wir sind dem Kaiser ungehorsam, um Gott zu gehorchen.“ „So gehet zum Tode.“ „Wir gehen zum Himmel!“ war die Antwort.

Aufgebracht über diese muthigen Antworten befahl der Statthalter, den Vollzug des Urtheiles zu beschleunigen, und die drei Bekenner wurden außerhalb der Stadt enthauptet.

Die Leiber der Hingerichteten sollten den Vögeln des Himmels und den wilden Thieren zum Fraße gelassen werden, allein Gott duldete nach einer alten Ueberlieferung diese Entweihung ihrer heiligen Ueberreste nicht. „Als der Henker“, schreibt Abt Hilduin von St. Denis in seiner Chronik, „das Haupt unsers ehrwürdigen Patriarchen abgeschlagen hatte, erhob

sich plötzlich sein Leib, der an der Erde lag, seine Hände brachen die Ketten, womit sie gefesselt waren und ergriffen das hehre Haupt; dann hob sich der Leib, sein Haupt vor sich tragend, durch die Lüfte gegen Morgen, Gott mit lauter Stimme lobend, Engel folgten ihm mit dem Rufe: Alleluja, Alleluja. An dem Orte, wo sein Kloster steht, blieb er stehen, als wollte er denselben als seinen Begräbnißplatz bezeichnen. Hier ward er auch nach seinem Wunsche und zu seinem Ruhme begraben."

Diese wunderbare Sage vom heiligen Dionysius, die zu glauben wir Niemand aufdringen wollen, kann zur Erklärung gothischer Figuren an unsern Kirchen dienen, welche einen sein Haupt in der Hand tragenden Mann darstellen. Sie stammen alle aus dem Mittelaltar. (Siehe Abbildung Seite 945.)

Nach Andern hätte eine christliche Frau die Leiber der Marthyrer gekauft und sie in einem Flecken bestatten lassen, als welchen man St. Denis angibt.

Später erbauten die Christen auf Antrieb der hl. Hirtin Genovefa eine Kirche zu Ehren des hl. Dionysius und seiner Genossen an dem Ort, wo sie begraben waren. Angezogen von der Wunderkraft seines Grabes pilgerte das christliche Volk von den äußersten Grenzen des Reiches dahin, und zu Hause angekommen, errichteten die Pilger aus Dankbarkeit Kirchen zu Ehren des Heiligen. Im Mittelalter ward seine Verehrung allgemein; man schwor beim heiligen Dionysius, Büßer wallten zu seinem Kloster, ein altes Feldgeschrei hieß: Mont-Join und Saint-Denis; die alten französischen Könige hielten sich für unbesiegbar, wenn sie andächtig die Oriflamme, d. i. die Fahne des heiligen Dionysius empfangen hatten. Unter den berühmtesten Verehrern des heiligen Dionysius heben wir nur Carl den Großen, Hugo Capet, König Robert und Ludwig VI. hervor. Der hl. Ignatius von Loyola begab sich auf den Montmartre zur Kirche des heiligen Dionysius, um zur Stiftung seines Ordens durch die Fürbitte des Heiligen Hilfe und Erleuchtung zu erflehen. Der Cardinal von Berulle führte im Jahre 1604 vor der Einführung der Carmeliter zu Paris Anna von Jesus und Anna von dem hl. Bartholomäus dahin. Der heilige Franz von Sales, Vincenz von Paul und Olier machten dieselbe Wallfahrt, ehe sie die Ursulinerinnen einführten.

10. Oktober.

Der heilige Franz von Borgia,

Jahr 1572.

Franz von Borgia's Vater war Johann von Borgia, Herzog von Gandia und Grandes von Spanien, seine Mutter war Johanna von Arragonien. Die Familie Borgia stand in Spanien lange Zeit in Blüthe, und erhielt neuen Glanz, als im Jahre 1455 der Cardinal Alphons von Borgia unter dem Namen Calixtus III. den hl. Stuhl bestieg. Franz wurde 1510 zu Gandia, einer Stadt im Königreich Valencia, geboren. Seine Mutter hatte eine große Andacht zu dem heiligen Franz von Assisi und legte das Gelübde ab, falls sie einen Sohn bekäme, demselben den Namen dieses großen Heiligen zu geben. Ihr Gebet ward erhört und sie hielt treu ihr Versprechen.

Bei seiner Mutter erzogen, machte der junge Franz reißende Fortschritte in den Wissenschaften und in der Tugend, seine Liebe zum Studium benachtheiligte seine frommen Uebungen nicht im Mindesten, besonders gern hörte er das Wort Gottes, Als seine Mutter gefährlich krank geworden war, verschloß sich der zehnjährige Knabe oft in sein Zimmer, um zu beten. Inzwischen war es Gottes Wille, daß die Herzogin nicht mehr genese; sie starb im Jahre 1520.

Unzufriedenheit gegen die Regentschaft erregte damals in Spanien einen Aufstand. Die Aufständischen benützten die Abwesenheit des jungen Königs Karl V., um die Schlösser des Adels im Königreich Valencia zu plündern und sich der Stadt Gandia zu bemächtigen. Der Herzog floh mit seiner ganzen Familie. Zu Saragossa übergab er seinen zwölfjährigen Franz dem Erzbischofe Johann von Arragonien, seinem Oheim, welcher die Erziehung seines Neffen leitete und ihm ausgezeichnete Lehrer gab, die ihn in allen seinem Stande entsprechenden Fächern ausbildeten. Vor allem lag aber dem jungen Franz der Fortschritt in der Tugend am Herzen. Bald wurde er an den Hof der Infantin Catharina, Schwester Karls V. nach Tordesillas geschickt. Da aber der Herzog von Gandia größere Absichten mit seinem Sohne hatte, rief er ihn

wieder zurück, als die Prinzessin nach Portugal reiste, und übergab ihn wieder dem Erzbischofe von Saragossa zu weiterer Ausbildung. Franz zählte damals fünfzehn Jahre und begann unter einem geschickten Lehrer das Studium der Philosophie.

Mit 18 Jahren fühlte er einen starken Drang zum Klosterleben. Um dieselbe Zeit wurde er von heftigen Versuchungen zur Unreinigkeit gequält, allein er überwand dieselben durch häufige Beichte, inständiges Gebet, fromme Lesungen, Uebung der Abtödtung und Demuth, Mißtrauen auf sich selbst und durch ein festes Vertrauen auf Gott, der allein die unschätzbare Gnade der Keuschheit geben kann. Sein Vater und sein Oheim schickten ihn i. J. 1528 an den Hof Karl V., um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, in ein Kloster zu treten; sie hofften, daß die neue Lebensweise, die er hier führen mußte, ihn auf andere Gedanken bringen werde.

Franz bewies am Hofe eine Klugheit, die man kaum an den bejahrtesten Personen gewahrte. Er zeichnete sich eben sowohl durch Treue in Erfüllung seiner Pflichten, als durch den Glanz seiner Tugenden aus. Er besaß ein edles, großmüthiges und dankbares Herz. Er ehrte Gott in seinem Fürsten, und bezog alle seine Handlungen und alle Gunstbezeugungen, womit man seine Dienste lohnte, auf Gott. Der Kaiser hatte eine solche Achtung vor Franz von Borgia, daß er ihn das Wunder der Fürsten nannte.

Die Kaiserin, welche die gleichen Gesinnungen gegen ihn hegte, faßte den Plan, ihn mit Eleonore v. Castro zu vermählen, welche mit hoher Geburt eine seltene Frömmigkeit und alle Eigenschaften des Geistes und Herzens verband. Der Kaiser war mit dem Plane einverstanden, der Herzog von Gandia gab seine Zustimmung und auch Franz willigte in diese Verheiratung, weil der Fürst und seine Familie sie wünschte, und weil ihm Eleonora's hohe Tugend wohl bekannt war. Als alle Zurüstungen zur Trauung geschehen waren, bereiteten sich die Verlobten durch glühende Gebete vor, den Segen des Himmels auf sich herabzuziehen. Der Kaiser gab dem Heiligen bei dieser Gelegenheit einen neuen Beweis seiner Achtung, indem er ihn zum Marquis v. Lombay und zum Großstallmeister der Kaiserin ernannte. Von seiner Klugheit und Treue überzeugt, nahm er ihn unter seine Räthe auf und besprach sich öfters mit ihm über die wichtigsten Staatsangelegenheiten. Da er auch im Kriegswesen große Kenntnisse besaß, mußte er Karl V. auf seinen Feldzügen begleiten.

Franz ward von schweren und langwierigen Krankheiten heimgesucht, in welchen er eine bewunderungswürdige Geduld und Ergebung an den Tag legte. Bald darauf verlor er i. J. 1537 seine Großmutter, nach ihrem Ordensnamen Maria Gabriele; dieser neue Schmerz verwundete ihn tief und gab seiner Sehnsucht, sich dem Dienste Gottes zu widmen, neue Stärke.

Doch dieß waren nicht die einzigen Prüfungen, welche der Marquis v. Lombay zu bestehen hatte; Garcilasso de Vega, der berühmte spanische Dichter, sein innigster Freund fiel bei der Belagerung einer Festung in der Provence i. J. 1537. Das war für ihn ein äußerst schmerzlicher Verlust. Zwei Jahre nachher sah er die Kaiserin sterben und hörte die Leichenrede des berühmten Johannes von Avila, welcher ebenso kräftig als salbungsvoll die Eitelkeit der irdischen Güter und die Nichtigkeit irdischer Größe schilderte, welche in der Todesstunde dahin schwinde. Diese erhabene Rede vollendete die Umwandlung des Marquis v. Lombay. Noch an demselben Tage ließ er Johann von Avila zu sich rufen, um ihm die Tiefe seiner Seele und seinen Wunsch nach Trennung von der Welt aufzudecken. Der Diener Gottes bestärkte ihn in dem Entschlusse, den Hof zu verlassen, um sich desto eifriger der Uebung der Frömmigkeit zu widmen. Franz verpflichtete sich durch ein Gelübde, in irgend einen Orden zu treten, falls er seine Gattin überleben würde.

Der Kaiser aber, weit entfernt, in seine Abtretung zu willigen, ernannte ihn zum Vicekönig von Catalonien und zum Obern des Ritterordens vom hl. Jakob. Der Vicekönig wohnte gewöhnlich zu Barcelona. Kaum war Franz daselbst angekommen, als die ganze Provinz eine andere Gestalt gewann. Die Heerstraßen waren nicht mehr von Räubern bedroht, denn der Vicekönig rückte selbst gegen sie aus, und ließ die am meisten Schuldigen nach der Strenge des Gesetzes bestrafen, wobei er ihnen übrigens alle geistl. Hilfe zu einem guten Tode verschaffte. Er wachte über das Benehmen der Beamten und unterdrückte so gut es in seiner Macht lag, alle Mißbräuche in der Verwaltung. Die Schulen wurden fleißiger besucht und die Jugend war besser unterrichtet. Den Armen ließ er reichliche Almosen zufließen und trotz seiner vielen Arbeiten setzte er seine frommen Uebungen fort. Während dieser Zeit kam der Pater Franz Araoz, einer der ersten Jünger der Gesellschaft Jesu, nach Barcelona, daselbst zu predigen, und Franz von Borgia bekam hier die erste Gelegenheit, sich näher mit diesem Orden bekannt zu machen.

Um diese Zeit starb sein Vater, der Herzog von Gandia, und Franz war über den Tod des tugendhaften Mannes so betrübt, daß er den Kaiser bat, seine Stelle niederlegen zu dürfen. Der Fürst gestattete es ihm aber nur auf einige Zeit. Franz zog sich i. J. 1543 nach Gandia zurück, und seine erste Sorge war, die Stadt gegen die Einfälle der Corsaren Afrikas zu befestigen; dann stellte er das Lombayspital wieder her und gründete ein Dominikanerkloster. Bald aber traf ihn ein neuer Schmerz.

Die Herzogin Eleonore, die an allen seinen guten Werken theil nahm, ward gefährlich krank und starb am 26. März i. J. 1546. Franz, der sie zärtlich geliebt hatte, fand nur Trost in der Erinnerung an die Tugenden, welche die Herzogin geübt hatte.

Nach diesem schmerzlichen Verluste war er fest entschlossen, Gott in einem Orden zu dienen; ehe er sich

aber für einen solchen entschied, bat er Gott um Erleuchtung und fragte mehrere fromme und erleuchtete Männer um Rath. Endlich entschied er sich für die Gesellschaft Jesu, deren Regel seinem Seeleneifer und seiner Abneigung gegen geistl. Würden am besten zu entsprechen schien. Nach geschehener Wahl schickte er zu dem hl. Ignatius nach Rom, ihn um Aufnahme zu bitten. Der hl. Ordensstifter rieth ihm die Ausführung seines Planes zu verschieben, bis er seine Kinder versorgt und die angefangenen Stiftungen vollendet hätte, zugleich sollte er zu Gandia einen Lehrkurs der Theologie durchmachen und in dieser Wissenschaft den Doktorgrad nehmen. Der Herzog gehorchte mit größter Pünktlichkeit. Im Jahr 1547 mußte er sich nach Monson zu den Ständen der drei Königreiche begeben, aus denen Arragonien zusammengesetzt war. Es handelte sich bei dieser Versammlung darum, den Adel mit dem Fürsten zu versöhnen, eine ebenso schwierige als wichtige Angelegenheit. Der Kaiser, welcher aus Erfahrung die Gewandtheit des Herzogs von Gandia kannte, rieth seinem Sohne Philipp, denselben dahin kommen zu lassen und die Leitung der Versammlung zu übertragen. Die Jugend und Klugheit desselben leistete dem Fürsten die nützlichsten Dienste, und die Anglegenheit glich sich zur Zufriedenheit aller Parteien aus. In demselben Jahre legte der Herzog die ersten Gelübde der Jesuiten in der Kapelle des von ihm zu Gandia gestifteten Collegiums ab. Der hl. Ignatius, welcher wohl wußte, wie schwer es ihm sein würde, mit einem Male die Bande zu brechen, welche ihn an die Welt fesselten, erwirkte ihm vom Papste ein Breve, wodurch ihm erlaubt wurde, nach Ablegung der ersten Gelübde noch vier Jahre in der Welt zu bleiben.

Der heilige Franz von Borgia

Nachdem er seinen ältern Sohn verheirathet und alle Angelegenheiten, die ihn in der Welt zurückhielten, besorgt hatte, reiste er im Jahre 1549 mit seinem andern Sohne nach Rom. Auf das Gerücht, daß Papst Julius III. unsern Heiligen zur Cardinalswürde erheben wolle, erhielt derselbe von dem heiligen Ignatius die Erlaubniß, Rom zu verlassen, wo er vier Monate zugebracht hatte. Er floh heimlich nach Spanien, und nachdem er sich einige Zeit auf dem Schlosse Loyola aufgehalten hatte, begab er sich zu den Jesuiten in Ognate, einer vier Meilen von Loyola entfernten Stadt. Im Monat August desselben Jahres empfing er die Priesterweihe und las seine erste heilige Messe in der Schloßkapelle zu Loyola.

Von brennendem Verlangen beseelt, nur noch für Jesus Christus zu leben, erbat er sich von den Behörden von Ognate eine kleine Einsiedelei in der Nähe der Stadt, welche der hl. Maria Magdalena geweiht war, wohin er sich mit Erlaubniß seiner Obern zurückzog. Einige Väter der Gesellschaft begleiteten ihn, um sich mit ihm in allen ihrem Stande nothwendigen Tugenden zu vervollkommnen. Demuth leuchtete aus allen seinen Handlungen hervor; er betrachtete sich als den letzten von Allen und suchte die niedrigsten Dienste im Hause.

Der Kaiser Karl V. faßte aus Verehrung gegen seine Tugenden den Plan, ihn zum Cardinal erheben zu lassen. Papst Julius III. ging in den Plan ein und seine Erhebung ward beschlossen.

Als dieses der heilige Ignatius erfuhr, warf er sich dem Papste zu Füßen mit der Bitte, seinem Orden doch nicht einen so gefährlichen Schlag zu versetzen, da es sich um Aufhebung einer seiner wesentlichsten Regeln handeln würde. Franz seinerseits suchte durch Thränen, Gebete und Bußübungen die ihm drohende Gefahr abzuwenden. Durch die eindringlichen Bitten dieser heiligen Martyrer bewogen, stand der Papst von seinem Vorhaben ab. Als dieser Sturm vorüber war, mußte er auf Befehl des hl. Ignatius in mehreren Gegenden Spaniens, wo man ihn schon lange zu hören wünschte, predigen. Franz gehorchte der Aufforderung und der Erfolg seiner Reden entsprach der gehegten Erwartung. Als sich die Provinzen der Gesellschaft Jesu in Spanien mehrten, wurde Franz Vorstand derselben, und selbst die Jesuiten von Portugal und Ostindien kamen unter seine Leitung zu stehen. Als aber seine Bußstrenge für sein Leben fürchten ließ, befahl ihm der heilige Ignatius, sich in diesem Punkte von einem andern leiten zu lassen, eine Vorsichtsmaßregel, welche nothwendig war, um die Gluth seines Eifers zu ermäßigen. Als der heil. Ignatius i. J. 1556 starb, wurde Pater Laynez zum General der Jesuiten erwählt. Franz ward durch Krankheit gehindert, an dieser Wahl in Rom theilzunehmen.

In demselben Jahre legte Karl V., der Eitelkeiten der Welt müde, die Regierung nieder und zog sich zu den Hieronymiten zu St. Just in Estremadura zurück, wo er ein sehr erbauliches Leben führte, und sich unablässig mit frommer Lesung und mit Betrachtungen über den Tod beschäftigte. Er starb am 21. September 1558 eines frommen Todes.

Der heil. Franz von Borgia hielt seine Leichen-

rede zu Valladolid und bemerkte vorzüglich, wie glücklich Karl V. gewesen sei, die Welt zu verlassen, um über sich selbst einen vollständigen Sieg zu erringen.

Franz zeichnete sich durch Demuth besonders aus, und suchte mit heiliger Begierde alle Gelegenheiten, diese Tugend zu üben. Sein größtes Vergnügen war, die Armen zu unterrichten. Niemand konnte die Liebe zur Armuth weiter treiben als er; diese Tugend leuchtete aus allen seinen Handlungen hervor, denn er vermied sorgfältig alle Beschäftigung mit Geldangelegenheiten und schätzte sich glücklich, daß er sich nie mit den zeitlichen Angelegenheiten seines Ordens hatte befassen dürfen. Sein Gehorsam gegen die Obern war bewundernswerth, deren Willen er als eine Stimme vom Himmel betrachtete. Als Pater Laynez, der zweite General der Jesuiten, im Jahr 1565 gestorben war, wurde Franz am 2. Juli desselben Jahres als sein Nachfolger gewählt. Man hatte die Vorsichtsmaßregeln, welche er ergriffen hatte, um nicht gewählt zu werden, zu vereiteln gewußt. Nach seiner Erwählung richtete er noch am letzten Versammlungstage Ermahnungen an die anwesenden Väter der Gesellschaft, wodurch er sie zur gewissenhaften Beobachtung der Satzungen ihres heiligen Stifters aufforderte und küßte ihnen vor der Entlassung die Füße, weil sie als Apostel die frohe Botschaft des Friedens und die Kenntniß der Liebe des wahren Gottes verkünden sollten. Seine erste Sorge ging dahin, zu Rom ein Novizenhaus zu gründen. Er hielt mit solchem Erfolg die Interessen der Gesellschaft in allen Welttheilen aufrecht, daß man ihn mit Recht als ihren zweiten Stifter betrachten kann. Er zeigte so viel Eifer, den Missionen größere Ausdehnung zu verschaffen und evangelische Arbeiter heranzubilden, daß er vor Gott an den Verdiensten der Prediger, welche in den entlegensten Gegenden den Glauben verkündeten, großen Antheil hatte. Ebensoviel Sorge trug er für die Ausbildung der Väter, welche in Europa wirken sollten, da er sie mit dem Geiste ihres Institutes, welches die Sittenverbesserung unter den Christen zum Zwecke hat, lebhaft zu durchdringen suchte.

Während der Pest, welche 1566 zu Rom große Verheerungen anrichtete, eilte der heilige General mit Eifer denen zu Hilfe, welche von dieser Krankheit ergriffen waren, und erhielt von den Behörden und vom Papste reichliche Spenden für die Armen. Die Väter der Gesellschaft schickte er in die verschiedenen Quartiere der Stadt und diese unterstützten seinen Eifer auf Kosten ihres eigenen Lebens. Unser Heiliger war die Seele aller dieser nützlichen Unternehmungen, wenigstens wurde nichts Wichtiges ohne seinen Rath begonnen

Im Jahre 1570, dem Jahre vor der Schlacht bei Lepanto, begleitete er den Cardinal Alexandrin, den Neffen des Papstes Pius V. nach Frankreich, Spanien und Portugal. Der Zweck dieser Gesandtschaft war, die christlichen Fürsten zur Hilfe gegen die Türken zu vermögen. Schon seit einiger Zeit war der Heilige krank, und diese Reisen hatten die Krankheit noch gesteigert; er bekam daher die Erlaubniß, das Generalat niederzulegen. Auf der Rückreise nach Rom ward sein Zustand zu Ferrara bedenklicher, so daß er in einer Sänfte seine Reise fortsetzen mußte.

Er beschloß sein heiliges Leben in der Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober 1572, im 62. Lebensjahre, und wurde in der Kirche des Profeßhauses begraben. Im Jahre 1617 wurden seine Ueberreste in die Kirche des Profeßhauses der Jesuiten zu Madrid gebracht. Urban VIII. sprach Franz von Borgia im Jahr 1624 selig und Clemens IX. im Jahr 1671 heilig. Innocenz XI. setzte im Jahr 1683 sein Fest auf den 10. Oktober.

11. Oktober.

Der heil. Tarachus, der heil. Probus und der heil. Andronikus,

Martyrer.

Jahr 304.

Der heil. Tarachus, obwohl in Isaurien geboren, war römischer Herkunft, und hatte in den kaiserlichen Heeren gedient, sich aber später zurückgezogen, aus Furcht, man möchte ihm etwas befehlen, mit dem sein Gewissen nicht einverstanden wäre. Als man ihn verhaftete, war er 65 Jahre alt. Probus, in Pamphylien geboren, hatte ein beträchtliches Vermögen geopfert, um Jesu Christo rückhaltloser dienen zu können. Andronikus, der jüngste der drei Heiligen stammte aus einer der ersten Familien zu Ephesus. Alle drei wurden zu Pompejepolis in Cilicien gefänglich eingezogen und vor den Statthalter Numerian Maximus gebracht. Derselbe hieß sie nach Tarsus führen, wo er bald eintreffen würde. Dortselbst wurden ihm nach seiner Ankunft durch den Centurio Demetrius die drei Bekenner wieder vorgestellt und angeschuldigt, der gottlosen Religion der Christen anzugehören und den Kaisern ungehorsam gewesen zu sein.

Nach drei aufeinander folgenden Verhören, bei welchen die Bekenner mit jener festen und würdevollen Ruhe antworteten, welche der Glaube einflößt, ließ sie Maximus grausam martern und endlich den wilden Thieren vorwerfen. Die unendliche Macht und Güte Gottes zeigte sich damals in auffallender Weise zu Gunsten Derjenigen, welche schon für ihn gelitten hatten. Umsonst hetzte man gegen sie die wildesten Thiere, die man vorher zur Wuth gereizt

Ephesus, der Geburtsort des heiligen Andronikus.

hatte; sie näherten sich ganz sanft den heiligen Martyrern und leckten ihnen die Füße. Damit die durch dieses Schauspiel gerührte Menge dieselben nicht zu befreien versuche, befahl Maximus den Fechtern, sie zu tödten, und dieser Befehl wurde auf der Stelle vollzogen.

Während der Nacht nahmen die Gläubigen ihre Leichname weg und bestatteten sie in einer Höhle auf den benachbarten Bergen, wohin sich drei eifrige Christen, Felix, Marcian und Verus zurückzogen, um den Rest ihres Lebens mit Bewachung dieses kostbaren Schatzes zuzubringen.

Am 11. Oktober 304 vergoßen diese heiligen Martyrer ihr Blut für Jesus Christus.

Der heilige Ludwig von Bertrand,

Bekenner.

Jahr 1580.

Ludwig Bertrand war im Jahr 1526 zu Valencia in Spanien geboren, in dem nämlichen Lande, in welchem damals der heil. Ignatius von Loyola, die hl. Theresia, der hl. Petrus von Alcantara und noch viele andere berühmte Heiligen wirkten und mit ihrem Lichte die Welt erleuchteten. Sein Vater, Stadtschreiber dieser Stadt und seine Mutter Angela hielten ihn von Jugend auf zur Frömmigkeit an; und schon als Kind fühlte er wunderbar sein Herz zu Gott hingezogen, und als Knabe übte er das Gebet mit innigster Andacht. Zum Jünglinge herangewachsen, wurde er von seinem Beichtvater zu einem vollkommenen Leben herangebildet, und er faßte in der Gluth seiner Andacht den Entschluß, sich an einen einsamen Ort zurückzuziehen, um Gott besser dienen zu können. In dieser Absicht entfernte er sich heimlich von dem Hause seiner Eltern, und theilte ihnen in einem hinterlassenen Briefe sein Vorhaben mit. Doch noch keine Stunde von seinem Wohnorte entfernt, wurde er eingeholt und in das elterliche Haus zurückgebracht.

Wie sein Vater seine unbezwingliche Neigung zum Ordensstande erkannte, gab er endlich seine Einwilligung zum Eintritte in den Dominikanerorden. Sobald der Heilige seinen innigsten Wunsch erfüllt sah, beschloß er ein ächter Jünger des heil. Dominikus zu werden. Sein Eifer im Gebete, seine tiefe Demuth, sein pünktlicher Gehorsam und die Strenge seiner Buße erhob ihn zu immer höherer Gottseligkeit. Kaum 25 Jahre alt, wurde er zum Novizenmeister gewählt, und in diesem Amte gab er den jungen Novizen das schönste und nachahmungswürdigste Beispiel. Diesem Beispiele folgte die junge Schaar mit innigster Liebe und Anhänglichkeit, denn durch seinen glühenden Eifer, den er in allen seinen Verrichtungen zeigte, wirkte er einflußreicher auf sie, als durch die größte Strenge. Eine solch wunderbare Wirkung hatten oft nur wenige Worte von ihm auf die Novizen, daß sie alle Müdigkeit des Körpers vergessend, von unwiderstehlicher Gewalt getrieben, ihren Zellen zueilten und sich aufs Freudigste mit Gott im Gebete unterhielten. Ebenso segensreich war sein Wirken, wenn er auswärts gesandt die freundliche Botschaft von der Vergebung der Sünden und dem ewigen Leben verkündete.

Seine Predigten waren ein Ausfluß seines reinen Herzens von jener Salbung von Oben begleitet, die in die Herzen auch der rohesten Menschen dringt und die Sünder zur Reue bekehrt. Gott verlieh ihm die Gnade häufig, in das Innerste des Menschen zu schauen, und diese benützte er nur zum Heile der Seelen selbst. So traf er einmal auf einer Reise einen Hirten, der auf dem Felde seine Schafe hütete. Er trat zu ihm hin mit den Worten: „Lieber Freund! ich sehe den bösen Zustand deiner Seele. Schon drei Jahre hast du nicht mehr gebeichtet. Wenn dir also deine Seligkeit am Herzen liegt, so bekenne reumüthig deine Sünden, denn deine Todesstunde ist nahe. Der Hirte, darüber erschrocken, ging ernstlich in sich und beichtete dem Heiligen mit zerknirschtem Herzen. Einige Tage später ward er wirklich durch einen plötzlichen Tod dahingerafft.

Seine erfolgreichste Wirksamkeit bethätigte aber der Heilige besonders in Westindien, wohin er im Jahr 1562 in Begleitung einiger Priester seines Ordens abreiste, um die noch in der Finsterniß des Götzenthums wandelnden Wilden zum milden Lichte des Christenthums zu führen. Unzählig waren die Beschwerden, die er hier auszustehen hatte, furchtbar die Kämpfe, die er mit den Götzendienern, ja oft selbst mit gewissenlosen Beamten der spanischen Krone, die die armen Wilden bis aufs Blut aussaugten, durchzufechten hatte, und sein Leben war vielfach bedroht; aber siegreich ging der furchtlose Kämpfer durch die Gnade Gottes aus jedem Streite hervor. Diese außerordentliche Gnade zeigte sich darin am deutlichsten, daß er, der doch nur spanisch und lateinisch sprach, in seinen Predigten von allen Stämmen der Wilden, von jedem in seiner Sprache verstanden wurde. Sieben Jahre hatte er mit ausdauerndem Muthe und ungeschwächtem Eifer den Wilden das Evangelium gepredigt und mehr als 10000 Seelen dem Christenthum gewonnen. Keine Mühen, keine Gefahren, keine Beschwerden, denen er öfters zu unterliegen schien, schreckten ihn ab, dieses Gott wohlgefällige Werk unausgesetzt zu vollbringen. Endlich wurde er i. J. 1569 von seinen Obern nach Europa zurückberufen, um auch hier seine allgemein anerkannte Thätigkeit und Wirksamkeit in Ausübung zu bringen. Noch 11 Jahre arbeitete er mit unablässigem Eifer, von den glänzendsten Erfolgen begleitet, an dem Heile der Seelen. Von seinem Kloster aus machte er immer zu Fuß Reisen in benachbarte Städte und Dörfer und verkündigte das Wort Gottes, wirkte durch seine Vorträge mächtig auf die Herzen der Zuhörer, bekehrte durch unablässiges Gebet auch die verhärtetsten Sünder, und betete und geißelte sich selbst aufs blutigste für die Rettung ihrer Seelen. War es also ein Wunder, wenn er durch diese seine brennende Liebe zu Gott und seinem Nächsten Thaten und Wunder bewirkte, die in den Gemüthern Aller Staunen, Ehrfurcht und innige Verehrung hervorbrachten, die bei einer großen Zahl der Menschen eine ganze Umwandlung ihres Lebens erzeugten? Daß er dieses aber zu Stande brachte, darf nicht nur seinen eindringlichen feurigen Predigten, sondern noch vielmehr seinem mit allen Tugenden geschmückten Lebenswandel zugeschrieben werden, durch den er allen Menschen als nachahmungswürdiges Beispiel vorleuchtete.

In den zwei letzten Jahren seines Lebens schickte ihm Gott mannigfache Prüfungen durch schmerzliche Krankheiten und innere Leiden zu. Aber er ertrug alle mit gelassener Ergebung in den göttlichen Willen. Bei den größten Schmerzen rief er mit des hl. Augustinus Worten: „Herr! hier brenne, schneide, nur dort schone meiner." Seine einzige und beste Erquickung auf seinem Krankenlager war das Gebet und die hl. Communion. Kurz vor seinem Hingange verlangte er statt der Leinwand, auf welcher er nach dem Befehle der Aerzte lag, das wollene Ordenskleid. Der Erzbischof von Valencia stand an seinem Sterbebette und segnete ihn auf seine Bitte; dann ließ er sich das Evangelium und die Sterbgebete der Kirche vorlesen und bei den Worten: Entbunden den Fesseln des Fleisches möge seine Seele eingehen in die Glorie des Himmelreiches, gab er den Geist auf am 11. Okt. 1580. Ein heller Glanz verbreitete sich über sein noch im Tode heiteres und mildes Antlitz, als der sicherste Beweis, daß Gott diesen unermüdlichen Diener und eifrigen Verbreiter seines Wortes mit Wohlgefallen aufgenommen und ihn dort für seine treuen Dienste mit der Krone des ewigen Lebens belohnt habe. Papst Paul V. sprach ihn selig, und Clemens X. setzte ihn i. J. 1671 in die Zahl der Heiligen.

Möge jeder christl. Leser folgende Ermahnungen von ihm beherzigen und befolgen. Geben wir viel an unserer Hausthüre, so gibt uns Gott noch mehr in der Kirche. Wenn uns der Nächste beleidigt, so müssen wir nicht gleich nach der Strenge der Gerechtigkeit mit ihm verfahren, sondern wir müssen etwas ertragen und aus Liebe zu Gott leiden können. Die Armuth, welche Gott vorzüglich liebt, besteht darin, daß der Mensch seinem Eigenwillen entsage. Wer vollkommen sein will, muß sich selbst für nichts achten, keinen Menschen verachten, und es nicht achten, wenn er verachtet wird. — Seine Regel war: „Sich selbst, aber Niemand andern verachten; die Welt verschmähen und zu allen Lästerungen schweigen."

12. Oktober.

Der heilige Wilfrid,

Bischof von York.

Jahr 709.

Wilfrid, von den Angelsachsen Willferder genannt, der aus Eifer für die Ehre Jesu Christi so viele Kirchen gründete, wurde gegen das Jahr 634 im Königreich Northumberland geboren und im Alter von 14 Jahren zur Erziehung in das Kloster Lindisfarne geschickt. Seine großen Fortschritte in den Wissenschaften verriethen einen gediegenen und durchdringenden Geist. Bald aber wurde er gewahr, daß er zu Lindisfarne, wo überdies die Disziplin nicht besonders strenge gehandhabt wurde, seine Lernbegierde nicht mehr befriedigen könne. Er entschloß sich daher, nach Frankreich und Italien zu gehen. Nachdem er einige Zeit in Canterbury mit Studien zugebracht hatte, schiffte er sich mit seinem Landsmanne, dem heiligen Benedikt Biscop nach Rom ein. Zu Lyon wurden sie von dem heil. Delphin, dem Erzbischofe dieser Stadt, freundlich aufgenommen, der sie ein ganzes Jahr bei sich behielt. Wilfried gewann durch seine Verdienste und Tugenden die Achtung des Kirchenfürsten in solchem Grade, daß er ihm seine Nichte zur Ehe anbot und ihm ein ansehnliches Amt versprach; allein der Heilige nahm seine Anerbietungen nicht an, weil er entschlossen war, sich einzig dem Dienste Gottes zu weihen, und setzte seine Reise fort.

Zu Rom nahm er sich zur Pflicht, täglich die Gräber der Martyrer zu besuchen. Er schloß eine innige Freundschaft mit dem Archidiakon Bonifacius, dem Geheimschreiber des heiligen Papstes Martin, einem ebenso frommen als gelehrten Manne. Bonifacius, über die ausgezeichneten Anlagen Wilfrids entzückt, liebte ihn wie seinen Sohn und unterrichtete ihn mit Freuden. Er erklärte ihm die vier Evangelien, lehrte ihn die richtige Methode, die Zeit der Osterfeier zu berechnen und machte ihn auf den dießfallsigen Irrthum der Britten und Irländer aufmerksam, welche in diesem Punkte nicht mit der römischen Kirche übereinstimmten. Auch belehrte er ihn über andere wichtige Punkte der Kirchenzucht, und stellte ihn dem Papste vor, welcher ihm durch Auflegung der Hände seinen Segen ertheilte.

Auf seiner Rückreise von Rom blieb er wieder drei Jahre bei dem heiligen Delphin, den er wie seinen Vater ehrte. Der Erzbischof gab ihm die Tonsur und wollte ihn als seinen Nachfolger erklären lassen, wurde aber, ehe er sein Vorhaben hatte ausführen können, bei Chalons im Jahre 650 durch Ebroin ermordet. Wilfrid, welcher das Leben des heiligen Erzbischofs nicht hatte retten können, erwies ihm mit kindlicher Ehrfurcht die letzte Pflicht und kehrte nach England zurück, wohin er viele Reliquien mitnahm. — Hier wurde er alsbald zu König Alcfrid gerufen, der ihm auftrug, sein Volk in den Gebräuchen der römischen Kirche zu unterrichten und ihm zu Ramford eine Strecke Landes schenkte, um ein Kloster zu bauen. Bald nachher trat er ihm auch die Ländereien von Rippon ab, welche er den schottischen Mönchen genommen hatte, weil sie sich der römischen Kirche bezüglich der Osterfeier nicht anschließen wollten.

Durch des Königs Freigebigkeit unterstützt, vertheilte er beträchtliche Summen unter die Armen. Seine Tugenden verschafften ihm die Liebe und Achtung aller. Als der Bischof der Westsachsen, Agilbert, auf Besuch bei König Alcfrid war, bat ihn dieser, Wilfrid zum Priester zu weihen, damit er immer an seinem Hofe bleibe. Der Bischof weihte ihn im Kloster Rippon und erklärte, ein Mann von so seltenem Verdienste verdiene zur bischöflichen Würde erhoben zu werden.

Nach dem Tode des Bischofs Tuda von Northumberland, welcher an der Pest gestorben war, bezeichnete König Alcfrid Wilfrid als dessen Nachfolger und schickte ihn nach Frankreich, um von den Händen seines Freundes Agilbert, Erzbischofs von Paris, die bischöfliche Weihe zu erhalten. Wilfrid blieb zwei Jahre bei Agilbert, und unterdessen wurde der heilige Ceadda zum Bischof von Northumberland ernannt. Nach England zurückgekehrt, begab sich Wilfrid, welcher zu Compiegne feierlich die Weihe erhalten hatte, in das Kloster Rippon, weil er die Wahl des heiligen Ceadda nicht streitig machen wollte, wo er drei Jahre zubrachte. Bisweilen verließ er dasselbe auf die Bitte des Königs Wulfer, welcher ihn nach Mercien rief, um daselbst Diakonen und Priester zu weihen.

Im Jahre 666 wurde Wilfrid durch den heiligen Theodor, Erzbischof von Canterbury, zum Bischof von York ernannt. Da er mit einer ausgezeichneten Tugend die Gabe der Ueberzeugung verband, so verbreitete er Frömmigkeit allerwärts im Reiche. Er ließ von Kent den Sänger Eddi Stephani kommen, der von dieser Zeit an ein unzertrennlicher Genosse seiner Arbeiten und später sein Lebensbeschreiber wurde. Mit seiner Hilfe führte er in allen Kirchen im Norden Großbritanniens den Choralgesang ein und wußte ihn mit viel Geschick den verschiedenen Theilen des Gottesdienstes anzupassen. Dieser Gesang schien ihm der edlen Einfachheit der Religion am meisten zu entsprechen. Das Klosterwesen war eine der angelegentlichsten Sorgen des heiligen Bischofs; er begründete es im Innern und im Norden Englands, wie es ehedem der heilige Augustin im Königreiche Kent eingeführt hatte.

Dagobert, der Sohn des Königs Sigebert von Austrasien lernte als Verbannter in England Wilfrid kennen und genoß seinen Unterricht.

Alderica, die Gemahlin Egfrids, welcher Alcfrid auf dem Throne nachgefolgt war, wollte in ein Kloster treten, was die Kirche verheiratheten Personen gestattete; Wilfrid wendete Anfangs Alles an, sie von diesem Vorhaben abzubringen, allein, alle seine Vorstellungen blieben ohne Erfolg; die Fürstin beharrte auf ihrem Entschlusse und der Heilige ließ sich endlich bestimmen, ihr den Schleier zu geben. Der König gerieth darüber in den heftigsten Zorn; seine Gesinnungen gegen Wilfrid änderten sich, und durch die neue Königin Ermenberga gereizt, benützte er jede Gelegenheit, ihn seinen Unwillen fühlen zu lassen. Mit Einwilligung Theodors, Erzbischofs von Canterbury, den er durch Scheingründe gewonnen hatte, begann er Wilfrids Bisthum zu theilen. Theodor weihte Bosa zum Bischofe von York für die Deirer, Eaka zum Bischofe von Hexam für die Bernicier, Eadhed zum Bischofe von Lindsey. Dies geschah im Jahr 678.

Wilfrid widersetzte sich Anfangs der Theilung seines Bisthums, da man aber auf seine Vorstellungen nicht achtete, beschloß er, sich an den Papst zu wenden. Aus Furcht, eine Glaubensspaltung zu veranlassen, ließ er übrigens keine Klage vernehmen; um aber nicht Zeuge dieser Unordnungen zu sein, schiffte er sich nach Rom ein. Widriger Wind verschlug ihn an die Küste von Friesland, und da die Bewohner dieses Landes noch in den Finsternissen des Götzendienstes lagen, predigte er ihnen den Glauben. Im folgenden Frühling taufte er Viele, darunter Personen von Ansehen. So pflügte er den Boden, welchen später der heilige Willibrord und andere Missionäre bebauten. Er ward immer als Apostel dieses Landes verehrt.

Ebroin schrieb an Adalgis, König von Friesland, ihm gegen eine große Belohnung das Haupt des heiligen Bischofs zu schicken. Dazu reizten ihn vielleicht Wilfrids Feinde in England, oder seine ehemalige Verbindung mit dem heiligen Delphin in Lyon, oder am wahrscheinlichsten die Dienste, welche er dem Könige Dagobert erwiesen hatte. Adalgis las den Brief in Gegenwart Wilfrids, der Gesandten Ebroins und seiner eigenen Offiziere vor; dann zerriß er denselben und warf ihn ins Feuer, um seinen Abscheu gegen den häßlichen Antrag auszudrücken.

Im folgenden Sommer ging Wilfrid nach Austrasien, nachdem er zuvor in Friesland Hirten für die neuen Sprößlinge des Christenthums aufgestellt hatte. König Dagobert II. empfing ihn höchst ehrenvoll und bot ihm das eben erledigte Bisthum Straßburg an. Da er ihn nicht zu dessen Annahme bewegen konnte, machte er ihm beträchtliche Geschenke und gab ihm Adeodatus, den Bischof von Toul, als Begleiter nach Rom mit, wo Wilfrid im Jahre 679 ankam.

Agatho saß damals auf dem Stuhle Petri, der schon die Vorgänge in England durch die Briefe Theodors von Canterbury erfahren und im Oktober des Jahres 679 zur Erledigung der Streitigkeiten in England ein Concil berufen hatte. Wilfrid wurde zu demselben eingeladen und brachte seine Bitten persönlich vor. Man lobte ihn, daß er mit weiser Mäßigung einen heftigen Widerstand vermieden und sich mit ernster Verwahrung und mit der Berufung an das kirchliche Gericht begnügt habe. Die Väter des Concils sprachen sich auf seine kräftigen Gründe für seine Wiedereinsetzung aus. Wilfrid blieb vier Monate zu Rom und nahm Antheil an dem Concil im Lateran, welches den Irrthum der Monotheliten verdammte.

Nach England zurückgekehrt übergab er dem Könige die Briefe des Papstes. Der Fürst ließ dieselben den Bischöfen seiner Partei vorlesen, da ihr Inhalt aber seinen Plänen entgegen war, so behauptete er, man habe den Papst hintergangen und befahl, Wilfried gefangen zu setzen. Man nahm ihm sein ganzes Besitzthum und zerstreute seine Freunde nach allen Seiten. Die Wachen des heiligen Bischofs erbauten sich sehr an seinem Psalmengesang und die Beweise von übernatürlicher Macht, die an ihm zu Tage traten, versetzten sie in Schrecken. Als Wilfrid die Frau des Hauptmanns der Wachen wunderbar geheilt hatte, weigerte sich dieser, länger der Ungerechtigkeit zu dienen. Auf dieses hin ließ der König den Heiligen in ein anderes Gefängniß führen. Mittlerweile wurde die Königin in einem Kloster, deren Abtissin des Königs Tante Ebba war, krank, und nahm auf die ernsten Vorstellungen, welcher Ungerechtigkeit sie sich schuldig gemacht habe, ernstere Gesinnungen an, und verlangte dringend, daß Wilfrid in Freiheit gesetzt werde, und selbst seine verjagten Freunde durften wieder zu ihm zurückkehren.

Nach seiner Befreiung begab sich Wilfrid voll glühenden Seeleneifers zu den südlichen Sachsen, welche noch nicht vom Lichte des Evangeliums erleuchtet waren. König Edilwelch, welcher vor Kurzem in Mercien getauft worden war, begrüßte seine Ankunft mit größter Freude. Der Heilige, dessen Sendung durch viele Wunder bestätigt wurde, bekehrte die ganze Nation, und gründete die Klöster Bosenham und Selsey. Dann sorgte er für die Bekehrung der Bewohner der Insel Wight, indem er einen eifrigen Priester dahin sandte. Cadwalla, König der Westsachsen, dem diese Insel gehörte, ließ ihn zu sich holen, um seinen Rath zu benützen. Der heilige Bischof hielt sich gewöhnlich in Selsey auf, ward aber nach König Egfrids Tode nach Northumberland zurückberufen, im Jahre 685. Da Egfrid keine Kinder hinterlassen hatte, gab man ihm seinen natürlichen Bruder Alcfried zum Nachfolger, welcher seit mehreren Jahren in Irland ein heiliges Leben geführt hatte.

Theodor von Canterbury, durch Alter und Krankheiten niedergebeugt, ließ Wilfrid zu sich nach London kommen, und legte vor ihm und Erchambald, dem Bischofe von London, das Geständniß aller Fehler seines Lebens ab, und wendete sich dann an Wilfrid mit den Worten: „Am meisten beunruhigt mich, daß ich im Einverständnisse mit dem Könige Euch Eurer Besitzthümer beraubt habe, ohne daß Ihr eine solche Behandlung verdient hättet. Ich nehme Gott und den heiligen Petrus zu Zeugen, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften steht, um dieses Unrecht gut zu machen, und Euch mit den Fürsten und Herren, die

meine Freunde sind, wieder auszusöhnen. Ich bitte Euch, noch zu meinen Lebzeiten das Erzbisthum Canterbury anzunehmen, da mir Gott zu erkennen gegeben hat, daß ich das Ende dieses Jahres nicht erleben werde." „Möge Gott und der heilige Petrus Euch alle diese Mißgriffe verzeihen," erwiderte Wilfrid. „Ich werde ohne Unterlaß für Euch beten, wie für meinen Freund. Sorget demnach dafür, daß man mir nach der Anordnung des heiligen Stuhles einen Theil meiner Besitzthümer zurückgebe. Was Euern Nachfolger betrifft, so ist das eine Angelegenheit, welche später in einer besonderen Versammlung bereinigt werden soll."

In Folge hievon schrieb Theodor an die Könige Alcfrid und Ethelred und an Elfleda, Abtissin zu Streaneshalch und bewirkte, daß Alcfrid gegen Ende des Jahres 686 den heiligen Bischof zurückrief und ihm nach und nach wieder sein ganzes Bisthum übergab.

Die Heiligkeit, Wachsamkeit und der unermüdliche Eifer des heiligen Bischofs hätten seine Feinde zum Schweigen bringen sollen, allein seine Tugenden erregten nur neue Stürme gegen ihn. Alcfrid wollte zu Rippon ein Bisthum errichten, allein Wilfrid willigte nicht in die Ausführung dieses Vorhabens ein. Dieser Widerstand erbitterte den Fürsten und der Heilige mußte sich fünf Jahre nach seiner Widereinsetzung auf's Neue flüchten. Ethelred, König von Mercien, nahm ihn freundlich auf und bestimmte ihn zur Annahme des eben erledigten bischöflichen Sitzes zu Litchfild. Seine Reden über die Eitelkeit der Welt und über die Wichtigkeit des Heils machten auf Ethelred einen so lebhaften Eindruck, daß er später dem Throne entsagte und in ein Kloster trat und in Mercien viele Kirchen und Klöster gründete.

Seine Feinde in Northumberland blieben indessen nicht unthätig; sie zogen den Erzbischof Brithewald von Canterbury in ihr Interesse und preßten ihm ein Absetzungsdekret gegen Wilfrid ab. Wilfrid apellirte zum zweitenmale an den römischen Stuhl und reiste im Jahre 703 selbst nach Rom. Auch seine Feinde folgten ihm dahin; allein ihre bösen Pläne wurden zu Schanden. Papst Johannes VI. nahm Wilfrid ehrenvoll auf, und lobte ihn wegen seines Festhaltens an den kirchlichen Vorschriften. Sein Leben war, wie selbst seine Feinde gestehen mußten, untadelhaft. Unter allen Bischöfen Großbritanniens war er der gelehrteste, gegen seine Verfolger hatte er sich immer milde bewiesen, und seine Einkünfte hatte er nur zur Gründung von Kirchen und zur Unterstützung der Armen verwendet.

Der heilige Wilfrid segnet König Ethelred.

Der Papst erklärte sich daher ebenso offen zu seinen Gunsten, wie früher Agatho und Sergius gethan hatten. Er empfahl Wilfrid brieflich der Königin von Mercien und Northumberland, und befahl dem Erzbischofe Brithewald, durch eine Synode dem verfolgten Bischofe Recht zu verschaffen; könnte eine Synode nicht abgehalten werden, so sollten die Parteien persönlich vor ihm erscheinen. Der Heilige schickte sich zur Rückreise nach England an. Zu Meaux ergriff ihn eine gefährliche Krankheit, und während derselben offenbarte ihm Gott, nach Bedas Berichte, daß er noch vier Jahre leben würde.

Brithewald versprach ihm nach seiner Rückkunft in England, nach Kräften für seine Wiedereinsetzung auf seinen bischöflichen Sitz thätig zu sein. Ethelred, der die Krone niedergelegt hatte, und Abt zu Bardney geworden war, nahm ihn mit Freuden bei sich auf und empfahl ihn seinem Neffen Conared, zu dessen Gunsten er der Krone entsagt hatte. Conared wurde durch die Unterredungen mit dem heiligen Bischofe so innig gerührt, daß er den Entschluß faßte, die Welt zu verlassen, den er auch im Jahre 709 ausführte. Er begab sich mit Offa, dem Könige der Ostsachsen, nach Rom, wo er das Ordenskleid nahm und den Rest seiner Tage heilig verlebte.

Im Jahre 705 starb Alcfrid, König von Northumberland, welcher in seiner letzten Krankheit tiefe Reue über seine Ungerechtigkeiten gegen Wilfrid geäußert hatte. Deßhalb verlangte auch nach seinem Tode das ganze Reich, daß man den Heiligen wieder in sein Amt einsetze. Dieß geschah auch unter Alcfrids Nachfolger Osred. Durch ein Concil bekam Wilfrid das Bisthum Hexam zurück nebst der Abtei Rippon mit allen ihren Einkünften. Der Heilige nahm von seinem Bisthume Besitz, wohnte aber meistens im Kloster Rippon und leitete die verschiedenen Klöster, welche er in Mercien gegründet hatte. Er starb in einem dieser Klöster, Namens Undalum, am 24. April 709 im Alter von 75 Jahren; 45 Jahre war er Bischof gewesen. Vor seinem Tode schenkte er sein ganzes Besitzthum den Kirchen, Klöstern und den Gefährten seiner Verbannung. — Im Jahre 959 kamen seine Reliquien von Rippon nach Canterbury. Sein Fest wird am 12. Oktober gefeiert, dem Tage der Uebertragung seiner Reliquien.

Der selige Jakobus von Ulm.

Jahr 1491.

Wie Christus zu seinen Aposteln arme und ungelehrte Männer wählte, so hat auch die Kirche unter die Schaar der Heiligen nicht bloß solche aufgenommen, welche der Sache Gottes durch ihre Talente ausgezeichnete Dienste leisteten, sondern auch solche, die sich nur durch ihre Demuth bemerklich machten.

Unter diesen letzteren ist unstreitig einer der berühmtesten der selige Jakob von Ulm, der Deutsche zubenannt, ein Laienbruder aus dem Orden des heiligen Dominikus.

Der selige Jakob ward im Jahre 1407 zu Ulm geboren, sein Vater war Kaufmann daselbst. Wie der Heiland brachte er die ersten Lebensjahre im elterlichen Hause zu, wo er seinen Vater in den mühsamen Arbeiten seines Standes unterstützte.

Um diese Zeit hatten die christlichen Jünglinge die Gewohnheit, wenn sie das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatten, nach Rom zu den Gräbern der Apostel eine Wallfahrt zu machen. Schon viele seiner Kameraden hatte Jakob diese Reise antreten gesehen, nie aber wagte er seinen Vater zu bitten, sie begleiten zu dürfen, aus Furcht, seine Abwesenheit möchte ihm lästig fallen.

Als er aber das fünfundzwanzigste Jahr erreicht hatte und eine Anwesenheit im elterlichen Hause nicht mehr unumgänglich nöthig war, trug er dem Vater seinen Wunsch vor, welcher ihm sogleich die Erlaubniß zu der Reise gab, obwohl es ihn schmerzte, sich auf einige Zeit von einem so guten Sohne trennen zu müssen, der ihm immer die süßesten Vaterfreuden bereitet hatte.

Jakob reiste mit andern Pilgern ab, welche wie er, dem Zuge ihrer Frömmigkeit folgend, die Fasten- und Osterzeit in der heiligen Stadt zubringen wollten. Während seines Aufenthaltes daselbst besuchte er häufig die Gräber der Apostel und Martyrer, die Kirchen und andere Orte der Andacht; fehlte nie beim Gottesdienste und brachte alle ihm übrige Zeit im Gebete zu.

Ankunft des seligen Jakobus von Ulm vor Rom.

Als er eben nach Ulm zurückzukehren gedachte, erfuhr er, daß seinem Vater in Folge bedeutender Verluste nur das zum Lebensunterhalte Nöthigste geblieben sei. Um ihm nicht lästig zu fallen, suchte Jakob zu Rom Beschäftigung, aber umsonst. Einige Freunde riethen ihm, nach Neapel zu gehen, wo er bei einer reichen Person, die von ihm gehört und ihm eine vortheilhafte Stellung angeboten hatte, ein Unterkommen finden könnte.

Zu Neapel bekam er übrigens über den sittlichen Lebenswandel dieser Person Winke, welche in ihm die Befürchtung erregten, seine Seele möchte in diesem Hause in Gefahr gerathen, und er wollte deshalb lieber den vortheilhaften Aussichten entsagen, die sich ihm darboten, als sein Seelenheil gefährden.

Da er keine andere Stelle fand, trat er als Soldat in das Heer des Königs von Neapel. Dieser Stand, der sich mit seinen frommen Gewohnheiten und mit seinem Charakter wenig zu vertragen schien, gab ihm Gelegenheit, zu beweisen, wie wenig böse Beispiele, welche junge Leute im Soldatenstande oft so schnell verführen, über gottesfürchtige Seelen vermögen.

Jakob brachte hier einige Zeit zu, ohne etwas an seinen frommen Uebungen zu ändern. Als er aber auf eine Stelle in Capua Aussicht bekam, nahm er seinen Abschied und trat bei einem Adeligen in Dienst, der seine Tugend zu würdigen wußte. Er blieb fünf Jahr in diesem Hause, und verließ dasselbe nur, weil ihn der Tod seines Herrn nöthigte, einen andern Platz zu suchen. Er entschloß sich daher zu seinem Vater nach Ulm zurückzukehren. Auf seiner Reise kam er durch Bologna und besuchte das vom heiligen Dominikus gegründete Kloster, in welchem die Gebeine des berühmten Vertheidigers des katholischen Glaubens aufbewahrt werden.

Die Demuth der Mönche dieses Klosters machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er wünschte, sich ganz Gott zu weihen. Er entdeckte dem Abte den Zustand und den sehnlichsten Wunsch seiner Seele, und bat auf's Dringendste um Aufnahme in das Kloster, bereitwillig jede Dienste zu übernehmen, wenn

er nur seines Wunsches theilhaftig würde, weil ihn das Getriebe der Weltleute anwiderte. Dieser, ganz verwundert, bei einem Menschen, der bisher in der Welt gelebt hatte, so viel Tugend und Seelenreinheit zu finden, willfahrte alsbald seiner Bitte und nahm Jakob unter die Laienbrüder auf.

Schon im Beginne seines Noviziates zeigte sein Benehmen, daß die frommen Dominikaner durchaus nicht Ursache hatten, seine Aufnahme zu bereuen.

Als Novize, wie später als Bruder zeichnete sich Jakob besonders durch eine tiefe Demuth aus, die er in solchem Grade übte, daß er sich als den letzten und verächtlichsten Menschen betrachtete. Immer bereit, den Andern Dienste zu leisten, verlangte er keine solchen für seine Person. Die Zeit, die ihm vom Gebete übrig blieb, verwendete er auf Arbeit. Nie verlor er auch nur einen Augenblick durch Unthätigkeit, stets der Worte des Apostels eingedenk: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Er hatte viel Geschick für mechanische Arbeiten und trieb besonders gern Malerei. Eines Tages wollte er ein vorzügliches Glasgemälde herstellen. Er saß gerade vor dem glühenden Ofen, wo das Glas in die Gluth gestellt werden sollte. Hier war es die Hauptaufgabe den rechten Hitzgrad zu beobachten und das Gemälde zu rechter Zeit aus der Gluth zu nehmen. In diesem wichtigen Zeitpunkte trat der Prior zu ihm und sagte, um seinen Gehorsam auf die Probe zu stellen: „Jakob, nimm den Sack und gehe auf den Termin.“ —

Der selige Jakobus von Ulm hatte viel Geschick für mechanische Arbeiten und trieb besonders gern die Malerei.

Sogleich ließ der selige Jakob sein köstliches Kunstwerk, die Arbeit so vieler mühsamen Stunden im Stiche, nahm den Sack und ging auf den Termin. Erst nach Verfluß vieler Stunden kam er wieder zurück und als er nach seiner Arbeit sehen wollte und alles für verloren gab, siehe, da hatte die göttliche Vorsehung wunderbar gezeigt, daß ihr Gehorsam besser gefalle als Opfer. Als Jakob das Gemälde aus dem erkalteten Ofen hervorzog, prangte es in herrlicher Farbenpracht. Hingerissen von innigstem Danke für die ihm von Gott so sichtbar bewiesene Gnade fiel er auf die Kniee und sein Herz strömte über von den glühendsten Dankgefühlen im feurigen Gebete an den allgütigen und allbarmherzigen Vater im Himmel.

Diesen Gehorsam bewies er gegen seine Obern zu jeder Zeit; er verrichtete nicht nur Alles, was ihm befohlen wurde, rasch und pünktlich, sondern er that auch das gleichsam befehlsweise, was er ihnen an den Augen absehen konnte. Dieses bewies er einst, als der Prior mit einem Prälaten von den Tugenden seines Laienbruders Jakob sprach. Während ihrer Unterhaltung ging gerade Jakob vorüber, um eine nothwendige Arbeit vorzunehmen. Der Prior, um dem Prälaten einen Beweis des Gesagten zu liefern, rief ihn herbei mit den Worten: „Mein Sohn, du mußt sogleich mit einem Schreiben nach Paris reisen.“

Mit heiterer Miene legte Jakob Alles auf die Seite und bat nur um die Erlaubniß, in Eile seinen Hut und Stab aus seiner Zelle holen zu dürfen, um die Reise auf der Stelle anzutreten. Mit Rührung und voll Bewunderung über diesen unbedingten Gehorsam blickten ihm beide heiligen Männer nach und der Prälat wünschte dem Prior Glück zu einem solchen Diener. Diesen Eifer zeigte aber Jakob nicht blos in Ausübung der ihm auferlegten Dienstleistungen; auch in den geistigen Uebungen bewies er gleiche Ausdauer. Er war der Erste im Chor, wenn die Brüder des Nachts zur Mette aufstanden und nach Beendigung des Gottesdienstes suchte er einen stillen Ort auf, um in der Einsamkeit seine Unterhaltung mit Gott fortzusetzen. — Sobald der Tag graute, betete er die Tagzeiten und diente dann bei den heiligen Messen am Altare. Von da ging er an seine Handarbeiten, bis ihn der Befehl seiner Obern anderswohin rief. Er liebte das Stillschweigen so sehr, daß nie ein müßiges Wort aus seinem Munde kam, und sprach nur, wenn es nothwendig war. — Keine noch so schmerzliche Krankheit konnte ihm eine Klage erpressen. Keine Unruhe, keine Angst, keine Verwirrung konnte seinen tiefen Seelenfrieden stören; immer blieb er sich gleich in seinem Benehmen, immer war er derselbe bescheidene, demüthige, freundliche und liebreiche Bruder.

Die Welt kannte ihn nicht und er ebenso wenig die Welt; dafür hatte aber sich die Fülle der göttlichen Liebe über ihn ergossen. Oft sah man ihn in stillen Nächten ins Gebet versunken und sein Antlitz und seinen ganzen Leib mit einem sonnenhellen Schein umgeben. Einst während des Gebets war er in eine so tiefe Verzückung gefallen, daß sein ganzer Leib erstarrt war und seine Ordensbrüder glaubten, er sei verschieden. Wie sie ihn aber heftig schüttelten, kam er wieder zu sich und beklagte sich, daß man ihn aus der süßesten Beschauung gerissen habe.

Dieser tugendhafte Diener Jesu Christi starb am 12. Oktober 1491 im Alter von 80 Jahren. An seinem Leichname bemerkte man kein Zeichen des Todes; sein Angesicht blühte wie eine frische Rose und strahlte im hellsten Glanze. Sein Leib wurde in einer Kapelle der Klosterkirche zu Bologna beigesetzt, weil aber sein Grab fortwährend durch Wunder verherrlicht wurde, so war der Andrang des Volkes so stark, daß man ihn schon nach acht Tagen erhob und in der Kirche vor dem Altare des heiligen Thomas beisetzte.

Im Jahre 1825 billigte Papst Leo XII. die Verehrung, welche ihm die Einwohner von Bologna seit mehreren Jahrhunderten zollten.

13. Oktober.

Der heilige Eduard.

Bekenner.

Jahr 1066.

Um das Ende des zehnten Jahrhunderts brachen die gefürchteten Dänen in England ein, und nach einer schweren Niederlage blieb dem Könige Ethelred nichts übrig, als durch Geld die Dänen zur Heimkehr zu bewegen. Ein zweiter Einfall der Dänen aber fiel unglücklicher für Ethelred aus. Da er zum Kriege gegen die Dänen seinen Unterthanen eine Steuer, das sogenannte Dänengeld, auferlegt hatte, so benützte der Dänenkönig Swen die dadurch im Lande entstandene Unzufriedenheit und ließ sich zum Könige von England ausrufen. Ethelred floh im Jahr 1014 in die Normandie. Nach Swen's baldigem Tode ward Ethelred wieder zurückberufen; starb aber schon im Jahre 1016 und hinterließ aus erster Ehe drei Kinder, Edmund, der nach ihm den Thron bestieg, Edwy und Adelstan, welche früh starben. Aus seiner zweiten Ehe stammten Alfred und Eduard; dieser letztere, den Gott durch langes Unglück auf die Mühen des Königsthrones vorbereitete und in der Verbannung zu jenen Tugenden heranbildete, welche die Völker beglücken, ist unser Heiliger.

Edmund konnte trotz seiner Bemühungen sein Vaterland nicht retten, er starb von der Hand eines Meuchelmörders, und Kanut, der Sohn des Dänenkönigs Swen, ward Herr des Landes. Edmunds Söhne sollten auf Befehl Kanuts nach Dänemark geführt werden, um sie heimlich aus dem Wege zu räumen; allein der Hauptmann, der diesen Auftrag erhielt, fühlte sich bei dem Anblick dieser jungen Prinzen so sehr von Mitleid bewegt, daß er sie nach Schweden brachte. Von da wurden sie nach Ungarn gebracht, wo sie König Stephan liebreich aufnahm und mit väterlicher Sorgfalt erzog, der ältere von ihnen, Edmund, starb frühzeitig, Eduard vermählte sich später mit Agathe, der Tochter des Kaiser von Deutschland.

Unterdessen hatten Ethelreds Söhne, die in der Normandie in Verbannung lebten, mit ihrer Mutter Emma den Plan gefaßt, ihren Oheim Richard II. um Streitkräfte zu bitten, um ihre Stammesrechte auf den englischen Thron geltend zu machen, allein ein unerwartetes Ereignis zerstörte alle ihr Hoffnungen. Der Räuber ihres Thrones war kühn genug, um die Hand der Wittwe eines Königs zu bitten, dessen Todfeind er gewesen war, und Emma, welche Alles vergaß, was sie dem Andenken ihres Gemahls und den Interessen ihrer Kinder schuldig war, nahm Kanuts Anerbieten an. Die Vermählung fand im Jahre 1017 statt.

Wie übergehen die Geschichte der Regierung Kanuts. Sobald Eduard in der Normandie dessen Tod erfuhr (im Jahr 1036), sammelte er eilig eine Flotte von 40 Schiffen und landete zu Southampton. Unglücklicherweise hatte Kanuts glanzvolle Regierung die Engländer an das dänische Joch gewöhnt; die Bevölkerung war Eduard nicht geneigt und selbst seine Mutter trat seinen Ansprüchen feindlich entgegen, und nach einigen erfolglosen Scharmützeln mußte sich Eduard wieder nach der Normandie einschiffen. Bald darauf wurde Alfred, Eduards Bruder, heimtückischer Weise von Harold, dem Sohne und Nachfolger Kanuts, nach England gelockt und daselbst im Jahr 1037 ermordet. König Harold überlebte ihn nur drei Jahre, und Hartiknut, Kanuts und Emmas Sohn, ward sein Nachfolger, ein zugleich schwacher und grausamer Herrscher. Doch ließ er seinen Halbbruder Eduard, dessen Tugenden er rühmend erwähnen hörte, nach England kommen und schloß mit ihm eine innige Freundschaft. Vielleicht hätten dessen Rathschläge und Beispiele einen guten König aus Hartiknut gemacht, wäre er nicht plötzlich bei einem Gastmahle im Jahre 1042 gestorben.

Kaum war er todt, als Eduard durch die Großen des Reichs zum König ausgerufen wurde, seine Tugenden hatten in den Gemüthern die Liebe zu dem rechtmäßigen Königshause wieder geweckt; alle Stimmen fielen auf den Sohn Ethelreds, der durch seine Geburt, seine Schicksale und seinen Charakter gleich berühmt war. An Ostern des Jahres 1042 wurde er durch den Erzbischof Edsy gekrönt.

Er zählte damals 40 Jahre, von denen er 27 in der Verbannung zugebracht hatte. In der Schule des Unglücks erzogen, hatte er sich schon in seiner Jugend in allen christlichen Tugenden geübt und weit entfernt, sein Unglück unter den Freuden des Normännischen Hofes zu vergessen, hatte er nur auf Gott all seine Hoffnung gesetzt. Er floh die Welt als eine Klippe, an der oft die kräftigste Tugend scheitert, suchte einzig die Gesellschaft einiger frommen Personen und fand seine Freude nur an ernsten Unterhaltungen, die er übrigens nur mäßig genoß und meistens zu seiner eigenen Belehrung verwendete. Immer blieb er gesammelt und sein Leben war ein ununterbrochenes Gebet, indem er Gott auch die unbedeutendsten Handlungen aufopferte. Er benützte seine Zeit zu frommen Uebungen, zum Studium und zur Jagd, die er sich als eine gute Leibesübung gestattete; er brachte weniger jene Eigenschaften auf seinen Thron mit, welche die großen Könige, als solche, welche die guten Könige bilden. Seine Mäßigung, Sanftmuth und zarte Nächstenliebe verhießen seinem Volk eine glückliche Zukunft; seine Weisheit und Friedensliebe führten an die Stelle beständiger Bürgerkriege einen gesetzlichen Zustand zurück. Zur Regierung einer großen Nation berufen, beschloß er, sein Herz ehrgeizigen Planen zu verschließen, dagegen die Religion zu verbreiten, die Gerechtigkeit zur Blüthe zu bringen, die öffentlichen Lasten zu vermindern und seinen Unterthanen Leiden und Blutvergießen zu ersparen. Diesem heiligen Vorsatze und wahrhaft königlichen Regierungsplane blieb er treu und seine Regierungsperiode war unbestritten eine der glücklichsten für England.

Eduard wird zum Könige von England ausgerufen.

Um sein Ansehen zu befestigen, mußte er indeß anfangs einige Strenge anwenden. Diejenigen Dänen, welche seine Rechte zu bestreiten wagten, wurden des Landes verwiesen. Die Königin Emma mußte sich über ihr früheres Benehmen rechtfertigen, über ihre Verheiratung mit Kanut, über ihre Vorliebe zu ihren Kindern aus zweiter Ehe und über den beharrlichen Widerstand gegen jede Unternehmung, welche die Wiedereinsetzung der Söhne Ethelreds in ihre königlichen Rechte zum Zwecke hatte. Ohne Zweifel verfuhr Eduard nur mit schwerem Herzen so gegen seine Mutter, allein er mußte jeden Versuch, den Thron zu erschüttern, kräftig unterdrücken und zeigen, daß der Rang die Schuldigen vor der Strafe nicht schützen würde. Emma starb im Jahre 1052.

Allein im Norden bereitete sich ein gewaltiger Sturm vor und ein unerwarteter Nebenbuhler bedrohte Eduards kaum befestigte Macht. Der norwegische König Magnus, welcher sich nach Hartiknuts Tode Dänemarks bemächtigt hatte, machte unter Berufung auf einen mit dem vorigen Könige geschlossenen Vertrag auf die Krone von England Ansprüche geltend. Auf diese übermüthige Forderung gab Eduard die verdiente Antwort: „Ich habe den Thron als Abkömmling der englischen Könige inne; zudem hat mich die freie Wahl des Volkes auf den Thron berufen und lebend werde ich ihn nie verlassen.“ Zugleich schickte er sich durch Ausrüstung einer beträchtlichen Flotte zur Vertheidigung seines Landes an, glücklicherweise waren aber die Vorbereitungen entbehrlich. Der König von Norwegen war genöthigt, sein eigenes Reich gegen Swen, den Neffen Kanuts, zu vertheidigen, der ihm Dänemark streitig machte; und England konnte den Frieden genießen, den der Heilige zu begründen bestrebt war.

Kaum hatte Eduard den Thron bestiegen, als Godwin, Graf von Kent, der an der Berufung Eduards großen Antheil gehabt hatte, ihm rieth, sich zu verehelichen; zugleich bemühte sich derselbe, die Wahl des Königs auf seine Tochter Editha zu lenken, die sich durch Schönheit, Tugend und Frömmigkeit, sowie durch Bildung auszeichnete. Die Chronisten vergleichen sie mit der Rose, die unter Dornen blüht. Eduard, welcher die junge Fürstin in seiner Jugend kennen gelernt hatte und am besten ihr Verdienst zu würdigen wußte, zögerte übrigens, hierin den Wünschen des Volkes nachzugeben. Aus Liebe zur Reinigkeit, die er in so hohem Grade besaß, daß er unter den Gefahren königlichen Glanzes

ein engelgleiches Leben führte, hatte er schon längst das Gelübde beständiger Keuschheit abgelegt. Doch berieth er sich mit Gott im Gebete, um die Forderungen seines Gewissens mit denen seiner Stellung in Einklang zu bringen, und hatte eine Zusammenkunft mit Edith, wobei er ihr sein Gelübde offenbarte und das Anerbieten machte, die Krone mit ihr zu theilen, wenn auch sie sich durch ein Gelübde verpflichten würde, in der Ehe mit ihm enthaltsam zu leben. Die fromme Prinzessin willigte ein und im Jahr 1044 fand die Vermählung statt. Godwins Ansehen scheiterte übrigens bald an dem verbrecherischen Benehmen eines Gliedes seiner Familie. Swen, sein jüngster Sohn, überließ sich den schändlichsten Ausschweifungen und ging in seiner Ausgelassenheit so weit, der Abtissin Edgiva von Leominster Gewalt anzuthun. Man kann sich die Entrüstung des Königs über diesen gotteslästerlichen Frevel leicht vorstellen. Swen mußte das Reich verlassen, trieb aber Seeräuberei, um sich Reichthum und Macht zu verschaffen, und beging einen Mord an seinem Vetter Beorn. Gleichwohl wußte er den Bischof von Worcester günstig gegen sich zu stimmen, welcher für seine Reue bürgte und ihm bei Eduard Verzeihung erwirkte, Godwin selbst zog sich durch seine Gewaltthätigkeit gegen einige normännische Edeln das Mißfallen des Königs zu, und ein blutiges Handgemenge zwischen seinem Gefolge und dem des Grafen Eustachius von Boulogne, des Schwagers Eduards, machte gerichtliches Einschreiten nothwendig. Nach Glocester zum Könige gerufen, verweigerte der stolze Herr den Gehorsam und ergoß sich in Schmähungen gegen diejenigen, welche er fremde Günstlinge nannte. Doch wagte er nicht einen Kampf aufzunehmen, sondern ergriff mit seinen Söhnen Swen und Barold die Flucht. Den Winter über trafen die drei Flüchtigen Vorbereitungen zur Rache und erschienen im folgenden Frühlinge an der Spitze eines Heeres. Allein Eduard war zu ihrem Empfang schon gerüstet, denn er war ebenso klug und tapfer als milde und versönlich. Endlich beugte sich Godwin; er erklärte dem Könige seine Unterwerfung und bat um Gnade. Eduard wollte sich Anfangs mit dem Rebellen in keine Unterhandlung einlassen, ließ sich aber endlich durch seine Räthe dazu bewegen und gewährte, von der Reue des Schuldigen gerührt, ihm und seinen Söhnen volle Verzeihung, Swen ausgenommen, den er unerbittlich zur lebenslänglichen Verbannung verurtheilte. Dieser Unglückliche starb in Lycien nach Verfluß einiger Jahre, die er in strenger Buße zugebracht hatte. Die Königin Edith, welche während der Empörung ihrer Familie in einem Kloster in Gewahrsam gehalten worden, damit die Verschwörer ihren Namen nicht mißbrauchen könnten, kehrte wieder zu ihrem Gatten zurück, der sie als die Genossin seiner frommen Werke zärtlich liebte. Godwin starb bald nach seiner Begnadigung im Jahre 1053, und sein Sohn Harold erbte seine Würden.

Während so Eduard den Bürgerkrieg niederschlug, arbeitete er zugleich an der Verbesserung des Looses seiner Unterthanen, durch die Ratschläge des weisen und frommen Grafen Leofrik von Leicester unterstützt, suchte er den Verheerungen der Pest und des Hungers Einhalt zu thun, indem er dieselben durch alle möglichen Mittel abzuhalten, oder doch wenigstens die durch sie veranlaßten Leiden zu mildern suchte. Er spendete reichliche Almosen, baute Spitäler, verminderte die Abgaben, schaffte das verhaßte Danegelt ab, und schlug sogar eine beträchtliche Summe aus, welche die Edeln von ihren Vasallen erhoben u. ihm zu Staatszwecken als freiwilligen Beitrag einhändigten. „Ich danke Euch“,

Der heilige Eduard verweigert die Annahme des Danegelt.

sagte er, „für euren guten Willen, allein Gott behüte mich ein Geschenk anzunehmen, an dem der Schweiß des Armen klebt; gebt das Geld den Gebern zurück; Gott, dem ich es gebe, indem ich es den Armen schenke, wird für meine Bedürfnisse zu sorgen wissen." Sein Vertrauen auf Gott täuschte ihn in der That nicht, denn trotz der vielen Opfer, die ihm sein Mitleid und seine Uneigennützigkeit auferlegten, wußte er durch weise Beschränkung seiner persönlichen Ausgaben, und besonders durch einen tiefen Abscheu gegen jene Leidenschaften, welche oft die Fürsten durch das Geld ihrer Unterthanen nähren, Mittel zur Gründung frommer Stiftungen und zum Bau von Kirchen aufzubringen. Außerdem bemühte sich der Heilige, die Gerechtigkeitspflege zu ordnen; er verbesserte die barbarische Gesetzgebung seiner Zeit, und verfaßte ein Gesetzbuch, welches unter dem Namen Gesetze Eduards des Bekenners bekannt ist. Es bildete selbst nach der Eroberung der Normannen noch die Grundlage des öffentlichen Rechts in England. Dann gab er dem Lande den Frieden, und wußte Bürgerkriege ohne Blutvergießen zu unterdrücken, und bewies dadurch, daß das, was er bei seinem Regierungsantritte ausgesprochen — „er würde nicht das mächtigste Reich übernehmen, wenn er auch nur das Blut eines einzigen Unterthanen vergießen müßte" — aus seinem Herzen gesprochen und kein leeres Wort war.

Nur die gebieterische Pflicht, die verletzte Gerechtigkeit zu rächen und einem unterdrückten Verbündeten beizustehen, konnte Eduard bewegen, den langen Frieden seines Reiches durch einen auswärtigen Krieg zu unterbrechen. Der Usurpator Macbeth hatte i. J. 1030 den schottischen König Duncan meuchlerisch ermordet, und dessen Sohn Malcolm floh auf englischen Boden. Eduard, welcher das Unglück aus Erfahrung kannte und Mitleid zu tragen wußte, stellte alsbald dem verstoßenen Prinzen eine englische Armee zur Verfügung; allein derselbe konnte gegen Macbeths Macht nicht Stand halten. Im Jahre 1054 stellte sich aber Macduff, Baron von Fife an die Spitze der über Macbeths Tyrannei Unzufriedenen, und drang in den gesetzlichen Thronerben, zur Wiedereroberung seiner Krone ins Land zu rücken. Malcolm rückte mit seinem Oheime Siward, welchem König Eduard große Streitkräfte zur Verfügung stellte, nach Schottland, und Macbeth verlor endlich nach wechselndem Kriegsglück Thron und Leben. Ganz Schottland anerkannte Malcolm III. im Jahre 1056 als König. Im folgenden Jahre starb der kluge und tapfere Siward, dem Malcolm seine Thronerhebung verdankte, wie er gelebt hatte, als Christ und als Krieger. Er ließ sich seine Waffen bringen und bot, auf dem Bette sitzend und auf seine Lanze gestützt, dem Könige des Himmels sein Leben zum Opfer, dann hauchte er den letzten Seufzer aus.

Der fromme König, dessen Hauptbeschäftigung in seinen wenigen Mußestunden das Gebet war, hatte eine besondere Andacht zu dem Fürsten der Apostel, und that schon während seiner Verbannung das Gelübde, zum Grabe des heiligen Petrus nach Rom zu pilgern. Um diese Zeit waren solche Pilgerfahrten in Europa und besonders in Britannien sehr gewöhnlich und schon zwei Vorgänger Eduards, Ethelwulf und Canut, hatten solche gemacht. Eduard glaubte, daß es Zeit sei, sein Versprechen zu erfüllen; allein sein Vorhaben fand bei den Großen bedeutenden Widerstand. Man stellte ihm vor, seine Abwesenheit könnte dem Reiche großes Unglück bereiten und beschwor ihn unter Thränen, diesen gefährlichen Gedanken aufzugeben. Der gute König schickte die Erzbischöfe von York und Winchester an Papst Leo IX. um seinen Rath in dieser Sache einzuholen. Der Papst antwortete ihm, er gehöre vor Allem seinem Volke an, dessen Ruhe durch seine Abwesenheit gefährdet werden könnte, und dispensirte ihn von der Erfüllung seines Gelübdes unter der Bedingung, daß er das zur Reise nothwendige Geld unter die Armen vertheile und ein Kloster zu Ehren des heiligen Petrus baue oder mit Einkünften versehe. Bei dieser Gelegenheit gründete er die berühmte Westmünsterabtei.

Unter den von seinen Räthen für das Aufgeben seiner Pilgerfahrt angeführten Gründen hatte der am meisten auf ihn gewirkt, daß er keinen Erben habe und sein Tod allen ehrgeizigen Bestrebungen Thür und Thor öffnen würde. Diese Einwendung weckte in ihm den Gedanken, den Sohn seines Bruders Edmund mit der eisernen Seite die Nachfolge zu sichern. Edmunds Sohn kam auf die Einladung seines Oheims mit seiner Gemahlin Agatha und seinen drei jungen Söhnen alsbald nach London. Bei seinem Einzuge in die Stadt herrschte unter dem Volke der größte Jubel, allein diese Freude sollte nicht lange dauern. Es war als hätte der Tod nur auf die Ankunft des Prinzen in seinem Vaterlande gewartet, denn er starb in wenigen Tagen, und das Volk vermuthete, Godwins Sohn Harold habe ihn durch Gift aus dem Wege geräumt, da dessen Leben seiner künftigen Erhebung, auf die er in seinem Ehrgeize hoffte, im Wege stand.

Dieser ebenso traurige als unerwartete Todesfall schmerzte den König Eduard tief, denn er sah jetzt die Uebel voraus, die sein Tod herbeiführen werde; allein der fromme König überließ der Vorsehung die Wahl seines Nachfolgers, und konnte er dem Volke nach seinem Tode den Frieden nicht sichern, so wollte er dasselbe wenigstens bei seinen Lebzeiten möglichst glücklich machen. In der That bot König Eduard in den letzten Jahren seines Lebens Alles auf, um das zu befestigen, was er während seines bisherigen Lebens aufgebaut hatte; nämlich das Glück seiner Unterthanen unter einer wahrhaft väterlichen Regierung, und er verdient darum das Lob, welches ihm der Geschichtsschreiber Lingard zollt: „Das Glück seiner Regierung ist in dem Munde unsrer alten Schriftsteller, ohne Zweifel, weil er keine jener glänzenden Eigenschaften besaß, welche Bewunderung erregen, während sie doch nur eine Quelle des Unglücks sind. Er konnte sich nicht rühmen, Siege erfochten und Eroberungen gemacht zu haben; allein er bietet uns das Bild eines Königs, welcher seine persönlichen

Interessen opferte, um sich ganz dem Glücke seines Volkes zu weihen, und wenn er auch durch all' seinen Eifer, gesetzliche Zustände herzustellen, durch die Wachsamkeit, womit er äußern Angriffen zuvorkam, durch seine beständige und endlich mit Erfolg gekrönte Sorgfalt, die Streitigkeiten unter seinen Großen beizulegen, die Unterbrechung der öffentlichen Ruhe nicht hindern konnte, so genoß doch wenigstens England durch seine Bemühungen einen so langen Frieden, wie es ihn ein halbes Jahrhundert lang vor ihm nicht gehabt hat. Er war fromm, gut und mitleidsvoll, ein Vater der Armen und ein Beschützer der Schwachen, mehr geneigt, zu geben als zu nehmen, zu verzeihen als zu strafen."

Indeß nahte der Augenblick, in welchem dieser wahre Hirt seines Volkes zu dem gemeinsamen Vater seiner Heerde zur Rechenschaft berufen werden sollte. An Weihnachten wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen; er kämpfte gegen das Uebel, da er am Feste der unschuldigen Kinder der Einweihung der Kirche des heiligen Petrus anwohnen wollte, allein er konnte an diesem Tage sein Zimmer nicht verlassen. Gleichwohl verlangte er, daß die Feierlichkeit stattfinde, denn er wollte nicht vor der Erfüllung seines Gelübdes sterben, und sah wohl, daß er nicht mehr lange leben würde. Nachdem er noch einige Tage krank gelegen, und sich mit Andacht und Ergebung auf den Tod vorbereitet hatte, empfing er die heiligen Sakramente mit solchen Gefühlen der Hoffnung und Liebe, daß alle Anwesenden davon tief ergriffen waren. Er tröstete selbst die Königin, welche in Thränen zerfloß, mit den Worten: „Höre auf zu weinen; ich werde nicht sterben, sondern leben, denn indem ich dieses Thal der Leiden, diesen Ort des Todes verlasse, hoffe ich, daß mich mein Gott in das Land der Lebenden aufnehmen werde, um dort das Glück der Heiligen zu theilen." Er verschied am 5. Januar 1066, im 64. Lebensjahre und wurde in der von ihm zu Ehren des Apostelfürsten neuerbauten Kirche beigesetzt. Die Geschichtsschreiber berichten mehrere Wunder von dem heiligen Könige.

Papst Alexander III. nannte ihn in seiner Heiligsprechungsbulle Bekenner des Glaubens; das Volk behielt diesen Titel bei und er wurde seitdem unter dem Namen **Eduard der Bekenner** verehrt.

Der heilige Simpert.

Bischof von Augsburg. — Jahr 807.

Der heilige Simpert war, wie man behauptet, mütterlicherseits ein Neffe Kaisers Karl des Großen. Da seine Eltern, durch Tugend und Frömmigkeit ausgezeichnet, ihren Sohn in den Wissenschaften und in Gottesfurcht aufgezogen wissen wollten, so übergaben sie ihn der sorgsamen Pflege der Mönche der berühmten Benediktiner-Abtei Murbach oberhalb Colmar, wo damals durch Wissenschaft und Tugend ausgezeichnete Männer hervorleuchteten und den Ruf dieser Abtei weithin verbreiteten. Die raschen Fortschritte, welche der eifrige Knabe in jeder Hinsicht machte, bestimmten die Mönche dieses Klosters, ihn für ihre Genossenschaft zu gewinnen. Er kam ihrem Wunsche entgegen, und da er sich ungetheilt dem Herrn widmete, war er eine der herrlichsten Zierden dieses Hauses.

Als durch den Tod des heiligen Tasso im Jahr 778 der bischöfliche Stuhl in Augsburg erledigt wurde, richtete Karl der Große, dem kein Mann von Verdienst in seinem Reiche unbekannt war, sein Augenmerk auf den stillen Simpert in Murbach, überzeugt, daß dieser durch seine in der Abgeschiedenheit erworbenen Tugenden und durch seinen apostolischen Eifer diese damals durch viele Kriegsunfälle schwer heimgesuchte Kirche wieder empor heben werde. Seine Ernennung zum Bischofe von Augsburg fällt in das Jahr 778.

Der heilige Simpert.

Nach dem Tode des Abtes Amicho zu Murbach wurde ihm gleichfalls die Leitung dieses Klosters im Jahre 787 übergeben. Beide Aemter verwaltete er mit der größten Gewissenhaftigkeit, und niemals widmete er sich dem Einen zum Nachtheile des Andern, und sowohl seine Diöcese als auch seine Genossenschaft glaubten jederzeit, unter dem wohlthätigen Segen seiner väterlichen Sorgfalt und Wachsamkeit ihn ganz zu besitzen. Daß er sich noch später einige Gerichtsbarkeit über das Kloster vorbehalten habe, davon liefern die im Jahre 791 von ihm ebenso einsichtsvoll als heilsam abgefaßten Satzungen den triftigsten Beweis, die seinen Eifer für die Ehre Gottes, für die Aufrechterhaltung der klösterlichen Zucht, und die Bildung seiner Mönche in den Wissenschaften und den innern Wegen des Heils aufs klarste beurkunden. Als Bischof erfüllte er mit der zartesten Gewissenhaftigkeit seine Pflichten. Durch zweckmäßige Verordnungen und Anstalten suchte er das unter dem Volke während der vielen Kriege eingerissene Sittenverderbniß zu heben, die erschlaffte Zucht und den erkalteten Eifer der Geistlichen aufs Neue zu beleben und in allem das Seelenheil als die höchste und wichtigste Angelegenheit des Menschen zu befördern und zu vollenden. Frei von dem Gedanken an irdische Güter, übertrug er Andern die Sorge für das Zeitliche seines Klosters. Man darf aber deshalb nicht glauben, daß der heilige Oberhirt

das zeitliche Wohl seiner Heerde vernachläßigt habe. Durch sein Ansehen, in dem er bei Karl stand, erhielt er zum Besten seiner Kirche bedeutende Einkünfte, die auf wohlthätige Anstalten verwendet wurden. So erbaute er die zerfallene Kirche der heiligen Afra, und ließ noch andere nützliche Gebäude, theils zur Förderung der Gottseligkeit, theils zur Unterstützung der Armen aufführen. Ihm verdankt das Kloster Füßen sein zweites Dasein, und noch viele andere Gotteshäuser seines Sprengels hatten sich seiner Freigebigkeit zu erfreuen. Er nahm thätigen Antheil an den Angelegenheiten Deutschlands; er wohnte den Synoden zu Worms, Regensburg, Frankfurt, Aachen u. s. w. bei, und auch auf der Synode zu Riesbach i. J. 799 war er mit den übrigen bayrischen Oberhirten erschienen. Unermüdet war seine Thätigkeit für das geistige und leibliche Wohl seiner Mitmenschen nach allen Seiten hin. Dafür erntete er aber auch die Krone der Herrlichkeit am 13. Oktober 807 und wurde in der St. Afrakirche begraben, wo viele Wunder auf seine Fürbitte geschehen sind. Gleich nach seinem Tode verehrte man ihn als einen Heiligen, und auf Ansuchen des Bischofs Petrus von Augsburg i. J. 1450 wurde er vom Papste Nicolaus V. förmlich kanonisirt und sein Fest in der St. Ulrichskirche auf den 13. Oktober angeordnet.

14. Oktober.

Der heilige Burkard,

erster Bischof von Würzburg.

Jahr 752.

Von jenen erleuchteten Männern, die ihr Vaterland verließen, um sich dem Dienste des Evangeliums bei den Deutschen zu widmen, war einer der heilige Burkard. Er stammte aus einem adeligen Geschlechte in England ab. Seine Jugendgeschichte ist nicht bekannt; daß ihn aber fromme und rechtschaffene Eltern haben gründlich unterrichten lassen, daß er selbst in seiner Jugend großen Fleiß auf die Erlernung der Wissenschaften verwendet, und sich mit ungetheiltem Herzen Gott gewidmet habe, kann man aus den Werken und Thaten, die er in vorgerückterem Alter vollbrachte, und aus seinem ganzen Lebenswege abnehmen, den er unbeirrt vor den Augen des Herrn wandelte. Damals wirkte der hl. Bonifazius in Deutschland, und er bedurfte muthiger und standhafter Mitarbeiter bei seinem schweren Werke, die deutschen Völker zu bekehren. Er berief deshalb den heiligen Lullus und den heiligen Burkard, dessen ausgezeichnete Eigenschaften er wahrscheinlich schon in England hatte kennen lernen, nebst andern zu seinen Mitarbeitern nach Deutschland. Mit Freuden folgten diese Männer dem Rufe, wo es galt, wenn auch mit Lebensgefahr die Lehre Christi unter den rohen und wilden Völkern zu verbreiten. Burkard theilte alle Arbeiten und Leiden in Thüringen und Hessen mit Bonifacius, und gewann das Vertrauen und die Liebe desselben in so hohem Grade, daß er ihm i. J. 741 die bischöfliche Weihe ertheilte, und ihn als ersten Bischof in dem neu errichteten Bisthume Würzburg einsetzte, und diese Wahl zum Bischofe wurde vom Papste Zacharias bald darauf bestätigt.

Schwer lag die Last der Arbeiten und Sorgen auf den Schultern des neuen Bischofs. Er mußte für die Einrichtung seines bischöflichen Sprengels, für die Anstellung der erforderlichen Priester, für die Herstellung der nöthigen Kirchen und des äußerlichen Gottesdienstes und für die Errichtung von Pflanzschulen sorgen, in welchen die zum Dienste Gottes tauglichen Männer gebildet werden sollten. Die Neubekehrten seines Bisthumes mußten im Glauben befestigt und die noch übrigen Reste des Götzendienstes ausgerottet werden. Das Evangelium war zwar in dem östlichen Theile des Frankenlandes durch die frühern Arbeiter im Weinberge des Herrn in die Herzen der Bewohner gepflanzt worden, aber noch immer war es von der Wucherpflanze des Unglaubens und Aberglaubens umrankt, die sein Wachsthum hinderten. Es war ein schweres Tagewerk, das der heilige Burkardus zu vollbringen hatte. Aber mit heiligem Eifer und unerschütterlicher Standhaftigkeit machte er sich an dasselbe, und Gott war mit ihm, und dessen Segen und Beistand war in dem Erfolge sichtbar zu erkennen. Bald stand die Kirche zu Würzburg in einem Glanze da, den jeder treue Bekenner und Anhänger des Christenthums bewunderte, aus vollem Herzen Gott preisend für den Segen, mit dem er die Gläubigen durch seinen treuen Diener begnadigt hatte.

Um der Religion noch mehr Kraft und Würde zu verschaffen, und die Gläubigen zur Dankbarkeit und zur Andacht gegen ihre ersten Glaubensverkündiger zu erwecken, dachte Burkard nach 2 Jahren darauf, die heiligen Leiber des heiligen Kilians und seiner Gefährten, welche i. J. 689 auf Anstiften der gottlosen Gailana den Martertod erlitten hatten, in dieser Gegend aufzusuchen und sie der öffentlichen Verehrung auszusetzen. Er fand sie und brachte sie mit großer Feierlichkeit in die Muttergotteskirche auf dem Marienberge. An dem Orte, wo die Leichname des heiligen Kilian und seiner Gefährten gefunden wurden, ließ der heilige Burkard ein Kloster mit einer schönen Kirche erbauen und die ehrwürdigen Reliquien dahin versetzen. Zehn Jahre hatte der heilige Bischof mit unermüdeter Sorgfalt und

großem Ruhme sein Amt verwaltet, als seine Kräfte unter der Last der Jahre zusehends abnahmen, und er sich sehnte, enthoben von seinem Amte, die letzten Tage seines Lebens in frommer Ruhe hinzubringen und sich auf den Tod vorzubereiten. Mit Bewilligung Pipins und Bonifacius weihte er Meingut, Abt des Klosters zu Neustadt am Main, und Jünger des heil. Wigbert, der zu seinem Nachfolger bestimmt war, zum Bischofe und übergab ihm den Hirtenstab. Darauf zog er sich mit sechs Mönchen aus dem Kloster des heiligen Andreas nach Hohenburg zurück, wo er den Rest seiner Tage unter Wachen, Fasten und Beten verlebte, und in vollkommener Vereinigung mit Gott seiner Auflösung entgegensah, die i. J. 752 erfolgte. Seine Leiche ließ der Bischof Meingut nach Würzburg bringen und unter Begleitung der Geistlichkeit und des gesammten Volkes in der Domkirche neben dem Sarge des heiligen Kilian beisetzen.

Nicht der Glaube allein, sondern das Vollbringen der Werke des Glaubens macht selig: der Glaube ohne Werke ist todt. Auch manche Gelegenheiten zum Bösen meiden, ist nicht genug zur Gerechtigkeit. Darum prüfe täglich dein Inneres, demüthige dich vor dem Herrn, und bekenne und beklage vor Gott und allen seinen Heiligen deine Schulden und Gebrechen.

Der heilige Callistus,

Papst und Martyrer,

Jahr 222.

Der Name des heiligen Callistus ist sehr berühmt geworden durch den von ihm vergrößerten Begräbnisort, auf dem man so viele Blutzeugen beerdigte, und der von Allen, die rings um die Stadt lagen, der berühmteste war. Callistus war von Geburt ein Römer, und folgte am 2. August 217 dem heiligen Zephirinus auf dem päpstlichen Stuhle nach. Als der Kaiser Antoninus Caracalla aufs Haupt geschlagen worden war, nahm Macrinus am 8. April 217 den Pupur. Zwei Jahre nachher wurde Macrinus in Bithynien besiegt und verlor den Thron und das Reich, das auf Heliogabal überging. Dieser Fürst war durch seine Laster und Frevelthaten ein Abscheu der Menschen geworden, und verlor am 11. März 222 durch einen gewaltsamen Tod sein Leben. Dennoch hatte er die Christen nicht verfolgt. Ihm folgte Alexander Severus, einer der besten Fürsten, die je auf dem römischen Kaiserthrone saßen. Er stellte nach Kräften die eingerissenen Mißbräuche ab, wußte seine Soldaten durch regelmäßige Zahlung des Soldes im Zaume zu halten und suchte so den Geist des Aufruhrs zu bannen, von dem die Soldaten seit langer Zeit beherrscht wurden. Er handelte in allem nach folgenden zwei von den Christen entlehnten Lebensregeln: Thue allen Menschen, was du willst, daß dir geschehe. Die Aemter muß man immer den Würdigsten anvertrauen. Er schätzte die Christen, und ließ sogar die Bildnisse Christi und Abrahams neben Orpheus und Apollonius von Tyana in seinem Tempel aufstellen. Er achtete den heiligen Callistus außerordentlich hoch, bewunderte dessen Klugheit, mit welcher er die Männer wählte, die zum Priesterthume geweiht werden sollten, und stellte oft dessen Beispiel den Beamten und dem Volke dar, wenn neue Staatsbehörden gewählt werden sollten.

Aber der heilige Callistus war auch dieser allgemeinen Verehrung würdig. Durch Fasten und Thränen suchte er beim Hinblick auf die Unordnungen und zügellosen Freuden der Götzendiener den Herrn zu besänftigen, und bot Allem auf, um das Reich Christi zu weitern. Darum hielt er fest an der trefflichen Anordnung, daß kein Geistlicher zum Bischofe geweiht werde, der nicht nach den kanonischen Gesetzen erwählt werde; er ordnete vier Fasten für das Jahr an, im Frühlinge, Sommer, Herbst und Winter, die sogenannten Quatemberfasten.

Obgleich Alex. Severus die Christen nie verfolgt hatte, so kann man doch nicht das nämliche von den damals lebenden obersten Staatsbehörden behaupten. Diese waren größtentheils erklärte Feinde des Christenthums, das sie immer als Neuerung im Staate betrachteten. Unter diesen zeichnete sich besonders Ulpian durch seinen wüthenden Haß gegen die Christen aus. Er war es besonders, der unter Alexanders Regierung die Wuth des heidnischen Pöbels gegen die Christen zu nähren und die Statthalter zur Verfolgung derselben aufzureizen suchte. Da und dort entstanden Aufstände, in welchen die Heiden ihre Verfolgungswuth in dem Blute der Christen stillten, und in einem solchen Aufstande wurde der heilige Callistus ermordet.

Papst Paul I. und dessen Nachfolger, welche die Begräbnisplätze ohne Ummauerung und seit den Einfällen der Barbaren ganz verlassen fanden, nahmen die Leiber der berühmtesten Martyrer und übertrugen sie in die Hauptkirchen der Stadt; unter diesen wurden die Ueberreste des heiligen Callistus in der Kirche zur heiligen Maria jenseits der Tiber beigesetzt.

15. Oktober.

Die heilige Theresia.

Jungfrau und Carmeliterin.

Jahr 1582.

Das sechszehnte Jahrhundert gehört unter die sturmbewegtesten und reichsten an beklagenswerthen Irrlehren, ist aber auch eines der reichsten an großen Heiligen und an großen Thaten. Die der Kirche durch den Protestantismus beigebrachten Verluste wurden nach Außen durch die Eroberungen der Missionäre, nach Innen durch wunderbare Tugendblüthen ersetzt. Legionen von Helden und Heldinnen erneuerten den Eifer alter Tage, ehrten die ganze Welt durch die erhabensten Tugenden, schlugen die Empörung der Irrlehren nieder, weckten die Frömmigkeit der Gläubigen, pflegten die Kranken und Armen, durchzogen die Länder, um christliche Bildung zu verbreiten, zogen sich in Klöster zurück, um Buße zu üben, wählten freiwillig die Armuth, um die Armen vor Verzweiflung zu bewahren, setzten über die Meere, um Götzendiener zu bekehren, und erwiederten Schmähungen mit Aufopferung und Verfolgungen mit Wohlthaten. Unter der Zahl dieser vor Gott so großen, der Menschheit so nützlichen Seelen, welche im sechszehnten Jahrhundert für Wahrheit und Tugend kämpften, strahlt mit wunderbarem Glanze eine Frau, welche die Welt unter dem Namen Theresia von Cepeda kennt, ein Geist von besonderer Größe, ein Herz, das einzig für Gott glühte, eine ganz in Licht und Liebe verklärte Seele.

Theresia liest mit ihrem Bruder Rodriguez das Leben der Heiligen.

Theresia wurde am 28. März 1515 zu Avila in Altkastilien geboren. Ihr Vater, ein angesehener Edelmann, hieß Alphons Sanchez von Cepeda, ihre Mutter, gleichfalls aus einer ausgezeichneten Familie des Landes hieß Beatrix von Ahumada. „Die Gnaden, welche ich von Gott erhielt, sagt die heilige Theresia selbst, und die Art und Weise, wie ich erzogen wurde, hätte mich fromm machen müssen, wenn dies meine Bosheit nicht verhindert hätte. Mein Vater las gern gute Bücher und hatte viel in seinem Hause vorräthig, damit auch seine Kinder etwas zu lesen hätten. Meine Mutter unterstützte seine Absichten; sie trug Sorge, uns zum Gebet anzuhalten, und flößte uns Andacht zur seligsten Jungfrau und zu den Heiligen ein. Mein Vater war sehr mildthätig gegen die Armen und Kranken und voll Güte gegen das Gesinde. Sklaven wollte er niemals halten, weil er sie bedauerte. Eine Sklavin seines Bruders, die einige Tage sich in unserem Hause aufhielt, behandelte er wie seine Tochter, und es that ihm sehr weh, daß man sie nicht freiließ. Er sprach sehr ernst, aber nie hörte man ihn fluchen oder Uebles nachreden; hoher Adel herrschte in seinem Benehmen. Auch meine Mutter besaß hohe Tugend, und obwohl sie äußerst schön war, so legte sie doch auf diesen Vorzug so wenig Werth, daß sie wie eine betagte Person lebte, obgleich sie schon mit 33 Jahren starb. Sie war äußerst sanft und besaß viel Geist, war aber viel krank und hatte viel zu leiden und nahm ein sehr christliches Ende."

Wort und Beispiel so frommer Eltern machte auf Theresia, die einen klaren gesunden Verstand, ein edles Herz und Neigung zu himmlischen Dingen besaß, großen Eindruck. Von ihren Brüdern liebte sie Rodriguez, der fast von ihrem Alter war, am meisten, und sie lasen heimlich mit einander das Leben der Heiligen. Beide begriffen wohl die Größe der Leiden, welche die Martyrer erduldet hatten, und doch hielten sie dieselben im Vergleich mit der himmlischen Seligkeit, welche deren Lohn ist, für gering. Um schneller in den Himmel zu kommen, beschloßen sie, zu den Mauren betteln zu gehen, und zweifelten nicht, daß diese grausamen Verfolger der Christen sie um Jesu Christi willen tödten würden. Allein das größte Hinderniß war, ihre Eltern verlassen zu können. Doch versetzte die Ewigkeit des Lohnes und der Strafe, welche ihre Bücher schilderten, ihren Geist in solches Staunen, daß sie oft die Worte wiederholten: ewig! ach! ewig! Die beiden kleinen Denker entflohen, allein ein Verwandter, der ihnen begegnete, brachte sie nach Hause zurück. Ihr Vorhaben ist übrigens ein Beweis, welch hohe religiöse Gefühle diese jungen Seelen erfüllten.

Theresia zählte zwölf Jahre, als sie ihre Mutter verlor. Die Größe dieses Unglücks erwägend, warf sie sich unter vielen Thränen vor einem Bilde der Jungfrau Maria nieder, um für ihre irdische Mutter eine Mutter im Himmel zu suchen. Diese Handlung kindlicher Einfalt hatte übrigens mehr Werth, als die arme Waise vermuthete, denn sie erkannte später, daß ihr Gebet erhört werde. Als sie etwas älter geworden war, ward sie ihrer Talente um so mehr bewußt, als

man dieselben sehr rühmte. Ihre schnelle Fassungskraft und ihr munteres Wesen verschaffte ihr Achtung und Lobsprüche. Doch schlechte Bücher und verdächtige Freundschaften schienen in ihrer Jugend unheilbringend auf ihre Sittlichkeit einzuwirken. Sie hatte an Romanen und Rittergeschichten Geschmack gewonnen. Ihr Vater verwarf ernstlich solche Lektüre; allein sie wußte sich seinen Blicken zu entziehen, und brachte unbemerkt manche Stunde bei Tag und bei Nacht mit dieser verderblichen Beschäftigung zu. Bald erkaltete ihre Frömmigkeit. „Ich fand nur noch an solchen Büchern Gefallen," schreibt sie, „die ich bis dahin nicht gekannt hatte. Ich fing an, mich zu schmücken und fühlte Gefallsucht in mir aufkeimen. Ich trug große Sorge für meine Hände und für Kopfputz; ich liebte Wohlgerüche und Eitelkeiten und ließ mir Freundlichkeiten recht wohl gefallen. Indessen hatte ich dabei keine böse Absicht und hätte nie gewünscht, daß Jemand um meinetwillen Gott beleidigte. So betrug ich mich mehrere Jahre ohne Schlimmes zu ahnen; jetzt aber sehe ich wohl ein, wie viel böses daran war." Die Gesellschaft einer Base bestärkte Theresias Hang zu den Weltlichkeiten. „Dürfte ich einen Rath ertheilen, so würde ich den Eltern sagen, sie sollen ihren Kindern nur gute Gesellschaften erlauben. Nichts ist wichtiger, denn wir sind mehr zum Bösen als zum Guten geneigt. Ich habe es an mir selbst erfahren. Ich hatte eine ältere sehr tugendhafte Schwester, allein ich ahmte ihr Beispiel nicht nach, und die schlimmen Eigenschaften einer Base, die uns oft besuchte, schadeten mir viel. So erreichte ich das vierzehnte Jahr, und ich glaube bis dahin Gott nie mit einer Todsünde beleidigt zu haben. Ich hatte Gottesfurcht, doch fürchtete ich noch mehr bei der Welt Anstoß zu geben; allein trotzdem setzte ich meine Ehre manchmal Gefahren aus, da ich nur das zu meiden bemüht war, was die Ehre eines jungen Mädchens beflecken kann." Diese Fehler, welche Theresia hier so streng beurtheilt, waren übrigens nur angenehme, scherzhafte Unterhaltungen, vielleicht auch eitle Leichtfertigkeit, aber man darf nicht an Verbindungen und Leidenschaften denken, welche den Verlust der Freundschaft Gottes herbeiführen.

Alphons von Cepeda, welcher die Religion hochschätzte, war über die Veränderung seiner Tochter bekümmert, doch wollte er kein Aufsehen machen; bei einer günstigen Gelegenheit aber, die sich bald darbot, übergab er Theresia den Augustinerinnen zu Avila, welche viele junge Castilianerinnen erzogen. Anfangs empfand sie Langeweile und die ersten acht Tage kamen ihr traurig vor. Sie dachte gar nicht daran Nonne zu werden; nach und nach aber gefiel ihr die Gesellschaft dieser wahrhaft frommen Personen, auch hatte sie bald Zutrauen zu ihrer Lehrerin. „Diese Nonne war sehr klug und tugendhaft; ihre weisen Unterhaltungen rührten mich, ich hörte sie ungemein gerne von Gott reden. Sie erzählte mir, wie das bloße Wort des Evangeliums: „Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt," sie ins Kloster getrieben habe und sie schilderte mir die Belohnungen derer, welche Gott vor Allem suchen. Solche Reden vertrieben die bösen Neigungen aus meinem Herzen, und weckten darin das Verlangen nach den ewigen Gütern, und bald verlor sich meine Abneigung gegen das Klosterleben. Wenn ich eine Schwester beim Gebete weinen oder ihre frommen Uebungen verrichten sah, so beneidete ich sie, weil mein Herz so hart war, daß ich die Leidensgeschichte des Herrn anhören konnte, ohne eine einzige Thräne zu vergießen, und das schmerzte mich sehr."

Theresia und ihr Bruder Rodriguez verlassen bettelnd die Heimath, um die Mauren aufzusuchen.

Theresias Aufenthalt bei den Augustinerinnen zu

Avila dauerte achtzehn Monate. Sie dachte hier über ihren Beruf nach und bat Gott um Licht und um Kraft ihm zu folgen, denn sie war noch unentschlossen. Einerseits wünschte sie, Gott möchte sie nicht zum Ordensstande berufen, anderseits wollte sie auch nicht in den Ehestand treten. In Folge einer langen Krankheit mußte sie nach Hause zurückkehren. Die Heilige beschreibt uns zusammenhängend und in klarer Sprache den Weg ihrer Seele zu dem Ziele, das ihr Gott gesteckt hatte. Alles erleuchtet, zieht und treibt sie an, bis sie sich der Gnade hingibt, sie ist ein zweiter Augustinus, mit dem Unterschiede, daß sie keinen so weiten Weg zu gehen hatte und daß sie mit einem weiblichen Herzen den Kampf bestand, während der zukünftige Lehrer der Gnade mit der ganzen Kraft seines Alters und mit der vollen Kühnheit eines unbezähmten Geistes zu kämpfen hatte.

In das väterliche Haus zurückgekehrt, befestigte sich Theresia in dem Entschlusse, sich Gott zu weihen; da sich aber ihre Gesundheitsumstände nicht besserten, fürchtete sie, die Strenge des Klosterlebens nicht aushalten zu können. Das Lesen guter Bücher verschaffte ihr einige Erleichterung. Besonders ermuthigten sie die Briefe des heiligen Hieronymus dergestalt, daß sie sich entschloß, ihrem Vater ihr Vorhaben zu entdecken. Sie hielt so viel auf Ehre, daß sie glaubte, sie werde nach dieser Erklärung nie mehr von ihrem Vorhaben zurücktreten. Allein Alphons von Cepeda liebte seine Tochter zu sehr, als daß er sich so leicht von ihr getrennt hätte, sie sollte bis nach seinem Tode warten, sagte er, dann könne sie ihren Plan ausführen. Theresia, die ihre Schwachheit kannte, wollte nicht ernster in ihn dringen, sie suchte deswegen das Hinderniß zu umgehen. Sie beschloß, sich einmal Morgens früh wegzuschleichen und bei den Carmeliterinnen zu Avila um Aufnahme zu bitten.

Theresia's Ankunft bei den Augustinerinnen in Avila.

„Ich glaube in Wahrheit sagen zu können," schreibt sie, „daß man in der Todesstunde keinen größern Schmerz empfinden kann als ich ihn damals fühlte, als ich das väterliche Haus verließ, denn meine Liebe zu Gott war noch nicht so groß, daß sie so leicht die Liebe zu meinem Vater und zu den Verwandten überwunden hätte, und wenn mich der Herr nicht gehalten hätte, so hätte ich wahrhaftig meinen Entschluß nicht ausgeführt." Als sie das Ordenskleid nahm, ging in ihrer Seele eine große Umwandlung vor, alle Uebungen des Hauses kamen ihr angenehm vor, sie unterzog sich denselben mit Eifer und Freude. Die niedrigen aus Gehorsam geübten Arbeiten des Hauses waren ihr angenehmer, als ehedem die eitle Sorge für ihren Putz; sie fühlte sich so glücklich, den eitlen Ergötzungen und den Thorheiten der Welt entgangen zu sein, daß ihr eine so schnelle Umwandlung ganz wunderbar vorkam.

Im November 1534 legte Theresia ihre Gelübde ab. Die veränderte Lebensweise und die Strenge der Regel griff ihre Gesundheit an. Sie hatte heftiges Herzweh und häufige Ohnmachten. Der besorgte Vater bot Allem auf, um ihre Gesundheit wieder herzustellen, und da die geschicktesten Aerzte von Avila keinen Rath wußten, führte er sie nach Bazeda, um mehrere durch Talente und Erfahrung ausgezeichnete Männer zu befragen. Allein alle Heilmittel verschlimmerten nur das Uebel, das einen ganz eigenthümlichen Charakter annahm. Das Fieber verließ sie nicht mehr, ein inneres Feuer zehrte ohne Unterlaß an ihr; dazu kamen schmerzhafte Nervenzuckungen. Man hielt sie für unheilbar und ließ sie nach Avila zurückbringen, wo sie am 15. Aug. 1537 vier Tage lang bewußtlos da lag. Schon war das Grab für sie bereitet, und schon betete man für ihre Seele, als sie erwachte. „Gott allein weiß", sagt sie, „wie viel ich damals litt. Die Zunge hatte ich in meinen Schmerzen ganz zerbissen und mein Schlund war so vertrocknet und eingeschrumpft, daß ich nicht einmal mehr Wasser hinunterschlucken konnte, ich war wie erdrosselt. Es war mir, als hielten meine Gebeine nicht mehr zusammen, ich hatte fürchterliche Betäubungen und war ganz zusammengekrümmt, so daß ich kein Glied rühren und mich auch nicht anrühren lassen konnte."

Es ist wichtig, diese Einzelnheiten zu kennen, weil sie für Theresia den Anfang des Weges zur Vollkommenheit bildeten. Ihre Geduld war heldenmüthig, ihre Sanftmuth unaussprechlich. Sie erinnerte sich damals an das, was sie früher gelesen hatte. Der Gedanke an den für die Menschen leidenden Gott stärkte sie, und ihre Ergebung schien mit ihren Schmerzen zu wachsen, um gleichsam immer die Oberhand zu behalten Die frommen Uebungen verschafften ihrer Seele die lebhaftesten Tröstungen; im Gebet erhob sich ihre Seele oft über die irdischen Dinge und ging gleichsam ganz in Gott auf. Sie weinte viel, die leichtesten Fehler erschienen groß in ihren Augen, und mitten in der Bitterkeit der Reue wurde ihr Herz von heftigen Gefühlen der Liebe ergriffen. Darum beurtheilt sie in ihrer Lebensbeschreibung jene Sünden so hart, die man sich gewöhnlich so leicht verzeiht, wenn man noch nicht so hoch gestiegen ist,

wie Theresia in ihrem zwanzigsten Jahre.

Endlich nach drei herben Leidensjahren wurde Theresia wieder gesund, nicht in dem Grade, daß sie sich ganz wohl befunden hätte, aber doch soweit, daß sie wenigstens ihrem Berufe nachkommen konnte. Sie erhielt oft Besuche von ihrem sehr tugendhaften Vater, der sie zu größerer Vollkommenheit ermunterte und mit ihr die Sprache der tiefsten Frömmigkeit redete. Bald aber ergriff ihn seine letzte Krankheit, Theresia pflegte ihn mit aller Sorgfalt, welche ihr die kindliche Liebe eingab. Er gab seinen Kindern noch fromme Lehren und Ermahnungen und drückte unter Thränen sein Bedauern darüber aus, Gott nicht besser gedient zu haben, obwohl er in der That immer ein sehr christliches Leben geführt hatte. Als ihm seine heftigen Schmerzen eine Klage auspreßten, bemühte sich Theresia, ihn zu trösten, indem sie ihn an seine Andacht zu Jesus dem Gekreuzigten erinnerte. Da hörte er alsbald auf zu seufzen und zu klagen, und erwartete den Tod mit größter Ruhe.

Beim Tode ihres Vaters zählte Theresia 24 Jahre. Ihre Frömmigkeit gewann neuen Aufschwung, den sie durch Lesen der Lebensbeschreibungen der Heiligen unterhielt. Besonders gerne erinnerte sie sich an den heiligen Augustin, einmal deshalb, weil sie in einem Kloster seines Ordens erzogen worden war, dann auch, weil die Erwägung, was Gott aus einem so großen Sünder gemacht, sie mit Staunen und Hoffnung erfüllte. Das Buch, in welchem der berühmte Lehrer die Verirrungen seines Lebens und seine Rückkehr zu Gott erzählt, erfüllte sie mit lebendigem und festem Gottvertrauen. Es war ihr, als finde sie in diesem bewegten und starken Geiste ihr eigenes Bild wieder, darum las sie mit großer Lust seine Bekenntnisse. Als sie zu der Stelle kam, in welcher der heilige Augustin seine Bekehrung beschreibt, stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen; sie sprach noch lange nachher mit Begeisterung davon, und jene Erzählung ließ in ihrem Herzen die heilsamsten Eindrücke zurück.

In diesen Zeitpunkt setzte sie selbst den Wendepunkt ihres Lebens. Der Horizont der geistigen Welt erweiterte sich ihren Blicken, und ihr sehnsuchtsvolles Herz seufzte zum Himmel mit einer Freiheit, welche sie bis dahin nicht gefühlt hatte. Sie fühlte in ihrer Seele so zu sagen das, was man auf dem Gipfel hoher Berge empfindet, die scharfe und reine Luft stärkt den Leib, vertreibt aus der Seele den Trübsinn und zieht die Gedanken gleichsam in's unendliche. Der Mensch wird gleichsam Eins mit dem Schauspiele, welches er vor sich hat. Von himmlischem Lichte erleuchtet schwang sie sich bis zum Wesen der himmlischen Dinge; von diesem erhabenen Standpunkt aus sah sie, wie alle Wahrheiten, geistigen Sonnen ähnlich, um die Sonne der höchsten Wahrheiten kreisen. Von diesem Anblicke wurde sie wie berauscht, es ergoßen sich höhere Eingebungen und ein Uebermaß göttlicher Liebe in ihre Seele. Und wenn sie von diesen jetzt so wenig erforschten Regionen in die Verbannung dieser Erde niederstieg, entrangen sich ihrem zerrissenen Herzen glühende Seufzer, und ihre Worte hatten einen Reiz und eine Kraft, gegen die auch der Weltmensch nicht gefühllos bleiben kann.

Diese erhabene Gebetsweise war weit entfernt, die Heilige düster und traurig zu stimmen, im Gegentheil herrschte in ihrem Aeußern eine süße Fröhlichkeit und eine anmuthige Heiterkeit. Sie wollte, daß die Frömmigkeit statt traurig zu erscheinen, mit jener ruhigen Freude umkleidet sei, welche die Herzen gewinnt und anzieht. „Man täuscht sich", sagt sie, „wenn man meint, die Frömigkeit vertrage sich nicht mit der Freiheit des Geistes." Den Beweis hiefür liefern ihre Schriften, in welchen sie über die höchsten und schwierigsten Fragen mit der Bestimmtheit eines großen Geistes und mit der fast fröhlichen Laune eines Kindes sich ausspricht. Sie hat ihre Lebensbeschreibung und ihre innigen Beziehungen zu Gott nur aus Gehorsam gegen ihren Beichtvater niedergeschrieben; nie nannte sie ihren Namen oder den irgend eines Andern und verlangte, daß man das Geschriebene geheim halte. „Im Vertrauen, daß ihr und diejenigen, welche diesen Bericht lesen werden, mir diese Bitte gewähren werdet, schreibe ich frei und ungezwungen, während ich es im andern Falle nicht ohne Bedenklichkeit thun könnte, ausgenommen in dem, was meine Sünden betrifft, denn in diesem Punkte habe ich keinen Scrupel. Als Frauensperson und zudem als eine sehr unvollkommene, schreibe ich nun, um einem Befehle nachzukommen, und ich wünschte dies in ganz einfacher Weise und ohne Vergleichungen thun zu können, allein es ist für so unwissende Personen, wie ich es bin, so schwer, sich in geistigen Sachen gut auszudrücken, daß ich zu diesem Zwecke irgend ein Mittel ausfindig machen muß. Und wenn ich bisweilen in der Wahl meiner Vergleichungen unglücklich bin, was wohl oft geschehen mag, so werdet Ihr Euch, mein Vater, an meiner Unwissenheit ergötzen können!" Nach diesen so freimüthigen Geständnissen erhebt sich Theresia zu Betrachtungen, die eines Kirchenvaters würdig wären.

Auf den Grundsatz gestützt, daß der Mensch verpflichtet sei, immer in der Tugend fortzuschreiten und seinem Leben das Gepräge einer ohne Unterbrechung wachsenden Vollkommenheit aufzudrücken, gedachte Theresia jede Sünde zu fliehen und sich Gebet und Abtödtung eifrigst angelegen sein zu lassen; sodann sich dem Erlöser aller Schwierigkeiten ungeachtet immer ähnlicher zu machen, und endlich durch Liebe in eine innige Beziehung zu Gott zu treten. „Mit unbeschreiblicher Lust erfüllt und von der Gnade durchströmt," sagt sie, „tritt die Seele in jene himmlische Begeisterung und glückliche Ueberschwenglichkeit ein, welche sie zur Erkenntniß der wahren Weisheit führt und mit unbeschreiblichem Troste erfüllt." Zuweilen scheint in der That diese Seele außer sich zu sein und nicht mehr sich selbst anzugehören. In solchen Augenblicken werden ihre Worte feuriger, sie wendet sich mit der ganzen Kühnheit einer überschwenglichen Sprache und mit dem Entzücken einer liebewunden

Seele zu ihrem Schöpfer und geliebten Meister: „O mein König,“ ruft sie aus, „da mich noch das erhabene Entzücken beherrscht, welches aus deiner Liebe quillt, so bitte ich dich, dasselbe alle fühlen zu lassen, mit welchen ich von dir rede, oder gestatte mir, mit Niemanden mehr zu reden. Befreie mich von den Hemmnissen der Welt oder endige meine Verbannung. Deine Magd vermag nicht mehr fern von dir oder ohne dich zu leben, oder wenn sie noch auf der Erde bleiben soll, so wünscht sie keine Ruhe. Sie seufzt nur nach Freiheit; der Leib ist ihr lästig, sie will weder Speise noch Schlaf, sie bedauert, in diesem Leben soviel Sorge auf den Leib verwenden zu müssen. Außer dir vermag sie nichts zu befriedigen, es scheint ihr widernatürlich, in ihr selbst und nicht in dir allein zu leben.“

Die gewohnten himmlischen Tröstungen vermehrten täglich ihre brennende Sehnsucht nach dem Himmel, allein sie begriff zu gut den Werth der Leiden für dieses Leben, als daß sie sich nicht auch nach solchen gesehnt hätte, darum wiederholte sie oft aus ganzem Herzen die Worte: „Entweder leiden oder sterben.“ Ihren Kummer über das gegenwärtige Leben faßte sie in Worte in einem herrlichen Liede, dessen Strophen immer mit den Worten schließen: „Ich sterbe, weil ich nicht sterben kann.“

Die heilige Theresia wird von einer alten Frau mißhandelt.

Die Liebe Gottes, welche Theresia eine beständige Marter bereitete, fand ihre Nahrung in den Uebungen der Religion und besonders im Gebete und im Empfang der Sakramente, und sie fand in dieser Marter nur in ihren süßen Klagen Linderung. „Was wird mein Uebel heilen,“ rief sie aus! „Wie lange noch, o Herr, wie lange! Was kann ich thun? Du hast mich mit den Pfeilen deiner Liebe verwundet und du heilst mich nicht. Du gibst mir den Tod, ohne mir das Leben zu nehmen. O Leben, du Feind meines Glückes, wann wirst du enden? Ich bewahre dich und harre, weil es Gott befiehlt und du ihm angehörst, aber mißbrauche mich nicht. Ach, wie lang meine Verbannung dauert! und doch ist die Zeit so kurz, wenn es sich darum handelt, die Ewigkeit zu gewinnen!“ Diese Liebe ergoß sich gegen Jesus den Gekreuzigten in zärtlichen Erhebungen und erhabenen Eingebungen, so in dem berühmten Sonnet, das ihr von Einigen zugeschrieben wird:

„Was mich treibt, dich zu lieben, o Gott, ist nicht der Himmel, den du mir versprochen hast; was mich treibt, dich nie mehr zu beleidigen, ist nicht der Abgrund der Hölle.

Du bists, o Gott, was mich rührt. Mich rührt, dich an das Kreuz geheftet und beschimpft zu sehen, mich rührt, deinen Leib bluten zu sehen, mich rührt, deine Todesangst zu sehen.

„Das rührt mich so tief, daß ich dich liebte, gäbe es auch keinen Himmel, daß ich dich immer fürchtete, gäbe es auch keine Hölle. Dafür, daß ich dich liebe, verlange ich nichts von dir, denn wenn ich auch nicht erwartete, was ich wirklich erwarte, so würde ich dich doch eben so lieben, wie ich dich jetzt liebe.“

Zu dieser Höhe und Kraft der Liebe hatte sich Theresia durch Buße, Demuth und Gebet emporgeschwungen. Die Erinnerung an ihre Sünden erfüllte sie mit Reue, sie suchte dieselben durch häufige Nachtwachen, strenge Fasten, durch Geißel und Bußgürtel zu sühnen. Trotz ihrer schwachen Gesundheit fastete sie jedes Jahr acht Monate, die von der Regel vorgeschriebenen Bußwerke ungerechnet. Ihren Obern gehorchte sie mit bewunderswerther Einfalt, überzeugt, daß zum Fortschritte in der Folgsamkeit ein demüthiger und gelehriger Geist nothwendig sei. Sie stellte den Grundsatz auf, man könne sich täuschen, indem man für eine besondere Offenbarung halte, was nur eitler Trug des Geistes sei; aber man täusche sich nie wenn man auf die Stimme seiner Oberen höre, denn wenn in diesem Falle ein Fehler geschehe, so liege er auf dem, welcher schlecht befehle, nicht auf dem, welcher gut gehorche. Sie suchte Schmähungen und Beleidigungen, und liebte die Armuth. Wenn ihr bisweilen das Nothwendige mangelte, so dankte sie Gott dafür, wie für eine ausgezeichnete Wohlthat, und nie wurde sie darüber ungehalten; ihr, die hienieden nichts suchte, als den Weg zum Himmel, genügte Alles.

Ebenso bewunderungswürdig war Theresia in ihren Beziehungen zum Nächsten. Erkenntlichkeit war ihrem gefühlvollen Herzen eine Freude und nie eine Last. Es verging kein Tag in ihrem Leben, an welchem sie nicht ihrem Nächsten irgend einen Liebesdienst erwiesen hätte. Nach der Lehre und dem Beispiele Jesu Christi betete sie voll Liebe für ihre Widersacher; ihre Liebe wuchs mit der Bosheit ihrer Feinde, und wer sie beleidigte oder ihr schadete, war ihrer Liebe gewiß. Immer sprach sie mit Achtung von solchen, welche ihr Kummer bereitet hatten; sie entschuldigte sie, da doch ihre Absicht gut gewesen und ihr Verhalten durch die Fehler einer so elenden Sünderin gerechtfertigt sei. Ihre Geduld war unerschütterlich. Eines Tages betete sie in einer Kirche zu Toledo. Eine alte Frau hatte einen Schuh verloren, und glaubte, diese Unbekannte, welche in ihren Mantel eingehüllt, ihr zur Seite

stand, hätte ihr denselben entwendet. Sie gab deßhalb mit ihrem andern Schuhe der Heiligen heftige Schläge auf den Kopf, welche ohne die mindeste Ungeduld zu verrathen zu ihren Begleiterinnen sagte: „Gott segne diese gute Frau, ich habe schon viel Kopfweh gehabt.“

Als Theresia in der Frömmigkeit erstarkt war, suchte sie auch an der Heiligung Anderer zu arbeiten, und beschloß, ihren schlaff gewordenen Orden zu verbessern. Die i. J. 1205 durch den Patriarchen Albert von Jerusalem verfaßte Regel war sehr streng, so daß sie Papst Eugen IV. im J. 1431 mildern zu müssen glaubte. Man nahm im Kloster der Menschwerdung, worin sich Theresia befand, zu viele Besuche an, in Folge deren aus dem Sprechzimmer die Zerstreuung und Störung in das Innere des Klosters drang; die Schuld davon kann man darin suchen, daß man von der Strenge der Regel nachgelassen hatte. Als Theresia die frühere Strenge wieder zurückführen wollte, hatte sie mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, und fand in und außer dem Orden viele Gegner. Allein die Geduld und Milde der Heiligen besiegte jeden Widerspruch, und i. J. 1562 entstand zu Avila unter dem Schutze des heil. Joseph das erste Kloster, in welchem die Ordenszucht wieder aufblühte. Einige Novizinnen schlossen sich freiwillig in dem neuen Kloster an Theresia an. Augenblicklich erhob sich ein neuer Sturm. Die Oberin des Klosters von der Menschwerdung befahl Theresia sogleich in ihr altes Kloster zurückzukehren. „Auf ihren Befehl, schreibt die Heilige, reiste ich ab und ließ meine armen Nonnen tief betrübt zurück. Ich glaubte bei meiner Abreise, man werde mich einsperren und es schien mir, ich würde dadurch hinlänglich entschädigt worden sein, daß ich mit Niemanden zu sprechen gehabt hätte und würde einiger Ruhe genossen haben, derer ich damals nach so vielen Geschäften sehr bedurfte.“

Die Sache machte großes Aufsehen; die ganze Stadt kam in Bewegung und der Magistrat beschloß, dem unbescheidenen Eifer Theresias Einhalt zu gebieten. Der Streit kam sogar vor den königlichen Rath zur Untersuchung, allein die Angeklagte konnte keinen Vertheidiger stellen, weil es ihr an Geld mangelte. Ganz unverhofft wurde ihr aus dieser Verlegenheit geholfen, allein die Sache zog sich, wie vorauszusehen war, in die Länge, doch stillte die Zeit nach und nach die aufgeregten Leidenschaften. Das neue Institut lebte auf, während man um seine Berechtigung stritt. Theresia und ihre Töchter erbauten die Einwohner der Stadt, und am Ende ließ man sie in Ruhe. Der Anblick dieser frommen Frauen, welche freiwillig Leiden und Armuth wählten, und darum denen, welche diesen Dingen nicht entfliehen können, ein Beispiel von Seelenstärke und edelmüthiger Ergebung gaben, konnte nur rühren, nicht erbittern. „Jesu Christo zu gefallen“, sagt ihre Lehrerin selbst, „ist ihr einziges Bestreben, Einsamkeit ist ihnen Wonne, Besuche, die nicht den Zweck hätten, sie zu größerer Liebe Gottes anzuregen, wären ihnen nur lästig . . . Obgleich diese Rückkehr zur alten Ordenszucht sehr streng zu sein scheint, da wir nie außer im Nothfalle Fleisch essen, und jährlich 8 Monate fasten, u. außerdem noch andere Bußwerke üben, so schlagen doch die Schwestern all dieß so gering an, daß sie, um der Regel vollkommen zu entsprechen, selbst noch Bußwerke beifügen.“

Die heilige Theresia und der heilige Johannes vom Kreuze.

Das waren die Carmeliterinnen der hl. Theresia. Die Grundlage ihrer Ordensverbesserung bildete eine beständige Abtödtung der Sinne u. des Willens, ununterbrochene Uebung des Gebetes, ein fast immerwährendes Stillschweigen, eine vollkommene Armuth. Sie trugen statt Schuhen nur Sandalen, weßhalb sie unbeschuhte Carmeliterinnen genannt wurden. Sie trugen ferner ein grobes wollenes Kleid, schliefen auf Stroh, versagten sich Alles, was den Sinnen schmeichelt, und übten Alles, was dieselben bezähmen und in Dienstbarkeit erhalten konnte. Einige derselben waren von hoher Geburt; allein ohne hierauf ein Recht zu begründen, suchten sie keinen andern Vorzug, als den der Tugend, sie wetteiferten in Demuth, Frömmigkeit und Gehorsam. Unter der Leitung ihrer großen Mutter, der heiligen Theresia, herrschte unter ihnen eine vollkommene Liebe, die sie mit Gott vereinigte.

Einige Jahre später gründete Theresia ein neues

Kloster zu Medina del Campo, wohin sie 6 Nonnen schickte; ein anderes zu Valladolid, wo Beatrix Ognez den Geruch der höchsten Tugend verbreitete; endlich eines zu Toledo, wo Theresia trotz der Unterstützung der Gräfin von la Cerda viele Hindernisse zu überwinden hatte. Ueberall bewunderte man die Sanftmuth und Seelenruhe der hohen Frau bei allen Widersprüchen, ihr reifes Urtheil und ihren sichern Blick, endlich ihr Gottvertrauen. Bei Gelegenheit tadelte sie in geistreicher Weise die Eitelkeit aller menschl. Berechnungen und bewies, wie wenig unsere Klugheit in der Leitung der Welt vermöge. Als sie einst zum Bau eines Klosters nur 3 Dukaten hatte, sagte sie: „Theresia und 3 Dukaten sind nichts, aber Gott, Theresia und 3 Dukaten sind viel.“ Der Erfolg entsprach in der That diesem festen Vertrauen auf die Vorsehung. Zu Toledo bat eine im Rufe der Tugend stehende junge Edelfrau Theresia um Aufnahme in ihr Kloster; sie bemerkte dabei, um einen Beweis von großem Verstande zu geben, sie werde ihre Bibel mitbringen. „Deine Bibel!“ sagte Theresia, „dann glaube nur, daß du nicht zu uns passest, wir sind arme Frauen, die nur spinnen und gehorchen können.“ Die Zukunft bewies, daß Theresia eine so gelehrte Nonne nicht mit Unrecht zurückgewiesen hatte. Bald hatten auch Salamanka, Veas, Villanova, Caravaca, Segovia, Alba, Valencia, Soria, Sevilla und Burgos Carmelitenklöster. Die Stiftung machte ungeheure Fortschritte, die Mönche des Ordens nahmen Theresias Verbesserung an, so daß sie bei ihrem Lebensende 30 Häuser zählte, in welchem die alte Zucht neu aufblühte. Wenn ihr die glücklichen Erfolge ihres Eifers Freude machten, so hätten die Mühen und Arbeiten und die Widersprüche und Mißgunst, die sie zu überwinden hatte, eine weniger starke Seele entmuthigen müssen. Von Salamanka berief man sie, um das Kloster von der Menschwerdung, wo ihre ersten Plane so übel aufgenommen worden waren, zu leiten und zu verbessern. Sie gehorchte willig ihren Obern. Die Nonnen leisteten ihr Anfangs Widerstand; allein sie siegte durch ihre Geduld; ihr einnehmendes Wesen, ihren Gleichmuth und Liebe. Obwohl der Beistand Gottes in ihrem hl. Werke unverkennbar war, so gaben ihr doch auch ihre natürlichen Eigenschaften eine wunderbare Gewalt über die Herzen. Noch in ihrem letzten Jahre besaß sie eine edle und angenehme Haltung, milden und ungezwungenen Ernst, einen lebhaften Geist, eine liebenswürdige Einfalt, eine ausgezeichnete Klugheit und Vorsicht. Schon ihr Anblick flößte Achtung u. Liebe zur Tugend ein. Viele durch Geist und Heiligkeit berühmten Männer Spaniens erkannten in Theresia eine von Gott mit den reichsten Gaben der Natur und der Gnade ausgestattete Frau, so der fromme Bischof Yepez von Tarragona, welcher das Leben der hl. Theresia beschrieb, der berühmte Franz von Borgia aus der Gesellschaft Jesu, Alvarez von Paz, ein Mann von hervorragender Tugend und Gelehrsamkeit, Peter v. Alcantara, den Alle, die ihn kannten, als Heiligen verehrten und Alle, die seine Schriften lesen, bewunderten, Johann v. Avila, der seinen apostol. Predigten durch ein hl. Leben Gewicht verschaffte und viele fromme Schriften verfaßte, endlich der erhabene Johannes von Kreuz, einer der leuchtendsten Sterne am Firmament der spanischen Kirche. Diese ausgezeichneten Männer, welche in Spanien die christliche Frömmigkeit zu hoher Blüthe brachten, wurden mit der Prüfung und Beobachtung der Lehre, der Offenbarungen und Schriften, sowie des ganzen Lebens der heiligen Theresia beauftragt und sie erkannten in dieser berühmten Frau eine zu ihrer Familie gehörige Frau.

Die Herzogin von Alba besucht die heilige Theresia.

Auch das Landvolk bezeigte der Heiligen die vollste Hochachtung und Zuneigung. Ueberall empfing man sie mit einer Achtung und mit Ehrenbezeugungen, die Niemanden als ihr selbst unverdient schienen; sie war darüber beschämt und suchte denselben auszuweichen. Einst machte sie sich in kalter Nacht auf den Weg, um einer Ehrenbezeugung auszuweichen, welche die Bewohner eines Fleckens ihr zugedacht hatten. Es war ein rührender Anblick, diese demüthige Nonne von einer unzählbaren Menge umgeben zu sehen, welche mit kindlichem Vertrauen ihr Haupt beugte, ihren mütterlichen Segen zu empfangen. Indeß hatten Alter und Kränklichkeit in Folge ihres mühevollen Bußlebens zwar nicht den Muth, wohl aber die körperlichen Kräfte Theresia's gebrochen. — Mancherlei Unfälle hatten ihr neue Schmerzen bereitet. Zweimal brach sie in ihren letzten Jahren den Arm, und da die Brüche schlecht geheilt wurden, so konnte sie denselben nicht mehr gebrauchen. Trotz ihrer Schmerzen unternahm sie mitten im Winter bei starkem Regen und auf beschwerlichen Wegen eine weite Reise in Ordensangelegenheiten; sie wäre dabei fast ertrunken und litt in Folge dessen sehr an ihrer Gesundheit, doch blieb ihre fromme Seele davon unberührt. Als sie einige Zeit darauf früh Morgens in die Kirche ging, und dabei einen schmalen Weg passiren mußte, wurde sie von einer Frau, die sie ihrer schlechten Kleidung wegen verachtete, auf rohe Weise in den Koth gestoßen. „Die Frau hat es recht gemacht,“ sagte sie zu ihrer darüber entrüsteten Begleiterin, „verzeihet ihr diesen guten Einfall.“

Am 20. September 1582 begab sich Theresia nach

Avila, wo sie ihr Leben beschließen sollte. Sie war schon so leidend, daß sie unterwegs in Ohnmacht fiel. Als man bedauerte, ihr nur Feigen reichen zu können, sagte sie zu ihrer Gefährtin: „Beruhige dich, meine Tochter, diese Feigen sind sehr gut, viele Arme haben nicht einmal dieß um den Hunger, zu stillen!" Zu Alba schlug sie das Zimmer aus, welches ihr die Herzogin von Alba anbot, und begab sich in ihr Kloster, welches sie am folgenden Tage visitirte. Allein sie war so müde und ihr Uebel hatte sich so verschlimmert, daß sie ihr nahes Ende ahnte. Am 30. Sept. zeigten sich gefährliche Anzeichen. Die Herzogin von Alba besuchte sie täglich und leistete ihr eigenhändig die nöthigen Dienste.

Nachdem Theresia die ganze Nacht im Gebete zugebracht hatte, bereitete sie sich am 1. Oktbr. zum Tode vor. Man drang in sie, Gott um Verlängerung ihres Lebens zu bitten, sie gab die demüthige Antwort, ihr Leben sei nicht nothwendig. Ihren Nonnen gegenüber, welche sie schmerzlich bewegt umstanden, führte die Kranke die kräftige Sprache des Glaubens. „Meine Töchter," sagte sie, „ich beschwöre euch bei der Liebe Gottes, haltet fest an den Regeln und Satzungen des Ordens und wählet nicht diese sterbende Sünderin zum Muster. Lasset ihr vielmehr Verzeihung angedeihen." Thränen und Seufzer waren die Antwort der Schwestern. Am 3. Oktober verlangte sie die heiligen Sakramente. Als sie den Heiland unter der Hülle des Sakramentes in die Zelle treten sah, bekam sie neue Kräfte; ihr Antlitz leuchtete, und etwas Uebernatürliches strahlte aus ihren Augen. „O mein geliebter Herr", rief sie mit Entzücken aus, „endlich ist die ersehnte Stunde gekommen. Ich werde dich schauen und mit dir vereint werden. Möge mein Hingang glücklich sein und dein Wille geschehen. Die Zeit ist gekommen, daß ich diese Verbannung verlasse, das meine Seele in deiner Gegenwart die Seligkeit, das Ziel ihrer lange gehegten glühenden Wünsche finden soll." Um 9 Uhr Abends empfing sie mit größter Andacht die letzte Oelung. Als man sie fragte, ob sie nicht in ihrem Kloster zu Avila beigesetzt zu werden wünsche, erwiderte sie: „Habe ich denn etwas Eigenes? und sollte man mir hier ein wenig Erde versagen?" So lange die Kranke den Gebrauch der Sprache hatte, betete sie wie der sterbende Augustinus den Psalm Miserere und besonders den Vers:

„Ein zerknirschtes und demüthiges Herz wirst du o Gott, nicht verschmähen." Ihr Todeskampf dauerte bis zum Morgen des folgenden Tages, wo sie erschöpft das Haupt auf den Arm der Schwester lehnte, welche sie pflegte, in der Hand ein Crucifix haltend, das sie zärtlich betrachtete. Um 9 Uhr Abends verschied sie; es war die Nacht vom 4. auf den 5. Oktbr. 1532. In diese Zeit fällt die Einführung des Gregorianischen Kalenders, welcher zehn Tage in der Zeitrechnung ausließ, so daß der Tag nach dem Tode der heiligen Theresia nicht der 5., sondern der 15. des Monats wurde. Darum wurde auch ihr Fest auf den 15. Oktbr. festgestellt.

Die heilige Theresia.

Theresia hatte nahezu 68 Jahre gelebt. Auf der Stirne der Heiligen war nichts von den Schrecken des Todes zu lesen; ihre Züge blieben unentstellt; die Runzeln des Alters waren verschwunden, und etwas Jugendliches zierte diesen Leib, dem eine glorreiche Unsterblichkeit bereitet war; ihre Glieder waren so biegsam, als wäre noch Leben in ihnen. Der Leib der Heiligen wurde in der Carmeliterkirche zu Alba beigesetzt, im Jahr 1585 aber in das Kloster zum heiligen Joseph nach Avila gebracht, von wo er später auf Antrieb Ferdinands von Toledo, Onkels des Herzogs von Alba, im Jahre 1586 dem Kloster zu Alba zurückgegeben wurde. Bei dieser zweiten Versetzung fand man den Leib noch ganz so wie im Augenblicke des Todes, ebenso im Jahre 1594.

Kein Ereigniß der Geschichte ist so genau bestätigt, als diese Thatsachen, welche zum Behufe der Heiligsprechung Theresia's mit größter Sorgfalt geprüft wurden. Die achtbarsten Männer bestätigten eidlich

die unter ihren Augen geschehenen Vorfälle. Mehrere hundert Zeugen wurden vernommen. Alle Städte, wo Theresia gewirkt hatte, erhoben sich gleichsam als Zeugen ihrer heldenmüthigen Tugenden, und aus mehreren Orten kamen Bestätigungen der durch ihre Reliquien geschehenen Wunder. Papst Paul der V. sprach sie im Jahre 1614 selig und Gregor XV. erlaubte im Jahre 1621, Theresia öffentlich zu verehren, die als eine neue Debora in der Kirche aufstand, die Kraft des Allerhöchsten der Welt zu zeigen.

Die Reliquien der berühmten Wiederherstellerin der Carmeliten wurden theilweise nach Rom, Paris, Brüssel, u. Lissabon gebracht, der größte Theil blieb aber zu Avila.

Die verbesserten Klöster der heiligen Theresia verbreiteten sich rasch in Spanien, und bald entstanden auch solche in Frankreich.

Die hauptsächlichsten Schriften der hl. Theresia sind: die Beschreibung ihrer ersten vier Lebensjahre, welche uns nur bedauern läßt, daß die letzten 20 Jahre darin fehlen; die Seelenburg, welche die Seele als von Gott bewohntes Gebäude darstellt; die Geschichte ihrer Klosterstiftungen, welche uns die ganze Reihe ihrer frommen Bemühungen um die Verbesserung des religiösen Lebens in Spanien vor Augen führt; die Gedanken über die Liebe Gottes, welche die ganze Tiefe und Lebendigkeit ihrer liebeglühenden, großen Seele offenbaren; der Weg der Vollkommenheit, welcher die Grundlage des geistlichen Lebens darstellt; endlich ihre Briefe, ein Werk, in dem sich ein hoher Geist, gerader Sinn, klares Urtheil, ein großes Herz und eine schöne Seele offenbaret.

Alle Leser der Werke der heiligen Theresia haben ihr das Lob einer berühmten Schriftstellerin gegeben; die Gottesgelehrten zollten ihrer Lehre Anerkennung, der ehrwürdige und berühmte Bischof Palafox von Osma hat mehrere ihrer Schriften erklärt, Bossuet, ja die Kirche selbst findet etwas Göttliches in den Schriften dieser bevorzugten Frau. Leibnitz schrieb an einen Freund: „Mit Recht schätzest du die Schriften der heiligen Theresia. Ich für meine Person fand darin den schönen Grundsatz: die Seele muß die Dinge betrachten, als wäre Niemand in der Welt, als sie und Gott allein. Es ist für einen Philosophen wichtig, diesen Gedanken vor Augen zu haben, er hat mir öfters schon Dienste geleistet.“ Auch die Schreibweise Theresias besitzt viele eigenthümliche Schönheiten; die Spanier zählten sie unter ihre berühmtesten Prosaisten.

Das Leben unserer Heiligen ist zu erhaben, als daß nicht auch die Kunst aus demselben die herrlichsten Gedanken geschöpft haben sollte. Berühmte Maler wie Rubens, Poussin haben sie in den Hauptpunkten ihres Lebens, welche uns zur Bewunderung oder Nachahmung bewegen, aufgefaßt. In Spanien wird sie oft im Doktorengewande, den Hut auf dem Haupte, den Ring am Finger, die Feder in der Hand darstellt. Meistens aber sieht man sie knieend, das Herz durch einen Engel mit einem Pfeile durchbohrt. Diese Darstellung gründet sich auf eine Begebenheit, welche sie selbst also erzählt: „Der Engel hielt einen goldenen Pfeil in der Hand, dessen Spitze sehr lang und feurig war. Es schien mir, als drücke er mir denselben mehrmals ins Herz, und wenn er ihn zurückzog, war es mir, als ob er mir das Herz zerreiße; es war dann von feuriger Liebe zu Gott entzündet. Die Liebesgluth war so heftig, daß ich vor Schmerz aufschreien mußte, zugleich aber empfand ich dabei eine so süße Wonne, daß ich keineswegs mich nach dem Ende dieser süßen Qual sehnte.“ Wir begreifen, wie eine Seele, die in so geheimnisvoller Weise die Macht der Liebe Gottes gefühlt, ihre Gefühle über das Unglück des gefallenen Erzengels in die Worte fassen konnte: „Der Unglückliche liebt nicht!“

Der heilige Gallus.

16. Oktober.

Der heilige Gallus,

Abt in der Schweiz. — Jahr 646.

Gallus, der Heilige, einer der berühmtesten Schüler des heiligen Columban, wurde in Irland gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts geboren. Seine Familie erhöhte den Adel ihres Blutes durch den Glanz ihrer Tugendhaftigkeit. Die Eltern schickten ihren Sohn, den sie schon bei seiner Geburt Gott geweiht hatten, in das Kloster Bancor, an dessen Spitze damals die hl. Aebte Comgall und Columban standen. Der hl. Gallus machte in der damals sehr berühmten

Schule dieses Klosters ausgezeichnete Fortschritte, und erwarb sich besonders eine tiefe Kenntniß der heil. Schrift. Als der hl. Columban England verließ, begleitete ihn Gallus mit 11 Genossen gegen das Jahr 585 nach Frankreich, wo sie der fromme König Siegbert von Austrasien und Burgund freundlich aufnahm. Die Freigebigkeit dieses Fürsten setzte den heiligen Columban in Stand, das Kloster Anegrays im Bisthume Besançon und 2 Jahre später das Kloster Luxeuil zu gründen.

Als der hl. Abt von König Thedorich, den er wegen seiner Ausschweifungen getadelt hatte, aus letzterem Kloster vertrieben wurde, ward auch Gallus in die Verfolgung verwickelt. Sie begaben sich beide zu König Theodebert von Austrasien, welcher zu Metz residirte, bis ihnen der fromme Willimar zu Arbon in der Nähe des Bodensees eine Zufluchtsstätte anbot.

Nahe bei Bregenz bauten sich die Diener Gottes in einer Enöde kleine Zellen, und beschäftigten sich mit der Bekehrung der umwohnenden Heiden. Ihre Reden waren so eindringlich und überzeugend, daß diese Ungläubigen ihre Götzenbilder zerbrachen und in den See warfen. Diejenigen, welche in ihrem Irrthume beharrten, verfolgten die Mönche, von denen sie zwei tödteten, und auch Gunzo, der Herr des Landes, war feindlich gegen sie gesinnt.

Als mittlerweile Theodebert in einer Schlacht gegen Theodorich, der jetzt Herr von Austrasien wurde, gefallen war, zog der hl. Columban mit seinen Genossen nach Italien. Gallus war gefährlich krank und konnte ihn darum nicht begleiten, als er wieder hergestellt war, baute er zwei Stunden vom See entfernt einige Zellen für sich und seine Schüler, aus denen später das Kloster entstand, welches den Namen des Heiligen trug. Voll glühenden Eifers für die Ehre Gottes lernte er die Sprache des Landes und arbeitete an der Bekehrung der noch sehr zahlreichen Götzendiener, die er fast alle durch seine Reden, Beispiele und Wunder gewann, so daß man ihn mit Recht den Apostel der Gegend von Constanz nennen kann. Gunzo's Tochter befreite er vom Teufel und überzeugte sie so sehr von den Vorzügen der Jungfräulichkeit, daß sie die Hand des Sohnes des Königs von Austrasien ausschlug und zu Metz in das Kloster des hl. Petrus trat. Gallus nahm aus Demuth das ihm angebotene Bisthum Constanz nicht an, sondern schlug an seiner Stelle einen seiner Schüler, den Diakon Johannes vor, der sofort auch einstimmig gewählt wurde. Am Tage der Weihe des neuen Bischofs hielt unser Heiliger eine Rede, die wir noch besitzen, sie ist einfach, aber eindringlich, kräftig, gründlich und salbungsvoll.

Der heilige Gallus verließ seine Zelle nur, um zu predigen, und beschäftigte sich am liebsten mit dem Unterrichte der unwissendsten und am meisten vernachlässigsten Seelen. In seiner Einsiedelei brachte er Tag und Nacht im Gebete und Betrachtung zu.

Im Jahre 625 wählten ihn die Mönche von Luxeuil zum Nachfolger des hl. Abtes Eustasius, der eben gestorben war. Allein er nahm diese Würde nicht an, denn das Kloster Luxeuil war reich geworden und der Heilige fürchtete daselbst den kostbaren Schatz der Armuth zu verlieren. Zudem scheute er die Gefahren, denen der Obere einer zahlreichen Genossenschaft ausgesetzt ist. Er wußte wohl, wie schwer es sei, die Ordenszucht vollständig aufrecht zu halten und daß das Beispiel eines schlechten Mönchs hinreiche, die Ordnung in einem Kloster zu stören und Erschlaffung mit allen ihren schlimmen Folgen herbeizuführen. Er starb am 16. Oktober 646.

Das Kloster des hl. Gallus, welches Anfangs die Regel des hl. Columban befolgte, nahm im 8. Jahrhundert die des hl. Benedikt an. Es ward durch die Freigebigkeit Carl Martells, Ludwigs des Frommen und Ludwigs des Dicken sehr reich. Die Güter und die bürgerlichen Rechte der Abtei wurden so bedeutend, daß sie Heinrich I. reichsunmittelbar machte. Die Stadt St. Gallen, welche protestantisch wurde, gehörte übrigens nicht zum Kloster. Aus dem Kloster St. Gallen sind die berühmtesten Männer hervorgegangen und es besaß eine berühmte Bibliothek.

Der heilige Lullus,

Erzbischof von Mainz. — Jahr 787.

Der hl. Lullus, ein Engländer von Geburt und Schüler des ehrwürdigen Beda, kam i. J. 732 nach Deutschland. Der hl. Bonifazius, sein Vetter, nahm ihn mit Freuden auf, gab ihm das Ordenkleid und weihte ihn zum Diakon, damit er den Heiden predigte. Zum Priester geweiht, wurde er im Jahre 781 von Bonifacius an Papst Zacharias geschickt, ihn über wichtige Angelegenheiten um Rath zu fragen. Nach seiner Rückkehr bestimmte ihn der heilige Bonifacius zu seinem Nachfolger und er wurde Erzbischof von Mainz. Als zwei Jahre später der heil. Bonifacius den Martyrertod gestorben war, ließ Lullus seinen Leib nach Fulda bringen.

Während seiner vierunddreißigjährigen Amtsführung zeigte sich an Lullus, welch' gute Wahl sein Vorgänger getroffen habe. Er wohnte mehreren Kirchenversammlungen in Frankreich und Italien an; von allen Seiten holte man seinen Rath ein, und die von Rom, Frankreich und England aus an ihn gerichteten Briefe beweisen, welch' hohe Meinung man von seinem Wissen hatte. Aus einem der noch vorhandenen neun Briefe des Heiligen ist ersichtlich, daß er aus fremden Ländern gute Bücher kommen ließ, die er dann in Frankreich und Deutschland verbreitete. Die übrigen Briefe sind ein glänzendes Zeugnis seiner Demuth und Hirtensorgfalt.

In Folge von Verleumdungen trat Lullus gegen den heiligen Sturm, Abt von Fulda auf, der fälschlich des Verraths gegen König Pipin war beschuldigt worden, ein Fall, der uns zur Vorsicht im Urtheile mahnt. Der heilige Erzbischof erkannte später seinen Fehler. Er verließ seinen Sitz noch vor seinem Tode und zog sich in das von ihm gegründete Kloster Hirschfeld zurück. Er starb am 1. November 787.

17. Oktober.

Die heilige Hedwig,

Herzogin von Schlesien und Polen, Wittwe.

Jahr 1243.

Der Vater Hedwigs war Berthold von Andechs, der dritte dieses Namens, Markgraf von Meran, Graf von Tyrol, Fürst oder Herzog von Kärnthen und Istrien. Ihre Mutter Agnes war eine Tochter des Grafen Dedon von Rochlitz. Hedwig hatte drei Schwestern und vier Brüder. Agnes, die älteste Schwester, wurde mit König Philipp August von Frankreich vermählt; Gertrud, die zweite, ehelichte König Andreas von Ungarn und wurde die Mutter der hl. Elisabeth; die dritte wurde Abtissin zu Lutzingen in Franken. Ihr Bruder Berthold starb als Patriarch von Aquileja und Ekbert als Bischof von Bamberg, Heinrich und Otto theilten sich in ihres Vaters Staaten und waren berühmte Kriegsmänner.

Hedwig wurde durch die Beispiele und Lehren ihrer frommen Mutter und ihrer ganzen Umgebung frühzeitig zur Tugend herangebildet. Schon als Kind war sie immer ernst und nachdenkend, und ihr Streben ging nur nach Frömmigkeit. Sie wurde frühzeitig in das Kloster Lutzingen geschickt, das sie erst mit 12 Jahren verließ, um sich mit dem Herzoge Heinrich von Schlesien zu vermählen. Uebrigens willigte sie nur aus Gehorsam gegen ihre Eltern in diese Verbindung. Ihre Treue in Erfüllung ihrer Pflichten machten sie jenem starken Weibe ähnlich, deren Bild die hl. Schrift entwirft mit der Bemerkung, daß man sie an den Enden der Erde aufsuchen sollte. Alle ihre Gedanken und Handlungen zielten nur auf die Ehre Gottes und auf die Heiligung ihrer selbst und ihrer Familie ab. Die Feste, die Fasttage und alle Zeit, welche in besonderer Weise der Religionsübung gewidmet ist, brachte sie mit Zustimmung ihres Gemahls in Enthaltsamkeit zu. Nachdem sie sechs Kinder geboren hatte, legten beide Gatten in Gegenwart des Bischofs das Gelübde beständiger Keuschheit ab. Von da an sah man sie nie mehr an öffentlichen Orten. Während der letzten dreiunddreißig Jahre seines Lebens untersagte sich der Herzog den Gebrauch des Goldes, Silbers und Purpurs, und ließ sich den Bart wachsen, weshalb er der B ä r t i g e genannt wurde.

Als Herzog Ladislav von Groß-Polen von seinem Adel vertrieben worden war, bot man Heinrich im Jahre 1233 dieses Fürstenthum an. Hedwig suchte ihn auf alle mögliche Weise von der Annahme dieses Anerbietens abzuhalten, allein umsonst. Er stellte sich an die Spitze eines Heeres, und da die benachbarten Fürsten keinen Widerstand wagten, nahm er ruhig das Fürstenthum in Besitz, und hieß von dieser Zeit an Herzog von Polen. Aus Vorliebe für seinen zweiten Sohn Conrad wollte der Herzog denselben zu seinem Nachfolger bestimmen, Hedwig aber war nicht damit einverstanden und erklärte sich für Heinrich, den ältesten ihrer Söhne. Die beiden Söhne haßten einander von dieser Zeit an unversöhnlich, und trotz der Aussöhnungsversuche ihrer Mutter kam es zu einem offenen Kriege. Conrad wurde vollständig geschlagen und starb bald darauf in der Gefangenschaft mit bußfertiger Gesinnung. Nach diesem Ereignisse beklagte Hedwig noch bitterer als zuvor das Elend und die Verblendung der Welt, und riß ihr Herz vollständig vom Irdischen los. Im Unglück wie im Glück war Gott ihr einziger Trost.

Die heilige Hedwig pflegt die Kranken.

Auf ihre Bitte gründete der Herzog ein Nonnenkloster von der Cisterzienserregel zu Trebnitz bei Breslau, und stattete es mit so reichen Einkünften aus, daß es tausend Personen unterhalten konnte. Doch zählte dasselbe Anfangs nur 100 Nonnen, den Rest der Genossenschaft bildeten junge Mädchen aus achtbaren, aber armen Familien. Dieselben wurden hier fromm erzogen und wenn sie keinen Beruf zum Klosterleben in sich fühlten, verschaffte man ihnen in der Welt eine angemessene Versorgung.

Die Herzogin übte in ihrem Palaste mehr Bußwerke, als die eifrigsten Nonnen. Immer hatte sie 13 Arme bei sich, die sie zu Ehren Jesu Christi und seiner Apostel speiste und selbst bei Tisch bediente, oft bevor sie selber etwas genoß. Sie wusch und küßte die Beulen der Aussätzigen, und verwendete alle ihre Einkünfte zur Unterstützung der Armen. Den Putz als die Quelle so vieler Sünden hatte sie nie geliebt, als sie aber einmal der Welt ganz entsagt hatte, trug sie nur noch grobe Kleider. Von einem glühenden Verlangen nach Vollkommenheit beseelt verließ sie mit Zustimmung ihres Gemahls ihren Palast und wählte ihren Wohnsitz bei Trebnitz; oft zog sie sich auf mehrere Tage in das Kloster zurück, wo sie alle Uebungen der Nonnen mitmachte. Sie trug im Sommer und im Winter das gleiche Kleid und unter demselben ein rauhes Bußhemd und fastete täglich, die Sonn- und Festtag ausgenommen, wo sie zwei mäßige Mahlzeiten nahm. Obwohl sie von schwächlicher Gesundheit war, aß sie doch vierzig

Jahre lang weder Fleisch noch Fisch. Nur einmal wich sie in einer Krankheit von dieser selbstgewählten Regel ab; doch auch hier konnte sie nur ein Befehl des päpstlichen Legaten dazu bestimmen. Am Mittwoche und Freitage war Brod und Wasser ihre einzige Nahrung und bei strengster Witterung ging sie barfuß zur Kirche, so daß man bisweilen ihren Weg an den Blutspuren, die sie zurückließ, hätte erkennen können. Unter dem Arm trug sie übrigens Schuhe, die sie anzog, wenn sie Jemanden begegnete. Niemals schlief sie im Bette, sondern genoß den wenigen Schlaf, den sie der Natur gestattete, auf bloßer Erde. Einen großen Theil der Nacht brachte sie im Gebete zu; während der Arbeit blieb sie immer in der Gegenwart Gottes und ging mehrmals des Tages zur Kirche, wo sie sich in einen einsamen Winkel zurückzog, um ungestört weinen zu können. Wenn die Heilige sich unbeobachtet wußte, warf sie sich zum Gebete unter Thränen auf die Erde nieder. Besonders glühend war ihre Andacht vor der heiligen Communion. Wo möglich hörte sie täglich alle heiligen Messen, die an ihrem jeweiligen Aufenthaltsorte gelesen wurden.

Hedwig betrachtete sich als die letzte unter allen Kreaturen, da sie wußte, daß ohne Demuth keine wahre Frömmigkeit denkbar sei. Sie hatte eine so große Selbstbeherrschung, daß ihr nie eine Aeußerung des Zorns oder der Aufregung entschlüpfte. Als sie noch in der Welt lebte, kam sie öfters in den Fall, ihre Untergebenen tadeln zu müssen, that dieß aber immer mit größter Ruhe. Als sie erfuhr, der Herzog von Polen sei in einer Schlacht verwundet worden und werde von dem Herzog von Kirn gefangen gehalten, sagte sie ruhig, sie hoffe ihn bald in guter Gesundheit wieder zu sehen. Allein umsonst machte man alle möglichen Anerbietungen, um seine Freilassung auszuwirken. Da glaubte Heinrich, der älteste Sohn der Heiligen, seinem Vater mit Heeresmacht zu Hilfe eilen zu müssen, Hedwig dagegen kam den Folgen dieses Krieges zuvor, indem sie sich persönlich zu dem Herzoge von Kirn begab und ihn so zu rühren und einzunehmen wußte, daß sie die Freigebung ihres Gemahls erwirkte.

Das Tugendbeispiel seiner Gemahlin wirkte auch nach und nach auf den Herzog ein. Bald lebte er in seinem Palaste so zurückgezogen und gesammelt, wie ein Mönch. Die Armen und Unglücklichen fanden an ihm einen Beschützer und eine Stütze; er war wahrhaft der Vater seines Volkes und starb i. J. 1238 eines heil. Todes. Die Nonnen von Trebnitz bezeigten bei dieser Gelegenheit ihren Schmerz auf rührende Weise; Hedwig aber tröstete sie, voll Ergebung in den Rathschluß der Vorsehung in folgenden Worten: „Wollt ihr euch dem Willen Gottes widersetzen? Unser Leben gehört ihm, wir sollen unsern Trost finden in Allem, was er über uns verfügt und uns unterwerfen, wenn es ihm gefällt, uns von dieser Welt abzurufen oder unsere Freunde zu sich zu nehmen.“ Ihre Heiterkeit und Seelenruhe bewies noch besser als ihre Worte, welche Fortschritte sie in den Tugenden gemacht hatte, die sie andern empfahl, und wie sehr der Glaube ihre natürlichen Gefühle beherrschte. Nach dem Tode ihres Gatten nahm sie bei den Nonnen zu Trebnitz das Ordenskleid und lebte unter der Leitung ihrer Tochter Gertrud, welche Abtissin des Hauses war. Doch legte sie die Gelübde nicht ab, um immer die Unglücklichen mit ihrem Vermögen unterstützen zu können. Die Nonnen konnten ihre Demuth u. Sanftmuth nicht genug bewundern. Da sie immer nur ganz abgenützte Kleider trug, sagte einmal eine der Schwestern zu ihr: „Warum trägst du immer solche Lumpen, man sollte sie lieber den Armen geben.“ — „Wenn dir dieses Kleid mißfällt“, antwortete die Heilige, „so bin ich bereit, meinen Fehler zu verbessern.“ Sogleich legte sie dasselbe ab und zog ein anderes an. Drei Jahre nach dem Tode ihres Gemahls hatte sie das Unglück, ihren Sohn Heinrich den Frommen, Herzog von Polen und Schlesien zu verlieren. Die Tataren wälzten sich verheerend über Rußland u. die Bulgarei, in der Absicht, ganz Europa zu überschwemmen und rückten vor die Stadt Krakau in Polen. Die Einwohner waren entflohen und die ganze Stadt mit Ausnahme der St. Andreaskirche ging in Flammen auf. Von da kamen sie nach Schlesien und belagerten Breslau, gaben aber, wie man sagt, auf das Gebet eines frommen Dominikaners, Namens Czeslaus, bald diese Belagerung auf. Herzog Heinrich warf sich ihnen mit seiner ganzen Heeresmacht entgegen und nachdem die Krieger gebeichtet und kommunicirt hatten, stürzten sie muthig in den Kampf, entschlossen zu siegen oder zu sterben. Heinrich schlug sich eben so gewandt als tapfer und befand sich längere Zeit im Vortheil, verlor aber durch einen Sturz seines Pferdes bei Liegnitz das Leben. Man brachte seinen Leichnahm seiner Gemahlin Anna, die ihn zu Breslau in dem neuen Dominikanerkloster beisetzen ließ. Hedwig hatte sich mit ihren Nonnen in die Festung Crosna geflüchtet und tröstete bei der Nachricht von dem eben erwähnten Unglücke die Fürstin Anna und die Abtissin von Trebnitz mit den Worten: „Gott hat über meinen Sohn nach seinem Wohlgefallen verfügt; wir dürfen keinen anderen Willen haben als den seinigen.“ Dann betete sie, den Blick zum Himmel gerichtet: „Ich danke dir, o Gott, daß du mir einen Sohn geschenkt hast, der mich immer liebte und ehrte und mir nie den mindesten Verdruß gemacht hat. Ihn leben zu sehen war mir eine große Freude, allein noch mehr freut es mich, ihn durch den Tod mit dir vereinigt zu wissen. Ich empfehle dir von ganzem Herzen seine Seele, die mir so theuer ist.“ Durch ihren Muth und ihre Standhaftigkeit weckte sie auch in den Anderen diese Gefühle, von denen sie ganz durchdrungen war.

Ihre Demuth ward mit der Gabe der Wunder belohnt. Sie gab einer blinden Nonne durch das Zeichen des Kreuzes das Augenlicht zurück, und ihr Lebensbeschreiber erwähnt noch andere wunderbare Heilungen von ihr, sowie daß sie auch mit prophetischem Blicke ihren Tod vorausgesagt habe. Bis zu ihrem letzten Seufzer war sie in die Betrachtung des

St. Lucas.

X. A. v. Eduard Ade Stuttgart

Leidens Jesu Christi vertieft. Gott rief sie zu sich am 15. Oktober 1243. Man begrub sie im Kloster zu Trebnitz. Clemens IV. sprach sie im Jahre 1266 heilig und Papst Innocenz XI. setzte ihr Fest auf den 17. Oktober.

18. Oktober.

Der heilige Lukas,

Evangelist. Erstes Jahrhundert.

Der hl. Lukas stammt aus Antiochien, der Hauptstadt von Syrien, die durch ihre angenehme Lage, ihren blühenden Handel, ihrer Größe, die Bildung ihrer zahlreichen Einwohner und durch ihre Liebe zur Weisheit und zu der Wissenschaft sehr berühmt war. Die Stadt besaß die berühmtesten Schulen in ganz Asien, aus welchen in allen Künsten und Wissenschaften ausgezeichnete Männer hervorgingen. Hier erwarb sich der hl. Lukas in seiner Jugend vortreffliche Kenntnisse, die er dann durch mehrere Reisen nach Griechenland und Egypten erweitert haben soll. Am liebsten beschäftigte er sich mit der Arzneikunde. Es scheint aber, daß er erst nach seiner Bekehrung zum Christenthume seine ärztliche Kunst ausübte. Nach dem hl. Hieronymus war er ein hochberühmter Arzt, und der hl. Paulus scheint durch die Worte: Lukas der Arzt, unser vielgeliebter Bruder, anzudeuten, daß er auch als Apostel sich noch auf diese Kunst verlegte. — Außerdem soll er auch ein geschickter Maler gewesen sein und mehrere Bildnisse von Jesus Christus und der seligsten Jungfrau verfertigt haben.

Der heilige Lukas.

Ob der hl. Lukas vor seiner Bekehrung Heide oder Jude gewesen, und wer ihn zum Christenthume bekehrt habe, ist ungewiß. Nach dem hl. Epiphanius war er ein Schüler des Herrn. Er konnte dies aber jedenfalls nur kurze Zeit vor dessen Leiden geworden sein, weil der Heilige in der Vorrede zu seinem Evangelium sagt, er schreibe nach dem Zeugnisse derjenigen, welche von Anfang an Augenzeugen der von ihm berichteten Begebenheiten gewesen seien. Sollte übrigens auch Tertullian Recht haben, welcher sagt, Lukas sei kein Schüler des Herrn gewesen, so ist doch in jedem Falle so viel gewiß, daß er alsbald nach seiner Bekehrung eifrigst nach den Grundsätzen des Evangeliums lebte. Er war bereits ein Vorbild aller Tugenden, als ihn der hl. Paulus zu seinem Mitarbeiter wählte. Er schiffte i. J. 51 nach Christus mit dem Apostel Paulus von Troas nach Macedonien, und von da an setzte der hl. Lukas seinen Stolz nur darein, an den Arbeiten, Mühen, Leiden und Gefahren des Apostels Theil zu nehmen. Einige Zeit brachte er mit demselben zu Philippi in Macedonien zu, dann bereisten sie mit einander die Städte Griechenlands, wo die Ernte von Tag zu Tag größer wurde.

Der böse Feind, welcher immer die Wahrheit durch die Lüge, deren Vater er ist, zu verdunkeln sucht, trieb einige seiner Knechte an, lügenhafte Geschichten über Jesus Christus zu verbreiten, und um diesen entgegenzutreten, schrieb der hl. Lukas sein Evangelium, wobei er ohne Zweifel vom hl. Paulus unterstützt wurde; doch standen ihm nach seiner eigenen Aussage auch noch andere Hilfsquellen, besonders Berichte von Augenzeugen, zu Gebote. Die Zeugen geben seiner Erzählung die höchste Glaubwürdigkeit, ganz abgesehen davon, daß ihn der Geist Gottes selbst über die in seiner Schrift enthaltenen Geheimnisse des Glaubens erleuchtete und ihn bei der Erzählung der geschichtlichen Begebenheiten vor Irrthum bewahrte.

Nach dem hl. Hieronymus und Gregor von Nazianz schrieb der hl. Lukas sein Evangelium in der Zeit, als der hl. Paulus in Achaja predigte, wohin er den Apostel zweimal, i. J. 43 und 58 begleitete. Der hl. Lukas verbreitet sich in seinem Evangelium über Alles, was auf das Priesterthum Jesu Bezug hat, weßhalb auch die Alten, wenn sie auf die vier Evangelisten die sinnbildlichen Thiere des Ezechiel

anwenden, unserm Heiligen den Stier, das Sinnbild der Opfer zutheilen. Nur in diesem Evangelium findet man die Erzählung mehrerer Umstände, welche auf die Menschwerdung Bezug haben, so die Verkündigung Mariä, Marias Besuch bei Elisabeth, die Parabel vom verlorenen Sohn und andere wichtige Einzelheiten. Die Schreibart ist klar, anmuthig und hat viel Abwechslung. In Gedanke und Ausdruck hat Lukas hohen Schwung neben jener wundervollen Einfachheit, welche die hl. Schriftsteller auszeichnet. Die Lehren und Handlungen des Erlösers sind darin auf die rührendste Weise dargestellt; jedes Wort enthält verborgene Geheimnisse, bietet unerschöpfliche Reichthümer und wird eine Quelle der Tugend für alle, welche diese göttl. Aussprüche mit demüthigem Glauben lesen. Die Kraft, mit welcher der Evangelist von der Geduld, Sanftmuth und Liebe, sowie von dem Leben und der Lehre eines für uns menschgewordenen Gottes spricht; die Ruhe, womit er die Leiden und den Tod des Erlösers erzählt; die Sorgfalt, womit er jeden Ausruf des Staunens und jede Härte gegen die Feinde desjenigen vermeidet, den er liebt: — Alles dieß hat etwas so Großes, Edles, Rührendes, Ueberzeugendes an sich, wie man es umsonst in den schönsten Blüthen der Redekunst suchen würde. Diese Einfachheit läßt so zu sagen die Thatsachen selbst sprechen, und menschliche Beredtsamkeit könnte ihren Glanz nur schwächen. Die heil. Schriftsteller sind allerdings Werkzeuge des hl. Geistes; aber ihre Schreibweise zeigt zugleich, daß ihre Seele nicht von Leidenschaften beherrscht war, und daß sie im höchsten Grade alle jene himmlischen Tugenden besaßen, deren Liebe ihre Schriften jedem aufmerksamen und lernbegierigen Leser einflößen.

Um das Jahr 56 nach Christus wurde der heil. Lukas und der hl. Titus durch den hl. Paulus nach Corinth geschickt. Den erstern bezeichnet der Apostel als einen Mann, dessen Name in allen christlichen Gemeinden einen guten Klang habe. Im Jahre 61 begleitete derselbe den Apostel nach Rom in seine Gefangenschaft. Hier in Rom schrieb er die Apostelgeschichte, welche gleichsam die Fortsetzung seines Evangeliums ist. Seine Absicht ist, die falschen Nachrichten jener Zeit über das Leben und die Thaten der Gründer des Christenthums zu widerlegen und eine zuverläßige Geschichte der Wunder zu geben, durch welche Gott seine Kirche aufrichtete und welche ein unwiderlegbarer Beweis für die Auferstehung des Herrn und für die Göttlichkeit des Evangeliums sind. In den 12 ersten Kapiteln berichtet er, was die vorzüglichsten Apostel nach der Himmelfahrt des Herrn für die Ausbreitung unserer hl. Religion wirkten. Am Schlusse seines Werkes beschäftigte er sich fast ausschließlich mit den Thaten und Wundern des heil. Paulus, von denen er Augenzeuge gewesen und an denen er selbst großen Antheil hatte. Theophilus, dem er sein Evangelium und die Apostelgeschichte widmete, scheint ein hochgestellter Mann und öffentlicher Beamter, wahrscheinlich in Antiochien, gewesen zu sein, vielleicht wurde er durch den heil. Lukas bekehrt.

Der heil. Evangelist verließ seinen Meister auch nach seiner Freilassung nicht, und in seiner letzten Gefangenschaft schrieb der Apostel aus Rom, es hätten ihn außer Lukas alle verlassen. Nach dem heiligen Epiphanius predigte der heil. Lukas nach dem Martyrertod des heil. Paulus in Italien, Dalmatien, Macedonien und Gallien, unter dem entweder das jetzige Frankreich oder Galatien zu verstehen ist. Nach Fortunatus und Metaphrastes predigte er auch in Egypten und starb, wahrscheinlich in Achaja, in hohem Alter.

Im Jahre 357 ließ Kaiser Konstantius die Reliquien des Heiligen von Patras in Achaja nach Constantinopel in die Apostelkirche bringen, wo auch die Gebeine des heiligen Andreas und des heiligen Timotheus aufbewahrt wurden. Einzelne Theile derselben kamen auch nach Brescia, Nola und Fondi. Das Haupt des Heiligen soll durch den heiligen Gregor nach Rom in die Kirche St. Andreas gebracht worden sein.

19. Oktober.

Der heilige Petrus von Alcantara,

Franziskaner. — Jahr 1562.

Dieser Heilige wurde i. J. 1499 zu Alcantara, einem Städtchen der Provinz Estremadura in Spanien geboren. Sein Vater Alphons Garativo war königl. Beamter und Befehlshaber der Stadt. Seine Mutter stammte aus einer edlen Familie und zeichnete sich wie ihr Mann durch ihre Tugenden und ihre Frömmigkeit aus. Kaum zeigten sich in dem jungen Petrus die ersten Strahlen der Vernunft, als schon die glühendste Gottesliebe aus ihm hervorleuchtete. Seine treue Pflichterfüllung, seine Andacht und sein Gebetseifer grenzten ans Wunderbare. Der Tod raubte ihm seinen Vater, als er eben seine philosophischen Studien zu Alcantara beendigt hatte. Einige Zeit darauf wurde er nach Salamanca geschickt, um dort das canonische Recht zu studiren. Während der zwei Jahre, die er an der Universität dieser Stadt zubrachte, theilte er seine Zeit zwischen Studium, Gebet und Pflege der Armen in den Spitälern. Als er i. J. 1513 in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, beschäftigte ihn zunächst die Wahl eines Standes. Einerseits dachte er an das Glück, das seiner in der Welt wartete, andrerseits

aber sah er auch die Gefahren der Welt und die Vortheile und das Glück der Einsamkeit. Endlich siegte die Gnade und er entschied sich für den Ordensstand und zwar für den Orden des hl. Franziskus. Mit 16 Jahren legte er das Gelübde ab in dem Kloster Manjarez, das auf den Bergen liegt, welche Castilien von Portugal trennen. Bald zeichnete er sich von den übrigen Mönchen durch geduldiges Ertragen von Demüthigungen und durch seinen Bußeifer aus, der so groß war, daß die strengsten Bußwerke nichts Abschreckendes für ihn hatten. Mehrere Jahre lang lebte er nur von Wasser und Brod und unschmackhaften Kräutern und als Einsiedler kochte er deren eine Menge auf einmal, um weniger Zeit auf die Pflege des Leibes verwenden zu müssen. Er nahm täglich nur eine leichte Mahlzeit und brachte oft 3 Tage ohne alle Nahrung zu. An großen Festtagen fügte er zu seinen Kräutern noch eine Art Suppe aus Salz und Essig. Er trank immer nur Wasser und zwar in geringer Quantität. Ein Bußkleid, das er auf die Erde breitete diente ihm zum Bette. Er schlief übrigens nur wenig und nach und nach hatte er sich so an das Nachtwachen gewöhnt, daß es ihm bei seiner starken Leibesbeschaffenheit keine Beschwerde mehr verursachte.

Einige Zeit nach Ablegung seiner Gelübde wurde er in ein einsames Kloster bei Belviso geschickt, in dessen Nähe er sich aus Baumstämmen und Erde eine Zelle baute, worin er Bußwerke übte, die Niemand kennt, als Gott allein. Drei Jahre später wurde er, obwohl kaum 20 Jahre alt, zum Superior eines kleinen Klosters, das eben zu Badajoz gebaut worden war, ernannt, und i. J. 1524 zum Priester geweiht, obwohl er die Uebernahme dieser Würde gerne noch weiter hinausgeschoben hätte. Bald darauf zum Predigen ausgeschickt, erschien er auf der Kanzel wie ein Engel vom Himmel, so sehr wußte er in den Sündern den Geist der Buße und das Feuer der göttlichen Liebe zu erwecken. Er wirkte zahlreiche Bekehrungen. Mit großen natürlichen Talenten verband er eine vollkommene Erkenntniß des inneren Lebens und jene tiefe Empfänglichkeit für göttliche Dinge, welche nicht durch Studium erworben wird, sondern eine Frucht des Gebetes und der Gnade ist. Der bloße Anblick des Heiligen war schon eine Predigt und man erzählte sich von ihm, seine bloße Gegenwart habe zu Thränen gerührt und Bekehrungen bewirkt.

Die Liebe zur Einsamkeit war übrigens immer seine vorherrschende Neigung, und er bat deshalb um die Erlaubniß, in einem einsamen Kloster leben zu dürfen, um sich ungestört der Betrachtung widmen zu können. Seine anhaltende und inständige Bitte wurde ihm auch zuletzt gewährt. Man schickte ihn in das Kloster des hl. Onuphrins zu Lapa bei Soriana, welches in einer schauerlichen Einöde lag.

Uebrigens ließ man ihn nur unter der Bedingung in dieses Kloster ziehen, daß er die Leitung desselben übernehme. Hier schrieb er seine Abhandlung über das betrachtende Gebet, die er auf die Bitte eines frommen Edelmanns verfaßte, der hierüber Belehrung von ihm wünschte. Die hl. Theresia, Ludwig von Granada, der hl. Franz von Sales, Papst Gregor XV., die hl. Christina von Schweden erklären diese Abhandlung für ein ausgezeichnetes Werk. Der Verfasser beweist darin die Nothwendigkeit des innerlichen Gebets und belehrt über die Art und Weise und über die Vortheile desselben; dann gibt er als Muster einige kurze Betrachtungen über die letzten Dinge und über das Leiden Jesu Christi. Nach dem nämlichen Plan haben Ludwig von Granada und andere ascetische Schriftsteller den Christen die Uebung des sehr vernachläßigten und doch zur Erhaltung der Frömmigkeit so nothwendigen innerlichen Gebetes zu erleichtern gesucht. Eine andere ebenso bemerkenswerthe Abhandlung des Heiligen führt den Titel: vom Seelenfrieden. Der Ruf der Heiligkeit, den der Diener Gottes genoß, bewog König

Das Kloster Manjarez.

Johann III. von Portugal, ihn über einige Gewissensfälle um Rath zu fragen. Er bat dessen Provinzial, denselben zu ihm nach Lissabon zu schicken. Der Heilige wollte den königl. Wagen nicht benützen, und machte die Reise wie gewöhnlich zu Fuß und ohne Sandalen. Der König war durch seine Antworten so befriedigt und durch sein Benehmen so erbaut, daß er ihn bald darauf wieder zu sich kommen ließ. Bei diesen beiden Besuchen bekehrte Peter von Alcantara eine große Zahl von Hofleuten. Die Infantin Maria, des Königs Schwester, entsagte der Pracht des Hofes und legte die drei Ordensgelübde ab, mit dem Vorbehalte, ihr weltliches Kleid tragen und am Hofe leben zu dürfen, weil die Führung wichtiger Geschäfte ihre Anwesenheit erheischte. Diese Fürstin gründete zu Lissabon ein Klarissinnenkloster für Damen von Stande. Da sie wie auch der König den Heiligen in Lissabon zu behalten wünschte, ließ sie demselben eine Zelle nebst einem Beetsaale bauen, damit er hier seine frommen Uebungen fortsetzen könnte, allein der Heilige ließ sich nicht bewegen, seine Einsamkeit zu verlassen. Als unter den Bewohnern von Alcantara eine große Zwietracht ausgebrochen war, begab er sich in diese Stadt, um Frieden zu stiften. Sein Erscheinen und seine Worte hatten den gewünschten Erfolg, die Unruhen hörten auf und der Same der Zwietracht ward erstickt. Bald nachher wurde er i. J. 1539 zum Provinzial der Provinz Estremadura gewählt. Da der Heilige das zu diesem Amte vorgeschriebene Alter noch nicht besaß, so wollte er die Würde auf diesen Grund hin ablehnen; allein man achtete nicht auf seine Vorstellungen und er mußte gehorchen. Er verwendete die ihm anvertraute Gewalt zu einer strengen Reform der Klöster und auf einem Kapitel zu Placentia i. J. 1540 wurden seine diesfallsigen Anordnungen von der ganzen Provinz angenommen. Als die Zeit seiner Amtsführung abgelaufen war, kehrte er nach Lissabon zurück und verband sich mit Pater Martin von St. Maria, welcher eine strengere Klosterzucht zu begründen begann und auf dem unfruchtbaren Gebirge Arabida an der Tajomündung, Lissabon gegenüber, eine Einsiedelei errichtete. Der Herzog von Aveiro gab den Platz und alles sonst Nothwendige dazu her. Der hl. Petrus entflammmte den Eifer der Mönche, welche die Reform annahmen und schlug ihnen sonst noch verschiedene Einrichtungen vor. Die Einsiedler von Arabida gingen baarfuß und schliefen auf Reisbündeln oder auf bloßer Erde; sie genossen nie Fleisch oder Wein, nur an Festtagen aßen sie Fische. Um Mitternacht beteten sie die Mette und blieben dann bis Tagesanbruch zum Gebet in der Kirche, darauf beteten sie die Prim, auf welche nach der ursprünglichen Regel des hl. Franziskus eine hl. Messe folgte. Dann begaben sie sich in ihre Zellen, die sie nur verließen, um gemeinsam die andern canonischen Tagzeiten zu beten. Die Zeit zwischen der Vesper und Komplet benützten sie zur Handarbeit. Der Ordensgeneral Johann Calas besuchte während seiner Anwesenheit in Portugal den hl. Petrus von Alcantara und ward durch Alles, was er in seiner Einsiedelei sah, so erbaut, daß er dem Pater Martin erlaubte, Novizen anzunehmen und seine Reform auch in andern Klöstern einzuführen.

Zwei Jahre später, d. i. im Jahre 1544, wurde Peter von Alcantara durch seine Orden zur größten Freude seiner Brüder in der Provinz Estremadura nach Spanien zurückberufen. Er gehorchte; allein aus Neigung zum beschaulichen Leben bat er um die Erlaubniß, sich in den einsamsten Klöstern des Ordens aufhalten zu dürfen. So vergingen vier Jahre. Dann begab sich der Heilige auf die Bitte des Prinzen Ludwig, Bruder des Königs, wieder nach Portugal. Drei Jahre blieb er daselbst, mit Vollendung der Reform von Arabida und mit der Gründung eines neuen Klosters bei Lissabon beschäftigt. Zehn Jahre später wurde die Genossenschaft zu Arabida zu einer Provinz erhoben. Petrus kam 1551 nach Spanien zurück und wurde zwei Jahre später auf einem Generalkapitel zu Salamanca zum Custos gewählt.

Im Jahre 1554 entwarf er den Plan zu einer Congregation, die eine noch strengere Verbesserung, als die bisherige war, annehmen sollte. Papst Julius III gab dazu seine Zustimmung und die Erlaubnis, ein Kloster nach diesem Plan zu gründen. Man setzt die Gründung dieses Klosters zu Pedroso in der Diöcese Palencia in das Jahr 1555, sowie man von demselben Jahre an die Verbesserung der unbeschuhten Franziskaner, oder der strengen Regel des hl. Petrus von Alcantara datirt. Das erwähnte Kloster war nur 32 Fuß lang und 28 Fuß breit und hatte äußerst kleine Zellen, deren Hälfte das aus drei Brettern bestehende Bett des Mönchs einnahm. Die Zelle des Heiligen war die kleinste und unbequemste. Jeder Mönch durfte, um sich zur Buße anzuspornen, nur seine Zelle anschauen, welche wahrhaft einem Grabe glich. Der Graf von Oropeza ließ dem Heiligen auf seinen Gütern zwei neue Klöster bauen, in welchen ebenfalls, wie auch in andern Häusern, die Verbesserung eingeführt wurde. Im Jahre 1561 wurden diese Klöster zur Ordensprovinz erhoben. Petrus von Alcantara bestimmte durch besondere Anordnungen die Ausdehnung, welche die Zellen, Krankenzimmer und die Kirche jedes Hauses haben dürfte. Der Umfang eines Klosters betrug nicht mehr als 30--50 Fuß, und es durften darin nur acht Brüder wohnen, welche immer barfuß gehen mußten, und auf Brettern oder ausgebreiteten Matten schliefen. Da der Ort wegen Feuchtigkeit ungesund war, erhöhte man später die Bettstellen einen Fuß hoch über den Boden. Fleisch, Fische, Eier und Wein durften nur die Kranken genießen. Täglich verwendete man drei Stunden auf das innerliche Gebet.

Der Heilige war Commissär seines Ordens, als man ihn zum Provinzial seiner Reform erhob. Bald darauf ging er nach Rom, um die Bestätigung seiner Reform zu erhalten, die ihm auch Papst

Paul IV. durch eine Bulle vom Februar 1562 ertheilte.

Als Kaiser Karl V. nach seiner Abdankung sich in das Kloster St. Just in der Provinz Estremadura zurückzog, wollte er Petrus von Alcantara zu seinem Beichtvater wählen, weil er glaubte, es würde Niemand geeigneter sein, ihn zum Tode vorzubereiten.

Allein der Heilige, welcher wohl einsah, daß sich dieses Amt mit seinen gewohnten Uebungen und seiner Lebensweise nicht vertragen würde, brachte so viele Gründe für die Nichtannahme dieser Stellung bei, daß der Kaiser endlich von seinem Wunsche abstand.

Auf einer Visitationsreise kam er 1559 nach Avila, wo gerade die hl. Theresia selbst von ihren Freunden und Beichtvätern viel zu leiden hatte, und von Gewissensängsten sehr geplagt war. Man hatte ihr gesagt, ihre Zustände könnten Täuschungen des bösen Feindes sein, ein Gedanke, der sie im höchsten Grade beunruhigte. Guiomera von Ulloa, eine sehr fromme Wittwe, nahm sie mit Erlaubniß ihrer Obern auf 8 Tage in ihr Hous auf, hauptsächlich, um ihr eine Besprechung mit Petrus von Alcantara möglich zu machen. Der Heilige, welcher selbst mit außerordentlichen Gnaden begünstigt war, erkannte bald den Zustand der hl. Theresia. Er verscheuchte ihre Zweifel, und versicherte sie, ihre Zustände seien Wirkung des hl. Geistes. Er erklärte sich laut gegen ihre Verläumder, und verwendete sich für sie bei ihrem Beichtvater. Nachdem er sie getröstet hatte, ermunterte er sie zur Verbesserung des Carmeliterordens, den sie hauptsächlich auf die Armuth gründen solle. Während der Visitation der Klöster seiner Reform erkrankte Petrus von Alcantara in dem Kloster Viciosa, und trotz der sorgfältigen Pflege, die ihm der Graf von Oropeza verschaffte, verschlimmerte sich sein Zustand; das Fieber verdoppelte sich, und an einem seiner Schenkel entstand ein Geschwür. Als der Diener Gottes sein Ende nahen fühlte, ließ er sich in das Kloster zu Arenas bringen, um in den Armen seiner Brüder zu sterben. Dort angekommen, empfing er die hl. Sakramente, und ermahnte seine Brüder unablässig zur Liebe ihrer Standestugenden, besonders der Armuth. Am 19. Oktober 1562 verschied er im 63. Lebensjahre. Gregor XV. sprach ihn im Jahre 1622 selig und Clemens IX. i. J. 1669 heilig.

20. Oktober.

Der heilige Johannes von Kenti,

Priester. Jahr 1473.

Johannes, der heilige, von Kenti, der muthigste Gegner und vorzüglichste und mit dem schönsten Erfolge gekrönte Kämpfer gegen die Hussiten, als diese in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Polen einbrachen und hier gleichfalls ihre Lehre zu verbreiten suchten, war geboren i. J. 1403 in dem Dorfe, dessen Namen er trägt. Der unermüdeten Sorgfalt seiner frommen Eltern, die ihn in der Furcht Gottes durch Wort und That erzogen, verdankte er das unschätzbare Glück, das er seine Jugendjahre in reiner Unschuld, fern von den ansteckenden Lastern der verderbten Welt hinbrachte, und durch die Reinigkeit seines Wandels und andere Tugenden, die man an ihm wahrnahm, die gegründetste Hoffnung seiner künftigen Heiligkeit in den Herzen Aller, die ihn kannten, erweckte. Nach Vollendung seiner ersten Studien besuchte er die Universität Krakau, und widmete sich daselbst hauptsächlich dem Studium der Philosophie und Theologie. Sein unermüdlicher Eifer, in dessen Wissenschaften etwas Gründliches zu leisten, ward von Gott gesegnet; denn nach Beendigung seiner Universitätsstudien wurde er zum Lohn für sein eifriges Ringen mit dem Doktorhute geschmückt, und zu einer Lehrstelle an der nämlichen Hochschule befördert. In dieser Stellung war sein Hauptbestreben darauf gerichtet, durch erhebende Reden und eigenes Beispiel nicht nur den Geist seiner Zöglinge auszubilden, sondern auch ihre Herzen zur wahren Frömmigkeit anzuleiten. Zur Priesterwürde erhoben, ließ er nicht im Mindesten seinen Eifer für die Wissenschaften erkalten, nur bemühte er sich, diesen zu seiner eigenen Vervollkommnung aufs Zweckmäßigste zu leiten. Jeden Tag brachte er unter Thränen der Rührung und Dankbarkeit für sich und für das Volk das heilige Opfer dar.

Als er mit glänzendem Erfolge seine Lehrstelle an der Hochschule längere Zeit bekleidet hatte, ward er als Pfarrer nach Ilkuse berufen und in diesem neuen Wirkungskreise entfaltete sich sichtlich der Keim neuer Tugenden, die bisher in seinem Herzen verborgen lagen. Als wahrer Hirte der ihm anvertrauten Seelen war sein Eifer, seine Klugheit, seine Sorgfalt, mit einem Worte sein einziges Bestreben darauf gerichtet, alle Pflichten seines hl. Amtes aufs Heiligste zu erfüllen. Streng gegen sich selbst, doch nachsichtlich gegen Andere, war er der Vater seiner Heerde, und in aller Herzen setzte sich die Ueberzeugung fest, daß sie an ihm in jeder zeitlichen und geistlichen Noth stets einen zärtlichen und thätigen Helfer und milden Tröster finden würden. Um sich die Möglichkeit zu verschaffen, die Armen nach Kräften zu unterstützen, versagte er sich selbst alles Ueberflüssige; ja er beraubte sich öfters zur Deckung der Blöße Anderer seiner Kleider und Schuhe. In die-

sem Falle ließ er seinen Mantel bis auf die Erde herabfallen, um die Blöße seiner eigenen Füße zu verhüllen, wenn er auf einem Gange nach auswärts dieses Gott wohlgefällige Werk der Barmherzigkeit ausgeübt hatte. Als er einst eines Sonntags frühe auf seinem Gange nach der Kirche einen Armen, der fast ohne Kleidung auf dem Schnee lag, vor Hunger halb todt und von Kälte erstarrt fand, zog er sogleich seinen Talar aus, bedeckte damit den Unglücklichen, und führte ihn mit sich in seine Pfarrwohnung, wo er ihn durch kräftige Speise labte, und seine Blöße durch Kleider bedeckte, die er ihm schenkte. Zur Verewigung der edeln und Allen nachahmungswürdigen Handlung mußte ehedem ein jeder Professor des Kollegiums zu Warschau an einem bestimmten Tage im Jahre einen Armen zur Tafel ziehen.

Nach Verfluß einiger Jahre übernahm Johannes auf dringende Bitten der Professoren der Hochschule eine Lehrstelle. Doch dieser Wechsel erzeugte in seinen Verrichtungen keine Aenderung. Jeden freien Augenblick benützte er zur Seelsorge, und besonders übte er diese in seinen Vorträgen über die Religion, in denen er vorzüglich Anleitung zum Gebete gab, denn darin waren ihm außerordentliche Gnaden zu Theil geworden. Wenn er Vorträge über das Leiden Jesu hielt, ward er jedesmal auf Innigste gerührt, und häufig brachte er ganze Nächte in Betrachtung desselben zu. Diese Betrachtungen erregten in ihm solche Sehnsucht nach diesen Orten, auf denen Jesus gewandelt, daß er sich zu einer Reise nach Jerusalem entschloß und sie wirklich vollbrachte. Auf dieser Reise wurde er von dem innern Drange so hingerissen, daß er den Muth hatte, den Türken das Evangelium zu predigen, um dadurch den Martertod zu erringen.

Außer dieser Wallfahrt in das gelobte Land machte er noch vier andere nach Rom zu den Gräbern der hl. Apostel, und um dem apostolischen Stuhle seine Huldigung darzubringen. Alle diese Wallfahrten machte er zu Fuß. Als ihm eines Tages auf einer Reise Räuber alle seine Habe abgenommen hatten, fragten ihn die Räuber, ob er nichts mehr besitze. Auf seine verneinende Antwort entfernten sich diese. Kaum hatten sie ihn verlassen, so erinnerte sich der Heilige, daß er noch einige eingenähte Goldstücke bei sich trage. Er lief ihnen sogleich nach, und wollte ihnen auch diese geben, um ihnen seine Wahrhaftigkeit zu beweisen. Voll Erstaunen über diese Hochherzigkeit des Heiligen nahmen die Räuber das Geld nicht nur nicht an, sondern gaben ihm auch noch seine ihm abgenommenen Habseligkeiten zurück. Diesen bewunderungswürdigen Zug der Wahrheitsliebe und Uneigennützigkeit vermag nur die christliche Religion einzuflößen.

Von der tiefsten Ehrfurcht gegen die Lehre des Evangeliums durchdrungen, die uns gebietet, den Nächsten eben so zu lieben, wie uns selbst, suchte er diesem Ausspruche Jesu treulich u. gewissenhaft nachzukommen. Seinen Abscheu gegen üble Nachreden gab er auf jede Art zu erkennen; seine Liebe zu den Nächsten kannte keine Grenzen; denn häufig entzog er sich die Nah=

Die Leute strömen nach der Kirche von Jlkuse, um den heiligen Johannes von Kenti zu hören.

rung, um damit die Nothleidenden zu laben, und aß nur soviel als nöthig war, um nicht Hungers zu sterben. Sein Schlaf war von kurzer Dauer, seine Kleidung ärmlich, und auch diese gab er häufig zur Bekleidung Nackter und Entblößter her. Seine Liebe zur Reinigkeit war von der Art, daß er sich zur Erstickung aller Begierden den härtesten Kasteiungen des Leibes unterzog; er trug ein Bußkleid und übte noch andere Abtödtungen. Von seinem 40. Lebensjahre an verschmähte er den Genuß aller Fleischspeisen, und beständig mit seinem Gotte durch den Gedanken seiner hl. Gegenwart vereint, that er Alles zu dessen Ehre und zum Heile des Nächsten. Er starb den 24. Dezbr. 1473, im 71. Jahre seines Alters, von Allen geliebt und geehrt. 130 Jahre nach seinem Tode wurde sein Grab geöffnet und verbreitete einen angenehmen Wohlgeruch. Seinen Purpurmantel, den er als Doktor getragen hatte, bewahrte man ehrerbietigst auf, und kleidete damit den Dekan der philosophischen Facultät an seinem Bestallungstage, wobei er einen Eid ablegen mußte, die Beispiele und Tugenden des heil. Johannes nachzuahmen. Am 16. Juli 1767 wurde er von Papst Clemens XIII. kanonisirt. In Polen und Lithauen, deren Patron er ist, wird er allgemein hochverehrt. — In der Heiligsprechungsbulle sagt Papst Clemens: „Gott wollte nicht, daß seine Kirche ohne Vertheidigung blieb; tausend Schilde, die Waffenrüstung der Tapfern, sind aufgehängt an seine Mauern, wie in einer festen Burg. Diese Schilde sind die Kirchenlehrer, die den Glauben und die Sittenlehre mit Ehre und Umsicht vor dem Stuhle der Wahrheit vortragen, oder die in besondern Lehrstunden den Samen der ewigen Seligkeit in die Gemüther ihrer Pflegempfohlenen ausstreuen, und sie durch die Reinheit ihres Wandels zur Erkenntniß der Wahrheit führen. Um der Kirche als eine feste Schildburg zu dienen, wider welche die Pforten der Hölle nichts vermögen, ist die Wissenschaft unzulänglich, wenn sie nicht im Bunde steht mit der Heiligkeit; die Vereinigung beider erhöht ihre Kraft und Würde."

Daß der heil. Johannes von Kenti die Vereinigung dieser beiden edeln Gaben besessen habe, wirst du, christlicher Leser, aus seinem Leben abgenommen haben. Er diene dir als Muster auf deinem ganzen Lebenswege. Ahme seine Tugenden nach, die dir hier so schön vor Augen gelegt sind; halte rein deinen Leib von Sünden und Lastern, und du wirst deine Seele heiligen; sei mäßig in all deinen Freuden und unverzagt in den dir zugeschickten Leiden, dann wird dein Glaube gestärkt und befestigt; sei mildthätig nach Kräften gegen Arme und Nothleidende und du wirst dir einen Schatz im Himmel sammeln; kleide nach dem Beispiele dieses hochverehrten Heiligen die Nackten, dann wird dein Schutzengel sich erfreuen und Fürbitte bei Gott für dich mit Freuden einlegen. Liebe Gott und den Nächsten mit der Liebe, in welcher dir der hl. Johannes mit dem nachahmungswürdigsten Beispiele vorleuchtet; dann wirst du mit der himmlischen Ruhe, wie er, deine Seele in die Hand des Allgütigen zurückgeben, von dem du sie empfangen hast.

21. Oktober.

Der heilige Hilarion.

Abt.

Jahr 372

Der hl. Hilarion wurde als der Sohn heidnischer Eltern in dem Städtchen Tabathe bei Gaza geboren. Man schickte ihn schon in früher Jugend nach Alexandrien, wo er in den Wissenschaften rasche Fortschritte machte, und durch seinen sanften Charakter allgemein beliebt wurde. Kaum hatte er das Glück gehabt, die christliche Religion kennen zu lernen und die heil. Taufe zu empfangen, so entsagte er allen weltlichen Freuden und fühlte sich einzig zu den Versammlungen der Gläubigen hingezogen.

Bald darauf hörte er von dem heil. Antonius sprechen, der in Egypten in hohem Rufe stand, und beschloß sogleich, denselben in seiner Einsamkeit aufzusuchen. Von dessen Beispiele angetrieben, änderte er sein Kleid und begann dessen Lebensweise, seinen Gebetseifer, seine Demuth, seine strengen Bußwerke und seine übrigen Tugenden nachzuahmen. Bald aber ward er der vielen Besuche von Personen jeden Standes überdrüssig, welche durch den heil. Antonius von Krankheiten oder vom bösen Feinde befreit werden wollten. Er wünschte eine ungestörte Einsamkeit und kehrte deßhalb mit einigen andern Mönchen in seine Heimath zurück, wo er um das Jahr 307 ankam. Nach dem Tode seiner Eltern gab er einen Theil des ihm zugefallenen Vermögens seinen Brüdern, den andern den Armen, ohne etwas für sich zu behalten, und zog sich dann in eine Einöde sieben Meilen von Majuma zurück, die auf der einen Seite vom Meere, auf der andern von Sümpfen begränzt war. Wie man ihn, obwohl ohne Erfolg, darauf aufmerksam machte, daß diese Gegend durch Räuber unsicher gemacht werde, antwortete er, er fürchte nichts, als den ewigen Tod. Allgemein bewunderte man seine Andacht und seine außerordentliche Lebensweise. Bald nach seiner Ankunft in der

Wüste fragten ihn einige daselbst versteckte Räuber, was er thun würde, wenn er von Räubern und Mördern angefallen würde. — „Ein armer und von Allem entblößter Mensch," erwiderte er, „fürchtet keine Räuber." Aber sie könnten dir das Leben nehmen, war die Gegenrede der Männer. „Das ist wahr," sagte er, „aber auch deßhalb fürchte ich sie nicht, weil ich mich zum Tode immer bereit halte." — Man war ebenso erbaut, als überrascht, an einem jungen Menschen von 15 Jahren solchen Eifer und Muth wahrzunehmen. Seine Gesundheit war so schwach, daß der mindeste Grad von Hitze oder Kälte ihm empfindlich war; und doch bekleidete er sich nur mit einem Sack, einem Rock von Fellen, die ihm der heil. Antonius geschenkt hatte, und einem kurzen Mantel. Die Haare schnitt er sich jährlich nur einmal, um Ostern, und legte seinen Rock nur ab, wenn er gänzlich abgenützt war.

Als er sein Bußleben begonnen hatte, aß er nie mehr Brod. Sechs Jahre lang bestand seine tägliche Nahrung nur in 15 Feigen, die er bei Sonnenuntergang aß. Als er einst eine fleischliche Versuchung fühlte, gerieth er in einen heil. Zorn gegen sich selbst. Er zerschlug sich heftig die Brust und sagte zu seinem Leib, den er wie ein störriges Thier behandelte: „Ich will dafür sorgen, daß du nicht ausschlägst; ich will dich statt mit Getreide mit Stroh füttern und dich so belasten und ermüden, daß du nur noch an Speise, aber nicht mehr an Gelüste denken wirst." Er entzog sich sofort einen Theil seiner gewohnten Nahrung; manchmal aß er drei bis vier Tage lang gar nichts, und wenn er Körperschwäche fühlte, genoß er einige trockene Feigen und etwas Kräutersaft. Um seine Buße noch zu verschärfen, arbeitete er streng, und betete oder sang dazu das Lob Gottes. Entweder grub oder bebaute er die Erde, oder verfertigte Körbe nach Art der egyptischen Mönche, um sich damit seinen Lebensunterhalt zu verschaffen. Wenn er von Müdigkeit erschöpft war, nahm er sein kleines Mahl ein, und sagte zu seinem Leibe: „Willst du nicht arbeiten, so sollst du auch nicht essen, und wenn du jetzt issest, so geschieht es bloß, um dich zu neuer Arbeit zu stärken."

Einen großen Theil der heil. Schrift wußte er auswendig, und sagte nach seinen gewöhnlichen Gebeten einige Stellen aus derselben her. Er betete mit solcher Andacht und Ehrerbietung, daß man hätte glauben können, er sehe den Herrn, mit dem er sich unterhielt, mit leiblichen Augen vor sich. Während der ersten vier Jahre seines Einsiedlerlebens schützte ihn nur eine Hütte aus Baumstämmen und Binsen vor den Unbilden der Witterung. Später baute er sich eine kleine Zelle, die noch zur Zeit des heiligen Hieronymus zu sehen war. Sie war nur vier Fuß breit und fünf Fuß hoch, doch etwas länger als sein Körper, so daß er sich darin niederlegen konnte. Uebrigens glich sie mehr einem Grabe, als der Wohnung eines lebendigen Menschen. Wenn er etwas an seiner Nahrung änderte, so geschah es nur zu größerer Abtödtung. Im Alter von 21 Jahren aß er täglich nur noch eine Handvoll Kräuter, die er in kaltes Wasser tauchte. In den drei folgenden Jahren bildete trockenes Brod mit Salz und Wasser seine ganze Nahrung. Vom 25. bis 31. Jahre aß er nur wilde Kräuter und rohe Wurzeln, und so stieg er immer höher, bis er mit 80 Jahren täglich nur vier Unzen Nahrung zu sich nahm. Er aß nie vor Sonnenuntergang, und verdoppelte mit dem Alter seine Bußstrenge, um sich besser zum Tode vorzubereiten. Uebrigens schreibt man sein langes Leben hauptsächlich seiner Enthaltsamkeit, seiner Arbeit und regelmäßigen Lebensweise zu. Heftige Versuchungen, die ihn überstürmten, überwand Hilarion mit Hilfe der Gnade. Bisweilen lag seine Seele in dichten Finsternissen und sein Herz empfand allen Jammer der Geistesdürre; allein anstatt muthlos zu werden, betete er nur um so glühender und beharrlicher. Zu andern Zeiten war seine Einbildungskraft mit unreinen Vorstellungen oder mit lockenden Bildern der Welteitelkeiten erfüllt, allein Gebet Wachsamkeit und strenge Abtödtungen befreiten ihn von diesen Prüfungen. Mochte auch der Teufel alle Gestalten annehmen, ihn unruhig zu machen oder zu schrecken, seine Bemühungen waren immer fruchtlos. Nie unterbrach der Heilige die Sammlung des Geistes. Bei Tag und einen großen Theil der Nacht unterhielt er sich mit Gott. Wann die Versuchung vorüber war, empfand Hilarion eine unbeschreibliche innere Freude, und im Gefühle des lebhaftesten Dankes rief er aus: „Dem Herrn will ich singen, denn er that eine herrliche That! Er stürzte das Roß und den Reiter ins Meer, er warf in das Meer der Feinde Macht! Umsonst vertrauten sie auf ihre Rosse und Wagen! sie versanken in die Tiefe" u. s. w. Seine Siege machten ihn übrigens nur noch demüthiger und wachsamer.

Zwanzig Jahre hatte der Heilige in der Wüste zugebracht, als er sein erstes Wunder wirkte. Eine Frau von Eleutheropolis, welche ihr Mann wegen Unfruchtbarkeit mißhandelte, erhielt auf das Gebet des Heiligen die Gnade, im folgenden Jahre Mutter zu werden. Bald darauf heilte er die drei Kinder des Präfekten Elpidius zu Gaza von einer tödtlichen Krankheit durch Anrufung des heil. Namens Jesu. Auf den Ruf dieser Wunder strömte eine Menge Volks zu ihm in die Wüste. Bis dahin hatte man weder in Syrien noch in Palästina das Klosterleben gekannt. Hilarion war also der Begründer desselben für diese Gegenden, wie es der heil. Antonius für Egypten gewesen war.

Der heilige Hilarion erfuhr in Palästina durch eine besondere Offenbarung den Tod des heil. Antonius. Er zählte damals 65 Jahre. Da ihm die vielen Besuche, die er seit einiger Zeit empfing, lästig wurden, so sehnte er sich sehr nach dem Frieden und den Tröstungen seiner frühern Einsamkeit zurück und beschloß endlich diese Gegend zu verlassen. Da ihn das Volk nicht ziehen lassen wollte, so erklärte

er keine Nahrung mehr zu sich nehmen zu wollen, bis man ihn fortreisen ließe. Endlich gab man seinem Drängen nach, als er wirklich sieben Tage lang keine Speise mehr zu sich genommen hatte. Mit 40 Mönchen reiste er nach Egypten. Es ging nach Pelusium, von da nach Babylon, und von da nach Aphrodision, wo er mit dem Diakon Baisanes zusammentraf, welcher denen, die den heil. Antonius besuchten, Dromedare verschaffte, um ihnen das nöthige Wasser durch die Wüste zu tragen.

Der hl. Abt wünschte, um das Jahresgedächtniß des heil. Antonius zu begehen, eine Nacht an dem Orte zuzubringen, wo Gott denselben zu sich gerufen hatte, und nachdem er drei Tage lang durch eine schauerliche Wüste gezogen war, kam er mit den ihn begleitenden Mönchen zu dem Berge, der dessen Namen trägt. Dort fand er zwei Einsiedler, Isaak und Pelusian, welche Schüler des hl. Antonius waren. Der Antoniusberg war ein steiler Fels, der eine Meile im Umfange hatte, und an dessen Fuß ein von Palmbäumen beschattetes Bächlein rieselte. „Hier," sagten Hilarions Begleiter, „betete und sang Antonius das Lob Gottes; hier arbeitete er; hier ruhte er aus, wenn er müde war; er pflanzte diese Bäume und Reben; er bebaute diese Erde mit eigenen Händen; diesen Wasserbehälter grub er selbst, um seinen Garten mit Wasser zu versehen; es hat ihn eine Arbeit von mehreren Jahren gekostet." Hilarion setzte sich auf das Bett des Heiligen und küßte es voll Ehrfurcht. Das Bett stand in einer Zelle, welche nur so groß war, daß ein Mensch darin liegen konnte. Auf dem Gipfel des Berges, der schwer zu besteigen war, waren zwei andere ähnliche Zellen, in welche sich der hl. Antonius gewöhnlich zurückzog, wenn er Besuchen entgehen und sich mit Gott allein unterhalten wollte. Sie waren in Felsen gehauen und mit Thüren versehen. Als sie in den Garten kamen, sagte Isaak: „Sehet diesen kleinen Garten mit Bäumen und Kräutern bepflanzt. Vor drei Jahren verwüstete ihn eine Heerde wilder Esel. Antonius hielt den ersten derselben an und trieb ihn mit dem Stocke zurück mit den Worten: „Warum esset ihr das, das ihr nicht gepflanzt habet?" Von dieser Zeit an kamen die Thiere nur noch zum Trinken und berührten nie mehr die Bäume und Kräuter dieses Gartens.

Der hl. Hilarion bat seine Begleiter, ihm den Ort zu zeigen, wo der heilige Antonius begraben liege. Sie führten ihn bei Seite; allein man weiß nicht, ob sie seinen Wunsch erfüllten; wenigstens zeigten sie ihm kein Grab. Sie sagten ihm vielmehr, der heil. Antonius habe ausdrücklich befohlen, man solle seine Begräbnißstätte verborgen halten, damit nicht Pamphilus, ein reicher Mann dieser Gegend, eine Kirche baue, um seinen Leichnam darin beizusetzen.

Der heilige Hilarion, Isaak, und Pelusian.

Von der Wüste des heil. Antonius kehrte Hilarion nach Aphrodision zurück, wo er mit zwei Schülern in einer Einöde wohnte und strenger als je Stillschweigen und Abtödtung übte. Drei Jahre lang hatte es im Lande nicht mehr geregnet, und das bestürzte Volk, welches ihn für einen zweiten Antonius hielt, bat ihn um sein Gebet. Von Mitleid gerührt, erhob er Hände und Augen zum Himmel, und alsbald fiel reichlicher Regen. Die von Schlangen oder andern giftigen Thieren Gebissenen wurden durch ein Oel geheilt, welches der Heilige geweiht hatte.

Um den Ehrenbezeugungen zu entgehen, welche man ihm in dieser Gegend erwies, zog Hilarion gegen Alexandrien, um von da die Wüste Oasis zu erreichen. Da er aber nicht gewohnt war, in großen Städten zu bleiben, kehrte er in einem abgelegenen Flecken ein, wo mehrere seiner Mönche waren, und reiste noch an demselben Abende weiter. Als ihn, wiewohl vergebens, die Mönche zurückzuhalten suchten, sagte er, sein eigenes Wohl verlange es, daß er sich von ihnen trenne. Er sprach dieß in prophetischem Geiste, denn in derselben Nacht kamen Bewaffnete, die ihn tödten sollten. Den Auftrag dazu hatten die Bewohner Gaza's von Julian dem Abtrünnigen erlangt, welche so die Beschimpfung ihres Götzen Marnas zu rächen suchten. Die getäuschten Soldaten sagten, man erkenne hieraus, daß die Einwohner von Gaza den Mann mit Recht für einen Zauberer halten.

Der Grund, warum die Bewohner Gaza's dem Heiligen nach dem Leben trachteten, war folgender: Italicus, ein Christ von Majuma, hatte Pferde, die auf der Rennbahn gegen einen Duumvir von Gaza, einen Verehrer des Marnas, des Hauptgötzens dieser Stadt, wettlaufen sollten. Als Italicus erfahren hatte, sein Gegner habe zur Zauberei seine Zuflucht genommen, um den Sieg davon zu tragen, so bat er den heil. Hilarion, er möchte doch die Absicht des Duumvirs vereiteln; der Heilige, dem man vorstellte, daß bei dieser Gelegenheit die Religion nicht so ganz außer Acht zu lassen sei, segnete die Pferde des Italicus, welche sodann im Circus eher zu fliegen als zu laufen schienen, während es den Anschein hatte, als ob die Rosse des Duumvirs gleichsam durch Hemmketten an den Beinen im Laufe aufgehalten würden. Bei diesem Schauspiele brach das Volk in den Ruf aus, Marnas sei von Christus besiegt worden, und auf dieses hin nahmen Mehrere den christlichen Glauben an.

Der Diener Gottes ließ sich in der Wüste Oasis nieder, sah aber bald, daß es ihm auch hier nicht gelinge, unbekannt zu bleiben, und beschloß darum, nach Verlauf eines Jahres sich auf eine entlegene Insel zurückzuziehen. Er nahm den Weg über Lybien und schiffte sich mit einem seiner Schüler, Namens Zanan, nach Sicilien ein. Das Fahrzeug landete an dem Vorgebirge Capo di Passcaro, und Hilarion bot als Bezahlung für seine und seines Genossen Ueberfahrt ein Evangelienbuch an, das er selbst abgeschrieben hatte. Da aber der Herr des Schiffes wußte, daß die beiden Mönche nichts hätten als diese Handschrift und die Kleider, die sie auf dem Leibe trugen, so nahm er das Dargebotene nicht an, sondern schätzte sich glücklich den beiden Männern einen Dienst erweisen zu können, denn sie hatten während der Ueberfahrt seinen Sohn von einem bösen Geist befreit.

Aus Furcht, von Kaufleuten aus dem Morgenlande erkannt zu werden, wenn er in der Nähe des Meeres bliebe, begab sich Hilarion 20 Meilen landeinwärts an einen äußerst einsamen Ort. Jeden Tag sammelte er hier einen Bündel Holz, welches dann sein Schüler in einem nahen Dorfe verkaufte. Mit dem Erlös kaufte der Schüler Brod. Einige wunderbare Heilungen, welche der Heilige wirkte, verriethen ihn noch einmal. Umsonst bot man ihm Geschenke an, er schlug sie aus, mit dem Bemerken, er gebe unentgeltlich zurück, was er unentgeltlich empfangen habe. Hesychius, einer seiner liebsten Schüler, suchte ihn lange im Morgenlande, und reiste endlich nach Griechenland, ob er ihn dort nicht entdecken könnte. Zu Methona, jetzt Modon im Peloponnes, erfuhr er, in Sicilien halte sich ein wunderthätiger Prophet auf. Sogleich schiffte er sich nach dieser Insel ein, und suchte den Diener Gottes auf. Schon im ersten

Tod des heiligen Hilarion.

Dorfe, wo er nachfragte, kannte zu seiner großen Freude Jedermann den Heiligen, der durch seine Uneigennützigkeit eben so berühmt war, als durch seine Wunder, denn nie nahm er etwas an für die Gnaden, die er durch sein Gebet für Andere erwirkt hatte. Der große Ruf, den er sich dadurch erwarb, bewog ihn, noch einmal seinen Aufenthaltsort zu ändern, und er wollte sich an einen Ort zurückziehen, wo man seine Sprache gar nicht verstände.

Hesychius führte ihn nach Epidaurus in Dalmatien. Allein auch hier kannte man ihn an seinen Wundern als einen großen Diener Gottes. Der heilige Hieronymus erzählt, er habe das Land von einer ungeheuren Schlange befreit, welche Menschen und Thiere fraß. Derselbe Vater berichtet auch folgende Begebenheit. Bei dem berühmten Erdbeben im Jahre 365 unter Valentinian und Valens, welches alle Geschichtschreiber erwähnen, stieg das Meer an der dalmatischen Küste so hoch, daß es das Land überfluthete und die Stadt Epidaurus zu überschwemmen drohte. Die Einwohner der Stadt führten voll Schrecken Hilarion an das Ufer, um durch ihn die Wuth der Wogen aufzuhalten. Der Heilige machte drei Kreuze auf den Sand und streckte die Arme dann gegen das Meer aus und plötzlich standen die Wogen zum Staunen aller Zuschauer still, und traten berghoch aufgethürmt in ihr Bette zurück.

Immer noch in der Hoffnung, irgendwo unbekannt leben zu können, schiffte sich Hilarion Nachts nach der Insel Cypern ein, wo er zwei Meilen von Paphos seinen Aufenthaltsort wählte. Kaum waren drei Wochen verflossen, als alle vom bösen Geist Besessenen nach Hilarion riefen, der ins Land gekommen sei. Der Heilige heilte die Besessenen, und versuchte wieder zu entfliehen; allein man beobachtete ihn so genau, daß es ihm nicht möglich war. Nach

zwei Jahren bezeichnete ihm Hesychius einen einsamen Ort auf der Insel, an den er sich zurückziehen solle. Der Ort lag zwölf Meilen vom Meere entfernt, auf steilen und unfruchtbaren Bergen, wo nur einige Obstbäume und frisches Wasser zu finden war. Hier weilte Hilarion fünf Jahre, immer noch mit der Wundergabe ausgerüstet, und lebte, soweit dies einem sterblichen Menschen möglich ist, das Leben der Seligen des Himmels. Obwohl er lange Zeit in Palästina weilte, sagt der hl. Hieronymus, so besuchte er doch nur einmal die heil. Stätten zu Jerusalem und blieb nur einen Tag in dieser Stadt. Er ging einmal dahin, um nicht den Anschein zu geben, als verachte er eine von der Kirche gebilligte Andacht, aber nicht öfter, damit man nicht glaube, die Verehrung Gottes sei auf besondere Orte beschränkt.

In seinem 80. Lebensjahre schrieb er eigenhändig ein Testament, worin er dem Hesychius, der damals abwesend war, sein Evangelienbuch, sein Bußkleid und seinen Mantel vermachte. Mehrere fromme Personen von Paphos besuchten ihn in seiner letzten Krankheit, und sie mußten ihm versprechen, seinen Leichnam sogleich nach seinem Tode in den Kleidern, die er trug, zu begraben. Als sich sein Zustand verschlimmerte, ergriff ihn eine tiefe Furcht vor dem göttl. Gerichte, allein er überwand dieselbe durch ein großes Vertrauen auf die Barmherzigkeit Jesu Christi, indem er zu seiner Seele sagte: „Was zitterst du? Fast 70 Jahre dienst du dem Herrn; hast du also den Tod zu fürchten?“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er den Geist aufgab. Er starb im Jahre 372, 80 Jahre alt.

22. Oktober.

Der hl. Philippus von Heraklea, Bischof und seine Genossen,

Martyrer. Jahr 304.

Philippus leistete der Kirche zu Heraklea, der Hauptstadt von Thracien, große Dienste durch Eifer in Erfüllung seiner Pflichten als Diakon und Priester. Wegen seiner Tugenden wurde er zum Hirten dieser Stadt erwählt und er war ein Bischof, wie solche die apostolischen Zeiten gesehen hatten. Besonders zeichnete er sich durch ein kluges Benehmen während der heftigen Stürme aus, welche die Kirche während der Diocletianischen Verfolgung erschütterten. Um das Reich Gottes auszubreiten und fest zu begründen, unterrichtete er mehrere Schüler in den Wahrheiten der Religion und in der Uebung einer gesunden Frömmigkeit. Zwei von ihnen, der Priester Severus und der Diakon Hermes hatten das Glück, Genossen seines Martyrertodes zu sein. Der letztere war der erste Beamte der Stadt und hatte sein Amt mit solchem Eifer und solcher Rechtlichkeit verwaltet, daß er sich allgemeine Liebe und Achtung erwarb. Als er sich entschlossen hatte, sich dem Dienste der Kirche zu weihen, wollte er nur noch von der Arbeit seiner Hände leben und erzog seinen Sohn nach den gleichen Grundsätzen.

Als die ersten Verordnungen Diocletians gegen die christl. Religion erschienen, riethen mehrere Gläubige dem hl. Bischofe, die Stadt zu verlassen: allein er ließ sich nicht einmal abhalten die Kirche zu besuchen und ermahnte sein Volk, sich mit Muth und Geduld zu bewaffnen und sich zur Feier des nahen Festes der Erscheinung des Herrn vorzubereiten. Während seiner Predigt erschien Aristochmachus, der Befehlshaber der Besatzung, um die Pforte der Kirche zu versiegeln. „Glaubt ihr,“ sagte der Bischof zu ihm, „unser Gott ist in Mauern eingeschlossen? Ihr wisset also nicht, daß er vorzüglich im Herzen seiner Diener seine Wohnung aufgeschlagen hat?“ Von da an versammelte er die Gläubigen vor der Thüre der Kirche.

Am folgenden Tage versiegelten Beamte auch die hl. Bücher und Gefäße. Die Gläubigen wurden von diesem Frevel höchst schmerzlich betroffen; allein der Bischof tröstete sie in einer Rede von der Kirchenpforte aus. Nun ließ der Statthalter Bassus den Philippus mit mehreren andern Christen verhaften und vor sich führen und befahl ihnen, die goldenen und silbernen Gefäße und die hl. Bücher auszuliefern. Ruhig erwiderte ihm Philippus: „Wir geben dir die Gefäße und den Kirchenschatz, denn durch Liebe, nicht durch kostbare Metalle ehrt man Gott; unsere hl. Bücher kannst du nicht mit Recht uns abfordern, und ich darf dir dieselben auch nicht ausliefern.“ Da ließ der Statthalter die Schergen rufen. Muccazor, der grausamste von ihnen, hatte den Befehl, den hl. Bischof zu martern; und der Mann Gottes erduldete die grausamsten Qualen ohne die geringste Klage.

Indessen stellte Hermes, der Schüler des hl. Bischofs, dem Statthalter vor, er suchte umsonst die Bücher zu vernichten, in denen die wahre Religion enthalten sei, und sollte ihm auch die Vernichtung der Bücher gelingen, so würde er doch nie das Wort Gottes vertilgen können. Sein Muth erbitterte den Richter, der ihn mit Ruthen streichen ließ. Dann mußte er einen Offizier, Namens Publius, an den Ort begleiten, wo die hl. Bücher und Gefäße aufbewahrt wurden. Als er sah, daß Publius sich einige dieser Gefäße aneignete, machte er demselben gerechte Vorwürfe. Der ungerechte Diener des Statthalters darüber aufgebracht, mißhandelte Hermes dermaßen, daß ihn Bassus offen darüber tadeln mußte. Die Gefäße aber wurden an die Beamten ausgeteilt. Um den Götzendienern zu schmeicheln und die Christen einzuschüchtern, ließ Bassus den Philippus mit den andern Gefangenen durch Soldaten auf den Markt-

platz führen, und das Dach der Kirche abdecken. Als zu gleicher Zeit die Soldaten die heiligen Bücher verbrannten, schlugen die Flammen so gewaltig in die Höhe, daß alle Zuschauer von Entsetzen ergriffen wurden.

Der hl. Philippus nahm bei diesem Vorfalle Anlaß, um auf die Flammen und Qualen aufmerksam zu machen, womit Gott die Sünder bedroht, und erinnerte das Volk, daß diese Götzenbilder und Tempel, z. B. der Tempel des Herkules, des Beschützers der Stadt, schon oft in Flammen aufgegangen seien. Während er noch sprach, kam der Götzenpriester Caliphronius mit seinen Gehilfen und traf Anstalten zu einem Götzenopfer. Unmittelbar auf ihn folgte der Statthalter mit einer großen Menge Volkes. Einige waren beim Anblick der Leiden der Christen von Mitleid ergriffen, Andere aber, unter welchen sich die Juden auszeichneten, erhoben ein wildes Geschrei und überhäuften sie mit Verwünschungen. Bassus befahl dem hl. Bischof, den Göttern, den Kaisern und dem Schutzgötzen der Stadt zu opfern, und zeigte dabei auf eine schön gearbeitete Herkulesstatue mit der Frage, ob ein solcher Gott nicht der größten Verehrung würdig sei? Philippus bewies ihm dagegen die Lächerlichkeit eines solchen Gottesdienstes und suchte ihm begreiflich zu machen, wie unvernünftig es sei, ein elendes Metall und das Werk eines Bildhauers anzubeten. Da wendete sich Bassus zu Hermes und suchte ihn auf alle mögliche Weise zum Opfern zu bereden; allein Versprechungen und Drohungen waren gleich fruchtlos, und der erzürnte Statthalter ließ die beiden Bekenner ins Gefängniß abführen. Auf dem Wege dahin waren sie den Beschimpfungen einer wüthenden Volksmenge ausgesetzt; doch nichts vermochte ihren Muth zu beugen, und unter Lobgesängen traten sie in ihr Gefängniß. Nach einigen Tagen durften sie in das Haus eines gewissen Pankratius, in der Nähe des Gefängnisses ziehen, wohin nun eine Menge von Christen und Neubekehrten strömte, um das Wort Gottes zu hören. Bald beraubte man sie aber auch dieses Trostes, denn die Martyrer wurden aufs Neue ins Gefängniß zurückgebracht. Die Christen benützten dagegen eine geheime Pforte, um den Unterricht ihrer Brüder nächtlicher Weile fortzusetzen.

Unterdessen kam Justin an die Stelle des Bassus als Statthalter von Thracien. Diese Veränderung wurde für die Christen verhängnißvoll. Hätte sie Massus auch verfolgt, so hörte er doch bisweilen wenigstens auf vernünftige Vorstellungen; Justin aber war heftig und grausam.

Er ließ Philippus vor sich führen, eröffnete ihm die kaiserl. Befehle und befahl ihm zu opfern. „Ich kann dir nicht gehorchen, erwiderte Philippus, denn ich bin ein Christ. Uebrigens hast du nur den Auftrag, uns wegen unserer Weigerung zu bestrafen, über unsern Willen aber hast du keine Macht. Du kannst mich martern, aber du wirst mich nicht überwinden, Nichts wird mich bewegen können zu opfern." Da befahl Justin den Soldaten, ihm die Füße zu binden und so schleppte man ihn durch die Straßen der Stadt. Sein Leib war bald nur Eine Wunde. Die Christen trugen ihn auf ihren Armen ins Gefängniß zurück.

Bald darauf hatte Hermes das gleiche Loos wie Philippus und auch der Priester Severus wurde gefangen gesetzt.

Die drei Martyrer trugen sieben Monate lang die Leiden eines dunklen und ungesunden Gefängnisses. Später brachte man sie nach Adrianopel, wo sie bis zur Ankunft des Statthalters in einem Landhause eingeschlossen wurden. Justin ließ nach seiner Ankunft alsbald Philippus rufen und ließ ihn so grausam geißeln, daß an seinem zerfleischten Leib die Eingeweide sichtbar waren. Die Henker, ja sogar Justin selbst bewunderten seinen Muth. Nachdem man ihn in den Kerker zurückgebracht hatte, wurde Hermes vorgeführt, welcher erklärte, er sei Christ von Kindheit auf. Die Hofbeamten baten für ihn um Gnade, weil sie ihn kannten, und weil sie ihm seit seiner Amtsthätigkeit als oberster Beamter zu Heraklea vielfältig verpflichtet waren. Auf diese Fürbitte hin führte man ihn ins Gefängniß zurück. Die hl. Martyrer dankten Jesu Christo, daß er ihnen Gelegenheit gebe, seiner würdig zu werden. Philippus fühlte bald nichts mehr von seinen Martern, obwohl er von zartem und schwächlichem Körperbau war.

Nach drei Tagen ließ ihn Justin wieder vor sich rufen und verlangte von ihm Unterwerfung unter die kaiserlichen Befehle, aber ohne Erfolg. In der Meinung, Hermes werde nicht so standhaft sein, stellte er diesem vor, wie vortheilhaft es für ihn sein würde, den Götzen zu opfern. Hermes aber bewies ihm einfach die Thorheit und Abscheulichkeit des Götzendienstes. Da rief ihm Justin wüthend zu! „Wie, Unglücklicher, du scheinst mich zu einem Christen machen zu wollen." Nach kurzer Unterredung mit seinen Räthen sprach er folgendes Urtheil: „Wir befehlen, daß Philippus und Hermes, welche sich durch Ungehorsam gegen den Kaiser des römischen Namens unwürdig gezeigt haben, zum abschreckenden Beispiele für Andere den Feuertod sterben sollen." Die beiden Heiligen vernahmen dieses Urtheil mit Freuden. Philipp mußte zum Hinrichtungsplatze getragen werden, da er nicht mehr zu gehen im Stande war, und Hermes, dessen Muth die Macht seiner Leiden überwand, konnte ihm nur mit Mühe folgen. „Meister, sagte er zu Philippus, eilen wir dem Herrn entgegen. Warum wollen wir unsere Füße schonen, da wir keine Gelegenheit mehr haben, sie zu gebrauchen?" Dann sagte er zu der nachfolgenden Menge: „Der Herr hat mir geoffenbart, was ich leiden werde. Vor einigen Tagen sah ich im Traum eine schneeweiße Taube, die sich mir aufs Haupt setzte, dann auf die Brust niederstieg und mir einen Bissen von außerordentlicher Süßigkeit reichte. Ich erkannte, daß mich der Herr zur Glorie des Martyrerthums rief."

Auf dem Hinrichtungsplatze stellten die Henker den Philippus, wie es gebräuchlich war, in eine

Grube, bedeckten seine Füße bis an die Knie mit Erde und banden ihm die Hände rückwärts an einen Pfahl. Ebenso machten sie es bei Hermes. Als die Scheiterhaufen zu brennen anfingen, sangen die heil. Martyrer das Lob Gottes, bis sie den letzten Seufzer aushauchten. Ihre Leiber waren vom Feuer nicht zerstört, Philippus hatte die Arme wie zum Gebet ausgestreckt, die Gesichtszüge des Hermes waren noch ganz frisch und unversehrt. Die Christen bewahrten die heiligen Leiber zu Agestrion auf. Drei Tage später wurde auch der Priester Severus zum Tode geführt.

23. Oktober.

Der heilige Johannes von Kapistran,

Priester aus dem Orden des heiligen Franziskus.

Jahr 1456.

Johannes ward im Jahre 1385 in der Stadt Kapistran im Königreiche Neapel geboren. Sein Vater war ein Edelmann aus Anjou, diente Anfangs im neapolitanischen Heere und ließ sich dann in Aquilla, und endlich in dem nicht weit davon entfernten Städtchen Kapistran nieder. Johannes lernte in seiner Vaterstadt die lateinische Sprache und studirte dann zu Perosa das bürgerliche und kanonische Recht mit solchem Erfolge, daß er in beiden Fächern die Doktorwürde erlangte. Seine Talente und ein beträchtliches Vermögen eröffneten ihm eine hoffnungsvolle Laufbahn und einer der vornehmsten Einwohner der Stadt gab ihm seine Tochter zur Frau.

Die i. J. 1413 zwischen der Stadt Perosa und dem Könige Ladislaus von Neapel ausgebrochenen Streitigkeiten gab ihm Gelegenheit, seinen Landsleuten wichtige Dienste zu leisten. Mit den Friedensunterhandlungen beauftragt, schmeichelte er sich eine Zeit lang mit der Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg; allein derselbe entsprach seinen Erwartungen nicht. Diejenigen Einwohner der Stadt, welche an dem Streit den größten Antheil genommen hatten, schöpften Verdacht, als ob Johannes seine Mitbürger verrathe und heimlich den König von Neapel, seinen früheren Herrn begünstige. Man nahm ihn fest und sperrte ihn in das Schloß Bruffa, zwölf Meilen von Perosa ein. Er litt viel in diesem Kerker; man belud ihn mit schweren Ketten und gab ihm nur Wasser und Brod zur Nahrung. Selbst von dem Könige Ladislaus im Stiche gelassen, erkannte er aus eigener Erfahrung die Unbeständigkeit der irdischen Dinge, erwog ernstlich, wie nothwendig es sei, sich ganz Gott hinzugeben, und wurde in kurzer Zeit ein ganz neuer Mensch. Als seine Frau gestorben war, beschloß er im Orden des hl. Franziskus ein bußfertiges Leben zu führen. Da man seine Aufnahme in den Orden hinausschob, bis er wieder in Freiheit gesetzt wäre, so schnitt er sich, über diesen Verzug betrübt, selbst die Haare und ließ seinem Kleid die Form eines Mönchgewandes geben. Sobald er seine Freiheit erlangt hatte, begab er sich nach Kapistran, um seine Güter zu verkaufen, und verwendete die eine Hälfte des Erlöses zu seiner Loskaufung, die andere Hälfte schenkte er den Armen. Dann trat er i. J. 1415 in das Franziskanerkloster zu Perosa ein. Er zählte damals 30 Jahre. Der Guardian unterzog ihn den strengsten Prüfungen, um sich von seinem Berufe zu überzeugen. So ließ er ihn z. B. in einem lächerlichen Aufzuge, mit einem Sündenregister behangen, auf einem Esel durch die Straßen von Perosa reiten — eine gewaltige Demüthigung für einen Mann von Stand und Ansehen. Allein der Eifer des Heiligen war so groß, daß ihn diese Demüthigung gar keine Ueberwindung kostete. Zweimal entließ man ihn aus dem Kloster und nahm ihn nur unter den schwersten Bedingungen wieder auf. Diese Prüfungen erwarben ihm einen vollständigen Sieg über sich selbst, und in der Folge kam ihm nichts mehr schwer vor. Auf seine Einkleidung bereitete er sich drei Tage lang durch Gebet und Thränen vor und legte dann eine allgemeine Beichte ab.

Nach Ablegung seiner Gelübde beschloß er, täglich nur Eine Mahlzeit zu genießen, und nur auf langen und beschwerlichen Reisen erlaubte er sich abends eine kleine Erfrischung. Sechs Jahre lang aß er nie Fleisch, außer wenn er krank war. Als ihm Papst Eugen IV. in hohem Alter befahl, ein wenig Fleisch zu essen, gehorchte er, aber er genoß es nur so spärlich, daß man ihm bald darin seine volle Freiheit ließ. Er schlief nur 3—4 Stunden und zwar auf bloßen Brettern, den übrigen Theil der Nacht brachte er mit Gebet und Betrachtung zu. Mehrere Jahre lang unterbrach er diese beiden Uebungen, nur um zu predigen, und um durch eine kurze Erholung neue Kräfte zu gewinnen. Es würde zu weit führen, Beispiele seiner Tugenden, besonders seines Bußeifers, seiner Demuth und seines Gehorsams anzuführen. Den Geist der Zerknirschung und die Gabe der Thränen besaß er in so hohem Grade, daß alle, die mit ihm umgingen, darüber staunten. Sein Eifer für die Ehre Gottes und für das Heil der Seelen war außerordentlich. Nach seinen Reden und Handlungen hätte man ihn für einen zweiten Paulus halten können. Er rührte die härtesten Sünder, durchdrang sie mit Furcht vor dem göttlichen Gerichte und flößte ihnen lebhafte Gefühle der Reue ein. Als er einst zu Aquila über die Eitelkeit und die Gefahren der Welt redete, brachten die Frauen nach dem Schlusse seiner Rede ihre Schmucksachen und andere Gegenstände, welche oft für sie und für andere Veranlassung zur Sünde gegeben hatten, um sie ins Feuer zu werfen. Das Gleiche geschah zu

Nürnberg, Leipzig und an mehreren andern Orten. Als er i. J. 1454 auf dem Münsterplatz zu Ulm predigte, brachten die Bürger ihre Schlitten und Bretspiele dahin und verbrannten sie. Der Heilige besaß eine besondere Gabe, Feindschaften zu ersticken und entzweite Gemüther zu versöhnen. So stellte er den Frieden zwischen der Stadt Aquila und Alphons von Arragonien her, versöhnte die Häuser der Oronesi und Lanzieni; hob die Zwistigkeiten verschiedener Städte und dämpfte mehr als einmal blutige Aufstände.

Zweimal wurde er zum Generalvikar der Observanten oder verbesserten Franziskaner von Italien gewählt, und trug während seiner 6jährigen Amtsführung viel zur Begründung der von dem hl. Bernardin von Siena eingeführten Verbesserung bei. — Ebenso eifrig war er in Verwaltung des Predigtamtes. In Folge einer Predigt, die er irgendwo, in Böhmen über das letzte Gericht gehalten hatte, traten mehr als hundert junge Leute in den Ordensstand, besonders in den Orden des hl. Franziskus. Er ahmte getreu alle Tugenden des hl. Bernardin von Siena, namentlich seine Andacht zu den heiligsten Namen Jesu und Mariä nach. Die Mark Ankona, Apulien, Calabrien und das Königreich Neapel waren die ersten Schauplätze seiner Wirksamkeit; dann durchreiste er die Lombardei, das Gebiet von Venedig, Bayern, Oesterreich, Kärnthen, Mähren, Böhmen, Polen und Ungarn.

Als Kapistran im Jahre 1454 auf dem Münsterplatze zu Ulm predigte, brachten die Bürger ihre Schlitten und Bretspiele und verbrannten sie.

Die Päpste Martin V., Eugen IV., Nikolaus V. und Calixt III. bedienten sich seiner oft in wichtigen Angelegenheiten. Als der Widerspruch mehrerer Bischöfe gegen die Verlegung des Concils von Basel nach Ferrara zu einem Schisma führte, fand Eugen IV. an dem Heiligen eine mächtige Stütze, um die Folgen der Spaltung zu verhindern, da derselbe den Herzog Philipp von Burgund und andere hochgestellte Persönlichkeiten bewog, sich von den Anhängern des Schismas zu trennen. Ebenso wichtige Dienste leistete der Heilige als Gesandter in Mailand, Frankreich und Sicilien. Auf dem Concil von Florenz war er für die Wiedervereinigung der Griechen mit der römischen Kirche thätig. Der kluge Eifer des Johannes von Kapistran hob die durch die Reste der sogenannten Fratricellen, deren Irrthümer Bonifacius VIII. und Johannes XII. verdammt hatten, in der Mark Ankona veranlaßten Unordnungen.

Da in jener Zeit in verschiedenen Gegenden Deutschlands Bürgerkriege wütheten, so baten Kaiser Friedrich III., der Bischof Aeneas Sylvius von Siena und Herzog Albrecht von Oestreich den Papst Eugen, ihnen den Heiligen zu schicken, da sein Wort und sein Beispiel sicherlich die reine Lehre bald wieder herstellen und die Sitte verbessern würde. Johannes von Kapistran trat, mit allen nöthigen Vollmachten versehen und in der Eigenschaft eines Gesandten des Papstes, diese apostolische Reise an, und predigte überall, wo seine Gegenwart nöthig war, mit größtem Erfolge. Da er lateinisch predigte, wurden seine Reden denen, welche seine Sprache nicht verstanden, verdolmetscht. In Mähren bekehrte er viertausend Hussiten. Rokysana, das Haupt dieser Sekte, verlangte eine öffentliche Besprechung mit Kapistran, da aber der König Pogebrack diese nicht erlaubte, so schrieb Kapistran ein Werk gegen Rokysana. Die Fürsten, besonders die Herzoge von Bayern u. Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der Kaiser selbst, welcher öfters seinen Predigten anwohnte, gaben ihm die größten Beweise ihrer Achtung.

Als Muhamed II. am 26. Mai 1453 Constantinopel mit Sturm genommen hatte, gab Papst Nikolaus V. dem Heiligen den Auftrag, die christl. Fürsten zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind aufzumuntern, und der Heilige entledigte sich dieses Auftrags mit vielem Erfolge auf mehreren Versammlungen der Reichsfürsten. Die gleiche Vollmacht bekam er von Calixt II., dem Nachfolger des Nikolaus. Dieser Papst entwickelte gegen die Ungläubigen, welche in das Herz Europas vorzurücken drohten, noch mehr Eifer als sein Vorgänger, und schickte Johannes von

Kapistran nach Deutschland und Ungarn, einen Kreuzzug zu predigen. Nach der Eroberung von Konstantinopel glaubte Mahomed das abendländische Reich mit leichter Mühe stürzen zu können und betrachtete sich schon als Herr der ganzen Christenheit. Er zweifelte nicht, daß es ihm bald gelingen werde, den Halbmond zu Wien und Rom aufzupflanzen, rückte in Ungarn ein und begann am 3. Juni 1456 die Belagerung von Belgrad. König Ladislaus floh aus Wien; der tapfere Johannes Corvin, gewöhnlich Hunnyad genannt, Statthalter von Ungarn und Woiwode von Siebenbürgen, der die Türken unter Amurat so oft geschlagen hatte, sammelte in größter Eile alle seine Streitkräfte, und bat Kapistran, die versammelten Streiter zu schleunigem Abmarsche anzufeuern. Auf eigenthümlich gebauten, zur Flußfahrt geeigneten Schiffen fuhren die sieggewohnten türkischen Schaaren den Strom herauf, Hunnyad griff sie mit einer Flotte von leicht beweglichen Schiffen an, erfocht einen glänzenden Sieg und lagerte in der kleinen, am Einflusse der Save in die Donau gelegenen Stadt. Johann von Kapistran entflammte, ein vom Papst geweihtes Crucifix in der Hand, den Muth der Soldaten an den gefährlichsten Punkten. Voll Rachedurst warfen sich die Türken auf die Stadt; mit großem Verlust zurückgeworfen, flohen sie doch nicht, sondern drangen über die Leichen ihrer Kameraden aufs Neue vorwärts. Ihre Hartnäckigkeit hätte ihnen bald den Sieg verschafft, denn schon ergriffen die Christen die Flucht, als der Heilige, wie Alles verloren schien, sein Crucifix in der Hand, sich in die vorderste Reihe stellte, die Soldaten zu siegen oder zu sterben ermahnte und oft die Worte wiederholte: „Sieg, Jesus, Sieg!“ Dadurch ermuthigt, werfen sich die Christen wieder auf die Ungläubigen, stürzen sie über die Wälle und richten unter ihnen ein fürchterliches Blutbad an. Umsonst suchte Mahomed seine fliehenden Schaaren wieder zu sammeln, sie sind taub gegen seine Bitten und Drohungen. Selbst verwundet, muß er endlich beschämt von der Belagerung abstehen. Die Eile seiner Flucht gestattete ihm nicht, seine Geschütze und seine Kriegsvorräthe mitzunehmen. Die Geschichte schreibt diesen Sieg ebensowohl dem Eifer und der Thatkraft Kapistrans als der Anführung Hunnyads zu.

Dieser Fürst erkrankte in Folge der Anstrengungen dieses Feldzugs und starb am 10. Sept. desselben Jahres zu Semlin. Die hl. Wegzehrung wollte er in der Kirche empfangen, da er nicht würdig sei, daß der König der Könige in sein Haus komme. Johann von Kapristan, der ihm am Todbette beigestanden, hielt seine Leichenrede. Papst Calixt III. war sehr betrübt über den Tod dieses Helden, den alle Christen betrauerten, ja sogar Mahomed bedauerte ihn und sagte, es gäbe auf Erden keinen Fürsten mehr, der seiner würdig wäre.

Der hl. Johann von Kapistran überlebte Hunnyad nicht lange. Mehrere eingetretene Krankheitsumstände machten seinem Leben im Kloster Willack bei Sirmich ein Ende. Der König, die Königin und eine große Zahl von Fürsten und Fürstinnen besuchten ihn in seiner letzten Krankheit, und alle waren erbaut von seiner Geduld und Ergebung. Aus Demuth legte er ein öffentl. Sündenbekenntniß ab, dann empfing er die hl. Wegzehrung und die letzte Oelung mit größter Andacht. Ohne Unterlaß sagte er, Gott behandle ihn nicht, wie er es verdiene. Er entschlief im Frieden am 23. Okt. 1456 im Alter von 71 Jahren. Die Lutheraner plünderten später seinen Sarg und warfen seine sterblichen Ueberreste in die Donau; allein man rettete sie wieder aus den Fluthen und bewahrt sie noch bis auf den heutigen Tag auf. Alexander VIII. sprach den Diener Gottes i. J. 1694 selig und Benedikt XIII. erließ im Jahre 1724 die Bulle seiner Heiligsprechung.

24. Oktober.

Der heilige Proclus,

Erzbischof von Konstantinopel. — Jahr 447.

Der hl. Proclus, zu Konstantinopel geboren, wurde noch sehr jung Vorleser in dieser Stadt. Die Verrichtungen dieses Amtes hinderten ihn jedoch nicht, mit rastlosem Eifer seine begonnenen Studien zu verfolgen. Einige Zeit war der hl. Chrysostomus sein Lehrer; und Atticus, der Erzbischof von Konstantinopel, ertheilte ihm das Diakonat und dann die Priesterweihe. Nach dessen Tode sollte er sein Nachfolger werden, aber besondere Verhältnisse und Rücksichten bewirkten die Wahl des Sisinnius. Dieser weihte Proclus zum Erzbischof von Cyzikus; da diese aber die Obergerichtsbarkeit des Erzbischofs von Konstantinopel nicht anerkannten, wiesen sie den ihnen zugeschickten Bischof zurück, und wählten den Mönch Dalmatius zu ihrem Oberhirten. Proclus blieb demnach zu Constantinopel und erwarb sich hier durch seine Predigten hohen Ruhm. Als Sisinnius i. J. 427 den Hirtenstab niederlegte, wünschten mehrere den hl. Proclus auf den bischöfl. Stuhl erhoben zu sehen; weil er aber nach dem Vorgeben Andrer schon Bischof und die Versetzungen von einem Stuhl auf den andern nach den Kirchensatzungen verboten sei, so wurde Nestorius zum Erzbischofe erwählt. Dieser neue Oberhirte, der unter dem Scheine der Heuchelei bisher seine wahren Gesinnungen verborgen hatte, zeigte sich jetzt in seinem wahren Lichte. Er fing an, Irrthümer zu entwickeln und zu verbreiten, die in der Kirche großes Aergerniß erregten. Proclus trat als muthiger Beschützer der Wahrheit auf, und entwickelte in einer i. J. 429 gehaltenen Predigt gegen das Ketzeroberhaupt, das die allerseligste Jungfrau Mutter Gottes genannt werden müsse.

Der anwesende Nestorius erhob sich öffentlich in der Kirche wider den Verfechter der rechtgläubigen Lehre. Die Folge davon war, daß Nestorius i. J. 431 entsetzt und sein Nachfolger Maximian wurde, da sich die Anhänger des Proclus aus den oben angegebenen Gründen ruhig verhalten hatten. Drei Jahre verwaltete Maximian das ihm anvertraute Amt; nach dessen Tode aber wurde Proclus einstimmig zum Erzbischofe erwählt. Ob er wohl die Irrlehren der Nestorianer und anderer Irrlehrer mit großer Schonung behandelte, so blieb er doch mit Herz und Mund ein treuer Verfechter und Beschützer der katholischen Lehre, und stand deßhalb auch mit dem Papste, dem heiligen Cyrillus von Alexandria und Johannes von Alexandrien in unverbrüchlicher Verbindung.

Als die armenischen Bischöfe über die Lehren und Schriften eines gewissen Theodorus von Mopswestia, der auch nach dem Tode in Armenien in großem Ansehen stand, die Absicht des hl. Proclus vernehmen wollten, so antwortete er ihnen i. J. 447 in einem noch vorhandenen Sendschreiben, worin er die Lehre des Theodors von Mopswestia verdammte, indem er nachwies, daß sie den Nestorianismus begünstige; ihr gegenüber aber entwickelte Proclus die Lehre der katholischen Kirche hinsichtlich der Menschwerdung des göttlichen Worte aufs Gründlichste. Darauf ermahnte er die Armenier, der Lehre des heiligen Basilius und heiligen Gregors von Nazianz, deren Namen und Schriften ohnehin bei ihnen in großem Rufe standen, stets anhänglich zu bleiben.

Aus den vorhandenen Werken des hl. Proclus geht sichtlich hervor, daß seine Einsichten dem Eifer, der ihn beseelte, auf keine Weise nachstanden. Seine Briefe betreffen hauptsächlich die Streitigkeiten, die sich damals über die Menschwerdung erhoben hatten. Einige seiner Homilien sind Lobreden auf die allerseligste Jungfrau, in denen er den Beweis führte, daß ihr mit vollem Rechte der Titel Mutter Gottes gebüre. In den übrigen handelt er großen Theils von dem Geheimnissen der christl. Religion ab, und gibt Unterweisung über die Hauptfeste. Seine Schreibart ist gedrängt, gedankenreich, voll lebhafter, geistvoller Wendungen, die jedoch mehr Wohlgefallen als Rührung erzeugen. Man vermißt in ihnen das Natürliche und den Ernst des hl. Basilius und die Anmuth des hl. Chrysostomus.

Das Jahr 447 ist in der Geschichte durch das Erdbeben berühmt, durch das 6 Monate lang verschiedene Gegenden des Orients erschüttert und in Schrecken gesetzt wurden. Die Erdstöße waren furchtbar und Niemand wußte, wohin man sich wenden, wo man Sicherheit suchen sollte. Die Bewohner Constantinopels irrten jammernd und klagend auf den Feldern umher; selbst Kaiser Theodosius d. Jüngere zagte unter diesen Schrecknissen der Natur. Der hl. Proclus folgte in Begleitung seiner Geistlichkeit seiner von Schrecken weithin zerstreuten Heerde. Tröstungen und Ermahnungen, die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen, strömten ohne Unterlaß über seine Lippen, um das muthlos gewordene Volk aufzurichten, und nicht an seiner Rettung verzweifeln zu lassen. Er betete mit lauter Stimme für die Rettung seiner ihm anvertrauten Heerde zum Herrn, und das Volk, seine Gebete mit denen ihres Oberhirten vereinigend, respondirte: „Herr, erbarme dich unser." Bei einigen griech. Schriftstellern liest man, daß sich ein Kind in die Lüfte erhoben und man die Engel das Dreimal Heilig (Sanctus) habe singen hören. Auf dieses hin habe der hl. Proclus das Volk singen lassen: „O hl. Gott, o hl. und starker Gott, o hl. und unsterbl. Gott, erbarme dich unser." Welche Bewandtniß es auch mit dieser Erscheinung haben mag, so viel ist gewiß, daß der hl. Erzbischof mit seinem Volke das Gebet verrichtete, und daß das Erdbeben aufhörte. Das Dreimal Heilig (Trisagion) wurde in das Meßbuch aufgenommen und ist heutzutage noch bei den Griechen im Gebrauche. Da es von den Irrlehren durch verschiedene Zusätze vermehrt wurde, so ist, um diesem Treiben der Ketzer ein Ende zu machen, von dem Concilium im Trullo, das im Jahre 692 gehalten wurde, verboten worden, zu dem Trisagion noch irgend einen Zusatz zu machen.

Dem hl. Proclus wird auch die Ueberarbeitung der Liturgie des hl. Chrysostomus oder der Kirche zu Constantinopel, und die des hl. Jacobus oder der Kirche zu Jerusalem zugeschrieben. In dieser Beziehung sagt der hl. Cyrillus von ihm: „er sei ein frommer Mann gewesen, vollkommen bewandert in der Kirchenzucht, und ein treuer Beobachter der Satzungen." Das nämliche Lob legt ihm Papst Sixtus III. bei, und Virgilius nennt ihn einen gelehrten Oberhirten. Der hl. Proclus starb den 24. October 447 zur Zeit jenes eben beschriebenen furchtbaren Erdbebens.

Wie viele berühmte, selbst durch ihre Frömmigkeit musterhafte Männer haben gleich Nestorius am Glauben Schiffbruch gelitten, obwohl sie dem Ziele schon nahe waren! Wer sollte nicht zittern beim Hinblick auf solche Beispiele, da Jeder, der sich selbst kennt, seine Schwäche und Hinfälligkeit eingestehen muß. Haben wir uns nicht so oft schon der Barmherzigkeit Gottes unwürdig gemacht, und die herrlichste Gnade mit Undank belohnt? O wenn wir doch, so oft wir an den Fall Anderer erinnert werden, unser Augenmerk ernstlich auf uns selbst richteten! O daß wir doch Gottes Güte zu schätzen wüßten, der uns so langmüthig erträgt, und jeden Augenblick bereit ist uns aufzunehmen! Daß wir aufwachen möchten aus unserem Todesschlafe, und entbrennen möchten von Eifer für die Tugend! Daß wir unser Herz öffneten dem Geiste der Zerknirschung und der kindl. Furcht und der Demuth! All' unsere Kraft vermag nur in Dem etwas, der da mächtig ist in den Schwachen, und gerne unsere Schwäche in Stärke verwandelt, wenn wir zu seiner Liebe unsere Zuflucht nehmen.

Er allein kann uns den Sieg verleihen und den Triumph der Gnade, die Keinem versagt wird, der mit heilsbegierigem Sinne und zerknirschtem Herzen darum flehet. Daß wir doch Alle uns hinwenden möchten zu ihm, der Worte des ewigen Lebens hat, und wirken und arbeiten in seiner Liebe und in seiner Gnade!

25. Oktober.

Der hl. Crispinus u. der hl. Crispinian.

Martyrer zu Soissons. Jahr 287.

Diese beiden in der Kirche Frankreichs hochberühmten Heiligen kamen um die Mitte des 3. Jahrhunderts mit dem hl. Quintin und andern apostolischen Männern nach Gallien, um das Licht des Glaubens zu verbreiten und ließen sich zu Soissons nieder. Bei Tag predigten sie, bei Nacht arbeiteten sie, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen. Sie sollen Brüder gewesen sein, und, obwohl aus angesehener Familie stammend, das Schuhmacherhandwerk getrieben haben. Durch ihre Lehre, die durch einen hl. Lebenswandel unterstützt war, bekehrten sich eine große Zahl von Götzendienern. Auf diese Weise brachten sie mehrere Jahre zu, allenthalben hin den Samen des göttlichen Wortes ausstreuend, als der Kaiser Maximian Herkuleus nach Gallien kam. Dieser ließ sie verhaften und aus Gefälligkeit gegen ihre Ankläger sowohl, als aus natürlichem Hang zur Grausamkeit vor Rictio-Varus, den unversöhnlichsten Feind des Christentums, führen. Rictio-Varus, der Statthalter jenes Teiles von Gallien, verhängte grausame Martern über die beiden Heiligen, welche sie mit bewundernswürdiger Geduld ertrugen. Endlich wurden sie im Jahre 287 zur Enthauptung verurteilt. Im 6. Jahrhundert erbaute man ihnen zu Ehren eine große Kirche zu Soissons und der hl. Elipius ließ ihren Reliquienschrein reich verzieren. — Der hl. Crispin und Crispinian sind die Patrone der Bruderschaft der Schuster, die durch Heinrich Michael Buch, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, den guten Heinrich gegründet wurde Seine Eltern waren arme Landleute zu Erlon im Herzogtum Luxemburg. Von Kindheit an zeichnete er sich durch Klugheit und Frömmigkeit aus, lernte das Schusterhandwerk und wußte sich in diesem Berufe durch Uebung aller christlichen Tugenden zu heiligen. Die Sonn- und Festtage brachte er in der Kirche zu und war unabläßig bemüht, seine Sinne und den Eigenwillen abzutöten. Zu seinem Patronen hat er den hl. Crispinus und den hl. Crispinian genommen. Während der Arbeit schwebte ihm ihr Beispiel immer vor der Seele, er erinnerte sich, wie sie immer in der Absicht gearbeitet hatten, Gott zu gefallen, und an die Mittel, die sie zur vollkommenen Erkenntnis Jesu Christi angewendet. Mit Schmerzgefühl bedachte er, wie so viele Leute seines Standes und andere Handwerker in der Religion schlecht unterrichtet seien, weil sie Gott vergaßen und Sklaven ihrer Leidenschaften waren. Sein Eifer gab ihm den Gedanken ein, an ihrer Bekehrung zu arbeiten. Er bewog mehrere, dem öffentlichen Unterricht anzuwohnen, die gefährlichen Gesellschaften zu fliehen, eifrig zu beten, öfter zu den hl. Sakramenten zu gehen, täglich die Gefühle des Glaubens, der Hoffnung, Liebe und Reue zu erwecken, kurz, mit allen geeigneten Mitteln in der Tugend fortzuschreiten.

Nach beendigter Lehrzeit arbeitete er als Geselle. Seine Heiligkeit verlieh seinen Worten Gewicht und Ansehen; er war wahrhaftig der Vater seiner Familie und bemühte sich, Entzweite zu versöhnen. Er tröstete die Unglücklichen und fand trotz seiner Armut das Geheimnis, die Armen zu unterstützen. Oft gab er seine eigenen Kleider vom Leibe und lebte nur von Wasser und Brot, um besser die Armen unterstützen zu können. Mehrere Jahre brachte der Diener Gottes in dieser Weise in Luxemburg und Messin zu, bis ihn endlich die Vorsehung nach Paris führte, wo er nichts an seiner bisherigen Lebensweise änderte. — Er war 45 Jahre alt, als ihn der durch Frömmigkeit ausgezeichnete Baron v. Renty kennen lernte, der eben so sehr staunte, als er sich erbaute, bei einem Mann aus dem Volke so viel Tugend und Kenntnis der Wege Gottes zu finden. Besonders bewunderte er seinen Mut in der Ausführung großer Unternehmungen zur Ehre Gottes, und bemerkte an ihm eine große Fähigkeit, junge Leute seines Standes zu bekehren, und ihnen die Liebe ihrer Eltern und Meister zuzuwenden. Hatte sie derselbe so für sich gewonnen, so schrieb er ihnen eine Lebensregel vor, und begab sich täglich in das Spital St. Gervasius, um dort die versammelten Armen zu unterrichten. Besonders aber staunte der Baron über den Geist der Demut und des Gebets und über die vielen übernatürlichen Gaben, die er an Heinrich bemerkte. Er schlug ihm darum vor, eine fromme Genossenschaft zu gründen mit dem Zwecke, die Uebung der Tugenden unter den Handwerkern der gleichen Profession zu erleichtern. Er verschaffte ihm vor allem das Bürgerrecht, und ließ ihn dann unter die Meister aufnehmen, damit er diejenigen, welche Lust hätten, die vom Pfarrer zu St. Paul verfaßte Regel zu befolgen, als Lehrlinge oder Gesellen zu sich nehmen könnte. Diese Regel empfahl denen, die sich ihr unterwerfen wollten, häufiges Gebet, Empfang der hl. Sakramente, stete Vergegenwärtigung Gottes, gegenseitige Hilfeleistung in Krankheiten, Versorgung und Tröstung der Unglücklichen.

Bald hatte der gute Heinrich eine ziemliche Anzahl von Lehrlingen und Gesellen zusammengebracht und gründete mit ihnen i. J. 1645 die unter dem Namen Verein der Schuhmacher-Brüder bekannte Genossenschaft. Er war ihr erster Vorsteher. Die Reinigkeit und Frömmigkeit dieser Handwerker zeigte sichtlich, daß Gott sie zur Verherrlichung seines Namens auserwählt habe, denn es lebte in ihnen wahrhaft der Geist der ersten Christen wieder auf. Zwei Jahre später thaten sich die Schneider in eine ähnliche Genossenschaft zusammen, für welche der gute Heinrich auch eine Regel verfaßte. Beide Vereine haben Häuser in Frankreich und Italien, besonders in Rom. Die Mitglieder stehen um 5 Uhr morgens auf, verrichten gemeinschaftlich das Morgengebet und zu bestimmten Zeiten noch andere mündliche Gebete; sie hören täglich die hl. Messe, beobachten das Stillschweigen, halten vor dem Mittagessen eine Betrachtung, besuchen die Armen in den Gefängnissen und Spitälern und in ihren Wohnungen, und

halten jährlich geistliche Uebungen von einigen Tagen. Der gute Heinrich starb am 9. Juni 1666 zu Paris an einem Lungengeschwür und wurde auf dem Kirchhof zu St. Gervasius begraben, nachdem er in seinem Leben ein Beispiel der heldenmütigsten Tugenden gegeben hatte.

26. Oktober.

Der hl. Lucian und der hl. Marcian.

Martyrer.

Mitte des dritten Jahrhunderts.

Es gibt verschiedene Wege, auf denen der Mensch zur Erkenntnis seiner selbst, zur Bekehrung und zu seinem Seelenheile gelangen kann. Die unendliche Liebe Gottes führt viele Veranlassungen herbei, dem im Irrtume Befangenen die Augen zu öffnen und ihn auf den Weg der Besserung zurückzuführen. Nur von dem Menschen allein hängt es ab, ob er diese Veranlassungen beachten, ob er sie benützen will, um seine Seele, wenn auch auf Kosten der zeitl. Güter, vom ewigen Verderben zu retten.

Lucian und Marcian, in der Stadt Nicomedien im finstern Aberglauben und im falschen Götzendienste auferzogen, waren für diesen so eingenommen, daß sie auch andere darin zu bestärken suchten. Der Zauberei leidenschaftlich ergeben, trieben sie Giftmischerei und anderes Gaukelspiel, um einerseits den angegebenen Zweck zu erreichen, andererseits ihren Lebensunterhalt damit zu gewinnen. Aber mitten in dieser ihrer gottlosen Beschäftigung traf der Strahl des göttl. Lichtes ihre Seele, der die Finsternis, in die ihr Geist gehüllt war, so erleuchtete, daß sie mit Schauer vor ihren Thaten zurückbebten und mit zerknirschter Seele den Weg der Besserung unwandelbar einschlugen. Die unerwartete Umwandlung ihres innern Wesens brachte eine Jungfrau zu Stande, die in ihrem Wohnorte lebte. Schön von Körpergestalt und ebenso ausgezeichnet durch geistige Vorzüge, besonders durch innige Liebe zu dem einzig wahren Gott und feste Anhänglichkeit an die Lehre des Christentums, verbunden mit großer Sorgfalt für ihre jungfräuliche Reinigkeit, hatte sie die unheilige Glut dieser ruchlosen Männer erregt. Sie boten alles auf, um die Jungfrau für ihre unreinen Begierden zu gewinnen. Aber sie widerstand mutig ihrer verführerischen Arglist und wies standhaft ihre frechen Anmutungen zurück. Zuletzt nahmen Lucian und Marcian zu ihren Zaubermitteln ihre Zuflucht. Aber das hl. Kreuz der Jungfrau zerstörte ihre Blendwerke und unbesiegt stand die hehre Jungfrau im Glanze ihrer Tugend da. Dieses machte auf die Seele der Männer einen tiefen Eindruck; sie erkannten in der unbeugsam Standhaftigkeit der Kämpferin die Macht Jesu Christi, die sie stärkte. Dieser erste Funken des Lichtes brachte sie auf den Gedanken von der unbezwinglichen Macht des Gekreuzigten, dem selbst der Teufel mit seinem ganzen Anhange weichen müsse. Dieser Funke wurde zur Flamme, die ihr Inneres zu dem Entschlusse bestimmte, dem Teufel und all seinen Werken abzusagen, ihren falschen Glauben von sich zu werfen und sich zu dem zu bekehren, der sie so siegreich zu Schanden gemacht habe. Auf den Entschluß folgte die That. Sie rafften alle ihre Bücher und Gerätschaften, die sie zu ihren höllischen Werken gebraucht hatten, zusammen, trugen sie auf den Marktplatz und verbrannten sie in Gegenwart einer großen Volksmenge, welcher sie laut ihren Uebertritt zur Lehre Jesu Christi bekannten, den sie allein als wahren Gott erkennen und auf den sie allein ihre Hoffnung setzen wollten. Nach Ablegung dieses allen unerwarteten Bekenntnisses gingen sie in den Versammlungsort der Christen und baten demütig um Aufnahme in die Gemeinde, nachdem sie reumütig ihren bisher geführten bösen Wandel offen bekannt hatten. Eingedenk der hl. Schrift über das verlorene Schaf nahmen sie die Vorsteher willig auf, ließen ihnen den nötigen Unterricht in der christl. Lehre erteilen und nahmen sie, durch die Taufe von ihren Sünden gereinigt, feierlich in die Gemeinde der Gläubigen auf. Bald darauf verteilten sie ihre Güter unter die Armen und zogen sich in eine Einöde zurück, wo sie durch Thränen und strenge Buße ihre Sünden zu tilgen und durch Fasten und Beten sich der Gnade und Verzeihung Gottes würdig zu machen suchten.

Aus ihrer Einsamkeit zurückgekehrt, fingen sie an, öffentlich die christliche Lehre zu verkünden und die Heiden über die Grundlosigkeit ihres Götzendienstes zu belehren. Das Volk war ganz erstaunt, die früher erbittertsten Feinde des Christentums jetzt dasselbe verkünden zu hören. Viele, erbittert über ihre Vorträge, ergriffen die Männer und führten sie zum Statthalter Sabinus und forderten ihre Bestrafung. Dieser hatte soeben von Decius das Dekret zur Verfolgung der Christen erhalten und beschloß, es sogleich in Anwendung zu bringen. Auf seine Frage an Lucian, mit welchem Rechte er Jesus Christus verkündige, antwortete unerschrocken der Blutzeuge, es sei Jedermanns Pflicht, seine Brüder aus dem Irrtum herauszuziehen. Ebenso freimütig bekannte Marcian den Glauben. Der Statthalter suchte sie teils durch Versprechungen, teils Drohungen, teils Spott und Hohn von ihrem Glauben abzubringen. Da er aber seine vergebliche Mühe und ihre unerschütterliche Standhaftigkeit erkannte, so ließ er sie auf die Marterbank legen, um durch Qualen und Martern das zu erlangen, was seinen Vorstellungen mißlungen war. Mutig hielten sie alle Folterqualen aus, die sie gleichsam als Sühnungsmittel für ihre begangenen Verbrechen betrachteten. Aufs neue vorgefordert und vom Statthalter mit noch größeren Martern bedroht, wenn sie nicht zum alten Glauben zurückkehren würden, antwortete Marcian: „Wir sind bereit, alles zu dulden, was man über uns verhängen mag, aber dem wahren Gott untreu zu werden, dies können wir nicht. Denn durch Verleugnung des wahren lebendigen Gottes würden wir uns selbst in die äußerste Finsternis, und in jenes unauslöschliche Feuer stürzen, das er dem Teufel und seinen Dienern bereitet hat."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so verkündete ihnen Sabinus ihr Todesurteil, daß sie verbrannt werden sollten. Freudigen Mutes giengen die hl. Kämpfer dem an ihnen zu vollstreckenden Urteile entgegen. Freudig bestiegen sie den Holzstoß; und als schon die Flammen von allen Seiten sie umzingelten, lobten sie Gott mit lauter Stimme, daß Er sie gewürdiget habe, diesen ruhmvollen Martertod um seines hl. Namens willen zu erdulden. Mit den Worten „dir empfehlen wir unsern Geist" gaben sie diesen in die Hände ihres Schöpfers zurück.

Wie Lucian und Marcian keinen Augenblick säumten, sobald sie zur besseren Erkenntnis gelangt waren, alle Werkzeuge ihrer betrügerischen Künste von sich zu entfernen, um nicht durch dieselben wieder zu ihrem vorigen schlimmen Lebenswandel zurückgeführt zu werden, ebenso sollen wir auch unsere Sündhaftigkeit erkennen und alles von uns entfernen, was uns aufs Neue zu der Sünde reizen könnte. Thun wir dieses nicht, so täuschen wir uns selbst, wenn wir glauben, wir seien auf dem Wege der Besserung. Haben wir durch sündhafte Ausschweifungen den Menschen Aergernis gegeben, sie durch Wort und Beispiel zur Sünde veranlaßt, oder darin bestärkt, so dürfen wir uns damit nicht beruhigen, daß wir selbst besser werden; wir müssen im Gegenteil alles anwenden, den geärgerten, den zur Sünde verführten und in der Sünde bestärkten Mitmenschen wieder auf den Weg der Besserung zurückzubringen. Unterlassen wir dieses, so ist in uns noch nicht der wahre Abscheu gegen das Böse, noch die vollkommene Liebe zum Guten thätig, die uns allein zum wahren Bekehrten macht.

27. Oktober.

Der heilige Elesbaan.

König von Aethiopien. Sechstes Jahrhundert.

Während der Regierung des griechischen Kaisers Justinus des Aelteren herrschte über die axumitischen Aethiopier, deren Besitzungen sich von der Küste des roten Meeres weit hinein in das Festland erstreckten, und sich in einem blühenden Zustand befanden, Elesbaan, ein Herrscher, der in allen seinen Handlungen und Unternehmungen nur die Beglückung seiner Unterthanen im Auge hatte. Ob er sich gleich Anfangs zum Christentum bekehrt habe, wie einige Schriftsteller behaupten, ist ungewiß; aber so viel ist gewiß, daß er eine Tugendhaftigkeit an den Tag legte, durch welche das Glück seiner Nation begründet wurde. Denn Elesbaan, befreit von den Banden der Leidenschaften, griff nur dann zu den Waffen, wenn die Sache der Gerechtigkeit und Religion seines Schutzes bedurfte, und seine Siege waren auch immer nur Siege des Glaubens und der Gerechtigkeit.

Damals bewohnten die Homeriten, unter denen sich viele Juden befanden, die Ostküste des roten Meeres im glücklichen Arabien. Unter diesen hatte Dsunowa, ein Jude, dessen Haß gegen die Christen sich in der Verfolgung der Bekenner der christlichen Religion zu sättigen suchte, die höchste Gewalt an sich gerissen. — Der hl. Gregentius, Erzbischof von Taphor, wurde verbannt; der hl. Aretas wurde nebst vier andern standhaften Bekennern des Glaubens enthauptet; der heil. Aretas, Statthalter der Provinz Nagran, der sich nicht nur weigerte, durch Abfall sein Leben zu retten, sondern auch sämtliche Christen zur unverbrüchlichen Standhaftigkeit in ihrem Glauben ermahnte, wurde aus der Stadt geschleppt und an dem Ufer eines Baches i. J. 523 hingerichtet; seine Gattin Reuma und seine Töchter teilten sein Schicksal und errangen sich durch den Martyrertod die Krone des ewigen Lebens. Dreihundert und vierzig Christen wurden durch die Grausamkeit Dsunowas wegen des Glaubens hingemordet. Da wendeten sich die verfolgten Christen an Justinus, und flehten um dessen Schutz. Dieser, durch die Darstellung der grausamen Verfolgung erschüttert, ersuchte Elesbaan durch Gesandte, mit einem bedeutenden Kriegsheere in Arabien einzufallen, und den Thronräuber zu vertreiben. Dieser gerechte Fürst entsprach dem Wunsche des Kaisers, überfiel und schlug den Tyrannen, verfuhr aber gegen das Land mit größter Mäßigung. Er führte das Christentum wieder ein, rief den hl. Gregentius zurück und stellte die Kirche von Taphor wieder her. Der hl. Bischof hielt in Gegenwart Elesbaans ein öffentliches Gespräch über die Religion mit den Juden, worin diese zum Schweigen gebracht wurden und die wahre Religion triumphierte. Diese Unterredung ließ in dem empfänglichen Gemüte des axumitischen Königs einen großen Eindruck zurück. Nach seiner Rückkehr in seine Staaten regierte er noch einige Jahre in Axuma zum Wohle seiner Unterthanen, aber der schon früher gefaßte Entschluß kam endlich zu voller Reife. Dieser Welt überdrüssig übergab der gute Fürst die Regierung seinem Sohne, den er in seinen Grundsätzen erzogen hatte, schickte sein Diadem nach Jerusalem, verließ verkleidet zur Nachtzeit die Stadt und verschloß sich in ein Kloster auf einem andern Berge. Er nahm bloß einen Becher und eine Matte mit, lebte nur von Brot, dem er von Zeit zu Zeit einige ungekochte Kräuter hinzufügte; Wasser allein stillte seinen Durst, und verlangte durchaus gleiche Behandlung mit den übrigen Brüdern. Er war immer der Erste bei den verschiedenen Uebungen des Hauses; er vermied alle Gemeinschaft mit den Weltleuten, um sich ganz dem Gebete und der Beschauung zu widmen. Fasten und Bußstrenge verzehrten endlich seinen Leib; und er starb zu Anfang der Regierung des Kaisers Justinian. — Gott zu dienen, Gott zu lieben, Gott einst ganz anzugehören, das ist unser Geschäft in der Zeit und in der Ewigkeit. Laßt uns ja nicht vergessen, daß wir nicht deswegen in die Welt gesetzt sind, um sie nach unserem eigenen Willen zu genießen, sondern um Gott zu lieben und ihn zu betrachten, dafür sind wir in dieser Welt. Um dieser flüchtigen und unvollkommenen Vergnügungen der Erde willen wollen wir ja nicht die Quelle des vollkommensten und ewigen Vergnügens, welches Gott ist, aus den Augen setzen.

28. Oktober.
Der heilige Simon der Eiferer.
Apostel. Erstes Jahrhundert.

Vom Evangelium wird dem heil. Simon der Beiname der Kananäer gegeben, nach der Ansicht einiger wegen seines Geburtsortes Kana; nach der Ansicht anderer, weil dieser Name im Hebräischen Eiferer bedeute. Die Apostel verließen Judäa nicht vor dem Jahre 36 christlicher Zeitrechnung, denn sie waren den Juden die ersten Beweise ihrer Liebe schuldig, und zogen sich erst dann von ihnen zurück, als sie das Wort der Wahrheit von ihren Landsleuten zurückgestoßen und eine Verfolgung ausbrechen sahen. Da glaubten sie, es sei Zeit nach Anordnung ihres Meisters das ungläubige Judäa zu verlassen und ihre Stimme von einem Ende der Erde zum andern erschallen zu lassen. Diese ungelehrten verachteten Jünger wagten eine Unternehmung, die keinem andern Menschen in den Sinn gekommen wäre, wenn ihm auch Heere zu Gebote gestanden wären. Sie teilten die Welt unter sich, wie man ein Kleid zerteilt, und Jeder unterwarf die ihm zugefallene Provinz dem Scepter Jesu Christi. Die einzige Waffe dieser Eroberer war das Kreuz. Die einzige Vorsichtsmaßregel vor ihrer Zerstreuung in die Welt bestand darin, daß sie eine Regel des Glaubens verfaßten, die sie predigen wollten, welche sie Symbolum nannten. Unter diesem Titel ist jener Abriß der christl. Lehre auf uns gekommen, gleichsam die Fahne, um die sich alle treuen Bekenner Jesu Christi und seines Evangeliums scharen. Es scheint, daß bei jener Teilung dem hl. Simon einige Länder von Afrika zufielen. Er bereiste Egypten, Cyrenne und das afrikanische Küstenland und predigte das Evangelium in Mauritanien und ganz Lybien bis zu den Küsten des abendländischen Oceans. Nach einem alten Martyrologium starb der hl. Simon in Asien für den Namen Jesu. Sterbend also, nicht mordend, vollendeten die Apostel diese Eroberung, und zwar mit welcher Schnelligkeit! Kein Philosoph hat auch nur die Sitten seiner nächsten Nachbarn geändert, und 12 ungelehrte Männer haben innerhalb 12 Jahren den alten Gottesdienst gestürzt und durch den erhabendsten und sittlichsten neuen ersetzt. „Es gibt," sagt der heil. Augustinus, „drei ungläubige Dinge, die gleichwohl geschehen sind. Es ist unglaublich, daß Jesus Christus leiblich auferstanden und mit seinem Fleische soll zum Himmel gestiegen sein. Es ist unglaublich, daß die Welt eine so unglaubliche Sache geglaubt hat. Es ist unglaublich, daß eine kleine Zahl armer, unbekannter und ungebildeter Menschen die Welt und ihre Weisen von einer so unglaublichen Sache überzeugen konnten. Von diesen unglaublichen Dingen wollen unsere Gegner das erste nicht glauben; sie müssen aber das zweite einsehen und können dasselbe ohne das dritte nicht begreifen. Die Auferstehung Jesu Christi ist in der ganzen Welt bekannt und geglaubt. Wenn man sie nicht glauben kann, warum glaubt denn die ganze Welt daran? Wenn eine große Zahl von gelehrten und erleuchteten Männern erklärt hätte, sie hätten dieses Wunder gesehen und bekannt gemacht, so wäre es kein Wunder, daß die Welt es glaubte und es wäre hartnäckig, den Glauben in diesem Falle zu verweigern. Wenn aber, wie es in der That ist, die Welt einer kleinen Zahl von unbekannten und ungelehrten Männern geglaubt hat, warum will dann eine Handvoll hartnäckiger und eigensinniger Menschen nicht glauben, was die ganze Welt glaubt? die Welt hat diesen gering geachteten Zeugen Glauben geschenkt, weil in ihnen die Macht Gottes mit größtem Glanze hervorleuchtete. Die Beredtsamkeit, deren sie sich bedient haben, bestand nicht in Worten, sondern in Wundern, so daß auch diejenigen, welche nicht Augenzeugen der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi gewesen

waren, ohne Mühe glaubten, als jene Augenzeugen ihr Zeugnis durch eine Menge von Wundern bestätigten. Wenn unsere Gegner nicht glauben, daß die Apostel diese Wunder gewirkt haben, um den Glauben an die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi zu befestigen, so ist dies für uns ein großes Wunder, daß die ganze Welt ohne Wunder soll daran geglaubt haben."

Der heilige Judas,

Apostel. Erstes Jahrhundert.

Der heil. Apostel Judas wird von Judas Ischariot durch den Beinamen Thaddäus unterschieden, welcher im Syrischen Lob und Bekenntnis bedeutet oder durch den Namen Lebäus, den man im griechischen Texte des hl. Matthäus findet. Er war ein Bruder des hl. Jakobus des Jüngern, des hl. Simon von Jerusalem und Josephs. Der Herr liebte diesen Apostel sehr, nicht nur wegen der Verwandtschaft, sondern hauptsächlich wegen seiner Weltverachtung und seines glühenden Eifers. Man weiß nicht, wann oder wie er ein Schüler Jesu Christi geworden ist, und das Evangelium erwähnt ihn erst, als er schon Apostel war. Als der Herr nach dem letzten Abendmahle versprochen hatte, sich denen zu offenbaren, die ihn liebten, fragte ihn Judas, warum er sich nicht auch der Welt offenbaren wolle. Jesus aber gab ihm in seiner Antwort zu verstehen, daß die Welt, da sie allem feind sei, was eine Seele des Himmelreichs würdig machen könne, nicht verdiene, daß Gott sich ihr offenbare; daß er aber vertraulich mit jenen umgehen und sie zur innigsten Teilnahme an seinen Gnaden zulassen würde, die ihn wahrhaft liebten. — Nach der Himmelfahrt des Herrn und der Herabkunft des hl. Geistes, teilte sich Judas mit den übrigen Aposteln in die Verkündigung des Evangeliums und predigte in Judäa und den angrenzenden Ländern. — Wir haben von ihm einen Brief, der an alle Kirchen des Morgenlandes, und besonders an die Juden gerichtet ist, deren Bekehrung der Hauptgegenstand seiner Sorge war. Der hl. Judas war durch den Anblick der Verwüstungen, welche die Irrlehren der Simonianer, der Nikolaiten und der Gnostiker in der Kirche anrichteten, vom hl. Eifer entflammt. Er entlehnt mehrere Ausdrücke von den Apostelfürsten, und wenn er auf die Briefe des hl. Petrus und Paulus zu sprechen kommt, giebt er zu verstehen, daß keiner von ihnen mehr am Leben sei. Um die Irrlehrer zu schildern, bedient er sich sehr kräftiger Bezeichnungen. Er nennt sie Irrlichter, welche einen Augenblick blenden und sich dann in ewiger Nacht verlieren, und ermahnt die Gläubigen, die Gefallenen mit vielem Mitleid zu behandeln, Fehler der Bosheit von Fehlern der Schwäche zu unterscheiden; die Schuldigen durch heilsame Furcht zu gewinnen zu suchen; sie dem Feuer des Lasters und der Irrlehre zu entreißen, und selbst ein Kleid zu hassen, das durch das Verderbnis des Fleisches besudelt sei. — Der heil. Judas starb zu Ararat in Armenien und die Armenier verehren ihn auch und den hl. Bartholomäus als ihre ersten Apostel.

29. Oktober.

Der heilige Narcissus,

Bischof von Jerusalem. Zweites Jahrhundert.

Die Geburt des hl. Narcissus fällt in das Ende des 1. Jahrhunderts. Es finden sich von seiner wissenschaftl. Ausbildung keine Angaben vor; jedoch kann man aus dem Nachfolgenden auf das Vorangegangene schließen, daß er einen milden, von Sanftmut und Demut ganz durchdrungenen Charakter und nicht gemeine Kenntnisse besessen habe. Aus Demut weigerte er sich lange, die Priesterweihe zu empfangen, weil er sich eines so hohen Berufes nicht für würdig achtete; und wegen seines frommen Wandels und Sinnes soll er nur der hl. Priester genannt worden sein. Ungefähr in seinem 80. Jahre wurde er nach dem Tode des Bischofs Dulichianus i. J. 180 auf den bischöfl. Stuhl zu Jerusalem erhoben. Obwohl er sich lange weigerte, diese hohe Würde anzunehmen, mußte er endlich doch dem allgemeinen Drängen der Gläubigen nachgeben. In diesem Amte bethätigte er seine hohe christl. Weisheit, seine unbefleckte Heiligkeit, seine unermüdliche Amtstreue und die Wundergabe, mit der ihn Gott begnadigt hatte, in einem so hohen Grade, daß er noch zur Zeit des Eusebius, mehr als 100 Jahre später, im gesegneten Andenken stand, und sein Name von jedem mit Ehrfurcht genannt wurde. Unter seiner Amtsführung wurde der Streit wegen der Osterfeier beendigt. Auf einem Concilium in Palästina wurde unter seinem und des hl. Theophilus, Bischofs v. Cäsarea, Vorsitze der Beschluß und die Uebung der abendländischen Kirche, das Osterfest 8 Tage nach dem ersten Frühlings-Vollmonde zu feiern, einstimmig angenommen. Unter den vielen Wundern, womit Gott seinen frommen Diener verherrlichte, hat Eusebius folgendes aufgezeichnet. Als einst die Gläubigen nach der frommen Sitte des Altertums die Nacht vor dem Feste der Auferstehung in andächtiger Feier durchwachten, bemerkten die Diakonen, daß das Oel zur Unterhaltung der Lampen ausgehe. Das Volk, dem die vollständige Feier sehr am Herzen lag, war darüber sehr erschrocken. Doch der hl. Bischof blieb ganz ruhig und hieß die Kirchendiener aus dem nächsten Brunnen Wasser schöpfen und es ihm bringen. Als dieses geschehen war, betete er über das Wasser und befahl den Dienern, dasselbe mit festem Glauben an den Herrn in die Lampen zu gießen. Sie thaten es, und siehe da, zu ihrem und der Anwesenden Erstaunen war das Wasser in Oel verwandelt. Aber auch den tugendhaftesten Menschen fehlt es nicht an Feinden, diesen sind im Gegenteil jene am meisten ausgesetzt, weil der Gottlose durch die Tugenden der Guten in seiner Gottlosigkeit am tiefsten beschämt wird. Diese Verfolgungen läßt aber Gott zu, um die Guten durch Leiden zu läutern, und den andern zum ermunternden Beispiele zu dienen. Auch der hl. Narcissus mußte diese Verfolgung erdulden. Durch die Heiligkeit seines Wandels, und durch den Eifer, mit welchem er allem gottlosen Wesen entgegentrat,

erregte er den Haß einiger Menschen in so hohem Grade, daß sie mit frecher Lüge den hl. Narcissus eines höchst strafbaren Verbrechens beschuldigten, und ihre lügenhafte Aussage durch Schwüre und Verwünschungen gegen sich selbst bekräftigten. Der Eine sagte, er wolle durch Feuer zu Grunde gehen, wenn seine Anklage falsch sei; der Andere, er wolle am ganzen Leib aussätzig werden; der Dritte, er wolle sein Gesicht verlieren, wenn seine Behauptung unwahr sei. Obgleich dieser falschen Anklage die Wenigsten der christl. Gemeinde Glauben schenkten, so verließ doch der hl. Bischof sein hohes Amt und zog sich in der Stille an einen einsamen Ort zurück, weil er nicht mehr sein Amt verwalten zu können glaubte, so lange nur ein Schatten, er könne ja dieses Verbrechen verübt haben, in den Herzen einiger hafte. Aber das göttl. Strafgericht blieb nicht aus. Eine plötzlich ausgebrochene Feuersbrunst verzehrte den Ersten mit all den Seinigen. Der Zweite, von dem entsetzlichen Aussatze befallen, endete unter schrecklichen Schmerzen sein Leben. Der Dritte durch das traurige Ende der Ersten in Schrecken gesetzt, gestand öffentlich die boshafte Verleumdung und bereute unter unaufhörlich fließenden Thränen, wovon er erblindete, sein Verbrechen. — Da niemand nach der heimlichen Entfernung des hl. Narcissus wußte, wohin er sich zurückgezogen habe, noch auch, ob er am Leben sei, so schritten die benachbarten Bischöfe zur Wahl eines andern Bischofes, und diese fiel auf einen gewissen Dius, dem bald Germanion, und diesem Gordius folgte. Nach achtjähriger Abwesenheit kam der hl. Narcissus, wie von den Toten auferstanden, unerwartet wieder zum Vorschein. Die Freude über sein Erscheinen war allgemein; einstimmig baten ihn die Gläubigen, das bischöfl. Amt aufs neue zu übernehmen. Dazu fühlte sich aber der hl. Mann schon wegen seines hohen Alters zu schwach; und Gott hatte gleichfalls einen andern dazu ausersehen. Alexander, Bischof zu Flavia, in Kappadocien, ein hl. Bekenner, wurde in einer nächtlichen Erscheinung zu einer Reise nach Jerusalem aufgefordert, um dort die hl. Orte zu besuchen. Dort angekommen, wurde er mit herzlicher Liebe von den Gläubigen aufgenommen. Als er wieder heimkehren wollte, wollten sie ihn nicht mehr von sich lassen, denn Narcissus und die Heiligsten unter ihnen hatten eine göttliche Offenbarung erhalten, und eine Stimme hatte sich laut vor der Gemeinde vernehmen lassen, die ihnen befahl, vor die Thore der Stadt hinauszugehen, und den ihnen von Gott bestimmten Bischof zu empfangen. Sie folgten dem Befehl und trafen auf Alexander, den sie nötigten, mit Zustimmung der benachbarten Bischöfe zu Jerusalem zu bleiben. Daß der hl. Narcissus schon in einem ungewöhnlich hohen Alter gestanden habe, als Alexander den bischöfl. Stuhl zu Jerusalem einnahm, sehen wir aus dem Schlusse eines Briefes, welchen dieser an die Christen zu Arsinoë, einer Stadt in Aegypten, geschrieben hat: „Es grüßet euch Narcissus, der vor mir den bischöfl. Sitz hier einnahm und jetzt mir beisteht mit seinem Gebete, schon 116 Jahre alt ist und euch ermahnt, daß ihr Eines Sinnes sein sollet." — Wenn auch der hl. Narcissus aus Altersschwäche nicht mehr an kirchl. Verrichtungen, die körperliche Anstrengung erforderten, teilnehmen konnte, so stand er desto thätiger mit weisem Rate seinem jüngern Nachfolger bei, hörte nicht auf, die Gläubigen durch heilsame Ermahnungen zu erbauen, und für das Wohl seiner Gemeinde zu beten, bis der Herr ihm seine irdische Last abnahm, und ihn in die Wohnung der Seligen einführte. — Eine wohl zu beherzigende Warnung für unser ganzes Leben können wir aus dem Leben dieses Mannes ziehen. Schrecklich war das Strafgericht Gottes über die drei Ehrenschänder hereingebrochen, daß sie durch ihre verabscheuungswürdige Verleumdung auf ihr eigen Haupt herabgeschworen haben. Das kleinste Glied am menschlichen Körper ist die Zunge, aber wenn wir es nicht im Zaume zu halten verstehen, so richtet es in blinder Wut und glühendem Hasse häufig ein solches Unheil an, daß es zum eigenen Verderben ausschlägt.

30. Oktober.

Der gottselige Alphonsus Rodriguez,

Laienbruder der Gesellschaft Jesu. Jahr 1617.

Die Tugend der Demut und des ganz sich hingebenden Gehorsams ist die Grundlage aller übrigen christlichen Tugenden. Darum hat auch der göttliche Erlöser der Welt durch Annahme der Knechtsgestalt, und durch seine Hingebung in den Tod am Kreuze zu unserer Belehrung und zum Muster das so sprechende Beispiel gegeben, die Demut und den Gehorsam als die unerläßlichsten Christenpflichten zu üben, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, durch Ueberwindung unserer Selbstsucht und Eigenliebe der Gnade des göttlichen Beistandes würdig zu werden. — Von dieser erhabenen Wahrheit war auch der würdige Diener Gottes Alphonsus so überzeugt, daß er, um sein Seelenheil zu erringen, die Uebung der vollkommenen Demut und des unbedingtesten Gehorsams für die notwendigsten Pflichten hielt. Er war am Festtage des hl. Apostels Jakobus, des Patrons von Spanien, zu Segovia 1531 geboren. Seine Eltern, die aus einer angesehenen Familie abstammten, erzogen ihn durch Wort und Beispiel in aller Frömmigkeit, so daß er schon von zarter Kindheit an die innigste Verehrung zu der allersel. Jungfrau trug. — Er hatte sich anfangs in den Ehestand begeben und das Geschäft eines Kaufmanns getrieben. Durch Gottes Fügung aber, der ihn für den Pfad der Vollkommenheit geschickter machen wollte, starb ihm seine Gattin und sein einziges Kind. Diese Zufälle machten ihn auf den nichtigen Wert der zeitl. Güter aufmerksam, und nach reiflicher Ueberlegung erkannte er, daß sein einziges Streben auf die Erwerbung der unvergänglichen himml. Güter gerichtet sein müsse. In dieser Absicht begab er sich nach Valencia, um sich zur Aufnahme in eine geistl. Gesellschaft zu melden. Als er sich vorher zu diesem hl. Vorhaben mit seinem Beichtvater beraten hatte, trat er in seinem 40. Lebensjahre i. J. 1571 in den Orden der Gesellschaft Jesu. In diesem gab der gottsel. Mann so leuchtende Beweise der Demut und des musterhaften Gehorsams, daß er i. J. 1573 nach zurückgelegtem Probejahr die Gelübde des Ordens mit

innigster Rührung aussprach und i. J. 1585 die einfachen Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams feierlich ablegte. Da ihm hauptsächlich die Erreichung höherer Vollkommenheit am Herzen lag, so war für ihn die Ausübung der Tugend, der Demut und gänzlicher Selbstverleugnung eine der wichtigsten Pflichten, und deshalb übernahm er auch mit Freuden die niedrigsten Dienste und Arbeiten, und unter diesen versah er das Amt des Pförtners fast sein ganzes Leben hindurch. Eben so musterhaft war er in Ausübung der Tugend des Gehorsams. Nur den Willen seiner Obern kannte er und erfüllte ihn mit der größten Pünktlichkeit. Die Liebe zu Gott, der Gedanke an seine Größe und Macht, an seine Heiligkeit und Güte, an seine Anbetungswürdigkeit und Vollkommenheit machten ihm Abtötung, das stete Gebet, die Beschauung, das Wachen, Fasten und die Selbstpeinigung mit Stachelgürtel und Geißelungen zur wichtigsten Pflicht. In diesem immerwährenden Kampfe mit der sündhaften Neigung des Fleisches starb Alphonsus in seinem 87. Jahre. — Sein Tod, welcher im Ordenshause auf der Insel Majorka erfolgte, erfüllte sogleich die Gegend mit dem Rufe seiner Heiligkeit. Im Jahre 1760 wurde vom Papste Clemens XIII. zur Untersuchung des Lebens und der Tugenden dieses Mannes geschritten, sowie zur Würdigung der an seinem Grabe auf seine Fürbitte gewirkten Wunder. Am Festtage des hl. Ordensstifters Ignatius i. J. 1824 verfügte sich der hl. Vater Leo der XII. selbst in die Kirche, in welcher die hl. Gebeine ruhen und sprach nach einer am Grabe daselbst verrichteten inbrünstigen Andacht die Zuverlässigkeit der vorgelegten Wunder aus. Die Seligsprechungsbulle wurde am 20. Mai 1825 erlassen.

31. Oktober.

Der heilige Wolfgang.

Bischof von Regensburg. — Jahr 994.

Zu den leuchtendsten Rüstzeugen, die der Herr zur Verherrlichung seines Namens ausgewählt hat, gehört unstreitig auch der heilige Wolfgang.

Ob derselbe, wie Einige berichten, aus einem vornehmen Grafengeschlecht in Schwaben stammend, der Sohn eines Grafen von Pfullingen und einer geb. Gräfin von Veringen gewesen, oder ob er nach dem alten Verfasser seines Lebens von Eltern aus dem Mittelstand entsprossen sei, muß man unentschieden lassen; jedenfalls war er aus Schwaben gebürtig. Da sich schon frühzeitig die trefflichsten Gaben des Geistes und Herzens bei ihm entwickelten, so wurde er in seinem 7. Jahre einem tugendhaften Geistlichen der Nachbarschaft zum Unterricht übergeben und später in das Kloster Reichenau gebracht, welches damals in seiner schönsten Blüte stand und den Ruhm seiner wissenschaftlich gebildeten Männer als Lehrer und Erzieher der Jugend weithin verbreitete. Hier legte der neue Zögling den Grund zu seinen gediegenen Kenntnissen, die ihn später zu der Würde erhoben, an welche der bescheidene und demütige Sinn dieses heiligen Mannes nicht im entferntesten dachte. Er knüpfte hier mit einem jungen Edelmanne seines Alters, Namens Heinrich, eine enge Freundschaft. Dieser war ein Bruder Popos, Bischofs von Würzburg, der in dieser Stadt eine Schule errichtete, an welche er einen berühmten Lehrer mit Namen Stephanus aus Italien berufen hatte. Heinrichs Wunsch war, diesen Mann zu hören, da er aber ohne Wolgang Reichenau nicht verlassen wollte, so drang er in diesen, ihn nach Würzburg zu begleiten. Lange widerstand Wolfgang den Bitten des Freundes. Doch von der zärtlichen Liebe und Anhänglichkeit Heinrichs, der alle Einwürfe zu beseitigen wußte, gerührt, entschloß er sich zu dessen Begleitung. Dort angekommen und aufs freundlichste von dem Bischofe aufgenommen, besuchte er mit Heinrich den Lehrsaal Stephans. Anfangs war der Lehrer über diese neuen Schüler, besonders Wolfgang, dessen gediegene Kenntnisse ihm nicht entgiengen, erfreut, doch sein Wohlgefallen an ihm war von kurzer Dauer, denn als einst Wolfgang seinen Mitschülern eine schwierige Stelle aus einem Schriftsteller mit größerer Gründlichkeit und Faßlichkeit, als der Lehrer es vermochte, erklärte, so beleidigte er den Stolz des Italieners in einem so hohen Grade, daß er ihm nicht nur den Unterricht ferner versagte, sondern auf jegliche Weise den Heiligen verfolgte. Dieses ertrug Wolfgang mit Gelassenheit und Ruhe. Er wendete seinen Eifer jetzt hauptsächlich auf Erforschung der hl. Bücher, wo ihm sein demütiger und frommer Sinn mehr Vergnügen verschaffte, als ihm alle Weisheit eitler Lehrmeister verschaffen konnte. Die aufmerksame Betrachtung des Jagens der Menschen nach den vergänglichen Gütern und Ehren entleidete dem jungen Manne immer mehr die Welt, und in seinem Innern bildete sich der Entschluß, derselben zu entsagen, und sich in der Einsamkeit eines Klosters dem beschaulichen Leben zu widmen. Als er dieses Vorhaben seinem Herzensfreunde Heinrich mitteilte, bot

Der heilige Wolfgang.

dieser seine ganze Beredtsamkeit auf, ihn von der Ausführung seines Entschlusses abzuhalten, weil er bei seinen trefflichen Kenntnissen der Welt und seinen Mitmenschen mehr nützen und mit seinem von Gott ihm verliehenen Pfunde mehr wuchern könne, als in der Einsamkeit eines Klosters. Diese Vorstellung drang durch. Als daher i. J. 956 Kaiser Otto I. Heinrich auf den erzbischöfl. Stuhl von Trier berief, ließ sich der Heilige nur unter der Bedingung bereden mit ihm dahin zu ziehen, daß Heinrich ihm versprach, sich seiner Dienste nur zum unentgeltlichen Unterrichte der Jugend zu bedienen. Hier widmete sich Wolfgang mit vollem Herzen dem mühevollen, wenn auch gering geachteten Berufe eines Jugendlehrers. Wie unendlich wohl that ihm die Anhänglichkeit und Liebe seiner jungen Zöglinge, in deren zarte Herzen er den Samen der Frömmigkeit und der Wissenschaft mit väterlicher Liebe zu streuen suchte. Gott segnete das Beginnen und Thun des hl. Mannes, der nur in der Rettung und Ausbildung dieser zarten Kinderherzen seinen größten Lohn fand. Der Erzbischof, der ihm sein volles Zutrauen geschenkt hatte, fühlte aufs tiefste, welche treffliche Perle er an unserm Gottesmanne gefunden habe, und ruhte nicht eher, als bis derselbe die Würde eines Dechanten annahm. In diesem Amte wirkte er durch sein Beispiel mehr als durch Befehle auf die Priesterschaft, denn seine ächte Demut, sein herablassendes Benehmen gegen seine Untergebenen, seine milden Vorstellungen verbunden mit der h. Kraft wenn auch sanfter, doch eindringlicher Rede, die aus dem Herzen wieder zum Herzen drang, brachten bald eine große Veränderung in ihrem Wandel hervor.

Als der Erzbischof Heinrich i. J. 964 zu Rom starb, erregte die Todesnachricht eine allgemeine Bestürzung und Trauer zu Trier. Wolfgang war von ihr so tief ergriffen, daß er jetzt mehr wie sonst die Sehnsucht in sich aufsteigen fühlte, in ein Kloster zurückgezogen, Gott sein noch übriges Leben zu widmen. Alle Versuche Bruno's, Erzbischofs von Köln, der die trefflichen Gaben und Vorzüge des geistreichen Mannes erkannt hatte, ihn von diesem Vorsatze abzubringen, waren vergeblich, und er entließ ihn mit seinem Segen. In seinen Geburtsort heimgekehrt, ward er von seinen Eltern und Anverwandten mit unbeschreiblicher Freude empfangen. Wie er sie aber mit seinem Vorhaben bekannt machte, war die Betrübnis allgemein, und sie versuchten alle Mittel, seinen Entschluß zu erschüttern. Doch sein Wille war unerschütterlich. Er begab sich in das Kloster Einsiedeln in der Schweiz, dem damals ein Engländer Namens Gregor als Abt vorstand. Hier nahm er das Ordenskleid und die Regel des hl. Benedikts an. Da der Abt bald erkannte, daß Wolfgangs treffliche Gaben weit höher ständen als sein Ruf, so machte er ihn zum Vorstand der Klosterschule, die unter seiner Leitung in kurzer Zeit die berühmteste weit und breit war. Der hl. Ulrich, Bischof von Augsburg, wurde auf die seltenen Vorzüge Wolfgangs aufmerksam und weihte ihn trotz der demutsvollen Weigerung zum Priester. Nach seiner Priesterweihe bat er den Abt, den schon früher gefaßten Entschluß, den Heiden das Evangelium zu verkündigen, ausführen zu dürfen. Nach erhaltener Erlaubnis zog er in Begleitung einiger vom gleichen Geiste beseelter Mönche nach Ungarn, wo noch Abgötterei herrschte, um die Bewohner dieses Landes für das Christentum zu gewinnen. Aber seine apostolischen Arbeiten blieben ohne den gewünschten Erfolg. Deshalb berief ihn Pelegrin, Bischof von Passau, zurück, behielt ihn einige Zeit bei sich, und empfahl ihn insgeheim dem Kaiser Otto II., als den geeignetsten Mann für das Bistum Regensburg, dessen Stuhl gerade damals erledigt war. Die Empfehlung fand beim Kaiser ein geneigtes Gehör. Der fromme und demütige Mann wurde ohne sein Wissen der Geistlichkeit und dem Volke als Bischof vorgeschlagen und einstimmig angenommen. Abgeordnete des Kaisers brachten den über seine Erhebung bestürzten Heiligen zuerst nach Regensburg, wo er mit Jubel empfangen wurde, und bald vertraute man ihn zuverlässigen Männern an, die ihn nach Frankfurt zum Kaiser brachten. Der demütige Mann warf sich dem Kaiser zu Füßen und stellte ihm unter Thränen vor, wie er so gar nicht würdig zu einem solchen Amte sei. Ohne Rücksicht auf seine dringenden Bitten zu nehmen, gab ihm der Kaiser die Investitur im Zeitlichen und ließ ihn durch Abgesandte nach Regensburg zurückgeleiten, wo er von Friedrich, dem Erzbischofe von Salzburg, die bischöfliche Weihe empfing. und den Gläubigen als Bischof vorgestellt wurde.

Nach seinem Amtsantritte war seine erste Sorge, strenge Ordnung in seinem Bistum zu handhaben und Mißbräuche zu entfernen, die sich bei dem Weltpriesterstande wie bei den Mönchen eingeschlichen hatten. Seine Predigten atmeten den Geist der Liebe, und seine herzgewinnende Rede war von dem segensreichsten Erfolge begleitet. An ihm fanden die Armen, Witwen und Waisen einen väterlichen Vater, die Betrübten einen liebevollen Tröster, und die reuigen Sünder zwar einen strengen Ermahner, aber auch einen bei ernster Reue zum Verzeihen und Vergeben bereitwilligen Diener Gottes. Während seiner Amtsführung schickte der Herzog von Böhmen Gesandte an den Kaiser mit der Bitte um einen eigenen Bischof, weil der bischöfliche Sprengel von Regensburg, der sich über ganz Böhmen ausdehnte, wegen seiner Größe auch von dem eifrigsten Bischofe nicht gehörig besorgt werden konnte. Der Kaiser, der die Billigkeit dieser Bitte einsah, teilte Wolfgang das Gesuch des Herzogs mit und dieser trug die Sache dem Domkapitel vor. Dieses machte Einwendungen jeglicher Art. Doch der fromme Bischof widerlegte sie alle und gab seine Einwilligung zur Trennung eines Teiles von seinem Bistume.

Auf einer Reise nach Pechlava in Unterößtreich erkrankte der hl. Wolfgang zu Puppingen und starb den 31. Okt. 994. Sein Leichnam wurde nach Regensburg gebracht und in der St. Emeranskirche beigesetzt.

Als im Jahre 1032 Papst Leo IX. nach Deutschland kam, um den Kaiser Heinrich III. mit dem König von Ungarn zu versöhnen, nahm er den frommen Bischof unter die Zahl der Heiligen auf, und ließ seine Gebeine in ein Kästchen verschließen.

1. November.

Allerheiligen.

Jedes Sterblichen letztes Ziel ist der Himmel. Der Himmel! Ein geheimnißvolles Wort, geeignet, im Herzen des Christen eine tiefe Bewegung hervorzurufen. Der Himmel ist das Erbe, das Gott seinen Kindern gibt, und welches Jesus ihnen, nachdem sie es verloren, durch sein Blut wieder erworben hat. Der Himmel ist das Ende der Pilgerschaft des Gläubigen. Dort wird er den Lohn seiner Mühen und Tugenden ernten. Weil das Leben des Christen, wie uns der Völkerapostel belehrt, ein Kampf auf Erden ist, ist der Himmel ein Ort der Ruhe, der Freude, des Lohnes. Welch tröstliche Hoffnung für den Christen im Unglück! Dort wird er Gott von Angesicht zu Angesicht schauen; dort wird er unbeschreibliche Wonne genießen; dort wird er ein unendliches, unwandelbares Glück besitzen. Aber um dahin zu gelangen, muß der Christ kämpfen, und um in seinem Kampfe zu siegen, braucht er Hilfe, denn für sich allein ist er schwach. Darum stellt ihm die Kirche das Beispiel derjenigen vor Augen, die am Ziele angelangt sind, um ihn zu ermuthigen; sie verspricht ihm ihre Hilfe, und weil zwischen der triumphirenden und streitenden Kirche eine innige Gemeinschaft besteht, bedienen sich die Heiligen ihres großen Einflusses bei Gott, um ihren Brüdern in ihrem Kampfe beizustehen. Durch ihre Gebete bevölkern die Heiligen den Himmel mit einer Menge von Auserwählten, deren Hosiannaruf in alle Ewigkeit durch die himmlischen Räume tönt.

Die Zahl der Heiligen ist unermeßlich, denn der heilige Johannes sagt in seiner Offenbarung: „Ich sah am Throne Gottes eine unermeßliche Schaar, die Niemand zählen konnte, aus allen Nationen." Wegen dieser großen Zahl von Heiligen kann unmöglich für jeden einzelnen in dem kurzen Zeitraume des Kirchenjahres ein besonderes Fest bestimmt werden, und doch kann die Kirche nicht umhin, den Triumph dieser mächtigen Zahl von Heiligen zu feiern, welche entweder

durch die Reinheit ihres Lebens oder durch das Vergießen ihres Blutes den Namen Jesu bekannt und die Krone, den Preis ihrer Mühen, errungen haben. Endlich sind uns viele Heilige unbekannt, denn die Heiligkeit einer großen Zahl von Auserwählten wollte die göttliche Vorsehung der Welt nicht bekannt machen. Die Kirche suchte, vom heiligen Geiste begleitet, diese Lücke auszufüllen, indem sie zu Ehren aller Heiligen ein Fest einführte, welches sich sowohl auf die allgemein anerkannten als auch besonders auf die nichtbekannten Heiligen bezieht.

Dieses auf den 1. November festgesetzte Fest sammelte alle jene seligen Geister so zu sagen zu Einer Körperschaft, und vereinigte ihre einzelnen Feste zu Einem Gedächtnißtage. Lange noch bevor dieses Fest auf diesen Tag verlegt worden war, beging man das Fest aller Heiligen in den 50 Tagen nach Ostern; allein es bezog sich diese Feier nur auf die seligste Jungfrau, die Apostel und Martyrer, deren Triumph mit der freudigen Erinnerung an Christi Auferstehung gefeiert wurde. Dieß klingt gleichsam noch nach in den kirchlichen Tagzeiten, wo die Tagzeiten mehrerer Apostel oder Martyrer gebetet werden, wenn auch, genau genommen, das Gedächtniß nur eines Einzigen begangen wird.

Der 1. Mai war in alter Zeit dem Gedächtnisse aller Apostel geweiht; ein anderer Tag desselben Monats war der Verehrung aller Martyrer gewidmet, und während der ganzen Osterzeit wurde nie die Gedächtnißfeier eines einzigen Heiligen begangen.

Als das Christenthum im römischen Reiche zur Geltung gekommen war, wurden die heidnischen Tempel zum Theil in christliche Kirchen umgewandelt. So weihte Papst Bonifazius IV. im Jahre 1613 das Pantheon, welches allen heidnischen Göttern gewidmet gewesen, dem wahren Gott unter Anrufung der seligsten Jungfrau und aller Martyrer; und am 13. Mai, dem Gedächtnißtage der heiligen Martyrer, ließ dieser Papst eine Menge Gebeine von Martyrern aus den verschiedenen Kirchhöfen der Stadt auf 28 Wagen in die neue Kirche bringen. Gregor III. ließ im Jahre 731 in der Kirche des heiligen Petrus im Vatikan eine Kapelle zu Ehren der seligsten Jungfrau, der heiligen Apostel, aller Martyrer, Bekenner und vollendeten Gerechten, wo immer sie auf Erden ruhen mochten, erbauen. Unmerklich verbreitete sich das Fest aller Heiligen in den Hauptkirchen Roms und seiner Umgebung, und außer dem damals schon sehr verbreiteten Festtage der Martyrer am 13. Mai, wurde auch ein allgemeines Fest aller Heiligen an einem uns unbekannten Tage des Jahres begangen.

Als Papst Gregor IV. im Jahre 835 nach Frankreich kam, ermahnte er Ludwig den Frommen, in seinen Staaten das Fest aller Heiligen ebenso, wie es in Rom gebräuchlich war, zu begehen. Der Kaiser erließ sofort nach geschehener Übereinkunft mit seinen Bischöfen eine Verordnung, nach welcher das Fest Allerheiligen jährlich am 1. November feierlich begangen werden sollte, und Papst Gregor IV. ordnete die Feier dieses Festes für die ganze Kirche an. Im 13. und 14. Jahrhundert war es in allen Bisthümern eingeführt, und selbst die englische Kirche feiert noch dieses Fest.

Heut zu Tage ist dieses Fest Allerheiligen fast in allen Bisthümern ein Fest ersten Ranges. Der Vorabend desselben galt schon im 11. Jahrhundert vielfach als Festtag, und wurde als solcher von einem Concil im Jahr 1022 allgemein angeordnet. Die Oktave, welche dem Feste folgt, wurde durch Sixtus IV. im Jahre 1480 eingeführt.

Die Hauptsache der Kirche bei der Einführung des Festes Allerheiligen war, die Christen an ihre erhabene Bestimmung zu erinnern. Das Beispiel derjenigen, welche durch die nämlichen Prüfungen wie wir zur Glorie gelangt sind, soll die Schwachen ermuthigen, und da die Heiligen auf Erden den nämlichen Versuchungen ausgesetzt waren und die gleichen Feinde zu bekämpfen hatten, so hat der Christ keinen Vorwand, die Nichterfüllung seiner Bestimmung zu entschuldigen; allen Gläubigen stehen dieselben Hilfsquellen zu Gebot wie den Heiligen.

In dieser Absicht stellt uns die Kirche im Verlaufe des Jahres die Heiligen einzeln vor Augen, damit die Betrachtung dieser himmlischen Geister unsern Glauben belebe, unsre Hoffnung himmelwärts hebe, und uns fort und fort erinnere, was sie gewesen, was sie sind, und was wir werden sollen. In derselben Absicht faßt sie heute alle Heiligen in einem Feste zusammen, und zeigt uns das Glück, das sie genießen und wir einst zu theilen hoffen. Sie sieht es gern, daß man Gott in seinen Heiligen ehrt, und daß ihr Andenken noch nach Verfluß so vieler Jahre in den Herzen ihrer Brüder fortlebt, so daß man in unserer verderbten Zeit dem Verdienste der Guten, die uns vorangegangen, Gerechtigkeit widerfahren läßt, und daß man in einer Zeit, die so wenige Heilige erzeugt, doch wenigstens noch die Heiligkeit achtet.

Ein Gegenstand des Schmerzes aber ist es für die Kirche, daß wir aus diesen Beispielen so wenig Nutzen ziehen, und darum stellt sie uns am heutigen Feste durch die große Gesellschaft der Heiligen vor Augen, daß auch wir heilig werden sollen und können. Den Heiden fehlten, um tugendhaft zu werden, drei Dinge, Hilfe, Beispiel und Lohn. Den Christen sind alle drei zu Theil geworden; sie haben Hilfe; den Gott bietet ihnen seine Gnaden an, und die Heiligen als unsere Fürsprecher bei Gott unterstützen uns, indem sie durch ihre Gebete uns die nöthigen Mittel zum Widerstande gegen die Feinde unseres Heils erflehen. Auch am Beispiel fehlt es den Christen nicht; haben sie ja doch am heutigen Tage die unermeßliche Zahl von Heiligen, jedes Alters, jedes Geschlechtes und jedes Standes vor Augen. Endlich winkt ihnen der Lohn, denn die Krone der Glorie, welche über dem Haupte der Heiligen glänzt, soll einst auch das ihrige schmücken, wenn sie, wie jene tapfer streiten, und das Glück haben, den Sieg zu erringen.

Dieser aber wird uns nur dann zu Theil, wenn wir die Flamme der Leidenschaften dämpfen, wenn

wir jede Gelegenheit zur Sünde fliehen, wenn wir uns immer fester in der Demuth begründen. Dadurch siegen wir über uns selbst, dadurch siegen wir über die innern und äußern Feinde. Wenn Hindernisse und Schwierigkeiten sich uns entgegen stellen, wenn Versuchungen uns zu schrecken und vom Wege der Tugend abzulenken suchen, dann sollen wir den Muth nicht verlieren, sondern vielmehr unser Vertrauen auf Gott verdoppeln und muthig alle Feinde unseres Heiles bekämpfen. Denn Jesus hat uns die Waffen zur Unterwerfung der in uns sich so heftig empörenden Leidenschaften verliehen. Laßt sie uns gebrauchen, und diese mit ehernen Fesseln bändigen, wie jene heiligen Männer in jeder Lage ihres Lebens gethan und den schönsten und Gott willkommensten Sieg über sich selbst errungen, und sich uns zum nachahmungswürdigsten Muster dargestellt haben.

Die heilige Maria,

Sklavin und Martyrin.

Drittes Jahrhundert.

Maria war eine Sklavin des römischen Senators Tertullus. Wer ihre Eltern gewesen, aus welchem Lande sie stammte, wie sie in das Haus des römischen Senators als Sklavin geraten, findet sich nicht aufgezeichnet; daß sie aber von christlichen Eltern geboren und in der christlichen Religion gut erzogen worden sei, geht schon daraus hervor, daß Tertullus mit seiner ganzen Familie dem heidnischen Götzendienste anhing, als sie als Sklavin dessen Haus betrat, und sie von allen Hausgenossen die einzige Christin war. Sie bewährte sich aber auch als solche trotz häufiger Anfechtungen während ihres Sklavenstandes. Unter diesen Verhältnissen war demnach ihre einzige Zuflucht das Gebet. Glühend strömte es aus ihrem Herzen, wenn sie sich unbewacht glaubte, zu ihrem himmlischen Vater, den sie um seinen Schutz und Beistand und Aufrechthaltung in allen Bedrängnissen, denen sie als Christin ausgesetzt war, anflehte, damit verband sie langes Fasten, besonders an Tagen, welche die Heiden durch ihre gottlosen Feste entheiligten und Greuel in ihrer Seele erzeugten. Diese Andachtsübungen aber erbitterten und reizten ihre Gebieterin zu vielen Mißhandlungen, die sie jedoch mit Gelassenheit und Ergebung ertrug. Sie ließ nie in ihrer Seele einen bösen Gedanken gegen ihre Gebieterin aufkommen, sondern suchte durch Diensteifer und Treue in Erfüllung aller ihrer Pflichten den Zorn derselben zu besänftigen. Wenigstens erreichte sie durch dieses lobenswürdige Benehmen, daß sie sich die Achtung ihres Herrn gewann, der manche Zornesausbrüche seiner Gattin im Entstehen zu unterdrücken suchte, und diese darauf aufmerksam machte, daß keinem von all' ihren Dienern und Sklaven das Wohl seiner Herrschaft so sehr am Herzen liege, als gerade dieser von allen geringgeschätzten Christin.

Inzwischen rückte der Zeitpunkt heran, wo die Standhaftigkeit, die Treue und Anhänglichkeit an den Glauben durch Prüfungen bewährt werden sollten, die manchen minder Festen im Glauben zum zeitweisen Abfalle bewogen hätten, und damals auch wirklich dazu bewogen haben. Die Edikte Diokletians zur Ausrottung des Christenthums waren nach Rom gekommen, und hatten Schrecken und Furcht verbreitet. Sobald Tertullus davon in Kenntniß gesetzt war, bot er alle Mittel auf, um seine Sklavin Maria zu bewegen, den Götzen zu opfern; allein alle seine Verlockungen, Versprechungen und Drohungen scheiterten an der Standhaftigkeit dieser eifrigen Bekennerin. Der Senator, aus Furcht, eine so treue Sklavin zu verlieren, wenn er sie als Christin angeben würde, und zugleich von übel verstandenem Mitleid gerührt, ließ sie, um seinen Zweck zu erreichen, grausam mit Ruthen hauen, in der Hoffnung, eine Änderung ihrer Gesinnung hervorzubringen. Nach dieser Züchtigung verschloß er sie dreißig Tage lang in einem finstern Ort, wo sie nur so viel erhielt, als zur Erhaltung ihres Lebens eben hinreichte. Doch auch in tiefer Finsterniß fand Maria ihren Trost im Gebete; innige Freude bewegte ihr Herz, daß ihr jetzt Gelegenheit gegeben werde, durch Leiden jeder Art ihren festen Glauben zu bethätigen, der nicht auf Sand gebaut, bei jedem drohenden Sturme wanke, sondern auf Felsen gegründet, durch keinen noch so heftigen Sturm erschüttert werden könne. Doch nicht lange konnte ihre Einsperrung bei so vielen Mitwissern den Augen des Richters entzogen werden. Der Statthalter hatte, wie man in dergleichen Angelegenheiten mit Recht annehmen darf, den ganzen Hergang, sei es durch die Mittheilung eines Hausgenossen oder auf einem andern Wege erfahren und rechnete es dem Senator als Verbrechen an, daß er eine Christin in seinem Hause verborgen

Die heilige Maria wird mit Ruthen gepeitscht.

habe. Er drang durch abgeschickte Diener auf Herausgabe der Christin, und ihre Auslieferung durfte nicht verweigert werden, wenn sich nicht ihr Gebieter selbst dem Verdachte des Christenthums aussetzen wollte. Ergriffen und vor den Richter geführt, antwortete sie in dem mit ihr angestellten Verhöre mit eben so großer Bescheidenheit, als Entschlossenheit und Muth. Kaum hatte sie sich als Christin bekannt, als das Volk auf diese Nachricht hin mit Ungestüm verlangte, daß sie lebendig verbrannt werde. Nicht im geringsten wurde durch diese Forderung die Standhaftigkeit der Heiligen erschüttert, und sie erflehte sich in stillem, brünstigem Gebete zu Gott Kraft und Muth, um dieses über sie verhängte Leiden standhaft bestehen zu können. Zu dem Richter gewendet sprach sie, durch die ihr von oben verliehene Kraft begeistert: Der Gott, dem ich diene, ist mit mir. Ich fürchte daher deine Qualen und Martern nicht, die mir höchstens das Leben nehmen können, das ich so sehnlich für Jesu zu opfern bereit bin. Darüber aufgebracht, ließ sie der Richter so furchtbar peinigen, daß selbst das Volk, welches doch kurz vorher ihren Tod mit lautem Geschrei gefordert hatte, den grauenvollen Anblick der Folterqualen nicht länger ertragen konnte, und ungestüm die Beendigung derselben verlangte. Um den Folgen der allmählich entstehenden Gährung unter dem Volke vorzubeugen, befahl der Richter, Maria von der Marterbank zu lösen, und sie der Bewachung eines Soldaten zu übergeben. Nach der Heilung ihrer Wunden warf der lüsterne Kriegsmann auf die neuaufblühende Schönheit Maria's solche begehrliche Blicke, daß sie, geängstigt durch diese ihrer Keuschheit drohende Gefahr, auf Mittel bedacht sein mußte, sich diesem ihrem frechen Hüter zu entziehen. Sie täuschte ihn glücklich und suchte ihre Zuflucht in einem der verborgensten Winkel des Gebirges. Nachdem sie von einem Priester den Segen erhalten hatte, brachte sie in tiefer Einsamkeit im Gebete und Bußübungen, die ihr noch verliehene Lebenszeit hin und gab, wenn auch fern von den Menschen, doch gut vorbereitet für das himmlische Vaterland, ihre Seele in die Hände dessen, von dem sie dieselbe empfangen hatte. Obwohl sie nicht den Tod durch das Schwert oder andere Todeswerkzeuge erlitt, so wird sie doch in den römischen und anderen Martyrologien als Martyrin aufgeführt, weil man diesen Namen auch denen beilegte, welche standhaft alle Qualen und Martern für Jesus Christus erduldet hatten, ohne gerade ihren Glauben mit dem Tode zu besiegeln.

Ein Priester segnet die heilige Maria.

In Reinigkeit des Herzens und in Unschuld, in der innigsten Hingebung zu unserm Erlöser und im standhaften Bekenntnisse des heiligen Glaubens, das keine Martern ihres Herrn, keine Folterqualen des Richters zu erschüttern vermochte, wandelte die heilige Maria auch in ihrem verachteten Stande den Weg des Heils. Sollte sie nicht Allen, besonders Jünglingen u. Jungfrauen zum Vorbilde dienen, die Reinigkeit ihres Herzens und ihre Unschuld in jeder Lage des Lebens zu bewahren, sich durch keine Lockungen, durch keine noch so glänzenden Versprechungen, weder von dem heiligen Glauben abwendig machen, noch zur kleinsten Verletzung ihrer Unschuld verleiten und verführen zu lassen. Darum sollen auch wir immer so handeln und so leben, als wenn wir vor dem sichtbaren Angesichte Gottes ständen, dessen Auge beständig auf unser Thun und Handeln gerichtet ist. Auch der rohe Mensch scheut sich, vor den Augen der Menschen eine böse Handlung zu begehen; um so mehr sollte jeder Christ aus heiliger Scheu vor Gott und den Heiligen aus Ehrfurcht vor seinem ihn begleitenden, wenn auch unsichtbaren Schutzengel sich schon jedes bösen Gedankens, noch mehr aber jeder bösen That enthalten!

2. November.

Allerseelen.

Verstorbene durch Gebet zu ehren ist ein Zeichen der Achtung und Liebe; zu jeder Zeit und bei allen Völkern hat man diese Tugend geübt. Man findet ein Beispiel davon im alten Testamente und in den Gebräuchen der jüdischen Synagoge. Die bei den Juden in Beziehung auf ihre Todten üblichen Gebräuche beweisen ihre Ueberzeugung, daß das Gebet der Lebenden den Abgeschiedenen geistliche Hilfe verschaffe. Judas der Maccabäer schickte 12,000 Drachmen Silber in den Tempel, damit man für die Sünden der Verstorbenen ein Opfer darbringe, da er gut in Betreff der Auferstehung gesinnt war. Es ist also ein heiliger und heilsamer Gedanke für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöst werden. Diese Stelle findet sich im zweiten Buch der Maccabäer, welches die Väter der Kirche und das dritte Concil von Karthago für kanonisch erklärte.

Die Schriften der ältesten Väter beweisen, daß man, vom Beginne des Christenthums an, in der Kirche an ein Fegfeuer glaubte. In allen alten Gottesdienstordnungen ist das Gebet und Opfer für die Verstorbenen erwähnt. Der hl. Cyrill von Jerusalem sagt den Täuflingen in seinem Unterricht über mehrere gottesdienstliche Gebräuche, daß man dabei für den Kaiser und alle Lebenden bete, daß man die Martyrer u. Heiligen nenne, um sie um ihre Fürbitte anzurufen, und daß man endlich der abgeschiedenen Gläubigen gedenke, um ihnen die Barmherzigkeit Gottes zuzuwenden. „Wir gedenken," sagt er, „der Verstorbenen, vor Allem der Patriarchen, Apostel und Martyrer, damit Gott durch ihre Gebete und Fürsprache unsere Bitten annehme. Dann beten wir für unsere Väter und Bischöfe, und im Allgemeinen für Alle die aus unserer Mitte geschieden sind, in der festen

Hoffnung, daß ihnen durch die Gebete, die man für sie in dem heiligen Opfer darbringt, große Erleichterung zu Theil werde.“ Der heilige Cyrill erklärt das Gesagte durch folgende Vergleichung: „Wenn ein König Personen, die ihn beleidigten, in die Verbannung geschickt hätte, und ihm die Freunde oder Verwandten derselben ein Geschenk von hohem Werthe anbieten würden, um seinen Zorn zu besänftigen, glaubt ihr nicht, daß dieser Fürst die Schuldigen begnadigen oder doch ihre Strafen mildern würde? So beten wir auch zu Gott für die Abgeschiedenen, wenn sie auch Sünder sind, indem wir ihm Jesus Christus selbst anbieten, der für unsere Sünden gestorben ist, damit ihnen der Gütige und Barmherzige gnädig sei.“ Alle andern Gottesdienstordnungen stimmen in diesem Punkte überein, selbst diejenigen der morgenländischen Sekten, welche sich im 5. oder 6. Jahrhundert von der katholischen Kirche getrennt haben. — Die alten Väter reden ganz unzweideutig über diesen Punkt. Der heil. Clemens von Alexandrien, welcher um das Jahr 200 n. Chr. lebte, sagt, daß die Menschen ihre leichten Sünden durch Strafen büßen, welche sie nach dem Tode vor ihrem Eintritte in den Himmel zu erleiden haben. Wo Tertullian von einigen apostolischen Ueberlieferungen redet, sagt er, man habe zu seiner Zeit Opfer für die Verstorbenen dargebracht. Nach dem hl. Chrysostomus ist es Pflicht des Priesters, für die Sünden der Lebenden und Abgeschiedenen bei Gott Fürbitte einzulegen. „Nicht vergebens,“ bemerkt der heilige Lehrer anderswo, „gedenken wir der Abgeschiedenen bei der Feier der göttlichen Geheimnisse; nicht umsonst beten wir für sie zu dem, welcher die Sünden der Welt hinweggenommen, damit sie dadurch Linderung bekommen. Der Priester am Altare ruft nicht vergebens: Laßt uns beten für die im Herrn Entschlafenen. Unterlassen wir nicht, den Verstorbenen zu Hilfe zu kommen, das Opfer wird zur Sühnung für die ganze Welt dargebracht.“ — Wenn wir in die ersten christlichen Jahrhunderte zurückgehen, so sehen wir, daß die Gläubigen inständig bitten, man möge für sie, für ihre Eltern und Freunde beten, wenn sie abgeschieden sein würden. Die heilige Monika bat im Augenblicke ihres Todes um das Gebet der Kirche für ihre Seele. Es ist ferner bekannt, wie dringend der hl. Augustin Andere um ihr Gebet für seine verstorbenen Eltern bat. Der hl. Ephräm beschwört in seinem Testamente seine Freunde, ihn doch nach seinem Tode nicht zu vergessen, sondern ihm durch Almosen, Gebete und Opfer für die Ruhe seiner Seele, besonders am dreißigsten Tage, Beweise ihrer Liebe zu geben. Vom hl. Anastasius wissen wir, daß er inständig für die Seele des Kaisers Constans betete. Constantin der Große wollte in der Halle der Apostelkirche beigesetzt werden, „um der heiligen Gebete, des geheimnißvollen Opfers und der heiligen Ceremonien theilhaftig zu werden. Nach dem Tode dieses Fürsten brachte eine zahllose Menge unter Seufzern und Thränen Gebete für seine Seele dar. Der hl. Paulinus empfiehlt seinen verstorbenen Bruder dem frommen Andenken seiner Freunde, damit sie durch ihre Gebete seiner Seele Trost und Erleichterung verschafften. Der hl. Ambrosius schreibt an den über den Verlust seiner Schwester tief betrübten Faustin: „Deine Schwester will von dir nicht Thränen sondern Gebete und Opfer.“ Bisweilen wurden für Verstorbene dreißig, ja sogar vierzig Tage lang Gebete und Opfer verrichtet.

Die Lebensgeschichte des ehrwürdigen Beda, der Bericht über seinen Tod, die Briefe des hl. Bonifazius, des hl. Lullus u. A. beweisen, mit welcher Sorgfalt die Engländer ehedem für ihre verstorbenen Brüder beteten, selbst für diejenigen, welche in fernen Ländern gestorben waren. Auf einem Concil in Canterbury im Jahr 816 wurde folgende Anordnung getroffen: „Wir befehlen, daß man alsbald nach dem Tode eines Bischofs Gebete und Almosen für ihn darbringe. Auf ein gegebenes Glockenzeichen sollen sich die Gläubigen in jeder Pfarrkirche versammeln und daselbst 30 Psalmen für die Seele des Verstorbenen absingen. Dann soll jeder Prälat und Abt 600 Psalmen beten, 120 Messen lesen lassen, drei Sklaven in Freiheit setzen und Jedem von ihnen drei Schillinge schenken; alle Diener Gottes sollen einen Tag fasten.“ Ferner ordnete das Concil an, man solle 30 Tage lang nach den kirchlichen Tagzeiten, eine bestimmte Zahl von Vaterunsern für den Verstorbenen beten und am 30. Tag durch eine feierliche Messe noch einmal des Abgeschiedenen gedenken. Den Gläubigen wird ans Herz gelegt, diese fromme Pflicht so getreu zu erfüllen, als wäre ein Glied ihrer Familie gestorben. Was hier für die Bischöfe angeordnet ist, that jede Familie für ihre Angehörigen; 30 Tage lang ließ man Messen lesen, man gab Almosen für die Seelenruhe des Verschiedenen und die Empfänger derselben beteten auf seinem Grabe.

Später wurde ein Tag ganz besonders zum Gebete für die Abgestorbenen bestimmt. Im Jahr 998 führte der hl. Odilo, Abt von Chlugny in allen Klöstern seines Ordens den Gedächtnißtag aller abgeschiedenen Gläubigen ein, und setzte denselben auf den 2. November. Bald nachher wurde das Fest von der ganzen abendländischen Kirche angenommen. Die Griechen begingen lange Zeit das Andenken aller Abgeschiedenen am Samstag vor der Fastenzeit und am Samstage vor Pfingsten, das Opfer aber für die Ruhe der Abgeschiedenen brachten sie jeden Samstag dar.

Der heilige Willibold von Berkheim,

Graf von Calw. Jahr 1230.

Es war am 2. Nov., dem Gedächtnißtage aller armen Seelen im Jahr 1230, als ein todeskranker Jüngling von kaum 23 Jahren, im schlichten Pilgergewande aus dem Bayerlande herüber in das Illerthal kam, um in dem Pfarrdorfe Berkheim eine Nachtherberge im dortigen Wirthshause zur Krone zu finden. Als er aber, wie einst die hl. Familie in Bethlehem, wegen Mangels

an Raum abgewiesen wurde, da schleppte er sich todesmüde in eine nahegelegene Scheuer, und legte sich auf einem Lager von Streue nieder, um da zu sterben. Niemand kannte ihn, Niemand bekümmerte sich um ihn. Die Einwohner lagen in tiefem Schlafe, und ahnten nicht, daß in dieser Nacht das Dorf Berkheim der gesegnete Schauplatz eines wunderbaren Ereignisses werden sollte. Nur da oder dort vielleicht wachte in armer Hütte eine Wittwe oder Waise, die sich beim Gräberbesuche nicht hatte satt weinen können über das zu frühe Hinscheiden theurer Angehörigen, um noch die übrigen Thränen des Dankes, der Trauer und der Liebe zu vergießen, und es dem armen, verwaisten Herzen leichter zu machen. Der Wächter hatte bereits die elfte Stunde gerufen, als der arme Pilger auf seinem kalten Lager mit dem Tode zu ringen anfing, und gegen die Mitternachtsstunde seinen frommen Geist aufgab. — Siehe — da fangen alle Glocken in der Pfarrkirche von selbst zu läuten an — sie senden ihre heiligen feierlichen Klänge durch die lautlose Nacht hin über Berg und Thal und rufen alle zusammen von nah und fern, damit alle wissen und sehen, was sich zugetragen habe; sie künden die Freude an, welche oben über die Ankunft eines neuen Himmelsbürgers die seligen Chöre durchdrang; von keines Menschen Hand gezogen, schallen sie Wunder und Staunen.

Alles Volk läuft, fragt und sucht, und kommt an den Ort, wo die entseelte Pilgerleiche liegt. Ein wunderbarer Lichtglanz verbreitet sich weithin von dem Sterbelager des unbekannten Jünglings. Ein himmlischer Wohlgeruch haucht den staunenden Leuten einen nie genossenen, süßen Athem entgegen; alle fühlen sich von wunderbarer Begeisterung durchdrungen.

Diese himmlische Helle, dieser unbeschreibliche Wohlgeruch, dieses staunenerregende Glockengeläute zieht fast das ganze Illerthal zur Leiche und — neues Wunder! als man ehrfurchtsvoll den Leichnam aufhob, siehe, da erschallet aus den Lüften eine Himmelsharmonie, ein wunderlieblicher Engelsgesang, so daß alle, die gegenwärtig waren, ausriefen: „Heilig, heilig ist der Pilger; Gottes Hand hat die Glocken gezogen, die englischen Geister duften um seine Leiche, die Chöre der Engel haben frohlockend seinen Geist in den Himmel eingeführt, und wir, wir haben einen Heiligen im Himmel, und seine Leiche unter uns! — Und hat das christliche Volk in seinem frommen Urtheile gefehlt? — Die Sinne des Menschen empfinden doch! — was Hunderte von Menschen wachend hören, riechen, sehen und empfinden, — wer wird das verneinen können? — Und die von selbst vor Jubel tönenden Glocken, der himmlische Geruch, der Engelsgesang, was zeigen sie anders an, als die Heiligkeit

Der heilige Willibold von Berkheim.

des unbekannten Pilgers? — Himmlischer Gesang bezeugte auch die Heiligkeit eines Amon, des heiligen Simeon Stylites, des heiligen Eremiten Hermanus, des heiligen Eleazar und mehrerer Anderer.

Durch den süßen himmlischen Wohlgeruch erkannte die Welt auch die Heiligkeit eines heil. Bernard, einer heil. Jungfrau Eusebia, eines heil. Patrizius ꝛc.

Die von selbst läutenden Glocken verbreiteten den Ruhm der Heiligkeit eines still verborgenen, heiligen Alexius, eines heiligen Papstes Leo IX., eines heiligen Mönchs Benedikt von Schattenthal, der seligen Eremiten Manfred, Wilhelm, Heinrich und Anderer.

Solcher Mittel hat sich die ewige Vorsehung Gottes gar oft bedient, um seinem Volke diejenigen zu bezeichnen, die er zu sich in den Himmel nahm, und die er auch von uns verehrt wissen will. So hat Gottes heiliger Finger auch die Heiligkeit des unbekannten Pilgers in die Herzen des Volkes im lieblichen Illerthale geschrieben, daher kam es auch, daß er immer heilig genannt wurde, daß Tausende und Tausende seine Grabstätte besuchten, daß die frommen Landleute über seinem Leichenhügel eine kleine Kapelle bauten, daß er nicht mehr heimlich, sondern öffentlich mit der Bewilligung der kirchlichen Obrigkeit verehrt wurde. Nicht nur die wunderbaren Ereignisse bei seinem Tode, sondern eine lange Reihe von bestätigten Wundern und Krankenheilungen gaben seiner Heiligkeit ein unwiderlegbares Zeugniß.

„Weß' Standes und Herkommens mag wohl der heilige Pilgrim gewesen sein?“ So lief die Frage durch das erstaunte Illerthal in weite Ferne hin.

Es war der junge Graf Albert von Calw, ein Sprößling des hochberühmten Geschlechtes der Beutelsbacher. Einige seiner Ahnen bekleideten die ersten Ehrenämter an kaiserlichen und königlichen Höfen, andere glänzten als Heerführer und erwarben sich im heldenmüthigen Kampfe für das Vaterland unsterblichen Ruhm. Nach dem Zeugnisse des hl. Hermanus stammte aus dem gräflichen Hause von Calw Papst Leo III. Gerad, Graf von Calw, erhielt im Jahre 1040 die Inful zu Aichstädt und im Jahre 1054 gab ihm Rom die dreifache Krone mit dem Namen Viktor II.

Im Schooße des Glückes geboren und erzogen, ererbte der junge Graf Albert von seinen Ahnen Ruhm, Ehre, Adel, Ansehen, Geld und Gut. Aber alle diese Dinge hatten für den gottbegeisterten Jüngling keinen Reiz. Ihm gelüstete nach einem höheren und schöneren Reiche, wo der Tugend unvergängliche Kronen aufgesetzt werden. Gefesselt von einer mächtigen Sehnsucht nach dem heiligen Lande, verließ er in Pilgertracht stille und geräuschlos seine Familie und sein Stammschloß i. J. 1229 und trat unter dem Namen „Willibold“ eine Reise nach Palästina an, um dort die heiligen Stätten zu küssen, wo der Heiland wandelte; um am hl. Grabe Jesu Ehre, Adel, Hab und Gut niederzulegen und sich ganz und gar seinem Gott zum Opfer darzubringen.

Leider ist uns von seiner Reise, von seinen Mühen und Beschwerden, von seinem Beten und Sehnen nichts mehr bekannt, als seine Ankunft und sein glückseliger Tod in der Scheuer zu Berkheim.

Dreiundvierzig Jahre lang ruhte der Leib des heil. Willibold auf dem allgemeinen Kirchhofe zu Berkheim. Eine Vision des frommen Paters Berchtold, Conventualen des Gotteshauses zu Münch-Roth, der damals die Pfarrei Berkheim verwaltete, veranlaßte die bischöfliche Behörde zu Constanz, die Uebertragung des heil. Leibes in die Pfarrkirche anzuordnen. Bei der Erhebung fand man einen Stein, worauf der Heilige in Pilgertracht, mit dem Heiligenschein um das Haupt, mit dem Fuße den Satan niedertretend, abgebildet war. Auf seinem Gürtel las man die Worte eingegraben: „Der heilige Willibold.“ Unten am Steine steht in gothischen Buchstaben: „Hier ruht, reinen Leibes, Williboldus, der so gelebt hat, daß er den Heiligen beigesellt ist.“

Die Uebertragung des heiligen Leibes wurde durch mehrere Wunder verherrlicht. Ein Unglücklicher streckte vertrauensvoll betend seine verkrüppelten, verdorrten Hände nach dem Sarge aus und wurde plötzlich gesund. Ein Besessener wurde von seinen Plagen befreit, und ein von Geburt aus stummer Knabe erhielt plötzlich die Sprache und verkündigte das Lob des heil. Willibold. Diese Ereignisse und zahllose Wunder und Krankenheilungen, welche über dem Grabe des Heiligen erfolgten, veranlaßten in der Folge einen ungeheuren Zudrang von Wallfahrern, der sich durch 500 Jahre hindurch nicht verringerte. Da ließ im Jahre 1703 der Abt Martin, Generalvikar, eine neue, größere Kirche erbauen, und den heiligen Leib vor dem Altare der heiligen fünf Wunden einsetzen.

Der Weihbischof Ferdinand Conrad Geist von Constanz kam im Jahre 1705 nach Berkheim, um die neue Kirche zu consecriren. Er zog die genauesten Erkundigungen ein über das Einzelnste, was auf den heil. Willibold und seine Verehrung Bezug hatte und sprach seine unbedingte Gutheißung und Bestätigung aus, indem er sich namentlich auf den § 12 einer Bulle Papst Urbans VIII. vom 12. Mai 1625 berief, wornach der öffentlichen Verehrung eines Frommen kirchlicherseits nichts im Wege stehe, wenn diese ein Jahrhundert hindurch unter dem Volke üblich gewesen und durch Wunder bekräftiget worden sei. Um so gerechtfertigter erscheine darum die Verehrung des Williboldus, nachdem er 500 Jahre lang bei Hohen und Niedern verehrt und durch zahllose Wunder verherrlicht worden sei.

Im Jahre 1731 wurde mit Gutheißung des konstanzischen Bischofes Johannes Frank die 500jährige Todesfeier des hl. Willibold mit imposanter Prozession, wobei seine Reliquien in prachtvollem Sarge von sechs Chorherren des Gotteshauses Roth umgetragen wurden, gefeiert. Sein Leib wurde dann in einen zinnernen Sarg geschlossen und unter dem Altare eingesenkt. Bei dieser Gelegenheit wurde Willibold zum zweiten Patron der Kirchengemeinde Berkheim erwählt.

Bis auf den heutigen Tag kommen zahlreiche Wallfahrer zum Grabe des heiligen Willibold, um durch seine Fürsprache Abhilfe in Nöthen des Leibes und der Seele zu erlangen.

Christlicher Leser, wenn dein Weg dich einmal in's liebliche Illerthal führt, und wenn dein Auge

und dein Herz sich erfreut ob der Schönheit dieses Lieblingsplatzes der erbarmenden göttl. Liebe, so gehe nicht vorüber an dem Grabe des heil. Willebold. Du trägst wohl auch manches Kreuzlein und manches Leid im Herzen. Leg's dort in frommer Andacht nieder. St. Willebold nimmt dein Klagen und Sehnen freudig an und trägt es fürbittend zum Throne der göttlichen Liebe.

3. November.

Der heilige Hubert,

Apostel der Ardennen.

Jahr 727.

Der hl. Hubert auf der Jagd.

Heutigen Tages noch ist das Städtchen St. Hubert, einige Meilen von Lüttich im Ardennerwalde, und der Flecken Limé, einige Meilen von Soissons, durch Wallfahrten berühmt. Die Geschichte unseres Heiligen wird uns zeigen, welchen Umständen diese beiden Orte einen so ehrenvollen Vorrang verdanken. — Nach den ältesten und schätzenswerthesten Nachrichten sah der heil. Hubert das Licht der Welt in demselben Jahre, wo Lambert, dessen Nachfolger er werden sollte, zum Bischof von Tongern geweiht wurde, gegen das Jahr 656 oder 658. Eugen oder Vitalian saß damals auf dem Stuhl Petri, Constantius führte den Scepter im römischen Reiche und Chlodwig II. oder Chlotar III., dessen Sohn, saß auf dem fränkischen Throne. So ließ Gott, wie der Lebensbeschreiber des Heiligen bemerkt, zu derselben Zeit, wo er der Kirche von Tongern einen so großen Bischof schenkte, für denselben in der Person des hl. Hubert einen würdigen Nachfolger geboren werden.

Sein Vater Bertrand, Herzog von Aquitanien, stammte wie auch seine Mutter, aus fränkischem Königsblute, und beide zeichneten sich ebenso durch Tugend wie durch Adel aus.

Hubert erhielt eine seiner Geburt und der Rolle, die er einst zu spielen berufen sein mochte, angemessene Erziehung. Durch die Sorgfalt seiner Mutter, der guten Herzogin Hugberne, und durch das gute Beispiel seiner Tante Oda entfalteten sich frühzeitig die Keime eines lebendigen Glaubens und einer glühenden Frömmigkeit in dem Herzen des jungen Prinzen. Doch sollte dieser kostbare Same erst später seine Früchte bringen, denn um allen Anforderungen seines Standes in würdiger Weise zu genügen, betrat er mit Eifer die kriegerische Laufbahn, worin er sich durch Fähigkeit und Tapferkeit auszeichnete. Damals war gerade ein entscheidender und höchst stürmischer Zeitpunkt für das fränkische Reich, das sich kaum erst über den Trümmern des römischen Reiches erhoben hatte. Die Erinnerung an Fredegunde und Brunehilde hielt noch die Geister entzwei. Austrasien und Neustrien lagen miteinander im Krieg und kämpften um die Oberherrschaft in Gallien. Ueberall herrschte Empörung, nirgends Ordnung. — Herzog Bertrand soll, den Verfolgungen und der Tyrannei der Hausmeier überdrüssig und um sich ihrer steigenden Macht zu entziehen, sich nach dem Beispiele vieler anderer Großen in seine Staaten zurückgezogen und zum unabhängigen Gebieter derselben erklärt haben.

Sein Sohn Hubert zählte damals erst 15 Jahre. Auf Ebroins Anstiften rückte der Frankenkönig Childerich an der Spitze seines Heeres gegen Herzog Bertrand, und soll nach einer alten Chronik durch ein geheimes Mittel denselben gelähmt oder betäubt haben. Möglicherweise konnte schon der Schrecken, den der blose Name Ebroin einflößte, eine derartige Wirkung hervorgebracht haben, denn Zeitgenossen schilderten ihn als einen furchtbaren Mann, der die Unterdrückung des mächtig werdenden Adels zu seiner Aufgabe gemacht habe. Der kleine Hubert ließ sich übrigens durch diesen gefürchteten Feind nicht einschüchtern, und trug sowohl durch seine Gebete als durch seine ermuthigenden Worte viel dazu bei, daß sein Vater Bertrand eine entscheidende Schlacht gewann.

In Folge dieser ersten glücklichen That wurde unser Heiliger, der bis dahin nur Krieger gewesen war, an den Hof des Königs Theodorich III. geschickt, wo er wegen seiner Tugenden und großen Fähigkeiten zum Pfalzgrafen ernannt wurde, eine damals sehr hohe Würde, da der Träger derselben im Namen des Königs Recht zu sprechen hatte, was immer nur Männern vom höchsten Adel gestattet wurde. Bald aber entsagte er dieser Würde, entweder, weil ihn die Unsittlichkeit des Hofes und die traurigen Folgen des Bürgerkrieges anwiderten, oder vielleicht durch Ebroins Rückkehr dazu genöthigt, welcher bei seinem Herrn wieder zu Gnaden kam. Von Neustrien begab er sich nach Metz, der Hauptstadt von Austrasien, wo ihn Pipin der Kleine, Herzog von Heristal, mit den größten Beweisen von Achtung und Vertrauen überhäufte und zu seinem Oberhofmeister machte. Bald darauf verehelichte sich Hubert mit der schönen und tugendhaften Floribane, Tochter des Grafen Dagobert von Löwen. Er zählte damals 26 Jahre. Ein alter Schriftsteller bemerkt, „es sei nicht zu zweifeln, daß diese Heirath in hohem Grade glücklich gewesen und daß in derselben Friede geherrscht habe, wie an einem reinen, wolkenlosen Himmel.“

In die Zeit dieser Verehelichung verlegt man gewöhnlich das Wunder seiner plötzlichen Bekehrung, oder den Anfang seines Strebens nach höherer Vollkommenheit. Eine seiner Hauptobliegenheiten als Oberhofmeister des Königs war, durch Jagd für die Bedürfnisse der Tafel zu sorgen.

An einem hohen Festtage, kurz vor Ostern, wahrscheinlich am Charfreitage, machte Hubert eine Jagdparthie. Gott, welchen Hubert zu einem Vorbilde der Vollkommenheit erheben wollte, — stellte ihm das Schreckliche der Sünde, einen so hl. Tag durch die Jagd zu entweihen, in ernster Weise vor Augen. Als er sich in seinem Eifer ins tiefste Dickicht des Waldes verloren hatte, während sich die Jagdgesellschaft nach verschiedenen andern Richtungen zerstreute, begab es sich, daß ein Hirsch von ungewöhnlicher Größe und Schönheit statt zu fliehen, in dem Augenblick auf ihn zulief, wo er im Begriffe stand, seinen Jadgspeer nach ihm zu werfen. Darüber erstaunt, hielt Hubert mit dem Wurfe inne, betrachtete den Hirsch und bemerkte, daß er zwischen seinem Geweihe das Bild des Gekreuzigten trug. Vor Bestürzung darüber kam er ganz außer sich. Kaum hatte er sich ein wenig gesammelt, so stieg er von der göttl. Gnade gerührt, vom Pferde, warf sich auf die Kniee nieder, betete das wunderbare Bild an mit der innigsten Bitte zu Gott um Erleuchtung über die Bedeutung dieses Wunders.

Kaum hatte er sein Gebet vollendet, als er von der Seite her, wo der Hirsch stand, die erschütternden Worte vernahm: „O Hubert, wie lange noch wirst du die Thiere des Waldes verfolgen? Wie lange noch wirst du durch diese eitle Leidenschaft dein Heil vernachlässigen? Wenn du nicht bald mit dem Entschlusse der Lebensbesserung dich zu Gott bekehrst, so wirst du ohne Barmherzigkeit in die Hölle verstoßen werden." Diese Worte drangen so tief in Huberts Herz, daß er nach dem Beispiele des hl. Apostels Paulus ausrief: „Herr, was willst du, daß ich thun soll? Ich bin bereit, dir zu gehorchen." Da antwortete ihm der Herr: „Gehe nach Mastricht zu meinem Diener Lambert, er wird dir sagen, was du thun sollst." Nach diesen Worten verschwand der Hirsch in das Dickicht. So wurde nach den Worten der Chronik Hubert, welcher jagen und fangen wollte, selbst gejagt und gefangen. Unverzüglich entsagte der junge Fürst aller Anhänglichkeit an die Weltfreuden, um fortan nur Gott seine Liebe zuzuwenden. Und weil nach den Worten des Herrn ein vollkommener Gehorsam gegen seine Gebote das wahre Zeichen seiner Liebe ist, wollte Hubert dem Befehle nachkommen, der ihm auf dieser Jagd geworden war, und begab sich nach Mastricht zu dem hl. Bischofe Lambert.

Dieser nahm Hubert mit wahrhaft väterlicher Freude und Zärtlichkeit auf und behielt ihn einige Tage bei sich, um ihn zu unterrichten und zu prüfen und erkannte in ihm einen so entschiedenen Beruf zum klösterlichen Leben, daß er gar nicht daran dachte, ihn davon abwendig zu machen. Allein da Hubert noch eheliche Bande fesselten, schenkte er dem Rathe seines weisen Meisters Gehör und verschob die Ausführung seines Vorhabens auf eine spätere Zeit.

Da Gott, welcher die Angelegenheiten und Herzen der Menschen lenkt, nach seinen ewigen Rathschlüssen den großen und folgsamen Schüler des hl. Lambert zu dessen künftigen Nachfolger bestimmt hatte, so räumte er auch das Hinderniß weg, welches dem Berufe Huberts im Wege stand. Nach dem zwei Jahre später erfolgten Tode Floribanens konnte er ungehindert den Weg der Vollkommenheit betreten. Als Unterpfand für ihre Liebe und als Trost für ihren Verlust hinterließ ihm seine Lebensglfährtin als zweite Rachel einen Sohn, den er Floribert nannte, und der für sie ein Kind der Schmerzen, für ihn aber augenscheinlich ein Geschenk Gottes war, denn er war würdig, der Nachfolger seines Vaters auf dem bischöfl. Stuhle von Lüttich und durch das Verdienst seiner Tugenden ein Heiliger zu werden.

Der heilige Hubert.

Durch den Tod seiner theuren Floribane tief betrübt, beschloß Hubert, der Welt vollständig zu entsagen, und wäre sogleich in ein Kloster getreten, hätte er sich dessen für würdig gehalten. Um sich darauf vorzubereiten, entschloß er sich zu einem noch viel einsameren Leben und faßte den Plan, seinen Wohnsitz in einer Einöde unter wilden Thieren aufzuschlagen, um seine frühere zu große Anhänglichkeit an die Freuden der Jagd, die ihm ein regelmäßig frommes Leben nicht gestattet hatte, durch eine ganz entgegengesetzte Lebensweise zu sühnen.

Nachdem er die von dem Herzoge Pipin erlangten Ehren und Aemter in dessen Hände zurückgegeben hatte, ging er nach Paris, um vom Könige Theodorich Abschied zu nehmen und ihn von seinem neuen Vorhaben in Kenntniß zu setzen. Von dort begab er sich in seine Heimath, um seinen Vater noch einmal zu sehen, ehe er sich ganz von ihm trennen würde; er fand denselben aber so gefährlich krank, daß er bei ihm bleiben mußte, um nebst seinem Segen auch seinen letzten Seufzer in Empfang zu nehmen.

Die Herrschaft in Guienne fiel ihm rechtmäßiger Weise zu; allein weit entfernt, deshalb seinen Ent=

schluß aufzugeben, fühlte er sich durch die Last dieser neuen Würde nur desto mehr zur Ausführung seines Unternehmens angetrieben. „Die Herrschaft fiele zwar mir zu," sagte er zu seinem jüngern Bruder Eudes, allein Gott hat mich zu einem andern Lebensweise berufen, ich überlasse sie darum dir unter zwei Bedingungen, einmal, daß du ein guter Fürst seiest, sodann, daß du für meinen Sohn Floribert Sorge tragest, bis es Zeit sein wird, ihn dem frommen Bischofe Lambert, zu dem ich selbst mich jetzt begeben werde, zu Erziehung zu übergeben."

Sobald er auf diese Weise seine zeitl. Angelegenheiten geordnet hatte, eilte er nach Mastricht zurück, und bat den hl. Lambert kniefällig um seinen Rath. Da der fromme Bischof keine ernstl. Einwendungen nöthig fand, gab er ihm das Eremitenkleid und schickte ihn in die Einsamkeit. So trat dieser neue Kämpfer in einem Alter von ungefähr 33 Jahren Reichthümer, Freuden und Ehren der Welt mit Füßen, um arm dem armen Jesus nachzufolgen. Er zog sich tief in den Ardennerwald zurück, man sagt, an den Ort, wo sich später die Abtei zum heiligen Hubert erhob. Manche Stellen des Waldes dienten noch den Heiden als Zufluchtsort. Dieser Umstand veranlaßte den von glühendem Eifer beseelten Hubert bis in die abgelegensten und wildesten Punkte des Waldes vorzudringen, um überall den Götzendienst durch Wort und That zu vernichten. Seinen Leib behandelte er mit unbeschreiblicher Strenge. Als Kleid diente ihm ein Rock aus Schnüren, den er wie ein Hemd auf bloßem Leibe trug; darüber trug er ein rauhes Linnenkleid. Kräuter und Wurzeln waren seine Nahrung, Wasser sein Getränk. Die Zeit, welche er auf sein inneres Leben verwendete, theilte er in drei Theile, einen derselben nahm die Betrachtung der Größe Gottes und der menschl. Nichtigkeit sowie der Heiligkeit und der Geheimnisse unserer Religion in Anspruch, den zweiten verwendete er zum Gebet und zu Thränen der Reue, um die Barmherzigkeit Gottes für sich zu gewinnen; den dritten benützte er zur Lesung der hl. Bücher, wodurch er sich in dieser Einsamkeit eine so gründliche und genaue Kenntniß derselben erwarb, daß er später als Bischof durch die hier aus den hl. Büchern geschöpften Kenntnisse der berühmteste und fruchtbarste Prediger seiner Zeit wurde.

So stieg er durch Abtödtung und himml. Erleuchtung in den sieben Jahren seines Einsiedlerlebens zu immer größerer Vollkommenheit. Nach Verfluß dieser Zeit rief Gott seinen vom Bußgeist so tief durchdrungenen Diener nach Rom. Er fragte seinen geistl. Führer Lambert um Rath. Dies geschah ums Jahr 695. Ohne im Geringsten sich der Abreise seines Schülers zu widersetzen, gab Lambert ihm seinen Segen und durch die Aufnahme seines Sohnes Floribert einen Beweis seiner Zuneigung.

Zu derselben Zeit, als der Pilger in der ewigen Stadt ankam, duldete sein Lehrer als Kämpfer für die Wahrheit und seine bischöfl. Rechte den Martyrtod. Als er sich nämlich eines Tages auf einer Visitationsreise früh Morgens zu Lüttich in die Kapelle des hl. Cosmas und Damian begeben hatte, um die Metten zu beten, stürzte sich Dodo, der Bruder Alpaidens, welcher, von Pipin verstoßen, seinen Glücksstern untergehen sah, auf den hl. Bischof und ermordete ihn. Alsbald erschien nach der Legende bei Papst Sergius I. ein Engel, der ihn von dem Vorfalle in Kenntniß setzte, und ihm Lamberts Hirtenstab und die Nachricht von Huberts Ankunft in der ewigen Stadt überbrachte. Sobald der Pilger vor dem hl. Vater erschien, fragte ihn dieser nach seinem Namen und dem Zwecke seiner Reise und theilte ihm mit, als er beides erfahren hatte, es sei Gottes Wille und Befehl, daß er Lamberts Nachfolger werde. Alle Gründe, die sich anführen ließen, fügt der Verfasser der Legende bei, erschöpfte Hubert, um den hl. Vater von diesem Vorhaben abzubringen. Er entschuldigte sich mit seinem Mangel an Fähigkeit; er bemerkte, wie sehr einem Bischofe Wissenschaft nothwendig sei, um einem so wichtigen Amte vorzustehen; und man hätte in der That schwerlich eine tiefe Demuth überwinden können, wenn nicht ein öffentliches Wunder den Streit zu Ende geführt hätte. Engel trugen die bischöflichen Gewänder des hl. Lambert in die Peterskirche und dieses Wunder machte allen Einwendungen unseres Heiligen ein Ende.

Durch Seufzer und Gebete erbat er sich von Gott die zur würdigen Verwaltung eines so wichtigen Amtes nöthige Tugend und Wissenschaft. Der hl. Vater ertheilte ihm die ersten hl. Weihen, dann die Priesterweihe und endlich die bischöfl. Weihe. — Bei dieser Gelegenheit erwähnt sein Lebensbeschreiber, der sein Schüler gewesen sein soll, noch mehrere andere Wunder. Ein Engel habe nämlich während der Ceremonie der bischöfl. Weihe dem Heiligen eine aus Seide und Gold gewirkte weiße Stola überreicht mit den Worten: „Hubert, die seligste Jungfrau schickt dir diese Stola, sie sei dir ein Zeichen, daß dein Gebet erhört worden und daß du alle zu deinem Amte nöthige Wissenschaft bekommen wirst. Später erscheint ihm der hl. Petrus in Person und giebt ihm einen goldenen Schlüssel als Zeichen seiner kirchl. Gewalt, zu binden und zu lösen. Diese Macht, fährt jener Schriftsteller fort, erstreckte sich nicht blos auf die Seelen, sondern auch auf die Leiber, denn unser Heiliger besaß seitdem immer die besondere Gewalt, Wahnsinnige, Tobsüchtige und Mondsüchtige zu heilen. Während diese Wunder zu Rom geschahen, verkündete eine himml. Stimme den Bewohnern von Mastricht die Erhebung Huberts auf den bischöfl. Stuhl von Tongern. Alles Volk dieser Gegend brach über diese Nachrichten in laute Freuderufe aus.

Kaum hatte Hubert sein hl. Amt übernommen, als er noch strenger gegen sich selbst wurde und noch eifriger auf den Wegen der Vollkommenheit fortwandelte. Schon als er die Welt verließ, hatte er die Armen reichlich beschenkt, doch waren ihm noch beträchtliche Reichthümer geblieben, die er jetzt ganz auf die Unterstützung Unglücklicher und Nothleidender verwendete. Nach den Worten des Evangeliums wollte er sich mit den falschen Reichthümern der Welt wahre

Freunde im Himmel schaffen. Die Nächstenliebe, seine Standespflicht, wurde seinem Herzen förmlich zur Leidenschaft; immer sagte er mit Jesus Christus: Willst du vollkommen werden, so verkaufe Alles was du hast und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben." Diese Vorschrift erfüllte er so pünktlich, daß man ihn bald den Almosenbischof nannte und ihn, wie sein Lebensbeschreiber versichert, Niemand an Freigebigkeit übertraf. Er war der Vater der Armen und Waisen, die Stütze der Wittwen, die Hilfe aller Leidenden, Bedrängten und Unglücklichen. Jedes Elend rührte sein väterliches Herz. In seinen bischöfl. Amtsverrichtungen konnte man seine unermüdl. Sorgfalt, womit er auch die unbedeutensten Geschäfte verrichtete, nur bewundern. Von allem irdischen Reichthum entblößt, war sein einziges Streben auf die himml. Schätze gerichtet. Die hl. Bücher waren sein beständiges Studium und all seine Freude; aus ihnen schöpfte er die Regeln seines Verhaltens und die Lösung aller Zweifel und oft bedauerte er, nicht würdig erfunden zu werden, für den Triumph der Wahrheit als Martyrer sterben zu dürfen.

Gegen das Jahr 708, eilf oder zwölf Jahre nach seiner Erhebung zur bischöfl. Würde, ward Hubert von Gott gemahnt, den Leib des hl. Lambert von Mastricht nach Lüttich bringen zu lassen, wo er den Martyrtod erlitten hatte. Diese himml. Eingebungen machten ihn bei seinem glühenden Verlangen, seinen theuern Lehrer nach Kräften zu ehren, außerordentliche Freude. Um in dieser wichtigen Sache den göttl. Willen klar zu erkennen, ordnete er für alle Einwohner Mastrichts dreitägige Fasten und öffentl. Gebete an. Mit größter Feierlichkeit übertrug er sodann die Gebeine des hl. Martyrers von Mastricht nach Lüttich, und bestattete sie genau an dem Orte seines Todes.

Um seinen muthvollen Vorgänger noch mehr zu verherrlichen, ging er noch weiter und legte den Grund zu der nachmaligen Stadt Lüttich. Da die Menge der Pilger den kleinen Flecken bedeutend vergrößert und bevölkert hatte, ließ ihn Hubert mit Mauern und Thoren umgeben, um gegen Feinde gesichert zu sein, und Gott im Frieden dienen zu können. Bald darauf gründete er eine Kirche zu Ehren der seligsten Jungfrau und des hl. Lambert, und machte eine Stiftung zum Unterhalt von 36 Chorherrn.

Die Kirche zur heiligen Jungfrau und zum heiligen Lambert in Lüttich.

Eine andere Kirche die er bald nachher zu Ehren des Apostelfürsten erbaute, übergab er Mönchen, welche in der Folge durch die Barbaren den Martyrtod erlitten.

Nachdem Hubert die nöthigen Vorbereitungen getroffen hatte, ließ er zu Lüttich ein Provinzialconcil von 30 Bischöfen halten, welches im Auftrage des Papstes die Verlegung des bischöfl. Sitzes von Tongern nach Lüttich besprach. Der Plan ward einstimimgangenommen, und Lüttich ward Sitz des Bischofs, und dem Erzbisthum Köln einverleibt. Die Stadt Lüttich betrachtet den hl. Hubert als ihren Gründer und ersten Bischof, und ehrt den hl. Lambert als Hauptpatron.

Sobald der bischöfl. Sitz zu Lüttich gegründet war, erhielt Hubert von seinem Vetter Carl Martell mit leichter Mühe für sich und seine Nachfolger auch die Verwaltung des Landes. Er bewies dabei den nämlichen Eifer und die gleiche Liebe, wie in der geistl. Leitung seiner Heerde und bald wuchs Lüttich, das bis zu Lamberts Tode nur der kleine Flecken Leodium gewesen war, zu einer großen und reichen Stadt heran. Er erließ Verordnungen zum Wohle und Frieden der Einwohner, sorgte für ihre Sicherheit, gewährte

ihnen verschiedene Vorrechte und Freiheiten, ordnete Maß und Gewicht, und setzte zur Verwaltung der Rechtspflege einen Bürgermeister nebst 14 Schöffen ein; endlich ließ er aus Erkenntlichkeit gegen seinen Lehrer, den hl. Lambert, und aus Anhänglichkeit an den Papst, der ihm die hl. Weihe gegeben hatte, auf sein Siegel und auf die Münzen das Bild des hl. Lambert, nebst den Worten einprägen: Lüttich, Tochter der römischen Kirche.

Seine häufigen Reisen in alle Theile seines Bisthums, seine täglichen Predigten vor Hohen und Niedern, seine beständigen Sorgen für das Heil seines Volkes, die unablässigen Arbeiten seines doppelten Amtes als Landesherr und als Bischof, und vor Allem die zahllosen Mühen, die ihm seine thätige Nächstenliebe auferlegte, erschöpften bald seinen gebrechlichen Körper, der durch häufige Fasten und Abtödtungen, die er sich der Selbstbeherrschung halber auflegte, geschwächt war. Eine Wunde, die er an der Hand empfing, beschleunigte seinen Tod. Als er nämlich seinen Dienern, welche Pfähle in einen Fluß einrammten, helfen wollte, um ihnen einen Unfall zu ersparen, traf ihn ein Erdsturz, der ihn fast aller Finger beraubte.

Der heil. Hubert nach Albrecht Dürer, 16. Jahrh.

Dieses Leiden trug er mit beispielloser Geduld, ohne je etwas an seinen geistl. Uebungen abzubrechen, obwohl er drei Monate lang Schmerzen litt, die ihn nicht mehr ruhen und schlafen ließen. Er sprach mit dem Propheten: „Erbarme dich meiner, o Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit, und nach der Menge deiner Erbarmnisse tilge meine Missethat. Wasche mich mehr und mehr von meiner Ungerechtigkeit und reinige mich von meinen Sünden. Erschaffe in mir ein reines Herz und erneuere den rechten Geist in meinem Innern."

Als ihn einst bei Nacht die Heftigkeit der Schmerzen in eine Art Betäubung versetzt hatte, glaubte er einen Engel in strahlendem Glanze zu sehen, der ihm von Gott die Botschaft brachte: „Du hast mich angerufen in deiner Bedrängniß und ich habe dich befreit." Dann zeigte ihm der Engel einen prächtigen Palast mit den Worten: „Es gibt viele Wohnungen in dem Hause meines Vaters, das ist diejenige, welche dir von Ewigkeit her bereitet ist." Nach der Legende wurde ihm auch sein Tod in den Worten geoffenbart: „In einem Jahre werde ich die Bande deiner Bedrängniß brechen, ich werde dich befreien und du wirst mich verherrlichen."

Hubert verdoppelte seinen Andachtseifer, um sich gut auf den Tod vorzubereiten, und je näher er den Tag der Rechenschaft heranrücken sah, desto größer wurde sein Bußeifer und seine Freigebigkeit gegen die Armen. Gegen die Heiligen und besonders gegen seinen hl. Lehrer Lambert hegte er eine so große Andacht, daß er fast nie mehr die Kirche verließ, welche seine kostbaren Ueberreste in sich schloß. Inständig empfahl er sich der Fürbitte hl. Bischöfe und dem Gebete seiner Amtsbrüder und Freunde. Eines Tages besuchte er die von ihm selbst erbaute Kirche des Apostelfürsten, wo er sich vor dem Altare des hl. Albinus auf die Knie warf. Nach langem glühenden Gebete erhob er sich mit den Worten: „Das Andenken der Gerechten wird ewig dauern; welches Uebel ihn auch treffen mag, er wird ohne Furcht sein." Dann kehrte er sich gegen die nächste Wand,

breitete die Arme aus, als wollte er das Maß zu seinem Grabe nehmen und sagte zu seinen Begleitern: „Meine Freunde, ich will, daß man mich hier bestatte und bitte euch, mir mit euren Gebeten zu dieser großen Reise liebreich beizustehen, denn in wenigen Tagen werde ich sterben.“ Bald darauf baten ihn die Bewohner von Fur in Brabant, 12 Meilen von Lüttich, die er zum Glauben bekehrt und oft durch seine guten Werke erbaut hatte, er möchte ihre Kirche einweihen. Trotz seiner Schwäche und seines schlimmen Gesundseitszustandes glaubte er diese Bitte nicht abschlagen zu können, ohne gegen die Liebe und gegen die Pflichten seines Amtes zu verstoßen. In der Voraussicht aber, daß seine Stunde nahe sei, nahm er bei seiner Abreise von Fur durch eine rührende, väterl. Anrede von seinem Volke Abschied. Die Feierlichkeit griff ihn sehr an; ein Priester, der seinen leidenden Zustand bemerkte, bat ihn um die Erlaubniß, den Gottesdienst abzukürzen, allein der muthige Bischof erwiderte ihm: „Nein, mein Bruder, es soll an diesem schönen Feste nichts fehlen und Alles in gewohnter Ordnung vollzogen werden.“ Er setzte demnach mit aller Aufmerksamkeit und Ehrerbietung die hl. Handlung fort, und hielt dann eine liebliche salbungsvolle Predigt, voll heilsamer Belehrungen und auffallender Lichtblicke über die Kürze des Lebens und über die Rechenschaft, die wir Gott über unsere Handlungen werden abzulegen haben.

Nach beendigtem Gottesdienst setzte er sich zu Tisch, um mit seiner Geistlichkeit zu speisen, allein es war ihm unmöglich, etwas zu genießen. Als die Stunde des Abschiedes gekommen war, ließ er sich von seinen Dienern wieder nach Fur zurück bringen und kam bei Nacht ganz erschöpft in seiner Wohnung an. Hier betete er nach seiner Gewohnheit zuerst in seiner Privatkapelle und ließ sich dann zu Bette führen. Dieses konnte er von Sonntag bis auf den Freitag wegen des wachsenden Fiebers nicht mehr verlassen, und da er nicht schlafen konnte, so betete er von Zeit zu Zeit die Psalmen.

Freitag den 30. Mai des Jahres 727 bei Tagesanbruch richtete er an seine theuren Schüler und an seinen Sohn Floribert, welche sein Bette umstanden und aus Schmerz, ihn verlieren zu müssen, in Thränen zerflossen, die demüthigen Worte: „Ich bitte euch, meine teuren Kinder, die ich immer mit besonderer Zärtlichkeit geliebt habe, eure Erkenntlichkeit gegen mich durch Gebete um Verzeihung meiner Fehler zu beweisen. Mein Lebensende und der Augenblick ist gekommen, wo ich diese irdische Wohnung verlassen muß, um dem höchsten Richter über meine Handlungen Rechenschaft abzulegen; und weil ich fürchte, unter der Last meiner Sünden, die wie gewaltige Heeresschaaren gegen mich ziehen, und unter dem strengen Gerichte des Herrn zu unterliegen, so bitte ich euch, ihnen den Schild eurer Gebete entgegenzuhalten und den Herrn für mich um Barmherzigkeit anzuflehen.“ Wunderbare Demuth! Es ging diesem hl. Manne, wie der Weise sagt: „Der Gerechte klagt sich selbst zuerst an.“ Als er an der Abnahme seiner Kräfte die Nähe des Todes fühlte, sprach er, Hände und Augen zum Himmel gerichtet: „Haltet ein Schweißtuch bereit, mir das Gesicht zu verhüllen, denn es naht der Augenblick, wo meine Seele dieses zerbrechliche Gefäß verlassen und frei werden soll.“ Dann betete er das apostolische Glaubensbekenntniß und übergab seine schöne Seele in die Hände Gottes im J. 727, im 71. seines Lebens. Sein Leib wurde in der Stiftskirche zum hl. Petrus in Lüttich beigesetzt. Es scheint um das Jahr 840, zu jener Zeit der heftigsten Bürgerkriege und wiederholten Einfälle der Normannen in jener Gegend gewesen zu sein, daß die Mönche des hl. Hubert zu Limé eine Zufluchtsstätte für ihren hl. Beschützer suchten, denn diese Gegend wurde bald ein berühmter Wallfahrtsort, dessen Ursprung sich in die politischen Wirren dieser Zeit verliert. Der hl. Hubert wurde Patron des Landes, und jährlich wird daselbst am 3. Nov. sein Fest begangen.

Später entstand eine Bruderschaft zu Ehren des hl. Hubert, und von jeher war er der Patron der Jäger, sowie früher der Bogenschützen des Mittelalters. Erwägen wir bei uns die wunderbare Bekehrung des hl. Hubert; betrachten wir, mit welcher Freude der hl. Mann diesen Weltfreuden, diesen Genüssen, die ihm Ehren und Aemter in vollem Maße boten, entsagte, mit welchem Eifer, mit welcher Ausdauer er sich allen Unannehmlichkeiten des Lebens, den größten Abtödtungen und Bußwerken unterzog, mit welcher achtungswerten Demuth er sich in allen Lagen seines Lebens benahm; wie er in innigster Liebe zu seinem Nächsten sich oft selbst das Nothwendigste entzog, um Hungrige zu sättigen, Nackte zu kleiden, Nothleidende und Dürftige zu unterstützen; wie sein ganzes Dichten und Trachten nur auf seine Vervollkommnung gerichtet war, und sein Tod seinem ganzen Leben entsprach – denn wie er kann nur ein Gerechter sterben — wahrlich, es müßte der ein Herz von Stein in seiner Brust tragen, der nicht bei der Lesung seiner Lebensgeschichte von der innigsten Rührung ergriffen, den festen Vorsatz hätte, diesem erhabenen Beispiele nach Kräften nachzufolgen. Denn handeln und leben, wie er gehandelt und gelebt hat, das ist der Weg zur himmlischen Heimath, er ist zwar schmal und mit Dornen bestreut, aber am Ziele winkt dem unermüdlichen Wanderer die Krone des ewigen Lebens.

Die heilige Idda von Toggenburg,

Klausnerin.

Dreizehntes Jahrhundert.

Das Glück, um welches man oft die Großen der Erde beneidet, wohnt nicht immer in Palästen und Schlössern; häufig sind sie von ungezügelten Leidenschaften befangen, welche dem Bewohner der niedern Hütte ganz unbekannt sind, der bei seiner Armuth, bei seiner harten, ermüdenden Tagesarbeit zufrie-

den ist, wenn er sich nach Beendigung derselben und nach Stillung seines Hungers mit grober Speise der so nöthigen Ruhe hingeben darf. In dem Zeitalter, in welches das Leben unserer Heiligen fällt, standen die Herrn der Schlösser und Burgen noch nicht auf der Bildungsstufe unserer Tage, und waren um so mehr allen Leidenschaften verfallen, je größer der Reichthum, je größer die durch keine Gesetze beschränkte Macht und Gewalt war, die der eine und der Andere von ihnen besaß. Ungezügelter Hang zur Jagd, ungebändigter Zorn und in Folge dessen schauderhafte Wuthausbrüche, wenn nicht plötzlich der Wille des Herrn erfüllt wurde, Trink- und Kriegslust, Kampf und Streit und in Folge dessen Haß und Mißtrauen, sowie Geringachtung des Lebens der Unterthanen bei der geringsten Veranlassung, waren damals die hervorragenden Eigenschaften dieser Herrn. Von ihnen hingerissen, unterdrückten sie die in ihnen sich regenden guten Gefühle und handelten nur nach den Eingebungen ihrer Leidenschaften, um nach verübten Unbilden an Unschuldigen, wenn sie nicht ganz in Rohheit versunken waren, desto schmerzlicher die Bisse ihres erwachten Gewissens zu empfinden, das auch bei dem verhärtetsten Menschen sich am Ende trotz aller Ausschweifungen, trotz aller Zerstreuungen Eingang zu verschaffen weiß. Die Diener der Religion suchten zwar durch milde und harte Drohungen diese gewaltigen Ausbrüche roher Kraft so viel als möglich zu sänftigen, vermochten aber häufig doch nicht, den alle Schranken durchbrechenden Leidenschaften Widerstand zu leisten und Unheil zu verhindern, das selbst die Urheber desselben mit ins Verderben zog, oder in immerwährende Reue und Verzweiflung stürzte. Um so herrlicher strahlt dagegen häufig das Bild der Milde, der Liebe gegen Gott und den Nächsten, der Sanftmuth, des Erbarmens mit Nothleidenden und Unglücklichen, der thätigen Hilfsleistung, der Nachgiebigkeit und Gottergebenheit in den Frauen dieser Jahrhunderte hervor, die wie hellleuchtende Sterne in dieser Finsterniß ihr Licht verbreiteten. Unter diesen Frauen nimmt eine der ersten Stellen Idda von Toggenburg ein.

Sie war die Tochter des Grafen Hartmann von Kirchberg in Schwaben. Dort lebte die sittsame Jungfrau an der Seite ihrer frommen Eltern, welche aus Liebe zu Gott das berühmte Benediktinerkloster Wiblingen gestiftet hatten. Von diesen in Gottesfurcht erzogen, kannte die fromme Tochter kein anderes Vergnügen, als eben Nothleidenden und Armen beizustehen und durch geheime Wohlthaten die Thränen der Bedrängten zu lindern, die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu kleiden, die Kranken durch leibliche Hilfe und geistl. Zuspruch aufzurichten und so Segen um sich her zu verbreiten, der wohlthätig auf Alle einwirkte und sichtbare Spuren ihrer Gott wohlgefälligen Handlungsweise hinterließ. Es war demnach kein Wunder, wenn sie sich durch diese Herzensgüte die Herzen Aller gewann, die sie kannten, und ihr Lob in aller Mund war Dieses vernahm mit innigem Vergnügen der junge Graf Heinrich von Toggenburg, der i. J. 1197 auf seiner Rückkehr von einem Turnier zu Köln in diese Gegend gekommen war. Ohne die Jungfrau gesehen zu haben, erwachte in ihm, als er sie so loben und preisen hörte, der Gedanke, eine solche Gemahlin heimzuführen, um an ihrer Seite das Glück des Lebens zu genießen, nach dem er sich längst gesehnt hatte. Er begab sich nach Kirchberg und wurde dort gastfreundlich von den Eltern und der Tochter aufgenommen. Der Anblick dieser ebenso sittsamen als schönen Jungfrau bestärkte ihn in seinem Vorsatze. Ohne Rückhalt eröffnete er nach einigen Tagen seines Aufenthaltes den Eltern den Grund seines längern Weilens und bat sie dringend um die Hand ihrer geliebten Tochter, deren Besitz ihn allein wahrhaft glücklich machen könnte. Die Eltern, überzeugt, durch diese Heirath mit dem mächtigen Grafen von Toggenburg das Glück ihres Kindes zu gründen, waren über seinen Antrag erfreut, und sagten ihm die Hand ihrer Tochter zu, und zugleich theilten sie derselben das ihr bevorstehende Glück mit. Gehorsam fügte sich die Tochter in den Willen ihrer Eltern, obwohl in ihrem Herzen sich manche Bedenklichkeit dagegen erhob. Sie fühlte sich mehr zur stillen Einsamkeit hingezogen, um ihr Leben als Jungfrau Gott zu weihen, als unter Schaugepränge und Prachtaufzügen den Blicken des Volkes sich preisgegeben zu sehen, und in lärmenden Gelagen und Gesellschaften Worte mit anhören und Handlungen mit ansehen zu müssen, ge-

Die heilige Idda von Toggenburg unterstützt Arme und Kranke.

gen die sich ihr frommer Sinn mit aller Kraft sträubte. Ueberdies fühlte sie eine geheime Ahnung in ihrem Innern, von bevorstehenden Leiden, die sie nicht verbannen konnte. In dieser Beängstigung wendete sie sich im innigen Gebet an die hl. Schmerzensmutter Maria, um durch ihre Fürbitte die Kraft zu erlangen, welche sie zur Darbringung dieses so schweren Opfers nöthig hatte. Ihre Ahnung rechtfertigte sich bald nach ihrer Verheiratung. Mit dem Segen ihrer Eltern zog sie mit ihrem jungen Gemahl in seine Heimath.

Heinrich war von schöner Körpergestalt; seine Tapferkeit war in vielen Kämpfen erprobt; er war Herr einer bedeutenden Grafschaft, die eine große Zahl von Dörfern, Schlößern und Burgen umfaßte. Er war aber trotz mancher guter Eigenschaft, die er besaß, nicht frei von einer Leidenschaft, die ihm und seiner Gattin unendliches Leid bereitete, und über beider Leben ein Weh brachte, das keine Reue, keine Besserung und Sühne, ganz tilgen konnte. Von ungebändigtem Jähzorn auch bei geringem Anlasse hingerissen, brauste er auf wie ein angeschwollener Waldstrom, der alles in seiner Wuth mit sich fortreißt, verlor in diesem Zustande alle Fassung und handelte nur nach den Eingebungen seiner Leidenschaft. Keiner Vorstellung, keiner Ermahnung selbst von Seiten des Dieners Gottes war er zugänglich und die geringste Widersetzlichkeit verwandelte seinen Zorn in die grenzenloseste Wuth. War diese vorüber, so empfand er zwar schmerzliche Reue und suchte wieder gut zu machen, was er in seiner gesteigerten Leidenschaft begangen hatte; aber den Schrecken vor ihm konnte er in den Herzen nicht mehr verlöschen. Solche Ausbrüche mußte Idda häufig mitansehen.

Mit Sanftmuth und Güte behandelte sie den Gatten, dessen gutes Herz sie bald wieder versöhnt hatte, und fühlte inniges Mitleiden über diese geistige Schwäche. Nachgiebigkeit und Entfernung jeden Widerspruchs machte sie sich zum Gesetz, um jeden Ausbruch des Zorns zu verhindern. Brach dieser aber doch mit Ungestüm los, so ertrug sie ihn doch mit Geduld, und flehte inbrünstig zu Jesu, ihren Gatten vor ungerechten Handlungen zu bewahren, sein Herz der Besserung zugänglich zu machen, und ihm die Augen über diesen furchtbaren Fehler zu öffnen, durch den allein ihr eheliches Glück gestört würde. Ihre täglichen Besuche waren, wenn es ihre Geschäfte im Hauswesen erlaubten, dem nahegelegenen Kloster Fischingen, oder der Mutter-Gottes-Kapelle in der Au gewidmet, um dort durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Kraft zur Ertragung ihrer schweren Leiden zu erlangen, welche noch durch das zuweilen mürrische Benehmen des Grafen erhöht wurden, weil seine Ehe bis jetzt noch mit keinen Kindern gesegnet war.

Auch diese Unzufriedenheit ihres Gemahls ertrug sie mit engelgleicher Geduld und Demuth. Für sie waren die Armen und Nothleidenden unter den Unterthanen ihre Kinder, denen half sie, wo und wie sie nur konnte; und dafür ward sie schon bei ihrem Leben wie eine Heilige von ihnen verehrt. Mit gleicher Milde und Liebe behandelte sie das ganze Schloßgesinde, ermahnte es zur Treue und Ergebenheit gegen den Herrn, spornte es zum Fleiße, zur Ordnung, zur Thätigkeit und weisen Sparsamkeit durch ihr eigenes Beispiel an, und lehrte es die Arbeiten durch Gebet und fromme Ergebenheit in den Willen Gottes heiligen.

Die Kranken unter den Dienstboten pflegte sie wie eine Mutter und jedes Anliegen derselben durfte ihr vorgetragen werden und jeder durfte gewiß sein, Rath und Trost von ihr zu empfangen. Dafür genoß sie aber auch die allgemeine Liebe derselben, mit Ausnahme eines einzigen Knappen des Grafen, den keine Wohlthat, kein freundliches Wort, keine noch so edle Gabe günstig für sie stimmen konnte. Er hieß Dominiko, und war aus Welschland gekommen und in die Dienste des Grafen getreten.

Dieser heimtückische, falsche und arglistige Mensch hatte bald bei seiner Schlauheit den ganzen Zustand des Hauses und die Schwächen seines Herrn kennen gelernt, seine Tücke aber verstand er gut unter einem einnehmenden Aeußern zu verbergen. Er wußte sich bald durch verschiedene Kunstgriffe in das Vertrauen seines Herrn einzuschleichen, dem er selbst unter der Maske der Ergebenheit den größten Schimpf zuzufügen keinen Anstand nahm. Weit entfernt, die Freundlichkeit seiner Gebieterin so auszulegen, wie es sich für einen Diener schickt, glaubte er darin eine vertrauliche Annäherung zu erkennen, die ihn zu noch Schlimmerem auffordere. Ganz entflammt von unreiner Begierde nahm er sich Freiheiten gegen die arglose Gräfin heraus, welche dieser auf einmal die Augen über die schändlichen und abscheulichen Gedanken des Buben öffneten. Erstaunt und entrüstet zugleich über die Frechheit des Knechtes ließ sie ihn durch ihr ernstes Benehmen seinen Irrthum erkennen. Dieses steigerte noch mehr die Sinnenlust des entdeckten Heuchlers. Er suchte auf einem andern Wege diese zu befriedigen, und paßte die Gelegenheit ab, um mit Gewalt zu rauben, was ihm, wie er meinte, gutwillig versagt worden war.

Versteckt im Gehölze in einem Thale an dem Wege, auf dem die Gräfin still betend allein zur Kirche wandelte, stürzte der freche Knecht hervor, umfaßte die Gräfin und wollte sie mit Gewalt zu seinem Willen zwingen. Muthvoll rang die Anfangs erschrockene Frau mit dem Bösewicht, schrie um Hilfe, und Gott sandte ihr in dem Knappen Kuno den Retter in der Noth.

Dieser eilte auf das Geschrei seiner Gebieterin herbei und über diese Schändlichkeit zur äußersten Wuth gereizt, packte er den Bösewicht, warf ihn zu Boden, und hätte ihn erschlagen, wenn nicht die Gräfin selbst aus Mitleid für ihn gebeten hätte.

Ja, als Kuno mit der Anklage bei dem Herrn drohte, bat sie ihn, den furchtbaren Zorn ihres Gatten voraussehend, den Vorgang zu verheimlichen, und verzieh dem Bösewicht. Nach einem brünstigen Gebete zu Gott und der heiligen Jungfrau für die

zugeschickte Hilfe eilte die geängstigte Gräfin unter dem Schutze Kunos ins Schloß zurück.

Rache kochte in der Brust des Bösewichts, theils wegen seines fehlgeschlagenen Planes, theils wegen der erduldeten Mißhandlung, und er suchte nur Gelegenheit, sich an beiden aufs Grimmigste zu rächen, anstatt dankbar zu sein für die Verschweigung seiner Verruchtheit, die ihn das Leben gekostet haben würde. Von dieser Zeit an hielt sich die Gräfin fern von Dominiko, um jeden Anlaß zur Nahrung seiner Leidenschaft zu vermeiden. Dagegen behandelte sie ihren Retter mit der größten Achtung. Dieses benutzte der Welsche, dem Grafen die Meinung beizubringen, als wenn seine Gemahlin eine unreine Neigung gegen den Knappen hege. Diese Einflüsterungen und das ganze Lügengewebe Dominikos stachelten die Eifersucht des leichtgläubigen Grafen zu einem solchen Grad von Zorn, daß er seine schuldlose Gattin durch die bittersten Vorwürfe und den schwärzesten Verdacht quälte und marterte, und ihr das Leben verbitterte. Idda konnte sich das Benehmen ihres Gatten nicht erklären, weil ihr argloser Sinn sich durchaus keine Veranlassung dazu denken konnte. Doch trug sie Alles mit Geduld und stellte dem, der Alles weiß, und sieht, die Enthüllung ihrer Unschuld anheim. Aus diesem Grunde vermied sie nur desto sorgfältiger, ihrem Gemahl irgend einen Anlaß zu einem Verdacht zu geben, selbst gegen Dominiko war sie in ihrem Benehmen nachsichtiger und gütiger. Aber alle ihre Hingebung, die sie ihrem Gatten erwies, ließ den Grafen ungerührt, und ihre Nachsicht steigerte nur die Bosheit des Knechtes, der mit Gier eine Gelegenheit abwartete, seiner Rache volle Genüge zu thun. Leider sollte sich diese Gelegenheit nur zu bald zeigen. Im Innersten betrübt über die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen zog sich die Gräfin immer mehr zurück, um in stiller Einsamkeit im Gebete Trost und Stärke für das über sie verhängte Leid zu suchen. Nur der schmerzenreichen Mutter unter dem Kreuze klagte sie ihre Leiden, und wenn sie in das Herz derselben ihren Kummer ausgeschüttet, fand sie das ihre wundervoll getröstet. Oft ließ sie vom Zimmer aus ihren Blick über den dunkeln Wald nach jener Gegend hinschweifen, wo ihre zärtl. Eltern wohnten, und sie glücklich glaubten. Mit Wehmuth gedachte sie der seligen Tage ihrer Jugend und dann rannen die Thränen über ihre gebleichten Wangen, und netzten die Arbeit, die sie in ihrer Einsamkeit unter den Händen hatte. An einem sonnigen Frühlingstage fiel ihr einst ein, ihren Brautschmuck aus dem Schranke hervorzuholen, um ihn vom Staube zu reinigen und des Abends wieder zu verwahren. Unter ihren Kleinodien nahm sie mit Seufzen den funkelnden Brautring in die Hand und betrachtete ihn mit Wehmuth, der ihr zwar äußern Glanz, aber kein inneres Glück gebracht habe. Sie legte ihn mit einem Blick zum Himmel zu den andern Kostbarkeiten und entfernte sich zu einem häusl. Geschäfte, ohne an das offene Fenster zu denken. Als sie des Abends zurückkehrend, die Kleider und Kostbarkeiten wieder in ihrem Schrank verschließen wollte, vermißte sie zu ihrem großen Schrecken den Brautring. Vergebens durchsuchte sie das Zimmer, er war verloren. Ein Rabe, der in der Nähe des Schlosses auf einem hohen Baum sein Nest hatte, hatte im Vorbeifliegen, durch das Funkeln des Ringes angereizt, denselben mit dem Schnabel erfaßt und in sein Nest getragen. Da alles Suchen nach dem Ringe vergeblich war, so konnte die Gräfin in ihrer kummervollen Lage keinen andern Ausweg finden, als ihre Angelegenheit dem Schutze Gottes zu empfehlen, und über die ganze Sache zu schweigen. — Einige Tage nach diesem Vorfalle ging der Knappe Konrad auf die Jagd, von der er mißgelaunt, weil er kein Wild angetroffen, zurückkehrte. Als er in die Nähe des Baumes gekommen war, auf welchem ein Rabe sein Nest hatte und die Jungen desselben nach Futter schreien hörte, kam ihn die Lust an, wenigstens sich dieser Beute zu bemächtigen, um nicht ganz leer nach Hause zu kommen. Er bestieg den Baum und während er die Jungen aus dem Neste nahm, sah er auf dem Boden etwas wie Gold funkeln. Begierig griff er darnach, da er aus Erfahrung wußte, daß die Raben auf glänzende Dinge verpicht, diese stehlen und in ihr Nest tragen. Es war der Brautring der Gräfin, und ohne zu ahnen, daß er das Eigenthum seiner Gebieterin und dadurch sein eigenes Verderben an den Finger gesteckt habe, stieg er mit den Jungen vom Baume herab, und nach seiner Ankunft im Schlosse erzählte er seinen Kameraden den glückl. Fund und zeigte ihnen den Ring. Dominiko war zufällig anwesend und hatte die Erzählung mit angehört. Da er den Ring erkannt hatte, baute er darauf einen teuflischen Plan zum Verderben seiner Gebieterin und seines Mitdieners. Eilig verfügte er sich zum Grafen und theilte ihm mit schadenfroher Miene mit, was er eben gesehen habe und seine früheren Mittheilungen bestätigte, da der Knappe ungescheut den Brautring der Gräfin am Finger trage. Furchtbar war die Wuth des Grafen, in die er durch diese Nachricht versetzt wurde. Ohne Verzug mußte Konrad vor

Die heilige Idda fleht um Linderung ihrer Leiden zur heil. Maria.

seinem Herrn erscheinen, der auf die Frage nach dem Ringe denselben im Gefühle seiner Unschuld vorwies. Ohne nachzuforschen, wie der Knappe zu diesem Ringe gekommen sei, hieß er sogleich, von Zorn ganz verblendet das wildeste Pferd vorführen, die Füße des unschuldigen Menschen, ohne auf dessen Bitten um Gehör zu achten, an den Schweif binden, und mit tüchtigen Hieben den steilen Berg hinabjagen. Furchtbar war der Anblick des hinabrasenden Rosses, furchtbar das Los des Unglücklichen, der durch die im Wege liegenden Steine zerschmettert, zerrissen und zerfetzt sein Leben qualvoll endete. Noch während dieses schreckl. Auftrittes rannte der Graf auf das Zimmer seiner Gemahlin, überhäufte sie mit den schimpflichsten Benennungen, packte sie mitten um den Leib und stürzte sie vom Fenster in die endlose Tiefe hinab. Schrecken, Angst, Verwirrung herrschte unter der Dienerschaft i. ganzen Schlosse. Jeder, von der Unschuld beider überzeugt, bejammerte in der Stille den martervollen Tod des Knappen, wie die unmenschl. Behandlung der Gräfin durch den eigenen Gemahl, denn Alle waren überzeugt, daß sie, an den Felsen zerschmettert, kaum mehr kenntlich, in der unermeßlichen Tiefe den Tod gefunden habe. Und wer sollte es nicht glauben? Aber der Herr hatte über sie seine schützenden Arme ausgestreckt, und ihrem Engel befohlen, sie vor jedem Unfalle zu bewahren. Betäubt vom Falle, lag sie wie todt in der 400 Fuß tiefen Schlucht. Sie war nicht verletzt, und als sie wieder zu sich kam, stand sie wohlbehalten auf, schaute sich noch verwirrt vom Falle um und als sie sich des Geschehenen wieder erinnerte, stürzte sie zum feurigen Dankgebet zu ihrem Schöpfer und Erretter auf die Kniee und flehte zu ihm um ferneren Beistand aus dieser Noth. Allein und verlassen stand sie da; was sollte sie beginnen? Schnell war ihr Entschluß gefaßt; ehe man käme, um sie zu suchen und wenn man sie lebend finde, zu einem noch qualvollern Tode bestimmt zu werden, eilte sie, soviel es ihre Kräfte erlaubten, dem Walde zu, drang in dessen tiefe Finsterniß ein und suchte einen Ort, wo sie Gott in Einsamkeit ihr ganzes Leben zu weihen sich entschloß, da er sie auf so wunderbare Weise am Leben erhalten hatte. Nach mehrstündigem Vorwärtsdringen fand sie endlich in dem Forste den selten ein menschl. Fuß betrat, und wohin sich höchstens ein Jäger bei Verfolgung des Wildes wagte, noch vor Sonnenuntergang eine Höhle, welche der Vorsprung eines Felsens bildete. Eine daneben stehende Tanne senkte ihre Zweige bis auf den Boden, und ein klarer Bach rieselte an der Seite des Felsens herab. Hier beschloß sie, ihren Wohnort aufzuschlagen. Mühvoll war die Arbeit, um die Höhle von allen Seiten zur Wohnung herzurichten, und manchen Schweißtropfen kostete es die an solche Arbeit nicht gewöhnte Frau, das Werk nothdürftig zu vollenden. Moos war ihr Lager, das sie in der Nähe in Menge gefunden hatte, und auf diesem ruhte sie nach einem herzl. Gebete zum gütigen Vater im Himmel und erquickte sich durch einen sanften Schlaf. Des andern Tages war nach einem brünstigem Gebete die erste Sorge für die Nahrung des Leibes, so wenig sie bedurfte. Auch dafür hatte die gütige Vorsehung gesorgt. Saftreiche Beeren fand sie in Menge um ihre Hütte. Sie sammelte sie ein, und bewahrte sie im dunkelsten Winkel ihrer Höhle; eßbare Wurzeln grub sie mit ihren zarten Händen, und viele andere Beeren pflückte sie von Stauden ab, deren Unschädlichkeit sie durch Beobachtung der Vögel kennen gelernt hatte, welche dieselben verzehrten. Noth macht erfinderisch, heißt es im Sprüchwort, u. unsere Heilige wurde durch die Noth gezwungen, den Mangel an Kleidern und Gefäßen durch Nachdenken und Anwendung ihrer geistigen Kräfte zu ersetzen. Aus Binsen, Riedgras und Baumbast versuchte sie es, sich Matten zu flechten und Körbe für ihre aufgehäuften Lebensmittel anzufertigen, und unter Gottes Beistand gelangen nach und nach ihre Versuche. Jetzt hatte sie Arbeit und eine große Zahl der verfertigten Gegenstände jeder Art beurkundete ihre Thätigkeit. Aber jetzt nahte die Jahreszeit heran, welcher sie schon lange mit Bangigkeit entgegensah. Der Winter mit seinen furchtbaren Stürmen brauste über den Forst, verwandelte ihre Quelle in Eis, deckte ihre Hütte mit Schnee, und hüllte die fromme Klausnerin in langdauernde Nächte ein. Ohne Licht, ohne Feuer konnte sie sich nur mit Mühe tief im Moose gebettet der grimmigen Kälte erwehren, einsam und verlassen konnte sie Niemanden ihre Schmerzen und Leiden klagen, und doch fühlte sie sich nicht verlassen, und kein unzufriedenes Wort entschlüpfte ihren Lippen, obgleich es ihr schwer

Graf Heinrich v. Toggenburg zieht mit seinen Reisigen aus.

fiel, das Wort Gottes in der Kirche und die hl. Sakramente entbehren zu müssen. Desto größern Trost aber fand sie im Gebet und in der Betrachtung, das süßeste Labsal, das ihrer Seele zu Theil werden konnte. Durch diese ihr von Gott verliehenen Gaben schwang sich ihr Geist zum Throne des Allerhöchsten und versenkte sich in die Geheimnisse der Liebe, mit der er die ganze Menschheit umfaßte. So war ihr die Einsamkeit lieb geworden, und sie wiederholte ihr Gelübde, ihre ganze Lebenszeit dieser zu weihen. Siebzehn Jahre brachte sie abgeschieden von allen Menschen in ihrer einsamen Hütte zu, aber umgeben von den hl. Engeln, die schützend über ihr wachten, und in der Obhut des Allmächtigen, der mit Wohlgefallen auf die unschuldig Leidende blickte, die in jeder Noth ihr Leiden mit Demuth ertrug. Doch kehren wir zu dem Gemahl dieser verfolgten Unschuld zurück, und betrachten die Wirkung seiner im höchsten Zorne begangenen Thaten. Als nach Vollbringung seiner schreckl. That sich der Zorn des Grafen allmählich abkühlte, und dem Nachdenken Platz zu machen schien, beeilte sich Dominiko den Gebieter zur öffentl. Bekanntmachung zu bereden, daß Kuno und die Gräfin die verdiente Strafe erhalten hätten, um sein und seines Gebieters Gewissen zu beruhigen und dem Geschwätz der Leute ein Ende zu machen. Dieses geschah; aber aller Friede schien aus dem Gemüthe des Grafen gewichen zu sein. Bittere Vorwürfe traten an die Stelle der Wuth über sein unüberlegtes Benehmen, und daß er seiner Gemahlin und dem flehenden Knappen keine Zeit zu ihrer Vertheidigung gegeben habe; Zweifel über Zweifel stiegen über seine That in seinem Herzen auf und er fiel nach und nach stets marternder Ungewißheit anheim. Keine Vorstellung Dominiko's konnte diese beseitigen; wohin er im Schlosse trat verfolgten ihn schreckenvolle Bilder, und die Furcht bemächtigte sich seiner, wenn er sich nur von ferne den Zimmern seiner Gemahlin nahte. Dieser Seelenzustand war für ihn unerträglich, und er beschloß in den Zerstreuungen der Welt sein Gewissen zum Schweigen zu bringen; zuvor aber setzte er den Vater seiner Gattin von ihrem Vergehen mit dem Knechte und deren Bestrafung in Kenntniß. Schrecklich war dieser Schlag für der Eltern Herzen! Vollkommen von der Unschuld ihrer Tochter überzeugt, fühlte der Graf Hartmann wohl die Unmöglichkeit, den mächtigen Schwiegersohn zur Verantwortung zu ziehen, und sah sich gezwungen, die Rächung dieser Unbilden Gott zu überlassen.

Graf Heinrich zog zwar in Begleitung seines Vertrauten und seiner Reisigen in die weite Welt; begab sich in Fehden und stürzte sich in Vergnügungen, die ihm die Welt bot, aber sein Gewissen konnte er nicht betäuben, das nach jeder durchschwelgten Nacht des andern Tages mit erneuerter Macht seine Seele quälte. Da keine Zerstreuungen ihm Ruhe gewährten, trieb ihn innere Angst wieder in sein väterl. Schloß zurück. Selbst der verhärtete Sünder Dominiko fand nach Stillung seiner Rache keine Ruhe mehr, immer standen ihm die verstümmelten Körper der unschuldig Gemordeten vor den Augen und schienen ihm mit gräßlichem Blicke den Ruf „Zweifacher Mörder" zuzuschleudern, und aus einem Zimmer ins andere zu treiben. Diesen qualvollen Zustand, dem auch der Graf verfallen war, suchte dieser durch die Jagd einigermaßen zu mildern, aber umsonst war sein Bemühen. Weise war die Absicht Gottes, ihn durch diese innere Marter zur Buße zu leiten und seinen Stolz zu demüthigen; für ihn hatte ja Idda auch im armseligsten Zustande zu Gott gefleht, um Verzeihung für ihn, der doch nur in seinem verblendeten Zorne und nicht absichtlich dieses Verbrechen begangen hatte, zu erbeten, und Gottes unendliche Barmherzigkeit erhörte das Flehen der Unschuld.

Eines Tages drang der an die Stelle Kunos getretene Knappe bei Verfolgung eines Wildes in den Wald, in welchem Idda lebte und wurde durch die, die Spur des Wildes verfolgenden Hunde bis in die Nähe von Iddas Hütte geführt. Er erblickte die Fußstapfen von Menschen, und in der Meinung es sei ein armer Waldbruder, näherte er sich der Höhle und blickte neugierig hinein, und gewahrte eine in ein Kleid von Baumbast verhüllte Menschengestalt, die noch einige Lappen von früherer Kleidung an sich hängen hatte. Bei genauerer Betrachtung theils der Kleiderfetzen theils der Person schien er endlich mit voller Mühe seine Gebieterin zu erkennen. Ganz glücklich über dieses Ereigniß rief er: „Ja, ja, ihr seid unsere gute Gräfin, die wir schon lange als todt betrauern, und konnte vor den hervorbrechenden Thränen nichts weiter hervorbringen. Tief gerührt über die Anhänglichkeit und Liebe dieses Mannes gab sich ihm Idda zu erkennen. Er theilte ihr mit tiefer Rührung die anhaltende Reue und Traurigkeit des Grafen mit. Auf diese Nachricht hin ertheilte sie ihm die Erlaubniß, dem Grafen die Kunde von ihrer Rettung und ihrem Aufenthaltsort zu hinterbringen. Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit eilte der Knappe dem Schlosse zu, stürzte ins Gemach des Grafen und rief ihm beinahe noch ganz außer Athem zu: „Die gute Gräfin lebt, ich habe sie mit eigenen Augen gesehen und gesprochen."

Der Graf über diese Worte bestürzt, hielt den Diener Anfangs für wahnsinnig. Sobald er aber von ihm die volle Wahrheit erhielt, erhob sich in seinem Innern ein Kampf, in welchem Scham und Reue, Furcht und Angst, Argwohn und Verdacht miteinander stritten, doch die bessern Gefühle behielten die Oberhand. Insgeheim ließ er sich von dem Diener, dem er Stillschweigen auferlegt hatte, zur Hütte führen, wo Idda im glühenden Gebete ihre Gefühle des Herzens vor Gott ausströmte. Kaum hatte er die durch die geführte Lebensweise ganz abgehärmte Gestalt seiner schuldlosen Gattin erblickt, als er von tiefer Reue ergriffen zu ihren Füßen stürzte und Verzeihung erflehte, und sich nicht eher erhob, als bis ihn Idda, ihm die Hand reichend, zu sich empor zog. Ein Strom von Thränen stürzte aus beider Augen und alles Erduldete vergessend und verzeihend lag sie lange sprachlos an des Gatten Brust, der ihr in seiner

Freude auf ihre Fürbitte, an Dominiko keine Rache zu nehmen, dieses Versprechen gab und hielt. Auf sein dringendes Verlangen, diesen einsamen armseligen Ort zu verlassen und sein Schloß durch ihr Erscheinen zu beglücken, theilte ihm Idda das Gott geleistete Gelübde mit, bis an ihr Lebensende Gott in der Einsamkeit zu dienen, und keine Vorstellungen konnten sie in ihrem Entschlusse wankend machen. Tief betrübt mußte Heinrich zuletzt einwilligen aber nur unter der Bedingung, daß sie in der Au bei der Muttergotteskapelle eine kleine Wohnung beziehe. Bis zur vollendeten Einrichtung dieser Wohnung blieb sie in ihrer alten Hütte. Mit einfacher aber guter Kleidung versehen, nahm sie endlich von der liebgewonnenen Gegend mit Wehmuth Abschied. Vor allem aber mußte ihr der Schloßkaplan den Genuß des hl. Sakramentes verschaffen, nach dem sie sich schon lange gesehnt hatte; dann nahm sie das von ihr selbst gefertigte Kreuz bei ihrem Abgange mit, und bezog die indessen von dem Grafen aufs freundlichste hergerichtete Wohnung. Ein kleines Gärtchen gewährte ihr besonders viele Freude, und in demselben verbrachte sie manche Stunde, wenn es die Witterung erlaubte, mit Pflanzen und Warten der Gewächse zu. Ihre meiste Zeit widmete sie dem Gebete und gottseliger Betrachtung, wohnte täglich der h. Messe an, änderte nicht das Geringste an ihrer Lebensweise und verwendete beinahe Alles, was ihr vom Schlosse zugeschickt wurde, zur Unterstützung der Armen und Nothleidenden. Die größte Freude wurde ihr durch die Ankunft ihrer betagten Eltern bereitet. Sogleich nach seiner Heimkehr hatte der Graf v. Toggenburg seine Schwiegereltern durch einen eigenen Boten von der wunderbaren Rettung seiner Gemahlin und ihrer dadurch an den Tag gebrachten Unschuld in Kenntniß gesetzt, und sie dringend eingeladen, doch die neue Freude mit ihm zu theilen, und aus ihrem eigenen Munde die Verzeihung zu vernehmen, die ihm die liebende Gattin in vollem Maße hat zu Theil werden lassen. Trotz ihres hohen Alters machten sich die durch diese Nachricht neubelebten Eltern auf den Weg, und in wenig Tagen umarmten sie unter Freudenthränen die wiedergefundene Tochter. Alles Leid war vergessen in dieser frohen Stunde und mit ganzer Seele sprachen sie die von ihrem Schwiegersohne erbetene Verzeihung aus. Dieser hatte aber auch in diesem Vorfalle den Finger Gottes erkannt, und war ein anderer Mensch geworden. Denn sobald ihm Idda obwohl ungern die Geschichte mit dem Ringe erzählt hatte, trat eine unerwartete Sinnesänderung bei ihm ein. Schwer lag auf seiner Seele die an Kuno begangene That, und nur die liebevollen Tröstungen seiner Gattin konnten den schweren Gram, der seine Seele belastete, einigermaßen erleichtern. Er betete viel für den unschuldigen Gemordeten und ließ oft die hl. Messe für die Ruhe seiner Seele lesen. Er fand noch einigen Trost darin, daß er wider seinen Willen, blos durch die Einflüsterungen seines Vertrauten im jähen Zorne die unselige That begangen habe. Aber der schändl. Verführer büßte schon hier die Strafe seiner Missethaten. Denn kaum hatte er die Auffindung der Gräfin vernommen, als er die furchtbare Strafe für seine Vergehen befürchtend, ohne Reue zu empfinden, ohne Absolution zu erhalten, durch Selbstmord sein Leben endend zur Hölle fuhr, wo er die Strafe gefunden haben mag wie sie seine Thaten verdienten.

Graf Heinrich findet seine Gemahlin Idda wieder, und bittet sie fußfällig um Verzeihung.

Weithin hatte sich der Ruf von den Schicksalen der gottsel. Gräfin verbreitet; von überall her strömten die Menschen herbei, um sie zu sehen, und sie um ihre Fürbitte anzuflehen. Da ihr dieses zuletzt bei ihrer großen Demuth unangenehm wurde, bat sie die Klosterfrauen von Fischungen um eine kleine Zelle zu ihrer Wohnung. Als diese dem Wunsche der Gräfin mit Freuden entsprachen, lebte sie dort in ungestörter Ruhe, schloß sich zuletzt ganz in ihre Zelle ein und brachte ihre übrigen Tage in strengen Abtödtungen und anhaltendem Gebete zu, bis sie endlich nach siegreich bestandenen Kämpfen auf dieser Erde dort den Lohn einerntete, den ihr für die schweren Leiden Gott ertheilt haben wird, die sie ohne das geringste Murren, und mit gänzlicher Ergebung in den Willen Gottes ertragen hatte. Sie wurde in der Klosterkirche vor dem Altar des hl. Nikolaus beigesetzt. Schon bei ihrem Leben wurde sie vom Volke, dem sie unzählige Wohlthaten erwiesen und das sie durch ihr glänzendes Tugendbeispiel so sehr erbaut hatte, wie

eine Heilige verehrt, und nach ihrem Tode wurde sie nur die „heilige Idda" genannt.

Schrecklich sind die Folgen ungezügelter Leidenschaften. Wer sie nicht bändigt, findet sich gleichsam wie in den Umschlingungen einer Schlange befangen, aus denen er sich nicht mehr befreien kann. Welche Vergehen, ungebändigter Jähzorn und wilde Wuth, unreine Gedanken und Begierden, Haß, Neid, Mißtrauen, Eifersucht und wie diese Leidenschaften alle heißen, die das Herz des Menschen durchwühlen, erzeugen können, hat uns diese Lebensbeschreibung nur zu deutlich bewiesen. Noch jetzt werden wir durch Hunderte von derartigen Verbrechen, die öffentlich verhandelt werden, belehrt, wie weit den Menschen seine Leidenschaften bringen, und wie sie ihn auf eine Bahn leiten, von der ihm oft die Rückkehr durch die Uebermacht derselben versperrt wird. Darum, o christliche Seele, sei auf dein Inneres aufmerksam, unterdrücke schon im Kleinen die aufsteigende Leidenschaft, denn lässest du sie wachsen, so wird sie dein Herr und du ihr Sklave. Bedenke, wie kurz dieses Leben, wie kurz die sogenannten Freuden desselben sind, die man genießt, und daß man das Gift nicht empfindet, das man mit ihnen verschluckt, bis es zu spät ist. Bedenke, daß Jeder von dem, was er auf Erden gethan, und wie er gelebt hat, einst die strengste Rechenschaft vor dem Richterstuhle des unbestechlichen Richters ablegen muß. Darum denke an Gottes Gegenwart, bitte deinen heiligen Schutzengel um seinen Beistand, meide jede Gelegenheit zum Bösen; demüthige dich vor Gott, klage ihm dein Elend, und wenn du die heiligen Sakramente der Buße und des Altars öfters empfangen wirst, dann wirst du Herr deiner Leidenschaften bleiben, und am Ende sie gänzlich aus deiner Seele bannen, in welche an ihrer Stelle Friede und Ruhe einziehen werden, die dich in das himmlische Vaterland begleiten werden.

4. November.

Der heilige Karl Borromäus,

Cardinal-Erzbischof von Mailand.

Jahr 1584.

Karl Borromäus, dieses Vorbild der Bischöfe und der Wiederhersteller der Kirchenzucht wurde am 2. Oktbr. 1538 auf dem Schlosse Arona am Lago Maggiore geboren. Seine Familie, eine der ältesten in der Lombardei, erhielt durch den hohen Ruf des Heiligen einen neuen Glanz und der Name der Borromäer, die seither schon in allen großen Ereignissen in der Geschichte Italiens eine Rolle gespielt hatten, ward überall berühmt, wo die Religion Jesu Christi sich Bahn gebrochen hat.

Gilbert Borromäus, Graf von Arona, der Vater des hl. Karl, und seine Mutter Margaretha von Medici waren ebensowohl durch Tugend, als durch Adel ausgezeichnet, und gaben inmitten der allgemeinen Sittenlosigkeit das Beispiel eines ganz christl. Lebens. Unablässig dem Gebete, der Abtödtung und andern frommen Uebungen obliegend, bewiesen sie auch gegen die Armen, an die sie den größten Theil ihrer Einkünfte verschenkten, eine unerschöpfl. Liebe. Die religiösen Grundsätze, nach welchen sie ihre Kinder erzogen, mußten nothwendig die in den Herzen derselben schlummernden vorzügl. Eigenschaften zur Entfaltung bringen. Doch die glücklichsten Anlagen zeigte Karl von frühester Jugend an. Sein ganzes Wesen bewies, daß er zum geistl. Stande geboren sei. Sein Vater nahm auch keinen Anstand, ihn dem Dienste Gottes zu weihen, und Karl erhielt, sobald es sein Alter erlaubte, die Tonsur. Kaum hatte er das 12. Jahr erreicht, als ihm durch die freiwillige Abdankung seines Oheims Julius Cäsar Borromäus, die reiche Benediktinerabtei vom hl. Gratinian und hl. Felix zufiel. Graf Gilbert, sein Vater, übernahm die Verwaltung der Güter der Abtei, überließ aber nach Abzug der zur Bestreitung der nöthigen Ausgaben erforderlichen Summen seinem Sohne die freie Verfügung über die weitern Einkünfte, welche derselbe zu Almosen verwendete.

Seit lange schon hatten die Mönche von St. Gratinian das Joch der Klosterzucht abgeworfen und führten ein ganz den Zerstreuungen der Welt ergebenes Leben. Wenn auch noch jung an Jahren, war Karl Borromäus doch schon so sehr vom Gefühle seiner Standespflichten durchdrungen, daß er es unternahm, die Klosterzucht herzustellen, die Mönche zu bessern und die Regel des Ordens wieder zur Blüthe zu bringen. Trotz seiner jugendlichen Schwäche und trotz des Widerstandes, dem er begegnete, waren seine Bemühungen doch mit Erfolg gekrönt, und man konnte schon daraus abnehmen, welche Dienste er einst der Kirche leisten würde.

Nachdem Karl zu Mailand die Grammatik und die Schulwissenschaften erlernt hatte, wurde er zur Vollendung seiner Studien nach Pavia geschickt. Diese durch die Fähigkeit ihrer Lehrer und durch die große Zahl ihrer Zöglinge berühmte Universität war eine Schule der Ausschweifung und Sittenlosigkeit. Um sich vor den Klippen, an denen so viele Jünglinge ihren Untergang fanden, zu bewahren, wählte der junge Zögling, der mit unermüdlichem Eifer seinen Studien oblag, und in ihnen reißende Fortschritte machte, zu seinem geistl. Führer einen erfahrenen Jesuiten, den er um eine Lebensregel und um die Angabe geeigneter

Mittel zum Widerstande gegen die Versuchungen, denen er oft ausgesetzt war, bat. Auf seinen Rath verwendete Karl einen Theil seiner Zeit auf Abtödtung und Gebet, empfing häufig die hl. Sakramente und hegte eine besondere Andacht zur seligsten Jungfrau Maria, dieser Mutter der Reinigkeit. So ward es ihm möglich, keusch und unbefleckt in einer Stadt zu leben, in der das Laster in Ehren stand, und seiner Unschuld mehrfache Fallstricke gelegt wurden.

Im Jahre 1558 rief ihn der Tod seines Vaters nach Mailand zurück, um die Angelegenheiten seiner Familie zu ordnen. Er entledigte sich dieses Geschäftes mit ausgezeichneter Klugheit und kehrte dann sogleich nach Pavia zu seinen Studien zurück. Als er nach deren Beendigung im folgenden Jahre den Doktorgrad im bürgerl. und kirchl. Rechte sich erworben hatte, begab er sich wieder nach Mailand.

Hier erfuhr er die Erhebung seines Oheims des Cardinals von Medici auf den Stuhl des hl. Petrus; allein die Nachricht von dieser Erhebung, welche ihm Ehre und Reichthümer versprach, machte ihm keine Freude; er fürchtete, der böse Feind möchte diese Gelegenheit benützen, sich in seine Seele einzuschleichen, und blieb zu Mailand, bis ihn ein ausdrücklicher Befehl seines Oheims nach Rom berief.

Der neue Papst, welcher die Talente seines Neffen wohl zu würdigen wußte und besonders seine ausgezeichnete Tugend bewunderte, machte ihn, obwohl er erst 22 Jahre zählte, im Dezbr. 1559 zum Cardinal und ernannte ihn am 8. Febr. des folgenden Jahres zum Erzbischofe von Mailand und zum Protonotar. Außerdem erhob er ihn zum Legaten von Bologna, der Romagna und der Mark Ankona, und zum Protektor Portugals und der Niederlande, der kath. Schweizerkantone, des Franziskaner und Carmeliterordens, der Malteserritter u. s. f. Er setzte ein solches Vertrauen in Karl, das er ihm die päpstl. Geschäfte fast ganz übertrug, und der junge Cardinal, welcher nur ungern diese wichtigen Aemter angenommen hatte, rechtfertigte die Gunst seines Oheims durch seinen Eifer und seine bewährte Klugheit. Man darf wohl behaupten, daß er der Trost und die Stütze des heil. Vater in allen Mühen und Schwierigkeiten war, welche die Regierung der Kirche darbietet.

Dem Gebrauche des römischen Hofes sich fügend, bezog Karl einen prächtigen Palast und lebte in einem seinem Stande angemessenen Platze, obwohl diese äußerliche Tracht seinem demüthigen Herzen äußerst lästig war. Die Ehren der Welt hatten für ihn keinen Reiz und in stiller Zurückgezogenheit betrieb er die frommen Uebungen, in denen er aufgezogen worden, das Gebet und die Abtödtung. Der Andrang der Geschäfte hinderte ihn nicht am Studium der hl. Schrift. Um unter der Geistlichkeit die Liebe zur kirchl. Wissenschaft zu wecken, gründete er im Vatikan eine Akademie von Geistlichen und Weltlichen, in welcher in der Absicht, das Streben nach Tugend und die Fortschritte in den Wissenschaften zu befördern, häufige Conferenzen gehalten wurden. Die hohen Würden, die er begleitete und die Ehren, die ihn umgaben, schienen ihm übrigens ebensoviele Gefahren zu sein, denen er immer zu unterliegen fürchtete, und oft dachte er daran, den röm. Hof zu verlassen und sich in ein Kloster zurückzuziehen. Allein der fromme und gelehrte Bartholomäus von den Martyrern, Erzbischof von Braga, dem er sein Herz eröffnete und seine Bedenklichkeiten mittheilte, beruhigte ihn und gab ihm den Frieden der Seele zurück, indem er ihn durch bündige Gründe überzeugte, es sei seine Pflicht, auf dem erhabenen Posten auszuharren, zu dem ihn die Vorsehung berufen habe, und seinen Oheim, der wegen seines hohen Alters seine Hilfe nicht entbehren könne, nicht zu verlassen.

Der heilige Karl Borromäus.

Im Novbr. d. J. 1562 verlor Karl seinen einzigen Bruder, den Grafen Friedrich, der in der Blüthe seines Alters durch ein verderbliches Fieber dahin gerafft wurde. Er trug diesen bittern Verlust mit bewunderswürdiger Ergebung und sah in diesem frühen Tode nur einen neuen Beweis von der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge. Seine Freunde, und der Papst selbst drangen in ihn, dem geistl. Stande zu entsagen, und sich, da er noch nicht Priester war, zu verehelichen, um die Stütze und der Trost seiner Familie zu werden, welche über den Verlust desjenigen, welcher den berühmten Namen der Borromäer hätte fortpflanzen sollen, tief betrübt war. Allein er weigerte sich, diesen Anforderungen zu entsprechen, und um allem weitern Drängen auszuweichen, beeilte sich Karl, sich durch die hl. Weihen zu binden und empfing noch in demselben Jahre die Priesterweihe. Bald darauf wurde er Groß-Pönitentiar und Archipresbyter von St. Maria der Aelteren. Um dieselbe Zeit gründete er zu Paris ein Collegium zur Erziehung junger Cleriker aus Mailand. Das Jahr 1563 brachte endlich den Abschluß der Kirchenversammlung von Trient, zu dessen Beschleunigung Karl Borromäus mit klugem Eifer beigetragen hatte. Er beeilte sich, die Beschlüsse derselben in seinem Bisthume zu veröffentlichen und für die Ausführung derjenigen zu sorgen, welche die Verbesserung der Kirchenzucht zum Ziele hatten. Zu diesem Zwecke erbat er sich vom Papste die Erlaubniß, sein Bisthum visitiren zu dürfen, von welchem ihm seine Amtsobliegenheiten bis dahin ferne gehalten hatten. Zu Mailand wurde

er mit außerordentl. Freude und Feierlichkeit empfangen, allein sein Schmerz über die allerwärts herrschenden Unordnungen war unermeßlich. Denn statt Andern durch Frömmigkeit und Liebe zu Gott voranzuleuchten, hatten die Diener der Religion den Empfang der hl. Sakramente vernachläßigt und den Altar fast ganz verlassen und waren eben so unwissend als schwach und nachläßig; die gottgeweihten Jungfrauen führten ein unehrbares und zügelloses Leben.

In den Klöstern ward die Regel mit Füßen getreten; die Laien überließen sich schimpflicher Ausgelassenheit; das Laster erhob sich in stolzem Triumphe; auf den Straßen erschallten Gotteslästerungen, und die Menge strömte an die Orte des Lasters, während die Cathedrale stumm und verlassen stand, wie eine verlassene Wittwe. Der hl. Erzbischof unternahm sogleich eine vollständige Reform. Weder Schwierigkeiten, denen er begegnete, noch Hindernisse, die zu besiegen waren, noch Ernst und Strenge, die er oft anwenden mußte, konnten seinen glühenden Eifer zurückhalten, mäßigen oder gar unterdrücken. Er begann mit der Berufung einer Provinzialversammlung, an welcher zwei fremde Cardinäle und 11 mailändische Suffraganbischöfe Theil nahmen. Diejenigen Bischöfe, welche nicht persönlich in Mailand erscheinen konnten, schickten Abgeordnete. Die meisten dabei getroffenen Anordnungen bezogen sich auf die Beobachtung der Verordnungen der Kirchenversammlung von Trient, auf die Lebensweise der Bischöfe, Priester und Gläubigen, und auf die Verwaltung der Sakramente. Nach dem Schlusse dieser Versammlung mußte Karl sich nach Rom begeben, denn er hatte vernommen, Papst Pius IV., sein Oheim, sei tödtlich erkrankt. Gleich nach seiner Ankunft in Rom begab er sich in das Zimmer des hohen Kranken, den er nicht mehr verließ. Die liebevolle Sorgfalt, welche er ihm widmet, die Trostworte, die er an ihn richtete, um ihn zur Geduld in seinem Leiden zu stimmen, waren ein Beweis seiner Liebe und Erkenntlichkeit gegen seinen Wohlthäter. Karl spendete ihm selbst die hl. Wegzehrung und letzte Oelung. Pius IV. starb 10. Dezbr. 1565, im Alter von 66 Jahren und 9 Monaten, nachdem er fast 6 Jahre den päpstlichen Stuhl inne gehabt hatte.

Der heilige Karl Borromäus weigert sich, den geistlichen Stand zu verlassen.

Pius V., welcher am 5. Januar 1566 erwählt worden war, bot Allem auf, um den Cardinal Borromäus zu Rom zu behalten, und drang in denselben, alle Aemter, die er unter seinem Vorgänger verwaltet hatte, wieder aufzunehmen. Allein Karl bestand auf seiner Bitte, in sein Bisthum zurückkehren zu dürfen, um die daselbst herrschenden Unordnungen zu beseitigen. Endlich gab der hl. Vater seinen dringenden Bitten nach und erlaubte ihm, zu seiner Heerde zurückzukehren.

Von jetzt an wendete Karl all seine Sorge auf die unternommene Verbesserung. Vor Allem wachte er über strenge Beobachtung der Vorschriften des Concils und ging darin mit dem eigenen Beispiele voran. Einer der gefährlichsten Mißbräuche war, daß oft ein Geistlicher mehrere Pfründen besaß. Um deßhalb den Andern ein Beispiel der Losschälung vom Irdischen zu geben, entsagte der hl. Erzbischof allen seinen Abteien, selbst denen, welche er von seinem Oheime bekommen hatte, und begnügte sich mit den Einkünften seines Erzbisthums und mit zwei Pensionen, von denen er sich die eine von den Gütern seiner Familie vorbehielt, die andere von dem Könige von Spanien empfing. Dann ordnete er seinen eigenen Haushalt. Gemälde, Bildsäulen und Tapeten verschwanden, um ganz einfachen Möbeln

Platz zu machen. Das Familienwappen der Borromäer ward weggenommen, und nur sein erzbischöfl. Wappen beibehalten. Die Tafel war äußerst mäßig bestellt. Trotz der ermüdenden und ununterbrochenen Arbeiten seines apostol. Amtes übte er fast unglaubl. Bußwerke. Täglich nahm er nur Eine Mahlzeit und versagte sich den Genuß von Fleisch, Eiern und Wein. In der Fastenzeit aß er nicht einmal Brod, sondern lebte nur von gesottenen Bohnen und trockenen Feigen. Er schlief entweder stehend oder auf einem harten Lager, und nur mit Mühe konnten ihn die Bischöfe seiner Provinz bewegen, sich die nöthige Ruhe weniger peinlich zu machen. Kälte ertrug er mit außerordentl. Geduld und Festigkeit und näherte sich nie dem Feuer, um sich zu wärmen. Voll Selbstverläugnung, Demuth und Sanftmuth ertrug er Beleidigungen und Angriffe ungerechter und heftiger Gegner mit bewundernswerther Ergebung. Man verklagte ihn verläumderischer Weise bei dem Könige von Spanien; man verfaßte Schmähschriften, um seinen Ruf zu beflecken; allein nichts konnte seine Seelenruhe stören. Obwohl er sich des größten Teils seiner Einkünfte beraubt hatte, spendete er doch reichliche Almosen und bewies seine Freigebigkeit bei jeder Gelegenheit. Er ließ die Cathedrale verschönern, baute Wohnungen für die Chorherrn und ließ den erzbischöflichen Palast restauriren.

Fast seine ganze Hausgenossenschaft bestand aus Geistlichen, welche, wie der hl. Erzbischof, ein Leben nach dem Bilde Jesu Christi führten. Keiner fehlte beim Morgen- und Abendgebet, noch bei der Betrachtung und geistl. Lesung, welche täglich gehalten wurden. Doch verlangte Karl nicht, daß sie seine strengen Bußübungen nachahmen sollten; ihre Tafel war gut besetzt; nur im Advent, in der Fastenzeit, und an den Vorabenden der Feste des Herrn und der seligsten Jungfrau enthielten sie sich des Fleisches und der Eier. Der erzbischöfl. Palast bot das Bild einer klösterl. Genossenschaft, welche der Kirche 12 Bischöfe, mehrere Mönche und andere zu den ersten Kirchenämtern fähige Männer lieferte. Immer beschäftigte sich übrigens Karl mit der Verbesserung seines Bisthums, und zwar zunächst mit der Stadt Mailand, welche er in Quartiere abtheilte, deren jedes einen Aufseher hatte. Diese hatten die Verpflichtung, die Sitten zu überwachen und die Unglücklichen aufzusuchen, welche der Hilfe bedurften. Häufig besuchte er die Kirchen, die Kapitel, Pfarreien und Klöster, stellte das Chorgebet wieder her und verpflichtete die Chorherren zur regelmäßigen Theilnahme an demselben. Die alten Bruderschaften hielt er zur strengen Beobachtung ihrer ursprünglichen Regel an, und ließ die Gartenmauern der Nonnenklöster schließen, in welche sich eine beklagenswerthe Unordnung eingeschlichen hatte. Zugleich predigte er selbst mit Kraft und Salbung gegen Mißbräuche und Laster und gab Anweisungen und Belehrungen heraus, welche später eifrige Seelenhirten als vollendete Muster betrachtet und zu ihrer Lebensregel gemacht haben.

Um dem Wunsche der Tridentinischen Kirchenversammlung zu entsprechen, gründete er Seminarien, unter andern zwei in Mailand, die er mit reichen Einkünften versah. Die Leitung dieser Anstalten war ein Hauptgegenstand seiner Sorge. Er besuchte dieselben oft, und ermunterte die Zöglinge zu fleißigem Studium, zum Gehorsam gegen die Hausordnung und zur würdigen Vorbereitung auf die hl. Aufgabe, zu deren Erfüllung sie berufen seien. Seine weisen, eben so kräftigen als milden Ermahnungen, die durch sein hl. Leben noch mehr Gewicht bekamen, brachten die glücklichsten Früchte, und die aus diesen frommen Schulen hervorgegangenen Priester wurden für ihn tüchtige Mitarbeiter.

Außerdem gründete der hl. Karl in der ganzen Diözese Klosterschulen, in welchen die Kinder christlich erzogen wurden. Die Congregation der Barnabiten zu Mailand lieferte ihm viele opferwillige Mitarbeiter. Im Jahre 1578 gründete er die Congregation der Oblaten des heiligen Ambrosius, Weltgeistliche, welche man Oblaten nannte, weil sie sich freiwillig dem Bischof zur beliebigen Verfügung stellten, und sich durch das einfache Gelübde des Gehorsams zur Ausübung aller Verrichtungen anboten, die er ihnen zum Heil der Seelen auftragen würde. Endlich gründete er zu Mailand eine Vereinigung frommer Frauen, die sich unablässig frommen Uebungen widmeten, und durch ihr Beispiel außerordentlich segensreich wirkten. Kurz, er sparte keine Mühe, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen.

Im Jahre 1567 bereiste er diejenigen Theile seines Bisthums, welche zu den Schweizerkantonen Schwyz, Uri und Unterwalden gehörten, und in welchen, da sie bisher wegen ihrer Abgelegenheit vernachläßigt worden waren, die größte Unordnung herrschte, denn die Priester übertrafen das Volk noch an Verdorbenheit. Der hl. Erzbischof wanderte durch Schneegefilde, unzugängliche Felsgegenden, und über die reißenden Gebirgswasser, um überall zu predigen und zu unterrichten. Die Priester, welche durch Unwissenheit oder schlechten Wandel Aergerniß gaben, entfernte er und stellte für sie Nachfolger auf, welche durch erleuchteten Eifer, Sittenreinheit und religiöses Leben wiederherzustellen fähig waren. Einige Priester gingen ihm voran, um das Volk zur Kommunion vorzubereiten, und so bereiste er die ganze Gegend, die er nicht eher verließ, als bis er für alle leibl. und geistigen Bedürfnisse der Bewohner Sorge getragen und kluge Maßregeln getroffen hatte, um dem Triumph des Glaubens Dauer zu sichern.

Im Jahre 1568 hielt Karl eine Diözesansynode, und i. J. darauf sein zweites Provinzialconcil, allein seine Bemühungen stießen auf gewaltige Hindernisse.

Der im 11. Jahrhundert durch einige mailändische Edelleute gegründete Orden der Humiliaten, war im Anfange des 16. Jahrhunderts in solchen Verfall gerathen, daß seine 90 Klöster kaum 170 Mönche zählten, und selbst diese lebten ohne Regel, und die Obern verfügten über die Einkünfte nach

ihrem Belieben und lebten gesetzlos. Durch den Papst dazu bevollmächtigt, versammelte Karl zu Avignon ein Generalkapitel, auf welchem er geeignete Verordnungen zur Wiedererweckung des ursprünglichen Ordensgeistes erließ. Die Mönche nahmen dieselben an, allein die Obern und die Laienbrüder verweigerten die Unterwerfung und beschlossen für das ernste Einschreiten des Erzbischofs Rache zu nehmen. Ein Priester des Ordens, Namens Farina, übernahm gegen eine Geldsumme die Ausführung des Racheplans. Als der Erzbischof am 26. Oktober 1569 vor dem Altare knieend die Hausandacht hielt, feuerte der Mörder auf nur 5—6 Schritte eine Pistole auf ihn ab, allein Gott beschützte seinen treuen Diener sichtlich. Die Kugel schwärzte sein Chorhemd und fiel dann zur Erde, und der Heilige setzte ganz ruhig sein Gebet fort. Auf die Kunde von diesem Mordversuche eilte der Herzog von Albuquerque, Statthalter von Mailand, in den erzbischöflichen Palast, um den Schuldigen zu entdecken, allein Karl ließ es nicht geschehen und nachdem er dem Himmel für seine Rettung feierlich gedankt, brachte er einige Tage in der Karthause zu Carignan zu. Indes wurden einige der Anstifter des Complotts entdeckt und trotz der Verwendung des Heiligen mit dem Tode bestraft. Papst Pius V. hob voll Abscheu über dies schändliche Verbrechen den Humiliatenorden auf und verwendete dessen Einkünfte zu frommen Zwecken. Vom Papste bevollmächtigt, berief sodann Karl ein Kapitel der Franziskaner Conventualen nach Mailand um verschiedene in den Orden eingeschlichene Mißbräuche abzuschaffen. Als sie von neuen Verordnungen hörten, gerieten einige Brüder in heftige Wut, läuteten die Glocken, erregten einen großen Tumult, und drohten dem Cardinal, sie würden zum Aeußersten schreiten, wenn er auf seinem Vorhaben beharren würde. Karl zeigte hiebei seine gewohnte Geduld und Klugheit, gab dem wildtobenden Sturme auf einen Augenblick nach, nahm aber bald nachher sein beabsichtigtes Werk wieder auf, das er auch sofort vollständig durchführte.

Mehrere Chorherren an der Collegialkirche St. Maria della Scala führten ein der Heiligkeit ihres Standes wenig entsprechendes Leben. Mit päpstlicher Erlaubnis begab sich Karl dorthin, um in canonisch vorgeschriebener Weise Visitation zu halten und sich mit eigenen Augen von den vorhandenen Mißbräuchen zu überzeugen. Allein man verweigerte ihm den Eintritt und im Tumult wurde das Kreuz, das man ihm vortrug, und das von ihm in dem entstandenen Aufruhr selbst gehalten wurde, auf die Erde niedergeworfen. Einer der Chorherren ließ die Glocken läuten, und wagte zu behaupten, der Erzbischof habe die Privilegien des Kapitels verletzen wollen, und sei demnach der Censur verfallen. Die Anstifter dieser Unbilden gegen das Oberhaupt des Bistums wurden sogleich exkommuniciert, allein die königl. Richter und der Senat ergriffen die Partie der Chorherren und richteten an den König von Spanien heftige Klagschriften, worin sie den Erzbischof des Hochverrats beschuldigten, als hätte er einen Eingriff in die königliche Gerichtsbarkeit gemacht. Die Kirche della Scala stand nämlich unter dem Schutze Seiner Majestät des Königs von Spanien. Das Schloß Arona wurde dem Statthalter übergeben und der Palast des Erzbischofs mit Soldaten besetzt. Zugleich bezeichnete man ihn dem Papst als einen Verräter, welcher verbannt zu werden verdiene.

Umsonst baten ihn seine Verwandten und Freunde, vor dem Sturme zu fliehen. Vertrauend auf sein Recht und die Reinheit seiner Absicht, stellte er der Wut seiner Feinde eine heitere Ruhe, bewundernswerte Geduld und unerschütterliche Kraft entgegen. Es war ihm leicht, beim Könige und Papste sich zu rechtfertigen und zu beweisen, daß er nichts anderes beabsichtigt habe, als das Heiligtum von Lastern und Mißbräuchen zu reinigen. Der König von Spanien befahl dem Statthalter von Mailand, den Erzbischof nicht blos frei handeln zu lassen, sondern ihn auch mit seinem Ansehen in Ausführung seines Vorhabens, das Kapitel della Scala zu verbessern, zu unterstützen. Die Chorherren waren jetzt gezwungen, sich zu unterwerfen. Bald nachher besuchte Karl aufs neue den in den Alpen gelegenen Teil seines Bistums, verkündete überall, wie das erstemal, das Wort Gottes, und es gelang ihm endlich, die für die Religion so entehrenden Unordnungen zu beseitigen.

Im Jahre 1570 herrschte in der Diözese Mailand eine große Hungersnot. In dieser Zeit der Drangsale unterstützte aufs reichlichste der Erzbischof die Armen seines Bistums sowohl mit reichlichen Almosen — als mit geistlichem Troste. In demselben Jahre gelang es ihm auch, die sündhaften Carnevalslustbarkeiten abzuschaffen und an ihrer Stelle Prozessionen, öffentliche Gebete und andere religiöse Feierlichkeiten einzuführen.

So hatte der heilige Bischof trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse in Folge seiner ununterbrochenen Anstrengungen und seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit das Glück, seine Diözese umgewandelt und Liebe zur Tugend und ein religiöses Leben an die Stelle zügelloser Ausgelassenheit und schimpflicher Ausschweifung treten zu sehen.

Nach dem Tode des Papstes Pius V. im Jahre 1572 wohnte der Cardinal zu Rom dem Conclave zur Wahl eines neuen Papstes bei. Die Wahl des Cardinals Buoncampagno, welcher unter dem Namen Gregor XIII. die Tiare nahm, ist viel seinem Einflusse zuzuschreiben. Nach der Wahl blieb er auf die Bitte des heiligen Vaters einige Zeit zu Rom, um demselben in seinen oberhirtlichen Arbeiten mit seinem Rat zur Seite zu stehen, dann kehrte er mit dem Titel eines apostolischen Visitators nach Mailand zurück.

Drei Jahre später brach in Mailand die Pest aus. Karl befand sich eben in Lodi, um dem kürzlich verstorbenen Bischofe dieser Stadt die letzte Ehre zu erweisen, sobald er aber von dem Einbruche jener Geißel hörte, beeilte er sich, nach Mailand zurückzu=

kehren. Hier sah man ihn voll glühender Liebe ohne alle Furcht vor Ansteckung durch die Stadt gehen, um den Kranken Trost und Hilfe zu bringen. Als er seine Hilfsmittel erschöpft hatte, ließ er seine Geschirre einschmelzen und seine Hausgeräte und Kleider verkaufen, um die Unglücklichen unterstützen zu können. Umsonst bat man ihn, er möchte Mailand verlassen und ein seinem Volke so teures Leben vor der verheerenden Seuche schützen. Er wies dieses Ansinnen zurück mit den Worten: „Gerade im Augenblicke der Gefahr muß der Hirte bei seiner Heerde sein." Seine Bistumsangehörigen ermahnte er zu Gebet und Buße, um den Zorn Gottes zu besänftigen, und verdoppelte seine eigenen Bußwerke und Abtötungen, sich selbst Gott als Opfer für diejenigen darbietend, welche er seine Kinder nannte. Er veranstaltete drei allgemeine Prozessionen, an welchen er selbst barfuß, einen Strick um den Hals und ein Crucifix in den Händen, auf das er unabläßig seine in Thränen schwimmenden Augen geheftet hielt, Anteil nahm. Gott erbarmte sich endlich des unglücklichen Volkes. Die Pest nahm ab, und verschwand endlich ganz, nachdem sie vier Monate lang gewütet hatte. Der Cardinal ordnete ein feierliches Dankfest für die Abwendung dieser schrecklichen Geißel und dreitägige öffentliche Gebete für diejenigen an, welche ihr als Opfer gefallen waren.

Sein wunderbarer Mut in dieser Zeit der Verheerung zog ihm von allen Seiten Lobsprüche und Segenswünsche zu. Vom Papste, von den Cardinälen und einer Menge von Bischöfen erhielt er Briefe voll von Bewunderung seiner Aufopferung, allein der Weihrauch des Lobes berauschte ihn nicht und seine Demut nahm desto mehr an Tiefe zu.

In seiner ganzen Diözese hinterließ er außer den schon genannten noch viele andere Denkmäler seines Eifers und seiner Liebe. So gründete er zu Mailand ein Kapuzinerkloster und ein Kloster für Ursulinerinnen zum Unterricht armer Mädchen, welche in demselben unentgeltlich erzogen wurden; ein Spital für die Armen, und ein anderes für die Wiedergenesenden, welche aus dem großen Hospital entlassen wurden. Trotz dieser zahlreichen Geschäfte, die er auf sich nahm, und obwohl immer genötigt, Audienzen zu geben, die Seminarien, Klöster und Schulen zu besuchen, Kirchen und Kirchhöfe zu weihen, das Sakrament der Firmung zu erteilen, den Sterbenden beizustehen, setzte er dennoch seine strengen Bußwerke fort, die sein ganzes Leben zu einer langen Buße machten. Einige Jahre vor seinem Tode machte er sich zur Vorschrift, täglich bei Wasser und Brot zu fasten, die Sonn- und Festtage ausgenommen, an welchen er noch ein wenig Gemüse oder einige Früchte hinzufügte. Auf die Briefe der Erzbischöfe von Valence und Granada, die ihm dringend vorstellten, daß sich so starke Entbehrungen nicht mit den Mühen des bischöflichen Amtes vertrügen, gab er zur Antwort, er folge nur dem Beispiele eines Chrysostomus, Spiridion, Basilius und anderer Bischöfe, die trotz ihres unabläßigen Fastens und Wachens ein sehr hohes Alter erreicht hätten. Als Papst Gregor XIII. selbst ein Breve an ihn schickte, in welchem er ihn zur Mäßigung in seinen Bußwerken aufforderte, gestattete sich der Heilige einige Milderungen seiner gewohnten Bußwerke, schrieb aber dem Papste, die Erfahrung habe ihn überzeugt, daß ein abgetötetes Leben die Gesundheit befördere, worauf ihm der Papst die Freiheit ließ, für die Zukunft ganz nach seinem Gutdünken sein Leben einzurichten.

Im Jahr 1583, erfuhr Karl, der Herzog von Savoyen sei in Vercelli erkrankt und von den Aerzten bereits aufgegeben. Er begab sich sogleich zu dem Kranken, spendete ihm die heilige Kommunion und ordnete für seine Wiedergenesung ein vierzigstündiges Gebet an. Der Herzog genas, und hatte immer die Ueberzeugung, daß er seine von Gott erlangte Gesundheit der Fürbitte des Heiligen verdanke, und schickte ihm in der Folge aus Erkenntlichkeit eine silberne Lampe, die man über Karls Grabe aufhängen solle.

Unterdessen nahte der Augenblick, wo der Heilige im Himmel den ewigen Lohn seiner Tugenden und seiner beharrlichen Mühen für die Ehre Gottes und das Wohl der Kirche empfangen sollte.

Er war gewohnt, jährlich zweimal geistliche Uebungen zu machen, wobei er jedesmal eine Generalbeicht ablegte, und wählte dazu immer einsame Orte, um ungehinderter seinen frommen Uebungen obliegen zu können. Am liebsten gieng er auf den Berg Varalli im Bistume Novara an der Schweizergrenze, wo in mehreren Kapellen die Geheimnisse des Leidens unseres Herrn dargestellt waren.

Im Jahre 1584 begab er sich mit dem Pater Franz Adorno, einem Jesuiten aus Genf, seinem Beichtvater dahin, wohl fühlend, daß er bald die Welt gegen das himmlische Vaterland vertauschen werde. Darum verdoppelte er seinen Eifer und seine Bußstrenge. Am 24. Oktober bekam er einen Fieberanfall, den er nicht beachtete; bei einem zweiten Anfalle aber am 26. fürchtete Pater Adorno, eine zu lange Betrachtung möchte seinen Zustand verschlimmern, und befahl ihm deshalb seine Gebete abzukürzen, auf die Bretter, die ihm zur Lagerstätte dienten, etwas Stroh legen zu lassen und mehr Nahrung zu sich zu nehmen. Nachdem er seine Jahresbeichte abgelegt hatte, reiste er am 29. nach Arona, dann nach Ascona, wo er die Gründung eines Kolegiums vollendete. Am 31., dem Vorabende des Allerheiligenfestes, kam er nach Arona zurück und hielt seine gewöhnlichen Fasten, gebrauchte übrigens nebenbei die von den Aerzten vorgeschriebenen Mittel. Am Allerheiligen feierte er das heilige Meßopfer; das Fieber nahm zu und wurde anhaltend. Am Tag Allerseelen ließ er sich nach Mailand in einer Sänfte tragen. Die ausgezeichnetsten Aerzte behandelten ihn, das Fieber nahm ab und man schöpfte schon einige Hoffnung, die aber nicht lange dauern sollte. Denn am folgenden Tage

kündigte sich die Steigerung des Fiebers unter so schlimmen Merkmalen an, daß die Aerzte alle Hoffnung aufgaben. Die Kunde von seinem nahen Tode störte die ruhige Heiterkeit des Heiligen nicht im Mindesten; er ließ sich die Sterbsakramente reichen und verschied in der Nacht vom 3. auf den 4. Novbr. mit den Worten: Sieh' ich komme. Er lebte 46 Jahre und hatte dem Bistume Mailand 24 Jahre 5 Monate und 24 Tage vorgestanden. Nach seinem Willen wurde die Leichenfeierlichkeit höchst einfach begangen. Seine Grabschrift lautet: „Carl, Cardinal mit dem Titel von St. Praxedis, Erzbischof von Mailand, hat sich bei Lebzeiten dieses Denkmal erwählt und empfiehlt sich der Fürbitte der Priester, des Volkes und des frommen Frauengeschlechts." Auf die Fürbitte des Heiligen geschahen mehrere Wunder. Papst Paul V. sprach ihn im Jahre 1610 feierlich heilig.

Wer, sei er Priester oder Laie, das Leben unseres Heiligen mit Aufmerksamkeit liest, wird finden, daß er für den einen, wie den andern eine wahre Leuchte und Vorbild zur Gott gefälligen Einrichtung seines Lebenswandels geworden sei. Beweise seiner innigen Gottes- und Nächstenliebe sind: seine strenge und unausgesetzte Pflichterfüllung, die sich durch keine Lebensgefahr, ja durch keine Mißhandlung und Schändung seiner heiligen Person vom Wege des Rechts abbringen ließ; seine tiefe Demut auch in den höchsten Ehrenstellen, die ihm aufgedrungen werden mußten; seine auch seinen ärgsten Widersachern zum Verzeihen geneigte Seele; seine anhaltenden Bußwerke, durch die er die höchsten Gnaden Gottes errang; seine Freigiebigkeit und sein andauernder Eifer, Elend, Jammer, Kummer und Not zu lindern, selbst mit Aufopferung seines ganzen Eigentums; und seine Furchtlosigkeit in allen drohenden Stürmen und Verheerungen der Pest und anderen ansteckenden Krankheiten, während welcher er sich nicht aufhalten ließ, in eigener Person den Kranken leibliche Hilfe und geistlichen Trost zu spenden. Keine Feder vermag auch mit den glühendsten Worten die Tugenden unseres Heiligen zu schildern, sie fordern uns auf, seinem Beispiele in allen Lagen des Lebens im Kampfe mit der Welt und ihren Freuden, in Not und Tod mutig nachzufolgen und nie zu ermatten, sondern mit starkem festem Glauben durch alle Hindernisse durchzudringen, um auch einst jener ewigen Freuden im Himmel teilhaftig zu werden, die unser Heiliger nach seinem mühevollen Erdenkampfe ewig dort in voller Glorie genießt.

5. November.

Der hl. Zacharias und die hl. Elisabeth.

Erstes Jahrhundert.

Zacharias war ein jüdischer Priester aus der Familie Abia, eine der vierundzwanzig, in welche die Kinder Aarons eingeteilt waren, um desto sorgfältiger der Reihe nach die priesterlichen Verrichtungen im Tempel versehen zu können. Seine Gattin war Elisabeth, gleichfalls von Aaron abstammend; doch läßt sich kaum darin ein Zweifel setzen, daß sie aus dem Stamme Juda war, weil die heilige Schrift sie eine Verwandte der allerseligsten Jungfrau nennt. Er lebte zur Zeit des Königs Herodes mit seiner Gattin in der Priesterstadt Juta im Gebirge Juda. Sie waren beide fromm und gerecht vor Gott, denn sie erfüllten alle Satzungen und Gebote des Herrn mit der größten Gewissenhaftigkeit. Sie hatten aber keine Kinder, denn Elisabeth war unfruchtbar, und da beide schon betagt waren, glaubten sie auch jeder Aussicht auf Nachkommenschaft beraubt zu sein. Darüber tief betrübt, flehten sie zu Gott im heißen Gebete, er möchte die Schmach der Unfruchtbarkeit von ihnen nehmen. Als nun Zacharias an dem Tage, an welchem ihn die Reihe traf, im Tempel des Herrn das Rauchwerk zu opfern, den Tempel betreten hatte und opferte, und das Volk im Vorhofe während des Räucherns betete, erschien ihm der Engel Gabriel zur Rechten des Rauchaltars. Zacharias geriet beim Anblick desselben in Furcht und Schrecken. Doch der Engel tröstete ihn mit den Worten: Dein Gebet, Zacharias, ist erhört, und dein Weib wird einen Sohn gebären, den du Johannes heißen sollst. Du wirst an ihm Freude und Wonne haben, und viele werden sich über seine Geburt freuen. Denn er wird groß sein vor dem Herrn; Wein und starke Getränke wird er nicht trinken und schon im Leibe der Mutter mit dem heil. Geiste erfüllt werden. Er wird viele seines Volkes zu Gott bekehren, und Er wird vor ihm hergehen im Geiste und in der Kraft des Elias, um die Gesinnungen der Väter auf die Kinder, die Ungläubigen zur Weisheit der Gerechten zu bringen und dem Herrn ein vollkommenes Volk zu bereiten. — Noch voll Erstaunen und Ueberraschung der vernommenen Worte, heischte Zacharias ein Zeichen, über die Wahrheit des gegebenen Versprechens, da er alt und sein Weib im Alter schon vorgerückt sei. Das sei das Zeichen, erwiderte Gabriel, daß du wegen deines Zweifels bis zur Geburt deines Sohnes stumm bleiben wirst. Das im Vorhofe auf das Erscheinen Zacharias harrende Volk wunderte sich über sein langes Verweilen im Tempel. Wie er aber heraustrat, konnte er nicht zum Volke reden, sondern nur durch Winken ihm seinen Willen zu verstehen geben und dieses merkte daraus, daß Zacharias ein Gesicht gehabt habe, durch das er in diesen Zustand versetzt worden sei. Nach Verfluß der Tage seines Dienstes kehrte er in sein Haus zurück. Bald darauf fühlte Elisabeth, daß das Versprechen des Engels in Erfüllung gegangen sei, und voll Freude verbarg sie sich fünf Monate lang und sprach: So hat mir der Herr gethan zu der Zeit, da er mich angesehen, um meine Schmach von mir zu nehmen. Endlich gebar Elisabeth den vom Engel verkündeten Sohn. Sobald dieses ihre Verwandten und Nachbarn hörten, waren sie sehr erfreut, daß der Herr Barmherzigkeit an ihr gethan habe. Wie man am achten Tage nach seiner Geburt Alles zur Beschneidung vorbereitete, verlangte die ganze Familie ihm den Namen seines Vaters zu geben. Allein Elisabeth drang darauf, ihn Johannes zu heißen, und als man Zacharias darüber befragte, schrieb er auf ein Täfelchen den Namen Johannes. Von diesem Augenblicke an erhielt er den Gebrauch der Sprache wieder. Der Ruf dieses Wunders verbreitete sich in ganz Judäa, und alle die es hörten, sagten mit Staunen, was wird wohl aus dem Kinde werden, denn der Herr ist mit ihm. Das erste aber, was Zacharias that, war, daß er seine Gefühle der Liebe und Dankbarkeit in einen Lobgesang ergoß, in welchem er den Herrn pries, daß er sich in seiner unendlichen Barmherzigkeit herbeigelassen habe, sein Volk heimzusuchen, und den in tiefe Finsternis des Geistes versunkenen Völkern das himmlische Licht zu bringen. Dieser erhabene Gesang wird alle Tage in den kirchlichen Tagzeiten gebetet. Nach dem Berichte der alten Geschichtschreiber ließ ihn Herodes, König der Juden im ersten Jahre nach Christi Geburt deßwegen ermorden, weil ihn die Juden anklagten, er habe öffentlich behauptet, der verheißene Heiland wäre von einer Jungfrau ohne Verletzung ihrer Jungfrauschaft geboren worden.

Der heilige Emerich,

königlicher Prinz von Ungarn.

Jahr 1032.

Der hl. Emerich war ein Sohn des hl. Stephan, des ersten Königs von Ungarn und seiner Gemahlin Gisela, einer Schwester des hl. Heinrich, Herzogs von Bayern und nachmaligen römischen Kaisers. Er wurde im Jahr 1003 geboren und von seinen Eltern mit der größten Sorgfalt erzogen; zur Ausbildung seiner körperlichen und geistigen Kräfte und Fähigkeiten scheuten sie keine Mühe, sondern bereiteten ihn teils selbst, teils durch kenntnisreiche fromme Lehrer auf seine künftige Laufbahn zum Wohl seiner Unterthanen vor. Ihre Mühe, ihre Sorgfalt, ihre elterliche Treue und Liebe wurde mit dem schönsten

Erfolge gekrönt. Ausgezeichnet durch körperliche Wohlgestalt, übertrafen diese bei weitem die trefflichen Gaben des Geistes und des Gemütes. Er wuchs zur Freude seiner Eltern zum liebenswürdigen Knaben und zum edeln Jüngling heran, und bewies sich als das treue Ebenbild seiner gottesfürchtigen Eltern. Schon von Kindheit an leuchtete ein frommer Sinn, eine einnehmende Bescheidenheit und ein ungeheucheltes Wohlwollen gegen alle Menschen in allen seinen Handlungen hervor, und er erwarb sich dadurch die Liebe der Menschen und das Wohlgefallen Gottes in hohem Grade. Unbegrenzt war seine Hochachtung für die jungfräuliche Reinigkeit, die er mit seltenem Eifer sich zu erhalten bestrebte, und jede Gelegenheit mied, die Reinheit seines jugendlichen Gemütes zu beflecken. Aber eben so groß war von Jugend auf sein Eifer für die Gottseligkeit. Schon als Knabe stand er um Mitternacht auf, und betete im kindlichen Sinne einige Psalmen, las eine Erklärung derselben und stellte, soweit er es im Stande war, Betrachtungen darüber an. Dieses that er aber ganz in der Stille, um ja von Niemand bemerkt und in seiner heiligen Andacht gestört zu werden. Aber doch konnte dieses sein Thun denen nicht entgehen, welchen die Aufsicht über ihn anvertraut war. — Diese setzten davon insgeheim den König in Kenntnis, und führten ihn nach seinem Wunsche an einen Ort, wo er unbemerkt Zeuge von der innigen Andacht seines Sohnes sein konnte. Welche Gefühle in dem Herzen des tiefgerührten Vaters erwachten, kann jeder sich leicht selbst vorstellen, dem eine so herzinnige Freude zu Teil wird; er gab von diesem schönen Beispiele der Frömmigkeit ganz entzückt, den Befehl, den Prinzen ja nicht in einer so gottesfürchtigen Handlung zu stören. Gott fand ihn daher würdig, ihn mit außerordentlichen Gaben zu begnadigen, von denen er folgenden Beweis ablegte. Als er einmal mit seinem Vater das erst kürzlich vom Könige erbaute Kloster des heiligen Martin besuchte, und die Mönche dem Könige und dem Prinzen zur Begrüßung entgegentraten, ließ der Vater den Sohn den ersten Gruß empfangen. Emerich näherte sich den Mönchen, und küßte sie; aber die Zahl der Küsse, die er ihnen gab, war verschieden; der eine erhielt einen, der andere mehrere, der Mönch Maurus dagegen empfing sieben. Nach Beendigung des Gottesdienstes, dem Vater und Sohn mit tiefer Andacht zur Erbauung aller Anwesenden beiwohnten, fragte der König sobald sie allein waren über den Grund der ungleichen Anzahl der Küsse, die er den Mönchen gegeben habe. Dieses, erwiderte Emerich, sei deshalb geschehen, weil ihm durch innere Erleuchtung auch das verschiedene Verdienst der Mönche offenbar geworden sei, und er habe sich innerlich angetrieben gefühlt, nach ihrer Vollkommenheit auch die Zahl der Küsse einzurichten; der vollkommenste und frömmste und besonders durch Reinigkeit bewährteste sei Maurus, dem er deshalb sieben Küsse gegeben habe. Als der König einige Tage später diese Mönche auf die Probe stellte, um zu erfahren, ob sich die innere Erleuchtung seines Sohnes als wahr bewähre, fand er zu seiner innigsten Freude, daß aus dieser Probe der Mönch Maurus als der vollkommenste und Frömmste wie reines Gold hervorging, und mit der väterlichen Liebe vereinigte sich auch große Verehrung gegen ihn, den Gott so großer Gnade gewürdigt hatte. Bald darauf beförderte er den Mönch Maurus auf den bischöflichen Stuhl in Fünfkirchen, weil er fest überzeugt war, daß durch Besetzung der bischöflichen Stühle mit den würdigsten Männern auch das Christentum in seinem Reiche an Wachstum gewinne und immer festere Wurzeln treibe, die nicht der nächste Sturm wieder auszureißen im Stande sei. Bei zunehmendem Alter war Emerich täglich darauf bedacht, sich durch Ausübung aller christlichen Tugenden das Wohlgefallen Gottes immer mehr zu erwerben, und versäumte deshalb auch nicht die kleinste Pflicht im Dienste des Herrn, um ja dem aufs zärtlichste von ihm geliebten himmlischen Vater keine Veranlassung zum Mißfallen zu geben. Er besuchte die Kranken und unterstützte die Armen und Notleidenden in hohem Grade. Als er einst in der Kirche des hl. Georgius zu Vesperin im Beisein eines Dieners vor dem Altar mit Inbrunst betete, ließ sich in der auf einmal erleuchteten Kirche die himmlische Stimme vernehmen: „Die jungfräuliche Reinigkeit ist ein kostbarer Schatz: opfere Gott die Reinheit deines Leibes und deiner Seele, und verharre darin bis zum Tode." Die Worte machten auf Emerich einen solchen Eindruck, daß er Gott seine Reinigkeit bis an seinen Tod zu bewahren versprach. Er entschloß sich demnach zu einem ehelosen Leben. Doch sein königlicher Vater wünschte sehnlichst die Verehlichung seines Sohnes mit einer tugendhaften Gattin, damit nicht nach Emerichs Tode das Königreich auf ein anderes Haus übergehe, und dem Christentum und allen christlichen Tugenden der Untergang bereitet werde. Anhaltende Bitten des Vaters und die angegebenen Gründe bestimmten den gehorsamen Sohn, sich dessen Wunsche zu fügen, obwohl er ihm auch die Ursache

Der heilige Emerich besucht die Kranken.

seiner Abneigung gegen den Ehestand mitgeteilt hatte. Chicha, die Tochter des dalmatischen Königs, ward ausersehen, mit ihm den Thron zu teilen, eine eben so schöne und reiche als tugendhafte Prinzessin, die alle Eigenschaften besaß, die man von einer Gattin zu einer glücklichen Ehe erwarten konnte. Diese Ehe war auch glücklich, leider aber nur von kurzer Dauer. In vollkommenster Einigkeit lebte das junge königliche Paar, übte sich in allen Tugenden des Christentums und ließ die Unterthanen, die beide aufs innigste verehrten, eine künftige glückliche Regierung hoffen. Allein Gott hatte es anders beschlossen; er rief den tugendhaften Prinzen zum größten Schmerz seines königlichen Vaters, seiner geliebten und liebenden Gattin und aller Bewohner des Reiches in seinem 29. Jahre aus diesem Leben zu sich in sein himmlisches Reich. Er starb den 4. November 1032 noch bei Lebzeiten seines Vaters. Sein Leib wurde auf Veranstaltung des hl. Königs Ladislaus in der Hauptkirche zu Stuhlweißenburg auf dem Altar aufgestellt, und nach dem Tode des Vaters vom Papst Benedikt IX. mit diesem unter die Heiligen aufgenommen.

Die Reinigkeit des Leibes und der Seele ist die schönste Zierde der Jugend. Ein keuscher Sinn bewahrt den Jüngling wie die Jungfrau vor vielen Fallstricken des Bösen; er bebt zurück vor unkeuschen Reden und Handlungen, und erhält sich rein von allen Sünden der Unkeuschheit, die Leib und Seele ins Verderben stürzt durch Vernichtung der körperlichen wie geistigen Kräfte. Laßt uns also der unserm Stande angemessenen Keuschheit uns befleißen; laßt uns die Gefahren fliehen, durch die wir sie verlieren können; dagegen aber zur Erhaltung derselben alle Mittel gebrauchen, die uns durch Lehre und Unterricht geboten werden. Die Gnade Gottes, ein ruhiges Gewissen im Leben und Tode und die ewigen Freuden des Himmels sind der Lohn eines keuschen Lebens. Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Möchten diese Worte doch Jung und Alt beherzigen und befolgen, wahrlich dann würden uns nicht so unzählige Beispiele von den Folgen der Unkeuschheit vor Augen geführt, die nur zu deutlich beweisen, daß diese schon in dieser Welt die Strafe findet; um wie viel strenger muß der Richterspruch des ewigen ausfallen!

6. November.

Der heilige Leonhard,

Einsiedler von Limousin.

Sechstes Jahrhundert.

In großem Ansehen stand unser Heiliger am Hofe König Chlodwigs I.; er gehörte dem fränkischen Adel an und wurde vom Volke Lienhard genannt. Gott bediente sich des hl. Remigius, um ihn zum Glauben zu bekehren, und wahrscheinlich geschah dieß nach der Schlacht bei Zülpich. Sobald er die Pflichten, welche das Christentum seinen Bekennern auflegt, und die den treuen Schülern Jesu Christi verheißene Belohnungen kennen gelernt hatte, beschloß er der Welt zu entsagen und den Hof zu verlassen, um den Unterricht desjenigen zu genießen und seine Beispiele zu befolgen, dem er das kostbarste Geschenk, die Gnade des Glaubens und die Heiligung, verdankte. Als getreuer Nachahmer seines Lehrers suchte er bald dessen Tugenden, besonders seine Uneigennützigkeit, Frömmigkeit und Nächstenliebe an sich in Ausübung zu bringen. Eine Zeit lang wirkte er als Prediger; allein aus Furcht wieder an den Hof gerufen zu werden, und aus glühendem Verlangen, sich Gott ganz in der Einsamkeit zu weihen, floh er heimlich in die Gegend von Orleans.

Zwei Stunden von dieser Stadt lag das Kloster Micy, welches der heil. Euspicius im Jahr 508 gegründet, und damals den hl. Maximin oder Mesmin zum Vorsteher hatte. Maximin, ein Neffe des Stifters, war durch seine außerordentliche Heiligkeit berühmt.

Dieser war einer von jenen Männern, welche ihre Umgebung eben so sehr durch Gelehrsamkeit als durch Tugend in Bewunderung versetzen; noch sehr jung zur Leitung einer im Werden begriffenen Genossenschaft berufen, hatte er das Glück, dieselbe unter seiner weisen Leitung aufblühen und die Glieder derselben täglich neue Fortschritte in der Tugend machen zu sehen.

Entschlossen, sein in der Einsamkeit gefaßtes Vorhaben unwiderruflich zur Ausführung zu bringen, konnte sich Leonhard keinen besseren Meister wählen. Freundlich von Maximin als Schüler aufgenommen, legte er zu Micy, wo er besonders in seinem Obern ein Muster der Vollkommenheit fand, die Gelübde ab.

Nach dem Tode des hl. Maximin, um das Jahr 520, verließ Leonhard in seinem Drange nach noch größerer Einsamkeit Micy. Auf seiner Reise durch die Landschaft Berry hatte er das Glück, mehrere Götzendiener zu bekehren. Endlich ließ er sich, in Limousin angekommen, im Walde von Pauvin, vier Meilen von Limoges nieder, und erbaute sich daselbst eine Zelle. Kräuter und wilde Früchte waren seine einzige Nahrung. Eine Zeit lang blieb er den Menschen unbekannt und nur Gott allein war Zeuge seines strengen Bußlebens. Doch sein Seeleneifer trieb ihn an, die Bewohner der Umgegend zu unterrichten, und sein Wort war so überzeugend, daß er nicht nur zahlreiche Bekehrungen bewirkte, sondern auch einige seiner Zuhörer sich entschlossen, ihm in die Einsamkeit nachzufolgen, und seine Lebensweise anzunehmen. So entstand ein in der Folgezeit berühmtes

Kloster, dem man den Namen Noblac, später St. Leonhard von Noblac gab. Von Bewunderung für unsern Heiligen, den seine Wunder weithin berühmt machten durchdrungen, schenkte ihm der König einen bedeutenden Teil des Waldes, worin er mit seinen Schülern wohnte. Schon ehe er der Welt entsagte, fühlte Leonhard sein Herz von großem Mitleiden zu den Gefangenen und Eingekerkerten bewegt, um so mehr suchte er jetzt mit unermüdlichem Eifer ihnen alle mögliche Linderung zu verschaffen, insbesondere aber wirkte er dahin, sie dem Laster zu entreißen, und manche von ihnen, durch ihn auf den Weg der Besserung zurückgeführt, wurden durch seine Fürsprache sogar wieder in Freiheit gesetzt. Gerade diese Tugend war es, die ihm die große Berühmtheit verschaffte. Sein Lebensbeschreiber berichtet, mehrere Gefangene seien auf sein Gebet wunderbarerweise von ihren Ketten befreit worden, und der König habe ihm für bestimmte Fälle das Vorrecht erteilt, zuweilen Gefangene in Freiheit zu setzen.

Eines der berühmtesten Wunder, die man dem hl. Leonhard zuschreibt, ist die Befreiung Martels, Herrn v. Bacqueville in der Landschaft Caux, aus türkischer Gefangenschaft. Dieser war mit noch zwei anderen französischen Edelleuten im 14. Jahrhundert in die Gewalt der Türken geraten und hatte bei der langen Dauer seiner Gefangenschaft und der furchtbaren Leiden, die er von seinen Peinigern erdulden mußte, alle Hoffnung, sein Vaterland jemals wieder zu sehen, aufgegeben. Der Sklave, der sein Wärter war, und mit dem er öfters im Drange seines Herzens über die Vorzüge der christlichen Religion gesprochen hatte, setzte ihn eines Tages in Kenntnis, daß er am folgenden Tag zum Tode verurteilt werde. Erschrocken über diese Mitteilung warf sich Martel zum Gebete nieder, und flehte aufs innigste den hl. Leonhard um Befreiung aus dieser schreckenvollen Lage an; zugleich machte er das Gelübde, dem Heiligen zu Ehren eine Kapelle zu erbauen, wenn er ihn aus dieser Gefahr erretten würde. Mit dem lebendigsten Vertrauen, daß seine Bitte Gewährung finden werde, schlief er ein und beim Erwachen fand er sich an dem Eingange des Waldes von Bacqueville auf wunderbare Weise versetzt, und hatte noch die Ketten an Händen und Füßen. Aus Dankbarkeit gegen seinen Befreier ließ er sogleich zu dessen Ehren eine Kapelle in seinem Schlosse erbauen. Am 6. November des Jahres 559 schied der Heilige aus diesem irdischen Leben, um dort den himmlischen Lohn für seine unendlichen Bemühungen einzuernten. Die unter seiner Anrufung geweihte Kirche zu Noblac hat heute noch viele Vorrechte. Der heilige Leonhard ist Patron vieler Kirchen in Frankreich, wo er mit besonderer Andacht verehrt wird. Auch in England war seine Verehrung vor der Reformation weit verbreitet. Man ruft diesen Heiligen besonders für die Gefangenen und für Wöchnerinnen an, und schreibt ihm viele Wunder zu.

7. November.

Der heilige Engelbert,

Erzbischof von Köln, Martyrer.

Jahr 1225.

Unter den erhabenen Kirchenfürsten, welche den erzbischöflichen Sitz von Köln eingenommen, haben wohl wenige mehr durch Verdienste und Tugenden geglänzt, als der Heilige, dessen Andenken die Kirche an dem heutigen Tage feiert.

Von hoher Familie entsprossen, hatte Engelbert den Grafen Engelbert von Berry, der mit einer Tochter des Grafen von Geldern vermählt war, zum Vater.

Schon in seiner Kindheit gab Engelbert unzweideutige Beweise von der Heiligkeit, die er einst zu erreichen hoffte. Er hatte Freude an frommen Uebungen, war fleißig im Studium und selbst in den Erholungen zeigte sich seine Liebe zum göttlichen Dienste. Aus diesen glücklichen Anlagen schlossen seine Eltern er sei zum geistlichen Stande geboren, und er empfing die Tonsur, sobald es sein Alter erlaubte. Indeß sprach sich der Vater erst aus, nachdem sich der Sohn freiwillig entschieden hatte, denn seine große Achtung gegen die Kirchengesetze ließ es ihm nicht zu, nach Art mancher Eltern zu handeln, welche über den Beruf ihrer Kinder entscheiden, ohne den Willen Gottes zu erforschen, und welche sich in einer

so wichtigen Angelegenheit nur von rein zeitlichen Rücksichten oder durch Familieninteressen leiten lassen. Obwohl noch äußerst jung, bewies Engelbert doch durch sein bescheidenes Wesen und seine Einfachheit im Aeußern, daß er die Heiligkeit des ergriffenen Standes wohl erkannt habe. — Mit seltener Einsicht begabt, wußte der junge Kleriker sich bald bemerklich zu machen und bekam, noch sehr jung, durch Vermittlung seiner Eltern reiche Pfründen, ehe er noch wußte, welchen Gebrauch er davon machen sollte. Gott aber beschützte ihn vor der Gefahr, in die einen jungen Mann so frühes Glück und eine hohe Stellung hätte stürzen können. Da er aber, durch das innerliche Licht des göttlichen Geistes nach und nach über seine Pflichten erleuchtet, selbst einsah, daß sein Alter ihm die Uebernahme kirchlicher Würden noch nicht gestatte, so beschloß er an seiner Vervollkommnung zu arbeiten und begab sich zu diesem Zweck auf mehrere Jahre in die Einsamkeit. — Allein die ausgezeichneten Fähigkeiten, welche er an den Tag gelegt hatte, hatten ihm allgemeine Bewunderung zugezogen, und als der bischöfliche Sitz zu Münster erledigt war, schickte man Boten an ihn, um ihm dies Bistum anzutragen. Er schlug aber dasselbe aus, ohne sich durch Bitten in seinem Entschlusse erschüttern zu lassen. —

Allein die Gründe, auf welche er seine Nichtannahme der bischöflichen Würde gestützt hatte, konnten ihn gegegen neue Anerbietungen nicht schützen, denn bald darauf wurde er zum Domprobst in Köln ernannt, eine Stelle die er unmöglich ablehnen konnte. — Um diese Zeit saß Adolph auf dem erzbischöflichen Stuhle von Köln. Da dieser Kirchenfürst die Partei Ottos von Sachsen, den er selbst zum römischen Könige gewählt hatte, verließ, um sich an Philipp von Schwaben anzuschließen, welchem der römische Stuhl nicht geneigt war, so erhielt er vom Papste mehrere Weisungen, seine Stellung zu ändern. Als aber Adolph dem heiligen Vater den Gehorsam verweigerte, wurde er exkommuniziert und abgesetzt. Auf Rudolphs Nachfolger Bruno, der nur kurze Zeit den erzbischöflichen Sitz inne hatte, folgte Theodorich, der ebenfalls abgesetzt werden mußte, weil er Handlungen an Otto gebilligt hatte, welche ihm den Unwillen des Papstes und die Exkommunikation zuzogen. Durch seine Stellung an der Kölner Kirche hatte Engelbert Gelegenheit gehabt, Ottos Handlungsweise, welche Roms strenge Maßregeln rechtfertigte, kennen zu lernen und klar zu beurteilen. — Obwohl der Erzbischof sein Vorgesetzter war, so zögerte er doch nicht, schon bevor er die Entscheidung des römischen Stuhles kannte, sich gegen Otto auszusprechen, welchen der Papst mit dem Banne belegt und abgesetzt hatte, und offen die Partei Friedrichs II. zu ergreifen, weil er fest davon überzeugt war, daß der Erzbischof durch die Begünstigung Ottos schwer gegen die Kirche gefehlt habe. Dieses mutvolle Benehmen verschaffte ihm Achtung und Liebe zu Rom, und der Papst glaubte keinen bessern Mann auf den Kölner Bischofssitz erheben zu können, als den welcher die Interessen der Kirche so gut begriffen hatte. Engelbert wurde 1215 feierlichst geweiht. Das Kölner Volk, welches seine Tugenden kannte, bezeugte laut seine Freude über die Wahl des Papstes, und Engelbert rechtfertigte vollständig diese Freude seiner neuen Untergebenen. Tief verwahrlost waren in jener Zeit die kirchlichen Verhältnisse in Köln; aber der neue Erzbischof bewies bald, daß er die Würde verdiene, die ihm seiner Klugheit halber war übertragen worden. Mit großen Kräften ausgerüstet, vereiteltete er die Ränke Adolphs, Theodorichs und anderer Anhänger Ottos, die sich seiner Wahl hatten widersetzen wollen.

Der heilige Engelbert.

Schon beim Beginne seiner Amtsthätigkeit zeigte er daß er seine Macht besonders zum Schutze der Schwachen und Armen und zur Aufrechterhaltung der Rechte seiner Kirche anzuwenden gesonnen sei. Die Ehre Gottes war das Hauptziel all seiner Handlungen und Unternehmungen. Seine Uneigennützigkeit und Unparteilichkeit war bewundernswert; auch die stärksten Rücksichten hatten keinen Einfluß auf seine Urteile. Da es so leicht ist, Mißgriffe zu begehen, so hatte er immer Männer von erprobter Klugheit und Tugend an seiner Seite; er hörte ihre Vorschläge aufmerksam an, und benutzte ihren Rat, wenn er das allgemeine Beste bezweckte und mit seinen wohlmeinenden Absichten übereinstimmte. Das Kölner Volk hatte an ihm einen wahren Vater und Versorger; Lebensmittel waren immer reichlich und zu einem auch von Armen leicht zu erschwingenden Preisen vorhanden. Jedermann hatte bei ihm freien Zutritt; Widersprüche schreckten ihn nicht ab; er hörte alle Klagen und verschaffte jedem sein Recht, wie es die Gerechtigkeit erforderte. Denn so unsicher war damals das Recht geworden, daß ein Zeitgenosse von ihm schreibt: „Wenig Fürsten, wenig Edle erfüllen ihre Tage unverkürzt; nur wenige erreichen die Jahre des Greises; denn sie berauben die Armen und durch die Thränen der Armen werden sie erstickt, und früh ins Grab gebracht." Da war denn bei dem Erzbischofe eine gewaltige Kraft erforderlich, wenn er den Armen

ein gerechter Richter und ein wahrer Vater sein wollte. Oft, wenn er Arme traurig in der Ferne stehen sah, rief er sie herbei und forschte freundlich nach dem Grunde ihres Kummers, ihrer Noth und ihrer Drangsal, und half auf der Stelle ab, wenn es ihm möglich war. Mochten auch die Geschäfte sich noch so sehr häufen, er wußte doch alle zu besorgen, da er unermüdlich arbeitete, sich alle unnützen Erholungen versagte und seine Zeit klug einzutheilen verstand, so daß es ihm nie an Zeit zum Gebete, zum Studium und zur Lesung heiliger der Erbauung gewidmeter Bücher fehlte.

Ueberzeugt, daß die bischöfliche Würde die größte Vollkommenheit erfordere und die Abtödtung das Mittel zu derselben sei, übte er unglaubliche Bußwerke, trotz der mühevollen und ununterbrochenen Arbeit eines apostolischen Lebens. Seine Fasten waren aber anfangs mäßig, weil er seinen Körper durch stufenweise Abtödtung abhärten wollte, und immer hielt er darin kluges Maß, um zugleich seine Pflichten erfüllen zu können.

Diese Liebe zur Abtödtung erzeugte in ihm eine tiefe Demuth, unüberwindliche Sanftmuth, eine vollständige Lostrennung von allem Irdischen. Engelbert besaß eine so große Selbstverachtung, daß seine Würde nie den mindesten eitlen Gedanken in ihm erregte; er betrachtete dieselbe nur als eine schwere Bürde, und wenn er sie annahm, so that er es nur, um der Kirche zu nützen und die eigene Seele zu retten. Was den Erfolg seiner Unternehmungen betrifft, so schrieb er sich selbst immer nur die etwa begangenen Fehler zu.

Gastfreundschaft hielt er für eine unausweichliche Pflicht eines Bischofs; wer ihn besuchte, ward mit Achtung behandelt, allein seine Tafel blieb einfach, wer auch die Gäste sein mochten. Während die andern nach Belieben essen konnten, folgte er seinem Hange zur Abtödtung, wobei er aber möglichst unbemerkt zu bleiben suchte.

Der heil. Engelbert verschaffte jedem sein Recht, wie es die Gerechtigkeit erfordere.

Es lag ihm sehr am Herzen, die Einkünfte seines Erzbisthums in kanonisch vorgeschriebener Weise zu verwenden. Er machte aus denselben drei Theile, einen für seine Hausbedürfnisse, einen für Unterstützung der Armen, einen dritten für Kirchenrestaurationen. Vor seinen Provinzialconcilien legte er über den Gebrauch derselben Rechenschaft ab, denn er betrachtete sich nur als deren Verwalter.

Mit besonderer Sorgfalt wachte er über seine Worte; er redete wenig und trug Sorge, nie etwas Unnützes im Gespräche vorzubringen. Ebenso sehr lag ihm die gute Benützung der Zeit am Herzen, und gab sich nur ernsten Beschäftigungen hin. Bei Tisch ließ er sich aus geistlichen Büchern vorlesen, oder diktirte Briefe oder Belehrungen. Wenn er allein speiste, las er während des Essens; die heilige Schrift las er immer knieend. Nach dem Mittagessen besprach er sich mit seinen Pfarrern und Landdekanen. Diese Dekane hielten oft Konferenzen und hatten die Aufsicht über die Pfarrer ihres Distriktes, die sie auf ihre Fehler aufmerksam machten. Wo es die Umstände erforderten, berichteten sie darüber an den Erzbischof oder seinen Generalvikar.

Die Tagzeiten betete er immer knieend und entblößten Hauptes, und um die Aufmerksamkeit zu fesseln, las er das ganze Brevier, ohne etwas auswendig zu beten, was er auch seinen Geistlichen empfahl. Nie, ja selbst nicht einmal in der Krankheit unterließ er einen Theil der Tagzeiten, und betete wo möglich jede canonische Tagzeit um die zutreffende Stunde. An Sonn- und Festtagen wohnte er dem ganzen Gottesdienste in seiner Domkirche bei, und brachte einen großen Theil dieser Tage vor einem bestimmten Altare knieend im Gebete zu. Solche Tugend im Privat- und öffentlichen Leben, und solche Uneigennützigkeit schützte Engelbert nicht vor Prüfungen, die übrigens seinen guten Eigenschaften nur um so größern Glanz verliehen. So besonders bei folgendem Anlasse.

Sein Vetter Friedrich, Graf von Isemburg war Rechtsanwalt der Abtei Essen geworden, allein sein ganzes Streben ging auf Plünderung des Klosters aus, so daß die Nonnen oft genöthigt waren, den Schutz des Erzbischofs anzurufen. Engelbert zeigte sich schwach, ohne Zweifel, weil es sich um seinen Vetter handelte. Der Papst und der Kaiser, von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, befahlen ihm, dem Uebel zu steuern, und sogar den Anwalt zu entsetzen, wenn er seine Plackereien und Räubereien nicht aufgeben würde. Engelbert versuchte Anfangs den Weg der Güte und bot seinem Vetter sogar eine beträchtliche Pension an, um ihn zur Billigkeit zu bewegen; allein da diese Versuche fruchtlos blieben, machte er keinen Hehl aus den Aufträgen, die ihm geworden waren. Der Graf von Isemburg gerieth darüber in den höchsten Zorn, und faßte sogar den Entschluß, den Erzbischof von Köln aus dem Leben zu schaffen. Zu diesem Zwecke suchte er mehrere seiner Familie nahe stehende Fürsten und Adelige auf seine Seite zu ziehen. Er fand sich bei einer vom Erzbischofe zum Behufe eines Vergleichs zu Soest in Westphalen vorgeschlagenen Zusammenkunft ein, wobei er sogar friedliche Absichten heuchelte. Engelbert wurde zwar auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die seinem Leben drohe, blieb aber ohne Furcht. Am folgenden Morgen legte er eine Lebensbeichte ab, um sich zum Tode vorzubereiten, wenn ihn Gott etwa zu sich rufen sollte. Kaum war er damit zu Ende, als die Bischöfe von Münster und Osnabrück, die mit Friedrich im Einverständnisse standen, zu ihm auf Besuch kamen. Der Erzbischof erzählte

ihnen, was er gehört habe, allein sie suchten ihn zu beruhigen und Engelbert begab sich, wie es war verabredet worden, nach Soest. Dem äußern Anscheine nach verlief Alles gut, und man versprach gegenseitig, sich auf dem Reichstage zu Nürnberg wieder zu treffen. Friedrich wußte, daß der Erzbischof am folgenden Tage zu Schwelm eine Kirche einweihen wollte. Er stellte daher Meuchelmörder an dem Wege auf, den der Erzbischof passiren mußte. Alle Vorkehrungen waren so gut getroffen, daß Engelbert den Hinterhalt nicht umgehen konnte und seinen Mördern in die Hände fiel. Von vielen Stichen durchbohrt, starb er für seine Feinde betend, am 7. Nov. 1225 und wurde in der St. Peterskirche zu Köln beigesetzt. Auf seiner Todesstätte wurde später ein Kloster erbaut. Der Anstifter des schändlichen und verabscheuungswürdigen Mordes wurde am 18. November 1226 zu Köln gerädert.

8. November.

Der heilige Gottfried,

Bischof von Amiens.

Jahr 1118.

Nach dem Tode seiner Gemahlin nahm Fulko, der Vater unseres Heiligen, aus einer adeligen und tugendhaften Familie in der Grafschaft Soissons stammend, das Ordenskleid. Sein Söhnlein Gottfried wurde daher schon mit fünf Jahren unter die Leitung des Abtes Gottfried von St. Quentin gestellt, der ihn aus der Taufe gehoben hatte. Dieser Gottfried war der Oheim der Gräfin Idda von Boulogne und Namur, der Mutter Gottfrieds und Balduins, welche Könige zu Jerusalem wurden.

Schon von frühester Kindheit an beraubte sich der Heilige eines großen Theils seiner täglichen Nahrung, um ihn an die Armen zu vertheilen, oft erschien er gar nicht im Speisesaale, sondern blieb während der ganzen Essenszeit irgendwo in einem Betzimmer, sich mit Gott zu unterhalten, bisweilen auch widmete er dieser heiligen Uebung den größten Theil der Nacht. Die vielen Thränen, welche er während des Gebetes vergoß, zeugten von seiner zarten Frömmigkeit und tiefen Zerknirschung. Als er das 25. Jahr erreicht hatte, weihte ihn der Bischof von Noyon zum Priester; eine Ehre, der er durch seine Tugenden sowohl, als durch seine großen Fortschritte in der Kenntniß der Religion würdig war, ohne auf seine aus ächter Demuth hervorgegangene Weigerung zu achten.

Bald darauf vertraute man ihm durch Vermittlung des Erzbischofs von Rheims und des Bischofs von Laon in Uebereinstimmung mit Andern die Leitung des Klosters Nogent in der Champagne an, das sich um diese Zeit in großem Verfall befand Bei seiner Ankunft fand Gottfried das Kloster im schlechtesten Zustande. Es waren nur sechs Mönche in demselben, ganz eigener Willkür überlassen, ohne Aufsicht, ohne Zucht. Die Mauern waren verfallen und die Einkünfte in größter Unordnung und die innern wie äußern Verhältnisse mußten eine vollkommene Aenderung erfahren. Im Vertrauen auf Gott und gutgesinnte Menschen legte Gottfried frische Hand an das Werk, und brachte es so gut zu Stande, daß bald das Haus durch sein musterhaftes Leben berühmt wurde. Erstaunt über die Kunde von dieser wunderbaren Umänderung traten selbst Aebte in dieses Kloster, um als einfache Mönche sich der weisen Leitung Gottfrieds zu übergeben und in höherer Vollkommenheit ihr Leben hinzubringen.

Gottfried hatte sich eine solche Wachsamkeit über sich selbst angewöhnt, daß er vollkommen seiner Sinne Meister war. Nie sprach er ein unnützes Wort, nie heftete er seine Augen ohne Noth auf irgend einen Gegenstand. Sein Stillschweigen und seine Bescheidenheit zeugten von einer ununterbrochenen Geistessammlung. Als eines Tages bei Tisch eine Speise weniger schmackhaft war, als gewöhnlich, murrte man darüber, er aber sagte: „Wißt ihr nicht, daß das Fleisch sich empört, wenn man ihm schmeichelt?" Als ein ganzes Concil ihn bat, die Leitung der Abtei des heil. Remigius zu Rheims zu übernehmen, trat er in die Mitte der Versammlung und rief unter Berufung auf die Kirchengesetze: „Gott bewahre mich, eine arme Braut zu verachten und ihr eine reiche vorzuziehen!"

Im Jahre 1103 wurde durch die Entfernung Geruins, Bischof von Amiens, der bischöfliche Sitz erledigt. Im ganzen Bisthume wurden Gebete und Fasten angeordnet, um Gott um eine glückliche Wahl des neuen Hirten anzuflehen. Einstimmig fiel diese auf Gottfried, dessen Ruhm weit verbreitet war. König Philipp bestätigte mit Freuden die Wahl des neuen Bischofs. Gottfried befand sich gerade bei der Kirchenversammlung zu Trece, als er seine Erhebung zum Bischofe erfuhr. Erschrocken darüber wollte er sich durch die Flucht dieser Würde entziehen, aber der Kardinal Richard, unter dessen Vorsitz die Kirchenversammlung gehalten wurde, und die übrigen Bischöfe verwehrten es ihm, und er mußte die Einwilligung zur Uebernahme dieses heiligen Amtes geben.

Mit Widerstreben that er es, und empfing die bischöfliche Weihe von Manasses, dem Erzbischofe von Rheims, im Beisein mehrerer Bischöfe. Groß war der Schmerz und die Trauer seiner Genossen in der Abtei Nogent beim Abschiede ihres geliebten Abtes, aber eben so groß die Freude zu Amiens bei der

Ankunft ihres neuen hoffnungsvollen Hirten. Barfuß und in tiefer Demuth zog Gottfried in die Stadt ein. Sein Palast war das Haus eines wahren Schülers Jesu Christi. Der hl. Gottfried war ein leuchtendes Vorbild in allen Tugenden für die, die er zu Gott zu führen berufen war. Insbesondere nahm er sich der Armen und Nothleidenden an, beschützte Verfolgte und Unterdrückte, und trat den Gewaltigen und Uebermüthigen mit Kraft und Nachdruck entgegen. Täglich wusch er dreizehn Armen die Füße und bediente sie bei Tische. Den Gewaltthätigkeiten der Großen gegen Schwächere zeigte er einen unbeugsamen Muth, griff mit Festigkeit die unter der Geistlichkeit herrschenden Mißbräuche an und verbesserte nach Ueberwindung unzähliger Schwierigkeiten die Sitten unter Geistlichen und Laien mit gutem Erfolge. Er bereiste alle Orte seines Bisthums und ließ überall segensvolle Spuren seines heil. Eifers und seiner unbegrenzten Liebe zurück. Auf einer Reise nach Rheims, wo er sich mit seinem Metropoliten über wichtige Angelegenheiten hatte besprechen wollen, von einem heftigen Fieber ergriffen, empfing er mit großer Andacht die Sakramente der Kirche und starb am 8. November 1118 in dem Kloster des heil. Crispinus zu Soissons, wo er auch begraben wurde.

Wenn wir die Lebensgeschichte des heil. Gottfried mit aufmerksamer Seele lesen, so muß unser Herz aufs Tiefste von den herrlichen Tugenden dieses Gottesmannes ergriffen werden.

Nach dem Vorbilde Jesu hat der Heilige das, was er lehrte, selbst ausgeübt und ist uns ein hellleuchtendes Beispiel geworden. Wir dürfen nur in seine Fußstapfen treten, um uns in diesem kurzen irdischen Leben für das ewig himmlische gut vorzubereiten. Glückselig ist der, welcher nicht nur das Leben dieser heiligen Männer mit Andacht liest, sondern auch von ihren Beispielen hingerissen, die Tugenden derselben sich anzueignen und auszuüben bemüht ist. Bald wird sein Inneres eine himmlische Ruhe und Zufriedenheit empfinden und sein Glauben eine Festigkeit und Vertrauen gewinnen, die auch noch so schweres Ungemach weder wankend zu machen, noch viel weniger zu zerstören vermag.

Der Dom in Rheims.

Die vier Gekrönten.

Jahr 314.

Vier Brüder, welche zu Rom hohe Vertrauensposten bekleideten, wurden als Gegner des Götzendienstes während der diocletianischen Verfolgung verhaftet. Man schlug sie mit Bleistöcken so lange, bis sie den Geist aufgaben. Sie hießen Severus, Severian, Carpophorus und Viktorius und wurden an der Levikanischen Straße beigesetzt. Man kennt sie unter dem Namen vier Gekrönte.

Papst Gregor der Große erwähnt einer alten Kirche, die ihren Namen führt und in welche Leo IV. im Jahre 841 die Reliquien der heiligen Marthyrer bringen ließ. Durch einen Brand zerstört, wurde sie unter Paschalis II. wieder aufgebaut, wobei man in einem Gewölbe unter dem Altar die Reliquien unserer Heiligen entdeckte. Auf dem Kirchhofe an der Levikanischen Straße hatte man auch fünf andere Marthyrer, Claudius, Nicostratus, Symphorian, Castorius und Simplicius beigesetzt. Da sie Bildhauer waren, wurden sie ohne Zwei-

sel hingerichtet, weil sie sich weigerten, Götzenbilder zu verfertigen. Papst Leo IV. ließ ihre Reliquien in die Kirche der vier Gekrönten bringen, wo sie zugleich mit diesen verehrt werden.

9. November.

Der heilige Theodor,

Martyrer.

Jahr 306.

Bischof Gregor, der heilige, von Nyssa, hat uns in der schönen Lobrede, die er am Grabe des Martyrers Theodorus hielt, einige Lebensumstände und die Martergeschichte desselben erzählt, die wir hier zur Erläuterung den Gläubigen mittheilen wollen. Der heil. Theodor wurde in Syrien oder Armenien geboren. Er war noch jung und erst vor kurzem zum römischen Heere angeworben worden, weßhalb er den Beinamen „Tiro“ (Rekrut) erhielt. Die Legion, bei welcher er diente, wurde nach Pontus in die Winterquartiere geschickt und befand sich kurz nach der Verkündigung der Edikte, durch welche Maximian, Galerius und Maximin die Fortsetzung der von Diocletian begangenen Verfolgung anordneten, zu Amasea. Der junge Krieger war so weit entfernt, seinen Glauben zu verhehlen, daß er sich vielmehr offen dazu bekannte. Man verhaftete ihn, um ihn vor den Befehlhaber der Legion und den Statthalter der Provinz zu führen. Diese fragten ihn, wie er es habe wagen können, eine Religion zu bekennen, welche die Kaiser bei Todesstrafe verboten hätten. Er aber erwiderte voll Muth: „Ich kenne eure Götter nicht, ich bete Jesus Christus, den einzigen Sohn meines Gottes an. Ich überlasse euch meinen Leib, diesen könnt ihr zerfleischen, ihn könnt ihr in Stücke reißen, ja den Flammen übergeben. Wann euch meine Reden beleidigen, so schneidet mir die Zunge aus. Wenn es Gott verlangt, bin ich bereit, jedes meiner Glieder zum Opfer darzubringen.“ Die Richter, die mit seiner Jugend Mitleid zu haben schienen, gaben ihm Bedenkzeit und entließen ihn.

Gefangennehmung des heiligen Theodor.

Theodor benützte diese Frist, Gott um die Gnade der Beharrlichkeit zu bitten. Um seine Richter zu überzeugen, daß er unerschütterlich auf seinem ersten Entschlusse beharre, steckte er einen mitten in der Stadt gelegenen Tempel der Cybele in Brand. Man forschte nach dem Thäter, und Theodor gab sich selbst an, über eine That frohlockend, durch die er so offenbar seinen Abscheu gegen den Götzendienst an Tag gelegt hatte. Die Richter ließen ihn zum zweitenmale vor sich führen und suchten ihn durch Androhung der fürchterlichsten Qualen zu schrecken, allein er blieb unerschüttert und bereit, um Jesu Christi willen die schrecklichsten Martern zu erdulden. Jetzt änderten die Richter den Ton, redeten ihm freundlich zu, und versprachen ihm nicht nur gänzliche Straflosigkeit wegen des Brandes, sondern machten ihm auch die glänzendsten Verheißungen, und unter ihnen auch diese, ihn zum Oberpriester der Cybele zu machen. Theodor wies alle diese Anträge standhaft zurück, und sagte höhnend zu ihnen, daß unter allen Götzendienern die Priester der Cybele die elendesten und lasterhaftesten seien. Eine solche Freimüthigkeit war den Richtern zu unerwartet, als daß sie länger ihre scheinbare Freundlichkeit hätten beibehalten können. In die ungezähmteste Wuth ausbrechend, hießen sie, den christlichen Helden an einen Pfahl binden und ihn bis aufs Blut mit Ruthen peitschen, darauf auf die Folter spannen und seinen Leib mit eisernen Haken zerfleischen. Aber keine Marter und keine Qual vermochten seinen Muth zu erschüttern; ja er schien gegen alle Leiden unempfindlich zu sein. Ohne Unterlaß wiederholte er die Worte des Psalmisten: „Ich werde den Herrn allezeit preisen; unaufhörlich werde ich sein Lob singen. „Als der Statthalter seine Grausamkeiten an ihm befriedigt hatte, schickte er ihn ins Gefängniß zurück, wo er bei Nacht von Engeln auf wunderbare Weise getröstet wurde. Ein vielstimmiger Lobgesang wurde gehört, und den Kerker sah man wie mit Fackeln erleuchtet. Erschrocken eilte der Kerkermeister in denselben, fand aber Niemanden, als Theodor und die übrigen schlafenden Mitgefangenen. Bei einem dritten Verhöre bekannte Theodor Jesus Christus mit dem gleichen Muthe. Den Richtern konnte somit kein Zweifel mehr übrig bleiben, daß alle ihre Bemühungen, den Heiligen zu bekehren, vergebens seien, deßhalb verurteilten sie ihn zum Feuertode, den er im Jahre 306 mit Freuden erlitt, wahrscheinlich am 17. Februar, denn an diesem Tag verehren ihn die Morgenländer; die Lateiner dagegen feiern sein Fest am 9. November nach mehreren Martyrologien. Der Leib des heiligen Martyrers, den die Christen den Flammen zu entreißen wußten, wurde im 12. Jahrhundert nach Brindisi gebracht, wo er noch aufbewahrt ist, mit Ausnahme des Hauptes, welches sich zu Gaeta befindet. Zu Ehren des heiligen Theodor wurde früher schon eine Kirche in Konstantinopel und eine Kapelle zu Jerusalem erbaut. Auch in der

Nähe von Damaskus wurde auf seinen Namen eine Kirche eingeweiht, in welcher sich eine Bildsäule des Heiligen befand. Die alte Kirche seines Namens zu Venedig soll von Narsus erbaut worden sein. Zu Rom befindet sich eine Collegialkirche, welche seinen Namen trägt und ursprünglich ein Tempel des Romulus war.

Vielfältig belehren uns die Reden und Beispiele der heil. Martyrer, daß man, um der Seligkeit theilhaftig zu werden, den Freuden dieser Welt entsagen müsse. Wir sollen unser Herz nicht an Dinge hängen, die nicht zur Erhaltnng unseres Lebens und zur Förderung des Wohles unserer Mitmenschen geeignet sind, die nur unsere Sinne reizen, und später Reue zurücklassen, die unsere Gedanken von Gott ablenken und uns auf den Weg des Verderbens führen. Bekämpfen sollen wir unsere Leidenschaften, bezwingen die Begierden, die in uns toben, und wenn wir nicht sorgsam wachen, die Herrschaft über uns gewinnen und uns zum Bösen verführen. Die Leidenschaften des Zornes, des Hasses, der Wuth, der Zwietracht und noch eine Menge anderer der Art; die Begierden der Augenlust und der Fleischeslust nach fremdem Eigenthume, der Hoffahrt und andere, dann Neid, Geiz, Habsucht und eine große Zahl anderer Laster legen uns zahllose Hindernisse in Weg, den Pfad zu betreten, der allein zum ewigen Heile führt. Deßhalb werden die Kämpfe dieser heiligen Männer dem Leser vor Augen gestellt, daß er in ihrem siegreichen Ringen mit dem Bösen lerne, wie er sich selbst bezwingen, diese Feinde des christlichen Lebens besiegen, und das ewige Heil erringen könne. Wohl dem, der ihrem Beispiele nachfolgt!

Die Weihe der Kirche zum Erlöser,
gewöhnlich
zum heiligen Johann von Lateran.

Seitdem es Menschen gibt, wurden Altäre errichtet, um der Gottheit Opfer darzubringen, und die Orte, wo sie standen, wurden als heilige Stätten verehrt. Abraham pflanzte einen Hain um seinen Altar, damit dieser Ort, von heiliger Stille und Dunkel beherrscht, in den Gemüthern desto tiefere Erfurcht gegen die Gottheit erweckte. Als Gott den Juden befahl, eine bewegliche Stiftshütte und Altäre für Rauchwerk und Brandopfer zu erbauen, offenbarte er ihnen, auf welche Weise er verehrt sein wolle und schrieb ihnen zugleich alle Gebräuche und Ceremonien vor, und wollte, daß alles zu seinem Dienst Bestimmte mit Salbung von Oel geweiht werde. In späterer Zeit ertheilte er ihnen den Befehl, in seinem Namen einen Tempel zu erbauen, der mit der größten Pracht aufgeführt wurde. Beim Entstehen des Christenthums versammelten sich die Gläubigen in ihren Häusern in abgesonderten Zimmern zum Gebete und zum hochheiligen Opfer. Die Apostelgeschichte spricht zum östern von den frommen Zusammenkünften der Apostel in dem Obersaale in dem Hause des Johannes Markus. Zur Zeit des heil. Evangelisten Johannes nannte man den Versammlungsort der Gläubigen mit ihren Bischöfen Ecclesia, d. h. Versammlung, Kirche. Tertullian nennt den Versammlungsort der Gläubigen, wo die bei der Taufe üblichen Abschwörungen stattfanden, wo die Eucharistie dargebracht wurde u. s. w., Kirche oder Gotteshaus. Die ältesten Kirchenlehrer, der hl. Gregor der Wunderthäter, der hl. Dionysius, der heil. Cyprian und andere thun ausdrücklich der Kirche Erwähnung, Origenes, Minatius Felix, und Laetantius sagen zwar, daß die Christen weder Tempel noch Altar gehabt hätten, aber augenscheinlich wollten sie damit nur andeuten, daß die Christen weder Tempel für die Götzen noch Altäre für blutige Opfer hätten; denn Laetantius spricht ja selbst von einer christlichen Kirche in Phrygien, welche von den Heiden mit allen darin befindlichen Gläubigen verbrannt worden sei. Ebenso erzählt er von der Niederreißung der christlichen Kirche zu Nikomedien, und von der Zerstörung der Kirchen in Gallien, der sich Constantius, welcher dort regierte, aus Scheu vor den andern Kaisern nicht zu widersetzen wagte. In Rom wurden nach Optatus Berichte den Christen 40 Kirchen entrissen, aber von Maxentius denselben wieder zurückgegeben.

Constantin der Große erklärte sich nach Besiegung des Maxentius als Beschützer der Christen. Licinius, der im Morgenlande herrschte, schien Anfangs die Christen zu begünstigen, und deßwegen fingen die Christen an, Kirchen zu erbauen; aber bald wurde der Bau durch die Sinnesänderung des Regenten unterbrochen, und erst als Licinius von Constantin im Jahre 319 gänzlich besiegt worden war, ließ dieser erste christliche Kaiser eine Menge Kirchen aufführen, unter denen Eusebius die zu Nikomedien, Antiochien, Jerusalem und Konstantinopel hervorgeht.

Unter die vorzüglichsten von Constantin erbauten Kirchen rechnet man auch die zum Erlöser, die zu Rom auf dem Berge Cälius an der Stelle aufgeführt wurde, wo der lateranische Palast stand. Dieser Palast war das alte Haus des Publius Lateranus, den Nero als Mitschuldigen an der pisonischen Verschwörung hatte hinrichten lassen, Constantin hatte ihn durch seine Gemahlin Fausta geerbt, und daher hatte die Kirche auch den Namen Basilika Faustina, später aber Basilika Constantiniana. Die in dieser Kirche gleichfalls von Constantin erbaute Taufkapelle erhielt den Namen des hl. Johannes des Täufers, und der in dieser errichtete zweite Altar den Namen des hl. Johannes des Evangelisten. Diese Kapelle war mit beträchtlichen Einkünften dotiert. Durch die besondere Andacht, welche man zur Kapelle des heil. Johannes trug, verlor die Kirche nach und nach ihren ersten Namen, und man kannte sie in der Folge nur unter dem Namen des hl. Johannes von Lateran. An

dieser Kirche war die gewöhnliche Residenz der Päpste, als aber Gregor IX. von Avignon zurückkehrte, bezog er den vatikanischen Palast an der Peterskirche. Nichts desto weniger behielt die Basilika von Lateran ihren Vorzug vor allen Kirchen Roms und der Christenheit, und dieser Vorzug wurde ihr durch die Bullen Gregors IX. und Pius V. gegen die Ansprüche der Kanoniker von St. Peter gesichert. Benedikt XIII. ließ den an dieser Kirche stehenden lateranischen Palast prachtvoll wieder herstellen. Wegen der ungesunden Luft in diesem Stadtviertel aber wohnen die Päpste gewöhnlich im vatikanischen Palaste.

Die Kirche des heiligen Johannes von Lateran heißt die Haupt- und Mutterkirche, die Lehrmeisterin aller Kirchen, und die kostbaren Reliquien, welche sie besitzt, lassen sich wegen ihrer Menge nicht einzeln beschreiben.

Nachdem nun von der Gründung der Kirche zum heil. Johannes von Lateran, und bei dieser Gelegenheit von den Kirchen gesprochen wurde, die in den ersten Jahrhunderten des Christenthums erbaut wurden, so muß auch von der Weihe derselben, d. h. von den religiösen Ceremonien, die man zu allen Zeiten beobachtet hatte, wenn man eine Kirche dem Herrn feierlich weihte, Erwähnung geschehen.

Der salomonische Tempel wurde durch Gebete und gottesdienstliche Ceremonien dem Herrn geweiht. Die Christen, die ihre Nahrung, ihre Häuser und alles segneten, was sie gebrauchten, beobachteten dieses auch bei ihren Betsälen und Kirchen durch eine besondere Weihe. Die Gewohnheit, die Kirchen mit Feierlichkeit einzuweihen, hat ohne Zweifel ihren Ursprung in der apostolischen Ueberlieferung. Gewöhnlich versammelten sich die

Das Innere der Kirche „Zum Erlöser" in Rom.

Bischöfe der Umgegend zu einer so erhabenen Ceremonie. Constantin berief alle Bischöfe des Orients zur Einweihung der Kirche von Tyrus und der Kirche zum heil. Grabe zu Jerusalem. Ohne Genehmigung des Bischofs durfte nach den Kanons keine Kirche oder Kloster gestiftet werden. Ohne Reliquien von heil. Martyren konnte weder eine Kirche noch ein Altar geweiht werden, von welchen ein Theil entweder unter den Altar oder in den Stein gelegt wurde, worauf man die heil. Geheimnisse darbrachte. Obwohl die Kirchen Gott gewidmet waren, erhielten sie doch ihren Namen von einem Heiligen, unter dessen Anruf und zu dessen Ehre man die Kirche einweithe. Das nämliche war bei den Altären der Fall, die man dem Andenken der Martyrer errichtete. Da die Welt durch ihr Verderbniß der Gewalt des bösen Feindes verfallen ist, so soll die Kirche alles heiligen, was zum Dienste Gottes bestimmt ist. Wie nun im alten Testamente nur an dem vom Herrn erwählten und auf besondere Weise geweihten Orte Opfer dargebracht werden durften, ebenso haben auch die Christen Gebräuche und feierliche Gebete zur Einweihung ihrer Kirchen. Jeder, der es wagen würde, diesen Ort zu entheiligen, würde als Heiligthumsschänder angesehen. Wenn auch Gott allenthalben zugegen ist, so nennen wir doch den Himmel vorzüglich seine Wohnung, weil wir dort seine Größe und Herrlichkeit unverhüllt schauen. Ebenso dürfen wir überzeugt sein, daß er unsere Kirche mit seiner Gegenwart beehre, daß unsere Huldigungen ihm da wohlgefälliger seien, daß er unsere Gebete gnädiger aufnehme und uns seine Gaben und Gnaden in reichlicherem Maße zu Theil werden lasse. Wir wissen, daß der jüdische

Tempel der einzige auf dem Erdenrunde war, in dem der wahre Gott verehrt wurde; daß jeder wahre Verehrer Jehovas sich demselben mit heiliger Scheu nahte; daß jeder, der das Geringste in demselben entheiligte, auf das Strengste bestraft wurde, daß selbst die Leviten nicht weiter gehen durften als bis an den Ort, wo die Opfer dargebracht wurden. Nur die Priester durften das Heiligthum betreten; in das Allerheiligste aber war es nur dem Hohenpriester erlaubt, im Jahre einmal hineinzugehen, nämlich am großen Versöhnungstage, um das Blut der geschlachteten Opferthiere hinweg zu tragen. Zu diesem Eintritte mußte er sich durch feierliche Reinigung vorbereiten; und das Blut der Opferthiere wurde nur dann dargebracht, wenn duftendes Rauchwerk die Arche und den Gnadenstuhl, der Sitz Gottes genannt, überdeckte. Und sind nicht der Tempel Salomons und das Allerheiligste blos Vorbilder unserer hl. Altäre, wo man nicht das Blut der Opfertiere, sondern das anbetungswürdigste Blut des unbefleckten Lammes darbringt? Die Wolke, mit welcher Gott bei der Einweihung des Tempels diesen erfüllte, um allen eine heilige Ehrfurcht für den Ort seiner Anbetung einzuflößen; das nämliche Wunder, das bei der Darbringung des ersten Opfers sich zeigte, das beim jedesmaligen Eintritte des Moses und Arons in die Stiftshütte sich erneute; die Furcht, der Schrecken und die Angst, die jeden erfaßte, als Gott sein Gesetz gab, sind nur Schatten gegen die heilige Scheu erregenden Geheimnisse, wo wir durch das kostbare Blut Jesu Christi gereinigt werden, und dieses Blut durch unsere Hände dargebracht wird. Und doch trifft man nicht selten Mangel an Ehrfurcht in unsern Kirchen! Heilige, tief eindringende Ehrfurcht muß das Herz Jedes ergreifen, der das dem Herrn geweihte Heiligthum betritt, denn der Herr weilt an diesem Ort! Furchtbar sollen dem frivolen Entweiher die Worte Jesu Christi in die Ohren tönen, als er die Käufer und Verkäufer im gerechten Zorne aus dem Tempel trieb: „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Mördergrube gemacht!“ Darum sollen wir dem Heiligthume uns nicht nahen, ohne auszurufen: „Hier ist wahrhaftig das Haus des Herrn und die Pforte des Himmels!“ Mit ehrfurchtsvollem Schauer sollen wir in die heiligen Hallen eingehen und in dem Heiligthume weilen; wir sollen uns aller irdischen Gedanken und Neigungen entschlagen, wenn wir vor dem erscheinen, vor dessen Angesicht Himmel und Erde floh und keine Spur ihres Daseins zurückließ. Wenn sich die frommen Einsiedler Egyptens zur Feier oder zum Empfange der göttlichen Geheimnisse versammelten, legten sie ihre Schuhe ab, und bei den morgenländischen Christen war von den Juden der unter ihnen übliche Gebrauch entlehnt, beim Eintritt bis in die Mitte der Kirche vorzutreten und sich vor dem Altar zu verbeugen. Die Gewohnheit, beim Eintritt in die Kirche sich mit Weihwasser zu besprengen, reicht ins höchste Alterthum. Es ist ein Sinnbild der Seelenreinheit. Wenn wir also Weihwasser nehmen, so sollen wir von dem lebhaftesten Gefühle der Zerknirschung durchdrungen sein und Gott aufs inständigste anflehen, daß er uns durch den Versöhnungstod Jesu reinige, der uns allein vollkommen heiligen kann.

10. November.

Der heilige Tryphon und Respicius,

Martyrer. Jahr 250.

Triphon und Respicius wurden bei Apamea in Bithynien geboren, wo sie sich auch während der decischen Verfolgung i. J. 250 aufhielten. Obgleich sie einen ganz unbedeutenden Flecken bewohnten, blieben sie doch nicht unbemerkt, denn der Ruf von ihrem christlichen Eifer gelangte bis zu den Ohren des dortigen Distriktsrichters. Dieser, dadurch auf sie aufmerksam gemacht, ließ sie durch abgeschickte Gerichtsdiener ergreifen und nach Nicäa führen, wo sie in einem scheußlichen Kerker mehrere Tage schmachten mußten. Nach Verfluß einiger Zeit wurden sie vor den Statthalter Aquilinus geführt, und von diesem über ihren Stand und ihre Religion befragt. Unerschrocken und muthvoll bekannten sie sich als eifrige Anhänger des Christenthums. Der Statthalter ermahnte sie nachdrücklich, demselben zu entsagen, denn wenn sie sich weigern würden, den Göttern zu opfern, würden sie lebendig verbrannt werden; sie sollten also mit sich selbst Mitleid haben, und sich nicht selbst durch diese Halsstarrigkeit diese furchtbare Todesart zuziehen. „Das thun wir,“ erwiderte Respicius, „wir können kein besseres Mitleid gegen uns selbst haben, als wenn wir Jesus Christus bekennen, den wahren Richter, der einst alle Menschen vor seinen Richterstuhl laden wird, um von ihnen Rechenschaft über alle ihre Handlungen zu fordern.“ Aquilinus stellte ihnen vor, sie seien alt genug, um zu wissen, was sie zu thun hätten. „Ja,“ sagte Tryphon, „das wissen wir, darum wünschen wir durch die Nachfolge Jesu die wahre Weisheit vollkommen zu erreichen.“ Da befahl der Richter, sie auf die Folter zu spannen. Auf der Stelle legten beide Martyrer voll Verlangen, für Jesus alle Pein und Marter zu leiden, selbst ihre Kleider ab und stellten sich freudig den Henkern dar. Während der schrecklichen Folter, die fast drei Stunden dauerte, zeigten sie eine wunderbare Geduld und Heiterkeit, und öffneten den Mund nur, um den Herrn anzurufen, seine Macht und Barmherzigkeit zu preisen, und stellten unter den grausamsten Qualen dem Statthalter mit erschütterndem Nachdrucke Gottes Allmacht und die Strafen vor, die auf beharrliche Götzendiener warteten. Endlich nahm man sie von der Folter, aber

nur um sie den Unbilden der Witterung bei dem äußerst strengen Winter auszusetzen. Der Statthalter befahl seinen Dienern, sie an Stricke gebunden mit sich auf die Jagd zu nehmen, und über den mit Reif und Eis bedeckten Erdboden fortzuschleppen, so daß ihre bloßen Füße aufs schmerzlichste verwundet wurden und sie beim Gehen und Stehen unglaubliche Qualen empfanden. Allein trotz all' ihrer Leiden erklärten sie, auf ihren Gesinnungen beharren zu wollen. Ueber diese unerschütterliche Festigkeit aufgebracht, ließ sie Aquilinus in den Kerker zurückführen.

Einige Tage darauf reiste der Statthalter zur Visitation mehrerer Städte seines Bezirks ab. Nach seiner Rückkehr ließ er die beiden Bekenner vorführen, gab ihnen aufs neue die schmeichelhaftesten Versprechungen, um sie zu gewinnen und bat sie, ihr Leben zu retten, so lange es noch Zeit sei. „Wir können deinem Rathe nicht folgen," erwiderten die beiden Heiligen, „unser Glück hängt von unserer Standhaftigkeit im Bekenntnisse Jesu Christi ab." Da sich Aquilin überwunden sah, gerieth er in heftigen Zorn, ließ den Bekennern starke Nägel durch die Füße schlagen und sie in diesem Zustand bei schneidender Kälte durch die Stadt schleifen. Derjenige, welcher den Martyrern Standhaftigkeit gibt, flößte ihnen eine über alle Qualen erhabenen Muth ein. Der überraschte und beschämte Statthalter ließ sie peitschen, dann mit eisernen Hacken zerfleischen und ihre Seiten mit Fackeln brennen. Umsonst erdachten die Henker neue und ausgesuchte Grausamkeiten; die beiden Heiligen waren unüberwindlich, und beteten ohne Unterlaß: „Herr Jesu, für den wir kämpfen, gib nicht zu, daß uns der Teufel besiege, stärke uns, mache uns fähig, unsern Lauf zu vollenden, damit du in uns kämpfest, und wir in dir siegen." Am folgenden Tage wurden sie wieder verhört und grausam mit Bleistöcken geschlagen. Endlich verurtheilte sie der Statthalter zur Enthauptung. Muthvoll empfingen sie den Todesstreich im Jahre 250, und gaben frohlockend ihren Geist in die Hände Gottes zurück.

Das römische Martyrverzeichniß zählt die heilige Nympha unsern beiden Martyrern bei, weil die Leiber dieser drei Heiligen zu Rom in einer und derselben Kirche aufbewahrt sind. Nympha war eine Jungfrau aus Palermo in Sicilien. Als im 5. Jahrh. die Gothen daselbst einfielen, floh sie nach Italien, diente Gott in großer Heiligkeit und starb im Frieden zu Siena in Toskana.

In jedem Kampfe, den wir für Glauben und Tugend kämpfen, dürfen wir auf Gottes wenn auch nicht immer sichtbaren Beistand mit Zuversicht rechnen. Seine Wege sind unerforschlich, die er zum Heile der Frommen einschlägt. Deßhalb sollen wir nie verzagen, sondern in Demuth und Anbetung die uns zugeschickten Leiden ertragen, in der festen Ueberzeugung, daß der Allmächtige doch Alles herrlich hinausführen werde. Lasset uns daher mit innigem Vertrauen jeder Zeit dem Throne des Allerhöchsten nahen, um ihn um seine gnädige Hilfe anzuflehen, wenn wir sie bedürfen, und er wird uns diese gewiß nicht versagen. Erscheint sie auch nicht immer nach unserer Meinung, zu der Zeit, wo wir darum bitten, so erscheint sie doch uns oft unerwartet, und wenn wir es am wenigsten vermuthen. Die Worte des Herrn: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten," sind noch immer in Erfüllung gegangen. Dieses bedenke du, in Kummer, Noth und Angst schwebende Seele, und du wirst getröstet im eifrigsten Gebete in Demuth und Geduld auf die rettende Hand des Allgütigen harren.

Der heilige Andreas Avellinus,

regulirter Kleriker aus dem Theatiner-Orden.

Jahr 1608.

Andreas Avellinus liest seine erste Messe.

Der hl. Andreas Avellinus wurde 1521 zu Castro-Nouvo, einer kleinen Stadt im Königr. Neapel geboren, und zeigte schon von Kindheit an die glücklichsten Anlagen zur Tugend. Seine schöne Körpergestalt setzte seine Keuschheit großen Gefahren aus, die er durch Gebet, Wachsamkeit über sich selbst und durch Vermeidung böser Gesellschaften besiegte. — Aus Verlangen, nur für Gott zu leben, entschloß er sich zum geistlichen Stande. Seine Eltern schickten ihn nach Neapel, wo er das bürgerliche und kanonische Recht studirte, den Doktorgrad erhielt und dann zum Priester geweiht wurde. Er führte mehrere Rechtsstreite vor geistlichen Gerichten, fand aber bald, daß das übernommene Amt ihn zu sehr zerstreue und ihm zum Gebete zu wenig Zeit übrig lasse. Ein Fehler, den er beging, bestimmte ihn endlich, die Bande, welche ihn noch an die Welt fesselten, ganz zu brechen. Als er nämlich einst eine Vertheidigung führte, entschlüpfte ihm eine Lüge, übrigens in einem Punkte, der nicht von großer Wichtigkeit war. Die Worte der heiligen Schrift: „der Mund, welcher lügt, tödtet die Seele" machten einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß er für immer der Advokatur entsagte, um sich einzig der Buße und den Verrichtungen des heiligen Dienstes zu widmen. Dieses führte er mit solchem Eifer aus, daß sein ganzer Lebenswandel Andern zum Muster der Tugend und Vollkommenheit diente.

Der Erzbischof von Neapel, von dem weitverbreiteten Rufe der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit des

heiligen Avellin bewogen, übertrug ihm die Leitung eines Frauenklosters, überzeugt, daß Niemand geeigneter sein könne, Seelen zu leiten, die durch ihren Stand zur evangelischen Vollkommenheit verpflichtet waren, als er. Aber sein Eifer, womit er eingeschlichene Mißbräuche aus diesem Hause zu entfernen und ein geregeltes Leben, besonders den Geist der Sammlung herzustellen suchte, zog ihm Widersprüche und sogar Verfolgungen zu, besonders von seiten einiger Personen, die er aus dem Sprechzimmer verwiesen hatte. Einmal entging er noch glücklich dem drohenden Tode; ein andersmal bekam er drei Schläge ins Gesicht. Aber nichts schreckte den Heiligen, in seinem Eifer nachzulassen. Alles duldete er ohne Klage und würde gern um der Tugend und der Ehre Gottes Willen sein Leben geopfert haben. Endlich trat er aus glühendem Verlangen, der Welt ganz zu entsagen, im Jahre 1556 zu Neapel in das Ordenshaus der Theatiner, welches der ganzen Stadt zur Erbauung diente, weil darin noch ganz der Geist und Eifer des heiligen Cajetan herrschte, der im Jahre 1547 gestorben war. Er änderte seinen bisherigen Namen Lanzelot in den Namen Andreas. Um sich in die Nothwendigkeit zu versetzen, in der Tugend vollkommen zu werden, machte er zwei eigenthümliche Gelübde, die ihm eine außerordentliche Regung der Gnade eingab. Das erste war, seinen Eigenwillen unablässig zu bekämpfen, das zweite, immer, so viel an ihm liege, nach Vollkommenheit zu streben. Man konnte seinen Eifer für äußere Abtödtungen und die Strenge, womit er seinen Leib behandelte, nicht genug bewundern; staunenswerth war besonders seine Liebe zur Selbstverachtung und sein Eifer, Alles zu zerstören, was dem alten Menschen angehörte. Als Oberer widmete er dem Gebete und der Betrachtung alle Augenblicke, die ihm nach Erfüllung seiner gewöhnlichen Pflichten frei blieben; daher stammte auch der Geist der Andacht und Liebe, welcher seine Arbeiten für die unter seiner Leitung stehenden Seelen so segensreich machte.

Der Cardinal Paul von Arezzo, Bischof von Placentia, später Erzbischof von Neapel, hegte gegen unsern Heiligen eine ganz besondere Achtung und fragte ihn in den wichtigsten Angelegenheiten um Rath. Die nämlichen Gesinnungen hegte der heilige Karl Borromäus, der sich von ihm einige seiner Ordensgeistlichen erbat, um zu Mailand ein Theatinerkloster zu gründen.

Nichts lag dem Heiligen mehr am Herzen, als die Erneuerung der Geistlichkeit, unter der er den Geist der Apostel wieder herzustellen suchte. In der nämlichen Absicht hatte man schon früher so viele Ordenshäuser für Kanoniker und Klostergeistliche gegründet, allein es schlich sich nach und nach, entweder wegen Nachlässigkeit der Obern oder wegen des natürlichen Hanges der Menschen, Alles abzuschütteln, was den Leidenschaften einen Zügel anlegt, Erschlaffung in dieselben ein. Daher glaubte man Genossenschaften von Weltgeistlichen errichten zu müssen, welche, ohne sich durch Gelübde zu binden, gemeinschaftlich zusammenleben sollten. Eines der berühmtesten derartigen Institute war das zu Windelsheim in Holland, welches Gerhard der Große, der im Jahre 1384 im Geruche der Heiligkeit starb, gegründet hatte. Florentinus, sein würdiger Nachfolger, legte die letzte Hand an dieses gute Werk, und Johannes Cacabus oder Kittle setzte es in dem nämlichen Geiste fort. Der heilige Karl Borromäus hatte den Plan, unter seinen Chorherren diese Lebensweise einzuführen, allein der Tod hinderte ihn an dessen Ausführung. Er hatte dabei seinen Blick auf die Theatiner gerichtet, um seiner Geistlichkeit in denselben Vorbilder aller geistlichen Standestugenden zu geben und dadurch dieselben nach und nach in jenen Geist einzuführen, welcher die Diener des Herrn auszeichnen soll. Der Heilige wurde an verschiedene Orte berufen, um Häuser seines Ordens zu gründen. Gott spendete überall den Unternehmungen seines Dieners reichen Segen, und würdigte ihn, den Glanz seiner Tugenden noch durch die Propheten- und Wundergabe zu erhöhen.

Endlich wurde Andreas Avellinus, durch Alter und Mühen erschöpft, am Fuße des Altares, als er eben die Messe begann, vom Schlage gerührt. Dreimal wiederholte er die — Worte: introibo ad altarem Dei, ohne fortfahren zu können. Mit größter Andacht empfing er die Sakramente des Altars und die letzte Oelung.

Er verschied im Frieden am 10. November 1608 im 88. Lebensjahre. Sein Leib ist zu Neapel in der Theatinerkirche zum heiligen Paulus aufbewahrt.

Der heilige Andreas Avellinus wurde 16 Jahre nach seinem Tode selig, und im Jahre 1712 von Clemens XI. heilig gesprochen. Sicilien und die Stadt Neapel verehren ihn als einen ihrer Patrone.

11. November.

Der heilige Martin,

Bischof von Tours.

Jahr 396.

Wir erkennen die Liebe unseres Herrn Jesu Christi zu seiner Kirche besonders in den Heiligen, welche er ihr in den verschiedenen Perioden ihrer irdischen Entwickelung schenkte. — Nachdem die Martyrer durch ihren Tod für das Kreuz weitere Eroberungen gemacht hatten, handelte es sich darum, die christliche Lehre gegen die Fallstricke des Irrthums sicher zu stellen und die Unabhängigkeit der Religion gegen die ungerechten Uebergriffe der Welt zu vertheidigen. Da erschienen in der Höhe leuchtende Gestirne, um den Menschen auf ihren schwierigen Pfaden zu leuchten, und von allen Seiten erhoben sich große Lehrer, wachsame Hirten, unbestechliche Bischöfe. Gott scheint ihnen den heiligen Martin zum Muster und Vorbilde gegeben zu haben; denn schon zu seinen Lebzeiten verbreitete sich die Lebensgeschichte des großen Mannes, von der beredten und frommen Feder seines Schülers Sulpitius Severus geschrieben, mit übernatürlicher Schnelligkeit in der ganzen Welt. Zu Rom, Carthago, Alexandrien, in der Thebais, zu Memphis las man sie mit Vergnügen, und drang man noch weiter in die Wüste vor, so fand man auch da noch Greise, welche seine Lebensgeschichte durchblätterten. Dieses von allen Jahrhunderten bewunderte Buch ist auch auf uns gekommen, und unsre Seele kann sich an dieser reichen Quelle von schönen Beispielen und nützlichen Lehren erquicken.

Der heilige Martin wurde unter der Regierung Constantins des Großen im Jahre 316 zu Sabaria in Pannonien geboren. Seine Eltern waren Heiden, und sein Vater, der sich vom gemeinen Soldaten im römischen Heere bis zum Feldobersten aufgeschwungen hatte, suchte aus ihm einen treuen Anhänger seines Götzendienstes zu machen und zu einem tüchtigen Krieger heranzubilden. Allein Gott, der ihn zu großen Dingen ausersehen hatte, bereitete ihn schon von Kindheit an darauf vor, flößte ihm Abscheu gegen den Aberglauben seiner Familie ein und zog ihn unwiderstehlich an sich. Als Martin 12 Jahre alt war, besuchte er aus eigenem Antriebe seines Herzens heimlich die Versammlungen der Christen, und deren

Tours, wie es früher war.

Frömmigkeit und heiliger Lebenswandel machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich unter die Täuflinge einschreiben ließ. Doch genügte ihm die erste Verpflichtung noch nicht und seine jugendliche Einbildungskraft träumte schon von Vollkommenheit und inniger Vereinigung mit Gott in der Einsamkeit. Die Berichte von den Tugenden, welche damals in den Wüsten des Morgenlandes geübt wurden, und die Aussprüche, die er häufig im Unterrichte des Christenthums hörte, daß man sich selbst verläugnen, und dem Irdischen entsagen müsse, wenn man ein ächter Jünger Jesu sein wolle, weckten in ihm die Sehnsucht, die Welt zu verlassen und in einer wilden Gegend ein beschauliches Leben zu führen. Allein die Vorsehung ließ ihn sein Vorhaben nicht vollbringen, und die Umstände führten ihn in ferne

Gegenden, deren Apostel er werden sollte. Er zählte 17 Jahre, als er nach einem Befehle des Kaisers von seinem Vater genöthigt wurde, sich unter die Reiterei der in Gallien stationirten Legionen einzureihen.

Martinus besaß und bewahrte im Lager unter den rohen Kriegern ein vollkommen christliches Herz, und seine noch nicht mit den Wassern der Taufe benetzte Seele brachte gleichwohl schon schöne Blüthen hervor, welche jene dann befruchten sollte. Er war im Dienste pünktlich, verrichtete jedes ihm aufgetragene Geschäft gewissenhaft; ließ sich auch nicht die geringste Nachlässigkeit zu Schulden kommen; ungerechte Forderungen an die Bewohner, grausame Mißhandlungen derselben, Raub und Diebstahl waren ihm ein Greuel, und er suchte immer auch seine Waffengenossen davon abzuhalten, oder wenigstens zu mildern. Seinen Diener behandelte er wie einen Bruder, und ihr ganzes Zusammenleben war nur ein Austausch gegenseitiger Dienstleistungen. Liebe beseelte alle seine Handlungen; Kranke zu pflegen war seine Freude, Arme zu unterstützen sein Vergnügen. Als er einst an einem Wintertage am Thore von Amiens einem halbnackten Armen, der ihn um eine Gabe ansprach, begegnete, und er nichts weiter als sein Schwert und seinen Kriegsmantel bei sich hatte, da schnitt er, um dessen Blöße zu bedecken, die Hälfte von seinem Mantel ab, und gab sie dem Armen. Die Welt belachte, der Himmel bewunderte diese That; Martinus selbst, den Tag über voll Freude über diese dem Armen geleistete Hilfe, schlief weit ruhiger ein, als gewöhnlich. Da erschien ihm der Heiland mit einer Schaar von Engeln umgeben, mit dessen Mantel angethan, und sagte zu den Engeln gewandt: „Martin, der Catechumene hat mich mit diesem Mantel bekleidet.“ Auf diese Erscheinung hin wurde er bewogen, sich taufen zu lassen.

Der heilige Martinus zieht seine Kleider aus und gibt sie einem Armen.

Noch zwei Jahre blieb Martin im Kriegsdienste, dann verlangte er seinen Abschied, um sich ganz dem Dienste Gottes zu weihen. Es war am Vorabend einer Schlacht, und um die Soldaten zur Tapferkeit aufzumuntern, gewährten die Generale jedem Soldaten eine beliebige Bitte. Martin stellte sich vor Julian den Abtrünnigen, welcher damals das Heer befehligte, und verlangte nur seinen Abschied. „Kaiser,“ sagte er, „ich habe meinen Pflichten genügt; schon viel Jahre ertrage ich die Mühen des Krieges und habe im Dienste des Reiches mit Freude allen Gefahren getrotzt; ich bitte dich jetzt um die Erlaubniß, mich vom Kriegsdienst zurückziehen zu dürfen. Bisher habe ich für dich gekämpft, laß mich jetzt für Gott streiten; seine Schlachten sind größer und seine Belohnungen reicher als die deinigen, nicht eine vergängliche Krone blos, sondern unvergänglichen Ruhm ernten die Sieger.“ Julian, der schon im Herzen gegen die christliche Religion erbittert war, legte Martins Bitte als bloße Furcht aus. „Ich verstehe dich,“ sagte er, „morgen werden wir dem Feind entgegenziehen, darum willst du heute unter dem Vorwande, Gott dienen zu wollen, dich zurückziehen.“

„Wenn du,“ erwiderte Martin, „meine Bitte der Furcht statt dem Glauben zuschreibst, so stelle mich morgen an die Spitze des Heeres, und ich werde ohne Helm und Schild blos im Namen Jesu und mit dem Zeichen des Kreuzes die feindlichen Reihen durchbrechen.“ Julian nahm das Anerbieten an, allein Gott versagte ihm das Wunder, das er wünschte, und wirkte ein größeres, um seinen Diener zu retten. Er änderte plötzlich die Gesinnungen der Barbaren, welche am folgenden Tage gegen alle Erwartung um Frieden baten. Ohne Anstand erhielt jetzt Martinus seine Entlassung, und begab sich unverweilt zu Hilarius, Bischof von Poitiers, von dessen Tugenden [illegible] schon lange gehört hatte, um sich noch besser im Christenthume belehren zu lassen. Väterlich nahm ihn Hilarius auf und erkannte die trefflichen Eigenschaften dieses jung. Mannes, die ihn zu einem Hauptstreiter und Vertheidiger des christlichen Glaubens befähigten. Um ihn ganz mit sich zu verbinden, wollte er ihn zum Diakon seiner Kirche weihen; allein der Heilige, aus Demuth diese Ehre ablehnend, nahm nur auf heftiges Drängen des Bischofs das Amt eines Exorcisten, d. h. das Amt eines der niedern Kirchendiener an. Indessen hatte er aber doch großes Verlangen, seine Eltern wieder zu sehen, um auch diese für den heiligen Glauben zu gewinnen. Schmerzlich war der Abschied von seinem geliebten Lehrer, der ihn mit Thränen um seine baldige Rückkehr bat.

Die Reise war lang und gefahrvoll. Der böse Feind, der bereits in ihm einen furchtbaren Gegner erblickte, stellte ihm eine Menge von Hindernissen entgegen. Auf seiner Reise durch die Alpen wurde

er von Räubern angefallen; allein die Räuber, die ihn überwältigt, gebunden und ausgeplündert hatten, bekehrten sich, und der böse Feind, der ihn dadurch von seinem Vorhaben abschrecken wollte, mußte beschämt weichen. Die Mission des frommen Sohnes war nicht vollkommen glücklich; seine Mutter nahm die christliche Wahrheit aus einem so theurem Munde an und empfing die Taufe; der Vater sträubte sich; der alte Krieger wollte die falschen Götter, welche er als die Beschützer seiner Waffen ansah, nicht verlassen. Martinus bekehrte zwar während seines Aufenthaltes in seinem Vaterlande noch einige Glieder seiner Familie; da er aber mit großem Eifer die Arianer unter seinen Landsleuten bekämpfte, so bereiteten ihm diese alle möglichen Prüfungen und das Verdienst des Marthrerthums. Er wurde ergriffen, öffentlich gegeißelt und aus dem Lande verwiesen.

Martinus wollte nach Poitiers zum heiligen Hilarius zurückkehren: da er aber vernahm, daß auch dort durch die Arianer die wahre Kirche beunruhigt werde, und der Bischof in die Verbannung geschickt worden sei, begab sich Martinus, um das Ende seiner Verbannung abzuwarten, in der Gegend von Mailand an einen einsamen Ort, um dort verborgen zu leben und in stiller Einsamkeit Gott zu dienen. Die Arianer entdeckten seinen Aufenthaltsort und Auxentius, welcher sich durch Verstellung auf den bischöflichen Stuhl geschwungen hatte, zwang ihn, seine Einsamkeit zu verlassen und sich auf die kleine Insel Gallinaria an der genuesischen Küste zurückzuziehen. Hier lebte Martin in der Gesellschaft eines heiligen Priesters, der ihn auf seiner Flucht begleitet hatte, dessen Namen aber nicht mehr bekannt ist, vier Jahre lang, und beide gottselige Männer widmeten sich ohne Unterlaß dem Gebete und der Abtödtung und fristeten ihr Leben kümmerlich mit Wurzeln und wilden Kräutern. Mittlerweile kehrte Hilarius, nachdem er vor dem Kaiser Constantinus den Glauben siegreich vertheidigt hatte, triumphirend nach Gallien zurück. Auf die Kunde hievon eilte Martinus nach Rom, in der Hoffnung, ihn noch dort zu treffen. Allein der heilige Bischof war schon nach Poitiers abgereist, und Martinus eilte ihm nach. Ihr Zusammentreffen und ihre gegenseitige Rührung ist mit Worten nicht zu beschreiben. Beide zogen vereint mit einander nach Poitiers. Die Vorbereitung des Martinus auf seinen apostolischen Beruf war vollendet; mit der Priesterwürde begleitet und mit der Wundergabe ausgerüstet, begab er sich in die Einsamkeit und gründete zu seinem Aufenthalte ein Kloster zu Lipuye, zwei Meilen von der Stadt. Unter den in die Genossenschaft aufgenommenen Jüngern, befand sich auch ein Katechumene, der den Unterricht des heiligen Martinus aufs eifrigste benützte. Während einer dreitägigen Abwesenheit des Martinus erkrankte der junge Mensch und starb. Als bei seiner Rückkehr Martinus die Trauer und Klagen seiner Brüder hörte und als Grund derselben den unerwarteten Tod des Katechumenen vernahm, hieß er sie alle sich entfernen, er legte sich, wie Elias über den Leichnam und betete mit tiefer Inbrunst. Und siehe da die Wirkung seines Gebetes! Gott erweckte den Todten, der, kaum vom Lager aufgestanden, die Taufe verlangte, und noch nach vielen Jahren laut bezeugte, was des Herrn Kraft an ihm gethan habe. Allein Gott, welcher auf Erden die Treue seiner Diener mit Vermehrung ihrer Arbeiten belohnt, berief ihn zum bischöflichen Amte. Nachdem durch den Tod des heiligen Liborius der bischöfliche Stuhl von Tours erledigt wurde, richteten die Einwohner dieser Stadt die Blicke auf Martinus als dessen Nachfolger, allein sie mußten ihn mit frommer List aus seinem Kloster hervorlocken. Man gebrauchte den Vorwand, ihn zu einem Kranken zu rufen, ergriff ihn, als er aus der Zelle trat, und führte ihn nach Tours, wo er trotz aller Einwendungen dem Willen des Volkes nachgeben und die auf ihn gefallene Wahl annehmen mußte. Einige fleischlich gesinnte Menschen, welche die aus dem Antlitze des Heiligen strahlende geistige Schönheit nicht begriffen, waren zwar der Meinung, sein vernächlässigtes Aeußere entspreche der Würde, die man ihm geben wollte, zu wenig, aber die Volksstimme war Gottesstimme und dieser folgte der heilige Martinus im Jahre 371. Der Heilige zählte damals 50 Jahre.

Die bischöfliche Würde änderte nicht das Mindeste an der Strenge seines Lebens, sie erhöhte noch seine unermüdliche Thätigkeit. Die falschen Götter, aus den Städten vertrieben, hatten auf dem Lande eine letzte Freistätte gefunden, allein auch hier verfolgte sie der heilige Bischof mit seinem salbungsvollen Worte und mit glänzenden Wundern. Die vom heiligen Martinus gewirkten Wunder sind so außerordentlich und so zahlreich, daß unsre glaubensschwache Zeit dieselben vielleicht kaum glauben wird. Allein ist es denn nicht natürlich, daß die Gesetze der Körperwelt der Ehre Gottes weichen, und wenn Gott zum Heile unserer Seelen dem Priesterthum so große Macht verliehen hat, sollte er bisweilen dann nicht seinen Heiligen die Natur dienstbar machen können?

Durch die heiligen Sakramente Gnade geben und vermehren, ist das nicht mehr, als einen Todten erwecken oder einen Leidenden heilen? Die Wunderkraft begreift sich aus der innigen Vereinigung, welche Gott mit seinen Heiligen eingeht; sie ist ein äußerer Glanz, mit dem er sie zu umgeben sich würdigt. Der heilige Martinus beherrschte die Elemente, Krankheit und Tod gehorchten ihm; ein den falschen Göttern geweihter Baum, den man unter der Bedingung umhieb, daß Martinus sich auf die Seite stelle, nach welcher derselbe fallen mußte, bog sich auf das bloße Zeichen des Kreuzes auf die andere Seite und hätte beinahe diejenigen erschlagen, welche ihm diese Probe auferlegt hatten. Von seiner mächtigen Hand berührt stürzten die Tempel ein. In der Stadt Amboise stand ein Götzenbild, das seine Schüler nicht hatten zerstören können; auf sein Gebot erhob sich ein Sturm, der es stürzte. Als er einst ein heidnisches Gebäude hatte

anzünden lassen, drohte die Flamme in Folge eines heftigen Windes das Dorf zu verzehren, das er bekehren wollte. Der Heilige stieg auf das am meisten bedrohte Haus, die Flamme wich vor ihm zurück, und verzehrte, mit dem Winde ringend, seinen Raub. Als er sich ein andersmal der Wuth einer heidnischen Menge ausgesetzt sah, und die Feinde sich von allen Seiten auf ihn stürzten, kniete er nieder und bot ruhig sein Haupt dem Todesstreiche dar; allein seine Ruhe stillte plötzlich den gefährlichen Sturm.

Von seinen apostolischen Reisen zurückgehrt, bezog der heilige Bischof eine kleine, an die Kirche angebaute Hütte. Von diesem bescheidenen Palaste aus wachte er über die christliche Zucht und lehrte seine Geistlichen durch Wort und Beispiel die erhabensten Tugenden; der Geist der Liebe, den er von Jugend auf in seinem Herzen genährt, hatte ihn nicht verlassen. Ein Bettler, den er seinem Archidiakon empfohlen hatte, bekam von diesem ein Kleid, zögerte aber, dasselbe anzunehmen und beklagte sich gegen den heiligen Bischof, als dieser eben zur heiligen Messe gehen wollte. Sogleich gab ihm der heilige Martinus sein eigenes Kleid und zog selbst dasjenige an, welches man für den Armen bestimmt hatte. Gott bezeugte sein Wohlgefallen über diese That, denn während des heiligen Opfers erschien eine feurige Kugel über seinem Haupte.

Mitten unter seinen zahlreichen Arbeiten war der heilige Martinus auch darauf bedacht, sich viele würdige Nachfolger heranzubilden. Er sammelte Schüler um sich, über die er liebevoll wachte, und denen er alle von seinen bischöflichen Amtsverrichtungen übrige Muse zuwendete. Den Tag brachte er in einer Kirche zu, und Abends verschwand er mit dem Untergang der Sonne, um wie sie am folgenden Tag reiner und belebender zurückzukehren. Seine Schüler warteten auf ihn in den Felsen von Marmontiers, mit Betrachtung, Gebet und Bücherabschreiben beschäftigt.

Der Meister lehrte sie mit jener Beredtsamkeit, mit welcher unser Herr Jesus Christus sein Evangelium schmückte. Die Geschöpfe und die Blumen des Feldes dienten ihm als Mittel der Belehrung. Als er einst unterwegs einem frisch geschorenen Lamme begegnete, sagte er: „Sehet, wie gut es die Vorschrift des Evangeliums befolgt hat; es hatte zwei Röcke und gab einen davon dem, der keinen hatte. Dieses Beispiel müssen wir nachahmen. Ein andersmal sah er, wie ein Hirte eine Heerde von Rindern und Schweinen auf eine ganz mit saftigem Grün und Blumen bedeckte Wiese führte. Jedes Thier suchte sich einen Platz und that nach seiner Gewohnheit. Die Rinder fraßen das Gras ruhig ab, die Schweine bohrten in die Erde und wühlten den ganzen Rasen auf. Da sagte der Heilige zu seinen Schülern: „Schauet recht auf diese Wiese, der Ort, wo die Rinder stehen, trägt keine Blumen, sondern einfaches Grün, das ist das Bild der Ehe, welche die Christen nicht der Gnade, wohl aber des schönsten Schmuckes der Jungfräulichkeit beraubt; der Ort, den die Schweine verwüsten, ist ein Bild der verbotenen Freuden, welche nicht blos die Frische und den Wohlgeruch der Jungfräulichkeit zerstören, sondern auch den Verlust der Gnade herbeiführen, und die Seele so trocken und dürre machen, daß sie weder Blumen noch Früchte mehr erzeugen kann. Betrachtet endlich den übrigen Theil der Wiese, den die Thiere nicht berührt haben, da ist reichlicher Gras- und Blumenwuchs, da ist die Jungfräulichkeit in ihrer ganzen Pracht, mit jenem Zauber und Glanz, der selbst die Augen Gottes entzückt."

Als er einst an den Ufern der Loire sah, wie die Wasservögel Fische verfolgten, sagte er: „Seht da ein Bild der Teufel, welche die Seelen verfolgen; sie spähen dieselben auf, ergreifen und verzehren sie; allein nie werden sie satt; je mehr sie Uebles gethan, desto mehr wollen sie noch thun." Diese Vergleichung ist sehr oft an den Kapitälen unserer alten Kirchen künstlerisch dargestellt.

Der heilige Martinus war ebenso erleuchtet als mild in der Führung der Seelen; er entdeckte schnell die Schleichwege des bösen Feindes, kämpfte gegen solche Frömmigkeit und überwand durch seine Rathschläge und Gebet die heftigsten Versuchungen. Das Volk verehrte das Grab eines Unbekannten, der für einen Martyrer galt; allein der heilige Bischof zwang den Todten, der Wahrheit Zeugniß zu geben, und es stellte sich heraus, daß die Gebeine einem Verbrecher angehörten.

Seine Liebe zu den Fehlenden schien bisweilen das rechte Maß zu übersteigen. Einer seiner Schüler, Namens Bricius, betrübte die Kirche durch große Aergernisse und erwiderte alle Vorstellungen mit Schimpf und Leidenschaft. Martinus trug Alles mit Geduld, und als man ihn bat, denselben wenigstens zu entlassen, sagte er: „Unser Herr hat den Judas bei sich geduldet, habe ich ein Recht, Bricius zu entlassen?" Diese Milde war mit der Besserung des Fehlenden belohnt, welcher ihm auf dem bischöflichen Stuhle von Tours nachfolgte und ein großer Heiliger wurde. Das beste Lob auf den heiligen Martinus sind die von ihm herangebildeten Schüler. Wir nennen unter ihnen besonders den heiligen Paulinus von Nola, den heiligen Clarus, den heiligen Maximus von Chinon, den heiligen Patrizius, den Apostel von Irland, den heiligen Gaudentius, Bischof von Navarra, den heiligen Florentinus, den heiligen Florian, dessen Bruder, und den heiligen Hero, Erzbischof von Arles, den muthigen Gegner des Pelagius.

Da Gott seiner Kirche den heiligen Martinus in allen Beziehungen als Tugendbeispiel geben wollte, so brachte er ihn in mannigfache Beziehung zu den Mächtigen der Erde. Auf die Verfolgungen waren die Irrlehrer gefolgt, die besonders Spanien furchtbar verheerten. Die Gnostiker suchten alle Schändlichkeiten der heidnischen Mysterien in die christliche Religion einzuführen. Da sie unter einem demüthigen und bußfertigen Aeußern die Verdorbenheit ihrer Sitten und die Schändlichkeiten ihrer geheimen Versammlungen verbargen, gewannen sie eine Menge Anhänger. Priscillian, mächtig durch Reichthum und Beredtsamkeit, stellte sich mit den Bischöfen Instantius und Salvian an ihre Spitze; sie machten so reißende und drohende Fortschritte, daß man ihnen ein Concil als Damm ent-

gegenstellen mußte. Die gallischen Bischöfe versammelten sich zu Saragossa, und da die Priscillianisten nicht erschienen, wurden sie wegen Nichterscheinens verurtheilt, Bischof Ithacius, der mit der Durchführung der Beschlüsse des Concils betraut worden war, ging dabei mit äußerster Strenge zu Werk. Der heilige Martinus war zu Saragossa bei ihrem Verdammungsurtheile betheiligt gewesen, begriff aber augenblicklich, daß das Benehmen des Ithacius den Vorschriften und Interessen der Religion zuwider sei. „Es ist genug, sagte er, daß der Irrthum von den Bischöfen verdammt ist und daß die Schuldigen des bischöflichen und priesterlichen Amtes entsetzt werden, es ist nicht nothwendig, ihnen das Leben zu nehmen; nie vergießt die Kirche das Blut ihrer Kinder, wie sich dieselben auch benehmen mögen." Diese Grundsätze hielt er auch dem Kaiser Maximus gegenüber fest und verläugnete dieselben nie, trotz der Anstrengungen der ihm feindlich gesinnten Bischöfe, die ihn als geheimen Anhänger des Irrthums verschrieen.

Maximus achtete Martinus wegen seiner Tugenden und nahm selbst seine Rathschläge und Vorstellungen willig an. Lange bat er ihn um die Ehre bei seiner Tafel zu erscheinen; als sich der Heilige dazu verständigte, lud der Kaiser die Fürsten und Herrn des Hofes seinem Gaste zu Ehren auch zur Tafel. Vor dieser Versammlung bewies der demüthige Bischof die Größe des Christenthums Jesu Christi. Der Festpokal, den man ihm zunächst überreicht hatte, sollte dann auf den Würdigsten übergehen, und der Kaiser glaubte, ihn aus seiner Hand zu erhalten, allein der heilige Martinus überreichte denselben einem armen Priester, der ihn begleitet hatte, und zeigte dadurch, daß in den Augen des Glaubens ein Diener Gottes mehr ist als ein Fürst der Erde. Der Hof bewunderte diese That und die Kaiserin begriff den Sinn derselben so gut, daß sie in der Person des heiligen Bischofs einen öffentlichen Beweis ihrer Achtung und Unterwürfigkeit gegen die Kirche geben wollte; sie lud denselben zu einem Mahle ein, wobei sie ihn mit eigenen Händen bediente.

Der heilige Martinus ertheilt die heilige Communion.

Dem heiligen Martin wird sein nahe bevorstehender Tod geoffenbart.

Der heilige Martinus benutzte den Einfluß, den ihm seine Tugend am Hofe gab, zur Unterstützung der Unglücklichen, besonders auch dazu, um Schonung für die von Ithacius und den ihm anhängenden Bischöfen verfolgten Irrlehrer zu erbitten. Nachdem er den Kaiser in dieser Angelegenheit günstig gestimmt und das Versprechen erlangt hatte, daß sie von jetzt an nicht mehr verfolgt werden würden, kehrte er in sein Bisthum zurück. Kaum aber war er abgereist, als der Kaiser durch entgegengesetzte Einflüsse bewogen, von Neuem Strenge anwandte. Priscillian wurde nach einer Untersuchung, welche die abscheulichen Gebräuche und die verkehrten Lehren der Irrlehrer enthüllte, mit mehreren Mitschuldigen zum Tode verurtheilt. Diese Strafe hielt übrigens den Irrthum nicht auf, und die Anhänger Priscillians betrachteten ihn als Martyrer. Der heilige Stuhl war entrüstet über die Theilnahme einiger Bischöfe an dieser Verurtheilung, und alle übrigen Bischöfe mieden den Verkehr mit den Schuldigen.

Tief betrübt über den Tod Derjenigen, die er hatte bekehren und retten wollen, entschloß sich Martinus, nie mehr an den Hof zu gehen, allein ein Werk der Barmherzigkeit führte ihn gegen seinen Willen wieder dahin. — Während der damaligen Umwälzungen im römischen Reiche waren von Maximus einige Anhänger seines Nebenbuhlers Gratian in den Kerker geworfen worden, und diese Unglücklichen baten den Heiligen um seine Fürsprache, die er ihnen nicht verweigern konnte. Er ging also wieder nach Trier und erhielt für die Gefangenen Gnade unter der Bedingung, daß er wieder mit Ithacius in Gemeinschaft trete, was Martinus verweigerte. Das kränkte den stolzen Kaiser so sehr, daß er schwur, die Gefangenen zum Tode führen zu lassen, wenn der Bischof seinen Wünschen nicht nachgebe. Der Befehl war bestimmt gegeben, kein Aufschub gestattet; das Beil war geschwungen; um ein Verbrechen zu verhindern, that Martinus seinem Gewissen Gewalt an, und versprach dem Kaiser, was er verlangte. Den folgenden

Tag begab er sich in die Kirche, wo sich die Bischöfe von des Ithacius Partei versammelten.

Ein ruhmvoller Fehler, den die Welt nicht verdammen kann und der Himmel vergibt, weil Liebe die Menge der Sünden bedeckt. Der heilige Martinus beweinte denselben übrigens so bitterlich, daß ihm zum Trost ein Engel vom Himmel zugesandt wurde.

Der heilige Bischof befand sich schon im vorgerückten Alter und die Zeit des Lohnes nahte. Gott offenbarte ihm seinen nahen Tod, und auf diese gute Nachricht strebte er noch eifriger, seine letzten Tage nützlich zu verwenden. Da er vernahm, daß unter der Geistlichkeit von Candé Zwiespalt herrschte, reiste er trotz seines hohen Alters und der strengen Winterkälte dahin ab. Seine Gegenwart stellte alsbald den Frieden wieder her. Dies war sein letztes Werk. Ein heftiges Fieber hinderte ihn, nach Tours zurückzukehren; seine Schüler eilten zu ihrem theuren Meister, und nahmen unter vielen Thränen von ihm Abschied. „O guter Vater," sagten sie, „verlasse uns nicht, was soll ohne dich aus uns armen Waisen werden? Reißende Wölfe bedrohen unsre Heerde; wer wird sie vertheidigen, wenn sie ihren Hirten verloren hat? Wir wissen, daß du dich glühend nach Vereinigung mit Jesus Christus sehnst, allein der Lohn ist dir sicher, verlasse uns darum noch nicht, habe Mitleid mit uns." Von ihrem Kummer gerührt, verrichtete der heilige Martinus unter Thränen folgendes Gebet: „Mein Gott, wenn ich deinem Volke noch nöthig bin, so weigere ich mich der Arbeit nicht, dein Wille geschehe." Ein wunderbares Wort, das uns vollständig sagt, was für ihn das Leben, und wie groß seine Liebe zu den Seinigen war. Man wollte seinen geschwächten Körper auf Stroh legen, allein er sagte: „Meine Kinder, ein Christ muß im Bußkleid und auf Asche sterben; ich bin euch dieses Beispiel schuldig." Da man seinen Körper wenigstens bequemer zu legen suchte, fügte er bei: „Nein, meine Kinder, laßt mich nur so gegen den Himmel schauen, damit ich meiner Seele den Weg zu Gott zeigen kann." Nach diesen Worten verschied er am 9. November 396 im Alter von 81 Jahren. Arm und gering in dieser Welt zog der große Heilige reich und groß in den Himmel ein.

Gott würdigte sich, seinen Diener zu verherrlichen. Sein durch Leiden und Abtödtungen abgezehrter Leib strahlte von wunderbarem Glanze, und seine Schüler, die seinen Leichnam umstanden, hörten Gesänge von Engeln, die seiner Seele entgegenkamen. Der heilige Severin hörte diese Stimmen zu Köln; auch der heil. Ambrosius zu Mailand vernahm sie, welch Letzterer aus Freude darüber in eine zweistündige Entzückung fiel.

Der heilige Martinus wurde vor dem Throne Gottes mehr als je ein Wohlthäter der Menschen, und die auf seine Fürbitte erlangten Gnaden waren so zahlreich, daß man ihn bald als Schutzpatron des fränkischen Reiches verehrte. Die Frankenkönige, wie auch später die Nachfolger Hugo Capets bezeigten dem Heiligen die größte Verehrung. Ludwig XI. unterhielt beständig einen Armen zum Andenken an jenen Bettler, mit dem der heil. Martinus seinen Mantel getheilt hatte; derselbe mußte übrigens immer untadelhaft in seinen Sitten sein.

Keine Ehrenbezeugung fehlte dem Apostel von Tours. Heilige schrieben seine Lebensgeschichte und sangen in Gedichten sein Lob. Seine Fürbitte wurde in allen Sprachen angerufen und seine Verehrung war bald allgemein verbreitet. Man kann sein Grab wahrhaft als einen Herd der Gesittung betrachten. Unter den Schulen, welche sich in den ersten Jahrhunderten an die Altäre anschlossen, war die des heiligen Martinus die berühmteste. Der selige Alkuin, der Lehrer Karls des Großen, war öffentlicher Lehrer daselbst, und seine zahlreichen Schüler verbreiteten weitum die Wissenschaften und schönen Künste. Auch das Münzwesen bekam daselbst eine gesetzliche Regelung, und die auf den heiligen Martinus geprägten Münzen standen während des ganzen Mittelalters im Verkehr in hoher Geltung. Auch die christliche Baukunst, welche in Frankreich so wundervolle Schöpfungen zu Tage förderte, entstand sozusagen am Grabe des heiligen Martinus.

Uebrigens ist von all diesen Schätzen des Geistes und des Glaubens jener Zeit nichts mehr vorhanden. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts haben auch den heiligen Martinus nicht verschont, der so viele Protestanten seiner Zeit gegen die Strenge der Menschen mit Kraft beschützt hatte. Am 25. Mai 1562 wurden seine Gebeine verbrannt, und die Asche in den Wind gestreut, nur einige Theile seiner Reliquien wurden durch fromme Hände gerettet. Die Philosophen des 18. Jahrhunderts zerstörten die alte Basilika, deren Mauern einst so viele berühmte Pilger aufgenommen hatten. Die Bewohner von Tours haben übrigens ihren großen Bischof nicht vergessen, und bezeugen ihm auch heute noch ihre Liebe und Erkenntlichkeit.

12. November.

Der heilige Martinus,

Papst und Märtyrer.

Jahr 655.

Martinus zu Tido in Toskana geboren, zeichnete sich durch sein Wissen und seine Gottesfurcht aus. Schon als Diakon wurde er von dem Papste Theodor als Gesandter nach Constantinopel geschickt, wo er die Monotheliten, welche durch ihre Lehre das Morgenländische Kaiserthum in die größte Verwirrung brachten, eifrigst bekämpfte und die katholische Lehre vertheidigte. Nach Theodors Tode blieb der heilige Stuhl fast drei Monate erledigt, bis endlich im Juli 640 Martin zu dessen Nachfolger gewählt wurde. Im Oktober desselben Jahres hielt er in der Laterankirche eine Kirchenversammlung von 105 Bischöfen, in welcher die Lehre der Monotheliten aufs Neue geprüft und verdammt, und gegen die Urheber und Vertheidiger derselben der Bann ausgesprochen, sowie die von Kaiser Heraklius und Constans zu ihren Gunsten erlassenen Edikte verworfen wurden. Auf dieses hin wurde Olympius, der Kämmerer des Kaisers Constans als Exarch (Statthalter) nach Italien geschickt mit dem Befehl, alle Bischöfe, die sich weigern würden das Edikt des Kaisers zu unterschreiben, zu verhaften, und selbst Martinus nicht zu schonen und ihn entweder zu ermorden oder gefangen nach Constantinopel zu bringen. Zu Rom fand derselbe gerade das Concil versammelt, und da alle seine Bemühungen an dem festen Entschlusse der italienischen Bischöfe, den katholischen Glauben zu vertheidigen, gescheitert waren, befahl er seinem Waffenträger, den Papst zu ermorden, während dieser ihm in der Kirche St. Maria das heilige Sakrament des Altars reichen würde.

Der Befehl schien leicht ausführbar zu sein, da Jeder an seinem Platze die Communion empfing. Doch konnte denselben der Waffenträger nicht ausführen; denn Gott, der seinen heiligen Diener schützte, blendete ihn, daß er den Papst nicht sah, und verhinderte auf diese Weise die verruchte That. Auf Olympius machte dieses Ereigniß einen solchen Eindruck, daß er Alles bekannte, und zu den Füßen des heiligen Vaters denselben um Verzeihung anflehte.

Von Rom zog er sodann mit dem Kriegsheere gegen die Sarazenen nach Sizilien, wo sein Heer aufgerieben wurde und er selbst an einer Krankheit starb. Der neue Exarch Theodor Calliopas wurde nun vom Kaiser Constans mit dem Kämmerer Theodor Pellurus nach Rom geschickt, mit dem ausdrücklichen Befehle, den Papst als des Irrthums verdächtig zu verhaften und ihn gebunden nach Constantinopel zu bringen. Am 15. Juni 653 kamen beide mit einem Heere von Ravenna her zu Rom an. Der Papst, welcher krank darniederlag, ließ den Exarchen durch die Vornehmsten seiner Geistlichen begrüßen. Dieser forschte nach, wo Martin sich wirklich befinde, unter dem Vorgeben, er wolle ihm seine Verehrung bezeigen, in der That aber, um ihn ergreifen zu lassen. Dieses beabsichtigte er am folgenden Tage auszuführen, weil er es aber wegen des zahlreich versammelten Volkes zu thun Bedenken trug, stand er von seinem Vorhaben ab. Zwei Tage später beschuldigte er den heiligen Vater des Einverständnisses mit den Sarazenen, und zu diesem Zwecke habe er Waffen bei sich verborgen. Der Papst erwiderte, wenn er nachsuchen wolle, werde er sich vom Gegentheil überzeugen. Bei einer vorgenommenen Untersuchung fand man keine Waffen. „Seht,“ sagte bei dieser Gelegenheit der Papst, „so gebraucht man immer Verläumdung gegen uns.“ Bald darauf nahmen ihn die Soldaten an der Pforte der lateranischen Kirche gefangen. Der Geistlichkeit ließ Calliopas ein kaiserliches Handschreiben vorlesen des Inhalts, Martin sei als des päpstlichen Amtes unwürdig abgesetzt, weil er mit den Sarazenen in sträflichem Einverständnisse stehe und ungeziemende Ausdrücke gegen die Mutter Gottes gebraucht habe. Der Clerus aber rief: „Fluch dem, welcher sagt, Papst Martin habe einen Glaubenspunkt verändert und verletzt, und Fluch dem, welcher nicht bis zum Tode im katholischen Glauben verharrt.“ — „Es gibt keinen andern Glauben als den Eurigen,“ erwiderte Calliopas, welcher die Menge fürchtete, „auch ich habe keinen andern.“ „Wir leben und sterben mit ihm,“ antworteten die Bischöfe.

Der hl. Martinus im Kerker zu Konstantinopel bewacht.

In Folge dieser Aufregung wäre es zu blutigen Auftritten gekommen, wenn sich nicht Martinus, um diese zu verhindern, freiwillig dem Calliopas ergeben hätte. Dieser ließ ihn binden und von der Kirche in seinen Palast bringen. Am 18. Juni um Mitternacht wurde der Papst nach

Porto abgeführt und daselbst nach Konstantinopel eingeschifft. Nach drei Monaten landete er auf der Insel Naxos und blieb daselbst mit seinen Wächtern ein volles Jahr. Lange Zeit litt er an der Ruhr und an dem durch Seekrankheit erzeugten Ekel gegen alle Speise. Die Bischöfe und die Bewohner des Landes hatten ihm einige Speisen geschickt, die Wachen nahmen dieselben, und überhäuften die Ueberbringer mit Unbilden und Schlägen, denn wer gegen einen solchen Menschen Mitleid zeige, sei ein Feind des Staates. Diese seinen Wohlthätern widerfahrene Mißhandlung schmerzte Martinus mehr, als seine eigene Leiden. Am 17. September 654 kam er endlich zu Konstantinopel an, wo er bis zum 17. Dezember in einen Kerker gesperrt wurde. Er schreibt in einem seiner damaligen Briefe: „Siebenundvierzig Tage lang gab man mir weder warmes noch kaltes Wasser zum Waschen. Ich starre vor Kälte und Schmutz und bin äußerst schwach. Die Ruhr, die mich zu Wasser und zu Lande quält, läßt mir keine Ruhe. Mein Körper ist ganz gebrochen und vermag sich nicht mehr aufrecht zu halten. Wenn ich auch etwas zu essen habe, so paßt es nicht zu meinem gegenwärtigen kranken Zustande, und ich habe Ekel und Widerwillen gegen alles, was man mir vorsetzt. Ich hoffe indessen, Gott, der Alles weiß und mich bald aus diesem Jammerthale abrufen wird, werde meinen Verfolgern reuige Gesinnungen einflößen."

Am 19. Dezember erschien er in dem Zimmer des Schatzmeisters, wo bereits der Senat versammelt war, und von da führte man ihn auf eine Terrasse, wo ihn der Kaiser von seinem Gemache aus sehen konnte; sodann befahl der Schatzmeister den Wachen, ihn der Zeichen seiner bischöflichen Würde zu entkleiden. Als man den Heiligen dem Stadtpräfekten übergab, sagte er: „Nehmet mich und reißet mich sogleich in Stücke." Der Präfekt befahl den Anwesenden, den Bannfluch über ihn zu sprechen, allein nur etwa 20 Personen gehorchten diesem Befehle. Die Uebrigen entfernten sich gesenkten Hauptes und schmerzlich bewegt.

Die Schergen ergriffen Martinus, rissen ihm das Pallium ab, und beraubten ihn all seiner Kleider. Nur die Tunika ließen sie ihm; diese war aber von oben bis unten zerrissen, so daß sein nackter Leib den Blicken der Anwesenden ausgesetzt war. Mit einem Halseisen angethan, wurde er vom Palast aus durch die Stadt geführt. Er war an den Kerkermeister gefesselt und vor ihm mußte ein Henker mit bloßem Schwerte hergehen zum Zeichen, daß er zum Tode verurtheilt sei. Mit Ausnahme einzelner, die ihn verhöhnten, seufzte und weinte Alles bei seinem Anblicke. Das Aeußere des Papstes zeugte übrigens von dem Frieden und der Heiterkeit seiner Seele. Auf dem Prätorium wurde er mit Verbrechern in einen und denselben Kerker geworfen, von wo man ihn nach einer halben Stunde wieder abholte, um ihn in das Gefängnis des Diomedes zu bringen. Unterwegs behandelte man ihn so unmenschlich, daß sein Leib ganz zermartert war. Die Treppe war mit Blut befleckt und halbtodt wurde der mit Ketten beladene, vor Frost starrende Martyrer auf eine Bank hingeworfen, wo die strenge Winterkälte die noch übrigen Lebensfunken auszulöschen drohte. Niemand war bei ihm als ein junger Geistlicher, der ihm weinend nachgefolgt war. Nach Entfernung des Kerkermeisters brachten ihm zwei fromme Frauen, die den Schlüssel des Gefängnisses in Verwahrung hatten, vom tiefsten Mitleid über den erbarmungswürdigen Zustand des Heiligen ergriffen, ein Bett, legten ihn darein und deckten ihn zu, um ihn zu wärmen. Abends wurden ihm die Ketten abgenommen und Speise gebracht, auch ihm Hoffnung gemacht, daß er am Leben bleiben würde. Aber Martinus war darüber nicht erfreut, weil er sehnlichst nach der Krone der Martyrer verlangte.

Am folgenden Tage besuchte der Kaiser den Patriarchen Paul, welcher erkrankt war, und erzählte ihm Alles, was mit dem Papste vorgegangen sei. „Ach," sagte Paul seufzend, „man will also meine Strafe noch vergrößern?" Zugleich bat er den Kaiser dringend, den heiligen Martin nicht noch größeren Mißhandlungen auszusetzen, und sich mit den bisherigen Leiden des Heiligen zu begnügen. Bald darauf starb der Patriarch ohne übrigens in den Schoos der Kirche zurückzukehren.

Martin blieb nahezu drei Monate im Kerker des Diomedes, das heißt bis zum 10. März 655, wo er auf den Chersones verbannt wurde. Am 15. Mai kam er an seinem Verbannungsorte an, wo gerade eine große Hungersnoth herrschte. „Man spricht hier," schreibt der heilige Papst in einem Briefe, „von Brod, aber man sieht keines. Es ist unmöglich, da zu leben, wenn man uns nicht aus Italien oder von Pontus einige Lebensmittel zuschickt." „Wir sind nicht blos, sagt er in einem andern Briefe, von den übrigen Menschen getrennt, wir sind auch aller Lebensmittel beraubt. Alle Bewohner des Landes sind Götzendiener; diejenigen, welche hierherkommen, nehmen ihre Sitten an, sie kennen die Nächstenliebe nicht, nicht einmal jenes natürliche Mitleid, das man bei Barbaren findet. Wir erhalten nur durch die Barken etwas, welche hier Salz holen und ich konnte blos einen Scheffel Getreide kaufen, für den ich vier Goldstücke bezahlen mußte. Ich wundere mich über die Gefühllosigkeit meiner Bekannten in Italien, denn sie haben mich so vergessen, als wäre ich für sie gar nicht mehr auf der Welt. Vor allem wundere ich mich, daß diejenigen, welche der Kirche des heiligen Petrus angehören, sich so wenig um ein Glied ihrer Körperschaft bekümmern. Wenn diese Kirche kein Geld besitzt, so kann sie uns wenigstens einige Vorräthe von Getreide, Oel und andern Lebensmitteln schicken. Welche Furcht kann die Glieder derselben hindern, die göttlichen Gebote in Betreff der Unterstützung der Unglücklichen zu erfüllen? War ich ein Feind der Kirche oder eines Einzelnen von ihnen? Gleichwohl bete ich ohne Unterlaß zu Gott durch die Fürbitte des heiligen Petrus, er möge sie Alle beschützen und unerschütterlich im katholischen Glauben erhalten. Für meinen unglücklichen Leib wird Gott Sorge tragen. Der Herr ist nahe, warum sollte ich traurig und muthlos werden? Ich hoffe von seiner Barmherzigkeit, er

werde bald meinem traurigen Leben ein Ziel setzen."

Die Gebete des heiligen Papstes fanden Erhörung, denn er vollendete sein Leben am 16. September 655, nachdem er sechs Jahre, einen Monat und zweiundzwanzig Tage regiert hatte. Die Griechen verehrten ihn am 14. April, die Lateiner aber am 12. November, dem Tage der Uebertragung seiner Reliquien nach Rom.

Die Leiden dieser Zeit sind mit der künftigen Glückseligkeit, die an uns offenbar werden soll, in keinen Vergleich zu stellen. Deßwegen muß es der Mensch für ein großes Glück halten, wenn er in diesem Leben durch vielerlei Widerwärtigkeiten geprüft wird; damit durch diese Probe sein Glaube trefflicher als im Feuer geläutertes Gold erfunden werde. Entzückt von der unaussprechlichen Freude wird ein solch erprobter Christ sein, wenn er endlich die Belohnung seines unerschütterlichen Glaubens, die völlige Errettung seiner Seele, erhält.

13. November.

Der heilige Stanislaus Kostka.

Jahr 1568.

Stanislaus, das jüngste Kind des polnischen Senators Johann Kostka und der Margarita Kriska, Schwester des Wojwoden von Masovien, wurde am 28. Oktober 1550 auf dem Schlosse Roskau geboren. Seine Mutter erweckte in ihm frühzeitig die zartesten Gefühle der Gottesfurcht und Frömmigkeit. Sobald er einigermaßen den Gebrauch der Vernunft erlangt hatte, weihte er sich Gott mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Begeisterung. Man vertraute seine Erziehung, wie die seines ältern Bruders Paul einem Hofmeister Namens Johann Bilinski, der später beide in das Jesuitenkollegium zu Wien begleitete, an. Stanislaus zählte damals 14 Jahre. Da er von jeher nur für fromme Uebungen Neigung gehabt hatte, so theilte er seine Zeit in Gebet und Studium ein. Die große Sorge für die Bewahrung der Reinigkeit und die Scheu vor jeder Sünde machten ihn äußerst wachsam auf sich selbst und behutsam in seinem Umgang mit andern. Die Zöglinge und Lehrer des Kollegiums konnten seine Bescheidenheit, Andacht und Sammlung im Gebete nur bebewundern; oft hatte er Verzückungen und häufig entströmten seinen Augen in ihrer Gegenwart, ohne daß er es verhindern konnte, reichliche Thränen. Das Feuer göttlicher Liebe brannte so heftig in seinem Innern, daß auch die Herzen seiner Genossen davon entzündet und begeistert wurden. Gern sprach er mit ihnen von Gott und göttlichen Dingen, und seine Sprache hatte dann eine solche Kraft, daß er den Zuhörern so zu sagen einen Theil seiner Seele mittheilte. Doch sollte seine Tugend durch Prüfungen zur Vollkommenheit gebracht werden.

Kaiser Ferdinand starb im Jahr 1564 und Maximilian II. sein Nachfolger, nahm den Jesuiten zu Wien das Haus, welches ihnen Ferdinand zur Aufnahme ihrer Zöglinge überlassen hatte. Paul Kostka, der 2 Jahre älter war als sein Bruder, freute sich dieser Gelegenheit zu einem freieren Leben und bewog seinen Hofmeister in dem Hause eines Lutheraners eine Wohnung zu miethen, wohin ihm auch Stanislaus folgen mußte. Da Paul in dem Leben seines Bruders gleichsam einen Vorwurf seines eigenen leichtsinnigen Wandels erblickte, so faßte er eine Abneigung gegen ihn, und ging bald von Schmähungen in seinem aufbrausendem Zorne zu Thätlichkeiten über. Der Hofmeister, der immer die Partei des älteren Bruders Paul Kostka nahm, suchte auf alle Art Stanislaus von seiner Lebensweise abzubringen, indem er ihm fortwährend vorstellte, er müsse sich mehr mit der Welt befreunden und ein Mann von seinem Stande könne selig werden, ohne die Frömmigkeit so weit zu treiben.

Stanislaus bemerkte die Schlinge wohl, die man ihm legte, war aber sehr auf seiner Hut und siegte durch verdoppelten Eifer über die Versuchungen, die man ihm bereitete. An allen Sonn- und hohen Festtagen communicirte er und bereitete sich am Vorabende durch Fasten auf die heilige Communion vor. Nie besuchte er Vormittags oder Nachmittags die Schule, ohne vorher in der Kirche das heiligste Sakrament angebetet zu haben; jeden Tag hörte er zwei heilige Messen und stellte eine Betrachtung an; er schlief wenig und stand um Mitternacht zum Gebete auf; trug oft das Cilicium und nahm häufig die Geiselung vor. Nie sah er eine Gesellschaft als bei Tische, und wenn irgend Einem ein unsittliches Wort entschlüpfte, so entfernte er sich auf der Stelle. Alle übrige Zeit brachte er auf seinem Zimmer mit Gebet oder Studium zu. Bei solchem Leben ist leicht zu denken, welche Erleuchtungen und hohen Gnaden er vom heiligen Geiste empfing. Von Tag zu Tag wurde ihm klarer, wie sehr die Grundsätze der Welt denen des Evangeliums widerstreiten und wie sehr diejenigen im Irrthume befangen seien, welche sich durch Befolgung der erstern retten zu können glauben.

Nachdem Stanislaus zwei Jahre lang die Verfolgungen seines Bruders und seines Hofmeisters ertragen hatte, erkrankte er. Da die Krankheit gefährlich wurde, verlangte er die heilige Wegzehrung, allein der lutherische Hausherr weigerte sich, diese Religionsübung in seinem Hause vornehmen zu lassen, und wußte selbst Bilinski und Paul Kostka

gegen dieses Verlangen zu stimmen. Da wandte sich Stanislaus tief betrübt an die hl. Barbara, die man in den nördlichen Gegenden um einen guten Tod und um die Gnade, die heiligen Sterbsakramente empfangen zu können, anzurufen pflegt. Sein Gebet fand Erhörung. In einer Vision brachten ihm zwei Engel die heilige Communion und in einer andern erschien ihm die allerseligste Jungfrau mit der Kunde, seine Todesstunde sei noch nicht gekommen, er solle sich Gott in der Gesellschaft Jesu weihen. Ein ganzes Jahr trug er sich mit dem Gedanken, in dieselbe einzutreten, ohne daß er es wagte, etwas davon verlauten zu lassen.

Sobald er genesen war, offenbarte er sein Vorhaben dem Pater Provinzial Magius, der sich damals zu Wien aufhielt. Allein dieser wagte nicht, ihm die Aufnahme zuzusagen, weil er den Unwillen des Vaters unsers Heiligen fürchtete, welcher bestimmt erklärt hatte, er werde nie zugeben, daß sein Sohn in einen Orden trete. Stanislaus bat sodann den Cardinallegaten Commendone um Verwendung bei dem Provinzial, allein dieser wollte sich aus den nämlichen Gründen nicht in diese Angelegenheit mischen. Von den Menschen verlassen, suchte der Heilige nun bei Gott Hilfe. Nachdem er sich mit seinem Beichtvater berathen und seinem Bruder und dem Hofmeister einen ebenso liebevollen als erbaulichen Brief zurückgelassen hatte, reiste er heimlich nach Dillingen, wo er den berühmten Pater Canisius, den Provinzial von Oberdeutschland, inständig um Aufnahme in den Orden bat. Canisius, der seinen Beruf prüfen wollte, befahl ihm, die Zöglinge des Collegiums bei Tische zu bedienen und ihre Zimmer zu reinigen. Stanislaus that dies mit solchem Eifer und solcher Demuth, daß die Zöglinge, die ihn nicht kannten, aufs höchste erstaunt waren. Drei Wochen später schickte ihn Canisius nach Rom, wo sich Stanislaus dem damaligen Jesuitengeneral, dem hl. Franz von Borgia, mit der inständigen Bitte um Aufnahme zu Füßen warf. Sein Wunsch wurde endlich erfüllt. Ohne zuvor die Merkwürdigkeiten Rom's zu besehen, unterzog er sich unverzüglich unter dem Novizenmeister geistlichen Uebungen. Am Feste des hl. Simon und Judas im Jahr 1567 erhielt er das Ordenskleid. Wenige Tage darauf erhielt er einen Brief von seinem Vater, welcher ihm in bitterer Sprache vorwarf, sein Schritt entehre die ganze Familie, die Jesuiten würden es übrigens bereuen, dabei mitgewirkt zu haben, denn er werde zu ihrer Vertreibung aus Polen seinen ganzen Einfluß aufbieten. Aus der Antwort des Sohnes sprach Bescheidenheit und Ehrfurcht, aber auch die feste Entschlossenheit, seinem Berufe zu folgen. Ohne sich weiter zu beunruhigen, erfüllte er mit glühendem Eifer die Pflichten des Noviziats, und vertraute sich ruhig dem Schutze der Vorsehung an.

Er war vorzüglich darauf bedacht, mit größter Treue den Willen Gottes zu erfüllen und gegen keinen Punkt der Regel zu fehlen. Nur der Gehorsam gegen seinen geistlichen Führer konnte seinen Abtödtungen eine Grenze setzen. Die nämliche Unterwürfigkeit wie den Obern bezeigte er auch ihren Stellvertretern. In seiner Demuth vergrößerte er die eigenen Fehler, so daß man von ihm sagte, er sei sein eigener Verläumder. Er trat nicht gern öffentlich auf und gelobt zu werden war ihm die größte Pein. Seine Demuth war um so bewundernswerther, als er es sorgfältig vermied, von Andern für demüthig gehalten zu werden. Sein ganzes Leben war ein beständiges Gebet. Die andern Novizen empfahlen sich seinem Gebete und er erlangte

Die Mutter des jungen Stanislaus erweckte schon frühzeitig die zartesten Gefühle der Gottesfurcht und Frömmigkeit in ihm.

für einige von ihnen ausgezeichnete Gnaden. Seine Liebe zu Jesus Christus im heiligen Sakrament war so groß, daß sein Gesicht wie von Feuer glühte, wenn er in eine Kirche trat. Oft sah man ihn bei der heiligen Messe und nach der Kommunion in Verzückung versunken. An den Communiontagen konnte er nur von dem Uebermaß der Liebe reden, welche uns Jesus Christus in seinem anbetungswürdigen Sakramente erweist, und seine Worte waren dann so rührend, daß selbst die in den inneren Wegen der Frömmigkeit am meisten erfahrenen Väter nicht müde wurden, ihn anzuhören.

Stanislaus erfuhr durch eine Offenbarung, daß seine letzte Stunde nahe sei. Anfangs August sagte er zu mehreren Personen, alle Menschen seien zur Wachsamkeit verpflichtet, da sie jeden Tag sterben können, ihn gehe aber diese Verpflichtung ganz besonders an, da er sicher noch vor Ende dieses Monats sterben werde. Vier Tage später unterhielt er sich mit dem Pater Emanuel Sa über das Fest der Himmelfahrt Mariä. „O mein Vater," rief er mit dem Gefühle tiefster Andacht aus, was war das für ein seliger Tag für die Heiligen, als die seligste Jungfrau in den Himmel einging! Ich bin überzeugt, daß sie jährlich wie wir mit außerordentlichem Jubel das Andenken an denselben begehen, und hoffe das nächstemal dieses Fest mitfeiern zu können." Da er noch jung und ganz gesund war, achtete man nicht auf diese Ahnung doch bemerkte man, daß er sich auf den großen Schritt in die Ewigkeit durch alle seine Handlungen vorbereitete. Am Tage des heiligen Laurentius fühlte er sich Abends unwohl. Er konnte eine Freude über die nahe Aussicht auf die ewige Seligkeit nicht verbergen. Man brachte ihn auf das Krankenzimmer beim Eintritt in dasselbe machte er das Zeichen des Kreuzes über sein Bett mit der Bemerkung, er werde nicht mehr von demselben aufstehen. Obwohl er anfangs nur an Wechselfieber litt, blieb er doch bei der Versicherung, er sei am Ziele seiner irdischen Wanderschaft angekommen. Am Morgen des 14. August erklärte er bestimmt, er werde in der folgenden Nacht sterben. Nachmittags verlor er das Bewußtsein, und war mit kaltem Schweiße bedeckt. Als er wieder zu sich gekommen war, verlangte er die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung, die er dann auf der Erde liegend empfing. Dann bat er alle Anwesenden um Verzeihung der Fehler, die er etwa gegen sie begangen habe, und sprach häufig Worte der tiefsten Reue und der innigsten Liebe aus. Plötzlich rief er: „Ich sehe die seligste Jungfrau mit einer Schaar von Engeln!" und verschied im Frieden kurz nach 3 Uhr Morgens am 15. August 1568, im 18. Lebensjahre.

Der heilige Stanislaus Kostka.

Seine Heiligkeit und mehrere auf seine Fürbitte geschehenen Wunder bewogen Papst Clemens VIII., ihn im Jahre 1604 selig zu sprechen. Paul V. erlaubte den polnischen Kirchen ein Offizium zu Ehren desselben; Clemens X. gestattete den Jesuiten die Verrichtung dieses Offiziums und setzte das Fest des Dieners Gottes auf den 13. November, da an diesem Tage sein Leib, der kein Zeichen von Verwesung zeigte, in die Kirche des Noviziats übertragen wurde.

Der heilige Stanislaus wird wie der heilige Kasimir als Polens Schutzheiliger verehrt, und ist Patron mehrerer Städte in Polen. Die Polen schreiben seiner Fürbitte die Befreiung von der Pest, sowie mehrere Siege über die Türken, Tartaren und Kosaken zu.

14. November.

Die gottselige Elisabetha Bona,

Klosterfrau des dritten Ordens des heiligen Franziskus.

Jahr 1420.

Elisabetha, später Bona — die Gute — genannt, wurde 1386 den 25. November zu Waldsee, einer vorderösterreichischen Stadt geboren. Ihre Eltern waren Johannes Achler, Weber in Waldsee, auch ihre Mutter Anna war aus derselben Stadt. Durch schöne leibliche und geistige Vorzüge von Gott begabt, machte sie ihren Eltern große Freude. Mit der von der Natur ihr verliehenen wunderschönen Gesichtsbildung vereinigte sie gefälliges Benehmen in ihrem Thun und Lassen und einen so holdseligen Blick, daß sie die Aufmerksamkeit und Zuneigung Aller gewann. Aber schon in ihrem jugendlichen Alter konnte man den Beruf erkennen, dem sie sich später widmen würde. Keine Freundin der Kinderspiele, hatte sie ihre Gedanken auf Höheres gerichtet. Fleißig besuchte sie die Schule und ebenso eifrig war sie in Begleitung ihrer Mutter im Besuche der Kirche. Am liebsten hörte sie von dem Tempelbesuch des zwölfjährigen Jesu reden, und sein Beispiel erweckte in ihr den Gedanken, ihm nachzufolgen. Dieser Gedanke begleitete sie in die Einsamkeit, die sie gerne aufsuchte und zu Hause

stärkte sie durch Lesung heiliger Bücher, besonders der Legende der Heiligen, den in ihrem Innern gefaßten Vorsatz. Aber Furchtsamkeit hielt dem schüchternen Mädchen den Mund verschlossen, bis sie endlich in ihrem Beichtvater Konrad Kügelin, Chorherrn bei St. Peter im Kloster der Stadt selbst, einem gelehrten und frommen Manne, einen Berather und Seelenführer fand, dem sie ihr ganzes Herz öffnete. Dieser fromme Priester, der die Täuschungen in Betreff des Heils, zumal bei jungen Leuten des weiblichen Geschlechts aus Erfahrung kannte, wollte vor Allem die junge und schöne Elisabeth prüfen, damit nicht spätere Reue über den einmal unwiderruflich gefaßten Entschluß eintreten könnte, und stellte ihr alle Freuden, alle Vortheile dieser Welt, und ebenso ihr künftiges Leben, dem sie sich widmen wollte, in voller Wahrheit vor Augen. Allein Elisabeth bestand die Probe. Offen lag vor dem frommen Manne die Herzensgesinnung des Mädchens da, wie ihre ganze Neigung eine andere sei, als ihre Eltern von ihr erwarten mochten, deren Dichten und Trachten nur nach dem einzigen Ziel strebte, einst ihre Tochter gut versorgt zu wissen. Ihr Gehorsam gegen die Eltern war, wie man es von einer so guten Tochter nicht anders erwarten durfte, untadelhaft, aber hierin glaubte sie Gott mehr als den Menschen gehorchen zu müssen. Als Kügelin den innern Drang des Mädchens als wahr erkannt hatte, war sein eifrigstes Bestreben darauf gerichtet, die köstliche Perle dem Herrn zu erhalten und zu bewahren. Er nahm seine Zuflucht zum Gebete und flehte Gott um Einsicht an, um das Werk zum Heile seines Beichtkindes zu vollbringen. Endlich wurde ihm diese Erleuchtung zu Theil, er rieth der heilbeflissenen Elisabeth den Eintritt in den dritten Orden des heiligen Franziskus. Unaussprechlich war die Freude derselben, als ihr diese Kunde von ihrem geistlichen Vater mitgetheilt wurde, denn ihr heißester Wunsch war in Erfüllung gegangen. In diesen Orden trat die Jungfrau ums Jahr 1400 in einem Alter von kaum vierzehn Jahren. In ein Kloster konnte Elisabeth vorerst nicht aufgenommen werden, weil die beizubringende Summe Geldes sammt Zugehör fehlte, denn ihre Eltern waren mit dem Klostergedanken ihrer Tochter höchst unzufrieden, ja sie legten ihr vielmehr alle möglichen Hindernisse in den Weg, die Regel des Ordens einigermaßen beobachten zu können, so daß am Ende Konrad Kügelin genöthigt war, sein Pflegekind bei einer bewährten Jungfrau in der Stadt unterzubringen, die gleichfalls ein Mitglied dieses Ordens war. Von dieser Jungfrau lernte Elisabeth die feine Weberei, und durch ihre Geschicklichkeit brachte sie es bald dahin, daß sie sich selbst das Nothwendigste des Lebensunterhalts verdienen konnte. Nach vielen und langen Kämpfen mit dem Feinde des Christenthums mit Hunger, Elend und Kummer, welche Leiden die Dulderin mit Standhaftigkeit ertrug, wurde sie endlich durch die gütige und leitende Hand des himmlischen Vaters daraus erlöst.

Durch besondere Fügung Gottes wurde Kügelin von dem damals im Kloster Waldsee regierenden Probste Jacobus zum Pfarrer in Reuthe berufen, welcher Ort dem Gotteshause Waldsee einverleibt war. — Ohne Zögern schritt nun Kügelin zur Ausführung eines schon lange gehegten Planes, nämlich den Probst um Genehmigung eines neben der Pfarrkirche zu erbauenden Frauenklosters für den dritten Orden des heiligen Franziskus anzugehen. Mit Freuden gewährte der Probst diesen frommen Wunsch, und bald stand das Kloster durch eifriges Betreiben des Geistlichen vollendet da, so daß Elisabeth mit vier andern frommen Schwestern mit Bewilligung des Bischofs von Constanz in das neue Kloster eingeführt werden konnte. Diese fünf Jungfrauen standen unter der Vorsorge Kügelins als ihres Beichtvaters, und eine von ihnen wurde als Hausmutter den andern vorgesetzt. Hatte Elisabeth schon beim Eintritt in den dritten Orden eine große Freude empfunden, so fehlten ihr jetzt die Worte, die seligen Gefühle gegen Gott und ihren Wohlthäter auszudrücken, daß sie so großer Gnade gewürdigt worden war. In einem Alter von 17 Jahren brachte sie Gott ihre Jugend und alle scheinbaren Freuden dieser Welt mit Vergnügen zum Opfer. Da jeder der Schwestern ein bestimmtes Geschäft in dem Kloster angewiesen war, so erhielt Elisabeth nach Anordnung Kügelins die Aufsicht über die Küchengeschäfte, um sie so sehr als möglich den Gefahren der Welt zu entziehen, denen sie schon wegen ihrer leiblichen Schönheit am meisten ausgesetzt war. Wie die fromme Jungfrau schon in ihrer Jugend der Tempelbesuch Jesu angesprochen und zur Nachfolge ermuntert hatte, so verfolgte sie diesen

Elisabetha Bona verräth schon in ihrer frühesten Jugend den frommen Sinn.

Weg und begann mit der Uebung der Tugend des Mitleids gegen Jesum den Gekreuzigten, worin ihr der Ordensstifter mit dem herrlichsten Beispiele vorangegangen war. Sie verwendete ihre ganze freie Zeit auf die Betrachtung des bitteren Leidens Jesu und brachte alle Tagesgeschäfte in wunderbare Verbindung mit der Passion unseres Erlösers. Trug sie eine Last Holz, so erinnerte sie sich an die Kreuztragung Jesu; mußte sie waschen, so stand ihr die unmenschliche Behandlung Christi beim Durchgange über den Bach Kedron vor Augen; spann sie, so erblickte sie das schmerzliche Hin- und Herzerren unseres Heilandes, als er bei seinem Gange zur Schädelstätte von einem Kriegsknechte mit einem Stricke, an den er gebunden war, bei seinem Falle unter der Last des Kreuzes aufgezerrt und grausam zum Weitergehen getrieben wurde; selbst die Nacht wurde dazu benützt, in die schreckenvolle Finsterniß der Betrübniß und Schmerzen der Seele Jesu mit vollster Theilnahme hineinzublicken. Deßwegen war ihr auch das Buch vom Leiden und Sterben Jesu das liebste von allen, und die tägliche Betrachtung des Kruzifix regte in ihrem Herzen die brennendste Liebe und das eifrigste Verlangen, Christo in etwas ähnlich zu werden. Ihrer Seele wurde es immer klarer, daß diese Betrachtung die Schule wäre, in der alle Apostel, alle Martyrer, alle Bekenner, alle heiligen Jungfrauen und Auserwählten Gottes studiert haben. Immer tiefer versenkte sich ihre Seele in die Betrachtung der Leiden Jesu, und fühlte aufs schmerzlichste, wie wenig sie noch gethan habe, um ihrem Erlöser nachzufolgen, der sie durch seine leidensvolle Blicke vom Kreuze herab gleichsam aufzufordern schien, auf dem von ihr betretenen Wege fortzuwandeln und nicht links, nicht rechts abzuweichen von dem dornenvollen Pfade der Tugend. Daher ihr Fortschritt in den Tugenden der Demuth, der Geduld in allen Trübsalen, in der Liebe zur Armut des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe gegen Gott und den Nächsten, der englischen Reinigkeit des Leibes und der Seele, der brennenden Andacht und der Sehnsucht, um Christi willen leiden zu dürfen, und des unbedingtesten Gehorsams. Deswegen wurden ihr auch für diese Liebesbeweise von Jesus Christus außerordentliche Gnaden zu Theil, die ihren besonderen Beruf zur Heiligkeit offenbarten, und den sie durch wunderbares Fasten und gänzliche Schlaflosigkeit bewährte. Kaum neunzehn Jahre alt, fühlte sie sich innerlich gedrungen, sich aller Nahrung zu enthalten. Ihr Vorhaben theilte sie ihrem Beichtvater mit. Dieser wollte dieses Vorhaben weder verwerfen noch billigen und erholte sich Rath bei frommen Personen und besonders bei der durch Frömmigkeit und Weisheit in Ansehen stehenden Oberin in Warthausen. Diese ehrwürdige Frau Mutter erinnerte den demüthigen Pfarrer an die Worte des Erzengels Gabriel, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei. Wenn es Gott so haben will, sagte sie, so wird es unfehlbar geschehen. Getröstet ging Kügelin nach Hause und erlaubte der glaubensvollen Elisabeth das geheimnißvolle Vorhaben auszuführen und empfahl sie in brünstigem Gebete dem himmlischen Vater. Drei Jahre lang enthielt sich die fromme Jungfrau aller Speise und jeglichen Trankes, und fristete ihr Leben nur durch den Genuß des heiligen Altarsakramentes. Weithin verbreitete sich der Ruf von dieser erstaunlichen Lebensweise; von überall her strömten die Menschen, Hohe und Niedere, Arme und Reiche, Alt und Jung herbei, um der außerordentlichen Klosterfrau ihre Hochachtung zu bezeigen, denn Jedermann fand Trost, Rath und Erbauung. Hohe Personen brachten Lebensmittel in Menge, und baten sie in ihrer Gutthätigkeit, diese Liebesgaben nicht zu verschmähen und davon zu kosten. Doch Elisabeth dankte aufs herzlichste für die empfangenen Gaben, bat aber sie von dem Essen zu dispensiren, weil sie auf keine Weise das Geheimnis offenbaren wollte, daß sie auf Gottes Geheiß faste und somit gar nichts esse. Dieses strenge Fasten setzte sie drei Jahre unausgesetzt und noch weitere zwölf Jahre, doch mit Unterbrechungen fort, da sie sich

Zur heiligen Elisabeth strömen Arme und Reiche, Alt und Jung herbei.

im Gebete zu Gott wendend unter Thränen bat, ihr zu erlauben, hie und da etwas von den Speisen, wenn auch weniges zu genießen, um nicht die wohlthätigen Geber durch beständiges Zurückweisen zu beleidigen. Aber auch das Wenige, das sie nach dem Willen Gottes zu sich nahm, mußte sie nach dem Weggange der liebevollen Gäste unverdaut und unversehrt wieder von sich geben. Das sakramentale Brod war auch während dieser Zeit ihre einzige Nahrung.

Aber der Satan, der Feind und Widersacher Gottes, welcher der frommen Jungfrau schon früher heftig zugesetzt, und durch seine Einwirkungen den frommen Vorsatz vernichten wollte, aber durch das glühende Gebet, durch die Ausdauer Elisabeths in jedem Kampfe mit Knirschen weichen mußte, war wieder thätig, denn das rasche Emporsteigen Elisabeths auf der Leiter der Tugend hatte seinen Haß und seinen Neid aufs Neue aufgeregt. In der Gestalt der Elisabeth schlich er sich, wie Kügelin selbst in dem Leben Elisabeths erzählt, in den Keller, ins Speisegewölbe und in die Küche und nahm bald Brod, bald Fleisch, bald andere Nahrungsmittel weg, trug Alles in die Zelle Elisabeths und versteckte es daselbst, um sie in den Augen ihres Beichtvaters und ihrer Mitschwestern als Diebin darzustellen. Diese Arglist des Teufels brachte auch eine große Aufregung unter den Mitschwestern hervor, welche in ihrem Argwohn die Dulderin es alsbald fühlen ließen. Was sollte oder konnte Elisabeth machen? Sie vertraute dieses Leiden ihrem Herrn und Heilande an, und dieser öffnete ihrem Beichtvater und ihren Mitschwestern die Augen, und die Bosheit des arglistigen Feindes kam an Tag. Doch dieser ließ sich dadurch noch nicht abschrecken, denn als Elisabeth inzwischen krank darniederlag, kam er in Gestalt der Mutter im Ordenshabite, und trat mit einer Schüssel Brei vor ihr Bett mit der Aufforderung, zu essen und ihr eigensinniges Fasten aufzugeben. Gehorsam dem Befehle ihrer Oberin, aß Elisabeth den Brei, gab ihn aber auf der Stelle wieder von sich. In diesem Augenblicke trat die wahre Mutter in die Zelle, und durchschaute sogleich Satans List und Trug. Unerschütterlich war der Vorsatz Elisabeth's und knirschend vor Wuth über seine mißlungenen Versuche, zog sich der Böse einige Zeit lang zurück. Wozu aber diese oft schweren Versuchungen? könnte Mancher fragen. Zur Verherrlichung Gottes, zum Nutzen seiner Kirche, zum Gewinn aller Christgläubigen, zum Sturze aller Bösen und zur größten Schmach der Hölle selbst, lautet die Antwort.

Durch die siegreich bestandenen Versuchungen des Satans, die sich schnell verbreiteten, erntete die Klosterfrau immer größere Ehre ein, je mehr sie sich zurückzog und demüthigte. Die Zahl ihrer Bewunderer vermehrte sich von Tag zu Tag und sie wallfahrteten zu ihrer Zelle. Aber Elisabeth, hievon neue Gefahr für ihr Seelenheil ahnend, legte in die Hand ihres Beichtvaters und ihrer Hausmutter das Gelübde ab, die Schwelle ihrer Zelle und der Klostermauern nie mehr zu überschreiten. Sie hält diesen Vorsatz genau. Unablässig betete sie für alle Menschen, besonders für alle Stände der heiligen Kirche und bestürmte die Heiligen um Fürbitte für die armen Seelen im Fegfeuer. So gründete sich tief der hellleuchtende Glaube an alle Wahrheiten des Christenthums in ihrer Seele, und eine unerschütterliche Hoffnung auf Gottes Allmacht, Weisheit, Güte und Liebe.

Bei der Betrachtung Jesu am Kreuze und bei der Vorstellung der schmerzlichsten Leiden und Wunden desselben rief sie aus: „Ich kann nicht ohne Wunden sein, während mein Erlöser so furchtbare erduldet hat!“ Mit Erlaubniß ihres Beichtvaters verfuhr sie mit großer Strenge gegen ihren zarten Leib. Ein eiserner Ring und ein härener Strick umgab ihren Leib; sie geiselte sich empfindlich, schlief auf bloßer Erde auf einem Brett liegend kurze Zeit und wachte dann den größten Theil der Nacht hindurch. Die Liebe zum Kreuze drang tief in das Innerste ihres Herzens und oft rief sie in ihrer Begeisterung: „O Jesu, laß mich mitleiden!“ Und ihre aus dem Herzen empor zu Jesu dringende Bitte ward gewährt. Die Zeichen der Wundmale Jesu wurden an ihrem Leibe sichtbar; alle Wunden unseres Erlösers, die er empfangen, brachen an ihrem Leibe an der nämlichen Stelle auf, und das Blut floß 5—6mal des Tages hervor, an beiden Seiten, an Händen und Füßen, und am Haupte, wo die Dornenkrone unserem Heilande sieben Wunden geschlagen hatte, und ihr Leib schien gleichsam Eine Wunde zu sein. Furchtbare Schmerzen stellten sich ein, und man betrachtete Elisabeth als eine dem Tode Verfallene, und versah sie mit den heiligen Sterbsakramenten. Alle erwarteten ihr Ende, doch wider aller Erwarten erholte sie sich durch Einwirkungen Gottes, das sich hier sichtbar zeigte. Bewundernswürdig war die Geduld, ja die Freudigkeit, mit der Elisabeth diese Leiden und Schmerzen ertrug. Jesus fand sie seiner würdig, denn er machte sie selbst seines blutigen Angstschweißes theilhaftig. Alles bisher Erzählte bestätigte und bekräftigte Kügelin, der fromme Pfarrer und Beichtvater der gottseligen Jungfrau, da er selbst Augenzeuge nebst mehreren andern Personen von allen diesen Erscheinungen an dem Leibe der Jungfrau gewesen war.

Doch aufs Neue erwachte durch Gottes Zulassung zur Prüfung der Jungfrau, die Wuth des Bösen, der über neuen Versuchungen zu ihrem Sturze brütete. Er rumorte in ihrer Zelle aufs Tollste; Elisabeth achtete seiner nicht; er vergriff sich sogar in Gegenwart ihres Beichtvaters an ihrem Leibe, raufte ihr die Haare aus dem Kopfe, schlug sie empfindlich, stieß ihr den Kopf an die Wand, warf sie des Nachts von ihrem Lager auf den Boden, und brachte ihr mehrere Wunden bei. Die Gequälte blieb unerschütterlich und ertrug alle diese Martern mit standhafter Geduld. Der Böse bediente sich aller möglichen Blendwerke der Hölle, um sie zum Falle zu bringen, aber unter dem Schirm und Schutze Gottes ging sie immer als Siegerin hervor, und der Seelenfeind mußte mit Schmach abziehen. Je mehr die gottselige Jungfrau zerschlagen und gemartert wurde,

desto größerer Wohlgeruch ihrer Frömmigkeit verbreitete sich unter den Gläubigen. Gott schickte über sie schwere Krankheiten, die zerstörend auf ihren Körper einwirkten; er schlug sie mit so abscheulichem Aussatze, daß fast Niemand es in ihrer Nähe mehr aushalten konnte; und doch behielt die Martyrin in allen diesen furchtbaren Leiden ihre gleiche Seelenruhe und Seelenstärke. Je häßlicher der Körper entstellt wurde, desto hellleuchtender strahlte ihre Seele. Aber auch diese Leiden erreichten ihr Ende. Durch Jesu Beistand wurde sie vollkommen gesund und jede Spur der Krankheit war verschwunden. Dieses war der Lohn für die Kranke und ihre Wärterinnen.

Inzwischen war ihr Vater in Waldsee gestorben, ob ausgesöhnt mit der Tochter oder nicht, ist unbekannt; aber eine Freude wurde der Dulderin doch bereitet, ihre Mutter Anna meldete sich um die Aufnahme in das Kloster zu Reuthe; willig wurde sie aufgenommen, führte ein bußfertiges Leben und starb eines seligen Todes. Dieses war ein hinlänglicher Ersatz für die Vielgeprüfte. Daran reihte sich ein anderes göttliches Geschenk, nämlich ein wunderbarer Brunnen des hellsten und reinsten Wassers. Da das Wasser zur Reinigung der durch das aus den Wunden fließende Blut und durch den Aussatz befleckten Leinwand den Berg heraufgetragen werden mußte, so verursachte dieses viele Klagen, weil außerhalb den Klostermauern nicht gewaschen werden durfte. Diese Verlegenheit theilte Kügelin Elisabeth mit. Diese wandte sich im Gebete zu Gott, und nach einer Weile sagte sie zu ihrem Beichtvater: „Verzaget nicht, Gott wird helfen," und zugleich gab sie ihm genau an, wo man im Garten graben sollte. Es geschah nach ihrer Anordnung, und trotz vieler Hindernisse hatten sie nach sechs Wochen einen Brunnen, der zu Jedermanns Erstaunen das trefflichste Wasser lieferte. Dadurch wuchs täglich die Achtung und Verehrung der Hochbegnadigten bei Hohen und Niedern. Für die vielen Wohlthaten, die nicht Wenigen durch ihr Gebet zu Theil wurden, nannte man sie: die gute Betha.

Außer den öfters sichtbaren Besuchen Jesu Christi in Begleitung seiner liebsten Mutter Maria, erfreute sie sich auch des Umganges der Engel, die sie durch ihren süßen und lieblichen Gesang in ihren harten Leiden erquickten. Ja sie standen ihr in ihrer schweren Krankheit hilfreich bei, und reichten ihr während der Abwesenheit ihrer Mitschwestern häufig stärkendes Labsal, das viel zu ihrer Genesung beitrug. Die gottinnige Jungfrau lebte so ganz in Gott und durch Gott, und seine Gnaden, die er ihr zu Theil werden ließ, waren zu sichtbar, als daß sie nur im geringsten bezweifelt werden konnten. Dreimal wurde ihr Leib verklärt. So gleichsam vergeistigt, war ihre Seele nicht selten über den Schranken des Körpers erhoben und wußte viel verborgene Dinge vorauszusagen, die sonst Niemand bekannt sein konnten. Dieses erfuhr ihr Beichtvater zu wiederholtenmalen. Die wichtigsten Ereignisse, die eintreten würden, sagte sie klar vorher, dieselben traten zur größten Verwunderung ihres Beichtvaters wirklich ebenso ein.

Jesus hat uns als den größten Beweis und als Unterpfand seiner Liebe zu seinem immerwährenden Andenken das heil. Altarssakrament hinterlassen. Demnach muß der Christ überzeugt sein, daß eine Seele nichts thun und nichts erdenken kann, was Gott wohlgefälliger wäre, als wenn sie mit möglichster Vorbereitung den lieben Heiland in ihr Herz aufnimmt, und dieses hochheilige Sakrament häufig besucht und hoch verehrt. Je stärker der Glaube in dem Herzen eines Christen wurzelt, desto mehr fühlt er sich innerlich getrieben, Jesum unter der Gestalt von Brod zu suchen, ihn zu bitten, zu danken, zu loben, zu preisen.

Diese katholische Grundwahrheit hatte im Herzen der gottseligen Betha tiefe Wurzel gefaßt und sich herrlich entfaltet. Man darf sich also nicht wundern, wenn sie schon in ihrer Jugend gerne in der Kirche St. Peter verweilte, und wenn der im Altarsakrament gegenwärtige Gottmensch ihre einzige Freude und Vergnügen war. Mit dem Alter nahm auch ihr Glaube zu und daher stammte ihre immer heftiger brennende Liebe zu Gott und zu ihrem Nächsten; daher stammte ihre engelgleiche Reinigkeit und ihre außerordentlichen Fortschritte in allen Tugenden; daher floß die göttliche Gnade; daß sie nicht nur nie eine Todsünde, sondern auch mit Wissen und Willen nie eine läßliche Sünde begangen hat. Immer blieb sie auf dem einmal von ihr betretenen Wege, der zur Vollkommenheit führt, weder links noch rechts auch nur einen Fingerbreit ab-

Der Brunnen im Kloster zu Reuthe.

weichend. Mit dem hl. Augustinus konnte sie ausrufen: „Meine Liebe zu Jesu ist mein Gewicht, von dieser werde ich gezogen, wohin ich mich immer bewege!“

An einem hohen Festtage lag Elisabeth schwer darnieder und konnte ihr Lager nicht verlassen, um mit den übrigen Schwestern Jesum in der Kirche zu besuchen und mit ihnen die heil. Kommunion zu empfangen. Das Zurückbleiben schmerzte sie mehr als die Krankheit, aber sie sollte auf wunderbare Weise dafür getröstet werden. Zur Erteilung der hl. Kommunion an die Klosterfrauen hatte der Beichtvater vier Hostien auf die Patene gelegt, und nahte sich in Begleitung eines Ministranten mit dem Lichte dem Chore der Jungfrauen, um ihnen die hl. Kommunion zu reichen, und mit der übrigen hl. Hostie nach der Rückkehr auf den Altar dem Volke den üblichen Segen zu geben. Allein plötzlich sah sich der Priester in die größte Verlegenheit versetzt, denn es fand sich keine Hostie mehr vor. Stille zog er sich zurück und nach Entfernung des Volkes eilte er in voller Bestürzung zu Elisabeth, um bei ihr Trost zu holen. Lächelnd empfieng sie ihn, und als er ihr voll Kummer das Unglück erzählt hatte, sagte sie: „Ehrwürdiger Vater, entfernen Sie allen Kummer aus Ihrem Herzen, denn ich weiß alles. In dem Augenblicke, wo Sie den lieben Mitschwestern die Kommunion reichten, nahm Jesus die übrige hl. Hostie weg und eilte von Engeln mit brennenden Lichtern begleitet zu mir und reichte mir in der Gestalt, wie er in Palästina wandelte, mit eigenen Händen sein Fleisch und Blut.“ Diese Worte verwandelten die große Trauer des frommen Geistlichen in die größte Freude. Endlich nahte aber auch der Tag und die Stunde, wo die gottselige Elisabeth von dieser Erde weg allem Leide entzogen, dort mit ihrem Seelenbräutigame vereinigt werden sollte. Wie ihr Leben so war auch ihr Sterben. Im Jahr 1420 am Vorabende der hl. Jungfrau und Martyrin Katharina wurde sie von einer heftigen Krankheit befallen. Sogleich ließ sie, weil sie Kunde von ihrem Tode hatte, ihren teuren Beichtvater, den nunmehrigen Probst Kügelin herbeirufen. Auf der Stelle folgte dieser, besorgt für die große Dulderin, dem Rufe und eilte nach Reuthe. Kaum bei ihr eingetreten, fragte er sie nach ihrem Befinden und nach der innern Verfassung. „Ich bin bereit, um Jesu willen alles zu leiden und zu ertragen; jetzt aber verlangt mich sehnlichst nach den hl. Sterbsakramenten, weil Gott es anders mit mir vorhat.“ Ihr Wunsch wurde erfüllt, und unter heiligen Gesprächen mit ihrem Beichtvater verlief die Nacht bis zur Mette gegen Morgen. Auf ihre Bitte wurden ihre Mitschwestern an ihr Lager gerufen, welche sich unter Thränen und Schluchzen um ihr Krankenbette herstellten. Als sie auf die Frage ihres Beichtvaters nach ihrem Alter ihm mitteilte, daß sie gerade am St. Katharinatage 34 Jahre alt sei, und dieser ihr bemerkte, daß in diesen Jahren auch unser Herr und Heiland gestorben sei, man also erwarten dürfe, daß sie an eben diesem Tage sterben werde, war die Kranke voller Freude und Sehnsucht nach dem Tode. Auf ihre Bitte las ihr der teure Seelsorger die Leidensgeschichte Jesu vor. Bei den Worten: und mit geneigtem Haupte starb er — richtete die Kranke sich im Bette auf, verlangte gesegneten St. Johanniswein, nahm drei Tropfen zum Andenken an die gereichte Galle und den Essig am Kreuze, und begehrte zum letztenmale ihres Beichtvaters, sagte ihm, der Hausmutter und ihren Mitschwestern den herzinnigsten Dank für ihre erwiesenen Wohlthaten, ergriff sodann mit der Rechten das Kruzifix und mit der Linken die Sterbekerze und veränderte auf einmal ihr Antlitz, daß es hell wie ein Engelantlitz leuchtete, und ihre Augen auf das Kruzifix heftend, schied ihr Geist ohne den mindesten Kampf, in Wahrheit eine Jungfrau und Martyrin zugleich. Die Kunde von ihrem Tode erfüllte Alle mit tiefer Trauer, besonders alle Leute der Umgegend, die an ihr einen wahren Schutzengel verloren hatten. Die teuren Ueberreste wurden auf Veranstalten des ehrwürdigen Probstes in der Mitte der Kirche gegen den Chor hin beerdigt und zwar in einem schönen Sarge und in einem erhöhten drei Schuhe über dem Boden erhabenen Grabe verwahrt. Ihre Beerdigung war eine Ausnahme, weil sich der Begräbnisplatz außerhalb der Kirche befindet; aber ihr teurer Wohlthäter und Seelsorger wollte diesen kostbaren Schatz in der Kirche verwahrt wissen. Gott verherrlichte das Grab Bethas mit vielen Wundern, weshalb sie von Papst Urban VIII. der Schaar der Auserwählten beigezählt wurde. Die Seligsprechung und feierliche Erhebung ihrer Gebeine fand statt den 11. November 1766.

15. November.

Die heilige Gertrud,

Abtissin im Orden des heiligen Benedikt. Jahr 1334.

Die hl. Gertrud stammte aus einer adeligen Familie zu Eisleben in der Grafschaft Mannsfeld in Obersachsen, und war eine Schwester der hl. Mechtild. Mit 5 Jahren kam sie in das Kloster der Benediktinerinnen zu Rodalsdorf, und wurde den dortigen Nonnen zur Erziehung übergeben. Hier nahm sie später den Schleier und wurde im Jahr 1294 zur Abtissin erhoben. Im folgenden Jahre zog sie mit ihren Mitschwestern in das Kloster Helpede und übernahm die Leitung dieses Klosters. In ihrer Jugend hatte sie Latein gelernt, und besaß eine ausgedehnte Kenntnis der hl. Schrift und aller auf die Religion bezüglichen Wissenschaften. Gebet und Betrachtung war übrigens ihre Hauptbeschäftigung, der sie den größten Teil ihrer Zeit widmete. Vorzüglich gerne versenkte sie sich in Betrachtungen über das Leiden des Herrn und das Geheimnis des heiligen Altarssakramentes, wobei sie gewöhnlich reichliche Thränen vergoß. Von Jesus Christus und von den Geheimnissen seines anbetungswürdigen Lebens sprach sie mit entzückender Salbung und mit den lebhaftesten Ge-

fühlen der Liebe. Mit jenen außerordentlichen Gnaden, welche die Vereinigung mit Gott bisweilen im Gebete bezeugt, war sie so begünstigt, daß Verzückungen ihr gewöhnlicher Seelenzustand war. Die Liebe Gottes, die ihr Herz verzehrte, schien der alleinige Beweggrund all ihrer Neigungen und Handlungen zu sein. Daher ihre vollkommene Entsagung der Welt und ihrer Eitelkeiten. Sie bezähmte das Fleisch und zerstörte Alles an sich, was dem Reiche Jesu Christi entgegenstand, durch Uebung des Gehorsams, durch Wachen, Fasten und Enthaltsamkeit, damit verband sie eine tiefe Demut und eine unüberwindliche Sanftmut.

Obwohl durch persönliche Eigenschaften und göttliche Gnadengaben ausgezeichnet, sah sie an sich selbst doch nur Unvollkommenheiten, Niedrigkeit und Nichtigkeit. In ihrem Verlangen, von Andern eben so verachtet zu werden, wie sie sich selbst verachtete, pflegte sie zu sagen, das größte Wunder der göttlichen Güte sei, daß man sie noch auf Erden dulde. Ihre Würde als Oberin blendete sie nicht, sie benahm sich vielmehr, als wäre sie die letzte im Kloster und hielt sich für unwürdig, in die Nähe der Schwestern zu treten. Bei all ihrer Liebe zur Beschauung vernachlässigte sie ihre gewöhnlichen Pflichten nicht und trug für alle leiblichen wie geistigen Bedürfnisse ihrer Schwestern Sorge. Sie hatte darum auch die Freude, dieselben auf den inneren Wegen der Vollkommenheit große Fortschritte machen zu sehen.

Ihre Liebe zum Heilande erweckte in ihr auch zur seligsten Jungfrau die zärtlichste Andacht zur Verehrung, und sie empfahl sich täglich durch vertrauungsvolle Gebete in ihren Schutz. Die Seelen im Fegfeuer waren gleichfalls ein Gegenstand ihrer besondern Teilnahme und Liebe, und sie bat Gott ohne Unterlaß, er möge dieselben in seiner Barmherzigkeit in den Ort der Erquickung und des Friedens aufnehmen. Die hl. Gertrud gab uns das wahre Bild ihrer Seele in dem Buche ihrer *Offenbarungen*, worin sie ihren Verkehr mit Gott und die Ergüsse seiner Liebe beschreibt. Dieses Werk ist nach denen der hl. Theresia vielleicht das geeignetste, in beschaulichen Seelen die Frömmigkeit zu nähren. Die Heilige schreibt als Weg zur Vollkommenheit verschiedene Uebungen vor. Was sie bezüglich der Erneuerung der Taufgelübde sagt, soll die Seele zur vollkommenen Welt- und Selbstverleugnung und dahin führen, sich aus reiner Liebe Gott und der Erfüllung seines Willens in allen Dingen zu weihen. Handelt es sich um die Bekehrung einer Seele zu Gott, um die Erneuerung der heil. Verpflichtungen, die sie gegen den göttlichen Bräutigam eingegangen, um die Selbstaufopferung an den Erlöser durch das unverletzliche Band der Liebe, so entwickelt sie über all diese Punkte die erhabensten und treffendsten Grundsätze. Sie bittet Gott, er möge sie sich selbst vollkommen absterben und sich in ihn versenken lassen, so daß Liebe ihre einzige Beschäftigung werde. Diese Gefühle kehren mit wundervoller Abwechslung an verschiedenen Stellen des Werkes wieder. Am Schlusse ergeht sich die Heilige in glühenden Wünschen, recht bald mit dem Gegenstand ihrer Liebe in der ewigen Herrlichkeit vereinigt zu werden, dann bittet sie den Erlöser, daß er sie durch seine Leiden und durch seine unendliche Barmherzigkeit von ihren Befleckungen und von allen irdischen Neigungen reinige, um zur Vereinigung mit ihm zu gelangen. Die Seufzer, durch welche sie die Glut ihrer Wünsche nach der glückseligen Vereinigung mit Gott ausdrückt, sind zum großen Teile so himmlisch, daß man mehr einen Bewohner des Himmels als einen sterblichen Menschen zu vernehmen glaubt. Das ist besonders der Fall, wenn sie der frommen Seele rät, bisweilen einen Tag zur Uebung des Lobes und der Danksagung zu wählen, um die Fehler zu sühnen, welche sich täglich in die Erfüllung dieser zweifachen Pflicht einschleichen können, u. um sich in dieser Uebung so viel wie möglich an die himmlischen Geister anzuschließen. Außerdem rät sie, die Seele sollte bisweilen einen ganzen Tag zu glühenden Akten dieser Tugend verwenden, um die Mängel zu ergänzen, welche nur zu oft unsrer Liebe zu Gott anhaften.

Die heilige Gertrud.

Wie viel könnten wir nicht von der Keuschheit der hl. Gertrud erzählen! Keine Braut Jesu Christi hat eifriger als sie alle Vorsichtsmaßregeln zur Bewahrung der Reinheit der Seele und des Leibes angewendet. Ebenso würde es zu weit führen, alle jene Züge zu berichten, welche von ihrem Gottvertrauen Zeugnis geben. Nie suchte sie menschlichen Trost, und wartete mit Geduld, bis es Gott gefallen würde, ihre Wünsche zu erfüllen; in der Zeit der Prüfung fand sie in der Hoffnung und Liebe ihre einzige Beruhigung. Vom heil. Geiste heimgesucht, oder seiner Heimsuchungen beraubt zu sein, aus dem Kelche des Leidens unseres Herrn zu trinken, mit Freude oder mit Trübsal heimgesucht zu

Der heilige Leopold.

werden, war für sie Eines und dasselbe, weil sie vollständig sich dem göttlichen Willen ergeben hatte.

Endlich kam der glückliche Augenblick, wo sie auf ewig mit ihrem göttlichen Bräutigam vereinigt werden sollte; sie starb im Jahre 1334, nachdem sie 40 Jahre lang Äbtissin gewesen war. Kurz vorher war ihre Schwester, die heil. Mechtildis gestorben. Ihre letzte Krankheit war so zu sagen nur ein Hinschmachten aus Liebe zu Gott, so unbeschreiblich süß waren die Tröstungen, die sich damals über ihre Seele ergossen. Mehrere Wunder bezeugten, wie kostbar ihr Tod in den Augen des Herrn gewesen.

Der heilige Leopold,

Markgraf von Oestreich. Jahr 1136

Der heil. Leopold, Markgraf von Östreich, seines Namens der Vierte, schon von Jugend auf der Fromme genannt, war ein Sohn Leopolds III. mit dem Beinamen der Schöne, und dessen Gemahlin Ida, einer Tochter Kaisers Heinrichs III. Er wurde in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in dem Städtchen Mölk in Oestreich geboren. Von Jugend auf von seiner frommen Mutter zu aller Gottesfurcht angeleitet, zeichnete er sich durch seinen Eifer, mit welchem er die vorgetragenen Wahrheiten der Religion anhörte und sie seinem heilsbegierigen Herzen tief einprägte, vor Andern aus und brachte in seinem jugendlichen Gemüte den Gedanken zu größerer Gewißheit und Festigkeit, daß es nur Ein göttliches Gesetz gebe für Hohe und Niedere der Erde, und daß beide nur auf dem nämlichen Wege zur Seligkeit gelangen können. Diese für alle Menschen so wichtige Erkenntnis bestimmte ihn schon frühzeitig, sein Leben nach dieser allen Menschen gegebenen Richtschnur einzurichten, und er trachtete mit allem Eifer darnach, sich gründliche Einsicht für seine künftige Bestimmung zu verschaffen. In allen seinen Reden und Handlungen zeigte er deshalb schon als Knabe große Vorsicht und eine Ernsthaftigkeit, die man sonst an diesem Alter nicht wahrzunehmen pflegt. Feind aller Eitelkeit und Prachtliebe bewies er an dem prachtvollen Hofe seines Vaters eine seltene Mäßigkeit im Essen und Trinken, eine ungewöhnliche Erscheinung in der damaligen Zeit; ebenso fand er an Fahren und Reiten, an den Jagden und andern Lustbarkeiten, die an den Höfen der damaligen Fürsten häufig ausarteten, kein Vergnügen, und entzog sich denselben, so viel es der Anstand gestattete, um auf seinem einsamen Zimmer unter Anleitung eines trefflichen Lehrers durch die Wissenschaften seinen Geist zu bilden, und hauptsächlich durch die Lesung der hl. Schriften und anderer erbaulichen Bücher seinem Herzen die beste Nahrung zu geben. Dadurch wurde er Herr seiner Sinnlichkeit, und bewahrte sich die Reinigkeit seines Leibes und seiner Seele, über die er mit großer Sorgfalt wachte und alles vermied, was derselben hätte gefährlich werden können. Im Gegensatz zu den lärmenden und häufig im Zustande der Trunkenheit frivolen Gesellschaften zog er den Umgang mit weisen und frommen Männern vor, in deren Gesellschaft er Belehrung und Ermunterung zu Befestigung seiner Grundsätze fand und durch ihre weisen Gespräche über Gegenstände der Wissenschaft und Religion seinem Geiste Bildung und seinem Herzen Nahrung verschaffte. Vieles, was er für sich gelesen und häufig ihm nicht klar geworden war, erhielt hier Aufhellung und wurde zum Verständnisse gebracht, und so war es kein Wunder, daß der Jüngling mit scharfem Blicke das zu übersehen lernte, was auf seine künftige Regierung in jeder Hinsicht von großem Einflusse war. Diese seine geistige Thätigkeit aber beförderte er noch mehr durch Ausübung der von der hl. Religion gebotenen gottgefälligen Werke. In der Stille trocknete er die Thränen der Notleidenden und Bedürftigen, speiste Hungrige, kleidete Nackte, tränkte Durstige und half den Armen und Bedrängten, wie er konnte. Diese seine stillen Gänge in die Hütten der Armut lehrten ihn am besten die Not seiner künftigen Unterthanen kennen. Letztere teilten ihm ohne Rückhalt, da sie ihn nicht kannten, den Druck kleiner Tyrannen mit. Während die großen und kleinen Herrn am Hofe seines Vaters schwelgten, suchte der wohlthätige Sohn das Elend zu mildern und Trost und Hilfe in die Hütten der Notleidenden zu tragen, die für diesen gütigen Herrn den Segen des Himmels herabflehten, der ihm schon auf Erden sichtbar zu Teil wurde.

Als i. J. 1096 sein Vater starb, trat der kaum 19jährige Sohn die Regierung des Markgrafentums an. Er fühlte sich verpflichtet, das Glück eines zahlreichen Volkes, das ihm die Vorsehung anvertraute, zu gründen. Diese hatte ihn aber auch mit den Fähigkeiten und Geistesgaben ausgerüstet, die zur Vollbringung eines so schwierigen Werkes, besonders in jenen Zeiten, nötig waren; er selbst hatte diese von Gott ihm verliehenen Gaben so auszubilden gesucht, daß ihm dadurch sein Vorhaben bedeutend erleichtert wurde. Seine erste Sorge war vornehmlich darauf gerichtet, den tiefgewurzelten Lastern seiner noch rauhen und verwilderten Unterthanen mit Nachdruck entgegen zu treten, und ihre Sitten zu mildern und ihren Geist, der in tiefem Aberglauben versunken war, aufzuhellen. Mit großen Schwierigkeiten war das Unternehmen verbunden, allein keine Schwierigkeit schreckte Leopold zurück. Er flehte inbrünstig zu Gott um die zu seinen Unternehmungen nötige Weisheit, und unter der erleuchtenden Führung des Herrn waren seine Bemühungen von gutem Erfolge begleitet. Leopolds eigenes herrliches Beispiel leuchtete voran; seine liebevolle Art, mit der er alle Menschen behandelte, sein wohlmeinender Sinn und seine weise Mildthätigkeit wirkten wunderbar auf die Gemüter seiner Unterthanen. Seine Klugheit bewies er dadurch, daß er nie etwas unternahm, ohne zuvor die Mittel reiflich geprüft zu haben, und nur die zu wählen, welche unter den vorhandenen Umständen die passendsten und angemessensten waren. Gerne weilte er unter seinen Unterthanen, hörte wie ein Vater ihre Beschwerden an, half, wo es thunlich war, denselben ab, oder milderte wenigstens den Druck und erleichterte auf diese Weise die öffentlichen Lasten, unter denen sie seufzten. Dieses Verfahren mußte natürlich auf die wenn auch rauhen, doch gutmü=

tigen Menschen wirken, und viele Laster schwanden nach und nach aus den Gemeinden, weil diese wohl wußten, wie deren Ausübung dem väterlichen für ihr Wohl so sehr besorgten Herzen Leopolds wehe thun mußte. Außerordentlich viel trug zur Veredlung der Sitten und Förderung der Tugend bei, als Leopold den Anfang der Verbesserung an seinem Hofe machte. Alle sittenlosen und boshaften Diener wurden entfernt, jeder, der wegen seines rohen und unmenschlichen Betragens bekannt war, mußte den Hof meiden, keinen Verächter der Religion duldete er um sich; betraf er hie und da den einen und andern auf Aeußerungen, die der Religion und Sittlichkeit nachteilig waren, so ermahnte er ihn nachdrücklich zur Besserung und Sinnesänderung; erfolgte diese nicht nach Verfluß einiger Zeit, so entfernte er ihn von seinem Hofe. Eine verheuchelte Besserung konnte vor seinem Scharfblick nicht bestehen. So war seine Burg der Sitz der Gerechtigkeit, der Wohlthätigkeit und aller christlichen Tugenden geworden. Mit eben solcher Strenge wachte Leopold über das Betragen seiner Beamten, denen er wie jeder Fürst, einen Teil der Regierungsgeschäfte anvertrauen mußte. War es also ein Wunder, wenn nach u. nach bei seinen Unterthanen eine Lebensweise eintrat, die der Widerschein des Hofes war, denn richtig ist das Sprüchwort, wie der Fürst, so das Volk, und dieses bewirkte einesteils Liebe zu ihrem Fürsten, anderenteils bei den Bösen die Furcht vor der Strenge ihres Herrn, dessen Blicken, wie sie wußten, ihr fortgesetztes lasterhaftes Leben nicht entgehen würde. Der hl. Leopold war kein Freund von Strafen, war er aber gezwungen, Strafe zu verhängen, so suchte er die Schuldigen zu überzeugen, daß die angewendete Strafe gerecht und notwendig sei, und ermahnte sie, die zu erduldende Züchtigung im Geiste der Buße anzunehmen. Wenn es aber Klugheit oder das öffentliche Wohl oder andere Umstände erlaubten, so war er nicht abgeneigt, Gnade statt Strafe auszuüben. So hatte Leopold die Regierung 10 Jahre ruhmvoll verwaltet, als er sich mit Agnes, Tochter Kaiser Heinrichs IV. Witwe des Herzogs Friedrich von Schwaben, einer des edlen Markgrafen ganz würdigen Fürstin vermählte. Aus Agnesens Ehe war der nachmalige Kaiser Konrad III. und Friedrich, der Vater Barbarossas, geboren. Die Fürstin reich an zeitlichen Gütern, war noch reicher an christlichen Tugenden und an guten, von der Natur ihr verliehenen Eigenschaften; daher kam es auch, daß Leopold und seine Gemahlin in ihren Gesinnungen meistens zusammentrafen und in größter Eintracht und Liebe miteinander lebten und kein größeres Vergnügen kannten, als wechselseitig an guten Werken Teil zu nehmen, die sie reichlich ausübten. Ihre Ehe war ein Muster für ihre Unterthanen, die so erst recht die Worte begreifen lernten, welch großes Glück es sei, wenn Eheleute einträchtig bei einander wohnen. In frommer Uebereinstimmung bauten sie i. J. 1127 das Cisterzienserkloster zum hl. Kreuz, unfern des Schlosses Kahlenberg, wo Leopold seinen Hof hielt. Er und seine fromme Gemahlin hatten gewünscht, unausgesetzt das Lob des Herrn am Altare singen zu können, allein da sie ihre Standespflichten an die Welt fesselten, gründeten sie ein Stift regulierter Chorherren, die Tag und Nacht statt ihrer diesen Gott wohlgefälligen Beruf erfüllten. Dieses ist das Kloster Neuburg, zwei Meilen von Wien. Aus Demut wollte die Markgräfin den Grundstein nicht legen, sondern überließ diese Ehre einem Priester. Die Kirche wurde von dem Erzbischofe unter Beistand der Bischöfe von Passau und Gurk geweiht. Der Papst bestätigte die Stiftung des Klosters durch eine Bulle, und der Markgraf Leopold durch eine Urkunde, die von mehreren Großen in Gegenwart der Bischöfe unterzeichnet wurde. Drohende Bannflüche sollten den treffen, der die habsüchtigen Hände nach den Besitzungen dieser Genossenschaft ausstrecken würde, damit wenn alle Menschenfurcht schwände, die angedrohten Strafgerichte Gottes jeden frevelhaften Angriff fern hielten. Sodann beschenkten beide Gatten das Benediktinerkloster zu Mölk aufs reichlichste und machten mit dem Baue der Kirche zu Maria-Zell in Steiermark den Anfang. Wie Leopold das Muster eines guten Regenten für die Fürsten bezüglich der Regierung seines Landes war, ebenso war er ein in der damaligen Zeit seltenes Muster ehelicher Treue. Seine Ehe war von Gott mit 18 Kindern, sechs Söhnen und zwölf Töchtern gesegnet; von den letztern starben sieben in der Jugend und fünf wurden später an regierende Fürsten verheiratet. Auf eine gute und christliche Erziehung ihrer Kinder verwendeten beide Gatten die größte Sorgfalt, und für diese Sorgfalt wurden sie schon durch Gottes Güte auf dieser Erde belohnt. Denn sie erlebten an allen eine große Freude.

Kloster Neuburg bei Wien.

Die Ruhe des Landes wurde wiederholt durch die Ungarn gestört. Stephan II., König dieses wilden Volkes, bei dem das Christentum bis jetzt nur schwachen Eingang gefunden hatte, fiel mit einem starken Heere in Oesterreich ein, und richtete große Verwüstungen an. Leopold, schon längst auf dergleichen von seinen unruhigen Nachbarn gefaßt, zog dem Könige mit kampfgerüsteten Scharen entgegen und schlug ihn auf offener Feldschlacht. Um diese Niederlage zu rächen, kehrten die Ungarn einige Jahre später aufs neue ihre Waffen gegen Oesterreich, wurden aber geschlagen und erlitten eine so vollständige Niederlage, daß sich nur ein kleiner Teil des feindlichen Heeres durch die Flucht retten konnte. Von da an hatte das Land Ruhe vor diesen feindlichen Nachbarn. Als Kaiser Heinrich V. i. J. 1125 gestorben war, wollten mehrere Kurfürsten den heil. Leopold zum Reichsoberhaupte wählen, aber es gelang ihnen nicht, und Lothar II., Herzog von Sachsen erhielt die kaiserliche Würde. Obwohl Konrad und Friedrich, Agnesens Söhne aus erster Ehe sich gleichfalls um die Kaiserkrone bewarben und dadurch viele Wirren und Unruhen entstanden, so nahm doch Leopold keinen Anteil daran, sondern blieb Lotharn treu, den er sogar auf seinem Zuge nach Italien begleitete. Nachdem Leopold 40 Jahre ruhmvoll regiert, seinem Lande Ruhe nach innen und außen verschafft, die heilige Religion, ächte Gottesfurcht und mildere Sitten in Aufnahme gebracht und mit seiner Gemahlin 30 Jahre in einer friedlichen und unverletzten Ehe gelebt hatte, befiel ihn im Herbste im Jahr 1136 eine gefährliche Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. Er bekannte reuevoll seine Sünden vor dem Priester und mit den hl. Sterbsakramenten versehen starb er am 15. November desselben Jahres. Sein Leichnam wurde zu Kloster Neuburg beigesetzt und als Gott seinen Diener durch verschiedene Wunder verherrlichte, wurde er vom Papst Innocenz VIII. im Jahre 1485 unter die Zahl der Heiligen aufgenommen.

Der heil. Leopold wird in Oesterreich als erster Landespatron verehrt und sein jährlicher Gedächtnistag an allen Orten aufs feierlichste begangen, besonders im Kloster Neuburg. Dahin strömt eine unzählige Volksmenge aus Wien und der Umgegend. Die Gebeine des Heiligen werden, das Haupt mit dem Herzogshute geschmückt, auf einem rotsammtenen Polster ruhend, auf einem Altare der Verehrung ausgesetzt, ein feierliches Hochamt wird gehalten, und die prachtvolle Kirche füllt sich mit Andächtigen. Das Ganze macht diesen Tag zu einem wahren Volksfeste. Auf ihn sind die Worte Jesus Sirach im ganzen Umfange anwendbar, Kapitel 31, Vers 8 12.

„Selig ist der Mann, der unbefleckt erfunden wird, und der dem Gelde nicht nachläuft. Wer ist es? Glücklich wollen wir ihn preisen! denn Wunder that er unter seinem Volke. Wer ward darin geprüft und bewährt gefunden? Ihm werde Ruhm dafür. Er konnte sündigen, und sündigte doch nicht. Gesichert blieben seine Güter, und alles Volk erzählt von seinen Wohlthaten.“

Das Benediktinerkloster Mölk.

16. November.

Der heilige Othmar,

Abt zu St. Gallen. Jahr 761.

Der hl. Othmar stammte aus einem vornehmen Geschlechte Alemaniens, und wurde als Knabe von seinem Bruder nach Chur in Graubünden an den Hof des Grafen Viktor gebracht, wo er eine treffliche Erziehung genoß und sich durch seine Talente und seinen Fleiß sowohl als auch durch sein der Andacht und Frömmigkeit gewidmetes Leben besonders auszeichnete. Schon als Knabe fühlte er sich durch Gottes Gnade und eigene Herzensneigung zum Priesterstande hingezogen, und sein wahrhaft priesterliches Leben führte ihn an eine Kirche zum hl. Florian genannt, wo er mit inniger Liebe und Treue und mit großem Segen den Dienst verrichtete. Waltram Graf von Thurgau dadurch auf ihn aufmerksam gemacht, berief ihn, um das durch Unfälle zerrüttete Kloster St. Gallen wieder zur frühern Blüte zu bringen. Dazu war die Zustimmung des fränkischen Königs nötig, die auch alsbald erfolgte. Dies geschah i. J. 720. Othmar hatte als Abt dieses Klosters eine schwere Arbeit auf sich geladen, aber mit Gottes und frommer Leute Beistand und Hilfe wurde ihm diese Bürde erleichtert. Er stellte das Zerstörte wieder her, das Eigentum des Klosters wurde durch gerechte Verwaltung gesichert und er leitete die vorhandenen Mönche durch eigenes Beispiel, durch milde Worte und segensreiche Handlungen zur Vollkommenheit. Durch dieses geregelte und fromme und nur dem Dienste Gottes geweihte Leben der Klosterbewohner wurden viele Männer veranlaßt, sich als Ordensmänner aufnehmen zu lassen, wodurch der innere Bestand des Klosters gesichert war. St. Gallen fing unter Othmar an wieder aufzublühen, denn des hl. Abtes Beispiel war die lebendige Ordensregel. Bei aller Sorge für das Zeitliche war doch Othmars Herz bei Gott; jede freie Stunde war dem Gebete gewidmet, er floh in seiner Demut die Ehre der Welt, war äußerst streng gegen seinen Leib durch Fasten und Bußwerke und mit dem Fasten verband er hl. Betrachtung in Nachtwachen. Unbegrenzt war seine Liebe gegen den Nächsten und besonders gegen Arme, Notleidende und Kranke. Vierzig Jahre führte der hl. Abt unter reichem Segen sein Amt. Unterdessen trafen ihn auch Prüfungen, die sein inniges Gottvertrauen und die Verläugnung seiner selbst, welche zu aller Verfolgung von außen schweigt, ins hellste Licht setzte. Walefrid Strabo, Abt zu Reichenau, erzählt in der Lebensbeschreibung dieses Heiligen Folgendes: Zwei Landvögte des Thurgaus, Warinus und Ruthard, wurden auf Anstiften des Teufels Todfeinde des Abtes von St. Gallen. Mit neidischen Augen betrachteten sie den aufblühenden Wohlstand des Klosters, und streckten die gierigen Hände nach dem Klostergute aus. Zu dieser ungerechten Verkürzung durfte der hl. Othmar nicht schweigen, und führte deshalb Klage beim fränkischen Könige. Der König befahl den Landvögten, das ungerecht geraubte Gut herauszugeben und Schadenersatz zu leisten. Aber die boshaften Feinde nahmen zur Lüge und Verlästerung ihre Zuflucht. Sie bestachen einen Ordensgenossen Namens Lambert, der sich zu ihrem Werkzeuge hergegeben hatte, und dieser Nichtswürdige streute aus, Othmar habe eine Weibsperson geschändet. Dieses wurde zur Klage erhoben, zu Konstanz ein geistliches Gericht über den Angeklagten versammelt, und Othmar dazu vorgeladen; der elende Verläumder bezeugte seine falsche Anklage: der unschuldige Abt sprach, trotz alles Drängens seiner Freunde, zu seiner Verteidigung weiter nichts als diese Worte: „Ich habe Gott vielfach beleidigt, aber gewiß nicht durch dieses Laster, dafür nehme ich Gott zum Zeugen.“ Er wurde als der Anklage schuldig verurteilt und gefangen gesetzt. Doch die Strafe blieb bei dem verruchten Verläumder nicht aus. Ein jähes Fieber befiel ihn, zog seinen Leib zusammen, daß er mit gekrümmtem Körper nicht mehr den Himmel, sondern nur die Erde anschauen konnte, und sein Gewissen ihn zwang, die Unschuld des mißhandelten Heiligen zu bekennen. Doch änderte leider dieses auffallende Strafgericht Gottes nichts an der Mißhandlung des hl. Abtes. Die Gaugrafen hatten ihn auf seiner Reise zum Könige gefangen genommen und eingesperrt, und drangen auf seine Entfernung. Er kam nach Stein am Rhein, wo ihm ein Gutsbesitzer auf der Insel Werth zu wohnen erlaubte. Dort brachte der Heilige zwar in großer leiblicher Not sein Leben hin, aber desto feuriger und eifriger war seine Seele mit Gott beschäftigt. Nach 2 Jahren rief Gott die verkannte Unschuld in die Heimat der Liebe und des ewigen Lebens am 16. Nov. 761. Erst nach Verfluß von zehn Jahren wurde der noch unverweste Leichnam von den Mönchen von St. Gallen auf der Insel Werth erhoben und in der Klosterkirche beigesetzt, wo Gott durch Wunder seinen Diener verherrlichte.

Der heilige Edmund,

Erzbischof von Canterbury. Jahr 1242.

Edmund Rich war ein Sohn des Kaufmanns Rainald Rich zu Abington in England. Seine Mutter hieß Mabilla. Sie waren weniger mit irdischen Gütern als mit den wahren Reichtümern, denen der Gnade, gesegnet, und ernstlich darauf bedacht, auch ihre Kinder in der Gottesfurcht zu erziehen. Mit Einwilligung seiner tugendhaften Gattin verließ Reinald die Welt, um in das Kloster Evesham zu treten, wo er sein frommes Leben beschloß. Mabilla widmete sich von da an mit doppeltem Eifer der Erziehung ihrer Kinder, von denen Edmund das älteste war. In ihrem glühenden Verlangen nach christlicher Vollkommenheit übte sie selbst strenge Bußwerke und trug immer ein rauhes Bußkleid. Nach den nämlichen Grundsätzen erzog sie auch ihre Kinder.

Edmund war sanft, leutselig, gefällig, gehorsam und schien keinen andern Willen zu haben, als den seiner Mutter und seiner Lehrer, deren kleinsten Wünschen er zuvorkam. So ward er frühzeitig mit der Uebung aller christlichen Tugenden vertraut. Seine ersten Studien machte Edmund zu Oxford, wo er manche Beweise von der Kraft und Schärfe seines Geistes ablegte. Besonders zeichnete er sich vor seinen Mitschülern durch seinen Eifer im Dienste Gottes aus. Aus seiner Beharrlichkeit im Gebete und seiner Liebe zur Einsamkeit erkannte man bald die Tugenden, die seine Seele schmückten. Seine Freunde wählte er unter den frömmsten seiner Mitschüler. Er war noch jung, als man ihn mit seinem Bruder zur Vollendung seiner Studien nach Paris schickte. Mabilla gab beim Abschiede Jedem ein Cilicium mit der Ermahnung, dasselbe zwei- oder dreimal wöchentlich zu tragen, um sich gegen die für die Jugend so gefährlichen Anreizungen zur Wollust zu schützen. Wenn sie ihnen Kleider oder sonstige Bedürfnisse schickte, legte sie immer irgend ein Bußwerkzeug bei, um sie an die Notwendigkeit der Abtödtung zu erinnern. Edmund befolgte auch treulich die Ermahnungen seiner geliebten Mutter, widmete sich mit rastlosem Eifer den Wissenschaften und war besonders auf die Bewahrung seiner jungfräulichen Reinigkeit bedacht und zeichnete sich durch jede Gott wohlgefällige Tugend aus. Als später Mabilla krank wurde und ihr Ende nahe fühlte, ließ sie Edmund nach England kommen, um ihm seinen Bruder und seine Schwestern zu empfehlen und gab ihm sterbend ihren Segen. Als Edmund seiner Mutter die Augen zugedrückt und die letzte Pflicht erwiesen hatte, suchte er seine Schwestern um so sorgfältiger sicher unterzubringen, als diese

Edmund kommt mit seinem Bruder in Paris an.

durch ihre Schönheit großen Gefahren ausgesetzt waren. Allein war ihre Schönheit groß, so war ihre Tugend noch größer. Bald befreiten sie ihren Bruder von aller Sorge durch die Erklärung, daß sie in den Ordensstand zu treten wünschten. Edmund wünschte, daß sie in ein Kloster treten sollten, in welchem die strengste Zucht herrschte. „In den Ordensstand treten," sagte er, „heißt sich in besonderer Weise zur Vollkommenheit verpflichten; in diesem Stande ein unvollkommenes Leben führen, heißt sich ein strengeres Gericht zuziehen." Er war ebenso sehr gegen die reichen Klöster, wie gegen diejenigen, welche bei der Aufnahme eine Aussteuer forderten. Nach reiflicher Ueberlegung entschied er sich für das kleine Kloster der Benediktinerinnen zu Catesby in der Provinz Northampton, welches zwar arm, aber im besten Rufe der Ordnung und Klosterzucht stand. Hier zeichneten sich seine Schwestern durch ein hl. Leben aus und starben, nachdem sie nacheinander Priorinnen gewesen waren. Nachdem Edmund seine Schwestern in dem Kloster untergebracht und seine übrigen Familienangelegenheiten geordnet hatte, kehrte er zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris zurück. Früher schon hatte er das Gelübde beständiger Keuschheit unter dem Schutze der seligsten Jungfrau abgelegt. Er hielt dasselbe trotz der Fallstricke, die man seiner Tugend wegen seiner ausgezeichneten Körperschönheit vielfach legte, sein ganzes Leben hindurch mit vollkommener Treue, wachte mit der gewissenhaftesten Sorgfalt über sein Herz und seine Sinne und untersagte sich alles, was dasselbe im mindesten hätte verletzen können. Jeden Tag wohnte er in der Kirche des hl. Mederich der Mette bei, nach derselben weilte er noch geraume Zeit zum Gebete. Früh

morgens hörte er die hl. Messe und begab sich dann nüchtern und ohne vorher auszuruhen in die Schulen. Häufig fastete er und zwar an den Freitagen, bei Wasser und Brot, trug ein rauhes Bußkleid, und war erfinderisch in Abtötung der Sinne. Was er zu seinem Unterhalte bekam, verwendete er fast ganz zu Almosen, und verkaufte sogar seine Bücher, um arme und kranke Studenten zu unterstützen. Einst pflegte er einen solchen mehrere Wochen lang so sorgfältig wie die beste Krankenwärterin. Selten aß er öfter als einmal des Tages und immer nur sehr wenig, schlief nur auf einer Bank oder auf bloßer Erde, und zwar 30 Jahre lang ohne sich auszukleiden. Des Bettes, das in seinem Zimmer stand, bediente er sich nur, um seine Bußwerkzeuge zu verbergen. Die kirchlichen Tagzeiten betete er schon mehre Jahre, bevor er die hl. Weihen empfing. Als er seine Studien beendigt hatte, erhielt er den Doktorgrad und wurde öffentlicher Lehrer der freien Künste. Um die Trockenheit des Herzens, welche die strengen Wissenschaften oft erzeugen, zu vermeiden, verdoppelte er seinen Eifer in Gebet und Betrachtung. Eines Nachts sah er seine Mutter im Traume. Als er ihr einige geometrische Figuren vorzeichnete, fragte sie ihn, was dies bedeute, und fügte bei, er würde besser thun, die anbetungswürdige Dreieinigkeit zum Gegenstand seines Studiums zu machen. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich nur noch mit dem Studium der Theologie, erwarb sich endlich auf die dringenden Bitten seiner Freunde auch in dieser Wissenschaft den Doktorgrad, und erklärte eine Zeitlang zu Paris die hl. Schrift. So oft er das Buch zur Hand nahm, welches die göttlichen Offenbarungen enthält, küßte er dasselbe voll Ehrfurcht. Nach der Priesterweihe wurde ihm das Predigtamt anvertraut, welches er mit vieler Salbung und mit eben so großem Erfolge verwaltete. Seine öffentlichen Vorträge und selbst seine Privatgespräche waren so vom Geiste Gottes durchdrungen, daß man ihn nicht ohne Erbauung anhören konnte. Mehrere von seinen Schülern zeichneten sich durch Wissen und Heiligkeit aus, sieben von ihnen verließen an Einem Tage die Schule, um in den Cisterzienserorden einzutreten. Unter ihnen war Stephan, späterer Abt von Clairvaux, welcher auch das Bernhardinerkloster zu Paris gründete. Im J. 1219 kehrte Edmund nach England zurück, und wählte seinen Aufenthalt zu Oxford, wo er bis zum J. 1226 blieb. Er war der erste, welcher hier die Logik des Aristoteles lehrte. Allein sein Beruf als Lehrer hinderte ihn nicht an der Ausübung des Predigtamtes. Die Provinzen Oxford, Glocester und Worcester waren häufig der Schauplatz seines Eifers, und die Missionen, welche er daselbst hielt, brachten große Früchte. Mehrere Stellen, die ihm angetragen wurden, schlug er aus, bis er ein Canonikat und das Schatzmeisteramt an der Domkirche zu Salisbury annahm. Die Einkünfte seines Amtes verteilte er größtenteils unter die Armen, und behielt, um sein Leben zu fristen, nur das Allernotwendigste für sich. Bald nachher bekam er vom Papste Gregor IX. den Auftrag, den vorhandenen Kreuzzug gegen die Sarazenen zu verkündigen, und zur Teilnahme durch seine Predigten aufzumuntern und erhielt die Erlaubnis vom hl. Vater, von den Kirchen, an welchen er predigen würde, ein Geschenk anzunehmen. Das erste that der Heilige mit vielem Eifer, allein zur Annahme eines Geschenkes konnte er sich nicht verstehen. Als er einst zu Worcester im Freien predigte, soll ein heftiger Sturm den Platz, wo seine Zuhörer standen, verschont haben. Seine Reden waren so ergreifend, und seine Beredtsamkeit kam so von Herzen, daß sich die verstocktesten Sünder bekehrten. Als Graf Wilhelm von Salisbury, welcher lange Zeit ein höchst unchristliches Leben geführt hatte, eine Predigt des Heiligen angehört und sich einige Stunden mit demselben besprochen hatte, bekehrte er sich so vollständig, daß er von da an nur noch um das Heil seiner Seele besorgt war. — Obwohl zwischen einem Teile der englischen Geistlichkeit und Papst Gregor IX. wegen Besetzung verschiedener Pfründen schwere Irrungen entstanden waren, so schlug er gleichwohl den hl. Edmund für den schon seit zwei Jahren in Folge dieser Irrungen erledigten erzbischöflichen Sitz von Canterbury vor; das Kapitel dieser Kirche wählte ihn einstimmig, und als König Heinrich III. seine Zustimmung gegeben hatte, wurde die Wahl vom Papste durch Uebersendung des Palliums bestätigt. Eine Deputation brachte dem Heiligen die Nachricht von seiner Erwählung, allein der Bischof von Salysbury mußte sein ganzes Ansehen und seine ganze Beredtsamkeit aufbieten, um ihn zur Annahme der Wahl zu bewegen. Am 2. April 1234 empfing er in Gegenwart des Königs und vieler Bischöfe durch Roger, Bischof von London die Weihe. Er behielt seine bisherige Lebensweise bei, ohne sich vor dem Tadel einiger Bischöfe zu fürchten, welche nicht wie er vom Geiste Gottes beseelt waren. Vor allem bemühte er sich, die geistigen und leiblichen Bedürfnisse seiner Herde kennen zu lernen, um die einen wie die andern zu befriedigen. Besonders trug er Sorge für arme Mädchen, für die er, um sie gegen Gefahren zu schützen, eine eigene Anstalt gründete. Gegen das Laster kämpfte er unermüdlich, und übte christliche Zucht mit wahrhaft apostolischer Kraft aus; er wachte über seine Beamten, damit sie genau ihre Amtspflichten erfüllten und nicht ihr Ansehen durch Unterdrückung der Schwachen mißbrauchten. Um die Mißbräuche, welche unter der Geistlichkeit herrschten, wirksam zu unterdrücken, erließ er seine Constitutionen. Die Sittenverderbnis war übrigens damals zu groß, als daß ihm sein Eifer nicht hätte Feinde erwecken sollen. Ein Teil seiner Geistlichkeit erklärte sich gegen ihn und suchte unter dem Vorgeben, er sei ein ängstlicher Mann, seine Bemühungen zu vereiteln. Was man übrigens an ihm für Aengstlichkeit ausgab, war nichts anderes als jene Gemütsstimmung, welche die Heiligen antreibt, über sich selbst und über alle ihre Handlungen zu wachen, das Evangelium allein zur Richtschnur ihres Lebens zu nehmen, dem Strome böser Beispiele und schlimmer Gewohnheiten Widerstand zu leisten und ihre Stan-

Die heilige Katharina.

despflichten trotz aller Anfeindungen der Welt zu erfüllen. Niemand vielleicht liebte den Frieden mehr als Edmund, allein er wollte denselben nicht durch feige und strafbare Nachgiebigkeit erkaufen, eher ließ er sich selbst von seinen Freunden verfolgen, als daß er Mißbräuche gebilligt oder geduldet hätte, welche sein Seelenheil oder das seiner Untergebenen hätten gefährden können. Uebrigens wurde die Geduld, mit der er die Verfolgungen erduldete, für ihn eine Quelle von Verdiensten. Die Ruhe seiner Seele blieb immer ungetrübt; er vergaß Alles, was seine Person betraf, und vergalt seinen Feinden Böses mit Gutem.

Die Finanzen König Heinrichs waren durch Verschwendung erschöpft, und um denselben aufzuhelfen, schuf er neue unerschwingliche Abgaben, mit denen auch die Geistlichkeit nicht verschont wurde. Er ging so weit, die Einkünfte der Bistümer, Klöster und Benefizien zu veräußern, welche er zu vergeben hatte. Lange Zeit ließ er dieselben unter scheinbaren Vorwänden unbesetzt, und seine Wahl fiel immer auf seine Günstlinge oder auf untaugliche Männer. Edmund, welchen diese Unordnungen tief betrübten, erhielt vom Papste Gregor IX. eine Bulle, welche ihn ermächtigte, alle Stellen zu besetzen, welche sechs Monate erledigt seien. Allein diese Bulle kam nicht zur Ausführung, sie wurde auf eine Beschwerde des Königs widerrufen. Um sich nicht den Anschein zu geben, als billige er diese Mißbräuche, die er nicht unterdrücken konnte, floh der heilige Erzbischof heimlich nach Frankreich, was einer Mißbilligung derselben gleichkam. Am Hofe des heiligen Ludwig fand er die freundlichste Aufnahme und die Stadt Paris zollte seinen Tugenden alle Achtung.

Von Paris begab sich der Heilige in die Cisterzienser-Abtei Pontigny im Bistume Auxerre, wo schon zwei seiner Vorgänger, der heilige Thomas unter Heinrich II. und Stephan Langton unter König Johann Aufnahme gefunden hatten. Hier lebte er in Gebet und Uebung strenger Bußwerke und verließ das Kloster nur, um auf den nahen Dörfern zu predigen. Da sich aber sein Gesundheitszustand von Tag zu Tag verschlimmerte, und ihm die Aerzte eine Luftveränderung anrieten, so begab er sich zu den regulierten Chorherrn von Soissy in der Champagne. Die Mönche zu Pontigny brachen bei seinem Abschied in Thränen aus, allein er tröstete sie mit dem Versprechen, auf das Fest des heiligen Königs und Martyrers Edmund zurückzukehren. Damit wollte er ohne Zweifel sagen, man werde an diesem Tage seinen Leichnam nach Pontigny bringen, und der Erfolg bestätigte seine Vorhersagung.

In Soissy angekommen, verschlimmerte sich sein Zustand, deßhalb verlangte er die heilige Wegzehrung. Beim Anblicke des heiligsten Sakramentes rief er aus: Ich habe an dich geglaubt, o Herr, ich habe dich gepredigt, ich habe deine Lehre verkündet. Du bist mein Zeuge, daß ich auf Erden nichts gesucht habe, als nur dich, und du siehest, daß mein Herz nichts verlangt, als die Erfüllung deines heiligen Willens." Den Rest dieses Tages brachte er in tiefster Andacht zu, und aus der Ruhe seines Angesichts hätte man schließen können, er fühle sein Uebel gar nicht. Am folgenden Tage empfing er die letzte Oelung und von diesem Augenblicke an behielt er ein Kruzifix in der Hand, das er mit Küssen bedeckte. Seine Thränen und Seufzer rührten alle Anwesenden, die aus seinem Anblicke auf große innere Tröstungen schließen konnten. Seine Andacht zum süßen Namen Jesus, die er immer gehegt hatte, schien mit jedem Augenblicke zu wachsen. Er verschied im Frieden zu Soissy am 16. November 1252. Acht Jahre war er Erzbischof von Canterbury gewesen. Sein Herz blieb in Soissy, sein Leichnam wurde zu Pontigny feierlich beigesetzt. Da mehrere wunderbare Heilungen seine Heiligkeit bezeugten, so sprach ihn Innoncenz IV. im Jahre 1274 heilig. Im folgenden Jahre wurde sein Leib noch unversehrt gefunden.

Eine der schönsten, aber auch der schwersten Tugenden, die bei dem heiligen Edmund sich im glänzendsten Lichte zeigte, ist seine Feindesliebe, eine Tugend, die den schwersten Kampf mit den menschlichen Leidenschaften kostet, und die so selten unter den Menschen zur Ausübung kommt. Was erwiderte der Heilige denen, die ihn aufforderten, sich seinen Beleidigern zu widersetzen? „Brechen sie mir auch beide Arme, und stechen sie mir die Augen aus, so werde ich sie nicht weniger lieben. Ich möchte nicht durch Widervergeltung des Bösen meinen Herrn beleidigen, der mir das nachahmungswürdigste Beispiel gegeben hat. Lieber will ich den Tod durch die Flammen erleiden, als wissentlich eine solche Sünde gegen Gott begehen." Wer ist nicht entzückt über diese Seelenstärke, über diese Reinheit des Geistes und ächt christlichen Sinnes! Eben so trefflich und beherzigenswert ist der Zuspruch und die Tröstung, die er seinen, über seine schuldlos erduldeten Leiden tief bekümmerten Dienern gab: „Wie die Mutter ihrem kranken Kinde den bittern Trank reicht und will, daß es ihn ausleere, damit es genese; ebenso müssen auch wir den Kelch der Leiden willig trinken, damit wir das Heil erringen. Christus hat sich seinen Peinigern, die ihn ans Kreuz schlagen ließen, nicht widersetzt, sondern noch am Kreuze für seine Feinde gebetet. Darum dürfen wir nicht an unsern Feinden Rache nehmen, wenn wir seinem Beispiele durch die That folgen wollen, sondern müssen diese dem Herrn überlassen."

17. November.

Der heilige Gregor der Wunderthäter,

Bischof von Neocäsarea.

Jahr 270.

Theodor, später Gregor, mit dem Beinamen Wunderthäter genannt, weil er viele Wunder bewirkte, wurde zu Neocäsarea in Pontus von Eltern geboren, die zwar durch Reichtümer und Ehrenämter ausgezeichnet waren, aber noch in der Finsternis des Heidentums wandelten. Kaum 14 Jahre alt verlor Gregor seinen Vater. Schon in diesem Alter fühlte er das Unhaltbare des Götzendienstes, und je mehr sich sein Verstand und seine Vernunft entwickelte, desto stärker wurden seine Zweifel, und endlich bereitete ihn ernstes Nachdenken nach und nach zur Erkenntnis über die Einheit Gottes und zur Annahme der christlichen Religion vor. Nach dem Wunsche des Vaters ließ ihn seine Mutter mit seinem Bruder Athenodorus gründlich in den Wissenschaften unterrichten. Für die gerichtliche Laufbahn anfangs bestimmt, machte er die glänzendsten Fortschritte, und es war vorauszusehen, daß er einer der berühmtesten Redner werden würde. Zudem lernte er die lateinische Sprache und das römische Recht, ohne deren Kenntnis keiner zu Ehren und Würden gelangen konnte, gründlich.

Die Schwester beider Brüder war an einen kaiserlichen Beamten in Cäsarea in Palästina verheiratet; und auf ihre Einladung machten beide Brüder einen Besuch bei ihr. Durch die Führung der göttlichen Vorsehung lernten sie dort einen Mann kennen, welcher in den Herzen der beiden Brüder den Glauben an Jesus lebendig machte und bekräftigte, und die beiden Jünglinge zum Christentume führte. Dieser Mann war der berühmte Origenes, der sich im Jahre 231 vor den Verfolgungen des alexandrinischen Bischofs Demetrius nach Cäsarea zurückgezogen hatte. Bald machten die beiden Jünglinge die nähere Bekanntschaft des in großem Rufe der Gelehrsamkeit stehenden Mannes. Origenes erkannte die herrlichen Geistesanlagen beider Brüder und fesselte sie so sehr an sich, daß sie sich durch seine Unterweisung zur höchsten und besten Erkenntnis des einzig wahren Gottes und seiner göttlichen Offenbarung durch die Propheten und seinen eingeborenen Sohn Jesum Christum führen ließen. Er unterrichtete sie in der Sittenlehre, und suchte diese mehr durch Beispiel als durch Worte in ihr Herz zu pflanzen. Fünf Jahre genossen beide diesen Geist und Herz erquickenden Unterricht, und wurden von dem ihnen aufgegangenen Lichte so ergriffen, daß sie mit Hintansetzung aller Ehren, die ihnen die Welt darbieten konnte, einzig und allein sich mit gründlicher Erkenntnis des wahren Gottes beschäftigten.

Ansicht von Cäsarea.

Als aber unter Maximian aufs neue im Oriente die Verfolgung der Christen ausbrach, mußte Origenes Cäsarea verlassen und sich einige Jahre in Kappadocien verborgen halten. Während dieser Zeit befanden sich Gregor und sein Bruder in Alexandrien, wo sie den christlichen Unterricht des heiligen Dionysius genossen, und sich auch in andern Wissenschaften vervollkommneten. Ihr Wandel in dieser Stadt war tadellos und besonders bewahrten sie sich die Reinigkeit des Herzens. Diese Sittenreinheit u. ihre ausgezeichneten Fähigkeiten, durch die sie alle ihre Genossen überstrahlten, reizten den Neid einiger sittenverdorbener Jünglinge besonders gegen Gregor, dem sie wegen des Glanzes seiner unbefleckten

Reinheit einen Schandfleck anzuhängen suchten. Sie veranlaßten durch eine kleine Geldsumme eine schändliche Buhlerin, von Gregor, während er mit einigen Fremden über wissenschaftliche Gegenstände sich besprach, öffentlich den Lohn für genossene Gefälligkeiten zu verlangen. Ueber diese Frechheit der Dirne erbittert, stießen die Besseren sie mit Unwillen fort, weil sie von der Reinigkeit Gregors fest überzeugt waren. Dieser aber ersuchte mit heiterem Angesichte einen von ihnen, der Unglücklichen das Verlangte zu geben, um ihre Unterredung ungehindert fortsetzen zu können. Ueber diesen Ausgang waren anfangs die Anstifter voll Vergnügen, weil sie ihren Endzweck erreicht zu haben glaubten, und selbst einige seiner Freunde waren an seinem Verfahren irre; allein kaum hatte die Buhlerin das Geld in Händen, als sie von einem bösen Geiste ergriffen, zu Boden geworfen und schrecklich mishandelt wurde. Gregor voll Mitleid über diese fürchterlichen Qualen, befreite sie durch sein Gebet von dem bösen Geiste.

So erzählt Gregor von Nyssa diesen Vorfall im Leben unseres Heiligen. Nach einem Aufenthalte von drei Jahren kehrte Gregor nach Cäsarea zurück, weil er die Ankunft des Origenes in diese Stadt erfahren hatte. Ein Jahr noch benutzte er mit seinem Bruder den Unterricht des geliebten Lehrers, und dann kehrten beide zu ihrer Mutter nach Neocäsarea zurück.

Bald nach seiner Ankunft empfing er von Origenes einen Brief voll der innigsten Zärtlichkeit und Liebe. Er ermahnte ihn, die von Gott erhaltenen Fähigkeiten zu dessen Ehre anzuwenden, und empfiehlt ihm gründliches Forschen in den heiligen Schriften; aber nie sollte er das Gebet unterlassen, da dieses zum wahren Verständnisse der heiligen Bücher unumgänglich nothwendig sei. Dieser Ermunterung des Origenes darf man es hauptsächlich zuschreiben, daß Gregor auf alle glänzenden Vorteile der Welt verzichtete, seinen Gütern entsagte und sich auf dem Lande in die Einsamkeit zurückzog, um desto ungestörter sich seinem Heile widmen zu können. Trotzdem, daß er sich den Augen der Welt entzog, konnte er doch Phädimus, dem Erzbischofe von Amosea, nicht unbekannt bleiben, der den hohen Wert Gregors erkannte und, ihn ungeachtet seiner Jugend, wegen seiner Tugenden und herrlichen Gaben zum Bischofe von Neocäsarea zu weihen beschloß. Sobald aber Gregor von dem Vorhaben des heiligen Erzbischofs Kenntnis erhielt, suchte er in der Demut seines Herzens, weil er sich für ein solches apostolisches Amt viel zu unwürdig hielt, demselben auszuweichen und änderte häufig seinen Aufenthaltsort. Der Erzbischof wandte sich, da all sein Nachforschen sich als vergebens erwies, vom heiligen Geiste ergriffen in einem heißen Gebete an Gott, ihn und Gregor gnädig anzusehen, und das Herz Gregors zur Annahme des bischöflichen Amtes zu lenken, den er, wenn auch abwesend, zum Dienste der Kirche für die Stadt Neocäsarea weihe. Obgleich Gregor drei Tagreisen von Phädimus entfernt war, wurde ihm doch offenbar, wie sich der Erzbischof seinetwegen an Gott selber gewendet habe, und nun glaubte er seine Zustimmung nicht länger verweigern zu dürfen, doch erbat er sich einige Zeit zur Vorbereitung auf die bischöfliche Weihe, welche ihm auch gewährt wurde. In die Einsamkeit zurückgezogen, flehte Gregor zu Gott um Erleuchtung, und sein Flehen fand Erhörung. Der heilige Gregor von Nyssa erzählt hierüber Folgendes: Als der Heilige in einer Nacht auf seinem Lager in tiefes Nachsinnen über die erhabenen Geheimnisse unserer Religion versunken war, erschien ihm ein ehrwürdiger Greis, Johannes, der Apostel, und eine weibliche Gestalt von übermenschlicher Würde und himmlischem Lichte umleuchtet, die Mutter des Herrn, die Johannes ermahnte, diesem jungen Mann die Geheimnisse der wahren Religion zu offenbaren. Bereitwillig gehorchte Johannes der Ermahnung der allerseligsten Jungfrau, und was der Greis ihn lehrte, das schrieb Gregor nieder. Es war die Lehre der Dreieinigkeit Gottes, welche er fortwährend in seiner Kirche lehrte und sie dadurch vor jeder Irrlehre bewahrte. Hoch beglückt und erfreut durch diese himmlische Gnade ging er nach Neocäsarea, um sein Amt anzutreten. Er fand die Stadt so in Laster und heidnischen Aberglauben versunken, daß darin die christliche Religion keinen Eingang hatte finden können. Aber sein glühender Eifer für die Ehre Gottes, seine unermüdliche Nächstenliebe, womit er sein Amt verwaltete, besiegten Schwierigkeiten, die unüberwindlich schienen, und von einer außerordentlichen Wundergabe unterstützt, waren seine Bemühungen von einem glücklichen Erfolge begleitet. Einige dieser von ihm verrichteten Wunder, wie sie uns der heilige Gregor von Nyssa erzählt, mögen hier zur Stärkung der Gläubigen ihre Stelle finden. Als der Heilige aus seiner Einöde nach der Stadt Neocäsarea reiste und von einem heftigen Sturme überfallen wurde, suchte er Schutz in einem heidnischen Götzentempel, der wegen der darin erteilten Orakelsprüche weit berühmt war. Bei seinem Eintritte bezeichnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes, und brachte die Nacht unter Gebet zu. Als er am folgenden Morgen seine Reise fortsetzt, und der Götzenpriester den gewöhnlichen Dienst von den bösen Geistern verlangte, erklärten ihm diese, daß sie wegen des Mannes, der im Tempel gewesen, nicht mehr in diesem weilen dürften, sondern sich entfernen müßten. Schnell eilte der Priester dem heiligen Bischofe nach und drohte ihm mit einer Klage vor dem Kaiser, wenn er ihm nicht seine Geister wieder zurückbrächte. Die Antwort Gregors lautete ganz ruhig, ihm sei von Gott die Gewalt gegeben, die bösen Geister nach seinem Willen zu vertreiben und zurückzurufen. Der Götzendiener, ganz erstaunt über die Furchtlosigkeit des Mannes, und voll Verwunderung über seine Worte, bat den Bischof, von dieser Macht Gebrauch zu machen, und dem bösen Geiste zu gebieten, in den Tempel zurückzukehren. Dieser Bitte willfahrend, gab ihm der Bischof einen Zettel mit den Worten: „Gregor an Satan: Gehe hinein." Der Priester legte den Zettel auf den Altar und opferte, und siehe da, die Teufel gaben wie zuvor ihre Orakelsprüche. Voll Staunen kehrte der Priester zum Heiligen zurück mit der Bitte, ihn diesen großen Gott kennen zu lehren. Mit Eifer legte ihm Gregor die Lehren der christlichen

Religion vor; da aber der Götzendiener an dem Geheimnisse der Menschwerdung Anstoß nahm, machte er ihm begreiflich, daß die große Wahrheit nicht durch Vernunftschlüsse, sondern durch Wunder der göttlichen Allmacht zu beweisen sei. Auf diese Worte hin verlangte der Götzendiener, er solle einem großen Steine, den er ihm zeigte, befehlen, sich von seiner Stelle zu bewegen, und sich an den Ort zu versetzen, den man ihm mit der Hand wies. Gregor befahl es und der Stein gehorchte! Der Priester, darüber erstaunt, verließ Alles, was er hatte, wurde Gregors Schüler und in der Folge sein Diakon.

Die Bewohner von Neocäsarea hatten die Wunderwerke, die Gregor im Namen Jesu verrichtet hatte, vor seiner Ankunft erfahren, deßhalb strömten ihm die heidnische Bevölkerung der Stadt, sowie eine kleine Anzahl Christen entgegen und empfingen ihn mit großer Freude. Stille und insichgekehrt zog er in die Stadt, und als einige seiner Freunde wegen seiner Unterkunft besorgt waren, hielt er ihnen ihr mangelhaftes Vertrauen auf den göttlichen Schutz vor mit der Ermahnung, statt an den Leib mehr an die Seele zu denken, damit sie dieser eine Wohnung im Himmel bereiteten. Obwohl ihm mehrere heidnische Einwohner ihre Häuser anboten, so zog er doch die Einladung eines wohlhabenden Christen Namens Aluso, bei ihm zu wohnen, vor.

Der heilige Gregor der Wunderthäter heilt Kranke.

Kaum hatte Gregor am andern Tag sein Amt begonnen, als er gleich bei seinem ersten Auftreten durch seine klaren und verständlichen Vorträge über die christliche Religion eine bedeutende Zahl Heiden bekehrte; diese vermehrten sich durch seine Wunderkuren an Kranken, denen er die Gesundheit wieder gab, so bedeutend, daß der Bischof den Bau einer Kirche für nötig erachtete. Durch freudige Beiträge der Gläubigen wurde der Bau der Kirche zu stande gebracht, und unter allen nachfolgenden Christenverfolgungen blieb diese Kirche unbeschädigt. Als der Strom Lykus, der an der Stadt vorbeifloß, durch Ueberschwemmungen großen Schaden jedesmal anrichtete, wurde Gregor durch diese Not zum Mitleid gerührt. An der gefährlichsten Stelle stieß er seinen Stab in die Erde und befahl dem Strome im Namen Gottes, die Stelle nicht zu überschreiten. Der Stab wuchs schnell zum Baume heran und das Wasser gehorchte dem Befehle für immer.

Nicht nur in der Stadt Neocäsarea, sondern auch im ganzen Pontus und den umliegenden Ländern, die von den Wundern des heiligen Bischofs hörten, genoß er das allgemeine Vertrauen und die Liebe der Christen. Von allen Seiten strömte man herbei, um seinen Rat einzuholen. Gläubige verschiedener Städte baten ihn um Bischöfe; unter diesen bat ihn die Stadt Comana durch eine Gesandtschaft um einen Bischof; er erschien in der zu diesem Zwecke veranstalteten Volksversammlung. Sobald er bemerkte, daß das Volk sein Augenmerk auf Männer richte, die durch edle Geburt, Wissenschaft und große Geistesgaben ausgezeichnet waren, sprach sich Gregor dahin aus, daß man bei der Wahl zum bischöflichen Amte mehr auf Gottseligkeit sehen müßte, und verlangte auch Männer aus niederem Stande kennen zu lernen. Wenn es so ist, rief einer im Scherze, so rate ich, Alexander, den Kohlenbrenner, zu wählen. Dieser Mann war anwesend und stand halb nackt und in schwarze Lumpen gehüllt da; auf Verlangen Gregors wurde er ihm vorgestellt, und durch höhere Eingebung belehrt, wußte er sogleich, daß er ein Mann von seltener Klugheit, außerordentlicher Heiligkeit und tiefer Demut sei, der sich nur deshalb diesem Stande gewidmet hatte, um unter dieser Maske sich desto unbemerkter in der christlichen Tugend zu üben. Gregor ließ ihn reinigen und anständig kleiden. Während dieses mit Alexander vorgenommen wurde, hielt Gregor eine eindringliche Rede über die Eigenschaften eines Bischofs. Nun erschien Alexander als ein ganz anderer Mensch vor dem Volke, und dem Vorschlage des heiligen Mannes, Alexander als Bischof aufzunehmen, weil er ihn als den trefflichsten zu diesem Amte erkannt habe, gab das versammelte Volk einstimmig seine Zustimmung. Alexander wurde zum Bischof geweiht, und durch die Würde und Heiligkeit, mit der er sein Amt verwaltete, und durch den martervollen Tod unter Decius bewies er, daß sich Gregor in seiner Wahl nicht geirrt hatte.

So wirkte Gregor thätig nach allen Seiten hin für die Verbreitung des Christentums unter den Heiden.

Durch seine Predigten, seine Wunder und seinen heiligen Wandel hatte er nicht nur den größten Teil der Be-

wohner von Neocäsarea, sondern auch eine zahllose Menge in den umliegenden Gegenden zu Jesus bekehrt. Da brach die schrecklichste aller Christenverfolgungen unter Decius im Jahre 250 aus. Gregor, aus Furcht, die Gläubigen möchten, den grausamen Qualen und Martern des Leibes nicht gewachsen, sich wieder zum Abfalle verleiten lassen, riet ihnen zur Flucht, und er selbst zog sich, so sehr er nach der Martyrerkrone sich sehnte, in die Wüste zurück, um sich seiner Herde zu erhalten, und durch Trost und Ermunterung den wankenden Mut der Schwächern zu stützen. Die Heiden, voll Wut, daß ihnen der Bischof, durch dessen Hinrichtung sie die übrigen Christen bald wieder zum Götzendienste zu gewinnen glaubten, entgangen sei, ließen ihn überall aufsuchen. Aber Gott schlug die ausgesendeten Soldaten mit Blindheit und unverrichteter Sache kehrten sie zurück, mit der Nachricht, sie hätten blos Bäume aber keine Menschen an dem Orte gefunden, wo man sie hingeschickt habe. Auf dieses hin ließen die Heiden ihren Grimm an der Herde aus, da sie des Hirten nicht hatten habhaft werden können. Ungeachtet aller Marter und Qualen konnten sie die Standhaftigkeit der Gläubigen nicht beugen, denn wundervoll übten die Gebete des fernen Hirten auf den Mut der Leidenden ihren großen Einfluß aus.

Sobald die Verfolgung im Jahre 251 aufgehört hatte, kehrte Gregor nach Neocäsarea zurück, traf treffliche Einrichtungen im ganzen Lande, stellte eingeschlichene Mißbräuche ab, und ordnete zur Ehre der Märtyrer, die während dieser grausamen Verfolgung gelitten hatten, jährliche Feste an. Bald darauf brach die Pest aus, wie Gregor an einem Feste, das einer heidnischen Gottheit zu Ehren in Neocäsarea veranstaltet wurde, vorausgesagt hatte. Zu diesem war eine unzählige Menge Menschen aus der Nachbarschaft herbeigeströmt, um die Schauspiele mit anzusehen Das Gedränge war furchtbar, so daß einige zu dem Gotte Jupiter flehten, er möchte doch Platz schaffen. Als der Bischof dieses Geschrei vernahm, bemerkte er, sie würden nicht lange mehr über Mangel an Raum klagen. Die Pest brach aus und richtete furchtbare Verheerungen an. In Neocäsarea baten ihn die Heiden, er möchte seinen Gott für sie anrufen, und das Gebet des Heiligen that hier der Pest Einhalt. Dieser Erfolg machte auf die heidnischen Bewohner und Götzenpriester einen solchen Eindruck, daß sie, von der Wahrhaftigkeit der Lehre Jesu überzeugt, an ihn glaubten und sich taufen ließen. Im Jahre 264 wohnte Gregor dem Concilium zu Antiochien bei, das gegen die Irrlehren des Paulus von Samosata veranstaltet wurde, und bekräftigte die wahre Lehre von der Gottheit Jesu Christi gegen diesen Ketzer. Bald nach diesem Concilium scheint sein Tod erfolgt zu sein. Man nimmt gewöhnlich 270 als das Jahr an, in welchem er durch einen sanften Tod in die ewige Heimat hinübergegangen ist. Als er sein Ende herrannahen fühlte, erkundigte er sich nach der Zahl der noch vorhandenen Heiden. Er erhob seine Augen gen Himmel und seufzte, daß noch einige Seelen vorhanden seien, die er nicht habe dem heiligen Glauben gewinnen können: aber doch dankte er dem Herrn aufs Innigste, daß er in seiner Vaterstadt, in der er beim Antritte seines Amtes nur 17 Christen vorgefunden, am Ende seines Lebens nur 17 Heiden in derselben zurücklasse, so groß war der Eifer des heiligen Mannes, das Reich Gottes auf Erden zu bereiten, und so groß war der Segen, den Gott durch ihn bewirkte.

Sein Bruder Athenodorus, von gleichem Eifer beseelt, starb als Bischof einer Christengemeinde in Pontus den Martertod.

Obwohl manche Männer mit den trefflichsten Gaben von Gott ausgerüstet sind, durch welche sie sich Würden und Ehren erwerben, um das Staunen der

Der heilige Gregor der Wunderthäter auf dem Concilium zu Antiochien.

Menschen erzeugen zu können, so fehlen ihnen doch öfters die wahren Eigenschaften des Herzens, Demut und Selbstkenntnis, die allein die wahren Zierden eines ächten Christen sind, der Demütige erhebt sich nicht im Glücke, und behält seinen Mut und sein Vertrauen auf Gott im Unglücke. Ihn vermag nichts zu erschüttern; seine Liebe zu Gott und dem Nächsten bleibt in jeder Hinsicht dieselbe, und dient selbst den schwächern Menschen zum Muster. Lernet euch selbst kennen, sagt Origiens seinen Schülern, denn wer sich selbst kennen lernt, der zieht die Sorge für sein inneres Leben allen anderen Sorgen vor und hat ein wachsames Auge auf alle seine Handlungen, und wird milde fremde Fehler beurtheilen. Die Ausübung beider Tugenden fallen den Menschen schwer, weil Glück Uebermuth erzeugt, daraus entspringt Ueberschätzung der eigenen Person, der wieder Geringschätzung und Geringachtung Anderer als Dienerin nachfolgt. Wer aber das Leben, das Wirken und den Wandel der Heiligen mit Andacht liest und wieder liest, und sich zu Gemüte führt, der wird finden, daß diese heiligen Männer, Frauen und Jungfrauen nur durch die Befolgung der christlichen Tugenden, die der Heiland von seinen ächten Nachfolgern verlangt, auch gegen ihren Willen zu der allgemeinen Verehrung gelangt sind, die ihnen die Nachwelt noch bis auf diese Stunde mit dem vollsten Rechte zollt. Ihrem Beispiel sollen wir nachfolgen, ihnen sollen wir gleich leben und handeln, dann ruht das Auge Gottes mit Wohlwollen auf unserem Thun, und wenn auch nicht hier, so wartet doch dort unser der Lohn, den Gott allen getreuen Verehrern und Befolgern seiner Lehre verheißen hat.

Der heilige Gregor.

Bischof von Tours.

Jahr 595.

Nach dem heiligen Martinus war Gregor, mit seinem eigentlichen Namen Georgius Florentissus, die schönste Zierde in der Kirche von Tours. Er war geboren in der Auvergne im Jahr 544 aus einem der reichsten und angesehensten adeligen Geschlechter. Später als Bischof fügte er noch zu seinem eigenen Namen den seines Urgroßvaters, des heiligen Gregors, Bischof von Langres, hinzu. Seine ersten Jahre brachte er im Schooße seiner Familie zu, die aufs zärtlichste für ihn besorgt war; diese Sorge verdoppelte nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters seine Mutter, gegen welche er immer die zarteste Liebe und die größte Achtung bewahrte. Als er der Kindheit entwachsen war, übernahm sein Oheim, der heilige Bischof Gallus, seine fernere Bildung, unter dessen Leitung er in den kirchlichen Wissenschaften rasche Fortschritte machte. Nach dem Tode des heiligen Gallus setzte dessen Nachfolger Avitus die Erziehung des jungen Gregors fort. Er ließ ihn durch tüchtige Lehrer in allen Zweigen der Wissenschaft unterrichten und weihte ihn später zum Diacon. Gregor widmete sich mit allem Eifer dem Dienste Gottes, und bald verbreitete sich die Kunde von seinen Tugenden und Fähigkeiten in weite Ferne und alle wünschten der Kirche von Auvergne Glück zu einem so eifrigen und gelehrten Priester, den sie aber bald verlieren sollte. Ein langsames Fieber zehrte an der schwachen Gesundheit des heiligen Priesters, von dem er sich nur allmählig mit Hilfe der Aerzte erholte. Aus Dankbarkeit für seine von Gott ihm wiedergeschenkte Gesundheit beschloß er, das Grab des heiligen Martinus von Tours zu besuchen, um dessen Fürbitte bei Gott er in seiner Krankheit gebetet hatte. Kurz nach seiner Abreise aus dieser Stadt wählten ihn die Geistlichkeit und das Volk, die seine Frömmigkeit und seine Gelehrsamkeit bewunderten und besonders von seiner großen Demut tief erbaut waren, zum Nachfolger des heiligen Euphronius, den ihnen der Tod entrissen hatte. Die Abgeordneten trafen ihn am Hofe Siegberts, Königs von Austrasien, und ihre Mitteilung setzte ihn in große Bestürzung. Aus Bescheidenheit und Demut schlug er anfangs die ihm angetrage Würde aus, und nur auf das Drängen des Königs gab er dem Wunsche der Kirche von Tours, wiewohl ungerne, nach, und wurde vom heiligen Aegidius, Bischof von Rheims, am 22. August 571 geweiht. Er war damals 34 Jahre alt. Kaum hatte er den bischöflichen Stuhl bestiegen, als er mit dem Eifer eines jungen Mannes und der Klugheit des Greisen Hand an das Werk legte. Er begann es mit Abbestellung von Mißbräuchen, die sich nach und nach in der Geistlichkeit eingeschlichen hatten, und beförderte es mit nnermüdlicher Ausdauer. Er baute die vom heiligen Martinus gegründete Kathedrale, die zerfallen war, wieder auf und stellte überdies noch mehrere Kirchen her. Mit Mut verteidigte er die Vorrechte der Kirche zum heiligen Martinus, indem er sich weigerte, dem Könige Chilperich den Herzog Guntram auszuliefern, der sich von Chilperich verfolgt, in die Kirche des heiligen Martinus, welche als unverletzliche Freistätte galt, geflüchtet hatte. Guntram hatte nämlich nach Ermordung Siegberts den Sohn dieses Fürsten, Childeberts II., auf den Thron erhoben und dadurch die Rache Chilperichs, Königs von Paris, zu dessen Gunsten Siegbert ermordet worden war, auf sich gezogen. Chilperich bemächtigte sich Tours und verlangte von dem heiligen Gregor die Auslieferung des in die Kirche geflüchteten Guntrams und dessen Schützlings. Allein er konnte den festen Willen des heiligen Bischofs, der fest an seinem rechtmäßigen Fürsten hieng, nicht beugen oder brechen. Dieses war auch die Ursache und der Anfang der langen Spaltung zwischen dem König Chilperich und dem heiligen Bischofe. Selbst ein abgeschickter hoher Beamter der mit Gewalt die Geflüchteten aus der Kirche holen sollte, mußte unverrichteter Sache abziehen, da ihn weder das Volk noch die Krieger in dieser ruchlosen Unternehmung unterstützten.

Lange schon bestand zwischen Fredegunde, Chilperichs Gattin, und Brunhilde, der Gemahlin des ermordeten Siegbert, eine unversöhnliche Feindschaft. Diese wurde noch gesteigert, als Merovich, ein Sohn

Chilperichs, seine Tante heiratete, und Prätextat, Bischof von Rouen, diese Ehe einsegnete. Aufgestachelt durch seine Gattin, ließ Chilperich den Bischof Prätextat gefangen nehmen und eine Kirchenversammlung zu Paris veranstalten, auf der Fredeaunde durch ihren Einfluß auf die Bischöfe Prätextat ins Verderben stürzen wollte. Gregor von Tours war auch anwesend und nahm die Verteidigung dieses Bischofs auf sich, hielt einigen Bischöfen die schmachvolle Gefälligkeit gegen die Königin freimütig vor, und stellte die Grundlosigkeit der Beschuldigungen so klar dar, daß die Bischöfe schwankten und die Sitzung ohne Beschluß aufgehoben wurde. Fredegundens Haß gegen Brunhilde gieng nun auch auf Gregor über. Voll von Arglist und Heimtücke und scheinheiligem Benehmen hatte sie den Bischof Prätextat so einzunehmen gewußt, daß er seine ihm zur Last gelegten Vergehen gestand, und der heilige Gregor genötigt wurde, der Verurteilung des Bischofs von Rouen beizuwohuen, und seine Zustimmung zu geben. Mit diesem schändlich errungenen Triumphe nicht zufrieden, suchte sie einen Diener zur Befriedigung ihrer Rache an dem heiligen Bischofe. Dieser fand sich in Leudast, Graf von Tours, einem Mann, der sich durch Raub und Verbrechen den Weg zu den höchsten Würden gebahnt hatte. Dieser erhob gegen den heiligen Gregor verschiedene Anklagen, deren Wahrheit er beweisen werde. Chilperich berief eine Versammlung der Bischöfe nach Berni Compiegne, um über die Sache zu erkennen, obwohl er zum voraus von der Unschuld des heiligen Bischofs überzeugt war, und nur auf Dringen seiner hinterlistigen Gattin diese Versammlung berufen hatte. Gregor selbst war zur Verteidigung vorgeladen. Wie der König vermutet hatte, geschah es; die Verläumdung wurde entdeckt, der Ankläger entlarvt und die Unschuld Gregors ins helle Licht gesetzt. Sein Ankläger wurde nach Verdienst bestraft und starb später im tiefsten Elende.

Von dieser Prüfung befreit, kehrte Gregor in sein Bistum zurück, wo er von seiner ganzen Gemeinde mit der aufrichtigsten Freude und der tiefsten Verehrung empfangen und jede schmerzliche Empfindung über die falschen Beschuldigungen aus seinem Herzen entfernt wurde. Er fuhr fort, mit gleichem Eifer, wie er gewohnt war, über das Heil seiner Herde zu wachen, und das geistige und zeitliche Wohl derselben nach Kräften zu befördern. Er verteidigte seine Kirche nicht nur gegen die Uebergriffe der Großen, sondern auch gegen Amtsbrüder, die ihm das Recht seiner Kirche schmälern wollten. Kurz nach seiner Rückkehr entspann sich ein Streit mit dem Bischofe Felix von Nantes, bei dem es sich um ein Grundstück der Kirche von Tours handelte. Die Unzufriedenheit des Bischofs von Nantes steigerte noch der Umstand, daß Gregor sich weigerte, dessen kaum 22jährigen Neffen Burgundis, zu dessen Gunsten Felix seinem Bistume entsagt hatte, als seinem Nachfolger die Weihe zu erteilen, da dieser die Priesterweihe noch nicht empfangen hatte.

Der heilige Gregor von Tours liest die heilige Messe.

Als Bischof und Lehrer war Gregor der natürliche Beschützer des Glaubens und Wächter über die Reinheit der Lehre und verteidigte die Gottheit Christi gegen Juden, Arianer, und andere Irrlehrer, welche bei der damaligen Verwirrung des fränkischen Reiches wie Pilze emporschossen. Siegreich ging er aus diesen Kämpfen hervor. Chilperich selbst schmeichelte sich, etwas von der Theologie zu verstehen, und verfertigte eine Schrift, worin er einige Hauptartikel des Glaubens falsch darstellte. Er legte die Schrift dem heiligen Gregor vor, die darin enthaltenen Irrtümer aufzudecken und zu widerlegen. Als dieser neuerungssüchtige Fürst einen Gesetzentwurf zu Gunsten des Sabellianismus entwarf, der die Unterscheidung der drei Personen in Gott aufhob, sprach sich Gregor mit solchem Eifer und Unerschrockenheit über die traurigen Folgen seines Vorhabens aus, daß sich der König zur Unterdrückung desselben genötigt sah.

Unser Heiliger wußte schonende Milde mit Ernst und Festigkeit zu verbinden. Alle Gläubigen seines Kirchensprengels behandelte er wie seine Kinder und sie waren deshalb ein Gegenstand seiner oberhirtlichen Sorgfalt. Seine Liebe erstreckte sich auf Feinde wie auf Freunde und die Unglücklichen fanden an ihm einen gütigen Vater und warmen Verteidiger. Selbst Diebe, die die Kirche geplündert hatten, suchte er wieder dem Himmel zu gewinnen, und erwarb für sie die Gnade beim König.

Der feste Charakter des hl. Gregors in politischen wie geistlichen Angelegen-

heiten bewies dem Könige Chilperich, welchen Nutzen er aus der Freundschaft des heiligen Mannes ziehen könne, denn dieser hatte die Wichtigkeit und Heiligkeit seiner Sendung begriffen. Er war eben so ein abgesagter Feind der Verstellung und Schmeichelei wie ein mutvoller Ratgeber, der auf Concilien wie auf Reichsversammlungen nur die Stimme der Wahrheit vernehmen ließ. Zum Vermittler der fränkischen Könige gewählt, erfüllte er diese Pflicht, ohne einen Finger breit vom Wege abzuweichen, wenn auch zuweilen Chilperich aus blinder Rachsucht oder durch den Haß Fredegundens irre geleitet, dieses nicht immer einsehen wollte.

Als nach Ermordung Chilperichs Guntram, der König von Burgund, sich der Stadt Tours bemächtigte und die Einwohner zwang, ihm den Eid der Treue zu leisten, verweigerte ihm dieses zwar Gregor nicht, wahrte aber die Rechte des Sohnes Siegberts, Königs von Austrasien, und brachte es dahin, daß Guntram Childebert II. zu seinem Erben einsetzte. Beide, Guntram und Childebert schenkten dem heiligen Bischofe ihr volles Vertrauen und hatten auch keine Ursache, dieses zu bereuen, denn die ihm übertragenen Geschäfte vollzog er mit Eifer und Gewandtheit und hatte dabei nur das Wohl des Staates wie die Verherrlichung der Religion im Auge. Man schreibt dem heiligen Gregor viele Wunder zu, welche er im Namen des heiligen Martinus bewirkte. So heilte er Sigo, Siegberts Kanzler, von vollständiger Taubheit. Nach dem Beispiele seines heiligen Vorgängers übte Gregor eifrig Werke der Barmherzigkeit, und vorzüglich lag ihm die Versöhnung der Feinde am Herzen; ebenso sich der unschuldig Verläumdeten oder Angeklagten anzunehmen, zu verteidigen und zu retten; die versteckte Bosheit und Hinterlist ans Licht zu ziehen, über alle seine Handlungen, politischer oder geistlicher Art, Klarheit und Deutlichkeit zu verbreiten, so daß auch der argwöhnischste Mensch keinen Zweifel mehr in deren Reinheit setzen konnte. Dadurch gewann er sich die Hochachtung der Könige, wie die Liebe des gemeinen Volkes, und selbst Königinnen spendete er auf Verlangen Hilfe und geistlichen Trost. So leitete er Radegundis, Chlotars Gemahlin, so trefflich auf dem Wege der Vollkommenheit, daß die Kirche diese Königin unter die Zahl der Heiligen versetzte. Als nach dem Tode Radegundis eine Spaltung im Kloster entstand, und Chlotilde, die Tochter des Königs Charibert, die als einfache Nonne darin wohnte, die Absetzung der neugewählten Abtissin zu bewirken suchte, um an ihre Stelle zu treten und zu diesem Zwecke mehrere Nonnen und unter diesen auch Basine, die Tochter Chilperichs, auf ihre Seite gebracht hatte, kam die Sache so weit, daß zur Beilegung des Zwistes mehrere Bischöfe, unter ihnen auch Gregor, versammelt werden mußten. In der veranstalteten Untersuchung trat durch die Bemühung des heiligen Gregors die Unschuld der Abtissin so klar an den Tag, daß selbst Chlotilde ihr Unrecht einsah und die erste war, welche die gewählte Abtissin anerkannte.

Der heilige Gregor kehrt, nachdem seine Unschuld erkannt, von Campiegne in seine Gemeinde zurück und wird daselbst mit aufrichtiger Freude und Verehrung empfangen.

Der heilige Gregor stand auch in naher Beziehung zu der tugendhaften Ingoberga, der Witwe Chariberts, Königs von Paris. In ihrer letzten Krankheit stand er als geistlicher Tröster und Rater an ihrer Seite und wurde von ihr bei ihrem im Jahre 589 erfolgten Tode zum Vollstrecker ihres Testaments ernannt. In demselben Jahre erhielt er die Vorrechte seiner Kirche, und wußte sie gegen jede Anfeindung und Schmälerung durch Festigkeit und Kraft zu schützen und zu bewahren.

Gegen das Ende seines Lebens soll er nach dem Berichte des Verfassers der alten Lebensgeschichte Gregors im Jahre 594 eine Reise nach Rom gemacht haben, wo er vom heiligen Papste Gregor dem Großen ehrfurchtsvoll empfangen und mit einer goldenen Kette beschenkt worden sei. Der Papst habe die Tugend und Seelengröße des heiligen Bischofs bewundert, sei aber ebenso über dessen kleine Statur erstaunt

gewesen. Der Bischof erwiderte bescheiden: „Wir sind eben so, wie uns Gott gemacht hat, er ist derselbe in den kleinen wie in den großen Dingen.“

So war der Charakter Gregors, des heiligen Bischofs von Tours, des gelehrten Geschichtschreibers des fränkischen Reiches beschaffen. Er ging umher, und that Gutes; sein Beispiel bietet uns das schönste Muster von dem heilsamen Einflusse dar, den die Bischöfe in dieser Zeit der Neugestaltung ausübten, wo keine irdische oder sittliche Gewalt ohne das Ansehen und die Macht der Bischöfe hätte bestehen können. Die Dienste, welche er der Kirche von Tours, den Königen, dem fränkischen Reiche und dem vollen Aufbau des Christenthums in Gallien leistete, sind unermeßlich. Allein seine weiten Reisen, seine Fasten und Nachtwachen, und seine oft beinahe Körper und Geist erdrückenden Arbeiten beschleunigten sein Ende. Gregor ging am 17. November 595 am Vorabende der Octave des heiligen Martin zur Empfangnahme des ewigen Lohnes in das himmlische Vaterland ein, im 56. Jahre seines Alters, nachdem er 22 Jahre das bischöfliche Amt mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit verwaltet hatte. Die Kirche hat ihn wegen seiner ausgezeichneten Tugenden, seiner glühenden Nächstenliebe, seiner unerschütterlichen Festigkeit in Beschützung der Rechte seiner Kirche unter die Heiligen gezählt, und sein Fest auf den 17. November gesetzt. Vor seinem Tode verordnete der demüthige Diener Gottes, daß man seinen Leib vor dem Eingange der Kirche begraben solle, damit die Menschen, sein Grab mit Füßen tretend, ihn bald vergessen möchten; aber die Liebe u. Anhänglichkeit seiner Geistlichkeit errichtete ihm zu Ehren an der linken Seite des heiligen Martin ein bleibendes Denkmal. Das schönste Denkmal aber war das, welches er sich in den dankbaren Herzen seiner Gemeinde unauslöschlich errichtete. Unzerstörbar wird er als Muster der Tugend, der Reinheit des Herzens, der furchtlosen Gerechtigkeitsliebe, der Barmherzigkeit und unermüdlichen Nächstenliebe vorleuchten; vorleuchten wird er uns als Hort und Beschützer der bedrängten Nothleidenden u. als muthiger Vertheidiger der unterdrückten Unschuld, vor dessen glühender Beredtsamkeit der schamlose Ankläger in nichts versank, und selbst Könige errötheten, daß sie sich zum Werkzeug der Bosheit hatten gebrauchen lassen. War es ein Wunder, daß bei seinem Tode die Guten laut klagten und jammerten über den Verlust eines solchen Mannes, die Bösen aber heimlich jauchzten, von diesem strengen Richter ihrer Bosheit befreit zu sein? Selig sind die, die in dem Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Und seine Werke folgten dem Gottesmanne, die den wohlgefälligen Blick Gottes auf ihn lenkten und ihn nach unserer vollen Ueberzeugung für seine Leiden und Mühen in seinem Dienste auf Erden, mit den ewigen Freuden belohnt haben wird. Möge sein Vorbild in jeder christlichen Seele den festen Entschluß erwecken, so zu handeln und zu wandeln das ganze Leben hindurch, wie dieser heilige Mann gehandelt und gewandelt hat in der Furcht des Herrn, aber ohne Furcht vor den Menschen, dann wird er mit der nämlichen himmlischen Ruhe, wie der heilige Gregor, dieses Erdenleben mit dem himmlischen vertauschen.

18. November.

Der heilige Odo,

Abt von Clugny.

Jahr 942.

Odo, um das Jahr 879 zu Tours geboren, war der Sohn Abbo's, eines Herrn von hohem Adel. Seine ersten Jahre brachte er bei Graf Fulko von Anjou und Wilhelm, Graf von Auvergne und Herzog von Aquitanien, zu, welcher später das Kloster Clugny gründete. Er zeigte von Kindheit an eine große Liebe zum Gebet. In seinem frommen Sinne hielt er alle Zeit für verloren, welche er der Jagd und andern Vergnügungen widmen mußte. Mit 19 Jahren erhielt er die Tonsur und ein Canonicat an der Kirche von Tours. Von da an entsagte er allen weltlichen Studien und las nur noch die heilige Schrift und Bücher, welche in seinem Herzen Reue, Andacht und Liebe zu Gott nähren konnten. Vier Jahre brachte er in Paris zu, um Theologie zu studiren. Nach Tours zurückgekehrt, verschloß er sich in eine Zelle, um sich einzig mit Gebet und Lesung der heiligen Bücher zu beschäftigen.

Als er die Regel des heiligen Benedikt gelesen hatte, begann seine Losreißung von der Welt, und sein Entschluß, in den Ordensstand zu treten, kam zur Reife. Da sich diesem Vorhaben aber der Graf von Anjou widersetzte, so blieb er mit einem Genossen, der seine Lebensweise theilte, noch fast drei Jahre in seiner Zelle. Endlich legte er, der beständigen Hindernisse müde, sein Canonicat nieder und begab sich heimlich in das Kloster Beaume bei Besançon, wo er von dem heiligen Abte Berno um die Jahre 909 das Ordenskleid erhielt. Er hatte nichts mit sich genommen, als seine damals bedeutende Bibliothek von 100 Bänden.

Im folgenden Jahre wurde die neu gegründete Abtei Clugny unter die Leitung des heiligen Berno gestellt, welcher jetzt sechs Klöstern vorstand. Nach dem Tode dieses heiligen Abtes im Jahr 927, übertrugen die Bischöfe des Landes dem heiligen Odo die Leitung von dreien dieser Klöster, Clugny, Messay und Deols.

Er nahm seinen gewöhnlichen Aufenthalt in dem erstern derselben, welches bald durch seine strenge Zucht und die Heiligkeit seiner Bewohner berühmt wurde, denn Odo stellte darin die Regel des heil. Benedikt in seiner vollen Reinheit wieder her. Vor allem drang er auf Stillschweigen, weil er dieses als die erste Bedingung erkannte, sich die innere Einsamkeit und den ungestörten Umgang mit Gott zu erhalten. Nach diesem empfahl er unbedingten Gehorsam, Demuth und Selbstverläugnung als die Hauptstützen eines christlichen Lebens. Diese seine Verbesserung wurde in mehreren Klöstern verschiedener Länder angenommen, die sich seiner Oberaufsicht unterwarfen; die Folge davon war, daß die Congregation von Clugny bald eben so blühend als zahlreich wurde. Diese strenge Ordnung dauerte übrigens in der Folgezeit durch eingeführte Milderungen und Abweichungen nicht lange. Durch diesen seinen strengen Lebenswandel erwarb sich der heilige Abt das volle Vertrauen der Päpste sowohl wie der Fürsten in einem solchen Grade, daß man ihm mehrere äußerst wichtige Geschäfte, die einen Mann von solcher Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit erforderten, übertrug. Der Heilige rechtfertigte dadurch ihr Vertrauen, daß er diese mit Klugheit und frommen Sinne übernommenen Aufträge auch mit dem glücklichsten Erfolge beendigte. Odo hatte eine besondere Andacht zu dem heiligen Martinus von Tours, weßhalb er auch in dieser Stadt zu sterben wünschte. Von einer Krankheit ergriffen, deren Unheilbarkeit er voraus sah, ließ er sich in diese Stadt bringen, wo er am 19. November 942 starb. Er ward in der Kirche zum heiligen Julian begraben. Die Hugenotten aber haben seine Reliquien zum größten Theile verbrannt.

19. November.

Die heilige Elisabeth von Ungarn,

Landgräfin von Hessen und Thüringen.

Jahr 1231.

AndreasII., einer der berühmtesten KönigeUngarns, hatte sich durch seine Kriegsthaten gegen die Heiden und durch seine Freigebigkeit gegen dieKirche unddieArmen des himmlischen Segens würdig gemacht. Reiche Goldminen,heute noch Ungarns Reichthum, wurden unter seiner glücklichen Regierung entdeckt, ein Glück, das die öffentliche Stimme der Frömmigkeit des guten Königs zuschrieb. Aber Gott hatte ihm noch einen köstlicheren Lohn vorbehalten. — Im Jahre 1207 gebar die Königin Gertrude, seineGemahlin, zu Preßburg eine Tochter, welche den Namen Elisabeth erhielt. Dieses Kind war heilig von der Wiege an, sein erstes Wort war ein Gebet, seine erste That ein Almosen, und während sonst die Königstöchter gewöhnlich ihren ganzen Adel und Glanz aus dem Zufall ihrer hohen Geburt ziehen, wußte sie sogar den Adel ihrer Geburt durch ihre engelgleichen Tugenden zu erhöhen, und ihren königlichen Namen für immer der Vergessenheit, welcher täglich ganze Königsgeschlechter anheimfallen, zu entreißen. Wenn gegenseitige Liebe Volk und Herrscher verbindet, so sind die Freuden des einen auch die Freuden des andern; so war denn auch Elisabeths Geburt ein festlicher Tag für ganz Ungarn. In der ganzen Umgegend sprach man nur von der Holdseligkeit des Kindes, und Reisende, die aus Ungarn kamen, wußten davon die lieblichsten Dinge zu erzählen.

Diese Berichte kamen auch dem Landgrafen Hermann von Thüringen zu Ohren. Er wünschte sehnlichst, seinem Sohne eine so edle und hoffnungsvolle Prinzessin zur Gattin zu geben. Er schickte deßhalb unverzüglich eine Gesandtschaft von Rittern und edlen Frauen an den König von Ungarn, um für seinen Sohn um die Hand Elisabeths zu werben. Am Hofe des Königs Andreas angekommen, begannen die Gesandten die Macht und die Reichthümer des Landgrafen Hermann zu rühmen; sie zählten zwölf Grafen auf, welche seine Vasallen waren, die Barone und Ritter ungerechnet, sie hoben die persönlichen Eigenschaften des jungen Bewerbers hervor und entledigten sich ihres Auftrages so gut, daß sie dem Stolze des Vaters ein Jawort entlockten, mit dem die väterliche Liebe nicht einverstanden sein konnte.

Um diesem Bündnisse festen Bestand zu geben, verlangte der Landgraf, daß die kaum vierjährige Elisabeth an seinen Hof gesandt werde, um sie dort zu erziehen. Ihr Vater ging auf das Verlangen ein. Man brachte die kleine Elisabeth in einer massiv silbernen Wiege herbei und übergab sie so den Thüringern sammt der Mitgift und prachtvollen Geschenken. „Deiner Ritterehre vertraue ich mein höchstes Gut an“, sagte der König zu Walther von Varila, dem Haupt der Gesandtschaft. „Ich werde sie gern in meinen Schutz nehmen und ihr immer treu bleiben“ erwiderte der Thüringer. Wir werden sehen, wie er Wort hielt.

Die Gesandten kehrten sofort mit der Prinzessin, 13 edlen ungarischen Damen und 13 mit goldenen und silbernen Gefäßen, Edelsteinen und kostbaren Stoffen beladenen Wagen in ihr Land zurück. Hier feierte man die Verlobung der kleinen Elisabeth mit dem 11jährigen Sohne des Landgrafen Ludwig und sie lebten wie Bruder und Schwester bis zum Tage ihrer Vermählung.

Der Landgraf hatte der jungen Verlobten sieben der edelsten Damen des Landes zur Gesellschaft gegeben. Eine derselben, Namens Guta, welche ihr bis zum Ende treu blieb und sie noch überlebte, hat mit größter Treue ihre Jugenderinnerungen in einem öffentlichen

Verhör mitgeteilt und uns so die liebliche Geschichte der Jugendjahre Elisabeths verschafft. Als die junge Fürstin kaum fünf Jahre zählte, entzog sie sich oft den Spielen ihrer Freundinnen, um in der Kapelle auf die Erde niedergestreckt, ganze Stunden in der Gesellschaft Jesu zuzubringen. Obwohl sie noch nicht lesen konnte, legte sie dennoch oft ein großes Psalmbuch offen vor sich hin, als ob sie lese, damit sie Niemand in ihrer süßen Beschäftigung mit Gott unterbreche. Von dem, was sie beim Spiele gewann, schenkte sie den zehnten Theil armen Mädchen gegen ein Vaterunser und Ave Maria. Oft führte sie ihre Gespielinnen auf den Kirchhof und sagte zu ihnen: „Denkt daran, daß wir einst nichts als Staub sein werden.“ Kam sie zum Beinhause, so sagte sie: „Sehet die Gebeine der Todten; diese Leute lebten einst wie wir, und jetzt sind sie todt, wie wir es einst sein werden, darum müssen wir Gott lieben, wir wollen niederknien und ihn um die Befreiung dieser armen Seelen bitten.“ Die adeligen Damen hatten damals die Gewohnheit, sich unter den 12 Aposteln einen Patron zu wählen; Elisabeth gab dem heiligen Johannes dem Evangelisten den Vorzug, und ihre Verehrung gegen diesen heiligen Apostel war so groß, daß sie denjenigen, welche sie in seinem Namen um etwas baten, nie ihre Bitte verweigerte. Unter diesem heiligen Beschützer verdoppelte das fromme Kind seinen Eifer im Gebet und Abtödtung. Den damals bei Damen üblichen Schmuck trug sie an Sonntagen erst, wenn die letzte heilige Messe beendigt war. Sie tanzte gern, hatte sie aber einmal mit ihren Genossen die Runde gemacht, so sagte sie: „Eine Tour ist genug für die Welt, die andere will ich mir um Jesu Christi willen versagen.“ Doch vergaß sie in ihrer zärtlichen Liebe zu Gott nie die Liebe zum Nächsten, diese war vielmehr ohne Grenzen. Sie gab den Armen nicht blos alles Geld, das sie von ihren Schwiegereltern bekam, sondern suchte auch in den Küchen und Vorrathskammern des Schlosses einige Ueberbleibsel, welche sie hungrigen Armen überbrachte. Dieß erregte übrigens die Unzufriedenheit der Hausmeister des Landgrafen.

Die nämliche Abneigung, welche schmutziges Interesse in diesen feilen Seelen hervorgerufen hatte, erregte Stolz und Eitelkeit in dem leichtfertigen Geiste der Hofleute, sogar im Herzen der Landgräfin Sophie, welcher sie den süßen Namen Mutter gab. Man hielt Elisabeths außerordentliche Frömmigkeit für Ueberspanntheit und ihre Liebe zu den Armen für Erniedrigung, und sagte ihr ohne Umschweife, sie sei nur zur Nonne oder Kammerfrau geboren. Als der junge Landgraf Ludwig das heirathsfähige Alter erreicht hatte, fehlte es darum nicht an solchen, die ihm riethen, die ungarische Königstochter zu ihrem alten Vater zurückzuschicken und anderswo eine Gattin von mehr königlichen Manieren zu suchen. Allein die große Seele des jungen Landgrafen war für feile Höflinge unzugänglich. Er allein am ganzen Hof ließ der Tugend Elisabeths Gerechtigkeit angedeihen, und blieb gegen Aller Erwartung Derjenigen treu, die von Kindheit auf seine Verlobte gewesen. Er suchte sie, wenn er sie traurig und verlassen sah, zu trösten, indem er mit ihr von ihrer gegenseitigen Liebe sprach. Kam er von Reisen zurück, so hatte er ihr immer irgend ein reiches Geschenk mitgebracht.

Die heilige Elisabeth wird kaum vier Jahre alt, in einer silbernen Wiege den Thüringern übergeben.

Einmal indessen kam er mit leeren Händen zurück. — Die Prinzessin, welche eine Aenderung seiner Gesinnungen befürchtete, theilte ihrem alten Freunde Varila ihren Kummer mit. Von ihren Thränen gerührt und des Versprechens eingedenk, das er einst ihrem Vater gegeben hatte, begab er sich sogleich zum Landgrafen, und fragte denselben mit dem ganzen Ansehen, das ihm Alter u. treue Dienste verliehen, was er mit der Prinzessin von Ungarn zu thun gedenke, ob er sie zur Gattin nehmen oder wieder ihrem Vater zuschicken wolle. „Siehst du diesen Berg?“ erwiderte der junge Landgraf lebhaft, indem er mit der Hand nach der Spitze des bei seinem Schlosse Wartburg gelegenen Inselberges wies. „Sieh, wenn der ganze Berg pures Gold wäre und mir unter der Bedingung zufiele, daß ich meine Elisabeth verstieße, so würde ich dieß doch nicht thun. Denke und sage man von ihr, was man will, ich liebe sie darum doch und werde es bald beweisen.“ Als ihn der gute Ritter um die Erlaubniß bat, Elisabethen die süßen Worte hinterbringen zu dürfen, gab ihm der junge Landgraf noch ein neues Pfand seiner Liebe mit, einen kleinen silbernen Spiegel, den Varila

nebst den trostreichen Worten ihres künftigen Gatten eilig Elisabeth überbrachte. Unsere Heilige ward dadurch unaussprechlich gerührt und erfreut. Sobald der Landgraf sein 20. Jahr erreicht hatte, beeilte er sich seinem Versprechen gemäß, die damals 13jährige Elisabeth zum Altare zu führen. Die Geschichtsschreiber wissen viel von den Festlichkeiten, Tänzen und Tournieren zu erzählen, welche bei dieser Gelegenheit drei Tage lang aufeinander folgten.

Elisabeths Stellung hatte sich jetzt geändert, nicht aber ihr Herz. Ihr königliches Glück bereicherte nur die Armen und der Reichthum ihrer neuen Stellung erweiterte nur den Kreis ihrer Entbehrungen. In den strengsten Winternächten verließ sie das Bett, und brachte, auf dem kalten Marmorboden knieend, ganze Stunden im Gebete zu, bis ihr Gemahl beim Erwachen sie bei der Hand nahm und bat, ein wenig Ruhe zu genießen. Um den Fürsten nicht im Schlafe zu stören, hatte sie ihrer Dienerin Ysentrude den Auftrag gegeben, sie nur durch Berührung ihrer Füße zu wecken. Allein als es einst sehr dunkel war, berührte die gute Ysentrude aus Versehen den Fuß des Landgrafen, der schnell erwachend auf diese Weise Elisabeths fromme List entdeckte.

Unter ihren seidenen und goldgestickten Gewändern trug unsere Heilige beständig ein Bußgewand, ohne je durch eine Miene ihre geheimen Abtödtungen zu verrathen, denn sie hatte einen zu großen Abscheu davor, ihre Frömmigkeit u. Bußwerke zur Schau zu stellen; deßhalb pflegte sie von denen, welche beim Gebete eine düstere und ernste Miene annehmen, zu sagen: „Sie machen ein Gesicht, als wollten sie den guten Gott erschrecken; sie sollen ihm das, was sie können, mit fröhlichem Herzen geben." Trotz ihrer Verachtung gegen den Putz trug sie Sorge, ihrem Gemahl zu gefallen und bei festlichen Gelegenheiten ihre königliche Würde zu zeigen. Sie trug selbst kein Bedenken, wo es ihre Stellung forderte, an weltlichen Festen Theil zu nehmen; sie war, wie der heil. Franz von Sales sie so schön schildert: „Bisweilen spielte u. tanzte sie und fand sich bei erheiternder Gesellschaft ein, ohne Gefahr für ihre Frömmigkeit, welche in ihrer Seele tief gewurzelt war; wie die Felsen am See von Riette durch den Anprall der Wogen wachsen, so wuchs ihre Frömmigkeit mitten unter der eitlen Pracht, zu der sie durch ihre Stellung genöthigt ward."

Obwohl täglich an reichbesetzter Tafel sitzend, hatte sie doch das Geheimniß gefunden nur ein wenig Brod zu essen, ohne daß dieß Jemand in ihrer Umgebung bemerkte. Sie wußte sich mit Anordnungen und mit Vorbringen artiger Einfälle so viel Geschäfte zu machen, daß ihr keine Zeit blieb an sich selbst zu denken, und sie darum oft hungrig und ermüdet von der reichsten Tafel aufstand. Zu dieser täglichen Enthaltsamkeit bewog sie außer dem ernsten Willen ihre Eßlust abzutödten, ein edles und zartes Bedenken; sie wagte kaum etwas anzurühren, aus Furcht, es möchte die Frucht bittern Schweißes der Armen sein. Sie hatte sich es sogar zum Gesetz gemacht, nur solche Gerichte zu genießen, von denen sie

Die Vermählung der heiligen Elisabeth.
Das Wunder mit den Rosen.

wußte, daß sie von den eigenen Gütern ihres Gemahls und nicht von den Abgaben seiner Vasallen herkämen. Begreiflicher Weise mißfiel ein solches Benehmen den Hofleuten in hohem Grade und sie versuchten, den Landgrafen gegen die Uebertreibungen seiner Gattin zu mißstimmen. Allein der junge Fürst, welcher Elisabeths Tugend begriff, und nur bedauerte, sie nicht erreichen zu können, tröstete sich über diese unvermeidlichen Widersprüche mit der Liebe der Heiligen, die ihm Gott als Gattin geschenkt hatte.

Ihre gegenseitige Liebe ward nie getrübt. Wenn Regentenpflichten den Landgrafen an die Grenzen seines Landes riefen, folgte ihm die zarte Elisabeth immer selbst in der rauhesten Jahreszeit und auf den beschwerlichsten Wegen. Als sie eines Tages ihren Gemahl auf den Reichstag begleitete und hier verschiedene Gerichte aufgetragen wurden, von denen sie vermuthete, sie seien nicht auf redlichem Wege erworben, begnügte sie sich mit einem harten Stückchen schwarzen Brodes, das sie in warmes Wasser tauchte, und legte an diesem Tag mit dieser einzigen Mahlzeit sechszehn Meilen zu Pferd zurück. War es ihr durchaus unmöglich, ihren Gemahl zu begleiten, so blieb sie im Schlosse, legte allen Schmuck ab und bekleidete sich mit einem bescheidenen dunkeln Wittwengewande. Bei solchen Gelegenheiten verdoppelte sie ihre Bußwerke und brachte die Nächte in ununterbrochener Unterhaltung mit dem göttlichen Bräutigam ihrer Seele zu. Unter allen Tugenden der hl. Elisabeth strahlte eine mit besonderem Glanze, welche ihr den Namen einer Patronin der Armen verschafft hat, ihre unbeschreibliche Nächstenliebe. Man kann mit dem frommen Verfasser der goldenen Legende ihr Wirken in dieser Beziehung in die Worte zusammenfassen: „Sie übte unabläßig die in der hl. Schrift empfohlenen 7 Werke der Barmherzigkeit."

Sie bekleidete nakte Arme; zu diesem Zweck benützte sie ihr freie Zeit dazu, mit ihren Ehrendamen Leinwand zu spinnen, aus der sie dann mit eigenen Händen Kleider für die Armen verfertigte. Sie speiste die Hungrigen, und nicht zufrieden ihre Einkünfte dazu zu benützen, opferte sie selbst ihre Juwelen und Edelsteine, und besuchte in eigener Person, mit Vorräthen aller Art beladen, die Hütten der Armen. Als sie einst, in den Falten ihres Mantels Brot, Fleisch, Eier und andere Lebensmittel tragend, in die Ebene hinabstieg, begegnete sie plötzlich ihrem Gatten, der von der Jagd heimkehrte. Als er sie so beladen sah, fragte er: Was trägst du denn da? Auf ihre Antwort, daß es Rosen seien, zog er heftig ihr den Mantel weg, den sie fest gegen ihre Brust gedrückt hatte, und siehe da! er erblickte nur weiße und rothe Rosen von wunderbarer Schönheit. Als in Thüringen eine Hungersnoth wüthete, ernährte Elisabeth mehr als 900 Arme und vertheilte unter die Nothleidenden soviel Geld als Almosen, daß es nach dem Berichte eines Zeitgenossen hingereicht hätte, mehrere beträchtliche Städte zu kaufen. Sie tränkte die Durstigen, und während sie sich für ihre Person mit ein wenig Wasser begnügte, vertheilte sie unter Bettler Wein und Bier in reichlichem Maße. Gott unterstützte sie bei diesen guten Werken, denn als sie einst Milch aus einem Gefässe ausgetheilt hatte, fand sie das Gefäß, woraus sie schöpfte, am Schluß noch so voll als am Anfange. Arme Fremde nahm sie gastfreundlich auf und ließ sogar am Fuße des Schloßberges ein großes Gebäude errichten, wo sie selbst, der Mühe des Herab- und Hinaufsteigens ungeachtet, dieselben verpflegte. Sie besuchte die Kranken, leistete ihnen Gesellschaft und verschaffte ihnen geistige wie leibliche Heilmittel. Sie dehnte ihre Sorgfalt auf die am meisten verlassenen Kranken, besonders auf die Aussätzigen aus, vor denen damals Jeder mit Ekel floh. Ohne Furcht vor Ansteckung wusch sie ihre Geschwüre, verband und heilte mit linderndem Balsam ihre Wunden.

Die Legende erzählt: Unter diesen Unglücklichen war Einer in so kläglichem Stande, daß ihn Niemand mehr pflegen mochte. Als Elisabeth eines Tages allein mit ihm war, schloß sie ihn in ihre Arme, wusch ihn, salbte seine Wunden und legte ihn dann in das Bett, das sie mit ihrem Gemahl theilte. Der Zufall wollte, daß der Landgraf nach Hause kam, als sich Elisabeth eben mit dem Kranken beschäftigte. Seine Mutter ging ihm sogleich entgegen mit den Worten: „Lieber Sohn, komm mit mir, ich werde dir ein schönes Stück von deiner Elisabeth zeigen! du wirst Einen sehen, den sie mehr liebt als dich." Sie führte ihn dann an der Hand zu seinem Zimmer und sagte: „Sieh, lieber Sohn, deine Frau legt Aussätzige in dein eigenes Bett; du siehst jetzt selbst, daß sie dich mit dem Aussatze anstecken will." Als der Fürst dies vernahm, fühlte er eine Anwandlung von Zorn, und zog rasch die Bettdecke weg, sah aber statt des Aussätzigen die Gestalt Jesu des Gekreuzigten auf dem Bette liegen. Bei diesem Anblicke ergriff er unter Thränen Elisabeths Hand und sagte zu ihr: „Meine gute Gattin, ich bitte dich, nimm öfter solche Gäste in mein Bett auf, ich werde dir dafür Dank wissen, und laß dich von Niemanden in Ausübung deiner Tugenden stören." Zahlungsunfähigen Armen bezahlte sie ihre Schulden, und ersparte ihnen dadurch die Leiden des Kerkers. Endlich begrub sie die Todten, zog ihnen Kleider an, die sie selbst verfertigt hatte, und als sie eines Tages keines hatte, zerriß sie ihren Schleier, um ein Grabtuch daraus zu machen. Ihre Liebe war damit noch nicht zufrieden, denn oft begleitete sie die Armen bis zu ihrer letzten Ruhestätte. Die Kinder, welche sie zärtlich liebten, nannten sie alle ihre Mutter, und liefen ihr entgegen, sobald sie ihrer ansichtig wurden. Eines Tags hatte sie gläserne Ringe und andere gläserne Spielwaaren gekauft, um Kindern damit eine Freude zu machen, beim Herabreiten vom Schlosse aber ließ sie die zerbrechlichen Gegenstände auf die Steine fallen, ohne daß zu ihrem großen Erstaunen auch nur eins davon zerbrach.

Mitten unter diesen frommen Beschäftigungen ward der heiligen Elisabeth ein großes Glück zu Theil. Der heilige Franciskus von Assissi predigte um diese Zeit die evangelische Armuth, und unsere Heilige war begreiflicher Weise eine der ersten, welche dem Rufe des neuen Apostels Folge leistete, indem sie sich in den dritten Orden

aufnehmen ließ, den derselbe für verheirathete Weltleute gründete. Der Cardinal Ugolini, der Neffe des Papstes Innocenz III., wünschte dem Heiligen zu der Eroberung, die er in der Person der Landgräfin von Thüringen gemacht habe, Glück, nahm ihm seinen ärmlichen alten Mantel von den Schultern und befahl ihm, denselben der Fürstin als Beweis seiner Hochachtung zu schicken. Die Heilige behielt denselben allein von all ihrem Besitzthum und vermachte ihn bei ihrem Tode ihrer theuersten Freundin.

Im Jahre 1223 wurde Elisabeth im Alter von sechszehn Jahren zum erstenmal Mutter. Gott schenkte ihr nach einander einen Sohn und drei Töchter. Als sie eben das letzte unter dem Herzen trug, lud Kaiser Friedrich II. auf die Bitten des Papstes den Adel und die Gläubigen seines Reiches zur Betheiligung an einem Kreuzzuge ins heilige Land ein. Der Landgraf von Thüringen besaß zu viel Frömmigkeit und Muth, um bei solcher Gelegenheit am häuslichen Herde zu bleiben; er nahm das Kreuz, die Blume Jesu Christi, wie man es nannte, trug es aber zunächst nur geheim, um nicht zu früh das Herz seiner Gemahlin zu beschweren. Doch endlich nahte die Zeit der Abreise, und er mußte ihr sein Vorhaben offenbaren. Da brach Elisabeth in Thränen aus, und da sie sich nicht entschließen konnte, ihn allein ziehen zu lassen, so ritt sie an seiner Seite, zunächst bis an Thüringens Grenze, dann begleitete sie ihn noch eine Tagreise weiter, bis endlich der bekümmerte Fürst das Zeichen zur Trennung gab. Auf ihr Schloß zurückgekehrt, zog Elisabeth das Wittwenkleid an, um es nie mehr abzulegen, denn der gute Landgraf starb unterwegs und empfing so noch vor dem Kampfe mit den Ungläubigen die Siegeskrone.

Elisabeth verlor in ihrem Gatten alle ihre irdische Freude. Heinrich, des Landgrafen Bruder, dem Ludwig die Sorge für sein Land und seine Familie anvertraut hatte, faßte auf die Nachricht von Ludwigs Tode den ungerechten Plan, die Landesregierung an sich zu reißen. Durch große Versprechungen zugleich und Drohungen schüchterte er die Hofleute ein und brachte zum Theil die Landstände auf seine Seite. Den Landesgesetzen zuwider wurde Elisabeth von der Regierung ausgeschlossen, und der Erbprinz aller seiner gerechten Ansprüche auf dieselbe beraubt. Ja Heinrich ging in seiner Grausamkeit so weit, daß er die tief gekränkte Wittwe sammt ihren zarten Kindern aus dem Schlosse und aus dem Lande verwies, den Bewohnern in Dörfern und Städten streng den unmenschlichen Befehl ertheilte, die Verstoßenen nicht in ihre Häuser aufzunehmen. In strenger Winterkälte begab sich Elisabeth, ihr neugeborenes Kind auf dem Arme tragend, die andern an der Hand führend, zu Fuß nach der Stadt Eisenach, die sie einst mit Wohlthaten überhäuft hatte. Allein sie sollte hier den Undank der Menschen im höchsten Grade erfahren; denn nicht Eine Thüre öffnete sich, sie aufzunehmen. Gegen Abend trat sie in ein Wirthshaus mit dem Bemerken, dies Haus sei ja für Jedermann, hier wolle sie bleiben und man wies der Landgräfin von Thüringen einen leeren Schweinstall zur Wohnung an! Als sie um Mitternacht in dem von ihr selbst gegründeten Franziskanerkloster zur Mette läuten hörte, begab sie sich sogleich in jene Kirche und bat die Mönche das Te Deum zum Danke für die ihr von Gott zugeschickten Trübsale zu singen. Bei ihrer Rückkehr konnte sie sich gleichwohl beim Anblicke ihrer Kinder der Thränen nicht erwehren. Sie sind geborene Fürsten und Fürstinnen, sagte sie, und jetzt sind sie hungrig, und haben nicht einmal Stroh zum liegen! Da beschloß sie, bei Gott selbst die Gastfreundschaft zu suchen, welche ihr die Menschen verweigerten, und nahm in einer Kirche ihren Aufenthalt. Endlich erbarmte sich ihrer ein armer Priester, und trat der geächteten Fürstenfamilie die Hälfte seiner bescheidenen Wohnung ab. Allein die Feinde unserer Heiligen waren der Quälereien noch nicht müde, und sie verfolgten sie sogar bis in diesen traurigen Zufluchtsort. Die Leiden, welchen die jungen Prinzen an diesem Orte ausgesetzt waren, bewogen die Heilige in kurzer Zeit, jene Herberge, ihren ersten Zufluchtsort, wieder zur Wohnung zu wählen. Zuverlässige Personen nahmen sich in der Folge um ihre Kinder an, und erzogen dieselben heimlicher Weise. Sie selbst erwarb sich mit Spinnen ihr Brot, nachdem sie die unbedeutende Habe, die man sie hatte mitnehmen lassen, verkauft hatte.

Die heilige Elisabeth empfängt den Sarg, der die Gebeine des Landgrafen enthält.
Die heil. Elisabeth spinnend.

Statt mit ihrem Elend Mitleid zu tragen, machte man sich ein Vergnügen daraus, ihr Demüthigungen jeder Art zuzuziehen. Als sie einst über einen schlammigen Bach ging, in welchen man zur Erleichterung des Ueberganges einige Steine geworfen hatte, begegnete sie einer alten Frau, der sie ehedem viel Gutes erwiesen hatte. Aus Aerger, daß sie zuerst hinüberging, gab ihr dieselbe einen heftigen Stoß, daß sie in den Koth fiel. „Das ist dafür, daß ich einst Gold und Edelsteine trug," sagte Elisabeth ganz ruhig, und begab sich lächelnd zu einer nahen Quelle, um ihre Kleider zu waschen. Diesen traurigen Beweisen menschlichen Undanks setzte übrigens Gott kostbare Beweise seiner Liebe entgegen, indem er oft im Herzen dieser heiligen Wittwe Einkehr nahm. Maria, die schmerzhafte Mutter, belehrte sie, wie eine Mutter leiden müsse, und die Engel stiegen hinab in ihre ärmliche Wohnung, wie sie einst in die Werkstätte des heiligen Josephs Einkehr genommen hatten.

Das Gerücht von der Verstoßung u. Verfolgung, deren Opfer sie war, kam endlich zu Ohren ihres Vaters. Er lud sie ein, wieder nach Ungarn zu kommen, aber von ihren Kindern wollte sie sich nicht trennen, und deren Mitnahme standen unübersteigliche Hindernisse im Wege. Eine ihrer Tanten, welche Aebtissin im Kloster Kitzingen war, ließ sie heimlich holen, nahm die Mißhandelte mit freundlicher Liebe auf und behielt sie sammt den jungen Prinzen eine Zeit lang in ihrem Kloster. Später begab sie sich zu ihrem Oheim, dem Fürstbischof Egbert von Bamberg, der ihr eines seiner Schlösser zum Aufenthalte anwies. Der Bischof gedachte die 20jährige, noch sehr schöne Nichte wieder zu vermählen; er soll sogar gehofft haben, ihr den Kaiser Friedrich II. zum Gemahl geben zu können. Elisabeth aber, die während ihrer Trauer das Gelübde gethan hatte, nur noch für Gott zu leben, war über diese Pläne sehr betrübt und drohte sogar, wenn sie der Ausführung derselben auf keine andere Weise entgehen könnte, sich selbst die Nase abzuschneiden, um für Jedermann ein Gegenstand des Abscheus zu sein.

Während sie unter Thränen Gott ihre Reinigkeit empfahl, brachte man die Gebeine ihres Mannes über das Meer in die Heimath zurück. Elisabeth küßte voll Entzücken und unter vielen Thränen diese theuren Ueberreste mit den Worten: „Ich danke Dir, o Herr, für das Glück, die Ueberreste meines Vielgeliebten, der auch der Deinige war, schauen zu dürfen. Er hat sich Dir zur Vertheidigung Deines heil. Landes geopfert, und auch ich habe ihn geopfert, ohne daß mich dieses Opfer reuen würde. Du weißt, daß ich seine Gesellschaft allen irdischen Freuden tausendmal vorgezogen haben würde, wenn es dein heiliger Wille gewesen wäre. Doch ich übergebe ihn Dir; auch mich selbst übergebe ich Dir ganz."

Dann bat sie die Ritter zu sich, welche diesen köstlichen Schatz gebracht hatten, und befragte sie mit ängstlicher Neugierde über die letzten Augenblicke ihres Gatten, ging dann auf ihre eigene Geschichte über, und erzählte ihnen die Verfolgungen, die sie betroffen, und das Unrecht, das man an ihren Kindern begangen.

Die heilige Elisabeth.

Die Ritter zitterten vor Unwillen über solche Eidbrüchigkeit und schwuren augenblicklich, die edle Frau zu rächen und ihren Kindern ihre Rechte wieder zu verschaffen. Unverzüglich begaben sie sich zu dem Landgrafen, der widerrechtlich diese Würde an sich gerissen, Varila warf ihm mit heiliger Kühnheit seine Ungerechtigkeit vor und wußte sein junges, nur durch feile Höflinge verführtes Herz so zur Reue zu stimmen, daß Thränen über seine Wangen floßen, und er lange stumm dastand. Sein Gewissen erwachte, und machte ihm die bittersten Vorwürfe über die seiner Schwägerin zugefügten Unbilden. In diesem schmerzlichen Seelenzustande rief er: „Ich bin bereit, alles zu thun, was meine Schwägerin Elisabeth verlangt." Sie verlangte nichts weiter, als ihr Heirathsgut, und das von ihrem Gemahle ihr ausgesetzte Witthum, sowie die Vorbehaltung der Rechte ihres Sohnes auf die Landesregierung. Heinrich bewilligte diese Forderungen und hätte noch mehr gethan, um Elisabeths Verzeihung zu erhalten, wenn die Heilige nicht auf alles weitere verzichtet hätte.

Als Elisabeth die Rechte ihrer Kinder gesichert sah, gedachte sie dem Glück und der Größe, die ihr wieder zu Theil werden sollte, zu entfliehen. Sobald sie die Stadt Marburg sammt Umgebung als Leibgedinge erhalten hatte, ernannte sie zu deren Verwaltung einen Statthalter und mehrere Beamte und zog sich dann in eine einsame Hütte in der Nähe der Stadt zurück.

Doch genügte dieses noch nicht, ihren brennenden Durst nach Armuth zu stillen, sie wollte ihr Brot selbst vor den Thüren betteln; da ihr dieses aber ihr Beichtvater, Meister Conrad, nicht erlaubte, so wollte sie wenigstens durch Handarbeit ihr Brot verdienen. Sie spann darum Leinwand für ein benachbartes Kloster, und zwar mit solchem Fleiße, daß die bei ihr häufig eintretenden Krankheitsfälle nie ihre demüthige Arbeit unterbrachen. Sie spann sogar im Bette noch fort, und wenn man ihr den Rocken nahm, so zupfte sie das Fertige auf, um es später wieder zu spinnen. Obwohl ihr Erwerb äußerst gering war, so wußte sie doch noch den Armen davon mitzutheilen und so ihre glühende Liebe zu denselben zu befriedigen. Mehrmals verschenkte sie ihre letzten Kleider und blieb dann ins Bett gebannt, bis ihr die Vorsehung andere schickte. Ihr Mahl, das nur aus gekochten, ungesalzenen Gemüsen bestand, bereitete sie sich selbst.

Das Böse gebiert Böses und das Gute Gutes. Die Macht der Tugenden Elisabeths gewann Jesu Christo und der heil. Armuth zwei Freundinnen, die von Kindheit auf ihre Gefährtinnen gewesen waren, und welche wie ihr Glück, so auch ihr Unglück theilen wollten. Die eine davon war Guta. Elisabeth verschonte sie sorgfältig mit den niedrigsten Verrichtungen des Hauswesens, und da ihre Gefährtinnen deßhalb immer mit ihr wetteifern wollten, so gab sie denselben Aufträge nach außen und benützte ihre Abwesenheit, ihr ärmliches Geschirr zu spülen oder das Haus zu reinigen. Nie ließ sie sich anders, als mit ihrem Taufnamen nennen, und weil mit ihrer Demuth auch ihre Liebe wuchs, so widmete sie sich mehr als je den leidenden Gliedern Jesu Christi. Meister Conrad war sogar genöthigt, ihrem Eifer einen Damm zu setzen und ihr die Berührung von Aussätzigen streng zu verbieten, allein sie fiel aus Kummer darüber in eine gefährliche Krankheit.

Meister Conrad war übrigens ein sehr strenger Führer und ganz geeignet, die Geduld einer Heiligen zu prüfen. Da er bemerkte, daß Elisabeth in der Freundschaft ihrer zwei treuen Jugendgenossinen einigen Trost finde, so befahl er ihr, dieselben zu entlassen. Zum Ersatze gab er ihr zwei alte grobe und bösartige Frauen, die häßlichsten der ganzen Gegend als Dienerinnen. Elisabeth behandelte sie nicht anders, als ihre früheren Freundinnen, und setzte ihren Unbilden eine unüberwindliche Geduld entgegen.

Unterdessen hatte König Andreas von Ungarn, welcher noch lebte, über die ärmliche Lage seiner Tochter seltsame Dinge vernommen. Um sich zu beruhigen, schickte er einen Ritter von seinem Hofe nach Thüringen mit dem Auftrage, Elisabeth mit sich heimzuführen. Nur mit vieler Mühe entdeckte der Ritter die arme Wohnung der Tochter seines Königs, u. als er ihrer vollends selbst ansichtig wurde, wie sie mit Lumpen bedeckt eben mit Spinnen beschäftigt war, konnte er sich der Thränen nicht erwehren. Umsonst versicherte ihm Elisabeth, sie habe selbst diese Lebensweise gewählt und befinde sich glücklich dabei. Obwohl der Ritter sie mit unaufhörlichen Bitten bestürmte, sie möchte in den Palast ihrer Väter zurückkehren, so waren doch alle seine Vorstellungen fruchtlos, und er mußte allein den Weg zur Heimath antreten.

Unsere Heilige hatte übrigens auch im Himmel einen vielgeliebten Vater, welcher über sie wachte und die junge Fürstin, die aus Liebe zu ihm ihrem irdischen Reiche entsagt hatte, frühzeitig zu sich in das himmlische Reich berief am 19. November 1231.

Die allgemeine Stimme hatte schon lange der edlen Fürstin den tausendmal ruhmvolleren Titel einer Heiligen beigelegt. Einige Jahre nach ihrem Tode bestätigte Gregor IX. dieses öffentliche Urtheil, indem er ihren Namen in die Liste der christlichen Helden verzeichnete.

Der Gute lebt auch noch nach dem Tode auf dieser Erde fort durch die guten Beispiele, welche er durch seinen ganzen irdischen Lebenswandel zur Nachahmung gegeben, und durch das Gute, das er aus reiner Gottes- und Nächstenliebe gestiftet hat. Immer sei sein Andenken uns heilig und sein gottgeweihtes Leben diene uns zum Vorbilde. Wir wollen es zu erreichen suchen, soweit es unsere geistigen und körperlichen Kräfte gestatten.

20. November.

Der heilige Felix von Valois.

Jahr 1212.

Der heilige Felix von Valois wurde im Jahre 1127 geboren. Er erhielt, wie es scheint, den Beinamen von Valois eher von dem Lande seiner Geburt, der Provinz Valois, als weil er aus der königlichen Linie des Hauses Valois abstammte. Schon als Knabe fühlte er das innigste Mitleiden mit den Armen und Nothleidenden, und er kannte keine größere Freude, als das Elend der Unglücklichen zu lindern, das in den damaligen Zeiten im grellsten Gegensatz zu dem Glanze und Pracht des Adels hervortrat. Deßhalb konnten ihm seine Eltern kein größeres Vergnügen bereiten, als wenn sie ihm Geld gaben, um seinem Wohlthätigkeitstriebe zu genügen. Sich selbst brach er immer etwas von dem Mahle ab, um damit die Kinder der Dürftigen zu speisen. Zu dem nämlichen Zwecke verwendete er die Geschenke, die ihm Verwandte und Freunde seiner Eltern machten. Er ging noch weiter, traf er auf der Straße Halbnackte an,

so zog er seine besten Kleider aus und bedeckte deren Blöße. Mit den Jahren wuchs auch seine Liebe zu diesen Liebeswerken und seine Mildthätigkeit gegen seine Nebenmenschen, welche ihn würdig machte, von der göttlichen Vorsehung zu einem Hauptwerkzeuge ausersehen zu werden. Zum Manne herangewachsen, verließ er die Welt sammt seinen beträchtlichen Gütern und zog sich in einen Wald bei Meaux zurück, wo er sich, den Menschen unbekannt, nur mit dem Gedanken an Gott und mit der Heiligung seiner Seele zu beschäftigen gedachte. Mit anhaltendem Gebet und heiliger Betrachtung verband er die strengsten Uebungen der Buße. Der Ruf seiner Heiligkeit führte ihm später den heiligen Johann von Matha, einen mit den innern Wegen der Vollkommenheit sehr vertrauten Mann in seine Einöde zu, der ihn bat, unter seiner Leitung sich zur größeren Vollkommenheit emporschwingen zu dürfen. Die beiden Diener Gottes waren von nachahmungswürdiger Frömmigkeit beseelt. Schon im Leben des heiligen Johann von Matha war von ihren Fasten, Nachtwachen und Tugenden die Rede. Die göttliche Vorsehung scheint nur darum zwischen diesen gottesfürchtigen Männern eine so enge Freundschaft befördert zu haben, um sie zu Werkzeugen zu bilden, die zur Ausführung eines so großen Werkes Hand anlegen sollten. Einige Zeit später entdeckte Johann von Matha sein Verlangen, sich ganz der Befreiung der Gefangenen zu widmen, weil er tief bekümmert war, daß so viele Gläubigen in der Dienstbarkeit und den Fesseln der Muselmänner schmachten müßten. Felix schenkte diesem Verlangen seines theuersten Bruders seinen vollen Beifall. Sie faßten also zusammen den Plan, einen Orden zur Loskaufung Gefangener zu gründen, dessen Ausführung sie aufs angelegentlichste betrieben. Sie reisten mitten im Winter zu Anfang des Jahres 1198 nach Rom. Papst Innocenz III. hatte kurz vorher aus Briefen des Bischofs von Paris die Ursache ihrer Reise nach Rom vernommen. Er nahm die beiden frommen Männer mit Freundlichkeit auf, und berief die Cardinäle und einige Bischöfe, um sich mit ihnen über diesen Gegenstand zu berathen. Nach reiflicher Erwägung und nachdem Innocenz durch ein himmlisches Gesicht belehrt worden war, wurde die Stiftung des neuen Ordens genehmigt, der Papst selbst gab ihnen das Ordenskleid — einen weißen, mit einem rothen und blauen Kreuze geschmückten Habit, und entließ sie mit dem apostolischen Segen und mit dem Auftrage an den Bischof von Paris und den Abt St. Viktor, für den neuen Orden eine Regel abzufassen und ihm ein Kloster anzuweisen.

Die vornehmsten Punkte der Regel waren das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams; alle Einkünfte in drei Theile abzutheilen, und den einen Theil zur Loskaufung der Gefangenen, die zwei andern nach Abzug der Lebensmittel zu Werken der Barmherzigkeit zu verwenden. Jedes ihrer Häuser solle einen Obern und nur drei Geistliche und eben so viele Laienbrüder haben, und alle ihre Kirchen zu Ehren der Dreieinigkeit geweiht sein, daher den Namen Trinitarien führen.

Nach der Rückkehr der beiden heiligen Männer baten sie in einer Audienz den König Philipp um Genehmigung ihres neuen Ordens. Dieser bestätigte nicht nur denselben, sondern trug auch durch seine Freigebigkeit sehr viel zur Förderung desselben bei. Gauthier von Chatillon war der erste, der den frommen Männern einen Platz zum Bau eines Klosters auf seinen Gütern anwies. Margaretha, Gräfin von Burgund, beschenkte den Orden so reichlich, daß man zwanzig Mönche davon unterhalten konnte.

Mit der neu verfaßten Ordensregel eilte Johann von Matha nach Rom, um sie dem heiligen Vater vorzulegen. Dieser gab nicht nur seine Genehmigung, sondern ertheilte dem Orden auch verschiedene Privilegien.

Unter die vorzüglichsten Schüler des heiligen Johann und des heiligen Felix gehören Johann Anglic von London, Wilhelm Scot von Oxford, Peter Corbellin, nachheriger Bischof von Sens, und Jakob Sournier, später Bischof von Todi.

Nach alter Ueberlieferung der Trinitarier wurden ihre heiligen Stifter durch eine Bulle Urbans IV. im Jahre 1262 heilig gesprochen. Alexander VII. erklärte im Jahre 1666, man habe diesen Heiligen seit unvordenklichen Zeiten verehrt. Im Jahre 1679 verlegte Innocenz XI. das Fest des heiligen Johann von Matha auf den 8. Februar, und das des heiligen Felix von Valois auf den 20. November.

Sogleich nach der ersten Einrichtung des Ordens betrieben die heiligen Männer aufs ernstlichste das Werk der Loskaufung der Gefangenen. Johann Anglic und Wilhelm Scot wurden nach Marocco geschickt, um wegen der Loskaufung armer Christensklaven zu unterhandeln. Die Unterhandlung war von einem glücklichen Erfolge begleitet 186 Sklaven brachten sie glücklich in die Heimath.

Groß war der Jubel und Dank der Geretteten, aber eben so groß die Freude der Retter. Hohe Begeisterung bemächtigte sich der Gemüther Aller. Jeder trug nach Vermögen sein Schärflein bei, um auch an diesem seligen, Gott wohlgefälligen Werke Antheil zu nehmen. Reichliche Schenkungen strömten zur Förderung dieses heiligen Unternehmens dem Orden zu, und mehrere vom hohen und niedern Stande ließen sich in den Orden aufnehmen. Dies geschah im Jahr 1200. Im nämlichen Jahre reiste Johann von Matha durch die Provence nach Spanien. Ueberall rief er durch gottbegeisterte Ermahnungen zur Theilnahme auf. Könige, Fürsten, Grafen, Herren und Volk brachten reichliche Gaben zu diesem heiligen Zwecke, und unterstützten das Unternehmen durch Errichtung von Klöstern und Spitälern. Aber auch mit Leiden mancherlei Art hatten sie zu kämpfen, und besonders mit den heftigsten Feinden des Christenthums, den Moslemin selbst, die ihnen die aufgekauften Sklaven wieder zu entreißen suchten. So brachte Johann von Matha nur durch den Schutz des Himmels begünstigt, 120 Sklaven von Tunis nach

Rom zurück, nachdem er auf der Fahrt von den Ungläubigen durch Beraubung des Schiffes alle möglichen Unbilden erduldet hatte. Nur der Schutzbrief des Beys konnte die Räuber abhalten, die Losgekauften wieder in ihre frühere harte Sklaverei zurückzuführen. Mit der nämlichen Thätigkeit, mit welcher Johann von Matha segensvoll in Loskaufung der Sklaven arbeitete, wirkte indessen Felix von Valois in Frankreich. Mit musterhafter Treue und Gewissenhaftigkeit führte er die Aufsicht über die Ordenshäuser in seinem Vaterlande, und brachte in Paris die Einrichtung eines Convents des neuen Ordens zu Stande an dem Orte, wo eine dem heiligen Maturin geweihte Kapelle stand. — Als der heilige Felix das Herannahen des Scheidens von dieser Erde fühlte, versammelte er seine Brüder um sich, und nach einer salbungsvollen Ermahnung zur Erfüllung der Gebote Gottes und Erfüllung der Ordensregeln gab er am 20. November 1212 in einem Alter von 85 Jahren den Geist in die Hände seines himmlischen Vaters zurück, um von ihm mit der Krone des ewigen Lebens für seine irdischen Mühen und Kämpfe belohnt zu werden.

21. November.

Mariä Opferung.

Erst im Jahr 1375 wurde das heutige Fest in Frankreich und Deutschland eingeführt u. durch Papst Pius II. im Jahre 1460 in der ganzen Kirche ausgebreitet, und von seinem Nachfolger Paul II. im Jahre 1464 durch eine Bulle förmlich angeordnet, während es in der morgenländischen Kirche schon im vierten Jahrhundert gefeiert wurde. — Wir lesen in den heiligen Schriften, wie gnädig Gott das Opfer Abels aufgenommen, wie er das Opfer Noahs durch den Regenbogen heiligte und mit welchem Wohlgefallen er die Bereitwilligkeit Abrahams, ihm seinen Sohn als Opfer darzubringen, ansah, und obwohl er die Opferung hinderte, dessen Nachkommenschaft dafür mit dem reichsten Segen belohnte.

Bei den Juden mußten neugeborne Kinder nach dem mosaischen Gesetze Gott im Tempel dargebracht werden; aber auch freiwillig war die Darbringung; und wie einst die dankbare Anna den Knaben Samuel, so opferten Joachim und Anna Gott die ihnen von ihm geschenkte Tochter, als dieselbe drei Jahre alt war, aufs Neue dem Herrn. Zu diesem Schritte bestimmte die heiligen Eheleute ihr dem Herrn geleistetes Gelübde; denn als sie bis ins Alter unfruchtbar waren, gelobten sie Gott, wenn er sie mit einem Kinde segne, und die Schmach der Unfruchtbarkeit von ihnen nehme, dasselbe zu dessen Dienste im Tempel aufzuopfern.

Der Herr erhörte ihre Bitte und hat sie also gesegnet, daß ihnen das hochgebenedeite Kind zu Theil wurde, nämlich Maria, die allerseligste Jungfrau. Nach der ersten Darbringung im Tempel behielten sie noch drei Jahre lang ihr hochbegnadigtes Kind bei sich, und erfreuten sich an dessen Umgange. Aber bereit, auch ihr Liebstes dem Herrn zu opfern und ihr Gelübde zu erfüllen, begaben sie sich mit ihrem dreijährigen Töchterlein nach Jerusalem in den Tempel, stellten es dem Priester dar und weihten es durch dessen Hände dem Dienste des Allerhöchsten.

Maria schon in ihrem zarten Alter mit dem vollkommenen Gebrauche ihrer Vernunft begabt, willigte nicht nur mit Freuden in die Opferung ihrer Eltern, sondern sehnte sich auch, weil sie die Hoheit dessen, dem sie aufgeopfert wurde, mehr als alle anderen erkannte, nach dem Augenblicke der Aufopferung. Mit freudestrahlendem Angesichte betrat sie den Tempel. Ihr Herz war von der heiligsten Liebe zu Gott und dessen Dienst erfüllt und mit der innigsten Andacht und Ehrerbietung nahte sie sich dem Priester, dessen Händen sie zur Vollziehung der Aufopferung übergeben wurde. Der Priester, voll Staunen über die Schönheit, die Andacht und Sittsamkeit des zarten Mägdleins führte sie zum Antritte des Altars und stellte sie auf die unterste Stufe. — Mit wenigen Worten nahm sie Abschied von ihren Eltern, eilte dann mit voller Freude ohne fremden Beistand schnell bis zur obersten Stufe, warf sich dort vor dem Altare nieder und opferte sich Gott mit solcher Demuth und Inbrunst, daß alle Anwesenden aufs Innigste gerührt wurden. Diese Aufopferung war freiwillig von Seiten des Kindes und der Eltern und deßhalb schon um so mehr Gott ein wohlgefälliges Opfer. Wie ganz anders fand diese Handlung oft bei andern statt? Manche Eltern hatten die Aufopferung ihrer Kinder gelobt, aber diese begriffen es nicht; mit Thränen und Klagen schieden sie von ihren Eltern, weil keines von ihnen in so zarten Jahren die Bedeutung dieser Ceremonie verstand; keines hat sich mit solcher Andacht, mit solcher Bereitwilligkeit und Freude Gott geweiht wie die allerseligste Jungfrau.

Sie allein hat trotz ihres zarten Alters die Wichtigkeit dieser Handlung begriffen; sie allein hat mit Freuden in dieses Opfer ihrer Eltern eingewilligt, sie allein hat sich mit vollem Bewußtsein dieses heiligen Dienstes Gott gewidmet. Gewiß dürfen wir glauben, daß dieses Opfer Gott das wohlgefälligste war, das ihm je dargebracht wurde. Nicht Abel's, nicht Noah's, nicht Aron's, noch andere Opfer waren Gott so angenehm. Diese opferten Früchte des Feldes oder ein Stück von ihrer Heerde, Maria aber hat sich selbst geopfert! Die Kinder anderer Eltern, die geopfert wurden, trennten sich von diesen mit Thränen

und vielleicht mit Widerwillen gegen ihre künftige Bestimmung; Maria aber, an Unschuld und Gnade, an himmlischen Gaben und Tugenden reich, eilte mit Freuden dem Dienste Gottes entgegen, dessen Bestimmung sie in seinem vollen Umfange erkannt hatte, darum ist es auch Gott das angenehmste gewesen. Nach vollbrachtem Opfer wurde Maria in die bestimmte Wohnung geführt und andern dem Dienste Gottes gewidmeten Jungfrauen zugetheilt. Daselbst verblieb sie bis zu ihrer Vermählung mit dem heiligen Joseph. Wie sie während der ganzen Zeit ihres dortigen Aufenthaltes ihr Leben hingebracht habe, läßt sich eher betrachten, als mit Wortenbeschreiben. Ihre ganze Beschäftigung bestand im Beten, Lesen, Betrachten und Arbeiten. In den Schriften des hl. Hieronymus findet sich eine Predigt von der Geburt Maria, in welcher ihr im Tempel geführtes Leben auf folgende Weise beschrieben wird: die seligste Jungfrau war bemüht, alle, die mit ihr zusammenwohnten, in allem zu übertreffen; im nächtlichen Wachen die Erste zu sein; die heil. Schriften aufs Gründlichste verstehen zu lernen; in Demuth am tiefsten sich zu erniedrigen; die Psalmen Davids aufs Andächtigste abzusingen; in der Liebe Gottes am innigsten zu beten; in der Reinigkeit die vollkommenste zu werden, und in allen Tugenden sich auszuzeichnen.

Alle Eltern können daraus lernen, wie sie ihre Kinder für Gott erziehen, wie sie alle Fähigkeit des Geistes zur Erkenntniß Gottes in ihnen entwickeln, wie sie alle Anlagen ihres noch unverdorbenen Herzens durch Religion veredeln sollen. Durch das gnadenbringende Bad der Taufe gereinigt und eingeführt in das Heiligthum Gottes, in die Gemeinschaft der Auserwählten, deren Haupt Jesus ist, sollen sie auch gereinigt bleiben, als würdige Genossen jener Gemeinschaft und heilige Glieder des Leibes Jesu. Dazu sind Eltern und Jugenderzieher verpflichtet. Sie müssen darauf hinarbeiten, daß die Unschuld der Kinder von Jugend auf rein und der Dienst des Herrn freudig fleckenlos bewahrt werden. Mögen aber auch die Kinder in der Bereitwilligkeit, Folgsamkeit und Tugend der seligsten Jungfrau einen mächtigen Antrieb zur Nachfolge finden. Nicht alle sind zwar berufen, im Dienste des Tempels in der Einsamkeit zu leben, aber alle sind berufen zur Heiligung, die nur durch Tugend erreicht werden kann, welche aus der allzeit sich mehrenden und reinigenden Liebe Gottes hervorgeht. Unschuld und Reinheit des Herzens, ihr Jungfrauen und Jünglinge, ist der Jugend Schmuck, ist aller Tugend Krone! Der Unreine wird nicht eingehen in das Reich Gottes, aber die Reinen werden Gott schauen und selig sein. Lernet daher hochschätzen die zarte Blüthe eines unschuldigen Herzens und keuschen Sinnes, und bewahrt sie! Lernet von der seligsten Jungfrau, dem Muster der Reinheit und Tugend, den Geist des Gebets, lernet von ihr Demuth und Sittsamkeit Lostrennung vom Bösen und von allem, was zum Bösen führt!

Die heilige Maria.

22. November.

Die heilige Cäcilia,

Jungfrau und Martyrin.

Jahr 230.

Ein unvergleichlich reizendes Bild bietet sich uns in der römischen Jungfrau Cäcilia dar, einer jungen Patrizierin, welche die Irrthümer ihrer Familie verließ, um sich dem Lichte des Evangeliums zuzuwenden und sich in keuscher Liebe Gott zu weihen in einer Zeit und in einem Lande, wo verderbliche Ausschweifungen alles überflutheten; eine schwache Jungfrau die mit wunderbarer Gewalt zwei Männer dem Glauben gewann und dadurch dem Martertode weihte, wozu diese wohl kein menschlicher Einfluß gebracht haben würde.

Cäcilia lebte in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts, und soll aus der alten und berühmten Familie der Cäcilier abstammen, welche im alten Rom die höchsten bürgerlichen und militärischen Würden bekleideten, und von denen uns gleichsam ein Ueberrest geblieben ist in dem herrlichen Grabmal der Cäcilia Metella an der appischen Straße. Allein all dieser heidnische Glanz ist nicht so lieblich und wird nicht so lange dauern, als der christliche Ruhm, den die von der ganzen Kirche verehrte Jungfrau und Martyrin Cäcilia ihrer Familie erwarb.

Cäcilia wurde von Kindheit auf im christlichen Glauben erzogen. Ihr Herz war so an denselben gefesselt, daß es unablässig mit Betrachtung der himmlischen Dinge sich beschäftigte. Nach der Sitte der ersten Christen trug sie beständig das Evangelienbuch bei sich. Die nächtlichen Versammlungen in den Grüften der Martyrer belehrten sie, welche Gefahren das Bekenntniß des Glaubens mit sich führe, und aus der Verehrung des göttlichen Sohnes der Jungfrau erfuhr sie, welchen Werth die Religion auf die Reinheit der Sinne und der Seele lege. So ward Cäcilia mit dem Gedanken an das Martyrthum vertraut, und andrerseits hatte sie Gott gelobt, nie einem irdischen Bräutigam anzugehören.

Ohne sich um das Gelöbniß Cäciliens zu kümmern, vielleicht auch ohne dasselbe zu erkennen, wählten ihre Eltern für sie einen Bräutigam. Er hieß Valerian und hatte einen Bruder Namens Tiburtius. Bei dem ernsten und festen Charakter ihrer Familie konnte Cäcilia nicht ohne großes Aufsehen sich den Ansichten ihres Vaters entziehen und es

Die heilige Cäcilia erklärt Valerian die Erhabenheit der Religion.

war schwer, ihm und dem liebeglühenden Valerian begreiflich zu machen, daß ihr Herz nur für Jesus Christus schlage. Ohne Zweifel suchte sie Rath im Himmel und nahm ihre Zuflucht zum Gebete, Fasten und Abtödtungen und zu allen jenen Mitteln, welche die Kirche für dergleichen Fälle, in welchen es sich um das Heil der Seele handelt, vorschreibt und anräth, und deren die Gläubigen sich in solchen Fällen zu bedienen pflegten. Unter ihren goldgestickten Gewändern trug sie ein rauhes Bußkleid, um die Kraft des Geistes durch Schwächung des Leibes zu erhöhen und den Feinden, die sie zu bekämpfen hatte, wo möglich keine schwache Seite zu bieten. Aus dem gleichen Grunde brachte sie zuweilen einen oder zwei Tage ohne Nahrung zu, bat Gott um Erleuchtung und Kraft und suchte ohne Unterlaß die Engel und Heiligen ins Mittel zu ziehen, deren Fürbitte uns in den Kämpfen für die Tugend schützt.

Endlich kam der von Valerian so heiß ersehnte, von Cäcilia so gefürchtete Tag heran. Von hoher Glaubenskraft beseelt, sah sie in ihrem Verlobten die Seele eines Bruders, dem sie an ihrem Glücke wollte Antheil verschaffen, weil er ihr Schicksal zu theilen bestimmt war. Am Abend vor ihrer Vermählung sagte sie zu Valerian: „Junger theurer Freund, ich habe dir ein Geheimniß anzuvertrauen, wenn du mir gelobst, es getreu zu bewahren.“ Als mit Freuden Valerian das Gelöbniß geleistet hatte, fuhr Cäcilia fort: „Ich habe einen Engel Gottes zum Freunde, der sorgfältig meinen Leib bewacht. Wenn er an

dir eine sinnliche Neigung gegen mich bemerkt, so wird sein Zorn gegen dich entbrennen und er wird die blühende Schönheit deiner Jugend vernichten; sieht er aber, daß du mir mit reinem Herzen und unbefleckter Liebe zugethan bist und mich wie ein Heiligthum behandelst, so wird er dich lieben, wie er mich liebt und du wirst an seinen Wohlthaten Antheil haben."

Es war in dieser Rede Cäcilias etwas Uebernatürliches, jene geheimnißvolle Kraft, die nicht auf hoher menschlicher Beredtsamkeit beruht, sondern auf der Tiefe frommer Ueberzeugung, auf der Gluth des Eifers für Jesus Christus, besonders aber auf der Kraft der göttlichen Gnade, auf jener Kraft, welche oft den hartnäckigsten Widerstand besiegt, und meistens die in Vortheilen befangenen Seelen zur Wahrheit führt. Wie viele Seelen hat nicht von Saul an, welcher bei Damaskus durch die glanzvolle Erscheinung niedergeschmettert ausruft: Herr, was soll ich thun? bis auf den Sohn der heiligen Monika, ein Wort des Glaubens besiegt, bezähmt, unterworfen! Schon ein Schriftsteller der ersten Jahrhunderte machte diese Bemerkung, die sich damals freilich jedem aufdrängen mußte. „Diese Jünger der Apostel," sagt er, „in deren Herzen die göttliche Liebe eine außerordentliche Liebe zur Weisheit entzündet hatte, redeten unter dem Einfluß der göttlichen Gnade und des göttlichen Beistandes, so daß ganze Volksmassen, welche sie zum erstenmale hörten, alsbald ihr Herz der Anbetung des wahren Gottes öffneten."

Durch Cäcilias Wort erschüttert, entgegnete Valerian: „Soll ich deinem Worte glauben, so zeige mir diesen Engel. Erkenne ich ihn als Engel Gottes, so werde ich deinen Wunsch erfüllen; ist es aber ein anderer Mann, den du liebst, so sollt ihr beide sterben." — „Wenn du, meinem Rathe folgend, dich im Wasser des Heils reinigen lässest und glaubst, daß nur der Eine wahre Gott im Himmel ist, so wirst du den Engel Gottes sehen." — „Wer wird mich reinigen, daß ich den Engel sehe?" rief Valerian. — Ein Greis reinigt die Menschen und macht sie würdig, Gottes Engel zu schauen. Verlasse die Stadt und gehe bis zum dritten Meilensteine an der appischen Straße. Dort wirst du Arme finden, welche die Vorübergehenden um Almosen bitten. Ich habe immer für diese Armen gesorgt, und sie kennen mein Geheimniß. Bringe ihnen meinen Segen und sage ihnen: Cäcilia schickt mich, daß ihr mich zu dem heiligen Greise Urban führet, denn ich habe ihm eine geheime Botschaft zu bringen. Bist du bei ihm angekommen, so erzähle ihm dieses Gespräch; er wird dich reinigen und mit neuen weißen Gewändern bekleiden. Dann komme wieder hieher und du wirst den heiligen Engel schauen; er wird auch dein Freund sein und du wirst alles von ihm erlangen, um was du ihn bittest."

Die Kirche war damals von Papst Urban regiert, welcher in den Grüften an der appischen Straße einen Zufluchtsort vor den mehr oder weniger offenen Verfolgungen der weltlichen Macht gefunden hatte. Kaiser war damals Alexander Severus, der zwar persönlich gut gegen die Christen gesinnt, aber eben so schwach als milde war, und aus Schwäche mehr Uebels geschehen ließ, als er Gutes that. Da er überdieß die Zügel der Regierung schon mit 13 Jahren ergriffen hatte, und mit 20 Jahren das Leben verlor, so konnte er weder selbständig handeln, noch sich dem Einflusse seiner Rathgeber entziehen; dieß waren erfahrene Rechtsgelehrte, aber gefährliche Feinde des Christenthums, unter denen besonders Ulpian glänzte. Genug, es gab Martyrer unter Alexander Severus, und Papst Urban hielt die Gefahr für drohend genug, um Sicherheitsmaßregeln ergreifen zu müssen.

Valerian suchte, wie ihm Cäcilia gerathen, den Papst in seinem Verstecke auf, und erklärte ihm den Grund seines Besuches. Urban bewunderte den siegreichen Einfluß der Gnade, und dankte Gott, daß er Cäcilia zum Werkzeuge eines so schönen Triumphes gewählt habe, und vollzog an ihm nach dem Wunsche Cäciliens die Reinigung durch das geweihte Wasser. Der göttliche Wille that sich deutlich kund, der Neubekehrte glaubte dem Worte der Schrift: „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott, der Vater aller Dinge, welcher über Allem und in uns Allen ist."

Angethan mit dem Kleide der Unschuld kehrte er zu Cäcilia zurück und fand sie im Gebete versunken und neben ihr eine Engelsgestalt mit leuchtendem Antlitze und strahlenden Flügeln, in den Händen hielt sie zwei Kränze von Lilien und Rosen. Zugleich vernahm er die Worte: „Bewahret diese Kränze durch Reinigkeit des Herzens und Heiligkeit der Sinne. Und du, Valerian, weil du die Reinigkeit geachtet hast, so hat mich Christus, der Sohn Gottes, zu dir gesandt, um deine Wünsche zu vernehmen."

Die Seele des jungen Mannes zerfloß in Dankgefühlen; er fühlte lebhaft jene innere Freude, welche die großen Umwandlungen unserer Seele, die uns zu Gott führen, begleitet, und antwortete der Stimme: „Nichts im Leben lag mir je mehr am Herzen, als die Liebe meines Bruders, ich wäre sehr grausam, wenn ich, der Gefahr entronnen, meinen vielgeliebten Bruder in ihr zu Grunde gehen ließe. Eines verlange ich vor allem, daß nämlich mein Bruder Tiburtius befreit werden möge, wie ich, von den Fesseln des Götzendienstes, und daß Christus uns beide vollkommen mache im Bekenntnisse seines Namens." — „Deine Bitte," entgegnete der Himmelsbote, „liegt Christo noch mehr am Herzen, als dir selbst, darum wird er, wie er durch seine Dienerin Cäcilia deine Seele gewonnen hat, so auch durch dich die deines Bruders gewinnen, und du wirst mit ihm die Palmen des Martyrthums erlangen."

Bald nachher kam Tiburtius auf Besuch; Valerian erzählte ihm das Vorgefallene und redete mit ihm von den christlichen Wahrheiten, um sein Herz zu erweichen und vorzubereiten. Seine Bemühungen verstärkte Cäcilia mit den ihrigen, im Tone höherer Eingebung bewies sie dem Tiburtius die Wahrheit der christlichen Religion und das Ungereimte des Gö-

tzendienstes. Er fühlte mit leichter Mühe die Richtigkeit ihrer Behauptungen und gestand offenherzig, es sei eine Thorheit, anders zu denken. Da umarmte ihn Cäcilia mit dem Ausrufe: „Heute erkenne ich dich wahrhaft als meinen Bruder.“ Als sie ihm vorschlugen, er solle sich mit Urban besprechen, sagte er: „Ist dieser jener Urban, den die Christen ihren Papst nennen? Ich habe gehört, er sei schon zweimal verurtheilt worden und müsse sich jetzt in einem Schlupfwinkel verborgen halten. Wenn man ihn entdeckt, so wird man ihn lebendig verbrennen, und wenn man uns bei ihm findet, so werden wir mit ihm den Flammen überliefert, und während wir eine im Himmel verborgene Gottheit suchen, werden wir auf Erden eines grausamen Todes sterben.“

Cäcilia bemerkte ihm, man müßte in der That den Verlust des gegenwärtigen Lebens sehr fürchten, wenn es nicht noch ein anderes gäbe, das weit über dem erstern stehe. Man habe aber dazu keine Ursache, da ein solcher Verlust uns ein ewiges Glück bereite. Diese Worte machten Tiburtius nachdenklich; es begann ein Wortstreit, den Cäcilia mit dem Eifer eines Apostels und mit der gründlichen und tiefen Sachkenntniß eines Lehrers führte. Sie entwickelte die Hauptwahrheiten des Glaubens, erzählte die Geschichte der christlichen Religion und wies nach, daß die christlichen Wahrheiten die strengste Prüfung auszuhalten vermögen und daß sich der Glaube auf sonnenklare Thatsachen gründe. „Es gibt nur einen Gott,“ sagte sie, „der einig ist in seinem Wesen, aber wir sehen in ihm die Dreiheit; wie in einem Menschen nur eine Weisheit ist, in welcher wir die Vernunft, das Gedächtniß und die Urtheilskraft erkennen; die Vernunft, durch die wir die Wahrheiten in uns aufnehmen, das Gedächtniß, womit wir dieselben festhalten, die Urtheilskraft, durch die wir die geschehenen und in uns aufgenommenen Dinge begreifen und zu beurtheilen vermögen. Sind nun diese drei Fähigkeiten nicht in eine Weisheit vereinigt? Wenn daher ein Mensch in einer einzigen Weisheit drei Vermögen besitzt, warum sollten wir nicht zugeben können, daß der allmächtige Gott eine majestätische Dreiheit in einer einzigen göttlichen Wesenheit besitze?“ Tiburtius vernahm diese tiefen Lehren aufmerksam und mit tiefer Rührung, ließ sich dann dem Papst Urban vorstellen und nahm den christlichen Glauben an.

Die heilige Cäcilia.

Um das Jahr 230 mußte sich Alexander Severus wegen eines Krieges gegen die Perser aus Rom entfernen, und der Präfekt von Rom, Turcius Almachus, benützte seine Abwesenheit, um gegen die Christen zu wüthen. Er ließ eine Menge derselben zu Tode martern und verbot das Begräbniß der Martyrer. Allein der Eifer der Christen, den Helden des Glaubens die Ehre der Bestattung zu erweisen, war zu gerecht und hochherzig, als daß er sich durch ein thörichtes Verbot hätte einschüchtern lassen. Auch Valerian und Tiburtius trugen kein Bedenken, diese fromme Pflicht zu erfüllen, und wurden deshalb verklagt. Der Präfekt ließ sie verhaften und vor seinen Richterstuhl führen. Da es ihm mehr darum zu thun war, sie einzuschüchtern, als zu bestrafen, so machte er ihnen Vorwürfe darüber, daß sie Leuten, die durch das Gesetz waren verurtheilt worden, Mitleid bezeigt und viele Kosten auf ihr Begräbniß verwendet hätten. Seine Fragen waren Anfangs nicht drohend, allein die Antworten der Neubekehrten trieben ihn bald weiter, als er beabsichtigt hatte.

Tiburtius bekannte freimüthig und muthvoll seinen Glauben. „Ich bin überzeugt,“ sagte der Präfekt, „daß du nicht nach deiner Ueberzeugung sprichst.“ — „Allerdings“ entgegnete Tiburtius, „spreche ich nicht nach jener Ueberzeugung, die ich hatte, als ich der Welt angehörte, aber ich spreche jetzt nach dem Geiste Jesu Christi, den ich in mein Herz aufgenommen habe.“ — „Aber weißt du auch,“ entgegnete der Präfekt, „was du sagst?“ — „Und weißt du auch, was du fragst?“ — „Junger Mann, du redest aus Ueberspannung.“ — „Ich weiß und glaube,“ erwiderte Tiburtius, „daß das, was ich dir gesagt habe, wahr ist.“ — „Aber ich begreife es nicht und kann in deine Ansichten nicht eingehen,“ sagte der Präfekt. — „Der thierische Mensch,“ war die Gegenrede, „begreift nicht, was des Geistes ist, aber der geistige Mensch beurtheilt alles und er selbst wird von niemanden beurtheilt.“ Almachius lachte verächtlich und ließ Valerian kommen.

„Valerian,“ begann er, „dein Bruder ist nicht bei klarem Verstande, aber du wirst uns doch wenigstens eine vernünftige Antwort geben können.“ — „Wir

haben einen und denselben Arzt," erwiderte der Angeklagte, „er hat in seiner Weisheit für den Verstand meines Bruders und für den meinigen Sorge getragen; er ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." — „Geh, rede vernünftig," rief der Präfekt. — „Dein Gehör ist falsch, du verstehst unsere Sprache nicht," sagte gelassen Valerian. — Auf dieses hin warf der Präfekt den beiden Brüdern ihre Verachtung gegen alle Reize und Schönheiten des irdischen Lebens vor. Valerian aber antwortete mit ruhiger Fassung: „Du hast uns toll und unvernünftig genannt, weil wir mit unserm Reichthum die Armen unterstützen, Gastfreundschaft gegen die Fremden üben, Witwen und Waisen in ihrer Noth beispringen, die Leiber der Martyrer aufsuchen und ihnen ein ehrenvolles Begräbniß verschaffen. Es ist nach deiner Ansicht Thorheit von uns, daß wir die irdischen Freuden verachten und der Menge gegenüber nicht auf die Vorrechte unseres Standes pochen. Allein es wird die Zeit kommen, wo wir die Frucht dieser Entsagung genießen werden, dann werden wir in Freuden sein, diejenigen aber, die sich jetzt in Freude befinden, werden weinen und klagen. Die jetzt in Freuden säen, werden später Trauer und Seufzer ernten, die aber jetzt in vergänglichen Thränen säen, werden einst eine Freude ohne Ende ernten." — „Uns also," erwiderte Almachius, „und den unüberwindlichen Kaisern wird ewige Trauer, aber euch ewiges Glück zu Theil werden?" — „Was ists denn am Ende," entgegnete Valerian, „um Euch und Eure unüberwindlichen Kaiser? Ihr seid menschlichen Ursprungs, am bestimmten Tage geboren, um zur bestimmten Stunde zu sterben und dort Gott eine desto strengere Rechenschaft abzulegen, je größer der Umfang Eurer Macht ist, die Ihr hier ausübet."

Die Würde der Kaiser war angegriffen und die der Götter wurde von Valerian ganz in Abrede gestellt, indem er bewies, daß Jupiter weit unter einem rechtschaffenen Menschen stehe. Als Almachius zögerte, die beiden jungen Patrizier zum Tode führen zu lassen, flüsterte ihm sein Assessor Tarquinius zu: „Die Gelegenheit ist günstig, laß sie sterben, denn wenn du zauderst, so werden sie in Kurzem ihre Güter unter die Armen vertheilt haben, und dir nichts mehr übrig lassen." Nach dieser Bemerkung begriff Almachius, in welcher Gefahr sich die Ehre der Götter befinde, und befahl, Valerian und Tiburtius zu enthaupten, wenn sie nicht vor dem Bilde Jupiters Weihrauch streuen würden.

Cäcilia hatte durch ihre Gebete und Wünsche den Muth der beiden Brüder aufrecht erhalten, denn beim Verhöre selbst war sie nicht gegenwärtig. Ihre fromme Fürbitte und der Eifer der Angeklagten wirkten noch ein anderes Wunder der Gnade. Maximus, der Gerichtsschreiber des Almachius, war von der Gnade gerührt. Er sollte die Hinrichtung der Martyrer überwachen. Während des Zuges auf den Richtplatz unterredete er sich mit ihnen und unterrichtete sich über die Wahrheiten der Religion, und sie versprachen, auf seine erschütterte Seele noch einen letzten Schlag zu führen, wenn sie durch den Tod zum neuen Leben eingegangen sein würden, und hielten Wort, wie wir bald sehen werden. Cäcilia ermahnte die beiden Helden: „Wohlan, Streiter Christi, leget ab die Werke der Finsterniß und ergreifet die Waffen des Lichtes. Ihr habt den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt. Gehet der Krone des Lebens entgegen, welche Euch der gerechte Richter reichen wird, Euch und Allen, welche seine Ankunft lieben." Einige Meilen von Rom bei einem Jupitertempel wurden Valerian und Tiburtius zum letztenmale aufgefordert, den Göttern zu huldigen: auf ihre Weigerung wurden sie enthauptet und, von der Hülle des Körpers befreit, nahm ihre Seele den Flug zum Himmel.

Die Leiber Valerians und Tiburtius wurden von Cäcilia ehrenvoll bestattet, und bald leistete sie dieselbe Pflicht auch dem Maximus, dessen Bekehrung Aufsehen machte, weßhalb ihn der Präfekt Almachius mit Bleistöcken todtschlagen ließ. Zu den Gräbern setzte sie einen Marmorstein, auf welchem die Namen der Martyrer und der Tag ihres Triumphes eingegraben waren. Zu viel Umstände machten Cäcilia verdächtig, als daß nicht der Präfekt Nachforschungen gegen sie eingeleitet hätte. Gleichwohl ging er nur schüchtern vor, als fürchtete er, weiter zu gehen als der Kaiser selbst wollte, oder als besinne er sich und nehme Anstand, ein trauriges Ereigniß herbeizuführen.

Auf seinen Befehl suchten Gerichtsdiener Cäcilia zu irgend einer Huldigung gegen die Götter des Reiches zu veranlassen, allein sie weigerte sich mit großer Festigkeit. Ihre eindringliche Rede rührte die Einen, machte die Andern zurückhaltend, und bewog Alle zu einem kurzen Aufschub. Mittlerweile benachrichtigte sie Papst Urban, welcher die von ihr für den Glauben Gewonnenen taufte, von dem, was ihr bevorstand; zugleich übergab sie ihre Güter einem edlen Neubekehrten, Namens Gordian, um dieselben der Habgier des Fiskus zu entreißen. Endlich wurde sie vorgefordert und erschien vor Almachius.

„Dein Name, junges Mädchen?" begann der Präfekt.

Cäcilia: Man heißt mich Cäcilia, aber ich habe einen schöneren Namen, ich bin Christin.

Almachius: Dein Stand?

Cäcilia: Bürgerin von Rom, aus berühmtem und edlem Geschlechte.

Almachius: Der Adel deiner Familie ist bekannt, ich frage aber nach deiner Religion.

Cäcilia: Dann benimmst du dich ungeschickt in deinem Verhöre, da du nur nach Einer Sache fragst, wenn ich doch auf zwei antworten soll.

Almachius (mit steigendem Zorne): Woher deine Keckheit mir gegenüber?

Cäcilia: Von einem reinen Gewissen und festen Glauben.

Almachius: Weißt du nicht, was meine Pflicht ist?

Cäcilia: Und du, weißt du nicht, wer mein Bräutigam ist?

Almachius: Wer ists?

Cäcilia: Der Herr Jesus Christus.

Almachius und Cäcilia wechselten noch einige Worte über die Macht der Kaiser und über den Sinn der gegen die Christen gegebenen Gesetze, bis endlich der Präfekt zornig sagte: Um es kurz zu machen, wähle eines von beiden, entweder opfere den Göttern oder sage einfach, du seiest keine Christin, und ich entlasse dich im Frieden.

Darauf antwortete Cäcilia: Wie erbärmlich ist es, einen Beamten so in die Enge getrieben zu sehen! du willst, daß ich läugne, was meine Unschuld ausmacht, und willst mich zwingen, strafbar zu werden. Du schonst und wüthest; du verstellst dich und zeigst dich grausam zugleich. Willst du mich verurtheilen, warum willst du, daß ich mein Verbrechen läugne? Willst du mich lossprechen, warum stellst du keine Untersuchung an?

Almachius: Da sind die Kläger: sie sagen, du seiest eine Christin. Wenn du es läugnest, wird man die Klage fallen lassen.

Cäcilia: Die Anklage ist mein sehnlichstes Verlangen, die Strafe wird mein Sieg sein.

Almachius: Unglückliche! Weißt du nicht, daß mir die unüberwindlichen Kaiser Macht über Leben und Tod gegeben? Warum sprichst du so stolz mit mir?

Cäcilia: Ich habe entschlossen, aber nicht stolz gesprochen, denn dieses Laster ist uns ein Gräuel. Als Cäcilia auf die heidnischen Götter zu sprechen kam, gebrauchte sie verächtliche Ausdrücke. Da entgegnete der aufgebrachte Präfekt: „Ich habe deine Beleidigungen nicht beachtet, so lange sie gegen mich gerichtet waren, aber die Götter werde ich von dir nicht beschimpfen lassen.“ In ihrer letzten Erwiderung bewies Cäcilia die Nichtigkeit der Götzen und bekannte die belebende und unsterbliche Kraft Jesu Christi. Da Almachius eine so junge und edle Jungfrau, deren Worte und Anmuth die Herzen rührte, nicht öffentlich hinrichten zu lassen wagte, so befahl er, sie in ihr Haus zurückzuführen, und sie in aller Stille in ihrem Badesaale zu ersticken. Allein durch ein Wunder hielt Cäcilia diese Probe aus, sie lebte noch, nachdem sie den Rest des Tages und die ganze Nacht in einem überheizten Badezimmer zugebracht hatte. Auf die Nachricht davon ließ sie Almachius durch einen Henkersknecht enthaupten. Der Henker traf das Opfer mit unsicherer Hand, nach drei Schlägen lebte sie noch, und mehrere zu geben, war durch ein Gesetz verboten. Er ließ darum Cäcilia halbtodt in ihrem Blute liegen. Die Christen eilten in Menge herzu, um ihre heiligen Wunden zu trocknen und ihr Beweise ihrer Verehrung und Liebe zu geben. Endlich stieß sie den letzten Seufzer aus, nachdem sie noch dem Papste Urban die Armen empfohlen, deren Stütze sie gewesen war. In der folgenden Nacht bestattete man sie; der Papst leitete unter Beihülfe der Diakonen das Leichenbegängniß und ließ die kostbaren Ueberreste auf dem Kirchhofe des Prätextat an der appischen Straße beisetzen. Einen Monat später wurde Urban selbst als muthiger Bekenner des Glaubens gefangen genommen und zum Tode geführt.

Gefangennehmung des heiligen Urban.

Die Martyreraktenn der heiligen Cäcilia wurden wie mehrere andere verfaßt, nachdem die Kirche wieder Frieden erlangt hatte, und dieses geschah auf Grund von Angaben, welche man während der Verfolgung mit Genauigkeit gesammelt hatte. Der heiligen Heldin ward schon im Alterthume hohe Verehrung zu Theil; die morgenländische wie die abendländische Kirche hat immer diese von Gott gesegnete Jungfrau verehrt, welche Nichts besiegen, welche Nichts in ihrem Laufe zur himmlischen Glorie aufhalten konnte, welche den Reiz der Sinne, die Gebrechlichkeit ihres Geschlechtes, die Schwäche ihres Alters überwand und durch ihre edlen Bemühungen ihren Gatten, ihres Gatten Bruder und eine Menge von Menschen, die ihren edlen Kampf und hohen Muth bewunderten, in ihren Triumph mit hineinzog. Die Baukunst und die Malerei haben zur Verherrlichung Cäcilias beigetragen, die Musik ehrt sie als ihre Patronin; der Grund dieser Wahl liegt in der Geschichte der Heiligen. Während bei ihrer Vermählung irdische Musik sie umrauschte, so berichten uns die Martyreraktenn, so sang sie mit jener Stimme, welche Gott immer erhört, den Hymnus der Propheten: „Bewahre rein mein Herz und meine Sinne, o Gott, Nichts möge meine Tugend beflecken.“ Indem so die christliche Kunst ihre Eingebungen unter den Schutz der heiligen Cäcilia stellte, wollte sie anerkennen, daß das Urbild des Schönen in jeder Kunstgattung im Himmel zu suchen sei, und daß insbesondere das tiefe Gefühl für die Tonwelt in einem reinen Herzen wurzelte und in befleckten Seelen keinen Widerhall finde.

Wir schließen mit den Worten der Heiligen: Wer hier mit Thränen säet, wird dort den ewigen Jubel und ewige Freuden einernten; wer aber hier den Samen der Ergötzlichkeit und der irdischen vergänglichen Freuden ausstreut, dessen Ernte wird dort in Heulen und Klagen bestehen.

23. November.

Der heilige Clemens,

Papst und Martyrer.

Erstes Jahrhundert.

Clemens wurde zu Rom geboren, sein Vater Faustin war ein Jude. Er wurde in der jüdischen Religion erzogen, später aber durch die Predigten des heiligen Petrus und Paulus dem Glauben gewonnen. Er schloß sich aufs innigste an die Apostel an und wurde einer ihrer eifrigsten Schüler. Im Jahre 62 war er mit dem heiligen Paulus zu Philippi, wo er die Leiden dieses Apostels theilte. Nach dem heiligen Chrysostomus war er wie der heilige Lukas und Timotheus der Genosse der Reisen, Arbeiten und Gefahren dieses Apostels, der ihn seinen Mitarbeiter nennt und unter diejenigen zählt, deren Namen im Buche des Lebens aufgezeichnet stehen. Clemens folgte dem heiligen Paulus nach Rom und hörte hier auch den heiligen Petrus predigen, der ihn zum Bischofe weihte. Einige verstehen dies so, Clemens sei Missionsbischof geworden, um in verschiedenen Gegenden das Evangelium zu verkünden; Andere meinen, der heilige Petrus habe ihn zu seinem Gehilfen in Rom gemacht und ihm die bischöfliche Weihe ertheilt, damit er seine Stelle vertreten könne, wenn häufige Missionen seine Abwesenheit nöthig machten.

Nach dem Tode des heiligen Petrus wurde Linus auf den päpstlichen Stuhl erhoben und regierte die Kirche elf Jahre. Ihm folgte der heilige Anacletus und etwa um das Jahr 89 der heilige Clemens, welcher ungefähr zehn Jahre regierte.

Um diese Zeit entstand unter den Gläubigen zu Corinth eine Spaltung, welche der heilige Clemens *gottlos* und *verabscheuungswürdig* nennt, und welche mit der durch den heiligen Paulus in dieser Kirche beigelegten Spaltung Aehnlichkeit hatte. Es bildete sich eine Partei, welche sich gegen heilige und untadelhafte Priester erhob und soweit ging, dieselben abzusetzen. Clemens schrieb ihnen im Namen der römischen Kirche einen Brief, der in den ersten Zeiten des Christenthums hochgeschätzt war.

Martertod des heiligen Clemens.

Clemens beginnt seinen Brief mit Ausdrücken, die ganz geeignet sind, ihm das Wohlwollen der Corinther zu gewinnen. Er erinnert sie, wie erbaulich sie gelebt hätten, als sie noch fern von allem Stolze lieber gehorchten als befahlen, lieber gaben als nahmen, als sie noch von Eifer für alles Gute glühten und darum die Gaben des heiligen Geistes sich in Fülle über sie ergoßen. Er gibt seinen tiefern Schmerz darüber zu erkennen, daß sie die Furcht des Herrn verlassen hätten, um sich dem Stolze, der Eifersucht, der Spaltung hinzugeben und mahnt sie in der eindringlichsten Weise, diese Laster aufzugeben.

Der Schluß des Briefes enthält eine ernste Ermahnung zur Demuth, Eintracht und Liebe. „Jeder bleibe bei der Rangstufe, auf welche ihn die Gnade Gottes gesetzt hat; der Starke sorge für den Schwachen, der Schwache achte den Starken, der Reiche stehe dem Armen bei und der Arme danke Gott, der für seine Nothdurft sorgt. Der Weise zeige seine Weisheit nicht in Worten, sondern in guten Werken. Der Demüthige rede nie von sich selbst, und stelle seine Werke nicht zur Schau. Der Reine sei nicht stolz auf seine Reinigkeit, da er ja weiß, daß er die Gabe der Enthaltsamkeit nicht aus sich selbst hat. Die Hohen können nicht bestehen ohne die Niedrigen und die Niedrigen nicht ohne die Hohen, wie im menschlichen Leibe das Haupt nichts vermag ohne die Füße, und diese nichts ohne das Haupt. Der Leib kann den Dienst der kleinsten Glieder nicht entbehren." Auch lehrte der heilige Papst, daß diejenigen, welche die letzten Plätze einnehmen, Gott am meisten gefallen.

Außerdem besitzen wir ein langes Bruchstück von einem zweiten Brief an die Corinther, der im Alterthum in vielen Kirchen vorgelesen wurde. Zwei andere Briefe des heiligen Clemens endlich sind an Jungfrauen gerichtet, und auch diese sind des Namens ihres Verfassers würdig. Es sind darin die Vorschläge und Ermahnungen des großen Apostels über eheloses Leben und Jungfräulichkeit näher entwickelt. Die Jungfräulichkeit wird sehr empfohlen, ohne übrigens die Würde der Ehe zu beeinträchtigen, welche auch als ein heiliger Stand anzusehen sei. Der heilige Clemens schärft endlich die Nothwendigkeit ein, alle Vertraulichkeit zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes zu vermeiden.

Der heilige Clemens.

Unter der Domitianischen Verfolgung legte der heilige Clemens Proben von seiner Geduld und Klugheit ab. Unter Nerva hatten die Gläubigen Ruhe. Der Sturm erhob sich aufs Neue unter Trajan, welcher gleich nach seiner Thronbesteigung die christlichen Versammlungen verbot. Im Jahre 100 nach Christus entbrannte das Feuer der dritten allgemeinen Verfolgung.

Der heilige Clemens war unter denjenigen, welche ihr Blut für den Glauben vergossen und den Martertod unter den grausamsten Qualen erduldeten. Rufinus, Papst Posimus und das Concil von Bazas vom Jahr 452 nennen ihn ausdrücklich unter den heldenmüthigsten Martyrern. Zu Rom bestand im 8. Jahrhundert eine Pfarrkirche zum heiligen Clemens. — Kaiser Ludwig der Fromme schenkte im J. 872 dem Kloster Cava in den Abruzzen Reliquien vom heiligen Clemens, die ihm Papst Hadrian zugeschickt hatte. Solche befinden sich auch in der alten Kirche des hl. Clemens zu Rom und in mehreren Kirchen von Paris.

24. November.

Der heilige Johannes vom Kreuze,

Erster unbeschuhter Karmelite.

Jahr 1591.

Der heilige Johannes wurde zu Fontiberus, bei Avila in Alt-Kastilien geboren. Sein Vater, Gonzalez von Yepez, welcher gegen den Willen seiner Eltern Catharina Alvarez, ein braves, aber armes Mädchen geheirathet hatte, ward nach dieser Heirath von seiner Familie verstoßen und genöthigt, durch Weberei sein Brod zu verdienen. Nach wenigen Jahren starb er, durch schwere Arbeit und Noth gebrochen und hinterließ drei Kinder, von denen das jüngste Johannes vom Kreuz war. Nach dem Tode ihres Gatten begab sich die Witwe nach Medina, und ließ trotz ihrer Armuth Johannes das Kollegium dieser Stadt besuchen, um die in ihm keimenden ausgezeichneten Anlagen zu entwickeln.

Im Collegium zu Medina zeichnete sich Johannes durch Eifer, Gehorsam, Bescheidenheit und Liebe zur Armuth aus, mußte aber mit 13 Jahren das Studium aufgeben, da seine Mutter zu arm war, die Kosten länger zu bestreiten. Glücklicherweise nahm ihn ein tugendhafter Edelmann Namens Alphons zur Krankenpflege in das Spital zu Medina, dessen Verwalter er war, auf. Hier mußte Johannes Kranke pflegen. Er zeigte sich dieser Hilfe würdig. Mit dem angestrengtesten Fleiße und Eifer erfüllte er alle ihm aufgetragenen Geschäfte und seine Nächstenliebe und Milde machten ihn bald bei allen Unglücklichen beliebt, deren Leiden er durch fromme Trostworte linderte, und dadurch in ihren Gemüthern wieder Hoffnung und Zuversicht zu erwecken suchte. Wenn er seinen Dienst besorgt hatte, warf er sich mit solchem Eifer auf seine Studien, daß er denselben sogar einen Theil der Nachtruhe opferte. Deßhalb machte er aber auch so große Fortschritte, daß er mit fünfzehn Jahren den philosophischen Kurs bei den Vätern der Gesellschaft Jesu mitmachen konnte und bald alle seine Mitschüler weit übertraf. So groß aber auch seine Liebe zum Studium war, so wenig vermochte es ihn doch seinen frommen Uebungen und der Liebe zu Gott, die von Kindheit in seinem Herzen brannte, zu entfremden. Mit dem Entschlusse, sich ganz dem Dienste Jesu Christi zu weihen, trat er am 24. Febr. 1563 unter dem Namen Bruder Johannes von St. Matthias in das Observanten-Karmelitenkloster zu Medina. Während seines Noviziats entfaltete er eine bewundernswürdige Unterwürfigkeit, muster-

hafte Demuth und einen Andachtseifer, der ihm die Achtung aller Bewohner des Klosters erwarb. Nachdem er im Jahre 1564 zu den Gelübden zugelassen worden war, schickten ihn seine Obern nach Salamanka zum Studium der Theologie, da sie wohl einsahen, wie viel ein so hoch begabter junger Mann der Kirche und dem Orden würde nützen können. Aber auch in Salamanka setzte er seine strenge Bußübungen fort. Eine enge dunkle Zelle diente ihm zur Schlafstätte, hartes Holz zum Lager, ein rauhes Bußkleid zur Abtödtung aller Leidenschaften, denn nur durch diese Mittel glaubte er, könne sich seine Seele zu Gott empor schwingen, und sein Geist in stiller Abgeschiedenheit und ununterbrochenen Gebetübungen sich auf seine künftige Laufbahn vorbereiten. Nach Beendigung seiner theologischen Studien erhielt er die heiligen Weihen.

Von jetzt an kannte sein Eifer keine Grenzen mehr. Zur Feier der heiligen Geheimnisse bereitete er sich durch die strengsten Bußwerke vor, und stellte vorzüglich gern Betrachtungen über die Leiden Jesu Christi an. Aus dieser heiligen Uebung schöpfte er die nöthige Kraft zu den vielen Mühen und Arbeiten, denen er sich später bei der Reform seines Ordens unterziehen mußte.

Seit langer Zeit schon herrschte im Karmeliterorden große Erschlaffung. Die erste Regel des heiligen Albert war vollständig vergessen, die Beobachtung einer andern hatte aufgehört, und zahllose Unordnungen hatten sich überall eingeschlichen. Tief betrübt über diese Zustände, welche die Achtung vor dem Ordensleben bedeutend schwächten, hatte es die hl. Theresia aus göttlicher Eingebung unternommen zu Avila ein Nonnenkloster nach der ursprünglichen Regel der Karmeliten zu gründen. Kaum war dieses vollendet, so erhob sich schon ein zweites in Medina.

Die heilige Theresia erhielt von dem General des Ordens die Vollmacht, auch zwei Mönchsklöster nach dieser Reform zu gründen. Der Prior der Karmeliten zu Medina, den sie in dieser Angelegenheit um Rath fragte, bezeichnete ihr den Vater Johannes von St. Matthias als einen Mönch, dessen ausgezeichnete Eigenschaften ihr in dieser wichtigen Unternehmung große Dienste leisten könnten. Die Heilige bewunderte die Fähigkeiten, die Klugheit und den Eifer des hl. Johannes; theilte ihm ihre Pläne mit, und bat ihn inständig, für die Reform thätig zu sein. Die Beredtsamkeit der heiligen Theresia machte auf den jungen Mönch um so größeren Eindruck, als derselbe in seinem Eifer für Abtödung die Karmelitenregel nicht streng genug fand, und schon daran gedacht hatte, in den Karthäuserorden überzutreten, deshalb ging er ohne Zögern auf die Pläne der heiligen Theresia ein.

Sogleich belehrte sie ihn über das Wesen ihrer Reform und schickte ihn in das Dorf Durvelle, wo sie in einem äußerst ärmlichen Hause ihr erstes Mannskloster einzurichten gedachte. Johannes weilte darin eine Zeit lang ganz allein, bald aber schloßen sich mehrere Mönche, von gleicher Gesinnung beseelt, an ihn an. Am ersten Adventsonntage des Jahres 1568 erneuerten sie ihre Gelübde, und Johannes von St. Matthias nahm jetzt den Namen Johannes vom Kreuze an.

So entstanden die unbeschuhten Karmeliten, deren Genossenschaft Paul V. genehmigte und Gregor XIII. im Jahr 1580 bestätigte.

Johannes vom Kreuze blieb 18 Monate im Kloster Durvelle. Seine Klugheit und Unterscheidungsgabe machten ihn mehr als jeden Andern geeignet, die Novizen zu leiten, welche an seinem Beispiele Liebe zur Einsamkeit, zur Abtödtung und Betrachtung lernten. Sein ganzes Wesen flößte Achtung und Liebe ein, und er übte einen solchen Einfluß auf die übrigen Mönche aus, daß ihnen die strengsten und mühevollsten Bußwerke leicht und angenehm vorkamen. Der Ruf der Heiligkeit der Karmeliten von Durvelle hatte sich weithin durch Spanien verbreitet. Von allen Seiten strömten Männer herbei um bei ihnen den sichern und schnellern Weg zur Vollkommenheit kennen zu lernen. Bald war das Kloster zu klein, um Alle aufzunehmen, welche sich meldeten, und die Mönche siedelten nach Manzera über, wo der Edelmann Ludwig von Toledo ihnen aus Hochschätzung ihrer Tugenden ein Haus bauen ließ.

Der Erlöser erscheint dem heiligen Johannes vom Kreuze.

Bald darauf verließ Johannes vom Kreuze Manzera, da ihm die Leitung eines zu Alkala neu gegründeten Klosters übertragen wurde. In diesem entfaltete die Reform höhern Glanz, und erneuerte vor den Augen der Welt das erhabene Schauspiel jenes Mönchlebens der ersten Jahrhunderte. Diese Mönche waren ein lebendiges Vorbild der Vollkommenheit; ihr einziges Streben war die Ehre Gottes; auf dem engen Pfade der Abtödtung, des Gebetes und der Betrachtung eilten sie zum himmlischen Vaterlande.

Nach zwei Jahren wurde Johannes vom Kreuze von Alkala, wo er als Beispiel seiner Tugend ge-

leuchtet, als Beichtvater in das Kloster von der Menschwerdung nach Avila berufen, wohin auch Theresia als Oberin geschickt wurde, um die schweren Mißbräuche zu heben, welche daselbst eingerissen waren. Bald hatte die Klugheit des Beichtvaters, die Heiligkeit seiner Lehre und seine bewundernswürdige Geduld, so glückliche Wirkungen, daß die Nonnen, ihr leichtfertiges Benehmen aufrichtig bereuend, von selbst unter das Joch der ursprünglichen Regel zurückkehrten. Schon drang die Reform, nachdem sie in den meisten Klöstern von Kastilien eingeführt worden war, nach Andalusien vor. Aus Eifersucht gedachten die alten Karmeliten sie in ihrem schnellen Fortschritte aufzuhalten, indem sie auf dem Generalkapitel des Ordens zu Placentia in Italien im Jahre 1577 dem General die Vorstellung machten; die unbeschuhten Karmeliten hätten blos zur Gründung von zwei Klöstern in Kastilien die Vollmacht erhalten, sie hätten aber nicht blos diese Zahl überschritten, sondern sie blieben nicht einmal mehr innerhalb der Grenzen ihrer Provinz und würden sich ohne Zweifel bald ganz über Spanien verbreiten, wenn man ihnen nicht Einhalt gebiete. Durch den Einfluß der auf dem Kapitel weit zahlreicheren und stärkeren alten Karmeliten kam der Beschluß zu Stande, diese Reformirten hätten alle Klöster zu verlassen, welche sie ohne Erlaubniß gegründet hätten.

Mittlerweile hatte die Reform sich den Schutz Philipps II. zu verschaffen gewußt, und behauptete sich durch diese Stütze trotz der Bemühungen ihrer Gegner in ihren neuen Stiftungen. Die unbeschuhten Karmeliten verweigerten sogar ihre Unterwerfung unter den Beschluß des Generalkapitels, so daß die Reform als eine Rebellion gegen den Orden betrachtet wurde. Johannes vom Kreuze war der erste Anhänger der Reform gewesen, und hatte darum zuerst für sie zu leiden. Ueberzeugt, daß der Widerstand gegen die Befehle des Kapitel sein Werk sei, ließ ihn der Ordensgeneral in der Nacht des 24. Dezember 1577 von seinem Hause zu Avila in das Kloster der alten Karmeliten zu Toledo bringen, wo er neun Monate lang wie ein Verbrecher behandelt wurde, dem die schwerste Züchtigung gebühre.

Seine wunderbare Befreiung bewies, wie sehr die erhabenen Tugenden des Heiligen dem Allmächtigen gefielen. Am Tage der Himmelfahrt Mariä erschien ihm der Erlöser und befahl ihm, unter seinem Schutze aus der Haft zu entfliehen. Voll Vertrauen gehorchte der Heilige dem Willen Gottes, der sich ihm in so klarer Weise offenbarte. In der Stille der Nacht, während alle Mönche schliefen, rüttelte er stark an der Thüre seines Gefängnisses, die Schlösser öffnen sich von selbst, plötzlich sieht er sich von Licht umflossen, fühlte sich über die Mauern gehoben und nach Avila getragen, wo er sich in das Karmelitenkloster begibt. Unter dem Schutze der seligsten Jungfrau entging er allen Nachforschungen und gelangte ungefährdet in das reformirte Kloster Almandoiar.

Einige Zeit später übertrug ihm der Pater Superior der Reform die Leitung des Hauses von Calvaria auf dem Gebirge an der Mündung des Guadalquivier. An diesem einsamen zur Betrachtung sehr geeigneten Orte verfaßte er seine mystischen Schriften, worin er in den glühendsten Ausdrücken die unbeschreiblichen Freuden einer mit Gott vereinigten Seele schildert und mit größter Wahrheit den sichersten Weg zur ewigen Glückseligkeit vorzeichnet.

Im Jahre 1579 nöthigten die Befehle seines Superiors den Heiligen, diese Einöde zu verlassen, die seiner Neigung zur Beschaulichkeit so sehr entsprach. Man betraute ihn mit der Gründung eines reformirten Klosters zu Baeza. Mit einigen Mönchen aus dem Kloster Pegnuela begab er sich nach Baeza und bezog das neue Haus am 14. Juni, am Feste der heiligen Dreieinigkeit.

Indeß hatte die Reform seit der Abhaltung des Generalkapitels zu Placentia fortwährende Anfechtungen und Kämpfe gegen die alten Karmeliten zu bestehen, welche sie nicht nur in ihrem Fortschritte aufzuhalten, sondern ganz zu zerstören beabsichtigten. Um Ruhe zu schaffen und dieser Zänkerei ein Ende zu machen, ernannte König Philipp II., der die reformirten Karmeliten fortwährend beschützte, Kommissäre, welche, mit dem päpstlichen Nuntius vereint, die Ruhe wieder herstellen und einen dauerhaften Frieden begründen sollten. Durch Papst Gregor XIII. wurden auf die Bitten des Johann Jesus von Rocca, den die Reformkarmeliten nach Rom geschickt hatten, trotz des hartnäckigen Widerstandes des Ordensgenerals der Bestand aller bisher gegründeten Klöster der Reform gewährleistet und die Trennung der unbeschuhten von den alten Karmeliten ausgesprochen. Das hierauf bezügliche Breve wurde am 22. Juni 1580 ausgegeben. So triumphirte die Reform über ihre Gegner und frei von jeder Fessel schritt sie mächtig vorwärts und erhielt von Tag zu Tag neuen Zuwachs. Nachdem Johannes vom Kreuze das Haus Baeza zwei Jahre lang geleitet hatte, wurde er zum Superior des Klosters von Granada ernannt. Wir wollen nicht wiederholen, was wir schon so oft von dem Einflusse gesagt haben, den seine ausgezeichneten Eigenschaften auf die übrigen Mönche ausübten. Aus Eifer für die Ehre Gottes stiftete er im Jahre 1582 zu Granada ein neues Karmelitenkloster. Den dadurch für ihn erwachsenen Zuwachs an Arbeiten hielt er für eine besondere Gnade der Vorsehung. Er opferte seine Ruhe den Sorgen, welche die Leitung der beiden Häuser erheischte und fand in seinem heilgen Eifer die zu so gehäuften Arbeiten nöthige Kraft.

Erfinderisch in Mitteln zur Abtödtung seines Leibes trug er gewöhnlich ein rauhes Bußkleid und eine eiserne Kette, deren Spitzen seinen Leib zerfleischten und ihm später schmerzliche Geschwüre zuzogen. Trotz all seiner Bußwerke und sonstigen Leiden war seine Seele immer ruhig und heiter, zum deutlichen Beweise, daß der Herr ihn durch seine Gnade stärkte.

Bald erhielt er vom Pater Provinzial den Befehl, zu Malaga ein Karmelitenkloster zu gründen. Er erfüllte diesen Auftrag mit gewohnter Klugheit und die neue Stiftung erfreute sich bald eines glücklichen Gedeihens.

Auf dem Kapitel zu Lissabon am 10. Mai 1585 wurde Johannes vom Kreuze zum Provinzialvikar von

Andalusien ernannt und hatte als solcher über Handhabung der Ordenszucht zu wachen und Mißbräuche abzuschaffen, welche in einigen Häusern einzureißen drohten. Um so demüthiger, je höher er stand, unterzog er sich in allen Klöstern zuerst allen klösterlichen Uebungen, und auch als Provinzial theilte er jede, auch die beschwerlichste Arbeit mit den andern Mönchen. So kam es, daß er alle Herzen gewann, und die gewonnene liebevolle Achtung zu wirksamer Heiligung seiner Brüder benützen konnte. Wenn ihn große Schwäche in Folge der vielen Entbehrungen, die er sich auflegte, hinderte, zu Fuße seine Klöster zu besuchen, so bediente er sich immer nur eines ganz ärmlichen Fuhrwerkes. Als Provinzialvikar gründete er das reformierte Kloster zu Cordova; und auch zu Segovia wurde auf einen Rath ein solches gestiftet; da diese Stadt aber nicht zu seiner Provinz gehörte, so überließ er die Gründung selbst dem Vikar von Altkastilien. Um dieselbe Zeit bekam er vom Pater Provinzial den Auftrag, die Mutter Anna von Jesu nach Madrid zu begleiten, wo sie ein Karmelitenkloster gründen sollte, und auf dem Rückwege stiftete er das reformirte Kloster zu Caravaqua.

Auf dem Provinzialkapitel zu Valladolid am 17. April 1587 wurde der Heilige zum zweitenmal zum Prior des Hauses in Granada ernannt. Allein lange schon sehnte er sich nach Einsamkeit, und sein einziger Wunsch war, in der Zelle als einfacher Mönch zu leben. Umsonst bittet er seine Obern, für diese hohe Würde einen jüngern und weniger durch Arbeit erschöpften Mönch zu bestimmen; doch das allgemeine Beste verlangt seine Annahme, darum sträubt er sich nicht weiter, und das Kloster zu Granada wird noch einmal erbaut durch seine Tugenden, welche von Tag zu Tag in höherem Glanze strahlen.

Die Fortschritte der Reform, welche in alle Provinzen drang und die immer wachsende Zahl von Klöstern des Ordens ließen die durch das Breve von 1580 geschaffenen Verwaltungs- und Beaufsichtigungsmittel als ungenügend erscheinen. Der Pater Provinzial, Nikolaus Doria, beschloß, die Reform in mehrere Provinzen einzutheilen, von denen jede einen besonderen Provinzial haben sollte, und eine Art von Ordensrath einzuführen, welcher, aus einer bestimmten Anzahl von Mönchen bestehend, unter dem Vorsitze eines Generalvikars alle wichtigen Angelegenheiten der Congregation erledigen sollte. Ein päpstliches Breve von 1587 genehmigte den Plan. Pater Nikolaus Doria wurde zum Generalvikar des Ordens gewählt, und Johann vom Kreuze trat in den aus sechs Mitgliedern bestehenden Rath. Derselbe sollte zu Segovia residiren und in Anwesenheit des Generalvikars sollte Johannes vom Kreuze, der zum Prior des Klosters dieser Stadt ernannt worden war, den Vorsitz führen. Diese Aenderung in der Verwaltung führte in einigen Klöstern zu Unruhen und wurde für unsern Heiligen die Quelle schwerer Prüfungen.

Man fürchtete, die unbeschränkte Gewalt dieses Rathes möchte Mißbräuche und Gewaltthätigkeiten herbeiführen, das Joch des Gehorsams unerträglich machen, und den Geist der Einigkeit und Liebe, welcher die Seele des Ordens war, zerstören. Es erhob sich also ein gewaltiger Widerstand. Auf ein Mahnschreiben des Königs vom 20. Februar 1589 unterwarfen sich

Beschäftigung der unbeschuhten Karmeliten.

die Mönche, nicht aber die Nonnen. Die Mutter Anna von Jesu, Priorin des Klosters v. Madrid, erhielt vom Papste Sixtus V. im Juni 1590 zur Beruhigung eine Breve, kraft dessen die Verordnungen des Generalkapitels zu Madrid für die Nonnen keine Verbindlichkeit haben, und dieselben einzig dem Generalvikar unterworfen sein sollten. Die Visitation und Aufsicht über die Klöster sollte einem eigens zu wählenden Commissär übertragen werden. Durch dieses Breve waren somit die Karmelitinnen vom Ordensrathe völlig unabhängig.

Sobald der Generalvikar die Absichten der Nonnen und die Schritte erfuhr, die sie in Rom gethan hatten, berief er ein Kapitel, worin beschlossen wurde, der Orden werde, falls die Nonnen von dem Breve Gebrauch machen würden, die Leitung derselben in die Hände des Papstes zurückgeben. Umsonst mahnte der Vater Johannes vom Kreuze, dessen bewunderswerthe Weisheit und Klugheit den durch Leidenschaft verblendeten Brüdern die Augen hätten öffnen sollen, mit Kraft zur Mäßigung und Nachsicht gegen fromme Nonnen, deren Absichten rein seien, und denen nur die Erhaltung des Friedens ihrer Genossenschaften am Herzen liege. Seine von christlicher Liebe durchdrungene, aber kräftige und entschiedene Sprache machte ihn den meisten Vätern verdächtig. Man vermuthete, er verfolge in dieser Angelegenheit sein eigenes Interesse und zweifelte nicht an einem Einverständniß mit der Mutter Anna von Jesu, als die Nonnen auf das päpstliche Breve hin, ihn dem Kapitel als ihren Commissär zur Wahl vorschlugen. Johannes vom Kreuze sollte bald seine Fürsprache für die Karmelitinnen büßen. Auf dem Generalkapitel zu Madrid am 1. Juni 1591 wurde er wegen seines Widerstandes gegen einige strenge Maßregeln, welche der Generalvikar ergriffen hatte, seiner Würde als Mitglied des Rathes entsetzt und in das Kloster zu Pegnuela geschickt. Diese Prüfung nahm der Heilige mit Freude und Dank an, denn seit langer Zeit war Einsamkeit sein einziges Verlangen gewesen.

In der friedlichen Stille dieses Klosters beschäftigte er sich einzig mit seinem Heile. Als Sixtus V. im Jahre 1590 gestorben war, suchten die Mitglieder des Rathes der Durchführung des zu Gunsten der Nonnen erlassenen Breves sich kräftig zu widersetzen und es erhoben sich neue Streitigkeiten, bis Gregor der XIV. die Entscheidung gab, die Nonnenklöster der Karmeliten sollen nicht unter dem Rathe stehen, sondern je unter den betreffenden Ordensprovinzialen, ohne daß ein Commissär für sie eingesetzt würde.

Die Wiederherstellung des Friedens hätte auch für Johannes vom Kreuze einige Ruhe bringen können, wenn ihn nicht neue Prüfungen erwartet hätten. Der Herr schien für ihn alle Leiden und Demüthigungen aufbewahrt zu haben, damit er das wahre Abbild des gekreuzigten Heilandes werde. Während er Superior des Klosters zu Granada war, mußte er gegen zwei Mönche streng einschreiten, welche ihre Talente statt zur Verkündigung des göttlichen Wortes zu ganz fremdartigen Beschäftigungen verwandten, und sich über alle Vorschriften der Regel hinwegsetzten. Von dieser Zeit an hegten sie gegen den Heiligen einen heftigen Haß, und beschlossen Rache. Einer von ihnen, welcher Mitglied des Rathes geworden war, suchte ihn wo möglich bei allen Brüdern in üblen Ruf zu bringen und leitete deßhalb eine Untersuchung über seinen sittlichen Wandel gegen ihn ein. Dabei verfuhr er so gewaltthätig, daß die andern Mönche, um nicht in Ungnade zu gerathen, den Heiligen im Stiche ließen und ihre wahre Gesinnung gegen denselben nicht kund zu geben wagten. Der Heilige bewies in dieser Verfolgung, aus welcher er triumphirend hervorging, eine heldenmüthige Geduld. Er fand Worte, die ungerechte Strenge seines Feindes zu entschuldigen und duldete nicht, daß man den Generalvikar davon in Kenntniß setzte.

Endlich nahte der Augenblick, wo Johannes vom Kreuze den Lohn seiner Tugenden empfangen und für seine irdischen Leiden mit himmlischen Wonnen überhäuft werden sollte. Durch ein heftiges Fieber genöthigt, Pegnuela zu verlassen, wo er keine Hilfe finden konnte, ließ er sich aus Liebe zum Leiden in das Kloster zu Ubeda bringen, dessen Vorsteher gegen ihn feindselig gesinnt war. Bald bildeten sich Geschwüre an seinem ganzen Leibe, und besonders waren seine Füße in einem solchen Zustande, daß man mehrere schmerzliche Operationen an ihm vornehmen mußte. Er ertrug alles mit englischer Geduld. Endlich am 14. Dez. 1591 gab er Gott seine Seele zurück, die immer nur für ihn gelebt hatte. Mein Gott, in deine Hände befehle ich meinen Geist, waren seine letzten Worte. Sein Leib wurde nach Segovia gebracht, bis auf die lebhafteste Einsprache des Klosters zu Ubeda seine Reliquien unter beide Städte vertheilt wurden.

Viele Wunder bestätigten die Heiligkeit des Johannes vom Kreuze, Papst Benedikt XIII. sprach ihn i. J. 1726 heilig und sein Fest wurde auf den 24. Nov. gesetzt.

Das hellleuchtende Beispiel des heiligen Johannes vom Kreuze belehrt uns, was ein Mensch, dessen Seele von inniger Liebe zu Gott, zu Jesus Christus und zur allerseligsten Jungfrau entflammt ist, zu ertragen vermöge. Nicht unbeschreibliche Leiden des Körpers, nicht Verfolgung und Haß der Feinde, nicht Zurücksetzung und ungerechte Beschuldigungen und Verläumdungen sollen auch nicht einmal im Kleinsten diese Liebe schwächen. Im Gegentheil, je größer die Leiden dieser Welt in verschiedener Gestalt auf uns eindringen, mit desto größerer Demuth und Ergebung in den Willen Gottes sollen wir sie aufnehmen, sie als ein Läuterungsmittel unserer Seele betrachten, und den Herrn lobpreisen, daß er uns derselben gewürdigt habe, denn welche der Herr lieb hat, die züchtiget er. Rein von allen bösen Gedanken, Worten und Werken soll unsere Seele sein und bleiben, so lange wir auf dieser Erde wallen, wie die Seele des heiligen Johannes war, der gereinigt von allen Schlacken dieses Erdenlebens mit Freudigkeit vor den Richterstuhl Gottes treten durfte, um für seine irdischen, von ihm muthig und standhaft ertragenen Leiden dort mit ewigen Freuden belohnt zu werden.

25. November.

Die heilige Catharina,

Jungfrau und Martyrin.

Jahr 307.

Catharina, die allzeit reine genannt, bekannte muthig ihren Glauben in den ersten Jahren des vierten Jahrhunderts. Sie stammte nach alter Ueberlieferung aus hohem Geschlechte, sogar aus königlichem Geblüte. Wir besitzen übrigens wenige zuverlässige Einzelheiten über Catharinens Leben, allein schon das wenige, das wir wissen, flößt Bewunderung ein, und die zahlreichen Wunder, welche durch die Kraft ihres Namens und ihrer Reliquien gewirkt wurden, haben ihr auf dem ganzen Erdkreise hohe Verehrung verschafft. Bischof Eusebius von Cäsarea berichtet von unserer Heiligen Folgendes: „Zu Alexandrien lebte eine durch Reichthum und hohe Geburt ausgezeichnete Frau. Eine Menge Anderer war den brutalen Angriffen des Tyrannen Maximin II. unterlegen, dieser christlichen Jungfrau, die ihm mit wahrhaft männlicher Seelenstärke entgegentrat, mußte er weichen. Sie war berühmt durch den Glanz ihrer Geburt, ihres Reichthums und ausgezeichneter Gelehrsamkeit, aber höher als Alles dieses schätzte sie Bescheidenheit und Reinigkeit. Der Tyrann nahm zu schimpflichen Verführungskünsten seine Zuflucht, aber umsonst, gleichwohl wollte er sie nicht zum Tode führen lassen, weil seine Leidenschaft stärker war, als sein Zorn; er beraubte sie ihrer Güter und schickte sie in die Verbannung."

Obwohl Eusebius keinen Namen nennt, glaubt man doch, es sei hier die Rede von der heiligen Catharina, denn die Geschichte und die Martyrerakten reden von Catharina ungefähr eben so wie Eusebius die edle Frau von Alexandrien schildert. Es war im Jahre 307. Da Catharina durch ihre Gelehrsamkeit eben so berühmt war, wie durch Schönheit, Reichthum und Geburt, so suchte Maximin ihre Wissenschaft zu besiegen, da er ihr Ehrgefühl nicht hatte überwinden können, und zwang sie, in einer öffentlichen Disputation ihren Glauben gegen mehrere Philosophen zu vertheidigen. „Die Schwäche ihres Geschlechtes durch die Größe ihres Geistes überwindend, hatte die heilige Catharina in ihrer Jugend alle Wissenschaften gelernt, welche die Ausbildung des Geistes befördern. Allein der Meister, welcher sie innerlich belehrte, hatte ihren Geist mit noch viel tiefern Kenntnissen bereichert. Die keusche Liebe zu dieser Wissenschaft erfüllte sie in solchem Grade, daß sie, alles Uebrige verachtend, alle ihre Gedanken auf den Glauben bezog, und diese auf den Glauben stützte, um sie dann mit aller Kraft zu den heiligen Uebungen christlicher Frömmigkeit zu verwenden." „Auf solchem Grunde," sagte Bossuet, „erbaute die edle Christin das mächtige Gebäude der heil. Wissenschaft, mit der sie die irdische Wissenschaft zu Schanden machte und stolze Philosophen besiegte. Auf den Glauben an einen gedemüthigten und getödteten Gott gründete sie ihre Verachtung gegen das, was man Adel und Unterschied der Geburt nennt, um sich ganz mit den Demüthigungen Jesu Christi und mit der ruhmvollen Schmach seines Evangeliums zu bedecken. Auf den Glauben an den von einer Jungfrau geborenen Gott gründete sie ihre edelmüthige Verachtung sinnlicher Freuden, um mit unüberwindlicher Liebe die jungfräuliche Reinigkeit zu umfassen. Nach dem Beispiele des vor Pontius Pilatus erscheinenden Heilandes, stellte sich Catharina vor den Richterstuhl des Kaisers, um mit unbesiegbarer Kraft die Wahrheit des Evangeliums zu vertheidigen.

Marter der hl. Catharina nach Ferrari, 16. Jahrh.

Sie siegte über ihre Gegner. Die Kraft ihrer Gründe erleuchtete deren Geister, ihre anmuthige Rede rührte deren Herzen, so daß sie den süßesten Triumph errang, nach dem ein christlicher Streiter streben kann,

indem sie nicht blos ihre Gegner zum Schweigen brachte, sondern ihnen auch Liebe zur Wahrheit und öffentliche Anerkennung derselben abnöthigte. Denn dieselben legten für die Wahrheit nicht blos durch ihr Wort, sondern auch durch Vergießen ihres Blutes Zeugniß ab. Auch Catharina selbst starb für den Glauben. Sie wurde zu einer furchtbaren Marter verurtheilt, deren Beschreibung schon Schauder erregte. Sie wurde auf eine Maschine gebunden, die aus mehreren mit spitzigen Stacheln besetzten Rädern bestand. Als man aber die Maschine in Bewegung setzen wollte, zerbrachen die Bande auf wunderbare Weise. Der so befreiten Heiligen wurde nach dem darauf gefällten Urtheil das Haupt abgeschlagen. Im achten Jahrhundert wurden die kostbaren Ueberreste der Heiligen entdeckt und auf den Berg Sinai gebracht, um sie vor Verunehrung durch die Sarazenen zu schützen, welche Herren von Egypten waren. Man bestattete dieselben in einem Kloster, welches die heilige Helena erbaut und Kaiser Justinian vergrößert hatte. Von dieser Zeit an genießt die Heilige allgemeine Verehrung und es gibt wenige Martyrer, deren Verehrung weiter verbreitet wäre. Die Kunst hat sich der Legende der heiligen Catharina bemächtigt und derselben durch die Hände eines Finsole, Masaccio, Albrecht Dürer und Laurati eine herrliche Darstellung gegeben. Catharina wird gewöhnlich mit einem zerbrochenen Rade oder ein Schwert in der Hand abgebildet, oder auch, einen Kranz auf dem Haupte und einem Scepter in der Hand. In den Schulen hat man die heilige Catharina als Patronin und Vorbild der christlichen Philosophen gewählt.

Nach der Tugend ist die Wissenschaft die schönste und kostbarste Zierde des menschlichen Geistes. Wenn man sie zur Bildung des Geistes und Herzens pflegt, und den jungen wißbegierigen Geist das Gelernte durchdringen und richtig auffassen lehrt, dann wird er unvermerkt groß und edel denken und handeln lernen, weil er mit fortschreitender Bildung seines Gefühls das Böse mit steigendem Abscheu hassen und das Gute mit steigender Bewunderung ergreifen und zu seinem Eigenthum machen wird. Wer den Unterschied zwischen der Rohheit verwahrloster Menschen und der durch wissenschaftliche Erziehung herangebildeter Männer und Frauen richtig würdigen will, der werfe einen Blick in die Geschichte und auf die Thaten wilder und roher Nationen und der durch Gesittung sich auszeichnenden Völker. Wie die Bildung des Geistes, ebenso nothwendig ist auch die Veredlung des Herzens. Um ein Christ zu sein, braucht man kein Gottesgelehrter zu sein, aber ohne die seinem Stande angemessene Bildung und Veredlung des Herzens kann niemand ein wahrer Christ sein. Dieses sollen besonders Erzieher wohl beachten, um bei ihren Zöglingen nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten das tiefe Gefühl für das Gute in deren Herzen zu entwickeln und sie dadurch zu tugendhaften Christen und für die menschliche Gesellschaft taugliche Glieder heranzubilden. Da nun Frauen am häufigsten zu Erzieherinnen der Kinder gewählt werden, so wäre diesen hauptsächlich jene Kenntniß, Umsicht und Gewandtheit der Bildung zu wünschen, die so vielen vom Eigendünkel ihres Wissens aufgeblähten Lehrern unbekannt zu sein scheint.

26. November.

Der hl. Petrus v. Alexandrien.

Jahr 311.

Martertod des heiligen Petrus von Alexandrien.

Eusebius nennt den heiligen Petrus von Alexandrien einen ausgezeichneten Lehrer der christlichen Religion, die höchste Zierde der Bischöfe, und berichtet, er habe sich durch Tugend, vielseitiges Wissen und tiefe Kenntniß der heiligen Schriften die allgemeine Bewunderung und Achtung seiner Zeitgenossen erworben.

Nach dem Tode des Bischofs Theonas um das Jahr 300 zum Bischofe von Alexandrien erwählt, regierte er seine Kirche mit ausgezeichneter Heiligkeit und bewies während der heftigen Verfolgung unter Diokletian und seinem Nachfolger ebenso viel Muth als Klugheit. Je mächtiger die Gefahren sich um ihn aufthürmten, desto größere Wachsamkeit zur Aufrechthaltung der Kirche bewährte er und desto größer war sein Eifer für die heiligen Uebungen der Buße! Die Verfolgung, welche mehrere Bischöfe und untergeordnete Diener der Kirche in Schrecken setzte, verminderte diese seine Wachsamkeit über seine Herde nicht im Geringsten, sondern machte nur seine Liebe werkthätiger und feuerte ihn zu den großmüthigsten Opfern an. Sein Eifer erstreckte sich auf alle Kirchen

von Egypten, Libyen und der Thebais, welche unter seiner Gerichtsbarkeit standen.

Trotz der Sorgfalt und des Eifers des hl. Bischofs fanden sich doch Christen, in welchen die Liebe zur Welt und zum Leben überwog und welche feige ihrer Religion entsagten, um dem Martyrtod zu entgehen. Einige kämpften anfangs mutig und duldeten grausame Qualen, bis sie endlich von Schmerzen besiegt abfielen. Andere, welche die Leiden des Kerkers standhaft ertragen hatten, ließen sich durch den Anblick der Marterwerkzeuge abschrecken und traten schimpflich von der Ehrenbahn zurück. Andere lieferten sich freiwillig den Verfolgern aus und gingen am Ende sieglos aus dem Kampfe hervor. Andere schickten an ihrer Stelle Heiden, um in ihrem Namen zu opfern, oder erbaten sich von den heidnischen Beamten Zeugnisse, daß sie geopfert hätten, obwohl dem nicht so war, um ihren Abfall zu bemänteln. Die meisten der Abgefallenen gingen später in sich, und der hl. Bischof teilte in seinem canonischen Briefe die Abgefallenen in verschiedene Klassen und bestimmte für jede eine Buße. Von allen Abgefallenen gab keiner der Kirche größeres Aergernis als Melitius, Bischof von Lycopolis in der Thebais, welcher, des Abfalls und anderer Vergehen beschuldigt, von einem Concil der bischöflichen Würde entsetzt wurde. Statt sich demütig zu unterwerfen und durch aufrichtige Reue Gnade zu suchen, stellte sich der Schuldige an die Spitze einer Partei von Unzufriedenen, die seine Absichten unterstützten. Um seinen Widerstand zu rechtfertigen und der Menge Achtung einzuflößen, heuchelte er großen Eifer für die Kirchenzucht, verbreitete Verleumdungen gegen den Bischof von Alexandrien und gegen dessen Conzil und vermaß sich, zu behaupten, er habe die Kirchengemeinschaft mit Petrus abgebrochen, weil er gegen die Abgefallenen zu nachsichtig sei, und dieselben zu früh und zu leicht wieder in die Kirche aufnehme. Diese Umtriebe führten zu einem Schisma, welches den Namen seines Urhebers erhielt und 50 Jahre dauerte. Melitius brachte durch seine Ränke Verwirrung in die ganze Kirche Egyptens. Er erhob sich über seinen Metropolitan, setzte Bischöfe gegen die Verfügungen des Canons ein, und stellte sogar einen Bischof in Alexandrien auf. Dieses Unwesen konnte er eine lange Zeit ungestört treiben, weil der hl. Petrus der Verfolgung wegen sich verborgen halten mußte.

Arius, ein Geistlicher zu Alexandrien, schlug sich zu der Melitianischen Partei; später verließ er sie wieder und der hl. Petrus weihte ihn zum Diakon. Derselbe erklärte sich aber noch einmal für die Melitianer, und erhob gegen die Maßregeln des hl. Petrus, welcher die Schismatiker exkommuniciert hatte, laute Klage. Der hl. Bischof kannte die Natur des menschlichen Herzens und den hartnäckigen Charakter des Arius zu gut, als daß er auf die aufrichtige Bekehrung dieses Diakons gerechnet hätte, so lange derselbe von Stolz beherrscht war, er schloß ihn deshalb von der Gemeinschaft der Kirche aus und ließ sich in der Folge durchaus nicht zur Zurückhaltung dieses Urteils bewegen. — Petrus verfaßte mehrere nicht mehr vorhandene Werke. Die Konzilien von Ephesus und Chalcedon führen einige Stellen aus seinem Buche über die Gottheit an. Von seiner Abhandlung über die Osterfeier besitzen wir einige Bruchstücke. — Nach dem Berichte des hl. Epiphanius wurde der hl. Petrus unter der Regierung Diocletians, oder vielmehr unter Maximian Galerius des Glaubens wegen eingekerkert, aber bald wieder freigelassen.

Maximian Daja erneuerte als Cäsar im Morgenlande um das Jahr 311 die Verfolgung, welche aber auf einen Brief des Galerius zu Gunsten der Christen bedeutend gemildert wurde. Trotzdem ließ Maximian nach seiner Ankunft in Alexandrien den Bischof dieser Stadt verhaften und verurteilte ihn zum Tode. Die Priester Faustus, Dion und Ammonius wurden zugleich mit ihrem Oberhirten enthauptet.

Der heilige Konrad.

Der heilige Conrad,

Bischof von Konstanz.

Jahr 976.

Conrad wurde durch seine Heiligkeit die schönste Zierde des berühmten Hauses der Welfen, aus welchem so viele, durch Kriegsthaten ausgezeichnete Fürsten abstammten. Einige Schriftsteller führen den Ursprung dieses Hauses in das tiefste Altertum zurück. Den Namen Welfen nahm es unter der Regierung Karls des Großen an. Abt Conrad von

Ursperg, der ihr Geschlechtsregister verfertigte, lobt die Frömmigkeit der Welfischen Fürsten und Fürstinnen, sowie ihre treue Anhänglichkeit an den römischen Stuhl. Welf I., der Sohn Isenbarts, Graf von Altdorf, verehelichte sich mit Irmentrude, der Stiefschwester Karls des Großen und Gründerin der Benediktinerabtei Altdorf. Judith, Welfs Tochter, wurde mit Ludwig dem Frommen vermählt. Zwei ihrer Brüder wurden Herzöge von Bayern. Conrad Rudolph und Heinrich sein Sohn, welch letzterer das Kloster Altmünster gründete, wurden nacheinander Grafen von Altdorf. Heinrich hinterließ zwei Söhne, Conrad, dessen Lebensgeschichte wir geben, und Rudolph, den vierten Grafen von Altdorf.

Conrads Kindheit ließ schon seine künftige Heiligkeit ahnen. Man schickte ihn an die unter der Leitung des dortigen Bischofs stehende berühmte Schule zu Constanz. Voll Weltverachtung widmete er sich dem Dienste Gottes mit ungewöhnlichem Eifer. Sein ernster Charakter zeugte von dem tiefen Eindruck, den der Gedanke an die Ewigkeit auf seine Seele machte; doch war er nie düster und schwermütig. Seine Heiterkeit war eine Folge jenes inneren Friedens, den Lebensschicksale niemals trüben. Christliche Einfalt herrschte in seinem ganzen Benehmen; seine Demut und Frömmigkeit verliehen seinem ganzen Wesen eine gewisse Würde, welche nur der Tugend eigen ist, und welche weit höher steht, als alle Würde menschlicher Größe. Alle, die ihn sahen, fühlten sich von einer mit Vertrauen und Liebe gemischten Ehrfurcht durchdrungen, eine so große Anziehungskraft übte sein leutseliges und liebevolles Wesen aus.

Bald nachdem er die Priesterweihe empfangen hatte, wurde er Probst der Domkirche zu Constanz, und nach dem im Jahr 934 erfolgten Tode des Bischofs Noding wurde er einstimmig zu dessen Nachfolger erwählt; doch verfloß eine ziemliche Zeit, bis man ihn zur Annahme der Wahl bewegen konnte. Oft besuchte ihn der hl. Bischof Ulrich von Augsburg, der hauptsächlich zu seiner Erwählung beigetragen hatte, um sich mit ihm zu besprechen. Ihre beiderseitige Freundschaft war so zart und heilig, daß sie gleichsam nur Eine Seele zu haben schienen, und gegenseitige Belehrung, Erbauung und Trost bei einander suchten und fanden. So lieblich ist es, wenn Brüder in Eintracht leben!

Conrad, der auf Erden Gott allein zu besitzen wünschte, tauschte mit seinem Bruder seine Besitzungen gegen Ländereien in der Umgebung von Constanz aus, die er dann seiner Domkirche und den Armen schenkte. Schon vorher hatte er in dieser Stadt drei Kirchen zu Ehren des hl. Moritz, des hl. Paulus und des hl. Evangelisten Johannes bauen lassen.

Da infolge der Kreuzzüge die Wallfahrten nach Jerusalem in Gebrauch kamen, so besuchte auch der Bischof von Constanz dreimal die heiligen Stätten.

Den Verkehr mit der Welt vermied er so viel wie möglich, da er denselben als Zeitverlust und als Feind jenes Geistes der Sammlung und Zerknirschung ansah, welcher einen Mann, der täglich die erhabensten Verrichtungen vorzunehmen hat, auszeichnen soll. Seine Ehrfurcht gegen das anbetungswürdige Sakrament des Altars ist unbeschreiblich. Die Armen hatten an ihm einen Vater und Tröster. Im Unterricht seiner Herde war er unermüdlich und erfüllte überhaupt jede Berufspflicht mit pünktlichster Genauigkeit.

Nachdem er 42 Jahre die bischöfliche Würde bekleidet hatte, starb er im Jahre 976. Er wurde nach seiner Anordnung, die er in tiefer Demut und in dem Verlangen, von der Welt vergessen zu werden, gemacht hatte, unter freiem Himmel, in der Nähe der Kapelle des hl. Mauritius beerdigt. Als bei seinem Grabe mehrere Wunder geschehen waren, sprach ihn Papst Calixt II. um das Jahr 1120 heilig.

Auf Conrad sind die Worte des hl. Thomas von Kempis in ihrem ganzen Umfange anwendbar: Glücklich ist die Seele, welche keinen Trost in der Welt findet und nur von Gott ihren Trost erhält, die den Menschen unbekannt, aber den Heiligen bekannt ist, die von den Bösen zurückgestoßen, aber von den Guten aufgesucht, die von den Stolzen verachtet, aber von den Demütigen geliebt, von den Weltlichgesinnten zurückgewiesen, aber von denen, die die Welt geringe achten, aufgenommen, von den Hohen der Welt verlacht, aber von den Niedrigen geehrt wird.

27. November.

Der heilige Virgilius,

Bischof von Salzburg. Jahr 784.

Unter die Bischöfe von Salzburg, die sich durch Gelehrsamkeit, sowie durch Heiligkeit des Lebenswandels auszeichneten, ist unstreitig auch der heilige Virgilius beizuzählen. In Irland aus altadeligem Geschlechte geboren, fühlte er schon im zarten Alter eine so innige Liebe zu Jesu, daß er kein größeres Vergnügen kannte, als die heiligen Schriften zu lesen und dem Gottesdienste und der Erklärung des göttlichen Wortes mit tiefer Andacht und Aufmerksamkeit beizuwohnen. Der Ausbildung des Herzens war seine höchste Sorgfalt zugewendet, und je tiefer sein Geist in die Erkenntnis des göttlichen Wortes eindrang, desto demütiger wurde sein Herz, desto eifriger ergab er sich der Abtötung, um alle

bösen Gedanken daraus zu verbannen und ihm die Reinigkeit zu bewahren, die allein zum ewigen Heile führen kann. Dadurch erwarb er sich Kenntnisse und hohe Tugenden, die ihn vor allen auszeichneten, und ihn zum Muster für andere machten. Da er sich dem Klosterstande widmete, so fühlte er, wie so viele heilige Männer seiner Zeit, den Drang in sich, sein Vaterland zu verlassen, um das Licht des Evangeliums unter den Völkern, die noch in der Finsternis, in Unwissenheit und Aberglauben wandelten, leuchten zu lassen. Auf seiner Reise kam er nach Westfranken, und brachte bei Pipin, Herzog von Neustrien, zwei Jahre zu, bei dem er wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit in hoher Achtung stand. Zu gleicher Zeit war zu demselben Zwecke der hl. Bonifacius, der Apostel der Deutschen thätig. Mit diesem geriet er in Zwistigkeit wegen eines Priesters, welcher der lateinischen Sprache nicht ganz kundig, die Taufformel unrichtig aussprach. Bonifacius erklärte im heiligen Eifer die Taufe für ungültig, Virgilius behauptete das Gegenteil. Die Entscheidung des Streites wurde dem hl. Vater in Rom, dem damaligen Papste Zacharias vorgelegt, der sich für die Giltigkeit der Taufe entschied, wenn der Priester nur aus Unkunde der Sprache die Formel der Taufe nicht buchstäblich ausgesprochen habe. Die Behauptung des hl. Virgilius, daß es auf der uns entgegengesetzten Seite der Erde Menschen — Gegenfüßler gebe, erregte einen neuen Streit mit Bonifacius, der diese damals ganz neue und unbegreifliche Behauptung für die Reinheit der christlichen Religion als gefährlich ansah, weil er glaubte, Virgilius nehme ein ganz von uns verschiedenes, von Jesus nicht erlöstes Menschengeschlecht an, was aber durchaus nicht Virgilius Meinung war.

Als im Jahre 745 der bischöfliche Stuhl zu Salzburg erledigt wurde, schlug Pipin dem bayerischen Herzoge Utilo den hl. Virgilius als einen zu diesem Amte am besten geeigneten Mann vor. Utilo gieng auf den Vorschlag ein, berief den Heiligen und ernannte ihn zum Bischofe. Aber Virgilius in seiner großen Demut sich dieser hohen Würde für unwürdig erachtend, widerstand 2 Jahre dieser Erhebung. Zuletzt fügte er sich dem Willen des Herzogs und den dringenden Bitten mehrerer Bischöfe und des gläubigen Volkes. Mit heiligem Eifer und im Vertrauen auf Gott begann er sein wichtiges Amt. Unermüdet war er im Predigen, im Unterrichten und Belehren, im Warnen, Ermahnen und Trösten. Er selbst gab das beste Beispiel seiner ihm anvertrauten Herde. Er führte ein äußerst strenges Leben. Abtötung der Sinnlichkeit durch Fasten und Wachen und Bekräftigung des Geistes durch anhaltendes Gebet war nach seinen vielen und schweren Amtsgeschäften ihm Hauptaufgabe. Im ersten Jahre seines Amtsantrittes weihte er die von den Feinden zerstörte und von Graf Günther wieder erbaute Kirche in Oettingen. Im Jahre 767 fieng er den Bau der Domkirche an, und weihte sie im Jahr 773 zu Ehren des ersten Apostels dieser Gegend, des hl. Ruperts, ein, und versetzte den größten Teil der Reliquien dieses Heiligen nebst den Gebeinen des hl. Chunibald und Giselars, der beiden Jünger Ruperts, dahin. Der Ruf von der rastlosen Thätigkeit des hl. Virgilius und von dem blühenden Zustande der Kirche von Salzburg verbreitete sich in ferne Länder. In Folge dessen schickte Baruth, Herzog von Kärnthen, dessen Sohn Carustus, der mit seinem Vetter Chetimar in Bayern weilte, einen Gesandten an ihn mit der Bitte, die Erziehung seines Sohnes und Vetters zu übernehmen, und ihnen die heilige Taufe zu erteilen. Als später Carustus und nach ihm Chetimar Herzog von Kärnthen wurde, ließ dieser durch eine feierliche Gesandtschaft den hl. Virgilius ersuchen, nach Kärnthen zu kommen und das wankende Christentum durch Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche zu bekräftigen. Dem Gesuch konnte der Bischof wegen der Menge von Geschäften in seiner eigenen Diöcese nicht entsprechen; schickte dagegen die frommen Priester Pato und Reginbert mit dem Bischofe Modestus und einigen Diakonen dahin, um dem Wunsche des Herzogs zu entsprechen und durch genaue Beobachtung der Kirchensatzungen dem Christentume Halt und Festigkeit zu geben und das Heil der Gläubigen zu befördern. Nach dem Tode des Bischofs Modestus drang der Herzog Chetimar aufs neue in den hl. Virgilius selbst in sein Land zu kommen; aber ein in der Gegend von Salzburg entstandener Aufruhr hinderte ihn abermals an der Ausführung. Nach Wiederherstellung des Friedens schickte er anfangs mehrere Priester unter Aufsicht des Latinus nach Kärnthen, und trat dann selbst die Reise dahin an. Ueberall mit dem größten Jubel empfangen, war seine Hauptsorge auf das Seelenheil der Menschen gerichtet, an dem er in eigener Person den thätigsten Anteil nahm. Er baute Kirchen und weihte sie ein; er predigte dem Volke an allen Orten, besuchte Kranke und spendete ihnen Trost und Belehrung. Er durchreiste Städte, Dörfer, Weiler und hob alle Hindernisse, die dem Christentume im Wege standen, und ließ überall Spuren seines segensreichen Wirkens zurück. Er gewann durch sein liebreiches und demütiges Benehmen die Seelen des ganzen Volkes und dieses verehrte ihn schon bei seinem Leben wie einen Heiligen. Nach seiner Rückkehr nach Salzburg besuchte er zum letztenmale sein Bistum, er ermahnte überall die Gläubigen zur Tugend und zu einem tadellosen Lebenswandel, und als er von dieser Rundreise zurückkehrend Salzburg erblickte, rief der Heilige mit tiefer Rührung und Thränen in den Augen: „Dies ist meine Ruhestätte.“ Der getreue und fromme Hirte seiner Herde beschloß bald darauf sein gottseliges Leben am 27. November 784. Sein Leichnam ward in die von ihm erbaute Domkirche beigesetzt, und Papst Gregor IX. nahm ihn im Jahre 1232 unter die Zahl der Heiligen auf.

Der heilige Jakob der Zerschnittene.

Martyrer in Persien.

Jahr 421.

Der hl. Jakob erhielt den Beinamen der Zerschnittene, weil ihm um des heiligen Glaubens willen ein Glied um das andere abgeschnitten wurde. Er war ein Perser von Geburt, von christlichen Eltern geboren und im christlichen Glauben erzogen. Durch seine ausgezeichneten Geistesgaben, seine Annehmlichkeit im Umgange, seine Gewandtheit in allen seinen Handlungen und seine trefflichen Kenntnisse hatte er sich die Gunst des Königs Isdegerdes und infolge derselben hohe Ehrenstellen und große Reichtümer erworben, durch die sein Name weithin berühmt wurde. Nur ein Punkt trat störend zwischen den König und seinen Günstling; letzterer war ein Christ und hatte bis daher treu an dem heiligen Glauben gehalten. Doch leider wurden die zeitlichen Vorteile für ihn eine gefährliche Versuchung, der er zuletzt unterlag. Der König gab sich alle Mühe, ihn seinem Glauben untreu zu machen; er sparte weder Versprechungen noch Lockungen, noch schmeichelndes Zureden, bis endlich Jakobus, durch so viel Güte seines königlichen Freundes bezwungen, sich bewegen ließ, den christlichen Glauben abzuleugnen und in Gesellschaft des Königs in dem Götzentempel den falschen Göttern ein Opfer darzubringen. Ueber diesen eben so unerwarteten als schändlichen Abfall vom wahren Glauben entsetzten sich seine fromme Mutter und Gattin; unter Thränen und Klagen flehten sie in glühenden Gebeten zu Gott, das Herz des Unglücklichen zu erleuchten und in ihm Reue und Buße zu erwecken. Um aber diesen Bitten auch von ihrer Seite bei dem Sohn und Gatten Nachdruck zu geben, schrieben sie ihm nach dem bald erfolgten Tode des Königs Isdegerdes einen Brief, in welchem sie die Größe und Abscheulichkeit seines Vergehens mit den lebhaftesten Farben schilderten, und ihm seine Thorheit und Blindheit vor Augen führten, daß er um der Gunst eines sterblichen Menschen willen, wenn er auch König sei, sich der Gnade des Königs aller Könige unwürdig gemacht und sie verloren habe. Am Schlusse fügten sie hinzu, daß sie sich, weil er seinem Glauben untreu geworden und den wahren Gott verleugnet habe, von ihm lossagen und seine Gemeinschaft als Mutter und Gattin für immer meiden würden.

Dieser Brief machte auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß ihm unbewußt während des Lesens die Thränen bitterer Reue über die Wangen liefen, und er in die erschütternde Klage ausbrach: wenn meine Mutter und meine Gattin mich verstoßen und meine Gemeinschaft meiden, was wird dann erst Gott thun, den ich so schwer beleidigt habe? Was nützt mich die Gnade eines irdischen Königs, wenn ich die Gnade des himmlischen verscherzt habe? Tiefe Reue ergriff sein Herz, mit zerknirschter Seele bat er auf seinen Knien Gott um Verzeihung seines begangenen Vergehens und nahm sich fest vor, auch durch Marter und Tod seinen Entschluß nicht wankend machen zu lassen, um sein Straucheln und Fallen zu sühnen. Diese Sinnesänderung sprach er öffentlich aus und bekannte ohne Scheu seinen Fehler und seinen Entschluß, als Christ zu leben und zu sterben. Kaum war der König Vararannes davon in Kenntnis gesetzt, als er ihn vor sich beschied und über die Wahrheit oder Falschheit des Gerüchtes befragte. Jakobus bestätigte

Der heilige Jakob der Zerschnittene läßt sich überreden und begiebt sich mit dem König Isdegerdes in den Götzentempel.

mit fester Stimme und unerschrockenem Gemüte die Wahrheit desselben. Der König suchte ihn anfangs durch die Vorstellung seines Undankes gegen seinen Wohlthäter, den früheren König, der ihn mit Ehren überhäuft habe, zur Sinnesänderung zu bewegen. Als er aber alle seine Worte vergebens verschwendet sah, und durch die Aeußerung Jakobs: „wo ist jetzt dieser Fürst, und was ist aus ihm geworden?" zur heftigsten Wut aufgereizt, dem Heiligen mit einem qualvollen, langsamen Tod drohte, antwortete Jakobus gelassen: Keine Marter ist so furchtbar, die ich nicht bereit bin zu erdulden, um mein großes Verbrechen, das ich in der Blindheit meines Herzens begangen, zu sühnen und mir die Gnade des himmlischen Königs, den ich dadurch beleidigt habe, wieder zu gewinnen. Außer sich vor Zorn ließ der König die Großbeamten und Richter des Reiches zusammenberufen, um über eine neue Todesart Rat zu halten. Das Ergebnis der Beratung fiel dahin aus, der Verächter ihrer Götter solle, wenn er sich nicht aufs Neue zur Anbetung ihrer Götter bekehre, auf die Folter gespannt, und ihm Glied um Glied abgeschnitten werden. Das gefällte Urteil wurde zur augenblicklichen Vollziehung bekannt gemacht. Die Heiden strömten von allen Seiten wie zu einem ergötzlichen Schauspiele herbei; die Christen aber flehten in inbrünstigem Gebete zu Gott, seinem Diener Standhaftigkeit und Beharrlichkeit unter diesen grausamen Martern zu verleihen.

Auf dem Richtplatze angekommen, bat Jakobus nur um einige Augenblicke zu seiner Vorbereitung. Sie wurden ihm gewährt. Er fiel, gegen Morgen sein Antlitz wendend, auf die Knice und betete mit zum Himmel gerichtetem Blicke in glühender Andacht. Jetzt traten die Schergen herbei, faßten ihn und streckten seine Arme und Füße gewaltsam aus, um mit ihren Mordwerkzeugen das blutige Werk zu beginnen, bei dessen Anblick selbst die rohesten Herzen der Heiden erbebten. Noch einmal drang man ihn, sich dem Willen des Königs zu fügen, und wenn auch nur zum Scheine seinem Glauben zu entsagen. Aber der mutige Kämpfer Christi rief mit lauter Stimme: „Um diesen kurz dauernden, wenn auch noch so qualvollen Martern zu entgehen, soll ich mich den ewig dauernden hingeben? Die durch meinen früheren Abfall verscherzte Gnade Gottes will ich wieder erwerben." „Beginnt Euer Werk," sagte er zu den zaudernden Henkern, „und vollstrecket den erhaltenen Befehl." Diese, durch die Standhaftigkeit des Martyrers erbittert, giengen mit unerhörter Grausamkeit an die Hinrichtung. Sie faßten seine rechte Hand und schnitten ihm den Daumen ab, diesem folgte ein Finger nach dem andern; das nämliche Verfahren fand bei der linken Hand statt. Mit jedem abgerissenen Gliede strömte aus dem Munde des Martyrers das Lob Gottes, und seine Begeisterung schien sogar die furchtbaren Schmerzen zu betäuben. Die Freude, für seinen heiligen Glauben zu leiden, die seine Seele empfand, zeigte sich nicht nur in seinen Worten, sondern war auf seinem Antlitze sichtbar. Mit jedem Schnitte, der ein Glied von seinem Körper trennte, steigerte sich sein Freude. So waren ihm zuletzt die Hände und Füße verstümmelt worden, wobei die Schergen mit berechnender Grausamkeit langsam und von Zeit zu Zeit aussetzend, zu Werke gingen. Alle waren bei dem grauenerregenden Anblicke bis zu Thränen gerührt, als sie den früher so hochgestellten und geehrten jungen Mann in seiner Verstümmelung erblickten. Dieser aber redete ruhig die Schergen an: „Jetzt, da die Zweige gefallen sind, hauet auch die Aeste vom Stamme. Mitleid sei fern eurem Herzen, denn das meinige erfreut sich in dem Herrn und meine Seele erhebt sich zu dem, der die Demütigen liebt." Angestachelt durch diese, wie die Henker glaubten, höhnenden Worte, hieben sie ihm nach und nach die Hände, die Arme, die Füße und Schenkel ab, so daß nur noch der mit Blut übergossene Rumpf des Martyrers dalag. Aber auch in diesem Zustande tönte das Lob des Herrn aus dem Munde des ganz verstümmelten Heiligen. Endlich machte einer der Wächter seinem Leben dadurch ein Ende, daß er ihm das Haupt abhieb. Von dieser mutig bestandenen Todesart erhielt er den Beinamen der Zerschnittene. Er duldete den Martertod am 27. November 421 im zweiten Jahre der Regierung Vararannes V. Die Christen boten eine große Geldsumme, um die sterblichen Ueberreste des Martyrers hinwegnehmen zu dürfen; sie wurden aber mit ihrem Gesuche abgewiesen.

Was indessen öffentlich nicht geschehen durfte, gelang ihnen heimlich. Sie sammelten die zerstreuten Gliedmaßen, legten sie samt dem Rumpfe in eine Urne, und beerdigten sie an einem den Heiden unbekannten Ort.

Die Verlockungen sind groß, welche die Welt anwendet, um viele von dem Wege ihres wahren Seelenheils abwendig zu machen. Schwachgläubige lassen sich durch diese Lockungen leicht verführen, weil die Aussicht auf Reichtum, Ehrenstellen und andere zeitliche Vorteile großen Einfluß auf schwache Seelen ausüben. Bei Wenigen aber bleibt die Reue aus, die um so furchtbarer in ihrem innersten Herzen Wurzel faßt, als sie sich allmählich bewußt werden, daß sie um des Zeitlichen willen das ewige Heil verscherzt haben. Der furchtbare Rächer, das Gewissen, erwacht und läßt ihnen auch unter den größten Zerstreuungen der Welt keine Ruhe; ihr innerer Zustand spiegelt sich auf ihrem Antlitze ab und tritt in allen ihren Handlungen an den Tag. Wer dann, von ernstlicher Reue ergriffen, alles Zeitliche hintansetzt und ohne auf das falsche Urteil der Welt zu achten, wie unser hl. Jakobus that, wieder umkehrt von dem eingeschlagenen Wege des Verderbens, auch aller irdischen Vorteile beraubt, nur nach dem Himmlischen den Blick richtet, und wie das verlorene Schaf dem Herrn wieder gewonnen wird, der wird auch unter allen Leiden und Entbehrungen die Ruhe des inneren Friedens wieder finden, alles, was der Allmächtige

über ihn verhängt, mit Standhaftigkeit ertragen und mit Gott und seinem Heilande versöhnt eingehen in die ewigen Freuden, in die Gemeinschaft der Engel und Heiligen, die schon auf Erden von allen Schlacken der Leidenschaften und Begierden gereinigt, sich die ewige himmlische Krone errungen haben.

28. November.

Der heilige Lenobletz.

Missionspriester.

Jahr 1652.

Michael Lenobletz wurde am 21. September 1577 auf dem Schlosse Kerodern im Bistum Leon geboren. Seine Eltern zeichneten sich unter den Edelleuten der Bretagne durch einen frommen Lebenswandel und durch die Sorgfalt aus, welche sie auf die Erziehung ihrer Kinder verwendeten. Den ersten Unterricht erhielt er von einem Hauslehrer; in seinem zehnten Jahre aber übergab ihn sein Vater mit einigen seiner Brüder der Leitung zweier Geistlichen, die in einem benachbarten Orte eine Schule hielten. Hier schon entfalteten sich die Keime, die Gott in das Herz der frommen Knaben gelegt hatte. Die Beispiele, die er in dem Leben der Heiligen las, suchte er in der That nachzuahmen und auszuüben, um dadurch zu offenbaren, zu welchen Werken des Heils er sich berufen fühle. In seinem sechzehnten Jahre wurde er mit seinen Brüdern nach Bordeaux geschickt, um auf den berühmten Schulen dieser Stadt seine Studien fortzusetzen. Weit entfernt, an den damals unter den jungen Studenten herrschenden Lastern der Schwelgerei und Rauferei Freude zu finden und durch einen Vorfall, bei dem er in Verteidigung seines Bruders in einer entstandenen Rauferei beinahe einen der Studenten zu durchbohren im Begriffe stand, wenn ihn nicht eine unsichtbare Macht davon zurückgehalten hätte, tief erschüttert, entschloß er sich, den Waffen und Gesellschaften zu entsagen, und begab sich mit Erlaubnis seines Vaters nach Agen, wo eben ein Collegium der Gesellschaft Jesu aufzublühen begann. Hier machte er unter seinen Lehrern 3 Jahre hindurch in der Tugend zugleich und in den Wissenschaften die raschesten Fortschritte. Getrennt von allen äußern weltlichen Zerstreuungen widmete er sich dem Gebete, den Bußübungen und Studien mit ununterbrochenem Eifer. Da ihm sein Vater eine Summe Geldes zu seinen Studien ausgesetzt hatte, und er bei seiner einfachen, ja ärmlichen Lebensweise jährlich bedeutende Ersparnisse machte, so unterstützte er arme und für den künftigen Beruf tüchtige und fromme Studierende. Unter den wenigen Bekannten, die er kennen gelernt hatte, schloß sich besonders Pater Quintin, der von gleicher Liebe zu Gott, zu dem Nächsten und zu den Studien, wie Lenobletz, beseelt war, an ihn an, und es entstand zwischen beiden ein enger bis zum Tode dauernder Freundschaftsbund. Beide übten die Werke der leiblichen Barmherzigkeit aus, beide trugen, soviel in ihren Kräften stand, zum Seelenheile des Nächsten bei, beide unterstützten Arme, Kranke und Notleidende und suchten durch Wort und That das gemeine Volk zu erbauen und zu belehren, und bildeten zu diesem Zweck einen Verein von Katecheten, der bald die segensreichsten Früchte trug. Nach Vollendung seiner theologischen Studien bereitete er sich sechs Monate zum Empfang der heiligen Weihen durch Fasten, Gebet und Betrachtung vor, aber immer noch hielt er sich in seiner Demut für zu unwürdig, dieselben anzunehmen, so sehr auch sein Vater in ihn drang,

Der heilige Lenobletz und Pater Quintin.

weil er ihn gern zu hohen kirchlichen Würden emporgehoben gesehen hätte, der Sohn aber sich mehr als schlichter Missionär für das Seelenheil des armen Landvolkes berufen fühlte. Nach Verfluß weiterer sechs Monate bat er seine Eltern um die Mittel, noch ein Jahr in Paris studieren zu können und die heiligen Weihen zu empfangen. Dort angekommen, verschob er auf den Rat des berühmten Pater Lotton nicht länger den Empfang der heiligen Weihen und benützte das Jahr besonders zur Erlernung der hebräischen Sprache.

Sobald er nach Hause zurückgekehrt war, und seine erste heilige Messe im Beisein seiner Eltern und Verwandten mit heiligem Ernste und tiefer Erbauung verrichtet hatte, ließ er sich eine Hütte am Meere errichten und brachte daselbst einige Zeit unter allen leiblichen Entbehrungen im Gebete und Bußübungen zu, und bereitete sich für seinen künftigen Beruf vor. Ausgerüstet mit allen Tugenden und hochbegnadet von Gott verließ er die Einsamkeit; setzte aber dieses harte Büßerleben auch im Hause seiner Eltern fort und diente allen zum Muster der Demut, Geduld, Sanftmut und Gottergebenheit und bewirkte dadurch wunderbare und segensvolle Veränderung der Lebensweise unter Hohen und Niedern. Sein Vater hoffte zwar immer, er würde durch Annahme kirchlicher Würden nach und nach seinem Hause Glanz verleihen, wie er aber diese Hoffnung täglich immer mehr schwinden sah, wurde Lenobletz von seinem Vater im Zorne verstoßen, und dadurch in die äußerste Not versetzt, und gleichsam der Verachtung preisgegeben. Diese Prüfung versetzte ihn zwar anfangs in große Trostlosigkeit; aber bald richtete er sein niedergedrücktes Gemüt durch den Gedanken an seinen Heiland, der noch Schwereres erduldet hatte, wieder auf. Mit neuem Mute predigte er gegen die damals herrschenden Sünden und Laster des Adels, der darüber so ergrimmte, daß die Edelleute ihn sogar aus dem Wege zu räumen beabsichtigten. Er wurde mit Degen und Dolchen verfolgt; ja an heiliger Stelle wollte ihn ein solcher Böswicht erschießen; aber der ruhige Blick und die zur Empfangnahme des Schusses geöffnete Brust Lenobletz's entwaffnete den Verfolger, so daß er erschüttert die Kirche verließ. Als aber selbst sein Vater sich an ihm durch thätliche Mißhandlung vergreifen wollte, glaubte er denselben an diesem Vergehen durch schnelle Flucht verhindern zu müssen. Am folgenden Tage bestieg Lenobletz in Anwesenheit seines Vaters die Kanzel und sprach mit solcher Klarheit und erschütternder Kraft von den Pflichten der Eltern gegen die Kinder, daß in dem Gemüte des Vaters eine plötzliche Sinnesänderung eintrat. Lenobletz lebte von nun an in der Gott wohlgefälligsten Eintracht mit seinen Eltern bis zu ihrem Tode. Inzwischen war er mit seinem Freunde Quintin in Morloix zusammengetroffen und hatte mit Erlaubnis des Bischofs angefangen, öffentlichen Unterricht zu erteilen, und von da beginnt der Anfang ihrer Missionen, welche sie achtzehn Jahre lang mit großem Erfolge fortsetzten. Quintin übernahm die Predigten, Lenobletz die Erklärung des Katechismus. Lenobletz dehnte die Missionen besonders über die Inseln Quessant, Moleviz und Bag aus. Durch eigenes Beispiel, wie durch die in die Herzen der einfachen Bewohner tief eindringenden Worte predigte, lehrte und unterrichtete er klein und groß mit solchem Erfolge, daß nach vierzig Jahren noch die Insulaner sich mit Thränen dieser Missionen erinnerten.

Der heilige Lenobletz bittet seine Eltern, ihn noch ein Jahr in Paris studieren zu lassen.

Von den Inseln begab sich Lenobletz auf das feste Land und wählte zu seinem Aufenthaltsorte das Vorgebirge St. Mathäus, um auch hier Mission zu halten. Aber sein Eifer wurde in den Seestädten schlecht belohnt, weil er mit scharfen, einschneidenden Worten ihr sündhaftes Leben schilderte. Undank und Verleumdung bei dem Generalvikar war sein Lohn. Aber doch fanden sich wieder Männer von Einfluß, welche das untadelhafte und gottselige Leben und Wirken des Missionärs ins rechte Licht stellten und ihn vollkommen reinigten und seine Unschuld und die Reinheit seiner Lehre an den Tag brachten. Auf dieses hin trat eine wunderbare Veränderung der Gesinnung der Menschen ein.

Während Lenobletz an der Küste Cornouailles predigte, vernahm er aus Mitteilungen verschiedener Art, daß die Bewohner der Insel Sizun aus Mangel an Unterricht ganz in Rohheit und Wildheit versunken, den Strandraub zu ihrer Hauptaufgabe machten. Die Belehrung dieser rohen Menschen hielt er für die eigentliche Aufgabe seines Berufes. Keine Warnungen konnten ihn von seinem Vorhaben abbringen. Voll Vertrauen auf Gottes Beistand setzte er auf die Insel über und begann sein Werk mit solchem Erfolge, daß die wilden Männer den Gesandten Jesu Christi wie sanfte Lämmer umstanden und seinen Vorträgen horchten, und in kurzer Zeit Haß, Neid, Verleumdung, Streitigkeiten und Prozesse und alle Aergernisse verschwanden, und Tugendeifer und Uebungen der Frömmigkeit an deren Stelle traten. Von Sizun zurückgekehrt,

erhielt er in einer himmlischen Offenbarung die Weisung, die Pfarre Plouare für sein segensreiches Wirken zu wählen. Er folgte dem Rufe, und dort angekommen, nahm er in dem Städtchen Douarnenez, das zur Pfarrei gehörte, seinen Aufenthalt. Auch hier hatte er mit Unwissenheit, mit dem Luxus, der Hoffart und andern Lastern zu kämpfen, und sie durch ausdauernden Kampf zu besiegen.

Aber an einigen frommen Priestern, die er für seine Ansichten gewann, und zu denen auch der Pfarrer von Plouare gehörte, hatte er kräftigen Beistand. Seine Sanftmut, seine Geduld, seine aufopfernde Liebe zu Gott und dem Nächsten mußte endlich auch bei Leuten, wenn auch von roher Lebensweise, doch einfachem Gemüte die Wirkung hervorbringen, welche er sich gewünscht und von Gott in heißesten Gebeten erfleht hatte. Viele Jahre wirkte Lenobletz mit gleichbleibendem Eifer in dem Dienste Gottes an der Küste von Douarnenez, und wurde von Gott mit solchen Gaben begnadigt, daß er Zukünftiges voraussagen und oft unheilbaren Kranken durch seine Gebete die Gesundheit verschaffen konnte. Blinde erhielten durch seine Gebete ihr Gesicht, Taube ihr Gehör, an der Gicht Leidende den Gebrauch der Glieder zurück.

So waren bereits 13 Jahre verflossen, seitdem Lenobletz seine Thätigkeit an der Küste von Douarnenez begonnen hatte, und noch immer fand sich in der volkreichen Gegend eine so reiche Ernte für die Arbeiter des Herrn, daß er im Jahre 1628 den Pater Quintin bat, zu ihm zu kommen, und an der Vervollkommnung der Einwohner von Douarnenez mit ihm zu arbeiten.

Aber leider dauerte ihr gemeinsames Wirken nur ein Jahr, denn Peter Quintin starb im Jahre 1629 im sechzigsten Jahre seines Alters.

Der Verlust dieses treuen Genossen schmerzte Lenobletz tief, und eben so tief ging ihm der Verlust seiner Schwester Margarethe zu Herzen, die, von gleicher Gesinnung wie ihr Bruder, sich mit Leib und Seele dem gottseligsten Werke der Mission hingegeben und nach Kräften zur Beförderung derselben mitgewirkt hatte. Sie starb am 17. September 1633 mit dem Namen ihres Erlösers auf den Lippen.

Von Alter und den Nachwirkungen der unausgesetzten Anstrengungen geschwächt, bat Lenobletz Gott inständig, daß er einen Mann erwecken wolle, der das von ihm begonnene Werk fortzusetzen im Stande wäre. Auf die Fürsprache der seligsten Jungfrau offenbarte ihm eine innere Stimme, daß derjenige, nach dem er so sehnlichst verlange, bereits im Collegium Jesu zu Quimper sich befinde, und der jüngste von allen Ordensleuten sei.

Dieses war Julian Maunoir, ein Jüngling von 24 Jahren, den er sogleich besuchte, um in ihm seinen späteren Nachfolger kennen zu lernen. Er kehrte ganz befriedigt von dessen trefflichen Eigenschaften wieder nach Douarnenez zurück.

Hier hatte sich inzwischen ein Sturm gegen Lenobletz verbreitet, der ihn noch am Abende seines schönen Lebens mit den bittersten Schmerzen öffentlicher Schmach traf.

Der Pfarrer von Plouare hatte aus Neid über die Liebe und Anhänglichkeit der Leute an Lenobletz seine Gesinnung gegen ihn geändert und Anfangs in der Stille und in der Folge öffentlich mit mehreren Ordensgeistlichen gegen ihn Klage geführt, aber nichts ausgerichtet.

Was er beim Bischof nicht bewirken konnte, nämlich Lenobletz Entfernung aus dieser Gegend, das bewirkte sein Neffe, dem er sein Amt abgetreten hatte, in Abwesenheit des Bischofs bei dem Ordinariate durch seine dringenden Vorstellungen.

Demütig empfing Lenobletz in Gegenwart mehrerer Schüler das Schreiben des Ordinariats, das ihm sein Verbannungsurteil und den Befehl brachte, in die Diöcese Lyon zurückzukehren und nie wieder in diese Gegend zu kommen.

Rasch rüstete er sich, obwohl sich die angesehensten Bürger erboten, durch ihre Vorstellungen einen Gegenbefehl auszuwirken, zur Abreise. Keine Bitten, keine Thränen, keine Klagen, des von überall herbeigeströmten Volkes, konnten seinen Entschluß wankend machen.

Mit wenigen Worten ermahnte er die Anwesenden zur Liebe und Einigkeit, gab ihnen den letzten Segen und mit thränenfeuchtem Antlitze und wankenden Schritten bestieg er die Barke und entfernte sich aus der Gegend, in welcher er 25 Jahre unermüdet gewirkt hatte.

Aber auch in Leon war er den Verfolgungen ausgesetzt, besonders wegen einiger Lieder, die er den guten Leuten der Inseln in ihrer Sprache verfaßt hatte und welche andere eben nicht verstanden. Er wurde bei dem neuerwählten Bischofe von Leon deshalb angeklagt und von diesem zur Rede gestellt und zur Verteidigung aufgefordert. Der demütige Greis erwiderte, Gott werde seine Verteidigung selbst übernehmen und verhielt sich ganz ruhig in dieser Angelegenheit.

Am andern Morgen kam eine Menge Kähne von der Insel Quessunt nach Conquet, um hier die Firmung zu empfangen. In langer Reihe zogen Alt und Jung, diese Lieder singend, ruhig durch die Straßen der Stadt. Man wehrte es ihnen; aber da die Insulaner nicht darauf achteten, wäre es bald zu einem bedenklichen Tumulte gekommen, wenn nicht ein angesehener Geistlicher sich ins Mittel gelegt und den Bischof über diese Sache zu belehren versprochen hätte.

Der Geistliche teilte dem Bischof den wahren Inhalt der Lieder mit, weil sie in kimrischer Sprache verfaßt, ihm nicht verständlich waren. Kaum hatte dieser den Inhalt der Lieder, und überhaupt das Wirken Lenobletz auf diesen Inseln und zu Douarnenez und Leon vernommen, als er in einer Versammlung des Volkes und der vornehmsten Geistlichen

in seiner Gegenwart und in seinem Namen bekannt machen ließ, daß er über die Lieder und überhaupt über den ehrwürdigen und tugendhaften Greis schlecht berichtet worden sei und befehle, demselben und den andern Missionären durchaus kein Hindernis mehr in den Weg zu legen. Somit genoß Lenobletz die Freude vor seinem Tode, das Werk, das er begründet hatte, durch die ganze Provinz ausgedehnt zu sehen. In den noch übrigen zwölf Lebensjahren, die ihm der Herr verlieh, arbeitete er mit dem größtem Eifer durch Rat und That an der Verbreitung der Mission. Im Jahre 1651 lähmte ein Schlagfluß alle seine Glieder, den Kopf ausgenommen, und von der Zeit an bereitete er sich auf seinen Tod mit einer Ruhe des Geistes und mit einer Freudigkeit vor, daß alle Anwesenden in Thränen zerflossen. Die heil. Wegzehrung empfing er trotz aller Schmerzen knieend, und mit derselben Ehrfurcht die letzte Oelung. Jede Nacht ließ er sich die Leidensgeschichte Jesu vorlesen, und über den Schmerzen Jesu vergaß er die seinigen. Sein Todeskampf war schwer, dreimal hatte er ihn zu bestehen. Zweimal kam er wieder zu sich und jedesmal verbreitete sich über sein Antlitz eine himmlische Freude. Endlich am 5. Mai 1652 starb er, das Bild des Gekreuzigten an seine Lippen drückend, in der Uebung der Liebe in der er gelebt hatte. Von allen Seiten strömte das Volk zu seinem Begräbnisse herbei, und Maunoir, den er sich zu seinem Nachfolger erkoren hatte, hielt unter Thränen die Leichenrede. Gott hat das Grab seines Dieners bis auf unsere Tage mit zahlreichen Wundern verherrlicht.

29. November.

Der heilige Saturnin.

Bischof.

Jahr 250.

Saturnin, gewöhnlich St. Sernin genannt, kam als Glaubens-Prediger von Rom nach Gallien, wohin ihn Papst Fabian um das Jahr 245, kurz nach der Ankunft des heiligen Trophimus, des ersten Bischofs von Arles, schickte. Im Jahre 250, unter dem Consulate des Decius und Gratus schlug er seinen bischöflichen Sitz zu Toulouse, der Hauptstadt der Taktosagen auf, welche Julius Cäsar der römischen Herrschaft unterworfen hatte.

Fortunat berichtet, der heil. Saturnin habe durch seine Predigten und Wunder eine Menge Heiden bekehrt. Mehr ist von ihm bis zur Zeit seines Martyrertodes nicht bekannt.

Sein Lebensbeschreiber erzählt, er habe die Gläubigen in einer kleinen Kirche versammelt, in deren Nähe der Tempel Jupiters, des Hauptgottes der Heiden, stand. In diesem Tempel wurden dem Volke von den Priestern Orakel erteilt, allein die Nähe des Heilgen, welcher oft an dem Tempel vorüberging, machte die Dämonen verstummen. Darüber wurde das Volk schwierig, und diesen aufgebrachten Zustand benützten die Priester, um das Volk gegen die Christen, und besonders gegen Saturnin aufzuhetzen, welcher der Hauptanstifter und Anführer derselben sei. Das ganz verblendete Volk geriet darüber in die größte Erbitterung gegen die Christen. Einst, als gerade ein Opferstier in den Tempel geführt wurde, und Saturnin mit zwei Diakonen herbeikam, rief einer vom Volke: „Da kommt der Feind der Götter, der Anführer der neuen Sekte, der unsere Götter Teufel nennt, und sie durch seine Gegenwart zum Stillschweigen nötigt." — „Laßt uns ihn ergreifen!" riefen die heidnischen Priester, „und Rache an ihm nehmen." Dies geschah, Saturnin wurde ergriffen, in den Tempel Jupiters geschleppt, und ihm daselbst erklärt, entweder müsse er opfern, um seine Gottlosigkeit zu sühnen, oder dieselbe mit seinem Blute büßen. „Was mutet ihr mir zu?" erwiderte der Heilige mit edlem Freimute, „ich bete den Einen Gott an, ihm bin ich ein Opfer des Lobes darzubringen bereit. Eure Götter sind nur Dämonen, sie dürsten mehr nach dem Tode eurer Seelen, als nach dem euerer Schlachtopfer. Sollte ich sie fürchten, die vor einem Christen zittern?" Ueber diese Antwort ergrimmt, übten sie an ihm alle Unbilden aus, die ihnen ihr blinder Eifer eingab, und banden seine Füße an den zum Opfer bestimmten Stier. Das gereizte Thier schleppte Saturnin mit solcher Heftigkeit durch die Straßen, daß sein Gehirn zerschmettert ward und die Eingeweide aus seinem Leibe gerissen wurden. Die von den Banden des Leibes befreite Seele aber ging in das Reich des Friedens und der Glorie ein. Der Stier raste fort, die Glieder des Heiligen lagen zerrissen umher und die Straßen waren von seinem Blute gerötet. Endlich zerriß das Seil an seinen Füßen und der Rumpf des Heiligen blieb in einer Ebene außerhalb der Stadt liegen. Zwei christliche Frauen sammelten, was sie von seinem Leibe finden konnten und legten diese Ueberreste, in einen Sarg verschlossen, in eine tiefe Grube, um sie sicherer vor den Entehrungen der Heiden zu schützen. In diesem Zustand blieben die Reliquien des Heiligen bis zur Zeit Constantins des Großen. Hilarius, damals Bischof von Toulouse, ließ über den Leichnam seines heiligen Vorgängers eine kleine Kapelle bauen. Sylvius, Bischof ebendaselbst, legte im vier=

ten Jahrhundert den Grund zu einer prächtigen Kirche zu Ehren des Heiligen, welche sein Nachfolger Exuperius vollendete und einweihte. Dahin wurden die Reliquien des hl. Apostels von Toulouse gebracht, wo ihnen noch heut zu Tage große Verehrung zu Teil wird.

Die auf die unmenschlichste Weise hingemordeten Martyrer scheinen in den Augen der Welt die unglücklichsten Menschen zu sein; in den Augen Gottes aber ist ihr Los das ruhmvollste und beneidenswerteste. Gibt es wohl für einen Christen etwas Edleres, etwas Erhebenderes, als die Liebe zu denen, die uns ungerecht hassen und verfolgen? Gibt es etwas Ruhmvolleres, als alle Vorteile, die uns die Welt bietet, für das Ewige aufzuopfern, ja eher alles zu erdulden, als ein einziges Gebot Gottes zu verletzen. In jener Verfolgungszeit wurden die Wohnungen der Rechtgläubigen nach Bildern durchsucht, und die Besitzer derselben gemartert und unmenschlich gequält, weil sie lieber das Leben, als die Verehrung der Bilder lassen wollten. Ist dieses nicht beschämend für viele Christen unserer Tage, die eine große Gleichgültigkeit gegen christliche Bilder an den Tag legen, und ihre Wände eher mit weltlichen, oft schamlosen Bildern behängen, wo sonst das Bild des Gekreuzigten, der seligsten Jungfrau und anderer Heiliger zu schauen war, deren Anblick schon oft rohen Menschen Scheu vor bösen Gedanken und tiefe Ehrfurcht einflößten. Und was ist die Folge dieser Geringachtung der geistlichen Bilder? Sie tötet allmählich in den Herzen die Liebe zu Gott, zu der Religion, zu den Heiligen und zu unsern Nächsten, und an ihre Stelle zieht Kälte und Hartherzigkeit und alle andern Sünden und Laster ein, durch die die Menschen dem Verderben zugeführt werden. Möge der allgütige und allbarmherzige Vater im Himmel auf diese Herzen wirken und sie wieder dem Heile ihrer Seelen gewinnen.

Sulvius, Bischof von Toulouse, legt zu Ehren des heiligen Saturnin den Grund zu einer prächtigen Kirche.

30. November.

Der heilige Andreas,
Apostel.

Andreas, zu Bethsaida in Galiläa geboren, war ein Bruder des Simon Petrus. Enger noch als ihre Blutsverwandtschaft war übrigens ihre Verwandtschaft im Glauben und in ihren religiösen Anschauungen. Vor seiner Berufung zum Apostelamte war Andreas ein Schüler Johannes des Täufers, doch nicht in dem Umfange, daß er beständig an seiner Seite gewesen wäre; er wohnte seinen Predigten und seinem sonstigen Unterrichte bei, kehrte aber dann nach Beendigung desselben wieder zu seinem ärmlichen Berufsgewerbe zurück, denn er war Fischer, wie sein Bruder.

Eines Tages hörte Andreas wie Johannes Christus das Lamm Gottes nannte. Die Glut und Reinheit seiner Wünsche und seine Treue in Erfüllung des Gesetzes verschafften ihm die Gnade, diese geheimnisvollen Worte zu verstehen. Unverzüglich verließ er Johannes den Täufer mit einem andern Schüler des Vorläufers, um Jesus Christus nachzufolgen, welcher beide durch die unsichtbaren Bande seiner Gnade an sich fesselte. Der Erlöser wandte sich um, und als er sah, daß sie ihm folgten, fragte er mit himmlischer Freundlichkeit, was sie suchten. Sie fragten ihn, wo er wohne. Durch diese Frage wollten sie zu verstehen geben, daß sie ihn gerne besuchen möchten. Gütig erwiderte ihnen Jesus, sie sollen kommen und

sehen. Mit Freude begleiteten sie ihn an seinen Aufenthaltsort, aber nur zwei Stunden konnten sie an diesem Tage bei ihm bleiben. Mehrere sagen übrigens, sie hätten auch die Nacht bei ihm zugebracht.

Der hl. Apostel hatte nicht sobald erfahren, Jesus sei der Messias und der Erlöser der Welt, als er den Entschluß faßte, sich für immer an ihn anzuschließen. Er war der erste seiner Schüler, weshalb ihm auch die Griechen den Beinamen *Protoklet* oder *Erstberufener* gaben.

Andreas beeilte sich, den kostbaren Schatz, den er entdeckt hatte, mit seinem innig geliebten Bruder zu teilen, und führte denselben zu Jesus, der ihn gleichfalls unter die Zahl seiner Schüler aufnahm und ihm den Namen Petrus gab. Die beiden Brüder waren mit der seligsten Jungfrau bei dem Wunder der Hochzeit zu Kana zugegen; später tauften sie im Jordan im Namen und Auftrag Jesu.

Als der Herr, vom Osterfeste zu Jerusalem zurückkehrend, Petrus und Andreas am See beim Fischen antraf, berief er beide für immer zum Dienste des Evangeliums mit den Worten, er wolle sie zu *Menschenfischern* machen. Die beiden Brüder verließen sogleich ihre Netze, um ihm zu folgen, und trennten sich nie mehr von ihm. Im folgenden Jahre bildete der Sohn Gottes das Kollegium der Apostel. Die Evangelisten stellten Petrus und Andreas an die Spitze der andern Apostel.

Der heil. Adreas.

Bald darauf begab sich Jesus nach Capernaum, wo er im Hause des Petrus und Andreas wohnte. Die Schwiegermutter des Petrus war krank; auf die Bitte seiner Apostel ergriff Jesus ihre Hand befahl dem Fieber, sie zu verlassen, und sogleich war sie geheilt.

Aus Mitleid wollte Jesus die 5000 Menschen, welche ihm in die Wüste gefolgt waren, nicht hungrig von sich entlassen, Philippus stellte ihm vor, Brod für 200 Denare würde für so viele nicht hinreichen, allein Andreas, dessen Glaube lebendiger gewesen zu sein scheint, sagte, es sei ein Knabe da mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen, doch mit dem Beifügen es sei zu wenig für so Viele. Allein er zweifelte nicht, daß Jesus, wenn er es für passend erachte, bei dieser Gelegenheit seine Macht zeigen werde.

Als Jesus zu Bethania sich im Hause des Lazarus aufhielt, suchten die Griechen, welche zum Osterfeste nach Jerusalem gekommen waren, durch Vermittlung des Philippus des Glückes teilhaftig zu werden, ihn von Angesicht zu sehen. Philippus wollte es nicht allein auf sich nehmen, sondern sprach darüber mit Andreas, und beide wendeten sich nun an ihren göttlichen Meister, welcher den Fremden die erbetenene Gnade gewährte. Dies beweist, welches Ansehen unser Heiliger beim Erlöser genoß. Der ehrwürdige Beda nennt ihn den *Einführer bei Jesu*; er verdiente, wie er sagt, diese Ehre, weil er Petrus zum Sohne Gottes geführt hatte.

Nach der Himmelfahrt Jesu und der Herabkunft des heiligen Geistes predigte der hl. Andreas nach Origines Angabe in Scythien. Nach Sophronius war er auch der Apostel von Sogdiane und Kolchis. Theodoret behauptet, er sei nach Griechenland gekommen; und nach dem heiligen Gregor von Nazianz predigte er hauptsächlich in Epirus; nach Hieronymus brachte er das Licht des Glaubens nach Achaja; nach dem heil. Paulinus brachte sein Wort die Philosophen von Argos zum Schweigen. Nach dem heil. Philastrius kam er von Pontus nach Griechenland; derselbe sagt, es habe zu seiner Zeit die Stadt Sinope sein wahres Bildnis und die Kanzel besessen, auf welcher er das Wort Gottes verkündet hatte. Die Moskowiten (Russen) sind der Ueberzeugung, der hl. Andreas habe in ihrem Lande das Evangelium bis an die Mündung des Borysthenes, bis zu den Bergen, wo jetzt die Stadt Kiew steht, und bis an die Grenzen von Polen gebracht. In mehreren Kalendern findet man ein Fest der Stuhlfeier des heiligen Andreas zu Patras in Achaja. Einstimmig wird angenommen, der heilige Apostel habe in dieser Stadt sein Leben für Jesus gegeben, und zwar sei er gekreuzigt worden.

Man berichtet, der Heilige habe beim Anblicke seines Kreuzes ausgerufen: „Ich grüße dich, kostbares Kreuz, geweiht durch den Leib meines Gottes, durch seine Glieder mit reichen Edelsteinen geschmückt. Ich nahe dir mit innigster Freude, nimm mich in deine Arme, o heilbringendes Kreuz, geziert durch die Glieder des Herrn! Ich habe dich glühend geliebt, schon lange wünsche und suche ich dich. Endlich ist mein Wunsch erfüllt, nimm mich in deine Arme, nimm mich auf von den Menschen und gieb mich meinem Meister zurück. Möge der, welcher mich

durch dich erlöst hat, mich durch dich wieder empfangen."

Im Jahre 357 brachte man die Leiber des heiligen Andreas, Lukas und Timotheus von Patras nach Konstantinopel und setzte sie in der Apostelkirche bei, welche Konstantin kurz zuvor hatte bauen lassen.

Der heil. Paulinus und der heilige Hieronymus reden von Wundern, welche bei dieser Gelegenheit geschehen seien. Nach dem hl. Ambrosius und andern erhielten die Kirchen von Mailand, Nola, Brescia rc. um dieselbe Zeit Theile seiner Reliquien.

Nach der Einnahme Constantinopels durch die Franken brachte der Cardinal Peter von Capua die Reliquien des heiligen Andreas nach Amalfi, wo sie seitdem geblieben sind.

Nach gewöhnlicher Ansicht bestand das Kreuz des heil. Andreas aus zwei schief übereinander gelegten Balken, in der Form des Buchstaben X. Es ist gewiß, daß bisweilen solche Kreuze gebraucht wurden, aber nicht so gewiß, daß das Kreuz des heil. Andreas diese Form gehabt habe.

Nach den Archiven des Herzogtums Burgund wurde das Kreuz des heil. Andreas von Achaja in das Kloster Beaume bei Marseille, und von dort in das Kloster St. Viktor in derselben Stadt im Jahre 1250 gebracht, wo man es heut zu Tage noch sieht. Philipp der Gute, Herzog von Burgund und Brabant, erhielt einen Theil davon, den er nach Brüssel sandte. Dieser Fürst gründete zu Ehren des heiligen Apostels den Orden der Ritter vom goldenen Vlies, welche als Ordenszeichen das genannte Andreaskreuz trugen.

Die Schotten ehren den heiligen Andreas als Hauptpatron ihres Landes. Die Geschichtsschreiber dieses Volkes berichten, ein Abt Namens Regulus habe im Jahre 369 von Patras, oder vielmehr von Constantinopel einen Arm des heiligen Apostels mitgebracht, und zur Aufbewahrung desselben eine Kirche und das Kloster Abernethy erbaut, an dem Orte, wo jetzt die Stadt Sankt Andreas steht. Das Kloster erhielt später reichliche Schenkungen und wurde ein bedeutender Wallfahrtsort. Auch Rouen besitzt Reliquen des heiligen Andreas.

1. Dezember.

Der heilige Eligius,

Bischof von Noyon.

Jahr 659.

Der heil. Eligius, dessen Eltern Eucherius und Ferrigia aus einer römischen in Gallien ansäßigen Familie abstammten, wurde zu Chatelac, einem von Limoges zwei Stunden entfernten kleinen Dorfe geboren. Seinen Namen, der soviel als der Erwählte bedeutet, erhielt er daher, daß ein Priester den Traum seiner Mutter, den sie kurz vor seiner Geburt gehabt hatte, dahin deutete, daß der Knabe durch den Himmel erwählt sei, eine göttliche Sendung zu erfüllen. Da er nun von seinem wohlhabenden Eltern in Gottesfurcht erzogen wurde, so entwickelten sich seine natürlichen und geistigen Anlagen auf eine in die Augen fallende Weise. Schon als kleiner Knabe zeigte er eine Vorliebe und Geschicklichkeit in Anfertigung von Kunstsachen und diesen Fingerzeig benützend, gaben ihn seine Eltern, als er in das gehörige Alter getreten war, einem Goldschmiede Namens Abbo in die Lehre, einem Manne, der als Münzmeister von Limoges wegen seiner Kunstfertigkeit, seiner Rechtlichkeit und seines großen Eifers für die Religion weit und breit in großem Rufe stand. Unter dessen Leitung hatte Eligius alle Gelegenheit, seine natürlichen Anlagen auszubilden, und dieses that er mit solchem Lerneifer, daß er sich bald durch seine künstlichen Arbeiten auszeichnete, und durch andauernden Fleiß die Kunstfertigkeit seines Meisters erreichte. Mehr noch aber erwarb er sich durch seine Geistesgaben sowie durch seinen hohen Tugendsinn die allgemeine Liebe. Seine Offenheit, seine Sanftmut, seine Klugheit und immer bereitwillige Dienstfertigkeit, seine Anmut und Bescheidenheit im Umgange, und seine Leichtigkeit, mit der er seine Gedanken mitteilte, erregten die Bewunderung aller, die in nähere Berührung mit ihm kamen; und vor Allem konnte die genaue Erfüllung aller Christenpflichten zum Muster dienen. Er versäumte keinen Gottesdienst und keinen Religionsunterricht. Ueber alle ihm dort gegebenen Lehren stellte er Betrachtungen an, prägt sie tief seinem Herzen ein, und ordnete nach ihnen seinen Lebenswandel. Dadurch erwarb er sich eine Festigkeit des Charakters, die in späterer Zeit durch keine Ereignisse der damals so stürmischen Zeiten erschüttert werden konnte.

Da ihn Geschäfte in die Provinzen diesseits der Loire führten, so lernte er Cobo, den Schatzmeister Chlotars II. zu Paris kennen. Dieser, durch näheren Umgang mit dem jungen Manne von dessen Kunstfertigkeit überzeugt und von seinem bescheidenen und anmutigen Benehmen angezogen, brachte es bei dem Könige dahin, daß dieser ihm die Anfertigung eines Thrones von königlicher Pracht übertrug, der mit Gold und Edelsteinen geschmückt werden sollte. Diesem ehrenvollen Auftrage entsprach Eligius auf eine Weise,

die zugleich die Zufriedenheit des Königs, wie dessen Erstaunen über seine Rechtlichkeit erzeugte; denn der Künstler hatte aus dem ihm übergebenen Material statt eines zwei Throne angefertigt. Die Folge davon war die Erhebung zum Münzmeister; und noch jetzt sind viele Goldstücke vorhanden, die während dieses seines Amtes geschlagen wurden. Da er in dem königlichen Palaste wohnte und mit dem Könige selbst in nähere Berührung kam lernte dieser bald nicht nur seine Kunstfertigkeit, sondern auch seine geistigen Gaben kennen, und diese an Höfen so seltenen Tugenden erwarben ihm das Vertrauen seines Regenten. Eligius aber bewies sich auch dieses Vertrauens würdig. Ohne darauf stolz zu sein, setzte er sein Gewerbe fort. Mit vorzüglicher Liebe verfertigte er schöne Reliquienkästchen und wendete alle seine Kunst zur Verzierung des Grabmales des hl. Martin von Tours und besonders in der prachtvollen Ausstattung des Grabmales des hl. Dionysius, Bischofs von Paris, auf, das die allgemeine Bewunderung der Mit- und Nachwelt erregte. Eben so verfertigte er wunderschöne silberne Särge für die Leiber des heil. Quintin, des heil. Crispin und Cirispinian von Soissons, des heil. Lucian, des heil. Piato, des heil. German von Paris und anderer heil. Männer.

Während seiner vielfachen Arbeiten aber versäumte er keinen Augenblick seine Andachtsübungen. Immer hatte er in seiner Werkstätte ein offenes Buch vor sich liegen, aus dem er genauere Kenntnis der Gesetze Gottes schöpfte und sich Nahrung für seine Frömmigkeit verschaffte. Fest in seinen Grundsätzen und

Grabmal des heiligen Dionysius, gefertigt vom heiligen Eligius.

gestärkt durch das Lesen der heiligen Schrift und anderer heiliger Bücher, konnte das Sittenverderbnis des Hofes und seine Laster keinen Einfluß auf seinen unschuldigen Lebenswandel ausüben. Im Gegenteil, noch nicht lange in der Nähe des Königs, beschloß er, ein strengeres Bußleben zu führen. Bei seinem ersten Erscheinen am Hofe trug er zwar kostbare, mit Gold und Edelsteinen verzierte Kleider, aber unter diesen ein härenes Gewand. Jetzt legte er alle Kostbarkeiten ab, machte sie zu Geld, und verteilte dieses unter die Armen. Er hüllte sich in ein leinenes, grobes Gewand, und statt eines Gürtels bediente er sich eines Seiles. Alles, was er an Kleidungsstücken vom Könige erhielt, kam den Armen zu Gute, denn seine Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen. Gieng er aus, so folgte ihm eine Schaar Unglücklicher, unter welche er Nahrung und Geld entweder selbst verteilte oder durch Diener verteilen ließ. Jeden Tag war in seinem Hause ein Mahl für einen Hungrigen bereitet, den er selbst bediente, während er sein eigenes Bedürfnis nur mit den Ueberbleibseln stillte. Fleisch und Wein kam nie mehr über seinen Mund und häufig fastete er zwei bis drei Tage. War er auf diese Weise von allen Mitteln entblößt, so war sein Vertrauen allein auf Gottes Hilfe gesetzt und die alles lenkende Vorsehung rührte das Herz des Königs und anderer frommer Personen, so daß sie ihm die gewünschte Aushülfe gewährten. Er that noch mehr; er besorgte das Begräbnis der hingerichteten Uebelthäter, er war für die Befreiung der im Kerker schmachtenden Gefangenen bemüht, ja er kaufte oft 100

Sklaven auf einmal los; und dieses Werk der Liebe übte er besonders an den sächsischen Sklaven aus, die in großer Anzahl zum Verkaufe aufgestellt wurden. Er schenkte ihnen dann die Freiheit, und ließ ihnen die Wahl, ob sie in ihr Vaterland zurückkehren oder bei ihm bleiben oder in ein Kloster gehen wollten. Seine meisten Diener waren Sachsen, die er selbst unterrichtete, und von denen sich der eine oder der andere zu hohen Ehren aufschwang. Durch nichts ließ er sich in seiner Andacht stören; ließ ihn während seiner Andachtsübungen der König rufen, so verließ er nicht eher das Zimmer, als bis er dem Gottesdienste Genüge geleistet hatte. Sein Ausgang und Eingang in seine Wohnung war vom Gebete und von der Bezeichnung mit dem heil. Kreuze begleitet, und diente allen Hausgenossen als Muster echter Frömmigkeit. Die Folge davon wurde unter seinen eigenen Dienern bald sichtbar; denn die Liebe und die Einfalt, die aus seinen Blicken sprach, verbunden mit Klugheit, mußten auch auf den rohen Menschen Eindruck machen. Durch diesen seinen unschuldigen reinen Lebenswandel erwarb er sich die Gunst des Königs in höherem Grade als andere durch Ränke und Schmeicheleien.

Als im Jahre 628 Clotar mit Tod abging, bewies Dagobert, sein Sohn und Nachfolger, dem hl. Eligius die gleiche Achtung, wie sein Vater. Er hatte Gelegenheit genug gehabt, die Weisheit und Tugend des heiligen Mannes kennen zu lernen; deshalb holte er auch in den wichtigsten Angelegenheiten des Staates seinen Rat ein, und befolgte ihn, und hörte auf ihn. Wenn ihm der heil. Eligius die Gesinnungen der Gerechtigkeit, der Milde und Religion einzuflößen suchte, nahm der König diese Freiheit niemals übel, sondern seine Achtung gegen ihn stieg immer höher. Dieses Ansehen, das er beim Könige genoß, mußte natürlich die Eifersucht der Höflinge erregen. Man setze alle Triebfedern in Bewegung, ihn zu stürzen. Allein ihre Bemühungen dienten nur dazu, der Tugend des treuen Dieners einen neuen Glanz zu verschaffen. Der König, der die Tugenden des heil. Mannes zu würdigen wußte, überhäufte ihn mit Geschenken; aber sein Reichtum vermehrte sich nicht. Je freigebiger sein Fürst war, desto wohltätiger war Eligius, besonders verwendete er Geschenke zur Errichtung frommer Anstalten. Von diesen war die Gründung der Abtei Solignac die erste, die er ausführte. Zwei Stunden von Limoges erbaute er diese auf einem Grundstücke, das ihm der König geschenkt hatte. Er versah das dem Dienste Gottes geweihte Haus mit Ordensmänner aus Luxeuil und in kurzer Zeit wurde die Genossenschaft sehr zahlreich, denn sie hatte 150 Mönche, die als Muster für ihre Mitwelt lebten. Noch jetzt sind die Ruinen dieser Abtei vorhanden und setzen den Beschauer in Bewunderung.

Der hl. Eligius verwandelte ferner ein schönes ihm von Dagobert geschenktes Haus zu Paris in ein Frauen-Kloster und übergab die Leitung der heiligen Aura. Kaum war der Bau vollendet, so bemerkte der Heilige, daß ein Fuß breit Boden mehr genommen worden war. Voll Schmerz über diesen Fehlgriff bat er den König unter Thränen um Verzeihung, und dieser, erstaunt über solche Gewissenhaftigkeit, fügte noch einmal so viel Grund und Boden hinzu, indem er zu seinen Höflingen sagte: „Sehet, wie treu Jene handeln, die dem Heilande nachahmen. Meine Diener nehmen mir ohne Gewissensbisse ganze Ländereien weg, während Eligius zittert, daß er einen Zoll ihm nicht gehörigen Bodens habe."

Der heilige Eligius und Audoenus werden zu Rouen zu Bischöfen geweiht.

Zu derselben Zeit störten die Bretagner unter ihrem Fürsten

Judicael durch ihre Einfälle den Frieden und die Ruhe des Frankenreichs. Darüber war Dagobert gewaltig aufgebracht. Ehe er aber zum Schwerte griff, schickte er den heil. Eligius, den er für den geeignetsten Mann hielt, in diese Provinz, mit dem Auftrage, die Bretagner zur Niederlegung der Waffen zu bewegen und die lästigen Plünderungen abzuwenden. Dieser dem Heiligen gewordene Auftrag wurde durch dessen Milde und Beredtsamkeit mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt, und selbst Judicael bewogen, in eigener Person nach Paris zu reisen, um den Zorn des Königs zu besänftigen.

Während seines Aufenthaltes am Hofe hatte der fromme Lebenswandel des heiligen Eligius auf einen jungen zwölf Jahre alten Pagen, Namens Audoenus, einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er sich dem ältern Manne zu nähern und dessen Freundschaft und nähern Umgang zu gewinnen suchte. Der milde und liebreiche Charakter des heiligen Mannes kam dem Jünglinge auf halbem Wege entgegen, und bald umschloß Beide ein zartes Band der Freundschaft, die mit jedem Tage inniger wurde. — Der Jüngere nahm sich das Leben des Aeltern zum Muster. Mit warmem Eifer arbeiteten Beide an der Aufrechthaltung des Glaubens und der Kircheneinheit. Eligius brachte die Zusammenberufung eines Concils zu Orleans gegen gewisse Irrgläubige durch Vermittlung des Königs zu Stande, und bewirkte die Austreibung einer Schaar gottloser Menschen, die durch ihre Lehren, die sie verbreiteten, Paris in große Gefahr brachten. Audoenus dagegen griff die immermehr überhandnehmende Simonie an. Durch diesen ihren Eifer für die reine Lehre Jesu Christi zogen sie die Augen aller anwesenden Bischöfe auf sich und erregten in ihnen den Glauben, daß diese so eifrigen Verteidiger der christlichen Kirche, wenn auch noch Laien, doch zur Seelenführung berufen seien und beschlossen, sie zur bischöflichen Würde zu erheben.

Durch den im Jahr 639 erfolgten Tod des heil. Acharius wurden die Bischofssitze von Noyon und Tourney erledigt, die, im Jahr 512 unter dem heil. Metardus vereinigt, sich über die obere Picardie bis an die Rheinmündungen ausdehnten. Zu deren Oberhirten verlangte man den hl. Eligius, während bald darauf Audoenus zum Bischofe von Rouen erwählt wurde. Damals herrschte Clodwig II nach dem Tode seines Vaters Dagobert, der dem heil. Manne gleiche Achtung und Gunst wie sein Vater und Großvater erwies. Obwohl er die ausgezeichnete Dienstfähigkeit beider Männer kannte und sie höchst ungern aus seinen Diensten entließ, so zog er doch das Wohl der ihnen anvertrauten Kirchen seinem eigenen Vorteile vor, und willigte in ihre Entfernung.

Beide erschraken über die Wahl zu einem Amte, dem sie sich gar nicht gewachsen fühlten, und wollten die Wahl ablehnen. Aber das Zureden ihrer Freunde unter denen sich viele Bischöfe, ächte Gottesmänner, befanden, bewirkte so viel, daß sie sich einige Zeit erbaten, um sich zum Empfange der heil. Weihen vorzubereiten, und sich die erforderlichen Kenntnisse für ein solches Amt zu erwerben. Ihre Bitte wurde gewährt. Im Jahre 640 wurden beide zu Rouen geweiht, und beide traten mit Vertrauen auf Gottes Beistand ihr Amt an. Bedauernswürdig war der Zustand des Bistums, von welchem Eligius Oberhirte geworden war, denn die Bewohner von Gent und Coutrai lebten noch im Heidentume, und wollten vom Christentume nichts wissen. Dieses ermutigte aber gerade den hl. Diener Gottes, alle seine Kräfte aufzubieten, diese verlorene Schafe der Kirche zu gewinnen. Keine Mühe, keine Anstrengung, keine Aufopferung scheute er, um diesen heil. Zweck zu erreichen. Seine Lebensweise blieb dieselbe, wie vorher, nur steigerte er seine Bußstrenge. Dieselbe Demut, dieselbe Armut, dieselbe Liebe zum Gebet und dieselbe Wohlthätigkeit gegen Arme und Kranke zeigt den Bewohnern des Landes, von welchem Geiste ihr Oberhirte beseelt war. Das erste Jahr widmete er der Verbesserung der Geistlichen seines Sprengels, unter denen er eine strenge Zucht einführte, und dann suchte er Mittel und Wege, die noch im Heidentume befangenen Bewohner der Gegend von Antwerpen, nämlich die Sachsen und Sueven, und besonders die Einwohner des Bezirkes von Gent und Courtrai zu bekehren. Diese Menschen hingen starr an ihrem Aberglauben. Je hartnäckiger aber der Widerstand der Ungläubigen war, desto eifriger und desto mutiger war der Kampf des heil. Mannes, sie diesem Heidentume zu entreißen. Gegen die, welche am längsten widerstanden, bewies er eine besondere Zärtlichkeit; er sorgte für ihre Kranken, tröstete sie in Unglücksfällen, half ihnen, wo er helfen konnte, und suchte ihre Leiden zu lindern. Seine Milde seine Freundlichkeit, seine Demut, seine trostreichen Worte und die durch nichts zu besiegende Güte des heil. Bischofs fanden endlich doch Eingang in die verhärteten Gemüter, stimmten sie weicher, eröffneten sie der Gesittung, und gewannen sie so dem Christentume; und so groß vorher ihre Hartnäckigkeit gewesen war, so groß war jetzt ihr Eifer, in Ausübung der christlichen Pflichten seine Nachahmer zu werden. Von da an gieng das Werk der Bekehrung mit schnellen Schritten voran. Die Bekehrten beredeten die Andern, ihn zu hören; und war dieses geschehen, so eilten sie zu ihren Götzen, um sie umzustürzen und ihre Tempel zu zerstören, und nach ihrer Rückkehr begehrten sie getauft zu werden. Ein Jahr lang dauerte die Prüfung, ehe der heilige Bischof ihnen dieses Sakrament erteilte. So milderte er durch das Christentum die wilde Gemütsart der Bewohner, lehrte sie ihre Laster ablegen, und dem Hasse, der Feindschaft und Rache zu entsagen und sich gegenseitig lieben. Er zeigte weder Schwäche bei aller Milde, noch Bitterkeit und Härte, wenn er in Eifer geriet; und mußte er Vorwürfe und Drohungen anwenden, so waren immer wieder Bitten damit verbunden. Mit einem Worte, er wußte so nach der Gemütsbeschaffenheit eines Jeden seine Worte

einzurichten, daß er den gewünschten Erfolg selten verfehlte. An Ostern taufte er ohne Unterschied des Alters die Katechumenen, welche er das Jahr vorher unterrichtet und vorbereitet hatte. Waren einige nach der Taufe wieder abgefallen, so widmete er ihnen auf's Neue seine Sorgfalt und ließ nicht eher nach, als bis er sie gänzlich gewonnen und im Glauben befestigt sah. Nur gegen diejenigen welche ihre schlimmen Gewohnheiten nicht ablegen wollten, trat er mit unerschütterlicher Festigkeit auf. Bei diesem allem wußte er die Vorschriften der Buße und die Gesetze der Kirchenzucht aufrecht zu erhalten. Alle seine Beichtkinder behandelte er liebevoll und suchte der Bekehrung festen Bestand zu verschaffen. In seinen Vorträgen ermahnte er die Gläubigen zum fleißigen Besuche der Kirche, zur Unterstützung der Notleidenden und Armen, überhaupt zu allen Werken der christlichen Liebe. So milde und nachsüchtig er war, so scheute er doch keine Gefahr, um einer herrschenden üblen Gewohnheit unter dem Volke mutig entgegen zu treten. Am Feste des heil. Petrus predigte er bei Noyon gegen das unsinnige Tanzen des Landvolkes, wodurch viel Anlaß zu Unordnungen unter demselben gegeben wurde. Allgemeines Murren war die Folge seiner Ermahnungen, das sogar mit Drohungen verbunden war. Am nämlichen Tage des folgenden Jahres predigte der hl. Bischof über den nämlichen Gegenstand mit noch größerer Kraft und Eindringlichkeit. Dadurch brachte er nicht nur die verhärteten Sünder, sondern sogar die Beamten des Gutsbesitzers so in Zorn, daß sie das ganze Land gegen ihn aufhetzten. Nun griff der heil. Eligius zum äußersten Mittel. Er schloß die Schuldigen von der Kirchengemeinschaft aus. Fünfzig der Schuldigsten traf die strafende Hand Gottes, und suchte sie mit einer schweren Krankheit heim und erst später, als sie wahrhafte Reue und Besserung zeigten, wurden sie wieder von dem heiligen Bischof aufgenommen.

Als Clodewig II. im Jahr 656 gestorben war und drei Söhne hinterlassen hatte, folgte ihm Chlotarius III. unter der Vormundschaft seiner Mutter, der heil. Bathilde. Diese war von angelsächsischen Eltern geboren und in ihrer Jugend verkauft worden. Durch Gottes Schickung kaufte sie Archambald, der Hausmeier von Neustrien, und ließ sie in allen Tugenden und besonders im Christentum unterrichten. So wurde sie später im Jahr 650 die Gemahlin des Königs Clodewig II., dem sie drei Söhne gebar. Da sie für den heil. Eligius, der sich hauptsächlich ihrer Landsleute angenommen hatte, eine besondere Verehrung hatte, so wünschte sie, daß ihr erster Sohn den heiligen Eligius zum Seelsorger habe. — Als er ihn taufte, gab er ihm den Namen seines Urgroßvaters, mit dem Beinamen des Großen. Als im Jahr 656 die Witwe des Königs Clodewig zur Reichsregentin proklamiert wurde, so erhielt nach dem Tode Archambalds ein gewisser berüchtigter Ebroin wieder den Zutritt zum Hofe, wo er sich als Hausmeier von Neustrien mit Hilfe seiner Genossen eindrängte. Um den Ehrgeiz dieses Mannes zu hemmen, welcher nach der Krone trachtete, setzte ihm die heilige Bathilde einen Staatsrat, der aus den hervorragendsten Männern des Königreichs zusammengesetzt war, und unter welchen der heilige Eligius eine der ersten Stellen einnahm, entgegen. Was sich ferner ereignete, hatte er schon vor dem Tode Clodewigs vorausgesagt, daß nämlich das fränkische Reich unter die drei Söhne verteilt, unter Theodorich dem Jüngsten aber wieder vereinigt würde.

Neunzehn und ein halbes Jahr hatte der heilige Eligius mit Eifer und Treue seinem Amte vorgestanden, als er in eine schwere Krankheit fiel. Er fühlte sein Ende, das ihn von den Mühseligkeiten dieser Welt befreien und ihm die himmlische Seligkeit bereiten sollte, herannahen. Kurz vor demselben nahm er auf die liebreichste Weise von seinen Schülern Abschied, und sanft, wie er gelebt hatte, war sein Hingang zu seinem himmlischen Vater und Richter am 1. Dezember 659.

Sobald die Königin Bathilde die Nachricht von seiner gefährlichen Krankheit vernommen hatte, eilte sie in Begleitung ihrer Söhne und der Großen des Hofes nach Noyon, traf ihn aber nicht mehr am Leben. Seine sterbliche Hülle wurde auf Bitten der Einwohner von Noyon in der dortigen Kirche des heiligen Lupus beigesetzt.

Der wandelt im Lichte mit Gott, christlicher Leser, der nichts von dieser Welt zu haben wünscht, sondern sein Trachten nur auf den Vater im Himmel fest gerichtet erhält. Dort allein ist der verborgene Schatz, unser Herr Jesus Christus, in welchem alles Gute enthalten ist. Diesen zu erringen, wie unser Heiliger ihn errungen hat, sei unser innigstes Bestreben und wie wir ihn erringen können, dazu gibt das gottergebene Leben des heiligen Eligius die beste Anleitung. Laßt uns ihm in allen seinen Tugenden nachfolgen und dieser Schatz wird uns gewiß zu Teil werden. Besitzt der Mensch auch alle irdischen Güter dieser Welt, hat aber Gott nicht zum Freunde, so ist er dürftig und elend. Aber Gott zum Freunde kann nur der haben, der ihn liebt, und alle seine Gebote aufs treulichste erfüllt.

2. Dezember.

Die heilige Bibiana,

Jungfrau und Martyrin.

Jahr 363.

Zu Rom lebte zur Zeit Constantins des Großen eine Familie, welche zu den ersten dem Range nach zu rechnen war. Sie bestand aus Vater und Mutter und zwei Töchtern, und war dem christlichen Glauben auf's eifrigste ergeben. Der Vater, Flavian mit Namen, war bei Jedermann wegen seiner Gerechtigkeit, Weisheit und christlicher Liebe sehr beliebt. Wegen dieser trefflichen Eigenschaften erhob ihn Constantin zum Statthalter von Rom, und an ihm fanden die Christen eine kräftige Stütze und ein vorleuchtendes Beispiel.

Nach Constantins Tode bestieg Kaiser Constantius, ein eifriger Anhänger der Arianer, den Thron. Flavian zog sich dessen Abneigung zu, weil er frei und offen von der Gottheit Jesu Christi Zeugnis ablegte, und die Rechtgläubigen in diesem Bekenntnisse bestärkte; die Folge davon war die Entsetzung von seinem Amte. Dieser scheinbare Schimpf war nicht die einzige Probe, die er wegen seiner festen Anhänglichkeit an den wahren Glauben bestehen sollte, noch schwerere waren über ihn und seine ganze Familie durch Zulassung Gottes verhängt, um ihre Standhaftigkeit im Glauben auch unter den schwersten Leiden zu erproben.

Denn als nach Constantius Tode der Apostate Julian auf den Thron gekommen war, erklärte er die Christensekte für überflüssig und gehässig und verfolgte dieselbe auf gewaltthätige und heimtückische Weise. In diesem für die Christen äußerst betrübenden und gefährlichen Zustande zeigte Flavian den ächten Christensinn; ohne Rücksicht auf sein Leben zu nehmen, ermahnte er die Gläubigen zur Standhaftigkeit, besuchte und tröstete die gefangenen Christen und unterstützte sie nach Kräften und hielt auf diese Weise manche schwankende und schwache Seele fest in ihrem Glauben. Sein früheres Ansehen schützte ihn eine Zeit lang bei dem abgefallenen Kaiser Julian. Bald aber änderte sich die Gesinnung dieses Tyrannen, der durch Angeber und Schmeichler aufgestachelt wurde. Der damalige Statthalter Roms, Apronian, ließ auf des Kaisers Befehl Flavian verhaften, und auf die freudige Erklärung desselben, daß er als Christ leben und sterben wolle, ihm die Zeichen des Adels abnehmen, und das Zeichen des Sklavenstandes auf die Stirne brennen. So schmachvoll diese Entehrung war, so freudig nahm sie der Heilige auf sich. Seine Güter wurden eingezogen, und er selbst aus Furcht vor dem Volk vom Statthalter nach Aqua Taurinae im Florentinischen verwiesen. Rührend war der Abschied von Weib und Kindern, welche er dem Schutze Gottes empfahl. In die Verbannung geführt, erlag er bald darauf der Not und dem Hunger.

Die heilige Bibiana.

Aber nur zur Hälfte, meinte der rachsüchtige Statthalter, sei der Befehl des Kaisers erfüllt, so lange noch die übrigen Glieder der Familie am Leben sich befänden. Dafrosa, die Gattin Flavians, war jetzt das Ziel seiner Verfolgung. Alle Drohungen, alle glänzenden Anerbietungen für sie und ihre Töchter, alle Qualen und Martern, die sie um ihres Glaubens willen erdulden mußte, konnten sie nicht im mindesten wankend machen; endlich über die vergeblichen Bemühungen erbittert, ließ sie der Statthalter enthaupten. Nun standen die beiden Töchter Bibiana und Demetria, die Erben des Glaubens ihrer heil. Eltern und die Zeugen ihres Eifers, allein in der Welt. Aber das Vorbild ihrer Eltern und der Glaube, daß diese um ihres Glaubens willen die Martyr-

krone zu erringen gewürdigt worden waren, erhielt die schutzlosen Schwestern aufrecht: schutzlos zwar und verlassen von der Welt, aber nicht von Gott, das fühlten sie tief in ihrem Innersten. Der Reichtum in Jesus Christus und die überschwengliche Gnade Gottes war ihnen Ersatz für die zeitlichen Güter, die ihnen entzogen worden waren, und der Gedanke, daß für den zeitlichen Verlust ihrer Eltern der Vater im Himmel ihr Beschützer in allen Nöten sein werde, gewährte ihnen solchen Trost und solche Stärke, daß sie alle Schmach von der Welt, den Verlust ihrer Eltern und die Armut mit stillem und ruhigem Herzen ertrugen; auch befestigte er in ihnen den Vorsatz, für ihren Glauben, wie ihre Eltern zu leben und zu sterben, und durch keine noch so furchtbare Drohungen und Qualen sich davon abwendig machen zu lassen.

Aber nur zu bald sollten sie den Beweis ihrer Standhaftigkeit ablegen. Auf Befehl des grausamen Statthalters wurden sie in den Kerker geworfen und durch Hunger und Durst gequält, um ihren Abfall zu bewirken. Aber der Herr war auch im Kerker in ihren Herzen, er stärkte, er tröstete, er erquickte sie in ihrem Leiden, und mit Verwunderung sahen die Diener des Tyrannen das heitere und ruhige Antlitz und die Wohlgestalt der Gefangenen, die nicht im Geringsten abgenommen hatte. Jetzt versuchte der Statthalter, durch andere Mittel zu seinem Zweck zu gelangen. Die glänzendsten Anerbietungen wurden ihnen gemacht, man suchte sie durch die Zurückgabe der väterlichen Güter, durch eine vornehme Heirat, ja selbst durch die Gunst des Kaisers zu verlocken. Aber keines dieser Mittel vermochte etwas über diese Jungfrauen, die sich ein ganz anderes Ziel, als alle weltlichen Freuden bieten konnten, gesteckt hatten. Da Güte nichts ausrichtete, traten jetzt Drohungen und Martern an deren Stelle; aber weder Drohungen noch Qualen konnten den schon dem Himmel zugewandten Geist beugen. Nur dies einzig schmerzvolle Ereignis für Bibiana trat ein, daß der zarte und schwache Leib ihrer Schwester Demetria diesen vielen Stürmen unterlag, und eines schnellen Todes zu den Füssen ihrer Schwester hinsank. Bibiana war jetzt nach dem sel. Hingange ihrer Eltern und ihre Schwester allein der Wut und Arglist ihrer Richter ausgesetzt, aber ihr Gemüt war durch alle diese traurigen Vorfälle nicht entmutigt, nein, sondern vielmehr mit neuer Stärke und Kraft von oben ausgerüstet, um jedem noch so schweren Leiden mit Standhaftigkeit entgegen zu treten. Der arglistige Feind aber glaubte sie auf einer schwächeren Seite angreifen zu müssen, die schon viele minder starke Jungfrauen zu Falle gebracht hatte. Sie wurde einer gewissen Rufina übergeben, die in dem Laster der Wollust aufgewachsen die verführerische Kunst in hohem Grade besaß, junge Mädchen auf den Weg des Verderbens zu leiten. Auch an Bibiana sollte sie ihre Kunst versuchen, in der reinen und keuschen Jungfrau, das unkeusche Feuer der Wollust zu entzünden. Aber die verfänglichen Reden und unkeuschen Bilder, die man vor der Jungfrau sprach und ihr vor Augen brachte, waren der reinen Bibiana ein Greuel; mit Sorgfalt wachte sie über ihre Neigungen, und durch unablässiges Gebet zu Gott und dessen Beistand siegte sie über alle Verlockungen zum Bösen, und über alle Mißhandlungen und Streiche, die sie erdulden mußte, weil sie sich einer Sünde nicht hingab, die ihr nur Ekel erregte. Nun war die Geduld des Richters erschöpft, da auch dieses letzte Mittel fehl schlug. Er ließ die schamhafte Jungfrau von den Henkern entkleiden, an eine Säule binden und mit Riemen, an deren Ende Bleikugeln befestigt waren, so lange geißeln, bis sie den Geist aufgab. Zwei Tage nach ihrem Tode nahm ein frommer Priester Namens Johannes ihren Leib, den man den wilden Tieren zum Fraß ausgesetzt hatte, heimlich weg und begrub ihn während der Nacht bei dem Palaste des Licinius. Die Christen erbauten später ein Bethaus über ihrem Grabe. Im Jahre 465 ließ der Papst Simplicius an dessen Stelle eine schöne Kirche erbauen, und Papst Urban VIII. im Jahre 1628 wieder herstellen, um dahin die Reliquien der hl. Dafrosa, Bibiana und Demetria zu versetzen, welche seither sich an einem Orte befunden, den man häufig den Kirchhof der hl. Bibiana genannt hatte.

Diese ganze Familie hatte Gott der Erde entrückt und in sein himmlisches Reich versetzt, weil die Welt derselben nicht würdig war. Aber möge die christliche Jugend das helleuchtende Beispiel der beiden heiligen Schwestern vor allem beherzigen und zu jeder Zeit und jeder Stunde, wenn der Versucher sich ihr in schöner Gestalt nahen sollte, um sie auf den Weg des Verderbens zu locken, sich die heilige Bibiana vor Augen stellen, dann wird ihr wohl der Kampf mit der auflodernden Leidenschaft und die Besiegung der bösen Neigungen leichter werden, und sie wird bei Betrachtung des siegreich bestandenen Kampfes der Heiligen gegen die schändlichen Versuchungen des Bösen sich erheben und mit Reue alle Lust zum Bösen aus dem Herzen bannen, besonders wenn der Gedanke in ihrem Innersten lebendig bleibt, daß der allsehende Vater im Himmel einst von allen ihren Handlungen, Vorsätzen und Gedanken Rechenschaft fordern werde.

3. Dezember.

Der heilige Franz Xavier,

aus der Gesellschaft Jesu.

Jahr 1552.

Franz Xavier der Heilige, den der Papst Urban VII. mit Recht Indiens Apostel nennt, wurde am 7. April 1596 auf dem Schlosse Xavier in Navarra, zwei Stunden von Pampelona, geboren. Sein Vater war Johannes von Jasso, einer von den Staatsräten des Königs Johann Albert III. von Navarra. Seine Mutter war die Erbin der berühmten Häuser Azpilcueta und Xavier. Die Eltern hatten mehrere Söhne, von denen die ältern den Beinamen Azpilcueta trugen, Franz aber, der jüngste, von dem Schlosse Xavier, seinem Geburtsorte, den Beinamen Xaverius oder Xavier erhielt.

Schon von Kindheit an zeigte der Knabe eine sanfte und heitere Gemütsart und Dienstgefälligkeit, durch welche er sich die Liebe aller erwarb, und eben so frühzeitig offenbarten sich herrliche Gaben des Verstandes und Herzens. Die Anfangsgründe der lateinischen Sprache lernte er im elterlichen Hause, und ebendaselbst schöpfte er auch tiefe Gefühle für die Religion und Tugend, welche die Grundlage der Vollkommenheit waren, die er in der Folge erstrebte. Lernbegierig, wie er war, war sein ganzes Streben auf die Wissenschaften gerichtet, denen er allein und nicht wie seine Brüder, dem Waffendienste sich widmen wollte. In dieser Absicht schickten ihn in seinem 18. Jahre seine Eltern auf die hohe Schule nach Paris, welche damals die berühmteste war. Aufgenommen in das Kollegium zur hl. Barbara, lag er mit unermüdlichem Eifer und so glänzendem Erfolge der philosophischen Wissenschaft ob, daß ihm von allen Seiten die schmeichelhaftesten Beifallsbezeugungen erteilt wurden. Diese Lobeserhebungen nährten seine sich entwickelnde Eitelkeit und erregten in ihm ein heftiges Streben nach Ruhm, das nur durch den Umgang mit Ignatius Lojola, dessen Jünger er wurde, nach langem Widerstande erteilt wurde. Ignatius war nämlich im Jahre 1528 zur Beendigung seiner wissenschaftlichen Bildung nach Paris gekommen, und hatte dasselbe Kollegium bezogen. Da er schon damals mit dem Gedanken umging, eine gelehrte Gesellschaft zu bilden, die sich ganz dem Wohle der Menschheit widmen sollte, lernte er Pater le Fevre und durch diesen Franz Xavier kennen, und sah bald ein, daß diese beiden jungen Männer für seine Absichten sich vorzüglich eignen würden. Der Erstere war bald gewonnen, aber die Ruhmsucht des ehrgeizigen Franz legte ihm größere Schwierigkeiten in den Weg. Verächtlich wies er den Antrag des hl. Ignatius zurück, machte dessen Armut lächerlich und stellte sie als Kennzeichen einer niedrigen Seele dar. Doch Ignatius, der in prophetischem Geiste in ihm ein rüstiges Werkzeug seiner Absichten erkannte, ließ sich durch Franzens Benehmen nicht abschrecken, nur griff er ihn an seiner schwachen Seite an, spendete seinen Kenntnissen und Fähigkeiten sowie seinen Lehrvorträgen vollen Beifall, verschaffte ihm Schüler, und unterstützte ihn, wenn er sich in Geldverlegenheit befand, mit bedeutenden Summen.

Trotz seiner Eitelkeit und Ruhmsucht besaß Franz Xavier ein edles Herz und das sich gleichbleibende Benehmen des hl. Ignatius machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Dabei zog er dessen hohe Abkunft in Erwägung, und konnte nicht umhin, sich selbst zu gestehen, daß Ignatius aus höheren Beweggründen diese Lebensart führe, die er er erwählt habe. Ein weiterer Umstand brachte Franz ihm noch näher. Die Lutheraner hatten geheime Emissäre in Paris, welche ihre Lehre im Verborgenen unter den Studierenden ausstreuten. Unter denen, die aus Wißbegierde den Vorträgen derselben zuhörten, befand sich auch Franz. Kaum hatte dieses Ignatius erfahren, als er ihm zu Hilfe eilte, und ihn vor der Verführung bewahrte. Von da an war Franz aufmerksamer auf dessen Worte, und öffnete allmählich sein Herz den Wahrheiten des Heiligen, der ihm mit eindringlicher Stimme die Worte Jesu zurief: „Was nützt es den Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und litt doch Schaden an seiner Seele." Ein schwerer Kampf erhob sich in seinem Herzen. Er fühlte die Wahrheit dieser Worte tief, und erfaßte das Nichtige irdischer Größe. Aber erst nach langem, mutigem Ringen mit Ruhm und Ehrsucht, faßte er den Entschluß, sein Leben nach den Geboten des Evangeliums einzurichten. Der Kampf war schwer aber desto herrlicher der Sieg. Mit starken Schritten gieng er der Vollkommenheit entgegen. Er unterdrückte mutig die in ihm herrschenden Leidenschaften, suchte jede Gelegenheit zur Selbstdemütigung auf, und um das Fleisch abzutöten zog er ein härenes Bußkleid an, und kasteite seinen Leib durch Fasten und Bußwerke. So vorbereitet begab er sich am Feste der Himmelfahrt Mariä im Jahr 1534 mit Ignatius und fünf Genossen auf den Montmartre und legte dort mit ihnen das Gelübde ab in das hl. Land zu wallfahren und an der Bekehrung der Ungläubigen zu arbeiten; sollte dieses aber nicht ausgeführt werden können, so wollten sie sich dem hl. Vater zu Füßen werfen und ihm ihre Dienste anbieten. Bald darauf schlossen sich ihnen drei neue Gefährten an. Nach Beendigung ihrer Studien traten sie neun an der Zahl am 15. November 1536 ihre Reise nach Venedig an, wo sie Ignatius erwartete. Nach vielen Beschwerden und Mühsalen, durch die Abtötungen Xaviers herbeigeführt, gelangten sie am 8. Januar 1537 daselbst an. Sie verteilten sich bis sich eine Gelegenheit nach Palästina zeigte, in die Spitäler der Stadt zur Pflege und Warte der Armen und Kranken. Xavier leistete im Spital der Unheilbaren

seine Dienste. Den Tag widmete er den Kranken, die Nacht dem Gebete. Unermüdlich war sein Eifer; er überwand den anfänglich sich erhebenden Ekel bei dem Anblicke der furchtbaren Krankheiten, und die Gnade des Herrn bewahrte ihn sichtbar vor jeder Ansteckung, der er besonders bei diesen Dienstleistungen ausgesetzt war.

Nach Verfluß von zwei Monaten schickte der hl. Ignatius seine Gefährten nach Rom, um sich vom hl. Vater vor ihrer Abreise in das hl. Land seinen Segen zu erflehen. Papst Paul III. erteilte ihnen zugleich die Erlaubnis, daß diejenigen Mitglieder ihrer Gesellschaft, welche die Weihen noch nicht hatten, von jedem katholischen Bischofe geweiht werden durften. Nach ihrer Rückkehr wurde Xavier am Feste des hl. Johannes des Täufers im Jahre 1537 zum Priester geweiht, und legte mit seinen Gefährten in die Hand des Nuntius das Gelübde der Keuschheit und Armut ab. Nach einer vierzigtägigen strengen Vorbereitung in einem Dorfe unweit Padua, wohin er sich zurückgezogen hatte, um seinen Geist zur Darbringung des ersten hl. Meßopfers zu sammeln, vollzog er diese hochheilige Handlung zu Vincenza mit einer solchen rührenden Andacht und feierlichen Geistesstimmung, daß alle Anwesenden zu Thränen gerührt wurden. Von da an war seine Thätigkeit zwischen der Ausübung der Liebesdienste und seinen priesterlichen Amtsverrichtungen geteilt, und beides besorgte er mit dem Eifer eines Apostels.

In der Fastenzeit traf Xavier auf den Ruf des hl. Ignatius zu Rom ein, um der Beratung über die Gründung des neuen Ordens beizuwohnen, und legte dort das Gelübde des Gehorsams ab. Wegen des Ausbruchs des Krieges zwischen Venedig und der Türkei war die Wallfahrt nach Paläſtina unmöglich gemacht, und ihr früheres Anerbieten zu jeglichem Dienste des hl. Peters fand in so weit Gehör, daß den Gliedern der Gesellschaft ihr Wirkungskreis in verschiedenen Kirchen angewiesen wurde, bis sich eine bessere Gelegenheit zu ihrer Verwendung zeigte. Diese trat bald ein. Der Portugiese Govea, welcher in Aufträgen des Königs von Portngal, Johann III., sich damals in Rom befand, aber schon früher zu Paris Gelegenheit gehabt hatte, Ignatius, Xavier und Le Fevre und die Zwecke ihrer Gesellschaft genauer kennen zu lernen, war voll Erstaunen über die Kraft ihres Wirkens, ihre Demut, ihre unermüdliche Thätigkeit in Vollbringung auch der schwersten Liebesdienste, und setzte jetzt den König in Kenntnis, daß nur solche Männer geeignet wären, den christlichen Glauben in Ostindien zu verkündigen, die vor keiner noch so drohenden Lebensgefahr zurückbebten. Der König erfreut darüber, beauftragte seinen Gesandten in Rom, sich von Ignatius sechs solche Männer zu der Mission nach Ostindien zu erbitten. Dieser konnte aber nur zwei, den Porugiesen Simon Rodriguez und den Spanier Nikolaus Bobadilla bewilligen. Der Erstere reiste sogleich ab, der Letztere aber wurde durch Gottes Vorsehung kurz vor seiner Abreise von einer schweren Krankheit befallen und an dessen Stelle wurde Xavier gewählt. Dieser, von dem Segen des Papstes Paul III. begleitet, trat freudig und mutvoll mit dem portugiesischen Gesandten am 15. März 1540 die Reise nach Portugal an. Da diese zu Land über die Alpen und Pyrenäen gemacht wurde, war sie mit vielen Beschwerden verbunden und gab Xavier Gelegenheit genug, Werke der Demut und Liebe zu vollbringen, durch welche er seine Umgebung in hohem Grad erbaute. Unweit Pampelona forderte der Gesandte Xavier auf, von seiner Mutter und Anverwandten Abschied zu nehmen; doch gelassen erwiderte der Heilige, er wolle das Zusammentreffen mit seinen Angehörigen bis auf den Himmel verschieben, wo keine Trennung und somit auch kein Schmerz mehr stattfinde. Kaum in Lissabon angekommen, suchte er Rodriguez auf, den er in einem Spitale fand, wo er die Kranken unterrichtete und pflegte. Voll heil. Eifers schloß sich ihm Xavier zu diesen Werken der christlichen Liebe an, und allgemeine Bewunderung folgte der Tugend dieser apostolischen Männer, so daß der König sie in seinem Reiche zurückzubehalten wünschte. — Endlich verständigte man sich dahin, daß Rodriguez bleiben, Xavier aber nach Ostindien abreisen sollte, wohin ihn die göttliche Vorsehung bestimmt hatte.

Der heilige Franz Xavier.

Weil die Flotte aber erst im April 1541 absegelte, mußte Xavier noch 8 Monate in Lissabon zubringen. Während dieser Zeit legte er in die Hände des Paters Lainez eine Urkunde, worin er erklärte, daß er mit allen Satzungen des Ignatius einverstanden sei, und daß er Gott das Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams der Gesellschaft weihe, wenn diese vom hl. Vater zu einem religiösen Orden erhoben würde. Deshalb antwortete er auf die Briefe seines mütterlichen Oheims d'Azpilcueta, Lehrer der Theologie zu Coimbra, der ihn von der Gesellschaft und seinem übrigen Vorhaben abwendig machen wollte, mit solcher Kraft und solchem Nachdrucke in Verteidigung seiner Sache, daß er auch hier als Sieger aus diesem brieflichen Kampfe hervorging.

Vor seiner Abreise übergab ihm der König vier Breven des Papstes, von denen das erste und zweite ihn zum apostolischen Nuntius in Indien mit ausgedehnten Vollmachten ernannte; in dem dritten empfahl er ihn dem äthiopischen Könige David, und im vierten andern Fürsten des Orients. Wie man ihn keine Anstalten treffen sah, sich mit einer Bedienung zu umgeben, und man ihn darauf aufmerksam machte, erwiderte er ruhig, er könne sich selbst bedienen, und auf die Vorstellung, daß es unschicklich sei, wenn ein Nuntius des hl. Stuhles seine Nahrung sich selbst bereite und seine Wäsche selbst besorge, so beruhigte er seine besorgten Freunde mit den Worten, daß er gewiß kein Aergernis gebe, wofern er nichts Böses thue. Er war somit nicht zu bereden, etwas anderes mitzunehmen als Bücher für die Neubekehrten.

Sein Mitarbeiter Rodriguez begleitete ihn bis an den Einschiffungsplatz, und ihm vertraute er beim Abschied unter der zärtlichsten Umarmung ein Traumgesicht an, das er in Rom gehabt hatte, nach welchem ihm angedeutet wurde, daß er um der Ehre Jesu willen zu leiden habe. Am 7. April 1541 ging die Flotte unter dem Kommando des D. Alphons von Susa, der zum Vicekönig von Indien ernannt worden war, unter Segel. Xavier befand sich nach dem Wunsche des Vicekönigs auf dessen Schiff und hatte noch zwei Ordensmänner als Gefährten bei sich. Schon auf dieser langwierigen Reise zeigte der Heilige im hellsten Lichte, wie er seine Pflichten in Indien erfüllen würde. Alle auf dem Schiffe, wohl 1000 Personen, betrachtete er als seine ihm anvertraute Heerde. Unermüdet in der Unterweisung der Matrosen predigte er jeden Sonntag am großen Mastbaum, pflegte die Kranken, entstehende Zwistigkeiten wußte er durch ruhige Vorstellungen schon im Keime zu ersticken, trat mit Kraft und Nachdruck dem gotteslästerlichen Fluchen entgegen, that dem leidenschaftlichen Spiele Einhalt und machte selbst auf die rohesten Gemüter durch sein demutvolles, freundlich zurechtweisendes, aber wenn es sein mußte auch durch unerschrockenes und mutvolles Auftreten gegen jede entstehende Unordnung den nachhaltigsten Eindruck. Alle Speisen, die ihm vom Tische des Vicekönigs ganz gegen seinen Willen zugeschickt wurden, verteilte er unter die Kranken, die in großer Anzahl vorhanden waren, und kräftiger Nahrung bedurften, er selbst begnügte sich mit der geringsten und spärlichsten Kost, und so wirkte er geistig und körperlich auf die Besserung der Mannschaft. Nach fünf Monaten landete man in Mozambik, und mußte daselbst überwintern. Das ungesunde Klima zog Xavier eine schwere Krankheit zu. Nach seiner Wiedergenesung setzte man die Reise fort und landete am 6. Mai 1542 im Hafen von Goa, der Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen in Indien. Kaum an's Land gestiegen, begab sich Xavier in das Klosterspital, weil er keine Amtsverrichtung ausüben wollte, ohne vorher den Bischof von Goa, Johann Albuquerque, einen ebenso frommen als tugendhaften Mann gesprochen zu haben.

Voll Demut überreichte der hl. Glaubensbote dem Bischof die Breven des Papstes mit der Erklärung, er beabsichtigte nicht, ohne seine Genehmigung Gebrauch davon zu machen, und warf sich ihm zu Füßen mit der Bitte um seinen Segen. Der Bischof, betroffen durch die Bescheidenheit und das Gepräge der Heiligkeit, das auf dem Angesichte Xaverius sich ausdrückte, hob in freundlich auf, küßte die Breven des hl. Vaters und verspach, ihn mit seinem bischöflichen Ansehen zu unterstützen, ein Versprechen, das er in der Folge getreulich erfüllte. Das Erste was Xavier nach der Rückkehr in seine Wohnung that, war, daß er sich durch ein inniges Gebet den Segen des Herrn für sein großes und schwieriges Vorhaben erflehte, denn er hatte Stärke des Geistes und Ausdauer bei dem damaligen traurigen Zustande nötig, in welchem sich die Religion in dem Lande befand. In den meisten Portugiesen schien jedes religiöse Gefühl erloschen zu sein, und an seine Stelle waren die schmählichsten Leidenschaften der Ehrsucht, der Rache, des Wuchers und jede Art der Lasterhaftigkeit getreten; alle Sakramente waren vernachlässigt; kaum vier Prediger des Evangeliums fanden sich in ganz Indien; und alle Bemühungen des Bischofs, seine Heerde auf den Weg der Besserung zurückzuführen, waren vergeblich. Bei diesem Zustand der Christen, darf man sich nicht wundern, wenn die Heiden mehr wilden Tieren als Menschen ähnlich waren. Die Bekehrten waren aus Mangel an Unterricht und durch das augenfällige Beispiel der Christen selbst wieder in ihren alten Aberglauben zurückgefallen, und bereiteten dadurch den Missionären weit größere Mühe zu ihrer Wiederbekehrung, als ihre heidnischen Brüder. Dies alles in's Auge fassend beschloß Xavier mit der Verbesserung der Christen sein großes Tagewerk zu beginnen. Ernst und eindringlich führte er den ältern Personen die Grundsätze des Evangeliums ins Gedächtnis zurück, aber besonders suchte er die jugendlichen Herzen der Kinder zur Gottseligkeit anzuleiten, weil diese, noch nicht von den Lastern der Eltern angesteckt, für die christlichen Lehren empfänglicher waren. Den Morgen widmete er den Kranken im Spital und dem Besuche der Gefangenen; dann durcheilte er mit einem Glöckchen in der Hand die Stadt, um die Eltern und Hausherrn zu ermahnen, ihre Kinder und Sklaven zum christlichen Unterrichte zu schicken, und darum bat er sie um Gotteswillen. Sein mit Gottes Beistand begonnenes Werk hatte glücklichen Fortgang. Er führte die Kinder in die Kirche, lehrte sie das apostolische Glaubensbekenntnis, die zehn Gebote Gottes und die Uebung der christlichen Religion und wußte den jugendlichen Gemütern ein so lebendiges Gefühl der Gottesfurcht einzuflößen, daß die ganze Stadt sich über die Eingezogenheit und Andacht dieser Kleinen wunderte, und bald eine allmähliche Aenderung eintrat. Die Scham bewirkte hier bei den größten Sündern, was geistliche Vorstellungen nicht zu Wege gebracht hatten. Sie besserten ihr ungeordnetes Leben, und kamen somit zur Er-

kenntnis ihrer selbst. Jetzt trat Xavier von Zeit zu Zeit öffentlich als Prediger auf und seine ergreifenden, vom Geiste Gottes durchwehten Worte ließen bald die Spuren seiner Vorträge sichtbar werden. Darauf beschränkte sich aber sein Wirkungskreis nicht allein, denn als seine Besuche in einigen Häusern willkommen waren, lernten die Bewohner seine Sanftmut, seine Demut und sein von Nächstenliebe ganz durchdrungenes Herz genauer kennen und lieben. Die den Sünden gefrönt hatten, warfen sich aus Abscheu vor ihren Lastern dem Heiligen zu Füßen, beichteten ihm ihre Vergehungen, und ihre Zerknirschung, und gaben ihm die sichersten Beweise von ihrer aufrichtigen Bekehrung. Sie entsagten dem Wucher, gaben den unerlaubten Gewinn zurück, hoben Feindschaften auf und lösten sündhafte Verbindungen, mit einem Worte, Zucht und Ordnung kamen wieder in die Familien zurück, und somit gegenseitige Liebe und Achtung und ächte Religiosität. Aus diesen Werken konnte man erkennen, was man in Zukunft von diesem Diener Gottes zu erwarten habe.

Während dieses seines Gott wohlgefälligen Wirkens in Goa erfuhr er, daß auf der gegen Osten der Halbinsel sich befindlichen Fischerküste, die von der Perlenfischerei den Namen erhielt, die Bewohner, Parava genannt, sich zwar hatten taufen lassen, aber aus Mangel an Unterricht wieder in ihren alten Aberglauben und vorige Laster zurückgesunken seien. Mit Freudigkeit ergriff er die Gelegenheit, diesen beklagenswerten Menschen das Evangelium zu verkündigen. Im Oktober 1542 schiffte er sich in Begleitung von zwei jungen Geistlichen, welche, wie er, die auf der Fischerküste übliche malabarische Sprache verstanden, dahin ein, stieg am Vorgebirge Comorin an's Land, und fing in einem von Götzendienern bewohnten Dorfe sein apostolisches Werk an.

Der heilige Franz Xavier heilt eine Indianerin.

In einem feurigen Vortrage verkündigte er ihnen Jesum als den Heiland und Erlöser der Menschen und Seligmacher. Obwohl nun die Bewohner ohne Erlaubnis ihres Landesherrn ihre Religion nicht ändern durften, so konnten sie doch nicht den Wundern widerstehen, die Gott durch seinen Diener bewirkte. Eine Frau lag nämlich schon drei Tage in Geburtsschmerzen und weder die Gebete der Braminen — so hießen ihre Priester — noch natürliche Mittel konnten helfen. Xavier begab sich zu ihr, unterrichtete die Leidende, und voll Vertrauen glaubte sie an Jesum Christum; so bald aber das geweihte Taufwasser sie berührte, ward sie plötzlich entbunden und vollkommen hergestellt. Dieses Wunder brachte eine solche Wirkung bei der Familie und mehreren der vornehmsten Bewohnern hervor, daß sie auf der Stelle sich zum Christentume bekehrten, und als bald darauf der Fürst die Erlaubnis zur Aenderung ihrer Religion erteilte, wurde das ganze Dorf gläubig.

Durch diesen glücklichen Erfolg ermutigt, begab er sich nach der Fischerküste. Vor allem aber mußte er sich noch eine gründlichere Kenntnis der malabarischen Sprache erwerben, um mit desto größerem Erfolg sein Werk beginnen zu können. Durch fortgesetzte Anstrengung gelang es ihm, das apostolische Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, den englischen Gruß die zehn Gebote, Salve Regina und nach und nach den ganzen Catechismus zu übersetzen, er lernte so viel als möglich von seiner Uebersetzung auswendig, und so ausgerüstet durchwanderte er die Dörfer und sammelte sich durch ein Glöckchen Zuhörer zum Unterrichte in der christlichen Religion. Die Kinder lernten am leichtesten auswendig, und wenn sie es gründlich erfaßt hatten, gab er ihnen auf, das Erlernte auch den übrigen Hausgenossen beizubringen. Besonders rührend war nach seinen Berichten und

Briefen die religiöse Feier an den Sonntagen. An diesen versammelte er Männer und Weiber, Mädchen und Knaben in einer Kapelle. Alle erschienen mit unglaublicher Freude und eifrigem Verlangen, das Wort Gottes zu hören. Das erste, was er vornahm, war die Auslegung des apostolischen Glaubens, der Gebote Gottes, des Vaterunsers, des Ave Maria u. s. w., sodann forderte er ihnen das Glaubensbekenntnis ab, und belebte die ganze feierliche Handlung durch fromme Gebete, die er in ihrer Sprache aufgesetzt und auswendig gelernt hatte, und entflammte durch seine Andachtsglut die Andacht seiner Zuhörer. Alle diejenigen, welche den Unterricht gründlich erfaßt hatten und glaubten, ließ er das Sündenbekenntnis ablegen und taufte sie, und die ganze Handlung schloß immer mit dem Salve Regina, zur Anrufung des Beistandes der allerseligsten Jungfrau.

Weil er wohl fühlte, daß ein so großes Werk vollständiger auszuführen die Kräfte eines Menschen überstieg, so richtete er hauptsächlich auf solche unter den neuen Gläubigen sein Augenmerk, welche er unter ihnen als die geeignetsten Mitarbeiter an diesem Werke erkannt hatte, und diese bestimmte er zu Katecheten, d. h. er übertrug ihnen, daß sie auch Unterweisung in der christlichen Lehre erteilen sollten. Mit der Zunahme der sich bildenden Christengemeinde war auch der Eifer für die christliche Religion im Wachsen. Zahlreich strömten die Bewohner der Fischerküste herbei, und die Menge derer, welche die Taufe begehrten, war so groß, daß Xavier vor Ermüdung kaum mehr den Arm erheben konnte, um diese hl. Handlung zu vollziehen.

Zu dieser Zeit wüteten die Krankheiten auf der Fischerküste in einem höhern Grade, als sich die ältesten Leute erinnern konnten. Ohne Zweifel geschah dieses durch Zulassung Gottes, um auch die Hartnäckigkeit derer zu besiegen, die bisher die Annahme des Evangeliums verschmäht hatten und den verstockten Sinn dieser Ungläubigen zu beugen. Wunderbar war die Kraft des hl. Sakraments der Taufe. Wer das geweihte Wasser berührte, genas augenblicklich von der Krankheit; und dieses überzeugte auch die hartnäckigsten Widersacher von der Heiligkeit und Wahrhaftigkeit der christlichen Religion und alle beeilten sich, dieses Heils teilhaftig zu werden. Um dem dadurch entstehenden Andrange zu genügen, schickte der Heilige Neubekehrte mit seinem Kreuze, seinem Rosenkranze oder Reliquenkästchen ab und ließ die Kranken damit berühren, mit ihnen das Gebet des Herrn, das Glaubensbekenntnis und die zehn Gebote hersagen, und nicht sobald hatten die Kranken ihre innere Ueberzeugung ausgesprochen, daß sie glaubten und getauft werden wollten, als die Krankheit wie ein Schatten dahin schwand. Seine eifrigsten Widersacher waren die Braminen. Trotzdem, daß sie der Heiligkeit des Glaubensboten ihre Bewunderung nicht versagen konnten, daß sie mit eigenen Augen die Wunder sahen, die er sogar an Toten verrichtete, daß er sie in den Unterredungen mit ihm durch die Kraft und Wahrheit seiner Worte zum Verstummen brachte, trotzdem, sage ich, beharrten sie in ihrer Hartnäckigkeit, weil Eigennutz die Triebfeder ihres Denkens und Handelns war. Sie ermochten keinen Makel an dem Heiligen, ungeachtet ihrer schlausten Nachforschungen, aufzuspüren. Mit seinen rastlosen Anstrengungen verband er die strengste Lebensweise und Bußübung. Seine Nahrung bestand wie bei der geringsten Volksklasse aus Reis und Wasser. Zur notwendigen Erholung gönnte er seinem Leibe drei Stunden Schlaf auf dem harten Boden einer Fischerhütte, die übrige Zeit widmete er dem Gebete oder dem Dienste Gottes, und was ihm der Vizekönig von Goa zur besserer Pflege seines Körpers zugeschickt hatte, verwendete er auf Kranke und Dürftige. So war es kein Wunder, daß alle mit der innigsten Liebe an ihrem neuen Seelsorger hingen, und ihn nicht von sich lassen wollten. als er nach Verfluß eines Jahres, während dessen er eine so reichliche Ernte unter den Paravas gethan hatte, nach Goa abreisen zu müssen glaubte, um sich Gehilfen für sein apostolisches Amt zu verschaffen. Nach seiner Ankunft daselbst mußte er aber die Leitung des Seminars zum hl. Glauben, das man zur Erziehung junger Indier gestiftet hatte, übernehmen. Mit hl. Eifer unterzog er sich diesem neuen Amte, vergrößerte das Seminar, und schrieb selbst den Plan vor, nach welchem man die Jünglinge in den Wissenschaften und in der Frömmigkeit heranbilden sollte, und legte bald darauf die Leitung desselben in die Hände eines seiner Ordensgenossen, denn ihn trieb sein innerer Drang nach anderen Orten, wo seine Thätigkeit nötiger war. Schon im folgenden Jahre kehrte er in Begleitung mehrerer Gehilfen zu den Paravas zurück, und verteilte seine Begleiter in mehrere Dörfer; er selbst begab sich mit einigen in das Königreich Travankor, wo er innerhalb eines Monats mehr als 10,000 Heiden taufte. Dieser glückliche Erfolg drängte den Heiligen, immer tiefer ins Land einzudringen und das Wort Gottes unter den Ungläubigen zu verbreiten. Vom hl. Geiste durchdrungen redete er die Sprachen der Völker, zu denen er kam, ohne eines Dolmetschers zu bedürfen. Oft predigte er auf einer Ebene vor einer zahlreichen Versammlung von 5 – 6000 Menschen mit so großem Erfolge, daß ganze Dörfer sich taufen ließen. Durch diese schnelle und allgemeine Verbreitung des Christentums wurde die Besorgnis und Eifersucht der Braminen in hohem Grade erregt, und sie gingen damit um, den Heiligen, sei es auf welche Weise es wolle, aus dem Wege zu räumen; aber mit dem Beistande Gottes entging er allen ihm gelegten Schlingen.

Während seines dortigen Aufenthaltes fielen die Bagader, ein räuberisches, sehr wildes Volk in das Königreich Travankor. Alles floh voll Bestürzung und Schrecken, nur der hl. Xavier stellte sich an die Spitze eines mutigen Häufleins Christen und ging mit dem Kreuze in der Hand den Räubern entgegen, ihnen im Namen des allmächtigen Gottes befehlend,

nicht weiter vorzurücken. Diese, über die Worte des Heiligen ganz bestürzt, kehrten eilends in ihr Land zurück; dadurch erwarb er sich den Schutz des Königs von Travankor, der ihm den Namen Großpater gab.

Die nämlichen Räuberhorden hatten ein Jahr vorher das Land der Paravas verheert und ganz ausgeplündert. Kaum erfuhr ihr geistlicher Vater das große Elend und die schreckliche Not, in welcher die Geflüchteten sich befanden, von denen selbst mehrere der Hunger hinweggerafft hatte, als er der Westküste zueilte, und von den Portugiesen jede Art von Unterstützung für seine bedrängten Kinder sich erbat. Er erhielt 20 Nachen mit allen Lebensbedürfnissen versehen, und schiffte mit diesen nach den Felsen und den Sandinseln, auf denen die Paravas schmachteten. Ungeachtet ihres unbeschreiblichen Elendes wurde der Heilige von den Unglücklichen mit allen Zeichen der herzlichsten Freude über die Anwesenheit ihres geliebten Lehrers aufgenommen, welcher ihren Seelen Trost und ihrer körperlichen Schwachheit leibliche Unterstützung spendete und sie wieder in ihre Wohnungen einführte.

Von da kehrte Xavier wieder nach Travankor zurück, um sein begonnenes Werk forzusetzen. Wie er zu Culan, einem Dorfe bei dem Vorgebirge Comorin, predigte und die Gleichgiltigkeit der Heiden bemerkte, flehte er zu Gott, die Herzen dieser Verstockten zu erweichen und zu erleuchten. Nach einem glühenden Gebete befahl er, das Grab eines den Tag zuvor beerdigten Toten zu öffnen, an dessen Körper schon die Verwesung sichtbar war. An diesem niederknieend befahl nach einem kurzen Gebete der Heilige dem Toten im Namen des lebendigen Gottes aufzustehen. Alsbald richtete sich zum höchsten Erstaunen und Schrecken der Anwesenden der Tote gesund und kräftig auf. Die Erschütterung über dieses Ereignis war allgemein. Alle stürzten dem Heiligen zu Füßen und begehrten die Taufe.

Diese und besonders die Erweckung eines christlichen Jünglings angesehener Eltern machten auf die Bewohner des ganzen Königreichs einen solchen Eindruck, daß sie, den König und die Vornehmsten des Hofes ausgenommen, welche sich von ihrem Aberglauben und ungezügelten Leidenschaften nicht losreißen konnten, das Christentum annahmen.

Der Ruf von den Thaten des hl. Glaubensboten verbreitete sich durch ganz Indien. Von allen Seiten strömten die Heiden herbei mit der dringenden Bitte, zu ihnen zu kommen und sie im Glauben zu unterrichten und zu taufen. Da er allein sich diesem Werke nicht gewachsen fühlte, schrieb er an den hl. Ignatius nach Rom und an Rodriguez nach Lissabon, und ersuchte sie um Zusendung einiger apostolischen Arbeiter, um das ganze Werk der Bekehrung, für das seine Kräfte allein zu schwach waren, zu fördern.

Das Seminar zu Goa unter der Leitung des heiligen Franz Xavier.

Auf das dringende Verlangen der Bewohner der Insel Manaar, an der äußersten Nordseite von Ceylon gelegen, schickte er ihnen, weil er Travankor nicht selbst verlassen konnte, einen Glaubensboten, dessen Eifer er erprobt hatte. Eine große Anzahl der Manaarer nahm den Glauben an und ließ sich taufen. Dieses hatte der König von Jaffnapatnam, unter dessen Herrschaft die Insel stand, nicht sobald erfahren, als er aus Haß gegen das Christentum mit bewaffneter Hand über die Manaarer herfiel und 700 Christen niederhauen ließ, welche mit hohem Mute für ihren Glauben den Martyrertod erlitten. Doch die Strafe für diese Missethat blieb nicht aus; in der Folge eroberten die Portugiesen die Insel Ceylon, und erschlugen den König.

Xavier, der mit Betrübnis bemerkte, wie die Unordnungen der Portugiesen ein großes Hindernis der Bekehrung der Heiden in den Weg legten, begab sich nach Cochin und bewog den Generalvicar, selbst nach Portugal zu reisen und dem Könige die dringendsten Vorstellungen zur Abhilfe dieser Gebrechen zu machen, und gab ihm ein Schreiben an den König mit, in welchem er durch die überzeugendsten Beweise diese Bitte unterstützte. Von Cochin eilte er wieder nach der Insel Manaar, die mit dem Blute so vieler Christen ge-

tränkt war, befreite das Land durch ein Gebet von einer verheerenden Seuche und vermehrte durch dieses neue Wunder die Zahl der Gläubigen. Jetzt suchte er einen schon längst gefaßten Plan in Ausführung zu bringen, nämlich auf der Insel Makassar das Evangelium zu verkündigen, und kam am 25. September 1545 in der auf der Halbinsel gelegenen Stadt Malakka an. Hier gelang es seinem nie ruhenden Eifer für die Sache Gottes, die in Laster versunkenen Christen auf den Weg dauernder Besserung zurückzuführen und viele Heiden und Mahomedaner dem Christentume zu gewinnen. Aber vergeblich wartete er auf eine Gelegenheit, sich nach Makassar einzuschiffen. Deshalb besuchte er die Insel Amboina und die andern molukkischen Inseln und verbreitete überall mit Erfolg die christliche Lehre. Besonders merkwürdig ist die Bekehrung der sarazenischen Prinzessin Neachile Pocaraga, Tochter des Königs Almansor von Tidor und Gemahlin Boleiß, Königs von Ternate, welcher wegen der von den Portugiesen erlittenen Mißhandlungen einen unversöhnlichen Haß gegen die Christen gefaßt hatte, denn durch die Ränke jener hatte sie ihre drei Söhne und die Krone verloren; aber nichts beugte den Mut dieser edelmütigen Fürstin, so sehr sie vom Unglücke niedergedrückt war. Sie befand sich gerade in Ternate, als Xavier dort anlangte, und diesem echten Diener Gottes gelang es endlich, ihr Herz für die christliche Wahrheit empfänglich zu machen, und sie zur Annahme des christlichen Glaubens zu bewegen. Sie ließ sich taufen und empfing den Namen Isabella, und war bald ein Muster ächter Frömmigkeit und heiligen Wandels.

Während seines Aufenthaltes auf den Molukken erfuhr Xavier, daß unter den Bewohnern der benachbarten Insel More, das früher dort eingeführte Christentum gänzlich erloschen sei. Sogleich machte er sich trotz allerlei Vorstellungen seiner Freunde von der unerhörten Grausamkeit der Bewohner dahin auf, die Abgefallenen wieder zum Christentume zu gewinnen. Bei seiner Ankunft auf der Insel nahmen alle Bewohner des Dorfes, das er betrat, bei dem Anblick der Fremden die Flucht und verbargen sich in den Wäldern. Der Heilige folgte ihnen unerschrocken dahin, gewann durch sanfte Zusprüche ihr Vertrauen, führte sie in ihre Wohnungen unter dem Absingen der Lehren des Glaubens in malayischer Sprache zurück, und sein klarer und einfacher Unterricht bewirkte in kurzer Zeit eine mächtige Veränderung in diesen rohen Gemütern. Zahlreich waren die Bekehrungen, und selbst die Bewohner der Hauptstadt Tolo, die 25,0000 Einwohner zählte, wurden nebst der Stadt Momoja sämtlich bekehrt. Nur ein Volksstamm, die Javaren, beharrten hartnäckig in ihrem Aberglauben, und wollten sogar den liebevollen Lehrer steinigen. Aber der Herr beschützte auf eine auffallende Weise seinen Diener und legte in den Unterredungen in seine Worte eine solche Kraft, daß auch dieses Volk schaarenweise die Taufe begehrte. Ja der König selbst wurde von der Wahrheit der christlichen Religion so überzeugt, daß er all seinen Lüsten und sinnlichen Freuden entsagte, um in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen zu werden. Drei Monate hatte der Heilige bei diesem Gott wohlgefälligen Werke zugebracht, als er wieder nach Indien zurückkehrte. Er kam glücklich in Malakka im Jahre 1547 an und fand hier Gelegenheit, einen Japanesen Namens Anger, der wegen eines Mordes aus Japan hatte fliehen müssen, näher kennen zu lernen, und ihn zu bekehren, und schickte ihn mit seinen Dienern nach Goa voraus, wohin er selbst bald nachfolgen würde.

Ansicht von Amanguchi.

Als er zu diesem Zweck ein nach Cochin segelndes Schiff bestieg, wurde es in der Meerenge von Ceylon von einem so heftigen Sturme ergriffen, daß Alle an ihrer Rettung verzweifelten. Nur der Heilige behielt seinen Mut, tröstete die Verzweifelten, hörte Alle zur Beichte und versank dann in das innigste Gebet zu Gott. Dadurch gestärkt ergriff er, wie das Schiff, von einer Strömung fortgerissen, den Klippen zugeführt wurde, das Senkblei und senkte es mit den Worten: „Großer Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, erbarme dich unser!" in die Tiefe,

und siehe, das Schiff stand, der Sturm legte sich, und die Reisenden landeten glücklich in Cochin am 11. Jan. 1548. Von Cochin aus besuchte er die Fischerküste und dann Manapar, von wo aus er nach Ceylon zurückkehrte und den König von Kande bekehrte. Endlich trat er die Reise nach Goa an, wo er auch glücklich eintraf. Hier vollendete er den Unterricht des Japanesen Anger, der in der hl. Taufe den Namen Paul annahm, und seit dieser Zeit war die Absicht Xaviers gänzlich auf die Verbreitung des Christentums in Japan gerichtet. Er mußte lange auf eine Gelegenheit dahin warten; und als indessen fünf Jesuiten aus Spanien angelangt waren, wies er jedem von ihnen seinen Wirkungskreis an. Endlich trat der ersehnte Augenblick der Abreise ein, und er bestieg mit Paul und dessen Dienern ein chinesisches Schiff und langte am 15. August 1549 zu Kangoxima im Königreiche Saxuma in Japan an. Zwar hatte er von Paul während der Reise die Anfangsgründe der japanesischen Sprache erlernt; aber er setzte das Studium dieser Sprache, die von der orientalischen ganz abwich, in Kangoxima nach 40 Tage mit solchem Eifer fort, daß er das Glaubensbekenntnis, die zehn Gebote u. s. w. in das Japanesische übersetzen konnte. Diese Uebersetzungen lernte er, wie früher, auswendig, und fing jetzt an zu predigen. Der König von Saxuma, den Paul von dem Eifer, der Tugend und den Wundern des Heiligen in Kenntnis gesetzt hatte, behandelte ihn freundlich, und in einer erteilten Audienz gab er ihm die Erlaubnis, seinen Unterthanen den Glauben zu verkündigen. Zahlreich waren die Bekehrungen, die er bewirkte, trotz aller Hindernisse, die ihm die Bonzen — die japanesischen Priester und Gelehrten — in den Weg legten, und die er nie für sich gewinnen konnte. Die schnelle Ausbreitung des Christentums beförderten besonders die Wunder, die er an Kranken, Gebrechlichen, Aussätzigen und Toten vollbrachte. Durch einen zwischen den Portugiesen und dem Könige von Saxuma ausgebrochenen Zwist wurde dem Heiligen die Erlaubnis der ferneren Unterweisung der Bewohner dieses Landes entzogen. Nach einer kräftigen Ermahnung an die Neubekehrten, in ihrem Glauben zu beharren, begab er sich in ein anderes kleines Königreich Namens Firando. Auf seiner Reise dorthin bekehrte er in dem Schlosse eines Edelmannes mehrere Ungläubige und unter ihnen den Verwalter des Schlosses, einen zwar alten, aber für die christliche Religion ganz begeisterten Mann, dessen Obhut er diese kleine Christengemeinde bei seiner Abreise empfahl.

Die Aufnahme bei dem Fürsten von Firando war günstig für sein hl. Vorhaben; ohne Anstand gestattete dieser die Verkündigung des Evangeliums. Die Folgen seiner eindringlichen Predigten waren so groß, daß er hier in 20 Tagen mehr Heiden taufte, als zu Kangoxima in einem Jahre. Diese Gemeinden übergab er der Leitung zweier Jesuiten, und reiste mit den andern und zwei japanesischen Christen nach Meako. Auf dieser Reise verkündete er zwar an vielen Orten, wo man anlandete, die göttlichen Lehren, aber die Ohren der meisten Heiden waren wegen des daselbst herrschenden Sittenverderbnisses verschlossen, ja etlichemal schwebte sein Leben in großer Gefahr, aus der ihn nur der göttliche Beistand rettete. Dies war besonders der Fall zu Amanguchi, der Hauptstadt des Königreichs Naugato, wo er statt Früchte von seinen Lehren nur Lebensgefahr, Schimpf und Schmach einerntete. In der grimmigsten Kälte setzten die Diener Gottes in bloßen Füßen ihren Weg fort, stießen auf reißende Ströme, starre Felsen und unermeßliche Wälder, aber nichts hielt ihren Weg auf, und sie langten endlich nach Ueberstehung der furchtbarsten Mühseligkeiten und Lebensgefahren im Februar 1551 in Meako an. Aber leider war hier seiner Thätigkeit jede Gelegenheit geraubt. Er konnte nicht ohne Bezahlung einer für ihn unerschwinglichen Summe zum Sakt oder Hohepriester und den übrigen Gewalthabern gelangen und somit die Erlaubnis erhalten, das Evangelium verkünden zu dürfen; auch setzten die durch Bürgerkriege entstandenen Unruhen seinem Vorhaben unübersteigliche Hindernisse in den Weg, und er sah sich genötigt, nach einem fünfzehntägigen Aufenthalte Meako zu verlassen und nach Amanguchi zurückzukehren, wo er auf seiner Herreise furchtlos gepredigt hatte. Da ihm damals seine armselige Kleidung ein Hindernis gewesen war, so bequemte er sich jetzt nach den Sitten der dortigen Bewohner, erschien in einem Anzuge und mit einer Begleitung, die ihm Achtung verschaffte vor dem Könige dieses Landes, machte ihm bedeutende Geschenke und erwarb sich dadurch dessen Schutz und die Erlaubnis zur Verkündigung des Evangeliums. Die Taufe von 3000 Heiden war der Erfolg seiner Anstrengung. Von Gott, wie die Apostel mit der Gabe der Sprachen begnadigt, war er von Allen verstanden und begriffen. Seine und seiner Gefährten Demut, Sanftmut, Heiligkeit und Gelassenheit, mit der sie manche Unbill roher Menschen ertrugen, brachten auch die gelehrtesten Menschen zum Nachdenken über eine Religion, die solchen Mut und solche Seelengröße einflöße, und sprachen sich dahin aus, daß solche Religion nur vom Himmel stammen könne. Die Wirkung dieses Nachdenkens war der Uebertritt zur christlichen Religion, und dieses Beispiel zog eine große Anzahl Anderer nach sich. Als Xavier von hier gegen Mitte des Septembers 1551 abreiste, übergab er die Leitung der Neubekehrten seinem Amtsbruder und Freunde Fernandez, und er selbst begab sich zu Fuße nach Suego, wo er vom Könige Bungo ehrenvoll empfangen wurde, da er schon viel von dem Heiligen und seinen Thaten und Wundern gehört hatte und ihn zu sehen wünschte. Seine Predigten und seine Unterredungen mit den Bonzen, die er trotz ihrer Verstocktheit siegend von der Wahrheit der christlichen Religon überzeugte, brachte beim Volke eine solche Wirkung hervor, daß sich eine große Anzahl taufen ließ, unter denen sich selbst einige

Bonzen befanden, die weniger von Eigennutz geleitet der siegreichen Wahrheit nicht hatten widerstehen können. Selbst der König war von der Wahrheit der christlichen Religion so überzeugt, daß er allen widernatürlichen Lüsten entsagte, aber die Taufe doch auf spätere Jahre verschob, und sich erst lange nach der Abreise Xaviers durch die Taufe in die christliche Kirchengemeinschaft aufnehmen ließ.

Im November desselben Jahres verließ der Heilige nach einem mehr als zweijährigen Aufenthalte Japan und kehrte nach Indien zurück mit dem festen Vorsatze, das Evangelium auch in China zu predigen. Nach einer stürmischen Fahrt, auf welcher er durch sein Gebet Schiff und Mannschaft gerettet hatte, traf er zur größten Freude der Bewohner zu Malakka ein. Seinem heiligen Vorhaben getreu, suchte er trotz aller sich entgegentürmenden Hindernisse Mittel und Wege auf, nach China zu gelangen, obwohl den Fremden unter Todesstrafe die Betretung des Landes verboten war. Vor der Hand war die Ausführung seines Vorhabens unmöglich. Doch ein scheinbar unbedeutendes Ereignis gab zur Wiederaufnahme desselben Veranlassung. Einige portugiesische Kaufleute hatten aus Gewinnsucht, ungeachtet des Verbotes, China betreten und waren teils getötet, teils in schmachvoller Gefangenschaft festgehalten. Xavier besprach sein Vorhaben mit dem Statthalter Don Alvarez von Atayda und glaubte, die Gefangenschaft der Kaufleute könnte zum Gegenstand einer Gesandtschaft nach China gemacht werden, und somit in dieses Land gelangen, und ihm und seinen Begleitern weniger Schwierigkeiten erzeugt werden. Dabei hatte es für den Augenblick sein Bewenden. Der Heilige kehrte nach Goa zurück, besuchte die Spitäler heilte die Kranken, und traf dort die meisten Missionäre, die er vor seiner Abreise nach Japan in alle Gegenden Indiens ausgesandt hatte, um das Licht des Evangeliums dorthin zu tragen. Glänzend waren die Erfolge ihrer Sendung, und groß seine Freude über die Mitteilung ihrer apostolischen Arbeiten. Doch diese Freude trübte einigermaßen das Benehmen des Anton Gomez, Rektors des Collegiums zu Goa, der willkürlich Neuerungen einführte, so daß sich der Heilige genötigt sah, ihn von seinem Amte zu entfernen, und an dessen Stelle Caspar Barzea einzusetzen, den er zugleich zum Viceprovinzial ernannte. Inzwischen hatte der Vicekönig Don Alphons von Norogna den Entschluß gefaßt eine Gesandtschaft nach China zu senden nud den Heiligen davon in Kenntnis gesetzt. Mit Freuden empfing Xavier diese Nachricht, und ordnete alles zur Abreise. Er verließ im Jahre 1552 Goa und sobald er in Malakka eintraf, von wo aus die Gesandtschaft abgehen sollte, öffnete sich seiner Thätigkeit daselbst ein neuer Wirkungskreis. Eine ansteckende Krankheit herrschte in dieser Stadt und raffte die Menschen haufenweise dahin. Kaum hatte er das Land betreten, als er mit seinen Gefährten die Straßen der Stadt durchwanderte, die Kranken besuchte, die hilflos Dahinschmachtenden in dem Jesuitenkollegium unterbringen und für die übrigen am Meere Hütten bauen ließ, wohin er ihnen Arzneien und Lebensmittel brachte, und selbst einen Jüngling mit Namen Franz Ciavos, wieder zum Leben erweckte, der später in ihre Gesellschaft eintrat. Nach dem Verschwinden der Pest betrieb er eifrig das Geschäft der Gesandtschaft nach China bei dem Statthalter Don Alvarez d'Atayda Gama, dem es der Vicekönig übertragen hatte. Aber der Vorzug, den der Vicekönig dem Dom Petro de Sylva Gama gegeben hatte, beleidigte den Stolz des Statthalters, erregte seine Eifersucht und ein Mißvergnügen, nach welcher er das Geschäft rückgängig zu machen suchte. Alle Vorstellungen Xaviers waren vergeblich, und als er endlich sich auf den Befehl des Vicekönigs stützend ernstlich auf die Ausrüstung drang, geriet der Statthalter in eine solche Wut, daß er den Heiligen auf's schimpflichste behandelte. Dessen Geduld ward endlich ermüdet und er drohte dem Statthalter bei längerer Weigerung mit dem Banne. Dieser verlachte die Drohung, und der Generalvicar des Bischofs sprach feierlich den Bann über ihn aus. Da auch dieses nicht den stolzen Geist des Statthalters beugte, bestieg Xavier ein portugiesisches Schiff, das seinen Lauf nach der Insel Sancian bei Meako an der Küste von China nahm. Daselbst angekommen, schickte er seine drei Gefährten nach Japan mit dem Auftrage, das Evangelium dort zu verbreiten; er selbst behielt bloß einen jungen Indianer und einen Laienbruder bei sich, in der Hoffnung. mit diesem heimlich den Eingang in dieses Land zu finden. Allen noch so abschreckenden Vorstellungen der Kaufleute setzte er eine unerschütterliche Standhaftigkeit entgegen, seinen Vorsatz auszuführen. Die erste Vorbereitung zur Ausführung seines Vorhabens war die Erwerbung eines Dolmetschers; sodann gewann er einen chinesischen Kaufmann, der ihn gegen Erlegung von 200 Pardos (ungefähr 212 Mark) an einen entfernten Küstenort bringen wollte, doch mit der Bedingung, daß er bei etwa erfolgter Verhaftung weder seinen Namen noch seine Wohnung angeben dürfe. Um sich aber nicht den Haß der Chinesen zuzuziehen, boten die Portugiesen Allem auf, seinem Vorhaben Hindernisse in den Weg zu legen, und verzögerten die Ausführung desselben. Während dieser Zögerung wurde er von einer Krankheit ergriffen, und obwohl er genas, stellte sich doch das Fieber bald wieder ein, und er fühlte täglich mehr, daß ihn Gott zu sich rufen würde. Geschwächt von dem Fieber zog er sich in das Schiff zurück, welches zum gemeinschaftlichen Spital eingerichtet war; da ihm aber das beständige Schwanken des Schiffes große Kopfleiden verursachte, ließ er sich wieder ans Land bringen.

Hier lag er an dem Ufer, allem Ungemach der Witterung und besonders dem Nordwinde ausgesetzt, bis sich endlich Georg Alvarez seiner erbarmte und ihn in seine Hütte tragen ließ, die aber, von allen Seiten offen, kein besseres Lager als der Meeresstrand gewährte. Die Krankheit war von heftigem

Seitenstechen und großer Beklemmung begleitet, so daß man ihm zur Linderung seiner Schmerzen zweimal zur Ader ließ. Allein durch die Ungeschicklichkeit des Arztes wurde ihm statt der Ader die Sehne durchschnitten, und infolge dessen fiel er in Ohnmacht und Krämpfe. Ein Widerwillen gegen Speise und Trank stellte sich ein, und der Tod rückte immer näher heran. Trotzdem behielt sein Antlitz die Heiterkeit, sein Geist die Ruhe. Seine Augen bald zum Himmel erhebend, bald auf das Kruzifix heftend, unterhielt er sich beständig mit Gott. Endlich am 2. Dezbr. den Thränenblick mit inniger Zärtlichkeit auf das Bild des Gekreuzigten richtend, gab er mit den Worten: Herr! auf dich habe ich mein Vertrauen gesetzt, deshalb werde ich niemals zu Schanden werden, von himmlischer Klarheit umstrahlt im Jahr 1552 den Geist auf. Von seinen sechsundvierzig Lebensjahren hatte er 10½ in Indien zugebracht. Durch die Geist und Körper im höchsten Grade anstrengenden Arbeiten im Dienste des Herrn war sein Haar frühzeitig ergraut und in den letzten Lebensjahren ganz gebleicht. Sein Leichnam wurde in einen großen Sarg gelegt, nur mit Kalk ausgefüllt, um wenigstens seine Gebeine, wenn das Fleisch durch den Kalk verzehrt wäre, mit nach Goa nehmen zu können. Als man am 17. Februar 1553 den Sarg öffnete, fand man nach Wegnahme des Kalkes von seinem Gesichte dieses so frisch und so blühend wie das eines schlafenden Menschen. Keine Spur von einer Verwesung zeigte sich an seinem ganzen Leibe, nicht einmal an seiner Kleidung, ja, als man, um sich davon zu überzeugen, einen Einschnitt ins Fleisch machte, floß Blut heraus. Statt des erwarteten Verwesungsgeruches, verbreitete sein ganzer Körper einen lieblichen Wohlgeruch, als ob man das kostbarste Rauchwerk angezündet hätte. Zu Schiffe gebracht, landete dieses am 22. März zu Malakka, wo die Bewohner die Leiche mit der größten Ehrfurcht empfingen. Kaum war der Sarg ausgeschifft, so verschwand plötzlich die daselbst herrschende Pest, welche schon seit einigen Wochen Schrecken und Tod daselbst verbreitet hatte. Er wurde dessen ungeachtet Anfangs auf dem allgemeinen Kirchhofe beerdigt. Als man im August sein Grab wieder öffnete, um die Gebeine des Heiligen nach Goa zu bringen, fand man den Leichnam des Dieners Gottes noch unversehrt und frisch. Mit der tiefsten Ehrfurcht wurde er zu Schiffe nach Goa gebracht, und am 15. März 1554 in der Kirche des Collegiums zum heiligen Paul beigesetzt.

Tod des heil. Franz Xavier.

Auf Befehl Johanns III., Königs von Portugal, wurden nicht nur in Goa, sondern in allen Gegenden, wo der Heilige gewirkt hatte, dessen Thaten, Lebensumstände und bewirkte Wunder von gelehrten und rechtschaffenen Männern gesammelt und aufgezeichnet, und Xavier, als der wahre Apostel Indiens anerkannt.

Im Jahre 1619 wurde Franziskus Xavier von Papst Pius V. selig gesprochen und 1621 von Gregor XV. in das Verzeichnis der Heiligen aufgenommen. Als im Jahre 1744 der Erzbischof von Goa in Begleitung des Vizekönigs von Indien auf Befehl des Königs von Portugal, Johann V., die Reliquien des Heiligen untersuchte, fand er dessen Leib ganz unversehrt. Weder an Händen noch Füßen noch Brust noch Gesicht zeigte sich die geringste Spur von Verwesung. Im Jahre 1747 wurde durch eine Breve des Papstes Benedikt XIV. der heilige Franziskus Xavier zum Patron und Beschützer aller Länder Ostindiens erklärt.

Wenn der christliche Leser das Leben dieses Heiligen, Gott über Alles liebenden Dieners des Herrn mit Aufmerksamkeit und Nachdenken durchliest, so müßte er rohen und kalten Herzens sein, wenn er nicht von dem glühenden Eifer für das Heil der Seelen, von der Ausdauer in allen drohenden Gefahren von der Milde und Nachsicht gegen seine Mitmenschen und vorzüglich gegen alle Widersacher, von seiner unbesiegbaren Nächstenliebe, von den Leiden und Mühsalen, die den Heiligen betrafen, und von seiner tiefen Gottergebenheit unter allen Bedrängnissen des Lebens aufs innigste gerührt und gleichsam zur Nachahmung hingerissen würde. Er sieht ihn, wie einen andern Paulus allen Gefahren unerschrockenen Geistes entgegen gehen, und Thaten verrichten, wie sie ein Paulus verrichtet hatte. Xavier wirkte unermüdlich für das Wohl seiner Mitmenschen, bezwang die rohesten und wildesten Gemüter durch seine Lehren und seinen heiligen Lebenswandel, und durch strenge Ausübung dessen, was er lehrte. Mehr als 700 000 Menschen unterrichtete er im Gesetze des Herrn und heiligte sie durch die Gnade der

Taufe. Hochgeehrt von Königen und Fürsten blieb er der christlichen Demut getreu, der schönsten Zierde eines wahren Christen. Seine Bescheidenheit und Demut besiegte selbst seine Widersacher und machte sie zu seinen eifrigsten Verehrern. Allen Glaubensboten, die er in verschiedene Länder aussandte, empfahl er aufs ergreifendste Klugheit, liebevolles Benehmen, Sanftmut, Uneigennützigkeit, Reinheit der Sitten und Reinigkeit des Herzens unerschütterliche Ausdauer in der Tugend. Diese wenigen Grundzüge dieses heiligen Dieners Gottes, der im Dienste seines Herrn das Leben gelassen hatte, sollten wohl tief in das Herz jedes Lesers eindringen, und in ihm nicht nur den Wunsch, nein, die That erzeugen, wenigstens in seiner Umgebung einigermaßen sich das Leben dieses Heiligen zum Muster zu nehmen, und so Gutes um sich her zu verbreiten, als die geringeren oder größeren Kräfte es gestatten; dann kann er am Ende seines Lebens in die Worte des Heiligen mit einstimmen und sagen: Herr! ich habe mein Vertrauen auf dich gesetzt, ich werde vor deinem Antlitze nicht zu Schanden werden!

4. Dezember.

Die heilige Barbara.

Jungfrau und Martyrin.

Jahr 235.

Während der Regierung Maximins des Thraciers, eines der grausamsten Kaiser des römischen Reiches, die sich mit dem Blute der Christen bespritzten, lebte zu Nicomedia, einer Stadt Bithyniens, ein Grieche namens Dioscurus. Dieser Mann besaß zwar großen Reichtum und stand deshalb in bedeutendem Ansehen, war aber in den Aberglauben seiner Zeit so versunken und dem Götzendienste so ergeben, daß er nicht einmal, wie der Verlauf der Geschichte aufklären wird, sein eigen Fleisch und Blut schonte, und mehr von einem Tiger als Menschen gezeugt zu sein schien. Er hatte eine einzige Tochter, Namens Barbara, eine Inngfrau von überaus großer Schönheit und Wohlgestalt. Der Vater hatte an seiner Tochter die größte Freude, zumal da sich auch die Geistesgaben seines Kindes in gleichem Grade entwickelten, und er ihren scharfen Verstand wie ihre für alles Schöne und Gute empfängliche Seele bewundern mußte. Deshalb ließ er ihr auch in ihrem jugendlichen Alter die beste Erziehung durch die geschicktesten Lehrer erteilen. Wie sie aber zur Jungfrau heranwuchs, hütete er sie Tag und Nacht mit ängstlicher Sorgfalt, um sie vor den damals herrschenden Lastern zu bewahren und jeder unzeitigen nähern Bekanntschaft mit den jungen Leuten des andern Geschlechtes vorzubeugen, wodurch ihm sein Plan, sie nur mit einem der angesehensten Männer der Stadt zu vermählen, vereitelt worden wäre. Um diesen seinen köstlichen Schatz noch mehr zu sichern, ließ er einen Thurm erbauen, in welchem er sie verschloß. Das innere des Thurmes war aufs prächtigste eingerichtet und bot Barbara jede Gelegenheit dar, ihr Leben ebenso nützlich als bequem hinzubringen. Das Vorhaben des Vaters entsprach ganz dem Wunsche der ehrliebenden und der jungfräulichen Reinigkeit ergebenen Tochter, die sich hier fern von dem Getümmel und Lastern der Welt in ihrer Einsamkeit der Betrachtung der Natur und ihren Werken widmen konnte. Sie fing an über Dinge nachzudenken, an welche sie in der Zerstreuung der Welt nicht gedacht hätte. Die Pracht der grünen Wiesen, der regelmäßige Wechsel der Jahreszeiten, und wie jede derselben das für die Menschen Geeignete mit sich bringe, das blaue Himmelsgewölbe, zu dem sie häufig den frommen Blick erhob, der Glanz der Sonne, wie das milde Licht des schimmernden Mondes und der blinkenden Sterne, alles ließ sie ahnen, daß dieses nicht Werke von Götzen aus Stein oder Holz sein können, sondern daß ein höheres Wesen vorhanden sein müsse, welches dies Alles geschaffen habe, Alles regiere und erhalte. Dieses war der erste Strahl des Lichtes, den die Gnade Gottes noch vor ihrer Taufe in das Herz der reinen Jungfrau senkte. Dieser Strahl wurde nach und nach zur lichten Flamme, als sie durch die göttliche Gnade die himmlische Lehre kennen lernte, und von dieser Zeit an war der Götzendienst ihr zum Abscheu. Endlich machte sie ihr Vater mit seinem Plane bekannt, sie an einen angesehenen Mann zu verheiraten. Aber standhaft wies die hehre Jungfrau alle dergleichen Anträge zurück, und bat ihren Vater dringend, sie im ehelosen Stande zu lassen, um ihm allein ihre Zeit widmen zu können. Schon wollte der grimmige Zorn des Vaters losbrechen, aber noch einmal schlug er den Weg der Güte ein, weil er dieses Ansinnen für eine Grille der Tochter erklärte. Er beschloß, durch Langeweile sie zum Nachgeben zu bringen, und benachrichtigte sie, daß er eine Reise vornehme, und bei seiner Rückkehr eine gehorsame Tochter erwarte. Barbara, ganz betrübt über den Zorn des Vaters, bat ihn noch um die Herstellung eines Badezimmers im Thurme. Der Vater ging auf ihre Bitte ein, aber mit dem ausdrücklichen Befehle, nur zwei Fenster einzusetzen. Kaum war der Vater abgereist, als sie sogleich die Werkleute zur Ausführung des Baues holen, aber statt der zwei Fenster drei Fenster einzusetzen anordnete, nicht um der Tageshelle wegen, sondern der Dreieinigkeit zu Ehren. Als das Gemach vollendet war, näherte sie sich dem zwischen zwei Fenstern angebrachten Marmor und zeichnete mit einem Finger ein Kreuz darauf, und siehe da, der Marmor gab nach wie weiches Wachs, und das Kreuz drückte sich in ihm sichtbar aus, ohne wieder vertilgt werden zu können. Von diesem sichtbaren

Zeichen der Gnade Gottes ganz hingerissen, warf sich Barbara in glühendem Gebete zu Gott vor dem Kreuze auf die Kniee, und gelobte im Dienste Jesu eine ewige Jungfrauschaft. In diesem Zimmer erhielt sie auch auf eine geheimnisvolle Weise die Taufe, und im Innern selig und in Gott vergnügt brachte sie in stiller Andacht die Tage bis zu der Rückkehr ihres Vaters zu, und ging dem jetzt erfolgenden Sturme, wie sie wohl fühlte, mit Standhaftigkeit und Mut entgegen. Sie bedurfte aber der Starkmütigkeit bei dem jetzt eintretenden Ereignisse. Sobald der Vater zurückgekehrt war, besuchte er seine Tochter, die er willig für seinen Plan anzutreffen hoffte. Gleich beim Eintritte bemerkte er drei Fenster und dann das in Marmor eingedrückte Kreuz. Bleich vor Zorn fragte Dioscurus nach der Ursache der Aenderung. Da erhob sich die Jungfrau in voller Kraft, trat vor ihren Vater und erklärte ihm mit unerschütterlichem Seelenmute, daß sie diese Aenderung zur Versinnlichung des Geheimnisses der hochseligen Dreieinigkeit angeordnet habe, und das jenes die Abbildung des hl. Kreuzes sei, an welchem der Sohn Gottes sich gewürdigt habe, für das Heil der Menschen zu sterben, sie selbst aber bereit sei, um ihres Glaubens willen Alles zu erdulden. Wie vom Donner gerührt steht der abgöttische Vater bei diesen für ihn ganz unerwarteten Worten der Tochter da, und wie diese ihm die Wahrheit der christlichen Religion auseinanderzusetzen im Begriffe ist, zuckt dieser unmenschliche Vater von Wut ganz verblendet sein Schwert, um sein eigen Kind zu morden. Brüllend wie ein gereizter Löwe stürzt er mit gezücktem Schwerte auf seine Tochter los, teils um den an ihm begannenen Verrat zu bestrafen, teils um durch diesen heimlichen Mord dem Kaiser, sobald er den Glauben seiner Tochter erfahren würde, jede Gelegenheit zu benehmen, ihn mit dieser an Leib und Leben, an Hab und Gut zu strafen. Gott aber verhütete den heimlichen Mord, damit die Heilige später zur Verherrlichung seines Namens ein desto bleibenderes Beispiel den Heiden geben sollte. Durch göttliche Eingebung entsprang die Tochter aus dem Gemach und aus der Wohnung und eilte einem nahen Felsen zu. Mit dem Schwerte in der Hand verfolgte sie der Vater. Matt vor Anstrengung kam Barbara am Felsen an und sah sich in ihrer Flucht gehemmt, der Vater näherte sich in rasender Eile und streckte schon die blutgierige Hand aus, das grausenerregende Werk zu vollziehen; aber o Wunder! da teilte sich der Felsen, die Tochter drang durch den geöffneten Spalt von einer himmlischer Macht dazu getrieben, und hinter ihr schloß sich mit Donnern der Felsen vor den Füßen des schnaubenden Mörders. Sie durcheilte den Gang und kam auf der andern Seite aufs freie Feld hinaus und eilte über dasselbe hin, um eine verborgene Stelle zu ihrer Rettung zu suchen. Doch auch dieses sichtbare Wunder der göttlichen Gnade hielt den wütenden Heiden nicht in der Verfolgung auf. Ohne darauf zu achten, stürmte er den Felsen hinan; über denselben hin und hinab ins freie Feld. Hier traf er einige Hirten, welche die Flucht der Jungfrau bemerkt hatten, und ihrer Anzeige gemäß eilte er von Wut gestachelt, ohne Müdigkeit zu empfinden, seinem Kinde nach, bis er es in dichtem Gebüsche verborgen aufgefunden hatte. Augenblicklich fiel er über sie her, schlug sie zu Boden, stieß sie mit den Füßen von sich, und mißhandelte sie durch Faustschläge; ergriff sie dann bei den Haaren und schleppte sie in eine Bauernhütte, von wo er sie abholen ließ. So schrecklich die Mißhandlungen des Vaters waren, so standhaft war die Beharrlichkeit der Jungfrau in ihrem Glauben. Da der verblendete Vater alle seine Bemühungen bei seiner Tochter vergeblich sah, so erreichte seine Wut den höchsten Gipfel; eigenhändig schleppte er sie vor den damaligen Statthalter Martianus, klagte sie als Christin an, und forderte ihn auf, sie zur Aenderung ihres Glaubens zu bewegen.

Dieser suchte anfangs durch sanfte Vorstellungen auf das Gemüt der Jungfrau zu wirken. Er führte ihr den Gehorsam, den sie dem Vater schuldig sei, ihre Jugend, ihre glänzenden Aussichten, ihre Abstammung zu Gemüte. Aber Barbara antwortete standhaft, daß sie den wahren Gott anbete, aber die Götzen aus Holz und Stein verabscheue. Noch einmal versuchte es Martianus, durch Güte auf sie einzuwirken. Wie er aber bemerkte, daß auch der gedrohte Zorn des Kaisers auf sie nicht den mindesten Eindruck machte, und die Worte der gottf. Jungfrau, die sie ihm mit leuchtendem Antlitze erwiderte, vernahm, daß sie nur Christum lieben, ihm angehören, und sie nichts von ihm, dem Bräutigam ihrer Seele trennen könne, daß sie aus Liebe zu ihrem leiblichen Vater, den sie gewiß hoch achte und liebe, die Gebote ihres Vaters im Himmel nicht übertreten dürfe, daß sie den Zorn des Kaisers nicht achte, da Jesus sie seiner Gnade gewürdigt habe, da entbrannte der Zorn des Statthalters und er ließ die Marterwerkzeuge herbeibringen, um die zarte Jungfrau durch diese in Angst und Schrecken zu setzen. Jede schwache Seele hätte beim Anblick dieser Werkzeuge Schauer und Entsetzen ergriffen: aber lächelnd sagte die starkmütige Jungfrau; „Diese sind mir willkommen, denn sie bewirken die baldige Vereinigung mit meinem Jesus.“ Auf diese Worte hin ließ ihr der ergrimmte Statthalter durch die Schergen die Kleider vom Leibe reißen, sie an eine Säule binden und furchtbar geißeln, und durch die klaffenden Wunden aus rauhen Haaren geflochtene Gürtel hin- und herziehen, um die Schmerzen zu steigern. Die furchtbaren Qualen beugten den Mut der frommen Jungfrau nicht im geringsten, selbst unter den unerträglichsten Schmerzen bekannte sie freudig den heiligen Namen des Herrn. Von ihrem Blute wie von einem Purpurmantel bekleidet wurde sie ins Gefängnis zurückgeführt, um dort, wie Martianus glaubte, die Seele mit dem Christentum auszuhauchen. Aber Barbara im Kerker in ihrem Blute und in ihren Schmerzen liegend, erhebt ihre helle Stimme zum Lobe und Preise Gottes bis gegen Mitternacht. Siehe! da erleuchtete der hellste Glanz die

Mauern ihres finstern Kerkers und ihr göttlicher Bräutigam Jesus stand im strahlenden Lichtglanze vor ihren Augen, tröstete und ermunterte sie, standhaft auszuharren, und versprach ihr die Krone des ewigen Lebens. Wunderbar durchströmt pötzlich neues Leben die zermarterten Glieder der hl. Jungfrau; ihre Wunden sind geheilt und in jugendlicher Schönheit steht ihr Körper da. Noch ganz entzückt von der ihr gewordenen Erscheinung wurde sie aufs Neue vor den Richter geführt, aber nicht mit zerfleischtem, sondern in blühender Schönheit prangendem Körper; nicht totenblaß, wie der Richter meinte, sondern mit anmutsvollen Mienen, nicht seufzend und zerknirscht, sondern lächelnd erschien sie vor dem Statthalter zu seinem höchsten Erstaunen. Er schrieb dieses Wunder den Göttern zu und hieß sie die Wohlthat derselben anzuerkennen. Doch Barbara, voll Entrüstung über diese unsinnige Zumutung, rief: „O unglückseliger Martianus, nicht deiner Götter Werk ist dieses Wunder, sondern des höchsten Herrn, der Himmel und Erde geschaffen, den ich allein anbete, und für den zu sterben ich stündlich bereit bin. Diese Worte stachelten die Wut des Statthalters aufs neue auf. Mit furchtbarer Stimme rief er Schergen herbei, ließ die hl. Jungfrau an den Pfahl binden, mit eisernen Haken ihre Seiten zerreißen, mit Fackeln die aufgerissenen Wunden anbrennen, und ihr zartes Haupt durch Streiche mit einem Hammer zerschlagen. Unter diesen grausamen Martern flehte sie inbrünstig zu Jesu um Stärke und Kraft; und weil Martianus ihren Hilferuf für einen Zauberspruch hielt, ließ er die Qualen verdoppeln und ihr sogar die Brüste mit einem Messer vom Körper trennen. Diese Marter ertrug die Heilige mit der Geduld eines Lammes und unter fortwährendem Gebete. Noch nicht zufrieden mit diesen furchtbaren Leiden, hieß sie der Statthalter, von allen Kleidern entblößt, der ganzen Stadt zum Gelächter und Spott durch alle Straßen der Stadt führen, und sie mit Ruten hauen, um allen christlichen Jungfrauen Schrecken einzuflößen. Sobald die Henkersknechte zur Vollziehung dieses Befehls Hand an sie legten, rief sie mit angsterfüllter Stimme: „Herr und König des Himmels und der Erde, der du mit Wolken den Himmel verhüllest und die Erde mit finsterer Nacht bedeckest, steure der Blöße meines Leibes und verhüte, daß er den Wollüstigen zum Gespötte diene, und dein heiliger Name entheiliget werde. Und siehe da: im nämlichen Augenblicke hüllte sie ein wunderbarer Glanz in Gestalt eines Leibrockes ein, so daß kein Heide ihren bloßen Leib sehen konnte.

Die heil. Barbara wird von dem Stadthalter Matianus gemartert.

Allen diesen namenlosen Qualen und Martern hatte der unmenschliche Vater angewohnt, nicht als gleichgültiger Zeuge, nein mit der größten Freude und aufmunternden Worten an die Schergen, und doch war sein Blutdurst noch nicht gesättigt. Er selbst wollte den Henker an seiner eigenen Tochter machen, und erbat sich vom Statthalter als Gunst, dieses thun zu dürfen. Sobald er die Erlaubnis erhalten hatte, riß dieser blutgierige Tiger in Menschengestalt sein Kind, das über diesen mehr als teuflischen Vorsatz ihres von ihr noch immer geliebten Vaters von Schmerz ganz erstarrt war, mit sich fort und führte sie auf den nächsten Berg vor der Stadt. Mit heißer Inbrunst flehte sie zu Gott um Erbarmen für ihn und bat zugleich, daß allen, welche in ihrem Namen etwas von der göttlichen Güte begehren, ihre Bitte nicht verweigert würde. Kaum hatte sie noch die Zusage der Gewährung ihrer Bitte durch eine Stimme in der Luft vernommen, da fuhr das blinkende Schwert des unmenschlichen Vaters herab, und das schöne Haupt der Heiligen rollte auf die Erde.

Diesem so heldenmütigen Martyrkampfe hatte eine gottesfürchtige Matrone Namens Juliane mit steigernder Aufregung zugesehen. Die außerordentliche Standhaftigkeit dieser zarten Jungfrau, sowie die sichtbaren Wunder des allmächtigen Herrn hatten einen so großen Eindruck auf sie gemacht, daß sie

hingerissen von innerer Begeisterung unerschrocken vor den Statthalter trat, und sich als Christin bekannte. Dieser, ohnehin schon durch seine vergeblichen Bemühungen und durch den Gedanken in höchste Wut versetzt, daß ein zartes Mägdlein alle seine Anschläge zu Schanden gemacht hatte, ließ die neue Bekennerin aufs grausamste mit Keulen schlagen, ihren Leib durch Haken zersetzen und mit Fackeln brennen, ihr sogar die Brüste abschneiden und ihr zuletzt da, wo die hl. Barbara ihr Leben aushaucht, mit dem Schwerte den Kopf abschlagen. Entsetzen und Schauder faßte selbst die abgöttischen Zuschauer bei diesem entsetzenerregenden Schauspiele, und voll Abscheu gegen den unnatürlichen Vater entfernten sie sich stille von dem Platze, wo die beiden Martyrinnen lagen. Doch die strafende Hand des Herrn ereilte die Frevler mitten in ihrer Freude, den Göttern ein angenehmes Opfer gebracht zu haben. Unmittelbar nach vollbrachter That erschlug den Vater ein Blitzstrahl auf dem nämlichen Platze, und ein zweiter zerschmetterte den Statthalter so, daß man die Trümmer seines Leibes später überall zusammen suchen mußte, da die noch übrigen Zuschauer entsetzt nach allen Seiten hin entflohen waren. Aus dieser blutigen Saat des Aberglaubens entsproßten die schönsten Früchte des Christentums. Zu sichtbar hatte die Macht des Herrn gewaltet, als daß nicht eine große Zahl der Bewohner ihrem Götzendienste entsagt, und sich dem siegreichen Glauben Jesu Christi mit voller Hingebung und inniger Ueberzeugung zugewendet hätte.

Aber solche auserwählte Rüstzeuge waren damals nötig, um das in der tiefsten Finsternis des Götzendienstes und in den damit verbundenen Lastern jeder Art ganz versunkene Menschengeschlecht aufzurütteln, und ihm den Weg zu seinem eigenen Heile zu zeigen. Die hl. Leiber wurden von einem frommen und tugendhaften Manne Namens Valentinus aufgehoben und unter einem hl. Lobgesang an einem Platze der Erde übergeben, der ihm der ehrwürdigste zu sein schien. Von Stunde an wurden vielen Christen, die mit inniger Andacht an dem Grabe ihr Gebet verrichteten, unzählige Wohlthaten zu Theil. Der Name und das Andenken an diesen herrlichen Kampf und Sieg der hl. Barbara verbreitete sich bald über alle Länder, und noch herrlicher strahlte ihr Name hervor, als auf ihre Fürbitte viele Wunder geschahen. Besonders rief man sie an in Gewitter und Feuersgefahr — denn im Gewitter hatte der Herr die Frevler erschlagen — und um die Gnade vor dem Tode noch mit den heiligen Sterbsakramenten versehen zu werden. Unzählige Beispiele beurkunden die Wunderkraft der hl. Barbara und sollen das christliche Volk ermuntern, sich mit Vertrauen an die Heilige zu wenden, damit Niemand eines jähen und unvorhergesehenen Todes sterbe, und das Gebet jedes wahrhaft Gläubigen wird gewiß Erhörung finden. —

Der heilige Petrus Chrysologus.

Erzbischof von Ravenna.

Jahr 450.

Petrus, der wegen des angenehmen Flusses seiner Rede den Beinamen Chrysologus (Goldwort) erhielt, war zu Imola einer Stadt im Kirchenstaate geboren. Da er in seiner Jugend eine sorgfältige Erziehung und trefflichen Unterricht genoß, so entwickelten sich seine ausgezeichneten Geistesgaben in dem Grade, daß er bald alle seine Altersgenossen übertraf. Obwohl von schöner Körpergestalt, zeigte er doch schon als Knabe einen männlichen Ernst und ungemeine Frömmigkeit, welche ihn in der Jugend gegen die Versuchungen jeder Art schützte, und die er besonders in der innigen Verehrung des h. Martyrers Cassianus bethätigte, denn in seinen Erholungsstunden konnte man den Knaben und später den Jüngling gemeiniglich vor dessen Altar finden und dort sein Gebet mit Inbrunst an den Heiligen richten sehen.

Dadurch wurde der damalige Bischof von Imola Cornelius auf die schönen Vorzüge des Jünglings aufmerksam gemacht. Er nahm ihn zu sich, unterrichtete ihn in den göttlichen Lehren, widmete seiner Ausbildung in der christlichen Vollkommenheit väterliche Sorge und überzeugt, daß an ihm die christliche Kirche einen ausgezeichneten Diener gewinnen werde, weihte er Petrus nach Beendigung seiner Studien zum ersten Diakon an der Kirche zu Imola. Unvergeßlich blieben aber dem jungen Geistlichen die ihm von seinem Oberhirten erwiesenen Wohlthaten. Mit der tiefsten Ehrerbietung und den lebhaftesten Dankgefühlen sprach der Heilige immer von seinem Vater, wie er Cornelius nannte, in dessen Wandel alle hohe Tugenden hervorleuchteten und dessen erhabene Thaten ihm einen allgemeinen Ruhm erwarben.

Petrus verwaltete den ihm anvertrauten Dienst mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit; seine Sanftmut, seine Demut, sein reger Tugendeifer, die Weisheit, die in allen seinen Handlungen sichtbar zu erkennen war, die ungeheuchelte Gottesfurcht und Nächstenliebe zogen ihm die Bewunderung, Hochachtung und Liebe der Einheimischen wie der Auswärtigen zu.

Als im Jahre 430 Johannes der Erzbischof von Ravenna gestorben war, wählte Geistlichkeit und Volk einen Nachfolger und baten den Bischof Cornelius ihre Abgeordneten, die sie zur Bestätigung der Wahl an den heiligen Vater schickten, zu begleiten, um durch sein Vorwort ihren Zweck eher zu erreichen. Der Bischof gewährte ihre Bitte und nahm den Diakon Petrus als Begleiter mit sich. Damals saß Sixtus III. auf dem päpstlichen Stuhle. Diesem war

aber vor dem Eintreffen der Abgeordneten in Rom der hl. Petrus und dessen Jünger der hl. Apollinaris erschienen mit dem Befehle, die getroffene Wahl der Bewohner von Ravenna nicht zu genehmigen, sondern einem Manne die Inful aufzusetzen der in ihrem Geleite mitkomme, und zeigten ihm die Gestalt desselben. Kurz darauf kamen die Abgesandten in Rom an, und während sie vor dem hl. Vater ihren Vortrag hielten, warf dieser seine Augen auf Petrus und erkannte in ihm denjenigen, den ihm die Heiligen gezeigt hatten. Aus diesem Grunde weigerte sich der Papst, die Wahl zu bestätigen, und schlug den Diakon Petrus als denjenigen vor, den der Himmel zum Hirten der verwaisten Kirche bestimmt habe. Anfangs wollten die Abgeordneten Schwierigkeiten erheben, als ihnen aber der Papst die Erscheinung mitteilte, stimmten sie freudig in die getroffene Wahl ein.

Petrus, ganz bestürzt über seine Erhebung, warf sich in tiefster Demut dem Papste zu Füßen, und erklärte ihm unter Thränen, daß er sich weder würdig noch fähig für ein so wichtiges Amt fühle. Aber die ernsten Worte desselben, wen Gott zu einem hl. Amte auf so sichtbare Weise ausersehen habe, dem werde er auch die Kräfte zur Führung desselben verleihen, ließen Petrus von weiteren Bitten abstehen, und er fügte sich in die Anordnung des hl. Vaters. Vor seinem Abgange besuchte er die Gräber der hl. Apostel Petrus und Paulus, um durch ihre Fürbitte von Gott Erleuchtung und Kraft zur Verwaltung seines neuen Amts zu erflehen. Von Rom aus begab er sich in Begleitung des Bischofs Cornelius zuerst nach Imola, besuchte dort das Grab des hl. Cassianus, den er um seine Fürbitte bei Gott aufs innigste anflehte, und als er seine Angelegenheiten geordnet hatte, trat er seine Reise nach Ravenna an. Hier war er von den Bewohnern der Stadt und selbst vom Kaiser Valentinian III. und seiner Mutter Galla Placidia mit großer Sehnsucht erwartet und aufs ehrenvollste empfangen. Nach seiner Ankunft wurde er in Gegenwart des kaiserlichen Hofes von einer unzähligen Menge Volkes im Triumphe nach der Kirche von Ravenna getragen und erhielt daselbst vom Bischofe Cornelius die hl. Weihe und die feierliche Einsetzung in das erzbischöfliche Amt der Kirche.

Dem hl. Petrus eröffnete sich hier ein weites Feld für seine Thätigkeit. Aus Lauheit und Eigendünkel hatten sich zu Ravenna Satzungen eingeschlichen, welche die Hauptsache bei Beobachtung der vierzigtägigen Fasten, die Vervollkommnung des Geistes, ganz bei Seite setzten. Diesem Mißbrauche trat der Erzbischof mit hl. Eifer und standhaftem Festhalten an den frühern Satzungen entgegen und führte seine Gläubigen wieder zur gleichförmigen Beobachtung der kirchlichen Vorschriften zurück. Dieser Eifer spricht sich noch laut in den Predigten des Erzbischofes aus, die auf uns gekommen sind. Sie sind kurz aber nicht ohne Schmuck; sie sind einfach und natürlich, klar und ungesucht und äußerst belehrend. In ihnen wird der öftere Genuß der Kommunion empfohlen, u. seinem Wunsche gemäß sollte die Eucharistie, wie er den Leib Jesu Christi nennt, die tägliche Speise unserer Seelen sein. Er hebt die Trefflichkeit der Almosen, des Gebets und des Fastens hervor und preist sie als vorzügliche Tugendmittel. Eine solche kernige und eindringliche

Der hl. Petrus Chrysologus wird im Triumphe in die Kirche von Ravenna getragen.

Sprache war zu den damaligen Zeiten wohl nötig, wo die Kirche Christi durch fortwährende Ketzereien beunruhigt wurde, wo durch innere Unruhen und durch die verheerenden Einfälle der Barbaren das Reich erschüttert und bald darauf das abendländische Kaisertum vernichtet wurde, wo sich alle Bande der menschlichen Gesellschaft zu lösen und ebenso der Reinigkeit der Lehre wie der Reinheit der Sitten den Untergang zu drohen schienen. Je mächtiger aber dieser Parteigeist in alle Teile der Gesellschaft einzudringen sich bemühte, und selbst am kaiserlichen Hoflager Eingang gefunden hatte, und seine Thätigkeit in der Befriedigung aller zügellosen Leidenschaften entwickelte, mit desto eifrigerem Bestreben wachte der hl. Oberhirte über seine Heerde. Er scheute keine Anstrengung in Verkündigung der reinen Lehre. Anhaltend ermunterte er seine Gläubigen durch Wort und That zur Bewahrung der Reinigkeit des Herzens und des Leibes. Mutvoll stand er in diesen sturmbewegten Zeiten gleich einem unerschütterlichen Felsen da, an dem die Wogen der hereinbrechenden und überhandnehmenden Laster unmächtig zerschellten. Vertrauensvoll waren die Blicke der Gläubigen auf ihren geistlichen Vater in diesen angstvollen Zeiten gerichtet der stets zu Jesus Christus flehte, er möge seiner Kirche in diesem gewaltigen Sturme beistehen, und sie rein und lauter aus demselben hervorgehen lassen. Gott segnete aber auch seine Bemühungen durch seine mächtige Gnade und sichtbare Hilfe in Ausübung seines Amtes. Zahlreich waren die Bekehrungen der sich freiwillig oder gezwungen hier aufhaltenden Barbaren und Fremdlinge, denn der hl. Oberhirte scheute keine Mühe, durch zuvorkommende Liebe Ungläubige oder Irrgläubige oder auf dem Wege des Lasters Dahinwandelnde wieder dem hl. Glauben zu gewinnen und durch milde und gründliche Belehrung auf den Weg des Heils zurückzuführen. Wenn selbst alle seine Bemühungen lange Zeit erfolglos zu sein schienen, so gab er doch keine dieser Seelen auf, bis er zu seiner beseligenden Freude auch die verstocktesten und hartnäckigsten Heiden oder Sünder durch seine Lehre, durch sein eigen Beispiel und durch seinen reinen, unsträflichen Wandel dem Schooße der christlichen Kirche gewonnen hatte.

Um aber auch auf seine ihm untergebenen Geistlichen zu wirken und sie vor jedem Abwege zu bewahren, versammelte Petrus dieselben um sich, und lebte mit ihnen in einem von ihm selbst erbauten Hause, und bewies durch strenge Beobachtung der vorgeschriebenen Regel, was der Diener Gottes vermöge, wenn es ihm ernstlich darum zu thun ist, ein wahrer Diener des Herrn zu sein. Durch seine unablässigen Sorgen und Arbeiten, durch seine Abtötungen, durch strenge Uebungen des Fastens und Wachens ward sein ehemals kraftvoller und blühender Körper ganz abgezehrt, so daß man ihn kaum mehr erkennen konnte. Dazu trugen aber auch die fortwährenden Kämpfe gegen die Irrlehren, die damals wie Pilze aus der Erde wuchsen und den Bau des reinen Glaubens zu untergraben suchten, das Ihrige bei. Zur Zeit des hl. Chrysologus erregte besonders der Ketzerhäuptling Eutyches großes Aufsehen, und als dessen Lehre vom heiligen Flavian verdammt wurde, suchte er sich gegen seine Verurteilung zu rechtfertigen und schickte zu diesem Zwecke Schreiben an die vorzüglichsten Bischöfe. Aus der Antwort des hl. Petrus konnte aber Eutyches wohl abnehmen, daß es schwer sei, ihn zu täuschen. Mit Kummer, schrieb ihm der Heilige, habe ich deinen Brief gelesen, denn wenn der Friede der Kirche im Himmel Freude verursacht, welche Schmerzen muß man nicht empfinden über die Trennungen, die ihn zerstören! Er sprach ihm beweglich zu, sich zu unterwerfen, und führte ihm als Beispiele Origines, Nestorius und Andere an, welche durch ihren Ungehorsam auf Abwege geraten wären.

Er begann den Bau einer Kirche zu Ehren des hl. Apostels Petrus, an deren Vollendung ihn jedoch der frühzeitige Tod hinderte. Er baute ferner in der Nähe des Hauses, in dem er mit seinen Geistlichen lebte, eine Kirche, dem hl. Apostel Andreas zu Ehren, und mehrere Kirchen wurden durch ihn erneuert und verschönert. Darüber aber vergaß er nicht für das allgemeine Beste durch nützliche und notwendige Bauten zu sorgen, denn außer andern gemeinnützigen Gebäuden, die er aufführen ließ, half er auch einem großen Mangel in Ravenna dadurch ab, daß er mit großen Kosten der Stadt gutes Trinkwasser verschaffte. Daher darf man sich nicht wundern, daß Alle mit hoher Verehrung ihrem geistlichen Vater zugethan waren, und sich sein Ruhm weithin verbreitete.

Im Jahre 448 kam der hl. Germanus von Auxerre nach Ravenna, und wurde vom hl. Petrus auf's Ehrenvollste empfangen. Der Grund dieser Reise war, über einige wichtige kirchliche Angelegenheiten mit dem Kaiser Valentinian und dessen Mutter Placidia zu verhandeln. Während seiner Anwesenheit kam er mit dem hl. Petrus in die vertraulichste Verbindung, denn die gleichgestimmten Seelen dieser hl. Männer fanden sich bald von selbst. Aber leider dauerte ihre Verbindung nicht lange, denn Gott rief bald darauf den hl. Germanus zu sich. Mit innigster Betrübnis schickte der hl. Petrus den heiligen Leichnam wohlverwahrt nach Frankreich und behielt aus dessen Hinterlassenschaft nichts als das Obergewand und das Bußkleid des verstorbenen Heiligen, weil dieser es selbst gewünscht hatte. Doch überlebte Petrus seinen innigstgeliebten geistlichen Freund nicht lange. Als er beinahe 18 Jahre der Kirche von Revenna vorgestanden, fühlte er, durch Leiden und Arbeiten erschöpft, sein Ende herannahen. Um seinen lang gehegten Wunsch auszuführen, zu Imola seine Tage zu beschließen und in der Nähe des hl. Martyrers Cassianus, seines so hoch verehrten Patrons begraben zu werden, begab er sich dahin, und wurde daselbst auf's Freudigste empfangen. Des andern Tages brachte er das hochheilige Opfer für Lebendige und Tote in der Kirche auf dem Altare des hl. Cassianus dar. In Gegenwart einer großen Menge Volkes sprach er von seinem nahen Tode und legte denen, die ihn von Ravenna nach Imola begleitet hatten, sowie allen übrigen Anwesenden mit rührenden Worten ans Herz, sie sollten ja der reinen Lehre treu bleiben,

sich weder durch Irrlehren noch durch die Stürme der Zeit vom wahren Wege des Heils abbringen lassen, und ihrem Oberhirten immer die freudigste Folgsamkeit beweisen. Darauf sprach er noch den Wunsch aus, neben dem Altare des hl. Cassianus begraben zu werden, und machte zum Andenken seiner Verehrung des hl. Martyrers Cassianus der Kirche mit einer silbernen im Feuer vergoldeten und mit Edelsteinen gezierten Krone, einem goldnen Becher und einer silbernen, Patene ein wertvolles Geschenk. Diese Geschenke haben sich bis auf unsere Zeiten erhalten. Darauf gab er den Anwesenden den bischöflichen Segen, und sein Antlitz dem Altare zuwendend, legte er seine Inful auf denselben und betete mit Inbrunst zu dem Herrn, dem er seinen Geist empfahl. Während des Gebetes neigte er sanft sein Haupt und verschied an den Stufen des Altars im Jahre 450 am 2. Dez., wie allgemein angenommen wird Sein heiliger Leichnam wurde nach seinem Wunsche neben dem Altare bestattet, wo sich noch jetzt der größte Teil seiner Reliquien befindet. Nur ein Arm, den man von dem Körper trennte, befindet sich zu Ravenna und wird daselbst in einem kostbaren Kästchen aufbewahrt. — Den tugendhaften und herrlichen Charakter des heil. Bischofs und das ganze Streben seines so thatenreichen Lebens kann man aus dem obengenannten Sendschreiben an den Ketzer Eutyches am besten erfassen, das, mit wenigen Worten ausgedrückt, Einigkeit der Nachfolger Christi im Glauben und in der Liebe aufs Dringendste empfiehlt. Sie sind die Grundpfeiler der Kirche, der Staaten, des geringsten Hauswesens; wo diese herrschen, ist dem Feinde des Menschengeschlechtes der Eingang verschlossen, und der Same, den er auszustreuen sucht, fällt auf dürres Land, wo er keine Nahrung findet. Möchte doch diese Einigkeit im Glauben, diese Liebe auch dem geringsten Stande im vollen Sinne des Wortes zu Teil werden, dann ist das Wohl der Kirche, des Staates und jeder einzelnen Haushaltung auf dem festesten Pfeiler gegründet, den kein Sturm zu erschüttern vermag.

5. Dezember.

Der heilige Sabas,

Abt.

Jahr 532.

Einer der berühmtesten Patriarchen des Klosterlebens in Palästina war der hl. Sabas. Er wurde im Jahr 439 zu Mutalascus bei Cäsarea in Cappadocien geboren und genoß während seiner Kindheit von seinen Eltern, die durch Geburt und Frömmigkeit ausgezeichnet waren, eine treffliche Erziehung. Nur war ihm das Glück, den Umgang seiner Eltern — Johannes und Sophia hießen sie — länger zu genießen, nicht beschieden. Sein Vater, der sich dem Waffendienste gewidmet hatte, mußte sich nach Alexandrien in Egypten begeben, und dessen Gattin begleitete ihn dahin; ihren noch zarten Sprößling wollten sie aber einer so weiten Reise nicht anvertrauen. Aus diesem Grunde übergab der Vater seinen Sohn der Obhut seines Schwagers Hermias, auch übertrug er ihm zugleich die Verwaltung seiner Güter.

Die Härte, womit ihn sein Oheim und dessen Gattin behandelten, veranlaßten den jungen Sabas nach drei Jahren sich zu seinem Oheim väterlicherseits, Namens Gregor zu begeben. bei dem er wenigstens ein erträglicheres Loos zu finden hoffte. Die Verwaltung der Güter aber, um welche es beiden Oheimen am meisten zu thun war, erregte zwischen diesen einen solchen Zwist und führte zu solchen Rechtsstreitigkeiten, daß Sabas, ganz betrübt über diese, aus niedrigem Eigennutz entstandene Uneinigkeit, den Entschluß faßte, den Gütern zu entsagen und sich in das nahe Kloster Flavina zurückziehen. Von dem Abte mit offenen Armen empfangen, wurde er hier in der Wissenschaft der Heiligen und in den klösterlichen Satzungen gründlich unterrichtet.

Alle Anträge seiner Oheime, die, über ihr eigenes Verfahren beschämt, ihm sein Vermögen zurückgeben wollten, verwarf er mit Standhaftigkeit, einzig darauf bedacht, sich in Zukunft nur die himmlischen Güter zu erwerben. Seine außerordentliche Strenge in Erfüllung seiner Berufspflichten erhöhte er durch anhaltendes Gebet, durch Uebung der Demut und Abtötung aller sinnlichen Lüste. Den Tag hindurch arbeitete er betend und wachte einen Teil der Nacht, und ließ er von der Arbeit ab, so geschah es blos

um dem ermüdeten Körper einige Ruhe zu gönnen. Den Müßiggang haßte er als die Quelle aller Sünden, und obwohl der jüngste der Brüder, übertraf er sie alle an Eifer und Thätigkeit.

Als achtzehnjähriger Jüngling erhielt Sabas von einem Abte die Erlaubnis, nach Jerusalem zu reisen, um die hl. Orte zu besuchen. Den Winter brachte er in dem Kloster Passarion zu, dessen Vorstand der hl. Abt Elpidius war. Ganz entzückt über die Tugenden des Jünglings, wollten ihn die Brüder in ihre Genossenschaft aufnehmen, aber seine Liebe zur Stille und Abgeschiedenheit bestimmte ihn, sich der Lebensweise, die der hl. Abt Euthymius eingeführt hatte, anzuschließen. Als er den hl. Mann um die Aufnahme bat, hielt ihn dieser noch für zu jung, um in einer Zelle zu leben und riet ihm, sich in das am Fuße der Berges gelegene Kloster zu begeben, das gleichsam das Prüfungshaus für diejenigen war, welche in einer Zelle zu leben wünschten. Diesem Kloster stand Theoktist vor. In dieses aufgenommen, verdoppelte der starke und kräftige Jüngling seinen Eifer. Er half den Brüdern bei ihren Arbeiten, trug Holz und Wasser herbei, und bediente mit aller Liebe und Sorgfalt die Kranken, und war bei allen Uebungen immer der Erste und Letzte. Doch fehlte es während dieser Prüfungszeit auch nicht an einer Versuchung, durch welche Gott seinen Mut und seine Standhaftigkeit auf die Probe stellen wollte.

Auf Befehl des Abtes nämlich mußte Sabas einen Bruder in Geschäften nach Alexandrien begleiten, wo sich seine Eltern aufhielten. Von ihnen erkannt, boten sie Allem auf, ihn zur Entsagung seines Standes zu bewegen; aber keine noch so glänzenden Versprechungen und Aussichten, die sie seinen Augen eröffneten, konnten auf die Gesinnung des Sohnes Eindruck machen, der festen Mutes jede Aenderung des Standes als einen Abfall von Gott erklärte. Als die Eltern die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen erkannten, wollten sie ihn wenigstens zur Annahme einer bedeutenden Geldsumme bewegen; allein er nahm nur drei Goldstücke an, um seine Eltern nicht zu sehr zu betrüben, und auch diese übergab er bei seiner Rückkehr dem Abte zum beliebigen Gebrauche.

In seinem 30. Jahre suchte er bei dem heiligen Euthymius um die Erlaubnis nach, fünf Tage in der Woche in einer abgelegenen Höhle zubringen zu dürfen, ein Gesuch, das ihm der heilige Abt bewilligte. Diese fünf Tage brachte er dort mit strengem Fasten, mit Gebet und Handarbeit zu. Dieses strenge Leben führte er fünf Jahre trotz aller Belästigungen von Seiten des höllischen Feindes, dessen Angriffe er siegreich zurückschlug. Endlich wählte ihn der heilige Euthymius zum Gefährten der Geistesübungen, die er jährlich mit einem Schüler in der Einöde Ruban, in welcher Jesus die 40 Tage gefastet hatte, veranstaltete. Dahin begaben sie sich am 14. Januar und verweilten dort bis zum Palmsonntage. Bei einer dieser geistreichen Uebungen befiel den hl. Sabas, von unerträglichem Durste gequält, eine solche Schwäche, daß er dem Tode nahe war. Euthymius, für ihn besorgt, schickte ein glühendes Gebet nach oben, schlug dann mit einem Stabe auf die Erde, und siehe, eine Quelle köstlichsten Wassers rieselte hervor und erquickte den Schwachen so kräftig, daß er alsbald wieder seine früheren Kräfte erlangte.

Mit dem Tode des hl. Euthymius trat auch in dem an dem Fuße des Berges befindlichen Prüfungshause Erschlaffung der bisherigen Zucht ein. Dieses veranlaßte Sabas, sich in die Wüste, in welcher der hl. Gerasim lebte, zurückzuziehen, und er brachte in derselben, ungeachtet aller Anfechtungen des bösen Feindes, der ihn durch die mannigfaltigsten Schreckmittel daraus zu vertreiben suchte, vier Jahre zu. Nach Verfluß dieser Zeit wählte er nach einer vom Himmel erhaltenen Weisung eine Höhle auf einem hohen Berge, an dessen Fuß der Bach Cedron vorüberfloß. Da dessen Wasser ungenießbar war, so mußte er sich mit großer Anstrengung seinen Trank aus der Ferne herbeischaffen. Denn wegen der Steilheit des Berges mußte er sich, um auf die Ebene zu gelangen, an einem an seiner Thüre befestigten Seile herablassen und sich ebenso wieder daran hinaufwinden. Dieses Seil aber führte die umwohnenden frommen Landleute zu seiner Hütte, die ihn in der Folge mit allen nötigen Bedürfnissen versorgten.

Fünf Jahre hatte Sabas dieses höchst beschwerliche Leben mit Mut und Freudigkeit geführt, als seine Lebensweise und frommer Wandel durch die begeisterten Erzählungen der Landleute bekannter wurde. Da kamen mehrere fromme Diener Gottes herbei und baten ihn, sich unter seiner Leitung in einem gottseligen Leben vervollkommnen zu dürfen. Nach langem Widerstreben ging er auf ihre Bitte ein; es wurden mehrere Zellen errichtet, die gleich zu Anfang von mehr als 70 Einsiedlern bewohnt wurden. Um dem Mangel an Wasser abzuhelfen, ließ er nach Verrichtung eines Gebetes am Fuße des Berges nachgraben, und in kurzer Zeit fand man Wasser, das für ihr Bedürfnis hinreichte. Die Zahl der Einsiedler stieg nach und nach auf 150, so daß er auf der andern Seite des Berges Zellen bauen lassen mußte. Mit größter Gewissenhaftigkeit sorgte er für alle ihre geistigen Bedürfnisse und unter seiner Leitung lernten sie ihre Leidenschaften besiegen, die Versuchungen überwinden und mit Andacht im Gebet verharren; und ihre leiblichen Bedürfnisse befriedigte er durch die reichlichen Gaben des umwohnenden Volkes, das, von der Frömmigkeit dieser hl. Männer aufs tiefste gerührt, nach Kräften Lebensmittel und andere Gaben spendete.

Nur ein Punkt beunruhigte die Gemeinde, nämlich der Mangel an einem Priester; denn auf der einen Seite glaubte Sabas, daß keiner von den Ordensgenossen nach der Ehre und der heiligen Weihe trachten dürfte, und auf der andern Seite war es für sie gar zu lästig und unsicher, zur Feier der göttlichen Geheimnisse jedesmal auswärtige Priester kommen zu lassen. Darüber erhoben einige seiner Schüler bei Sallust, dem Bischofe von Jerusalem, Klage gegen ihn. Der

Oberhirte, der das Unbegründete dieser Klage einsah, aber dem Mangel abhelfen wollte, beschied den hl. Sabas zu sich und erteilte ihm die Priesterweihe. Auf dieses hin kehrte wieder Einigkeit in seine Gemeinde zurück, weil sich die Unruhigen zufrieden geben mußten. Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich so weit, daß sogar aus Armenien Schüler zu ihm kamen und an der Genossenschaft Anteil nehmen wollten. Diesen wies er eine eigene Kapelle an, damit sie in ihrer Sprache daselbst die Tageszeiten halten könnten, dem hl. Meßopfer aber und der heiligen Kommunion wohnten sie wie die andern Brüder in der Kirche bei.

Zu dieser Zeit war Sabas Vater gestorben, und seine Mutter suchte ihn auf, um selbst auch unter seiner Anleitung sich dem Dienste Gottes zu weihen. Sie brachte ihm eine große Geldsumme mit, welche er zur Erbauung zweier Spitäler verwendete, von welchen er das eine zur Aufnahme der Fremden, das andere für die Kranken bestimmte. Nächst diesen ließ er auf dem nahe gelegenen Berge Castel ein Kloster erbauen, und ein kleineres zur Aufnahme der Jünglinge, die zum Klosterleben herangebildet wurden. Auf diese Weise wurden seine Schüler stufenweise zu einem vollkommenen Leben herangezogen. Aus dem kleinen Kloster traten sie nämlich in das auf dem Berge Castel gegründete, und von diesem aus bezogen die Vollkommeneren dann erst die Zellen.

Jedes Jahr stellte der hl. Sabas, wie sein Lehrer Euthymius, in der Einsamkeit geistliche Uebungen an, und die Schüler die ihn begleiteten, mußten die nötigen Lebensmittel mitnehmen; er selbst genoß während der ganzen Fastenzeit keine andere Speise, als die heilige Kommunion, die er Samstags und Sonntags empfieng. Bei einer dieser Geistessammlungen traf er in der Wüste einen hl. Einsiedler an, der 38 Jahre von nichts anderem als von wilden Kräutern gelebt hatte. Mit diesem kam er in ein langes Gespräch über göttliche Dinge, und schied mit aller Hochachtung und dem Versprechen, ihn das nächste Jahr wieder zu besuchen. Als er seinem Versprechen gemäß wieder bei der Hütte des hl. Mannes erschien, fand er ihn tot auf seinem Bretterlager hingestreckt und sein Antlitz verklärt. Voll Rührung ließ er ihn beerdigen, nachdem er das Gebet für Verstorbene über die entseelte Hülle gesprochen hatte.

Inzwischen war Sallust, der Patriarch zu Jerusalem (im Jahre 493) gestorben und an dessen Stelle Elias gewählt worden. Jetzt rührten sich auf's Neue die Unzufriedenen unter Sabas Schülern, und glaubten ihren Zweck eher bei Elias zu erreichen. Kaum hatte der hl. Sabas dieses erfahren, als er sich entschloß, sich heimlich zu entfernen, um jeder in seiner Gemeinde entstehenden Uneinigkeit und dem daraus hervorgehenden Verderben derselben vorzubeugen; denn sagte er, den Bestrebungen und Angriffen des höllischen Widersachers müsse man widerstehen, den Umtrieben der Menschen aber müsse man schon um der Erhaltung des Friedens willen ausweichen. Er entfernte sich demnach unvermerkt und schlug seinen Weg in die Wüste bei Scythopolis ein. Hier fand er eine Höhle, welche einem Löwen zum Aufenthalte diente. Als dieser gegen Mitternacht vom Raube zurückkehrte, traf er daselbst den Heiligen in ruhigem Schlaf versunken an. Stutzend über dessen Anblick, ergriff das gewaltige Tier mit den Zähnen den Saum des Kleides und suchte ihn aus der Höhle zu ziehen. Darüber erwachte der Heilige und ohne im Mindesten über die Anwesenheit dieses rauhen Höhlenbewohners zu erschrecken, warf sich Sabas auf die Kniee, um sein Gebet zu verrichten. Während dieser Stellung des Heiligen entfernte sich der Löwe, und kehrte nach Beendigung des Gebets zurück, um auf's Neue den Versuch zur Entfernung des Heiligen zu beginnen. Doch dieser, mit ernstem Blicke sich zu dem Löwen wendend, redete ihn mit den Worten an, daß die Höhle für sie beide groß genug sei, um darin zu wohnen. Mit dumpfem Gebrülle entfernte sich derselbe und kam niemals wieder.

Einige Zeit darauf wählte eine Räuberschaar diese Höhle zu ihrem Aufenthaltsort, trafen aber schon unsern Heiligen darin an. Dieser wirkte durch seine Reden so sehr auf die verhärteten Herzen dieser Sünder, daß sie, von seinen mit Feuereifer an sie gerichteten Vorstellungen gerührt, ein bußfertiges Leben anfiengen und sich ganz seiner Leitung überließen. Diesen schlossen sich nach und nach mehrere an, um von ihm auf den Weg der Vollkommenheit geführt zu werden, und so entstand eine neue Gemeinde und später ein Kloster zum Dienste des Herrn. Dunkel sind zwar die Wege Gottes, aber immer führt er die ihm Vertrauenden zum Guten. Der hl. Sabas erkannte hierin sichtbar die leitende Hand der göttlichen Vorsehung, welche ihn berufen hatte, die dem Verderben geweihten Seelen dem Himmel zu retten. Doch Sehnsucht, Mitleid und Liebe zu seinen frühern Schülern regten sich immer mehr in seinem Innern, und er beschloß, sie wieder zu besuchen. Er übergab die Leitung der neuen Gemeinde einem der bewährtesten Schüler, ermahnte Alle bei seinem Abgange zur Eintracht der gegenseitigen Liebe und trat den Weg zu seiner frühern Gemeinde an. Aber anstatt bei seiner Ankunft Friede und Eintracht anzutreffen, hatte sich die Anzahl der Uebelgesinnten vermehrt; Zwietracht, Uneinigkeit und andere Leidenschaften waren an die Stelle der frühern Tugenden getreten, und der heilige Mann, auf's Innigste über die Blindheit, den Groll und Haß seiner Schüler betrübt, verließ sie, da alle Bemühungen, die Einigkeit herzustellen, vergeblich waren, zum zweiten Male und zog sich in die Gegend von Nicopolis zurück. Hier nahm er seinen Aufenthalt unter einem großen Baume, dessen Blätter sein Obdach, dessen Früchte seine einzige Nahrung bildeten. Voll Mitleid baute ihm der Besitzer des Feldes, auf dem der Baum stand, eine schlichte Hütte und versorgte ihn mit den nötigen Lebensbedürfnissen. Auch hier sammelten sich Schüler um den Heiligen, und bald erhob sich an diesem Orte ein Kloster. Auf Befehl des Patriarchen Elias gab er

dem Kloster einen Vorsteher, und begab sich zu seiner ersten Gemeinde zurück, deren Glieder der Patriarch durch ein ernstliches Schreiben Gehorsam gegen ihren Vorsteher anempfohlen hatte.

Aber die Uebelgesinnten wollten nichts von einem Gehorsam wissen, in toller Wut zerstörten sie einen Teil des Klosters und zogen sich in die Ruine eines andern zurück; dadurch wurde der Friede in der Gemeinde hergestellt. Sabas benützte nach seiner Rückkehr diese Gelegenheit, die alte Zucht und den frühern Eifer in der Genossenschaft wieder herzustellen, aber auch das Wohl der Irregeleiteten lag ihm sehr am Herzen. Seine unausgesetzten Liebesbeweise, seine Unterstützung mit allen Bedürfnissen brach endlich den Trotz der Verblendeten und mit Reue nahten sie sich dem vergebenden Heiligen und bewiesen durch andauernden Gehorsam, daß ihre Reue eine aufrichtige gewesen.

In der damaligen Zeit herrschte in der morgenländischen Kirche eine große Verwirrung. Die eutychianische Irrlehre hatte immer mehr um sich gegriffen und selbst der Kaiser Anastasius begünstigte sie und hatte mehrere katholische Bischöfe in die Verbannung geschickt. Um dieser Verfolgungswut Einhalt zu thun, hatte der Patriarch Elias eine Gesandtschaft, die aus mehreren berühmten Aebten bestand, an den Kaiser geschickt, unter welchen sich auch der hl. Sabas befand. Siebenzig Jahre war Sabas alt, als er die Reise nach Konstantinopel antrat. Wegen seiner ärmlichen Kleidung wurde er von den Hofbedienten nicht in den Palast zugelassen; er zog sich deshalb in einen Winkel zurück, um zu beten. Von dort wurde er aber auf Befehl des Kaisers, der seine Anwesenheit aus dem Briefe des Patriarchen ersehen hatte, herbeigeholt, und seine ehrwürdige Gestalt und der weit verbreitete Ruf seiner Heiligkeit machten auf den Herrscher einen solchen Eindruck, daß er ihn ersuchte, sich eine Gnade auszubitten, deren Erfüllung in seiner Macht stände. Voll Demut, ohne an seine eigenen Angelegenheiten zu denken, bat er den Kaiser der Kirche den Frieden zu schenken und von der Verfolgung ihrer Diener abzustehen. Ohne geradezu auf seine Bitte einzugehen, beschenkte der Kaiser den Heiligen mit tausend Goldstücken, um sie zu Liebeswerken zu verwenden.

Trotzdem, daß der hl. Mann den ganzen Winter über unausgesetzt den Hauptzweck der Gesandtschaft bei dem Kaiser betrieb, sollte er doch seines Wunsches nicht teilhaftig werden. Ein von Anastasius zu Sidon veranstaltetes Afterconcilium verdammte die Beschlüsse des allgemeinen Conciliums zu Chalcedon, und verurteilte die ihre Unterschrift verweigernden Bischöfe zur Verbannung. Nur der Patriarch von Jerusalem wurde auf die Vorstellung des hl. Sabas verschont, und er selbst kehrte mit allen Beweisen der Achtung und Ehrfurcht entlassen, in seine Einsamkeit zurück.

Die Kirche erhielt den Frieden erst unter Justinus, dem Nachfolger des Anastasius, der gegen die Christen günstiger gesinnt war. Diese Gelegenheit benützte der hl. Abt, die ganze Umgegend von Cäsarea und Scythopolis zu bereisen, und die Verführten und im Irrtume Befangenen wieder auf den wahren Weg zurückzuführen, und seine Bemühungen waren auch durch den göttlichen Beistand mit dem schönsten Erfolge gekrönt.

Der heilige Sabas.

Im 91. Jahre seines Alters unternahm Sabas auf die Bitte des Patriarchen von Jerusalem, Petrus, eine zweite Reise nach Constantinopel, um die am Hofe verleumdeten Christen von Palästina zu rechtfertigen. Der damalige Kaiser Justinian empfing ihn aufs Liebreichste und ging auch willig auf seine Bitten ein. Jede Anerbietung, die der Kaiser ihm für seine Gemeinden machte, lehnte der heilige Mann mit Dank ab und bat nur, der Kaiser möchte die Abgaben der schwer bedrängten Bewohner von Palästina erleichtern und sie auf einige Zeit davon ganz befreien, ein Spital für Pilger zu Jerusalem erbauen und durch Gründung einer starken Burg die Einsiedler und Klosterbewohner gegen die beständigen Einfälle der

Der heilige Nikolaus.

Barbaren zu beschützen, und endlich den Christen seinen Schutz gewähren. — Jede dieser Bitten wurde ihm vom Kaiser gewährt. Während der Kaiser mit Ausfertigung der Befehle beschäftigt war, ertönte die dritte Stunde, wo der Heilige sein Gebet zu verrichten pflegte. Wie er sich entfernen wollte, machte ihn sein Gefährte Jeremias auf das ungeziemende seines Vorhabens in Anwesenheit des Kaisers aufmerksam. Der Heilige aber sagte ganz gelassen: Mein Sohn, der Kaiser thut, was seines Amtes ist, und wir müssen gleichfalls unsere Pflicht thun. Ein Beweis, mit welcher Treue und Gewissenhaftigkeit er seine Pflichten erfüllte.

Mit den Befehlen des Kaisers kehrte der hl. Sabas nach Palästina zurück und übergab sie der Obrigkeit von Jerusalem, Scythopolis und Cäsarea, um sie in Vollzug zu setzen. Kurz nach seiner Rückkehr wurde der Heilige von einer schweren Krankheit befallen. Sobald dies der Patriarch erfuhr, ließ er ihn in eine nahe Kirche bringen, wo er mit eigenen Händen den Heiligen bediente. Bewunderungswürdig war die Geduld, mit welcher der heilige Mann die Schmerzen ertrug. Als er seine letzte Stunde herannahen fühlte, ließ er sich wieder in seine Zelle zurückbringen. Hier bestimmte er Melitas von Berytus zum Nachfolger, erteilte seinen um ihn versammelten Schülern und Genossen die trefflichsten Lehren und ermahnte sie, festzuhalten an der reinen Lehre unter allen Stürmen der Zeit und vier Tage später, die er allein der Unterhaltung mit Gott widmete, gab er seinen Geist in die Hand dessen zurück, dem er mit Leib und Seele bis zum letzten Lebenshauche gedient hatte. Sein Tod erfolgte am 5. Dezember 532 im 94. Jahre seines Alters.

Daß den von Leidenschaften beherrschten Menschen die Tugend und Vollkommenheit Anderer lästig sei, beweist zur Genüge das Beispiel des heiligen Sabas, denn diejenigen seiner Schüler erhoben sich wider ihn, die sich nicht getrauten, auf dem ihnen von dem Heiligen vorgeschriebenen Wege fortzuwandeln, und welche dessen pünktliche Erfüllung aller Vorschriften für zu große Aengstlichkeit und Strenge erklärten. Wie diese finden sich sehr viele Menschen, die von ihren Leidenschaften verblendet, ihre eigene Lasterhaftigkeit nicht erkennen wollen und gegen alle Ermahnungen taub in einer eingebildeten Sicherheit leben, aus welcher sie leider oft nur zu spät geweckt werden. Sind solche nicht jenem Pharisäer gleich, der, den bereuenden Zöllner gering achtend, sein eigenes Lob laut aussprach und seine Thaten Gott vorrechnete? Ach nur zu häufig findet das Benehmen des Pharisäers bei den Menschen Eingang! denn indem man seine Wohlthaten rühmt, sucht man sein lasterhaftes Leben damit zu bedecken. Mit Recht sagt der heilige Augustin: „Wenn wir dem ewigen Verderben entgehen wollen, müssen wir unsere bösen Neigungen von Grund aus vertilgen, und den Leidenschaften nie den Zügel lassen. Gegen uns selbst sollen wir mißtrauisch sein, uns selbst sollen wir prüfen, unser eigenes Herz durchforschen und uns vor Selbsttäuschung bewahren. Andere betrügen uns oft, aber am öftesten betrügen wir uns selbst zu unserem eigenen Verderben."

6. Dezember.

Der heilige Nicolaus,

Bischof zu Myra.

Jahr 327.

Wir beginnen hier die Lebensbeschreibung eines Heiligen, dessen Name und dessen Verdienste seit des ältesten Zeiten von Gläubigen hoch verehrt und durch zahlreiche Wunder von Gott verherrlicht worden sind. Es giebt keine christliche Mutter, die nicht am heutigen Tage viel von dem hl. Bischofe zu erzählen wüßte, und den aufhorchenden Kinderseelen wird das ehrwürdige Bild des hl. Mannes vor Augen geführt, wie er milde lächelnd ihnen die längst ersehnten Gaben spendet. Auch das ärmste Kind wird an diesem Tage seiner Wohlthaten teilhaftig. und darum auch die tiefergreifende Freude der Kinderwelt über die Gaben des Himmelsboten, dessen Ankunft und Spendung sie den Tag zuvor mit Aengstlichkeit und Spannung erwarteten. Und sind die Wünsche der Kleinen erfüllt, welch inniger Dank strömt aus den frommen Kinderseelen dem heiligen Manne zu, der sie so milde, so lieb-

reich bedacht und ihre Herzen mit so großer Freude erfüllt hat. Es ist aber auch schwer zu sagen, wo sein Andenken am feierlichsten begangen wurde. Schon in den ältesten Zeiten, ehe noch seine Reliquien nach Italien kamen, stritten die Bewohner Griechenlands und Italiens, die Byzantiner und die zum Christentum bekehrten Barbaren um das Glück, seine Reliquien zu besitzen.

Frühe schon wurden ihm zu Ehren viele Kirchen erbaut, und sein Grab war einer der besuchtesten und berühmtesten Wallfahrtsorte, weil viele Wunder an demselben geschahen. Am glänzendsten aber ist die Verehrung des heiligen Bischofs in Rußland.

Nicolaus wurde zu Patara in Lycien, einer Provinz Kleinasiens, geboren. Seine Eltern waren reich und standen in ihrer Vaterstadt in großem Ansehen, waren aber, was noch höher als aller Reichtum zu schätzen ist, der christlichen Religion auf's Eifrigste zugethan. Lange blieb ihre Ehe unfruchtbar, und als endlich auf ihr anhaltendes Gebet ihr einziger Wunsch erfüllt und Nicolaus geboren wurde, betrachteten sie ihn als ein ihnen vom Himmel anvertrautes Geschenk und faßten den festen Entschluß, dasselbe ganz zum Dienste Gottes zu erziehen und dem Herrn zu weihen. Schon als Kind gab Nicolaus die Vorzeichen, daß er ein Auserwählter Gottes sei, denn er enthielt sich an jedem Mittwoche und Freitag, den damaligen durch die Kirchengesetze angeordneten Fasttagen, jeder Nahrung. Mit den zunehmenden Jahren widmete er sich mit unausgesetztem Eifer den Wissenschaften, verbunden mit unermüdlichem Streben nach christlicher Vollkommenheit. Darin bestärkten ihn die liebevollen Bemühungen seiner Eltern, die ihm zum besten Muster eines tugendhaften Mannes dienten. Aus innerem Drange schon floh er jede böse Gesellschaft, weil er die Sünde wie die Pest haßte, und bewahrte sich die Reinigkeit seines Herzens als den köstlichsten Schatz. Keusch und züchtig, bescheiden, demütig und liebevoll gegen seine Mitmenschen wandelte er in der Furcht des Herrn auf seinem Lebenswege, und selbst schlecht gesinnte und den Lastern ergebene Menschen konnten ihm ihre Bewunderung nicht versagen und wurden durch sein Beispiel öfters zum Nachdenken über ihr sündhaftes Leben veranlaßt.

Die trefflichen Tugenden des jungen Nicolaus bestimmten seinen Oheim, der ein bischöfliches Amt bekleidete, ihn zu sich zu nehmen. Unter der Leitung dieses gelehrten und frommen Mannes widmete er sich dem geistlichen Stande und empfieng von ihm die heiligen Weihen. Bei Erteilung derselben soll der fromme Bischof mit prophetischem Geiste in die Worte ausgebrochen sein: „Mit Nicolaus geht der Kirche ein neues Licht auf. Heil der Heerde, die ihn einst zum Hirten erhalten wird!"

Um diese Zeit wurden seine Eltern durch die Pest hinweggerafft und durch ihren Tod kam Nikolaus in den Besitz eines großen Vermögens, welches er aber nicht für sich, sondern zur Hilfe und Trost der Bedürftigen, der Bedrängten und Notleidenden verwendete, denn seine Hand war wie sein Herz stets offen und bereit zum Geben und Unterstützen; er bemühte sich aber sorgfältig, seine Wohlthaten vor den Augen der Menschen zu verbergen, um jedem Lobe derselben zu entgehen und den Ausspruch des Herrn in Anwendung zu bringen: „Laß deine Linke nicht wissen, was deine Rechte thut." Diese seine Milde und hervorragende Tugend beweist folgendes Beispiel. Ein Edelmann seiner Vaterstadt Patara war aus seinem Wohlstande in solche Armut geraten, daß er sich weder zu raten, noch zu helfen wußte, und in seiner Verzweiflung auf den Gedanken verfiel, die Unschuld seiner Töchter Preis zu geben und mit dem durch Sünden erworbenen Gewinn sich und die Seinigen vom Hungertode zu erretten. Kaum hatte dieses der hl. Nicolaus in Erfahrung gebracht, als er einen Teil seines Goldes in ein Säckchen steckte, sich bei Nacht leisen Schrittes dem Hause des in großer Bedrängnis schmachtenden Mitbürgers nahte und das Geld durch das halboffene Fenster schob und unbemerkt davon eilte. Aus der größten Not war jetzt der Vater gerettet, der das ihm so wunderbarer Weise zugekommene Geld als ein Geschenk des Himmels betrachtete. Diese Gabe wiederholte der Heilige zum zweiten und dritten Male. Dadurch war der Edelmann nicht nur in Stand gesetzt, seine Lebensbedürfnisse zu befriedigen, sondern auch seine Töchter anständig zu verheiraten. Er war gerettet von der Sünde, mit der er sich für sein ganzes übriges Leben würde befleckt haben. Dieses erkannte und fühlte der über sein Vorhaben tiefe Reue empfindende Mann zu gut, als daß er nicht darauf bedacht gewesen sein sollte, vor seinem Wohlthäter auch nur mit Worten seine innige Dankbarkeit auszusprechen. Als zum dritten Male die Gabe erfolgte, lag der Mann schlaflos auf seinem Lager, aber kaum war das Geld in seiner Kammer niedergefallen, so eilte er dem entfliehenden Wohlthäter nach, warf sich ihm zu Füßen und sprach seinen Dank in glühenden Worten und Thränen aus. Gerührt hob der Heilige ihn mit der Aeußerung auf, daß er nur seine Pflicht gethan habe, und nahm ihm das Versprechen eines ewigen Stillschweigens ab.

Doch der Vorfall scheint von Andern bemerkt worden zu sein, denn schon am folgenden Tage war die Sache allgemein bekannt, und das Lob des gottseligen Priesters erscholl in der ganzen Stadt. Um sich diesen Lobeserhebungen zu entziehen, die ihn bei seiner großen Demut tief schmerzten, beschloß er, die Stadt zu verlassen und sich, um seinen Drang nach einem einsamen Leben zu befriedigen, in das von seinem Oheime, dem oben erwähnten Bischofe, erbaute Kloster zu begeben. Kaum war er einige Zeit daselbst, so mußte er auf die dringende Vorstellung seines Oheims, so sehr er sich dagegen sträubte, die Vorsteherstelle über dasselbe übernehmen. Er regierte mit Weisheit, leitete mit Milde und Liebe seine Untergebenen auf dem Wege der klösterlichen Zucht zur Vollkommenheit und leuchtete ihnen durch sein eigenes Beispiel voran. Doch durch den innern Zwang

nach größerer Einsamkeit, in welcher er ungestörter der Betrachtung der göttlichen Dinge sich widmen könnte, angetrieben, verließ er sein Kloster, um sich in eine egyptische Wüste zurückzuziehen. Zuvor aber wollte er die hl. Orte in Palästina besuchen, und bestieg ein Schiff, das dahin seinen Lauf richtete. Bei heiterem Wetter segelte man ab, aber kaum befand man sich auf der hohen See, als der Heilige im Geiste den fürchterlichsten Sturm herannahen fühlte Augenblicklich rief er den nichts ahnen en Fischern zu, alles zu befestigen, weil ein Sturm herannahe. Kaum waren die Worte gesprochen, als dieser schon mit solcher Heftigkeit losbrach, daß Segel, Masten, Ruder, ehe die entsetzten Schiffsleute zur Besinnung kamen, in Trümmer gingen. Alle glaubten sich verloren, und ohne Hand anzulegen fielen sie dem hl. Manne zu Füßen, mit jammervollem Geschrei ihn um Rettung aus der Todesgefahr bittend. Noch unter schrecklichem Toben des Sturmes schickte der Heilige sein Gebet nach oben um die Rettung dieser verzweifelten Menschen, und siehe da, auf einmal legte sich der Sturm, das finstere Gewölbe trennte sich und der heitere Himmel schenkte den Erschreckten Leben und ungestörte Fahrt. Diese Wunderkraft des Gebets des hl. Nicolaus bethätigte der Mann Gottes durch einen kurz darauf erfolgten Vorfall aufs Neue. Ein Matrose, der mit Einziehung eines Segels beschäftigt war, machte einen Fehltritt, stürzte auf das Verdeck herunter und gab auf der Stelle den Geist auf. Nicolaus eilte auf diese Nachricht herbei, kniete neben den Toten und sich über ihn beugend, betete er inbrünstig zu Gott; dann nahm er den Mann am Arme und hob ihn frisch und gesund auf. Wunderbar war die Wirkung dieser Handlung auf das Schiffsvolk. Mit tiefer Ehrfurcht betrachteten sie den Heiligen; still und ruhig verrichtete Jeder sein Geschäft und kein Fluch ließ sich während der ganzen Reise aus dem Munde auch des rohesten Matrosen hören.

Als der Heilige nach beendigter Fahrt zu Jerusalem angelangt war, besuchte er alle hl. Orte, wo Jesus Christus geboren, wo er gelebt und gelitten, wo er gestorben, begraben und auferstanden, wo er seine Jünger getröstet und gen Himmel gefahren war. Mit inniger Andacht verweilte er an jeder dieser Stätten, und empfing viele wundervolle göttliche Tröstungen. So gestärkt im Geiste, setzte er seine Reise nach Egypten fort, um eine Einöde aufzusuchen und dort ein gottgeweihtes Leben zu führen. Aber mitten auf dem Wege erhielt er eine göttliche Weisung, wieder nach seinem Kloster zurückzukehren, weil der Himmel anderes mit ihm beschlossen hatte; denn die Ratschläge des Herrn sind von denen der Menschen verschieden. Gehorsam dem ihm gewordenen Befehle änderte er seinen Reiseplan und schlug den Weg nach dem Meere ein, um dort eine Gelegenheit nach Lycien auf einem Schiffe zu suchen Aber die Schiffer, mit welchen er wegen der Fahrt übereingekommen war, handelten an ihm treulos. Ihre Fahrt war nicht nach Lycien, sondern nach Alexandrien gerichtet und dahin nahmen sie in der Stille ihren Lauf. Doch wie vermag der Wille des Menschen der Macht des Allmächtigen entgegen zu handeln. Nicht weit von dem Hafen von Alerandrien erfaßte ein gewaltiger Sturm das Schiff und trieb es unaufhaltsam mitten durch das Meer nach Lycien, und vernichtete so das tückische Vorhaben des Schiffsvolkes. Mit Reue bekannte dieses dem Heiligen den Betrug und lächelnd entließ er es, von seinem hl. Segen begleitet. Mit Freuden wurde Nikolaus bei seiner Ankuft im Kloster von seinen Brüdern empfangen, die sich schon lange nach ihm gesehnt hatten, und er glaubte nun, die Ruhestätte erlangt zu haben, wo er sich Gott allein weihen dürfe. Seine Bestimmung in dieser Welt war aber nach dem Willen der göttlichen Vorsehung eine andere. Als er einst im Gebete versunken auf seinen Knieen lag, glaubte er eine himmlische Stimme zu vernehmen, die ihm zurief: „Nicolaus, das ist nicht der Acker, den ich für dich ausersehen habe, um auf demselben mir deine Früchte zu sammeln! Mache dich auf, verlasse deine Einsamkeit und begieb dich dahin, wo es volkreich ist, auf daß mein Name durch dich gepriesen werde." Demütig und bereitwillig fügte er sich in den Befehl von oben, verließ das Kloster und reiste nach reiflicher Ueberlegung gerade nach Myra, der Hauptstadt, weil er dort den meisten Menschen unbekannt war, um sich so, wie er glaubte, jeder Ehrenbezeugung zu entziehen. Um dieselbe Zeit war nach dem Tode des Bischofs von Myra die Geistlichkeit der Stadt zusammengetreten, um ein neues Oberhaupt der Kirche zu wählen. Während des Gebetes um einen apostolischen Oberhirten offenbarte Gott einem der ältesten und frömmsten der anwesenden Bischöfe, man solle den zum Bischofe wählen, der am folgenden Morgen mit Anbruch

Der heilige Nicolaus.

des Tages als der Erste in die Kirche trete und Nicolaus heiße. Voll Freuden ruft der ehrwürdige Greis aus: „Lasset allen Kummer fahren; der Herr hat die Wahl bestimmt; er heißt Nicolaus und der folgende Morgen wird den Gewählten uns gewähren.“ Und wie er gesprochen, so geschah es. Der hl. Nicolaus war der Erste, der mit anbrechendem Tageslicht die Kirche betrat, und dem schon anwesenden Bischofe auf seine Frage seinen Namen nannte. Er ward wie im Triumph auf den bischöfl. Stuhl gesetzt und als Bischof von Myra begrüßt; der Heilige mochte sich in seiner Demut als einen unnützen Knecht erkennen und sich eines solchen Amtes für unwürdig erklären, wie er wollte, sein Sträuben war umsonst, und die Freude der Geistlichen und Laien über die getroffene Wahl allgemein.

War schon vorher das Leben des Heiligen strenge, so verdoppelte er jetzt diese Strenge, weil nach seiner Ansicht der Bischofsstab andere Tugenden erfordere, als er bisher an den Tag gelegt habe. Seine Bußwerke übte er mit größerer Strenge; seine Kleidung war schlichter und einfacher, sein Mahl bestand in wenig Fastenspeise, und während desselben ließ er sich aus der hl. Schrift vorlesen; dem Schlafe genügten wenige Stunden, und vom frühesten Morgen bis in die tiefste Nacht widmete er die Zeit dem Beten, den Betrachtungen und den gottesdienstlichen Verrichtungen und seinen Amtsgeschäften. Allen Kirchen gab er durch Tugend und Gelehrsamkeit erprobte Seelsorger, die ihm über jedes Anliegen seiner Untergebenen Bericht erstatten mußten. Um Armen, Bedrängten und Notleidenden beizuspringen, zu helfen und sie zu unterstützen, bedurfte es nur eines Winkes. Obwohl selbst so arm, daß der Heilige kaum ein Geräte in seiner Wohnung sein Eigentum nennen konnte, waren doch immer durch die Beisteuer wohlhabender Bürger so viel Almosen in Bereitschaft, daß er jeder Not abhelfen konnte. Aber auch schwere Prüfungen blieben nicht aus, die den Heiligen in den damaligen, für die Christen so harten Zeiten heimsuchten. Die Wundergabe, mit der ihn Gott begnadigt hatte, die außerordentliche Gottseligkeit, Milde und Demut, die aus allen seinen Unternehmungen hell hervorleuchtete, und der nie zu ermüdende Eifer, mit dem er für die Ehre des Erlösers der Menschen kämpfte und stritt, machten ihn weit und breit berühmt, zogen ihm aber auch den Haß der Verfolger der christlichen Religion zu. Dieser Haß äußerte sich in voller Wut unter der Regierung des Diocletian und Licinius, unter denen die schrecklichste aller Verfolgungen über die Christen in allen Teilen des Reiches ausbrach, eine Verfolgung, die auch die Provinz Lycien traf. Hier erst zeigte sich der christliche Held Nicolaus in seiner vollen Heiligkeit. Mutig stellte er sich in allen drohenden Gefahren an die Spitze, sprach den Verzagten Mut ein, bestärkte die im Glauben Wankenden in der Festhaltung an der göttlichen Lehre, und den schon Abgefallenen führte er mit so eindringlicher Rede das Heil ihrer Seelen vor Augen, daß sie mit Freuden für den Glauben den Martertod erlitten. Und da dieses der Heilige nicht im Geheimen, sondern auf den öffentlichen Plätzen vor den Augen der grimmigsten Feinde des christlichen Glaubens that, so wurde er selbst in Ketten und Banden gelegt, und dann ins Elend verwiesen.

Doch dauerte seine Verbannung nicht lange. Sobald Constantin der Große den Thron bestiegen hatte, trat eine völlige Aenderung ein. Die heidnischen Tempel wurden niedergerissen, die gefangenen Christen in Freiheit gesetzt, und die Verbannten ins Vaterland zurückgerufen, und mit den Letzten kehrte auch der Heilige wieder in sein Bistum zurück. Eifrigst arbeitete er jetzt an der Ausrottung der Abgötterei, kämpfte mutig gegen die Irrlehren, und wachte sorgsam über die Erhaltung der reinen katholischen Lehre. Er wohnte persönlich der großen Kirchenversammlung von Nicäa bei, und befand sich in der Zahl derjenigen Väter, welche die Gottheit Jesu Christi verteidigten und die arianische Irrlehre verdammten.

In welch hohem Ansehen er bei Hohen und Niedrigen, bei den Kriegern und Landbewohnern stand, beweist folgender Vorfall. Der Kaiser Constantin schickte drei Hauptleute, Nepotian, Ursus und Herpilio, nach Phrygien, um einen dort entstandenen Aufruhr unter dem Volke zu stillen. Als diese mit ihrer Mannschaft in einem nicht weit von Myra entlegenen Orte ankamen, fiengen die Soldaten an, die Häuser zu plündern und die Einwohner zu mißhandeln. Voll Erbitterung griffen die Letztern zu den Waffen, und es war nahe daran, daß ein fürchterliches Blutbad und gegenseitiges Morden stattfand. Auf die Nachricht davon eilte der ehrwürdige Bischof von Myra herbei, und brachte es durch seine eindringlichen Vorstellungen dahin, daß die erhitzten Gemüter sich beruhigten, und die Plünderer ihren Raub auslieferten. Dadurch wurde die Ruhe hergestellt. Freundlich lud der Heilige die drei Hauptleute zu sich ein und behandelte sie sehr gastfreundlich. Im Verlaufe des Gesprächs erfuhr er von ihnen, daß der geldgierige Stadtvogt Eustachius, bestochen, drei vornehme Bürger zum Tode verurteilt und ihre Hinrichtung auf den heutigen Tag befohlen habe, und daß darüber die tiefste Betrübnis unter allen rechtlichen Bürgern herrsche. Auf diese Mitteilung hin eilte der Bischof auf der Stelle der Richtung zu, um diese Opfer feindlicher Rache zu befreien, drängte sich durch die Volksmenge hindurch, sieht die Unglücklichen mit auf den Rücken gebundenen Händen und verhüllten Augen auf der Erde knieen, und den Henker bereit, ihnen den Kopf abzuschlagen. Eilends springt der Gottesmann wie ein Jüngling auf ihn zu, entreißt ihm das Schwert, befreit die Schlachtopfer von ihren Banden und läßt sie unter dem Jubel der Anwesenden fortführen, ohne daß ihm von dem anwesenden Stadtvogte das geringste Hindernis in den Weg gelegt wurde. Der strafende Blick des Heiligen schlägt den ungerechten Richter nieder, der zitternd und bebend vor der Rache des Kaisers wegen seiner verübten Ungerechtigkeit den Bischof durch Bezeugung der aufrichtigsten Reue und die kräftigste Versicherung der Besserung dahin vermochte, daß er die Anzeige an Constantin unterließ. Die drei Hauptleute, die diese unerschrockene Handlung des Bischofs selbst mit angesehen hatten, priesen die Heiligkeit

desselben und als sie mit gebogenem Knie um seinen Segen gebeten und denselben erhalten hatten, kehrten sie nach Dämpfung des Aufstandes heim, und wurden nach ihrer Rückkehr an den kaiserlichen Hof vom Kaiser aufs gnädigste empfangen und für ihre Verdienste mit ausgezeichneten Gunstbezeugungen belohnt. Dieses aber erregte den Neid einiger Höflinge, die den Befehlshaber der Leibwache, Ablavius, einen geizigen Mann, für sich zu gewinnen wußten; die drei Hauptleute wurden bei dem Kaiser fälschlich beschuldigt, als ob sie hochverräterische Gedanken hegten, und damit umgingen, den Kaiser des Thrones zu berauben, eine für die damaligen Zeiten gar nicht unwahrscheinliche und durch frühere Vorgänge nur zu oft bestätigte Anklage. Deshalb darf man sich auch nicht wundern, wenn der Kaiser durch die von den Anklägern vorgebrachten scheinbaren Beweise der Wahrheit verblendet, die Angeklagten ergreifen ließ und auf Anraten des Ablavius ohne weitere Untersuchung zum Tode verurteilte. Die Unschuldig Verurteilten dachten in ihrer großen Not an den Bischof von Myra, an sein thätiges Mitleiden, an die Kraft seiner Fürbitte, an die Rettung der von Eustachius zum Tode Verurteilten, und flehten voll Inbrust zu Gott, daß er auch ihnen als Retter wie jenen den Bischof Nikolaus senden wolle. Und ihr Gebet fand Erhörung. In der Nacht vor der Hinrichtung erschien dem Kaiser und zu gleicher Zeit dem Ablavius in einem Traumgesichte ein ehrwürdiger Greis in bischöflichem Ornate, ganz das Bild unseres Heiligen, und verwies ihnen strenge das übereilte und ungerechte Todesurteil das über die drei unschuldigen Männer ausgesprochen war, unter Androhung des furchtbarsten Strafgerichtes Gottes, das nach Vergießung dieses unschuldigen Blutes über sie hereinbrechen werde. Bebend am ganzen Leibe und mit Schweiß bedeckt fuhr der Kaiser aus dem Schlafe auf, ließ den eben so zitternden Ablavius holen und erzählte ihm seine Geschichte und beeilte sich, auf Andringen des schuldbewußten Ablavius die Verurteilten noch zu selbiger Stunde in Freiheit zu setzen. Laut priesen diese Gott für die wunderbare Rettung und sprachen ebenso ihren gerührtesten Dank gegen den, wenn auch abwesenden, heiligen Mann aus. Der Kaiser selbst schickte ihm, um sich durch dessen Fürbitte die Verzeihung Gottes für diese ungerechte Handlung zu erwerben, die kostbarsten Geschenke, ein mit Edelsteinen geschmücktes und mit goldenen Buchstaben geschriebenes Evangelienbuch, ein großes goldenes Rauchfaß von seltener Arbeit und zwei goldene Leuchter, und ließ zugleich ein Gesetz ausgehen, daß man dem Ausspruche eines Bischofes in jeder Sache, sie betreffe was sie wolle, unverbrüchlich nachkommen solle.

Der Ruf, der sich von diesem Wunder über alle christliche Länder verbreitete, erhöhte die Hochachtung wie auch die Zuversicht und Ehrerbietung gegen den Mann Gottes, so daß jeder, dem Not oder Gefahr drohte, seine Zuflucht zu ihm nahm. Noch unzählige Wunder, die er verrichtete, z. B. wie er der Teurung gesteuert, wie er die Menschen aus Wassersnot und Feuersgefahr errettet, wie er tote Kinder erweckt und den jammernden Eltern zurückgegeben, könnte man, ohne den christlichen Leser zu ermüden, aufzählen. Denn je mehr man von den Werken und Thaten dieses hl. Mannes liest, je mehr man seine Milde, seine Demut, seine unermüdliche Nächstenliebe, seine Kämpfe um die Erhaltung der reinen Lehre, seine strengen Bußwerke, und alle seine übrigen, über alle Beschreibung erhabenen Tugenden kennen lernt, desto weniger wundert man sich, daß sein Name in allen Landen gepriesen und seine Verehrung eine allgemeine geworden ist, wohin die christliche Lehre gedrungen war. In diesem tugend- und wundervollen Leben erreichte er das höchste Alter, und matt und schwach an Körper, aber frisch an Geist und Seele fiel er in eine leichte, aber die noch übrigen Körperkräfte aufzehrende Krankheit und verschied am 6. Dezember 327 mit den Worten: „Herr, auf dich hat meine Seele gehofft, nimm sie auf in deine Hände.“

Der heilige Nicolaus erscheint dem Kaiser.

Die Lebensgeschichte unseres Heiligen giebt dem christlichen Leser außerordentlich viel Stoff zum Nachdenken über sein eigenes Leben. Seine Milde, Freundlichkeit und Nachsicht gegen andere lehre ihn auch nachsichtig und mildbeurteilend gegen seinen Nebenmenschen sein; seine aufopfernde, thätige Nächstenliebe erwecke und nähre in seiner Seele das Streben, nach Kräften die Not und das Leiden der Bedrängten und Armen zu mildern, wodurch er sich ja den höchsten und unvergänglichen Schatz im Himmel sammelt; das feste und unerschütterliche Festhalten des Heiligen an der reinen Lehre Jesu Christi möge in ihm gleiche Vorsätze hervorrufen, nicht zu wanken, nicht zu weichen, auch nur eines Nagels Breite von dem ihm vorgezeichneten Wege, und die Gebote Gottes aufs strengste zu erfüllen. Bemüht er sich, dieses zu thun, so werden aus seiner Seele alle die Laster

des Neides, der Habsucht, der Uneinigkeit, der Zwietracht, der Unmäßigkeit, der Unkeuschheit u. s. w. weichen, und in seinem Herzen Platz nehmen, die Tugenden, welche diesen Lastern entgegengesetzt sind, und die allein ihm das ewige Leben in Gemeinschaft mit den Heiligen erwerben können.

7. Dezember.

Der heilige Ambrosius,

Erzbischof von Mailand.

Jahr 397.

In demselben Grade, in dem ein hl. Bischof mit Güte, Sanftmut und Liebe alle Menschen umfaßt, das Gute unter ihnen leiblich und geistig befördert, und wo er empfängliche Herzen findet, diese mächtig zur Tugend hinzieht, in ebendemselben Grade wird er mit unerschütterlichem Mute das Böse bekämpfen, und wo die Pflicht gebietet, keine Menschenrücksicht kennen. Einen solchen unerschütterlichen Kämpfer gegen das Böse, aber eben so unermüdlichen Pfleger und Pflanzer des Guten im Weinberge des Herrn stellt uns in dem hl. Ambrosius die Geschichte als Muster dar, denn kein Hirte der Kirche hat sich hierin seit den Zeiten der Apostel so glänzend bewährt als der hl. Ambrosius.

Er wurde aus einem der edelsten Geschlechter Roms um das Jahr 340 in Gallien, wo sein Vater, der gleichfalls Ambrosius hieß, Präfektus Prätorio, und somit einer der mächtigsten Männer des römischen Reiches war, geboren. Er hatte noch einen Bruder, namens Satyrus und eine Schwester Marcellina, die später aus den Händen des Papstes Liberius den Schleier empfieng. Schon an dem Kinde wurde von Gott auf eine wundervolle Weise der große Segen angedeutet, der aus dem Munde des großen Kirchenlehrers durch Verkündigung der heiligen Lehre floß. Als das holde Kind eines Tages auf den Vorplatz des elterlichen Palastes in der Wiege hingestellt wurde und mit geöffnetem Munde schlief, flog auf einmal ein Bienenschwarm herbei, ließ sich auf seinem Angesichte nieder und die Bienen krochen in den Mund ein und aus. Der Vater, der gerade anwesend war und voll Erstaunen dieses Ereignis mit ansah, verbot der darüber betroffenen an der Wiege stehenden Wärterin, die Bienen wegzutreiben, aus Furcht, das Kind möchte von ihnen durch diese Störung verletzt werden. Unerwartet schnell erhob sich der Bienenschwarm in die Luft und verschwand den Nachschauenden aus den Augen. Voll Verwunderung rief der betroffene Vater aus: Bleibt das Kind am Leben, so wird etwas Großes aus ihm werden.

Noch als Kind verlor Ambrosius seinen Vater, und seine Mutter gieng von Gallien nach Rom zurück, wo sie sich ganz der Erziehung ihrer Kinder widmete. Unter ihren Augen genoß Ambrosius einen vortrefflichen Unterricht und durch das Beispiel seiner Mutter, seiner Schwester und einiger anderer frommer Bewohner desselben Hauses, in dem er lebte, aufgemuntert, schritt er kräftig auf der Bahn der Tugend fort. Durch den Unterricht, den ihm seine Mutter von den besten Lehrern erteilen ließ, erwarb er sich ungemeine Kenntnisse in der griechischen Sprache, und übte sich mit großem Erfolge in der Dichtkunst und Beredtsamkeit. Von Rom aus begab er sich in Begleitung seines Bruders Satyrus nach Mailand, wo der Präfectus Prätorio seinen Sitz hatte, und legte sich daselbst mit unermüdetem Eifer auf die schönen Wissenschaften, wovon seine noch vorhandenen Schriften das beste Zeugnis geben. Nach Vollendung seiner wissenschaftlichen Studien erwarb er sich bald die Achtung und Freundschaft ausgezeichneter Männer des Reiches, und unter diesen vorzüglich die des Anicius Probus und Symmachus, beides Männer von vortrefflichen Kenntnissen und Fähigkeiten. Probus war der christlichen Lehre aufs Eifrigste ergeben und wurde gegen das Jahr 369 vom Kaiser Valentinian zum Präfectus Prätorio von Italien ernannt. Als dieser kurz darauf den jungen Ambrosius vor seinem Richterstuhle einige Rechtssachen mit glänzendem Erfolge führen hörte, wurde er von dessen Talenten so eingenommen, daß er ihn zum Beisitzer des Präfekturrates berief und kurz darauf zum Landvogt von Ligurien, Emilien und Insubrien ernannte. Diese Landschaften umfassen jetzt das Herzogtum Mailand, Piemont, das Gebiet von Genua und Bologna. Beim Abschied sagte Probus zu ihm: Gehe hin und verwalte das Land nicht sowohl als Richter, sondern vielmehr wie ein Bischof — d. h. nicht mit Strenge, sondern mit väterlicher Milde. Treu dieser Ermahnung, die mit seiner Gesinnung vollkommen übereinstimmte, erwarb er sich durch seine Rechtlichkeit, seine Sanftmut, Wachsamkeit und unermüdete Pflichterfüllung die allgemeine Liebe der Bewohner dieser Landschaften.

Der arianische Erzbischof von Mailand, Aurentius, der nach Verbannung des hl. Dionisius den Bischofssitz zwanzig Jahre lang inne gehabt und die Rechtgläubigen auf alle Weise verfolgt und gequält hatte, war im Jahre 374 gestorben, und es sollte jetzt zur Wahl eines neuen Bischofs geschritten werden. Darüber entstanden zwei Parteien, von denen die eine, deren Zahl bedeutend war, einen arianischen, die andere einen rechtgläubigen Oberhirten verlangte,

Eine große Menge Volkes war in der erzbischöflichen Kirche von Mailand versammelt und harrte gespannt auf den Ausgang der Wahl. Immer stärker wurde die Gährung unter den beiden Parteien, und verkündigte einen Sturm, der bei den erhitzten Gemütern nur mit Mord und Totschlag zu endigen drohte. Während diese Unheil verkündende Wolke über der Versammlung schwebte, trat Ambrosius im Berufe seines Amtes auf, und ermahnte in einer Rede voll Weisheit und Mäßigung die Versammelten, sie sollten im Geiste des Friedens und der Ordnung und nicht mit den Waffen in der Hand zur Wahl schreiten. Die Parteien vereinigten sich auf eine ihm ebenso unerwartete, als unwillkommene Weise; denn während er noch sprach, rief ein Kind: Ambrosius, Bischof. Das Volk, wie von einer Stimme von oben hingerissen, stimmte gewaltig in den Ruf ein; jede Zwietracht verstummte, Arianer wie Rechtgläubige verlangten Ambrosius zum Bischof, und kein Widerspruch von seiner Seite konnte den einhelligen Ruf der Versammlung auch nur im Kleinsten mindern. Angstvoll und betroffen verließ er die Kirche, denn wie konnte er, der noch nicht einmal getauft, sondern nur Katechumne war, dieses so äußerst wichtige apostolische Amt übernehmen. Schon dieser Gedanke machte ihn schaudern, und um sich der Annahme desselben zu entziehen, wählte er ein Mittel, das sich nur durch seine Betäubung, in der er sich damals befand, entschuldigen läßt. Er setzte sich auf dem öffentlichen Platze zu Gericht und ließ zwei Angeklagte nach römischem Brauche, vor dem ihn bisher Gefühl und Gewissen bewahrt hatten, peinlich verhören, und wollte dadurch dem Volke ans Herz legen, daß ein Mann von solcher Strenge nicht zum Bischof tauge. Aber Volk und Geistlichkeit durchschauten die Absicht und beharrten auf ihrer Wahl. — Da auch jedes andere Mittel fehl schlug, verließ er bei Nacht die Stadt, um nach Pavia zu flüchten, verirrte sich aber und fand sich mit Tagesanbruch wieder vor den Thoren Mailands. Er wurde vom Volke ergriffen und strenge bewacht, während man Abgeordnete an den Kaiser Valentinian nach Trier abschickte, die getroffene Wahl zu bestätigen. Gerne ging Valentinian auf das Gesuch ein, weil er die Verdienste des Ambrosius kannte und hoffte, daß durch diese Wahl die schon lange dauernde Spaltung der Kirche gehoben werde. Er schickte also dem Statthalter von Italien die Weisung zu, die Vollziehung der Wahl zu beschleunigen. Inzwischen hatte Ambrosius Gelegenheit gefunden, sich durch die Flucht seiner Haft zu entziehen, und hielt sich auf dem Landhause eines vornehmen Mannes, Namens Leontius, verborgen. Ein vom Statthalter erlassener strenger Strafbefehl gegen alle, welche um den Aufenthalt des Ambrosius wüßten, ihn aber verhehlten, nötigte Leontius, dessen Ankunft anzuzeigen.

Da Ambrosius in diesen Ereignissen die leitende Hand der Vorsehung zu erkennen glaubte, so wollte er sich der Annahme nicht länger widersetzen, machte aber dabei nur die Vorstellung gegen seine Wähler, daß er als bloßer Katechumne nach den Gesetzen der Kirche nicht zur Priesterwürde erhoben werden könne. In außerordentlichen Fällen, erwiderte man ihm, habe die Kirche die Macht, von der Beobachtung ihrer Gesetze freizusprechen. Er empfing daher die Taufe durch einen Bischof, und um der Ungeduld des Volkes, das keinen längeren Verzug gestattete, zu genügen, wurde er nach Verfluß von acht Tagen am 6. Dezember 374 in seinem 34. Jahre zum Erzbischof von Mailand geweiht.

Der heilige Ambrosius in seiner Jugend.

Seine erste Handlung nach dem Antritt seines apostolischen Amtes war, alles Gold und Silber, das er besaß, teils an die Kirche, teils an die Armen zu verteilen; seine liegenden Güter vermachte er ebenfalls der Kirche, doch mit Vorbehalt der Nutznießung, die seiner Schwester Marcellina, so lange sie lebte, zuteil werden sollte; die Verwaltung derselben, sowie die seines Hauses bat er seinen Bruder Satyrus zu übernehmen, um auf diese Weise, von allem Zeitlichen befreit, allein dem Gebete und seinen bischöflichen Pflichten obliegen zu können.

Um sich in den Kenntnissen, die sein Amt erforderten, zu vervollkommnen, las er außer den heiligen Büchern noch die Schriften des Origines und des hl. Basilius, wählte zum Führer seiner wissenschaftlichen Bildung in den Religionskenntnissen den ebenso gelehrten als frommen Priester Simplicianus, und ging mit

solchem Eifer durch Belehrung und Ermahnung an die Säuberung des arianischen Sauerteiges, daß i. J. 385 nur noch eine unbedeutende Zahl von Anhängern an die Irrlehre sich vorfand. Er selbst ging seinen Untergebenen durch seinen strengen Lebenswandel mit gutem Beispiel voran. Nie genoß er ein Mittagsmahl außer am Samstage oder Sonntage. Nie nahm er eine Einladung zu einem Gastmahle an, und riet es auch seinen Geistlichen, jede Einladung abzulehnen. Täglich brachte er das hochheilige Opfer für das Volk dar, und widmete einen großen Teil des Tages und der Nacht dem Gebete und den Abtötungen, womit ununterbrochenes Fasten verbunden war, und verschaffte durch diesen seinen hl. Lebenswandel seinen Unterweisungen desto größere Kraft und Wirkung. Zum Dienste auch des Geringsten gleich bereitwillig, gönnte er sich keine andere Erholung als die, welche etwa die Abwechslung seiner verschiedenartigen Geschäfte mit sich bringen mochte. Der Zutritt zu ihm stand jedem ohne Unterschied offen; den Armen war er eine Stütze, den Betrübten gewährte er Trost und Aufrichtung; seine Nächstenliebe kannte keine Grenzen; Böses vergalt er immer mit Gutem; und die Rache für erlittenes Unrecht bestand in Wohlthaten, womit er den Beleidiger überhäufte. Seine Wohnung war täglich mit Menschen jeden Standes angefüllt, die sich Rats bei ihm erholten, und häufig war er so mit Geschäften überhäuft, daß sich selbst die angesehensten Männer, ohne ihn gesprochen zu haben, entfernen mußten. Jeden Sonntag predigte unser Heiliger, und sein salbungsvoller Vortrag drang tief in die Herzen seiner Zuhörer. Besonders hob er die Heiligkeit und Vortrefflichkeit des jungfräulichen Lebens hervor; viele kamen, durch seine Reden gerührt, von allen Ländern, um sich unter seiner Leitung Gott in diesem Stande zu weihen; er selbst schrieb auf Bitten seiner Schwester Marcellina seine drei Bücher vom jungfräulichen Stande.

Als Valentinian I. zu Panonien am 17. Novbr. 375 an einem Schlagflusse gestorben war, nahm Gratian, sein ältester Sohn, ein siebzehnjähriger Jüngling, die Zügel der Regierung im Abendlande in die Hand, während sein Oheim Valens, ein eifriger Arianer, im Morgenlande mit den vordringenden Barbaren zu kämpfen hatte. Während dieser Zeit rief aber das Kriegsheer den Halbbruder Gratians, Valentinian II. einen vierjährigen Knaben zum Kaiser aus. Gratian, der von Natur ein gutes Herz und ungemeinen Verstand besaß, bestätigte die Wahl, mit der auch Valens zufrieden war, und die beiden Brüder teilten die Provinzen so unter sich, daß Valentinian II. Italien, Illyrien und Afrika, Gratian aber Gallien, Spanien und Britannien zu seinem Anteil erhielt. Eigentlich aber beherrschte Gratian alle Abendländer, so lange er lebte, weil sein Bruder wegen seines Alters noch nicht zur Regierung tauglich war.

Dies war der Stand der weltlichen Angelegenheiten, als die Gothen, von den Hunnen verdrängt, in Thracien einfielen und schreckliche Verheerungen anrichteten. Valens, ohne auf das Heer Gratians, der ihm zu Hilfe eilen wollte, zu warten, erlitt durch die Gothen bei Hadrianopel i. J. 378 eine furchtbare Niederlage und kam in einer Hütte, welche die Gothen in Brand gesteckt hatten, ums Leben; er büßte auf diese Weise für die grausamen Verfolgungen, womit er die Rechtgläubigen früher heimgesucht hatte. Zahllose Flüchtlinge überschwemmten Italien. Der hl. Erzbischof, besorgt, daß durch sie die arianische Irrlehre wieder um sich greifen möchte, befahl den Bischöfen, für die Bedrängten zu sorgen und sich zu bemühen, sie für die rechtgläubige Kirche zu gewinnen, aber jeden genaueren Umgang mit ihren Untergebenen zu verhindern. Der hl. Ambrosius opferte bei dieser Gelegenheit nicht nur sein eigenes Vermögen zur Loskaufung der Gefangenen auf, sondern verwendete auch den Kirchenschmuck und die Kirchengefäße zu diesem Zwecke und ermahnte alle Gläubigen aufs Dringendste, zur Milderung der allgemeinen Not das Ihrige beizusteuern. Als ihm einige deshalb Vorwürfe machten, daß er die hl. Gefäße dazu verwende, erwiderte er: „Es sei besser; Seelen zu retten, als Gold aufzubewahren, das Blut Jesu Christi hat dem Golde, in dem es gewesen, die Wirkung seiner göttlichen Kraft mitgeteilt, daß es zur Auslösung der Gefangenen dienen sollte." Durch den unermüdlichen Eifer, den Ambrosius für die Beförderung der reinen Lehre an den Tag legte, hatte er mehrere Arianer bekehrt, die sich vor der Wut der Barbaren nach Italien geflüchtet hatten. Um diese Zeit starb auch in seinen Armen sein Bruder Satyrus, der sich nach Afrika in wichtigen Angelegenheiten eingeschifft und Schiffbruch gelitten hatte, aber auf wundervolle Weise gerettet, nach vielen überstandenen Mühseligkeiten nach Mailand zurückgekehrt war, in Folge dieser Anstrengungen, und hinterließ seinem Bruder alle seine zeitlichen Güter, mit der Bitte, einen Teil unter die Armen zu verteilen. Der heilige Erzbischof aber verwendete das ganze Erbe zur Unterstützung der Notleidenden.

Als der Kaiser Gratian im Jahre 379 nach Mailand kam, hatte er vielen Umgang mit dem hl. Erzbischof, gegen den er die höchste Achtung hegte, und auf dessen Verlangen schrieb Ambrosius zwei Bücher vom Glauben und eine Schrift über den hl. Geist.

Ambrosius beschränkte seine Sorge aber nicht allein auf seinen Sprengel, sondern kam auch in dringenden Fällen Andern mit seinem apostolischen Eifer zu Hilfe. Dieser Fall trat ein, als in Syrmium der erzbischöfliche Stuhl erledigt wurde. Ambrosius reiste dahin, und trotz der Ränke der Kaiserin Justina, die eine eifrige Arianerin war und einen arianischen Bischof auf diesem Stuhl erhoben wünschte, brachte er es durch seine Standhaftigkeit und seinen Mut in allen ihm drohenden Gefahren dahin, daß ein katholischer Bischof gewählt wurde. Im Jahre 381 wohnte er dem zu Aquileja gehaltenen Concilium bei, auf dem die arianischen Bischöfe Palladius und Secundian abgesetzt wurden. Im Jahre 382 veranstaltete er zu Mailand ein Concilium gegen die Irrlehre des Apol=

linaris und in demselben Jahre fand er sich bei dem Concilium ein, das der Papst Damasus zu Rom versammelte, um den Spaltungen abzuhelfen, welche die morgenländische Kirche wegen des Stuhls in Alexandrien verwirrten. Während seines Aufenthaltes in Rom ließ sich eine gichtbrüchige Frau an den Ort tragen, wo der hl. Erzbischof das hl. Meßopfer darbrachte, und flehte um seine Fürbitte. Während der Handauflegung des hl. Mannes ergriff die Frau dessen Kleid, küßte es voller Ehrfurcht und Gott belohnte ihren Glauben mit augenblicklicher Heilung.

Obwohl der hl. Ambrosius großen Einfluß auf die Handlungen des Kaisers Gratian ausübte und ihn zu manchen weisen Gesetzen veranlaßte, ja auf seine Vorstellung sogar die Siegesgöttin aus dem Rathaussaale auf Befehl des Kaisers entfernt wurde, so war dieser doch zu sehr wieder für andere Vergnügen und besonders die Jagd eingenommen, als daß darüber nicht die Verwaltung des Reiches Not gelitten und die Beamten ihre Gewalt mißbraucht hätten. Dadurch entstand allgemeine Unzufriedenheit, diese benützte sein Befehlshaber in Britannien, Maximus, dazu, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen und mit einem Heer nach Gallien zu eilen. — Gratian mußte nach einem fünftägigen Kampf fliehen und wurde durch die Hinterlist des Befehlshabers der feindlichen Reiterei am 25. August 383 ermordet. Sobald Maximus die Oberherrschaft erlangt hatte, drohte er mit einem Uebergang über die Alpen und einem Angriffe auf Mailand, wo sich Valentinian II. mit seiner Mutter Justina aufhielt. In dieser Bedrängnis schickte die Kaiserin den hl. Ambrosius an den Thronräuber, und dieser vollzog mit einem solchen Erfolge seinen Auftrag, daß er ihn von seinem Vorhaben abbrachte und einen vorteilhaften Vertrag mit ihm abschloß, welchem gemäß Maximus mit Gallien, Spanien und Britannien zufrieden war, die übrigen Abendländer dem Valentinian verblieben. — Während seines Aufenthaltes bei Maximus in Trier konnte der hl. Erzbischof nie vermocht werden, mit Maximus Kirchengemeinschaft einzugehen und erklärte offen, dieses nicht eher thun zu wollen, als bis Maximus für die Ermordung Gratians Kirchenbuße gethan habe. In seiner Abwesenheit versuchten die Heiden unter Leitung des berühmten Symmachus den gesunkenen Götzendienst wieder herzustellen und übergaben deshalb vermittelst des Symmachus des damaligen Präfekten von Rom, dem jungen Kaiser im Namen des Senats eine Bittschrift, in der sie um die Wiederherstellung der früheren römischen Religionsgebräuche nachsuchten. Kaum hatte dieses der Heilige erfahren, als er zwei Schutzschriften an Valentinian abgehen ließ, worin er auf das Eindringlichste die Aufrechthaltung der reinen Lehre verteidigte. Diese waren auch bei dem Kaiser von solcher Wirkung, daß er aufs strengste das Gesuch der Heiden zurückwies. Dagegen bereitete der Kirche und dem hl. Ambrosius die verwittwete Kaiserin schwere Drangsale. Als eifrige Arianerin und persönliche Feindin des Heiligen versuchte sie durch alle möglichen Mittel diesen vom erzbischöflichen Stuhle zu verdrängen und einen gewissen Merkurius, der von arianischen Bischöfen die Weihe erhalten hatte, auf denselben zu erheben. Sie versuchte teils durch Bestechungen, teils durch große Verheißungen die Leute zu bewegen, Ambrosius in der Kirche zu ergreifen und in die Verbannung wegzuführen; ja als ein gewisser Euthymius sich zu einem solchen Versuche verleiten ließ und schon an einem bestimmten Tage den Wagen in die Nähe bestellt hatte, in dem er den hl. Erzbischof fortführen wollte, wurde Euthymius durch göttliche Schickung gerade an diesem Tage selbst ergriffen, in den Wagen geworfen und in die Verbannung abgeführt. So vereitelte die waltende Hand Gottes das böse Vorhaben und warf den Frevler in die nämliche Grube, die er dem Heiligen gegraben hatte. Bald darauf wurde Ambrosius auf Betreiben der Kaiserin in den kaiserlichen Palast gefordert und in voller Ratsversammlung von ihm unter Androhung von Martern, ja des Todes selbst, verlangt, den Arianern die außerhalb der Stadt gelegene Kirche Portiana zu übergeben. — Kaum hatte sich das Gerücht von der Gefahr des geliebten Erzbischofs in der Stadt verbreitet, so strömte das Volk in Masse vor dem Palaste zusammen und drohte Aufruhr und Verderben, wenn ihr Bischof nicht unversehrt entlassen würde. Erschreckt stand man von der Forderung ab, und mit wenigen kräftigen Worten stillte Ambrosius den Aufstand. Im April 385 wurde ihm durch einige Abgeordnete eine andere Kirche in der Stadt abverlangt, aber unerschütterlich blieb der Erzbischof bei seiner Weigerung; und als eine abermalige Aufforderung eben so fruchtlos ablief, wurde die Kirche Portiana durch Aushängung von Fähnlein als kaiserliches Eigentum erklärt. Diese Gewaltthätigkeit erregte in der Stadt eine so große Gährung, daß sich die Bewohner an einem arianischen Priester Castalus vergriffen.

Die Kirche Portiana.

Als dieses dem hl. Ambrosius, der gerade das hl. Opfer feierte, hinterbracht wurde, schickte er, er=

schüttert über diese Nachricht, sogleich aus der Kirche Priester und Diakonen ab, welche die Befreiung des Castallus bewirkten. Wegen dieses an dem arianischen Priester verübten Mutwillens mußten Schuldige wie Unschuldige schwer büßen, und die Kaiserin und ihr Sohn nahmen dieses Ereignis zum Vorwand, strenger gegen den heiligen Erzbischof aufzutreten. Die Vornehmsten des Hofes und Feldobersten wurden an den Erzbischof gesandt, ihn zur Herausgabe der Kirche, als eines Eigentums des Kaisers, zu zwingen. Mit standhaftem Mute erwiderte ihnen Ambrosius auf ihr Ansinnen: Wenn der Kaiser mein Landgut, mein Geld. meine ganze Habe verlangt, so werde ich alles mit Freuden hergeben, obwohl mein Eigentum den Armen gehört; verlangt er sogar mein Leben, nicht werde ich zaudern, es für meinen Glauben zu opfern. Was aber Gott gehört, daran hat der Kaiser kein Recht. Da man auf diese Weise nicht zum Ziele gelangte, schritt man zu größeren Gewaltthätigkeiten.

Als Ambrosius sich am Mittwoch vor dem Osterfeste mit Tagesanbruch in die Kirche begab, umringten diese sogleich eine Schaar Soldaten, und eine andere besetzte die neue Kirche. Aber keine von all diesen Ränken und Bedrängungen konnten den Mann Gottes in seinem Willen wankend machen, und die Anhänglichkeit der Gläubigen an ihren hochverehrten Bischof hinderte wirksam, jede Gewaltthat an ihm in Ausführung zu bringen. Dagegen steigerte sich der Haß der Kaiserin in dem Grade, daß sie ihren Sohn bewog, im Januar 386 den Arianern durch eine kaiserliche Verordnung freie Religionsübung zu gestatten, mit Androhung der Todesstrafe gegen jeden, der sie daran verhindern würde. Man verlangte aufs Neue von ihm die Auslieferung der Kirche Portiana und der hl. Gefäße, aber weder Drohungen noch die angekündigte Verbannung konnte im mindesten die Standhaftigkeit des heiligen Erzbischofs erschüttern. Er begab sich in Begleitung einer großen Menge ihn bewachenden Volkes in die Kirche, und in das Gebet u. in den Gesang stimmten selbst viele Krieger mit ein, welche

Kaiser Theodosius schlägt das Heer des Kaisers Maximus.

die Kirche umgeben hatten. Lange dauerten diese Verfolgungen, bis man im Jahre 387 zu Mailand erfuhr, der Kaiser Maximus rüste sich, in Italien einzufallen. Nun nahm der junge Kaiser in seiner Angst wieder seine Zuflucht zum hl. Ambrosius, der willig die Gesandtschaft an Maximus übernahm, aber leider diesesmal unverrichteter Sache nach Mailand zurückkehrte. Maximus zauderte nicht mit seinem Einfall, und mit genauer Not konnte die kaiserliche Familie nach Thessalonich flüchten, von wo aus sie den Schutz des oströmischen Kaisers Theodosius anflehte. Dieser große Kaiser, der sich längst vorgenommen hatte, die hinterlistige Ermordung Gratians zu rächen, bisher aber durch Herstellung der Ordnung und des Kirchenfriedens daran verhindert worden war, eilte zu ihrer Hülfe herbei, schlug das Heer des Maximus im Jahre 388 an den Ufern des Savus bei Siscia, besiegte den Bruder des Thronräubers an der Drau, und rückte nun gegen Aquileja vor, wo sich Maximus befand. Seine eigenen Soldaten lieferten erschreckt ihn dem Theodosius aus, der ihn hinrichten ließ. Aber nicht nur diese weltlichen Siege errang Theodosius, er fügte einen geistigen hinzu, denn er hatte dem jungen Valentinian vorgestellt, daß er durch die Begünstigung der arianischen Irrlehre und durch Verfolgung der katholischen Kirche die Strafe des Himmels auf sich herabgezogen habe. Er beseitigte die Vorurteile des jungen Kaisers und bewog ihn, zugleich den Irrlehren zu entsagen und in den Schooß der rechtgläubigen Kirche zurückzukehren. In der Folge blieb der junge Kaiser ein eifriger Sohn der katholischen Kirche. Nach Besiegung des Maximus hielt sich Theodosius im Jahr 390 längere Zeit zu Mailand auf und fand großen Gefallen an dem Umgange des hl. Ambrosius. Indessen kam die Nachricht nach Mailand von einem zu Thessalonich ausgebrochenen Volksaufstande, in welchem mehrere Grausamkeiten verübt und obrigkeitliche Personen ermordet wurden. Furchtbar war der Zorn des Kaisers über diesen Frevel. Anfangs ließ er sich durch die Fürbitte des Ambrosius und anderer Bischöfe besänftigen und versprach ihnen, nur mit Mäßigung gegen die Schuldigen zu verfahren; aber sein Hofkanzler Rufinus fachte seinen Zorn durch die Vorstellung aufs Neue an, daß man ein Beispiel von rechter Strenge geben müsse, wenn nicht der Trotz des Volkes durch Straflosigkeit gesteigert und gefährlich werden sollte. Man schickte also Männer mit geheimen Befehlen ab, in Folge deren unter dem bei dem großen Wagenrennen versammelten Volke durch bewaffnete Schaaren ein furchtbares Blutbad angerichtet wurde. Vom tiefsten Schmerz über diese schaudervolle That des Kaisers durchdrungen, zog sich Ambrosius auf das Land zurück und schrieb von da aus an den Kaiser nach Mailand einen Brief, in dem er in den beweglichsten Ausdrücken seine übereilte That schilderte und ihn bat, durch Reue und Buße sich mit Gott zu versöhnen. Als bald darauf der hl. Erzbischof nach Mailand zurückgekehrt sich in der Kirche befand und man ihm meldete, daß der Kaiser zum Gottesdienste komme, trat ihm der ehrwürdige Oberhirte bis in den Vorhof entgegen und verbot ihm, weiter zu schreiten, und warnte ihn, zu dem alten Frevel einen neuen hinzuzufügen, und eher das Heiligtum zu betreten, als bis er Buße gethan habe. Da sich der Kaiser mit nichts anderem, als mit dem Beispiele Davids zu entschuldigen wußte, so entgegnete Ambrosius: Hast du David nachgeahmt in der Sünde, so ahme ihm auch in der Buße nach. Dieses so passende Wort traf tief in das Herz des Kaisers. Er gieng zurück und unterwarf sich demütig der öffentlichen Buße. Acht Monate blieb er von der Kirche ausgeschlossen und widmete sich unter Thränen der aufgelegten Buße. Jeder Versuch von Seiten des Hofkanzlers, den Entschluß des hl. Erzbischofs zu ändern, mißlang; und als der Kaiser selbst unter Thränen ihn um die Lossprechung bat und auf dessen Befehl sich sogar unter die öffentlichen Büßer setzte, ließ sich endlich der Heilige erbitten und erteilte ihm die Lossprechung. Erst dann trat der Kaiser in die Kirche und fiel auf sein Angesicht, in die Worte des Psalmisten ausbrechend: „Meine Seele liegt im Staube, belebe mich nach deinem Worte." Um aber allen solchen voreiligen Thaten in Zukunft Einhalt zu thun, machte Theodosius auf Verlangen des Erzbischofs ein Gesetz, kraft dessen alle von ihm gefällten Todesurteile und die Befehle zur Einziehung der Güter nach dreißig Tagen wieder vorgelegt und dann erst in Rechtskraft treten sollten, wenn er sie würde bestätigt haben.

Nach der Rückkehr des Kaisers Theodosius nach Konstantinopel im Jahre 391 befolgte Valentinian II. in allen Dingen den Rat des hl. Ambrosius und seine Verehrung und Liebe gegen ihn war so groß, als vorher der Haß und die Verfolgungssucht seiner Mutter Justina gegen den Heiligen gewesen war. Vorzüglich beunruhigte den jungen Kaiser die Ehrsucht und die willkürliche Machtausübung seines Feldherrn Arbogast. Der Kaiser befand sich damals in Gallien zu Vienne, und gieng damit um, das schmähliche Joch abzuschütteln und selbst das Ruder des Staates zu ergreifen. Um sich für diese Handlung und besonders zum Schutz der katholischen Kirche kräftiger vorzubereiten, bat er den hl. Ambrosius, zu ihm zu kommen und aus seinen Händen die heil. Taufe zu empfangen. Sehnsuchtsvoll erwartete er dessen Ankunft, und man hörte ihn oft die Worte sagen: „werde ich so glücklich sein, meinen Vater zu sehen?" Leider war ihm weder das eine noch das andere beschieden, denn Arbogast, der die Absicht des Kaisers durchschaut hatte, ließ ihn im Jahre 392 zu Vienne erdrosseln und setzte Eugenius auf den kaiserlichen Thron.

Da der hl. Ambrosius nicht nur in Italien und dem ganzen römischen Reiche, sondern auch im Auslande in großem Ansehen stand, und sogar Perser nach Mailand kamen, ihn zu sehen und die Fürsten und Franken ihm ihre Hochachtung und Bewunderung zollten, so suchte auch der neue Kaiser mit

dem Mörder Arbogast den heil. Ambrosius zu gewinnen; er schrieb ihm einen sehr verbindlichen Brief, in dem er ihm seine baldige Ankunft in Mailand anzeigt. Der Heilige, welcher den Eugenius als Begünstiger des Heidentums kennen gelernt hatte, verließ bei dessen Annäherung die Stadt, um jeder Gemeinschaft mit ihm auszuweichen, und begab sich nach Bologna, wo er der feierlichen Erhebung der Reliquien der Martyrer Vitalis und Agricola beiwohnte, und von da reiste er über Faenza nach Florenz und weihte dort die Kirche ein, die in der Folge die ambrosianische hieß. In dieser Stadt wohnte er bei einem der angesehensten Bürger, namens Decentius, dessen noch zarten Sohn der Heilige von einem bösen Geiste durch das Gebet befreit hatte. Wenige Tage nachher starb der Liebling seiner Eltern, und voll Vertrauen legte die Mutter das gestorbene Kind auf das Bett des gerade abwesenden Ambrosius. Dieser, bei seiner Rückkehr tief gerührt von dem lebendigen Glauben der frommen und tiefgebeugten Mutter beugte sich über den Knaben und betete voll Inbrunst zu Gott. Und Gott segnete seinen und der Mutter Glauben, welche ihren Sohn lebendig aus seinen Händen empfing.

Unterdessen rüstete Theodosius, der alle Vergleichsvorschläge des Thronräubers zurückgewiesen hatte, sich zum Kampfe gegen denselben, und obwohl das feindliche Heer dem seinigen an Zahl dreifach überlegen war, so wies er doch voll Vertrauen auf Gottes Beistand und auf die gerechte Sache des Evangeliums den Kampf nicht zurück, und sein Glaube ward mit einem glänzenden Siege belohnt. Augenblicklich benachrichtigte Theodosius den hl. Ambrosius von dem glücklichen Erfolge seiner Waffen und forderte ihn zum Preise Gottes und zum Danke für den günstigen Erfolg der gerechten Sache auf. Der hl. Erzbischof war sogleich nach dem Abzuge des Eugenius nach Mailand zurückgekehrt, und veranstaltete nach Empfang des Briefes ein feierliches Hochamt. In seinem Antwortschreiben an den Kaiser wünschte er diesem zu der siegreichen Beendigung des Feldzuges Glück, die er mehr seiner Frömmigkeit als seiner Tapferkeit zu danken habe; aber der Sieg würde unvollständig sein, wenn er nicht den Aufrührern gänzliche Verzeihung gewähren würde. Kurz darauf besuchte der heil. Erzbischof den Kaiser in Aquileja und wurde von ihm mit der zärtlichsten Ehrerbietung empfangen. Voll Demut schrieb der Kaiser den sichtbaren Schutz des Himmels dem Gebete des Heiligen zu und gewährte dessen Bitte, die er an ihn schriftlich gestellt hatte, in seinem vollsten Umfange. Er verzieh allen seinen Feinden; der größte Sieg, den ein Christ über seine Leidenschaften davon tragen kann.

Einige Zeit nachher begab sich Theodosius nach Mailand, wollte sich aber dem Tische des Herrn nicht nahen, so lange er sich nicht von dem vergossenen Blute, das an ihm klebte, gereinigt hätte. Während seiner Bußübungen zu seiner Reinigung wurde er von einer tötlichen Wassersucht befallen und starb in den Armen des hl. Erzbischofs, mit dem er sich bis zum letzten Atemzuge über Gott und die hohe Bestimmung des Menschen unterhalten hatte, am 17. Januar 395 in seinem 52. Lebensjahre.

Aber auch die körperlichen Kräfte des hl. Mannes waren durch die unausgesetzten Anstrengungen in Vollbringung seiner Amtspflichten, durch fortgesetzte Bußwerke und anhaltende Kämpfe für die Aufrechterhaltung, Verbreitung und Befestigung der katholischen Kirche nach und nach aufgerieben worden. Im Anfange des Frühlings im Jahre 397 wurde er krank, und zuletzt so schwach, daß er das Bett nicht mehr verlassen konnte. Allgemein war der Jammer und die Klage um den hochverehrten Oberhirten. Die angesehensten Männer besuchten ihn auf Betrieb Stilichos, der unter Honorius das abendländische Reich verwaltete und sich öffentlich in seiner tiefen Betrübnis dahin aussprach, daß mit dem Tode dieses großen Mannes Italien mit dem nahen Untergange bedroht sei, und alle baten den Heiligen inständig, Gott um Verlängerung seines Lebens zu bitten. „Ich habe so gelebt," erwiderte der hl. Erzbischof, daß ich mich nicht schämen dürfte, noch einige Zeit zu leben; aber ich fürchte auch den Tod nicht, denn wir haben einen guten Herrn."

Der heilige Ambrosius.

Eines Tages unterhielten sich vier Diacone in weiter Entfernung von dem Krankenlager des Erzbischofs über den künftigen Nachfolger in dem heil. Amte, und zwar so leise, daß sie sich selbst kaum verstanden. Als einer von ihnen den Priester Simplicianus nannte, rief der heil. Ambrosius dreimal: „Er ist zwar alt aber gut." Wenige Tage vor seinem Tode erzählte er dem Bischof von Lody Bassianus, welcher mit Ambrosius vor dessen Bett betete, daß ihm während ihres Gebetes Jesus Christus erschienen sei und sich ihm lächelnd genaht habe. Der Bischof Honoratus von Vercelli, der bei dem Kranken gewacht hatte, genoß eben in einem Kämmerchen über ihm einige Ruhe; auf eimal vernahm er den

Ruf: „Stehe auf, eile, denn gleich geht er von hinnen." Honoratus eilt hinab, brachte ihm den Leib des Herrn, nach dessen Empfang er sogleich den Geist aufgab in der Nacht vom Charfreitag auf den Charsamstag am 4. April 397 in einem Alter von 57 Jahren. Sein Leib ruht unter dem Hochaltar der ambrosianischen Kirche und das Alterthum hat ihm unter den vier großen Lehrern der lateinischen Kirche die erste Stelle angewiesen. Der ambrosianische Lobgesang ist zu berühmt, als daß er weiterer Erwähnung bedürfte.

8. Dezember.

Das Fest Mariä Empfängnis.

Durch die Menschenwerdung des Sohnes Gottes ist alle Gnade und alles Heil den Menschen zu Teil geworden; an dieses hohe Geheimnis knüpften sich alle Erwartungen der Vorzeit und alle Hoffnungen der folgenden Jahrhunderte, denn in ihm sind jene Erwartungen erfüllt, diese Hoffnungen verwirklicht worden. Jenes so gnadenvolle Ereignis ist die Quelle aller Wahrheiten der Offenbarung des neuen Bundes, aus ihm entspringt aller wahre Trost für die Menschen, aus ihm geht hervor alle Zuversicht und alle Freude der Sterblichen, aus ihm kommen alle Heilsmittel des Christentums und alle beseligenden Anstalten der Kirche Gottes, ihm verdanken wir alle Verehrung des Herrn und alle Feier jener Tage, welche mit dem Geheimnisse der Menschwerdung für uns die Quelle der höchsten Beseligung wurden und als solche auch jetzt noch unter uns gefeiert werden. Jeder muß sich gedrungen fühlen, mit hl. Freude das Andenken derjenigen zu feiern, durch welche das Heil der Welt geboren wurde; jener reinen von Gott erkorenen Jungfrau, in welcher das Wort Fleisch geworden. Wer sollte nicht die Stunde segnen, in der ihr der Schöpfer aller Dinge das Dasein verliehen, daß sie uns Denjenigen gebe, der gleichsam zum zweiten Male und weit herrlicher den Menschen geschaffen hat? Wer sollte nicht Diejenige segnen, welche selbst der Engel die Gesegnete unter den Weibern genannt hat?

Ja schon mit dem ersten Beginn ihres Seins war sie die Gesegnete, durch welche auf uns der Segen in reichlicher Fülle strömen sollte; damals schon war sie die Gnadenvolle, von welcher der Gnadenspender geboren ward, um dem ganzen Menschengeschlechte Friede und Freude zu spenden; damals schon konnte Er sie Mutter nennen, den sie nachher ihren Sohn genannt hat. Nicht wie einst Israel bei Jesaias hieß er sie seine Magd, welcher er seine Verherrlichung zeigen wollte, nein! sie sollte zu weit größerer Verherrlichung des Herrn die Gottesmutter werden; durch sie sollte den Menschen weit größere Beglückung zu Teil werden. Deshalb überhäufte der Herr sie schon damals mit jenen Gnaden, die sie ihrer hohen Bestimmung würdig machten, und die niemals einem Sterblichen in diesem Grade gegeben worden sind. Sie konnte also in weit höherem Sinne als Jesaias sagen: „Es rief mich der Herr vom Leibe meiner Mutter an; noch war ich nicht in ihrem Schoße, als er meines Namens gedachte."

Als Gott dem auserwählten Volke befahl, ihm einen Tempel zu Jerusalem zu erbauen, war für den Bau eine genaue Bezeichnung alles dessen gegeben, was zu seiner Verherrlichung beitragen konnte. Kein Unreiner durfte Hand anlegen, selbst dem Könige David war es versagt, weil seine Hände durch das Blut der Feinde Israels befleckt waren. Nach seiner Vollendung wurden alle möglichen Reinigungen, Einweihungen und Zeremonien vorgenommen und zu welchem Zwecke? bloß um die Bundeslade in dem Tempel aufzubewahren, und Gott die Opfer darzubringen. Mit welchen Gnaden muß aber der himmlische Vater jene reine Jungfrau geschmückt haben die von ihm auserfehen war, den Gottessohn zu gebären, in welcher er zu erfüllen begann, was in der Bundeslade von ihm prophezeit war.

Die schönste Tugend einer Gott wohlgefälligen Seele ist Reinheit des Herzens, und deshalb war auch Maria von der geringsten Befleckung bewahrt. Mag auch ein Mensch noch so heilig sein, so ist er doch keinen Tag vor einem Fehltritt sicher; die geringste Unachtsamkeit, unerwartete Ueberraschung und schlechtbewachte und beherrschte Regungen seiner sinnlichen Natur haben in ihm oft die Sünde vollbracht, ehe er sich zum Kampfe hatte rüsten können. Aber frei von allen diesen menschlichen Gebrechen und Unvollkommenheiten blieb die Reinste, die Mutter unsers Herrn Jesu Christi, der all unsere Sünden auf sich nahm: ihr allein, der erhabenen Gottesmutter war das Vorrecht, frei und rein von Sünden zu bleiben, ihr allein war die außerordentliche Gnade zu Teil, nicht durch die Erbsünde befleckt zu werden; dieses war stets der fromme Glaube der Kirche, obgleich sie ihn nie als Glaubensartikel gelehrt hat. Darin stimmten von jeher die meisten Gottesgelehrten, Bischöfe und katholischen Universitäten überein, daß sie von ihrer Empfängnis an unbefleckt geblieben sei, und mehrere Päpste haben jeden mündlichen oder schriftlichen Angriff auf diese fromme Lehre auf's

strengste verboten. Erst der neuesten Zeit war das Glück beschieden, daß durch eine Bulle des hl. Vaters Pius IX. die unbefleckte Empfängnis der allerseligsten Jungfrau zur allgemeinen Freude der christkatholischen Kirche zu einem Glaubenssatze erhoben wurde. Nicht die Aussprüche der berühmtesten Väter allein, nicht die Beschlüsse mehrerer besonderer Concilien allein, sondern die unserm Heilande schuldige Ehre und die innige Liebe zur allerseligsten Jungfrau muß uns bestimmen, dieses ihrer unbefleckten Reinheit gebührende Vorrecht anzuerkennen. Denn dürfen wir auch nur den leisesten Gedanken hegen, daß Diejenige, welche bestimmt war, der Welt den Urheber der Erlösung und Heiligkeit zu geben, auch nur einen Augenblick von der Sünde befleckt gewesen sei? Würde sie nicht trotz anderer Vorzüge in solch sündhaftem Zustande ein Gegenstand der Verwerfung vor dem Herrn gewesen sein? Gerade dieser Grund ist es, der den heil. Augustin bestimmte, Maria jedes Mal, so oft er von der Sünde spricht, auszunehmen. „Aus Hochachtung", sagt er, „vor Maria und wegen der ihrem Sohne schuldigen Ehre, sprechen wir nie von ihr, so oft von der Sünde die Rede ist."

Damit wir aber desto deutlicher die Erhabenheit des der Mutter Gottes verliehenen Vorzuges, vermöge dessen sie vor jeder Sünde bewahrt war, zu fassen im Stande sind, so dürfen wir nur das Elend in's Auge fassen, welches die Sünde über die Menschen bringt und seit Adams Falle über sie gebracht hat. Die heiligsten Männer sind in den Banden der Sünde geboren und wir müssen mit Paulus ausrufen: „Wir sind wie die Andern Kinder des Zornes." Der Sündenfall Adams hat das Menschengeschlecht in den Abgrund der Sünde hinabgezogen, und diese hat die Herrschaft über das Menschengeschlecht erlangt. War nicht seit jener Zeit das Böse das herrschende Prinzip? und lag nicht bis zur Ankunft des Heilands der größte Teil der Menschheit in den Banden der Blindheit, der tiefsten Finsternis des Aberglaubens und Unglaubens gefangen? Mußten nicht die Auserwählten des Herrn, ein Abraham, Moses, Elias und andere, wie David ausrufen: „Siehe ich bin in Missethaten erzeugt und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen." Keiner von allen Nachkommen unseres Stammvaters war frei von Sünden, in welchen sie alle geboren wurden. Nur Maria allein ist durch ein besonderes Vorrecht davon befreit geblieben. Sie allein tritt hervor wie die aufgehende Morgenröte, schön wie der glänzende Mond, leuchtend wie die strahlende Sonne, lieblich wie die aufbrechende Knospe der Rose, aber auch ehrfurchtgebietend wie ein gewaltiger, weithin berühmter Held. Weil Maria von der Erbsünde nicht berührt wurde, durfte sie auch nicht die traurigen Folgen derselben ertragen. Ueber unsere Seelen hat die Sünde des ersten Menschen ihr verderbliches Gift verbreitet. Häufig hält der Irrtum unsern Verstand gefangen und unser Wille ist den schimpflichsten Leidenschaften preisgegeben. Unser Leben ist ein Gemisch von Schwäche, von Unbeständigkeit und Eitelkeit, und die untergeordneten Leidenschaften üben eine drückende Herrschaft über uns aus. Woher käme sonst jenes Zögern, wenn es sich um die Ausübung des Guten handelt? woher jener innere Widerspruch gegen die Selbstbesiegung? woher jene Neigung zum Bösen? woher jener Reiz, den Leidenschaften nachzugeben und die innere warnende Stimme zu betäuben? woher jenes Ringen zwischen Fleisch und Geist? Das sind die Uebel, unter deren Last wir seufzen; das führt unser Verderben herbei, daß wir diese Blindheit, in der wir befangen sind, lieben, daß wir in Stolz und Uebermut, in Geistesträgheit und verderblicher Gefühllosigkeit unseres eigenen Elendes beharren. Und so schwer diese Last uns drückt, so fühlen wir sie doch nicht. Nicht Demut erzeugt sie in unserm Herzen, nicht Wachsamkeit, nicht Abtötung, nicht Gebet, wodurch wir uns gegen diese Gefahren schützen könnten. Ach wäre doch unser eifriges Bestreben darauf gerichtet, jener Gnaden teilhaftig zu werden, welche in so reichem Maße der allerseligsten Jungfrau von Gott erteilt worden sind! Ginge doch unser Dichten und Trachten dahin, diese unser Heil zerstörenden Leidenschaften zu besiegen und unsere Sinnlichkeiten im Zaume zu halten und uns selbst abzusterben. Laßt uns an Maria, welche mit vollem Rechte die Mutter der Barmherzigkeit heißt, unser Flehen richten, unsere Fürsprecherin zu werden; laßt uns sie inständig bitten, daß sie durch unser Elend gerührt, uns den zum Widerstand gegen so viele Feinde notwendigen Mut verschaffe, samt der Gnade, künftighin in keine Sünde mehr zu verfallen. Thun wir dieses mit dem festen Vorsatze, das in Ausübung zu bringen, um was wir sie gebeten haben, dann ziehen wir aus dem heutigen heiligen Geheimnisse die reichlichsten Früchte zu unserer Heiligung.

Mariä Empfängnis.

Die ausgezeichneten Gnaden, mit denen Maria bei ihrer Empfängnis vom Herrn beschenkt wurde, waren der Grundpfeiler, auf dem jene erhabenen Tu-

genden ruhten, welche sie nachher ausübte. Frei von jeder unheiligen Neigung, so lange sie auf Erden wandelte, war sie auch frei von jeder Leidenschaft, welche die Lauterkeit und Reinheit des Herzens trübt. Sie erkannte an ihrer höheren Würde nur das Gnadengeschenk Gottes, an sich selbst nur das Nichts, aus dem sie der Ewige hervorgezogen. Laut verkündete sie, daß der Herr an ihr nur seine Allmacht habe beweisen wollen, dadurch, daß er sie aus ihrer Niedrigkeit emporgehoben und zur Vollführung seiner hohen Absichten auserkoren habe. Wie dürfen wir uns also dem Stolze und allen niedrigen Leidenschaften überlassen, welche in so großem Widerspruche mit Gottes erbarmender Güte und Liebe stehen? Denn so lange Eigenliebe, Stolz, Hochmut, Neid, Habsucht, Haß und andere mit diesen verschwisterte Begierden unser Herz beherrschen, sind wir unfähig, die himmlischen Gnaden in uns aufzufassen. Ein von allen diesen Lastern gereinigtes Herz müssen wir Gott darbringen, wenn der Allgütige dieses mit seiner Gnade erfüllen soll. Diese Herzensreinheit können wir aber nur erlangen, wenn wir mit Ausübung der Demut, der Buße und anderer Tugenden das Werk beginnen, und uns durch das Gebet und die heilige Liebe vervollkommnen, und so uns wenigstens eine Aehnlichkeit mit der allerseligsten Jungfrau erwerben. Laßt uns also zu Gott um diese Gnade durch ihre Fürbitte flehen, laßt uns um die Erhaltung und Bewahrung der schönsten von allen Tugenden, der Reinigkeit des Herzens bitten; laßt uns bitten um Kraft und Stärke und Ausdauer alle bösen Gedanken, Worte und Werke, wodurch diese Reinigkeit auch nur im Mindesten befleckt werden könnte, fern von uns zu halten.

Die unbefleckte Empfängnis ist nicht nur an sich ein hohes, sondern auch für die ganze Menschheit freudenvolles Geheimnis. Seit Adams Falle war die Erlösung des Menschengeschlechtes durch Offenbarungen verkündet. Die Patriarchen und heiligen Männer des alten Testaments frohlockten vor Freude, wenn sie in der Ferne diese Wunder der göttlichen Güte betrachteten, allein die Empfängnis Maria's war die Morgenröte dieses längst ersehnten Tages. Wegen ihrer Reinheit erschien sie unter den Töchtern Adam's, wie die Lilie unter Dornen. Sie ist jener geschlossene Garten, in welchen die Schlange niemals eindringen konnte; jene versiegelte Quelle, die niemals getrübt wurde. Lasset uns daher freudig in den Gesang unserer heiligen Kirche einstimmen: Es ist heute die Empfängnis der ruhmvollen Jungfrau Maria, entsprossen aus Abrahams Blute, aus Judas Stamm, aus Davids hochberühmten Hause, deren erhabenes Leben alle Kirchen mit höherem Glanze bestrahlt, aus Königsblute entsprossen erglänzet Maria, deren Fürsprache wir andächtig erflehen . . . . So wollen wir nun in süßer Wonne die Empfängnis Maria's feiern, auf daß sie unsere Fürbitterin sei bei dem Herrn Jesus Christus.

9. Dezember.

Die heilige Leocadia,

Jungfrau und Martyrin.

Jahr 305.

Unter der Regierung der Kaiser Diocletian und Maximian lebte zu Toledo in Spanien die heil. Jungfrau Leocadia. Sie stammte aus einem adeligen Geschlechte dieser Stadt, und war dem christlichen Glauben auf's eifrigste ergeben. Ihr reiner und Gott wohlgefälliger Lebenswandel erregte nicht nur die Bewunderung, sondern auch die Hochachtung aller Bewohner Toledos und sie diente allen ihren Glaubensgenossen zum herrlichsten und nachahmungswürdigsten Muster der Frömmigkeit und Liebe gegen Gott und ihre Nebenmenschen. Diese ihre wundervollen Tugenden bewies sie auch bei der über die Christen unter Diocletian ausgebrochenen schweren Verfolgung durch die Standhaftigkeit im Bekenntnisse ihres Glaubens, welche sie unter den schwersten Martern, die sie zu erdulden hatte, an den Tag legte. Als der grausame Befehl, die Christen zum Götzendienste durch alle möglichen Mittel zu zwingen, bei dem Statthalter der Provinz, Docianus, eingetroffen war, ließ derselbe unter andern Gläubigen auch die hl. Leocadia ergreifen und vor sich führen, und suchte Anfangs durch Güte sie von ihrem Glauben abwendig zu machen. Er stellte ihr ihre adelige Abkunft vor, gab ihr das knechtische und abgöttische Wesen des christlichen Glaubens (wie er es in seiner Thorheit zu nennen pflegte), zur Beherzigung und Erwägung, und suchte teils durch süße Worte und Versprechungen, und wie diese nichts zu fruchten schienen, durch harte und schwere Drohungen, sie auf andere Gedanken zu bringen und zur Aenderung ihres Glaubens zu vermögen. Aber Versprechungen und Drohungen scheiterten an der Standhaftigkeit der hl. Jungfrau und sie erkärte dem Tyrannen, den verklärten und Gott vertrauenden Blick nach oben richtend, daß sie durch keine Pein, durch keine Marter, durch keine noch so glänzende Versprechung von ihrem beseligenden Glauben abgebracht werden könne. Darüber in die schrecklichste Wut ausbrechend, ließ er durch die

Henker, um die Jungfrau zu schrecken, die furchtbarsten Marterwerkzeuge herbeibringen; aber ohne Schauer blickte sie auf die Werkzeuge, die ihren zarten Leib zu zerfleischen bestimmt waren. Wie der blutgierige Mann alle Mittel erschöpft sah, seinen Zweck zu erreichen, gab er den Henkern einen Wink und diese begannen das grausame Werk der Zerstörung an dem zarten Körper der hl. Jungfrau. Keine Klage entschlüpfte während der Peinigung ihrem Munde; mutig ertrug sie das Zerfleischen der eisernen Haken und die Qualen der brennenden Fackeln, und pries mit lauter Stimme unter den entsetzlichsten Martern den Namen des himmlischen Vaters und seines geliebten Sohnes, der auch für sie den Kreuzestod erlitten habe. Halb tot wurde sie von den Henkern zum Gefängnisse fortgeschleppt; freudigen Antlitzes folgte sie denselben. Etliche Gläubige begleiteten die Mißhandelte, und über den Anblick der so unbarmherzig behandelten Jungfrau ergossen sie sich in bitteren Klagen und Thränen. Doch die hl. Jungfrau wandte sich zu ihnen und rief mit freudiger Stimme: „Was sollen euer Jammern, euer Klagen, eure Thränen hier bedeuten: seid vielmehr mutige Kämpfer für den Glauben an unseren Erlöser; nicht weinen sollt ihr und euch meine Martern zu Herzen nehmen; freuet euch vielmehr mit mir, und wünscht mir Glück, daß mich Gott gewürdigt hat, um seines heiligen Namens willen diese Marter zu erdulden.“ Wunderbar war die Wirkung, welche diese Worte auf die begleitenden Gläubigen ausübten. Von Mund zu Mund gingen sie und stärkten den Mut auch der Schwachen, für ihren heil. Glauben alles zu dulden und zu leiden. Als die heil. Jungfrau einige Tage in dem scheußlichen Kerker unter großen körperlichen Schmerz zugebracht hatte, vernahm sie, daß eine mutige und in ihrem Glauben standhafte Jungfrau aus Merida, namens Eulalia unter den furchtbarsten Peinigungen hingerichtet worden sei. Ueber diese schreckliche That in ihrem Herzen mit der tiefsten Wehmut und dem innigsten Mitleiden erfüllt, bat sie Gott, ihre Seele zu sich in den Himmel zu nehmen, um nicht länger diese grausame Zerstörung seiner heil. Kirche und Verunehrung des hl. Glaubens mit ansehen und anhören zu dürfen. Der allbarmherzige Vater im Himmel erhörte ihren Wunsch und nachdem sie zuvor mit ihren gefesselten Händen das hl. Kreuzeszeichen in den harten Felsen ihres Gefängnisses gedrückt und geküßt hatte, entschlief sie sanft in ihren Banden und ihre Seele eilte freudig den seligen Wohnungen zu. Dieses geschah am 9. Dezember 305. Den Leichnam fanden die Gläubigen in der Nähe dieses wundervollen Kreuzes der Länge nach auf der Erde liegen, und gaben ihm da, wo es ihnen möglich war, seine Ruhestätte.

Die heilige Leocadia.

In der Folge errichtete man Leocadia zu Ehren in Toledo drei Kirchen; die eine, wo sie gewohnt, die andere, wo sie gelitten, und die dritte, wo sie begraben worden war. Die letzte war besonders in großen Ehren gehalten, weil dort ihre Reliquien ruhten.

Beim Einfallen der Mauren flüchtete man ihren Leichnam nach Oviedo, und nach dem weiteren Vorrücken der Ungläubigen kam er nach den Niederlanden. Von hier wurde der heilige Leichnam mit Bewilligung Papstes Gregor XIII. unter der Regierung Philipps II. durch Pater Michael Hermandez aus der Gesellschaft Jesu unter großem Gepränge und unter zahlreicher Begleitung nach Spanien gebracht und der Stadt Toledo übergeben. Dieses geschah am 26. April 1587 unter dem Papste Sixtus V., welcher später verordnete, daß man in der Toledanischen Kirche diese Heimführung jährlich durch ein Fest feiern sollte.

10. Dezember.

Die heilige Eulalia von Merida,

Martyrin.

Jahr 304.

In der großen und reichen Stadt Merida in Spanien wurde die heilige Eulalia geboren und stammte aus einer vornehmen und angesehenen Familie. Von ihrer frommen Mutter in der christlichen Religion erzogen, nahm sie in ihrem jugendlichen Alter nie an den Spielen ihrer Genossinnen Teil, nie schmückten edle Steine ihre Arme, nie schmückte sie mit einem goldenen Bande ihren Hals, nie ihre Haare mit verwelkenden Rosen. Jungfräulicher Ernst mäßigte ihren Gang und verlieh ihrem ganzen Wesen einen gewissen Grad von Sanftmut und Erhabenheit und die Weisheit der Greisen thronte auf der von blonden Locken umschatteten hohen Stirne und leuchtete als Muster inniger Gottesfurcht und liebenswürdiger Sittsamkeit andern vor. Als die schreckliche Verfolgung der Christen auf Befehl Diocletians sich in Spanien verbreitete, als man die Christen zwingen wollte, den Götzen Weihrauch zu opfern, und Eulalia den hohen Mut der Gläubigen und die unerschütterliche Standhaftigkeit preisen hörte, mit der die heiligen Martyrer ihr Leben unter den qualvollsten Martern um des Namens Jesu willen hingaben, da fühlte sie ihr Herz pochen, und in ihm die Sehnsucht emporsteigen, diesen heil. Kampf zu bestehen und des gleichen Heiles durch den Martertod gewürdigt zu werden. Diese Gesinnung der Tochter konnte aber der Mutter nicht verborgen bleiben. Aus Besorgnis, Eulalia möchte sich am Ende selbst den Verfolgern angeben, glaubte sie, ernsthafte Maßregeln dagegen ergreifen zu müssen. Eulalia wurde demnach auf das Land gebracht und in einem abgelegenen Häuschen fern von den Menschen verborgen gehalten, und das Auge der liebenden Mutter bewachte alle ihre Schritte; denn schon der bloße Gedanke, daß ihr zartes Kind von den gefühllosen Feinden des Christentums den wilden Tieren des Amphitheaters preisgegeben oder den Flammen des Scheiterhaufens überliefert würde, hielt die besorgte Mutter in ängstlicher Spannung aufrecht. Allein was half der Mutter alle Wachsamkeit, da brennendes Verlangen, für Christus und seine Lehre zu leiden, sich der ganzen Seele der Tochter bemächtigt hatte. Während alles schlief, erhob sich Eulalia heimlich von ihrem Lager, öffnete leise die Thüre und entfloh auf einer geheimen Treppe. Die dunkle Nacht begünstigte ihre Flucht, und über Dornen und Baumwurzeln, die ihre zarten Füße zerrissen, wandelte sie durch die unwegsame Gegend und kam, während ein Engel sie führte und eine wunderbare Leuchte ihren Weg erhellte, endlich mit Anbruch des Tages in ihrer Vaterstadt an. Schon saß der große Christenfeind Dacian, Statthalter der spanischen Provinz, auf öffentlichem Markte zu Gericht, umgeben von seinen Unterbeamten und bewaffneten Kriegsleuten, und eine große Menge Volks umstand den Gerichtsplatz, um sich an der Ausführung der über die Christen ausgesprochenen Urteile des Richters wie an einem Schauspiele zu ergötzen. Mit der bewunderungswürdigsten Unerschrockenheit drängte sich die zwölfjährige Jungfrau durch die Volkshaufen, stellte sich vor den Statthalter hin und rief ihm mit dem Mute eines christlichen Helden zu: „Welch ein böser Geist treibt dich an, Seelen zu verführen, und die Abtrünnigen in den Abgrund der Hölle zu stürzen? Du suchst Christen, siehe, hier steht eine Christin vor dir! Mit Herz und Mund bekenne ich Jesum Christum, den einzig wahren Gott. Ich verabscheue eure Götzen, denn was sind sie anders als Stein, den der Hammer zermalmen, oder Holz, das das Feuer verzehren kann. Was ist euer Kaiser Maximian? Ein in Thorheit und Aberglauben befangener Mensch, der Holz und Steine anbetet, und sie anzubeten die Menschen zwingen will, und die sich Weigernden wie wilde Tiere hinschlachten läßt, um sich in ihrem Blute zu sättigen." Und sich den Henkern zuwendend rief sie: „Was zaudert ihr, meinen Leib zu zerfleischen; ihn zu zerstören ist etwas leichtes," rief sie mit heiliger Begeisterung, „aber meiner Seele könnt ihr nichts anhaben."

Die heilige Eulalia.

Eine so nachdrückliche Erklärung einer zwölfjährigen Jungfrau kam dem Statthalter ganz unerwartet. Voll Wut befahl er den Schergen, sie zu ergreifen und ihr zu zeigen, wie schrecklich die Rache des Kaisers wäre. Doch ehe der Befehl vollzogen wurde, wendete er sich noch einmal an die Jungfrau, ob er mit gütigen Vorstellungen ihren Sinn ändern könnte. „Wahn=

sinniges Kind," sagte er, „bedenke, ehe du in den Tod gehst, welche Güter, welches Glück der Erde du verlässest. Deine Familie streckt die Arme nach dir aus und ruft dich zu sich. Sie weint über den jungen Sprößling, der ihrem Hause Glanz und Glück bringen sollte. Denke an deine bejahrte und jetzt tiefgebeugte Mutter, deren einzige Freude du bist, und deren hohes Alter du deiner Kindespflicht gemäß verschönern sollst. Betrachte die Marterwerkzeuge, die dich rings umgeben; betrachte die Flammen des Scheiterhaufens, die deinen zarten Leib zu Asche verbrennen, betrachte den gierigen Blick der wilden Tiere, die nach deinem Blute lechzen, betrache das blitzende Schwert, das dein Haupt vom Rumpfe trennt, wenn du in deinem Wahnsinne beharrest. Wirf nur ein einziges Weihrauchkorn in die Flamme und du entgehst diesen Qualen; berühre nur mit den Fingerspitzen die den Göttern geweihte Gerste, und kein Henker soll deinen Leib berühren.

Aber voll Abscheu stieß die heldenmütige Jungfrau mit ihrem jugendlichen Fuße die Götzen um, daß sie zerschmettert auf dem Boden dahinrollten und mitten in die Flammen fielen. Furchtbar tönte der Aufschrei des heidnischen Volkes durch die Luft über die Verhöhnung ihrer Götzen. Ohne auf weiteren Befehl zu warten, stürzten die wilden Schergen auf die Jungfrau los, und zerfleischten mit eisernen Haken ihr die Brust und die Seiten bis zur Bloslegung des Gebeines. Der Schmerz war unbeschreiblich und der Körper war ganz von dem herabströmenden Blute bedeckt. „Herr," rief sie mit lauter Stimme, „man bekleidet mich mit dem Purpur deines Leidens, jede meiner Wunden ist eine Erinnerung an dich und deinen heiligen Namen." Um den Schmerz ihrer Wunden zu steigern, wurden diese mit Fackeln gebrannt, aber kein Laut des Schmerzes entschlüpfte ihren Lippen. Endlich umgab man sie ringsum mit brennenden Scheiterhaufen, und immer mehr näherte sich das Feuer ihrem Körper. Die Kleidung und ihre Haare, mit denen sie Brust und Leib bedeckt hatte, gerieten in Brand und wurden verzehrt, so daß sie in ihrer Blöße dem Gespötte der Zuschauer preisgegeben war. Endlich schlug die Flamme über ihrem Haupte zusammen; seufzend atmete sie die schwefelige Flamme ein und verschied. Dieser unerschütterliche Heldenmut und die dabei stattfindenden wundervollen Ereignisse machten auf viele der Anwesenden einen solchen Eindruck, daß sie den Götzendienst verließen und ihr Heil in dem Bekenntnisse Jesu Christi suchten, der seine Anhänger so mächtig stärket und auch noch nach ihrem martervollen Tode verherrlicht. Denn mit Staunen sahen sie, wie die Flammen erloschen, das Haupt der Heiligen herabhing und ihr Leib gleichsam vom Schlafe überwältigt hinsank und ihre Seele den Wohnungen der Engel zueilte. Schrecken erfüllte die Heiden, als der vorher heitere Himmel sich mit Wolken überzog, und dichte Schneemassen den Leichnam wie mit einem Leichentuche bedeckten und über ihr gleichsam ein Grab bildeten. Die Ueberreste der heil. Martyrin wurden im geheimen von den Christen begraben, und in der Folge ein Altar über der Grabstätte errichtet. Später wurden ihre Reliquien in einer Marmorkapelle zu Merida beigesetzt, wohin die Pilger wallen, um der Heiligen ihre Verehrung darzubringen.

Wie herrlich bewährte sich hier die Kraft Gottes, der auch in den Schwachen mächtig ist. Beherzigt wohl, christliche Jungfrauen dieses erhabene Muster der Frömmigkeit. Rein von niedern Leidenschaften, war ihre Seele ganz in ihren Heiland versenkt, um dessentwillen sie mit Freuden ihren Leib allen Martern und Qualen hingab. Schmücket eure Seelen mit den Tugenden dieser jungen heil. Martyrin, haltet rein eure Herzen von Geist und Leib zerstörenden Begierden und bereitet sie zu Wohnsitzen der Reinigkeit, der Unschuld, der Liebe zu Gott und euren Nebenmenschen, und zur genauen Erfüllung aller eurer Pflichten, die die reine Lehre euch auferlegt, und ihr werdet am Ende eures Lebens mit Freudigkeit auf das Vergangene zurückblicken und dem Künftigen entgegeneilen, wo unverwelklicher Lohn den Gerechten zu Teil werden wird.

11. Dezember.

Der heilige Damasus.

Papst. — Jahr 384

Nach dem Urteile scharfsinniger Geschichtsforscher wurde der hl. Damasus zu Rom geboren, wo sein Vater Antonius, sei es mit Bewilligung seiner Frau, oder weil er Witwer war, sich dem geistlichen Stande widmete, und nach einander Lector, Diakon und Priester an der Kirche des heiligen Laurentius zu Rom war. An derselben Kirche war Damasus Erzdiakon der römischen Kirche, als Constantius den Papst Liberius im Jahre 355 nach Beräa verwies; er hatte sich mit der übrigen Geistlichkeit Roms dahin verbunden, den Liberius als rechtmäßigen Papst anzuerkennen. Man erzählt auch, er habe den Statthalter Christi auf einige Zeit in die Verbannung begleitet, sei aber bald darauf wieder nach Rom zurückgekehrt, und habe an der Verwaltung der Kirche keinen unbedeutenden Anteil genommen.

Nach dem am 24. September 366 erfolgten Tode des Papstes Liberius wurde Damasus in seinem

sechzigsten Lebensjahre zu dessen Nachfolger erwählt. Damasus hatte, während er die Kirche regierte, viel mit den Irrlehrern zu kämpfen und war stets bemüht, die Reinheit des Glaubens zu erhalten; auch erwarb er sich durch eine neue Ausgabe des neuen Testamentes große Verdienste.

Als nämlich der hl. Epiphanius und Paulinus von Antiochien eine Reise nach Rom unternahmen, begleitete sie der hl. Hieronymus. Diesen behielt Damasus als Geheimschreiber bei sich und übertrug ihm die Beantwortung aller Briefe, die an ihn gelangten und munterte ihn auf, seine Arbeiten über die hl. Bücher fortzusetzen. Ebenso veranlaßte er ihn, die großenteils mangelhaften, lateinischen Uebersetzungen des neuen Testaments zu vergleichen und die nötigen Verbesserungen des Textes nach dem Sinne des griechischen vorzunehmen und so eine neue, richtige lateinische Ausgabe des neuen Testaments zu veranstalten. Durch diese Arbeit erwarb sich der Heilige mit Recht um die christliche Lehre ein großes Verdienst, an welchem der Papst Damasus, der ihn dazu veranlaßte, einen nicht unbedeutenden Anteil hat.

Der hl. Damasus ließ die St. Laurenz-Kirche, wenn nicht neu aufbauen, doch wenigstens gründlich herstellen, schmückte sie mit verschiedenen trefflichen Gemälden aus der biblischen Geschichte, beschenkte sie mit silbernen, kunstvoll gearbeiteten Patenen, Kelchen, Lampen, Leuchtern rc. und gab ihr überdies noch Grundstücke und Häuser. Die Quellen des Vatikans, die über die Leichen flossen, die dort begraben waren, ließ er austrocknen, und schmückte die Ruhestätten einer Menge Blutzeugen mit Grabschriften. Der griechische Kirchengeschichtschreiber Theodoret rühmt an ihm seinen gottseligen Wandel, seinen glühenden Eifer, den Glauben zu verbreiten, und daß er nichts unterlassen habe, um sich als mächtigen Schutz und Hort der apostolischen Lehre zu beweisen. Besonders seien an ihm hervorzuheben seine tiefe Demut, seine unermüdliche Liebe zu den Armen und seine außerordentliche Freigebigkeit, mit der er die Kirchen prachtvoll ausschmückte.

Mit diesen herrlichen Tugenden verband er eine vielseitige Gelehrsamkeit, und mehrere von ihm erhaltene Gedichte beweisen sein schönes Dichtertalent, das er zum Preise des Herrn und seiner Heiligen benützte. Einige noch vorhandene Briefe beweisen nicht nur seinen Scharfsinn und seine Eleganz im Ausdruck, sondern ebenso auch seine unerschütterliche Festigkeit, die christkatholische Kirche in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten und gegen alle auf sie damals einstürmenden Irrlehren zu bewahren; wie er u. a. in dem Sendschreiben an die morgenländischen Bischöfe sagt: „Wer sich als Christ bekennt, der muß sich an die apostolische Ueberlieferung halten, wie der hl. Paulus sagt: Wenn einer euch ein anderes Evangelium verkündet, als das ihr von mir empfangen, der sei im Banne. Denn Christus, der Sohn Gottes, hat durch sein Leiden dem menschlichen Geschlechte vollkommenes Heil erworben, um den ganzen Menschen von der Sünde zu befreien."

In das Lob des Griechen stimmt der hl. Hieronymus vollkommen ein, der ihn als dessen Geheimschreiber am besten kennen mußte. An vielen Stellen seiner Werke preist er dessen gründliche Gelehrsamkeit und ausgezeichnete Tugenden. Er ist ein herrlicher Mann, heißt es u. a. bei ihm, ein unvergleichlicher Mann, tief bewandert in der Kenntnis der göttlichen Bücher, ein jungfräulicher Lehrer einer jungfräulichen Kirche, der die Keuschheit liebte und ihr Lob gern anhörte. Selbst die allgemeine Kirchenversammlung zu Chalcedon nannte den Damasus den Stolz und die Zierde Roms.

Der hl. Oberhirte starb am 10. Dezember 384 in einem Alter von beinahe 80 Jahren, nachdem er 18 Jahre und 2 Monate auf dem apostolischen Stuhl gesessen. Er wurde neben seiner Mutter und Schwester in einer Kapelle begraben, die er hatte bauen und auszieren lassen. Sie stand in den Katakomben nahe an der adreatischen Straße zwischen dem Wege und dem Kirchhofe Calixtas und Praetexat. Seine Ruhestätte wurde 1736 entdeckt.

Das Leben des Menschen auf Erden ist lauter Kampf und Plage, deshalb muß Jeder gegen Alles, was den Menschen zum Bösen reizen könnte, auf der Hut und im Gebete wachsam sein, damit nicht der böse Feind Raum gewinne, der nie ruhet, sondern die Schwachheiten des Herzens zu erspähen sucht, um ihnen Schlingen zu legen. Vollkommen ist Keiner auf dieser Erde, und Jeder ist der Versuchung ausgesetzt, aber gerade diese Versuchungen sind dem Menschen heilsam, wenn er mit Mut gegen sie ankämpft, sie reinigen sein Herz von den Leidenschaften und Begierden, lehren ihn, in Demut sich den Ratschlüssen Gottes zu unterwerfen, und bringen ihn zur Erkenntnis, daß der Mensch nur durch Gottes Beistand dieselben besiegen könne. Alle Heiligen hatten viele schwere Anfechtungen zu bekämpfen und erst durch diese Kämpfe sind sie recht gut und Gott wohlgefällig und den Menschen ein Muster der Nachahmung geworden; die aber in der Versuchung unterlagen, sind von Gott abgefallen und der Sünde Knechte geworden Wie das Gold durch Feuer erprobt wird, so wird der Glaube des Christen durch Trübsale jeder Art geprüft. Wer nun in diesen Trübsalen des Lebens mit Demut, Geduld und nie wankendem Vertrauen auf Gott und seine Heiligen ausharret, dem wird die Krone des ewigen Lebens zu Teil werden.

12. Dezember.

Der heilige Jodokus,

Priester und Eremit. Jahr 668.

Schon in dem Leben des heil. Eligius haben wir erzählt, wie dieser Heilige von König Dagobert zu Judicael, dem Herrscher von der Bretagne, welcher damals Dagoberts Reich durch verheerende Streifereien verwüstete, geschickt wurde, in der Absicht, mildere Mittel zur dauerhaften Erwerbung des Friedens anzuwenden, ehe er durch Waffengewalt denselben zu erlangen suchte. Eligius brachte es durch seine Beredsamkeit dahin, daß Judicael sich bestimmen ließ, in eigener Person an den Hof des Königs zu reisen und den Zorn desselben von sich und seinem Lande abzuwenden, was ihm auch bei der milden Gesinnung Dagoberts vollkommen gelang. Während seines dortigen Aufenthalts besuchte er auch den hl. Audoen. Die Gespräche desselben über himmlische Dinge machten auf Judicael einen solchen Eindruck, daß er nach der Rückkehr in sein Land seinen jüngeren Bruder Jodokus zu sich berief und ihm eröffnete, er sei Willens, die Regierung ihm zu überlassen und, sich von allen weltlichen Angelegenheiten zurückziehend, in einem von ihm gestifteten Kloster sein noch übriges Leben dem Dienste Gottes zu weihen. Jodokus, dem der Antrag des Bruders nicht willkommen war, weil er selbst bereits sich entschlossen hatte, allen irdischen Bestrebungen zu entsagen, wagte es nicht, seinem Bruder eine abschlägige Antwort zu geben und erbat sich deshalb nur eine Bedenkzeit von 8 Tagen aus. Er ging in das Kloster Lommailon, in dem er seine wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, und flehte in innigem Gebete zu Gott um Erleuchtung über seine künftige Lebensbestimmung. Während dieser Zeit kamen elf Pilgrime beim Kloster an, die auf einer Wallfahrt nach Rom begriffen waren. Unverweilt, wie von einem innern Geiste getrieben, schloß sich Jodokus ihnen an, ohne etwas anderes als den Reisestab mit sich zu nehmen. Die Pilger hielten sich nach ihrer Ankunft in Paris einige Tage daselbst auf und setzten dann ihre Reise fort. Als sie in der kleinen Landschaft Ponthieu in der Picardie angekommen waren, war Jodokus unschlüssig, ob er seine Gefährten weiter begleiten, oder lieber die Einsamkeit in diesem mit Bergen und Schluchten versehenen Lande erwählen sollte. Nach einem um Erleuchtung flehenden Gebete entschloß er sich für das letztere. Weil er nun voll Eifer das Gebirg bestieg, um den geeigneten Platz zu suchen, begegnete ihm durch Gottes Schickung der Herzog des Landes Haymon. Dieser fand an der Wohlgestalt, noch mehr aber an den Gesprächen des Pilgers, aus denen eine gottesfürchtige und edle Gemütsart hervorleuchtete, ein so großes Wohlgefallen, daß er ihm zuredete, bei ihm zu bleiben und zu wohnen, weil er auch so Gott dienen könne. Jodokus ließ sich endlich durch das Zureden des Herzogs bewegen, auf dessen Vorschlag einzugehen. Mit Eifer legte er sich auf die Heilswissenschaft, erhielt die Priesterweihe und blieb 7 Jahre lang am Hofe Haymons, wo er als Muster der Sittenreinheit und Gottesfurcht allgemeine Verehrung genoß und großen Segen stiftete. Da aber seine große Demut die Ehrenbezeugungen, mit denen man ihn überhäufte, nicht länger zu ertragen im Stande war, so erwachte in seinem Herzen aufs Neue die Sehnsucht, von der Welt zurückgezogen in stiller Einsamkeit sein Leben hinzubringen. Als sein Vorhaben zum festen Entschluß gereift war, bat er den Herzog um seine Einwilligung zur Ausführung desselben. Der Herzog, welcher den hl. Mann, dessen segensreiches Wirken er nur zu gut erkannt hatte, höchst ungern mißte, wollte doch dem frommen Vorhaben desselben nicht widerstreben. Er selbst ging mit Jodokus in die nahe gelegene Wüste, um einen passenden Platz für seinen Aufenthalt aufzusuchen. Sie fanden einen Ort, Brahik genannt, ganz für den Zweck des Heiligen geeignet. Hier erbaute er für sich und seinen Schüler Wulmar, der ihm in die Einöde gefolgt war, eine Hütte und mit Hilfe des Herzogs ein Kirchlein. Fern von dem Getümmel der Welt lag er hier Tag und Nacht dem Gebete, der Betrachtung und Lesung der heiligen Bücher ob. Durch strenges Fasten, durch Abtötungen und langes Wachen bezwang er die sinnlichen Begierden und Leidenschaften, und die einzige Freude gewährte ihm der unschuldige Umgang mit den Vögeln des Waldes, wie mit den Fischen des nahen Flusses, die er durch milde, freundliche Mitteilung von Speisen so zutraulich zu machen verstanden hatte, daß sie die Nahrung aus seiner Hand nahmen.

Als sich der Ruf seiner Gottseligkeit immer weiter verbreitete und der Zulauf von Menschen, die ihn zu besuchen kamen, von Tag zu Tag größer wurde, so beschloß er nach 8jährigem Aufenthalte mit Bewilligung des Herzogs, um diesem Andrange der Menschen auszuweichen, seinen jetzigen Ort zu verlassen, und tiefer in die Wüste einzudringen, bis er endlich eine Stelle gefunden habe, wohin ihm kein Mensch folgen würde. Er führte den Entschluß aus und ließ sich an einem Orte, der Runiacus hieß, nieder, und baute daselbst sich eine Hütte und ein Kirchlein, dem hl. Martinus

zu Ehren. Hier hatte er aber viel von den Anfechtungen des bösen Feindes zu dulden, der, je herrlicher die Kräfte des Himmels sich in der Seele entfalten, desto eifriger bemüht ist, die Kräfte der Hölle zu offenbaren, und alle List und Betrug anwendet, jene zu vernichten; aber in einem Herzen, das so Gott allein gewidmet und durch göttliche Gnaden gestärkt war, hatte der Feind der Hölle auf keinen Sieg zu hoffen, und alle seine Anstrengungen bewirkten nur, daß der Gottesmann desto glorreicher aus dem Kampf hervorging. Dreizehn Jahre hatte er hier Gott gedient und allen Versuchungen siegreich widerstanden, als er sich von innerer Eingebung getrieben in ein schattiges Thal eines finsteren Waldes nahe am Meere begab, und für immer seine Wohnung dort aufschlug. Daselbst erbaute er zwei Bethäuser zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus. Hier ereignete es sich, daß der Herzog Haymon in diesem finstern Walde jagte, und in der Hitze der Verfolgung des Wildes von seinem Gefolge abkam und verirrte. Beinahe vor Durst verschmachtet fand ihn Jodokus und verschaffte ihm durch sein vertrauensvolles Gebet auf eine wunderbare Weise Wasser. Der Herzog, aufs Tiefste durch diese seine unerwartete Rettung gerührt, ließ den Forst lichten und an der Stelle, wo er so wunderbar gerettet worden war, eine schöne Kirche, dem hl. Martinus zu Ehren, erbauen.

Im Jahre 665 unternahm der hl. Jodokus aus Sehnsucht, an den Gräbern der hl. Apostel Petrus und Paulus und anderer Martyrer seine Andacht zu verrichten, eine Wallfahrt nach Rom. Als er dort angekommen war, wurde er vom hl. Vater, der ihn zu sehen verlangte, mit einigen Reliquien beschenkt, und mit diesem köstlichen Schatze kehrte er hoch erfreut nach Hause zurück. Als er auf seiner Heimreise in dem nicht weit von seiner Zelle gelegenen Flecken Agron angekommen war, und sich daselbst mit Wasser von dem Schmutz der Reise gereinigt hatte, benetzte ein blindgeborenes Mädchen mit diesem Handwasser die Augen und siehe, sie ward auf der Stelle sehend. Mit großer Feierlichkeit wurden die Reliquen in der von Haymon neuerbauten St. Martinskirche beigesetzt. Bei dieser feierlichen Handlung erblickte man über dem hl. Ueberbringer während des hl. Meßopfers eine Hand ausgestreckt und vernahm eine Stimme, die ihn segnete und sprach: „Dem der die zeitliche Krone verachtete, ist eine ewige bereitet."

Der hl. Jodokus.

Mit ungeschwächtem Eifer setzte der heil. Jodokus die gottseligen Uebungen und die Werke mildthätiger Liebe fort bis an sein seliges Ende, das um das Jahr 668 erfolgte.

Im Frieden ist seine Wohnung, sagt der Psalmist aber den wahren Frieden besitzt nur der, welcher sanftmütig und von Herzen demütig ist. Wer für das geistige Wohl Anderer sorgen muß muß vor Allem auf sich selbst acht geben, um durch sein eigenes Beispiel auf die Herzen Anderer besser wirken zu können, denn nicht an den Worten allein, sondern auch an den Werken wird der wahre Glaube erkannt. Deshalb sind auch die Lebensbeschreibungen dieser heil. Männer die trefflichsten Muster zu einem frommen und Gott wohlgefälligen Leben, weil sie durch ihre hellstrahlenden Tugenden, durch ihre Leiden und Martern, die sie mit Mut und Standhaftigkeit um der Lehre Jesu Christi willen erduldet, durch ihren untadelhaften und reinen Lebenswandel uns den Weg vorgezeichnet haben, auf dem wir wandeln sollen, wenn wir einst als würdig erkannt werden wollen, in ihrer Gemeinschaft zu leben und mit ihnen das Antlitz des himmlischen Vaters und seines geliebten Sohnes zu schauen und anbeten zu dürfen. —

13. Dezember.

Die heilige Lucia,

Jungfrau und Martyrin. Jahr 304.

Weit berühmt und hochgeachtet ist der Ruf und der Name der hl. Lucia, denn alle griechischen und lateinischen Heiligen- und Martyrer-Verzeichnisse führen die hl. Jungfrau auf, und ihre Lebensgeschichte stammt schon aus dem hohen Altertume. — Die hl. Lucia stammte aus einer alten und reichen Familie der Stadt Syrakus, eine der mächtigsten und berühmtesten Städte Siciliens. Schon in früher Jugend verlor sie ihren Vater; desto größere Sorgfalt verwendete ihre fromme Mutter Eutychia auf ihre Erziehung, die es sich äußerst angelegen sein ließ, ihrer Tochter die wärmste Liebe für das Christentum einzuflößen. Nicht ohne die segensreichsten Folgen blieb das Bestreben der für das Heil ihres Kindes besorgten Mutter. Schon entwickelten sich die Tugenden der Jungfrau, welche die herrlichsten Früchte versprachen; und ihre Liebe zu ihrem Erlöser bemächtigte sich so ganz ihres Herzens, daß sie schon im zarten Alter den Entschluß faßte, ihm ganz anzugehören, nur ihn als ihren Bräutigam zu betrachten und ihm ihr Leben als reine Jungfrau zu weihen. Dieses Gelübde hielt sie aber vor ihrer Mutter geheim, da sie aus ihren Worten merkte, daß sie damit umgehe, sie zu verheiraten, und dem Bewerben eines feinen Jünglings um die Liebe der Jungfrau nicht abgeneigt war. Als es zu gegenseitiger Erklärung gekommen war, suchte Lucia von Tag zu Tag die Hochzeit hinauszuschieben und so den Plan ihrer Mutter zu vereiteln. In dieser Zeit fiel die Mutter in eine schwere Krankheit; ein beschwerlicher Blutfluß hielt sie an das Krankenlager gefesselt, und 4 Jahre lang wartete ihrer mit aller Sorgfalt die liebende Tochter. Da alle ärztlichen Mittel, sie von dem Uebel zu befreien, fruchtlos blieben, so bewog Lucia durch dringendes Bitten ihre Mutter, sich nach Catanea zu begeben, und an dem Grabe der hl. Agatha, wo seit einiger Zeit wundervolle Heilungen geschahen, Befreiung von ihrem Uebel zu erflehen. In Catanea angekommen, wohnten sie mit tiefer Andacht der Versammlung der Gläubigen bei, wo gerade die Geschichte von dem blutflüssigen Weibe, das durch die Berührung des Saumes am Kleide des Herrn vom Blutflusse befreit worden war, im 9. Kapitel des Evangeliums Matthäus, gelesen wurde. Der heil. Lucia erschien diese eine günstige Vorbedeutung und sie ermunterte ihre Mutter zum Vertrauen auf Jesum Christum, dessen wundervollsten Hilfe sie durch die Fürbitte der hl. Agatha erlangen werde, wenn sie, wie das Weib im Evangelium, einen recht festen Glauben habe. Wie sich nun nach Beendigung des Gottesdienstes die Gläubigen entfernt hatten, knieten Mutter und Tochter an dem Grabe der hl. Agatha nieder und beteten mit großer Inbrunst. In tiefe Betrachtung über die hohe Vollkommenheit und den herrlichen Marterkampf der hl. Agatha, sowie über das große Heil, das dieser demütigen Siegerin zu Teil geworden, versunken, erschien Lucien auf einmal in himmlischer Klarheit umgeben von einer Engelschaar die hl. Agatha und rief ihr mit lieblicher Stimme zu: „O du gottgeweihte Jungfrau! du verlangst von mir, was du deiner Mutter selbst zu gewähren im Stande bist! Wisse, daß dein Glaube deiner Mutter die Gesundheit erworben hat, und daß durch dich deine Vaterstadt über alle Städte Siciliens berühmt werden wird, da du unserem Heiland in deiner jungfräulichen Reinigkeit eine so köstliche Stätte bereitet hast." Mit diesen Worten entschwebte die Erscheinung, und die hl. Jungfrau, aus ihrer Begeisterung sich erhebend, sagte zu ihrer Mutter: Ihr seid von eurer Krankheit befreit, liebe Mutter, aber auch ihr gewährt mir jetzt eine Bitte, und sprecht nicht mehr von einer Heirat. Ich habe Jesus Christus, der für uns gelitten hat und gestorben ist, zu meinem Bräutigam erwählt, gestattet mir also, ihm ewig anzugehören. Voll Dankbarkeit über die ihr vom Himmel gewordene Hilfe willfahrte mit Freuden die Mutter der Bitte ihrer Tochter. Wie sie nun auch die Mutter um das Heiratsgut bat, das ihr dieselbe zur Beglückung ihres irdischen Lebens bestimmt hatte, um nach ihrem Gutdünken darüber zu verfügen, erwiderte ihr die Mutter: Laß mich nur erst sterben, dann magst du das ganze Erbteil nach deinem Willen verwenden. Ach, liebe Mutter, entgegnete die hl. Lucia, das ist kein volles und Gott angenehmes Opfer, sein Vermögen hinzugeben, wenn man gestorben ist, und es nicht mehr benützen kann. Gieb dem Herrn jetzt, da du lebst, und durch seine Gnade deine Gesundheit wieder erhalten hast, was du besitzest, und was du mir zu hinterlassen im Sinne hast. Schwer kam es die noch nicht ganz durch das Feuer der Liebe geläuterte Mutter an, sich vom irdischen Reichtume loszureißen, aber doch siegte auch hier die liebevolle Zudringlichkeit der Tochter, und sie beschloß nach ihrer Heimkehr, alles den Armen zu geben und eine freiwillige Armut zu erwählen.

Das geschah, sobald Mutter und Tochter nach Syrakus zurückgekehrt waren. Wetteifernd in Ausübung wohlthätiger Werke, verwendeten sie das bare Geld zur Unterstützung Notleidender und Bedürftiger, verkauften alle ihre Kostbarkeiten, alle ihre Güter,

die sie besaßen, und retteten eine große Zahl notleidender Familen aus großer Not und Dürftigkeit, aber auch zugleich dadurch viele Seelen, die durch Mangel an Allem sich zu dem Wege des ewigen Verderbens hinneigten. Unzählige Gebete für ihre Wohlthäterinnen strömten aus dankbarem Herzen zum Himmel und verschaffte ihnen dadurch unvergängliche Güter.

Der Jüngling war hierüber sehr bestürzt, denn er sah alle seine Hoffnungen vereitelt. Wie konnte er, für den nur der Reichtum Wert hatte, sich mit einer sich in freiwillige Armut stürzenden Jungfrau vermählen? Auf seine bitteren Vorwürfe, die er der Mutter und Tochter machte, erklärte letztere ihm offen, daß sie im ehelosen Stande bleiben wolle. Ha! so ist es gemeint, rief der erbitterte junge Mann, und eilte von Rachsucht verblendet zum Stadtrichter Pasaschius, und gab sie als Christin an, die sich gegen die Befehle des Kaisers den Götzenopfern entziehe. — Auf diese Anklage hin ließ der Richter die Heilige holen, mit dem Befehl, auf der Stelle den Götzen zu opfern. Ruhig erwiderte die Jungfrau; das reinste und Gott wohlgefälligste Opfer ist, sich der Witwen und Waisen, der Notleidenden und Bedrängten anzunehmen: ich habe es gethan, so lange meine Mittel hinreichten, jetzt aber fehlen sie mir und deshalb bringe ich mich selbst dem wahren und lebendigen Gott zum Opfer dar. Verfahre mit mir nach Deinem Gutdünken. Da der ungläubige Richter keinen Sinn für solche Reden hatte, und auf der Befolgung des kaiserlichen Befehls bestand, blieb die hl. Lucia standhaft auf ihrer Weigerung. Als er ihr drohte, sie, weil sie Hab und Gut an lüderliche Menschen verschwendet habe, in ein Sündenhaus bringen zu lassen, rief sie mit Begeisterung aus: Mein Leib steht in deiner Gewalt, du kannst mir nicht schaden, denn ich werde nicht aufhören, die Lehre Christi zu bekennen. Ganz wütend über diesen Widerstand einer schwachen Jungfrau, wollte Pasaschius seine Drohung erfüllen. Er befahl den Schergen, sie fortzuschleppen und in das Haus der Sünde zu bringen, wo sie durch schamlose Frevel so lange gequält werden solle, bis sie den Geist aufgebe. Wunderbar widerstand die Jungfrau durch Gott gestärkt mit solcher Kraft, daß weder eine Anzahl starker Männer, noch auch in Verbindung mit diesen etliche Gespanne von Pferden sie von der Stelle zu bringen vermochten. Voll Staunen blickten die zahlreich versammelten Heiden dieses Wunder an; sie sagten in ihrer argen Verblendung, daß hier Zauberkünste im Spiele seien. Pasaschius ließ, um den Zauber zu lösen, sogenannte Schwarzkünstler und Götzenpriester herbeirufen; diese verrichteten die Entzauberung unter verschiedenen Ceremonien und Sprüchen; aber der neue Versuch, die Jungfrau von der Stelle zu bringen, war von keinem bessern Erfolge begleitet, und die siegende Macht Gottes machte alle Menschenmacht zu Schanden. Jetzt kannst du erkennen, sagte Lucia zu dem Stadtrichter, daß mein Leib ein Tempel Gottes sei, den Du auf diese Weise nicht zerstören kannst.

Erbittert über diese Worte ließ Pasaschius rings um die standhafte Heldin des christlichen Glaubens Feuer anzünden und dasselbe durch Harz und Pech nähren, ja über die Jungfrau selbst Oel ausgießen, um das Werk der Zerstörung zu befördern. Aber mitten unter den prasselnden Flammen blieb sie unverletzt, und sang mit lauter Stimme das Lob des einzigen, wahren und ewigen Schöpfers des Himmels und der Erde, und seines vielgeliebten Sohnes Jesu Christi, der für sie den Tod am Kreuze erlitten, und für dessen herrliche Lehre sie mit Freuden auch den martervollsten Tod zu erdulden bereit sei. Der Richter zog sich, ganz beschämt über seine erfolglosen Versuche, diese erhabene Seele zu beugen, mit seiner Begleitung zurück und hinterließ den Befehl, die Jungfrau mit dem Schwerte hinrichten. Diesem Befehle zu Folge stieß ihr einer der Henkersknechte das Schwert in die Kehle und ließ sie in ihrem jungfräulichen Blute liegen. Wie sich alle Heiden entfernt hatten, kamen heimlich die Gläubigen herbei und fanden sie noch lebend. Ein Priester reichte ihr die heilige Wegzehrung, und sterbend sprach sie den Gläubigen Mut ein, standhaft in ihrem Glauben zu verharren, gab ihnen die tröstliche Versicherung, daß die Verfolgung bald ein Ende nehmen und der Glaube sich siegreich über das Heidentum erheben werde und gab unter ihrem und der versammelten Gläubigen Gebet den Geist auf, abgerufen zu den ewigen, unvergänglichen Freuden, wo sie in der Schaar der Jungfrauen schöner als die Sonne leuchtet, und glänzender als die Sterne am weiten Firmament.

Die heilige Lucia.

Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Gott schauen, sagt unser Heiland. Und hat nicht diese Worte die hl. Lucia in ihrem ganzen Umfange erfüllt? Hat sie nicht die Hungrigen gespeist, die Durstigen getränkt, die Nackten gekleidet und alle übrigen Pflichten vollzogen, die der christliche Glaube von

uns verlangt? Hat sie nicht mit Mut und Standhaftigkeit gerungen und gesiegt? darum war ihr Lohn auch ein köstlicher. Schon auf dieser Erde muß der wahre Christ durch Ausübung der Werke der Barmherzigkeit seinen Glauben beweisen: denn was ihr einem der geringsten unter den Meinigen gethan habt, das habt ihr mir gethan, ruft der Heiland jedem zu, und mahnt ihn daran, so frühzeitig als möglich damit zu beginnen. Was wir mit herzlicher zarter und thätiger Liebe an den Armen, diesen dürftigen Brüdern und Schwestern des Sohnes Gottes, die er uns so dringend empfiehlt, thun, das legen wir auf ewige und unvergängliche Zinsen an. Selbst der Dürftige kann diese Liebe üben, sei es durch Rat und Trost, oder durch Beispiel und Geduld,

Die heilige Odilia,

Jungfrau und Äbtissin.

Jahr 720.

Die heilige Odilia ist als die erste Patronin des Elsaß hochgefeiert und hochverehrt. Sie war die Tochter Attichs, Herzogs von Elsaß und der Bereswinda, eine Schwester der Königin Bathildis. Als dem Herzoge die Geburt dieser Tochter hinterbracht wurde, und zugleich, daß sie blind sei, geriet er, der einen männlichen Sprossen erwartet hatte, in heftigen Zorn, weil er ein blindgeborenes Kind für sein Haus als entehrend ansah, und befahl, das Kind zu töten. Voll Schrecken bat die fromme Gattin ihren Gemahl, nicht in seiner Aufregung eine solche Sünde zu begehen, und zu bedenken, daß das Kind nicht der Eltern wegen blind geboren sei, sondern daß Gottes Macht an ihm offenbar werde. Aber der Herzog ließ sich von der milden Vorstellung seiner Gattin nicht beschwichtigen, sondern rief, in die heftigste Wut ausbrechend: „Fort mit dem Kinde, aus meinen Augen, und wer mir es wieder unter die Augen bringt, soll meine Rache schwer empfinden.“ Die Mutter, die den Starrsinn ihres Gatten nur zu gut kannte, entfernte in der Stille das Kind und schickte es durch einen treuen Diener in das in der Nähe von Schlettstadt gelegene Kloster Scherweiler, von wo sie es aus Besorgnis ein Jahr nachher in das Kloster Palma, unweit Besançon, dessen Vorsteherin eine Verwandte von ihr war, bringen ließ. Dahin begab sich auf eine Mahnung von oben der fromme Bischof von Regensburg, Erhard, und taufte das verborgene Kind mit der Verheißung, daß es mit der hl. Taufe zugleich das Augenlicht erhalten werde. Seine Verheißung ging in Erfüllung. Kaum hatte das geweihte Wasser das Kind berührt, so öffnete es die Augen, den Blick auf den Bischof gerichtet. „So mögest Du mich, meine Tochter,“ sprach der Bischof, Gott lobpreisend, „im ewigen Leben ansehen. Obwohl der fromme Bischof den Herzog von dem geschehenen Wunder in Kenntnis setzte und ihn herzlich an seine Vaterpflicht mahnte, so blieb derselbe doch unerbittlich. Er wollte diese Tochter nicht mehr sehen. Odilia blieb also im Kloster, wo sie in allen Tugenden geübt, in frommem Wandel vor Gott heranwuchs und immer mehr an Gnade und Weisheit zunahm. Mit schnellen Schritten eilte die Jungfrau da sie jedes ihr zustoßende Ungemach zur festeren Begründung in der christlichen Geduld benützte, der Vollkommenheit entgegen. Groß war ihr Eifer in Befolgung aller Ordensregeln des Klosters, und durch die Betrachtungen, die sie anstellte, und durch die sie die Fügungen Gottes immer besser kennen lernte, wurde sie immer mehr zum Wohlthun und zur Aufopferung für die Menschen begeistert. Jeder Not, die zu ihrer Kenntnis kam, suchte sie abzuhelfen, jedem Bedrängten Trost und Labung zu verschaffen. Alle Hilfsmittel, die ihr zu Gebote standen, wendete sie zur Linderung der Armut an, und bemühte sich zugleich, in die oft noch rohen Gemüter der Notleidenden den belebenden Strahl des göttlichen Wortes zu senken und dieselben zur Frömmigkeit und Gottesfurcht zu entflammen, und so mit dem leiblichen auch den göttlichen Segen überall hin zu verbreiten.

Je älter Odilia wurde, desto mehr fühlte sie auch den Drang in sich, mit dem sich auszusöhnen, dem sie das Leben verdankte, der sie aber nie als Kind behandelt hatte. Tief schmerzte es sie, ihren Vater nicht sehen, und ihm die Macht Gottes an ihren Augen zeigen zu dürfen. Mit Recht darf man annehmen, daß sie mit ihrer Mutter in beständigem Briefwechsel stand, und durch sie kam sie mit einem ihrer Brüder, einem jungen Manne von milder und friedfertiger Gemütsart, dem Lieblinge des Vaters, in nähere Berührung. Sie gab ihm ihr glühendes Verlangen, durch seine Vermittlung und seine Fürbitte in den Augen des Vaters Gnade und Aufnahme zu finden, zu erkennen, und mit Freuden entschloß sich der liebende Bruder, diese schwere Aufgabe über sich zu nehmen. Aber schon die erste Bitte des Sohnes wurde von dem Vater mit finsterm Blicke zurückgewiesen. Doch dieses schreckte denselben nicht ab, sondern er lud die Schwester ein, nach Hohenburg, wo der Herzog residierte, zu kommen. Er hegte nämlich die Hoffnung, das verhärtete Herz des Vaters durch ihre liebliche Erscheinung zu rühren und zu versöhnen. Odilia kam, und fuhr eben den Berg in Begleitung ihres Bruders hinan, als der Herzog von oben herab kam. Voll Staunen über das Erscheinen einer ihm unbekannten Jungfrau, fragte er den Sohn nach deren Namen und Verlangen. Offen gestand ihm derselbe die Absicht, durch Vorführung seiner trefflichen und geliebten Schwester die väterliche Liebe und Aufnahme zu verschaffen. Wütend über das verletzte Gebot versetzte der Herzog seinem Sohne einen tötlichen Streich, so daß derselbe bewußtlos hinsank. Doch fühlte der Herzog sogleich qualvolle Reue über diese unmenschliche That und ward zur Milde gestimmt, denn als seine Tochter sich ihm zu Füßen warf und ihn um seine väterliche Liebe anflehte, hob er sie mit Zärt-

lichkeit auf, schloß sie in seine Arme und gab sie seiner Gattin und der Familie zurück.

Von dieser Stunde an war der Herzog in seinem Innern wie umgewandelt; Reue nagte an seinem Herzen und das Bild des gemordeten Sohnes schwebte immer vor seiner Seele und nirgends fand er Ruhe. Da trat ihm die liebende Tochter als Trösterin zur Seite, und die frommen Tröstungen und die Zusprüche fanden nach und nach Eingang und ließen ihn den köstlichen Schatz erkennen, den er mit der Rückkehr seiner Tochter gewonnen habe. Selbst auf die Unterthanen des Herzogs übte sie ihren Einfluß aus, sie suchte dieselben aus ihrem rohen Zustande zum wahren Christentum zu leiten.

In der Folge hatte, wie man erzählt, der Herzog im Sinne, sie mit einem deutschen Herzoge zu vermählen, als jedoch Odilia ihren festen Entschluß aussprach, im ehelosen Stande zu bleiben und eine Genossenschaft gottseliger Jungfrauen zu gründen, ließ ihr der Vater die freie Wahl, ganz nach ihrem Willen zu handeln. Sie wohnte einige Zeit in der Nähe von Hohenburg in einer Zelle, und von da aus vollbrachte sie die Werke der Barmherzigkeit an den Umwohnern der Gegend. Auf einem ihrer Gänge traf sie ihr Vater, und fragte sie, was sie eben zu thun beabsichtige. Ich trage zu einem Kranken, entgegnete sie sanftmütig, ein wenig Hafermehl, um ihm eine Speise daraus zu bereiten. Tief gerührt sprach der über seine Sünden betrübte und geängstete Vater: Liebe Tochter, von jetzt an soll deine Lage besser werden, daß du ganz nach Herzenswunsch deine Liebeswerke ausüben kannst. Er schenkte ihr das Schloß Hohenburg mit allen umliegenden Gütern zum Gebrauche eines geistlichen Hauses und ließ es im Jahr 680 zu einem adeligen Jungfrauenkloster für 130 Nonnen einrichten und setzte sie selbst zur Abtissin ein. Anfangs dachte man an keine bestimmte Ordensregel, und alle folgten wie gelehrige Kinder ihrer Führerin. Ein stilles, gottgeweihtes Leben vereinigte sie aufs Innigste mit Gott, und die Handarbeiten wechselten mit Psalmengesang ab, und schützten sie gegen Einförmigkeit und Ueberdruß. Eigens dazu angestellte Priester verrichteten den Gottesdienst auf dem Schlosse. Indessen fühlte Odilia wohl, daß eine Genossenschaft ohne bestimmte Satzungen keinen langen Bestand habe. In einer Versammlung setzte sie ihren Mitschwestern die Notwendigkeit der Ordensregeln auseinander und unter Anrufung des heil. Geistes entwarfen sie Lebensvorschriften, denen nachzukommen Alle feierlich gelobten. Der Heilige warnte sie dabei vor allzugroßer Strenge, und machte sie nur auf jene Uebungen aufmerksam, durch welche das Herz geläutert und gereinigt würde. Sie selbst ging allen mit dem erhabensten Beispiele voran. Ihre Speise war Gerstenbrot, ihr Trank Wasser, ihr Lager die Haut eines Bären, ihr Kopfkissen ein Stein, ihre Hauptbeschäftigung das Gebet und die unermüdliche Pflege der Armen, und weibliche Arbeiten, worin sie Meisterin und zugleich Lehrerin ihrer Mitschwestern war, denn sie verstand es vollkommen, ein arbeitsames Leben mit der Süßigkeit der Beschaulichkeit zu vereinigen.

Der heiligen Odilia wird geoffenbart, daß ihr Vater Gnade gefunden habe.

Da es für die Armen und besonders für die Kranken äußerst mühsam war, das hochgelegene Schloß zu besteigen, so ließ Odilia am Fuße des Berges gegen Mittag ein Spital bauen, um alle Gebrechlichen und Notleidenden darin aufzunehmen. Sie scheute den mühsamen Weg des Berges nicht, täglich das Haus zu besuchen und Kranke und Arme durch leibliche und geistliche Labung zu erquicken. Bald darauf erbaute sie für betagte Nonnen in der Nähe dieses Armenhauses ein Kloster, Niedermünster genannt. Auch bewog sie ihren Vater, den sie, wie gesagt, zu milden und christlichen Gesinnungen zurück-

gebracht hatte, noch in seinem hohen Alter, seine Wohnung neben dem Kloster zu nehmen und in Buße und in Gott ergebenem Sinne hier seine Tage zu beschließen. Treulich stand die fromme Gattin ihm zur Seite, und als eine schwere, schmerzliche Krankheit ihn heimsuchte, pflegte sie ihn sammt der Tochter mit einer Liebe, die Balsam in sein von Reue über seine begangenen Sünden tief ergriffenes Herz träufelte. Nach seinem am 20. Februar 690 erfolgten Tode betete die hl. Odilia aufs Inbrünstigste für seine Seele, weil sie an die Pein dachte, die ihr Vater wegen seines harten Sinnes in der Ewigkeit leiden müßte. Ihr Gebet, ihre Thränen und ihre Werke der Liebe fanden Erhörung, denn in einem Gesichte ward ihr die Versicherung, daß ihr Vater Gnade gefunden und in den Himmel aufgenommen worden sei. Schon neun Tage darauf mußte die Tochter ihre fromme Mutter, die betend in der Kapelle des hl. Johannes des Täufers eines plötzlichen Todes gestorben war, in dem Grabmale ihres Vaters beisetzen. Der Herr gab seiner Dienerin mehr als einmal deutliche Beweise, welch Wohlgefallen er an der erbarmenden und aufopfernden Liebe derselben finde. Ein Aussätziger lag eines Tages vor der Klosterpforte und bat flehentlich um ein Almosen. Die Heilige, die ihm einige Nahrung brachte, ergriff beim ersten Anblicke des mit Geschwüren überdeckten Mannes ein Schauder, doch die menschliche Natur bezwingend, umarmte sie den Unglücklichen aufs zärtlichste, reichte ihm Speise und flehte zu Gott, ihm Geduld oder seine Gesundheit zu verleihen, und kaum war diese Bitte den Lippen entflohen, so stand schon der Aussätzige gesund und rein von seinem Uebel vor ihren Augen. Ebenso soll zur Erquickung eines entkräfteten Kranken auf ihre Bitte eine Quelle aus einem Felsen hervorgesprudelt sein, deren Trank dem Kranken die Gesundheit verschafft habe. Vierzig Jahre hatte sie mit aller Sorgfalt und Liebe ihren Mitschwestern vorgestanden, als sie das herannahende Ende fühlte. Sie versammelte die Schwestern der Kirche um sich, ermahnte sie, Gott vor Augen und im Herzen zu haben, ihrer und ihres Vaters im Gebet zu gedenken und erteilte ihnen freudigen Herzens den Segen. Darauf schickte sie dieselben in den Chor, um die Psalmen zu beten und für sie ein seliges Ende zu erflehen. Nach erhaltener hl. Wegzehrung entschlief sie sanft in dem Herrn am 13. Dezember 720.

Das Grabmal der Heiligen in der Kapelle, sowie die Zährenkapelle im ehemaligen Klostergarten, wo sie, auf einem Steine knieend, für die Seele ihres Vaters gebetet hatte, wurde von Hohen und Niedern mit Andacht besucht, und es geschahen dabei viele Wunder.

14. Dezember.

Der heilige Spiridion,

Bischof zu Trimytus auf der Insel Cypern.

Jahr 347.

Spiridion, dessen große Glaubenseinfalt und Wunder schon die alten griechischen Kirchengeschichtschreiber rühmlich Erwähnung thun, war gegen das Ende des 3. Jahrhunderts auf der Insel Cypern geboren und der Sohn armer christlicher Eltern, die sich teils vom Ackerbau, teils von der Viehzucht ernährten. In seiner Jugend hütete er die Schafe seines Vaters und hier in der Einsamkeit richtete er sein ohnehin friedliebendes und sanftes Gemüt dem Himmel zu. — Fleißig wohnte er dem Gottesdienste der Gläubigen bei und vernahm mit inniger Andacht die einfachen und eben deswegen sein Herz so ansprechenden Erzählungen der heiligen Geschichten, las gerne die heiligen Bücher, besonders in der Mitte seiner friedlichen Heerde unter freiem Himmel und erbaute seinen Geist so sehr daran, daß er sich eifrigst bemühte, sein ganzes Leben nach den göttlichen Vorschriften einzurichten. Er haßte Zank und Streit und Unzufriedenheit, und suchte, wo es ihm möglich war, dieselben durch sanfte und milde Vorstellungen zu schlichten, dabei vermied er alle unnötigen

Reden, und verabscheute das Sitten, Geist und Herz verderbende Wesen unreiner und der Sünde der Unzucht ergebener Menschen als einen Greuel vor dem Herrn. Er war stets bemüht, die Reinigkeit des Herzens sich zu bewahren und alle Lüste und Begierden aus demselben ferne zu halten. Es gelang ihm auch ohne Mühe dadurch, daß er in seinem ganzen Thun und Lassen sich immer das Bild seines Erlösers, seine Lehren und seine Gebote vergegenwärtigte, und jede Versuchung zum Bösen sogleich zurückwies. Deshalb thronte auch Ruhe und Zufriedenheit und Ergebung in den Willen Gottes in seinem Herzen und auf seinem Antlitz. Nach dem Willen seiner Eltern trat er in den Ehestand mit einer zwar armen, aber züchtigen und frommen Tochter eines Landmannes. Da diese Ehe gegenseitige Neigung und gleiche Gesinnung geknüpft hatte, so war sie auch eine heilige und Gott wohlgefällige. Fern von ihnen war jedes unfreundliche Wort, das je die Ehe während ihres Beisammenseins hätte stören können. Mit dem Willen des einen stimmte der des andern überein, weil beide von der gegenseitigen Rechtlichkeit des Verlangens überzeugt waren, fern war jede böse Neigung, Begierde und Leidenschaft, die so häufig störend in die Ehe eingreift; nur Sanftmut, Liebe und gegenseitige Nachgiebigkeit und Pflichterfüllung christlicher Eheleute herrschte unter ihrem Dache, Tugenden, die auch die niedrige Wohnung zum Palaste machen können. Gegen Fremde übten sie die Pflicht der Gastfreundschaft nach ihren Vermögensumständen aus, jeder wurde freundlich aufgenommen und bewirtet und kein Armer gieng von ihrer Hütte, ohne einen, wenn auch geringen Anteil der Früchte ihrer Arbeit zu erhalten. Die Frucht ihrer Ehe war eine Tochter namens Irene, das treue Abbild der Eltern, welche sich, herangewachsen, mit Bewilligung der Eltern dem jungfräulichen Stande widmete. Nach Irenens Geburt lebte Spiridion mit seiner Frau in jungfräulicher Enthaltsamkeit, und nach ihrem bald erfolgten Tode blieb er unverehelicht.

Zu der Zeit, als der Kaiser Valerius Maximinus eine schwere Verfolgung über die Christen verhängte, geschah es, daß auch Spiridion, dessen Namen und Glaube auf der Insel wohl bekannt war, gewürdigt wurde, Zeugnis für seinen Glauben und die Ehre Jesu Christi abzulegen, denn er wurde mit andern Gläubigen eingezogen und ihm das rechte Auge ausgestochen, und die linke Kniescheibe abgeschnitten; dann wurde er zum Erzgraben verurteilt. Als Konstantin der Große den Sieg über alle seine Feinde errungen und durch Annahme des Christentums auch diesen den Sieg über das Heidentum verschafft hatte, wurden alle Gläubigen in Freiheit gesetzt, und unter ihnen kehrte auch Spiridion in seine Hütte zurück, wo während seiner Abwesenheit seine Tochter Irene mit Gewissenhaftigkeit und Treue die Haushaltung fortgeführt und nach Kräften im Stande erhalten hatte. Freudig von der Tochter begrüßt, verdoppelten beide ihre Gebete und ihre Werke der Nächstenliebe. Dadurch verbreitete sich ein so großer Ruf seiner Gottseligkeit, daß der fromme Mann nach dem Tode des Bischofs von Trimythus aus seiner ländlichen Hütte auf den bischöflichen Stuhl erhoben wurde. So sehr die ganze Gegend mit der Wahl zufrieden war, so sehr sträubte sich Spiridion aus wahrer Gottesfurcht gegen die Annahme, da er als einfacher Landmann, nicht einmal zum Priester geweiht, keine Kenntnis von der Führung eines so wichtigen Amtes hatte. Alle seine Entschuldigungen waren indessen vergeblich, denn diese einfachen Menschen sahen damals mehr auf die Gesinnung und den Lebenswandel des Gewählten, besonders in dieser armen Gegend, als auf große Kenntnisse. Seine große Sitteneinfalt, ungeheuchelte Nächstenliebe, Demut, Sanftmut, die Reinheit seines Herzens, sowie sein frommer Eifer für den reinen Glauben, Tugenden, welche die Menschen bei unzähligen Gelegenheiten an ihm kennen gelernt hatten, ließen in den Augen der Wähler Spiridion als den geeignetsten Mann für dieses heilige Amt erscheinen. Er wurde geweiht und mußte das Amt übernehmen. Dieses aber änderte nicht im mindesten etwas an diesem echten Glaubensmanne, nichts an seiner Einfachheit, nichts an seiner bisher geführten Lebensweise. Seine Gesinnung, sein Thun, sein Handeln blieb dasselbe. So viel es sein Amt erlaubte, trieb er seine ländliche Arbeit fort; seine Tochter besorgte das Hauswesen, und beide lebten vom Ertrage ihrer Ländereien, weil sein Amt bei der Armut der Gegend nur mit geringen Einkünften versehen war. Alles, was er einnahm, teilte er in drei Teile, von denen er den

Der heilige Spiridion besucht die Gläubigen auf dem Lande.

kleinsten für seine und seiner Tochter Bedürfnisse, den zweiten größern für die Armen und den dritten für Anlehen an Bedürftige und redliche Gewerbleute bestimmte. Sein Amt versah er mit der größten Gewissenhaftigkeit und Treue; seine Predigten, die aus dem Herzen ohne prunkende Worte strömten, und die Lehren Christi rein und lauter, wie er sie selbst empfand, den Herzen seiner Landsleute mitteilten, waren von großer Wirkung auf diese schlichten Menschen; er befestigte ihren Glauben, stärkte sie in der Frömmigkeit und war somit ein großes Werkzeug der göttlichen Gnade. Gott aber beschenkte ihn auch mit hohen Gnaden, und ein griechischer Kirchenschriftsteller erzählt viele Wunderwerke von ihm, die, um schon auf dieser Erde den hl. Mann für seine Unerschütterlichkeit in der Tugend, seine Glaubenstreue und Mildthätigkeit zu lohnen, durch Gottes Zulassung geschahen. Als einst Diebe in seinen Schafstall eingebrochen waren, um ihn zu berauben, und jeder das ausgesuchte Schaf anfaßte, um es fortzuschleppen, konnte auf einmal keiner ein Glied an seinem Leibe mehr rühren, und in der Stellung, in der sie sich befanden, mußten sie die ganze Nacht verharren. So fand sie Spiridion, als er früh Morgens nach seiner Herde sah. Er löste ihre Bande durch ein brünstiges Gebet; verwies ihnen aber mit freundlichen Worten ihre gottlose That, weil sie lieber das hätten stehlen wollen, was er ihnen auf ihre Bitte freiwillig gegeben haben würde. Doch damit ihre Mühe nicht umsonst gewesen und sie die ganze Nacht in dieser für sie unbequemen Stellung vergebens zugebracht hätten, so schickte er ihnen einen Widder, und vergalt auf diese Weise Böses mit Gutem.

Während seiner Amtsführung kamen viele Menschen und baten um ein Darlehen, welches sie nach Verfluß der bestimmten Zeit wieder heimzuzahlen versprachen. Bei dieser Gelegenheit wies er die, welche borgten, an, selbst aus der Kasse zu nehmen, und bei der Heimzahlung wieder selbst in die Kasse zu legen, ohne das Geld zu zählen, weil er der Rechtlichkeit der Menschen unbedingt traute. Dieses Verfahren benützte ein Krämer, der schon öfters Summen geborgt und auf diese Weise erhalten und zurückbezahlt hatte. Als er einmal wieder eine Summe heimzahlen sollte, that er zwar, als ob er das Geld in den Kasten lege, schob es aber wieder in seine Tasche und gieng fort. Einige Zeit darauf gieng er den hl. Bischof wieder um ein Darlehen an, und dieser verwies ihn an die Kasse. Der Betrüger öffnete sie, fand aber nichts darin und äußerte seine Verwunderung, daß der Kasten leer sei. Der Bischof sagte lächelnd: „Hättest du neulich Geld hineingelegt, so würdest du es gefunden haben, denn bis jetzt hat Niemand etwas geborgt. Da du es aber zurückbehalten hast, so kannst du mir keine Schuld geben, daß nichts vorhanden ist; du hast nicht mich, sondern dich betrogen." Ganz betroffen über die unerwartete Offenbarung seines Betrugs bat der Krämer demütig den hl. Bischof um Verzeihung.

Am deutlichsten zeigte sich aber die große Glaubenseinfalt des hl. Mannes auf dem Concilium zu Nicäa im Jahr 325, die ein griechischer Schriftsteller ausführlich beschreibt, und die beweist, wie der einfache reine Gottesglaube alle menschliche Weisheit zu Schanden macht. Auf dieser Kirchenversammlung fanden sich auch viele heidnische Philosophen ein, von denen einer hauptsächlich die Gründe der gelehrten Bischöfe durch seine scharfsinnigen Vernunftschlüsse zu vereiteln gesucht hatte, und schon den Sieg davonzutragen meinte. Da trat unser zwar nicht in der Rednerkunst bewanderte, aber mit desto größerer Weisheit Gottes ausgerüstete hl. Bischof vor, und redete den Philosophen also an: „Höre mich an im Namen Jesu Christi und vernimm die Wahrheit. Es ist nur ein Gott, der Himmel und Erde geschaffen und der dem Menschen, den er aus Erde gebildet hatte, eine unsterbliche Seele gegeben hat. Er hat alle sichtbaren und unsichtbaren Dinge durch die Kraft seines Wortes geschaffen und durch die Herrlichkeit seines Geistes bestätigt. Dieses Wort und diese Weisheit, die wir den Sohn nennen, trug Mitleiden mit der Verirrung der Menschen und wurde darum von einer Jungfrau geboren. Dieser Sohn Gottes hat uns durch seinen Tod von dem Tode erlöset und durch seine Auferstehung uns das ewige Leben gegeben, und wir glauben, daß er einst kommen werde, uns wegen aller unserer Handlungen zu richten. Glaubst du, Philosoph, daß dem also sei?" Dieser betroffen von der göttlichen Kraft dieses Vortrages, wußte darauf nichts zu antworten. „Wenn du," fuhr Spiridion fort, „dieses alles glaubst, so gehe mit mir in die Kirche, um das Kennzeichen und das Siegel des Glaubens zu empfangen." Nach diesen Worten wendete sich der Philosoph zu seinen Anhängern, die gespannt auf eine scherzhafte und spöttische Wiederlegung dieser einfachen Worte warteten, und rief: „Höret mich Alle, die ihr euch mit menschlicher Wissenschaft brüstet: so lange ein Mensch mein Gegner war, getraute ich mir, wie ihr selbst wißt, jeden zu besiegen; nun aber greift mich die göttliche Weisheit selbst durch ihren Diener an, und gegen die göttliche Kraft vermag das menschliche Wort nichts auszurichten. Hat einer von euch während der Rede dieses Greises das empfunden, was mir das Herz bewegte, der glaube an Jesum Christum und folge diesem hl. Manne, aus dem Gott gesprochen hat." Allgemein war die Freude über diesen Sieg, und lieferte den deutlichsten Beweis, daß ein einfältiger Glaube, christliche Demut und wahre Andacht über alle Spitzfindigkeiten der scharfsinnigsten Menschen den Sieg davontragen.

Nach etlichen Jahren wohnte der hl. Spiridion noch dem Concilium in Sardes bei, und starb, nachdem ihm seine Tochter vorangegangen war, im Jahr 347, oder nach einer anderen Angabe, im Jahr 349.

Das Leben dieses Gottesmannes war nach allen Beziehungen hin das eines wahren Christen, und wenn du, christlicher Leser, dich für die Ewigkeit vorbereiten willst, in der wir von unsern Handlungen die strengste Rechenschaft ablegen sollen, so folge den Fußstapfen

dieses heiligen Bischofs, der durch seinen hl. Lebenswandel, durch seine Demut, durch seine Sitten und Glaubenseinfalt, durch seine unzähligen Werke der Barmherzigkeit und sein thatenreiches Wirken auf Erden die allgemeine Verehrung und dort die Krone des ewigen Lebens errungen hat.

15. Dezember.

Der heilige Eusebius,

Bischof von Vercelli, Bekenner.

Jahr 370.

Unter die heiligen Männer, welche den falschen Lehren kräftig entgegentraten und sie durch Wort und That bekämpften und deshalb um des allerheiligsten Namens willen großen Verfolgungen ausgesetzt waren und vieles zu dulden und zu leiden hatten, ist auch der hl. Eusebius zu rechnen. Er stammte aus einer edeln Familie und wurde in Sardinien geboren. Als sein Vater bei der im Jahr 310 über die Christen verhängten schweren Verfolgung in Afrika eingezogen und auf der Ueberfahrt nach Rom, wohin er mit seiner Familie gebracht werden sollte, unter harten Leiden gestorben war, ließ sich seine Gattin Restituta mit ihren zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter, daselbst nieder und empfing vom Papste Eusebius mit ihren Kindern die Taufe, und man nimmt wohl mit Recht an, daß von da an ihr Sohn den Namen Eusebius erhalten habe. Obwohl noch im jugendlichen Alter entwickelte doch der Heilige große Talente, die von seiner frommen Mutter unter Mithilfe tüchtiger Lehrer ausgebildet wurden. Er wurde in der Uebung aller christlichen Tugenden erzogen und in den Heilswissenschaften aufs trefflichste unterrichtet, so daß ihn nach dem Berichte des hl. Hieronymus Papst Sylvester zum Lektor weihte. Wie er nach Vercelli gekommen und später dort, wie der hl. Ambrosius mitteilt, einmütig vom Volke zu Vercelli zum Bischof gewählt worden sei, darüber findet sich nichts Näheres vor. Jedenfalls darf als gewiß angenommen werden, daß er sich unter der dortigen Geistlichkeit ganz besonders ausgezeichnet habe. Seine Amtsführung rechtfertigte aber auch die auf ihn gefallene Wahl. Er war nach dem Zeugnisse des hl. Ambrosius der erste, welcher im Abendlande das Klosterleben mit dem geistlichen Stande verband. Tag und Nacht beschäftigte sich der hl. Bischof mit seinen Geistlichen, mit denen er im Hause zusammen wohnte; fast unausgesetzt sangen sie das Lob Gottes, und ihr eifriges Bestreben ging dahin, durch Gebete und Abtötungen sich die Gunst des Himmels zu erwerben. Mit diesen innern Uebungen verbanden sie die Seelsorge, das Lesen der hl. Bücher und Handarbeit. Der Heilige ging aber seinen Untergebenen immer mit dem besten Beispiel voran. Obwohl strenge gegen sich selbst in harter Abtötung des Fleisches, war er doch heitern und liebevollen Herzens auch gegen den Geringsten, half den Schwachen durch aufmunternde Zusprüche und bestärkte die Ringenden und mutvoll Kämpfenden durch liebreiche Worte. Ungemein war sein Scharfsinn, die verborgene Wahrheit zu entdecken, und die Gabe, sie klar und verständlich darzulegen. Daher darf man sich nicht wundern, daß unter seinen Augen Männer gebildet wurden, welche als Zierden bischöflicher Sitze hervorgeleuchtet haben, und daß aus dieser geistlichen Pflanzschule Bischöfe und Martyrer für die reine Lehre hervorgegangen sind.

Aber sein apostolischer Eifer erstreckte sich über seine ganze Gemeinde, und durch seine klaren und allgemein verständlichen Vorträge wußte er die göttlichen Lehren des Evangeliums so tief in die Herzen der Zuhörer einzugraben, daß bald eine sichtbare Aenderung bei allen hervorgebracht wurde. Denn von der Kraft der Wahrheit ergriffen, welche der hl. Bischof verkündete, von der Milde und Liebe hingerissen, die aus seinem Wesen hervorleuchtete, durch sein heil. Beispiel aufgemuntert, das kräftiger als alle Worte zu den Herzen redete, wurden auch die verstocktesten Sünder so gerührt, daß sie von ihrem gottlosen Wandel abließen, Buße thaten und auf dem Wege der Tugend zu wandeln sich eifrigst bemühten. Herrlich strahlte sein Name schon durch diese Werke vor Gott, dem die Bekehrung des Sünders das liebste Opfer ist; aber die Heiligkeit desselben sollte noch in einem höhern Glanze strahlen, indem sie durch das Feuer der Trübsal und der Verfolgung geläutert wurde.

Der heilige Eusebius.

Unter der Regierung Konstantin II., eines eifrigen Anhängers der arianischen Irrlehre, verübten die Arianer unter dem Schutze des Kaisers die größten Gewaltthätigkeiten gegen die Rechtgläubigen. Deshalb schickte der Papst Liberius im Jahre 354 die Bischöfe Eusebius von Vercelli und Lucifer von Cagliari an den Kaiser, um ein Concilium mit vollkommener Freiheit zu bewirken. Diese Kirchenversammlung war den Arianern willkommen, weil sie mit Hilfe des Fürsten ihre Irrlehre durchzusetzen hofften. Im Jahre 355 wurde diese Versammlung nach Mailand berufen, wo damals der Kaiser sein Hoflager hatte. Der hl. Eusebius merkte bald, daß auf dieser Synode die Arianer alles mit Gewalt durchsetzen würden, und zögerte deswegen dort zu erscheinen, als sie schon begonnen hatte. Allein der Papst Liberius, sowie Lucifer von Cagliari, Pankratius und Hilarius drangen auf dessen Anwesenheit, um gegen die Arianer zu kämpfen und besonders die Ränke des Erzarianers Valens, Bischof von Mursa, zu vereiteln, der mit seinen Genossen Allem aufbieten würde, die Irrlehre seines Meisters zur Geltung zu bringen. Dieser Aufforderung des hl. Vaters leistete der hl. Eusebius Gehorsam und traf zu Mailand ein, wurde aber erst nach zehn Tagen in die Versammlung berufen. Nach seinem Eintritte verlangte er, ehe man die Angelegenheit des hl. Athanasius vornehmen würde, daß alle Bischöfe das nicäanische Symbolum unterschreiben sollten; dieses wollte der hl. Dionysius von Mailand eben thun, als ihm der wütende Arianer Valens die Feder aus der Hand schlug, das Papier zerriß, und es mit seinen Anhängern dahin brachte, daß Konstantin die Versammlung in den königl. Palast verlegte. Jetzt war das Concilium gänzlich seiner freien Willensäußerung beraubt. Hier wurde unter dem Vorsitze des Kaisers das Verdammungsurteil gegen den hl. Athanasius ausgesprochen und die Bischöfe aufgefordert, dasselbe zu unterschreiben. Wenige furchtsame Bischöfe, durch die Drohungen des Kaisers geängstigt, ließen sich zur Unterzeichnung bewegen. Aber auf bei weitem den größten Teil der katholischen Bischöfe machte die drohende und ungestüme Forderung nicht den geringsten Eindruck, sondern unerschrocken erwiderten sie, daß man Athanasius ungehört nicht verurteilen könne, und daß überhaupt ein solches Verfahren höchst ungerecht sei, teils gegen den Angeklagten, teils gegen sie selbst, weil sie jeder freien Willensäußerung beraubt wären. Um den einmal gefaßten Entschluß durchzusetzen, ließ der Kaiser die angesehensten Bischöfe und unter ihnen den hl. Eusebius vor sich rufen und forderte sie auf seinem Willen Folge zu leisten, im entgegengesetzten Falle würde er sie in die Verbannung schicken. Da erhoben alle die Hände zu Gott empor, und erinnerten ihn mit apostolischer Freimütigkeit, daß es sich hier nicht um eine bürgerliche Sache handle, bei welcher die Meinung des Kaisers die letzte Entscheidung bestimme; weltliche Macht dürfe nicht in den Glauben eingreifen. Mißbrauche er aber seine weltliche Macht, um eine von dem Concilium zu Nicäa verdammte Irrlehre zur Geltung zu bringen, so werde er einst Dem Rechenschaft ablegen müssen, von dem er seine Macht empfangen habe. Durch diese Aeußerungen geriet der Kaiser in unbändigen Zorn, so daß er selbst das Schwert gegen sie zückte und diese hl. Männer zum Tode abführen hieß. Doch besann er sich noch eines Bessern und sprach nur das Urteil der Verbannung über sie aus. Aus der Kirche wurden sie durch Kriegsknechte vom Altare weggerissen und an verschiedene Verbannungsorte abgeführt. Der hl. Dionysius von Mailand wurde nach Kapadocien verwiesen und starb im Elend. Lucifer führte man nach Germanicien, einer Stadt in Syrien, und Eusebius wurde nach Scythopolis in Palästina verbannt, wo der arianische Bischof Patrophilus ganz nach seinem Gutdünken mit ihm verfahren durfte. Wo diese drei Bekenner durchzogen, da wurde ihnen von den Gläubigen die innigste Teilnahme bewiesen und Speise und Trank gereicht. Sie selbst verkündeten mit Freudigkeit Jesum Christum und stärkten die Gläubigen in dem Glauben an den ewigen Sohn Gottes. Dem Eusebius wurde sein Aufenthalt zu Scythopolis, den ihm der dortige Bischof auf alle mögliche Weise als erklärter Feind der Katholiken zu verbittern suchte, durch den Statthalter Joseph erleichtert. Er nahm den hl. Bischof in sein Haus auf, verwendete sein ganzes Ansehen zur Beschützung der Verbannten, welche in großer Zahl, teils Priester und Diakonen, teils Laien mit ihrem Bischofe die Verbannung teilen mußten. Hier erhielt er viele Besuche aus der Nähe und aus der Ferne, um den hl. Bekenner zu sehen; unter diesen machte ihm der Besuch zweier Geistlichen seiner Kirche, welche ihm erwünschte Nachrichten von den Gläubigen und Briefe von seiner Gemeinde und andern Kirchen Oberitaliens überbrachten, viel Freude. Zu seinem Troste vernahm er von denselben, wie seine Heerde die Irrlehre verabscheue und den Priestern, denen er die Verwaltung seines Sprengels übertragen hatte, mit kindlicher Anhänglichkeit zugethan sei.

Die Arianer plündern die geringe Habe des hl. Eusebius.

Nach dem Tode des Statthalters Joseph wurde Eusebius von den kaiserlichen Beamten auf's Schmählichste behandelt. Sie schleppten ihn durch die Straßen, überhäuften ihn mit Hohn und Spott; sperrten ihn

dann in ein enges Kämmerlein und quälten ihn vier Tage lang auf die unmenschlichste Weise, und suchten ihn durch diese Qualen und dadurch, daß man während dieser Zeit seinen Diakonen und andern Katholiken den Zutritt verwehrte, zur Annahme der arianischen Lehre zu bewegen. Aber alle diese Mißhandlungen erpreßten dem Diener Goetes nicht die geringste Klage, er schrieb aber an seinen Verfolger einen Brief, worin er ihm dieses grausame Verfahren vorhielt, und erklärte, weder Speise noch Trank zu sich zu nehmen, wenn man seine Brüder ferner verhindere, ihn zu besuchen und ihm Nahrung zu bringen. Nach vier qualvollen Tagen gestattete man ihm die Rückkehr in seine Wohnung. Durch die Besuche seiner Mitbekenner und durch die überbrachte Nahrung erquickt, that er auch wieder seine mildthätige Hand auf gegen die Dürftigen und teilte ihnen mit, was ihm die Kirchen hatten zufließen lassen. Dieses verdroß die arianische Rotte so sehr, daß sie mit Knitteln bewaffnet herbeieilte, die Wände seiner Wohnung einschlug, und ihn selbst mit einem frommen Priester, Namens Tegrinus, ins Gefängnis schleppte. Die verblendeten Menschen plünderten nicht nur seine ganze Wohnung aus und raubten alle seine geringe Habe und Lebensmittel, sondern warfen auch alle seine Mitbekenner, Priester und Diakonen und welche gleiche Gesinnung mit ihm hegten, ins Gefängnis.

Hier schmachtete er sechs Tage ohne Nahrung, weil er von den Arianern keine Speise annahm, und diese den Christen den Zutritt zu ihm aufs strengste verweigerten, und er wäre verschmachtet, wenn nicht seine Feinde durch das Geschrei des Volkes erschreckt, den Gläubigen den Besuch gestattet hätten, um ihn zu speisen und zu tränken. Von Scytopolis brachte man ihn in der Folge nach Kappadocien, und von da aus wurde er in die Wüste von Thebais in Aegypten verbannt. Es ist noch ein Brief vorhanden, den er von diesem Orte seiner Verbannung aus an den Bischof von Illiberis in Spanien geschrieben hat, in welchem er ihm großes Lob erteilt, daß er sich nicht, wie viele andere Bischöfe, habe einschüchtern lassen, das Glaubensbekenntnis der Arianer zu unterschreiben; und ermunterte ihn, der arianischen Irrlehre mutigen Widerstand zu leisten.

Nach dem Tode des Constantin erlaubte Julian der Abtrünnige im Jahr 361 den verwiesenen Bischöfen in ihre Diöcesen zurückzukehren. Von dieser Erlaubnis machte der hl. Eusebius sogleich Gebrauch und begab sich nach Alexandrien, um hier in Vereinigung mit dem hl. Athanasius die Mittel zu beraten, wie die Einigkeit in der katholischen Kirche wiederhergestellt, und die bedauernswürdige Spaltung in der Kirche zu Antiochien gehoben werden könnte. Er wohnte dem in Alexandrien unter dem Vorsitze des hl. Athanasius im Jahre 362 abgehaltenen Concilium bei, und unterschrieb dessen Beschluß, nach welchem diejenigen Bischöfe, welche von den Arianern verleitet, deren Beschlüsse besonders zu Rimini unterschrieben hätten, wenn sie ihren Fehler bereuten, im Amte bleiben sollten.

Von Alexandrien begab er sich nach Antiochien; um dort gegen die Spaltung zu arbeiten. Tiefen Schmerz aber empfand er, als er erfuhr, daß Lucifer, dadurch, daß er dem Paulinus die bischöfliche Weihe erteilt habe, die Spaltung der Kirche noch unheilbarer gemacht habe. Da Eusebius dem Paulinus jede Kirchengemeinschaft verweigerte, so zog sich Lucifer, darüber erbittert, gleichfalls von ihm und Allen denen zurück, die die Beschlüsse des alexandrinischen Conciliums unterschrieben hatten.

Tief betrübt über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen in Antiochien kehrte der hl. Eusebius aus dem Orient über Illyrien nach Italien zurück und bemühte sich, auf seiner Reise die Wankenden in ihrem Glauben zu bestärken und die Verirrten zur wahren Lehre wieder zurückzuführen. Sein apostolisches Wirken war auch in Illyrien und dann in Italien von gutem Erfolge begleitet, denn sehr viele Bischöfe wurden durch ihn der Kirche wieder gewonnen. In Verbindung mit dem hl. Hilarius von Poitiers wandte er seinen Eifer vorzüglich gegen Auxentius, den arianischen Bischof von Mailand, allein dieser wußte sich die Gunst des Valentinian zu erschmeicheln und sich unter dessen Schutze zu erhalten.

Der hl. Eusebius starb den 1. August 370 eines natürlichen sanften Todes. Mit Recht kann man ihn bei den damaligen im Staat wie in der Kirche obwaltenden Wirren und weit um sich greifenden Irrlehren besonders der Arianer eine Säule der rechtgläubigen Kirche nennen, denn unerschütterlich, wie ein Fels stand er da als Verteidiger der katholischen Kirche. Mit tiefgreifender Beredsamkeit und Klarheit in seinen geistlichen Vorträgen vereinigte er Tugenden, die den echten Jünger unseres Heilandes bezeichnen; seinen Eifer leitete die Liebe; mit Liebe sammelte er überall die Zerstreuten, mit Liebe nahm er die aus der Irrlehre Zurückkehrenden auf; mit Liebe stärkte er die Wankenden und Strauchelnden, und diese Liebe gegen alle seine Untergebenen war es, welche diese in der Zeit der Bedrängnis fest am wahren Glauben halten hieß und ihnen, aus Liebe und Anhänglichkeit an ihren hochverehrten Bischof den Mut und die Standhaftigkeit verlieh, jedes Opfer um ihres Glaubens willen zu bringen, und alle Versuchungen der Irrlehrer zurückzuweisen. Er war der gute Hirte, der zum Schutze seiner ihm anvertrauten Heerde selbst sein Leben gelassen hätte, wenn es der Herr gefordert hätte.

16. Dezember.

Die heilige Adelheid.

Kaiserin.

Jahr 999.

Adelheid, eine Tochter Rudolphs des zweiten Königs von Burgund und Bertha's, einer Tochter des Herzog Conrad von Schwaben, wurde im Jahr 931 geboren, und verlor als sechsjähriges Kind ihren Vater. Schon in diesem Alter verlobte sie ihr Stiefvater Hugo, König von Italien, mit seinem Sohne Lothar. Ihre Erziehung bis zu ihrem sechzehnten Jahre, in welchem sie wirklich mit Lothar vermählt wurde, war vortrefflich, und bereits in dem Kinde entwickelten sich die edlen Eigenschaften, die ihr später jene allgemeine Liebe, Achtung und Verehrung erwarben, die sie bei Lebzeiten und nach ihrem Tode bis auf unsere Tage genießt. Frühzeitig war Beten und Betrachten und der Besuch des Gottesdienstes Adelheid zur täglichen Uebung geworden, und dadurch wurde ihre Seele mit der frommen Andacht und Ergebung in dem Willen Gottes erfüllt, die sie in den nachfolgenden Stürmen ihres vielbewegten Lebens aufrecht erhielten. Mit der Schönheit der Seele stimmte die Schönheit des Körpers überein, und verlieh ihr eine besondere Anmut, die dem Lasterhaften Ehrfurcht abnötigte, die Guten aber unwillkürlich zu ihr hinzog. Als sie mit Lothar vermählt war, zeigte sie sich, obwohl noch jung, als ein Muster christlicher Ehefrauen. Strenge, Sittsamkeit und Eingezogenheit, Leutseligkeit und Milde waren hervorragende Charakterzüge ihrer leider nur drei Jahre dauernden Ehe. Sie scheute sich nicht, in schlichtem Gewande sich auch zu dem Geringsten herabzulassen, und milde und liebreich mit ihm umzugehen. Nur für das Wohl ihrer Unterthanen besorgt, stand sie Armen und Bedrängten nach ihren Kräften bei, und ihnen spendete sie, was sonst an den Höfen der Großen dem Vergnügen, der Pracht und Ueppigkeit gewidmet war. So floß ihr Leben während ihrer kurzen Ehe in wohlthätigen Handlungen, in der Liebe ihres Gemahls und in inniger Verehrung ihrer Unterthanen hin, als dieses Glück durch den unerwarteten Tod ihres Gemahls im blühenden Alter zertrümmert wurde. König Lothar hatte einen mächtigen Feind an dem Herzoge Berengar, der von Ehrsucht getrieben selbst nach dem Königreiche trachtete, und wohl nicht mit Unrecht möchte man denen beistimmen, welche behaupten, daß durch des Herzogs Umtriebe Lothars Tod erfolgt sei. Denn kaum war Lothar tot, so nahm Berengar selbst den Königstitel an. Inzwischen hatte sich die verwittwete Königin mit ihrem Töchterchen Emma nach Beisetzung ihres innig geliebten Gemahls von Mailand nach Pavia in die Einsamkeit zurückgezogen. Dahin war auch Berengar, um die Großen des Reiches für sich zu gewinnen, gekommen, und wollte, als er seinen Zweck erreicht hatte, von der Schönheit der verwittweten Königin hingerissen, dieselbe mit seinem Sohne Albert vermählen. Allein Adelheid schlug alle Anträge des Tyrannen standhaft aus, und zog sich dadurch dessen Zorn und Grimm, ja Mißhandlungen zu, die sie mit Geduld und Ergebenheit eines ganz Gott ergebenen Gemüts ertrug. Um die Königin doch für seinen Zweck mit Gewalt zu gewinnen, ließ er sie in einer Burg am Gardasee streng bewachen, wo er sie sicher verwahrt glaubte. Aber wenn die Not am größten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten; denn ihr, der in bedrängnisvoller Lage schmachtenden und unerschütterlich ihr Vertrauen auf Gott festhaltenden Wittwe kam Hülfe von einer Seite, von der sie diese am wenigsten erwartete. Ihr Kaplan, ein Mann von geprüfter Tugend, hatte einen Fischer durch ungeschminkte Darstellung der Leiden seiner Königin gewonnen. In stiller Nacht fuhren sie an den Turm, worin die Königin schmachtete, und es gelang ihnen, durch einen unterirdischen Gang zu ihr zu gelangen und die Gefangene aus ihrem Kerker zu befreien. Aber noch war nicht alle Gefahr vorüber. Ihr Bedränger hatte früh ihre Flucht entdeckt; überallhin schickte er Reiter aus, die Flüchtige zu verfolgen, und diese mußte sich mehrere Tage in Höhlen und Wäldern verbergen, bis die Wege sicherer waren. Endlich erlangte sie eine Zufluchtsstätte bei dem Grafen Azzo, der sie in das

Die heilige Adelheid.

feste Schloß Canossa aufnahm. Wenn sie auch hier gegen die ersten Anfälle Berengars geschützt war, so wendete sie sich doch in ihrer Bedrängnis an den deutschen König Otto, den Besieger der Ungarn, dessen Edelmut allgemein bekannt war. Die Schilderung ihrer Lage, noch dazu unterstützt von Papst Agapetus II., der den König um Befreiung Italiens von dem drückenden Joche Berengars anflehte, machte auf Otto einen tiefen Eindruck, und er war augenblicklich entschlossen, der bedrängten Witwe beizustehen. Nachdem er mit einem mächtigen Heere in Italien eingerückt und siegreich bis Pavia vorgedrungen war, und Berengar auf allen Seiten geschlagen und in eine Burg eingeschlossen hatte, ließ er ungesäumt die hl. Adelheid von Canossa abholen. Ihre hohe Anmut und sittliche Würde, die aus ihrem Gesichte strahlten, machten einen solchen Eindruck auf den König, daß er ihr die Hand zur Ehe reichte und sich mit ihr trauen ließ. Die Vermählung geschah im Jahr 951 mit aller möglichen Pracht und unter dem allgemeinen Jubel des Adels und des Volkes.

Adelheid, die sich jetzt auf der höchsten Stufe menschlichen Glückes befand, ließ sich durch den Glanz nicht blenden. Voll des innigsten Dankes gegen Gott, erkannte sie in Ihm allein ihren Retter und bemühte sich, dessen Gebote jetzt noch eifriger zu befolgen. Ihre einnehmende Milde, ihre tiefe Demut, ihr keuscher Sinn, ihr Abscheu gegen alle bösen Worte und Werke, ihre echte Gottesfurcht und Liebe zu ihren Nebenmenschen erweckten in den Gemütern aller gutgesinnten Unterthanen Otto's die gegründetste Hoffnung auf eine dauerhafte Beglückung der Völker. Deshalb wurde sie auch in Deutschland wie ein Friedensengel empfangen und sie gewann durch ihre milde Herablassung und freundliche Ansprache die Herzen mancher Widersacher ihres Gemahls. Denn wer vermochte dem Zauber dieses milden Antlitzes und ihrer herzgewinnenden Anrede zu widerstehen?

Die heilige Adelheid wird in einer Burg am Gardasee streng bewacht.

Als Otto nach gänzlicher Besiegung Berengars im Jahr 962 zu Rom von dem Papste Johann XII. zum Kaiser gekrönt wurde, ward seiner Gemahlin die gleiche Ehre zu Teil. Ihre Milde und Versöhnlichkeit bewies die hl. Adelheid vorzüglich darin, daß sie die beiden Töchter ihres Bedrängers nach seinem Untergange zu sich nahm, und sie mit ihrer Tochter Emma erziehen ließ. Die zwei ersten Söhne aus der Ehe mit Otto waren in zarter Jugend gestorben; der dritte erhielt den Namen seines Vaters und seine ersten Jugendjahre brachte er unter der leitenden Hand seiner frommen Mutter zu, die in sein empfängliches Herz den Samen der Tugend ausstreute. Mit zunehmenden Jahren wurde er den Händen seines Oheims, des hl. Bruno, Erzbischofs von Köln, übergeben und in den Wissenschaften unterrichtet. Ihre und Otto's Tochter Mathilde wurde in der Folge Äbtissin von Quedlinburg, und führte in Abwesenheit ihres Neffen Otto II. mit Ruhm die Regentschaft über Deutschland.

Als im Jahr 973 Kaiser Otto der Große gestorben war, bestieg sein Sohn Otto III. den Kaiserthron. So lange er sich von seiner Mutter leiten ließ, war seine Regierung glücklich. Als aber die Höflinge das Herz des Kaisers durch Schmeicheleien vergiftet hatten und seine zweite Gemahlin Theophania, eine griechische Prinzessin, ihn beherrschte, verbannte der undankbare Sohn seine Mutter vom Hofe, so daß sie eine Zufluchtsstätte in Italien suchen mußte. Mit ihrer Entfernung schien das Glück von Deutschland gewichen zu sein. Allgemein war die Trauer bei Hohen und Niedern über die Abreise der geliebten Fürstin. Verwirrung riß im Reiche ein, und der schlechtberatene Kaiser ließ sich zu den thörichtesten Handlungen verleiten. Diesen folgten Ungerechtigkeiten jeder Art, und darauf entsprangen Zwietracht unter den Großen des Reiches, und Gewaltthätigkeiten, die jedes Band der Gesellschaft lockerten.

Die hl. Adelheid, die sich von Italien aus zu ihrem Bruder, König von Burgund, begeben hatte, beweinte mit tiefem Schmerze die Verirrungen ihres Sohnes, und schickte die dringendsten Bitten unter Thränen zu dem himmlischen Vater empor, daß er den Sinn ihres irregeleiteten Sohnes ändern und auf den rechten Weg leiten möchte. Ihr Flehen blieb nicht unerhört. Mit der Geburt eines Sohnes wurden dem Kaiser die Augen über das Unglück eröffnet, in das sein leichtsinniges Vertrauen auf gewissenlose Ratgeber sein Reich gestürzt hatte. Aufrichtig versöhnte er sich mit seiner Mutter, die nach einer zweijährigen Verbannung zurückkehrte, und unbedingt war das Vertrauen, das er ihr bis an ihren Tod schenkte. Unberechenbar waren die Folgen von der Rückkehr der hl. Adelheid. Ihr Einfluß auf ihres Sohnes Leben äußerte sich bald in vielfacher Beziehung. So sehr er vorher vom Wege des Rechts abgewichen, so groß war jetzt sein Bemühen, seine Leidenschaften zu bekämpfen, und die fromme Mutter stand ihm redlich in seinem Vorhaben bei. Seine jetzt unerschütterliche Liebe zu ihr ließ ihn nicht mehr

wanken und bald bewährte er sich so rühmlich als Christ und Kaiser, daß ihm der Ehrennahme: Schrecken seiner Feinde, weiser Monarch und eifriger Verehrer der Religion zu teil wurde. Im Jahre 981 feierte Adelheid mit Otto und seiner Gemahlin das hl. Osterfest zu Rom. In der Folge ließ Otto sich durch seine Gemahlin Theophania zu einem Feldzuge gegen die Griechen trotz der Abmahnung seiner Mutter verleiten. Der Krieg fiel unglücklich für den Kaiser aus; er wurde geschlagen und starb infolge dieses Krieges zu Rom im Jahre 983 an der Ruhr. Dieser harte Schlag, den das Mutterherz traf, vermehrte eine neue Trübsal. Ihre Tochter Emma verlor ihren Gemahl, und ihr noch minderjähriger Sohn verfolgte auf eine unnatürliche Weise seine eigene Mutter, gegen welche ihn boshafte Feinde eingenommen hatten. Die gebeugte Großmutter verschaffte dieser Bedrängnis alsbaldige Abhilfe, aber als später die Verfolgung auf's Neue begann, beschloß Emma bald darauf ihr kummervolles Leben. Während der Minderjährigkeit ihres Sohnes führte die mißtrauische und hochfahrende Theophania die Regentschaft, und übte hauptsächlich diese Untugenden gegen ihre Schwiegermutter aus. Als sie aber im Jahr 991 unerwartet starb mußte sie die Regentschaft der Großmutter überlassen. Die Heilige, die sich mehr als je von allen Erdengütern losgetrennt hatte, sah diese Würde mehr als Bürde, denn als Ehre an, doch versah sie zum Wohle ihres Enkels die ihr obliegenden Pflichten mit der größten Gewissenhaftigkeit. Alle ihre Kräfte widmete sie der Staatsverwaltung; übte keine Rache an den Urhebern ihrer Leiden, sondern vergalt Böses mit Gutem. Die Strenge der Gesetze mäßigte sie durch Milde, und gewann sich dadurch die allgemeine Liebe und Verehrung der Untertanen. Trotz ihrer vielen Geschäfte gewann sie durch weise Einteilung derselben so viel Zeit, daß sie bestimmte Stunden dem Gebete und der Betrachtung widmen konnte. Ein weiterer Schmerz ward der hl. Kaiserin, ehe sie dieses Leben verließ, durch den Tod ihres geliebten Bruders, des Königs von Burgund bereitet, und selbst ihre eben so fromme als weise Tochter Mechthildis, die Äbtissin von Quedlinburg, welche mit einem gottseligen Leben große Gewandtheit in Führung der Reichs-Geschäfte verband, mußte sie zu Grabe tragen sehen. Aber trotz dieser vielfachen Verluste und manigfaltigen Leiden, die ihr der Himmel zu ihrer Läuterung zuschickte, war ihr Blick nach oben gerichtet

Die heilige Adelheid wird als Kaiserin von Deutschland ausgerufen.

und ihr Gemüt heiter in ihrer Umgebung, denn es stärkte sich durch den festen Glauben, in kurzer Zeit mit all' ihren Lieben an dem Orte vereinigt zu werden, wo keine Trennung mehr stattfindet. Immer thätig, Frieden zu stiften und Veruneinigte zu versöhnen, unternahm sie noch kurz vor ihrem Tode eine Reise nach Burgund, um ihren Neffen mit seinen Unterthanen zu versöhnen, und dieses Werk christlicher Liebe gelang ihr vollkommen. Glücklich im Gefühle, noch etwas Gutes gestiftet zu haben, zog sie ins Elsaß in das sechs Meilen von Straßburg gelegene Selz, wo sie früher ein Benediktinerkloster gestiftet hatte. Als sie hier durch das allmähliche Abnehmen ihrer Körperkräfte das Herannahen des Todes empfand, bereitete sie sich für die Reise in die Ewigkeit vor. Allen irdischen Dingen sagte sie Lebewohl, und beschäftigte sich nur mit Lesen und Betrachten der hl. Bücher, und mit innigen Gebeten für das Wohl der Zurückbleibenden. In ihrer Todesstunde rief sie nach Empfang der hl. Sterbsakramente in heiliger Ungeduld: „Ich wünsche aufgelöst zu werden und mit Christo zu sein.“ Mit diesen Worten verschied sie am 26. Dezember 999 im 68. Jahre ihres Alters.

Das Leben der hl. Adelheid führt dem christlichen Leser das erhabenste Muster der zärtlichsten Mutterliebe, der gewissenhaftesten Gattentreue und der für das Wohl ihrer Unterthanen ebenso wie für das ihrer Kinder besorgten Fürstin vor Augen. Es giebt uns das edelste und beste Beispiel der Milde, der Demut im höchsten Glücke, der Versöhnlichkeit auch nach den größten erlittenen Mißhandlungen, und des unerschütterlichsten Vertrauens auf Gott und den Erlöser der Menschen in allen noch so verzweiflungsvoll scheinenden Lagen des Lebens; es belehrt uns, in keinem Leiden, das die weise Vorsehung uns oft zu unserm Besten zusendet, zu verzagen, sondern unsere Blicke mit Zuversicht nach dem Himmel zu richten, denn wunderbar und unerforschlich sind die Rettungswege des Herrn, und der schwache Mensch muß am Ende erkennen und bekennen, daß der Gang seines Schicksals, wenn auch durch mannigfache Unfälle getrübt, zu seinem wahren Wohle erfolgt sei. Was uns hier von der Liebe der Mutter zu ihren Kindern, die auch die größte Undankbarkeit ihres Sohnes nicht mindern konnte, von ihrem Gottvertrauen und andern herrlichen Tugenden, welche die heilige Adelheid schmückten, erzählt wird, soll in dem Gemüte des christlichen Lesers die Nacheiferung erwecken, diese Tugenden auch in seinem beschränkten Kreise sich zum Muster zu erwählen, Tugenden, die jeder Mutter, jedem Vater, jedem Kinde hell wie das Sonnenlicht vorleuchten, und in ihrem Herzen jede Leidenschaft tilgen, die Tugenden stärken und jede Neigung zum Bösen ersticken, damit auch sie einst in ihrer Scheidestunde ohne Zagen auf ihr vergangenes Leben zurückblicken und mit der Heiligen mit Freudigkeit jenseits schauen, wo sie für das kurze aber Gott wohlgefällige Leben im Vereine aller Heiligen und Engel den ewigen Lohn empfangen werden.

17. Dezember.

Der heilige Sturmius,

Abt.

Jahr 779.

Der heilige Sturmius wurde im einstigen Noricum, d. h. in jenem Teile, der zu Bayern gehörte, von vornehmen Eltern geboren, die sich vor der Ankunft des heiligen Bonifazius in diesen Gegenden zur christlichen Religion bekannten. Seine Geburt fällt in das Jahr 712. Als der heilige Bonifacius Noricum bereiste und daselbst das Christentum mit gutem Erfolge predigte, lernte er auch die Eltern unseres Heiligen kennen. Diese, die den frommen, nur nach dem Himmlischen trachtenden Sinn ihres Sohnes von früher Jugend an beobachteten, und seinem Streben nach Höherem nicht hindernd in den Weg treten wollten, baten den heiligen Apostel, die fernere Bildung ihres Sohnes in den Wissenschaften und in der Gottseligkeit zu übernehmen. Mit Freuden ging der heilige Mann auf ihre Bitten ein, denn er hatte in ihrem Sohne ein rüstiges, von Gott erkorenes Werkzeug und unermüdlichen Arbeiter im Weinberge des Herrn erkannt und beschlossen, denselben zu einem solchen heranzubilden. Mit kindlicher Liebe schloß sich Sturmius an seinen Lehrer an und faßte eine so herzinnigliche Neigung zu ihm, daß er ihn trotz aller Thränen der Eltern auf seinen apostolischen Reisen begleitete, und mit Freudigkeit ungeachtet seiner Jugend, jedes Ungemach ertrug, das damals mit solchen Reisen unter den rohen Heiden verbunden war. So kamen sie nach Fritzlar, und hier übergab der heilige Bonifacius den Jüngling in dem dortigen Kloster der Aufsicht des heiligen Wigbert, der Lehrer- und Vaterstelle an ihm vertrat. Mit glühendem Eifer warf sich der Jüngling auf die Wissenschaften des Heils, und versenkte sich Tag und Nacht in die Betrachtungen des göttlichen Gesetzes. Von Gott mit einem für die Erforschung der Geheimnisse der heiligen Schriften hellen Geiste ausgerüstet, machte er rasche Fortschritte, und die Frucht seines unermüdlichen Studiums war

die tiefste Demut, eine unbegrenzte Liebe zu Gott und dem Erlöser der Menschen, wie zu allen Menschen, und daraus entsprang eine anziehende Milde und Nachsicht und zugleich ein heiterer Frohsinn, die Folge eines reinen, von allen bösen Neigungen, Lüsten und Begierden befreiten Herzens. Seinem Innern entsprach vollkommen sein äußeres Betragen. Es war edel und männlich, und sein Wandel war tadellos. Mit einem Worte, Sturmius war ganz geschaffen, im Sinne seines hl. Lehrers zu wirken, und die Herzen auch der rohesten Menschen zu gewinnen. Kaum hatte er das kanonische Alter erreicht, als ihm mit Zustimmung der ganzen Genossenschaft die priesterliche Würde erteilt und er zum Predigtamte berufen wurde. Voll Eifer folgte er diesem ihn ehrenden Rufe. Aus glühender Seele strömten ihm die Worte des Heils; er riß die Heiden durch seine Beredtsamkeit hin, dem Unglauben und Aberglauben zu entsagen und sich taufen zu lassen, ja auch auf die schon Bekehrten machten seine Predigten einen solchen Eindruck, daß sie die ihnen noch anhängenden abergläubischen Gebräuche aus ihrer Seele entfernten und die reinen Lehren der christlichen Religion in ihren Herzen fest begründeten. Wo Feindseligkeiten sich entspannen, erschien der Heilige als Versöhner und Friedensstifter und selbst das roheste Gemüt wurde durch seine sanft eindringlichen, freundlichen Vorstellungen besänftigt und gewonnen. So war er mitten in der Finsternis des Aberglaubens ein wohlthätiges Licht, das unzähligen den wahren Weg zum Heile erleuchtete.

Drei Jahre lang hatte Sturmius mit unermüdlichem Eifer in seinem Amt gewaltet, und mit Begeisterung gepredigt, als er in seinem Innern einen unwiderstehlichen Drang fühlte, in der Einsamkeit Gott zu dienen. Sobald er von dem heiligen Bonifacius die Erlaubnis erlangt hatte, machte er sich in Begleitung von zwei Gehilfen und mit dem Segen seines Oberhirten ausgerüstet auf den Weg, und drang in den mächtigen Wald, Buchonien genannt, ein, um eine geeignete Stelle für ein Einsiedlerleben zu suchen. Nach drei angestrengten Tagreisen in dem Walde kamen sie nach Hersfeld, wo ein Kirchlein stand, und brachten hier eine längere Zeit in Gebet, in Fasten und körperlichen Abtötungen zu. Darauf setzte der hl. Sturmius seinen Lehrer Bonifacius von der Lage des Ortes persönlich in Kenntnis. Der hl. Apostel aber hielt den Ort wegen der Nähe der heidnischen Sachsen nicht für geeignet, und riet ihm, tiefer in den Wald einzudringen, bis er ohne Gefahr sich mit seinen Genossen niederlassen könnte. Mit dem herzlichsten Danke befolgte der Schüler den Rat seines geistlichen Vaters und kehrte eiligst zu seinen ängstlich auf ihn harrenden Gefährten zurück, denen er das Ergebnis seiner Reise mitteilte. Sie reisten auf dem Flusse Fulda weiter; aber ohne einem ihrem Wunsche entsprechenden Ort gefunden zu haben, kehrten sie wieder zu ihrer früheren Stelle zurück, wo sie auf die gewohnte Weise durch Gebet und Nachtwachen dem Herrn dienten, bis unser Heiliger auf's Neue zu seinem Oberhirten berufen wurde, der ihm seine innige Freude bei seiner Ankunft über seinen Gott wohlgefälligen Eifer zu erkennen gab. Er ermahnte den hl. Sturmius, er möchte ja nicht seine Abtötungen auf's Aeußerste treiben, weil er mit seiner Hilfe den Wunsch, in den buchonischen Wäldern eine Ordensgenossenschaft zu gründen, verwirklichen möchte. Freudig gieng der Jünger auf die Ansicht seines Meisters ein, und dieser entließ ihn mit seinem Segen und dem Auf=

Das Kloster zu Fritzlar.

trag, den besten Ort für diesen Zweck zu erforschen. Auf einem Esel durchritt der heil. Sturmius die Wälder, mit keinen andern Waffen versehen, als mit dem hl. Kreuzeszeichen. Unter großen Gefahren von Seiten der Slaven, die ihn verspotteten und sich sogar an ihm vergreifen wollten, denen er aber, durch die unsichtbare Hand der Vorsehung geschützt, ohne Verletzung entgieng, durchirrte er mehrere Tage die Wälder, bis er an eine Gegend gelangte, wo jetzt die Stadt Fulda liegt. Der Ort gefiel ihm, und eiligst begab er sich zum hl. Bonifacius, um ihm seine Entdeckung mitzuteilen, daß diese Stelle die geeignetste zur Gründung eines Klosters sei. Sein Oberhirte, voll Freude über diese Mitteilung, gab ihm die Versicherung, das Seinige nach Kräften zur Verwirklichung dieses gottseligen Vorhabens beizutragen. Dadurch angespornt, eilte der Heilige zu seinen Genossen nach Hersfeld zurück, und setzte sie davon in Kenntnis, aber zu seinem großen Schmerze fand er sie nicht geneigt, auf seine Absicht einzugehen; ja er mußte sogar den Kummer erfahren, daß sie sich von ihm trennten und an einen andern Ort Namens Chrichlar zogen. Unterdessen hatte sich der heilige Bonifacius zu Karlmann, dem Könige der Franken, begeben, dem der Ort, auf welchem der hl. Mann die fromme Pflanzstätte gründen wollte, gehörte; er bat ihn um die Abtretung desselben für das gottselige Vorhaben. Ohne Anstand gewährte Karlmann seine Bitte, und schenkte ihm sogleich eine Strecke von 4000 Schritten. Dem Beispiele des Königs folgte der dort begüterte Adel, und machte reiche Schenkungen. Sobald die erforderlichen Urkunden gehörig ausgestattet waren, begab sich Sturmius nach Chrichlar und bewog sieben seiner früheren Genossen, mit ihm zu gehen, und kam im Jahr 744 an den Ort, wo nachher das berühmte Kloster Fulda sich erhob.

Unter Psalmengesang, Gebet, Wachen und Fasten begannen die Einsiedler ihr heiliges Werk. Rüstig legten sie Hand an, fällten die Bäume und säuberten den Platz vom Gesträuche. So brachten sie zwei Monate zu, da erschien der heilige Bonifacius im Geleite einer großen Zahl apostolischer Gehilfen an dem Orte, und Freudenthränen entstürzten seinen Augen, daß einer seiner innigsten Wünsche zur Verherrlichung der Ehre Gottes verwirklicht wurde. Rührend war sein herzliches Dankgebet zu Gott für den verliehenen Beistand und sein Flehen um seine fernere Hilfe. Abgeschieden von Allem, verweilte Bonifacius einige Zeit auf einer nahe gelegenen Anhöhe und brachte diese Zeit bis zu seinem Abzuge in gottseligen Betrachtungen hin. Mit Eifer leitete der heilige Sturmius den Bau des Klosters, der rasch betrieben wurde, und ehe er sich noch seiner Vollendung näherte, meldeten sich schon von vielen Seiten Männer, die in dem Kloster unter strengen Bußwerken ihr Leben dem Herrn weihen wollten.

Als nach Ablauf eines Jahres der hl. Bonifacius wiederum erschien, erklärte er der neuen Ordensgemeinde die heiligen Schriften, gab ihr weise Verhaltungsregeln und zur Aufrechterhaltung der Zucht und Gottseligkeit wies er sie zum strengen Fasten, zur Enthaltung von Wein und anderen starken Getränken an. Die letztere Anordnung aber erlitt später wegen der Kranken und Schwachen einige Abänderung. Die Leitung der neuen Genossenschaft übertrug er dem heiligen Sturmius. Von dieser Zeit an faßte der heilige Apostel eine Vorliebe zu diesem Kloster, denn alle die Zeit, die er seiner Erholung von seinen Apostelreisen widmete, brachte er meistenteils in diesem Kloster in Gebet und im Forschen in der heiligen Schrift zu. Von der immer mehr zunehmenden Anzahl der Mitglieder wurde endlich der Wunsch geäußert, die Genossenschaft nach der Regel des heiligen Benediktus einzurichten. Auf ihre Bitte unternahm Sturmius in Begleitung zweier Brüder die Reise nach Italien, im Jahr 748, um die berühmtesten Klöster, unter andern Monte Cassino, zu besuchen und sich mit dem Geiste dieses heiligen Ordens, den er in seine Genossenschaft verpflanzen wollte, bekannt zu machen. Wie eine fleißige Biene sammelte er die Tugendbeispiele der heiligsten Mönche, und kehrte nach zwei Jahren mit reicher Ausbeute von Lehren und Mustern nach Fulda zurück. Die zweijährigen, unausgesetzten Anstrengungen der Reisen und Arbeiten hatten seine Körperkräfte angegriffen, er fühlte die herannahende Krankheit, und je mehr er eilte, desto mehr beschleunigte er eben dadurch den Ausbruch der Krankheit, die ihn im Kloster Kitzingen überraschte und vier Wochen an's Krankenbett fesselte. Kaum hatte er einigermaßen seine Gesundheit wiedererlangt, so begab er sich vor allem zu seinem Meister und Lehrer, der damals sich in Thüringen befand und teilte ihm seine gemachten Erfahrungen mit. Dieser entließ seinen eifrigen Jünger mit den schönen Worten: „So gehe hin und befestige nach Kräften das neue Kloster Fulda auf den Grundstein der Lebensweise jener Mönche, die du gesehen und kennen gelernt hast." Mit Freuden begrüßten ihn die Seinigen, die an ihm das treue Abbild aller Tugenden, deren Augenzeuge er in Italien gewesen war, erblickten. Von jetzt an trat er nach der Anordnung des hl. Bonifacius als Abt an die Spitze der neuen Ordensgesellschaft und leuchtete seinen Untergebenen als Muster in allen Tugenden voran.

Der Ruf der Mönche von Fulda fing an, sich weithin zu verbreiten; aus allen Gegenden strömten heilige und gelehrte Männer herbei, um sich in diese Genossenschaft aufnehmen zu lassen, welche die strenge Abtötung, die liebevolle Eintracht und der heilige Wetteifer dieser Ordensmänner dieses Kloster als Zufluchtsort aus dem Getümmel der Welt erwünscht gemacht hatten. Auch dem größten der damals lebenden Männer, dem heiligen Apostel Bonifacius diente das Kloster zu seiner Zufluchtsstätte, aber nur als Ruheort von den Leiden und Mühen dieses Erdenlebens, als er bald darauf mit der Märtyrerkrone geschmückt von Gott aus diesem irdischen Kampfe abgerufen wurde; denn er wurde nach seinem früher oft geäußerten Wunsche in Fulda beigesetzt.

Kaum hatte dieser wahre Gottesmann, der Schutz und Schirm des hl. Sturmius, die Augen geschlossen, als über Sturmius schwere Prüfungen und Verfolgungen durch Gottes Zulassung hereinbrachen, aber nur damit aus ihnen seine Tugenden desto leuchtender hervorgehen, und er sich als echter Jünger unseres hl. Erlösers bewähren sollte. Verleumderische Zungen dreier falscher Ordensbrüder aus demselben Kloster schwärzten den heiligen Mann bei dem heil. Lullus, dem Erzbischofe von Mainz an, er gehe mit verräterischen Beschuldigungen gegen Pipin um. Der Erzbischof, durch die scheinheilige Frömmigkeit der Mönche getäuscht, schenkte ihnen Glauben; und der Heilige mußte am Hofe erscheinen, um sich zu rechtfertigen. Er erschien, aber anstatt sich vor dem Könige zu verteidigen, was ihm leicht gewesen wäre, hob er nur den Finger zum Himmel und sagte: „Dort oben ist mein Zeuge, der mein Herz erforscht und kennt; der Herr ist mein Helfer und Beistand, er läßt mich nicht zu Schanden werden.“ Doch diese Beteuerung schützte ihn, dessen tugendhafte Handlungen allgemein bekannt und vor aller Augen offen dalagen, nicht gegen den Rat der Bösen, er wurde in die Abtei Jumieges verbannt. Die Ehrerbietung aber und Hochachtung, mit der er in diesem Kloster von dem Abte und den Mönchen aufgenommen wurde, bewies nur zu deutlich, wie sehr die Menschen von seiner Unschuld überzeugt waren.

Groß dagegen war der Schmerz und die Betrübnis der übrigen Mönche zu Fulda, als sie die Verbannung ihres geistlichen Führers und Vaters erfuhren. Sie wollten alle Mittel anwenden, um ihn sich zu erhalten, und selbst vor dem Könige dessen Unschuld beweisen; der Rat der Weisesten siegte Anfangs, durch Fasten und Gebet den Beistand des mächtigsten Helfers anzuflehen, um die Unschuld des Heiligen an den Tag zu bringen. Wie aber Lullus ihnen einen andern Vorstand aufdringen wollte, ward dieser einstimmig von den Mönchen verworfen, und ihre Aufregung stieg so sehr, daß sie selbst vor den Thron Pipins dringen wollten, um von ihm ihren Abt zurückzufordern. Gab es ein schöneres Zeugnis von der Unschuld des heiligen Mannes, als die Liebe und Anhänglichkeit dieser seiner Untergebenen? Diese Aufregung beschwichtigte der Erzbischof durch das Zugeständnis, sich aus ihrer Mitte einen Vorsteher wählen zu dürfen. Die Wahl fiel einstimmig auf Preszold, einen Zögling des heil. Sturmius, den er wie seinen Sohn liebte. Dieser ächte Gottesdiener gieng ernstlich mit dem Gedanken um, die Aufhebung der Verbannung, in der sein geliebter Lehrer schmachtete, zu bewirken. Aber Gott verläßt die Seinigen nicht. Wie Pipin vernahm, daß alle benachbarten Klöster ihre Gebete mit den Mönchen Fuldas vereinigten und den Herrn um die Wiederherstellung ihres geistlichen Vaters baten, ließ er den hl. Sturmius an seinen Hof kommen und nahm ihn unter seine Hauskapläne auf, bis er weiters über ihn verfügen würde.

Als der König eines Morgens auf die Jagd gehen wollte und nach seiner Gewohnheit die Kirche besuchte, traf er in der Kapelle mit dem heil. Sturmius zusammen. Begierig ergriff der König die Gelegenheit, ihn um den Grund zu befragen, was seine Mönche zu der Anklage veranlaßt habe, durch welche er gegen ihn so aufgebracht worden sei. Mit Demut und Bescheidenheit erwiderte der Heilige, das ruhige Antlitz zum König erhebend: „Ich bin zwar ein sündiger Mensch, o König, aber ich bin mir nicht im geringsten bewußt, etwas gegen dich gedacht, geschweige gethan zu haben.“ Der König, über diese mit Ruhe gesprochenen Worte betroffen, erwiderte: „Solltest du auch gegen mich feindlich gedacht oder gehandelt haben, so verzeihe es dir Gott, und ich vergesse es von Herzen. Niemals werde ich dir ferner meine Gnade und Freundschaft entziehen.“ Diese Worte waren offenbar eine Wirkung seiner vollkommenen Ueberzeugung von der Unschuld des heiligen Mannes, dem er das angethane Unrecht wieder zu vergüten suchte. Sobald die Mönche Fuldas und der übrigen Klöster in Buchonien diesen Vorgang vernommen hatten, baten sie durch Absendung einiger frommer Männer den König um Wiedereinsetzung ihres geliebten Lehrers in seine vorige Würde. Mit Freuden gieng der König auf ihre Bitte ein und bestätigte zugleich die vom Papste Zacharias dem Kloster verliehenen Vorrechte im Jahre 758. Und wie war der Empfang des heiligen Mannes? Kaum verbreitete sich die Nachricht von dem Anzuge des heiligen Sturmius, so zogen ihm seine Mönche in einer Prozession mit dem goldenen Kreuze und den Reliquien, die er dem Kloster geschenkt hatte, entgegen, und holten ihn unter lauten Freudenbezeugungen ein. Von allen Seiten strömten Weltliche und Geistliche der benachbarten Klöster, Freie und Hörige herbei, um dem Dulder durch ihre hohe Verehrung, ihre Freudenthränen und ihre Dankgebete ihre Ehrfurcht zu beweisen. Groß war die Zahl der Armen, der Bedrängten, der Notleidenden, die an ihm ihren Vater, Tröster, Ernährer und Erhalter verloren hatten, und die dem Herrn mit lauten, herzlichen Worten für die Rückkehr ihres Vaters ihren tiefgefühlten Dank aussprachen. Wie gerührt war das Herz des heiligen Mannes bei der Darlegung so vieler Liebe und Anhänglichkeit! Sein von Thränen umflorter, zum Himmel gerichteter stummer Blick sprach die Gesinnung seines Innern und das stille Gelübde aus, Alles zur Ehre Gottes und zum Wohle seiner Mitmenschen nach seinen schwachen Kräften zu thun. Kaum hatte sein frommer Schüler Preszold den Stab in die Hände des Heiligen gelegt, so stellte er mit raschem Eifer einige eingeschlichene Mißbräuche ab, die sein scharfer Blick auf der Stelle erkannt hatte, brachte die Angelegenheit des Klosters in die schönste Ordnung und milderte einige zu strenge Punkte der bisherigen Regel, um ihr festern Bestand zu geben.

Schwer war die Bürde des Amtes, dem der heilige Sturmius vorstand, noch schwerer wurde sie, als

die Zahl der Ordensbrüder auf 400 stieg, ohne die Diener dazu zu rechnen; die Einkünfte des Klosters standen mit den Ausgaben in keinem Verhältnisse mehr, und der Gedanke, so vielen Armen nicht mehr nach Wunsch helfen zu können, beunruhigte anfangs den heiligen Abt. Doch sein Vertrauen auf Gottes Beistand bewährte sich auch hier im schönsten Lichte. Kaum hatte König Pipin, und später Karl der Große, sein Sohn, von diesem Bedrängnisse Nachricht erhalten, als sie das Kloster mit neuen Schenkungen, besonders Grundstücken versahen und dieser Not abhalfen, um dadurch ihre Anerkennung der hohen Verdienste des heiligen Abtes zu beweisen. Die Thätigkeit desselben beschränkte sich aber in der Folge nicht blos auf die Angelegenheiten seines Klosters. Da er das Zutrauen Karls des Großen in hohem Grade gewonnen hatte, wurde er von diesem mit einem wichtigen Geschäfte an Tassilo, Herzog von Bayern, beauftragt, dessen er sich zur Zufriedenheit seines Herrn entledigte. Während dieser Zeit waren die furchtbaren Kriege gegen die heidnischen Sachsen entbrannt, an deren Bekehrung auch der heilige Abt mit christlichem Eifer arbeitete. In Begleitung einiger Priester seines Kloster begab er sich in das ihm nahe gelegene Gebiet der heidnischen Sachsen, predigte mit seiner gewohnten überzeugenden Beredtsamkeit die Lehre Christi und seine eindringlichen Vorträge brachten auf die rauhen Gemüter eine solche Wirkung hervor, daß er in den Jahren 776 und 777 eine große Menge dieser, dem Götzendienst noch anhangenden Völker dem Christentume gewann und sie zur Zerstörung ihrer Tempel und Vernichtung ihrer heiligen Wälder bewog. Furchtbar war die Wut der andern hartnäckigen Heiden; mit Gewalt brachten sie einen Teil der Neubekehrten zum Abfalle, drangen unter schrecklichen Zerstörungen bis an den Rhein, und schlugen auf ihrer Rückkehr unweit Fulda ihr Lager auf, mit dem festen Vorsatze, das Kloster zu zerstören und die Mönche zu ermorden. Zum Glück hielt der heilige Abt noch zeitig Nachricht davon. Eilig schickte er die Mönche mit dem Leichname des heiligen Bonifacius nach Hammelburg, während er selbst den Heiden entgegengehen und sie von ihrem Vorhaben abzubringen suchen wollte. Vier Tagreisen hatten die Mönche zurückgelegt, als sie, durch einen nachgeschickten Boten von dem Abzuge der Feinde in Kenntnis gesetzt, wieder der Heimat zuzogen, und freudig von den Zurückgebliebenen empfangen wurden.

Dies geschah im Jahr 778.

Aufs Neue ergieng an den heiligen Mann von Karl die Bitte, den Sachsen noch einmal das Evangelium zu verkündigen, denn er war fest überzeugt, daß die eindringliche Sprache, das milde und ruhige Benehmen unseres Heiligen auf die Gemüter der Heiden einen größern Einfluß ausüben würden, als seine Waffen bisher hatten erzwingen können. Trotz der Gebrechlichkeit des Körpers, jedoch voll jugendlichen Feuers und Eifers, im Dienste Gottes thätig zu sein, begab sich der Heilige dem Wunsche Karls gemäß nach Heersburg, um mit ihm dort zusammenzutreffen. Hier wurde er von einer Krankheit überfallen, die ihn nötigte, in Begleitung des königlichen Arztes nach seinem Kloster zurückzukehren. Keine Arznei wirkte mehr, und der Heilige fühlte das Herannahen des Todes. Sogleich ließ er die ganze Genossenschaft um sich her versammeln, gab ihr eine väterliche Ermahnung und bat sie, wenn er ihnen je durch ein Beispiel von seiner Seite Anstoß sollte gegeben haben, um Verzeihung, sowie er allen seinen Beleidigern aus Herzensgrund vergebe. Die ganze Genossenschaft war aufs innigste gerührt, und Thränen glänzten in vieler Augen, niedergebeugt durch den Verlust eines Mannes, den sie nur als den liebevollsten Vater und treusten Pfleger ihrer Angelegenheiten und als den wahrsten Jünger des Heilandes in allen seinen Handlungen kennen gelernt hatten. Voll tiefen Kummers sagte deshalb einer der Umstehenden: „Vater, keinen Augenblick zweifeln wir, daß du hingehest zum Herrn, das ewige Leben als den Lohn deiner Mühen zu erhalten. Bei deiner väterlichen Liebe bitten wir dich, daß du unser gedenkest und dort Fürsprache für deine Jünger einlegest, die das größte Vertrauen auf dein Gebet setzen." Sterbend wendete sich der Heilige zu seinen Brüdern mit den Worten: „Haltet fest an dem, was gut und recht ist, wie es sich für euch geziemt, und euer Wandel vor dem Herrn mache euch würdig, daß ich mit Nutzen für euch bete, dann wird euer Verlangen erfüllt werden." Kaum hatte er dieses gesprochen, als seine Seele den himmlischen Gefilden zueilte, um in Gemeinschaft der Seligen ewige Freuden zu genießen.

Seine Heiligsprechung erfolgte erst durch Papst Innocenz II. im Jahre 1139, welcher am 19. April dieses Jahres das darauf bezügliche Breve an den Abt Conrad von Fulda schickte. Sein Fest wurde aber erst 300 Jahre später eingeführt, als der Bischof Johannes von Würzburg im Jahre 1439 den Beschluß des Papstes Innocenz feierlich bekannt machte, und den Todestag des Heiligen in seiner Diözese und in allen von Fulda abhängigen Gemeinden zu begehen befahl. Die Gebeine des Heiligen wurden zu Fulda aufbewahrt.

Leiden und Kämpfe sind dem Menschen auf Erden zugewiesen, die, wenn sie unverschuldet eintreten, ja nicht als Strafen von Gott zu betrachten sind. Nur durch Leiden, nur durch Kämpfe wird die christliche Tugend erprobt und bewährt erfunden. Je mehr der Christ zu kämpfen und zu leiden hat, desto größer sei sein Vertrauen auf des Allmächtigen Beistand; durch keine Fallstricke der Feinde lasse er sich von dem Wege der Tugend auch nur einen Finger breit abwendig machen; keine Verleumdung beuge ihn nieder, kein Spott, kein Hohn, keine Geringschätzung lasse ihn vergessen, an dem festzuhalten, was recht, was gut, was wahr und Gott angenehm ist. Es kommt die Zeit, wo seine Tugend in ihrem Glanze dasteht, und seine Widersacher mit Knirschen zu Schanden werden. Alle die heiligen Männer,

deren Leben wir in diesem Buche lesen, haben nur durch Kämpfe und Leiden das errungen, daß sie uns als Muster der Frömmigkeit, des Gottvertrauens, der Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Glaubens, der Ausdauer auf dem Wege zur Tugend, der Verachtung der zeitlichen und des Sterbens nach den ewigen Gütern in den mannigfachen Lagen ihres Lebens dargestellt werden, damit wir, Hohe und Niedere, durch ihr Beispiel zur Nachahmung angefeuert in ihre Fußstapfen treten, und nach Kräften das zu erringen suchen, was sie errungen haben Wohl dem, der dieser Aufforderung Gehör schenkt!

18. Dezember.

Der heilige Wunibald,

Abt.

Jahr 760.

Wunibald der Heilige, Sohn Richards, Fürsten der Angelsachsen, wurde i. J. 701 geboren. Sein Bruder war der heilige Willibald und seine Schwester die heilige Walburga. Er wurde von seinen Eltern gottselig erzogen, und schon in früher Jugend zeigte er eine große Neigung zum einsamen Leben, das in ihm allmählich den Entschluß zur Reife brachte, sich dem klösterlichen Stande zu widmen. Als sein Vater eine Wallfahrt nach Rom machen wollte, nahm er seine beiden Söhne mit. In Harwich sich einschiffend, setzte er nach Frankreich über, durchreiste dasselbe und kam bis nach Lucca in Italien. Daselbst fiel er in eine tötliche Krankheit und starb im Jahre 722. Nach der Beisetzung ihres Vaters in der Kirche des heiligen Frigidian setzten beide Brüder ihre Reise nach Rom fort. Doch die drückende Hitze Italiens wirkte nachteilig auf ihre Gesundheit und beide waren eine Zeit lang ans Krankenlager gefesselt. Willibald, der eine stärkere Leibesbeschaffenheit besaß, erholte sich bald und beschloß, eine Reise ins gelobte Land zu unternehmen, der jüngere Bruder mußte aber bei seinem schwächlichen Körperbau in Rom zurückbleiben und trat seinem längst gehegten Wunsche gemäß in ein Kloster, sobald er seine völlige Gesundheit wiedererlangt hatte. Herzlich war der Abschied der sich zärtlich liebenden Brüder. Nach seinem Eintritte in das Kloster warf sich Wunibald mit großem Eifer auf das Studium der Heilswissenschaften und widmete sich mit ganzer Seele den Uebungen der Gottseligkeit. Sein Geist war helle und unbefangen und sein Gemüt rein und noch durch keine Leidenschaften getrübt, und deshalb machte er auch in seinen Studien rasche und bedeutende Fortschritte. Im Umgange war er gegen seine Mitgenossen liebreich und dienstgefällig, und trotz seiner großen Kenntnisse, die er sich erwarb, äußerst bescheiden und anspruchslos, daher darf es Niemanden wundern, daß er sich während seines Aufenthaltes im Kloster die Liebe und Achtung seiner Mitbrüder errang und behielt. Sieben Jahre hatte er mit gleichem Eifer und Erfolge seine Studien betrieben. Hierauf ließ er sich die Clericaltonsur erteilen und unternahm, von dem innigen Wunsche beseelt, seine Anverwandten zum gleichen Streben für ihr Seelenheil zu gewinnen, eine Reise in sein Vaterland. Sein frommes Vorhaben wurde mit dem besten Erfolge gekrönt. Auf alle, zu denen er sprach, machte die Kraft und der Zauber seiner Darstellung einen solchen Eindruck, daß in ihren Herzen der Eifer für ihr geistiges Wohl erregt und belebt wurde, ja, daß manche dem Dienste der Welt ganz entsagten, um sich ungestört dem Dienste des Herrn widmen zu können. In Begleitung mehrerer Verwandten und Freunde, welche er zu dieser Wallfahrt bewogen hatte, kehrte er nach Rom zurück.

Während seiner zweiten Anwesenheit in Rom kam auch der heilige Bonifacius, der Apostel der Deutschen im Jahre 728 dahin und wurde durch den großen Ruhm, den sich Wunibald durch seine Weisheit und Gelehrsamkeit erworben hatte, auf diesen jungen Mann aufmerksam gemacht. Schon durch Verwandschaft dem hl. Wunibald nahe gestellt, drang er in ihn, sein Begleiter nach Deutschland und auf seinen apostolischen Reisen zu werden, um in seiner Gemeinschaft an dem geistigen Wohl der Bewohner dieses Landes zu arbeiten. Gern und willig folgte Wunibald dieser Aufforderung, welche seiner eigenen Neigung so sehr entsprach. Ungesäumt brachte er seine Angelegenheit in Ordnung, nahm Abschied

von den zurückbleibenden Verwandten und Freunden und reiste mit dem heiligen Bonifacius nach Deutschland. Sobald sie in Thüringen angelangt waren, erteilte ihm Bonifacius die Priesterweihe und übergab seiner geistlichen Obhut sieben Kirchen. Mit segensreichem Erfolge verkündigte Wunibald als ächter Jünger seines hohen Meisters das Evangelium und bethätigte seine Lehren auch durch einen tadellosen Wandel.

Nach Verfluß einiger Jahre zog er, von apostolischem Eifer wie sein Meister getrieben, nach Bayern und wurde selbst vom Herzog Utilo freundlich aufgenommen und in seiner geistlichen Thätigkeit aufs wirksamste unterstützt. Drei Jahre arbeitete er mit rastlosem Eifer an der Verbesserung der Sitten bei Hohen und Niedern, bei Geistlichen und Laien, und wirkte dadurch sichtlich auf kräftigere Belebung des Glaubens ein, dessen Befestigung er durch sein eigenes erhabenes Beispiel im Handeln und Wandeln bestärkte. Auf den Ruf des heiligen Bonifacius verfügte er sich wieder nach Mainz, um auch hier zu wirken und den rauhen Boden für die Früchte des Glaubens rastlos zu bearbeiten, denn das zu bearbeitende Feld war von ungeheurem Umfange und die Zahl der Arbeiter noch klein, und überall stießen diese auf Hindernisse, die nur der vor keiner Mühe zurückschreckende Mut dieser Gottesmänner zu beseitigen verstand. Wunibalds glühender Eifer in Verbreitung der christlichen Lehre, seine nie zu ermüdende Geduld in Belehrung der Heiden und Halbgläubigen, seine sich gleichbleibende Sanftmut in Zurechtweisung der Irrenden und Flehenden, seine tiefe Demut und die zur Schau getragene Gottesfurcht verschaffte ihm eine allgemeine hohe Verehrung und Liebe, und dadurch seinen Vorträgen Eingang und Ueberzeugung in den Gemütern seiner Zuhörer.

Da wie gesagt der heilige Wunibald von schwächlichem Körperbaue war, und gegen sich selbst große Strenge übte, indem er nur sparsam geringe Nahrung zu sich nahm, und jedes starken Getränkes sich enthielt, so versagten die geschwächten Körperkräfte dem feurigsten Geiste allmählich die Dienste. Diese zunehmende Abnahme seiner Körperkräfte brachte wohl den Entschluß in ihm zur Reife, sich wieder in klösterliche Einsamkeit zurückzuziehen. Um seinen Vorsatz auszuführen, war er vornehmlich darauf bedacht, einen Ort auszusuchen, der dem Weinbaue nicht günstig war, weil er dieses Getränk für diejenigen höchst nachteilig hielt, die in der Einsamkeit sich dem Dienste des Herrn widmen wollten. In dieser Absicht begab er sich zu seinem Bruder Willibald, der inzwischen Bischof von Eichstädt geworden war, um sich mit ihm über einen für seine Zwecke tauglichen Ort zu beraten, an dem er ein Kloster zu gründen beabsichtigte. Herzog Uto, von seinem Vorhaben benachrichtigt, erteilte alsbald seine Genehmigung und bedachte ihn überdies mit einem reichlichen Geschenke, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, sogleich mit dem Baue des Klosters zu beginnen, von dem er sich besonders unter der Leitung eines so heiligen Mannes für das Wohl der Umwohner die schönsten Früchte versprach. Die Wahl der Brüder fiel auf die Wildnis Heidenheim genannt. Wunibald kaufte Grund und Boden, ließ die Bäume fällen und den Boden urbar machen und für sich und seine Genossen einige Zellen erbauen und den Grund zu einem Kloster legen. Unter seiner eifrigen Leitung stiegen bald Mauern empor, und in kurzer Zeit stand das Kloster vollendet da. Bald sammelte sich in seinen Mauern eine Anzahl frommer Männer, die der Welt und ihrem Getümmel entsagend, sich mit Freuden an Wunibald anschlossen. Auf diese Weise wurde das Klosterleben in dieser Gegend begründet. Dies geschah im Jahre 750. Die Anwohner bedachten dieses Haus mit reichlichen Schenkungen, und so wuchsen die zeitlichen Güter gedeihlich an. Sie wurden aber blos als Erbteil der Armen und Notleidenden betrachtet und als Gottesschatz angesehen und zu diesem Zwecke meistenteils treulich verwendet. Dieses Gott wohlgefällige Werk gedieh zum Segen der ganzen Umgegend und zur schönsten Blüte des Klosters. In der Folge erbaute Wunibald in der Nachbarschaft ein zweites Kloster, dessen Leitung er seiner Schwester Walburga übergab.

Der heilige Wunibald hatte sich auch hier trotz seiner schwächlichen Gesundheit eine große Aufgabe gestellt. Sein Wirken beschränkte sich nämlich nicht bloß auf die Leitung seiner Klostergemeinde, die er nach der Regel des heiligen Benedikt mehr durch sein eigenes vorleuchtendes Beispiel als durch Vorschriften regierte, sondern er arbeitete auch mit unermüdlicher Thätigkeit an der Bekehrung der Heiden, die, noch in großer Zahl vorhanden, mehr als einmal sein Leben bedrohten. Aber weder Lebensgefahren noch Drohungen konnten das apostolische Wirken des heiligen Mannes hemmen, noch seinen Eifer lähmen. Mit standhaftem Mute und unerschütterlichem Vertrauen auf Gottes Vorsicht und Beistand vernichtete er alle Anschläge des Gottlosen, und in feuriger Rede ermahnte er das Volk zum Guten und zur Verabscheuung des Bösen; bat es dringend, sich von dem Gottlosen fern zu halten und sich durch keine Arglist derselben irre führen zu lassen. In seiner Genossenschaft rührte er den Geist des Gebets der Demut und Abtötung, und paßte seine Lehren dem Begriffsvermögen eines jeden seiner Untergebenen an. Die Schwachen munterte er auf, auf dem betretenen Wege fortzuwandeln, um ihren vollkommnen Brüdern ähnlich zu werden, und diese hielt er fest auf dem sichern Pfade, den sie eingeschlagen hatten, indem er ihnen selbst immer in Ausübung der Tugenden voranging, die er andern eindringlich empfahl.

Trefflich und wahrhaft zur Erbauung der Gläubigen schildert diesen Gottesmann dessen Lebensbeschreiberin, eine gottselige Nonne, mit folgenden Worten: „Der Mann Gottes ließ sich weder durch die Drohungen der Bösen, noch durch die Heuchelei der Schmeichler berücken und von der betretenen Bahn ableiten. Unerschütterlich

und stark im Glauben hörte er niemals auf, durch seine Unterweisungen das Volk von der Versunkenheit des Götzendienstes abzuwenden. Weit und breit auf diese Weise die geheiligten Lehren unter die Völker aussäend, führte er Gott eine große Menge zu, und nach dem köstlichen Worte unseres Erlösers war er das lebendige Bild von jener Schlangenklugheit und Taubeneinfalt, mit denen er in kräftiger Strafrede die verderblichen Handlungen der Verführer züchtigte, sie verweisend belehrte und überzeugend wieder besänftigte. Gegen die grimmigen Anfälle des bösen Feindes bewaffnete er sich mit dem Schilde des Glaubens und dem Panzer der Gerechtigkeit, mit der Lanze des göttlichen Wortes und mit dem Schwerte der Abtötung, mit dem Helme der Enthaltsamkeit, und gegen alle Kunstgriffe des Satans kämpfte er unermüdlich mit den Pfeilen der christlichen Tugend. Die Einfalt der Taube besaß er in dem Grade, daß er seinen glühenden Eifer stets durch die süßeste Milde zu mäßigen verstand. Tief erfassend die Worte der Schrift, daß die Vorträge der Lehrer nach der Verstandeskraft der Zuhörer eingerichtet werden sollen, wurde er Allen Alles: mitleidig gegen die Bedrängten, brüderlich wohlthuend den Armen, und Alle auf die Bahn der Tugend führend, die durch die sanfte Stimme seiner Frömmigkeit sich angezogen fühlten, weil nur derjenige, den man liebt, ein offenes Ohr und willige Herzen findet.

Der heilige Wunibald legt den Grund zu einem Kloster.

Die unausgesetzten Anstrengungen, Abtötungen, Fasten und Wachen untergruben nach und nach seine ohnehin schwächliche Gesundheit und führten eine Entkräftung herbei, die in ihm eine Ahnung von seinem herannahenden Lebensende erweckte. Obwohl schwach, unternahm er eine Reise nach Würzburg zum Bischofe Maingut, wo er sich drei Tage aufhielt; von da begab er sich nach Fulda, um das Grab seines Meisters, des heiligen Bonifacius, zu besuchen; hier fesselte ihn eine Krankheit an sein Lager. Sobald nach Verfluß von drei Wochen seine Gesundheit einigermaßen hergestellt war, kehrte er zu den Seinigen zurück, die ihren geliebten Lehrer mit Freuden empfingen.

Von dieser Zeit an nahmen seine Kräfte so sichtlich ab, daß er nicht mehr im Stande war, das heilige Meßopfer in der Kirche selbst darzubringen, sondern die heilige Handlung in seinem Zimmer verrichten mußte. Ebenso entsagte er seinem sehnlichen Wunsche, noch eine Wallfahrt zum Grabe des heiligen Benediktus zu unternehmen, durch die innigen Bitten seiner Mönche gerührt, die seinen unfehlbaren Tod auf dieser Reise voraussahen. Vor seinem Tode wünschte er noch einmal seinen Bruder Willibald zu sehen und zu sprechen, der ohne Zögern auf den Ruf seines sterbenden Bruders herbeieilte, und den ganzen Tag mit ihm in gottseligen Unterredungen zubrachte. Am folgenden Nachmittage versammelte er alle seine Mitbrüder um sein Bette, ermahnte sie in einer rührenden Anrede zu gegenseitiger Liebe und Eintracht, zur Festhaltung an der reinen Lehre Christi und zur pünktlichen Erfüllung ihres Gelübdes und der Satzungen des Ordens. „Euer Wandel und Thun," sprach er noch mit lauter, kräftiger Stimme, „sei stets offen vor dem Herrn und den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen." Milde blickte er seine Genossen ringsum an, bat sie um Verzeihung, wenn er je einen beleidigt habe, sowie er allen seinen Beleidigern verzeihe; und dann den schon verklärten Blick nach oben richtend, rief er noch: „Herr! in deine Hände empfehle ich meinen Geist!" und entschlief selig in Gott in seinem sechzigsten Jahre am 18. Dezember 760, nachdem er zehn Jahre die Würde eines Abtes bekleidet hatte. Unzählig waren die Thränen, die um den frommen Diener Gottes flossen. Seine Mitbrüder trugen den entseelten Leichnam in die Kirche und erwiesen ihm die ganze Nacht durch Gebet und Psalmengesang die letzte Ehre. Am andern Tage wurde seine Leiche in dem Grabe in der Kirche beigesetzt, das er sich einige Jahre früher hatte bereiten lassen.

Sechzehn Jahre nach Wunibalds Tode ließ sein Bruder, der Bischof Willibald, dessen noch unversehrt gebliebenen Leib erheben und in einen reich mit Gold und Silber geschmückten Sarg legen. Im zwölften Jahrhundert wurde die Kirche durch einen Brand zerstört, doch die Gebeine des Heiligen gerettet, die

Kirche aber durch den Abt Adalbertus wieder hergestellt. In dem Leben des hl. Gregorius von Utrecht, das den hl. Ludger zum Verfasser hat, liest man die Worte: Mein Lehrer Gregor hatte Wunibald überaus lieb, und die glänzenden Wunder, die er nach seinem Tode gewirkt hatte, sind ein Beweis, daß er in die Herrlichkeit aufgenommen worden ist. Durch diese Wunder offenbarte Gott die Heiligkeit seines Knechtes Wunibald, und dadurch wurde seine Verehrung eben so groß als allgemein. Dieses Leben ist ein Kampf, der siegreich bestanden, dem Kämpfer mit dem Tode den Anfang der verdienten Ruhe gewähren wird. Diese heiligen Männer, welche die christliche Lehre mit Aufopferung aller ihrer geistigen und körperlichen Kräfte unter unsern heidnischen Vorfahren verbreiteten, haben ihr ganzes Leben hindurch Leiden und Kämpfe bestanden und siegreich bis zum Tode gerungen. Sie verdienen unsere innigste Verehrung, denn durch ihren unermüdlichen Eifer, ihre Standhaftigkeit und Ausdauer, ihre herrlichen Tugenden, die auch dem rohesten Gemüthe Achtung abnöthigten, ihr williges Verzichten auf jeden Genuß des Lebens, ihre Entbehrungen, ihre Abtödtungen, ihre Gebete, Fasten und Wachen, haben sie den Götzendienst bezwungen, und die Seelen unserer heidnischen Vorfahren der Finsterniß entrissen und so ihnen und ihren Nachkommen durch die milden und sanften Lehren der christlichen Religion den Weg zu ihrem ewigen Seelenheile gebahnt.

19. Dezember.

Der heilige Nemesius,

Martyrer.

Drittes Jahrhundert.

Von dem Martyrthum des hl. Nemesius unter Kaiser Decius erzählt der hl. Dionisius, Erzbischof von Alexandrien, Folgendes: Nemesius war ein Eingeborner Egyptens und wurde zuerst und zwar ohne Grund angeklagt, daß er ein Genosse von Mördern sei und an ihren Mordthaten Theil genommen habe.

Nachdem er seine Unschuld hinsichtlich dieser angeschuldigten Verbrechen vor dem Richter bewiesen hatte, wurde er aufs Neue bei dem Richter angeklagt, daß er ein Anhänger der neuen Lehre sei, deren Bekenner sich Christen nennen. Er wurde deßhalb vorgefordert, und weil er sich als Christ bekannte, in Fesseln geworfen, und dem Statthalter von Alexandrien übergeben. Dieser, ein heftiger Gegner des Christenthums, ließ ihn zweimal gleich einem Mörder aufs Grausamste peinigen und martern, und ihn in Gemeinschaft mit solchen Uebelthätern den Feuertod erleiden. Seine Todesart verlieh ihm die Ehre, gleich wie Christus unter Mördern zu sterben.

Feuertod des heiligen Nemesius.

Der heilige Timotheus und seine Gattin, die heilige Maura.

Martyrer.

Jahr 305.

Der hl. Timotheus wurde in dem Flecken Perape in Aegypten von christlichen Eltern geboren, die ihn von Jugend auf durch Wort und Beispiel zur Gottesfurcht anleiteten. Rein und unschuldig flossen seine Knabenjahre dahin, und die hl. Lehren, welche seine frommen Eltern seinem zarten Herzen einzuprägen sich bemühten, faßten so tiefe Wurzeln in dem kindlichen Gemüthe, daß ihm der Glaube an Jesus und die Liebe zu ihm, seinem Erlöser und Heilande der köstlichste Schatz wurde. Sobald er im Stande war, die heiligen Schriften selbst zu lesen, waren sie seine tägliche Beschäftigung. Aber nicht für sich allein behielt er diese Schätze, sondern, wo sich ihm Gelegenheit bot, theilte er sie liebevoll allen denen seines Glaubens mit, die in seiner Nähe wohnten, und wirkte sichtbar auf die Befestigung ihres Bekenntnisses. Dadurch wurde der Bischof dieser Gegend auf ihn aufmerksam gemacht, und wählte ihn zum Lektor oder öffentlichen Vorleser der heiligen Bücher, ein Amt, das er mit der größten Freude ergriff, weil es ganz mit seinem innersten Wesen übereinstimmte. Sein tadelloser Lebenswandel diente seinen Glaubensgenossen zum Muster, und sein unermüdlicher Eifer, den er in Verbreitung der hl. Lehre Jesu an den

Tag legte, machte ihn den Heiden bekannt. In dieser Zeit hatte er sich mit einer 17jährigen christlichen Jungfrau, Namens Maura, vermählt, aber kurze Zeit nach ihrer Verheirathung trafen auch die grausamen Verfolgungsedikte des Kaisers Diocletian gegen die Christen in der Provinz ein, deren Vollziehung den Statthaltern aufs Schärfste anbefohlen wurde, weil nach dem Willen des Kaisers im ganzen römischen Reiche der christliche Namen vertilgt werden sollte. Deshalb ließ der Statthalter dieser Provinz den heiligen Timotheus, der ihm als einer der eifrigsten Christen angegeben wurde, vor sich kommen und verlangte von ihm, er solle Jesum Christum verläugnen und den Göttern opfern. Mit hohem Muthe wies Timotheus eine seiner innigsten Ueberzeugung so sehr widerstrebende Aufforderung entschieden zurück. Wie sodann der Statthalter auf die Auslieferung der hl. Bücher, welche sich in seiner Verwahrung befanden, drang, um sie zu verbrennen, erwiderte der Heilige voll Begeisterung: die hl. Bücher sind meine Kinder! Wer ist aber ein solcher Unmensch, der seine Kinder den Händen ihrer Mörder ausliefern wollte? Durch diese Antwort erbittert ließ der Richter ihm ein glühendes Eisen in die Ohren stoßen u. seine Augenlider versengen. Unerschüttert ertrug der hl. Timotheus die furchtbaren Schmerzen und pries und lobte mit lauter Stimme unter den schrecklichsten Qualen Gott den Herrn, der ihn gewürdigt habe, um seines Namens willen diese Marter zu erdulden. Voll Wuth über eine solche Standhaftigkeit ließ der Statthalter den Heiligen an einen Baumstamm mit einem gewichtigen Steine am Halse aufhängen und einen Knebel in den Mund stecken, um den aus dessen Munde hervorströmenden Lobpreisungen Gottes u. seines göttlichen Sohnes Einhalt zu thun. Während der standhafte Bekenner die qualvollen Martern erduldete, erfuhr der Statthalter, daß Timotheus erst seit einigen Wochen mit einer von ihm zärtlich geliebten Frau verehelicht sei. Alsbald benützte der grausame Mann diese Nachricht, um durch die Gattin auf die Sinnesänderung des Gatten zu wirken. Auf seinen Befehl mußte Maura vor ihm erscheinen. Bald mit einschmeichelnden Vorstellungen, bald mit Drohungen drang er in die junge Frau, ihren Gatten dahin zu vermögen, den Göttern, wenn auch nur zum Scheine, zu opfern. Brächte sie dieses zu Stande, so stellte er ihr die eigene und des Gatten Freiheit in Aussicht; würde sie sich aber weigern, dieses zu thun, so sollte sie mit ihrem Gatten sich zum grausamsten Tod bereit machen. Die zarte Frau, über diese Drohungen des Statthalters, sowie über die Leiden ihres geliebten Mannes aufs tiefste ergriffen und von Angst und Todesfurcht gequält, ließ sich bereden, das Ansinnen des Tyrannen zu erfüllen. Timotheus wurde von dem Baumstamm losgebunden und von dem Knebel befreit, um mit seiner Gattin reden zu können. Schrecken erfüllte aber den Heiligen, als er die von seiner Gattin unter strömenden Thränen vorgebrachten Zumuthungen vernahm. Mitleidig blickte er Anfangs auf ihre zarte Gestalt und er konnte sich die Angst vor den bevorstehenden Qualen wohl erklären. Dann sprach er voll heiliger Begeisterung und aufsteigender Entrüstung zu ihr: Wie, Maura, bist du eine Christin und die Frau eines Christen, oder bist du eine Ungläubige? Ist dieses die Sprache eines im christlichen Glauben erzogenen Weibes? Ist es nicht vielmehr deine Pflicht, als Christin mir zuzureden, im hl. Glauben muthig unter allen Leiden auszuharren bis ans Ende, und du willst mich zum Verrathe an Jesu bewegen? Von der Kraft dieser mit Begeisterung von ihrem Gatten ausgesprochenen Worte aufs tiefste erschüttert, warf sie sich ihm zu Füßen und verlangte unter Thränen von ihm zu wissen, was sie thun solle, um diese gegen den Heiland begangene Untreue abzubüßen. „Gib deine Sinnesänderung dem Statthalter zu erkennen u. dulde mit mir die Martern, die er für uns ausgesonnen haben mag," erwiderte ihr der Gatte. „Ach! Timotheus," rief die vor Angst bebende Frau, „ich bin noch so jung; kaum werde ich im Stande sein, die harten Qualen zu ertragen!" Aber voll hl. Eifers führte der Gatte ihr das Beispiel der Mutter mit den 7 Söhnen und der Jungfrauen Agnes und Cäcilia mit den Worten vor Augen: „Waren diese zarten Jungfrauen stärker als du? u. doch haben sie für Jesus ihr Blut dahingegeben! Wirst du dich weigern, ein Gleiches zu thun? wirst du nicht Stärke u. Kraft in diesem Kampfe von oben erhalten? Die Krone winkt, geliebtes Weib, dulde muthig und bald sind wir auf immer vereint." So sprach er u. schickte ein brünstiges Gebet für seine zagende Gattin um Kraft und Beistand nach dem Himmel. Während desselben fühlte Maura unerwartet jede Furcht u. Angst aus ihrem Herzen schwinden, und ein Verlangen in demselben erwachen, mit ihrem Gatten für Jesu zu sterben. Ohne Zögern eilte sie zu dem Statthalter u. erklärte ihm furchtlos, daß sie weder ihren Gatten zum Abfalle von dem hl. Glauben bewegen, noch sich selbst weigern werde, für diesen zu leiden u. zu sterben. Der Statthalter, erstaunt über diese Sinnesänderung

Der heilige Timotheus und die heilige Maura erleiden den Martertod.

der jungen Frau und getäuscht in seiner Erwartung, entbrannte vom heftigsten Zorne. Er überantwortete sie den Henkern und ließ sie aufs grausamste martern. Obwohl furchtbar verstümmelt, freute sich doch Maura, ihre frühere Schwäche abbüßen und ihre Seele von allen Sünden reinigen zu können. Endlich gab der Tyrann den Befehl, beide Ehegatten an das Kreuz zu schlagen, aber in der Stellung, daß beide, am Kreuze das Gesicht einander zugekehrt, ihre gegenseitigen Qualen mit ansehen sollten. Sie wurden schon zum Richtplatze geführt, da kam die Mutter der hl. Maura und suchte ihre Tochter durch Bitten und Thränen zu bewegen, sich dem Willen des Statthalters zu fügen und den Götzen zu opfern. Die hl. Blutzeugin aber antwortete ihr: „Alle Freuden und Herrlichkeiten dieser Welt vergehen gleich dem in den Lüften verschwindenden Rauche, die Belohnungen für die treuen Diener Gottes dauern ewig. Der größte Theil der Martern ist überstanden, geliebte Mutter, bald werde ich dort mit meinem Gatten vereinigt in Gemeinschaft mit allen Frommen und Seligen der ewigen Freude genießen."

Das Urtheil wurde nach dem Befehl des Statthalters vollzogen: die beiden Martyrer hingen am Kreuze unter furchtbarer Pein; aber anstatt Qualen über ihren gegenseitigen Anblick zu empfinden, wie der Tyrann gehofft hatte, ermunterten sie sich gegenseitig durch tröstende Worte, und als Schwäche und Schmerzen ihnen diese versagten, durch liebreiche Blicke zum standhaften Ausharren auf. So blieben sie am Kreuze hängen, bis sie, wie Jesus, das Haupt neigten und starben. Dieses geschah am 19. Dez. des Jahres 305.

Die Freuden und Herrlichkeiten dieser Welt vergehen wie der Rauch, aber die himmlischen dauern ewig, rief die hl. Maura ihrer weinenden Mutter zu. Ach! wie viele, die sich Christen nennen, gibt es nicht, welche um der zeitlichen Güter willen die ewigen vernachlässigen. Beachte, o christlicher Leser, diese Worte der heiligen Martyrin wohl, die lieber den schmerzvollsten Tod erduldete, als durch schimpflichen Widerruf die kurzdauernden Freuden dieses Lebens erlangen wollte! Um dieser zeitlichen Güter willen, die jedoch jeder bei seinem Sterben zurücklassen muß, haben schon Viele die ewigen verscherzt. Geiz und Habsucht, Geldstolz und die daraus entspringende Ehrsucht, Genußsucht und Verschwendung und andere mit diesen in Verbindung stehenden Laster und Leidenschaften erringen oft in den Gemüthern vieler Menschen eine unbegrenzte Herrschaft, welche auf eine lange Zeit den innern Warner, das Gewissen, betäubt. Welche Früchte bringen aber solche Güter, die auf Kosten der ewigen erkauft werden? Leider nur traurige! Wenn der Mensch bei seinem unausgesetzten Ringen nach den Gütern dieser Welt die Ausübung seiner christlichen Pflichten versäumt, wenn er mit Geringschätzung den Armen von seiner Thüre weist, den Nothleidenden zu unterstützen vergißt, den Nackten von seinem Ueberflusse nicht kleidet, den Hungrigen nicht speist, stolz auf seinen Reichthum den geringeren Mitbruder verachtet, ja selbst vielleicht aus Habsucht diesen sogar um sein Besitzthum auf ungerechte Weise zu bringen sucht, wie kann ein solcher Mensch, wenn der Tag des Gerichtes ihn überrascht, vor dem allerhöchsten Richter bestehen? Wie kann er Erbarmen von seinem Erlöser hoffen, da er selbst bis an sein Ende kein Erbarmen mit seinem Nebenmenschen gefühlt hat? Darum kehre Jeder bei Zeiten um von diesem Wege der Sünden, der nur zum Verderben führt, benütze die ihm noch gegebene Frist zur Besserung seines Lebens, und lasse keine Gelegenheit, Gutes zu thun, entschlüpfen; vergüte begangenes Unrecht nach Anweisung der Diener des Herrn und richte sein Leben nach den Vorschriften ein, die ihm aus dem Munde derselben zu seinem Heile mitgetheilt werden; dann wird sein Leben ruhig und sein Ende selig sein.

20. Dezember.

Der heilige Philogonus,

Bischof von Antiochien.

Jahr 324.

Die Rede, welche der hl. Johann Chrysostomus am jährlichen Gedächtnistage des hl. Philogonus hielt, erwähnt desselben mit großem Lobe. Philogonus war Anfangs ein Rechtsanwalt und trieb dieses Geschäft zu Antiochien mit Auszeichnung. Allgemein war er wegen seiner Beredtsamkeit und Geschäftskenntniß bewundert, aber noch größere Hochachtung erwarb er sich durch seine Gerechtigkeitsliebe und die Unbescholtenheit seines Lebenswandels. Bei seinem Handeln diente ihm die Forderung des Evangeliums als Richtschnur, von der er auch nicht einen Finger breit abwich. Heilig war ihm das Recht eines Jeden und er vertheidigte es ohne Ansehen der Person mit ebenso viel Muth als Gewandtheit. Er verabscheute alle arglistigen Ränke und Verdrehungen, und jeden Versuch der Bestechung wies er mit Unwillen zurück. Seine Unbestechlichkeit zeigte sich hauptsächlich darin, daß er nie die Vertheidigung einer ungerechten Sache übernahm, nie von der Wahrheit abging, immer die Sachen der Armen ohne Eigennutz und ohne allen Lohn für Kampf, Mühen und Arbeiten führte, und als Helfer und Beistand der bedrängten und unterdrückten Unschuld auftrat. Sein liebstes und Gott gewiß auch das angenehmste Geschäft war, wenn er streitende Parteien vereinigen, und durch freundliches Zureden und gründliches Auseinandersetzen der Nachtheile des Prozesses und der Vortheile der Vergleichung das Feuer der Zwietracht tilgen konnte. Aber wie sein öffentliches Leben Allen zum Muster diente, ebenso dienten seine ehelichen und häuslichen Verhältnisse Allen zur Er-

bauung. Aechte Gottesfurcht durchwehte seine und der Seinigen Seelen und erzeugte ein inniges Aneinanderschließen der ganzen Familie. Die gegenseitige herzliche Liebe und Achtung der Eltern, die hohe Ehrfurcht gegen den Erlöser und Heiland der Menschen, den durch Wort und That zu bekennen sich keines der Familienglieder scheute, hielten die geringste Mißstimmung aus ihrem Familienkreise fern, und übten einen wunderbaren Zauber auf ihre Umgebung aus, der auch an dem geringsten Diener sichtbar war. Ihre einzige Tochter, mit der Gott ihre Ehe gesegnet hatte, wurde von den Eltern mit der zärtlichsten Sorgfalt erzogen und bildete sich ganz nach dem Vorbilde der geliebten Eltern. — Es war demnach kein Wunder, daß, als man nach dem i. J. 318 erfolgten Tod des Bischofs Vitalis von Antiochien zu der Wahl eines neuen Bischofs schritt, die Wahl einstimmig auf den allgemein geachteten und verehrten Philogonus fiel. Mit Bescheidenheit und Demuth nahm der hl. Mann diese schwere Bürde des bischöflichen Amtes zu einer Zeit auf sich, wo die Verfolgungswuth der Feinde Christi noch nicht gänzlich nachgelassen hatte u. hie u. da in neuen Flammen aufloderte. Deßhalb bedurfte diese Zeit auch eines Mannes, der von innigem Glauben durchdrungen die wahre Kirche Christi gegen Heiden und Irrlehren zu vertheidigen im Stande war. Als einen solchen zeigte sich unser Heiliger, bei dem man sich wegen seines unbescholtenen und heiligen Lebenswandels berechtigt glaubte, mit den Kirchensatzungen, nach welchen keiner, der nicht eine gewisse Zeit im geistlichen Stande gelebt hatte, zu den höchsten Kirchenämtern erhoben werden sollte, eine Ausnahme machen zu dürfen.

Der heilige Philogonus.

Mit apostolischem Eifer verwaltete der neue Bischof das ihm übertragene Amt ganz im Sinne seiner Wähler zum Heil und Segen aller Gläubigen. Unerschütterlich war sein Muth, mit dem er die stürmische Verfolgung des Licinius aushielt, welche der Mitregent Constantin des Großen über die Christen verhängte. Er bewachte und beschützte seine geliebte Heerde gegen alle Angriffe der wüthenden Verfolger wie ein treuer Hirte, der selbst sein Leben für seine Herde aufopfert. — Stark und fest im Glauben, hielt er durch sein eigenes Beispiel die Gläubigen in ihrem Bekenntnisse aufrecht; stärkte die Schwachen und Wankenden durch Ermahnungen und trostreichen Zuspruch und führte sogar viele verirrte Schafe wieder zu ihrem Herrn und Meister zurück.

Ebenso muthvoll bestand der eifrige Bischof den Kampf gegen die Irrlehre des Arius. Mit Feuereifer trat er bei jeder Gelegenheit diesem Ketzer und seiner Lehre entgegen, bewahrte seine Gemeinde vor dem Eindringen dieser falschen Lehre und bekämpfte voll Muth und Standhaftigkeit die Verbreiter derselben. Seiner Beredtsamkeit, die er schon in seinen weltlichen Geschäften mit Glanz gezeigt hatte und die jetzt noch durch innere Begeisterung für Erhaltung des reinen Glaubens erhöht wurde, konnten seine Gegner nicht Widerstand leisten, und Arius selbst legte nach dem Zeugnisse des Epiphanius das Geständniß ab, daß er an Philogonus den kräftigsten Gegner gefunden habe. So leuchtete der hl. Bischof wie ein strahlendes Licht, das seinen Glanz über die ganze Kirche Christi verbreitet, vor dem jede Finsterniß der falschen Lehre zurückweichen mußte und dessen Wirkung um so kräftiger war, je mehr die Heiligkeit seines Lebens diesen brennenden Eifer für die reine Lehre hervorhob. Trefflich schildert ihn in dieser Beziehung der heil. Chrysostomus mit den Worten: Daß ihn aber Gott erwählt, dieses erhellt schon aus der Reinheit seines Wandels, so daß er ihn aus der Mitte des Forums auf diesen Thron erhob. Er hatte sich so keusch und ausgezeichnet in seinem vorigen Lebenslaufe bewährt, daß er von dem weltlichen Gerichte in das Gottesgericht versetzt worden war. Dort stand er Menschen bei wider Menschen, die da Fallstricke legten, hier aber ist er die Schutzwehre für die, welche gegen die Teufel anstürmen. Von der Verwaltung der Kirche zu Antiochien, während der hl. Philogonus auf dem bischöflichen Throne saß, sagt derselbe Heilige: Die Kirche von Antiochien ist mit einem wohlverwahrten, sehr gut angebauten und fruchtbaren Weingarten zu vergleichen, welcher von dem ausgezeichneten Fleiße des Weingärtners Zeugniß ablegt.

Sein Todes-Fest wurde zu Antiochien im Jahre 386 am 20. Dezember gefeiert, an welchem Tage der heilige Chrysostomus die Lobrede auf den heiligen Philogonus gehalten hat. Er legte dem Gefeierten das Zeugniß bei, er habe dem Irdischen so vollkommen entsagt, um Jesus Christus anzuziehen, daß er in den Himmel aufgenommen worden sei und bei dem Allerhöchsten freien Zutritt habe. Vielfach und beherzigenswerth sind die Lehren, die das Leben des Heiligen den Menschen geben kann. Er sei das Muster und das Vorbild denen, welchen Gott und der Staat die Rechtssachen in die

Hände legt; sie mögen mit der nämlichen Gewissenhaftigkeit, mit der nämlichen Unbestechlichkeit und der nämlichen Treue verfahren wie unser Heiliger, der nicht den zeitlichen Erwerb vor Augen hatte, sondern sich von den Lehren des Evangeliums leiten ließ. Aber ebenso soll sich kein Christ aus gehässigen, zank- und streitsüchtigen Absichten, aus thörichtem Stolze, aus Uebermuth, aus geringfügigen Beleidigungen und andern Leidenschaften zu einem Rechtshandel verleiten lassen, wodurch sein und der andern zeitliches, wo nicht sogar ewiges Wohl aufs Spiel gesetzt wird. Auf Erden sollen wir die Handlungen der Seligen nachahmen, um dereinst mit ihnen im Reiche der Herrlichkeit wohnen zu können. Diese Glückseligkeit aber dürfen wir nie erwarten, wenn wir nicht den Handlungen der Heiligen gemäß handeln und wandeln. Denn wie diejenigen, welche an die Höfe der Könige berufen werden, sich auf die dortige Lebensweise vorbereiten, um nicht als Fremdlinge zu erscheinen, eben so ist diese Erde der Vorbereitungsort für das künftige Leben im Himmel.

21. Dezember.

Der heilige Thomas,

Apostel.

Erstes Jahrhundert.

Der hl. Thomas heißt auch Didymus; beide Namen bedeuten dasselbe, nämlich Zwilling: der erste ist hebräisch, der zweite griechisch. Daß er aus dem jüdischen Volke herstammt, ist gewiß, aus welchem Theile des Landes aber kann man nicht bestimmt angeben, noch viel weniger seinen Geburtsort und seine Beschäftigung, mit der er seinen Lebensunterhalt erwarb. Gemeiniglich nimmt man an, er sei aus Galiläa und ein Fischer gewesen. Soviel ist gewiß, daß er bald nach dem Antritte des öffentlichen Lehramtes unseres Heilandes ein eifriger Anhänger Jesu war und von ihm unter die Zahl der Apostel aufgenommen wurde, da er den Erlöser auf allen seinen Reisen in Judäa und Galiläa begleitete. Obwohl man annehmen darf, daß Thomas, aus einer armen Familie abstammend, keine Kenntnisse besessen habe, so suchte er diese durch seinen lebendigen Eifer, durch seine Herzenseinfalt und seine Gutmüthigkeit, sowie durch die größte Aufmerksamkeit auf die Vorträge und Lehren seines Meisters zu ersetzen, und wo ihm Zweifel aufstießen, sich belehren zu lassen. Einen Beweis von seiner zärtlichen Freundschaft und muthvollen Anhänglichkeit an seinen Lehrer in jeglicher Gefahr liefert folgendes Ereigniß: Als Jesus von Galiläa aus nach Bethanien in Judäa unweit Jerusalem sich begeben wollte, um Lazarus, seinen verstorbenen Freund, auf die Bitten seiner Angehörigen von den Todten zu erwecken, versuchten es einige seiner Jünger, die den Haß und die Nachstellungen der jüdischen Priester und Pharisäer nur zu gut kannten, ihn von diesem Vorhaben durch die Vorstellung abzubringen, daß er sich dort großer Lebensgefahr aussetze, da er erst kürzlich dem Tode durch Steinigung entgangen sei. Aber Jesus erwiderte ihnen in einem Gleichnisse, daß er im Glauben an die Vorsehung Gottes wie in einem hellen Lichte wandeln, sie aber bei ihrer furchtsamen Klugheit in Finsterniß sich befänden, denn, sprach er, wer bei Tage wandelt, stößt nicht an, weil er das Tageslicht sieht, wer aber bei Nacht wandelt, stößt beim Mangel an Licht leicht an. Ungeachtet des festen Vertrauens ihres Meisters auf die göttliche Vorsehung hatten die Jünger wenig Lust, ihn zu begleiten. Da sprach Thomas, der seinen geliebten Herrn weder im Leben noch im Tode verlassen wollte, mit kraftvollen Worten den übrigen Muth ein und rief: „Lasset uns mit ihm gehen, damit wir mit ihm sterben." Diese Worte beschämten die übrigen Jünger, und flößten ihnen so viel Muth ein, daß sie ohne weiteres Zögern ihren Meister nach Bethanien begleiteten.

Der heilige Thomas.

Als Jesus bei dem letzten Abendmahle seinen Aposteln ankündigte, daß er sie bald verlassen werde, aber um sie zu trösten, die Worte hinzusetzte, er gehe hin, um in dem Hause seines Vaters ihnen eine Wohnung zu bereiten, damit sie ewig bei ihm wären, und mit den Worten schloß: „Ihr wisset, wo ich hingehe, und den Weg wisset ihr auch." Da sagte der wißbegierige Thomas, um seinem Meister anzudeuten, daß sie seine Rede nicht verständen: Herr!

wir wissen nicht, wo du hingehest, wie sollten wir den Weg wissen! Da gab ihm Jesus mit den kurzen, aber inhaltsvollen Worten Aufschluß: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, als durch mich. Dadurch gab er ihm und seinen übrigen Jüngern zu verstehen, daß er durch seine Lehre den Menschen den Weg des Heils zeige, daß er selbst dieser Weg sei, auf welchem sie zum Leben gelangen; daß er, der Lehrer der Wahrheit, die zum Leben führt, ihn uns gezeigt; daß er auf Erden das Leben der Gnade, und im Himmel die ewige Glückseligkeit ertheilte, zu welcher man nur auf diesem Wege und durch diese Wahrheit gelangen könne.

Trotz der großen Anhänglichkeit des hl. Thomas an Jesus Christus seinen Herrn befiel ihn doch, wie die übrigen Jünger, bei der Gefangennehmung und dem Beginne der Leiden seines Meisters menschliche Furcht und Angst, und von dieser erfaßt, nahm er, wie die übrigen, die Flucht; ein neuer Beweis, wie wenig sich der Mensch auf noch so festgefaßte Vorsätze verlassen darf, wie sehr er über sich und seine Neigungen wachen müsse, wie unabläßig er die göttliche Gnade anzuflehen habe, damit er nicht falle, sondern in jeder Lage des Lebens aufrecht erhalten würde. Mit tiefer Betrübniß und Bestürzung vernahm der hl. Thomas die Kreuzigung und den Tod seines innig geliebten Lehrers, und war über diese Nachricht so niedergebeugt, daß er, als am Tage seiner Auferstehung Jesus seinen Jüngern erschienen war, und sie ihm dem gerade Abwesenden nach seiner Rückkehr die freudige Nachricht mittheilten, ihnen nicht eher Glauben schenken wollte, als bis er die Nägelmale an seinen Händen gesehen, und seine Finger in dessen Seite gelegt und die Zeichen seiner Wunder berührt habe. Voll erbarmender Liebe mit der Schwäche dieses Apostels erschien Jesus acht Tage später seinen Jüngern, als auch Thomas anwesend war, und wandte sich mit den Worten an denselben: Siehe da meine Hände, lege deine Finger darein; reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig. Thomas, auf diese Weise von der Auferstehung seines Herrn überzeugt, fiel ihm mit zerknirschtem Herzen und vom Gefühle herztiefster Ehrfurcht durchdrungen, zu Füßen und brach in die vielbedeutenden Worte aus: Mein Herr und mein Gott! Diese wenigen Worte drücken alle Gefühle aus, die das Innerste des hl. Apostels bewegten, seine Ehrfurcht, seine Freude, seinen Glauben, seine Liebe, seine Reue und seine Demuth und Anbetung. Leicht sind diese Worte nachzusprechen, aber der Christ soll durch seinen Wandel beweisen, daß er Jesus als seinen Herrn und Gott und als den einzigen Gegenstand seiner Liebe anerkenne, daß er durch seine Handlungen, nicht durch Worte darthue, wie sein eifrigstes und einziges Bestreben sei, durch pünktliche Erfüllung aller Vorschriften und Lehren unseres Erlösers sich dessen Wohlgefallen zu erwerben und zu erhalten. Denn haben die Leidenschaften unser Herz in ihrer Gewalt, so herrscht nicht Christus in uns durch seine Gnade, und wir können ihn auch nicht in Wahrheit unsern Herrn und Gott nennen. Nur dann, wenn unser Herz gereinigt von den Begierden und Sünden dieser Welt mit dem heiligen Geiste erfüllt und das Reich Gottes in ihm gegründet ist, können wir in Demuth ausrufen: Mein Herr

Der heilige Thomas vor den Füßen Jesu.

und mein Gott! verbunden mit der Bitte, uns in demselben erhalten zu wollen, daß wir auf der noch übrigen Lebensbahn nicht straucheln und zu Falle kommen. Liebevoll hob Jesus den Apostel auf und sagte mit freundlicher Stimme: „Weil du mich gesehen hast, Thomas, glaubest du. Selig sind die, welche nicht sehen und doch glauben.“ Diese schönen Worte hat Jesus um der Nachkommen willen gesprochen, die ihn nicht sehen und doch glauben würden. Daher sagt auch der hl. Gregor der Große ganz richtig und treffend: Wir finden unsern Glauben mehr befestigt durch den Zweifel des hl. Thomas als durch die rasche Zuversichtlichkeit der übrigen Apostel. Durch den Unglauben des Apostels war jeder Zweifel gehoben, der sich je in das Herz hätte einschleichen können. Aus dem Unglauben desselben geht aber deutlich hervor, daß er, noch nicht vom heiligen Geiste erleuchtet, mit den übrigen Jüngern glaubte, Christus werde ein weltliches Reich errichten, an welchem die Apostel Theil nehmen würden, deßhalb hoffte er immer, Jesus auf dem weltlichen Throne und nicht am Kreuze zu sehen. Mit dessen Tode waren aber alle seine Hoffnungen vernichtet worden. Erst durch die Auferstehung Christi, durch die Himmelfahrt und Ausgießung des heiligen Geistes wurden sie alle über das wirkliche Reich Gottes belehrt und dafür begeistert.

Einmal von der Gottheit Christi und von der Wahrheit seiner Auferstehung überzeugt, blieb Thomas seiner Ueberzeugung getreu und richtete sein Handeln und Wirken darnach ein. Wie nun nach Ausgießung des heiligen Geistes die Apostel sich in alle Gegenden der Erde vertheilten, um nach dem Auftrage ihres Herrn und Meisters allen Völkern das Evangelium zu verkünden, begab sich Thomas zu den Parthern, die Persien und einen großen Theil von Ostasien inne hatten, und verkündigte dort das Evangelium. Er durchreiste den ganzen Orient, kam zu Medern, Persern, Hyrkanern, Baktrianern, Caramanern und andern Nationen, und predigte unter namenlosen Beschwerden diesen wilden und in tiefsten Aberglauben versunkenen Völkern die sanften und milden Lehren des Christenthums und gewann vor Allem Andern viele sogenannte Weltweise des Morgenlandes für die Lehre Jesu Christi. Wie weit sich sein Wirkungskreis erstreckt habe, läßt sich nicht genau angeben. Einige dehnen ihn bis nach der Küste Koromandel, andere bis nach Sumatra und Trapopane oder Ceylon aus; die Angabe über seine Todesart und den Ort, wo er den Martyrertod gelitten, sind eben so verschieden. Nach der wahrscheinlichsten Meinung ist der heilige Thomas in einem Aufstande, den die Götzenpriester gegen ihn erregt hatten, durch Lanzenstiche getödtet worden. Dieses soll zu Meliapor auf der Halbinsel jenseits des Ganges geschehen sein. Jedenfalls ist die Zeit seines Todes unbekannt. Seine Gebeine wurden später nach Edessa gebracht und in der dortigen Hauptkirche beigesetzt und verehrt.

So liebreich und schonend Jesus mit Thomas verfuhr, um ihn von seinem Unglauben zu heilen, so milde verfährt der himmlische Vater mit uns Sündern. Er verkündet uns durch den Mund seiner Diener die Vergebung unserer Fehltritte und thut uns häufig so viel Gutes, daß wir die gefühllosesten Wesen sein müßten, wenn wir uns nicht bemühen sollten, durch die tiefste Reue unsere Besserung an den Tag zu legen und uns durch kindlichen Gehorsam gegen seinen heiligen Willen durch Ehrfurcht und Anbetung dieser unzähligen Wohlthaten würdiger zu machen. Wenn uns nun Gott so milde und liebreich behandelt, so gibt er eben dadurch zu erkennen, daß auch wir diese Rücksicht und Güte gegen fehlende und zweifelnde Mitmenschen ausüben und sie nicht mit Härte behandeln, wenn wir sie belehren und bessern wollen. Denn Härte erzeugt Erbitterung und vernichtet jede Belehrung. — Unglauben, mein christlicher Leser, ist ein schreckliches Wort für das Ohr eines wahren Christen, und wie viele gibt es nicht, die in diesem unseligen Wahne befangen sind, Zweifel und beständige Unruhe, welche die Seele solcher Menschen quälen und ihr jede Ruhe rauben, sind die Folgen davon. Keine Zufriedenheit mit dem ihnen zugetheilten Loose, keine Ergebung in den göttlichen Willen, kein Vertrauen auf die Hülfe und den Beistand unseres göttlichen Erlösers wohnt in ihrer Brust und jede Hoffnung eines künftigen Lebens scheint aus ihrem Herzen verbannt zu sein. Und doch können sich solche unglückselige Menschen nie ganz von dem Gedanken einer Fortdauer nach diesem Leben frei machen! Wie qualvoll mag schon deßhalb ihr irdisches Dasein sein! Der Unglaube und dessen unmittelbare Folge, die gänzliche Verwilderung und Rohheit der Seele führt zu schrecklichen Handlungen und zu noch schreckenvollerem Ende. Denn liegt ein solcher Sünder auf dem Todtenbette, so führt das erwachte Gewissen in den einsamen Stunden der Nacht und der Qual ihm alle die schrecklichen Worte und Thaten seines vergangenen Lebens vor die Seele und martert ihn mit Qualen, die furchtbarer sind als je ein menschlicher Körper erduldet hat, wenn ihm nicht die milden und trostreichen Worte des Dieners Gottes in Hinweisung auf die unbegrenzte Barmherzigkeit des liebenden Vaters im Himmel und des mildreichen Mittlers und Erlösers und die kräftigen Fürbitten der allerseligsten Jungfrau und der Heiligen den Hingang in jenes Leben erleichtern. Darum, christlicher Leser, bewahre deine Seele vor Unglauben, aber ebenso vor Aberglauben. Denn ein guter Christ ist nicht ungläubig wie Thomas, aber auch nicht leichtgläubig wie schwachsinnige Menschen. Er nimmt mit festem Glauben und tiefer Demuth die Unterweisung in den Lehren unserer heiligen Religion an, wenn sie auch geheimnißvoll sind, wie sie uns Christus gelehrt und durch Wunderthaten bekräftigt hat, wie sie von den Aposteln bezeugt und durch die Kirche bestätigt sind. Aber dieser sein fester Glaube wird ihn auch vor Leichtgläubigkeit und Aberglauben beschützen, und er wird alle sogenannten Geister- und Gespenstergeschichten,

die von gewinnsüchtigen und geldbegierigen Betrügern zum leiblichen und oft auch geistigen Schaden und Verderben schwachgläubiger Menschen ersonnen werden, als widersinnig und unserer heiligen Religion widerstreitend mit Unwillen und Abscheu von sich weisen.

22. Dezember.

Die selige Angelika.

Jahr 1435.

Angelika von Corbara wurde i. J. 1374 in dem Orte Monte-Giove, unweit der Stadt Arviseto im Königreiche Neapel geboren. Sie war die Tochter Jakobs von Montemarte, Grafen von Corbara, und der Anna Burgari, die mütterlicherseits von dem Grafen von Marsciano abstammte. Seit ihrer zartesten Jugend zeigte Angelika eine Reife des Geistes und eine Neigung zur Frömmigkeit, welche alle Welt in Erstaunen und Bewunderung setzten. Nichts Unheiliges berührte oder zog jemals die Aufmerksamkeit ihrer frommen Seele auf sich; dagegen floßen ihre Thränen reichlich, so oft sie von einem Gegenstand der Erbauung hörte oder ihn sah. Weil die Eltern ihrer Tochter nicht die gehörige Aufsicht schenken konnten, so schickten sie dieselbe in ein Kloster, um sie dort erziehen zu lassen. Daselbst erregte Angelika durch ihre engelgleichen Tugenden, welche sie besaß, bald die Aufmerksamkeit aller Klosterfrauen. Dieses heilige Kind war ein Vorbild für die ganze Gemeinde und die Nonnen gestanden aufrichtig, daß es alle durch seinen glühenden Eifer, durch Einfalt des Herzens, durch Gehorsam und pünktliche Erfüllung der Vorschriften der Ordensregel übertreffe. Nichts aber erregte mehr die Andacht Angelika's, nichts machte größern Eindruck auf ihr Herz, als der Gedanke und die Betrachtung der unaussprechlichen Liebe, welche uns Jesus Christus in dem anbetungswürdigen Sakramente seines Leibes und Blutes bezeugt. Während des heiligen Meßopfers netzten ihre Thränen unaufhörlich ihr Antlitz, so tief fühlte sie die unendliche Liebe und Zärtlichkeit ihres göttlichen Erlösers. Jedoch ein Umstand beunruhigte außerordentlich ihre zarte Seele, daß sie nämlich vermöge ihres Alters noch nicht an dem Genusse der hl. Communion, wie die übrigen Nonnen Theil nehmen durfte. Deßhalb war auch von allen ihren Wünschen der Tag der ersehnteste, an welchem ihr die Theilnahme an dieser hl. Handlung gestattet wurde. Dieser Tag kam, aber weit entfernt, die Sehnsucht des frommen Kindes zu befriedigen, trug er nur zur Steigerung derselben bei. Dieser Tag, an dem sie zum erstenmal zum Genusse der hl. Communion zugelassen wurde, genügte nicht mehr der von himmlischer Begeisterung erfüllten Seele. Sich ganz dem Dienste des Herrn zu weihen, welcher um der Erlösung der Welt willen Mensch geworden war, nur ihm zu dienen, auf ihn seine ganze Liebe überzutragen, keinen andern Bräutigam als ihn zu erwählen, dieses war das Gelübde des frommen Kindes, das sich in seinem Herzen bildete, als zum erstenmale die hl. Hostie von dem Diener des Herrn auf seine Lippen gelegt wurde. Bei der Entstehung dieses Gelübdes zweifelte Angelika, in dem Glauben befangen, ihre Eltern würden ihrem Vorhaben ihren Beifall nicht versagen, nicht im geringsten, von ihnen die Erlaubniß zu erhalten, in dem Kloster ihr Leben hinzubringen, in welchem sie erzogen worden und wo sie den Schleier zu nehmen wünschte. Doch, o Unglück! Der Graf von Corbara, stolz auf seinen Stand und Namen, stolz zugleich auf die Schönheit seiner einzigen Tochter, ein Mann der Welt und des Vergnügens, ein Mann ohne Herz und Gefühl, rief das arme Kind zu sich zurück, in der vollen Ueberzeugung, daß er seine Tochter jetzt nach Vollendung ihrer Erziehung in die Welt einführen könne.

Angelika wagte es nicht, gegen ihren Vater den Widerwillen zu äußern, welchen sie gegen dergleichen Festlichkeiten hegte, bei denen die Seele leer ausging und nur die Sinne zuweilen befriedigt wurden. Während sie indessen die Vorzüge des Geistes mit den äußern Annehmlichkeiten vereinigte, hatte sie Alles von der Verführung der Welt zu fürchten; aber Gott beschützte sie mitten in dem Wirbel weltlicher Vergnügen, an welchen sie zwar wider ihren Willen, aber dem den Eltern schuldigen Gehorsam gemäß, Antheil nehmen mußte. Trotz ihrer außerordentlichen Bescheidenheit, ja Schüchternheit, trotz ihrer Kälte, mit welcher sie die jungen Männer, die ihr vorgestellt wurden, aufnahm, hatte sie doch die Aufmerksamkeit eines eben so reichen als in hoher Achtung stehenden Mannes, des Grafen v. Civitella aus den Abruzzen, auf sich gezogen, welcher sie von ihren Eltern zur Gattin begehrte. Angelika war damals 15 Jahre alt. Ihr Vater, der die Verbindung mit dem Grafen Civitella als ehrenvoll und für sein Haus vortheilhaft ansah, zauderte nicht, ihm die Hand seiner Tochter zuzusagen. Er begab sich unmittelbar nach dieser Zusage zu seiner Tochter, um ihr die frohe Kunde mitzutheilen. Wie er aber statt der Zeichen des Vergnügens und der Freude, die sich, wie er erwartete, auf ihrem Antlitze verbreiten würden, ihre Betäubung und ihr todtenbleiches Gesicht erblickte, war er selbst erschrocken und erstaunt. In Thränen aufgelöst, warf sich das arme Kind zu den Füßen des Vaters und gestand ihm das Gelübde, das sie in einem Alter von 12 Jahren gethan hatte, keinen andern Bräugam als Jesus Christus zu erwählen, und bat ihn inständig, den Grafen davon in Kenntniß zu setzen, ihr selbst

aber die Erlaubniß zum Eintritt in ein Kloster zu gewähren, wo sie ihrem Berufe folgen und sich ihm ganz widmen könnte.

Der Vater aber fand in der Verbindung, welche sich ihm darbot, zu viel Vortheil für ihn selbst, als daß er den Wünschen seiner Tochter hätte nachgeben und sein eigenes Glück aufopfern sollen. Ohne sich im mindesten von den Thränen seines Kindes rühren zu lassen, versuchte er anfänglich, seine Tochter durch freundliche Vorstellungen für seine Ansicht zu gewinnen, wie er aber die Nutzlosigkeit derselben einsah, versuchte er es mit Drohungen, und erklärte ihr, daß er sie lieber tödten, als in ihr Vorhaben willigen wolle. Er verließ sie mit den Worten, in 8 Tagen bereit zu sein, den Grafen zu heiraten. Umsonst nahm Angelika in ihrer trostlosen Lage ihre Zuflucht zu ihrer Mutter mit der Bitte, den Vater zur Zurücknahme dieses grausamen Befehles zu veranlassen. Die Mutter, eine Frau von sanftem Charakter und voll zärtl. Liebe zu ihrer Tochter, konnte nur ihre Thränen mit denen der Tochter vereinigen. Sie hatte nicht den geringsten Einfluß auf ihren Gemahl, denn ihre eigene Heirath mit dem Grafen war gegen die Wünsche ihres Herzens vollzogen worden und sie hatte bisher nur einen leidenden Gehorsam gegen ihn beobachtet, der nicht sowohl ihr Gemahl als vielmehr ihr Gebieter war. Das gewaltthätige Verfahren, welches der Graf der Tochter gegenüber ausübte, und das in dem Mutterherzen die Schmerzen hervorrief, welche es selbst erduldet hatte, konnten in ihr nur die bittern Leiden erneuern, ohne ihr die nöthige Kraft zu verleihen, gegen einen Mann ins Mittel zu treten, vor dessen Willen sie sich zu beugen gewohnt war, ohne auch nur den geringsten Widerspruch zu wagen. Ach! nur im Geheimen durfte sie über ihre unglückliche Lage die bittersten und reichlichsten Thränen vergießen!

Selbst von ihrer Mutter verlassen, wußte Angelika keine andere Zuflucht zu finden, als bei Gott, und zu ihm flehte sie in einem feurigen Gebete, ihr mitzutheilen, was sie in dieser bedrängten Lage zu thun habe. Dieses Gebet fand Erhörung bei dem, welcher für jede Pein und jedes Leiden Trost gewährt und in der folgenden Nacht ward der tief gequälten Angelika eine himmlische Erscheinung zu Theil. Später und als die Ereignisse, die in ihrem Leben eingetreten waren, ihr die Seelenruhe wieder gegeben hatten, erzählte sie den jungen Klosterfrauen, die sie auf dem Wege zu Gott leitete und führte, mit Freuden die Zeichen, der ihr zu Theil gewordenen himml. Gnade und Gunst. „Mehrere Nächte," sagte sie, „hatte ich mich abgequält, ohne Ruhe finden zu können und mich am ganzen Leibe wie zerschlagen mit Zittern und Zagen niedergelegt, weil ich den Tag, den Zeugen meiner Pein und Qual herannahen sah. Aus übermäßiger Anstrengung war ich eingeschlafen. Ich hatte einen Traum: ich glaubte mich nämlich in den Himmel versetzt, vor mir stand die Jungfrau Maria im strahlenden Glanze und neben ihr befand sich Jesus Christus, der sie mit dem ganzen Glücke anblickte, das ein Sohn bei der Betrachtung einer geliebten Mutter empfindet. Einen Augenblick schienen die Blicke der Gottesmutter von ihrem Sohne sich abzuwenden und auf mich zu senken. Sodann schien Maria sich eine Gnade von ihrem göttl. Sohne auszubitten, dessen Blicke sich gleichfalls nach meiner Seite hin richteten. Von mir lenkten sie sich wieder seiner Mutter zu und er schien nicht auf ihre Bitte einzugehen, aber ihr zu danken, daß sie ihn um eine Gnade gebeten habe. Sodann spiegelte sich eine Art Genugthuung auf dem Antlitze der hl. Jungfrau ab, und sie fing wieder an, ihren Sohn mit dem ganzen Zauber und dem Glücke einer Mutter anzusehen. Auf einmal sah ich nichts mehr, nur glaubte ich eine Stimme zu hören, die mir zurief, mich dem Willen meines Vaters zu unterwerfen, ohne zu befürchten mein Gelübde zu verletzen.

Inneres des Klosters von Foligni.

Beruhigt durch diese himmlische Erscheinung, setzte Angelika ihren Vater in Kenntniß, sie sei bereit, seinem Willen zu gehorchen und dem Grafen als Gattin in seine Wohnung zu folgen. Die Vermählung fand i. J. 1393 statt. Aber um die Probe der frommen Jungfrau, welche geopfert worden war, noch zu erhöhen, war diese Vermählung nach der bestehenden Gewohnheit von Festen und Lustbarkeiten begleitet, welche der junge Graf von Civitella aus Unkenntniß mit den Gesinnungen Angelikas mit größtmöglicher Pracht veranstalten zu müssen glaubte.

An all diesen Festlichkeiten nahm Angelika mit sichtbarer Ruhe Antheil und bemühte sich, durch heiteres Lächeln gleichsam ihr Glück zu bestätigen. Aber des Abends, als alle Gäste noch in voller Unterhaltung begriffen waren, zog sie sich unvermerkt in ihr Zimmer zurück, das mit aller Pracht ausgestattet war, und in Thränen gebadet warf sie sich vor einem Crucifix nieder, und ihren Lippen entströmte das ergreifendste Gebet zu ihrem himml. Vater, sie in dieser so bedenklichen Lage zu beschützen. In diesem aufgeregten Zustande ihres Gemüths überraschte sie das unerwartete Eintreten des Grafen. Aeußerst betroffen, seine Gemahlin in so tiefen Schmerzen versenkt zu finden, fragte er sie um die Ursache ihrer Thränen. Angelika gestand ihm die heil. Verpflichtungen, welche sie mit Gott eingegangen, und die Furcht, welche sie bei dem Gedanken an ihre Untreue erfaßt habe. Gerührt von ihrer Tugend versprach der Graf seiner Gemahlin, sie frei handeln zu lassen, und sie nur wie eine Schwester zu betrachten. Er selbst legte das Gelübde der Keuschheit in dem nämlichen Augenblicke ab, wo sie das ihrige erneuerte und sie brachten in der Folge Gott den innigsten Dank dar, daß er dieses Vorhaben zu ihrer Vollkommenheit ihren Herzen eingegeben habe.

Voll Seligkeit sich ganz ihren Uebungen der Frömmigkeit hingeben zu dürfen, war am andern Tage nach ihrer Vermählung die erste Sorge Angelikas, Gott ihren Dank für das auszusprechen, was er für sie gethan hatte. Sodann beschäftigte sie sich in Uebereinstimmung mit ihrem Gemahl mit der Einrichtung ihrer künftigen Lebensordnung, weil sie sich der Welt nicht entziehen, sondern in ihr die Pflichten, die ihr der Stand und der Name ihres Gemahls auferlegten, erfüllten, aber auch ihre religiösen Uebungen mit der strengsten Pünktlichkeit vollbringen wollte.

Ihre Hauptbeschäftigung war, Kranken, Bedrängten und Armen Trost und Unterstützung zu bringen. Ihr Gemahl, von Bewunderung ihrer Tugenden hingerissen, überließ ihr zur freien Verfügung alles, was sie wünschte und verlangte, um sie in ihren wohlthätigen Werken zu unterstützen. Ihre christliche Liebe erstreckte sich jedoch nicht allein auf Körperleiden und zeitl. Elend und Unglück; nein, sie hatte auch die Seelen zum Gegenstande ihrer Liebe und Sorgfalt gemacht. Einen Sünder zu Gott zurückzuführen oder nur den lauen Eifer einer gleichgültigen Seele neu zu beleben, gewährte ihr das größte Glück. Von jetzt an war ihr Eifer, mit dem sie an der Bekehrung der Sünder arbeitete, unermüdlich. Daß ihr dieses gelingen möge, dafür brachte sie Gott Thränen, Gebete, Fasten, Wachen und tausend andere Bußübungen dar. Ihr Feuereifer ließ sie glauben, daß nichts über ihre Kräfte gehe. Ihre Handlungen, ihre Gespräche, ja selbst ihr Stillschweigen hatten eine geheime Macht, den Herzen die Liebe zur Tugend einzuflößen, und alle ihre Bekannten gestanden, daß man sich ihr nicht nähern könne, ohne besser zu werden. Ließen ihr diese Beschäftigungen noch Zeit übrig, so zog sie sich in ihr Betzimmer zurück, welches sie sich eigens zu diesem Zwecke hatte bauen lassen, und hier allein mit Gott, bestand ihre Hauptbeschäftigung im Gebet. Gott theilte ihr in dieser Andachtsübung unaussprechliche Geheimnisse mit und verlieh ihr den Geist der Erkenntniß in einem so außerordentlichen Grade, daß man nicht ohne Bewunderung sie die Wahrheiten des Heils erklären hören konnte. Ihr Leben schien ein fortwährendes Wunder zu sein. Sie hatte sich so sehr von der Welt losgerissen, daß ihre Seele mit Gott aufs innigste vereinigt war.

Die selig Angelika bedient selbst ihre Mitschwestern.

Ein Jahr nach ihrer Vermählung fiel der Graf von Civitella in eine schwere Krankheit, und die eifrigste Sorgfalt Angelikas vermochte nicht die Wirkungen der Krankheit zu hemmen; in ihren Armen hauchte er die Seele aus unter dem innigsten Danke gegen Gott, daß er ihm eine solche Gattin gegeben, und daß er das Glück kennen gelernt habe, das man in einem rein christl. Leben verkoste. Nach dem Hinscheiden ihres Gemahls trat Angelika, von Allem befreit, was sie in Zukunft mit der Welt in Berührung bringen konnte, mit den Jungfrauen, welche ihr dienten, und welche ihr Beispiel zur Ausübung der Tugend und Religion geführt hatte, in den dritten Orden des hl. Franziskus. Bald nach ihrem Eintritte in das Kloster, machte sich die fromme Gräfin, von dem Eifer für das Wohl der Seelen begeistert und von mehreren ihrer Schwestern begleitet, auf den Weg, die Städte und Dörfer in den Abruzzen zu besuchen. Auf dieser Reise brachte Angelika ihre gewohnte Lebensweise in Ausübung. Sie bediente die Kranken und verschaffte ihnen häufig die Gesundheit wieder. Sie unterhielt sich mit den verstocktesten und verhärtetsten Sündern und brachte zwischen den unversöhnlichsten Feinden die Vereinigung zu Stande, was wohl we-

niger eine Folge ihrer Ermahnungen als ihrer Gebete war. Die Kenntniß, welche sie in Folge ihrer Studien, die sie von Kindheit an getrieben hatte, von den himml. Dingen besaß, verlieh ihr bei allen ihren Zuhörern ein großes Ansehen. Durch ihr Beispiel und hauptsächlich durch die Schilderung, die sie von dem Glücke des klösterlichen Lebens entwarf, flößte sie mehreren Personen ihres Geschlechts den Wunsch ein, der Welt zu entsagen und Gott sich zu weihen; ja einige entschlossen sich, nachdem sie die Einwilligung Angelikas erhalten, sie überall hin zu begleiten und nie zu verlassen. — Die Erweckung eines jungen aus einer der angesehensten Familien Neapels stammenden Mannes von den Todten, welche Angelika durch ihr Gebet bewirkte, verlieh ihr einen so großen Ruf der Heiligkeit, daß man öffentlich in den Kirchen ihrer lobend erwähnte. Diese Beweise von Ehrfurcht setzten ihre tiefe Demuth in Schrecken und bestimmten sie, Neapel zu verlassen und nach Civitella zurückzukehren. Einige Edelleute, unzufrieden darüber, daß viele Jungfranen, deren Hand sie zu erhalten hofften, auf Zureden der hl. Gräfin das Gelübde der Keuschheit ablegten und in eines der Klöster traten, beschwerten sich darüber beim Könige. Dieser Fürst, nur die Freuden dieser Welt liebend und überdies täglich bereit dem zu folgen, was seine Schmeichler ihm einredeten, verurtheilte Angelika und verbannte sie mit ihren Gefährtinnen aus dem Königreiche.

Genöthigt, diesem Urtheile zu gehorchen, verkaufte die Gräfin alle ihre Güter, welche sie besaß, vertheilte den größten Theil des Erlöses unter die Armen und behielt nur so viel, als ihr unumgänglich zu ihrem und ihrer Begleiterinnen Lebensunterhalt nothwendig war. Sie zog sich nach Assisi und sodann nach Foligni zurück, um daselbst ein Nonnenkloster des hl. Franziskus zu gründen. Ugolin de Trinci, der Herr der Stadt, wies ihr einen Platz zum Baue des Klosters an, und als dieses i. J. 1397 vollendet war, nahm Angelika mit ihren ersten Gefährtinnen, sechs an der Zahl, daselbst ihre Wohnung.

Schnell erwarb sich Angelika in der Umgegend des Klosters den Ruf der Heiligkeit und der Tugend, der sie überall hin, wo sie sich aufgehalten, begleitet hatte. Eine große Anzahl Personen besuchten sie, um sich Raths bei ihr zu erholen. Zwei Jungfrauen von Foligni und drei andere von benachbarten Städten, beseelt von einem heil. Eifer für das klösterl. Leben und mehr noch durch das Beispiel der Tugenden Angelikas aufgemuntert, vereinigten sich mit der Seligen. Zwölf an der Zahl fanden sich, welche aus den Händen des Bischofs das Kleid des dritten regulierten Ordens des heil. Franziskus empfingen und im folgenden Jahr feierlich Profeß thaten, indem sie zu den gewöhnlichen Gelübden noch das hinzufügten, für immer die Mauern des Klosters nicht zu verlassen. Das war der Ursprung dieses dritten regulirten Ordens, der sich seitdem bedeutend in verschiedene Länder verbreitet hat. Der Ruf der Nonnen des Klosters von Foligni war bald so groß, daß die Gebäude viel zu klein wurden, um die Schaar der Jungfrauen zu fassen, welche sich um die Aufnahme und zu der Theilnahme an dem Glücke meldeten, das die von der Welt losgetrennten Seelen unter der Leitung der heil. Gründerin genossen. Man muße ein zweites Kloster in der Stadt selbst gründen; und mehrere Städte durch die Heiligkeit dieser Klosterfrauen in diesen beiden Klöstern erbaut, wünschten Anstalten von dieser ehrwürdigen Congregation in ihren Mauern zu besitzen. Papst Martin V. erlaubte, i. J. 1421 damit in Italien den Anfang zu machen. Mit dieser Erlaubniß gründeten einige Schülerinnen der Dienerin Gottes neue Klöster in verschiedenen Provinzen. Angelika selbst stiftete eines zu Assisi; und Florenz, Viterbo, Ascoli, Perusa und andere Städte beeiferten sich eines in ihren Mauern zu haben.

So hatte Angelika noch den Trost, ihr heiliges Werk befestigt zu sehen, als sie in einem Alter von 58 Jahren am 25. Dezbr. 1435 in ihrem ersten Kloster der heil. Anna zu Foligni starb, und in dem des heil. Franziskus in der nämlichen Stadt beigesetzt wurde. Die Heiligkeit ihres Lebens veranlaßte die Völker, sie durch einen öffentl. Gottesdienst zu ehren, welcher durch Papst Leo XII. am 25. März 1825 gut geheißen wurde.

23. Dezember.

Die heilige Victoria,

Jungfrau und Martyrin.

Jahr 253.

Victoria, von adeligen Eltern zu Tivoli in Italien geboren, lebte zu einer Zeit, in der die meisten Menschen noch dem Götzendienste anhingen, ihr aber war das Glück zu Theil geworden, daß ihre Eltern schon der Lehre unseres heil. Erlösers mit vollem Herzen angehörten und auch ihr einziges Kind in der christl. Religion mit frommem, schlichtem Sinne unterrichteten. Sie pflanzten die geheiligten Lehren tief in das Herz der Jungfran ein, daß keine Verfolgungswuth, keine Qualen und Martern sie mehr ausreißen konnten. Zart und schön von Leib, züchtigen Wandels und reiner Gesinnung, war sie von ihren Eltern, als sie zur Jungfrau herangewachsen war, mit einem edlen Jünglinge aus gleichem Stande, Namens Eugen versprochen, der zwar im heidnischen Aberglauben erzogen, aber vermöge seines trefflichen Charakters Eltern und Tochter die Hoffnung einflößte, durch ihr Beispiel ihren künftigen Gemahl für Christus zu gewinnen, und aus diesem Grunde schon hatte Victoria gerne in den Wunsch ihrer El-

tern gewilligt. Victoria hatte in ihrer Vaterstadt eine Jungfrau Namens Anatolia kennen gelernt, und mit ihr eine vertraute Freundschaft geschlossen, weil gleiche Gesinnung und gleiche Liebe zur christl. Religion ihre Herzen zu einander gezogen hatte. Bei Anatolia war aber ihre Liebe zu unserem Erlöser schon oft gesteigert worden, daß sie das Gelübde der Jungfrauschaft that, um ihm allein als ihrem Bräutigam anzugehören und seinem Dienste das Leben zu weihen. Um die Hand dieser frommen Jungfrau bewarb sich zu dieser Zeit ein junger edler Mann, Aurelius mit Namen; aber Anatolia wies wegen ihres Gelübdes den Antrag zurück. Nicht abgeschreckt durch diese Zurückweisung wandte sich Aurelius, weil alle übrigen Versuche fehlschlugen, zuletzt an die Eltern der Victoria, um durch ihre Tochter auf die Sinnesänderung seiner Erwählten einzuwirken; er versprach sich, da er die innige Freundschaft zwischen den Jungfrauen kannte, von der Fürsprache der geliebten Freundin einen günstigen Erfolg. Willig übernahm Victoria den Auftrag, weil sie hier ein Werk der Liebe und der Freundschaft zu vollbringen glaubte. Mit milden Worten theilte sie der Freundin die Absicht ihres Besuches mit; allein Anatolia, von Gott über die Vorzüge der Jungfrauschaft und ihrer Gnade erleuchtet, öffnete der Freundin ihr Herz und sprach wie eine Gottgesandte mit Begeisterung von der Herrlichkeit und Heilsamkeit der Jungfrauschaft, die allein das Mittel zu inniger Liebe Gottes gewährt. Die Jungfrauschaft, sprach sie vom himml. Gluth beseelt, läßt uns nur wandeln im Lichte, niemals in der Finsterniß; sie ist ein königl. Purpur, welcher alle die, die damit bekleidet sind, über alle Andern erhebt, sie ist ein unschätzbarer Edelstein, ein unermeßlicher Schatz des Königs der Könige. So lauteten die Worte, geliebteste Freundin, die mir mein himml. Bräutigam in einem Gesichte mittheilte, dessen er mich würdigte, und keine irdische Macht soll mich in meinem Vorsatze wankend machen. — Diese mit einer Begeisterung, welche auf dem schönen nach oben gerichteten Antlitze der Freundin widerstrahlte, ausgesprochenen Worte machten auf Victoria einen so tiefen Eindruck, daß auch in ihrer Seele die siegreiche Sehnsucht einzog, von irdischen Banden befreit zu werden, und dem himml. Bräutigam allein anzugehören. Erschüttert zugleich und durchdrungen von dem, was sie soeben vernommen, ging Victoria mit dem festen Entschlusse nach Hause, den Fußstapfen ihrer Freundin nachzufolgen. All' ihr Geschmeide verkaufte sie und theilte den Erlös unter die Armen aus, und muthvoll erklärte sie ihren Eltern und ihrem Bräutigame, sie entsage der Ehe und wolle nur eine Braut Christi und ewige Jungfrau bleiben.

Die heilige Victoria.

Als alle Versuche ihres Verlobten vergeblich waren, Victoria auf andere Gedanken zu bringen, gerieth er in den heftigsten Zorn, und verklagte sie beim Stadtvogte wegen gebrochenen Ehegelöbnisses, wegen Verschwendung, und Bekenntnisses des Christenthums. Dieser verschaffte ihm eine Vollmacht des Kaisers, vermöge deren ihm die hl. Jungfrau übergeben wurde, um sie durch die geeigneten Mittel zur Aenderung ihres Glaubens und zur Haltung ihres Versprechens zu zwingen. Eugenius ließ seine ehemalige Braut in ein Landhaus bringen, um theils durch Vorstellungen, theils durch Qualen auf sie einzuwirken. Siegreich verschloß sie ihr Ohr allen Bitten und Schmeicheleien, und unablässig rief sie dazu den Beistand ihres Erlösers an, dem sie sich geweiht hatte. Als alle freundlichen Worte nutzlos an ihr verschwendet waren, nahm ihr Peiniger zu strengeren Maßregeln seine Zuflucht; Hunger sollte ihre Standhaftigkeit brechen. Täglich erhielt sie nur einmal und zwar des Abends ein Stückchen schwarzes Brod, das kaum ihr Leben fristete. Aber weder Hunger noch Bitten, noch andere Martern und Qualen, die sich je standhafter und fester sie auf ihrem Glauben und ihrem Vorsatze beharrte, täglich desto mehr häuften und angewendet wurden, vermochten sie wankend zu machen. Tag und Nacht sang sie unter Schmerzen und Peinigungen Loblieder dem Herrn und harrte mit Sehnsucht der seligen Stunde, da sie mit ihrem Blute ihren Glauben besiegeln und die Krone des ewigen Lebens erringen sollte. Aber ihr engelgleiches Leben auf dieser Erde war noch von Gott mit einem Troste beschenkt, der ihr die letzte Stunde ihres Martyrthums versüßen sollte. Obwohl ihr die irdischen Freuden einer Frau und Mutter nicht zu Theil wurden, so erwarb sie sich doch geistl. Töchter, denn auf die Jungfrauen, deren Bedienung und Obhut sie übergeben war, brachte ihr frommes Ausharren und ihr gottsel. Benehmen eine solche Wirkung hervor, daß sie sich alle bekehrten und Bräute Christi zu werden wünschten, und sich von ihr in den Lehren des Christenthums

unterrichten ließen. So hatte die Heilige schon hier mehrere Seelen dem Himmel gewonnen, und mit diesem beseligenden Gedanken ging sie der Stunde der Martern mit Ruhe der Seele entgegen, die endlich auch am 23. Dezbr. 253 unter der Regierung des grausamen Tyrannen Decius herannahte. Unter qualvollen Martern gab die reine und heil. Jungfrau den Geist auf, der dem himml. Bräutigam, den sie sich schon auf Erden gewählt hatte, zueilte. An ihr wurden die Worte der Schrift erfüllt, die allen denen, die hier standhaft in Leiden und Schmerzen ausharren, die ewige, unverwelkliche Krone verheißen.

Der heilige Servulus,

Bettler.

Ende des 6. Jahrhunderts.

Papst Gregor I., oder der Große genannt, erzählt in seiner 15. Homilie über die Evangelien das Leben des hl. Servulus und stellt diesen armen Gerechten seinen Zuhörern und Lesern zur Nachfolge dar. Die eigenen Worte des eben so großen als gelehrten Papstes werden die Wirkung auf den Leser nicht verfehlen. Er sagt: An dem bedeckten Wege, der zur Kirche des heil. Clemens führt, lag ein Mann, Namens Servulus, den Viele von euch, wie ich, gekannt haben, der zwar arm an Gütern, aber reich an Verdiensten war, und den von seinen langwierigen körperlichen Leiden endlich der Tod erlöste. Von seiner Kindheit an bis zu seinem Tode war er gichtbrüchig. Wie soll ich die Leiden eines Mannes schildern, der nicht stehen, im Bette sich weder aufrichten noch sitzen, nie eine Hand zum Munde bringen, noch sich auf die andere Seite wenden konnte! Von seiner Mutter und seinem Bruder wurde er treulich versorgt und verpflegt. Ihnen händigte er die Almosen ein, welche er von wohlthätigen Menschen empfangen hatte, und hieß sie das, was vom nothwendigen Lebensunterhalte übrig blieb, unter die Armen vertheilen. Obwohl er nicht lesen konnte, kaufte er sich doch die hl. Schriften, und bat, so oft sich eine Gelegenheit darbot, gottesfürchtige Menschen zu sich, um ihm aus denselben vorzulesen. Auf diese Weise erlangte er eine vollkommene Kenntniß von dem Inhalte der hl. Bücher. Während seiner schmerzvollen Leiden hörte er nicht auf, Tag und Nacht Gott durch Lobgesänge dankbar zu preisen. Da die Zeit herannahte, daß seine so große und so ausharrende Geduld belohnt werden sollte, warfen sich die Schmerzen der äußern Glieder auf die edlern Lebenstheile, und als er sich dem Tode schon nahe fühlte, bat er die Fremdlinge, die er eben in seiner Hütte gastfreundlich beherbergte, aufzustehen, und mit ihm Psalmen zum seligen Ausgange aus diesem Leben zu singen. Schon den Tod auf den Lippen, stimmte er in den Gesang mit ein. Aber auf einmal unterbrach er den Gesang und rief mit heftiger Anstrengung: „Schweiget! Höret ihr nicht die Lobgesänge, welche vom Himmel herab erschallen?“ Vertieft in den himml. Gesang, den sein innerer Sinn vernahm, gab er seinen Geist auf. Plötzlich war der Ort mit einem so lieblichen Wohlgeruche erfüllt, daß die Anwesenden auf eine unbeschreibliche Weise erquickt wurden, und die trostreiche Zuversicht gewannen, der dahingeschiedene Geist sei in die Seligkeit eingegangen. Unter den Anwesenden befand sich einer unserer Brüder, der jetzt noch lebt, und nun mit Freudenthränen bezeugt, jener Wohlgeruch habe sie so lange erquickt und erfreut, bis der Leichnam beerdigt gewesen sei.

Der heilige Servulus.

Der Tod des hl. Servulus erfolgte gegen das Ende des 6. Jahrhunderts.

Die Armuth ist bei Einigen ein Werk der Vorsehung und der Erziehung Gottes für das ewige Leben; bei Einigen ein freiwilliges Werk hl. Liebe zu Gott, um Demuth und Verläugnung zu üben; bei Einigen eine Strafe des vergangenen Sündenlebens, und somit eine Einladung und Gelegenheit zur Bußübung. Armuth ist demnach für Alle ein wahrer Weg zum Himmelreich, wenn der Eine mit Geduld und Genügsamkeit, der Andere mit Demuth und Zucht, der Dritte mit Bußsinn, und Alle mit Glauben, Vertrauen und Liebe unserm armen Erlöser nachfolgen. Wahrlich, es ist ein wahres Wunder Gottes, wie auch der Aermste eine Nahrung, eine Decke, ein Nachtlager findet! Es ist eine lebendige nie verhallende Predigt gegen den Stolz, der gewöhnlich verzehrt, gegen Genußsucht, die sich mit Nichts zufrieden gibt, gegen die unruhige, alles wagende Geschäftigkeit des Erwerbens und Behaltens. O wie beschämt Gott durch den demüthigen Armen den Stolz, die Genußsucht, die nichtige Klugheit der Weltkinder! Was haben wir bei allem Ueberfluß an Erdengütern, wie die Erde so leer an Gottes Reichthum, so arm vor Gott und seinen Engeln ist? Was

haben wir, wenn wir alle Lust und Freuden der ganzen Welt bis auf die Hefe genießen, und dabei die Seele verhungern lassen? Was hilft uns alle Geschäftigkeit, wenn am Ende, ich will nicht sagen Fluch, sondern nur ein leeres Nichts für all das Treiben, für alle Mühen unseres irdischen Lebens auf der Wagschale Gottes unser wartet. Der reiche Prasser fand seinen Aufenthalt in der Hölle, dem Ort der ewigen Qualen, und Lazarus wurde von den Engeln in Abrahams Schoos getragen! O wie reich vor Gott macht Armuth, wenn sie Gott zu lieb getragen wird! Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.

24. Dezember.

Adam und Eva,

die ersten Menschen.

Der Gedächnißtag der ersten Menschen, den die heil. kathol. Kirche am Vorabende des Christtages feiert, ist von hoher Bedeutung. Sowie durch die ersten Eltern die Sünde in die Welt gekommen ist, so hat Christus sie wieder hinweggenommen. Adam war der Stammvater des durch seinen Sündenfall verderbten Menschengeschlechtes; Christus aber hat dieses Geschlecht von Sünden durch sein theures Blut gereinigt und geheiligt. Er hat den Himmel geöffnet, den Adam und Eva durch ihre Sünde den Menschen verschlossen hatten, und mit Recht stehen also Adam und Christus beisammen. Als Gott Himmel und Erde erschaffen hatte, sprach er: Nun lasset uns den Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. Er soll herrschen über die Fische im Wasser, über die Vögel in der Luft, über die Thiere auf dem Felde, über das Gewürm. das auf Erden kriecht, und über die ganze Erde. Und Gott bildete den Menschen aus roher Erde und blies ihm den belebenden Odem, d. i. eine unsterbl. Seele ein, und nannte ihn Adam, d. i. Erdmann. Nach seiner Erschaffung führte ihn Gott in das Paradies, einen himmlisch schönen Garten, der mit den lieblichsten Blumen und Fruchtbäumen bepflanzt war. Der Garten wurde von einer Quelle bewässert, die in 4 Arme getheilt, 4 mächtige Ströme bildete. Diesen Garten übergab Gott dem Adam, um ihn zu bebauen und zu bewahren, und zu dessen Vergnügen führte er ihm alle Thiere vor, um ihnen einen Namen zu geben. Da aber Adam noch allein auf Erden war, und Niemanden hatte, mit dem er seine Freude theilen konnte, so sprach Gott: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei. Nun ließ er Adam in einen tiefen Schlaf verfallen, nahm eine Rippe aus seinem Leibe, und erschuf das erste Weib, die Eva. Bei seinem Erwachen rief Adam, als er sie erblickte, voll Verwunderung aus: „Das ist Bein von meinem Bein, und Fleisch von meinem Fleisch; und darum wird der Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und werden die Zwei ein Fleisch sein.“ Darauf wandte sich Gott zu ihnen mit den Worten: „Wachset und mehret euch, und erfüllet die Erde.“ Adam und Eva lebten nun im Paradiese überaus glücklich. Sie kannten keine Sorgen, kein Leid, keinen Kummer und keinen Schmerz. Heiterer Friede und sorglose Ruhe wohnten in ihrem Herzen. Ihre einfache Nahrung bestand in Baumfrüchten, ihr Trank war frisches Quellwasser. Unaussprechliche Liebe zu Gott thronte in ihrem Herzen, und Gott liebte sie und ging mit ihnen um, wie ein liebender Vater mit seinen Kindern. Sie spürten keine Abnahme ihrer Kräfte, denn sie waren unsterblich.

Der Mensch als Ebenbild Gottes war aber mit Verstand und freiem Willen begabt; aus freiem Willen sollte er Gott anhangen und selig sein. In dem Garten befanden sich viele Bäume, und unter ihnen der Baum der Erkenntniß des Bösen und Guten. Von allen diesen Bäumen darfst du essen, sprach Gott zu Adam, nur von diesem da nicht — er zeigte auf den Baum des Erkenntnisses des Bösen und Guten, denn sobald du dessen Früchte genießen wirst, mußt du sterben. Dieses Gebot von Gott gegeben, um ihren Gehorsam, ihre Treue und Anhänglichkeit zu prüfen, war gerecht und leicht zu erfüllen, aber die Lüsternheit, die durch dieses Verbot in Eva erwachte, und die Nachgiebigkeit Adams ließ sie die Liebe zu ihrem Schöpfer vergessen, und trotz des angedrohten Todes sich zur Uebertretung des Gebotes Gottes verführen. Ihre Neugierde war erregt, und sie nahten sich dem Baume, um seine Früchte zu beschauen. Diese waren lieblich anzusehen und in Eva regte sich das Verlangen nach ihnen. Diesen Augenblick benützte der böse Feind, seinen höllischen Plan, die ersten Menschen und ihre Nachkommen um ihr himml. Glück zu bringen und sie ins Verderben zu stürzen, auszuführen. In Gestalt einer Schlange richtete er seine Anrede an das Weib, deren Verlangen nach der Frucht und deren Lüsternheit und Schwachheit er auf der Stelle erkannte und sprach: Eva, warum hat euch denn Gott geboten, nicht zu essen von allen Bäumen des Gartens? Anstatt sich in ein derartiges Gespräch gar nicht einzulassen und diese verführerische Stimme von sich zu weisen, konnte sich Eva nicht enthalten, der Schlange zu erwidern: Wir dürfen von allen Früchten des Gartens essen, nur von diesem Baume, der mitten im Garten steht, dürfen wir nach seinem ausdrückl. Verbote nicht essen, noch ihn berühren, damit wir nicht sterben. Schon durch die Berührung hat offenbar Gott auch die Gelegenheit zum Bösen verboten, weil das Berühren, d. i. das Nachgeben der Sünde, der Anfang der Sünde ist. Listig erwiderte die Schlange oder der Teufel, der jetzt schon halb gewonnenes Spiel hatte: keineswegs werdet ihr sterben, denn Gott weiß, daß an d. Tage, an welchem ihr davon esset, eure Augen aufgethan und ihr Gott durch die Erkenntniß des Guten und Bösen gleich werdet. Die Worte steigerten die Sehnsucht Evas nach

dieser Frucht, deren Genuß ihr verboten war; sie faßte ihn genauer ins Auge und sah, daß die Früchte schön und lieblich waren. Ihre Eitelkeit und Sinnlichkeit ward erregt. Begierig streckte Eva die Hand nach der von der Schlange ihr dargereichten Frucht aus, aß von ihr und gab ihrem Manne auch davon, der aus Liebe u. Gefälligkeit zu seinem Weibe gleichfalls davon aß. Aber schrecklich waren die Folgen der Uebertretung des Gebotes Gottes. Sie hatten sich selbst des ewigen Lebens, der göttl. Gnade und der seligen Harmonie beraubt. Vorher im Stande der Unschuld waren sie gut und einfältig wie die Kinder u. errötheten nicht über ihre Nacktheit. Kaum aber hatten sie von der Frucht genossen, als ihre Augen aufgingen und sie sich ihrer Nacktheit bewußt waren. Vor Scham erglühend flochten sie sich Schürze von Feigenblättern und bedeckten sich damit. Angst und Schrecken erfaßte sie und das Gewissen erwachte furchtbar über ihre That. Sie versteckten sich vor dem Angesichte Gottes unter die Gesträuche des Gartens. So ließ Uebermuth und Stolz, Leichtsinn und Eitelkeit die ersten Menschen Gott und sein Wort vergessen, und der schmeichelnden Stimme des Verführers größern Glauben schenken, als dem Gebote ihres Schöpfers und Vaters; dieses führte ihren Fall herbei, und hätte sich Gott ihrer nicht erbarmt, so wäre ihr Fall dem Sturze der Engel gleich geworden.

In ihrem Verstecke hörten sie auf einmal die Stimme Gottes, welcher rief: Adam, wo bist du? Mit Zittern antwortete Adam: Ich fürchte mich, vor dir zu erscheinen, weil ich nackt bin, und deßhalb habe ich mich verborgen. Wer hat dir gesagt, daß du nackt seist? erwiderte der Herr, du hast wohl von der Frucht des Baumes gegessen, von der zu essen ich dir verboten habe. Das Weib, sagte Adam, das du mir zugesellt hast, gab mir von der Frucht, und ich aß. Hierauf zur Eva gewendet, sprach der Herr: Warum hast du dieses gethan: Eva antwortete: Die Schlange hat mich betrogen und verführt, daß ich davon aß. Da sprach Gott zu der Schlange: Weil du dieses gethan hast, bist du verflucht unter allem Vieh und unter allen Thieren der Erde. Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen; sie soll dir den Kopf zertreten und du wirst sie in die Ferse stechen, d. h.: Ein Nachkomme des Weibes — Jesus Christus — wird dir die Macht nehmen, und du wirst die boshaften Menschen gegen ihn aufreizen. Und zu Eva sagte der Herr: Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären; dein Wille sei dem Manne unterthan und er soll dein Herr sein. Dann wandte sich Gott zu Adam und sprach: Weil du der Stimme deines Weibes gehorchet hast, so sei der Acker verflucht um deinetwillen. Dornen und Disteln soll er dir tragen und im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, bis du wieder zur Erde geworden,

Adam und Eva.

von der du genommen bist. Nach diesem Urtheilsspruche bekleidete sie Gott mit Thierfellen und stieß sie aus dem himml. Garten. Traurig verließen die ersten Menschen, die sich durch ihren Ungehorsam um ihr höchstes Glück gebracht hatten, den Garten und traten hinaus in die unwirthbare Welt. Um ihnen aber jedes Eindringen in das Paradies zu verwehren, bewachte ein Cherub mit flammendem Schwerte den Eingang desselben. — 930 Jahre lebte Adam, und Eva erreichte gleichfalls ein sehr hohes Alter, und diese lange Lebenszeit gewährte ihnen Gott, um ihre Schuld zu beweinen und zu büßen. Ihre Buße war aber auch so demütig und so aufrichtig, so voll Ergebung, daß sie in Hinblick auf den künftigen Erlöser aufs Neue sich die Gunst des Herrn erwarben und in seiner Gnade starben.

Adam wurde mit seinem Weibe an dem Orte begraben, wo Jesus Christus sie und ihre Nachkommen am Kreuze erlöset hat. Christus sühnte also Adams und seines ganzen Geschlechtes Sünde; und wie an Adam das Wort ergangen war, „du bist Erde und sollst zur Erde werden," — und dieser Urtheilsspruch an ihm vollzogen wurde; so wählte Christus diesen Ort zum Schauplatz seines Versöhnungstodes, und um dieses Urteil aufzuheben und an die Stelle obiger Worte zu ihm zu sprechen: „Stehe auf, der du schläfest, und gehe hervor aus deinem Grabe."

Jeder Mensch, der das Licht der Welt erblickt, trägt mit seiner Geburt die Sünde Adams und ihre Folgen an sich; dieses sprechen die hl. Bücher des alten und neuen Bundes klar und deutlich aus. Denn daraus entspringt in uns die unbegreifl. Mischung von guten Neigungen und bösen Begierden und Leidenschaften; daher stammt die Quelle des Hohen und des Gemeinen, der Wahrheit und des Irrthums, der Tugend u. des Lasters, die schon von Kindheit an in uns um den Sieg ringen; daher also der immerwährende Kampf des Guten und Bösen in unseren Herzen. Sagt nicht ausdrücklich die hl. Schrift, Alles, was Gott schuf, war gut, also war auch der Mensch von Anfang gut geschaffen. Das Böse aber, das in uns wohnet und mit dem Guten im ewigen Kampf begriffen ist, ist eine Folge des Sündenfalles unserer ersten Eltern. Doch der gütige, der barmh. Gott hat sich der Menschen erbarmt; er hat seinen eingeborenen Sohn, wie er schon den ersten Menschen versprochen, in die Welt gesandt, um die sündige Menschheit durch seine Menschwerdung, durch seine Leiden, durch seinen Kreuzestod von der ewigen Verdammniß zu befreien und zu erlösen. Christus hat den Tod besiegt, und durch diesen Sieg uns den Himmel erworben. Hochgelobt in alle Ewigkeit sei der unendlich gütige und barmherzige Vater im Himmel, der um unsers Heiles willen seines einzigen Sohnes nicht geschont, und ihn für uns geopfert hat; hochgelobt in alle Ewigkeit der erbarmende Erlöser und Heiland, der gutwillig alle Sünden der Welt auf sich genommen und uns von ewiger Verdammniß durch seinen Versöhnungstod befreit hat. Alle, ja Alle, die seit seiner Menschwerdung an ihn glaubten und seine Gebote hielten; Alle, die an ihn glauben, und auf seinen Namen getauft, seine Gebote halten und die Gnadenmittel benützen, sind gerettet und selig, und werden sein Antlitz schauen. Welch größere Güte, welch größere Barmherzigkeit u. Wohlthat kann wohl dem Menschen zu Theil werden!

Der heilige Dagobert II.,

König von Austrasien. Martyrer. — Jahr 679.

Dagobert II. war der Sohn Sigeberts, Königs von Austrasien, und der Königin Himnehilde. Er war noch Kind, als er seinen Vater i. J. 636 verlor und ihm in der Regierung nachfolgte; den Thron hatte er aber nur wenige Monate inne; denn der Hausmeier Grimoald, der die ihm übertragene Gewalt willkürlich ausübte, wollte seinen eigenen Sohn auf den königl. Thron setzen. Er beraubte also mit Hülfe seiner Genossen den unmündigen König des Scepters und schickte ihn unter Aufsicht Dido's, Bischofs von Poitiers, der zu dieser Frevelthat gleichfalls die Hände geboten hatte, nach Irland in die Verbannung. Hier lebte Dagobert lange Zeit in der größten Verborgenheit und Dunkelheit, so daß die Frevler bald darauf das Gerücht von dessen Tode verbreiteten, und den Sohn Grimoalds auf den Thron setzten.

Himnehilde beklagte sich laut über die an ihrem Sohne verübte Ungerechtigkeit und Gewaltthat und flüchtete sich zu ihrem Schwager, dem Könige Clodwig II. Die austrasischen Großen, über die Frevelthat des Hausmeiers empört, stürzten nach einer Regierung weniger Monate den Usurpator vom Throne, und boten die Krone Austrasiens Clodwig II., König v. Neustrien und Burgund an. Als dieser Fürst kurze Zeit darauf gestorben war, ging die Herrschaft auf dessen ältesten kaum 5jährigen Sohn Clotar III. über. Dieser besaß Austrasien unter der Regentschaft seiner Mutter Bathilde bis zum Jahre 660. In diesem Jahre wurde dieses Land zu Gunsten Childerichs zweiten Sohnes, des verstorbenen Königs Clodwig abgetreten.

Inzwischen erfuhr man, daß Dagobert noch lebe und sich in Irland befinde. Sobald sich die Großen Austrasiens genaue Nachricht davon verschafft hatten, gingen sie ernstlich mit dem Gedanken um, ihn wieder auf den Thron seiner Väter zu setzen. In dieser Absicht schrieben sie an den hl. Wilfried, Bischof von York, welcher Dagobert in seinem Unglück aufgenommen hatte und den Ort seines Aufenthaltes kannte. Dieser ehrwürdige Oberhirt verschaffte ihm die zu seiner Rückkehr nach Austrasien nöthigen Hülfsmittel. Nach seiner Ankunft wurde er nicht sogleich als König anerkannt, und Himnehilde konnte von Childerich nichts weiter erlangen, als daß er ihrem Sohne das Elsaß und einige Ländereien jenseits des Rheines abtrat. Als aber Childerich, welchen seine grausamen und gewaltthätigen Bedrückungen verhaßt gemacht hatten, im J. 673 durch Bodillo im Forste Sivry ermordet wurde, benützte Himnehilde diese Gelegenheit, ihrem Sohne wieder zum Throne von

Austrasien zu verhelfen. Man brachte Dagobert nach Metz und daselbst wurde er von den verschiedenen Ständen des Reichs als König anerkannt. Er wählte die Paläste von Isemburg und Kirchheim im Elsaß zu seinem Hoflager und benützte die Ruhe, welche Austrasien genoß, zu frommen Zwecken. Er ließ die Kirchen und Klöster herstellen; er gründete die Abteien von Surburg, von Hastach und St. Sigismund, und schenkte beträchtliche Güter an die Kirche von Straßburg. Dagobert hatte während seiner Verbannung in Irland eine sächsische Prinzessin geheiratet und ihre Ehe war mit fünf Kindern gesegnet, nämlich mit einem Sohne, dem er den Namen Sigebert gab, und mit 4 Töchtern, Irmene, Adele, Rathildis und Regentrudis. Als Sigebert auf der Jagd gefährlich verwundet und durch die Gebete des hl. Arbogast wieder geheilt worden war, schenkte Dagobert, um seine innige Dankbarkeit gegen Gott für die Rettung seines Sohnes an den Tag zu legen, der Kirche von Straßburg seinen Palast zu Isemburg mit den dazu gehörigen Ländereien.

Der hl. Wilfrid wurde in dieser Zeit auf eine ungerechte und unwürdige Weise von seinem bischöfl. Sitze vertrieben. Mit dem festen Entschlusse, seine Klagen in eigener Person vor dem Stuhl des hl. Vaters vorzubringen, machte er sich auf den Weg nach Rom und kam im Anfange des Jahres 679 ins Elsaß. Dagobert, der ihm alles zu verdanken hatte, nahm ihn mit ebenso großer Freude als Ehrfurcht auf und wollte ihn nicht mehr von sich lassen, indem er ihm den eben durch den Tod des hl. Arbogast erledigten Bischofssitz in Straßburg anbot.

Jedoch die Ruhe, deren sich das Königreich Austrasien erfreute, war von kurzer Dauer. Es entbrannte ein Krieg zwischen Dagobert und Theodorich III. Beide Könige rückten an der Spitze ihrer Heere bis an die Grenzen von Lothringen und Champagne gegen einander vor. Inzwischen stiftete Ebroin, der Hausmeier Theodorichs, eine Verschwörung gegen Dagobert an, welcher mehrere Große des Reiches beitraten. Er überraschte den edlen und frommen König im Forste Voivre und ließ ihn durch seine Helfershelfer daselbst am 23. Dezbr. 679 ermorden. Wegen seiner Frömmigkeit und seiner ausgezeichneten Tugenden wurde Dagobert unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, und man legte ihm den Namen Martyrer bei, weil man von Alters her allen denen diesen Titel zu geben pflegte, welche nach einem hl. Lebenswandel auf eine ungerechte und gewaltsame Weise ihr Leben verloren hatten. Der Leichnam des hl. Dagobert wurde nach Rouen gebracht, und von da ungefähr 200 Jahre später nach Stenay versetzt, wo er noch am 2. Sept. verehrt wird.

25. Dezember.

Die Geburt unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi,

gemeiniglich Weihnachten genannt.

Heute am 25. Dezbr. feiert die hl. christliche Kirche unter dem Namen Weihnachten die Geburt unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. — Benedikt XIV. räumt diesem Feste d. erste Stelle nach dem Oster- und Pfingstfeste ein. Es ist in der That eines von den Festen, an dem die Kirche ihre höchste Pracht entfaltet; an dem sie in den Kirchen die herrlichsten Gesänge widerhallen läßt. Wie sollten auch in der That die Gläubigen sich nicht mit ihren Gebeten der Wiege des Herrn nahen, der Mensch geworden um sie von der Erbsünde zu erlösen? Wie sollten sie nicht jubelnd einfallen in den Gesang der himmlischen Heerschaaren, welche in dem Augenblick, wo sich dieses Geheimnis erfüllte, sich dem Engel, der es der Welt verkündete, anschloßen und in seinen Ruf mit einstimmten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind.“ Wie sollten sie nicht die Hirten nachahmen, welche auf die Verkündigung des Engels hin nach Bethlehem eilten, um den menschgewordenen Gott anzubeten, der in einer Krippe neben seiner heiligen Mutter lag. Was kann es wohl süßeres, was angenehmeres für eine christliche Seele geben, als der Einladung zu folgen, welche ihr die Kirche darbietet, um dem König der Könige, dem Gott, dem Heiland und Retter der Menschheit seine innigste Anbetung zu bezeugen? Wo kann sie eine schönere

Gelegenheit finden, die lebendigsten Gefühle der Liebe und Dankbarkeit ausströmen zu lassen? Als der Engel die Geburt Jesu Christi ankündigte, sagte er, sie werde die Veranlassung zu großer Freude für alles Volk sein. Ein Christ hätte zu wenig Achtung für die himmlischen Dinge, wenn er gefühllos bei der Ansicht dieser unendlichen Barmherzigkeit bleiben würde, welche die göttliche Güte auf eine so deutliche Weise dargelegt und der ganzen Menschheit zugleich so viel Gnade und Gunst erzeigt hat. Der Gedanke allein an dieses Geheimniß tröstete Adam nach seiner Verbannung aus dem irdischen Paradies. Das Versprechen, das Abraham erhielt, versüßte ihm die Drangsale seiner mühsamen Pilgerschaft. Es war das nämliche Versprechen, das Jakob nach überstandener Noth und Trübsal zu Theil wurde. Dieses Versprechen hielt Moses mitten in allen Beschwerden aufrecht, welche ihm die Befreiung der Israeliten aus der Knechtschaft Aegyptens verursachte. Alle Propheten sahen dieses Geheimniß im Geiste und jubelten vor Freude. Wie sollen nun die Gefühle der Christen beschaffen sein, welche das Gut besitzen, das den Patriarchen versprochen worden war, und das diese nur von Ferne undeutlich bemerkten? — Die Freude, dieses angenehme Gefühl, welches ein vernünftiges Geschöpf an dem Besitze eines Gegenstandes empfindet, nach dem es Verlangen trägt, muß im Verhältnisse zu dem Werthe des Besitzes stehen. Sie muß auf die Seele einen um so tiefern Eindruck machen, als der Genuß desselben unendlich weit das Versprechen und die Hoffnung übertrifft, die man sich von ihm gemacht hat. Diese Betrachtung ist durch eine Stelle aus dem hl. Petrus Chrysologus über den Unterschied des alten und neuen Testaments deutlich genug beleuchtet worden. „Der Brief eines Freundes," sagt er, „ist angenehm, aber seine Gegenwart ist es weit mehr; ein Schuldbrief ist nützlich, aber noch weit mehr die Heimzahlung. Man liebt die Blüthen, aber nur so lange bis die Frucht sich zeigt. Die Patriarchen empfangen von Gott den Brief, wir freuen uns über seine Gegenwart; sie hatten das Versprechen, wir die Erfüllung; sie hatten die Verschreibung, uns ist die Heimzahlung geworden." Welchen Ausbrüchen der Gefühle würden sich nicht die Erzväter hingegeben haben, wenn sie, wie Simeon, die Erfüllung eines Geheimnisses gesehen hätten, welches der beständige Gegenstand ihrer Seufzer, ihrer Thränen, ihrer Gebete gewesen war. „Sehr oft muß ich," sagte der hl. Bernhard, „bei diesem Gegenstand an das brennende Verlangen, an die gesteigerte Sehnsucht denken, welche die Patriarchen nach Ankunft des verheißenen Messias seufzen ließ, und ich fühle mich von Beschämung ergriffen und von Schmerzen durchdrungen, mit Mühe kann ich meine Thränen zurückhalten, so sehr bin ich von Scham und Trauer erfüllt bei dem Anblick der Lauigkeit u. Gleichgültigkeit dieser unglücklichen Zeiten, denn wer empfindet unter uns noch Freude über diese uns ertheilte Gnade, deren Verheißung schon den Heiligen des alten Testamentes so innige Sehnsucht einflößte? Mehrere werden in der That und Wahrheit bei diesem Feste größere Freude äußern, aber ich fürchte sehr, diese Freude möchte weit weniger ihren Ursprung in dem Feste selbst, als in dem zur Schautragen ihrer Eitelkeit haben."

Wenn der Christ sich wie die Weltleute freut, so findet sich keine Spur des göttlichen Geistes in ihm. Die Freude, die er empfinden soll, ist ein Gefühl, das in seinem Innern durch die Wohlthat erregt wird, deren er durch die Liebe theilhaftig geworden, die ihm der Herr in diesem Geheimnisse erweist. Die äußeren Zeichen der Freude sollen durchaus nicht entfernt werden, vorausgesetzt, daß wir sie nicht um ihrer selbst willen suchen, daß wir sie auf die gehörigen Grenzen beschränken, daß wir Sorge tragen, sie durch die Beweggründe der Tugend zu heiligen daß wir uns täglich erinnern, wir seien als Christen zur Führung eines ernsten und bußfertigen Lebens verpflichtet. Niemals soll die Sinnlichkeit in die Feier unserer Feste eindringen; denn in diesem Falle würden sie in heidnische Feste ausarten, welche nur dazu dienen, in uns die Leidenschaften zu nähren und zu befestigen, deren Bezähmung und Bezwingung uns Christus durch sein eigenes Beispiel gelehrt hat. Um die Feier dieses Festes zu heiligen, müssen wir es mit tiefer Inbrunst begehen, und es allein frommen, Gott wohlgefälligen Uebungen weihen. Dieses ist der Zoll, den Jesus von uns fordert, wenn wir ihn im Geiste mit den Hirten besuchen. Laßt uns mit ihnen zu der Krippe treten und geleitet und erleuchtet durch das Licht des Glaubens die unendliche Majestät Gottes anbeten, der in den Windeln der Kindheit verhüllt vor uns liegt. Dieses Geheimniß wird uns ein Wunder der Allmacht darbieten, das uns zu Lobgesangen hinreißen wird; es wird uns ein Wunder der Liebe zeigen, das unsere Herzen wieder mit der brennendsten Liebe umfassen wird. Der ewige Gott, der seine Unermeßlichkeit in den Leib eines Kindes eingeschlossen, der seine Allmacht in die Windeln der Schwachheit gehüllt, hat weit mehr gethan, als wo er das Weltall aus seinem Nichts hervorzog. Das ist ein so unbegreifliches Geheimniß, daß man es mit Stillschweigen anbeten muß, ohne in der menschlichen Sprache nach Worten für seine Erklärung zu suchen. Dieses ist die Betrachtung des heil. Fulgentius. — Gott ist zweifelsohne bewunderungswürdig in allen seinen Werken, aber die Menschwerdung ist ein Gegenstand, der über die

Gedanken aller Menschen so sehr erhaben ist, daß sie es der göttlichen Allmacht selbst nicht würden geglaubt haben, wenn sie nicht selbst die Erfüllung dieses Geheimnisses gesehen hätten. „Herr!" ruft ein großer Diener Gottes aus, „wie bewunderungswürdig ist dein Name auf der ganzen Erde! Du bist in Wahrheit ein Gott, der Wunderwerke bewirkt. Ich bin nicht sowohl über die Erschaffung des Weltalls, noch über die Aufeinanderfolge der Tage und Jahreszeiten erstaunt; aber ich kann mich vor meinem Erstaunen nicht erholen, wenn ich Gott in den Schooß einer Jungfrau eingeschlossen, wenn ich die Allmacht in einer Krippe liegend und das ewige Wort Fleisch geworden erblicke." — Sollen wir nicht die himmlischen Schaaren einladen zum Lobe des Herrn, der auf eine so unbegreifliche Weise seine Macht, seine Güte, seine Weisheit gezeigt hat? Sollen wir sie nicht auffordern zum Ruhme und Preise ihres Gottes, der aus lauter Güte diesen Stand der Niedrigkeit annehmen wollte, um die sündigen Menschen zu retten? Sollen wir nicht das Recht haben, von ihnen mit dem Psalmisten zu sagen: „Daß alle Engel ihn anbeten werden?" Doch diese seligen Geister haben den Befehl erhalten, sich dieser Pflicht zu entledigen; denn der ewige Vater hat bei der Einführung seines Sohnes in der Welt ihnen geboten, daß alle Engel Gottes ihn anbeten. Sie bedurften aber weder eines Befehls noch eines Gebots; ihr eigener Eifer forderte sie dazu auf. Wer wäre im Stande das zu erklären, was unter ihnen vorging, als sie ihren König in einem Stalle liegen sahen, als sie das göttliche Kind erblickten, dessen Hände (nach dem äußern Anscheine so schwach) das ganze Weltall gebildet hatten, und durch ihre Macht den Himmel und die Erde stützen! Wie lobten, wie priesen, wie beteten sie ihn an! Wie ließen sie von ihren Gesängen die Erde und die Himmel widerhallen! Sollte der Mensch, zu dessen Gunsten dieses Geheimniß vollbracht worden war, keinen Theil an ihrem heiligen Eifer nehmen? Laßt uns wenigstens die Aeußerungen der lebhaftesten Dankbarkeit damit verbinden, zu denen wir das Vorbild in den Psalmen und in dem Lobgesange finden, welchen man gemeiniglich dem hl. Ambrosius und dem hl. Augustin beilegt. „Ruhm und Preis und Ehre sei Gott allein in der Höhe, und Friede, Verzeihung, Gnade und Versöhnung auf Erden den Menschen." — Die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist ein Geheimniß der Liebe, bei dem er sich der Strahlen seines Ruhmes beraubte, um uns zu besuchen, um unser Bruder zu werden, und sich uns vollkommen gleich zu machen. Die Liebe ist der vornehmste Zoll, den Gott hauptsächlich bei diesem Geheimnisse von uns fordert. Zu jedem von uns sagte er: „Mein Sohn, gib mir dein Herz." Unser innigstes Bestreben soll also darin bestehen, ihn zu lieben, und dieses ist das Höchste, das Wichtigste, nach dem ein Mensch trachten soll. Das Verlangen, welches er nach unserer Liebe hat, soll allein uns verpflichten, mit gewissenhafter Treue einer so großen Gnade zu entsprechen. Gott, der in jeder Art höchst vollkommen ist, sollen wir mit einer Liebe umfangen, deren wir nur immer fähig sind. Dazu sind wir schon durch die unaussprechliche Wohlthat der Menschwerdung seines Sohnes um so mehr verbunden, als er uns dadurch von Sünden erlöst und uns mit den ausgezeichnetsten Gnaden überhäuft hat.

Der Mensch hatte sich durch sein sündhaftes Leben zum Genossen des bösen Feindes gemacht. Gott versprach ihm einen Befreier, der ihn aus dem Abgrunde, in welchen er sich gestürzt, ziehen würde. Aber beinahe alle Völker hatten sich blindlings ihren Leidenschaften ergeben und fühllos ihren Schöpfer vergessen. Sie erwiesen Sonne, Mond und Sternen, späterhin gestorbenen Menschen, ja selbst denen göttliche Ehre, welche die Menschheit durch die größten Verbrechen entehrt hatten. Ja, es kam so weit, daß sie die Werke ihrer eigenen Hände, selbst Thiere und Ungeheuer und die schändlichsten Leidenschaften göttlich verehrten. Die abscheulichsten Verbrechen waren durch angeblich religiöse Gebräuche geheiligt, und Erzbösewichter sahen sich dadurch ermächtigt, jede Scham, jede Furcht und jede Scheu von sich zu werfen. Eine schaudererregende, beinahe allgemein verbreitete Verdorbenheit rief von allen Seiten um Rache zum Himmel. Die Juden selbst, welche doch Gott vorzugsweise zu seinem Volk erwählte, und vor allen andern Völkern begünstigte, überließen sich dem Neide, der Mißgunst, der Eifersucht, dem Hochmuth und vielen andern Lastern und zwar auf eine Weise, daß Gott unter ihnen nur eine äußerst geringe Zahl gläubiger Diener vorfand. Können wir diese Masse von schändlichen Ungerechtigkeiten, diesen entsetzlichen Schauplatz der grauenvollsten Thaten ohne Schauder betrachten?

Während dieses Zustandes der Erde würdigte sich Gott, dieselbe durch seine Gegenwart zu erfreuen. Wer hätte sich nicht vorstellen sollen, Gott sei unter den Menschen erschienen mit dem Vorsatze, sie wie die Bewohner Sodoms durch Feuer vom Himmel von der Erde zu vertilgen, und sie in die Flammen der Hölle zu verstoßen? Nein! Er kam in die Welt, um sie zu läutern, um sie zu retten. Der Anblick unseres Elendes rührte sein Herz zum Mitleid gegen uns. Die Art und Weise, wie er zu uns kam, ist ein neuer Beweis seiner unendlichen Güte. Er machte sich uns gleich und nahm unsere Natur an. Gott ließ sich auf Erden erblicken, und ging mit den Menschen um; das Wort ist Fleisch geworden! Der Ewige ist Kind geworden; der Allmächtige hat unsere Schwachheit angenommen. Er, der unendlich und unabhängig ist, hat sich erniedrigt und sich seinen eigenen Geschöpfen unterworfen. Das that seine Liebe zu uns, die ihn alle die außerordentlichen Thaten vollbringen ließ. „O Beweis der höchsten Zuneigung," ruft der hl. Thomas von Villeneuve aus; „des mächtigsten Sieges der Liebe! Ihr habt den Unbesiegten überwunden, der Allmächtige ist ein Gefangener geworden. O du wahrhaftes Uebermaß der Liebe!" Könnten wir also dieses göttliche Kind betrachten, ohne ganz von Liebe durchdrungen zu sein? Alle Umstände dieses Geheimnisses eignen sich so sehr, die innigste Liebe einzuflößen, daß die Kirche, um sie auszudrücken, sagt: An diesem Tage triefen die Himmel von Honig. Lasset uns nun und immer unter dem Ergusse der Freude und Liebe die so rührenden Worte wiederholen: Uns ist ein Kind

geboren, ein Sohn ist uns geboren; es ist uns geboren ein Heiland und Retter an diesem Tage.

Der hl. Franziskus v. Assisi gerieth jedesmal außer sich, wenn er von diesem Geheimniß sprach. Der hl. Bernhard empfand die nämlichen Gefühle. „Wenn Gott," sagte er, „auf dem Throne seiner Größe und Majestät sitzt, dann flößt er Scheu und Ehrfurcht ein, zeigt er sich aber in der Gestalt eines Kindes, dann erregt er in den Herzen Liebe!" Bei Gelegenheit der Anzeige dieses Festes im Martyrerbuche fordert er alle Geschöpfe auf, sich mit ihm zur Liebe und Anbetung des geborenen Heilandes zu vereinigen. Er wendet sich an den Himmel und an die Erde, und hauptsächlich an den Menschen. Er empfindet ein unaussprechliches Vergnügen an den Worten: Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, ist zu Bethlehem in Juda geboren. Er findet keine Ausdrücke, um sie in seiner Kraft und Fülle darzustellen, die geringste Aenderung daran würde diese nur schwächen. An einer andern Stelle sagte er, auf seine Seele hätten diese Worte einen solchen Eindruck gemacht, daß sein Geist davon hingerissen worden und ein brennendes Verlangen diesen veranlaßt habe, seine Freude, von der er durchdrungen sei, mitzutheilen.

Wenn diese Liebe recht innig in unsern Herzen herrschte, würden wir nicht diese unendliche Güte, welche den Sohn Gottes auf diese Erde herabsteigen ließ, mit der größten Liebe betrachten? Wie würden wir diese Hände anbeten, welche, obgleich in Windeln gewickelt, den himmlischen Körpern die Bewegung verleihen und das Weltall stützen; wie würden wir die Füße anbeten, welche für uns so viele Beschwerden aushalten, und die nun um unserer Rettung willen von den Nägeln werden durchbohrt werden; dieses Blut, welches eines Tages am Kreuze vergossen, der Preis für unsere Erlösung wurde; dieses Antlitz, welches geschlagen, zerstoßen und mit Speichel bedeckt werden soll; dieses Fleisch, von mehr als englischer Reinheit, aber in Folge der Noth und der Strenge der Jahreszeit in einem leidenden Zustande. Die Augen Jesu, von Thränen benetzt, sollten sie uns nicht rühren? Dieser göttliche Erlöser weint, sagt der heil. Bernhard, aber nicht wie andere Kinder, noch aus dem nämlichen Grunde. — Gewöhnliche Kinder schreien in Folge von Mangel und Schwäche; Jesus weint aus Mitleid und Liebe zu uns. Mögen doch diese kostbaren Thränen den himmlischen Vater zum Mitleid gegen uns rühren! Möchten sie doch unsere harten Herzen erweichen, sie läutern, sie heiligen! Diese Thränen, fährt der heilige Bernhard fort, berühren mich schmerzlich und beschämen mich aufs tiefste, wenn ich meine Gefühllosigkeit inmitten meiner Unvollkommenheiten betrachte!

Die heilige Familie.

Was wird wohl unser Gefühl sein, wenn wir die hl. Seele Jesu durchschauen, und, was in ihr vorgeht, betrachten? Mit welchem Eifer pries und ehrte er seinen Vater! Mit welcher Gluth bat und opferte er sich für uns! Denken wir über diese so großen Absichten nach, wahrlich, so können sie nicht verfehlen, in uns das Feuer der göttlichen Liebe anzufachen. Aber alle unsere Bemühungen werden vergeblich sein, so lange wir uns nicht kräftig bestreben werden, die Hindernisse auf die Seite zu schaffen, welche sich der Herrschaft dieser Liebe in Weg stellen. Die Heilung und die Genesung von den Krankheiten der Seele ist der vorzüglichste Endzweck der Geburt Jesu Christi. Er hat uns durch sein Leiden die Gnade verdient, Herr über unsere Leidenschaften zu werden; er hat uns durch sein Beispiel gezeigt, welche Mittel gegen unsere böse Gewohnheiten und Laster anwenden sollen. Die Handlungen unseres Erlösers sind für uns eben so belehrend, wie seine Grundsätze und Gespräche. Sein Leben ist das lebendige Evangelium. Nehmen wir seine Lehren gläubig unter uns auf, treten wir treulich in seine Fußstapfen, so werden wir vollkommen werden.

Die Juden, Sklaven ihrer Sinnlichkeit und Leidenschaften, verblendeten sich selbst gegen die Belehrungen und Verkündigungen ihrer Propheten; sie stellten sich den Messias vor, wie ihn sich ihre Einbildung geschaffen hatte, nämlich als einen reichen und mächtigen Eroberer, der aus Jerusalem die größte von allen Städten, und ihre Nation zum mächtigsten Reiche machen würde. Einen solchen Messias aber hatten die Menschen nicht nöthig. Reichthümer, Größe und Macht hätten noch die Liebe zu unserem elenden und sündhaften Zustande gesteigert, und die Sehnsucht, ja das Andenken an das himmlische Vaterland wäre in diesem irdischen Strudel gänzlich verschwunden. Auch trifft die Charakterschilderung des Messias, wie sie die Propheten gegeben, nicht im geringsten mit der Vorstellung der Juden zusammen. Wir wollen nur das 53. Kapitel des Propheten Jesaias anführen, um die Wahrheit des Gesagten zu begründen. Der Messias, welchen die Heiligen erwarteten, entsprach folglich der Verkündigung und der eigenen Sehnsucht der Propheten. Einen solchen bedurften wir, nur ein solcher konnte der Arzt und Retter unserer Seelen werden. Er ist auf die Erde gekommen, um unser Elend, unsere Armuth, unsere Niedrigkeit auf sich zu nehmen; er ist gekommen, um unsere Frevel wieder gut zu machen, welche unser Hochmuth gegen die Göttlichkeit begangen hatte; er ist gekommen, um uns zu befreien und zu erlösen von unsern Sünden und Lastern. Er wollte geboren werden nicht in einem Palaste, noch in einer großen Stadt, sondern von einer armen Mutter, an einem unbedeutenden

Orte, in einem Stalle. Der, dem die Welt ihren Schmuck, ihre Zierde verdankt, der den Lilien des Feldes einen Glanz verliehen, den selbst Salomo in seiner größten Herrlichkeit nicht besaß, ist eingehüllt in Windeln und liegt in einer Krippe. Das ist das Zeichen, das er gewählt hat, um sich den Menschen bei seiner Geburt zu offenbaren. „Vernehmet das Zeichen," sagte der Engel zu den Hirten, „an welchem ihr ihn erkennen werdet; ihr werdet das Kind finden eingewickelt in Windeln und in einer Krippe liegend." Sind dieß wirklich die Werke dieses Messias, von dem die Propheten so große Dinge verkündet haben? Gerade dieser Stand der Niedrigkeit gab den Juden bei seiner Geburt Aergerniß, aber Jesus hatte ihn selbst gewählt. Es war das Zeichen, an dem er sollte erkannt sein. Dieser Stand war bestimmt, unsern Hochmuth zu demüthigen und unsere Anhänglichkeit an die Güter dieser Welt zu beschämen. Laßt uns die Tugend und die Wirkung davon bewundern. Er hat Große und Kleine, Magier und Hirten herbeigezogen, und Alle, nachdem sie ihn erkannt und angebetet, schieden mit einem Preis- und Lobgesang auf Gott von seiner Krippe. Wie viele haben sich seitdem unter dieser Fahne versammelt! Er ist inzwischen noch bis auf den heutigen Tag ein Aergerniß für viele, die sich Christen nennen. Sie bekennen laut, daß sie an Jesus Christus glauben, aber ganz im Gegensatze mit ihren Worten, stimmen ihre Werke nicht mit ihrem Glauben überein. Wenn diese Christen dem Namen nach, zur Zeit der Juden gelebt hätten, hätten sie nicht Christus, wie diese, verworfen und verdammt? Verschließen sie ihm nicht noch bis auf den heutigen Tag den Eingang in ihre Herzen? „Die Gnade Gottes, unser Erlöser," sagt der Apostel, „ist erschienen allen Menschen, um sie zu belehren."

Selig sind, die da glauben, diesen Glauben unerschütterlich festhalten, nach diesem ihr ganzes Leben einrichten, in ihm leben, wirken und thun, denn das Himmelreich ist ihrer.

Jeder Priester feiert am Tage der Weihnachten mehrere Messen. Dieser uralte Gebrauch findet noch an mehreren Orten bei großen Festen statt. Wir lernen aus dem hl. Prudentius, daß am Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus, das man am 19. Juli begeht, der Papst zwei Messen gelesen, die eine im Vatikan, die andere in der Kirche St. Paul, außerhalb der Stadt. Benedikt XIV. hat nach alten Denkmälern bewiesen, daß die Päpste Weihnachten mit drei Messen feierten. Die erste im Lateran, die zweite in der Kirche der heil. Anastasia, die dritte im Vatikan. Der heil. Gregor der Große spricht gleichfalls von drei Messen an diesem Tage. Was die Päpste thaten, ahmten die Priester nach, und so ist dieser Gebrauch allgemein geworden, ohne gerade Vorschrift zu sein. Der Grund davon ist, die dreifache Geburt unseres Erlösers zu feiern, nämlich die, durch welche er von seinem Vater von aller Ewigkeit her ausging; sodann die in der Zeit aus der seligsten Jungfrau Maria; und endlich die, welche ihn geistig in unsern Seelen durch den Glauben und die Liebe geboren werden läßt.

Die heilige Anastasia,

Martyrin.

Jahr 304.

Die heil. Anastasia stammte aus einer angesehenen römischen Familie, und ihre Mutter Fausta, eine eifrige Christin, ließ sie schon als Kind taufen, und bewies dadurch ihre Anhänglichkeit an den christlichen Glauben unter der Regierung des Diokletian und Maximian, die als grausame Verfolger der Christen bekannt sind. Noch ganz jung wurde sie mit Publius verheirathet, der aus einer eben so vornehmen Familie, als die ihre abstammte, und der bei dem Kaiser wegen seines Christenhasses in großem Ansehen stand.

Publius war ein in allen Lastern versunkener Mann, welcher durch Schlemmerei sein väterliches Gut vergeudete. Er hatte, wie es scheint, mit dem Beistande des Kaisers diese Heirath erzwungen, angelockt nicht sowohl aus Liebe zu der Jungfrau, als vielmehr aus Verlangen nach ihrem Vermögen, durch das er seinen ruinirten Umständen wieder aufhelfen und sein verruchtes Leben wieder fortsetzen zu können hoffte. Wie man sich leicht vorstellen kann, hatte die heilige Anastasia in der Verbindung mit diesem Mann einen schweren Stand. So lange ihre Eltern lebten, war die Behandlung von Seiten ihres Gatten noch einigermaßen erträglich; kaum hatten aber jene die Augen geschlossen, kaum befand sich das väterliche Vermögen in den raubgierigen Händen ihres Gatten, so brach dessen Haß gegen Anastasia in volle Wuth aus. Hohn und Spott mußte sie um ihrer Tugenden und Frömmigkeit willen erdulden; ihr Vermögen mußte sie zum Dienste der Sünde verwenden, sich selbst dem Gespötte der Tischfreunde preisgeben, ihr Christenthum verhöhnt, und sich selbst thätlichen Mißhandlungen ihres Gatten ausgesetzt sehen. Zuletzt ließ er sie in ein schauderhaftes Gefängniß werfen und ihr kaum das Nothwendigste reichen. Ehe sie dieses schreckliche Loos traf, war sie zum Theil mit Hilfe ihres Vermögens in Stand gesetzt, an Hilfsbedürftige und Nothleidende Almosen auszutheilen, die gefangenen Christen in ihren Gefängnissen zu besuchen, sie zu trösten und ihre harte Lage zu erleichtern. Aber gerade diese Liebeswerke hatten den Haß und die Wuth ihres Gattes gesteigert, und ihr dieses schwere Loos zugezogen. In ihrem jetzigen Zustande war dieses ihr größter Schmerz, aller Gelegenheit beraubt zu sein, diese Werke christlicher Liebe auszuüben, und ihr Vermögen, das sie stets zur Unterstützung der Armen verwendet hatte, in Schlemmerei und bachanalischen Gelagen verschwendet zu sehen. Auch ihres Trösters und Rathgebers, des heil. Chrysogonus, der sie im Glauben unterrichtet, dem sie ihre Noth und ihren Jammer geklagt, und der sie durch trostreiche Zusprüche jedesmal wieder aufgerichtet und gestärkt hatte, war sie beraubt. Doch

fand sie in ihrer trostlosen Lage durch Mitwirkung gutgesinnter Menschen Gelegenheit, ihn in einem Briefe von ihrem elenden Zustande in Kenntniß zu setzen und zu bitten, ihrer in seinem Gebete zu gedenken. Erquickend waren die Worte des heil. Mannes, die er ihr zusandte, für die betrübte Seele der gequälten Frau. Er tröstete sie mit der Alles vermögenden Gnade Jesu, mit dem wunderbaren Gange der göttlichen Vorsehung, mit dem Verdienste des Leidens um der Gerechtigkeit willen und mit der Aussicht auf die Alles vergeltende Seligkeit im Himmel. Diese Worte stärkten ihre Seele, und er ermuthigte sie zur standhaften Ertragung aller ihrer Leiden, die durch Hunger und andere Mißhandlungen von Seiten ihres Gemahls noch vermehrt wurden, und sie an den Rand des Grabes brachten. Doch voll himmlischer Geduld ertrug sie alle diese Peinigungen, ihre einzige Hoffnung auf den Beistand des Herrn in allen ihren Nöthen setzend; und diese Hoffnung täuschte sie nicht. Denn als ihr Gatte im Auftrage des Kaisers an den persischen Hof reisen mußte, befahl er bei seinem Abgange, die Strenge gegen seine Gattin zu verdoppeln, in der Hoffnung, sie bei seiner Rückkehr nicht mehr am Leben zu finden. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Die Diener, deren Obhut sie übergeben war, ließen, von Mitleid gegen ihre sanfte und mildthätige Herrin bewegt, nicht nur in ihrer Strenge nach, sondern suchten auch nach Kräften ihre Lage zu erleichtern; ihr Gatte aber fiel auf seiner Rückreise in eine gefährliche Krankheit, die seinem ruchlosen Leben ein schnelles Ende machte. So wurde die heilige Anastasia durch den Beistand Gottes aus ihrer drückenden Knechtschaft befreit, und zum Dank für diese Güte verwendete sie ihr noch übriggebliebenes Vermögen zu Liebeswerken und zum Dienste der Martyrer, welche sie wie eine Magd bediente

Mittlerweile war der heil. Chrysogonus nach Aquileja, wo sich damals der blutdürstige Diokletian aufhielt, abgeführt worden. Dieser suchte ihn durch Schmeichelei, durch den Antrag der höchsten Staatsämter von seinem Glauben abwendig zu machen. Aber der glaubensstarke und muthige Kämpfer Christi schlug alle Anerbietungen standhaft aus und Diokletian darüber erbittert ließ ihn in Ketten werfen und mit der Hinrichtung bedrohen, eine Drohung, die er später durch Enthauptung des heil. Diener Gottes wahr machte. Die heil. Anastasia eilte alsbald auf diese Nachricht hin zu ihrem Lehrer und Rathgeber in den Kerker, um ihm in seinem Leiden beizustehen und ihn, der so oft ihr Tröster gewesen war, in seinen Ketten zu trösten. Diese ihre Liebeswerke zogen ihr selbst eine langwierige Gefangenschaft zu, in der sie Florus, der Präfekt von Illyrien, festhielt. Zuletzt ward sie auch dem Martertode bestimmt; sie wurde mit ausgestreckten Händen und Füßen an Pfähle gebunden, ein Feuer rings um sie her angezündet und unter den schrecklichsten Qualen verbrannt.

So vollendete Anastasia ihr Marterthum auf der Insel Palmaruola, wohin man sie mit 200 Männern und 60 Frauen gebracht hatte, welche durch verschiedenartige Hinrichtungen den Martertod erduldeten. Ihr Martertod fällt in das Jahr 304. Man brachte ihren Leichnam nach Rom und setzte ihn in der Kirche, die noch den Namen der Heiligen trägt, bei. Die Päpste lesen von Alters her die zweite Messe am Weihnachtsfeste in dieser Kirche; und täglich gedenkt die Kirche der Heiligen beim Kanon der heiligen Messe.

Die heilige Anastasia.

Die Kirche ehrt eine zweite heil. Anastasia, mit dem Beinamen die Aeltere; sie erduldete den Martertod zu Sirmium, während der Verfolgung unter der Regierung des Kaisers Valerian. Ihre Reliquien wurden zur Zeit des byzantinischen Kaisers Leo und des Patriarchen Gennadius nach Constantinopel gebracht und in der Kirche, welche Anastasia oder die Auferstehung heißt, beigesetzt, von da versetzte man sie in die Patriarchalkirche der heil. Sophia, wo sie sich bis zur Eroberung Constantinopels durch die Türken im Jahr 1453 befanden.

Die erste von unsern heil. Martyrinnen wird in den Menologen der Griechen und in den Kalendern der Russen unter dem 22. Dezbr. aufgeführt, aber das Fest ist im römischen Meßbuche am 25. Dezember verzeichnet. — Das Böse scheint oft aber nur in den Augen schwachgläubiger Menschen in dieser Welt über das Gute zu triumphiren, weil sie in ihrer Schwachheit die Absichten Gottes nicht zu erkennen vermögen, und deßhalb an der Güte, an der Weisheit und Allmacht des Allerhöchsten zweifeln, wenn er nicht augenblicklich auf ihre Bitten ins Mittel für sie tritt. Der standhaft Gläubige aber weiß, daß alle diese scheinbaren Leiden der Welt, die ihn treffen mögen, nur zu seinem und wohl auch zum Besten Anderer dienen: daß ihn Gott auserwählt habe, durch Ausharren im festen Glauben an den Erlöser sich eine Seligkeit zu erringen, mit welcher die kurzen Leiden dieser Welt in keinen Vergleich kommen; daß ihn Gott erwählt habe durch seine standhafte Bekennung und festes Halten an seiner Religion den schwachen und zaghaften Menschen zum Vor-

Stephanus.

AUG NEUMANN

bilde zu dienen, ihren schwachen Glauben zu stärken, sie zur Ausübung aller Tugenden zu ermuthigen, ihnen allen Zweifel an der göttlichen Vorsehung zu benehmen und zum standhaften Ausharren in allen Leiden aufzumuntern, für die sie, wenn auch nicht hier, doch dort den ewigen Lohn einernten werden. Daß der Triumph der Bösen aber nur ein scheinbarer ist, hat zu jeder Zeit ihr schlimmes Ende bewiesen, an dem jeder Gläubige erkennen kann, wie unendlich weit ein frommer, wenn auch von Leiden heimgesuchter Lebenswandel von einem in Pracht und Reichthum und Ueppigkeit hingebrachten Leben verschieden sei, das sich viele auf Kosten ihres Gewissens erkauft haben. Am Ende ihres schandbaren Lebens erwacht ihr Gewissen, und führt ihnen unter furchtbaren Schmerzen ihres zerstörten Körpers in einsamen Nächten ihre Thaten vor Augen; an Allem verzweifelnd, fahren sie dahin, wo sie den gerechten Lohn für ihre bösen Thaten empfangen werden.

26. Dezember.

Der heilige Stephanus,

Diacon und erster Martyrer. — Erstes Jahrhundert.

Es waren die Oberhäupter der Juden, die, als sich nach Ausgießung des hl. Geistes die erste christliche Gemeinde gebildet, mit der Hinrichtung Jesu nicht nur seine Anhänger entmuthigt, sondern auch dem Fortschritte seiner Lehre völligen Einhalt gethan zu haben glaubten, und über die Zunahme des Christenthums bestürzt, sich bemühten, durch Verbote, Drohungen und Gefängnisstrafen die Verkündigung der Lehre Jesu zu hindern. Aber alle diese Vorkehrungen der Juden schwächten nicht im Geringsten den Eifer der Apostel, die mit Freuden Alles ertrugen, was sie um Jesu Christi willen leiden mußten, und unerschrocken setzten sie das begonnene Werk fort. Kein Widerstand, den man ihnen in den Weg legte, kein Gefängnis, keine Banden, mit denen man sie fesselte, konnten ihren Muth und ihre Standhaftigkeit beugen, und alle Verfolgungen, welche die Juden zur Unterdrückung der Verbreitung der christlichen Lehre ersannen, beförderten gerade das Wachsthum derselben. Denn die Bemühungen der Apostel waren so gesegnet, daß die Anzahl der Gläubigen von Tag zu Tag zunahm und die Gemeinde zu Jerusalem bald sehr ansehnlich und bedeutend wurde. Diese erste christliche Gemeinde lebte im Geiste der Liebe und in so friedlicher Eintracht, daß sie nur eine Familie auszumachen schien; sie waren gleichsam ein Herz und eine Seele, und betrachteten sich wie leibliche Brüder, die lieblich und dem Herrn zum Wohlgefallen unter einander wohnten. Die Reichen verkauften ihre Güter und legten den Erlös in die gemeinsame Kasse nieder, und die Apostel verwendeten diese Gelder zur Unterstützung der Armen. Es erhoben sich aber bald einige Klagen, besonders von Seiten der Griechen, daß ihre Wittwen bei der täglichen Austheilung der Almosen übersehen würden. Um dieses Uebel in der Quelle zu ersticken, versammelten die Apostel die Gläubigen und machten sie darauf aufmerksam, daß es ihnen unmöglich sei, neben dem Apostelamte auch noch das der Armenpflege zu versehen. Sie sollten also aus ihrer Mitte sieben Männer von tadellosem Lebenswandel und erfüllt vom hl. Geiste und von Weisheit wählen, denen sie die Sorge und das Geschäft der Vertheilung dessen überlassen könnten, was zum Lebensunterhalte für einen Jeden nöthig wäre; ihnen aber selbst sollten sie dieses den Geist störende Geschäft abnehmen und sie einzig dem Gebete und der Verkündigung des Evangeliums abwarten lassen. Ihr Vorschlag fand allgemeinen Beifall bei den versammelten Gläubigen, sie erwählten sogleich Stephanus, einen Mann, erfüllt von dem Glauben des heil. Geistes, sodann Philippus, Prochorus,

Nicanor, Timon, Parmenas und Nicolaus. Obwohl dieses lauter griechische Namen sind, so darf man doch nicht annehmen, daß lauter Griechen, die sich am meisten über die Vertheilung beschwert hatten, deßhalb gewählt worden seien, sondern eher ist zu vermuthen, daß die bekehrten Juden ihre Namen ins Griechische übersetzt haben, was der hl. Stephanus und der Apostel Petrus und andere beweisen. Die Gläubigen stellten diese Männer den Aposteln vor, welche ihnen die Hände auflegten und über sie beteten. Diese Armenpfleger nannte man Diaconen, und die Handlung der Apostel theilte ihnen den hl. Geist mit und bevollmächtigte sie zugleich, den Heiden und Juden das Evangelium zu predigen und den Bischöfen und Priestern bei Verrichtung des heil. Opfers und Spendung der heil. Sakramente zu dienen. Bis auf den heutigen Tag besteht in der katholischen Kirche das Diaconat, und jeder Priester muß, ehe er die Priesterweihe empfängt, zum Diaconen geweiht werden, und aus diesem Grunde ist es auch eine Hauptpflicht des Priesters, für die Unterstützung der Armen durch Wort und That zu sorgen, und an der Armenpflege thätigen Antheil zu nehmen. Unter diesen sieben Diaconen war offenbar Stephanus der vorzüglichste. Ausgezeichnet durch außerordentliche Geisteskraft, bewies er eine so bewundernswürdige Fähigkeit im Lehrvortrage, eine solche Gründlichkeit in Widerlegung jüdischer Irrthümer, daß die Kraft seiner Vorträge und seiner Lehren, sowie seiner Wunder die herrlichsten Wirkungen hervorbrachte. In seinem Amte legte er die pünktlichste Pflichterfüllung an den Tag, denn mit gewissenhafter Treue besorgte er die Verpflegung der Armen, der Wittwen und Waisen. Sein Lehramt übte er mit unerschütterlichem Eifer aus und trug seinen Zuhörern mit Begeisterung und großer Gründlichkeit die Geheimnisse des christlichen Glaubens vor und bewirkte bei den Meisten eine solche Sinnesänderung, daß sie hingerissen von der Heiligkeit und Wahrheit seiner Worte sich zum Christenthume bekehrten. Verstockte Juden, über diese Erfolge des Heiligen erbittert, wagten es zwar zu verschiedenen Malen, sich in einen Wortwechsel mit ihm einzulassen, und suchten ihn durch Spitzfindigkeiten zu widerlegen, aber siegreich schlug die Weisheit und der Geist des hl. Dieners Gottes alle ihre Angriffe nieder und brachte sie zu ihrer eigenen Beschämung zum Stillschweigen; dadurch brach die Erbitterung der Juden gegen ihn in einem so hohen Grade los, daß sie Mittel und Wege suchten, einen so gewaltigen Bekämpfer ihrer Vorurtheile und Irrthümer aus dem Wege zu räumen.

Der heilige Stephanus.

Da sie an seinem hl. Lebenswandel durchaus nichts auffinden konnte, was ihn des Todes schuldig machte (denn er war tadellos und gerecht vor dem Herrn) und da sie ebenso wenig seine Lehre zum Gegenstand einer Anschuldigung machen konnten, weil sie auf die hl. Schrift gegründet von ihnen nicht wiederlegt werden konnte, so nahmen sie ihre Zuflucht zur Verleumdung. Sie veranlaßten ruchlose und deßhalb erkäufliche Menschen durch eine Geldsumme, daß sie den Stephanus anklagten, als habe er mit Verachtung und lästernden Worten von Moses und selbst von dem Gott Israel gesprochen. Durch diese schwere Anklage wurde die ohnehin leicht zum Aufruhr geneigte Menge, ihre Aeltesten und Schriftgelehrten so in Harnisch gegen ihn gebracht, daß sie Stephanus in ihrer Wuth überfielen, mit sich fortrissen und vor den hohen Rath schleppten. Dort traten die erkauften falschen Zeugen vor und sprachen: Dieser Mensch stößt bei jeder Gelegenheit Lästerungen gegen den Tempel und gegen das Gesetz aus, denn wir hörten ihn sagen: Jesus von Nazareth werde dieses Heiligthum zerstören und die Sitten und Gebräuche ändern, die uns Moses gegeben habe. Während dieser Beschuldigung blickten alle, die im Rathe saßen, auf Stephanus, der mit himmlischer Würde und Erhabenheit dastand und sahen, daß sein Antlitz leuchtete, wie das Antlitz eines Engels. Auf die Frage des Hohenpriesters, ob diese Anschuldigung wahr sei, hielt Stephanus jene ergreifende und eindringliche Rede, die seine Ehrfurcht gegen Gott und Moses, gegen den Tempel und das Gesetz ins hellste Licht setzte; warf ihnen aber auch in kräftigen Worten ihre Halsstarrigkeit vor, indem er ausrief: Ihr Halsstarrige und Unbeschnittene an Herzen und Ohren, widerstrebet ihr nicht jederzeit dem hl. Geiste, ihr sowohl, wie eure Väter? Welche Propheten haben eure Väter nicht verfolgt und getödtet, sie, die die Ankunft dieses Gerechten vorher verkündigten, an dem ihr Verräther und Mörder geworden seid? Ihr habt das Gesetz empfangen, aber habt es nicht gehalten!

Die gerechten Vorwürfe des heiligen Mannes versetzten das halsstarrige Volk, die Ankläger, ihre Anstifter und den ganzen hohen Rath in eine solche Wuth, daß sie mit den Zähnen knirschten. Mitten unter den Wuthausbrüchen der Juden blieb Stephanus ruhig und hub voll heiligen Geistes die Augen zum Himmel und sah die Herrlichkeit Gottes und Jesum stehen zu dessen Rechten und voll Entzücken rief er, ohne auf die Umgebung zu achten, aus: Sehet, ich sehe den Himmel offen und des Menschen

St. Johannes.

XA Eduard Ade Stuttgart

Sohn zur Rechten Gottes stehen. Da kannte die Wuth des tobenden Haufens keine Grenzen mehr. Ohne weiteres Verhör, ohne förmliche Verurtheilung stürmten sie auf ihn ein, rissen ihn mit sich fort und schleppten ihn zur Stadt hinaus, um ihn zu steinigen. — Die Zeugen, die nach der Sitte der Juden den ersten Stein auf ihn werfen mußten, legten ihre Kleider zu den Füßen eines Jünglings mit Namen Saulus, welcher in der Folge der berühmte Apostel Paulus geworden; dann begannen sie ihr grausames Werk an dem Schuldlosen. Betend für seine Feinde unter dem furchtbaren Steinhagel rief Stephanus: Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an, und sank auf den Tod getroffen zusammen. Mit den Worten: Herr, nimm meinen Geist auf, verschied der heldenmüthige Kämpfer der Wahrheit und besiegelte seinen Glauben durch seinen blutigen Tod. Einige Gläubige hoben den Leichnam auf und bestatteten ihn auf eine ehrenvolle Weise, und obwohl die Gläubigen überzeugt waren, daß sein Tod ein wahrer Triumph sei, so hörten sie doch lange Zeit nicht auf, um ihn zu trauern. Man entdeckte auf eine wunderbare Weise seine Reliquien im fünften Jahrhundert.

Der Priester Lucian, der diese Entdeckung beschrieben hat, sagt, daß der Heilige ungefähr 2 Stunden von Jerusalem entfernt, auf Kosten Gamaliels beerdigt worden sei. Es scheint, daß der hl. Stephan gegen das Ende des Jahres, in dem Christus gekreuzigt worden war, den Martertod erlitten habe. Der hl. Stephan steht als erster Blutzeuge an der Spitze der unzählbaren Menge Christen, die seinen Fußstapfen folgend den Martertod für den Glauben erduldet haben.

27. Dezember.

Der heilige Johannes,

Apostel und Evangelist. Jahr Einhundert.

Als Lieblingsjünger Jesu wird der hl. Johannes, einer der vier Evangelisten, in der hl. Schrift und von den Griechen der Theologe wegen der Erhabenheit seiner Lehre genannt; er war der Bruder des hl. Jakobus des ältern und Sohn des Zebedäus und der Salome. Er gewann seinen Lebensunterhalt durch Fischfang auf dem galiläischen See. Wie er ein von Jesus vollbrachtes Wunder mit ansah, verließ er sein Schiff und seine Netze und folgte dem nach, der unsere Dürftigkeit angezogen hatte, um uns mit der Göttlichkeit zu bereichern. Indem ihn Jesus mit seinem Bruder zum Apostelamte berief, gab er ihnen den Beinamen Boanerges, d. h. Kinder des Donners, um ihren lebendigen Glauben und brennenden Eifer zu bezeichnen, weil sie bestimmt waren, den Glanz der evangelischen Wahrheit auf Erden leuchten zu lassen. Und in Wahrheit, dieser Beiname ist besonders auf Johannes wohl anwendbar, der gleich einer Donnerstimme uns die göttlichen Geheimnisse geoffenbart und die einleuchtendsten Lehren uns vom Himmel gebracht hat. — Der hl. Johannes wird als der jüngste von den Aposteln angesehen. Man glaubt, er sei ungefähr 25 Jahre alt gewesen, als er zum Apostelamte berufen wurde, denn er lebte noch mehr als 70 Jahre nach der Auferstehung unseres Erlösers. So jung er war, so war er doch an Tugend, an Frömmigkeit, an Wahrheit und Verstand den übrigen gleich. Sein Lebenswandel war überaus rein und tadellos. Der Heiland hatte zu ihm eine besondere Zuneigung, so daß der hl. Evangelist, wo er von sich selber spricht, sich dahin äußert, er sei der Jünger gewesen, „den Jesus lieb hatte." Oft nannte er sich so, aber nicht aus Stolz, sondern einzig und allein aus Dankbarkeit u. inniger Liebe zu seinem göttlichen Meister. Seine Demuth hinderte ihn zwar von seinen übrigen Vorzügen zu sprechen, aber er konnte nicht verschweigen, was seine Glückseligkeit ausmachte und was in ihm noch mehr die Liebe zu Dem entflammte, der ihn so sehr vor den andern Aposteln durch eine ganz freiwillige Gnade ausgezeichnet hatte. Diese Vorliebe Jesu Christi zu dem hl. Johannes suchte der hl. Augustin durch drei Beweggründe darzulegen und zu beweisen: durch die Liebe des Jüngers zu seinem Meister, durch seine Sanftmuth und friedlichen Gesinnungen und durch seine jungfräuliche Reinigkeit. Dieser Kirchenvater fügt hinzu: diese seltene Eigenschaft und Tugend der Keuschheit machte ihn der Vorliebe Jesu Christi würdig, weil Er im jungfräulichen Stande

gewählt, immer in diesem Stande beharrte. Alle seine andern Vorzüge, alle Gnaden, mit denen ihn Gott überhäufte, waren nach dem Zeugnisse des hl. Hieronymus die Belohnung für seine Keuschheit. Diese Tugend erwarb ihm die ausgezeichnete Zuneigung Jesu, so daß er ihm am Kreuze noch seine Mutter empfahl. Er vertraute die Verpflegung einer jungfräulichen Mutter einem jungfräulichen Jünger an. Die nämliche Bemerkung machten der hl. Ambrosius, der hl. Chrysostomus und der hl. Epiphanius und andere Kirchenväter. Ein weiterer Grund zu der Vorliebe Jesu zu diesem Jünger war seine Herzenseinfalt und Unschuld, vermöge deren er hauptsächlich der Liebe und zärtlichsten Vertraulichkeit von Jesu gewürdigt wurde. Deßhalb war dieser Jünger auch bei allen wichtigen Lebensereignissen Jesu gegenwärtig. Er war anwesend, wie Jesus die Schwiegermutter Petri gesund machte; er war zugegen, wie sein Herr und Meister die Tochter des Jairus ins Leben rief; er sah mit Petrus und Jakobus die Verklärung Jesu auf dem Berge, sah das Angesicht seines Herrn leuchten wie die Sonne, sah Moses und Elias und vernahm die Worte des himmlischen Vaters aus der Wolke: „dieses ist mein geliebter Sohn, den sollt ihr hören." Wie Johannes aber die Herrlichkeit Jesu geschaut hatte, so war er auch Zeuge der Todesangst desselben auf dem Oelberge. Diese große Liebe Jesu zu diesem Jünger offenbarte sich noch mehr beim letzten Abendmahle; denn er saß an der Seite des geliebten Meisters und lehnte sein Haupt an dessen Brust, und er allein wagte es auf einen geheimen Wink des hl. Petrus, der mit Johannes den glühenden Eifer für die Ehre ihres göttlichen Lehrers theilte und ihm in innigster Freundschaft zugethan war, den Meister zu fragen, wer ihn verrathen würde, und von ihm erfährt er, daß Judas den Verräther an seinem Meister und Lehrer machen würde. Als sodann der Verrath wirklich statt fand, war er es allein, der nicht die Flucht vor den Soldaten ergriff, sondern seinem Herrn bis in das Haus des Kaiphas nachfolgte und selbst dem Petrus den Eingang in dasselbe verschaffte. Er fand sich auf dem Calvarienberg am Kreuze Jesu ein, und hier ward ihm das Glück zu Theil, daß Christus vom Kreuze herab ihm die Sorge für seine bis in den Tod betrübte göttliche Mutter übergab Als Jesus erstanden war, und die beim Grabe erschienenen Frauen ihn nicht mehr fanden, meldeten sie dieses Ereigniß den Aposteln. Schnell eilten auf diese Mittheilung hin Johannes und Petrus dem Grabe zu und dort raschen Laufes angekommen, erhielten sie durch den Engel die erfreuliche Nachricht von der Auffstehung des Heilandes. Einige Tage später befand sich der hl. Johannes mit den übrigen Aposteln am See Tiberias. Hier erschien ihnen Jesus am Ufer, und Johannes war der erste, der ihn erblickte und erkannte und mit freudestrahlendem Antlitz Petrus zurief: „Es ist der Herr." Ganz entzückt über die Erscheinung des geliebten Meisters, eilte er ihm mit den anwesenden Jüngern entgegen. Nach eingenommenem Mahle am Gestade des See's, stellte Jesus mehrere Fragen an Petrus über die Aufrichtigkeit seiner Liebe und übergab ihm dann die Verwaltung seiner Kirche und verkündete ihm zum Voraus seinen Martertod. Als Petrus dann den Herrn auch über das Schicksal seines geliebten Freundes Johannes befragte, erhielt er die trostreiche Zusage, daß dieser die Zerstörung Jerusalems lange überleben und noch im hohen Alter das große Wachsthum des Christenthums sehen werde. Der Liebe dieses Jüngers kam sein Eifer, mit dem er das Christenthum verbreitete, gleich. Nach Ausgießung des hl. Geistes über die Apostel verkündete er mit Petrus zu Jerusalem die Lehre Jesu. — Sobald die Apostel vernahmen, daß die Bewohner von Samaria das Wort Gottes angenommen, schickten sie Petrus und Johannes dahin, um den Neugetauften durch Auflegung der Hände den hl. Geist, d. i. das Sakrament der Firmung zu ertheilen. Dieses vollbrachten beide auch an andern Orten und Gegenden, wohin sie berufen wurden. Als der hl. Johannes mit Petrus zu Jerusalem in den Tempel ging, um zu beten, sprach sie ein Lahmer um ein Almosen an. „Geld und Gut," sagte Petrus, habe ich nicht, was ich aber habe, das will ich dir im Namen Jesu geben: „Stehe auf und wandle;" und der Lahme war geheilt und verkündete laut die ihm erwiesene Wohlthat. Solche Ereignisse erbitterten die Juden. Die Verkündigung der Lehre Jesu wurde ihnen verboten, aber kein Verbot konnte ihren Eifer schwächen; Petrus wurde ergriffen und ins Gefängniß geworfen, Johannes theilte das Loos der Gefangenschaft; mit Petrus stand er vor dem hohen Rathe. Keine Drohungen und Strafen konnten ihren Muth beugen. Später zum zweitenmale mit einigen andern Aposteln ins Gefängniß geworfen, wurde er mit ihnen für die Uebertretung des Gebots schwer gegeißelt. Alle diese Leiden ertrug der hl. Johannes mit den übrigen voll Freude, weil sie gewürdigt wurden, um ihres geliebten Meisters willen diese Strafe und schmachvolle Behandlung zu erdulden. — Drei Jahre nach seiner Bekehrung kam der hl. Paulus zu den Gläubigen nach Jerusalem, traf aber nur den hl. Petrus und Jakobus den jüngern, der hl. Johannes aber war abwesend. Zwölf Jahre später kehrte Paulus wieder nach Jerusalem zurück und wandte sich an die, welche als die Säulen der Kirche angesehen wurden, vornehmlich an Petrus und Johannes, um sich mit ihnen über die weitere Verbreitung des Christenthums in den Ländern außerhalb Palästina zu besprechen. Bei dieser Gelegenheit forderten ihn die anwesenden Apostel auf, seine Wirksamkeit als Apostel vorzüglich den Heiden zuzuwenden. Um diese Zeit wohnte auch Johannes der in Jerusalem i. J. 51 gehaltenen Versammlung bei, an der nach dem Zeugnisse des hl. Clemens von Alexandrien alle Apostel Theil nahmen, und der hl. Jakobus der jüngere zum Bischof von Jerusalem gewählt wurde. Die Thätigkeit des hl. Johannes beschränkte sich während dieser Zeit nicht auf Palästina allein, sondern er soll auch in ferne Gegenden des Ostens bis nach Parthien die göttliche Lehre seines Herrn ver-

breitet haben, und aus diesem Grunde wird auch sein erster Brief von dem hl. Augustin das Sendschreiben an die Parther genannt.

Wie aber i. J. 64 oder 65 in den jüdischen Landen Unruhen entstanden und gewaltige Kriegsstürme losbrachen, zog sich Johannes nach Kleinasien zurück und nahm seinen Wohnsitz zu Ephesus. — Daselbst war vor seiner Ankunft der hl. Timotheus von dem hl. Paulus als Bischof bestellt worden. Dieser hl. Mann erkannte in dem hl. Johannes den höhern Geist und das höhere Ansehen willig an, und niemals geriethen beide hl. Männer, gleich ehrwürdig durch Demuth und Nächstenliebe, in Rangstreit, weil sie dieses als etwas ihrer Mission ganz Entgegengesetztes betrachten. Unser Apostel stiftete, wie man wohl mit allem Recht annehmen darf, die Kirchen zu Smyrna, zu Pergamus, zu Thyatira, zu Sardes, zu Philadelphia und Laodicea, setzte daselbst Bischöfe ein und übernahm die Leitung und Aufsicht über dieselben. Selbst sein hohes Alter hinderte ihn nicht, fleißig die asiatischen Kirchen zu besuchen; die Schwachen im Glauben zu befestigen, Mißverständnisse zu beseitigen, falsche Ansichten zu berichtigen und den sich erhebenden Irrlehren durch gründliche Belehrung Einhalt zu thun und dadurch die Reinheit der Lehre und der Sitten zu erhalten.

In der zweiten Christenverfolgung unter Domitian i. J. 95 wurde der hl. Johannes auf Befehl des Proconsuls von Asien eingezogen und nach Rom geliefert. Hier wurde er nach dem Berichte Tertullians, Augustins und Hieronymus in einen Kessel mit siedendem Oele geworfen, aber ganz unverletzt erhalten, deßhalb legen ihm auch die Kirchenväter den Namen Martyrer bei, mit der Bemerkung, daß die vom Heiland ihm gegebene Weissagung, er werde mit ihm aus einem Kelche trinken, in Erfüllung gegangen sei. Dieses Wunder machte aber so wenig Eindruck auf die Heiden, daß sie es vielmehr den Zauberkünsten zuschrieben. Johannes wurde von dem grausamen Kaiser nach der Insel Patmus im Archipelagus verwiesen, doch dauerte seine Verweisung zum Heile seiner Gemeinden nicht lange. In dieser Abgeschiedenheit hatte der Heilige jene erhabenen Gesichte, die er uns in seinem Buche der geheimen Offenbarung aufbehalten hat. Wie auch diese ausgelegt werden mag, so viel ist gewiß, daß Gott in diesen Gesichten dem hl. Johannes den Zustand der Kirche geoffenbart hat.

Die Verbannung unseres Heiligen war wie gesagt von kurzer Dauer. Denn als der tyrannische Domitian im Sept. 96 ermordet worden war, vernichtete der Senat dessen grausame Beschlüsse. Sein Nachfolger Nerva rief alle aus der Verbannung zurück, und bei dieser Gelegenheit kam auch der hl. Johannes wieder nach Ephesus, wo bereits der hl. Timotheus am 22. Januar 96 die Martyrerkrone errungen hatte. Die Leitung dieser verwaisten Kirche übernahm der hl. Johannes auf die an ihn gestellte Bitte der Gläubigen und stand ihr bis zur Regierung Trajans vor. Mit unausgesetztem Eifer wachte er über die Reinheit des Glaubens und der Sitten, und bewies trotz seines hohen Alters den größten Eifer in Verbreitung und Befestigung des Reiches Gottes. — Sein Evangelium schrieb der hl. Johannes in seinem 95. Jahre zu Ephesus auf dringendes Bitten der Gläubigen. Ehe er das Werk begann, ließ er nach dem Berichte des hl. Hieronymus Fasten und öffentliche Gebete anstellen, und dann schrieb er von göttlichem Lichte erleuchtet den Eingang: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort." Die Abfassung desselben ist, wie die Kirchenväter melden, hauptsächlich in der Absicht erfolgt, um Ebion und Cerinthus zu widerlegen, die zur nämlichen Zeit lebten, und die Gottheit Christi und sein Dasein vor der Erscheinung im Fleische leugneten, und dann auch deßhalb, um zugleich nachzutragen, was die andern Evangelisten, deren Erzählung er in allem bestätigt, weggelassen hatten. Diese Irrlehrer und Betrüger, die falsche Lehren aufstellten und die Lehre des Christenthums verwirrten, hatten nämlich in dem Gemüthe des hl. Johannes Besorgniß für die Erhaltung der reinen Lehre und für die Ruhe der christlichen Gemeinde erzeugt und ihn zur Abfassung seines Evangeliums bestimmt. Seine Briefe athmen, wie sein Evangelium, durchgehends den milden Geist der Liebe, der nur ein Ausfluß des hl. Geistes sein kann. Diese Liebe leuchtet aus allen Handlungen des hl. Johannes hervor, und ist besonders an dem außerordentlichen Eifer für das Wohl der Seelen, nicht nur ganzen Gemeinden, sondern auch für das Heil einzelner zu erkennen. Davon theilen uns der hl. Clemens von Alexandrien und der Geschichtschreiber Eusebius ein rührendes Beispiel mit: Vor seiner Verbannung bemerkte der hl. Johannes bei einem Vortrage, den er in einer benachbarten Stadt an das Volk hielt, unter den Zuschauern einen Jüngling von einnehmendem Aeußern, der eine empfängliche Seele versprach. Er stellte ihn dem Bischofe seiner Gemeinde mit den Worten vor: „Diesen Jüngling empfehle ich deiner sorgsamen Pflege im Angesichte Jesu Christi und dieser Gemeinde." Der Bischof nahm den Jüngling mit sich in sein Haus, ertheilte ihm Unterricht, bildete ihn in allen christlichen Tugenden aus und ertheilte ihm dann die Taufe und Firmung. Ruhig auf die feste Gesinnung seines ihm übergebenen Pfleglings vertrauend, ließ der Bischof in seiner Wachsamkeit nach und gestattete ihm größere Freiheit. Der Umgang mit jungen zügellosen Leuten, unter die der Jüngling gerathen war, und der Reiz der Vergnügungen, sowie falsche Scham erstickten nach und nach die christlichen Lehren in seinem Herzen, und er gab sich immer mehr den Ausschweifungen hin. Als diese Jünglinge ihr Vermögen verpraßt hatten, suchten sie sich auf ungerechte Weise die Mittel zur Fortsetzung derselben zu verschaffen, und verlegten sich auf nächtliche Beraubung der Reisenden. Unser Jüngling, durch List und Kühnheit in Aus-

führung von Frevelthaten ausgezeichnet und verhärteter als seine Raubgenossen, wurde bald von diesen zu ihrem Anführer gewählt und verbreitete Furcht und Schrecken in der ganzen Umgegend. Bald nach seiner Rückkehr aus der Verbannung besuchte der hl. Johannes wieder diesen Apostel, und nach geordneten Angelegenheiten der Kirche, sagte er zum Bischof: „Wohlan, gib mir nun wieder, was ich und Christus im Angesichte deiner Gemeinde dir anvertrauten." Der Bischof, in der Meinung, der Bischof verlange von ihm aus Irrthum einen ihm anvertrauten Schatz, antwortete, daß er von einem ihm übergebenen Gute nichts wisse. Der Heilige erklärte sich deutlicher und sagte, daß er damit den ihm anvertrauten Jüngling meine. Mit Seufzen und Thränen erwiderte der Bischof: „Er ist gestorben." — „Wie so? welchen Tod?" rief der Apostel. — „Er ist Gott abgestorben," war die Antwort des Bischofs. „Ein Bösewicht und Räuber ist er geworden; auf einem Berge wohnt er mit einer Rotte gleichgesinnter Genossen." Schwer getroffen von dieser Nachricht zerriß der hl. Johannes seine Kleidung, schlug sich ans Haupt und rief mit erschütterter Stimme: „O welch' einen Wächter habe ich über die Seele meines Bruders bestellt!" Sogleich ließ er sich ein Pferd und einen Wegweiser geben und ritt dem Berge zu. Von den ausgestellten Posten angehalten und ergriffen, verlangte er zu ihrem Hauptmanne geführt zu werden. Sie führten den hl. Mann zu demselben, der in voller Rüstung dastehend den Gefangenen erwartete. Sobald dieser den hl. Apostel erkannte, lief er von tiefer Scham ergriffen davon. Der Heilige eilte ihm trotz seines hohen Alters von Liebe wunderbar gestärkt nach, und rief ihm zu: „Sohn, warum fliehst du vor deinem Vater, dem wehrlosen Greise? Erbarme dich meiner, o Sohn; fürchte dich nicht, dir bleibt noch Hoffnung des Lebens; ich werde für dich bei Christo Rechenschaft ablegen. Gerne will ich, wenn es nöthig ist, für dich sterben, sowie der Herr für uns den Tod erlitten hat! Meine Seele möchte ich geben für die deinige! Stehe still! Ach glaube mir doch, Jesus hat mich dir nachgesendet." Mit gesenktem Blicke blieb der Jüngling stehen, warf die Waffen zitternd zur Erde und bittere Thränen netzten seine Wangen. Kaum hatte ihn der hl. Johannes erreicht, als der Jüngling laut aufschluchzend und um Verzeihung flehend ihm um den Hals fiel, zugleich aber auch die durch Mord und Raub befleckte Rechte verbarg. Durch innere Zerknirschung suchte er seine Frevelthaten zu sühnen, und wie der hl. Clemens sehr schön hinzufügt, in seinen Thränen einer zweiten Taufe theilhaftig zu werden. Der Heilige, durch diese Zeichen eines zerknirschten Herzens aufs tiefste gerührt, schwur ihm, daß er vom Heilande für ihn Verzeihung erhalte, warf sich zu des Jünglings Füßen, aufs Wärmste ihn zur Umkehr von dem Wege des Lasters ermahnend, ergriff sodann seine Rechte und führte den bereuenden und schon beinahe verlorenen Sohn der Gemeinde zu. So hatte der gute, der getreue Hirte das verlorene Schaf gesucht und wieder gefunden! Möchten doch alle Hirten ihre Schafe, alle Eltern ihre Kinder, alle Vorgesetzten ihre Untergebenen mit ebenso großer Liebe und ebenso großem Eifer wie unser hl. Apostel vor dem sittlichen Verderben bewahren, oder die auf Abwege gerathenen auf den Weg des Heils zurückführen, denn sie sind für die ihnen anvertrauten Seelen Jesu Christo verantwortlich, der sie durch sein theures Blut erkauft hat.

Nicht weniger rührend und anziehend ist die in einer alten Legende enthaltene Erzählung. Der hl. Apostel hielt sich nämlich ein zahmes Rebhuhn, mit dem er nach den Anstrengungen seines Amtes zu seiner Erholung zu spielen pflegte. Eines Tages war er, um sich zu zerstreuen und zu erholen, mit seinem Rebhuhn aus der Stadt ins Freie gegangen. Er ließ es auf seinem Gange von der Hand auf die Schulter und von da auf das Haupt und wieder zurückhopfen und streichelte und liebkoste es, um ihm seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben. Diesem Spiele hatte ein fremder mit Bogen und Pfeil bewaffneter Jägersmann zugesehen, der aus der Ferne gekommen war, dem weit berühmten Apostel seine Hochachtung zu bezeugen. Er nahte sich dem ihm unbekannten Greise und fragte ihn um den gegenwärtigen Aufenthalt des hl. Apostels. „Ich bin es selbst," sagte freundlich Johannes. Wie er aber die Betroffenheit des Jägers bemerkte und sich den Grund davon aus dessen Mienen leicht erklären konnte, so fragte ihn Johannes ganz freundlich, warum er seinen Bogen abgespannt trage. „Aus dem einfachen Grunde," erwiderte der Fremde, weil er seine Kraft verlöre, wenn er immer gespannt wäre." „Aus demselben Grunde nun," sagte der Apostel, „lasse ich meinen von Sorgen und Anstrengungen angespannten Geist ruhen, damit er wieder Kraft gewinne."

Die Lebensweise des hl. Johannes war nach dem Berichte des Epiphanius streng und einfach. Sein Rock war leinen, und ebenso sein Mantel, er genoß nur die einfachsten Speisen und war dabei immer heiter und freundlich, und Sanftmuth und Liebe gegen alle Menschen leuchteten aus seinen Augen. Selbst im hohen Alter, als er nicht mehr gehen konnte, vermochte nichts, diese Liebe und diesen Eifer zu schwächen. Er ließ sich in einer Sänfte in die Versammlung der Gläubigen tragen, und weil er nicht mehr lange Reden zu halten im Stande war, sprach er nur die Worte: „Meine lieben Kinder, liebet euch untereinander!" Die jedesmalige Wiederholung dieser Worte verwunderte die Zuhörer und bewog sie zu der Frage, warum er immer nur die nämlichen Worte vorbringe. Nicht verletzt durch diese Frage antwortete freundlich der heilige Greis: Dieses ist Gottes Gebot, und wer es hält, der thut genug! Die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes, denn haben wir keine Liebe zu den Menschen, so haben wir auch keine zu Gott. Endlich rief Gott seinen eifrigen Diener, der keine Anstrengungen, keine Arbeiten in Verbreitung des göttlichen Wortes gescheut hatte, zu sich, um ihn dort für alle auf Erden erlittenen Drangsale zu belohnen.

Johannes starb im dritten Jahre der Regierung

Die heil. Jungfrau und der heil. Johannes am Kreuze Christi.

Trajans im hundertsten der christlichen Zeitrechnung in einem Alter von mehr als 100 Jahren. Sein Leichnam wurde zu Ephesus begraben und durch viele Wunder verherrlicht. Später wurde über seinem Grabe eine prachtvolle Kirche erbaut, welche nach Eroberung der Stadt durch die Türken in eine Moschee verwandelt wurde. — Wie dieser hl. Apostel sollen auch wir uns immer der Liebe und der Wohlthaten Gottes dankbar erinnern und uns bemühen, dieser Liebe uns immer würdiger zu machen. Wie er sollen wir immer in Gedanken, Worten und Werken keusch und züchtig leben, und uns die Reinheit des Herzens bewahren, ein Schatz, der alle Reichthümer, die uns die Welt bieten kann, weit übertrifft. Wie er sollen wir alle Menschen lieben, dagegen Lieblosigkeit, Unduldsamkeit und Rachsucht, die jedes Christen unwürdig sind, aus unsern Herzen entfernen, den Geist der Liebe aber, der Gelassenheit und Versöhnung in uns wohnen lassen. Die unwandelbare Nächstenliebe des hl. Johannes entsprang aus seiner Liebe zu Jesus. Ohne diese Liebe kann Niemand Gott gefallen. Wer keine Liebe hat, der kennet Gott nicht, denn Gott ist die Liebe. Lasset uns hierin dem Beispiele des hl. Apostels nachfolgen; lasset uns Gott lieben, denn er hat uns zuerst geliebt. Wer Gott aus aufrichtigem Herzen liebt, meidet jegliche Sünden und hält die Gebote Gottes. Denn daran erkennen wir, daß wir Gottes Kinder sind, wenn wir Gott lieben und seine Gebote halten. Wer aber sagt, ich liebe Gott und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet, wenn er seinen Bruder, d. h. seinen Nebenmenschen hasset, den er siehet. Darum, christlicher Leser, sollen wir nach dem Beispiele Jesu die Schwächen unseres Nebenmenschen ertragen und ihm verzeihen, wie wir wünschen, daß uns der Vater im Himmel unsere Fehler vergebe, und uns bestreben, mit jedem in Eintracht und Frieden zu leben. Wer aber den sog. Freuden der Welt, d. h. der Fleisches- und Sinnenlust, der Hoffahrt, dem Uebermuth und allen übrigen Leidenschaften und Begierden, welche häufig das zeitliche und ewige Heil der Menschen zerstören, fröhnt, der kennt die Liebe nicht, die uns den Weg zu Gott führt. Darum lasset uns wachen und beten, daß uns Gott vor den vielfältigen Gefahren der Welt, den Fallstricken des bösen Feindes beschützen möge, die von allen Seiten die Herzen frommer Menschen bedrohen.

28. Dezember.

Fest der unschuldigen Kindlein.

Zur Zeit der Geburt unseres Herrn und Heilandes herrschte im jüdischen Lande gewaltig, aber durch seine Grausamkeit weithin berüchtigt und gefürchtet, der König Herodes. Er war nicht aus jüdischem Stamme

entsprossen, sondern stammte aus Idumäa und war schon aus diesem Grunde den Juden ein Gegenstand des Hasses. Dieser Haß war dem Könige wohl bekannt, und er lebte darum auch in beständiger Furcht, er möchte durch irgend einen Sprößling aus dem Stamme Davids mit Hilfe seiner Landsleute vom Throne gestoßen und seine eigenen Kinder der Nachfolge im Reiche beraubt werden. Die Folge dieser Furcht war eine grausame und drückende Regierung, durch die er jeden Keim des Aufruhrs ersticken wollte. Zu diesem Ende ließ er mehrere angesehene Personen unter erdichteten Verbrechen hinrichten, von denen er argwohnte, daß sie vermöge ihrer Abkunft aus königlichem Stamme nach seiner Krone strebten.

Seine Furcht aber verwandelte sich in Schrecken, als die drei Weisen aus dem Morgenlande nach Jerusalem kamen und nach dem neugeborenen Könige der Juden fragten, dessen Geburt ihnen ein im Morgenlande erschienener Stern angekündigt habe. Sie hofften nämlich, in dieser Stadt die genaueste Weisung zu erhalten, wo der neugeborene König zu suchen und zu finden wäre. Wie dem Könige ihre Nachfrage zu Ohren gelangte, gerieth er Anfangs in große Bestürzung, denn schon gab er Thron und Reich verloren. Doch schnell besonnen, berief der arglistige Tyrann die Schriftgelehrten, und fragte sie scheinbar ruhig nach dem Geburtsorte des Messias. Sie antworteten ihm, daß nach der Weissagung der Propheten Bethlehem die Geburtsstätte des schon längst verheißenen Messias sei. Zufrieden mit dieser Antwort, ließ Herodes die Weisen an seinen Hof bescheiden und fragte sie vertraulich im Geheimen über die Zeit der Erscheinung des Sternes aus. Als die Weisen ihm darüber die erwünschte Auskunft ertheilt hatten, hieß er sie nach Bethlehem reisen und daselbst nach dem neugebornen Kinde forschen. Hätten sie es gefunden und ihm ihre Verehrung dargebracht, so sollten sie zu ihm zurückkehren und ihn davon benachrichtigen, weil er, wie er arglistig hinzusetzte, im Sinne habe, ihrem Beispiele zu folgen. Die Weisen, unbekannt mit den mordgierigen Gedanken des Königs, versprachen es ihm arglos, und zogen die ihnen von dem Könige angegebene Straße. Unter Leitung des Sterns kamen sie nach Bethlehem, fanden dort in einem Stalle das göttliche Kind, beteten es an und beschenkten es mit Gold, Weihrauch und Myrrhen. Sie beschlossen nun ihr geleistetes Versprechen zu erfüllen und nach Jerusalem zurückzukehren, um den König von der Auffindung des Kindes zu benachrichtigen. An der Ausführung ihres Entschlusses aber hinderte sie die ihnen von Gott im Schlafe gegebene Weisung, auf einem andern Wege in ihr Vaterland zurückzukehren, und diesem göttlichen Befehle kamen sie ohne Zögern nach.

Herodes, der mit Verlangen auf die Rückkehr der Weisen wartete, gerieth, als er sich getäuscht sah, in den furchtbarsten Zorn. Der Gedanke und die Angst, seinen Thron und wohl auch das Leben zu verlieren, spornten ihn an, auf neue Mittel zu sinnen, den neugebornen König aus dem Wege zu räumen, es möchte kosten, was es wolle. Dieses fand er bald, denn welches Mittel ist einem Tyrannen zu schlecht, um seine Absicht auszuführen! Ohne Bedenken ertheilte er einer Schaar mordlustiger Soldaten den grausamen Befehl, alle Kinder, die zweijährig und unter zwei Jahren wären, zu ermorden, während eine andere Schaar die Stadt umringe, um das Entfliehen zu verhindern. So glaubte der Wütherich, würde er seine Absicht am besten erreichen. Und er hätte sie erreicht, wenn das göttliche Kind nicht vorher schon durch Veranstaltung seines himmlischen Vaters in Sicherheit gebracht worden wäre. Denn während Herodes zur Ausführung dieses schrecklichen Vorhabens schritt, erschien ein Engel dem hl. Joseph im Traume und befahl ihm, eiligst mit dem Kinde und seiner Mutter nach Aegypten zu entfliehen, weil Herodes demselben nach dem Leben trachte. Ohne Säumen befolgte Joseph den Befehl, und noch in derselben Nacht verließ er mit dem Kinde und der Mutter die Stadt und eilte dem ihm angewiesenen Lande zu. Auf diese Weise vereitelte die göttliche Vorsehung das gottlose Vorhaben des Tyrannen.

Der Kindermord zu Bethlehem.

Inzwischen drang die abgesandte mordgierige Schaar in die Stadt Bethlehem und in alle Wohnungen; die Soldaten rissen die unschuldigen Kinder aus den Armen und von den Brüsten der erschrockenen Mütter und mordeten sie vor den Augen derselben mit schonungsloser Härte. Wer könnte hier das Jammern, das Geschrei, die Wuth der um ihre Kinder mit den Mördern ringenden Mütter beschreiben, wie die einen starren Blickes neben den ermordeten Lieblingen knieeten, wie andere ihre Kinder mit ihren Leibern bedeckend, ihren eigenen Hals den Mör-

dern nutzlos darboten; denn die Kinder wurden ihnen von den Mördern mit Gewalt entrissen und durchbohrt zu Boden geschleudert. Furchtbare Racheschreie erschollen durch die ganze Stadt; starre Verzweiflung erfaßte die Herzen der Mütter, als sie ihre armen Kinder sich auf der Erde in ihrem Blute winden sahen. Es war eine Schauer erregende That, die hier ein König an seinen eigenen friedlichen und nichts ahnenden Unterthanen ausüben ließ, wie sie kaum schrecklicher in einer mit Sturm genommenen Stadt von den wildesten und rohesten Kriegern verübt werden konnte. Groß muß die Zahl der unschuldig ermordeten Kinder gewesen sein, wenn man sie schon nicht anzugeben vermag.

Doch bald darauf ereilte der strafende Arm Gottes den grausamen König und züchtigte ihn durch eine Krankheit, bei der alle menschliche Hilfe vergeblich war. Innere Hitze verzehrte seine Eingeweide und erzeugte in ihnen den Brand; unerträgliches Jucken verbreitete sich über seinen ganzen Leib, an dessen einzelnen Gliedern die eckelhaftesten Geschwüre ausbrachen; die Füße schwollen ihm an und aus seinem in Fäulniß übergegangenen Unterleibe krochen überall die Würmer hervor, so daß er schon bei lebendigem Leibe die Speise derselben wurde. Aus seinem Munde athmete er einen Gestank aus, der für ihn selbst und alle Anwesenden unerträglich vor; die Schmerzen erreichten einen so hohen Grad, daß er sich selbst mit einem Messer das Leben nehmen wollte, wenn er nicht daran verhindert worden wäre. Aber trotz dieses schrecklichen Zustandes blieb sein Herz verstockt, und seine Grausamkeit wüthete gegen die eigene Familie. Aus Argwohn ließ er seine treffliche Gemahlin nebst zwei Söhnen hinrichten, und selbst den Thronerben opferte er diesem Argwohn. Um dem Volke die Freude über seinen erwarteten Tod in Trauer und Jammer zu verkehren, ließ er die angesehensten und vornehmsten Juden gefangen setzen, mit dem Befehle an seine Schwester Salome, sie nach seinem Tode hinzurichten. Sie versprach es, aber selbst vor einer solchen schwarzen That zurückschauernd gab sie nach dem Tode ihres Bruders den Gefangenen die Freiheit wieder. Die letzten Tage seines Lebens waren qualvoll und ein Vorgeschmack der höllischen Qualen. Die ermordeten Kinder schwebten Tag und Nacht, ihm ihre Wunden zeigend, vor seinen Augen und brachten ihn zur völligen Verzweiflung und Raserei, in der seine Seele ungefähr fünf Tage nach der Hinrichtung seines Thronerben zur Hölle fuhr, wo sie für die auf Erden begangenen Verbrechen durch ewige Pein büßen sollte. Soweit können zügellose Leidenschaften den Menschen führen, der um geringer irdischer Vortheile willen zugleich Leib und Seele dem ewigen Verderben anheimgibt.

Sehr schön nennt der hl. Augustin diese in ihrer Unschuld gemordete Kinderschar die Blüthe der Martyrer und die ersten hervorkeimenden Knospen der Kirche, welche der Ehre gewürdigt wurden, zuerst für Den geopfert zu werden, der bald hernach auch für sie und für das ganze Menschengeschlecht sein Blut und Leben opferte. Sie wurden schon frühe als zarte unverfälschte Pflänzchen von dem himmlischen Gärtner aus diesem Lande der Sünde und Gefahren in den himmlischen Garten versetzt, wo sie vor dem Throne Gottes endloser Freuden genießen.

29. Dezember.

Der heilige Thomas,

Erzbischof von Canterbury, Martyrer.

Jahr 1170.

Thomas Becket wurde zu London am 21. Dezbr. 1117 geboren. Sein Vater Gilbert, ein unbemittelter Edelmann, nahm in seiner Jugend an einem Kreuzzuge Antheil, fiel in die Gefangenschaft der Sarazenen und diente einem Emir anderthalb Jahre als Sclave. Hier lernte er dessen Tochter kennen und gewann durch seinen Muth und seine Standhaftigkeit in Ertragung aller Leiden ihre Neigung. Von ihm insgeheim in den Lehren der christlichen Religion, soweit seine Kenntnisse reichten, unterrichtet, war sie fest entschlossen, das Christenthum anzunehmen. Bald darauf fand Gilbert Gelegenheit, mit ihr und mehreren christlichen Sclaven zu entfliehen, und kam glücklich nach England. Hier erhielt die Sarazenin einen vollständigen Unterricht in der christlichen Religion, empfing die Taufe und wurde Mathilde genannt. Sie heirathete bald darauf Gilbert Becket, und ihre Ehe ward durch einen Sohn gesegnet. Dieser ist eben unser Heilger, dessen Leben im Nachfolgenden beschrieben wird. Seine Eltern gaben ihm eine gute christliche Erziehung, denn schon frühzeitig legte seine Mutter die Furcht des Herrn und die kindliche Andacht zu der allerseligsten Jungfrau in sein zartes Gemüth. Als er in das geeignete Alter getreten war, widmete der folgsame Sohn sich mit Bewilligung seiner Eltern dem Studium der Wissenschaften; aber leider sahen sich diese durch eingetretene Unfälle in die Nothwendigkeit versetzt, sich einzuschränken, so daß sie den Wunsch, ihrem Sohne die größtmöglichste Ausbildung zu verschaffen, nicht erfüllen konnten. Schon i. J. 1138 verlor er seinen Vater und bald darauf seine Mutter, und sie ließen den Sohn in einem Alter zurück, wo die Jugend ohne Erfahrung allen Gefahren der Welt ausgesetzt ist. Durch den frühzeitigen Tod seiner Eltern wäre der Jüngling in die hülfloseste Lage versetzt worden, wenn nicht ein alter Hausfreund derselben, Namens Richerius, sich des Hülflosen angenommen hätte. — Es war ein vornehmer und vernünftiger Mann, der den Jüngling noch bei Lebzeiten der Eltern in ihrer bedrängten Lage aufs liebreichste unterstützt hatte. Er nahm den elternlosen Jüngling zu sich und ließ ihn an den Ergötzlichkeiten

der Jagd und dem Vogelfang theilnehmen. Leicht hätten diese Belustigungen den Jüngling auf Abwege führen können, aber einestheils bewahrten das Andenken an seine Eltern, die sein Herz mit wahrer Gottesfurcht erfüllt hatten, und die Verehrung gegen Maria die Unschuld seines Herzens und hielten ihn von Ausschweifungen zurück; anderntheils öffnete ihm ein durch die göttliche Vorsehung herbeigeführtes Ereignis die Augen und gab seinem Leben eine andere Richtung. Als er sich nämlich eines Tages mit Richerius auf der Falkenjagd befand, sah er, wie sein Falke, mit welchem er eine Ente beizte, mit dieser in einen Bach stürzen. Aus Furcht, seinen Falken zu verlieren, warf er sich ohne Bedenken in den Bach, um ihn zu retten. Da er sich zu weit hinein wagte, riß ihn die starke Strömung mit sich fort und führte ihn einer Mühle zu. Es wäre um sein Leben geschehen gewesen, wenn nicht das Rad der Mühle, das ihn zu fassen im Begriffe stand, wie durch ein Wunder plötzlich stille gestanden und er unverletzt aus dem Wasser gezogen worden wäre. Voll Dankgefühl gegen Gott und seinen wunderbaren Schutz faßte Thomas den festen Entschluß, allen diesen eiteln Vergnügungen zu entsagen und ein Gott geweihtes thätiges Leben zu beginnen. Unmittelbar nach diesem Vorfalle nahm in wohl auch, durch göttliche Eingebung veranlaßt, ein reicher Anverwandter zu sich, damit ihn Thomas in Verwaltung seiner Geschäfte unterstütze. Hier fand er Gelegenheit, seine Tüchtigkeit, seine Rechtschaffenheit, Unbestechlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner ihm obliegenden Pflichten, sowie sein einnehmendes und gewinnendes Betragen in einem solchen Lichte zu zeigen, daß er dem Erzbischofe von Canterbury, Theobald, welcher früher mit dem Vater unseres Heiligen in innigstem Freundschaftsverhältnisse gestanden hatte, bekannt und empfohlen wurde. Dieser Oberhirte bot Thomas in seinem Hause eine Wohnung an, und überzeugte sich bald von dessen ausgezeichneten Eigenschaften. Die Folge davon war, daß er ihm großes Vertrauen schenkte und sich seiner Dienste in den wichtigsten Geschäften bediente. Er benützte den talentvollen jungen Mann zu mehreren Sendungen nach Rom, und ertheilte ihm dabei die Erlaubniß, sich längere Zeit in Bologna aufzuhalten, um das kanonische Recht gründlich zu studiren. Dieses große Vertrauen seines Oberhirten erregte aber den Neid des Archidiakon Roger, der ihn durch die niederträchtigsten Verläumdungen um die Gunst des Erzbischofs zu bringen sich bemühte. Gelassen ertrug Thomas die schimpfliche Behandlung von Seiten des Archidiakon; sein ganzes Bestreben war darauf gerichtet, durch die That zu beweisen, daß er des Vertrauens, das der Erzbischof auf ihn setzte, würdig sei. Dieses Benehmen von Seiten Thomas gefiel dem Erzbischofe so wohl, daß er, da er die Quelle der falschen Anschuldigungen leicht erkannte, jenem ungeschmälert sein Vertrauen bewahrte.

Als in der Folge Roger auf den bischöflichen Sitz zu York erhoben wurde, wurde Thomas an dessen Stelle zum Archidiakon befördert. Von jetzt an lernte der ehrwürdige Erzbischof die Weisheit, Klugheit und den durchdringenden Verstand, sowie die Geschäftskenntniß unseres Heiligen immer mehr kennen und schätzen; in vielen wichtigen Angelegenheiten besprach er sich mit ihm und befolgte häufig den ihm ertheilten Rath.

Als im Jahre 1154 Heinrich II. nach dem Tode Stephans den Thron bestieg, empfahl ihm der Erzbischof Theobald seinen Archidiakon als einen eben so umsichtigen als fähigen Mann, der über alle menschliche Rücksichten, sobald es sich um die Pflichterfüllung handle, erhaben, eine außerordentliche Klugheit in der Geschäftsführung besitze und die höchsten Stellen mit Ehren und Auszeichnung begleiten könne. Dieses rühmliche Zeugniß bewog den König, Thomas zum Kanzler des Reiches zu ernennen. In diesem so wichtigen Amte erwarb sich dieser durch seine Unbestechlichkeit, seine Klugheit und seinen scharfen Verstand in Verwaltung aller noch so verwickelten Staatsgeschäfte, sowie durch sein edelmüthiges und herablassendes Benehmen nicht nur die Bewunderung und Hochachtung aller Stände, sondern auch das größte Vertrauen seines Königs, der ihn wie einen Freund behandelte. Obwohl glücklich in allen Verhandlungen, ließ er sich nicht durch die Ehrenbezeugungen, die ihm zu Theil wurden, verblendet, zum Stolz und Uebermuthe verleiten. Er blieb stets demüthig, bescheiden, gesammelt und keuschen Sinnes, und keine noch so listigen Fallstricke konnten ihn von dem Wege der Tugend verlocken. So sehr auch Neid und Mißgunst an seinem Sturze arbeiten mochten, er brachte sie durch seine Sanftmuth und Bescheidenheit zum Schweigen.

Als im Jahre 1160 der Erzbischof von Canterbury gestorben war, entschloß sich Heinrich, der damals sein Hoflager in der Normandie hielt, seinen Kanzler auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben. Ohne ihn aber von diesem Entschluß in Kenntniß zu setzen, hieß ihn der König vor der Hand nur die Aufsicht über die Verwaltung der Einkünfte des erledigten Erzbisthums übernehmen. Nach Verfluß längerer Zeit befahl er seinem Kanzler in Staatsangelegenheiten, deren Wichtigkeit die Anwesenheit des Kanzlers erforderte, sich zur Abreise nach England zu rüsten, und beim Abschied theilte er ihm die von ihm getroffene Wahl mit. Lächelnd warf der Kanzler einen spöttischen Blick auf seine für einen Geistlichen unpassende Kleidung und sagte: „In der That, mein Gebieter, du hast eine heilige und religiöse Person gewählt, um einer so berühmten Kirche vorzustehen! Sollte aber dennoch Gott diese Wahl zulassen, so weiß ich gewiß, daß sich deine Liebe von mir wenden wird. Denn du wirst viele Anforderungen an die Kirche machen und hast sie schon gemacht, denen ich niemals werde entsprechen können. Meine Neider werden aber diese Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, den Samen der Zwietracht zwischen uns auszustreuen, und deine alte Zuneigung zu mir wird sich in Feindschaft verwandeln, die niemals enden wird."

Ohne auf diese mit richtigem Blicke in die Zukunft gemachte Vorstellung zu achten, beharrte der König bei seinem Entschlusse. Thomas reiste nach England und wurde auf die Empfehlung und den Wunsch des Königs hin von Bischöfen und Geistlichen zum Erzbischofe von Canterbury gewählt.

Am Pfingstfeste d. J. 1162 wurde er zum Priester und Tags darauf zum Bischof geweiht. Sogleich nach seiner Weihung verließ er London und begab sich nach Canterbury. Kaum dort angekommen, war seine Hauptangelegenheit, in einem brünstigen Gebete um den Beistand des Himmels zu flehen, weil er sich seines schweren Standes dem Könige gegenüber wohl bewußt war. Mit freudigem Eifer widmete er sich seiner bischöfl. Amtsführung nach allen Seiten hin, und ging in gewissenhafter Pflichterfüllung allen seinen Untergebenen mit dem trefflichsten Beispiele voran. Seine Lebensweise war streng; bis an seinen Tod trug er ein Cilicium unter seiner Kleidung. Jederzeit stand er sehr frühe zum Gebete und zur Betrachtung der hl. Bücher auf, denn gegen die hl. Schrift hatte er eine solche Ehrfurcht und fand darin eine solche Geistesnahrung, daß er sie stets selbst auf seinen Reisen bei sich trug. Ungeachtet sein Tisch während der Mahlzeit wegen der eingeladenen Gäste mit ausgesuchten Speisen besetzt war, nahm er doch mit dem Geringsten vorlieb und beobachtete die strengste Mäßigkeit. In seinem Hause herrschte die pünktlichste Ordnung und er beugte allen etwaigen Mißbräuchen unnachsichtlich vor. An ihm fanden die Armen und Nothleidenden einen hülfreichen Vater, die Betrübten einen freundl. Tröster und die Gekränkten und Unterdrückten einen bereitwilligen Beistand. Aber ebenso streng rügte er die Laster der Großen und entzog ihnen unnachsichtlich die Kirchengüter, die sie mit Gewalt der Kirche entrissen hatten. — Als i. J. 1163 der Papst Alexander III. ein Concilium zu Tours zusammenberufen hatte, mußte Thomas sich ebenfalls daselbst einfinden, um demselben beizuwohnen! Auf seiner Reise dahin wurde er überall ehrenvoll empfangen, weil sich der Ruf von seiner Weisheit und Gottseligkeit in alle diese Länder verbreitet hatte. Nach Beendigung der Kirchenversammlung verweilte er noch einige Tage bei dem hl. Vater, der ihm große Zuneigung erwies, und die Privilegien, welche der Kirche von Canterbury von Alters her zustanden, bestätigte. Nach seiner Rückkehr nach England dauerte das gute Einvernehmen zwischen ihm und dem Könige zum Wohle der Kirche noch einige Zeit fort, ja der König ließ sich durch die weisen Vorstellungen des hl. Thomas bewegen, die schon längst verwaisten Bisthümer Worcester und Hereford mit würdigen Männern zu besetzen. Doch nur allzubald traten Mißhelligkeiten zwischen unserem Heiligen und dem Könige ein, welche seine Feinde und Neider zu seinem Sturze benützten. Der Erzbischof hatte bisher nur aus Gefälligkeit gegen den König die Würde des Kanzlers beibehalten, um aber seine ganze Sorgfalt seinem geistl. Amte widmen zu können, legte er jene Würde nieder und schickte das Amtssiegel dem König. Darüber wurde der König aufgebracht und noch mehr erbittert, als der Erzbischof in Uebereinstimmung mit mehreren andern Bischöfen gegen den Mißbrauch der Könige, die Einkünfte der Bisthümer und Pfründen nach ihrer Erledigung sich anzueignen und die Wiederbesetzung derselben so weit als möglich hinauszuschieben, kräftige Einsprache erhob. Dadurch entstanden langwierige Zwistigkeiten, welche noch gesteigert wurden, als sich der Erzbischof dem Benehmen weltl. Richter, welche trotz aller Freiheiten der engl. Kirche geistl. Personen vor ihren Richterstuhl luden, auf's Nachdrücklichste widersetzte. Die Folge dieser Zerwürfnisse waren grausame Verfolgungen gegen den standhaften Erzbischof, die so weit gingen, daß auf einer am 8. Oktbr. 1164 zu Northampton vom Könige veranstalteten Versammlung von Bischöfen und Edelleuten, der Erzbischof verurtheilt und seine Güter eingezogen wurden. In Folge dessen sah sich der Heilige genöthigt, den gegen ihn beabsichtigten Mordversuchen sich durch die Flucht nach Frankreich zu entziehen. — Der Haß des Königs von England hatte jetzt den höchsten Grad erreicht. Er ließ seinen sämmtl. Unterthanen verbieten, dem Erzbischof irgend eine Unterstützung angedeihen zu lassen, und strenge Untersuchungen wurden gegen die Zuwiderhandelnden eingeleitet. Glücklich kam der hl. Thomas bei dem Könige Ludwig VII. an, der ihn aufs Ehrenvollste aufnahm und ihm seinen kräftigen Schutz gewährte. Damals befand sich der Papst Alexander III. zu Sens. An diesen hatte der König von England Gesandte geschickt, um mit ihm in dieser Angelegenheit zu unterhandeln. Dieselben gewannen mehrere Kardinäle für ihre Sache, und brachten in einer ihnen gestatteten Unterredung ihre Klagen gegen den Erzbischof vor. Der hl. Thomas begab sich aus der Abtei St. Bertin, wo er sich aufhielt nach Sens, um sich vor dem Papste zu verantworten. Er that dieses in einer großen Versammlung mit Ruhe, Bescheidenheit und Schmerzensäußerungen über die Unruhen in

Der heilige Thomas kommt in Canterbury an.

England, bewies aber auch durch eine Abschrift der Artikel, deren Unterschreibung der König von England zum großen Nachtheile der Kirche von den Bischöfen verlangt hatte, daß diese Artikel ihre gänzl. Unterjochung unter die Staatsgewalt bezweckten. Die bündige und klare Entwicklung der eingetretenen Mißhelligkeiten und deutl. Auseinandersetzung der daraus entsprungenen Folgen brachten bei den Anwesenden eine unerwartete Sinnesänderung hervor. — Denn als der hl. Mann zur Wiederherstellung des Friedens und der Ruhe in England dem Papste und den Kardinälen seine Bereitwilligkeit zur Niederlegung seines hl. Amtes aussprach, verweigerte der hl. Vater nach einer Berathung mit den Kardinälen seine Zustimmung, und andere ermunterten ihn, in diesem Kampfe muthig auszuharren, weil seine Sache vor Gott eine gerechte wäre. Darauf befahl der Papst dem Abte von Pontigni, für den von seiner Kirche getrennten Oberhirten in seinem Kloster Sorge zu tragen. Die Zurückgezogenheit in diesem Kloster betrachtete der hl. Thomas als eine Schule der Buße. Er kreuzigte seinen Leib durch häufige Züchtigungen, machte alle geistl. Uebungen des Klostes mit der größten Andacht mit, unterzog sich den niedrigsten Diensten der Genossenschaft, genoß nur die einfache Klosterkost, indem er jede für ihn eigens bereitete zurückwies und suchte jede Gelegenheit durch Abtödtungen und strenge Bußwerke seine Sünden abzubüßen. — Der König v England, durch den Vorgang in Sens aufs Höchste erbittert, kannte kein Maß mehr in seiner Rache. Er wüthete gegen die Verwandten und Freunde des hl. Mannes aufs Unerbittlichste, zog ihre Güter ein und schickte alle Männer und Greise, Knaben und Jünglinge, Weiber und Jungfrauen ins Elend, ja nicht einmal die unmündigen Kinder und schwangeren Frauen schonte er; alle mußten aus England wandern. Um ihr Elend zu steigern und dem Gemüthe des tief gekränkten Heiligen noch größere Qual zu bereiten, mußten ihm alle schwören, sich nach Pontigni zu begeben. um den Erzbischof durch ihren erbarmungswürdigen Anblick, durch ihre Thränen und ihr Elend zu rühren. Ihrem Schwure getreu kamen die unglückl. Leute haufenweise nach Pontigni und erzählten ihm unter Jammern und Klagen das sie getroffene Unglück. Dolchstichen gleich durchdrangen die Schmerzen das gefühlvolle Herz des Heiligen bei dem Anblicke seiner mißhandelten Freunde und Verwandten, und er weinte die bittersten Thränen über ihre Lage, die er nicht zu ändern vermochte. Doch wann die Noth am höchsten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten. Von überall her strömte auf die Nachricht der grausamen Rache des engl. Königs diesen Unglücklichen Hilfe und Beistand zu, und Hohe und Niedere wetteiferten, ihnen Unterstützung jeder Art und Zufluchtsstätten anzubieten und sie zu versorgen.

Mehr als 6 Jahre dauerte der Aufenthalt des hl. Erzbischofs in verschiedenen Klöstern, jedoch meistens zu Pontigni, und er leuchtete herrlich durch jede Art von Tugend, besonders durch seine Demuth, seine Bußstrenge und seinen glühenden Eifer in allen geistl. Uebungen, so daß er sich allgemeine Verehrung erwarb. Der hl. Vater und andere Fürsten, zumal der König von Frankreich arbeiteten unermüdlich an der Wiederversöhnung des Königs v. England mit dem Erzbischofe. Allein ihre Bemühungen scheiterten theils an den festen Grundsätzen des hl. Thomas, der seiner Kirche nicht das Geringste vergeben wollte, theils an dem ungerechten Festhalten des Königs an den der Kirche entzogenen Gütern, so daß es den Anschein hatte, als wenn die Sache des Erzbischofes eine verlorene wäre, da er sich durch sein festes Benehmen den Schein des Stolzes zugezogen und sich viele Freunde dadurch abwendig gemacht hatte. Doch den Gerechten verläßt Gott nimmer. Er, der die Herzen der Könige lenkt, hatte auch in dem Gemüthe des Königs von England eine unerwartete

Die Verwandten des heil. Thomas kommen nach Pontigni und stellen ihm ihr Elend vor.

Umwandlung hervorgebracht. Der König zeigte plötzlich ein aufrichtiges Verlangen, sich mit dem Erzbischofe zu versöhnen. Die Aussöhnung fand i. J. 1170 statt. Der König versprach nicht nur, dem Erzbischofe und allen seinen verbannten Freunden u. Verwandten vollkommene Sicherheit zu gewähren, sondern auch alles Unrecht, welches sie erduldet, wieder gut zu machen, insbesondere alle der Kirche zu Canterbury entrissenen Güter zurückzugeben, und die Rechte derselben nicht mehr zu kränken. Diese Versöhnung mißfiel aber dem Erzbischofe von York und den Bischöfen von London und Salisbury, die gegen Thomas feindl. Gesinnungen hegten. Weil sie die Rückkehr des Erzbischofes von Canterbury nicht mehr verhindern konnten, suchten sie die alten Mißhelligkeiten zu erneuern. Und es gelang ihnen bei dem wankelmüthigen Könige nur zu gut. Obwohl der Heilige seinen Tod, der ihm selbst in einem Traume verkündet war, bei dem unversöhnl. Hasse seiner Feinde voraussah, so beschloß er doch in seine Diöcese zurückzukehren. Vor seiner Abreise schickte er den von dem Papste gegen den Erzbischof von York und seine Mitschuldigen, die Bischöfe v. London und Salisbury ausgesprochenen Kirchenbann nach England. Am 30. Nov. 1170 schiffte er sich ein und landete zu Sandwich, wo er mit ungemeinen Freudenbezeugungen besonders von zahlreichen Armen empfangen wurde, die ihn als Vater der Waisen und Beschützer der Wittwen begrüßten und unter Thränen um seinen Segen baten. — Auf seiner Reise nach Canterbury begleitete Thomas unbeschreibl. Jubel der von allen Seiten herbeiströmenden Menschen, Geistlichen wie Laien. Alle wollten ihren hochverehrten Oberhirten sehen, und sein Empfang zu Canterbury selbst läßt sich mit Worten nicht schildern. Kaum hatte er sich einigermaßen in seiner Diöcese umgesehen, so erschien bei ihm der Erzbischof von York nebst den Bischöfen v. London und Salisbury und verlangte mit hochfahrenden Worten seine und seiner Collegen Lossprechung vom Kirchenbanne, die ihnen der hl. Thomas als päpstl. Legat gewähren konnte. Dieser war nicht abgeneigt, ihren Wunsch zu erfüllen, wenn die Bischöfe ihm die eidliche Versicherung geben würden, sich den ihnen vom Papste vorgeschriebenen Bedingungen zu unterwerfen. Weit entfernt, sich in das billige Verlangen zu fügen, begaben sie sich eilends mit ihren Anhängern zum Könige in die Normandie, um den Erzbischof zu verklagen und entstellten die Thatsache durch so niederträchtige Verläumdungen, daß der König im höchsten Zorne in die unbesonnenen und schmählichen Worte ausbrach: „Verflucht seien alle diejenigen, die ich mit Wohlthaten überhäuft habe, weil sich keiner unter ihnen findet, der mich von einem Pfaffen befreit, der mir so viel Kummer und Unruhe verursacht." Diese Worte faßten vier seiner Hofleute, Wilhelm v. Tracy, Hugo v. Morville, Richard der Britte und Ragnald Fitz-Otto auf und vereinigten sich unverweilt zur Ermordung des Erzbischofes, in dem Wahne, dem Könige dadurch den angenehmsten Dienst zu erweisen. Als sie in dieser Absicht nach England übergesetzt waren und noch einige ihres Gelichters an sich gezogen hatten, kamen sie am 29. Dez. mit einer großen Schaar Bewaffneter nach Canterbury, drangen in die Kirche, wo der Erzbischof mit seinen Geistlichen die Vesper hielt, und schrieen: „wo ist der Verräther?" Niemand antwortete. Auf ihren wiederholten Ruf: „wo ist der Erzbischof?" trat der Heilige vor und sprach: „Ich bin der Erzbischof aber kein Verräther." Die Meuchelmörder stürzten auf ihn zu und wollten ihn aus der Kirche schleppen; weil sie aber das herbeiströmende Volk fürchteten, gab ihm Tracy den ersten Streich. Dieser wurde von einem Priester mit dem Arme aufgefangen; der Erzbischof aber nur leicht an der Stirne verwundet. Beinahe ganz durchhauen hing der Arm des Priesters am Leibe herab, und der Bischof vom Schlage betäubt, war auf die Kniee gesunken. Während er ausrief: „Meine Seele und die hl. Sache der Kirche empfehle ich Gott, der allerseligsten Jungfrau, den anderen hl. Patronen dieses Ortes und dem hl. Martyrer Dionys;" wurde ihm durch einen zweiten Streich die Hirnschale gespalten, daß das Gehirn weithin spritzte, und ein dritter Streich machte dem Leben des Heiligen ein Ende. Nach Vollendung dieser Abscheu erregenden That eilten die Mörder in den erzbischöfl. Palast, plünderten und zerstörten ihn mit wahnsinniger Wuth. Nach Entfernung derselben aus der Kirche schlossen die zurückgebliebenen Geistlichen eilends die Thüren, bewachten den entseelten Leichnam und setzten ihn des andern Tages früh Morgens in einer unterirdischen Kapelle bei, um ihn weitern Mißhandlungen zu entziehen. — Unbeschreib-

Die Statue des hl. Thomas in d. Kirche zu Canterbury.

lich war der Jammer und das Wehklagen, das sich auf die Nachricht von der Ermordung ihres hochverehrten Oberhauptes in der ganzen Stadt erhob. Allgemein war der Abscheu gegen die Mörder und der Schmerz in der ganzen Christenheit über diesen gottlosen Mord. Der König v. England war aufs Tiefste erschüttert und legte eine Reue an den Tag, die nur zu deutlich erkennen ließ, daß er einen solchen Ausgang gar nicht erwartet hatte. Der Statthalter Christi sprach den Bannfluch über die Mörder aus, welche ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Christen und von Gewissensbissen gepeinigt nach 3jährigem Umherirren den innern Qualen erlagen. Selbst dem Könige ließ der Papst durch zwei Legaten eine schwere Buße auflegen. — Da viele Wunder an dem Grabe des ermordeten Erzbischofes geschahen, so sprach ihn der Papst Alexander III. im J. 1173 heilig und nahm ihn unter die Zahl der heiligen Martyrer auf.

30. Dezember.

Der selige Sebastian Valfré,

Priester in Savoyen. Jahr 1710.

Von Unglück Betroffene und Niedergebeugte durch liebreiche Worte zu trösten und aufzurichten, den Nothleidenden und Armen Unterstützung und Hilfe zu verschaffen, mit einem Worte seinen Nebenmenschen die von diesem Leben unzertrennlichen Leiden zu mildern, sind Dienstleistungen, auf welche die Diener der Religion ihr beständiges Augenmerk richten.

Diese Allen gemeinschaftl. Tugend hat der hl. Priester, dessen Leben wir beschreiben, besessen und in einem solchen Grade ausgeübt, daß die dankbare Kirche ihm die Ehre der Seligsprechung zuerkannte. Von reichen Eltern zu Verduno in Savoyen am 9. März 1629 geboren, zeigte Sebastian Valfré schon von seinem zartesten Alter an ein außerordentl. Verlangen, den Unglücklichen beizustehen, welche in sein elterl. Haus kamen, um von seinem Vater, da ihre körperl. Leiden ihnen nicht mehr gestatteten, sich durch Arbeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen, eine milde Gabe zu erflehen. Niemals wurde ihnen die Gabe, sie mochte in Brod oder anderen Lebensmitteln bestehen, versagt, denn kaum hatte das Kind die Bitte eines Armen vernommen, so eilte es auf der Stelle zu seiner Mutter und bat sie inständig um irgend eine Gabe, und immer kam es mit dem Erbetenen zurück, und theilte es mit freundl. Worten den Armen mit. Traf es sich zufällig, daß das gute Kind allein zu Hause war, so vermochte es nicht, die Hilfsbedürftigen abzuweisen. In dieser Verlegenheit lief es alsbald zu den Nachbarn, um von ihnen das zu erhalten, was es im väterl. Hause nicht vorfand. Keiner schlug dem Kinde seine Bitte ab, und selbst die, welche dem Dürftigen, wenn dieser sie um eine Gabe angesprochen haben würde, nichts würden gegeben haben, kamen mit dem kleinen Beschützer der Armen und trugen denselben reichl. Lebensmittel zu. Darum liebten alle dieses Kind; die Einen wegen der Gutthaten, die es ihnen erwies, die andern, weil es sie veranlaßte, diese Wohlthaten zu erweisen. Sebastian schien ein Engel zu sein von dem Himmel herabgestiegen, um die Schmerzen und Leiden der Bedrängten zu lindern, und denen, die er um Gaben ansprach, jenes wohlthuende Gefühl mitzutheilen, das Menschen in der Unterstützung ihrer Nebenmenschen zu empfinden pflegen. Diese erhabene Nächstenliebe, die Gott in das Herz Valfrés gesenkt hatte, nahm mit dem Alter zu. Als er auf ein Collegium geschickt wurde, um dort zu studieren, verwendete er auf seinen eigenen Unterhalt nur so viel, als für ihn unumgänglich nöthig war, den Ueberschuß legte er zur Unterstützung unglückl. Menschen zurück. Diese Lebensweise, welche die Bewunderung seiner Lehrer erregte, war für seine Mitschüler ein Gegenstand der Nacheiferung und sein Beispiel, dem viele von ihnen nachfolgten, trug bedeutend dazu bei, die häufig vorkommenden Fehler bei diesen jungen Leuten zu bessern und sie zur Ausübung dieser christl. Tugend — der Nächstenliebe — anzufeuern.

Im J. 1651 trat Sebastian Valfré in die Congregation des Oratoriums und wußte sich bald durch seinen musterhaften Lebenswandel die Hochachtung aller übrigen Genossen zu erringen. Noch nicht 25 Jahre alt, wurde er im J. 1656 zum Priester geweiht. Die Regelmäßigkeit, welche Valfré in den kleinsten Handlungen seines Lebens an den Tag legte, bestimmte den Obern des Klosters, ihn für besondere Amtsverrichtungen zu wählen, welche darin bestanden, vor allen Dingen Ordnung in alle häuslichen Geschäfte der Genossenschaft zu bringen. Dieses Amt verwaltete er 12 Jahre lang mit gewissenhaftester Treue; aber obgleich dasselbe beinahe seine ganze Zeit in Anspruch nahm, bewies er doch in Allem, was ihm zu verrichten oblag, einen solchen Eifer, daß er noch Zeit fand, auch für andere Geschäfte sich nützlich zu machen. Deshalb übernahm er den Unterricht der Kinder, um ihnen die ersten Begriffe der Religion beizubringen. Seine Geduld, seine Sanftmuth und Milde, womit er die Kleinen behandelte, machte auf diese einen solchen Eindruck, daß sie ihn nicht wie einen Lehrer, sondern wie einen liebreichen Vater betrachteten. Ohne sie jemals zu strafen und nur gelegentliche Bemerkungen einfließen lassend, erreichte Valfré bei ihnen das, was einem strengeren Lehrer unmöglich gewesen wäre. Auch sah man, daß

jedes Kind unter seiner Leitung rasche Fortschritte machte und alle diejenigen, die seinen Religionsunterricht genoßen, sich auffallend schnell die Religionskenntnisse erwarben, welche die Kirche von jedem Christen fordert, der zur Empfangnahme des heil. Altarsakramentes zugelassen zu werden wünscht.

Aber diese Bemühungen, welche Valfré der religiösen Erziehung der Kinder widmete, waren es nicht allein, die er übernahm; es gab noch andere, die er mit Liebe erfüllte. Wir wollen nur seine brennende Nächstenliebe besprechen, diese christl. Tugend, die er von seiner zartesten Kindheit an im elterl. Hause geübt hatte; denn sobald er mit der Priesterwürde bekleidet worden war, war er nicht nur der leibliche, sondern auch der Seelentröster bei denen geworden, die sich an ihn wendeten. — Alle Zeit, welche nicht sein Amt, das er in der Genossenschaft verwaltete, in Anspruch nahm, verwendete er auf die Austheilung reichlicher Almosen und auf den Besuch der Kranken, um ihnen Worte des Trostes zu spenden. Er verwies sie auf die baldige Genesung, die ihnen gestatten würde, in den Schooß ihrer Familie zurückzukehren und ihre Arbeiten wie früher wieder zu beginnen; oder wenn die Wissenschaft nicht im Stande war, das Leben des Leidenden zu retten, so richtete er dessen Gemüth durch Worte des Trostes und der Hoffnung auf, indem er ihm darstellte, wie viele Mühen und Beschwerden das Leben dieser Welt mit sich führe; er sprach mit ihm von dem zukünftigen Leben, und bereitete ihn durch eindringliche Ermahnungen und liebreiche Vorstellungen und Worte der Buße vor, um von dem höchsten Richter den Lohn zu empfangen, der den Frommen bestimmt ist.

Die Zahl der Seelen anzugeben, welche der hl. Priester durch seine milden Ermahnungen vollständig in den letzten Augenblicken zu Gott zurückgeführt hat, wäre unmöglich.

Die Geschichtschreiber seiner Zeit, die uns einen Theil der Nachweisungen, die man über ihn besitzt, überliefert haben, stimmen in der Aussage überein, daß man nicht begreifen könne, wie ein einziger Mensch so vielerlei Geschäfte habe übernehmen können. Jede Stunde seines Lebens, schreibt einer von ihnen, war durch eine Wohlthat, die seine Hand einem von seinen Nebenmenschen zu Theil werden ließ, ausgefüllt.

Valfré, dessen Herz blutete, wann er verhärtete Sünder traf, suchte durch alle möglichen Mittel sich das Vertrauen junger Leute, der Ketzer, der Ungläubigen und der Gottlosen zu erwerben, und täglich hatte er den Trost, sie zu bessern Einsichten und Gefühlen zu bekehren. Klugheit und christliche Liebe leuchteten aus seinen Verweisen hervor, Härte und Strenge aber vermied er gänzlich. Er verstand es, sich anziehend und liebenswürdig in dem Augenblicke zu zeigen, in dem er seinen Tadel und seine Verweise aussprach. Wenn er verstockte Sünder durch die Furcht vor dem jüngsten Gerichte erschüttert und in Schrecken gesetzt hatte, tröstete und richtete er die Seelen dadurch wieder auf, daß er ihnen ein lebendiges Vertrauen auf die göttl. Barmherzigkeit einflößte. Mit Erfolg bekämpfte er die zu seiner Zeit herrschenden Laster und die dem Glauben nachtheiligen Irrthümer. Die hartnäckigsten Ketzer und die verstocktesten Sünder gingen im Unglücke so weit, daß sie sich ihm zu Füßen warfen und für besiegt erklärten.

Seine christl. Liebe drängte ihn auch zum Besuche anderer Klöster, um dort das Wort Gottes zu verkündigen; und wie groß und erhaben seine Tugenden, welche in ihm verborgen leuchteten, gewesen seien, ließe sich schwer mit Worten ausdrücken, wenn nicht sein Talent das Evangelium zu predigen, jene weit übertroffen hätte. Die Natur und die Gnade schienen ihn für ein so wichtiges Werk ausgestattet zu haben. Er besaß ein feines Aeußere, ein ungezwungenes Benehmen, einen anziehenden Vortrag. Seine Stimme war stark, hell und angenehm und sein Gedächtniß ausgezeichnet. Mit diesen Vortheilen verband er ein anmuthsvolles Geberdenspiel. Er verstand es, zu rechter Zeit den Ton seiner Stimme zu ändern und dadurch in die Seelen seiner Zuhörer einzudringen. In der Kenntniß der hl. Schrift war er vollkommen bewandert und besaß die Gabe, diese mit richtigem Blicke auf die verschiedenartigsten Materien anzuwenden. Der hl. Text wurde unter seinen Händen zu einer reichhaltigen Quelle der Erleuchtung. Den Sinn und den Geist der Liebe entwickelte er mit einer Leichtigkeit, mit einer Kraft und Fülle, die Staunen und Bewunderung erregte; aber seine Beredtsamkeit zeigte ihre Hauptstärke in der Salbung, mit der er seine Predigten vortrug. Die Liebe, die ihn zur Ausübung aller dieser Tugenden erfaßt hatte und anfeuerte, ließ ihn mit einem Eifer sprechen, dem man nicht widerstehen konnte. Seine Worte waren ebenso viele Pfeile, welche die Herzen seiner Zuhörer durchdrangen. Er theilte den Andern von seiner Fülle mit, und staunte nicht darüber, daß er, nachdem er in seiner eigenen Seele das Feuer der göttl. Liebe entzündet hatte, dieses gleichfalls in den Herzen seiner Zuhörer zur leuchtenden Flamme brachte.

Der Vater Valfré gab nach einem zum Heile der Religion so herrlich hingebrachten Leben seine Seele zu Turin am 17. Jan. 1710 in einem Alter von 80 Jahren Gott zurück. Die ganze Stadt feierte sein Leichenbegängniß. Keiner ihrer Bewohner setzte einen Zweifel darein, daß der, den Alle vermißten, dessen Hingang alle beweinten, schon jetzt unter die Heiligen aufgenommen würde. Diese Ueberzeugung befestigte sich immer mehr durch die Wunder, welche auf seine Fürbitte geschahen. Die Geschichtschreiber melden unter anderem folgendes, das durch den hl. Stuhl in dem Breve vom 26. Mai 1634 feierlich anerkannt und zu Gunsten Valfrés aufgenommen wurde.

Die hl. Schwester Pelagia war von einer Lähmung befallen, an welcher alle Kunst der Aerzte scheiterte „O! Vater Valfré!" rief Pelagia, die Augen zum

Himmel erhebend, „dessen Leben auf dieser Erde so rein, so musterhaft gewesen ist, der du dich jetzt des ewigen Ruhms erfreust, bewirke doch durch deine Fürbitte bei Jesus Christus, daß ich von meinem Uebel befreit, meine frühere Gesundheit wieder erhalte." Sie wiederholte diese Bitte mehrere Tage; da fühlte sie eines Morgens auf einmal, daß die Lähmung aus ihrer linken Hand, ihrem Schenkel und Fuße weiche. Sie erhob sich, sie konnte gehen, sich ohne Schmerzen niederbeugen und dankte Gott aufs innigste für das Wunder, das an ihr geschehen war. Ihr Arzt bestätigte durch einen Eid, daß er hierin die Hand Gottes erkennne. Die Kirche, erkenntlich gegen die Dienste, die durch Valfré der Religion zu Theil geworden waren, hat ihm die Ehre der Seligsprechung zuerkannt.

Die öffentliche Verhandlung hierüber fand im Monat August 1834 in der prachtvollen St. Peterskirche zu Rom unter dem Pontificat und in Anwesenheit des hl. Vater Gregor XVI. statt. Sein Fest ist auf den 30. Dez. angesetzt worden. Seine Reliquien sind in einer Kapelle zu Turin beigesetzt, wo der Name Valfré nur mit tiefer Rührung ausgesprochen wird.

Welchen christl. Leser sollte nicht das Leben dieses gottsel. Priesters aufs tiefste rühren, nicht aufs innigste ergreifen, wenn er die Tugenden eines Mannes seinen Augen vorgeführt sieht, die er in dem langen Zeitraum von 80 Jahren, ohne im Mindesten von dem Wege der Tugend abzuweichen, nicht nur mit brennender Liebe selbst ausübt, sondern mit unaussprechlicher Geduld die Andern auszuüben gelehrt hat. Wir wollen nicht seine Milde, seine Sanftmuth, seine sich gleichbleibende Geduld, sein liebreiches Benehmen, seine Beredtsamkeit, durch die er seine Zuhörer zu fesseln wußte, noch andere Vorzüge berühren; nur seine christl. Liebe zu den Nebenmenschen wollen wir hervorheben und sie der aufmerksamen Beachtung der Leser zu Gemüthe führen, daß sie darin haften, zunehmen und gleiche Früchte hervorbringen möge. Denn mit der thätigen Liebe zu seinen Mitbrüdern ist ja die Liebe zu dem himml. Vater, zu seinem geliebten Sohne, unserem Erlöser und Heilande, zu allen Heiligen und Seligen aufs innigste verbunden. Sie ist eine reine hl. Flamme, die alle schlimmen Neigungen, unserem Nebenmenschen zu schaden, verzehrt und vernichtet, dagegen hl. Gefühle in unsern Herzen erzeugt, die uns von allen bösen Begierden reinigen. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst und Gott über Alles! ruft die hl. Schrift; sollten diese Worte nicht mit unauslöschlicher Schrift unsern Seelen eingegraben sein? Grabet sie tief in eure Herzen, meine geliebten Mitchristen; ahmet nach das Beispiel dieses frommen gottsel. Priesters nach euren Kräften, werdet in euren Gesinnungen und Handlungen rein und unschuldig wie die Kinder und ihr werdet beseligende Empfindungen euer ganzes Leben in euch tragen und fühlen, die keine irdischen Unfälle euch zu rauben im Stande sind.

31. Dezember.

Die heilige Melania die jüngere und ihr Gatte Pinianus.

Jahr 437.

Melania d. ältere stammte aus einer berühmten, spanischen, ursprünglich römischen Familie, und war die Enkelin des Marcellinus, der i. J. 341 Consul war. Sie war geboren i. J. 343. Man verheirathete sie noch sehr jung an einen vornehmen Mann, der öffentl. Aemter bekleidete, dessen Name aber unbekannt geblieben ist. Sie war noch nicht 23 Jahre alt, als ihr Gatte starb, und sie mit 3 Kindern zurückließ, von denen im nämlichen Jahre dem Vater zwei nachfolgten. Nur ein Sohn Namens Publicola blieb ihr. Da sie die Ueberzeugung in sich trug, sie sei als Frau der richtigen Erziehung ihres Sohnes nicht gewachsen, so entschloß sie sich zu dem für ein Mutterherz schweren Opfer, sich von ihrem Sohne zu trennen, und ihn den Händen weiser und rechtschaffener Vormünder anzuvertrauen, sich selbst aber mit Rufinus von Aquileja, einem verdienstvollen Manne, einzuschiffen und über Egypten nach Palästina zu reisen. Aus diesem Grunde legte sie für ihren Sohn bedeutende Reichthümer bei Seite, behielt aber doch noch ansehnliche Einkünfte für sich, um sie zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden. Nach ihrer Ankunft in Egypten machte sie längere Zeit Besuche bei den Mönchen dieses Landes. Unter Andern besuchte sie auch den hl. Pambon, den sie mit der Flechtung von Matten beschäftigt traf. Sie übergab ihm bei ihrem Weggange den Erlös aus ihren Juwelen zur Unterstützung der Nothleidenden.

In der Folge reiste sie nach dem hl. Lande. Um diese Zeit wurden die Christen von den Arianern, welche der Kaiser Valens begünstigte, schwer verfolgt, und auch in Palästina waren 12 Bischöfe dieses Landes, die für den christl. Glauben muthvoll kämpften, nach Diocäsarea in Galiläa verbannt worden. Obwohl nun der röm. Statthalter aufs strengste untersagt hatte, den Bekennern irgend welchen Beistand zu leisten, so schreckte dieses Verbot Melania doch

nicht ab, sich dorthin zu begeben; sondern in ein schlichtes Gewand gehüllt, schlich sie sich bei Nacht zu diesen standhaften Vertheidigern des wahren Glaubens und pflegte sie mit großem Eifer und großer Liebe. Darüber ergriffen wurde sie vor den Statthalter geführt. Mit Anstand und Würde sprach sie freimüthig ihre Anhänglichkeit an den wahren Glauben und die Absicht aus, in der sie nach dem heil. Lande gekommen sei. Betroffen über das würdevolle Benehmen der Frau fragte sie der Statthalter nach ihrem Stande und Namen. Sobald er beides vernommen hatte, entschuldigte er sich gegen sie und entließ sie mit voller Freiheit, die Bekenner zu besuchen und zu erquicken, wann und wie sie wolle. Einige Zeit nachher ließ sie ein Kloster zu Jerusalem bauen, in dem sie mit 50 Ordensmitgliedern ihr Leben hinbrachte. Sie trug nur ärmliche Kleidung; ihre Lagerstätte war der bloße Boden, über den sie ein härenes Hemd ausbreiten ließ, auf dem sie liegend im Gebete und in Betrachtungen über den Glauben und die Leiden unseres Herrn und Heilandes den größten Theil der Nacht zubrachte. Siebenundzwanzig Jahre blieb sie hier, nahm sich mit herzl. und thätiger Liebe der Pilger und Pilgerinnen an, übte Werke christl. Liebe jeder Art, und erbaute durch ihren tadellosen Wandel das Volk und leuchtete den Frommen durch erhebende Gottseligkeit vor. In alle Länder wurde durch die verpflegten Pilger der Name dieser gottsel. Frau verbreitet und mehrere Kirchenväter, wie der heil. Augustinus und Paulinus von Nola, erwähnen ihrer mit hoher Bewunderung.

Unterdessen war ihr Sohn Publicola herangewachsen und zeichnete sich durch die trefflichsten Gaben des Geistes und Körpers aus. Er heirathete Albina, die ihm einen Sohn und eine Tochter gebar. Diese Tochter war die jüngere Melania, deren Leben wir jetzt beschreiben, und welche wie ihre Großmutter zu den Heiligen gezählt wird. Dreizehn Jahre war die jüngere Melania alt, als sie i. J. 395 an Pinianus, den Sohn des Severus, der Präfekt von Rom gewesen war, wiewohl gegen ihren Willen, verheirathet wurde. Die Kinder, die aus dieser Ehe entsprangen, starben im jugendl. Alter. Melania war schon vor ihrer Verehelichung, in die sie nur gezwungen gewilligt hatte, entschlossen gewesen, sich dem Dienste Gottes im jungfräul. Stande zu widmen. Da dieser Entschluß nach Verfluß von 7 Jahren ihrer ehel. Verbindung aufs Neue in ihrem Herzen rege wurde, so beredete sie ihren Gatten, den Rest ihres Lebens in Enthaltsamkeit hinzubringen, und nur wie ein Bruder mit ihr zu leben. Ihr Gatte war damit einverstanden, und von jetzt an widmeten sie sich ganz der Gottseligkeit und den Werken christlicher Liebe. — Als i. J. 405 verschiedene Bischöfe, Anhänger des heil. Chrysostomus, sich nach Rom flüchteten, wurden sie von Melania und ihrem Gatten aufs liebreichste in ihr Haus aufgenommen und verpflegt. Auf die Nachricht von dem Entschlusse und dessen Ausführung von Seiten ihren Enkelin verließ Melania die ältere Jerusalem und schiffte sich in Cäsarea nach Italien ein.

Diese Reise unternahm sie hauptsächlich aus Besorgniß, ihre noch jungen Angehörigen möchten von falscher Lehre angesteckt werden. Sie landete in Neapel, wohin ihr, um sie zu empfangen, ihr Sohn Publicola, Albina, die jüngere Melania mit ihrem Gatten Pinianus und der ganze Adel der Stadt Rom entgegengereist waren. Trotz dieser glänzenden Begleitung behielt die ältere Melania ihre demüthige Gesinnung bei und setzte an der Spitze dieses zahlreichen Zuges auf einem magern Pferde und in der einfachsten und ärmlichsten Kleidung ihre Reise nach Rom fort. Nach ihrer Ankunft war ihre Hauptsorge darauf gerichtet, ihre Enkelin und deren Gatten vor dem Einflusse der damals herrschenden und weitverbreiteten Irrlehren zu bewahren, und sie an dem Festhalten an dem wahren christl. Glauben zu bestärken. Ueberdieß hatte sie das Glück, den Gemahl ihrer Nichte Avita, Namens Apronianus, einen angesehenen aber noch dem heidnischen Aberglauben ergebenen Mann zum Christenthume zu bekehren. Während ihres 4—5jährigen Aufenthaltes im Abendlande besuchte sie in Afrika den heiligen Augustinus, bei dem sie die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes Publicola erhielt. Sie beweinte dessen Hingang mit so frommer Ergebung in den Willen Gottes, daß der heil. Augustinus in einem Brief an Paulinus von Nola sie als ein Muster aufstellt, mit welcher Mäßigung und Gottergebenheit tugendhafte Personen den Tod geliebter Angehöriger ertragen und beweinen sollen. — Nach ihrer Rückkehr nach Rom bestärkt sie ihre Enkelin und deren Gatten in ihrem Entschlusse und bewog diese und ihre Schwiegertochter

Die heilige Melania.

Albina, ihre Grundstücke in Gallien und Spanien zum Vortheile der Armen zu verkaufen und nur einige Landgüter in Italien, Sicilien und Afrika zu ihrem Lebensunterhalte zu behalten, überhaupt das geräuschvolle und üppige Rom zu verlassen. Auf diese Vorschläge gingen ihre Angehörigen mit Freuden ein, ja sie thaten noch mehr, sie schenkten 8000 leibeigenen Bauern die Freiheit.

Kaum hatte die ältere Melania diese Gott wohlgefälligen Werke zu Stande gebracht, als sie sich, von einer Ahnung ihres baldigen Todes ergriffen, beeilte, nach Jerusalem zurückzukehren, weil ihr das geräuschvolle Rom unerträglich war, und sie ihren Aufenthalt in ihm wie eine Verbannung und gleichsam wie ein Gefängniß betrachtete. Sie reiste über Sicilien. Rufinus, der sie begleitete, starb daselbst. Als sie in Jerusalem angekommen war, vertheilte sie unter die Armen, was sie an Geld noch übrig hatte, und zog sich in ihr Kloster zurück, wo sie 40 Tage später im Jahre 410 in ihrem 68. Lebensjahre starb. Ihre reichen Almosen, ihre vielfältigen Liebeswerke, und das für die Dienerinnen Gottes zu Jerusalem gestiftete Kloster, das sie mit reichlichen Einkünften ausgestattet hatte, verschafften ihr ein ehrenvolles Andenken. Nachdem Albina, die jüngere Melania und ihr Gatte Pinianus ihre Güter in den betreffenden Ländern verkauft und ihre Kostbarkeiten dem Dienste der Kirche und der Altäre vermacht hatten, brachten sie einige Zeit in Italien auf dem Lande zu und widmeten ihre ganze Zeit dem Lesen der hl. Schriften und dem Besuche der Armen und Kranken. Um die Unglücklichen und Bedrängten kräftiger unterstützen zu können, verkauften sie sogar ihre Güter, die sie in Italien besaßen. Von da begaben sie sich nach Afrika und nach einem kurzen Aufenthalte zu Karthago, wo sie sich von der beschwerlichen Reise erholten, reisten sie nach Tagaste, um unter der Leitung des hl. Alypius, des Bischofs dieser Stadt, ihr Leben in Ausübung christlicher Tugenden hinzubringen. Auf einer Reise nach Hippo, wo sie den hl. Augustinus besuchten, drang das Volk eifrig in Pinianus, sich zum Priester weihen zu lassen. Dieser konnte sich nur diesem Drängen durch das Versprechen entziehen, daß er, wenn er jemals die Priesterweihe annehme, sich dem Dienste der Kirche zu Hippo widmen würde.

Diese Heiligen lebten 7 Jahre lang in der äußersten Armuth zu Tagaste. Melania gewöhnte sich in dieser Zeit in einem solchen Grade an die Bußstrenge und das Fasten, daß sie oft nur einmal in der Woche Speise zu sich nahm; Brod und Wasser machte ihre gewöhnl. Nahrung aus und nur bei außerordentlichen festl. Gelegenheiten fügte sie ein wenig Oel hinzu. Die geistige Beschäftigung dieser Dienerin Gottes bestand im Lesen und Abschreiben der hl. Bücher; körperlich beschäftigte sich Pinianus mit der Bebauung und Bepflanzung eines ihm gehörigen Gartens. Im Jahre 417 verließen sie Afrika und reisten nach Jerusalem, wo sie die nämliche Lebensweise fortsetzten. Der Eifer der jüngern Melania war so groß, daß sie glaubte, sie könne für ihr Seelenheil die Bußstrenge nicht genug steigern. Ganze Nächte brachte sie oft in der Kirche zum hl. Grabe im Gebete hin; zuletzt verschloß sie sich in eine kleine Zelle, die sie auf dem Oelberge hatte erbauen lassen. Jahre lang lebte sie in derselben, ohne Jemanden den Zutritt zu gestatten, mit Ausnahme ihrer Mutter Albina und ihres Gatten, diese Zelle verließ sie nur auf die Nachricht von der gefährl. Krankheit ihrer Mutter, der sie mit kindl. Liebe bis zu deren Tode beistand. Albina starb um das Jahr 433. Nach ihrem Hingange war die Lebensweise der Tochter noch strenger und abgeschlossener, und nur die christl. Liebe konnte sie dieser entziehen. Denn auf das dringende Bitten mehrerer Jungfrauen, welche sich ihrer Leitung zu einem gottsel. Leben anzuvertrauen entschlossen waren, verließ sie ihre Einsamkeit und ließ ein Kloster für sie erbauen, dessen Leitung sie zwar übernahm, mehr aber um ein Beispiel der tiefsten Demuth zu geben, als um befehlen zu können. Ihr Gatte Pinianus folgte ihrem Beispiele und veranstaltete den Bau eines Klosters für das männliche Geschlecht, um sein Leben in demselben zu beschließen. Schon zwei Jahre nach dem Hinscheiden Albina's nahm ihn Gott zu sich in ein besseres Leben.

Die hl. Melania begiebt sich in das von ihr gegründete Kloster.

Voll freudiger Erwartung, daß Gott auch sie bald

von diesem irdischen in das himmlische Leben abberufen werde, verdoppelte Melania ihr Gebet und ihr strenges Fasten und die Ausübung christlicher Tugenden, als sie unerwartet in einem Briefe von dem Bruder ihrer Mutter, Namens Volusianus, nach Konstantinopel zu kommen gebeten wurde. Dieser Mann, der ansehnliche Würden in Konstantinopel bekleidete, verharrte trotz der Bemühungen seiner Freunde und nächsten Verwandten und des heiligen Augustinus selbst stets noch im heidnischen Aberglauben. So beschwerlich diese Reise für Melania war, so hielt sie das Ereignis für einen Ruf von Gott und machte sich in der zuversichtlichen Hoffnung, ihren Oheim dem wahren Glauben zu gewinnen, auf den Weg nach der Hauptstadt. Bei ihrer Ankunft traf sie Volusianus auf dem Krankenlager. Bei ihrem Eintritte in das Zimmer machten der Anblick ihres durch Abtötungen abgezehrten Körpers, ihre schlichte Kleidung, ihre Demut, ihr ungeachtet aller Mühseligkeiten dieses Lebens noch heiterer Geist, der sich auf ihrem von Liebe strahlenden Antlitze abspiegelte, einen tiefen Eindruck auf den Kranken. Melania redete ihm liebevoll zu und es gelang ihr, Volusianus von der Wahrheit des Christentums zu überzeugen. Sein Starrsinn schwand, und sichtbar waltete, durch die brünstigen Gebete der Heiligen herabgefleht, die Gnade und das Licht des Evangeliums in der bisher verödeten Seele ihres Oheims. Er bekehrte sich tief ergriffen von der Macht der christlichen Lehre, empfieng die Taufe und nicht lange nachher schied er getröstet und erquickt freudigen Mutes unter dem Gebete seiner heiligen Nichte aus diesem Leben. Da ihre Anwesenheit in Konstantinopel nicht mehr nötig war, reiste sie nach Jerusalem zurück. Am Weihnachtsabende kam sie nach Bethlehem, und des folgenden Tages begab sie sich in ihr Kloster. Als sie krank wurde, verkündete sie ihrer Umgebung, daß ihre letzte Stunde herannahe. Eine Anzahl Mönche und fromme Personen besuchten sie. Als sie alle in Thränen aufgelöst erblickte, tröstete und ermahnte sie diese, trotz aller Versuchungen und Verführungskünste im wahren Glauben auszuharren, und unter diesen Ermahnungen verließ ihre Seele am 31. Dezember 437 im 57. Jahre ihres Alters die irdische Hülle und schwang sich zu Gott empor, um in Gemeinschaft mit den Heiligen den Lohn ihres thätigen christlichen Lebens zu empfangen.

Daß die heilige Melania in der letzten Zeit ihres Lebens noch ein Werk — die Bekehrung ihres Oheims Volusianus — zu Stande brachte, welches selbst dem großen und gelehrten Bischofe Augustinus nicht gelungen ist, darin muß man offenbar die Weisheit Gottes erkennen und anbeten. Er, der allgütige Vater, wählte dazu ein schwaches, in den Augen der Welt unbedeutendes Rüstzeug. Sie mußte mit ihrem durch Abtötungen geschwächten Körper ihr Kloster in vorgerücktem Alter verlassen und die beschwerliche Reise nach Konstantinopel antreten, um durch ihre Demut und Niedrigkeit über den Stolz und Weisheitsdünkel des Heidentums einen Sieg zu erringen, der der ausgezeichnetsten Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit mißlungen war. Aber nur der Demut, dem schönsten Schmucke einer christlichen Seele, nur der Lauterkeit und Reinigkeit einer von christlicher Liebe erfüllten Seele, aus welcher die überzeugenden Worte wie frisches Wasser aus einem lebendigen Quell hervorquollen, konnten ein im heidnischen Aberglauben ganz erstarrtes und verdorrtes Gemüt beleben und erquicken, und so den Lehren des Christentums zugänglich machen und die verlorene Seele retten. Die Heilige hat dieses Werk vollbracht; sie hat diese verlorene Seele gerettet! Dieser Glaubensmut, dieses Festhalten am wahren Bekenntnisse in allen noch so großen Verirrungen der damaligen Zeit hat ihr den Lohn bereitet, der herrlich, der ewig dauernd sein wird. Wohl allen denen, die ihr gleich zu werden sich bestreben!

Justa übergiebt ihren Sohn Sylvester dem Carinus zur Erziehung.

Der heilige Sylvester,

Papst.

Jahr 335.

Der heilige Sylvester, von Gott zum Oberhaupte der heiligen Kirche zu einer Zeit ausersehen, als diese über ihre Verfolger triumphierend in die ersten Jahre ihres beginnenden Glanzes getreten war, wurde zu Rom geboren. Er war der Sohn des Rufinus und der Justa. Schon in seinem frühen Alter verlor er seinen Vater. Seine tugendhafte Mutter übernahm die große Sorge seiner Erziehung. Sie übergab ihn der Leitung des Carinus, eines durch seine Heiligkeit ebenso wie durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichneten Priesters, um den Sohn gleichermaßen für die Wissenschaften wie für die Frömmigkeit heranzubilden. Der eifrige Lehrer entsprach vollkommen den Wünschen der frommen Mutter; mit der größten Sorgfalt bildete er den Geist seines ebenso lernbegierigen wie talentvollen Zöglings, und seine raschen Fortschritte ließen Bedeutendes von ihm erwarten. In der Folge wurde Sylvester unter die römische Geistlichkeit aufgenommen und durch Papst Marcellinus zum Priester geweiht, ehe noch

Diocletian und der von ihm zum Reichsgehilfen angenommene Maximianus die Verfolgungsedikte gegen die Christen erlassen hatten. Sein Benehmen in den stürmischen Zeiten der diocletianischen Verfolgung erwarb ihm allgemeine Hochachtung und Liebe. Seine Unerschütterlichkeit im Kampfe gegen die Dränger seiner Mitchristen beruhte auf einem festen Glauben. Keine Drangsale, keine Verfolgung, die ihn mehreremale dem Martyrertod nahe brachte, waren im Stande, auch nur im Geringsten seinen Mut zu beugen, oder seine Gesinnung wankend zu machen. Er richtete vielmehr bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den wankenden Mut schwacher Brüder auf und bestärkte sie zum standhaften Ausharren im Bekenntnisse ihres Glaubens.

Nach dem Tode des Papstes Melchiades, der im Monat Januar 314 erfolgte, wurde Sylvester auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben, und hatte sich des großen Glücks zu erfreuen, daß die Kirche der äußerlichen Ruhe und des mächtigen Schutzes Constantins des Großen teilhaftig wurde. Nichts desto weniger nahmen die innerl. Angelegenheiten der Kirche seine oberhirtliche Vorsorge bedeutend in Anspruch. Denn eine in Afrika sich erhebende Irrlehre störte auf eine unselige Weise den Frieden der christlichen Kirche, und ungeachtet aller Bemühungen und Ermahnungen von Seiten des kirchlichen Oberhauptes dauerte die Spaltung doch fort und verursachte Sylvester viele Sorgen und Leiden. Diese vermehrten noch die blutigen Verfolgungen, welche Licinius, der Mitregent des großen Constantin, trotz aller diesem gegebenen Versprechungen über die Christen des Morgenlandes hatte ergehen lassen. Kaum waren diese Unfälle, welche äußerlich die heil. Kirche betroffen hatten, beseitigt, als sich im Schooße der Kirche selbst die Irrlehren des Arius erhoben, die durch ihre große Verbreitung die Kirche in Verwirrung stürzten und unbeschreibliches Unheil im Morgen- und Abendlande anrichteten und eine große Spaltung erzeugten, die eine lange Reihe von Jahren fortdauerte, und nur durch den regen Eifer der Kämpfer für die wahre Kirche Christi unterdrückt und vernichtet wurde. Mutvoll setzte sich der heilige Papst der arianischen Ketzerei entgegen und wachte mit der treuesten Obsorge für die Erhaltung der reinen christlichen Lehre.

Um dieser verderblichen falschen Lehre des Arius, die immer größeren Eingang fand, einen Damm entgegenzusetzen und sie womöglich ganz zu beseitigen, so wie um mehrere andere kirchliche Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, wurde im Jahr 325 durch Constantin den Großen eine allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa in Bytinien veranstaltet, auf der sich die Bischöfe des Morgen- und Abendlandes einfanden. Da nach der Erzählung der griechischen Kirchengeschichtschreiber Socrates, Sozomenes und Theodoret der hl. Sylvester, dem als Bischof von Rom der Vorsitz auf dieser Kirchenversammlung zustand, durch sein hohes Alter verhindert war, persönlich zu erscheinen, schickte er an seiner Statt zwei Priester Vitus und Vincentius nach Nicäa, den Vorsitz aber übertrug er nach dem Berichte des Gelasius von Cyzikus dem weisen Hosius, Bischofe von Corduba in Spanien. Die versammelten Väter verdammten die Irrlehre des Arius, setzten ein Glaubensbekenntnis der reinen christlichen Lehre fest und trafen mehrere heilsame, die Kirchenzucht betreffende Verordnungen.

Der heilige Sylvester trug vieles zur Verbreitung des Christentums durch seinen Eifer bei, den er in Erfüllung seiner oberhirtlichen Pflichten an den Tag legte. — Er starb nach unzähligen Mühen und Anstrengungen am 31. Dezember 335, nachdem er den apostolischen Stuhl einundzwanzig Jahre und elf Monate inne gehabt hatte. Er wurde auf dem Kirchhofe der Priscilla begraben und später durch den Papst Paul I. in die Kirche versetzt, die von seinem Namen die Sylvesterkirche heißt.

Der heilige Sylvester.

Drei Jahrhunderte dauerte der Kampf des Heidentums gegen das Christentum; in allen drei Erdteilen war das Blut der Christen in Strömen geflossen; endlich siegte der wahre Glaube über den Götzendienst, und uns wurde das köstliche Kleinod unseres Herzens gerettet und der wahre Glaube trotz aller Anfechtungen rein erhalten. Darin können wir nun die unendliche Güte Gottes erkennen. Deshalb ist es auch unsere erste und wichtigste Pflicht, unsere Religion zur Verherrlichung Gottes in ihrem ganzen Umfange auszuüben und unsere Lebenstage durch gute des Christentums würdige Handlungen zu krönen. Am Ende des Jahres muß sich jeder gedrungen fühlen, auf sein verflossenes Leben zurückzublicken und wohl bei sich zu erwägen, ob er dieser ersten und wichtigsten Pflicht Genüge geleistet, ob er nicht durch sündhafte Werke diese Pflicht verletzt und so die kostbare Zeit der Besserung vergeudet habe. Laßt uns ja nicht mit Gleichgültigkeit der Zukunft entgegeneilen, sondern wir wollen uns vielmehr bestreben, das wieder einzuholen, was wir in dem dahingegangenen Leben verloren haben. Laßt uns arbeiten, so lange es Tag ist; die Nacht kann unerwartet hereinbrechen, wo kein Wirken mehr stattfinden kann.